Nürnberger
Bühnentaſchenbuch

Eine
Frühlingsgabe

von

August Lewald.

Hoffmann'ſche
Leihbibliothek
in Weiſſenburg.

Nürnberg.
in der J. J. Lechnerſchen Buchhandlung.
1825.

ZENTRALBIBLIOTHEK [illegible] EN KLASSIK
N.F.G.

GSt

Der

Hochwohlgebornen

Frau

Marianna von Trentinaglia,

Direktorin der Bühne

in

Nürnberg,

als ein Zeichen der Hochachtung und
Freundſchaft gewidmet.

Vorwort.

Aus der großen Menge von Arbeiten, die der Herausgeber der nachfolgenden Kleinigkeiten, während ſeiner mehrjährigen Anſtellung als Theaterdichter bei verſchiedenen Bühnen Deutſchlands, zu liefern verpflichtet war, wählte er nicht eben die nach ſeiner Meinung beſſern, ſondern jene, die ein allgemeineres Intereſſe zu erregen vermöchten —

„Gebt ihr euch einmal für Poeten,
So kommandirt die Poeſie!"

Das iſt wohl die Forderung die überall an den Theaterdichter gemacht wird, und aus dieſer Rückſicht dürfen die leichten Gebilde weniger Stunden, wohl bei geringen Anſprüchen, auch nicht zu ſtreng beurtheilt werden. Ihre vorübergehende Erſcheinung bei der Gelegenheit die ſie entſtehen ließ, ſichert ihnen gewöhnlich den Beifall der Menge, und wenn es hier verſucht wurde ihnen ein dauernders Andenken zu verſchaffen, ſo geſchah es nicht ohne Hoffnung ſo manchen Freund in Breslau, Wien, München und Nürnberg damit zu erfreuen.

Sollte dieſe Hoffnung nicht täuſchen, ſo wird der kommende Frühling eine zweite Sammlung zu Tage fördern. — Zu bemerken iſt, um gewiſſenhaft zu ſeyn, daß „das Wunderwaſſer" einem Schwanke des alten Schäkers Legrand ſehr frei nachgebildet iſt.

Was ſonſt das Büchlein enthält, bedarf wol eigentlich keiner nähern Erörterung. Die Verzeichniſſe der Theater im Königreiche Baiern, dürften für Bühnenfreunde nicht als ganz unintereſſante Mittheilung zu betrachten ſeyn. Die Miſchlinge haben ſich bei der Leſung einer ältern Theorie für Schauſpieler, den dort enthaltenen Bemerkungen, die in der jetzigen Zeit noch Anwendung finden, angereiht.

Nürnberg, am 1 Mai 1825.

Lewald.

Albrecht Dürer,

Eine Scene

aufgeführt in Nürnberg am Geburtstage
Dürers
den 20. Mai 1824.

Perſonen:

Albrecht Dürer, berühmter Künſtler.

Wilibald Birkheimer, Patrizier und Kaiſerlicher Rath, deſſen Freund.

Fürſtin Lantani, aus Rom.

Maria, Dürers Nichte.

Martin, Dürers Schüler.

F. HENNING.

Erſte Scene.

(Werkſtätte des Dürer.)

Maria
(mit einer weiblichen Arbeit beſchäftigt.)

So ſtill iſt's noch in unſerm Hauſe,
Und laut ſchon regt ſich's auf der Straße.
(ſie geht zum Fenſter.)
Noch ſeh' ich ihn nicht — den mein Herz
Mit banger Sehnſucht längſt erwartet. —
(ſie geht wieder vor.)
Mein Martin! Darf ich ihn ſo nennen?
Wird er wohl je der Meinige?
Als ich jüngſt meinen Oheim fragte,
Ob er mir Martin gibt zum Mann,
Da ſeufzte er und milden Blickes,
Die Hand gelegt auf meine Stirne,
Sprach er zwar ſanfte Worte, doch

Mir waren ſie nicht ganz nach Wunſche.
Ach, wer ſolch Kreuz im Ehſtand trägt wie er,
Der ſieht in jeder Ehe gleiche Qual!
(ſie geht wieder zum Fenſter)
Doch ha, dort kommt Herr Wilibald
Mit eil'gen Schritten auf uns zu
Was bringt ihn her zu früher Weile?
Was mag — doch ei! — da iſt er ſchon —

Zweite Scene.

Vorige. Wilibald Pirkheimer.

Wilibald.

Grüß Gott dich, Kind, wo iſt der Meiſter?

Maria.

Er ruhet noch im Schlafgemach;
Die angeſtrengte Arbeit hat
Den Kopf ihm gar ſtark angegriffen,
Ihr wißt — er malt ein liebes Werk,
Nie malt' er noch mit ſolcher Liebe,
Dies hat er ſelber kund gethan;
Und jeden Pinſelſtrich macht Er,

Er ganz allein, und Martin darf,
Obgleich ſo hochverehrt von ihm —
Bei dieſem Bilde ihm nicht helfen. —

Wilibald.

Der liebe — gute — arme Mann!
Und als er nun nach Tagesmühe,
Sich Abends hin zum Weine ſetzte,
Da er die Pinſel und den Malerſtock,
Hinwegthat — nun — da gab es wieder Zank?
Und Schmählen — Keifen — o erzähl' es mir —

Maria.

(ſchweigt und ſieht verſchämt auf den Boden.)

Wilibald.

Du ſchweigſt? o zu beredt ſchweigſt du! —
Dies greift ihn mehr als Arbeit an —
Drum ruhet er noch jetzt im Schlafgemach,
Da ſonſt der Rüſtige längſt bei der Arbeit wäre!
O wolle doch ihm ſagen, gutes Kind,
Ich harre ſein.

Maria.

Mit Freuden, lieber Herr! —

(geht ab.)

Dritte Scene.

Wilibald allein. (—)

So kann's nicht bleiben! — Nein — mein Albrecht, nein!
Soll ich es zuſehn, wie ein edles Leben
So hingemordet werde von der Argliſt?
Wenn ihn die Kunſt' auf ihren Taubenflügeln
Hinanträgt zu dem Reich des ew'gen Friedens,
Wenn ſeine kunſtgeübte Meiſterhand,
Die ſchönſten Farben miſcht — ſein hoher Geiſt
Die hehrſten Formen ſeiner Kunſt erfindet,
Und er im Wirken — ſelbſt ein Gott da ſteht,
Dann zieht das Leben ihn, den Hohen, nieder,
Das Leben das hier um ihn webt, das ihn
Noch höher heben ſollte. — Großer Künſtler!
Gott gab dir Alles, was dich groß, geehrt,
Ja was dich glücklich machen kann, doch auch
Damit du nicht zu übermüthig würdeſt
Gab er das Weib dir — deinen Flug zu hemmen! —
Doch nein! Nicht ſoll ſie's können! nein! o nein!
So kann's nicht bleiben! — Ha da iſt er! —

Vierte Scene.

Voriger. Albrecht.

Albrecht.

Mein Wilibald, Maria ſagte mir
Du wünſcheſt mich zu ſprechen. —

Wilibald.

Wie ſo finſter?
Die heitre Stirn, das klare Menſchenauge,
Wie ſo umwölkt? Was drücket dich ſchon wieder?

Albrecht.

Du fragſt, mein Wilibald? und wol mit Recht!
Denn ſeh' ich dich, ſo ſollt' ich freundlich ſchauen! —
Was drückt mich denn? — ich mal' ein ſchönes Bild,
Nicht wie ich's male hab' ich ſchön genannt,
Allein wie es die Seele mir erfüllt,
Und mich hinwegführt wie zum Zauberland! —
Ach Freund, das ſind doch ſeel'ge Stunden,
Die mir kein Glück der Welt erſetzen könnte! —
Wenn ich ſo da ſitz, und die Farben miſche,
Die Pinſel und den Malſtock in der Hand,

Palete auf den Daum geſteckt, da ſchweift
Der Geiſt ins ungemeß'ne Reich der Schöpfung;
Und was die Finger thun, bald hier bald dort
Mit einem feinen, einem groben Pinſel,
Die Farbenklekschen auf die Leinwand bringen,
Sie dann verreiben, ſieh' das thun ſie nur
Wie aus Inſtinkt — der Geiſt weiß nichts davon.
Der ſchwingt ſich weit, von ſel'gen Harmonieen
Umrauſcht — und bunte Blumen, lichte Wolken,
Und tauſend lieblich ſchöne Engelsköpfchen
Sie ſchwimmen hin vor meinen trunknen Sinnen,
Und gaukeln mich in ſüße Träume ein!
So ſchwebt der Künſtler über Raum und Zeit —
Und Alles was mich engt — mein dumpfes Zimmer —
Des Tages Müh — ja ſelbſt mein Weib, — vergeß' ich —
Und lebe ſelig in dem Reich der Kunſt!

Wilibald.

Du Glücklicher! — doch nur für Augenblicke!
Vergeſſen mußt du erſt, um es zu ſeyn! —
Wie aber? Steht es nicht in deiner Macht,

Sandor_ [illegible]

In ſel'gen Träumereien ſtets zu ſchwelgen,
Daß nichts dein Glück dir ſtöre, Du es feſt
Mit ſtarker Hand erfaſſen, halten kannſt?
Sollt nur das Glück ein leeres Traumbild ſeyn?
Dich nicht erfreuen in der Wirklichkeit?
Wirf deinen Blick auf Wälſchlands Lenzgefilde,
Dort blüht die Kunſt, und hochgeehrt der Künſtler.
Es drängen Fürſten ſich in ſeine Werkſtatt;
Und gold'ner Lohn und hohe Ehren ſtrömen,
Für die Gebilde, die die Welt beglücken,
Von dieſer auf des Malers Haupt hernieder.
Dort Freund, dort blüht des Malers ſchönes Glück!
Dort glänzen Werke der Unſterblichkeit,
Dort ſich zu freun des höchſten Künſtlerruhms
Sey meines Albrechts Werk! du bleibſt ein Deutſcher,
Wenn auch in Wälſchland, und des Deutſchen Stolz! —

Albrecht.

Was ſprichſt du da? — Soll dies Verſuchung ſeyn?
Kennſt du das Herz des Freundes gar ſo ſchlecht?

[illegible] gemacht zur Magyarischen Bibliothek

Wie oder gibt die Sorge dir es ein,
Die Sorge um mein Glück, mit glatten Worten,
Mir meinen Sinn zu wandeln? — Nein — o nein!
Nicht Wälſchlands ſchöne Gauen, nicht der Glanz
Der den Pallaſt des Künſtlers dort durchſchimmert,
Kann meinem Deutſchland mich abwendig machen.
Hier ward ich jung, ſah hier das Licht der Welt,
Hier unterwies ein frommer Vater mich,
Hier fand ich rechtlich grad bewährte Freunde,
Mit ſiebenzehn Geſchwiſtern ſpielt' ich hier,
Und alles was ich bin, dank' ich der Sorgfalt,
Der weiſen Meiſter unſrer alten Stadt!
Drückts mich im Leben auch, ſo wandl' ich hin,
Durch die ſo wohl bekannten, alten Straßen,
Und jeder Stein den hier mein Aug' erſchaut,
Er ſpricht mit holdem Troſt mir an die Seele.
Und wall' ich hin, wo die Erzeuger ruhn,
Der arbeitſame Vater, den auch ſchon
Die hohe Kunſt die Seele hold erleuchtet,
Der reinliche, der gute, ſtille Mann,

Der auch hienieden manche Laſt ertragen,
Die häuslich fromme Mutter unter Gras
Und ſchöne Blumen ruhig hingebettet,
Dann zieht ein Himmelstroſt mir durch das Herz,
Und alle Müh' und aller Kummer ſchwinden!
Wo aber holt' in Wälſchland, ich mir Troſt?
Kein Marmor, kein Geſchmeid, kann ihn gewähren,
Der Deutſche hat ein wunderbar Gemüth.
Und überdieß paßt auch die Weiſe nicht
Wie deutſche Künſtler leben zu der wälſchen!
Das Inn're nur, und was die Kraft erſchafft,
Macht ihn zum Künſtler, denn das äußre Leben
Iſt das nur eines ſchlichten Handwerksmanns.
Der Eine führt den Pinſel, der den Meißel,
Der fertigt das, der Andre dies hervor —
Und nur wie er es fertigt, welche Macht
Der Geiſt ihm über ſeinen Stoff verliehn,
Das macht ihn groß. — Der wälſche Meiſter doch
Lebt wie ein Fürſt, hält ſich ein Heer von Schülern,
Die treiben eigentlich das ganze Werk,

Die malen, was in ſchönen Phantaſeyen,
Der Geiſt des Meiſters ſich hat ausgedacht.
Dazu wird Albrecht Dürer nimmer taugen,
Alberto Duro können ſie mich nennen,
Den Namen mir verdrehn ſo viel ſie wollen,
Doch ich bleib' deutſch, und meine Kunſt bleibts auch! —

Wilibald.

Ein edler Stolz! — Ergötzet haſt du mich
Recht inniglich mit deiner holden Rede!
Wie kannſt du glauben, ich ſey ſo verblendet
Den Herzensfreund, den ich vor allem liebe,
Der theuern Vaterſtadt hier zu entreißen?
Nein, bleiben ſollſt du ihr und mir, mein Albrecht!
Doch ſey vergönnt mir in des Freundes Seele,
Die Zweifel die mich drücken, auszuſchütten!
Ho[illegible] ſtehet da ein reichbelaubter Baum,
Auf ſchroffem Felſen, an des Abgrunds Rande,
Die Wurzeln mächtig, und die Krone duftig.
Doch tief im Grunde hauſt ein ſchlimmer Wurm.
Der ſchlängelt ſich herauf, nagt an die Wurzel,
Haucht ſeinen Peſtdampf hin nach ſeiner Krone,

Und ruhet nicht — und raſtet nimmermehr.
Des Markes Saft fließt durch des Baumes Adern,
Und kräftiglich treibt er die neuen Sproßen,
Und ſtolz erhebt er fürder ſeine Krone,
Und Alles freuet ſich des ſtolzen Baumes.
Doch Jahre nagt der ſchlimme Wurm und haucht
Den ſengend heißen Athem jahrelang hinauf,
Und endlich muß des Blattes Grün erbleichen,
Und endlich fault die markig ſtarke Wurzel,
Und hin-ſinkt *er*, der Aller Freude war! —
Verſtehſt dies Bild du? Ich darf's dir nicht deuten —
Der Baum biſt du — der gift'ge Wurm? — —

Albrecht.
(dumpf, weggewendet.)
Mein Weib! —

Wilibald.
(ſeine Rührung bemerkend, eifriger eindringend)
Du ſprachſt das Wort! Du weißt es wo der Wurm
Die grimmen Zähne in dein Leben ſchlägt!
O daß ich's ſagen muß! des Freundes Weib!
Droht *mir* den Freund, droht *uns* den Freund zu rauben!

Soll es geſchehn? ſoll Dich, den edeln Jünger,
Die hohe Kunſt zu früh betrauern, weil
Ein böſes Weib dir an das Leben will?
Sieh dich nur ſelbſt einmal? Wo iſt das Auge,
Das einſt im kühnen Stolz ſo ſchön geleuchtet?
Warum beugt ſich der ſonſt ſo ſtraffe Nacken?
Und dieſe Locken einſt ſo zierlich braun,
Warum durchblinket ſie ein fahles Weiß?
Warum durchzieht des Grames tiefe Furche
Die glänzend weiße Ebne dieſer Stirne?
Warum ſpricht ſich nur tiefe Schwermuth aus,
In dieſen Zügen die einſt ſanft gelächelt?
Bald ſuch' ich meinen Albrecht, der einſt war,
Und finde einen welken, ſiechen wieder!
Und ſoll es immer mehr und mehr gelingen
Der Bosheit dieſes Edle zu zerſtören?
Wie viele Morgen ſtahl ſie deiner Kunſt,
Wie viele Abende der ſtilleren Betrachtung?
Bedenke Alles dies und bleibe dann noch hier!
Thu's, willſt du untergehn! wo nicht ſo reiſe! —

Albrecht.

So reiſe — reiſen! ja! doch wiederſehen!
Für immer nicht verlaß' ich Nürnbergs Mauern!

Wilibald.

Du kehreſt heim, wenn durch der Trennung Trauer
Ihr bös Gemüth zur Sanftmuth ſich gewendet! —

Albrecht.

Und wohin ſoll ich gehen? —

Wilibald.

Es weilt zur Zeit
Eine edle Frau in dieſer Stadt, ſie will
Noch heute ſehen deine Kunſtgebilde.
Sie athmet nur, ſie glühet für die Kunſt!
Ich lernte kennen ſie, da ich im Lager
Des Kaiſers mich befand. Auf ihrer Reiſe
Gedenkt ſie nun im fernen Niederland
Die Schätze dort'ger Kunſt ſich anzueignen —
Willſt du ſie hin begleiten kann's geſchehn!

Albrecht.

Ei ſieh, wie du es einzuleiten weißt.
Der Arzt, und auch das Mittel ſind ſchon da. —
Eine edle Frau — ein kunſterglüht Gemüth.
Nach Niederland — wohin ich oft mich ſehnte —

Das Alles iſt erwünſcht mir — doch vor Allem
Sprich nichts von dieſem Plane, denn ich will
In Ruhe mich erſt mit mir ſelbſt berathen!

Wilibald.

Erwäge Alles, greife dann zum Beſten,
Wie du's verlangſt, ſoll Niemand darum wiſſen.
Jetzt ordne einige von deinen Werken,
Damit die Fremde ſich daran erfreue,
Sie kommt aus Wälſchland und von deutſcher Kunſt
Die du erſchufſt und zur Vollendung hobſt
Will ſie in deiner Werkſtatt Proben ſehn
Ich eile fort, um ſie dir herzuholen!
(ab.)

Fünfte Scene.

Albrecht allein.
(er geht eine Weile auf und ab.)

Wie's in mir wogt! So ſoll ich fort!
Aus dieſem lieben trauten Ort! —
Wie ſchwer wird mir's! ſelbſt meine Qualen
Sind mir, faſt möcht' ich ſagen, werth!

Denn nur im Dulden kann des Mannes Kraft,
Die Unerſchütterliche, ſich bewähren! —
Doch Wilibald! — er meint es ja ſo gut —
Was er mir ſagte — iſt wohl wahr! der Baum
Könnte dereinſt doch unterliegen! —
Mein Muth iſt hin, da die Geſundheit weicht!
Wie fieberhaft der Kopf mir brennt! — Ich muß! —
Ja eine Reiſe ſey die Arzenei
Für ſie und mich! — — Wie liebte ich ſie nicht
Da ſie mit ihrem Sonnenzauberblick
In Sebald's Dom mit mir vor'm Altar ſtand! —
Und ach! ich lieb' ſie noch — ob ſie mich quält! —
Fahrt hin, fahrt hin, ihr ſüßen Schwärmereien,
Mein Herz hängt nur zu gern an Euch, doch ſoll
Mein Geiſt ſich hin auf andre Dinge lenken! —
Bald kommt ſie her, die edle Dame ich,
Soll ihr von meinen Werken etwas zeigen!
Nichts hab' ich grade von beſonderm Werth!
Was gut war, ward mir geſtern abgekauft,
Und Skizzen, kleine Stück', ſind nicht nach Wunſch,

Für eine ſolche hohe Kennerin!
Ha, da fällt mir was ein! Schon lange brüt' ich
Ein größres Werk der lieben Vaterſtadt,
Zu Ehr und Dank zu malen, dieſes ſtell' ich
Aus lebenden Figuren ſchnell zuſammen.
Was ſich im Hauſe findet muß daran —
Und meiner Eltern alter Kleiderſchrank
Leih' der Gewänder reichen Schmuck und Zier! —
Jetzt ſchnell ans Werk, eh' ſich die Dame zeigt! —
(ab.)

Sechste Scene.

Martin tritt ein.
(gleich darauf Maria.)

Dort ſeh' ich fort den hohen Meiſter eilen,
Wie froh er ſcheint — ach wollt' ers wieder ſeyn!
Wollt' ſeiner Tage trüb Geſtirn ſich ihm
Doch wolkenrein enthüllen! —
(Maria tritt ein.)
Ach Maria!
Seh' ich dich Morgens bin ich froh

Den ganzen lieben Tag hindurch!
Haſt du mit deinem Oheim ſchon geſprochen?
Je nun was ſagt er? willigte er ein?

Maria.

Wie kanſt du dies erhoffen? weißt du doch
Das er dem Ehſtand abhold iſt.
Mein liebes Kind, ſo ſprach er jüngſt zu mir,
Du biſt ſo gut, verdieneſt jedes Glück,
Drum laß von Martin ab, was Liebe ſcheint
Das lockt dem Irrwiſch gleich in einen Abgrund,
Aus dem man nimmer wieder finden kann.
Dort nimmt ein Jedes andere Geſtaltung.
Was fromm war, wird voll Wuth, was ehrlich —
Trügend wird's, und jede Unbild droht
Dem Haupt der ſonſt ſo glücklich Lebenden!
Bleibt fern der Liebe, wollt ihr glücklich bleiben!

Martin.

So ſpricht ſein düſtrer Sinn in trüben Tagen,
Doch anders auch zeigt ſich's in den Gebilden
Die kunſtbegabt die Hand zu Tage fördert.
Nicht lieblos iſt ſein Herz! Wie könnt' er ſonſt
Die hohen, ſchönen Bilder alle ſchaffen,

Aus denen Gottes Liebesodem weht!
Er iſt ſo lieb und mild, ein Jeder ſucht
Des lieblich ernſten Mannes theure Freundſchaft,
Und Er — er ſollte Liebe nur nicht kennen?
Ach glaub' Maria — wenn ſein finſtrer Geiſt
Einſtmals gebannt wird — weit — gar weit von ihm —
So wird er auch mild unſerm Bunde lächeln!

Maria.

Gebannt wird — weit — ſein finſtrer Geiſt — wie meinſt du's?

Martin.

Schon lange iſt's im Werk' und alle Freunde
Des großen Dürer emſig drüber her.
Fort ſoll er — fort —

Maria.

Du machſt mich ängſtlich Martin!

Martin.

Mit nichten Kind! Entfernung ſoll ihm Labſal,
Und ſeiner Gattin Beſſerung gewähren.
Wenn ihr der allgemein Bewunderte,

Der theure Mann entfernt lebt, wird ſie wohl
Sich wieder nach der Rückkunſt ſehnen, und
Die Sehnſucht wieder mildern ihren Zorn.

Maria.

O käm's dahin! ich will ja täglich beten,
Daß gute Engel wieder ihren Einzug halten,
Sie ſind entflohn vor jenem wilden Walten.

Martin.

Dann male ich indeß ein großes Bild,
Das unſers lieben Herrn Einzug vorſtellt; —
Die Thür geöffnet im bekannten Erker,
Rings roſ'ge Wölkchen hie und da zerſtreut,
Und drauß die Köpfe reckend, kleine Englein,
Mit langen bläulichen Gewändern angethan,
Und Taubenflügeln an den Schultern, reichend
Dem theuern Meiſter Palm' und Lilje;
Und ſeine Hausfrau, züchtig, ſanft, beſcheiden
Im weißen Kleide, wirthlich angethan,
Uns Beide an der Hand mild zu ihm führend
Das — Mädchen! — male ich — und Albrecht
wird
Den Sinn verſtehn, ſein weiches Herz wird
ſiegen,

Und in dem Vorgefühl des reinſten Glückes,
Das ſeiner nun im eignen Hauſe wartet,
Wird er die Wünſche unſrer Herzen krönen —

Maria.

Du Lieber, Lieber, wenn es doch ſo käme!
Doch ſieh, da nahet eine hohe Dame,
Begleitet von Herrn Wilibald — ich will
Nur gleich den Meiſter holen —

Martin.

Das will ich,
Du bleibe hier die Dame zu empfangen.
(ab.)

Maria.

Wie ſtolz und vornehm ſie ins Haus tritt! Ich
Weiß nicht, wie man ſolch hohen Gaſt empfängt,
Hab' nur die ſchlichte, deutſche Weiſ' geſehn,
Wie ſie in unſerm Nürnberg wird geübt!
(ab.)

Siebente Scene.

Fürſtin. Wilibald.

Fürſtin
(tritt ein und ſieht ſich begeiſtert um.)

Dies alſo iſt der Ort, wo Dürer malt!
Hier ſaß, dort ſtand der große Mann,
Hier haucht er ſeines großen Geiſtes Bild
Hin auf die Leinwand! O welch armer Tempel
Für ſolche Gottheit! — Welche kleine Scheiben,
Wie tief und ſchwärzlich das Gebälk, wie engt
Hier dies Getäfel! ſprengte nicht ſchon längſt
Des Olymps Jupiter dies niedre Dach?
Nein! luſtiger und größer wohnen unſre Meiſter.
Aus weiten, hohen Gallerieen,
Wo ſich der Meiſter ſtill ergeht,
Schweift hin ſein Blick auf ſonnenlichte Fluren,
Mit jedem Frühlingsreitz geſchmückt,
Dort athmet er in freien Zügen,
Des Lenzes Balſamdüfte ein,
Und auf den Zweigen ſieht er wiegen
Rings Englein in dem Sonnenſchein!

Da ſchwellt die Bruſt ein ſehnendes Verlangen,
Er ſchafft im Geiſt, die Hand will's wiedergeben,
Er geht zur Staffelei und ſchenkt der Leinwand Leben!
Und gleich 'nem Altar aufgerichtet,
In hoher Marmor Halle glänzt,
Der Ort wo unſer Meiſter dichtet,
Wo ſein Gebild Vollendung kränzt! —
Dort ahnt man nichts von drückenden Gefühlen,
Die ſich um's Erdenleben drängen;
Die hohe Kunſt erſcheint wie Spielen,
Umtönt von lieblichen Geſängen!
Doch hier — o Herr! (zu Wilibald) nur zu ſehr ſeh' ich's ein,
Dies frohe Leben iſt's das deutſcher Kunſt noch mangelt.
Hoch über Alle glänzt der Genius,
Doch jene Freiheit fehlt dem deutſchen Werke! —

Wilibald.

Das eben macht den deutſchen Künſtler ſtolz,
Das ihm im kalten Land, in finſtrer Städte
Beengten Wohnungen, fern jeder Gunſt

Die Große ſpenden, doch der Geiſt erwacht!
Und welch ein Geiſt! — ſeht — da kommt Dürer ſelbſt —

Fürſtin
(im Anſchauen verloren.)
Der iſt's? — ein hoher Mann! —

Achte Scene.

Vorige. Dürer.

Fürſtin
(ihm entgegen.)
Viel hoher Meiſter, zürnet nicht der Frau
Die freundlich naht an eurer Künſtlerglut
Sich zu erwärmen —

Dürer
(ſie unterbrechend.)
Hohe Frau!
Verzeiht wenn ich ſolch edelen Beſuch
Nicht in ſo edelm Maß aufnehmen kann.
Nur arm iſt meine Wohnung — arm und ſchlicht! —
Ich ſpreche nicht vom Mangel der Tapeten,

Der Möbel und der mannichfachen Zier
Womit man heutzutage ſie wohl ſchmückt;
Doch ſprech' ich von dem Wen'gen das ich euch,
Viel hohe Frau, hier anzubieten habe.
Ich darf es ſagen, ſelten bleibt ein Bild
Wohl lang in meinem Hauſe, iſt es fertig,
Und oft häuft ſich Beſtellung auf Beſtellung.
Da hab' ich nun nichts mehr als Kleinigkeiten,
Skizzirte Blätter und dergleichen wohl —

Fürſtin.

Was ihr mir zeigt, erfüllt mich mit Verehrung,
Ihr habt es ja gemacht — das iſt genug! —
Doch führet mich ein andrer Wunſch noch her.
Ihr ſehet mich bereit nach Niederland
Die Reiſe anzutreten. Dort will ich
Was hohe Kunſt erſchafft, anbetend ſchaun,
Denn höhres giebt's nicht auf der Welt als Kunſt!
Wollt ihr nun hoher Meiſter, mich begleiten?
Es wird mich freun wenn ihr an meiner Seite
Von Ruhm umſtralt auch mich damit beſcheinet,
Denn was die Reiſe kann bemerkbar machen,
Iſt wohl daß Dürer ſie hat mitgemacht.

Dürer.

Ha wie ihr mich entzückt und auch beſchämt.
Zu gütig urtheilt ihr von meinem Schaffen,
In euerm Wälſchland wär' ich nur ein kleines Licht.

Fürſtin.

Nein, edler Meiſter, eure Werke tragen
Mit Ruhm gekrönt den Namen **Albrecht Dürer**,
Bis zu der gelben Tiber Felſenbette.
Nicht recht iſt's daß ihr hier euch ſtill vergrabt,
Die Fremde wird euch grünern Lorbeer ſpenden!

Wilibald.

Ja, Albrecht! zeige dich der Welt
Die froh erſtaunt den Genius grüßen wird!
Genieße froh den Ruhm der dir gebührt!
Kehr' dann geneſen heim an Leib und Seele!
Kehr' heim zum Glück', zur Freude deiner Freunde!

Maria und **Martin**, die bei den Worten Dürers „Ha, wie ihr mich entzückt" — ſtille eingetreten waren, ſtürzen vor, ergreifen ſeine Hände, und ſagen bewegt:

Ja reiſe! hoher Meiſter! reiſe! reiſe!

Dürer.

Ha, und auch Ihr! Ihr Alle ſtürmet ein
Auf dieſes Herz das ſich nicht wehren kann,
Wolan entfernet euch — laßt mich allein —
Ich bitt' euch werthe Freunde! edle Frau —

(Alle ſeitwärts ab.)

Neunte Scene.

Dürer allein.

(nach einem kurzen Nachdenken.)

Es iſt beſchloſſen ich verlaſſe Dich!
Die Schöpferkraft, die in den Adern glüht,
Der Geiſt, der ſich zum blauen Aether ſchwingt,
Er ſoll nicht untergehen ſchnell und ſchmählich! —
Ja ich verlaſſe Dich — mit Wehmuth ſpricht
Dies Wort die Lippe — doch es muß ja ſeyn!

Lang trug ich hier die Folter übler Laune,
Der Eiferſucht Tarantelſtich geduldig,
Die Qual des Nichtverſtandenwerdens zehrte
An meiner Kraft, und jede Harmonie
Die hold der Gatten Lebenspfad umſchlingt,
Ward hier gelöſt von meines Weibes Geiſt!
Ja, ich verlaſſe Dich! feſt ſteht mein Vorſatz —
Ich geh' und kehre wieder wenn du einſt
Des mildern Sinnes Seite meinen Freunden
Die hier zurückgeblieben, haſt gezeigt! —
Ich geh' gebeugten Herzens — (ſich ermannend)
Doch — ich gehe! —
(er öffnet das Fenſter.)
So leb' denn wohl du alte, gute Stadt!
Wo ich der Freuden viele hab' genoſſen,
Iſt doch wie du, im weiten röm'ſchen Reich,
Kein ſolches Kleinod! reich an Kunſtbetrieben,
An Handel und Erwerbsfleiß immerdar! —
Wie das Thiergärtnerthor ſo friedlich herſchaut!
Da kehrt' ich oftmals heim, das Herz geſtärkt
Mit neuen Bildern voll aus Gottes Welt!
Nun ſoll ich fort — die Fluren nicht mehr ſchaun,

Wo ich mit meinem Wilibald gewandelt! —
Es iſt ein eigenes Gefühl in mir! —
Die Heimath zu verlaſſen! hier verſtanden
Von jedermann, ſo traut bekannt gegrüßt,
Theilnehmend jeder, ſelbſt das Stadtgeſchwätz
Das in der Leute Mund die Namen bringt,
Mir ſchwer entbehrlich dieſen Augenblick! —
Bald tönen fremde Leute an mein Ohr,
Ich nicht verſtanden, kann auch nichts verſtehen!
Doch wird die Kunſt nicht überall verſtanden?
Sie bindet ja was weit hin iſt getrennt,
Sie hat die Prieſter ja in allen Landen!
Und führt ſie nicht mir eine Freundinn zu,
Die hohen Sinnes ſich mir zugewendet?
Nein — ich bin nicht allein — ſelbſt in der Fremde!
Leb' wohl, mein Nürnberg! in ſchönern Tagen,
Seh' ich dich wieder, meine Vaterſtadt! —

(er geht zur Seitenthür)

Heraus, ihr theuern Freunde! wol — ich reiſe!

Alle

Glück auf den Weg! und fröhlich Wiederſehn! —

Fürſtin.
Des Tages Hitze zu vermeiden, iſt
Zur Reiſe Alles dieſe Nacht gerichtet?
Könnt ihr bis dahin —

Dürer.
Wohl! noch dieſe Nacht
Verlaſſe ich mein Haus — Ihr Andern ſchweigt
Von meinem Vorſatz — ſtill und umgeſehen
Entfern' ich mich aus meiner Heimath Mauern!
Und nun vergönnt, daß ich zu dieſer Friſt
Die Skizz' euch zeige eines großen Bildes
Das ich der Vaterſtadt hier malen will.
Ein Zeichen meiner heiſſen Lieb' zu ihr!
Im Hauſe hier giebt's einen großen Saal,
Drin hab' von Menſchen ich es aufgeſtellt —
Die bei den Bildern mir zum Muſter dienen.
Wollt Ihr mir folgen, wen'ge Schritte ſind's! —

Alle.
Mit Freuden folgen wir! —

(Alle ab.)

(Verwandlung: ein geräumiger Saal. Die Vorigen treten ein.)

Albrecht.

Und nun — enthülle ſich mein neues Bild!

(Eine rothe Drapperie rollte in die Höhe, und zeigte, das große Gemälde von Dürer: Die Kreuzigung, treu in Koſtüm und Beleuchtung von Perſonen dargeſtellt.)

Göthes Feier.

zum
28. Auguſt 1818.

geſprochen
von
Herrn Nagel,
damals Regiſſeur der Breslauer Bühne.

(das Theater: eine große Halle mit Emblemen
der Kunſt geziert. Der Redner tritt auf.)

Wenn theure Menſchen todt ſind, ihr Gebein
In kalter Erde ruht, den bleichen Mund
Kein Lächeln mehr verzieht, dem ſtarren Aug'
Nicht Zähren mehr der Freude und des Schmerzes
Entfließen können — dann ſind wir bereit,
Dem feierlichen Brauch gemäß, zu ſprechen,
Den Großen nachzuklagen, deren Werke
Den eig'nen Ruhm zur Nachwelt ſtralend bringen;
Wir ſprechen gern davon was ſie uns waren,
Und ſonnen uns im hehren Abendſcheine,
Den ſie, bei ihrem Scheiden, hinterließen. —
Viel ſchöner iſt's, dem Lebenden, dem Friſchen,
Den Kranz zu winden, ſeiner Schläfe Zier;
Und ſomit wagen wir's, nicht brauchgemäß,

Doch unſerm innern Triebe nach, dem größten
Der vaterländ'ſchen Dichter, unſerm Göthe,
Da ihn noch nicht der Orcus uns entriß,
Da ſeines Wiſſens nie verſiegtes Füllhorn,
Durch manche ſchöne Spend' uns noch erfreut,
Ein Wort zu weih'n an ſeinem Werdetage:
Ja ganz beſonders ziemt es dieſer Kunſt,
Die wir allhier jedweden Abend üben,
Für die er nicht allein, doch thätig wirkte,
Sich ſein zu freu'n, und jedes deutſche Herz,
Wallt höher auf, wenn wir nunmehr erwähnen
Was uns ſein Feuergeiſt ſo ſchön erſchuf. —
Was uns zunächſt liegt wollen wir ergreifen,
Gedenkend nicht, was im Gebiet der Kunſt,
Der Bildenden, ſein Forſchergeiſt erwog,
Erklärte, ſammelt' und verbreitete,
Wie von der heil'gen Werkſtatt der Natur,
Er kühn den Schleier zog uns zu belehren,
Wie er gleich Herkules ſchon in der Wiege,
Die Schlangen tödtete des Ungeſchmacks,
Wie er mit Werther, Meiſter Bahn ſich brach,
Aus ſteifem Tand zur Quelle der Natur,
Am Buſen der Antike kraftgenährt,
Zur wahren freien Kunſt uns wieder führte,

Wie allumfaſſend groß ſein Geiſt ſich zeigt.
Was er für dieſe Welt im Kleinen ſchuf,
Den treuen Spiegel alles Erdenlebens,
Das wollen wir in Worten Euch verkünden. —
Den Reihen ſeiner Kunſtgebilde führt
Ein Heros aus der alten Ritterzeit.

(Hier beginnt der Zug, der hinter einem Flor langſamen Schrittes über die Bühne geht und in die Halle hinaufſteigt, wo er dann verſchwindet. Unter Vortretung von zwei Herolden, erſcheint zuerſt der Götz, begleitet von Rittern und Knappen.)

Ihn wählen wir zuerſt. Dem Starken ſey
Die Hut des ganzen Zuges anvertraut.
Hoch hebt er ſeine Eiſenhand empor,
Das Wahre und das Rechte zu beſchirmen,
Und nur im Sterben fühlt er ſich erſt frei.
So ſtand, ſo fiel das deutſche Ritterthum,
In ſeinem letzten Sproß: dem Berlichingen. —

(Tanzend erſcheinen: Fiſcher und Fiſcherinnen, Schäfer und Schäferinnen, die italieniſchen Masken und Spielleute.)

Nun wandelt unter Sang, und Scherz und Tanz,
Ein luſtig Völklein wolgemuth des Weges,
Es ſind die Schäfer und die Schäferinnen,

Die er aus fremden, glücklicheren Zonen
Herüberzaubert; buntes Gaukelſpiel!
Erwin, Elmire, Jery, Bätely,
Scapin, Scapine, Fiſcherinn, Amine
Mit ihrem Eridon, im bunten Chor.

(Zigeuner, Juden, Marmotte, Hannswurſt mit dem Ahasverus und Eſther, Tyroler, zuletzt Schattenſpielmann mit der Drehorgel.)

Ein Jahrmarkt will uns hier in bunten Gruppen
Erfreu'n, dort ſchwingt ein Satyr ſeine Geißel;
Zigeuner, Handelsmann und Savoyard,
Sie drehen ſich im wirbeligen Reihn;
Und gern verweilen wir mit andern Gäſten,
Bei der Frau Amtmännin in Plundersweilern.

(Der Wirth aus den Mitſchuldigen, den Brief in der Hand, Söller im Domino mit der Blendlaterne, Sophie und Ariſt Arm in Arm.)

Inmitten gibt es komiſches Geſindel:
Ein alter Wirth von Neugier baß geplagt,
Verliebte Abentheu'r und Diebereien. —

(Genien mit Roſengewinden ziehen eine Laube, in welcher der Prinz mit der Puppe ſich befindet. Mandandane als Proſerpina folgt; die Hoffräulein mit Kaſtagnetten tanzend, machen den Beſchluß.)

Welch ahndungsvolle Töne ſtrömen nun
Uns zu dem Ohr? welch' ſüße Schwärmerei?
Phantaſtiſch ſchreitet ein verliebter Prinz,
Mit Kaſten ſelt'ner Art zu uns heran. —
Der Hölle Rachen thut ſich klaffend auf,
Proſerpina entfliehet dem Gemahl,
Und ſpaßhaft Dunkel ſchwebet um den Spruch,
Den des Orakels Mund dem König kündet.
Triumph, Triumph, es ſiegt Empfindſamkeit!
Heil Mandandane Dir und Oronaro! —
(Guitarrenſpieler; Claudine von feſtlich gekleideten Mädchen begleitet: Rugantino und Pietro fechtend.)
Nun führt er uns in Wälſchlands Lenzgefilde,
Wo Nächte voller Duft und Lieder ſchweben,
Und Saitenſpiel und keckes Degenklirren
Vernehmen wir bei zarten Serenaden,
In Villabellas ſchönen Blütenlauben. —
(Trauermänner mit Fackeln: ein ſchwarzer Sarg wird vorübergetragen; Beaumarchais, mit wüthender Gebehrde, Buenco, Guilbert u. ſ. w. in einiger Entfernung ſchwankt Clavigo, in einen Mantel, gehüllt nach)
Ein trüber Ernſt umfängt uns! feierlich
Mit leiſem Schritt ſchwebt nun ein Trauerſpiel

Vor unſern Augen hin, den Uebergang
Bezeichnend zu den höhern Kunſtgebilden.
Klavigo blutet und Marie ſchwindet,
Verſöhnt kehrt Beaumarchais nach Frankreich heim.
Das Lebende riß kühn ins Reich der Dichtkunſt,
Zum Orcus ſelbſt hernieder der Titan: —
(Klärchen als Freiheit wie ſie im Traume erſcheint, führt Egmont vorüber; Spaniſche Trabanten, die Speere auf ihn gerichtet, folgen.)
Nun folgt ein ſchöner Jüngling in dem Chore,
Die Liebe öffnet ihm die Bahn zur Klarheit,
Und ſo von Klärchens treuer Hand gezogen,
Beim Untergang verklärt gleich einer Sonne,
Entſchwindet Egmont uns der Prinz von Gavre.
(Alphons und die Prinzeſſin: der gekrönte Taſſo folgt ſchwankend.)
Dann ſeh'n wir einen hohen Dichterjüngling,
Torquato Taſſo, Gieruſalemmas Sänger,
Von Lieb' erglüht, von Zweifeln rings umlagert,
Sich mit der Welt und mit ſich ſelbſt entzwei'n.
(Eugenie von der Hofmeiſterin geführt.)
Ein Königshaus geſtützt auf ſtarken Pfeilern,
Doch unvollendet ſeh'n wir einſam prangen.
Ein zartes Kind verfolgt von arger Tücke.

Da ihm am weitentfernten Meeresſtrande
Der Port ſich öffnet, ſinkt ein Vorhang nieder,
Und decket uns was nimmer wir errathen.
(Iphigenia, Oreſt und Pylades ziehen vorüber.)
Daneben ſtrebet kühn hinauf zum Himmel,
Ein Tempel in der Griechen ſchönſten Formen,
Mit Allem was die Dichtkunſt Herrliches vermag,
Seh'n wir die Säulen königlich geſchmücket;
Die alte Sage will ſich neu verjüngen,
Von Agamemnons Kinder grauſam Looſe. —
(Die luſtige Perſon führt einen Haufen Geſellen an, Mephiſtopheles, Marthe, Fauſt, Gretchen führend, Hexen, Teufel, Meerkatzen u. ſ. w. ſchließen.)
Doch über alle herrliche Gebilde
Seh'n einen Dom wir in die Wolken ragen.
Das Auge ſtaunt hinan — ein jeder Stein
Wie ihn der Bauherr kunſtvoll eingefügt,
Trägt ein Gebilde, Stempel des Genies.
Dieß Werk, es iſt des deutſchen Volkes Stolz,
Sein Eigenthum, in jede andre Sprache
Unüberſetzbar, es iſt unſer Fauſt! —
Verklärt wird nun die Scene ſeine Kinder,
Sie reihen ſich um ſein erhab'nes Bild,
In das Natur ſchon Alles Hohe legte,

Das ſeinen Lebenslauf bisher umfloß.
Es öffne ſich dem Blick dies Zauberbild! —
Doch früher wagen wir die Bitte noch,
Verehrte! die ein gleicher Geiſt beſeelt,
Vereiniget mit uns den inn'gen Wunſch:
Die Parze mög' ihm das beglückte Alter,
Das ſie, vor vielen Sterblichen, ihm ſpann,
Recht lange noch, und immer ſchöner ſpinnen! —

(Die Hinterwand geht auf und zeigt das Innere des Tempels. Alle Perſonen des vorigen Zuges zu einem großen Tableau gruppirt. In der Mitte, ſehr erhöht, Göthes koloſſales Bild, umgeben von Shakeſpeare, Kalderon, Sophokles und Schiller. Alle mit Lorbeerzweigen gekrönt. Thalia, Melpomene, Grazien u. ſ. w. Wenn nachfolgender Chor geendet iſt, fällt der Vorhang.)

Heil dir! hohe Prieſterweihe
Stralt von Deiner Stirn' herab;
Deine hohen Kunſtgebilde
Ueberflügeln Zeit und Grab!
Wirke fort in Jugendſchöne,
Lange noch erhab'ner Greis,
Deines Vaterlandes Söhne,
Singen Jubel Dir und Preis! —

Das Wunderwaſſer.

Ein Scherz zum Sylveſterabend.

Perſonen:

Der Quackſalber.
Die luſtige Perſon.
Freiherr von Geſtern.
Fräulein von Klatſchroſe.
Herr von Dankdorn.
Madame Wunderhold.
Herr Plusmann.
Schauſpieler Lungenheld.
Die Zeit.
Das neue Jahr, als Wickelkind.
Die Hoffnung.
Die drei Grazien.
Die vier Jahreszeiten,

(Ein Gerüſt mit Flaſchen und Gläſern reichlich beſetzt, darauf ſteht der Quackſalber, in einem gallonirten rothen Sammtkleide, Perücke, Treſſenhut u. ſ. w. und ſtößt dreimal in eine kleine Trompete.)

Der Quackſalber.

Kund und zu wiſſen weit und breit
Es wechſelt nun die alte Zeit,
Die neue kommt herbeigezogen,
Die alte pfeilſchnell weggeflogen.
Drum biete ich hier meine Waar',
Ein Wunderwaſſer rein und klar,
Der ganzen Welt zu trinken an,
Es komme Jeder, Weib und Mann!
(ſtößt wieder in die Trompete)
(von allen Seiten kommen mehrere Leute, die ſich um das Gerüſt drängen.)
Ich bitt' vor Allem — aufgemerkt!
Wer ſich mit meinem Waſſer ſtärkt,

Der kann vergeſſen was er will!
Ei drob ſteht der Verſtand Euch ſtill!
Das alte Jahr hat Euch in Frieden
So manche ſtille Freud' beſchieden,
Drum will es auch vor ſeinem Scheiden,
Euch dieſe Gabe noch beſcheiden.
Jetzt komm' hervor du luſt'ger Knecht,
Du wachſt es einem Jeden recht! —
Man wollt' vertreiben Dich ganz und gar,
Doch ſchwebſt du um uns unſichtbar,
Und ſchilt man dich auch fad' und dumm,
Doch ſind wir nicht viel weiſer drum! —

(Er öffnet eine Thüre unter dem Gerüſte. Die luſtige Perſon ſchlüpft heraus und macht ihren Diener.)

War ſonſt der Doctor nicht geſchickt,
So iſt es dieſem hier geglückt —
Was die Arznei nicht konnte machen,
Das machte oft ein tüchtig Lachen,
Drum ſieht man: das iſt weltbekannt!
Stets Narrheit und Weisheit Hand in Hand!

(Der Quackſalber geht unter das Gerüſt ab Die luſtige Perſon ſucht die Leute zurückzudrängen.)

Die luſtige Perſon.

Nur nicht ſo zugedrängt meine lieben Leute. Hübſch Einer nach dem Andern. Habt ihr denn gar ſo viel zu vergeſſen?

Die Leute durcheinander.

Mir Waſſer! Mir Waſſer! Ich war zuerſt hier! Ich will trinken!

Die luſtige Perſon.

Halt! Halt! nicht ſo hitzig! Ihr dürft euch nicht ſo tummeln! Bis zwölf Uhr iſt noch lange hin und ſo lange dürfen wir unſer Wunderwaſſer verkaufen! Dann zieht das neue Jahr ein, und jeder hat im alten alle böſen und trüben Erinnerungen zurückgelaſſen. Das iſt gewiß eine gute Einrichtung. Z. B. ich will ihnen allen gleich eine Probe von der Kraft des Waſſers geben. Ich weiß daß ich dumm bin, und zu meiner jetzigen Anſtellung kann ich die Dummheit nicht gut brauchen — drum: will ich meine Dummheit vergeſſen — ergo trink' ich! (er thut es) Gut — ſcharmant — jetzt bin ich ſchon nicht halb mehr ſo dumm; aber was halb iſt, taugt nicht viel — drum will ich noch einmal anſetzen (trinkt wieder) Ei der Tauſend! weg iſt die Dummheit! Alle Dummheit rein vergeſſen und weggewiſcht. — Ah — das iſt ein Waſſerchen!

Alle.

So höre auf zu ſchwadroniren! Hieher! Waſſer! hieher!

Die luſtige Perſon.

Nur Geduld — ich hab's ſchon geſagt — Eile mit Weile. Begeben ſie ſich dort hinter jenes Gitter und einer nach dem Andern trete heraus, und begehre das Waſſer — ſonſt vergeht die Zeit und wir haben Alle nichts davon —
(Die Leute befolgen es)

Die luſtige Perſon.

So — jetzt iſt Ordnung da. Nun, den Anfang gemacht. Aha — da kommt ein vornehmer junger Herr, den hab' ich noch nicht geſehn — was wird denn der wohl zu vergeſſen haben?

Zweite Scene.

Vorige. Freiherr v. Geſtern.

Freiherr.

Guten Tag mein Freund! iſt hier die neue Kuranſtalt für das Gedächtniß? —

Die luſtige Perſon.

Ja, was beliebt?

Freiherr.

Ich will trinken! Ein Glas Waſſer!

Die luſtige Perſon.

Ja — was meinen Sie denn? glaubt der Herr ich bin ein Kellner?

Freiherr.

Und wer biſt Du denn?

Die luſtige Perſon.

Sie müſſen wiſſen daß ich eine ideale Perſon bin — die blos aus Gefälligkeit für einen alten Freund die Waſſeranſtalt in Kommiſſion genommen hat. —

Freiherr.

Ach der Teufel! Ideale Perſon! und ich hätte

Dich für einen Narren gehalten, nach Deinem Anzuge zu urtheilen. —

Die luſtige Perſon.

Sie müſſen lernen, die Leute nie nach dem Aeußern zu beurtheilen. —

Freiherr.

Sie müſſen wiſſen — ſie müſſen lernen, ach' zum Teufel mit Deiner Weisheit! ich bin hieher gekommen um zu vergeſſen — nicht um zu wiſſen. —

Die luſtige Perſon.

Nun alſo — was wollen Sie?

Freiherr.

Ich hab' es Dir ſchon geſagt — ich will von dem Waſſer hier trinken, weil ich gern gar vielerlei Dinge vergeſſen möchte?

Die luſtige Perſon.

Das hätten Sie faſt nicht nöthig, denn ohne getrunken zu haben — haben Sie ſchon etwas Weſentliches vergeſſen. —

Freiherr.

Nun? und das wäre?

Die luſtige Perſon.

Die Höflichkeit — Sie haben vergeſſen Ihren Hut abzunehmen —

Freiherr.

Laß jetzt Deine ungeziemenden Scherze bei Seite, und gib mir zu trinken —

Die luſtige Perſon.

Mit Vergnügen — doch *was* wollen Sie denn vergeſſen? Es iſt doch heutzutage eben nicht die Klage, daß bei den jungen Leuten ſo ein großer Ueberfluß an Wiſſen iſt. —

Freiherr.

So hör' denn meine Noth. Ich habe in ein Paar Jahren eine Million Gulden gewonnen, habe mir darauf den Adel gekauft und möchte nun gern zum neuen Jahr vergeſſen, was ich früher geweſen bin. —

Die luſtige Perſon.

Aha — ſo —

Freiherr.

Es iſt nicht mehr zum Aushalten. Alle Tage paſſiren mir die verdrießlichſten Dinge. Neulich zankte ich meinen Kutſcher aus, weil er betrunken war, und denke Dir, der Kerl hatte die Frechheit mir zu drohen, er wolle mich bei meinem Vater deshalb verklagen — ſie wären Kameraden miteinander. —

Die luſtige Perſon.

Da wird der Herr Vater vielleicht auch ein Kutſcher ſeyn. —

Freiherr.

Wenn Jemand von einem Stalle ſpricht, ſo werd' ich roth — die Preiſe von Hafer und Heu machen mich zittern — und als mir neulich auf einem Liebhabertheater ganz abſichtslos die Rolle eines Kutſchers zugetheilt wurde, wäre ich bald geſtorben. In mir ſteckt dieſe ſchreckliche Qual, die ich durch dieſes Waſſer ausrotten will, ich muß meinen frühern Stand vergeſſen!

Die luſtige Perſon.

Dann müßten Sie jedoch auch die andern Leute mit denen Sie zu thun haben, hieherſchicken, denn die ſind es eigentlich, die bei Ihnen viel zu vergeſſen haben.

Freiherr.

Und wie werd' ich das im Stande ſeyn! Wie werd' ich alle Leute hieher jagen können?

Die luſtige Perſon.

Folgen Sie meinem Rathe. Laſſen Sie nie die Luſt ſich anmerken von meinem Waſſer hier trinken zu wollen — vergeſſen Sie nicht was Sie waren, ſo werden Sie allen Leuten liebenswürdiger, allen Leuten vornehmer erſcheinen. —

Freiherr.

Ich weiß nicht — was ich dazu ſagen ſoll? — der Kerl ſieht aus wie ein Narr und ſpricht —

Die luſtige Perſon.

(ſchnell einfallend) Wie ein Weiſer — ſagen ſie es nur gerade heraus! daß iſt eben bis jetzt die größte Seltenheit geweſen — wo die Leute wie Weiſe oft ausſehen, und zu Narren wurden, wenn ſie den Mund öffneten.

Freiherr.

Aber das Waſſer —

Die luſtige Perſon.

Ich habe Ihnen eine gute Lehre gegeben, die laſſen Sie nicht zu Waſſer werden. Merken Sie ſich's fein! Doch jetzt machen Sie daß Sie fortkommen, denn es warten dort mehr Hilfsbedürftige! Leben Sie wohl — meine Zeit iſt gemeſſen!

Freiherr.

Was hat man davon ſich mit ſolcher Race zu encanailliren, das Ganze iſt eine Fopperei! Ich verſäumte faſt die Soiré darüber. Glaub' er ja nicht mein Freund, daß Alles wahr iſt, was ich ihm ſagte, ich bin der Freiherr von Geſtern, den Gottfried von Bouillon dazu erhob, an dem Tage, da er Geſtern zum König von Jeruſalem geſalbt worden war. Verſteht er mich!

(ab.)

Die luſtige Perſon.

Vollkommen, Ew. geſtrige Gnaden! —

Dritte Scene.

Vorige. Fräulein Klatſchroſe.

Fr. Klatſchroſe.

(im Hereintreten)

Ah — das iſt wohl der engliſche Wunderdoctor ich will ihn gleich in ſeiner Sprache anreden. God bleſs you, Sir! —

Die luſtige Perſon.

Ah — das iſt eine ſchwermüthige Engländerin, die kommt her ihren verſtorbenen Mann zu vergeſſen, Madame je ne vous comprends pas!—

Fr. Klatſchroſe.

Ah vous ètes donc françois?

Die luſtige Perſon.

Auch das nicht — ich ſpreche nur deutſch und bitte daher Sie wollten ſich mit mir in deutſcher Zunge unterhalten. —

Fr. Klatſchroſe.

Wie Sie wollen — in ruſſiſcher, pohlniſcher, franzöſiſcher, italieniſcher, eſthniſcher, ſclavoniſcher, däniſcher, engliſcher, ſpaniſcher, türkiſcher Zunge — mir ſtehen alle Zungen der Welt zu Gebot. —

Die luſtige Perſon

Das iſt ſchlimm. Es giebt Frauenzimmer die mit *einer* Zunge zu viel haben. —

Fr. Klatſchroſe.

Ich bin ein Mädchen, die ein ganz eigener Fall zu Ihnen treibt. Ich bin in dieſer Stadt geboren und erzogen, kenne alle Leute in- und auswendig, weiß alle Verhältniſſe, da ich mich ſeit einer Reihe von Jahren ſonſt um nichts bekümmert habe. Früher hatte man mich gern. Allein ſeit der letzten Zeit, und namentlich in dieſem Jahre, das heute ſein Ende erreicht, bemerkte ich daß alle Leute mich wie die Peſt fliehen, man zieht ſich zurück, man ſpricht kein lautes Wort mehr vor mir. Es heißt, ich ſey zu mediſant, zu mokant, ich richte aus, ich klatſche — ſehen Sie und das iſt für mich nicht mehr zu ertragen, darum will ich ehe wir ins neue Jahr treten, alle dieſe Fehler ablegen — denn ich fühle daß ich ſie beſitze und wider meinen Willen ausübe. —

Die luſtige Perſon.

Gut — aber mein Wunderwaſſer hat ja nur die Kraft vergeſſen zu machen. —

Fr. Klatſchroſe.

Und das iſt's ja eben, was ich möchte. Sehen

Sie! — Vergeſſen will ich und muß ich, um wieder beliebt zu werden. Ich weiß z. B. daß die Räthin Penzle ſeit 25 Jahren Wittwe iſt, und heute doch noch 25 Jahre nur alt ſeyn will — folglich müßte ſie ja als Wittwe geboren ſeyn — ſehen Sie — das muß ich vergeſſen. — Ich weiß daß die Fräulein Triebſam ſtets die Züchtige ſpielt, daß ſie im Pfänderſpiele um keinen Preis einen Kuß geben würde, und daß ſie eine Kokette der erſten Klaſſe iſt, das muß ich auch vergeſſen. — Herr von Froſch bewacht ſeine Frau wie ein eiferſüchtiger Fuchs in Geſellſchaft, geht jedoch Abends aus, wenn ſie ihrem Anbeter Audienz giebt — ich weiß es aus der ſicherſten Quelle — drum will ich nicht mehr mediſiren, ſo muß ich es vergeſſen. Geben Sie mir darum eine Portion Waſſer zu trinken und mein Schwatzen wird aufhören und ich werde wieder beliebt ſeyn. —

Die luſtige Perſon.

Da müßten Sie bei allen Ihren Mahlzeiten davon trinken. Doch weil Sie gar ſo gern von den Fehlern der Menſchen ſprechen, ſo rathe ich Ihnen, ſich nicht dieſes Vergnügens zu berauben, — trinken Sie lieber zu einem andern Behuſe davon. —

Fräulein Klaſchroſe.

O — ich habe auch noch ein Anliegen mitgebracht. Sehen Sie ich bin meines Standes überdrüßig und möchte ganz und gar vergeſſen, daß ich ein Frauenzimmer bin. O ich wollte ihr Wunderwaſſer hätte die Kraft mich zu einem Mann umzuwandeln. Das wäre ſo etwas für mich. Dann wollte ich das Gegentheil von allen jetzt lebenden Männern werden, ich würde verſchwiegen ſeyn, und mich nie mit Abenteuern brüſten, die ich nie erlebt habe — ich würde nie mein Wort brechen — nie eine wetterwendiſche Kokette, nie ein dummes Gänschen zu meiner Geliebten erwählen, und vor allen Dingen, ich würde meiner Dame nie etwas ſchenken — denn der Mann der Geſchenke macht — wird nicht geliebt. —

Die luſtige Perſon.

Die ſpricht aus Erfahrung. —

Fräulein Klatſchroſe.

Doch vor allen Dingen würde ich mich nicht drum kümmern, ob meine Frau mich wiederliebt — und daher nie eifern. Denn es giebt ja nichts Näriſchers auf der Welt. — Z. B. wenn ich Rebhüner und Dampfnudeln liebe — liegt mir nun wol daran, daß die Rebhüner und Dampfnudeln mich wieder lieben? Genug wenn ich ſie liebe. —

Die luſtige Perſon.

Aber ich ſehe mich in der That auſſer Stande zu helfen. Und meine Zeit iſt koſtbar — da ſteht noch ein Haufe Patienten. —

Fräulein Klatſchroſe.

So leben Sie denn wol! da mir das Waſſer hier gar nicht helfen kann, ſo will ich doch meine Zungengeläufigkeit ſo ſehr exerziren, als ich eben im Stande bin. Morgen gehts ans Gratuliren, da will ich ſchwatzen trotz den krähwinkeliſchen Muhmen, plaudern, trätſchen, hetzen, mediſiren, kabaliſiren, hinterbringen und ausrichten, ſo viel als ich kann, denn da ich doch mein ganzes Leben ein Frauenzimmer bleiben muß, ſo laß ich mir auch kein einziges der weiblichen Hauptprivilegien wegdiſputiren! (ab)

Vierte Scene.

Die luſtige Perſon. Herr v. Dornkank.

Die luſtige Perſon.

Prr! das geht wie eine Plappermühle! Gottlob daß die fort iſt. Die ſollte ſo lang trinken, bis ſie das Sprechen vergißt.

Dornkank.

(Sehr phlegmatiſch und dick.)

Na — endlich hab' ich mich durchgedrängt Nun will ich einmal trinken, daß ich zum neuen Jahr ein ganz anderer Kerl werde. —

Die luſtige Perſon.

Mit Verlaub — und warum wollen ſie trinken?

Dorndank.

Um Alles zu vergeſſen, was ich meinem großmüthigen Freunde ſchuldig bin. —

Die luſtige Perſon.

(für ſich) Das iſt mir der Wahre! — (laut) Sie ſind alſo undankbar — da dürften Sie gar nicht erſt trinken — Die Undankbaren vergeſſen ſo Alles ſchon von ſelbſt. —

Dorndank.

Ja — ich geſtehe es — ich bin undankbar doch mit einem Unterſchiede. Andre ſind undankbar, weil ſie ein ſchlechtes Herz haben, ich bin undankbar aus Commodität — oder Bequemlichkeit. —

Die luſtige Perſon.

Undankbar aus Bequemlichkeit! — heut kann ich etwas lernen!

Dorndank.

Ja — wenn ich meinen Gönner nicht ſehe, ſo denke ich auch nicht an ihn und ich bin zu bequem, die Gelegenheit aufzuſuchen, um ihn zu ſehen. Kommt er mir dann einmal in den Wurf

— ſo mache ich mir ſelbſt Verwürfe, daß ich ſo undankbar ſeyn kann, daher geh' ich ihm überall aus dem Wege. Ich brauche ihn jetzt nicht mehr, was ſollte ich alſo wol noch von ihm wollen?

Die luſtige Perſon.

Und braucht er ſie etwa?

Dorndank.

Ja wol — ich könnte ihm in meiner jetzigen Stellung, die ich ihm allein verdanke, manchen Dienſt erzeigen. Aber da müßte ich doch auch meine Schritte machen, und ich gebe mir nur blos gern Mühe für *mich*.

Die luſtige Perſon.

Das iſt wahrlich die größte Commodität! Doch mit welchen Gründen rechtfertigen ſie dieſes Betragen?

Dorn-dank.

Mit Hundert für Einen! erſtens hat zwar mein Gönner *viel* für mich gethan, aber ich denke er hätte *noch mehr* für mich thun können.

2tens hat er gewiß ſeine guten Gründe gehabt, mich weiterzujagen. Drittens war ſeine Eigenliebe dabei, er wollte gern protegiren. 4tens hat er ja doch aufgehört mir Dienſte zu leiſten, er hätte immer damit fortfahren ſollen, 5tens —

Die luſtige Perſon.

O genug — genug — die Gründe ſind ganz vortrefflich! —

Dorndank.

Sie beißen nicht viel — das ſag' ich mir ſelbſt — und deshalb plagt mich mein dummes Gewiſſen zuweilen, und deshalb will ich bei Ihnen trinken, um alles Vergangene zum neuen Jahre vergeſſen zu haben. — Das wär' mir das liebſte Neujahrsgeſchenk, wofür ich Ihnen ewig dankbar bleiben wollte. —

Die luſtige Perſon.

O ja — ganz ſo wie Ihrem Freunde. Nein — da will ich Ihnen einen beſſern Rath ertheilen. Trinken Sie um Ihre bequeme Gleichgültigkeit zu vergeſſen, und ein ganzes Schaff von dem Wunderwaſſer ſoll Ihnen zu Dienſten ſtehn. —

Dorndank.

Nun meinetwegen! Ich ſehe dort eine ſchattige Laube. Schicken Sie mir durch Ihren Kellner ein Paar Maaß hin — dort will ich ſie ganz gemächlich austrinken. — (ab.)

Fünfte Scene.

Die luſtige Perſon, dann Madame Wunderhold.

Die luſtige Perſon.

Wenn alle Undankbaren zu mir trinken kämen, da würde mein Vorrath nicht auslangen, denn ihre Zahl iſt Legion.

Madame Wunderhold.*

Sagen Sie mir doch — iſt es denn wahr mit dem neuen Eau de Colon? ich möcht gern ein Seidel davon trinken — weil ich meinen Mann vergeſſen will. —

---

*) Dieſe Rolle wird mit einem Anklange ſüddeutſcher Provinzialismen geſprochen.

Die luſtige Perſon.

Iſt Ihr Mann geſtorben?

Madame Wunderhold.

O mei! wie talket ſie auch fragen. Wenn er geſtorben wär, ſo braucht ich ja nit von Ihrem Eau de Colon-Waſſer dazu — da wär er in den erſten 8 Tagen vergeſſen.

Die luſtige Perſon.

So — ſo — und warum wollen Sie denn alſo trinken?

Madame Wunderhold.

Ach mein Gott — ich möcht ihn halt gern vergeſſen — weil ich ſeh, daß er mich ganz und gar vernachläßigt und vergißt. Sehen Sie daß iſt im alten Jahre immer ſo fort gegangen, und ich wollt' die Qual nicht mit ins Neue hinüberſchleppen. —

Die luſtige Perſon.

Sie wollen ſich alſo nicht gern vergeſſen laſſen?

Madame Wunderhold.

Das machen Sie gut — ſehen ſo die Leut aus, die ſich gern vergeſſen laſſen? Ach — und ich — ich lieb halt mein Mann gar zu ſtark. —

Die luſtige Perſon.

Sie lieben ihn?

Madame Wunderhold.

O nicht zum Aushalten!

Die luſtige Perſon.

Hier zu Land klagen die Männer ſelten darüber. —

Madame Wunderhold.

Ach ich bin auch ſo einzig darinn, daß alle meine Baſen und Godeln mich auslachen, und meinen ich bin gar zu ſpießbürgerlich und gehe nit mit der Zeit mit. —

Die luſtige Perſon.

Da haben ſie wol recht. —

Madame Wunderhold.

Sie ſagen, ich wär' eine Närrin, daß ich meine jungen Jahr ſo aufopfern thät — die jetzigen Männer verdienen nicht daß ſich ein rechtſchaffnes Weib ſo um ſie plagt — ſie ſagen ich ſollt' mir ein Beiſpiel an den Schwalben nehmen, wenn die die ſchöne Zeit bei uns zugebracht haben, ſo kehren ſie erſt mit der Herbſtzeit in ihr Land zurück — ſo ſollt' ein junges Weiberl auch ihre ſchöne Zeit g'nießen, und erſt zur Herbſtzeit wieder zu ihrem Manne z'rückkehren.

Die luſtige Perſon.

Ein ſchöner Vergleich. Sie wollen alſo trinken?

Madame Wunderhold.

Ja — geſchwind — geben Sie mir ein Seidel — denn der Mann verdient gar nicht, daß ich an ihn denk — ich will ihn vergeſſen —

Die luſtige Perſon.

Aber da brauchen Sie ja nicht das Bitterwaſſer erſt zu trinken?

Madame Wunderhold

Iſt es bitter?

Die luſtige Perſon.

Wie Galle! — Sie können Ihren Mann ja viel leichter vergeſſen.

Madame Wunderhold.

Und wie denn das?

Die luſtige Perſon.

Sie dürfen nur immer denken, daß er Ihr Mann iſt, das iſt ja das beſte Mittel gegen zu große Liebe. —

Madame Wunderhold.

Ah das iſt mir zu gelehrt. Nein, nein, ich bin a große Narrin, und möcht gern mit einmal geſcheut werden. Drum her mit dem bittern Waſſer. —

Die luſtige Perſon.

So gehen Sie nur in jene Laube dort finden Sie Geſellſchaft und können Ihren Durſt nach Gefallen löſchen.

Madame Wunderhold.

O i dank Ihnen tauſendmal! Sie — a Rauſch kann man doch nicht etwa davon kriegen? —

Die luſtige Perſon.

Gott bewahre —

Madame Wunderhold.

Nun ſo will ich trinken, bis kein Trümmerl Lieb mehr in meinem Herzen iſt! —

(ab.)

Die luſtige Perſon.

Das arme Weibchen! Ich wünſche ihr Glück von Herzen. Aber da kommt eine ſeltſame Perſonnage!

Sechste Scene.

Die luſtige Perſon. Plusmann.

Plusmann.

Dienerchen! Dienerchen! Viel Glück zum neuen Jahr! Ich komme um bei Ihnen von dem berühmten Waſſerchen zu trinken — daß ſolche Wunderchen bewirken ſoll. —

Die luſtige Perſon.

Sie ſollen bedient werden; doch zu welchem Zwecke, wenn ich fragen darf?

Plusmann.

Ach Männchen, ich habe da ſo kleine Scrupelchen, die ich für mein Leben gern los ſeyn wollte — die mich Tag und Nacht im alten Jahre quälten und die ich darum im Neuen gern vergeſſen wollte. —

Die luſtige Perſon.

Und darf man dieſe Scrupel erfahren?

Plusmann.

Ach Männchen, wenn ich wüßte daß wir unter uns ſind, und daß uns hier Niemand belauſchen kann. —

Die luſtige Perſon.

Niemand — wir ſind ganz unter uns. —

Plusmann.

Nun — ſo hören Sie alſo — ich glaube — oder vielmehr ich muthmaße — daß mir mein junges Weibchen nicht recht treu iſt. —

Die luſtige Perſon.

So — ſo — und Ihre Gründe?

Plusmann.

Gründe? — Gründchen?

Die luſtige Perſon.

Sie glauben es vielleicht — weil Sie ſo ausſehen?

Plusmann.

Seh' ich denn ſo aus? — das hab' ich mir gar nicht eingebildet. —

Die luſtige Perſon.

Woraus ſchließen Sie es denn ſonſt?

Plusmann.

Sehen Sie Männchen, ich bin nicht abergläubiſch, aber ich glaube feſt an Ahnungen, und Sympathieen — da verſpür' ich denn ſeit einiger Zeit ein ſo gewiſſes Jucken auf der Stirn. —

Die luſtige Perſon.

Es kann Sie eine Mücke geſtochen haben. —

Plusmann.

Dann träumt' ich vergangene Nacht, ich wäre unter einen Haufen von Hähnen gerathen, und krähte mit Allen um die Wette. —

Die luſtige Perſon.

Das bedeutet die Trompete der Fama — das bedeutet Ruhm. —

Plusmann.

Auch ſah ich mich neulich im Schlaf als Bock verwandelt, mit großen Hörnern auf dem Kopfe. —

Die luſtige Perſon.

Das bedeutet Muth. —

Plusmann.

Meinen Sie? Aber jetzt kommt der Hauptpunkt — meine Kinderchen ſehen mir gar nicht ein Bißchen ähnlich. — Was bedeutet das?

Die luſtige Perſon.

Ei — daß ihre Kinder Ihnen nicht ähnlich ſehen, dafür müſſen ſie Gott danken. —

Plusmann.

Sehen Sie — und doch habe ich zu meiner Frau das größte Zutrauen, daher quälen mich die

Scrupelchen, nur noch mehr. Denn — erſtlich — mein Frauchen iſt häßlich.

Die luſtige Perſon.

Das thut nichts. Heut zu Tag ſieht man mehr auf die Quantität als auf die Qualität. —

Plusmann.

Zweitens — mein Frauchen macht ſich nicht viel aus den Männern. —

Die luſtige Perſon.

Und woher wiſſen Sie denn das?

Plusmann.

Sie macht ſich ja nicht einmal viel aus mir, der ich doch ihr eheleibliches Geſpons bin. Auch vertraut ſie mir alle Liebeserklärungen an, die die jungen Herrchen ihr machen. —

Die luſtige Perſon.

Das iſt ein ſchöner Beweis. Sie wird ſchon verſchweigen, was ihr gut dünkt. —

Plusmann.

Da bin ich ſchön daran. Aber ſagen Sie mir nur was ich denn da machen ſoll? Männchen, es bleibt mir nichts übrig, als von ihrem Wäſſerchen zu trinken, denn die Scrupelchen ſind denn doch das Aergſte von der Sache, und quälen mich mehr als ſelbſt die Untreue meines Weibchens, denn davon ſterbe ich noch nicht. —

Die luſtige Perſon.

Ganz im Gegentheil, es giebt viele Männer die davon leben. —

Plusmann.

Es iſt ja gar nicht wie ein Krankheitchen zu betrachten, man darf nicht einmal zu Hauſe dabei bleiben. Aber die Scrupelchen könnten zu einem Krankheitchen werden, und daher will ich und muß ich trinken. —

Die luſtige Perſon.

Trinken Sie in Gottes Namen, gehen Sie nur jenem Laubgang zu, ſie ſollen ſogleich bedient werden — aber nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie nicht in den Zweigen mit Ihrem Kopfputze hängen bleiben.

Plusmann.

Ach ich ſage Ihnen tauſend Dank, Männchen! Tauſend Dank!

Die luſtige Perſon.

Gott befohlen!

(Plusmann ab.)

Siebente Scene.

Die luſtige Perſon, dann Lungenheld.

Die luſtige Perſon.

Nun wird mir's bald zu arg. Richtig, da iſt ſchon wieder ein Neuer, der was zu vergeſſen hat. —

Lungenheld.

Geben Sie mir Waſſer — ich brauche Waſſer!

Die luſtige Perſon.

Und wer ſind Sie?

Lungenheld.

Der tragiſche Schauſpieler Lungenheld, in Deutſchlands Marken berühmt genug — aus Belin- und

Löſchpapier ſind mir Triumphpforten errichtet worden — und der Weißenfelſer Kunſtphiloſoph nannte mich ſelbſt einen Sohn der Hölle — einen tragiſchen Zerberus!

Die luſtige Perſon.

Was kann denn aber ein Schauſpieler zu vergeſſen haben? Doch nicht etwa gar die Rollen?

Lungenheld.

O wo denken Sie hin, mein Herr! daß iſt gar nicht nöthig! denn die *weiß* ich nie. —

Die luſtige Perſon.

Alſo was denn?

Lungenheld.

Primo: meine erſchreckliche Energie, mein zu großes Feuer — meine herkuliſche Kraft.

Die luſtige Perſon.

Und das wollen Sie vergeſſen?

Lungenheld.

Ach ich bezaubre Alles — Alles iſt in mich verliebt und das macht mich völlig unglücklich — um nicht zu ſagen, wahnſinnig! — Ich ſehe nichts als Wittwer — höre nichts als unglückliche Liebhaber, die mir den Tod ihrer Weiber und Geliebten vorwerfen — ich habe nichts als Zweikämpfe zu beſtehen, und muß meine Gönner täglich incommodiren, um Gnade für mich — den zum Tode Verurtheilten — zu bitten. —

Die luſtige Perſon.
Sie leiden an ganz eigenen Uebeln.

Lungenheld.
Ja das glaub' ich — Herr! aber ich bin ein Kerl! Wenn ich anfange loszulegen, ſo ſchwanken Zedernwälder und Mauſoleen, Notabene auf Leinwand gemalte! Ich bin im kräftigen Uebermuthe manchmal in der Stimmung mit Felſenſtücken, gleich den Titanen, den Olymp zu ſtürmen, — und den Atlas in ſeinem Amte abzulöſen — ſo heißt nehmlich unſer Garderobeſchneider.

Die luſtige Perſon.
Wenn Sie vielleicht noch heute eine Rolle zu ſpielen haben, ſo ſprechen Sie nicht ſo laut, ſonſt könnten Sie heiſer werden.

Lungenheld.

Heiſer? das kann' ich nur, wenn ich eine Rolle nicht leiſten will. Meine Bruſt iſt von Fels, und meine Lunge von Stahl, daher wohnt in mir das Feuer! — doch auch liebegirrend kann ich ſchmelzen, wie ein verliebter Löwe! O Sie ſollten den Jaromir von mir ſehen — das iſt gerade Waſſer auf meine Mühle. Doch — weil ich von Waſſer ſpreche. Ich halt' es nicht länger aus. Die Männer fürchten mich zu ſehr, die Weiber lieben mich zu ſehr — daher laſſen Sie mich trinken — ich will, ich muß mich verändern! —

Die luſtige Perſon.

Nun wol — zwei Flaſchen ſollen Ihnen ſogleich zu Dienſten ſtehn. —

Lungenheld.

Was? zwei Flaſchen? ich brauche wenigſtens 100 Flaſchen.

Die luſtige Perſon.

100 Flaſchen? und wozu ſo viele?

Lungenheld.

Um alle meine Gläubiger damit zu regaliren, daß ſie vergeſſen mir ihre Rechnungen zum neuen Jahre zu ſenden. —

Die luſtige Perſon.

Haben Sie deren Viele?

Lungenheld.

Eine ganze Legion. —

Die luſtige Perſon.

Das nimmt mich Wunder. —

Lungenheld.

Wie? daß ein Künſtler es nicht unter ſeiner Würde findet zu lehnen?

Die luſtige Perſon.

Nein — ſondern daß man ihm leiht. — Doch, iſt es lange her, daß Sie dieſe Schulden haben?

Lungenheld.

Nicht lange, höchſtens 5 Jahre. Sind es nicht Narren, die nach 5 Jahren ihr Geld zurückfordern, da das Geld doch immer ſeltner wird?

Die luſtige Perſon.

Ja wol ſind's jetzt große Narren, doch vor 5 Jahren waren's noch weit größere.—

Lungenheld.

Und dieſe Narren haben ein eiſernes Gedächtniß, jedoch ihr Waſſer ſoll ſchon Rath ſchaffen.

Die luſtige Perſon.

Schon gut. Aber ſie müſſen wol recht viel gute Freunde gehabt haben, um ſo viel borgen zu können.

Lungenheld.

Ah warum nicht gar! Ich darf nur Ihren Namen wiſſen, ſo borge ich auch ſchon von Ihnen.

Die luſtige Perſon.

Ich werde mich hüten. —

Lungenheld.

Und die verwünſchten Handelsleute! Es ſcheint ſie geben einem nur Credit, um dann das Vergnügen zu genießen, recht lang um die Bezahlung zu quälen. —

Die luſtige Perſon.

Sie gönnen ihnen dies Vergnügen wol recht lange.

Lungenheld.

Uebrigens bin ich von Familie und zahle ſo oft ab, als ich von Hauſe etwas geſchickt kriege. —

Die luſtige Perſon.

Da wird nur der Poſtwagen oft ausbleiben.

Lungenheld.

Sie können mir glauben, ich haſſe die Hunde von Gläubigern ſo ſehr, daß ich mich nie entſchließen konnte — einer ſelbſt zu werden. —

Die luſtige Perſon.

Da haben Sie ſehr wol daran gethan. —

Lungenheld.

Aber genug geplaudert! Jetzt laſſen Sie mir meine hundert Bouteillen verabfolgen. —

Die luſtige Perſon.

Warum nicht gar? So viel hab' ich ja nicht einmal ſelbſt. –

Lungenheld.

Elender Wicht erzittre! Ich werfe Dich, beim Teufel! mit Deinem ganzen Kram hinunter!

Die luſtige Perſon.

Da können ſich die Herren dort unten in Acht nehmen.

Lungenheld.

(packt ihn)

Du willſt nicht? — nun denn — ich halte Wort!

Die luſtige Perſon.

Ah — der Spaß geht zu weit! Hilfe! Hilfe!

(Starker Donner. Die vorigen Perſonen eilen herbei und wollen die Beiden auseinanderbringen. Eine ſanfte Muſik ertönt, Alle bleiben erſtarrt ſtehen. Die Zeit kommt aus der Verſenkung herauf, und hat das neue Jahr als Wickelkind auf dem Arm. Das Gerüſt und die luſtige Perſon verſunken.)

Die Zeit, als alter Mann mit einem langen Bart und einer Sichel.

Silentium! Still, was geht hier vor?
Man leihe mir ein aufmerkſames Ohr!
Wollt Ihr ſo ungeberdig ſcheinen,
So muß das neue Jahr hier — weinen,

Und fürchtet ſich vor Euch gar ſtark.
Ihr macht es ſchon ein wenig arg! —
So ſeyd ihr Menſchen allzumal,
Ihr macht Euch nichts als Sorgen, Noth und
Qual!
Ich bin die Zeit und laß es Euch an gar
nichts fehlen.
Ihr könnt jeden Tag 24 Stunden zählen,
Ihr habt jeden Monat Eure dreißig Tage,
Alle Jahr 12 Monat, und ſind die vorbei,
Iſt auch wieder ein Jahr da — friſch und neu!
Und doch thut Ihr nichts als ſchimpfen und
ſchmälen;
Bald ſchleich' ich zu langſam, bald eil' ich zu
ſchnell,
Bald bin ich zu trübe, bald bin ich zu hell!
Doch bin ich ſtets derſelbe, das kann ich ſagen,
Und thu' mich nicht richten nach Euern Klagen!
Da waret ihr nun auf das Waſſer verſeſſen,
Ein Jeder von Euch wollte Etwas vergeſſen,
Doch laßt mich nur machen, die Zeit nur al-
lein
Wird für Alles der beſte Vermittler ſeyn!
Und was Euch heute incommodirt und drückt,

Wird bald durch mich zur Vergeſſenheit geſchickt.
Das Jahr wird bald wachſen, und eh' Ihr's Euch verſeht,
Dieſer Säugling als rüſtiger Mann vor Euch ſteht;
Er wird Euch beſcheren der Freuden gar Viele,
Und ſein Stück Wegs Euch leiten zum fernen Ziele.
In ſeinem Gefolge ſeht hier Ihr vereint,
Den Lenz, wo die mildere Sonne ſcheint,
Den Sommer, mit lieblichen Blumendüften,
Den Herbſt, mit Früchten und heitern Lüften,
Den Winter, endlich mit Schnee und Eis,
Mit Tanz und Redouten nach ſeiner Weiſ'!

(Wie er ſie nennt, tritt jede Jahreszeit mit ihren Attributen auf.)

Eine Jede wird ſich recht freundlich bemühen,
Mit Freuden Euern Lebenspfad heu'r zu umziehen.
Dann hab' ich noch drei ganz extra verſchrieben,
Die ſind ſonſt wol manchmal daheim geblieben,
Das ſind euch gar liebe, vortreffliche Dinger,
Wer es verſteht, wickelt ſie um den Finger!

Es ſind die drei Grazien, nicht von Gratz ſo benannt,
Sie kommen gar weit her, aus einem fernen Land.
Die wollen für immer jetzt bei Euch hier wohnen,
Und wenn Ihr ſie gut aufnehmt, mit Freuden Euch lohnen. —

(Die drei Grazien mit ihren Attributen ſind aufgetreten.)

Und nun um mich ganz kurz zu faſſen,
Und Euerm Wunſche nichts übrig zu laſſen —
Ruf' ich die Hoffnung noch herein!
Erleuchtet Euch ihr holder Schein,
So werdet Ihr durch ſie, auf allen Euern Wegen,
Allein ſchon finden, Himmelsſegen!
Und gehts euch noch ſo gut, iſt durch das Hoffen,
Die Ausſicht Euch zum Beſſern immer offen!

(Die Hoffnung mit Anker u. ſ. w. tritt ein.)

So hätt' ich Alles Euch geſagt!
Ich hätt' Euch noch ſo viel zu ſagen,

Allein mein Schwatzen wird Euch nicht behagen.
Drum Eines noch vor allen Dingen,
Ehe wir hier den Schlußchor ſingen! —

(Er verliert ſein Oberkleid und ſteht als Quackſalber da.)

Seht ihr das iſt die Zauberei!
Doch noch iſt alles nicht vorbei!

(Er verliert auch dieſes Kleid und ſteht als luſtige Perſon da.)

Mit ernſten Worten ſchließ ich nun den Scherz!
Das Leben ſchafft gar manche Mühe,
Drum zieh' die Kunſt ein ſanftes Band
Von immerfriſchen Blumen drüber hin.
Verſchmähet nicht die heitern Spiele,
Die hier ſich Euerm Sinn entfalten:
Wir ringen nach demſelben Ziele —
Und auch im neuen Jahr' — ſind wir die Alten!

Schlußchor.

Die Vergangenheit verſchwindet,
Zukunft iſt noch unſichtbar,
Nur die Gegenwart verkündet
Uns ein frohes neues Jahr! —
Darum laßt in Jubelweiſen,
Heut das neue Jahr uns preiſen!

* * *

Anmerkung.

Dieſer Scherz wurde urſprünglich für das Königl. Iſarthor-Theater in München gedichtet.

Melodramatische Phantasie,

geſprochen in Wien,
bei
Eröffnung eines Konzerts
am 21. März 1822.
von
Luiſe Ehlers.

(Die Muſik, aus den Werken der genannten Meiſter zuſammengetragen von Eduard Freiherrn von Lannoy.)

(Nach einigen mächtigen Accorden, ſchwebt der Genius der Töne herein.)

Nun, nun, brummt nicht ſo laut, ich höre ſchon! —
Es kreißt der Berg und eine Maus gebährt er!
So denkt gewiß ein Jeder, der mich hört. —
Was will das Wichtchen? wird gefragt;
Fort mit Gewäſch, wenn uns die Harmonie,
Mit allgewalt'gem Zauber, mit den Feuerarmen
Empor zum Himmel reißt! — Wer wird denn aber
Bei dieſer klugen Zeit ſich reißen laſſen?
Jetzt heißt's: mit ſein bedächt'ger Klugheit ſchreiten;
Was hilft der Töne Himmel uns, wenn nicht
Genau man weiß, wie man hineingelang? —
Nun erſt erſtaunt Ihr, daß ich alſo ſpreche,

Ein winzig Weſen kaum zwölf Jahre alt!
Doch glaubet mir, ich bin gar alt und klug —
Ich bin der Genius, der in der Töne Dunkel
So unverſtändlich, ſelig zu Euch redet,
Und der Einmal heut recht vernehmlich ſpricht. —
Drum will ich Euch der Inſtrumente Klagen,
Der Inſtrumente Jubel Euch verkünden,
Die in dem regen Wechſel aller Zeiten,
So viel zu dulden, viel zu tragen hatten.
Man lernet alle Sprachen in der Welt,
Die Weiſen kannten ſelbſt der Vögel Sprache,
Die Thier' im Walde hat man ſchon belauſcht,
Und wenn ſo'n armes, kleines Ding, die Geige,
Recht wehmuthvoll, recht krankhaft ächzt,
So fragt man nicht darnach und läßt
Vom Paukenwirbel gleich ſie übertönen.

(Accorde.)

Nun, nun, brummt nur nicht wieder! — 's iſt ſchon aus!
Jetzt bringet Alles klar und bündig vor,
Ich will der Dollmetſch für Euch Alle ſeyn! —

(Großer fugirter Satz im ſtrengen Styl.)

Das iſt Erinnerung, die dieſen Feuer-Hymnus,
Den armen, ſeelenvollen Dingern hier

Entreißt; ein Rückblick in die goldne Zeit!
Mit unnennbarem, großem Zauber wirkt
Die Harmonie!
Ha welcher Krafteffect! welch hoher Ernſt!
Die Sternenkrone blinkt! und Pergoleſe!
Haendel!
Der mächt'ge Gluck, der in die Hölle ſtieg!
Und Graun, der Deutſchen unbeſtritt'nes Gut!
Sie nennet uns der Töne Majeſtät! —

* * *

Wer ſäuſelt wol in dieſen Harmonieen?
Glaubt Ihr der Amme Lied umtöne Euch?
Es iſt der Born der holden Mährchenweiſen;
Der kindlich fromme, doch ſo kräft'ge Gretry! —

* * *

Dort tändelt uns ein froher Geiſt entgegen,
Verliebte Neckereien, Abenteuer!
Die Serenade klingt; die Mühle klappert,
Nun, nun, wer kennt den nicht, ihr meint
Paëſiello.

* * *

Nun nehmt die Backen wol, und tönet mächtig!
Denn Ihn, den ihr jetzt preiſet, feierte
So wie er ſie die ganze Schöpfung.
Wer wol verſtand dies nicht? — es galt dem Haydn.

⁂

Blitz trifft auf Blitz, und Schlag auf Schlag;
Ein Feuergenius war's vom Himmel ſtammend;
Nur kurz war ſeine Bahn, doch ließ er ſtralend,
Der Sonne gleich, die Spur von ſeinem Daſeyn,
Uns hier zurück. — So preiſen Mozart ſie! —

⁂

Wollt ihr Euch nicht erſchöpfen? preiſet immer?
Weß Lob ertönet nun? —
Die Mitwelt nennt ihn kaum und kennt ihn doch,
Die Nachwelt wird ihm eine Glorie ſpenden;
Denn allgewaltig klang ſein ſich'rer Bogen,
Und immer traf er ſtark des Menſchen Herz!
Ich nenne hier den Erſten, der bei uns
So glorreich weilt — Salieri!

In ſpätem Alter zieren Deine Schläfen,
Noch friſche Kränze, kräftig hoher Winter!
Ein Labyrinth thut ſich mit ſeinen Wundern auf,
Doch Harmonie leiht uns Ariadna's Faden!

* * *

Wer gab den Schlüſſel euch die tiefeſten Gewölbe
Zu öffnen, worin das Geheimniß ſchlummert —
Verhüllet wie es iſt, es herzubannen? —
Ihn, den das Meer der ew'gen Harmonie,
In des Gehöres Nacht verſunken, labt!
Den Zweiten grüß' ich hier in unſrer Mitte,
Beethoven Dich! —

* * *

Wie hold die ſüßen Töne ſchwellen,
Wer ſo die Liebe ſang, muß ſelbſt ſie fühlen,
Und leitet ihren Zögling hin zum Siege! —
Wer nicht erkennt hier Paer mit neuem Reitz?

* * *

Ein ſanft idylliſch Leben aufgeſchloſſen,
Hat hier die Macht der Töne meinem Ohr,

Die Sehnſucht nach dem fernen Vaterlande,
Der Waiſen fromm Gebet, der Nachtigallen Ton,
Ein holder Schöpfer lieblicher Gebilde,
Den unſer Auge grüßt biſt Weigel Du!

* * *

Hier neigt ſich wieder unſer Pilgerpfad,
Nicht reizend mehr! — Des Kampfes wilde Hyder! —
Von Wen'gen nur begleitet brichſt
Ein Mächt'ger Du die Bahn, o Cherubini!

* * *

*) Proſaiſch? witzig? nur im Dunkeln tappend?
Nein — ſo verſteh' ich dieſe Töne nicht;
Charakteriſtiſch — tändelnd bald, bald groß,
Gemüthvoll in der lieblichſten Romanze,
Erhaben in des Patriarchen Fluch —
Dich ſchmähet nicht der Krittler Ausſpruch, Méhul!

---

*) Mit Bezug auf eine Recenſion des Herrn G. L. P. Sievers.

Erhab'ne Töne! Rom kehrt heim als Sieger!
Des wilden Mexicos blutgier'ge Söhne,
Sie halten Feſtreihn, das Gebet der Chriſten
Dringt durch — ein ſanfter Hymnus! — groß und hehr
Stralt auf ein Meteor: Spontini! —

* * *

Wie munter klingt des fröhlichen Volkes
Heimiſches Lied unter heiterm Himmel;
Was dort die Natur ſie gelehrt,
Tönen wieder, Allen ergötzlich:
Nikolo! Boieldieu!

* * *

Erſchöpft ſich nicht der Born der Melodie?
Was glänzt herauf den Luftraum überſtralend?
Die Zauberklänge weben in den Gärten
Armidas, dieſer lieblich holde Sang
Ertönt in glücklichen Gefilden, die die Sonne
Mit ihrem Liebeglüh'nden Athem küßt. —
Wir freuten uns des Aufgangs dieſes Sterns,
Und froh geleiten wie des Schönen Bahn!
Roſſini! Melodieenreicher Schöpfer!

⁂

Die Kraft durchſtrömet Viel' der Göttlichen
Und in dem Jüngſten noch verklärt ſie ſich
So herrlich! unverſiegbar iſt der Quell! —
Das munt're Jagdlied ruft hinaus zum Forſt,
Doch Schrecken nur verhüllt die Mitternacht! —
Dies töntet ihr des wackern Webers Preis! —

⁂

Und wenn nun durch der Töne Gallerie,
Mit regem Eifer ich euch leitete,
So ſchmähet mich nicht drob — das Melodram,
Wenn auch verketzert — es gefällt Euch doch. —
Und ſomit nehmt die neue Symphonie
Recht wohlgewogen auf; der Sinn davon,
Und zwar der Letzte ſey: wenn auch die Kunſt
In tauſend Theilchen ſich verſplittert, bleibt
Allüberall und ewig ſie nur Eine,
Und ihre Prieſter bindet das Verwandte! —

Kleinere
Gelegenheits-Gedichte
für's
Theater.

Feſtſpiel
zur
Feier der Geburt und Vermählung
Ihrer Königlichen Hoheit
der Prinzeſſin
Amalie Auguſte von Baiern,
bei Gelegenheit des Maſkenballes
im
Königlichen Theater an dem Iſarthore.

Den 13. November 1822.

Harmonie-Muſik aus der Höhe, andeutend die Nähe der Himmliſchen.

Chor der Prieſter.

(Hinter dem Vorhange.)

Welche wundervolle Töne
Treffen das entzückte Ohr?
Horcht! es ſtrömet aus den Höhen,
Sanft, wie Sphärenklang, der Chor!

Chor der Genien.

(von oben.)

Windet Blumen, tönet Saiten!
Frohe Hymnen laßt erſchallen!
Denn es ſchwebt zu euern Hallen,
Aus den ungemeß'nen Weiten,
Euch zum Glücke, euch zur Wonne,
Nun ein hohes Götterkind!
Herrlich leuchtet dieſe Sonne,
Fried' und Anmuth herrſchen lind;
Windet Blumen! tönt ihr Saiten!
Zu empfangen dieſes Kind!

Jubelchor der Prieſter.

Was uns die Götter
Liebend geſendet,
Nehmt es mit Jubel,
Dankend es auf!
Der trüben Erde
Nebel zu lichten,
Schwebt es aus lichten
Bahnen herab!
Nahet euch huldigend,
Spendet zur Weihe

Ihm, was die Erde,
Liebliches beut;
Zündet die Flamme
Am Opfer-Altare,
Daß ſie Ihm lodre
Segen und Heil! —

Während dieſes Jubelchors, der immer rauſchender wurde, öffnet ſich der Vorhang, und man erblickt einen Tempel, in deſſen Mitte ein Altar befindlich; die Genien der Anmuth, der Liebe, und des Frohſinns umkränzen ihn in zierlichen Gruppen. Hymen erſcheint, und zündet ein Opferfeuer an. In dieſem Augenblicke wird die Kuppel des Tempels mit Sternen beſäet, und der Namenszug der hohen Vermählten in Brillantfeuer, ſchwebt über dem Altare. Vier Prieſter bringen ein Piedeſtal, worauf eine große Blumenvaſe befindlich, die Genien umſchlingen es mit Blumengewinden, und ziehen es an denſelben bis unter die Loge, wo ſich die Allerhöchſten Herrſchaften befinden. Hier erhebt ſich das Piedeſtal, bis es die Höhe der Logenbrüſtung erreicht hat, die Vaſe verſchwindet, und Amor überreicht J. K. Hoheit der neuvermählten Braut einen Brautkranz, zwei weiße Täubchen und folgendes Sonnet:

Liebreitz und Anmuth ſenkten ſich hernieder,
Und zierten Dich mit ihren Strahlenkränzen,

Die Herrſchermacht ließ ihre Krone glänzen,
Und Engelſtimmen tönten ſüſſe Lieder;

So ſchwebteſt Du auf goldenem Gefieder,
Hin in des trüben Erdenlebens Gränzen,
Und um Dich gaukelten in frohen Tänzen,
Des Glücks, des Friedens Genien hin und wieder!

Doch auch die Erde wollte huld'gend preiſen
Des Himmels Tochter, und ſie bot zum Lohne,
Das Schönſte Dir: die duft'ge Myrthenkrone;

So magſt Du Herrliche beglückt nun reiſen,
Und einem fremden Volke Segen ſtreuen,
Stets lebſt Du fort im Herzen Deiner Treuen! —

Zum
neuen Jahre
im Charakter
der erſten Hore.

Jugendlich glühend in freundlicher Schöne
Schweb' ich vor Allen muthwillig hervor,
Und es erſchallen nur wonnige Töne,
Feſtliche Klänge ſie dringen zum Ohr. —
Laſſet das Jubeln! Zu heiliger Weihe
Wendet den weit hinausſchweifenden Blick
Ernſtes und Wichtiges trifft nun die Reihe,
Kehrt darum in Euer Inn'res zurück! —

Denket! ein Jahr iſt nun wieder verſtoben!
Freilich, wir haben ein Neues erlebt;
Doch war das Alte nicht eben zu loben,
Wiſſen wir wohl was dem Dunkel entſchwebt?
Wer kann die Gegenwart jemas wohl halten,
Wird zur Vergangenheit Zukunft nicht bald?
Heute noch ſpottet Ihr lächelnd der Alten,
Morgen — ach ſeyd Ihr ja ſelber ſchon alt. —

Heute blühn Roſen, es prangen die Saaten,
Wonne lacht uns aus den Kelchen rings an,
Doch eh' wir gaukelnd zum Pflücken uns nahten,
Welkten die Blumen — die Wonne zerrann.
Darum in jugendlich frohem Behagen;
Lebet dem Augenblik, der eben iſt,
Heut iſt der Seeligſte von allen Tagen,
Weil Ihr das Morgen nicht habt und nicht wißt.

Wünſcht nicht im dumpfen, verworr'nen Gebrauſe,
Immer nur das was jeglichem fehlt;
Der wünſcht ſich Kröſus Schatz in ſeiner Klauſe,
Jener verhungert bei Kaſten voll Geld;
Der wünſcht ein Weibchen ſein eigen zu nennen,
Jener ſeufzt kläglich: ach wie es mich reut!
Hier wünſcht ein Mädchen: ach möcht' er entbrennen!
Dort eine Andre: ach wär' ich befreit! —

Kennt Ihr das Mährchen wohl von jenem Hute?
Unglück und Kummer nur bracht' er hervor;

Seyd ihr geſättigt vom köſtlichſten Gute,
Wünſchet Ihr Eueren Wunſch von zuvor. —
Wollt Ihr um Glück das Orakel befragen,
Wo denn die Perle, die Köſtliche ruht?
In der Genügſamkeit ſtillem Behagen,
Lieget das ſicher verborgene Gut. —

Nehmet was euch denn die Hore gewähret —
Heiter und freundlich! — o nehmet es hin!
Was Euch die Kommende wieder beſcheeret,
Sey für den Augenblick euer Gewinn! —
Möge, ſo roſig, wie ich Euch entſchwebe,
Kränzend Euch nahen der Schweſtern Verein,
Und Jede geben, was ich Euch hier gebe:
Wonne und Glück ſtets heiter und rein! —

* * *

Der Königin Namenstag.

Dreyſilbige Charade
in 3 Bildern.

Der Erinnerung an den ſchönen Abend des 27.
Januar 1825. geweiht.

Sphynx:

Was im Bilde ſich geſtaltet,
Freundlich, lieblich, zart und ſchön,
Mußte im Moment vergehn,
Blos dem Auge ward's entfaltet;
Doch der Worte klarem Deuten,
Leihet nun den regen Sinn,
Noch einmal gefällig hin. —

Die erſten Beiden:

Ich bin ein Ding, das Allem beigegeben,
Was in der ganzen Welt zu finden iſt;
Verſtorb'ne ſelbſt ruf' ich zurück ins Leben,
Ein jeder Tag mich doppelt in ſich ſchließt.
Ich kann euch auch voll Herrlichkeit umſchweben,
Wie ihr es eben ſaht zu dieſer Friſt;

Ich ſtral' auf Enkel oft der Väter Ruhm
Und bin Geſchlechtern dann ein Heiligthum!

Erſtes Bild.

Welch freundlich Bild! Es naht mit ſanften
Klängen,
Der Genien umkränzte frohe Schaar,
Wie ſie ſo freudiglich herbei ſich drängen,
Wie ſie ſich reihen um den Feſtaltar,
Rings um Gewinde hin zum Opfer hängen,
Doch welche Weih' beginnet? hehr und klar
Entfaltet ſich ein Sternbild unſern Blicken,
Und ſtrahlt auf uns ein namenlos Entzücken!

Dritte Silbe.

Im rauhen Kampf werd' ewig ich geboren,
Doch geh' ich ſtets als Sieger dort hervor;
Ein hehrer Gaſt, gekränzt von jungen Horen,
Führt mich mein Weg durch ein vergoldet Thor;
Wohl hab' ich oftmals dann den Glanz ver-
loren,
Wenn nicht mehr tönt des Haines Sänger
Chor;
Doch ſtets erwacht auf's Neue meine Pracht,
Und übt auf alle Weſen ihre Macht! —

Zweites Bild.

Zwei ſchlanke Thürme ſehe ich erblinken
Im erſten Licht der goldnen Morgenſonnen,
Des Sees Wellen ihre Strahlen trinken,
Die ganze Gegend badet ſich in Wonnen —
Es tönen Glöcklein, bunte Gondeln winken,
Die Hirten zieh'n, die Mägdlein geh'n zum Bronnen,
Der ſchönſte Morgen lacht; Arkadiens Fluren,
Sie zeigten nicht von reinerm Glücke Spuren! —

Das Ganze:

Wer kennt mich nicht, wer hat ſich nicht gefreuet,
Wenn mich zum Daſeyn rief der Sonne Glanz?
Wem wurden nicht ſchon Blumen hingeſtreuet,
Wenn ich erſcheine in der Horen Tanz?
Wenn ſich mein Freudendaſeyn Euch erneuet,
Gab Euch die Liebe, bot Euch Luſt den Kranz!
Ich bin nur Einem — und doch Jedem eigen,
Darf mich alljährlich und doch täglich zeigen!

Drittes Bild:

Vor uns die alte Stadt, aus ihren Thoren
Drängt feſtgeſchmücket ſich der Hauf' hinaus;
Die Glocken tönen feſtlich in die Ohren,
Welch hohe Freude füllt der Bürger Haus?
Ja — Alles ſcheint zu hoher Luſt erkoren,
Es kreiſt der Becher bei dem frohen Schmaus;
Wir ſehn das leichtbewegte, frohe Eilen:
Wer nennet uns das Feſt das Alle theilen? —

⁂

Es iſt Ihr Feſt! der Kön'ginn Namenstag!
So tönt's mit tauſend Stimmen frohbeweget,
Deß freu'n wir uns, welch treuer Baier mag
Die Luſt verſchließen, die in ihm ſich reget;
Froh ſchaut er auf! was auf ihm drückend lag,
Es iſt für dieſe Zeit nun abgeleget;
Ihr Namenstag! ſo jubeln Millionen,
Die in des Baierreiches Gränzen wohnen! —

⁂

Ihr Bildniß iſt's! auf Tauſende hernieder
Strömt Ihrer Segensfülle hohe Kraft!
Was thränenvoll, erfreut durch Sie ſich wieder,
Die welke Blum' erhebet ihren Schaft;
Und ſängen davon alle deutſchen Lieder,
Nicht würd' erſchöpft was Ihre Milde ſchafft!
Glückſeelig iſt die Zeit der ſie erſchienen:
Und Alles huldigt preiſend Karolinen!

Am Namenstage des Königs den 12. October 1824.

(Das herrliche Monument gothiſcher Baukunſt: „Der ſchöne Brunnen" wurde an dieſem Tage nach ſeiner vollſtändigen Wiederherſtellung, den Blicken des Publikums enthüllt.)

Clio tritt auf.

(Das Theater ſtellt einen angenehmen Hain vor; im Hintergrunde ein Tempel, zu dem einige Stufen führen.)

Es ſtralt ein Feſt mit herrlich mächt'gem Scheine,
Hoch über eines Reiches weite Gauen,
Und von der Iſar-Strand bis zu dem Rheine,
Sind fröhliche Geſichter nur zu ſchauen;
Nur eine einz'ge liebende Gemeine
Sieht man der Treue Altar auferbauen,
In jedem Auge glänzen Freudenzähren,
Dies Feſt der Liebe wonnig zu verklären.

Und hinter dickbemooſten, alten Mauern,
Von Thürmen wohlverwahrt aus frühen Zeiten,
Glorreich umgeben von der Vorwelt Schauern,
Wo Mähler ſich aus jedem Stein bereiten,
Dort zeiget ſich den ſinnigen Beſchauern,
Manch Denkmal hingeſchwundner Herrlichkeiten,
Und reger Sinn das Große zu erhalten,
Und inn'ge Liebe Schönes zu geſtalten.

Und jenes Feſt mit Weihe zu begehen,
Und Hochverehrung an den Tag zu legen,
Zu zeigen wie der Weisheit mildes Wehen,
Der holde Frieden bringt der Künſte Segen,
Sieht raſtlos man zum freudigen Erſtehen,
Mit weiſer Leitung viele Hände regen,
Und herrlich ſtrahlet in dem Licht der Sonne,
Das ſchöne Denkmal Allen hier zur Wonne.

Es ſtehe feſt ein ruhig mahnend Bild,
Dem fünf Jahrhunderte die Scheitel zieren,
Es ſchütz' der Ewigkeit demantner Schild,
Es vor der Zeiten nagendem Berühren,
Damit es ewig kräftiglich und mild
Die kommenden Geſchlechter möge rühren:

Mit hohem, gottvertrauendem Gemüthe
Zu pflücken edler Kunſt erhab'ne Blüte!

Schon längſt bewahrt im innern Heiligthume,
Sind jene Namen hoch für ew'ge Zeiten,
Die mit dem unverwelkbar friſchen Ruhme,
Stets von Geſchlechtern zu Geſchlechtern ſchreiten!

(ſie zieht einen Vorhang weg, man ſieht auf einer Tafel, mit Brillantfeuer die Namen: Das edle Brüderpaar der Ruprecht. Schonhofer. *)

Doch ſtreuet eine neue edle Blume
Den friſchen Duft weithin nach allen Seiten,
Es iſt der Muſe Pflicht, die Namen einzuſchreiben
Auf jene Tafeln, welche ewig bleiben!

(ſie ſchreibt die Namen: Reindel, Burgſchmidt, **) dann tritt ſie nach einer Pauſe ganz vor.)

---

*) Die Erbauer des ſchönen Brunnens.

**) Die Wiederherſteller deſſelben.

Doch jenen Namen, den die Lippe ſcheu,
Den Herrlichen! nicht auszuſprechen wagte,
Daß Er uns ſtets im Herzen brennend ſey,
Wer iſt es, der befremdend ſo wol fragte?
Hoch über Sternen ſtralt Er rein und frei,
So hoch — wo noch kein andrer je hinragte!
Ein guter König reicht zur Gottheit hin,
Und ſelbſt die Himmliſchen verehren Ihn! —

(Hier erſchien des Königs Bildniß in Wolken von Genien umkränzt.)

Zur Einleitung und Begrüßung.

(Beim Anfange eines Konzerts.)

Seſtine.

Des Lebens Müh'n und ſorgenvolle Stunden
Vergeſſend, nahn wir dieſem heitern Kreiſe,
Vereinet ſeh'n wir uns durch neue Bande!
Muſik und Redekünſte im Vereine,
Sie nähern ſich mit immer friſchen Kränzen,
Erheiternd und erhebend gleich die Herzen.

Verlangen füllet unbeſtimmt die Herzen,
Wol auszuſchmücken dieſe Abendſtunden;
Ein Jeder will die Zeit der Muße kränzen,
Nach hingebrachten Tag's gewohntem Kreiſe;
Drum wanden wir dem ſchönen Kunſtvereine —
Der hier verſammelt — dieſe neuen Bande.

Denn was verſammelt hier durch ſchöne Bande,
Was fühlt erhoben durch die Kunſt die Herzen,

Wir zählen es vertrauend zum Vereine,
Und weihen ihm mit Liebe unſ're Stunden;
Wir blicken froh umher im weiten Kreiſe:
Was kann das Leben — wie die Kunſt wol — kränzen?

Nicht frevelnd ſtreben wir nach Lorbeerkränzen,
Es gnügen uns die holden Roſenbande,
Zart zu verbinden unſre Freund' im Kreiſe,
Und nach uns hinzuwenden leicht die Herzen! —
So ſtrömet hin, ihr wonnevollen Stunden!
Und rufet uns bald wieder zum Vereine!

Wol viele Kräfte wirken im Vereine,
Drum ſpielen bunte Farben in den Kränzen,
Und Wechſel ſchmückt des Lebens raſche Stunden;
Nicht Langeweile zerr' am eckeln Bande,
Der Töne Macht gewinne ſich die Herzen —
Im harmonienreichen Abend-Kreiſe. —

Daß der Rhapſode in der Hörer Kreiſe
Getrennte Leidenſchaften mild vereine,
Und Weh und Luſt ſich paare in den Herzen,
Laßt uns Caliope, Polymnia kränzen
Sie leihen uns die mächt'gen Zäuberbande,
Für die, den Schweſtern ſonſt geweihten Stunden! — —

Des Lebens Stunden wogen rings im Kreiſe,
Durch roſ'ge Bande hold ſie zu vereinen,
Und ſie zu kränzen, ziemet edeln Herzen. —

Zu

Hanns Sachſens Geburtsfeier

Vor der erſten Abtheilung.

Ihm, der die Kunſt als ſchwachen Säugling wiegte,
Und an die Brüſte holder Phantaſie,
Mit güt'gem Vaterarme ſchmiegte;
Die rauhe Sprache zwang zur Melodie,
Verſtändlich uns die Sagen näher brachte,
Von fremden Völkern bunt gewebt,
Der in des Wiſſens tiefe Schachte,
Beſonnen, klug, doch kühn herniederſchwebt;
Ihm ſey geweiht die frohe Feyer,
Von einer dankerfüllten Schaar,
Der deutſche Kunſt vor Allem theuer,
In dieſer Stadt, die uns Hanns Sachs gebar! —
Dem lieblichſten der Gärten zu vergleichen,
Wo Felſen, Büſche, Blumen zierlich ſtehn,
Wenn milde Lüfte ſie durchſtreichen,
Und Düfte hin und wieder wehn,

Iſt das Gebiet, wo Er den Fittig ſchwinget,
Des Meiſterſängers Melodie,
Einfach und ſtark zu unſern Herzen dringet,
Nicht ſchlüpfrig, ſchnöde Weiſ' entweihte ſie;
Und wie die Sitten, ehrbar, treu und bieder,
So gab ſie uns ſein Lied im Spiegel wieder! —
So ward bey uns die Kunſt — die wir anjetzt noch üben;
Vielfält'gen Herren ward ſie unterthan,
Vom wahren Ziele abwärts oft getrieben,
Lenkt man ſie ſchwer nur hin zur rechten Bahn,
Oft ſchmachtet ſie in fremden Sklavenketten,
Und Kraft allein kann ſie dann nur erretten! —
Uns ſey erlaubt im leichten Spiel zu zeigen,
Die Bahn, die unſre Kunſt zurückgelegt,
Nicht wollen wir die Klippen Euch verſchweigen,
Die brauſend unſer Element bewegt.
So hat es ſich von Zeit zu Zeit geſtaltet,
Und was einſt neu war — ſehen wir veraltet. —
Die Mode iſt's, die noch die Kunſt regiert,
Und alles wechſelt, wo ihr Scepter weilt;
Noch ſeh'n wir uns vom Ziele weit entführet,
Und was gehofft ward, iſt noch nicht ereilt —

Und alle Kämpfe, alles muth'ge Ringen,
Es förderte nicht beſſeres Gelingen!
Doch nicht verzagt, dem aufrichtigen Streben,
Gelang es ſtets die Würd'gen zu erfreu'n,
Und iſt es nicht der höchſte Preis im Leben,
Dem Schönen ſich aus vollem Herzen weih'n?
Denn wer genug gethan den Beßten ſeiner Zeit,
Der hat gelebt für eine Ewigkeit!
Und mit Hanns Sachs, dem Gründer unſrer Bühne
Beginne nun der Reih'n, dem frohen Blick,
Dann zeige ſich wie dem Geſchmack zur Sühne,
Hannswurſt ein Opfer fiel; — o bitteres Geſchick!
Denn was dort ward im frommen Sinn begonnen,
Hat unheilbringend Netze uns geſponnen. — —
— Nun tret' ich ab, die Bilder mögen walten;
Hanns Sachs erſcheint — nehmt ihn gut auf den Alten! — —

Vor der zweiten Abtheilung.

Die goldne Zeit der Kunſt iſt nun vorüber,
Der körn'ge Witz, die Einfalt iſt verbannt,
Empfindeley, nichts gehet uns darüber!
Wird für das Höchſte in der Kunſt erkannt,
Idylliſch träumten ſich die matten Dichter,
Ein Schäfervolk und ähnliches Gelichter!
Statt derber Scherze, fade Ziereregen,
Im ſteifen Ton langweilig ausgekramt,
Dies ſieht man täglich auf der Bühn' erneuen,
Seitdem Hannswurſt zum Feuertod verdammt;
Und Gottſched, Rauber ſind nun jene Helden
Von denen die Theaterzettel melden.
Doch währt's nicht lang, erwachen ſieht man Geiſter,
Die ſich ermannen kräftiglich und kühn,
Die ſich bewähren als erfahrne Meiſter,
Durch deren Werke Glut und Leben ziehn;
Ein Leſſing kommt! — der, anfangs ſchnöd' Verkannte,
Der zur Natur, der ſich zum Leben wandte!
Er bracht' an's Licht was im verborgnen Schachte,

Für Wen'ge nur den ſtillen Glanz geſtreut,
Was ſtolz der Spanier, was der Britte dachte,
Daran ſich jetzt der Deutſche auch erfreut,
Er ſtürzt die Tirannei des fränk'ſchen Götzen,
Kann ſeine Regel kühn aus eig'ner Kraft erſetzen.
Nun werft den Blick auf die Gebilde,
Die ſich in friſchen Farben hier geſtalten,
Zuerſt ein Schäferſpiel, recht zart und milde,
Dann Leſſing! — welch ein großes Walten!
Ein Sprung, als läg' ein Säculum dazwiſchen;
Nichts iſt veraltet bey dem Lebensfriſchen! —
Wie dann zur Rührung wieder ſich gewendet
Die jugendliche Kraft, der friſche Muth,
Wie Kotzebue die Kinder uns geſendet,
Um uns zu machen weich und fromm und gut,
Wie Eh'n zerriſſen, durch der Unſchuld Lallen
Die Schuldigen vereint, laßt Euch gefallen!
Der Vorhang hebet ſich zum zweitenmale,
Ihr ſeht uns in der Schäfer ſtillem Thale. —

Vor der dritten Abtheilung.

Bis zu dem Neuen ſtiegen wir hernieder
Und weh! beklagend müſſen wir's geſtehen;
Das Neueſte iſt wenig nur erfreulich.
Schon wünſchen wir, was wir gehabt, zurück!
Den reichbegabten Kotzebue, der hier,
In bänderreicher Reihe ſtattlich prangt,
Der viel gefehlt, doch immer unterhielt,
Vermiſſen wir ſchon an dem deutſchen Pindus.
Es nimmt ſich Niemand ſo mit Lieb und Eifer
Der nun verwaiſten Bühne an, und was
Von Schnellefördernden geliefert wird,
Es iſt den Nachbarn abgeborgt; verſiegt
So ſcheint es, iſt der Born Erfindungsgabe. —
Zum letztenmale hebt der Vorhang ſich;
Von ihm, den wir genannt, zeig' eine Scene
Sich dem gerührten Herzen; Thränen preßte
Sie an des Irtiſch, an der Seine Strande,
Und wird auch heut nicht ihren Zweck verfehlen.
Zunächſt reih' ſich ein heitres Lebensbild,
So ſind ſie, an; So ſind ſie? — Ach es
ſchwanden

Nicht zwey Decennien, und ſie ſind's ſchon
nicht! —
So waren ſie, kann man das Stück benennen,
Und zum: So ſind ſie! neue Farben miſchen.
So zeuget ſtets im Leben, in der Kunſt,
Die Zeit nur Wandelbares, Unvollkomm'nes! —
Mit heiterm Ernſte wollet uns verlaſſen,
Die Gabe deutend in dem rechten Sinn;
Heut weilten wir im hellen Reich des Luſtſpiels;
Doch wenn Ihr uns, Verehrungswürdige!
Noch einmal hier, begleiten wollt, gedenken,
Wir Euch das Trauerſpiel ſo vorzuführen. —
Der Vorhang hebet ſich; das Bild beginnt zu
walten,
Die Zeit entrollt; das Neue wird zum Alten!

* * *

Die bedeutendsten Theater im Königreich Baiern.

I. Königliches Hoftheater in München.

a) Deutſches Hoftheater.

Vorſtand.

Herr Joh. Nepom. Freyherr von Poißl, königl. Kämmerer, Intendant der königl. Hofmuſik, Ritter des St. Georgi-Ordens, und Commendeur des Großherzoglich-heſſiſchen Haus-Ordens.

Intendanz-Sekretariat: Herr Schießer.

Oekonomie: Herr Georg Braun, Oekonom. Hr. David Steiner, Oekonomie-Offiziant.

Kaſſe: Herr Gottfried Bombard, Hauptkaſſier. Hr. Joh. Dicker, erſter Tageskaſſier. Hr. Nikolaus Schwaiger, zweiter

Tagskaſſier. Joh. Dax, Kaſſediener. 16 Billeteurs.

Regie- und Inſpection.

Vice-Kapellmeiſter und Direktor des königl. Orcheſters: Herr Hartmann Stuntz. Regiſſeur der Oper: Herr Philipp Tochtermann, (mit dem Titel eines Directors.) Regie des Schauſpiels: Herr Ferdinand Eßlair, und Hr. Wilhelm Vespermann Repetitor der Sing-Parthieen: Herr Franz Cramer. Theater-Bibliothekar: Herr Heinrich Eberhardt. Souffleurs: Herr Grimſchütz, und Herr Carl Jäger. Inſpicient: Herr Weinmüller. Theaterdiener: Xav. Schmid, und Martin Hölzmayer. Zwey Wagendiener, zwey Zettelträger.

Haus-Dienſt. Hoftheater-Polizey-Inſpektor; Herr Franz Meiſer.

Hausmeiſter, Nikl. Pichlmayer. Haus- und Feuerwächter: Georg Dietl. Brunnenmeiſter: Joſeph Regele. Zwey Brunnen-Gehülfen. Fünf Beleuchtungs-Diener.

Garderobe. Inſpektorin der Damen-Garderobe: Madame **Reſtaline.** Garderobe-Mädchen: **J. Zeller.** Drey Umkleiderinnen. Garderobier- und Schneidermeiſter der Herren-Garderobe: Hr. Jakob **Kammerknecht.** Vier Garderobe-Gehülfen.

Decoration. Herr Joſ. **Klotz**, und Hr. Michael **Schnitzler**, Landſchaftsmaler. Herr Simon **Quaglio**, und Hr. Georg **Frick**, Architekturmaler. Herr Ferdinand **Schütz**, Maſchiniſt und Theatermeiſter. Zwey Farbenreiber, zwey Polier, ein Schreiner, vierzehen Zimmerleute.

Darſtellendes Kunſtperſonale.

(Nach alphabetiſcher Ordnung.)

Herren.

Herr **Auguſti**, komiſche und launige Rollen im Schauſpiele, und in der Oper. Hr. **Bürchl**, Bediente, launige Burſche, und Nebenparthieen im Schauſpiel, und in der Oper. Hr. **Oertinger**, Intrigants und Alte. Hr. **Eßlair**, erſte Helden, edle Väter, und Charakterrollen. Herr Erhard, Choriſt und Nebenpartheien. Herr Fries, erſte und zweite Baßpartheien, ſpielt auch im Schauſpiel. Herr Hanmüller, erſte und zweite Baßpartheien. Herr Heigel, Greiſe, gutmüthige und launige Alte. Hr. Heilmaier Emil, Nebenrollen im Schauſpiel, und in der Oper. Hr. Heilmaier Herrmann, Nebenrollen im Schauſpiel und in der Oper. Hr. Hölken, erſte Liebhaber und Helden. Hr. Löhle, erſte Tenorpartheien. Hr. Mayer, jugendliche Liebhaber und naive Burſche. Hr. Mittermayer, erſte Tenor- und Baßpartheien; ſpielt auch im Schauſpiel. Herr Moritz, zweite Liebhaber. Herr Mosbauer, Choriſt und Nebenrollen. Hr. Racke, geſetzte Liebhaber- und Anſtandsrollen. Hr. Reinhard, Väter, Charakterrollen, biederherzige und launige Alte. Hr. Schimon, Tenorpartheien. Hr. Spielberger, Alte, und Intrigants. Hr. Staudacher, erſte und zweite Baßpartheien, ſpielt auch im Schauſpiel. Hr. Schwadke, zärtliche und launige Alte. Hr.

Tochtermann, Tenorparthieen, ſpielt auch im Schauſpiel. Hr. Traub, Choriſt und Nebenparthieen im Schauſpiel. Hr. Urban, erſte Liebhaber, Helden, gutherzige und naive Burſche. Hr. Wespermann, im Schauſpiele zärtliche und launige Alte, Charakterrollen, Intrigants- und komiſche Rollen; in der Oper komiſche Väter. Hr. Winkler, Choriſt und Nebenrollen im Schauſpiel.

Damen.

Madam Auguſti, zweite Liebhaberinnen und Kammermädchen. Mad. Carl, erſte tragiſche Liebhaberinnen, auch muntere und naive Mädchen. Mad. Cramer, edle Mütter, komiſche und geſchwätzige Alte. Mad. Fries, erſte Heldinnen, Anſtandsrollen, junge Frauen und Charakterrollen. Mad. Flerx, naive Mädchen, Soubretten im Schauſpiel und in der Oper. Mad. Neumann, zweite und dritte Parthieen in der Oper; im Schauſpiel junge Frauen. Dem. Pesl, zweite und dritte Parthieen in der Oper, naive Mädchen im Schauſpiel. Dem. Pfeiffer, erſte Liebhaberinnen, Heldinnen und Anſtandsrollen. Mad. Reinhard, edle Mütter, Anſtandsrollen und Charakterrollen. Dem. Sigl, erſte und zweite Singpartbieen. Dem. Schechner, erſte und zweite Singpartbieen. Mad. Stentzſch, junge Liebhaberinnen und launige Mädchen. Dem. Stentzſch, junge Liebhaberinnen, und naive Mädchen. Dem. Schlotthauer, erſte und zweite Liebhaberinnen. Mad. Thierbächer, Mütter und komiſche Alte. Mad. Vespermann, erſte Sängerin. Dem. Wanney, erſte und zweite tragiſche Liebhaberinnen. Dem. Weber, Soubretten und Nebenrollen. Acceſſiſtin: Dem. Seebach.

Kinder-Rollen. Die beiden kleinen Schlotthauer.

Chor-Repetitor.

Herr Hofmuſikus Steigenberger, 30 Choriſten, 24 Choriſtinnen, 10 Singknaben. (Bei großen Opern wird die Zahl durch Supernumerairs bis auf 80 vermehrt.)

Ballet und Pantomime.

Ballet- und Pantomimemeiſter: Hr. Fried. Horſchelt. Repetitor: Hr. Alois Schießl.

Solo-Tänzer.

Herr Joſ. Schneider. Hr. Joſ. Lang. Hr. Michael La Roche. Hr. Hofmann der ält. Hr. Hofmann der j. Hr. Radler. Hr. Baptiſt Thoms.

Solo-Tänzerinnen.

Madam Auguſti. Dem. Horſchelt. Mad. Horſchelt. Dem. Kröll. Dem. Kath. Petri. Dem. Nanette Petri. Dem. Spengruber. Dem. Babette Thoms. Dem. Angeoletta Mayer.

Kinder. Jeanette Balogh. Louiſe Koſtelzky. Fanny Scherzer.

Tanzſchule. Herr Schneider, Lehrer. 24 Schüler. 30 Schülerinnen.

b) Italieniſches Hoftheater.

Intendanz.

Herr Joh. Nepom. Freyherr von Poißl, königl. Kämmerer u. ſ. w.

Adminiſtration.

Oekonom und Rechnungs-Führer: Herr J. Bertle. Caſſier: Hr. Nikl. Schwaiger. Aktuar: Hr. J. M. Fritſchner.

Regiſſeur: Herr Cesar Massa.

Maestri. Herr Joh. Kaſp. Aiblinger. Hr. J. Pedri.

Orcheſter-Direkter.

Herr J. Moralt, königl. Konzertmeiſter.

Sänger.

Sig. Depaoli Cesare Giusti. Sig. Grazioli Giuseppe. Sig. Pelegrini Giulio. Sig. Rubini Giacomo, königl. Hofſänger. Sig. Ranfagna Angelo. Sig. Santini Vincenzo, königl. Hofſänger. Sig. Secchi Luigi. Sig. Trezzini Carlo. Sig. De Vecchi Francesco, königl. Hofſänger.

Sängerinnen.

Sigra. **Cardani** Annetta. Sigra. **Casagli** Giustina. Sigra. **Depaoli** Magdalena. Sigra. **Lalande** Meric. Sigra. **Pellegrini** Clementina, königl. Hofſängerin. Sigra. **Schechner** Annetta, königl. Hofſängerin. Sigra. **De Vecchi** Giovannina.

Chor.

Chordirigent: Herr Anton **Schröſl**, kön. Hofſänger und Kapellmeiſter in der Metropolitankirche. Chorrepetitor: Herr Emanuel **Laſſer**, K. Hofſänger. 12 **Choriſten**. 8 **Choriſtinnen**.

Acceſſiſtinnen: Dem. Aug. **Schwab**. Dem. **Kolb**. Dem. **Reifenſtuhl**. Dem. **Rößner**. Dem. Amalia **Henſel**.

Architect: Herr J. **Quaglio**, Mitglied des Civil-Verdienſt-Ordens.

Inſpicient: Herr Max **Hubmann**.

Soufleur: Herr Luigi **Volta**.

Ein Theaterdiener; ein Theaterpolier; Garderobier- und Schneidermeiſter: Herr Leopol **Heinrich**.

Theaterfriſeur: Herr **Birnböck**.

Theaterheitzer.

Theaterſchuhmacher.

c) Königliche Hof-Muſik.

Intendanten.

I. Herr Sigismund Freyherr von **Rumling**, königl. Kämmerer, geheimer Rath und Joh. Ord. Ritter.

II. Herr Johann Nepom. Freyherr von **Poißl**, königl. Kämmerer u. ſ. w.

Intendanz-Sekretariat.

Herr Heinrich von **Spengel**, königl Oekonomie Rath und Ritter des Civil-Verdienſt-Ordens.

Vokal-Muſik.

Kapellmeiſter: Herr Paul **Grua** Herr Peter von **Winter**, Ritter des Civil-Verdienſt-Ordens Hr. Felix **Blangini**

Vice-Kapellmeiſter: Herr Joſ Hartmann **Stuntz**.

Kammermuſiker: Herr Sebaſtian Bopp. Hr. Alois Schmidt.

Kammerſänger: Herr Johann Baptiſt Velutti.

Sängerinnen.

Sopraniſtinnen. Madam Maria Anna Reger. Mad. Maria Anna Haas. Mad. Catharina Winter. Mad. Conſtanza de Vecchi. Mad. Roſina Grazioli. Mad. Carolina Schönche. Mlle. Joſepha Reger. Mad. Clara Vespermann. Mad. Joſ. Eckner. Mll. Luiſe Schweizer. Mlle. Luiſe Schechner. Mlle. Luiſe Sigl. Kontra-Altiſtinnen: Madam Regina Lang. Mad. Crescentia Mauermaier. Mad. Joſ. Santini. Mad. Clementina Pellegrini. Mlle. Nannette Pesl. Singmeiſterin: Madam Dorothea Güthe.

Sänger.

Tenoriſten: Herr Benedikt Schack. Hr. Philipp Tochtermann. Hr. Anton Brizzi. Hr. Mathias Sedlmayer. Hr.

Jakob Rubini. Hr. Franz Xaver Löhle. Hr. Emanuel Laſſer. Hr. Ludwig Schönche. Hr. Franz de Vecchi. Baſſiſten: Herr Joſeph Leoni. Hr. Alois Muck. Hr. Joſ. Hanmiller. Hr. Joſ. Staudacher. Hr. Alois Sedlmayer. Hr. Vincenzo Santini. Organiſten: Herr Johann Nepomuck Kalcher. Hr. Joſ. Grätz, zugleich Claviermeiſter. Hr. Georg Stadler.

Inſtrumental-Muſik.

Director.

Herr Ferdinand Fränzl.

Conzert-Meiſter.

Herr Joſeph Moralt.

Violiniſten: Herr Johann Baptiſt Geiger. Hr. Joſeph Leopold Holzbauer. Hr. Franz Wilhelm Schemenauer. Hr. Joh. Baptiſt Moralt. Hr. Ludwig Rupert. Hr. Michael Schönche. Hr. Theobald Lang. Hr. Peter Brochard. Hr. Joſeph Baumüller. Hr. Carl Neuner. Hr Ludwig Janſon. Hr. Joſ. Held. Hr. Joſ. Ludwig Seligmann. Hr. Carl Geiger. Hr. Emanuel Schülein, Hr. Wilhelm Freuen. Hr. Friedrich Stahl. Hr. Carl Mayer. Hr. Peter Schönche Hr. Georg Hospedsky Hr. Johann Baptiſt Schweitzer. Hr. Johann Nep. Cavallo. Hr. Thomas Täglichsbeck. Hr. Bernhard Molique. Hr. Karl Eichheim. Hr. Georg Mühlauer. Hr. Johann Nep. Haßlinger. Bratſchiſten. Herr Kaſpar Rammlo. Hr. Anton Dangl. Hr. Georg Schinn. Hr. Joſ. Friedel. Hr. Karl Reindl. Herr Alois Fichtl. Violoncelliſten: Herr Philipp Moralt. Hr. Phil. Röth. Hr. Karl Schönche. Hr. Ignatz Sigl. Hr. Erneſt Jäger. Hr. Joſ. Lidl. Contrabaſſiſten: Herr Franz Xav. Pater. Hr. Thaddäus Karl Antretter. Hr. Anton Weidenziller. Hr. Joſ. Steigenberger. Hr. Carl Moralt. Hr. Kaſp. Kolb. Flautiſten: Herr Karl Metzger. Hr, Franz Crammer. Hr. Joh. Nep. Capeller. Hr.

Alois Keßler. Hr. Joſ Metzger. Hr. Theobald Böhm. Oboiſten: Herr Wilhelm Legrand. Hr. Anton Fladt. Hr. Fr Xav. Jägerhuber. Hr. Joh. Bapt. Beutler. Hr. Adam Wermuth. Clarinettiſten: Herr Georg Werle. Hr. Heinrich Bärmann. Hr. Wilhelm Schönche. Hr. Sebaſt. Werle. Hr. Joſeph Faubel. Hr. Karl Held. Hr. Ludwig Schülein. Fagottiſten: Herr Franz Lang. Hr. Fried. Brandt. Hr. Simon Lintner. Hr. Anton Romberg. Hr. Joſ. Wermuth. Waldborniſten: Herr Anton Böck. Hr. Joſ. Jakobi. Hr. Carl Fränzl. Hr. Sebaſt. Rauch. Hr. Joſ. Schönche. Hr. Jakob Seebach. Poſauniſt: Herr Joſeph Ominger. Harfeniſt: Herr Michael Koller.

Buchhalter: Herr Mathias Sedlmayer.

Copiſt: Herr Joh. Cramer.

Mechaniſcher Hofklaviermacher: Herr Johann Ludwig Dulken.

Clavier-Stimmer: Herr Conrad Mertz.

Calcanten: Hr. Martin Lindmaier. Hr. Anton Moralt.

II. Königl. Theater am Iſarthor.

Direction:

Der königl. Hof-Schauſpieler, Herr Carl, Director.

Theater-Dichter und Geſchäfts-Führer: Herr Cäſar Max Heigel.

Ein Kopiſt.

Kaſſier- und Material-Inſpektor: Herr Held.

Actuar: Herr von Staël.

Bibliothekar: Herr Holzapfel.

Regiſſeur: Herr Haag.

Erſter Inſpicient: Herr Franke, Zweiter Inſpicient: Herr Schneider.

Darſtellendes Kunſt-Perſonale.

(Nach alphabetiſcher Ordnung.)

Herren.

Herr **Allmann**, gutmüthige Alte, zweite Intrigants, Juden. Hr. **Deſſoir**, edle Väter und Charakter-Rollen. Hr. **Franke**, (erſter Inſpicient) Alte und Karrikatur-Rollen. Hr. **Gemmerler**, Nebenrollen. Hr. **Haag**, (Regiſſeur) launige Alte, Greiſe und chargirte Rollen. Hr. **Heigel**, ernſte und launige Väter, Charakter-Rollen, ältere Helden und komiſche Rollen. Herr **Holzapfel**, Rollen in der Lokal-Poſſe-Karrikaturen, (zugleich Souffleur.) Hr. **Karl**, Charakter-Rollen im Schau- und Luſtſpiele, Chevaliers und Bonvivants, erſter Komiker in der Lokal-Poſſe. Hr. **Kohrs**, gutherzige, polternde Alte im Schauſpiel, und die erſten komiſchen Alten im Luſtſpiel. Hr. **Leißring**, geſetzte Liebhaber und Anſtands-Rollen. Hr. **Neukäufler**, Greiſe, und alte Diener. Hr. **Polka**, Dümmlinge, komiſche Rollen in der Local-Poſſe und im Singſpiel. Hr. **Remmert**, erſte Liebhaber und jugendliche Helden, Charakter-Rollen und erſte Intrigants. Hr. Schneider, (zweiter Inſpicient) Neben-Rollen. Hr. Zachiſtal, ſingt Bariton im Singſpiel. Sechs Choriſten.

Damen.

Madame Flerx*, chargirte Alte, und jugendliche komiſche Rollen in der Local Poſſe und im Singſpiele. Dem. Hartmann, Nebenrollen. Mad. Holzapfel, zärtliche Mütter, Anſtands-Rollen, und Rollen in der Local-Poſſe. Mad. Carl*, erſte Liebhaberin, Charakter-Rollen und junge Frauen im Luſtſpiele. Dem. Kraft, Nebenrollen. Mad. Leißring, ernſte und komiſche Mütter, Koketten. Dem. Leißring, junge Liebhaberinnen und naive Mädchen, im Schau- und Singſpiele Mad. Remmert, edle Mütter und Anſtands-Rollen. Dem. Rionde, Nebenrollen. Dem. Schlotthauer*, erſte Liebhaberinnen und junge Frauen,

---

Anmerkung. Die mit * bezeichneten Mitglieder ſind bei dem königl. Hoftheater angeſtellt, und haben die Erlaubniß, bei dem königl Theater an dem Iſarthore mitwirken zu dürfen.

im Schau- und Luſtſpiele. Dem. Schremmer, Nebenrollen. Dem. Steiner, zweite Liebhaberinnen, Soubretten und naive Rollen in der Lokal-Poſſe.

Darſtellende Kinder.

Haag, Holzapfel, Ring.

Acceſſiſten. *)

Herren.

Herr Bouſché. Hr. Dor. Hr. Düval. Hr. Eberle. Hr. Ehrenſtein. Hr. Juſtian. Hr Kaſtell. Hr. Maier. Hr. Mang. Hr. Reibold. Hr. Ludw. Schmidt.

Damen.

Dem. Rauſch. Dem. Scheidauf. Dem. Schweiger.

Muſik-Direktor.

Der königl. Hofmuſikus: Herr Röth.

Das Orcheſter beſteht aus 29 Muſikern.

---

*) Individuen, welche ſich dem Theater widmen, und zur Zeit noch keinen Gehalt beziehen.

Decorations-Perſonale.

Theatermaler: Herr Purnikel.

Zwey Farbenreiber.

Maſchinen- und Theater-Meiſter: Herr Sußbauer.

7 Theater-Zimmerleute.

Garderobe-Perſonale.

Garderobier: Herr Storat.

Theater-Schneider: Hr. Reichelt.

Vier Gehülfen.

Damen-Ankleiderinnen: Frau Eliſabetha Storat, und Magdalena Schroff.

Theater-Friſeur: Herr Birnböck.

Ein Gehülfe.

Beleuchtungs-Perſonale.

2 Oelbeleuchter.

3 Unſchlittbeleuchter.

Dienendes Perſonale.

1 Hausmeiſter und Heitzer. 1 Requiſiteur. 1 Theaterdiener. 1 Statiſten-Aufſeher. 3 Zettelträger. 4 Logenmeiſter. 8 Billeteurs. 2 Feuerwächter.

III. Königl. National-Theater in Augsburg.

Herr Joſeph **Schemenauer**, Direktor und Unternehmer.

,, **Maurer**, Muſik Direktor.

,, **Roland**, Regiſſeur.

,, Engelbert **Mayer**, Soufleur.

Darſtellende Künſtler.

Dem. **Ebner**. Dem. **Hahn**. Dem. **Kraus**. Mad. **Maurer**. Dem. **Roland**. Mad. **Schemenauer**. Dem. **Stühler**. Dem. **Teichmann**. Mad. **Witz**. Mad. **Wieſer**. Dem. Amalia **Wagner**. Dem. Wilhelmine **Wagner**.

Herr **Böhmert**. Hr. **Engelbrecht**. Hr. **Miedke**. Hr. **Roland**. Hr. **Schemenauer**. Hr. **Schulz**. Hr. **Schubert**. Hr. **Strobel**. Hr. **Werth**. Hr. **Wieſer**. Hr. **Witz**. Hr. **Wagner**.

Kinder-Rollen.

Wilhelmine **Wieſer**. Joſepha **Bux**.

Uebriges zum Theater gehörige Perſonal.

Garderobier: Herr Baier. Theater-Kaſſier: Hr Macceri. Controliſtin: Frau Schoch. Maſchiniſt: Hr. Mayer. Decorateur: Hr. Heinrich Theaterfriſeur: Hr Tauſcher. Zwey Theater-Gehülfen. Ein Beleuchtungs-Diener. Drei Logenmeiſter. Vier Billeteurs. Zettelträgerin: Frau Huber. Ein Theater-Diener. Requiſiten-Meiſterin: Frau Henrici. — Ein Portier: Hin. Ein Calicant.

Abgegangen ſind von der Geſellſchaft.

Herr Eugen. Hr. Heigel. Hr. Lagler. Dem. Löw. Hr Neumayer. Mad. Roland (geſtorben). Hr. und Mad. Scharrer. — Hr. Schmiedel. — Hr. Vetter. Hr. Weyl. — Dem. Weidner. — Hr. und Mad. Vollbrecht.

Verzeichniß

der ſeit dem 1. Jänner 1824. aufgeführten neuen Stücke und Opern.

Viola, oder die Bräutigams Verſchau. Romantiſches Gedicht in 5 Akten, von Frh v. Auffenberg.

Heimburg und Maria. Luſtſp. in 5 Akten, von C. F. Bretzner.

Der Triumph des Vaterherzens. Oper in 2 Akten, von W. Vogel. Muſik vom großherzoglich badiſchen Muſik-Direktor Brandl.

Baierns Huldigung. Ein allegoriſches Feſt-Spiel mit Geſang und Tanz, von Freih. von Eckhoffen Muſik vom Muſik-Direktor Lagler. Hierauf: Titus der Gütige. Op. in 2 Akten, Muſik von Mozart.

Albert der Bär, oder die Weiber von Weinsberg. Lſtſp mit Geſang in 4 A. von Joſeph Aloys Gleich.

Correggio, Schſp. in 4 Akten, von Oehlenſchläger.

Nathan der Weiſe Schſp. in 5 Akten, von Gotthold Ephraim Leſſing.

Das Morgenſtündchen. Luſtſp. in 1 Akt, von Friedrich Kind.

Der Verkannte, oder die Scharfenecker. Nebſt dem dazu gehörigen Vorſpiel: **Die wilde Jagd.** Von K. F. Weidmann.

Bruder Moritz der Sonderling, oder die Kolonie für die Pelew-Inſeln. Luſtſp. in 3 Akt, von Auguſt v. Kotzebue.

Eliſabeth, Königin von England. Heroiſche Op. in 2 Akt, nach dem Italiäniſchen bearbeitet. Muſik vom Kapellmeiſter Joachim Roſſini.

Albrecht der Streitbare, Landgraf von Thüringen. Ritter-Schſp. in 4 Akt, von M. Stegmayr.

Der falſche Schlüßel. Schſp. in 3 Akt, nach Frederic und Laqueyrie, von Wilhelm Vogel.

Die Engländerin. — Die Reiſe nach Amerika. — Der Traum. Luſtſpiele in 1 Akte, von Johanna Franul von Weiſſenthurn.

Das Wunder am Kreutz, oder Euſebio der Sohn des Waldes. Schſp. in 4 Akt, aus dem Spaniſchen nach Calderon frei bearbeitet von Franz von Holbein

Wladimir, Fürſt von Nowogrod. Hiſteriſche Op. in 3 A. von M. Stegmayer. Muſik von G. B. Bierey.

Die Entführung. Lſtſp. in 4 Akten, von Jünger.

Der Stadttag zu Krähwinkel. Luſtſpiel in 5 Akten, von J. v. Plötz.

Die Neugierigen Luſtſp. in 3 Akten, frey nach dem Italieniſchen von Schmid.

Die Seelenwanderung, oder der Schauſpieler wider Willen auf eine andere Manier. Luſtſp. in 1 Akt, von A. v. Kotzebue.

Clotilde, das Mädchen ohne Zunge. Melodrama in 3 Akten.

Das Hotel von Wiburg, oder der Wollmarkt. Luſtſp. in 4 A. von Heinrich Clauren.

Natur und Adelſtand. Schſp. in 4 Akten, nach Bretzner, neu für die Bühne bearbeitet von W. Urban.

Clavigo. Trſp. in 5 A. von J W v. Göthe.

Der Kaufmann von Venedig. Schſp. in 4 A. nach Shackesſpear, von Schlegel.

Die Theilung der Erde. Lſtſp. v. Schmidt.

Staberls Reiſe-Abenteuer in München und Augsburg. Lokal-Poſſe, mit Geſang in 2 Akt, von Direktor Carl.

Scheinverdienſt. Schauſp. in 5 Akt, von Auguſt Wilhelm Iffland.

Das öffentliche Geheimniß. Luſtſp. in 4 Akt, nach Calderon.

Ein Uhr, oder der Zauberbund. Melodram in 3 Akt, nach einem Volksmährchen, aus dem Engliſchen des Lewis.

Regulus, der Befreier Roms. Schſp. in 5 Akt, von Collin.

Emmy Robſart. Schauſp. in 5 Akt, nach Walter Scott von Lembert.

Herrmann und Dorothea, von Töpfer.

IV. K. National-Theater in Regensburg.

Director.

Herr Michael Fackler.

Regiſſeur.

Herr Carl Böttiger.

Herren.

Herr Blankenſtein. Hr. Brentano. Hr. Eck. Hr. Fiſcher. Hr. Hißerich. Hr. Lauber. Hr. Neumayer. Hr. Richetti. Hr. Rollberg. Hr. Schäffer. Hr. Stengel. Hr. Walter.

Damen.

Mad. Fackler. Dem. Fiſcher. Mad. Lanius. Dem. Lanius. Mad. Lauber. Dem. Lauber. Mad. Neumayer. Mad. Richetti. Dem. Schlotthauer.

Kinder-Rollen.

Amalie Lanius. Marie Lauber. Nannette Richetti. Anton Richetti.

Muſikdirektor: Hr. Veit.

Garderobier: Hr. Huber.

Theatermeiſter: Hr. Kümmel.

Friſeur: Hr. Zeidler.

Caſſier: Hr. Meißner.

Souffleur: Hr. Schleicher.

Abgegangen ſind:

a) mit Herrn Direktor Müller und Frau:

Hr. Berg. Hr. und Mad. Binſt. Hr. Carl. Hr. Otto. Hr. Schäfer. Dem. Hanſing. Hr. Schmidt.

b) unter der Direktion des Herrn Fackler:

Dem. Wagner. Hr. Heil. Hr. Kreidl. Hr. Garderob. Greß. Hr. Schütz. Dem. Neß. Hr. und Mad. Leſer. Hr. und Mad. Honeſta. Hr. und Mad. Knoll. Hr. Hatſcher. Dem. Lemle. Hr. Weckerle. Dem. Dötſchel. Hr. und Mad. Geyer.

Verzeichniß

der ſeit dem 1. Januar 1824. aufgeführten neuen Stücke und Opern.

Das Gaſthaus zur goldnen Sonne. L. in 4 Akt.
Die Frankfurter Meſſe. Poſſe in 2 A.
Philippo und Antonio. S. in 5 A.
Eliſabeth. Op. in 2 A.
Der ſchwarze Fritz. S. in 5 A.
Der Waldgeiſt. S. in 4 A.

Salvatore. S. in 5 A.

Wendelin von Höllenſtein. O. in 3 A.

Das Epigram, L. in 4 A.

Sargin, O. in 2 A.

Der Fürſt und der Bürger. S. in 3 A.

Der nobilitirte Schuſter. P. in 3 A.

Die Flucht nach dem Schloſſe Kenilworth. S. in 5 A.

Der Luſtſpieldichter auf dem Lande. L. in 1 A.

Der Männerſpiegel. L. in 1 A.

Der noble Hafnermeiſter und der grobe Fleckſieder. L in 5 A.

Armida. Op. in 3 A.

Der Blinde, oder Branko von Wolfenbüttel. S. in 4 A.

Der Hypochondriſt. S. in 5 A.

Die wilde Jagd. S. in 1 Akt, und Die Scharfenecker. S. in 4 A.

Der Wollmarkt. L. in 4 A.

Die Albaneſerin. T. in 5 A.

Der falſche Schlüßel. Dr. in 3 A.

Eduard und Chriſtine. O. in 2 A.

Ferdinand der Zweite. S. in 5 A.

Aline, oder Regensburg in einem andern Welttheile. Op. in 3 A.

Die Theilung der Erde. L. in 3 A.

V. Königl. National-Theater in Bamberg.

Perſonalſtand.

Direktor: Hr. **Johann Weinmüller.**

Regiſſeur der Oper: Hr. **Dennerlein.**

Muſikdirektor: Hr. **Herger..**

Soufleur: Hr. Fritz Lorenz.

Schauſpieler und Sänger.

Nach alphabetiſcher Ordnung.

Hr. **Böhme** Hr. **Dennerlein.** Hr. **Geißler.** Hr. **Hertl.** Hr. **Heſſe.** Hr. **Kneuer.** Hr. **Lenhard.** Hr. **Marder.** Hr. **Mühldorfer.** Hr. **Pfeil.** Hr. **Schellerer.** Hr. **Stein.** Hr. **Zettler.**

Schauſpieler- und Sängerinnen.

Mad. **Geißler.** Dem. **Giebel.** Mad. **Hertl.** Dem. **Hoffmann.** Mad. **Kneuer.**

Dem. Röck. Dem. Landner. Dem. Kleine. Dem. Pfeil. Mad. Seitz. Mad. Stein. Dem. Zettler d. ä. Dem. Zettler d. j.

Friſeur: Hr. Kraisling.

Garderobier: Hr. Pühringer. Hr. Schlotthauer.

Theatermeiſter: Hans Wolf.

Theaterdiener: Rasp.

Abgegangene

Schauſpieler und Schauſpielerinnen.

Hr. Heß. Hr. Zängel. Mad. Trahndorf.

Gaſt: Hr. Kürzinger, ehemals Direktor des königl. Hoftheaters in München.

Verzeichniß

der aufgeführten Opern und Stücke.

Den 8. Oktober wurde die Bühne eröffnet mit: einer Antrittsrede, geſprochen von Mad. Seitz. — Dann: der Wollmarkt, Lſtſp. in 4 A. von Clauren.

König Lear, Trſp. in 5 A.

Hermann und Dorothea, idylliſches Familien-Gemälde in 4 A. von Carl Töpfer.

Precioſa, Schauſpiel in 4 Akt, von Wolff.

Die Tochter Pharaonis, Lſtſp. in 1 Akt, von Kotzebue.

Blind geladen, Poſſe in 1 Akt, v. Kotzebue.

Sargino, Op. in 2 A. von Pär.

Cäſario, L. in 5 A. von Wolff.

Die Schweizerfamilie, Oper in 3 A. von Weigl.

Albrecht der Streitbare, Schſp. in 4 A. von Stegmeyer.

Adelheid von Burgau, Schſp. in 4 A. von Weiſſenthurn.

Das Doppel-Duell, Lſtſp. in 5 A. von Clauren.

Das Schloß von Montenero, Op. in 3 A. von d'Allayrac.

Der Tyroler-Waſtel, Op. in 3 A. von Haibel.

Die Jungfrau von Orleans, Prolog v. Schiller.

Verlegenheit und Liſt, Lſtſp. in 3 A. v. Kotzebue.

Band und Halstuch, Lſtſp. in 1 A. von Thienemann.

Eginhard und Emma, Schſp. in 5 A. von Kratter.

Die Belagerung von Solothurn, Dr. in 2 A. von Weidmann.

Der Magnetismus, Luſtſp. in 1 Akt, von Iffland.

Der Blinde, Ritterſch. in 4 A. von Vogel.

Der Bräutigam aus Mexico, Lſtſp. in 5 A. von Clauren.

Der falſche Schlüſſel, Drama in 3 A. von Vogl.

Der Dorfbarbier, O. in 2 A. von Schenk.

Ein Mann hilft dem andern, Lſtſp. in 1 A. von Weiſſenthurn.

Der Vorpoſten, Sch. in 5 A. von Clauren.

Die Ahnfrau, Trſp. in 5 A. v. Grillparzer.

Der Kiffhäuſer Berg, Oper in 2 Akten von Stein.

Die eiferſüchtige Frau, Luſtſp. in 2 A. von Kotzebue.

Das Gaſthaus zur goldenen Sonne, Lſtſp. in 4 A. von Clauren.

Fridolin, Sch. in 5 A. von Hollbein.

Die Grafen v. Hals, Schſp. in 5 A. von Hubert.

Der Fleiſchhauer von Oedenburg, P. in 3 A.

Der Freiſchütz, Oper in 3 A. von Weber.

Die Räuber auf Maria Culm, Schſp. in 5 A von Cuno.

Tancred, Oper in 2 A. von Roſſini.

Der Wittwer, Luſtſp. in 1 Akt, von Deinhardſtein.

Don Juan, Oper in 2 A. von Mozart.

Der Kaufmann von Venedig, Sch. in 5 A. nach Shakespear, von Schlegel.

Der Fackeljunge von Cremona, Sch. in 4 A.

Maria von Wolfenſtein, die Schweſtergattin, Drama in 5 A. von Fritz Lorenz.

Der goldne Schlüſſel, Pantomime von Herrn Lewin.

Der Verräther, Lſtſp. in 1 A. v. Hollbein.

VI. Königl. National-Theater zu Würzburg.

Unternehmer und Intendant.

Herr Baron v. Münchhauſen.

Regiſſeurs: Herr Ball und Geyer.

Inſpizient: Hr. Chriſt. Müller.

Oekonomieverwalter: Hr. Koppel.

Caſſier: Hr. Weinmann.

Caſſacontrolleur: Hr. Müller.

Garderobier: Hr. Storch.

Friſeurs: Hr. Egger. Hr. Schwink.

Theatermaler: Hr. Mollier.

Maſchiniſt und Theatermeiſter: Hr. Eitelbach. Hr. Weber.

Requiſiteur und Zettelträger: Hr. Beck. Hr. Kraus.

Beleuchter: Hr Geiſt.

Theaterdiener: Daniel Dörflein.

Soufleur: Hr. Pellkofen.

Gegenwärtiger Perſonalſtand nach alphabetiſcher Ordnung.

Herren.

Herr Ball. Hr. Baſſen. Hr. Bechtold. Hr. Beogers. Hr. Geyer. Hr. Hatſcher. Hr. Heinzelmann. Hr. Leitner. Hr. Mollier. Hr. Fried. Müller. Hr. Chriſt. Müller. Hr. Rottmeier. Hr. Scholz. Hr. Sterk. Hr. Wohlgemuth.

Damen.

Dem. Bauer. Mad. Geyer. Dem. Hübſch. Mad. Kroſeck. Mad. Müller. Mad. Pellkofen. Mad. Scholz. Dem. Scholz. Mad. Wohlgemuth.

Kinderrollen.

Sabina Breitſchwerdt.

Herren vom Chor.

Hr. Kubitz. Hr. Raab. Hr. Schubert. Hr. Urſpruch. Hr. Vogler. Hr. Wirth. Hr. Zeller.

Damen vom Chor.

Mad. Funke. Dem. Hübſch. Dem. Ringelmann. Dem. Sorg.

Gaſtrollen haben gegeben:

Mad. Föppel vom Düſſeldorfer Theater. **Mad. Traundorf** vom Nürnberger Theater. **Hr. Fehringer** vom Theater am Iſar-Thore in München.

Das Orcheſter beſteht aus 25 Perſonen, unter Leitung des Herrn Konzertmeiſters und Muſik-Direktors **Dittmeier.**

Verzeichniß
der ſeit dem Oktober gegebenen neuen Stücke und Opern.

Nein, Luſtſp. in 1 Akt, von Barnekow.

Der Wollmarkt, Luſtſp. in 4 Akten von Clauren.

Die beiden Galeeren-Sklaven, Drama in 3 Akten von Theod. Hell.

Der Bräutigam aus Meriko, Schſp in 5 Akten, von Clauren.

VII. Theater zu Nürnberg.

a. Direction.

Frau Marianne von Trentinaglia, Directorin und Unternehmerin.

Regiſſeur des Schauſpiels und Theaterſecretaire: Hr. Auguſt Lewald.

Regiſſeur der Oper: Hr. Anton Huber.

b. Darſtellende Künſtler in alphabetiſcher Ordnung.

1. Herren.

Hr. **Bonhack**, erſte Tenorparthieen, geſetzte Rollen im Schauſpiel. Hr. **Bürchl**, erſte Baßparthieen, Väter. Hr. **Frank**, zweite Baßparthieen, alte Diener. Hr. **Gerſtel**, chargirte Rollen und Tänzer. Hr **Hahn**, Väter und Intrigants, auch komiſche Alte, kleine Parthieen im Singſpiel. Hr. **Huber**, hoch- und niederig komiſche Parthieen, und Tenorbuffons. Hr. **Kleining**, Liebhaber und Naturburſche, wie auch Tänzer. Hr. **Korner**, erſte Helden und Liebhaber. Hr. **Köhler**, jugendliche

Liebhaber und Helden Hr. Maier, untergeordnete Rollen und 2ter Tenor. Hr. Schäfer, Väter, Greiſe, dabei Tänzer. Hr. Werner, Väter und Intrigants, auch Karrikaturen in den Wiener Localpoſſen. Hr. Wanderer, Tenorparthieen. Hr. Pfiſter, Hr. Kob, Hr. Schwer, Hr. Wehefritz, Nebenrollen u. Chor.

2. Damen.

Mad. Bonhack, komiſche Mütter in der Oper. Mad. Gerſtel, Solotänzerin, ſingt Chor. Dem. Giebel, Chor und Nebenparthieen. Mad. Hahn, komiſche und chargirte Mütter, kokette Weiber. Mad. Lai, Mütter und Koketten. Mad. Roiſten, Altparthieen. Dem. Roiſten d. ält. junge Liebhaberinnen und zweite Sängerin. Dem. Roiſten d. jüng. ganz jugendliche Parthieen in Oper und Schauſpiel. Dem. Ringelmann, Soubretten und Liebhaberinnen. Mad. Schäffer, Heldinnen und Frauen, auch Tänzerin. Frau Directorin von Trentinaglia, Königinnen und erſte tragiſche Mütter. Dem. Wagner, Soubretten und naive Rollen. Dem. Wild, erſte Liebhaberinnen und naive Rollen.

Abgegangen.

Dem. Frühwirth, Sängerin.

c. Muſik.

Hr. Muſikdirektor Georg und ein aus 24 Mitgliedern beſtehendes Orcheſter, daß durch 6 Supernumenärs verſtärkt wird.

d. Decoration und Beleuchtung.

Hr. Mühldorfer, Maler und Maſchiniſt nebſt 5 Theater-Zimmerleuten. Hr. Diſtelbarth, Blech- und Harniſchſchmidt und Beleuchtungs-Aufſeher mit 3 Gehülfen.

e. Garderobe.

Hr. Weikert und Sohn.

f. Kaſſa.

Hr. Förch, Kaſſier. 2 Billeteurs und 1 Logenmeiſterin.

Ferner:

Ein Kopiſt. Ein Portier. Ein Theaterdiener und Requiſiteur. 2 Zettelträger.

Seit dem 1. Januar 1824. bis zum 1. April 1825. waren folgende Stücke neu, oder völlig neueinſtudirt.

Der Unſchuldige muß viel leiden, von Hell, gefiel. Fürſt Blaubart, Schauſpiel v. Lewald. Heute wie vor 500 Jahren, Luſtſp. v. Vogel. Die Pilgerinnen, Feſtſpiel von C. M. Heigel. Die diebiſche Elſter, Oper v. Roſſini. Der Stadttag zu Krähwinkel, Lſtſp. v. Plötz. Die Königseiche, Vorſpiel von Lewald, gefiel ſehr. Fr. v. Trentinaglia wurde gerufen. Romeo und Julie. Wahrheit und Lüge, Lſtſp. v. Coſmar. Emmy Robſart, nach Scott v. Lembert, gefiel ſehr. Bär und Baſſa. Der Nachtwandler. Die Schuld, Hr. Korner trat zum Erſtenmal auf. Alle wurden gerufen. Die vergeſſene Schildwache, Luſtſp. v. Thumb. Fürſt und Bürger, v. Houwald. Das Kätchen von Heilbronn, Dem Wild von München, trat als Mitglied zum Erſtenmale auf und wurde gerufen. Signora Katalani in Krähwinkel, Hr. Stein den Luſtig, ſprach nicht an. Der Geiſt auf dem Schloßzwinger, mißfiel. Albrecht Dürer, Vorſpiel von Lewald, gefiel ſehr. Correggio. Ludwig der Baier, v. Chriſtoph Freiherrn von Aretin. Prezioſa, gefiel ſehr. Die beiden Philibert. Der

60 jährige Jüngling. Egmont Der Blutſauger, ſprach nicht an. Die beiden Galeerenſclaven, nach dem Franz. von Budberg, mit Tänzen, gefiel ſehr. Rein. Webers Bild, Oper von Lewald und Täglichsbek, gefiel. Eliſabeth, Oper von Roſſini. Der Wollmarkt, gefiel ſehr. Cervantes, Drama von Hofrath Döring, ſprach ſehr an. Mad. Schäfer, Hr. Hahn und Hr. Korner wurden gerufen. Drei Erben und Keiner, Lſtſp. von Koſtenoble. Das Soldatenabenteuer in Frankreich, Luſtſp. v Lewald. Ludlams Höle, von Oelenſchläger. Der Nachſchlüſſel, Drama nach dem Franz. gefiel. Ali-Paſcha, Drama nach dem Franz. von Lewald. Nur Er will ſprechen, Hr. Gerſtel als Zurlering, ſprach nicht an. Die Puppe, die kleine Hofmann gefiel in der Hauptrolle. Vielerlei Geſtalten. Die Schildwache, Drama von Kaibel Die Jungfrau von Orleans. Sappho, Fr. v. Trentinaglia, ſtürmiſch gerufen. Die Zauberflöte. Die beiden Sergeanten, Drama nach dem Franz v. Theod. Hell Der

Paria, Tragödie nach dem Franz. von Lewald. Der Sturm, Oper v. Muſikdirektor Rehner. Der Hofmeiſter in tauſend Aengſten, Lſtſp. nach dem Franz. v. Theod. Hell, gefiel ſehr. Der Schiffscapitain, Vaudeville. Die Braut von Meſſina. Frau von Trentinaglia ſtürmiſch gerufen. Klein-Däumchen, Oper vom Muſikdirektor Rehner. Die Sterne, dram. Gedicht von Holtei, ſprach nicht an. Herrmann und Dorothea, von Töpfer, gefiel ſehr. Hr. Werner und Frau v. Trentinaglia gerufen. Die Waffenbrüder, nach H. v. Kleiſt von Holbein. Der Empfehlungsbrief, v. Töpfer, gefiel. Die Reiſe nach Amerika, Der Traum und Die Engländerin, drei Luſtſpiele von Weiſſenthurn. Die falſchen Indianer, Gelegenheitspoſſe von Lewald, erhielt ſtürmiſchen Beifall. Das Leben ein Traum, gefiel ſehr. Wilhelm Tell. Das öffentliche Geheimniß, gefiel Schön Ella, getheilter Beifall.

Folgende Ballets wurden gegeben:

Betrug und Liebe. Die Müller.

Das Zigeunerlager. Die drei Buckelichten. Der Apfeldieb. Der Schneidergeſelle.

Gäſte waren:

Hr. u. Dem. Siebert. Dem. Erhard, Sängerin von Prag. Dem. Walter und Hr. Weckerle, vom Regensburger Theater. Hr. Lewin mit ſeiner Geſellſchaft. Die indianiſchen Gaukler.

Auſſerdem wurden im Theater im Laufe des Winters 6 abonnirte Konzerte gegeben, und zur Geburtsfeier Hans Sachſens, eine beſondere Vorſtellung angeordnet, die in 3 Abtheilungen von Hans Sachs bis auf Kotzebue den Gang des deutſchen Luſtſpiels verſinnlichte.

Im Ganzen wurde ſeit dem erſten Januar 1824. bis zum 1. April 1825. 236 Stücke überhaupt an 248 Abenden gegeben. Hierunter waren 14 Trauerſpiele, 93 Schauſpiele und Dramen, 92 Luſtſpiele, 13 Poſſen, 51 große und 18 kleine Opern. 102 von dieſen Stücken wurden nur Einmal, 53 zweimal, 24 drei und mehreremale gegeben. Prezioſa wurde hievon mal. Das Kätchen, Die Galeerenſclaven und der Wollmarkt 5 mal, und Herrmann und Dorothea 4 mal gegeben. Der Freiſchütz wird bereits an 40 mal gegeben werden ſeyn.

Von nachſtehenden Dichtern wurden Stücke aufgeführt, als:

Von Albini 1, Aretin 1, Babo 1, Bäuerle, Barunkow 1, Bek 1, Bonin 1, Budberg 1, Calderon 2, (nach Lembert und Weſt), Caſtelli 4, Clauren 3, Cosmar 1, Coſtenobel, 2, Cuno 1, Döring 1, Gleich 1, Göthe 1, Goldoni 1, (nach Schröder), Grillparzer 2, Hagemann 1, Heigl 1, Hell (Th.) 4, Holbein 3, Holtei 1, Houwald 2, Iffland 4, Jünger 1, Kaibel 1, Kind 1, Kleiſt (H. v.) 2, Körner 3, Kotzebue 34, Lebrun 4, Lembert 1, Lewald 8, Meisl 1, Müllner 1, Oelenſchläger 2, Plötz 1, Rautenſtrauch 1, Shakespeare 1, Schiller 4, Schmidt 2, Schröder 2, Thumb 1, Töpfer 3, Vogel 4, Weißenthurn 10, Wall, (Anton) 1, Wolf (P. A.) 2, Ziegler 4, Zſchokke 1.

Mischlinge,

aus einem alten franzöſiſchen Buche,
und
eigene Bemerkungen.

I.

„Ein Schauſpielhaus iſt bei uns der einzige Vereinigungspunkt, wo ſich Menſchen verſammeln, und wo ſie einſtimmig ihre Stimmen erheben können. Hier ſiegt das innere Gefühl, das die Seele durchdringt, und ſie, mich des Ausdrucks eines Pythagoräers zu bedienen, an ihre Göttlichkeit erinnert Die dramatiſche Kunſt wird dadurch um ſo viel wichtiger, erhabener, intereſſanter, und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, kann man das Theater mit Recht das Meiſterſtück der Geſellſchaft nennen.“ So heißt es in der Einleitung zu einem Buche, das Göthe vor ungefähr 50 Jahren mit einem Anhange aus ſeiner Brieftaſche auszuſchmücken würdigte, worin er unter andern ſagt: Das Buch mag immer für Deutſchland brauchbar ſeyn, das in den Taſchen ſeiner franzöſiſchen Pumphoſen viel Wahres, Gutes und Edles mit ſich herumträgt.

II.

Die Wirkung des Theaters beſteht in Eindrücken und nicht in Lehren. Entferne Dich, kalter Moraliſt mit deinen Folianten. Was iſt die lange Kette Deiner trockenen Grundſätze gegen den beredten Maler? Hier iſt nicht die Rede von metaphyſiſchen Schatten, von ſpitzfündigen Schuldiſtinctionen. Nähert euch, ihr Menſchen, ſeht, fühlt, greift — —

III.

Aeſchylus und Sophokles waren Staatsmänner und Krieger, ſie ſchrieben für das Vaterland, nachdem ſie für daſſelbe geſtritten hatten. Man will ihre Kraft daher entlehnen daß ſie das Schwerdt zu führen wußten. Calderon war Krieger ehe er in den geiſtlichen Stand trat. Cervantes verlor einen Arm vor Lepanto. Allein Shakeſpeare betrieb einen Wollhandel ehe er zum Theater ging, und wo ſind Helden anzutreffen, wenn es ſein Percy Hotſpur, ſein

Koriolan u. ſ. w. nicht ſind? Göthe wiegte ſich in den feinſten Zirkeln des geſelligen Lebens, Schiller endlich bekleidete in Zurückgezogenheit eine Lehrerſtelle, und wer ſchuf noch dieſe Götze, dieſe Karl Moor? Solch große Dichter ſind allerdings Heroen, wenn ſie auch die äußern Verhältniſſe nicht in Blut und Dampf hinauswarfen, wie dieß mit Körner der Fall war, der im Leben mehr vom ächten Heldenmuthe beſaß, als er ſeinen dramatiſchen Figuren einzuhauchen vermochte.

IV.

Man ſieht es täglich daß junge Dichter gewöhnlich Trauerſpielſtoffe zu ihrem erſten Gegenſtande wählen; junge Schauſpieler üben ihre Kräfte zuerſt am Tragiſchen, mit den jungen Leuten unter den Zuſchauern geht es eben ſo. Woher zieht nun die Jugend das Trauerſpiel dem Luſtſpiel vor? Weil man in dieſem Alter, alles was einen Anſchein von Größe, Stärke und Edelmuth hat, verehrt; man findet in Allem was groß ſcheint nichts Uebertriebenes; aber wenn erſt Zeit und Erfahrung ſtumpf gemacht haben, wenn das Herz bereits eigene Wunden zu vernarben hat, dann iſt man weniger der Anbeter menſchlicher Tugenden, dann entſteht Mißtrauen. Man fühlt unmerklich das Vergnügen der Schadenfreude. Man ſucht ſich die Laſt der Hochachtung, welche der unklugen, aber glücklichen Jugend nicht ſchwer zu tragen war, leichter zu machen. —

V.

Es kommt im Luſtſpiele nicht ſowohl darauf an Portraite nachzuzeichnen, als vielmehr Gemälde zu entwerfen. Man muß mehrere Figuren hinzeichnen, ſie gruppiren, in Bewegung ſetzen, ihnen Allen ohne Ausnahme Sprache und Leben geben. Die gleichzeitige und in einander greifende Handlung aller Perſonen allein iſt dasjenige, was das Drama belebt. In den ſogenannten Karakterſtücken hat die Hauptperſon immer eine koloſſale Größe, und die übrigen Figuren verſchwinden in Nichts.

VI.

Der Dichter muß im Luſtſpiel Nirgends herausgucken; die Geſichtsbildungen ſeiner Perſonen verſchwinden plötzlich, ſobald er ſeine eigene erblicken läßt. Auch muß man es ihm nicht anmerken, daß er darauf ausgehe, Lachen zu machen. Man will ſich ſeine Empfindung ſelbſt ſchaffen. In den neuern Luſtſpielen bemühen ſich die Perſonen zu ſehr ihren Witz zu zeigen. Dies iſt bei Kotzebue der Fall, der in der That, wie Jean Paul ſehr richtig bemerkt, zu viel Witz hat. Bei den neueſten Luſtſpiel-Dichtern — findet dieſer Vorwurf nicht Statt.

VII.

Nie waren die ärgſten Lobhudeleien mehr an der Tagesordnung als eben jetzt. Wenn ein junger Dichter, von deſſen Werken nicht einmal die Theater, die doch nach allem Neuen mit Begier haſchen, Notiz nehmen, mit einem Plane ſchwanger geht, gleich iſt ein guter Freund bereit in irgend einer Zeitſchrift auszupoſaunen: X, der geniale Z, oder der raſtlos thätige und unerſchöpfliche Y, beſchäftigt ſich ſo eben mit der Bearbeitung dieſes oder jenes Stoffes; wir machen auf das Erſcheinen dieſes Werkes im Voraus aufmerkſam. Nun kommen die Bruchſtücke, mit eigenen oder von guten Freunden verfaßten lobenden Noten. Nach einem halben Jahre iſt das Wunder da. Es wird abermals geprieſen, die ächte Kritik ſchweigt, und Niemand denkt weiter daran. Durch dieſes leichte Verfahren kommt mancher junge Dichter zu einer gewiſſen Art von Ruf, die aber keineswegs ſeiner weitern Ausbildung förderlich ſeyn kann. Junge Dichter ſollte man wie die Türken ihre Kinder behandeln. Sobald Jemand ein Kind zu ſehr lobt, gleich erhält es einen Schlag, um durch den Schmerz die Wirkung des Lobes zu verhindern, das leicht das arme Kleine auf Zeitlebens blenden könnte.

VIII.

Man hat auf die äußere Form in der neuern Zeit zu viel Gewicht gelegt, und kann daher mit Recht behaupten, daß der Luxus ſich ſogar bis auf die dramatiſche Kunſt erſtreckt habe Alle dieſe Verſeleien, Sonnete, Terzinen, Dezimen und Gloſſen, die von den Dichtern ſo gern in's Drama hineingeſchwärzt werden, ſind ſie nicht größtentheils Lückenbüßer? ſollen ſie nicht kahle Stellen mit oberflächlich geſtreuten Blumen decken? Von einigen ſind dieſe zeitraubenden und im Drama wahrhaft nichtsbedeutenden Spielereien ſo fleißig ausgearbeitet, daß wenn ſie die Hälfte ihres Witzes und ihrer Zeit auf tiefe Karakteriſtik und wohlgeordnete Anlegung des Planes verwendet hätten, wir noch einmal ſo viel vortreffliche Dramen haben müßten.

IX.

Der dramatiſche Dichter bedarf keines Landhauſes das mitten in Wäldern oder am Ufer des Meeres liegt; es ſteht zu jeder Stunde bei ihm, ſich in ſich ſelbſt wie in ein Kabinet, das keinen Zugang verſtattet, zurückzuziehen; nirgends wird er einen ruhigern und freiern Zufluchtsort finden. Allein und dennoch mitten im Gedränge kann er die Begriffe und Empfindungen aufſammeln, welche der Anblick der Begebenheiten, und die täglichen Auftritte menſchlicher Handlungen, bei ihm werden erweckt haben. Ein reiches, thatenvolles und bewegtes Leben nützt dem dramatiſchen Dichter mehr, als die eingeſchluckte, ſtaubige Gelehrſamkeit von hundert Folianten.

X.

Paris und Wien verſorgen faſt ausſchließſend die Bühnen mit Neuigkeiten. Der Dichter darf dort nur beobachten und es reihen ſich die Scenen des Drama von ſelbſt aneinander. Man muß in dieſem Treiben ſelbſt verweilt haben um zu wiſſen, wie man ſich bei einigem Talente dort zum Schaffen aufgeregt ſieht. Das Leben nehmen wie es iſt, das iſt die leichte Aufgabe. Eine ſolche Stadt kann man eine Welt im Kleinen nennen. Wie viel Welten giebt's doch in der Welt! ſagte einſt eine Dame.

XI.

„Auf den Beifall der Menge nicht achten! nur den Kennern genügen wollen“! Das iſt der letzte ſchwache Dunſt von Troſt, der einem dramatiſchen Dichter übrig bleibt, wie ſchon Gozzi ſehr treffend bemerkte. Plato ſagte: jeder Menſch wird recht antworten, wenn man ihn recht fragt. Dies Wort ſchließt einen tieſen Sinn in ſich. Das Volk trägt Saamenkörner in ſich, die ganz bereit ſind zu ſproſſen, ſobald die Flamme des Genies ſie entwickeln will. Das Volk iſt unbekannt mit den Geheimniſſen der Metaphyſik, mit dem unermeßlichen Schutte der Geſchichte, mit den neuen Wundern der Phyſik und Aſtronomie; aber es fühlt lebhaft, bemerkt jedes Bild, entdeckt gewiße Verhältniſſe, lebhafte, ſelbſt ſeine Empfindungen ſind ihm nicht fremd. Der dramatiſche Dichter muß nur recht wiſſen was er eigentlich will, und nicht Schwanken und in's Blaue hineintappen, er muß den ſtarken Faden, den er in der Hand hat, zu regieren verſtehen und er kann gewiß ſeyn, alle Herzen bewegt zu ſehen, alle in die Höhe ziehen zu können. Die früheſten theatraliſchen Schriftſteller haben in ihren Myſterien und Paſſionsgeſchichten gewiß einen beſtimmtern Zweck vor Augen gehabt, als die Meiſten der Neuern, von denen man oft nicht weiß, ob ſie erſchüttern, rühren oder erheitern wollen.

XII.

Was iſt bewunderungswürdiger, ſchrecklicher, ſchöner im Aeſchylus als die Eumeniden, welche den Muttermörder Oreſtes verfolgen. Er ſchläft ein; ſie ſammeln ſich um ihn her, beunruhigen ſeinen Schlaf: er entreißt ſich dieſer peinigenden Ruhe und erblickt ſie, ihre brennenden Fakkeln ſchwingend. Er flieht, ſie verfolgen ihn auf der Spur des Bluts, von dem er noch trieft; er umfaßt den Altar der Diana. Vom Anblick der Gottheit zurückgetrieben machen die Furien ihre Schlangen los und werfen ſie dem Mörder ſeiner Mutter in den Buſen.

XIII.

In einer alten Ueberſetzung findet man das hohe Prädikat: Comédiens ordinaires du Roi, mit „ordinären Komödianten" überſetzt. So lächerlich wir dies heutzutage finden und uns mit unſerm entſchrechenden Worte: Hofſchauſpieler, brüſten, ſo müſſen wir doch geſtehen, daß gerade für dieſe Abtheilung der dramatiſchen Künſtler oft jene Betitelung vorzuziehen wäre. Von den Männern die eine Zierde der Hofbühne ſind, kann hier natürlich nicht die Rede ſeyn, wol aber von jenen die durch Schliche und kleine

Mittel ſich ein fettes Weideplätzchen verſchaft haben und deren Dünkel von ihrer Unwiſſenheit allein, übertreffen wird.

XIV.

Da die phrygiſche Flöte, die Lyra, der Chor, die Larven, der Kothurn und der Soccus nicht mehr bei unſern Dramen angewendet werden, ſo ſchickt ſich auch die Poetik der Alten wenig oder gar nicht für uns. Es iſt, als wenn man bei Belagerung einer Stadt ſtudiren wollte, wie weit die Kräfte des Mauerbrechers und der Steinſchleuder reichten, ſtatt ſich in der Kunſt Batterieen geometriſch anzulegen, zu üben. Vor allen Dingen muß man dem dramatiſchen Dichter zurufen, das Theater kennen zu lernen. Dies nützt gewiß mehr als alle Theorieen. Jemand der die ſchönſten Lehren über die Taktik niedergeſchrieben hatte, kam nicht damit zu Stande dreißig Soldaten das „Rechtsumkehrteuch“ beizubringen. So geht es vielen Dichtern, die über und für die Bühne ſchreiben; daher haben wir eine ſolche Menge von Stücken, die nicht aufführbar ſind, bei der großen Menge von Rezenſionen, die wol Glauben machen könnten, das Ding werde aus dem Fundamente verſtanden. Wenn die Dichter oft wüßten, was von dem, was ſie niederſchrieben, bis zu dem was dargeſtellt wird, durch das ſogenannte „in die Scene ſetzen“ erſt hinzugedichtet werden mußte, ſie würden die Kenntniſſe des Sceniſchen nicht ſo ſehr vernachläſſigen. Es iſt hier natürlich nicht davon die Rede, in zum Theil geſchmackloſen und überwitzigen Anmerkungen, dem Schauſpieler das vorſchreiben zu wollen, was ein nur mittelmäßiger oft beſſer erfindet. Wer mußte nicht bei Claurens ewiger Bemerkung vor jedem Acte ſeiner Stücke: Der Schauſpieler ſchweige, bis ſich der Lärm im Parterre gelegt hat. und bei Holbeins aufwallendem Staube im Turnier von Kronſtein und dergl. mehr lachen.

XV.

Die Kritiker verſchütten das Kind mit dem Bade, wenn ſie mehrere unſerer neuern Luſtſpieldichter ſo ganz und gar verdammen, die doch das große Publikum für ſich haben. Es iſt wahr, daß ihre Werke beim Leſen ſeicht erſcheinen und durchaus keinen Genuß gewähren, indeß ſie, gut dargeſtellt, große Wirkung hervorbringen. Allerdings ſind dieſe Werke nicht im Stande unſere dramatiſche Literatur zu bereichern und ihre Verfaſſer dürfen es ſich nicht einfallen laſſen, ſich unſern Heroen beizählen zu wollen. Allein, wenn ſie ſich darauf beſchränken zu ſagen: mein Stück iſt für die Perſpective des Theaters gemacht, nur aus dieſem Geſichtspunkte hab' ich es verfertigt; was will ein Kritiker mit ſeiner böſen Laune hierauf antworten? Wer heißt ihn eine Decoration am Tage betrachten?

XVI.

Viele ſchreiben über das Theater, ohne etwas davon zu verſtehen. Die Sache iſt nicht ſo leicht wie ſie ausſieht. Zu ſagen daß ein ſchwarzer Flecken ſchwarz iſt, zu drucken, was Jedermann weiß und was in aller Mund iſt, zu welchem Zwecke ſoll das dienen? Solche Leute geben ihre alltäglichen und mürriſchen Betrachtungen für feine und neue Entdeckungen aus. Wie können ſie aber nur denken, daß man ſie dafür annimmt. Es iſt ein Handwerksvorurtheil hinter dem der erbärmlichſte Schriftſteller ſein Heil findet. Wenn man ſich endlich von ſeinem Unvermögen ſelbſt etwas hervorzubringen gehörig überzeugt hat, ſo giebt man ſich mit Beurtheilen ab. Man fängt plump an, wird angegriffen; dieſe Thorheit zu vertheidigen begeht man eine Zweite, und ſchießt endlich einen Bock über den Andern. Das Publikum pfeift. Der Kritikaſter wird wüthend und ſpeit Schimpfwörter und Verleumdungen aus. Er iſt einmal entehrt und verdammt ſich nun ſelbſt dazu in ſeinem Schlamme von Galle und Unrath zu leben. Oftmals ſind tauſend ſchlechte Vernunftſchlüſſe die Folge einer einzigen ſchlechten Handlung. Der wahre Kritiker ſoll ſich nicht begnügen die Lampe zu putzen, er ſoll auch wiſſen Oel hineinzugießen; er ſoll ein Werk im Ganzen überſehen, weder mürriſch, noch neidiſch, noch höhniſch ſeyn.

XVII.

Der Beifall einer verſammelten Volksmenge den der Künſtler, im Augenblicke der Begeiſterung zu erlangen verſteht, muß ihm mehr gelten, als alles nachhinkende löſchpapierne Lob in Journalen, das eben ſo wenig ſeinem Ruhme ein dauerndes Denkmal zu ſetzen vermag. Beifall und Tadel muß ſich laut, ohne Einſchränkung, äußern dürfen, das Volk iſt in dieſer Angelegenheit der höchſte Richter, vor dem die Faſces gebeugt werden müſſen.

XVIII.

Man hört, beſonders von ſogenannten alten Theaterfreunden, die Klagen, daß ſich die Kunſt der Darſtellung nicht mehr auf jener Höhe befinde, wo ſie vor 30 Jahren ungefähr ſtand. Ja wie die X noch ſpielte! Ach wenn wir den Z noch hätten! u. ſ. w. u. ſ. w. ſo ſchallt es von allen Seiten. Wenn man die Sache nur ein wenig unterſucht, ſo zeigt es ſich alsbald, daß die eigentliche Individualiſirung der Karaktere bei der Darſtellung von unſern jetzigen Schauſpielern wirklich vernachläſſigt wird, daß ſie weniger ausmalen und mehrentheils ſich nur beſtreben gute Redner zu ſeyn Daß hieran die verſifizirten Stücke ſchuld ſeyn ſollen iſt eine einſeitige Behauptung. Man legt zu viel

Gewicht darauf, die Verſe gut zu ſprechen, hört man auch zuweilen. Und was koſtet es denn für Mühe, fünffüßige reimfreie Jamben oder vierfüßige Trochäen zu ſprechen? Wie wenig es vielen Schauſpielern ernſt um ihre Kunſt iſt, beweiſt wie ſehr ſie oft dieſe leichte Aufgabe ſelbſt vernachläſſigen. Zur Uebung ſollte man ihnen empfehlen, einen ſophokleiſchen Chorgeſang nach Solgers Ueberſetzung zu deklamiren, gelingt ihnen dieſes, ſo dürfen ſie ſich mit dem oft misbrauchten Worte brüſten, daß ſie Verſe zu ſprechen verſtehen.

XIX.

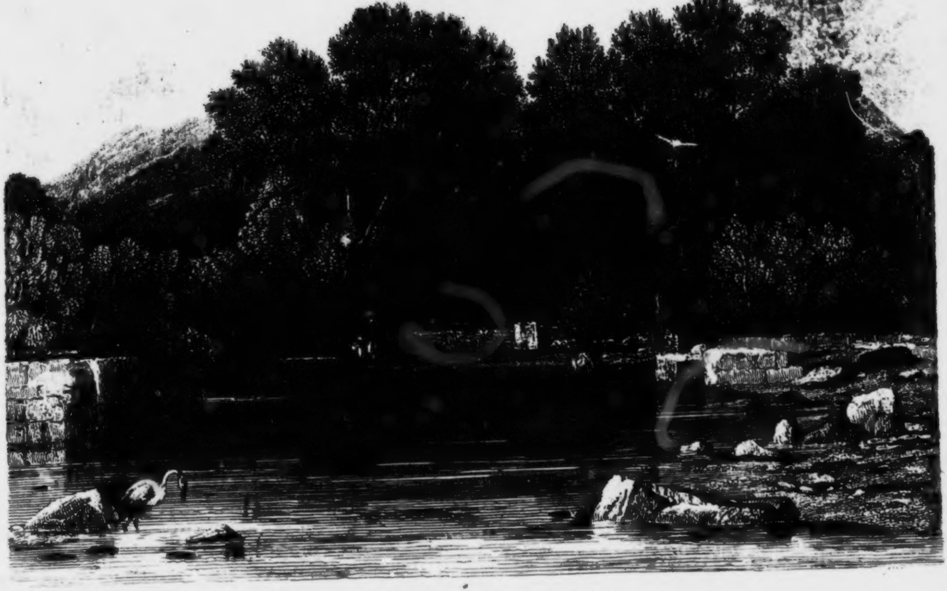
Es iſt ein großer Uebelſtand daß eine gewiſſe Gattung von Schauſpielern und Schauſpielerinnen alt wird; nehmlich diejenigen, welche das ſogenannte Liebhaberfach bekleiden. Der größte Theil des Publikums will junge, hübſche Geſtalten ſehen, und nur einigen wenigen Lieblingen werden Runzeln verziehen. Ja, hört man die Direktionen antworten: es iſt von jungen Perſonen unmöglich zu erwarten, daß ſie ſchon jene Ausbildung, jene Routine erhalten haben, die zu gewiſſen Rollen erforderlich iſt. Allerdings iſt etwas Wahres darin, und aus dieſem Geſichtspunkte handeln die Direktionen recht, wenn ſie für ältere Individuen Sorge tragen, die neben dem jungen Liebhaber und der jungen Liebhaberin, jene bedeutenden Rollen, wozu die Jugend nicht durchaus unerläßlich iſt, gut darzuſtellen verſtehen. Paaren ſich jedoch, wie dies hie und da der Fall iſt, zu dem Mangel der Jugend auch noch die Gebrechen des Alters, veraltete theatraliſche Unarten und Moden, und erhalten dennoch ſolche Subjecte, durch eine Art von droit d'ancienneté ihre Rollen hergebrachtermaßen, ſo iſt dieß durchaus zu verwerfen. Margaretha und Kätchen müſſen jung erſcheinen. Die Jugend erſetzt hier unbewußt, was die Kunſt der Alten oft mühſam zu erzwingen ſucht. Ausnahmen gab und giebt es hierin, aber seltene. Der alte Baron, mußte in der Rolle des Rodrigo im Cid, nachdem er vor Chimene auf die Knie gefallen war, jedesmal von zwei Statiſten aufgehoben werden, und Lange ſpielte als hoher Sechsziger noch den Eſſex. Die Gauſſin gab in ihrem funfzigſten Jahre die Lucinde, und wer erinnert ſich nicht der Fanchon von Friederike Bethmann in ihrem 48ſten Jahre, noch mit allem Reitze einer unvergänglichen Jugend dargeſtellt?

XX.

Die Schauſpieler machen oft den ſonderbaren Anſpruch als hätte der Dichter ihnen die Hälfte ſeines Ruhms zu danken, und da glauben ſie noch ſich ſehr beſcheiden auszudrücken. Iſt es nicht der Dichter, der den Schauſpieler macht, begeiſtert, anführt, leitet? Er thut keinen Schritt, der ihm nicht vorgeſchrieben wäre. Oft beſteht ſeine ganze Leiſtung nur darin, ſich in den Geiſt ſeiner Rolle hinein zu ſtudieren und mit derſelben ſein Gedächniß zu füllen, und dieſes nimmt ſchon alle ſeine Kräfte in Anſpruch. Stücke von zweideutigem Verdienſt können allerdings durch das Spiel der Darſtellenden für wenige Tage vom Untergange gerettet werden, aber nie kann daſſelbe ſchlechten Werken die Unſterblichkeit geben, noch den guten ſie nehmen. Die Dichter — beſonders in Städten, wo Hoftheater ſind — tragen ſelbſt dazu bei die Schauſpieler in ihrem Wahn zu beſtärken, indem ſie ſagen: ich ſchreibe eine Rolle für den X. u. ſ. w.

XXI.

Göthe beſchließt das alte franzöſiſche Buch, das mir den Faden gab, meine unbedeutenden Bemerkungen anzureihen, mit folgenden merkwürdigen Worten, die in der jetzigen Zeit wo man aus jeder Erzählung, jedem Romane Dramen zu machen wähnt, ganz beſonders ihre Anwendung finden: Wenn mehrere das Gefühl der wahren dramatiſchen Form hätten, die ſich von der äußern unterſcheidet, wie der innere Sinn vom äußern, die nicht mit Händen gegriffen, die gefühlt ſeyn will — dieſer innern Form, die alle Formen in ſich begreift — uns würden weniger verſchobene Geburten des Geiſtes anekeln. Man würde ſich nicht einfallen laſſen, jede tragiſche Begebenheit zum Roman zu ſtrekken, nicht jeden Roman zum Schauſpiel zerſtückeln. Ich wollte, daß ein guter Kopf dieß doppelte Unweſen parodirte, und etwa die aeſopiſche Fabel vom Wolf und Lamme zum Trauerſpiel in fünf Acten umarbeitete — Wer übrigens eigentlich für die Bühne arbeiten will, ſtudire die Bühne, Wirkung der Fernenmalerei, der Lichter, Schminke, Glanzleinwand und Flittern, laſſe die Natur an ihrem Ort, und bedenke ja fleißig, nichts anzulegen, als was ſich auf Brettern zwiſchen Latten, Pappendeckel und Leinewand, durch Puppen, vor Kindern ausführen läßt. — Göthe ſchrieb dies 23 Jahre alt, vor der Reiſe nach Italien, vor der Ifigenia und dem Taſſo. Was er ſpäter ſelbſt unternahm, widerlegt wohl jenen zu harten Ausſpruch zum Theil, bündiger als Worte dies zu thun vermöchten.



DIE QUELLE VON JERICHO.

Bad-Almanach.

1836.

Herausgegeben
von
August Lewald.

Mit ſieben Stahlſtichen.

> Wenn ſteigend ſich der Waſſerſtrahl entfaltet,
> Allſpielende, wie froh erkenn' ich Dich!
>
> Göthe.

Stuttgart.
Verlag von S. G. Lieſching

BIBLIOTHEK • KOENIGL: PA

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Bad-Almanach.

Herausgegeben
von
Auguſt Lewald.

Mit Beiträgen
von

Willibald Alexis, W. A. Gerle, Karl Gutzkow, Wolfgang
Menzel, Guſtav Pfizer, Friedrich Rückert, Aloys Schreiber,
Auguſt Zoller, dem Herausgeber und Andern.

Inhalt.

Seite

Erklärung der Bilder, von — — —

Der Wandrer im Schwarzwald, von Guſtav Pfizer. 1.

Reiſebilder der Vorzeit, mitgetheilt von Wolfgang Menzel. . . . . 15.

Arabella, von Karl Gutzkow. . . . . 55.

Geſchichtliche Erinnerungen, 1806 — 1813. Aus den Papieren eines Freundes mitgetheilt von Auguſt Lewald. . . . . 77.

Bilder aus Baden und der Umgegend, von Aloys Schreiber. . . . . 179.

Meerſchaumſtocken, von Willibald Alexis. . . 201.

Aus England, von einem Deutſchen. . . . . 283.

Veſte Engelhaus. Böhmiſche Sage, von W. A. Gerle. . . . . 307.

Seite

Das ſchwäbiſche Bad Cannſtadt, von Auguſt Zoller. . . . . 321.

Regentage auf Helgoland, von Rudolf Heimbert. 361.

Die Feuer von Baku. (Aus den Tauſend Sprüchen eines indiſchen Dorfweiſen.) Von Friedrich Rückert. . . . . 461.

Blicke auf deutſche Bäder. Chronik des Almanachs. Von dem Herausgeber. . . . . 471.

Die Quelle von Jericho.

In dieſem ſtillen Gebiet, ſo anſpruchlos und doch ſo reich in ſeiner zerfallenen Größe, von dem Geiſt jener öſtlichen Poeſie durchweht, die unſere Gefühle wie leichte Wellen bewegt und unſere Gedanken in eine Vergangenheit lockt, deren Farben-Ueppigkeit ewige Geſtalten verbirgt — da ſtand die alte Palmenſtadt des unglücklichen Judäa: — Jericho, nicht ferne von jenem unglücklicheren Jeruſalem, das noch heute über ſeine Kinder weint. Jetzt ſprudelt, nahe an den ſprechenden Trümmern des Vergänglichen, die kühlende Quelle mit ihrer grünen Mauer, ihren einſamen Sängern, erfriſchend die Müden, heilſam den Leidenden, hoch über ihr das unvergängliche Gewölbe des Himmels — eine frohe Heimath den Pilgern, die aus der gefürchteten Wüſte, mit ihren dürren, jähen, zerriſſenen Felſen, ihren räuberbevölkerten Klüften und Höhlen, ihrer brennenden Hitze, nach Erholung lechzen, nach Ruhe, nach dem Frieden einer wohlthätigen Natur. Ein Bild, ſo recht geſchaffen für die Phantaſie des Gedrückten, ſo leiſe beſänftigend den lauernden Schmerz einer kranken Seele, voll ſüßer Trauer und voll keimender Hoffnung — ein Bild des Lebens, ein Denkmal des Geweſenen und Werdenden.

Der Wandrer im Schwarzwald.

Von

Guſtav Pfizer.

Der Wandrer im Schwarzwald.

Durch Wälder wandert' ich von dunkeln Föhren,
Der ſterndurchwirkte Himmel war mein Dach;
Zur Nachtmuſik ließ ſich der Kuckuck hören,
Aurora rief mich, wie einſt Memnon, wach;
Um Erdbeer'n durft' ich keine Fee beſchwören,
Mich tränkte mit kryſtall'ner Fluth der Bach,
Und gaſtlich luden in des Schattens Kühle
Zum Schlafe mich die grünen, ſammtnen Pfühle.

Schon waren's ſieben raſchentſchwund'ne Tage,
Seit ich der Menſchen dumpfes Drängen floh;
Die Einſamkeit, des dürren Herzens Plage,
Sie machte mir die Bruſt ſo leicht und froh;
Ich blieb verſchont vom bangen Schrei der Klage,
Und von dem Lärm der Freude, wüſt und roh;
Kaum daß ein Glockenton ſich zu mir bahnte
Und meinen ſtillen Geiſt zur Andacht mahnte.

Und neue Kräfte fühlt' ich in mir kommen,
Seit ich die Freiheitsluſt der Wälder trank;
Ein ſchwerer Panzer war mir abgenommen,
Ein dunkler Schleier mir vom Auge ſank;
Ein mildes Feuer war in mir entglommen —
Mein früh'res Leben war ſo kalt und krank!
Mein Geiſt, vom keinem Mißmuth mehr gepeinigt,
War wie zu neuen Ahnungen gereinigt.

Mein Auge ſah die Lerche hoch im Blauen,
Die aus dem Aether ſich Begeiſtrung ſog;
Die Abendtropfen hört' ich niederthauen,
Des Falters Schlag, der um die Tannen flog;
Und in der Luft erkannt' ich, in der lauen,
Von welchen düft'gen Blumen her ſie zog;
So wurden alle Sinne mir entſiegelt,
Der zweite Saal der Schöpfung aufgeriegelt.

Und anders war geartet ſelbſt mein Schlummer:
Er war ſo labend, war ſo weich wie Flaum;
Nie brach er auf den langvernarbten Kummer,
Ein Feſt von Phantaſieen war mein Traum.
Die Stimme der Erinn'rung wurde ſtummer,
Die graue Ahnung fand hier keinen Raum;
Ich ward von luſtig gaukelnden Geſtalten
Vom Abend bis zum Morgen unterhalten.

Und auch in ſolchem Traum wohl iſt's geweſen,
Daß ich gar holde Frau'n verſammelt ſah;
Ein ſtilles Plätzchen hatten ſie erleſen,
Im tiefſten Walde, muntern Quellen nah;
Sie ſchienen anders mir als ird'ſche Weſen —
Sie ſchwebten leicht umher, bald hier, bald da —
Und ihr Gewand war wie aus Licht der Sonnen,
Aus Himmelblau und Wellenſchaum geſponnen.

Sie ſchienen froh, einander hier zu finden,
Sie lachten hell und übten manches Spiel;
Sie haſchten ſich und flogen gleich den Winden
Im Wettlauf nach der alten Tanne Ziel;
Aus Moos verſuchten Kränze ſie zu winden,
Und Formen, wie es Jeglicher gefiel;
Und dann begannen, um die Zeit zu kürzen,
Mit muntrem Wort ſie ihr Geſchäft zu würzen.

„Auf einem Hirſch iſt einſt Merlin geritten“ —
Begann die Eine — „der war fromm und treu,
Bei ſeinem alten Meiſter wohl gelitten,
Und hatte abgelegt des Wildes Scheu;
Nicht blieb die Spur zurück von ſeinen Tritten
Und ſeine Kraft war immer jung und neu;
Gar herrlich war in grünen Waldesdunkeln
Zu ſchau'n des goldenen Geweihes Funkeln.

„Da kam die Stunde, wo Merlin verlaſſen
Das Licht und in der Erde ſchlafen muß;
Des Lebens Gluth begann ihm längſt zu blaſſen,
An ſeiner Seele nagte der Verdruß;
Drum kann er dieſen Schickſalsſpruch nicht haſſen,
Der Schlummer beut ihm beſſeren Genuß;
Nur ſchmerzt ihn, daß er ſich vom Hirſch ſoll trennen,
Und dieſer herrenlos im Walde rennen.

„Nach denkt er ſeinem Schickſal in den Jahren,
Wo ihm der Meiſter und Beſchützer fehlt;
Zu ſchirmen ihn vor künftigen Gefahren,
Hat einen kräft'gen Zauber er gewählt:
„„Wenn dir ein Pfeil in's weiche Fleiſch gefahren
Und dich mit heißem Schmerz die Wunde quält““ —
Spricht er — „„und du die Erde ſtampfſt — zur Stelle
Soll heilend ſprudeln draus die warme Quelle!““

„Und als zur Ruh der weiſe Greis gegangen,
Gieng auf im kühlen Walde viel Geſchrei,
Viel Jäger mühten ſich, den Hirſch zu fangen,
Gereizt vom koſtbar goldenen Geweih;
Doch fruchtlos blieb ihr gieriges Verlangen,
Sie jagten Roſſe todt — der Hirſch blieb frei,
Und ließ den müden Jägern oft zum Hohne
Im Sonnenſcheine funkeln ſeine Krone.

„Doch eines Tages, als er zu verwegen
Und zuverſichtlich Trotz den Jägern bot:
Da wär' er faſt dem wilden Schwarm erlegen,
Dem droh'nden Netz entſprang er nur mit Noth;
Ein ſcharfgeſpitzter Pfeil flog ihm entgegen
Und färbt' in ſeinem Blut die Federn roth —
Lang hört' er hinter ſich das Jagdhorn ſchallen
Und ſpät erſt ganz der Hunde Ruf verhallen.

„Gehetzt den langen Sommertag, den ſchwülen,
Erreicht die Freiſtatt er, bedeckt mit Schweiß,
Er ſehnet ſich, des Durſtes Qual zu kühlen;
Doch iſt er matt, die Wunden brennen heiß,
Kein Bach iſt nah, das Blut hinwegzuſpülen —
Und jetzt gedenkt er an Merlins Geheiß:
Er ſchlägt die Erde mit erhob'nem Hufe —
Und ſiehe! ſie gehorcht dem Zauberrufe!

„Die Erde gähnet auf — und aus dem Grunde
Schäumt ſtark und breit ein warmer Quell hervor;
Wie legt die Fluth ſo lind ſich um die Wunde!
Wie ſchmeichelt ſie heraus des Pfeiles Rohr!
Es fühlt das kranke Thier, wie es geſunde,
Denn ſchon die wilde Hitze ſich verlor;
Es wird nicht ſatt und tauchet immer wieder
In's warme Bad die labedurſt'gen Glieder.

„Und unerſchöpflich ſtrömt ſeitdem die Quelle,
Die Kranken wie Muſik des Lebens rauſcht;
Und mancher hat an jener heil'gen Stelle
Sich Jugendkraft für Siechthum eingetauſcht;
Und mancher, an des Todes bittrer Schwelle,
Hat dort das Wort der Gnade noch erlauſcht,
Mir ward das Amt zu ſegnen und zu heilen
Und mehr als goldne Gaben auszutheilen.“

Und eine andre ſprach: „Zwei greiſe Männer
Bewohnten dieſen Wald; der eine war
Der grünen Pflanzen kundigſter Benenner,
All' ihre Tugend war ihm offenbar;
Er war der Beeren, war der Gifte Kenner,
Geſammelt hat er manches lange Jahr;
Viel Blüthen, Kräuter, Wurzeln, ſaft'ge Oehle
Verwahret ſorgſam er in ſeiner Höhle.

„Der andre hielt ſich lieber zu den Steinen
Und war den tönenden Metallen hold,
Er zwang das harte Eiſen zu erſcheinen,
Das blanke Silber und das rothe Gold,
Die Schätze zog er aus der Erde Schreinen,
Ihm dienſtbar war ein mächtiger Kobold;
Gewonnen mocht' er ſchon manch Kleinod haben
Und ließ nicht ab zu ſuchen und zu graben.

„Es hielten gute Nachbarſchaft die beiden,
Und ſaßen beieinander Nächtelang,
Ihr ungleich Treiben konnte ſie nicht ſcheiden,
Es ward ein Tauſch von Geben und Empfang;
So durften ſie einander nicht beneiden,
Denn jeder folgte ſeines Herzens Drang;
Auch waren beide gerne, wo es nöthig,
Mit ihrer Kunſt zu Rath und Hülf' erbötig.

„Da war einmal ein kranker Gaſt gekommen,
Deß Lebenskerze tief herabgebrannt;
Es hatte ſein der Mann ſich angenommen,
Der mit der Pflanzen Tugenden bekannt.
„„Wenn noch ein kräftig Mittel dir kann frommen,
So wird es dir von meinem Mund genannt.“ “
So ſprach er, kochte Kräuter, preßte Säfte,
Doch wuchſen nicht des Fremdlings Muth und Kräfte.

„Und lächelnd ſprach der zweite: „„Größre Gaben
Verbirgt im harten Schooße die Natur;
Die Pflanzen, Blätter, Wurzeln, Blüthen haben
Von ihrer Heilkraft ſchwachen Anflug nur;
Ein kund'ges Horchen und ein kluges Graben —
Die führen erſt auf ihres Reichthums Spur!
Wenn meine Mittel kräftig ſich erproben,
So ſollt Ihr meine Kunſt als Sieg'rin loben!“ “

„Mit ſchwerem Hammer ſchlug er auf die Steine,
Daß Stück auf Stück getrennt herunter ſprang,
Und bald der Born, der ſchäumende und reine
Jauchzend entgegen dem Befreier drang;
Bei dieſer Quelle, kräftig wie ſonſt keine,
Verweilt der aufgegebne Gaſt nicht lang:
Als ſchon ſein Geiſt ſich wieder freudig rühret
Und neue Kraft er tief im Marke ſpüret.

„Wie dieſer edle Heiltrank wird bereitet
Im Bergesſchooß — das hat kein Aug' geſeh'n!
Kein Pfad iſt da und keine Spalte leitet
Den Blick hinab, das Räthſel auszuſpäh'n;
Doch keiner ſeine Wunderkraft beſtreitet,
Wer dort Befreiung trank von bittern Weh'n;
Und jedem Gaſt, der kommt zu meinem Thale,
Credenz' ich gern die ſegensreiche Schaale."

Sie ſchwieg; wohl hätt' ich Weitres noch vernommen,
Genau auf alle Worte hatt' ich Acht,
Doch war ſchon roth der Morgen angeglommen,
Von ſeinen Strahlen war ich aufgewacht,
Die Frauen waren in die Luft verſchwommen,
Die Tannen zogen aus ihr Kleid von Nacht:
Auf grünen Pfaden ſchritt ich rüſtig weiter,
Der Traum, der mich ergötzt, war mein Begleiter.

Und zu den Waſſern führte mich die Reiſe,
Von welchen ich in jener Nacht vernahm;
Es war die Luft erfüllt von ihrem Preiſe,
Und Jubel hört' ich, als ich nahe kam;
Man rühmte ſie wie Götter-Trank und Speiſe,
Sie ſchwemmen weg der Schwachheit Leid und Gram;
Ein Drängen war, wo ſeine Gaben ſpendet
Der Quell, wie wenn ein König Gold verſchwendet.

Hier rinnt die kalte Quelle, die von innen
Das träge Blut mit neuem Ichor miſcht;
Dort ſchäumt die Fluth, die abgeſtumpfte Sinnen,
Wie Abendthau das welke Blatt, erfriſcht,
Die Lebensmuth den Trübſinn läßt gewinnen,
[illegible] faſt des herben Alters Spur verwiſcht;
Vom Walde hallen Siegesmuſik und Lieder
Bei Roſenfeſten der Geneſung wieder.

Da konnt' auch ich mir's manchmal nicht verwehren
Zu ſteigen von den Bergen in das Thal,
Den muntern Schwarm der Gäſte zu vermehren,
Zu nippen von dem ſtärkenden Pokal,
Und die mildheilende Natur zu ehren
In ihrem laubbekränzten, luſt'gen Saal —
Und manchen Kranz von Laub und Moos gewunden
Trug ich davon, ein Denkmal heitrer Stunden.

„Mit ſchwerem Hammer ſchlug er auf die Steine,
Daß Stück auf Stück getrennt herunter ſprang,
Und bald der Born, der ſchäumende und reine
Jauchzend entgegen dem Befreier drang;
Bei dieſer Quelle, kräftig wie ſonſt keine,
Verweilt der aufgegebne Gaſt nicht lang:
Als ſchon ſein Geiſt ſich wieder freudig rühret
Und neue Kraft er tief im Marke ſpüret.

„Wie dieſer edle Heiltrank wird bereitet
Im Bergesſchooß — das hat kein Aug' geſeh'n!
Kein Pfad iſt da und keine Spalte leitet
Den Blick hinab, das Räthſel auszuſpäh'n;
Doch keiner ſeine Wunderkraft beſtreitet,
Wer dort Befreiung trank von bittern Weh'n;
Und jedem Gaſt, der kommt zu meinem Thale,
Credenz' ich gern die ſegensreiche Schaale."

Sie ſchwieg: wohl hätt' ich Weitres noch vernommen,
Genau auf alle Worte hatt' ich Acht,
Doch war ſchon roth der Morgen angeglommen,
Von ſeinen Strahlen war ich aufgewacht,
Die Frauen waren in die Luft verſchwommen,
Die Tannen zogen aus ihr Kleid von Nacht;
Auf grünen Pfaden ſchritt ich rüſtig weiter,
Der Traum, der mich ergötzt, war mein Begleiter.

Und zu den Waſſern führte mich die Reiſe,
Von welchen ich in jener Nacht vernahm;
Es war die Luſt erfüllt von ihrem Preiſe,
Und Jubel hört' ich, als ich nahe kam;
Man rühmte ſie wie Götter-Trank und Speiſe,
Sie ſchwemmen weg der Schwachheit Leid und Gram;
Ein Drängen war, wo ſeine Gaben ſpendet
Der Quell, wie wenn ein König Gold verſchwendet.

Hier rinnt die kalte Quelle, die von innen
Das träge Blut mit neuem Ichor miſcht;
Dort ſchäumt die Fluth, die abgeſtumpfte Sinnen,
Wie Abendthau das welke Blatt, erfriſcht,
Die Lebensmuth den Trübſinn läßt gewinnen,
Die faſt des herben Alters Spur verwiſcht;
Vom Walde hallen Siegsmuſik und Lieder
Bei Roſenfeſten der Geneſung wieder.

Da konnt' auch ich mir's manchmal nicht verwehren
Zu ſteigen von den Bergen in das Thal,
Den muntern Schwarm der Gäſte zu vermehren,
Zu nippen von dem ſtärkenden Pokal,
Und die mildheilende Natur zu ehren
In ihrem laubbekränzten, luſt'gen Saal —
Und manchen Kranz von Laub und Moos gewunden
Trug ich davon, ein Denkmal heitrer Stunden.

Doch nicht ertrug ich's in den Thälern lange,
Die Seele flog den Bergen wieder zu,
Zu lauſchen dort der Vögel freiem Sange,
Im Moos zu halten ſtille Mittagsruh;
Dem Scheugeword'nen in dem wilden Drange
Erſchienſt, o Einſamkeit, als Tröſt'rin du!
Der Leib erquickte ſich im Bad der Lüfte,
Und ohne Schaalen trank ich Waldesdüfte.

Erleichtern will das ſchwerbeladne Leben,
Verjüngen Jeder Leib und Sinn und Kraft;
Er will der Krankheit Lähmung widerſtreben,
Entflieh'n der Sorgen und der Schwermuth Haft;
Viel haſt Natur den Kindern du gegeben,
Was Mild'rung, Troſt und Todesaufſchub ſchafft —
Bethesda's Quell, der alle Leiden heilet,
Haſt du in tauſend Ströme mild getheilet.

Doch andre Quellen meine Seele locken!
Hier rauſchet der Verjüngung Fluth mir nicht!
Wenn träge meines Lebens Pulſe ſtocken,
Wenn müde meine Kraft zuſammenbricht:
Dann, wo du, Phantaſie, die heil'gen Glocken
Bewegſt, wo röthlich flammt dein ew'ges Licht,
Im Blumengarten und im dunkeln Haine
Tret' ich zu der unſichtbaren Gemeine!

Und wenn die Seele friſch und neugeboren,
   Wie Tauben nach dem Bad, die Flügel ſchwingt:
Dann preiſ' ich jene Kraft, die unverloren
   Und unverſieglich durch die Schöpfung dringt,
Die quellend ſchäumt aus grünen Waldesthoren,
   Die uns das Aetherblau entgegen bringt;
Geſegnet ſey, was heilt ugd ſtärkt und weihet —
Sey, was den Leib und was den Geiſt befreiet!

Reiſebilder der Vorzeit.

Mitgetheilt

von

Wolfgang Menzel.

Reiſebilder der Vorzeit.

Vorwort.

Bei der Lectüre älterer Memoiren und Reiſebeſchreibungen ſtößt man häufig auf Schilderungen, die der Vergeſſenheit um ſo mehr entriſſen zu werden verdienen, als ſie zu den anziehendſten Vergleichen der Vergangenheit und Gegenwart Anlaß geben. Obgleich in frühern Zeiten überhaupt weniger, und gewiß weniger aus Reiſeluſt und mit Geſchmack, gereiſt wurde, und die Hände noch wenig geübt waren, Skizzen zu entwerfen, wie ſie jetzt unter dem Namen der Genrebilder oder Reiſebilder immer häufiger werden, ſo werden wir doch hin und wieder durch die lebendigſte und geiſtvollſte Darſtellung altfränkiſcher Sitten und Moden überraſcht.

Beſonders zeichnet ſich darin das Zeitalter Ludwigs XIV. aus. Da ſich die leichtere Bewegung im geſelligen Leben und der ſogenannte gute Ton am franzöſiſchen Hofe gleichſam als die Lehre einer neuen Sitte ausbildete und Propheten und Prophetinnen fand, welche dieſelbe nach Spanien, Deutſchland und England brachten, ſo entſtand ein ziemlich lebhafter

Contraſt zwiſchen der alten Landesſitte und der neuen franzöſiſchen Univerſalmode, und dieſer Contraſt wurde von geiſtreichen Darſtellern hin und wieder mit großem Glück aufgefaßt.

Es iſt wohl der Mühe werth, der alten franzöſiſchen Propaganda über die Gränze zu folgen, und noch einmal die originellen Reiſebilder zu betrachten, die ſie uns in ihren Erinnerungen aufbewahrt hat.

Vor Allen glänzt hier die liebenswürdige Gräfin d'Aunoy, die in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts nach Spanien ging, um am Hofe zu Madrid durch ihren Geſchmack und ihre geſelligen Talente die franzöſiſche Parthei zu unterſtützen, die auch wirklich, wie der Erfolg gezeigt hat, bei dem bald darauf erhobenen Erbfolgeſtreit über die Habsburgiſche Parthei den Sieg davontrug.

Die Gräfin hat ihre ſpaniſche Reiſe in einem Werk beſchrieben, das zu den beſten der ältern franzöſiſchen Literatur gehört, obgleich es ſeit langer Zeit ſo gut als vergeſſen iſt. Es machte auch in Deutſchland Glück und iſt, ſo viel ich weiß, zweimal überſetzt worden, aber auch dieſe Ueberſetzungen ſcheinen vergeſſen. Hier folgen nun einige ihrer Schilderungen.

I.

Die Damen in Bayonne.

In Bayonne zeigt ſich an den Damen ſchon die Wirkung der Sonnenhitze: ihre Geſichtsfarbe iſt bräunlich, ihre Augen glänzen; ſie ſind liebenswürdig und gefällig, ſie haben einen lebhaften Geiſt, und ich würde viel mehr von ihrer Munterkeit ſagen können, wenn ich ihre Sprache vollkommen verſtanden hätte. Sie verſtehen zwar franzöſiſch, aber ſie haben ſich ihre Landesſprache ſo ſehr angewöhnt, daß ſie faſt nie unterlaſſen, ſie zu reden.

Einige, die mich beſuchten, hatten ein kleines Schweinchen unter dem Arme, wie wir unſere kleinen Hunde zu tragen pflegen. Es iſt wahr, dieſe Thiere waren ſehr rein gewaſchen, und hatten Bänder von mancherlei Farben um den Hals. Man wird aber zugeſtehen müſſen, daß dieſes eine ſehr wunderliche Neigung iſt; und ich bin überzeugt, daß Einige von ihnen einen zu guten Geſchmack haben, um dieſe Gewohnheit anzunehmen. Als die Damen tanzten, mußten ſie dieſe garſtigen Thiere in das Zimmer laufen laſſen, und ſie machten nun einen ärgern Lärm als Kobolde und Poltergeiſter. Der Herr von Caſtelnau ließ Flöten und Tabourine herbeiholen, und auf mein Bitten fingen die Damen zu tanzen an. Jeder von den Muſikanten blies auf einer Art von Flöte und ſpielte zugleich das Tabourin dazu. Dies Letztere iſt ein Inſtrument von Holz, ſehr lang und dreieckig, faſt wie die tromba marina, und auch nur mit einer einzigen Saite, wie dieſe, bezogen. Hierauf ſchlägt man mit einem Stocke und das bringt einen ziemlich ſeltſamen Trommelſchall hervor.

Jeder Herr nahm die Dame, welche er hergeführt hatte, bei der Hand, und ſo Alle ſich gegenſeitig faſſend, tanzten ſie im Kreiſe. Hierauf ließen ſie ſich ziemlich lange Rohrſtäbe reichen, und ſtets zwei und zwei faßten ein Schnupftuch an, welches ſie ziemlich von einander entfernte. Ihre Muſik iſt heiter und ſehr eigenthümlich. Der ſcharfe Ton der Flöten vermiſcht ſich mit dem kriegeriſchen Klange der Tabourinen, und begeiſtert ſo die Tanzenden, die ihr Feuer faſt nicht mäßigen können. Ich dächte, der Pyrrhiſche Tanz der Alten müſſe ſo geweſen ſeyn. Die Herren und Damen machten ſo viele Wendungen, Sprünge und Kapriolen; ſie warfen dabei ihre Stäbe ſo geſchickt in die Luft und fingen ſie wieder, daß ihre Leichtigkeit und Gewandtheit nicht zu beſchreiben iſt.

Ich ſah ihnen mit großem Vergnügen zu, aber es dauerte allzulange; dieſer ungewöhnliche Ball fieng an mich zu ermüden. Als Herr von Caſtelnau dies bemerkte, ließ er eine Menge ausgeſuchtes trocknes Confekt bringen. Juden, die ſich für Portugieſen ausgeben und in Bayonne wohnen, laſſen es von Genua kommen und verſehen das ganze Land damit. Man ſervirte auch Limonade und andere abkühlende Getränke. So endigte dieſes Feſt.

II.

Die Biskayiſchen Amazonen.

Ich ſtieg in eine kleine Barke, um den Fluß Andoya, bis nahe bei ſeiner Mündung in's Meer hinunterzufahren. Unſre kleinen Fahrzeuge waren mit vielen vergoldeten und gemalten Fähnlein geſchmückt, und von Mädchen geführt, die eine reitzende Geſchicklichkeit und Artigkeit beſaßen. In jedem Fahrzeuge waren deren drei; zwei ruderten, und die dritte lenkte das Steuer.

Sie waren groß, von feinem Wuchs und bräunlicher Farbe, ihre Zähne blendend weiß, ihre Haare ſchwarz und glänzend. Sie flechten ſie und laſſen ſie, nebſt den Bändern, womit ſie gebunden ſind, über die Schultern herabhängen. Auf dem Kopfe tragen ſie kleine Schleier von Neſſeltuch mit Seide und Gold geſtickt, welche los um den Hals flattern und ihn zum Theil bedecken. Sie haben Ohrgehänge von Gold und Perlen und Halsbänder von Korallen. Ihre Jacke, eine Art von Weſte mit ſehr engen Aermeln, iſt ſo, wie wir ſie bei uns an den Zigeunerinnen ſehen. Sie gefielen mir ungemein.

Man ſagte mir, daß dieſe Matroſenmädchen wie Fiſche ſchwimmen könnten, und daß ſie weder Männer noch verheirathete Weiber unter ſich litten. Sie bilden eine Art von Republik, deren Mitglieder aus verſchiedenen Gegenden ſich einfinden; Eltern ſchicken ihre Töchter hin, wenn ſie noch ganz jung ſind.

Wenn ſie ſich verheirathen wollen, ſo gehen ſie nach Fuentarabia auf die Meſſe. Dieſe Stadt iſt die nächſte von ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, und junge Männer kommen dorthin, wenn ſie ſich eine Frau nach Gefallen auszuſuchen wünſchen. Der, welcher ſich in eine Verbindung einlaſſen will, geht zu den Eltern der Erwählten, um alles mit ihnen zu verabreden. Dieſe geben ihrer Tochter Nachricht davon, und iſt ſie mit dem Vorſchlage zufrieden, ſo begiebt ſie ſich zu ihnen nach Hauſe, wo die Hochzeit vollzogen wird.

Nirgends ſah ich den Ausdruck größerer Heiterkeit als in den Zügen dieſer Mädchen. Sie bewohnen kleine Hütten am Ufer des Fluſſes, und ſtehen unter ältern Mädchen, denen ſie gehorchen, als wären es ihre Mütter. Sie erzählten uns alle dieſe Umſtände ſelbſt, in ihrer muntern Art, und wir hörten ihnen mit Vergnügen zu; aber der Satan, der nie ſchläft, führte uns einen Verdruß herbei.

Mein Koch, ein Gascogner, der mit der gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſeiner Landsleute reichlich genug verſehen war, ſaß in einer von den uns folgenden Barken, neben einer Biskayerin, welche ihm ſehr artig vorkam. Er ſagte es ihr nicht nur, ſondern wollte ihr auch den Schleier vom Buſen ziehen, und als ſie ſich ſträubte, wurde er zudringlich. Das Mädchen verſtand aber keinen Spaß, nahm ein Ruder, welches neben ihr lag und einen eiſernen Haken hatte, und ſchlug ihm ohne alle Umſtände ein Loch in den Kopf. Nach dieſer Heldenthat überfiel ſie aber eine ſo plötzliche Furcht, daß ſie in's Waſſer ſprang, obgleich es äußerſt kalt war. Anfangs ſchwamm ſie mit großer Geſchwindigkeit; allein da ſie ganz bekleidet und das Ufer entfernt war, verließen ſie die Kräfte. Einige Mädchen am Ufer ſprangen gleich in ihre Fahrzeuge, um ihr beizuſtehen; dem armen Koch gieng es aber inzwiſchen ſchlecht. Die Mädchen in der Barke, in Angſt, ihre Freundin zu verlieren, fielen über ihn her und wollten ihn erſäufen. Dieſer Tumult in dem kleinen Fahrzeuge hätte es faſt umgeworfen. Wir ſahen dieß ängſtliche Schauſpiel aus unſerer Barke mit an, und ohne die Dazwiſchenkunft meiner Leute hätte es bös ablaufen können.

Der unbeſcheidene Gascogner war ſo grauſam zerſchlagen, daß er ganz mit Blut bedeckt war. Mein Banquier verſicherte mich, daß dieſe jungen Biskayerinnen, wenn man ſie aufbrächte, wilder wären und mehr zu fürchten als kleine Löwinnen.

Endlich traten wir an das Land. Aber kaum hatten wir die Barken verlaſſen, als wir das aus dem Waſſer gezogene Mädchen mit fünfzig andern auf uns zukommen ſahen. Jede hatte ein Ruder geſchultert. Sie marſchirten in zwei langen Reihen, und drei, die vorangingen, rührten die Trommel. Eine trat hervor und redete mich mit dem Titel „Andria“ an, welches ſo viel als Madam ſagen will, und das Einzige war, was ich von ihrer Rede verſtanden habe. Sie gab mir zu verſtehen, daß entweder die Kleider ihrer Freundin, wenn ſie durch das Waſſer verdorben worden wären, bezahlt werden, oder daß der Gascogner dafür ſeine eigene Haut hergeben müßte. Hierauf fingen die Trommelſchlägerinnen an das Spiel ſtärker zu rühren, alle ſtießen ein lautes Geſchrei aus, und die ſchönen Seeräuberinnen exercirten mit ihren Rudern ſpringend und tanzend ſehr geſchickt und anmuthig.

Don Antonio wollte den Frieden wieder herſtellen.

Er meinte, der Koch könne mit ſeiner hinlänglichen Tracht Schläge als genug beſtraft angeſehen werden, und theilte hierauf einige Patagonen unter dieſe eigenthümlichen Waſſertruppen aus. Als ſie dies ſahen, erhoben ſie ein noch größeres Geſchrei wie früher, wünſchten mir glückliche Reiſe und baldige Rückkehr, und ſangen, tanzten und trommelten, bis ſie uns aus den Augen verloren hatten.

III.

Theater in Vittoria.

Als ich in den Saal hineintrat, erhob ſich ein lautes Geſchrei: **Mira! mira!** das heißt: Siehe! ſiehe!

Die Auszierung des Theaters war eben nicht prächtig zu nennen. Es war auf Fäſſern von übel zuſammenpaſſenden Brettern erbaut, und alle Fenſter ſtanden offen; denn man bedient ſich hier im Theater keiner Lichter, welches, wie man ſich leicht vorſtellen kann, Vieles von der Schönheit des Schauſpiels raubt.

Man ſtellte dieſen Abend das Leben des heiligen Antonius vor, und wenn ein Schauſpieler etwas ſagte, was den Leuten gefiel, ſo ſchrie man:

Victora! Victora! Man ſagte mir, daß dies hier zu Lande ſo Sitte ſey.

Ich nahm auch wahr, daß der Teufel eben ſo gekleidet erſchien wie andre Leute, und daß er nur feuerfarbene Strümpfe und ein paar Hörner auf dem Kopfe trägt, um ſich kenntlich zu machen, ſonſt nichts. Die Comödie hatte drei Acte; mehr hat keine. Nach jedem dieſer ſehr ernſthaften Acte ſpielt man eine luſtige Farce, in welcher die Perſon auftritt, die ſie el Gracioſo nennen, welche unter vielen ziemlich abgeſchmackten Dingen manchmal einige Einfälle vorbringt, die nicht ganz ſo ſchlecht ſind. Die Zwiſchenakte wurden mit Tänzen ausgefüllt, wozu Harfen und Guitarren aufſpielten. Die Tänzerinnen klapperten dazu mit Caſtagnetten und hatten kleine Hüte auf den Köpfen. Dies iſt gewöhnlich, wenn ſie tanzen. In der Sarabande ſchweben ſie ſo leicht über den Boden hin, daß man glaubt, ſie fliegen. Ihre Art zu tanzen iſt ganz verſchieden von der unſern. Sie machen zu viel Bewegungen mit den Armen und fahren oft mit der Hand über das Geſicht und den Hut hin, jedoch aber mit einem gewiſſen Anſtande, der wohl zu gefallen im Stande iſt. Die Caſtagnetten ſchlagen ſie unvergleichlich.

Wenn der heilige Antonius ſein Confiteor herſagte, welches er ſehr oft that, ſo fielen alle Leute auf die Knie und ſchlugen ſich die *mea culpa* ſo derb auf die Bruſt, daß ich fürchtete, ſie würden ſich den Bruſtknochen einſchlagen.

IV.

Spaniſche Armuth.

Ich muß Ihnen doch ſagen, wie man in den Gaſthöfen lebt, und Sie können verſichert ſeyn, daß ſie alle überein ſind. Wenn man, ganz matt und ermüdet, gebraten von der Sonnenhitze oder erſtarrt von Kälte, (denn es iſt in Spanien kein Mittelzuſtand zwiſchen dieſen Extremen,) in einem Gaſthof ankommt, ſo findet man weder Feuer, noch Topf oder Teller. Man geht durch den Stall und dann die Treppe hinauf. Dieſer Stall iſt gemeinhin mit Mauleſeln und ihren Treibern angefüllt, welche die Sättel ihrer Thiere Nachts zum Kopfkiſſen und Mittags zum Tiſche machen. Sie ſpeiſen ſehr freundſchaftlich mit ihren Eſeln und leben überhaupt ſehr brüderlich unter einander.

Die Treppe, auf welcher man in die Höhe ſteigt, iſt ſehr enge und einer ſchlechten Leiter zu vergleichen. *La Sennora della Casa*, oder die Wirthin, empfängt Sie im langen Rocke, mit herabhängenden Aermeln.

Sie hat Zeit, dieſes Sonntagskleid anzulegen, während die Fremden aus der Sänfte ſteigen; und ſie unterläßt es nie, denn ſie iſt eben ſo hoffärtig als arm.

Man führt Sie hierauf in ein Zimmer, deſſen Wände noch ſo ziemlich weiß und mit tauſend kleinen, ſchlechtgemalten Heiligenbildern bedeckt ſind. Die Betten ſind ohne Vorhänge; die Bettdecken von grobem Kattun ſind ziemlich rein, die Tücher aber ſind nicht größer als Servietten, und dieſe ſind ſo groß wie kleine Schnupftücher. Aber man muß noch dazu an einem reichen Orte ſich befinden, um deren drei oder vier in einem Wirthshauſe anzutreffen; denn ſonſt haben ſie ganz und gar keine, eben ſo wenig als Gabeln. Im ganzen Hauſe iſt nur eine Trinkſchaale, und wenn die Mauleſeltreiber ſie zuerſt haben, die ſtets mit größerer Achtung bedient werden als die, welche ſie fortbringen, ſo muß man geduldig warten, bis ſie ſie nicht mehr gebrauchen, oder aus einem Kruge trinken.

Es iſt unmöglich, ſich am Küchenfeuer zu wärmen, ohne zu erſticken, denn ſie haben weder Schornſteine noch Kamine in den Häuſern, die man auf dieſem Wege antrifft. Man macht ein Loch mitten in der Decke, damit der Rauch hinausgehe, das iſt Alles. Das Feuer iſt in der Mitte der Küche. Man legt das, was man braten will, auf Ziegeln, auf die Erde, und wenn es auf der einen Seite geröſtet iſt, wendet man es um. Sind es groſe Stücke Fleiſch, ſo befeſtigt man ſie an das Ende eines Stricks, welcher über dem Feuer hängt, und hernach dreht man das Stück zuweilen herum mit der Hand, ſo daß der Rauch es ſo ſchwarz macht, daß man es kaum anſehen mag.

Ich glaube nicht, daß man die Hölle ſchicklicher vorſtellen könne als durch dieſe Art von Küchen und die Leute, die darin gefunden werden. Denn ohne den Rauch zu rechnen, welcher in die Augen beißt und die Kehle zuſchnürt, trifft man dort einige Dutzend Männer und Weiber, ſchwarz wie die Teufel, ſchmutzig wie die Schweine und gekleidet wie Bettler. Einer iſt beſtändig darunter, der unverſchämt auf einer jämmerlichen Zither kratzt und dazu ſingt, wie eine heiſere Katze. Den Weibern hängen die Haare um den Kopf wie trunkenen Bacchantinnen. Um den Hals haben ſie Glasperlen, ſo groß wie die welſchen Nüſſe, und fünf bis ſechs Schnüre davon, die dazu dienen müſſen, die häßlichſte Haut von der Welt zu verbergen.

Dieſe Leute ſind diebiſcher wie Dohlen. Sie machen ſich Alle um den Fremden zu ſchaffen und bedienen ihn, um ihm etwas zu entwenden, ſey es noch ſo wenig. Selbſt eine Stecknadel iſt ihnen lieb und erſcheint ihnen als rechtmäßige Beute, wenn ſie einem Franzoſen abgenommen werden kann.

* * *

Es iſt ſelten, daß in einem ſpaniſchen Regimente zwei Soldaten gefunden werden, die mehr als ein Hemd haben; ihre Kleidung beſteht aus ſo grobem Zeuge, daß es ſcheint, ſie ſey von Bindfaden gewirkt. Ihre Schuhe ſind von Stricken; die Beine bloß; Jeder trägt etliche Hahnen- oder Pfauenfedern auf ſeinem kleinen Hute, der hinten aufgekrämpt iſt, und eine Krauſe von Lappen um den Hals. Ihr Degen, der ſehr oft ohne Scheide iſt, hängt an einem Stricke; ihre übrigen Waffen ſind in keinem beſſern Stande. In dieſem Aufzuge gehen ſie ſehr gravitätiſch nach Tuy, wo der allgemeine Sammelplatz iſt.

* * *

Ich ſah eine kleine Frau auf dem Fiſchmarkt, welche etliche kleine Stücke Lachs zu verkaufen hatte, die ſie für friſch ausgab. Sie machte einen raſenden Lärm dabei, und rief alle Vorübergehenden an, daß ſie kommen und ihren Lachs kaufen ſollten. Endlich kam ein Schuſter, deſſen Handwerk ich daraus erkannte, daß ſie ihn Sennor Zappatero nannte. Er forderte ein Pfund Lachs. Hier kauft man nämlich Alles, ſelbſt Holz und Kohlen, nach dem Gewichte.

„Sie handeln nicht, mein Herr Schuſter,“ — ſagte ſie zu ihm, — „weil Sie vielleicht glauben, der Fiſch ſey wohlfeil; aber Sie irren ſich, das Pfund koſtet einen Thaler.“

Der Schuſter ärgerte ſich über ihren Zweifel und erwiederte mit einer zornigen Stimme: „Wäre er wohlfeil geweſen, ſo hätte ich nicht mehr nöthig gehabt als Ein Pfund; da er aber theuer iſt, ſo nehme ich drei.“

Alsbald gab er ihr drei Thaler, drückte ſeinen kleinen Hut in die Stirn, (denn die Handwerker tragen ſie in dem Grade klein, als die Edelleute groß,) ſtrich ſeinen Knebelbart auf eine prahleriſche Weiſe in die Höhe und drückte ſeinen Degen vorn ſo tief nieder, daß ſich die furchtbare Spitze deſſelben bis zur Schulter erhob. Hierauf ſah er uns mit einem ſtolzen Blicke an, weil er wohl merkte, daß wir ſeinem Geſpräche zugehört hatten, und ging mit weiten Schritten davon.

Der Spaß iſt aber, daß dieſer ruhmredige Menſch vielleicht nicht mehr als dieſe drei Thaler in ſeinem Vermögen hatte; daß ſie der Verdienſt einer ganzen Woche waren, und daß er mit Frau und Kindern morgen vielleicht noch härter als bei Waſſer und Brod wird faſten müſſen. Aber ſo ſind dieſe Leute. Es giebt deren, die ein paar Kapaunenfüße nehmen und unter dem Mantel hervorhängen laſſen, als ob ſie wirklich einen Kapaun nach Hauſe trügen, und in der That haben ſie davon nichts weiter als die Füße! —

Man ſieht keinen Tiſchler, Sattler oder andern Handwerker, der einen offenen Laden hält, und darin nicht ſeinen großen Degen, ſeinen Dolch und ſeine Guitarre hängen hätte und in Sammt und Atlas gekleidet ginge, ſo gut wie der König.

Sie arbeiten nicht mehr, als ſie nothwendig müſſen, da ſie von Natur ſehr träge ſind. Oft kann ſie nur die äußerſte Noth dahin bringen, etwas zu thun; dann aber arbeiten ſie Sonntag und Feſttag ſo gut wie an den Werktagen, und tragen ihre Waare hin, wo man ſie beſtellt hat. Iſt es ein Schuſter, der zwei Lehrjungen hat, ſo läßt er ſie Beide hinter ſich hertreten, und giebt jedem einen Schuh zu tragen. Hat er drei Lehrlinge, ſo nimmt er ſie alle drei mit, und läßt ſich nur mit Mühe und Noth ſo weit herab, den Leuten ſeine Arbeit anzuprobiren.

Er ſetzt ſich in den Sonnenſchein, den man der Spanier Feuer nennt, mit mehrern andern Tagedieben wie er, und hier entſcheiden ſie mit unumſchränktem Anſehen über Staatsſachen und ordnen die Intereſſen der Fürſten. Dabei gerathen ſie aber manchmal in Streit. Einer oder der andere dieſer großen Staatsmänner verlangt, daß man ſeiner Meinung beipflichten

ſoll,

ſoll, und wenn es die Uebrigen nicht thun wollen, ſo ſchlagen ſie ſich mit der ärgſten Wuth.

Vor zwei Tagen war ich bei der Gemahlin des däniſchen Geſandten, als man einen Unglücklichen in's Haus brachte, der auf der Straße verwundet worden war. Es war ein Obſthändler, der behauptet hatte, daß der Großſultan keinen Verſtand haben müſſe, wenn er ſeinen Bruder nicht erwürgen ließe. Ein Anderer, welcher gegen dieſen jungen Prinzen keinen ſo großen Widerwillen hatte, nahm ſeine Partie; und darüber hatten ſie ſich geſchlagen.

Man muß jedoch bemerken, daß alle dieſe Leute von den Staatsangelegenheiten ſo viele Kenntniſſe haben, um das, was ſie ſagen, mit Gründen zu unterſtützen.

V.

Ein ſpaniſcher Stutzer.

Es war ein junger Menſch, der eine ſehr gute Meinung von ſich ſelbſt hatte, und das war, was man in Spanien einen Guaz nennt. Dies bedeutet ſoviel als Stutzer und Haudegen zugleich.

Seine Haare waren mitten auf dem Scheitel getheilt und hinten mit einem blauen Bande gebunden, das vier Finger breit und zwei Ellen lang war und ihm über den Rücken hinunterhing. Er trug Beinkleider von ſchwarzem Sammt, welche über dem Knie mit fünf oder ſechs Knöpfen zugemacht waren. Denn ohne dieſe wäre es nicht möglich geweſen ſie auszuziehen, ohne ſie in Stücke zu zerreißen, da man ſie hier ſo enge trägt. Er hatte dazu eine ſo kurze Weſte, daß ſie nicht über den Bund ging, und ein Kamiſol mit langen Schößen, von ſchwarzem geſchnittenem Sammt, und lange Hängeärmel vier Finger breit. Die Aermel des Kamiſols waren von weißem Atlas, ſchwarz geſtickt. Die Hemdärmel waren nicht von Leinwand, ſondern von ſehr dickem, ſchwarzem Tafft. mit dergleichen Manſchetten. Sein Mantel war von ſchwarzem Tuche, und da er ein Guar war, ſo hatte er ihn um den Arm herum gewickelt, weil dies für galanter gehalten wird. In der Hand hielt er einen Broquel; dieſes iſt ein kleiner Schild, der in der Mitte eine eiſerne Spitze hat. Sie tragen dergleichen auch, wenn ſie Nachts auf gutes oder vielmehr böſes Glück ausgehen. In der andern Hand führte er einen Degen, ſo lang wie eine mittelmäßige Lanze und das Eiſen, welches am Stichblatte war, wäre hinlänglich geweſen, einen kleinen Küraß daraus zu ſchmieden. Da dieſe Degen ſo lang ſind, daß man ſie nicht heraus ziehen kann, wenn man nicht ſo groß iſt wie ein Rieſe, ſo ſind die Scheiden ſo gemacht, daß ſie ſich öffnen, wenn man auf eine kleine Feder drückt. Er hatte ferner einen Dolch mit einer ſchmalen Klinge in ſeinem Gürtel, jedoch auf dem Rücken, ſtecken. Seine Gulille oder ſteifer Kragen, von überzogener Pappe, zwang ihn, den Hals ſo ſteif zu halten, daß er weder den Kopf herunterbeugen noch herumdrehen konnte. Nichts iſt lächerlicher als dieſe Art von Halseiſen, denn es iſt weder eine Krauſe noch eine Halsbinde. Kurz dieſe Gulille gleicht keiner bei uns üblichen Halszierde, und iſt dabei ſehr unbequem und entſtellend. Sein Hut war von außerordentlicher Größe; der Kopf daran war nicht hoch, mit ſchwarzem Tafft gefüttert und oben ein Flor darum gebunden, wie ein Wittwer tragen würde, der ſeine Frau betrauert.

Man hat mir geſagt, daß dieſer Flor das allerunwiderlegbarſte Zeichen der feinſten Galanterie iſt.

Die, welche ſich im vollkommenſten Geſchmacke kleiden, tragen weder Treſſen, Federn, noch Schleifen von Gold- oder Silberband auf den Hüten; der Flor, womit ſie ſie zieren, iſt breit und ziemlich ſtark.

Die Schuhe waren von ſo feinem Corduan, wie Handſchuhleder, und ungeachtet der Kälte allenthalben geſchlitzt; ſie lagen ſo knapp an den Füßen, als wären ſie aufgeleimt, und hatten keine Abſätze.

Indem er in das Zimmer trat, machte er mir ein ſpaniſches Kompliment, indem er die Beine kreuzweis vor einander ſetzte und ſich ſehr langſam neigte, wie die Frauenzimmer, wenn ſie Jemand grüßen. Er hatte ſich ſehr parfümirt, wie ſie es Alle thun. Sein Beſuch war nicht lang und er wußte ziemlich gut zu leben.

VI.

Das Schloß Buitrago.

Es ſchien mir ſehr regelmäßig gebaut, zwar nicht groß, aber angenehm. Die Zimmer ſind gut angelegt, die Ausſchmückung iſt koſtbar und oft ſogar außerordentlich zu nennen ſowohl in Hinſicht auf ihr Alterthum als wegen ihrer Pracht. Dies Schloß gehört, ſowie das zu Lerma dem Don Rodrigo de Silva y Mendoza, Herzog von Paſtrano und Infantado. Seine Mutter heißt Donna Catalina de Mendoza y Sendoval, Erbin der Herzogthümer Infantado und Lerma. Er ſtammt in gerader Linie von Rui Gomez de Silva ab, welchen König Philipp der Zweite zum Herzog von Paſtrano und Fürſten von Eboli machte.

Jene Fürſtin von Eboli, deren Schönheit ſo viel iſt gerühmt worden, war ſeine Frau, und der König war ſehr verliebt in ſie. Man zeigte mir ihr Porträt, welches von einem vortrefflichen Maler verfertigt worden war. Sie iſt in Lebensgröße vorgeſtellt, und ſitzt unter einem Zelte, welches an einigen Baumäſten befeſtigt iſt. Es ſcheint, daß ſie eben das Bett verlaſſen, denn ſie iſt nur mit einem Hemde von ſehr feiner Leinwand bekleidet, welches einen Theil ihres Körpers ſehen läßt. Wenn dieſer ſo ſchön war, als er in dem Bilde ſcheint, und wenn ihre Züge dieſe Regelmäßigkeit hatten, ſo muß man glauben, daß ſie die reitzendſte unter allen Frauen war. Ihre Augen ſind lebhaft und geiſtvoll, und man glaubt, wenn man auf dieſen ſchönen Kopf blickt, daß er ſogleich zu ſprechen anfangen müſſe. Bruſt, Arme, Füße und Beine ſind bloß; die Haare fallen über den Buſen herab und kleine Liebesgötter, die in allen Ecken des Gemäldes angebracht ſind, fliegen herbei, ſie zu bedienen.

Einige ergreifen ihren Fuß und ziehen ihr einen römiſchen hohen Schuh an; Andere ſchlingen Blumen um ihre Locken und noch Andere halten ihr einen Spiegel vor. In der Ferne erblickt man Amorinen, die ihre Pfeile zuſpitzen, ihre Köcher damit anfüllen und die Bogen ſpannen. Ein Faun betrachtet ſie durch die Zweige; ſie wird ihn gewahr und zeigt ihn einem kleinen Liebesgott, welcher ſich auf ihr Knie ſtützt und weint, als ob er ſich vor dem Faun fürchtete; darüber ſcheint ſie zu lächeln. Der ganze Nahmen iſt von getriebenem und an vielen Orten vergoldetem Silber.

Ich blieb lange Zeit ſtehen und betrachtete ſie mit dem größten Vergnügen, aber man führte mich in eine andere Gallerie, wo ich ſie wieder antraf.

Sie war in einem großen Bilde im Gefolge der Königin Eliſabeth gemalt. Dies iſt jene Königin Eliſabeth, eine Tochter Heinrichs des Zweiten von Frankreich, welche Philipp der Zweite ſelbſt heirathete, anſtatt ſie ſeinem Sohne Don Carlos zu geben, welchem ſie verſprochen war.

Die Königin war auf dem Bilde dargeſtellt, wie ſie, nach der Sitte, ihren Einzug zu Pferde hielt; die Fürſtin Eboli war neben ihr, doch ſchien ſie mir nicht ſo blendend, als auf dem Bilde, wo ſie allein war. Hieraus möge man den Schluß auf die Schönheit der jungen Königin machen. Sie iſt in einem Kleide von blauem Atlas. Der König ſieht von einem Balkon auf ſie herab; er iſt ſchwarz gekleidet, die Ordenskette vom goldenen Vließ am Halſe; ſeine Haare ſind roth und grau, ſein Geſicht lang, blaß, alt, runzlich und häßlich. Der Infant Don Carlos begleitet die Königin, er iſt ſehr weiß, hat einen ſchönen Kopf, blondes Haar, blaue Augen und ſieht die Königin mit einem ſo rührenden Schmachten an, daß man daraus abnehmen kann, der Maler habe das Geheimniß ſeines

Herzens ergründet und es ausdrücken wollen. Sein Kleid iſt weiß, mit Edelſteinen beſetzt. Er trägt ein geſchlitztes Wamms und einen kleinen Hut, der auf der Seite aufgeſchlagen und mit weißen Federn bedeckt iſt. —

In eben der Gallerie ſah ich ein anderes Gemälde, welches mich ſehr rührte: es war der ſterbende Prinz Don Carlos. Er ſitzt in einem Armſtuhl, einen Arm auf den Tiſch, der vor ihm ſteht, geſtützt; den Kopf in die Hand gelegt, in der andern eine Feder, als wollte er ſchreiben. Vor ihm ſteht ein Gefäß, worin man noch etwas von einem braunen Tranke ſieht, ohne Zweifel Gift. Im Hintergrunde ſieht man das Bad für ihn zubereitet, worin ihm die Adern geöffnet wurden. —

Der Maler hatte den Zuſtand vollkommen gut vorgeſtellt, worin ſich das Gemüth des unglücklichen Prinzen in jenem Augenblicke befunden haben muß. Da ich ſeine rührende Geſchichte geleſen hatte, ſo kam es mir vor, als würde ich ihn jetzt ſterben ſehen. Man ſagte mir, daß alle dieſe Gemälde von großem Werthe ſeyen.

Hierauf führte man mich in ein Zimmer, deſſen Möbel der Erzherzogin Margarethe von Oeſtreich, Statthalterin der Niederlande, gehört hatten. Man behauptete, daß ſie ſelbſt daran gearbeitet habe. Es iſt ein kleines Bett mit Vorhängen von Gaze, worauf durch Federn von allerlei Farben Grotesken, Blumen und kleine Thiere zuſammengeſetzt ſind. Die Tapeten ſind ebenſo und die verſchiedenen Farben der Federn fallen ſehr angenehm in die Augen.

Das iſt das Vorzüglichſte, was ich auf dem Schloß Buitrago bemerkt habe. Da es ſchon ſpät war, ſo verließen wir es.

VII.

Zum Charakter der Spanier.

Es iſt wahr, daß die Spanier ſich bei ihrer Armuth immer durch eine gewiſſe wichtige Ernſthaftigkeit ein Anſehen zu geben pflegen, und ſelbſt ein ſchlichter Bauer geht mit abgemeſſenen Schritten einher. Dabei ſind ſie ſo begierig, etwas Neues zu hören, daß es ſcheint, ſie ſetzen ihre ganze Glückſeligkeit darein.

So kamen ſie z. B. in mein Zimmer, gewöhnlich ohne Schuhe, da ſie nur ein elendes Stück Filz, mit einem Strick befeſtigt, unter den Füßen hatten, und baten mich, ihnen zu erzählen, was ich vom franzöſiſchen Hofe wußte. Hatte ich ihre Neugier befriedigt, ſo unterſuchten ſie meine ihnen gemachte

Mittheilungen und ſtellten unter einander Betrachtungen darüber an, in welchen ich bewundernswürdigen Witz und überraſchende Lebhaftigkeit gefunden habe. In der That, dies Volk hat etwas, das es über viele Andre erhebt.

Einſt kam eine artige Bürgerfrau zu mir, die ein ſehr mageres Kind auf dem Arme trug. Es hatte mehr als hundert kleine Hände, einige von Agat, andere von Siegelerde, am Halſe und auf allen Seiten um ſich hängen. Ich fragte die Mutter, was dieß bedeuten ſollte? Sie antwortete: Es ſey gut wider böſe Augen.

„Wie?“ — fragte ich ganz erſtaunt, — „macht dies, daß man keine böſe Augen bekommt?“ — „Ganz gewiß,“ — erwiederte ſie, — „aber nicht ſo, wie Sie es verſtehen, Madame. Sie müſſen wiſſen, daß es hier zu Lande gewiſſe Leute giebt, die ein ſolches Gift in den Augen haben, daß ſie, wenn ſie Jemanden ſtarr anſehen, ihm die Auszehrung zuziehen können. Ich habe einen Mann gekannt, deſſen eines Auge dieſe Eigenſchaft hatte; da er nun aber nur die Leute krank machte, die er mit dieſem Auge anſah, ſo wurde er gezwungen, es mit einem Pflaſter zu bedecken. Das andre Auge hatte nichts Giftiges. Wenn er manchmal unter Freunden war, ſo ließ er einige Hühner herbeibringen und ſagte: Welches von dieſen Hühnern wollt Ihr todt haben? Man zeigte auf Eins, das er ſtarr anſah; kurz darauf taumelte es einigemal im Kreiſe herum und fiel todt nieder.“ Die Frau behauptete, daß es dergleichen Zauberer gebe, welche Jemand in böſer Abſicht anſehen, damit er abmagere wie ein Skelett. „Meinem Kinde,“ — ſetzte ſie hinzu, — „iſt das Unglück auch widerfahren; das einzige Mittel dagegen ſind dieſe kleinen Hände, die gemeinhin aus Portugal kommen. Wenn man nun eine Perſon gewahr wird, die uns ſtarr betrachtet, und überdieß noch gar eine finſtre Miene zeigt, ſo hält man ihr eine von dieſen kleinen Händen hin, oder auch ſeine eigene geſchloſſene Hand und ſpricht dazu: *Toma la mano!* das heißt: Nehmt die Hand! worauf der Zauberer: *Dios te bendiga!* Gott ſegne dich! zu antworten hat. Thut er dieſes nicht, ſo kann man ihn bei der heiligen Inquiſition angeben, oder, wenn man ſtärker iſt, ſo ſchlägt man den Zauberer ſo lange, bis er ſagt: *Dios te bendiga!*

VIII.

Toilette einer ſpaniſchen Frau.

Donna Tereſa empfing mich mit ſo vieler Höflichkeit, als wenn wir ſeit langer Zeit Freundinnen geweſen wären. Ich muß hier jedoch zum Lobe der Spanierinnen ſagen, daß ſie unter ihre Freundlichkeit jene gemeine Vertraulichkeit nicht miſchen, welche einen Mangel der Erziehung anzuzeigen ſcheint; denn bei vieler Höflichkeit und Zuvorkommenheit wiſſen ſie das ſehr wohl zu beobachten, was ſie Andern und ſich ſelbſt ſchuldig ſind.

Sie lag im Bette ohne Nachthaube; ihre Haare waren mitten auf dem Kopf getheilt, hinten mit einem Bande zuſammengebunden und in einen Beutel von fleiſchfarbenem Tafft geſteckt. Ihr Hemde war ſehr fein und außerordentlich weit, gleichwie auch die Aermel daran, welche vorn mit diamantenen Hemdeknöpfen zugemacht waren. Anſtatt daß der Hals und die Zwickel an den Aermeln mit Zwirn geſtickt ſeyn ſollten, ſo waren darauf Blumen in blauer und fleiſchfarbener Seide ausgenäht. Die Manſchetten daran waren von ausgezacktem, weißem Tafft. Unter dem Kopfe lagen ihr mehrere kleine Kiſſen, die mit Bändern und breiten feinen Spitzen verziert waren. Die Zudecke mit Blumen von Gold und bunter Seide geſtickt, ſchien mir ſehr ſchön. Das Bett war übrigens ganz von vergoldetem Kupfer mit Knöpfen von Elfenbein und Ebenholz beſetzt; das obere Ende war von vier Reihen ſehr artig gearbeiteter Säulen über einander umgeben.

Sie bat mich um Erlaubniß aufzuſtehen, als ſie ſich aber Schuhe und Strümpfe wollte anziehen laſſen, ſo mußte man die Thür verſchließen, und die Riegel vorſchieben. Ich erkundigte mich, aus welcher Urſache man ſie ſo verſchanzte, und ſie ſagte mir, daß ſie ſpaniſche Kavaliere im Hauſe wüßte, und eher ſterben wolle, als daß dieſe ihre Füße zu ſehen bekämen. Ich mußte laut lachen und bat ſie, mir ihre Füße zu zeigen, weil es ja bei mir nichts zu ſagen hätte.

Es iſt wahr, in Anſehung der Niedlichkeit ſind Füße einer ſpaniſchen Dame etwas ganz Außerordentliches! Ich habe Kinder von ſechs Jahren geſehen, deren Füße nicht kleiner waren.

Sobald ſie nun aufgeſtanden war, nahm ſie eine Taſſe voll rother Schminke und einen dicken Pinſel, und malte ſich damit nicht nur die Backen, das Kinn, die Oberlippe, die Stirn und das Ohrläppchen, ſondern ſie beſchmierte ſich auch damit das Innwendige der Hände, die Finger und die Schultern. Sie ſagte mir, daß man alle Abende bei'm Schlafengehen und des Morgens bei'm Aufſtehen Roth auflegen müſſe.

Sie ſchminke ſich nie weiß, fügte ſie hinzu, und ſie hätte auch das Roth gerne weggelaſſen, wenn es nicht ſo allgemein üblich wäre. Aber man könnte noch ſo friſch ausſehen, ſo erſchien man blaß und krank neben Andern, welche Roth auflegten.

Eine von ihren Kammerfrauen räucherte ſie vom Kopfe bis zu den Füßen mit vortrefflichen Räucherkerzen, wovon ſie den Rauch nach ihr zu blies. Eine Andre nahm Orangenblütewaſſer in den Mund, ſetzte die Zähne aufeinander und ſprützte es über ſie her wie einen Regen, das nennen ſie russiare. Sie ſagte mir, nichts auf der Welt verderbe die Zähne ſo ſehr, wie dieſes Sprützen, allein das Waſſer röche ſo viel beſſer.

Daran zweifle ich aber und es würde mir ſehr unangenehm ſeyn, wenn eine Alte, wie die, welche ich dort ſah, mir das Waſſer in das Geſicht ſprützte, das ſie im Munde gehabt.

* * *

Auf einem Tiſche war für die Herren gedeckt, auf der Erde aber ward auf einem Teppich ein Tiſchtuch ausgebreitet, und darauf drei Gedecke, für Donna Tereſa, mich und meine Tochter gelegt.

Ich war betroffen über dieſe Mode, weil ich noch niemals ſo gegeſſen hatte. Indeſſen ließ ich mir nichts merken, weil ich es einmal verſuchen wollte, ich habe aber in meinem Leben nicht ſo unbequem gegeſſen.

Meine Beine thaten mir entſetzlich weh, bald ſtützte ich mich auf den Ellenbogen, bald auf die Hand; endlich beſchloß ich, für diesmal zu faſten. Meine Wirthin merkte nichts davon, weil ſie glaubte, die Damen äßen in Frankreich ebenſo auf der Erde, wie in Spanien. Aber Don Ferdinand von Toledo, welcher meine Pein gewahr wurde, ſtand nebſt Don Friedrich de Cordenna auf, und nöthigten mich, an den Tiſch zu kommen. Ich hatte große Luſt dazu, wenn Donna Tereſa ein Gleiches thun würde. Sie aber getrauete ſich nicht, weil Männer zugegen waren. Dieſe ſahen ſie auch nur verſtohlen von der Seite an.

Don Auguſtin behauptete, ſie könne ohne Umſtände kommen, weil man mir zeigen müſſe, daß man mich gern in der Geſellſchaft ſähe. Es war nun luſtig anzuſehen, wie dieſe kleine Dame ſich auf einen Stuhl geſetzt hatte. Sie befand ſich darauf in keiner geringern Verlegenheit, wie ich auf dem Fußteppich. Sie geſtand mit der graziöſeſten Aufrichtigkeit, daß ſie ſich noch niemals auf einen Stuhl geſetzt und daß es ihr ſogar noch nie in den Sinn gekommen wäre.

IX.

Brillen-Narrheit.

Es iſt in Spanien ſo gewöhnlich, Brillen zu tragen, daß man mir geſagt hat, die Brillen ſeyen eben ſo verſchieden als der Rang ihrer Träger. So wie man im Leben höher ſteigt, läßt man auch die Gläſer ſeiner Brille größer werden und trägt ſie höher. Die Grandes von Spanien tragen welche, die ſo groß ſind, wie eine Hand, welche man dann Ocales nennt. Sie laſſen ſie ſich hinter den Ohren befeſtigen und legen ſie ſo wenig ab, als ihre Gulille (ſteifer Kragen).

Vormals ließen ſie die Gläſer dazu aus Venedig kommen, aber nach der Unternehmung des Marquis de la Cueva, der das Arſenal durch Brennſpiegel in Brand ſetzen wollte, um dem König von Spanien die Einnahme jener Stadt zu erleichtern, ließen die Venetianer zur Vergeltung eine große Menge Ocales machen, die ſie an ihren Geſandten in Madrid ſchickten. Dieſer beſchenkte damit den ganzen Hof, aber Alle, die ſie aufſetzten, wären beinahe blind geworden, denn es waren lauter vortrefflich gearbeitete Brenngläſer, welche auf eine ſo künſtliche Art gefaßt waren, daß ſie, wenn auch nur einige Sonnenſtrahlen darauf fielen, Alles in Brand ſetzten.

Nun trug es ſich zu, daß man an einem Tage, da der Staatsrath verſammelt war, die Fenſter offen gelaſſen hatte, ſo daß die Sonne gerade auf die Brillen ſchien. Auf einmal entſtand ein für die Augenbrauen und Haare ſehr gefährliches Feuerwerk; ſie wurden Alle verſengt, und man kann ſich kaum vorſtellen, wie groß der Schrecken der ehrwürdigen alten Herren war.

„Ich wünſchte,“ — ſagte ich zur Marquiſe, die mir dieß erzählte, — „daß ich dieſe Geſchichte glauben könnte, weil ſie ſo luſtig iſt.“

„Da ich kein Augenzeuge davon bin,“ — erwiederte ſie lächelnd, — „ſo kann ich ſie nicht ausdrücklich behaupten. Erzählt wurde ſie mir aber als wahr.“

Ich habe ſeitdem oft vornehme Männer in ihren Kutſchen bemerkt, bald allein, bald mehre beiſammen, deren Naſen mit ſo großen Brillen belaſtet waren, daß man ſich vor ihnen hätte fürchten mögen.

X.

Spaniſches Schauſpiel.

Die Autos ſind Schauſpiele, welche eine fromme Geſchichte zum Gegenſtande haben, und ſehr ſeltſam ausgeführt werden. Man ſtellt ſie in dem Hofe oder der Straße des Präſidenten, eines jeden Rathes vor. Dort findet ſich der König ein, und alle Perſonen vom Stande bekommen den Abend zuvor Billete, um dabei ſeyn zu dürfen.

Auch wir wurden zu einem ſolchen Feſte eingeladen, und ich war erſtaunt, daß man eine große Menge Wachslichter anzündete, da doch die Sonne den Schauſpielern gerade auf die Köpfe ſchien und die Lichter wie Butter zerſchmolzen. Sie ſpielten das allerunvernünftigſte Stück, das ich in meinem Leben geſehen habe. Hier iſt der Inhalt.

Die Ritter des heiligen Jakob ſind verſammelt, und unſer Heiland erſcheint, ſie zu bitten, ihn in ihren Orden aufzunehmen.

Einige ſind es zufrieden, aber die älteren Ritter ſtellen ihnen das Unrecht vor, das ſie ſich ſelbſt anthun würden, wenn ſie Jemand von ſo niedriger Abkunft unter ſich aufnähmen; daß der heilige Joſeph nichts als ein armer Tiſchler und die heilige Jungfrau nur eine Nähterin geweſen ſey. Unſer Heiland wartet mit vieler Unruhe auf den Entſchluß der Ritter, und dieſe beſchließen endlich mit einigem Kummer, ihn abzuweiſen. Hierauf aber giebt man den Rath, für ihn ausdrücklich den Chriſtusorden zu ſtiften, und durch dieſes Auskunft-Mittel wird Jedermann zufriedengeſtellt.

Dies iſt der Orden von Portugal. Sie thun jedoch Alles dieſes nicht in böſer Abſicht, denn ſie würden lieber ſterben, als der Religion nicht die gehörige Ehrfurcht erweiſen.

Die Autos dauern einen ganzen Monat lang. Ich bin aber ſo überdrüſſig daran, daß ich ſo ſelten als möglich hingehe. Man giebt dabei viel Confekt und Waſſer in Eis abgekühlt herum, welches man ſehr nöthig hat, da man beinahe vor Hitze umkommt und im Staube erſtickt.

XI.

Spaniſche Galanterie.

Wenn die Unverheiratheten oder die, welche ihre Frau nicht beſonders achten und lieben, von der Promenade im Prado nach Hauſe kommen, wo ſie erſt ſehr ſpät, halbentkleidet, hinfahren; ſo halten ſie eine kleine Mahlzeit, ſteigen hierauf zu Pferde und laſſen einen Lakay hinter ſich aufſitzen. Sie thun dieß, um ihn nicht zu verlieren. Denn da ſie in der größten Dunkelheit und ſehr ſchnell durch die Straßen reiten, wie wäre es möglich, daß der Lakay allezeit ſeinem Herrn folgen und ihn erkennen könnte? Auch fürchten ſie, man möchte ſie von hinten angreifen. Der Lakay, welcher nichts zu thun hat, als ſich umzuſehen, hält

Wache und iſt beſtändig bereit, ſeinen Herrn zu vertheidigen.' Aber die Meiſten würden in einem ſolchen Falle die Flucht nehmen; denn ſie ſind eben nicht herzhaft.

Dieſer nächtliche Ritt geſchieht lediglich den Damen zu Ehren, um ſie zu beſuchen. Die Kavaliere würden dieſe Zeit nicht um ein Königreich verſäumen. Sie reden durch die eiſernen Gitter mit ihnen; ſie ſuchen zuweilen in den Garten einzudringen, und gehen auch, wenn ſie können, zu ihnen hinauf in die Zimmer. Ihre Leidenſchaft iſt ſo ſtark, daß es keine Gefahr giebt, der ſie nicht Trotz bieten würden. Sie gehen ſogar bis an den Ort, wo der Mann ſchläft, und ich habe gehört, daß Einige ſich Jahre hindurch geſehen haben, ohne nur ein Wort mit einander zu ſprechen, aus Furcht gehört und entdeckt zu werden. Nie hat man in Frankreich ſo zu lieben verſtanden, wie man es von den Spaniern behauptet.

Abgeſehen von der Sorgfalt, der Mühe, der Zärtlichkeit, der Ergebenheit bis in den Tod, da weder der Gatte noch die Verwandten Pardon geben, ſo iſt die Treue und die Verſchwiegenheit dasjenige bei dieſen Verhältniſſen, was mir am reizendſten vorkommt.

Nie wird man hören, daß ein Kavalier ſich rühmt, von einer Dame eine Gunſtbezeugung erhalten zu haben. Sie reden von ihren Geliebten mit einer

Achtung und Ehrerbietung, daß man denken ſollte, es wären ihre Königinnen. Auch legen dieſe Damen keinen Werth darauf, Andern außer ihren Geliebten zu gefallen. Nur er beſchäftigt alle ihre Gedanken, und ob ſie gleich bei Tage nie mit ihm zuſammenkommen, ſo finden ſie doch Mittel ihm viele Stunden zu widmen, indem ſie entweder an ihn ſchreiben oder mit einer Freundin, die das Geheimniß kennt, von ihm reden, oder ganze Tage lang hinter den Fenſtern ſtehen, um ihn vorbeigehen zu ſehen.

Kurz, nach Allem dem, was man mir geſagt hat, ſollte man mich leicht überreden zu glauben, daß die Liebe in Spanien entſtanden ſey. —

Vor einigen Tagen war ich bei der Herzogin von Alkannizas; ſie iſt eine ebenſo vornehme als tugendhafte Dame am hieſigen Hofe, und äußerte dennoch vor uns Allen mit größter Unbefangenheit: „Ich geſtehe es Ihnen, wenn ein Kavalier eine halbe Stunde mit mir allein wäre, ohne von mir Alles zu verlangen, was man nur verlangen kann, ſo würde ich ſo böſe auf ihn werden, daß ich ihn umbrächte, wenn ich könnte.“

„Und würden Sie ihm denn alle Gunſtbezeigungen zugeſtehen, die er verlangen könnte?“ — unterbrach ſie die junge ſchöne Marquiſe von Liſche.

„Das iſt keine Folge,“ — antwortete die Frau von Alkannizas, — „ich habe ſogar Urſache zu glauben, daß ich ihm ganz und gar nichts erlauben würde, aber ich hätte ihm doch wenigſtens nichts vorzuwerfen. Hingegen wenn er mich gänzlich in Ruhe ließe, ſo würde ich es für ein Zeichen ſeiner Verachtung halten."

Und ſo ſind faſt alle Damen hier geſinnt.

XII.

Spaniſche Etikette.

Indem ich vom Königlichen Schloſſe ſpreche, muß ich noch bemerken, daß ich erfahren habe, welche Regeln der König zu beobachten hat, die Jahrhunderte alt ſind, ohne daß man ſie im Geringſten verändert hätte. Man nennt ſie die Etiketten des Schloſſes. Sie ſchreiben unter Anderm auch vor, daß ſich die Königinnen von Spanien im Sommer um zehn Uhr und im Winter um neun Uhr niederlegen ſollen.

Anfänglich, als die Königin eben erſt angekommen war, achtete ſie nicht auf die vorgeſchriebene Stunde; ſie glaubte, die Stunde zum Niederlegen wäre die, wenn ſie Luſt zu ſchlafen hätte, aber es begegnete ihr oft, daß ihre Kammerfrauen ohne ein Wort zu ſagen, wenn ſie noch bei Tiſche ſaß, anfingen ihr den Kopfputz abzuſtecken. Einige krochen unter den Tiſch und zogen ihr Schuhe und Strümpfe aus, und man brachte ſie mit einer Geſchwindigkeit zu Bette, die ſie in Erſtaunen ſetzte.

Die Könige von Spanien ſchlafen in ihren Gemächern, die von denen der Königin entfernt ſind. Der gegenwärtige König aber liebt ſeine Gemahlin zu ſehr, um ſich von ihr zu trennen. Nun aber will ich berichten, in welchem Auſzug der König nach der Etikette Nachts aus ſeinem Gemache in das der Königin geht.

Er hat dann ſeine Schuhe nach Art der Pantoffeln übergetreten, ſeinen ſchwarzen Mantel auf den Schultern anſtatt des Schlafrocks, denn kein Menſch in Madrid bedient ſich des Schlafrocks oder der Pantoffeln. Seinen Broquel oder kleinen Schild hat er an dem einen Arme hängen, ſeine Bouteille, an einer Schnur, am andern. Dieſe Bouteille iſt jedoch nicht zum Trinken, ſondern zu einem ganz andern Gebrauch.

Bei alle dem hat der König noch ſeinen großen Degen in der einen Hand und eine Blendlaterne in der andern. So muß er ganz allein zur Königin kommen.

Arabella.

Von

Karl Gutzkow.

Arabella.

1.

Der Mond ſchien durch's Fenſter. Arabella war im Bade. Man hörte nur das Plätſchern der ſchönen Glieder, welche in verwandter Färbung von dem Strahle ergriffen wurden bei irgend einer Wendung, und dann wieder verſchwanden entweder im Schatten oder in der Tiefe des Baſſins. Dies Spiel währte einige Zeit, dann erhub ſich Arabella, hüllte den naſſen Leib in einen weiten Shawl und warf ſich mehr erſchöpft als geſtärkt auf ein Ruhebett nieder, das in der Nähe ſtand.

Arabella ſchwieg. Deshalb war ſie unglücklich; denn es giebt eine Art, ſelbſt mit der Einſamkeit zu ſprechen, welche immer den Glücklichen verräth. Und doch waren die lautloſen Bewegungen in dieſem Augenblicke mehr Hoffnung, als Schmerz. Arabella ſchien etwas zu erwarten, das vielleicht zutreffen konnte; aber der ängſtlich gemeſſene Athem bewies, wie wenig ſie ſelbſt an Erfüllung glaubte. Sie blieb noch eine Weile auf dem Ruhebett ausgeſtreckt. Dann ſchellte ſie und das Kammermädchen hatte ihr Licht gebracht.

Wie Jeannette im Zimmer war, verhüllte ſich Arabella noch dichter, und preßte ihr Antlitz in den harten Polſter; aber ohne Thränen. Jeannette ſtand einen Augenblick: ſie wagte nicht zu ſprechen; denn ſie kannte das Unglück ihrer Gebieterin. Dann gieng ſie und Arabella war wieder allein.

Nach langen Minuten erſt hatte ſie einen Metallſpiegel in der Hand. Die Bilder, welche Silber auffängt, ſchmeicheln nicht, wie Glas, und geben alle Conturen beſtimmter, zuſammengezogener, weniger treu, und doch verrätheriſch, wo ſich die Eitelkeit gern einen kleinen Mangel ausgeredet hätte. Arabella zögerte lange; endlich wagte ſie den entſcheidenden Blick und ſahe mit krampfhafter Reſignation in die blitzendhelle Fläche.

Erſt lächelte ſie; denn ihre Hoffnung ſchien ſich zu verwirklichen. Sie ſahe das feurige braune Auge, beſchattet von dunkeln und langen Wimpern; ſie ſahe den leiſen und allmäligen Umriß ihrer bedeutſamen Phyſiognomie; ſie ſahe, wie Augenbrauen, Mund, Kinn, wie alle Rundungen ſich in ſanfte Ovale zirkelten. Sie ſchwamm in den Wellenlinien, welche durch die Höhen und Tiefen einer plaſtiſchen Vollendung floſſen. Arabella war aus der Materie ſchön herausgemeißelt. Die Stirn, noch höher gemacht durch das hinaufgebundene Haar, lag heiter, mild, wie joniſcher Himmel über dieſen Wundern. Sie lächelte noch immer. Ein warmer Hauch entfuhr ihrem Munde. Das Metall war im Nu von Nebel geſchlagen. Sie lehnte ſich zurück und liſpelte vor ſich hin die proſaiſchen, aber wie Schöpferurtheil klingenden Worte: „Gut, gut, ſehr gut!“

Aber Arabella wollte ſchwelgen. Oder ſie wollte nur Wahrheit. Oder ſie wußte doch, daß ihr nichts gelang. Und der Spiegel war wieder in ihrer Hand. Aber nur ein Blick, ein lechzender, halb ſeliger, halb mißtrauiſcher Blick, und ſie warf das Metall raſch, daß es wiederhallte, auf das marmorne Getäfel, ſchrie wie eine Verzweifelnde auf, zerriß das Geflecht des Haares, ſtürmte mit fliegenden Locken in den feuchten Wänden ab und nieder, und warf ſich laut ſchluchzend zurück auf die Ottomanne, die ſie mit ihren Thränen benetzte.

Was hatte ſich geändert? Nichts von ihren Formen. Dieſelbe Rundung, Fülle, Ueppigkeit, daſſelbe unübertroffene Gebilde der Schönheit, aber die Friſche des Bades war hin. Eine fahle, matte Haut zog ſich über die alten Reize, ein gewiſſes ohnmächtiges Dämmern wehte über ſie hin. Es war wie ein Netz, das irgendwo an einer Stelle in ſeinen Maſchen zerriſſen ſeyn mußte, und das nun ſchlaff und nüchtern auf ſeinen zauberhaften Unterlagen ſich ausſtreckte. Tägliche Bäder machten die Haut einen Augenblick friſch; aber bald nachher ſank ſie immer wieder zurück in ihre trockne, ſchlechtgefärbte, ſaftloſe Natur. Das war der Fluch Arabellens. Sie war ſchön; aber ſie hatte einen ſchlechten Teint.

Es ſchlug neun Uhr. Draußen rollten die Wagen vom Theater her. Arabella hörte, wie ihre Schweſtern, welche aus „Robert dem Teufel“ kamen, die Treppen des Hauſes herauf lachten, wie die Thüren geſchlagen wurden, und ein lautes „Ah!“ erſcholl, als die ſchönen Mädchen in die Geſellſchaft traten, welche bei der Mutter war. Sie hörte, wie man ſcherzte, ſang, tanzte. Sie war ſehr unglücklich. Ein weiter Mantel hüllte ihre tragiſche Geſtalt ein, ſie nahm das Licht, und ſchlich leiſe auf ihr Zimmer. Sie warf ſich dem Schlaf in die Arme; denn nur im Traume ſchien es ihr zuweilen, als wenn Alles noch anders ſeyn könnte.

II.

Arabellens Mutter gab einen glänzenden Ball. Ihre unglückliche Tochter war zugegen, aber ſie tanzte nicht. In einer Ecke des Saales ſaß ſie einſam. Selten daß ſich der Anſtand entſchloß, an ſie, als eine der Töchter des Hauſes, heranzutreten und ihr einige Verweiſe zu geben, daß ſie ſich von Allem ſo zurückzöge, in der neulichen Vorſtellung des Maskenballs vermißt wäre, und ſich in keinem fremden Cirkel blicken ließe. Arabella war geiſtreich und eine Meiſterin des Ausdrucks; aber dieſe Improviſationen beunruhigten ſie; ſie gab nur ſchüchterne und abgebrochene Antworten, und war bald von Gegenwarten befreit, die ſie ſelbſt in dem Falle nicht feſtgehalten, daß ihre Schönheit durchſichtiger geſchimmert hätte. Denn Arabella liebte.

Sie liebte Ottokar, den leidenſchaftlichen Tänzer, der ſich mit keiner Schönen unverſucht ließ, und in ewigen Wirbeln an ihr vorüberflog. Sie waren beide zuſammen erzogen worden; aber Ottokar hatte ſie ſpäter überſehen. Sie hatte nichts, womit ſie ihn feſſeln konnte, nichts, als ſüße, unſchuldige Erinnerungen, die in der jungen Mannesſeele alle verklungen waren. Sie konnten um ſo weniger zuſammen kommen, als ſie ihm ſich zu verbergen ſuchte und er ſie gar nicht zu bemerken ſchien. Nachdenklich ſtützte ſie ſich auf die Lehne ihres Seſſels, das Geſicht halb verſchleiert, und verfolgte die muthwilligen Bewegungen Ottokars, den der Rauſch des Feſtes hier und dort hintrieb und der an allen Orten zu fehlen ſchien. Sie dachte nichts. Sie empfand auch nichts. Sie war ganz Reſignation. Durfte ſie ein Recht anſprechen? Wenn ſie Eines nicht begriff, ſo war es dies, daß zu einem ſo herben Schickſal, zu dieſem Schauſpiel mit lauter Unglücksmotiven ihr Auge trocken bleiben konnte.

Ottokar mußte ſich einen Augenblick Erholung gönnen. Mit dem Tuche wehend, durchmaß er den geringen Raum, welchen im Saale die tanzenden Paare ließen, und trat zufällig in die Ecke, wo Arabella ſaß. Sie zitterte. Sie wußte nicht, welche Worte er für ſie haben könnte. Er hatte einige, aber verlorne, abgeſtandne, Reſte aus Converſationen, welche er mit Andern abgebrochen hatte. Er hielt ſie eines neuen Gedankens, eines tiefen Urtheils nicht für würdig, ſondern warf ihr die kleine kupferne Scheidemünze der Unterhaltung zu, welche beleidigt, weil ſie wie Gnade klingt. Wie ſie ſich befände? frug er ſie: eine bei Damen an und für ſich dumme Frage, da ſie immer vorausſetzt, als müßte Jedermann den Schnupfen oder Zahnſchmerzen haben; die aber hier noch empfindlicher wirkte, da Arabella in der That krank zu ſeyn glaubte und für ihr Uebel Heilung hoffte. Sie erwiederte nichts; und Ottokar erwartete nichts. Er verließ ſie. Sie ſenkte das Haupt, und ſchüttelte es dann, weil ſie dieſe böſe, kalte Welt nicht begreifen konnte.

Nachher ſaß Arabella im hinterſten aller Zimmer, welche ihre Mutter hatte öffnen laſſen. Sie ſuchte Schutz in der dunkeln Beleuchtung und den Schatten grüner Vorhänge, welche das Zimmer ſchmückten. Ein Traum umfieng ſie, und als ſie erwachte, wunderte ſie ſich, daß ſie Thränen vergoſſen hatte. Und als ſie dann nachdachte, ſtaunte ſie von Neuem; denn der Marquis von Negro ſtand vor ihr, und hatte ſie ſchon lange ſtumm betrachtet. Sie blickte auf, und es war ihr, als huſchte eine Schlange fort; aber es war nur der Marquis, welcher ſprach: „Ich beobachte Sie, Arabella, ſchon ſeit länger als einem Monate. Die wenigen Gelegenheiten, wo Sie ſich zeigen, hab' ich haushälteriſch ergriffen, und ich glaube, tief in Ihrer Seele leſen zu können.“

Arabella betrachtete den Marquis. Sie kannte ihn wohl, ſo weit man ihn kennen konnte; denn im Grunde kannte ihn Niemand. Sie blickte an die lange, haare Geſtalt hinauf, und fuhr entſetzt vor dem blaſſen, dämoniſchen Antlitz des Marquis zurück. Seine Lippen zuckten, das Auge fieberte, ſeine Glieder ſchnellten zuweilen auf, als rüttelte ſie ein plötzlicher Krampf. Der Marquis fuhr fort: „Arabella, ich bin ein Mann ohne Liebe. Mein Herz iſt kalt, wie der Tod. Schönheit zwingt mir ein Lächeln ab; wenn ich zu lieben ſcheine, ſo iſt es aus Neid. Ich gönne Niemanden, eine Schönheit zu beſitzen. Was ich meiner ohnmächtigen Liebe zuwenden kann, das reiß' ich an mich. Ich will Sie erobern, Arabella; nicht aus Anbetung, ſondern aus Caprice.“

„Wer lachte da?“ fragte Arabella.

„Niemand!“ ſagte der Marquis. Sie ſchreckte zuſammen, und doch ſprach ſie ſo leiſe, als wenn es ihr nur entſchlüpfte: „Ich bin nicht ſchön.“ Denn es hatte ſie ergriffen, daß man ihr von Liebe ſprechen konnte. Aber der Marquis war fürchterlich.

So währte es einige Sekunden. Arabella war gebannt wie vom Blicke des Baſilisken. Dann fuhr der Marquis fort: „Arabella, ich weiß, woran Sie leiden. Sie ſind ſchön; Sie ſcheinen es nur nicht. Ich will Ihnen dieſen Schein geben. Sie ſollen im Glanze der Schönheit ſtrahlen, für welche Ihr Körper alle Grundlagen und Formen hat; Sie ſollen bezaubern, bewundert werden; tauſend Bewerbungen wird Ihre wunderbare Metamorphoſe zur Folge haben.“

Arabella war aufgeſprungen. „Gott! iſt es möglich? Ich beſchwöre Sie! Wie? Wodurch?“ — das Alles rief ſie wirr durcheinander.

Aber der Marquis ſtand und lächelte fein. „Was erhalt' ich?“ war ſeine kurze Frage.

„Fordern Sie!“ rief Arabella, und ihre Blicke

leuchteten;

leuchteten; ihr Buſen wogte, die Locken ihres Haares wickelten ſich ab; ſie ſtand da, ſchon halb ergriffen von der neuen zauberhaften Veränderung, die mit ihr vorgehen ſollte.

Der Marquis verlangte nach fünfhundert Tagen ihren Beſitz.

Sie ſchauderte. Sie maß die dämoniſche Geſtalt des Mannes, dem ſie ſich verkaufte, und dachte an Ottokar. Da fiel ihr Blick durch die offnen Zimmer in den Saal; ſie ſahe, wie Ottokar im Rauſche des Vergnügens fortwirbelte an der Hand einer Dame, welche für die ſchönſte gehalten wurde in der Reſidenz. Ihr Entſchluß war gefaßt. Mit abgewandtem Antlitz ſprach ſie die überwundenen, waffenloſen Worte: „Marquis! ich erwarte Sie morgen vor zehn Uhr in meinen Zimmern.“

Sie wankte hinaus. Der Marquis ſchlug die Arme übereinander und ſah ihr mit triumphirendem Lächeln nach.

III.

In der Oper, im Concert, auf der Promenade gab es ſeit kurzer Zeit nur eine Geſtalt, der alle Bewunderung und Anbetung gezollt wurde. Der

Enthuſiasmus kam ſich von allen Seiten entgegen. Hier war von keinem Zugeſtändniß mehr die Rede, ſondern die Thatſache zeugte für ſich ſelbſt. Dieſe mochte ſchon einmal dageweſen ſeyn; aber in ſolcher Genialität nie. Was die Natur, ja ſelbſt was die Dichtkunſt nicht ſchöner erfinden kann, war hier in Erfüllung gegangen. Arabella war die Loſung, welche die Männer bezauberte, und die Frauen verſtummen machte.

Arabella ſtrahlte in all' den Reizen, welche ihr die Natur mitgegeben hatte, ohne eine äußere Hülle hinzuzufügen. Zu der allgemeinen Anbetung geſellte ſich das Staunen, wie dieſe plötzliche Veränderung hatte möglich ſeyn können. Sie war eines Abends, wo ſie ſich den ganzen Tag verſchloſſen gehalten hatte, in einer lebhaften Seide erſchienen, und hatte ſogleich jedes Auge geblendet. Niemand wagte, ihr kein Erſtaunen zu erkennen zu geben, weil es beleidigen konnte; aber ſie fühlte wohl, welche Herrſchaft ſie im Nu errungen hatte, und jede neue Toilette, die ſie machte, gab ihr die Gewißheit, daß ſie ihr nie entriſſen werden konnte.

Aber keine Genugthuung war Arabellen willkommener, als die, welche ihr Ottokar's verändertes Betragen gab. Nicht, daß er der augenblicklichen Regung der öffentlichen Meinung in der Geſellſchaft augenblicklich gefolgt wäre, und ſogleich gegen Arabellen einen Ton angeſtimmt hätte, der für das Echo der fremden Urtheile gehalten werden konnte. Arabella ſchwelgte in dem Gefühl, die allmälige Revolution in Ottokar's Benehmen verfolgen zu können. Er ſchwieg lange; er vermied jede Parthie, er war nachdenklich, er tanzte nicht, auch mit Arabellen nicht. Dann wagte er allmählig zu ihr aufzublicken, er glaubte ſeine alte Schuld geſühnt zu haben, und trat ihr näher. Seine Lippen zitterten, wenn er mit Arabellen ſprach. Seine Urtheile ſchwankten, ſeine Ausdrücke waren unſicher; die innere Uebermannung ſeines Gefühls lähmte alle Weiſen, wie er es äußern wollte. Es war eine tiefe Empfindung, welche vielleicht zum erſten Male in ſein Herz einzog. Arabella ſahe Alles. Sie las und verſtand dieſe ſtummen Blicke, dieſe Unentſchiedenheit, dieſe Zeichenſprache auf der trüben Stirn, ſie reimte ſich Alles zuſammen. Arabella war glücklich.

Sie war es nicht lange; denn als ſie Ottokar's Bewerbungen offner empfing, als es ſich nicht mehr um Liebe, ſondern um Beſitz handelte, da erſchrak ſie und erwog ihr elendes Schickſal. Der Marquis war ihr entfallen: jetzt ſahe ſie ihn wieder vor ſich, wie er an jenem verhängnißreichen Morgen zu ihr trat, ihre Hand küßte, und einen wunderlich geformten

Ring, als Zeichen des Verlöbniſſes, an ihren Finger ſteckte. Wie ſie vor Erwartung ſeiner Gabe nichts hatte ſehen und verſtehen können, und wie er ihr dann endlich nach peinlichen Augenblicken ein kosmetiſches Geheimmittel, das er in den Harems der Levante wollte gefunden haben, überreichte und ſie vor ſeinen Augen die Wahrheit ſeines Verſprechens im Spiegel erkannte. Seitdem hatte ſie ihn nicht wieder geſehen. Aber wie ihr Verhältniß zu Ottokar immer hingegebner und vertraulicher wurde, da erſchien er wieder, und ſie ſahe mit Schrecken, daß das erſte Fünftel der zugeſtandenen Friſt halb verronnen war. Der Marquis zog ſeine dämoniſchen Kreiſe um ſie her, und Niemand ahnte, daß ſie der geheime Mittelpunkt derſelben war, obſchon Arabella an ihrem ſtockenden Athem fühlte, daß er ſeine Kreiſe immer enger und enger zog. Wo ein Ausweg? Sie liebte Ottokar und ſahe dem Geſtändniſſe ſeiner Liebe entgegen. Schaam feſſelte ſie, das Geheimniß ihres Boudoirs feſtzuhalten, und nicht blos Schaam, ſondern auch Eitelkeit. Wäre im Augenblicke der Untreue gegen den Marquis nicht ihr ganzer Zauber verſchwunden? Würde nicht Ottokar, ſtatt heute noch ein blühendes Leben in den Armen zu haben, morgen vor ihrem herbſtlich welkem Ausſehen erſchrocken ſeyn? O, man ſage auch nicht, Eitelkeit! Würde ſie nicht

Ottokar betrogen haben? Man träume und entſchuldige nicht! Schönheit bleibt der Liebe ſtärkſtes Band. Und das iſt auch Liebe, an ſich zu bauen und zu ſchmücken, und das äußere Geſtell, das Antlitz, in dem ſich die Seele ſpiegelt, mit all' dem Zauber zu umgeben, der der Natur und der Kunſt zu Gebote ſteht. Dies iſt auch die natürliche Philoſophie jedes Mädchens: und wir träumeriſchen Männer ſind es nur, die den ſchönen Glauben und die Beſcheidenheit der Naivetät vernichten wollen.

So hin- und hergeriſſen wurde in Arabellens Herzen der Entſchluß, als in einer heimlichen Stunde einſt Ottokar zu ihren Füßen ſank, und um eine Welt, um ein neues Leben, um den Glauben an Gott und Unſterblichkeit, und um ſich ſelbſt flehte. Seine Hand hatte die ihre ergriffen, er drückte ſie ſehnſüchtig an den heißen Mund; ſie ließ Alles geſchehen. Sie rang, ſie weinte, ſie wußte ja, daß Alles, was er verlangte, ſie nur von ihm empfangen hatte. Sie fühlte, daß in dem Moment die Wage ihres Lebens erhoben ſey, und nicht herunter ſänke auf eine Seite, ſondern im Gleichgewicht ſtände, in jeder Schaale eine gleiche Laſt, in jeder der Tod. Ottokar ſchwieg; es war ſchon längſt an ihr die Reihe, Antwort zu geben. Sie fühlte, daß Ottokar ihre Hand mit Thränen netzte: ſie war dreifach unglücklich. Denn ein

Weib kann den Mann nicht ſehen, wenn er ſeine Rolle vertauſcht, und wird ringen, das Gleichgewicht der Natur wiederherzuſtellen. Aber Arabella war zu Allem unvermögend; nicht Furcht vor dem Marquis, jetzt nicht einmal mehr Furcht vor ſich ſelbſt, wie ohne den Marquis ſie würde, jetzt drückte ſie nur das Fürchterliche des Geheimniſſes. Sie verlor den Muth der That, ſie verzweifelte an ſich ſelbſt als an einer Perſon des freien Willens; ſie ſahe den Zügel ihres Entſchluſſes in fremden Händen. Arabella wandte ſich ab mit einer verneinenden Geberde, und ließ Ottokar zurück, der in dem Momente ſeinen Schmerz nicht fühlte, weil er ſich ſchämte, plötzlich allein im Zimmer auf den Knien zu liegen. Nachdem er aber dem Manne in ſich Gerechtigkeit hatte widerfahren laſſen, fühlte er doch, wie unglücklich er war, hüllte ſich in ſeinen Mantel, beſtieg ſein Pferd und ritt in die Welt hinaus, er wußte ſelbſt nicht, in welcher Richtung.

IV.

Mehr als ein Jahr und mehr als die Hälfte von Europa brauchte Ottokar, um ſeinen Schmerz zu zerbröckeln und ihn zu vertheilen an tauſend äußere Eindrücke, welche, ſo viel ſie dem Menſchen geben, auch immer etwas mit hinweg nehmen von ſeinem Innern, wofür ihm kein Erſatz geboten wird. So blieben an den Wundern, welche er ſahe, an der ganzen Abwechſelung einer ereignißvollen Reiſe alle die Seufzer hängen, welche ſonſt ſeine Bruſt zerſprengt hätten. Er kam in die Heimath zurück mit einem Schmerze, der im großen Theile geheilt war, der aber noch nicht recht vernarben wollte und ſorgfältige Nachpflege verlangte. Er mied ſeinen alten Umgang und ſeine alten Straßen: er wollte von Niemanden hören, und um neue Freunde zu finden, ſuchte er neue Kreiſe auf.

Er liebte das Spiel. Nicht mit Leidenſchaft, ſondern aus Indolenz; denn überall unglücklich, war Fortuna die einzige, welche es gut mit ihm meinte. Er hatte die Prädeſtination zu gewinnen, und keine Karte ſchlug ihm fehl. So verſuchte eines Tages Jemand, an dem er nur ſahe, ob er zahlen konnte, ſein Glück mit ihm. Er gewann immer. Der Andere ſuchte ihn zu überbieten. Das hitzige Gefecht hatte begonnen. Er ſetzte es kaltblütig fort und ſtrich Tauſende ein. Sein Gegner ſuchte ſeine Verluſte einzuholen und verdoppelte ſie. So währte es lange. Die Steigerung nahm zu: rings lautloſes Erſtaunen. Eine Pauſe entſtand. Ottokar hörte, daß ihm Jemand in's Ohr raunte: „Mein Herr! jetzt ſetz' ich den Reſt meines Vermögens. Verlier' ich ihn, ſo bin ich morgen todt." Ottokar war, wie man es im Spiele ſeyn muß: grauſam. Er ſahe nicht auf, er gewann. Sein Ohr erreichte wieder ein ſtöhnendes Liſpeln. „Mein Herr,“ — hieß es, — „Sie betrachten mich nicht. Ich weiß, daß Sie Arabella kennen.“

Jetzt fuhr Ottokar auf: er ſah einer langen Geſtalt in's blaſſe Antlitz. Er fuhr ſich über die Stirn, er hatte dieſen Mann ſchon geſehen.

„Sie lieben Arabellen,“ hieß es drüben. „Ich könnte jetzt zu ſpielen aufhören, und das Piſtol laden, das meinem Leben ein Ende macht. Aber ich will Ihnen noch eine Gelegenheit geben zum Gewinn, und zwar zum Gewinn, der Ihnen mehr werth iſt, als meine Dukatenrollen. Mich kann nichts zwingen, Arabellen auf's Spiel zu ſetzen; aber ich thu's, wenn Sie ſich bereit erklären, im Fall Sie Arabellen gewinnen, mir all' das Geld, das Sie von mir gewonnen haben, wieder zurückzuſtellen.“

Ottokar war außer ſich. Alte Wunden brachen wieder auf. Er erkannte den Marquis de Negro. Staunen, Entzücken, Mißtrauen lähmte ihm die Sprache. „Die letzte Clauſel,“ ſagte der Marquis drängend.

„Iſt zugeſtanden,“ murmelte Ottokar, ſpielte und gewann. Der Marquis lachte, und winkte dem Glücklichen, ihm zu folgen.

V.

In der Dämmerung eines halb erleuchteten Zimmers lag Arabella auf einem Ruhebett. Als Ottokar und der Marquis eintraten, richtete ſie ſich auf. Ottokar lag ſchon zu ihren Füßen.

Aber ſie that, als bemerkte ſie ihn nicht.

Ottokar blickte zu ihr auf. O ſie war ſo ſchön, wie damals, als ſie ſo kalt war. Es war noch immer das Abbild der ſchaumgebornen Göttin; ja noch mehr, ſie war wie ein italieniſches Gemälde der klaſſiſchen Zeit, deſſen Farben je länger je friſcher blühen. Ottokar hatte ihre Hand ergriffen, wie früher.

Sie erſchrack. Ein Wort ſtarb auf ihrer Lippe.

Der Marquis trat heran, und flüſterte ihr zu: „Es iſt Ottokar.“ Da brach ſie in einen Strom von Thränen aus, und langte mit dem Arm hinaus, wie in's Ungewiſſe, faßte aber Ottokar's Haupt, das ſie an ihre wogende Bruſt drückte.

Ottokar rief: „Arabella, nun ewig die Meine!“ Sie erſchrack und zeigte zum Marquis hinüber, der aber ſchon verſchwunden war. Sie ſah es nicht, und fragte: „Negro, was ſoll ich glauben?“

Ottokar begriff ſie nicht. Er erklärte ihr Alles, was geſchehen war, er wiederholte ihr ſeine alten Schwüre, er durfte ſeine heißen Küſſe auf dieſe ſchwellenden Lippen drücken, ſie wehrte nicht; aber was ſie that, drückte Schmerz und Verlegenheit aus. Sie ſprach von ſeinem Herzen und griff nach ſeinem Arme. Sie ſprach von ſeiner Stirn und küßte ſeinen Mund. Jede Bewegung war berechnet und jede ſchien falſch zu ſeyn. Ottokar betrachtete ſie noch einmal. Sie verfolgte ſeine Wendungen in anderer Richtung. O jetzt ſahe er's. Arabella war blind.

Die metalliſchen Beſtandtheile ihres Geheimmittels hatten die feinen Nerven des Auges vergiftet. Je ſchöner ſie wurde, deſto mehr verlor ſie die Sehkraft. Faſt allmählig verſchwammen die Umriſſe entfernter Gegenſtände, dann die näheren, zuletzt ſahe ſie keine Farben mehr, und während ihr Auge hell und klar blieb, zog rings um ſie her undurchdringliche Nacht. Sie hatte nichts mehr vor Ottokar zu verbergen. Sie geſtand ihm Alles.

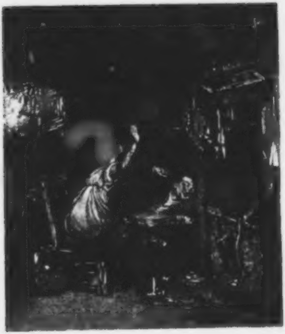
Ottokar's Liebe reichte hinaus über dieſe Entdeckung; aber er beſchwor ſie, abzulaſſen von dem Gebrauch der Mittel des Marquis. Arabella ließ ſie nicht. Sie konnte den Fluch, unſchön zu ſeyn, nicht ertragen, um ſo weniger, da ſie Ottokar nicht nur lieben, ſondern auch feſſeln wollte. Sie verbarg die verrätheriſche Gabe des auf immer verſchwundenen Marquis, und fand ihr Glück darin, in einer Schönheit fort und fort zu glänzen, welche ſie ſelbſt nicht ſahe; wenn ſie nur Ottokar ſahe.

Aber mit der Blindheit hörten die Folgen nicht auf. Alle Sinne und Organe wurden allmählig angegriffen und ſchwanden in Ohnmacht hin. Die edelſten Thätigkeiten des menſchlichen Körpers wurden unterbrochen. Sie war nichts mehr, als hinreißendes, wunderbares Antlitz: rings war Alles für ſie wüſt und leer. So blühte ſie einem ſchnellen Tode entgegen. Ottokar verließ ſie nicht.

Sie ſaß einſt an ſeiner treuen Seite: ſie ſah, ſie hörte nicht mehr, ihr Gefühl hatte alle Intenſität verloren, nur die Zunge konnte noch dazu dienen, wenige, tiefe und liebe Worte auszuhauchen. Da blieb ſie plötzlich ſtumm. Es fielen alle innere Fäden, welche an das Leben binden, von ihr ab; ihr Auge brach, ſie ſank zurück, ohne Schmerz, aber erſchöpft. Sie hatte ihr tragiſches Leben ausgehaucht. Arabella war todt.

Aber noch im Tode ſtrahlte ihr Körper von wunderbaren Reizen. Roſig blieb der Schmelz ihrer Wangen; die blutrothen Lippen verzogen ſich zu einem feinen Lächeln. Alle Formen quellen friſch und rund. Das ganze Inkarnat war wie nach einem Bade ſo ſchön gemiſcht. Sie lag da, wie eine ſchlafende Nymphe der Fabelwelt; gleichviel, die Palette oder den Meißel des Künſtlers herausfordernd.

So betrachtete ſie Ottokar eine Weile mit



ſchmerzlichem Entzücken, denn er konnte nicht glauben, daß dieſe Reize des Todes wären. „Dies iſt nicht der Tod!“ ſprach er mehremal vor ſich hin. Er trat hinzu, er neigte ſein Haupt, er brachte ſeine Lippen an Arabellens Mund; aber welch' gräßliches Schauſpiel! Seine Lippen drückten ſich in einen Haufen Aſche ein. Arabella lag da im Zuſtande einer hundertjährigen Verweſung. Sie war nichts mehr, als das, was wir Alle werden — Erde.

Ottokar bedeckte ſein Auge und ſtürzte fort, und noch irrt er verzweifelnd umher, weil er das fürchterliche Ereigniß, das er ſahe, von ſeinen Augen nicht verbannen kann.

[illegible]

Der Streit am Kamin.

Ein allerliebſtes Bild, in der That, iſt gleich nicht eben Liebe ſein Motiv. Aber auch nicht Haß; denn im nächſten Augenblick werden ſie wieder Nüſſe zuſammen eſſen, ſich vor dem Hauſe herumtreiben, Verſteckens ſpielen, und Ball ſchlagen, und hat er hübſch gethan, was ſie haben wollte, ſo wird ihm zärtlich der Schweiß von der Stirne gewiſcht und der unartige Junge bleibt der gute, kleine Bruder, der gefällige Kamerad, immer bei der Hand, Liebes und Gutes zu leiſten, hat er auch ein Paar Ohrfeigen eingenommen, wollte er das Feuer gegen ihren Willen anblaſen oder das wunderliche Element zur Unzeit wieder löſchen. Die kleine Herrſchaft wird ſonder Zweifel eine große werden, auch wenn es nicht mehr dem lieben Bruder gilt. Eine Herrin und Meiſterin alles Feuers will ſie bleiben und ſich die vollſtändige Maſchinerie reſerviren, Blasbalg oder Klappe, Sturm oder Zephir, Blitz, Donner oder einen milden Thränenregen, um die intereſſante Rolle mit dem angebornen Talent des Weibes durchzuführen, das mit der Schlange aß, und das wechſelvolle Drama des Lebens mit einer Emancipation im Geiſte St. Simons zu endigen. Sind wir zum Kampfe angewieſen in dieſem geheimnißvollen Daſeyn, ſo entſcheiden ſie den Sieg, und die Stärke ihrer Waffen ruht in ihrer poetiſchen Natur, die unſerer Begriffe ſpottet, und ſie durch Schönheit bezwingt. Der Streit am Kamin ſchließt mit dem tauſendjährigen Reich, wo die „freie Frau" den Scepter ſchwingt und die Trophäen unſerer Vergangenheit heiligt in dem Tempel des — Friedens.

Geſchichtliche Erinnerungen.

1806—1813.

Aus den Papieren eines Freundes

mitgetheilt

von

August Lewald.

Geſchichtliche Erinnerungen.

Ich gebe hier eine Reihe kleiner Ereigniſſe und großer Begebenheiten in anſpruchloſen Bildern. Die Weltgeſchichte neben einer Familienchronik!

Der Leſer wird hier nicht das Spannende finden, das ihn an eine moderne Novelle wohl zu feſſeln im Stande iſt; es ſind nicht die Thaten des Helden, die ſcharf ausgeprägten Charaktere, die künſtliche Verwickelung, die befriedigende Löſung, die ihn überraſchen werden. Ich bitte daher von allen dieſen, in anderer Beziehung ſehr gerechten Erwartungen hier nichts mitzubringen. Es ſind Eindrücke, die der Augenblick erſchuf, treu wiedergegeben; es iſt eine natürliche Stimme, die aus einer längſt verſchwundenen verhängnißvollen Zeit zu uns friſch herübertönt; es ſind Menſchen, die wirklich gelebt haben, von denen Einige rühmlich genannt werden, Andere ganz unbekannt geblieben ſind. —

Es mag nicht ohne Intereſſe ſeyn, zu ſehen, wie das Leben ſtiller Menſchen oft erfaßt wird von dem Schwunge eines großen Geſchickes, um hohem Glücke oder tiefem Verderben zugeſchleudert zu werden.

Ida, Marianne und Emilie, ihr anſpruchloſen kleinen Mädchen, zu gleichen Genüſſen berufen, mit gleichen Reitzen ausgeſtattet, wie verſchieden geſtalteten ſich euere Looſe!

Der Siegeswagen des Helden hat, aus der Ferne der Zeiten geſehen, eine wunderbare Herrlichkeit; wunderbarer noch erſchien ſie uns, die wir ſie in der Nähe erſchauten. Wir ſahen in unſerer Jugend Länder verlieren, Kronen fallen, fliehende Könige, verfolgende Feinde, gedemüthigte Heere, freche Sieger, die Schrecken der Schlachten und den begeiſterten Taumel der Erlöſung von langer Schmach — und dazwiſchen beſorgten wir unſere Geſchäfte, lebten der Proſa des Tages. —

Mein gutes Gedächtniß zeigt mir, als wär' es heute, die kleinen Prinzen, nicht größer als ich damals ſelbſt war, in knappen blauen Uniformen, mit dem ſchwarzen Adlerorden auf der Bruſt, und großmächtigen dreieckigen Hüten auf dem Kopf, in der Schloßmanege zu Königsberg Reitſtunde nehmen, während ich mit meinen Schulbüchern unter dem Arme zuſehend daſtand. Indeſſen ich aber Schulwiſſenſchaften trieb und die Prinzen reiten lernten, war Napoleon über die Weichſel gegangen und Preußen verloren. —

1.

Im Spätſommer 1806 war ich mit meiner Mutter nach Kurland gereiſt, um einen Oheim zu beſuchen. Ich hatte lange Zeit an einem Fieber gelitten, und der Arzt ſagte meinem Vater, die Reiſe würde meiner Geſundheit förderlich ſeyn; deshalb ward es mir vergönnt, den ſonſt ſtrenggeregelten Unterricht auf ein Paar Wochen zu unterbrechen.

In Kurland hatte ich jedoch das Unglück, durch einen Sturz von einer ſtürmiſch dahinfliegenden ruſſiſchen Droſchke den rechten Arm zu brechen. Schmerzvolle Tage, ſchlafloſe Nächte folgten. Emilie, ein liebliches blondes Mädchen pflegte und wartete mich mit Engelsgeduld. Es war eine Waiſe, die Tochter eines armen Verwandten. Bei der Abreiſe ſagte ihr meine Mutter: ſie wolle ſie mitnehmen und für ſie ſorgen. Emilie willigte ein und ſo brachten wir ſie nach Königsberg.

Das Reiſen in jenen Gegenden im Herbſte war damals ſehr beſchwerlich. Chauſſeen und Eilwagen gab es nicht. Der Kutſcher und die Pferde meines Onkels ſollten uns bis Memel bringen. Ein Abſchiedsdiner, das uns einige Freunde in Libau gaben, verzögerte ſich ſo ſehr, daß wir mit anbrechendem Abend erſt abreiſen konnten. Noch in ſpäter Nacht fuhren wir in der Irre im Walde umher, ohne unſer Nachtquartier erreichen zu können. Der Kutſcher ſang ruſſiſche Lieder, um uns zu überzeugen, daß er nicht ſchliefe, und wir ſprachen von Räubergeſchichten, um uns wach zu erhalten. Ein fürchterlicher Stoß ſchreckte uns plötzlich auf. Unſer Wagen hatte die Vorderachſe gebrochen und wir ſaßen mitten im Walde feſt. Ein Diener ſpannte ein Pferde aus und ritt auf gut Glück, um ein Dorf zu ſuchen. Wir froren indeß und warteten ängſtlich ſeiner Zurückkunft. Die Ruſſen unter Buxhövden, der Generalgouverneur von Kurland war, zogen in Eilmärſchen der Gränze zu; wir waren ſchon am Tage nicht ohne Scheu ſolchen Truppen vorbeigefahren und fürchteten uns doppelt, ihnen in der Nacht zu begegnen.

Endlich kamen Leute mit einem Bauerwagen, die uns und unſere zerbrochene Equipage fortbrachten. In dem Kruge oder Wirthshauſe war Alles voll Ruſſen. Sie lagen auf der Erde, den Tiſchen und Bänken ausgeſtreckt und ſchnarchten. Wie wir durch die engen Gaſſen, welche die Schläfer bildeten, hindurchgingen, griffen Einige nach uns, ob im Traume oder um uns zu necken, wüßte ich nicht zu ſagen. Einer haſchte Emiliens Kleid und ſie warf ſich erſchreckt mir in den Arm. Ich ward ihr Held und befreite ſie aus der zuſammengekniffenen Fauſt des Soldaten, der ſich fluchend auf die andre Seite warf. Ein Blick aus ihren ſanften blauen Augen dankte mir.

Der Offizier ſagte uns, wir möchten den Wagen abpacken laſſen und die Effekten in's Zimmer nehmen, er könne für ſeine Leute nicht gutſtehen. Deshalb ſchliefen wir den Reſt der Nacht in großer Bangigkeit unter unſern Bundesgenoſſen, denn dieſe Ruſſen eilten den Preuſſen zu Hilfe.

II.

Die Gallerie unſerer mislichen Abenteuer war mit dieſem jedoch keineswegs geſchloſſen. Wir wurden noch einige Male umgeworfen, und mußten einſt in einer ſtürmiſchen Nacht, bei einem Wege, von dem ſich jetzt die Reiſenden keine Vorſtellung machen können, den ſogenannten Baumwald bei Tilſit zu Fuße durchwandern.

Der Baumwald hieß ſo, eines Schlagbaums wegen, der am Eingange war; ich glaube, man machte die Satyre, hier einen Wegzoll einzufordern.

Dieſer Baumwald, die Straße von Königsberg nach Wehlau und die von Dirſchau nach Möwe, waren damals in jenen Gegenden berüchtigt. Wehlau iſt nur zehn Meilen von Königsberg entfernt, und doch hieß es allgemein: „Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau!“ Und um die vier Meilen zwiſchen Dirſchau und Möwe zurückzulegen, brauchte ſonſt der Poſtwagen einen ganzen Wintertag. Die jungen Eilwagenreiſenden von Heute können nicht ermeſſen, welche Eigenſchaften einem Reiſenden jener Zeit beigegeben ſeyn mußten. —

Von den Strapatzen der Reiſe, und der von Fieber und Armbruch zurückgebliebenen Schwäche, kam ich halbkrank in Königsberg an. Kälte ſchüttelte mich, ich ward zu Bette gebracht. Mein ganzer Körper war voll rother Flecken; der herbeigerufene Arzt erklärte, daß es die Maſern ſeyen.

Emilie, die ich aus der Fauſt des Ruſſen befreiet hatte, die ſich auf mich ſtützte, als wir in ſtürmiſcher Nacht, aus Furcht vor dem Umwerfen, zu Fuße den Baumwald paſſirten, war jetzt meine dankbare ſorgſame Pflegerin. Meine kältere Schweſter, die ſich vor der Anſteckung ſcheute, überließ Ihr gern das Amt, und mir waren Emiliens Hilfleiſtungen angenehmer. Es entſtand eine Sympathie zwiſchen unſern Seelen, wie ſie bei jungen Leuten unſers Alters ſehr ſelten iſt.

Während dieſer Krankheit kam eines Abends mein Vater in großer Bewegung nach Hauſe. Er brachte die neueſte Zeitung mit und las ſie laut vor. Wir Alle horchten hoch auf, denn wir waren gute Preuſſen bis auf Emilie, die kleine Ruſſin. Doch wenn ich ſie gefragt hätte: was biſt du, Emilie? ich wollte wetten, ſie würde geantwortet haben: was du biſt! —

Es war von der Eröffnung des Feldzugs gegen die Franzoſen die Rede und von der Abreiſe des Königs zur Armee. Mir gefiel vor allem Andern die genaue Beſchreibung der Königlichen Equipagen, die als etwas Weſentliches ſehr umſtändlich gegeben war. Beſonders beſchäftigten mich zweihundert Mauleſel mit prächtigen Decken, das Königliche Wappen darauf, welche ſtolz die Lindenſtraße hinab durch das Brandenburger Thor geführt wurden. Die Siegesgöttin darauf mußte ihnen traurig nachgeſchaut haben. —

III.

Nach ungefähr vierzehn Tagen — ich lag noch immer im Bette — trat der Vater eines Abends wieder mit der Zeitung in's Zimmer, forderte ſehr verſtimmt und ernſt Licht, und las ſtill für ſich. Dann warf er das Blatt hin, ſprang auf und ging hinaus. Ich bat Emilie, die wie gewöhnlich bei mir ſaß, ſie möchte mir die Zeitung geben, aber kaum hatte ich ſie zur Hand genommen, als auch der Vater wieder zurückkam und ſie mir wegriß. Ich könnte mir die Augen verderben, die durch den Ausſchlag ſehr gelitten hatten, meinte er.

So erfuhr Niemand etwas an dieſem Abende von den großen Ereigniſſen, die ſich am 14. October zwiſchen Jena und Auerſtädt zugetragen hatten. Bald ſollten ſie uns durch ihre Folgen bekannt werden.

Nur über den Tod des Prinzen Louis bei Saalfeld ſprach der Vater. Er war mit allen Umſtänden in der Zeitung gegeben worden und erregte die größte Theilnahme auch dadurch, daß man dem Prinzen den Edelmuth zutraute, als habe er den Fall ſeines Landes nicht überleben wollen.

In der kurzen Spanne, da ich die Maſern erhalten, bis zu ihrer noch nicht völligen Abtrocknung, war die glänzende Equipage des Königs aus Berlin gezogen, und nebſt Heer, Land und Krone, lediglich durch den Unverſtand einiger leitenden Köpfe, verloren gegangen.

IV.

In unſerem Hauſe brachten dieſe Ereigniſſe verſchiedene Wirkungen hervor. Vater und Mutter ſchienen von Kummer niedergebeugt, weil ſie die unabſehbare Kette von Elend vorherfühlten, die ſich über unſer Land erſtrecken würde; meine ältere Schweſter Ida erhob ſich heldenmüthig bei dem Gedanken, Gott würde uns nicht verlaſſen und die Feinde in ihre Schranken zurückweiſen. Sie beklagte oft, kein Knabe zu ſeyn, um ſich in das Schlachtgewühl ſtürzen zu können, und ſchmähte uns Alle, daß wir daheim ſitzen blieben und nicht zum Schwerte griffen. Emilie ſchalt ſie wegen dieſer blutdürſtigen Geſinnungen, wie ſie es nannte, und pries mich, weil ich ſo friedliebend war. Und ich, der wirklich ſchon daran dachte, Emilien zu gefallen, bemühte mich, jeden Ungeſtüm tief zu verbergen, um ihr ein immer gleiches, heiteres und frommes Gemüth zu zeigen. Ein junger Freund, Alexander Bronikowsky, mit dem ich früher in der Penſion geweſen war, beſuchte mich oft. Er war von einem ſanften ſchönen Aeußern, faſt weibiſch eitel und verläugnete ſeine ſarmatiſche Abkunft nicht. Dabei war er von einem unendlichen Hange zur Sentimentalität beſeelt. In der Penſion las er beſtändig die empfindſamſten Romane und ſtund Abends ſtundenlang auf der Terraſſe des Hauſes, unter einigen alten Kaſtanienbäumen, um in den Mond zu ſchauen. „Sieh',“ — ſagte er einſt zu mir, indem er den Arm um mich ſchlang und ſich über die weiße Mauer der Terraſſe weit hinauslehnte, — „wie lieblich dies Plätzchen iſt, ganz zum Schwärmen geeignet. Dieſe ehrwürdigen Bäume, der Himmel, der Mond, dort die finſtern Häuſer der Tuchmachergaſſe, die ſich wie eine Schlucht in der Tiefe öffnet, und darüber die ſchönen Bäume des Löbenicht'ſchen Kirchhofes, der dort hinten auf dem Hügel liegt. Siehſt du, jene

Wipfel geben dem ganzen Gemälde einen ſolchen unnennbaren Reitz, der eben die unerklärliche Gewalt auf mich ausübt. Das iſt die ächte Romantik! Welche ſelige Gefilde kann ich mir dort denken, und welchen Troſt wehen ſie mir zu über die Häuſer der Tuchmachergaſſe!“

Er ſah mich an und eine Thräne glänzte in ſeinem großen ſchönen Auge.

Jetzt wurde Alexander Soldat, er war um mehre Jahre älter als ich. Der weiche, ſchöne Jüngling, der ſich ſo gern putzte, zog mit gutem Muthe aus. Ida's Herz fühlte ſich zu ihm hingeriſſen, ſie ſagte aber nichts davon, nur ihre Augen leuchteten höher, wenn er kam, und Thränen überſtrömten ſie, als er Abſchied nahm.

Marianne, die Tochter eines Schauſpielers, der in unſerem Hauſe wohnte, gehörte auch zu unſerem kleinen Kreiſe. Sie war niedlicher als Ida und Emilie, und ihr bleiches Geſicht wurde durch geiſtreiche Augen und einen lieblichen Mund gehoben. Die Zierde der Haare entbehrten leider alle dieſe Mädchen, denn die herrſchende Mode waren die Tituskӧpfe, von der Revolution erzeugt, als die Guillotine das Abſchneiden der langen Flechten nothwendig machte. Ida war ein brauner, Emilie ein blonder, Marianne ein aſchfarbener Tituskopf, die hübſche Farbe, welche die Franzoſen nicht ſehr beſtimmt cendré genannt haben.

Am meiſten verlor Emilie bei dieſer widerwärtigen Mode. Wie ſchön würde ſie in ihren blonden Flechten ausgeſehen haben!

V.

Wenn ich bei'm Anfange des Winters das Gymnaſium beſuchte, begegnete ich im Nebel des kalten Morgens einem hohen Manne, im einfachen grauen Rocke, eine kleine Mütze auf dem Kopfe. Er ging etwas gebeugt, gemeſſenen Schrittes an mir vorüber. Ich ſah dem Manne gern in die ſchönen Augen, obgleich ſie nie freundlich nach mir blickten, und ſich ein etwas finſterer Stolz in den Zügen ausprägte. Es war aber die ſchönſte Männlichkeit über die Erſcheinung ausgegoſſen, die mir ſtark imponirte, und ich mußte ihm lange nachſehen und dabei denken, daß ich einen ſchönern Mann nie geſehen. Oft traf ich ihn in der franzöſiſchen Straße, oft auf dem ſchiefen Berge, immer in derſelben Richtung vom Schloſſe nach der neuen Sorge, der Straße, wo wir wohnten.

Wer mag er ſeyn und wo geht er hin? Das beſchäftigte mich, bis ich ihn eines Morgens die breite Kammertreppe des Schloſſes herabkommen und die Wache, trotz ſeines Winkens, die Honneurs machen ſah.

Das iſt der König, ſagte ich da zu mir ſelbſt, und er gefiel mir nun doppelt, mir dem Knaben, in ſeinem tiefen Unglücke. Ich ſah ihn nun in ſeinem grauen ſchlichten Rocke, mit dem Käppchen auf dem Kopfe, und dachte an ſeine zweihundert Maulthiere, die nicht nach Königsberg mitgekommen waren.

Wer der Fremde war, wußte ich nun, ich wollte aber auch wiſſen, wo er alle Tage hinging.

Mittags ſprach ich davon bei Tiſche. Die Mutter ſagte mir, er gehe zu ſeinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, alle Morgen, allein, um die drückenden Sorgen der langen Nacht in das treue Bruderherz auszuſchütten.

Es war ein großes königliches Unglück. Man wußte zwar nicht, was die Herzen der Fürſten damals empfanden, aber verſtändige Leute konnten es ſich gut deuten. Wer hätte ſich ſolches Mißgeſchick nur entfernt träumen laſſen können, wenn er den alten guten Gouverneur von Brünneck, in der ganzen Glorie des ſiebenjährigen Krieges, noch ganz kurz vor jener vernichtenden Schlacht, durch Königsbergs Straßen vorüberreiten geſehen?

VI.

Der Kriegslärm zog immer näher und in den Herzen der Königsberger wurzelte tiefer Groll über den verlornen Ruhm der Preußen und die Ungeſchicklichkeit ihrer Heerführer.

In den Häuſern war es ſtille. Ein kleines Liebhabertheater wurde uns jungen Leuten geſtattet, um die Einförmigkeit zu tödten. Dieſes und die Einquartierung waren die einzigen Unterhaltungen dieſes Winters. Wir hatten einen Wachtmeiſter der damaligen Garde-du-Corps im Quartier, einen ſteifen militäriſchen Haarzopf, von weicher, märkiſcher Rede, Gourmand von Geburt wie alle Berliner, dabei groß und ſtattlich und nicht minder verträglich. Er unterhielt ſeinem angeborenen Triebe zufolge eine Verbindung in der Hofküche nicht ohne Vortheil, denn wenn ich manchmal auf ſeine Stube kam, hatte er immer einige angenehme Näſchereien, von denen er mir mit dem Beiſatze mittheilte: daß Seine Majeſtät der König heute auch davon äße.

Meinen Eltern war dieſer leutſelige Krieger ein ganz angenehmer Gaſt; er ſtörte nicht, wenn er in ſeiner engen weißen Jacke, die bis an den Hals zugehäkelt war, an unſerem Tiſche ſaß, denn er ſprach nur, wenn er gefragt wurde, und aß bloß unaufgefordert. Die Mädchen nahmen wenig Notiz von ihm. Emilie fand ihn unerträglich ſteif, und deutete dabei auf den feinen Schliff ihrer Landsleute hin, die wir bald kennen lernen ſollten; Marianne konnte ſich ihm nie nähern, ohne das Tuch vor das Näschen zu bringen, ſo widerlich war ihr des Wachtmeiſters Stallgeruch; Ida endlich bemerkte ihn kaum, ſo ſehr lebte ſie in andern Sphären, ſeitdem Alexander Abſchied genommen hatte.

Von Emilien's Landsleuten ſahen wir jetzt die erſten Exemplare, die uns ſehr wohl gefielen. Es waren Huſaren, bildhübſche Leute, in ſeegrünen Dolmans, reich mit Gold verbrämt, überaus ſchlank zuſammengeſchnürt, mit angegoſſenen Beinkleidern, und kleinen, wunderhübſchen Füßchen. Unſer guter Preuße von des Königs Leibwehr lieferte das Gegenſtück davon, und mußte natürlich den Kürzern ziehen.

Man konnte wahrlich keine zierlichere Truppe ſehen, als jene Ruſſiſchen Huſaren waren, und keine ungeſchicktere und unvortheilhafter uniformirte, als die damaligen preuſſiſchen Garde-du-Corps.

VII.

Wie bald lernten wir aber die ruſſiſchen Gäſte näher und von einer andern Seite kennen! Die Truppenzüge begannen immer häufiger zu werden, und die Einquartierung wurde immer drückender. Manchmal erhielt unſer Haus 50 Mann. Wotka und Kapusta waren dann die Loſungsworte, das heißt, man mußte für eine tüchtige Quantität Kornbranntwein und für Sauerkraut ſorgen, um ſie zufrieden zu ſtellen.

Wo aber das Gefäß hernehmen, um dies Lieblingsgericht den 50 Mann in gehörigem Maaße zu bereiten? Man überlegte anfänglich lange und ernſtlich, und wußte ſich nicht zu helfen; da ſprang Marianne endlich vor Freude in die Höhe, und rief: ſie habe es gefunden. Sogleich ſchleppte ſie mit den andern Mädchen den größten kupfernen Waſchkeſſel herbei, und die bärtigen Ruſſen riefen ihr Beifall zu. Kraut und Schweinefleiſch wurden hineingeworfen und zum Feuer geſtellt.

Man denke ſich den Heerd einer ſtillen Hausfrau, die kleine Küche, die alte Magd, das blanke Meſſing- und Zinngeſchirr, dies ganze Stillleben, dies Aſyl der Ruhe, Ordnung, Reinlichkeit und des häuslichen Waltens; und nun jene ſchmutzigen, ſtinkenden, ſchreienden Fremden, die darin wie in ihrem Eigenthume ſchalteten. Das ruhige, freundliche Haus meines Vaters, in das ſonſt mit dem einbrechenden Abende nur der gewohnte Hausfreund trat, oder die bewährte, freundliche Nachbarin, wo mit dem Glockenſchlage Zehn die Lichter gelöſcht wurden, die Magd die Thür ſchloß und dem Vater den Schlüſſel übergab, der ihn die Nacht über unter dem Kopfkiſſen haben mußte, wenn er ruhig ſchlafen ſollte; wo Alles ſich vor dem Schlafengehen einen andächtigen Gruß zurief, bis auf die Dienſtboten, welche die Spinnrocken bei Seite ſetzten, und mit den ehrbaren Worten: „Gute Nacht, hochgeehrter Herr und hochgeehrte Frouw!“ das Zimmer verließen; — und jetzt der tobende Lärm auf Boden und Stiegen, die Fremden mit der Tabackspfeife und dem Lichte über uns, auf dem zugwindigen Boden, im Stroh, bei'm Brennholze u. ſ. w., die Hausthür die ganze Nacht offen — und endlich die Wirkung des Grünſpans, den das Sauerkraut im kupfernen Waſchkeſſel erzeugt hatte, die ſich durch eine fortwährende Völkerwanderung kund gab.

Wer von den Hausbewohnern vermochte da wohl zu ſchlafen? Der arme Vater wälzte ſich voll Sorgen und trüber Gedanken im knarrenden Bette hin und her; die Mutter ſeufzte und huſtete, um dem Vater tröſtlich zu zeigen, daß auch ſie nicht ſchlafen könne; Ida und Emilie im Nebenzimmer hörte man aufſtehen und an's Fenſter trippeln, um in den hellen Hof hinabzuſchauen; ich aber, den die Eltern in ihrem Schlafzimmer gebettet hatten, weil mein Bodenſtübchen auch der Einquartierung überlaſſen werden mußte — ich hörte dies Alles nur ein Stündchen noch, halb im Schlafe, dann aber ſchlief ich ſo feſt ein, wie man in meinem damaligen Alter, bei gutem Gewiſſen und geſundem Leibe, zu ſchlafen pflegt.

Am andern Morgen, als unſere Blicke auf unſer verwüſtetes Haus fielen, fragten wir uns: Sind das

Menſchen? — Ida verharrte äußerlich in ihrer Theilnahmloſigkeit, aber von Marianne mußte Emilie viele Neckereien hinnehmen über die edle Landsmannſchaft, von der ſie früher des Lobes ſo voll geweſen war. Emilie betheuerte kindiſch gutmüthig, daß ſie dieſe ſelbſt noch nicht gekannt hätte; Rußland ſey eben ungeheuer groß, und dieſe unedlen Nachtgeiſter, die uns eben verlaſſen, müßten zu den Wotjäken oder Karakalpaken gehört haben.

VIII.

In der Stadt wurde das Wehklagen immer lauter, je größer die Gewißheit wurde von den ungeheuren Verluſten der preuſſiſchen Armee. Man hatte in jeder Familie theure Mitglieder, Freunde, Bekannte zu betrauern. Man ſprach von Leuten, die wie Helden gefallen ſeyn ſollten, und nannte Namen dabei, die ſich der Primaner, voll von antikem Heroismus, damit nicht zuſammenreimen konnte. Jene kleinen, ſteifen, rothwangigen Junker, die den ganzen Tag Kuchen naſchten und ungemein zierlich durch die Straßen getänzelt waren, die hatte eine blinde Kanonenkugel jetzt zu Helden umgeſchaffen! Das Wahre an der Sache konnte indeß Niemand beſtreiten: ſie waren todt. —

Woher kommen die ſchwarzen Wolken wieder, die über die Klapperwieſe heranziehen? fragte man ſich eines Morgens. — Es muß da drüben eine große Schlacht geliefert werden, war die Antwort. — Später hörte man äußerſt geſpannt eine ſtarke Kanonade in weiter Entfernung. Am andern Tage ſchon kamen die erſten Verwundeten von Eylau an. La bataille d'Helau, wie die Franzoſen ſich ausdrückten, war geliefert.

Man hatte die ſchöne Tragheim'ſche Kirche zum Lazarethe eingerichtet, und die Verwundeten wurden auf Schlitten und Wagen dahingefahren. Das Gymnaſium war geſchloſſen; die Lehrer wollten lieber Neuigkeiten hören als lehren, und wir ließen daher den Schlitten nach und ſtellten uns an der Kirchthüre auf, um die traurige Gemeinde ihren Einzug halten zu ſehen. Eine Kirche als Lazareth, Kriegsgefangene, Verwundete! genug, um die Neugier junger Leute zu ſpannen.

Ida, die ſeit dieſen Vorgängen ihre innere Unruhe nicht mehr verbergen konnte, nahm mich bei Seite, und indem ſie mir einige Goldſtücke in die Hand legte, ſagte ſie: „Hier nimm Alles, was ich jetzt habe, es iſt der Inhalt meines Sparhaſens. Sieh zu, daß man Dich zu den Verwundeten einläßt, und hilf damit ihrem Elende ab. Kaufe ſogleich, was Dir zu ihrer Pflege nothwendig ſcheint. Ach,

daß

daß ich nicht ſelbſt hineilen darf! Und — erkundige Dich auch nach Deinem Freunde, der uns erſt vor Kurzem verlaſſen hat. Vielleicht iſt er unter den Uebrigen!“ —

Ihre Stimme wurde weich; ſie küßte mich und ſchob mich fort. Ich wußte, wen ſie meinte. —

An der Kirche fand ich ein ſtarkes Gedränge. Handelsleute aller Art ſtrömten herbei, um ihren Gewinn dort zu ſuchen. Sie vermutheten nicht mit Unrecht, daß Staabsoffiziere darunter ſeyn könnten, Leute von mannichfachen Bedürfniſſen; man unternahm Operationen, Amputationen aller Art, da brauchte man Köllniſch Waſſer, Weingeiſt, feine Seife, Schlafmützen, Scheeren, und was weiß ich Alles noch.

Ein Galanteriekrämer, den ich kannte, trat höflich zu mir und fragte mich: ob ich ihm wohl mit meiner Kenntniß des Franzöſiſchen aushelfen wollte, dem einzigen Mittel, ſich den Franzoſen und Ruſſen in der Kirche verſtändlich zu machen. Ich war froh, auf dieſe Weiſe hineinzukommen, und folgte ihm ſogleich. Was ich nun ſah, machte einen Eindruck auf mich, den ich nie vergeſſen werde.

Die Betten im Gotteshauſe, die Oefen, der Wirrwarr, das Geſchrei, das Wimmern, Ruſſiſch, Franzöſiſch und Deutſch durcheinander!

Ein junger, blaſſer Franzoſe, dem der Tod auf den Lippen ſaß, wollte einen Hoſenträger und ein Paar Handſchuhe von meinem Handelsmanne erſtehen. Sie waren noch nicht einig, als der Wundarzt zu ihm trat, um ſich nach ſeiner Wunde zu erkundigen. Man hob ihn auf einen Stuhl, und er bat uns zu verweilen, bis der Verband beendigt wäre, weil er die Gegenſtände, um die er handelte, nöthig brauche. Er hatte ſeinen Mantel abgeworfen und ſaß nun in einem blutigen Hemde da, aus dem ſein bleiches Geſicht noch greller abſtach.

Er hatte einen Bajonetſtich in der Seite, und ein langes Stück irgend eines Eingeweides hing daraus hervor. Der Wundarzt nahm ein plattes, ſilbernes Inſtrument, und fing an, das Heraushängende mit großer Ruhe wieder hineinzuſtopfen. Der junge Franzoſe biß die Zähne übereinander, fragte inzwiſchen aber immer bald nach dieſem, bald nach jenem Artikel meines Handelsmannes. Er ſchien endlich ganz fühllos; aber dieſe Ruhe war erſt den fürchterlichſten Schmerzen gefolgt. Der Wundarzt ſagte uns auf Deutſch, daß er unrettbar ſey.

Bald darauf verließ ich dieſen Ort der Leiden, ohne Ida's Sparpfennig angebracht zu haben. Die Leute hatten Alles, was ſie brauchten; die ſorglichſte Pflege war um ſie her verbreitet, und ihre Schmerzen vermochte Geld nicht zu lindern. Niemand verlangte etwas, und ich hätte es nicht anzufangen gewußt, hier Almoſen auszutheilen. Wie ich nach Hauſe kam, ſchalten mich die Mädchen unempfindlich und gefühllos. Ida grämte ſich, daß ich ihr keine Nachricht brachte, und nannte mich einen kalten Spötter, wie ich ihr bemerkte, es wäre ja doch beſſer, Alexander wäre noch draußen bei der Armee, als unter den Verwundeten in der Tragheim'ſchen Kirche. So iſt nun manches Mädchenherz! Die Pflege am Krankenbette wäre ihr tröſtlicher geweſen, als die Ungewißheit über ſein Schickſal.

Mittags konnte ich keinen Biſſen eſſen. Mein Vater gab mir einen derben Verweis, daß ich mich dazu hatte brauchen laſſen. —

IX.

Dies war das Vorſpiel ſchrecklicherer Scenen. Die Zufuhr der Verwundeten wuchs täglich; alle Räume, die man zu Lazarethen eingerichtet hatte, genügten nicht, alle Hülfe, die man ſpendete, genügte nicht, es waren nicht Aerzte genug da, nicht Pfleger, nicht Apotheker, um die Arzneien zu bereiten. Die Schlitten in langen Zügen, die Verwundeten und Sterbenden darauf, fuhren die Kreuz und Queer, ſtopften die Straßen, bedeckten die Plätze und konnten kein Unterkommen finden. Die armen Bauern, die ſelbſt nichts zu eſſen hatten und einen langen Tag und eine längere Nacht in freier Luft zubringen mußten, warfen ihre Ladung auf etwas Stroh, in einem Winkel der Straße, deckten ſie mitleidig mit einem alten Kleidungsſtücke oder einer Roßdecke zu, und kehrten zu den Ihrigen zurück, die ſie auch im Freien, an Allem Noth leidend, neben den Trümmern des niedergebrannten Hauſes verlaſſen hatten.

So gaben ſie dem Gefühle der Menſchlichkeit Gehör, indem ſie den Sterbenden nicht erfrieren ließen, und zugleich an ihre armen Verlaſſenen dachten. Wer wollte ſie deshalb unmenſchlich ſchelten? —

Die Bürger mußten nun ſelbſt Verwundete aufnehmen. Man riß die Thüren auf und trug den fremden Sterbenden in's Zimmer, und bald ſah man den Wundarzt erſcheinen und das Haus wurde mit Schrecken und Wehklagen erfüllt. Oefter aber verſchied der Patient, ehe der Arzt erſchien, und der geängſtigte Bürger wußte ſich keinen Rath, um die Leiche los zu werden.

Endlich — es war ein Sonnabend — wuchs die Noth bis zu ihrem höchſten Gipfel. Der ganze Schloßplatz war ſchon bedeckt mit Schlitten, und immer mehre kamen nach. In allen anſtoßenden Straßen lagen Haufen Verwundeter, auf Stroh, auf dem Schnee des Pflaſters, und Niemand konnte ſie mehr aufnehmen. Der Abend fing an zu dunkeln, und das Stöhnen und Aechzen und wilde Schreien wurde nach und nach ſtiller, denn Viele waren ſchon geſtorben.

Aus den geöffneten Thüren der Bürgerhäuſer ſchritten wackere Frauen, die ſich große Töpfe mit kräftigen Suppen nachtragen ließen, wovon ſie unter den Verlechzenden austheilten, die noch im Stande waren, ſolcher Wohlthat theilhaft zu werden. Ida, meine edle Schweſter, leuchtete hier Allen voran; unermüdlich war ſie, ein heilbringendes Weſen; fremde Menſchen, aus den Ural'ſchen Steppen und von den Küſten der mittelländiſchen See, küßten ihre Hände und huldigten ihr. Aber ihr umherſchweifender Blick durchforſchte die Reihen nach einem andern Gegenſtande. Sie war bei aller Theilnahme für dieſes große Elend doch nur immer von ihrer Sorge erfüllt; ſie hatte keinen andern Gedanken, als an ihn, den ſie liebte. Es war ein großes, liebendes Herz, das ſich verzehren mußte.

Aber zwiſchen dieſen Reihen und unter dieſen Gruppen gingen und ſtanden wir Andern, Gymnaſiaſten und ſonſtige junge Welt, nicht von Mitleid oder von Grauen, nur von Neugier angeregt, und begafften die Fremden, ſahen nach den Kennzeichen ihrer Uniformen, nach ihren Wunden, wetteten ob der noch lebe, ob jener ſchon todt ſey, und waren gar nicht unzufrieden damit, den Krieg einmal in der Nähe zu ſehen, von dem wir, ſeit wir denken konnten, ſo viel ſchon gehört hatten; denn wir waren ja Alle Kinder einer ſtürmiſchen Zeit.

Mein Geburtstag fiel mit jenem Tage zuſammen, wo das Beil der Guillotine den ſchönen Hals Ludwigs **XVI**. durchſchlug, und die Hoffnung meiner Mutter durchſchauerten die Gräuel der Septembertage.

X.

Ich ſah einen jungen Mann auf dem Platze ſterben, deſſen Leiden durchaus keine Linderung anzunehmen geſtattete. Er hatte eine Kugel im Kehlkopfe ſtecken. Es waren die fürchterlichſten Qualen, die man ſich vorſtellen kann. Ein Anderer lag neben ihm, dem das Bein weggeſchoſſen war, unverbunden und ohne alle ärztliche Hülfe.

Sollte man glauben, daß es hier ſogar an rohen Späßen nicht fehlte? Daß einige Leute umherrannten, um Witze zu reißen, und daß es Andre gab, die darüber lachten? Dieſe Erſcheinung iſt jedoch mitten in großer Gefahr nicht ſelten. Es war in den Zeiten der Cholera nicht anders, wie die Menge der luſtigſten Cholera-Anekdoten beweiſen mag. Aber was war die Cholera und ihre Angſt gegen jene Tage? Wann hat man wohl, während ihrer wüthendſten Herrſchaft, in ſo naher Berührung mit dem furchtbarſten Tode geſtanden? Und hing nicht auch damals über all' dieſen Scenen des Grauſens und der Schrecken, wie ein geheimnißvoller Verhang, den keine Geſchicklichkeit, keine Wiſſenſchaft der Aerzte zu lüften vermochte, die ſchrecklichſte Seuche, der furchtbare Typhus, der in drei Tagen das geſundeſte Mark vertrocknete, das kräftigſte Hirn in Aberwitz verkehrte und in flammende Glut aufrieb? —

Einige Bürger von Königsberg, geachtete und angeſehene Männer, fuhren nach Eylau hinüber, um ſich das Schlachtfeld und das verwüſtete Städtchen anzuſehen. Die Häuſer, welche das Feuer verſchont hatte, ſteckten noch nach Jahren voll Kugeln, und die Einwohner kehrten ſie, nach der Schlacht, auf der Straße in großen Haufen zuſammen.

Die armen Neugierigen kamen aber nach ein Paar Tagen von Eylau zurück, wurden krank und erlagen dem Typhus. Faſt Alle büßten ihr Gelüſten auf dieſe Weiſe.

Das friſche noch dampfende Schlachtfeld möge man beſuchen; das Schlachtfeld von mehren Tagen muß man fliehen. Die Großartigkeit des Schrecklichen iſt dann verſchwunden, man erblickt nur noch die flachen Hügel der Begrabenen, nur dünne Erdſchichten, über welchen die giftigen Seuchen ſchweben.

Mir erzählte ein Freund, der von einer Reiſe zurückkehrte, er wäre die ganze Nacht hindurch gefahren, als er gegen Morgen durch das Werfen des Schlittens aus ſeinem Schlummer geweckt wurde. Er zog die Mütze von den Augen, um ſich nach der Urſache des ſchlechten Weges umzuſehen, und erblickte im Grauen des Tages, Haufen von todten Menſchen und Pferden, über die er fuhr.

Es war ein Theil des Schlachtfeldes von Eylau, über den ihn ſein Weg führte.

1.

Unſere Stadt war jetzt unter der Herrſchaft der Ruſſen und des Hoſpitalfiebers getheilt. Man fühlte ſich von einem unangenehmen Dunſtkreiſe umfangen, und ſtieß darin auf die abſchreckendſten Scenen.

Früh Morgens um Sieben raſſelte ein ſchwerer Wagen durch die Straßen, der einen ganz eigenthümlich dumpfen Schall erregte. Er glich einem ungeheuern Munitions-Wagen, und man holte darin die Leichen der letzten Nacht zuſammen, um ſie auf die Lazareth-Begräbnißplätze zu fahren. Aus den Fugen quoll Waſſer hervor: eine Folge der oft gefrornen, dicht auf einander gepreßten Leichname.

Auf meinem Wege zur Klaſſe begegnete ich dieſem Wagen gewöhnlich, ohne daß dies einen beſondern Eindruck auf mich hervorgebracht hätte. Ich aß im Gehen den Reſt meiner Morgenſemmel aus der Taſche und ließ mich darin nicht ſtören.

Aber ein anderer Anblick ergriff mich ſtärker. Ich mußte bei einem niedrigen Häuschen vorüber, in deſſen Fenſter man bequem hineinſehen konnte. An einem dieſer Fenſter nun ſtand das Bett eines Fieberkranken, der — wie es damals nur zu oft der Fall war — ſich ohne alle Aufſicht befand. Er ſprang hin und her und raſte fürchterlich. Nie werde ich ſeine bleichen Züge, ſein wildes ſchwarzes Haar, die ſtieren Augen und die Töne vergeſſen, die er ausſtieß. Doch wahrte dies nur ein Paar Tage; dann ſtanden die Fenſter offen, und das Bett war leer. —

Hinter der Mauer, die den Hof der Schloßſtallungen einſchließt, höre ich eines Morgens gar luſtig die Trompete ſchmettern; Militärſpektakel hatten damals für mich einen großen Reiz; ich trete in den Hof. Zwei Reihen Ruſſiſcher Soldaten mit Weidenſtäben in der Hand, und ein nackter Menſch mit glänzend weißem Rücken, der zwiſchen ihnen hinabgeht; wie er ſich aber wendet, iſt ſchon Alles voll rother Striemen und Blut. Es hatten ſich einige Kameraden zu mir geſellt, es war noch früh, und wir blieben ſtehen, um länger zuzuſehen.

Und was geſchah mit dem armen, ſo gräßlich Mißhandelten? Man warf ihm einen groben Tuchmantel um und führte ihn nach der Hauptwache; dort wuſch ihm der Ruſſiſche Kompagniefeldſcheer den Rücken mit Brantwein, dies bewirkte bis zum andern Tage ſchon eine Kruſte, die dann wieder aufgehauen wurde, und ſo weiter. O die Barbaren!

Ein weniger blutiges Schauſpiel konnte man alle Tage vor der Hauptwache ſehen. Ein armer Teufel von denen, die zu Pferde dienen, wurde von zwei Andern mit den Pallaſchen jämmerlich gehauen. Dieſe militäriſchen Büttel zeigten dabei einen eigenen Takt. Pfuit! pfiff des Einen Säbel rechts; Pfuit! des Andern Säbel links, und dazwiſchen der arme Teufel, ſpringend und heulend: „Oi, oi Batuschka!“ Während er ſprang, hielten die Büttel inne, und hieben wieder zu, wenn er ſtill ſtand. Ich konnte eigentlich nicht recht begreifen, warum er zu ſpringen aufhörte.

Für das Fußvolk war eine angemeſſenere Züchtigung erfunden. Der Delinquent wurde auf eine Bank geſtreckt, zwei Trommler ſetzten ſich reitend auf ihn und bearbeiteten Rücken und Waden mit ihren Trommelſtöcken, beſtändige Wirbel ſchlagend.

Und das hatten wir Primaner von 1806 alle

Morgen; die von 1830 laſen Heine und die Spaziergänge eines Wiener Poeten. Welche Verſchiedenheit in der Spanne Zeit!... Unſere Mädchen hatten ſich aus dieſen Wirren jetzt ganz in ſich zurückgezogen. Selbſt Emilie gelüſtete nicht mehr, ſo ſehr ſie ſich früher darauf gefreut hatte, nach ihren bariſchen Landsleuten.

XII.

Zu dieſem Elende geſellte ſich noch die furchtbarſte Theurung und der gänzliche Mangel an guten Lebensmitteln. Statt des Weitzens und Roggens wurde in vielen Haushaltungen die Gerſte eingeführt, die graue, trockene Klöße gab, welche ſehr unſchmackhaft waren. Auf dem Lande, nach Litthauen hin, wurde Brod aus einer Miſchung von Kartoffeln und Erbſen gebacken, und dieſe ungewohnten Nahrungsmittel trugen nicht wenig dazu bei, dem Tode noch reichlichere Opfer zu liefern.

Aus dieſer Quelle entſprang eine neue Art von Induſtrie, wovor in ruhigen Zeiten einem Jeden die Haut ſchaudern würde, die aber damals ganz natürlich gefunden wurde. Es waren die Sargmagazine. Ein großer, weiter Laden, ganz voll von Särgen jeder Größe, einfach, verziert, prächtig, nach Jedes Bedürfniß, und über der Thüre ein Schild mit der Inſchrift: „Allezeit fertige Särge“, und in den öffentlichen Blättern die langen empfehlenden Anzeigen.

In Paris waren die „Magazins de deuil“ eine ähnliche Erſcheinung; ſie vermehrten ſich während der Cholera auf eine wahrhaft entſetzliche Weiſe. Die eleganteſten Laden nahmen Ballkleider, Shawls und Blonden von ihren Fenſtern, und hingen dafür ſchwarze Flöre und Trauerzeuge daran auf.

Der Krieg härtet aber jedes Gemüth ab. Wir lebten in unſerer gewohnten Art fort, und Niemand von uns dachte daran, daß er in dieſem Amalgama von Peſt und Kriegsnoth untergehen könnte.

XIII.

Und unter dieſen Gräueln ſchoſſen poetiſche Naturen auf, wie voreilige Blumen, die das Erwachen des Frühlings nicht abwarten wollen. Eine Zeitſchrift wurde begründet und Max von Schenkendorf ſtellte ſich an ihre Spitze. Raphael Bock, der damals Domvikar in Frauenburg war, ein Schüler und Freund Werner's, ſang Lieder ſeines Meiſters würdig. Viel Schönes ſah man hier entſtehen, das jedoch, nur von Wenigen beachtet, bald wieder verſchwand. Daß ſolche Beſtrebungen in jener Zeit nicht ſtärker zu wirken vermochten, iſt leicht einzuſehen. Die Herausgeber der „Veſta“ dachten gar nicht daran, den Zeitgenoſſen ihre Poeſie als Gemüthsſtärkung zu bieten. Es war kein Decameron, der in Zeiten der Noth erſchaffen wurde, um die troſtloſe Welt zu erheitern; dieſe Poeſie ſtand außer allen Beziehungen unſeres Lebens. Das Königsberger Theater zählte damals durch einen ſonderbaren Zufall Mitglieder von höherer wiſſenſchaftlichen Bildung, wie ſie nur ſelten angetroffen werden. Fleiſcher, der die Väter ſpielte, war ein gelehrter Grieche, Weiß, der erſte Tenor, gab Proben einer neuen Ueberſetzung des Don Quixote heraus, Büttner, der erſte Held, unterrichtete im Engliſchen, und Karl Blum, der noch jetzt mit Einſicht und Geſchmack für die Bühne arbeitet, war damals ein jugendlich aufſtrebendes Talent, das ſich in allen Fächern verſuchte. Er dichtete eine Oper, componirte ſie, ſetzte ſie in die Scene, malte die Decoration dazu und ſang die Hauptrolle darin. Dieſe Oper hieß Carl II. — Die Anweſenheit des Hofes hatte überdieß noch manchen Künſtler aus Berlin hieher gezogen, die dortige Anweſenheit des Feindes manchen reichen Privatmann.

Dem dicken Kapellmeiſter Himmel, im grünen Sammtpelze, konnte man oft auf den Straßen begegnen. Seine nunmehr vergeſſene Fanchon hatte ihn damals ſo berühmt gemacht, daß man ſtillſtand, um ihm nachzuſehen. Er war ein Original von einem

Schlemmer, wie er in unſerer jetzigen Welt ſchwerlich mehr anzutreffen ſeyn möchte. Obgleich ihn keine große Virtuoſität als Klavierſpieler auszeichnete, ſo ergößte doch allgemein ſein angenehmer Vortrag. Beſonders beliebt waren ſeine freien Phantaſieen, die er mit angenehmen Motiven aus Fanchon durchwebte. Einſt währte eine ſolche bis gegen Eilf Uhr, und die entzückten Zuhörer wollten ſich nicht entfernen, und baten ihn fortzufahren.

Sein Gegenſtück, der lange hagere Maurermeiſter Zelter, war auch unſer Gaſt geworden. Er brüſtete ſich gern mit ſeiner genauen Bekanntſchaft mit Schiller und Göthe, und wußte viele Anekdoten von ihnen zu erzählen. So fiel er mir einſt an einem öffentlichen Orte auf, wo er ein Glas Rheinwein trank und dabei bemerkte: „Mein ſeeliger Freund Schiller pflegte dieſen Wein beſonders zu ſchätzen, er durfte, ſoviel ihm davon beliebte, aus dem Herzoglichen Keller täglich holen laſſen.“ Ich erkundigte mich ſogleich nach dem Namen des Sprechenden; denn ein Freund Schiller's war mir jedenfalls auch eine wichtige Bekanntſchaft. Die Anweſenheit ſolcher Männer brachte allerdings einiges Leben in die faſt aufgelöſte Geſellſchaft. Die muſikaliſchen Genüſſe, welche durch ſie herbeigeführt wurden, waren die Lichtpunkte unſeres trüben Lebens. Unſere armen Mädchen thauten auf an dieſen Klängen.

XIV.

Der Hof war nach Memel gegangen, und man ſprach davon, daß die Franzoſen bald in Königsberg einrücken würden. Wir ſahen es nun kommen, uns als franzöſiſche Provinz, etwa als Departement de la mer Baltique oder des bouches du Niemen dem großen Reiche einverleibt zu ſehen. Man glaube aber nicht, daß uns dies gleichgültig war; es herrſchte durchweg mehr Franzoſenhaß, als Franzoſenangſt unter uns; aber an Franzoſenfreude, wie ſie in andern Theilen Deutſchland's ſich zeigte, war in dieſem nordöſtlichſten Winkel des Vaterlandes gar nicht zu denken. —

Einſt, an einem ſchönen Sonntagsmorgen, ſagte ein ſchmucker Feldjäger, der ſchon viele Wochen unſre Einquartierung war: „Jetzt muß ich fort nach dem Norden, und in einer Stunde werden Sie eine Kanonade hören, wie ſie Ihnen ſicher noch nicht vorgekommen ſeyn wird.“ Mein Vater war frühe ausgegangen und wir hatten von den jüngſten Vorfällen durchaus keine Nachricht; man kann ſich daher leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſe lakoniſche Anzeige von der Beſchießung der Stadt auf uns machte.

Ich lief ſogleich auf den Schloßplatz, wo ich viele Bekannte traf, die Alle in Gruppen umherſtanden und ſich die Neuigkeit mittheilten. Die Stunde war noch nicht verfloſſen, als der erſte Schuß gehört ward, und nun ſahen wir die Kugeln am fernen Horizont in Bogen fliegen. Die Bürger eilten auf die Wälle, um den Spektakel in der Nähe zu haben; aber bald kamen ſie wieder zurück, weil Einige beinahe von den Kugeln erreicht worden waren. Niemand wußte ſich zu erklären, was dieſe Vertheidigung einer offenen Stadt bezwecken ſollte, wenn es nicht darum geſchah, noch mehr Unglück über ſie zu verhängen. Gegen Abend wurde das Schießen ſtärker, den Himmel färbte eine Feuersbrunſt. Die Vorſtädte: „der naſſe Garten" und „der Haberberg" waren von der Freunde Hand angezündet worden.

Jetzt hatte ſich ein bitteres Gefühl des Unmuths und des Haſſes der ganzen Jugend bemächtigt. Wir haßten ebenſo den Feind wie unſre eigenen Truppen und Bundesgenoſſen, die durch Ungeſchicklichkeit und Unvertrag dies Verderben über uns herbeigezogen hatten. Wir fühlten, das darf ich behaupten, ebenſo tief und ſtark wie die Jugend von heute, wenn gleich unſere Erziehung eine völlig andere geweſen war

Einem Lehrer der franzöſiſchen Sprache, von dem die Rede ging, daß er zu Gunſten ſeiner Landsleute

Spionerie getrieben habe, kündigten wir nach feſtem, einmüthigem Beſchluſſe den Gehorſam auf. Wir beſchloſſen, kein Wort Franzöſiſch mehr zu ſprechen. Obgleich es Sonntag war, erſchienen wir Alle in unſeren Werktagskleidern, und als ſich ein hübſcher, etwas eitler Junge, der Sohn eines höhern Staatsbeamten, den wir ſonſt wohl leiden mochten, in einem ſehr geputzten Anzuge unter uns blicken ließ, empfingen wir ihn mit Hohn, und zwangen ihn, uns Augenblicks wieder zu verlaſſen.

Wer durfte ſich putzen an dem Tage, wo dem Vaterland die Schmach bevorſtand, den Feind in die Thore der alten Hauptſtadt einrücken zu ſehen? Denn Berlin war in unſern Augen nur die Hauptſtadt der Mark, einer bloßen Provinz; Königsberg war mehr, das Herz des Preußenlandes, Krolewiec! die alte trotzende Hochmeiſterburg gegen Polen- und Litthauerſchwärme an der mächtigen Pregolla!

Und nur ſechs Jahre ſpäter waren dieſe Knaben Jünglinge, welche die herrlichen Reihen des bei Jauer und an der Katzbach gefallenen oſtpreuſſiſchen Kavallerieregiments bildeten.

XV.

Auch damals ſchon hatten ſich unter uns Freicorps gebildet, um das faſt gänzlich aufgeriebene regelmäßige Heer zu erſetzen. Ihre Erſcheinung erhöhete die bunte Verwirrung, die damals in der Stadt herrſchte, um ein Bedeutendes.

Das Eine davon, von dem Freiherrn von der Marwitz organiſirt, zeichnete ſich durch eine elegante Uniformirung aus, mit gelben Huſarenſchnüren überladen und allen möglichen Attributen jugendlicher Heldenſchaft ausgerüſtet — eine nicht zu verwerfende Maaßregel, junge Leute zu ködern, die ſich ſtets in glänzendſter Geſtalt dem Ruhme entgegenſchreiten ſehen wollen.

Das andere Freicorps, nach ſeinem Begründer das Krokow'ſche genannt, hatte das abenteuerlichſte Ausſehen, das man ſich denken kann. Die Leute trugen dunkelgrüne, kurze Kittel, in der Art der ſpätern altdeutſchen Studentenröcke, und dazu Waffen und Helme der mittelalterlichen Ritter und ihrer Knappen, wie ſie irgend ein altes Zeughaus, ich glaube das zu Danzig, hergeliefert hatte. Die ſchweren, weiten, eiſernen Pickelhauben fielen den armen, braven Burſchen bis auf die Naſen, und die gewichtigen Schwerter hingen ſchwer an ihren ſchmächtigen Lenden. Ich glaube, ſie hatten auch etwas von einem Fetzen Tigerfell an ſich. So barock ſie aber auch ausſehen mochten, es waren tüchtige Leute und das Krokow'ſche Freicorps wußte ſich Namen und Anſehen zu verſchaffen.

Wer aber ſpricht heute wohl davon, wie etwa von den Lützow'ſchen Jägern oder von den Todtenköpfen des ſiebenjährigen Krieges? — Zu dem größten Unglücke jener unheilvollen Zeit gehörte auch das, daß wahre Größe, die ſich momentan auszeichnete, in den Strudel der Ereigniſſe mit hinabgeriſſen, unterging, und keine fromme Hand es unternahm, ihr ein unvergängliches Denkmal zu ſtiften.

XVI.

In dem Wirrwar, der auf den Straßen herrſchte, tauchte mit einem Male eine geliebte, längſt vermißte Geſtalt vor meinen Blicken auf, die mir freundlich die Hand vom Pferde reichte. Es war Alexander. Wir konnten uns nur wenige herzliche Worte zurufen — er verſprach, auf den Abend zu kommen.

Dieſe Nachricht verbreitete Freude im Hauſe; Ida, die ſchon ſeit längerer Zeit über Bruſtleiden klagte und bleich ſah, wurde wieder roth wie in ſchönern Tagen.

Dieſes ſeltſame Weſen lebte wie ein unverſtandenes Räthſel in ſeiner Umgebung. Wir wußten nicht, wie es kam, daß die blühende Jungfrau mit einem Male ſo kränkelnd wurde. War es der Schmerz um das Vaterland? Ihr tiefes Gemüth war deſſen wohl fähig in dem Grade. War es die Liebe? Wir Andern dachten hierüber noch ſo unbefangen, daß wir eine ſolche Urſache nicht vorausſetzten, und die guten Eltern befragten Aerzte und ſetzten ein rein phyſiſches Leiden voraus.

Der Abend kam und mit ihm trat ein wehender Federbuſch in unſere Thüre. Es war der Erwartete, der uns eine Stunde ſchenken wollte. Er war noch ſchöner geworden, ſein milchweißes Geſicht hatte der Krieg gebräunt, und ein männlicher Ton der Rede ſchallte unter dem leichten Anflug von Bart hervor. Er war damals ein blühend ſchöner Jüngling. Wie er ſpäter berühmt wurde, und ſein Name von den Lippen der ſchönſten Damen tönte, ſoll er in Dürftigkeit traurig gelebt haben, und die, welche ihn kannten, wollten keine Spuren von Schönheit mehr an ihm entdecken. —

Er entwarf uns mit dem ihm eigenen Feuer Schilderungen der Affairen, die er mitgemacht hatte, und nachdem der Abend uns nur zu ſchnell verſtrichen war, ſchied er von uns unter Thränen, um neuen Abenteuern entgegenzuziehen. —

Auf Ida hatte dieſer Beſuch vernichtend gewirkt. Nun erſt ſahen wir ein, wie weit ihre Schwäche gediehen war. Sie klagte nicht, aber ihr verändertes Ausſehen deutete uns an, daß die Herbeirufung der geſchickteſten Aerzte nicht verſäumt werden dürfe.

Aber auch dieſe kannten die geheime Urſache ihrer Krankheit nicht. Man verſchwieg ihnen keineswegs die auffallende Veränderung des Mädchens, die während Alexander's kurzem Verweilen eingetreten und Niemanden entgangen war. „Sie ſey bruſtkrank," — erwiederten die weiſen Heilkünſtler, — „und müſſe vor allen heftigen Affekten ſorgfältig gehütet werden."

XVII.

Der Morgen des Montags brachte die Kapitulation. Eine noch größere Volksmenge erfüllte den Platz, wie am Tage vorher. Retirirende Truppen zogen auf der Straße nach Tilſit und Memel zur Stadt hinaus. Den Bürgern blieb nun nichts mehr übrig als den Feind zu erwarten. Der Magiſtrat ließ Proklamationen an die Straßenecken heften, welche mit den Worten anfingen:

„Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!"

Ach! Niemand dachte daran, unruhig zu ſeyn. Alle waren wohl ziemlich mürbe gemacht. —

Noch hatten Preuſſen die Hauptwache beſetzt. Am Mittage, als die Wache abgelöſt wurde, zog dieſe ſogleich zum Thore hinaus. Dies machte einen ſehr trüben Eindruck. Wir hegten eben keine Neigung für das Preuſſiſche Militär, aber der Fall ergriff uns dennoch.

Nachmittags, als die letzten Nachzügler ſchon ihren Rückzug durch die Stadt genommen hatten und Platz und Straße leer geworden waren, trat die Schloßwache zum letzten Male unter's Gewehr. Ein junger Lieutenant kommandirt Marſch, und den wirbelnden Trommelſchläger an der Spitze, zieht die Mannſchaft ab, in ſolcher Eile, als ob der Feind ihr ſchon im Nacken ſäße, obgleich er der Kapitulation zufolge erſt am andern Morgen einrücken durfte. Dieſe ängſtliche Haſt wurde zum Abſchied mit einem Gelächter belohnt.

Eine Stunde nachher ſahen wir eine Bürgerwache aufziehen. Ein überaus komiſcher Anblick, ein noch nie geſehenes Schauſpiel! Damals gab es noch keine organiſirten Nationalgarden, keine Landwehr, Landſtürmer und dergleichen. Arme, verhungerte Bürger, in abgebleichtem Sonntagsſtaate, mit verroſteten Spießen und Degen erſchienen vor uns, die — weit entfernt, der gewaffneten Macht Achtung zu verſchaffen, — vielmehr mit großem Gelächter auf ihrem Ehrenpoſten bewillkommt wurden.

XVIII.

Unter dem Schutze dieſer ehrenwerthen Leute hatten wir die kurze Frühlingsnacht ohne Störung verſchlafen. Ich erwachte um fünf Uhr. Ich hatte wieder mein Studierſtübchen unter dem Dache bezogen, von wo ich einer weiten Ausſicht genoß. Die Neugier, Franzoſen zu erblicken, trieb mich an's Fenſter. Ich ſah in der Ferne einige dunkle Reiter mit Bärenmützen. Es waren Jäger zu Pferde, wie ich ſpäter erfuhr.

Eine Trommel, die nach einem ungewöhnlichen Takte geſchlagen wurde, zeigte uns an, daß die feindlichen Truppenzüge begannen. Mein Vater gab ſtrenge Verhaltungsregeln und verließ mit mir das Haus. Auf dem Schloßplatze war Alles lebendig. Die Franzoſen zogen in ununterbrochener Reihe an uns vorüber.

Dieſe Helden, von denen wir nun ſchon lange wunderbare Dinge hörten, ſahen aber bedeutend kläglich aus. Alles an ihnen war zerriſſen und ſchmutzig, und von Uniformirung keine Spur zu finden. Vor jeder Abtheilung marſchirte, ſich mit lächerlicher Gravität hin- und herwiegend, ein Rieſe, bunt und phantaſtiſch herausgeputzt, doch nicht minder ſchmutzig als die Uebrigen. In der Hand trug er einen großen Stock, den er bald ſchwang, bald drehte oder in die Luft warf. Dies ſchien uns für Helden eine ſehr unſchickliche Mode zu ſeyn. — Hinter dieſem Rieſen kam die Muſik, die einen luſtigen, beſchwingten Marſch ſpielte, dann die Sappeurs mit langen Bärten, die Beile auf der Schulter, gleich den Lictoren der Römer. Dieſe waren das Einzige, was meinen Beifall hatte. Hinter der Truppe zogen einige gänzlich zerlumpte Kerle, die Niemand für Soldaten gehalten hätte, würden ſie nicht bewaffnet geweſen ſeyn. „Das ſind die Marodeurs, die überall ſo großes Unheil ſtiften!“ — ſagte leiſe mein Vater zu mir. Die Truppen trugen leichte Gewehre, kleiner als unſere preuſſiſchen, doch waren die Bajonette viel länger. Sie marſchirten nicht im Takte, ſondern gingen ganz ungezwungen neben und durch einander; man ſah es ihnen an, daß ſie nicht danach ſtrebten, unſere gute Meinung zu gewinnen; ſie zogen durch unſere Straßen, mit Staub bedeckt, von der Hitze verbrannt, mit glühend rothen Geſichtern, einem fliehenden Feinde nach. Für ſie war mit der Einnahme von Königsberg noch nichts Entſcheidendes geſchehen; ſie hatten noch ein anderes Tagewerk zu vollbringen.

Zugleich mit dieſen Vorbeiziehenden ſahen wir aber auch einzelne Soldaten, das Quartierbillet in der Hand, nach Straße und Hausnummer fragen. Dies waren ſolche, die zum Beſatze der Stadt bei uns bleiben ſollten. Wie ſich nun ihre Zahl um uns her mehrte, ſo fand es mein Vater gerathen, ſchnell nach Hauſe zu gehen, um nachzuſehen, was ihm der Zufall davon beſcheeren würde.

XIX.

Die meiſten Einwohner hielten Thüren und Fenſter wohlverſchloſſen, weil Exceſſe zu beſorgen ſtanden.

Die Soldaten, die alſo Einlaß begehrten, ſtießen mit den Kolben auf den Boden und fluchten laut, was einen wilden Tumult erregte.

In dieſer Verwirrung hatten wir unſer Haus erreicht; mein Vater ſchloß die Thüre des erſten Stockwerks, das er bewohnte, hinter ſich zu und verbot uns die Fenſter zu öffnen. Wir ſtanden da und lauſchten, und ſahen mit Bangigkeit die ſich immer mehrenden Soldaten, die Quartier in unſerer Straße ſuchten, und hörten ihr wildes Geſchrei und Geſtampfe.

Der alte Schauſpieler, der unter uns wohnte, ein täppiſcher, charakterloſer Menſch, trat mit einer Weinflaſche in der Hand vor die Thüre, und rief den vorbeiſtreifenden Franzoſen, mit freundlicher Miene, in geradbrechtem Franzöſiſch zu: „Messieurs, venez ici, boire du vin, bon manger, Alles à votre service!“

Weshalb er das that, war uns unerklärlich. Der Vater meinte, weil er eben ein Narr ſey. — Die Franzoſen guckten ihn an und gingen vorüber, endlich folgten einige verdächtige Kerle ſeiner Einladung. Es waren ihrer fünfe von den Zerlumpteſten, die er auf ſolche Weiſe in's Haus zog. Es hatte jedoch nicht lange gewährt, da trat der zur Unzeit gaſtfreie Narr wieder auf die Straße und rief ängſtlich einem Offizier zu, der gerade des Weges kam, und zwar auf deutſch, ohne alle Beimiſchung von Franzöſiſchem:

„Mein Herr, ich werde hier geplündert! Man erbricht meine Kaſten und Schränke!“

Der Offizier, der — wenn er auch die Worte nicht verſtehen konnte — doch die Miene des Mannes begriff, ging ſogleich hinein, und bald darauf ſahen wir die fünf liebenswürdigen Gäſte in Haſt davoneilen. Der Offizier blieb als Sauvegarde noch einige Zeit im Hauſe.

Endlich erſchien ein Mann mit goldenen Epauletten und geſticktem Kragen, von einer einnehmenden Geſichtsbildung, der ſich als den uns vom Schickſal beſtimmten Hausgenoſſen kund gab. Er wurde mit Höflichkeit aufgenommen, und ihm ein in Bereitſchaft gehaltenes gutes Frühſtück vorgeſetzt. Er war Chef-d'Escadron und ein Mann von Artigkeit und Weltkenntniß, welches er gleich im erſten Augenblick unſerer Bekanntſchaft merken ließ.

XX.

Die ganze Nachbarſchaft hatte nun ihre Einquartierung, und man beſchwerte ſich gar nicht darüber. In unſerer Nähe lag eine Reihe kleiner Häuſer, von unbemittelten Leuten bewohnt, wo Marius de la

Garde hingelegt wurden. Es waren dies ſehr gutmüthige Leute, die reichliche Bons auf Fleiſch und Gemüſe empfingen, womit ſie ihre Wirthe ſelbſt willfährig regalirten. Abends ſaßen ſie auf der Schwelle, ſpielten mit den Kindern und ſangen ihnen artige franzöſiſche Lieder vor. Ich ſah dieſe romantiſchen Geſtalten mit beſonderer Vorliebe, denn ich dachte dabei an Korſaren und Galeeren, an Kreutzen und Entern, und Alles, was ich von dieſen ſo anziehenden und ſchauerlichen Dingen geleſen hatte, trat mir vor die Seele.

Unſer Eskadronschef hatte mich in ganz beſondere Affection genommen. Er hieß Foreſtier und war Beſitzer einer bedeutenden Seidenfabrik in Montpellier. Mein Vater, wie er die Artigkeit der Franzoſen in der Nähe ſah, und unſer Leben nun durch ſie einen friedlichern Anſtrich zu gewinnen ſchien, fügte ſich in das Unvermeidliche, und ließ es geſchehen, daß ich zu unſerm höflichen Gaſte, der mich zu jeder Tageszeit haben wollte, nach den beendigten Unterrichtsſtunden gehen durfte. Er nahm mich mit, wenn er zu ſeinen Freunden ging oder in's Theater, und ließ mich ſelbſt Theil an ihren kameradlichen Mahlen nehmen. Und wie er nun ein feiner, wohlgeſitteter Mann war, ſo waren es auch nur Leute ihm gleich an Bildung, die ich durch ihn kennen lernte.

Ein junger, leicht verwundeter Franzoſe, ſehr bleich und ſchön, beſuchte ihn oft. Es fanden ſich bald allerlei liebenswürdige Beziehungen zu unſern Mädchen, die nicht ohne Aufmerkſamkeiten für die Gäſte blieben. Unſere Mutter theilte ſie. Gewöhnlich ſtanden die ſchönſten Blumen auf dem Tiſche des Eskadronschefs, und oft, wenn er an ſeinen kaum zugeheilten Wunden litt und zu Hauſe bleiben mußte, wurden unſere Damen gemeldet und erkundigten ſich, wenn ſie erſchienen, mit großer Theilnahme nach ſeinem Zuſtande.

Sie laſen ihm vor und beſtrebten ſich auf alle mögliche Weiſe, ihm gefällig zu ſeyn. Er war Maler und hatte verſprochen, ſie zu portraitiren.

Die Bildung der Franzoſen, ihr anſtändig geſelliger Ton, den ſie ſelbſt durch jahrelange Feldzüge ſich zu erhalten gewußt, nahm mich für ſie ein. Der Unterſchied zwiſchen ihnen und unſern ahnenſtolzen, ſteifen Junkern, ohne Talent und Wiſſenſchaft, ohne Gemüth und Erfahrung, ſprang grell in die Augen. Bei den freundſchaftlichen Mahlen, denen ich beiwohnte, herrſchte dieſelbe liebenswürdige Ungezwungenheit; keine Rohheit, keine Unſitte wurde bemerkbar, obgleich Freude und Wein im reichſten Uebermaaße floſſen.

„Le plus jeune militaire sert à boire!“ war der ſcherzhafte Wahlſpruch, und ich mußte dann weidlich einſchenken.

Im Theater, das ich bis dahin nur noch wenig beſucht hatte, gefiel es mir beſonders an der Seite meiner neuen Freunde. Ich bedauerte nur, daß wir immer zu ſpät kamen; denn da wir erſt nach franzöſiſcher Sitte ſehr ſpät zu Mittag aßen, und die Theaterdirection ſich hienach nicht richten wollte, ſo war bei unſerm Erſcheinen immer die Hälfte des Stückes ſchon vorbei.

Marianne hatte vor nicht gar langer Zeit ihre erſten theatraliſchen Verſuche gemacht, und bewegte ſich in kleinen Geſangparthien mit großem Glücke. Florine in „Fanchon“, Zelide in „Aline“ und Melitta in „Azur“ waren ihr ſehr zuſagend. Einſt nach der Vorſtellung der Aline äußerte Foreſtier zu einem ſeiner Freunde, indem er von Mariannen ſprach: „La petite est délicieuse!“

Ich konnte nicht begreifen, wie man eine Schauſpielerin délicieuse nennen mochte. Dieſer neue Sprachgebrauch verurſachte mir einiges Kopfzerbrechen.

XXI.

Wie in dieſen Berichten, ſo war ich damals im Leben von der ſanften, blonden Emilie abgekommen. Meine gute, freundliche Pflegerin war mir in dieſem

Jahre bedeutend über den Kopf gewachſen. Ein Mädchen von ſiebzehn Jahren und ein junger Menſch von ſechszehn, welch' ein Unterſchied! Hätten mich die Franzoſen nicht emanzipirt, ich wäre nichts weiter als ein Schulknabe geweſen, der in jeder Geſellſchaft unbeachtet daſteht, und darauf wartet, daß er ein Stück Kuchen bekommt, um dafür die Hand zu küſſen. Und Emilie, die ſchon die Seele jeder Geſellſchaft war, die Sonne, um die ſich Alles drehte!

Mich intereſſirte Marianne viel mehr, beſonders ſeitdem ſie Schauſpielerin geworden war. Ich übte mein kritiſches Talent an ihr, und ſetzte ihr ſtark zu mit meinen oft nicht ſehr höflichen Bemerkungen. Eigenſinnig wie ſie von Natur war, fruchteten dieſe nicht, ja ſie fiel gewöhnlich nur noch deſto ärger in die von mir gerügten Fehler, blos um mir einen Poſſen zu ſpielen. Nie hat wohl noch ein kindiſcheres Verhältniß zwiſchen Künſtler und Kritiker beſtanden, als das Unſrige! Je ſchlechter ſie nach meiner Meinung ihre Sache machte, deſto eifriger wurde ich in meinen Ausſtellungen, und ſie — die ſich ſo leicht meinen Zurechtweiſungen hätte entziehen können — hörte mich an, um mit mir zu ſtreiten, und mir ſchließlich die Verſicherung zu ertheilen, daß ſie es doch nicht anders machen werde.

Einſt war ich zu weit gegangen; ich hatte nicht nur ihr Spiel, ich hatte ihre Toilette, ihr Ausſehen getadelt, ich hatte ſie eine Katze genannt. Ich bat ſie, ſie möge ſich vor den Mäuſen hüten, die vernehmlich pfeifen würden, und diesmal der kleinen Katze ſpotteten. Dies war Mariannen zu ſtark. Sie ſchwur unter keiner Bedingung zu ſpielen. Sie hatte mich im Verdacht, ein Komplott gegen ſie geſchmiedet zu haben, ſie behauptete, ich wiſſe bereits, daß man ſie auspfeifen wolle. Ich ergötzte mich an ihrem Zorn, und fand ſie entzückend ſchön, und noch heute ſehe ich ſie vor mir, mit den Thränen in den Augen, und dem emporgeworfenen, ſchmollenden Mündchen. Die Stunde des Theaters rückte heran, und ich entfernte mich, um, wie ich ſagte: ihr Zeit zu gönnen, ſich zu ſammeln, und über meine Bemerkungen zu ihrem Nutzen nachzudenken.

Ihr dummer Vater, der uns behorcht hatte, und wirklich den Wahn hegte, ſeiner Tochter könne eine Schmach an dieſem Abende bevorſtehen, beruhigte ſie ſo gut er es vermochte, und lief zur Polizei, um im Voraus Aufmerkſamkeit gegen die etwa vorhandenen Unruheſtifter zu erregen. Die Polizei in Königsberg, die ſich bis dahin nur mit Straßenunfug zu beſchäftigen gehabt hatte, ſah ſich durch die letzten Ereigniſſe mit Blitzesſchnelle in höhere Regionen erhoben; ſie träumte von Spionaze, Aufwieglern, Meuchelmördern, und Verſchwornen der ärgſten Art. Die Anzeige des alten Komödianten öffnete ihr eine ſchöne Perſpective der trefflichſten Verhöre, und gab ihr an die Hand, ſogleich die wirkſamſten Maaßregeln zu ergreifen. Sie ließ die Wachen verdoppeln, ſie ſtellte Späher auf, ſie ging darauf aus, mich, den ſorgloſen Spaßvogel, um eines kindiſchen Scherzes wegen, einfangen zu laſſen.

Mit dieſer Gewißheit eilte der Alte beruhigend zu ſeiner Tochter, um ſie in's Theater zu geleiten. Sie ſpielte an dieſem Abende noch ſchlechter als gewöhnlich, aber ſie hatte ſich krank melden laſſen und jede Kritik dadurch entwaffnet.

Mein Verhältniß zu ihr wurde nach dieſem Vorfalle nur noch pikanter, indem meine Neckereien und ihr Trotz wuchſen. Ich muß jetzt nach dreißig Jahren bekennen, daß ich wirklich glaubte, in Marianne zum Sterben verliebt ſeyn zu können.

XXII.

Neben der ſinnlichen Emilie, und der pikanten Marianne, ſtand einſam, tief fühlend und ſtill, Ida, mit den bleichen, krankhaften Wangen, den großen Augen, dem tief dunkeln Haare, und dem hohen mädchenhaften Wuchſe. Die Franzoſen nannten ſie: la petite Romaine, und fanden ſie ſehr interreſſant, obgleich ſie ihnen eine wahrhaft unnahbare Schönheit war. Sie war ihnen fremd geblieben, und mußte es auch, da ſie ihr Weſen nicht zu begreifen vermochten. Eine ſolche verſchloſſene Jungfräulichkeit, ein ſo tiefes und dabei zartes Herz, von Einem Gefühle nur erfüllt und langſam zerſtört, wird nicht in den Salons von Paris gefunden, noch weniger auf den ſtürmiſchen Bahnen des Sieges und militäriſcher Ehren.

Sie war krank, das wußten wir Alle, wenn gleich nicht in welchem Maaße; ſie war leicht zu reizen, und deshalb vermied ich ſie. Ich mache mir es jetzt zum Vorwurf, daß ich ihr geheimnißvolles Weſen nicht zu ergründen geſtrebt; denn mir wär' es möglich geweſen, da ſie mich wahrhaft liebte. Der Wechſel ihrer innern Bewegung war oft ſo überraſchend, daß er ihr den Vorwurf der Launenhaftigkeit zuzog. Sie tanzte heftig, und wenn man ſie darauf aufmerkſam machte, daß ihr das ſchaden könne, ſo ſetzte ſie ſich mit Wehmuth an's Klavier und ſang:

„Nur wer die Sehnſucht kennt, weiß was ich
leide!“

Sie hatte einige Lieder von Göthe herrlich komponirt. Dieſes zur Schau tragen ihres Gefühls, dieſes Dollmetſchen deſſelben, erſchien jedoch nicht um damit zu prunken, wie es bei ſo vielen ſentimentalen Närrinnen der Fall iſt, wo es abſtoßend wirkt. Zu ihr fühlte man ſich in ſolchen Augenblicken nur um ſo mehr hingezogen. Ihr Tod ſollte uns bald zeigen, was wir an ihr verloren hatten.

XXIII.

Dreihundert Mann von der Grenadiergarde, mit den ungeheuern Bärenmützen und den vergoldeten Adlern darauf, ſtanden auf der Schloßwache, als Napoleon in Königsberg einzog. Das militäriſche Schauſpiel, das uns die Fremden gaben, war nun impoſanter geworden, und ſteigerte ſich bis zu einem überraſchenden Glanze. Die Feinde, anfänglich ſo ſchmutzig und zerlumpt, waren nun in ernſte und geſchmackvolle Uniformen gekleidet, die freilich auf Requiſition vom Lande herbeigeſchafft worden waren. In dem großen Marſtall, dem Schloſſe gegenüber, lagen die Mameluken in ihrer fremdartigen, alle Blicke auf ſich ziehenden Tracht. Die Gendarmes de l'Imperatrice zogen die Aufmerkſamkeit nicht minder an. Es waren junge Leute, Söhne der reichſten Bürger, in zierlich-knapper Uniform, grünen Röcken und rothen ſilbergeſtickten Weſten, einen kleinen Czacko auf dem Kopf, mit dem ſilbernen Adler und der Chiffre der Kaiſerin daran. An den Hauptthoren des Schloſſes hielten die Chaſſeurs zu Pferde, Napoleons Lieblingstruppe, deren Kleid er ſelbſt trug, und neben ihnen die gefürchteten Gendarmes d'Elite, in prächtiger Equipage und impoſanter Haltung, mit dem gezogenen Säbel in der Hand.

Niemand durfte, ſo lange Napoleon das Schloß bewohnte, den innern Hof betreten, und Tauſende von Zuſchauern ſtanden den ganzen Morgen auf dem Platze, um den Mann des Jahrhunderts am Fenſter zu entdecken.

Foreſtier hatte mir das Verſprechen gegeben, ihn mir ganz in der Nähe zu zeigen, und ich drängte mich daher nicht unter die Menge, als ſich am Nachmittag das Gerücht verbreitete, daß der Kaiſer ausreiten werde, ſondern ich ſuchte meinen Freund auf. An ſeiner Hand durfte ich an den furchtbaren Wachen vorüber, den innern Hofraum des Schloſſes betreten. Grenadiere der Garde bildeten hier Spalier, und außer einigen Offizieren, welche Damen hieher geführt hatten, war kein Zuſchauer gegenwärtig.

Wir ſtanden Stunden lang plaudernd da, bis eine Bewegung unter den Wachen, und einige herzueilende Offiziere uns von dem Nahen des Kaiſers in Kenntniß ſetzten, der vom Spazierritt zurückkehrte.

Meine Erwartung war auf das Höchſte geſpannt, als ſich das glänzende Schauſpiel vor mir zu entfalten begann. Könige, Prinzen und Marſchälle, Alle von

Gold ſtrahlend, ſprengten auf prächtigen Pferden einher. Man kannte damals noch nicht die Abbildungen in dem kleinen Hute, die ſpäterhin ſo ſehr vervielfältigt wurden, und ich hielt daher den Kopf hoch emporgehoben und ſpähte ſorglich, bei der ſauſenden Eile, mit der Alles an mir vorüberflog, aus Angſt, den rechten Mann mit den Blicken zu verfehlen.

Damals hatte man ihn nur im Bilde geſehen nach dem Geſchmacke der Revolutionszeit gekleidet, und daher ſtarrte ich nur immer nach den geſtickten Röcken und den wehenden Federn, aber mein Führer raunte mir immer zu: „Non, non, ce n'est pas lui!“ Das waren die Brüder des Kaiſers, und Eugene und Murat, ſeine nächſten Verwandten, und ſeine Vettern Berthier, Ney, Soult, Bernadotte und die Hoffnung vieler deutſchen Throne, junge Prinzen alter Häuſer, welche den Zug des Siegers verherrlichten. Endlich hieß es: „C'est lui!“ und der kleine, jetzt ſo wohlbekannte junge Mann, ſprengte auf weißem Pferde an mir vorüber.

Er war weder groß, noch beſonders ernſt. Keines der früher geſehenen Bilder war ihm ähnlich. Er hatte hübſche Züge, eine zierliche Naſe, ſchöne Augen, einen feinen Mund. Wäre das hervorſtrebende Kinn nicht geweſen, man hätte ſein Geſicht ganz allerliebſt finden können, aber in dieſem Kinne war freilich

Männlichkeit, Hartnäckigkeit und Muth in ſehr hohem Grade ausgedrückt. Dieſes Kinn war das Außerordentlichſte in ſeinem Geſichte. Die Stirn, als der Sitz des Geiſtes, war vom Hute halbbedeckt, und konnte daher in jenem Augenblicke den Eindruck ſeiner Erſcheinung nicht um Vieles erhöhen. Seine Farbe ſchien mir ſo wie die der meiſten Italiener, und das Citronengelb an ſeinen Bildern ward ihm angedichtet in Tagen, wo ſich der Haß gegen ihn in gränzenloſeſter Ungebundenheit regte, und ſich Abbildungen von ihm in großer Anzahl vermehrten.

Zwei Lakaien in goldſchweren Livreen fielen ihm in die Zügel und hielten ſein Pferd auf, als er angeſprengt kam, er ſchwang ſich mit Leichtigkeit herunter und eilte in das Portal des Schloſſes. Einen Augenblick ſpäter erſchien er auf dem Altan, von dem der Huldigungseid bei der Thronbeſteigung eines neuen Königs von Preuſſen verleſen wird. Ich hatte jetzt Muße ihn länger zu betrachten. Alles, was auf dem Platze ſtand, brach in: Vive l'Empereur! aus.

Ich ſuchte nun mir das Geſchaute in Gedanken in ein Bild zu faſſen, um es für die Dauer feſtzuhalten, als mein Führer mich erinnerte, daß es Zeit ſey, nach Hauſe zu gehen.

Wir waren noch die Einzigen auf dem Platze. —

XXIV.

Auf dieſem Spazierritte des Mächtigen war das Loos eines armen Mädchens entſchieden worden. Es war eine Geſchichte, die ſich eigentlich noch nicht für meinen Ideenkreis ſchickte, ſie machte aber in der ganzen Stadt ſo großes Aufſehen, daß man ſie das öffentliche Geheimniß nennen konnte, um das ſelbſt ſchon die Kinder wußten.

Indem nämlich Napoleon durch eine der Hauptſtraßen ritt, ſoll er plötzlich durch den Anblick eines überaus ſchlanken, hochgewachſenen Mädchens überraſcht worden ſeyn, die aus dem Gedränge in eine Seitengaſſe fliehend, ſich mit ſcheuem Blicke nach ihm umgeſehen hatte. Man will bemerkt haben, daß der Kaiſer hierauf ſein Pferd angehalten und zu einem herbeigerufenen Adjutanten ein Paar Worte geſprochen habe. Dies iſt Alles, was man weiß; was man ſich ſpäter erzählte, gründete ſich bloß auf Vermuthungen. Man bezeichnete als dieſe jüngſte Eroberung des Kaiſers die Tochter eines angeſehenen Beamten, die für eines der ſchönſten Mädchen in der Stadt gelten konnte und einen ziemlich freien Wandel geführt haben ſoll. Wirklich wurde ſie kurz darauf einem kaiſerlichen Hofbedienten angetraut, der ſie nach Paris entführte.

Auf welche Weiſe dies Gerücht entſtanden war und wie es Glauben bei dem Volke finden konnte, da es doch von der Wahrheit ſehr weit ablag, vermag wohl Niemand zu ergründen. Die Quellen der Gerüchte ſind oft umſchleierter, als die des Nil, und ſpotten dann des kühnſten Entdeckers.

Jenes Mädchen aber, das Napoleon auf ſeinem Spazierritte erblickte, war aus unſerem Hauſe, Ida ſelbſt, die es der Mutter mit einem ängſtlichen Beben, das dieſe ihrem ſtets gereizten Zuſtande zuſchrieb, bei der Nachhauſekunft erzählte. —

Dieſem anſcheinend unbedeutenden Zufalle folgten Tage voll Trauer in unſerem Hauſe, deren eigentliche Urſache jedoch ſtets mit dem tiefſten Schleier verhüllt wurde. Nie hörte ich darüber ein Wort ſprechen, und was ich jetzt aus dem Gedächtniſſe hier mittheilen will, iſt zum Theil das, was ich geſehen, zum Theil Vermuthung, wie ſie ſich mir ſpäter aufdrängte. —

Abends erſchien ein Mann, von ſchwarzem, finſterem Ausſehen, bürgerlich gekleidet, und verlangte meine Mutter zu ſprechen. Man rief ſie herbei, und da ſeine Frage: ob ſie franzöſiſch ſpreche, bejaht wurde, ſo wurde die Unterredung in dieſer Sprache gehalten. Er komme im Namen des Kaiſers, ſagte er, und müſſe ſeinen Auftrag ohne Zeugen ausrichten.

Ich mußte das Zimmer verlaſſen. Die Verhandlung dauerte lange, auch der Vater trat hinzu; die

Stimmen wurden lauter, ich hörte die Mutter weinen, den Vater mit erhobener Stimme Verwünſchungen ausſprechen. Der Fremde ſprach gemäßigt und entfernte ſich nicht. Endlich vernahm ich ſogar Ida's Stimme mit vieler Feſtigkeit ſprechen. Hierauf wurde plötzlich Alles ſtille. Eine Pauſe folgte, dann öffnete ſich die Thüre. Der Fremde, meine Mutter und Ida, tief verſchleiert, traten heraus. Die Mutter mußte von dem Fremden unterſtützt werden; Ida ſchritt feſt neben ihnen hin. Der Vater folgte bis zur Thüre; er ſah bleich wie ein Geſpenſt, und wie ſie das Haus verließen, ſagte er leiſe: „Gottes Segen über Dich, mein Kind! Er wird Dich ſchützen!“ Dann bedeckte er ſein Geſicht mit beiden Händen, und ſchwankte in das Zimmer zurück. Mich hatte Niemand bemerkt.

Angſtvoll blicke ich den Fortgehenden nach, und ſehe daß ſie nach dem Schloſſe gehen. Ich konnte mir dies nicht zuſammenreimen. — Später erſt ward mir Alles klar, und ich fühlte die tiefe Erniedrigung, die Schmach, in der wir lebten. O mein armes Vaterland! Deine Söhne fielen in den Schlachten des Eroberers, deine Töchter beſchimpfte er, deine edelſten Schätze fielen ihm als Beute!

Ich konnte Palm's Sohn nicht begreifen, daß er nicht Rache nahm an dem Mörder ſeines Vaters, und ich — war ich nicht jetzt in gleichem Falle? —

Die armen Eltern konnten keinen Widerſtand leiſten, nur der hohen Sittenreinheit des Mädchens durfte man eine unwiderſtehliche Gewalt zutrauen. Niemand weiß, was zwiſchen dem mächtigſten Herrſcher der Welt und dem edelſten Geſchöpfe in ihr ſich zugetragen; aber ſicher iſt es, daß Ida's Perſönlichkeit einen Doppelzauber auf ihn ausgeübt, und daß Napoleon ſoviel Großheit beſaß, um von ihr ſelbſt gerührt zu werden. —

Sie kam erſchöpft nach Hauſe und warf ſich dem Vater lautſchluchzend um den Hals, die Mutter aber war nunmehr geſtärkt und ihr Auge leuchtete. Alles zeigte an, daß der Sieg vollkommen errungen war. Aber der Sturm jenes Augenblicks hatte ſtärker noch als die Krankheit an Ida's Hülle gerüttelt, und vermehrte daher bedeutend unſere Sorge um die Arme.

XXV.

Die Schlacht bei Friedland ward geſchlagen und die Zuſammenkunft in Tilſit ſollte dieſem Kriege das gewünſchte Ende bereiten. Es war ein überheißer Sommer, als in den auf dem Niemen erbauten ſchattigkühlen Pavillons von Napoleon die Friedensbedingungen dictirt wurden. Aus dem großen Königreiche war nun ein kleines Ländchen geworden. Oſt- und Weſtpreußen, ein Theil der Mark, Pommern und

Schleſien — dies war Alles, was dem Könige blieb, und dabei hatten die Franzoſen noch Schwediſch-Pommern und Danzig behalten, und führten die Oberaufſicht über den Seehandel an der ganzen Küſte. Die Altmark, die Beſitzungen in Weſtphalen, Franken, Niederſachſen, einen Theil von Weſtpreußen, ganz Süd- und Neuoſtpreußen hatte der König aber verloren.

Das franzöſiſche Heer fing nun an, ſeinen Marſch über die Weichſel zurück anzutreten. Auch wir ſollten unſre Einquartierung verlieren. Foreſtier war uns Allen ſehr werth geworden. Seine Theilnahme für uns, ſein Edelmuth, ſeine hohe Bildung, hatten ſich uns in unzähligen Zügen kund gegeben.

Bevor er abreiſte, überraſchte er uns mit dem Geſtändniſſe, daß er Emilie liebe und ſie zur Frau wünſche. Zugleich lieferte er dem Vater die Beweiſe, daß er einer der wohlhabendſten Fabrikbeſitzer im ſüdlichen Frankreich ſey. Als Emilie befragt wurde, geſtand auch ſie, daß ſie dem Franzoſen in die Heimath folgen wolle. Da ſie eine elternloſe Waiſe war, genügte ihre Einwilligung vollkommen, und die Hochzeit wurde eilig und ſtille vollzogen. Foreſtier's junge Gattin eilte nun in Geſellſchaft eines Kammermädchens ihrem Gatten bis Paris voran, er aber begab ſich zu ſeinem Regimente.

Es war ein ſchwerer Abſchied, und nachdem ſie Beide fort waren, wurde es bedeutend ſtiller bei uns. Es war Zeit dazu, denn die Unruhe der letzten Wochen hatte den Vater mehr als alles früher erlebte Ungemach niedergebeugt. Nach Emiliens Abreiſe zog ſich die Mutter mit Ida gänzlich zurück, und ich nur war's noch von Allen, der mit der Außenwelt zuſammenhing und mit ihr verkehrte. Meine Verbindung mit Marianne war von meiner Seite jetzt bedeutend ſentimental geworden, und ſie wußte mich durch eine wohlangebrachte unſchuldige Koketterie faſt ernſthaft zu feſſeln.

XXVI.

Die Franzoſen hatten nur einen Kommandanten zurückgelaſſen, für Reconvaleſcenten und Kriegsgefangene, die in die Heimath zogen, und einen Generalkonſul, um die Einfuhr verbotener Waaren zu hindern, bis zum Abſchluſſe des Friedens zwiſchen Frankreich und England, der aber noch ſehr weit im Felde war.

Wir bekamen unſere alte Garniſon wieder, die nach einem beſſern Schnitte uniformirt worden war, und auch der Hof kehrte zu uns zurück.

Die Königin von Preußen, dieſe ſchöne, ſtille, beſcheidene Frau, die bisher nur in ihrem Familienleben geglänzt, hatte jetzt eine Bedeutung in der Weltgeſchichte erhalten. Ihre hohe Perſönlichkeit und königliche Würde ſoll den Sieger zu mancher günſtigern Einräumung bei den Friedensunterhandlungen geſtimmt haben. Es fehlte nicht an Epiſteln und Oden, welche dieſen Sieg weiblicher Schönheit über den Helden des Tages feierten.

Einer dieſer Dichter bedauerte, daß die Königin den Thron Cytherens verlaſſen hatte, und dem galanten Franzoſenvolke den Krieg ankündigen konnte. Er fragt ſie:

Hélas, ignorez Vous, qu'un seul coup de tambour,
Battu dans son domaine, effarouche l'amour?

Ein Anderer rief aus:

Quelle est cette jeune mortelle,
Son air est noble et sans fierté,
Ses traits sont l'image fidèle
De la douceur, de la bonté! —
Si la beauté saisit les armes,
Grands dieux au milieu des alarmes,
Quels mains secheront nos pleurs?

Dies war die franzöſiſche Galanterie von 1807. So beſangen ſie eine überwundene Königin; man hätte dieſe Anbetung ihrer Schönheit für Hohn nehmen können, wenn es nicht als ein Ueberbleibſel einer erſt jüngſt hingeſchwundenen Zeit zu betrachten geweſen wäre, das ſich mitten in der Revolution und während langer auswärtiger Kriege erhalten hatte, und erſt jetzt nach dreiſſig Jahren, und nach gröſſern Umwälzungen mancherlei Art, einem fremden Einfluſſe gänzlich gewichen iſt. In der Stadt regte ſich jetzt wieder ein heiteres Leben. Bälle, die der Hof beſuchte, der Bau eines neuen Schauſpielhauſes, der mächtig voranſchritt, und einige von Berlin verſprengte Ballettänzer, die ſich eingefunden hatten, die Theaterabende pikanter zu machen, waren dahin zu zählen.

Auf dem romantiſchen Schloßteiche ſah man Abends den König und die Königin in einer hübſchen Gondel ganz wie die andern Leute ſpazieren fahren, und wie ich einſt über die Schloßbrücke gehe und hinunterſehe in das Gewühl der Schiffchen, die ſich dort kreutzen, werde ich durch eine liebliche, fremdartige Melodie überraſcht, von einer ſchönen Stimme geſungen.

Der Kaiſer Alexander hatte dieſes Lied der Königin Louiſe geſendet, und ſie ſelbſt war es, die es in der Gondel zur Guitarre ſang. Es war das Abſchiedslied des Koſaken, das ſpäter ſo bekannt geworden iſt.

XXVII.

Unſer kleiner Kreis hatte ſich wie gewöhnlich Mittags um den Tiſch geſammelt, als plötzlich die Thüre aufgeriſſen wurde, und Alexander im wehenden Federbuſche hereintrat. Ein unwillkührlicher Blick auf Ida zeigte uns, welche Veränderung ſein Erſcheinen auf ſie hervorbrachte. Ihre Lippen bebten, und die Bläſſe ihrer Wangen machte dem glühendſten Purpur Platz. Es war nie von einem zärtlichen Einverſtändniſſe zwiſchen Beiden vor uns die Rede geweſen, aber der Moment verkündigte ſich uns, durch eine geheimnißvolle, unerklärliche Ahnung, als ein höchſt bedeutungsvoller, und wie auf Verabredung entfernte ſich Einer nach dem Andern, um ſie allein zu laſſen.

Ihre Unterredung währte lange, endlich ſtürmte Alexander, in den Mantel gehüllt, den Hut in den Augen, an mir vorüber. Ich konnte ihn ſo nicht fortlaſſen und eilte ihm nach. Er wendete ſich um, und indem er mich an ſich drückte, rief er: „Sie trägt den Tod im Herzen, iſt für mich und Euch verloren!“ — Dann ſchwang er ſich auf das Pferd und jagte davon. Ich ſah ihn hier zum Letztenmale.

Wie ich in das Zimmer trat, lag Ida ohnmächtig in den Armen der Mutter. Der Vater war nicht mehr zugegen.

Sie erholte ſich bald und ſchien ruhig. Sie verſicherte uns, daß die Ueberraſchung ihr zwar die Ohnmacht zugezogen habe, daß ſie jedoch eine groſſe Befriedigung empfinde, Alexander geſehen und geſprochen zu haben. Nun ſey Alles gut, und ſie werde gewiß weder Sorge noch Kummer im Hauſe durch eine längere Kränklichkeit unterhalten. Sie lächelte ſo heiter, wie ich nie zuvor mich erinnere, ſie geſehen zu haben. So vergingen einige Tage, und Ida's Weſen erfüllte uns Alle mit Freude, ſelbſt der alte Hausarzt erklärte ihren Zuſtand für beruhigend. Man ſprach davon, auf einige Wochen die ländliche Beſitzung zu beziehen, die mein Vater in der Nähe von Königsberg, am Fuſſe des lieblichen Galtgarbs, dem Rieſen unter den Hügeln unſers flachen Seeſtrandes, hatte. Ida traf voll Heiterkeit ihre kleinen Vorbereitungen zur nahen Abreiſe.

XXVIII.

Doch nur kurz ſollte unſere Freude währen. Ida's heitre Ruhe war die Vorempfindung einer höhern Seeligkeit geweſen; wir mußten ohne ſie zur Stadt zurückkehren, ihr blumiger Hügel erhebt ſich auf dem kleinen ſtillen Friedhofe des Dorfes Wargen. — —

Ihr Tod war von Umſtänden begleitet, der ihn doppelt erſchütternd für uns machte.

Sie litt, wie ſie ſagte, an heftigen Zahnſchmerzen, und wußte ſich aus einer ländlichen Hausapotheke ein Opiumfläſchchen zu verſchaffen, um ſich Linderung zu bereiten. Gegen Abend klagte ſie über Schwere in den Gliedern, und ließ ſich zu Bette bringen. Die Nacht verging ruhig; als die Mutter aber am Morgen zu ihr hintrat, um ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen, lag ſie in einem ſeltſamen Zuſtande da. Die Augen waren groß geöffnet, die Wangen mäßig gefärbt; ſie ſchien aber unempfindlich für Alles, denn auf keine an ſie gerichtete Frage gab ſie Antwort, oder auch nur das kleinſte Zeichen des Verſtändniſſes. Wir waren geneigt, dieſes Stillſchweigen anfänglich für einen durch Krankheit erzeugten Unmuth oder für Eigenſinn zu halten. Als ſie darin verharrte, wollte man ihr nicht läſtig werden, und da ſie weder Spuren von Fieber hatte, noch irgend ein Zeichen körperlichen Schmerzes kund gab, ſo überließ man ſie ſich ſelbſt, die Ankunft des herbeigerufenen Arztes erwartend.

Die von dieſem angeordneten Mittel erregten jedoch eine ſchnelle Verwandlung in dem Zuſtande der Patientin. Sie wurde unruhig, warf ſich heftig hin und her, und mit Anbruch der Nacht erlangte ſie wohl die Sprache wieder, aber ihr Verſtand war verwirrt. Sie hatte Viſionen, die ſie mit lauter

Stimme

Stimme uns verkündete. Wir wachten an ihrem Lager und hofften, daß dieſe Kriſe eine Beſſerung herbeiführen würde.

Um Mitternacht erhob ſie ſich plötzlich im Bette, ſie wähnte, die Thür öffne ſich und ſie ſehe einen Mann im Federbuſch hereintreten. Sie bat, wir ſollten nicht zugeben, daß er ſich ihr nähere. In die Idee der Kranken eingehend, verſprachen wir es ihr, und pflogen mit der Luft, bekümmerten Herzens, ein Geſpräch, als ob ein Mann im Federbuſche vor uns ſtände, dem wir die Annäherung verweigerten.

Ida beruhigte ſich aber nicht damit; ſie ſträubte und wehrte ſich, um dem Manne zu entfliehen; ſie ſagte, er hebe ſie empor, ſie ſchalt uns, daß wir das litten in dem Zuſtand, worin ſie ſich befände. All' unſer Zureden fruchtete nichts, ihr Kampf gegen den Unſichtbaren erreichte den höchſten Grad, dann trat eine Erſchlaffung ein, die nach kurzer Dauer, mit dem gänzlichen Stillſtand ihrer Pulſe endete.

Es war der erſte Todesfall in unſerem Familienkreiſe; ein großer Moment, worin ein jugendliches Leben hinſtarb, ein gebrochenes Herz ſtillſtand.

So lange ein geliebter Sterbender leidet, erzeugt der tiefe Schmerz, ſo wie die erregteſte Hoffnung, in denen, die ſein Lager umſtehen, eine Art von ſympathetiſchem Fieber, das ſich nach dem eingetretenen Tode, auf eine gleich ſympathetiſche Weiſe der Ruhe des Grabes nähert. Die übermäßigen Anſtrengungen aller Seelen- und Körperkräfte während der letzten Stunden, ſtimmen uns ſelbſt für den unerwünſchten und gefürchteten Ausgang zufriedener, und der Schmerz ſchweigt noch im Innern der Seele, und wühlt ſich erſt dann daraus hervor, wenn der Körper wieder die gehörige Kraft erlangt hat, dieſer Hydra Nahrung zu ſpenden. So waren auch wir nach Ida's Hinſcheiden dieſer ſtumpfen Ruhe theilhaft, und tröſteten uns mit der in dieſen Fällen üblichen Phraſe: Ihr iſt jetzt wohl!

Wir durchſuchten ihre Sachen, um ſie zu ordnen. Wir wollten uns dadurch eine Zerſtreuung verſchaffen, die uns jedoch nicht zu weit von dem verlornen Liebling entfernen ſollte. Eine andre würde uns jetzt Verbrechen geſchienen haben, und auch gänzlich unmöglich geweſen ſeyn.

Das leere Fläſchchen, worin die Opiumtinctur geweſen, war das Erſte, was wir fanden. Wir hielten die traurige Gewißheit in Händen, daß Ida ihren kummervollen Leiden freiwillig ein Ende gemacht habe. Getrocknete Blumen mit Inſchriften, und einige Verſe an A. enthüllten uns die tiefe Leidenſchaft, die ihr Herz erfüllt hatte. Ihr Gram wie ihr Glück blieb darin verſchloſſen, bis es brach; ſie verſchmähte es, unſere Liebe mit Vertrauen zu belohnen. Es hätte ſie glücklicher machen können! —

XXIX.

Ein trauriger Winter folgte. Ida war todt, Emilie entfernt, und die Eltern lebten in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der Welt. Die allgemeine Lage des Landes bedrohte überdieß noch die Vermögensumſtände meines Vaters, der als Grundeigenthümer von dem Einfluſſe des unglücklichen Krieges am Meiſten zu leiden hatte. Ich lebte meinen Studien eifrig, beſuchte weder das Theater, noch meine Freunde, und ſah ſelbſt Marianne nicht mehr, die nun mit ihrem Vater eine andere Wohnung bezogen hatte.

Die erſten Tage eines ungewöhnlich freundlichen Frühlings, brachten erſt eine hellere Stimmung in dies trübe Winterleben. Ich warf meine Blicke wieder auf die Gegenſtände außer mir, und fand, daß ſich in Königsberg Vieles zu ſeinem Vortheile umgeſtaltet hatte.

Der Handel hatte ſich bedeutend zu heben begonnen. Alle Häfen von Amſterdam bis Riga waren in den Händen der Franzoſen und ſeufzten unter dem Drucke der Continentalſperre; nur Königsberg erfreute ſich der laxen Aufſicht eines Generalconſuls. Gab dieſer der Waare ſein **Certificat d' Origine**, ſo war es erwieſen, daß ſie nie England oder eine Engliſche Kolonie geſehen, und ſie durfte ungehindert verführt werden, wohin man wollte. Ganz Deutſchland erhielt auf ſolche Weiſe Zucker und Kaffee, trotz Eicheln und Runkelrüben, die Königsberger hatten alle Hände voll zu thun und wurden reich, und Herr Clairembault, der franzöſiſche Generalconſul, ſtellte Certifikate aus und ſtrich Dukaten ein.

Kaufleute aus allen Weltgegenden ſah man nun in Königsberg verſammelt. Engländer und Amerikaner brachten ihre Waaren hin, und die Bewohner des Binnenlandes erſchienen, um ſie zu kaufen. Die amerikaniſche Yacht erregte eben ſo viel Aufſehen, als der franzöſiſche Kaper; es war eine ſeltſame Miſchung von Erlaubtem und Verbotenem, von Scheu und Oeffentlichkeit. Der Verderber war ſo nahe, und der Reichthum durfte ſich unter ſeinen Augen mehren. —

Alle Tage entſtanden neue Handlungshäuſer, welche die Börſe mit ganz unbekannten Geſichtern bevölkerten. Man huldigte damals dem unbegreiflichſten Leichtſinne. Alles vertraute dem allgemeinen Glücke, und Wenige nur wurden von dieſem poetiſchen Vertrauen getäuſcht. Auch Korſaren ſah man, die ihre gemachte Beute veräuſſern wollten. Einer davon machte ſeiner Schönheit wegen Aufſehen. Sein regelmäßiges, männliches Geſicht zeigte ein blühendes, überraſchendes Farbenſpiel. Man ſagte, er ſchminke ſeine Wangen roth und ſeinen Bart blau; für einen Korſaren eine ſeltene Eitelkeit.

So erblickte die arme Stadt, nach den vielfältigſten Leiden, jetzt ſchöne Tage. Ueberall entwickelte ſich neuer Glanz, neuer Luxus, neue Thätigkeit. Man war ſehr zur Verſchwendung geneigt. Der leichte unverhoffte Gewinn forderte dazu auf; aber weil jede ſolidere Grundlage gebrach, mußte auch das Luftgebäude nach dem Erlöſchen der Konjunktur eben ſo ſchnell einſtürzen, als es entſtanden war, und Königsberg's magere Jahre konnten ſich daher ſpäter um ſo fühlbarer entwickeln und deſto länger darauf laſten.

XXX.

Der dritte Auguſt wurde zum erſten Male wieder mit einem Jubel begangen, wie nie zuvor, und ſelbſt der greiſe König wird gewiß noch jetzt mit Freude an jenen Tag zurückdenken.

Unſer Kommerz- und Admiralitäts-Kollegium, ein unbedeutendes Ding mit einem pomphaften Namen, hatte ein großes Boot aus dem Hafen nach dem Schloßteiche bringen laſſen, wo es prächtig geſchmückt und zum Empfange des Königs und der Königin bereitet wurde.

Gleichgekleidete Matroſen bugſirten es, Muſik folgte. Zahlloſe Gondeln bedeckten den Teich, daß man hin und her, wie über eine Brücke gehen konnte. Fröhliche Geſellſchaften überall mit Geſang und Muſik. Wo das Königliche Boot erſchien, erfüllte Jubel die Luft. In den Gärten, welche den Teich umgaben, fanden Erleuchtungen und Feuerwerke Statt, und eine heitere Menge drängte ſich darin umher.

Man glaubte irgend einem italieniſchen Feſte, einer Venetianiſchen Regatta beizuwohnen.

Eine Geſellſchaft junger lebensluſtiger Leute hatte die größte Gondel in eine blühende Laube umgeſchaffen, oben brannten Opferflammen. Die beſten Mitglieder des Theaters, Sänger und Sängerinnen, ließen ſich dort hören, und die feinſten Weine und üppigſten Leckerbiſſen wurden dabei kredenzt.

Zum Schluſſe öffnete man die Fäſſer und ließ edeln Wein ſich mit dem Waſſer des Teiches miſchen, ſeinen freundlichen Najaden ein ſtärkendes Bad. So ausgelaſſen war die Freude, ſo ungemeſſen die Luſt, ſich zu erheben.

Auch Marianne wußte ich in dieſer Geſellſchaft.

Sie nahm jetzt ihren Platz unter den beliebteſten Künſtlerinnen ein. Ihre ſchöne Altſtimme hatte ſich ausgebildet, ihre natürliche Grazie hatte mehr Schwung genommen; ſie war in hohem Grade liebenswürdig. Unſer trauliches Verhältniß von Jugend auf berechtigten mich zu einem freieren Umgange mit ihr, als es mir ſonſt wohl geſtattet geweſen wäre; denn ſie ward von den höchſten Perſonen geſucht, und prunkte dabei mit einem unbeſcholtenen Namen. — Selbſt der König war ihr gnädig geweſen, er lobte ſie einſt in einem Konzerte und ſchenkte ihr einen koſtbaren Flügel zu ihrer ferneren Ausbildung. Zum Danke hatte ſie jetzt, hier, an ſeinem Geburtsfeſte eine Hymne auf dem Teiche geſungen, mit einer ſo ſchönen Stimme und einem ſo myſteriöſen Reitze angethan, wie das Nixenweib der Fabelwelt.

Ich wollte ſie ſprechen, ihr danken. Ich fühlte mich erhoben, das ſo ohne Umſtände zu können, wie nicht Jeder.

Es war bereits gegen Morgen, das Gewerri hatte aufgehört, und ich trieb in den Mantel gehüllt, in einem unſcheinbaren kleinen Nachen auf dem Waſſer umher. Sie bemerkte mich, ich enterte, und ſie ſchwang ſich leicht zu mir hinab.

Sie war müde von dem Lärm und dem Glanz des Feſtes. Will eine im Leben hochgeſtellte Perſon ſich der Vertraulichkeit hingeben, ſo wird ſie immer bezaubern. Ein König, der eine freundliche Audienz ertheilt, iſt wie ein Gott, und man verläßt ihn wie im Rauſche der Freude und des Dankgefühls, ſelbſt wenn man noch kurz zuvor über eine Ungerechtigkeit zu klagen hatte. Mit Künſtlerinnen geht es jungen unbefangenen Gemüthern eben ſo. Eine Sängerin, die auf dem Theater entzückte, reißt im Leben hin — wir ſtreben vergebens ihrem Zaubernetze zu entrinnen.

Marianne, die Geſpielin meiner Kinderjahre, übte jetzt dieſe Macht über mich aus. Mit den Jahren fing unſer Verhältniß an, ſich anders zu geſtalten.

Meinen Arm um ſie geſchlungen, erneuerten wir alte Verſprechungen und ſie ſang mir das italieniſche Liedchen von den ſchwarzen und weißen Federn, das uns ein Freund aus Rom geſchickt hatte, und das ich von ihr immer ſo gern hörte. —

Am fünfzehnten deſſelben Monats ſah Königsberg die Feier eines andern Geburtstages mit kalter Theilnahme begehen. Die Geladenen ſtellten ſich zum Diner bei dem Franzöſiſchen Conſul ein, und Abends fanden ſich einige Gaffer, um die Dekoration vor ſeinem Hauſe zu betrachten, deren Lampen während eines ſtarken Sturmwindes nicht gehörig brennen wollten.

XXXI.

Dieſe Zeit der Ruhe und des Gedeihens war jedoch nur von kurzer Dauer, und wie konnte es wohl anders ſeyn unter dem Einfluſſe jenes Mannes, der dazu geſendet war, alle Stoffe in Gährung zu ſetzen und darin zu erhalten?

Königsberg ward von einem großen Brande heimgeſucht, der freilich einer zufälligen Urſache zugeſchrieben wurde, in der That aber die Gemüther erwecken und zur Aufnahme des Schrecklichen fähig machen ſollte.

Um Mittag, als die Kaufleute an der Börſe verſammelt waren, wälzten ſich dicke Rauchwolken aus den langen Gebäuden empor, die an den hölzernen Einfaſſungen des Pregels liegen, um die Güter aus den Schiffen in Empfang zu nehmen, und jene zu bergen, die nach fernen Gegenden verladen werden ſollen. Hier lagerten zu jener Zeit ungeheure Schätze, und die Beſtürzung war daher allgemein, als man die rothe Flamme daraus emporſchlagen ſah.

Hinter dieſen Gebäuden und zum Theil von ihnen umgeben, liegt das große Speicherviertel, worin die Vorräthe von Getreide aller Art, und Flachs und Oel aufbewahrt werden, welche den Ausfuhrhandel nach England bilden. Ein ſtarker Wind trieb die Flammen hier hin, und das ganze Viertel ward ihnen in Kurzem zur Beute. Die ſchwarzen Dampfwolken, welche den Mittag verfinſterten, und die brennenden Gegenſtände, die, vom Winde erhoben, darin herumflogen, boten das Schauſpiel eines flammenſpeienden Vulkans dar. Die ungeheure Gluth hatte alle nahen Gegenſtände ſo empfänglich gemacht, daß der kleinſte Funke zünden und in Aſche legen konnte, und ſo geſchah es, daß nach Verlauf von wenigen Stunden der ganze Theil der Stadt, der jenſeits des Pregels lag, faſt ein Raub des verheerenden Elements geworden war. Um ihm die Nahrung zu rauben, hatte man eine Unzahl von Oelfäſſern aufgeſchlagen und ihren Inhalt in den Strom fließen laſſen, als aber jetzt die Aus- und Einladebrücken, jene hölzernen Einfaſſungen des Pregels in Brand geriethen, ſo entzündeten ſie das auf dem Strome ſchwimmende Oel, und die in dieſem Feuermeere ruhenden Schiffe wurden ebenfalls ſogleich von den Flammen ergriffen. Jetzt war der Augenblick der allgemeinſten Verwirrung gekommen, alle Schiffe ſuchten ſo ſchnell als möglich aus dem Bereiche des verheerenden Elementes in's Freie zu gelangen, das Brennende wurde verloren gegeben, und man fuhr die Rettungsmaſchinen nach jener Seite auf, die bis jetzt noch nicht ergriffen worden, aber von der ungeheuren Gluth faſt bis zum Brennpunkte erhitzt war. Dieſe Feuersbrunſt währte bis zum andern Tage, die verwüſtete Stätte war entſetzlich anzuſehen, der Verluſt wurde nach Millionen gezählt. Ganze Familien, Kinder in der Wiege, Kindbetterinnen, Kranke kampirten auf den die Vorſtadt umgebenden Wieſen, oder hatten ſich auf Fahrzeuge gerettet, mit denen ſie ſtromaufwärts gefahren waren, weil hinab der Brand wüthete. Noch acht Tage ſpäter rauchten und dampften die Ruinen und oft, wenn morſches Mauerwerk einſtürzte, erhielt das verſteckte Feuer plötzlich Luft, und zuckte lodernd empor. Das Theater war geſperrt, die Geſchäfte ſtockten und die Beſtürzung war allgemein, ſelbſt dann noch, als die Gefahr längſt vorüber war.

Von dem Schutte ward ein hoher Damm aufgeführt, und wie bei Gelegenheit eines frühern Brandes ein ſolcher den Namen „Millionendamm“ erhielt, ſo ſollte dieſer „Thränendamm“ genannt werden; — ein Zeichen der Zeit, die arm aber ſentimental erſcheinen wollte. Als das Theater wieder eröffnet wurde, declamirte Madame Hendel-Schütz, welche ſich damals in Königsberg aufhielt, die Worte:

Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm?
Das iſt Sturm! u. ſ. w.

XXXII.

Damals ſtand der ſchöne Komet am Himmel, der überall den guten Wein wachſen ließ. Die Leute, die von dem Weine noch nichts wußten, hielten ihn aber für einen Unglückspropheten und ſchrieben ihm

die Feuerbrunſt zu. „Es iſt damit noch nicht aus,“ — ſetzten ſie hinzu, — „der Krieg geht gewiß wieder los, irgend ein fürchterlicher in unſrer Näh',
und wir werden all' das Elend, das wir ſchon einmal koſten mußten, wieder über uns hereinbrechen ſehen.“ —

Und wie die Leute vorherſagten, ſo kam es auch; denn ein halbes Jahr war kaum verſtrichen, ſo zogen die Franzoſen wie Heuſchreckenſchwärme wieder herbei, und ein Jahr nach dem Brande ſahen wir Napoleon zum zweiten Male in unſeren Mauern. —

Mir war aber der Komet als kein ſo fürchterliches Himmelszeichen erſchienen; denn er ſtand in jenen kühlen, freundlichen Herbſtabenden gerade über dem Dache meines Mädchens, wenn ich mit pochendem Herzen zu ihr ging. Mir war er der Stern der Liebe, zu ihm blickte ich, wie der Schiffer zum Polarſtern; in welcher Gegend ich mich auch befinden mochte, der Komet zeigte mir genau, wo Marianne ſchlief. Ihre Reize hatten ſich nunmehr ganz entfaltet, ſie glänzte auf der Bühne wie im Leben, und mir war ſie lieb und hold. Viele würden mich um ihren Beſitz beneidet haben. In vollſter Kraft der Jugend, körperlich und geiſtig geſund, mit einem gefühlvollne Herzen und einem hellen Kopfe, eine Reihe der ſchönſten Hoffnungen im Blicke, kann ich jene Zeit als die ſchönſte meines Lebens bezeichnen.

Mit dem franzöſiſchen Heere war auch Foreſtier wieder nach Königsberg gekommen. Er hatte zwar einige Wunden in Spanien erhalten, aber zugleich das Offizierkreuz der Ehrenlegion, und war bis zum General vorgerückt. Emilie war ihm gefolgt, hatte jedoch zu unſerm großen Erſtaunen nicht ihre Wohnung in dem Hauſe meiner Eltern, ſondern in dem erſten Gaſthauſe der Stadt genommen. Emilie empfing meine Mutter kalt, als dieſe ihr einen Beſuch abſtattete, und Marianne, die ſich auch darauf gefreut hatte, die Jugendfreundin wiederzuſehen, ließ ſie gar nicht vor. Sie war eine Pariſer Dame mit allen Anſprüchen der damaligen Zeit geworden, und wollte ſich an frühere Tage nicht erinnern laſſen. Eine ihrer nahen Verwandten, die ihr ehemals viel Gutes erzeigte, nun ganz verarmt war und auf ihre Unterſtützung zu rechnen hatte, behandelte ſie ſo ſchnöde, daß jene ſie weinend verlaſſen mußte. Sie hatte vergeſſen, wie ſie ſelbſt einſt hülfsbedürftig, als arme Waiſe von Verwandten aufgenommen und gepflegt worden war.

Foreſtier war auch nicht mehr der Alte, jedoch auf andre Weiſe als bei Emilien war ſeine Umwandelung vergegangen. Die wenigen Jahre hatten ihn um ein halbes Jahrhundert ernſter gemacht.

Ce n'etaient plus ces jeux, ces festins et
ces fêtes!

Er hatte geglaubt in ſeiner Gattin einen Engel zu bekommen, und war bitter getäuſcht worden. Sie war herrſchſüchtig, übermäſig ſtolz, verſchwenderiſch, eiferſüchtig. Dies letztere war der Grund, daß ſie ihm überall folgte, denn bei ihren Geſinnungen konnte es nicht die Luſt ſeyn, einmal an Orte zurückzukehren, wo ſie die Tage ihrer erſten Jugend verlebt hatte. Sie zog mit ihrer Equipage, in der Entfernung einer Tagreiſe der Heeresabtheilung nach, wobei ihr Gatte war, und holte ihn dann jederzeit im Standquartier ein. So war ſie über den Niemen mitgezogen, als das erſte Bülletin aus Wilkowsky das Haus Romanow des Thrones verluſtig erklärte.

XXXIII.

Während Herbſt und Wintersanfang gelangten Armeenachrichten zu uns, die von den glücklichen Fortſchritten der Franzöſiſchen Armee Kunde brachten, welche bereits Smolensk erreicht hatte und in Eilmärſchen ſich Moskau näherte. Die Preußen waren nur mit Widerwillen mit in dieſen Krieg gezogen, weil ihnen der Franzoſendruck läſtig war, und weil ſie ſich zu dem alten Nachbar, wenn gleich roh und unleidlich, dennoch mehr hingezogen fühlten. „Der Ruſſe iſt des Preußen natürlicher Bundesgenoſſe,“ ſagten die alten Patrioten wohl damals ſchon leiſe, und dann ſetzten ſie hinzu: „Gebt Acht, der Ruſſe lockt ſie tief in's Land, dann bricht der Winter herein, und ſie mögen ſehen, wie ſie wieder heraus kommen.“

Ich muß, die Wahrheit zu ſagen, geſtehen, daß ich in jenem Augenblick mich wenig um Krieg und Frieden, um Ruſſen und Franzoſen kümmerte. Ich lebte in dem ſeeligen Rauſche, den die erſte Liebe dem Herzen gewährt. Marianne erfüllte am Tage meine Gedanken, wie ſie am Abende mein ganzes Seyn bildete. Alle jene Erfindungen, woran erſte Jugendliebe ſo reich iſt, ſtanden meinem Geiſte willig zu Gebote. Bald harrte ich ihrer im Domino an der Straßenecke, wenn ſie früher als gewöhnlich eine Geſellſchaft verließ. Ich hatte auch einen Domino für ſie bei mir, und die artigſte Toilette von der Welt wurde im Wagen gemacht. Der Kutſcher fuhr davon, die Fenſter wurden in die Höhe gezogen, und Lampen und Spiegel waren im Wagen vorhanden, damit die Verkleidung gelänge und dem zierlichen Mädchen gut anſtehe. So führte ich ſie zur Redoute, wo mein treuer Knüppel, ein ungeziemender Name für eine treue Seele, mein Bedienter aus dem väterlichen Hauſe das ſeine Souper in einer grillirten Loge ſchon vorbereitet hatte. Dann führte ich Marianne in den Saal hinab, die vom Champagner erhöht, und von ihrem Schauſpieltalente unterſtützt, irgend eine geprieſene Schönheit der Stadt in Gang und Manieren treffend nachzuahmen wußte, und ich hatte meine Freude daran, gute Bekannte auf Irrwege zu locken und ihren Scharfſinn zu verwirren. In der Maske begleitete mich dann auch wohl Marianne in die Spielhäuſer, welche damals an mehren Orten, nach Franzöſiſcher Sitte, errichtet waren. Immer nur erſchien Marianne öffentlich maskirt an meiner Seite, und es konnte nicht fehlen, daß bald das abenteuerlichſte Gerede über mein Liebchen im Schwange war. Mir machte es Spaß, eine allgemeine Neugier zu erregen, und ich drang daher nicht in meine Geliebte, das zu laſſen, was nach meiner Anſicht nichts als eine neckiſche Laune war, die ich längſt ſchon an ihr zu bemerken mich gewöhnt hatte.

XXXVI.

So war der frühe und ſtrenge Winter von 1812 hereingebrochen, und ſelbſt in unſere liebliche Zurück-

gezogenheit

gezogenheit drang die Kunde von dem gänzlichen Ausbleiben aller Nachrichten von der großen Armee. Hatten ſich die Meereswogen über Pharao und ſeine Schaaren vernichtend ergoſſen? Es war ſchauervoll, von einer Million, die herangezogen war, den Morgen Europas zu erobern, und bis nach Indien vorzudringen, plötzlich nichts mehr zu vernehmen. Welche entſetzensvolle Pauſe!

Da kamen zuerſt an einem rauhen November-Abend einzelne Reiſende in Königsberg an, die ſtets, wie Raben die Schlachtfelder, ſo die großen Heeresmaſſen umkreiſen; es waren Lieferanten, und andere Leute, die mit ihrem Gelde den Verkehr beleben. Sie hatten mit großen Aufopferungen die Gränze erreicht, und ſchöpften erſt jetzt Athem, da ſie das Land des Entſetzens und Verderbens hinter ſich hatten. Sie verkündeten die Retirade, die ihnen auf dem Fuße nachfolgte, und der, nach ihrer Ausſage, ſo lange Krieg geführt wurde, keine Andere an die Seite zu ſetzen ſey — Moskau brenne, die beſten Truppen lägen unterm Eiſe der Bereſina und auf den Schneefeldern von Smolensk, Plock und Wilna, Alles ſey für Napoleon verloren.

Sie eilten weiter und die Erfüllung ihrer Vorherſagung traf ſogleich ein. Die Retirade begann und hielt volle vierzehn Tage durch Königsberg an.

Von Heer und Mannszucht war gar keine Spur vorhanden; Alle kamen ſie einzeln, die Welterſtürmer. Welch ein trauriges Bild ſie machten! Bärtige Krieger in Saloppen und Weiberpelzen; ich ſelbſt ſah einen decorirten General in einem Damenmantel von Atlas, einen Shawl um den Kopf gebunden; die Furcht vor dem Lächerlichen, die den Franzoſen ſonſt vollkommen beherrſcht, war jetzt ganz verſchwunden, und Jeder pries ſich in dem lächerlichſten Aufzug noch glücklich, wenn er nur nicht gezwungen war, ſeine erfrornen Glieder der Kälte preiszugeben, und ſie warm umhüllen konnte. Alle aber brachten reiche Beute mit. Die großen ſilbernen Altarbilder aus Moskau's alten Kirchen, die Schätze der Schlöſſer und Burgen, der Schmuck der ſchönen Slavinnen, Alles hatten ſie mit ſchon erſtarrten Händen eingeſackt und ſchleppten daran ſich zu Tode, als ſie die unendlichen Wüſteneien durch Eis und Schnee im Elend durchpilgerten. Ohne Nahrung, ohne Obdach keuchten ſie einher unter der ſchweren Laſt der ſilbernen Gefäße, des Tempelraubes, und dachten, wenn ſie nur ihn bärgen, den köſtlichen Hort, ſo ſeyen ſie doch einſt daheim geborgen. Aber wie ſie nach Königsberg gekommen waren, mußten ſie den Hort dennoch weggeben, um Zehrpfennige zu erhalten, womit ſie ihren Hunger zu ſtillen vermochten. An allen Straßenecken ſtanden die Geldwechsler und Schacherer, und Rußlands Stolz und die Heiligthümer vieler Jahrhunderte wanderten in die Schmelztiegel der Königsberger Goldſchmiede und Wucherer.

XXXV.

Dieſe barbariſche Völkerwanderung war vorüber und die Ueberbleibſel der Armada fingen an in geordnetern Maſſen ſich darzuſtellen. Das Corps des General Bertrand machte den Beſchluß. Wir hatten oft ſchon an Foreſtier gedacht, an Emilien; jetzt ſollten wir über ihr Schickſal Gewißheit erhalten — Foreſtier ſtand bei dieſem Corps.

Er hatte aber ſein Leben aus Rußland allein gerettet. Seiner Equipage längſt ſchon beraubt, mußte Emilie bald zu Fuße, bald auf einem elenden Schlitten, an allem Mangel leidend, und der Gefangennahme durch ſtreifende Koſaken ausgeſetzt, den Rückzug mit Allen antreten. Ein kleines Dörfchen, diesſeits Smolensk, war das letzte Nachtquartier, das ſie mit ihm theilte; hier hatten ſich die Gefahren ſo gemehrt, daß es faſt unmöglich ſchien, ſie weiter mitzunehmen. Sie bat ihn auf ihren Knien, er möge ſie erſchieſſen aus Mitleid, wie der Krieger es mit dem treuen Pferde fühlt, das ſich langſam an ſeinen

Wunden zu Tode blutet. Der Gedanke, in die Hände der Koſaken zu fallen, oder von ihm getrennt auf ödem Eisgefilde den Geiſt aushauchen zu müſſen, war ihr zu ſchrecklich. Er konnte und durfte ja aber die Unmenſchlichkeit nicht begehen, und doch ſah er wohl ein, daß ein ſchrecklicherer Tod dem armen Weibe bevorſtand. In dieſem furchtbaren Augenblicke ſchien plötzlich der Himmel Erbarmen zu haben, und den Retter zu ſenden.

Ein kleiner Jude ſtellte ſich dar, der die Dame bis zur Gränze zu bringen verſprach. Die Summe, die er forderte, war ſehr groß, und nahm zwar alle Mittel in Anſpruch, welche dem armen Ehepaare noch geblieben waren; was würde aber nicht gern in ſolchem Falle dem Retter bewilligt worden ſeyn? Er brachte Kleider, den ſeinen ähnlich und Emilie mußte ſich als Judenjunge maskiren. Da ſie deutſch und ruſſiſch ſprach, ſo konnte ſie, wenn ſie etwa den Koſaken in die Hände fallen ſollte, leicht eine Täuſchung hervorbringen. Ihr ſchönes blondes Haar wurde unbarmherzig abgeſchnitten, und unter eine weite Pelzmütze verſteckt, welche die Stirne bedeckte, ihre Augenbrauen wurden ſchwarz gefärbt und die ſchönen Glieder umhüllten der weite Kaftan und die ſchlotterigen Beinkleider des Juden. In dieſem Aufzuge hatte ſie der unglückliche Forreſtier zum letzten Male geſehen und den zärtlichſten Abſchied von ihr genommen. Er ſah, wie ſie ſich auf einen kleinen Schlitten ſetzte und unter der Obhut ihres Führers, queerfeldein fuhr. Es war ein trauriger Wintermorgen, es ſchneite, und der Brand vieler Dörfer röthete allein den weiten Horizont, an dem die bleiche aufgehende Sonne nicht bemerkbar werden konnte. Er marſchirte voll freudiger Hoffnung durch Elend und Mangel weiter, und dachte, er werde Emilie an der Gränze finden; aber er erreichte dieſe, ohne eine Spur von ihr zu entdecken.

Forreſtier konnte in Königsberg nicht zurückbleiben und trug uns auf, Alles anzuwenden, um ſeine Gattin wieder zu finden; bei der bevorſtehenden Aenderung der Dinge mußte uns das leichter werden. Er ſchied von uns mit gebeugtem Muthe, der Verzweiflung nahe. —

XXXVI.

Die letzten Truppen des Bertrand'ſchen Corps zogen während der Nacht durch die Stadt, und gegen Morgen ſchon ſahen wir die erſten Koſaken kommen. Sie folgten jenen auf dem Fuße.

Dieſer letzte Theil der Retirade. hatte etwas Ungewöhnliches, Aengſtliches. Es war befohlen worden, daß die Bewohner der Hauptſtraßen Lichter vor die Fenſter ſtellen ſollten, und dieſer äußere Anſchein einer Feſtlichkeit contraſtirte auf geſpenſtiſche Weiſe mit dem, was ſich in den Straßen zutrug.

Soldaten marſchirten in größter Haſt hindurch, und Kanonen, Munition und Kranke wurden in eben ſolcher Haſt nachgefahren. Der tiefe Schnee und das aufgefahrene Eis hatten indeß die Straßen faſt unfahrbar gemacht, der Transport war überall gehemmt, an allen Ecken und Enden entſtanden Verwirrungen, Geſchrei, Tumult. Dabei die Todesangſt in allen Mienen, bei dem Scheine der vielen hundert Lichter, wie Alles ſich beſtrebte, ſo ſchnell als möglich vom Platze zu kommen, wohl wiſſend, daß im nächſten Augenblicke ſchon das Verderben hereinbreche, die gefürchtete ruſſiſche Kriegsgefangenſchaft, Sibirien, ewiger Winter und die Knute! Schrecklicher als Tod! — Ich ſtrich durch die Straßen, ich hörte das verzweifelnde Fluchen, ſah wie ſie die Säbel zogen und auf die armen ſamländiſchen Bauern einhieben, um ſie zum ſchnellern Fahren zu zwingen, wie ſie Pferde erſtachen, die ihnen nicht rüſtig genug ſchienen, und Andere herbeiholten, kurz wie ſie Alles thaten, was nur eine ſinnloſe Wuth dem Verzweifelnden eingeben kann. Von dieſen Scenen ermüdet, wandte ich mich der Seite zu, von wo die Ruſſen herkommen mußten.

Dort lag Mariannen's Wohnung, die ich heute noch nicht geſehen hatte. Ich hielt es überdieß für Pflicht, ſie in dieſer Unruhe zu tröſten und ihr Muth einzuflößen.

Die letzten Nachzügler der Franzoſen waren ſchon vorüber und es war ruhig geworden in dieſem Theil der Stadt, während am untern Ende derſelben, am Pregel, noch derſelbe Tumult ſich fortbewegte. Ich ging zu dem Thore, das nach Litthauen führt, und fand einige Bürger dort, die mit gefüllten Schnaps-Flaſchen und patriotiſchen Herzen die „Befreier“ erwarten wollten.

Nicht lange, ſo hörten wir Pferdegetrappel durch die Nacht. Es waren wirklich Koſaken, fünf an der Zahl, die mit ihrer gewöhnlichen Keckheit das Terrain recognoſciren wollten. Sie ſchmollirten mit den Bürgern, auf „Brüderchen“ und „Väterchen“, nach gut ruſſiſcher Weiſe und ließen ſich den Korngeiſt gut ſchmecken, dann fragten ſie nach den Franzoſen und flogen wie Pfeile wieder zurück. Kurze Zeit darauf erſchien ein kleiner Trupp, ungefähr 30 oder 50, — ungezählt — und trottirte, ohne ſich bei uns aufzuhalten, in die Stadt, gerade auf das Schloß zu. — Ich aber ging, um Marianne zu ſehen, und ihr Emiliens Verluſt und die Ankunft der Koſaken mitzutheilen. Erſteres betrübte ſie nur etwas mehr, als Letzteres ſie erfreute; am meiſten intereſſirte ſie, daß ich gekommen war.

XXXVII.

Mariannen's Mutter hatte Punſch gemacht, und ſich mit großer Theilnahme Emiliens Schickſal von mir erzählen laſſen. Wir erſchöpften uns in Vermuthungen, die ſich durchkreuzten, ohne uns an ein Ziel zu bringen. Wer wollte auch wohl in dieſem Labyrinthe den Faden der Ariadne auffinden? Emilien's Tod war der einzige Ruhepunkt, den unſere vagen Hirngeſpinſte gewannen.

Es war bereits früh am Tage, als ich nach Hauſe ging. Die Straſen waren leer. Die Bürger ſchlieſen feſt nach der unruhvollen Nacht. Mein Weg führte mich in die engen Gaſſen der Altſtadt; hie und da hatte man ſchon ein Haus geöffnet. Da ſah' ich auf einmal zwei junge Franzoſen, von den neuen Konſcribirten, in voller Armatur unter einer Treppe hervorkriechen, wo ſie ermüdet vom Marſche, oder vielleicht auch betrunken, einer kurzen Ruhe gepflogen hatten, und nun gemächlich ihr Regiment einzuholen gedachten.

„Wie kommt denn ihr noch hieher?“ rief ich ihnen zu, „ihr ſeyd ja Kriegsgefangene der Ruſſen, werft euere Waffen fort, ſonſt ſeyd ihr des Todes!“

Sie ſahen ſich nach mir um, und in demſelben Augenblicke erſchienen Koſaken an der fernen Straßenecke. Mit einer unbeſchreiblichen Behendigkeit warfen jetzt die gedemüthigten Helden ſogleich nicht nur Waffen und Torniſter in einen Winkel, ſondern ſie riſſen auch das Feldzeichen von ihren Czackos und gingen mit kläglicher Mine und „Pardon! Pardon!“ blöckend, den lachenden Ruſſen entgegen, die ſie ohne Weiteres in ihre Mitte nahmen und mit ihnen forttrabten.

XXXVIII.

Meine Liebe zu Marianne wuchs mit jedem Tage; ich konnte den Gedanken nicht faſſen, mich einſt von ihr zu trennen, und doch mußte ich mir geſtehen, daß es nicht immer ſo bleiben könne. Sie durfte ernſtere Anforderungen an mich ſtellen, und ich war nicht im Stande, ſie zu erfüllen. Nur ein Mittel gab es, ſie mir ganz zu gewinnen, das hieß: ihren Stand ergreifen und zum Theater gehen. Aber dies wäre, bei meines Vaters Geſinnungen, ein Schritt der Verzweiflung geweſen, und ich fühlte nicht den Muth in mir, ihn zu wagen. So viel Angenehmes mir der

Umgang mit dem lieben Kinde gewährte, ſo trübe machte mich das Nachdenken über unſere Lage und welches Ende ſie nehmen würde.

Oft gab ich mir das Verſprechen, ſie zu meiden, um meines und ihres Glückes willen. Ich glaubte mich ſtark genug, es mir an ihrer Seite geben zu können; meine Miene mochte ihr verrathen, was in mir vorging. Dann erkundigte ſie ſich ſo liebevoll nach der Urſache meines Kummers, ſie war ſo unerſchöpflich in der Bemühung, ihn zu verſcheuchen. O über die Vorſätze, die ein Jüngling von achtzehn Jahren an der Seite der Geliebten faßt! Ein ſanfter Blick aus ihren Augen ſtößt ſie um.

Während ich nun ſo in meiner Liebe befangen hinlebte und Marianne meine Neigung zu theilen ſchien, dachte ſie doch heimlich dieſelben Gedanken, die mich beunruhigten. Sie wußte, daß ſie nie meine Frau werden konnte, und wollte ſich doch verſorgt ſehen. Sie war eine Künſtlerin von den beſten bürgerlichen Anſichten. Sie hatte früher vornehme Anbeter angehört, und nicht nur ihren guten Ruf bewahrt, ſondern ſogar damit kokettirt; ſie konnte eine Jugendliebe cultiviren, ja warm dabei empfinden, und doch an ihre bürgerliche Verſorgung denken. Wer wagt das zu tadeln? Es ſind die ehrlicheren Geſchöpfe in der Kunſtwelt, die ſolche Geſinnungen hegen. —

Sie war immerfort emſig bemüht, Alles zu entfernen, was auf unſer anmuthiges Verhältniß ſtörend hätte einwirken können. Sie konnte es nicht über's Herz bringen, mich durch eine Entdeckung zu kränken, und doch wußte ich bereits, daß ein junger kräftiger Schauſpieler, ein wackerer Burſche und dabei ein guter Geſellſchafter ſie fleißiger beſuche als ich, ihr verſprochen habe, ſie zu ſeiner Frau zu machen, demungeachtet aber die beſcheidene Zurückhaltung zeige, jedesmal heimlich durch die Hinterthüre zu ſchleichen, wenn ich offen vor der Welt zu Mariannen kam.

Die geſchäftige Klatſchſucht der Leute hinterbrachte mir dies, und ich war bornirt genug, all dieſen Zartſinn von beiden Seiten nicht einzuſehen, ſondern mit Mariannen wirklich heimlich zu grollen, und ernſtlich daran zu denken, dem wackern Burſchen ein Leid zuzufügen.

Ein Duell mit einem Schauſpieler lief wider den Studentencomment, ich mußte daher auf ein anderes Mittel bedacht ſeyn. Meine Beſuche ſetzte ich indeß fort, und bemühte mich mit großer Kälte, Mariannen eine Falle zu ſtellen, welcher ſie jedoch immer mit Schlauheit zu entgehen wußte. —

In dieſen Liebesſorgen vergingen mir die Tage, bis der Aufſchwung, der ſich jetzt Aller bemeiſterte, auch mich mächtig ergriffen hatte. —

Zu Königsberg in der Landhofmeiſterſtraße, im dem Saale der Oſtpreußiſchen Landſchaft, ſagte ſich York los von den Bundesgenoſſen ſeines Königs, und trat mit dem ihm anvertrauten Heere auf die Seite der Feinde, die er zu bekriegen hatte. Es war eine ſo großartige Felonie, wie ſie die neuere Kriegsgeſchichte nicht noch einmal aufweiſen kann. Es war ein Heldenſtreich eines Heerführers des barbariſchen Alterthums, der nichts achtet, was ihn treffen könnte, ſein Leben willig hingiebt, einem ſchmachvollen Tode trotzt, ja ſelbſt gleichgültig dabei iſt, wie ſein Name auf die Nachwelt kommen könnte, nur um ſein Land zu retten, und den Eroberer deſſelben zu vernichten. Der König, noch in den Händen der Franzoſen, mußte den muthvollen Mann, der dies Alles für ihn wagte, in die Acht erklären; aber die treuen Oſtpreußen wurden dadurch nicht irre, ſondern ſammelten ſich um die junge Fahne mit dem alten, wohlbekannten Adler, und das Nationalkavallerie-Regiment wurde errichtet. Die Organiſation der Landwehr folgte, der Landſturm; und Jung und Alt drängte ſich hinzu: „mit Gott für König und Vaterland!“ Es war eine hohe Begeiſterung. —

Was nicht mit einſtimmen wollte, erregte ſogleich den lauteſten Verdacht, und wirklich Uebelgeſinnte, mitunter auch nur Kalte, wurden der Spionerie angeklagt, und mußten ſich reinigen, wenn ſie nicht in den Kerker wandern wollten.

Eines Tages ſah' ich einen Wagen voll ſolcher vermeintlichen und wirklichen Spione einbringen.

Sie ſaßen auf ſchmalen Brettern, die über einen Leiterwagen gelegt waren, und durften die Hände nicht an die Leitern bringen, weil die daneben reitenden Gendarmen den Befehl hatten, ſogleich ſcharf zuzuhauen. Man hätte dies ſchon für einen Verſuch zur Befreiung gehalten, und das Leben dieſer armen Teufel, die vielleicht gar nichts verbrochen hatten, war der Willkühr plumper Schergen überantwortet. Wohlgekleideter und zerlumpter Straßenpöbel umgab den Wagen mit lautem Geſchrei, und warf ungeſtraft ſo viele ſchmutzige und verwundende Gegenſtände nach den Schlachtopfern, daß ſelbſt ihre Geſichter nur mit Mühe unterſchieden werden konnten, ſo bedeckt war Alles an ihnen mit Schmutz und Blut. —

Eines zufälligen Umſtands wegen mußte der Wagen in meiner Nähe halten. Ich bemerke ein feines Geſicht, unter dem überhängenden Schirme einer zottigen Pudelmütze, die Augen zu Boden gerichtet, die Hände ängſtlich in den Schooß gelegt. Neben dieſem Köpſchen erblicke ich ein gelbes, bärtiges Judengeſicht, das ſeine Augen frech auf die höhnende Menge ſchweifen läßt. Ich blicke ſchärfer hin, eine Aehnlichkeit fällt mir auf, ich gedenke an Forreſtier's Erzählung, und mit dem Ausrufe Emilie! dränge ich mich näher zum Wagen.

Sie fährt zuſammen, erhebt ſcheu nach mir das ſchöne Auge und ſchreit laut meinen Namen. Das Volk ſammelte ſich mit dumpfem Getöſe um uns, und die Gendarmen ſelbſt zeigten Theilnahme.

XXXIX.

Die Eindrücke und Anſtrengungen dieſes Tages hatten mich erſchöpft, und ich fühlte ein Unwohlſeyn, deſſen ich ſeit einiger Zeit nur mit Mühe noch Meiſter wurde, jetzt immer mächtiger mich beherrſchen nad zu fieberhafter Glut anſchwellen.

Wie ich Abends zur gewohnten Stunde in Mariannens kleine freundliche Wohnung trat, war Emilie noch nicht freigegeben. Alles was ich erhalten konnte, war, daß ſie von den Andern getrennt wurde, und ein gutes Zimmer erhielt. Das Uebrige ging nicht ſo geſchwind; die Sache wollte unterſucht ſeyn.

Ich befand mich in der ſeltſamſten Stimmung von der Welt; das Herz erfüllt von Ahnungen, den Sinn getrübt, und dabei doch nicht jene Unruhe, ſolchem Zuſtande zu entfliehen, die wir in geſunden Tagen oft an uns verſpüren, ſondern ein krankhaftes Gefühl der Gleichgültigkeit gegen Alles, was kommen könnte, und die Sehnſucht nach einem Ausruhen, und wäre es auch im Schooße der Erde.

Marianne wurde durch dieſen Zuſtand ſichtbar verſtimmt. Sie hatte von Emiliens Wiederfinden gehört, und mochte wohl gedacht haben, ich würde den Abend nicht bei Ihr zubringen. Sie beſchäftigte ſich ſehr unruhig um mich, und fragte endlich, ob ſie den Wagen holen laſſen ſolle, damit ich nach Hauſe führe. „Marianne“, ſagte ich hierauf in meinem gereizten Unmuthe, „ich weiß, Du betrügſt mich! Du willſt mich entfernen, weil ich Dir im Wege bin, weil Du einen Andern erwarteſt — weil —“

Sie entfärbte ſich und wollte mir in die Rede fallen; ich aber ſtand auf, ergriff ein Licht, und ſchritt auf die Nebenthüre los, die in ihr Schlafzimmer führte; ſie vermochte nichts zu ſagen, ich aber fuhr mit erhöheter Stimme fort:

„Du haſt ihn verborgen — dort — gleichviel! ich will ihn ſehen, er ſoll mir Rede — —“ Hier war ich ungefähr in die Mitte des Zimmers geſchwankt, ein Schwindel übermannte mich; ich ſank beſinnungslos zu Boden. —

Augenblicks ſah ich mich in furchtbare Kämpfe verwickelt; Blut floß, und wildes Geſchrei umtobte mich; es waren die Phantaſien eines hitzigen Fiebers. Wie ich daraus erwachte, ſpielte der junge Tag durch grüne leichtbewegte Wipfel, balſamiſche Lüfte ſtrömten durch ein geöffnetes Fenſter, nach meinem Lager hin, eine weibliche Geſtalt ſtand, den Rücken nach mir gekehrt, und brach eine Roſe vom Stocke.

Eine Seligkeit durchzog mich, ich fühlte es, ich war dem ſchönſten Leben wiedergegeben. Die Geſtalt war mir bekannt, und doch wie längſt entſchwunden. Während ich noch darüber nachſinne, wendet ſie ſich zu mir um.

Es war Ida, meine todtgeglaubte Schweſter, die mit einem jungen Mairöschen zu meinem Lager trat.

Das Gefühl überwältigte mich und Thränen entſtürzten meinen Augen. — — —

Ich ſchreibe hier meine „geſchichtlichen Erinnerungen“ nieder, und keinen Roman; es kann daher nicht meine Abſicht ſeyn, etwa eine Myſtification bereiten wollen.

Ida war wirklich todt; aber ihr Bild, das in den letzten Fieberträumen lebte, ſtand mir beim Erwachen aus denſelben noch vor Augen. Wer hat nicht oft daſſelbe erfahren, wenn er aus kürzern und minder lebhaften Träumen, in geſunden Tagen erwachte. Iſt dies Täuſchung oder Keine? Wie herrlich ſind die tiefen Betrachtungen, die Schubert darüber anſtellt! —

Auch Emilie war es nicht — auch nicht Marianne. Jene war längſt ihrem Gatten nach Frankreich gefolgt, dieſe — ja dieſe —

Das einzige Wahre blieb das Mairöschen und die Thränen, die ich bei ſeinem Anblick vergoß; aber die ehrwürdige Geſtalt meiner Mutter reichte mir die Blume. Sie war die Wächterin meines langen Schlummers geweſen. Meine Herſtellung ging nun raſch vorwärts; ich durfte bald ausfahren; ich durfte meine Freunde wieder ſehen.

Da fragte ich auch einmal nach Marianne. Sie war nicht die Frau des ehrlichen Schauſpielers geworden. —

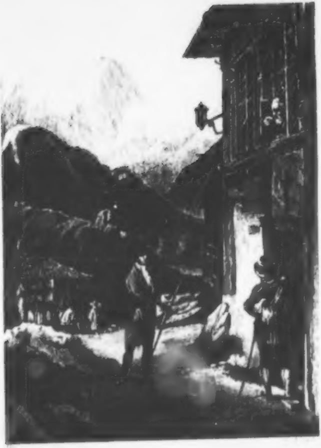
Meine gute Mutter bat mich unter Thränen, alle Gedanken an Marianne aufzugeben, denn ſie ſey meiner Liebe gänzlich unwerth. — Ich gelobte es ihr. — Später erſt traf ich ſie und Emilie wieder.

Das Jahr 1813 riß auch mich aus meinen jugendlichen Verhältniſſen und verſetzte mich mitten auf die Arena. Ich will meine weitern Erlebniſſe mit derſelben Gewiſſenhaftigkeit aufzeichnen, wie die bisherigen. — — —

So weit für jetzt. Der Knabe, den wir kennen lernten, trat als Jüngling auf den Schauplatz, und verläßt ihn als Mann. Er iſt im Duell geblieben.

Seine Papiere, die in meinen Händen ſind, werde ich ſpäter mittheilen, ſo weit ſie ſich dazu eignen, und nichts an ihrer Einfachheit ändern, an ihrer Wahrheit entſtellen.

A. L.



[illegible]

Das Hoſpiz des St. Gotthard.

Wenn der Reiſende, vornehm oder gering, reich oder arm, mit Schätzen des Geiſtes beladen oder einfältigen Gemüths, mächtig oder ſchwach — wenn er ſich in jene wunderbare Urwelt verloren, wo gewaltige Naturkräfte ihr dämoniſches Spiel treiben und Erſcheinungen zu Tage fördern, die in ihrer wilden Größe Zeugniß geben von der ewigen Noth der Erde, die wohlzuthun ſcheint, um zu verderben, im geheimnißvollen Mondenwechſel Landſchaften beglückt mit ihrem wonnigen Reichthum, und ſie durch plötzlichen Stoß wieder vernichtet, hier mit rollenden Lawinen, dort mit wandernden Bergen, tückiſch verbunden mit raſtloſen Luftgeiſtern, die ihre Stürme, ihre Fluthen in die Kämpfe hineinſenden, als ob es unverſöhnliche Feindſchaft gälte gegen unſer hülfloſes Geſchlecht — da ſucht er ſtumm, verlaſſen und in demüthigem Inſtinkt nur Seinesgleichen, der Menſch den Menſchen. Und ſiehe, ihm öffnet ſich in einem verſchonten Winkel des eiſigkalten Labyrinths die gaſtliche Heimath, wo die Sympathie des Höchſten, das in uns wohnt, wo Liebe ihre Herrſchaft übt, und den Haß der Elemente überwindet. Iſt es der Strebende, den der italieniſche Himmel hinüberzieht, die immer grünende Natur, die tempelbeſäte Ebenen, das Univerſum der Kunſt, die ſtolze Roma, das zauberiſche Neapel, das heitere Florenz, die Städte alle und die Fluren mit ihren Villen, ihren Hainen und ihren edlen Hütten, in tauſend Sprachen Freude verheißend und Belehrung über Altes und Neues — er findet Pflege hier und einen Ruhepunkt für Leib und Seele,

[illegible]

Das Hospiz des St. Gotthard.

Wenn der Reiſende, vornehm oder gering, reich oder arm, mit Schätzen des Geiſtes beladen oder einfältigen Gemüths, mächtig oder ſchwach — wenn er ſich in jene wunderbare Urwelt verloren, wo gewaltige Naturkräfte ihr dämoniſches Spiel treiben und Erſcheinungen zu Tage fördern, die in ihrer wilden Größe Zeugniß geben von der ewigen Noth der Erde, die wohlzuthun ſcheint, um zu verderben, im geheimnißvollen Mondenwechſel Landſchaften beglückt mit ihrem wonnigen Reichthum, und ſie durch plötzlichen Stoß wieder vernichtet, hier mit rollenden Lawinen, dort mit wandernden Bergen, tückiſch verbunden mit raſtloſen Luftgeiſtern, die ihre Stürme, ihre Fluthen in die Kämpfe hineinſenden, als ob es unverſöhnliche Feindſchaft gälte gegen unſer hülfloſes Geſchlecht — da ſucht er ſtumm, verlaſſen und in demüthigem Inſtinkt nur Seinesgleichen, der Menſch den Menſchen. Und ſiehe, ihm öffnet ſich in einem verſchonten Winkel des eiſigkalten Labyrinths die gaſtliche Heimath, wo die Sympathie des Höchſten, das in uns wohnt, wo Liebe ihre Herrſchaft übt, und den Haß der Elemente überwindet. Iſt es der Strebende, den der italieniſche Himmel hinüberzieht, die immer grünende Natur, die tempelbeſäte Ebenen, das Univerſum der Kunſt, die ſtolze Roma, das zauberiſche Neapel, das heitere Florenz, die Städte alle und die Fluren mit ihren Villen, ihren Hainen und ihren edlen Hütten, in tauſend Sprachen Freude verheißend und Belehrung über Altes und Neues — er findet Pflege hier und einen Ruhepunkt für Leib und Seele, ſeine müde Phantaſie ſtärkt ſich an den Quellen der Schöpfung, und Sinn und Kräfte werden heilſam geſpannt, zu dem Genuß des Schönen.

Iſt es der Heimkehrende, der lang Gereiſte, weiſe geworden und klaren Geiſtes, der Kenntniſſe geſammelt und Alles erfahren, was das Leben bietet, und doch das Süßeſte vermißt, den Boden ſeiner Väter — er wird erquickt in dieſem Aſyl durch verwandte Töne, die ihm an das Herz ſprechen. Aber nicht lange weilt er an dem freundlichen Kamin, das ihn die Mühen und Gefahren der letzten Tage vergeſſen läßt. Froh dankt er und eilt unaufhaltſam zurück durch die gähnenden Schluchten, an den ſtürzenden Bächen, den drohenden Felſen vorüber zu dem Ziele, das ſtündlich ſein Inneres bewegt, mit quälender Sehnſucht nach dem Vaterland, wo allein der Beruf des Mannes iſt. — Aber wer mag, zwiſchen Beiden in der Mitte ſchwebend, der Unbekannte ſeyn, der dort um ein Obdach bittet, ein gewiſſes Etwas, eine gewiſſe Bedeutung in ſeinem Weſen, als ob er ſich der Zukunft ſparen, als ob er einem Geſchick entgegengehen wollte, höher, als es ſein ſchlichtes Aeußere verſpricht? Trägt er eine Maske, oder leuchtet Wahrheit aus ihm? Er kommt aus den Thälern der Schweiz und will nach Gallien. Hat er eine Schule beherrſcht und will den Verſuch mit einem Volke machen? Vielleicht ein falſcher Sprößling der Natur, ihr Taſchenſpieler, der, beide Hände auf dem Herzen, die Weltgeſchichte verſteckt. Es iſt ihm nicht wohl in dieſer Armuth des Landes; mit Undank verläßt er das Hoſpiz des Gotthard — er ſucht das Hoſpiz des heiligen Ludwig.

Bilder aus Baden

und der Umgegend.

Von

Aloys Schreiber.

Bilder aus Baden und der Umgegend.

I.

Ehemals und jetzt.

Im Sommer 1834 fand ſich in Baden eine kleine Geſellſchaft von alten Bekannten und Freunden zuſammen. Sie beſtand aus einer noch ziemlich jungen und hübſchen Wittwe, ihrem Oheim, der als Obriſt ſeinen Abſchied genommen, einem Künſtler und einem Dichter. Es war an einem freundlichen Abend in den letzten Tagen des Mai, als die Geſellſchaft an einem der runden Tiſche ſaß, die vor dem Konverſationshauſe zwiſchen blühenden Orangen ſtehen. Das Geſpräch fiel auf die Umwandlungen, welche Baden in den letzten fünf und zwanzig Jahren erfahren. „Wahrlich,“ — nahm der Obriſt, der auch an der Uniform nie auf das Zierliche achtete, das Wort, — „wahrlich, wer dieſen Kurort auch nur ſeit fünfzehn Jahren nicht geſehen, der kommt in Verſuchung, an den Zauberſtab einer günſtigen Fee zu glauben, welche hier gewaltet. Wo ſonſt beſcheidene bürgerliche Wohnhäuſer ſtanden, erheben ſich jetzt palaſtähnliche Gebäude; an die Stelle ländlicher Gärten ſind geſchmackvolle engliſche Anlagen getreten; an die Stelle demüthiger Fußgänger glänzende Equipagen und koſtbare Reitpferde, und während ehemals ein Tiſch, einige Strohſtühle, ein anderthalb Fuß hoher Spiegel und vier weiße, getünchte Wände die ganze Beſcheerung eines Zimmers ausmachten, findet man jetzt moderne Tapeten, zarte Fußteppiche, Trümeaux, Toiletten, Sopha's und Seſſel mit Stahlfedern, Pendulen, Vaſen, Flaſchen und Gläſer, geſtickte Ofenſchirme, und überall Zeichen des Fortſchreitens in der Kunſt, das Leben zu verſchönern und zu genießen."

„Ich kann mich nun einmal in dieſes neue Baden nicht recht finden," — nahm jetzt der Dichter das Wort. — „Der alte ſchlichte Freund iſt plötzlich ein vornehmer Herr geworden. Die einfachen bürgerlichen Wohnungen wußten mir ſonſt mancherlei zu erzählen; jedes Haus hatte ſeine Geſchichte und ſeine Erinnerungen. Dieſe modernen Gebäude, welche großentheils neun Monate im Jahr leer ſtehen, in denen nicht einmal mehr ein Hauskobold zu ſpucken wagt, haben keine von beiden. Sie werden mit jeglichem Frühlinge neu aufgeputzt, um neue Kunden zu locken. Die Stadt Baden mit ihren ehrwürdigen Thürmen gehörte zu ihrer kunſtloſen großartigen Umgebung; Jahrtauſende hatten Beide vereint, einerlei

Schickſale waren über ſie hingegangen. Nun zeigt ſich dem Wanderer bald keine Vergangenheit mehr, und die Gegenwart iſt jährlich auf einige Monate beſchränkt. Bald wird der letzte, einzige Ueberreſt aus germaniſcher Vorzeit, der Thurm von der Pfalz der fränkiſchen Könige auch fallen, um einigen Chambres garnies Platz zu machen, und ſchon ſenken die ehrwürdigen Eichen am Wege nach Lichtenthal eine nach der andern ihre Häupter, und ſchnell aufſchießende, ſchattenloſe Akazien nehmen ihre Stelle ein.“ —

„Man muß die Dinge nehmen, wie ſie eben ſind,“ — unterbrach die Dame den Sprecher. — „Wir haben das letzte Stadium der Civiliſation erreicht, und wo imaginäre Bedürfniſſe herrſchen, da muß man auch mit imaginären Befriedigungen vorlieb nehmen. Aus der Periode der Philantropie und des Kosmopolitismus ſind wir plötzlich in die des nüchternſten Egoismus gerathen, das Leben iſt eine große Theegeſellſchaft geworden, und da ſich Niemand mehr nach der Decke ſtrecken will, ſtreckt man die Decke nach ſich, ſo, daß ſie am Ende zum Spinnengewebe werden muß. Die Heilquellen ſind nicht mehr Zufluchtsorte für Leidende, ſondern Zufluchtsorte für die Langeweile.“

„Das iſt's eben!“ — rief der Dichter, — „der

Ernſt und die Natur ſind auf immer zerfallen. Genuß und Hungerleiderei ſind die Pole des Kreiſes, den unſre Zeit beſchreibt. Darum giebt es nur noch materielle Intereſſen. Eine Pfennigliteratur, eine Sechskreuzer-Kunſt und die Sechskreuzer-Zeuche aus Baumwolle — giebt es ein ſprechenderes Zeugniß von unſerer Verfeinerung? Unſre Peripherie hat ſich ſo ſehr ausgedehnt, daß wir nur noch zwei Dimenſionen haben, wie ein Blatt Briefpapier."

Während dieſes Geſprächs kramte der Künſtler in ſeinem Portefeuille, und nahm jetzt zwei kolorirte Zeichnungen heraus. Beide ſtellten eine und dieſelbe Schwarzwälderin in einerlei Attitude vor. Das hübſche Mädchen hatte eben ſeinen Krug an einem Felſenbrünnlein gefüllt und reichte ihn einem Wanderer, den Müdigkeit und Durſt zu plagen ſchienen. Auf dem erſten Blatt ſah man die Tochter des Gebirgs in der einfachen Landestracht. In zwei Flechten hingen die langen blonden Haare über den Rücken bis an die Ferſen; ein rothes Mieder umſchloß den ſchlanken Leib; zwei blüthweiße, zierlich gefaltete Hemdärmel reichten bis an den Ellenbogen; von den Hüften wallte ein grüner, wollener Rock, mit blau, gelb und ſchwarz beſäumt, und bedeckte kaum die Waden. Heitere Unſchuld und herzliche Gutmüthigkeit lagen in dem Antlitz der Jungfrau. Auf dem zweiten Bild hatte ſie zwar noch Mieder und Rock, wie auf dem erſten, aber den Kopf ſchmückte ein ſeidener Modehut, an den braunen Armen ſchimmerten koſtbare Armbänder, und die weiße Linnenſchürze hatte einem Foulardſchurze Platz gemacht. Ihr Auge ſchaute freier in das Leben, und ſie ſchien den Werth ihrer Reitze zu kennen.

„Baden ehemals und jetzt,“ — ſagte die Dame lächelnd.

„Gut gerathen,“ — erwiederte der Künſtler. — „Aber es wird noch beſſer kommen, und auch bei uns in Erfüllung gehen, was der ehrliche Horaz von Rom klagte.“

„Und wie heißt dieſe Klage?“ — fragte die Dame. —

„Bald, ſo jammerte der Sänger, bald werden Gärten und Paläſte dem Pfluge kaum noch einige Morgen Landes übrig laſſen.“

„Und bald“ — ſeufzte der Dichter, — „werden fremde Sträucher die freilich etwas ſtarren Tannen verdrängen, Moos und Ephen den Zierpflanzen weichen, und ein halbes Jahrhundert weiter wird man keine Felſen, keine Ruinen, keine Katarakte mehr dulden, als künſtliche, von engliſchen Anlagen umgeben, ſo daß jeder in ſeinem Hausgärtchen eine Ritterburg und einen Fels aus Pappe, ſo wie einen

Waſſerfall haben kann, der ſein Waſſer aus einem Zuber erhält.

„Der Ernſt der letzten vierzig Jahre hat die Menſchen ermüdet,“ — ſiel der Künſtler ein, — „darum wollen ſie ſich jetzt am Spiel erholen. Die großen Kinder überbieten hierin die Kleinen, denn jenen iſt nicht wohler, als wenn ſie ſich ſelbſt vergeſſen können. Von der Natur kann keine Rede mehr ſeyn, ſeit unſre Sitte ſo ganz von ihr abgewichen iſt, und was die eigentliche Kunſt betrifft, ſo wiſſen wir ja, daß ſie faſt überall zum Schacher geworden. Was das große Publikum bewundert, ſind zierliche, wohlfeile Bilderchen, in denen der Menſch und der Baum und der Schweinſtall recht viel Politur und Glanz haben. Uebrigens darf uns dies Alles nicht ungerecht machen. So jämmerlich unſre Zeit ſeyn mag, es giebt doch allenthalben Menſchen, die nicht von der Wahrheit zur Lüge abgefallen ſind, und das ewige, unvertilgbare Sehnen nach der Natur ungeſchwächt in ſich bewahren, und da dieſe nur einen mäßigen Raum auf der Erde für ſich brauchen, ſo dürfen ſie blos dem großen Troß aus dem Wege gehen. Dies läßt ſich recht füglich auf Baden anwenden, welches uns und manchen Andern, die wie wir ſehen, denken und fühlen, ſo lieb geworden iſt. Die lebensluſtige Menge bewegt ſich an dieſem Kurorte meiſt nur in der ſogenannten engliſchen Anlage und auf dem Wege nach Lichtenthal. Dem Freunde der Natur und der ländlichen Stille bieten ſich jedoch noch zwanzig andere anziehende Spaziergänge dar, die weniger beſucht und dem Geräuſch der wogenden Maſſen unerreichbar ſind. Selbſt der einladende Weg zu einer der ſchönſten Parthien Badens, zu der Ruine der alten Fürſtenburg, iſt meiſt nur an freundlichen Sommerabenden mit Menſchen bedeckt. In den frühen Morgenſtunden trifft man hier nur auf einzelne Spaziergänger oder auf Landleute, die durch den Wald nach der Stadt ziehen. Dies eben macht den groſſen Vorzug des Thals von Baden aus, daß ſeine mannigfachen Reitze nicht zur Schau liegen, ſondern daß man ſie erſt aufſuchen muß. Wer drei bis vier Wochen hier weilt, kann täglich einen andern Ausflug machen. Darum laſſe man auch die Leute, die es nun einmal auf's Verſchönern angelegt haben, gleichwohl ihre Schnörkel da und dort anbringen und einem Felſen eine Zierpflanze anheften; dieſe Berge, dieſe Thäler, dieſe Wälder, dieſe Meiereien, dieſe Quellen, dieſe gigantiſchen Porphyrmaſſen werden ſie unverſchönert laſſen, und warum ſoll man dem nicht ſeine Allee von Kugelakazien gönnen, der ſich ſcheut, einen ſchauerlichen Eichenhain zu betreten?“

„Im Grunde haſt Du recht," — antwortete der Dichter, — „die Erde iſt groß und reich genug für allerlei Geſchöpfe, und die eine Hälfte des Menſchengeſchlechtes muß ja von den Narrheiten der andern Hälfte leben." —

II.

Das alte Schloß.

Ich beſuche dieſe herrliche Ruine am liebſten im Beginn des Frühlings und im Spätherbſt, wenn das Gelärm der Beſuchenden nicht mehr den tiefen Frieden der Natur ſtört.

Bald hundert und fünfzig Jahre ſind vorüber, ſeit Melac's Banden Feuer in dieſen Fürſtenſitz warfen. Aber ſie konnten ſeine Grundfeſten nicht erſchüttern, ſeine mächtigen Thürme nicht zerreißen. Jetzt hat die Natur ihren Teppich ausgebreitet über die Zerſtörung. Aus Schutt und Gemäuer grünen jetzt der Ahorn, die Tanne, die Rüſter und der Hagedorn, und ein Säuſeln, wie über Gräbern, verkündigt die Nähe der Geiſter.

Biſt auch Du unter ihnen, freundlicher Sänger, der hier ſo oft ſeine Liebe und ſeinen Schmerz in ſüßen Tönen aushauchte, edler Schenkendorf?

Hört ihr's flüſtern in den Zweigen,
Zärtlich, wehmuthsvoll und mild?
Seht ihr aus dem Nebel ſteigen
Ein bewegtes, dunkles Bild?

Das bin ich, das iſt mein Sehnen,
Welches immer um mich iſt,
Euch begrüßt in allen Tönen,
Euer Haupt im Weſtwind küßt!

So ſangſt Du unter dieſen Ruinen, die Dir ſo lieb waren.

Ach, jetzt ziehen die bunten Karavanen nur herauf, um der Ausſicht zu genießen und ſich bei'm Wirth zu reſtauriren.

Warum blickt ihr nicht lieber in die Vergangenheit, deren Odem Euch an dieſer Stelle umweht, und die ſich in unabſehbarer Ferne vor uns ausbreitet?

Graut Euch vor dem Anblick der Römer, die vor achtzehnhundert Jahren den hintern höhern Theil des Schloſſes mit ſeinen Zinnen und Thürmen auf dem unzerſtörbaren Porphyrfelſen erbauten?

Oder fürchtet ihr die alten Germanen, deren Häuptlinge ſich auf den zerbrochenen Römerkaſtellen niederließen, und von denen ſpäter unſere deutſchen Dynaſtien auszweigten, fürchtet ihr, ſie möchten ihre geputzten Abkömmlinge etwas unziemlich anblicken?

Ich mag das Rühmen und Tadeln alter Zeiten nicht, denn im Grunde iſt jede Zeit der Sündenbock der Menſchen, die in ihr leben. Inzwiſchen hat das Mittelalter, deſſen Erinnerungen uns unter dieſen Ruinen umgeben, gerade in ſeinen ſchroffen Gegenſätzen etwas ſo Großartiges, Erhebendes, was unſrer Abglättung nothwendig fehlen muß. So viel Heldenſinn neben ſo viel Rohheit, ſo viel Ehre neben ſo viel Schmach, ſo viel Zartheit neben ſo viel Gewaltthat, ſo viel Frömmigkeit neben ſo viel Fanatismus — es war der Frühling mit ſeinen belebenden Strahlen, die den Bären und die Nachtigall, die Blumen und das Ungeziefer aus dem Winterſchlafe wecken. Wir ſind aus dem Frühling in den Winter gerathen, in die Zeit der Conzerte, Maskeraden und eleganten Soirée's, und machen aus nackter Geſchichte kleine Romane, da wir ſie zu nichts Beſſerem mehr zu brauchen wiſſen.

Man hat im Ritterſaal des Schloſſes in der letzten Zeit ringsum Gallerien angebracht, die allerdings intereſſante Ausſichten gewähren, allein ſie ſtören doch.

Beſſer hätte man oben in den gewölbten Fenſterbogen die Aeolsharfe hängen laſſen, welche früher daſelbſt angebracht war. Ihre Töne hatten in dieſer Oede etwas Geiſterhaftes. Ein Nordländer, der in der Abenddämmerung in Baden anlangte, hatte nichts Eiligeres zu thun, als in derſelben Stunde noch die alte Fürſtenburg zu beſteigen. Es war Nacht, als er in den Ritterſaal trat, an deſſen Mauern gigantiſche Wolkenſchatten im ungewiſſen Mondlicht hin und her zogen. Da plötzlich erklangen ſchauerliche Töne, die der Wind auf ſeinen Fittigen aus den fernen Bergen herüber zu tragen ſchien. Ein Grauen faßte die Bruſt des ſonſt muthigen Nordländers, pfeilſchnell nahm er den Weg nach der Stadt zurück, wo ihm der Kellner im Gaſthofe das Räthſel der wunderbaren Erſcheinung nur allzu proſaiſch löste.

Von der alten Burg hin gegen Oſten öffnet ſich die intereſſanteſte Scenerie um Baden. Es iſt der **Felſenweg.** Die Porphyrwand ſcheint ſich von dem Schloſſe an bis gegen die Teufelskanzel und die Wolfsſchlucht in vorgeſchichtlicher Zeit gezogen zu haben. Ob ſie ſpäter durch Fluthen zerriſſen worden, oder durch ein Erdbeben, wer mag das wiſſen? — Schlägt man den untern, erſt neulich angelegten bequemen Weg ein, ſo glaubt man ſich plötzlich in die Nähe des großen Tempels von Seliunt verſetzt, und bleibt eine Zeitlang ungewiß, ob es die Trümmer alter, grandioſer Bauwerke ſeyen, oder ein Werk der Natur, was ſich hier vor dem erſtaunten Wanderer ausbreitet. Die Steine, welche den Boden bedecken, haben mitunter Formen, als wären ſie von Menſchenhänden bearbeitet worden, und ſind in ſo groſſer Menge vorhanden, daß ſie zum Bau einer kleinen Stadt hinreichten. Einige von den noch ſtehenden, geſchichteten Porphyrmaſſen, erſcheinen wie hängende Thürme, andere ſteigen in fantaſtiſchen Geſtalten empor, und in ihren Spalten niſten die Raubvögel, während in den Höhlen am Fuße derſelben der Fuchs ſeine Wohnung hat. Eine halbe Stunde weit zieht ſich die überraſchende, groſſartige Scenerie hin; dann ſteigt man aufwärts, um den Rückweg nach dem Schloſſe längs den Kuppen der Felſen hin zu nehmen, von denen zwei durch eine hölzerne Brücke verbunden ſind.

Wen die Wildniß mit ihren Schauern und ihre Erhabenheit mehr anzieht, als das Rührende und Anmuthige, der verfolge den Felſenweg bis über Burg und Dorf Eberſtein hinaus, gegen das Murgthal hin. Dort erhebt ſich ſenkrecht aus der Tiefe ein Ueberreſt der alten Felſenwand, kühn und maleriſch, und dieſe Parthie iſt — wenn auch wenig beachtet, doch eine der ſchönſten in Badens Umgebung. Hätte man jedoch nicht der merkwürdigen Höhle, die ſich unten bildet, den Namen der Wolfsſchlucht aus dem Freiſchützen gegeben, ſo ware es kaum je einem Spaziergänger eingefallen, von der vielbeſuchten Heerſtraße, die von Baden nach Gernsbach führt, in dieſes einſame, melancholiſche Thal hinabzuſteigen.

III.

Die Engländer in Baden.

Seit die Dampfſchifffahrt auf dem Rheine in Gang gekommen, beſteht ein Drittheil der Fremden, welche Baden beſuchen, aus Bewohnern der drei vereinten Königreiche. Ihre erſte Erſcheinung flößt Intereſſe ein, weil ſie noch ein nationales Gepräge haben, während wir Teutſchen nur noch — Europäer ſind! In der Regel erkennt man den Engländer am Schritt und der Farbe des Geſichts, an Haltung, Geberde und Kleidung. Begegneſt du einem Manne in einem bis an die Knöchel reichenden Ueberrocke, weit genug, eine ganze Sippſchaft einzuſchließen, und mit Taſchen, in denen ſich zwei Folianten verbergen könnten, einem Mann von vernachläßigter Haltung und der von nichts in der Welt Notiz nimmt, als von ſich ſelbſt, ſo iſt's ohne Zweifel ein Engländer. Zankt er ſich mit einem Kutſcher um den Fuhrlohn oder mit einem Eſeltreiber um das Trinkgeld, zweifle nicht, es iſt ein Engländer. Siehſt du ein Mädchen, ſehr gut, aber nicht eben geſchmackvoll gekleidet, mit einem etwas junoniſchen Geſicht, blaſſen Wangen, nicht anmuthigem aber raſchem, entſchiedenem Gange, mit Augen, keuſch wie die Eiszapfen an Dianens Tempel (um mit einem Brittiſchen Dichter zu reden): es iſt eine Tochter der ſtolzen Krämer-Inſel. Trittſt du zufällig in eine Küche, wo die Maſſen anrüchigen Fleiſches dir entgegen duften, und ein mit halbreifem Obſt gefüllter und mit Nierenfett zubereiteter Pudding wenn nicht deine Eßluſt, doch deine Verwunderung erregt, — es iſt die Küche einer engliſchen Familie.

Uebrigens theilen ſich die Engländer, welche man in Baden (und überhaupt auf einem großen Theile des Kontinents) trifft, in zwei Hauptclaſſen: in freiwillige und in gezwungene Reiſende. Jene durchfliegen, in der Regel, Frankreich, Teutſchland, die Schweiz und Italien, und verweilen höchſtens einige Monate in Paris, Rom und Neapel, und kehren dann — meiſt mit einem Portefeuille flüchtiger Zeichnungen und einigen Kiſten Raritäten — nach ihrer Inſel zurück. Dieſe Klaſſe unterſcheidet ſich von der zweiten weſentlich, jedoch allerdings mit Ausnahmen — durch Bildung, Weltton und Nationalſtolz. Die zweite Klaſſe umfaßt die zahlloſe Menge von Individuen und Familien, die Jahrelang auf dem Feſtlande verweilen, um ihre ökonomiſche Lage zu verbeſſern. Hier zeigt ſich meiſt die Schattenſeite der Britten: Schroffheit, Mangel an Zartgefühl und eine in's Kleinliche und Lächerliche gehende Knickerei. Doch treten auch in dieſem Kreiſe wieder ſehr achtbare Seiten hervor, die den Teutſchen beſchämen müſſen. Indeß zeigen ſich dieſe mehr beim weiblichen als beim männlichen Geſchlechte. Der Engländer iſt, im Ganzen, religiös, und bei allem Rohen und Eckigten beſitzt er ein reines, ſittliches Gefühl. Er unterrichtet ſeine Kinder weniger, aber er erzieht ſie beſſer als wir. Das müſſige Leben auf dem Kontinent macht ſie etwas umgänglicher, ſie lieben und ſuchen die Geſellſchaft, jedoch ohne ſich ſtreng an den conventionellen Ton zu binden. Die Mütter beſorgen gewöhnlich den Unterricht ihrer Kinder; bei den Frauen iſt noch weibliche Würde, und Zucht und Sitte üben über ſie eine ſtrenge Herrſchaft. Ihr werdet an Sonn- und Feſttagen keinen Engländer auf Bällen, im Theater, in Konzerten ꝛc. erblicken. Die Tage des Herrn ſind bei ihnen der frommen Betrachtung geweiht, und ſie ſchämen ſich nicht ihrer religiöſen Gefühle, die bei Manchen zur Proſelytenmacherei treiben. Ich wohnte einſt einen Sommermonat mit Lord L. und ſeiner Familie in Baden in einem und demſelben Hauſe. Wir begegneten uns täglich auf der Treppe oder im Gange, ohne uns zu begrüßen. Einſt hielt er mich freundlich an, und ſagte: Er laſſe ſo eben, in Verbindung mit einigen Freunden in London, eine Bibel mit wichtigen Anmerkungen drucken, und empfehle mir dieſes Werk zur Beachtung. Nach wie vor verlor er nie mehr ein Wort an mich.

Noch ein achtbarer Zug an den Britten iſt ihre humane Behandlung des Geſindes. Auf dem Kontinent haben ſie meiſt franzöſiſche oder teutſche Diener und Dienerinnen um ſich, weil dieſe lieber arbeiten und ſich wohl auch mehr gefallen laſſen, als die freien Britten und Brittinnen. Bei alle dem iſt der Engländer, in der Regel, ein beſchwerlicher Miethsmann, und bei den ſtrengſten Religionsbegriffen kann man ſich, bei Vielen, nicht immer auf ihre Rechtlichkeit verlaſſen.

IV.

Kellers Bild und Kreuz.

Gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts verließ Markgraf Chriſtoph den alten Sitz ſeiner Väter, und zog in das neue Schloß, welches er auf der Höhe dicht an der Stadt Baden ſich erbaut hatte. Auf der jetzt in Ruinen liegenden Burg blieb ſeine Mutter zurück mit zwei Hoffräulein, einem Kavalier und der nöthigen Bedienung und Bewachung. Dieſer, aus dem Geſchlechte der Freien von Keller, war ein anziehender junger Mann, von etwas leichten Sitten, dem es aber nicht ſchwer fiel, ſich die Gunſt der Frauen zu erwerben. Eine hatte zuletzt ſein Herz mit ſtarken Banden umſtrickt, die ſchöne Klara von Tiefenau, deren Vater als markgräflicher Vogt in Kuppenheim lebte, welches damals noch eine Stadt mit Gräben, Mauern und Thürmen war. Ein bequemer Weg, von welchem noch die Spuren vorhanden ſind, führte von der alten Burg Baden nach Kuppenheim durch den dichten Wald, und der Kavalier, unter dem Vorwande der Jagd, gieng dieſen Weg ſonſt täglich in den Frühſtunden oder am Abend ſpät, um die Dame ſeines Herzens wenigſtens auf Augenblicke zu ſehen. Einſt als er, beim hellen Vollmondſchein, wie gewöhnlich durch den dichten Forſt heimwandelte, und das Horn des Burgwächters oben Mitternacht verkündigte, kam ihm plötzlich vor, als ſitze, wenige Schritte von ihm, am Wege, eine weibliche Geſtalt in einen Schleier gehüllt. Der junge Mann dachte bei ſich, hier möge es wohl ein Abentheuer geben, und ſchritt auf die Erſcheinung zu. Allein je näher er derſelben kam, deſto unbeſtimmter wurden ihre Umriſſe, die in einen Nebel zerfloſſen, als der Kavalier ſeine Hand nach der Geſtalt ausſtreckte. Jetzt wandelte ihn doch ein kleines Grauen an; da er aber ein muthiges Herz und viel leichten Sinn beſaß, ſo hielt er das Ganze für eine

Täuſchung. Um ſich hiervon zu überzeugen, gieng er am folgenden Abend, zu derſelben Stunde, wieder an dem Platz vorüber, wo er die Erſcheinung gehabt hatte; die Geſtalt ſaß, wie geſtern, auf demſelben Fleck, nur hatte ſie heute den Schleier zurückgeſchlagen, und das Haupt auf die Hand geſtützt, während der Wind in ihren langen, auf den Buſen fallenden Locken ſpielte. Der Kavalier ſtutzte einen Augenblick, trat aber dann, ſich ſelbſt ſcheltend, auf die Dame zu, und ſiehe da, ſie löste ſich, zum zweitenmale, in einen lichten Nebelſtreif auf.

Er theilte das Abentheuer dem Kaſtellan, einem klugen, bejahrten Manne mit, und erfuhr von dieſem: auf der Stelle, wo der Kavalier die Geſtalt geſehen, ſey in alter Zeit ein heidniſcher Tempel geſtanden, und der Platz ſey verrufen und Niemand aus der Umgegend wage es, des Nachts da vorüber zu gehen.

Der junge Mann gehörte weder zu den Furchtſamen noch zu den Abergläubiſchen; er ließ des andern Tages an der Stelle nachgraben, wo das geheimnißvolle Weſen ihm erſchienen, und bald fand man einen kleinen, römiſchen Altar, der, nach der lateiniſchen Inſchrift, den Nymphen des Hains geheiligt war, und einige Schuh tiefer eine weibliche Marmorbüſte. Die Arme und der Theil des Körpers abwärts von der Bruſt fehlten, und waren ſichtlich abgeſchlagen worden, dagegen konnte man keinen ſchönern, huldvollern Mädchenkopf ſehen. Der erſte Frühlingstraum des Lebens ſchien um Stirne und Augen zu ſpielen, ein Schleier umhüllte nur einen Theil der reichen Locken, die den jugendlichen Buſen zum Theil bedeckten. Der Kavalier ließ den Altar und das Marmorbild auf dem Platze aufſtellen, wo ſie ausgegraben worden, und ſo entſtand der Name: Kellers Bild.

In der Bruſt des jungen Mannes hatte jedoch die ſchöne Marmornymphe eine wahnſinnige Liebe entzündet, und obgleich die Erſcheinung im Walde etwas Unheimliches, Geſpenſtiges hatte, ſo vermochte er ſein Herz doch nicht lange zu meiſtern, ſondern wandelte einſt um Mitternacht, als der klare Mond am Himmel ſtand, zu dem Bilde. Am Fuße des Altars ſaß die jungfräuliche Geſtalt, die er ſchon zweimal geſehen. Allein diesmal zerfloß ſie nicht wie ſonſt, in Nebel; vielmehr wurde ſie immer körperlicher und ſichtbarer, je näher der Kavalier ihr kam.

Ein beherzter Knecht aus der Burg war ihm aus Neugier insgeheim gefolgt, und blieb in einiger Entfernung ſtehen. Er ſah, wie der Kavalier mit der Jungfrau ein Geſpräch begann, aber als er ſie nun in ſeine Arme ſchloß, ſo wandelte den Knecht ein ſolcher Schrecken an, daß er eiligſt nach der Burg zurück floh. Am andern Morgen fand man den Kavalier todt in einiger Entfernung von dem Altare liegen. Das Marmorbild war verſchwunden.

Kellers Bruder ließ den Altar zerſchlagen und an deſſen Stelle einen Bildſtock mit dem Zeichen der Erlöſung errichten, auf dem Platze aber, wo man den Leichnam gefunden, ein ſteinernes Kreuz. Beide ſtehen noch, am alten Wege, der von der Burg Baden nach Kuppenheim führte.

Meerſchaum-Flocken.

Von

Willibald Alexis.

Meerſchaum-Flocken.

Es war einer der heiterſten Auguſttage des letzten Sommers, als die blaue Fläche der Oſtſee zwiſchen den Walliner Bergen und den Ufern der Inſel Uſedom von einer Menge kleiner weißer Segel bedeckt war. Wie Schwäne auf einem ruhigen Teiche glitten ſie über das wellenloſe Meer, alle ſcheinbar nach einem Ziele ſteuernd, denn fern ab von der Swinemünder Rhede erhoben ſich am Horizonte die hohen Maſten eines Kriegsſchiffes. Schon mochte das Auge des Zuſchauers von den Uferhöhen nur mit Mühe alle weit zerſtreuten Segel der kleinen Flottille zählen, als noch immer neue Fahrzeuge das bewegtere Waſſer zwiſchen den Molen verließen.

Die Flottille gehorchte keinem Admiral. Jedes dieſer Fahrzeuge bildete eine unabhängige, durch Zufall oder Freundſchaftswerbung zuſammengebrachte Schiffsmannſchaft, und wurde durch einen beſondern Piloten commandirt. Ja, was das Sonderbarſte ſcheinen könnte, weder Verabredung noch Aufruf, ſondern es war nur der günſtige Moment und das wunderſchöne Wetter, welches die gemeinſame Schiffahrt der Swinemünder Badegäſte in's Werk geſetzt hatte. Denn dieſe bildeten die Bemannung der niedlichen Küſtenflotte, auf der von Waffen ſehr wenig, aber deſto mehr von Flor und Seide, bunten Shawls, Hauben und befiederten Hüten zu ſehen war. Zahlloſe weiße Tücher wurden in den Kähnen, wie von den Spitzen der beiden Hafendämme, vom Leuchtthurm und Lootſenthurm, geſchwenkt zum Gruß und Abſchied, deſſen Worte und Töne indeſſen im Geräuſch der Brandung verhallten.

Viele der ſchönen Schifferinnen empfanden gewiß etwas von dem Gefühl der Seefahrer, wenn vor ihnen der unermeßliche atlantiſche Ocean ſich aufthut, als ſie zum erſten Mal unter ſich die Wogen des Meeres fühlten, nur durch zwei dünne Bretter von ihrem Körper getrennt, elaſtiſch, elektriſch durchzückt von dem Elemente, das immer Meer bleibt, wenn es auch ſo ſtill iſt, als an dem ſchönen Auguſttage in der Rhede von Swinemünde. Da ſchwieg der Jubel, die Tücher, die aufgehobenen Arme ſenkten ſich einige bange Minuten, die Blicke der Damen ſuchten den Boden, die Herren ſahen forſchend die Damen an; aber ſchnell kehrte mit der Seligkeit die Sicherheit zurück, und der Jubelruf der Muthigen, die die Gefahr überwunden, ſchallte verdoppelt den Zurückgebliebenen nach, die erſtaunt über den Muth und das

Glück ihrer Freunde, ihn noch zu verſtärken ſuchten. Nun wollte man auch gern mit den gleich beherzten Freunden in den andern Kähnen ſich wenigſtens durch Zeichen unterhalten; aber die Kähne drehten und lavirten rechts und links und entfernten ſich von einander, bis man kaum mehr als ihre Segel gewahrte, und die kundigen Piloten belehrten die noch unkundigen Seefahrer, daß die Badegeſetze zur See andere ſeyen, als die auf dem Lande. Während nämlich hier der gute Ton, ſo treibt auf dem Waſſer die Natur in Form von Wind, Welle und Steuer diejenigen, die zuſammen gehören, auseinander.

Nachdem wir nun vermuthen können, daß die Flotte aus allen Völkerſtämmen, deren Länder Oder und Elbe beſpülen, mit Pommern, Märkern, Schleſiern, Sachſen beſetzt war — ja es waren ihrer da aus dem Thüringer Walde, aus Schwaben und Baiern, Völker, die ſehr viel herrliches und ſchönes bei ſich haben, nur nicht das Meer und darum keine Seebäder — müſſen wir, um unſere Leſer nicht in zu großer Spannung zu laſſen, auch ſagen, welcher Völkerſchaft das große, wimpelreiche Kriegsſchiff am Horizonte gehörte, wohin alle Blicke, Wünſche und Segel ſich richteten. Etwas fremdes war es, denn um etwas, was man ſelbſt hat, macht man nicht ſo viel Umſtände. Aber weder Dänemarks Löwe, noch

Schwedens Kronen, oder Frankreichs Dreifarben flaggen auf den Maſten; auch war es kein brittiſches Kriegsſchiff, deſſen Anblick wohl ehedem an dieſen Küſten elektriſch wirkte, wenn es wie ein Engelsfittich die gedrückte Continentalbruſt anhauchte und Freiheit oder Colonialwaare verſprach.

Dieſes Schiff verſprach gar nichts; aber unter dem Donner der Kanonen war vorgeſtern eine wohlarmirte Flotte von Dampfböten und Segelkähnen in den Hafen von Swinemünde eingelaufen. Der ruſſiſche Doppeladler flatterte ſtolz auf den Maſten, und die preußiſchen Kanonen hatten friedlich und feſtlich geantwortet, und man hatte mit Jubel und Dank die hohen Königskinder, welche die ruſſiſchen Schiffe aus Petersburg in ihren Heimathsſtrom zurückgeleiteten, aus ihrem bewaffneten Ehrenſchutz empfangen. Nun gibt es im Bade Swinemünde gewiß ſehr viel Luſt zur Unterhaltung und Stoff dazu, aber, was auch in andern Bädern vorkommen ſoll, die Leute meinen, wenig Unterhaltung ſelbſt, und es iſt ſchon ein Feſt, das Niemand verſäumt, wenn Tag um Tag der ferne Rauchwirbel die Ankunft des Stettiner Dampfbootes verkündet; und wenn dieſes ſelbſt anlegt an dem breiten Quai, ſo drängt ſich die halbe Bevölkerung heran, und ein Hallo und Tücherwehen und Händeſchütteln begrüßt die Ankömmlinge, ob es doch nur Weſen von demſelben Stoff und Kaliber ſind wie die am Ufer, gekommen um ſich zu baden, zu amüſiren und über Langeweile zu klagen. Um wie viel mehr mußten alſo die ungeheuren Dampfböte mit Fürſten und Fürſtinnen, Bojaren und Admiralen, niedlichen Seekadetten und abſcheulichen Baſchkiren zur Unterhaltung beigetragen haben. Und unter den Dampfböten war das größte auf dem Continent bekannte, der Herkules, und allerliebſte Fregatten mit goldenen Kanonen hatten den Herkules umſpielt, wie die Delphine den Arion, und die Badegäſte hatten mit Erlaubniß der Befehlshaber alle dieſe Schiffe von den Maſtſpitzen bis zum unterſten Raum beſichtigt, die Damen hatten ſich die ruſſiſchen Charaktere auf den Kanonen erklären laſſen, und warum der Magnet nach Norden zeigt, und Vorleſungen über die Windroſe angehört und mit ihren zarten Fingern die polirten Stahlräder der koloſſalen Dampfmaſchinen ſelbſt betaſtet und ſelbſt getippt in die Schüſſeln der Matroſen, um den ruſſiſchen Geſchmack zu prüfen.

Die Marineofficiere, welche man artiger Weiſe zum Ball eingeladen, meinten lächelnd, eine ſo ſtrenge Viſitation ſey in ihrer Marine unerhört und laſſe ſich nur von ſo unüberwindlichen Siegerinnen dulden. Die Siegerinnen erwiederten die Artigkeit durch alle die Zuvorkommenheit, welche man Fremden, die übermorgen auf und davon gehen, ohne Gefahr erweiſen kann, und Alle waren darin einer Meinung, nie ſo ſchöne Uniformen geſehen zu haben, ſo lange die Saiſon dauerte. Die Ruſſen hatten auch die Artigkeit gehabt, einige Gemeine an's Ufer zu ſchicken, die ſich um allerlei bunte Lappalien von den Trödlern betrügen ließen und von Continentalſpiritus begeiſtert, nicht allein tartariſche und kalmuckiſche Nationallieder ſangen, ſondern ſich auch mit der preußiſchen Invalidenwache in ein Gefecht einließen, troß der hohen Allianz zwiſchen beiden Höfen, von der die begeiſterten Seenomaden gar nichts zu wiſſen ſchienen, und die der in alten Erinnerungen ſchwelgende Invalidenfeldwebel ſo völlig verleugnete, daß er ſeine Leute haranguirte, als wären es noch die Tage von Zorndorf und Kunersdorf.

Doch mein patriotiſches Gemüth wendet ſich von einer Scene ab, welche nur zu vielen Badegäſten noch im Gedächtniß leben wird, und wo dies eine Mal Preußiſcher Patriotismus und Preußiſche Taktik, ja alle Erinnerungen an ſo viele glorreiche Schlachten, Roßbach und Katzbach einbegriffen, und, was das Schlimmſte, die Sache der Ordnung und Bildung der rohen Gewalt erlag, und das um deswillen, weil von den Unſern viele nur ein Bein und ein Auge hatten, die andern aber Alle zwei Beine, und mit ihren zwei Augen ſogar doppelt ſahen. Blut ſtrömte nicht, aber

unermeßliches

unermeßliches Gelächter, als die Sieger unverfolgt in ihre Böte ſprangen. Doch dieſelbe Nemeſis, welche das Gewicht der Schläge auch in offenen Schlachten abwägt, wird den Theil, den ſie den Matroſen im Treffen erſparte, nachher auf dem Schiffe vergütet haben. Denn der Oberſteuermann, der etwas Engliſch ſprach, ſah vom Hinterdeck lächelnd zu, und ſein Blick verſicherte die Rückkehrenden, daß er Luſt hatte, Maaß für Maaß zu ſpielen.

So fehlte es den Badegäſten nicht an Kurzweil, und wären Schriftſtellerinnen dabei geweſen, ſie hätten ein Buch über die Einrichtung der Ruſſiſchen Marine, und wie ſie unter andern Vorzügen auch den beſitzt, zur Unterhaltung einer gelangweilten Badegeſellſchaft beizutragen, ſchreiben können. Alles das genügte indeß der Wißbegierde nicht, die zwar finden konnte, daß die große Fregatte nur wegen des tiefern Waſſers auf der Rhede kreuzte und nicht in den Hafen einlief; aber konnten es die Damen bei ſich verantworten, Swinemünde zu verlaſſen, ohne ein großes Kriegsſchiff beſtiegen zu haben? Ueberdem, welches geheimnißvolle Dunkel ſchwebte um den fernen Koloß, der bald näher, bald entfernter wogte; und da der Koloß nicht die Gefälligkeit hatte, zu den Damen zu kommmen, war es in der Ordnung, daß die Damen zu ihm kamen.

Alle Geſpräche und alle Empfindungen, welche an jenem ſchönen Auguſttage in der Rhede wogten, zu berichten, wer vermöchte das; ich begnüge mich deshalb, unſichtbar über dem einen großen Kahne zu ſchweben und, was ich belauſcht habe, mit gewiſſenhafter Treue wieder zu erzählen. Es war eine bunte Geſellſchaft, Befreundete und Fremde, aber alle verbunden durch gemeinſame Hoffnung und gemeinſame Gefahr und durch das, was man auf dem Feſtlande Pickenick nennen würde, zu einem bürgerlichen Verbande vereinigt.

Jene Bangigkeit beim Umſchiffen der Molen hatte ſich, je mehr man das freie Meer gewann, in ein wonniges Gefühl aufgelöſt, das beſonders die Geſichter der Damen anmuthig färbte. Die Geheimeräthin — die als mütterliche Patronin im Schiffe gelten konnte, denn ſie war die einzige Dame, welche in dieſer freien Genoſſenſchaft von Rechtswegen auf Reſpect einen Anſpruch hatte, indem eine anmuthige Nichte unter ihrer Obhut ſtand — die Geheimeräthin machte dieſen Gefühlen zuerſt in Worten Luft. Sie ſuchte im Geſpräch mit dem Lootſen zwiſchen ihren nautiſchen Kenntniſſen, die aus dem Cooper geſchöpft waren, mit der lebendigen Wirklichkeit einen Einklang, ſprach geläufig von Bakbord und Leeſeite, von Raen und Topmaſten und Hinter- und Vordertheil, wenn ſie auch darin, wie das Lächeln des Piloten andeutete, einige Verwechslungen beging. Der junge Arzt mußte, von ihr aufgefordert, die ſchöne Stelle aus Byron's Corſaren von der Seligkeit des Seefahrers recitiren, und Fräulein Lucie ſollte ihr Entzücken darüber theilen. Die Nichte meinte, es klinge nur ſchön. Um ihre Meinung deshalb befragt, erklärte ſie, der Lord ſey der rechte Dichter des Meeres, das ſo ſchaumreich, wetterwendiſch, hohl und falſch wie er ſey.

„Meine Herren", rief die Geheimeräthin, „vertheidigen Sie das Meer gegen meine aigrirte Nichte. Welche unrichtige Eigenſchaften ihr Eigenſinn dem herrlichen Elemente beimißt! Und wenn das auch wäre, fühlen wir uns nicht Alle gehoben, berauſcht von dem Athem der Seeluft? Ich kann mir jetzt gar nicht denken, wie Menſchen zu Muthe ſeyn muß, die es nie geſehen, dieſen Hauch nie gefühlt, dieſe Gefahr nie überſtanden haben. Das Herz hebt ſich mit jeder Welle, mit jedem Schritte fühl' ich mich ſicherer, ich wäre überzeugt, ſelbſt wenn ein Sturm käme, wenn er nur nicht zu arg würde, ich fühlte mich noch einmal ſo wohl. Nicht wahr, mein ehrlicher Schiffer, wir könnten ohne Bangigkeit ſeyn?“

„Das käme auf die Herrſchaften an,“ war die Antwort des Mannes, in deſſen feinem Geſichte alle vier Winde ihre Spuren hinterlaſſen, und der, ruhig über das Steuer gelehnt, in die Luft lauſchte.

Der Muth der Patronin hatte ſich der Geſellſchaft mitgetheilt. Die Herren waren der Meinung, dieſe berauſchende Luſt empfinde man nur auf einem kleinern Fahrzeug. Wenn die Spitze jetzt in's Meer tauche, um ſich darauf zu den Wolken zu erheben, und die Welle ſchäumend über Bord ſpritze, und der Kahn pfeilſchnell die ſtahlblaue Fläche durchfurche, das ſey der Moment. Die rothbäckigen Töchter des Gutsbeſitzers horchten mit offenem Munde und meinten, dazu müſſe man doch andere Toilette haben. Die wohlbeleibte Commerzienräthin aus Zwickau aber bat die Herren von den ſchrecklichen Geſprächen abzulaſſen; wenn ſie ſo fortführen, würde ſie ſeekrank. Man ſtritt, ob man es wagen könne, auf dem offenen Kahn bis nach Schweden zu ſegeln. Der Steuermann wurde gefragt.

„Das käme auf die Herrſchaften an,“ lautete wie vorhin die Antwort des einſylbigen Mannes.

„Würdet Ihr zum Exempel es unternehmen, uns hinzufahren, wie wir da ſind, wenn wir jetzt plötzlich unter uns einig würden?“

Der Lootſe warf einen ſchlauen Blick auf den Sprecher: „Ich würde warten, meine Herrſchaften, bis Sie einig ſind.“

Man lachte und fragte noch weiter: Wie weit es ſey, welche Gefahren, wie viel Tage und Nächte man zu überſtehen habe, ob man hungern, durſten, frieren müſſe, ob die Seekrankheit inmitten des Meeres ſtärker ſey, ob man ſich durch Fiſchfang allenfalls ernähren könne? Ein Badegaſt ſagte, als der Schiffer lächelnd den Kopf ſchüttelte, er wiſſe von Jemand, der es gewagt und glücklich hinüber gekommen.

„Und ich von Zwanzigen!“ entgegnete der Lootſe.

„Und warum traut Ihr es uns nicht zu! der Sommer iſt ſchön, das Wetter ruhig.“

„Es verging vordem kein Jahr,“ ſagte der Lootſe ruhig, „daß nicht aus Schweden welche zu uns herüber kamen in noch viel kleinern, ſchlechtern Kähnen als dieſer, und nicht bei ruhigem Wetter, ſondern ſogar im Sturm! Sie hatten auch nicht vorher überlegt, ob ſie hungern und durſten, und wie viel Tage und Nächte ſie brauchen würden, und kamen doch an. Wir nennen das nur bei uns zu Land: verſchlagen werden.“

„Alſo freiwillig wagte es keiner von Euch Lootſen? Eure Vorfahren waren doch muthigere Leute.“

„Ich ſtand einmal in meinem Kahne,“ ſagte der Schiffer, als hätte er's nicht gehört, „drüben im Lande Barth bei Stralſund, es war, ehe ich hier den Lootſenpoſten erhielt. Der Kahn war ſchlecht, das Meer unruhig und der Himmel grau. Ich dachte es iſt gut, daß du nicht in See muſt. Da kam ein junger Mann mit einem ältern, der ſein Verwandter war. Den kannte ich; der junge Mann im ſchwarzen Rock, der blaß ausſah, und mit einem Bart, wie einer, der lange nicht an Gottes freie Luft gekommen, war ein Edelmann und des ältern naher Verwandter. Was er auf Univerſitäten geſprochen oder gedacht, weiß ich nicht, es ging mich auch nichts an, aber man hatte ihn gefangen geſetzt, er war entwiſcht und wollte abſolut nach Schweden, und der ältere Mann ſagte mir, ſie wären ihm auf den Hacken, und wenn ich mich nicht raſch entſchlöſſe und mit ſeinem Verwandten in See ſtäche, ſo wäre der junge Menſch verloren. Da, meine Herrſchaften, ſprang ich nur in meine Hütte, holte ein Paar Decken, etwas Brod, geräucherte Fiſche und Brantwein, und es war keine Viertelſtunde vergangen, ſo hatte ich zwar noch nicht geantwortet, aber wir waren ſchon in See geſtochen, und am dritten Tag ſtiegen wir mit Gottes Hülfe unterhalb Yſtad an's Land. Aber halten Sie mir zu gut, ich müßte mich bis Uebermorgen beſinnen, wenn ich Ihnen auf Ihre vielen Fragen antworten ſollte.«

Eine Stille war eingetreten, was der Geheimeräthin peinlich wurde. Sie forderte die Herren zur

Unterhaltung auf, und den Schiffer, etwas ſchneller zu fahren. Man ward nämlich inne, daß man faſt ſtill lag. „Wie kommt das, lieber Schiffer?“

„Der Wind ging aus,“ antwortete der Mann. Die Herren ,beſtätigten, daß es dafür kein Mittel gäbe, was den Damen ſehr verdrießlich war. Die Sonne ſtand ſchon hoch am Himmel, und die Ruſſiſche Fregatte faſt ſo fern, als beim Ausſchiffen. „Wenn man nur indeß ausſteigen könnte,“ meinte die Commerzienräthin. Der junge Arzt ſagte, dies ſey auf der See nicht üblich, und es bleibe nichts übrig, als in Geduld zu warten, was auf dem Schiffe laviren heiße, oder umzukehren. Gegen das Umkehren erhoben ſich alle Stimmen, ſelbſt als der Schiffer erklärte, er könne nicht einmal verſprechen, ob ſie in drei, vier Stunden an die Fregatte kämen. Lucie ſchoß aus ihren ſchönen Augen einen triumphirenden Blick, der halb der Tante, halb dem entfernter ſitzenden Arzte galt.

Der Arzt ſchien ihn zu verſtehen: „das arme Meer! Weil es auf unſere ungerechten Vorwürfe ſchweigt, gilt es jetzt für falſch, gleich wie wir es ſtürmiſch nennen, weil es unſern kleinen Kahn ſchaukelt, während es doch in ſeiner Unermeßlichkeit ruhig daliegt, und nur ein Lüftchen ſeine Oberfläche kitzelt.“

Lucie ſpitzte die Lippen zu einer ſpitzen Antwort, aber die Tante fiel ein: „Nur keine ſtichelnde Zwiegeſpräche, von denen für die Andern nichts abfällt, als peinliche Ennui! Wir ſind einmal auf dem Meere, und wollen nicht das Störende und Unannehmliche der Converſation auf dem Lande dahin verſetzen. Hier müßte die Unterhaltung harmoniſcher ſeyn, wie eine Welle in die andere verfließt. Wir müßten die Zeit tödten, die Gefahr uns weglügen durch anmuthige Phantaſien. Wir ſind einmal eine kleine Republik, laſſen Sie uns aber um Gottes Willen die Parteiungen vergeſſen, welche letzte Woche den Einklang drüben ſtörten; denn wenn gar auch hier auf unſerm Boote romantiſche und claſſiſche, liberale und abſolute, und bürgerliche und adlige Zirkel ſich bildeten!“ —

„So wär' es, um in's Waſſer zu ſpringen,“ fiel der Arzt ein.

Man ſtimmte jubelnd dem Vorſchlage bei, daß jeder die Pflicht haben ſolle, das Seinige zur Unterhaltung beizutragen, durch Geſang, Erzählung und allenfalls Lügen; nur dürfe er nichts auf's Tapet bringen, was zu Streitigkeiten Anlaß gebe. Aber man ſtritt ſich gleich wieder, wer den Anfang machen, und wovon die Rede ſeyn ſolle.

„Leben wir denn,“ ſagte die Geheimeräthin, „in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, unterſtützt von Lectüre, Kenntniſſen, vertraut mit der Bildung aller Welttheile, daß jetzt gerade an Badeörtern, wo ſonſt das anmuthige geſellige Leben ſich hinflüchtete, wo man den Standesunterſchied vergaß, die Leute ſich nicht zu unterhalten wiſſen, daß die Familien, die Stände, die Vorurtheile hervortreten, ſich zuſammenſtecken, die allgemeinen Luſtparthien nüchtern ausfallen, ja daß es bis zu ſo ärgerlichen Scenen, wie neulich im Geſellſchaftshauſe, kommt! Ich flüchtete aus Putbus, weil der unbeſchreiblich reizenden Natur zum Trotz ein Cliquenweſen ſich einſchlich, und das Badeleben gewiß gegen den fürſtlichen Willen an Formeln gefeſſelt werden ſollte. In Dobberan dieſelbe Klage. Wo ich, beim Zuſammenſtrömen ſo vieler ausgezeichneter und erlauchter Gäſte, ein ganz freies, geniales Leben erwartete, klagten die Bürgerlichen, daß zu viel Vornehme da wären, und die Adeligen, daß die Bürgerlichen ſich zurückzögen. Sind wir denn Sinnpflanzen und nicht gebildete Europäer? Sollen denn die Bäder, namentlich die ſchönen Oſtſeebäder, wo die grüne liebliche Natur ſo günſtig und günſtiger auf das Gemüth der Kranken wirkt, als die ſtärkere Meernatur der ſterilen und öden Oſtſeebäder, ſollen ſie denn ihre alte Bedeutung ganz verlieren, und ſtatt uns Erheiterung, Erfriſchung zu ſchenken und Naturſuchende zu vereinen, uns nur trennen? — Sie ſind viel gereiſt, Sie kennen alle Länder, woher kommt das, lieber Baron Kleophant? Erklären Sie es uns, und beginnen damit unſere Meeresunterhaltung.“

„Meine gnädige Frau,“ ſagte der Angeredete, Sie haben den Nagel auf den Kopf getroffen. Man mag thun, was man will, man mag ſich aufopfern, um ihnen ein Vergnügen zu machen, aber da will ich ja eher meinem Pudel es beibringen, was Badeſocietät zu bedeuten hat. Die Seebäder ſind überhaupt zurück. Die Quellen müſſen beſſer ſeyn. Da iſt Baden-Baden, Wiesbaden, Pyrmont, Spaa, Ems, lieber Gott, man braucht ſich nur zu zeigen, und ſie drängen ſich heran, man muß ſie ordentlich abhalten. In Dobberan geht es auch noch; der alte Fürſt iſt ein würdiger Mann, aber es thut Noth, daß er die Herren bitten muß. Beim letzten Rennen will keiner dran; und ich verſichere Sie, der Fürſt muß runter gehn bis auf zwei Friedrichsd'or, und auch da will noch keiner, und auf Parole, der alte Herr ſteht allein und muß zu ſeinen Cavalieren ſprechen: Iſt denn keiner da, der mit ſeinem Herzog halten will! — Aber hier in Swinemünde, meine gnädige Frau, ich verſichere Sie, man würde es anderwärts nicht glauben, wenn ich Ihnen ſage, daß ich zweihundert Friedrichsd'or auf den Tiſch lege und beim Wirth fünfzehnhundert Thaler Caſſen-Anweiſungen Reſerve deponire, und ich ſitze Ihnen drei Abende hintereinander, und wer kommt? — Sie werden es mir nicht glauben, aber auf Seligkeit, ich bleibe allein ſitzen. — O, dieſe Conduite iſt merkwürdig.“

Die Geheimeräthin ſenkte den Blick, die Damen ſchwiegen, die Herren muſterten den Baron oder ſeinen violetſammtenen Rock, oder ſeinen großen Pudel, der den Platz für zwei Perſonen in Anſpruch nahm, und der junge Arzt äußerte mit bedenklichem Tone: „Herr Baron treffen da den Nagel auf den Kopf; warum hat man die Quellen der Seebäder noch ſo wenig berückſichtigt?“

„Ich verſichere Sie, lieber Doktor, wenn ich nicht meines Hundes wegen hier wäre, ich bliebe ja keine zwei Stunden in dem Neſt. Das arme Thier leidet an der Leber; ich ließ ein Conſilium halten in Dresden. Da haben die Herren ihm ein Seebad gerathen, die Thöle will aber nicht in's Waſſer, wenn ich nicht auch gehe. Da muß ich wohl, ſonſt parir' ich Ihnen, Sie kriegten mich nicht r'ein.“

Die Herren machten die Damen auf die menſchenfreundliche Geſinnung des Barons aufmerkſam. Die Geheimeräthin wurde unruhig und obſervirte die Küſte: „Jene Spitze iſt ja wohl der Gollen, und die weiße Wand mit den hohen Bäumen Heringsdorf?“

„Das will auch ein Bad ſeyn!“ fuhr der Baron fort. „Die Quelle ſoll allerdings ſtärker wirken; man hatte mir gerathen meinen Pudel hinzuführen. Aber das mag für Leute ſeyn, die den Spleen haben. Ich möchte keine Katze hinſchicken. Der Wirth kocht gut, das iſt wahr, aber ſonſt ſage ich Ihnen, iſt das wie eine Wirthſchaft im Walde. Mit einem Fuß iſt man im Waſſer, mit dem andern im Forſte. Die Häuſer liegen kreuz und quer auf Hügeln, und an Societät iſt nicht zu denken. Einer liegt unterm Baum und lieſt, der Andere zeichnet, der Dritte geht ſpazieren und denkt. Ich verſichere Sie, den einen Tag, daß ich da war, glaubte ich unter Verrückten zu ſeyn. Es ließ ſich nichts entriren, Alle gaben kurze Antworten und machten kurioſe Geſichter hinter mir. Lauter Berliner, Gelehrte und ſo was, haben ſich da angekauft und meinen, es wird ein neuer Badort werden. Für Cavaliere wird das nie was.“

„Wenn es nur einen andern Namen hätte,“ ſagte der Maler, der eine Skizze vom Ufer nahm.

„Der Name iſt doch echt hiſtoriſch,“ erwiederte der Archäolog. „Es hatte noch vor Jahren gar keinen. Da bat man einen Prinzen, der die ſchöne Gegend beſichtigte, zum Pathen, und weil man ihm gerade in dem Moment auch einen friſch gefangenen

Küſtenhäring präſentirte, rief er launig: Ei ſo taufen wir es Heringsdorf?“

Die Geheimeräthin forderte den Maler auf, ſeinem Lieblingsorte gegen den Baron das Wort zu reden: „der Name wird es doch nicht verderben.“

„Wohl möglich, meine Gnädigſte, daß der Baron Recht hat. Grüne Tiſche und grüner Wald vertragen ſich nicht gut. Wenn aber auch die Cavaliere des Herrn Baron nicht kommen, dürften mit Jahr zu Jahr deſto mehr andere Gäſte herſtrömen. Und ich fürchte mich, wenn das reizendſte Dorf der ganzen Oſtſeeküſte vom fernen Preußen bis nach Holſtein — nur Kloſter Oliva liegt noch maleriſcher — mehr und mehr Städtiſches annimmt. Die erſten Häuſer wurden von Freunden der Natur gegründet, die ſich aus dem Badegewühl der Stadt in dieſe liebliche Einſamkeit zurückzogen. Auf einer ſchroffen Wand, dicht über dem Meere, deſſen Unermeßlichkeit vor ſich, hinter ſich umſchattet und umrauſcht von dem alten herrlichen Buchenwald, der ſich tief in die Inſel zieht, konnten ſie keinen ſchönern Platz wählen. Es iſt zugleich ein Stranddorf und ein Gebirgsdorf, ſo dicht am Meere und ſo maleriſch unordentlich auf Hügeln gruppirt. Und die Seitenblicke in ſtille duftige Waldthäler, wie denn die ganze Niederlaſſung eine hohe grüne Laubinſel iſt, die ſich halb aus dem Meere, halb aus der flachern Inſel erhebt. Aber wenn man den alten Wald immer tiefer aushaut, alle Hügelſpitzen bebaut und die wenigen dazwiſchen ſtehn gebliebenen Bäume nicht beſſer pflegt, als jetzt, ſo muß der unbeſchreibliche Naturreiz weichen, und ich weiß nicht, ob die Architectur ihn erſetzt. Hier wären Schweizerhäuschen, Strohdächer an ihrer Stelle, ſtatt der gemauerten ſpitzen Giebelhäuſer, blühende Gärten dazwiſchen, und nur ein großes Haus baute ich auf, wenn ich Herr wäre; dort auf jenem Uferberge, wo noch die vereinzelten hohen Buchen, ein Reſt des Waldes, ins Meer nicken, müßte ſich eine Kirche erheben, deren gothiſche Thurmſpitze, vergoldet von der Morgenſonne, weit über das baltiſche Meer glänzte, der ſchönſte Leuchtthurm den Schiffern. Und wenn die Sonne hinter dem Walde ſinkt, ragte der erhabene Pfeiler aus dem Abendroth empor, und das Veſpergeläute ſchallte weithin über die ſtille Flut, zur Andacht mahnend den fernen Seefahrer, den heimkehrenden Fiſcher.“

„Herrlich, herrlich!“ rief die Geheimeräthin. „O man ſollte den Malern die Anlage unſerer Städte überlaſſen.“

Der Gutsbeſitzer und der Waſſerbaumeiſter hatten mit ironiſchen Blicken der entzückten Darſtellung zugehört. Die Dame ließ es nicht ungerügt.

„Satiriſches Lächeln iſt in unſerer Republik verboten, weil wir Andern nichts davon haben. Expliciren Sie ſich, meine Herren, was Sie gegen unſer liebliches Eiland einwenden können. Die Kunſt hat ſich dafür erklärt, was hat die Induſtrie dagegen? Heraus mit der Sprache, lieber Amtmann.“

„An und für ſich,“ ſagte der Amtmann, „habe ich gegen Seebäder nichts; da alle Induſtriezweige nicht beſſer wie dieſer der Mode unterworfen ſind, kann ich als geweſener Kaufmann die Speculation nicht tadeln. Das Meer trocknet nicht aus, und die Aerzte werden nicht ausſterben, alſo läßt ſich auf einen dauernden Ertrag rechnen. Was der Herr Baron andeuteten, hat zwar ſeine Richtigkeit, es fehlt in dieſem neuen Bade noch an Einrichtungen, allein man muß annehmen, daß auch die Menſchen verſchieden ſind; einige lieben zum Exempel das Vergnügen, andere die Einſamkeit. Dafür iſt hier geſorgt, und die Swinemünder werden auch nicht den Abbruch leiden, den ſie von dieſer Commandite fürchten. Allein wenn ich Beſitzer wäre, ſo ließ ich mir auch die Natur bezahlen. Der Kaufmann lebt von der Mode, wenn Natur Mode iſt, warum ſoll mir denn die Natur nicht auch Intereſſen tragen? Der Miethzins iſt eine Sache für ſich, für das Waſſer wird bezahlt, das verſteht ſich von ſelbſt; allein warum ſoll ich mir meinen grünen Hügel und den Wald von müßigen Leuten umſonſt ablaufen laſſen! Ich begreiſe nicht, warum in dieſer Zeit, wo es täglich ſchwerer wird, einen neuen Verdienſt aufzufinden, noch Niemand darauf kam, die Spaziergänge in der ſchönen Natur zu vermiethen?“

„Abſcheulich!“ rief die Geheimeräthin. „Sie wollen am Ende, daß der Gutsherr eine Mauer um den herrlichen Wald zieht und Entreegeld nimmt.“

„Warum nicht! Ich zum Exempel habe jetzt ein Gut annehmen müſſen, was ſein Geld werth iſt. Aber es rentirt mir noch nicht volle 5 Prozent. Ich fing eine Ziegelbrennerei an, allein das iſt nichts mehr ſeit den Spottpreiſen. Nun bin ich nur im Zweifel, ob ich eine Brandweinbrennerei oder ein Bad anlege.“

„Iſt denn eine Quelle da?“

„Der Phyſikus, mein Freund, hat mir verſprochen, eine zu finden und will's in einer Schrift beweiſen, daß ſie eiſenhaltig iſt. Dazu hab' ich einen großen Wald, der zu nichts nutzt, denn es iſt kein ſchiffbar Waſſer weit und breit. Ein ſchöner romantiſcher Wald, ſage ich Ihnen, nicht wahr Thekla? wo man ſich in der Unergründlichkeit verlieren kann. Nun ſehe ich nicht ab, weshalb ich mein Waſſer und mein Holz, wenn ichs nicht brenne und ſchlage, nicht ro-

mantiſch

mantiſch nutzen ſoll. Der Menſch muß mit der Zeit gehen, und die Induſtrie, die nicht die Mode bei der Hand faßt, iſt jetzt keinen Pfifferling werth.“

„Wenn wir nur Gäſte hinbekommen,“ ſagte Thekla. Der Maler erklärte, die Beſchreibung des Gutsbeſitzers habe ihm eine unwiderſtehliche Sehnſucht nach dem dunkeln Walde erregt; er erbot ſich, romantiſche Anſichten zu ſkizziren. Thekla klatſchte in die Hände. Die Geheimeräthin meinte, ein finſterer Urwald habe trotz dem Meer ſeine Reize. Die Commerzienräthin ſtimmte bei, denn ein Landbad ſey nicht ſo weit, und der Archäologe meinte, jeder deutſche Wald ſey im Grunde ein Alterthum, und man müſſe in der Gegend auf heidniſche Denkmäler und Gräber ſtoßen. „Auch zu Liebesavantüren, die vor Andrer Augen verborgen bleiben ſollen, gibt es da ſchicklichere Gelegenheit, als auf dem offenen Hafendamm, wo unberufene Augen Zeugen werden können,“ ſprach Lucie, und ihr ſchnell abgewandter Blick hatte doch vorher den Arzt getroffen, der mit verſchlungenen Armen am Bord gelehnt ſaß.

„Einen Vortheil der Bäder hat man überhaupt noch nicht in ſein rechtes Licht geſtellt,“ fiel dieſer ruhig ein. „Man ſchilt uns Aerzte, daß wir Kranke, mit denen wir nichts anzufangen wiſſen, dahin ſchicken, und bedenkt nicht, daß wir dabei mehr als moraliſche Aerzte handeln, wie als Phyſiker. Dieſer ſoll ſich zerſtreuen, jener aus der Zerſtreuung ſich ſelbſt wieder finden. Während wir Einige hinſenden um Luft, Waſſer, Erdſchlamm, ſchicken wir eben ſo viele der Menſchen wegen hin. Wieviel verdankt nicht ſchon die Fortpflanzung unſerer Race den Bädern, wie viel Liebesabentheuer wurden hier entrirt, wie viel Ehen geſchloſſen, ſehr glückliche, die nimmermehr zu Stande gekommen wären, denn dieſelben Seligen, die jetzt erklären, daß ſie der Himmel für einander ſchuf, würden ſich nie kennen gelernt haben. Mich nimmt es daher Wunder, daß unſere Heirathsbureaus, deren wohlthätige Wirkſamkeit von Jahr zu Jahr zunimmt, noch nicht auf die Bäder ſpeculirt haben. Hier wäre etwas zu thun, ein neues vortheilhaftes Geſchäft. Zur einen Thür geht man an das Roulette, zur andern an das Lotto, wo man gewiß iſt, immer etwas zu ziehen, und ehe man zieht, kann man den Gewinn anſehen.“

Die Damen wollten unwillig werden, der Arzt aber ließ ſich nicht irre machen. „Iſt die herkömmliche Art, meine Damen, wie in der Welt, auch in unſerer Deutſchen, die Ehen präparirt und geſchloſſen werden, etwas Anderes, als was Sie hier zu nennen belieben: auf die Schlachtbank führen? Was ſind denn unſere öffentlichen und Familienbälle anders, als ein Bazar, wo die ehrbaren Väter und Mütter ihre Töchter ausſtellen? Die Tänzer ſind die Käufer. Man muſtert ſich gegenſeitig, nur unter anderer Form, und Sie werden mir zugeben, daß beim Schein der Wachskerzen, der Blumen und der Garderobe man leichter getäuſcht wird, als in der Badetoilette, wo man ſich im Morgenlicht und Negligé kennen lernt, mit dem lang herabflatternden Nixenhaar beim Schein der Mittagsſonne die Probe anſtellt und beim bleichenden Mondenſchein die Hände reicht oder den Rücken kehrt.“

Die Geheimeräthin coupirte eine raſche Antwort ihrer Nichte: „Es klingt, als ob Sie im Ernſt dieſem unſittlichen, entwürdigenden Geſchäft das Wort redeten.“

„Im ganzen Ernſte, gnädigſte Frau, ſeit mein Beruf mich in den Familien, au premier und im Keller, die Motive der meiſten Ehen kennen gelehrt. Die bequemen Ehen der Vornehmen entſprechen den bequemen Beweggründen; es iſt darüber nichts zu ſagen, was nicht Jeder weiß. Aber um wie vieles frecher, leichtſinniger, empörender verheirathet ſich der gemeine Mann. Eine Bekanntſchaft auf dem Tanzboden, ein einmaliges Herumwalzen, eine ſimple Frage: Willſt Du? und eine ſimple Antwort: I ja! reicht hin zum Bunde für das Leben. Oder die Vorſtellung, daß die Köchin ſich hundert

Thaler erſpart, jene zwei aufgeſchlagene Betten erbte, um Schlafburſchen aufzunehmen, von noch viel herabwürdigenderen Mitgiften ganz zu ſchweigen. In verhältnißmäßig wie wenigen Fällen tritt die Liebe als Unterhändlerin auf; meinen Sie nun, daß in der großen Mehrzahl der übrigen die älterliche Vorſicht die beſte Vermittlerin macht? Iſt nicht in der Regel der eigene Wille dem der Eltern entgegengeſetzt? Und wo nun keine Eltern da ſind, wo Bekanntſchaften fehlen? Wo liegt da das an ſich Empörende, daß eine vermittelnde Zwiſchenmacht auftritt, welche beiden Theilen Gelegenheit giebt, ſich kennen zu lernen, zu prüfen. Freilich widerſtrebt es unſerm Gefühl, eine jungfräulich ſittſame Dame an den ſchmutzigen Comtoir-Tiſch eines Mäklers treten zu ſehn und ſich zu erkundigen, oder ſelbſt über ihre ſüſſeſten Eigenſchaften Rechenſchaft zu geben. Aber der Fehler liegt nur in der noch mangelhaften Form. Wie von ſelbſt bieten ſich da die Bäder mit ihrer ländlichen Freiheit, mit der Ungenirtheit des Zuſammenlebens zur gegenſeitigen Ausſtellung, Wahl, und Prüfung dar. Es iſt eine große Blumenleſe der Anmuth und Schönheit und die Cavaliere, indem ſie die Pflicht üben, den Damen ſich möglichſt angenehm zu zeigen, paſſiren auch ihrerſeits die Revue.“

„Man ſollte nur noch,“ rief der Maler, „die

Schönheiten der Bäder in Kupfer ſtechen und in Almanachs herausgeben, wie ſie's in England thun. Welches Bad die ſchönſten Geſichte, nämlich im Almanach, aufwieſe, das könnte gewiß ſeyn, im nächſten Jahr am meiſten beſucht zu werden."

„Ich," ſagte Lucie, „würde auf die Parade der Herren wenig geben. Wenn ich Jemand, der mir gefiele, prüfen wollte, beobachtete ich ihn beim Pharoſpiel. Mir ſcheint dies der einzige Ort, wo ſich Männer wahr zeigen, und um deshalb bin ich auch des Herrn Doktors Meinung, daß Bäder ſich vorzüglich eignen, um Partien zu ſchließen, oder halbgeſchloſſene — aufzulöſen," ſetzte ſie mit Bitterkeit hinzu.

„Sie ſpielen wohl nie, lieber Doktor?" fiel mit einer Art Aengſtlichkeit die Geheimeräthin ein.

„Nur, wenn die Damen auch ſpielen," entgegnete der Arzt.

„Damen und ſpielen! Pfui! Sie legen es heut darauf an, uns zu perſifliren. Eine Dame am Pharotiſch iſt mir ein entſetzlicher Gedanke. Nicht wahr, Baron Kleophant, Damen laſſen Sie doch immer gewinnen?"

Die Herren überhoben den Gefragten der peinlichen Verpflichtung zu antworten, indem man von den Roulette- und Pharotiſchen am Rheine erzählte, und die ſchöne Vermuthung der Geheimeräthin durch die traurige Wirklichkeit niederſchlug.

„Mir erſchienen immer,“ ſagte der Archäologe, „die ſchönen dunkeln Franzöſinnen, die hochgewachſenen blonden Engländerinnen an den grünen Tiſchen in Baden-Baden wie Meduſen. Wie iſt da alles Leben aus ihrer Geſtalt, aus ihren Blicken verſchwunden. Mit überſchlagenen Armen, die Augen ſtier, erloſchen für Alles, allein auf die Hände des Banquiers, auf das ſchwirrende Rad gerichtet, ſo Stundenlang, unbeweglich, unermüdet; nur dann und wann zuckt die Lippe, und ein Strahl hölliſcher Luſt leuchtet über das erſtarrte Geſicht. Wie kann ein ſolches Weſen lieben? fragte ich mich, und ich wußte doch von vielen nur zu ſehr das Gegentheil. So ſüß der Mund, ſo ſchön die Geſtalt, ſo zart die Glieder, ich begriff nicht, wie dieſe fieberhaft zuckenden, höhniſch verzogenen Lippen je den ſchwellenden Kuß der Liebe ausdrücken könnten, mir graute vor dem Gedanken, in den ſchönen Armen zu ruhen, ſie könnten Marmor werden, mich wie die Karte preſſen, und die Lippen im Traume, ſtatt Liebes-Seufzer und Schwüre zu ſtammeln, ſchnalzen, und die Zunge ſpitzen, und die fürchterlich ſchwirrenden Laute ausſtoßen, die einen glücklichen Wurf begleiten und einem Unglücklichen die Verwünſchung nachſchicken.“

„Gott ſey Dank, daß wir hier nicht ſolche Geſchöpfe haben!“ rief die Geheimeräthin.

„Doch, gnädige Frau,“ ſagte der Maler. „Ich ſah dieſelbe intereſſante Fremde, welche der Geſellſchaft ſo viel Kopfbrechen macht, in Dobberan an der Bank, und rechne den Anblick zu einem der intereſſanteſten Schauſpiele, welche ich in jenem Bade erlebt.“

„Die Schwarze?“ rief man von allen Seiten.

„Dieſelbe. Auch dort zeigte ſie ſich immer in dieſer Farbe von Kopf bis Fuß, und vermied wie hier mit vornehmer Artigkeit gegen Jedermann, alle Geſellſchaft; ſelbſt jede Unterhaltung, welche zu einem dauernden Zuſammenſeyn führen könnte, wußte ſie wie hier mit einer Art abzubrechen, daß Niemand verletzt wurde. Dagegen ging ſie ſtundenlang auf dem heiligen Damm ſpazieren, und Fiſcher haben ſie ſelbſt bei Nachtzeit allein, mit unterſchlagenen Armen an der Brandung wandeln ſehn. Man nannte ſie nur die ſchwarze Königin oder die Königin der Nacht“ —

„Bis ſich herausthat, daß ſie eine Spielerin war,“ unterbrach Lucie.

„Wenn Sie die intereſſante Fremde, wie ich geſehen, Sie würden, mein Fräulein, das raſche Wort zurücknehmen. Wie ſie daſtand am Pharotiſch, die üppigen und doch ſchlanken Glieder in ſchwarzen Sammt und Seide, um den Schwanenhals den Purpurzephyr flatternd, wie eine ewige Wunde, die auf ihr Herz niederbrannte, da wehte eine ehrfürchtige Scheu durch den ganzen Saal. Die verſeſſenſten Spieler blickten von den Karten auf zu ihr, und es war, als ob der perſonifizirte Schmerz an den Altar der Verzweiflung trat. Sie ſpielte zwei Stunden, und ich hatte Gelegenheit, die ſchöne Geſtalt ſo zu ſkizziren und den Ausdruck ihres Geſichts mir ſo einzuprägen, daß ich im Stande bin, ſie jeden Augenblick aus dem Gedächtniß zu malen.

„Für einen Käufer zu dem intereſſanten Genrebild will ich Ihnen ſtehen,“ ſagte Lucie.

„Sie ſchließen falſch, mein Fräulein. In dieſem adeligen Geſichte ſchattirte ſich nichts von Gemeinheit und Habſucht. Sie ſpielte nur mit ſich ſelbſt: die Kartenbilder, die Goldſtücke ſchienen nur Symbole für ſie, aber ſo ernſte, fürchterliche Symbole, daß in dem Augenblicke, ich will drauf ſchwören, die tiefſte innere Handlung vor ihrer Seele vorging. Uns ſah ſie nicht, nicht den ängſtlichen Banquier.“

„Sie gewann vermuthlich?“

„Zuerſt. Sie ſpielte im Anfang mäßig, indem ſie gleichgültig ein Goldſtück hinwarf, aber das Glück war ihr günſtig, der Goldhauſen ſtieg vor ihr. Nun wurde ſie eifrig, doublirte und doublirte —“

„Eine auſſerordentliche Erſcheinung!“ lachte Lucie.

„Ganz gewiß, mein gnädiges Fräulein; denn nun, als der Haufe immer wuchs, ſtieg auch ihre Angſt. Jetzt ſah ich die Lippe zittern, eine Thräne in ihrem immer unbeweglichen Auge.“

„Sie wollte immer mehr haben, ſehr natürlich!“

„Nein, ein Grauen vor dem Gewinnen ergriff ſie. Plötzlich richtete ſie die Augen auf, ſah die geſchmälerte Kaſſe und ihren eigenen Geldberg und rief: Va banque!“

„Eine prächtige Dame!“

„Sie würden es vielleicht in anderm Sinn wiederholen, wenn Sie jetzt das Zucken der Ueberraſchung und Freude wahrgenommen, als nach der peinlichen Stille die Karte umſchlug, der Banquier gerettet war, und ihr Goldhaufen in ſeine geleerte Kaſſe zurückkehrte. Ein: Gott ſey Dank! wie aus tiefer Bruſt, aber in einer fremden Sprache, entfuhr den Lippen, ein Blick nach oben, und ſie verließ den Saal.“

„O gewiß eine unglücklich Liebende!“ rief die Geheimeräthin, und die Commerzienräthin drohte ſchalkhaft der muntern Thekla: „Ich würde Ihnen nicht rathen zu ſpielen, mein liebes Fräulein, wer Glück in der Liebe hat, verliert.“ Thekla erröthete bis über die Ohren, aber Lucie hielt die Auslegung für falſch, denn die ſeltſame Fremde könne unmöglich Unglück haben, da, wo ſie erſcheine, alle Herzen, die ſich wie Kieſelſteine feſt dünkten, auf den erſten Blick entflammten, ohne Prüfung, recht wie es Männer Art ſey. Man erneute einen alten Streit, wer und woher ſie ſey? Weil ſie vortrefflich Engliſch ſprach und ſehr reich ſchien, hatte man zuerſt auf eine Brittiſche Lady gerathen; dem aber widerſprach ihr dunkler Teint, das rabenſchwarze Haar. Für eine Franzöſin lag zu viel Ernſt und Würde in ihrer Tournüre; wie ſollte eine Südländerin hierher verſchlagen ſeyn und die nordiſche Conſonantenſprache ſich in dem Grade angeeignet haben. So blieb die Vermuthung für ihren ſarmatiſchen Urſprung, denn daß es keine Deutſche ſey, darüber waren alle Damen einig. Der Baron Kleephant ſollte ſeine Meinung abgeben, wie Lucie boshaft argumentirte, weil er doch der natürlichſte Vertraute der Dame ſey. Allein der Baron ſchnarchte an der Kehrſitze, mit ſeinem Mantel zugedeckt, und ſein Pudel hielt knurrend Wache, ohne die geringſte Rechenſchaft zu geben.

„Ich wüßte noch Jemand, der uns Auskunft geben könnte,“ ſagte Lucie, „wenn nicht ſein Amtseid den Arzt zwänge, die ſtillen Geheimniſſe, welche eine Leidende in ſeine Bruſt ſchüttet, wie einen Schatz zu hüten.“

Unwillig blickte die Geheimeräthin ihre Nichte an, aber der Arzt verſetzte ruhig: „Wenn nun die

Dame eine katholiſche Büſſerin wäre, die ein ſchweres Gelübde erfüllt?“

„Sie hat etwas verbrochen? — Einen Mord!“ riefen die Damen.

„Wie, wenn ſie einen heiß Geliebten durch eine eben ſo unnatürliche, als lächerliche Eiferſucht, ob doch ihr klarer Verſtand ihr ihre Thorheit vorhalten mußte, unglücklich gemacht? Was würden Sie nun, meine Damen, zu dem Schwur ſagen, nicht eher zu ruhen, als bis ſie eine andere Eiferſüchtige aufgefunden, die es noch mehr als ſie ſelbſt iſt. Beſonders verkehrt ſcheint mir, daß ſie in den Bädern darnach ſucht, wo Alles harmlos und heiter lebt, und an ſolche Thorheiten doch wohl Niemand denkt.“

„Sind Sie davon ſo überzeugt, daß ihr klarer Verſtand irrte?“ ſagte Lucie. „Auch wenn ſie bei hellem Sonnenlichte den Geliebten ſah, wie er eine andere ſchöne Frau in ſeinen Armen hielt, ſie an ſeine Bruſt drückte und, wie verloren in ihren Anblick, nicht lebende, nicht todte Zeugen achtete, wie er ſie mit ſeinem Mantel umſchlang und langſam flüſternd fortführte?“

„Mein Gott, was iſt das!“ rief die Geheimeräthin. Alles war aufgeſprungen, auch der Schiffer. „Die Andern kehren um!“ — Man ſah mehrere der Kähne, die, leichter beladen, ihnen weit voraus waren, in Wendungen umlegen. „Schlägt der Wind um?“ fragten die Herren. Der Schiffer hatte durch die Hand lange ſchon den Horizont beobachtet: „Die Fregatte ſticht in See, meine Herrſchaften.“ Man bemerkte jetzt erſt, daß, ob man doch ſchon drei Stunden gefahren, man ſich ihr nicht im geringſten genähert hatte. „Es hängt nun von Ihnen ab, ob wir auch umkehren,“ ſetzte der Lootſe hinzu.

Es gab viele Meinungen. Die Angſt ſprach lebhaft mit; aber die Anſicht des Gutsbeſitzers gab den Ausſchlag. Der Kahn ſey einmal bedungen mit der Verpflichtung, ſie bis an die Fregatte zu fahren, und der Schiffer, auch wenn ſie auf der Stelle, ohne etwas geſehn zu haben, umkehrten, werde doch bezahlt ſeyn wollen; alſo es ſey beſſer zu bezahlen und zu ſehen, als zu bezahlen und nicht zu ſehen. „Und überdies grenzt es an ein Abentheuer,“ ſprach der Maler. Thekla jauchzte: „Und ein Abentheuer auf dem Meere!“

„Aber, mein Gott, wenn wir nun in die offene See ſteuern!“ ſeufzte die Commerzienräthin. — „Wir haben zu eſſen genug und zu trinken auch!“ riefen die jungen luſtigen Mädchen. — „Und wenn die Nacht heran käme, werden wir uns ſchon im Kahne zu betten wiſſen. Da ſind Umſchlagetücher, Mäntel, Pelze genug,“ reſpondirte der Maler. — „Und Sie glauben nicht, wie wunderſchön eine Sommernacht auf dem Meere ſich ausnimmt,“ ſetzte der Arzt hinzu.

„Aber Scherz bei Seite,“ ſagte die Geheimeräthin, „das klingt allerliebſt, jedoch muß jede Sache ihre Grenze haben. Wenn die Fregatte nun immer weiter ginge.“

„Das Meer hat keine Grenze,“ rief Lucie, in die plötzlich ein Geiſt der Munterkeit gefahren ſchien. „Eine Meerfahrt ohne einige Noth wäre gar nichts. Nun muß erſt die Poeſie herein kommen. Vor Krankheit braucht Niemand bange zu ſeyn; wir haben einen Arzt, der für Alles Ausreden weiß. Ein bischen Sturm und etwas Hungersnoth wären prächtig. Wenn die Körbe und Flaſchen leer ſind, ſchlachten wir den Pudel, und ſollte es ſo weit gekommen ſeyn, daß wir looſen wollen, wer unter uns zuerſt ſein Leben laſſen ſoll, dann ſcheitern wir wohl an einem wüſten Eiland. Dort giebt es eine kleine Robinſonade. Die Männer bauen eine Hütte aus den zerſchellten Brettern unſeres Fahrzeugs und fangen uns Fiſche. Wir ſammeln Muſcheln, Vogeleier und nähen von unſern Shawls eine groſſe Flagge, die wir ausſtecken um Hülfe. — Sehn Sie die ſchönen Möwen; ein ganzes weiſſes Heer! wie Perlen auf dem ſtahlblauen Meere.“ — „Kann man die eſſen?“ fragte Thekla's Schweſter.

Der Gutsbeſitzer erklärte, die Induſtrie habe es jetzt dahin gebracht, auch dieſe anſcheinend unnützen Vögel zu nutzen. Man grabe ſie vierundzwanzig Stunden in feuchten Meerſand ein und koche ſie dann mit Heu, worauf der Thrangeſchmack ausziehe, und das Fleiſch für ordinaire Menſchen genießbar werde.

„Um ſo mehr für uns Verhungerte auf der wüſten Inſel,“ rief Lucie in derſelben Laune. „Und die Flundern, Heringe, und die herrlichen Steinbutten, die uns die Herren fangen werden; wie ſoll das ſchmecken! Wäſche halten wir ſelbſt am Meer und finden Bernſtein die Hülle und Fülle“ —

„Aber nehmen Sie ſich in Acht vor den Hayfiſchen,“ ſagte der Maler, „welche, wie die Krokodille, unverſehens vorſchießen und die Menſchen am Ufer packen. Ich weiß es aus glaubwürdigen Reiſebeſchreibungen.“

„Sollte es dieſe romantiſchen Fiſche in der Oſtſee geben?“ fragte die Geheimeräthin.

Der Archäolog erwiederte, als er in Rügen mit einem engliſchen Capitain, dem Sohn des Paſtor Franke in Bobbyn, gebadet, ſey dieſer plötzlich aus dem Waſſer geſprungen und habe ihm zugeſchrien, daſſelbe zu thun: „Erſt glaubte ich, mein Freund fühle einen Wadenkrampf, aber nein, er ſpürte einen Hayfiſch. Es ſey derſelbe Geruch, ſagte Franke, der ihm in Oſtindien ſo oft die gefährliche Nähe des entſetzlichen Ungeheuers angedeutet, und auch ich ſpürte deutlich etwas Ungewöhnliches."

„Sahen Sie das Thier?

„Nur das aufwellende Waſſer. Aber mir iſt ſchon ſeit einer Weile, als ſpüre ich hier denſelben Geruch, und es wellt auch bisweilen etwas auf, was mir ſehr verdächtig vorkommt."

„Hier an unſerm Kahn?"

„Es wäre erſchrecklich, ſo nahe an einen frequenten Badeort! dafür ſollte doch die Polizey ſorgen," ſagte die Commerzienräthin.

„Wiſſen Sie," fuhr der Archäologe fort, „ob die vielen Perſonen, die ſchon beim Baden ertranken und nie wieder zum Vorſchein kamen, wirklich von einem Krampfe befallen untergingen, wie man annimmt? Mir ſcheint die Badepolizey ſehr klug zu handeln, daß ſie nichts von den Hayfiſchen in die Zeitungen ſetzt."

Es war ſtill geworden, als der Arzt ſeine Uhr heraus zog und ſprach: „Es iſt gewiß, daß die Seebäder ihre guten, wie ihre gefährliche Seiten haben."

„Wie groß iſt denn ein Hayfiſch?" fragte Thekla.

„Ein gut ausgewachſener, der das Normalmaaß erreicht hat," bemerkte der Archäolog, der noch immer in's Waſſer ſah, „könnte wohl auf einen Schluck unſern Kahn, wie er da iſt, aufſchlürfen. Dieſe aber paſſiren nur bei auſſerordentlichen Sturmfluthen den Sund. Die kleinern, ſo von zwiſchen zwei und dreihundert Jahren, pflegen neben den Fahrzeugen zu ſchwimmen und ſchnappen nur dann und wann einen Menſchen, der herausfällt, oder der zu ſehr ſich überbeugt.“

„Wir ſollten doch umkehren!“ rief die Commerzienräthin.

„Das würde uns nichts helfen, meine verehrte Dame, hat einmal ſolch ein Thier eine Witterung und Appetit, ſo verfolgt es uns bis in den Hafen, und grade dadurch, daß wir ihm unſere Furcht zeigen, feuern wir ſeine Begierde an. Wir thun jetzt beſſer, unerſchrocken weiter zu ſegeln, was ihn vielleicht einſchüchtert, bis wir unter dem Schutz der Fregatte-Kanonen ſind.“

„Lieber Doktor,“ rief jetzt die Geheimeräthin, „ich will das nur für Scherz halten; aber Sie, als Naturkundiger, meinen Sie wirklich, daß Hayfiſche — hier — in der Nähe, meine ich, ſeyn könnten?“

„Wenn wir nach der Erfahrungsſeelenkunde urtheilen, deren Schlüſſe vom Kleinen auf das Große gehen,“ entgegnete der Angeredete, „und das iſt bei allem Natürlichen der ſicherſte Weg, ſo müſſen wir, gnädige Frau, annehmen, daß, wo Produkte ſind, auch die Conſumenten ſich zeigen. Da nun Heringe

in

in der Oſtſee leben, wovon Sie unter andern der Name Ihres geliebten Fiſcherdorfes überzeugen wird, ſo müſſen auch Wallfiſche da ſeyn, die von der Natur zur Conſumtion der Heringe beſtimmt ſind, wo aber Wallfiſche ſind, fehlen auch Hayfiſche nicht, gleich wie der Schakal den Löwen begleitet. Wenn wir indeß wiſſen, daß die Heringe nur im Frühjahr und Herbſt ſich zeigen, ſo dürfen wir annehmen, daß unſere Beſorgniß vor den Hayfiſchen diesmal unbegründet iſt, indem wir in der Mitte Sommers leben.“

„Auch bin ich jetzt, wo wir uns bald dem Kanonenbereich der Fregatte nähern, weniger vor den Hayfiſchen beſorgt,“ ſagte der Maler, indem er ſich, zu Thekla's Schreck, weit über Bord lehnte.

„Wovor denn?“ fragte Lucie.

„Es iſt mir — ich weiß nicht — wenn ich das Schiff anſehe: — Seltſam bleibt es doch, wie alle Kähne raſch Kehrt machen. — Auch dort das niedliche Fahrzeug, worauf nur eine Perſon zu ſitzen ſcheint, kommt wieder auf uns zu.“

„Richtig iſt es mit dem Schiffe nicht,“ ſagte der Arzt.

„Wollen Sie uns etwa mit dem fliegenden Holländer bange machen!“ ſprach die Geheimeräthin.

„Das Bedenkliche iſt,“ meinte der Arzt, „daß man gar keine Flagge erkennt. Schiffe der Art pflegen alle Augenblicke zu changiren. Sie gehören allen Nationen an.“

„Und Waffen haben wir nicht bei uns,“ flüſterte der Archäolog zu dem ihm gegenüber ſitzenden Waſſerbaumeiſter.

„Der Baron trägt einen Stockdegen,“ antwortete dieſer in demſelben Tone.

„Ohne Schußgewehr iſt es nichts. — Wenn nur nicht Damen wären.“

Die Damen waren wieder ſtill geworden; nur Lucie warf einen ernſten ſchalkhaften Blick auf den jungen Arzt: „Um uns geniren Sie ſich nicht. Wir wollen nicht erblaſſen, wenn Blut fließt. Wir drücken die Augen zu, ducken uns und überlaſſen den Herren, für uns zu fechten. Sollte es indeſſen zum Schlimmſten kommen, nicht wahr, meine Freundinnen, wir werden uns auch da in das Schickſal fügen, wo man uns auch hinverkauft; beſonders da ich von unſeren Herren weiß, daß ſie nichts weniger lieben, als Eiferſucht.“

„Mein Gott, was meinen Sie?“ rief die Commerzienräthin.

„Man muß auf Alles gefaßt ſeyn, auch die Seeräuber ſind zuweilen artige Leute.“

„Sie wollen uns doch nicht mit Piraten ängſtigen!“ äußerte die Geheimeräthin.

„Ich glaube gewiß ſo wenig, als Sie, meine gnädige Frau, daran," ſagte der Archäolog; „aber es ſchadet nie, auf Alles vorbereitet zu ſeyn. Das Laviren des Schiffes iſt doch ſehr kurios, und ſehn Sie, wie faſt athemlos der kleine Kahn auf uns zufliegt. Er muß mehr geſehn haben, als wir."

„Im Ernſt, lieber Profeſſor, ſollte es denn möglich ſeyn, daß ſich Corſaren in der Oſtſee zeigen?"

„Möglich! meine Gnädigſte! Ei wohin wagen ſich nicht Piraten! Wiſſen Sie nicht aus Van der Velde, daß die Barbaresken zuweilen ſogar in Island ankern? Wenn es in ihren Harems an weißen Mädchen, oder in ihren Conditoreien an Eis fehlt. Dieſe Ungläubigen nehmen Alles, wo ſie's herbekommen."

„Aber in der cultivirten Oſtſee! O pfui ſolch ein Scherz!"

„Wiſſen Sie nichts von dem fürchterlichen Störtebeker, der dort zwiſchen Aalbeck und Heringsdorf in der tiefen Buchenſchlucht ſeine Niederlage hatte? Man nennt es noch die Räuberkule. Nichts vom ſchwarzen Hans aus Lübeck, dem gräulichen Piratencapitain Ulf Törſteſon vom Kullen und dem Danziger Naſchmacher mit einem Auge, der alle Gefangenen an den Maſtbäumen ſchinden ließ. Es giebt gar kein Waſſer, das ſo unſicher, ſo verrufen war, als die Oſtſee."

„Wann war das?“

„So circa zwiſchen vor hundert und tauſend Jahren. Das war aber dazumal nur particulaire Seeräuberei. Die jetzigen Staatscapereien ſind viel gefährlicher. Wiſſen wir zum Exempel, ob nicht die Amerikaner in dieſem Augenblick wegen der verweigerten 25 Millionen Europa den Krieg erklärt, und das eins ihrer Kaperſchiffe iſt? Oder vielleicht hat Frankreich, um Preußens aufblühenden Seehandel zu ruiniren, Schiffe ausgerüſtet. Bei der neuen Politik iſt Alles im Frieden möglich.“ —

„O wenn's Franzoſen ſind!“ athmete die Commerzienräthin auf. „Die kenne ich noch von damals. Das ſind charmante Leute.“

„Auch wenn ſie Damen nach Algier bringen, wenn Sie auf dem Markt verkauft werden! Denn man ſpricht ſtark davon, daß die Franzoſen neuerdings, um nicht Alles Beſtehende umzuwerfen, ſich gezwungen geſehen, die Harems wieder einzurichten.“

In dem Augenblicke trieb ein raſcher Windſtoß den Kahn, von dem die Rede war, an unſerm Fahrzeuge vorüber, und eine ſchwarz gekleidete Dame, ſo ſchön, daß ſie die Perle jedes Harems geweſen, verbeugte ſich leicht, während alle Herren dieſſeits ehrerbietig die Hüte lüfteten. Schnell war der Kahn entſchwunden, nur der rothe Zephyr, der um den ſchwarzen Felbelkragen geſchlungen war, flatterte, noch dem Auge erkennbar, im Winde.

„Dieſe Erſcheinung aus dem Reich der Wahrheit hatte einen tiefern Eindruck, als die erdichteten Schrecken vorhin. „Die Frau iſt unglücklich," ſagte Lucie. — „Was hat ſie auf der Fregatte gewollt?" fragten Andere. Der Arzt ſah dem Kahne lange mit verſchränkten Armen nach; jetzt, nachdem er eine Thräne in Luciens Auge erblickte, löſte ſich ſein Schweigen. „Ich kenne die Unglückliche." —

„Als vergangene Woche das Aprilwetter die meiſten Gäſte in ihre Wohnungen ſcheuchte," hub er nach dem erwartungsvollen Schweigen der Uebrigen an, „ſtand auf der äuſſerſten Spitze der Weſt-Mole eine Dame allein. Nicht die Windſtöße, nicht die Hagelſchauer, die ſie überſchütteten, ſchien ſie zu bemerken; ihr dunkles Auge war nur auf die Wellen gerichtet, welche mit immer erneuter fruchtloſer Wuth gegen die gethürmten Granitblöcke anrollten, empor ſchäumten und grollend wieder zurück ſanken, um neuen Platz zu machen. Ihr Fuß wurde benetzt, am Saum ihres Kleides ſpielten die Schaumflocken. Ihr Auge trank wollüſtig im Meere Erinnerung oder Vergeſſenheit, und immer mächtiger rollten ſie heran, immer höher hoben ſich die weiſſgekrönten Wogen, eine finſtere Geſtalt breitete ihr die Arme entgegen, das feſte

Bollwerk wankte unter der Unglücklichen, auch ſie hob die Arme mit dem Schmerzenslaut, den Kosziusko auf dem letzten Schlachtfelde ausſtieß, und ihre Füße gleiteten auf der abſchüſſigen, vom Waſſer ſchlüpfrigen Granitplatte — “

„Und Sie haben ſie gerettet!“ rief Lucie.

Der Arzt fuhr nach einer allgemeinen Pauſe fort: „Hoffentlich hat die Unglückliche, wenn wir zurückkehren, Swinemünde ſchon verlaſſen, und ich darf ohne Indiscretion das, was ich weiß, Ihnen mittheilen, wenig freilich, und doch genug, um das reichſte Leben zu vergiften. Es giebt Weſen, die nur von der Hoffnung leben, und denen aus ihren unergründlichen Quellen eine ſolche Fülle Nahrung aufſprudelt, daß ſie den herzzerreiſſendſten Jammer überwinden und mitten im Elend im Glücke ſchwelgen. Indem ſie, im Schiffbruch ſinkend, an ein letztes Brett ſich klammern, taucht vor ihnen eine Fata Morgana auf, und ſie fühlen nichts als Seligkeit. So iſt das Leben dieſer jungen Polin. Wer, der ſie ſah, verkennt den ungeheuren Schmerz, der in ihr lebt, den ſie gewiſſermaßen repräſentirt, und wer, wenn er ihn kennte, möchte es doch für möglich achten, daß ſie damit ſo blühen kann. Es mußte ſo ungeheurer Wechſel zwiſchen Todesgrauen und höchſter Luſt eintreten, ſo oft mußte ſie am Rande der Verzweiflung von der höchſten Seligkeit überraſcht werden, um noch hoffen, noch in der Hoffnung ſich berauſchen zu können. Ich weiß nur Momente aus ihrer Geſchichte. Mit vierzehn Jahren liebte ſie ſchon, mit all der Leidenſchaft, Glut, Begeiſterung, deren ihre Nation fähig iſt, und noch heute irrt die wahnſinnige Gattenliebe um denſelben Gegenſtand, für den das Kind entglühte — eine Beſtändigkeit, die, vielleicht kein Erbtheil ihrer Geburt, vielmehr ihren Grund darin hat, daß ſie nie an's vollſtändige Ziel ihrer Wünſche kam. Ihre Liebe war durchaus unglücklich. Denn, zwar aus einer großen, reichen Familie, ſollte ſie doch, als jüngſtes Kind, um den Reichthum zu bewahren, in's Kloſter; und dem jungen Edelmann, der ihre Neigung erwiederte, unterſagten dieſelben ſtrengen Familienrückſichten, auf eine jüngſte Tochter, ohne Mitgift, ſein Auge zu werfen. Helene konnte nun nicht früh genug in's Kloſter, ſie wollte nichts von dem Leben wiſſen, das mit dem einen verſagten Wunſche ihr grau und freudenleer ſchien. Selbſt hatte die kindiſche Schwärmerei im kleinen Kloſtergarten ſich ein Grab geſchaufelt, als durch ein fürchterliches Zuſammentreffen von Umſtänden ihre drei ältern geliebten Geſchwiſter in das wirkliche ſanken, und ſie einzige Erbin ihres Hauſes wurde. Die Raſerei des Schmerzes zückte mit dem Rauſch der höchſten Luſt zuſammen, als ſie aus dem Kloſter wieder in das Trauerhaus zog, deſſen ſchwarze Tapeten doch vor ihren Augen ſchon am erſten Tage niederſanken; dahinter flimmerte ein hellſtrahlendes Brautgemach. Aber ach, es blieb ein Trauerhaus für ſie. Der Geliebte, der zu reich war für die arme jüngſte Tochter, war jetzt viel zu arm für die reiche, hohe Erbin. Von den Kämpfen, die im Schooße der Familie hierauf folgten, weiß ich nur ſoviel, daß ſie an einem nächſten Morgen an der Hand eines Magnaten ihr Leben freudenloſer im Glanze begraben ſollte, als damals in der grauen Zelle, als am Abende ein politiſcher Streit beide Väter entzweite; ſarmatiſche Leidenſchaftlichkeit machte den Bruch unheilbar, und abermals blühten aus dem Grabe ihre Hoffnungen empor. Dieſelben patriotiſchen Geſinnungen, welche hier zwei Familien getrennt, brachten die ihre der des Geliebten näher. Gemeinſame Wuth und gemeinſamer Haß bauten allmählig eine Brücke über die Kluft, die Stand und Reichthum zwiſchen ihnen geriſſen. An einem ſeligen Abende lag Helene zu ihres Vaters Füßen, ſeine Knie umſchlingend, ſeine Hände mit Küſſen bedeckend. Sie hatte das Ja von ſeinen Lippen erpreßt. Nicht ſein Stolz, nicht ſein Herz, der glühende Pole hatte es geſprochen. Der ohne Schlaf erwartete Morgen graute; doch für Helene ging keine

Sonne auf. Daſſelbe tolldreiſte Wageſtück, welches dem alten Staroſten das Herz im Leibe wendete, war des jungen Mannes Verderben. Der Zorn des Allgewaltigen hatte ihn noch in derſelben Nacht in Feſſeln gelegt, und auf dem Wege von Warſchau nach Sibirien erfuhr er nichts von Helenens Wonne und Helenens Verzweiflung. Indeſſen arbeiteten einflußreiche Familien in Petersburg für ſeine Begnadigung, die Huld des Kaiſers ſchien nach langen fruchtloſen Bemühungen zu lächeln. Helene ſelbſt, zugänglich keinem andern Gedanken, war in die Kaiſerſtadt geeilt. In Zarskojozelo war es ihr gelungen, einen Fußfall vor dem Born der Gnade zu thun. — Rußland war in einer Stunde für ſie ein Paradies, und ſein Monarch ein Gott; denn es war die Stunde, wo das Begnadigungspatent in ſeinem Cabinette ausgefertigt ward. Aber ehe ſie verfloſſen, noch ſtand der Name des Gnadeſpenders nicht auf dem Papier, kam auf Windesflügeln eine Nachricht, welche zu anderer Zeit die Seele der Patriotin mit Wonne berauſcht hätte. Polen war aufgeſtanden. Sie ſah nur ſein zornglühendes Auge, das zerriſſene Papier, hörte zwei Namen, den ihres Vaters und den des Geliebten, und verſank in Verzweiflung. — Nein! grade das Uebermaß des Unglücks erhob ſie, als ſie von den entſetzten Freunden erfuhr, daß ihr Vater als

Haupttheilnehmer der Verſchwörung genannt worden, daß auch der ferne Geliebte in ſeiner Verbannung mit conſpirirt hatte. — Wie ſie unter dieſen Umſtänden von Petersburg nach Warſchau kommen konnte, erfuhr ich nicht, aber ſchon vor dem Beginn der Feindſeligkeiten iſt ſie dort, glühend, hoffend, ſelig. Und ihre Hoffnung hatte ſie nicht getäuſcht. Der Geliebte — auf welchem Wege aus Sibirien entkommen, weiß ich nicht — ſtürzt eines Tages in ihre Arme, ſchön nicht mehr, wie damals, aber daſſelbe brennende Auge leuchtet aus dem abgemagerten Geſichte. Doch ſchon der nächſte Tag, ehe beide Zeit gefunden, von ſich zu ſprechen — denn an jenem hatte nur das Vaterland Rechte — rief ihn; es war der Tag von Grochow. Sie ſah ihn ſchon am Abende wieder, aber das ſchöne Auge glänzte nur noch matt; der Wundarzt zuckte die Achſeln, als er ihn ihrer Pflege nach dem erſten Verbande überließ. Selig lächelte ihr Auge, daß der Geliebte in ihren Armen ſterben ſollte, ſterben mit dem verblutenden Vaterlande. Aber das Vaterland hatte noch Blut, es erhob ſich wieder, und er mit dem Vaterlande. Er genas. Nun war ſie am Ziele, als der Prieſter am Altar ihre Hände ineinander legte. Aber vor der Kirche ſtand ſein Pferd, und die junge Gattin ſchwenkte freudeglühend, ohne eine Thräne im Auge, ihr Tuch dem Fortſprengenden nach. —“

Der Arzt hielt inne. „Noch einmal ſah ſie ihn — denn als Gattin durfte ſie ſelbſt dem Heere folgen. Bei Oſtrolenka ſah ſie ihn vom ſteilen Ufer in den Fluß ſtürzen; ſie ſtand am andern und konnte ihm keine Hand reichen. —“

Lucie wiſchte eine Thräne aus dem Auge. Niemand ſprach ein Wort. „Und die Hoffnung lebt doch noch in Helenen,“ fuhr der Arzt fort. „In der Stadt, wo der Glaube auf dem ſchönſten Kirchhofe der Welt begraben liegt, und die Glocken von Notre Dame darüber läuten, im Augenblick, wo ſie am Rande des Waſſers ſtand, das ihren Schmerz verſchlingen ſollte, — und meinte, jedes Waſſer führe ſie mit dem zuſammen, den die Narew verſchlang — in dem Augenblick mußte ein Flüchtling, der bei ihr um ein Almoſen bettelte, der Verzweifelnden ihr Alles wiedergeben. Der Pole, bei Oſtrolenka gefangen, hatte geſehen, daß ein Ruſſe ihren Gatten aus dem Waſſer zog. Er lebte! Von nun an hat nichts, gar nichts mehr vermocht, ihre Hoffnung zu vernichten. Sie iſt ein Baum, deſſen Wurzeln den Mittelpunkt der Erde berühren, deſſen Zweige in den Himmel rauſchen, wenn der Baum ſelbſt gleich nur eine Trauerbirke iſt. Eine Legion fruchtloſer Briefe, ableugnender Antworten, nichts kann den Glauben erſchüttern. Dort an der Mole wankte nur einen Augenblick ihre Kraft, wie immer am Waſſer; aber glauben Sie nicht, daß es mir ſchwer wurde, ſie zurückzuhalten. Sie hatte nur ſo gewiß gehofft, daß er aus dieſem Waſſer auftauchen würde. Nennen Sie es Wahnſinn, fixe Idee, aber ſie durchreist die Welt mit der felſenfeſten Ueberzeugung, daß er irgend wo plötzlich vor ihr ſtehen wird. Sie lächelt zu ihren Troſtgründen. Sie hat beſſern Troſt in ſich. — Hierher hatte ein dunkler Trieb ſie geführt, um bei unſern verehrten Prinzen, die aus Rußland heimkehrten, ich weiß nicht, ob Fürſprache zu ſuchen, ob Nachricht einzuziehen. Ich weiß auch nicht, ob ſie ſich an ſie gewendet, oder ob die ſtolze Zuverſicht, daß ihre Hoffnung keiner menſchlichen Hülfe bedürfe, ſie im günſtigen Augenblick ſchweigen ließ. „Er lebt, und ich ſehe ihn wieder,“ ſind ihre Worte, mit denen ſie lächelnd den Arzt entläßt.“

Der Muth der Seefahrer hatte ſich belohnt. Sie hatten die Fregatte erreicht, beſtiegen, beſehen, und jetzt ſaß die Geſellſchaft wieder, anſcheinend ſehr vergnügt, im Kahne. Die Ruſſiſchen Offiziere am Bord des Schiffes wehten ihnen Abſchiedsgrüße nach, welche, beſonders von den Damen, auf die verbindlichſte Weiſe erwiedert wurden. Die blonden Töchter des Gutsbeſitzers konnten nicht genug die Artigkeit der Officiere rühmen, mit der ſie von ihnen umhergeführt worden. Alles hatte man geſehen, befühlt, gekoſtet und berochen. Die Juchten, den Schiffszwieback, die Pulverkammer, die Conditorwaaren und die ſüßen Weine. „Es fehlte nur noch ein Fortepiano!“ ſagte Thekla, „ſo könnte es gar keine charmantere Wohnung geben. So nett Alles, die Tapeten und die Fenſter und die Stühle, und die Menſchen! Ordentlich himmliſch!“

„Sahen Sie auch unten im Raume,“ ſagte der Arzt, der jetzt die Hand in ihrer, neben Lucien ſaß, „wie die Seeleute auf Commando aßen? Es kann gar nichts prempteres geben. Fünfe ſtehend um einen Keſſel, der am Balken hängt; jeder greift mit ſeinem hölzernen Löffel nach dem Tact hinein, und führt ihn nach dem Tact an den Mund. Und oben auf der Scheibe liegt ein gebacken Maisbrod, wovon jeder nach der Reihe abbeißt. Und in jeder Ecke ein Corporal, der Ordnung hält.“

„Und dicht daneben hinter dem Vorhang ſtöhnte ein aufgedunſener Fieberkranker,“ ſagte der Maler. „Ein Bild für einen Morillopinſel.“

„Mir ſchien ſeine Krankheit hiſtoriſcher zu erklären,“ entgegnete der Archäolog. „Wie er ſich aufrichtete, wurden einige Blutſtriemen auf dem Rücken ſichtbar.“

„Die Ordnung iſt exact,“ fiel der Waſſerbaumeiſter ein. — „Auf dem Waſſer muß ſie natürlich anders ſeyn, als auf dem Lande. Der geringſte Unterlaß kann das Gemeinweſen verderben.“

„Darum,“ ſagte der Archäolog, wird Tag für Tag eine gewiſſe Anzahl Hiebe ausgetheilt. Sind keine groben Verbrechen, ſo kommen die leichten, ſind die nicht vorgefallen, die noch leichteren dran. Paſſirte endlich nichts der Art, ſo wird doch gewiß Einer eine Miene verzogen, oder eine Wort geäußert haben, was dem Befehlshaber mißfiel. Auf dieſe Manier erhebt man ſich von unten auf allmählig zur reinſten Tugend.“

„Sie wollen ſich wieder über uns luſtig machen,“ ſagte die Geheimeräthin.

„Die Officiere waren alle artig und liebenswürdig,“ rief Thekla.

„Mich wundert,“ entgegnete der Maler, „daß ſie unſern Damen, denen ſie doch Alles zeigten, kein Schauſpiel der Art gaben. Ich ſah unten zum Exempel einen, der ſich eben mit Branntwein den Rücken wuſch. Sie hätten wohl, da ſie uns kommen ſahen, aus Gefälligkeit warten können, daß wir ihn noch angebunden am Maſtbaum geſehen. Es war ein Pole.“

„Noch Einer!“ rief der Arzt, und Lucie ſah ihn ängſtlich an.

„Es war nur ein gemeiner Soldat,“ fuhr der Maler fort, „der nach Art ſeiner Nation nicht begreifen konnte, ein wie ſchönes Ding die Ordnung iſt. Er war unter den Gefangenen bei Oſtrolenka, die man auf die Marine vertheilte, und der Menſch ſchien noch nicht zu fühlen, daß es eine Ehre iſt, ſtatt in Sibirien zu graben, auf einem Schiffe zu rudern und zu arbeiten; er ſprach gebrochen Deutſch und meinte: „in Deutſchland iſt beſſer ſeyn.“ Ich zweifle aber, daß er es auch hier aushielte. Liebte er gleich nicht die Schläge, ſo deutete doch ſein rohes Weſen darauf, daß er ohne Züchtigung nirgends Zucht halten wird.“

Der Waſſerarchitect ſprach von den Engländern, und wie bei dieſer Nation, wo die größte perſönliche Freiheit herrſche, die Zucht auf den Schiffen an Barbarei grenze. Ob das Matroſenpreſſen in den Häfen eine geringere Grauſamkeit ſey, als wenn man Kriegsgefangene condemnire, auf den Schiffen Dienſte zu nehmen? — Die Geheimeräthin bat von den ſchrecklichen Geſprächen abzulaſſen. „Beſſer, Sie lügen unſerer Phantaſie wie vorhin etwas vor, als daß Sie uns die Luſt durch ſchreckliche Bilder aus der Wirklichkeit ſtören. Aber wo waren Sie, lieber Doctor? Ich ſah Sie kaum einmal während der vollen Stunde, daß wir auf dem Schiffe waren, und dann drängten Sie mit einem Male zur Abfahrt, daß wir kaum Abſchied nehmen konnten. Auch Du, Lucie, warſt ſo befangen, ſo ängſtlich.“

„Mir gefiel es nicht in der Geſellſchaft,“ entgegnete die Nichte. „Der Doctor ſah in der Cajüte dem Pharoſpiel zu, das der Baron mit den Officieren ſchnell entrirt hatte.“

„Ach Gott, wo iſt denn ſein Pudel?“ rief jetzt Thekla. „Der blieb gewiß auf dem Schiffe zurück. Wir müſſen den armen Baron wecken.“

„Um Gotteswillen nicht,“ rief der Arzt. „Der Baron hat ſich beim Spielen echauffirt, der ruhige Schlaf thut ihm wohl. Laſſen Sie ihn ja zugedeckt, wie er iſt bis über den Kopf; er transpirirt. Pudel ſind treue Thiere. Wenn der auf dem Schiffe merken wird, daß ſein Herr fort iſt, ſpringt er ihm nach, und wir haben das romantiſche Schauſpiel, einen Pudel freiwillig durch's Meer ſchwimmen zu ſehn.“

„Wir ſind ſchon zu weit vom Schiffe ab.“

„Deſto beſſer.“

„Aber wie iſt mir denn,“ ſagte die Commerzienräthin,“ ſah ich nicht noch den Baron in der Cajüte ſpielen, als wir die Leiter hinabſtiegen?“

„Spieler ſind oft doppelt,“ lachte der Arzt. Aber Schiffer, warum blickt Ihr ſo ängſtlich nach Abend?“

„Es

„Es iſt mir nur um die Damen,“ ſagte der erfahrene Lootſe. „Die Herren halten ſchon ein bischen Schaukeln und Leuchten aus, aber es zieht da verflucht über den Wald herauf, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob wir ſicher bis zum Hafen kommen. Wir hielten uns zu lange auf.“

„Sollen wieder Hayfiſche und Seeräuber erſcheinen?“ fragte halb ſpöttiſch die Geheimeräthin und ſah doch auch mit einiger Befangenheit nach den dunkeln Wolken, welche über dem hohen Waldrande der Küſte auftauchten.

Man ſprach für und gegen, ob das Wetter vor Nacht aufziehen werde, ob es rathſam, gerade auf die Küſte loszuſteuern und zu Lande den weitern Rückweg anzutreten? Der Arzt ſchilderte die romantiſchen Fährlichkeiten, wenn man, vielleicht zu Fuß, am Strande entlang nach der Stadt zurückwandern, oder gar in irgend einer Hütte ein ländliches Obdach für die Nacht ſuchen müſſe. Aber er verwebte in die Beſchreibung der Mühſeligkeiten ſo viel Reizendes, daß, obgleich die Wolken gar nicht vom Walde fort wollten, und die helle Abendſonne das Meer anmuthig übergoldete, doch die Stimmung ſich für das Landen ausſprach. Als nun endlich der Archäologe erwähnte, daß man beim Landwärtsſteuern die Stelle berühre, wo das verſunkene Vineta liegt, über ſtimmte die Luſt der Damen alle Bedenklichkeiten.

„Man kann es noch ſehen, nicht wahr?“ rief Thekla.

„Bei hellem Wetter wenigſtens noch die Hauptſtraßen,“ entgegnete der Maler, „und wenn es recht ſtill iſt, hört man auch die Glocken.“

„Jetzt keinen Spott, es wird Abend, und dazu gehört eine feierliche Stimmung,“ rief die Geheimeräthin. „Im Ernſt, meine Herren, iſt es nur ein Mährchen, oder iſt etwas daran? Auf meiner alten Homannſchen Landkarte ſteht die verſunkene Stadt noch mit deutlichen Punkten verzeichnet.“

Der Waſſerbaumeiſter nahm das Wort: „Was von Vineta wahr iſt, meine gnädige Frau, haben Sie bereits in Swinemünde geſehen. Indem Sie auf den Molen ſtanden, ſtanden Sie auf Vineta. Alle die groſſen Granitblöcke, aus welchen ſie zuſammengethürmt wurden, ſind mit Maſchinen aus dem Meeresgrunde an der Stelle aufgewunden, wo die fabelhafte Stadt geſtanden haben ſoll. Aber wie Ihnen meine Freunde, die Baumeiſter Günther und Skabell eidlich verſichern können, hat ſich in all den Blöcken auch nicht die Spur von Mörtel, Balkenlagen, ja nicht einmal von einem Meiſſel gefunden. Um den Aberwitz zu beſchämen, haben ſie ſich die Mühe genommen, jeden Stein, der etwas Apartes an ſich trug, zu verzeichnen, und die Charactere, welche Witterung, Waſſer, oder was es geweſen, an ihnen zurückgelaſſen, getreu abzubilden. Nun aber iſt ſelbſt von dem, was der Aberglaube Vineta nannte, nichts übrig, als ein Paar Steine, die zu ſchwer waren, oder die man nicht der Mühe werth hielt heraufzuwinden, und ſelbſt die wirbelnde Brandung, welche bei niedrigem Waſſerſtande die Vermuthung beſtätigte, daß ein unheimlicher Gegenſtand unten liege, findet jetzt nicht mehr ſtatt. Wem daher die Zeugniſſe der Hiſtoriker nicht genügen, daß die alten Wenden nur hölzerne Städte hatten, die nicht zehn Jahre im Waſſer ausdauern, den kann unſere Technik und die Experienz unſerer Tage überführen, daß das ganze reiche Vineta nichts als Lüge und Schaum war. Schaun Sie ſelbſt, wie ruhig es iſt, da, hier liegt die verſunkene Stadt, die ſelbſt von den Poeten abandonnirt iſt.“

Die Damen beugten ſich über das Waſſer; zu ſehen war nichts, als die glitzernde Sonne auf dem ruhigen Waſſerſpiegel, Millionen von Mücken ſpielten im Sonnenſchein, und die radförmigen Waſſerpolypen blähten ſich in unzähliger Menge an der Oberfläche. „Sie müſſen wohl Recht haben,“ ſagte die Geheimeräthin traurig, „da ſelbſt unſer Archäologe ſchweigt.

Wie konnte aber nur eine ſolche Sage ohne allen geſchichtlichen Grund entſtehen?“

„Nichts natürlicher, meine gnädige Frau, als daß die Menſchen in den Zeiten des Aberglaubens aus einer Naturerſcheinung eine hiſtoriſche Thatſache machten. Sehn Sie im ganzen baltiſchen Meere die ſchroffen Hochufer an, wie ſie insgeſammt gegen Oſten zu Front machen, oben grün bekleidet und dann plötzlich abgeriſſen und abgeſpült, nackte Sand-, Lehm-, Thon-Wände, aus denen höchſtens ein Kreidefels vorſpringt und das Auge lehrt, daß die Stürme, die anpeitſchenden Wellen, der ſchmelzende Schnee jedes Frühjahr dieſe Geſtalt verändern und etwas fortnehmen in's Meer. Wächſt gleich der Strand im Ganzen zu, ſo ſinkt dafür etwas von der Höhe; dort blicken die Wurzeln einer Tanne vor, hier hängt ſchon eine Birke über; nächſtes Jahr geht die Zerſtörung weiter und wird immer weiter gehen, bis die Cultur rings um durch Strandbefeſtigungen, die ſich ſelbſt fortpflanzen, hilft. Unſere Vorfahren ſahen daſſelbe Schauſpiel, und in ihrem träumeriſchen Sinne lebten die Vorſtellungen von alter Herrlichkeit, die untergegangen; was war natürlicher, als daß ſie Schlöſſer, Städte, Reiche dahin verſetzten, wo die Brandung über etwas tobte, was nicht mehr war, als losgeſchwemmter Uferboden.“

„Ich mag gegen dieſe natürliche Erklärung nichts einwenden,“ ſagte der Arzt. Jede Erſcheinung in der Natur läßt aber eine vielſeitige Deutung zu. Welche Poeſie ſchwebt über dem baltiſchen Meere mit ſeinen ſchönen lichtgrünen Ufern; wie tragen ſeine Sagen den echt germaniſch-nordiſchen Typus! Ueberall vergangene Herrlichkeit; in's Meer iſt ſie verſunken; dort exiſtirt ſie, kalt, freudlos, und es iſt kein Fortleben. Doch taucht ſie auf bisweilen vor den Menſchen, wie Geiſter erſcheinen, die noch die Seligkeit nicht fanden, und ein leiſer Anklang von Erlöſung, ſo weit ihn das germaniſche Heidenthum faſſen konnte, ſtrahlt hindurch, kein wärmendes Sonnenlicht, aber doch ein zückendes Nordlicht. Das ganze Meer wimmelt in den nordiſchen Balladen von Waſſergeiſtern und Nixen, die den Ritter zu ſich verlocken, und er lebt, ohne zu altern, in ihren freudenloſen Kryſtallpaläſten, und ſehnt ſich doch, trotz Liebe, Reichthum und Genuß, nach der Oberwelt, wo die Sonne ſcheint und man lebt und ſtirbt. Da ſank hin das hochheilige Arcona in die Meeresſtrudel, aber noch zuweilen ſieht es der einſame Fiſcher in der Frühe des Oſtertages als Fata Morgana auf den Wellen ſchwimmen. So hat die ſich fortbildende Sage die letzte Veſte des Heidenthums mit dem Symbol der chriſtlichen Auferſtehung in Verbindung geſetzt. Dort an

Stubbenkammer's Felſen ſitzt am Sonntag Morgen die Prinzeſſin auf dem Steine, ſtrählt ihr Haar und ſchaut aus nach dem Retter, der das rechte Wort ſpricht, das ſie, Vater, Bruder, Schloß und Reich erlöſen ſoll. Und nun Vineta, eine reiche Handelsſtadt, an deren Gedächtniß ſich Macht, Blüte, Kunſt des Wendenreiches knüpft, untergeſunken, ſpurlos verſchwunden, wie Macht, Reich, ſelbſt der Name dieſer Slaven, welche einſt an den Oſtſeeküſten herrſchten. Nur Glocken läuten noch zuweilen herauf, für den, der ſie hören kann und ihre dunkle Mahnung verſteht! Wahrlich wenn unſere Dichter dies bedeutungsvolle Vineta aufgeben, die Slavenvölker ſollten daran feſthalten, und die Dichter der Polen von ihm ſingen. Denn iſt es nicht ihre Stadt, ihr Reich, ihr Königthum, ihr Alles, was die Wellen verſchlungen haben!“

Ein tiefer Seufzer wurde hier gehört. Kam er aus dem Meere? — Man ſah ſich betroffen an. In dem Augenblicke donnerte es über dem Waſſer, doch nicht vom Ufer her, über dem die Wolken lagerten. Ein Pulverdampf ſtieg von der Fregatte auf. Der Lootſe hatte ſich am Steuer aufgerichtet und entdeckte das Boot der Fregatte in See, das in gerader Richtung auf ſie losſteuerte. Er rief in Engliſch einige Worte nach der Spitze des Kahnes, wo der Schläfer lag. Lucie zitterte und drückte die Hand des Arztes. Dieſer beſchwor den Schiffer, zu eilen. „Sie bringen gewiß den Pudel,“ ſprach Thekla; aber die Bangigkeit, die auf allen Geſichtern zu leſen war, widerſpach dieſer Vermuthung.

„Der Wind iſt uns entgegen, und ſie haben ſechs Ruder,“ ſagte der aufmerkſam hinblickende Lootſe. „Mein Gott, werden wir denn verfolgt!“ rief die Geheimeräthin, welche aufmerkſam dem Mienenſpiel des Arztes gefolgt war, als jetzt ein zweiter Schuß folgte, und man deutlich die Ruderſchläge hörte. In dem Augenblicke war man ungefähr auf fünfzig Schritte einem vor Anker liegenden Kauffahrer nahe gekommen. „Es iſt ein Däniſch Schiff — ladet Brennholz — der Kapitain iſt ein Ehrenmann,“ rief jetzt der Lootſe auf Engliſch zur andern Kahnſpitze, und pfiff dann durch die hohle Hand dem Dänen zu.

In dem Augenblick wurde der Mantel fortgeworfen, unter dem der Baron Kleophant ſchlief, aber der daraus zum Vorſchein kam, trug keinen ſchwarzen Sammtrock, ſondern eine Art Militairjacke, auch war es nicht der Baron Kleophant, ſondern ein völlig unbekanntes Geſicht von gelbbräunlicher Farbe, pechſchwarzem Haar und brennenden Augen. Mit dieſen warf er einen ſcharfen Blick über die Kahnlänge nach der Ruſſiſchen Schaluppe, hierauf nach dem Dänen, drückte dann den Finger an den Mund, berührte mit der Hand die Bruſt wie zum Abſchied, und ehe man ſich's verſah, hatte er ſich ohne Geräuſch über Bord geſtürzt.

Ein Aufſchrei der Damen. — „Um Gotteswillen ruhig,“ rief der Arzt, „er kann ſchwimmen. Rückwärts die Blicke nach der Fregatte!“ — „Beſſer noch, wenn die Herrſchaften etwas ſingen,“ ſagte der Lootſe. Der Maler winkte dem Arzt, und man ſtimmte ein Trinklied an, in das die Herren einſtimmten; auch Lucie gab ſich Mühe, es zu begleiten. Eine Weile ſegelte der Kahn in der vorigen Richtung fort, ſo nämlich, daß er in der geraden Linie blieb zwiſchen der Ruſſiſchen Schaluppe und der Däniſchen Brigg, dann wandte er ſich unvermerkt nach links. Plötzlich warf der Lootſe einen ſchlauen freudigen Blick dem Arzte zu und ſetzte ſich ruhig, wie vorhin, an's Steuer, die ausgegangene Pfeife wieder anzündend. Der Arzt hatte ihn verſtanden. Man ſah durch die einbrechende Dämmerung die Schaluppe nicht auf den Dänen ſteuern, ſondern ihnen folgen. „Nun, ſo ſchnell es geht, an's Land, rief der Arzt. Die Damen werden es mir ſchon verzeihen müſſen, wenn ſie diesmal in der That in irgend einer Fiſcherhütte auf Heu übernachten müſſen.“ — „Und wär' es auch im Walde!“ rief Lucie aufgeregt.

Ein ferner Donner rollte und das Meer ging ſchon unruhig, als das Fahrzeug auf den Uferſand ſtieß, doch war es noch entfernt vom trocknen Boden. Die Männer mußten ins Waſſer ſpringen und die Damen tragen. Auf der Schaluppe hörte man den Pudel bellen, der Mond tauchte roth gefärbt aus der Meeresſcheibe. „Schnell die Höhen hinauf", rief der Lootſe; „halten Sie ſich links, dann den Fußſteig an der abgeſtorbenen Eiche; ich folge auf dem nächſten Wege. In zehn Minuten bin ich bei Ihnen. Indeß ziehn wir den Kahn ans Ufer und drehen denen eine Naſe."

„Zu Hülfe!" rief die Commerzienräthin, „ich verſinke."

„Geht es uns beſſer?" ſagte Thekla, „ich fuhr eben bis ans Knie in Sand."

„Und ich rutſche bei jedem Schritte zwei zurück. Ach, der Berg iſt ohne Ende!" ſtöhnte die Geheimeräthin.

„Still, meine Damen, ich bitte Sie! wir ſind gleich oben", ſprach der Arzt, welcher, überall hülfefertig, jetzt der im Sand eine ganze Strecke hinab gerutſchten Lucie wieder aufhalf. „Halten Sie ſich an die Sträucher. Indem wir den bequemen Weg verfehlten, haben wir wenigſtens den Vortheil des näheren. Nur Muth, Muth!“

„Hat ſich auch“, fluchte der Gutsbeſitzer. „Das orgelt dazu, und ich fühlte ſchon einen Tropfen.“

„Ich muß ausruhn“, rief die erſchöpfte Commerzienräthin, ſich auf einen Raſenfleck hinwerfend. „Das greift die Nerven an. Und die Schuhe ganz voller Sand!“

Thekla rief: „Ach die armen Herren, die noch unſere Mäntel, Pelze und Körbe tragen.“

„Es wäre eine großartige Idee, wenn wir hier im Sande verſchmachten müßten“, ſagte die Geheimeräthin.

„Eine verfluchte Idee“, ſchimpfte der Gutsbeſitzer. „Eine Waſſerpartie, die in Sand auslauft. Und die Finſterniß dazu; und wer weiß, ob wir was Warmes zu eſſen kriegen.“

„Wir werden bei einem ländlichen Mahle zufrieden ſeyn“, ſagte die Geheimeräthin; „Eier, Milch, Kartoffeln in der Schaale. Lucie hat noch etwas Thee im Pompadour.“

„Erſt da ſeyn!“ brummte Thekla's Vater. „Und ich ſehe gar nicht ab, wozu das Alles —“

Ein heftiger Donnerſchlag unterbrach ihn, die Erde ſchien unter ihnen zu zittern, und das Meer rauſchte wilder. Im nächſten Augenblicke war Alles wieder auf den Beinen, und man hatte glücklich die Anhöhe gewonnen, als ein plötzlicher Regenguß ſie überfiel. Man flüchtete inſtinctartig unter die Bäume, die doch keinen Schutz gaben, denn es waren Kiefern. — „Dort ſtehen höhere!“ Man rannte, ſtolperte von einem Fleck zum andern. „Kinder, daß wir uns nur nicht verlieren. Es wäre ſchrecklich, wenn Einer in dieſer wüſten Inſel verirrte.“

Der Archäologe glaubte, ein Licht geſehen zu haben, links, fern ins Land hinein. „Erſt müſſen wir doch aber wiſſen, wo wir ſind!“ ſagte Einer.

„In einer ſehr unangenehmen Lage“, war die Antwort.

„Die Anweiſung des Lootſen war an ſich unbeſtimmt“, ſagte der Arzt; „die muthigen jungen Damen ſchlugen aber den ſteilen Weg ein, der uns gleich Anfangs von unſerer Richtung abbrachte. An die Merkmale, die er uns gab, iſt nun gar nicht zu denken. Hier können wir auf keinen Fall bleiben; der Regen ließ nach —“

„Alſo folgen wir dem einzigen Lichte“, fiel die Geheimeräthin ein. „Vielleicht ſtoßen wir auf eine Köhlerfamilie.“

„Oder auf eine urwilde Frau in bemooster Hütte“, reſpondirte der Archäolog, „eine halbe Wendin und Heidin, die Kräuter braut.“

„Wenn wir auch auf Räuber ſtoßen, ſo ſind es wenigſtens keine Seeräuber“, meinte der Waſſerbaumeiſter; und der Maler, der Thekla führte, ſetzte hinzu: „Und auf jeden Fall ſind wir vor Hayfiſchen ſicher.“

Sie mochten ſchon eine Stunde Berg auf Berg ab dem vermeintlichen Lichte nachgeſtiegen ſeyn. Es war einmal wieder erſchienen, aber der Eine hatte es rechts, der Andere links geſehen, und die Meiſten läugneten es ganz ab. Der Eine hatte ein Hundegebell gehört, der Andere meinte, es ſey das Heulen eines Wolfes. Von der bemoosten Burgruine, auf der drei Adler geſeſſen und mit den Flügeln geweht, wollte Niemand wiſſen, ob es doch der Maler genau beſchrieb. Aber der Gutsbeſitzer erhob jetzt eine Stimme, die mehr, als das Gebell eines Rudels Räuberhunde, erſchreckte.

„Ueberhaupt wozu ſind wir denn hier und was ſoll denn das ſeyn! — — noch! das ſoll eine Vergnügungspartie heißen! Um ſolche Stänkerei bin ich mit meinen Töchtern nicht mitgegangen. Schaffen Sie uns nach Hauſe, meine Herren, oder das Donnerwetter ſoll drein ſchlagen!“

Alles ſchwieg; der Maler aber fand, daß der Herr Amtmann ganz Recht hätte, daß ein ſolches Verirren ganz unverantwortlich, und es wahrhaftig beſſer ſey, wenn ſie zu Hauſe wären.

„Wohin laufen wir denn wie die Narren, und es gewittert um unſere Köpfe“, fuhr Jener fort; „ich will an den Strand zurück, wo die Bootsleute ſind. Zudem iſt der Strand die ordinäre Poſtſtraße nach Wolgaſt, und man trifft eher Menſchen, als in dieſem verwünſchten Walde.“

Dem widerſprach Niemand, aber es wußte auch Niemand, wo der Strand lag. Man rief mit vereinten Kräften nach dem Lootſen, und in den Pauſen der Donnerſchläge glaubte man ſeine Antwort zu hören. Einige von rechts, Andere von links; alſo wählte man die richtige Mitte. Man mochte noch eine Stunde die Kreuz und Quer geklettert und gelaufen ſeyn, durch Lichter getäuſcht, vom Schein der Blitze, die ihnen Häuſer, Dörfer zeigten, um ſie wieder verſchwinden zu laſſen, geblendet, bis der Regen ſo heftig wurde, daß man ſich glücklich ſchätzte, unter einem Laubwald hochwipfliger Buchen erträglichen Schutz zu finden. Die Damen erklärten abſolut, nicht weiter zu können, und es war Niemand von den Herren, der widerſprach.

Man ſuchte die geſichertſte Stelle. Glücklicher Weiſe war der Boden noch unbenetzt. Man bereitete den Damen ein Lager auf Moos und trocknen Blättern und hängte die Mäntel über die Aeſte, daß ſie eine Art Zelt bildeten. Der Inſtinct hatte ſie geheiſſen, ſich dicht an einander zu kauern, und die Pelze und Tücher reichten grade aus, ſie zu bedecken. Auch die Herren fanden zu Füßen der Damen noch Platz, um trocken zu ſitzen.

„Wenn es nur nicht einſchlägt!“ meinte eine Dame; „im Gewitter ſoll man nicht unter Bäumen Schutz ſuchen.“ Aber der Maler hatte ganz andere Beſorgniſſe. „Dieſe Inſel Uſedom iſt an ſich ſchon ein rauhes, wildes Waldland, in deſſen Kern noch die Wenigſten eingedrungen ſind. Aber das Furchtbarſte iſt, daß das Meer bisweilen in's Land einbricht, wie erſt vergangenen Winter. Das rauſcht mir jetzt grade ſo, als würden wir von Swinemünde abgeſchnitten.“

„Es wäre ſchrecklich!“ ſagte die Commerzienräthin.

„Alles das hätten wir nicht nöthig,“ fuhr der Maler fort, „wenn wir in einem ſoliden Landbade, wie es der Herr Amtmann der leidenden Menſchheit zu präpariren verſpricht, erlaubtes Vergnügen und anſtändige Geſundheit geſucht hätten.“

„Ich weiß nicht, Thekla, was Du darüber lachſt,“ rief der aufgebrachte Gutsbeſitzer; „der Herr ſpricht ganz vernünftig.“

„Und wenn es auch eine kleine romantiſche Verirrung in Ihrem verehrten Walde gäbe, ſo bin ich doch überzeugt, daß der Herr Amtmann durch Wegweiſer dafür ſorgen wird, daß man ſich wieder zur Natur, oder vielmehr zum Wirthshauſe zurück findet. Wo ſind aber hier Wegweiſer?“

„Und wo Wirthshäuſer!“ ſagte der Baumeiſter.

„Aber im Ernſte, was ſoll daraus werden?“ rief die Geheimeräthin.

„Ich habe mir Steinbutten zu Hauſe beſtellt,“ klagte die Commerzienräthin.

„Wohl dem, der Steinbutten eſſen kann und in ſeinem Bette ſchlafen! Aber wir werden wohl nun ſingen: „„Der Wald iſt unſer Nachtquartier!““ ſprach der Archäolog.

„Es iſt doch ſchrecklich, was man Alles in uncultivirten Gegenden auszuſtehen hat,“ ſeufzte die Commerzienräthin; „hätte ich das in unſerm gebildeten Staate für möglich gehalten!“

„Und wohin eine unvernünftige Waſſerparthie führen kann,“ fiel der Gutsbeſitzer ein.

„Das Einzige,“ hub der Maler an, „was mich in dieſem Urwalde tröſten kann, wo kein Hifthorn eine fühlende Seele erruft, und man keine Nachtwächter tuten hört, ſind nicht die Waldbeeren, die wir doch erſt ſuchen müßten, ſondern die gebratenen Hühner und die zwei Flaſchen Wein, die ich noch in den Kobern fühle.“

Dieſe faſt vergeſſene Verſtellung gab den Gedanken eine neue Wendung. Auch die Dame, welche Bedenken fand, bei'm Gewitter zu eſſen, zeigte es wenigſtens nicht durch die That, und die Geheimeräthin fand eine Mahlzeit unter grünem Dach bei'm Leuchten der Blitze, bei'm Rauſchen des Meeres denn doch romantiſch.

„Wir denken an Robin Hood,“ ſagte der Arzt, „und ſeine luſtigen Wildſchützen, die nie unter Dach und Fach kamen.“

„Oder an einen amerikaniſchen Urwald, einen Mohicaner,“ ſprach der Archäolog.

„Nur nichts von ſkalpirten Menſchen und Tomahawk-Beilen,“ proteſtirte die Commerzienräthin; „das iſt gar zu gräßlich!“

„So bleiben wir bei den Wilddieben. Ein Bolzen ſauſt durch die Luft, eine Kugel pfeift, ein getroffener Hirſch ſtürzt vor uns nieder —“

„Sollte es wirklich hier Wilddiebe geben, wie ſie jetzt an den Bilderläden hängen?“

„Rauben Sie uns nicht dieſen letzten Troſt aus der Romantik,“ ſagte der Arzt.

„Die ſich wirklich mit dem Schießen abgeben und auch Menſchen treffen?“ fragte Thekla's Schweſter.

„Wenn ſie ihnen in den Weg kommen, gewiß. Die Zeitungen erzählen uns nur zu fürchterliche Geſchichten.

ſchichten, wie man gräßlich verſtümmelte Leichname armer Forſtbeamten gefunden hat.“

„Und oft kommen ganz Unſchuldige dabei um; die Diebe fürchten jeden Zeugen, der ſie verrathen kann.“

„O nicht doch,“ ſagte der Arzt. „Warum die Damen mit wirklichen Schreckniſſen ängſtigen! die gehören nicht in unſere romantiſche Nacht. Lieber laſſen Sie uns wünſchen, daß Oberon und ſeine Elfen unſern Schlaf umgaukeln. Geben Sie Acht, ſobald der Sturm vorüber — er läßt ſchon nach — und der Schlummer ſich auf unſere müden Augenlieder ſenkt, [illegible] uns in luſtigen Reihen, und Jeder von uns erzählt morgen ſeine Träume.“

Ein ſchrilles Pfeifen wurde hier vernehmbar. Aus der Ferne antwortete es. Männliche Tritte paſſierten durch das Geſtrüpp, und ein Hund ſchlug an.

„Heinrich!“ rief es durch die hohle Hand.

„Hier!“ war die Antwort.

„Fix mit dem [illegible], daß ſie [illegible]. Morgen muß nichts von Blut zu ſehen ſeyn, wenn ſie aus der Stadt kommen.“

„Und die drei, die in der [illegible] zappeln?“

„Eh's hell wird, holt Ihr ſie.“

„Wie viel werden wir morgen ſeyn, Herr?“

„Ein Stücker zwanzig bis dreißig.“

„Das wird paſſen unter den Bäumen."

Ein Windſtoß nahm das Andere fort. Die Hunde bellten noch lange, als die Tritte ſchon verſchallt waren. Athemloſes Schweigen, nur von dem Zahnklappern der Commerzienräthin unterbrochen, herrſchte in der Geſellſchaft. „Wir ſterben vor Schreck, wenn uns Einer von Ihnen verläßt," beſchwor jetzt mit gepreßter Stimme die Geheimeräthin den Arzt, der mit dem Maler leiſe geflüſtert, ob ſie nicht den Männern nachſchleichen ſollten. Luciens ängſtlicher Händedruck: „Sie gehen nicht!" beſtimmte den noch Unentſchloſſenen. „Aus unſerm Scherzen," ſagte die Geheimeräthin, „iſt ein fürchterlicher Ernſt geworden. Die gemeinſchaftliche Gefahr muß uns verbunden finden. Erwarten wir, gefaßt auf Alles, aber ruhig und ſtill hier den Morgen, und was er uns bringt."

Fünf Minuten nach dieſem Auftritt ſchwur noch Jeder, er würde kein Auge zuthun können; aber nach einer Stunde hörte man nicht mehr den Donner, ſondern ein allgemeines Schnarchen, und das ununterbrochene Wetterleuchten, welches den Wald durchflammte und, fernhin in der Tiefe die Binnenſeen der Inſel beleuchtend, von ihrem Waſſerſpiegel noch heller auftauchte, beſchien eine Schläfergruppe, ſo von Ermüdung gefeſſelt, daß ſelbſt eine Räuberbande Mühe gehabt hätte, ſie aufzurütteln.

Aber nach jener Stunde ſtanden doch zwei Geſtalten, die zu den Schläfern gehören ſollten, Arm in Arm auf einer Anhöhe, die einen freien Blick auf das Meer gewährte. Das Gewitter war vorüber, ein leiſer Nachtwind rauſchte nur noch in den träufenden Wipfeln. Die Beiden ſchienen ein Feſt der Verſöhnung gefeiert zu haben. Die ſtille Natur feierte mit. Außer dem Monde, deſſen Silberſtrahl eine Brücke über die Waſſerfläche warf, ſchaukelte ſich auf dem Spiegel nur noch ein Licht, es kam von der großen Schiffslaterne auf der Fregatte. Auch dort ſchien Alles Ruhe und Vergeſſenheit.

Da tönte ein Poſthorn durch die Nacht. Eine Chaiſe mit vier Pferden wurde unten auf dem mondhellen Strande ſichtbar. Sie hielt. Ein Mann half einer ſchwarz gekleideten Dame hinein. Beide neigten noch einmal ſich nach den oben Stehenden, wehten mit den Tüchern, und die Chaiſe flog, ein Rad auf dem feſtgewellten Uferſande, das andere im Meere, fort in der Richtung nach Wolgaſt. Als das Horn des Poſtillions hinter den Waldufern verhallte, drückte Lucie den Kopf an die Bruſt des Arztes: „Haſt Du mir auch wirklich vergeben?“

Aber ſie waren nicht ſo unbelauſcht, als ſie vermutheten. „Die Scene liefert ein zu romantiſches Genrebild,“ ſagte der Maler, „als daß Sie es mir verübeln, wenn ich eine Skizze davon entwarf: ein hoch umwipfeltes Ufer, zu Füßen das Meer, im Mondlicht der weiße Strand, unten zwei liebende Gatten darauf, die ſich nach grauſamer Trennung wiederfanden, und von denen noch dazu Einer ein halber Galeerenſklave war, und nun zwei Liebende oben am Ufer, welche die Rettung ins Werk ſetzten, und ſich dabei ſelbſt verſöhnen.“

„Sie vergaßen noch Vieles,“ entgegnete der Arzt, „und doch meine ich, es iſt zu viel für ein Bild.“

„Nur Skizze!“ rief der Maler. „Für die Ausführung wäre es ſo gehäuft und wunderbar, daß man es nicht glaubte. Aber um das Waldabentheuer zu vollenden, was meinten Sie zu einer Vermummung? Gäb' es wohl eine prächtigere, wahrſcheinlichere Gelegenheit, unſern Schläfern als Waldteufel, oder wilde Menſchen zu erſcheinen? Ein Mann mit Keule und Laub im Haar, ein armer Tom, der friert, ein Waldweib, oder Caliban, ein Puck und Ariel, die gehören doch von ſelbſt zum Spiel, wenn wir auch Zettels Eſelsohren aus Discretion weglaſſen.“

„Mich dünkt, die wirkliche Ueberraſchung morgen,“ ſagte der Arzt, „wird Alles überbieten, was wir erfinden können.“

„Und das Tollſte iſt,“ entgegnete der Maler, daß wir ſelbſt übertölpelt wurden, und wie der Dürſtende an der Quelle eine Nacht im naſſen Walde liegen mußten, während die Federbetten aufgeſchlagen da ſtanden.“

„Gehört es nicht zu jedem Spiele, mein Freund, daß dem feinen Hauptſpieler am Ende vom Zufall am ärgſten mitgeſpielt wird?“

Als die Geſellſchaft erwachte, ſpielte der rothe Morgenſchein durch die grünen Buchenwipfel, und die Singvögel muſicirten in den Zweigen. „Aber um Gottes Willen, meine Herrſchaften,“ ſprach ein freundlicher Mann in grünem Ueberrock, auf ſeine Büchſe gelehnt, „wie konnten Sie das Wirthshaus vertreffen? Es ſind nicht zweihundert Schritt. Wären die Fenſterladen nicht zugeweſen, ſo hätten Sie mir ja in die hellen Scheiben ſehn können.“

Das freundliche, weiße Jagd- und Wirthshaus, mit dem Hirſchgeweih über der Thür, glänzte die Verſchlafenen an: „Das iſt ja Heringsdorf!“ rief die Geheimeräthin.

„Der Kaffee iſt fertig, wenn Sie befehlen,“ ſagte derſelbe Mann. „Sie wollen doch im Freien trinken? Es iſt ein ſchöner Morgen —“

„Nach einer fürchterlichen Nacht,“ ſtöhnte die Commerzienräthin.

„Wenn Sie nur einmal laut gerufen hätten, meine Herrſchaften; wir ſind die halbe Nacht wach geblieben.“

„Der Donner,“ ſagte die Geheimeräthin, „und dann —“

„Das Pfeifen,“ ſetzte Thekla zu.

„Heinrich! daß Dich — unter die Bäume, ſag ich, den Kaffee. Meine Leute, Sie entſchuldigen ſchon, ſind etwas confus. Wir erwarten zwanzig bis dreißig Gäſte zu Mittag.“

„Gäſte!“ riefen drei bis vier aus der Geſellſchaft erſtaunt.

„Und recht muntere Gäſte; die Champagnerpropfen werden in die Bäume paſſen. Aber das Schlimmſte iſt, wir haben kein Fleiſch im Hauſe, und mußten daher geſtern noch vor der dunkeln Nacht ſchießen.“

Man war ſehr einſylbig beim Kaffee; es fand ſich Niemand berufen, vom geſtrigen Abentheuer anzufangen. Erſt, als ſich noch eine Figur mit einer Nachtmütze auf dem Kopf und im Schlafrock des Wirthes zu ihnen geſellte, und man an dem vorausſpringenden Pudel den Baron Kleophant erkannte, war man gezwungen, an etwas zu denken, was man gern vergeſſen hätte.

„Hat dieſer Kerl,“ flüſterte der Archäolog zum Maler, „in einem Federbett geſchnarcht, drei Schritt von uns, derweil wir auf naſſem Gras die Glieder wund liegen mußten! Hätten ihn doch die Ruſſen in den Raum geſperrt, ſtatt daß er uns nun auslachen wird.“

Allein der Baron, der das Ganze nur für ein Mißverſtändniß hielt, hatte ganz andere Beſchwerden. „Ich verſichere Sie, meine Damen, wenn dies ein Bad ſeyn will, ſo iſt es das miſerabelſte Bad, was auf dem Erdboden exiſtirt. Durch Nacht und Regen komme ich geſtern Abend triefend an, und erwarte doch wenigſtens eine kleine Societät; aber können Sie's mir glauben, es iſt nicht ein Menſch aufzutreiben, mit dem ich eine ſimple Parthie Piket ſpielen konnte. Nun hoffe ich doch auf einen vernünftigen Discours bei Tiſch, denn ich habe verdammten Hunger. Und wiſſen Sie, mit wem ich mich habe unterhalten müſſen? — Mit mir ſelbſt. Wenigſtens will ich nun ſchlafen. Aber da, wo ſie nicht hingehörte, im Bette fand ich Geſellſchaft, die Hülle und Fülle. Das tanzte, galoppirte, walzte, ſtichelte, krank, verirrte, und ich verſichere Sie, meine Damen, ich habe die Nacht nichts als Jagdvergnügen gehabt, ſehe Ihnen aus, mit Permiſſion zu ſprechen, wie mit Schlehen geſtochen, und auf Cavalierparole, die ganze lange Nacht habe ich kein Auge zugethan. In dieſes Bad bringt mich keine Seele wieder; hier wird man nicht geſund, hier wird man krank.“

„Die Quellen wirken verſchieden, je nach den Conſtitutionen,“ ſagte der Arzt. „Aber ich würde Ihnen jetzt, mein Herr Baron, rathen, nach Italien zu gehen. Sie ſcheinen mir die rechten Vorbereitungen gemacht zu haben.“ Der Baron erwiederte: das hätten ihm ſchon Viele gerathen.

Die Geſellſchaft warf noch einen ſtillen Blick auf die Gegend und die Waldſtelle, wo ſie die Nacht zugebracht. Man grub in der Nähe am Fundamente zu einem Gebäude. „Da baut ſich auch wieder ein Berliner an, ſo ein Schriftſteller oder Poet,“ ſagte der Baron, „die immer Schrullen im Kopfe haben. Unten ſoll das Haus griechiſch werden, darauf kommt eine gothiſche Etage, und darüber ein chineſiſches Dach, und das Ganze ſoll tyroleriſch werden.“

Den Damen gefiel der Platz. Als ſie nach dem Strande hinunter kletterten, etwas matt, und noch immer einſilbig, um wieder in den Kahn zu ſteigen, den die Schiffer indeſſen heran bugſirt, begegnete man zwei niedlichen Kindern, die im Sande aus einer eiſenhaltigen Quelle, wie der Ockerrand andeutete, Waſſer in eine Karaffe füllten.

„Ich würde der Geſellſchaft rathen,“ ſagte der Arzt, „ehe wir einſteigen, aus dieſer Quelle einen Trunk zu thun. Sie ſickert aus dem Ufer, zum Zeichen, daß dieſe anſcheinend ſo dürren Höhen keine Dünen ſind, ſondern auf feſterem Boden ruhen. Wir aber ſehen nach dieſem friſchen Morgentrunk die Begebenheiten der Nacht auch vielleicht anders an und überzeugen uns, daß die Romantik im Leben feſter begründet iſt, als wir denken, und uns oft unwillkührlich aus der flachſten Umgebung entgegen ſprudelt.“

„Das alſo iſt die Quelle von Heringsdorf!“ ſprach der Baron; „da muß ich doch meinen Pudel koſten laſſen.“

Aber das kleine Mädchen wollte es nicht dulden, und ob ſie gleich den Andern das Glas mit pfiffiger Verſchämtheit gereicht, rief ſie doch zum Bruder: „Wolfgang! jage den häßlichen Hund fort; der macht das Waſſer trübe.“

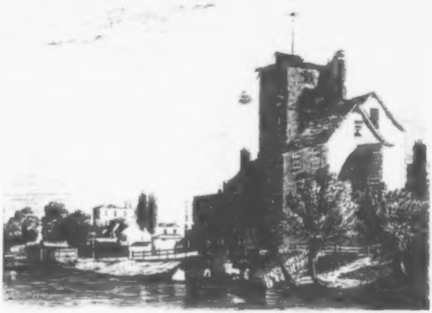
„Mich ſelbſt aber wirſt Du doch koſten laſſen?“ fragte der Baron, indem er ſie ſtreicheln wollte.

„Nein, Dich gar nicht,“ ſagte das Mädchen, „denn aus dem Glaſe muß Mütterchen trinken.“

„Anna iſt unartig,“ ſagte Wolfgang, „und der Hund iſt gut.“

Aber der Arzt trat mit feierlichem Tone dazwiſchen: „Halt, Herr Baron! Der Kinder Mund iſt ein Organ jener Naturwahrheit, von der auch ein wiſſenſchaftlich gebildeter Arzt Geſetze annehmen muß. Jetzt erkenne ich, die Heringsdorfer Quelle iſt nichts für Sie, und jeder Schluck daraus könnte Gift werden. Kommen Sie.“

Die Rückfahrt, auf der man ſehr viel ſchlief, war ohne Abentheuer, die Parthie aber nicht ohne mannigfaltige Früchte. Zum Beiſpiel projectirte der Gutsbeſitzer, ſeinem künftigen Bade einen analogen Namen mit dem aufblühenden Heringsdorf zu geben. Weil in einem Bache Stinte gefangen werden, dachte er an den Namen Stintenfang; der Maler verſprach Skizzen von der Stintenfanger Gegend zu lithographiren, und der Baron Kleophant daſelbſt die erſte Bank zu halten. Man ſprach auch von einer Verlobung zwiſchen Thekla und dem Maler; gewiß iſt nur, daß noch während der Saiſon die Geheimeräthin die ihrer Nichte Lucie mit dem Arzte förmlich anoncirte.



[illegible]

[illegible]

Islington.

Kaum zwei engliſche Meilen von London, in freundlichen Umgebungen, liegt dieſes großartige Dorf mit ſeinen Kirchen, Kapellen und Verſammlungshäuſern und mit ſeinen poetiſchen Erinnerungen. Da war vor Allen der kühne Seefahrer, der ritterliche, ſchöne Walter Raleigh, ein Liebling der Königin Eliſabeth, der hier ein Haus beſaß, das noch heute als ein Denkmal jener ereignißreichen Zeit gezeigt wird. — Wer kennt nicht die pikante Anekdote, nach der Sir Walter, als die Königin auf einem ihrer Spaziergänge durch eine moraſtige Stelle aufgehalten wurde, ſeinen koſtbaren Mantel als Fußdecke ausbreitete? — Der unglückliche Raleigh ward, unter einer ſpätern Regierung, in Folge eines geſcheiterten Unternehmens nach den neuen Welttheilen und wegen angeblichen Hochverraths verhaftet. Er empfing das ungerechte Todesurtheil ſeiner Richter mit der Kaltblütigkeit eines Mannes, der ſich des Danks erinnerte, mit dem ſelbſt ein Columbus in Feſſeln geſchlagen wurde. Mit ſtarkem Muthe hielt er eine Rede an das Volk, ließ ſich das Beil zeigen, unterſuchte es und ſagte: „Es iſt eine ſcharfe Arznei, aber ein ſicheres Mittel gegen alle Uebel.“ — Gefragt, auf welche Seite des Blocks er ſeinen Kopf legen wolle, antwortete er: „Wenn das Herz nur rechtſchaffen iſt, ſo iſt es einerlei, wo der Kopf liegt.“ — Walter Raleigh's Andenken lebt in den Herzen des Volks, und das heitere Islington rühmt ſich des

Helden, als ob es ſeine Lorbeere gewunden hätte, und mit der naiven Loyalität des Britten, der das Haupt verehrt, das unter dem Beile eines Stuarts gefallen, und dem königlichen Nachkommen ein gleiches Loos bereitet, um beide zu betrauern. — Doch es bewahrt noch andere Denkmale, dieſes Islington, deſſen gewinnendes Bild unſre Aufmerkſamkeit beſchäftigt. Der Dichter Collins, der Maler Morland — beide ausgezeichnet in dem Gebiet des Schönen — ſuchten ſich daſelbſt eine Heimath, und wer dieſem Sitz der Muſen noch das anziehendſte Intereſſe zu verleihen wußte, das war der geiſt- und gemüthvolle Goldſmith, der Verfaſſer des Vikar von Wakefield. Welchem Leſer iſt dieſes ſo tief aus dem Leben geſchöpfte Buch nicht gegenwärtig, mit ſeinen belehrenden, meiſterhaften Schilderungen, mit ſeinem zarten Gefühl für Humanität, Sitte und Wahrheit, mit ſeiner einnehmenden Treue und ſeinem unerſchöpflichen Humor? — Dort zur Rechten unſers Bildes, in dem Canonbury-Thurm, einem Theile der ehemaligen Wohnung der Prioren von St. Bartholomäus, hatte Goldſmith ſeinen Aufenthalt gewählt, und wie in Alt-England der Beſucher überall einem hiſtoriſchen Reiz begegnet, ſo wird er insbeſondre hier durch Erinnerungen angezogen, die auch in unſerem Kreiſe wurzeln. Mich dünkt, die kleine Landſchaft hat ganz den Charakter, der uns in jener Richtung zu feſſeln vermag, und findet der Leſer einſt zufällig wieder einen Moment in dem Leben jener intereſſanten Menſchen, der ihm lieb wird, ſo vergißt er auch wohl das Bild nicht, das ihm in unſerer Sammlung dargeboten iſt.

Aus England.

Von

einem Deutſchen.

Der ſtille Morgen.

An einem jener Sonntage, gehaßt von den franzöſiſch-verwöhnten Bewohnern Londons, aber deſto erquicklicher den ſeelenvollen Kindern Alt-Englands, — jener Sonntage, deren ſchweigende Ruhe eine Geißel der Oberflächlichkeit und ein Paradies für unbefleckte Armuth iſt — an ſolch' einem Sabbath fühlte auch ich mich gehoben von dem milden Frieden des Tages, deſſen Reiz die entzückende Klarheit eines blauen Himmels ſteigerte. Es trieb mich hinaus von der Heimath eines behaglichen Sitting-room mit lebendigem Jasmin an den Fenſtern und einem todten, aber ſymboliſch anziehenden Blumenbeet in dem glänzend reinlichen Kamin: zu der ſchönen Jahreszeit ſo erfreulich geeignet, den Wechſel einer mehr oder weniger reinen Athmoſphäre zu begünſtigen. Es trieb mich hinaus, aber weder in die offene Natur, denn ich hatte ſie in Richmond genoſſen; noch in einen Tempel der anglikaniſchen Kirche, denn ich kannte ſie als die Pflanzſchule anglikaniſcher Vorurtheile — noch zu meinen Bekannten, denn an einem engliſchen

Sonntage iſt ſelbſt die Freundſchaft ſtumm. Unentſchloſſen wohin, und doch voll Sehnſucht, von den ſanften Strahlen eines chriſtlichen Feſttages erwärmt zu werden, verließ ich Pall Mall, mit einem flüchtigen Blick auf den alten Pallaſt, die Mumie königlicher Größe, indem ich den weſtlichen Theil der Stadt zur Seite ließ und meine Schritte über jenen großen Platz lenkte, den die traditionelle Sprache der Geſchichte Charing Cross benennt. Hier weilte ich einen Augenblick, vielleicht auf derſelben Stelle, wo Herolde den Fall der Republik verkündeten und die Thronbeſteigung des erbärmlichſten der brittiſchen Könige. — „Armes Volk“ — mußte ich mir ſagen, — „Armes Volk, das du wähnteſt, den ſegensreichen Scepter des Ewigen auf Erden gewonnen zu haben, vergeſſend, daß Selbſtregierung unmöglich iſt ohne Selbſterkenntniß — ſchau' hin zu jenem Monument deiner ſchamloſen Selbſtſucht, deines feigen Verraths — ein eherner König auf einem ehernen Roß, laſtend auf deinen Gefühlen und deine Gedanken beunruhigend — armes getäuſchtes Volk, nie verlange zu erndten, wo du nicht geſäet haſt.“ —

Hier ward die Kette meiner Betrachtungen durch eine weit tönende Stimme unterbrochen, von einem Punkt mitten auf dem offenen Platze ausgehend, wo ein langer, ernſtblickender Mann, mit einem überraſchend tiefen Ausdruck, auf einem Haufen von Geſteine ſtund, und von einer dichtgedrängten Maſſe zum Theil neugieriger, zum Theil erſtaunter Zuhörer umringt, die ihre Blicke mit jener wachſenden Aufmerkſamkeit auf den Prediger in der Wüſte hefteten, der wir nicht ſelten im täglichen Leben bei einer ungewöhnlichen Erſcheinung begegnen. Nicht ſobald im Begriff, Zeuge einer Scene zu werden, die meiner Stimmung ſo anziehend zu entſprechen ſchien, ſah ich plötzlich die kleine Heerde zerſtreut, und den Hirten von einem Haufen Polizeiwächter in Verwahrung genommen, welche den Gottesdienſt des Märtyrers für eine Hemmniß der Straße und eine vorſätzliche Störung der öffentlichen Ordnung erklärten.

Tief ergriffen von einer Gewaltthat, die mein Gemüth in die Zeit der engliſchen Alba's verſetzte, ſeufzte ich über den Krieg der Menſchen gegen ſich ſelbſt, unwillkührlich an den Fleck gefeſſelt, wo Gewiſſensfreiheit dem plumpen Eingriff einer bewaffneten Meinung erlag. Eine unbekannte Hand, ſanft die meinige faſſend, weckte meine träumende Seele, und gab ihr eine neue Richtung. — „Du ſcheinſt nach geiſtlicher Speiſe zu ſuchen,“ — liſpelte das weiche Organ eines einfachen ältlichen Mannes, in einem reinlichen, anſtändigen, aber höchſt eigenthümlich geſchnittenen Kleide, das Haupt mit einem breitkrämpigen Hute bedeckt, der einer Maſſe ſorgfältig gekämmter Haare, welche auf dem ſchön geformten Körper ruhten, zum Schutz diente. — „Irre ich mich nicht, ſo gehe mit mir, und du ſollſt ſatt werden!“ —

Erleichtert, ja beſänftigt durch die freundliche Einladung des Fremden, willigte ich ſchweigend ein, ihm folgend mit der Hoffnung eines unſtäten Wanderers, der einen Wegweiſer erblickt. Den Schauplatz meines Kummers verlaſſend, durchkreuzten wir einige Straßen, und langten ohne weitere Unterbrechung in einem Hofe an, aus welchem ich eine offene Thüre gewahrte, die kurz nach einander, Minute für Minute, Perſonen beiderlei Geſchlechts aufnahm: — die Frauen, ſcheu und züchtig über die Flur trippelnd, und das mehr oder minder liebliche Geſicht unter dem Schatten einer Art von Hutkappe verbergend — berechnet, die irdiſchen Reitze der intereſſanten Pilgrimme zu mildern — während die Männer in ihrem charakteriſtiſch entſprechenden Aeußern eine genaue Aehnlichkeit mit meinem Gefährten darboten. Er war es, der mich durch denſelben Eingang geleitete, durch welchen die geiſtlichen Brüder und Schweſtern — ſo ſchienen ſie mir — in einen geräumigen Saal traten, mit hohen und ängſtlich reinen Fenſtern, und ohne einen andern Schmuck, als keuſche weiſſe Wände, und auf dem Grund zwei Reihen niedlicher Bänke von ſauberem Holz, die eine zur Linken für die Schweſtern, die andere zur Rechten für die Brüder, und beide ohne irgend ein Zeichen von Rang, Unterſcheidung oder Privilegien.

Nachdem jedes Glied der Geſellſchaft ſich vorwärts bewegt, und Jedes in ſeiner Weiſe den Platz eingenommen hatte, den Zufall oder Schicklichkeit ihm angewieſen, war die kleine Halle voll, aber mit einer Ordnung und mit einer Uebereinſtimmung, die an die erſten Zeiten des Chriſtenthums erinnerte, wo häusliches Beiſpiel Einen Geiſt und Eine Seele ſchuf. Still ſetzte ich mich zur Seite meines Gefährten, ſtill drückte er meine Hand — mit einem Blicke, welcher Sinn und Gedanken in jenes Gebiet über den Labyrinthen der Erde lenkte, und ſtill wuchs die Stimmung der demüthigen Gemeinde zu einer Höhe, die ihnen an der Offenbarung des Allmächtigen Theil zu nehmen geſtattete.

Nichts rund umher war hörbar, als das dumpfe Rollen ſtolzer Wagen, welche — eingeladen durch den Lärm der biſchöflichen Glocken — vornehme Sünder in das üppige Heiligthum der Staatskirche trugen. Doch kaum vorüber, athmete ein Geiſt der Stille, verwandter dem Jenſeits, als einer Verſammlung ſterblicher Menſchen. Es war, als ob dieſer Friede der

Seele, dieſes Entſchlagen aller weltlichen Sorgen und Genüſſe, die Engel des Himmels riefe, hernieder zu ſteigen, den ſüßen Triumph einer ewigen Einheit zu feiern. Ein leiſes Flüſtern des Windes, der ſich durch die halb geöffneten Fenſter ſtahl, tönte gleich der fernen Harmonie von Harfen, und die Empfindungen der Kinder Gottes ſchienen einer Eingebung entgegen zu reifen. Tiefer und tiefer ſanken die Häupter, und die ganze Gemeinde ſaß in geſpannter Erwartung, die Stimme eines erleuchteten Geiſtes zu vernehmen.

Und dort, mitten unter der dichteſten Gruppe herzbeklemmter Frauen — ſiehe, da erhub ſich eine blaſſe, ehrfurchterregende Geſtalt, und begann — die Augen auf den Grund ſenkend — erſt in zitterndem, aber allmählig feſterem Tone und ſteigender Begeiſterung zu ſprechen: — „Wir Alle, die wir uns beiſammen finden in dieſem armen geſegneten Winkel, Sünder der Erde, verurtheilt außer der Gnade deſſen, der gekreuzigt ward auf dem wolkigen Hügel des alten Jeruſalem — wir ſchauern, in das Antlitz zu ſehen des allmächtigen Schöpfers Alles deſſen, das da iſt hienieden und in dem Himmel über uns — wir ſchauern, wir ſchrecken zurück, o Gott, unſer König und Prieſter, vor den Blitzen Deiner Gegenwart, vor Deinem überwältigenden Glanze, vor dem Donner Deiner Stimme. Roſen der ewigen Gnade haſt Du gereicht Deinen verirrten Kindern, und ſie wanden Kränze daraus und läſterten Dich auf den Altären ihrer Verbrechen und in den Erfindungen ihrer täglichen Luſt und Täuſchung — wir ſchreien zu Dir, wir kämpfen um Deine Nähe, wir weinen in dem tiefſten Kummer unſerer Blindheit, aber mit dem feſten Glauben an Deine unermeßliche Liebe, durch Deinen einzigen Sohn, der unſere Natur auf ſich lud und uns befreite durch den Bund mit Deinen Kindern, ewig erneut durch Deinen heiligen Geiſt. Komm', o komm', Erlöſer, Herr unſeres Lebens, und leite uns ſicher und verſöhnt zu dem Vater des All's, Amen, Amen, Amen!“

Hier ſchwieg die Matrone, und ſaß nieder mit der beglaubigten Demuth einer hoffnungsreichen Seele. — Ein Grab von Stille nahm, auf den Schwingen himmliſcher Vergebung, die Gefühle der erlöſeten Heerde auf — eine lange und erhabene Pauſe heiligte den glücklichen Frieden mit Gott, und ſo verließen die geſtärkten Brüder, die erheiterten Schweſtern jene ſegensvolle Halle, hier in befreundeten Gruppen, dort vereinzelt hinausgleitend, mit dem Troſt einer freudigen Erinnerung, in das geräuſchvolle Gebiet des täglichen Lebens, das bei ihnen ruhiger dahinfloß durch die Thätigkeit eines niemals ſchlummernden

Gemüths, einer ungeſtörten Harmonie der Geiſteskräfte, und eines freien Gewiſſens.

Und wer waren ſie, dieſe harmloſen Menſchen, durch ihre lobwürdig einfache und wahrhaft fromme Gottesverehrung unbewußt die ſchwere Anklage beſiegelnd gegen den hochmüthigen Pomp, die verrätheriſche Gier und die herzloſe Kälte in den Paläſten biſchöflicher Heuchelei und Verderbniß? Wer waren ſie, dieſe Menſchen mit ihrem ſchmuckloſen, reinlichen, originell chriſtlichen Verſammlungshaus, ihrer feinen, anſtändigen Kleidung, ihrem ruhigen freundlichen Geſicht, ihren beſcheidenen Blicken, ihrem geregelten Gange und ihrem ſtillen Morgen? — Wer waren ſie? — — — Höret und bereut — es waren Quäcker! —

Shakspeare's Haus und Grab

Ungefähr in der Mitte Alt-Englands, auf einer von ſanften Hügeln durchbrochenen Ebene, an den romantiſchen Avon gelehnt, der ſich in wunderbaren Krümmungen durch dieſen Theil der Inſel zieht, und nur hie und da durch eine mechaniſch gezähmte Mühle oder einen einſamen Angler beunruhigt wird, bis er ſich allmählig verſtärkt und betriebſame Barken auf ſeinem Rücken in den Severn und die weſtliche See ergießt — da liegt Stratford.

Kaum breitete ſich, bei einer überraſchenden Biegung der wellenförmig laufenden Straße, das heitere Bild vor meinen Blicken aus, ſo war ſelbſt der Eindruck verwiſcht, den wenige Stunden zuvor die ſtolze Burg der Warwick in mir hervorgebracht, einſt die Geſetzgeber der engliſchen Könige, und nun ihre ruhmloſen Vaſallen, das Erbe der Väter für die Hälfte des Tages einer Schließerin überlaſſend, welche dem neugierigen Fremden mit geldgewohnter Beredtſamkeit die Räume öffnet: den thurmbekränzten Hof mit ſeinem grünen, unter der Hand des kunſtreichen Gärtners immer neu gepflegten Sammtboden, die endloſe Halle, die prunkenden Gemächer, die herrlichen Gemälde, die elegante Rüſtkammer, die reinlichen Schießlöcher der Zinne, die ſchweren, wieder zur Erde neigenden Bäume und den römiſchen Söller, der ſeiner Umgebungen zu ſpotten ſcheint — eine Scene, zu reichen Betrachtungen geeignet, zog mich eine unbeſiegbare Sympathie nicht zu dem bürgerlichen Städtchen, das mit ſeinem ſtillen Schatze meinen Sinn beſchäftigte.

„Sehen Sie dort“ — antwortete ein am Wege ruhender Knabe, als ich, in tauſend Vorſtellungen verloren, nach dem Ort meiner Wanderung fragte — „ſehen Sie dort den Kirchthurm glänzen, nah am Fluſſe, links viele Bäume, und fern hin die Wieſen — da wohnen wir!“ — „Du biſt aus Stratford?“ — rief ich, zu dem blühenden Jungen eilend, mit dem Anerbieten, mich vollends zu geleiten. — Gutmüthig lächelte er über meinen Irrthum, als ſeyen wir ſo bald am Ziele. „Noch zwei Meilen,“ — ſprach er — „aber der Weg iſt ſchön.“

So ſchritten wir voran unter einer milden Sonne, abwechſelnd durch phantaſtiſch leuchtende Nebel bedeckt, in ſparſamen Geſprächen, aber mehr als einmal durch einen frohen Ausbruch meiner Gefühle über den Reiz der Gegend unterbrochen. Endlich tönte uns ein ſonores Geläute entgegen, ſo eigenthümlich auf jener Inſel, und wenn auch dem Ohr nicht immer ſchmeichelnd, doch heute einer Muſik ähnlich, die auch regellos zum Herzen ſpricht. Bunte Gruppen wohlgekleideter Kirchgänger aus der Nachbarſchaft der Dörfer und Höfe geſellten ſich zu uns, verkündend, daß wir dem Ort nicht mehr ferne ſeyen, wo der große Todte ſchlief. — Ich entließ meinen freundlichen Boten und bald fand ich mich unter den erſten Häuſern, nach einem Gaſthof ſuchend. — „Iſt Ihnen gefällig?“ — erwiederte meine Frage einer der emſigen Kirchgänger — „nur noch ein paar hundert Schritte, und Sie ſind wie daheim, billig bedient, und bei reſpectabeln Leuten.“ —

Dankbar für die Auskunft, die ohne Nebenrückſichten gegeben ſchien, trat ich in ein hübſches

Gebäude, jedoch ohne irgend Jemand zu erblicken. Links von dem geräumigen Hofthore führte ein etwas dunkler Eingang zu dem Wirthſchaftszimmer, das mir eine weibliche Stimme verrieth. Ich öffnete die Thüre, und ward von einer betagten, kränklich ſcheinenden Frau bewillkommt, die — ein ſchwarzes Hütchen auf dem Kopfe, in ein braunes Gewand mit ſchneeweißer Schürze gekleidet, und eine Brille vor den Augen — eben im Begriff war, mit dem Diener des Hauſes abzurechnen. — „Sie geben zu" — ſprach ſie mit einiger Beſchämung — „daß meine Arbeit ſich nicht für einen Sonntag ziemt. Und doch" — ſetzte ſie mit beſcheidener Faſſung bei — „doch habe ich eine ſchwache Entſchuldigung: meine Leute Alle, dieſen Diener ausgenommen, der zu meinem Schutze hier bleibt, ſind in dem Hauſe des Herrn, das ſelbſt zu beſuchen, mein Glaube nicht geſtattet, ſind wir gleich Kinder Eines Vaters."

Nach dieſen Worten rückte ſie mir einen Stuhl, hart vor dem ſpiegelblanken Tiſche, auf dem einige Kryſtallgläſer ſtunden, indem ſie meiner Aufträge harrte. — „Noch bedarf ich Ihrer Gaben nicht" — war meine etwas zerſtreute Antwort; — „wollten Sie mir aber ſagen, wo ich die Herberge zum weißen Löwen finde, oder —" — „Shakspeare's Haus" — erwiederte die Frau mit einer Lebendigkeit, die mich nach ihrer Eingangsrede doppelt erfreute — „Shakeſpeare's Haus, wenige Thüren von dem weißen Löwen, dort in der Henley-Straße, und zu der gelangen Sie hier rechts, und dann über den Platz, und an der Ecke ſehen Sie die Richtung angeſchrieben. Ein ſchöner, ruhiger Tag für ſolchen Beſuch. Sie kehren ſobald nicht wieder, denke ich — inzwiſchen bereite ich Ihr Mittagmahl, wenn Sie meinen.“ — „Sie kommen mir zuvor“ — antwortete ich, ſchnell aufſtehend und ihr die Hand drückend — „um Zwölf, um Ein Uhr bin ich wieder bei Ihnen.“

So eilte ich hinaus, dankbar für den freundlichen Stern, der über meinem Vorhaben zu walten ſchien. Dieſe Frau — dachte ich auf dem Wege bei mir ſelbſt — ohne Zweifel das Kind einer unabhängigen Gemeinde, hat mehr Herz für die Ehre ihres Landes, als die mächtigen Lenker ſeiner Kirche. Dichter ſind Könige. Hat nicht der Geiſt aller Zeiten ihnen dieſe Würde verliehen? Aber Könige ſind der Kirche verfallen, und darum ruht ihre Aſche zwar geduldet in einem poetiſchen Halbdunkel, aber nicht in der Sonne des öffentlichen Lebens. Nur fühlende Seelen feiern ihr Andenken, und die Meinung der Maſſe liegt in dem Bann des Beſtehenden. —

Unter ſolchen Gedanken erreichte ich die offene, heitere Henleyſtraße, und bald entdeckte mir die weitgeſehene Fahne, hoch auf einer Stange flatternd, und dicht vor einem hölzernen Hauſe, mit buntem Bewurf zwiſchen den alterſchwarzen Balken, daß ich nicht mehr ferne der demüthigen Wohnung ſey, die ein hoher Geiſt zum Tempel geweiht. Mit bewegtem Herzen trat ich näher, und betrachtete, noch zurückgehalten von einem mit Scheu und Liebe gemiſchten Gefühl, die rührende Erſcheinung. Hart über der kleinen Thüre ruhte ein einfacher Schild mit den Worten: —

Das Haus des unſterblichen
Shakspeare.

Ich ſchritt hinein; eine alte Frau von widerlichem Aeußern — als ob ſie neidiſch auf das warme Intereſſe des Fremden blickte, das ihn die Entrichtung des metallenen Tributs vergeſſen laſſen könnte — und mir mit ſpannender Freundlichkeit folgend, deutete auf eine enge im Hintergrund befindliche Treppe. Ich erſtieg ſie, und ward durch ärmliche Räume, aber unter dem Gefühl einer unbeſchreiblichen Ehrfurcht in das Gemach geführt, das, die ganze Breite des Hauſes einnehmend, und nur durch ein einziges

Fenſter erleuchtet, den erſehnten Schauplatz meiner Wünſche bildete. Da ſtund das alte große Kamin, um das ſich einſt, den Knaben William Shakspeare in der Mitte, die rechtliche, begnügſame Familie verſammelte, reich in dem Sohn, für den ihr eine innere Ahnung die Krone der Dichter verhieß. Und dort in einer Ecke der kleinen, nur mit ein paar Stühlen und einem Tiſche bedachten Stube, umgeben von tauſend und aber tauſend Inſchriften, welche gleich Gottesurtheilen aus dem Munde der Nachwelt an den weißen Wänden niedergeſchrieben ſtanden, ruhte auf unſcheinbarem Poſtament die Büſte des Dichters, die ſchönſte Wirklichkeit jenes Ruhmes und jener Größe, wie ſie die Gefühle des trauten Kreiſes den Seinigen prophezeit.

Die Führerin hatte mich verlaſſen. Das helle Licht des Mittags brach durch die oft erneute Scheiben; Empfindung und Phantaſie wurden immer lebendiger; der ungleiche, aber altertreue Fußboden ſchien Spuren zu zeigen von dem Tritte des gefeierten Jünglings, wenn er, aus dem Geräuſch eines unſtäten Lebens zurückgekehrt, die heimiſchen Plätze wieder maaß, und ſein empfängliches Gemüth aus dem Quell der Liebe tränkte. Eine Stille lag in dem Bereich meiner Anſchauungen, die mir ihren vollſten Genuß geſtattete; die prunkvollen Reſte eines weit gebietenden Pallaſtes, und hätte ein Cäſar in ihm gewandelt — die imponirenden Monumente einer Cathedrale, und hätten die Blitze eines Leo aus ihr geleuchtet — die Standbilder, die Obelisken, die Säulen alle der Helden, der Großen, der Mächtigen und Klugen — was ſind ſie gegen dieſe Hütte des Dichters, der eine Welt in ſich ſchloß und mit der ächten Weihe eines Prieſters der Natur ihre Geheimniſſe offenbarte, hier das menſchliche Herz in ſeinen räthſelhaften Tiefen, dort das ſchrankenloſe Gebiet des Geiſtes, und über Alles ergoſſen, Alles befruchtend, jene mächtige Phantaſie, Welten ſchaffend, in wunderbarer Uebereinſtimmung mit dem Bewußtſeyn des Gedankens.

Ich beugte mich auf die Erde, und brach einen Spahn ab von dem Boden der Wiege, in der Er, der immer Blühende, nie Alternde, der muthige Held des Schönen, dieſe Erde begrüßt hatte. — Kaum im Begriff, mich loszureißen von der hehren Stätte, bewegte ſich die Thüre. „Iſt Ihnen gefällig, noch länger zu verweilen?“ — frug die Stimme der Hüterin, die über die Träumereien des Fremden bedenklich zu werden ſchien. „Ich danke,“ — war meine Antwort — „Ihre Zeit iſt gemeſſen, und wenn ich recht ſehe, ſo harren da unten noch mehr Menſchen, denen ein Beſuch der Heimath des

Dichters zum Feſt werden kann." — „Wenn Sie meinen, ja!" erwiederte die Alte, mein Geſchenk mit einer Miene in Empfang nehmend, die deutlich zeigte, wie gern ſie meine Stelle Andern überließ. Mit doppelter Wehmuth verließ ich das Haus bei der Erinnerung, mit welch' ſchnöder Härte jene Frau die Noth einiger Nachkommen des Verewigten benützt und das verſchuldete Eigenthum an ſich gekauft hatte, um es in dem Geiſt der Kinder dieſer Welt auszubeuten, während die Armen, aus ſchmerzlich naher Miethe und in täglichem Anblick einen Verluſt empfinden müſſen, den nur das unentreißbare Erbe lindert, Seine Enkel zu heiſſen. — Menſchenſchickſale — tröſtet' ich mich — ſind nicht Zufälle; in den Gang einer höhern Vorſicht geflochten, ſind ſie die Vorbereitung zu dem ewigen Sieg des Schönen und des Rechten, wenn auch auf einem fremden Stern, zu dem der unſrige die ſchwankende Brücke bildet. Bin ich nicht auf dem Weg zu einem Grabe, aus dem lautlos und doch vernehmbar jene Wahrheit ſpricht, kräftiger denn hundert Orakel aus dem Munde derer, denen Unſterblichkeit ein Wahn und der Geiſt eine Thorheit iſt? —

So gelangte ich an Stratford's Halle vorüber, unwillkührlich nach dem Monumente ſchauend, das ein edler Britte in die großartige Niſche der Außenſeite geſtiftet: — die Statue des Dichters, nach der Richtung gekehrt, wo er einſt gelebt und am glücklichſten geweſen. Bewundern konnte ich das Zeichen nationalen Selbſtgefühls, das in ſo erhabener Form die Straße beherrſchte. Aber war es, daß Ort und Darſtellung mich weniger den öffentlichen Geiſt des Volkes, als den Sinn des Einzelnen erkennen ließen, der dem Gefeierten und Sich ein Denkmal geſetzt — oder war es gerade die Stimmung des Tages, die meine Vorſtellungen nach einem andern Punkte zog: — mit neuer Spannung eilte ich der Kirche zu, deren hell beleuchteter Thurm mit ſeiner originell geſtalteten Kuppel und dem weit glänzenden Kreuze mich bei jeder Wendung wieder auf den Pfad wieß, der meine letzte, meine lohnendſte Aufgabe war. —

Nach meinem emſigen Fragen um die Wohnung des Küſters zeigte man auf ein reinliches Haus, das noch im Städtchen lag. Ich fand zu ebener Erde, in einer nach der Hinterſeite gelegenen Kammer, einen noch jungen Mann an ſeinem alterthümlichen Pulte ſitzen. Meine Wünſche errathend, trat er mir entgegen, und machte ſich unter kurzem Geſpräche bereit, mein Begleiter zu werden. Nach wenigen Minuten lag Stratford hinter uns, und die Düfte der freien Natur umfiengen den Raum, der uns in ſein Inneres aufnehmen ſollte.

Ein entzückender Anblick! Auf einem leiſe hervorragenden Hügel die Kirche, links den ſilbernen Avon, deſſen murmelndes Waſſer das Heiligthum umfloß — die Gränze der Friedhof mit ſeinen ſchmuckloſen Gräbern, unter blumigem Geſträuche und dem wohlthuend friſchen Raſen — eine grün überwölbte Lindenallee, von dem Eingang, hart an der ſchneeweißen niederen Mauer, bis zum Portal der Kirche laufend, und dem überraſchten Fremdling mitten durch die wie Säulen gereihten grauen Stämme, unter dem ſüßmelancholiſchen Halbdunkel hervor eine Ausſicht in die tauſendfarbige Umgegend gewährend, die auch die ungemeſſenſte Erwartung überbot — — welch' eine Vorbereitung! —

Stumm durchwandelten wir die Scene, und mit ſanftem Druck ſchloß mein Gefährte den Tempel auf. Ohne Aufſchub brachte er mich in die Nähe des Altars. Wir waren auf der Stelle, wo Shakſpeare ruhte und ihm zur Seite, wie er verordnet, das treue Weib ſeiner Jugend. Tiefer Frieden um uns her. Unter Empfindungen, die ich nicht auszuſprechen vermag, betrachtete ich den ſteinernen Boden

— er trug eine Inſchrift — ich las und gebe das Geleſene, wie es mein Begleiter wörtlich und neben mir auf ein Stück Papier geſchrieben: —

Good friend for Jesus sake forbear
To digg the dust encloased here
Blest be the man that spares these stones
And curst be he that moves my bones.

(Guter Freund, um Jeſu willen unterlaſſe, den Staub auszugraben, der hier verſchloſſen. Geſegnet ſey der Menſch, der dieſe Steine ſchont, und verflucht ſey, der meine Gebeine beunruhigt.)

Tief bewegte mich dieſe Sprache — es iſt die eines Gemüths, das mitten in dem Geiſtesreichthum des Dichters der Stimme der Natur nie untreu ward. Unbekümmert um Erwartungen, die ſich an ſeinen Ruhm knüpfen konnten, verſchmähte er ein glänzendes Teſtament ſeines Genie's, und hielt mit kindlicher Freiheit an den religiöſen Eindrücken ſeiner Zeit, ſeines Landes und an dem poetiſchen Glauben, von dem ſein Leben und ſeine Werke ein ſo rührendes Zeugniß ablegen. Es war mir, als ob ich nie

klarer

klarer geweſen wäre über das Innere dieſes ſeltenen Menſchen. Ich durfte ihm näher treten, ich fühlte die Verwandtſchaft des Geſchöpfes, das dem Schooße derſelben Gottheit entſproſſen, und beugte mich vor der Hoheit eines Geiſtes, der Millionen bereichert. Beſchämt und erhoben, ſtolz und demüthig vor der Gruft des wahrhaften Dichters, fand ich mich als einen Zeugen ſeiner Größe auch da, wo ſein Staub ruhte, dem Gedanken Raum gebend, daß dieſſeits und jenſeits Eins ſeyn müſſe in dem Weltbau der Geiſter und ihre Gegenwart überall, wo das Wahre ſchön wird und die ewige Idee auch ewige Thaten erzeugt.

Ich nahm ſtillen Abſchied von dem heiligen Orte, wie nach einem vollendeten Gottesdienſt — ein Sonnenſchein fiel durch das hohe gothiſche Fenſter, und legte ſich in wunderbarem Strahl auf den geweihten Grund, gleich als ob er das Dunkel heben wollte, das auf der geheimnißvollen Trennung des Sterblichen ruht. Unter das blaue Firmament zurückgekehrt, war es das volle, friſche Leben der Natur, das mich empfing, und doch kein Leben, das reicher mich erquicken konnte, als das Leben des Geiſtes unter den Gewölben der einſamen Kirche. — Noch einen Blick warf ich hinüber, ſagte meinem Gefährten ein dankbares Lebewohl, und eilte wieder dahin, von wo ich gekommen. — „Sie haben Stratford geſehen," — ſprach die ſinnige Wirthin — „und was Sie nie vergeſſen — —" Ich verſtand die zarte Bitte. — „Was ich nie vergeſſe, iſt Shakeſpeare's Haus und Grab." —

[illegible]

[illegible]

St. Albans.

Aus grauem Alterthume ſtammend, befindet ſich in der engliſchen Grafſchaft Hertford das im höchſten Grade merkwürdige St. Albans, eine Stadt, großartig ausgezeichnet durch Ueberreſte einer Zeit, die der üppigen Cultur unſerer Tage mit imponirendem Contraſte gegenüber ſteht. Die Hauptkirche, einſt mit jener Abtei verbunden, welche Offa, König der Mercier, zu Ehren des heiligen Albans gründete, hat ganz den Charakter einer Cathedrale, und ihr Inneres, den Styl der verſchiedenſten Epoken kirchlicher Architektur zeigend, iſt mit einer reichen Anzahl von Grabmälern geſchmückt. Was jedoch den Fremden wie den Britten ſelbſt mit höherem Intereſſe erfüllt, iſt das Monument in der St. Michaelskirche, einem der größten Geiſter ſeines Jahrhunderts errichtet, Franz Bacon, Lord Verulam, dem tiefen Denker, dem einflußreichen Staatsmann, der — mit mehr Charakter — den Namen eines Philoſophen im umfaſſendſten Sinne des Worts verdient hätte. Die mächtige Kraft ſeines Genie's ſchuf eine Reihe von Werken, auch der ſpätern Nachwelt ein unerſchöpflicher Stoff der Bewunderung. In ſeinem Te-

[illegible]

St. Albans.

Aus grauem Alterthume ſtammend, befindet ſich in der engliſchen Grafſchaft Hertford das im höchſten Grade merkwürdige St. Albans, eine Stadt, großartig ausgezeichnet durch Ueberreſte einer Zeit, die der üppigen Cultur unſerer Tage mit imponirendem Contraſte gegenüber ſteht. Die Hauptkirche, einſt mit jener Abtei verbunden, welche Offa, König der Mercier, zu Ehren des heiligen Albans gründete, hat ganz den Charakter einer Cathedrale, und ihr Inneres, den Styl der verſchiedenſten Epoken kirchlicher Architektur zeigend, iſt mit einer reichen Anzahl von Grabmälern geſchmückt. Was jedoch den Fremden wie den Britten ſelbſt mit höherem Intereſſe erfüllt, iſt das Monument in der St. Michaelskirche, einem der größten Geiſter ſeines Jahrhunderts errichtet, Franz Bacon, Lord Verulam, dem tiefen Denker, dem einflußreichen Staatsmann, der — mit mehr Charakter — den Namen eines Philoſophen im umfaſſendſten Sinne des Worts verdient hätte. Die mächtige Kraft ſeines Genie's ſchuf eine Reihe von Werken, auch der ſpätern Nachwelt ein unerſchöpflicher Stoff der Bewunderung. In ſeinem Teſtament ſprach er mit ſtolzem Selbſtbewußtſeyn die Worte aus: „Meinen Namen und mein Andenken vererbe ich den Nationen des Auslands, und meinen Mitbürgern, wenn ich nicht mehr ſeyn werde.“ —

St. Albans bewahrt die Spuren der alten Stadt Verulam, ſo berühmt zu den Zeiten der welterobernden Römer. Mit reichem Genuſſe weilt die Phantaſie auf einem Punkte, der — einſt die Hauptſtadt der Britten und vor Cäſar's Einfall der Wohnſitz brittiſcher Fürſten — gleich einem aufgeſchlagenen Buche die Reihenfolge von Epoken andeutet, welche das Erhabenſte der menſchlichen Geſellſchaft entwickelten — eine Nation.

Veſte Engelhaus.

Böhmiſche Sage.

Von

W. A. Gerle.

Veſte Engelhaus.

König Artus, der berühmte Herrſcher von Britannien und Vorſteher des Ordens von der Tafelrunde, war längſt an ſeinen Wunden geſtorben, und ſeine irdiſchen Reſte ruhten im Schooß der Inſel Camlan. Da beherrſchte ſein Reich einer ſeiner Verwandten, Triſtan genannt, gleich dem tapfern Prinzen von Leonnais, deſſen Ruhm die alten Lieder verkünden. Der König hatte eben das Oſterfeſt zu Cramalot mit verdoppelter Feier begangen, weil ihm ſeine tugendreiche Gemahlin das erſte Pfand ihrer wechſelſeitigen Zärtlichkeit, ein holdes Mägdlein geboren, welches den Namen Alwina erhielt. Wenige Tage nach der Geburt der Prinzeſſin ermunterte der Seneſchall den König Triſtan, da eben die Kriegswaffen ruhten, einſtweilen mit dem verwandten Siegesſpiel, dem Waidwerk, ſich die Zeit zu vertreiben, bis die Kräfte der Königin es zulaſſen würden, die großen Freudenfeſte und Kampfſpiele zu Ehren der Neugebornen anzuſtellen. Triſtan ritt mit all' ſeinen Rittern und dem Hofgeſinde in den dichten Forſt, und war in der Hitze der Verfolgung des ſcheuen Wildes in das tiefſte Herz der Waldeinſamkeit gedrungen, als bange Klagetöne an ſein Ohr ſchlugen, und wie er dem Schalle folgte, erblickte er einen grimmigen Bären, der mit gewaltigen Tatzen ein wunderſchönes Kind von etwa vier Jahren faßte, und damit zu ſpielen ſchien. Mit ſicherem Blick und geübter Fauſt ſchleuderte der König ſeinen Wurfſpieß, und wie das Thier getroffen zu Boden ſank, und er ſich dem geretteten Kinde näherte, gewahrte er eine Frau von großer Schönheit und Jugend, entſeelt und zerfleiſcht auf dem Graſe liegen. Der zitternde Knabe war nicht im Stande, ihm Auskunft zu geben, doch ließ ihn der Schmerzensruf: „Mutter, o meine Mutter!“ mit welchem ſich der Kleine auf den blutenden Leichnam warf, leicht errathen, daß hier Mutter und Kind dem hungrigen Bären begegnet, und jene ein Opfer für den Sohn geworden, den ſie mit ihrem Leibe ſchützend bedeckte, bis das wilde Thier ſich an ihrem Fleiſche geſättigt, das Kind nun ohne Blutgier in die rauhen Tatzen nahm. König Triſtan that ein Gelübde, dem verlaſſenen Kinde Vater zu ſeyn, das auch die Königin mit mütterlicher Güte aufnahm, und ſo wuchs der kleine Richard, dem man am Hoflager den Beinamen Bärenklau gab, im hohen Schutze der Majeſtät zum ſtattlichen Jüngling heran, der ſich eben ſo durch Schönheit und Adel der Geſtalt, durch früh erwachenden Heldenmuth, als ungezügelten Ehrgeiz auszeichnete; denn, obſchon er als Liebling des Königs auf die glänzendſten Würden des Reichs hoffen durfte, ſtand ihm ſein Sinn noch höher, und er erhob den kecken Blick bis zur Erbin des Thrones, der anmuthigen Prinzeſſin Alwina, die, nicht minder für den Geſpielen ihrer Jugend in Liebe entbrannt, ſeinem glühenden Liebesflehen nicht zu widerſtehen vermochte, und endlich einwilligte, heimlich die Königsburg zu verlaſſen, und dem Liebling ihres Herzens zu folgen in ungemeßne Fernen.

Im verſchwiegenen Dunkel der Nacht war es dem kühnen Jüngling gelungen, Alwinens Aja, deren Obhut ſie der König nach dem vorzeitigen Tode ſeiner Gemahlin vertraut hatte, zu gewinnen, daß ſie ihm die königliche Jungfrau zuführe, welche ſich jedoch ſtandhaft weigerte, ihm zu folgen, bevor ſie das erhabene Antlitz ihres ſchlummernden Vaters noch einmal geſehen. Nur unwillig gab Richard ihrem Begehren nach; leiſe und behutſam ſchlichen ſie durch das Vorgemach, in welchem ſich die Kämmerer und Edelknaben ſorglos dem Schlafe überließen. Alwina kniete vor dem Ruhelager des Königs, der, nicht ahnend, welch ein Schlag ſeinem Glücke drohe, in tiefer Ruhe verſunken lag; und wie ſie ſeine ſanften väterlichen Züge betrachtete, winkte ſie dem düſterblickenden Jüngling, fort zu eilen: ſie könne den Vater nicht verlaſſen. Aber Richard zog einen ſcharfen Dolch aus dem Wamms, furchtbar drohend, mit demſelben augenblicklich ſich das Herz zu durchbohren, wenn er die Geliebte miſſen ſolle, und von den widerſprechendſten Gefühlen gefoltert und zerriſſen folgte Alwina ſchier willenlos dem geliebten Dränger. Ein ſchnellſegelndes Schiff, mit leichten Linnenfittigen die Luft durchſchneidend, trug die Liebenden über das Meer, und unaufhaltſam flohen ſie über Berg und Thal, bis ſie den felſengeſchützten blühenden Keſſel des böhmiſchen Königreichs erreichten. Da fanden ſie ihre erſte Ruheſtätte in einem verfallenen Markomannenſchloſſe auf einer Anhöhe des Egerthales, wo Richard ſich den höchſten Punkt der Gegend ausgeſpäht, und auf dieſer Felsſpitze eine Burg erbaute, der er, weil ſeine ſchöne Gemahlin eine Fürſtin aus engliſchem Königsſtamme war, den Namen Engelhaus verlieh. Hier gebar Alwina ihrem Gemahl einen Sohn und eine Tochter, und hätte im Beſitz des ſelbſtgewählten Gatten gerne auf den Glanz des königlichen Hoflagers Verzicht gethan, wäre nicht ihr Herz von ſchwarzen Gewiſſensbiſſen gefoltert worden, die ihr alle Heiterkeit des Gemüths raubten; aber bald ſollte auch tieferer Schmerz ihr Vergehen gegen kindliche Pflicht und Gehorſam ſtrafen. Denn, wenn gleich Alwinens jugendliche Reize Richards wilde Sinnlichkeit gereizt, ſo war es doch noch mehr der Glanz der Krone, der ihn verleitet, die kühne Hand nach der ihrigen auszuſtrecken. Zu ſpät erkannte er, daß der Schritt, der ihm den höchſten Glanz des Erdenlebens verleihen ſollte, ihn vielmehr all' der Würden, die ihm in dem großen Britannien entgegen ſchimmerten, beraubt, und zu einem thatenloſen Leben in dunkler Abgeſchiedenheit von der Welt und ihrer Pracht verdammten. Die Schönheit ſeines Weibes ging unter in einem ſteten Gewiſſenskampfe; ihr Anblick warf auch auf Richard ſtumme Vorwürfe, ſo daß er für ſein höchſtes Unglück erkannte, was er einſt ſo begierig verlangt, und ſeine Liebe zu der unglücklichen Alwina ſich in bittern Haß verkehrte, welchem er nicht ſelten durch die härteſte Behandlung Luft machte.

Während die Hand der Vorſehung ſchwer auf den ſchuldbeladenen Häuptern beider Gatten ruhte, füllte nicht minder herbe Qual das Hoflager König Triſtans, deſſen erſter heftiger Schmerz über den Verluſt ſeines Kindes, als am Morgen nach Alwinens Flucht weder die Prinzeſſin noch ihre Aja in ihren Gemächern gefunden wurden, und auch Richard verſchwunden war, ſich durch eine Reihe von Jahren völlig gleich blieb, und unfähig, dem Regiment des Reiches ferner vorzuſtehen, übertrug er die Sorge für daſſelbe ſeinem Neffen Olivier, und überließ ſich ohne Widerſtand ſeinem unheilbaren Gram.

Hunderte von Boten wurden ausgeſandt nach allen Reichen des feſten Landes, um die Verlornen aufzuſuchen; aber alle kamen troſtlos wieder, ohne das Ziel ihrer Reiſe gefunden zu haben, bis endlich ein Weiſer aus dem Morgenlande, wohl erfahren in der Kunſt, die Schrift der Geſtirne zu leſen und zu erklären, dem Könige folgenden Ausſpruch kund that: „Was der Menſch vollbringen will, das thue er ſelbſt! Mache Dich auf, und wandre jenſeits des Meeres gegen Oſten, bis Du an ein Land kommſt, das einer Roſe gleicht; denn wie bei der perſiſchen Wunderblume die äuſerſten Blätter die gröſten ſind, ſo umſchlieſſen die höchſten Gebirge dieſes Reich gleich einer Krone, und gegen die Mitte des Landes erheben ſich, wie die kleinern Blätter der Roſe, immer niedrigere und ſanft gewölbte Berge und Hügel. In tiefer Waldesnacht glühet unweit der Grenze dieſes Reichs unterirdiſcher Brand ſeit Anbeginn der Schöpfung, und ein ſiedender Waſſerſtrahl ſpringt gegen den Himmel. Von dannen wandre eine Stunde ſüdwärts, da werden Dir von hohen Bergesrücken die Zinnen der Veſte entgegenblicken, die Deine Tochter mit ihrem Verführer bewohnt, und der Geiſt der Barmherzigkeit und Verſöhnung lenke Deinen Sinn!“

Zwiſchen Schmerz und Hoffnung, zwiſchen Liebe und Zorn getheilt, zog der König gegen Oſten mit einem zahlreichen Gefolge, welches er, an der Grenze des böhmiſchen Reichs angelangt, im Walde zurückließ, und im frommen Gewande eines Pilgrims nach Engelhaus zog, wo er zur Herrin der Burg geführt zu werden verlangte. So gewöhnlich es war, daß die vorüber ziehenden Pilgrimme die Mildthätigkeit Alwinens anſprachen, welche der Schutzengel aller Leidenden und Bedürftigen der Umgegend war, ſo ſchnell wurde Richards Mißtrauen rege, als er vernahm, der fromme Waller ſey ein Britte; er reichte ihm ſelbſt mit finſterem und menſchenfeindlichem Blick eine Gabe, und wie der Pilger darauf beſtand, mit Frau Alwina allein zu ſprechen, gab er endlich ſeiner Bitte nach; doch blieb ihm ſchier kein Zweifel mehr, der bärtige Greis ſey ein Bote des Königs von Britannien, welcher Alwina zurück in ihre Heimath führen ſolle.

Obſchon ſeine Liebe längſt erloſchen, und er ihren Tod ohne Schmerz angeſehen haben würde, war es doch ſeinem Stolz unleidlich, von ihr verlaſſen zu werden, und er geſtattete ihr nicht eher, mit dem Pilger zu ſprechen, bis ſie ihm einen heiligen Eid abgelegt, zu erklären: wenn ihr Vater es wage, hieher zu kommen, und den Frieden ihrer Ehe zu ſtören, ſo wolle ſie ihn in glühend heißem Oele tödten laſſen.

Entſetzt verließ Triſtan das Schloß, ohne — von dem gräßlichen Schwur allzu tief ergriffen — zu bemerken, daß Alwina die aufgedrungenen Worte des Unglücks zitternd und nicht ohne die furchtbarſte Anſtrengung, ja kaum nur ihrer ſelbſt bewußt, hervorzuſtammeln vermochte. Richards Hohnlachen begleitete den Abzug des wankenden Alten aus der Burg, und Alwina's Lohn für das Werk der höchſten Selbſtaufopferung waren bittere Vorwürfe ihres entmenſchten Gatten, der das Geſpräch hinter der Thüre mit angehört, und höchlich unzufrieden mit ihr war, daß ſie nur mit zitternder Stimme ausgeſprochen, was ſeine Grauſamkeit ihr anbefohlen hatte. Triſtan wankte, kaum ſeiner Sinne mächtig, den Felsweg hinab, und hatte auch noch nicht die Ebene erreicht, als er ſinnlos zu Boden ſank. In dieſem Zuſtande fand ihn der wackere Ritter Konrad von Fribus, ein Nachbar und zum Beſuch zu Richard kommend; da er jedoch deſſen wilden Frevelmuth kannte, errieth er leicht, daß jener ſich einen Streich nach ſeinem böſen Sinn mit dem ehrwürdigen Greiſe erlaubt; deshalb kehrte er ſchnell um, ließ den Pilger auf ein Pferd zu einem ſeiner Knappen heben, und wandte auf ſeiner Burg Alles an, ihn in's Leben zurück zu rufen. Als Triſtan ſich erholt hatte, bewog ihn die herzliche Gaſtfreundlichkeit des böhmiſchen Ritters, wie das Bedürfniß, ſeinen ungeheuren Schmerz in einer menſchlichen Bruſt niederzulegen, Jenem zu geſtehen, wer er, ſey und welches Leid ihn hier betroffen. Konrad durchſah ſchnell die Bosheit ſeines Nachbars, und tröſtete den Vater, daß nur der grauſamſte Zwang die edle Frau von Engelhaus zu ſo herben und unnatürlichen Worten gebracht haben könnte. Ueberdieß nannte die ganze Nachbarſchaft Alwina's Namen nur als den einer heiligen Dulderin, und Konrad verſchaffte Triſtan die Gelegenheit, ſeine Tochter auf der Wallfahrt zu einem wunderthätigen Marienbilde zu Gießhübel zu belauſchen, wo ſie in brünſtigem Gebet die Himmelskönigin anflehte, die Tage ihres erlauchten Vaters zu beſchützen, und wenn ihn ein Weh bedrohe, ihr Leben dafür als Sühne anzunehmen. Da überzeugte ſich der König von der Unſchuld ſeines Kindes, an der das Vaterherz nur ungern gezweifelt, und er beſchloß, in mächtigem Zuge ſich nach Engelhaus zu begeben, und ſeine Tochter von dem Tyrannen zu befreien, der ihr kindliches Herz verblendet und von dem Guten abgewendet hatte.

Triſtan ſandte ſeinem Gefolge den Befehl zu, ſich zu beſtimmtem Tag und Stunde auf der Ebene unterhalb der Burg Engelhaus einzufinden, und ſeiner Ankunft zu harren; aber die Kunde von der Anweſenheit vieler brittiſchen Ritter an Böhmens Grenze hatte ſich bereits in der Nachbarſchaft verbreitet, und war auch zu Richard's Ohren gedrungen, deſſen Argwohn mit verdoppelter Kraft erwachte, und er that einen furchtbaren Schwur, die Britten ſollten höchſtens eine kalte Leiche, doch nimmer die lebende Alwina nach Cramolat bringen. Eines Tages wurde das unglückliche Opfer ſeiner Tyrannei in das Gemach ihres Gatten berufen, der ihr mit ungewöhnlicher Freundlichkeit entgegen trat, ſie bittend, ihm die Härte zu verzeihen, womit er ſie in der letzten Zeit behandelt; er ſchwöre ihr, von dieſer Stunde an dürfe ſie kein unfreundliches Wort mehr von ihm vernehmen, doch zum Zeichen der Verſöhnung ſolle ſie ihm in dem Becher goldenen Weins, der ihr hier kredenzt ſtehe, Beſcheid thun. Fern von jeglichem Verdacht, weigerte ſich Alwina nicht, den dargebotenen Becher anzunehmen, und war eben im Begriffe, mit ihrem Gatten anzuklingen, als Trommetenſchall das Nahen fremder Gäſte verkündigte. Haſtig ſetzte der Burgherr den Becher nieder, und Alwina hielt ein. Richard ſtürzte heftig an das Fenſter; wie er aber vernahm, der König von Britannien mit großem Gefolge ſey an der Zugbrücke, kehrte er ſchnell zu ſeiner Gattin zurück, griff eilfertig nach dem einen Becher, indem er ihr befahl, den anderen zu leeren, und wie dies geſchehen war, ſtieß er ein dumpfes „Wohl bekomm' es Dir!“ aus, gab ihr dann die Erlaubniß, ihren Vater zu empfangen, und zog ſich in ſein Gemach zurück. Zu den Füßen des Königs voll Schaam und Reue niedergeſtürzt, hob dieſer die weinende Tochter an ſein Herz empor und kündigte ihr an, wie er gekommen ſey, ſie loszureißen von dem unwürdigen Gemahl, und mit ihren Kindern im Triumph wieder in die Heimath zu führen; als aber Alwina ihm erzählte, wie ſie eben mit dem reuigen Richard den Verſöhnungsbecher geleert, und ihn nun und nimmer verlaſſen könne, da trat ein Knappe ein und meldete, der Burgherr ſey ſo eben unter den fürchterlichſten Qualen verſchieden. Er hatte in der Haſt und Ueberraſchung bei Triſtan's Ankunft den Becher ergriffen, den ſein Haß gegen die unſchuldige Gattin mit dem ſchärfſten Gift gewürzt hatte, und fiel nun, ein Opfer ſchwarzer Undankbarkeit und Tücke; nach ſeiner Beſtattung aber zog Alwina mit dem Vater und ihren Kindern wieder in das geliebte Vaterland, und die Veſte Engelhaus blieb einſam und verödet ſtehen, bis fremde Geſchlechter ſie in Beſitz nahmen.

Auf der bedeutendſten Anhöhe des Egerthales ragt ein einzelner Fels, und auf deſſen Gipfel das Schloß Engelhaus empor, welches man von allen Anhöhen der Umgegend deutlich wahrnehmen kann; unter demſelben, etwa ein Paar Büchſenſchüſſe von der Prager Straße, liegt das kleine Städtchen Engelhaus. Die Geſchichte liefert keine befriedigende Nachricht über die Entſtehung der Veſte, und von dem, was Tradition und ferne Sage von derſelben aufbewahrt, habe ich verſucht, hier eine Skizze zu entwerfen. Nur ſelten verläßt ein Brunnengaſt Karlsbad, ohne den maleriſchen Ruinen von Engelhaus einen Beſuch abzuſtatten.

Das ſchwäbiſche Bad Cannstadt.

Von

August Zoller.

Das ſchwäbiſche Bad Cannstadt.

Hoch vom Berge herab ſchimmert im Glanze der Abendſonne ein einfach goldenes Kreuz in das reiche Neckarthal, und deutet dem Wanderer an, daß unter der Kuppel, von der es getragen wird, der griechiſche Glaube, fern von den Ländern ſeiner Heimath, ein ſchützendes Dach gefunden. Und woher dieſes griechiſche Kreuz, woher dieſe iſolirten Töne der ruſſiſchen Sänger, dieſe ſanften Tenore mit ihrem feierlichen: „Hospodi pomilui“ — woher dieſe ſeltſamen Klänge, dieſe ungewohnte Form des Tempelbaues mitten unter den ſpitzen Dächern der proteſtantiſchen Kirchen, mit den grünen und rothen Ziegeln und den Storch-Neſtern als Zierrath und zur Friedens-Erhaltung nach dem Sinne der Gläubigen? — Woher dieſe Säulen, dieſe ehernen Opferſchalen, dieſe breiten, weit von unten aufgeführten Stufen, woher in den hohen Niſchen dieſe trefflichen Werke der Skulptur, wo man ſonſt an den Gotteshäuſern nur altes Gitterwerk, Denktafeln für die Gräber, höchſtens für den entſchlafenen Pfarrherrn ein vom Sohne geſetztes: „Sta viator et lege“ — zu ſehen gewohnt iſt; wo man ſonſt nur glatte Wände am Eingange und über der Thüre einen Lukas in Grau mit ſeinem rothen Ochſen erblickt, erfunden und ausgeführt vom Schreiner und Gemeindemaler des Dorfes? Woher auf der Spitze des Berges die friſchen, glatten Steine am Tempel, und nicht weit davon moosbewachſenes Mauerwerk, Ueberreſte alter Burgwege, da und dort in den Gängen der Weingärten, Stücke roh gehauener Wappen der adeligen Geſchlechter, die hier geherrſcht? Woher dieſe koſtbaren, üppigen Räucherungen, wo ſonſt ſich nur der beſcheidene Duft der Rebblüthen im Frühjahre verbreitete? Das iſt der Rotheberg, auf deſſen Höhe man für die irdiſchen Ueberreſte der Königin Katharina einen Tempel erbaut. Hier läßt das ruſſiſche Kaiſerhaus von Dienern ſeiner Kirche das Andenken an ſeine Tochter durch Gebet und Gottesdienſt fort und fort weihen.

Der Rotheberg war die Wiege der Herzoge und Grafen, die das paradieſiſche Land zu ſeinen Füßen, und auf den dunkelgrünen benachbarten Hügeln beherrſchten; — hier war das Stammſchloß der Würtemberger, und noch vor zwei Jahrzehnten mahnten Ruinen und einzelne, wohl erhaltene Reſte an die Zeit der erzbepanzerten Fäuſte, und der Pilger im Thale, den jetzt des goldenen Kreuzes Schimmer zur ſtillen Andacht ſtimmt, dachte vor zwanzig Jahren bei'm Anblick des zerfallenden Schloſſes an das Glück ſeiner Haut, welche er ſich nicht mehr durch den Schutz und das Geleite Eßling'ſcher Reitersknechte erkaufen mußte. Wo heute ein ruſſiſcher Sänger mit ſtummer Geberde den kleinen Tempel öffnet und Fremde in den innern Raum einführt, da erklärte ſonſt ein eisgrauer Invalide einige Kapitel aus der Geſchichte des Regentenhauſes, ohne jedoch ſein Gedächtniß mit chronologiſchen Beſchwerlichkeiten zu martern. Wo jetzt die vier Evangeliſten in ihren Niſchen nach den vier Himmelsgegenden hin die Verkündigung der göttlichen Wahrheit mit ihren hohen Geſtalten verſinnlichen, da ſtanden vor zwanzig Jahren vier ſchauerliche Feuerſchlünde, nicht als drohten ſie Verderben in die friedlichen Schaaren am Silberbande des Neckars hinabzuſchleudern; nein, ihre Beſtimmung war, Feuer-Signale zu geben, wenn die Flamme aus einem der unzähligen Dörfer aufloderte, die der Blick von den Zinnen des Rothenberges erreicht. Statt der Streitroſſe, die den Boden zerſtampften, wenn die Herren von Würtemberg einſt auszogen, um die hochmüthigen Städter zu züchtigen, erblickt man jetzt nur hin und wieder einen neugierigen Fremden, der die Grabſtätte der Königin heimſucht, die gerühmte Ausſicht genießt, und an die Zeit denkt, da der kühne Ulrich, der Herr drei Mal ohne Land, am Fuße des Berges jenen verzweifelten Kampf kämpfte.

wo er in wenigen Stunden ſein gut' Würtemberg verlor und in die Nacht einer unwirthlichen Höhle getrieben wurde. Nichts mahnt hier mehr an dieſe Zeit, wenn nicht zuweilen, bei'm Umgraben des Bodens, ein aufgefundener, halb verroſteter Schwertknauf oder ein halbverſteinerter Lanzenſchaft.

Iſt nun dieſe alte Zeit hier oben ausgemerzt, ſo wird ſie unten am Fuße und um die Hügel her geehrt und beachtet, die Zeit der duftenden, ſtattlichen, Blut wärmenden Neckarweine. Als Schwabenland durch Jahre hin von franzöſiſchem Kriegsvolke bedeckt war, und auf dem kleinen Boden der Durſt der großen Nation ohne Widerrede geſtillt werden mußte, da riß der Bauer die edeln Rebſorten aus dem Boden, weil die winzigen Beeren nicht für das Bedürfniß zureichten, und der Name der Neckarweine wurde ausgelöſcht im goldenen Buche, denn er konnte nicht mehr die Ahnenprobe halten, und den neuen Geſchlechtern ſah man an den ſauern Geſichtern und dem rauhen Weſen die Miſchung des Blutes an. Heute läßt man dem Rebſtocke wieder die alte, ſorgliche Pflege angedeihen, und das junge Schwaben ſieht einem gemüthlichen Alter entgegen, und darf wieder träumen von ſtattlichen Keller-Gewölben, ſonſt der höchſte Stolz eines begüterten Neckarländers.

Das reichſte Rebgewände Schwabens zieht ſich vom Rothenberg herab, auf der einen Seite gegen Eßlingen zu, von den Gipfeln der Höhe bis herab zum Strome, auf der andern hinüber nach Cannſtadt, und wo dieſe wechſelnden Gärten ſich endigen, da beginnen die ſchattigen Wälder der edelſten Obſtbäume, und keine Hand breit iſt in dieſem Thale voll Anmuth und ſtrotzender Fruchtbarkeit, wo nicht ein ſaftig Gewächs dem begehrlichen Auge Nahrung brächte. Es iſt ein Land, von dem man ſagen kann, daß auf dem Mooſe der Weidenbäume, die am Ufer zum Schirme gegen das einbrechende Gewäſſer ſtehen, prangende Tulpen blühen. Und an den Hügeln hin zwiſchen Cannſtadt und dem alten reichsfreien Eßlingen liegen in der Entfernung einer Stunde ſechs Dörfer angelehnt, ſo behaglich und freundlich, wie reiche Weinkäufer, die Probe in der Hand, an den vollen Kufen bei'm Herbſte eines Kometenjahres.

Wo einſt züchtige Kloſterfrauen bei doppelter Clauſur ſich in einem kleinen, von hohen Mauern umſchloſſenen Gärtchen ergiengen, wo ſonſt Schweſter Claudia und Cäcilia trippelten und ihre frommen Intriguen in leiſem Geflüſter ausheckten, da — in einem Winkel unſeres Neckarthales — umſchloſſen von dicht belaubtem Buchenwalde ſteht, auf weitem Wieſengrün, ein Schlößchen im modernſten Geſchmacke vom König erbaut. Daran ſchließen ſich die Gebäude zum Geſtüte, wo die jungen und muntern Fohlen umher tollen und jagen, Bairaktar und Timur Chan wiehernd ſpringen. Dies iſt Weil, ſonſt „Weil das Kloſter“ genannt. Um ſeine Mauern entſpann ſich im Jahre 1796 ein mörderiſcher Kampf zwiſchen Oeſtreichern und Franzoſen. Schwach verſchanzt hielt ſich ein Lieutenant vom Regimente Erzherzog Karl mehrere Stunden gegen eine unglaubliche Ueberzahl der Feinde, bis er von den Seinigen entſetzt wurde, und ſich das Gefecht gegen Ruith, ein auf der Höhe des Waldes gelegenes Dorf, hinzog.

Damals träumte dem nahe liegenden Eßlingen, trotz der Stürme, die rings umher tobten, noch nichts vom Untergange ſeiner Reichsfreiheit. Jetzt bilden die gothiſchen Thürme ſeiner Kirchen, die Barareſſe, und das alte Rathhaus, für den Reiſenden, für den Gaſt des Cannſtadter Bades, der ſich die Gegend beſchaut, nur eine romantiſche Schluß-Decoration zum Panorama des mittleren Neckarthales, und auf der langen Brücke fährt man nicht mehr in ein anderes Land, ſondern begnügt ſich, auf eigenem Boden dem Zöllner das Pflaſtergeld zu entrichten.

Gehen wir am linken Ufer des Stroms abwärts, ſo gelangen wir zum „Waſſerhauſe“, einem unanſehnlichen Gebäude, von welchem aus die Floßgaſſen geordnet werden. Ewig umbrauſt von den Waſſern, die ſich über das Wehr hinabſtürzen, luſtig gezimmert über der tiefen, dunkeln Fluth, zur Seite eine von den Strömungen abgetragene Brücke, die nur noch an Reſten der Pfeiler zu erkennen iſt, nicht ferne davon Untiefen, wo der Tod ſchon manch' verwegenen Schwimmer umarmte, iſt das Waſſerhaus zum beliebten Tummelplatze von Geiſterſagen gemacht worden, und zur Mitternachtſtunde peitſchen die Bauern ihre Roſſe im ſauſenden Galopp vorüber, und können dennoch das Geſicht nicht abwenden von den grauenhaften Weſen, die aus dem Nebel über dem Neckar aufſteigen. Und in mancher Nacht ſchon iſt ein Männchen eingekehrt im Waſſerhauſe mit trockenem Gewande, obgleich der Regen ſeit mehreren Tagen ſchon in Strömen floß, und das Männchen hatte ein häßlich aſchgrau Geſicht und ſtierte mit ſeinen hohlen Augen die aufgeſchreckten Bewohner des Waſſerhauſes an, und hob den entfleiſchten Finger dreimal in die Höhe, und gieng ſtumm ab, ohne eine Thüre zu öffnen, und die Nachblickenden konnten Niemand bemerken, der ſich aus dem Hauſe entfernt. Und am kommenden Morgen ſtieg die Fluth höher und höher, und der Waſſermann ſah die Noth um ſein Haus wachſen und verſah es mit Lebensmitteln.

und am dritten Tage hatten die Waſſer vom geſchmolzenen Schnee der Alpen alle Straßen überſchwemmt und das Thal glich einem Meere.

Und als Niemand mehr dem Hauſe nahen konnte, da pochte es zur zwölften Stunde doch wieder an das Fenſter, und die Bewohner des Waſſerhauſes hörten ihre Namen rufen, und gewahrten durch die Scheiben einen Mann, der zuerſt bequem ſeinen Arm auf das Geſimſe ſtützte, und dann ſich erhob und winkte, als ſollte man ihm folgen über den gefährlichen Waſſerſpiegel. Und als Niemand folgte, da pochte es gewaltig an die Thüre, und der Mann ſtand unfern von der Schwelle und winkte wieder, und ein ſchwefeliges Feuer gieng aus von ſeinem Haupte, und vom Eingange, bis wo er ſtand, lag ein Schattenſtreif, wie ein feſtes Brett, über den Wellen, und der Mann geberdete ſich immer ungeduldiger, da er Keinen verführen konnte, in dem Streif ſeinen Tod zu finden, und verſchwand endlich, als der Morgen ſeinen Fackelſchein hinter den Bergen im Oſten zu heben begann.

Und in ſtiller Mondnacht, da der Frieden über dem Thale gelagert liegt, und wir im würzigen Geruch der reichen Natur umher das Glück des Lebens auf der ſchönen Erde mit vollen Zügen ſchlürfen, da heult und ſtöhnt es um das Waſſerhaus, daß das

Mark in den Beinen gerinnen könnte, und eine Geſtalt mit emporgeſträubten Haaren, die geballte Fauſt vor der Stirne, die Augen in irren Blitzen umherſchleudernd, den Körper nur mit dünnen Nachtgewändern bedeckt — jagt von der Straſe herüber, weilt nur einen Moment des Beſinnens am Ufer und ſtürzt ſich dann mit einem gellenden Schrei in die Tiefe am Waſſerhauſe.

Der Geiſt aber mit dem aſchgrauen Geſichte war vor mehreren Jahrhunderten Bäcker geweſen im Dorfe Wangen. Es hatte manchen Tag geregnet, und der Waſſermann, die Gefahr ahnend, war zum Bäcker gekommen und hatte um ein paar Laibe Brod gebeten; er wolle bezahlen, wenn beſſere Zeit käme und die Flöße wieder durch die Gaſſe gingen. Der Bäcker war ein harter Menſch und verweigerte das Brod. Der Waſſermann muſte nach Hauſe eilen, bevor die Straſe überſchwemmt wäre. Und in der Nacht ſtieg die Fluth bis zur höchſten Stufe an der Schwelle ſeines Hauſes und blieb ſechs Tage ſtehen. Und als die Waſſer gefallen, da war der Waſſermann mit Kind und Maus verhungert. Und wenige Monden ſpäter fand man den Bäcker todt in ſeinem Bette, der Schlag hatte ſein häßlich Antlitz grau gefärbt — und gehen muß er nun fort und fort, bis zum ewigen Gericht.

Alles Volk in der Gegend weiß von den Geſpenſtern am Waſſerhauſe, und Mancher, der am Tage der Leichtgläubigen ſpottet, ſchaudert bei der Nacht, wenn er bei'm „Lichtkarze" die Geſchichten vernimmt, und möchte nicht um den Zehnten von Türkheim Waſſermann werden. Wer aber die Beglaubigungen für das Geiſterleben in manchen berühmten Schriften meiner Landsleute geleſen, der wird noch weniger an dem Spuke zweifeln, ſuchte er auch ſein Haupt mit einem dreifachen Doctorhut zu ſchützen. —

Haben wir uns durch den Mühlſtaub von Berg glücklich hindurchgeſchlagen, vorüber an den Neckarbädern, wo an Sommertagen die ermatteten Stuttgarter Kühle ſuchen und Erfriſchung, ſo ſtehen wir an einer ſanft ſchwellenden Anhöhe, auf deren Rücken der Roſenſtein glänzt. Vor nicht geraumer Zeit nannte man dieſe Anhöhe noch den Kahlenſtein; als aber die kahlen Steine verſchwunden waren und weite Schloßhallen auf dem Berge erſtanden; als auf der Stelle, wo ſonſt nur Diſteln, Wegwarten und wilder Ginſter wucherten, glühende Burgunderroſen, üppige Oleander, vielfarbige Aſtern zu blühen begannen, und der flockige Perrückenbaum ſeine Häupter vom Winde umfächeln ließ, da erhielten Schloß und Park den neuen Namen. Aus den freundlichen Gemächern hinaus ſieht man auf zehn Meilen hin bis zum alten Vetter Roſenſtein, der über den Thälern der Kocher und Rems, mit ſeinen verwitterten Gewändern, dem rauhen Gebirge und den düſtern Waldungen, einen herben Contraſt mit dieſer glatten, friſchen Umgebung bildet.

In ſanfter Abdachung zieht ſich der Park bis zur Straße hinab, wo der Reiſende über Schwieberdingen nach Carlsruhe oder über Ludwigsburg nach Frankfurt gelangen kann, hat er nur Geld und einen guten Paß. Ueber der Straße liegt die Vorſtadt des Badeortes. Man ſoll einſt einen Stein aus der Römerzeit gefunden haben, worauf zu leſen ſtand:

C. ANT. STAT.

ſchlechtweg Cantſtadt, gelehrtweg Caji Antonii Stativa (des Cajus Antonius Standlager). Von dieſem Steine ſoll der Name des Orts herrühren.

Meine Leſeart über Cannſtadt iſt indeſſen eine Kanne, welche als Stadtwappen dient, und inmitten der Weinberge und unerſchöpflichen Waſſerſchlünde mag es gewiß nicht unpaſſend ſeyn, eine Stadt der Kannen hier zu ſuchen, und wer einſt über die neue Brücke hereinfahren wird, hat kein mühſames Commentatoren-Geſchäft; das Stadtwappen prangt in Stein gehauen an den Pfoſten des Thores.

Schlagen wir uns — jenſeits des Stroms — zur Linken durch die alte Mühle durch, ſo gelangen wir in die Handelswelt unſerer Stadt. Rechts und links Fabrikgebäude, ſo künſtleriſch einzerichtet, als ihre Geſchwiſter in England, mit trefflichen Maſchinen, in Gang geſetzt durch üppig ſprudelnde arteſiſche Brunnen; dabei nie raſtende Thätigkeit, wie in Mancheſter oder Leeds, ohne den Druck und die moraliſche Verwahrloſung, welche die engliſchen Fabrik-Arbeiter — neben Brittaniens Bibelanſtalten und Miſſionsgeſellſchaften — zu erleiden haben. Es iſt ein lachendes Leben auf der grünen Inſel, wo Zais ſeine Handelswerkſtätte aufgeſchlagen; es ſpinnt ſich heiter fort bei ſolch' milder Führung, und bei ſeinem Nachbar Keller haben die Arbeiter nicht in elendem Zeuge zu frieren, während ſie warmes Tuch für den kalten Winter bereiten.

Nur wenige Schritte weiter liegt der Hafen von Cannſtadt und der Stapel. Sieh' da, was hat ein Seebad am Ende voraus! Laufen denn hier nicht auch Schiffe ein mit Waaren aus Surinam und Cuba? Sehen wir hier nicht auch Schiffspatrone, wohlgenährte Herren und an den Schiffen mit goldenen Lettern den Namen des Schiffes, einen Krahn mit beweglichem Dache, ſtämmige Laſtträger und bewaffnete Gendarmen, zwar nicht mit langen Piſtolen, wie die Schmugglerwachen auf den Kreidefelſen an der See, aber doch mit kurzen Säbeln und ſcharfen Augen und mit Schnurrbärten; Männer, die ſich wahrlich kein X für ein U machen laſſen. Sehen wir nicht Maſten und Flaggen? Hören wir nicht waſſergeborne Flüche, erblicken wir nicht Bootsleute mit theergetränkten Beinkleidern und rieſenhaftem Appetite, und auf den Ballen Handlungsdiener mit Brieftaſchen und Schreibtafeln, ſo geſchmackvoll als ſie nur ein Clerk aus dem Comptoir der oſtindiſchen Compagnie in den Docks ſeiner Geſellſchaft führen mag? Auch ein Zimmerplatz iſt in der Nähe, den man mit geringer Anſtrengung der Phantaſie in eine Schiffswerfte umwandeln und ſich dann ſo bequem vom Stapel laufen laſſen kann, als Thümmel an ſeinem Schreibtiſche zu Berlin ſich mit einem Schiffe im Hafen von Marſeille vom Stapel ließ.

Bald nach fünf Uhr des Morgens beginnt der Zug der Gäſte nach der Quelle am Sulzerrain. Es eröffnet ſich da ein ſtill gemüthliches Treiben, eine heitere Ruhe, und weder Gebrechen noch Krüppel mahnen an die Hinfälligkeit unſeres Körpers mitten unter den Stärkungen, Erheiterungen, Tröſtungen einer wundervollen Natur. Eine Platanenallee führt zum Brunnen, deſſen reiche Fluthen die Stockungen im Blute bezwingen und ſich nach Niederkämpfung hypochondriſcher Beſchwerden eine Bahn zu den luſtigen Triebrädern brechen, deſſen Heilwaſſer den widerſpenſtigen Magen zur Ordnung verweiſen und eine angenehme Thätigkeit zum Beſten der Küche herſtellen ſollen. Freundliche Anlagen ziehen ſich am Berge hinter der Quelle hin — mit der Ausſicht im Vorgrunde über Cannſtadt, dann zum Roſenſtein und dem Königlichen Park, der Stuttgart mit dem Roſenſtein verbindet, links der Rotheberg und die Anſicht des Neckarthales und rechts die Au mit der Straße nach Münſter.

Trüben Blickes ſehet ihr da einen Mann den Berg hinankeuchen, von Zeit zu Zeit die ſchweren Schweißtropfen von der Stirne trocknend und heimlich den Arzt verwünſchend, der dem ſchweren Leibe nach jedem Becher Sauerwaſſer die harte Arbeit eines Spaziergangs durch die niedlichen Anlagen aufgegeben. Er ruht auf der Höhe nicht aus, um die Fernſicht zu genießen, er greift nicht in die Taſche, um eine Lorgnette zu ſuchen. Der Anblick des dicken Herrn iſt in der That jammervoll, wie er zaudernd zum zweiten Becher ſchreitet und endlich zum dritten und dann ermattet niederſinkt, als müßte ſein letztes Stündlein nahen, durch die Waſſerfluth, die ſeit Jahrzehnten nicht mehr in den weiten Keller ſeines Leibes gedrungen.

Und

Und nun fangen die böhmiſchen Muſikanten an, Walzer zu ſpielen, und ſpotten der Beſchwerlichkeit ſeiner unförmlichen Hütte, und eine ſchmucke, ſchlanke Dame, ſeine fröhliche Nachbarin, bittet ſich, um das trübe Geſicht aufzuheitern, die Ehre für den erſten Ländler aus. Dieſe Zumuthung iſt dem dicken Herrn zu ſtark; er eilt davon und legt in mindeſtens einer halben Stunde den Weg von tauſend Schritten in ſeine Wohnung zurück. Er ſchließt ſich in ſein Zimmer, verwünſcht das Waſſer und flucht auf die Anlagen, die ihm ſo viele Schweißtropfen koſten. Er ſchwört ſeinem Arzte den Untergang, ſeinem Weine und ſeinen Kalbskeulen ihr Recht, wünſcht den böhmiſchen Muſikanten keinen Heller aus ſeiner vollen Börſe und ſchmäht die blauen Augen jener lieblichen Nachbarin, als hätten ſie ſeiner Ehrbarkeit geſpottet. Da jedoch die Quelle den Appetit nicht mordet, da ſie dem Mittagsſchläfchen ſeinen wohlthätigen Einfluß nicht raubt, ſo tritt gegen Abend eine großartige Reſignation ein; unſer ſtarker Freund geht den Waſſergefahren immer getroſter entgegen, wirft in zehn Tagen den Böhmen zwei Kronenthaler, der lieblichen Nachbarin zwei Kußhändchen zu, betrachtet wohlgefällig ſein munteres, ſchlank gewordenes Weſen im Spiegel, beſtellt bei'm Schneider einen neuen Frack, und ſieht von der Anhöhe durch einen ächten Frauenhofer in das Neckarthal hinüber, findet ſogar den Staub göttlich, wie er thurmhoch zwiſchen den Pappeln nach der ganzen Länge der Chauſſee von Stuttgart bis Cannſtadt emporwirbelt, denkt an eine Ehrenſäule für den Phyſikus ſeines Ortes und an eine Schandſäule für alle Waſſerverächter. Wäre er ein Dichter, er würde für das nächſte Badeblatt eine Hymne an die unbekannte Nymphe der Quelle ſchmieden und jedem Mitgliede des Brunnenvereins ein Exemplar auf Velinpapier überſenden. — Das iſt die Macht der Goldtinktur am Sulzerrain! —

Der wohlbeleibte Herr, den ich hier gezeichnet, iſt jedoch ein exotiſches Gewächs, eine Pflanze, wie man ſie am Sulzerrain ſeltener findet. Trotz der unläugbaren Heilkraft des Brunnens bewegt ſich um ſeine ſchäumende Schale mehr eine geſunde, eine geräuſchloſe, ſtill-ſchwäbiſche Welt, die auf ein Paar Wochen den Aktenſtaub von ſich ſchüttelt, ihren Familienſinn nach den niedlichen Anlagen und ruhigen Spaziergängen verpflanzt und die inneren und äuſſeren Sorgen durch ſechs Gläſer Sauerwaſſer des Morgens und acht und zwanzig Tage far niente wegſchwemmt. Die Beſtandtheile des Waſſers, das kohlenſaure Gas, das ſalzſaure und das ſchwefelſaure Natrum, die Kalkerde und die Bittererde nebſt der unſcheinbaren Miſchung Eiſenoxyd haben keine allzu ſchwere Kämpfe mit den Leiden der Brunnengäſte zu beſtehen.

Man ſieht da alte geiſtliche Herren, die von Jahr zu Jahr wiederkehren, herab aus den unwirthlichen Dörfern unſerer Alp; ihre grämlichen Geſichter tragen noch im Beginnen der Cur die Farbe der Hypochondrie. Mit zitternder Hand halten ſie die erſten Male das Glas unter die Röhre und ſchlürfen das Waſſer mit ſüßer Wolluſt, wie geübte Zecher den ſchäumenden Champagnerwein, und durch die trüben Augen leuchtet ein Strahl der Hoffnung, nach wenigen Wochen geheilt zu werden. Die Hypochondrie unſerer Herren iſt keine angeborne; es iſt das Leiden der Verlaſſenheit in dem ewigen Einerlei der Studierſtube, und dieſes Leiden findet ſein Ende eher, löſt ſich leichter in frohe Stimmung und friſchere Wangen auf in dieſem ruhig freundlichen Kreiſe, in dieſer gemüthlichen Zuthulichkeit, in dieſer nachbarlichen Antheilnahme in Cannſtadt, als im geräuſchvollen Aachen mit ſeinen Spielhäuſern, mit dem bunten Treiben in ſeinem Komödienhauſe, mit ſeinen Avanturiers und dem läſtigen Schweiſe der Glücksanekdoten, mit ſeinen ruinirten Engländern und ſeinen walloniſchen Nymphen. Die Beſchwerden des Lebens am beſtimmten Wohnorte, die zerſchlagenen Ausſichten auf eine günſtige Aerndte, der Futter- und der

Waſſermangel, die Drohungen und Bedrückungen gewaltthätiger Sekten, die wirthſchaftlichen Sorgen und der unwirthſchaftliche Schnee, der ſechs Monate hindurch an den Strohhütten der Alp bis zum Dache lag — all' die Qualen, die ſich in gelben Tinten auf die Haut gelagert, wiſchen ſich unter ſanften Klagen in das Herz eines Univerſitätsfreundes, wie man ihn nach dreißigjähriger Trennung an der Quelle trifft, raſcher vom Geſichte weg, als im Getöſe groſſer Bäder mit ihren betrübenden Zerſtreuungen. Die ſanfte, ſtufenweiſe Abſpannung giebt einen beſſern Klang in der beklommenen Bruſt, als eine gewaltſame, unwillkührliche Aufregung.

Beſonders iſt die Quelle ein treffliches Mittel gegen die Grauſamkeit des Weins. Darum gewahrt man auch mitten unter den anſtändigen Näschen der Schwabenkinder metalliſche Geſichtsformen, die mit ihrem Schimmer den höchſten Purpur des Morgenroths beſchämen. Das ſind die lärmendſten Gäſte am Brunnen. Zu jedem Becher nehmen ſie einen wahren Anlauf, vor jedem Schlucke laſſen ſie einen kläglichen Seufzer hören, als ginge es in's Feld des Todes. Während das ungewohnte Waſſer den Lauf durch die widerſtrebende Kehle nimmt, feiert Momus ſeine Feſte, und iſt der Becher geleert, ſo holen ſie aus tiefer Bruſt ein mächtiges „Gottlob,“

als wollten ſie die ganze Brunnenwelt zu einem gemeinſchaftlichen Te Deum auffordern, zum Preiſe des Wunders, daß ſelbſt der Wirth zum Löwen Waſſer getrunken. Und der Glühende macht ſich Bahn durch die Menge, um erlahmt im Curſaale niederzuſinken, und dort einen weißen Strich an ſeinen Rockärmel zu zeichnen, dem Gedächtniß zu Abzählung der vorgeſchriebenen Gläſer zu Hülfe kommend. Die Gewohnheit der doppelten Kreide mag da der Vorſchrift des Arztes wohl manchmal einen ſonderbaren Streich ſpielen. Doch ſelbſt dieſe weingrünen Naturen gewinnen am Ende Luſt und Liebe für den Brunnen, und ſeine ſprudelnden Geiſter feiern jeden Tag leichtere Siege.

Die weibliche Welt hingegen ſucht ihr Glück nicht am Brunnen, um die zurückgebliebenen Schatten der Salonsnächte zu beſchwören, und durch trockenen Huſten und kurzen Athem inmitten der prangenden Natur, bei'm luſtigen Geplätſcher der reichen Waſſergüſſe, an Bahrtuch und Leichen und die fallenden Blätter im kommenden Herbſte gemahnt zu werden. Sie ſind friſch genug, die Töchter des Landes, um manchem November-Sturme zu trotzen, manch' frohen Tanz noch mitzutanzen, die prangenden Hügel frohen Schrittes hinanzueilen und oben in vollen Zügen die göttliche Luft in die geſunde Bruſt zu ſchöpfen. Es ſind nur ſeltene kleine Störungen des Teints, welche unſere Damen zur Quelle führen, winzige Erſcheinungen auf ſpiegelklarer Fläche, von den Beſitzerinnen ſelbſt durch das Mikroſkop betrachtet. Meiſt gute Kinder ſieht man, die dem Vater nach dem Badeorte folgen, damit er keine ſeiner Bequemlichkeiten vermiſſe, und die Mutter hat es gerne geſtattet und bei'm Abſchiede etwa gedacht, ob ſich „ein Herz zum Herzen“ finde.

Es ſind ferner die bonnes menagères der Reſidenz, die en famille herbeikommen; ein Theil der ihrigen gehört zu den habituirten Waſſertrinkern. Da will man denn nicht ein Frühſtück in Stuttgart beſorgen und ein anderes in Cannſtadt bezahlen. Es ſind mitunter auch zarte Geſchöpfe, die jeden Sommer aus Grundſatz und Gewohnheit einige Male unterſuchen müſſen, ob ihnen der Sauerbrunnen noch gut ſtehe. Man findet hier keine femmes de qualité mit der falſchen Prätenſion des Memoirenſtyls, und jenen tragiſchen Spuren rund um die erloſchene Herrſchaft eines Auges, das einſt Fürſten außer Faſſung gebracht. Was ſich hier findet, hat von Europa höchſtens die vierundzwanzig Reichsſtädte des alten ſchwäbiſchen Kreiſes geſehen, erinnert ſich, mit dem Glanze ſeiner Augen nur den eigenen Gatten gefeſſelt zu haben, hat nicht bei'm Großbotſchafter geſpeiſt, gedenkt aber bei'm nächſten Königsballe recht vergnügt zu ſeyn, hat ſich die Finger nicht mager geſchrieben, oder die Wangen in Mitternächten bei Ecarté und Intrigue ausgehöhlt. Es thront eine ruhige Behaglichkeit auf unſern Schwäbinnen, es leuchtet eine moraliſche Reinheit aus ihrem Weſen, die ſich mit der heitern Landſchaft zu einem wohlthätigen Wärmeſtrom vereinigt. Man ſieht nicht, in franzöſiſchen Negligé's und modernen Badegewändern, müde Schriftſtellerinnen, mit unbeſcheidener Dinte am Ueberrock und mit Sorge erregenden Subſcriptions-Liſten unter dem Arme umherirren. Man iſt nicht geſtört im Einathmen der ſüßen Blüthendüfte durch das Eau de Portugal ſpeculativer Damen mit rauſchendem Seidenſtoffe und hellglänzender Chauſſure, noch hat man, auf einer Bank am Ende der Anlagen ruhend, zu befürchten, in ſeinen Betrachtungen durch die Zudringlichkeit einer wandernden Declamatrice beläſtigt zu werden. Es iſt hier ein harmloſes, einfaches Geſchlecht, mit kaſtanienbraunen Haaren, mit der Grazie der Unſchuld und dem Glück einer guten Erziehung. Wer hier die Augen gen Himmel ſchlägt, bewundert ſeine Pracht, und bittet ſich nicht die Gnade des Allerhöchſten, in einer Miſchung von Aberglauben und Blasphemie, für den nächſten Coup an der Roulette aus. Weſſen Zähne mühſam kauen, der verarbeitet höchſtens ein ſchlecht gebackenes Brod, und nicht eine Karte, auf der er Nachts zuvor fruchtlos das Eintreffen von Schwarz und Roth punktirt. Wer an der äußerſten Umgebung der Garten-Anlagen hinſchleicht, mit dem Stocke Zahlen in den Sand zeichnet und in jeder Bewegung den Projectanten verräth, der mag wohl an einer Kataſter-Verbeſſerung oder an einem Bauplan arbeiten; ruft er aber freudig aufſpringend ein: „ich hab's!“ ſo deutet das gewiß nie auf eine martingale infaillible. Reitet Einer ohne Hut die Promenade herauf, ſo zeigt die Gedankenloſigkeit nicht auf enorme Verluſte der vergangenen Nacht. Schneidet ein Anderer wüthende Geſichter und ficht mit ſeinem Stocke in der Luft, ſo iſt es weder ein Selbſtmord-Candidat noch ein unverſöhnlicher Duellant — es iſt ein Renommiſt, der die Füchſe in Tübingen in Schrecken zu ſetzen bemüht war, oder Einer, der es eben nicht beſſer gewöhnt iſt. Nein, Cannſtadt iſt keine Welt von lärmenden Kriegshelden und tonangebenden Diplomaten, kein Sammelplatz von geheimnißvollen Weſen mit lauerndem, ſtechendem Blicke und andern für einen Baderoman nothwendigen Attributen. Seine ſtehenden Figuren bieten nicht einmal Stoff für den Crayon eines muthwilligen Zeichners. Man ſieht nicht Leidende auf Karren und eigenthümlichen Maſchinen herbeifahren, und Abentheurer ſind ſo ſeltene Erſcheinungen, daß ſich ihre Geſchichte kaum in die Chronik des Orts verliert.

Eine pikante Erſcheinung war der ſtumme Graf, ein junger Mann, kaum dreißig Jahre vorüber, der mehrere Sommer hintereinander die Quelle beſuchte, ohne daß eine Seele im Stande geweſen wäre, ihm das kleinſte Wort zu entlocken. Wenn ſeine Dienerſchaft nicht das Gegentheil verſichert hätte, wäre man verſucht geweſen, ihn im Ernſte für ſtumm zu halten. Als er vor einigen Jahren wieder eintraf, hatte ſich in dem Hauſe, wo er abſtieg, ein vielgereiſter Mann von abgeſchliffenen Sitten und zuvorkommendem Weſen eingemiethet. Der wußte viel von den Sitten in Griechenland, in der Türkei und in Aſien zu erzählen, und die Schönheit der Länder, die er bereiſt, entlockte bei der bilderreichen Mittheilung, ihm ſelbſt und ſeinen Hörern manche Thräne der Rührung. Der Gereiſte hatte früher in Göttingen Chemie ſtudirt und ſich ſpäter in Griechenland durch Unterſuchung der dortigen Mineralquellen Capodiſtria's Schutz und Vertrauen erworben. Noch in der Blüthe der Jugend, wußte er durch ſein gefühlvolles Gemüth und die trüben Erfahrungen ſeines Lebens, wie ſie überall durch ſeine Erzählung ſchimmerten, Aller Vertrauen zu erwerben. Sein Vermögen ſchützte ihn vor Entbehrungen; aber man hatte ihm die Zinſen nach

England geſchickt, weil er aus Corfu an ſeinen Verwalter geſchrieben, daß er mit einem Freunde, dem Capitän einer Kriegsbrigg, nach England abgehen werde. Von verſchiedenen Seiten bot man dem Chemiker Börſen zur Benützung an, bis ſeine Gelder ankommen würden; er ſchlug das Anerbieten aus und erwarb ſich durch ſeine freiwillige Zurückgezogenheit noch höhere Achtung bei den Badegäſten.

„Der Graf ſey unglücklich, weil er vergebens eine Lebensgefährtin geſucht und das Vertrauen zu den Menſchen verloren,“ — behauptete der Gereiſte; — „die Heilung des Unglücklichen ſolle ſeine einzige Aufgabe ſeyn, ſo lange er in Cannſtadt zu verweilen habe.“ Und wirklich ſah man den Grafen auch nie mehr ohne ſeinen Freund; nie wich dieſer von ſeiner Seite, und wenn der Graf die Geſellſchaft am Brunnen floh, ſo brach ſein Begleiter — artig ſich entſchuldigend — mitten in der Erzählung ab und folgte ihm nach den abgelegenſten Spaziergängen. Oft ſah man den ſtummen Grafen Stunden lang auf einem Flecke im Felde ſtehen, den Vögelflug und Windzug beobachtend, bei ihm den Chemiker, der den ganzen Vorrath ſeiner Ueberredungskunſt verſchwendete, um dem Stummen ſeinen Kummer zu entreißen und die feſt verſchloſſenen Lippen zu öffnen. Endlich nach vier Wochen völligen Stillſchweigens ſprach der Graf:

„Wollen Sie mich nach meinem Schloſſe begleiten, ſo leihe ich Ihnen Geld zur Bezahlung Ihrer Rechnung. In einer halben Stunde reiſe ich ab.“ Was war zu thun? Sollte der Chemiker die Summe ausſchlagen und das edle Werk ſeines Heilverſuchs unvollendet aufgeben? Er gieng ein und verabſchiedete ſich von ſeinen Bekannten, die ſeines menſchenfreundlichen Entſchluſſes wegen ihn nur bewundern konnten.

Nach zwei Tagen langte man auf dem Gute des ſtummen Grafen an. Der Chemiker fand treffliche Geſellſchaft auf dem Schloſſe, gebildete Verwandte des Hauſes. Er hätte dort ſchöne Tage leben können; aber der Graf blieb nie daheim, und der Chemiker war nicht der Unterhaltung, ſondern eines frommen Werkes wegen gekommen. Abermals giengen vier Wochen durch das Land, da ließ der Graf zum zweiten Male ſeine Stimme alſo vernehmen: „Ihr Geld aus England kommt nicht; ich leihe Ihnen fünfzig Karolin zur Heimreiſe und gebe Ihnen meinen Wagen bis ***.“ Der Chemiker war in Verzweiflung; er mußte gute Miene zum böſen Spiele machen und das Erbieten annehmen, um ſich nicht nach der Heimath betteln zu müſſen. — Einem benachbarten Fräulein gelang ſpäter die Kur beſſer — der Graf erhielt durch ſie die Sprache wieder, heirathete ſie, und reiſte darauf mit ſeiner jungen Frau nach den

Niederlanden ab. Als er dort durch die Straßen einer kleinen Stadt ſpazierte, ſprang ein Hund an ihm auf und zerriß ihm den Rock. Er trat in die nächſte Schneiderbude, fragte nach dem Meiſter, und auf ihn zu kam — unſer vielgereiſter Chemiker. Der Graf eilte weg, ohne ſein Kleid ausbeſſern zu laſſen. —

— An den Sonntag-Morgen wächſt das Gedränge um den Brunnen bedeutend. Das ſind aber die Tage, welche von den eigentlichen Kurgäſten nicht in den Himmel erhoben werden; dieſe verlieren ihr Recht, ihre Behaglichkeit, ärgern ſich über die Andringlinge, weil ſie nur da ſind, um Staub aufzujagen, neumodiſche Fracke oder glänzende Scharpen zu zeigen, Bremer Cigarren zu rauchen, oder auf die unloyalſte Weiſe am Waſſer blos zu nippen, weil ſie kein Herkommen, kein ärztliches Statut beobachten, weil ſie alle Augenblicke die Hüte bis zur Unart abziehen, und was dergleichen Brunnen-Calamitäten mehr ſind. Aller Geſchäftsgebrauch hört auf. Die Fragen, wie viel man bereits Gläſer getrunken, an Werktagen mit hoher Wichtigkeit, mit ſichtbarem Ernſte vorgelegt, unterbleiben, und überdieß muß man noch froh ſeyn, den eigenen Becher, der ſonſt heilige Achtung an gewohnter Stelle genießt, wieder zu erhalten, weil Jeder nach Belieben ſich ſeiner bemächtigt. Die Legitimität wird von den Kindern der Revolution, von der jenne Sonahe verdrängt, und die leidende Menſchheit muß ſich im bunten Getriebe wirbeln laſſen und ſich ärgern oder zu Hauſe bleiben. Aber das Letztere kann ſie ſelten, weil die Bekannten aus der Reſidenz zum Beſuche heraus kommen, um das Frühſtück hier einzunehmen, und dann nach dem Remsthale zu eilen, oder nach erfriſchendem Bade dem geſtärkten Körper die niederdrückende Laſt der Hitze in Stuttgart weniger empfinden zu laſſen. Selbſt bis auf die Muſik erſtreckt ſich an Sonntagen das ſtädtiſche Treiben an der Quelle. An die Stelle der Böhmen, die mit ihren gefälligen Weiſen und dem harmoniſchen Vortrage an Werktagen heitere Stimmung rege zu halten wiſſen, ſendet der Brunnen-Verein die Brigade-Muſik von Stuttgart mit Ouvertüren und andern kunſtvollen Ton-Dichtungen.

Nur Eines bleibt leider unverändert: — der Kurſaal. Bis jetzt hat hier der Erbfeind alles Schönen, das Geld, ſeine zweideutige Gewalt bewährt. Der Natur ſollte wenig nachgeholfen, ihrem ſommerlichen Antlitz nur ein leicht gezimmerter Salon, ein Schutz gegen muthwilligen Strichregen angepaßt, aber kein ſteinernes Gewölbe aufgedrungen werden, mit ſchweren Balken und Sparren, worauf ohne Beſchwerniß alle Schiefer der Reſidenz ruhen könnten. Der Kurſaal bleibt auch an Sonntagen leer, wenn nicht ein plötzlich einbrechender Regenſturm hinein treibt; es iſt ein ſeltener Fall, daß ſich ein Neugieriger in ſeinen innern Raum verliert. Aufgegangene Schuhbänder und beſtaubte Stiefel verſchaffen ihm noch am meiſten Beſuche. —

Es ſchlägt acht Uhr und die Geſellſchaft verliert ſich von der Quelle. Die Muſik der Taſſen beginnt im Wilhelmsbade, der dem Brunnen zunächſt gelegenen Badeanſtalt. Mit Luſt erobert man das Frühſtück. Nicht die Bewohner des Wilhelmsbades allein, ſondern auch die Meiſten, welche ſich in Privathäuſern in Cannſtadt eingemiethet haben, und alle Zukömmlinge von Stuttgart lagern ſich hier im Garten bei wohl bereitetem, duftendem Kaffee. An Werktagen könnte hier ein Blinder die Gäſte finden; denn ſie haben ihre beſtimmten Sitze, die ihnen Niemand während ihrer Saiſon zu entreißen wagt. An Sonntagen dagegen hört alle Rückſicht auf — da wird der groſe Rechtsgrundſatz in volle Anwendung gebracht: „Wer zuerſt kommt, mahlt zuerſt.“

Um den Schenktiſch kämpft man für Taſſen und Kannen, und ihren Inhalt. Und nun dort der junge Mann, der zwei volle Töpfe erwiſcht, wie er — das Brennen an der Hand nicht achtend — im Triumphe ſeine Beute hinaus in den Garten ſchleppt — wie er verachtende Blicke auf die hungernde Menge umher wirſt, wie er des Dankes gewiß, den ihm ſeine Damen zurufen werden, ein ſtolzes Lächeln affichirt! — Doch ſchnell wechſelt der Ausdruck. Die Damen ſind noch auf der Stelle; aber die Stühle ſind, weil man ſie nicht plötzlich beſetzt, längſt geraubt worden, gleich ungalant, und gleich taub für fremdes Recht. Zu der allgemeinen Verwirrung unter den Nöthen des Frühſtücks werden luſtige Ländler vom Balkon geſpielt, auf welche Niemand Rückſicht nimmt, weil ſie Niemand hört. Zahlloſe Sträußermädchen beſetzen jeden noch übrig bleibenden Raum in den gedrängt vollen Gängen, bieten dunkel glühende Nelken zum Kaufe an, und beurkunden ihre ländliche Einfalt dadurch, daß ſie zehnmal zurückgewieſen, nicht vom Platze gehen. Daß Fleckſeife angeboten und holländiſche Schuhwichſe recommandirt wird, daß ein Handelsmann aus Zweibrücken Bayonner Waſſer, und ein Invalide aus Marbach Zahnſtocher ausruft, gehört zur Scenerie, wie ſich von ſelbſt verſteht.

Abgeſehen von der eleganten Parüre bietet der Sonntag-Morgen im Wilhelmsbade das Bild des bunten Treibens an einem Volksfeſte; die aufgelöſte Ordnung der Tiſche und die Hinfälligkeit des Geſchirrs mahnen an das ſchöne Recht des Stärkern. Nicht als ob der Wirth ein rückſichtsloſer Schenkmeiſter, ein ungeübter Feſtordner wäre — dagegen ſpricht ſein Kaffee, gegen den keine Baſe der Welt eine gerechte Einwendung vorzubringen im Stande wäre — nicht als ob die trefflichen ſchwäbiſchen Kellner, die man am Genfer-See wie in den Gaſthäuſern der Schweiz und am Rheine ſucht und liebt, etwa hier träger wären — nein! ſondern der Hauptgrund dieſes ungeordneten Drängens, dieſer gehäuften Unbequemlichkeit liegt in den Gäſten ſelbſt. Man iſt in Unterſchwaben zu wenig an das öffentliche Leben gewöhnt, und durch Zufall in ein Gewühl geworfen, weiß man ſich nicht vernünftig darein zu finden. Jeder ſteht dem Andern im Wege, und am Ende verlieren Alle. In größern Städten wiederholen ſich von Zeit zu Zeit die Erſcheinungen, welche das ganze ſchauluſtige Publikum anziehen. In den lebendigen Straßen drängt man ſich. Der unvergängliche Hang zu Zerſtreuungen füllt die Gärten und Spaziergänge Jahr aus Jahr ein mit Menſchen. Alle Welt erwirbt eine Gewandtheit, ſich in den dichteſten Haufen zu bewegen. Im Wogen der Zuſchauer und Gäſte bei Feſten und frohen Gelagen tritt nach und nach ein gewiſſes Syſtem ein; mitten in dem Gewühle iſt Ordnung bemerkbar, man weiß, daß wenn Zwei rechts ausweichen, Beide zum Ziele gelangen; man weiß, daß, Wer ausgeben will, auch einnehmen muß, und ſtößt nicht nach beiden Seiten, um nicht wieder

geſtoßen

geſtoßen zu werden. Der Magen leidet nicht, weil nicht alle Menſchen zu gleicher Zeit bedient werden können, und das Auge bricht nicht in Thränen aus, weil die Thüre des Palaſtes nicht in einer Minute zehntauſend Neugierige durchlaſſen kann. Nicht alſo bei uns, wo man von Volksgewühl und öffentlichen, mit allgemeiner Theilnahme beſuchten Luſtbarkeiten und Feſten ſelten hört, wo weder Feuerwerke noch Prozeſſionen, weder Aufzüge noch Volksſchauſpiele Statt finden. Der Faſching bringt uns hier nicht mehr ſeine bunten Freuden, der erſte Mai keinen Wettlauf im Prater und kein Frühſtück im Augarten. Wir führen ein ſtill gemüthlich Leben in unſern Bergen und ſind nicht zu Hauſe im öffentlichen Treiben. Mit den Verwandten unſeres Blutes ſtreifen wir zwiſchen den grünen Reben hin, und ergötzen uns am Abend in engem Kreiſe auf unſern Gärten, die wohl ſo romantiſch gelegen ſind, daß einer derſelben — mit ſeiner Ausſicht — nach Berlin verpflanzt und vom Beſitzer zu öffentlichem Genuß verwendet, den Neid der Großen erregen könnte. Einmal im Jahre aus dieſem häuslichen Leben herausgeriſſen und in ein Gewühl verſetzt, werden wir verdrüßlich, mürriſch, verlegen, und kommen nach ausgeſtandenem Vergnügen in unſre vier Wände mit dem Entſchluſſe zurück, uns nie mehr auf ſo tolle Streiche einzulaſſen.

Mit der zehnten Stunde iſt unſer Feſt aufgehoben, und nicht ſelten herrſcht bis zum kommenden Sonntage die vollkommenſte Ruhe, der ungeſtörteſte Frieden.

Zuweilen werden im Wilhelmsbade auch Bälle gegeben, deren Bilder ich aus Mangel an Intereſſe übergehen muß; zuweilen auch Conzerte, die mehr das fromme Gemüth, als die Thätigkeit des Kunſtſinnes hervorheben. Ein Künſtler, der gegen beſtimmte Entrée ein Conzert zu ſeinem Vortheil ankündigt, darf keinen beſondern Appetit haben, um den Reinertrag ſeiner Einnahme in einer frugalen Mahlzeit zu verzehren. Eine kleine Geſellſchaft dagegen, die zum Beſten der Armen eine muſikaliſche Abendunterhaltung veranſtaltet, darf darauf rechnen, daß Saal und Vorſaal zum Erſticken mit Menſchen gefüllt ſind, und reiche Spenden die aufgeſtellten Teller bedecken.

Hätte ich einen Antiquar zum Reiſegeſellſchafter, ſo führte ich ihn jetzt hinaus auf die Felder um Cannſtadt, und bewieſe ihm die römiſche Majeſtät durch Reſte alter Heerſtraßen, die, wenn ſie auch unſern Pflaſterſteinen ähnlich ſcheinen, doch ganz andere Steine ſind, weil ſie nicht von deutſchen Händen in den Boden eingerammt worden; ich ſuchte mit ihm die Zeugniſſe der Pietät von Soldaten der zwei und zwanzigſten Legion, ich grübe nach Münzen, wie ſie ſich aus den Zeiten des Antonius Severus gar häufig vorfinden, und nach zerbrochenem Töpfergeſchirr, wodurch vielleicht einige hiſtoriſche Wahrheiten von großer Bedeutung an den Tag kämen; ich forſchte nach den Grabhügeln des deutſchen Alterthums, und ſchriebe dann eine Abhandlung über den wichtigen Satz, daß ſchon im hehren Damals, wenn man die Erde ausgrub, einen Sarg hineinlegte, und das Ausgegrabene wieder darauf ſchüttete, ein Hügel entſtanden ſey. Wäre mein Begleiter ein Veterinär, ich ſammelte Nägel auf dem Felde, wie ſie von unwiſſenden Ackersleuten zum ungemeinen Nachtheil der Geſchichte des Hufbeſchlags unverantwortlich verſchleudert werden, während ſchon an den abgeroſteten Köpfen manches Geheimniß der Vorzeit zu enthüllen wäre, und wohl auch enthüllt wird, wenn ein Kenner das Glück hat, ſolchen Fund zu thun. Hätte ſich ein Naturforſcher, ein Bewunderer der Urwelt und ihrer Größe zu mir geſellt, dem erzählte ich von den ungeheuern Mammuthsknochen, die man hier entdeckt, von Reſten der Urochſen, gegen welche die heutigen wie kleine Hunde erſcheinen, von Hyänen und Tigern und anderem Gethier, deren nutzbringende Geſchlechter wir ohne Neid den Kaffern, Buſchmännern und Hottentotten überlaſſen.

Das Naturalienkabinet in Stuttgart bewahrt derlei urweltliche Ausgrabungen — wir aber geben den foſſilen Knochen noch ein Jahrtauſend Ruhe in der Erde, und kehren zu den Erſcheinungen über ihr zurück.

Friedliche Gärtchen mit Knoblauch und Sellerie laſſen die Bedeutung des Grabens um Cannſtadt vergeſſen, und ſeine Tieſe mahnt nicht mehr an feindliche Truppen, wohl aber noch an freundliche Mahle im Frösner'ſchen Bad. Dieß iſt eine zweite Anſtalt von größerer Ausdehnung, als die erſte, ebenfalls mit eigenen Quellen verſehen. Die hohen Gebäude bieten eine weite Ausſicht und der anliegende Garten ſchattige Spaziergänge unter ſeinen alten Kaſtanienbäumen.

Dieß iſt der eigentliche Luſtort für die Umgebung, der Sammelplatz der ſchönen Welt, der Tummelplatz der Kunſt, die Feerei am Neckar, der Inbegriff von Freuden für den, der das Leben zu faſſen weiß, der Leiden aber für Alle, die überall nur ſich ſuchen und darum nichts Anderes finden können. Vor Allem paradirt an den Donnerstagen Richter's große Harmonie — d. h. die Kapelle der Brigade, wo Alles von hohen Würden und Ständen ſich zuſammenfindet, was nicht auf die Güter gezogen oder in fremden Bädern abweſend iſt.

Gänge und Lauben und Irrwege finden ſich im Badegarten ſo dunkel, daß die Nachtigallen bei Tage Luſt zum Schlagen bekommen könnten. Ein verwundet Herz kann in dieſe düſtern Räume fliehen, um ungeſtört ſeinem Liebeskummer nachzuhängen.

Doch in ſchneidendem Contraſte hat dieſes Gebiet zugleich ſeine Schaukeln, Carouſſel und Rutſchbahn, ſo gut wie andere Badegärten, ſo wie auch ſeinen Ballſaal, der am Sonntage häufig beſucht wird. Hier herrſcht Ungebundenheit. Der höchſte Ballſtaat ſind ſchneeweiße Hemdärmel, und die Freude ſtampft den Boden. Hier macht ſich der ehrliche Handwerker, der dienende Stand, der emſige Taglöhner ſeinen frohen Tag, und vergißt die Mühen des Lebens, indem er ſchwitzend im Kreiſe hüpft und keucht, und ſich erlaubt, einmal ſo toll ſich zu gebehrden, wie die vornehme Welt, die er beneidet. — Dieſe Narrheit läßt ihn ſeine mühevolle Arbeit am nächſten Morgen heilſamer erſcheinen. — Er vergißt und ſammelt Kräfte, um wieder zu vergeſſen.

Häufig werden auch die Bäder im Ochſen beſucht — noch mehr aber die Säle dieſes Gaſthauſes, um Fiſchſchmäuſe zu halten. Die Küche daſelbſt iſt renommirt in dieſer Hinſicht.

Vereinigungspunkte ſind in Cannſtadt nur ſchwer zu finden. Während die Bewohner des Ochſen ſich an die Gäſte in Privathäuſern anſchließen, um auf dem Strome nach Münſter hinab oder zu den Burgruinen von Hofen zu fahren, miethet ſich die Geſellſchaft des Wilhelmsbades ein Paar Omnibus, beſichtigt den Schloßgarten von Ludwigsburg mit den reizenden Anlagen und der Emichsburg, oder das Luſtſchloß des Herzogs Karl, Solitüde, am Waldesrand gelegen mit einer überraſchenden Ausſicht auf unermeßliche Kornfelder und unzählige Dorfſchaften. — Während die Einen die Gemächer des Roſenſtein oder der Reſidenz in Stuttgart beſchauen, und die Abendunterhaltungen in den dortigen öffentlichen Gärten theilen (die Hofbühne iſt gerade während der Saiſon geſchloſſen), wallen die Andern zum Rothenberg oder ſpazieren nach dem Parke von Weil und Scharnhauſen. Während ſich die Einen geſprenkelte Forellen und ſchmackhaftes Rothwild in der Poſt zu Waiblingen auftiſchen laſſen, ſetzen ſich die Andern zu einem Diner in Eßlingen, und laſſen ſich eine tragiſche Geſchichte aus den letzten Tagen der Republik erzählen. — Dort in dem maleriſchen Eßlingen, deſſen alte Mauern der Neckar beſpült, deſſen Münſter ſich wie ein Pfeil aus dem duftigen Grün erhebt, und zu den ewig jugendlichen Hügeln, die den Hintergrund bilden, den reizendſten Contraſt ſchafft, dort wollen wir von unſerer Wanderung ausruhen. Eßlingen, die Republik, hatte ſeine Geſchichte für ſich; noch jetzt ſind dieſe Erinnerungen nicht verwiſcht und die ganze Phyſiognomie der Stadt iſt eine durchaus eigenthümliche. Hier war es eben, wo einſt der regierende Bürgermeiſter, ein gar geſtrenger Herr, ſeine Bürger mit der Peitſche regalirte, bei Gelegenheit aber auch von einem ſtämmigen Fleiſcher geprügelt wurde. Es herrſchte eine ſchöne Freiheit in jenen Tagen. Man ward auf Lebenszeit zum Conſul erwählt, und ſo hatte Seine Herrlichkeit Hoffnung, noch manches Jahr den biegſamen Scepter zu führen, bis endlich der Zuſtand durch gewaltige Hand geändert und die Republik dem Churfürſtenthum Würtemberg einverleibt wurde; der geſtrenge Herr ſah ſeine Größe fallen, die Peitſche im Amtszimmer wurde zum ungefürchteten Popanz, und das Schilderhaus, dieſe hohe Inſignie der conſulariſchen Würde, verſchwand vor der Wohnung des Herrſchers. Ein fürſtlicher Commiſſär übernahm die Zügel der Regierung. Der Bürgermeiſter hatte den ſchwerſten Gang ſeines Lebens zu thun. Er, der nur Aufwartende zu empfangen pflegte, ſollte jetzt als Untergebener erſcheinen. Wankend betrat er das Zimmer des Abgeordneten, der ihn freundlich zum Sopha führte. Doch kaum wollte er ſich niederlaſſen, ſo ſtürzte er, von einem

Nervenſchlage getroffen, in dem Augenblicke todt zuſammen, als ihn das herbe Geſchick zwingen wollte, der neuen Macht eine unfreiwillige Huldigung darzubringen. —

[illegible]

[illegible]

Holländiſche Seeſcene.

Vollkommene Windſtille; es iſt ein ſchwüler Tag; ſchwere Wolken rings am Himmel; eh' der Abend kommt, kann es ein Gewitter geben. Einige Schiffe liegen an der Ausfahrt des Hafens; ſie haben ihre volle Ladung eingenommen. In der Ferne die Dünen; von der Küſte herüber zeichnet ſich den Abreiſenden noch die heimathliche Erſcheinung einer Windmühle am Horizonte ab, ihre Flügel wie Arme emporſtreckend. Etwas näher, auf einer andern Spitze, von Palliſaden und Pfählen umgeben, hat man einen Maſtbaum aufgepflanzt, der Wimpel harrend, die als Signale dienen ſollen.

Nah und fern einige Fahrzeuge; doch Alle ſind noch in der Nähe der Küſte. Kein Segler zeigt ſich in den Lüften.

In einer Bucht im Vordergrunde liegt eine kleine Barke mit Steinen beladen. Ein Mann iſt ſo eben über Bord geſtiegen, und ſchickt ſich an, ein Kind auf dem Rücken an's Land zu bringen, während zwei Andere, einen Korb tragend, durch das Waſſer nach dem Kahne waten. Vielleicht ſind Auſtern darin oder Seekrabben, die gewöhnlicher noch in dem ſeichten Waſſer, nahe am Strande, in Knäueln liegen. Auf dem größern Schiffe des Mittelgrundes herrſcht wenig Leben. Ein rieſenlanger Kerl ſpreitzt ſich auf dem Verdeck, zwei andre ſcheinen miteinander zu ſprechen, ein Dritter hat einem Vierten, der im Waſſer iſt, ein Thau zugeworfen, und eine weiße weibliche Geſtalt ſitzt ſo traurig da, als ob ſie ſchon ein Vorgefühl der Seekrankheit hätte. Das große Boot iſt noch nicht in die Höhe gezogen. Dies geſchieht, wenn die hohe See erreicht iſt.

Sie mögen ſich noch gedulden, die guten Leute; denn auch Möven ſieht man den Waſſerſpiegel mit den Flügeln ſtreifen, und Alles deutet auf einen drohenden Sturm. Ein bewegtes Leben, dieſes Leben auf der See! Dunkle Kräfte gähren in ihrem Grunde, wie in der Bruſt des Menſchen. Plötzlich oder langſam arbeiten ſie ſich empor, und zum Kampfe herausgefordert von den ſtreitbaren Mächten der Luft, bilden ſie den ewigen Wechſel der ſchaffenden und zerſtörenden Natur.

Regentage auf Helgoland.

Von

Rudolf Heimbert.

Regentage auf Helgoland.

Der rothe Felſen Helgoland, der ſich unweit von den Mündungen der Elbe, mitten in der Nordſee, hoch und maleriſch erhebt, obgleich nackt und kahl, und nur von wenigen freundlichen Häuschen auf der Höhe garnirt, iſt ein wichtiger Punkt für Großbritanniens Handelsmacht, die hier einen Gouverneur eingeſetzt hat. Wichtiger aber iſt dieſer Fels ſeit einigen Jahren allen nervenſchwachen und überreizten Perſonen geworden, die ſich hier während der, in dieſen nördlichen Seebreiten nur kurzen, ſchönen Jahreszeit zuſammenfinden, um das belebende Wellenſpiel des herrlichen deutſchen Meeres auf ſich einwirken und die mit Jod und Brom reichgenährte Luft in ihre trägen Lungenflügel den milden Einzug halten zu laſſen. Mehr als jedes Bad der Küſte iſt der Fels von Helgoland dem Kranken heilſam; denn hier bleibt er ſtets im Meere, ſelbſt wenn er dem Bade längſt entſtiegen iſt; hier giebt es keine ſchädlichen Ausdünſtungen, wie ſie die flache Küſte gebiert; denn immer nur iſt es dieſelbe wohlthuende Meeresluft, rein und unverfälſcht, die ihn hier umgiebt. Gar freundlich iſt es bei ſchönem Wetter, einen Gang um den Fels zu machen; und obgleich hier nicht von überraſchenden

Ausſichten die Rede ſeyn kann, und die Herrlichkeit mit Einem Male genoſſen wird, ſo iſt doch nicht zu läugnen, daß der beſtändige Wechſel der Staffage und Scenerie am Meere, der Zug der Wolken und das Spiel der Wogen, von einem unendlichen, ſtets neu ſich erzeugenden Reitze iſt; und wenn das Leben in Gebirgen ſüße Schwärmerei nährt, ſo erweckt dafür das Leben am Meere eine Sehnſucht, die jungen, tief fühlenden Herzen eben ſolche Wonne zu bereiten vermag. Auch iſt es luſtig, wenn früh Morgens der Kahn die Gäſte über die Meerenge zur Düne führt, wo das Bad genommen wird — eine Fahrt, die bei ſtarkem Winde und hohen Wellen am liebſten unternommen wird, weil dann das Bad am heilſamſten wirkt, aber dann auch bei Neulingen einen leichten Anflug von Seekrankheit hervorbringt, während die habitués des Bades von Helgeland vor Luſt jauchzen und jede heranrollende Woge mit Jubel begrüßen. — Wenn aber trübe Regenwolken dieſen Felſen umhängen, wenn Meer und Himmel Eins zu ſeyn ſcheinen, und, wie durch mißfarbenen Flor geſehen, ſich den Blicken darſtellen; wenn der rothe Fels, der weiße Strand, die gelbe Düne, die Häuschen, die Blumen, das wenige Grün, Alles nur grau in grau ſich zeigt, Alles den Stempel der Feuchtigkeit, des naſſen Elements an ſich trägt, des ewig zürnenden Meeres, welches jene Gegenſtände wie einen frech begangenen Raub wieder zurückzufordern ſcheint, dann iſt es traurig hier, trauriger als in den Bergen, wenn auch dort der einförmige Regen herabrieſelt und die Wildbäche anſchwellt, trauriger als in der Ebene, wenn die Wieſe zum See wird und weder Weg noch Steg gefunden werden kann. Dann erwächſt hier auf dieſem naſſen Felſen, den die grollenden Wogen peitſchen, in dem Gemüthe des Patienten eine Stimmung ſo trüber Art, man fühlt ſich ſo verlaſſen, beängſtigt, verzweifelnd, daß nur eine kleine Tinte anglomaniſchen Sinnes dazu gehört, dieſe Troſtloſigkeit in vollſtändigen Spleen auszubilden.

So war das Loos einer, durch längeres Beiſammenſeyn innig befreundeten Badegeſellſchaft, welche im Jahre 1832 während einiger greulichen Regentage das Felſeneiland der Nordſee für ſich zum Felſen des Heils erkoren hatte. Man ſah ſich auf ſeine Wohnung beſchränkt, alle Lectüre war bereits erſchöpft, die Herren zogen lange Geſichter, und die Damen ſeufzten, und wenn dieß einige Stunden gewährt hatte, ſo löſte ſich Beides in trübſeliges Gähnen auf, dem ein trockenes Commersſpiel folgte. — „So kann es wahrhaftig nicht bleiben,“ — rief ich eines Tages — „oder wir werden hier Alle noch aus langer Weile begraben! Wir müſſen eine Unterhaltung erſinnen, die uns wenigſtens während der Abendſtunden auf angenehme Weiſe beſchäftigt. Wie wäre es, wenn Jeder von uns es übernähme, eine Novelle, ein Ereigniß, ein Abenteuer, ein Genrebild zu entwerfen, und es in kurzem, aber bündigem Vortrage den Andern mittheilte? Der Einfall iſt nicht neu, werden Sie mir einwenden, aber er iſt probat. Und in einer Hinſicht ſoll er doch etwas Neues, oder Friſcheres vielmehr an ſich tragen, als die gewöhnlichen Behelfe dieſer Art; denn hier iſt nicht die Rede davon, alte, zum Theil verlegene Waare, die verſchiedene Zeiten entſtehen ſahen, und verſchiedenen Leſern ſchon aufgetiſcht wurden, durch ein gemeinſchaftliches Band, als da ſind: Kunſtgeſpräche, kritiſche Raiſonnements u. dergl. zu verbinden, und in einen ſcheinbaren, nicht ſehr unterhaltenden Zuſammenhang zu bringen, ſondern hier iſt es wirklich eine nach Unterhaltung lechzende Geſellſchaft, die ſich durch ſolche Mittheilungen die lange Weile vertreiben will. Jeder bringe uns etwas, das ſeiner Heimath angehört, oder noch beſſer etwas Erlebtes, dem er um ſo leichter eine characteriſtiſche Färbung ertheilen kann. Auf ſolche Weiſe, hoffe ich, ſoll den Geſchichten ein Erſatz zu Theil werden für das, was die Ungeübtheit der Erzähler ihnen vielleicht nicht zu gewähren im Stande iſt. Die Elemente unſerer Geſellſchaft ſind ſo verſchieden, daß es an buntem Wechſel nicht fehlen wird, wenn Jeder ſich auf eine Mittheilung beſchränken will, die meinem Wunſche entſpricht.“ — Man blickte ſich im Kreiſe ringsum an, und das freundliche Lächeln, das ſchon ſeit vielen Tagen verſchwunden war und ſich nun plötzlich auf den Geſichtern einſtellte, machte einen ſo angenehmen Eindruck, als ob der erſte Sonnenſtrahl wieder durch die Regennebel bräche. Man griff nach dem Vorſchlage, wie nach einem Rettungsmittel der ſicherſten Art. Ich wurde auf der Stelle zum „Bad-Commiſſär bei Regenwetter“ proclamirt, und mir der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die weitern Arrangements zu dieſem neuen „Serapionsbrüder-Bunde der Nordſee“ zu entwerfen. Meine Maaßregeln waren bald getroffen. Ich hatte eine genaue Kenntniß von den Individualitäten, und erwählte daher vorläufig ſechs Perſonen zu Scheherazaden, während ich aus den Uebrigen eine Reſerve bildete, die — nicht ſo geübt und geläufig — einſtweilen ſich vorbereiten konnten, um einzurücken, wenn der Fond der erſten Sechs erſchöpft ſeyn würde, der unbarmherzige Regen aber immer noch über Helgoland ſich ergöſſe. — Dieſer Tag verging ſchneller, während man den Unterhaltung verheißenden Abend erwartete, und auch dieß erſchien ſchon Allen wie ein ſegensreicher Gewinn. Endlich kam die erſehnte Stunde. Die Geſellſchaft fand ſich in den geräumigen Zimmern ein, welche die Familie eines reichen Wiener Banquiers bewohnte. Unter den Erzählern ſollte das Loos die Reihenfolge beſtimmen. Es war die Tochter des Banquiers; ein junger Pair aus Frankreich, der auf einer maleriſchen Reiſe zu den Lappländern, hier ſeine Station machte; ein engliſcher Capitän von der leichten Infanterie, der einige ſchlecht geheilte Wunden von Waterloo mit ſich führte; ein Magiſter aus Sachſen, von den numerirten der litterariſchen Elite, und ein junger Hamburger, welcher in einem der dortigen großen Häuſer die Handlung erlernte. Zu dieſen Fünfen kam ich als der Sechſte, der die Looſe ſorgfältig gemiſcht hatte, und ſie jetzt im Kreiſe präſentirte. Von der zahlreichen Reſerve aus Herren und Damen zu ſprechen, halte ich für überflüſſig; auch ſie nimmt ihren Antheil, jedoch vorläufig von den Kartentiſchen aus. Nummer Eins hatte die Wiener Dame gezogen, die in ſichtbarer Verlegenheit geſtand, daß es ihr unmöglich ſey, den Anfang zu machen. Der Franzoſe erbot ſich ſogleich, ſie abzulöſen. Man war es zufrieden und er nahm ſeinen Seſſel am obern Ende des Zimmers ein, und begann, nach einem kurzen Beſinnen, die ſchönen, dunkeln Augen feſt auf die Geſellſchaft richtend, bald Den, bald Jenen fixirend, mit heller Stimme und angenehmer Gewandtheit ſeine Geſchichte: —

Es war Nacht, und nur wenige Kerzen erleuchteten eine kleine, beſcheldene Kapelle. Ein Prieſter ſtand am Altare, dem ein anderer Geiſtlicher aſſiſtirte. Ein ältliches, einfach gekleidetes Paar kniete auf rothen Polſtern; zwei ziemlich bejahrte Männer ſtanden in einiger Entfernung hinter demſelben. — Dieß war Harlay von Chauvalon, Erzbiſchof von Paris, im Begriffe, die Heirath Ludwigs von Bourbon, vierzehnten dieſes Namens, einzuſegnen mit Franciska von Aubigné, der Wittwe von Paul Scarron. Der aſſiſtirende Geiſtliche war der Pater La Chaiſe, Beichtvater des Königs; die zwei Zeugen waren Montchevreuil und Bontems, des Königs Kammerdiener. Dieß geſchah zu Anfang des Jahres 1686 im Schloſſe zu Verſailles, in jener Kapelle, die ſpäter zu dem Appartement des Herzogs von Bourgogne gehörte. Die Ceremonie wurde ſehr geheim gehalten, und die Heirath iſt für den Hof ſtets ein Problem geblieben. Offenkundig jedoch ward es bald, daß die Wittwe Scarron das Gut Maintenon kaufte, welches zum Marquiſat erhoben wurde, und wovon ſie bis an ihren Tod den Titel führte, ohne jemals darauf Anſpruch zu machen, als Gemahlin des Königs öffentlich anerkannt zu werden. Das Schickſal dieſer Frau gränzt in der That an's Wunderbare. Zwar führt die Geſchichte mehrere Beiſpiele an, wo Frauen ihrer

Schönheit wegen zur Herrſcherwürde erhoben, ja ſelbſt, dem Namen nach, Königinnen geworden ſind. Die Gemahlinnen von Victor Amadeus, von Peter dem Großen, und Jacob dem Zweiten, waren zum Theil noch unter dem Stande, den Scarron's Wittwe in der Geſellſchaft einnahm, wenn man nach den Vorurtheilen unſerer ſogenannten gebildeten Welt urtheilen wollte. Dieſe Erhebungen geſchahen aber in Zeiten und an Höfen, die noch nicht zu jenem Gipfel der Civiliſation, der Macht, der Majeſtät und der Etikette gelangt waren, wie dieß unter Ludwig XIV. in Frankreich der Fall war. Ferner läßt ſich jenes erſtaunliche Glück einiger Frauen durch ihre Schönheit oder durch die Jugend der Fürſten erklären, die ſie auf den Thron erhoben. Eine *erſte* Leidenſchaft vermag wohl in kurzer Zeit große Hinderniſſe zu überflügeln. Aber Ludwig war bereits 50 Jahre alt, und die Gemahlin, die er ſich erwählte, noch um Einiges älter; und Ludwig war die ſtolzeſte und erhabenſte Majeſtät, die gedacht werden kann, und ſeine Dame, die Wittwe des armen, grotesken und verſpotteten Scarron; hierin liegt nach meiner Anſicht das Räthſel! — Vor Allem muß man hier den Character der Frau von Maintenon in Erwägung ziehen, wenn man die Löſung verſuchen will. Obgleich er ſehr verſchieden beurtheilt worden iſt, obgleich man ſich von ihm eben ſo leicht angezogen als abgeſtoßen fühlen kann — Größe läßt ſich ihm nicht abſprechen, und dieß beſtätigt auch den alten Satz, daß ſie ſich nie mit der Mittelmäßigkeit befreundet, noch weniger aber lange mit ihr verweilt. Darum fand Ludwig jene Franciska von Aubigné! — Auf einer Dornenbahn gelangte dieſe berühmte Frau zu ihrer Höhe. — Ihr Geburtsort war ein Kerker zu Niort, wo ihre Eltern aus politiſchen Gründen gefangen gehalten wurden. Ihr Vater hieß Conſtant d'Aubigné, ein Sohn von Theodor Agrippa d'Aubigné, Kammerherrn Heinrichs IV.; ihre Mutter war Anna von Cordillac. Das Elend dieſer Leute war ſo groß, daß die arme Mutter kaum Nahrung genug für ihr Kind hatte, und dennoch ihre Bruſt bald ihrem Säugling, bald ihrem Gatten reichte, dem Verzweiflung und Kummer den Verſtand zerrüttet hatten. Im Jahre 1639, als Franciska vier Jahre alt war, ſchifften ſich die unglücklichen Eltern, welche wieder zur Freiheit gelangt waren, mit ihr nach Amerika ein, um dort ihr Glück zu verſuchen. Während der Reiſe wurde ſie ſo krank, daß ſie für todt gehalten wurde. Ein Matroſe will ſie ſchon den Armen der Mutter entreißen, um ſie auf Seemannsweiſe in den Ocean zu ſenken, als bei dem letzten Kuſſe, den die unglückliche Frau ihrem einzigen Troſte im Elende unter Schluchzen ausdrücken will, ein leichter Hauch das Leben verräth, das noch in dem kleinen Herzchen ſchlummerte. Für den Augenblick iſt ſie zwar dem Leben gewonnen, aber ſchon in der folgenden Nacht greift ein Korſar das Schiff an, und die ganze Mannſchaft ſteht auf dem Punkte, über die Klinge zu ſpringen, wenn nicht die muthigſte Gegenwehr ſie rettet. Auch dieſe Gefahr geht glücklich vorüber und die Auswanderer landen endlich auf Martinique. Unter Mühſeligkeiten mancherlei Art haben ſie ſich kaum dort eingerichtet, als das Feuer ihre Beſitzungen verzehrt, und ſie Alle mit dem Flammentode bedroht. Später finden die Eltern die ſchlafende Franciska, von einer Schlange umringelt, die ſchon den Rachen öffnet, um ihr Opfer zu tödten. Nach dem Hingang ihres Vaters, der in ihrem zwölften Jahre erfolgt, kann endlich die Mutter mit den Trümmern ihres Vermögens nach Frankreich zurückkehren. — Franciska wird einer Verwandten, der Frau von Neuillant, anvertraut, die ſie ſchlecht hält und zu den niedrigſten Handleiſtungen verwendet. Sie mußte die Hühner und Gänſe austreiben und dem Kutſcher im Stalle zur Hand ſeyn. Ein junger Bauer verliebt ſich in ſie und begehrt ſie zur Frau; aber Frau von Neuillant ſchickt ſie auf Zureden einer Frau von Stillette, welche auch die Penſion für ſie zu bezahlen übernimmt, zu den Urſulinerinnen. Hier geht Franciska, die im proteſtantiſchen Glauben erzogen war, zum Katholicismus über; und dieß veranlaßt ihre Wohlthäterin, eine exaltirte Calviniſtin, die Penſion nicht mehr für ſie zu entrichten. Umſonſt aber wollen ſie die frommen Schweſtern nicht behalten, und ſchreiben an Madame d'Aubigné, daß ſie ihre Tochter abholen möge. So kam denn Franciska wieder nach Paris. Mutter und Tochter ſind hier dem Elende und Mangel auf's Neue preisgegeben. — Unweit von ihrer Wohnung, in der Rue de l'Enfer, wohnte damals der Dichter Scarron. Der ausgezeichnete Geiſt dieſes Mannes war durch Mangel und Krankheit zwar gebeugt worden, demungeachtet aber beſaß er ein offenes Gemüth und einen edeln und uneigennützigen Character. Bei Hofe genoß er eines bedeutenden Anſehens. Einige von den vornehmen Herren hielten ihm ſeinen Cynismus, ſeines vortrefflichen Herzens wegen, zu gut; Andre ſahen über gewiſſe bei Hofe nicht beliebte einfache Tugenden leichter hinweg, aus Rückſicht für ſeinen Freimuth, der ſie ergötzte. So war er beiden Theilen recht. Die Wittwe d'Aubigné beſuchte dieſen Mann oft, und weil ſich ſtets die beſte Geſellſchaft bei ihm einfand, ſo hoffte ſie hier einmal einen mächtigen Beſchützer zu gewinnen; allein ſie ſtarb, ehe ſie dieſen Wunſch erfüllt ſah, und hinterließ ihr Kind hülflos und ohne

Stütze. Da trägt eines Tages der häßliche, krüppelhafte, halbgelähmte Scarron der ſchönen Franciska ſeine Hand an, oder wenn ſie ihn nicht zum Manne wollte, eine Summe, um die Penſion bezahlen zu können, und zu den frommen Urſulinerinnen zurückzukehren. Wer hätte es wohl denken können — das reitzende Fräulein von d'Aubigné wählt das Erſtere, und wird die Gattin des in ſeinem Aeußern höchſt unliebenswürdigen Scarron. Sie zählte damals 18 Jahre und entzückte durch Geſtalt und Geiſt. Bis 1660 lebte ſie mit ihrem Gatten, in deſſen Hauſe ſie ſich nun vornehme Gönner genug erwerben konnte; als aber Scarron ſtarb, hinterließ er ihr nur Schulden. Sie wurde abermals dem tiefſten Elende zur Beute, ſchlug aber muthig alle Anerbietungen zurück, die man ihr aus niedriger Geſinnung zu machen wagte. Ihre wahren Freunde bemühen ſich indeſſen, die Fortdauer der Penſion ihres Gatten für ſie zu erwirken, die jener in ſeiner burlesken Eigenſchaft, als Malade de la Reine, bezogen hatte. Dieſe Bemühungen mißlingen, und zum zweiten Mal entſchließt ſich die Arme, auszuwandern, um unter einem andern Himmel ein Glück zu ſuchen, das ſie im Vaterland zu fliehen ſcheint. Noch Eines will ſie wagen, bevor ſie ihre Reiſe antritt; ſie läßt ſich der Frau von Montespan vorſtellen, welche damals in Frankreich allmächtig herrſchte. Die Favorite iſt ſo überraſcht von ihrem Betragen, ſo voll Bewunderung für ihren Verſtand, daß ſie ſie ſogleich dem König vorſtellt, der ihr eine Penſion von 2000 Franken bewilligt und ſie zur Erzieherin des Grafen von Toulouſe und des Herzogs von Maine ernennt. Ludwig lernte ſie in dieſen Verhältniſſen aufrichtig ſchätzen, wenn er ſie gleich nicht eben liebte. Als im Jahr 1672 Madame Scarron ihre Zöglinge, die jungen Prinzen, in die Bäder von Barèges begleitete, ſchrieb ſie von dort einige Male an den König, der von ihren Briefen hingeriſſen wurde. Die Folge war, daß er ſie nach ihrer Zurückkunft öfter ſah und ſich daran gewöhnte, ihre geiſtreichen Einfälle anzuhören, und ſo ward die Grundlage zu dem Vertrauen gelegt, aus dem ſpäter Liebe wurde. Ihre beſcheidene Frömmigkeit, ihre tugendhafte Mäßigung, bezauberten den König, der von allen andern Reitzen der Verführung zu oft ſchon gefeſſelt worden war, und nur dieſe nicht kannte.

So bemächtigte ſie ſich bald ſeines Herzens und wußte ihm dabei die ernſteſten Wahrheiten mit einer unendlichen Anmuth zu ſagen. Ludwig XIV. wünſchte zu dieſer Zeit nicht nur unterhalten, ſondern auch zart behandelt zu ſeyn; er bedurfte einer Geſellſchafterin von überlegenem Verſtande, deren Laune ſich leicht der ſeinigen unterwarf. Die Königin war todt, und

Pater La Chaiſe ſchlug ihm vor, ſich heimlich mit Madame Scarron zu verbinden, die bereits zur Marquiſe von Maintenon erhoben worden war. Der König willigte ein. Kaum war aber der wichtige Schritt geſchehen, und Frau von Maintenon erblickte ſich als die erſte Dame in Frankreich, ſo zog ſie ſich in ihre Gemächer zurück und ſah Niemand mehr als den König und zwei bis drei Damen von ältern Jahren. Ein mächtiger Kummer ſchien ſie mitten in dem Glanze der Macht und des Reichthums heimzuſuchen; noch in demſelben Jahre bittet ſie um die Erlaubniß, am Ende des Parks von Verſailles die religiöſe Stiftung von St. Cyr zu errichten, wo 300 arme Fräulein auf ihre Koſten erzogen werden ſollen. Wahrſcheinlich gedachte die edle Stifterin dabei ihrer eigenen hülfloſen Jugend, und dieß läßt uns die ganze Größe ihrer frühern Leiden mitempfinden. Ludwig beſchenkte dieß Haus wahrhaft königlich und Frau von Maintenon entwarf ſelbſt die Statuten in Gemeinſchaft mit Godet und Desmarets, dem Biſchof von Chartres. Nur Fräulein von ſieben bis zwölf Jahren wurden dort aufgenommen, die man mit einundzwanzig Jahren und drei Monaten wieder entließ. Alsdann erhielten ſie eine Ausſtattung von tauſend Thalern. Sie wurden in der Religion und Tugendlehre, im Styl und in der Compoſition, in Weltgeſchichte, Geographie, Muſik und Zeichnen unterrichtet. Frau von Maintenon ſelbſt führte die Oberaufſicht, und dieß waren ihre reinſten Freuden während ihrer geheimen Regentſchaft, wie ſie ſelbſt zu ſagen pflegte. Als im Jahr 1715 der König ſtarb, zog ſich ſeine Gattin nach St. Cyr zurück, und widmete ſich gänzlich dem mühſamen Geſchäfte des Unterrichts und miſchte ſich in die heitern Spiele ihrer angenommenen geliebten Kinder. So verlebte ſie noch vier Jahre, und ſchloß dann die ſchönen Augen in einem Kloſter, die ſie in einem Gefängniſſe dem Licht der Welt geöffnet hatte. Es iſt wahrlich nicht ohne Bedeutung und wohl im Stande, Stoff zum Nachdenken zu geben, wenn man ſich der Aeußerungen erinnert, welche berühmt gewordene Perſonen in ihrer frühern Kindheit gethan haben. So ſpielte einſt Franciska von Aubigné, als ſie vier Jahre alt war, mit der Tochter des Schloßwärters von demſelben Alter, in dem Gefängniſſe ihrer Eltern. Jene hatte einiges Spielzeug von Silber und brüſtete ſich damit, indem ſie Franziska ihre Armuth vorwarf. — „Bin ich auch nicht ſo reich wie Du,“ — erwiederte dieſe — „ſo bin ich dafür ein Fräulein, und Du nicht.“ — Als die Korſaren auf der Reiſe nach Amerika ihr Schiff angriffen und Alles in Angſt war, blieb ſie ruhig und ſagte zu ihrem Bruder: „Wenn wir gefangen werden, wird man uns wenigſtens nicht mehr ſo auszanken dürfen, wie jetzt." — Als ihr Haus auf Martinique abbrannte, weinte ſie ganz entſetzlich. Ihr Vater verwies es ihr und ſprach: „Iſt es recht, um ein Haus in Verzweiflung zu gerathen?" — „Ach, ich weine nicht um das Haus," antwortete Franciska, — „aber meine Puppe brennt." — Einſt ſprach ihr Bruder mit Schrecken von den Qualen, welche die Böſen in der Hölle auszuſtehen haben würden. „Nicht doch," — entgegnete Franciska, welche damals erſt fünf Jahre alt war — „es wird nicht ewig dauern, und der liebe Gott wird auch wieder gut werden." — Ihre Mutter erzählte gern von den Heldenthaten ihres Großvaters und den Ehren, womit Heinrich IV. ihn überhäuft hatte. — „Und ich," ſprach ſie dann trotzig — „ſoll ich denn gar nichts werden?" — „Und was willſt Du denn werden, mein Kind?" — fragte die Mutter. — „Königin von Navarra," antwortete ſie ſtolz. — Sollte man nicht ſagen, daß bei dieſer Antwort eine Ahnung durch die Seele des Kindes zog? — Mit dreizehn Jahren wollte man ſie zum Katholicismus bekehren. — „Ich verſtehe mich zu Allem," — ſagte ſie zu den Nonnen — „wenn man mich nur nicht zwingen will zu glauben, daß meine gute Tante von Villette einſt verdammt werden wird." Und dieſelbe kleine Calviniſtin war es, die ſpäter dem König den Widerruf des Edicts von Nantes anrieth.

Welche Widerſprüche im Leben und Gemüthe der Menſchen! — Als Madame Scarron pflegte ſie ihre Soupers, die nur aus wenig Schüſſeln beſtanden, mit ſo anmuthigen Geſprächen zu würzen, daß die Gäſte, im Zuhören begriffen, Eſſen und Trinken vergaßen. Manchmal ſagte der aufwartende Bediente leiſe zu ihr: „Madame, noch ein Geſchichtchen, heute haben wir keinen Braten.“ — Die ſeltſame Schwermuth, welche ſie an den Stufen des Thrones ergriffen hatte, wurde bald ihre beſtändige Begleiterin. Faſt alle ihre Briefe tragen dieſen Ausdruck, obgleich ſich darin nicht ſelten eine große Geſinnung mit der ihr eigenthümlichen Anmuth verbindet. — „Warum kann ich Ihnen nicht meine Erfahrung ſchenken?“ — ſchrieb ſie an Frau von Maiſonfort — „warum kann ich Ihnen nicht den Ueberdruß zu koſten geben, welcher das Leben der Hohen dieſer Erde umgiebt und verzehrt? Welche Mühe ſie ſich geben, ihre Tage hinzuleben? O daß Sie ſähen, wie ich in Trübſal vergehe, bei einem Glücke, das gewöhnlichen Sterblichen kaum glaublich erſcheint!“ — „Welche Qual liegt darin,“ ſchreibt ſie an Lady Bolingbroke — „einen Mann unterhalten zu müſſen, der nicht unterhaltend iſt! Schreiben Sie uns Neuigkeiten, denn die Langeweile tödtet uns.“ — Dieſe Verpflichtung, ſtets liebenswürdig zu erſcheinen, dieſe ewige Nachgiebigkeit, dieſe Selbſtverläugnung für die eigenſinnigſte Selbſtſucht eines zwar großmüthigen und zärtlichen, aber dabei herriſchen und ſtolzen Gebieters erſcheinen uns als ein um ſo drückenderes Märtyrerthum, da es ein freiwillig auferlegtes war und durch einen natürlichen Stolz unabwendbar wurde. In allen Verhältniſſen des Lebens iſt nichts mehr zu vermeiden, als eine falſche Stellung, und ſey ſie auch noch ſo glänzend. Frau von Maintenon befand ſich in einer ſolchen. Ihre niemals anerkannte Verheirathung, der Titel, deſſen ſie ſich nicht öffentlich rühmen durfte, wurden Zwang und Sclaverei für ſie, und entriſſen ihrem gebrochenen Herzen mehr Klagen, als die Armuth und das Unglück ihrer früheren Jahre. Alle Ehren, die ihr im Stillen gezollt wurden, entſchädigten ſie nicht für die falſchen Deutungen und gehäſſigen Gerüchte im Volke und am Hofe, deren Gegenſtand zu ſeyn ſie vollkommen überzeugt war. Ihr Gewiſſen war ruhig, aber ihre Ehre war in einem ſteten Kampfe begriffen; die Ambition war befriedigt, nicht aber die Eigenliebe, die eiferſüchtigſte und anmaßendſte unſerer Leidenſchaften. Frau von Maintenon pflegte die Meſſe auf einer Tribüne hinter vergoldetem Gitter zu hören, wie man ſie für die Königliche Familie eingerichtet hatte; aber weder Offiziere noch Edelleute ihres Hauſes begleiteten ſie und ſtanden hinter ihrem Seſſel. Sie durfte ſich in Gegenwart des Königs ankleiden und friſiren laſſen; er titulirte ſie kurzweg: Madame. Traten die königlichen Prinzen in ihr Gemach, ſo erhob ſie ſich nur einen Augenblick, und ſetzte ſich dann gleich wieder. Den Prinzen und Prinzeſſinnen von Geblüt wurde von ihr nur dann eine Audienz bewilligt, wenn ſie darum gebeten hatten, oder wenn ſie ſie ſelbſt holen ließ, um ihnen einen Verweis zu geben. Die Herzogin von Bourgogne nannte ſie nur ſtets: Mignonne, und Jene gab ihr den Titel: Tante. Außerhalb des Palaſtes aber und in ihren Beziehungen zur Welt verſchwanden alle dieſe Symptome von Macht und Ehren. Einſt ſchloß die Prinzeſſin von Soubiſe einen Brief an ſie mit den Worten: „mit Achtung“; hierauf erwiederte die Maintenon: „Was die Achtung betrifft, ſo ſoll davon zwiſchen uns nie die Rede ſeyn; Sie könnten ſie nur wegen meiner Jahre hegen, und ich halte Sie für zu höflich, um mich daran erinnern zu wollen.“ So waren Gefühl und Stellung bei ihr im ſteten Widerſpruche. Sie blieb immer der Perſon des Königs auf das treueſte ergeben, und konnte es ihm doch nie verzeihen, daß er ſie nicht zur Königin erhoben hatte. Ihre Erhöhung erzeugte nur den Zwang, ihre Tage in ſteter Zurückgezogenheit auf die einförmigſte Weiſe zu verleben. Der König beſuchte ſie gewöhnlich nach der Tafel und vor und nach ſeinem Souper. Er arbeitete dann bei ihr mit den Miniſtern, während ſie ſelbſt las oder mit einer Handarbeit beſchäftigt war. Sie ſchien dann ſtets ſehr zerſtreut und antheillos, obgleich ſie das Staatsruder im Stillen lenkte. Demungeachtet verläugnete ſie niemals die weiſe Mäßigung, welche ihr zur andern Natur geworden war. Sie benützte nie ihren Einfluß, um ihre Familie auf Koſten Anderer zu erheben oder zu bereichern, ſie forderte aber auch von Andern dieſelbe Uneigennützigkeit. Arme oder Leute von Verdienſt, was zuweilen gleichbedeutend iſt, vergaß ſie nie. Der Marquis von Angeau, Barillon, Racine, Boileau, Buſſy, die Scudery und die Deshouillères, mögen unter vielen Andern hier als Beiſpiel genannt werden. Sie betrachtete ihre hohe Stellung wie eine Laſt, welche nur durch Wohlthaten erleichtert werden konnte. Außerdem verſtand ſie es, den König und ſeinen Hof durch unabläſſige und erfolgreiche Bemühungen wieder auf die Bahn der Zucht und Sitte zu lenken. Dieß allein muß ſie gegen den Vorwurf politiſcher Intrigue entſchuldigen. Zwar könnte man einwenden, daß ſie oft ſo ſchlau für das Gute intriguirte, als Andre es für das Böſe thun. Ihr größtes Unrecht war die Undankbarkeit gegen Frau von Montespan, welcher ſie Alles zu verdanken hatte, und ihre Unduldſamkeit gegen die Proteſtanten, denen ſie in ihrer Jugend ſelbſt angehört. Beides hat ſie nie bereut, weil ſie feſt überzeugt zu ſeyn glaubte, daß ſie ſo handeln müſſe, um Moral und wahren Glauben aufrecht zu erhalten. Sie pflegte und tröſtete Ludwig XIV., als des Schickſals harte Schläge ihn trafen, die ihn leicht hätten überwältigen können, wenn ihre ſanften und beredten Ermahnungen ihm nicht zu Theil geworden wären. So aber vermochten Unglücksfälle nie die Seelenruhe des Königs zu ſtören, wie früher der überwiegende Hang zu Ergötzlichkeiten und Liebesverhältniſſen keine Unordnung in den Regierungsgeſchäften herbeizuführen vermochte. Ludwig XIV. wird ſtets als der kräftigſte Repräſentant des Königthums, als eine Sonne irdiſcher Majeſtät erſcheinen. Der Hang zur Poeſie verläugnete ſich nie bei dieſer merkwürdigen Frau. Auf ihren Wunſch dichtete Racine ſein an poetiſchem Schmucke ſo reiches Trauerſpiel „Eſther“ und ſeine „Athalia“, welche ſie von ihren geliebten Zöglingen in St. Cyr darſtellen ließ. Es war ein einziges und dabei höchſt anziehendes Schauſpiel, die Rollen von ſchönen jungen Kindern ausführen zu ſehen, während Prälaten und Jeſuiten ſich leidenſchaftlich zum Einlaß drängten, und der größte König ſeiner Zeit dem größten Dichter derſelben eigenhändig Beifall klatſchte. Und derſelbe Dichter ſtarb einige Jahre darauf aus Schmerz, dieſem Könige ein wenig mißfallen zu haben. Wer jene Zeit begreifen will, muß ſolche Züge ſammeln, und ſie in einem Bilde zu vereinigen ſuchen. Es war nicht die Kleinmüthigkeit des Racine'ſchen Geiſtes, der ihn vor Kummer ſterben ließ, ſondern es war die Größe und Wichtigkeit der Urſache. Der Hof war damals das All, und der König das ſtrahlende Geſtirn, von dem alle Bedingniſſe des Lebens ausgingen. Als Beweis erzähle ich den Vorgang ſelbſt. Die Maintenon hatte von Racine ein Memoire fertigen laſſen, worin er mit ſtarken Zügen das Elend und die Leiden des Volks ſchilderte, um es dem Könige zu übergeben. Dieſer ward ungehalten darüber. Da hatte die große Frau die Schwäche, ihm den Verfaſſer zu nennen, ohne ihn zu vertheidigen, ſie, der dieß ſo leicht geworden wäre, und die es bei anderer Gelegenheit ſo oft gethan. Aber man darf der Maintenon hier nicht böſe Abſichten, Haß gegen Racine oder Intrigue zuſchreiben. Auch ſie vermochte den Unwillen des Königs nicht zu ertragen, und wenn ſie beſorgen mußte, ſein Gefühl unzart berührt zu haben, ſo vergaß ſie Alles, ihre Geiſteskraft verließ ſie. Racine war noch ſchwächer und verlor das Leben darüber. Das waren Myſterien des damaligen Hoflebens, von denen ſchon längſt alle Spuren verſchwunden ſind. Nicht ſo unbegreiflich ſcheint es mir,

daß

daß die Gattin des Königs von Frankreich und Navarra ihres erſten Mannes, des armen verkrüppelten Scarron, oft und mit Bedauern gedachte. Madame Scarron war jung und ſchön, gehuldigt ward ihr von den eleganteſten und geiſtreichſten Herren des Hofes, während die Frau Marquiſe von Maintenon mit den Jahren, die ſie gewonnen, viele Reize verloren hatte, und als Anbeter nur einen alten König beſaß, zur beſtändigen Geſellſchaft nur drei bis vier alte Frauen. Gold und Macht konnten nicht die ſchöne Jugend, den Scherz und die ungemeſſene Fröhlichkeit wieder zurückbringen. So waltet das gerechte Geſchick. Voltaire bemerkt ſehr richtig, daß die Herren der Akademie nicht wohl daran thaten, auf dem Grabſtein der Frau von Maintenon den Namen Scarron wegzulaſſen. Dieſer Name wäre keineswegs erniedrigend für ihr Andenken geweſen; aber ſeine Weglaſſung fordert vielleicht zu kränkenden Bemerkungen auf. Wie oft verrechnen ſich die Schmeichler der Könige! Das Grab der Frau von Maintenon iſt in der Mitte ihrer Stiftung zu St. Cyr. Von dort ſollte ihr Geiſt noch über ihre Adoptivtöchter wachen, die ihr Andenken ſegneten. Die Revolution zerſtörte den beſcheidenen Hügel, als bedeckte er die Aſche einer Königin. Aber ſchon im dritten Jahre des Conſulats durften die Zöglinge von St. Cyr ihrer Wohlthäterin ein neues Monument errichten, deſſen Inſchrift man noch jetzt lieſt:

> Elle fonda St. Cyr, édifia la France;
> Son tombeau fut detruit, ses restes outragés;
> La jeunesse en gemit, et la reconnaissance
> Erige une autre tombe à ses manes vengés.

Napoleon ehrte ihr Gedächtniß, indem er die prächtigen Stiftungen von Ecouen und St. Denis zum Theil nach den Grundſätzen und Einrichtungen gründete, welche Frau von Maintenon für St. Cyr entworfen hatte. Als eine bizarre Laune des Schickſals möge es aber betrachtet werden, daß das Kloſter von St. Cyr, welches zur Erziehung von dreihundert armen Fräulein erbaut wurde, nunmehr eine berühmte Militär-Schule iſt, daß aber dafür fünfhundert Töchter von Mitgliedern der Ehrenlegion an die Stelle der alten Mönche von St. Denis gekommen ſind. Ich ſchließe meine Erzählung, hocherfreut, wenn die darin mitgetheilten Züge im Stande ſind, den Ruf einer ſeltenen Frau von ſo manchem ihr gemachten Vorwurfe zu befreien. In Frankreich iſt man längſt darüber einig, der Frau von Maintenon eine Stelle in der Geſchichte zu gönnen. —

Der junge Pair ſchwieg. — Ich hätte gewünſcht, ihn ſchon von den Lappländern zurückgekehrt zu ſehen, weil er uns dann vielleicht mit einer überraſchenderen

Schilderung erfreut haben würde, da mir das Meiſte von dem Mitgetheilten ſchon bekannt geweſen war. Die andern Zuhörer waren nicht meiner Meinung. Man drängte ſich um ihn, während der Thee ſervirt wurde, um ihm in mittelmäßigem Franzöſiſch Dank und Ehre zu erweiſen. Selbſt vom Whiſttiſche bog ſich eine liebenswürdige Frau, die Tante der jungen Wienerin, zu dem Biographen der Maintenon herüber, um ihm einige Artigkeiten zu ſagen. — „Das iſt ſo recht für Damen!“ — liſpelte der Magiſter aus Sachſen mir zu, und ſchien über einen ähnlichen Stoff zu ſinnen, um dem Franken den Preis zu entwinden. Bald ſaß man wieder im Kreiſe, und ſchien eine neue Erzählung zu erwarten; denn der Abend war noch lange nicht vorüber. Ich als Bad-Commiſſär hielt es meines Amtes, die junge Wienerin, die das erſte Loos gezogen hatte, an ihre Pflicht zu erinnern. Und ohne ſich lange bitten zu laſſen, ſah ſie zu ihrer Tante hinüber, die ihr mit dem Finger drohte, ſeufzte tief, bat recht anmuthig um Nachſicht und fieng dann folgende Geſchichte an, während neue Regenſtröme ſich im Uniſono an den Fenſtern raſſelnd bemerkbar machten: —

In dem Jahre, wo die Reduction der Staatspapiere ſo viele Familien von Reichthum und Glück in Armuth und Elend geſtürzt hatte, kam eine noch junge Frau mit ihren zwei Töchtern nach Wien, die weder Aufmerkſamkeit noch Antheil zu erregen vermochte. Sie gab ſelbſt vor, fremd zu ſeyn, und Niemand in der großen Stadt, der ſie zufällig ſah, wußte ſich ihrer zu erinnern. Sie mochte ungefähr 35 Jahre haben und zeigte eine edle Geſichtsbildung; ihr Anzug war reinlich, wenn gleich von einer Einfachheit, welche an Armuth gränzte. Sie trug ein Kleid von ſchlichtem Linnenzeuge, und ihr Hut war nach alter Mode und von der Sonne verdorben. Am Arme führte ſie ſtets ein Mädchen von ſechszehn bis ſiebenzehn Jahren, von der einnnehmendſten Geſtalt, und an der Hand ein ſchönes Kind in zarter Jugend, friſch, heiter und muthwillig plaudernd, was den auf ihrem Geſichte ausgeprägten Kummer für Augenblicke zu verſcheuchen ſchien. So konnte man ſie an manchem ſchönen Sommerabend auf dem einſamen Theile des Glacis ſpazierengehen ſehen, wohl eine ganze Stunde und darüber; dann aber ſuchte die Familie ihre beſcheidene Wohnung auf, die in einem entfernten Gäßchen der Vorſtadt gelegen war, und zu welcher vier enge finſtre Treppen führten. Hier lebten ſie ihre ſtillen, arbeitſamen Tage hin, einſam für ſich, ohne irgend eine Berührung mit ihrer Nachbarſchaft zu ſuchen, aber auch eben ſo wenig ſie ängſtlich vermeidend. Fremde Beſuche empfingen ſie nie, und ſo wußte denn auch die Frau des Hausmeiſters, die über alle Einwohner des weitläufigen Bienenſtocks, den irgend ein reicher Beſitzer zu ſogenannten Armenwohnungen hatte einrichten laſſen, genaue Controle führte, nichts Nachtheiliges von ihnen zu berichten.

Die Frau, welche wir dieſes Leben in Wien führen ſehen, war jedoch nicht immer zu ſo ſchweren Entſagungen genöthigt geweſen; noch vor Kurzem erſt hatte ſie ſich von Glanz und Reichthum umgeben geſehen. Sie war die Wittwe eines bekannten Banquiers in Prag, welcher durch die entwertheten Papiere ſeinen Fall beſchleunigt ſah, und freiwillig vom Leben ſchied, als er merkte, daß ſeine Ehre an der Börſe nicht mehr zu retten ſey. Seiner Familie hinterließ er nichts als ein trauriges Andenken und das Wenige, was mitleidsvolle Gläubiger ihr abzutreten geneigt waren. Es war der armen Wittwe nicht möglich, an dem Orte zu bleiben, wo jeder Augenblick ihr den traurigen Wechſel ihrer Lage vor Augen führen mußte, und ſie beſchloß daher, mit ihren Töchtern Prag zu verlaſſen. Aber wohin ſich wenden? Ihren geringen Geldvorrath während einer großen Reiſe und zur Einrichtung an einem gänzlich fremden Orte erſchöpfen, ſchien ihr zu abenteuerlich; ſich nach einer der kleinen böhmiſchen Städte zurückzuziehen, war eben ſo wenig rathſam. Dort, wo die Erwerbsquellen nur in ſcharfer Begränzung vorhanden ſind, durfte ſie nicht hoffen, ſo viel zu verdienen, als ſie für ſich und die Ihrigen brauchte, und überdieß drängt ſich an kleinen Orten ſo viel Neugierde um den Unglücklichen, daß ihm ſein hartes Loos bis zur Verzweiflung unerträglich gemacht wird. Mit Entwürfen und Planen für die trübe Zukunft wurde die erſte Zeit nach dem tragiſchen Ereigniſſe hingebracht, und bald folgte jene Erleichterung, die der Himmel tugendhaften Gemüthern ſendet. Die arme Mutter erſtarkte durch den Gedanken, daß ſie Kinder beſitze, für die ſie zu ſorgen habe, und dieſer heiligen Pflicht ſich hingebend zog ſie nach Wien, um ungekannt in der groſſen Stadt, durch Handarbeit, wobei ſie ſchon auf die Unterſtützung ihrer ältern Tochter zählen durfte, ihr Loos zu verbeſſern. — Die Wittwe hatte dort einen nahen Verwandten, der ſie in früheſter Jugend wie eine Schweſter geliebt hatte. Er lebte von ſeinen groſſen Einkünften, die ihm die von ſeinem Vater ererbten Beſitzungen abwarfen, in einem prächtigen Hotel in Glanz und Ueberfluß. Mit heimlicher Scheu war ſie bald nach ihrer Ankunft ſchon an dem Portale vorübergegangen und hatte gemeint, ſich dieſem Jugendfreunde zu offenbaren, um ihre Kinder mit Einem Male der drückenden Lage entriſſen zu ſehen; aber immer noch hatte ihr der Muth zu dieſem Schritte gefehlt. Eines Tages ſieht ſie ſich von einem alten Bedienten mit Aufmerkſamkeit betrachten, wie ſie mit einem Blicke, worin ſich ein nur mit Mühe unterdrückter Wunſch malt, zu den hohen Fenſtern hinaufſchaut. Ihre Verlegenheit wächſt, und ſie glaubt, um keinen Argwohn zu erregen, eine unbedeutende Frage an den Alten richten zu müſſen. Sie bittet ihn, ihr zu ſagen, ob Herr v. M. dieß Hotel bewohne, und ob er jetzt in Wien anweſend ſey. Mit der einem alten Wiener eigenthümlichen Freundlichkeit wurde ihr die erſehnte Auskunft; aber mit ſchwerem Herzen ging ſie weiter, denn auch jene Hoffnung, welche ſie ſich für einen ſchlimmen Fall ſtets bewahrt hatte, war ihr geraubt. Herr v. M. reiſte bereits ſeit ſechs Monaten in der Fremde umher, und es hieß ſogar, er werde in vielen Jahren nicht zurückkehren, und ſeinen Wohnſitz in Neapel nehmen, wo ſein Sohn dem Studium der Malerkunſt oblag. — Mit einem ziemlichen Grade von Muth begabt, ſah die gute Frau nun wohl ein, daß ſie ſich einzig und allein durch Arbeitſamkeit erhalten könne, und ein beſſeres Loos von dem Schickſal erringen müſſe. Ihre ältere Tochter Johanna beſaß Einſicht und Character, tröſtete ſie, und verſprach thätig mitzuwirken. Sie fingen an, verſchiedene weibliche Arbeiten zu verfertigen, welche die Mutter in eine jener ſogenannten Induſtrie-Anſtalten trug, die ſich mit deren Verkauf beſchäftigen. Sie waren vom frühen Morgen bis zum Abend fleißig, und dabei nahm ſich noch die edle, liebenswürdige Johanna der kleinen Wirthſchaft an, kochte für die Mutter eine ſtärkende Suppe und hielt das kleine Hausweſen in der beſten Ordnung. — Wurden nun mit einbrechendem Abend die Nadeln von allen Dreien weggelegt — denn auch die kleine Julie half nach Kräften mit — ſo war es ihre Freude, aus dem engen Stübchen zu eilen, um die freie Luft auf einem langen Spaziergange um den heitern Glacis zu athmen. Hier gingen ſie, oft mitten im Gewühl, einſam und unbeachtet; denn ſelbſt Johanna's Schönheit, von keiner Toilette gehoben, zog die Blicke nicht auf ſie. Das ſchöne Auge heftete ſich auf den Boden, beſchattet von dem großen Rande eines unförmlichen Strohhuts. — Eines Abends, auf ihrem Heimwege begriffen, werden ſie unfern von ihrer Wohnung, in einem öffentlichen Garten, den nur ein Zaun von der Straße trennt, eine große Menſchenmenge gewahr, welche einer Stimme zuhorcht, die gar anmuthig italieniſche Barcarolen ſingt. Die Sängerin war in einen ſchwarzen, großen Schleier gehüllt, ſo daß man von ihrem Geſichte nichts erſpähen konnte; das Anziehende lag nicht in der äußern Erſcheinung, ſondern in dem rührenden Tone der Stimme und in dem geſchmackvollen Vortrage, der bei einer Künſtlerin dieſer Gattung auffallen mußte. Nach jedem Liede wechſelten die Zuhörer, und die Fortgehenden drängten ſich dann immer eifrig hinzu, um einiges Kupfergeld, als Opfer ihrer Bewunderung, in einen Teller zu werfen, der vor der Sängerin auf der Erde ſtand. — „Dieſe Sängerin iſt wirklich ausgezeichnet,“ — ſprach Johanna, in tiefem Sinnen verloren, und bat ihre Mutter um Erlaubniß, ihr auch einen kleinen Tribut zollen zu dürfen. Zu Hauſe wurde das Geſpräch über Geſangkunſt und über den reichen Erwerb, den ihre Ausübung ſelbſt in ſo untergeordneter Sphäre zu verſchaffen vermöge, fortgeſetzt, und noch am nächſten Morgen hatte Johanna ihr Köpfchen ſo voll von dieſer Erſcheinung, daß ſie die Frau des Hausmeiſters angelegentlich fragte, ob ſie von den nähern Verhältniſſen der ambulirenden Künſtlerin unterrichtet ſey. — „Haben's auch gehört?“ — fing jetzt die Hausmeiſterin an — „nit wahr? die hat a Kröpferl! Die ſingt wie a Nachtigall'n! Aber ſie hat auch ein Einnahm'; i wär' a ganze Wochen mit dem zufrieden, was ſie in ei'm Abend einnimmt.“ — „Glauben Sie denn wohl, daß ſolch ein Singen ſo viel abwerfe?“ fragte Johanna wieder. — Die Hausmeiſterin betrachtete ſie mit großen Augen und lächelte verſchmitzt; aber ein ernſter Blick der Mutter brachte ihren Mund wieder in die Normalfalten zurück. „J mein's ſchon,“ ſagte ſie ernſt — „die müßt ſchon a Geld haben.“ — „Würde aber dann die arme, unglückliche Sängerin,“ fuhr Johanna fort — „ihre Kunſt auf dieſe betrübende Weiſe treiben?“ — „Ah, mein ſchönes Fräulein,“ — erwiederte die Hausmeiſterin — „das kennen Sie nit — das iſt a Geſind'l über einander, das kann nit ſparen, das lebt z'viel, das kann nie g'nug haben.“ — „Kennen Sie ſie alſo?“ fragte jetzt die Mutter. — „Nit im Geringſten,“ antwortete ſtolz die Hausmeiſterin; — „ich? kennen? wo denken Sie hin, meine liebe gnädige Frau? Alles, was i Eu'r Gnaden ſagen kann, iſt, daß die Landſtreicherin ſeit ſechs Wochen alle Donnerſtag ſich im Mondſcheingarten am Eck hinſtellt und ihre Lieder ſingt, und viel Leut' herumſtehen und ihr zuhör'n mögen.“ — Hier wurde die Converſation abgebrochen; Johanna haßte üble Nachreden, und das Talent der armen Unbekannten hatte ſie eingenommen. Ihr Mitleid konnte durch die rohen Aeußerungen der Hausmeiſterin nicht unterdrückt werden. — Johanna hatte noch vor Kurzem in dem muſikliebenden Prag den Unterricht der berühmteſten Meiſter genoſſen; ihr Geſchmack war gebildet und ſie hatte eine wunderliebliche Stimme. Jetzt, da ſie kein Inſtrument beſaß, konnte ſie ihr Talent nicht ferner ausbilden; aber ſelten ſaß ſie neben ihrer Mutter bei der Arbeit, ohne eine Romanze mit leiſer Stimme vor ſich hinzuſingen, die ihr aus glücklichern Tagen im Gedächtniß geblieben war. Kaum hatte ſich an jenem Morgen die Hausmeiſterin entfernt und ſich zur gewohnten Beſchäftigung angeſchickt, als ſie die Barcarole mit bewunderswürdiger Genauigkeit nachſang, die ſie am Abend vorher von der Sängerin gehört hatte. — „Wie Schade iſt's doch,“ ſagte die kleine Julie traurig — „daß Du nicht mehr Deinen Flügel haſt.“ — Die Mutter ſeufzte und wandte ſich weg. — „Oder mindeſtens eine Guitarre,“ ſagte Johanna unbefangen — „denn dieſe Muſik nimmt ſich ohne Begleitung nicht aus.“ — Zum erſten Male drückte das Mädchen ein Bedauern ihres frühern Wohlſtandes aus; die Mutter merkte es und ſah mildlächelnd auf ihre Tochter, und als ſie Tages darauf, wie gewöhnlich, mit der Wochenarbeit fortgegangen war, brachte ſie eine hübſche Guitarre heim, die ſie gekauft hatte, und gab ſie dem hocherröthenden Mädchen. — „Ach Mutter!“ rief Johanna, indem ſie die Hände, die ſie beſchenkten, mit Küſſen und Thränen bedeckte, — „warum war ich ſo thöricht, ſolche Gedanken laut werden zu laſſen. Nun haſt Du ſo viel Geld für mich ausgegeben.“ — „Für uns Alle, mein Kind!“ — ſprach die gute Mutter — „denn jetzt wirſt Du uns öfter verſingen und uns erheitern. Das wird Dich und uns glücklicher machen.“ — Von nun an wurde jeden Abend, wenn die Arbeit beendigt war, zur Guitarre geſungen, und dieſe holde Gewohnheit verſüßte ihr und ihren Zuhörern ernſte und mühevolle Tage. So verſtrich der Sommer allmählig. Aber der kleine Erwerb genügte keineswegs zum Unterhalte, und die unbedeutende Summe, welche die Wittwe mitgebracht hatte, zehrte ſich in Zuſchüſſen auf und wurde täglich geringer. Johanna wollte freudig entbehren, wenn nur für Mutter und Schweſter geſorgt war; beſonders ſchienen manche Dinge für die Erſtere unerläßlich, weil Alter und Gewohnheit ſie ihr unentbehrlich gemacht hatten. Sie widmete ihr eine deſto größere Aufmerkſamkeit, da die Geſundheit der geliebten Mutter heftig angegriffen ſchien. Sie magerte ab, ihr Abendſpaziergang ermüdete ſie mehr als ſonſt, und mußte immer mehr beſchränkt werden. Bald begnügte man ſich damit, nur das Glacis zu erreichen, um ſich dort auf eine Bank niederzulaſſen und friſche Luft zu ſchöpfen. Dies geſchah nicht weit von dem Garten, wo jeden Donnerstag die fremde Virtuoſin zu ſingen pflegte. Johanna hatte hier Muße genug, ſie zu beobachten. Es konnte ihr nicht zweifelhaft ſeyn, daß ſie viel Geld gewann, und nach und nach glaubte ſie, nicht ohne inneres Widerſtreben, ſich zu der Meinung der Hausmeiſterin hinneigen zu müſſen. Plötzlich war die Sängerin verſchwunden. Schon waren mehrere Wochen verſtrichen, und ſie kam nicht wieder an den gewohnten Platz. Trieb ſie ihre Kunſt in einem andern Theile der Stadt, oder war ſie wirklich zu einem kleinen Vermögen gelangt, war ſie krank oder wohl gar geſtorben? Johanna's Gedanken beſchäftigten ſich ernſtlich mit ihr. Die Geſundheit ihrer Mutter nahm mit den Tagen ab; ein langſames Fieber zehrte ſie auf und der Eintritt der rauhen Jahreszeit ſchien ihrem Leben bedrohlich zu werden. Man mußte den Arzt zu Rathe ziehen, und dieſer erklärte ihren Zuſtand bedenklich und verbot Arbeit und friſche Luft. Johanna mußte nun der Wirthſchaft und den Geſchäften in und außer dem Hauſe allein vorſtehen, und wurde dadurch die Bewahrerin des kleinen zuſammengeſchwundenen Familiencapitals, das noch aus einer kleinen Anzahl verſchiedener Goldmünzen beſtand. Sie war hierüber ſehr erfreut; denn nun konnte ſie die kräftigſten Arzneien, die heilſamſten Nahrungsmittel herbeiſchaffen, ohne der guten Mutter ihren wahren Preis angeben zu dürfen, da dieſe ſonſt nie eingewilligt haben würde. So ſetzte das gute Kind getroſten Muthes ein Goldſtück nach dem andern um, und überließ ſich der Hoffnung, ihre geliebte Mutter bald wieder durch Sorgfalt und Pflege geneſen zu ſehen. Aber zu allem Uebel ward Johanna's Zeit ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß ſie nur wenig an Arbeit denken konnte, die ja überdieß noch zweier geübten Hände entbehren mußte. Wenn das Mädchen jetzt heimlich die Geldſtücke zählte, geſchah es nur unter Thränen; denn der Vorrath reichte kaum hin, um noch einen Monat die gewohnten Bedürfniſſe zu beſtreiten. An außerordentliche Fälle durfte gar nicht gedacht werden. Die Wittwe mußte jetzt das Bett hüten und ihre Lage wurde peinlicher. Jede Stunde vergrößerte den Kummer, vermehrte den Gram des Mädchens, das dennoch bemüht war, ihren Schmerz zu verbergen. Nachts aber, wenn Julie ruhig an ihrer Seite ſchlief, benetzten heiße Thränen ihr Kiſſen; ſie bat Gott mit zerriſſenem Herzen um ſeinen Beiſtand, und wußte nicht, wo ſie Troſt hernehmen ſollte. Mit Tagesanbruch erhob ſie ſich von ihrem Lager, trocknete die Augen und trat zu ihrer Mutter mit heitrer Miene, ein Engelslächeln auf ihren Lippen. — Endlich kam der ſchreckliche Augenblick, den ſie ſo lange gefürchtet hatte. Es war nur noch etwas Kupfergeld in ihrer Börſe, und bereits eine Woche lang hatte die Hausmeiſterin Brod und Fleiſch auf Credit genommen. Johanna ſah den Hungertod, die Schande vor Augen. — „Morgen ſchon," — ſeufzte ſie leiſe, — „kann ich unſer Elend nicht mehr verbergen, und muß Alles enthüllen.“ — Das unglückliche Mädchen hatte eben das ſpärliche Mittagbrod weggetragen, von dem Julie nur allein genoſſen hatte, und ſaß an dem Bette der Mutter, in trüben Gedanken verſenkt, die ſich mit ſolch’ furchtbarer Schnelligkeit jagten, daß ſie nahe daran war, den Verſtand zu verlieren. — Es war das traurige Halbdunkel eines Nachmittags im November, nicht mehr hell genug um zu arbeiten, noch nicht dunkel genug, um die einzige ſchmale Kerze anzubrennen, die im Hauſe der Armuth vorräthig war. — „Du haſt ſchon ſo lange nicht Deine Guitarre zur Hand genommen,“ — ſagte die Kranke, — „ſinge mir etwas, das wird mir Vergnügen machen.“ — Obgleich es ihr Zwang koſtete, ſo mochte ſie doch der Mutter dieſe letzte Freude nicht verſagen. Sie gehorchte, und das Herz von Seufzern geſchwellt, die Augen mit Thränen gefüllt, ſang ſie:

„Wer nie ſein Brod in Thränen aß,“

aber bei den Worten:

„Der kennt Euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!“

flog ihr ein Gedanke durch den Sinn, ein erſchreckender, überraſchender Gedanke zwar, aber doch mit ſeltenem Muth ſie belebend — ſie gedachte der ſchwarzgekleideten Sängerin an der Straßenecke. Die Frau iſt verſchwunden; die an derſelben Stelle nach ihr ſingen würde, könnte auf dieſelbe Einnahme rechnen — aber es iſt Almoſen! Doch wenn auch — ſie ſieht ein, daß ſie Alles thun kann für zwei hülfloſe geliebte Weſen, deren alleinige Stütze ſie iſt. Seitdem die Mutter nicht mehr ausgehen konnte, war ſie es, welche die fertige Arbeit austrug. Sie wartete gewöhnlich, bis es dunkler war, um ihren kleinen Weg deſto unbemerkter machen zu können. Am folgenden Abend nimmt ſie Abſchied von ihrer Mutter, und unter dem Vorwande, die Arbeit fortzutragen, geht ſie in ihr Schlafkämmerlein, hüllt ſich in einen ſchwarzen Schleier, nimmt ihre Guitarre und gewinnt unbemerkt den Garten. Das Herz ſchlägt ihr ſo gewaltig, daß ſie befürchten muß, ihr Vorhaben nicht ausführen zu können. Aber der Gedanke an Mutter und Schweſter hält ſie aufrecht. Sie ſtellt einen kleinen Korb vor ſich auf die Erde, um die Gaben zu empfangen, und beginnt ein italieniſches Lied. Schon nach den erſten Tacten bleiben einige Leute ſtehen, und bald umgibt ein zahlloſer Volkshaufe die junge Sängerin. Alle zeigen Ueberraſchung und Bewunderung. Johanna hörte zwar nichts davon; aber das Geld, das ſich in dem Körbchen mehrte, zeigte ihr, wie ſehr ſie Allen gefiel. Nach dem erſten Liede hatten Viele von den Umſtehenden einen Beitrag geſpendet, und ſie ſang das zweite, mehr in der Abſicht, ihren Dank auszudrücken, als ihre Ernte zu vergrößern. Ein junger Menſch näherte ſich, nachdem ſie geendet hatte, und warf ein Geldſtück hin, indem er einige Worte ſprach, welche ſie jedoch nicht verſtand. Kaum hatte ſie ihr Kämmerchen wieder erreicht, ſo beſchäftigte ſie ſich, ihren Schatz zu zählen. Aber welches Staunen ergriff ſie, als ſie unter den Münzen ein Goldſtück fand. Sie rechnete zuſammen, machte den Ueberſchlag und fand, daß ſie genug habe, um ihren Bedürfniſſen für eine ganze Woche zu genügen. — „Künftigen Donnerstag ſinge ich wieder und ſo jeden Donnerstag, bis die Mutter geneſen iſt!“ — ſagte ſie freudig zu ſich ſelbſt. — „O mein Gott, wie dank' ich Dir, daß Du mir dieſen Gedanken gabſt!“ — Wie ſie ſich vorgenommen, ſo ſtand ſie auch den nächſten Donnerstag ſingend auf demſelben Platze an der Straßenecke. Sie wollte eben ein deutſches Lied beginnen, als eine Stimme in ihrer Nähe ſehr ſanft und leiſe ſprach: „Die Barcarole von neulich, ich bitte!“ — „Ich will thun, was man wünſcht,“ — denkt das arme Kind, und wagt es nicht, die Augen aufzuſchlagen. Die Barcarole wird mit einſtimmigem Beifall aufgenommen, und als ſie geendet war, nahete ſich derſelbe junge Mann, um ſein Geldſtück in den Korb zu werfen, ſo daß ſie, als ſie wieder ein

Goldſtück darin fand, es Niemanden, als dieſem großmüthigen Freunde ihres Geſanges zuſchreiben konnte. — Während ihrer Krankheit hatte die arme Wittwe einmal einen Brief in das Hotel ihres abweſenden Vetters geſandt, mit der Bitte, ihm denſelben bei ſeiner zufälligen Rückkehr einzuhändigen. Am kommenden Donnerstag, wo Johanna zum dritten Male ihren Geſang an der Straßenecke ertönen laſſen wollte, hielt ein eleganter Wagen vor ihrem Hauſe. Ein ältlicher Herr ſtieg aus und fragte nach der Wohnung der Wittwe, eilte die engen Treppen haſtig hinauf, und trat in das ärmliche, doch reinliche Zimmer, aber nur um die zeitherigen Bewohner daraus zu entführen. Es war der lang erſehnte, von Reiſen zurückgekommene Verwandte. Noch an demſelben Abende ſah ſich die Wittwe mit ihren Töchtern in das prachtvolle Hotel am Graben verſetzt. — „Ich glaube zu träumen!“ — ſagte die Wittwe, wunderbarer geſtärkt als von allen Arzneien. — „Ach welch’ ein Glück!“ — rief Johanna aus, indem ſie der Mutter Hände mit Heftigkeit küßte. — „Es war hohe Zeit, denn wir hatten nichts mehr im Hauſe.“ — Aber die Freude machte ſie nicht ſo ſchwatzhaft, der Mutter zu geſtehen, durch welche Mittel ſie ſeit vierzehn Tagen Geld herbeigeſchafft hatte. Sie beſorgte die Mutter dadurch zu betrüben, und wollte daher ihr Geheimniß verſchließen. Die Hausmeiſterin ſollte andern Tages die wenigen Effekten der Wittwe in das Hotel am Graben bringen, weil im erſten Augenblick der freudigſten Ueberraſchung nicht daran gedacht werden konnte. Sie erſchien pünktlich zu früher Morgenſtunde. Johanna half ihr die Sachen in Ordnung bringen. — „Ich bin recht froh,“ — fing die geſchwätzige Alte an, — „daß wir zwei Beide allein ſind, gnädiges Fräulein, denn ich hab' was auf dem Herzen, das mich ſchier zerdruckt.“ — „Und was denn?“ — fragte Johanna. — „Was glauben's wohl,“ — ſagte Jene, — „Geſtern, gegen acht Uhr Abends, wie's ſchon ganz finſter war — alle Laternen im Haus und auf der Gaſſen waren ſchon angezündet — ſtehe ich vor unſerer Thür und ſchwatz' á wen'g mit dem Nachbar, dem Salzſtößler, kommt á junger Herr daher, angelegt wie á Graf, und fragt nach der gewiſſen jungen Sängerin, die immer Donnerſtags die ſchönen G'ſetzlen an dem Eck ſingt, und bei uns im Haus wohnen ſoll — bei uns im Haus, wie i's Ihnen hier zu vermelden die Ehr' hab'. Ich ſchwör' ihm hoch und theuer, daß ſo 'ne Landſtreicherin niemals bei uns gewohnt hat, er aber behaupt't franchement, daß er ſie hat die Stiegen hinaufgehn ſehn; aber was hab' ich zu thun? Ich muß ihm alle Partheien im ganzen, weiten Haus hernennen und herzählen, daß es a Freund' war!“ — „Und auch meine Mutter haben Sie ihm genannt?“ fragte Johanna mit ſichtbarer Verwirrung. — „Nu, das will i meinen,“ ſchrie die wackere Hausmeiſterin — „die Frau Mutter und die zwei Töchter. Hätt' ich's wohl nit thun ſollen?“ — „Warum nicht,“ erwiederte Johanna, die ſich ſchnell wieder erholt hatte — „wenn Sie ihm nur nicht unſere jetzige Wohnung angezeigt haben.“ — „Das kann i nit mit G'wißheit verſprechen,“ ſagte die Hausmeiſterin nicht ohne Verlegenheit — „aber i glaub's halt nit, daß....“ — Hier trat die Mutter in's Zimmer; Johanna gab der Alten einen Wink, und dieſe entfernte ſich mit vielen höflichen Empfehlungen, ohne mehr entdeckt zu haben als das, was ſchon hinreichte, um Johanna zu beunruhigen. — Der reiche Vetter der Wittwe lebte mit ſeinem Sohne allein in dem ausgedehnten Hotel; es war keine Dame in ihrer Umgebung, um die Ehren des Hauſes zu beſorgen. Dieſes Geſchäft ſollte nunmehr der Wittwe übertragen werden, welche es nach ihrer vollſtändigen Geneſung anzunehmen verſprach. Einſtweilen blieb ſie jedoch mit ihren Töchtern in den angenehmen Gemächern, die ihr der wohlwollende Verwandte eingeräumt hatte, der Alles, was Zärtlichkeit und Feinheit der Geſinnung einem edeln Gemüthe eingeben können, erſchöpfte, um ſeinen liebenswürdigen Gäſten ihr früheres Ungemach vergeſſen und eine neue ſchönere Heimath bei ihm finden zu laſſen. — Nach einer Woche ſchon war die Wittwe durch den wohlthätigen Einfluß dieſes Wechſels fühlbar kräftiger, und der Vetter konnte den Wunſch äußern, ihr ſeinen Sohn vorſtellen zu dürfen. — „Mein Otto iſt jung und ein glühendes Künſtlergemüth,“ ſprach er — „aber dabei iſt er auch geſetzt und beſcheiden. Er durfte von Ihrem Schickſale unterrichtet werden, das Sie ſo unverſchuldet getroffen, und wird nur deſto mehr Achtung, deſto zärtlichere Neigung für Sie im Herzen tragen.“ — Man freute ſich auf die neue Bekanntſchaft, und der Vater verſprach, ihn Abends in den Kreis der Verwandten einzuführen. — Otto erſchien. Der Jüngling verband mit einem angenehmen Aeußern eine edle Bildung, und es bedurfte nur kurze Zeit, um ein Verhältniß zu begründen, welches ſich auf längere Bekanntſchaft zu beziehen ſchien. — Otto betrachtete ſeine Tante mit großem Intereſſe, und führte unmerklich, obgleich nicht abſichtlos, das Geſpräch auf ihre frühern Verhältniſſe und jenen unangenehmen Aufenthalt unter Armuth und Elend, den ſie zu erwählen gezwungen worden war. Die Tante ſah dieſe Erinnerung nicht ungern. — „Meine Tochter Johanna allein erhielt uns,“ ſchloß ſie gerührt ihre Erzählung — „ohne ſie lebte ich nicht mehr.“ — Und während nun das holde Mädchen die Augen ſenkte, erzählte Julie, mit vieler Umſtändlichkeit, wie ſehr ihre Schweſter ſich um ihr kleines Hausweſen hätte mühen müſſen. — Johanna unterbrach ſie mit den Worten: „Genug davon, was that ich denn? Nur Eure Liebe hob meine kleinen Dienſte.“ — Otto's Aufmerkſamkeit ſteigerte ſich zuſehends, und ſeine Blicke hefteten ſich immer feſter auf Johanna. Er ſchien ihr ſanftes Bild, wie es jetzt vor ihm lebte, mit einem frühern, nicht minder holden, in der Erinnerung zu vergleichen. — So war der Abend verſtrichen, und die Verwandten erfreuten ſich wechſelsweiſe ihrer kurzen Bekanntſchaft, und trennten ſich, ſcheinbar ſehr zufrieden mit dem Eindruck, den ſie auf einander gemacht. Otto verließ die Tante träumend, und gab ſeinem Vater keine befriedigende Antwort, als dieſer ihn bei'm Abſchiede fragte: wie Mutter und Töchter ihm gefallen hätten? — Von jetzt an brachte Otto jeden Abend ein Paar Stunden bei ſeiner Tante zu. Immer mehr gewann er die Ueberzeugung von Johanna's Vortrefflichkeit, und begriff nun ganz jene enthuſiaſtiſche Zärtlichkeit, welche das ſeelenvolle Geſchöpf ihrer Mutter und Schweſter eingeflößt hatte. Mit lebhafter Ungeduld erwartete er täglich die Stunde, die ihn zu der reitzenden

Abendgeſellſchaft rief, und um offen zu ſeyn, muß man geſtehen, daß auch Johanna öfter nach der Uhr ſah, wie ſonſt. — Einſt wurde von Muſik geſprochen, und zum erſten Mal fragte Otto ſein Bäschen, ob ſie ſinge? — „Das will ich meinen,“ antwortete Julie ſchnell — „ſie hat ja in Prag bei den erſten Meiſtern gelernt.“ — „Johanna, meine liebe Tochter,“ ſetzte die Mutter hinzu — „nimm Deine Guitarre, und ſinge dem Vetter etwas!“ — Seit jenem Donnerſtage, wo ſie an der Ecke geſungen, hatte ſie keine Muſik mehr gemacht. Die Bitte ihrer Mutter wirkte ſo tief, daß ſie glühend roth wurde. Um jedoch keine Aufmerkſamkeit zu erregen, ſuchte ſie ihrer Verlegenheit Meiſter zu werden, und ſtand zitternd auf, ihre Guitarre zu holen. — „Was ſoll ich ſingen?“ fragte ſie dann mit geſenkten Blicken und hochklopfendem Herzen. — Otto nahte ſich und flüſterte ihr leiſe zu: „Die Barcarole von neulich.“ — Bei dieſen Worten entfällt Johannen die Guitarre, und auf einen Stuhl ſinkend, ruft ſie, die Augen mit beiden Händen bedeckend; „Alſo — Himmel! — Sie — Sie — —“ Mehr vermochte ſie nicht hervorzubringen. — Nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, mußte ſie nun freilich ihr Geheimniß enthüllen. Man kann denken, welche Rührung ihre Erzählung hervorbrachte. — „Gott wird Dir vergelten!“ ſprach die

Mutter, indem ſie die Stirne ihres Kindes mit Thränen und Küſſen bedeckte. — Am andern Tage erſchien der Vater des jungen Mannes, um Johanna's Hand für ihn zu erbitten. — „Haben Sie wohl überlegt,“ ſprach die glückliche, arme Frau — „daß Sie reich ſind, ich aber meinem Kinde nichts mitgeben kann?“ — „Ich habe Alles überlegt,“ erwiederte er froh — „Otto wird unſern Enkeln einſt ſeinen Reichthum hinterlaſſen, Johanna aber ihre Tugend und die Guitarre, womit ſie ihre Mutter ernährte.“ —

Hier ſchloß die liebliche Wienerin ihre Erzählung, die bei allen Anweſenden jene angenehme Rührung hervorbrachte, wie man ſie in ſolchen Geſellſchaften gern erregt ſieht. Lobeserhebungen und Anerkennungen folgten, ſo daß ſich das anſpruchloſe Mädchen beſchämt fühlte. — „Sie müſſen mir keine ſo große Erfindungsgabe zutrauen,“ ſagte ſie mit graziöſer Naivetät — „denn ſo einfach die Geſchichte auch iſt, ſo wäre ich doch nicht im Stande geweſen, ſie zu erfinden. Alles, was ich Ihnen hier erzählte, iſt die reine Wahrheit.“ — Neues Staunen, neue Betheurungen: der Vortrag, der Ausdruck, der Ton, die Erzählungsweiſe ſeyen unübertrefflich. Der ſächſiſche Magiſter verſicherte ſogar, man dürfe die Erzählung ganz füglich: „die Sängerin im ſchwarzen

Schleier, oder Tochterliebe und Muttertreue“ betiteln, und dann könnte ſie für das gelten, was er gewöhnlich eine gute Almanachs-Erzählung zu nennen pflege. Er ſchien nicht übel Luſt zu haben, ſelbſt dieſen Gebrauch davon zu machen. —

Hier brach das Geſpräch ab. Man brachte eine Guitarre und es wurden einige Lieder geſungen. Die junge Wienerin ſchien verſtimmt und ihre Tante am Whiſttiſche ſah ernſt auf ihre Karten. Ich bemerkte dies nicht ſobald, als ich auf die Vermuthung kam, die Erzählung gründe ſich auf ein Familienereigniß. Meine vertrautere Bekanntſchaft machte mich ſo dreiſt, die Erzählerin zu fragen, ob ich richtig vermuthe? — „Nun ja,“ — ſagte ſie mir leiſe, — „meine Tante dort iſt die Guitarreſängerin, meine Mutter das Julchen, das in der Geſchichte vorkam. Ich habe nichts dagegen, wenn auch Alles wahr und einfach, jedoch mit Verſchweigung der Namen, zur Oeffentlichkeit kommt; wenn aber dazugeſetzt würde, um eine Novelle mit pretiöſem Titel und ſchwülſtigem Styl daraus zu machen, ſo müßte ich bereuen, unſer Familienarchiv ſeines ſchönſten Schmuckes beraubt zu haben.“ — „„Unter dieſem Vorbehalt alſo wären Sie es zufrieden?““ — fragte ich ſchnell. — Sie bejahte. — „So will ich dem Magiſter zuvorkommen,“ — rief ich — „und ihm ſeine Almanachs-Erzählung vor dem

Munde wegfiſchen.“ — „„Was wollen Sie thun?““ — fragte ſie erſchreckt. — „Unſere Abende auf Helgoland drucken laſſen,“ — ſagte ich. — Man trennte ſich, und ob ich gleich noch nicht wußte, welchen Gebrauch ich davon machen würde, ſchrieb ich die beiden Geſchichten nieder, ſobald ich auf meinem Zimmer war. — Man hatte ſich am nächſten Nachmittage ſchon bei'm Kaffee zuſammengefunden. Das Wetter war ganz unausſtehlich geworden und machte das Einheitzen nöthig. Der Spieltiſch wurde zum kniſternden Kohlenfeuer gerückt, und die Geſellſchaft verlangte einſtimmig, daß mit dem Erzählen fortgefahren werden ſollte. Ich ließ die noch übrigen vier Looſe ziehen, und die Rangordnung traf den jungen Kaufmann, den ſächſiſchen Magiſter, den engliſchen Offizier, und mich, als den Beſchließer des erſten Erzählerkreiſes. Der junge Hamburger ſchien mit Ungeduld den Augenblick zu erwarten, wo ſich die Zuhörer um ihn geſetzt haben würden, um zu beginnen. Ich kannte ihn und wußte, daß er ſeinem Stande anhänglich ergeben ſey. Ich war daher auf ein trockenes Handelsabenteuer zu Lande oder zur See, irgend eine Conjunctur oder dergleichen, im beſten Falle auf eine Haverie gefaßt. Aber ich ſollte beſchämt werden. Mercur wollte ſich uns im höchſten Grade ſentimental zeigen. Daran war eine Liebe des jungen Mannes ſchuld, und ihr Gegenſtand, der am Kaffeetiſche ihm gegenüber ſaß, und horchend ſchlürfte und ſchlürfend horchte. Dieß that übrigens ein großer Theil der übrigen Geſellſchaft auch. — Der Erzähler begann. Er ſchien ſich trefflich präparirt zu haben. Meine Leſer werden bald ſehen, wie gut es ihm gelang, die Gegenwart mit der Vergangenheit geiſtreich zu verknüpfen. Der Arme! wir ahnten nicht, welchem tragiſchen Looſe er entgegen ging! —

„Man läugnet dem Kaufmanne“, ſprach er — „gern höhere Geſinnungen, ſchönere Gefühle ab; man denkt ſich den Handelsſtand zu eng mit der Proſa des Lebens verknüpft, als daß diejenigen, die ihm angehören, Größeres fähig ſeyn könnten. Man geht oft ſo weit, ſelbſt ſeinen reſpectabelſten Mitgliedern Krämerneid und Krämerſinn vorzuwerfen, und bedenkt dabei nicht, daß die Ariſtokratie des Beſitzes vielleicht die einzige in unſer Zeitalter paſſende iſt, und daß ſie eben ſo gut, wie die mittelalterliche der Geburt, Muth, Kraft, Entſchloſſenheit, Geradſinn und andere Gaben des Geiſtes und Gemüths vereinige. Ich dürfte viele Beiſpiele anführen, die dem Stande, dem ich mich aus freiem Willen gewidmet, in Ihren Augen zu Ehren verhelfen, glaubte ich, daß Sie hier — umgeben von dem allmächtigen Elemente des Handels, auf dieſem Felſen, von wo Sie zu jeder Stunde

Dampfſchiffe und Handelsflotten in den belebteſten Hafen des Feſtlandes einlaufen ſehen, unter dem Schutze der großartigſten Nation — noch Geſinnungen hegen, die im Binnenlande keimen und in engen Beamtenherzen oder phantaſtiſch glühenden Künſtlerſeelen ihren Sitz zu haben ſcheinen. Ich will aber, um mich des ſchmeichelhaften Auftrags zu entledigen, dieſer Geſellſchaft eine trübe Regenſtunde zu erheitern, einen rührenden Zug von Aufopferung berichten, der lediglich im Intereſſe des Handels Nahrung fand, und um ſo freundlicheren Eingang finden dürfte, als wir Alle in dieſem Augenblick den Gegenſtand der Erzählung vor uns haben, ihn mit großer Befriedigung zu uns nehmen, und ich ſelbſt es war, der den Stoff dazu unſerm gemeinſchaftlichen Wirthe lieferte, indem mein Haus bedeutende Geſchäfte in dem Artikel macht. Ich ſpreche von ächtem Domingo-Kaffee.“ — Die Geſellſchaft ſetzte ihre Kaffeetaſſen, die ſie eben zum Munde führte, nieder und ſah ſich bei dieſen Worten verlegen an. Die Einleitung zeigte ſchon ſo viel trocken Merkantiliſches, daß man ſich von der Geſchichte ſelbſt nicht viel verſprach. Man beſorgte, irgend einen Fall, auf langweilige Weiſe erzählt, mit preiscourantlichen Belegen und Facturen-Details, in romantiſchem Gewande aufgetiſcht zu bekommen. Ganz beſonders rückte der ſächſiſche Magiſter, der ein eben ſo abgeſagter Feind des Handels, als begeiſterter Freund des Mittelalters war, verlegen auf dem Stuhl und ſuchte ein ſatyriſch ſeyn ſollendes Lächeln zu verbergen, indem er nach der Uhr ſah. — Der junge Kaufmann bemerkte es ſogleich und verſicherte, daß er ſeine Geſchichte ſo kurz als möglich faſſen wolle; denn da die Barometer geſtiegen ſeyen und es den Anſchein habe, daß der Regen aufhöre, ſo werde dann auch dieſe Art von Unterhaltung bald überflüßig; er aber habe nicht im Sinne, irgend Jemand um die Ehre zu bringen, ſeine Geſchichte der achtbaren Geſellſchaft zum Beſten zu geben. Dieſe Verſicherung beruhigte Alle, inſonderheit den Magiſter, der etwas Pikantes in petto haben mußte. — Ich, als Bad-Commiſſär, bat ihn, ohne weitere Umſchweiſe ſeine gewiß intereſſante Mittheilung zu beginnen, und man machte den kleinen Lärm, der ſtets einer ehrbaren Sammlung und geſpannten Aufmerkſamkeit in größern Geſellſchaften voranzugehen pflegt. Der Erzähler fing an: —

„Gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts brachte man einen Zweig der Kaffeeſtaude aus Arabien nach Paris, wo er in dem Königlichen Garten gepflanzt wurde und ſich dort ſchnell vermehrte. Da kam die Regierung auf den Gedanken, daß man dies Gewächs nach den neuen franzöſiſchen Colonien verpflanzen und auf dieſe Weiſe einſt eine Quelle unſchätzbaren Reichthums beſitzen könnte. Ein junger Mann, der Chevalier Desclieux, erhielt den ehrenvollen Auftrag, dieſen Verſuch in's Werk zu ſetzen, und reiste mit einem keimenden Ableger von Nantes ab, um ihn dem Boden von Martinique anzuvertrauen. Das Pflänzchen aus Arabiens heißen Gefilden war zart und weichlich, die Reiſe über den Ocean lang und beſchwerlich, und die Ueberſiedlung mußte daher mit beſonderer Vorſicht unternommen werden. Als man den zarten Sprößling nach Paris brachte, war er noch von dem heimathlichen Schooße umgeben, von arabiſcher Erde. Die erfahrenſten Ackerbauer von Yemen waren um die gehörige Pflege befragt worden, welche die Pflanze nothwendig erheiſchte; und ehe Desclieux mit dem ihm anvertrauten Hort Frankreich verließ, holte er Erkundigungen hierüber bei dem berühmten Reiſenden Tournefort ein. Man ließ nach deſſen Angabe dem theuren Verbannten ein kleines Häuschen bauen, nicht größer, als einen Quadratſchuh, vom ſtärkſten Eichenholze, mit Glasſcheiben verſehen, welche ſo angebracht waren, daß ſie den kleinſten Sonnenblick verſtärkten; für den Fall aber, daß die Sonne fehlte, konnte eine kleine, runde und ſorgfältig verſchloſſene Röhre ſoviel erwärmte Luft auf die Pflanze ſtrömen laſſen, als man für nöthig erachtete, gleich wie eine zärtliche

Mutter ihrem frierenden Kinde den wohlthätig erwärmenden Hauch ihres Mundes ſpendet. Ich ſchildre Ihnen abſichtlich dieſe ſorgfältigen Rückſichten, die man dem zarten Kaffeeſäugling angedeihen ließ, weil ich überzeugt bin, daß die edle, aromatiſche Bohne, welche die Milch in Ihrer Taſſe mit einer ſo ſanften Tinte durchdringt, und einen ſo würzigen Duft im Raume hier verbreitet, Ihnen nur deſto beſſer munden würde. Man kann denken, wie ſehr die koſtbare Pflanze dem Chevalier Desclieux noch in dem Augenblicke empfohlen wurde, wo er unter Segel gehen wollte; dieß war jedoch überflüſſig. Der junge Mann, der kaum dreißig Jahre alt war, überſah mit Einem Blicke die hohe Wichtigkeit ſeiner Sendung, ſeinen eigenen Ruhm und die Quelle des Reichthums, die ſeinem Lande aus der glücklichen Vollbringung des Auftrags für ewige Zeiten erwachſen würde. Er ergriff daher das Käſtchen mit einem hohen patriotiſchen Gefühle, und verſprach, ſich ihm zu widmen als ſeinem Theuerſten auf Erden; und wie man noch zum Abſchied ihn ermahnte, die Pflanze jeden Tag reichlich und gewiſſenhaft zu begießen, ſo ſchwur er bei ſeiner Ehre, lieber ſelbſt vor Durſt umkommen zu wollen, als dem ihm anvertrauten Schatz die nöthige Libation fehlen zu laſſen. — Das Fahrzeug ſtach in See. Es befanden ſich auf ihm eine Beſatzung von

100 Mann und einige Paſſagiere, welche ſich auf den Antillen anſiedeln wollten, unter andern eine liebenswürdige Familie, aus Vater und Mutter und ihrer einzigen, achtzehnjährigen Tochter Luiſe beſtehend. Auf Seereiſen wird man bald vertraut. Man lebt einander ſo nahe, und fühlt ſich demſelben Element, vielleicht demſelben Tode preisgegeben. Solche Empfindungen ſchaffen oft dauerhaftere Bündniſſe, als das Leben auf dem Lande, und dies war auch mit Luiſen's Eltern und Desclieux der Fall. Man muß aber auch geſtehen, daß die zarte Pflanze, die jeden Augenblick eine gemeinſchaftliche Sorge in Anſpruch nahm, nicht wenig dazu beitrug. Erſchien ſie doch Allen wie eine Blume, die man ihrem Boden entriſſen, wie ein Kind, das ſeiner Mutter geraubt war. Mit Augen voll liebender Theilnahme blickte Luiſe nach dem Häuschen, welches auf dem Verdecke den Strahlen der Mittagsſonne ausgeſetzt wurde; ſie vertrieb ſich die lange Zeit der Ueberfahrt damit, daß ſie unaufhörlich dem langſamen Fortkeimen nachſpürte, das ſie in dem ſchwachen Sprößling wahrnahm. — Ihr Intereſſe wuchs, nachdem der Chevalier ihr erklärt hatte, daß damit Ruhm und Ehre für ihn verknüpft ſeyen, und es iſt ein ſchöner Beweis für den Edelſinn der Frauen, daß ſie Beiden ſtets mit Liebe zugethan ſind. — Fünf Tage war man bereits

auf

auf dem Meere, und die junge Kaffeeſtaude hatte ſichtlich zugenommen; ſogar zwei kleine Blättchen von einem überaus zarten Grün ſah man hervorſproſſen. Louiſe dachte nach ihrem Morgengebete ſogleich an die Pflanze; aber erſt wenn der Chevalier auf dem Verdecke erſchien, konnte man ſie wiederſehen, weil er ſich nie von ihr trennte. Jeden Abend begoß er ſie reichlich, dann ließ er erwärmte Luft zu ihr einſtrömen, und ſchlief er ein, ſo mußte das Treibhäuschen ſo nahe als möglich ſeinem Lager ſtehen, um ſelbſt Nachts, wenn er erwachte, darnach ſehen zu können. Der brütende Vogel zeigt nicht größere Sorgfalt für ſein Ei, die treueſte Amme hält nicht gewiſſenhafter das anvertraute Pfand im Arm, der Dichter trägt nicht zärtlicher ſein Gedicht im Buſen. — Sobald der Chevalier ſein Kleinod Morgens der heitern Sonnenwärme entgegen trug, lief auch Louiſe herbei und bemerkte die geringen Fortſchritte, welche die Pflanze während der Nacht gemacht hatte, ſo wie ſie ein gleichgültigeres Auge gewiß nicht entdeckt haben würde. Gleichwie man an geliebten Perſonen Veränderungen gewahrt, die der Fremde überſieht, fand ſie bald, daß der Stamm etwas ſtärker geworden war, oder die Blätter länger, die Triebe zahlreicher, und Desclieur ward von Dankgefühl durchdrungen, wenn er ſah, das liebenswürdige Kind intereſſire ſich für Etwas, das ihm auf die Seele gebunden und über Alles theuer war. Sie hatten bereits Madera hinter ſich und genoſſen des herrlichſten Wetters. Die Sonne ſtralte noch einmal ſo prächtig auf das Waſſer herab, und Alles athmete Glut und Leben. Desclieur ließ die Kaffeepflanze den ganzen Tag dieſen wohlthätigen Einflüſſen ausgeſetzt, und ſaß neben Louiſe und ihren Eltern, die Augen auf den Zögling gerichtet, der ſich immer ſchöner entfaltete und gleichſam den Strahlen, die ihn ſo wohlthätig durchdrangen, entgegenlächelte. Auf der Stirn des Chevaliers zeigte ſich aber ein beſonderer Ernſt; es waren weite, große Gedanken, die ſich darunter bildeten. — Er erblickte im Geiſte die kleinen ſternförmigen Blüthen, die duftenden Bohnen, auf weiten, lachenden Fluren verbreitet, wie ein Meer von Farbe und Wohlgeruch, und ſchwarze Menſchen die reiche Ernte ſammelnd, und beladene Schiffe, welche damit in die Häfen Frankreichs einliefen. Mit Feuer erzählte er Louiſen ſeinen ſchönen Traum. Ihre eigene Neigung zu der Pflanze wuchs nur um ſo höher, und ſie widmete ihr ſtets größere Aufmerkſamkeit. Sie hatte einen kleinen Vorhang von grüner Seide genäht, um die Wiege ihres Lieblings gegen allzu große Hitze zu ſchirmen; dann ſaß ſie neben ihm und hörte, wie Desclieur ihr von dem arabiſchen Kaffeebaume erzählte, der in Mocca's

Geſilden wächſt, und von der Pracht des Orients. — Dieſes Beiſammenſeyn, dieſes Heften der Gedanken auf einen und denſelben Gegenſtand, brachte Louiſe und den Chevalier immer näher, und ihre gemeinſchaftliche Neigung wurde nach und nach bedeutſamer; ihre Herzen ſympathiſirten und ihre Gefühle wurden lauter. Die Eltern ſahen dieß mit Vergnügen und man ſchien von beiden Seiten eine Verbindung zu wünſchen. Die erſten Schritte wurden ohne Zaudern gethan, und an dem Tage, wo die bekannte Schiffs-Ceremonie der ſogenannten Taufe des Wendekreiſes ſtatt fand, erklärte man ſich gegenſeitig; die Verlobung ward geſchloſſen, und nach glücklich erfolgter Landung ſollte die Vermählung vollzogen werden. — Eines Morgens aber — welch ein Schrecken bemeiſterte ſich ihrer — ſieht ſie, daß die Pflanze die Blätter hängen ließ, mit dem Auge des Weibes, das ſchärfer als das der Männer auf den Gegenſtänden zärtlicher Neigung haftet. Sie theilte Niemand ihre Beſorgniß mit, weil ſie glaubte, daß es ihren Bemühungen gelingen werde, das drohende Unheil zu entfernen. Am andern Morgen jedoch wuchs ihr Kummer, denn die Pflanze welkte ſichtbar; auch Desclieux wurde aufmerkſam und dachte beunruhigt über die Urſache dieſer Erſcheinung nach. Er fand bald, daß eine reichlichere Erfriſchung unter dem glühenden Hauche des Wendekreiſes nothwendig werde, und gab daher willig den größten Theil ſeiner Waſſer-Ration zum Begießen der Pflanze hin. In der That erhielt ſie bald darauf ihre Friſche und Farbe wieder, und Louiſe fiel dankend ihrem Geliebten um den Hals. — Noch war man einige hundert Meilen von Martinique entfernt, als ein heftiger Windſtoß, die letzte Richtung eines jener furchtbaren Stürme, wie ſie ſo oft die Antillen verheeren, das Schiff traf. Ein fürchterliches Leck hatte die Flanken deſſelben zerriſſen, und die Pumpen vermochten nicht mehr, es über dem Waſſer zu erhalten. Man ſah ſich genöthigt, alle Waaren, einen Theil des Ballaſtes und ſelbſt einige Waſſerfäſſer über Bord zu werfen. Mit ungeheurer Anſtrengung war es endlich gelungen, das Leck zu verſtopfen, und ein friſcher Wind trieb das Schiff ſeiner Beſtimmung entgegen. Auf die Kaffeepflanze hatte der bewegte Zuſtand der Atmoſphäre wie gewöhnlich eine heilſame Wirkung hervorgebracht; ſie hatte neue Keime angeſetzt und junge Blätter getrieben. Braut und Bräutigam blickten mit ſtiller Freude darauf hin, als auf eine Verheißung zu häuslichem Segen und Glück. — Aber nach kurzem Wechſel ſteht der Wind; die Segel hängen ſchlaff am Maſte; kein Hauch bewegt ſie, keine Welle ſchlägt an das Schiff; das Meer ruht — ein Wunder auf den vorangegangenen Aufruhr der Natur. Die Hitze dieſer Zone fiel mit ihrem erſtickenden Gewicht auf die Mannſchaft.

Man vertrocknete, man fühlte den brennendſten Durſt, und bereits mangelte das Waſſer; man ſah ſich genöthigt, die Portionen zu beſchränken. — Wenn nun Menſchen, deren Wille große Hinderniſſe zu beſiegen vermag, dieſem Unſtern nicht zu trotzen im Stande waren, was ſollte aus der zarten Pflanze werden, die mit jedem Augenblicke an Kraft zu verlieren ſchien? Sie bekam zwar auch ihren Antheil; er war aber unzureichend, und Desclieux gab ihr jeden Morgen, jeden Abend den ſeinigen, um ſie, wenn auch nur kümmerlich, vor einem gänzlichen Hinſterben zu retten. Louiſe wunderte ſich, daß die Pflanze noch immer Stand halten konnte; denn ſie wußte nichts von Desclieux's großmüthiger Aufopferung. Zum Glücke hatte er oft ſchon in heißen Himmelsſtrichen gelebt, und konnte daher dieſes Drangſal beſſer als irgend ein Anderer ertragen. — Indeß nahm das Trinkwaſſer täglich mehr ab, und die Windſtille dauerte fort. Die Lage auf dem Schiffe ward gefährlicher. Man durfte nicht hoffen, ein fremdes Schiff zur Hülfe herbeieilen zu ſehen, wie es wohl in andern Nöthen der Fall ſeyn kann. Es war unmöglich zu ſegeln. Schon war die Waſſer-Ration auf ein kleines Glas für den Tag beſchränkt, dann auf einen Schluck, und Desclieux ſpendete ſelbſt dieſen ſeinem armen Pflegling. — Louiſe ſah eines Tages mit Entſetzen, wie Desclieux bläſſer wurde, wie er abmagerte, wie ihn Ohnmachten ergriffen. Sie ſchrieb es der unmäßigen Hitze zu. Er fühlte wohl, daß ihn ſeine Kräfte mehr und mehr verließen, aber er hatte gelobt, die Pflanze zu begießen, ſollte er auch darüber verſchmachten, und er hielt redlich Wort und ſchwieg. Eines Abends aber, da er zu ſterben meinte, ſagte er zu dem Vater ſeiner Braut, der ihn theilnehmend um ſeinen Zuſtand befragte: „Ja, ich fühle, daß ich umkommen muß, aber meine Pflicht erheiſcht, die Pflanze zu erhalten, die man mir anvertraute.“ Er drückte ſeine brennenden, bleichen Lippen auf den Mund ſeines Schwiegervaters; dann fuhr er fort: „Sterbe ich, ſo ſchenken Sie der Pflanze alle Sorgfalt, die uns eine ſo reiche Zukunft von Glück und Ehre zu verſprechen ſchien. Ich vermache Ihnen allen Ruhm, den ich durch ſie erwarten durfte.“ — Man vertheilte ſo eben die kleine Waſſer-Portion, und der Leidende goß die ſeinige mit verklärten Blicken über die Pflanze aus. Louiſe war hinzugetreten; ſie konnte vor Schmerz nicht ſprechen — aber ſie that daſſelbe. Wer hat nicht ſchon Wonnegefühl empfunden, einer dürſtenden Pflanze den belebenden Guß zu ſpenden? Wem war es nicht dabei, als ob die Wohlthat ihn ſelbſt erfriſchte? Ein gleiches Gefühl durchdrang in dieſem ſchmerzlichen Augenblick auch die beiden Liebenden. — Aber welche Seligkeit ergreift ſie? Iſt es ein Traum, ein Wahn? Ein leiſer Hauch berührte ihre Wangen, Louiſens Locken ſchienen leicht bewegt zu werden, wie das Schiff in dem kaum aufgeregten Elemente. Man überließ ſich der Freude und erwartete den Morgen, welchen die ſchönſte Hoffnung vergoldete. Desclieux und Louiſe goſſen das koſtbare Getränk mit heitern Blicken über die Pflanze aus, und litten Pein, um Ruhm und Ehre zu bewahren. — In der Nacht erhob ſich endlich der Wind, deſſen Annäherung ſie ſchon verſpürt hatten; aber es war kein Tropfen Waſſer mehr am Bord, als das Schiff auf der Rhede von Saint-Pierre angekommen war. — Die Kaffeeſtaude war gerettet, die Wohlfahrt der Kolonie geſichert, und der ſieggekrönte Desclieux empfing ſeinen Lohn und drei Monate ſpäter Louiſens Hand am Altare. — Und der Trieb zu dieſer edeln Selbſtaufopferung gründete ſich nur auf eine Handels-Speculation! Ich aber kann keinen Kaffeeballen in unſerm Speicher öffnen ſehen, ohne mich an dieſe rührende Geſchichte zu erinnern, und wünſche daſſelbe bei meinen Zuhörern, ſo oft ſie die Taſſe zum Munde führen.“ —

Ueber die Geſchichte war der Kaffee kalt geworden. „Zu kurz! zu kurz!“ hörte man ausrufen; der junge Kaufmann nahm es für ein Kompliment und dankte. In der That aber war man beſorgt, daß bei ſo beſchränktem Umfang des Mitgetheilten der Vorrath allzuſchnell zu Ende gehen möchte. Beſonders ergriff mich dieſe Sorge; allein ein Blick auf den Magiſter, der mit muthigen Geſten den Seſſel des Erzählers wieder einnahm, entfernte ſie, und ich hoffte hier einmal eine Erzählung von gehöriger Länge für den ganzen Reſt des Abends zu erhalten, ſo daß der Engländer, und ich, uns für Morgen aufſparen konnten.

— „Es war zur Zeit der letzten Kreuzzüge,“ — begann nach einigem Räuſpern der ſächſiſche Magiſter, indem er durch ſeine grüne Brille ganz beſonders die hübſche Wienerin zu fixiren ſchien — „am zweiundzwanzigſten December des Jahres . . . ., die Jahreszahl war in der alten Chronik, welcher ich nacherzähle, unleſerlich geworden — alſo am zweiundzwanzigſten December, zur Zeit der letzten Kreuzzüge, um ſieben Uhr und wenige Minuten Abends, als man in einer Meierei, an der Gränze des Elſaß und Breisgau, ein großes Feuer auf dem Heerde erblickte, Kerzen im Zimmer angezündet und ein Hin- und Herlaufen der Mägde bemerkte, welches Alles auf irgend ein Feſt hinzudeuten ſchien, das im Hauſe gefeiert werden ſollte.“ — Nach dieſer langathmigen Introduction ſah er bedeutungsvoll im Kreiſe umher, hielt inne, da er ſah, wie der Franzoſe ſeinem Nachbar etwas in's Ohr flüſterte, und fuhr erſt fort, nachdem Alles ihm wieder die größte Aufmerkſamkeit zu widmen ſchien. — „Es war aber

Vater Kurt, der wackere Meier, der alle ſeine Kinder und Kindeskinder, um den Weihnachtsabend zu feiern, zu ſich eingeladen hatte. Die große Stube war mit Heiligenbildern geſchmückt, mit Eulenflügeln und Hirſchgeweihen, und zwiſchendurch prangten Bündel von Pfeilen, Armbruſten, Jagdhörner, Lanzen und andre Waffen des ernſten Kampfes wie des edeln Waidwerks. Außer einer ungeheuren Lampe von Eiſen, welche am ſchweren Gebälke der Decke hing, leuchteten vier hohe Wachskerzen in den Ecken der Stube, und im großen Kamin brannte ein ganzer Baum und verbreitete eine ſchöne rothe Helle, das Gemach erwärmend. Längs der Wand erhob ſich der zierliche Tiſch von Nußbaum, mit gedrehten Füßen, prangend mit ſchweren Gefäßen von blankem Zinn, worin ſich die jungen Mädchen unaufhörlich ſpiegelten. In der Mitte endlich wurde das Mahl gerichtet auf dem viereckigten, ſchweren Tiſch von Eichenholz, mit blendend weißem Linnen bedeckt. Hier dampften bereits ſäuerlich duftender Hirſchbraten, braun gebackene Seiten von jungem Schweine, die fette gebratene Gans, ungeheure Mehlklöße und die Schüſſel mit ſpeckgewürzten Linſen, ſo ein beſonderes Leibgericht des Alten war. — Vater Kurt trat in das Zimmer, mit ihm der Geiſtliche, der Gerichtsfrohn, Hieronymus, ein junger Burſche aus der Nachbarſchaft, der erſt am Morgen deſſelben Tages aus dem gelobten Lande heimgekehrt war, und Gertraud, ſein jüngſtes Töchterlein, das der Alte ganz beſonders liebte, erſt ſiebzehn Jahre alt; der Himmel hatte ihn damit beſchenkt, als er bereits ſechszig zählte. Sie war ihrer Mutter bis auf den Namen ähnlich, die geſtorben war, als ſie ihr das Leben gegeben hatte. Wenn der Alte ſie anſah, ſo vermeinte er nicht mehr Wittwer zu ſeyn, ſondern er glaubte ſich wieder um vierzig Jahre jünger. Doch wir wollen nicht die alte Amme Gertraudens überſehen, eine gar wackere Bäuerin, ſtolz auf das Mädchen, welches ſie geſäugt, und ſehr kenntnißreich in allen Wirthſchafts-Angelegenheiten und in tauſend wunderbaren Geheimniſſen, kurz eine Frau, die Alles wußte, Alles kannte, bis auf die unbedeutende Kenntniß des Leſens und Schreibens, wovon ſie nichts verſtand. In jenen Tagen hielt man noch nicht viel darauf, und die Leute waren deshalb nicht eben unglücklicher als wir. — Als dieſer impoſante Zug zur Thüre hereinſchritt, eilten die beiden ältern Töchter, mit ihren Männern und ihrer Schaar von Kindern, welche ſchon früher angelangt waren und ſich am Kamin wärmten, auf Vater Kurten los und umringten ihn mit holdem Jubel. Es dauerte einige Zeit, bis dieſer ſich gelegt hatte, und der alte Großvater ſich mit einer noch ziemlich kräftigen Stimme alſo vernehmen laſſen konnte: „Zu Tiſche!“ Mehr ſprach er für diesmal nicht; es wurde aber ſogleich von Allen verſtanden, und nach dem Benedicite nahm Jeder ſeinen beſtimmten Platz ein; er ſelbſt und der Geiſtliche auf zwei Seſſeln mit ſauber geſchnitzten hohen Lehnen, die andern Männer und die Kinder auf Bänken, die Frauen auf Schemeln. — Indem ſich aber Gertraud auf ihren Sitz niederließ, fühlte ſie etwas Unheimliches unter ſich, als ob ſie ihren großen Kater oder ein andres Thier erdrückt hätte; ſie ſprang laut ſchreiend in die Höhe; und in der That es war das Fell eines Thieres, aber keines Hausthieres, ſondern eines gewaltigen Wolfs. — „Ich möchte wetten, daß dieß eine Aufmerkſamkeit von dem Hieronymus iſt,“ ſagte freundlich der alte Kurt, indem er ſein hohes Stengelglas zum dritten Male leerte; — „ſeitdem er es mit Saracenen und Löwen aufgenommen hat, ſchlägt er unſer gemeines Raubgethier hier zu Lande wie die Fliegen todt.“ — Hieronymus erröthete; die holde Gertraud dankte ihm mit einem zärtlichen Blicke, darob der neidiſche Gerichtsfrohn ſchwer ergrimmte, und zwiſchen ſeinem ſchlechten Gebiß die Worte hervorſtieß: „Ei, welch ein zarter Scherz! ſe[illegible]h einer armen Dirne Schreck einzujagen! Eine feine Ueberraſchung! He, he, he!“ — „Was iſt denn weiter,“ ſagte der ſanftmüthige Geiſtliche — „davon ſtirbt man nicht. Es iſt vielleicht ein Hochzeitgeſchenk, und wenn unſre kleine Gertraud dort erſt Hausfrau ſeyn wird, ſo ſoll mit der ſtattlichen Wildſchur die Familienbank in der Kapelle zu Sanct Wolfgang geſchmückt werden.“ — Alle gaben dem würdigen Manne Gottes ihren Beifall kund, und überſtimmten das Murren des Frohns und die verſtohlenen Seufzer der beiden jungen Leute. Der alte Kurt merkte davon nichts; denn wenn ſolch ein alter Mann bei'm Weine ſitzt, ſo will er auch Alles luſtig um ſich verſammelt ſchauen, und nimmt nicht wahr, wenn Wangen von zwanzig Jahren Kummer bleicht oder Thränen benetzen. Die Alten wollen nicht mehr einſehen, wie man um ſolche Dinge traurig werden kann, lachen dazu und brüſten ſich, luſtiger als die Jungen zu ſeyn. — Endlich nahm Vater Kurt das Wort und begehrte volle Flaſchen, und Gertraud ſtand auf, um ſie aus dem Keller zu holen. — Während ſie fort war, ſagte Kurt geheimnißvoll: „Wißt, es iſt heute ein Doppelfeſt, und während mein Töchterlein draußen iſt, laßt Euch nur ſagen, daß neben dem Weihnachtsabend auch die Verlobung des Dirnleins gefeiert werden ſoll. Ich wollte nicht davon ſprechen, ſo lange Gertraud am Tiſche ſaß. Kinder ſind oft eigenſinnig und nicht damit zufrieden, was man zu ihrem Glücke auserſinnt, ob ſie auch ſeit geſtern ſchon darum weiß. Aber nun rathet einmal den Bräutigam?“ — „Bei der heiligen Jungfrau!“ platzte ſchnell die Amme heraus — „dazu braucht's keiner großen Hexerei! Hieronymus iſt der Bräutigam.“ — „Schweig ſtille, Alte!“ brummte Kurt — „man muß Niemand verſpotten. Daß Hieronymus eine arme Waiſe iſt, die an ſolch eine Verbindung nie denken darf, brauchſt Du ihm gerade nicht vorzuwerfen. Sey ruhig, armer Junge!“ ſetzte er dann in ſanfterem Tone hinzu — „ich liebe Dich gleich meinen Kindern, und werde Dir gewiß dereinſt eine wackere Dirne zur Hausfrau wählen, welche Tugend und Arbeitſamkeit, Geſundheit und Zuneigung als Mitgift in's Haus bringt, und für Deine kleine Einrichtung will ich dann ſchon Sorge tragen.“ — „Ach, der arme Hieronymus!“ ſeufzte die Amme. — „Oh meine Goldſtücke! meine Goldſtücke!“ murmelte Hieronymus ſtill vor ſich hin, indem ſein Blick verzweiflungsvoll auf den Teller ſtierte. — „Alſo, meine lieben Freunde,“ ſprach Kurt weiter — „grüßet mir Alle den Herrn Gerichtsfrohn als meinen künftigen Eidam.“ Die Amme konnte ſich nicht enthalten, einen lauten Ausruf hören zu laſſen. Der Gerichtsfrohn ſah ſie verwundert an, blickte dann auf ſich und ſah ſie dann noch einmal an. Der alte Vater Kurt fuhr aber fort: „Ich muß Euch noch ſagen, daß ich die zwei letzten Zahlungsfriſten an dieſem Gut nicht habe tilgen können, und daß mein Freund, der Herr Gerichtsfrohn, Euch allein durch ſeine Aushülfe das Erbe erhalten hat. — „Gebt mir Eure Tochter, ſo geb' ich Euch das

Geld“ das waren ſeine Worte, „es ſoll als Gertrauden's Mitgift gelten. Wollt ihr, ſo ſchlagt ein!“ — „Ach, mein Geld, mein Geld!“ — ſeufzte Hieronymus bitter in ſich hinein, indem er die Fauſt ballte. — „Noch ehegeſtern beſaß ich mein blankes Geld; wer hat es mir geſtohlen?“ — „Damit unſer Glück aber vollkommen ſey,“ — fügte der glückliche Alte freundlich hinzu, — „hat der Himmel uns den Nachbar Hieronymus wieder in die Heimath geführt, der zwei Jahre lang gegen die Ungläubigen gefochten, und das Feſt der Geburt des Heilandes mit uns froh begehen will, nachdem er auf ſeinem heiligen Grabe gebetet hat.“ — Hier trat Gertraud mit den Flaſchen in's Zimmer. — „Warum ſind deine Augen ſo roth?“ — fragte Kurt; — „ſollte es vielleicht von dem Rauch der Küche herrühren?“ — „Ich glaube ja, lieber Vater,“ ſprach das Mädchen und ſetzte den friſchen Wein auf den Tiſch und ſchenkte dem Vater ein. Hierauf wurde ein großer ſchmackhafter Honigkuchen aufgetragen, der den Gäſten, beſonders den Kindern in die Augen ſtach. — „Meine Tochter!“ ſagte der Alte — „eine Hand, die noch nicht der Brautring ſchmückt, ſoll den Feſtkuchen anſchneiden, ſo will es die Sitte. Alſo thue deine Pflicht; vielleicht kannſt Du dieſes Amt nur noch dieſes eine Mal erfüllen.“ Der geiſtliche Herr winkte ſcherzend mit den Augen, und alle Uebrigen, einen

Einzigen ausgenommen, lächelten dazu; Gertraud aber ſtand auf, um das Ehrenamt zu verrichten. Zuerſt ſchnitt ſie aus der Mitte das Stück für den lieben Gott und die Armen, und legte es auf einen blanken Zinnteller, dann für die übrigen Tiſchgenoſſen, einem Jeden ein Stück. Wie nun aber Alle ſich anſchickten, den erſten Biſſen des appetitlichen Fladens in den Mund zu ſchieben, erkrachte ein furchtbarer Donnerſchlag, und in demſelben Augenblick ſchoß ein Regenguß auf das Dach des Hauſes nieder. Die Anweſenden erſchracken heftig und blieben ſtarr ſitzen. Da hörte man an dem äußern Hofthor ein wiederholtes heftiges Pochen. — Vater Kurt ſtand auf und rief zum Fenſter hinunter: „Macht auf und laſſet ein, wer es auch ſey! Selbſt ein Mörder verdient Obdach in dieſer entſetzlichen Nacht. Iſt das ein Wetter!“ — Dann ſetzte er ſich wieder zum Tiſche und ſagte freundlich: „Daß es ein Jude oder Hexenmeiſter ſey, haben wir wohl nicht zu fürchten, meine Kinder; denn ſeit der letzte Jude zu Oſtern verbrannt wurde, mag es wohl keiner mehr wagen, in's Land zu kommen, um ſeine verfluchten Künſte an uns zu üben. Mögen ſie dafür in der Hölle büßen!“ — Kaum hatte der Alte dieſe Worte ausgeſprochen, als ein hinfälliger Greis in die Stube trat und auf einen langen Stab geſtützt, in demüthiger Stellung an der

Thüre verweilte, indem er den kahlen Kopf mit dem langen weiſſen Bart dreimal gegen die Geſellſchaft neigte. „Gott überſchütte Euch mit ſeinen Segnungen!“ — ſprach er leiſe und ſetzte ſich zum Feuer, das dem Verglimmen nahe, von Gertraud ſo eben angeſchürt wurde. — „Wer Ihr auch ſeyn möget,“ — ſprach Kurt, — „Ihr bleibt mein Gaſt für dieſe Nacht.“ Und hierauf den Fremden aufmerkſamer in's Auge faſſend, ſetzte er hinzu: „Aber Euer zerriſſenes, unſcheinbares Gewand, der Strick, der es umgürtet, der braune Mantel, die Filzkappe und die Sandalen, Alles deutet an, daß Ihr von einer weiten Reiſe kommt, Eure Züge ſind ſo heilig und ehrwürdig; wäret Ihr ein Pilgrim, der geraden Weges von Jeruſalem heimkehrt?“ — „Jeruſalem!“ — ſeufzte der Fremde dumpf, als hätte er die Anrede nicht verſtanden. — „Dann kommt näher, heiliger Mann,“ — fuhr Kurt fort, — „nehmt hier Euern Platz ein und erzähle uns. Wir haben dort einen wackern Freund, der mit ſeiner Lanze wohl ſchon mehr als fünfzig Sarazenen erlegt hat . . . . .“ — „Mir iſt kalt und ich habe nichts gegeſſen . . . .“ war des Fremden Antwort. — „Vergebt, mein ehrwürdiger Gaſt!“ ſprach der Alte — „ich dachte nicht daran. Aber Ihr kommt zur rechten Zeit. Wir ſchnitten ſo eben den Feſtkuchen, und das Stück für den lieben Gott gehört dem Fremden, den er uns ſendet.“ — Gertraud lief bei den Worten ihres Vaters mit dem zirkelrunden Stücke aus der Mitte des Kuchens zu dem Fremden hin, und ſtellte es nebſt einem vollen Becher alten Weins vor ihm auf. Die Geſellſchaft kümmerte ſich nun nicht weiter um ihn, ſondern ließ ſich's wohl ſeyn und führte mannigfaltige Geſpräche. Aber während Alle den zarteſten Kuchen ſchmauſten, der wohl je von den weiſſen Händen einer ſchönen Dirne geknetet worden, ſaß der Gaſt ſtumm da und hatte ſein Theil nicht angerührt. — „Was ſoll das heiſſen?“ rief Kurt ihm zu, als er es bemerkte — „Ihr eſſet nicht von dieſem ſchmackhaften Kuchen, und ſagtet doch ſelbſt, daß Ihr Hunger verſpürt! Man muß eſſen, um trinken zu können, und wir warten Alle darauf, mit Euch anzuſtoſſen. Ei, was macht Ihr für ein grämlich Geſicht! Seht nur, die armen Kleinen fangen ſchon an, ſich zu fürchten. He, Gertraud, vielleicht mag unſer Gaſt nichts Süſſes; geh' hin, und ſchneide ihm von dieſen Schweinsrippen ein gutes, ſaftiges Stück herunter; das wird dem vom weiten Wege Ermüdeten hoffentlich beſſer munden.“ — Gertraud gehorchte; aber der Fremde aß und trank nicht. — „Das iſt doch ſeltſam!“ ſprach der Geiſtliche. — „Ich leide ſehr, habt Mitleid!“ ſprach der Unbekannte, indem er den Kopf ſenkte. — Gertraud, das ſanfte Kind, war um ihn beſchäftigt, ihm den ſchweren

Mantel abzunehmen und den Strick zu löſen, der ſeine Hüften umſchlang. Aller Blicke waren auf ihn gerichtet. — „Wie? keinen Roſenkranz? kein Kreuz? kein Heiligenbild?“ murmelte die Geſellſchaft betroffen. — „Was wäre das für ein Pilgrim?“ ſprach Kurt mit ernſtem Tone und erhob ſich. Alles folgte ſeinem Beiſpiel. — „Wär' es vielleicht gar . . .?“ — „Ach Vater, hier iſt ein kleines Kreuz!“ rief Gertraud haſtig, mit dem Ausdrucke höchſter Angſt, und der Fremde ergriff zitternd ihre Hand und drückte ſie mit geheimnißvollen Worten an ſeine Bruſt. — „Hieher, Gertraud! zu mir!“ ſchrie Kurt ſtreng. — „Du aber, ſonderbarer Fremdling, zeichne ſogleich Stirn und Bruſt mit dem Zeichen des Heils, oder — ſelbſt wenn Du mit der Macht der Hölle ausgerüſtet wäreſt — wir werfen Dich auf die Landſtraße, eine Beute den Räubern, Wölfen, und den Stürmen und Unbilden der Nacht!“ — Der Fremde machte kein Zeichen und ſchwankte der Thür zu, aber der Gerichtsfrohn ſprang wild auf und ergriff ihn bei ſeinem langen Barte: „Mache das Kreuz, das Kreuz!“ ſchrie er. — Der Fremde ſtürzte auf die Knie. „Gnade! Gnade! Ihr guten Nazarener!“ wimmerte er. — „Seht Ihr wohl,“ kreiſchte der Gerichtsfrohn, indem er ſein Meſſer zückte — „es iſt ein Jude.“ — „Ein Jude!“ wiederholten Alle voll Entſetzen. Und die Männer erhoben

Stöcke und Meſſer, die Frauen verhüllten ihr Angeſicht, die Kinder weinten und warfen Gläſer und Ueberbleibſel der Gerichte auf den Greiſen. Nur Gertraud und Hieronymus ſuchten ihn zu ſchützen, und der Geiſtliche ſtand ihnen ruhig zur Seite. — „Haltet ein, Ihr Wahnſinnigen!“ ſprach er mit Kraft — „Gott iſt für Alle geſtorben; er aber hat Niemand getödtet.“ — Der Jude, der laut flehend ſich bald hier- bald dorthin vor den Verfolgungen zu ſichern bemüht war, ließ in dieſem Augenblicke etwas laut Klirrendes zu Boden fallen. — „Ei, ſchaut doch einmal her!“ rief der Gerichtsfrohn — „ein Sack von Golde ſchwer! Wie, Jude, konnteſt Du bei ſolchem Reichthum Hunger und Mangel leiden? Du hatteſt wahrſcheinlich etwas Anderes bei uns im Sinne, als Dich zu wärmen, alter Straßenräuber!“ — „Ach nein, Herr!“ jammerte der Jude — „dieß Gold gehört nicht mir, und ich würde lieber ſterben, als es anrühren. Tödtet mich immerhin; vorerſt aber hört, was ich ſage, damit Ihr ſelbſt dieß Gold ſeinem Eigenthümer zurückerſtatten könnt.“ — Alles war nun ſtille geworden, jedoch ohne die drohende Stellung aufzugeben, und der alte Fremdling fuhr alſo fort: „Geſtern, mit Anbruch der Nacht, zog ich wie gewöhnlich aus meiner Herberge; denn ich reiſe nur zur Nachtzeit, weil ich mich ja, während die Sonne ſcheint, vor Niemand ſehen laſſen darf. Ich hatte ſo eben mein Kind begraben, Sahra, meine geliebte Tochter, die mir der Herr über Leben und Tod nach kurzer Zeit der Freude wieder genommen hatte. Wenn Ihr auch glaubt, ein Jude ſey ein Ungeheuer, ſo hat er doch ſeine Kinder lieb, und wenn ſie ihm ſterben, ſo iſt ſein Herz nur einer blutenden Wunde zu vergleichen. Wie ich nun geſtern, unter leiſen Gebeten und Thränen, meine nächtliche, einſame Straße wandle, höre ich lauten Angſtruf unfern von mir, und laufe, um zu helfen, wenn es meine ſchwache Kraft im Stande ſeyn würde. Bald ſehe ich einen jungen Menſchen fliehen, der um Hülfe ſchreit, und zwei Räuber, welche unter einem Baume ſitzen und den Inhalt eines ſchönen ſeidenen Beutels theilen, der eitel Goldſtücke enthielt. Sie bemerkten mich nicht, und ich ſtand plötzlich vor ihnen, eine breite Damascenerklinge in der Hand. Sie mochten in mir wohl ein Geſpenſt erblicken, denn das böſe Gewiſſen hatte ihnen jede Kraft geraubt; ſie ſprangen auf und liefen heulend davon. Die Nacht hatte ihnen glücklicherweiſe mein Alter und meine Hinfälligkeit verborgen. Meinen Säbel warf ich jetzt weg, aber den Beutel hob ich auf, und eilte, ſo ſchnell als ich's vermochte, dem Reiſenden nach, um ihm ſein Gut zurückzuerſtatten. Ich holte ihn nicht mehr ein und mußte mit meiner Laſt fortwandern, um ſie bei einem wackern Nazarener niederzulegen, der in mir dem Juden nicht flucht, und den ich in dieſer Gegend kenne. Dieſer hätte, den Eigenthümer auszukundſchaften, Alles aufbieten müſſen. Auf dem Wege zu ihm überraſchte mich das Gewitter und zwang mich, um Einlaß bei Euch zu bitten. Ihr habt mir gaſtfrei die Pforte öffnen laſſen, um mich nun grauſam zu tödten. Thut, was Ihr wollt! Nur ſtellt das Geld ſeinem Eigenthümer wieder zu, damit dieſe gute Handlung einen Theil des Mordes ſühne, den Ihr an dem Unſchuldigen verüben wollt.“ — Hieronymus, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört hatte, rief jetzt freudig aus: „Nein, bei'm Heiland der Welt! Du wirſt hier nicht ſterben, oder ſie tödten mich mit Dir! — Dieſer Beutel gehört mir, ich bin jener Reiſende. O, und Du weißt nicht, daß Du mir nicht blos Goldſtücke gerettet haſt, nein! das Leben ſchenkſt Du mir wieder und mehr als das. Gieb her!“ — „Halt, junger Menſch!“ ſprach der Jude mit mißtrauiſcher Miene — „wie viel Zechinen hatteſt Du in dem Beutel?“ — „Zweitauſend.“ — „Und war ſonſt nichts darin?“ — „Ja wohl, und andere Dinge von weit höherem Werth, als alles Geld.“ — Und Hieronymus neigte ſich zum Ohre des Alten und ſagte ihm leiſe einige Worte. — „So nimm dieſen Sack,“

ſprach der Greis — „Du wirſt darin den ſeidenen Beutel finden. Dir gehört er!“ — Alle Anweſenden waren von dieſer Scene höchlich überraſcht, und Gertraud fühlte ſich tief bewegt und eine ſchwankende Hoffnung glimmte beſeligend in ihrem Blicke. — Die treue Amme bemächtigte ſich ſogleich des Beutels und ſuchte in den Goldſtücken, die ſie mitten auf den Tiſch ſchüttete. Bald zog ſie daraus ein Päckchen, das ſie öffnete. Eine trockene Blume lag darin, ein ſchlecht gezeichnetes Bild und ein Blatt Papier, worauf mit Blut geſchrieben ſtand: „Der Ritter von Freiburg gab mir in Jeruſalem ſterbend dieſe zweitauſend Zechinen, weil ich ihm einſt das Leben gerettet. Ich aber, der nach dem heiligen Lande gezogen war, um dort zu ſterben, oder reich genug, zurückzukehren, um meine geliebte Gertraud zu freien, ich ziehe jetzt mit Hoffnung im Herzen in's Vaterland. Wenn aber Gertraudens Hand nicht mehr zu haben wäre, ſo mag es auch nicht lange mehr gehen mit mir, und ſie erſehen, daß ich . . . .“ — So weit hatte der Geiſtliche geleſen, als die Amme ihm mit Ungeſtüm in's Wort fiel: — „Was iſt denn nöthig, noch weiter zu leſen? Will der liebe Gott nicht ſelbſt, daß die Hände der guten Kinder zuſammengegeben werden? Hier ſind zuerſt fünfhundert Zechinen für den wackern Hebräer, fünfhundert, um die Meierei ſchuldenfrei zu machen, und tauſend als Mitgift für Gertraud, die ihren Hieronymus wieder gewonnen.“ — Eine tiefe Stille folgte. Alle ſahen auf das Paar, das hochaufathmend die Blicke niederſchlug. Endlich ſprach Kurt: „Und dennoch, meine Tochter, wollteſt Du den Herrn Gerichtsfrohn dort heirathen?“ — „Ja, mein Vater,“ erwiederte das gute Kind — „denn ich wollte Eure Zufriedenheit und das Glück Eurer alten Tage wiederherſtellen. Ich fügte mich in mein Schickſal, das mich ja doch bald von der Erde abgefordert hätte.“ — „Nein, ſie lebe! lebe lange und hoch!“ riefen Alle einſtimmig. — „Amen!“ ſprach der Geiſtliche. — „Urtheilet nun ſelbſt,“ ſagte Kurt zu dem Gerichtsfrohn, der die Augen aufriß und mit dem Kopf nickte. — „So kommt denn, meine Kinder, damit ich Euch ſegne,“ ſagte der Vater, und Beide hingen an ſeinem Halſe. — „Habe ich nicht immer geſagt, der Hieronymus und Gertraudchen“ — rief die Amme, vor Freuden weinend — „Vor Allem aber noch einige Flaſchen Alten herbei,“ fiel ihr Vater Kurt in's Wort. — Und wie er ſich jetzt milden Sinnes und mit freundlicher Rede nach dem alten Hebräer wenden wollte, bemerkte man erſt, daß dieſer ſich heimlich fortgeſchlichen, wie ein Unglücklicher, der an keiner Freude hienieden Theil nehmen darf. Auch von der ihm zugedachten Belohnung hatte er nichts angenommen. —

So ſchloß der ſächſiſche Magiſter mit einem ſiegreichen Ausdruck auf dem Geſichte. Er war den Nachkommen Abrahams nicht eben geneigt und hatte dieß auch offen und zu verſchiedenen Malen kund gethan; aber die Gegenwart der ſchönen und reichen Banquierstochter, die ziemlich allgemein für eine Jüdin gehalten wurde, mit der liebenswürdigen Laune und dem Benehmen einer Dame von Welt, ſchien die Grundſätze eines feſt eingewurzelten Widerwillens in ihm wankend gemacht zu haben. Er glaubte mit ſeiner Erzählung ihr Herz zu erobern. Als ſie jedoch, mit ihrer Tapiſſerie beſchäftigt, keinen Blick des Dankes auf ihn richtete und mit einem Male aufbrach, um ihrer Couſine, die am Nebentiſche Whiſt ſpielte, einige Worte zuzuflüſtern, zog er die Schultern in die Höhe, ſteckte das glatte Kinn tiefer in die Halsbinde, und ſah glotzend über die Brille weg, was ſeinem Auge etwas ungemein Pikantes verlieh. Er ſprach nichts mehr; aber einen Scheiterhaufen errichtete er in ſeinem Herzen, und das Bild einer ſchönen Jüdin wurde ohne Erbarmen verbrannt. —

„Et puis?“ hieß es nach einer Weile. Es half nichts, der Engländer mußte an dieſem Abende noch ſeine Geſchichte zum Beſten geben. Man hatte zu früh begonnen und es war bis zum Aufbruch noch ein Stündchen hinzubringen. Er war ein Mann, der ſich in der Welt umgeſehen hatte, und man durfte ſich auf ein intereſſantes Reiſeabenteuer gefaßt machen: —

„Von allen Heilquellen, welche ich auf meinen großen Reiſen kennen gelernt habe, iſt Bagnères-de-Luchon in den Pyrenäen die reizendſte. Sie ſprudelt in einem tiefen Keſſel, von Waldgebirgen umgeben, deren höchſte Scheitel mit Schnee bedeckt ſind. Das Städtchen ſelbſt liegt mitten in einer reichen Landſchaft, und von den Höhen, die ſie beherrſchen, nimmt es ſich wie ein Veilchen aus, das im duftigen Graſe ruht. Rechts und links erblickt man neue, ſchöne Häuſer, die blos zur Aufnahme der Badegäſte beſtimmt ſind, und wo man von ſtädtiſchem Luxus und moderner Eleganz umgeben, alle Freuden des Landlebens genießen kann. Die zahlloſen Heerden, wenn ſie zur Weide getrieben werden oder daher heimkehren, bezeichnen den Anfang und das Ende des Tages. — Man kennt dort keine andern Watchmen als Ziegen und Schafe, mit ihren Glöckchen am Halſe. Vernimmt man ihr anmuthiges Geklingel am frühen Morgen, ſo rafft man ſich vom Lager auf und beginnt Excurſionen. Die Führer in den Pyrenäen bilden eine eigene Zunft. Ehrlichkeit, Vorſicht, Kraft und Ausdauer, und die Kenntniß aller Wege und Stege ihres Gebirgs, zeichnen dieſe Leute beſonders aus. Sie betrachten jeden Fremden wie ein nutzbringendes Capital, für deſſen Sicherheit ſie verantwortlich ſind. Sie ſind unermüdlich in ihrer Dienſtbefliſſenheit. Jede Commiſſion, jeden Einkauf, jeden Handel übernimmt der Führer für den Reiſenden. Und wenn ihn auch die Liebe zum Gewinn mehr als eine andere Rückſicht dazu antreibt, ſo weiß er dieß doch immer unter einem Schein von heiterer Treuherzigkeit zu verbergen. Ein ſolcher Führer begnügt ſich übrigens nicht bloß, vorauszugehen und die Reiſenden vor den Gefahren des Weges zu behüten; er ſorgt zugleich dafür, ihnen die Zeit durch ſeine Geſpräche abzukürzen. Bald ſind es Abenteuer auf Reiſen oder Jagdvorfälle, dann die Erſcheinungen im Gebirge, welche einen ſtehenden Artikel dieſer lebendigen Chroniken bilden. Sie kommen ſo häufig an den Orten vorüber, wo ſich ein Unglück ereignet; wie ſollten ſie anſtehen, die Theilnahme ihrer Schutzbefohlenen in Anſpruch zu nehmen? Und wahrlich, das Leben dieſer Leute, das ſtets am Rande des Todes ſchwebt, bietet merkwürdige und rührende Fälle genug dar. Eines Tages, als ich bei dem Felſen la Maladetta vorüberging, rief mein Führer aus: „Hier wo jetzt der friſche Schnee gefallen iſt, habe ich einmal viele heiße Thränen vergießen ſehen.“ — Ich fragte ihn, und er erzählte mir Folgendes: — „In Luchon wohnte vor einigen Jahren noch ein Führer, Namens Jao Iderac, der Aelteſte und Geachtetſte von allen meinen Kameraden. Er führte einſt einige berühmte Reiſende über das Gebirge, und dieſe hatten ihm dafür im Auslande einen ſo großen Ruf gemacht, daß jeder Fremde ſich ſogleich nur nach ihm erkundigte, um von ihm geführt zu werden. Nur wenn er nicht daheim war, kam die Reihe an uns. Aber er war auch ein tüchtiger Mann, das muß man ſagen. Den gefährlichſten Gebirgspaß konntet ihr an ſeiner Seite ſo ſicher zurücklegen, als ginget Ihr auf gebahnter Straße, und jede Blume am Wege wußte er Euch zu nennen. Ginget Ihr mit ihm einem Hauſe vorbei, ſo riefen ihm die Leute zu, er möchte doch ein wenig einkehren; er aber pflegte lachend zu erwiedern: ein guter Führer kehrt nicht ein, bis er ſeinen Weg zurückgelegt — und die Leute riefen ihm eine glückliche Reiſe nach und wünſchten auch Euch eine fröhliche Heimkehr, und was mehr von dergleichen frommen und gutgemeinten Sprüchen ihnen in den Sinn kam. Und ſo gelangte er bis zu zweiundachtzig Jahren, ohne daß ihm das Mindeſte zugeſtoßen wäre. Viele ſchrieben es ſeiner Einſicht zu, Andere aber wollten wiſſen, daß er dieſes ſeltene Glück einem geweihten Roſenkranze verdanke, den ihm einſt ein Fremder aus weitem Lande verehrt, weil er ihm das Leben gerettet hatte. — Während des letzten

Sommers klopften bei frühem Morgen zwei junge Leute an Iderac's Thür und wollten ſich von ihm führen laſſen. — „Ich bin zu alt,“ antwortet er, — „aber ich habe Sohn und Enkel, die Euch eben ſo gut bedienen werden. He, Jacob, ſteh' auf und nimm deinen eiſenbeſchlagenen Stock!“ — Während ſich Jakob zurecht machte, plauderte der Alte mit den Reiſenden, und hörte, daß ſie im Sinne hatten, bis nach Spanien zu gehen. — „Das iſt noch zu zeitig, meine Herren,“ ſagte er, — „die Wege ſind ſchwer zu paſſiren.“ — Die jungen Leute verſicherten aber, daß ſie vor keinem Hinderniß zurückweichen würden, ſondern ihr Vergnügen dadurch nur vergrößert ſähen. Da der gute Iderac ſie ſo entſchloſſen ſah, ſagte er ihnen zu, ſie ſelbſt zu führen, weil es denn doch beſſer ſey, wenn — auf ſo weiter Tour — Erfahrung ihnen in der Geſtalt eines Greiſes zur Seite ginge, als junge Kraft und Muth allein. Und ſomit machte er ſich auf den Weg. — „Vater!“ rief ihm Jacob nach, der ſehr ſchnell gerüſtet war, — „ſo laßt doch mich nur gehen, Ihr habe ja noch nicht einmal gefrühſtückt!“ — „Gleichviel,“ rief der Alte, — „ich habe ein Brod im Sack, man muß Reiſende niemals warten laſſen. Lebt wohl! In zwei Tagen bin ich wieder bei Euch!“ — Die Wanderer fiengen an zu ſteigen. Wer Iderac aus der Ferne ſah, hätte ihn unmöglich für einen Achtziger halten können. Er war an den ſteilſten Orten ſtets rüſtig voraus, wo die jungen Leute nur mühſam nachkeuchten. Oft ermahnte er ſie auszuruhen und ſich mit dem Rücken an einen Felſen zu lehnen, um dem Winde nicht bloßgeſtellt zu ſeyn. Wenn ſie über ſolche Fürſorge ſpöttelten, gab er ſich ein väterliches Anſehen und ſagte: „Ihr ſeyd jung, Ihr Herren, und glaubt, das Leben könnte gar nicht aufhören, aber eben deßhalb müßt Ihr doppelt vorſichtig ſeyn. Wäre ich es nicht in meiner Jugend geweſen, ſo läge ich ſchon längſt in irgend einer Schlucht begraben. Und iſt es nicht beſſer, daß Euch der Alte mit ſeinen achtzig Jahren heute führt, als daß er da unten liegt? Und wenn Ihr nicht zu lang in Spanien bleiben wollt, ſo könnt Ihr ihn auch wohl noch bei Eurer Rückkehr wiederfinden.“ Jetzt hatten ſie bereits den erſten Gletſcher erreicht. Die gefährlichen Stellen kamen und des guten Iderac's Sorgſamkeit verdoppelte ſich. Kaum ſieht der Alte, daß die beiden Fremden ſich ein wenig von der genauen Linie entfernen, die er im Vorſchreiten ihnen angegeben hatte, ſo ruft er ihnen zu: — „Wohin? Wohin, meine Herren? Verlieren Sie ſich nicht, folgen Sie mir!“ — und indem er dieſe Worte ſpricht, macht er noch wenige Schritte zu ihnen, um ſie zurechtzuweiſen; aber augenblicks iſt er vor ihren Augen verſchwunden. Er iſt in einen Abgrund geſtürzt, der zu ſeinen Füßen, von einer dünnen Schneeſchichte verdeckt lag, und keinen Laut hört man mehr von ihm. Nach einem Moment des Entſetzens eilen die Fremden, die jetzt an ihre eigene Gefahr denken, den Weg zurück, den ſie ſo eben gekommen waren, und rufen mit lauter Stimme um Hülfe. Aber Niemand hört ſie in dieſen Regionen, und die erſte Hütte, die ſie antreffen, iſt die ihres unglücklichen Führers, deſſen Kinder harmlos mit ihrer Wirthſchaft beſchäftigt ſind, und das Schickſal ihres guten Vaters noch nicht ahnen. Kaum haben ſie es vernommen, ſo erfüllen ſie die Luft mit Wehklagen; ihr Schmerz macht ſie jedoch nicht unfähig, die Rettung des Vaters zu verſuchen. Sie holen Stricke, Balken, Leitern herbei und eilen den Berg hinan; eine Menge von Landleuten folgte ihnen mit Inſtrumenten aller Art, um das Hinabſteigen in den Schlund möglich zu machen, und die allgemeine Theilnahme und Trauer an dem unglücklichen Ereigniſſe iſt das beredteſte Zeugniß für die Tugend des guten alten Iderac. — Bald war man zu der Stelle gekommen, wo eine enge Spalte im Schnee den Ort bezeichnete, an welchem ſich der Unfall ereignet hatte — ſie ſtanden am eiſigen Grabe des Greiſes. Man ſucht eine ſchnell erfundene Maſchinerie mit Sicherheit zu befeſtigen, und die beiden Söhne Iderac's ſtreiten um das Vorrecht, ihr Leben auf das Spiel zu ſetzen. Während ſie ſich nicht einigen können, läßt ſich der jüngſte Sohn Jakob's das Tau um den Leib legen. „Ich werde mich hinablaſſen,“ ruft er, — „ich habe weder Weib noch Kind wie ihr; ich bin ſtets der Liebling des Großvaters geweſen, ich will ihm zurufen, und er wird mich am Erſten dort unten vernehmen. Vater, gieb mir Deinen Segen!“ — Die Andern geben ſeinen Bitten nach; das Tauwerk iſt gehörig befeſtigt, wie man ſich überzeugt hat; der Vater ſegnet ſein Kind und ringt dann ſtumm die Hände. — Schon ſchwebt der Knabe über dem Abgrunde, da ſchlingt der Vater noch einmal ſeinen Arm um ihn: „Mein Sohn,“ ſpricht er, — „ſchreie ſchnell und laut, wenn dir etwas zuſtößt, damit wir dich ſogleich heraufziehen können.“ — „Ich werde das Gebet herſagen,“ antwortet der gute Sohn, — „das unſer Großvater alle Abend zu ſprechen pflegte. Hört Ihr das nicht mehr, ſo wißt Ihr, daß ich die Beſinnung verloren habe.“ — „Wir wollen Alle für dich beten,“ riefen die Andern, und warfen ſich am Rande des Abgrunds auf die Kniee, während die Stärkſten den muthigen Burſchen in das Innere des Schlundes vorſichtig hinabfahren ließen. Anfangs hörte man deutlich die Worte des Gebets mit feſter Stimme; bald aber tönten ſie ſchwächer, endlich verſtummten ſie ganz. War dieß die Folge der größern Entfernung? — Aller Herzen ſchlagen ſtärker, kein Mund wagt zu athmen, die Köpfe ſind nach der Tiefe geſenkt. Aber kein Ton iſt hörbar, das Gebet des Knaben iſt vollendet. Da ſpringen Alle auf und drängen ſich herzu; der Vater iſt der Erſte; man beeilt ſich, den Knaben wieder an das Licht zu ziehen. Er erſcheint auf der Oberfläche der Erde, und hatte wirklich die Beſinnung verloren; man iſt bemüht, ihn wieder zu ſich ſelbſt zu bringen. Von tauſend Fragen beſtürmt vermag er nur zu ſagen, daß er plötzlich ſeine Glieder erſtarren fühlte, ſeine Zunge wurde kalt, und die Augen ſchloßen ſich unwillkührlich. Kaum hatte er ſich ein wenig erholt, ſo wollte er die Gefahr auf's Neue beſtehen. Er hat ihn geſehen, verſichert er, „er liege auf dem Schnee da, der alte Großvater, wie in ſeinem Bette ſchlafend.“ — Und dabei weinte er bitterlich. Jacob hatte ſeinen Sohn von den Tauen losgemacht und befeſtigte ſie jetzt ſtill und ernſt um ſeinen Leib. — „Ich bin ſtärker,“ denkt er — „ich darf eher hoffen, ihn heraufzubringen.“ — Man läßt ihn auf ſein Verlangen hinab, aber nur wenig tiefer als ſeinen Knaben; da erfaßt auch ihn die tödtliche Kälte; das Auge ſchließt ſich, das noch zum letzten Male den Vater geſehen hatte. — Und ſo hat der alte gute Jao Iderac bis auf dieſe Stunde

kein

kein anderes Grab erhalten können. — „Ihr fragt mich vielleicht,“ fügte mein Führer hinzu — „wie es kam, daß der Alte den Weg nicht beſſer kannte? Es hatte die ganze Nacht hindurch geſchneit, und friſcher Schnee iſt uns immer gefährlich. Uebrigens hatte Iderac auch an jenem Morgen, weil die Fremden zu eilig waren, ſeinen geweihten Roſenkranz vergeſſen. Die Kinder fanden ihn ſpäter zu Häupten ſeines Lagers. Der Enkel, der ſich zuerſt hinunterließ, hat ſich dieß einzige Erbſtück von ſeinem Großvater erbeten und bewahrt es wie den heiligſten Hort ſeiner Hütte. Oft ſieht man ihn noch jetzt, den alten Roſenkranz zwiſchen den Fingern, bei dem kleinen hölzernen Kreuze knien, das er ſelbſt dem Andenken des Verunglückten dicht neben der Eisſpalte aufgerichtet hat.“ —

„Der Mond ſcheint! Schönes Wetter!“ rief jetzt die Tochter des Wirths, mit artiger Verneigung in das Zimmer tretend, um ſich nach dem Beſtand des Theewaſſers zu erkundigen. Sogleich liefen Alle an's Fenſter und wurden durch den prächtigen Anblick der ſilbernen Sichel überraſcht, die am faſt wolkenleeren Firmamente zu ſchwimmen ſchien. — „Alſo vorbei mit Regen und trüben Wolken,“ rief ich freudig aus — „vorbei mit dieſen Surrogaten von Unterhaltung. Hinaus auf das Meer! Uns baden wollen wir in der freien, friſchen, lebendigen Luft, uns umſpülen laſſen von den mächtigen Wogen!“ — Wir trennten uns in der froheſten Laune. Ein dithyrambiſcher Schwindel hatte uns Alle ergriffen. Es war uns wohl zu verzeihen. Man reiſt wahrlich nicht nach Helgoland, um im engen Zimmer, in Steinkohlendunſt und Theedämpfen, Geſchichten zuzuhorchen, die bei allem Intereſſe doch ihre Entſtehung verrathen, und wobei man ſich der Discretion einer oft phantaſieloſen Badegeſellſchaft überlaſſen muß. — Was uns noch vor Kurzem unterhalten, und wozu ich ſelbſt die Veranlaſſung gegeben, erſchien mir jetzt unerträglich. Alle meine Pulſe ſchlugen dem ſchönen Wetter entgegen. Wir nahmen fröhlichen Abſchied und begaben uns voll Hoffnung ſämmtlich nach Hauſe. — Schon früh brachen die Sonnenſtrahlen, welche uns Mondesſichel und Wettergläſer Abends vorher verkündigt hatten, durch die lichtern Wolkenparthien und ließen große Felder des reinſten Azurs durchſchimmern. Es iſt ein Sprichwort der engliſchen Seeleute, daß der Himmel nicht eher gut Wetter verheiße, bis er ein Stück Blau von der Größe zeige, aus der ein holländiſcher Schiffer ſeine Pumphoſe ſchneiden könne. Dieß war der Fall, und ein ſtarker Nordoſt wehte ſo heftig, daß in Kurzem auch die letzte Spur der Regenwolken vom Horizont verjagt wurde und er ſich im reinſten Ultramarin zeigte. Aber die See ging bedeutend hoch, und da überdieß dieſer Wind, ſeiner austrocknenden, ſcharfen Natur nach, den Gicht- und Bruſtkranken ſehr ſchädlich iſt, ſo konnte für jetzt noch nicht daran gedacht werden, zur Düne zu ſchiffen, um das Bad zu nehmen. — Ich ging daher nach dem gewöhnlichen Orte der Zuſammenkunft, in der Abſicht, die Rüſtigen der Geſellſchaft mindeſtens zu einem Spaziergange aufgelegt zu finden, nicht entfernt daran denkend, daß man die ſchuldige Erzählung von mir fordern würde, weshalb ich mich auch nicht vorbereitet hatte. — Ich fand die Damen bei der Arbeit, mit den Herren im Geſpräche, im weiten Kreiſe umher ſitzend. —

„Nicht mit Sonnenſchirmen und Hüten, Schleiern und Shawls, meine Damen?“ fragte ich ganz verwundert. „Tragen Sie nicht Verlangen, dem ſchönen Wetter entgegenzugehen, nachdem Sie es ſo lange entbehren mußten?“ — „Es fehlt noch Einer im Kreiſe der Erzähler,“ ſagte die ſchöne Wienerin — „und ſo lange dieſer nicht ſeiner Geſchichte quitt geworden, wird die Sonne zögern, uns mit ihren vollen, durch nichts mehr getrübten Strahlen zu erfreuen. Seyn Sie davon überzeugt, mein Herr!“ — Ich verſtand die Rede. Was ich auch vorſchützen mochte, wurde nicht angenommen, und Alles, was ich erlangen konnte, war, mich ſo kurz als möglich faſſen zu dürfen, da es draußen von Minute zu Minute einladender wurde, und man einſtimmig einen Gang an den Strand projectirt hatte. Was war zu thun? Ich ſah, daß ich nicht mehr entrinnen konnte; aber je mehr ich mich abquälte, deſto weniger fiel mir bei. Ich ſtand da, den Hut in der Hand, und fühlte mich immer verlegener. — Ein Zufall befreite mich. — „Her mit dem Hute, mein Herr!“ rief der junge Franzoſe — „wer kann ſo bedenklich ſeyn, wenn er ſchöne Damen unterhalten ſoll?“ — Bei dieſen Worten wollte er mir den Hut aus der Hand nehmen, den ich in meiner Zerſtreutheit wohl ein wenig zu feſt halten mochte. Indem er ſich nun bemühte, meine Finger davon loszubringen, ritzte er mich mit ſeinen Nägeln, die er, wie andre Herren nach der Mode, unmäßig lang und zugeſpitzt trug. Ich ſah die kleine rothe Schwarre mit Vergnügen, denn der Stoff ſchien mir gefunden; ich lachte über die günſtige Epiſode und fing alſo an: —

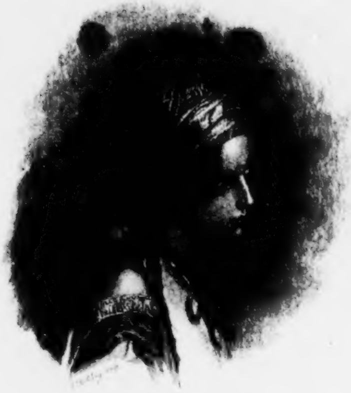
„Sehen Sie dieſe Wunde, meine verehrten Herren und Damen? Je nun, es mag Ihnen nicht auffallend erſcheinen, wenn ich behaupte, ſie der franzöſiſchen Revolution von 1830 zu verdanken. Betrachten Sie nur einmal dieſen jungen Herrn aus Paris. Er gehört zur jeune France, wie Jedermann ſogleich erkennen wird. Dieſe Chevelüre, die großmächtige Locke, die wie ein kriegeriſcher Panache ſich vom Scheitel hebt, oder wie der Kamm des Seerobben; dieſe Haare zwiſchen Mund und Naſe und von einem Ohr zum andern, ein wildes Gehege, mehr dem zürnenden Krieger als dem friedlichen Künſtler zukommend. Und nun ganz beſonders dieſe Nägel an den Fingern, furchtbare Waffen, welche ſchon bei'm freundlichen Händedruck verwunden, da der Menſch die Nägel nicht einzuziehen verſteht, ſondern ſie nothgedrungen auch in das Fleiſch des Freundes drücken muß. Iſt es nicht ſo weit gekommen, daß Menſchen die Organiſation der Katzen beneiden müſſen? — Bis zu den berühmten Juli-Tagen trug man nur bei den Chineſen die Nägel ſo übermäßig lang. Wir Europäer hatten ſie, bis auf gewiſſe Klaſſen der Geſellſchaft, modeſt beſchnitten, ſanft gerundet, und ein Scherz, wie ihn dieſer junge Mann mit mir im Sinne hatte, wäre ſonſt nicht im Stande geweſen, die Haut aufzuritzen und Blut fließen zu laſſen. Man mag aus dieſem einzigen Fall einen neuen Beweis ſchöpfen, wie ſehr die franzöſiſche Revolution Alles auf die Spitze getrieben hat. Uebrigens ſoll man aber auch bekennen, daß dieſe Mode bei einem Volk, welches die richtigſten Begriffe von Reinlichkeit und Anſtand zu beſitzen vorgibt, ſich nicht lange in Ehren erhalten dürfte. Die langen Nägel geben auch der ſchönſten Hand etwas unbeſtreitbar Klauen-artiges. Ich ſage mit Vorbedacht artig. Die Damen werden es mir Dank wiſſen, daß ich nicht von Klauen-ähnlichem ſpreche, eben ſo wie die langen, borſtigen Haare der jungen Herrn, die Backen-, Schnurr- und Schnauzbärte, ihren Köpfen einige Aehnlichkeit mit den Köpfen der Wildſchweine verleihen, das heißt, ehe ſie farcirt und mit Trüffeln gefüllt ſind. Denn ſo erſcheinen ſie Vielen graciöſer. Seit der Juli-Revolution haben beſonders die Pariſer eine große Vorliebe für Alles gezeigt, was lang iſt. Man fand Zeitungen von 12 Spalten, Bücher von 1000 Seiten, Dramen in 18 Tableaux höchſt unterhaltend, gleich dem wachſenden Bart, den Haupthaaren, den Nägeln — ich glaube, daß die Mode ſich bis auf die Hühneraugen erſtreckt. — Aber was wäre wohl häßlicher, als lange Nägel an der Hand einer ſchönen Frau? Lieber wollte ich die Damen in kurzen Haaren ſehen, ſo ſchrecklich es mir auch ſchiene. Wozu dienen jene Nägel? Höchſtens, die Fingerſpitzen der Handſchuhe zu zerreißen. Nicht wahr, meine verehrteſten Zuhörerinnen? Hält man etwa mit den langbenägelten Fingern den Fächer und das Bouquet ſchöner? Iſt man langbenägelt etwa zurückhaltender gegen den Anbeter, coquetter mit dem Manne? Schläft man ſeltener über einem guten

Buche ein? Leidet man weniger an Migräne? Singt man beſſer, ſpricht man weniger, iſt man glücklicher in der Ehe, in der Liebe oder in der Lotterie? Antwort: Nein! Folglich würden ſie nur dazu dienen, um beſſer kratzen zu können, was bis jetzt, ſoviel ich weiß, in der guten Geſellſchaft noch nicht Mode geworden iſt. Vor einer Geliebten mit langen Nägeln hätte ich übrigens den tiefſten Reſpect; ſie erſchiene mir eben ſo wenig einnehmend, wie eine allzu ſentimentale Gräfin, oder eine Bürgerfrau, die auf Etikette hält, oder gar eine Griſette, die mit ſchöner Literatur prunken wollte. Und iſt es denn ſo nöthig, daß eine Geliebte lange Nägel habe, um ſie im vertrauten Tone: mein Kätzchen! zu nennen? Kräftiger, romantiſcher und unſerer Zeit angemeſſener dürften es die Anhänger der neuen Mode freilich finden, eine Geliebte „meine Löwin“ zu tituliren. — Doch das ſind Extravaganzen. Ich gehöre zur alten Schule; denn läge etwas Wahrheit in ſolchen Liebesbenennungen, ſo gehörten die Frauen eher in das Gebiet der Zoologie, als in das der Liebe, und das reizende Serail des Sultans würde zur Menagerie. Bei Männern ſind die langen Nägel noch weniger zu dulden. Sie gehören bei ihnen in die Kategorie der verborgenen Waffen, Stockdegen, Aermelſtilette u. ſ. w. Man ſehe nur einmal die rothe Schramme auf meiner Hand. Der Erſte, der dieſe Mode erfand, hat wahrlich ein faſhionables Majeſtäts-Verbrechen begangen. Wer ſich nicht die Nägel ſchneiden will, ſollte dazu verdammt werden, ſie abbeißen zu müſſen. — Es wäre endlich einmal Zeit für unſere, an zu großer Aufklärung und Geſchmacksverfeinerung leidende junge Welt, einzuſehen, wie lächerlich es iſt, dieſe alten galliſchen, germaniſchen, gothiſchen oder vielleicht gar hunniſchen und vandaliſchen Moden wieder hervorzuſuchen, ſie ſogar anzuerkennen, und allen Ernſtes einzuführen. Dergleichen Vorrechte ſollte man billig nur den niedern Ständen überlaſſen.“ —

Meine Hand betrachtend, ſchloß ich mit betrübtem Geſichte den Sermon, der als à propos nicht ohne Freundlichkeit aufgenommen wurde. Der Franzoſe hatte ſo vielen Takt, meinen harmloſen Scherz nicht nur nicht übelzunehmen, ſondern noch ein Stückchen Gummitafft aus ſeiner eleganten Brieftaſche zu holen und mit beſorgter Miene aufzuheften. — Die Sonne war indeß immer ſiegreicher hervorgetreten und auch der Wind hatte ſich gelegt. Das Wetter lud zu einer angenehmen Promenade ein. Wie begierig wir dieſe friſche Meeresluft einſchlürften! Wie ſich unſere Herzen erweiterten! Wie ſchön es war auf dieſem meerumſpülten Felſenhaupte, bei ſeinen coloſſalen Bewohnern, unter fremden Menſchen, aus allen Himmelsſtrichen und Ländern, die doch bald ſo vertraut werden müſſen, weil ſo klein der Raum iſt, wo ſie ſich bewegen, und die umgürtende See ihnen trautheimliche Plätzchen für freundliche Abenteuer ſichert! — Die Prachtgebäude mit ihrem Lärm ſtören zwar den mannigfaltigen Genuß der Natur und ihrer ſchönen Landſchaft, und doch iſt ein Badeort außer der Saiſon nur ein Aufenthalt für abſchließende Gemüther. Die Fremden, die ihn beleben, bilden den abwechſelndſten Reiz, und dieſe Vermiſchung großſtädtiſcher Sitten mit ländlicher Einfalt, Paris und London in einem Park, auf einem Felſen im Meer, ſind der Zauber von Helgoland.

Ich kam im Spätherbſt wieder dahin zurück. Meine Stimmung war trübe wie das Wetter. Alles war leer, die gelben Blätter lagen auf der Erde und nur einige Aſtern trotzten noch hie und da der Jahreszeit. Wo war die Geſellſchaft hingekommen, die ſich hier gemeinſchaftlich unterhalten? Der Franzoſe zeichnete und malte bereits ſeine curiosités laponnes; der Engländer war in ſeiner Garniſon; die Wienerinnen ſaßen in der italieniſchen Oper am Kärnthner Thor; der Magiſter aus Leipzig verbarg ſich im engen Stübchen und recenſirte. So mußte ich annehmen. Nur das Schickſal eines Einzigen kannte ich mit Beſtimmtheit; es war vollendet. — Der junge

Freund aus Hamburg, der die Geſchichte vom Kaffee erzählt hatte, war durch eine unerwiederte Liebe zum Selbſtmord gebracht worden. Er hatte ſich auf einem Felſenvorſprunge erſchoſſen, wo er während des Sommers mit der Unerbittlichen zu ſitzen pflegte. Der junge Menſch war ſtets ſolid, rein merkantiliſch gebildet, und hatte bei einem großen Hange zur Sentimentalität und einer ſtarken Doſis von Lebensverachtung wenig Poetiſches an ſich. Er ſchmeichelte ſich, geliebt zu werden; ſeine endliche Erklärung wurde verlacht, und der raſche Entſchluß ließ eine beklagenswerthe Ausführung auf dem Fuße folgen. Der Gegenſtand ſeiner Liebe darf aus Rückſichten nicht näher bezeichnet werden. Fiſcher erzählten mir die traurige Geſchichte. Ich brachte eine ſchwermüthige Stunde auf ſeinem Grabe zu. Er ruhe in Frieden! — Abends ſaß ich in ſeinem Zimmer; er ſchwebte meinem Gedächtniſſe lebhaft vor — dieſe kurzen, glatten, blonden Haare, dieſe großen feuchten Blauaugen, dieſe friſchrothen Lippen, ſo lebendig bewegt bei der Erzählung mit der rührenden Kaffeeſtaude, der beiden Liebenden, der Windſtille und — der Langeweile. — O ſie iſt gräßlich, die Langeweile! Ich fühlte in jenem Augenblicke, daß ſie die finſterſten Gedanken erſchaffen kann. Ich completirte die Erzählungen der Geſellſchaft, von denen ich zwei ſchon früher zu Papier gebracht. So gebe ich ſie dem Bad-Almanach. Sie tragen den Stempel der trüben Regenzeit, die ſie entſtehen ſah; traurig genug, wenn ſie nicht frei von dem treuloſen Elemente wären; ſie wurden geboren unter den Strömen des Himmels, unter dem Rauſchen des Meeres. Der mündliche Vortrag verlieh den Stoffen einigen Reitz; ich wage nicht, vorauszuſagen, ob ſie bei der Lectüre im einſamen Zimmer etwas davon bewahrt haben werden. —



[illegible]

[illegible]

Das Mädchen von Athen.

(Nach Byron.)

Mädchen von Athen, gieb — eh' wir uns trennen — o gieb mir mein Herz zurück, oder ſeit es meine Bruſt verlaſſen, halte es feſt, und nimm', was übrig geblieben. Höre meinen Ruf, eh' ich ſcheide — mein Leben, das ich liebe!

Bei jenen entfeſſelten Locken, bewegt durch Aegeiſche Winde, bei jenen Wimpern, deren beerſchwarzer Saum die Roſen deiner zarten Wange küßt, bei jenen wilden Augen, dem Rehe gleich — ich liebe dich, mein Leben.

Bei jenen Lippen, nach denen ich verlangend ſchmachte, bei jenem gürtelumgränzten Leibe, bei all' den Blumen-Angebinden, die beſſer ſprechen, denn Worte es vermögen, bei der Liebe wandelnder Luſt und Pein — ich liebe dich, mein Leben!

Mädchen von Athen, ich bin fortgegangen. Denk' an mich, biſt du allein. Fliege ich auch nach Stambul, mein Herz und meine Seele ſind in Athen. Kann ich es je laſſen, dich zu lieben? Nein, mein Leben, ich liebe dich!

Die Feuer von Baku.

(Aus den tauſend Sprüchen eines Indiſchen Dorfweiſen.)

Von

Friedrich Rückert.

Die Feuer von Baku.

Ich kam auf meiner Reiſ' im Karawanenpfade
Unfern dem Kaukaſus an's kaſpiſche Geſtade;

Und lernt' auf Baku's Flur begreifen, was die Guebern
Von Haus aus hat gemacht zu Feuerdienſt-Urhebern.

Halb eine Meile von der Stadt iſt eine Stelle,
Im naphtareichen Land die reichſte Naphta-Quelle.

Dort iſt ein weiter Kreis, in deſſen Mitt' ich ſah
In ew'gen Flammen blüh'n das heil'ge Ateſchgah.

Und von den Parſen legt' ein Führer mir es aus,
Daß Ateſchgah bedeut' auf Perſiſch Feuerhaus.

Die heil'ge Flamm' entblüht der Erde gelb und blau,
Am Tag ein ſchöner Glanz, Nachts eine Wunderſchau.

Ein Volk von Guebern hat im Kreis um dieſe Flammen
Sich angebaut und wohnt in ſtillem Fleiß beiſammen.

Den Feuerehrern hat das Feuer zur Belehnung
Gegeben ohne Müh' die ſchönſte Winterwohnung.

Aus Steinen leicht gefügt, ein Haus mit Dach und Wand
Steht jedem nach der Wahl, wo einen Plan er fand.

Sie dürfen ſich bei'm Bau'n nicht um den Bauplatz ſtreiten,
Der Kranz der Häuſer wächſt mit Luſt nach allen Seiten.

Denn überall durchzieht die heil'ge Gluth die Erde,
Und machet jedes Haus von ſelbſt zum Feuerherde.

Den untern Boden deckt von Lehm die feſte Tenne,
Daß den Bewohner ſie von ſeiner Gottheit trenne.

Doch Oeffnungen ſind da gelaſſen, wo erbeten
Des Elementes Kraft ſoll aus dem Boden treten.

Du ſteckeſt in die Spalt' ein lehmumgeb'nes Rohr,
Und leiteſt wie du willſt den Feuergeiſt empor.

Und überall im Haus, wohin das Rohr du mündeſt,
Da leuchtet es, ſobald du an den Dunſtſtrom zündeſt.

Es iſt ein ſchönes Licht und brauchſt es nicht zu putzen,
Ohn' Aufwand kannſt du es im Haus beliebig nutzen.

Leinweber ſah ich ſo die ganze Nacht durch weben,
Nach Luſt mit ſchwebenden Rohrleuchten rings umgeben.

Wer aber Kaffee will und wer will Speiſe kochen,
Aus andrer Oeffnung kommt ein andrer Strom gebrochen.

Ein Feuerſtrom, der, ohn' Holz oder Kohlenfeuer,
So gut als beides brennt, und lange nicht ſo theuer.

Das Feuer ſchürt ſich ſelbſt, und brennt, ſo lang du's willſt,
Und ſtill vergeht's, wenn du mit einem Wink es ſtillſt.

Aus kleinſter Oeffnung bricht's mit größter Kraft hervor,
Und wächſt, vom Zwang befreit, zur höchſten Höh' empor.

Aus einer Mündung von zwei Zollen ſah' ich's ſteigen
Drei Fuß zuerſt, und ſich zuletzt zu zwei Fuß neigen.

Und brauchest du's nicht mehr, ſo brauchet nur zu fächeln
Ein Fächer, und ſogleich verſchwindet es mit Lächeln.

In's unterird'ſche Haus kehrt es zurück, ſein Thor
Verſchließeſt du, und ſtill nun wohnt es wie zuvor.

Nur an der Wärme magſt du dann ſein Walten ſpüren;
Sie wohnen Winterlang daſelbſt bei offnen Thüren.

Das iſt vom Feuergeiſt die eine der Geſtalten;
In einer zweiten iſt noch glänzender ſein Walten.

Wie er im Hauſe ruht als brennbar Element,
So ſchweift er durch die Flur als Feuer, das nicht brennt.

Oft im September, wann des Herbſtes warmer Regen
Die Abendluft erfriſcht, dann iſt der Geiſt zugegen.

Dann ſiehſt du weit und breit, ſo weit die Blicke geh'n,
Die Felder wie ein Meer in Flammenwogen ſteh'n.

Oft rollt der Feuerſtrom in ungeheuren Maſſen
Vom Berg herab in's Thal, das ihn nicht ſcheint zu faſſen.

Dann im Oktober, wann der Mond erhellt die Nacht,
Das ganze Weißgebirg von blauem Feuer lacht.

Doch wann die Nacht iſt trüb, irrt wimmelndes Gefunkel
Buntflammig über's Feld, und das Gebirg iſt dunkel.

Von ſolchem Feuer ſah ich ſelber überhüllt
Das ganze Lager Nachts der Karawan' erfüllt;

Daß wilder Schreck ergriff Mauleſel und Kamele
Und ſelber leiſe Furcht die doch bewußte Seele.

Wir wußten, daß ein Schein es wäre, doch es drang
Der Schein als Wirklichkeit ſich auf, und macht uns bang.

Wir ſahen, daß die Glut kein trocknes Hälmchen ſehrte,
Und am bethauten ſelbſt den Tropfen Thau nicht zehrte.

Die Flammen ſchienen nur zu ſchweben auf den Spitzen,
Wo Blüten ſaßen ſonſt, und wieder ſollten ſitzen;

Als ob dieß Flammenſpiel des Herbſtes, beiderlei,
Ein Sommernachſpiel und ein Frühlingsvorſpiel ſey.

Wir ſchritten durch die Glut, die rings empor ſich bauſchte,
Um uns wie Ueberſchwang von goldnen Aehren rauſchte.

Selbſt mitten in der Glut war Wärme nicht zu ſpüren;
So linde Feuer kann die Gottes Allmacht ſchüren.

Nicht Wärme fühlten wir, doch eine milde Glut,
Bewunderung der Macht, die lichte Wunder thut.

Das war vom Feuergeiſt die zweite der Geſtalten,
Am ſchönſten aber ſoll die dritte ſich entfalten:

Wann über'm Boden ſelbſt nicht eine Flamme bleibt,
Sich jede drunten birgt, und im Verborgnen treibt;

Im Frühling brechen dann vom Boden in zahlloſen
Verwandlungen hervor die Flammen ſelbſt als Roſen.

Die Gegend heißt davon das Roſenparadies;
Und jeder, wer ſie ſah, ſagt, daß ſie recht ſo hieß.

Und jeder, wer ſie ſah, muß preiſend anerkennen,
Wie hell zu Gottes Preis die Roſenfeuer brennen;

Gelbblaues Naphta ſich in Wangenroth verklärt,
Und Schwefelbrodem ſelbſt nun Roſenodem nährt.

Die Roſe bracht' ich mit von dort, ſie iſt verblüht,
Doch die verglomm'ne ſchürt noch Andacht im Gemüth.

Blicke
auf deutſche Bäder.

Chronik des Almanachs.

Von dem

Herausgeber.

Blicke auf deutſche Bäder.

Wenn man von dem höchſten Gipfel der Alpen unſer ſchönes Vaterland bis zum Meere, mit Einem Blick überſchauen könnte, wie würde man erſtaunen, oftmals auf abgelegenen, wildromantiſchen Plätzen im Gebirge, in Waldesnacht und Felſeneinſamkeit begraben, um warme und heiße Quellen, die Blüthe der Salons, die feinſte Geſellſchaft, Cotterien und Spiel, angehäuft zu ſehen, ein buntbewegtes Bild von großartigem Luxus und Lebensverkehr, wie es ſelbſt unſere vornehmſten Städte in dem Grade nicht darzuſtellen vermögen. Länder, die einen großen Mittelpunkt beſitzen, zeigen jene Eigenthümlichkeiten nicht. Dort werden dieſe abgelegenen Plätze das Leben der Hauptſtadt nur matter reflectiren, und die feine Welt, die ſich an den Heilquellen verſammelt, um dort der Sünden des cultivirten Lebens quitt zu werden, gibt ſich einem wohlthätigen Sichgehenlaſſen hin und fordert nichts, was nicht zum unerläßlichen Comfort gehörte. Uns hebt der Badebeſuch offenbar auf eine höhere Stufe der Geſelligkeit; wir müſſen, gern oder ungern, uns leichter beſchwingen, höher ſtimmen; wir müſſen auf ächt großſtädtiſchem Fuße leben, und im kühlen Schatten des Schwarzwaldes, im Taunus, in den Sudeten, unter Kuhglocken und Ziegenmeckern, bei rauſchenden Waldwaſſern, und dem einförmigen Schrei des Hähers, Muſik und Tanz, reichbeſetzte Tafeln, Damen in Wohlduft und Seide, und das „Jeu est fait“ des heiſern Croupiers hinnehmen. Alles, was wir in unſern engen ſtädtiſchen Wohnungen entbehren, Alles, wovor uns unſere väterlich geſinnte Polizei bewahrt, ſuchen wir dort, wo es uns am widerwärtigſten erſcheinen ſollte: ein Leben voll Leidenſchaften und Tumult, Verſchwendung und Etikette; und unſere höflichen Spießbürger dürfen dort nicht einmal den Hut abnehmen, wie ihnen von Jugend auf gepredigt wurde, und man muthet ihnen zu, in ſtarkem Gedränge ſich raſch auf und ab zu bewegen, ohne anzuſtoßen, oder Alles über den Haufen zu rennen.

Was iſt Brightons ariſtokratiſche Etikette für Englands darin geübte Lords und Squires, gegen jene gezwungene Ungenirtheit, die man in Baden, in Karlsbad, in Dobberan affectirt, und den guten Herren Spatz und Häschen aus Schilda oder Flachſenfingen als Geſetz auferlegen will? — Dieſe koloſſalen Anſtrengungen, dieſe Exploſionen von Luxus und Comfort, Eleganz und vornehmem Weſen erdrücken unſere armen Landsleute. Sie ärgern ſich im Stillen über alles Fremdartige, das ihnen aufſtößt, und vermiſſen an der reichbeſetzten Wirthstafel ihre Lieblingsgerichte. Was braucht es in der ſchönen Natur mehr, als einen Dichter zu leſen, oder ſelbſt zu dichten? Wie wenig bedarf man, um zufrieden zu ſeyn? Wen kümmert es wohl, wenn bei den weitläufigen Titulaturen, die dennoch bei jeder Anrede hervorgebracht werden müſſen, der Hut bis zur Erde abgezogen wird, oder nach engliſch-franzöſiſcher Sitte ſitzen bleibt? Wer von uns entbehrt Spiel — allgemeine Converſation — Menſchengewühl auf der Promenade? Wen ſtörte das nicht vielmehr? Wer würde das nicht Alles willig abgeben, dürfte er ſchlecht und recht alle Tage im abgetragenen Kanzleirock erſcheinen, den

Sonntag etwa ausgenommen, und müßte nicht bei'm Beſuche des Brunnens, bei'm Eſſen, zur Promenade und zum Ball täglich viermal Toilette wechſeln? Wer ſäße nicht lieber in der behaglichen, räucherigen Schenke, bei lautem Geſpräche, in Tabakswolken gehüllt? —

Aber für uns Deutſche iſt ja das Alles auch nicht ſo ſplendid geſchaffen worden, ſondern für unſere Gäſte, die von nah und fern herbeiſtrömen, um das mit Heilquellen geſegnete Deutſchland zu beſuchen. Der Engländer, der Franzoſe, der Ruſſe und Pole bringen ihre Forderungen mit, und das Heer von Glücksrittern, gewohnt, in Paris oder einer andern großen Stadt zu leben, iſt auch nicht geneigt, das Kleinſte von ſeinen Uebungen und Gewohnheiten dem heilſamen Einfluſſe der Quelle zum Opfer zu bringen. Daher beſtehen denn eben dort — wo die Natur, ſtill und treu und mit voller Kraft ihre Bruſt dem entarteten Geſchlechte öffnet, das ſie liebt und bevorzugt, um ihm neues, verjüngtes Leben zu ſpenden — die verderblichſten Gifte der raffinirten Genußſucht; neben dem unſchuldigen durchdringenden Hauch der Quelle, Völlerei und Verführung, und es darf nicht befremden, daß Verhaltungsbefehle und Warnungen, polizeilich und mediziniſch, den Gaſt verfolgen, der zur Herſtellung geſchwächter Geſundheit dieſe Orte beſucht.

Zu dem Glanze deutſcher Bäder hat aber nächſt dem ſtarken Beſuche von Auswärts auch der Umſtand beigetragen, daß Deutſchland ſo viele Oberherren zählt. Wenn ein großer, mächtiger Fürſt kaum daran denken würde, in einem Winkel ſeines Reiches eine Quelle in Flor zu bringen, weil die Fremden es doch immer vorzögen, Bäder in der Nähe der Hauptſtadt zu beſuchen, ſo iſt bei uns jeder Herr bemüht, ein Tempelchen über ſeine Quelle zu bauen, ſo gut es geben will, einen hochgeſtellten Bad-Commiſſär zu ernennen und alles Mögliche zu thun, Geld in's Ländchen zu ziehen. Dieſes Beſtreben kommt dann den Bädern, den Fremden und den Ländchen zu gut. Die Verſchönerungen aber, die von den fürſtlichen Eigenthümern ſelbſt ausgehen, werden oft von den Fremden noch überboten, welche Dankbarkeit für wiedererlangte Geſundheit, Sinn für das Schöne, Ueberfluß an Geld oder leere Oſtentation dazu antreiben, ihren Namen durch Anlagen, Obeliske, Ruhebänke oder wenigſtens durch gepflanzte Eichen und Linden in Ort und Umgegend zu verewigen.

Neben unſern Heilquellen voll Glanz und Herrlichkeit, die mit großem Rechte den Namen der Luxusbäder erhalten haben, finden ſich noch in den verſteckteſten Schluchten der Alpen oder an der unwirthbarſten Küſte des Meeres Einige, welche ihre einfache, unverkünſtelte Natur bewahren, wo die nackte Najade unbelauſcht ihre ſchönen Glieder in die ſilberne Fluth taucht, und wo auch der ſchlichte Landmann ſich hinwagen darf, um durch treuherziges Faſten ſeinen robuſten Körper zur Empfänglichkeit der feinen Stoffe des Geſundbrunnens herabzuſtimmen.

Ein Ueberblick zeigt uns, daß in dem ganzen Umkreiſe der deutſchen Lande, ſo weit nämlich deutſch geſprochen wird, Böhmen, Schleſien und die Schweiz mit inbegriffen, 149 Heilquellen angetroffen werden, welche alle in Hinſicht ihrer Beſtandtheile und großen Wirkſamkeit zu den vorzüglichen zu zählen ſind, während wir in Frankreich zehn, in Italien acht, in Ungarn, Croatien und Illyrien zwölf, in Spanien zwei, in England zwei, in Schweden drei, in Dänemark und in dem weiten Rußland nur eines nennen können, die ſich in einem, der Mehrzahl der unſrigen ähnlichen Rufe befinden.

Steigen wir von der Schutzmauer der Alpen in die deutſche Ebene hinab, ſo begegnen wir zuerſt im Weſten, an den Grenzen Frankreichs, zwiſchen der Rhone und Aar, einem üppig wuchernden Bouquet von Schwefelblüthen, zwar nicht ſüßduftend den Geruchsnerven, aber deſto wohlthätiger für die Kranken, welche dieſe hohen Gegenden, dieſe Schluchten und Päſſe, dieſen ſchroffen Wechſel der Witterung, dieſen Schnee im Juni nicht ſcheuen, um in abgeſchiedener Ruhe ſich dem heilſamen Wellenſpiel zu überlaſſen. Wir grüßen hier die heroiſchen Beſucher von Bex, Leuck und Brigg, die acht Stunden im Waſſer bleiben müſſen, und nur mit Lebensgefahr ihre Excurſionen machen können; die um 6 Uhr ſchon ſich zur ſpärlich gerüſteten Abendtafel ſetzen, und dann, vor der empfindlichen Kühle fliehend, ſchnell das enge Schlafkämmerchen ſuchen.

Rings von ſtarrer Hochalpen-Natur umgeben, von Gletſcherwaſſern umbrauſt, von Lawinen bedroht, bieten dieſe Bäder keinen Genuß, als den ſeligſten der wiedererlangten Geſundheit. Nur in ſeltenen Fällen hält die erprobte Kraft jener Waſſer dieſe Verheißung nicht.

Nur zwei Eiſenquellen: Engiſtein und Blumenſtein, fließen dazwiſchen, und die ſchwefelhaltigen: Lalliaz, Iſſerten, Schwefelberg, Gurnigel, Thalgut, Weiſſenburg, umſchließen den ganzen Thalbezirk wie mit einem Kranze.

Dort wo die Aar ſich dem Rheine nähert, liegt das altberühmte Baden, mit dem Zuſatze: „in der Schweiz,“ deſſen warme Schwefelquellen in einer anmuthigen Gegend hervorſprudeln. Nodelbad und Schinznach, gleichfalls mit Schwefelquellen, Niederwyl, Kirchlerau und Schwarzenbergerbad mit ihren alkaliſchen Mineralwaſſern, Attisholz mit der Karlsbadähnlichen Quelle, und der ſtärkende Eiſenbrunn von Knutwyl, reihen ſich umher in den engen, romantiſchen Thälern, und bieten, neben ihrer Heilkraft, dem Beſucher wenig mehr als die ſchöne Natur. Darum kommt die verfeinerte Welt auch ſelten hieher, wenn ſie nicht muß, und die Quellen bleiben den Söhnen des Landes überlaſſen, die es ſich darin bequem machen und ſie mit ihrem Blute färben, weil ſie ſich nach alter Sitte im Bade ſchröpfen laſſen! —

Ehe wir dieſen reichen Gebirgsbezirk verlaſſen, wenden wir uns nach Oſten und finden zunächſt der italieniſchen Grenze Bernardino, einen Säuerling in wilder Gegend, dann an den mächtigen Flanken des Gotthard, im obern Rheinthale, nahe bei der Quelle des Stromes, Vals und Peiden, zwei ſtarke Glauberſalzquellen, die aber wegen ihrer hohen, einſamen Lage nicht viel beſucht werden können. In Graubündten, nahe an der Grenze von Tyrol, zwiſchen den höchſten Gebirgen der rhätiſchen Alpen, die ſich vom Orteles nach Weſten hinziehen, und das Veltlin von der Schweiz trennen, entſpringen die Säuerlinge St. Moritz, Schuls in dem lieblichen Engaddin am Ufer des grünen Inns; Fideris, der alkaliſche Mineralquell Taraſp, unweit davon, und das Schwefelbad **Alveneu**. Aber all' dieſer Reichthum iſt für die vornehme Welt nicht da; nur die Landleute jener Gegend beuten ihn aus und der Reiſende, den der Weg zufällig vorüberführt.

Es würde zu weit führen, alle Quellen zu nennen, denen wir jetzt begegnen: man muß ſich mit den bekannten begnügen. — Das ſchauerliche

Pfeffers,

zu den Glauberſalzquellen gehörig, deſſen Waſſer faſt geruch- und geſchmacklos iſt, ſich Jahrelang aufbewahren läßt, ohne zu verderben, und obgleich nur mit wenigen chemiſchen Beſtandtheilen gemiſcht, dennoch als ein vorzügliches Heilmittel berühmt iſt. In einem fürchterlichen Schlunde, faſt unnahbar, entſpringt dieſe Quelle. Schwanke Bretter, ohne Geländer, auf eiſernen Zapfen ruhend, die in den Felſen befeſtigt ſind, führen dahin: unten brauſt die Tamin wie ein Höllenfluß, und das Himmelsblau blickt nur wie ein ſchmaler Lichtſtreif in dieſe ewige Nacht. An Seilen ließ man ſonſt die Gäſte zur Quelle hinab, wo ſie jeden Augenblick von herabrollenden Felsſtücken getroffen werden konnten: jetzt hat man das Waſſer in das Badhaus geleitet, und wenn auch die Gefahren vermindert ſind, ſo iſt der Aufenthalt in Pfeffers doch noch weit von aller Annehmlichkeit entfernt, welche die Lage hier durchaus unmöglich macht.

Weiter öſtlich, im herrlichen Lande Tyrol, giebt es auch viele Bäder, die zum Theil mit der Lage von Pfeffers wetteifern können, wo man auf Mauleſeln oder ſtarken Gebirgspferden, unwegſame Pfade hinanklimmen muß, und ſich den erhabenen Schreckniſſen einer wilden Hochalpen-Natur gegenüber ſieht. So ſah ich die Eiſenquelle von Ratzes, in einem ſchauerlichen Keſſel von Dolomit, einer wunderhaften Formation, die von vulkaniſchen Kräften aus dem Innern der Erde an das Tageslicht hervorgehoben wird; Rabbi, Pejo, Ulten, bis hinab zum gaſtlichern Recoaro, wo die letzten deutſchen Laute mitten unter Italienern verſchwinden, in den Sette Communi. Durch das bad- und quellenreiche Puſterthal, wo die gaſtliche Lage von Mayſtadt und Prax eine bereits feinere Geſellſchaft vereinigt, gelangen wir an dem Rieſen der noriſchen Alpen, dem Glockner, vorbei, in ein hohes, von Gletſchern umzirktes, von Wildbächen und ihren Fällen umrauſchtes Thal, wo jene Quelle entſpringt, welche unter den bis jetzt bekannten einen der erſten Plätze einnimmt — eine Kraft, welche die welkende Blume, die man in ihren Dunſtkreis bringt, zu neuem Leben ſtimmt, Knoſpen erſchließt, dem ſiechen Körper Heilung, erloſchenen Augen Lebensglanz, entnervten Armen Jugendkraft verleiht. Dieß iſt

Gaſtein.

Seit dem graueſten Alterthum iſt dieſe Heilquelle bekannt; Paracelſus hat einen ausführlichen Tractat darüber geſchrieben. Aber erſt während des Baieriſchen Beſitzes wurde der Badeort durch zweckmäßige Einrichtungen in Aufnahme gebracht. Jetzt fehlt es dieſer Hochalpen-Natur nicht mehr an Bequemlichkeiten: Fahrſtraßen geleiten in das Naßfeld, von den größten und ſchönſten Waſſerfällen belebt, und die rieſenhaften Tauern hinan, und wohlhabend eingerichtete Häuſer zieren bereits das Städtchen Hofgaſtein,

gaſtein, das einſt durch ſeinen Bergbau ein reicher Handelsplatz war, der, ſeitdem die Erze ärmer geworden ſind, an der Quelle des Wildbads, die dahin geleitet wurde, ſeinen ehemaligen Glanz wieder entwickelt. In dieſem 3000 Fuß über dem Meer gelegenen Orte, der während des Winters den zerſtörenden Wirkungen ungezügelter Elemente preisgegeben iſt, findet man jetzt ſchon artige Straßen und Promenaden, Privatbäder, gut beſetzte Wirthstafeln, und Theater. Es iſt die erſte Emancipation eines hochgelegenen Alpenbades. Die ſeit den letzten Jahren geſteigerte Anzahl der Gäſte hat ihren natürlichen Einfluß darauf geübt. Im Jahre 1833 waren über tauſend Gäſte hier; 1834 war die Zahl noch größer. Unter den Fremden waren die Preußen vorherrſchend; dann kamen die Holſteiner, vornämlich Hamburger, wozu einer der erſten dortigen Aerzte, Herr de Champie, viel beiträgt, der ſelbſt alljährlich Gaſtein zu beſuchen pflegt. Auch aus andern Theilen Norddeutſchlands ſah man Gäſte, und einige aus Belgien. Der Erzherzog Johann, der als Landeigenthümer in Steiermark lebt, ein ſinniger Freund der Alpennatur, und der Erzbiſchof von Erlau, Ladislaus Pyrker, der berühmte Dichter, beſuchen alljährlich die Quelle von Gaſtein, und ihnen verdankt der Ort und das Thal manche Verſchönerung, manche zweckmäßige Einrichtung.

Nördlich von Gaſtein, in dem herrlichen Salzkammergute in Oeſtreich, liegt das Soolbad

Iſchl

ſeiner kräftigen Salzſoole, mehr aber noch ſeiner Lage und ſeiner Umgebungen wegen berühmt. Es iſt, beſonders für

Oeſtreich, zum Modebad geworden, und jeder der ausgezeichneten Gäſte, der hier eine angenehme Saiſon verlebte, hat es an irgend einem Denkmale der Erinnerung nicht fehlen laſſen, um die ſchönſten Punkte zu bezeichnen, und ſeinem Namen in den Annalen des Bades einige Dauer zu verſchaffen. Alle Prinzen des Kaiſerhauſes, alle Großen des Reichs, viele Fremde von hohem Stande, empfindſame Damen, ja Staatsmänner und Diplomaten, Alle haben hier ein — Ruh, einen — Sitz, einen — Baum, einen — Stein. Das liebliche Thal iſt bevölkert damit, und mitten darunter ziehen ſich die weißen Häuſer des betriebſamen Städtchens in gerader Richtung am Ufer der fluthenden Traun hin.

Bei dem Eintritte in Schwaben und Baiern finden wir eine große Menge von Mineralquellen, denen zum Theil noch der Name fehlt, wenn ſie gleich recht kräftig mit Schwefel und Eiſen, mit Kochſalz und Kohlenſäure beladen ſind. Nicht etwa, als ob die Städtchen an dieſen Quellen nicht ihren heitern Namen auf: ingen, weiler, au, heim, oder ſtadt hätten, wie er nun eben in der Gegend üblich, ſondern daß noch kein berühmter Arzt bemüht geweſen iſt, die Berühmtheit ſeines eigenen Namens der Quelle als Gewicht beizugeben — eine Hauptſache, um Gäſte aus der weiten Ferne herbeizuziehen. Bei der jetzigen Lage der Dinge dienen dieſe heilſamen Waſſer nur dazu, an Eingebornen ihre trefflichen Wirkungen zu üben, und das eiſenhaltig-ſaliniſche Roſenheim, das Soolbad zu Reichenhall, die Eiſenquellen von Eſchenloh und Krumbach und die Schwefelbäder des ſchönen Altmühlthales in Baiern, ſind lediglich dazu beſtimmt, altbaieriſche Magen zu heilen, Narben aus den Napoleoniſchen Kriegen zu erweichen, und einen Sammelplatz für die ſchöne Welt von München, Nürnberg und Regensburg zu bilden.

Die Würtembergiſchen Bäder, größtentheils von einer reitzenden Natur umfangen, zeigten keine bedeutendere Miſchung der Geſellſchaft, wenn nicht die nahe Schweiz einige Fremde liefern würde. **Cannſtadt**, nur eine kleine Stunde von Stuttgart entfernt, könnte durch dieſe Lage, die ihm ein gutes Theater und andere ſtädtiſche Annehmlichkeiten gewährt, durch die Umgebung des romantiſchen Neckarthales, und die kräftigen Eigenſchaften ſeiner eiſenhaltigen Salzquelle, bald zu einem bedeutenden Rufe gelangen, wenn man dahin ſtreben wollte, alle Erforderniſſe eines ſogenannten Luxusbades hier zu vereinigen. — Nicht unerwähnt dürfen wir laſſen: **Wildbad**, am romantiſchen Abhange des Schwarzwaldes, in einem tiefen Thale, mit einer überaus kräftigen alkaliſch-ſaliniſchen Quelle; **Deinach** und **Liebenzell** in der Nähe des Vorigen; **Boll**, **Niedernau**, in der maleriſchen Alpgegend Schwabens, und andere noch, die ihre wohlthätigen Quellen mit einem beſcheidenen Geräuſche geltend machen.

In dem langen Landſtriche am Oberrhein, den das Großherzogthum Baden einnimmt, überblicken wir eine Reihe von Eiſen-, Schwefel- und alkaliſchen Mineralquellen, von mehr oder minder bedeutendem Rufe. Vor Allem glänzt hier

Baden

das in dieſem Augenblicke zu den beſuchteſten Bädern gehört, und als der lichteſte Punkt des dichten Schwarzwaldes genannt werden muß. Die Gegend iſt voll der intereſſanteſten Sagen, die zum Theil von unſern Romantikern vielfach benützt und ausgebeutet worden ſind, aber eben ſo reich an reizenden Parthien, an prächtigen Gärten, an großartigen Anlagen aller Art. Natur und Kunſt haben ſich hier vereinigt, ein Paradies zu ſchaffen, das aber zu oft ſchon beſchrieben, und bei dem jährlich wachſenden Beſuche von ſo Vielen unſerer Landsleute ſchon gekannt iſt, daß ich mich nicht verſucht fühle, hier in Einzelheiten einzugehen. Alle Anſtalten ſind im höchſten Grade elegant, oft ſogar mit wahrem Luxus ausgeſtattet. Bei dem Allem iſt der Aufenthalt nicht übermäßig theuer, und wird durch die Anweſenheit vieler intereſſanten Perſonen, die beſonders aus dem nahen Frankreich reichlich herbeiſtrömen, noch mehr belebt. Alle Gäſte erfreuen ſich hier eines unbeſchreiblichen Wohlbehagens, wie es nicht leicht ein andres Bad hervorzubringen vermag. Die Ausflüge, die ſich nach allen Richtungen unternehmen laſſen, geben ſeiner Lage ein doppeltes Intereſſe, und die Bäder Hub, das immer bedeutſamere Rippoltsau, ſo wie Griesbach, ja ſelbſt das entferntere Badenweiler, und auf der untern Linie Langenbrücken, reihen ſich in einem der ſchönſten Länder Deutſchlands zu einer Verbindung von Genüſſen, die jedem Fremden imponiren.

Ehe wir weiter nach Mitteldeutſchland vordringen, müſſen wir unſern Blick nach den öſtlichen Gegenden Süddeutſchlands richten, wo uns noch ein

Baden

mit dem Zuſatz „bei Wien" aufſtößt. Es iſt eine Schwefelquelle von großer Wirkſamkeit, die beſonders von den Wienern beſucht wird, da ſie nur vier Stunden von dieſer Hauptſtadt entfernt liegt. Das reitzende Helenenthal mit der Weilburg des Erzherzogs Karl und vielen andern Burgen und Ruinen, iſt ein äußerſt lohnender Spaziergang; außerdem bietet die Gegend noch manche Annehmlichkeit dar, zunächſt den Wienerwald, deſſen mannigfache Volksſagen ſchon früher von fruchtbaren Theaterdichtern bearbeitet wurden, wie z. B. die allbekannte Teufelsmühle, der Teufelsſtein bei Meidling, die Drudenhöhle u. ſ. w. Der verſtorbene Kaiſer Franz pflegte jeden Sommer hier zu wohnen; ein beſcheidenes Haus genügte ihm. Seine Anweſenheit zog jedoch das glänzende Hoflager nach ſich, und dieß machte die Saiſon dann immer intereſſant und bedeutend. Es wird von der Neigung des jetzigen Kaiſers abhängen, ob der im Alterthum ſchon berühmten Badeſtadt dieſer Glanz erhalten werden ſoll.

Mitteldeutſchland iſt mit Bädern am geſegnetſten. Der Taunus, das Rhöngebirge, der Thüringerwald, die öſtlichen Abhänge des Erzgebirges und die lachenden Thäler des Rieſengebirges, werden von ganzen Ketten heilſamer Quellen geziert, gleichſam als tanzten die wohlthätigſten Göttinnen Hand in Hand einen ewigen Ringelreihen.

Schon am weſtlichſten Ende, wo die Eifel ſich von den Ardennen hinab längs der Grenze der preußiſchen Rheinprovinz und Niederland erſtreckt, in einer rauhen und wilden Gegend, liegt eine Reihe von Eiſenquellen und Sauerbrunnen. Wenn uns ein Blick über die Grenze erlaubt iſt, ſo erwähnen wir hier auch des berühmten Heilbades

Spaa

das beſonders im vorigen Jahrhundert im vollſten Glanze ſtrahlte, als die Concurrenz ſo vieler andern Brunnen noch nicht Statt fand. Der üppige Reichthum der Niederlande macht ſich hier zuerſt bemerkbar. Fünfzehn große, prachtvoll eingerichtete und ſehr theure Hotels, Vauxhall, Schauſpielſäle und Locale zu glänzenden Reunionen ſind hier vorhanden. Nur der Pouchon, der den Namen von dem Walloniſchen poucher ſchöpft, und von ſehr angenehmem, erfriſchend ſpirituöſem Geſchmacke iſt, befindet ſich innerhalb des Fleckens auf dem Markte; die übrigen Quellen liegen in dem Umkreiſe von einer Viertel- oder halben Stunde umher, zum Theil in ſehr romantiſchen Waldpartbien. Es erhöht das Vergnügen der Brunnengäſte, Morgens mehre Quellen zu Pferde oder Wagen zu beſuchen, was dann der ganzen Umgegend Leben und Reitz verleiht. Der Aufenthalt in Spaa kann unbedingt zu den angenehmſten in Badeorten gezählt werden. Wettrennen, Jagdpartbien, Erleuchtungen, Bälle, wechſeln ſtets miteinander ab. Auf den Hauptpromenaden la prairie de quatre heures und la prairie de sept heures, nach den Stunden, in denen ſie belebt ſind, ſo genannt, zeigen ſich die ausgeſuchteſten Toiletten der Herren- und Damenwelt. Am Tonnelet werden kalte Bäder genommen, welche man Plongeoirs nennt; größtentheils aber wird das Spaa-Waſſer getrunken. Es zeigt ſich beſonders für alle Uebel der vornehmen, höhern Geſellſchaft erſprießlich, wie Podagra, Nervenüberreitz u. dergl., weshalb denn auch dieſes Bad vorzugsweiſe von ihr beſucht wurde; daher war es auch der Sitz der

Spieler und romanhafter Abenteurer, und unſere älteſten Roman- und Schauſpieldichter hatten Recht, ihren Erfindungen dieſen Hintergrund zu geben.

Unweit der belgiſchen Grenze liegt die alte Kaiſerſtadt

Aachen

Karls des Großen Geburtsort, mit berühmten Bädern, und dem nachbarlichen Burtſcheid, dem nur die Nähe der größern Stadt Eintrag thut, wenn es nicht ſo beſucht wird, wie es die Kraft ſeiner Quellen verdiente. Aachen beſitzt alkaliſch-muriatiſche Schwefelquellen. Die Stadt iſt groß und hat breite, mitunter ſchöne Straßen, beſonders in der Nähe des neuen, geſchmackvollen Schauſpielhauſes; aber auch an alten, ſchönen Gebäuden von großem hiſtoriſchem Intereſſe fehlt es nicht. Die Entſtehung der Stadt fällt in die älteſten Zeiten. Der Dom wurde ſchon im J. 796 unter Karl dem Großen zu bauen begonnen. Hier ſieht man das Grab dieſes merkwürdigen Mannes, den ſteinernen Kaiſerſtuhl, der bei der Krönung mit Goldplatten belegt wurde, und die unter dem Namen der großen und kleinen Reliquien berühmten Kirchenſchätze. Auch die ſchönen Säulen befinden ſich hier, welche die Franzoſen abbrachen und als Trophäe nach Paris führten; ſie wurden ſpäter von den Preußen zurückgeführt.

Die ſechs warmen Quellen der Stadt haben eine abſtergirende Kraft, ſo daß die Einwohner ihr Linnenzeug darin ohne Seife waſchen können.

Der Brunnen „auf dem Drieſch" iſt ein eiſenhaltiger Sauerbrunnen, der dem Pouchon in Spaa gleichkommt. Wer ihn trinkt, fühlt ſich ſeltſam erheitert und munter, und man kann dieß Waſſer noch ganz beſonders als kosmetiſches Mittel empfehlen, da es die Haut reinigt und den Teint erfriſcht.

Daß es in einer Stadt von 36,000 Einwohnern nicht an Unterhaltungen und Vergnügungsorten fehlt, kann man leicht denken. Man hat hier eine ziemlich gut beſetzte Schauſpiel- und Operngeſellſchaft, die zu Zeiten, durch Solotänzer aus Brüſſel verſtärkt, auch Ballete giebt. Während der Kurzeit iſt Spiel erlaubt, und die Gaſthöfe und Anlagen ſind geſchmackvoll und elegant. Die Sprache der Einwohner iſt ein ſchlechtes Plattdeutſch, das durch viele eingemiſchte walloniſche und franzöſiſche Ausdrücke beinahe unverſtändlich wird. Unter den höhern Ständen wird franzöſiſch geſprochen. Das Ländchen der Heiden bietet einen intereſſanten Ausflug dar. Die Sage geht, daß die Heiden vor Karls des Großen Bekehrungseifer in dieſe waldigen Berggegenden, nordwärts der Stadt, geflohen ſeyen, um ihren alten Göttern treu zu bleiben. Hier findet man noch das Thal Teut und den Bardenberg. Die Landleute nennen Mittwoch: Wondstag (von Wodan), und Sonnabend: Soterstag (von Soter, dem deutſchen Waſſergott). Wer noch keine Gelegenheit hatte, Kohlenbergwerke zu ſehen, kann hier ſeine Wißbegierde ſtillen, und dabei — jener Unglücklichen gedenkend, die in dieſen Gruben vor einem Jahre verſchüttet wurden — ihre Hinterbliebenen aufſuchen und mit einer Gabe erfreuen. —

Am linken Rheinufer liegen, von Nord nach Süd, der alkaliſch-muriatiſche Säuerling Roisdorf, die Eiſenquellen Godesberg und Heppingen, Brohl und Tonniſtein, und der Säuerling Obermennig.

Der Aufenthalt in Godesberg iſt beſonders angenehm; die Quelle iſt wirkſam, und die Ausſicht von der dortigen Ruine auf den Rhein und die Siebenberge entzückend.

Die Brücke bei Coblenz führt uns an das rechte Ufer, und hier, im Herzogthum Naſſau, finden wir Bad an Bad. Dieß iſt der Taunus, deſſen heilkräftige Quellen in uralter Zeit ſchon berühmt waren.

Der Säuerling Montabaur im Weſterwalde, an den ſüdlichſten Gränzen von Weſtphalen, macht den Anfang; dann folgen: das in romantiſcher und hiſtoriſch merkwürdiger Umgebung liegende Geilnau, mit dem beliebten, weithin verſendeten Säuerlinge; eben ſo Fachingen, mit der alkaliſchen Mineralquelle; die berühmte, erdig-alkaliſche Mineralquelle von Ems, in dem engen Lahnthale, welche friſche Sehkraft ſpendet und träge Lungen neu belebt; die Eiſenquellen Dinkhold, Ober-Lahnſtein, Marienfels, Schwalbach, das alkaliſche Mineralwaſſer von Schlangenbad, die Soolquelle von Nauheim, der Sodener Säuerling, und der **berühmteſte von allen Sauerbrunnen, Selters**, von dem jährlich bei Weitem mehr als eine Million Krüge verſendet wird.

Hart an dem ſüdlichſten Ende des mit Quellen ſo geſegneten Landes Naſſau, zwei Wegſtunden von Mainz und ſieben von Frankfurt, liegt die Hauptſtadt

Wiesbaden

in anmuthiger Gegend, deren warme, muriatiſch-ſaliniſche Quellen ſchon von den Römern gekannt waren, und noch jetzt nichts von ihrer Kraft verloren haben.

In dieſem Augenblick iſt Wiesbaden eines der beſuchteſten Bäder, und zeigt während der Saiſon die glänzendſte, und zugleich die zahlreichſte Geſellſchaft. Sowohl die Kraft des Bades, als auch die ſchöne Lage — das milde Klima, durch Berge geſchützt und durch die Ausdünſtungen der heiſſen Quellen begünſtigt — die Nähe des Rheins und bedeutender Städte, geſchmackvolle und zum Theil großartige Anlagen, treffliche Einrichtungen — Alles dieß trägt dazu bei, Wiesbaden zu einem Lieblingsbade zu erheben. Theater, Bälle und Zerſtreuungen mancherlei Art, Reunionen in dem prächtigen Kurſaal, Ausflüge nach allen Richtungen, die immer intereſſante Ausbeute liefern, und das Hazard-Spiel, dieſer mächtige Magnet, vermögen auch ſolche Gäſte hier auf längere Zeit zu feſſeln, die von der wohlthätigen Quelle keinen Gebrauch machen, und lediglich an langer Weile leiden. Für Alle, die einige Wochen im Sommer angenehm hinzubringen wünſchen, iſt Wiesbaden mit vollem Rechte zu empfehlen. Auch für Unterhaltung durch Lectüre iſt zweckmäßig geſorgt, und die berühmte Buchhandlung von Carl Jügel in Frankfurt, hält unter der Säulenhalle des Kurſaals ein mit allem Neuen und Intereſſanten reich verſehenes Lager.

Zwiſchen Frankfurt und Wiesbaden finden wir noch die alkaliſch-ſaliniſche Schwefelquelle Weilbach, und mit dieſer, der dreizehnten, hätten wir die Herzoglich-Naſſauiſche Heilquellen-Gallerie gewiſſenhaft beſchloſſen.

Ziehen wir nun weiter nach Oſten, ſo beſuchen wir die weniger berühmten Quellen von Salzhauſen und Schwalheim im Darmſtädtiſchen, und hemmen unſre Schritte am Kamme des Rhöngebirges, um zuerſt

Brückenau

zu begrüßen, das in neueſter Zeit durch die jährlich ſich wiederholende Anweſenheit des Königs von Baiern einen höhern Grad von Bedeutung erlangt hat, und ſich auch neuer und ſchöner Anlagen erfreut. Die Gegend iſt nicht in dem Grade ausgezeichnet, wie die vieler andern Bäder; der alkaliſch-ſaliniſchen Eiſenquelle aber, werden große Heilkräfte zugeſchrieben. Von dem Kloſter zum heiligen Kreuz, das auf dem höchſten, die Gegend beherrſchenden Punkt liegt, genießt man eine Ausſicht, die für das Steigen vollkommen entſchädigt. Ueber die Wände der grünen Rhöngebirge hinab, ſieht man am Horizonte die blauen Wellenlinien des Thüringer- und Steigerwaldes, und über Würzburgs Rebenhügeln die Nebel-Conturen des weit reichenden Odenwaldes. Zu den Füßen breiten ſich die reichen Würzburger und Fuldaer Ländchen, wie mit Blumen geſtickte Teppiche aus. Wer oben zu übernachten wünſcht, wird von den Mönchen gaſtfreundlich aufgenommen. **Langenau**, mit einer alkaliſch-erdigen Eiſenquelle, liegt unweit von Brückenau, nach Fulda hin.

In dieſem nördlichen Theile von Franken, dem ſchönen Thale der fränkiſchen Saale, liegen

Bocklet und Kiſſingen

nachbarlich zuſammen, jenes mit 9 eiſenhaltig-ſaliniſchen Schwefelquellen, von angenehm pikantem Geſchmack, dieſes mit ſeinen drei weit berühmten Brunnen, dem Säuerlinge, dem Ragozzi und dem Pandur. Durch die Anſtellung eines Königlichen Bade-Commiſſärs, in der Perſon des K. B. Majors Herrn von Spraul, eines Mannes, der Geſchmack und Einſicht mit bedeutenden geſelligen Talenten verbindet, wird es nicht fehlen, daß das Bad von Kiſſingen in kurzer Zeit in der Reihe der Glanz- und Unterhaltungs-Bäder einen ehrenvollen Platz einnimmt. — Die ſonderbaren Benennungen der Kiſſinger Quellen ſollen von einem ungariſchen Edelmann, Namens Ragozzi und deſſen Diener, einem Panduren, herrühren, welche zuerſt ihre Heilkraft erprobten.

In jenem Theile von Mitteldeutſchland, wo die Ländchen der ſächſiſchen Herren ſich wie die Maſchen eines Netzes verſchlingen und durchkreuzen, ſprudeln ſo viele Heilquellen aus den Felſen des Thüringer Waldes und ſeiner weit verbreiteten Seitenäſte, daß es verzeihlich iſt, eine oder die Andre zu überſehen.

Zuerſt nenne ich die eiſenhaltigen Quellen von Liebenſtein und Ruhla, wovon Erſteres in einer wahrhaft bezaubernden Gegend liegt, wo es Ruinen, Grotten, Höhlen, Schlöſſer und Parke giebt, die den Aufenthalt daſelbſt ſehr angenehm machen. Auch die Anlagen und Einrichtungen zur Aufnahme und Bequemlichkeit der Badegäſte ſind ſehr zu loben. Ruhla's Quell iſt noch jung; er wurde erſt im Jahre 1823 entdeckt, ſoll ſich aber, beſonders in Augenkrankheiten, eines nicht unbedeutenden Rufes zu erfreuen haben. — Nahe bei Weimar, bei dem Städtchen Berka, finden wir auch erdig-ſaliniſche Eiſen- und Schwefel-Quellen.

Die Schwarzburg'ſchen Landestheile enthalten Tennſtädt, das Günthersbad in Sondershauſen, mit Schwefel-, Frankenhauſen und Artern mit Sool-, Bibra, Köſen und Raſtenberg mit Eiſen-Quellen. Man ſage, ob das nicht genug iſt für dieſen kleinen Bezirk? —

Bei Halle, mit ſeinen Soolbädern, finden wir noch Lauchſtädt, deſſen Theater einſt mehr von ſich ſprechen machte, als ſeine beiden, ziemlich beſuchten Heilquellen. Es war, wo die Weimariſchen Künſtler dort während der Saiſon Vorſtellungen gaben, und Schiller und Göthe ſelbſt ſich der Leitung der Bühne unterzogen hatten. Viele anmuthige Dichtungen, Prologe u. ſ. w. wurden damals für das Badetheater in Lauchſtädt verfaßt. Drei Stunden von da, erfreut den Verehrer des alten Preußenthums unter Friedrich dem Großen, die Denkſäule von Roßbach, die 1806 von den Franzoſen zerſtört, aber 1814 von den Preußen wieder aufgerichtet wurde. Auf dieſem Felde hatte der Prinz Soubiſe ſich gegen die Pompadour verbindlich gemacht, den König von Preußen mit der ganzen Berliner Wachtparade zu fangen und ihr als Seltenheit zu überſenden; man weiß, wie er ſein Wort löſte! —

In dem Königreich Sachſen, und nach dem Erzgebirge hin, haben wir Meiſſen, Tharand, Lauſigk, Zittau, Schandau, Berggießhübel, mit eiſenhaltigen Quellen, Radeberg mit einer eiſenhaltigen Kochſalzquelle, Annaberg und Wolkenſtein, mit alkaliſchen Mineralwaſſern. —

Nun aber wenden wir uns zu den öſtlichen Abhängen und Ausläufern des Erzgebirges, wo jene Reihe der herrlichſten und berühmteſten Quellen hervorſprudelt, die unter dem Namen der „Böhmiſchen Bäder“ bis in ferne Welttheile berühmt ſind.

Zuerſt, wenn wir nördlich nach Böhmen einwandern, ſtoßen wir auf

Teplitz

nach Andern unrichtiger Töplitz (da tepla im Böhmiſchen eine warme Quelle bedeutet), mit ſaliniſch-alkaliſchen Mineralquellen, hart an der ſächſiſchen Gränze, in einem weiten Thale, das mit mannigfachen Naturreitzen geſchmückt iſt. Die Erbauung des Badeorts verliert ſich in die Zeit der Sagen, und blutige Fehden ſollen ſich um den Beſitz der köſtlichen Heilquelle entſponnen haben. Das Waſſer bricht auf einem nur kleinen Umkreiſe mit auſſerordentlicher Gewalt hervor. Zur Zeit des Liſſaboner Erdbebens zeigten die Hauptquellen in Teplitz eine merkwürdige Veränderung der Farbe, blieben aus, und brachen dann wieder mit einem Male ſo reichlich an's Licht, daß ſie Alles überſchwemmten. In Hinſicht der Heilkraft ſoll die Teplitzer Quelle mit vollem Rechte den Namen eines Wunderwaſſers verdienen. Hufeland ſagt, es gelte von dieſem Bade: „daß die Lahmen gehend, die Tauben hörend und die Blinden ſehend werden“; denn gerade bey ſolchen, in die Augen fallenden Uebeln thut daſſelbe die größten Wunder. Schon die alkaliſche Eiſenauflöſung dieſer Quelle greift ſtark in den Organismus, beſonders des Nervenſyſtems ein; nun aber verräth noch ein überaus feiner Schwefeldunſt, gasartige, flüchtige Beſtandtheile, welche die Chemie noch nicht entwickelt hat. — Die angenehmſte Parthie in Teplitz iſt der Schloßgarten; daneben iſt die

Faſanerie zu nennen. Entzückend ſind hier die unvergleichlichen Baumgruppen, welche dieſe Landſchaft verherrlichen, und von unzähligen Nachtigallen bevölkert werden.

Seit fünfzehn Jahren waren die Behörden eifrig bemüht, dieſen Badeort nach Kräften zu verſchönern: auch eine beſſere Straßenordnung und größere Reinlichkeit wurden eingeführt, und damit die Kranken durch das Rollen der Wagen nicht geſtört werden, überfährt man die Straßen und Plätze dick mit Sand, der angefeuchtet wird. Dem Fürſten Edmund Clary und ſeiner Mutter, einer geborenen Gräfin Chotek, verdankt man weſentliche Verbeſſerungen; z. B. die gedeckte Colonade aus Stein in dem Fürſtlichen Frauenbaumgarten. Eben ſo gewährte dieſem Bade der alljährliche Beſuch des Königs von Preußen bedeutende Vortheile. Wie es heißt, wird jedoch der König in dieſem Jahre zum erſten Male ausbleiben. — Man trifft hier auch fremde Mineralwaſſer, welche unter gewiſſen Umſtänden gleichzeitig mit dem Teplitzer Bade ſich als heilſam erweiſen. Während die Natur den reichſten Genuß bietet, herrſcht an rauſchenden Vergnügungen Mangel; das Theater beginnt ſchon um vier Uhr, weil die Kranken frühzeitig ſchlafen gehen müſſen; es iſt daher leicht einzuſehen, daß nur ſolche Gäſte ſich hier einfinden, die irgend eines Uebels wegen Hülfe ſuchen. Dennoch waren im letzten Jahre 18,948 Gäſte hier, mit Einſchluß der Durchreiſenden. In dem Armenbade wurden 376 Perſonen aufgenommen. Man lebt übrigens in Teplitz im Verhältniß bedeutend wohlfeiler wie in andern Bädern. Während der Kurzeit wird die Stadt als offener Markt betrachtet und von Handelsleuten aller Art beſucht, welche dieſe Freiheit zu benützen verſtehen.

Südlich von Teplitz liegt **Bilin**, mit einer kräftigen Bitterſalz-Quelle, an dem ſogenannten Mittelgebirge. Unweit davon finden wir **Saidſchütz**, **Sedlitz** und das kräftigſte Bitterſalzwaſſer von Allen, **Püllna**.

Dieſe Waſſer, welche nur ſelten an der Quelle getrunken werden, ſind weithin verbreitet und ihre Wirkungen bekannt genug. Fremde, welche in dieſen Orten ihre Kur vollenden wollen, können zwar eine anſtändige Unterkunft finden; jedoch ſind Promenaden und Vergnügungen hier nicht anzutreffen. Die Gegend iſt voll Baſalte und vulcaniſcher Spuren, und der Biliner Felſen gewährt eine reiche und großartige Ausſicht. Er wird im Lande Borzen genannt, iſt kegelförmig geſtaltet und enthält viele Höhlen.

Nahe bei Püllna, in ſüdlicher Richtung, betreten wir nun das Thal, worin die Quellen von

Carlsbad

ſeit ſo vielen Jahren ihre wunderbare Wirkung auf Kranke und Leidende geübt haben. Gewiß iſt es, daß dieſes Waſſer die ſeltenſten Heilkräfte vereinigt, und daß es mit Recht als eines der Vorzüglichſten in der Reihe deutſcher Bäder genannt werden darf.

Die Stadt liegt im engſten Theile eines tiefen Thales, wo ſich das Flüßchen Tepel mit der Eger verbindet; ihre Häuſer ſind zerſtreut, zum Theil an den ſchroffſten Felſenwänden erbaut, über welche ſich hohe Berggipfel erheben. Die ganze Gegend hat einen eigenthümlichen Geruch, und ein zarter Dampf ſchwebt über den Häuſern.

Man

Man ſagt, daß ein Jagdhund Kaiſer Carls IV., als er in dieſer Wildniß einen Hirſch verfolgend, in eine der heißen Quellen gefallen ſey, durch ſein Geſchrey die Jäger aufmerkſam gemacht, und ſo zu der glücklichen Entdeckung geführt habe. Der Kaiſer ſelbſt brauchte die Quelle mit großem Erfolg zur Heilung eines hartnäckigen Fußübels, und gab ihr ſeinen Namen. Die Stadt wurde ſeit einer Reihe von Jahren fortwährend verſchönert, um ſie immer geeigneter zur Aufnahme fremder, zum Theil ſehr hoher Gäſte zu machen, die hier von nah und fern herbeiſtrömen. Der ſchönſte Platz in Carlsbad iſt die alte und neue Wieſe, an den Ufern der Tepel, wo ſich die vorzüglichſten Gaſthöfe befinden. Es fehlt hier nicht an Unterhaltungen und Ergötzlichkeiten mancherlei Art, die jedoch nie rauſchend werden, wie das in den ſogenannten Luxusbädern der Fall iſt. Spaziergänge auf jener Wieſe, in den Alleen der ſächſiſchen und böhmiſchen Säle, nach Friderikens Felſen, Schwarzenbergs Bank, den herrlichen Findlaterſchen Wegen, zum Tempel der Dankbarkeit, zum Lieblingsplatze des Königs von Preußen, dem Königsſitze, zum Preußiſchen Saale, und die Ausflüge nach dem Kreuzberg, dem Hirſchſprung, nach Fiſchern, Elnbogen, Engelhaus, Schlackenwerde u. ſ. w. ſind ſo anziehend als belohnend. Das Uebrige thun Concerte, Bälle, Pikeniks und ein mittelmäßiges Theater.

Es hat in den letzten Jahren nicht an Gäſten gefehlt, worunter ſelbſt ſolche, deren Vaterland Amerika, Aſien und Afrika war. Der Beſuch iſt fortwährend im Steigen und hat in neueſter Zeit rieſenmäßig zugenommen. Als weſentliche Urſachen glauben Wohlunterrichtete angeben zu können: beſſere Fahrſtraßen, Vervollkommnung aller Bequemlichkeiten, Verſchönerung des Kurorts und ſeiner Umgebungen; das gutberechnete Zuſammentreffen und Divergiren der Straßen in allen Richtungen, die Herausgabe von Werken und Notizen in verſchiedenen Sprachen über die Karlsbader Quelle, und endlich die künſtlichen Mineralwaſſer-Anſtalten in vielen Hauptſtädten, welche weit entfernt, den natürlichen zu ſchaden, vielmehr viel dazu beigetragen haben, ihre Wirkung darzuthun. Dieß iſt bei keiner Nation erſichtlicher, als bei den Engländern, die in Brighton unſer Carlsbad kennen gelernt haben. Vor zehn Jahren waren noch wenige dieſer Inſulaner dort, und im Jahr 1834 zählte man deren ſchon 153 als Badegäſte, ohne die zahlreiche Dienerſchaft. Des Brunnenarztes Dr. de Carro neueſte Schrift: On the mineral waters of Carlsbad for physicians and patients, 1835, wird gewiß dazu beitragen, Carlsbad noch ſtärkern Beſuch aus England zuzuwenden. Seitdem Carl X. in Prag lebt, fehlt es auch nicht an Franzoſen. Die ausgezeichnetſten der vorjährigen Gäſte waren: die Königin von Württemberg, der Herzog und die Herzogin von Sachſen-Altenburg, die Herzogin Henriette von Württemberg, der Herzog von Angouleme nebſt ſeiner Gemahlin und dem Herzoge von Bordeaux, der Herzog und die Herzogin von Anhalt-Deſſau, der Herzog von Sachſen-Weimar, die Fürſtin von Hohenlohe-Oehringen, die Herzogin von Schleswig-Holſtein-Auguſtenburg, der Herzog von Cambridge und deſſen Gemahlin, die Erzherzogin Sophie, die Gemahlin des Palatinus von Ungarn und die

Prinzen **Wilhelm** und **Carl** von Preußen. Die Anzahl berühmter Gelehrten und Staatsmänner iſt nicht minder bedeutend.

Zu bemerken iſt noch, daß, obgleich ſehr ſchwere Patienten hier ankommen, die ihr letztes Heil von Carlsbad erwarten, und trotz eines zum Theil bösartigen Fiebers, das ſich durch die faſt unerträgliche Hitze im Juli und Auguſt 1835 erzeugt hatte, dennoch nur acht Todesfälle Statt gefunden.

Unter den jüngſten Verſchönerungen dieſer reitzenden Gegend ſind anzuführen: zwei Granitobelisken, wovon der Eine der Herzogin von Angouleme, als der Enkelin Maria Thereſia's, der Andre dem Herzog und der Herzogin von Cambridge errichtet wurden, dann auf der „4 Uhr Promenade", der Fürſtinnenſtein, den drei Schweſtern: der Königin von Würtemberg, der Herzogin von Altenburg und der Gemahlin des Palatins von Ungarn geweiht, ferner der Razumowskiplatz und der Dankbarkeitsſitz für den Fürſten Louis de Rohan, der Carlsbad 28 Jahre hindurch beſuchte. —

Weſtlich von Carlsbad, hart an der baieriſchen Gränze liegt

Franzensbrunn

eine Stunde von Eger entfernt, weshalb auch das Waſſer unter dem Namen „Eger Sauerbrunnen" bekannt iſt. Die Gegend, das Egerland, iſt mit ſchönen Dörfern geſchmückt, die von wohlhabenden Leuten bewohnt werden. Der Badeort Franzensbrunn beſteht eigentlich erſt ſeit 1793; früher waren die Kurgäſte genöthigt, in Eger zu wohnen;

nur ein alter Gaſthof mit acht Zimmern ſtand an der Quelle. Seit dieſer Zeit haben mächtige Veränderungen hier ſtatt gefunden, und von Jahr zu Jahr entſtehen neue Vergrößerungen und Verſchönerungen. Außer dem, was man an der Quelle ſelbſt trinkt, werden jeden Sommer noch ungefähr 200,000 Krüge verſendet. Der Geſchmack dieſes Waſſers iſt angenehm ſäuerlich, erfriſchend, dabei etwas ſcharf und eiſenhaft. Es äußert ein ſtarkes Prickeln auf der Zunge und kann, wenn man es auf einmal in großer Menge trinkt, einen leichten, ſchnell vorübergehenden Rauſch verurſachen. Es gehört in die Reihe der alkaliſch-ſaliniſchen Stahlwaſſer, und iſt reicher als jede andre Stahlquelle an auflöſenden Salzen.

Das neue Badhaus mit 30 Zimmern, worin Schlamm- und Douchebäder ſich befinden, iſt hier noch beſonders zu erwähnen. Die hieſige Schlammerde gehört zu den wirkſamſten, die man kennt, da ſie viele mineraliſche Beſtandtheile hat, namentlich viel Schwefelſäure, Salz und Eiſen. Die Gasbäder, welche aus den Ausſtrömungen des Polterbrunnens gebildet werden, nimmt man in eigenen Zimmern, die mit allen Apparaten verſehen ſind. Schöne Anlagen umſchließen die Quellen und den ganzen Ort, ſo daß er das Anſehen eines engliſchen Gartens gewinnt. — Man genießt hier mehr einer ländlichen, überaus wohlthuenden Ruhe, die man in andern Badeorten dieſer Kategorie nur ſelten findet. Im Jahre 1834 waren 800 Patienten hier. Der ganze Ort beſteht aus 49 geräumigen und zum Theil reich möblirten Häuſern. Man findet hier einen Gaſthof, eine Buchhandlung, eine Leihbibliothek und ein Kaffeehaus. Das Leben iſt wohlfeil. Ausflüge in das ſchöne Egerthal und die rings umherliegenden Berge werden häufig gemacht, und ſind nervenſchwachen Kurgäſten ganz beſonders zu empfehlen.

In der Nähe giebt es noch die Eiſenquellen Brambach, Schönberg und Königswart, wie auch das reitzende Alexanderbad, nur drei Viertel Stunden von dem baieriſchen Städtchen Wunſiedel entfernt, mit einer kräftigen Quelle von ſtarkem Geruch, welcher auf Kohlenſäure und Eiſen deutet, und ſehr ſchönen Anlagen.

Den Beſchluß dieſer reichen Quellenregion macht, ziemlich abgelegen in einer unwirthlichen Waldgegend, die jüngſte, und dennoch ſchon berühmte:

das Marienbad

ein Dörfchen im Thale von Auſchowitz, wo noch mehre minder berühmte entſpringen. Der Kreuzbrunnen, der an einer tiefen Stelle des Thales hervorquillt, zeigt eine auffallende Aehnlichkeit mit den Carlsbader Quellen, und unterſcheidet ſich von denſelben nur durch ein reiches Maaß der einzelnen Beſtandtheile, vorzüglich der Kohlenſäure und des in derſelben aufgelöſten Eiſens. Wegen ſeiner niedern Temperatur wird er ſelbſt von Perſonen vertragen, die ſich des Carlsbades mit groſer Vorſicht bedienen müſſen. — Der Marienbrunnen wird nur zu Bädern verwendet. Seine groſe Oberfläche bietet ein imponirendes Schauſpiel dar; die mächtigen Gasſtröme, die denſelben überall rauſchend durchbrechen, geben ihm das Anſehen, als ob er im heftigſten Sieden begriffen ſey. Die durch dieſes Waſſer verrichteten Heilungen ſind im höchſten

Grade überraſchend. Man verſendet an 100,000 Krüge davon in die Fremde.

Die Liſte des Jahres 1834 zählte über 2000 Fremde, worunter die Meiſten aus Preußen und Sachſen gekommen waren. Aber auch Ruſſen gab es in Menge, welche die Wirkungen des Marienbades 1833 erſt kennen lernten, als die Struve'ſche künſtliche Heilwaſſeranſtalt in St. Petersburg eröffnet wurde. Von England waren drei Familien direct hieher gereiſt. An fürſtlichen und vornehmen Gäſten fehlte es nicht. Die Aerzte behaupteten, daß der regneriſche Sommer von 1833 beſſer zur Beförderung der Kur diente, als der übermäßig heiße von 1834. Für 1835 ſoll eine Erweiterung des alten Badhauſes im modernen Style ſtatt finden, und die Waſſerbäder mit Schlamm-, Dampf- und Douchebädern vereinigt werden. Vergrößerungen und Verbeſſerungen ſind überall ſichtbar. Zwei neue Kaffeehäuſer, die Reſtauration im nahen Schlößchen Hammerhof, zwei elegante Stellwagen nach Carlsbad, Franzensbrunn und der Umgegend ſind hieher zu zählen. Auch fehlt es nicht an geſellſchaftlichen Unterhaltungen. Im Jahre 1834 gab die Familie Bohrer aus Stuttgart Konzerte, die Kurinſpection veranſtaltete einen Armenball, der ruſſiſche General Davidof gab Theedansants, und die hier verſammelten Preußen feierten den 3. August, den Geburtstag ihres Königs, durch ein ſinniges Feſt. Alles läßt erwarten, daß in wenigen Jahren die wichtige Quelle in jeder Hinſicht mit den bedeutendſten unter ihren Schweſtern wetteifern kann. Die Wohnungen ſind gut, zum Theil elegant und die Preiſe bis jetzt noch ſehr mäßig. —

An der öſtlichen Gränze Böhmens erhebt ſich das Rieſengebirge, an deſſen ſchleſiſcher Seite wir wieder eine ganze Kette von Bädern erblicken.

Landeck in der Grafſchaft Glatz, am nördlichen Aſte der Sudeten und Warmbrunn, am Fuße der Schneekoppe, mit Schwefelquellen, ſind hier die Bedeutendſten. Das erſtere von dieſen Bädern liegt in einer reitzenden Thalgegend, die vom Bielafluß durchſtrömt wird. Das Städtchen Landeck iſt ſehr alt. Das lauliche, bläulich grüne Waſſer iſt völlig klar und hell, von ſchweflichtem Geruch und einem ſehr unangenehmen Geſchmack. Man trinkt und badet; doch iſt das Letztere gewöhnlicher. An Bequemlichkeiten fehlt es keineswegs, eben ſo wenig an geſelliger Unterhaltung. Dem einſamen Wanderer gewährt die großartige Natur einen ſtets neuen Genuß.

Das ungleich wichtigere Warmbrunn liegt unweit des freundlichen Städtchens Hirſchberg, am Fuße des ſchönen Rieſengebirges, über deſſen ſämmtliche Bergreihen die Schneekoppe mit ihrer Kapelle hoch emporragt. Es wird hier getrunken und gebadet, und in der Gallerie, wo auch Spiel ſtattfindet, begegnet ſich die Badegeſellſchaft. Ausflüge nach der Ruine Kynaſt, dem anmuthigen Stohnsdorf, der Schneekoppe (4900 Fuß) und dem Adersbacher Felſenwalde bieten großes Intereſſe.

Flinsberg, 1500 Fuß hoch, in dem romantiſchen Queisthale, voll herrlicher Anſichten und ſchöner Anlagen, iſt eine kräftige, alkaliſch-erdige Eiſenquelle, und wird gemeinhin der ſchleſiſche Spaabrunnen genannt; Altwaſſer, ein freundliches Dorf in einem von bewaldeten Höhen eingeſchloſſenen Thale, hat eine ſtarke, überaus flüchtige Quelle, die man gleichfalls mit dem Geronſtern in Spaa vergleicht, vor dem ſie aber den Vortheil einer reinern Gebirgsluft voraus hat. Von hier kann man ein navigables Kohlenbergwerk beſuchen, und Ausflüge in den wunderſchönen Fürſtenſteiner Grund machen, wie auch nach dem reizenden Charlottenbrunn, das ebenfalls einen alkaliſch-erdigen Stahlbrunnen hat — Cudowa in der Grafſchaft Glatz, unter Waldbergen gelegen, mit einer an kohlenſtoffſaurem Gas überreichen Stahlquelle, die in dieſer Hinſicht alle andern deutſchen Mineralwaſſer übertreffen ſoll; Reinerz zwiſchen hohen Bergen, über 1500 Fuß hoch gelegen, mit einer Stahlquelle und Molkenkuranſtalt, mit romantiſchen Spaziergängen, aber wenig eleganten Bequemlichkeiten. Dritthalb Stunden von hier befindet ſich die merkwürdige Heuſcheuer, das höchſte Felſenhaupt in dieſer Gebirgskette.

Nachdem wir das ſegenvolle Gehege Rübezahl's verlaſſen haben und in die breite, gelbe Sandfläche der Lauſitz mit wehmüthigem Gefühle hinabſteigen, finden wir, wie verloren in der Oede, Schmedwitz mit einem Schwefelſchlammbad, in neueſter Zeit ſtark beſucht, und Muskau mit einem Kohlenſchlammbad, ein unanſehnlicher Ort, aber durch Schloß und Park intereſſant, deſſen Beſitzer Fürſt Pückler iſt, der berühmte Doppelgänger des „Verſtorbenen.“

Nur aus der Ferne wollen wir einen Blick nach der polniſchen Gränze ſenden, wo Grüben mit erdig-ſaliniſchen Eiſenquellen und Buckowina, eine von den ſeltnen Alaunquellen liegen, und uns nun dem nördlichen Theile unſers Vaterlands zuwenden, das, von dem alten Harze gekrönt, deſſen Berge ein Band der wunderbarlichſten Sagen zuſammenhält, ſich nach der Oſt- und Nordſee hin in langer Ausdehnung hinſtreckt.

Zuerſt finden wir eine Geſellſchaft von Bädern, welche in dem Harze ſelbſt und deſſen Zweigen, die ſich weit nach Weſtphalen verlieren, zerſtreut liegen. Vom Rheine oſtwärts, in dem reichen Salzrevier finden wir Unna, Königsborn, Werl, Soeſt, Weſterkotten und Salzkotten, mit tüchtigen Soolquellen, bald ſchöne neue, freundliche Gebäude mit lachenden, erſt im Werden begriffenen Anlagen, bald uralte, ſchwarze und weitläuftige Wohnplätze, voll mittelalterlicher Denkmäler und Erinnerungen an Vehmgerichte und Ritterzeiten.

In dem Waldeck'ſchen beſuchen wir zuerſt das weltberühmte

Pyrmont

einen der erſten und wirkſamſten Geſundbrunnen Deutſchland's. Das Thal iſt weit und frei, und prangt mit der ſchönſten Vegetation. Aus den meiſten Häuſern der Stadt genießt man der erquickendſten Ausſicht. Es fehlt nicht an ſchönen, dem öffentlichen Vergnügen gewidmeten Gebäuden, die zum Theil mit Eleganz ausgeſtattet ſind. Der Beſuch dieſes Brunnens iſt ſeit lange ſchon im Gange, und blieb ſelbſt während des dreißigjährigen Kriegs nicht aus. Nach dem weſtphäliſchen Frieden jedoch nahm erſt ſein Gebrauch ſtärker zu. Im Jahr 1681 waren z. B. 40 königliche und fürſtliche Perſonen hier, um den Brunnen zu brauchen. Man hat 1) die Hauptquelle oder den heiligen Brunnen, der eine leichte, flüchtige Berauſchung an der Quelle verurſacht. Es iſt ein ſaliniſches Stahlwaſſer und als ſolches wahrſcheinlich das Erſte in der Welt; 2) den Bade- oder Brodelbrunnen, der mit ſtarkem Geräuſche und Kochen hervorbricht. Er wird blos zum Baden gebraucht; 3) den Augenbrunnen, von angenehmen Geſchmack, gegen gewiſſe Augenkrankheiten erſprießlich; 4) den neuen mineraliſchen Salzbrunnen; 5) die Salzquelle; 6) den Neubrunnen, der zwiſchen den Stahl- und Salzquellen mitten inne ſteht; 7) den zum Trinken angenehmen und erfriſchenden Säuerling; 8) den **Badebrunnen**. — Noch muß hier der Dunſthöhle Erwähnung geſchehen. Ein durch Steinklüfte dringender Dunſt wird in eine Höhle geleitet, wo er zu Schwitzbädern angewendet wird; doch muß man bei heißer Witterung, wo das Gas oft den ganzen Raum ausfüllt, die Stufen zur Höhle mit Vorſicht hinabſteigen, um nicht leblos niederzufallen, weil der Kopf immer außerhalb der Dunſtregion bleiben muß.

In Pyrmont finden wir ein großartiges Treiben; Spiel und Tanz, Promenaden, glänzende Toiletten und Reunionen. Zu der Zeit, als Friedrich der Große hier ſeine Brunnenkur gebrauchte, war es das erſte Bad Deutſchlands; in letzter Zeit ſind andre Badeorte in eine glückliche Concurrenz mit Pyrmont getreten. Meinberg, ſüdlich von Pyrmont und in der Nähe von Detmold, hat eine merkwürdige ſaliniſche Stahlquelle und einen Schwefelbrunnen, mit ſehr ſchönen Anlagen verſehen, wird jedoch nicht zahlreich beſucht, und gewährt daher ſolchen Badegäſten, die ihre Geſundheit herſtellen wollen, ohne ſich einem übermäßigen Aufwande hinzugeben, einen willkommenen Aufenthalt. Driburg iſt ein angenehmer Ort in einem Keſſel des Teutoburger Waldes, durch das weithin verſchickte Driburger Waſſer bekannt genug, welches dieſelben Wirkungen wie der Pyrmonter Brunnen hervorbringt, oft ſogar in einem höhern Grade. Die Spaziergänge ſind hier außerordentlich ſchön, das Leben geſellig und unterhaltend. Die Ueberreſte der alten Sachſenveſte Iburg werden oft von den Brunnengäſten beſucht.

In der Nähe liegt noch Brackel mit einer erdig-ſaliniſchen Schwefelquelle.

Das Vitriolbad Blotho, die Schwefelquellen Nammen, Griepshofen, Fieſtel, Holzhauſen, die Eiſenquelle Tatenhauſen und das Soolbad Salzuffeln liegen Alle in einem kleinen Bezirke des Teutoburger Waldes. Einer freundlichen Lage erfreut ſich das heilkräftige Schwefelbad Eilſen, mit ſchönen Gebäuden; Rehburg, — mit einer zwar ſchwachen Mineralquelle, aber ſchönen und überraſchenden Anlagen in einem ſtillen, traulichen Thale und einer Fernſicht über das ſogenannte Steinhuder Meer hinaus und das flache Land nach der Nordſee hin — wird häufig von Hannover und Bremen aus beſucht.

Nenndorf, 2½ Meilen von Hannover, iſt eine der reichhaltigſten kalten Schwefelquellen, die wir kennen, in einer anmuthigen Gegend, mit freundlichen Häuſern und einer belebten Landſtraße, die von Hannover nach Preuſſiſch-Minden führt. — In der Nähe von Nenndorf liegt Limmer, in einem lieblichen Hölzchen, mit einer ſaliniſchen Schwefelquelle und einem ſtattlichen Badehauſe.

Nordheim bei Göttingen hat ein ſtark beſuchtes

Schwefelbad und artige Anlagen, die aber noch im Entſtehen begriffen ſind.

Wichtiger iſt Alexisbad, mitten im Harze gelegen, und zwar in dem, ſeiner Naturſchönheiten wegen bekannten Selkethale. Es gehört zu den ſaliniſchen Stahlwaſſern. Der Herzog von Anhalt-Bernburg hat für zweckmäßige Gebäude und Badanſtalten geſorgt. Die pittoresken Harzparthien, welche das Bad rings umgeben, laden zu häufigen Streifereien ein, und ſelbſt der alte Brocken winkt ſo nachbarlich, daß man dem Drange nicht widerſtehen kann, und gern vier Tage opfert, um die Parthie bis zu ſeinem Scheitel und zurück zu vollbringen.

An den letzten Abhängen des Harzes nach Braunſchweig und Magdeburg hin liegen: Helmſtädt, mit der ſaliniſchen Eiſenquelle von Amalienbad, Hornhauſen mit Bitterſalzwaſſer, und das Soolbad Elmen.

Wir ſehen nun keinen Berg mehr, nicht einmal freundliche Höhen, und nur die wellenförmige Lüneburger Heide dehnt ſich unbegränzt vor unſern Blicken aus. Der hohe ſpitze Thurm, der ſich dort in die Luft erhebt, iſt Lüneburg mit einer Salzquelle, jene Häuſer auf dem Wege nach Bremen gehören zur Uhlmühle mit ſaliniſchen Eiſenquellen. Das ſind aber keine Bäder mehr, wie wir ſie bis jetzt zu beobachten gewohnt waren.

In den ſandigen Ebenen der Mark, bei Weitem unromantiſcher noch als die Lüneburger Heide, zeigen ſich um Berlin einige Spuren ſaliniſcher Eiſenquellen. Die bedeutendſte iſt Freienwalde, mit Anlagen und hübſchen Gebäuden, in einer Gegend, die man hier wirklich überraſchend finden muß.

Indem wir noch mit **Oldesloe** und **Bramſtedt**, zweien minder bedeutenden Badeorten in Holſtein, die Reihe deutſcher Bäder beſchließen, wenden wir uns ſchnell zu den Küſten unſerer Meere, wo wir ein neues Leben und neue Heilkräfte finden.

Am Ausfluſſe der Elbe liegt **Cuxhaven**, eines der jüngſten Seebäder, mit geſchmackvollen Badehäuſern, für Perſonen, welche das Baden im offenen Meere ſcheuen. Man findet hier ein bequemes und gutes Unterkommen. Packetboote, nach Art der engliſchen, machen die Fahrt regelmäßig nach Hamburg und zurück.

Unſern der Küſte liegen die kleinen Inſeln **Norderney** und **Wangeroge**, wo die Badezeit vom 1. Juli bis zum September dauert. Es iſt jedenfalls ein eigenthümliches Leben unter dieſen reinlichen, dienſtfertigen und zuvorkommenden Inſulanern, das nicht ohne Reitze iſt. Die Bäder ſelbſt ſind von außerordentlicher Wirkung. Der Aufenthalt iſt im Verhältniß nicht theuer zu nennen. Man findet Alles ſo ziemlich auf engliſchen Fuß eingerichtet.

Der Felſen von **Helgoland** liegt ſchon weiter in der See, und kann eigentlich nicht mehr zu den reindeutſchen Bädern gezählt werden. Er wird von Frieſen unter engliſcher Herrſchaft bewohnt. Es finden ſich viele Gäſte ein, die ein traulich-geſelliges Leben führen und über die treffliche Heilkraft der Nordſeewellen das einſtimmigſte Zeugniß ablegen.

An der Oſtſee wird unſere Bädergallerie bedeutender ſeyn. Wir beginnen mit **Düſternbrook** bey Kiel, wo man ein geſchmackvolles Badhaus findet, eine zahlreiche und angenehme Geſellſchaft und nicht übertheuerte Preiſe. An ſchönen Spaziergängen fehlt es nicht, auch Waſſerfahrten werden häufig unternommen. Die Nähe von Kiel und die Schönheit der Holſteiner Gegenden tragen zur Annehmlichkeit dieſes Aufenthalts beträchtlich bei.

Unweit der alten merkwürdigen Hanſeſtadt Lübeck liegt Travemünde, längs dem Ausfluſſe der Trave in die Oſtſee, bis zu deren Strande man von hier nur wenige hundert Schritte hat. Das dortige Seewaſſer wird den muriatiſch-ſaliniſchen zugeſellt. Der Ort gewährt einige Unterhaltung mehr, als die bis jetzt genannten Seebäder, wobei die Nähe von Lübeck mit einem ſtehenden Theater und einigen hübſchen, ländlichen Anlagen und Promenaden mitwirkt. Außerdem beleben das Petersburger Dampfſchiff und viele an- und abſegelnde Schiffe den Hafen; eine Ausſicht vom Leuchtthurme gewährt hohen Genuß, und endlich können die überaus ſchmackhaften Seefiſche, Dorſch genannt, die man hier in ganz vorzüglicher Güte fängt, und mit der in der norddeutſchen Kochkunſt berühmten Travemünder Sauce zu bereiten verſteht, in der Reihe der Annehmlichkeiten des hieſigen Aufenthalts wohl auch für etwas gelten. Das Meer ſelbſt giebt hier keinen ſehr großartigen Anblick, da die nahen holſteiniſchen und mecklenburgiſchen Küſten den Geſichtskreis beſchränken. Die Badanſtalten ſind bequem und elegant.

Das wichtigſte Bad der Oſtſee iſt

Dobberan.

Hier findet man wieder Alles vereinigt, was den Aufenthalt in einem Bade angenehm machen kann. Seit 1821 ſind übrigens noch drei Heilquellen entdeckt: — 1) eine Schwefelquelle zum Trinken und Baden; 2) ein dem Saidſchützer ähnliches Bitterwaſſer; und 3) ein Stahlbrunnen, ebenfalls zum Trinken und Baden. Ein altes Kloſter mit einer ſchönen gothiſchen Kirche, ein gutgebauter Marktflecken und die herrlichen Anlagen ringsum mit den modernen und eleganten Badgebäuden, geben dieſem flachen Seeſtrande einen hohen Reitz. Vor Allem zieht das Großherzogliche Schloß, auf welchem, wenn der Großherzog anweſend iſt, die Flagge weht, die Blicke auf ſich. Dann ſind das Schauſpielhaus, der große und kleine chineſiſche Pavillon, das große Logirhaus und das neue Gebäude zu erwähnen. In dem Logirhaus findet der Badegaſt bequeme Wohnungen zu einem billigern Preiſe, als in Privathäuſern, und in dem neuen Gebäude werden Bälle und Konzerte gegeben; auch ſind Kaufläden und eine Leſe-Bibliothek hier. In dem großen chineſiſchen Pavillon finden die unentgeldlichen Vormittagkonzerte ſtatt, welche von der Militärmuſik ausgeführt werden. Die Privat-Wohnungen ſind auf das Vollkommenſte mit elegantem Comfort zur Aufnahme von Fremden eingerichtet.

Das Leben iſt ungezwungen, heiter und dabei glänzend. Die Tafeln in dem großen Speiſeſaal ſind oft mit 2 — 300 Perſonen beſetzt, und gewöhnlich mit den feinſten Gerichten verſehen. An Lectüre fehlt es durchaus nicht, und ſollte irgend ein Gaſt etwas zu leſen wünſchen, was nicht vorräthig wäre, ſo kann es von dem nahen Roſtock herbeigeſchafft werden. Schaluppen zu Waſſerparthien ſind ſtets vorhanden, mit denen man bald weiter, bald näher in die See ſticht. Von dem in der Nähe des Bades liegenden Dietrichshäger Berg überſieht man einen groſsen Theil Mecklenburgs mit Städten und Dörfern, und die Oſtſee mit ihrem weiten Spiegel, links die vorſpringende Küſte bis nach Holſtein hinab, rechts Warnemünde bis zur Inſel Rügen, und bei reiner Luft mit einem guten Glaſe den Belt mit ſeinen Inſeln und die fernen Schiffe, die durch den Sund ſegeln. —

Schloſs Putbus

eine Beſitzung des Fürſten von Putbus, hat erſt ſeit einigen Jahren ein junges Seebad erhalten, das ſich ſchon jetzt eines ſehr ſtarken Beſuchs erfreut. Es fehlt auch hier nicht an geſellſchaftlichen Unterhaltungen, an Theater, Konzerten und Bällen, an Spiel und Parthien; vor Allem aber iſt es die Inſel Rügen ſelbſt, dieſer romantiſche Bezirk, das Herrlichſte, was Norddeutſchland an Naturſchönheiten beſitzt, mit ſeinen prächtigen Buchen- und Eichenhainen, und ſeinen Denkmälern der nordiſchen Heldenzeit. Wer die Namen Stubbenkammer, Arcona und Jasmund kennt, wird ſich gewiß zu dieſen alten Heiligthümern hingezogen fühlen; wer ſie einſt ſah, wird ſich glücklich ſchätzen, zu ihnen zurückkehren zu können.

Sagard iſt eine gleichfalls ſtark beſuchte eiſenhaltige Quelle auf Rügen.

Die pommerſche Univerſität Greifswalde, und Swinemünde, der Hafen der blühenden Handelsſtadt Stettin, beſitzen gleichfalls gut eingerichtete Seebäder, welche, namentlich Letzteres, von Berlin aus zahlreichen Zuſpruch erhält. Auch Colberg und Rügenwalde ſind an der pommerſchen Küſte zu nennen.

Bei'm

Bei'm Eintritt in die Provinz Preuſſen, dem älteſten und nordöſtlichſten Theile des Königreichs, einem in vieler Hinſicht merkwürdigen Lande, zeigt der Strand der Oſtſee plötzlich einen andern Charakter. Schöne Waldberge erheben ſich terraſſenförmig, und gewähren bald heitere, bald großartige Fernſichten. Je näher man der großen, berühmten Weichſelſtadt Danzig kommt, deſto reizender wird die Gegend, bis ſie bei dem Kloſter Oliva eine Höhe erreicht, [illegible] weit hergekommenen Reiſenden wie mit Einem Schlage in eine ſüdliche Region zaubert. Der üppige, wechſelvolle Baumſchlag, die gerundeten Formen der Höhen, die reiche Architectur der Gebäude, Alles trägt dazu bei, jene liebliche Täuſchung feſtzuhalten.

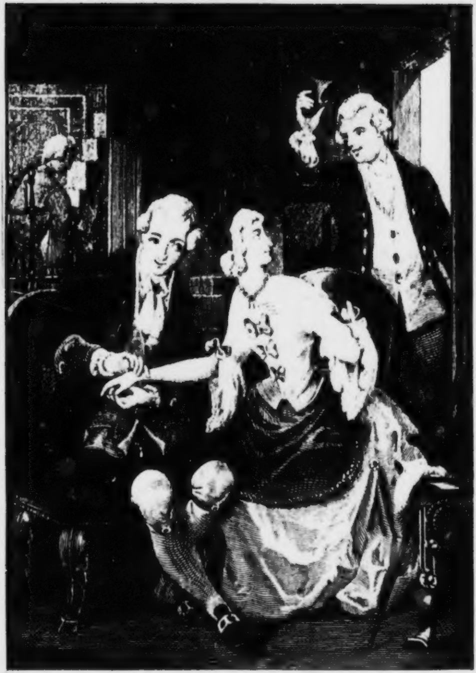
In dieſer intereſſanten Umgebung liegt das Seebad Zoppot, inmitten engliſcher Anlagen und weitläuftiger, zu Gärten eingerichteter Wälder. Anmuthige, mit allen Bequemlichkeiten verſehene Wohnhäuſer, mit der Anſicht der Danziger Rhede und einem vollſtändig eingerichteten Badgebäude zu Tropf-, Touche-, Regen-, Spritz- und Sturzbädern, einem Ballſaal und andern zum Nutzen wie zum Vergnügen dienlichen Einrichtungen, finden die Gäſte in Zoppot, die ſich bis jetzt größtentheils nur aus der Umgegend von Danzig einzuſtellen pflegten.

Nördlich von Königsberg, an einem flachen Seeſtrande, ſtand noch vor nicht gar langer Zeit ein einſames Wirthshaus, der Kranz-Krug genannt, den man auf dem Wege nach der Poſtſtation Mülſen berührte, wenn man nach Memel auf der traurigen Landzunge „die kuriſche Nehrung" reist. Jetzt erhebt ſich dort ein ſchönes Gebäude mit einem herrlichen Saal, von einem Privatmanne, dem Herrn von Czudnochowski, erbaut, wo der Gaſt eine gute Einrichtung und jede Bequemlichkeit zu Seebädern findet. Kranz wurde ſchon früher, in ſeiner einfachern Geſtalt, häufig beſucht, und wird es jetzt wohl um ſo mehr, da es nur wenige Stunden von Königsberg entfernt iſt.

Ich aber werde diesmal nicht in den glänzenden Saal des Herrn von Czudnochowski treten, ſondern nehme einen freundlichen Abſchied von meinen Leſern, ſchüttle den Staub von den Füßen, und ſtelle den Wanderſtab in den Winkel, wie ich es vor Jahren hier gethan; denn dieſer Ort iſt mir bekannt und lieb, mehr als Alles, was wir auf unſerm Fluge berührten.

Auch der Ufermenſch hat ſein Heimweh, wie der Gebirgsmenſch. Als ich das erſte Seeſchiff nach langen Jahren wiederſah, als ich die ſüdlichen Geſtade des Meeres erblickte, da glaubte ich wieder jung zu ſeyn und vergoß Thränen. Ich koſte den wunderbaren eigenthümlichen Duft an Gegenſtänden, die vom Meere kommen, und ſauge ihn mit inniger Gier bis zur Berauſchung ein. —

Die Heimath, wenn ſie lang entbehrt wurde, hat ihre geheimen Kräfte, mächtiger wirkſam als Brunnen und Bäder, doch für ſolche nur, die eine geſunde Seele bewahren. Darum will ich an dem grünen Strande meiner Kindheit ausruhen, wo ich mit dem klaren, gelben Bernſtein geſpielt; er umſchließt eine kleine Welt, die einſt heiter ſich auf ihm bewegt, und ſo umſchließe uns Alle einſt die geliebte Heimath, gleich einem hellen Cryſtall, der uns nicht von ſich läßt, doch ohne den freien Blick zu beengen.



Yorick's
empfindſame Reiſe

durch

Frankreich und Italien.

Ueberſetzt

von

August Lewald.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.

1840.

Vorwort.

Dieſes elfenhafte Gewebe von Phantaſie und Laune, durchweht vom tiefſten Gefühl, gebildet von einem ächt künſtleriſchen Geiſte, mit weitläufigen Noten, erklärenden Anmerkungen, und anderm gelehrt ausſehendem Tande, gleich wie frühere Bearbeiter gethan, begleiten wollen, iſt etwas, das nach meiner Anſicht den guten Geſchmack zu ſehr beleidigt, um die Unterlaſſung hier noch erſt breit entſchuldigen zu dürfen.

Ein Frevel wäre es aber, das Fragmentariſche des Werkes durch einen Zuſatz ergänzen und abſchließen zu wollen, wie dies auch ſchon früher geſchah.

Die empfindſame Reiſe, ſo viel ſie auch ſchon nachgeahmt wurde, ſteht doch ſtets einzig und unerreicht da. Wie geiſtig iſt hier Alles erfaßt, wie zart hingehaucht, wie fein und dabei doch ſo ſcharf in den Conturen gebildet; nichts peinlich ausgeführt, ausgemalt oder gar erſchöpft. Daran ſcheiterten eben die Nachahmer. Welche leichte Bilderreihe nur wie aus Lufttinten gewoben: dieſer Franziskaner, der ſchmeichelnde Bettler, und Marie! Eben ſo die heitern Genrebilder!

Ein glücklicher Zufall, daß die Holzſchneider noch nicht über Yorik's Reiſe kamen. Yorik und Holzſchnitte! Wahrlich dieſe Zuthat kann dieſer Poeſie nichts Verſchönerndes hinzufügen. Jene Kunſt muß ſich nach materielleren Stoffen umſehen.

Dies Buch iſt eines von denen, das ich ſeit meiner Jugend las, es immer wieder leſe, und ich glaube, es geht vielen Menſchen ſo damit. Es iſt eine Lektüre für jede Stimmung, ſie erheitert und rührt, ſie läßt ſich in kleinen Doſen nehmen, ſie erfordert keinen langen Athem. Es iſt das ächte Buch für Reiſen. Ich las es im Norden und Süden, an der See und zwiſchen Bergen; ich kann es daher mit gutem Gewiſſen empfehlen.

Dieſe ungemeſſene Vorliebe ließ mich eine erneuerte Verdeutſchung wagen. Ich verſuchte es dabei mit der gewiſſenhafteſten Treue, die meinem Autor auch nicht ein ſchönes Flitterchen entzog, eine kleine Abweichung im Periodenbau und in der Interpunktion zu verbinden, die ihn uns in dieſer Beziehung näher bringt. Ein Augenmerk, das die früheren Bearbeiter gänzlich vernachläßigten. Dabei habe ich die franzöſiſchen Worte dort unüberſetzt gelaſſen, wo ſie auch Yorik anwandte und dies ſchien mir nothwendig und bezeichnend.

Das Leben Yorik's habe ich nach den von ihm ſelbſt für ſeine Tochter, wenige Monate vor ſeinem Tode niedergeſchriebenen Nachrichten über ſich und ſeine Familie, angehängt, um den Autor, den der Leſer, wenn er das Buch bis zum Ende geleſen hat, gewiß außerordentlich lieb gewann, auch in ſeinen Lebensverhältniſſen näher kennen zu lernen.

Endlich finde ich es wohl gerathen, in einer Zeit, wo man gemeine Späße, ſeichte Redensarten, und fade Wortſpiele für Humor verkaufen will, dieſes ewige Muſter des tiefſten und reinſten Humors vor der deutſchen Leſewelt wieder einmal aufzuſtellen, um hier die Bewunderung dort die gerechteſte Verachtung hinzulenken.

Cannſtadt, im Juli 1839.

A. L.

Eine empfindſame Reiſe
durch
Frankreich und Italien.

In Frankreich, ſagte ich, halten ſie es damit beſſer.

Waren Sie in Frankreich? ſagte der Herr, indem er ſich plötzlich, mit dem höflichſten Triumphe von der Welt, zu mir wandte. — Seltſam, ſagte ich, indem ich die Sache bei mir ſelbſt überlegte, daß eine Seereiſe von einundzwanzig Meilen, denn weiter iſt es von Dover nach Calais durchaus nicht, einem Manne ſolche Rechte geben ſoll. Ich will mir die Sache anſehen: mit dieſen Worten brach ich ab, ging ſtracks nach Hauſe, packte ein halb Dutzend Hemden und ein Paar ſchwarze ſeidene Beinkleider zuſammen — „der Rock, den ich anhabe,“ ſagte ich mit einem Blick auf den Aermel — „wird gut genug ſein“ — nahm einen Platz auf der Poſtkutſche nach Dover, und da das Paketboot am nächſten Morgen um 9 Uhr abſegelte, ſaß ich um 3 Uhr Mittags, einen fricaſſirten jungen Hahn vor mir auf dem Tiſche, ſo unläugbar in Frankreich, daß, wäre ich dieſe Nacht an einer

Unverdaulichkeit geſtorben, die ganze Welt die Wirkung der droits d'Aubaine *) nicht hätte aufhalten können. — Meine Hemden und mein Paar ſchwarze ſeidene Beinkleider — Mantelſack und Alles hätte dem Könige von Frankreich anheim fallen müſſen — ſogar das kleine Gemälde, das ich ſo lang getragen, und von dem ich dir ſo oft geſagt habe, Eliſe, ich wolle es mit mir in das Grab nehmen, hätte man mir vom Halſe geriſſen. — Ungroßmüthig! Beſchlag zu legen auf die Trümmer eines harmloſen Reiſenden, den Ihre Unterthanen an ihre Küſte gelockt haben — beim Himmel, Sire, das iſt nicht wohlgethan, und es betrübt mich ſehr, daß ich den Beherrſcher eines ſo fein gebildeten, höflichen Volkes, das ſo berühmt iſt wegen ſeiner Menſchlichkeit und ſeines Zartgefühls, hierüber zur Rede ſtellen muß. —

Aber ich habe ja kaum erſt den Fuß in Ihr Land geſetzt.

Calais.

Als ich mein Mittageſſen beſchloſſen und die Geſundheit des Königs von Frankreich getrunken hatte, um mich ſelbſt zu überzeugen, daß ich keinen Groll gegen ihn, ſondern im Gegentheil hohe Achtung vor ſeinem menſchenfreundlichen Charakter hege, ſtand ich, wegen dieſer Verſöhnung, um einen Zoll größer auf.

---

*) Auf alle Effekten reiſender Fremden, die in Frankreich ſterben (mit Ausnahme der Schweizer und Schotten), wird, kraft dieſes Geſetzes, Beſchlag gelegt, auch wenn der Erbe ſich an Ort und Stelle befindet; da der Ertrag dieſer zufälligen Einkünfte verpachtet iſt, ſo iſt an keine Gnade zu denken.

Nein, ſagte ich, die Bourbonen ſind durchaus kein grauſames Geſchlecht; ſie können irregeleitet werden, wie andere Menſchen; aber es liegt Milde in ihrem Blut. Bei dieſem Zugeſtändniß fühlte ich eine zartere Röthe auf meiner Wange, wärmer und menſchenfreundlicher, als der Burgunder (wenigſtens ſolcher, wie ich getrunken hatte, die Flaſche um zwei Livres) hätte erzeugen können.

Gerechter Gott, ſagte ich, und ſtieß meinen Mantelſack bei Seite, was ſind die Güter dieſer Welt, daß ſie uns ſo erhitzen und ſo viele gutherzige Menſchen zu ſo grauſamen Ausfällen bewegen, wie man hin und wieder hört!

Wenn der Menſch mit den Menſchen Frieden hat, um wie viel leichter als eine Feder iſt alsdann das ſchwerſte Metall in ſeiner Hand! Er zieht ſeine Börſe, hält ſie frei und offen in der Luft, und blickt umher, wie um ein Weſen zu ſuchen, mit dem er ſie theilen könnte. — Während ich dies that, fühlte ich, wie jedes Gefäß in meinem Körper ſich erweiterte; die Arterien klopften alle ſo fröhlich, und jede Kraft, die das Leben erhält, verrichtete ihr Geſchäft mit ſo wenig Reibung, daß die größte phyſikaliſche Zierpuppe in Frankreich dadurch in Verlegenheit geſetzt worden wäre: bei all' ihrem Materialismus hätte ſie mich doch keine Maſchine nennen können. —

Ich bin überzeugt, ſagte ich zu mir ſelbſt, ich würde ihr ihren Glauben benehmen.

Dieſer neue Gedanke trieb jetzt meine Natur auf eine ſolche Höhe, wie ſie ſie nur erreichen kann — ich war zuvor ſchon im Frieden mit der Welt, und dies vollendete den Abſchluß mit mir ſelbſt.

Wäre ich jetzt König von Frankreich, rief ich, welch' ein Augenblick für eine Waiſe, um den Mantelſack ihres Vaters von mir zu erbitten!

Der Mönch.

Calais.

Kaum hatte ich dieſe Worte ausgeſprochen, als ein armer Mönch vom Franziskanerorden in das Zimmer trat, um etwas für ſein Kloſter zu erbitten. Niemand will ſeine Tugenden das Spiel des Zufalls ſein laſſen — oder der Eine iſt vielleicht großmüthig, wie ein Anderer vermögend iſt — sed non quoad hanc — oder gleichviel! über die Ebbe und Fluth unſerer Launen läßt ſich nichts Beſtimmtes feſtſetzen; ſo weit ich ſie kenne, mag ſie von denſelben Urſachen abhängen, die auf die Fluth des Meeres einwirken. — Es wäre oft kein Schaden für uns, wenn man dies annähme; wenigſtens was mich betrifft, ſo weiß ich gewiß, daß es mir in manchen Fällen lieber wäre, wenn die Welt ſagte: „der hat da einen Handel mit dem Mond gehabt", worin weder Sünde noch Schande gelegen hätte, als es für meine eigene That und Handlung gelten zu laſſen, in denen von jenen Beiden ſo viel liegt.

Aber wie dem auch ſein mag: in dem Augenblick, als ich meine Augen auf ihn richtete, war ich entſchloſſen, ihm nicht einen einzigen Sou zu geben; weßhalb ich meine

Börſe in die Taſche ſteckte, dieſe zuknöpfte, mich ein wenig in die Bruſt warf und gravitätiſch auf ihn zu ging; es war, wie ich beſorge, etwas Zurückſtoßendes in meinem Blicke; in dieſem Augenblick ſteht ſeine Geſtalt vor meinen Augen, und ich glaube, es lag etwas darin, das eine beſſere Behandlung verdient hätte.

Der Mönch mochte, ſo weit ich aus den Spuren ſeiner Tonſur ſchließen konnte, von der nur noch wenige zerſtreute weiße Haare an den Schläfen übrig geblieben waren etwa ſiebenzig ſein; aber nach ſeinen Augen und dem Feuer, as in ihnen lag, das mehr durch Höflichkeit als durch die Jahre gedämpft ſchien, konnte er nicht über ſechszig haben — die Wahrheit mag in der Mitte liegen — er war gewiß fünfundſechszig; und der allgemeine Charakter ſeiner Züge ſtimmte mit dieſer Berechnung überein, obgleich es ſchien, als habe Etwas vor der Zeit Runzeln in ſein Geſicht geſät.

Es war einer der Köpfe, die Guido oft gemalt hat, mild, bleich, durchdringend, frei von allem Gewöhnlichen, was uns als fette zufriedene Unwiſſenheit, mit zu Boden geſchlagenem Blicke, entgegentritt — er blickte vorwärts; aber es ſchien, als blicke er nach Etwas jenſeits dieſer Welt. Wie einer von dieſem Orden zu ſolchem Kopfe kam, das weiß der Himmel, der ihn auf die Schultern eines Mönchs fallen ließ, am beſten; aber er hätte einem Braminen angeſtanden, und wäre ich ihm in den Ebenen von Hindoſtan begegnet, ich würde ihm Ehrfurcht erwieſen haben.

Seine übrigen Umriſſe können mit wenigen Strichen gegeben werden; man hätte ſie einem Jeden zum Zeichnen überlaſſen dürfen, denn ſie waren weder fein noch ſonſt etwas, außer wozu Charakter und Haltung ſie machte; es war eine dünne, ſchmächtige Geſtalt, etwas über der gewöhnlichen Größe, wenn ſie nicht durch ihre gebückte Stellung dieſe Auszeichnung wieder verloren hätte; aber es war die Stellung des Bittenden; und wie ſie jetzt vor meiner Einbildungskraft ſteht, gewann ſie dadurch mehr, als ſie verlor.

Als er drei Schritte in dem Zimmer vorwärts gethan, ſtand er ſtill, und legte ſeine linke Hand auf die Bruſt — (ein dünner, weißer Wanderſtab war in ſeiner Rechten); als ich dicht vor ihm ſtand, ſtellte er ſich mir mit der kurzen Erzählung von den Bedürfniſſen ſeines Kloſters vor, und von der Armuth ſeines Ordens — und dies that er mit ſo einfacher Anmuth, und in ſeinen Zügen, wie in ſeiner ganzen Geſtalt, lag ſo viel, das um Entſchuldigung bat — ich muß bezaubert geweſen ſein, daß ich dadurch nicht gerührt wurde.

Ein beſſerer Grund war, ich hatte bei mir beſchloſſen, ihm nicht einen einzigen Sou zu geben.

Der Mönch.

Calais.

Es iſt ſehr wahr, ſagte ich als Erwiderung auf einen aufwärts gerichteten Blick ſeiner Augen, mit dem er ſeine Anrede beſchloſſen hatte, — es iſt ſehr wahr — und der Himmel möge der Troſt derer ſeyn, die keinen andern haben, als das Mitleid der Welt, deren Kapital, fürchte ich, bei Weitem nicht ausreicht für die vielen großen Anſprüche, die man ſtündlich an ſie macht.

Als ich die Worte „große Anſprüche“ ausſprach, ließ er einen leichten Blick auf den Aermel ſeiner Kutte hingleiten — ich fühlte die ganze Stärke dieſer Berufung. — Ich muß anerkennen, ſagte ich, ein grobes Kleid und dies nur alle drei Jahre einmal, mit magerer Koſt — das iſt nichts Großes; da man aber dies mit ſo geringem Fleiß in der Welt erwerben kann, ſo iſt es um ſo mehr zu verwundern, daß Ihr Orden, um es zu gewinnen, auf einen Fonds Anſpruch macht, der das Eigenthum der Lahmen, Blinden, Betagten und Schwachen iſt; — der Gefangene, der auf ſeinem harten Lager die Tage ſeines Unglücks zählt und wieder zählt, er verlangt auch ſeinen Theil daran; und wären Sie vom Orden der barmherzigen Brüder anſtatt vom Franziskanerorden, ſo arm ich bin, fuhr ich fort, und deutete auf meinen Mantelſack, herzlich gern würde ich ihn für Sie öffnen zur Erleichterung der Unglücklichen. — Der Mönch machte eine Verbeugung. Aber vor allen Andern, ſagte ich, haben die Unglücklichen unſeres eigenen Vaterlandes gewiß das erſte Recht; und ich habe an unſerer eigenen Küſte Tauſende im Elende zurückgelaſſen — der Mönch nickte treuherzig mit dem Kopfe, wie wenn er ſagen wollte: „kein Zweifel, es iſt Unglück genug in jedem Winkel der Welt, ſo gut als in unſerem Kloſter.“ Aber wir unterſcheiden, ſagte ich, und legte meine Hand auf den Aermel ſeiner Kutte zur Erwiderung auf ſeine Berufung, wir unterſcheiden, mein guter Vater, zwiſchen denen, die nur das Brod ihrer Arbeitſamkeit eſſen wollen, und denen, die das Brod anderer Leute eſſen, und keinen andern Lebensplan haben, als in Trägheit und Unwiſſenheit durch die Welt zu gehen, um Gottes willen.

Der arme Franziskaner antwortete nichts: eine hektiſche Röthe flog einen Augenblick über ſeine Wange, aber ohne zu verweilen; die Natur ſchien bei ihm jede Empfindlichkeit vergeſſen zu haben; er zeigte keine — er ließ ſeinen Stab in ſeinen Arm fallen, drückte ſeine beiden Hände mit Ergebung an ſeine Bruſt, und entfernte ſich.

Der Mönch.

Calais.

Mein Herz war ungemein bewegt, als er die Thüre ſchloß. Pah! ſagte ich mit ſorgloſer Miene dreimal hintereinander, aber es wollte nichts helfen. Jede unfreundliche Sylbe, die ich geſprochen, ſtellte ſich auf's Neue meiner Einbildungskraft dar: ich bedachte, daß ich kein anderes Recht über den armen Franziskaner habe, als ihm ſeine Bitte abzuſchlagen, und daß dieſe Strafe für den Getäuſchten hinreiche, ohne ſie durch unfreundliche Zuſätze zu verſtärken; ich dachte an ſein graues Haar, ſeine höfliche Geſtalt ſchien wieder einzutreten und mich ſanft zu fragen, was er mir Leides zugefügt und wie ich ihn ſo behandeln könne? Ich hätte 20 Livres für einen Advokaten gegeben! — Ich habe mich ſchlecht aufgeführt, ſagte ich zu mir ſelbſt; aber ich habe ja meine Reiſe erſt angetreten und werde in der Folge ſchon beſſere Sitten lernen.

Die Desobligeante.

Calais.

Wenn ein Menſch mit ſich ſelbſt unzufrieden iſt, ſo hat er doch den Vortheil davon, daß es ihn in eine herrliche Stimmung verſetzt, um irgend einen Handel abzuſchließen.

Da man nun durch Frankreich und Italien nicht reiſen kann ohne einen Wagen, und die Natur uns gewöhnlich zu dem hinleitet, was uns am meiſten Bedürfniß iſt, ſo ging ich nach der Wagenremiſe, um etwas der Art für meinen Zweck zu kaufen oder zu miethen. Eine alte Desobligeante*), im fernſten Winkel des Hofes, gefiel mir gleich auf den erſten Blick; ich ſtieg alſo augenblicklich hinein, und da ſie mit meinen Gefühlen ſo ziemlich übereinſtimmte, ſo befahl ich dem Aufwärter, Monſieur Deſſein, den Eigenthümer des Hotels, zu rufen; aber da Monſieur Deſſein in die Veſper gegangen war, und ich nicht Luſt hatte, dem Franziskaner zu begegnen, den ich auf der entgegengeſetzten Seite des Hofes im Geſpräch mit einer ſo eben vor dem Gaſthof angekommenen Dame ſah, ſo zog ich die tafftenen Vorhänge zwiſchen uns vor, und weil ich doch entſchloſſen war, meine Reiſe zu ſchreiben, ſo nahm ich denn Feder und Dinte heraus, und ſchrieb die Vorrede dazu in der Desobligeante.

---

*) So nennt man in Frankreich einen Wagen, der nur eine Perſon hält.

Vorrede

in der Desobligeante.

Schon mancher peripatheriſche Philoſoph muß bemerkt haben, daß die Natur, vermöge ihrer unzweifelhaften Autorität, gewiſſe Gränzen und Schranken um das Mißvergnügen des Menſchen gezogen hat. Sie hat ihren Zweck auf die einfachſte und bequemſte Art dadurch erreicht, daß ſie ihm die beinahe unumgängliche Nothwendigkeit auferlegt hat, in der Heimath ſeine Wohlfahrt zu fördern und ſeine Leiden zu erdulden. Nur hier hat ſie ihm die Weſen zur Seite gegeben, die am tauglichſten ſind, ſein Glück zu theilen, und einen Theil jener Laſt zu tragen, die in allen Ländern und zu allen Zeiten für ein Paar Schultern zu ſchwer waren. Es iſt wahr, wir ſind mit der unvollkommenen Fähigkeit begabt, unſere Glückſeligkeit zuweilen über dieſe Grenze hinauszuheben; aber es iſt ſo geordnet, daß wir durch Mangel an Sprachen, Verbindungen und Bekanntſchaften, durch Verſchiedenheit der Erziehung, Gewohnheiten und Sitten ſo vielen Hinderniſſen unterworfen ſind, unſere Empfindungen außerhalb unſerer Sphäre mitzutheilen, daß es oft eine förmliche Unmöglichkeit wird.

Es wird hieraus immerhin folgen, daß die Bilanz des empfindſamen Verkehrs ſtets gegen den im Ausland reiſenden Abenteurer iſt; er muß um einen feſten Preis kaufen, was er gar nicht nöthig braucht, ſeine Unterhaltung wird von den Ausländern ſelten ohne bedeutenden Rabatt gegen die ihrige angenommen, und da er dadurch, beiläufig geſagt, beſtändig den billigern Mäklern in die Hände fällt, um Unterhaltung zu ſuchen, ſo gut man ſie haben kann, ſo wird man, ohne beſonderes Weisſagungsvermögen zu beſitzen, leicht errathen, auf welcher Seite der Gewinn iſt.

Dies bringt mich auf mein Thema, und leitet mich auf natürliche Weiſe (ſofern nur das Schaukeln dieſer Desobligeante mich fortfahren läßt) auf die veranlaſſenden ſowohl, als auf die End-Urſachen des Reiſens.

Eure müßigen Leute verlaſſen ihr Geburtsland, und gehen in die Fremde aus einem Grunde, oder aus Gründen, die von einer der folgenden Haupturſachen abgeleitet werden können:

Krankheit des Körpers,
Schwachheit des Geiſtes, oder
Unvermeidliche Nothwendigkeit.

Die erſten Beiden ſchließen alle Jene ein, welche zu Land und Waſſer reiſen und an Stolz, Neugierde, Eitelkeit oder Milzſucht leiden, mit all' den unendlichen Unterabtheilungen und Zuſammenſetzungen in infinitum.

Die dritte Klaſſe begreift das ganze Heer wandernder Märtyrer; ganz beſonders jene Reiſenden, welche ihre Reiſen mit dem Vorrechte der Geiſtlichkeit antreten, entweder als Delinquenten, die unter der Aufſicht von Hofmeiſtern, die ihnen die Obrigkeit empfohlen hat, reiſen, oder als junge Herren, welche durch die Grauſamkeit ihrer Eltern und Vormünder in die Verbannung geſandt werden, und unter der Aufſicht von Hofmeiſtern reiſen, die Oxford, Aberdeen und Glasgow empfohlen hat.

Es gibt eine vierte Klaſſe, aber ihre Anzahl iſt ſo gering, daß ſie keine beſondere Abtheilung verdiente, wäre es in einem Werke dieſer Art nicht nothwendig, mit der größten Genauigkeit und Pünktlichkeit zu verfahren, um die Charaktere nicht zu vermiſchen. Und dieſe Männer, von denen ich ſpreche, ſind ſolche, die Meere durchſegeln und in einem fremden Lande leben, in der Abſicht, aus verſchiedenen Gründen und unter verſchiedenen Vorwänden Geld zu ſparen; aber da ſie auch ſich und Andern eine ziemliche Portion unnöthiger Mühe erſparen könnten, wenn ſie ihr Geld zu Hauſe ſparen würden, und da ihre Gründe zum Reiſen weit weniger zuſammengeſetzt ſind, als die aller andern Arten von Auswanderern, ſo werde ich dieſe Herren durch die Benennung:

Einfache Reiſende

unterſcheiden.

So kann denn der ganze Kreis von Reiſenden auf folgende Hauptabtheilungen zurückgeführt werden:

Müßige Reiſende,
Neugierige Reiſende,
Lügende Reiſende,
Aufgeblaſene Reiſende,
Eitle Reiſende,
Milzſüchtige Reiſende.

Es folgen dann die Reiſenden aus Nothwendigkeit:

Der in Folge von Verbrechen und Sünden Reiſende,

Der unglückliche und unſchuldige Reiſende,
Der einfache Reiſende,
Endlich zuletzt (wenn Sie erlauben):
Der empfindſame Reiſende,

womit ich mich ſelbſt meine, der ich gereiſt bin und mich nun hingeſetzt habe, um Rechenſchaft davon zu geben — ebenſogut aus Nothwendigkeit und besoin de voyager, als irgend einer dieſer Klaſſen.

Ich weiß zugleich recht wohl, daß, da ſowohl meine Reiſen, als meine Beobachtungen von denen aller meiner Vorgänger ſehr verſchieden ſind, ich darauf hätte beſtehen dürfen, allein meine eigene Niſche einzunehmen; aber ich fürchte dadurch, den eitlen Reiſenden in's Gehege zu kommen, wenn ich die Aufmerkſamkeit auf mich ziehen wollte, ehe ich einen beſſern Grund dazu hätte, als die bloße Neuheit meines Vehikels.

Dies iſt für meinen Leſer, wenn er Reiſen gemacht hat, hinreichend, um es durch Studium und Nachdenken endlich dahin zu bringen, ſich ſeinen eigenen Platz und Rang in dem Verzeichniſſe anzuweiſen — es wird dies ein Schritt weiter zur Selbſterkenntniß ſein; denn es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß er noch zu dieſer Friſt eine gewiſſe Aehnlichkeit und Färbung von dem hat, was er auf Reiſen in ſich aufnahm oder in die Welt mit hinausbrachte.

Der Mann, der zuerſt die Burgundertraube an's Kap der guten Hoffnung verpflanzte (man bemerke, daß er ein Holländer war), ließ es ſich nie träumen, daß er denſelben Wein am Kap trinken werde, den dieſelbe Traube auf den franzöſiſchen Bergen erzeugte. — Dazu war er zu phlegmatiſch; — aber ohne Zweifel erwartete er irgend eine Sorte von Wein ähnlichem Getränk zu trinken; doch ob gut, ſchlecht oder mittelmäßig — er wußte genug von dieſer Welt, um einzuſehen, daß dies nicht von ſeiner Wahl abhänge, ſondern daß das, was man gewöhnlich Zufall nennt, ſeinen Erfolg entſcheiden müſſe: gleichwohl hoffte er das Beſte; und ſo bei einem ungemeſſenen Vertrauen auf die Stärke ſeines Geiſtes und die Tiefe ſeiner Einſicht, konnte Mynheer leicht in ſeinem neuen Weinberg Beide zu Schanden trinken, und durch die Enthüllung ſeiner Blöße ein Gegenſtand des Gelächters für ſeine Leute werden.

Eben ſo geht es dem armen Reiſenden, der zur See und zur Poſt durch die gebildeteren Königreiche der Erde reiſt, um Gelehrſamkeit und Kenntniſſe zu erwerben.

Gelehrſamkeit und Kenntniſſe können erlangt werden, wenn man zur See und zur Poſt in dieſer Abſicht reiſt; aber ob wahre Gelehrſamkeit und nützliche Kenntniſſe, dies iſt eine bloße Lotterie; und auch da, wo der Abenteurer Glück hat, muß das gewonnene Kapital mit Vorſicht und Beſonnenheit angelegt werden, um einen Nutzen daraus zu ziehen; aber da ſowohl bei der Erwerbung, als bei der Anwendung es weit wahrſcheinlicher iſt zu verlieren als zu gewinnen, ſo bin ich der Meinung, ein Mann würde eben ſo weiſe handeln, wenn er es über ſich vermöchte, ohne ausländiſche Kenntniſſe oder ausländiſche Gelehrſamkeit zufrieden zu leben, zumal wenn er ſich in einem Lande befindet, das an beiden keinen gänzlichen Mangel hat; — und in der That vielen ſchweren Kummer und viele Zeit hat es mich oft gekoſtet, wenn ich bemerkt habe, wie viele ſumpfige Wege ein neugieriger Reiſender durchmeſſen mußte, um Anſichten zu haben und Entdeckungen zu erſpähen; was er Alles, wie Sancho Panſa zu Don Quixote ſagte, trockenen Fußes zu Hauſe hätte haben können.

Wir leben in einem an Licht ſo reichen Jahrhundert, daß es kaum ein Land oder einen Winkel in Europa gibt, deſſen Strahlen ſich nicht mit andern kreuzten und vermiſchten. — Gelehrſamkeit gleicht in den meiſten ihrer Zweige und bei den meiſten Dingen der Muſik auf der Straße einer italieniſchen Stadt, an der auch die Theil nehmen können, die nichts bezahlen. — Aber es lebt keine Nation unter dem Himmel, und Gott iſt mein Zeuge (vor deſſen Thron ich einſt treten und Rechenſchaft geben muß von dieſem Werke), daß ich dies nicht aus Prahlerei ſage; aber es lebt keine Nation unter dem Himmel, die reicher wäre an mannigfaltiger Gelehrſamkeit, in der man ſich beſſer um Kenntniſſe bewerben oder dieſe ſicherer gewinnen könnte, als hier, wo die Kunſt ermuthigt wird und ſo ſchnell eine hohe Stufe erreichen zu wollen ſcheint; wo die Natur (im Allgemeinen genommen) ſo wenig zu verantworten hat, wo endlich mehr Witz und mannigfaltigere Charaktere zur Nahrung des Geiſtes angetroffen werden — wohin wollt Ihr denn aber gehen meine lieben Landsleute?

Wir betrachten nur dieſen Wagen, ſagten ſie. — Ihr gehorſamſter Diener, ſagte ich, indem ich herausſprang und meinen Hut abzog. — Wir wunderten uns, ſagte einer von ihnen, der, wie ich fand, ein neugieriger Reiſender war, was wohl ſeine Bewegung verurſachen möchte. — Das Schreiben einer Vorrede, ſagte ich kalt, erzeugte dieſe Bewegung. — Ich hörte noch nie, ſagte der Andere, der ein einfacher Reiſender war, von einer Vorrede, die in einer Desobligeante geſchrieben worden wäre. — Ein Vis-à-vis, ſagte ich, wäre allerdings tauglicher dazu geweſen.

Da ein Engländer nicht reist, um Engländer zu ſehen, ſo entfernte ich mich auf mein Zimmer.

Calais.

Als ich auf mein Zimmer ging, bemerkte ich, daß noch außer mir etwas den Gang verdunkle; es war in der That Monſieur Deſſein, der Eigenthümer des Hotels, der ſo eben aus der Veſper zurückgekehrt war, und ſeinen Hut unter dem Arm mir ungemein höflich folgte, um mich zu fragen, was ich bedürfe. Ich hatte mir die Desobligeante ſo ziemlich aus dem Kopfe geſchrieben, und als Monſieur Deſſein mit einem Achſelzucken davon ſprach, als würde ſie keineswegs für mich paſſen, ſo ſtieg mir plötzlich der Gedanke in den Kopf, ſie gehöre irgend einem unſchuldigen Reiſenden, der auf ſeiner Rückkehr nach Hauſe ſie der Ehrlichkeit des Monſieur Deſſein anvertraut habe, um ſie ſo theuer als möglich zu verkaufen. Vier Monate waren vergangen, ſeit der Wagen ſeine Reiſe durch Europa in dem Winkel von Monſieur Deſſeins Hofraum geendet hatte; und da er dieſelbe zuerſt ſchon als eine aufgeputzte Waare angetreten, ſo hatte er, obgleich am Mont Cenis zweimal zerbrochen, durch ſeine Abenteuer nicht ſehr gewonnen, aber durch keines derſelben ſo wenig, daß man ihn ſo viele Monate lang ohne Erbarmen in dem Winkel von Monſieur Deſſeins

Hofraum ſtehen ließ. Viel konnte in der That nicht zu ſeinen Gunſten geſagt werden, aber doch etwas; und wenn ein Paar Worte dem Unglück Linderung geben können, ſo haſſe ich den Mann, der damit knickern kann.

Wäre ich jetzt der Eigenthümer dieſes Hotels, ſagte ich, und legte die Spitze meines Zeigefingers auf Monſieur Deſſeins Bruſt, ſo würde ich Alles daran ſetzen, um dieſe unglückliche Desobligeante los zu werden. — So oft Sie vorbei gehen, muß das Schaukeln derſelben Ihnen Vorwürfe machen.

Mon dieu! ſagte Monſieur Deſſein, ich habe kein Intereſſe dabei. — Ausgenommen das Intereſſe, ſagte ich, das Männer einer gewiſſen Denkungsart an ihren eigenen Empfindungen nehmen. Bei einem Manne, der für Andere ſo gut als für ſich ſelbſt fühlt, bin ich überzeugt, daß jede vergnügte Nacht, mögen Sie es verbergen, ſo ſehr Sie wollen, für Ihr Gemüth höchſt ſchmerzlich ſein muß. — Sie leiden, Monſieur Deſſein, ſo gut als die Maſchine.

Wenn in einem Komplimente eben ſo viel Saures als Süßes iſt, ſo habe ich ſtets bemerkt, daß ein Engländer immer in Verlegenheit iſt, ob er es aufnehmen oder liegen laſſen ſoll: ein Franzoſe iſt es nie. Monſieur Deſſein machte mir eine Verbeugung.

C'est bien vrai, ſagte er — aber in dieſem Falle würde ich nur eine Unruhe gegen die andere vertauſchen, und mit Verluſt: ſtellen Sie ſich vor, mein theurer Herr, wenn ich Ihnen einen Wagen gäbe, der, ehe Sie auf halbem Wege nach Paris wären, in Stücke ginge — ſtellen Sie ſich vor, wie ſehr ich leiden müßte, einem Manne von Ehre eine ſchlimme Meinung von mir beizubringen, und mich einem homme d'esprit auf's Gerathewohl zu ergeben.

Die Doſis war genau nach meinem eigenen Recept zubereitet; ſo mußte ich ſie denn auch annehmen; und indem ich Monſieur Deſſein ſeine Verbeugung zurückgab, ſchritten wir ohne weitere Caſuiſterei zuſammen auf ſeine Remiſe zu, um ſeine Wagenmagazine in Augenſchein zu nehmen.

Auf der Straſse.

Calais.

Es muß doch eine feindſelige Welt ſeyn, wo der Käufer (wenn auch nur einer armſeligen Poſtchaiſe) mit dem Verkäufer derſelben nicht über die Straße gehen kann, um den Handel abzuſchließen, ohne alsbald in dieſelbe Gemüthsſtimmung zu verfallen, und ſeinen Mann mit denſelben Augen anzuſehen, als ginge er mit ihm nach Hydepark, um ſich mit ihm zu ſchlagen. Ich, meines Theils, der ich nur ein ſchlechter Schläger, und Monſieur Deſſein keineswegs gewachſen bin, fühlte der Reihe nach alle die Bewegungen in mir, die bei einer ſolchen Lage natürlich ſind: ich ſchoß auf Monſieur Deſſein durchbohrende Blicke, ſah ihn, während er ſeines Wegs ging, bald von der Seite, bald von vorn an; glaubte, er ſehe aus, wie ein Jude, dann wie ein Türke; fand ſeine Perücke geſchmacklos, verfluchte ihn, wünſchte ihn zum Teufel. —

Und Alles dies geht in dem Herzen vor, um der armſeligen Summe von 3 bis 4 Louisd'or willen, die man mir im ſchlimmſten Falle zu viel abnehmen kann! Schlimme Leidenſchaft, ſagte ich, und kehrte mich um, wie man es bei einer plötzlichen Umwandlung der Gefühle zu thun pflegt, ſchlimme, niedrige Leidenſchaft, deine Hand iſt wider Jedermann, und

Jedermanns Hand wider dich. — Der Himmel verhüte, ſagte ſie, und hob ihre Hand zu ihrer Stirne; denn ich ſtand plötzlich gerade vor der Dame, die ich im Geſpräch mit dem Mönche geſehen hatte. — Sie war uns unbemerkt gefolgt; — der Himmel verhüte es in der That! ſagte ich, und bot ihr meine Hand — ſie hatte ein Paar ſchwarze, ſeidene Handſchuhe an, die nur am Daumen und den zwei Zeigefingern offen waren; ſo nahm ſie dieſelbe ohne Weiteres an, und ich führte ſie gegen die Thüre der Remiſe.

Monſieur Deſſein hatte über den Schlüſſel mehr als fünfzig Mal geteufelt, bis er zuletzt entdeckte, daß er einen falſchen in der Hand habe: wir waren eben ſo ungeduldig wie er, die Thüre geöffnet zu ſehen; und ſo aufmerkſam auf das Hinderniß, daß ich fortwährend ihre Hand in der meinigen hielt, beinahe ohne es zu wiſſen; ſo daß ihre Hand in der meinigen lag, und unſere Geſichter gegen die Remiſenthüre blickten, als Monſieur Deſſein uns verließ und ſagte, er werde in fünf Minuten zurück ſein.

Nun iſt eine Unterredung von fünf Minuten bei einer ſolchen Stellung eben ſo viel werth, als eine Unterredung von ſo viel Jahrhunderten, bei der die Geſichter gegen die Straße gerichtet ſind: im letzteren Falle nimmt ſie ihren Stoff von den äußeren Gegenſtänden und Vorfällen; wenn aber die Augen bloß auf ein todtes Brett gerichtet ſind, dann müßt Ihr den Stoff in Euch ſelbſt ſuchen. Das Stillſchweigen eines einzigen Augenblicks nach Monſieur Deſſeins Entfernung wäre für unſere Stellung unheilvoll geweſen; — ſie hätte ſich unfehlbar umgedreht, ſo begann ich denn die Unterhaltung im Augenblick. —

Aber was mich eigentlich dazu antrieb (denn ich ſchreibe nicht, um die Schwächen meines Herzens auf dieſer Reiſe zu entſchuldigen, ſondern um ſie zu erzählen) — dies ſoll eben ſo einfach geſchildert werden, als ich es fühlte.

Die Remiſenthüre.

Calais.

Als ich dem Leſer erzählte, ich habe nicht Luſt gehabt aus der Desobligeante zu ſteigen, weil ich den Mönch in tiefem Geſpräch mit einer ſo eben vor dem Gaſthof angekommenen Dame geſehen habe: da ſagte ich ihm die Wahrheit; aber ich ſagte ihm nicht die ganze Wahrheit; denn ich wurde eben ſo ſehr zurückgehalten durch die Erſcheinung und Geſtalt der Dame, mit der er ſprach. Ein Argwohn fuhr mir durch den Kopf und flüſterte mir zu: er erzähle ihr, was zwiſchen uns vorgefallen ſey; dies ſchlug eine mißtönende Saite in meinem Innern an; ich wünſchte ihn in ſein Kloſter.

Wenn das Herz dem Verſtande voraneilt, ſo erſpart es der Urtheilskraft eine Welt von Mühen, ich war feſt überzeugt, ſie gehöre einer beſſeren Klaſſe von Geſchöpfen an; gleichwohl dachte ich nicht weiter an ſie, ſondern fuhr fort meine Vorrede zu ſchreiben.

Der Eindruck kehrte zurück, als ich ihr auf der Straße begegnete; die beſonnene Freimüthigkeit, mit der ſie mir ihre Hand gab, zeigte, wie ich glaube, ihre gute Erziehung und ihren geraden Sinn; und als ich ſie führte, fühlte ich eine liebliche Geſchmeidigkeit an ihr, die über alle meine Lebensgeiſter eine heitere Ruhe verbreitete.

Guter Gott! wenn man doch mit einem ſolchen Geſchöpfe durch die Welt reiſen könnte!

Ich hatte ihr Geſicht noch nicht geſehen; es war nicht weſentlich; denn das Gemälde war im Augenblick entworfen, und lange ehe wir die Remiſenthüre erreichten, hatte die Phantaſie den ganzen Kopf vollendet, und freute ſich ſo ſehr darüber, daß er ihrer Göttin gut ſtand, als hätte ſie ihn aus der Tiber hervor geholt. — Aber du biſt eine betrogene und betrügende Dirne, und wenn du uns auch ſiebenmal des Tages mit deinen Gemälden und Bildern täuſcheſt, ſo thuſt du es doch mit ſo vielen Reizen und ſtatteſt deine Gemälde mit ſo vielen Engeln des Lichts aus, daß es ſchimpflich wäre, dir zu zürnen.

Als wir die Remiſenthüre erreicht hatten, zog ſie ihre Hand von ihrer Stirne weg und ließ mich das Original ſehen. — Es war ein Geſicht von etwa 26 — von einem zarten, durchſichtigen Braun, in einfachem Putz, ohne Schminke oder Püder; — es war nicht ſchön nach den Regeln; aber es lag etwas darin, das mir in meiner jetzigen Stimmung weit mehr gefiel: es war intereſſant. Dabei kam es mir vor, als liege in dem Blick der Ausdruck einer Wittwe, und zwar in jenem Zuſtande der Linderung, wo die zwei erſten Paroxiſmen des Schmerzes überſtanden ſind, und ſie nun allmählig anfängt ſich über ſeinen Verluſt zu tröſten — aber tauſend andere Schmerzen konnten dieſelben Linien gezogen haben; ich wünſchte zu wiſſen, welcher Art ſie geweſen — und war auf dem Punkte zu fragen (hätte es der bon ton der Unterhaltung geſtattet, wie in den Tagen Esdra's): „Was fehlet dir? und warum biſt du ſo bekümmert? und warum iſt deine Seele beunruhigt?“ Mit einem Wort, ich fühlte Wohlwollen für ſie; und beſchloß auf irgend einem Wege ihr mein Schärflein Höflichkeit, wenn nicht ſogar Dienſtleiſtung darzubringen.

Dies trieb mich an — und in dieſer Stimmung, meinem Antriebe zu folgen, wurde ich mit der Dame allein gelaſſen, ihre Hand in der meinigen ruhend, und unſere Geſichter näher gegen die Remiſenthüre gerichtet, als unumgänglich nothwendig war.

Die Remiſenthüre.

Calais.

Gewiß, meine ſchöne Dame, ſagte ich, indem ich ihre Hand, während ich zu ſprechen begann, ein wenig erhob, dies muß eine der launenhaften Fügungen des Geſchicks ſein; zwei ſich völlig fremde Perſonen, von verſchiedenem Geſchlecht und vielleicht von ganz verſchiedenen Winkeln der Erde bei der Hand zu nehmen, und ſie in einem Augenblick in eine ſo vertrauliche Stellung zu verſetzen, als die Freundſchaft ſelbſt ſchwerlich herbeiführen könnte, hätte ſie auch einen Monat darauf geſonnen.

Und Ihr Nachdenken darüber zeigt, wie ſehr der Zufall Sie, Monſieur, durch dieſes Abenteuer in Verlegenheit geſetzt hat.

Wenn die Situation ſo iſt, wie wir ſie wünſchen, ſo iſt nichts ſo unzeitig, als auf die Umſtände hinzudeuten, die ſie herbeiführte; Sie danken dem Glücke — fuhr ſie fort, Sie hatten Recht — das Herz wußte es, und war zufrieden; und wer außer einem engliſchen Philoſophen hätte den Verſtand davon benachrichtigt, um das Urtheil dadurch umzuſtoßen?

Bei dieſen Worten zog ſie ihre Hand zurück mit einem Blicke, der mir eine hinreichende Erläuterung zu dem Texte ſchien.

Es iſt ein armſeliges Gemälde, das ich hier von der Schwäche meines Herzens gebe, indem ich geſtehe, daß ich einen Schmerz fühlte, den würdigere Veranlaſſungen nicht hätten erzeugen können. — Ich kränkte mich über den Verluſt ihrer Hand, und die Art, wie ich ſie verlor, goß weder Oel, noch Wein auf die Wunde; niemals in meinem Leben hatte ich ein ſo ſchmerzliches Gefühl einfältiger Verlegenheit.

Die Triumphe eines wahrhaft weiblichen Herzens über ſolche Niederlagen ſind kurz. Nach wenigen Secunden legte ſie ihre Hand auf den Aufſchlag meines Rocks, um ihre Erwiderung zu vollenden; dadurch oder auf eine andere, Gott weiß welche Art, kam ich wieder in meine frühere Stellung.

Sie hatte nichts hinzuzufügen. — Ich begann ſo fort, auf eine andere Unterhaltung mit der Dame zu denken, denn aus dem Inhalt ſowohl, als der Moral der vorhergehenden konnte ich ſchließen, daß ich mich in ihrem Charakter geirrt; aber als ſie ſich mit ihrem Geſicht zu mir wandte, war der Geiſt geflohen, der ihre Erwiderung beſeelt hatte. — Die Muskeln waren ſchlaff, und ich ſah wieder denſelben argloſen Blick des Kummers, der mich zuerſt für ſie gewonnen. Traurig! daß ſolch' lebhafte Munterkeit eine Beute des Schmerzes ſein konnte. Ich bemitleidete ſie von ganzem Herzen und wenn es auch einem verhärteten Herzen lächerlich genug vorkommen mag: — ich hätte ſie auf der offenen Straße in meine Arme ſchließen, und liebkoſen können, ohne zu erröthen.

Das Klopfen der Pulſe in meinen Fingern, die die ihrigen umſchloßen, ſagten ihr, was in meinem Innern vorging; ſie blickte zur Erde. — Einige Augenblicke herrſchte Stille.

Ich fürchte, in dieſer Zwiſchenzeit muß ich einige leichte Verſuche gemacht haben, ihre Hand feſter zu drücken, denn ich fühlte eine leiſe Bewegung in der meinigen — nicht als ob ſie im Begriff geweſen wäre, die ihrige zurückzuziehen, ſondern als ob ſie daran gedacht hätte — und unfehlbar würde ich ſie ein zweites Mal verloren haben, hätte mir nicht der Inſtinkt mehr als die Vernunft das letzte Hülfsmittel in ſolchen Gefahren an die Hand gegeben, ſie loſe und ſo zu halten, als wollte ich ſie jeden Augenblick aus freien Stücken gehen laſſen; ſo ließ ſie es geſchehen, bis Monſieur Deſſein mit dem Schlüſſel zurückkehrte; und in dieſer Zeit dachte ich darüber nach, wie ich die übeln Eindrücke verwiſchen könnte, welche die Geſchichte des armen Mönchs, ſo weit er ſie ihr erzählt haben mochte, zu meinem Nachtheile auf ſie bewirkt hätten.

Die Schnupftabacksdoſe.

Calais.

Der gute alte Mönch war etwa ſechs Schritte von uns entfernt, als der Gedanke an ihn durch meinen Kopf fuhr; und er näherte ſich uns nicht ganz auf geradem Wege, wie wenn er unentſchloſſen wäre, ob er uns unterbrechen ſollte, oder nicht. Sobald er indeß in unſere Nähe kam, ſtand er mit ungemein viel Freimüthigkeit ſtille, und hielt mir eine Schnupftabacksdoſe aus Horn hin, die er offen in ſeiner Hand hatte. — Sie ſollen den meinigen verſuchen, ſagte ich, zog meine kleine ſchildkrötene Doſe hervor, und gab ſie ihm in die Hand. — Eine herrliche Arbeit, ſagte der Mönch; — Dann thun Sie mir den Gefallen, verſetzte ich, und nehmen Sie die Doſe nebſt ihrem Inhalt von mir an; und wenn Sie eine Priſe daraus nehmen, ſo erinnern Sie ſich zuweilen, daß es die Friedensgabe von einem Manne iſt, der Sie einmal unfreundlich behandelte, wiewohl nicht von Herzen.

Der arme Mann wurde ſo roth wie Scharlach. Mon Dieu, ſagte er, und preßte ſeine Hände zuſammen, Sie haben mich niemals unfreundlich behandelt. — Ich ſollte denken, ſagte die Dame, es ſähe ihm nicht gleich. — Nun erröthete ich meinerſeits; aber aus was für Gründen, das mögen die Wenigen ſich deutlich zu machen ſuchen, die Gefühl haben. — Entſchuldigen Sie mich, Madame, verſetzte ich — ich behandelte ihn ſehr unfreundlich, und dies ohne allen Grund. — Dies iſt unmöglich, ſagte die Dame. — Mein Gott, rief der Mönch mit einer Wärme der Verſicherung, die ihm nicht natürlich zu ſeyn ſchien: der Fehler lag an mir und an der Unbeſonnenheit meines Eifers. — Dem widerſprach die Dame, und ich behauptete mit ihr, es ſey unmöglich, daß ein ſo ruhiger Geiſt wie der ſeinige irgend Jemand beleidigen könne.

Ich wußte nicht, daß ein Streit einen für die Nerven ſo wohlthuenden und erfreulichen Ausgang nehmen könnte, wie ich es jetzt fühlte. Wir blieben ſchweigend, ohne ein Gefühl jener thörichten Verlegenheit, die dann ſtattfindet, wenn man in einer Geſellſchaft zehn Minuten lang einander in das Geſicht ſieht, ohne ein Wort zu ſagen. Während dieſer Pauſe rieb der Mönch ſeine Horn-Doſe an dem Aermel ſeiner Kutte, und ſobald ſie durch die Reibung einen gewiſſen Glanz bekommen hatte, ſagte er mit einer leichten Verbeugung: es ſey jetzt zu ſpät, um zu entſcheiden, ob unſere Schwäche oder unſere Gutmüthigkeit uns in dieſen Streit verwickelt habe, aber dennoch bitte er mich darum, mit den Doſen zu tauſchen. — Bei dieſen Worten bot er mir mit der einen Hand die ſeinige an, während er mit der andern die meinige in Empfang nahm; und nachdem er ſie, mit einem Strom von Gutmüthigkeit in den Augen, geküßt hatte, ſteckte er ſie in ſeinen Buſen und nahm Abſchied.

Ich bewahre dieſe Doſe, wie ich die ſichtbaren Zeichen meiner Religion bewahren würde, um meinem Geiſte eine höhere Richtung zu geben; in Wahrheit ich gehe ſelten ohne ſie aus, und häufig habe ich damit den freundlichen Geiſt ihres Eigenthümers herauf beſchworen, um in den Kämpfen dieſer Welt meinen Geiſt aufrecht zu erhalten. Dem ſeinigen hatten ſie reichliche Beſchäftigung gegeben, wie ich aus ſeiner Geſchichte erſah, bis er etwa im 45. Jahre ſeines Alters, nachdem er für einige militäriſche Dienſte ſchlecht belohnt und zu gleicher Zeit in der zärtlichſten Leidenſchaft getäuſcht worden war, dem Schwerte und dem andern Geſchlechte ein Lebewohl ſagte, und nicht ſowohl in ſeinem Kloſter, als in ſich ſelbſt Ruhe fand.

Mit tiefem Schmerze muß ich hinzufügen, daß, als ich bei meiner letzten Rückkehr durch Calais nach Vater Lorenzo fragte, man mir die Nachricht gab, daß er vor beinahe drei Monaten geſtorben und nicht in ſeinem Kloſter, ſondern ſeinem Wunſche gemäß auf einem kleinen Kirchhof, der zu demſelben gehört, etwa zwei Stunden entfernt, begraben worden ſey. Ich ſehnte mich ſehr darnach, zu ſehen, wo ſie ihn hingelegt hatten, und als ich, ſeine kleine Horn-Doſe herausziehend, auf ſeinem Grabe mich niederſetzte, und ein oder zwei Neſſeln zu ſeinen Häupten ausriß, die hier nichts zu thun hatten, ſo wirkte dies Alles ſo gewaltig auf meine Empfindungen, daß ich in eine Fluth von Thränen ausbrach. — Aber ich bin ſo ſchwach wie ein Weib: und ich bitte die Welt, nicht zu lächeln, ſondern mich zu bemitleiden.

Die Remiſenthüre.

Calais.

Dieſe ganze Zeit über ließ ich die Hand der Dame nicht los, und hatte ſie jetzt ſo lange gehalten, daß es unanſtändig geweſen wäre, ſie zu laſſen ohne ſie zuvor an meine Lippen zu drücken: das Blut und die Lebensgeiſter die von ihrer Wange gewichen waren, ſtrömten dahin zurück, als ich es that.

Da in dieſem entſcheidenden Augenblicke die zwei Reiſenden, welche im Hofe mit mir geſprochen hatten, zufällig vorbeigingen, und unſern vertraulichen Verkehr bemerkten, ſo ſetzten ſie ſich natürlich in den Kopf, wir müßten wenigſtens Mann und Frau ſein; ſobald ſie daher an der Remiſenthüre angekommen waren, ſtanden ſie ſtille, und der Eine derſelben, nämlich der neugierige Reiſende, fragte uns, ob wir am nächſten Morgen nach Paris abreiſen würden? — Ich könne dies nur für mich ſelbſt bejahen, ſagte ich, und die Dame fügte hinzu, ſie reiſe nach Amiens. — Dort ſpeisten wir geſtern zu Mittag, ſagte der einfache Reiſende. Sie kommen auf Ihrer Reiſe nach Paris, ſetzte der Andere hinzu, gerade durch dieſe Stadt. Ich war ſchon im Begriff, für die Nachricht, daß Amiens an der Straße nach Paris liege, tauſend Dank zu ſagen:

— aber als ich meines armen Mönch's kleine Doſe von Horn herausgezogen, um eine Priſe zu nehmen, machte ich ihnen eine ruhige Verbeugung, wünſchte ihnen glückliche Reiſe nach Dover, — und ſie ließen uns allein.

Was wäre es jetzt weiter, ſagte ich zu mir ſelbſt, wenn ich dieſe bekümmerte Dame erſuchen würde, meinen Wagen mit mir zu theilen? — Was könnte wohl für ein großes Unheil daraus entſtehen?

Jede ſchmuzige Leidenſchaft und niedrige Neigung meines Weſens wurde erregt, als ich dieſen Vorſchlag überlegte. — Er wird dich nöthigen, ein drittes Pferd zu nehmen, ſagte der Geiz, und dies wird dich zwanzig Livres mehr koſten. — Du weißt nicht, wer ſie iſt, ſagte die Behutſamkeit — oder in welche Verlegenheiten dich dieſer Handel bringen könnte, flüſterte die Feigheit. —

Verlaß dich darauf, Yorik, ſprach die Klugheit, man wird von dir ſagen, du reiſeſt mit einer Maitreſſe, und ſeieſt in dieſer Abſicht, wie verabredet, nach Calais gekommen. —

Niemals wieder, rief die Heuchelei laut, kannſt du dein Geſicht frei der Welt zeigen — oder, meinte die Aengſtlichkeit, in der Kirche auftreten — oder, ſagte der Stolz, eine höhere Stelle in ihr einnehmen, als die eines armſeligen Landpfarrers.

Aber es wäre doch höflich, ſagte ich — und da ich gewöhnlich meinem erſten Antriebe folge, und deshalb ſelten auf dieſe Cabalen höre, die, ſo viel ich weiß, nur dazu dienen, das Herz mit einer Rinde von Diamant zu umziehen — ſo drehte ich mich ſogleich um nach der Dame. —

Sie jedoch hatte ſich unbemerkt davon geſchlichen, während die Angelegenheit in meinem Innern verhandelt wurde, und war, bis ich zu meinem Entſchluß gekommen, zehn bis zwölf Schritte die Straße hinabgegangen; ſo ging ich denn mit großen Schritten hinter ihr her, um ihr auf die beſte Art den Vorſchlag zu thun; aber als ich bemerkte, daß ſie im Gehen ihre Wange halb auf ihrer Hand ruhen ließ, und mit langſamen kurz abgemeſſenen Schritten nachdenklich ſich fortbewegte, und ihre Augen Schritt für Schritt auf die Erde richtete, kam es mir plötzlich in den Sinn, ſie verhandle dieſelbe Sache bei ſich. — Gott helfe ihr! ſagte ich. Sie hat irgend eine Schwiegermutter oder Tartuffe'ſche Tante, oder ein unverſtändiges altes Weib über dieſen Fall zu befragen, ſo gut als ich ſelbſt: da ich nun den Proceß nicht unterbrechen mochte, und es für galanter hielt, ſie durch Capitulation als durch Ueberrumplung zu erobern, ſo wandte ich mich um, ging ein oder zweimal vor der Remiſenthüre auf und ab, während ſie ſeitwärts nachdenklich hin und her ging.

Auf der Straſse.

Calais.

Bei dem erſten Anblick der Dame ſtand es feſt in mir, „daß ſie einer beſſeren Klaſſe von Geſchöpfen angehören müſſe;“ — und als zweiter Grundſatz, eben ſo unbeſtreitbar wie der erſte, wurde dies feſtgeſtellt, daß ſie eine Wittwe ſei und den Ausdruck eines Schmerzes im Geſicht trage. — Weiter war ich nicht gegangen; dies genügte mir für die Stellung, die mir gefiel; — und wäre ſie bis Mitternacht mir am Arme geblieben, ſo würde ich feſt an meinem Syſteme gehalten, und ſie nur unter dieſer allgemeinen Idee betrachtet haben.

Kaum war ſie zwanzig Schritte von mir entfernt, ſo verlangte etwas in mir eine genauere Unterſuchung; der Gedanke an eine weitere Trennung drängte ſich mir auf; vielleicht ſollte ich ſie nie mehr ſehen — das Herz muß für ſich retten, was es kann; und ich wollte wiſſen, auf welchem Wege meine Wünſche zu ihr gelangen könnten, im Fall ich ſelbſt ſie nie mehr treffen ſollte. Mit einem Wort: ich wünſchte ihren Namen zu wiſſen — den ihrer Familie — ihren Stand; und wie ich wußte, wohin ſie ging, ſo wünſchte ich auch zu wiſſen, woher ſie kam; aber zu allen dieſen Nachrichten konnte ich nicht kommen; hundert kleine, zarte Rückſichten ſtanden mir im Wege. Ich entwarf eine Menge verſchiedener Pläne. Sie ſo geradezu zu fragen — das ſchien mir nicht möglich.

Ein kleiner freundlicher franzöſiſcher Kapitän, der die Straße herabtänzelte, zeigte mir, daß nichts in der Welt leichter ſei, als dies; denn er ſtellte ſich zwiſchen uns, eben als die Dame zu der Remiſenthüre zurückkehrte, führte ſich mir auf, und ehe er noch ausgeſprochen hatte, bat er mich, ich möchte ihm doch die Ehre erweiſen, ihn dieſer Dame vorzuſtellen. — Ich war aber ſelbſt nicht vorgeſtellt worden. — Nun wandte er ſich zu ihr, und that es eben ſo gut ſelbſt, indem er ſie fragte, ob ſie von Paris komme? Nein: ſie gehe erſt dahin, ſagte ſie. — Vous n'êtes pas de Londres? Sie ſei es nicht, antwortete ſie. — Dann muß Madame über Flandern gekommen ſein. — Apparemment vous êtes Flamande? ſagte der franzöſiſche Kapitän. — Die Dame antwortete: ſie ſei es. — Peut-être de Lille? bemerkte er. — Sie ſagte: ſie ſei nicht von Lille. — Oder von Arras? — oder von Cambray? — oder von Gent? — oder von Brüſſel? Sie antwortete: ſie ſei von Brüſſel.

Er habe die Ehre gehabt, ſagte er, im letzten Kriege bei der Beſchießung dieſer Stadt gegenwärtig zu ſein, ſie habe eine herrliche Lage, pour cela — und ſei voll noblesse, nachdem die Kaiſerlichen von den Franzoſen daraus vertrieben worden (die Dame machte eine leichte Verbeugung). — Er gab ihr jetzt einen Bericht von dieſer Affaire und von dem Antheil, den er daran genommen, und zugleich bat er ſie um die Ehre, ihren Namen zu wiſſen — dann verbeugte er ſich.

Et Madame a son mari? ſagte er zurückblickend, nachdem er ſchon zwei Schritte weggegangen war — und ohne auf eine Antwort zu warten, tänzelte er die Straße hinab.

Wenn ich ſieben Jahre bei der guten Erziehung als Lehrling gedient hätte, dies würde ich nicht beſſer gekonnt haben.

Die Remiſe.

Calais.

Als der kleine franzöſiſche Kapitän uns verlaſſen hatte, kam Monſieur Deſſein mit dem Remiſenſchlüſſel in der Hand zurück, und führte uns ſofort in ſein Wagenmagazin.

Der erſte Gegenſtand, der meinem Auge begegnete, als Monſieur Deſſein die Remiſenthüre öffnete, war eine andere alte geflickte Desobligeante: und obgleich ſie das treue Abbild von der war, die eine Stunde zuvor im Hofe mir ſo ſehr in die Augen geſtochen hatte, ſo verurſachte mir doch jetzt der bloße Anblick derſelben eine unangenehme Empfindung, und ich dachte, es müſſe ein filziger Kerl geweſen ſein, in deſſen Herz zuerſt der Gedanke kommen konnte, eine ſolche Maſchine zu bauen; aber nicht viel günſtiger urtheilte ich von dem, der daran denken konnte, ſie zu benützen.

Ich bemerkte, daß die Dame eben ſo wenig dafür eingenommen war, als ich ſelbſt: ſo führte uns denn Monſieur Deſſein zu ein Paar neben einanderſtehenden Wagen, und erzählte uns zu ihrer Empfehlung, die Lords A. und B. haben ſie zu der grand tour gekauft, wären aber nicht weiter gekommen, als Paris, und ſo ſeien ſie denn alſo in jeder Hinſicht ſo gut wie neu. — Sie waren zu gut — ich ging alſo zu einem Dritten, der dahinter ſtand, und begann ſofort um den Preis zu markten. — Aber er wird kaum zwei Perſonen faſſen, ſagte ich, indem ich den Schlag öffnete und hineinſtieg. — Haben ſie die Güte, Madame, ſagte Monſieur Deſſein, indem er ihr ſeinen Arm bot, und ſteigen Sie hinein. — Die Dame zögerte eine halbe Secunde, dann ſtieg ſie ein; und da in dieſem Augenblick der Aufwärter dem Monſieur Deſſein winkte, um mit ihm zu ſprechen, ſo ſchloß dieſer den Wagenſchlag hinter uns zu und verließ uns.

Die Remiſe.

Calais.

C'est bien comique! es iſt ſehr drollig, ſagte die Dame lächelnd bei dem Gedanken, daß wir nun ſchon zum zweiten Mal durch ein paar närriſche Zufälle ſo allein mit einander gelaſſen worden — c'est bien comique! ſagte ſie.

Dazu fehlt jetzt nur noch, ſagte ich, der komiſche Gebrauch, den die Galanterie eines Franzoſen von dieſer Lage machen würde — im erſten Augenblick ſeine Liebe zu erklären und im zweiten ſeine Perſon anzutragen.

Darin ſind ſie ſtark, verſetzte die Dame.

Wenigſtens nimmt man es an, und wie dies kommt, fuhr ich fort, weiß ich nicht; aber das iſt gewiß, daß ſie einmal in dem Rufe ſtehen, als verſtünden Sie beſſer zu lieben und ihre Liebe zu erklären, als irgend eine andere Nation der Erde: aber was mich betrifft, ich halte ſie für armſelige Stümper und in Wahrheit für die ſchlechteſten Schützen, die je Cupido's Geduld ermüdeten. Zu denken, daß man durch Sentiments lieben könne!

Eben ſo wohl könnte man ſich einfallen laſſen, aus übrig gebliebenen Lappen eine anſtändige Kleidung zu machen: — und dies zu thun — ſo Knall und Fall — gleich beim erſten Anblick durch eine Erklärung — das heißt, den Antrag und damit ſich ſelbſt mit allen Pours und Contres vor einem nüchternen Verſtande lächerlich machen.

Die Dame merkte auf, als erwartete ſie, daß ich tiefer eingehen würde.

Erwägen Sie nur, Madame, fuhr ich fort, indem ich meine Hand auf die ihrigen legte: —

Ernſthafte Leute haſſen die Liebe ſchon ihres Namens wegen, —

Selbſtſüchtige Leute haſſen ſie ihrer ſelbſt wegen, —

Heuchler des Himmels wegen,

Und wir alle, Alt und Jung, werden zehnmal mehr durch den bloßen Namen erſchreckt, als wirklich verletzt. — Welchen Mangel an Kenntniß in dieſem Zweige des Verkehrs verräth ein Mann, der eher ein Wort über ſeine Lippen kommen läßt, als wenigſtens eine oder zwei Stunden ſpäter, nachdem ſein Schweigen darüber quälend für ihn geworden iſt. Eine Reihe kleiner, ſtiller Aufmerkſamkeiten, nicht ſo auffallend, daß ſie beunruhigen, nicht ſo unbeſtimmt, daß ſie mißverſtanden werden könnten, dann und wann ein freundlicher Blick, von wenigen oder gar keinen Worten begleitet. — Dies geſtattet die Natur für unſere Geliebte, und ſie wird es ſich zu dollmetſchen wiſſen. —

Dann behaupte ich feierlich, ſagte die Dame erröthend, daß Sie mir dieſe Zeit über Ihre Liebe erklärt haben.

Die Remiſe.

Calais.

Monſieur Deſſein kam zurück, um uns aus dem Wagen zu laſſen, und die Dame zu benachrichtigen, daß der Graf von L. —, ihr Bruder, ſo eben im Gaſthof angelangt ſey. Obgleich ich unendlich viel Wohlwollen für die Dame hegte, ſo kann ich doch nicht ſagen, daß ich mich in meinem Herzen über dies Ereigniß freute — und ich konnte nicht umhin, es ihr zu geſtehen. — „Denn es durchkreuzt einen Vorſchlag, Madame,“ ſagte ich, „den ich im Begriff war, Ihnen zu machen.„ —

Sie brauchen mir nicht zu ſagen, worin dieſer Vorſchlag beſtand, ſagte ſie, und legte, mich unterbrechend, ihre Hand auf meine beiden. — Ein Mann, mein guter Herr, hat einer Dame ſelten einen freundlichen Antrag zu machen, ohne daß ſie einige Augenblicke zuvor ein Vorgefühl davon hätte. —

Die Natur bewaffnet ſie damit, ſagte ich, zu ihrem unmittelbaren Schutze. — Aber ich glaubte, ſagte ſie mir in's Geſicht blickend, ich hatte nichts Böſes zu fürchten — und, es frei heraus zu ſagen, ich war entſchloſſen es anzunehmen; — wäre dies geſchehen — (ſie hielt einen Augenblick inne, ich glaube, Ihr Wohlwollen hätte mir eine Geſchichte abgelockt, die Mitleid erregt haben würde; das einzige Gefährliche auf der Reiſe.

Während dieſer Worte durfte ich ihre Hand zweimal küſſen, und mit einem gefühlvollen, mit Kummer vermiſchten Blicke ſtieg ſie aus dem Wagen und ſagte Adieu.

Auf der Straſse.

Calais.

Niemals in meinem Leben habe ich einen Handel von 12 Guineen ſo raſch abgemacht. Meine Zeit ſchien mir eine Laſt nach dem Verluſt der Dame, und da ich wußte, daß jeder Augenblick mir für zwei gelten würde, bis ich mich wieder in Bewegung geſetzt hätte, ſo beſtellte ich ſchleunigſt Poſtpferde und ging nach dem Gaſthofe.

Gott! ſagte ich, als ich die Stadtglocke vier ſchlagen hörte, und nun daran dachte, daß ich wenig über eine Stunde in Calais zugebracht.

Welch' eine lange Reihe von Abenteuern können ſich in der kurzen Spanne des Lebens bei dem zuſammendrängen, deſſen Herz an Allem Theil nimmt, der Augen hat, zu ſehen, was Zeit und Zufall ihm ſtets auf ſeinem Wege darbieten, und nichts übergeht, wonach er ſeine Hände in Ehren ausſtrecken darf. —

Wenn dies nichts abwirft — ſo thut es etwas Anderes — gleichviel — es iſt ein Verſuch mit der menſchlichen Natur, — für meine Arbeit erndte ich neue Beſchwerden. Genug. — Die Freude an dem Experiment hat meine Sinne und den beſten Theil meines Blutes wach erhalten und den gröberen Theil in Schlaf verſenkt.

Ich bedaure den Mann, der von Dan nach Berſeba reiſen und rufen kann, es iſt Alles öde und leer — und es iſt ſo; und ſo iſt die ganze Welt für den, der die Früchte, die ſie hervorbringt, nicht pflegt. Ich erkläre, ſagte ich, und ſchlug fröhlich meine Hände zuſammen, daß, wäre ich in einer Wüſte, ich auch hier irgendwo etwas finden würde, das meine Liebe erregte; — wenn ich nichts Beſſeres thun könnte, ſo würde ich ſie einem lieblichen Myrthenbaum widmen, oder mit einer melancholiſchen Cypreſſe eine innige Verbindung einzugeben ſuchen: — ich würde mich um ihren Schatten bewerben und ſie für ihren Schutz freundlich grüßen; — ich würde meinen Namen in ſie ſchneiden und ſchwören, ſie ſeien die lieblichſten Bäume in der ganzen Wüſte: wenn ihre Blätter welkten, würde ich mich daran gewöhnen zu trauern, und wenn ſie wieder erſtünden, ſo würde ich freudig mit ihnen erſtehen.

Der gelehrte Smelfungus reiste von Boulogne nach Paris, von Paris nach Rom und ſo weiter. Aber mit dem Spleen und der Gelbſucht zog er aus, und jeder Gegenſtand, vor dem er vorüberzog, ſtellte ſich ihm farblos und verzerrt dar. — Er ſchrieb einen Bericht darüber, aber es war nur ein Bericht von ſeinen armſeligen Gefühlen.

Ich begegnete dem Smelfungus in dem großen Porticus des Pantheons, — er kam eben heraus. — „Es iſt nichts, als ein ungeheurer Hahnenkampfplatz“ *), ſagte er — „ich wünſchte, Sie hätten von der mediceiſchen Venus nichts Schlimmeres als dies geſagt,“ verſetzte ich, — denn auf

---

Man ſehe S . . . . 's Reiſen.

meiner Reiſe durch Florenz habe ich gehört, er habe die Göttin ſchändlich geläſtert, und ſie ſchlimmer behandelt als eine gemeine Dirne, ohne im Mindeſten dazu gereizt worden zu ſeyn.

Wieder traf ich auf Smelfungus in Turin, auf ſeiner Reiſe nach Hauſe; er hatte eine traurige Geſchichte von jammervollen Abenteuern zu erzählen, „worin er von höchſt rührenden Unglücksfällen zu Waſſer und zu Lande ſprach, und von den Kannibalen, die einander auffreſſen: den Antropophagen.“ — Er war lebendig geſchunden und in jedem Wirthshaus, in welchem er abſtieg, teufliſch geprellt und ſchlimmer behandelt worden, als St. Bartholomäus. —

Ich will es der Welt erzählen, rief Smelfungus. Es wäre beſſer, ſagte ich, Sie würden es ihrem Arzt erzählen.

Mundungus machte mit einem unermeßlichen Vermögen die große Tour; er ging von Rom nach Neapel, von Neapel nach Venedig, von Venedig nach Wien, Dresden, Berlin, ohne eine einzige großmüthige Handlung oder vergnügliche Anekdote erzählen zu können: aber er war geradezu fortgereist, ohne weder zur Rechten noch zur Linken zu blicken, damit nicht Liebe oder Mitleid ihn von ſeinem Wege ablocken möchten.

Friede ſey mit ihnen! wenn er für ſie zu finden iſt; aber dem Himmel ſelbſt, wäre es möglich, mit einem ſolchen Gemüthe hinein zu kommen, würde es an Gegenſtänden fehlen, ihn zu verleihen; — jeder ſelige Geiſt würde auf den Schwingen der Liebe ihnen entgegen fliegen und ihre Ankunft begrüßen, nichts würden die Seelen des Smelfungus und Mundungus hören, als neue Jubellieder, neue

Liebesfreuden und neue Glückwünſche ihrer gemeinſchaftlichen Seligkeit — ich bedaure ſie von Herzen: ſie haben dafür keine Fähigkeiten mitgebracht und würde dem Smelſungus und Mundungus die herrlichſte Wohnung im Himmel angewieſen, ſie würden ſo wenig glücklich ſeyn, daß die Seelen des Smelſungus und Mundungus auch vielmehr dort büßen würden bis in alle Ewigkeit.

Montreuil.

Einmal hatte ich meinen Mantelſack hinten von meinem Wagen verloren, und zwei Mal war ich im Regen ausgeſtiegen, und einmal dabei bis an die Knie in den Koth getreten, um dem Poſtillon behülflich zu ſeyn, ihn wieder feſt zu machen. — Aber ich war nicht im Stande zu entdecken, was mir fehle — bis der Wirth in Montreuil mich fragte, ob ich nicht einen Bedienten brauche, und es mir dabei einfiel, daß dies eben das Ding ſey.

Einen Bedienten! leider! leider! brauche ich den, ſagte ich. — Nun Monſieur, ſagte der Wirth, es iſt hier ein gewandter junger Burſche, der ſehr ſtolz auf die Ehre wäre, einem Engländer zu dienen. — Aber warum denn einem Engländer mehr, als irgend einem Andern? — Sie ſind ſo freigebig, ſagte der Wirth. — Ich will nicht leben, wenn mich nicht dies heute Nacht einen Livre koſtet, ſagte ich zu mir ſelbſt. — Aber ſie haben es auch dazu, daß ſie es ſein können, Monſieur, ſetzte er hinzu. — Noch einen weitern Livre hiefür angeſetzt, ſagte ich. — Erſt letzte Nacht war es, ſagte der Wirth, qu'un Mylord Anglais présentait un écu à la fille de Chambre. — Tant pis pour Mademoiselle Jeanneton, ſagte ich.

Da nun Jeanneton des Wirths Tochter war, und der Wirth annahm, ich ſei noch nicht geübt im Franzöſiſchen, ſo nahm er ſich die Freiheit, mich zu belehren, ich hätte nicht ſagen ſollen tant pis, ſondern tant mieux. Tant mieux, toujours, Monsieur, ſagte er, wenn irgend etwas gewonnen wird — tant pis, wenn nichts. Es läuft auf eins hinaus, ſagte ich; — pardonnez moi, ſagte der Wirth.

Ich konnte keine günſtigere Gelegenheit finden, um ein für allemal zu erklären, daß, da tant pis und tant mieux zwei der großen Angeln der franzöſiſchen Unterhaltung ſind, ein Fremder wohl daran thäte, wenn er, ehe er nach Paris ginge, zuvor ſich mit dem richtigen Gebrauch dieſer Worte vertraut machen wollte.

Ein lebhafter franzöſiſcher Marquis fragte an der Tafel unſeres Geſandten, Herrn H—, ob er H— der Dichter ſei? Nein, ſagte H— beſcheiden. — Tant pis, verſetzte der Marquis.

Es iſt H— der Geſchichtſchreiber, ſagte ein Anderer. — Tant mieux, ſagte der Marquis. Und Herr H—, der ein ungemein gutherziger Mann iſt, dankte für Beides.

Nachdem mir der Wirth hierüber die gehörige Belehrung gegeben hatte, ließ er La Fleur (dies war der Name des jungen Mannes, von dem er geſprochen hatte) rufen, und ſagte mir zuvor, daß, was ſeine Talente betreffe, er es nicht wagen wolle, darüber etwas zu ſagen. — Monſieur werde am beſten beurtheilen können, was für ihn paſſe; aber was ſich auf die Treue La Fleurs beziehe, darüber wolle er mit ſeinem ganzen Vermögen einſtehen.

Der Wirth ſagte dies mit einer Art, die mich alsbald über das Geſchäft aufklärte, das ich vorhatte — und La Fleur, der in jener athemloſen Erwartung draußen ſtand, die jeder Sohn der Natur zu ſeiner Zeit einmal gefühlt hat, trat herein.

Montreuil.

Ich bin ſehr geneigt, mich von Leuten aller Art auf den erſten Blick einnehmen zu laſſen, aber niemals mehr, als wenn ein armer Teufel erſcheint und ſeinen Dienſt ſo einem armen Teufel wie mir anbietet; und da ich dieſe Schwäche kenne, ſo geſtatte ich meinem Urtheil, immer gerade aus dieſem Grunde, ſich etwas zurückzuhalten, und dies mehr oder weniger, je nach der Stimmung, in der ich mich eben befinde und nach dem vorliegenden Falle; auch will ich hinzuſetzen, je nach dem Geſchlechte der Perſon, die ich beherrſchen ſoll.

Als La Fleur in das Zimmer getreten war, entſchied, nach jedem Abzug, den ich für meine Gemüthsverfaſſung zu machen hatte, das ehrliche Geſicht und Ausſehen des Burſchen die Sache auf einmal zu ſeinen Gunſten, und ſo nahm ich ihn dann zuerſt in meine Dienſte, und dann erſt begann ich zu fragen, was er könne. — Aber ich werde ſeine Talente ſchon entdecken, ſagte ich, wenn ich ihrer bedarf — zudem — ein Franzoſe kann ja Alles. —

Nun konnte aber der arme La Fleur auf Gottes Welt nichts als eine Trommel ſchlagen und einen oder zwei Märſche auf der Pfeife ſpielen. Ich entſchloß mich, ſeine Talente hervorzulocken, und kann nicht ſagen, daß meine Schwäche jemals ſo ſehr von meiner Klugheit gehöhnt worden wäre, wie bei dieſem Verſuche.

La Fleur hatte in früher Jugend tapfer, wie die meiſten Franzoſen, damit begonnen, ein Paar Jahre zu dienen; als er hierauf dies Gefühl befriedigt und zudem gefunden hatte, daß die Ehre, eine Trommel zu ſchlagen, wohl ſich ſelbſt werde belohnen müſſen, ſo fern ſie ihm keinen Pfad zu weiterem Ruhme öffnete: — ſo zog er ſich à ses terres zurück und lebte comme il plaisait à Dieu, das heißt: von nichts.

So, ſagte die Klugheit, haſt du da einen Trommelwirbler in deine Dienſte genommen, um dich auf deiner Reiſe durch Frankreich und Italien zu bedienen. Pah! ſagte ich, macht nicht die Hälfte unſres Adels dieſelbe Reiſe mit einem wirblichten Compagnon de voyage, und muß noch daneben den Pfeifer und den Teufel und Alles bezahlen?

Wenn der Menſch ſich durch ein Wortſpiel aus einem ſo ungleichen Handel ziehen kann, — ſo ſteht es noch nicht ſo ſchlimm.

Aber du kannſt wohl etwas Anders, La Fleur? ſagte ich. — O qu'oui! — Er könne Kamaſchen machen und ein wenig Geige ſpielen. — Bravo! ſagte die Klugheit. — Nun, ſagte ich, ich ſelbſt ſpiele den Baß, das geht ganz gut. — Kannſt du den Bart ſcheeren und die Perücke ein wenig zurecht machen, La Fleur? — Er habe den beſten Willen von der Welt zu Allem. — Das iſt dem Himmel genug, ſagte ich, ihn unterbrechend, und muß daher auch für mich genug ſein. — So wurde das Abendeſſen aufgetragen, und als ich einen muntern engliſchen Jagdhund auf der einen Seite meines Stuhles und einen franzöſiſchen Diener mit ſo viel Heiterkeit in ſeinem Geſichte, als je die Natur auf eins malte, auf meiner andern Seite hatte — ſo war ich mit meinem Reiche von ganzem Herzen zufrieden, und wüßten die Monarchen, was ſie Alles konnten, ſie wären eben ſo vergnügt, als ich es war.

Montreuil.

Da La Fleur die ganze Reiſe durch Frankreich und Italien mit mir gemacht hat und noch öfter hier auftreten wird, ſo muß ich den Leſer dadurch noch mehr für ihn einnehmen, daß ich ihm ſage: ich habe noch niemals weniger Urſache gehabt, den Antrieb zu bereuen, dem ich gewöhnlich folge, als in Hinſicht dieſes Burſchen: es war eine treue, unſchuldige, ehrliche Seele, wie jemals eine hinter einem Philoſophen hertrabte; und wenn auch ſeine Talente, die Trommel zu ſchlagen und Kamaſchen zu machen, obgleich an und für ſich gut, mir nicht viel nützen konnten, ſo wurde ich doch ſtündlich durch die Heiterkeit ſeines Weſens entſchädigt. — Sie erſetzte allen Mangel; ich fand ſtets einen Troſt in ſeinen Blicken, in aller meiner Noth und Plage — ich wollte eben ſagen, auch in der ſeinigen; aber La Fleur war über ſo etwas erhaben; denn mochte er Hunger, Durſt oder Kälte leiden oder Blöße oder Nachtwachen oder irgend einen Streich des widrigen Geſchicks erfahren: in ſeinem Geſichte fand man davon keine Spur. Er war ſtets derſelbe; ſo daß, wenn ich ein Stück von einem Philoſophen bin, wie mir der Satan zuweilen in den Kopf ſetzt, immerhin der Stolz auf dieſe Einbildung durch den Gedanken ſehr gedemüthigt wird, wie viel ich der angeborenen Philoſophie dieſes armen Burſchen dafür ſchuldig bin, daß ſie mich durch Beſchämung erſt zu einem Philoſophen beſſerer Art umſchuf. Bei all' dem hatte La Fleur einen kleinen Anſtrich von einem Gecken; aber er ſchien auf den erſten Blick mehr ein Geck von Natur als durch Kunſt zu ſein. Und ehe ich drei Tage mit ihm in Paris geweſen — ſchien er gar nichts Geckenhaftes mehr zu haben.

Montreuil.

Als La Fleur am nächſten Morgen ſeinen Dienſt antrat, übergab ich ihm den Schlüſſel zu meinem Mantelſack nebſt einem Verzeichniß meines halben Dutzend's Hemden und meines Paar's ſeidener Beinkleider; ich hieß ihn Alles feſt auf den Wagen packen, Pferde kommen laſſen und dem Wirthe ſagen, er möchte die Rechnung bringen.

C'est un garçon de bonne fortune, ſagte der Wirth, und deutete durch das Fenſter auf ein halb Dutzend Dirnen, die ſich um La Fleur verſammelt hatten, und, während der Poſtillon die Pferde herausführte, ſehr freundlich von ihm Abſchied nahmen. La Fleur küßte Allen in der Runde wiederholt die Hand, wiſchte drei Mal ſeine Augen und verſprach drei Mal, er wolle ihnen Allen Ablaß von Rom mitbringen.

Der junge Burſche, ſagte der Wirth, iſt in der ganzen Stadt beliebt, und es gibt ſchwerlich einen Winkel in Montreuil, wo man ihn nicht ſchmerzlich vermiſſen wird: er hat nur ein Unglück in der Welt, fuhr er fort, „er iſt immer verliebt.“ Das freut mich herzlich, ſagte ich, es wird mir die Mühe erſparen, jede Nacht meine Beinkleider unter mein Kopfkiſſen zu legen. Durch dieſe Worte machte ich nicht ſowohl La Fleur, als mir ſelbſt ein Kompliment, der ich beinahe mein ganzes Leben in eine Prinzeſſin nach der andern verliebt geweſen bin, und auch hoffe, daß es ſo fortgehen werde, bis ich ſterbe; denn ich bin feſt überzeugt, daß, wenn ich je etwas Schlechtes thue, dies in der Zwiſchenzeit zwiſchen einer Neigung und der andern geſchieht. So lange dieſes Interregnum dauert, finde ich mein Herz ſtets verſchloſſen; — ich kann kaum einen Groſchen für das Unglück darin finden; und deshalb mache ich ihm auch, ſo ſchnell als ich kann, ein Ende, und ſobald ich wieder Feuer gefangen, bin ich auch im Augenblick lauter Großmuth und Wohlwollen, und würde Alles in der Welt für und mit Jedermann thun, wenn man mich überzeugte, daß keine Sünde dabei ſei.

Aber dies ſage ich wahrhaftig nur zum Lobe der Liebe, nicht zu meinem eigenen.

Ein Bruchſtück.

Die Stadt Abdera war, obgleich Demokrit dort lebte, und alle Kraft der Ironie und des Lachens aufbot, um ſie zu beſſern, dennoch die ſchlechteſte und ruchloſeſte Stadt in ganz Thracien. Was für Vergiftungen, Verſchwörungen und Meuchelmorde — Schmähſchriften, Pasquille und Aufſtände! Bei Tag konnte man nicht ſicher über die Straßen gehen — und noch ſchlimmer war es bei Nacht.

Als nun die Gräuel ihren Gipfel erreicht hatten, geſchah es, daß die Andromeda des Euripides in Abdera aufgeführt wurde, und das ganze Theater entzückte. Aber von allen Stellen, welche eben die Zuſchauer entzückten, wirkte keine ſo gewaltig auf ihre Einbildungskraft, als die zarten Züge der Natur, die der Dichter in jener pathetiſchen Rede des Perſeus angebracht hatte:

Cupido! du der Götter Fürſt und Fürſt der Menſchen! u. ſ. w.

Beinahe Jedermann ſprach des andern Tages in Jamben, und redete von nichts, als von Perſeus pathetiſcher Anrede: „Cupido! du der Götter Fürſt und Fürſt der Menſchen!“ — In jeder Straße Abdera's, in jedem Hauſe hörte man: „Cupido! o Cupido!“ In jedem Munde waren, wie die natürlichen Laute irgend einer lieblichen Melodie, die uns oft wider Willen entſchlüpten, nur die Worte: „Cupido! Cupido! du der Götter Fürſt und Fürſt der Menſchen!“ — Das Feuer fing — und die ganze Stadt öffnete ſich der Liebe, wie das Herz eines Menſchen.

Kein Apotheker konnte einen Gran Nießwurz verkaufen — kein einziger Waffenſchmied hatte das Herz, ein Werkzeug des Todes zu ſchmieden — Freundſchaft und Tugend begegneten und küßten ſich auf der Straße; das goldene Zeitalter kehrte zurück und ſchwebte über der Stadt Abdera — jeder Abderite nahm ſein Haferrohr und jede Abderitin verließ ihr Purpurgewebe, ſetzte ſich züchtig nieder und lauſchte der Melodie.

Nur die Macht des Gottes, ſagt das Bruchſtück, deſſen Reich ſich vom Himmel auf die Erde und bis in die Tiefen des Meeres erſtreckt, konnte dieſes Wunder bewirken.

Montreuil.

Wenn Alles in Bereitſchaft und jeder Artikel im Gaſthofe beſtritten und bezahlt iſt, ſo gibt es, wenn Ihr durch dieſen Auftritt nicht ein wenig verſtimmt ſeid, noch immer etwas vor der Thüre abzumachen, ehe Ihr in Euren Wagen ſteigen könnt, und zwar mit den Söhnen und Töchtern der Armuth, die Euch umſtehen. Es ſage Niemand: „laßt ſie zum Teufel gehen!“ — Es iſt grauſam, ein Paar Unglückliche auf eine ſolche Reiſe zu ſchicken, denn ſie haben ja ſchon Leiden genug ohnedies. Ich halte es immer für beſſer, ein Paar Sous in die Hand zu nehmen, und jedem anſtändigen Reiſenden möchte ich den Rath geben, es eben ſo zu machen: er braucht nicht ſo pünktlich aufzuſchreiben, aus welchen Beweggründen er ſie gibt — dieſe werden ſchon anderswo aufgezeichnet.

Was mich betrifft, ſo gibt Niemand ſo wenig als ich; denn Wenige haben meines Wiſſens ſo wenig zu geben: aber da dies der erſte öffentliche Akt meiner Mildthätigkeit in Frankreich war, ſo ſchien ſie mir deſto merkwürdiger.

O weh, ſagte ich, ich habe nur acht Sous zu vergeben (ich zeigte ſie in meiner Hand), und hier warten acht arme Männer und acht arme Weiber darauf

Ein armer zerlumpter Menſch, der kein Hemd auf dem Leibe hatte, gab ſogleich ſeinen Anſpruch auf, indem er ſich zwei Schritte von dem Kreiſe zurückzog, und machte eine Verbeugung, zum Zeichen, daß er auf eine Gabe verzichte. Hätte das ganze Parterre mit einer Stimme geſchrieen: „place aux dames!“ es hätte dieſen Eindruck der Ehrerbietung gegen das ſchöne Geſchlecht nicht halb ſo kräftig hervorgebracht.

Gerechter Himmel! aus wie weiſen Gründen haſt du es ſo geordnet, daß Bettelei und feine Lebensart, die in andern Ländern ſo ſehr von einander getrennt ſind, in dieſem ſo ganz neben einander wohnen!

Ich beſtand darauf, daß er, bloß für ſeine Politesse einen Sou zum Geſchenk von mir annehme.

Ein armer, kleiner, zwerghafter, munterer Burſche, der mir im Kreiſe gegenüber ſtand, nahm zuerſt etwas unter ſeinen Arm, das früher einmal ein Hut geweſen war, zog dann ſeine Schnupftabacksdoſe aus ſeiner Taſche und bot ſehr freigebig nach beiden Seiten eine Priſe an: es war keine unbedeutende Gabe und wurde beſcheiden abgelehnt. — Der arme kleine Burſche drang ſie ihnen mit einem wohlwollenden Kopfnicken auf: — prenez en — prenez! ſagte er, und blickte nach einer andern Richtung hin; ſo nahm denn ein jeder eine Priſe. — Wie ſchade, wenn deine Doſe jemals leer werden ſollte! ſprach ich zu mir ſelbſt, und ſteckte ein Paar Sous hinein — dann nahm ich eine kleine Priſe aus ſeiner Doſe, um den Werth der Gabe zu erhöhen. — Er fühlte das Gewicht der zweiten Verbindlichkeit mehr, als das der erſten. Hiemit erzeigte ich ihm eine Ehre, jenes war nur eine Wohlthat geweſen — und er machte mir dafür eine Verbeugung bis auf den Boden.

Hier, ſagte ich zu einem alten Soldaten, mit einer Hand, der im Dienſte ganz abgenützt und aufgerieben worden war: — hier ſind ein Paar Sous für Dich! — Vive le roi! ſagte der alte Soldat.

Jetzt hatte ich nur noch drei Sous übrig. So gab ich denn einen blos pour l'amour de Dieu, mit welchen Worten ich darum gebeten wurde. — Das arme Weib hatte eine *verrenkte Hüfte; und ſo konnte die Gabe nicht wohl* andere Beweggründe haben.

Mon cher et très charitable Monsieur — dem kann ich nicht widerſtehen, ſagte ich.

Mylord anglais — der bloße Schall war das Geld werth — ſo gab ich meinen letzten Sou dafür hin. Aber in der Hitze des Gebens hatte ich einen pauvre honteux überſehen, der Niemand hatte, nur einen Sou für ihn zu erbitten, und der, glaube ich, eher geſtorben wäre, als daß er ſelbſt einen für ſich erbeten hätte. Er ſtand am Wagen, ein wenig außerhalb des Kreiſes, und wiſchte eine Thräne von einem Geſichte, das, wie es mir ſchien, beſſere Tage geſehen hatte. — Guter Gott! ſagte ich, und ich habe nicht einen einzigen Sou mehr übrig, den ich ihm geben könnte! — Aber du haſt tauſend! riefen in mir alle Stimmen meines Weſens. — So gab ich ihm — gleichviel was — jetzt ſchäme ich mich zu ſagen, wie viel — damals ſchämte ich mich zu denken wie wenig. Wenn ſich nun aber der Leſer eine ungefähre Vorſtellung von meiner Stimmung machen kann, ſo wird er aus dieſen zwei feſten Punkten, die ich ihm gegeben habe, zwiſchen einem oder zwei Livres urtheilen, was die eigentliche Summe geweſen iſt.

Den übrigen konnte ich nichts geben, aber Dieu vous bénisse — et le bon Dieu, vous bénisse encore — rief der alte Soldat, der Zwerg u. ſ. f. Der pauvre honteux konnte nichts ſagen. — Er zog ein kleines Tuch hervor, und wiſchte ſich, während er ſich umdrehte, das Geſicht, und ich dachte, er danke mir mehr, als ſie alle.

Das Bidet.

Nachdem ich dieſe kleinen Angelegenheiten abgemacht hatte, ſtieg ich in meine Poſtkutſche mit mehr Ruhe, als ich jemals in meinem Leben in eine Poſtkutſche ſtieg; und nachdem La Fleur einen großen Courierſtiefel an die linke Seite eines kleinen Bidets*), und einen andern an die rechte Seite gebracht hatte, (denn von ſeinen Beinen konnte ich nichts bemerken) — ſo trottirte er ſo glücklich und gerade im Sattel wie ein Prinz vor mir her.

Aber was iſt Glück! was iſt Größe auf dieſer bunten Bühne des Lebens? Ein todter Eſel machte, ehe wir eine Stunde zurückgelegt hatten, La Fleur's Carrière ein plötzliches Ende — ſein Bidet wollte nicht vorbei. Es entſtand ein Streit zwiſchen beiden, und der arme Burſche wurde gleich beim erſten Satze aus ſeinen Courierſtiefeln geworfen.

La Fleur ertrug ſeinen Fall wie ein franzöſiſcher Chriſt: er ſagte nichts mehr und nichts weniger als: Diable! dann raffte er ſich auf und es gelang ihm, ſein Bidet wieder zwiſchen die Beine zu bekommen, auf das er nun zuſchlug, wie auf ſeine Trommel.

Das Bidet flog von der einen Seite der Straße auf die andere, dann wieder zurück — dann hier — dann dort —

---

*) Poſtgaul.

kurz überall hin, nur nicht vor dem todten Eſel vorbei. — La Fleur beſtand zwar darauf, aber das Bidet ſträubte ſich.

Was iſt's mit Deinem Bidet, La Fleur? ſagte ich. — Monsieur, ſagte er, c'est un cheval le plus opiniâtre du monde. — Nun, wenn es ein eigenſinniges Thier iſt, ſo muß man es ſeinen Weg gehen laſſen, verſetzte ich. — So ſtieg La Fleur ab, und nachdem er ihm noch einen tüchtigen Peitſchenhieb auf den Weg gegeben hatte, nahm mich das Bidet beim Wort und galoppirte nach Montreuil zurück.

Peste, ſagte La Fleur.

Es iſt nicht mal àpropos, hier zu bemerken, daß, obgleich La Fleur ſich nur zwei verſchiedener Ausrufungen bei dieſem Vorfall bediente, nämlich: diable und peste, es doch in der franzöſiſchen Sprache drei gibt, gleich dem Poſitiv, Comparativ und Superlativ, von denen der eine oder der andere bei jedem unerwarteten Fall der Würfel im Leben gebraucht wird.

Diable! Der erſte Ausdruck und Gradus positivus wird meiſtens bei gewöhnlichen inneren Bewegungen gebraucht, oder wenn geringfügige Dinge wider die Erwartung ausfallen; z. B. wenn man einen Paſch wirft, oder wie La Fleur von ſeinem Pferde abgeſetzt wurde u. ſ. f. — Aus demſelben Grunde iſt auch bei der Hahnreiſchaft das Wort immer: — le Diable!

Aber in Fällen, wo der unglückliche Wurf ſchon etwas zu bedeuten hat, z. B. hier, wo das Bidet zurückrannte und La Fleur in Courierſtiefeln auf den Boden ließ — hier tritt der zweite Grad ein:

dann iſt das Wort Peste!

Das dritte alsdann —

Aber hier iſt mein Herz von Mitleid und Menſchenliebe beklommen bei dem Gedanken, welches Elend das Loos eines ſo fein gebildeten Volkes geweſen, und wie hart es gelitten haben muß, um gezwungen zu werden, ſich dieſes Wortes zu bedienen. —

Gewährt mir, o ihr Mächte, die ihr der Zunge Beredtſamkeit im Unglücke verleihet! — was auch immer mein Wurf ſein mag, gewährt mir nur anſtändige Worte zu Ausrufungen, und ich werde meiner Natur ihren Lauf laſſen.

Aber da man dieſe in Frankreich nicht haben kann, ſo entſchloß ich mich, jedes Uebel, wie es mich befalle, ohne irgend eine Ausrufung, anzunehmen.

La Fleur, der keinen ſolchen Vertrag mit ſich ſelbſt geſchloſſen hatte, folgte dem Bidet mit ſeinen Augen, bis er es nicht mehr ſehen konnte — und dann, mögen ſie ſich vorſtellen, wenn ſie wollen, mit welchem Worte er die ganze Angelegenheit beendigte.

Da man in Courierſtiefeln kein entſprungenes Pferd einholen kann, ſo blieb keine andere Wahl übrig, als La Fleur entweder hinten auf den Wagen, oder in dieſen hineinzunehmen. —

Ich zog das Letztere vor, und in einer halben Stunde erreichten wir das Poſthaus zu Nampont.

Nampont.

Der todte Eſel.

Und dies, ſagte er, indem er die Ueberbleibſel einer Brodrinde in ſein Felleiſen ſteckte — und dies wäre dein Theil geweſen, wäreſt du am Leben geblieben, um es mit mir zu theilen. — Ich glaubte bei dem Tone, es ſei eine Anrede an ſein Kind; aber es war an ſeinen Eſel, und zwar an denſelben Eſel, den wir todt an der Straße hatten liegen ſehen, und der La Fleur's Mißgeſchick verurſacht hatte. Der Mann ſchien ſehr um ihn zu klagen; und dies erinnerte mich augenblicklich an Sancho's Wehklage um den ſeinigen: aber er that es mit noch ächteren Naturtönen.

Der Trauernde ſaß auf einer ſteinernen Bank am Thor, mit des Eſels Sattelkiſſen und Zaum neben ſich, die er von Zeit zu Zeit aufhob — dann wieder hinlegte — ſie betrachtete und ſeinen Kopf ſchüttelte. Dann nahm er ſeine Brodkruſte wieder aus ſeinem Sack, als ob er ſie eſſen wollte; hielt ſie eine Zeitlang in ſeiner Hand — legte ſie auf das Gebiß vom Zaume ſeines Eſels, blickte ſchmerzlich auf dieſe geringfügige Anordnung und ſeufzte alsdann.

Dieſe ſo einfache Trauer verſammelte viele Zuſchauer um ihn, unter dieſen auch La Fleur, während die Pferde bereit gemacht wurden. Da ich in der Poſtchaiſe ſitzen blieb, ſo konnte ich auf Alles hinabſehen und hören.

Er ſagte, er komme ſo eben aus Spanien, wohin er von den äußerſten Enden Frankens gereiſt war, und ſei nun ſo weit auf ſeiner Rückkehr nach Hauſe, als ihm ſein Eſel geſtorben. Jedermann war begierig zu erfahren, was für eine Angelegenheit einen ſo armen Mann zu einer ſo weiten Reiſe von ſeiner Heimath habe veranlaſſen können.

Es habe dem Himmel gefallen, ſagte er, ihn mit drei Söhnen zu ſegnen, den ſchönſten Jungen in ganz Deutſchland. Als er aber in einer Woche die zwei älteſten davon durch die Blattern verloren habe, und der jüngſte von derſelben Krankheit befallen worden ſei, da habe er gefürchtet, ſie möchten ihm alle drei genommen werden, und deshalb ein Gelübde gethan, wenn der Himmel ihm dieſen Sohn ließe, ſo wolle er aus Dankbarkeit nach St. Jago in Spanien wallfahrten.

Als der Trauernde ſo weit in ſeiner Geſchichte gekommen war, hielt er an, um der Natur ihren Tribut zu bezahlen — und weinte bitterlich.

Er ſagte, der Himmel habe die Bedingungen angenommen, und er ſei ausgezogen von ſeiner Hütte mit dieſem armen Geſchöpfe, das ein geduldiger Genoſſe ſeiner Reiſe geweſen. — Es habe während des ganzen Weges daſſelbe Brod mit ihm gegeſſen und ſei ihm geweſen, wie ein Freund.

Alle Umherſtehenden hörten dem armen Burſchen mit Betrübniß zu — La Fleur bot ihm Geld. — Der Trauernde ſagte, er bedürfe deſſen nicht; nicht der Werth des Eſels ſei es, ſondern deſſen Verluſt. — Er ſagte, er ſei überzeugt, der Eſel habe ihn geliebt. — Und nun erzählte er eine lange Geſchichte von einem Unfall bei ihrer Reiſe über die Pyrenäen, wodurch ſie drei Tage lang von einander getrennt worden waren, während welcher Zeit der Eſel ihn eben ſo ängſtlich geſucht habe, als er den Eſel, und daß ſie beinahe nichts gegeſſen und getrunken hätten, bis ſie ſich wieder gefunden.

Einen Troſt wenigſtens, mein Freund, ſagte ich, haſt Du bei dem Verluſt Deines armen Thiers: ich bin überzeugt, Du warſt ihm ſtets ein barmherziger Herr. — Ach, ſagte der Trauernde, ich dachte es, als er noch am Leben war — aber jetzt, da er todt iſt, denke ich anders. Ich fürchte, das Gewicht meines Körpers und meiner Leiden zuſammen, war zu viel für ihn. — Es hat die Tage des armen Geſchöpfes abgekürzt, und ich fürchte, ich habe es zu verantworten. — Schande über die Welt, ſagte ich zu mir ſelbſt — liebten wir einander nur, wie dieſe arme Seele ihren Eſel liebte — es wäre doch etwas! —

Nampont.

Der Poſtillon.

Die ſchwermüthige Stimmung, in die mich die Geſchichte des armen Menſchen verſetzt hatte, verlangte einige Aufmerkſamkeit: der Poſtillon hatte nicht die geringſte dafür, ſondern fuhr in vollem Galopp über das Pavé.

Die durſtigſte Seele in der ſandigſten Wüſte Arabiens hätte nicht ſehnlicher nach einem Glas kalten Waſſers ſchmachten können, als die meinige nach langſamer und ruhiger Bewegung; und ich hätte eine hohe Meinung von dem Poſtillon gehabt, wäre er nur in einem etwas tiefſinnigen Schritte mit mir dahingefahren. Aber im Gegentheil, der Burſche gab, nachdem der Trauernde ſeine Wehklage geendigt hatte, jedem ſeiner Thiere einen gefühlloſen Peitſchenhieb, und jagte raſſelnd davon wie tauſend Teufel.

Ich rief ihm, ſo laut ich konnte, zu: er möchte um's Himmelswillen langſamer fahren, — aber je lauter ich rief, deſto unbarmherziger galoppirte er. — Der Teufel hole ihn und ſein Galoppiren dazu, ſagte ich — er wird fortfahren, meine Nerven zu zerreißen, bis er mich in einen thörichten Aerger gebracht hat, und dann wird er langſamer fahren, damit ich das Angenehme davon recht genießen kann.

Der Poſtillon richtete die Sache ganz wunderbar ein; bis an den Fuß eines ſteilen Hügels, etwa eine halbe Stunde von Nampont, hatte er mich aufgebracht gegen ihn — und dann gegen mich ſelbſt, daß ich mich hatte aufbringen laſſen.

Meine Lage erforderte jetzt eine andere Behandlung; und ein tüchtiger ſauſender Galopp hätte mir herrliche Dienſte geleiſtet. — Nun, ich bitte Dich, fahr' zu, fahr' zu, mein guter Junge, ſagte ich.

Der Poſtillon deutete nach dem Hügel. — Ich verſuchte es alſo zu der Geſchichte des armen Deutſchen und ſeines Eſels zurückzukehren — aber ich hatte den Faden verloren, und konnte mich eben ſo wenig wieder hineinfinden, als der Poſtillon in ſeinen Trab. Der Teufel hole Alles mit einander, ſagte ich. Hier ſitze ich, und bin ſo aufrichtig geneigt, das Schlimmſte zum Beſten zu kehren, als je ein Menſch war, und Alles geht mir zuwider.

Wenigſtens ein ſüßes Linderungsmittel gibt es, das uns die Natur für Uebel darbietet. Ich nahm es freundlich aus ihrer Hand, und fiel in Schlaf. Das erſte Wort, das mich aufweckte, war: Amiens.

Gott ſei Dank! ſagte ich, und rieb mir die Augen — das iſt ja die Stadt, wohin meine arme Dame kommen will.

Amiens.

Die Worte waren kaum über meine Lippen, als die Poſtchaiſe des Grafen von L— mit deſſen Schweſter raſch vorbeifuhr. Sie hatte eben noch Zeit, um mir zum Zeichen, daß ſie mich erkenne, eine Verbeugung zu machen, und zwar eine ſo eigenthümliche, die mir ſagte, daß ſie noch etwas mit mir abzumachen habe. Sie hielt, was ihr Blick verſprach, denn ehe ich meine Mahlzeit noch vollendet hatte, kam der Diener ihres Bruders mit einem Billet in mein Zimmer, in dem ſie ſagte, ſie nehme ſich die Freiheit mich mit einem Briefe zu beſchweren, den ich ſelbſt an Madame R— überbringen könne, ſobald ich einmal in Paris einen Morgen lang nichts zu thun hätte. Es war nur noch hinzugefügt, es thue ihr leid, aber aus welchem penchant, hätte ſie nicht unterſucht, daß ſie verhindert geweſen ſei, mir ihre Geſchichte zu erzählen, — daß ſie mir dieſelbe ſchuldig bleiben wolle, und wenn mein Weg mich jemals durch Brüſſel führen ſollte, und ich hätte alsdann den Namen der Madame de L— noch nicht vergeſſen, ſo werde Madame de L— ſich ihrer Verbindlichkeit mit Vergnügen entledigen.

So werde ich dich denn in Brüſſel wieder ſehen, ſchöne Seele, ſagte ich — wenn ich von Italien durch Deutſchland über Holland, auf der Straße von Flandern heimkehre, wird es kaum einen Umweg von zehn Poſten ausmachen. Aber wären es tauſend! mit welchem moraliſchen Entzücken wird es meine Reiſe krönen, die rührenden Ereigniſſe einer unglücklichen Geſchichte aus dem Munde einer ſolchen Dulderin zu vernehmen! ſie weinen zu ſehen! und wenn ich auch die Quelle ihrer Thränen nicht zu hemmen vermag, welch' ein herrliches Gefühl muß es ſein, ſie von den Wangen des beſten und ſchönſten Weibes zu trocknen, während ich, mein Tuch in der Hand, ſchweigend die ganze Nacht neben ihr ſitze.

Es lag nichts Schlimmes in dieſem Gefühl, und doch machte ich ſogleich meinem Herzen deshalb die ernſthafteſten und bitterſten Vorwürfe.

Es war, wie ich dem Leſer ſchon erzählte, ſtets eine der ſonderbarſten Fügungen meines Lebens, beinahe ſtündlich in irgend Jemand recht jämmerlich verliebt zu ſein, und da meine letzte Flamme eben bei einer plötzlichen Wendung um eine Ecke durch einen Stoßwind der Eiferſucht ausgeblaſen worden war, ſo hatte ich ſie erſt vor drei Monaten an dem reinen Feuer Eliſa's auf's Neue angezündet, — und dabei geſchworen, daß ſie während meiner ganzen Reiſe lodern ſolle. — Warum es aber verhehlen? Ich hatte ihr ewige Treue geſchworen — ſie hatte ein Recht auf mein ganzes Herz — meine Neigung theilen, hieß ſie ſchwächen — ſie bloß ſtellen, hieß ſie auf's Spiel ſetzen: wo man auf's Spiel ſetzt, kann man verlieren: — und was, Yorik, wirſt du zu verantworten haben, bei einem Herzen, das ſo voll Treue und Vertrauen — ſo gut, ſo ſanft und hingebend iſt?

Ich will nicht nach Brüſſel gehen, ſagte ich mich unterbrechend, aber meine Phantaſie ging weiter. — Ich rief mir ihre Blicke in der Kriſis unſerer Trennung in's Gedächtniß zurück, als keines von uns Beiden im Stande war, Lebewohl zu ſagen! Ich betrachtete das Bildniß, das ſie mir an einem ſchwarzen Bande um meinen Hals geſchlungen hatte, — und erröthete, als ich es betrachtete, ich hätte die ganze Welt darum gegeben, es zu küſſen, — aber ich ſchämte mich. Und ſoll dieſe zarte Blume, ſagte ich, indem ich es zwiſchen meine Hände preßte, ſoll ſie in ihrer Wurzel getödtet werden — und getödtet von dir, Yorik, der du geſchworen haſt, ſie ſchützend in deiner Bruſt zu bergen?

Urquell der Seligkeit! ſagte ich niederkniend, ſei du mein Zeuge, und jeder reine Geiſt, der ſie koſtet, ſei ebenfalls mein Zeuge, daß ich nicht nach Brüſſel reiſen werde, wenn nicht Eliſe mich begleitet, und führte dieſer Weg mich auch in den Himmel.

In Entzückungen dieſer Art wird das Herz, dem Verſtande zum Trotz, ſtets zu viel ſagen.

Der Brief.

Amiens.

Das Glück hatte La Fleur nicht gelächelt; denn ſeine Ritterlichkeit war ſchlimm abgelaufen, — und nicht *eine* Gelegenheit hatte ſich dargeboten — ſeit er in meine Dienſte getreten, alſo ſeit beinahe vier und zwanzig Stunden — ſeinen Eifer zu zeigen. Der arme Teufel brannte vor Ungeduld; und da die Ankunft des Bedienten vom Grafen L— mit dem Briefe die erſte günſtige Gelegenheit war, die ſich darbot, ſo hatte ſie La Fleur ſogleich ergriffen; und um ſeinem Herrn Ehre zu machen, ihn in ein Hinterzimmer des Wirthshauſes genommen, und ihn mit einem oder zwei Gläſern vom beſten Weine der Picardie bewirthet. Zur Erwiderung hatte der Bediente des Grafen L—, um in der Lebensart nicht hinter La Fleur zurückzubleiben, dieſen in das Hotel des Grafen mitgenommen. La Fleur's zuvorkommendes Weſen (denn ſeine bloßen Blicke ſchienen ein Empfehlungsbrief zu ſein) hatte bald jeden Diener in der Küche für ihn gewonnen; und da ein Franzoſe mit ſeinen Talenten, wie gering ſie auch ſein mögen, niemals ſpröde thut, ſo hatte La Fleur in weniger als fünf Minuten ſeine Pfeife herausgenommen, mit dem erſten Tone ſelbſt den Tanz eröffnet, und dann die fille de chambre, den maître d'hôtel, den Koch, den Küchenjungen und das ganze Geſinde, nebſt Hunden und Katzen, ſelbſt einen alten Affen nicht ausgenommen, in tanzende Bewegung gebracht. Ich glaube, ſeit der Sündfluth kann es keine luſtigere Küche gegeben haben.

Madame de L—, die aus den Zimmern ihres Bruders ſich in die ihrigen zurückzog, hörte das fröhliche Leben drunten, und läutete ihrer fille de chambre, um ſie darnach zu fragen. Und als ſie hörte, daß der Diener des engliſchen Herrn das ganze Haus durch ſeine Pfeife beluſtige, ſo beſchied ſie ihn zu ſich.

Da der arme Burſche ſich nicht mit leeren Händen ihr vorſtellen konnte, ſo hatte er ſich auf dem Wege die Treppen hinauf mit tauſend Komplimenten an Madame de L— von Seiten ſeines Herrn beladen — fügte eine lange apokryphiſche Liſte von Fragen nach Madame de L—'s Geſundheit hinzu, ſagte ihr, daß Monſieur, ſein Herr, au desespoir ſei, wegen ihrer Wiederherſtellung von den Strapatzen der Reiſe — und zum Schluſſe, Monſieur habe den Brief erhalten, mit dem Madame ihn beehrte. — Und er hat mich beehrt, ſagte Madame de L—, La Fleur unterbrechend — mir ein Billet als Antwort zu ſenden?

Madame de L— hatte dieſe Worte mit einem ſo zuverſichtlichen Tone geſprochen, daß La Fleur nicht die Kraft hatte, ihre Erwartungen zu täuſchen — er zitterte für meine Ehre — und war vielleicht auch nicht ganz unbekümmert um ſeine eigene: wie ein Mann fähig ſein könne, einem Herrn zu dienen, der es en égards vis-à-vis d'une femme fehlen laſſe; ſo daß, als Madame de L— La Fleur fragte, ob er ihr einen Brief gebracht habe, La Fleur O qu'oui! antwortete. Dann legte er ſeinen Hut auf den Boden, faßte mit ſeiner linken Hand die Klappe ſeiner rechten Rocktaſche, und begann mit ſeiner rechten Hand die Briefe darin zu ſuchen — dann umgekehrt — Diable! — dann durchſuchte er ſeine andern Taſchen, Taſche für Taſche, vergaß ſogar ſeine Uhrtaſche nicht — Peste! — dann leerte ſie La Fleur auf den Boden aus — zog eine ſchmutzige Cravatte — ein Taſchentuch — einen Kamm — eine Peitſchenſchnur — eine Nachtmütze hervor — guckte alsdann in ſeinen Hut — quelle étourderie! er hätte den Brief im Wirthshaus auf dem Tiſch liegen laſſen — er wolle ihn ſchnell holen und in drei Minuten zurück ſein.

Ich hatte eben meine Mahlzeit geendet, als La Fleur kam und ſein Abenteuer berichtete. Er erzählte die ganze Geſchichte einfach, wie ſie war, und fügte nur hinzu, daß, wenn Monſieur (par hazard) vergeſſen habe, den Brief von Madame zu beantworten, dieſe Anordnung ihm Gelegenheit gebe, den faux pas wieder gut zu machen — und wenn nicht, ſo ſei ja die Sache wie zuvor.

Nun war ich aber nicht recht gewiß über meine Etikette: ob ich hätte ſchreiben ſollen oder nicht; aber wäre ich's auch geweſen, der Teufel ſelbſt hätte nicht erzürnt ſein können, es war nur der dienſtwillige Eifer eines wohlmeinenden Geſchöpfs für meine Ehre; und wenn er ſich auch im Wege geirrt, oder mich durch ſein Thun in Verlegenheit gebracht haben mochte, ſein Herz war daran nicht Schuld — ich war nicht gezwungen zu ſchreiben — und was Alles überwog: er ſah gar nicht aus, als hätte er einen Fehler begangen.

Es iſt Alles ganz gut, La Fleur, ſagte ich. — Dies war hinreichend. La Fleur flog wie ein Blitz aus dem Zimmer, kehrte mit Feder, Dinte und Papier in ſeiner Hand zurück; trat an den Tiſch, und legte Alles dicht vor mich hin, mit ſolchem Entzücken im Geſichte, daß ich nicht umhin konnte, die Feder zu ergreifen.

Ich begann und begann wieder, und obgleich ich nichts zu ſagen wußte, und dieſes Nichts in einem halben Dutzend Zeilen hätte ausgedrückt werden können, ſo machte ich doch ein halb Dutzend verſchiedene Anfänge, und keiner wollte mir gefallen.

Kurz ich war nicht in der Stimmung zu ſchreiben.

La Fleur ging hinaus und brachte ein wenig Waſſer in einem Glaſe, um meine Dinte zu verdünnen — dann holte er Sand und Siegellack — es half Alles nichts: ich ſchrieb, und ſtrich aus, und zerriß, und verbrannte, und ſchrieb wieder — le diable l'emporte! ſagte ich halb zu mir ſelbſt, ich kann dieſen närriſchen Brief nicht ſchreiben, und mit dieſen Worten warf ich die Feder verzweifelnd weg.

Sobald ich meine Feder weggeworfen hatte, näherte ſich La Fleur in ehrerbietigſter Haltung dem Tiſche, entſchuldigte ſich tauſend Mal wegen der Freiheit, die er ſich nehmen werde, und ſagte mir, er habe einen Brief in ſeiner Taſche, den ein Trommelſchläger ſeines Regiments an die Frau eines Korporals geſchrieben habe, und dieſer, vermeſſe er ſich zu ſagen, würde für dieſen Fall paſſen.

Ich hatte die Grille, dem armen Burſchen ſeinen Willen zu laſſen. — Nun ſo laß mich ihn ſehen, ſagte ich.

Alsbald zog La Fleur eine kleine ſchmutzige Brieftaſche heraus, die mit übel zugerichteten kleinen Briefen und Billets doux vollgeſtopft war; er legte ſie auf den Tiſch, löste den Bindfaden, durch den ſie zuſammengehalten waren, flog ſie einen nach dem andern durch, bis er an den fraglichen Brief kam. — La voilà! ſagte er, und ſchlug die Hände zuſammen. Nun entfaltete er ihn, legte ihn vor mich hin, und zog ſich, während ich ihn las drei Schritte von dem Tiſch zurück.

Der Brief.

Madame,

Je suis pénétré de la douleur la plus vive, et réduit en même temps au désespoir par ce retour imprévu du caporal, qui rend notre entrevue de ce soir la chose du monde la plus impossible.

Mais vive la joie! et toute la mienne sera de penser à vous.

L'amour n'est *rien* sans sentiment.

Et le sentiment est encore *moins* sans amour.

On dit qu'on ne doit jamais se désespérer.

On dit aussi que monsieur le caporal monte la garde mercredi: alors ce sera mon tour.

Chacun à son tour.

En attendant — vive l'amour! et vive la bagatelle!

Je suis, Madame,
avec tous les sentiments les plus respectueux
et les plus tendres, tout à vous,
Jacques Roque.

Ich brauchte nur den Korporal in den Grafen umzuſetzen — und wenn ich vom Beziehen der Wache am Mittwoch nichts ſagte, ſo war der Brief gerade ſo übel nicht. — So, um dem armen Burſchen ſeinen Willen zu thun, der für meine Ehre und die ſeinige und die Ehre dieſes Briefes zitterte, ſchöpfte ich behutſam den Rahm davon ab, rührte ihn auf meine eigene Art um, verſiegelte den Brief; und ſandte ihn an Madam de L— und am nächſten Morgen ſetzten wir unſere Reiſe nach Paris fort.

Paris.

Wenn Jemand durch Equipagen den Ausſchlag geben und mit einem halben Dutzend Lakaien und ein Paar Köchen daher rauſchen kann, — dann iſt Paris für ihn der rechte Ort — er mag nur in jede ihm beliebige Straße einfahren.

Ein armer Prinz aber, der ſchwach an Cavallerie und deſſen Infanterie nur einen einzigen Mann hoch iſt, thut am beſten, wenn er das Feld räumt, und ſich im Cabinette auszeichnet, falls er in dieſes hinaufkommen kann — ich ſage, hinaufkommen — denn man kann nicht ſo geradezu unter dieſe Leute hinabſteigen, mit einem: „me voici mes enfans,“ — hier bin ich — was auch manche davon denken mögen.

Ich geſtehe, meine erſten Empfindungen, ſobald ich im [illegible]ſthof in meinem Zimmer einſam und allein gelaſſen war, waren lange nicht ſo ſchmeichelhaft, als ich ſie mir vorgeſtellt hatte. Ich trat in meinem ſtaubigen ſchwarzen Rocke bedächtig an das Fenſter, ſchaute durch das Glas, und ſah die ganze Welt in gelben, blauen, grünen Farben auf der Rennbahn des Vergnügens jagen. — Die Alten mit geknickten Lanzen, in Helmen, die ihre Viſire verloren, — die Jungen in glänzender Waffenrüſtung, die wie Gold ſtrahlte, befiedert mit jeder bunten Schwinge des Oſtens — alle — alle kämpfend — wie bezauberte Ritter auf den alten Turnieren um Ruhm und Liebe.

Ach, armer Yorik! rief ich, was willſt du hier thun? Schon beim Auftauchen dieſes ſchimmernden Getöſes verſchwindeſt du zu einem Nichts — ſuche — ſuche irgend eine dunkle, ſich ſchlängelnde Allee auf, an deren Ende ein tourniquet iſt, wo kein Wagen rollt, wohin kein flambeau ſeine Strahlen verbreitet — dort magſt du für deine Seele Troſt finden im ſüßen Geſpräche mit irgend einer freundlichen Griſette von Barbiersfrau, und in ſolche Coterien Zutritt erhalten.

Ich will ſterben, wenn ich's thue, ſagte ich, und zog den Brief hervor, den ich der Madame de R— übergeben ſollte; — mein Erſtes ſoll ſein, dieſer Dame meine Aufwartung zu machen. Somit rief ich La Fleur, um mir ſogleich einen Barbier zu holen, dann zurückzukehren und meinen Rock auszubürſten.

Die Perücke.

Paris.

Als der Barbier kam, weigerte er ſich durchaus, mit meiner Perücke irgend etwas anzufangen; ſie war entweder über oder unter ſeiner Kunſt: ich konnte nichts Anderes thun, als auf ſeine Empfehlung hin eine neue, ſchon fertige zu kaufen.

Aber ich fürchte, mein Freund, ſagte ich, dieſe Locke wird nicht ſtehen.

Tauchen Sie ſie in den Ocean, verſetzte er, ſie wird doch ſtehen.

Auf welch' hohem Fuße iſt doch Alles in dieſer Stadt, dachte ich — der höchſte Flug der Ideen eines engliſchen Perückenmachers hätte nicht höher ſteigen können, als zu einem: „Stecken Sie ſie in einen Eimer Waſſer!“ Welch' ein Unterſchied! es gleicht ſich wie Zeit und Ewigkeit.

Ich geſtehe, ich haſſe alle froſtigen Ausdrücke, wie ich [illegible] ſchwächlichen Gedanken haſſe, die ſie erzeugen, und ich habe im Allgemeinen einen ſo lebendigen Eindruck von den großen Werken der Natur, daß ich meinestheils, wenn es mir möglich wäre, niemals ein Gleichniß machen würde, das geringer wäre, als mindeſtens ein Berg. Das Einzige, was man gegen die franzöſiſche Erhabenheit in dieſer Beziehung einwenden kann, iſt dies, daß die Größe mehr im Wort und weniger in der Sache liegt. Allerdings, der

Ocean erfüllt die Seele mit großen Gedanken; aber da Paris ſo weit landeinwärts liegt, ſo war es nicht wahrſcheinlich, daß ich geſchwinde hundert Meilen weit reiſen würde, um den Verſuch zu machen. — Der Pariſer Barbier dachte nichts dabei.

Der Eimer Waſſer macht neben dem großen Meere allerdings eine armſelige Figur, — aber, kann man ſagen, er hat doch einen Vortheil, er befindet ſich im nächſten Zimmer und die Güte der Locke kann darin erprobt werden ohne viel Mühe, in einem einzigen Augenblick.

Offen nach unpartheiiſcher Unterſuchung der Sache, die Wahrheit zu ſagen: *der franzöſiſche Ausdruck verſpricht mehr, als er hält.*

Ich glaube, in dieſen närriſchen Kleinigkeiten kann ich die deutlichen unterſcheidenden Merkmale des Nationalcharakters beſſer erkennen, als in den wichtigſten Staatsangelegenheiten, in denen die großen Männer aller Nationen einander ſo ähnlich ſtehen und gehen, daß ich keine fünf Groſchen darum gebe, einen darunter heraus wählen zu dürfen.

Ich mußte ſo lange unter den Händen meines Barbiers aushalten, daß, als ich endlich loskam, es zu ſpät war, um dieſen Abend noch an einen Beſuch bei Madame [illegible]— zu denken; aber wenn ein Mann einmal ganz zum Ausgehen gerüſtet iſt, ſo kommen ſeine Betrachtungen nicht in Anſchlag. — So merkte ich mir alſo den Namen des Hôtel de Modène, in dem ich logirte, und ging fort, ohne Beſtimmung wohin. — Ich will unterwegs, ſagte ich, ſchon darüber nachdenken. —

Der Puls.

Paris.

Seid mir gegrüßt, ihr kleinen ſüßen Gefälligkeiten im Leben, denn ihr ebnet ſeinen Pfad! Gleich der Anmuth und Schönheit, die auf den erſten Blick die Herzen zur Liebe ſtimmen, ſeid auch ihr es, die ihr die Pforte öffnet, um den Fremden einzulaſſen.

Bitte, Madame, ſagte ich, haben Sie die Güte mir zu ſagen, welchen Weg ich einſchlagen muß, um in die Opera comique zu gelangen. — Sehr gern, Monſieur, ſagte ſie, und legte ihre Arbeit bei Seite.

Ich hatte meinen Weg entlang in ein halb Dutzend Läden geblickt, um ein Geſicht zu entdecken, das durch eine ſolche Unterbrechung ſich nicht verfinſtern würde: bis dieſes mir endlich das rechte ſchien und ich hineintrat.

Sie arbeitete an einem Paar Manſchetten, und ſaß auf einem niedrigen Stuhle im Hintergrunde des Ladens, der Thüre gegenüber.

Très volontiers: ſehr gern, ſagte ſie, legte ihre Arbeit neben ſich auf einen Stuhl, und ſtand auf von dem niederen Stuhle, auf dem ſie ſaß, mit einer ſo heiteren Bewegung, und einem ſo heiteren Blicke, daß, hätte ich fünfzig Louis-d'or für ſie ausgegeben, ich doch geſagt haben würde: es iſt ein artiges Weib.

Sie müſſen ſich, Monſieur, ſagte ſie, und trat mit mir unter die Ladenthüre, indem ſie mir die Straße hinab den Weg zeigte, den ich einzuſchlagen hatte, Sie müſſen ſich zuerſt links halten — mais prenez garde — hier ſind zwei Straßen: ſeien Sie ſo gütig und ſchlagen Sie die zweite ein, dann gehen ſie eine Strecke fort, und Sie werden eine Kirche ſehen, wenn ſie daran vorüber ſind, ſo geben Sie ſich die Mühe, geradezu rechts zu gehen: dieſer Weg wird Sie an den Fuß des Pont neuf führen, über den Sie gehen müſſen, und dort wird Jedermann ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie zurecht zu weiſen.

Sie wiederholte ihre Belehrung drei Mal, das dritte Mal mit derſelben wohlwollenden Geduld, wie das erſte; und wenn Ton und Manier eine Bedeutung haben — wie dies gewiß iſt, außer für Herzen, die ſich dagegen verſchließen — ſo ſchien ihr wahrhaft daran gelegen zu ſein, daß ich mich nicht verirrte.

Ich will nicht glauben, daß die Schönheit der Frau — obgleich, wie mir dünkt, es die hübſcheſte Griſette war, die ich wohl jemals geſehen — mit dem Eindruck, den ihre Artigkeit in mir zurück ließ, etwas zu ſchaffen hatte. Ich erinnere mich nur, daß, als ich ihr ſagte, wie ſehr ich ihr verbunden ſei, ich ihr ſehr tief in die Augen ſah — und daß ich meinen Dank eben ſo oft wiederholte, als ſie ihre Belehrung.

Ich war noch nicht zehn Schritte von der Thüre entfernt, als ich entdeckte, daß ich Alles, was ſie mir geſagt, gründlich vergeſſen hatte. Ich blickte alſo zurück, und als ich ſie noch immer unter der Ladenthüre ſtehen ſah, als ob ſie ſehen wollte, ob ich recht gehen würde, oder nicht — ſo kehrte ich um, ſie zu fragen, ob ich zuerſt rechts oder links gehen müſſe, denn ich hätte es ganz vergeſſen. — Iſt es möglich? ſagte ſie halb lachend. — Es iſt ſehr möglich, verſetzte ich, wenn ein Mann mehr an die Dame ſelbſt, als an ihren guten Rath denkt.

Da dies die reine Wahrheit war, ſo nahm ſie es, wie jedes Frauenzimmer etwas ſo Richtiges aufnimmt, mit einer leichten Verbeugung an.

Attendez! ſagte ſie, und legte ihre Hand auf meinen Arm, um mich zurückzuhalten, während ſie einen Burſchen aus dem Hinterladen herausrief, um einen Pack Handſchuhe zu recht zu machen. Ich bin eben im Begriff, ſagte ſie, ihn mit einem Paket in jenes Stadviertel zu ſchicken, und wenn Sie die Gefälligkeit haben wollen, herein zu treten, — es wird den Augenblick fertig ſein — ſo ſoll er Sie an Ort und Stelle begleiten. So ging ich denn mit ihr in den Hintergrund des Ladens, und als ich die Manſchetten, die ſie auf den Stuhl gelegt hatte, in meine Hand nahm, wie wenn ich die Abſicht hätte, mich nieder zu ſetzen, ſo ſetzte ſie ſich auf ihren niederen Stuhl, und ich nahm ſogleich Platz an ihrer Seite.

Er wird in einem Augenblick fertig ſein, Monſieur, ſagte ſie. Und in dieſem Augenblick verſetzte ich, würde ich Ihnen ſehr gern für alle dieſe Gefälligkeiten etwas recht Artiges ſagen. Eine zufällige Handlung des Wohlwollens kann Jedermann üben, aber eine Fortſetzung derſelben zeigt, daß das Temperament daran Theil hat; und gewiß, ſetzte ich hinzu, wenn daſſelbe Blut, das aus dem Herzen kommt, auch in die äußerſten Theile fließt (ich berührte dabei ihr Handgelenk), ſo bin ich überzeugt, Sie müſſen den beſten Puls haben, den nur eine Dame haben kann. — Fühlen Sie ihn, ſagte ſie, und hielt mir ihren Arm hin. Ich legte meinen Hut nieder, nahm mit einer Hand ihre Finger, und legte die zwei Vorderfinger meiner andern an den Puls.

Wollte der Himmel, theuerer Eugenius, du wäreſt vorüber gegangen, und hätteſt mich in meinem ſchwarzen Rocke mit meiner Armen-Sündermiene die Pulsſchläge zählen ſehen, einen nach dem andern, mit ſolchem Ernſte, als beobachte ich die kritiſche Ebbe und Fluth ihres Fiebers — wie hätteſt du gelacht und moraliſirt über meinen neuen Beruf — und ich hätte dich lachen und moraliſiren laſſen. — Glaube mir, mein theuerer Eugenius, ich hätte dir geſagt: „es gibt ſchlimmere Beſchäftigungen in dieſer Welt, als den Puls eines Weibes zu fühlen.“ — Aber einer Griſette, hätteſt du geſagt, und in einem offenen Laden, Yorik! —

Um ſo beſſer, denn wenn meine Abſichten gut ſind, Eugenius, ſo mag mich die ganze Welt einen Puls fühlen ſehen.

Der Ehemann.

Paris.

Ich hatte zwanzig Schläge gezählt, und näherte mich raſch den vierzigen, da trat ihr Mann unerwartet aus einem Hinterzimmer in den Laden, und brachte mich ein wenig aus meiner Rechnung. — Es ſei bloß ihr Mann, ſagte ſie, und ſo begann ich auf's Neue zu zählen. — Monſieur iſt ſo gütig, ſagte ſie, im Vorbeigehen ſich zu bemühen, meinen Puls zu fühlen. — Der Gatte nahm ſeinen Hut ab, machte mir eine Verbeugung, und ſagte: ich erzeige ihm zu viel Ehre — und nachdem er dies geſagt, ſetzte er ſeinen Hut auf und ging hinaus.

Guter Gott, ſagte ich zu mir ſelbſt, während er hinausging, kann dieſer Mann der Gatte dieſer Frau ſein?

Mögen die Wenigen, die wiſſen, was der Grund dieſer Ausrufung geweſen ſeyn muß, nicht böſe werden, wenn ich ihn denen erkläre, die ihn nicht wiſſen.

In London ſcheint der Krämer und die Krämerin ein Leib und eine Seele zu ſein. Bald beſitzt der eine, bald der andere die verſchiedenen Gaben des Körpers und des Geiſtes, ſo daß ſie im Allgemeinen gleich ſtehen, und ſo recht für einander paſſen, wie Mann und Weib es ſollen.

In Paris gibt es kaum zwei verſchiedenere Arten von

Geſchöpfen: denn da die geſetzgebende und ausübende Macht im Laden nicht im Manne ruht, ſo kommt er ſelten hinein; in einem finſtern, traurigen Hinterzimmer ſitzt er in ſeiner grobleinenen Nachtmütze allein; als derſelbe rohe Sohn der Natur, wie ihn dieſe geſchaffen hat.

Da der Genius des Volkes, bei dem das ſaliſche Geſetz ſich nur auf die Monarchie erſtreckt, dieſes Departement nebſt verſchiedenen andern ganz den Weibern abgetreten hat — ſo haben ſie durch das unaufhörliche Schachern vom Morgen bis in die Nacht mit Kunden von jedem Rang und jeder Größe, gleich den rauhen Kieſeln, die zuſammen in einem Sacke geſchüttelt werden, durch freundſchaftliche Reibungen ihre Härten und ſcharfen Ecken abgeſchliffen und werden nicht bloß rund und glatt, ſondern einige derſelben erhalten ſogar einen Glanz wie Brillanten. — Monsieur le mari aber iſt wenig beſſer, als der Stein unter ihren Füßen.

Gewiß, gewiß, o Menſch, es iſt nicht gut, daß du allein ſitzeſt — du wurdeſt zum geſelligen Verkehr, zu freundlichen Begrüßungen geſchaffen, und zum Beweis dafür berufe ich mich auf die Vervollkommnung unſerer Natur, die daraus hervorgeht.

Nun, wie ſchlägt er, Monſieur? ſagte ſie. — Ganz ſo wohlwollend, ſagte ich, und blickte ihr ruhiger in die Augen, als ich erwartete. — Sie wollte etwas Höfliches darauf erwidern — aber der Burſche mit den Handſchuhen kam in den Laden. — A propos, ſagte ich, ich brauche ſelbſt einige Paare.

Die Handſchuhe.

Paris.

Die ſchöne Griſette ſtand auf, als ich dies ſagte, ging hinter den Ladentiſch, holte ein Paket herunter, und öffnete es. Ich näherte mich, und trat ihr gegenüber; ſie waren alle zu groß. Die ſchöne Griſette maß ſie, ein Paar nach dem andern, an meiner Hand — aber das Verhältniß blieb wie zuvor. — Sie bat, ich möchte ein Paar, welches das kleinſte zu ſein ſchien, anprobiren — ſie hielt es mir hin — meine Hand fiel hinein — es wird nicht gehen, ſagte ich, und ſchüttelte meinen Kopf ein wenig. — Nein, ſagte ſie und that daſſelbe.

Es gibt gewiſſe zuſammengeſetzte Blicke voll einfacher Feinheit, in denen Laune, und Gefühl, und Ernſt, und Thorheit ſo mit einander verbunden ſind, daß alle Sprachen Babels, wenn man ſie auf einmal losließe, ſie nicht ausdrücken könnten — ſie werden ſo plötzlich mitgetheilt und aufgefangen, daß man kaum ſagen kann, welches der anſteckende Theil iſt. Ich überlaſſe es den Wortmenſchen, Seiten darüber anzufüllen, — für jetzt iſt es genug zu wiederholen, daß die Handſchuhe nicht paßten. Wir ſchlangen alſo unſere Hände durch unſere Arme und lehnten uns gemächlich auf den Ladentiſch — er war ſchmal, und es war gerade ſo viel Raum, daß das Paket zwiſchen uns liegen konnte.

Die ſchöne Griſette blickte zuweilen auf die Handſchuhe, dann ſeitwärts nach dem Fenſter, dann auf die Handſchuhe — und dann auf mich. Ich war nicht geneigt, das Stillſchweigen zu brechen — ich folgte ihrem Beiſpiele: ſo blickte alſo auch ich auf die Handſchuhe, dann nach dem Fenſter, dann auf die Handſchuhe, und dann auf ſie, und ſo immer fort.

Ich fand, daß ich bei jedem Angriff beträchtlich verlor — ſie hatte ein lebhaftes ſchwarzes Auge, und blickte durch zwei lange ſeidene Wimpern ſo durchbohrend, daß ihr Blick mir bis in Herz und Nieren drang. Es mag ſeltſam ſcheinen, aber ich konnte es wirklich fühlen, daß ſie's that. — Es thut nichts, ſagte ich, nahm einige Paare in meiner Nähe und ſteckte ſie in meine Taſche.

Es that mir leid, daß die ſchöne Griſette nur einen einzigen Livre über dem Preiſe gefordert hatte. — Ich wünſchte, ſie hätte einen Livre mehr gefordert, und zerbrach mir den Kopf, wie ich die Sache anbringen könnte. Glauben Sie, mein theurer Herr, ſagte ſie, meine Verlegenheit mißverſtehend, daß ich auch nur einen Sou zu viel von einem Fremden fordern könnte, und von einem Fremden vollends, bei dem ich mehr ſeiner feinen Lebensart, als ſeinem Bedürfniß Handſchuhe zu beſitzen, die Ehre ſeines Zutrauens verdanke? M'en croyez vous capable? — In Wahrheit nein, ſagte ich. Und wären Sie es, ſo wäre es mir angenehm. — So zählte ich das Geld in ihre Hand und mit einer tiefern Verbeugung, als man gewöhnlich der Frau eines Krämers macht, ging ich hinaus, und ihr Junge mit ſeinem Paket folgte mir.

Die Ueberſetzung.

Paris.

Es war Niemand in der Loge, in die man mich führte, außer einem alten freundlichen franzöſiſchen Offizier. Ich liebe dieſen Charakter, nicht blos weil ich den Mann ehre, deſſen Sitten durch einen Beruf verfeinert wurden, der ſchlechte Menſchen noch ſchlechter macht, ſondern weil ich einſt einen kannte — denn er iſt nicht mehr, und warum ſollte ich nicht ein Blatt dadurch der Vergeſſenheit entreißen, daß ich ſeinen Namen darauf ſchreibe, und der Welt ſage, daß es Kapitän Tobias Shandy war, der theuerſte meiner Gemeinde und meiner Freunde, an deſſen Menſchenliebe ich auch jetzt, nachdem er ſchon ſo lange todt iſt, niemals denke, ohne daß meine Augen von Thränen überſtrömen. Um ſeinetwillen habe ich eine Vorliebe für das ganze Korps der Veteranen und ſo ſchritt ich über die zwei hinteren Reihen Bänke hinweg und ſetzte mich an ſeine Seite.

Der alte Offizier las mit einer großen Brille aufmerkſam in einem kleinen Hefte, das den Text der Oper enthalten mochte. Sobald ich mich nieder geſetzt hatte, nahm er ſeine Brille ab, that ſie in ein Chagrin-Futteral, und ſteckte ſie nebſt dem Buche in ſeine Taſche. Ich erhob mich halb und machte ihm eine Verbeugung.

Wenn man dies in irgend eine gebildete Sprache der Welt überſetzt, ſo iſt der Sinn dieſer:

„Hier iſt ein armer Fremder in die Loge getreten, er ſcheint Niemand zu kennen, und wäre er auch ſchon ſieben Jahre in Paris, ſo könnte es doch nicht anders ſein, wenn Jedermann, in deſſen Nähe er käme, ſeine Brille auf der Naſe behielte, das hieße die Thür der Unterhaltung ihm gerade zu ſchließen und ihn ſchlimmer als ein Deutſcher behandeln.“

Der franzöſiſche Offizier hätte es eben ſo gut laut ſagen können; und würde er dies gethan haben, ſo hätte ich meinerſeits ihm meine Verbeugung auf franzöſiſch ausgedrückt, und geſagt:

„Ich erkenne ſeine Aufmerkſamkeit, und ſage ihm tauſend Dank dafür.“

Es gibt kein Geheimniß, daß ſo ſehr den geſelligen Verkehr begünſtigte, als dieſe Abkürzungen ganz inne zu haben, und geübt zu ſein, die verſchiedenen Wendungen der Blicke und Geberden mit allen ihren Nuancen und Schattirungen in deutliche Worte zu überſetzen. Ich habe es in Folge langer Gewohnheit ſo mechaniſch inne, daß, wenn ich durch die Straßen von London gehe, ich auf dem ganzen Wege überſetze; und mehr als einmal ſchon bin ich hinten in einer Geſellſchaft geſtanden, in der nicht drei Worte geſprochen wurden, und habe zwanzig verſchiedene Geſpräche mit nach Hauſe gebracht, die ich ſehr ſchön hätte niederſchreiben und ihre Richtigkeit beſchwören können.

Ich wollte eines Abends in Mailand in Martini's Konzert gehen, und trat eben in das Thor der Halle, als die Marcheſina di F— mit Ungeſtüm herauskam. Sie ſtand beinahe auf mir, ehe ich ſie bemerkte; alſo ſprang ich ſchnell zur Seite, um ſie vorbei zu laſſen. Sie hatte daſſelbe gethan, und zwar auf dieſelbe Seite; ſo rannten wir mit den Köpfen gegen einander: ſie ſprang geſchwind auf die andere Seite, um hinauszukommen; ich war gerade eben ſo unglücklich geweſen, wie ſie, denn ich war ebenfalls auf dieſe Seite geſprungen und ſtand ihr alſo wieder im Wege. — Wir flogen Beide zugleich auf die andere Seite, dann wieder zurück — und ſo fort — es war lächerlich; wir errötheten Beide entſetzlich; endlich that ich, wie ich es gleich anfangs hätte thun ſollen — ich ſtand ganz ſtill, und die Marcheſina hatte jetzt kein Hinderniß mehr. Mir fehlte die Kraft, in den Saal zu treten, bis ich ihr die Genugthuung gegeben hatte zu warten und ihr mit den Augen bis an's Ende des Ganges zu folgen. — Sie blickte zwei Mal zurück, und hielt ſich immer ſeitwärts, als ob ſie Raum laſſen wollte für irgend Jemand, der etwa die Treppe herauf käme, und an ihr vorüber gehen wollte. — Nein, ſagte ich, das iſt eine ſchlechte Ueberſetzung. Die Marcheſina hat ein Recht auf die beſte Entſchuldigung, die ich ihr machen kann, und der Weg, dies zu thun, ſtand mir offen. — So rannte ich fort, und bat ſie um Verzeihung für die Verlegenheit, in die ich ſie geſetzt, und ſagte, es ſei meine Abſicht geweſen, ihr Platz zu machen. — Sie antwortete: dieſelbe Abſicht habe ſie gegen mich gehabt, und ſo dankten wir einander gegenſeitig. Sie war an die Treppe gekommen, und da ich keinen Cicisbeo um ſie ſah, bat ich ſie um ihre Hand, ſie an den Wagen zu führen; wir gingen nun die Treppe hinab und hielten auf jeder dritten Stufe an, um von dem Konzert und dem Abenteuer zu reden. — Auf mein Wort, Madame, ſagte ich, nachdem ich ihr den Arm gereicht, ich machte ſechs verſchiedene Verſuche, um Sie hinaus zu laſſen; — und ich machte ſechs Verſuche, antwortete ſie, Sie hinein zu laſſen. — Wollte der Himmel, Sie machten einen ſiebenten, ſagte ich. — Mit vielem Vergnügen, ſagte ſie, und machte Platz. Das Leben iſt zu kurz, um ſich lange mit Formen abzugeben. — So ſtieg ich hinein, und fuhr mit ihr nach Hauſe. — Und was aus dem Konzert wurde, das weiß die heilige Cäcilia beſſer als ich, die, wie ich vermuthe, darin war.

Ich will nur hinzufügen, daß die Bekanntſchaft, die aus dieſer Ueberſetzung entſprang, mir mehr Vergnügen machte, als irgend eine, die ich in Italien zu machen die Ehre hatte.

Der Zwerg.

Paris.

Ich hatte in meinem Leben die Bemerkung noch von Niemand machen hören, außer von Einem; und wer dies war, wird dieſes Kapitel wahrſcheinlich zu Tage fördern. Da ich nun aber gar keine vorgefaßte Meinung hegte, ſo muß es ſeinen Grund gehabt haben, warum ich in dem Augenblick, als ich meine Augen über das Parterre ſchweifen ließ, mich heftig verwunderte, und dieſer Grund war das unerklärliche Spiel der Natur in der Bildung ſo vieler Zwerge. — Sie ſpielt freilich zu gewiſſen Zeiten beinahe in jedem Winkel der Welt; aber in Paris kann ſie in ihren wunderlichen Spielen gar kein Ende finden. — Die Göttin ſcheint hier beinahe eben ſo kurzweilig zu ſein, als ſie weiſe iſt.

Da ich meine Idee aus der Opéra comique mit mir nahm, ſo maß ich darnach Jedermann, den ich auf der Straße gehen ſah. Eine traurige Anwendung! beſonders wenn der Wuchs außerordentlich klein, das Geſicht außerordentlich ſchwarz, die Augen lebhaft, die Naſe lang, die Zähne weiß, das Kinn hervorſtehend waren; — ſo viele Unglückliche durch die Gewalt des Schickſals aus ihrer eigenen Klaſſe in die Gränzen einer andern getrieben zu ſehen! Ich kann dies nur mit Widerwillen niederſchreiben. — Jeder dritte Mann ein

Pygmäe! — Einige mit verwachſenen Köpfen und Höckern, andere mit krummen Beinen — eine dritte Art durch die Hand der Natur in dem ſechsten oder ſiebenten Jahre ihres Wachsthums feſtgehalten; — eine vierte in ihrem vollkommenen und naturlichen Zuſtande, gleich Zwergbäumen von dem erſten Keime und Anfange ihres Daſeins an dazu beſtimmt, nicht größer zu werden.

Ein medicinischer Reiſender könnte ſagen, das kommt von dem leidigen Einwickeln! — ein milzſüchtiger, von dem Mangel an freier Luft — und ein neugieriger Reiſender könnte zur Befeſtigung ſeines Syſtems die Höhe ihrer Häuſer meſſen, die Enge ihrer Straßen und auf wie wenigen Quadratſchuhen die Leute von der Bourgeoisie im ſechsten und ſiebenten Stockwerke zuſammen eſſen und ſchlafen; — aber ich erinnere mich, daß Herr Shandy d. ä., der niemals eine Meinung hatte, die von jemand anders getheilt worden wäre, eines Abends, als er auf dieſe Dinge zu ſprechen kam, die Behauptung aufſtellte, daß Kinder ſo gut wie andere Geſchöpfe zu einer beliebigen Größe heran gezogen werden könnten, vorausgeſetzt, ſie kämen im normalen Zuſtand zur Welt. Aber das ſei der Jammer, daß die Einwohner von Paris ſo zuſammengeſperrt ſeien, daß ſie wirklich nicht Platz genug hätten, welche zu erzielen. — Ich darf hier gar nicht ſagen, Etwas erzielen, ſagte er — denn das heißt Nichts erzielen. — Ja, fuhr er fort, und ſeine Stimme erhob ſich im Lauf der Rede, es heißt noch Schlimmeres erzielen, als Nichts, wenn Alles, was man erzielt hat, nach zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren der zärtlichſten Sorge, und nachdem man ihm die nahrhafteſten Lebensmittel hat zukommen laſſen, zuletzt nicht ſo hoch iſt, als mein Bein. Da nun Herr Schandy ſehr klein war, ſo konnte man ſich nicht ſtärker darüber ausdrücken.

Da dies kein Werk für gelehrte Abhandlungen iſt, ſo laſſe ich dieſes Alles auf ſich beruhen, und begnüge mich mit der Wahrheit der Bemerkung, die man in jedem Gäßchen und Nebengäßchen von Paris beſtätigt findet. Ich ging die Straße herab, die vom Caroussel an das Palais royal führt, und als ich einen kleinen Jungen etwas betrübt an der Goſſe ſtehen ſah, die mitten durch die Straße floß, ſo nahm ich ihn bei der Hand und half ihm hinüber. Wie ich mich umkehrte, um ihm nachzuſehen, bemerkte ich, daß er etwa vierzig Jahre alt ſein mochte. — Thut nichts, ſagte ich, wenn ich einmal neunzig bin, wird irgend ein guter Kerl auch ſo etwas für mich thun.

Ich fühle einige kleine Grundſätze in mir, die mich geneigt machen, gegen dieſe armen verkrüppelten Weſen meiner Gattung mitleidig zu ſeyn, die weder die Größe noch die Stärke haben, um durch die Welt zu kommen. Ich kann den Anblick nicht ertragen, einen derſelben mit Füßen treten zu ſehen; und kaum hatte ich mich neben meinem alten Offizier niedergelaſſen, ſo erhielt ich auch ſchon für meinen Widerwillen Stoff, denn eben dies ſah ich gerade unter der Loge, in der wir ſaßen, vorgehen.

Am Ende des Orcheſters, zwiſchen dieſem und der erſten Seitenloge iſt eine kleine Erhöhung gelaſſen, wo, wenn das Haus voll iſt, Leute von allen Ständen ſich einen Platz ſuchen. Obgleich man hier ſteht, wie im Parterre, ſo zahlt man doch daſſelbe, wie im Orcheſter. Ein armes wehrloſes

Geſchöpf dieſer Gattung war auf die eine oder die andere Weiſe in dieſen unglücklichen Platz eingedrungen. — Der Abend war heiß, und es war von Leuten umgeben, die dritthalb Fuß höher waren, als es ſelbſt. Der Zwerg litt von allen Seiten unausſprechlich, aber das Unbequemſte war für ihn ein langer dicker Deutſcher, beinahe ſieben Fuß hoch, der gerade zwiſchen ihm und jeder Möglichkeit ſtand, irgend etwas von der Bühne oder den Schauſpielern zu ſehen. Der arme Zwerg that Alles, was er thun konnte, um irgend etwas von dem, was vorging, zu erhaſchen, indem er zwiſchen dem Arme des Deutſchen und ſeinem Körper eine Oeffnung ſuchte, und es bald auf dieſer, bald auf der andern Seite probirte; aber der Deutſche ſtand vierſchrötig da, in der unangemeſſenſten Stellung, die man ſich denken kann; — der Zwerg hätte eben ſo gut auf dem Boden des tiefſten Brunnens in Paris ſitzen dürfen. Er langte alſo endlich höflichſt mit ſeiner Hand in die Höhe an den Aermel des Deutſchen, und klagte ihm ſeine Noth. — Der Deutſche wandte ſeinen Kopf um, blickte auf ihn nieder wie Goliath auf David, und nahm gefühllos ſeine Stellung wieder ein.

Ich nahm eben eine Priſe Schnupftaback aus der kleinen Horndoſe meines Mönches — und wie würde dein ſanfter, freundlicher Geiſt, mein theurer Mönch, der ſo gewöhnt iſt zu leiden und zu dulden, wie gütig würde er der Klage dieſer armen Seele ſein Ohr geliehen haben!

Der alte Offizier, der während dieſes Ausrufs mich mein Auge gerührt erheben ſah, nahm ſich die Freiheit zu fragen, was es denn gäbe? Ich ſagte ihm die Geſchichte in drei Worten, und ſetzte hinzu: wie unmenſchlich es ſey.

Der Zwerg war indeſſen auf's Aeußerſte getrieben worden, und in ſeiner erſten Hitze, die gewöhnlich unvernünftig iſt, hatte er dem Deutſchen geſagt: er werde ihm den langen Zopf mit ſeinem Meſſer abſchneiden. — Der Deutſche blickte kalt zurück und ſagte ihm, er ſei's zufrieden, wenn er ihn nur erlangen könne.

Eine Beleidigung, die durch Hohn noch geſchärft iſt, mag ſie geſchehen, wem ſie will, veranlaßt jeden Mann von Gefühl, Partei zu ergreifen: ich hätte aus meiner Loge ſpringen können, um die Sache zu ſchlichten. Der alte franzöſiſche Offizier that dies auf eine weit einfachere Art: er lehnte ſich ein wenig hinaus, winkte einer Wache und deutete zugleich mit ſeinem Finger auf die klägliche Scene. — Die Wache ging darauf zu, es war nicht nöthig, die Beſchwerde vorzutragen, die Sache ſprach für ſich ſelbſt; — und ſo drängte ſie ſogleich den Deutſchen mit der Muskete zurück, nahm den armen Zwerg bei der Hand, und ſtellte ihn vor jenen hin. — Das iſt edel, ſagte ich, und klatſchte in die Hände. — Und doch würden Sie in England dies nicht erlauben, ſagte der alte Offizier.

In England, mein theurer Herr, ſagte ich, ſitzen wir Alle ganz bequem.

Der alte franzöſiſche Offizier hätte mich mit mir ſelbſt ausgeſöhnt, wenn ich mit mir zerfallen geweſen wäre, als er ſagte, dies ſey ein bon mot, — und da ein bon mot in Paris immer etwas werth iſt, ſo bot er mir eine Priſe Taback an.

Die Roſe.

Paris.

Nun war die Reihe an mir, den alten franzöſiſchen Offizier zu fragen, was es gebe, denn der Ruf: „Haussez les mains, monsieur l'Abbé!" der von einem Dutzend Seiten im Parterre wiedertönte, war für mich eben ſo unverſtändlich, als meine Anrede an den Mönch früher für ihn geweſen war.

Er ſagte mir, es ſei ein armer Abbé in einer der oberſten Logen, der ſich vermuthlich verſtohlen hinter ein Paar Griſetten aufgepflanzt habe, um die Oper mit anzuſehen, und das Parterre, das ihn erſpäht habe, beſtehe jetzt darauf, er müſſe während der Vorſtellung ſeine beiden Hände ausſtrecken. — Und kann man glauben, ſagte ich, daß ein Geiſtlicher die Taſchen einer Griſette durchſuchen werde? Der alte franzöſiſche Offizier lächelte, und öffnete mir flüſternd eine Thüre des Verſtändniſſes, von der ich keine Ahnung hatte.

Guter Gott! ſagte ich, und wurde blaß vor Erſtaunen, iſt es möglich, daß ein Volk, das ſo voll Gefühl iſt, zugleich ſo unrein und ſich ſelbſt unähnlich ſein kann. — Quelle grossièreté! ſetzte ich hinzu.

Der franzöſiſche Offizier erzählte mir, es ſei ein unedler

Spott auf die Kirche, um die Zeit, als Molière ſeinen Tartuffe aufführte — in Schwung gekommen, aber gleich andern Ueberbleibſeln mittelalterlicher Sitten verliere ſich dieſer Unfug nach und nach. — Jede Nation, fuhr er fort, habe ihre Feinheiten und grossièretés, die ihnen eigenthümlich ſeien, und die ſie eine nach der andern wieder verliere. — Er habe viele Länder beſucht, und in jedem gewiſſe zarte Rückſichten gefunden, die in andern zu fehlen ſcheinen: Le pour et le contre se trouvent en chaque nation. Ueberall, ſagte er, ſei ein Gleichgewicht des Guten und Schlimmen; und nur dieſe Einſicht könne die eine Hälfte der Welt von den Vorurtheilen befreien, die ſie gegen die andere habe. — Der Vortheil des Reiſens, in Beziehung auf savoir vivre, beſtehe darin, daß man viele Menſchen und viele Sitten ſehe; es lehre uns gegenſeitige Duldſamkeit; und gegenſeitige Duldſamkeit, ſchloß er mit einer Verbeugung, lehre uns gegenſeitige Liebe.

Der alte franzöſiſche Offizier ſagte dies mit einer ſo offenen, verſtändigen Miene, daß meine erſte günſtige Meinung von ſeinem Charakter dadurch beſtätigt wurde. — Ich glaubte den Mann zu lieben; aber ich fürchte, ich täuſchte mich in dem Gegenſtande — es war meine eigene Denkweiſe — der Unterſchied war nur, daß ich ſie nicht halb ſo gut hätte ausſprechen können.

Es iſt eben ſo läſtig für den Reiter, wie für ſein Thier, wenn das letztere immer mit geſpitzten Ohren geht, und den ganzen Weg über vor jedem Gegenſtand ſtutzt, den es noch nie geſehen hat. — Ich bin mit dieſer Plage ſo wenig behaftet, als irgend ein lebendiges Geſchöpf; und doch geſtehe ich ehrlich, daß Manches mir Unruhe machte, und daß ich über manches Wort im erſten Moment erröthete, das ich im zweiten bedeutungslos und vollkommen unſchuldig fand.

Madame de Rambouillet hatte nach einer Bekanntſchaft von etwa ſechs Wochen mir die Ehre erzeigt, mich in ihrem Wagen ungefähr zwei Stunden aus der Stadt mitzunehmen. — Madame de Rambouillet hatte den gewählteſten Anſtand, den man bei einer Dame finden kann; und ich verlange niemals eine Frau mit mehr Tugenden und Herzensreinheit zu ſehen. Auf unſerer Rückkehr bat mich Madame de Rambouillet, die Schnur anzuziehen — ich fragte ſie, ob ſie irgend etwas bedürfe — Rien que de pisser, ſagte Madame de Rambouillet.

Beunruhige dich nicht, freundlicher Reiſender, daß Madame de Rambouillet piſſen muß — und ihr, ſchöne, myſtiſche Nymphen! gehet und pflücke eine jede von euch ihre Roſe und ſtreuet ſie auf euren Weg — denn Madame de Rambouillet that nichts weiter. — Ich hob Madame de Rambouillet aus dem Wagen, und wäre ich der Prieſter der keuſchen Caſtalia geweſen, ich hätte an ihrer Quelle nicht mit ehrerbietigerem Anſtand dienen können.

Das Kammermädchen.

Paris.

Da das, was der alte franzöſiſche Offizier mir über das Reiſen ſagte, mich an den Rath des Polonius an ſeinen Sohn über denſelben Gegenſtand, und dies mich an Hamlet, und Hamlet mich an die übrigen Werke Shakespears erinnerte, ſo hielt ich auf meiner Rückkehr nach Hauſe auf dem Quai de Conti an, um ſie mir ſämmtlich zu kaufen.

Der Buchhändler ſagte, er habe kein Exemplar vorräthig. — Comment, ſagte ich, und nahm einen Band von Shakespeare, der auf dem Ladentiſch zwiſchen uns lag. — Er ſagte, dies ſei ihm nur zugeſandt worden, um es binden zu laſſen, und müſſe am nächſten Morgen nach Verſailles an den Grafen von B— zurückgeſandt werden.

Liest der Graf von B— Shakespeare! ſagte ich. C'est un esprit fort, verſetzte der Buchhändler. Er liebt engliſche Bücher, und was ihm noch mehr Ehre macht, Monſieur, er liebt auch die Engländer. — Sie ſprechen ſo artig, ſagte ich, daß ein Engländer ſich ſchon dadurch verbunden fühlen muß, einen oder zwei Louisd'or in Ihrem Laden auszugeben. — Der Buchhändler machte eine Verbeugung, und wollte eben etwas ſagen, als ein junges anſtändiges Mädchen von etwa 20 Jahren, die nach Ausſehen und Kleidung bei irgend einer vornehmen frommen Dame Kammermädchen zu ſein ſchien, in den Laden kam, und les égarements du coeur et de l'esprit verlangte: der Buchhändler gab ihr das Buch ſogleich. Sie zog eine kleine grünſeidene Börſe, mit einem Band von derſelben Farbe umwickelt, hervor, nahm Geld daraus und bezahlte es. Da ich mich nicht länger im Laden aufzuhalten hatte, ſo gingen wir mit einander zur Thüre hinaus.

Und was haben Sie, meine Theure, ſagte ich, mit den Verirrungen des Herzens zu thun, da Sie ja noch kaum wiſſen, daß Sie eines haben? und es auch dann erſt recht erfahren werden, wenn die Liebe es Ihnen ſagen, oder ein treuloſer Schäfer ihm Leiden bereitet haben wird.

Dieu m'en garde! ſagte das Mädchen. — Mit Recht, ſagte ich — denn wenn es ein gutes iſt, ſo wäre es Schade, wenn es geſtohlen würde: es iſt ein kleiner Schatz für Dich, und verleiht Deinem Geſichte ein beſſeres Ausſehen, als wenn es mit Perlen geſchmückt wäre.

Das junge Mädchen lauſchte mit demüthiger Aufmerkſamkeit und hielt die ganze Zeit ihre ſeidene Börſe am Bande in der Hand. Sie iſt ſehr klein, ſagte ich, und faßte ſie unten an. Sie hielt ſie mir entgegen. Und es iſt ſehr wenig darin, meine Theure, ſagte ich, aber ſei nur eben ſo gut, als Du hübſch biſt, und der Himmel wird ſie ſchon füllen.

Ich hielt ein Paar Kronen in meiner Hand, mit denen ich Shakeſpeare hatte bezahlen wollen, und als ſie die Börſe ganz aus der Hand ließ, ſteckte ich eine davon hinein, knüpfte das Band in einen doppelten Knoten und gab ſie ihr zurück.

Das junge Mädchen machte mir mehr eine ehrerbietige, als eine tiefe Verbeugung. Es war eine jener ruhigen, dankbaren Verneigungen, in denen der Geiſt ſelbſt ſich neigt; der Körper thut nichts dabei, als daß er es ausdrückt. Niemals in meinem Leben habe ich einem Mädchen eine Krone gegeben, das mir halb ſo viel Vergnügen gemacht hätte.

Mein Rath, mein Kind, wäre für Sie keine Nadel werth geweſen, ſagte ich, wenn ich ihn nicht mit dieſer Gabe begleitet hätte; aber jetzt werden Sie ſich an ihn erinnern, wenn Sie die Krone ſehen, alſo, meine Theure, verthun Sie ſie nicht in Bändern.

Auf mein Wort, mein Herr, ſagte das Mädchen ernſthaft, ich bin nicht fähig — und bei dieſen Worten gab ſie mir, wie es bei ſolchen kleinen Betheuerungen gewöhnlich iſt, ihre Hand. En vérité, monsieur, je mettrai cet argent à part, ſagte ſie.

Wenn zwiſchen einem Mann und einem Frauenzimmer ein tugendhafter Vertrag geſchloſſen iſt, ſo heiligt dies ihre geheimſten Schritte; ſo gingen wir denn auch, obgleich es ſchon dunkelte, da unſer Weg der gleiche war, ohne alles Bedenken den Quai de Conti entlang.

Indem wir zu gehen anfingen, machte ſie mir eine zweite Verbeugung, und ehe wir zwanzig Schritte von der Thüre uns entfernt hatten, hielt ſie, wie wenn ſie noch nicht genug gethan hätte, einen Augenblick an, um mir zu wiederholen, ſie danke mir.

Es ſei ein kleiner Tribut, ſagte ich, den ich nicht umhin konnte, ihrer Tugend zu zollen, und um die ganze Welt möchte ich mich in der Perſon, der ich ihn ſpendete, nicht getäuſcht haben. — Aber ich ſehe Unſchuld auf Ihrem Geſichte, mein liebes Kind, und Schande über den Mann, der ihr Fallſtricke legt!

Das Mädchen ſchien wie durch meine Worte gerührt — ſie ſeufzte leiſe — ich ſah, daß ich durchaus nicht berechtigt war, darnach zu fragen. — So ſagte ich denn nichts mehr, bis ich an die Ecke der rue de Nevers gelangte, wo wir uns trennen ſollten.

Aber iſt dies denn der Weg, mein Kind, in das Hôtel de Modène? Sie ſagte mir, er ſey's, oder ich könnte auch durch die rue de Guénégaud gehen, und dies ſei der nächſte Weg. Dann will ich, meine Liebe, durch die rue de Guénégaud gehen, ſagte ich, aus zwei Gründen; erſtens weil es mir Vergnügen macht, und zweitens, um Ihnen alsdann auf Ihrem Wege, ſo lang ich kann, den Schutz meiner Begleitung zu verſchaffen. Das Mädchen fühlte, daß ich artig war, und ſagte, ſie wünſche, das Hôtel de Modène wäre in der rue des S. S. Pères.

Dort wohnen Sie? fragte ich. — Sie ſagte, ſie ſei das Kammermädchen der Madame R—. Guter Gott, ſagte ich. Dies iſt die Dame, an die ich einen Brief von Amiens mitgebracht habe. — Das Mädchen ſagte mir, ſie glaube, Madame R— erwarte einen Fremden mit einem Briefe und ſei ungeduldig ihn zu ſehen. Alſo bat ich das Mädchen, der Madame R— meine Empfehlungen zu melden und zu ſagen, daß ich ihr den nächſten Morgen ſicher meine Aufwartung machen werde.

Während dies vorging, ſtanden wir an der Ecke der rue de Nevers ſtill. Wir hielten einen Augenblick an, während ſie mit ihren égarements du coeur ꝛc. eine bequemere Anordnung traf, als ſie in der Hand zu tragen. — Es waren zwei Bände; alſo hielt ich ihr den zweiten, während ſie den erſten in die Taſche ſteckte; und dann hielt ſie mir ihre Taſche hin und ich ſteckte den andern hinein.

Es iſt ſüß zu fühlen, aus welchen fein geſponnenen Fäden unſere Neigungen zuſammen gewebt werden.

Hierauf gingen wir wieder weiter, und beim dritten Schritt legte das Mädchen ſeine Hand in meinen Arm — ich wollte ſie eben darum bitten — aber ſie that es aus freien Stücken, mit jener unbefangenen Simplicität, die mir zeigte, ſie denke gar nicht daran, daß ſie mich zum erſten Mal ſehe. Was mich betrifft, ſo fühlte ich die Ueberzeugung von unſerer Blutsverwandtſchaft ſo lebendig, daß ich nicht umhin konnte, mich halb umzukehren und ihr in's Geſicht zu blicken, um zu ſehen, ob ich etwas von einer Familienähnlichkeit darin entdecken könne. — Pah, ſagte ich, ſind wir nicht Alle mit einander verwandt?

Als wir an das Ende der rue de Guénégaud kamen, hielt ich an, um ihr endlich im Ernſte Adieu zu ſagen: das Mädchen wollte mir noch ein Mal für meine Begleitung und meine Güte danken; ſie ſagte mir zwei Mal Adieu und ich wiederholte es eben ſo oft; und ſo herzlich war die Trennung zwiſchen uns, daß, wäre es irgendwo ſonſt geweſen, ich nicht dafür ſtehen möchte, ob ich ſie nicht mit einem Liebeskuß beſiegelt hätte, eben ſo warm und heilig, wie ein Apoſtel.

Aber da in Paris ſich nur die Männer küſſen — ſo that ich, was auf daſſelbe hinauskam — ich empfahl ſie dem Segen Gottes.

Der Paſs.

Paris.

Als ich in meinem Hotel ankam, erzählte mir La Fleur, der Lieutenant de Police habe nach mir gefragt. Hol's der Teufel, ſagte ich — ich weiß den Grund. Es iſt Zeit, daß der Leſer ihn erfahre, denn zu der Zeit, als die Sache vorfiel, wurde ſie nicht erzählt, nicht als ob ich nicht daran gedacht hätte, ſondern weil, hätte ich ſie damals berichtet, ſie jetzt vergeſſen worden wäre — aber erſt jetzt die Zeit gekommen iſt, wo ich ſie brauche.

Ich hatte London ſo eilig verlaſſen, daß es mir gar nicht in den Sinn kam, daß wir mit Frankreich im Krieg begriffen ſind, und hatte Dover erreicht, und ſah durch mein Glas nach den Hügeln jenſeits Boulogne, ehe ich hieran dachte, und dabei auch überlegte, daß man ohne einen Paß nicht hinüber komme. Wenn ich aber nur eine Straße weit fortgegangen bin, ſo habe ich ſchon einen tödtlichen Widerwillen dagegen zurückkehren zu müſſen, ohne klüger geworden zu ſein, als zuvor; und da dies eine der größten Anſtrengungen war, die ich je gemacht, um Kenntniſſe zu erlangen, ſo konnte ich den Gedanken daran um ſo weniger ertragen. Als ich daher hörte, daß der Graf de— das Paketboot gemiethet hatte, bat ich ihn, er möchte mich in ſein Gefolge aufnehmen. Der Graf kannte mich ein wenig, und machte alſo wenig oder gar keine Schwierigkeit, er ſagte nur, ſeine Neigung mir zu dienen, könne ſich nicht weiter als bis Calais erſtrecken, weil er über Brüſſel nach Paris zurückkehre. Indeß, wenn ich einmal drüben wäre, ſo könne ich ohne Unterbrechung nach Paris kommen; aber in Paris müſſe ich mir alsdann Freunde verſchaffen und ſelbſt für mich ſorgen. — Laſſen Sie mich nur in Paris ſein, Monsieur le Comte, ſagte ich, dann iſt mir ſchon geholfen. So ſchiffte ich mich ein, und dachte nicht mehr an die Sache.

Als La Fleur mir erzählte, der Lieutenant de Police habe nach mir gefragt — da fiel mir die Sache plötzlich wieder ein; — und bis La Fleur ſeine Erzählung vollendet hatte, trat der Eigenthümer des Hotels in mein Zimmer, um mir daſſelbe zu ſagen und noch hinzuzufügen, daß man beſonders nach meinem Paß gefragt habe. Der Eigenthümer des Hotels ſchloß mit den Worten: er hoffe, ich habe einen. — Wahrhaftig nicht, ſagte ich.

Der Eigenthümer des Hotels wich drei Schritte von mir zurück, wie von einem Angeſteckten, als ich dieſe Erklärung gab. — Und der arme La Fleur trat mir drei Schritte näher mit jener eigenthümlichen Bewegung, die eine treue Seele macht, um einem, der in Noth iſt, beizuſtehen. Der Burſche gewann mein Herz dadurch; und aus dieſem einzigen Zug lernte ich ſeinen Charakter ſo vollkommen kennen, und konnte mich ſo feſt auf ihn verlaſſen, als hätte er mir ſieben Jahre lang treu gedient.

Monseigneur, rief der Eigenthümer des Hotels — aber er faßte ſich während dieſer Ausrufung wieder, wechſelte ſogleich den Ton und ſagte: wenn Monsieur keinen Paß hat, ſo hat er aller Wahrſcheinlichkeit nach (apparemment) Freunde in Paris, die ihm einen ſolchen verſchaffen können. — Nicht, daß ich wüßte, ſagte ich mit gleichgültiger Miene. — Dann, verſetzte er, werden Sie gewiß in die Baſtille oder wenigſtens in das Chatelet geſandt werden. Pah, ſagte ich, der König von Frankreich iſt ein guter Mann — er thut Niemand etwas zu Leide. — Cela n'empêche pas, ſagte er, ſicher werden Sie morgen früh in die Baſtille geſandt werden. — Aber ich habe ihre Wohnung auf einen Monat gemiethet, antwortete ich, und werde ſie um aller franzöſiſchen Könige willen nicht einen Tag vor der Zeit verlaſſen. La Fleur flüſterte mir in's Ohr, dem König von Frankreich könne Niemand Widerſtand leiſten.

Pardi! ſagte mein Wirth, ces messieurs Anglais sont des gens très-extraordinaires! und nachdem er dies geſagt und beſchworen, ging er hinaus.

Der Paſs.

Das Hotel in Paris.

Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, La Fleur durch einen ernſthaften Blick über den Gegenſtand meiner Verlegenheit zu quälen, deshalb hatte ich die Sache ſo leichthin behandelt, und um ihm zu zeigen, wie wenig ſie mich anfechte, ließ ich den Gegenſtand ganz fallen, und erzählte ihm, während er mir beim Nachteſſen aufwartete, mit mehr als gewöhnlicher Heiterkeit von Paris und der Opéra comique. La Fleur war ſelbſt darin geweſen und mir durch die Straſſen gefolgt, bis zu dem Laden des Buchhändlers; als er mich aber mit dem jungen Kammermädchen herauskommen und uns beide mit einander den Quai de Conti hinabgehen ſah, hielt es La Fleur für unnöthig, mir einen Schritt weiter zu folgen, er machte ſich ſeine eigenen Gedanken darüber, ſchlug einen kürzeren Weg ein und kam gerade recht in dem Gaſthofe an, um noch vor meiner Ankunft die Geſchichte mit der Polizei zu erfahren.

Sobald der ehrliche Burſche abgenommen hatte, und hinuntergegangen war, um ſelbſt zu Abend zu eſſen, begann ich ein wenig ernſthaft über meine Lage nachzudenken.

Und hier, Eugenius, weiß ich, wirſt du lächeln, bei der Erinnerung an ein kurzes Geſpräch, das in dem Augenblick meiner Abreiſe zwiſchen uns vorfiel — ich muß es hier erzählen.

Eugenius, der wußte, daß ich eben ſo wenig mit Geld als mit Gedanken überladen ſei, hatte mich bei Seite gezogen, um mich zu fragen, für wie viel ich geſorgt habe; als ich ihm die Summe genau angegeben, ſchüttelte Eugenius den Kopf, und ſagte, es werde nicht reichen. Dabei zog er ſeine Börſe heraus, um ſie in die meinige auszuleeren.

Ich habe genug auf meinem Gewiſſen, Eugenius, ſagte ich. — In der That, Yorik, das haben Sie nicht, verſetzte Eugenius, ich kenne Frankreich und Italien beſſer als Sie. — Aber Sie erwägen nicht, Eugenius, ſagte ich, indem ich ſein Anerbieten ablehnte, daß ich, ehe ich noch drei Tage lang in Paris geweſen bin, dafür ſorgen werde, irgend etwas zu ſagen oder zu thun, wofür man mich in die Baſtille ſetzen wird; und daß ich hier ein paar Monate lang ganz auf die Koſten des Königs von Frankreich leben werde. — Ich bitte um Verzeihung, ſagte Eugenius trocken: an dieſes Auskunftsmittel hatte ich wahrhaftig nicht gedacht.

Jetzt ſtand das Ereigniß, von dem ich ſcherzhaft geſprochen, plötzlich ernſthaft vor meiner Thüre.

Iſt es Thorheit oder nonchalence oder Philoſophie oder Halsſtarrigkeit, oder was iſt es ſonſt, daß zuletzt, als La Fleur die Treppe hinuntergegangen, und ich ganz allein war, ich meinen Geiſt nicht dazu bringen konnte, an die Sache mit andern Gefühlen zu denken, als ich darüber mit Eugenius geſprochen hatte?

Und was die Baſtille betrifft, der Schrecken liegt nur im Worte. Man ſtelle ſich die Sache ſo arg vor, als man will, ſagte ich zu mir ſelbſt, die Baſtille iſt nur ein anderes Wort für einen Tower, und ein Tower iſt nur ein anderes Wort für ein Haus, aus dem man nicht hinaus kann. — Die Armen, die mit der Gicht behaftet ſind, befinden ſich zweimal im Jahre in einem ſolchen Hauſe. — Aber mit neun Livres des Tages und Feder und Dinte, und Papier und Geduld kann ein Mann, wenn er auch nicht heraus kann, ſich recht wohl darein finden — wenigſtens einen Monat oder ſechs Wochen, nach deren Verlauf, wenn er ein unſchädlicher Menſch iſt, ſeine Unſchuld an den Tag kommen wird, und man ihn beſſer und weiſer entläßt, als er hinein kam.

Ich war, ich weiß nicht mehr wodurch, veranlaßt, in den Hofraum hinabzugehen, während ich die Sache ſo überlegte; und ich erinnere mich, daß ich mit nicht geringem Triumph über meine guten Raiſonnements die Treppe hinabging. Der Teufel hole den düſtern Pinſel, ſagte ich großſprecheriſch — denn ich beneide ihn nicht um ſein Vermögen, die Uebel des Lebens mit ſo ſchwarzen und grauſamen Farben zu malen. Der Geiſt wird erſchreckt durch die Gegenſtände, die er ſelbſt vergrößert und verdüſtert hat: man gebe ihnen ihre natürliche Größe und Farbe zurück, ſo überſieht man ſie. — Es iſt wahr, ſagte ich, indem ich den Satz richtiger feſt ſtellte, die Baſtille iſt kein Uebel, das man ſo geradezu verachten kann, aber man entkleide ſie ihrer Thürme, fülle den Graben aus, nehme den Thoren ihre Verrammlung, nenne ſie einfach eine Haft, und nehme an, die Tyrannei einer Krankheit nicht eines Mannes, halte uns darin feſt: — ſo verſchwindet das Uebel, und man trägt die andere Hälfte ohne Klage.

In dieſem troſtreichen Selbſtgeſpräch wurde ich durch eine Stimme unterbrochen, die ich für die eines Kindes hielt, das klagte: „es könne nicht heraus.“ Ich blickte den Gang auf und nieder, und da ich weder Mann, noch Weib, noch Kind ſah, ging ich ohne weitere Aufmerkſamkeit hinaus.

Bei meiner Rückkehr durch den Gang hörte ich dieſelben Worte zweimal wiederholen, und als ich aufblickte, ſah ich, daß es ein Staar war, der in einem kleinen Käfig hing. „Ich kann nicht heraus, ich kann nicht heraus,“ ſagte der Staar.

Ich betrachtete den Vogel, und ſo oft Jemand durch den Gang ging, flatterte er an die Seite des Käfigs, der man ſich näherte, mit derſelben Wehklage über ſeine Gefangenſchaft: „Ich kann nicht heraus,“ ſagte der Staar. „Gott helfe dir,“ ſagte ich, „aber ich will dich herauslaſſen, koſte es, was es wolle; dann wandte ich mich gegen den Käfig, um ſeine Thüre zu finden; ſie war doppelt und feſt mit Draht umwunden, man konnte ſie nicht öffnen, ohne den Käfig zu zerbrechen, — ich legte beide Hände an's Werk.

Der Vogel flog an die Stelle, wo ich ſeine Befreiung verſuchte, ſteckte ſeinen Kopf durch das Gitter und drückte ſeine Bruſt daran, wie aus Ungeduld. — Ich fürchte, du armes Geſchöpf, ſagte ich, ich kann dich nicht in Freiheit ſetzen. „Nein,“ ſagte der Staar, „ich kann nicht heraus!“ — „Ich kann nicht heraus,“ ſagte der Staar.

Ich muß geſtehen, daß meine Gefühle niemals zärtlicher geweckt wurden, und ich erinnere mich keines Vorfalls in meinem Leben, wo die zerſtreuten Lebensgeiſter, die meine Vernunft getäuſcht hatten, ſo plötzlich zurückgerufen wurden. So mechaniſch die Laute waren, ſo wurden ſie doch in ſo ächten Naturtönen vorgebracht, daß ſie in einem Augenblick alle meine ſyſtematiſchen Argumentationen über die Baſtille zuſammenwarfen und ich ging ſchwermüthig die Treppe hinauf, und nahm jedes Wort zurück, das ich im Heruntergehen geſagt hatte.

Verſtecke dich, wie du willſt, o **Sklaverei**, ſagte ich, immer biſt du ein bitterer Trank, und wenn auch zu allen Zeiten Tauſende von dir trinken mußten, ſo biſt du doch darum nicht weniger bitter. Du biſt es, dreimal ſüße und anmuthige Göttin, indem ich mich an die Freiheit wandte, die Jedermann heimlich oder öffentlich verehrt, die lieblich ſchmeckt und ſtets ſchmecken wird, bis die Natur ſie ſelbſt umwandelt. Kein Makel durch Worte kann deinen ſchneeweißen Mantel beſudeln, keine chemiſche Kraft deinen Scepter in Eiſen verwandeln; wenn du ihm zulächelſt, während er ſeine Brodkruſte ißt, fühlt ſich der Hirte glücklicher, als ſein Monarch, von deſſen Hofe du verbannt biſt. Gnädiger Himmel, rief ich, und kniete auf der vorletzten Stufe nieder, gewähre mir nur Geſundheit, du großer Geber derſelben, und gib mir nur dieſe ſchöne Gottheit zur Begleitung, dann laſſe deine Biſchofsmützen, wenn es deiner göttlichen Vorſehung gut ſcheint, herabregnen auf die Häupter derer, die darnach ſchmachten.

Der Gefangene.

Paris.

Der Vogel in ſeinem Käfig verfolgte mich in mein Zimmer; ich ſetzte mich dicht an meinen Tiſch nieder, ſtützte meinen Kopf auf die Hand, und begann mir die Leiden einer Haft vorzumalen. Ich war in der rechten Stimmung dazu und ſo ließ ich meiner Phantaſie ihren freien Lauf.

Ich war im Begriffe, mit den Millionen meiner Mitgeſchöpfe zu beginnen, die von Haus aus kein anderes Erbe haben, als die Sklaverei; aber ich fand, ſo rührend das Gemälde war, daß ich es mir nicht näher bringen konnte, und daß die Maſſe düſterer Gruppen darin mich nur verwirrte.

Da nahm ich dann einen einzelnen Gefangenen vor, und nachdem ich ihn zuerſt in ſeinen Kerker eingeſchloſſen, blickte ich durch das Zwielicht ſeiner vergitterten Thüre hinein zu ihm, um ſein Bild aufzunehmen.

Ich ſchaute ſeinen Körper, halb abgezehrt von langer Erwartung und Haft, und fühlte, wie das Herz erkrankt war von fehlgeſchlagenen Hoffnungen. Als ich ihn näher betrachtete, ſah ich ihn bleich und fieberiſch; dreißig Jahre lang hatte der Weſtwind nicht einmal ſein Blut gekühlt; dieſe ganze Zeit hatte er keine Sonne, keinen Mond geſehen, noch hatte die Stimme eines Freundes oder Verwandten durch ſein Gitter geflüſtert; ſeine Kinder —

Aber hier begann mein Herz zu bluten, und ich war gezwungen, zu einem andern Theil des Gemäldes überzugehen.

Er ſaß in dem entfernteſten Winkel ſeines Kerkers auf dem Boden, auf ein wenig Stroh, das abwechſelnd ſein Stuhl und ſein Bette war: ein kleiner Kalender von dünnen Hölzchen, auf dem alle Leidens-Tage und Nächte eingekerbt waren, die er hier zugebracht hatte, lag ihm zu Kopfe — eines dieſer Hölzchen hielt er in ſeiner Hand, und mit einem roſtigen Nagel grub er einen neuen Unglückstag ein. Da ich das wenige Licht, welches er hatte, verdunkelte, erhob er ſein hoffnungsloſes Auge gegen die Thüre; dann ſchlug er es nieder, ſchüttelte ſeinen Kopf und fuhr in ſeiner traurigen Beſchäftigung fort. Ich hörte ſeine Ketten an ſeinen Beinen klirren, als er ſeinen Körper bewegte, um ſein Hölzchen zu dem Haufen der übrigen zu legen. Er ſeufzte tief; ich ſah das Eiſen in ſeine Seele dringen und brach in Thränen aus; — ich konnte das Gemälde der Haft, das meine Phantaſie entworfen hatte, nicht ertragen, ich fuhr von meinem Stuhle auf, rief La Fleur, und hieß ihn einen Wagen beſtellen, der am andern Morgen um 9 Uhr vor der Thüre des Gaſthofs halten ſollte.

Ich will geraden Weges, ſagte ich, zu Monsieur le Duc de Choiseul gehen.

La Fleur würde mich zu Bette gebracht haben aber da ich nicht wollte, daß er etwas auf meinen Wangen ſehen ſollte, das den ehrlichen Burſchen ein Herzweh koſten könnte, ſo ſagte ich ihm, ich wolle allein zu Bette gehen, und hieß ihn das Gleiche thun.

Der Staar.

Straße nach Verſailles.

Zur feſtgeſetzten Stunde ſtieg ich in meinen Wagen; La Fleur ſtieg hinten hinauf und ich hieß den Kutſcher ſo ſchnell als möglich nach Verſailles fahren. Da nichts auf dieſem Wege war oder vielmehr nichts, nach was ich auf Reiſen ſehe, ſo kann ich das weiße Blatt mit nichts Beſſerem ausfüllen, als mit einer kurzen Geſchichte eben jenes Vogels, der der Gegenſtand des letzten Kapitels war. Während der achtbare Herr — in Dover auf günſtigen Wind wartete, war jener, noch ehe er recht fliegen konnte, von einem engliſchen Burſchen, der der Reitknecht des Herrn war, auf den Klippen gefangen worden; da dieſer ihn nicht umkommen laſſen wollte, hatte er ihn in ſeinem Buſen mit auf's Paketſchiff gebracht, und da er ihn fütterte und einmal unter ſeinen Schutz genommen hatte, ſo gewann er ihn im Lauf einiger Tage lieb und brachte ihn wohlbehalten mit ſich nach Paris.

In Paris hatte der Burſche einen Livre für einen kleinen Käfig für den Staar ausgegeben und da er die fünf Monate über, die ſein Herr hier blieb, wenig Beſſeres zu thun hatte, ſo lehrte er ihn in ſeiner Mutterſprache die vier einfachen Worte (und nicht mehr), die mich ſo ſehr zu ſeinem Schuldner gemacht hatten.

Als ſein Herr nach Italien abreiſte, hatte ihn der Burſche dem Eigenthümer des Gaſthofs gegeben. Aber da ſein kleiner Geſang nach Freiheit in Paris eine *unbekannte* Sprache war, ſo hatte der Vogel wenig oder gar keinen Werth für ihn. So brachte ihn La Fleur mit ſeinem Käfig um eine Flaſche Burgunder in meinen Beſitz. Auf meiner Rückkehr aus Italien brachte ich ihn in das Land zurück, in deſſen Sprache er ſeine Worte gelernt hatte, und als ich ſeine Geſchichte dem Lord A— erzählte, bat mich Lord A— um den Vogel; — binnen einer Woche gab ihn Lord A— dem Lord B—, Lord B— ſchenkte ihn dem Lord C— und Lord C—'s Kammerdiener verkaufte ihn an den des Lord D— um einen Schilling, Lord D— gab ihn dem Lord E— und ſofort das halbe Alphabet durch.

Aus dieſer hohen Sphäre kam er in das Unterhaus und ging dann durch die Hände von eben ſo vielen Gemeinen; aber da es allen dieſen daran fehlte, *hinein* zu kommen, wie meinem Vogel heraus zu kommen, ſo machte man ſich in London beinahe eben ſo wenig aus ihm, als in Paris.

Viele meiner Leſer müſſen nothwendig von ihm gehört haben, und wenn ihn irgend Jemand durch bloßen Zufall geſehen haben ſollte, ſo erlaube ich mir, ihn zu belehren, daß dieſer Vogel mein Vogel war — oder irgend eine ſchlechte Copie, die ihn vorſtellen ſollte.

Ich habe nichts weiter über ihn hinzuzufügen, als daß ich von der Zeit an bis jetzt dieſen armen Staar auf dem Helme meines Wappens getragen habe. —

Mögen die Heraldiker immerhin ihren Kopf darüber ſchütteln, wenn ſie das Herz haben.

Die Anrede.

Verſailles.

Es ſollte mir nicht lieb ſein, wenn meine Feinde in mein Inneres blicken könnten, während ich im Begriff ſtehe, Jemand um ſeinen Schutz zu bitten. Deshalb bemühe ich mich in der Regel, mich ſelbſt zu ſchützen, aber dieſer Gang zu Monsieur le Duc de C— war eine Handlung der Nothwendigkeit; wäre es eine Handlung der freien Wahl geweſen, ſo würde ich ſie, glaube ich, verrichtet haben, wie andere Leute.

Wie viele niedrige Entwürfe zu einer ſchimpflichen Anrede bildete mein knechtiſches Herz unterwegs! Für einen jeden verdiente ich die Baſtille.

Als ich Verſailles vor mir liegen ſah, konnte ich nichts anderes thun, als Worte und Sätze zuſammen ſuchen und auf Stellungen und Töne ſinnen, um mich in die Gunſt von Monsieur le Duc de C— einzuſchmeicheln. Das wird gewiß paſſen, ſagte ich. — Eben ſo gut, antwortete ich mir darauf, als ein Rock, den uns ein kühner Schneider bringt, ohne das Maß dazu genommen zu haben. Thor, fuhr ich fort, betrachte zuerſt das Geſicht von Monsieur le Duc. Beobachte, welch' ein Charakter ſich darin ausdrückt, bemerke, in welcher Stellung er dich anhört, beobachte die

Wendungen und den Ausdruck ſeines Körpers und ſeiner Glieder; — und was den Ton betrifft, ſo wird der erſte Laut, der über ſeine Lippen kommt, ihn dir an die Hand geben, und aus all' dem zuſammen wirſt du dir ſogleich an Ort und Stelle eine Anrede fertig machen, die dem Herzog nicht mißfallen kann. Die Ingredienzien ſind von ihm und ſo wird er ſie höchſt wahrſcheinlich auch verſchlucken müſſen.

Gut, ſagte ich, ich wollte, ich wäre glücklich darüber hinaus. — Schon wieder feige! Als ob auf der ganzen Oberfläche der Welt nicht ein Menſch dem andern gleich wäre und wenn im Felde, warum nicht auch Stirn gegen Stirn im Kabinet? Und glaube mir, Yorik, wenn es jemals nicht ſo iſt, ſo iſt der Menſch falſch gegen ſich ſelbſt und verräth ſeine eigenen Hülfsmittel zehnmal, wo die Natur es nur einmal thut. Geh zu dem Duc de C— mit der Baſtille in deinen Blicken. Ich wette mein Leben, du wirſt in einer halben Stunde unter Bedeckung nach Paris zurückgeſandt werden.

Ich glaube es wirklich, ſagte ich, nun ſo will ich beim Himmel mit aller nur möglichen Fröhlichkeit und Sorgloſigkeit zum Herzog gehen.

Aber das iſt wieder nicht das Rechte, verſetzte ich; ein ruhiges Herz vermeidet die Extreme und iſt ſtets in ſeinem Mittelpunkt. Nun, nun, rief ich, als der Kutſcher durch das Thor fuhr, ich denke, ich werde mich ſchon hinausſchlagen, und während er um den Hof herum fuhr, und mich vor die Thüre hinbrachte, fand ich, daß die Lektion, die ich mir ſelbſt gegeben, ſo gut angeſchlagen hatte, daß ich die

Treppen weder wie ein Opfer der Gerechtigkeit hinaufſtieg, das auf der letzten Stufe das Leben verlieren ſoll, noch mit einem Sprung und ein Paar großen Schritten, wie dann, wenn ich zu dir fliege, Eliſe, um es zu finden.

Als ich in den Saal trat, begegnete mir eine Perſon, die möglicher Weiſe der Maitre d'Hôtel ſein konnte, aber doch mehr das Ausſehen irgend eines untergeordneten Beamten hatte. Er ſagte mir, der Duc de C— ſei beſchäftigt. Ich ſei völlig unbekannt, ſagte ich, mit den Formen, um eine Audienz zu erhalten, da ich ein Ausländer, und was bei dem jetzigen Stand der Dinge viel ſchlimmer, noch dazu ein Engländer ſei. Er verſetzte: das vermehre die Schwierigkeit keineswegs. Ich machte ihm eine leichte Verbeugung und ſagte ihm, ich habe Monsieur le Duc etwas Wichtiges mitzutheilen. Der Beamte blickte gegen die Treppe hin, wie wenn er im Begriff wäre, mich zu verlaſſen, um dieſe Nachricht irgend Jemand zu überbringen. Aber ich darf Sie nicht täuſchen, ſagte ich, denn was ich zu ſagen habe, iſt keineswegs wichtig für Monsieur le Duc de C—, wohl aber ſehr wichtig für mich ſelbſt. C'est une autre affaire, verſetzte er. Keineswegs, ſagte ich, für einen ſo artigen Mann. Aber ich bitte Sie, guter Herr, fuhr ich fort, wann kann denn ein Fremder Zutritt zu erhalten hoffen? In nicht weniger als zwei Stunden, ſagte er und blickte auf ſeine Uhr. Die Zahl der Equipagen im Hofraum ſchien die Berechnung zu rechtfertigen, daß ich nicht früher darauf hoffen dürfe, und da das Auf- und Abgehen in dem Saale, ohne mit einer Seele zu ſprechen, zur Zeit eben ſo ſchlimm war, als in die Baſtille eingeſchloſſen zu ſein, ſo ging ich ſogleich in meinen Wagen zurück und befahl meinem Kutſcher, in den Cordon bleu zu fahren, welches der nächſte Gaſthof war.

Ich glaube, es iſt ein Verhängniß dabei, daß ich ſelten an die Stelle komme, die ich urſprünglich erreichen wollte.

Le patissier.

Verſailles.

Ehe ich die halbe Straße hinab gekommen war, änderte ich meinen Vorſatz. Da ich in Verſailles bin, dachte ich, ſo könnte ich eben ſo gut mir die Stadt beſehen. Ich zog alſo die Schnur an und befahl dem Kutſcher in einigen Hauptſtraßen herum zu fahren. Ich glaube, die Stadt iſt nicht ſehr groß, ſagte ich. Der Burſche bat mich um Verzeihung, daß er mich belehren müſſe, erzählte mir, ſie ſei prächtig, und es haben hier die erſten Herzoge, Marquis und Grafen ihre Hôtels. Der Graf de B—, von dem der Buchhändler auf dem Quai de Conti geſtern Nacht ſo vortheilhaft geſprochen hatte, kam mir ſogleich in den Sinn. Und warum ſollte ich nicht zu dem Grafen von B— gehen, ſagte ich, der einen ſo hohen Begriff von engliſchen Büchern und Engländern hat, und ihm meine Geſchichte erzählen? Ich änderte alſo meinen Vorſatz zum zweiten Mal; eigentlich war es das dritte Mal, denn ich hatte dieſen Tag für Mad. de R— in der Rue des S. S. Pères beſtimmt, und ihr durch ihre Kammerjungfer verſprochen, daß ich ihr zuverläſſig aufwarten würde. — Aber ich werde von den Umſtänden regiert, nicht ich kann ſie regieren; als ich daher auf der andern Seite der Straße einen Mann mit einem

Korbe ſtehen ſah, wie wenn er etwas zu verkaufen hätte, ſo ließ ich La Fleur zu ihm hingehen, um ihn nach dem Hotel des Grafen zu fragen.

La Fleur kam ein wenig bleich zurück und erzählte mir, es ſei ein Chevalier de St. Louis, der Paſteten verkaufe. — Es iſt unmöglich, La Fleur, ſagte ich. La Fleur konnte dies nicht beſſer erklären als ich, aber er beſtand auf ſeiner Erzählung. Er habe, ſagte er, das goldene Kreuz an einem rothen Band im Knopfloch geſehen, darauf in den Korb geblickt und die Paſteten erblickt, welche der Chevalier verkaufe; ſo könne er ſich alſo nicht täuſchen.

Ein ſolcher Glückswechſel im Leben eines Mannes weckt beſſere Gefühle, als die bloße Neugierde; ich konnte nicht umhin, ihn eine Zeitlang von meinem Wagen aus zu betrachten, und je mehr ich ihn und ſein Kreuz und ſeinen Korb betrachtete, einen um ſo lebhafteren Eindruck machten ſie auf mich. Ich ſtieg aus dem Wagen und ging auf ihn zu.

Er war mit einer reinlichen leinenen Schürze angethan, die über ſeine Knie hinabfiel und mit einer Art Latz halb an ſeine Bruſt reichte. Ueber dieſem, aber ein wenig unter dem Saum, hing ſein Kreuz. Sein Korb mit kleinen pâtés war mit einer weißen damaſtenen Serviette bedeckt; eine andere ähnliche war auf dem Boden ausgebreitet; alles ſah ſo ſauber und reinlich aus, daß man ebenſowohl aus Appetit, als aus Mitgefühl ſeine pâtés hätte kaufen mögen.

Er bot ſie aber Niemand an, ſondern ſtand ruhig an der Ecke eines Hotels, um ſie an die zu verkaufen, die ſie begehren würden, ohne dazu aufgemuntert zu werden.

Er war etwa 48 Jahre alt, und hatte einen ruhigen, beinahe ernſten Blick. Ich wunderte mich nicht darüber. — Ich trat näher, mehr zu dem Korbe, als zu ihm, und nachdem ich das Tuch aufgehoben und eine von ſeinen pâtés in die Hand genommen hatte, bat ich ihn, mir die Erſcheinung zu erklären, die mich ſo rührte.

Er ſagte mir in wenigen Worten, er habe den beſten Theil ſeines Lebens im Dienſte zugebracht, in welchem er, nach Aufwendung ſeines kleinen Vermögens, eine Compagnie und mit ihr das Kreuz erhalten habe; als aber nach dem Abſchluß des letzten Friedens ſein Regiment aufgehoben und das ganze Corps, nebſt denen von einigen andern Regimentern ohne Verſorgung gelaſſen worden ſei, da habe er ſich plötzlich in der weiten Welt geſehen, ohne Freunde, ohne einen Livre Geld, und in der That, ſagte er, ohne irgend etwas außer dieſem hier (er deutete auf ſein croix). — Der arme Chevalier gewann mein Mitleid und der Auftritt ſchloß damit, daß er auch meine Achtung gewann.

Der König, ſagte er, ſei der edelſte Fürſt, aber ſein Edelmuth könne nicht einem jeden Erleichterung oder Belohnung geben, und es ſei nur ſein Unglück, daß er zu ſolchen gehöre. Er habe ein Weibchen, ſagte er, das er liebe, und welches die Paſteten backe, und — fügte er hinzu, er finde keine Unehre darin, ſie und ſich auf dieſem Wege vor Mangel zu ſchützen, wenn nicht die Vorſehung ihm ein beſſeres Mittel an die Hand gebe.

Es wäre nicht recht, wenn man dem freundlichen Leſer das Vergnügen vorenthalten wollte, ihm zu ſagen, was dieſem armen Chevalier von St. Louis etwa neun Monate ſpäter begegnete.

Es ſcheint, er ſtellte ſich gewöhnlich in der Nähe der eiſernen Gitter, die zum Palaſt führten, und da ſein Kreuz die Augen Vieler auf ſich gezogen hatte, ſo hatten auch viele dieſelben Fragen an ihn gerichtet. Er erzählte ihnen dann dieſelbe Geſchichte und immer mit ſo viel Beſcheidenheit und Verſtand, daß ſie zuletzt das Ohr des Königs erreichte. Als dieſer nun hörte, daß der Chevalier ein tapferer Offizier und beim ganzen Regimente als Mann von Ehre und Rechtſchaffenheit geachtet war, ſo machte er ſeinem kleinen Krame durch eine Penſion von 1500 Livres jährlich ein Ende.

Da ich dem Leſer zu Gefallen dies erzählt habe, ſo bitte ich ihn auch um die Erlaubniß, etwas Anderes außer der Ordnung mir ſelbſt zu Gefallen zu berichten: die zwei Geſchichten beleuchten einander gegenſeitig und es wäre Schade, ſie zu trennen.

Der Degen.

Rennes.

Wenn Staaten und Reiche ihre Perioden der Abnahme haben und der Reiche auch fühlen muß, was Noth und Armuth iſt, ſo will ich mich nicht bei der Erzählung der Urſachen aufhalten, die ſtufenweiſe den Verfall des Hauſes d'E— in der Bretagne verurſachten. Der Marquis d'E— hatte mit großer Feſtigkeit gegen ſeine Lage gekämpft, denn er wünſchte einen kleinen Reſt deſſen, was ſeine Vorältern geweſen waren, zu erhalten und der Welt zu zeigen. Aber ihre Verſchwendung hatte ihm die Macht dazu geraubt. Für die kleinen Erforderniſſe der Dunkelheit war zwar genug übrig; aber er hatte zwei Söhne, die nach Licht zu ihm aufblickten, und er glaubte, ſie verdienten es. Er hatte es mit ſeinem Degen verſucht; allein er konnte den Weg nicht bahnen; — das Steigen machte zu viele Koſten und die einfache Sparſamkeit war nicht im ſtande, ſie zu decken; es blieb keine andere Hülfsquelle übrig außer dem Handel.

In jeder andern Provinz von Frankreich, mit Ausnahme der Bretagne, hieße dies den kleinen Baum für immer in die Wurzel treffen, den ſein Stolz und ſeine Liebe wieder aufblühen zu ſehen wünſchte. Aber da in der Bretagne für dieſen Fall geſorgt war, ſo wollte er ſich dies zu Nutze machen; der Marquis ergriff alſo die Gelegenheit, als die Stände zu Rennes verſammelt waren, und trat von ſeinen zwei Söhnen begleitet vor das Haus. — Nachdem er das Recht eines alten Geſetzes des Herzogthums für ſich angeführt hatte, das, wie er ſagte, ſtets in Kraft ſei, wenn man es auch ſelten geltend mache, nahm er ſein Schwert von der Seite. Hier, ſagte er, nehmen Sie es, und ſeien Sie treue Bewahrer deſſelben, bis beſſere Zeiten mich in die Lage ſetzen, es zurückzufordern.

Der Präſident nahm das Schwert des Marquis in Empfang. Dieſer wartete wenige Minuten, bis er es in den Archiven des Hauſes niedergelegt ſah, dann entfernte er ſich.

Am folgenden Tag ſchiffte ſich der Marquis mit ſeiner ganzen Familie nach Martinique ein, und in etwa 10 bis 20 Jahren eines erfolgreichen Geſchäftsbetriebs nebſt einigen unerwarteten Erbſchaften von entfernteren Zweigen ſeiner Familie, kehrte er nach Haus zurück, um ſeinen Adel zurückzufordern und zu behaupten.

Es war ein höchſt glücklicher Zufall, der niemals irgend einem *andern Reiſenden*, außer einem *empfindſamen* begegnen wird, daß ich mich gerade zur Zeit jener feierlichen Zurückforderung in Rennes befand; ich nenne ſie feierlich, denn für mich war ſie es.

Der Marquis trat wieder vor das Haus, begleitet von ſeiner ganzen Familie. Er führte ſeine Gattin, ſein älteſter Sohn führte ſeine Schweſter, und der jüngere ging an der andern Seite neben ſeiner Mutter. Er hielt ſein Tuch zweimal an ſein Geſicht.

Es herrſchte Todesſtille. Als ſich der Marquis auf ſechs Schritte der Tribune genähert hatte, übergab er die Marquiſe ſeinem jüngſten Sohne, trat drei Schritte vor ſeine Familie und forderte ſein Schwert zurück. Es wurde ihm gegeben, und in dem Augenblick, da er es in ſeiner Hand hielt, zog er es faſt ganz aus der Scheide. Es war das ſtrahlende Geſicht eines Freundes, den er einſt aufgegeben hatte; — er betrachtete es aufmerkſam von der Kuppel an, wie wenn er entdecken wollte, ob es das ſeinige ſei — als er ein wenig Roſt bemerkte, der ſich an der Spitze angeſetzt hatte, faßte er es näher in's Auge, beugte ſeinen Kopf darüber hin, und ich glaubte, ich ſähe eine Thräne auf die Stelle fallen. Das Folgende ſagte mir, daß ich mich nicht getäuſcht hatte.

„Ich werde," ſagte er, „irgend ein anderes Mittel finden, um ihn herauszubringen.

Als der Marquis dies geſagt hatte, ſteckte er ſein Schwert wieder in die Scheide, verbeugte ſich vor den Bewahrern deſſelben und ſchritt mit ſeiner Gattin und Tochter, begleitet von ſeinen zwei Söhnen hinaus.

O wie beneidete ich ihn um ſeine Gefühle.

Der Paſs.

Verſailles.

Ich erhielt ohne Schwierigkeit Zutritt zu Monsieur le Comte de B— Die Bände Shakespeare's lagen auf dem Tiſch und er blätterte darin. Ich trat nahe hinzu und warf zuerſt einen ſolchen Blick auf die Bücher, der ihm ſagen mußte, ich wiſſe, was es für welche ſeien, dann ſagte ich ihm, ich ſei gekommen ohne irgend Jemand, der mich ihm vorſtellen könne, denn ich habe gewußt, daß ich in ſeinem Zimmer einem Freunde begegnen werde, von dem ich hoffe, er werde dies für mich thun. Es iſt mein Landsmann, der große Shakespeare, ſagte ich, indem ich auf ſeine Werke deutete. Ayez la bonté, mon cher ami, fügte ich hinzu, indem ich den Geiſt Shakespeare's anredete, de me faire cet honneur là.

Der Graf lächelte über dieſe ſeltſame Weiſe, ſich einzuführen, und da er ſah, daß ich etwas blaß und kränklich ausſah, beſtand er darauf, ich ſolle einen Armſtuhl nehmen: ſo ſetzte ich mich nieder, und um ihm die Vermuthungen über einen Beſuch, der ſo ganz außer aller Ordnung war, zu erſparen, erzählte ich ihm einfach den Vorfall in dem Laden des Buchhändlers, und wie mich dieſer angetrieben habe, lieber ihn, als irgend einen andern Mann in Frankreich mit der Geſchichte einer kleinen Verlegenheit anzugeben. Und worin beſteht ihre Verlegenheit? Laſſen Sie mich hören, ſagte der Graf. So erzählte ich ihm denn nun die Geſchichte gerade ſo, wie ich ſie dem Leſer erzählt habe.

Und der Eigenthümer des Gaſthofs, ſagte ich am Schluſſe, will es durchaus haben, Monsieur le Comte, daß ich in die Baſtille geſandt werden ſolle; aber ich beſorge gar nichts, fuhr ich fort; denn da ich in die Hände des gebildetſten Volkes der Welt falle, und mir bewußt bin, ein ehrlicher Mann zu ſein, der nicht gekommen iſt, um die Blößen des Landes auszuſpähen, ſo kann ich gar nicht glauben, daß ich irgend etwas zu befürchten hätte. Es iſt unvereinbar mit der Tapferkeit der Franzoſen, Monsieur le Comte, ſagte ich, ſie gegen Invaliden zeigen zu wollen.

Eine lebhafte Röthe überzog die Wangen des Grafen von B—. Ne craignez rien, fürchten Sie nichts, ſagte er. — Fürwahr nicht, verſetzte ich, zudem, fuhr ich in etwas ſcherzhaftem Tone fort, ich habe den ganzen Weg von London nach Paris gelacht, und ich glaube nicht, daß Monsieur le Duc de Choiseul ein ſolcher Feind der Fröhlichkeit ſei, daß er mich, mein Unglück beweinend, zurückſenden könnte.

Ich wende mich an Sie, Monsieur le Comte de B— (hier machte ich ihm eine leichte Verbeugung), mit dem lebhaften Wunſche, er möchte es nicht thun.

Der Graf hörte mir mit vielem Wohlwollen zu, — ſonſt hätte ich nicht halb ſo viel geſagt — und wiederholte ein oder zweimal: C'est bien dit. So ließ ich die Sache hiermit beruhen und beſchloß, nicht mehr davon zu ſprechen.

Der Graf leitete die Unterredung: wir ſprachen von gleichgültigen Gegenſtänden, von Büchern, Politik, Männern und dann auch von Weibern. Gott ſegne ſie Alle, ſagte ich, nachdem wir viel von ihnen geſprochen. Es lebt kein Mann auf der Erde, der ſie ſo ſehr liebt, wie ich: nach all' den Schwächen, die ich bei ihnen geſehen und all' den Satyren, die ich gegen ſie geleſen habe, liebe ich ſie dennoch, denn ich bin feſt überzeugt, daß ein Mann, der nicht eine Liebe zu dem ganzen Geſchlecht hat, unfähig iſt, jemals eine einzeln ſo zu lieben, wie er ſollte.

He bien! Monsieur l'Anglais, ſagte der Graf heiter: Sie ſind nicht gekommen, die Blößen des Landes auszuſpähen, ich glaube Ihnen; ni encore wage ich zu behaupten, die der Weiber. Aber erlauben Sie mir zu vermuthen, daß, wenn par hazard ſie Ihnen in den Weg kämen, der Anblick Sie nicht ärgern würde.

Es lebt etwas in mir, das die Wirkung auch nur der geringſten unanſtändigen Aeußerung nicht ertragen kann: in der Heiterkeit des Geplauders habe ich mich oft bemüht, dies zu bemeiſtern, und mit unendlicher Pein gegen ein Dutzend von vereinigten Schönen tauſend Dinge gewagt, von denen ich das Geringſte einer Einzelnen gegenüber nicht wagen würde, und könnte ich den Himmel damit gewinnen.

Entſchuldigen Sie mich, Monsieur le Comte, ſagte ich, was die Blöße Ihres Landes betrifft, ſo würde ich, wenn ich ſie ſähe, meine Augen erheben und weinen, — und was die Ihrer Frauen betrifft (hier erröthete ich bei dem Gedanken, den er in mir erregt hatte), ſo bin ich hierin ſo evangeliſch geſinnt und habe ein ſolches menſchliches Gefühl für Alles, was ſchwach an ihnen iſt, daß ich es mit einem Mantel bedecken würde, wenn ich nur wüßte, wie ich ihn darüber werfen ſollte. Aber ich wollte wünſchen, fuhr ich fort, die Blößen ihrer Herzen auszuſpähen, und durch die verſchiedenen Vermummungen der Sitten, Himmelsſtriche und Religionen, herauszufinden, was Gutes an ihnen iſt, um mein eigenes darnach zu bilden, und deßhalb bin ich gekommen.

Aus dieſem Grunde, Monsieur le Comte, fuhr ich fort, habe ich weder das Palais royal, noch den Luxembourg, noch die Façade des Louvre geſehen, noch habe ich geſucht die Verzeichniſſe, die wir von Gemälden, Statuen und Kirchen beſitzen, zu vermehren. Ich denke mir jedes ſchöne Weſen als einen Tempel, in den ich lieber hineingehen wollte, um die Originalzeichnungen und leichten Skizzen, die darin aufgehängt ſind, zu ſehen, als die Verklärung Raphaels ſelbſt.

Der Durſt nach dieſen Dingen, fuhr ich fort, eben ſo heftig als der, welcher die Bruſt des Connaisseur erfüllt, hat mich aus meiner Heimath nach Frankreich geführt, und wird mich aus Frankreich nach Italien führen. Es iſt eine ſtille Reiſe, die das Herz macht, um die Natur und jene Gefühle zu ſuchen, die aus ihr entſpringen und uns lehren, uns unter einander und die Welt mehr zu lieben, als wir gewöhnlich thun.

Der Graf ſagte mir ſehr viele artige Dinge bei dieſer Gelegenheit und fügte ſehr fein hinzu, wie ſehr er Shakespeare verbunden ſein müſſe, daß er mich mit ihm bekannt gemacht habe. Aber à propos, ſagte er, Shakespeare iſt voll großer Dinge, er vergaß die geringfügige Kleinigkeit, Ihren Namen zu melden. Dies verſetzt ſie in die Nothwendigkeit, es ſelbſt zu thun.

Der Paſs.

Verſailles.

Nichts kann mich in eine größere Verlegenheit bringen, als wenn ich Jemand ſagen ſoll, wer ich bin; denn es wird wohl Niemand leben, von dem ich nicht beſſer Rechenſchaft geben könnte, als von mir ſelbſt, und ich habe oft gewünſcht, ich könnte es in einem einzigen Worte thun und wäre dann fertig.

Dies war das einzige Mal und die einzige Gelegenheit in meinem Leben, wo mir dies einigermaßen möglich war: denn da ich Shakeſpeare auf dem Tiſch liegen ſah, und mich erinnerte, daß ich in ſeinen Schriften enthalten war, ſo nahm ich Hamlet, ſchlug ſogleich die Todtengräberſcene im fünften Akt auf, legte meinen Finger auf das Wort Yorik, und hielt das Buch dem Grafen hin, während ich meinen Finger ſtets auf dem Worte behielt: — me voici, ſagte ich.

Ob nun der Gedanke an des armen Yoriks Schädel durch die Wirklichkeit meines eigenen dem Grafen aus dem Kopf gekommen war, oder durch welchen Zauber er eine Periode von ſieben- oder achthundert Jahren überſehen mochte, dies thut hier nichts zur Sache, das iſt indeſſen gewiß, daß die Franzoſen beſſer begreifen, als Begriffe verbinden. Ich wundere mich über nichts in der Welt, und am wenigſten über dieſes; um ſo weniger als einer der Erſten unſerer Kirche, vor deſſen Biederkeit und väterlichen Gefühlen ich die größte Ehrfurcht hege, gerade in demſelben Falle in denſelben Irrthum gerieth. „Es ſei ihm unerträglich, ſagte er, Predigten zu leſen, die des Königs von Dänemark Spaßmacher geſchrieben habe.“ — Gut, Mylord, ſagte ich, aber es gibt zwei Yoriks; der Yorik, an den Eure Lordſchaft denken, iſt vor achthundert Jahren geſtorben und begraben worden. Er florirte am Hofe des Horwendillus; der andere Yorik bin ich ſelbſt, der ich, Mylord, an keinem Hofe florirte. Er ſchüttelte ſeinen Kopf. — Guter Gott, ſagte ich, eben ſo gut könnten Sie Alexander den Großen mit Alexander dem Kupferſchmied verwechſeln. — Es ſei all eins, verſetzte er.

Wenn Alexander, König von Macedonien, Euer Lordſchaft verſetzen könnte, ſo bin ich überzeugt, Euer Lordſchaft würden nicht ſo ſprechen.

Der arme Comte de B— fiel nun in denſelben Irrthum.

Et Monsieur est-il Yorik? rief der Graf. Je le suis, ſagte ich. — Vous? — Moi — moi qui ai l'honneur de vous parler, Monsieur le Comte. — Mon dieu? ſagte er und umarmte mich, vous êtes Yorik.

In dieſem Augenblick ſteckte der Graf Shakeſpeare in ſeine Taſche und ließ mich allein im Zimmer zurück.

Der Paſs.

Verſailles.

Ich konnte nicht begreifen, warum der Comte de B— ſo plötzlich das Zimmer verlaſſen hatte, eben ſo wenig, als ich begreifen konnte, warum er Shakespeare in ſeine Taſche geſteckt: Geheimniſſe, welche ſich ſelbſt enthüllen müſſen, ſind den Verluſt der Zeit nicht werth, die eine Vermuthung über ſie koſtet. Es war gewiß beſſer, im Shakespeare zu leſen. — Ich nahm daher „Viel Lärmen um nichts,“ und verſetzte mich augenblicklich von dem Stuhl, auf dem ich ſaß, nach Meſſina in Sicilien, und beſchäftigte mich ſo emſig mit Don Pedro und Benedikt und Beatrice, daß ich an Verſailles, den Grafen oder den Paß bald nicht mehr dachte.

Liebliche Geſchmeidigkeit des menſchlichen Geiſtes, die ſich ſo plötzlich Täuſchungen hingeben kann, welche die peinlichen Momente der Erwartung und des Grames verſüßen! Längſt, längſt ſchon hättet ihr meine Tage geendet, würde ich nicht einen ſo großen Theil derſelben auf dieſem bezauberten Boden verlebt haben: wenn mein Weg für meine Füße zu rauh iſt, oder für meine Kräfte zu ſteil, ſo verlaſſe ich ihn und ſchlage einen ſanften, ſammtenen Pfad ein, den die Phantaſie mit Roſenknospen der Freude beſtreut hat, und wenn ich hier ein Paar Mal auf und nieder gegangen bin, komme ich geſtärkt und erfriſcht zurück. Wenn Uebel ſchwer auf mir laſten und auf dieſer Welt keine Zuflucht vor ihnen iſt, dann ſchlage ich einen neuen Weg ein. Ich verlaſſe ſie, und da ich von den elyſiſchen Gefilden einen deutlicheren Begriff habe, als vom Himmel, ſo dränge ich mich wie Aeneas in ſie ein. — Ich ſehe ihn dort dem melancholiſchen Schatten ſeiner verlaſſenen Dido begegnen, mit der er zu ſprechen wünſcht, — ich ſehe den beleidigten Geiſt ſein Haupt ſchütteln und ſich ſchweigend abwenden von dem Urheber ſeiner Leiden und ſeiner Schmach; meine Gefühle verlieren ſich in den ihrigen und in jenen Regungen, die einſt, als ich in der Schule war, mich ſo oft zur Trauer um ſie ſtimmten.

Gewiß, dies heißt nicht einem eiteln Schatten nachjagen, noch iſt die Unruhe des Menſchen darüber eine eitle. — So handelt er öfter, wenn er den Ausgang ſeiner Gemüthsbewegungen der Vernunft allein anvertraut. Was mich betrifft, ſo darf ich mit Wahrheit behaupten, ich konnte niemals irgend eine einzelne ſchlimme Empfindung meines Herzens ſo entſchieden überwältigen, als wenn ich ſo ſchnell als möglich irgend eine andere edle und freundliche Empfindung aufbot, um ſie auf ihrem eigenen Grund und Boden zu bekämpfen.

Als ich zum Ende des dritten Aktes gekommen war, trat der Comte de B— ein mit meinem Paß in ſeiner Hand. Monsieur le Duc de C—, ſagte der Graf, iſt ein eben ſo guter Prophet, als Staatsmann, darf ich ſagen. Un homme qui rit, ſagte der Herzog, ne sera jamais dangereux. Wäre es für irgend jemand anders als den Spaßmacher des Königs geweſen, ſetzte der Graf hinzu, ſo hätte ich ihn innerhalb dieſer zwei Stunden nicht erhalten. Pardonnez-moi, Monsieur le Comte, ich bin nicht der Spaßmacher des Königs. — Aber Sie ſind Yorik? — Ja. — Et vous plaisantez, — ich antwortete, ich mache in der That Späße, aber ich werde nicht bezahlt dafür; ich thue es ganz auf meine eigene Koſten.

Wir haben keinen Spaßmacher am Hof, Monsieur le Comte, ſagte ich; der letzte, den wir hatten, war unter der zügelloſen Regierung Carls II. Seit dieſer Zeit haben ſich unſere Sitten ſo ſtufenweiſe verfeinert, daß unſer Hof gegenwärtig ſo mit Patrioten angefüllt iſt, die nichts anderes wünſchen, als die Ehre und die Wohlfahrt ihres Landes, und unſere Damen alle ſo keuſch, ſo fleckenlos, ſo gut, ſo andächtig ſind — daß ein Spaßmacher gar keinen Stoff hätte, um einen Spaß zu machen.

Voilà un persiflage! rief der Graf.

Der Paſs.

Verſailles.

Da der Paß an alle Vice-Gouverneurs, Gouverneurs und Stadtkommandanten, Generale, Richter und Gerichtsbeamte überhaupt ausgeſtellt war, den Herrn Yorik, des Königs Spaßmacher und ſeine Effekten ruhig ziehen zu laſſen, ſo muß ich geſtehen, daß der Triumph, einen Paß zu haben, durch die Figur, die ich darin ſpielte, mir nicht wenig verkümmert wurde. — Aber auf dieſer Welt gibt es nichts Ungemiſchtes und einige unſerer ernſthafteſten Geiſtlichen ſind ſo weit gegangen zu behaupten, daß ſelbſt der Genuß ſtets von einem Seufzer begleitet ſei, und daß der gröſte, *den ſie kennen*, im *Allgemeinen* nicht viel beſſer, als mit einem Krampfe endige.

Ich erinnere mich, daß der ernſthafte und gelehrte Bevoriskius in ſeinem Commentar über die Geſchlechter der Menſchen von Adam an mitten in einer Note ſehr natürlich abbricht, um der Welt von ein Paar Sperlingen zu erzählen, die auf dem äußern Rahmen ſeines Fenſters ſaßen und ihn die ganze Zeit in ſeinem Schreiben geſtört, ja zuletzt ganz von ſeiner Genealogie abgebracht hätten.

Es iſt ſeltſam, ſchreibt Bevoriskius, aber die Thatſachen ſind gewiß, denn ich habe die Neugierde gehabt, ſie jedesmal eine nach der andern mit einem Strich meiner Feder zu bemerken, aber der männliche Sperling hat wirklich während der kurzen Zeit, in welcher ich die andere Hälfte dieſer Note hätte ausſchreiben können, mich dreiundzwanzig und ein halb Mal durch die Wiederholung ſeiner Liebkoſungen unterbrochen.

Wie gütig, ſetzt Bevoriskius hinzu, iſt der Himmel gegen ſeine Geſchöpfe.

Unglücklicher Yorik! Daß der ernſthafteſte deiner Amtsbrüder im Stande geweſen ſein konnte, dies der Welt zu ſchreiben, während beim bloſen Abſchreiben in deinem Studirzimmer dein Geſicht mit Purpurröthe überzogen wird.

Aber dies gehört nicht zu meinen Reiſen — und ſo bitte ich denn zweimal — zweimal um Entſchuldigung deshalb.

Charakter.

Verſailles.

Und wie finden Sie die Franzoſen? ſagte der Graf von B--, nachdem er mir den Paß gegeben hatte.

Der Leſer darf vorausſetzen, daß ich nach einer ſo verbindlichen Probe ſeiner Artigkeit nicht in Verlegenheit war, ihm etwas Hübſches auf dieſe Frage zu antworten.

Mais passe pour cela, ſprechen Sie frei, ſagte er; finden Sie all' die Urbanität bei den Franzoſen, mit der uns die Welt beehrt? — Ich ſagte, ich habe Alles gefunden, was dies beſtätige. — Vraiment, ſagte der Graf. Les français sont polis. — Außerordentlich, verſetzte ich.

Der Graf faßte das Wort: „außerordentlich“ auf, und behauptete, ich ſage nicht Alles, was ich denke. Ich vertheidigte mich lange dagegen, ſo gut ich konnte. Er beſtand darauf, ich habe einen Rückhalt, und ich ſolle ihm meine Meinung frei herausſagen.

Ich glaube, Monsieur le Comte, ſagte ich, der Menſch hat einen beſtimmten Umfang, ſo gut wie ein Inſtrument, und im geſelligen Leben, wie in der Muſik, braucht man nach und nach alle Töne, ſo daß wenn man einen Ton zu hoch oder zu tief anfängt, es entweder oben oder unten in dem Syſteme der Harmonie fehlen muß. — Der Graf von B— verſtand nichts von Muſik und bat mich daher, es ihm auf eine andere Art zu verdeutlichen. Eine gebildete Nation, mein theurer Graf, ſagte ich, macht Jedermann zu ihrem Schuldner, und zudem hat die Urbanität, wie das ſchöne Geſchlecht, ſo viele Reize, daß es wider das Gefühl läuft, zu ſagen, es könne etwas daran ſchlimm ſein; und doch glaube ich, gibt es eine beſtimmte Stufe der Vollkommenheit, die der Menſch im Allgemeinen zu erreichen im Stande iſt; geht er darüber hinaus, ſo vertauſcht er vielmehr ſeine Vorzüge, als daß er neue erwirbt. Ich vermeſſe mich nicht, zu ſagen, wie weit dies in dem Falle, von dem wir ſprechen, bei den Franzoſen angenommen werden darf. Aber ſollte es je bei den Engländern im Verlauf ihrer geiſtigen Entwicklung eintreten, dieſelbe Bildung zu erlangen, durch welche die Franzoſen ſich auszeichnen, ſo würden wir, wofern wir nicht die Politesse de coeur verlören, welche die Menſchen mehr zu menſchlichen, als zu höflichen Thaten antreibt, wenigſtens jene eigenthümliche Mannigfaltigkeit und Originalität des Charakters verlieren, die ſie nicht nur von einander, ſondern auch von der Welt unterſcheidet.

Ich hatte ein Paar Schillinge von König Wilhelm in der Taſche, die ſo glatt wie Glas waren, und da ich vorausſah, daß ſie mir zur Verdeutlichung meines Satzes behülflich ſein könnten, hatte ich ſie, als es ſo weit gekommen war, in meine Hand genommen.

Sehen Sie, Monsieur le Comte, ſagte ich, indem ich aufſtand und ſie vor ihm auf den Tiſch hinlegte, dadurch, daß dieſe Stücke ſiebenzig Jahre lang in den Taſchen der

Leute an einander klingelten und ſich an einander abrieben, ſind ſie einander ſo ähnlich geworden, daß Sie kaum einen Schilling von dem andern unterſcheiden können. Die Engländer, gleich alten Schaumünzen, die man bei Seite legt, und die nur durch die Hände weniger Leute gehen, bewahren noch die erſte Schärfe, welche die feine Hand der Natur ihnen gegeben hat; ſie ſind nicht ſo ſanft anzufühlen, aber das Gepräge iſt dagegen ſo deutlich, daß Sie auf den erſten Blick erkennen, weſſen Bild und Schrift ſie tragen. Aber die Franzoſen, Monsieur le Comte, fügte ich hinzu, indem ich das, was ich geſagt hatte, zu verſüßen wünſchte, haben ſo viele vortreffliche Eigenſchaften, daß ſie dieſe um ſo beſſer entbehren können: ſie ſind eine treue, tapfere, großmüthige, geiſtreiche und wohlwollende Nation, wie es eine unter dem Himmel gibt; — wenn ſie einen Fehler haben — ſo ſind ſie zu ernſthaft.

Mon Dieu! rief der Graf, indem er von ſeinem Stuhle aufſtand.

Mais vous plaisantez, ſagte er, indem er ſeinen Ausruf verbeſſerte. — Ich legte meine Hand auf die Bruſt und verſicherte ihn mit der ernſthafteſten Miene, dies ſei meine feſteſte Ueberzeugung.

Der Graf ſagte, es thue ihm leid, nicht zu bleiben, um meine Gründe zu hören, er ſei genöthigt, ſich dieſen Augenblick zu entfernen, um mit dem Duc de C— zu Mittag zu ſpeiſen.

Aber wenn es Ihnen nicht zu weit iſt, nach Verſailles zu kommen, um eine Suppe mit mir zu eſſen, ſo bitte ich Sie, bevor Sie Frankreich verlaſſen, mir das Vergnügen zu gönnen, Sie Ihre Meinung zurücknehmen zu hören, oder wenigſtens zu ſehen, auf welche Art Sie dieſelbe behaupten wollen. — Aber wenn Sie ſie behaupten, Monsieur l'Anglais, ſagte er, ſo müſſen Sie alle Ihre Kräfte aufbieten, weil Sie die ganze Welt gegen ſich haben. — Ich verſprach dem Grafen, daß ich die Ehre haben würde, mit ihm zu Mittag zu ſpeiſen, ehe ich Frankreich verließe, und ſo nahm ich denn Abſchied.

Die Verſuchung.

Paris.

Als ich an meinem Gaſthofe ausſtieg, ſagte mir der Thürſteher, ein junges Frauenzimmer mit einer Putzſchachtel habe dieſen Augenblick nach mir gefragt. Ich weiß nicht, ſagte der Thürſteher, ob ſie wieder weggegangen iſt, oder nicht. Ich nahm den Schlüſſel zu meinem Zimmer von ihm und ſtieg die Treppen hinauf, und als ich mich auf zehn Stufen dem Treppenabſatz vor meiner Thüre genähert hatte, kam ſie herab und mir entgegen.

Es war die hübſche fille de chambre, mit der ich über den Quai de Conti gegangen war: Madame de R— hatte ſie mit einigen Aufträgen zu einer Marchande de modes geſandt, die ein Paar Schritte von dem Hôtel de Modène wohnte; und da ich ſie nicht beſucht hatte, ſo wollte ſie fragen, ob ich Paris verlaſſen, und wenn dies, ob ich nicht einen Brief mit ihrer Adreſſe zurückgelaſſen habe.

Da die hübſche fille de chambre ſo nahe an meiner Thüre ſtand, ſo kehrte ſie um und ging auf ein Paar Augenblicke mit mir in mein Zimmer, bis ich eine Karte geſchrieben hätte.

Es war ein ſchöner ſtiller Abend gegen das Ende des Monats Mai. Die rothen Fenſtervorhänge (von derſelben

Farbe wie die Bettvorhänge) waren vorgezogen; die Sonne war im Untergehen, und warf eine ſo warme Färbung durch ſie auf das Geſicht der hübſchen fille de chambre, daß ich glaubte, ſie erröthe; — dieſer Gedanke machte mich ſelbſt erröthen, wir waren ganz allein: und dies verurſachte ein zweites Erröthen, ehe noch das erſte verſchwunden war.

Es gibt eine Art anmuthiges, halbſchuldiges Erröthen, wo das Blut mehr Schuld hat, als der Menſch, es ſtrömt ſtürmiſch aus dem Herzen, und die Tugend fliegt hintenher, nicht um es zurückzurufen, ſondern um das Gefühl davon den Nerven reizender zu machen, — es verbindet ſich damit. —

Aber ich will es nicht beſchreiben, ich fühlte zuerſt etwas in mir, das mit der Tugendlehre, die ich ihr den Abend zuvor gegeben hatte, nicht in völligem Einklang war. Ich ſuchte fünf minutenlang nach einer Karte, — und ich wußte doch, daß ich keine hatte. Ich nahm eine Feder, legte ſie wieder hin, meine Hand zitterte, der Teufel war in mir.

Ich weiß ſo gut als irgend Jemand, daß er ein Gegner iſt, der vor uns flieht, wenn wir ihm widerſtehen; aber ich widerſtehe ihm überhaupt ſelten aus Furcht, ich möchte, wenn ich auch Sieger bliebe, doch eine Wunde im Kampf davon tragen. — So verzichte ich denn der Sicherheit wegen auf den Triumph, und anſtatt darauf zu denken, ihn in die Flucht zu ſchlagen, fliehe ich gewöhnlich ſelbſt.

Die hübſche fille de chambre kam dicht an das Bureau, wo ich die Karte ſuchte, nahm die erſte Feder, die ich weggeworfen hatte, und erbot ſich, mir die Dinte zu halten; ſie erbot ſich ſo anmuthig dazu, daß ich ſchon im Begriff war, es anzunehmen, aber ich wagte es nicht. Ich habe nichts, meine Theure, ſagte ich, um darauf zu ſchreiben Schreiben Sie, ſagte ſie unſchuldig, auf irgend etwas hin.

Ich war eben im Begriff zu rufen: dann will ich es, ſchönes Mädchen, auf Deine Lippen ſchreiben.

Ich bin verloren, wenn ich es thue, ſagte ich, und dabei nahm ich ſie bei der Hand, führte ſie an die Thüre und bat ſie, ſie möchte die Lehre, die ich ihr gegeben habe, nicht vergeſſen. Sie meinte, das wolle ſie gewiß nicht, und während ſie dies mit einigem Ernſte ſagte, drehte ſie ſich um, und legte ihre beiden in einander geſchlungenen Hände in die meinigen; es war unmöglich, ſie in dieſer Stellung nicht zu drücken, — ich wünſchte ſie gehen zu laſſen, und ſo lang ich ſie hielt, predigte ich mir ſelbſt dawider, und hielt ſie dabei immer feſt. — In zwei Minuten fand ich, daß ich den ganzen Kampf noch einmal durchkämpfen ſollte, und fühlte bei dem Gedanken meine Beine und jedes Glied an mir zittern.

Das Fußende des Bettes war anderthalb Schritte von dem Platze entfernt, wo wir ſtanden. Ich hielt noch immer ihre Hand; und wie es geſchah, kann ich nicht ſagen, aber ich bat ſie weder, noch zog ich ſie, noch dachte ich an das Bett, aber auf einmal geſchah es, daß wir beide darauf ſaßen.

Ich will Ihnen jetzt, ſagte die hübſche fille de chambre, die kleine Börſe zeigen, die ich mir heute machte, um Ihre Krone darin aufzubewahren. Dann griff ſie mit ihrer Hand in ihre rechte Taſche, die mir zunächſt war, und ſuchte eine Zeitlang darin, hierauf in die linke: „ſie hätte ihn verloren.“ Niemals habe ich die Erwartung ruhiger ertragen; endlich fand ſie ſich in ihrer rechten Taſche; ſie zog ſie heraus: ſie war von grünem Taffet mit einem kleinen Stück weißen Atlas beſetzt und gerade groß genug für die Krone; ſie gab ſie mir in die Hand, ſie war recht artig, ich hielt ſie zehn Minuten in meiner Hand, deren Rückſeite auf ihrem Schooße lag und blickte zuweilen auf den Beutel, zuweilen zur Seite.

An den Falten meiner Halskrauſe waren ein oder zwei Stiche aufgegangen. Die hübſche fille de chambre nahm, ohne ein Wort zu ſagen, ihr kleines Nähtäſchchen heraus, fädelte eine Nadel ein und nähte ſie mir zu. — Ich ſah voraus, daß dies den Ruhm des Tages gefährden werde, und wie ſie ſchweigend mit ihrer Hand in ihrem Geſchäfte über meinen Nacken hin und her fuhr, fühlte ich, wie der Lorbeer wankte und zu fallen drohte, den die Phantaſie mir ſchon um den Kopf geſchlungen hatte.

Im Gehen war ihr ein Riemen losgegangen und ihre Schuhſchnalle war eben im Begriff zu fallen. Sehen Sie, ſagte die fille de chambre, und hielt mir ihren Fuß hin. Ich konnte bei meiner Seele nichts Anderes thun, als meinerſeits nun die Schnalle zu befeſtigen und den Riemen durchzuziehen; aber als ich, nachdem ich dies gethan, den andern Fuß aufhob, um zu ſehen, ob beide in Ordnung wären, that ich dies zu ſchnell, das ſchöne Kammermädchen verlor unwillkührlich das Gleichgewicht, und dann —

Der Sieg.

Paris.

Ja — und dann — Ihr, deren eiskalte Köpfe und laue Herzen Eure Leidenſchaften niederpredigen oder verbergen können, ſagt mir, was iſt es denn für ein Verbrechen, daß der Menſch ſie hat? oder für was anderes kann ſein Geiſt dem Vater der Geiſter wohl verantwortlich ſein, als wie er ſich mit ihnen aufgeführt?

Wenn die Natur das Gewebe der Zärtlichkeit ſo gewoben hat, daß einige Fäden der Liebe und des Verlangens durch das Ganze laufen; — muß man das ganze Gewebe in Stücke reißen, um jene herauszuziehen? Mit Ruthen züchtige ſolche Stoiker, großer Beherrſcher der Natur, ſagte ich zu mir ſelbſt. Wohin mich auch deine Vorſehung ſtellen mag, um meine Tugend zu erproben; wie groß auch die Gefahr, wie immer auch meine Lage ſein möge: laſſe mich die Regungen fühlen, die daraus entſpringen und die mir als Mann geziemen, und wenn ich ſie wie ein Tapferer beherrſche, ſo will ich das Weitere Deiner Gerechtigkeit anheimſtellen, denn Du haſt uns gemacht, und nicht wir uns ſelbſt.

Als ich dies Selbſtgeſpräch geendigt hatte, erhob ich die hübſche fille de chambre bei der Hand, und führte ſie aus dem

Zimmer. Sie ſtand bei mir, bis ich die Thüre ſchloß und den Schlüſſel in meine Taſche ſteckte; — und dann, — da der Sieg völlig entſchieden war, und erſt dann, drückte ich meine Lippen an ihre Wange, nahm ſie wieder bei der Hand, und führte ſie wohlbehalten zu dem Thore des Hotels.

Das Geheimniſs.

Paris.

Wenn ein Menſch das Herz kennt, ſo wird er auch wiſſen, daß es unmöglich war, in dieſem Augenblick auf mein Zimmer zurückzugehen, das hieße nach einem Muſikſtücke, das alle meine Gefühle in Aufregung brachte, eine kalte ſchaale Melodie ſpielen. Als ich daher die Hand der fille de chambre losgelaſſen hatte, blieb ich eine Zeitlang an dem Thore des Hotels ſtehen, betrachtete alle Vorübergehenden, und ſtellte Vermuthungen über ſie auf, bis meine Aufmerkſamkeit auf einem einzelnen Gegenſtande haften blieb, der alle Muthmaßungen über ihn zu Schanden machte.

Es war eine lange Geſtalt mit einem philoſophiſchen ernſten, finſtern Blicke, die ruhig auf der Straße auf und nieder ging, und nach jeder Seite des Hotels hin etwa ſechzig Schritte machte. — Der Mann war etwa zweiundfünfzig Jahre alt, hatte ein dünnes Rohr unter ſeinem Arm, und war mit einem dunklen, gelbgrauen Rock, Weſte und Beinkleidern angethan, die ſchon einige Jahre gedient zu haben ſchienen. — Aber ſie waren noch immer reinlich und in ſeiner ganzen Erſcheinung ſprach ſich eine beſcheidene propreté aus. Aus ſeinem Hutabziehen und der Stellung, mit welcher er Viele auf der Straße anredete, ſah ich, daß er um Almoſen bat. Ich nahm daher einen oder zwei Sous aus der Taſche, um ſie ihm zu geben, wenn er an mich kommen würde; aber er ging an mir vorüber, ohne um etwas zu bitten; und doch bat er nicht fünf Schritte von mir ein kleines Frauenzimmer um Almoſen. — Ich ſah weit eher darnach aus, ihm etwas geben zu können, als ſie. — Kaum war er mit jener Frau fertig, ſo zog er ſeinen Hut vor einer andern ab, die deſſelben Weges kam. — Ein alter Herr kam langſam daher, und hinter ihm ein junger Stutzer. Er ließ ſie beide ziehen und forderte nichts: ich ſtand und betrachtete ihn eine halbe Stunde, während welcher Zeit er ein Dutzendmal auf und nieder ging, und ich fand, daß er unabänderlich den gleichen Plan verfolgte.

Zwei Dinge waren hier in hohem Grade auffallend, und ſetzten meinen Kopf, wiewohl vergebens, in Thätigkeit. Das Erſte war, warum dieſer Mann ſeine Geſchichte nur dem weiblichen Geſchlecht entdeckte; — und das Zweite, was für eine Geſchichte es war, und welche Art von Beredtſamkeit es ſein konnte, welche die Herzen der Damen erweichte, und von der er wußte, daß ſie auf die Männer nicht wirkte.

Zwei andere Umſtände machten das Geheimniß noch verwickelter: einmal ſagte er jeder Dame das, was er zu ſagen hatte, in das Ohr, und auf eine Weiſe, daß es weit mehr wie ein Geheimniß, als wie eine Bitte ausſah; — der andere Umſtand war, daß er ſtets ſeinen Zweck erreichte. Niemals hielt er bei einem Frauenzimmer an, ohne daß ſie ihre Börſe gezogen und ihm ſogleich etwas gegeben hätte.

Ich konnte kein Syſtem entwerfen, um dieſe Erſcheinung zu erklären.

Ich hatte nun ein Räthſel gefunden, daß mich den Reſt des Abends unterhalten konnte. So ging ich denn die Treppen hinauf nach meinem Zimmer.

Der Gewiſſensfall.

Paris.

Unmittelbar hinter mir folgte der Eigenthümer des Gaſthofs, der in mein Zimmer trat, um mir zu ſagen, daß ich mich nach einer andern Wohnung umſehen müſſe. — Wie ſo, mein Freund? ſagte ich. Er antwortete: ich habe dieſen Abend zwei Stunden lang ein junges Frauenzimmer in meinem Schlafgemach eingeſchloſſen gehabt und das ſei gegen die Ordnung des Hauſes. — Sehr gut, ſagte ich, wir ſcheiden als Freunde von einander; — denn das Mädchen wird dadurch um nichts ſchlechter und ich werde ebenfalls um nichts ſchlechter, und auch Sie werden bleiben, wie ich Sie gefunden habe. — So etwas reiche hin, ſagte er, um den Ruf ſeines Hauſes zu ſtürzen. Voyez vous, Monsieur, ſagte er, und deutete auf das Fußende des Bettes, wo wir geſeſſen hatten. Ich muß geſtehen, es hatte etwas vom Schein eines Beweiſes; aber da mein Stolz mir nicht geſtattete, mich in die Einzelnheiten des Falles einzulaſſen, ſo ermahnte ich ihn, ſein Gewiſſen im Frieden ruhen zu laſſen, wie ich es dieſe Nacht auch mit dem meinigen halten würde, und morgen beim Frühſtück wolle ich ihm bezahlen, was ich ihm ſchuldig ſei.

Ich würde mich nicht darum bekümmert haben, Monſieur, ſagte er, wenn Sie zwanzig Mädchen gehabt hätten. — Dies iſt ein Zwanzig mehr, verſetzte ich, als ich je zu haben gedenke. — Wenn es nur, fügte er hinzu, des Morgens geweſen wäre. — Macht denn der Unterſchied der Tageszeit einen Unterſchied in der Sünde? — Es mache einen Unterſchied im Aergerniß, — ſagte er. Ich liebe eine gute Unterſcheidung von Herzen und kann nicht ſagen, daß ich auf den Mann beſonders erzürnt geweſen wäre. — Ich muß geſtehen, es iſt nothwendig, nahm der Eigenthümer des Hotels wieder das Wort, daß dem Fremden in Paris die Gelegenheit geboten werde, Spitzen, ſeidene Strümpfe und Handkrauſen zu kaufen, et tout cela, und es will nichts heißen, wenn ein Frauenzimmer mit einer Putzſchachtel kommt. — Auf mein Gewiſſen, ſagte ich, ſie hatte eine aber ich habe nicht hinein geſehen. So hat alſo Monſieur nichts gekauft? fragte er. — Nicht das Mindeſte, verſetzte ich. Nun ſo könnte ich Ihnen, ſagte er, ein Frauenzimmer empfehlen, das Sie recht gewiſſenhaft behandeln würde. — Aber ich muß ſie noch dieſen Abend ſehen, ſagte ich. Er machte mir eine kleine Verbeugung und ging hinaus.

Nun werde ich über dieſen Maitre d'hôtel triumphiren, ſagte ich, und dann — Und was dann! — Dann werde ich ihm zeigen, daß ich weiß: er ſei ein ſchlechter Kerl. — Und was dann? — Was dann! — Ich ſtand mir ſelbſt zu nahe, als daß ich hätte ſagen können, es geſchehe um eines Andern willen. Ich hatte keine gute Antwort hierauf; es war mehr Spleen als Grundſatz in meinem Plane, und er war verleidet, noch ehe ich ihn ausgeführt hatte.

Nach wenigen Minuten trat die Griſette mit ihrer

Spitzenſchachtel herein. Ich will doch nichts kaufen, ſagte ich zu mir ſelbſt.

Die Griſette wollte mir Alles zeigen; mir wollte aber nichts gefallen: ſie that, als ob ſie es nicht bemerkte; ſie öffnete ihr kleines Magazin, und legte ihre Spitzen, eine nach der andern vor mich hin, wickelte ſie auf und wieder zu, eine nach der andern, mit der geduldigſten Gefälligkeit; ich könnte kaufen oder nicht; ich dürfe für Alles den Preis ſelbſt beſtimmen. Es ſchien dem armen Geſchöpfe ſehr darum zu thun, einen Pfennig zu löſen; ſie bemühte ſich ſehr, mich zu gewinnen und nicht ſowohl auf eine Art, die erkünſtelt ſchien, als auf eine, die mir unſchuldig und einſchmeichelnd vorkam.

Es iſt ſchlimm für einen Mann, wenn er nicht einen gewiſſen Vorrath von Leichtgläubigkeit hat; mein Herz wurde weich und ich gab meinen zweiten Entſchluß eben ſo ruhig als den erſten auf. Warum ſollte ich die eine für das Vergehen eines andern ſtrafen? wenn du dieſem tyranniſchen Wirthe zinsbar biſt, dachte ich und blickte ihr in's Geſicht, um ſo ſaurer mußt du dein Brod erwerben.

Hätte ich auch nicht mehr als vier Louisd'or in meiner Börſe gehabt, ſo hätte ich doch nicht eher aufſtehen und ihr die Thüre zeigen können, bis ich ihr zuvor drei davon für ein Paar Handkrauſen gegeben hätte.

Der Eigenthümer des Gaſthofes wird den Profit mit ihr theilen. Thut nichts! — dann habe ich nur bezahlt, wie mancher arme Burſche vor mir bezahlt hat, für eine Handlung, die er weder thun noch denken konnte.

Das Räthſel.

Paris.

Als La Fleur heraufkam, um mir beim Abendeſſen aufzuwarten, ſagte er mir, wie leid es dem Eigenthümer des Hotels thue, mich durch die Aufkündigung meiner Wohnung beleidigt zu haben.

Ein Mann, der eine gute Nachtruhe zu ſchätzen weiß, wird ſich mit keiner Feindſchaft im Herzen niederlegen; wenn er es anders machen kann. So trug ich La Fleur auf, dem Gaſtwirth zu ſagen, daß es mir meinerſeits leid thue, ihm dazu Veranlaſſung gegeben zu haben. Auch magſt du ihm ſagen, La Fleur, wenn du willſt, fügte ich hinzu, daß, wenn das junge Frauenzimmer wieder nach mir fragen ſollte, ich ſie nicht mehr ſehen würde.

Dies war ein Opfer, das ich nicht ihm, ſondern mir ſelbſt brachte; denn nachdem ich ſo mit knapper Noth davon gekommen war, hatte ich mich entſchloſſen, mich keinen neuen Gefahren auszuſetzen, ſondern Paris wo möglich ſo tugendhaft zu verlaſſen, als ich es betreten hatte.

C'est déroger à la noblesse, Monsieur, ſagte La Fleur, indem er ſich dabei bis auf den Boden vor mir verbeugte; et encore Monsieur, ſagte er, kann ſeine Geſinnung ändern; und wenn er (par hazard) wünſchen ſollte, ſich zu amuſiren

— Ich finde kein Amuſement dabei, ſagte ich, indem ich ihn unterbrach.

Mon Dieu, ſagte La Fleur, und nahm ab.

In Zeit einer Stunde kam er, um mich zu Bett zu bringen, und war mehr als gewöhnlich dienſtfertig; es ſchwebte etwas auf ſeinen Lippen, was er mir ſagen oder um was er bitten wollte, aber es konnte nicht heraus. Ich begriff nicht, was es ſeyn ſollte, und gab mir auch in der That wenig Mühe, es zu entdecken, da ich ein anderes, weit intereſſanteres Räthſel im Kopfe hatte, nämlich das von dem Manne, der vor dem Thore des Gaſthofs um Almoſen bat. — Alles hätte ich darum gegeben, um der Sache auf den Grund zu kommen und zwar nicht aus Neugierde; — ſie iſt überhaupt ein ſo niedriger Antrieb zum Forſchen, daß ich kein Zweiſousſtück darum gebe, ſie befriedigen zu dürfen; aber ein Geheimniß, dachte ich, das ſo ſchnell und ſo ſicher das Herz jeder Dame, der man nahe kommt, erweichte, wäre wenigſtens eben ſo viel werth, als der Stein der Weiſen: hätte ich beide Indien gehabt, ich hätte eines davon hingegeben, um des Geheimniſſes Herr zu werden.

Beinahe die ganze Nacht hindurch trieb ich es vergebens in meinem Kopf herum, und als ich des Morgens erwachte, fand ich meinen Geiſt ſo beunruhigt durch meine Träume, als jemals der König von Babylon durch die ſeinigen beunruhigt war, und ich ſtehe gar nicht an, zu behaupten, daß ihre Deutung, alle Weiſen von Paris eben ſo ſehr in Verlegenheit geſetzt hätte, als die Weiſen von Chaldäa.

Le Dimanche.

Paris.

Es war Sonntag; und als La Fleur des Morgens mit meinem Kaffee, Butter und Brod hereintrat, war er ſo ſtattlich aufgeputzt, daß ich ihn kaum erkannte.

Ich hatte in Montreuil verſprochen, ihm einen neuen Hut mit ſilbernem Knopfe und Schnur und vier Louisd'or zu geben, pour s'adoniser, wenn wir nach Paris kämen; und ich muß dem armen Burſchen die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er Wunder damit gethan hatte.

Er hatte einen flunkernden, reinlichen, guten Rock von Scharlach gekauft, und ein Paar eben ſolche Beinkleider. — Sie ſeien noch für keine Krone abgetragen, ſagte er. — Ich wünſchte ihn zum Teufel, daß er mir das ſagte. Sie ſahen ſo neu aus, daß, ob ich gleich wußte, es ſei gar nicht möglich, ich lieber meiner Phantaſie die Unwahrheit aufgedrungen hätte, ich habe ſie neu für den Burſchen gekauft, als daß ſie aus der rue de la Friperie gekommen ſeien.

Dies iſt indeß eine Delikateſſe, die in Paris die Leute wenig bekümmert.

Außerdem hatte er noch eine hübſche blaue atlaſſene Weſte, mit wunderſamer Stickerei gekauft; dieſe war allerdings durch den Dienſt, den ſie bereits gethan hatte, etwas ſchlechter geworden, aber ſie war wieder zierlich geſäubert; das Gold war aufgefriſcht worden und das Ganze mehr glänzend als ſonſt etwas. Da das Blau nicht allzu hell war, ſo ſtand es ſehr gut zu dem Rock und den Beinkleidern. Weiter hatte er ſich von dem Gelde noch einen neuen Haarbeutel und einen Solitair erhandelt; und war bei dem Fripier auf einem Paar goldene Kniebänder an ſeine Beinkleider beſtanden. Er hatte mouſſelinene Manſchetten, bien brodées, um vier Livres von ſeinem eigenen Gelde gekauft und ein Paar weiße ſeidene Strümpfe um fünf weitere Livres, und obendrein hatte ihm die Natur eine hübſche Figur gegeben, die ihn keinen Sou koſtete.

So aufgeputzt trat er nun in das Zimmer; ſein Haar nach der neueſten Mode friſirt, an ſeiner Bruſt ein hübſches Bouquet, mit einem Wort, Alles an ihm hatte ſo ein feſtliches Ausſehen, daß ich auf einmal daran erinnert wurde, es ſei Sonntag; — und als ich Beides mit einander überlegte, fuhr es mir ſogleich in den Kopf, daß die Gunſt, um die er mich den Abend zuvor hatte bitten wollen, darin beſtehe, den Tag für ſich verwenden zu dürfen, wie ihn Jedermann in Paris verwendete. Ich hatte kaum dieſe Vermuthung gemacht, als La Fleur mit unendlicher Unterthänigkeit, aber doch mit einem zuverſichtlichen Blicke, wie wenn ich es ihm nicht abſchlagen könnte, mich bat, ich möchte ihm dieſen Tag Urlaub geben, pour faire le galant vis-à-vis de sa maitresse.

Nun wollte ich dies gerade ſelbſt vis-à-vis Madame de R— thun; ich hatte die Remiſe deshalb für mich behalten, und es würde meiner Eitelkeit nicht wenig geſchmeichelt haben, einen ſo hübſch geputzten Bedienten, wie La Fleur, hinten aufſtehen laſſen zu können: wahrlich ich hätte es ihm nie ſchmerzlicher erlaſſen.

Aber wir müſſen in ſolchen Verlegenheiten *fühlen* und nicht auf dem Recht beſtehen: die Söhne und Töchter des Dienſtes ſcheiden, wenn ſie ſich vermiethen, von der Freiheit, aber nicht von der Natur; ſie ſind Fleiſch und Blut, und haben mitten im Hauſe der Dienſtbarkeit eben ſo gut ihre kleinen Eitelkeiten und Wünſche, als ihre Herren. Allerdings haben ſie einen Preis auf ihre Selbſtverläugnung geſetzt, und ihre Erwartungen ſind ſo unvernünftig, daß ich dieſelben öfter täuſchen würde, wenn nicht ihre Lage mir eine ſo große Gewalt über ſie gäbe.

Siehe, ſiehe, ich bin dein Knecht: dieſer Gedanke nimmt mir auf einmal alle meine Kraft, den Herrn zu ſpielen.

Du ſollſt gehen, La Fleur, ſagte ich.

Und was für eine Geliebte kannſt du dir denn in der kurzen Zeit, daß wir in Paris ſind, ſchon ausgeſucht haben, La Fleur? La Fleur legte ſeine Hand auf die Bruſt und ſagte: es ſei eine petite Demoiselle in Monsieur le Comte de B—'s Hauſe. La Fleur hatte ein Herz, das für die Geſelligkeit geſchaffen war, und um die Wahrheit zu ſagen, er ließ ſich eben ſo wenig die Gelegenheiten entſchlüpfen, als ſein Herr. So hatte er denn auch auf irgend eine Art, aber welche, weiß der Himmel, auf dem Treppenabſatz mit der Demoiſelle ſich bekannt gemacht, während ich mit meiner Paßangelegenheit beſchäftigt war; und wie die Zeit für mich hinreichte, den Grafen zu meinem Vortheil zu ſtimmen, ſo hatte La Fleur ſich bemüht, das Mädchen in den ſeinigen zu ziehen. Die Dienerſchaft ſollte, wie es ſchien, an dieſem Tage nach Paris kommen, und ſo hatte er mit ihr und zwei oder drei andern Bedienten des Grafen eine Parthie auf die Boulevards verabredet.

Glückliches Volk! das einmal in der Woche wenigſtens alle ſeine Sorgen auf einen Haufen werfen kann und tanzen und ſingen und das Gewicht ſeines Kummers hinwegſcherzen, das den Geiſt anderer Nationen zu Boden drückt!

Das Bruchſtück.

Paris.

La Fleur hatte mir etwas zurückgelaſſen, das mir den Tag über mehr Unterhaltung verſchaffte, als ich mir ausbedungen oder als ſowohl ihm als mir hätte in den Kopf kommen können.

Er hatte das kleine Stück Butter auf einem Johannisbeerblatt gebracht; und da der Morgen warm war, und er eine gute Strecke damit zu laufen gehabt, ſo hatte er ſich einen Bogen Makulatur ausgebeten, um ihn zwiſchen das Johannisbeerblatt und ſeine Hand zu legen. Da dieſe Unterlage genug war, ſo hieß ich es ihn gerade ſo auf den Tiſch legen, und da ich entſchloſſen war, den ganzen Tag über zu Hauſe zu bleiben, befahl ich ihm, zum Traiteur zu gehen, mein Mittageſſen zu beſtellen und mich beim Frühſtück allein zu laſſen.

Als ich mit der Butter fertig geworden, warf ich das Johannisbeerblatt zum Fenſter hinaus, und war im Begriff, daſſelbe mit der Makulatur zu thun. Ich hielt aber inne, um die erſte Zeile zu leſen, und dieſe zog mich fort zueiner zweiten und dritten, und endlich hielt ich das Papier eines beſſern Schickſals werth; ich ſchloß daher das

Fenſter, zog einen Stuhl an daſſelbe und ſetzte mich nieder, um darin zu leſen.

Es war in dem alten Franzöſiſch aus Rabelais' Zeit, und ſo weit ich es verſtehe, hätte es von ihm ſelber geſchrieben ſein können; zudem waren es gothiſche Buchſtaben, und zwar durch Feuchtigkeit und Länge der Zeit ſo verblichen und unleſerlich geworden, daß es mich unendliche Mühe koſtete, etwas herauszubringen. Ich warf es weg und ſchrieb einen Brief an Eugenius; dann nahm ich es wieder vor, und ermüdete meine Geduld auf's Neue daran; hierauf, um dieſe zu erfriſchen, ſchrieb ich einen Brief an Eliſe. Immer aber lag es mir im Kopfe: und die Schwierigkeit des Verſtändniſſes vermehrte nur meine Neugierde.

Ich nahm mein Mittageſſen ein, und nachdem ich meinen Geiſt durch eine Flaſche Burgunder erleuchtet hatte, machte ich mich wieder daran. Als ich aber zwei bis drei Stunden mit beinahe eben ſo tiefer Aufmerkſamkeit darüber gegrübelt hatte, als jemals Gruter oder Jakob Spon über eine ſinnloſe Inſchrift grübelten, glaubte ich einen Sinn hineingebracht zu haben; um nun deſſen gewiß zu werden, hielt ich es für das Beſte, es in das Engliſche zu überſetzen, und zu ſehen, wie es ſich dann ausnehmen würde; ſo machte ich mich mit Bequemlichkeit, gleichſam ſpielend an's Geſchäft, indem ich zuweilen einen Satz ſchrieb, dann ein oder zweimal auf und abging, dann zum Fenſter hinaus blickte, um zu ſehen, was die Welt draußen machte, ſo daß es neun Uhr Abends war, ehe ich damit fertig wurde, Endlich begann ich und las, wie folgt:

Das Bruchſtück.

Paris.

— Als nun des Notars Frau über dieſen Punkt mit dem Notar allzuhitzig ſtritt, ſagte der Notar (indem er das Pergament hinwarf): Ich wünſchte, es wäre ein anderer Notar hier, um Alles dies niederzuſchreiben und zu atteſtiren.

Und was würdet Ihr dann thun, Monſieur? ſagte ſie und ſtand haſtig auf; des Notars Frau war ein kleiner Hitzkopf von einem Weibe, und der Notar hielt es für angemeſſen, durch eine beſcheidene Antwort einen Sturm abzuwenden: Ich würde zu Bett gehen, antwortete er. — Zum Teufel magſt du gehen, antwortete des Notars Frau.

Da nun zufällig nur ein Bett im Hauſe war, indem die zwei andern Zimmer keine Möbel hatten, wie es in Paris Sitte iſt, und da der Notar nicht in daſſelbe Bett mit einer Frau liegen wollte, die ihn ſo eben erſt ohne Weiteres zum Teufel geſchickt hatte, ſo nahm er ſeinen Hut, ſein Rohr und einen kurzen Mantel, da es eine ſehr windige Nacht war, und ging in einer ſehr unbehaglichen Stimmung gegen den Pont neuf.

Jedermann, der einmal über den Pont neuf gegangen iſt, muß geſtehen, daß derſelbe unter allen Brücken, die jemals gebaut wurden, die edelſte, ſchönſte, großartigſte, leichteſte, längſte, breiteſte iſt, die jemals auf der Oberfläche dieſer aus Erde und Waſſer zuſammengeſetzten Welt Land und Land mit einander verband.

Hiernach ſcheint es, als ob der Verfaſſer des Bruchſtücks kein Franzoſe geweſen wäre.

Das Schlimmſte, was Geiſtliche und Doktoren der Sorbonne dagegen geltend machen können, iſt dies, daß, wenn es in oder um Paris auch nur eine Mütze voll Wind gibt, gerade hier gotteslaſterlicher sacre-dieu't wird, als auf irgend einem andern offenen Platze der ganzen Stadt; — und zwar mit gutem trifftigen Grund, Meſſieurs, denn das fährt Euch entgegen, ohne gare donc zu rufen, und mit ſolchen unberechenbaren Stößen, daß von den Wenigen, welche mit dem Hut auf dem Kopf darüber gehen, nicht einer unter fünfzig iſt, der nicht zwei und einen halben Livre wagt, welches der volle Werth des Hutes iſt.

Der arme Notar, gerade als er vor der Schildwache vorbei ging, hob inſtinktartig ſein Rohr ſeitwärts gegen den ſeinigen, aber indem er damit in die Höhe fuhr, faßte die Spitze ſeines Rohres die Schnur am Hute der Schildwache und ſchleuderte ihn über die Stangen des Geländers gerade in die Seine hinab.

Das iſt ein ſchlimmer Wind, ſagte ein Bootsmann, der ihn auffaßte, der Niemanden etwas Gutes zuweht.

Die Schildwache, die ein Gascogner war, ſtrich ſich ſogleich den Knebelbart und legte die Muskete an.

Die Musketen wurden zu jener Zeit mit Lunten abgebrannt; und da zufällig die papierene Laterne einer alten

Frau am Ende der Brücke gerade ausgeblaſen worden war, ſo hatte ſie die Lunte von der Schildwache geborgt, um ſie wieder anzuzünden. Dies gab dem Blute des Gascogners einen Augenblick Zeit, ſich abzukühlen, und den Vorfall beſſer zu ſeinem Zwecke zu benützen. — Das iſt ein ſchlimmer Wind, ſagte er, indem er den Biberhut des Notars ergriff und den Raub durch das Sprichwort des Bootsmannes rechtfertigte.

Der arme Notar ging über die Brücke und während er längs der rue Dauphine hin in den Faubourg St. Germain einbog, bejammerte er ſich ſelbſt im Gehen auf folgende Weiſe:

Unglücklicher Mann, der ich bin! ſagte der Notar, daß ich mein ganzes Leben lang das Spiel der Orkane ſein muß; daß ich geboren bin, um überall, wo ich gehe, den Sturm der böſen Zungen gegen mich und meinen Beruf gerichtet zu ſehen; daß ich durch den Donner der Kirche mit einem Ungewitter von Weib in den Eheſtand geſpannt wurde; daß ich durch häusliche Winde aus meinem Hauſe getrieben und durch pontifiſche meines Biberhutes beraubt werde; daß ich hier baarhauptig in einer windigen Nacht der Ebbe und Fluth der Zufälle bloß geſtellt bin — wo ſoll ich mein Haupt hinlegen? Ich Unglückſeliger! welcher Wind von allen zweiunddreißig Strichen des ganzen Compaſſes kann mir irgend etwas Gutes zuwehen, wie er es meinen übrigen Mitgeſchöpfen thut!

Als der Notar, auf ſolche Weiſe klagend, auf einem dunklen Wege dahin ſchritt, rief eine Stimme einem Mädchen, um daſſelbe nach dem nächſten Notar zu ſenden; da nun aber der Notar am nächſten war und ſeine Stellung benutzen wollte, ſo ſchritt er auf die Thüre zu, ging durch einen alterthümlichen Saal hindurch und wurde in ein großes Zimmer geführt, das von jedem Hausrath entblößt war, und in welchem nur eine lange Soldatenpike, ein Bruſtharniſch, ein roſtiges, altes Schwert und ein Bandelier an vier verſchiedenen Stellen in gleicher Entfernung von einander an der Wand hingen.

Ein alter Mann, der in früherer Zeit ein Edelmann geweſen, und, wenn nicht der Verfall des Vermögens das Blut entadelt, auch jetzt noch ein Edelmann war, lag, ſeinen Kopf auf die Hand geſtützt, in ſeinem Bette; ein kleiner Tiſch mit einer brennenden Kerze ſtand dicht daneben, und neben dem Tiſche ſtand ein Stuhl; der Notar ſetzte ſich darauf nieder, zog ſein Dintenfaß und ein oder zwei Bogen Papier aus der Taſche hervor, legte ſie vor ſich hin, tauchte ſeine Feder in die Dinte, beugte ſich mit der Bruſt über den Tiſch und hielt ſich fertig, des Edelmanns letzten Willen und Teſtament niederzuſchreiben.

Ach, Monsieur le Notaire, ſagte der Edelmann, indem er ſich ein wenig erhob, ich habe nichts zu vermachen, von dem man die Vermächtnißkoſten beſtreiten könnte, ausgenommen die Geſchichte meines Lebens, und ich könnte nicht in Frieden ſterben, wenn ich dieſe nicht der Welt als ein Legat zurückließe; die Vortheile, die daraus entſpringen werden, vermache ich Ihnen für Ihre Bemühung, ſie mir abgenommen zu haben. Es iſt eine ſo ungewöhnliche Geſchichte, daß ſie von Jedermann geleſen werden muß; ſie wird das Glück Ihres Hauſes machen. — Der Notar tauchte ſeine Feder in's Dintenfaß. — Allmächtiger Lenker jeder Begebenheit meines Lebens, ſagte der alte Edelmann mit ernſthaftem Blicke, indem er ſeine Hände zum Himmel erhob, du, deſſen Hand mich durch ein ſolches Labyrinth ſeltſamer Lebenswege zu dieſer jammervollen Scene geführt hat, ſtehe dem abnehmenden Gedächtniß eines alten ſchwachen Mannes bei, deſſen Herz gebrochen iſt; leite meine Zunge durch den Geiſt deiner ewigen Wahrheit, damit dieſer Fremdling nichts anderes niederſchreiben möge, als was in jenem Buche aufgezeichnet iſt, nach deſſen Ausſage ich, ſagte er, indem er ſeine Hände zuſammen ſchlug, verurtheilt oder frei geſprochen werden muß! — Der Notar hielt die Spitze ſeiner Feder zwiſchen die Kerze und ſein Auge. —

Es iſt eine Geſchichte, Monsieur le Notaire, ſagte der Edelmann, die jedes Gefühl in der Natur aufregen wird; — den Menſchenfreundlichen wird ſie durchbohren, und ſelbſt das Herz der Grauſamkeit mit Mitleid erfüllen.

Der Notar brannte vor Begierde, endlich einmal anzufangen, und ſteckte zum dritten Mal ſeine Feder in's Dintenfaß. Der alte Edelmann kehrte ſich ein wenig näher zum Notar hin und begann ſeine Geſchichte mit folgenden Worten zu diktiren.

Und wo iſt denn das Uebrige, La Fleur? ſagte ich, als dieſer gerade in das Zimmer trat.

Das Bruchſtück und das Bouquet*).

Paris.

Als La Fleur dicht an meinen Tiſch getreten war, und ich ihm deutlich gemacht hatte, was mir fehle, ſo ſagte er mir, er habe nur noch zwei Blätter davon beſeſſen, die er, um es zuſammenzuhalten, um die Stengel eines Bouquets gewunden habe, das er der Demoiſelle auf den Boulevards überreicht habe. — Dann bitte ich dich, La Fleur, ſagte ich, kehre zurück zu ihr in das Hotel des Herrn Grafen von B— und *ſiehe, ob du es bekommen kannſt.* Ohne allen Zweifel, ſagte La Fleur und flog davon.

In ſehr kurzer Zeit kehrte der arme Burſche ganz athemlos zurück mit tieferen Zeichen einer grauſamen Täuſchung in ſeinen Blicken, als von der einfachen Unmöglichkeit herkommen konnten, das Bruchſtück wieder aufzufinden. — Juste ciel! in weniger als zwei Minuten, nachdem ihr der arme Burſche ſein letztes Lebewohl geſagt, hatte ſeine treuloſe Geliebte ſein gage d'amour einem von den Bedienten des Grafen gegeben; der Bediente einer jungen Nätherin und die Nätherin einem Geiger mit meinem Bruchſtück am Ende deſſelben.

Hier machte Yorik die Anmerkung: der Blumenſtrauß.

Unſer Mißgeſchick war in einander verſchlungen; ich ſeufzte, und La Fleur wiederholte den Seufzer hörbar.

Wie treulos! rief La Fleur. — Wie unglücklich! ſagte ich.

Es würde mich nicht gekränkt haben, Monſieur, ſagte La Fleur, wenn ſie es verloren hätte! — Und mich nicht, La Fleur, ſagte ich, wenn ich es gefunden hätte.

Ob dies geſchah oder nicht, wird man ſpäter ſehen.

Der Akt der Wohlthätigkeit.

Paris.

Der Mann, welcher es verſchmäht oder ſich fürchtet, durch einen dunklen Gang zu gehen, kann ein wackerer, vortrefflicher Mann und für hundert Dinge geſchickt ſein; aber niemals wird er einen guten empfindſamen Reiſenden abgeben können. Ich halte wenig von den vielen Dingen, die ich am hellen Mittag auf breiter offener Straße vorgehen ſehe; die Natur iſt ſchüchtern und liebt es nicht, vor Zuſchauern zu handeln, aber in ſolch' einem unbeobachteten Winkel kann man zuweilen eine einzelne kurze Scene von ihr ſehen, die ſo viel werth iſt, als alle die Gefühle eines Dutzends franzöſiſcher Schauſpiele zuſammengenommen; und doch ſind dieſe vollkommen ſchön, — und wenn mir jemals eine ungewöhnlich prächtige Geſchichte vorkommt, ſo nehme ich in der Regel, da es einem Prediger eben ſo gut als einem Helden anſteht, den Gegenſtand meiner Predigt davon her; und was den Text betrifft, ſo iſt „Cappadocien, Pontus und Aſien, Phrygien und Pamphilien“ eben ſogut als irgend etwas in der Bibel.

Aus der Opéra comique führt ein langer finſterer Gang in eine enge Straße; er wird von den wenigen betreten, die beſcheiden auf einen Fiacre *) warten oder nach der Vorſtellung ruhig nach Hauſe gehen wollen. An ſeinem Ende gegen das Theater zu iſt er von einem kleinen Lichte erhellt, deſſen Schein, ehe man den Gang halb hinabgekommen iſt, beinahe verſchwunden iſt; aber in der Nähe der Thüre — es iſt mehr zur Zierde, als zum Nutzen — ſieht man das Licht, wie einen Fixſtern von der geringſten Größe; es brennt, aber es ſchafft der Welt, die wir kennen, keinen Nutzen.

Indem ich durch dieſen Gang nach Haus zurückkehrte, bemerkte ich, als ich mich auf fünf bis ſechs Schritte der Thüre genähert hatte, zwei Damen, die Arm in Arm, mit ihrem Rücken gegen die Wand da ſtanden, und, wie ich mir einbildete, auf einen Fiacre warteten; da ſie der Thüre zunächſt ſtanden, ſo dachte ich, ſie hätten ein älteres Recht; ich ſchob mich alſo bis auf einen Schritt oder etwas mehr in ihre Nähe, und nahm ruhig meine Stellung ein; ich war ſchwarz gekleidet und wurde kaum geſehen.

Die Dame, die mir zunächſt ſtand, war eine lange hagere weibliche Geſtalt von etwa ſechsunddreißig, die andere von derſelben Größe und Figur, und etwa vierzig Jahre alt; man konnte keiner von beiden anſehen, daß ſie verheirathet oder verwittwet wären; ſie ſchienen zwei ächte veſtaliſche Schweſtern zu ſein, nicht durch Liebeleien verderbt, noch durch zärtliche Umarmungen entweiht: ich hätte wünſchen können, ſie glücklich zu machen, aber ihr Glück ſollte dieſe Nacht von einer andern Seite kommen.

---

*) Yorik's Anmerkung: Miethkutſche.

Eine leiſe Stimme erbat von beiden in gewählten Ausdrücken und mit lieblichem Tonfall am Schluſſe ein Zwölfſousſtück um Gottes willen. Es ſchien mir auffallend, daß ein Bettler die Größe des Almoſens beſtimmte, und daß die Summe zwölfmal ſo groß ſein ſollte, als man ſie gewöhnlich im Finſtern gibt. Beide ſchienen eben ſo ſehr erſtaunt als ich ſelbſt. — Zwölf Sous, ſagte die eine; — ein Zwölfſousſtück, ſagte die andere, aber ſie antwortete ihm nicht.

Der arme Mann ſagte: er wiſſe nicht, wie man von Damen ihres Ranges weniger fordern könne, und verbeugte ſich bis auf den Boden.

Ach! ſagten ſie, wir haben kein Geld.

Der Bettler ſchwieg ein Paar Augenblicke, dann erneuerte er ſeine Bitte.

Verſchließen Sie, meine ſchönen jungen Damen, ſagte er, Ihre gütigen Ohren nicht vor mir. — Auf mein Wort, ſagte die jüngere, wir haben nicht gewechſelt. — Dann ſegne Sie Gott, ſagte der arme Mann, und vervielfältige jene Freuden, die Sie Andern ohne zu wechſeln geben können! — Ich bemerkte, daß die ältere Schweſter ihre Hand in die Taſche ſteckte: ich will ſehen, ſagte ſie, ob ich einen Sou habe. — Einen Sou! geben Sie zwölf, ſagte der Bittende; die Natur iſt freigebig gegen Sie geweſen, ſein Sie freigebig gegen einen armen Mann!

Ich wollte es von Herzen gern, mein Freund, ſagte die jüngere, wenn ich es nur könnte.

Meine ſchöne Mildthätige! ſagte er, indem er ſich an die Aeltere wandte: was iſt es Anderes, als Ihre Güte und

Menſchenfreundlichkeit, welche Ihre glänzenden Augen ſo lieblich machten, daß ſie ſogar in dieſem dunklen Gange den Morgen überſtrahlen? Und was war es, das den Marquis de Santerre und ſeinen Bruder veranlaßte, ſo viel von Ihnen Beiden zu ſprechen, als ſie eben vorübergingen?

Die zwei Damen ſchienen ſehr gerührt; und unwillkührlich ſteckten ſie Beide zugleich ihre Hände in die Taſche und jede nahm ein Zwölfſousſtück heraus.

Der Streit zwiſchen ihnen und dem armen Supplicanten hörte auf; er wurde zwiſchen ihnen ſelbſt fortgeführt, welche von beiden aus Mildthätigkeit ihr Zwölfſousſtück hergeben ſollte: und um den Streit zu beendigen, gaben ſie es Beide, und der Mann entfernte ſich.

Die Löſung des Räthſels.

Paris.

Ich ging ihm haſtig nach. Es war derſelbe Mann, deſſen Erfolg beim Almoſenfordern vor dem Gaſthofe meinem Kopfe ſo viel zu ſchaffen gemacht, und ich fand auf einmal ſein Geheimniß oder wenigſtens den Grund deſſelben: es war die Schmeichelei.

Lieblicher Balſam, wie erfriſchend biſt du für die Natur: wie nachdrücklich ſprechen für dich alle ihre Kräfte und Schwachheiten! Wie lieblich vermiſcheſt du dich mit dem Blute und leiteſt es durch die ſchwierigſten verwickeltſten Gänge zu dem Herzen.

Da der arme Mann in der Zeit nicht beſchränkt war, ſo hatte er dieſen Balſam hier in einer ſtärkeren Doſis gegeben: es iſt gewiß, daß er ihn, für die vielen plötzlichen Fälle, die ihm auf den Straßen vorkamen, auch in geringeren Portionen beizubringen wußte; aber wie er es angriff, ihn zuzurichten, zu verſüßen, zu verſtärken und ihm die rechte Miſchung zu geben, darüber mag ich meinen Geiſt nicht mit Nachforſchungen plagen; es iſt genug, daß der Bettler zwei Zwölfſousſtücke gewann, und diejenigen können am beſten das Uebrige erzählen, welche größere Dinge damit gewonnen haben.

Paris.

Wir kommen in der Welt nicht ſowohl dadurch vorwärts, daß wir Dienſtleiſtungen erzeigen, als dadurch, daß wir ſie *empfangen*; man nimmt einen welkenden Zweig, und ſteckt ihn in die Erde: und dann begießt man ihn, *weil man ihn gepflanzt hat.*

Monsieur le comte de B— wollte nur deshalb, weil er mir einmal in meiner Paßangelegenheit eine Gefälligkeit erzeigt hatte, in den wenigen Tagen, die er in Paris war, weiter gehen und mir eine andere dadurch erweiſen, daß er mich mit einigen Perſonen von Stand bekannt machte; dieſe ſollten mich Anderen vorſtellen und ſo fort.

Ich war eben zu rechter Zeit Herr meines *Geheimniſſes* geworden, um aus dieſen Ehren einigen Nutzen für mich zu ziehen; ſonſt würde ich, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, ein- oder zweimal in der Runde zu Mittag oder Abend geſpeiſt, und alsdann vermitttelſt einer *Ueberſetzung* franzöſiſcher Blicke und Geberden in ſchlichtes Engliſch alsbald geſehen haben, daß ich mich nur des Couvert's *) irgend eines unterhaltenderen Gaſtes bemächtigt hatte; und ſo wurde ich der Reihe nach alle meine Plätze einen nach dem andern verloren haben, blos aus dem Grunde, daß ich ſie nicht behaupten konnte. — So wie die Sache aber war, ging es gar nicht übel.

---

*) Teller, Serviette, Meſſer, Gabel und Löffel. Anmerkung Yorik's.

Ich hatte die Ehre, bei dem alten Marquis de B— eingeführt zu werden; in früheren Tagen hatte er ſich durch einige kleine ritterliche Thaten am cour d'amour ausgezeichnet und ſich ſeitdem nach der Idee von Lanzenſtechen und Turnieren gekleidet. Der Marquis von B. wünſchte es ſehr, daß man glauben ſolle, die Sache beſtehe noch wo anders, als blos in ſeinem Gehirne. „Es komme ihm nicht darauf an, einen kleinen Sprung nach England zu machen," meinte er, und fragte Vieles über die engliſchen Damen. — Bleiben Sie, wo Sie ſind, ich bitte Sie, Monsieur le Marquis, ſagte ich; les messieurs Anglais erhalten ſo ſchon kaum einen freundlichen Blick von ihnen. — Der Marquis lud mich zum Abendeſſen ein.

Monſieur P—, der Generalpächter, fragte eben ſo neugierig nach unſern Steuern — Sie ſeien ſehr beträchtlich, höre er. — Wenn wir nur wüßten, wie wir ſie eintreiben ſollten, ſagte ich, indem ich ihm eine leichte Verbeugung machte.

Meine Einladung zu Monſieur P's— Concerten konnte ich durchaus keinem andern Grunde zu verdanken haben, als dieſer Aeußerung.

Man hatte mir bei Madame de V— fälſchlich nachgeſagt, ich ſei ein esprit — nun war Madame de V— ſelbſt ein esprit und brannte vor Ungeduld, mich zu ſehen und ſprechen zu hören. Ich hatte noch nicht Platz genommen, als ich ſchon bemerkte, daß ſie ſich nicht im Geringſten darum bekümmerte, ob ich Witz habe, oder nicht, ſondern ich war ja blos zu ihr gekommen, um davon überzeugt zu werden, daß ſie welchen habe. Ich rufe den Himmel zum Zeugen an, daß ich meine Lippen nicht ein einziges Mal öffnete.

Madame de V— erklärte Jedermann, dem ſie begegnete, „ſie habe niemals in ihrem Leben eine lehrreichere Unterredung mit irgend Jemand gehabt.“

Es gibt drei Epochen in der Herrſchaft einer Franzöſin: ſie iſt Kokette, alsdann Freigeiſt, und hierauf Dévote; während dieſer Epochen verliert ſie die Herrſchaft nie; ſie wechſelt nur ihre Unterthanen: wenn fünfunddreißig und mehr Jahre ihr Gebiet von den Sklaven der Liebe entvölkert haben, ſo bevölkert ſie daſſelbe wieder mit den Sklaven des Unglaubens, und dann mit den Sklaven der Kirche.

Madame de V— ſchwankte zwiſchen den erſten zwei dieſer Epochen; die Roſenfarbe war faſt entſchwunden und ſie hätte ſchon fünf Jahre vor der Zeit, da ich zum erſten Mal die Ehre hatte, ſie zu beſuchen, ein Freigeiſt werden ſollen.

Sie ließ mich auf ihrem Sopha neben ſich Platz nehmen, um den Punkt der Religion genauer mit mir verhandeln zu können. Kurz, Madame de V— ſagte mir, ſie glaube an gar nichts.

Ich ſagte Madame de V—, es möge dies wohl Ihr Grundſatz ſein, ich ſei aber überzeugt, es könne nicht in ihrem Intereſſe liegen, die Außenwerke zu ſchleifen, ohne welche ich nicht begriff, wie eine ſolche Feſtung, wie die ihrige, ſich zu halten im Stande wäre. — Daß es gar nichts Gefährlicheres in der Welt gäbe für eine Schönheit, als ein Freigeiſt zu ſein; daß ich es für eine Pflicht halte, die ich meinem Glauben ſchuldig ſei, ihr dies nicht zu verbergen; daß ich in den erſten fünf Minuten, die ich neben ihr auf dem Sopha geſeſſen, ſchon angefangen habe, Pläne zu entwerfen; und was es anderes gäbe als die Gefühle der Religion und die Ueberzeugung, daß ſie in ihrer Bruſt lebten, was ſie in der Geburt habe erſticken können?

Wir ſind nicht von Diamant, ſagte ich und faßte ſie bei der Hand; und es bedarf aller Zurückhaltung, bis das Alter zu ſeiner Zeit ſich einſchleicht und ſie uns auferlegt; aber meine theure Madame, ſagte ich und küßte ihre Hand: es iſt zu — zu früh.

Ich geſtehe, daß ich in ganz Paris in dem Rufe ſtand, Madame de V— von ihrer Freigeiſterei bekehrt zu haben. Sie behauptete gegen Monſieur D— und den Abbé M—, daß ich ihr in einer halben Stunde mehr für die geoffenbarte Religion geſprochen habe, als alle ihre Encyklopädiſten dagegen; ich wurde förmlich in die Coterie der Madame de V— eingeführt, und ſie entſagte auf zwei Jahre ihrem Deismus.

Ich erinnere mich, es war in dieſer Coterie mitten in einem Geſpräch, in dem ich die Nothwendigkeit einer erſten Urſache zeigte, daß der junge Graf de Fainéant mich bei der Hand nahm und in den entfernteſten Winkel des Zimmers führte, um mir zu ſagen, daß mein Solitaire allzu dicht an meinem Halſe befeſtigt ſei; er müſſe plus badinant ſein, ſagte der Graf, indem er ſeinen eigenen betrachtete; aber ein Wort, Monſieur Yorik, zu einem Weiſen —

Und von einem Weiſen, Monsieur le Comte, verſetzte ich mit einer Verbeugung, iſt genug.

Der Graf de Fainéant umarmte mich mit mehr Feuer, als ich jemals von einem Sterblichen umarmt wurde.

Drei Wochen lang hinter einander war ich der Meinung eines Jeden, dem ich begegnete. — Pardi! ce Monsieur Yorik a autant d'esprit que nous autres — il raisonne bien, ſagte ein Anderer. — C'est un bon enfant, ſagte ein Dritter. — Und um dieſen Preis hätte ich alle Tage meines Lebens in Paris eſſen und trinken und luſtig ſein können, aber es war eine ſchimpfliche Rechnung; ich ſchämte mich ihrer; es war der Lohn eines Sklaven; jedes Gefühl von Ehre empörte ſich dagegen; je höher ich ſtieg, deſto mehr wurde ich zu meinem bettelhaften Syſtem gezwungen. — Je beſſer die Coterie, deſto mehr Kinder der Kunſt; — ich ſehnte mich nach Kindern der Natur: und einſt in einer Nacht, nachdem ich mich einem halb Dutzend verſchiedener Leute auf das Schändlichſte preisgegeben hatte, wurde ich krank, ging zu Bette und befahl La Fleur, auf den nächſten Morgen Pferde zu beſtellen, um nach Italien abzureiſen.

Marie.

Moulins.

Ich hatte bis jetzt noch niemals gefühlt, was die Noth des Ueberfluſſes in irgend einer Geſtalt iſt. Durch Bourbonnais, die lieblichſte Gegend von Frankreich, zu reiſen, in der luſtigen Zeit der Weinleſe, wenn die Natur ihre Fülle in Jedermanns Schooß ausſchüttet und jedes Auge zum Himmel erhoben iſt: eine Reiſe, bei der wir auf jedem Schritte hören, wie die Muſik den Takt zu der Arbeit ſchlägt, und wie alle ihre Kinder ſo fröhlich ihre Trauben ſammeln; — hier durchzureiſen mit meinen leicht erregbaren Gefühlen, die ſich an jeder Gruppe vor mir entzündeten, unter denen eine Jede reich an Abenteuern war! —

Gerechter Himmel! es würde zwanzig Bände füllen und ach! ich habe nur noch wenige Seiten übrig, in denen ich es zuſammen drängen muß, und von dieſen muß die Hälfte für die arme Maria verwendet werden, die mein Freund, Herr Shandy, in der Nähe von Moulins traf.

Die Geſchichte, die er von dieſem ſchwermüthigen Mädchen erzählt hatte, rührte mich nicht wenig, als ich ſie las. aber als ich in die Nachbarſchaft ihres Wohnorts gekommen war, wurde der Eindruck wieder ſo lebendig in mir, daß ich dem Antrieb nicht widerſtehen konnte, einen Umweg von einer halben Meile zu machen, um in das Dorf zu gelangen, wo ihre Eltern wohnten, und nach ihr zu fragen.

Ich muß geſtehen, dies heißt recht wie der Ritter von der traurigen Geſtalt auf trübſelige Abenteuer ausgehen, aber ich weiß nicht, wie es geſchieht, ich bin niemals ſo vollkommen vom Daſein einer Seele in mir überzeugt, als wenn ich in ſolche Abenteuer verwickelt bin.

Die alte Mutter kam an die Thüre; ihre Blicke erzählten mir die Geſchichte, noch ehe ſie den Mund öffnete: ſie hatte ihren Gatten verloren; er ſei vor etwa einem Monat aus Gram um den Verluſt von Mariens Sinnen geſtorben, ſagte ſie. Sie fügte dann hinzu, ſie habe anfangs gefürchtet, es werde dies dem armen Mädchen den Reſt ihres Verſtandes vollends nehmen; aber es habe im Gegentheil ſie mehr zu ſich ſelbſt gebracht; doch habe ſie immer noch keine Ruhe; ihre arme Tochter, ſagte ſie weinend, irre irgendwo auf der Landſtraße umher.

Warum ſchlägt mein Puls ſo träge, während ich dies ſchreibe? Und was bewog la Fleur, deſſen Herz nur der Freude geöffnet ſchien, mit ſeiner umgekehrten Hand zweimal über die Augen zu fahren, als die Frau daſtand und erzählte? Ich befahl dem Poſtillon, nach der Landſtraße umzukehren.

Als wir bis auf eine halbe Stunde vor Moulins gekommen waren, bemerkte ich auf einem kleinen Nebenwege, der von der Landſtraße zu einem Gebüſch führte, die arme Marie, unter einer Pappel ſitzend; — ſie ſaß da mit ihrem

Ellbogen im Schooße, ihren Kopf nach der andern Seite in die Hand geſtützt; ein kleiner Bach floß am Fuße des Baumes vorüber.

Ich hieß den Poſtillon mit dem Wagen nach Moulins vorausfahren und befahl La Fleur, mein Abendeſſen zu beſtellen. Ich wolle zu Fuße nachkommen.

Sie war weiß gekleidet und ganz wie mein Freund ſie geſchildert hatte, ausgenommen, daß ihr Haar, welches zuvor in ein ſeidenes Netz aufgeflochten war, jetzt aufgelöſt herabhing. Auch hatte ſie zu ihrem Mieder ein blaßgrünes Band hinzugefügt, das über ihre Schulter auf die Hüfte herabfiel; an dem Ende deſſelben hing ihre Pfeife. Ihre Ziege war eben ſo treulos geweſen wie ihr Geliebter; und ſie hatte ſich dafür einen kleinen Hund verſchafft, den ſie mit einer Schnur an ihren Gürtel gebunden hielt; als ich ihren Hund betrachtete, zog ſie ihn mit der Schnur näher zu ſich hin. „Du ſollſt mich nicht verlaſſen, Sylvio,“ ſagte ſie. Ich blickte in Mariens Augen und ſah, daß ſie mehr an ihren Vater, als an ihren Geliebten oder an ihre kleine Ziege dachte; denn als ſie von ihm ſprach, rollten Thränen über ihre Wangen herab.

Ich ſetzte mich dicht an ihrer Seite nieder; und Marie geſtattete mir, die fallenden Thränen mit einem Tuche abzuwiſchen. Dann benetzte ich es mit den meinigen, und dann wieder mit den ihrigen, und dann mit den meinen, und dann wiſchte ich ihre Thränen wieder ab; und dabei fühlte ich ſolche unbeſchreibliche Regungen in mir, von denen ich überzeugt bin, daß ſie gewiß nicht aus einer

Verbindung von Materie und Bewegung erklärt werden könnten.

Ich weiß gewiß, ich habe eine Seele, und alle die Bücher, mit denen die Materialiſten die Welt verpeſtet haben, können mich niemals von dem Gegentheil überzeugen.

Marie.

Als Marie ein wenig zu ſich ſelbſt gekommen war, fragte ich ſie, ob ſie ſich einer blaſſen, hagern Mannesgeſtalt erinnere, die vor etwa zwei Jahren zwiſchen ihr und ihrer Ziege geſeſſen habe? Sie ſagte, ihr Geiſt ſei zu jener Zeit ſehr verwirrt geweſen, aber ſie erinnere ſich deſſen an zwei Umſtänden: ſo krank ſie geweſen, habe ſie doch geſehen, daß der Mann ſie bemitleide, dann habe ihre Ziege ſein Tuch geſtohlen, und ſie dieſelbe wegen des Diebſtahls geſchlagen; ſie hätte es, ſagte ſie, in dem Bache gewaſchen, und ſeitdem ſtets in ihrer Taſche getragen, um es ihm zurückzugeben, im Fall ſie ihn wieder ſehen ſollte, was er ihr, fügte ſie hinzu, halb und halb verſprochen habe. Bei dieſen Worten nahm ſie das Tuch aus ihrer Taſche und ließ es mich ſehen; ſie hatte es ſauber in ein Paar Weinblätter eingewickelt und mit einer Ranke umwunden; als ich es öffnete, ſah ich an einer Ecke ein S. eingezeichnet.

Seitdem habe ſie ſich, ſagte ſie, bis nach Rom verirrt; ſie ſei einmal um die St. Peterskirche gegangen, ſei dann zurückgekehrt, habe ihren Weg allein über die Apenninen gefunden, ſei ohne Geld durch die ganze Lombardei gereiſt, und ohne Schuhe über die ſteinigten Wege Savoyens; wie ſie es ertragen, und wie ſie durchgekommen ſei, das könne ſie nicht ſagen, aber Gott lindert den Wind, ſagte Marie, für das geſchorene Lamm.

Geſchoren in der That! und ſcharf dazu, ſagte ich und wäreſt du in meinem Lande, wo ich eine Hütte habe, ſo wollte ich dich darin aufnehmen und dich ſchirmen: du ſollteſt von meinem Brode eſſen und aus meinem Glaſe trinken: ich wollte freundlich gegen deinen Sylvio ſein, in allen deinen Schwachheiten ſowohl als auf deinen Wanderungen wollte ich dich wieder aufſuchen und zurückbringen; wenn die Sonne unterginge, wollte ich mein Gebet ſprechen, und wenn ich fertig wäre, ſollteſt du dein Abendlied auf deiner Pfeife ſpielen, und der Weihrauch meines Opfers ſollte eben ſo gnädig aufgenommen werden, wenn er mit dem eines gebrochenen Herzens zum Himmel aufſtiege.

Mein Inneres zerſchmolz, als ich dies ſprach; und als Marie, da ich mein Tuch herausnahm, bemerkte, daß es ſchon zu ſehr mit Thränen benetzt war, um noch gebraucht zu werden, wollte ſie es durchaus in dem Bache waſchen. — Und wo willſt du es trocknen, Marie? ſagte ich. — Ich will es an meinem Buſen trocknen, ſagte ſie, es wird mir wohl thun.

Iſt denn dein Herz ſo warm, Marie? ſagte ich.

Hier berührte ich die Saite, an der alle ihre Schmerzen hingen; einige Augenblicke ſchaute ſie ſtarr und verwirrt in mein Geſicht; dann nahm ſie, ohne ein Wort zu ſagen, ihre Pfeife, und ſpielte ihr Abendlied an die heilige Jungfrau. Die Saite, die ich berührt hatte, hörte auf zu erbeben; in ein Paar Augenblicken kam Marie zu ſich ſelbſt, ließ ihre Pfeife fallen, und ſtand auf.

Und wo gehſt du hin, Marie? ſagte ich. Sie ſagte nach Moulins. Laß uns zuſammengehen, ſagte ich. Marie legte ihren Arm in den meinigen, machte die Schnur länger, um ihren Hund folgen zu laſſen, und ſo gingen wir nach Moulins.

Marie.

Moulins.

Obgleich ich Umarmungen und Begrüßungen auf dem Marktplatze haſſe, ſo machte ich doch, als wir in der Mitte deſſelben angekommen waren, Halt, um Marie zum letzten Male anzuſehen, und ihr das letzte Lebewohl zu ſagen.

Marie, obgleich nicht groß, gehörte dennoch zu der erſten Klaſſe ſchöner Geſtalten; der Kummer hatte ihren Blicken etwas Ueberirdiſches gegeben; doch war ſie weiblich, und es war ſo viel an ihr von alle dem, was das Herz wünſcht, oder das Auge bei dem Weibe ſucht, daß, hätte man die Spuren des Wahnſinns aus ihrem Hirne und das Bild Eliſens aus dem meinigen reißen können, ſie nicht blos von meinem Brode eſſen und aus meinem Glaſe hätte trinken, ſondern an meinem Buſen liegen und mir wie eine Tochter hätte ſein ſollen.

Lebe wohl, armes, unglückliches Mädchen! Sauge das Oel und den Wein ein, den das Mitleid eines Fremdlings, der dich auf ſeinem Wege trifft, auf deine Wunden gießt; das Weſen, das dich zweimal geſchlagen hat, kann ſie allein für immer heilen.

Bourbonnais.

Von nichts hatte ich mir ein ſolches fröhliches Schwelgen in Gefühlen ausgemalt, als von der Reiſe durch dieſe Gegend von Frankreich während der Weinleſe; aber meine Leiden, die durch die Pforte des Mitgefühls auf mich eindrangen, haben mich ganz untauglich dazu gemacht; bei jeder feſtlichen Scene ſah ich Marie im Hintergrunde, tiefſinnig unter ihrer Pappel ſitzen; und ich war beinahe bis Lyon gekommen, ehe ich im Stande war, einen Schatten über ſie zu werfen.

Theure Empfindſamkeit! unerſchöpfliche Quelle Alles deſſen, was an unſern Freuden ſchätzbar und an unſerem Kummer köſtlich iſt! Du feſſelſt deinen Märtyrer an ſein Lager von Stroh, und du biſt es, die ihn zum Himmel erhebt. Ewige Quelle unſerer Gefühle, hier ſuche ich dich, und es iſt „deine Gottheit, die ſich in mir regt;“ nicht daß in düſtern traurigen Augenblicken „meine Seele zurückbebt in ſich ſelbſt und vor der Vernichtung ſich entſetzt;“ bloßer Wortprunk! ſondern daß ich noch außer mir edle Freuden und edle Schmerzen fühle; Alles kommt von dir, großes, großes Senſorium der Welt, welches vibrirt, wenn ein Haar von unſerem Haupte auf den Boden fällt in der fernſten Wüſte deiner Schöpfung.

Von dir gerührt zieht Eugenius den Vorhang zurück, wenn ich in Krankheit ſchmachte, hört die Erzählung meiner Symptome und gibt dem Wetter die Schuld von der Unordnung ſeiner Nerven. Du gibſt zuweilen einen Theil davon dem roheſten Bauer, der über die kahlſten Gebirge zieht, er findet das zerfleiſchte Lamm der Heerde eines Andern, — ich ſehe ihn in dieſem Augenblick, wie er ſeinen Kopf auf ſeinen Stab ſtützt, und in mitleidsvollem Gefühl darauf hinabblickt. O wäre ich einen Augenblick früher gekommen! Es blutet ſich zu Tode; ſein edles Herz blutet mit ihm.

Friede mit dir, edler Hirte! ich ſehe, du gehſt mit Kummer weiter, aber deine Freuden ſollen ihn aufwiegen; denn glücklich iſt deine Hütte, und glücklich die, die ſie mit dir theilt; und glücklich ſind die Lämmer, die um euch ſpielen.

Das Abendeſſen.

Wie wir den Berg Taurira zu erſteigen begannen, ging von dem Vorderfuß des Deichſelpferdes das Hufeiſen los: der Poſtillon ſtieg ab, nahm das Hufeiſen herunter und ſteckte es in ſeine Taſche; da man fünf bis ſechs Meilen zu ſteigen, und wir uns auf dieſes Pferd hauptſächlich zu verlaſſen hatten, ſo wollte ich durchaus haben, man ſolle das Hufeiſen, ſo gut man könne, wieder befeſtigen; aber der Poſtillon hatte die Nägel weggeworfen; und da der Hammer in dem Wagenkaſten ohne ſie von keinem großen Nutzen war, ſo ergab ich mich darein, weiter zu fahren.

Wir waren noch keine halbe Meile weiter gekommen, ſo verlor der arme Teufel auf einem ſteinigten Wege ein zweites Hufeiſen, und zwar von einem andern Vorderfuß. Nun ſtieg ich denn in allem Ernſt aus dem Wagen, und da ich eine ſtarke Viertelmeile entfernt, linker Hand ein Haus entdeckte, vermochte ich den Poſtillon, darauf zuzufahren. Das Ausſehen des Hauſes und der ganzen Umgebung verſöhnte mich, als wir näher kamen, bald mit unſerem Mißgeſchick. Es war eine kleine Meierei von etwa zwanzig Morgen Weinbergen und etwa eben ſo viel Kornfeldern umgeben; dicht an dem Hauſe auf der einen Seite war ein Potager von anderthalb Morgen, mit Allem dem angefüllt, was in dem Hauſe eines franzöſiſchen Bauern Ueberfluß verbreiten konnte, und auf der andern Seite lag ein kleiner Wald, der das Holz zur Zubereitung der Speiſen lieferte; es war etwa acht Uhr Abends, als wir an das Haus kamen. Ich überließ es dem Poſtillon, ſeine Sachen ſo gut als möglich in Stand zu bringen, und ging meiner Seits geradezu in das Haus.

Die Familie beſtand aus einem alten Mann mit grauen Haaren und ſeiner Frau, aus fünf bis ſechs Söhnen und Schwiegerſöhnen und ihren verſchiedenen Frauen und aus einer fröhlichen Nachkommenſchaft von dieſen.

Sie ſaßen alle zuſammen bei einem Linſengerichte. Ein großes Waizenbrod lag mitten auf dem Tiſch, und eine Flaſche Wein an jedem Ende deſſelben verſprach Freude durch alle Stufen der Mahlzeit hindurch. — Es war ein Liebesmahl.

Der alte Mann ſtand auf, um mich zu begrüßen und hieß mich mit ehrerbietiger Herzlichkeit am Tiſche niederſitzen. Mein Herz hatte ſich daſelbſt niedergelaſſen, ſobald ich in das Zimmer getreten war. So ſetzte ich mich denn ſogleich hin, wie ein Sohn der Familie, und um mir ſo ſchnell als möglich dieſen Charakter anzueignen, borgte ich ſogleich das Meſſer des alten Mannes, nahm das Brod und ſchnitt mir ein tüchtiges Stück ab; und als ich dies that, ſah ich in jedem Auge das Zeugniß nicht blos eines herzlichen Willkommens, ſondern auch eines Willkommens, das mit Dank dafür vermiſcht war, daß ich nicht daran zu zweifeln ſchien.

War es dies, oder ſage mir, Natur, was es anderes war, das mir dieſes Stück ſo ſüß machte, und welchem Zauber ich es verdanke, daß der Zug, den ich aus ihrer Flaſche nahm, ſo vortrefflich dazu ſchmeckte, daß der Nachgeſchmack davon noch in dieſer Stunde mir auf der Zunge ſitzt?

Wenn das Abendeſſen nach meinem Geſchmacke war, ſo war es noch weit mehr das Tiſchgebet, das darauf folgte.

Das Tiſchgebet.

Als das Abendeſſen vorüber war, klopfte der alte Mann mit dem Hefte ſeines Meſſers auf den Tiſch, damit ſie ſich zum Tanze bereiten ſollten; ſobald dieſes Zeichen gegeben war, liefen die Weiber und Mädchen alle zuſammen in ein Hinterzimmer, um ihr Haar aufzubinden, und die jungen Männer zur Thüre, um ſich das Geſicht zu waſchen und die Sabots zu wechſeln, und in drei Minuten war jedermann auf einer kleinen Esplanade vor dem Hauſe bereit anzufangen. Der alte Mann und ſeine Frau kamen zuletzt heraus, und ich ſetzte mich zwiſchen ihnen auf einem Sopha von Raſen an der Thüre nieder.

Der alte Mann hatte vor etwa fünfzig Jahren gar nicht übel die Vielle geſpielt,[*] und in ſeinem jetzigen Alter ſpielte er noch recht gut für dieſen Zweck. Seine Frau ſang dann und wann ein wenig dazu, dann brach ſie ab und fiel wieder ein in das Spiel des alten Mannes, während ihre Kinder und Enkel vor ihnen tanzten.

Erſt in der Mitte des zweiten Tanzes bildete ich mir bei einigen Pauſen in ihrer Bewegung, in denen ſie Alle aufwärts zu blicken ſchienen, ein, ich könnte eine Erhebung des Geiſtes bemerken, verſchieden von der, welche die Urſache oder Wirkung bloßer Luſtigkeit iſt. Mit einem Worte, es ſchien mir, ich ſähe die Religion ſich in den Tanz miſchen; aber da ich ſie noch niemals in ſolcher Begleitung erblickt hatte, ſo würde ich es jetzt als eine der vielen Täuſchungen der Phantaſie betrachten, die mich ſtets irre leitet, hätte nicht der alte Mann, ſobald der Tanz geendigt war, mir geſagt. es ſei dies ihre ſtehende Sitte; und er habe es ſich ſein ganzes Leben lang zur Regel gemacht, nach dem Abendeſſen ſeine Familie zum Tanz und zur Fröhlichkeit zu rufen: denn er glaube, ſagte er, ein heiterer, zufriedener Geiſt ſei der beſte Dank, den ein ungelehrter Bauer dem Himmel [illegible]agen könne. —

---

[*] Franzöſiſche Leyer mit Claviatur. Anm. d. Ueberſ.

Oder wohl auch ein gelehrter [illegible]at, ſagte ich.

Der kitzlige Fall.

Wenn man die Spitze des Berges Taurira erreicht hat, geht es plötzlich ſteil hinab nach Lyon; — dann Adieu jeder ſchnellen Bewegung! Dies iſt eine Reiſe der Behutſamkeit und es iſt beſſer für die Gefühle, nicht damit zu eilen. So ſchloß ich denn einen Vertrag mit einem Voiturin, *) ſich mit einem Paar Mauleſeln Zeit zu nehmen und mich in meinem Wagen ſicher durch Savoyen nach Turin zu bringen.

Arme, geduldige ruhige, ehrliche Leute! fürchtet Euch nicht; Eure Armuth, der Schatz Eurer einfachen Tugenden, wird Euch von der Welt nicht beneidet, und ſie wird nicht in Eure Thäler eindringen. Natur! mitten in deiner Regelloſigkeit biſt du ſtets freundlich gegen den Mangel, den du ſelbſt geſchaffen haſt, bei allen deinen großen Werken um dich her haſt du doch nur Weniges übrig, das du der Senſe oder der Sichel darbieten könnteſt; aber dieſem Wenigen gewährſt du Sicherheit und Schutz; und lieblich ſind die Wohnungen, die ſo beſchirmt werden.

Laßt den ermüdeten Reiſenden ſeine Klagen ausſtrömen über die plötzlichen Wendungen und Gefahren Eurer Wege,

---

*) Für Vetturino bei Yorik. Anm. d. Ueberſ.

über Eure Felſen; Eure Abgründe, die Schwierigkeit, hinauf zu kommen, die Schrecken im Hinabfahren, über unwegſame Gebirge und Gießbäche, die große Felſenſtücke von den Gipfeln hinabſchleudern und damit den Weg verſperren. Die Bauern waren den ganzen Tag beſchäftigt geweſen, ein ſolches Felſenſtück zwiſchen St. Michael und Madane aus dem Weg zu räumen; und als mein Volturin an die Stelle kam, brauchte man noch zwei volle Stunden, ehe es irgend möglich war, hindurch zu kommen; man konnte nichts thun, als in Geduld harren. Es war eine feuchte ſtürmiſche Nacht, ſo daß ſich der Volturin hiedurch ſowohl, wie durch die Verzögerung genöthigt ſah, fünf Meilen vor ſeiner Station in einem kleinen anſtändigen Wirthshauſe der Landſtraße einzukehren.

Ich nahm ſofort Beſitz von meinem Schlafzimmer, machte ein tüchtiges Feuer an, beſtellte ein Nachteſſen und dankte dem Himmel, daß mir nichts ſchlimmeres begegnet ſei, als ein Wagen mit einer Dame und ihrem Kammermädchen ankam.

Da kein anderes Schlafzimmer im Hauſe war, ſo führte die Wirthin ohne weitere Umſtände ihre neuen Gäſte in das meinige und ſagte ihnen beim Eintreten, es ſei Niemand darin, als ein Herr aus England; es ſeien zwei gute Betten darin und im Zimmer ein Verſchlag, in welchem noch ein anderes Bett ſtehe. Der Ton, mit welchem ſie von dieſem dritten Bette ſprach, erweckte keine günſtige Vorſtellung davon; ſie meinte jedoch, es ſeien drei Betten da und blos drei Perſonen, und ſie dürfe wohl ſagen, der Herr werde Alles thun, um die Sache zu accomodiren. —

Ich ließ der Dame keinen Augenblick Zeit, um eine Vermuthung darüber anzuſtellen, ſondern erklärte ihr ſogleich, ich werde alles thun, was in meiner Macht ſtehe.

Da in dieſer Erklärung kein gänzliches Verzichtleiſten auf mein Schlafzimmer enthalten war, ſo fühlte ich mich noch ſo weit Eigenthümer deſſelben, um das Recht zu haben, die Honneurs darin zu machen. Ich bat alſo die Dame Platz zu nehmen, nöthigte ſie auf den wärmſten Sitz, rief nach mehr Holz, bat die Wirthin, den Plan zu dem Abendeſſen zu erweitern und uns vom beſten Wein aufzutragen.

Die Dame hatte ſich kaum fünf Minuten lang an dem Feuer gewärmt, als ſie den Kopf umzudrehen und auf die Betten zu blicken begann, und je öfter ſie ihre Augen nach dieſer Richtung ſandte, deſto verlegener kehrten ſie jedesmal zurück; ich fühlte für ſie und für mich, denn in wenigen Minuten fand ich mich durch ihre Blicke und durch die Sache ſelbſt eben ſo ſehr in Verlegenheit geſetzt, als die Dame ſelbſt es nur immer ſein konnte.

Schon der Umſtand an und für ſich, daß die Betten, in denen wir liegen ſollten, in einem und demſelben Zimmer ſtanden, war hinreichend, um das alles hervorzurufen; aber ihre Stellung — denn ſie ſtanden parallel und ſo dicht an einander, daß nur ein kleiner geflochtener Stuhl, der dazwiſchen ſtand, Platz hatte, machte die Sache für uns noch läſtiger; zudem ſtanden ſie nahe am Feuer, und der Vorſprung des Kamins auf der einen Seite, und ein dicker Balken, der auf der andern Seite durch das Zimmer ging, bildeten für ſie eine Art Niſche, die unſerm zarten Schamgefühl gar nicht günſtig war.

Wenn nun etwas hinzukommen konnte, ſo war es, daß beide Betten ſo ſchmal waren, um dadurch jede Möglichkeit abgeſchnitten zu ſehen, daß die Dame und ihr Mädchen beiſammen ſchlafen konnten; wodurch, wäre es thunlich geweſen, mein Danebenliegen, obgleich durchaus kein wünſchenswerther Umſtand, doch viel weniger Furcht eingeflößt haben würde, ſo daß die Einbildungskraft ohne große Mühe hätte darüber hinweggehen können.

Was das kleine anſtoßende Kabinet betrifft, ſo bot dies uns wenig oder gar keinen Troſt. Es war ein feuchter kalter Verſchlag mit einem halb zerbrochenen Fenſterladen, und einem Fenſter, das weder mit Glas, noch mit Oelpapier verſehen war, um den Nachtſturm abzuhalten. Ich bemühte mich gar nicht, meinen Huſten zurückzuhalten, als die Dame einen Blick hinein that; und ſo brachte ich die Sache auf dieſe Alternative: entweder müſſe die Dame ihre Geſundheit ihren Gefühlen opfern, ſelbſt den Verſchlag einnehmen und das Bett neben dem meinigen ihrer Magd überlaſſen, oder das Mädchen müſſe den Verſchlag einnehmen ꝛc. ꝛc.

Die Dame war eine Piemonteſerin von etwa 30 Jahren mit einer Gluth von Geſundheit auf ihren Wangen; das Mädchen war von Lyon, 20 Jahre alt und ſo munter und lebhaft, als je ein franzöſiſches Mädchen war. Es waren Schwierigkeiten auf beiden Seiten; und das Hinderniß des Felſenſtückes auf dem Wege, das uns in Noth brachte, war, ſo groß es auch damals geſchienen hatte, als die Bauern damit beſchäftigt waren, es aus dem Wege zu ſchaffen, nur ein Kieſelſtein im Verhältniß zu dem, was uns jetzt im Wege lag. — Ich habe nur noch hinzuzufügen, daß unſer beiderſeitiges Zartgefühl, womit wir unſere Empfindungen über dieſen Fall einander mitzutheilen vermieden, die Laſt, die auf unſerer Seele lag, keineswegs erleichterte.

Wir ſetzten uns zum Abendeſſen und hätten wir nicht einen herrlichern Wein dabei gehabt, als ein kleines Wirthshaus in Savoyen zu bieten vermag, ſo wären unſere Zungen gebunden geweſen, bis die Nothwendigkeit ſelbſt ſie gelöst hätte; aber die Dame, die einige Flaſchen Burgunder in ihrem Wagen hatte, ſchickte ihre fille de chambre hinunter, um ein Paar davon zu holen; ſo daß, als das Abendeſſen vorüber und wir allein gelaſſen waren, wir hinreichende Geiſtesſtärke fühlten, um wenigſtens ohne Rückhalt über unſere Lage zu ſprechen. Wir drehten und wendeten die Sache nach allen Seiten, beriethen uns und betrachteten ſie in jeder Beleuchtung, während einer Verhandlung von zwei Stunden, nach deren Verlauf endlich die Artikel zwiſchen uns feſtgeſetzt und in Form und Weiſe eines Friedenstraktats verabredet wurden, und ich glaube mit eben ſo viel Gewiſſenhaftigkeit und Vertrauen von beiden Seiten, als bei irgend einem Vertrage ſtattfand, der jemals die Ehre gehabt hat, auf die Nachwelt zu kommen.

Es waren die folgenden:

1) Da Monsieur das Recht auf das Schlafgemach hat und da er das Bett zunächſt an dem Feuer für das wärmſte hält, ſo beſteht er darauf, daß von Seiten der Dame ihm zugeſtanden werde, daſſelbe einzunehmen.

Zugeſtanden von Seiten der Madame, mit der Bedingung, daß, da die Vorhänge dieſes Bettes von dünnem durchſichtigem Cattun ſind, und auch zu ſchmal erſcheinen, um ſie dicht zuziehen zu können, das Kammermädchen die Oeffnung entweder mit großen Stecknadeln oder mit Nadel und Faden ſo zumachen ſolle, daß es für eine hinreichende Scheidewand gegen Monsieur erachtet werden könne.

2) Es wird von Seiten der Madame gefordert, daß Monsieur die ganze Nacht hindurch in ſeinem Schlafrocke im Bette liegen ſolle.

Verworfen: in Betracht, daß Monsieur keinen Schlafrock beſitzt; da er nichts in ſeinem Mantelſack hat, als ſechs Hemden und ein Paar ſchwarze ſeidene Beinkleider.

Die Erwähnung des Paars ſeidener Beinkleider veranlaßte eine völlige Aenderung des Artikels, denn die Beinkleider wurden als ein Aequivalent für den Schlafrock angenommen; und ſo wurde verabredet und feſtgeſetzt, daß ich in meinen ſchwarzen ſeidenen Beinkleidern die ganze Nacht im Bette liegen ſollte.

3) Es wurde von der Dame darauf beſtanden und verabredet, daß, nachdem Monsieur zu Bett gegangen und Feuer und Licht ausgelöſcht worden wären, Monsieur die ganze Nacht hindurch kein einziges Wort ſprechen ſolle.

Zugeſtanden unter der Bedingung, daß, wenn Monsieur ſein Gebet ſpreche, dies als kein Bruch des Vertrags erachtet werden dürfe.

Es war nur ein Punkt in dieſem Vertrage vergeſſen, und dies war die Art und Weiſe, auf welche die Dame und ich verbunden ſein ſollten, uns zu entkleiden und zu Bett zu gehen; es gab nur einen Weg, dies zu bewerkſtelligen, und dieſen überlaſſe ich dem Leſer zu errathen; mit der Betheurung, daß, wenn dies nicht der allerzarteſte iſt, es die Schuld ſeiner Einbildungskraft ſein muß, — gegen welche überhaupt dies nicht meine erſte Klage iſt.

Als wir nun zu Bette gegangen waren, weiß ich nicht, war es die Neuheit unſerer Lage oder ſonſt etwas, aber es war einmal ſo, ich konnte kein Auge ſchließen; ich verſuchte es auf dieſer und jener Seite, und wendete und drehte mich fort und fort, bis eine volle Stunde nach Mitternacht. Da wurde meine Natur und Geduld müde, und ich rief: O mein Gott!

„Sie haben den Vertrag gebrochen, Monsieur,“ ſagte die Dame, die eben ſo wenig geſchlafen hatte als ich ſelbſt. Ich bat tauſendmal um Verzeihung, beſtand aber darauf, es ſei blos ein kurzes Stoßgebet geweſen; ſie behauptete, es ſei ein völliger Bruch des Vertrags; — ich behauptete, es ſei in der Klauſel des dritten Artikels ausgenommen.

Die Dame wollte die Sache durchaus nicht zugeben, obgleich ſie ihre Scheidewand dadurch ſchwächte; denn in der Hitze des Streites konnte ich zwei bis drei große Stecknadeln aus den Vorhängen auf den Boden fallen hören.

Auf mein Ehrenwort, Madame, ſagte ich, indem ich meinen Arm zur Verſicherung aus dem Bette ſtreckte. —

(Ich war im Begriffe hinzuzufügen, nicht um die ganze Welt möchte ich gegen den entfernteſten Schein des Anſtandes nur im Mindeſten fehlen.)

Aber die fille de chambre, die gehört hatte, welch' ein Wortwechſel zwiſchen uns ſtattfand und fürchtete, es möchten Feindſeligkeiten daraus folgen, war ſtille aus ihrem

Verſchlag geſchlichen, und hatte ſich in der gänzlichen Finſterniß ſo dicht an unſere Betten herangeſtohlen, daß ſie in dem engen Raume ſtand, der ſie trennte, und ſich ſo weit genähert, daß ſie in gerader Linie zwiſchen ihrer Gebieterin und mir ſich befand.

Da ich alſo meine Hand aus dem Bette ſtreckte, faßte ich der Kammerjungfer ihre —

Anhang.

Leben des ehrwürdigen Lorenz Sterne.

(Von ihm ſelbſt geſchrieben.)

Roger Sterne, der Enkel des Erzbiſchofs Sterne, Lieutenant im Regiment Handaſide, war mit Agnes Hebert vermählt, der Wittwe eines Kapitäns aus gutem Hauſe; ihr Familienname war, glaube ich, Nuttle; — doch ich erinnere mich, dies war der Name ihres Sch~~wieger~~vaters, der in den Kriegen der Königin Anna ein bekannter Marketender in Flandern war, wo mein Vater die Tochter ſeiner Frau heirathete (NB. er war ihm verſchuldet); dies geſchah am 25. September 1711 nach altem Styl. Dieſer Nuttle hatte von meiner Großmutter einen Sohn, einen ſchönen Burſchen, aber verderbten Geſellen; was aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht. Die Familie, wenn noch Jemand davon übrig iſt, lebt jetzt in Clonmel im Süden Irlands, in welcher Stadt ich am 24. November 1713 wenige Tage nach der Ankunft meiner Mutter aus Dünkirchen geboren wurde. Mein Geburtstag war von böſer Vorbedeutung für meinen armen Vater, der den Tag nach unſerer Ankunft mit vielen andern braven Offizieren caſſirt und ohne Hülſe in die weite

Welt geſandt wurde mit einer Frau und zwei Kindern, von denen das ältere Marie hieß; ſie wurde zu Lille im franzöſiſchen Flandern am 10. Juli 1712 ebenfalls nach altem Styl geboren. Dieſes Kind war ſehr unglücklich; ſie heirathete einen gewiſſen Weemans in Dublin, der ſie höchſt unbarmherzig behandelte, ihr Vermögen verſchwendete, Bankerott machte und meiner armen Schweſter die Sorge für ſich ſelbſt überließ. Dies war ſie jedoch nur wenige Monate lang zu thun im Stande, denn ſie kam in das Haus eines Freundes in der Gegend und ſtarb am gebrochenen Herzen. Sie war ein ſehr ſchönes Weib, von herrlicher Geſtalt und verdiente ein beſſeres Schickſal. Da das Regiment, in welchem mein Vater diente, aufgehoben worden war, ſo verließ er Irland, ſo bald man mit mir reiſen konnte, mit dem Reſt ſeiner Familie, und ging auf ſeinen Familienſitz nach Elvington in der Nähe von York, wo ſeine Mutter lebte. Sie war eine Tochter des Sir George Jaques und ſeine Erbin. Wir blieben hier über zehn Monate, als das Regiment wieder hergeſtellt wurde und unſere Familie mit Sack und Pack nach Dublin aufbrach; einen Monat nach unſerer Ankunft ließ mein Vater uns hier zurück, da er nach Exeter beordert wurde, wohin meine Mutter mit ihren zwei Kindern in einem harten Winter ihm folgte, indem ſie von Liverpol zu Land nach Plymouth reiste. (Die traurige Beſchreibung dieſer Reiſe kann hier füglich weggelaſſen werden). In zwölf Monaten wurden wir Alle nach Dublin zurückgeſandt. Meine Mutter mit uns Dreien, (denn ſie war in Plymouth von einem Knaben, Joram, entbunden worden), ſchiffte ſich in Briſtol nach Irland ein, und hätte, da das Schiff plötzlich einen Leck erhielt, beinahe Schiffbruch gelitten. Endlich erreichten wir nach vielen Gefahren und Strapazen Dublin. Hier miethete mein Vater ein großes Haus, möblirte es und wendete in einer Zeit von anderthalb Jahren eine große Summe Geldes auf. Im Jahre 1719 kam wieder Alles in Unordnung; das Regiment wurde mit vielen andern auf die Inſel Wight beordert, um ſich in der Vigo-Expedition nach Spanien einzuſchiffen. Wir begleiteten das Regiment und wurden in den Hafen Milford getrieben, landeten aber in Briſtol, von da reisten wir wieder zu Land nach Plymouth und gingen dann nach der Inſel Wight, wo ich mich erinnere, daß wir vor der Einſchiffung der Truppen einige Zeit im Lager lebten. (Auf dieſer Reiſe von Briſtol nach Hampſhire verloren wir den armen Joram, einen hübſchen vierjährigen Knaben, an den Kinderblattern.) Meine Mutter, Schweſter und ich ſelbſt blieben auf der Inſel Wight während der Vigo-Expedition und bis das Regiment nach Wicklow in Irland zurückgekehrt war, von wo mein Vater uns holen ließ. Während unſeres Aufenthalts auf der Inſel Wight wurde uns der Verluſt des armen Joram durch die Geburt eines Mädchens erſetzt, Anna, geboren am 23. September 171[illegible]. Dieſe ſchöne Blüthe fiel ab in einem Alter von drei Jahren in den Kaſernen von Dublin; es war, wie ich mich noch wohl erinnere, eine ſchöne zarte Geſtalt, nicht geſchaffen, um lang zu leben, wie die meiſten Kinder meines Vaters. Wir ſchifften uns nach Dublin ein und hätten in einem heftigen Sturme alle Schiffbruch gelitten, wenn nicht durch die Dazwiſchenkunft meiner Mutter der Kapitän ſich hätte vermögen laſſen, nach

Wales umzukehren, wo wir einen Monat lang blieben, endlich Dublin erreichten, und zu Land nach Wicklow reisten, wo mein Vater uns ſeit mehren Wochen ſchon für verloren gehalten hatte. Wir lebten in den Kaſernen von Wicklow ein Jahr, als Devijeher, ſo genannt nach Oberſt Devijeher, geboren wurde; von hier brachen wir auf, um ein halb Jahr bei einem Geiſtlichen, Herrn Featherſton, etwa ſieben Meilen von Wicklow, zuzubringen, der als ein Verwandter meiner Mutter uns auf ſeine Pfarre in Animo eingeladen hatte. Während unſeres Aufenthalts in dieſer Dorfpfarre war es, daß mir jene wunderbare Rettung begegnete, indem ich, während die Mühle im Gange war, in das Mühlrad fiel und unverleßt davon kam. Die Geſchichte iſt unglaublich, aber ihre Wahrheit in dieſer ganzen Gegend von Irland bekannt, wo Hunderte aus dem gemeinen Volk herbeiſtrömten, um mich zu ſehen. — Von hier folgten wir dem Regiment nach Dublin, wo wir ein Jahr lang in den Kaſernen lagen. In dieſem Jahre 1721 lernte ich ſchreiben u. ſ. w. Das Regiment wurde im Jahr 1722 nach Carrickfergus, in dem Norden von Irland, beordert; wir brachen Alle auf, kamen aber nicht weiter, als Drogheda. Hier wurden wir nach Mullengar, vierzig Meilen weſtlich, beordert, wo die Vorſehung uns einen gütigen Verwandten treffen ließ, einen entferntern Abkömmling vom Erzbiſchof Sterne, der uns Alle in ſein Schloß aufnahm, ein ganzes Jahr lang gütig unterhielt und uns dann beladen mit Beweiſen ſeiner Güte zu dem Regimente nach Carrickfergus ſandte. Wir hatten alle eine ſehr traurige und beſchwerliche Reiſe nach Carrickfergus, wo wir in ſechs oder ſieben

Tagen anlangten; hier ſtarb der arme Devijeher; er war drei Jahre alt, war mit einer Amme in einer Meierei bei Wicklow zurückgelaſſen, aber von meinem Vater zu uns geholt worden. Im folgenden Sommer wurde er durch ein anderes Kind erſetzt, Suſanne. Auch dieſes verließ uns aber bald auf dieſer mühevollen Reiſe durch's Leben. Im Herbſte dieſes Jahres oder im folgenden Frühlinge, ich vergaß wann, nahm mein Vater Urlaub von ſeinem Oberſt, um mich in eine Schule zu bringen. Er that mich bei Halifax zu einem brauchbaren Lehrer, bei welchem ich eine Zeitlang blieb, bis durch Gottes Fürſorge mein Vetter Sterne von Elwington mir Vater wurde und mich auf die Univerſität ſandte u. ſ. w. Um den Faden unſerer Erzählung nun weiter zu verfolgen: Das Regiment meines Vaters wurde ein Jahr ſpäter nach Londonderry beordert, wo noch eine Schweſter geboren wurde, Katharina, die noch lebt, aber durch die Bosheit meines Oheims und ihre eigene Thorheit mir leider entfremdet wurde; von dieſer Station wurde das Regiment zur Vertheidigung Gibraltars geſandt, wo mein Vater vom Kapitän Philipps im Zweikampf beinahe erſtochen wurde. Der Streit hatte ſich wegen einer Gans entſponnen. Mit vieler Mühe wurde er am Leben erhalten; aber mit einer ſo geſchwächten Geſundheit, daß er nicht im Stande war, die Mühſeligkeiten auszuhalten, die auf ihn warteten; denn er wurde nach Jamaika geſandt, wo er bald dem Fieber dieſes Landes erlag, das ihm zuerſt die Sinne raubte und ihn zum Kinde machte, in welchem Zuſtand er ein paar Monate ohne Klage umherging, bis er ſich einmal in einem Armſtuhl niederließ und ſeinen Geiſt aufgab. Dies geſchah in Port Antonio im Norden der Inſel. — Mein Vater war ein kleiner lebhafter Mann, bei allen Uebungen im höchſten Grade thätig. Er konnte Mühen und Kränkungen ertragen, die ihm Gott in ſo vollem Maße zuſandte. Er hatte ein etwas hitziges und feuriges Temperament, aber ein gutes, ſanftes Gemüth, ohne alles Arg; ſeine Abſichten waren ſo unſchuldig, daß er auch bei Andern an keine ſchlimmen dachte, ſo daß man ihn zehnmal des Tages hätte betrügen können, wenn man an neunmal nicht genug gehabt hätte. — Mein armer Vater ſtarb im März 1731.

Ich blieb zu Halifax bis zur letzten Hälfte dieſes Jahres und kann nicht umhin, folgende Anekdote von mir und meinem Schullehrer anzuführen. Er hatte das Getäfel des Schulzimmers friſch anſtreichen laſſen. Die Leiter blieb darin ſtehen. An einem unglücklichen Tage beſtieg ich ſie und ſchrieb mit einem Pinſel mit großer Capitalſchrift Lorenz Sterne an die Wand, wofür mich der Unterlehrer tüchtig prügelte. Mein Lehrer war aber darüber ſehr ungehalten und ſagte in meiner Gegenwart, dieſer Name dürfe nie ausgelöſcht werden, denn ich wäre ein Knabe von guten Anlagen und er völlig überzeugt, daß ich einmal mich auszeichnen würde. Dieſe Aeußerung des Lehrers ließ mich die Schläge vergeſſen, die ich erhalten hatte. Im Jahre 1732 *) ſandte mich mein Vetter auf

---

*) Er wurde auf der Univerſität Cambridge in das Jeſuscollegium aufgenommen, am 6. Juli 1733 unter der Aufſicht des Herrn Cannon.

die Univerſität, wo ich eine Zeit lang blieb. Hier begann ich ein freundſchaftliches Verhältniß mit Hrn. H., das von beiden Seiten ſehr dauernd war. Ich kam hierauf nach York, und mein Oheim gab mir die Pfarre von Sutton, und zu York wurde ich mit Deiner Mutter bekannt, und warb um ſie zwei Jahre lang; ſie geſtand ein, daß ich ihr zwar gefalle, aber ſie hielt ſich nicht für reich genug oder mich für zu arm, um miteinander verbunden werden zu können; ſie kam in das Haus ihrer Schweſter nach S., und ich ſchrieb ihr oft. Ich glaube, ſie war jetzt zum Theil entſchloſſen, mich zu nehmen, aber ſie wollte es nicht ſagen. Nach ihrer Rückkehr erkrankte ſie an der Auszehrung, und als ich eines Abends bei ihr ſaß, außerordentlich betrübt, ſie ſo unwohl zu ſehen, ſagte ſie: „Mein theurer Lorenz, ich kann niemals die Ihrige werden, denn ich glaube in der That, ich habe nicht lange mehr zu leben. Aber ich habe Ihnen jeden Schilling meines Vermögens hinterlaſſen.“ Hierauf zeigte ſie mir ihr Teſtament. Dieſe Großmuth überwältigte mich. Es gefiel Gott, ihr die Geſundheit zurückzugeben, und ich verband mich mit ihr im Jahre 1741. Mein Oheim *) und ich ſelbſt ſtanden damals auf ſehr gutem Fuße, denn er gab mir bald die Dompfründe von York, aber ſpäter bekamen wir Streit mit einander, weil ich keine Artikel in die Zeitungen ſchreiben wollte. Er war

---

*) Jakob Sterne, L. L. D. Er war Präbendarius zu Durham, funktionirender Stiftsherr, Vorſänger und Präbendarius von York, Rektor von Riſe und von Hornſea und Riſton, beides in dem öſtlichen Bezirk der Grafſchaft York. Er ſtarb am 9. Juni 1759.

Partheimann, ich war es nicht und verabſcheute ein ſo ſchmuziges Geſchäft, das ich unter meiner Würde glaubte*). Von dieſer Zeit an wurde er mein bitterſter Feind. Durch die Vermittelung meiner Frau erhielt ich die Pfarre von Stillington; ein Freund von ihr im Süden hatte ihr verſprochen, wenn ſie einen Geiſtlichen in Yorkſhire heirathen und die Pfarre erledigt werden würde, ſo wolle er ihr ein Compliment damit machen. Ich blieb beinahe 20 Jahre in Sutton, indem ich beide Stellen zugleich verſah, denn ich war damals ſehr geſund. Bücher, Zeichnen, Violinſpielen und Schießen waren meine Unterhaltung; was den Squire der Pfarre betrifft, ſo kann ich nicht ſagen, daß wir mit ihm auf einem ſehr freundlichen Fuße ſtanden; aber zu Stillington erzeigte uns die Familie C— jede Freundſchaft. Es war wahrhaft angenehm, nur anderthalb Meilen von einer befreundeten Familie entfernt zu ſein, die ſich ſtets ſo herzlich erwies. Im Jahr 1760 miethete ich ein Haus in York für Deine Mutter und Dich, und ging nach London, um die zwei erſten Theile des Shandy herauszugeben. In dieſem Jahre ernannte mich Lord Falconbridge auf die Unterpfarre von Coxwould, eine angenehme Stelle in Vergleichung mit Sutton. Im Jahre 1762 ging ich nach Frankreich, ehe der Friede abgeſchloſſen war, und Ihr beide folgtet mir. Ich ließ Euch in Frankreich zurück, und ging in den zwei nächſten Jahren nach Italien, um meine Geſundheit wieder herzuſtellen. Als ich wieder zu Euch gekommen war, verſuchte ich Deine Mutter zu bewegen, mit mir nach England zurückzukehren. Endlich ſeid Ihr gekommen; und ich habe die unausſprechliche Freude, meine Tochter ganz ſo zu ſehen, wie ich ſie mir wünſchte.

---

*) Gleichwohl wurde verſichert, er habe zu York eine Zeitlang eine periodiſche Schrift zur Vertheidigung der Whigs geſchrieben. Montly Review, vol. 53, pag. 344.

Anm. d. engl. Herausgebers.

Ich habe dieſe Einzelnheiten über meine Familie und mich ſelbſt für meine Lydia aufgeſchrieben, im Fall ſie in der Folge aus Neugierde oder aus einem edleren Grunde ſie zu erfahren wünſchen würde.

* * *

*) Sterne verließ York um das Ende des Jahrs 1667 und kam nach London, um die empfindſame Reiſe herauszugeben, die er während des vorangegangenen Sommers auf ſeiner Lieblingspfarre in Coxwould geſchrieben hatte. Seine Geſundheit war eine Zeitlang ſchwankend geweſen, aber er fuhr fort, ſeine Freunde zu beſuchen und er bewahrte die gewöhnliche Kraft ſeines Geiſtes. Im Februar 1768 begann er die Annäherung des Todes zu fühlen und mit dem Ernſte eines rechtſchaffenen Mannes und der Beſorgtheit eines liebenden Familienvaters widmete er ſeine Aufmerkſamkeit der künftigen Wohlfahrt ſeiner Tochter. Nach einem kurzen Kampfe gegen ſeine Krankheit erlag

---

*) Fortſetzung von anderer Hand. Anm. d. Ueberſetzers.

ſein geſchwächter, verbrauchter Körper am 18. März 1768 in ſeiner Wohnung in Bond-ſtreet. Er wurde auf dem neuen Kirchhofe, der zu der Pfarrei St. George in Hanoverſquare gehörte, am 22. deſſelben Monats ſehr ſtill und einfach begraben; Fremde haben ihm in der Folge ein Denkmal errichten laſſen, das ſeines Andenkens ſehr unwürdig iſt, und auf welchem folgende Zeilen geſchrieben ſind:

Near to this place
Lies the body of
The reverend Laurence Sterne, A. M.
Died September *) 13. 1768.
Aged 53 years.
„Ah! molliter ossa quiescant!“

If a sound head, warm heart, and breast humane,
Unsullied worth, and soul without a stain;
If mental powers could ever justly claim;
The well won tribute of immortal fame,
Sterne was the man, who, with gigantic stride,
Mowed down luxurient follies far and wide
Yet what, though keenest knowledge of mankind
Unseal'd to him the springs that move the mind;
What did it cost him? ridicul'd, abus'd,
By fools insulted, and by prudes accus'd.
In his, mild reader, view thy future fate.
Like him despise, what 'twere a sin to hate.

This monumental stone was erected by two brother masons; for although he did not live to be a member of their society, yet as his all incomparable performances evidently prove him to have acted by rule and square, they rejoice in this opportunity of perpetuating his high and irreproachable character to after ages.

---

*) Dies iſt unrichtig, man ſehe oben.

An dieſer Stelle
Ruht die ſterbliche Hülle
Des ehrwürdigen Lorenz Sterne;
Geſtorben am 13. Sept. 1768,
53 Jahre alt.
Sanft mögen ſeine Gebeine ruhen!

Wenn ein geſunder Kopf, ein warmes Herz, wenn eine menſchliche Bruſt und unbeflecktes Verdienſt und eine Seele ohne Makel, wenn Geiſteskräfte je mit Recht auf den ſchön errungenen Tribut unſterblichen Ruhmes Anſpruch hatten, ſo war Sterne der Mann, der mit rieſigen Schritten die üppig wuchernden Thorheiten weit und breit nieder mähte. Und doch, ob auch die ſchärfſte Menſchenkenntniß ihm die Triebfeder, die der Menſchen Geiſt bewegen, offen darlegte, was bracht' es ihm ein? Verſpottet wurde er, geſchmäht, von Thoren gehöhnt, von Frömmlern angeklagt. In ſeinem Schickſal, freundlicher Leſer, ſchaue Dein eigenes zukünftiges Geſchick. Gleich ihm verachte, was zu haſſen Sünde wäre. —

Dieſer Grabſtein wurde von Freimaurern errichtet. Obgleich er während ſeines Lebens kein Mitglied ihrer Geſellſchaft war, ſo ergreifen ſie doch, da ſeine unvergleichlichen Schriften deutlich bewieſen, daß er nach ihren Grundſätzen gehandelt, dieſe Gelegenheit, die Kunde von ſeinem hohen, untadelhaften Charakter auf kommende Jahrhunderte zu bringen.

(Nach engliſcher Quelle).

Aquarelle

aus

dem Leben.

Von

Auguſt Lewald.

Fünfter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1840.

Neue
Aquarelle
aus
# dem Leben.

Von

Auguſt Lewald.

Erſter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1840.

Land Thüringen · Landesbibliothek Weimar

Vorwort.

Eine ſchmeichelhafte Aufforderung beſtimmte mich, eine neue Fortſetzung meiner Aquarelle zu geben, und indem ich nun, ihr Folge leiſtend, hier wieder mit zwei Bändchen vor dem Publicum erſcheine, habe ich nur den Wunſch auszuſprechen, daß ſie etwas von der Theilnahme der frühern für ſich erlangen möchten.

Zugleich erlaube ich mir, meine Leſer zu bitten, das raſche Aufeinanderfolgen dieſer und anderer von mir verfaßten Schriften nicht etwa einer großen Schreibſeligkeit zuzurechnen, ſondern bedenken zu wollen, daß ein Mann, der erſt in vorgerückten Jahren zu publiciren beginnt, wohl eine Anzahl zu Papier gebrachter Erfindungen und Erinnerungen ſchon vorräthig haben kann. Dies iſt nun wirklich bei mir der Fall. Von früheſter Jugend an liebte ich, Alles, was meiner Beobachtung aufſtieß, zu ſkizziren und ſpäter zu verarbeiten; und ſo ergab ſich denn bei ausgedehnter Lectüre und bunten Erlebniſſen mannigfacher Stoff. So ſpeicherte ich auf, ohne daran zu denken, es jemals zu benützen. So entſtanden auch größtentheils meine Novellen. Ich erlebte jene Abenteuer und Verhältniſſe, oder mindeſtens doch etwas davon, ehe ich ſie niederſchrieb. Ich glaube, daß jetzt nicht immer ſo verfahren wird.

Einige Wahrheit und richtige Färbung mag ſich wohl bei dieſer Art und Weiſe nicht abläugnen laſſen. Dies iſt aber auch Alles und es muß natürlich die Leſer für den Mangel an ſonſtigem Talent entſchädigen, wenn es ihn auch nicht zu erſetzen im Stande iſt.

Deßhalb kann ich ſelbſt bei meinen beſten Beſtrebungen nur auf die Nachſicht Wohlwollender rechnen, die aus Gefälligkeit ſich auf dieſen Standpunkt ſtellen wollen.

Stuttgart, 2. Juni 1840.

L.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Die alte Stadt Nürnberg. (Eine Schilderei.) 1
Stunden in Weimar 48
Unterwelt 63
Zobten 79
Haidebilder 97
Merkwürdige Mordthaten in Breslau 118
Kleine Städte und ihr Theaterdirektor 131
Das Paß-Bureau 163
Sudeten 192
Berre 222
Bamberg 233
Gelehrtes Volk 247
Farben-Skizzen.
1. Die Küsse 267
2. Ueber die Art, zu grüßen 270

3. Civiliſation und rauhe Tugend 273
4. Das ſchöne Geſchlecht 279
5. Die Intelligenz der Naſe 283
6. Die Ausſprache 291
7. Glück in Unglück 295
8. Wie alt ſind Schauſpielerinnen? 299
9. Der Pantoffel 303
10. Sonnenſchirm und Fächer 306

Die alte Stadt Nürnberg.

Eine Schilderei.

Mitten in Deutſchland, auf einer langgeſtreckten fruchtbaren Ebene liegt das alte Norimberg. Ich wollte gern ſagen: das Herz von Deutſchland — wo aber wäre dieſes zu finden? Seiner geographiſchen Lage nach könnte Nürnberg ſehr ſchicklich Deutſchlands Hauptſtadt abgeben; jedoch in keiner andern Beziehung.

Ueber Nürnbergs Alter, ſeine ſchönen Denkmäler, ſeinen Kunſtfleiß iſt man hinlänglich unterrichtet. Es iſt, ſo viel auch ſchon darüber geſagt und geſchrieben wurde, doch nicht zu viel geſagt; es iſt Alles wahr und jeder, der die alte Stadt beſucht, wird es beſtätigt finden. Nur Eines iſt auffallend. Was und wie viel auch zu den Zeiten des größten Glanzes hier unternommen wurde, ſo iſt doch ſo eigentlich Großartiges, Staunenerregendes nie entſtanden. Dieſes ſowohl, wie manche komiſche Gebräuche, haben der guten, ſchönen Stadt, einen Schein von Geringfügigkeit, ja ſelbſt Lächerlichkeit im Vaterlande umgehängt, den ſie wahrlich nicht verdient. Wer weiß nicht wie oft etwas, das aus Nürnberg kommt, blos deßhalb beſpöttelt wird? Und was verdankt die Welt nicht Alles den Nürnbergern; was wurde hier nicht erfunden? das alte Wort „Nürnberger Tand geht durch alle Land" gereicht der Stadt wahrlich nicht zur Schande, und unter „Nürnberger Tand" mag man ſich hier immerhin ſehr nützliche, ſelbſt ausgezeichnete Hervorbringungen, denken. Die Nürnberger Kirchen ſind nun zwar keine Straßburger Münſter, die Burg iſt kein prachtvolles Heidelberger Schloß, der ſchöne Brunnen, die Marienkirche ſind vollendete Schönheiten in ihrer Art, aber klein, und ſelbſt der Fremde, der ſchon Viel von dem Sebaldusgrab gehört und voll Ehrfurcht vor dem großen Meiſter Petrus Viſcher ſich demſelben naht, hat ſich gewiß etwas dem Umfange nach Größeres vorgeſtellt, wenn er endlich davor ſteht und bei genauerm Beſchauen den Köpfen und der Ausarbeitung die höchſte Bewunderung zollen muß. Charakteriſtiſch bleibt in dieſer Hinſicht Adam Kraft's Sacramenthäuslein; dies iſt ſo groß im Kleinen, als klein im Großen. Ein Miniaturcoloß, ein Biscuit-Aufſatz von ſechszig Fuß Höhe! Nichts giebt uns den rechten Begriff von der Einfältiglichkeit der altdeutſchen Meiſter, wenn nicht dieſes hochzierliche Kunſtwerk.

Seit vollen zehn Jahren habe ich Nürnberg nicht wieder geſehen, allein ein Mann, der mit ſcharfem Blicke ſein Vaterland beobachtete, wird mit mir darin übereinſtimmen, daß zehn Jahre nicht hinreichen, um eine vollkommene Umgeſtaltung unſerer Verhältniſſe hervorzubringen. Es werden Häuſer gebaut, ja ganze Straßen, man ändert den Geſchmack an öffentlichen Vergnügungen, Einiges ſteigt und fällt in der Mode des Tages, das iſt Alles; im Ganzen aber hat ſich Nürnberg ſeit Jahrhunderten nicht verändert, wie es dem profanen Sinne auch erſcheinen mag. Ein Tiefblickender, deſſen Auge nicht blos auf der Oberfläche haftet, ſieht noch immer den Umzug der weiß und roth gekleideten Waiſenkinder, das geräuſchvolle Urbanreiten, das luſtige Schönbartlaufen und die heitren Volksfeſte Alle auf der Allerwieſe, wenn auch gleich andere Zeiten und Sitten, dieſe urſprüngliche Gebräuche abbeſtellt haben mögen. Und dies ſind keine Viſionen.

Als ich einmal als Jüngling eine Nacht in Reims zubrachte, da lief ich im Mondſchein zur Cathedrale hin, ſetzte mich auf einen Stein und glaubte den Zug aus Schillers Jungfrau, in helllichter Krönungspracht zwiſchen bekränzten Säulen an mir vorüber ziehen zu ſehen. Das war ein Spiel der Phantaſie; denn die jetzige Zeit mit jener romantiſchen zeigt nicht die geringſte

Aehnlichkeit, und der bloße Anblick des innern Domes iſt ſchon im Stande, ſelbſt jedes Spiel der glühendſten, lebendigſten Phantaſie zu zerſtören. In Nürnberg iſt das aber Anders. Dort lebt das Mittelalter und wir in ihm; nichts Gewaltſames hat die ehrbaren Spuren verlöſcht, die unſre Eltern dort zurückließen; der alte Reichsadler herrſcht an den Thoren der Veſte, die den neuen König gaſtlich beherbergt, dem zu Ehren ſich die ſpitzen Giebeldächer der alten Reichsſtadt mit blau-weißen Fahnen ſchmücken; man glaubt die Fußſtapfen überall zu ſehen, die jene alten bärtigen Patrizier mit ihren breiten Schuhen den Steinen eingedrückt, wie den wunderbaren Huf des Roſſes Eppeleins von Gailingen auf der Bruſtwehr ihrer Veſte. Nein! es iſt hier kein bloßes Spiel einer für das Alte erwärmten Phantaſie! Es iſt nicht das, was Victor Hugo mit den Worten meint: „man könne den Charakter einer Zeit aus einem Thürklopfer an einem Hauſe erkennen;“ ſondern hier kommt uns etwas

Wirkliches zu Hilſe und wer gleich mir Abends durch Nürnberg's Straßen zieht, wird ſie ſehen, die mittelalterlichen Männer, Künſtler, Patrizier, Gewerbsleute, wie ſie an uns vorübergehen, mit den ehrenveſten Geſichtern, auf denen der anhaltende Fleiß und die ernſte Bemühung unverkennbare Furchen gezogen haben und die nun der Heiterkeit ſich zuwenden; dem kargen Lohne für ſo lange Entbehrung, den ſie ſich ſelbſt zumeſſen mit weiſer Hand. So war es und ſo iſt es noch. Die äußere Phyſiognomie der Städte in Deutſchland kann unter beſonders glücklichem oder unglücklichem Zuſammentreffen von Umſtänden theilweiſe eine Andre werden, das innere, eigentliche Leben, der Kern wird nicht ſo leicht verwiſcht. Aber darum iſt eben eine Reiſe unter uns ſo belehrend und unterhaltend, ſo bunt und mannichfalt wie bei keinem andern Volke. Hier iſt nichts ſo nivellirt und in unſern kleinen Reichen und Staaten giebt es mehr zu ſehen und zu beobachten, als nur Gegenden und Fabriken.

Theures Deutſchland! du biſt mir ſtets als das intereſſanteſte Land der Welt erſchienen. Wohl giebt es in den ſüdlichen Himmelsſtrichen Europa's, dunkelfarbige Menſchen mit ausgeprägten Geſichtern und Charakteren; die Sinnlichkeit giebt dem Leben dort einen Farbenreiz, eine Gluth, welche mächtig feſſelt; ſchön iſt's im fernen Hafen als Fremder zu ſitzen und die ſeltſamen Geſtalten zu betrachten, die ſich dort hintreiben, und durch einander drängen, und Bedeutſames zu vernehmen von Solchen die Viel geſehen und erlebt, in noch weiter entfernten Zonen. Was wöge aber wohl den Reiz auf in das Caſino oder Muſeum eines kleinern oder größern deutſchen Städtchens die Herren Mitglieder eintreten zu ſehen. Auch hier ſind es ausgeprägte Geſichter und Charaktere die uns auffallen, und wahrlich nicht minder entſprechender Art.

Hier der ſtille Mann, mit dem Bauche, dem gekrümmten Nacken, den ſpärlichen Haaren. Zeigt nicht jeder Zoll an dem Mann, daß er zum

Gehorſam geboren, dieſer Pflicht ſein ganzes, langes Leben hindurch ſchuldigſt nachgekommen? Zuerſt gehorſam dem Vater, wurde er ſittig und wohlerzogen, dann gehorſam den Lehrern, lernte er etwas Ordentliches und war der Stolz und die Freude der ganzen Familie, die ſich von ſeinen Fortſchritten in den Wiſſenſchaften nur Großes verſprach; hierauf beim Eintritt in den Staatsdienſt gehorſam den Vorgeſetzten, ſtieg er von Stufe zu Stufe und brachte es bis zum Gehalte und Range eines in der Kanzelei einer hohen Stelle hochgeachteten Rathes. Nachdem er dies fünfzig Jahre ruhig und gehorſam ausgehalten, erhielt er das kleinſte Kreuz eines kleinen Ordens, ſeine Obern ließen ſich zu ihm herab, ihm zu ſeinem Jubiläum zu gratuliren, und wenn er Abends auf die „Erholung“ kommt, rückt ſelbſt der reichſte Mann des Städtchens ſeinen Stuhl vor ihm, wenn er vorbei will.

O! man glaubt nicht, was ſolch ein Lebenslauf dem Geſichte aufprägt!

Solche Geſichter aber kann man eigentlich ausſtudiren, in unſern kleinen Staaten, wo die Schreiber Legionen bilden; und wo ſie nicht blos den Titel haben, ſondern wirklich ſchreiben müſſen. Dies ewige Schreiben aber metamorphoſirt den ganzen Menſchen und hängt ihm neben gekrümmtem Nacken und Hängebauch, den unausbleiblichen Folgen der ſitzenden Lebensart, auch noch eine Schlaffheit der Geſichtszüge, wäßrige Augen, und eine Tabaksnaſe in den meiſten Fällen an, deren Reitze ich hier nicht definiren will. Daneben aber leuchtet der Stolz nicht undeutlich in Schritt und Haltung, den das Bewußtſeyn erzeugt, daß doch den eigentlich Schreibern allein obliegt, die Wohlfarth des Ganzen zu wahren und zuſammenzuhalten.

Ich darf wohl nicht erwähnen, daß ich hier nicht von Bücherſchreibern ſpreche; dieſe ſtehen nicht ſo hoch im Anſehen, ſind aber größtentheils im Stande ſich ſelbſt Schreiber zu halten, denen ſie dictiren und entgehen dadurch glücklicherweiſe den von dieſem Handwerk unzertrennlichen Gebrechen;

der andern Vorzüge nicht zu gedenken, deren ſie, wenn ſie ihre Sache verſtehen, theilhaft werden können.

In größern Staaten haben, ſonderbar genug, die Angeſtellten weniger zu thun; daß ſie beſſer bezahlt ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Die vielen wahrhaft Vornehmen und Hohen laſſen den Stolz der Subalternen nicht ſo reifen, und dieſe lernen überdieß Herablaſſung von den edelſten Beiſpielen.

In Nürnberg iſt dem Schreiberſtande nicht eben die größte Rolle zugewieſen; es iſt eine Handelsſtadt. Eine Handelsſtadt en miniature, die ſich zur großen weltverbindenden Idee des Handels verhält, wie ihre Spielzeugfabrication zu den Birminghamfabriken. Gewiß iſt es aber, daß hier der Kaufmann etwas gilt und daß in dem, dem Handel nur wenig günſtigen Baiern es Nürnberg allein verdient, neben Augsburg genannt zu werden.

* * *

Ich war einſt in Begleitung eines vornehmen Ruſſen von Paris nach Bamberg gekommen, wo wir theils wegen Geſchäfte, theils wegen Kränklichkeit einige Wochen aufgehalten wurden. Wir hatten grimmige Langeweile und mein vornehmer Freund bat mich für Unterhaltung zu ſorgen. „Ein Abſtecher nach Nürnberg! das lag ſo nahe, wurde deßhalb vorgeſchlagen und eben ſo mit Vergnügen ergriffen. Der Weg von Bamberg nach Nürnberg iſt jetzt eine treffliche Straße, damals war es nicht ſo. Wir fuhren mit eigenen, ſtarken Pferden vom Morgen bis Abend, und hatten ſogar das Vergnügen, ohne Schaden zu nehmen, umgeworfen zu werden.

„Könnten wir wohl dem wackern Herrn Grübel aufwarten?" dies war die erſte Frage, die ich in Nürnberg that.

„O ja," verſetzte der närriſche Kautz von Lohnbedienten im rothen Roß, der wahrſcheinlich die Frage weder verſtanden noch begriffen hatte.

„So melden Sie uns und fragen Sie an, um welche Stunde wir kommen können?“

„Sehr wohl.“

Und er ſprang fort. Aber Stunden vergingen ehe er wieder kam.

Endlich ſahen wir ihn mit demſelben freundlichen Geſichte zu uns eintreten. Er kramte eine Menge Commiſſionen aus, die er beſorgt hatte.

„Und Grübel?“ fragte ich endlich.

„Der läßt ſich entſchuldigen,“ war die Antwort, „er iſt bereits ſeit einigen Jahren draußen.“

„Draußen? — wo draußen?“ —

„Auf Sanct Johannis-Kirchhof.“

„Je nun, ſo wollen wir ihm denn dort den zugedachten Beſuch abſtatten.“

Und wir verlangten vor allen Dingen nach dem Kirchhofe geführt zu werden.

Es war nicht unpaſſend dorthin zuerſt unſere Schritte zu lenken; denn wie viel große Männer auch das heutige Nürnberg in ſeinen Mauern haben mag, ich kenne ſie nicht und will daher

Niemand perſönlich zu nahe treten; das mittelalterliche Nürnberg beſaß deren Einige die bei Mitwelt und Nachwelt des ausgebreitetſten Ruhmes genoßen, und die es verdienen, daß man ihr Andenken ehre.

Der Kirchhof von Sanct Johann liegt ganz gegen die Gewohnheit alter Städte außerhalb der Ringmauern. Dieſe, der Geſundheit ſo zuträgliche Sitte, hatte das damals ſo reiche und prächtige Nürnberg alſo ſchon lang vor andern Städten angenommen.

Die Lage des Kirchhofs iſt reizend, beſonders wenn die Strahlen der Früh- oder Spätſonne, das ihn umgebende fruchtbare Land, einem Garten ähnlich, beſcheinen.

Hier findet man die Denkmale Dürer's, Pirkhaimer's, Hans Sachſens, Grübel's, Peter Viſcher's, Adam Kraft's. Wir luſtwandelten dort ein Stündchen unter Gräbern und verließen den Nürnberger Campo Santo in anderer Stimmung als wir hingekommen waren, denn ſie war ziemlich heiter geweſen.

Die wenigen neuen Häuſer in Nürnberg, mit gelbem, rothem oder grünem Anſtrich, verſchwinden unter der Maſſe der alten, gleich Veſten ausſehenden Wohngebäude, mit Erkern und Thürmchen und unregelmäßigen Fenſterreihen. Die Ringmauern der Stadt haben nicht erweitert werden dürfen, ſie umſchließen ſo viel freie Plätze, daß der ganze Zuwachs, der Nürnberg in den nächſten Zeiten bevorſteht, bequem hineingeht. Die Mauern ſind hie und da mit Epheu bewachſen und ſehen ſehr maleriſch aus; von Zeit zu Zeit ſieht man viereckige Thürmchen ſtehen, aber an den Thoren erblickt man ungeheure runde Thürme aus großen, röthlichen Quadern. Dieſe ließ die Stadt gleich ſteinernen Mänteln, um die kleinen Thürmchen ſchlagen, irgend einem Kaiſer zu Freuden und Ehren, als er in die alte Reichsſtadt ſeinen Einzug hielt. Dieſe Thurmungeheuer gelten ſeitdem als Wahrzeichen, und ihre Erbauung hat der Stadt ſo viel Geld gekoſtet, daß ſich von hieran ihre Schuldenlaſt herſchreiben ſoll.

Jeder Reiſende, der im rothen Roß abgeſtiegen iſt, hat nur wenige Schritte von dort einige von Nürnberg's größten Merkwürdigkeiten in Augenſchein zu nehmen.

Zuerſt lockt ihn wohl die Kirche an, die ehrwürdig ſchwarz da liegt und deren Bauart zum Theil älteſte mauriſche Formen zeigt, die an die erſten Meiſter erinnert, welche ihre Kunſt von den ſpaniſchen Mauren erlernt hatten. Dies iſt die St. Sebalduskirche. Sie imponirt nicht durch ihre Größe, gehört jedoch zu einem der ſchönſten Denkmale dieſer Art, die wir in Deutſchland beſitzen. Im Innern ſucht man zuerſt das in Erz von Peter Viſcher gegoſſene Grabmal des Dänenprinzen St. Sebaldus auf, der auch Ewald oder Säwald genannt wird, und mit dem heiligen Bonifaz zur Bekehrung der Heiden zu uns gekommen ſeyn ſoll. Es iſt ein bewundernswürdiges Werk, mit großer Vollendung ausgeführt. Die ſinnreichſten Verzierungen umgeben Geſtalten von hohem Ernſte; die Köpfe zeigen den verſchiedenartigſten Ausdruck und unter den heiligen und hohen Figuren erblicken wir auch den Meiſter in ſeinem Werktagscoſtüm in der Lederſchürze und Kappe, ſchlicht, wie er ſich bei der Arbeit ſtehend, abkonterfeyte. Die herrlichen Geſtalten dieſes trefflichen Werkes ſind oft ſchon durch den Grabſtichel und neuerlich erſt in Biscuit vervielfältigt worden.

Der Chor dieſer Kirche kehrt ſich dem Rathhauſe zu, das einem altitalieniſchen Palaſte nicht unähnlich ſieht. Es iſt gleichfalls aus Quadern gebaut, die einſt röthlich waren, jetzt aber von der Zeit geſchwärzt worden ſind. Hier befindet ſich der große Saal, den Dürer durch ſeine Fresken verherrlichte, und wo ſich die ehrlichgemeinte Schmeichelei auf „den letzten Ritter“ befindet, die eine ganze Wand einnimmt. Das Bild war dunkel und unſcheinbar geworden und wurde erſt vor wenigen Jahren von dem Portugieſen Stanislas Pereira reſtaurirt und gereinigt.

Die Hauptwand enthält den Triumphzug des Kaiſers, der auf einem phantaſtiſch geſtalteten

Wagen, ein ernſtes, grämlich weiſe ausſehendes Männchen, daſitzt, und ſich von allen Tugenden, von den Wiſſenſchaften und Künſten und andern allegoriſchen Perſonen einherkutſchiren läßt. Die bekannten, großen Triumphzüge Titians ſind anders gedacht und ausgeführt, an dieſe reicht die Arbeit Dürer's nicht hin. Der übrige Saal, der für ſeine Länge zu niedrig iſt, zeigt noch andere Freskobilder in Medaillons von Blumen und Bändern arabeskenartig umgeben, die jedoch der Leichtigkeit entbehren. Nur in kunſthiſtoriſcher Hinſicht kann dieſem Werke ein Werth zuerkannt werden, und in ſolcher Beziehung wird ein Verweilen in dieſem Raume angenehm und ſelbſt bedeutende Empfindungen erwecken.

In den Souterrains dieſes Rathhauſes kann man noch die ſchrecklichen Werkzeuge ſehen, deren ſich die weltliche Gerechtigkeit im Mittelalter bediente, um der Wahrheit auf den Grund zu kommen. Ich konnte dieſe Gegenſtände nicht ohne innern Schauder betrachten, obgleich ich die Zeit glücklich pries, die ſolche Barbarei längſt aus ihren Geſetzgebungen verbannt hatte. Jetzt würde jener Schauder ſich aber bedeutend ſteigern, da wir dem Augenblicke vielleicht nicht mehr ſo fern ſind, wo dieſe Anſtalten wenigſtens zum Theil wieder belebt werden könnten. Wie viele Stimmen erheben ſich nicht in neueſter Zeit gegen unſere zu weit getriebene Menſchlichkeit? Wie oft hörte man nicht ſchon unſere jetzigen zuphilantropiſchen Geſinnungen ſchmähen? Und von ſogenannter Philantropie und dergleichen ſprechen? Man iſt ſchon ſo weit gekommen, die Verbrechen, die begangen werden, hier und dort der Abſchaffung der Folter zuzuſchreiben! Mein Gott! und wir haben doch noch Pranger, und Schaffot, Zuchthäuſer und Bagno's! Ich glaube daran ſollten die Verbrecher und die Richter wohl hinlänglich genug haben. — —

Vom Rathhaus abwärts, der Pegnitz zu, ſtoßen wir auf den ſogenannten „ſchönen Brunnen“, einer zierlichen, gothiſchen Pyramide mit Rittern und Fähnchen umſtellt, Propheten und Helden, Heiden und Chriſten, und die ſieben Churfürſten dazu, in allerliebſter Ausführung, und daneben die St. Marienkirche, dem katholiſchen Gottesdienſte geweiht, im reinſten gothiſchen Style. Die Façade der Kirche iſt zwar nur klein, aber von vollendeter Arbeit, und ſchade iſt es, daß ein kleiner Ausbau, der einer künſtlichen Uhr zu liebe angebracht wurde, die den Kaiſer zeigt, an welchem Mittags zwölf Uhr die Churfürſten vorüberzogen, den Eindruck des Ganzen ſtört; jetzt iſt noch überdies das Werk und der Spaß verdorben.

Von hier beginnt der Marktplatz, weit und mit großartigen, zum Theil ſonderbaren Gebäuden umgeben. In Deutſchland wird man nichts Aehnliches finden; Aachen etwa ausgenommen.

Mitten auf dem Markte iſt ein großes Quadrat aus hölzernen Buden gebildet, vor denen eben ſolche Arcaden hinlaufen. Hier verkauft man was zum nächſten Bedürfniß gehört; es iſt ein Bazar, der lange zuvor ſchon in der alten, eben ſo gewerbsfleißigen als kundigen Stadt eingeführt war, ehe andere bedeutendere Städte dieſen morgenländiſchen Gebrauch nachahmten. Ich ſah ihn ſchon vor zwanzig Jahren, als ich in Nürnberg zum erſten Male war. Die Meſſe, welche auf dieſem Platze am St. Thomastag vor Weihnachten gehalten wird, heißt „Kindlasmark“, und iſt mit Recht berühmt, des ausgezeichneten Spielzeugs wegen, das man hier antrifft. Es iſt das Eldorado der Kinderwelt und ich wünſche allen guten Kindern die Freude von Herzen, daß ſie von ihren Eltern dann einmal hiehergeführt werden könnten! —

Von hier führt die Fleiſchbrücke über die ſchleichende und ſchmutzige Pegnitz von dem Sebalder, nach dem andern Stadttheil. Die ſtolzen reichsſtädtiſchen Bürger wollten es in Allem den Beſten ihrer Zeit gleich thun, und beorderten ihren Baumeiſter, er ſolle es den Venetianern wett machen, und ihnen auch einen Ponte rialto über ihr Flüßchen ſchlagen. Bei dem regen Verkehr und der nahen Verſchwägerung Nürnberg's und Venedig's zu jener Zeit lag hiezu eine bedeutende Aufforderung vor. Nun iſt die Fleiſchbrücke zwar keine Rialtobrücke geworden, da auch die Pegnitz kein großer Kanal war, allein es wurde doch ein Bogen daraus, der ſich ſehen laſſen darf und von Wenigen überboten werden wird.

Jenſeits der Pegnitz dehnt ſich nun die Stadt in breiten langen Straßen aus. Hier finden wir die zweite oder St. Lorenz-Kirche, mit zwei ſchönen, ſchlanken Thürmen, von denen Einer mit blankvergoldeten Schindeln gedeckt iſt. Dieſe Kirche ſieht bei weitem nicht ſo alt und ſchwarz aus, als die zu St. Sebald. Die Fenſtermalereien ſind darin ſehr ausgezeichnet, und beſonders iſt dem ſogenannten Volkameriſchen Fenſter Aufmerkſamkeit zu ſchenken.

Hier bewundert man auch Adam Kraft's Sacramentshäuslein. Man ſagt der edle Meiſter ſoll das Geheimniß verſtanden haben, den Stein, den er zu ſeiner Arbeit verwendete, zu erweichen, um ihn in die Form zu preſſen, weil man daran zweifelt, daß er mit dem Meißel dieſe überaus feinen und zierlichen Ausſchmückungen habe zu Wege bringen können. Unten kniet der kräftige Meiſter ſelbſt, mit krauſem Bart und athletiſchen Formen und trägt ſein Kunſtwerk; ſeine Geſellen unterſtützen ihn dabei; und nun erhebt es ſich gleich einer herrlichen Pflanze in höchſter Wunderpracht, auf deren Stielen, und aus deren Kelchen ein Heer von Figuren, Menſchen und Thiere, emporblüht, bis ſich alles in einer Höhe von 60 Fuß, in lieblichen Blumenarabesken endet. Die Idee iſt reich und beurkundet die Phantaſie des Meiſters eben ſo ſehr, als die Arbeit von ſeiner hohen Kunſtfertigkeit Zeugniß ablegt.

Das großartigſte einer neuern Kunſtperiode was die Stadt aufzuweiſen hat, iſt der Torſo der Kirche des deutſchen Hauſes, die zwar in einem, Nürnberg ganz fremdartigen, Style erbaut, dennoch in ihrer Vollendung der Stadt zur höchſten Zierde gereicht haben würde.

Unter den alten Thürmen und Thürmchen ſtrahlt das koloſſale goldene Kreuz von der Kuppel dieſes Baues weit hinaus und gewährt einen impoſanten Anblick.

Wenn wir nun nach dem andern Ufer der Pegnitz wieder zurückkehren und vom Rathhauſe die Höhe „Veſtner Berg“ geheißen, hinanſteigen, wenden wir uns zuerſt rechts, um den ſchönen Aegidien-Platz mit der darauf liegenden Kirche zu beſuchen, die ein koſtbares Altarblatt von Van Dyk bewahrt; dann ſteigen wir höher und gelangen zu Nürnberg's alter, auf Felſen gegründeter Burg, auch „die Veſte“ genannt, wo die Burggrafen hausten, und die noch ſo ſchön erhalten iſt, wie Weniges aus jenen Tagen.

Ich will die alte ehrwürdige Linde, welche die Kaiſerin Kunigunde gepflanzt haben ſoll, hier nur vorübergehend nennen, eben ſo den tiefen Brunnen Carls des Großen, wo ihr dreihundert zählen könnt, bis ein hineingeworfener Stein den Grund erreicht, aber ich will euch hinführen vor die Evangeliſten Meiſter Albrecht's, vor dem Bilde Carls des Großen, vor Meiſter Cranachs Venus, mit der Goldkette um den nakten Leib, und vor Holbein's Luther. Alte Kunſt umfängt uns hier; gute Nacht neue Zeit! Wir treten hinaus auf den Söller und blicken auf Stadt und Land, und ein Blatt rollt ſich auf: „Mittelalter“ überſchrieben. Nicht in kalten Worten, ſondern in friſchen lebendigen Bildern, ſchweben hier mehr als ſonſtwo die Perſonen handelnd, die Thatſachen lebend an uns vorüber.

Dort ſprengt der Gaylinger Eppelein, jener gefürchtete Raubritter, über die Bruſtwehr und hinterläßt die Hufesſpuren für ſpätere Jahrhunderte, und aus jener Thür, dem Thiergärtnerthor zunächſt, das wir hier ſo nahe haben, ſchreitet ein ernſter Mann, im dunkelrothen Talare mit Gelb geſchlitzt, das Barett auf die langgekräuſelten Haare gedrückt, und ſchlägt den Weg zur Allerwieſe ein; es iſt ſein täglicher Spaziergang. Dort athmet er freier als in ſeinem Hauſe, das ein unruhiger, böſer Geiſt mit ihm theilt.

Wer ſich über dieſes Verhältniß ſattſam aufklären will, der leſe Leopold Schefer's beſte Novelle „Künſtlerehe.“ Jener Mann iſt aber Albrecht Dürer. In ſeinem Hauſe hat ſich jetzt aus Künſtlern der „Dürerverein“ gebildet, mit einem „Düreralbum“ und allem modernen Drum und Dran ſolcher Inſtitute. Die frühe Morgenſtunde des Todestages des großen Malers ruft die Mitglieder des Vereins nach dem St. Johanniskirchhofe, wo ſie auf Dürer's Grabe ſein Andenken durch Rede und Geſang feiern.

Und drüben auf den Feldern „dem Knobeler Lande“ (von Knoblauch) wie es die Leute nennen, arbeiten die fleißigen Menſchen und ſchaffen den Sand in blühende Küchengärten um. Hier gedeiht das beſte Gemüſe, was Deutſchland hervorbringt; mit Spargeln ſind ganze große Aecker bepflanzt, und die Peterſilie wird hier ſo zart gezogen, daß man ſie wie Spinat und Sauerampfer bereitet, und mit großem Wohlgefallen unter dem Namen „Peiterl“ als Lieblingsgericht verſpeiſet.

* * *

Streichen wir nun noch ſo hin durch Nürnberg's Straßen, ſo drängen ſich uns mit jedem Schritte andere Erinnerungen auf. Dort das Arſenal, mit ſeinen feſten Thürmen, mahnt an der ſtark bevölkerten Reichsſtadt Waffenmacht, die in ihrer guten Zeit 70 bis 80,000 Einwohner zählte; hier meldet eine Aufſchrift „zum Hanns Sachs" und wir erfahren, daß wir uns am Hauſe des Dichter-Schuſters befinden, den zu ehren, man hier ein Bierhaus anlegte, um ſein Andenken mit Bier und Würſten gebührend zu feiern.

Wie ich ſo in Nürnberg lebte, kam ich einſt auf den Gedanken, den Geburtstag dieſes Altmeiſters der deutſchen Komödie auf dem Theater feſtlich zu begehen. Ich ſtrebte den Gang zu verſinnlichen, den unſer Luſtſpiel ſeit Sachſens Zeiten genommen und wählte mir hierzu die Beiſpiele, die ich durch Prologe einleitete und zu erläutern verſuchte.

Den Anfang machte eine Aufführung des Faſtnachtsſpieles „die hohlen Krapfen" von Hanns

Sachs; den Bauer, der darin vorkommt, hatte ich ganz wie das Männchen auf dem ſogenannten Gänſebrunnen, dieſem allerliebſten Werke von Peter Viſcher, gekleidet. Auch die Gänſe in den Körben fehlten nicht; der Schauſpieler trat ein und nahm die Stellung des Brunnenmännleins an. Man kann denken, welche Wirkung dies hervorbrachte.

Dann ſetzte er ſeine Körbe ab und der Dialog begann, von lautem Lachen unterbrochen. Ich darf ſagen, daß dieſes alte Scherzſpiel, das jeder Intrigue ermangelt, günſtiger aufgenommen wurde als manche Ueberſetzung von Scribe oder manches Original von einem der Unſrigen, und ich zog mir daraus einige Lehren, die ich noch jetzt nicht zu verwerfen finde.

Zum völligen Schluß ließ ich den alten, ehrlichen Schuſter ſelbſt erſcheinen, mit dem weißen, feingekräuſelten Barte, im dunkelvioletten Talare, wie ihn uns die Maler überliefert haben, und einige Stellen aus ſeinem Lobe Nürnberg's ſprechen. —

Der populäre Dichter Grübel, wohl bei weitem kein Hanns Sachs, jedoch in neuerer Zeit berühmt genug, durfte ſeinen Namen auch der Straße verleihen, die er bewohnte. Sein Haus ſteht unweit der Pegnitz; dort trieb er die Stadtflaſchnerei, das was man in Norddeutſchland ein Klempner-, oder in München ein Spenglerhandwerk nennen würde. Dieſe verſchiedenartigſten Benennungen entſchuldigen wohl hinlänglich den Schriftſteller, wenn er manchmal ein Wort aus fremder Sprache entlehnt, um von ſeinen Landsleuten nicht mißverſtanden zu werden. Es iſt, bei unſerer Sucht fremde Sprachen zu erlernen und bei der allgemein verbreiteten Kenntniß des franzöſiſchen am Ende nicht zu kühn, wenn man behaupten wollte, Jedermann würde eher wiſſen was ich meine, wenn ich den guten Grübel einen „fer-blantier“ nenne, während Spengler hier und Flaſchner dort nicht verſtanden werden? das iſt aber freilich nicht gut und ich wünſchte recht ſehr, daß es bald damit Anders würde.

Dürer's Wohnhaus, das in neueſter Zeit wieder zu einem Kunſthauſe erhoben wurde, hat der Straße in der es liegt, ebenfalls den Namen des großen Meiſters beigegeben. Es iſt Schade daß das Haus den Erker verloren hat, in welchem Albrecht Dürer ſeine Werkſtätte hatte. Er war baufällig und mußte abgetragen werden.

Die ſchöne Sitte, die Namen berühmter Mitbürger zu verewigen, möge jedoch nicht zu dem Glauben verleiten, als heißen die Binder- und die Platnerſtraße, nach dem jetzigen Bürgermeiſter und dem in dieſem Augenblicke vielleicht reichſten Bürger Nürnberg's. Binder (Küfer, Bötticher, Büttner, Faßbinder) und Plattner (Plattirer) ſind Gewerke die ſeit Jahrhunderten ſchon hier exiſtirten und vorzugsweiſe in beſagten Straßen ihr Weſen trieben.

Eine intereſſante Erinnerung rief in mir auch die Inſel Schütt hervor, die ſich mitten in der Pegnitz befindet und keiner beſondern Auszeichnung werth iſt. Aber die bekannten und bei der Jugend ſo beliebten Muſchelkaſten werden hier gemacht und in früheſter Kindheit ſchon las ich mit einer Art von verzeihlicher Sehnſucht die Worte darauf: „Zu finden auf der Inſel Schütt bei Nürnberg.“ Daß ich mir dabei etwas Anderes dachte, als ich nun wirklich an der Inſel Schütt fand, wird Jeder leicht einſehen. Ich ſtellte mir eine grüne Inſel mit ſchönen Bäumen, von lieblichen Gewäſſer umfloſſen vor, eine Art von Inſel der Seligen. Dort nur findet man die ſchönen Muſchelkaſten, mit den bunten prächtigen Farben, woraus man ſo viel herrliche Sachen ſchaffen konnte, Pferde, Menſchen, Häuſer, Hunde u. ſ. w. u. ſ. w. Der Muſchelkaſten war das Urei aller Dinge und ſolches Wunder hat die Inſel Schütt; das findet man wenn man dort am Ufer ſpazieren geht. Ob denn wohl Nürnberg am Meere liegt? ſo dacht' ich damals oft.

Vieles hat ſich ſeitdem verändert; ich — die Inſel Schütt — und manch Andres noch, aber jene Farbenkaſten ſind ſich gleich geblieben. Die

Kinder von heute, die dieſes etwa leſen, dürfen die Verſicherung hinnehmen, daß die Kinder, welche jetzt vierzig bis fünfzig Jahre zählen, ſie einſt eben ſo in die Hände bekommen haben: ſchwärzlich mit den ſchönen, unregelmäßigen, grünen Flecken, als wenn man einigen kleinen Vögeln die Füßchen hellgrün angeſtrichen hätte, und dann geſagt: Allons, Vögelchen! ſpringt nach Eurer Luſt und verziert uns dieſe Muſchelkäſtchen zur Freude der Kinder!

Wie einfältig-lieblich! Und die urerſten Erfinder hatten eben ſo recht wie ihre Nachfolger; an gewiſſen Dingen ſoll man weder rücken noch rütteln; ſie ſind gleich anfänglich ſo vollkommen, und erfüllen ihren Zweck ſo gut, daß ſich nur zu ihrem Nachtheile etwas daran verändern ließe.

Darum kommt auch der gute, alte Korreſpondent von und für Deutſchland, mein langjähriger Freund, ſtets in ſeiner länglichen Geſtalt heraus, der ihn von allen deutſchen Zeitungen unterſcheidet. Dieſer Hang zur Unveränderlichkeit iſt einigen andern Dingen noch in Nürnberg beigegeben, und ich bin wahrlich nicht geneigt, deßhalb irgend Jemand einen Vorwurf machen zu wollen. —

Der Dutzendteich iſt Nürnberg's Bois de Boulogne. Es iſt ein Wald worin ſich ein Dutzend Teiche befinden ſoll, wovon man dem Größten, dem Einzigen mit dem ich Bekanntſchaft machte, den Namen „Dutzendteich“ gegeben hat, nach der Analogie des alten Kinderliedes am heil. Dreikönigs Abend:

„Und wenn noch Einer bei uns wär',
So wär' ein heil'ger Dreikönig mehr!“

Dieſer Dutzendteich hat ein gutes Wirthshaus und einen Platz unter Bäumen, wo man Bier und Kaffee trinkt, Tabak raucht und allerlei Speiſen verzehrt, worunter die Karpſen des Teiches nicht den letzten Rang einnehmen. Hieher geht und fährt Nürnberg's Beaumonde, und an ſchönen Sonntagen gewährt es Vergnügen die langen geputzten Reihen die Königsſtraße hinab, dem alten Frauenthore zuwandeln zu ſehen.

Auf dem Wege zum Dutzendteiche, hart an der Chauſſee, liegt der St. Peter, ein Wirthshaus, neben einem Kirchlein, das auch ſtark beſucht wird.

St. Leonhard, der Mondſchein in Goſtenhof, Sünderbühel (die vormalige Richtſtätte), * Hummelſtein, die Vorſtadt Wöhrd, Groß- und Kleinreuth, u. a. ſind Spazierorte in der nächſten Umgebung. Der Hahnenbergzwinger, der Frauenthor- und der Schloßzwinger ſind Vereinigungspunkte der beſſern Geſellſchaft in den Ringmauern ſelbſt. Jeder Platz hat ſeinen beſtimmten Tag, wo die Geſellſchaft ſich dort zu verſammeln pflegt, ſo daß es den Nürnbergern Kaufleuten, Beamten, Militärperſonen und Künſtlern, durchaus nicht an Unterhaltung fehlt; die zahlreiche Klaſſe der Hand-

---

* Bühel, Hügel.

„Am Bühel, da rettet Euch —
Harret derweil —“

Joh. Wolfg. v. Göthe.

werker iſt jedoch in der Woche zu fleißig als daß ſie hierunter verſtanden werden könnte. —

Man kann die Gegend um Nürnberg nicht ſchön nennen, aber intereſſant iſt ſie gewiß. Ueberall flach, zeigen ſich nur nach Südweſten einige bewaldete, ſanftanſteigende Höhen. Hier liegt die ſogenannte „alte Veſte“ mit ihren Erinnerungen an Wallenſtein.

Wo man ſich nun aber auch befinden mag, bildet die alterthümliche Stadt, in gerader Linie, mit ihrer Veſte, ihren ſtattlichen Thürmen und Domen und den dicken Mauerthürmen, einen maleriſchen Hintergrund. Nach allen Seiten zeigen ſich hohe, einzelnſtehende Landhäuſer, wie kleinere oder größere Schlöſſer, roth oder gelb angeſtrichen, mit Erkern, ſpitzen Thürmchen und dreieckigen Giebeln, von Mauern umgeben. Sie gehören den alten Patrizier-Familien, die hieran auch wieder nichts geändert haben, ſondern Alles ſo ließen, wie ſie es von den Vätern ererbten. Es iſt noch Alles ganz ſo wie es im Mittelalter war.

Eine glänzende, wenn gleich nur vorübergehende Erſcheinung war der Schmaußenbuck, der von einem wohlhabenden Kaufmann mit großen Koſten angelegt worden war. Hier wurde dem Könige von Baiern, als er Nürnberg beſuchte, ein ſinnreiches und geſchmackvolles Feſt gegeben, das den Eigenthümer zu Grunde gerichtet haben ſoll. Ueberraſchungen auf Ueberraſchungen drängten ſich; mit jedem Schritte entfaltete der Schmaußenbuck dem erſtaunten Monarchen neue Reize. Eine Meſſe war improviſirt worden, wo in zierlichen Boutiken junge Mädchen in dem eigenthümlichen Coſtüm jeder Provinz des Königreichs, die Hervorbringungen derſelben feil hielt. Der Eigenthümer zeigte Sinn und Geſchmack; es iſt Schade daß ſeine Mittel nicht auslangten.

Das Feſt ſoll 7000 Gulden gekoſtet haben; das war viel für einen Nürnberger Patrizier; allein 600 Pfund was wäre das für einen Engliſchen?

Die Gaſthöfe ſind im Ganzen zu loben; doch ſind ſie wie Alles hier von modernem Luxus und feinſter Eleganz ſehr entfernt, wenn ſie gleich einen ächt deutſchen Comfort, der zunächſt in Reinlichkeit und Ordnung beſteht, blicken laſſen. Der Baier'ſche Hof von Auernheimer iſt zu nennen. Man findet ſich dort bald wohl und heimiſch und lernt die bedeutendſten Männer der Stadt kennen.

* * *

Die Frauenholziſche Kunſthandlung und die damit verbundene Bildergallerie war einſt berühmt; die Campe'ſche Sammlung verdient ebenfalls geſehen zu werden; die Riegel und Wießener'ſche Sortimentshandlung iſt bedeutend. Das Beſtelmaier'ſche Magazin, wo man vom Spielzeug, dem ſprichwörtlichen Nürnberger Tand, bis zur Möblirung eines Palaſtes, Alles finden konnte, ſteht jetzt nicht mehr ſo einzig da, wie zur Zeit ſeiner Gründung. Auch andere Städte haben nun ähnliche Etabliſſements, die jedoch weit glänzender und großartiger ſind.

Hinter dem Beſtelmaier'ſchen Magazin wird an gewiſſen Tagen der Woche eine Art von Markt gehalten, die „Leipziger Meſſe" genannt, wo man oft Curioſitäten und alterthümliche Gegenſtände kaufen kann, die hier auf dem Pflaſter von den Verkäufern ausgelegt werden. Zur Nachricht für Rococo-Freunde! —

Der Nürnberger iſt fleißig und zum Handel und Wandel ſehr geneigt, doch eben ſo ſehr für Zerſtreuung empfänglich, die aber nie mit großen Koſten verknüpft ſeyn darf, wenn ſie ihm Genuß gewähren ſoll. Er lebt ſehr mäßig. Reichthum herrſcht hier nicht, ſondern ein behaglicher Wohlſtand, der lediglich durch Sparſamkeit erzielt und vom Vater auf den Sohn vererbt wird.

In den Wohnhäuſern entfaltet ſich dieſer angeerbte Wohlſtand auf eigenthümliche Weiſe in den Prunkzimmern, aber mehr noch in den Prunkküchen, wo man hinter blanken Spiegelfenſtern, die Prachtgeſchirre des Hauſes in Zinn, Meſſing und Steingut, die nur an den höchſten Familientagen zum Gebrauch verwendet werden, aufbewahrt ſieht. Es waren dies die Etageren des Mittelalters.

Die Ausgabe, die wohl jeder gemüthliche Nürnberger gern außer dem Hauſe macht, beſteht in Bier und wenn's hoch kommt, werden ein Paar Würſte dazu gegeſſen, die ihrer Vortrefflichkeit wegen weit und breit bekannt ſind. Man kann nicht ſagen, daß es keine dicken Leute in Nürnberg gebe, aber behaupten wollen, daß man dort vielen Leuten begegne, denen das Schlemmen und Nichtsthun anzuſehen ſey, hieße verläumden.

Der Nürnberger iſt groß, bleich, mit eingefallenen Wangen, in der Woche eben nicht rein gewaſchen und nur Sonntags im Staate. Die vornehmen Nürnberger mögen ſich nicht beleidigt finden, von ihnen ſpreche ich hier nicht. Die meiſten Einwohner ſind Handwerker, Feuerarbeiter zum größten Theile, und dieſe ſind hier gemeint. Man durchſtreiche an einem heißen Tage die lange Lauferſtraße bis zum Thore oder eine andere und gucke in die offenen Fenſter und Thüren, wie ſie da ſtehen und ihr mühſames Tagewerk vollbringen, emſig hämmernd oder drehend, oder bohrend, in aufgeſtreiften Hemdsärmeln, und gebe mir Unrecht wenn man kann.

Man hat hier ſonderbare Hantirungen, von denen nicht abzuſehen iſt, daß ſie ihren Mann nähren und doch thun ſie es. So iſt z. B. das Fabriciren der kleinen Nachtlichter ein wunderbares Geſchäft; und ich ſah Familien, vom Vater bis zum kleinen fünfjährigen Töchterchen, im Dachſtübchen ſitzen und ſich dabei im Hungern und in der Geduld üben. Man denke nur, daß man hundert Stück für einige Kreuzer erhält und dazu noch einen ſogenannten Schwimmer, ein Zängchen von Blech, eine hölzerne Schachtel und eine Beſchreibung und Anleitung in vier Sprachen. Was wäre dabei wohl zu verdienen?

Allein die Sache wird fabrikmäßig betrieben, und eine ordentliche Familie kann mehre tauſend Nachtlichter in einem Tage machen.

Seit dem Mittelalter ſind die ſogenannten

Gelb- und Rothgießereien von Nürnberg hochberühmt. Die Kunſtwerke am Sebaldusgrab, die Figuren am ſchönen Brunnen und an der Liebfrauenuhr, das Gänſemännchen auf dem Obſtmarkte und vieles Andere noch, ſind daraus hervorgegangen. Jetzt wird ſo etwas nicht mehr von ihnen gemacht; Mörſer, Leuchter, Schnallen und dergleichen ſind an die Stelle getreten. Die Arbeiter bilden jedoch noch immer die alte Innung und werden „die Rußigen" genannt. Der Name bedarf keines Commentars.

Es ſind große und ſtarke Menſchen, rauh und grob in der Regel. Sie ſtehen in dem Rufe tüchtige Klopffechter zu ſeyn und man pflegte ſich ihrer bei Privatrachen zu bedienen, wenn es galt Jemanden „das Leder durchzubläuen." Sie ſollen ſich leicht dazu hergeben; zu Mord und Todſchlag nie, und es wäre daher unrecht ſie mit den venetianiſchen Bravo's zu vergleichen.

Hier Burgſchmidt's Namen zu erwähnen, iſt mir Bedürfniß. Solchen Künſtlern giebt die

Neuzeit jetzt wohl ſtolzere Titel, dem einfach ſchlichten Sinne des Meiſters genügt es gewiß, wenn ich ihn nach alter Sitte zu Peter Viſcher's Innung zähle, deſſen Meiſterwerken er ein neues, zu Nürnberg's Schmuck und Zierde beigeſellt.

Poeſie iſt in Nürnberg wenig zu Hauſe, wenn gleich hier der „Pegneſiſche Blumenorden“ blühte, eine poetiſche Innung „zur Beförderung der deutſchen Sprache und der edeln Reimkunſt.“ Zwei Nürnberger Harsdörfer und Klai ſtifteten ſie 1644 und nannten ſie den „löblichen Hirten- und Blumenorden von der Pegnitz.“ Jedes Mitglied führt den Namen und das Sinnbild einer Blume; das Wappen des Ordens iſt die Paſſionsblume. Die Zuſammenkünfte werden in dem ſogenannten Irrgarten, oder Kraftshof an der Straße nach Erlangen gehalten. Das Ganze artete bald in eine ſüßliche Spielerei aus, und hat jetzt weder Bedeutung noch Anklang mehr. Eines der intereſſanteſten Mitglieder des Ordens, die ich kennen lernte, war der greiſe Dichter Julius, Reichsgraf Soden von Saſſanfarth, deſſen Dramen: Ignez de Caſtro, Aurora, das Kind der Hölle und viele andre noch, einſt ſo großen Beifall in Deutſchland erhielten. Er war Erbauer des Bamberger Theaters und einſt ſein Director geweſen, unter ihm war Hoffmann Muſikdirector. Es machte einen ſonderbaren Eindruck, den alten Mann im ſchmutzigſten Aufzuge gleich einem Bettler, dabei mit einem ungeheuern Stern auf dem Rocke, einhergehen zu ſehen. Das Theater blieb bis an ſein Ende ſeine Liebhaberei; doch hatte er ſich der praktiſchen Landwirthſchaft mit Eifer zugewendet. Auf ſeinem Gute Saſſanfarth, unweit Bamberg, welches jetzt ſeiner Nichte, einer liebenswürdigen Dichterin, der Baroneſſe Sidonie von Seefried gehört, hatte der alte Graf eine Colonie angelegt, die er mit Anſiedlern aus allen Gegenden bevölkerte. Sie bekamen ein Stück Land und Material, um ein Häuschen zu bauen. Dieſes gutgemeinte Werk hatte aber zur Folge, daß ſich Abenteurer dort anſiedelten, Zigeuner und

Geſindel, welche lange Zeit hindurch den Wald zwiſchen Forchheim und Bamberg unſicher machten. —

Der Nürnberger iſt ſtolz; er nennt ſich gern einen Großſtädter, und wenn er recht im Zuge iſt, auch einen Republicaner.

Ich kannte einen Mann, der Grübel's Freund geweſen war und eben ſo ſchöne Gedichte machte. Ein langer Mann; auf dem dürren Halſe ſaß das vertrocknete Geſicht; in dem zwei tiefliegende, ſchwärmeriſche Augen brannten; ein dünner Haarſtreif ſäumte die hohe Stirne. Er war Schneider und arbeitete übermäßig fleißig, fabricirte in den Freiſtunden Nachtlichter, und dichtete Sonntags; dazu ſpielte er ſeine Rollen an den drei Abenden, wo im Stadttheater Vorſtellungen gegeben wurden, denn er war zugleich Schauſpieler. Kann man ihm vorwerfen, daß er ſeine Zeit nicht gut angewandt habe? Und doch war der Mann oft mürriſch, wenn er ſeine Zeit überdachte und fand, daß er ſie nicht gehörig angewendet; dann war mit ihm kein Auskommen. Der kleinſte Widerſpruch reitzte ihn bis zur Wuth, er bäumte ſich und ſagte mit Bitterkeit: „Ich bin ein Republikaner! was wollt Ihr Sclavengezüchte?“ In ſeinem Herzen war Nürnberg noch nicht an Baiern übergeben worden, er ſah noch immer die alte freie Reichsſtadt vor ſich, ohne Polizei und Gendarmen, mit ihren Stadtſoldaten und reich und glücklich bei ihren mangelhaften Inſtitutionen. —

In Nürnberg ſind treffliche Kneipen zu finden; jene kleinen, finſtern Stübchen, wo die Decke den Gäſten auf dem Scheitel liegt, mit hölzernen Bänken und langen Tiſchen, dicken, grünen Oefen und räucherigen Bildern an der Wand. Hier werden ſie noch durch hochrothe Vorhänge an den Fenſtern ausgezeichnet, die mit weißen Franzen beſetzt ſind, welches einen prächtigen Eindruck gewährt, wie man denken kann.

Vormittags und Abends verſammeln ſich hier bunte Reihen von Bürgern und Honoratioren, um ein Gläschen nach Guſto gemiſchten Reben- oder trefflichen Gerſtenſaftes zu trinken und dabei über

„Krieg und Kriegsgeſchrei“ ein lautes Wort vernehmen zu laſſen.

Obgleich Nürnberg nach Wien das erſte Kaffeehaus in Deutſchland gehabt haben ſoll, welches es wahrſcheinlich ſeinem Verkehr mit der Levante verdankte, ſo gab es zu meiner Zeit doch nur zwei im Orte, die blos Abends ſtark beſucht wurden. Ich weiß eigentlich noch jetzt nicht recht, wie ſie zu ihrem Namen gekommen ſind, da hier eben auch nichts Anderes als in den Bierhäuſern genoſſen wird und von Kaffee und Thee ſelten, aber von Conſerven, Schokolade und Gefrorenem nie die Rede war. Conditoren gibt es wenig; Lebküchler viele; alle Näſchereien nehmlich, die hier bereitet werden, riechen nach friſchem Honig und getrockneten Feigen, und nehmen mehr oder weniger den Charakter von Lebkuchen an.

Nürnberger Witz, der in der Vorzeit zum Sprichwort wurde, zeichnet noch immer die Einwohner aus; es iſt damit jener Mutterwitz gemeint, der allem Nützlichen förderlich iſt. Es iſt hier ſchon viel erfunden worden, aber noch mehr wurde nachgeahmt. Die Nürnberger haben bereits ſeit vielen Jahren ihre Kettenbrücke und dann hatten ſie Ihre Eiſenbahn, die erſte in Deutſchland.

Fürth, das man jetzt in wenigen Minuten im Dampfwagen erreichen kann, gehört nunmehr gleichſam zu Nürnberg; es iſt die Vorſtadt, wo die Handelsleute wohnen. Hier iſt Alles freundlich; Neubauten entſtehen und werden ſchnell vollendet; gerade Straßen; überall Fabriken; viel Handel.

Juden, die in Nürnberg nicht übernachten dürfen, haben ihren Wohnſitz in Fürth aufgeſchlagen. Aber auch dies giebt beiden Städten eine Eigenthümlichkeit im Aeußern. Eine Stadt ohne Juden hat eine andre Phyſiognomie, als eine andre, deren Einwohner ſtark mit Jenen gemiſcht ſind. Tieck lobt Fürth ſehr, er geht aber als Enthuſiaſt offenbar zu weit. Im Innern von Deutſchland zeichnet dieſe kleine Stadt ſich allerdings durch einen ſtark prononcirten merkantiliſchen Anſtrich aus; was wäre dies aber an der Seeküſte? —

Unvergeßlich wird mir der Eindruck bleiben, den mir mein erſter Eintritt in Nürnberg durch das Veſtnerthor erregte, als ich in die enge Straße hineinrollte, wo eben viele Frachtwagen bepackt wurden. Ich war zum erſten Male hier und doch ſchien mir Alles ſo bekannt! Es war mir wie ein Traum, und erſt nach und nach gelang es mir, die Erklärung dieſes ſonderbaren Gefühls aufzufinden. Ich hatte wirklich Alles ſchon geſehen; im Bilde wohlverſtanden, denn die Bilderbücher, die zerſchnittenen Geduldſpiele, die Landſchaften und Gärten, welche Kinder zum Aufſtellen erhalten, Alles kommt aus Nürnberg — es iſt Nürnberger Spielzeug, was unſer erſtes Glück ausmacht — und dieſes gibt nur die Gegenſtände wieder, wie ſie hier gefunden werden, die Häuſer, Menſchen u. ſ. w.

Wir Alle verleben auf ſolche Weiſe unſere Jugend in Nürnberg, was Wunder alſo, wenn wir uns in reifern Jahren, dort für einige Zeit ſo wohl, wie in der zweiten Heimath befinden?

* * *

Stunden in Weimar.

Ich legte mich Abends im Erbprinzen in's Fenſter, nicht ohne innere Aufregung. Die Servietten des Gaſtwirth's die mit chemiſcher Dinte etwas unleſerlich gezeichnet waren, ſchienen den Namen „Hamlet" zu enthalten, dies verrückte mir vollends den Kopf, denn ich wußte noch nicht, daß der Wirth Hemleb hieß. Ich dachte mir hier Alles äſthetiſch, poetiſch, literariſch. Welche Meinung hatten wir ſonſt von Weimar, und mit welchen Empfindungen betraten wir dieſen ſogenannten klaſſiſchen Boden?

Ob da drüben Göthe wohnt? dachte ich mir. Das große, weiße Haus, hier an dem bewegten

Markte, wo eben Meſſe gehalten wird. Ich ſah Lichter in einem großen Zimmer des erſten Stockes: die Fenſter waren geöffnet; man ſoupirte. Da ſitzt der Patriarch wohl und läßt goldene Worte von den Lippen ſtrömen: Weiſſagungen! weſtöſtliche Roſen!

Am andern Morgen bemerkte ich, daß Niemand anders als der Quincailleriehändler, Herr Predazzi, das Haus bewohnte und ich ſo glücklich geweſen, ſein frugales Souper de Famille zu belauſchen. Und als er gekommen war dieſer Morgen, mit welcher Eile zog ich mich da an, und ſtieg hinunter in die Wirthsſtube und fragte nicht nach dem Theaterzettel oder nach der Weimarer Zeitung oder nach einem Lohnbedienten. Dies Alles wurde mir höflichſt angetragen, aber ich wies es von der Hand, und ſagte nur, daß ich zum Eſſen kommen würde und fragte: um welche Stunde man ſich zu Tiſche ſetze. Dann eilte ich fort, um mich in das Gewühl der Straßen zu ſtürzen.

Allein davon war nichts zu finden, und nicht einmal ordentliche Straßen waren da. Ich hatte mir Weimar ganz anders gedacht; mein Gott! ſagte ich zu mir ſelbſt, wie iſt es möglich, daß eine Stadt, in der unſere größten Geiſter ihr Leben hingebracht und das unſer Dichterfürſt ſeit einem halben Jahrhundert zu ſeinem Wohnſitz erkor, gleich von außen ſich ſo klein-winkelſtädtiſch präſentire? Haben denn die großen Männer in dieſen geſchmackloſen Häuschen gewohnt? ſind ſie auf dieſem elenden Pflaſter einhergeſtolpert? gingen ſie in dieſen Rathskeller, um mit den Philiſtern ein Gläschen zu leeren? waren ſie befreundet mit dieſer traurig öden Umgebung? dieſem Markte der ſächſiſchen Landſtadt, deren eleganteſte Figur der Modehändler iſt, der dort in ſeinem Laden wie in einem Käfig umherſpringt, und mich den Fremden grinzend angrüßt und mir ſeine Waare, indem ich vorbeigehe, anpreist.

Und aus dieſem Winkel kam all' jene vornehme Literatur, die den Stolz eines Theiles der Nation ausmacht? Hier erkennt man wohl, daß der Deutſche aus eigenem Teige geknetet ſeyn muß; Franzoſen und Engländer würden hier kaum vegetiren können. Man vergleiche nicht die Höfe von Florenz und Ferrara mit Weimar; dort war Vieles andere noch; hier war's eben nur die Sonne der Fürſtengunſt, welche die Dichter genoſſen. Und ſie brauchten nichts mehr, die Genügſamen!

Ich ließ mir von Niemanden Göthe's Wohnung zeigen. Ich ſchärfe in ſolchen Fällen immer gern mein Beobachtungsvermögen, und übe mich im Rathen. So durchſtrich ich denn die Gäßchen bis ich an ein Haus gerieth, daß mir wie das Seinige auszuſehen ſchien. Es hatte eine für Weimar breite Façade und hohe Fenſter. Es ſprach ſich darin Vornehmheit, Geſchmack und doch dabei eine gewiſſe großartige Nachläßigkeit aus, die ſich um die Dachrinnen, Steinſtufen vor der Thür und manches andre noch, nicht bekümmert. Es war hier nichts von der kleinſtädtiſchen Pedanterie, bei uns Eleganz genannt, ſichtbar, die ſich an den Wohnhäuſern bedeutender Beamten, oder reicher Banquiers, ſelbſt oft in größern deutſchen Städten zeigt. Der untere Stock ſchien mir von der Herrſchaft nicht bewohnt; die aufgehängten Pferdegeſchirre deuteten auf einige Vorliebe für dieſen Zweig des vornehmen Haushalts. In den obern Zimmern konnte ich von der Straße aus einige Antiken wahrnehmen. Viele von den Fenſtern hatten damals keine Vorhänge.

Ich blieb lange vor dem Hauſe ſtehen und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß dies Göthe's Haus ſeyn müſſe. Es zeichnete ſich von den kleinen Neſtern der Bürger, wie von den neuern Gipsfaçaden, womit man unſere Städtchen zu verſchönern glaubt, auf eine ſo eigenthümliche Weiſe aus, daß mir kein Zweifel bleiben konnte. Ich ſah mir das Haus lange an; ich blickte aufmerkſam nach der Thür; wie hätte ich mich gefreut, wenn er herausgetreten wäre!

Ich kehrte zur anberaumten Stunde in meinen Gaſthof zurück, fragte Niemand ob ich mich in meiner Vermuthung geirrt habe, nahm es als gewiß an, daß Göthe in dem Hauſe wohne, reiste mit dieſer Idee von Weimar fort, und glaube noch jetzt wenigſtens Göthe's Wohnung von außen kennen gelernt zu haben.

Beſucht hab' ich ihn nicht. Ein Freund wollte mich ihm vorſtellen, allein ich lehnte es ab. Von berühmten Männern habe ich nur jene kennen gelernt, denen mich der Zufall in den Weg führte. Bei meiner großen Verehrung und Liebe für Göthe, würde mich ein ſolcher Zufall ſehr beglückt haben; allein ihm vorzugreiſen, konnte ich mich nicht entſchließen.

Im Erbprinzen ſah ich einige Perſonen, die mich intereſſirten. Zuerſt Göthe's Sohn, in vollſter Jugendkraft, ſtark und groß, rothgefärbt, mit ſchwarzen Feueraugen. Wer hätte denken ſollen, daß dieſer Mann, den ich damals ſo vor mir ſah, ſobald ſchon von dieſer Welt abtreten ſollte? Seine Unterhaltung war lebhaft und ungezwungen; er zeigte den Weltmann; wir ſprachen viel über

Italien und dramatiſche Kunſt. Mit ihm war ein kleiner Mann erſchienen, der gern das laute Wort führte, dabei aber Göthe's weltmänniſche Tournure nicht theilte. Es war Eckermann, der viele Jahre hindurch, mit unermüdlichem Fleiße, Alles aufzeichnete, was er in der Geſellſchaft des großen Mannes gehört, und der mir deßhalb ſchon merkwürdig ſcheint, daß Göthe ihn zu ſeinem Leibtrabanten erwählte. Iſt Göthe ein Napoleon des Friedens, d. h. der größte Geiſt in der Literatur, den das Jahrhundert hervorgebracht, ſo kann man Eckermann ſeinen Mameluken Ruſtan mit vollem Rechte nennen, und Niemand, ſelbſt in Weimar, kann ihm dieſen Rang wohl ſtreitig machen. Er war ihm ein treuer Knecht, dem es nur in dieſer Sonne wohl war. —

Zu den Wenigen, die ich näher kennen lernte, zähle ich mit inniger Freude Herrn Peucer, einen Mann, deſſen treffliche Geſinnung und feine Bildung ſich ſogleich beim erſten Abord kund giebt; und ſich mir fortwährend ſeit vielen Jahren bethätigte.

Im Theater fand ich wenig Geſchmack im Aeußern. Der grellrothe Vorhang that meinem Auge weh, und der einzige Logenrang in dem hohen Hauſe ſtörte das Verhältniß. Einige Decorationen waren von Gropius, andre, wie man mir ſagte, in Italien gemalt worden; es war nichts Ausgezeichnetes daran zu ſehen; die Arrangements waren kleinlich.

Die Genügſamkeit und ſtille Zufriedenheit ſächſiſcher Kleinſtädter, ſollte mir hier wieder recht klar werden. Die iſt rein idylliſch!

Einſt erzählte mir ein höher geſtellter Beamter, wie ſehr er jeden Morgen Gott danke, daß er ihm das Glück gewährt habe, in einer ſo ſchönen und gebildeten Stadt wie Dresden wohnen zu können, und ſo ſehr ich auch darüber lächeln muß, ſo bin ich doch überzeugt, daß viele Dresdener, wenn ſie dieſes leſen, mein Lächeln nicht begreifen und mich überhaupt bedauern werden.

Eben ſo hörte ich nach einer ſchlechten Vorſtellung im Weimarer Theater, nicht blos enthuſiaſtiſch ausgedrückte Zufriedenheit, nicht blos eine Entzückung, die nur von ſchlechtem Geſchmacke und Unzulänglichkeit des Urtheils gezeigt haben würde, ſondern die Anpreiſung des Glücks: unter dieſer huldvollen Regierung in Weimar geboren worden zu ſeyn, der man ſo hoch verpflichtet ſey für die herrlichen Kunſtgenüſſe, die ſie den Einwohnern durch ihre mittelmäßige Schauſpieler bereiten laſſe.

Sehr gute Leute in der That! —

Ich war begierig die letzten Ueberreſte des Göthe'ſchen Theaters kennen zu lernen. Man bezeichnete mir als ſolche Graff, Haide, Oels. Haide, der Max und Mortimer aus der Werkſtatt des Dichters neu erhielt, der dieſe poetiſchen Geſtalten in's Leben führen ſollte, ehe noch gute und ſchlechte Schauſpieler ſich daran verſucht hatten, und mit größerm oder minderm Erfolg die Welt darüber in's Klare ſetzten; Haide, ein Liebling Göthe's, der ihn Schiller empfahl, als den Würdigſten, Befähigtſten; Haide erſchien mir als eine der grellſten Karikaturen, die ich noch auf dem deutſchen

Theater geſehen. Selbſt die gutmüthigen Weimarer konnten ein Lächeln nicht unterdrücken.

Oels war ein hübſcher Mann, in deſſen Aeußerem ſchon ſich jene Ruhe abſpiegelte, die man künſtleriſche zu nennen beliebt, und die ein Hauptzug der Göthe'ſchen Schule geweſen ſeyn ſoll, die aber ſtets kalt laſſen wird.

Der älteſte dieſer Männer, in der deutſchen Theaterwelt, ein hochberühmter Name, der erſte Wallenſtein unter den Augen des Dichters, Graff, war trotz aller Gebrechen des Alters, dennoch die größte und intereſſanteſte Erſcheinung in dieſem Kreiſe. In allem was der Mann that und ſprach prägte ſich eine imponirende Würde, eine innere Hoheit aus, und dabei war ſein Ausdruck, ſein Vortrag, ſo wahr, ſo innig, ſo warm, daß man ſich noch lebhaft hingeriſſen fühlte, und ſich wohl denken konnte, was dieſer Künſtler einſt in ſeiner vollen Kraft, unter dem Einfluſſe jener Geſtirne war, die den Anfang ſeiner Laufbahn beſchienen.

Ich ſah ihn unter Anderm in einem Stücke von Kotzebue, wo ein alter Mann, in der letzten Scene ein geheimnißvolles Zimmer ſeines Hauſes betritt, und hier, umgeben von Erinnerungen an ſeine dahingeſchiedene Gattin, in ihrem Andenken ſchwelgt und ſich ganz der Empfindſamkeit weiht. Wie trefflich Graff dieſe Scene gab, vermag ich nicht zu beſchreiben. Der Moment, der mir beim Leſen ſchon ein Lächeln abnöthigte, bei der Aufführung aber ein ganzes Parterre zum lauten Ausbruche der Luſtigkeit hingeriſſen haben würde, machte bei dieſem Künſtler die entgegengeſetzte Wirkung.

Es iſt der Moment, wo der greiſe gefühlvolle Gatte, den alten Lehnſeſſel noch unverrückt an dem Tiſche findet, wo ſeine Frau geſeſſen, und nun mit der innigſten Rührung den Puder erblickt, der ihren Locken entfallen. Graff erhob dieſe Scene zu einer ſtillen Feier der rührendſten Gattenliebe; und kein Auge konnte ſich der Thränen erwehren.

Das war noch die alte gute Schule, wie

ſie Großmann, Schröder, Brockmann übten; dieſe brachte Graff, deſſen glaub' ich überzeugt zu ſeyn, ſchon nach Weimar mit; das hatte er hier nicht erlernt.

Von Frauenzimmern aus jener Glanzperiode des Weimar'ſchen Theaters war nur noch ein berühmter Name, die Jagemann. Sie war aber eben verreist und ich ſah ſie nicht.

Stromeyers Baß, Molke's Tenor waren weit und breit berühmt; ich hörte ſie ohne etwas Beſonderes zu finden, was man nicht auf andern deutſchen Theatern in dieſen Zeiten auch fände.

In einer Parterreloge, im Hintergrunde des Theaters, ſah ich einſt Göthe, den hohen Greis; es war das einzige Mal, daß ich ihn ſah. Ich darf nicht erſt verſichern, daß er meine Aufmerkſamkeit von der Scene ganz und gar abzog. Sein Bild prägte ſich mir tief ein.

Obgleich ich Göthe in ſeinem Hauſe nie beſucht und auch wohl, wenn ich es gethan, außer einer ſehr oberflächlichen Anſchauung nichts gewonnen hätte, ſo waren mir doch durch einige Freunde, die ſeines vertrautern Umgangs genoſſen, viele Particularitäten ſeines Interieur, wie die Franzoſen ſich ausdrücken, und dem unſer „Inneres“ nicht ganz entſpricht, bekannt geworden. Beſonders war Holtei, durch die Bekanntſchaft mit dem Sohne, in das Haus des Vaters gekommen, und hatte dort eine wahrhaft väterliche Aufnahme gefunden. Er erzählte mir Stundenlang von den Tiſchreden des alten Herrn, die oft ſo weiſe ermahnend, ſo heiter belehrend waren und gern mit den Worten: „Nun — Ihr lieben Kinder“ — mit ganz eigener Betonung begonnen wurden. Einige Stellen in Eckermann's Geſprächen vergegenwärtigten mir die liebenswürdigen Mittheilungen Holtei's auf die lebendigſte Weiſe.

Die Kirmeß in Neuwallendorf war mir von Mehren ſehr geprieſen worden, und wir machten uns an einem ſchönen Herbſtnachmittage dahin auf den Weg. Wer dieſe Luſtbarkeiten im ſüdlichen Deutſchland kennt, wird im rauhen Thüringen nicht eben ſehr erbaut davon werden.

In dem, auf einer Höhe gelegenen reinlichen und ziemlich geräumigen Hauſe, was in unſerm Süden bei größerer Luſtigkeit und Feſtlichkeit nicht einmal erfordert wird, waren viele Herren und Damen in Lärm und Tabaksrauch. Man trank bitteres Ilmenauer Bier aus hölzernen Kannen, wie kleine Fäſſer mit Reifen beſchlagen und paffte Richter und Nathuſius dazu, während die Damen Kaffee tranken und Stollen einſtippten. Etwas häuslicher und literariſcher Klatſch dabei, und das war Alles. In der fröſtelnden Abendluft, bei hellem Mondſchein, ging man durch die raſchelnden Blätter, jenſeits des Chauſſeegrabens nach Hauſe. Jeder führte ſeine Dame und brachte ſie bis vor die Thür, wo man unter langen Komplimenten, mit dem Hut in der Hand, Abſchied nahm.

Ein Mann wurde mir hier vorgeſtellt, deſſen Namen mich electriſirte. Es war Vulpius, deſſen

Vater den unſterblichen Rinaldini erfunden hatte. Leider war der Alte ſchon geſtorben! —

Am achtzehnten Oktober ſpringen Raketen von allen Hügeln und Höhen, die um Weimar und Jena ſich ziehen, in die Luft; und als ich am Abend, von Coburg her, meinen Einzug hielt, und anderer Gedanken voll, nicht im Entfernteſten an die Leipziger Schlacht dachte, nahm ich das für Freudenfeuer eigener Art, ja oftmals war es mir, als würden ſie mir zu Ehren abgebrannt, denn ich befand mich in einer mährchenhaften Stimmung, die ſich noch bis tief in die Nacht hinein in meinem Gaſthofe fortſpann.

Weimar iſt jetzt nur noch ein ſchönes deutſches Mährchen; was es war, iſt hingeſchwunden, aber Phantaſten mögen ſich immerhin noch ein halbes Jahrhundert lang an Göthes Reliquien erfreuen und ſeine Pantoffeln betrachten, die ſo ſtehen wie ſie der große Geiſt von den Füßen ſtreifte, als er ſich gen Himmel aufgeſchwungen! —

Unterwelt.

Auf dem Wege von Erlangen nach Bamberg zieht ſich oſtwärts, nahe bei Vorchheim eine Straße, nach unfernen, mäßigen, grünlichen Höhen. Die Gegend, die bei Bamberg ſo romantiſch iſt, flacht ſich hier ſchon ab, der Nürnberger Sandboden beginnt überall ſich bemerkbar zu machen, und nichts verräth die Nähe einer ächten Alpennatur.

Die Hügel werden jedoch bald maleriſcher nach dieſer Seite hin und ein anmuthiger Hintergrund entfaltet ſich vor unſern Blicken. Wir ſind in Streitberg, wo wir Mittag halten wollen. Treffliche Forellen, friſch aus dem klaren Bergwaſſer, werden uns aufgetiſcht. Die ſtattliche Ruine Streitberg und die maleriſchere Neideck ſtreben vor uns in die Höhe. Die erſtere iſt bequem, die letztere beſchwerlicher zu beſteigen. Ein grünendes Thal, das die klare Wiſent munter durchſtrömt, bietet uns einen angenehmen Fußſteg nach Muggendorf, dem Orte, der dieſer ganzen intereſſanten Partie ſeinen Namen gab.

Schon von ferne ſehen wir den hellgrünen ſpitzen Thurm aus den Hecken und Büſchen emporragen; Alles trägt hier bereits den Charakter des Gebirgs. Man ſieht ſich wie durch Zauberei plötzlich aus dem Flachlande in die Alpen verſetzt. Jeder wird von dieſem Eindruck wunderbar ergriffen; der nie Alpen ſah, fühlt ſich angenehm überraſcht, der ſie kennt, ſchwelgt in ſchönen Rückerinnerungen.

Zwar ſind die Höhen nicht im Stande dieſen Zauber hervorzubringen; ſie ſind zu unbedeutend dazu. Aber doch heben ſie ſich ſo hoch, um die Ausſicht nach allen Seiten zu hemmen und einen bewaldeten Keſſel zu bilden, in dem der Markt liegt.

Dieſer beſteht aus jenen reinen, weißen Häuschen, mit grünen Läden und Gallerien, wie man ſie nur in den Hochgebirgen findet; das Wirthshaus iſt ſo geräumig und ländlich elegant; man ſieht es ihm an, daß es zur Aufnahme vieler Reiſenden eingerichtet iſt; und die Menſchen leben doch ſo für ſich in Abgeſchiedenheit, und verſammeln ſich ſo heimiſch vor dem Wirthshauſe, mit ihren kleinen Interreſſen beſchäftigt, unbekümmert um das was draußen vorgeht. Mitten durch den Ort rinnen die klaren Waſſer über loſe Kieſel, und Kühe und Ziegen gehen auf dem Markt ſpazieren, mit einer Zuverſicht, als wüßten ſie, daß ſie einen Theil der wichtigſten Bevölkerung ausmachen. Und Abends, wenn die Sonne die Ebene noch beſcheint, fängt's hier zu frühdunkeln an; von dem grünen Thürmchen erſchallen die hellen Glocken, die hier in der reinen Luft, zwiſchen den ausgehöhlten Hügeln, denn Alles iſt hier voller Höhlen, ſo volltönend erklingen; zwei Männer erſcheinen an beiden Enden des Marktes, mit langen, langen Schalmeyen und blaſen ein Abendlied. Es ſind die Hirten, Hirten des Gebirgs nach der Natur!

Von Muggendorf geht es das Wieſentthal entlang; doch erſt muß man die Höhlen beſehen.

Die Vorhalle bildet die Oswaldhöhle, in die man ganz bequem eintreten kann. Sie iſt hochgewölbt, und ein großer Stein in der Mitte wird für einen Opferaltar aus deutſcher Urzeit gehalten. Man hat hier Gebeine gefunden, einige Menſchengerippe, die nach Erlangen gebracht worden ſind, u. ſ. w.

Aus der Oswaldhöhle rutſcht man durch eine ſchmale Oeffnung in eine tiefer liegende, die bereits ſchöne Stalactiten zeigt und den Enthuſiaſten befriedigt. Mir wog das Vergnügen ſie zu ſehen die Beſchwerlichkeit des Eingangs nicht auf. Eine dicke Dame, die in unſerer Geſellſchaft war, und trotz aller Warnungen, ſich dennoch zur Rutſchpartie bequemte, verurſachte uns große Angſt. Als ſie mit dem Kopfe bereits den Herrlichkeiten der Unterwelt gegenüber war, fingen ihre dicken Füße plötzlich ſtark zu zappeln an, und ſie gab nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie nicht mehr vor noch rückwärts könne. Unſere Bemühungen ſie zurückzuziehen waren fruchtlos, aber je mehr wir zogen, deſto ſtärker vermehrte ſich ihre Unruhe. Endlich ſchlüpfte ſie zu unſerer großen Verwunderung ganz leicht und wohlbehalten aus der Klemme hervor und zankte uns — die wir erbleicht vor Schrecken und um ſie zitternd, ſie umſtanden — noch weidlich aus, daß wir ſie in ihrem Genuſſe geſtört. Sie zappelte nämlich nur vor Wonne als ſie die unvergleichlich ſchönen Tropfſteine hängen ſah. —

Von hier aus begiebt man ſich nach der Roſenmüllerhöhle, die merkwürdigſte von Allen. Ich werde mir nicht die überflüſſige Mühe hier geben, den Eindruck zu beſchreiben, den ſie hervorbringt. Eine auch nicht ſehr lebhafte Phantaſie, ſieht Alles was ſie will, in ſolch einer Höhle. Am beſten iſt ſie mit einer unterirdiſchen gothiſchen Kirche zu vergleichen, und wirklich erſcheint ſie jedem Gotterfüllten, ernſten Gemüthe als eine Kirche des heiligen Grabes. Die Tropfſteinpfeiler und Gewölbe ſind hier von mächtiger Größe und ſchattiren ſich von den hellſten Tinten bis in die dunkelſten; was ihnen aber das wunderbarſte Anſehen verleiht, iſt bekanntlich der fallende Tropfen, der ſtets wie ein lichter Diamant an den Spitzen aller dieſer Zacken und Zierrathen hängt und im Fallen wieder neue Pfeiler bauen hilft, um das Gewölbe zu ſtützen. Wie viel Tropfen fallen müſſen, wie viel Zeit die Pfeiler brauchen, um zur Höhe zu wachſen, wer hat das gezählt oder ermeſſen?

Zu dieſer Höhle gelangte man zu der Zeit als ich ſie ſah, auf einem Steigebaum von vielen Sproſſen. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß unſere alles verfeinernde Zeit und der zunehmende Beſuch in dieſen reiſeluſtigen Tagen auch dieſer etwas unbequemen Einfahrt abgeholfen haben wird.

Nachdem man dieſe Höhlen beſehen, folgt man dem Laufe der Wiſent weiter, in ihrem romantiſchen Thale. Das Flüßchen ſchlängelt ſich durch üppige Wieſen, die von bewaldeten Höhen eingeſchloſſen werden, welche bald näher zuſammen, bald wieder aus einander rücken.

Hin und wieder ſtreben Ruinen, mehr oder minder erhalten, aus den Baumkronen, oder auf ſchroffen kahlen Felsſpitzen empor.

Seht ihr ,dort auf der höchſten Wand den Thurm, die Häuſer? dort müſſen wir hin, es iſt der Markt Gösweinſtein und oben wollen wir unſere Mittagsraſt halten. Der Weg hinauf koſtet uns einige Schweißtropfen, das iſt wahr; allein je höher wir ſteigen — das weiß man ja — deſto belohnender wird die Wanderung.

Gösweinſtein iſt reinlich und gut gebaut und hat eine ſchöne Kirche. Die Ausſicht in das Thal iſt entzückend. Ehe wir wieder hinabſteigen, um uns nach Weiſchenfeld, dem letzten Ziele unſeres Höhlenbeſuchs zu begeben, nehmen wir noch einige andre Merkwürdigkeiten dieſer Gegend in Augenſchein. Es ſind dieſe: das Rieſenthor, das Quackenſchloß und der Adlerſtein.

Das Rieſenthor beſteht aus zwei Felſen, auf denen ein dritter ſo aufliegt, daß er ein Thor bildet. Die Benennung „Rieſenthor“ ſcheint hier nicht ganz paſſend, obgleich es als Stadtthor ſich jedenfalls rieſig genug ausnehmen würde. Das Quackenſchloß iſt eine faſt runde Felſenbildung auf einer kahlen Höhe, wo ein unerſchöpflicher Vorrath von Muſcheln, Schnecken, Ammonshörnern angetroffen wird. Die Benennung kommt davon her, denn Quacken heißen in dieſer Gegend Schnecken. Dieſe Anhäufung von Seeconchylien mitten im Lande vermag nicht mehr großes Verwundern zu erregen, ſeitdem ſich in ganz Mitteldeutſchland, Abdrücke von Urfiſchen und Seeungeheuern in Schiefer vorgefunden haben und es erwieſen iſt, daß die große Ueberſchwemmung „Sündfluth“ genannt, wirklich ſtattgefunden.

Der Adlerſtein ſoll ſeinen Namen von ſeiner Bildung erhalten haben, die jenem Könige der Vögel gleich kommt, nach Andern aber ſollen Steinadler hier horſten. Ich war nicht ſo glücklich dieſe intereſſanten Coloniſten dort anzutreffen, eben ſo wenig konnte ich mit meiner nicht ſehr aufgeregten Phantaſie die Adler-Bildung herausfinden.

Nachdem man dieſes Alles geſehen, ſetzt man ſeinen Marſch nach Weiſchenfeld fort. Das Thal der Wiſent wird nun immer romantiſcher. Burg Rabeneck trotzt ſtolz von ihrem Felſen und dieſe nehmen jetzt kühnere Formen an. Man glaubt ſich von coloſſalen Steingeſichtern umgeben und der Walpurgisnachtstraum wird lebendig um uns.

„Und die langen Felſennaſen
„Wie ſie ſchnarchen, wie ſie blaſen!“

kamen mir nicht aus dem Sinn. Ja, dies ſind Felſennaſen, dies Felſenſtirnen, Felſenaugen, Felſenmähnen, ein phantaſtiſches Rieſenvolk aus Stein! Und dazwiſchen ſtets der grüne Wieſenteppich und die ſilberne Wieſent ſich artig, ohne wildes Geräuſch, nur hie und da ſanft murmelnd, darauf hinſchlängelnd.

Spät am Abend erreichten wir endlich ziemlich ermüdet Weiſchenfeld, das ſich an bequemere, grüne Hügel anlehnt, die das Ende des romantiſchen Reviers, welches wir ſo eben durchzogen haben, bezeichnen. Hier hat das Thal ſeinen Ausgang nach Bayreuth.

Als ich vor zwanzig Jahren zum erſten Male hier übernachtete, hielt Herr Förſter einen guten Gaſthof. Er war ein wohlunterrichteter Mann, der ſeine Gegend und ihre intereſſante Eigenthümlichkeit genau kannte und den Fremden hierüber zu belehren verſtand. In ſeinem Hauſe fand ich eine reiche mineralogiſche Sammlung, die alle Tage wieder vervollſtändigt werden konnte, wenn der Zufluß von Reiſenden, die gern Andenken mitnehmen, ſie ihrer beſten Stücke beraubte. Aber nicht nur belehrend und in dieſer Hinſicht erfreulich war uns der Aufenthalt in Herrn Förſters Hauſe, ſondern auch in anderer. Die Betten waren trefflich, das Eſſen war wohlſchmeckend, alles reinlich und billig. Wir waren ſo befriedigt von der Partie, die wir ſo eben im Mai des Lebens und ſeiner Freude hier beendigt hatten, wie von der Aufnahme in Weiſchenfeld und ſchrieben deßhalb begeiſterte Verſe und klingende Proſa in das Gedenk- und Fremdenbuch, das in dem Hauſe gehalten wurde.

Die Höhle, die unweit vom Orte ſich befindet, war durch eben dieſen Herrn Förſter entdeckt worden, und hatte ſeinen Namen erhalten. Sie war durch ſeine Sorgfalt mit der bequemſten Einfahrt verſehen. Man trat durch eine Thür in einen geebneten Gang, der ſich unmerklich bis zur Tiefe ſenkte. Er hatte die Höhle an den pitoreskeſten Punkten mit Fackeln erleuchten laſſen und wir glaubten uns in eine Feenwelt verſetzt, als wir die Lichter aus der Tiefe heraufſtrahlen ſahen, und nun immer deutlicher ſich die Wunder vor uns entfalteten. Wir gingen überall in den Gewölben umher und erfreueten uns des ſtets wechſelnden Anblick's; nur an einer Seite befand ſich noch ein unerforſchter Abgrund, deſſen furchtbare Tiefe der Donner der hinabrollenden Steine uns verrieth.

— — Nach zehn Jahren beſuchte ich wieder dieſe Gegend. Schon in Streitberg ſprach ich mit meinen Gefährten von den Annehmlichkeiten Weiſchenfelds und der Aufnahme im Förſterſchen Hauſe. Ihre Neugier war gereizt und ſie tröſteten ſich mit dem freundlichen Empfange, den guten Betten, dem ſchmackhaften Eſſen, als wir nach tüchtigem Marſche, bei einbrechender Nacht den Ort erreichten. Es war im Spätherbſte und ſehr dunkel. Ich fand mich nicht mehr zurecht und mußte nach dem Gaſthofe fragen. Man zeigte uns dahin. Das Haus kam mir fremd vor; es war nicht das Zimmer, waren nicht die Möbel. Förſter und ſeine wackere Frau mußten jetzt doch ſchon betagte Leute ſeyn, und Wirth und Wirthin waren hier ein junges Pärchen. Meine Freunde, zum Spotten geneigt, lachten und meinten ich wäre in den Fall ſo mancher Reiſenden gerathen, und hätte ihnen etwas gar ſchön beſchrieben, das ich ſelbſt nie gekannt. Dies forderte mich auf nach Förſter's zu fragen, obgleich eine innere Scheu ſich dagegen ſträubte. Förſter war in traurigen Umſtänden, nach langer Krankheit, geſtorben, ward mir zur Antwort, und ſeine Wittwe konnte die Wirthſchaft nicht mehr fortführen und hatte ihr ganzes Mobiliar den Gläubigern überlaſſen müſſen. Am vorigen Tage war die Verſteigerung geweſen und die jungen Wirthsleute, die erſt vor acht Tagen hieher gezogen waren, hatten ſelbſt mehres dort erſtanden. Man bat uns um Verzeihung noch nicht im Stande zu ſeyn uns gut zu bewirthen und verſprach es für folgende Beſuche beſſer machen zu wollen.

In der That war wenig zu haben und ſelbſt dies Wenige ſchlecht. Da unſere Geſellſchaft zahlreich war, ſo konnten wir nicht einmal Betten erhalten und mußten uns mit Streu begnügen. Meine Gefährten waren darüber um ſo mehr ungehalten, da ſie ſich eben hier eine vorzügliche Unterkunft verſprochen hatten.

Ich merkte nicht ſehr darauf, mein Herz war traurig; ich beſuchte noch am ſpäten Abende die arme Wittwe meines Förſters. Da war ich nun freilich gleich zu Hauſe, wie ich es nur von außen anſah; als ich aber eintrat, war es doch wieder Anders. Wo waren die ſchönen Schränke hingekommen? die alten Bilder? die mächtigen Hirſchgeweihe, die den Namen des Beſitzers verſinnlichten? In der Küche praſſelte kein Feuer; die Mägde liefen nicht hin und her, von der rührigen Hausfrau getrieben; und Förſter, das Käppchen rückend und uns begrüßend, fehlte auch. Alles war ſtill und öde.

Ich trat in's Zimmer, das mir ſo wohlbekannte. Huſtend erhob ſich aus dem finſtern Winkel eine Frauengeſtalt. Ich bat ſie, ein Licht zu bringen und ſagte, daß ich mit ihr von vergangenen Zeiten ſprechen wolle. Sie ſchien nicht befremdet darüber; ſo etwas käme wohl noch zuweilen vor, wenn bekannte Reiſende in Weiſchenfeld übernachteten. Aber Licht hatte ſie nicht im Hauſe und Geld auch nicht. Das Elend war groß. Ich gab ihr ein Geldſtück und das Licht wurde herbeigeſchafft.

Ich ließ mir Alles von ihr erzählen; ſie zeigte mir das Gedenkbuch und ich las die verblichenen Züge, den inbrünſtigen Schwall von Gefühlen, dem ich in hochbeglückter Jugend vor ſo langen Jahren Worte gegeben hatte und auch die Zeilen der Freunde las ich, die damals auf's engſte mit mir verbunden, nun todt, zerſtreut in der Welt, weit weg von Weiſchenfeld waren, während ich hier ſo feurig an ſie dachte.

Ich wollte das Blatt ausreißen und zum Andenken mit mir nehmen, aber ich ließ es dort. Vielleicht komme ich noch einmal hin, als alter Mann, und dann wird dieſer Gruß der Vergangenheit noch wehmüthiger auf mich einwirken. Ich gehe der Wehmuth nie aus dem Wege; ſie macht milder und wirkt beruhigend. Auch den Freunden, die vielleicht einmal wieder hier einkehren, könnte das Blatt ſolchen Troſt der Wehmuth ſpenden.

Ich beſchenkte die Frau reichlich und bat ſie den Kaffee für uns Alle auf den andern Morgen zu bereiten. So frühſtückten wir denn bei ihr.

Am hellen Sonnenlichte nahm ſich das kahle Elend noch trauriger aus. Welche Verwandlung in zehn Jahren!

Meine proſaiſchen Reiſegefährten waren durch das ſchlechte Nachtquartier verſtimmt und ſelbſt die Wunder der Förſterhöhle konnten ihre frohe Laune nicht wieder in's Geleiſe bringen. Auch dieſer Abſtand des Sonſt und Jetzt wirkte nicht eben erheiternd auf mich. Ich dachte jener lieblichen und geiſtreichen Damen, jener muntern, lebensfrohen Krieger, mit denen ich früher einmal hier geweſen; der phantaſtiſchen Scherze, der köſtlichen Witze, der innern ſtrömenden Poeſie!

Mit tief bewegter Bruſt und Trauer in den Mienen fuhr ich von dannen, und erſt als meine Leute dieſes bemerkten, erwachten ſie wieder und gaben es in plumpen Späſſen kund, daß ſie noch lebten. —

◆

Zobten.

Ich kam aus einem nordöſtlichen Winkel von Polen als ich Deutſchland zum erſten Male betrat. Der Eindruck iſt nicht zu beſchreiben. Nachdem man ſich in Schmutz und Sand abwechſelnd viele Wochen gequält und die herrlichen Hotels von Sluchſchizza, Rochloſchizza, Naramis, Wiernſchow u. ſ. w. kennen gelernt hat, und nun endlich bei Kempen die ſchleſiſche Ebene betritt — welch ein Genuß! Der erſte deutſche Gränz-Kretſcham, wie weit er auch von dem Ideal entfernt ſeyn mag, erſcheint uns wie ein hotel des princes, wir ſitzen mit Wolluſt unter den Schnapstrinkern, denn ſie haben reine Hemden an, die Wirthin und ihre Mägde, der Wirth und ſein Hausknecht, Alles iſt ſo menſchlich und — gewaſchen; wir können zu Nacht friſchen Kalbsbraten und getrocknete Zwetſchgen haben, und ſo überdrüſſig uns auch dieſe Zuſammenſtellung für die Folge wird, ſo ergötzlich erſcheint ſie uns hier, wo wir ſie zum erſten Male begrüßen. —

Vor uns lag das Städtchen Oels; einige ſtattliche Gebäude, eine verhältnißmäßige Reinlichkeit und ein deutſcher Gaſthof nahmen uns ſehr zu ſeinen Gunſten ein. Ich mag hier kein Urtheil über Alles dieſes abgeben, es würde gewiß parteiiſch ſeyn. Am fernen Horizonte erblickte ich eine dunkle Wolke, die meine Aufmerkſamkeit erregte. Sie war auffallend dunkel am klaren Abendhimmel und wankte nicht und wich nicht und behielt ſtets dieſelbe Geſtalt.

Mein Begleiter lachte und ſagte die vermeintliche Wolke ſey der Zobtenberg, den das Rieſengebirge ſo weit als möglich, als Vedette, in die Ebene vorgeſchoben habe, und der daher im ganzen

Lande ſichtbar ſey, wenn noch von ſeinen viel höhern Kameraden nicht das Geringſte verlaute.

Ich machte Augen! Es war der erſte Berg, den ich in natura zu ſehen bekam, denn der alte Galtgarb, den wir Oſtpreußen zwar Berg tituliren, und der mir heiliger Erinnerungen wegen, auch ſtets heilig bleiben wird, kann eigentlich doch nicht zu den Bergen gezählt werden. Ich freute mich als wir uns am andern Morgen aufmachten und dem Zobten immer näher kamen; meine Sehnſucht ihn zu beſteigen wuchs; nach und nach wurden uns ſeine Umriſſe deutlicher, wir bemerkten, daß er mit Wald bewachſen ſey, wir konnten ſeine Schluchten und Klüfte ſehen; es war ein ganz reſpectabler Kegel.

Endlich kamen wir nach Breslau und hier hatte ich zum erſten Male den Genuß, die ganze Kette des Rieſengebirgs zu begrüßen. Sie dämmerte im fernen Nebel und war lockend genug; aber einladender war mir ſtets der Zobten, der ſo nah ſtand, und ſo neugierig als ein Berg nur ſeyn kann, in Breslau's Straßen hineinſchaute. Es ſchien als ob Rübezahl ſich dieſe Warte zu dem Behufe gebaut, um in Allem was in Breslau geſchah, ſogleich ſeine Naſe haben zu können.

Mit einem lieben Freunde machte ich mich dann auch bald auf den Weg. In Schleſien iſt's zu Anfange Mai's ein gar liebes Reiſen. Alles in Blüthe und das ganze Land iſt ein Garten. Wenn nur das viele Branntweintrinken nicht wäre! Es mag ſeyn, daß das feuchte Klima Niederſchleſiens und die rauhen Winde, denen es von Norden und Oſten ſtets ausgeſetzt iſt, der Mangel an Wein und ſchlechtes Bier, den Genuß des Spiritus auf gewiſſe Weiſe wohl entſchuldigen können, aber beſſer wär's immer, wenn andre Verhältniſſe ihn entbehrlich machten. Nichts macht ein Volk dümmer und entnervter als der Fuſel. —

Der Weg zieht ſich vom Schweidnitzer Thor in Breslau beſtändig hinan, und ſo gelangt man nach und nach immer höher und höher, ohne es zu merken. Wir waren ſchon recht hoch, und es dunkelte bereits ſtark, als wir das kleine Zobten, am Fuße des Berges erreichten. Es iſt nur unanſehnlich und ein Bergſtädtchen im eigentlichen Sinne des Worts. Die Straßen ſind hügelig, Bächlein rinnen darin über Kies und Geſtein, und die Häuſer liegen da klein, reinlich und maleriſch unordentlich.

Wir ſetzten uns zum Kaufmann Ferrari in's traute Stübchen und verlangten ein Glas herben Ungar; dies war das Vernünftigſte was man in unſerer Lage thun, und das Erquicklichſte was uns Zobten, das Bergſtädtchen, bieten konnte.

Welch ein einſames Leben in ſolch einem Orte; welche Entbehrungen für einen Mann von Welt und Erziehung; und doch war einer unſerer erſten Romanciers, ein Schriftſteller mit Walter Scott verwandt und doch keiner von ſeinen Nachahmern, dazu verdammt, hier einen großen Theil ſeines Lebens zuzubringen. Ich muß hier meinen Leſern dies wehmüthige Bild vergegenwärtigen, man ſieht daraus deutlich, was es um den Ruhm in Deutſchland für ein köſtliches Ding ist. —

Ich war bald nach der Kriegszeit nach Breslau gekommen und befand mich eines Abends im Theater, als einer meiner Freunde mich auf einen kleinen, unterſetzten Mann aufmerkſam machte, der unweit von mir im Parterre ſtand, den Stock auf dem Rücken haltend, und mit emporgerecktem Halſe einem Stücke zuſchauend, das ſchon mehr als einmal das Gelächter des Publikums und meine ſchlechten Witze herausgefordert hatte, obgleich es doch zur ernſten Gattung zu gehören ſchien. Ich ſage zu gehören ſchien, denn die eigentliche Tendenz des Verfaſſers konnte man nicht herausfinden. Es hieß die böhmiſchen Amazonen, und der Stoff war aus der Zeit des Aufſtandes der Mägde der Königin Libuſſa genommen. Allein das Ganze war nicht großartig aufgefaßt, ſondern der Dichter hatte nur eine Episode gewählt. Zwei Ritter verirrten ſich im Walde und kamen in das Gehege der wilden Vlaſta, wo ſie elendiglich umkommen ſollten, aber dadurch gerettet wurden, daß die blutdürſtigen Männerfeindinnen ſich ſämmtlich verliebten. Das Stück hätte ironiſch aufgefaßt, Glück machen müſſen und nur in der Behandlung lag es, daß ernſte Stellen belacht werden konnten und das Ganze langweilig befunden wurde und keinen rechten Eindruck machen wollte.

Ich war durch die Bewegung der Umſtehenden im Zwiſchenacte dicht zu jenem aufmerkſamen Zuſchauer gedrängt worden, und ließ eben meiner ſatyriſchen Ader freien Lauf, als mein Freund mich am Ermel zupfte und mir in's Ohr raunte, der Nebenſtehende ſey der Verfaſſer des Stücks und ich möchte meine Sarcasmen menagiren.

Ich betrachtete mir jetzt den Mann etwas aufmerkſamer. Schall hatte mir von ihm geſprochen und ihn als talentvoll bezeichnet. Als Schriftſteller hatte er übrigens noch keinen Namen. In Breslau war von ihm ein Gelegenheitsſtück „der 18. Oktober“ gegeben worden, das beſonders durch einige eingeſtreute komiſche Scenen, die von Localintereſſe waren, ein bedeutendes Glück gemacht; hierauf war von ihm auch ein großes Spektakeldrama „die Heilung der Eroberungsſucht“ aufgeführt worden, dem gleichfalls die kurz vorübergeſchwundene Erſcheinung des großen Eroberers ein beſonderes Intereſſe verleihen konnte. Der kühne Zuſchnitt dieſes Stücks, worin uns in beſondern Tableaux, Träume verſinnlicht wurden, war übrigens allerdings geeignet von dem Talente des Verfaſſers eine bedeutende Meinung zu erlangen. Sein drittes Produkt, womit er Breslau's Repertoir bereicherte, war endlich dieſes Schauſpiel von den böhmiſchen Amazonen, das aber nicht den Ruhm der beiden vorhergegangenen Werke erreichte, und keine Gnade vor dem Publikum fand.

Der Verfaſſer, der jetzt durch mein Stillſchweigen, das nöthige Feld gewann, ſich zu äußern, ſpürte — wie das ſo oft der Fall iſt — zum Glücke nichts von dem fiasco, ſondern war ſehr erfreut über das Spiel der Künſtler und ſchien die Sache ſo zu nehmen, als wenn ſie ihm ganz allein die Komödie vorſpielten. Wir hüteten uns zu wiederſprechen und störten ſeinen Himmel nicht.

Van der Velde, dies war der Mann, mochte damals im Anfange der Dreißiger ſtehen, und lebte in Breslau als Beamter beim Kriminalgerichte. Seine Luſt am Theater, und die Stücke, die er für daſſelbe verfaßt hatte, wurden ihm jedoch von ſeinen Vorgeſetzten ſehr übel genommen und ihm nicht undeutlich zu verſtehen gegeben, daß ein ernſter Kriminalrichter, der in hochnothpeinlichen Fällen über Kopf und Kragen ſeiner Mitmenſchen abzuſprechen habe, ſich nicht mit dergleichen Allotria abgeben dürfe. Die betrübte Folge für ihn war, daß er übergangen wurde, ſo oft die Maſchine ihn hätte fortſchieben können, und daß er endlich ernſtlich daran denken mußte, ſich ein andres Feld zu ſuchen, um ſich und ſeine zahlreiche Familie aus dem Drucke dieſer Exiſtenz zu befreien.

In tiefen Sorgen und Gedanken war der arme van der Velde, als ich ihn, nach jenem Theaterabende, näher kennen lernte. Schall, unſer väterlicher Freund, wurde auch von ihm zu Rath gezogen und ſollte Mittel und Wege angeben. „Sie haben, viel Talent,“ ſprach Schall, „inſonders im Geſtalten und im Schildern, legen Sie ſich auf die Erzählung.“

Und er gab ihm Stoffe an, nannte ihm die Quellen dazu, und ging ihm treu zur Hand; wie er es ſo liebevoll in damaliger Zeit vielen Beginnenden gethan, die ſich ihm vertrauenvoll naheten. Und deren waren nicht Wenige; Schriftſteller, Muſiker, Maler und Schauſpieler!

Ich erinnere mich nicht ohne Rührung der Stunden, wo van der Velde,

„die Bruſt von tauſend Welten trächtig“

an Schall's Bücher-Repoſitorien umherhuſchte und ſich nach Mitteln umſah, ſeine Stoffe mit Fleiſch und Leben zu bekleiden; wie er oft nur das damals noch ziemlich unvergriffene Converſationslexicon mit

Heißgier befragte und nach dieſer magern Quelle mit ſeiner lebendigen Phantaſie die erſten hiſtoriſchen Genrebilder für Deutſchland ſchuf, und ſie ſo kräftig auszumalen verſtand, daß ſie elektriſch wirkten. Wer dies penible Streben, zwiſchen Armuth und Trieb zu ſchaffen, beobachtete und die angenehmen Werke damit vergleicht, die daraus entſtanden, kann nicht umhin als dem Schöpfer derſelben ein großes Talent zuzuerkennen.

Die Abendzeitung die damals ihren erſten Flug nahm, war für van der Velde ein willkommener Fund ſeine Arbeiten niederzulegen, und ſo wie dieſen die Zeitung ihren ſpätern Flor, ſo verdankte der Dichter dem Leſer-Kreiſe, den die Zeitung ſich als geborene Dresdnerin ſogleich bei dem dortigen leſeluſtigen Publicum gewonnen hatte, ſeine ſchnelle Bekanntwerdung. Es war eine glückliche Conſtellation. Eines trug und hob das Andere wechſelſeitig, und Beide konnten von Glück ſagen, ſich ſogleich gefunden zu haben.

Der Beifall, der dem Schriftſteller van der

Velde zu Theil wurde, beſſerte indeß wenig an ſeinen äußern Verhältniſſen; der Ehrenſold, wie man damals das Wenige zu benennen anfing, was man von Zeitſchriften und Buchhändlern erhielt, reichte nicht hin des Dichters Lage beſſer zu geſtalten, und ſeine neuerlichen Beſtrebungen waren eben ſo wenig geeignet, ſeine ihm vorgeſetzten Perüken beſſer für ihn zu ſtimmen. Er ſah ſich genöthigt, ſeinen Abſchied zu fordern, und fand es endlich am Angemeſſenſten die Stelle eines Stadtrichters in Zobten anzunehmen, wohin er ſich dann mit ſeiner ganzen Anwartſchaft an deutſchen Ruhm, mit ſeiner vollen Phantaſie und ſeiner zahlreichen Familie, hoffend und getroſten Muthes begab.

Hier lebte nun der Dichter im Angeſichte des alten, bewaldeten Berges, umgeben von den gebrechlichen Häuſern, auf vulcaniſchem Boden, denn der Zobten iſt nach allen Anzeichen, ein erloſchener Vulcan und hat auch ſchon in der Geſtaltung Aehnlichkeit mit dem zweigipfligen Veſuv, ein Leben der Entbehrung und freiwilligen Entſagung, während er die Leſer der Abendzeitung fortwährend entzückte und der Arnold'ſchen Buchhandlung bedeutendes Geld eintrug. Hier lebte der arme van der Velde, und war überglücklich, konnte er bei Ferrari ein Gläschen herben Ungars trinken, während am Rhein und am Belt, auf Villen und in Salons, ſeine neueſten Erzählungen mit Gier verſchlungen wurden; während ſein Name den Erſten und Beſten beigezählt wurde, hatte er nichts davon, nicht einmal die Bewunderung des Kuhhirten oder ſonſtigen Mitbürgers, der in ihm den Stadtrichter ehrte, ohne den Schriftſteller in ihm zu ahnen.

Iſt es nicht rührend, zu denken, daß kein neuerer Dichter, ſelbſt Spindler nicht einmal, ſolche Anerkennung fand, als van der Velde, ſo allgemein geleſen wurde als er, obgleich er doch in ſo hohem Grade edler iſt als Clauren, und daß er ſelbſt nichts davon genoß, als den falben Wiederſchein in einem Briefe, den ihm etwa der Redacteur der Abendzeitung ſchrieb, wenn er ihm am Schluſſe des Semeſters die

Abrechnung nebſt den paar Thalern Verdienſtes ſandte.

Ich ſah den todtkranken Walter Scott auf ſeiner Rückkehr von Neapel durch Deutſchland reiſen. Er hinkte, auf ſeinen Führer geſtützt, durch die Arcaden im Münchner Hofgarten und man drängte ſich hinzu, als man erfahren hatte, wer der hinkende Greis ſey. Aber van der Velde hätte zur Zeit ſeiner größten Thätigkeit eine andre Aufmerkſamkeit erregt; eine Reiſe, die er durch Deutſchland unternommen hätte, wäre für ihn zum Triumphzuge geworden. Er aber zog es vor in Zobten umherzuſtolpern und ſich in den Freiſtunden, die ihm ſein Beruf ließ, für die Abendzeitung abzumühen. Dieſe hatte ihn freilich in's Publicum eingeführt, wie ſie ſich brüſtend behaupten konnte, und die Arnold'ſche Buchhandlung beginnt noch zehn Jahre nach ſeinem Tode die Anzeige ſeiner Schriften mit den Worten: „Anzeige für Gebildete."

Der arme berühmte Mann ſtarb traurig wie er gelebt, in den beſten Jahren, als er eben ſeine Alltagsſuppe aus der Terrine auf den Teller ſchöpfen wollte, rührte ihn der Schlag; er quälte ſich dann noch eine kurze Zeit und ſchloß die Augen. Zobten bewahrt ſein Grab.

Van der Velde's Ruhm hat ihn nicht lange überlebt; die jetzige Generation fragt nur noch ſelten nach ſeinen Werken. In der minutiöſen Art zu ſchildern und auszumalen, trifft er auf merkwürdige Weiſe mit Scott überein, den er — da er zu ſchreiben anfing — nicht kannte. Aber Scott ſchildert was ihn umgiebt und was er in Saft und Blut in ſich aufgenommen; bei van der Velde iſt es eine mühſam zuſammengetragene Moſaik die er aus eigenen Mitteln, oft unrichtig und mangelhaft ergänzt, wo ihm Nachweiſungen fehlten. Hätte van der Velde ſein Schleſien ſo ſchildern mögen, wie Scott ſein Vaterland, ſo hätten wir Werke, wenn auch nicht von allgemein anſprechendem Intereſſe, aber doch von größerm innern Werthe erhalten.

Zobten und Hof — Titan und die Entdeckung von Amerika! So lebten, ſo ſchufen Deutſche Genies! —

Wenn man auf den Zobten will, ſo muß man ſich um drei Uhr auf den Weg machen. Der Führer mit der Laterne voraus, die Reiſenden hinterdrein, ſo geht es gemächlich zwiſchen den Gärten des Städtchens hin, über Wieſenabhänge, bis zum Walde, der gar bald ſeine kühlen Zweige den Wandernden entgegenſtreckt.

Von einer Alpentour iſt hier nicht die Rede. Nirgend betritt der Fuß den kahlen Felſen; nirgend führt der Weg zu ſchwindelnden Abgründen, ſondern allmählig, auf Wieſengrund, oder im Walde auf Nadeln, die von den Bäumen herabfielen, ſteigt man zum Gipfel empor. Es iſt eine der bequemſten Bergſteigen, die ich je gemacht habe, aber die Ausſicht, die man von dem faſt dreitauſend Fuß hohen Gipfel hat, iſt deßhalb nicht minder ſchön und lohnend.

Oben auf dem Gipfel iſt eine kleine Kapelle erbaut, die in einem ziemlich verwüſteten Zuſtande war, als ich den Zobten beſtiegen hatte, aber bei plötzlich eintretendem Unwetter doch ein Obdach zu gewähren im Stande iſt.

Hier oben hätte man Blücher begraben und einem alten Invaliden, ſo lange es deren noch mit dem eiſernen Kreutze von 1813 giebt, die Hut des modernen Hühnengrabes anvertrauen ſollen. Jetzt ruht der alte Vorwärts bei Kriblowitz an der Landſtraße. Die Idee, ſein Grabmal auf dem Zobten zu errichten, erſchien mir der Größe ſeiner Erſcheinung und der Bedeutung in der Zeitgeſchichte angemeſſener.

Wie von allen Vorpoſtenbergen, ſo auch von dieſem iſt die Ausſicht in die ſchleſiſche Ebene reich und intereſſant. Nach Südweſt hat man die Verzweigungen des Rieſengebirges bis nach Böhmen hinein — und die Felſen der Grafſchaft Glatz, die in jenem Augenblicke mir ein neidiſcher Nebel entzog, ſind ſo nahe, daß man glaubt ſie mit den Händen greifen zu können.

Man lehrte mich hier eine eigene Art von Genuß, den ich ſpäter bei Bergbeſteigungen öfter anzuwenden Gelegenheit hatte. Ich gebe das Recept zum Frommen der Reiſenden, die es noch nicht kennen ſollten. Man bücke ſich und ſchaue durch ſeine eigenen Beine die Gegend an; dieſer optiſche Kunſtgriff erhöht den Reiz des Geſchauten bedeutend.

Nachdem wir der aufgehenden Sonne unſern freudigen Gruß dargebracht hatten, machten wir uns wieder auf den Weg und waren zu Mittag im Städtchen.

Der Abſtecher nach Zobten iſt von Breslau leicht zu machen und es wird ſicher Niemand reuen ihn gemacht zu haben.

Haidebilder.

— — Ein weit gedehntes Sandgebiet, gar ſpärlich
Mit braunem Haidekraut und dunkelm Mooſe
Und mit Wachholderſträuchen nur bewachſen;
Die Menſchen dort, ein eigenthümlich Volk:
Von breiter Mundart und von plumpen Sitten,
Weit liegen ihre Hütten auseinander,
Nicht Dörfer und nicht Weiler ſieht man hier —
Und doch iſt — glaubt es mir — der öde Strich
Zur Schwärmerei gemacht.“

Gadſalünab II. Thl.

Wenn man Hannover hinter ſich hat, nimmt Deutſchland einen eigenen Charakter an.

Der ſchwarze, weiche moorartige Boden iſt mit einer mehr oder minder dicken Schichte weißen

Flugſandes überdeckt, welches ihm einen traurigen öden Anſchein gibt und nah und fern fangen die weiten Haideflächen an, ſich auszudehnen, die nichts hervorbringen, als gutes Futter für Schaafe, die unter dem Namen der Haidſchnucken im ganzen Norden unſeres Vaterlandes eine armſelige Berühmtheit erlangt haben. Die eigentliche Haide beginnt erſt bei Celle.

Ich reiste zu verſchiedenen Malen durch dieſe alte Stadt, die mehr als 10,000 Einwohner hat. Die Wälle ſind ſchöne Spaziergänge, und es ſoll hier ein angenehmerer Ton als in Hannover herrſchen. In dem Schloſſe von Celle verlebte eine unglückliche Königin, Caroline Mathilde von Dänemark, traurig ihre Tage. Ihr Denkmal von Oeſer ſteht im Schloßgarten. Von hier aus ſchrieb ſie die rührenden Briefe an ihren Bruder, den König von England. Welchen Antheil dieſes königliche Unglück zu ſeiner Zeit erregte, mag daraus einleuchten, daß man in Kopenhagen dieſe Briefe auswendig lernte und mit Thränen dabei der

Königin gedachte. Meine Mutter, aus Kopenhagen gebürtig, erzählte mir gar oft von jenen Begebenheiten, deren Augenzeuge ſie geweſen war, und unterließ dann nie, eines jener Schreiben aus dem Gedächtniſſe beizufügen, das mit den Worten anfing: „Mein königlicher Bruder!“ und in dem ſich ſo viel Demuth und Entſagung, als moraliſche Erhebung und Gottvertrauen verkündeten. Brand und Struenſee waren hingegen von den Dänen gehaßt und die Fleiſcher in Kopenhagen machten rohe Witze, als die geviertheilten Körper der beiden Staatsmänner auf Pfählen zur Schau geſtellt wurden und Brand's Fleiſch ſich ſchwarz und vertrocknet darſtellte, während Struenſee's Ueberreſte zart und fett waren. Welche Barbarei! Und nur erſt fünfzig Jahre ſind ſeitdem vorüber! —

Ich fuhr mit einem Kutſcher aus Weimar, der den Weg nicht wußte. Auch ich befand mich damals zum erſten Mal in dieſer Gegend. Statt von Celle aus den geraden Weg auf der Poſtſtraße nach Haarburg zu wählen, geriethen wir öſtlich, mitten durch die Haide, nach Winſen, eine Straße, die ſeit der Franzoſenzeit nicht mehr befahren wurde.

Sehr bald war es mir aufgefallen, die tiefen Furchen, die eine befahrene Straße bezeichneten, mit Sand überweht und Gras bewachſen zu finden, dabei war die Gegend ſo öde, weit und breit kein Dach zu ſehen. Das Land war hügelig, mit kurzem, bräunlichem Graſe, dem Haidekraute, bedeckt, und hatte das Anſehen einer Hochalpe, nur war es kein ſaftiges Grün und auch die Sennhütten fehlten, ſo wie die ganze übrige Staffage.

Würde dieſe Straße bereist, ſo müßten ſich doch von Zeit zu Zeit Wirthshäuſer zeigen, dies machte ſich uns bemerklich und wir hatten bald die traurige Gewißheit, uns in der Haide verirrt zu haben. Aber Niemand war da, um uns zurecht zu weiſen. So fuhren wir vom frühen Morgen bis zum Mittag, und nichts Tröſtliches wollte uns aufſtoßen. Die Karte zeigte in der

Richtung, die wir eingeſchlagen, den Namen „Schaafſtall," und ſo uneinladend auch dieſer Name klang, ſo ſehnten wir uns doch darnach, die Bekanntſchaft des Orts zu machen.

Endlich erblickten wir hinter einem Hügel einige Bäume; wir athmen froh; es iſt eine Oaſe; ein Quell wird dort ſprudeln und wir werden wenigſtens Ruhe und Erquickung finden. Im Näherkommen bemerken wir ein niedriges einſames Haus, das ſich beſcheiden hinter den Bäumen verbirgt.

Kein lebendes Weſen in ſeiner Umgebung ſcheint anzudeuten, daß dieſes Haus bewohnt. Wir klopfen an die Thür — laut — lauter — endlich wird geöffnet. Ein altes ſchmutziges Weib erſcheint und wir treten in das große, einzige Gemach, das den untern Theil des Hauſes einnimmt. Die Wände ſind einmal weiß geweſen, jetzt erkennt man die Farbe nur noch ſtellenweiſe; ein paar gebrechliche Bänke und ein langer Tiſch ſind die einzigen Möbel; auf dem Tiſche ſitzen ein paar ſchmutzige, faſt nackte, ſchreiende Kinder. Wir fragen, ob dies ein Wirthshaus und erhalten bejahende Antwort; wie wir nun aber Erfriſchung für uns und die Pferde verlangen, ſagt man uns, daß man darauf nicht eingerichtet ſey, weil Reiſende hier nie des Weges ziehen. Dabei ſieht uns das Weib mit verdächtigen Blicken an, und ſcheint zu wünſchen, daß wir ſo bald als möglich ihr Haus verlaſſen möchten.

„Labmaſſna ſey nicht weit," ruft ſie immerfort, und da würden wir gewiß beſſer unſre Rechnung finden als hier in Schaafſtall.

Was war zu machen! Hungrig und ermüdet, wie wir waren, wollten wir uns ſchon verſtehen, nach „Labmaſſna" aufzubrechen, und erkundigten uns eben nach dem Wege, als ein rettender Engel uns erſchien.

Es trat ein Mann in das Haus, deſſen alter, blauer Ueberrock und abgetragene Tuchkappe uns in dieſer Oede, wie ein ganz beſonderes Zeichen der Civiliſation und feinen Sitten erſchien.

Wir irrten uns nicht. Der Mann zeigte ein feines Geſicht und ſprach ein gutes hannöverſches Deutſch, das ſüß in unſere Ohren klang, die ſeit vielen Stunden, außer dem Haidenpatois, das wir kaum verſtanden, keinen menſchlichen Laut vernommen hatten.

Er ſchlug die Hände vor Verwunderung zuſammen, als er den Reiſewagen erblickte, denn ſeit dem Jahre 12 war man hier nicht mehr gewohnt, dergleichen Maſchinen zu ſehen. Es war der Hauptmann v. L., den wir bei dieſer Gelegenheit kennen lernten, der in der Haide ein weitläuftiges Gut bewohnte und uns verſicherte, daß das Leben keineswegs ſo abſchreckend ſey, als es ausſehe, und daß es auch durchaus nicht an Verkehr gebreche.

Er forderte von dem Weibe Brod und Branntwein, und als ſie es mit einem ſchnellen Blicke auf uns herbeibrachte, da nahmen wir uns die Freiheit, uns auch daran — ſo ſchlecht es war, zu ſtärken.

Der Branntwein war nehmlich nicht entfuſelt und das Brod beſtand aus einer Miſchung, worin Haidekorn die erſte Stimme hatte; es war weich und feucht, wie roher Teig und hatte einen bittern, dumpfigen Geſchmack. Herr v. L. hatte die Güte, uns auf die Straße zu führen, die uns em Kürzeſten nach Laubmühlen — denn dies war das Labmallna des Haideweibes — geleiten würde. Dort, meinte er jedoch, dürften wir auch auf keine ſehr tröſtliche Aufnahme rechnen, aber für den Abend konnte er uns in Wolſſoda, oder Wolſſo im Munde der Bewohner, ein deſto herrlicheres Nachtquartier verſprechen.

Wir verließen den freundlichen Mann unter Aeußerungen des lebhafteſten Dankes.

Bald waren wir wieder auf der Irrfahrt. Die Haide nahm immer mehr den Charakter eines unbekannten Meeres für uns an. Die Hügel ſahen wie Wellen aus und nichts war ſichtbar als ſolche Wellenhügel und Himmel.

Um zu erforſchen, ob wir die Hoffnung

Laubmühlen zu erreichen, nicht aufgeben dürften, legten wir manchmal eine bedeutende Strecke haſtig zurück, um einen fernen am Horizonte auftauchenden Hirten zu fragen, der ſehr unarkadiſch daſaß, während ſeine graue, unanſehnliche Lämmerheerde um ihn weidete.

Endlich am ſpäten Nachmittag, als ſich die Sonne zum Untergange neigte, und ein heftiger Sturm über das weite Feld daher zu toſen begann, ſahen wir ein Haus vor uns, das wir bald zu erreichen hoffen durften. Allein gleich wie auf der See, ſo täuſchten auch hier die Entfernungen, und unſern müden Pferden blies noch dazu der Sturm entgegen, was unſerer Schnelligkeit nicht eben förderlich war. Nach einer halben Stunde erſt hielten wir vor dem Hauſe, deſſen Namen ich nicht herausbekommen konnte, denn Laubmühlen hieß es nicht.

Es hatte ein Stockwerk und war auf holländiſche Art von Ziegeln erbaut, deren Zwiſchenräume mit Kalk beworfen waren, welches ihnen ein zwar buntes, aber freundliches Ausſehen verleiht. Auf den Mauern ruhte ein hohes Strohdach, reichlich mit Moos bewachſen; ein herrlicher Fund für jeden Landſchaftsmaler. Hier ſchien Wohlſtand zu herrſchen. Die Mitte des Hauſes nahm die Küche und Familienhalle ein, welches nehmlich ein und derſelbe Raum war. Ein unförmlich großer Heerd befand ſich unter einer Oeffnung im Dache, die des Windes wegen den Rauch nicht herauslaſſen konnte, weßhalb er die Küche erfüllte und durch die Thür ſich Bahn zu machen ſuchte. Fenſter waren nicht da. An dieſen Raum ſtieß, nur durch eine ein paar Fuß hohe Bretterwand geſchieden, der Kuhſtall, wo Kühe und Ochſen, einander gegenüber ſtehend, eine Gaſſe bildend und käuend und muhend, mit großen Augen die Fremden anſtarrten, die hindurchgingen. Den Hintertheil nahm der Schaafſtall ein, und ſeitwärts von außen war ein kleiner Behälter angebaut, deſſen glückliche Bewohner ſich durch unverſtelltes Grunzen zu erkennen gaben.

Bis auf den Letzten waren die Ställe von der Küche nicht geſchieden, und die hier Beſindlichen ſchwelgten in der mit animaliſchen Partikeln überſättigten Atmoſphäre, wonach hektiſche Engländerinnen ſo geizen. In dem Augenblicke, da wir dieſe Haidewohnung mit unſerem Beſuche beehrten, machte der niedergeſchlagene Rauch, im Vereine mit den Stallausdünſtungen, einen ſo unangenehmen Effect, daß wir Hunger und Ermüdung vergaßen, und uns wieder in's Freie ſehnten.

Die Wirthin, die am Heerde ſaß, hatte ſeinen Tact genug, unſer Gefühl zu errathen; ſie ſprang auf und öffnete uns ein Seitencabinet, das ein Fenſter hatte und ſich gleich neben der Hausthür befand. Hier war ein Wohlſtand ſichtbar, den uns ſchon früher die Küche verrathen hatte. Ein Bett, ein Spiegel, einige Zinnteller, zwei Stühle und ein Tiſch! Mein Gott! was iſt es doch um unſere Bedürfniſſe? Wo beginnt der Luxus und wo hört er auf? Offenbar war hier Comfort und Bequemlichkeit, im Vergleiche mit

Schaafſtall, wo wir Branntwein und Brod genoſſen hatten. Auf unſere Frage, ob wir etwas zu eſſen erhalten könnten, wurde uns mit Ja erwidert. Dies machte den hellſten Eindruck auf uns. „Hier wird die Haide ſchon menſchlich!“ konnten wir uns nicht enthalten, einander zuzurufen, und wünſchten uns Glück dazu.

Die Wirthin deckte ein Tuch, ſo grob und grau, als wär' es aus Asbeſt gewebt, über den Tiſch, und ſetzte die Zinnteller nebſt eiſernen Meſſern und Gabeln darauf. Dann brachte ſie Brod, das dem im Schaafſtall genoſſenen nicht nachſtand, und ſetzte eine Wurſt und Schaafkäſe dazu. Branntwein war auch zu haben, andre künſtliche Getränke nicht. Das Waſſer war indeß ziemlich und konnte uns ſchadlos halten.

Wurſt und Käſe ſind gute Speiſen, beſonders wenn man durch Hunger und Bewegung den Magen zu ihrer Aufnahme tüchtig vorbereitet hat. Allein Wurſt und Käſe können auch ſehr ſchlechte Speiſen ſeyn und jeden Magen, wenn er auch der hungrigſte und gefälligſte iſt, in große Verlegenheit bringen.

Dieſer Käſe war ein gelblich weißes Etwas, das die Mitte zwiſchen Gummi elaſticum und Handſchuhleder hielt, dabei ungeſalzen und von ſehr übelm, wenn gleich mattem Geruch: eine Eigenſchaft, die nur ganz gemeine und verwerfliche Käſeſorten auszeichnen, da der feine Käſe ſich wie ein vornehmer Mann, der nach nichts fragt, deutlich prononcirt, und ſo viel Geſtank als möglich verbreitet.

Die Wurſt beſtand aus Blut und Heidekorn, eine Miſchung, vor der ein Teufel zurückſchrecken müßte. Wir fanden ſie ſo unſchmackhaft und eckelhaft, daß wir ſelbſt den Lederkäſe vorzogen, und es verſuchten, einige kleine Mundvoll davon hinunter zu würgen.

Nach kurzer Raſt brachen wir wieder auf. Selbſt der Hund des Kutſchers, der die Reſte des Mahles verſchlang, zeigte Symptome von Vergiftung. Nach dieſem Karavanſerei fanden wir bis zur einbrechenden Nacht weder Menſchenwohnung noch Abenteuer. Ein dichter Nebelflor umzog die Haide und wir fuhren wie Schiffer ohne Kompaß auf gutes Glück weiter. Des Weimar'ſchen Kutſchers Geduld fing an zu reißen und entlud ſich in fluchähnliches Krachen. Plötzlich ſehen wir einige Lichter aus dem Nebel herausbrechen. War dies aber wohl im Stande, unſern Unmuth zu beſiegen? Was war hier zu hoffen, und welches Nachtquartier ſtand uns wohl hier bevor, nach den traurigen Erfahrungen des Tages zu ſchließen?

Ein ſtattliches, weißgetünchtes Haus ſtand plötzlich vor uns, aus deſſen Fenſtern im Erdgeſchoße das Licht ſtrömte. Ein würziger Düngergeruch erfüllte die Atmosphäre und dies, ſo wie die langen Gebäude an der Seite, gaben uns zu erkennen, daß hier die Wohnungen der Menſchen und des Viehes vernünftiger Weiſe abgeſondert beſtanden.

Ein Knecht und eine Magd empfingen uns

hochverwundert mit Licht unter der Thür, aber ein großer breitſchulteriger Mann machte ihrer Verwunderung bald ein Ende, und lud uns, nachdem er in uns hülfsbedürftige Reiſende erkannt hatte, ein, über ſeine Schwelle zu treten.

Hier ſah es anders aus, als in dem Frühſtück- und Mittagslocal. Das Zimmer ländlich zwar, doch reinlich. Wir erzählten unſer Abenteuer und wie wir durch Zufall auf dieſe alte, längſt unwegbare Römerſtraße geworfen wurden. Man hörte uns theilnehmend zu und bediente uns, ehe das Abendeſſen fertig war, mit trefflichem Schinken, auf weiß geſcheuerten Tellern von Holz, gutem franzöſiſchen Rothweine, ſchmackhaftem ſchwarzen Roggenbrode und friſcher Butter. Wer unſern Hunger begriffen hat, wird unſere Ueberraſchung und Rührung zu ermeſſen wiſſen! Auf dieſe Aufnahme waren wir nicht vorbereitet.

„Iſt denn hier noch Lüneburger Haide?“ fragte ich erſtaunt.

„Sie ſind mitten darin,“ erwiderte unſer freundlicher Wirth.

Der Tiſch wurde jetzt ſogar elegant gedeckt. Wir bekamen Fiſche aus der nahen Lühe, Krametsvögel, Aepfelcompot, Kalbsbraten, eine herrliche Mahlzeit; dazu weißen und rothen Wein und zum Schluſſe ein Glas warmen Punſch, aus der Bowle, die der Wirth für ſich und ſeine Freunde bereitet hatte, wie er ſelbſt ſagte.

„Für Ihre Freunde?“ fragte ich, „darunter verſtehn Sie wohl Ihre Hausgenoſſen?“

„Mit nichten,“ antwortete mein Mann, „meine Freunde ſind die Nachbarn, die mich alten treuen Geſellen Abends ſpät zu beſuchen pflegen.“

Wir ſahen uns an; das roch nach einer alten Räubergeſchichte und uns konnte in dieſem einſamen Hauſe leicht ein blutiges Abenteuer bevorſtehen.

Nicht lange ſaßen wir, ſo klopfte es am Fenſter. „Ha ha, ſie ſind's! Mach, auf!“ ſprach der Wirth. Die Hunde ſchlugen an und ein großer Mann im ſchwarzen Rocke trat ein.

„Ei, guten Abend, Herr Schulmeiſter Lämmfromm!“ rief unſer Wirth. Begrüßungen von beiden Seiten folgten und der Herr Schulmeiſter ſetzte ſich dann, mit ernſter Miene uns betrachtend, ſeine Pfeife dampfend nieder und ſchlürfte den wärmenden Punſch.

Draußen ſchien der Vollmond, aber der Sturm hatte bedeutend zugenommen.

Bald darauf klopfte es wieder und ein Mann mit einem großen Schnurrbarte, und von zwei dürren Rüden gefolgt, trat zu uns ein. So erſchienen nach und nach fünf bis ſechs Männer, die es ſich ganz wohl ſeyn ließen und über Krieg und Frieden disputirten.

„Sie wundern ſich wohl, daß wir hier ſo gute Nachbarſchaft halten,“ rief mir lachend der Wirth zu, „ſo iſt's einmal bei uns. Herbſt und Winter kriechen wir zuſammen, um uns die Zeit zu vertreiben. Aber glauben Sie ja nicht, daß das ſolche Nachbarn ſind, wie Sie ſie wohl zu Hauſe haben; Leute, die ſich in die Fenſter und in die Töpfe gucken können; nein! unſere Nachbarſchaft iſt etwas weiter entlegen. Dieſer Herr hier hat zwei und eine halbe Meile, jener eine Meile, dieſer zwei Meilen zu machen, ehe er zu den Seinigen kommt. Dadurch läßt man ſich aber in der Haide nicht abſchrecken. Ja, ja, Sie haben heute von unſerer Haide keinen guten Begriff bekommen, allein Sie können mir glauben, ſie iſt ſo übel nicht. Unſer Wollhandel iſt bedeutend und ernährt uns reichlich, und an Annehmlichkeiten des Lebens fehlt es uns auch nicht. Das nahe Hamburg verſieht uns mit Allem, und die Einſamkeit iſt uns nicht fühlbar, da die lange Gewohnheit uns die Entfernungen kürzt. Zwei Stunden Weg's, um einen Freund zu ſehen, iſt uns nichts, und Gaſtfreundſchaft üben wir gern und oft.“

Ich entdeckte nun, daß ich gerade den ärmſten Theil der Haide durchzogen hatte, und daß ſich von hier bis nach der hannöver'ſchen Seite bis Haarburg in der That ein Landſtrich ausbreite, dem es keineswegs an dem Comfort des Lebens ſo mangle, wie es auf den erſten Blick den Anſchein haben könnte.

Da wir ſehr ermüdet waren, verlangten wir uns zur Ruhe zu begeben. Das Lager war dem Uebrigen entſprechend. Den Wirth und ſeine Gäſte ließen wir noch beim dampfenden Punſch.

Am andern Morgen, nachdem wir Caffee, Eier und geröſtetes Brod zu uns genommen, verließen wir das gaſtfreundliche Dach zu Wolſſoda. Der hochbetagte Eigenthümer ſchlief noch und ließ uns durch ſeine Magd eine glückliche Reiſe wünſchen. Die Zeche war ſo gering, daß wir uns ſchämten, ſo unmäßig gezehrt zu haben. Wir erfuhren jetzt, daß wir bei dem reichſten Eigenthümer der Haide geweſen waren, der durch den Wollhandel zu einem für die Verhältniſſe ungeheuern Vermögen gelangt war.

Der Morgen war friſch und der Sturm dauerte fort. Die öde Haide hatte jetzt nicht mehr das Abſchreckende für uns, da wir gaſtfreie Menſchen in ihr getroffen hatten. Wie ich ſie nun mit andern Augen beſah, ſchien ſie mir ſogar nicht unpoetiſch zu ſeyn und zum Nachhängen ſchwärmeriſcher Empfindungen ganz gut geeignet.

Vormittags ſahen wir des ſalzreichen und handeltreibenden Lüneburgs Thürme emporragen, das dem ganzen Striche den Namen gibt. Wir kehrten dort nicht ein, da ich auf meinen Reiſen nie Jagd nach alltäglichen Merkwürdigkeiten mache und weder wie Weber lüſtern nach Neunaugen, noch nach dem Schinken des berühmten Schweines war, welches die Saline entdeckt haben ſoll. Auch Barbewik's Ruinen hatten das Intereſſe nicht für mich, was ſie dem Geſchichtsforſcher bieten.

Bis Mittag hatten wir faſt das Ende des öden Striches erreicht, ſchon lachte uns ein kleines Dorf mit einem Wirthshauſe hergebrachter maßen entgegen, wo wir es zwar nicht ſo fanden, wie in unſerm geſtrigen Nachtquartier, allein wo wir doch zufrieden geſtellt wurden.

Bis zum Abende hatten wir wieder nur einzelne Häuſer gefunden, dann erreichten wir das

Städtchen Winſen an der Luhe, mit ſeinen rothen holländiſchen Häuſern und einem Schloſſe. Der Weg war hier mit Bäumen eingefaßt, was einen wirklich köſtlichen Eindruck nach ſo langer Entbehrung auf uns machte. Wir hatten das Ende der Haide glücklich erreicht.

Beim Mondſchein, mit einbrechender Nacht, kamen wir nach Hoopte, wo uns andern Tages die Fähre über die Elbe nach den Vierlanden bringen ſollte.

Alles war hier in Bewegung. Viele Hamburger ſaßen an der gut beſetzten Tafel, an der auch wir eine freundliche Aufnahme fanden.

In größern Karavanen und mit gehörigem Mundvorrath und Zelten verſehen, dürfte eine Reiſe durch die Lüneburger Haide nicht unerſprießlich ſeyn und ſelbſt zu nicht unintereſſanten Entdeckungen führen.

Warum ſucht man die Wüſte in Afrika auf, während ſie doch vor unſern Thoren liegt?

* * *

Merkwürdige Mordthaten in Breslau.

Eines Morgens berichten die zur Stadt gefahrenen Kräuter oder Gärtner, daß ſie in dem Chauſſeegraben an der Schweidnitzer Landſtraße, zwei weibliche Leichname gefunden haben. Sie waren Beide durchſchoſſen und müſſen alſo nebeneinanderſtehend, mit dicht vorgehaltenem Laufe getödtet worden ſeyn. Bald erkannte man in ihnen zwei junge Mädchen, Schweſtern, die ſich von ihrer Handarbeit ernährt hatten. Sie hielten einen kleinen Laden, worin ſie dieſe verkauften. Unweit von dem Orte, wo ſie gefunden worden waren, lag eine Kappe, dem Anſcheine nach einer Militairperſon angehörig. In der Wohnung der

Getödteten fand ſich ein Zettel, worauf beide Schweſtern ihren Wunſch zu ſterben, eigenhändig ausgedrückt hatten. Sie liebten Beide einen und denſelben Gegenſtand und es war ihnen unmöglich ohne ihn zu leben; ſo hatten ſie ihn endlich, um ihrer gemeinſamen Qual ein Ende zu machen, gebeten, ſie um das Leben zu bringen. Daß der Liebhaber die heroiſche Milde beſeſſen hatte, ihrem Wunſche zu willfahren, lehrte der Augenſchein, und die Behörde war daher bald auf die richtige Spur geleitet. Noch vor Abend des nehmlichen Tages fand man ihn im nahen Walde herumirrend. Ich ſtand gerade bei den Leichnamen, die dem alten Gebrauche gemäß, ſo lange an Ort und Stelle gelaſſen wurde, bis der Mörder ſie dort in Augenſchein genommen, als man dieſen auf einem Bauerwagen daherbrachte. Von den Mädchen war das Eine bedeutend jünger als das Andre und zugleich ſchöner. Sie lagen mit zuſammengekrümmten Füßen auf der Seite, und man ſah an mehren blutrünſtigen Stellen, daß ſie ſich wohl im Todeskampfe in den Dornen und Neſſeln am Wege mochten herumgewälzt haben. Es war ein trübſeliger Anblick um dieſe beiden, hübſchen Kinder; die Flechten losgegangen, im Sonntagſtaate, den die eindringende Kugel verbrannt hatte. Der Mörder war ein junger Burſche von 17 bis 18 Jahren und diente unter den Jägern; ſeiner Verſicherung nach hatte er ſich auch das Leben nehmen wollen, allein da das Gewehr verſagte, warf er es weg und lief in den Wald, unentſchloſſen, was er beginnen ſollte. Beim Anblick der Ermordeten, zeigte er einigen Schmerz. Man ſagte damals', daß er mildernder Umſtände wegen, mit Verſetzung nach einer entfernten Feſtung begnadigt worden ſey.

Ein andrer Mord trug ſich faſt zu gleicher Zeit ganz in meiner Nähe zu, als ich in dem Garten meines Vetters vor dem Schweidnitzer Thore wohnte. Ein armer Häusler wurde ermordet in ſeiner Kammer gefunden. Nichts war entwendet, ſelbſt etwas Geld lag noch unangetaſtet an ſeiner Stelle, aber die Ueberreſte von Schweinefleiſch und Sauerkraut ſtanden neben der Leiche, und man mußte annehmen, daß dies die letzte Mahlzeit des Getödteten ausgemacht hatte. Hausthür und Fenſterläden waren von innen geſchloſſen und es ward alſo augenſcheinlich, daß der Mörder ſich auf den Boden geſchlichen und von hier in das Zimmer eingedrungen ſey. Ein merkwürdiger Zufall brachte die Richter zur Kenntniß des Mörders. In der krampfhaft geſchloſſenen Hand der Leiche fand man den Zipfel eines Tuches, der mit den Buchſtaben C. S. gezeichnet war. Dieſen hatte der Unglückliche wahrſcheinlich im letzten Kampfe dem Mörder entriſſen. Nun war ein Vagabund, Namens Carl Skobalky, ſchon länger in dieſem Revier des Diebſtahls verdächtig geweſen. Er arbeitete durchaus nicht und robirte umher; zuletzt wollte man ihn Tagelang an der Landſtraße liegend geſehen haben. Nach kurzem Suchen wurde er gefunden; er war in eine dumpfe Lethargie verſunken, und dachte weder daran, ſich durch die Flucht zu ſichern, noch ſeine That zu läugnen. Als Urſache gab er den Hunger an, er hatte am Tage den Häusler eſſen ſehen; die Speiſen ſtiegen ihm in die Naſe; er wußte ſchon ſeit lange nicht mehr, was es um eine gute Mahlzeit ſey, und da kam ihm denn der unſelige Gedanke, den Mann todtzuſchlagen, um ſich an dem Uebriggelaſſenen ſatt zu eſſen, und wirklich hatte er an nichts gedacht, als dieſen rohen Trieb zu befriedigen. Er ließ alles Eigenthum unberührt, und fiel nur, nachdem er den Mord verübt, über die Speiſen her, die er im Angeſichte des röchelnden Schlachtopfers mit Heißgier verzehrte. Ich kann mir kein roheres Bild denken als dieſes und nachdem ich dies erlebt, kann ich Victor Hugo in ſeinem Han d'Islande nicht der Uebertreibung im Gräßlichen beſchuldigen.

Der Prozeß war bald entſchieden und der Mörder zum Rade verurtheilt. Er war ein junger Menſch von 19 Jahren; ich habe ſeiner Hinrichtung durch Zufall beigewohnt.

Es war eine der ſchönſten Sommernächte; ich ging, wie das oft der Fall war, nicht ſchlafen, und ſpazierte in den Straßen der Stadt umher, mir das nächtliche Leben zu beobachten. Schall hatte ſich zu mir geſellt. Unſer Weg führte uns auf die Blücherbaſtei; es war 3 Uhr Morgens. Alles ruhte in der Natur, und auch in den Wohnungen war Alles ſtill und friedlich. Nur in einem engen Hofe, in den wir von unſerer Höhe blicken konnten, bemerkten wir ein Leben und Treiben, das uns auffiel. Bei dem Scheine trüber Laternen ſchritten einige ſchwerfällige Kerle hin und her, und hantirten viel mit Stricken und Rädern. Sie beſpannten einen Karren und legten vieles davon hinauf. Es lag etwas Schauerliches in dem Treiben.

„Alle Wetter!“ fing Schall nach einer Weile an, „das hier iſt des Scharfrichters Hof, und morgen, oder vielmehr heute iſt ja die Hinrichtung. Sehen ſie nur wie die Kerle, die nichts anders als leibhaftige Schindersknechte ſind, ſich zu der Staatsaction vorbereiten.“

Wir beobachteten mit ſtummem Ernſte eine Weile dieſe Zurichtungen; dann ſetzten wir uns auf eine unſerne Bank. Wir hörten Hundegebell; das Hofthor wurde geöffnet und der fatale Karren raſſelte dumpf über das Pflaſter. Es war hell geworden und das Leben des Tages fing an ſich zu regen.

„Wollten ſie nicht einmal eine Hinrichtung ſehen?“ fragte Schall.

Ich verneinte.

Er wußte mir von vielen zu erzählen, denen er beigewohnt. „Wäre es kein Geräder,“ ſagte ich, „ſo könnte ich mich eher entſchließen, aber dieſe ſchrecklichſte Todesart nimmermehr.“

Er entſchuldigte ſie und wollte von der Milde der Henker ſprechen, die den Delinquenten erdroſſelt, ehe das Rad zum erſten Male auf ſeine Glieder fällt; ich war überwacht und begehrte nach Hauſe.

Zur damaligen Zeit lebten zwei junge Mädchen in Breslau, die auf uns Beide den tiefſten

Eindruck gemacht hatten. Er war in die jüngere Blonde, ich in die ältere Braune zum Sterben verliebt.

„Ich möchte wiſſen, ob die Schweſtern an's Fenſter kommen, wenn der Delinquent vorübergeführt wird," ſprach Schall.

Dies regte auch mich an.

„Kommen Sie," ſagte ich ſcherzend, „ich wette zehn gegen eins, daß ihre ſanfte Blonde dieſer häßlichen Neugier nicht widerſteht, während meine ſtürmiſche Braune gewiß ſolch einen Anblick vermeidet. Denn man weiß ja, daß Grauſamkeit immer mit Nervenſchwäche gepaart erſcheint."

Wir machten uns auf den Weg. Die Damen wohnten unweit des Thores, durch das der Zug zur Richtſtätte mußte. Die Volksmenge war ſchon in Bewegung. Wir ſtellten uns unweit des Hotels auf, die Blicke nach deſſen Fenſtern gerichtet. Plötzlich ein Geſchrei: „er kommt!" und zugleich werden einige Damen oben ſichtbar und Schalls Blondine in der Nachthaube unter ihnen.

Von der Braunen war aber nichts zu entdecken.

Da kam nun der Karren, von dichtem Volke umgeben, langſam heran und unterbrach die Sarkasmen, womit ich Schall überſchüttete. Der arme Sünder ſaß bleich droben und roch an einem Roſenſtrauß, den ihm das Töchterchen des Gefangenwärters geſchenkt haben ſoll. Er hatte angenehme Züge und ein jugendliches Geſicht; ſo hatte ich mir den Mörder aus thieriſchem Trieb nicht gedacht. Sein Anblick machte einen tiefen Eindruck auf mich.

Wir wollten uns wenden, aber das Gedränge riß uns gewaltſam fort und in wenigen Minuten waren wir zum Thor hinaus, und mitten im Strome, der ſich der Richtſtätte zu bewegte. Bei einer Wendung erblickte man plötzlich das Halsgericht. Der Delinquent wurde bleicher und richtete eine Frage an den Geiſtlichen, dann beugte er ſich zu wiederholten Malen nach den Roſen. Er ſtieg aus und die Stufen hinan; das lärmende Geräuſch des Volkes währte ununterbrochen fort. Die Henker zogen ihre langen, blauen Röcke oben aus und warfen ihre Hüte in die Luft; dann packten ſie ihn; es lag eine rohe Teufelei in dem Allen. Sie zeigten jetzt rothe Weſten und weiße Hemdsärmel, die ſie aufſtreiften. Der Delinquent legte ſich nieder, ohne lange zu fragen. Er hatte ſich unrecht gelegt, mußte aufſtehen und ſich nach Anweiſung bequemen. Er that dies ſchnell, feſt und ſicher. Jetzt wurde er angeſchnallt; der Lärm währte fort. „Jetzt iſt er ſchon ſtrangulirt," hörte ich neben mir ſagen. „Das iſt menſchlich," ſprach ein Andrer. Ich ſchauderte über dieſe Menſchlichkeit. Nun wurde das Rad geſchwungen; eine augenblickliche Stille folgte dem Lärm. Man hörte athmen. Das Rad fiel dreimal mit Blitzesſchnelle; man hörte das Krachen; dann bückten ſich die Knechte und betrachteten den Zerſtampften. Er ſoll noch gezuckt und geröchelt haben, trotz menſchlicher Strangulation und gerechten Rades, und ein anweſender Arzt befahl abermals aus

Menſchlichkeit, das Rad noch einmal auf den Kopf des Unglücklichen fallen zu laſſen, um ſeinen Leiden ein Ende zu machen. Es geſchah; und darauf ſah ich einen der Henker ein Etwas auf die Schulter laden und damit die Stufen hinablaufen, um es in die offene Grube zu werfen; das war der Menſch, der noch vor ein Paar Minuten ſich oben ſo muthig zurecht gelegt hatte. Da ſehe man die Wirkung dieſer öffentlichen Todesſtrafe! Ich war von Mitleid für den Delinquenten erfüllt, und hatte den Abſcheu ganz vergeſſen, den mir ſeine ſcheusliche That früher eingeflößt hatte. Wie mußte erſt der Eindruck auf den rohen Haufen ſeyn!

Mein Tag war verdorben; Schall und ich blieben zuſammen; wir fuhren ſpaziren, wir tranken Burgunder; nichts konnte uns vergeſſen machen, was wir am Morgen geſehen. —

Ein Mord in Breslau's Umgegend gab in unſerm engern Kreiſe die Veranlaſſung zu ernſten Debatten.

Ein Förſter will früh auf die Jagd ziehen, und ſieht daß ihm Kugeln fehlen. Er ſchickt ſich eben an ſie zu gießen, als ſeine Frau ihn bittet, ſich noch in's Bett zu legen, ſie wolle die Arbeit für ihn übernehmen. Er willigt ein und während er ſanft entſchlummert iſt, eilt die Frau herbei und gießt ihm das ſiedende Blei in den Hals. Als die That ruchtbar geworden, wird das Weib ſogleich eingezogen, allein ſie läugnet ſtandhaft. Schon hatte man Alles verſucht, aber vergebens. Das Urtheil konnte nicht erfolgen, da das Geſtändniß fehlte; da will es der Zufall, daß ein uns befreundeter Rechtsanwalt eben mit Akten durch das Zimmer geht, wo das Weib abermals im Verhöre ſchwitzt. Raſch tritt er auf ſie zu und ruft, indem er ihr ein Schreiben dicht vor die Augen hält, aus: „Jetzt Canaille iſt Alles heraus, hier iſt der Brief den dein Knecht geſchrieben, der dich belauſcht hat und der nun Alles geſtanden.“ — Dieſe Ueberraſchung brachte eine Wirkung hervor, die an Zauberei gränzte. Die bisher hartnäckige Leugnerin wurde plötzlich zur renigen Sünderin; ſie ſtürzte weinend nieder und geſtand ein, den Mord verübt zu haben. Das Urtheil wurde nunmehr gefällt und die Mörderin gerädert.

Jetzt wurde die Frage aufgeworfen, ob der fremde Anwalt ein Recht gehabt hatte, ſich in die Sache zu miſchen und durch eine ſolche Liſt das Geſtändniß zu ermitteln. Ich will die Leſer hier nicht mit der Erörterung dieſer Frage ermüden, füge aber hinzu, daß ich von Stunde an gegen den ſonſt freundlichen, gebildeten Mann einen innern Abſcheu nicht unterdrücken konnte. Es mag ſeyn, daß ich Unrecht hatte, aber in Gefühlsſachen läßt ſich ebenſo wenig entſcheiden, als in Sachen des Geſchmacks.

Kleine Städte und ihr Theaterdirector.

In meiner Jugend war Hof für mich eine Stadt der Sehnſucht. Ich betete mit vielen Jünglingen Jean Paul an und ſeine Vorreden-Bulletins waren ja faſt alle aus „Hof im Voigtlande" datirt. Der herrliche Mann hatte dieſe Stadt viele Jahre hindurch bewohnt. Der Feldzug ſollte mich als „Mitbefreier Deutſchlands" dahinbringen. Von Plauen zogen ſie über Gfrees heran; ich war unter ihnen. Das war nun Hof; keine Stadt, nur eine lange, ziemlich breite Straße, von altfränkiſchen, ſpitzgiebeligen Häuſern eingefaßt. Sie gefiel mir nicht im Geringſten, bis auf einen

Mädchenkopf, der zwiſchen Blumen, der Poſt gegenüber, aus dem Fenſter blickte. Das war eines von jenen Geſichtern, denen ihr Veni vidi vici unverkennbar auf die unſterbliche Stirne, Mund und Augen gedrückt iſt, die kein Männerauge ungeſtraft anſehen kann, die ſogleich in jedes Herz ihren ſiegenden Einzug halten, um wenigſtens eine Ewigkeit — von vier und zwanzig Stunden darin zu thronen.

Mein Schickſal, das heißt: mein Quartierbillet, führte mich nicht zu dem Engel, ſondern zu einem Bäcker, der in dem gelben Eckhauſe, dem Gaſthofe gegenüber wohnte, welches in der Vorſtadt gen Bayreuth gelegen iſt, wie es noch jeder Reiſende in Augenſchein nehmen kann, der die Straße fährt, denn es iſt vom großen Brande verſchont geblieben.

Der heiße Juni-Raſttag in dieſem Bäckerhauſe wird mir ewig unvergeßlich bleiben! Marſch in Staub und Mittagsglut wäre mit dieſer Raſt eines geweſen. Das ganze Haus war ein Ofen, und noch dazu waren die Annehmlichkeiten eines geheizten und ausgekühlten dort vereinigt; denn zu der unerträglichſten Hitze geſellte ſich ein Heer ſchwarzer Schaben, das gemüthlich aus ſeinen Winkeln kroch, als ich ungebetener Gaſt mich auf das ſchlechte Lager meiner Bleikammer geworfen hatte.

Dies Lager mußte ich noch überdies mit einem Kameraden theilen, und neben uns, nur durch eine mit breiten Ritzen verſehene Bretterwand geſchieden, erblickten wir die Reize einer geſunden Magd, die ſich ſo eben anſchickte ihr Hemde zu wechſeln, vorerſt aber noch einigen ſchnellfüßigen Bewohnern des alten den Untergang geſchworen zu haben ſchien. Wir ſahen die Blutdürſtige die Finger lecken, ſie dann ſpitzen und mit gierigen Blicken in die tiefſten Falten des ſchmutzigen Hemdes ſtoßen, als ob jede Hand mit fünf Dolchen bewaffnet wäre. Dieſer Krieg ſchien uns gefährlich, da wir den entſpringenden Feind jeden Augenblick ſich auf uns ſtürzen zu ſehen wähnten, die wir im Zuſtande völliger Auflöſung zu dieſer

Art von kleinem Krieg gar nicht geeignet waren und offenbar ſeine Beute hätten werden müſſen.

Ein Entſchluß war bald gefaßt, wir entſchlüpften der Bleikammer, zwar nicht ſo abenteuerlich wie Caſanova, aber doch mit dem Gefühle als entzögen wir uns einer peinigenden Lage.

Wir durchſtrichen das Städtchen und ſeine nächſte Umgebung. Beides bot nichts Tröſtliches dar, und die laue Nacht wurde auf der Steinbank vor dem Gaſthofe, unter dem herrlichſten Sternenhimmel, bei nordiſchem Punſche zugebracht, während wir dabei der fernen Lieben und der trauten Heimath gedachten. —

Zehn Jahre ſpäter ſollte ich Hof wiederſehen. Eine furchtbare Kataſtrophe war indeß darüber hereingebrochen. Faſt die ganze Stadt bis auf wenige Häuſer war ein Raub der Flammen geworden.

„Sie werden dort eine Straße finden,“ ſagte mir der Poſthalter in Würgau, „wie Sie ſie in Paris nicht finden.“

Wir fuhren mit friſchen Pferden weiter.

Als wir auf die Höhe von Hof gekommen waren und die ſchlechten Häuſer der alten Vorſtadt, die ſtehen geblieben war, wie einen unentwirrten Knäuel vor uns erblickten, aus dem ſich der von den Flammen geſchwärzte Thurm der Kirche erhob, konnten wir uns eines Lächelns nicht erwehren. Nichts verrieth uns das Daſeyn einer Straße, wie ſie uns von dem Poſthalter in Würgau verheißen worden war. Wir ſollten aber bald enttäuſcht werden.

Immer tiefer rollten wir hinab zwiſchen den Getreidefeldern, die ſich über die baumloſen Höhen des Voigtlandes ausbreiten. Tief unten fließt die Saale zwiſchen grünen Ufern, und dort iſt es, an der linken Seite dieſes lieblichen Fluſſes, wo ſich die neue Häuſerreihe erhebt.

Hof hat ſeit vielen Jahren einen nicht unbedeutenden Speditionshandel getrieben, dies gewann ihm denn auch die ausgebreitetſte Theilnahme in der Handelswelt, als es abbrannte. Es liefen ſehr bedeutende Summen ein und man ſah ſich in den Stand geſetzt, ſtatt der verlorenen Maſuren ſtattliche Hotels zu errichten, die wenigſtens in ſolch einem Landſtädtchen, an der Gränze zwiſchen Baiern und Sachſen, dafür gelten konnten. Es wurde eine Kommiſſion niedergeſetzt, welche die Bauplane zu prüfen hatte und man kam überein, daß zwei, drei, vier Bürger ihre kleinen Häuſer nach einem größern Plane bauen ſollten, um ihnen nur ein Dach und eine Façade zu geben. Dies brachte denn in der That ganz erhebliche Fenſterreihen zu Wege. Nun kam noch hinzu, daß in dem damaligen Magiſtrate einige junge Männer ſaßen, welche neben einem ſtark patriotiſchen Sinne auch einen für das Ueberſchwängliche recht empfänglichen Geiſt beſaßen, und den Rieſengedanken faßten, aus Hof ein zweites München zu machen. Da Glyptotheken und Pinakotheken aber zunächſt nicht paſſend erſchienen, ſo nahmen ſie ſich vor, in dem Rathhauſe und in der Hauptkirche ſich Denkmäler ewigen Ruhms und der Stadt ewige Zierden zu ſetzen.

Einheimiſche Baukünſtler entwarfen die Plane und einheimiſche Handwerker führten ſie aus. Gothiſche Zierrathen, geſchmückte Erker, bunte — nicht gemalte — Fenſterſcheiben, Nichts wurde vernachläßigt, um die kleine Stadt, die ſich zu hoch verſteigt, recht deutlich zu veranſchaulichen. In einer alten Kirche wurde ſogar ein Schauſpielſaal erbaut. Das Theater war im Chore, und die Emporkirchen bildeten Logen und Gallerie.

Viele Einwohner waren nun freilich mit dieſen Einrichtungen nicht zufrieden; ſie wußten nichts von Geſchmack und Schönheitsſinn und verlangten dies und das: Verbeſſerung des Feuerlöſch-Syſtems, Brücken, Wege, Pflaſter, Beleuchtung — was weiß ich? Man kennt ja die faden Anforderungen ſolcher nüchterner Nützlichkeitsmenſchen! Die Stadträthe überhörten jedoch dieſes widerſetzliche Murren und fuhren in ihrem Verſchönerungsſyſteme fort und machten aus dem reichen und gewerbfleßigen Hof die ſeltſamſte Erſcheinung in der Reihe kleiner deutſcher Städte.

Die Gegend um Hof iſt in der nächſten Umgebung nicht ſehr begünſtigt zu nennen. Die Hügel ſind nicht maleriſch; ſchöne Dörfer und Schlöſſer fehlen; ebenſo Gehölz. Schloß Hofen, Höſchen ganz nahe vor der Stadt, die Harmonie-Geſellſchaft und Klein-Lamitz ſind die angenehmſten Punkte. Der Schatten weniger alten Bäume gewährt in dieſer kahlen Gegend ſchon einigen Reiz. In einem weitern Rayon um die Stadt wird es dagegen beſſer. Das Voigtland zählt eine Reihe herrlicher Schlöſſer, die von bewaldeten Höhen die lieblichſten Thäler beherrſchen.

Das Leben in Hof iſt ungezwungen und angenehm. Die Einwohner, die größtentheils aus Fabrikanten und Spediteuren beſtehen, haben ſich in der Welt umgeſehen und leben auf eine behagliche, großſtädtiſche Weiſe. Der Mangel an öffentlicher Zerſtreuung zwingt ſie zuſammenzuhalten, um ſich eine genügende Unterhaltung zu verſchaffen. Eine bedeutende Anzahl Handlungsreiſender, die ſich beſtändig hier aufhält, trägt nicht wenig dazu bei, der kleinen Stadt ihren eigenthümlichen Stempel zu rauben. Der Gaſthof zum Hirſch iſt — den Verhältniſſen nach — ſehr vorzüglich zu nennen. Manche größere Stadt könnte froh ſeyn, einen ähnlichen zu beſitzen.

Man kann in Hof die Honoratioren Morgens bei Wein, Lachs und Caviar antreffen, ſo gut wie in Leipzig und Dresden; Mittags iſt die trefflich beſtellte Wirthstafel im Hirſch von Gäſten dicht beſetzt, und Abends verſammeln ſich Herren und Damen in dieſem oder jenem Garten, um bei ziemlich gut beſetzter Muſik reichliche Mahlzeiten zu halten.

Ein Vogelſchießen iſt in Hof ein gar nicht zu verachtender Spaß, und ich rathe jedem Freund, der Volksfeſte, ihn einmal mitzumachen. Drei Tage, glaub' ich, bietet die Schießwieſe ihre Freuden der Menge dar. Hier erlabt ſich unter Zelten und grünen Tannenlauben jedermänniglich an Speiſe und Trank; Muſik ertönt und das Knallen der Schützen ſchallt munter darein. Beluſtigend iſt es, wenn der König, mit der großen Kette geſchmückt, und unter Nachtragung der Inſignien den dreimaligen Umzug hält. Mit einbrechender Nacht füllen ſich die Säle und der Tanz nimmt ſeinen Anfang, während unten der Feuerwerkdilettantismus oft gar argen Unfug treibt. Dicht vor den Ohren ziſchen rieſenhohe Schwärmer empor, aus dem grünen Verſtecke eines Gebüſches brauſen Feuerräder und erſchrecken den einſamen, in Betrachtungen verlorenen Wanderer, und muthwillig ſpringende Fröſche bringen zechende Tafelrunden und koſende Mädchenkreiſe in die tollſte Verwirrung. Bis tief in die Nacht hinein währt die Luſt, und andern Tages ſind die lebensfrohen Menſchen doch nicht müde und ihre Taſchen ſind zu neuen Ausgaben gefüllt. Wenn man bedenkt, daß hier ſtets daſſelbe Publikum die Ehren des Feſtes beſtreitet, eine gewiß auffallende Erſcheinung.

Hier war es, wo ich mit meinem Thespiskarren einſt Einzug hielt, um die wackern Einwohner durch theatraliſche Vorſtellungen zu erfreuen;

ein Genuß, den ſie ſeit dem Brande und dem darauf erfolgten Wiederaufbau ihrer Stadt, alſo ſeit ſechs Jahren ungefähr, nicht gehabt hatten. Die Kirche wurde mir bereitwilligſt eingeräumt, und der Zimmermaler des Städtchens angewieſen, mir alle nöthigen Dekorationen, nach meiner Angabe, und wie ſie die von mir zur Aufführung zu bringenden Stücke erheiſchen würden, zu pinſeln. Der Bürgermeiſter, Herr v. O., ein eben ſo gebildeter als freundlicher Mann, verſprach ſich nach Kräften für das neue Theater zu intereſſiren.

Ein Bote wurde in die Umgegend geſchickt, um auf den Schlöſſern und in den Dörfern Abonnenten zu ſammeln und dieſe Maßregel war von Wichtigkeit, denn trotz der Neuheit des Schauſpiels, des guten Rufes meiner Truppe und der Vergnügungsſucht der Hofer war die Abonnentenliſte hier nicht ſehr zahlreich ausgefallen. Man vertröſtete mich auf die Einnahme an der Kaſſe, und dieſe überſtieg in den erſten Tagen wirklich meine Erwartung.

Das Theater begann erſt nach acht Uhr, wenn die Leute vom Spaziergange kamen, und dauerte bis Mitternacht, gleich wie in Paris. In einer Sakriſtei war das reich beſetzte Büffet errichtet, wo das Publikum mit warmen und kalten Speiſen, mit Bier, Wein und Punſch bedient wurde.

Hier ſaßen denn oft die ſchlemmenden Honoratioren und überhörten die ſchwierigen Rouladen meiner Primadonna, den donnernden Abgang meines Helden. Das Orcheſter beſtand theils aus der Stadtmuſik, theils aus Dilettanten, die mein talentvoller Muſikdirektor, den ich mit mir führte, einübte und dirigirte. Der geſammte Clauren war hier noch ganz neu, Iſidor und Olga und Laßt die Todten ruhn, die ſieben Mädchen und die Staberliaden waren die beliebteſten Vorſtellungen. In der Oper verſtieg ich mich ſogar bis zum Waſſerträger, zu Camilla und zum Freiſchützen. Ueber das Was bin ich gern bereit Rechenſchaft zu geben; das Wie erlaſſe man mir!

Beim Freiſchützen wurden keine Koſten geſpart. Die Regimentsmuſik aus Bayreuth kam auf drei Wagen gepackt zu dieſer Vorſtellung herbei; Pumpen wurden gebohrt, um aus einem unterirdiſchen Baſſin den Waſſerfall zu ſpeiſen, der ſeine dunkeln Fluthen über hölzerne Gerüſte in der Wolfsſchlucht ergoß, und das wilde Heer, wie alle übrigen Erſcheinungen, waren von der Art, den an ſolchen Dingen nicht erprobten Schauſinn der Leute gewaltig zu imponiren.

Es war nach Aller Ausſage zu dieſer Vorſtellung das Außerordentlichſte geſchehen, und ich darf wohl nicht hinzufügen mit welchem Eifer die Truppe mitwirkte, die nicht allein ihren Ruhm und ihre Ehre in dem Gelingen dieſer Vorſtellung ſetzte, ſondern mehr noch eine Abhülfe ihrer Noth davon erhoffte, da mit dem Ertrage einiger Wiederholungen der Oper die rückſtändige Gage gedeckt werden ſollte.

Ohne mich über die Details unſerer Leiſtungen und den Kunſtſinn des Publikums hier auszuſprechen, will ich nur die Schilderung eines Abends verſuchen, der mir unvergeßlich bleiben wird, und es wohl verdiente, in den Annalen des deutſchen Theaters aufgezeichnet zu werden.

Der Geburtstag des Königs erſchien, und wir — in der äußerſten Gränzſtadt des kleinen Reiches — kamen auf den baroken Gedanken, eine Feier im Theater zu veranſtalten, wie ſie die Hauptſtadt begehen ſieht, wo die Unterſtützung des Hofes und die Anweſenheit deſſelben eine ſolche Ausnahme von den gewöhnlichen Kunſtfeſten, die allein nur gefeiert werden ſollten, gewiſſermaßen bedingt und entſchuldigt.

Außerordentliche Ereigniſſe hatten damals die Liebe der Unterthanen noch nicht ſo geſteigert, daß ſie bei jeder Gelegenheit in Exploſion geriethen, und man kann kaum denken, wie flau und lau ein Allerhöchſter Geburtstag in einem von der Hauptſtadt viele Tagreiſen weit entfernten Städtchen, deſſen Einwohner, worunter die wenigſten Beamten waren, alle Stunden auf dem Territorium eines andern Herrn ſpazieren gehen konnten, aufgenommen wurde. Ich will hiemit keineswegs den allgemein bekannten Patriotismus der Hofer in Zweifel ziehen, der ſich bei jeder Gelegenheit dargethan, ſondern obige Beobachtung nur im allgemeinſten Sinne mitgetheilt haben. Mir iſt dieſe Art von Patriotismus ſtets wie ein Steinwurf in's Waſſer erſchienen. Wo der Stein hineinplumpte ſind die Kreiſe am dichteſten und ausgeprägteſten, dann aber werden ſie immer weitläufiger und unſcheinbarer, wenn gleich ein ſcharfes Auge bis zum fernen Rande des Waſſers die leichten, kreisförmigen Schwingungen bemerken kann.

Der patriotiſche Schönheitsſinn des Magiſtrats bewilligte alle Koſten zu tragen, und ich durfte meine Anordnungen treffen. Die Umgegend wurde aufgeboten, den Schmuck ihren Gärten zu rauben, um unſern Kunſttempel, oder vielmehr unſre Kunſtkirche zu ſchmücken. Die Erndte fiel jedoch ſehr ſchlecht aus. Hof's Umgegend iſt bekannt wegen ihrer Unfruchtbarkeit an feinem Obſte, Gemüſen und Blumen, kurz an der Poeſie der Felder. Man nennt es daher im üppigen Bamberg, inmitten der überwogendſten Fruchtbarkeit, Baiern's Sibirien. Bamberger Rettige kommen hier zu Markte und zweimal wöchentlich fährt der ſchwerbeladene Wagen heran, der Erbſen, Kohl, Rüben, Grünzeug aus dem geſegneten Unterlande bringt, den die hier domicilirten Bamberger Gemüſehändlerinnen feil halten, in ihren breiten, fledermausähnlichen, ſchwarzen Bandhauben. Ohne dieſe wohlthätige Einrichtung würde die Küche in Hof ihrer angenehmſten Reitze verluſtig gehen.

Man kann nun aber leicht denken, daß der gehoffte bunte Reichthum ſich nur auf grünen beſchränkte. Laub und Tannen waren faſt das Einzige, was herbeigeſchafft werden konnte. Dies zu langen Gewinden verarbeitet und mit Papierſchnitzeln durchflochten, wie wir es an den Weihnachtsbäumen ſehen, gab aber der Kirche eine nicht unpaſſende Zierde und ein ganz paſſables feſtliches Anſehen. Kleine Blechleuchter mit Talglichtern wurden dazwiſchen angebracht, um den Ausdruck: „bei ungewöhnlicher Beleuchtung des äußern Schauplatzes,“ auf dem Zettel zu rechtfertigen. Dabei aber wurde der Billeteurfrau eingeſchärft, das Putzen fleißig vorzunehmen, damit die Freude des Abends nicht etwa durch Feuerlärm gräßlich geſtört würde, nach dem bekannten Sprüchwort: „der Verbrannte fürchtet das Feuer.“ Durch dieſes Dazwiſchentreten der lichterputzenden alten Frau wurde nun freilich das Publikum aus der ſchönſten Illuſion geriſſen, und es wäre beſſer geweſen, die Beleuchtung gänzlich zu unterlaſſen.

Auf der Scene waren nicht minder verherrlichende Vorbereitungen angeſtellt worden.

Der Zimmermaler hatte ein ganz neues Wolkentheater aus Indigofarbe und Pappendeckel veranſtaltet, und eine Maſchinerie dazu erfunden, die ich unbedingt zu den ſinnreichſten und zugleich einfachſten zählen darf, die ich jemals geſehen.

Eine ſchmale Latte lief in der Höhe von fünf Fuß über das Theater, der Breite nach. Sie war mit kleinzackigen Abſchnitzeln von Pappendeckel bekleidet, welche blau angeſtrichen, azurfarbenes Gewölke vorſtellen ſollten. In dieſer Latte war eine Rinne geſchnitten und an jedem Ende derſelben verdeckten einige größere Wolkenſtücke den Zuſchauern die himmliſchſte Ueberraſchung. Rechts war ein L, von Glasſteinen, links ein eben ſolches T, die Anfangsbuchſtaben des Namens des Königs und der Königin von Baiern, die der ſtädtiſche kunſtfertige Glaſermeiſter aus weißem und farbigem Glaſe in Draht und Pappe gefaßt hatte. Dahinter hatte der eben ſo kunſtvolle Schreiner eine Vorrichtung zur Beleuchtung und der wackere Lichtzieher einige Lichter ſeiner eigenen Erfindung, kürzer, dicker und weniger dem Ablaufen ausgeſetzt, hineingeſteckt. Beide Buchſtaben ſaßen auf der Rinne und konnten, an dünnen Bindfaden gezogen, ſich langſam fortrutſchend darin bewegen, bis ſie in der Mitte, Eines durch das Andere aufgehalten, ſtehen blieben. Es war ein Effekt wie jeder Andre und bildete den Schlußpunkt eines von Eduard v. Schenk für dieſelbe Gelegenheit in München gedichteten Vorſpiels: „Kaiſer Ludwig's Traum,“ mit einigen für die Localität zweckmäßig befundenen Abänderungen.

Die Autoritäten der Stadt wohnten der Probe bei, die mit dem der bedeutendſten Kunſtanſtalt würdigen Ernſte abgehalten wurde, und man ſah, daß Rinne und Bindfaden ihre Schuldigkeit thaten und war ſehr zufrieden von allen Seiten.

Acht Uhr hatte es bereits lange geſchlagen und die Schauſpielkirche ſah außer ihrem ungewöhnlichen Schmuck noch nichts Ungewöhnliches. Wir hatten, in ſanguiniſchen Hoffnungen gewiegt, an ähnliche Feſte in Wien und München gedacht und an den glänzenden Schmuck der adeligen Damen u. ſ. w. Konnte hier auch der Schmuck ſich nicht zeigen, ſo rechneten wir doch mit einiger Zuverſicht auf Sonntagsſtaat und dergleichen. Aber der fatale Sonnabend hatte die guten Hausmütter Hof's zu ſehr mit Scheuern und andern ſonntägigen Vorbereitungen in Anſpruch genommen, ſo daß die meiſten zu Hauſe blieben und die wenigſten erſt ſpät erſchienen und ſich ſcheu in eine Ecke des Parterre's drückten, in Nachthauben und Schlafröcken, um den Spektakel mit anzuſehen, ihn aber nicht ſelbſt zu liefern.

Die geſchmückten und beleuchteten Emporkirchen blieben leer und man ſah nur alle Viertelſtunden die alte Billeteinnehmerin erſcheinen, um an den ſchnellen Verlauf der Stunden zu erinnern, und die Lichter zu putzen. Sie erregte dann immer mehr Aufſehen, als alle Herrlichkeiten der Scene, und die Vermiſchung der Talglichter mit dem Sonnenlichte, das der herrlichſte Sommerabend durch die hohen Fenſter im Uebermaße hereinfluten ließ, ſtörte noch überdieß jede Illuſion und machte die widerwärtigſte Wirkung.

Um halb neun traten zwei Magiſtratsräthe in eine Art von königlicher Mittelloge und wurden von einem Tuſche empfangen. Unmittelbar darauf hob ſich der Vorhang und man ſah Kaiſer

Ludwig auf der Steinbank ſitzen, wie es vom Dichter vorgeſchrieben war.

Jedem, der Aehnliches in Hauptſtädten und an Hoflagern jemals mit angeſehen, mußte das Herz ſchwellen; aber die Hofer begriffen nichts davon; Niemand aplaudirte, aber die Repräſentanten der Gewalt verbeugten ſich doch in ihrem bekränzten Käfig, als wenn etwas der Art geſchehen wäre, ſich nach allen Seiten verneigend. Niemand nahm es wahr, denn Niemand drehte den Kopf nach ihnen hin; bis auf die alte Lichtputzerin, die in ihrem Geſchäfte inne hielt und ſich plötzlich, den Gruß erwiedernd, verbeugte. Ich ſah zufällig hin und konnte das Lachen nicht verbergen. Was ſind alle gemachten Parodien gegen ſolche, die uns das Leben bietet. Der Gruß, der Applaus, die ſich in Ehrfurcht erhebende Ariſtokratie und dieſe wackern Stadträthe, und dieſer Tuſch, und dieſe höflich knirende Lichtputzerin. Dabei hatte ſich ein friſcher Geruch im ganzen Gebäude verbreitet. Man glaubte eher in einem

Tannenwalde, als in einem Schauſpielhauſe zu ſeyn.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß die Blätter von dieſer eben ſo herzlichen als erhebenden Feier ſprachen und den Behörden, dem Schauſpieldirektor, den Künſtlern, ſo wie dem Publikum die beſten Lobſprüche zollten. Nach ihnen war das zwar kleine, aber geſchmackvolle Theater in einen blühenden Feengarten umgeſchaffen worden; die Bühne zeigte eine überraſchende Maſchinerie und der Jubel der verſammelten Menge wollte nicht enden. —

Nach der Vorſtellung begab ich mich in die Gruft unter der Kirche, wo in dem von einigen Oellampen erzeugten Dunſte und den moderigen Exhalationen des Orts die armen Schauſpieler, gleich Schatten der Unterwelt, ihre Toilette machten. Hier waren nämlich die Garderoben. Ein jedes Licht hatte ſeinen Hof und alle Umriſſe verſchwanden im feuchten Nebel. Ich brachte den armen Leuten die frohe Kunde, daß ihrer nach der

Vorſtellung ein Souper im Hirſch erwarte, wozu ſie ein Mäcen einladen ließ. Man kann denken, wie gern ſie es annahmen; ſie ſtreckten mir die feuchten Hände aus ihrem Nebel entgegen und ſagten zu mit freudiger Stimme, die ſich jedoch an den Gruftgewölben ſchauerig brach.

Der Gipfel unſerer Vorſtellungen war „Staberl in Floribus,“ wo eine mit Eſeln beſpannte Equipage auf das Theater kam, zum großen Ergötzen der guten Leute.

Die Gaſtfreundſchaft wird in Hof großartig geübt. Nicht nur daß alle geſelligen Vereine den fremden Herumzüglern willig geöffnet wurden, ſondern auch die Familien gewährten uns Eintritt in ihre Kreiſe, und kein Feſt, kein Bankett wurde gegeben, zu dem nicht Einige von uns geladen waren. Dies iſt ein Lob, das ich dieſer Stadt zu zollen mich gedrungen fühle.

Zu den angenehmſten Erinnerungen meines Lebens zähle ich den mehrmaligen Aufenthalt auf dem Schloſſe H., einer ältern Freundin gehörig, die ich einſt in andern Lebensverhältniſſen kennen gelernt hatte. Die Beſſern meiner Geſellſchaft waren mitgenommen worden, und ſie ließen es ſich in dem Kreiſe wohl ſeyn und entſchädigten ſich für die Strapatzen und Entbehrungen ihres Lebens reichlich.

An Bildung fehlt es den Hofern nicht; für das literariſche Bedürfniß ſorgt die bekannte Grau'ſche Buchhandlung, welche zugleich das ganze Voigtländchen mit Literatur verſieht.

Im Ganzen lieferte mir dieſe kleine Stadt den abermaligen Beweis, daß da, wo die Natur weniger gethan, die Menſchen ſich liebenswürdiger und geſelliger zeigen, als wo ſie in den Reizen der Schöpfung ſchwelgen können. Hier zwiſchen den kahlen Hügeln gleichſam begraben, öffneten ſich die Herzen dem Scherze und der Heiterkeit auf die ungezwungenſte Weiſe, während unſern davon, an den reizenden Abhängen des Fichtelgebirgs in dem geradlinichten Bayreuth ſchon ſteifer Zwang und Etikette herrſchen. Hier geben aber wohlhabende Kaufleute, zum Theil weit gereiſte, dort kargbeſoldete Regierungsräthe den Ton an, die ſeit ihren Studentenjahren nichts von der Welt, als ihren Winkel, in dem ſie leben, zu ſehen bekommen haben.

* * *

Eine der erſten Merkwürdigkeiten, die ich einſt in Bayreuth bemerkte, war, daß einige Herren das Rindfleiſch ſich zur Suppe geben ließen, es darin klein ſchnitten und dann Suppe und Fleiſch mitſammen auslöffelten. So geringfügig dies auch an und für ſich erſcheinen mag, ſo muß es doch hier angeführt werden. Jene Herren, die am obern Ende der Table d'hôte im goldenen Anker ſaßen, waren Regierungsräthe und dünkten ſich als ſolche Tonangeber und Leute von der höchſten Wichtigkeit. Sie waren ſich des Anſehens bewußt, das ſie in ihren Bureaux genoßen, und zugleich ihrer Rolle, die ſie in den Coterien der kleinen Stadt ſpielten, und nun wollten ſie auch hier allen Aufwand von Ehrerbietigkeit und

Höflichkeit in Anſpruch nehmen, der ihnen jedoch nur von dem Wirthe und ſeinen Kellnern gezollt wurde. Sie ſchienen ſich nicht daran gewöhnen zu können, daß die fremden Durchreiſenden ſie nicht bemerkten und es wagten, in ihrer Gegenwart über allerhand Dinge zu ſprechen, ohne ſich um ihre Theilnahme zu bekümmern. Solch ein Regierungsrath iſt der deutſche Kleinſtädter durch und durch, und zwar eine Sorte, die Kotzebue in ſeinem trefflichen Bilde anzubringen vergeſſen.

Er tritt mit blank gewichsten Stiefeln, ſteifem Hembkragen, wohl geordneten Haaren, mit Ketten und Ringen belaſtet, im offenen Frack in's Gaſtzimmer. Sein Beſtreben, das ſieht man auf den erſten Blick, iſt darauf gerichtet, den Großſtädter, den er beneidet, nachzuahmen. Kotzebue ſchildert uns nur jene armen Kleinſtädter, die, in ihrer Kleinſtädterei befangen, nichts von dem großen Leben wiſſen, und es in ihrer Unwiſſenheit verachten. Allein jene Kleinſtädter, die darnach ſtreben, Großſtädter im Pli ſeyn zu wollen, ſind viel lächerlicher. Wie ihnen Alles mißglückt; wie ſie Alles ſo genirt! Es iſt ergötzlich ſie eintreten zu ſehen!

Die in Bayreuth hatten damals noch ganz den preußiſchen Comment. Sie traten mit einem leicht geſchliffenen, unbeſtimmten „J'un Mo'jen" ein, was „Guten Morgen" heißen ſollte. Der ſo Begrüßte antwortete dann mit „Mo'jen! Mo'jen! Jeht's?" Und dann wurde ſogleich das Rindfleiſch in die Suppe geſchnitten und mit affectirter Nachläßigkeit über die Unterhaltungen Bayreuth's geſprochen. Man fing von dem Konzert in der Harmonie an, ging dann zum Thee beim Freiherrn v. W. über, und ſchloß mit dem Liebhabertheater in der Reitſchule; dann begehrte man den Comödienzettel und ſprach davon, bis zum Theater nach Eremitage zu fahren. Ein Train von Vergnüglichkeiten, der, wie man ſieht, erheblich genug war, nur traurig genug, daß er ſich alle Tage wiederholte und ohne Unterbrechung zur tödtlichſten langen Weile werden mußte.

Die allgemeine Geſelligkeit in Bayreuth ſieht jetzt der Stadt ſo ziemlich ähnlich. Die Straßen ſind ſchnurgerade und breit, die Häuſer aus harten Quadern erbaut, aber ohne architektoniſchen Aufwand. Hinter denſelben erſtrecken ſich ſchattige, monotone Gärten, deren Gänge zum Theil mit Unkraut überwuchert ſind. In dieſen Häuſern werden nun die Theegeſellſchaften gegeben; die Taſſen ſind vom feinſten Porzellan, aber der Thee iſt auf deutſche Weiſe bereitet, das heißt verdorben. Die Blätter werden ſo lange von dem heißen Waſſer ausgezogen, bis es ſchwarz wie Dinte und bitter wie Galle geworden iſt; ſtatt daß das Waſſer nur aufgegoſſen werden darf, und nach jedesmaligem Einſchenken neue Blätter in die Kanne geworfen werden müſſen. So iſt's auch mit der Unterhaltung beſtellt; ſtatt daß jedes Thema nur leicht angebrüht, ſchnell verarbeitet werden ſollte, wird es förmlich deſtillirt, bis es gallicht und unſchmackhaft geworden. Dem Fremden erſchließen ſich nur ſelten dieſe Cirkel.

Es wäre thöricht, ſich darüber beklagen zu wollen.

Vor ungefähr zwanzig Jahren bot Bayreuth dem Fremden, der präſentabel war, noch eine andere Geſelligkeit. Jetzt hat es in dieſer Hinſicht ſehr verloren. Jean Paul, der allein ſchon viel Gewicht in die Schaale legte, iſt ſeitdem geſtorben, und ſeine Freunde ſind gealtert; Freiherr v. W., der Gipfel der Bayreuther Geſellſchaft, ſo wie Herr v. G., der gleichfalls ein angenehmes Haus machte, ſind weggezogen; Frau v. S. iſt geſtorben. Wenn ein Städtchen, wie dieſes, ſolche Verluſte erleidet, ſo kann es ſich nur ſchwer wieder erholen.

Der Eindruck, den Bayreuth auf den Fremden macht, wiederholt ſich oft auf einer Reiſe durch's Vaterland. Solcher ausgeſtorbenen Reſidenzen giebt es mehre, die in ihrer verfallenden Pracht öde und verwaist daſtehen. Gehörig belebt, müßte Bayreuth ein reizender Aufenthalt ſeyn. Das Klima iſt etwas rauh; der weiße und rothe Main, die vom Ochſenkopfe, dem höchſten Gipfel des Fichtelgebirgs, herunterſtrömen, vereinigen ſich unweit von der Stadt und tragen zur Belebung der Landſchaft das Ihrige bei. Ueberall wo es ſich thun ließ, ſind ſchattige Alleen angelegt worden, deren dichtbelaubte Bäume zu angenehmen Träumen auffordern. Eine derſelben, „die ſchwarze Allee," war in früherer Zeit verrufen; ſie wurde Abends von Phrynen bevölkert.

Dieſen Ueberbleibſeln einer nun längſt dahin geſchwundenen frivolen Zeit kann man hier wohl noch öfter begegnen. Sicher iſt es, daß der böſe Saamen durch mehre Menſchenalter fortwuchert. Dies Alles iſt einſt aus den kleinen Pavillons in Eremitage hervorgegangen und übt ſich nun hie und da noch als Gewohnheit fort, wenn auch in immer ſchwächern Reflexen.

Bayreuth war der erſte Ort, wo wir 1815 kleine Jungen am Thore fanden, die ſich erboten, uns „zum Mädel zu führen." Später wiederholte ſich dies öfter. Beruhigend mag hiebei der Gedanke ſeyn, daß die Jungen keinen rechten Begriff damit verknüpften und ſich für eine kleine Vergütigung unbewußt des ſchmählichen Auftrags entledigen.

So fand ich einmal zwei Kinder, junge Mädchen, in einem Bordell zu Warſchau. Sie waren die Töchter der Inhaberin und bildſchön wie die Engel. Man gab ihnen Unterricht im feinen Benehmen, in Muſik und in Sprachen, ich wage nicht, es in dieſem Falle Erziehung zu nennen. Sie ſahen, was um ſie vorging, ohne es zu begreifen, und waren auch rein wie die Engel. Abends ſchliefen ſie ſanft ein und wurden zu Bette gebracht, während um ſie her Orgien gefeiert wurden. Die armen Unſchuldigen! Wie ſchrecklich muß einſt ihr Erwachen geweſen ſeyn! —

Der aus Norddeutſchland heranreiſt, wird in Bayreuth zuerſt von ſüddeutſcher Luft angeweht; man fühlt ſich angenehm überraſcht und wird im

Voraus empfänglich für alles Schöne geſtimmt, was uns von hier auf dem Wege zum Rheine, und zu den Alpen mit immer ſteigendem Intereſſe begegnet.

Das Paß-Bureau.

Das Geſchäft der Päſſe iſt im Hauptquartier ein ſchwieriges, mißliches, bewegtes, undankbares. Selbſt in der Nacht muß man du jour ſeyn; ein ſehr bezeichnender Ausdruck, da man wacht und thätig iſt, wie am Tage.

Es war gerade um die Zeit, als die Herren beim Wiener Congreß, aufgeſchreckt aus ihren Feſtivitäten durch den Flüchtling von Elba, ſich à la hâte nach den Tuilerien begaben, um die neue Ordnung der Dinge in Europa in der Nähe zu betrachten, wie ich meine erſten Nachtwachen im Paß-Bureau zu beſtehen hatte. Alles ging damals à la hâte: wir, die Fremden, die von allen Seiten nach Paris ſtrömten, die Großwürdenträger vom Wiener Congreß und die des alten Kaiſerhofes. Als ich die Abgeſandten der proviſoriſchen Regierung im Hauptquartier zu Kaiſerslautern anlangen ſah, Benjamin Conſtant und die Andern, da kam es mir vor, als wären ſie eben bei der letzten Schüſſel durch die Nachricht von dem Einrücken der Alliirten überraſcht worden, und nun vom Diner aufgeſprungen, um uns zu bewillkommnen. Ganz ſo ſahen ſie aus in ihren weißſeidenen Strümpfen und Claklhüten.

Ohne Erlaubniß der Kanzlei des Hauptquartiers durfte die Poſt keine Pferde geben, und jeder Reiſende, ohne Rückſicht auf Stand und Würde, mußte ſich deßhalb perſönlich auf das Paß-Bureau begeben. Waren zu einem beſondern Zwecke, in Dienſte der Armee oder für ein gekröntes Haupt, eine zu große Anzahl Pferde in Anſpruch genommen, oder überhaupt jene Zahl erſchöpft, die für die Weiterbringung gewöhnlicher Reiſenden beſtimmt war, ſo mußten dieſe ſo lange warten, bis dem Mangel abgeholfen wurde. Ein mißlicher Befehl für die Reiſenden, deſſen Aufrechthaltung jedoch die Umſtände geboten.

Außerdem befand ſich auch noch in der Kanzlei des Paß-Bureaus eine Tabelle, auf der alle jene Perſonen aufgezeichnet waren, denen zu jener Zeit das Reiſen in Frankreich ganz und gar unterſagt war, und die entweder zurückgewieſen oder ſogleich verhaftet werden mußten; ferner ſolche, denen bloß das Weiterreiſen nicht geſtattet werden durfte, und die zu einem unfreiwilligen Aufenthalt im Hauptquartier verurtheilt wurden. Militärperſonen und Angeſtellte aller Art der befreundeten Heere, die ſich als dazu berechtigt ausweiſen konnten, quartierte man ein, und deßhalb war es auch nöthig, ſtets eine Liſte der disponibeln Wohnungen im Orte ſelbſt oder in der Nähe in Bereitſchaft zu haben.

Man kann ſich leicht vorſtellen, wie dieſes complicirte, Vorſicht erheiſchende und ſehr beläſtigende Geſchäft einen Menſchen von zwanzig Jahren, der damals zu Allem mehr, als zum Sitzen und Schreiben Luſt hatte, gefallen mußte, und in der That, es gewährt mir jetzt in der Erinnerung mehr Vergnügen, als da ich es ausübte.

Den Tag über waren es hauptſächlich die beurlaubten oder aus andern Urſachen in ihre Heimath zurückkehrenden Krieger der ehemals großen Armee, die auf das Bureau kamen, um ihre Marſchroute oder Carte de sureté abzuholen. Da drängte ſich ein Haufe verſtümmelter, krank ausſehender Menſchen um mich her, mit bleichen Geſichtern und dem ſo eigenthümlichen Lazarethgeruch an ſich tragend, der jetzt, dem Himmel Dank! ganz aus der Welt verſchwunden iſt; dort alte, bärtige Soldaten, Söhne der Revolution, braune, benarbte Geſichter, die mir unwillkührlich Achtung einflößten und mit unterdrücktem Stolze und verbiſſenem Grimme den Namen ihrer Heimath nannten, um Kohl zu bauen und den Fremden im Lande ſchalten zu laſſen; hier ſtießen ſich ungeſtüm die zuletzt Ausgehobenen, Burſche, die nur einmal im Treffen geweſen und etwas Beſonderes für ſich in Anſpruch nehmen wollten, und nun nach Hauſe eilten, um von ihren Heldenthaten zu erzählen; ward das Gedränge zu bunt, der Lärm zu laut, und konnten die Piétons, die wir von der Municipalität zur Aufrechthaltung der Ordnung erhalten hatten, nicht Ruhe herſtellen, ſo mußten die Koſacken-Ordonnanzen herbei, und dann ward Alles mäuschenſtill vor dem erhobenen Kantſchuh, den die Franzoſen in ihrer Angſt „le Knout“ benannten. Die Ruſſen lachten dann aber ſtets darüber, denn auch der unerzogenſte Ruſſe weiß ſehr wohl ganz gewöhnliche Kantſchuhhiebe von der Knute zu unterſcheiden.

Manchmal erſchien in dieſem militäriſchen Genrebild irgend ein bürgerliches Familienſtück, das dann ſtets als beluſtigendes Intermezzo von Wirkung war. So einſt ein ganz feiner Kaufmann aus Berlin, der direct aus Cöln an der Spree kam, den freien Vater Rhein in aller Eile paſſirt hatte, ohne Anſtoß bis Chalons an der Marne gekommen war, hier in der Galeere, dem erſten Gaſthofe, abſtieg, ein franzöſiſches Diner zu ſich nahm, das ihm, der Very noch nicht gekoſtet hatte, als du suprême gôut vorkam, und jetzt nach kurzem Verdauungsſchläfchen den Befehl ertheilte, Poſtpferde zu holen, um dem herrlichen Paris ohne Aufenthalt zuzueilen. Nun denke man ſich aber ſeinen Schrecken, als man ihm den gedruckten Befehl zu leſen gab, nach welchem ſich jeder Reiſende perſönlich in der Kanzlei des ruſſiſchen Hauptquartiers zu melden hatte. Mein Himmel! welche Gedanken kamen ihm dabei in den Sinn; der Aufenthalt war das Unbedeutendſte, an das er dachte. Da indeß nichts helfen konnte, ſo mußte er Ordre pariren.

Ich ſah ihn eintreten, im ſtaubigen Reiſehabit, eine zuſammengequetſchte Mütze ſchief auf dem Haar, die er aber — als er des erſten Koſacken anſichtig wurde — reſpectvollſt in die Hand nahm. Der Zufall wollte, daß er ſich an einen Uhlanen-Offizier wandte, der wenig franzöſiſch und kein Wort deutſch verſtand, zwar das Pulver nicht erfunden hatte, aber doch auf die unerſchrockenſte Weiſe damit umzugehen pflegte. Mit einem Worte: ein tapferer, muthiger Junge, aber eben ſo grob als dumm. Es war eine boshafte Laune des Schickſals, daß mein weicher Märker gerade auf dieſen vorſpringenden, granitenen Eckpfeiler der Kanzlei gerathen war. Ich hatte zu viel zu thun, um mich ſeiner annehmen zu können, und hörte nur aus der Ferne, daß ihm der Uhlan in gebrochenem Franzöſiſch barſch zurief: es ſeyen keine Pferde da, er müſſe ſich gedulden! Dies war ein bequemes Auskunftsmittel, wenn man ſich eben nicht zu rathen wußte. Privatleute an ihrer Weiterreiſe zu hindern, zog zu jener Zeit nicht den Schatten einer Verantwortlichkeit nach ſich.

Da wollte es der Zufall, daß ein Kamerad, von ſeinem Seſſel rückgebeugt, mir einige Papiere übergiebt und dabei meinen Namen nannte. Jetzt glaubten wir Alle, daß der arme Berliner in den Sanct-Veits-Tanz geriethe. Er ſpringt auf mich zu, lacht laut auf, will mir um den Hals fallen; ich habe alle Mühe, ihn mir vom Leibe zu halten. Er ſagte mir, wer er ſey, ſeinen Namen, Stand und Gewerbe, daß er meine Verwandten kenne, daß ich ihm hier helfen ſolle, helfen müſſe, als ſein Landsmann. Ich ließ mir ſeinen Paß geben, viſirte ihn, und gab ihm hierauf den Erlaubnißſchein, um Poſtpferde erhalten zu können.

„Jetzt reiſe ich nicht!“ rief er nun aber dankbar aus, „dieſe Nacht wird hier geblieben und Sie müſſen mich Abends in der Galeere beſuchen. Seit drei Tagen treibe ich mich hier zwiſchen den Ruſſen und Franzoſen umher und habe kein Wort deutſch ſprechen können. Ach, wie thut das jetzt ſo wohl! Denken Sie nur, was ich nun gar empfinden mußte, als es hieß, ich müßte mich auf die Kanzlei des Hauptquartiers verfügen — ach! ich dacht' wohl nicht mit Unrecht an Aufenthalt, Chikanerie, Hudeleien aller Art! Aber mein Glücksſtern ließ mich Sie finden, o wie bin ich ſo froh!“

Und ſo ging's im allerächteſten Berliniſch in Einem fort; kein friſcher, brauſender Felſenſtrom, ſondern ein ſprudelnder, heißer Quell im Sande; ich muß bekennen, daß mir der Landsmann nicht halb ſo viel Freude machte, als ich ihm zu machen ſchien. Man klage mich deßhalb nicht des Mangels an Vaterlandsliebe an.

Er blieb nun richtig bis zum andern Morgen da, und holte mich Abends in ſeinen Gaſthof. Hier trieb er es wieder, wie Einer, der ganz außer ſich iſt: er hob mich auf, herzte mich und trug mich im Zimmer umher; Champagner mußte herbei, Geſundheiten wurden getrunken, und dann ſang er den alten Refrain:

„Tire, tire, tire, brave Soldat tire.
Vivent nos braves compagnons!“

Kurz, ich hatte noch niemal einen Berliner in ſolcher Exaltation geſehen und auch ſeitdem iſt mir kein ähnlicher vorgekommen. —

Nachts hatte ich mich kaum auf das ſchlechte Sopha geworfen und freute mich meines geſunden

Schlummers, ſo zupfte mich Jemand am Aermel. Es war ein Reiſender, der befördert ſeyn wollte. Man kann denken, daß meine Bewillkommung nicht die artigſte war. Je öfter ich aufgeweckt wurde, deſto unfeiner ward mein Benehmen. So traf ſich's denn einſt in einer Nacht, wo der ganze Wiener Congreß durch meine Kanzlei ſpazierte, daß ich wohl ſchon zehnmal aufgeweckt, eben wieder mit einem Fluche auf den Lippen eingeſchlafen war — im Felde iſt ſo etwas erlaubt — als ein neuer Ruck am Arm mich benachrichtigt, daß ein in Poſtnöthen ſchwebender Reiſender da ſey. Wie ein Wütherich fahre ich auf, und da ich ſehe, daß ein ganz gewöhnlicher Menſch im zugeknöpften, dunkeln Ueberrock vor mir ſteht, ſo ſchimpf' ich denn, ohne noch in den Paß geblickt zu haben, auf gut Deutſch, was mir eben in den Sinn kommt.

Der gewöhnliche Menſch knöpft, ſtatt aller Antwort, und als Zeichen, daß er die Sprache verſteht, in der ich mich ſo energiſch ausdrücke, den Oberrock auf und ich gewahre ein paar funkelnde Sterne darunter. Dergleichen verblüffte mich nun zwar nie und zu jener Zeit war es mir ſehr gewöhnlich, Sterne auf den Röcken in meiner nächſten Nähe zu ſehen, ich warf jedoch einen Blick in den Paß, und nun ergriff mich bei dem Namen, den ich las, ein Gefühl ſo hoher Achtung, wie es mir alle hohen und höchſten Orden des Erdballs nicht einzuflößen im Stande geweſen wären. Ich ſchob ſtillſchweigend einen Seſſel dem Harrenden hin und beſchleunigte mein Geſchäft, ſo ſehr ich konnte. Dann überreichte ich ihm die Papiere; er hatte ſich nicht geſetzt, nahm das Dargebotene, ohne ein Wort zu ſagen, und entfernte ſich ſtolz. Er mochte den Eindruck bemerkt haben, den ſein Name auf mich gemacht. Ich nenne ihn hier nicht; es iſt mir intereſſant geblieben das Geheimniß jener Nacht, und wenn dieſe Zeilen dem Hohen vor die Augen kommen ſollten, ſo mag er denn auch nun wiſſen, wem er damals dieſe Achtung abnöthigte. Ich begleitete ihn bis zur Thür und ſah ihm lange nach. Die Ordonnanzen ſchulterten — dann ward Alles ſtill um mich — keine Störung mehr bis zum Morgen — ich hätte ſchlafen können, aber mein Schlaf war hin dieſe Nacht.

Aehnliche Fälle kamen oft vor; intereſſante Bekanntſchaften im Fluge. Einmal ſah ich einen kleinen Mann, mit ziemlich markirtem Geſichte und grau werdenden Haaren einige Zeit in der Kanzlei verweilen. Der ſchon genannte Uhlanen-Offizier hatte ihn abzufertigen, und das währte immer etwas lange. Er erregte kein beſonderes Intereſſe in mir; nur eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Bekannten war mir aufgefallen. Endlich kann er mit ſeinem Paß fortgehen.

„Haſt du wohl bemerkt, wem dieſer Herr ähnlich ſieht?“ rief mir der Uhlan zu.

Ich ſann nach, konnte aber den Pendant nicht finden.

„Erinnerſt du dich nicht mehr des Hofraths S. in Warſchau?“

„Richtig,“ erwiederte ich, „wie aus den Augen geſchnitten; wahrſcheinlich ein Bruder.“

„Wo denkſt du hin! ein Bruder! S. iſt aus Bielök und dieſer aus Italien.“

„Ein Italiener? Wie heißt er?“

„Canova,“ war die Antwort, die mich doch ein wenig überraſchte.

Ein andermal wendet ſich ein langer, hagerer Mann mit der Bitte an mich, ſeinen Paß zu viſiren. Eine edle, ſtolze Naſenbildung, die Haut wie naß gewordenes und dann getrocknetes Pergament, vergilbt und runzelig; matte Augen, die in tiefen Höhlen liegen, unter dem Kinn ſtruppiges Haar, das den Hals bedeckt, wie man es durch die locker geſchlungene Binde bemerken kann. Ich leſe: Don Badia y Leblich, général espagnol, und kann mir im Augenblick nichts weiter bei dem Namen denken. Aber ein Geſpräch, in das mich der Fremde zu ziehen weiß, enthüllt mir bald, daß er ſo eben von weiten Reiſen zurückkehre; Reiſen, die zu jener Zeit nicht ſo häufig gemacht wurden, wie jetzt, da ſie noch nicht ſo leicht zu bewerkſtelligen waren. Er hatte ſich ſehr lange im Orient aufgehalten und wußte viel zu erzählen.

„Kennen Sie dieſe Decoration?“ fragte er mich, indem er einige Weſten aufknöpfte und mir ein Ordenskreuz zeigte, das auf der reich behaarten Bruſt ruhte. Dabei verbreitete ſich ein Geruch um mich, wie ich ihn ſchon in der Nähe eingeſperrter Löwen verſpürt hatte; eine Art von ganz eigenthümlicher Ausdünſtung aus dem Morgenlande, die vielleicht nur meinen beſonders feinfühlenden, abendländiſchen Geruchsnerven vorbehalten iſt.

Ich war damals ziemlich bewandert in Decorationen aller Art, allein dieſe war mir doch unbekannt geblieben.

„Nur zwei Männer in Frankreich beſitzen ſie in dieſem Augenblicke,“ fuhr der Spanier nach einer Pauſe fort; „man bekommt ſie niemals zugeſchickt, ſondern muß ſie an Ort und Stelle ſelbſt erwerben. Chateaubriand und ich tragen ſie. Ich auf dieſe Weiſe, unmittelbar auf dem Herzen, da mir das Ordenszeichen zu heilig iſt. Es iſt das Kreuz vom heiligen Grabe.“

Ich erzählte dem guten Chriſten, daß es preußiſche Freiwillige gebe, die das eiſerne Kreuz eben ſo heilig hielten und auf der bloßen Bruſt trügen, obgleich es doch nur von einem Regimentschef ihnen ertheilt worden ſey.

Der Spanier und Katholik lächelte mit ungläubiger Miene.

In jenen Tagen eben war in allen Zeitungen von einem räthſelhaften Reiſenden zu leſen, welcher den Orient durchzog, ſich aber wohl hütete, ſeine Perſönlichkeit ſo bloß zu ſtellen, als unſer Semilaſſo. Damals gab es noch keine civiliſationsſüchtigen Fürſten in der Levante, keinen eiteln Mehemed Ali, der es ſich zur Ehre anrechnete, ſeinen Namen in der allgemeinen Zeitung gelobt zu ſehen; wer in jenen Ländern reiſen wollte, hatte mannigfache Gefahr zu beſtehen und war nur an ſein Glück gewieſen, da er weder vom Fürſten, noch von den Geſetzen mit Beſtimmtheit auf Schutz rechnen konnte. Der Reiſende, der damals ſo großes Aufſehen machte, nannte ſich Ali-Bey. Er galt im Orient für einen Muſelmann; er kannte die Sitten der Eingebornen und lebte mit ihnen auf ihre Weiſe. Allein was man von ihm hörte und las, machte dieſe Meinung wankend. Ali Bey war zu unterrichtet und ſeine Reiſeberichte athmeten eine durchaus europäiſche Bildung in zu hohem Grade, als daß man nicht in ihm einen Europäer hätte vermuthen ſollen. Und doch war wieder Alles an ihm auch ſo orientaliſch; die Sicherheit, mit welcher er ſich unter räuberiſchen Stämmen bewegte, wie er mit ihnen umzugehen wußte, ſchien dafür zu ſprechen, daß er ein Muhamedaner ſey. Wie? ſagten Andere dann wieder, wenn es ein Renegat wäre? Aber wer iſt es? wie hieß dieſer merkwürdige Mann, ehe er zum Islam übertrat? Wo hatte er dieſe Bildung, dieſe Kenntniſſe erlangt? Mit ſolchen

Vermuthungen und Zweifeln trug man ſich herum, und Ali-Bey war das Räthſel, wie das Geſpräch des Tages.

Man wird nun meine freudige Ueberraſchung ſich leicht vorſtellen können, als ich erfuhr, was jetzt alle Welt weiß, daß der Mann, mit dem ich mich eine halbe Stunde bereits unterhalten hatte, der ſpaniſche General Don Badia y Leblich, niemand anders, als Ali-Bey ſelbſt war. Ich war wohl einer der erſten, der es in Europa wußte. Don Badia lud mich beim Abſchiede freundlichſt ein, ihn in ſeiner Wohnung in Paris aufzuſuchen, wo er auf dem Quai des Augustins Nr. 25 wohnte. Daß ich dieſer willkommenen Aufforderung gern Folge leiſtete, darf ich wohl nicht erſt hinzufügen.

Viele Bekanntſchaften, die ich zu machen genöthigt wurde, waren jedoch nicht von dieſer heitern und angenehmen Art.

Einſt überreichte mir ein ſchlanker, feingebildeter Mann von ausdrucksvollem Aeußern ſeinen

Paß, in dem ein Name ſtand, der bei den Vervehmten auf der Liſte war. Ich blickte auf den Mann, der ſo unbefangen ausſah und nichts anderes zu erwarten ſchien, als daß ich ihm den Paß viſire.

„Mein Herr,“ ſagte ich nicht ohne jugendlich-ſchüchterne Verlegenheit, „Ihrer Weiterreiſe ſetzen ſich Hinderniſſe entgegen; Sie dürfen in dieſem Augenblicke nicht nach Paris.“

Er war überraſcht und wollte Einwendungen machen, allein der Name ſtand auf der verhängnißvollen Liſte, und was noch mehr war, den Träger deſſelben erwartete Arreſt. Es war von ihm bekannt, daß ihn Napoleon zu geheimen Aufträgen gebraucht hatte, und wer konnte wiſſen, ob er nicht noch als deſſen Agent durch Frankreich reiſte? Die Vorſicht gebot, ſich ſeiner Perſon zu verſichern. Der feine Franzoſe ſchien die Maßregel, die man gegen ihn in Anwendung brachte, nicht begreifen zu können, allein er mußte ſich dennoch geduldig fügen, als man ihm ein Zimmer im Hauſe der Kanzlei zur Wohnung anwies, und ihm einen rieſenlangen Koſacken als Schildwache davor ſtellte.

Hier lebte der Mann ſo lange, bis das Hauptquartier nach einer andern Stadt verlegt wurde, und dahin transportirte man ihn dann auch, gleich als wäre es irgend ein koſtbares Unterpfand geweſen. Des Mittags wurde er zur Tafel des Commandanten gezogen; Abends gab er den Thee in ſeinem Zimmer; man fand ihn ſehr unterhaltend, und er zeigte in der That eine angenehme Weltbildung. Die Gutsbeſitzer in der Nachbarſchaft, die von dem Fange gehört hatten, beſuchten ihren Landsmann im feindlichen Hauptquartier, und wußten es endlich dahin zu bringen, daß er, von einem Offizier begleitet, dieſe Beſuche erwidern durfte. Da mit dieſen Ausflügen Jagdpartien und andere Ergötzlichkeiten verbunden waren, ſo drängte man ſich dazu, den Gefangenen zu begleiten, ohne daran zu denken, welche Verantwortlichkeit man auf ſich lade, und daß es wohl auch gefährlich ſey, indem ein Befreiungsverſuch unter ſolchen Umſtänden ſehr leicht dem Begleiter das Leben koſten könnte. Wie ſollte aber ein ſolcher Gedanke aufkommen, da dieſe Partien immer ordnungsmäßig abliefen und man den Gefangenen ſtets am Abend in ſeine Haft zurückkehren ſah. Er ſchien ſich nicht im Geringſten mehr dadurch genirt, und nichts anders als die Fortdauer dieſes Zuſtandes für ſich zu erwünſchen.

Er war nicht mehr im Kanzlei-Gebäude, ſondern bei einem Einwohner jenes Städtchens einquartiert, in dem ſich jetzt das Hauptquartier befand. Ein Koſack ſtand auch hier vor der Thür ſeines Zimmers, welches ein alter Polizei-Beamter, von Geburt ein Deutſcher, mit ihm theilte.

Da geſchah es, daß ein Ordonnanz-Offizier aus dem Lager von Vertu abgeſchickt wurde, um den Gefangenen zum Kaiſer zu bringen. Jener Offizier war ein Stockruſſe und nur einiger deutſchen Worte mächtig; der Franzoſe hingegen verſtand das Deutſche vollkommen gut.

„Ich dich zu Kaiſer Majeſtät holen!“ Mit dieſen Worten trat der Ruſſe in das Zimmer des Gefangenen.

„Ich bin krank und habe das Fieber!“ erwiderte er, und in der That hatte er ſeit einigen Tagen das Bett hüten müſſen.

„Gleichviel, todt oder lebendig! Mußt mit!“ Mit dieſen Worten verließ der Abgeſandte den Patienten, um ihm Zeit zu laſſen, ſich anzukleiden und zur Abreiſe fertig zu machen.

Der Polizei-Beamte hatte auch noch Einiges zu beſorgen, und erſt nach einer ziemlichen Weile trat er und der Ordonnanz-Offizier wieder zu dem Gefangenen ein, um ſich mit ihm auf den Weg zu machen. Wie erſchracken ſie aber, als ſie das Neſt leer fanden! Kein Rufen und Suchen half. Er hatte die Betten zum Fenſter hinausgeworfen und war dann darauf geſprungen. Es war ſtockfinſtere Nacht, und man durfte nicht hoffen, dem Entflohenen auf die Spur zu kommen. Was ihn zu dem ſchnellen Entſchluſſe getrieben, ſich der Haft zu entziehen, war wohl nur die brutale Weiſe des Abgeordneten, der ihn „todt oder lebendig vor den Kaiſer bringen wollte.“ Dem Franzoſen fiel hier gewiß Knute und Sibirien ein, denn davon phantaſiren ſie ſo leicht; es war aber gewiß auf nichts Schlimmes abgeſehen, und der leutſelige Monarch hatte unbezweifelt nur Luſt, den intereſſanten Mann kennen zu lernen und ſich Einiges aus Napoleons letzten Tagen von ihm erzählen zu laſſen.

Der Polizei-Beamte und der Ordonnanz-Offizier liefen noch mehre Stunden im Städtchen umher; man bot Leute mit Fackeln auf, man ſuchte überall, allein vergebens; der Entflohene ward nicht wieder geſehen.

Ein ernſterer Fall war folgender:

Ganz Lothringen und ein Theil der Champagne, namentlich die Gegend von Nancy bis Chalons, wurde von Parteigängern unſicher gemacht. Alle Tage ſchoßen ſie aus dem Verſteck auf unſere Leute, wie ächte Buſchklepper und

Banditen. Vor Kurzem erſt war ein junger, liebenswürdiger Offizier, der in der Suite des Marſchalls ritt, auf ſolche Weiſe getödtet worden. Alles war im höchſten Grade erbittert, und wer von den Parteigängern mit den Waffen in der Hand gefangen wurde, erhielt keinen Pardon.

Ihr Hauptanführer war ein gewiſſer Viriot. Wir hatten ſeinen Tagesbefehl in die Hände bekommen und wußten, daß er ehemals unter Napoleon gedient und den fremden Truppen unverſöhnlichen Haß geſchworen hatte. Es war ein Preis auf ſeinen Kopf geſetzt worden.

Einſt kommt ein kurzer, unterſetzter Menſch, mit einer ſchwarzen Binde um das rechte Auge, in gewöhnlicher Civilkleidung auf das Bureau und reicht mir ſeinen Paß hin, den er zu viſiren bittet. Er ſprach zwar deutſch, doch ſo, daß ich ſogleich den Franzoſen in ihm erkannte. Im Paß ſtand der Name Schmidt, Feldchirurg eines preußiſchen Regiments aus Berlin, und als Ort der Beſtimmung war Paris angegeben. Nun war aber ganz deutlich hinter Paris ein o zum Vorſchein gekommen, das früher ausradirt worden war, und ein aufmerkſamer Blick in den Paß ließ ſogleich mehre Radirungen wahrnehmen.

„Sie ſind ein Preuße, mein Herr,“ redete ich ihn an, „da freue ich mich, einen Landsmann in Ihnen zu ſehen.“

Dies machte ihn augenſcheinlich verlegen; er hatte wahrſcheinlich erwartet, hier Ruſſen zu finden, die ſelbſt nicht deutſch verſtehen würden. Er antwortete im deutſch-franzöſiſchen Jargon, und ich fand nun nicht mehr nöthig, mit ihm auf Umwegen zu verfahren, ſondern erklärte ihm geradezu, daß ich ihn verhaften müſſe, da er mit einem falſchen Paſſe reiſe.

In dieſem Augenblicke trat der Oberſt mit mehren Offizieren in das Zimmer. Der Franzoſe ſetzte ſeinen Hut auf und gab eine Inſolenz zur Antwort; allein der Oberſt ſchlug ihm den Hut vom Kopfe, empfahl ihm Höflichkeit, und gab zugleich den Befehl, einen zweirädrigen Karren, auf dem der Menſch angekommen war, und der noch vor der Thüre hielt, zu durchſuchen. Hier fanden ſich nun im Stroh verpackt eine Menge Gegenſtände, die uns Licht in der Sache gaben. Zuerſt eine vollſtändige preußiſche Uniform und eine Brieftaſche mit Briefen und Papieren, die einem Feldchirurg Schmidt angehört hatten; ferner eine franzöſiſche Uniform, Piſtolen, ein Dolch, ein Säbel und ein Ränzel, in dem außer Wäſche noch viele Briefe Viriots waren, aus denen erſichtlich ward, daß wir deſſen Adjutanten vor uns ſahen, einen ſeiner thätigſten Spießgeſellen, dem er das größte Zutrauen ſchenkte. Der Menſch hatte wahrſcheinlich den armen Preußen im Walde ermordet und jetzt auf deſſen Papiere ſich durch die Ruſſiſchen Truppen hindurchdrängen wollen, allein der Zufall, daß er auf einen Deutſchen traf, machte ihm nun den Strich durch die Rechnung.

Der Kerl ſchimpfte und fluchte und ſchrie über Verletzung des Kriegs- und Völkerrechts; das konnte ihm jedoch nichts helfen und man führte ihn in's Gefängniß.

Noch in derſelben Nacht wurde Kriegsrecht über ihn gehalten. Wie ich mich hinbegab, traf ich ihn im Vorgemach; er höhnte mich und geberdete ſich unerhört frech; als er aber, in das Zimmer eingeführt, des lugubern Apparats anſichtig wurde, ging eine ſolche Veränderung mit ihm vor, daß ich mich darüber entſetzte. Er wurde plötzlich bleich wie der Tod, ſein Kopf ſank ihm auf die Bruſt, ſeine Stimme war kleinlaut geworden.

Die Richter, zu denen man zwei franzöſiſche Gendarmen und zwei Bürger aus der Stadt gezogen hatte, ſaßen an einem ſchwarzbehängten Tiſche, auf dem Wachskerzen brannten. Ein Todtenkopf, eine Bibel, ein Crucifix und zwei gekreuzte Schwerter befanden ſich darauf. An einem Seitentiſche ſaß der Protokollführer. Der zerknirſchte Verbrecher geſtand, den preußiſchen Feldſcherer ermordet zu haben und zu Viriots Bande zu gehören. Das Urtheil, das über ihn gefällt wurde, lautete auf Erſchießen. Er wurde wie eine Leiche in ſein Gefängniß zurückgebracht.

Wenn nun gleich der Menſch den Tod verdient hatte, ſo peinigte es mich doch, daß ich die unſchuldige Urſache war; dabei hatte auch die Verwandlung in ſeinem Aeußern einen zu ſtarken Eindruck auf mich gemacht; ich konnte den Reſt der Nacht kein Auge zuthun. Immer ſah ich den robuſten, impertinenten Kerl, wie er am ſonnigen Nachmittag zu mir in die Kanzlei getreten war, wie er den Hut aufſetzte und uns behandelte, als wäre ſein Fall umgekehrt; dann wie er mich vor dem Gerichte höhnte und ſchimpfte, und zuletzt bebend, zerknirſcht, vernichtet, kein Bild eines Lebenden mehr. Ich ging noch weiter und malte mir ſeinen Leichnam von Kugeln zerriſſen — ſein gebrochenes Auge — ſein rieſelndes Blut — den letzten Fluch auf ſeinen bleichen Lippen — gegen mich gerichtet.

Dieſe Gedanken folterten mich; und Alles, was ich dagegen von erfüllter Pflicht, gerechter Strafe, Schuld des Verurtheilten, vorbrachte, hielt nicht Stand, und — ich haßte mich ſelbſt.

Eine glückliche Wendung machte dieſem peinlichen Zuſtande ein Ende.

Der Grundſatz der Milde leitete alle Maßregeln des Kaiſers und folglich mußte dieſer Grundſatz auch von ſeinen Befehlshabern in allen Zweigen feſtgehalten werden. Der verehrte Held, der damals das Heer commandirte, beſchloß alſo, einen Verbrecher, der es offenbar nur durch die politiſchen Ereigniſſe geworden war, für die Dauer derſelben und ihre unmittelbaren Folgen unſchädlich zu machen. Man begnügte ſich daher, den zum Erſchießen Verurtheilten auf eine Feſtung zu bringen, bis daß die alliirten Heere Frankreich geräumt haben würden, und ihn dann freizugeben. Dies Urtheil wurde vollzogen und meine Bruſt hiedurch bedeutend erleichtert. —

Als ich kürzlich auf einer Reiſe nach Paris durch Vitry le français fuhr, erinnerte ich mich, hier ein Paar Tage im Quartier gelegen zu haben; ich erkannte nun auch ſogleich das Haus wieder, und ſah ſeitwärts über den Hügel den

Pfad hinſchlängeln, auf dem ich Abends einſam wandelte, meiner Lieben in der Heimath gedenkend. Ach, ſo Vieles wurde mir wach in der Erinnerung! Da fallen meine Augen auf einen Ladenſchild und ich leſe: „Viriot, marchand de vin.“ vielleicht jener Viriot, denke ich, und nun ſehe ich nach einigen Leuten, die plaudernd vor der Thüre ſtehen mit untergeſchlagenen Armen, und richtig, es iſt mein Mörder mit dem verbundenen Auge — ich täuſche mich nicht! —

Er blickt ſtarr nach der dahin rollenden Diligence, die ihm nichts als den gewohnten Anblick gewährt, und ahnt nicht, daß der Mann an ihm vorüberfährt, der ihn vor mehr als zwanzig Jahren dem Tode ſo nahe gebracht hatte.

* * *

Sudeten.

Nothwendig müſſen die, welche dem Rieſengebirge den impoſanten Namen gegeben haben, vom Seeſtrande hergekommen ſeyn; ein Oberdeutſcher würde es nie gethan haben. Wer die Alpen geſehen, wird durch dieſe Höhen nicht in Erſtaunen geſetzt werden; ich, der ich ſie zum erſten Mal erblickte, nachdem ich Polens Sandſteppen gemeſſen, war mit ihrem Namen allerdings einverſtanden. Die erſte Nacht in Warmbrunn konnte ich kein Auge zuthun, ſolchen Eindruck hatte auf mich der Rieſenkamm gemacht, der die Koppe, die Mittagsſteine, das große Rad u. ſ. w. trägt.

Mag es nun aber immerhin mit dem Namen „Rieſengebirge“ an Uebertreibung gränzen, romantiſch und intereſſant ſind dieſe Berge jedenfalls, ich will nur Rübezahls gedenken, der hier ſeit Jahrtauſenden mit ſeinen Gnomen Hof hält, um dieſen Ausſpruch zu bewahrheiten. Der erſte Ausflug, wenn man von Breslau das Gebirge beſucht, richtet ſich nach dem Fürſtenſteiner Grund. Man hat hier eine bewaldete Schlucht mit Hilfe von Treppen angenehm zugänglich gemacht, die Ufer des Baches, der hindurchfließt, mit Brücken verbunden, auf maleriſchen Felſenſpitzen Kiosks angelegt, kurz dem Ganzen einen parkähnlichen Anſtrich gegeben. Ob das Ganze dadurch an Schönheit gewonnen, will ich hier nicht beſtimmen; an Beſuchern gewann es gewiß dadurch. Man weiß, wie freundlich ſolche Naturverbeſſerungen aufgenommen werden. In einer Sandwüſte, wie ſie um Muskau in der Lauſitz herrſcht, mit Geſchmack einen Park anlegen, verdient Dank und Bewunderung; aber in einem ohnedies romantiſchen Bezirke

Tändeleien anbringen; zwiſchen Felſen ein chineſiſches Lattenbrückchen; unter Fichten ein Einſiedler-Kläuschen; einige Steine dem Laufe des Baches entgegendämmen, damit er darüber purzle; das ſind Sächelchen, die ſehr füglich unterbleiben können. Ich will jedoch damit nicht in Abrede ſtellen, daß durch Sinn und Geſchmack ſelbſt eine an und für ſich ſchöne Gegend Verbeſſerungen erhalten kann. Durch Lichtung einer Waldecke, durch Herbeiziehung eines Flußarmes, durch Hinwegräumung oder Herbeiſchaffung einiger Steinblöcke kann dem landſchaftlichen Reitze viel hinzugefügt werden. Hier kann ein Vordergrund, dort ein Mittelpunkt gewonnen werden oder wohl gar die Ferne dem Gemälde gegeben, ohne die es todt und dumpf uns anblicken wird. Mit ſolchen Veränderungen aus rein künſtleriſchem Standpunkte ſind jedoch jene Spielereien nicht in Vergleich zu bringen.

Wenn ich auf einer Vergnügungsreiſe bin, kann mich nichts ſo leicht verſtimmen, und ich enthalte mich daher auch gern aller Kritiken und mörderiſchen Vergleiche, die im eigentlichſten Sinne des Worts allen Genuß, alle Freude tödten. Und ſo genoß ich denn auch jedesmal den Fürſtenſteiner Grund mit meinen Breslauer Freunden ohne Murren. Es iſt übrigens Manches da, was ganz angenehme Wirkung hervorbringt, wie z. B. die engliſchverſchlungenen Pfade in friſchem Laubgehölze, das rauſchende Waſſer, und ein kühler Hauch, der ſelbſt an den heißeſten Tagen in dieſer grünen Tiefe weht.

Ein neues Schloß und eine alte Veſte, d. h. neu nach altem Muſter gebaut, geben der Gegend noch einen Reiz mehr. Ich glaube, daß das gräfliche Geſchlecht der Hochberg hier reſidirt. Mein Gedächtniß iſt das Einzige, was ich in dieſem Augenblicke hierüber befragen kann, da ich dieſes niederſchreibe.

In der alten Burg wurde einſt zu Ehren der Königin Luiſe von Preußen ein feſtliches Turnier ganz im Geſchmacke des Mittelalters gehalten. Ich ſah noch bei meiner Anweſenheit die Einrichtungen des Kampfplatzes, die königliche Loge u. ſ. w.

Von Fürſtenſtein wendet man ſich nach Altwaſſer, einem unbedeutenden Badeorte zwiſchen bewaldeten Bergkegeln, in ziemlich engbegränzter Abgeſchloſſenheit. Vor mehren Jahren war in Altwaſſer ein Kunſtſchatz vorhanden, den man hier nicht vermuthet hätte. Ich meine die Gemäldeſammlung des Herrn Waagen, die der freundliche Beſitzer den Reiſenden willfährig zeigte. Ich ſah hier viele ausgezeichnete Stücke und eine Praxede, der Angabe nach von Raphael, iſt mir ſeitdem nicht aus dem Sinn gekommen. Herr Waagen iſt nun geſtorben und ſeine beiden Söhne, von dem kunſtliebenden Vater gebildet, leben jetzt in Berlin und München; erſterer als Galleriedirektor, letzterer als Hiſtorienmaler und Gatte der berühmten Sängerin Schechner, die leider zu früh von der Kunſt Abſchied zu nehmen gezwungen ward.

Mehr als Alles aber war es eine Grubenfahrt, die mich intereſſirte und die mich mit einem

Male aus Schleſien nach Alt-England verſetzte. Es handelte ſich nämlich um nichts Geringeres, als ein Kohlenbergwerk zu Waſſer zu befahren. Dieſer Stollen wird der navigable Fuchsſtollen genannt.

Wir begaben uns nach dem Bergamte, in das Haus des Steigers, wo wir unſre Kleider gegen Knappenanzüge vertauſchten, da das herunterſickernde Waſſer in einigen Stoffen unvertilgbare Flecken zurückläßt; dazu erhielten wir unſer Grubenlicht an der Kappe und machten uns auf den Weg. In einem kleinen Baſſin fanden wir eine Art langer, ſchmaler Kähne, und vor uns ſahen wir einen ausgemauerten Bogen, von nicht voller Mannshöhe, durch den wir einfahren ſollten.

Wir beſtiegen die Fahrzeuge, zwei in einem Jeden, und an die äußerſte Spitze ſetzte ſich der uns führende Bergmann. Wir erhielten die Weiſung, genau das Kommandowort „Bücken" zu befolgen und uns nie am Rande feſtzuhalten, da bei der Schnelligkeit der Fahrt und der Enge der

Paſſage leicht die Hände an den Felſen zerquetſcht werden können. Dann ging es getroſt „mit Gott!“ vorwärts.

Im erſten Augenblick fanden wir den Luftzug ſo ſtark, daß er uns den Athem verſetzte und wir ängſtlich nach Luft ſchnappen mußten; als aber eine Schleuſe mit Donnergepolter herabgelaſſen worden war, ward es gemächlicher in dieſem Elemente, und wir konnten uns ganz ordentlich zurecht ſetzen. Dichte Finſterniß umgab uns, die nur ſtellenweiſe durch unſere leicht vorüberſchwebenden Grubenlichter erhellt wurde. Bei dieſem flüchtigen Scheine gewahrten wir den gewölbten Felſengang, in dem wir ſchifften, und die über uns ſchroff hereinhängenden barocken Steingeſtaltungen. Sehr oft machten ſie den Ruf „Bücken“ nöthig, und wir folgten um ſo ſtricter, da eine gerade Richtung des Kopfes hier unvermeidlich eine Zerſchmetterung deſſelben zur Folge gehabt haben würde.

Unſer Fährmann lag auf dem Rücken und ſtieß auf ſehr geſchickte Weiſe mit Armen und

Beinen an Decke und Seitenwände, um ſo den Kahn fortzubewegen. Seine Bewegungen waren denen einer auf- und abarbeitenden Spinne nicht unähnlich. Der Kahn flog pfeilſchnell davon, die ſchwarzen Wellen umplätſcherten ihn, und der Gedanke, der uns überkam, war ſo natürlich als poetiſch: wir dünkten uns am Styr und unſer Fährmann war Charon ſelbſt.

Plötzlich vernehmen wir ein Gepolter, als ob die Höhle einſtürze, und ein gräßlicher Donner wiederholt ſich in nahen und fernen Schwingungen. Erſchreckt zucken wir zuſammen und fragen ängſtlich: was das ſey?

„Es iſt der Hund,“ war die Antwort. So werden nämlich die großen Kohlenwagen genannt, die aus dem Innern der Stollen zum Waſſer gefahren und dann in die Laſtkähne ausgeladen werden. Dies geſchieht einfach durch Umſtürzen derſelben, und dieſe Operation bringt in dieſen Grüften jene furchtbare Exploſion hervor. Wir näherten uns dem Hafen, wie unſere Schiffer verſicherten.

Jetzt riefen unſre Fährleute laut an. Wir kamen zu einem Ausbiegeplatze. Hier iſt der Felſen weiter ausgehölt und in der Mitte durch ſtehengebliebene Pfeiler geſtützt; es iſt ein größeres Waſſerbaſſin, man fühlt den Wellenſchlag des Höhlengewäſſers, und der Kahn ſchaukelt ſtärker. Wer den Ruf der Fährleute vernommen, muß an ſolchem Orte ſo lange verweilen, bis ſie vorbeigefahren ſind, da dieſes nur hier möglich iſt. Es giebt auf der Tour übrigens mehre ſolcher Plätze. Einen angenehmen Eindruck machte es, beladenen Kohlenböten, Bergknappen und Fremden in Kähnen zu begegnen, und ſich beim Schein der Grubenlichter, in geſpenſtiſchen Umriſſen, flüchtig zu grüßen. Die Fährleute gaben ſich Aufträge mit; die zu Tag fahrenden für die Unterwelt, die andern für die Oberwelt. Ueberall bemerkte man übrigens Heiterkeit und Frohſinn bei dieſen Leuten.

Nachdem wir drei Viertelſtunden gefahren, ſahen wir endlich viele Lichter und hörten bald das Geräuſch von Sprechenden unſer Ohr berühren. Wir hatten das Ziel unſerer unterirdiſchen Reiſe vor uns.

Es war ein Leben, wie in einem Hafenplatze der Oberwelt. Da war ein Hüttchen erbaut, worin eine Art von Bureau eingerichtet war, für die Schreiber und Controleure. Die Kähne und Böte lagen da, um ihre Befrachtung einzunehmen; die vollgeladenen Hunde rollten aus der finſtern Tiefe hervor; ein Schreien durch einander; überall hin und her laufende Menſchen. Das Ganze mit Lampen und Grubenlichtern ſo erleuchtet, daß zwar die Schattenpartien in dem Bilde die vorherrſchenden waren, aber ſich dennoch grelle Streiflichter überall hin verbreiteten, und ſich auch über die nächtlichen plätſchernden Wogen ergoßen.

Wir ſtiegen aus und begaben uns nun in die Gänge, wo die Bergleute arbeiteten. Man weiß, welche Gefahren in den Kohlenminen lauern. Die armen Knappen haben nicht nur von tödtlichen Dünſten, ſondern auch von plötzlich über ſie hereinbrechenden Fluthen zu fürchten. Da liegen ſie nun einſam, in der kleinen Höhlung, die ſie ſich ſelbſt geſchaffen, auf dem Rücken, und hacken mit dem einfachen Inſtrumente über und neben ſich die Kohle in kleinen Fragmenten los, ſtets beſorgt, die gehörige Stütze auszuſparen. Verſehen ſie dies, hauen ſie zu viel davon los, ſo iſt ſie nicht im Stande, die Wölbung zu tragen, und ſie ſtürzt, den Bergmann begrabend, über ihn zuſammen. Mit einer gefüllten Waſſerflaſche und einem Stücke Roggenbrod, ſeinem Bedarfe für 24 Stunden, begiebt ſich der Knappe in die Tiefe; jedesmal nimmt er von den Seinen Abſchied, als gälte es die Ewigkeit. Deſto größer aber iſt dann die Freude, wenn er glücklich zu Tage fährt, und kein Menſch auf Erden kennt, was für Genüſſe auf ihr blühen, wie der Bergmann, der dann wieder 24 Stunden bei Frau und Kind lebt, ſein kleines Gärtchen beſtellt und ein Menſch iſt, im vollſten Sinne des Worts.

Novalis hatte Recht, wenn er ſingt:

„Der iſt der Herr der Erden,
Der ihre Tiefen mißt!“ —

Nie habe ich kräftigere Naturen angetroffen, nie poetiſchere Gemüther, als bei Bergleuten; die ihnen zunächſt kommen, ſind, die im Walde hauſen, die wackern Waidmänner. Aber man muß ſie in den Herzen ihrer Waldungen aufſuchen, um ſie ganz zu begreifen. Dies ſind die zwei Klaſſen unſerer Erdbürger jetziger Zeit, zu denen ſich noch die Poeſie des Lebens geflüchtet hat. —

Fragt man die Bergleute, warum ſie bei ihrem mühſeligen, gefahrbringenden, nicht lohnenden Gewerbe aushalten, ſo geben ſie zur Antwort, daß ſie es mit keinem andern der Welt vertauſchen wollen. Und hätten ſie die Gewißheit, es bis zum General zu bringen, ſie würden nicht Soldat und blieben Bergknappen, ſelbſt wenn ſie nie die Ausſicht gewönnen, Steiger zu werden. Und welchen Stolz ſie Sonntags äußern, wenn ſie ſich feſtlich ſchmücken, und wie hoch ſie ihre Feierlichkeiten, ihre althergebrachten Aufzüge in Ehren halten! Sie tanzen unbekümmert und genießen den Augenblick mit aller Kraft eines heitern Gemüthes, ohne daran zu denken, daß ſie in wenigen Stunden wieder in der einſamen Gruft hinunter müſſen. So lebt und genießt auch der, den Schreckniſſen der See eben erſt glücklich entkommene Matroſe auf dem Lande. Nur iſt er roh und verwildert, während der Bergknappe ſinnig und fromm erſcheint. Als König und Königin dieſen Stollen beſuchten, war Alles prächtig erleuchtet und ein Schiff mit Muſik fuhr voraus. Es war dies ein unterirdiſcher Jubel, von dem noch heute bejahrte Männer mit Begeiſterung ſprechen. —

Ueber die kleinen Städtchen Waldenburg, Friedland zieht ſich die Straße immer ſteiler hinan, und ſchon ſieht man aus den Wäldern, welche die Höhen bis zum Gipfel bedecken, ſchroffe, einzeln ſtehende, ſeltſam geformte Felſen, von grauer Farbe, hervorragen. Wir nähern uns dem eigenthümlichſten und merkwürdigſten Punkte des ganzen Gebirgs: dem ſogenannten Felſenwalde von Abersbach.

Auf einer Hochebene, wo zerſtreute Felſentrümmer liegen, befindet ſich das Wirthshaus. Wir ſind an der Gränze von Böhmen. Zwirn- und Glashändler, die hier ihre Waaren feil halten, machen uns das bemerkbar. Abends pflegen hier Paſcher einzukehren.

Ich war ſo glücklich, einen reiſenden Deklamator hier anzutreffen, der, durch meine Nähe vielleicht geſpornt, es unternahm, den Paſchern ein Pröbchen ſeiner Kunſt abzulegen. Es hätte dem armen Teufel übel bekommen können. Er wählte vorerſt Schiller's „Handſchuh.“ Aber kaum hatte er begonnen:

„Vor ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz.....“

als ein böhmiſcher Zwirnhändler, der ziemlich viel getrunken hatte, zornig aufſprang und mit der Hand auf den Tiſch ſchlagend, ausrief:

„Kaiſer Franz! — nicht König Franz!“ —

Alsbald ſchrie Alles wild durch einander, „Hallunk! Kaiſer Franz muß Er ſagen!“

Ich hatte Mühe, dazwiſchenzutreten, und erſt auf meine Bemerkung: „daß der Kaiſer Franz in Böhmen ja König und die Sache von dem Dichter ſo gemeint ſey,“ beruhigten ſich die erhitzten Gemüther; mir aber trug dies Intermezzo das Verſtummen des Declamators bei, worüber ich große Zufriedenheit empfand und ihm daſſelbe ſo bezahlte, als ob er geſprochen hätte.

Durch Felſen, die immer dichter geſchaart ſich zeigen, gelangt man zu der Pforte, die den eigentlichen Felſenwald verſchließt. Man bewundert am Eingang den ſogenannten Zuckerhut, der ein in der That ſehr künſtliches Equilibre, in einer kleinen Pfütze auf der Spitze ſtehend, ausübt. Er iſt 300 Fuß hoch. Man will berechnet haben, bis wann er umfallen müſſe. Er neigte ſich ſchon bedeutend nach der einen Seite.

Man hat den Steinwald, den man nicht mit Unrecht ſo genannt, auch mit einer Stadt vergleichen wollen und ihr einen großen und kleinen Rink (Markt) zugetheilt. Nicht minder fehlt es an den gewöhnlichen Auslegungen gewiſſer ſeltſamer Felſenphiſiognomien. Da iſt der Prediger auf der Kanzel, Ludwig XVI., der Adler u. ſ. w. Am meiſten intereſſirte mich ein vom Blitze herabgeſchleudertes ungeheures Felſenfragment, mit ſeiner Inſchrift. Ein Engländer hatte ſich vorgenommen, hier in dieſem Labyrinthe ein Gewitter abzuwarten, deſſen Wirkungen allerdings mächtig ſeyn müſſen. Er lag viele Tage im Wirthshauſe, bis endlich heraufziehende Wolken die Erfüllung ſeines Wunſches verkündeten. Mit dem erſten Blitze begab er ſich in den Felſenwald und irrte hier, ſich an dem hundertfachen Echo erfreuend, umher, als plötzlich der Blitz einſchlug und ein geſpaltener Felſen gerade vor ihm niederſtürzte. Dies machte ihm ſogleich ſein vorwitziges Beginnen klar und er begab ſich eiligſt auf den Rückweg. Zum Andenken aber ließ er die Inſchrift in den Felſen hauen.

Mit Wonne ruht man an dem friſchen, eiſigen

Quell, die Silberquelle genannt, muß jedoch die nöthige Vorſicht bei ihrem Genuſſe nicht aus Augen ſetzen, und ſteigt dann nach kurzer Ruhe geſtärkt zum Waſſerfall hinan, der in einer erhabenen Grotte niederſtürzt. Eine größere Wirkung von ſtürzendem Waſſer habe ich nie erlebt, als hier. Gewöhnlich wird, wenn Fremde Abends im Wirthshauſe ankommen, der Fall geſperrt oder geſpannt, wie ſie ſich ausdrücken. Man tritt dann in die Grotte und ſieht den Bach in dünnen Streifen über die ſchwarzen Felſen ſtürzen; aber plötzlich zieht man oben die Schleuſe auf und nun ſtürzt die Waſſermaſſe mit ſolcher Gewalt hernieder, daß die Felſen nicht zu beben ſcheinen, ſondern wirklich erbeben und der Donner, vereint mit dem Druck der Luft, die Untenſtehenden betäubt.

Nur das Aufſtoßen der Kaiſerklauſe im baieriſchen Gebirge kann in der Wirkung mit dieſer verglichen werden. Viel größere Fälle im freien Raume haben mich nie ſo ſehr ergriffen. Das Echo in dieſem Felſenwalde iſt auch bewundernswerth;

es giebt Leute, die an den ſchönſten Punkten Klarinette blaſen und Böller losſchießen; und Jungen, die auf den höchſten Spitzen der Felſennadeln, man begreift nicht, wie ſie hinaufgekommen ſind, halsbrechende Künſte zeigen, ſich auf den Kopf ſtellen, ein Rad ſchlagen und dergleichen mehr.

In Deutſchland iſt die Natur von Adersbach einzig, und ich weiß nicht, wo Aehnliches in Europa anzutreffen wäre; in Amerika ſoll es ſich vorfinden und zwar, wie Alles dort, in großartigem Maaßſtabe.

Landsberg und Schmiedeberg ſind *artige* Städtchen, beſonders das letztere, das durch ſeine weitläuftigen Fabrikgebäude und die eleganten Villen ihrer Beſitzer ein großartiges, reiches Anſehen erhält. Dabei iſt doch Alles ländlich; Wieſen, Felder und Gärten umgeben die Häuſer, und die Berge lugen in die allſeits offenen Straßen hinein. Der Weg von Landsberg nach Schmiedeberg iſt ein zwei Stunden langer Berg, den man hinauf- und hinabzufahren hat.

Griſſau iſt ein Kloſter mit einer al Fresco gemalten Kirche, das von Reiſenden beſehen zu werden pflegt. Dieſe ſterile Kunſt neben dieſer freundlichen Natur konnte von mir nicht ſehr beachtet werden, und ich weiß nicht mehr darüber zu ſagen.

Das Hirſchberger Thal iſt eines der ſchönſten und anmuthigſten, das ich kenne; von bebauten wohl verſtanden; denn ich kenne gewiſſe ſtille, heimliche Alpenthäler, wo nur eine Sennhütte ſteht, und oft dieſe nicht einmal; die nur der Sturzbach als Eigenthümer bewohnt und ſich darin laut macht, und nur dann und wann eine Gemſe oder andres Thierlein als ſeinen Gaſt mit friſcher Schaumwelle bewirthet und gefiederten Gäſten erlaubt, ſich auf ſeinen Waldtapeten umherzutreiben. Dieſe heiligen Orte meiner geheimſten Neigung gäbe ich für menſchenerfüllte Thäler nicht hin, und wär's das Inn- oder Hirſchberger Thal, die beide in dieſer Gattung hoch obenan zu ſtehen verdienen.

Der Waſſermangel des ſchleſiſchen Gebirgs mag ſchon aus der Benennung „Hirſchberger Thal" hervorgehen. Der Bober, der doch in mancher Hinſicht einen Namen hat, ſpielt darin eine ſo unbedeutende Rolle, daß er nicht die Ehre erhielt, dem Thal ſeinen Namen zu ertheilen.

Wenn man von Jauer kommt und den Kapellenberg erreicht hat, liegt das Thal in ſeiner ganzen Ausdehnung vor uns. In der Mitte ſieht man Hirſchberg, und dieſem ſchließen ſich eine ſolche Menge größerer und kleinerer Ortſchaften an, daß der Thalkeſſel von einer einzigen Stadt eingenommen zu ſeyn ſcheint. Hin und wieder ſind einzelne Kuppen, zum Theil bebaut, ſichtbar; keine ſchroffe Felsſpitzen, ſondern grüne Kegel; nach dem Hintergrunde zu erhebt ſich die Landſchaft immer mehr; höhere Kuppen ragen über den niedrigern empor, bis ſich das Ganze zur ſchroffen Rieſenwand emporthürmt, „der Kamm" genannt, der die Ausſicht begränzt, oder ihr vielmehr ein Ende macht, denn dieſe Granitwand, auf welcher die

Schneekoppe und andere höchſten Gipfel des Rieſengebirgs aufſitzen, iſt feſt zuſammenhängend und zeigt auch nicht an einer Stelle eine Durch- oder eigentliche Fernſicht. Der Kamm iſt eine eigenthümliche Erſcheinung, die ich in keinem Vor- noch Hochgebirge angetroffen habe, wenn ich von der Geſtaltung ſpreche. Es iſt Urgranit; ſo alt wie die Schöpfung. —

Hirſchberg ſelbſt iſt größtentheils von alterthümlicher Bauart; der Rink iſt mit Gebänden umgeben, die Hallen bilden, welche auf Bogen ruhen; dies iſt zu uns aus Italien gekommen und hat ſich bis in den hohen Norden, dorthin durch die deutſchen Ritter verbreitet. Hirſchberg gewinnt dadurch Aehnlichkeit mit Innsbruck und Botzen. Es herrſcht großer Wohlſtand darin. Zu Zeiten ſpielt eine herumreiſende Geſellſchaft hier Komödie; im Uebrigen muß die reitzende Umgebung viel zur Geſelligkeit beitragen. Wenigſtens liefert ſie die Folie. Stohnsdorf, das vor Jahren ſeines Biers wegen berühmt war, ehe ſich noch der baieriſche

Nectar durch ganz Deutſchland in der Urkraft ergoſſen hatte, der Kavalierberg u. ſ. w. Mehr als Alles iſt es aber das, dem Grafen Schaffgotſch gehörige Warmbrunn, das zu Beſuchen auffordert.

Warmbrunn nimmt unter den ſchleſiſchen Bädern den erſten Rang ein; keines liegt in einer intereſſantern und reichern Gegend, unmittelbar am Fuße des Rieſenkammes, keines zeigt mehr Anlagen zum Vergnügen der Kurgäſte. In der Gallerie wird Spiel gehalten.

Hier ſind wir ſo eigentlich in Fürſt Rübezahl's Luſt- und Lieblingsrevier; die Familie der Schaffgotſche ſelbſt hat viel Verkehr in frühern Zeiten mit ihm getrieben; jetzt hat er ſich zurückgezogen, wie ein mit dem Laufe der Welt Unzufriedener, und treibt blos hin und wieder mit den armen Häuslern im Gebirge ſein loſes, neckendes Spiel, die auch nur noch allein den Glauben an den alten Gnomen bewahren. Mit dem Gelde iſt er jedoch haushälteriſch geworden und man weiß in unſern Tagen von keinem Fall, daß er Jemand mit ſeinen Schätzen unter die Arme gegriffen hätte.

Die Ruine der Burg Kienaſt iſt, von Warmbrunn aus, leicht zu beſteigen. Die Sage von dem tollen Fräulein Kunigunde und ihren kühnen Freiern, die den Umritt auf der Mauer wagten, iſt Jedermann bekannt. Man kann ſich hier an Ort und Stelle von dem Wagſtück überzeugen. Ganz erfüllt von dieſer alten Geſchichte und mir das Bild der altdeutſchen Jungfrau in Gedanken ausmalend, ſchritt ich in den Schatten des Waldes, den Berg hinan, als ein Name, den ich zufällig an meiner Seite nennen hörte, mir plötzlich eine andre Jungfrau in's Gedächtniß rief.

Es war nämlich der Profeſſor Schuar aus Wien, der neben mir, in Geſellſchaft eines Landsmannes, des Doctor E. aus Königsberg, den Kienaſt beſtieg. Schuar war derſelbe, der — jetzt ſind es ungefähr 25 bis 30 Jahre — mit einer vermeintlichen optiſch-acuſtiſchen Maſchine die Welt durchzog, die er „das unſichtbare Mädchen“ genannt hatte. Seit dem berühmten Kempelen'ſchen Schachautomaten hat wohl nichts mehr die allgemeinſte Aufmerkſamkeit erregt. Eine mit vier trompetenähnlichen Schallröhren verſehene undurchſichtige Kugel von blauer Farbe hing frei von der Decke eines Zimmers herab. Man hauchte leiſe Fragen in eine der Röhren, legte dann das Ohr daran und erhielt eine eben ſo leiſe Antwort, wie von Mädchenſtimme. Die Stimme ſang, ſprach verſchiedene Sprachen, ſagte Alter, Figur, Stand der fragenden Perſon, und obgleich Niemand an Hexerei glauben wollte, ſo kam doch Alles darin überein, daß die Sache ſehr räthelhaft ſey.

Solche Dinge ſind aber oft die einfachſten. Beim Schachautomaten, dieſem angeſtaunten Wunder, hatte es ſich erwieſen, und dem unſichtbaren Mädchen, das der Erfinder ſpäter dem Doctor E. verkaufte, der es in ſeinem Gartenſaale aufhing, ſoll ebenfalls eine gröbliche Täuſchung zum Grunde gelegen haben.

Schuar war aber ein geſchickter Taſchenſpieler und abenteuerlicher Mann, der uns auf mannigfache Weiſe zu unterhalten wußte, und in dieſer ſagenvollen Gegend eben keine unintereſſante Erſcheinung war, wie wir ſie nicht beſſer zu wünſchen im Stande geweſen wären.

Drei Waſſerfälle ſind es, die von hier beſucht werden. Der maleriſche Hainfall, nur klein, aber in ſeiner grünen Umgebung, von den Mittagſteinen überragt, ein anmuthiges Bild liefernd. Der Zackenfall, in mehren Sturzen vom Hochgebirge kommend, der höchſte der drei. Der Kochelfall endlich, der Höhe nach zwiſchen beiden liegend, inmitten großer Felſenpartien eingeklemmt, brauſend und toſend, und der intereſſanteſte. Ein Nachmittag hier zugebracht; ein Feuer auf den breiten Steinplatten zur Seite des Falls angemacht, und Kaffee gekocht; eine Klarinette oder ein Horn, das Einer von der Geſellſchaft zu blaſen verſteht, um das Echo zu necken, und Alles rings in der Kühle umher gelagert; dies iſt ein Genuß, den ich mit Freunden hier oft gehabt und andern Freunden von Herzen wünſche.

In dem langen, zwiſchen den Bergen eingeklemmten Dorfe Schreiberhau, wo es treffliche Forellen giebt, wird man, bei der Bereiſung des Rieſengebirgs, eine freundliche Aufnahme finden, und in der Abgeſchiedenheit ſich wohl fühlen.

Die Koppenbeſteigung iſt Etwas, das ſtets das Ziel dieſer Ausflüge bildet. Die Schneekoppe iſt ungefähr 5000 Fuß hoch, und erreicht nicht völlig die Schneelinie. Sie iſt daher den größten Theil des Jahres der weißen Zierde der Hochgebirge beraubt, und bewahrt nur in den Schneegruben einige Lagen ewigen Schnees, die ihren Namen rechtfertigen, der ihr ſonſt leicht ſtreitig gemacht werden könnte. Auf ihrem Gipfel ſteht eine Kapelle, die von unten aus wie ein gewöhnlicher Zaunpfahl mit bloßem Auge ſichtbar iſt. Von Schleſien aus geſehen, erſcheint der Berg, wie ein Kegel, der auf dem Kamme oben feſtſitzt, aber nach der Seite des ſogenannten Teufelsgrundes bildet die Koppe eine ſchauerlich pitoreske Anſicht.

Die Beſteigung iſt nicht beſchwerlich; von Gefahr iſt nichts dabei. Man ſteigt bis zur Hampelbaude, wo man in Geſellſchaft von Paſchern u. ſ. w. übernachtet; denn hier iſt die Gränze. Am andern Morgen geht man über die Koppenwieſe, den ſchwarzen See vorbei und gelangt an den eigentlichen Kegel, der noch ungefähr 800 Fuß ſich erhebt; es iſt kahler Granit. Veilchenmoos, Veilchenholz, Veilchenſteine werden hier ſehr häufig gefunden. Der Geruch iſt ſo ſtark, daß er ſich nach Jahren noch erhält und deßhalb in Wäſche aufbewahrt, ſich dieſer mittheilt. Isländiſch Moos iſt weit und breit zu ſehen. Im Beſteigen dieſes Kegels iſt den Schwindelnden ein Hinunterblicken in den Teufelsgrund nicht wohl zu rathen. Statt der Maulthiere und Pferde, deren man ſich in den Alpen bedient, verſehen hier Menſchen die Stelle und tragen Reiſende, beſonders Damen, zur Koppe hinan. Es iſt aber ein entſetzliches Gefühl, die

Leute ſchnaufen zu hören. Man erzählte mir, daß eine polniſche Gräfin von ziemlicher Korpulenz ſich einſt hinauftragen ließ, und beim Teufelsgrund ſich überbeugend, um hinabzuſchauen, das Unglück hatte, die Wand des Tragſeſſels hinauszudrücken. Glücklicherweiſe wurde ſie noch zurückgehalten. Der Gedanke an ſolchen Zufall iſt haarſträubend. Wer nur irgend kann, ſoll ſich bei ſolchen Partien lieber auf ſeine eigene zwei Beine verlaſſen, als auf vier fremde. Dieſen wohlmeinenden Rath rufe ich Allen zu. Die Ausſicht von der Koppe iſt, wenn man ſo glücklich iſt, einen hellen Morgen zu haben, allerdings belohnend. Man ſoll Breslau, Dresden und Prag ſehen können: das erſtere gewiß, die andern ſieht man ſo im beſten Falle, als ob man ſie nicht ſähe. Das ſind Illuſionen, die uns die Ciceronen auf ſolchen Höhen bereiten wollen, und denen wir uns mit offenem Herzen willig hingeben. Die gehabten Strapatzen und die reine Luft, die wir athmen, ſtimmen uns empfänglicher dafür. Sind wir herabgeſtiegen, ſo wollen wir hinter

Andern nicht zurückbleiben, und ſprechen nach, was wir gehört haben, ſelbſt wenn es gegen unſre Ueberzeugung läuft.

Nach Weſten ziehen ſich die Berge 'gen Böhmen hin, wo noch das Elbthal mit der Quelle der Elbe und ihrem Fall zu nennen iſt. In der Gegend von Flinsberg dacht ſich das Rieſengebirge ab. Man wendet ſich dem K. K. Einbruchsamte zu und begrüßt Friedland in Böhmen, mit großartigen Erinnerungen ſeines Herzogs Wallenſtein. Die Gegend, die ich von Strichwolken umdunkelt ſah, hatte etwas Finſtres, Schwermüthiges, die Einwohner ſchienen im Elend zu leben. Der Abend im Wirthshauſe brachte uns wie mit einem Zauberſchlage in ganz neue Umgebung. Kaiſerliche Beamte und Militär; das Wiener Idiom, böhmiſch; andre Intereſſen, die beſprochen wurden; wir fremd unter Allen; ein ſonderbarer Wechſel, doppelt ergreifend, da er ſo plötzlich war.

Von hier ging es nach Bautzen, Zittau, ſehr reinlichen und freundlich ausſchauenden Städten, Schandau und den Felſen der ſächſiſchen Schweiz, die in der Ferne ſichtbar wurden, vorüber, auf Dresden zu.

Beppo.

Eine Fahrt nach den Volksgärten hatte uns bis zum ſpäten Abend in den Lagunen gehalten. Wir fanden großes Behagen daran, in unſern ſchlanken Fahrzeugen um die Inſeln zu ſchweifen, wie Waſſer-Inſekten, die in der heitern Abendluft ſpielen. Hinter Venedig ging die Sonne unter und röthete die fernen Thürme und Kuppeln, während der Mond ſich im Waſſer ſpiegelte und die Bleidächer der Marcuskirche und des Dogenpalaſtes in Silber verwandelte. Auf der Riva war Alles mit Spatziergängern angefüllt, und in den unzähligen Gondeln, die vorüberſchwammen oder ſtill hielten, erklangen Guitarren und Tambourine.

Dazwiſchen brannten Feuer am Ufer und in den Fahrzeugen und beleuchteten Gruppen, die entweder Speiſen bereiteten oder verzehrten. Es war das ſüdliche Bild eines belebten Hafens, und wenn mir nun dabei einfiel, daß dies Blatt meines Lebens die Unterſchrift „Venedig“ trug, und daß ich es ſo eigentlich avant la lettre hier mit meinen Blicken einſog, da fand ich mich ganz wunderſam ergriffen.

Die Gondel legte an der Piazetta an; Pietro, der lange gute Burſche mit den blonden Haaren, reichte uns die Hand; wir ſtiegen aus.

Wie drängte ſich's auf dem Marcusplatze bunt durch einander. Die blendendſten Lampen erhellten die Gänge der Procuratien; alle Boutiquen hatten ihre glänzendſten Waaren zur Schau gelegt, und eine dreifache Reihe der geputzteſten Damen umlagerte die Eingänge der Caffeehäuſer; Verkäufer aller Art miſchten ſich unter die Luſtwandelnden; ein entzückendes Treiben, wie es jetzt in Paris nirgend mehr anzutreffen iſt.

Mitten unter den fremden Phyſiognomien fällt mir mit einem Male eine bekannte auf, ein bleiches Geſicht, edles Profil; der Menſch huſcht im blauen Mantel ſcheu durch die Menge; auf mich richtet er einen verweilenden Blick; ich gehe ihm nach. Es iſt Platen.

Platen lebte bereits ſeit einigen Monaten hier; er ſchrieb an ſeiner Liga von Cambrai.

Wir traten in ein elegantes Caffeehaus. Ein Knabe ſpringt uns entgegen, bietet uns Sitze an, bringt meiner Frau einen Fußſchemel und ſervirt uns Erfriſchungen. Die Art des Knaben hatte viel Gefälliges; er war von auffallender Schönheit, ächt italieniſcher Form, und mochte ungefähr eilf Jahre alt ſeyn. Es war intereſſant, zu ſehen, wie dieſes Kind ſich mit allen Gäſten zu ſchaffen machte; wie vorſorglich es ſich zeigte; wie es für ſich einzunehmen wußte. Aber auch Keiner verließ das Caffeehaus, der nicht dem liebenswürdigen Beppo (die Verkleinerung von Giuſeppe) einige Soldi in die Hand drückte. Dann aber regte ſich bei dem ſo ehrbaren, altklugen Burſchen ein kindiſches Verlangen; er winkte dem Caramelverkäufer, und wählte ſchnell einige überzuckerte Früchte, die er wie ein Eichhörnchen zerknupperte. War dies Gelüſten geſtillt, ſo war er wieder flink auf ſeinem Poſten, und ließ es gewiß an nichts fehlen.

Nachdem wir am nächſten Morgen in der Marcuskirche geweſen waren, beſuchten wir wieder das Caffeehaus des kleinen Beppo. Es ſtanden bedrohliche Wolken am Himmel, und wir hatten einen Regenſchirm mitgenommen. Dieſelbe aufmerkſame Artigkeit Beppo's, wie am vorigen Abende. Jetzt aber ließ er es ſich nicht nehmen, uns den Schirm zu entreißen, und verſicherte: er würde ihn ſorgfältig aufheben und ihn uns beim Weggehen überreichen. Er könne ja leicht beſchmutzt werden, auch vergäße man ihn wohl zuweilen, beſonders wenn das Wetter ſich aufhelle und nicht mehr an ein ſolch' Inſtrument erinnere, dann aber könne er nicht für die Rückerſtattung haften, da gar vielerlei Leute das Caffeehaus beſuchten.

Dieſe geſcheidte Art des Kindes gefiel uns nun ganz beſonders wohl, und als wir nach eingenommenem Frühſtück aufſtanden, und Beppo wie der Blitz mit dem Regenſchirm vor uns ſtand, gab ich ihm einen Zwanziger und dankte ihm recht freundlich. Auch dem Kleinen mochte dies wohl gefallen, und er bezeugte uns von nun eine doppelte Aufmerkſamkeit, ſo oft wir kamen, und das war regelmäßig zweimal des Tages, weil wir dort nicht nur frühſtückten, ſondern auch Abends unſer Sorbett in dieſem Caffeehauſe nahmen.

Da ſich's Beppo gemerkt hatte, wie wohlgefällig uns die Vorſorge wegen des Schirmes geweſen war, ſo machte er ſich jetzt ein Geſchäft daraus, Alles an uns — was nicht niet- und nagelfeſt war — uns mit ſanfter Gewalt abzunehmen, und in ſein einſtweiliges Gewahrſam zu bringen. Da half kein Sträuben und Vorenthalten; kaum ſaßen wir und gaben nicht mehr Acht auf ihn, ſo hatte er's doch, und erſt wenn wir aufſtanden, bekamen wir's, mit höflichen Kratzſüßen und freundlichen Worten begleitet, aus ſeinen Händen zurück. Dies machte uns Spaß, und ich unterließ es nicht, den kleinen Jungen recht großmüthig zu beſchenken.

Er war nicht der Sohn des Caffee-Inhabers, wie ich anfangs glaubte, ſondern nur ein Lehrling des Kellner-Handwerks, ein angehender Cameriere. Auf meine Frage, ob er Venetianer von Geburt ſey, antwortete er mit einem Stolze, als ob die Scaliger in ihrer größten Macht noch über Verona herrſchten: „Ich bin ein Veroneſe.“

In dieſem Kinde zeigte ſich mir der Charakter des modernen Lombarden in allen ſeinen Schattirungen. Der auf das praktiſche gerichtete Sinn, die Demuth und Unterwürfigkeit und dabei der Stolz auf ſeine Herkunft. Ein ächtes Bild herabgekommener Ariſtokraten; arme Leute, die nichts haben als ihren Stammbaum, der aber weder Früchte noch Schatten gibt.

Am Morgen unſerer Abreiſe frühſtückten wir im Hotel. Es war ſehr früh und das Caffeehaus noch nicht geöffnet. Pietro, der uns nach Meſtre überſetzen ſollte, harrte mit ſeiner Gondel unter der Seufzerbrücke, an dem Thore des Gaſthofes. Wir ließen ihn zur Piazetta fahren, um von der Marcuskirche Abſchied zu nehmen.

„Heute wird Beppo uns vergebens erwarten,“ ſagte ich zu meiner Frau, „er wird Deinen Sonnenſchirm ſehr vermiſſen, mehr aber noch die halben und ganzen Lire, die er für's Aufheben deſſelben bekam.“

Wir lachten und gingen zu den Säulen hinab, die an den Stufen der Piazetta ſtehen, wo uns Pietro mit abgezogener Mütze erwartete. Wie verwundert waren wir aber, auch Beppo dort zu finden.

„Willſt Du mit uns nach Meſtre?“ fragte ich ihn.

„Wenn ich dürfte, wollte ich Sie wohl begleiten,“ erwiederte er lächelnd, „allein Sie wiſſen ſchon, wie viel ich zu thun habe. Nur Abſchied von Ihnen zu nehmen, konnte ich mir nicht verſagen; Sie ſind ſo gute Leute. Reiſen Sie glücklich in Ihr Vaterland, und hier nehmen Sie ein Andenken von Ihrem ergebenſten Diener Beppo an.“

Bei dieſen Worten enthüllte er etwas, das er unter den Armen trug, und überreichte meiner Frau einen kleinen weißen Pudel, der ganz allerliebſt war.

„Du willſt Dich von dieſem hübſchen Thiere trennen? und liebſt Du es denn nicht?“ fragte ich ihn.

„O ich liebe es wohl, aber ich möchte Ihnen doch gar zu gern ein Andenken verehren, ich habe aber nichts Anderes. Geruhen Sie, es anzunehmen von dem armen Beppo.“

Bei dieſen Worten nahm er das Hündchen noch einmal von dem Arme meiner Frau, küßte es zärtlich und ſprach gerührt: „Armer Piccolo, nun wirſt du nicht mehr auf dem Marcusplatze umherlaufen und Zucker von deinem Beppo empfangen; aber die deutſche Dame wird es dir gewiß auch an nichts fehlen laſſen.“

Wir dankten ihm; ich ſteckte ihm zwei Kronenthaler in die Hand; der Pudel war wohl ſo viel werth; Beppo nahm das Geld ohne Worte an; es war jetzt, als ob er uns kein Geſchenk habe machen wollen, ſondern als wenn er einen guten Handel abgeſchloſſen hätte und die gehoffte Bezahlung erhielt.

„Wie konnteſt Du aber wiſſen, daß wir heute abreiſen würden?“ fragte ich ihn.

„Das hat mir Pietro geſagt,“ war die Antwort; „o! ich wußte, daß Pietro ſie immer führe, und daher konnte er auch gewiß mir den Tag Ihrer Abreiſe ſagen, denn ohne Gondel kommt nun einmal Niemand aus Venedig, und Sie würden doch gewiß nach Meſtre oder Fuſina keine andere als die ſeinige nehmen, das konnte man wohl denken.“

Beppo küßte meiner Frau die Hand, empfahl ſich mit beſcheiden, und lud uns ein, recht bald nach Venezia la bella zurückzukehren; dann lief er fort, da bereits einige Gäſte ſich vor ſeinem

Caffeehauſe eingefunden hatten. Ich blieb nicht lange im Zweifel, ob er traurig über unſern Abſchied oder vergnügt über die erhaltenen Kronenthaler war.

Der Abſchied von Pietro war herzlicher; dieſer gute Burſche beſaß mehr Gemüth als Beppo; auch kannten wir ihn länger, und hatten oft halbe Tage mit ihm in ſeiner Gondel zugebracht.

Als wir im Angeſichte von Meſtre waren, nahte ſich uns eine Gondel von ſchlechtem Anſehen, und ein zerlumpter Kerl ſtreckte uns einen Beutel an einer langen Stange zum Fenſter herein. Es war ein Seebettler, der uns um ein Almoſen bat. Mit dieſer originellen Erſcheinung verließen wir die Lagunen und betraten nach langer Zeit wieder die Terra firma. Ein buntes Gedränge im Hafen; Pferde und Eſel in Bereitſchaft; Vetturine, die ſich zur Weiterreiſe nach allen Richtungen antrugen. Wir begaben uns einſtweilen in den Gaſthof, ließen uns einen Korb friſcher Auſtern nachtragen, und bei dieſem Genuſſe feierten wir den eigentlichen Abſchied vom adriatiſchen Meere.

Was aus Beppo geworden, weiß ich nicht, aber ſein Pudel rechtfertigte den Namen „Piccolo,“ den wir ihm gegeben, durchaus nicht, er wurde ſehr groß und häßlich, und ich war froh, ihn wieder an den Mann zu bringen.

Bamberg.

Beim Austritt aus dem Reichswalde gewahrt man bald die vier Thürme des herrlichen Bamberger Domes, mit den breiten, fenſterreichen Gebäuden, welche den Michelsberg krönen, und die bläulichen Berge, die den Lauf des Mains bezeichnen, der nach dem freundlichen und wohlhabenden Schweinfurt hinfließt, das längſt einen andern Namen verdient hätte.

Bamberg iſt eine der reizendſten Städte, die ich kenne, und es erfüllte mich immer ein äußerſt angenehmes Gefühl, wenn ich in ſeine breiten Straßen meinen Einzug hielt.

Es war an einem heißen Junitage, Nachmittags 4 Uhr, des Jahres 1815 als dieſes das erſte Mal geſchah. Ich fand damals die Stadt in einer ſonderbaren Aufregung. Kurz vorher hatte ſich der Marſchall Berthier aus einem der obern Stockwerke des Reſidenzſchloſſes auf das Pflaſter herabgeſtürzt. Ich eilte ſogleich an Ort und Stelle, und hatte den zurückſchreckenden Anblick von verſpritztem Blut und Hirn, das an allen umliegenden Gegenſtänden haftete. Eine alte Frau lag noch ohnmächtig da, zu deren Füßen der Prinz von Neuſchatel und Wagram niedergefallen war.

Es circulirten mannichfache Gerüchte über dies Ereigniß, das wohl noch heute mit Dunkel umgeben iſt. Man ſprach von einem Schwindel, dem der Marſchall unterworfen geweſen ſeyn ſoll; allein die Fenſterbruſtwehr war ſo breit und hoch, daß ohne gewaltſames Hinausſtürzen hier an ein Herunterfallen nicht wohl zu denken iſt. Berthier hatte ſein jüngſtes Kind auf dem Arme und ſchaute in die Gegend hinaus; das Piket Jäger, welches ſich bei dem Hauptquartier des ruſſiſchen Feldmarſchalls Barclay de Tolly befand, zog eben von Seehof her und er mußte es wahrgenommen haben. In dieſem Augenblick dreht er ſich um, gibt das Kind der hinter ihm ſtehenden Wärterin, und ſtürzt gleich darauf zum Fenſter hinaus. Noch jetzt bezeichnet ein weißes Kreuz an der untern Mauer den Ort, wo der Leichnam ganz zerſchellt aufgehoben wurde, der an den Brüſtungen und Vorſprüngen des Gebäudes zu wiederholten Malen abgeprallt war.

Berthier wurde mit allen ſeinem Range gebührenden Ehren auf dem Paradebette ausgeſtellt; allein da der Kopf ganz verſtümmelt war, ſo hatte man ihm eine wächſerne Larve vorgebunden. Dieſe Mummerei bei einem Todten machte einen höchſt widerlichen Eindruck, den ich noch jetzt nicht vergeſſen habe. Wie viel paſſender wäre es geweſen, den Kopf mit einer ſchwarzen Decke zu verhüllen? Seine Beerdigung erfolgte von ruſſiſcher Seite mit dem üblichen militäriſchen Gepränge. Die Diviſion Oſten-Sacken, 5000 Mann ſtark, folgte mit Artillerie und Generalſtab. Alle Offiziere gingen hinter dem Sarge mit unbedecktem Haupte. Der ruſſiſche Feldmarſchall Fürſt Barclay hielt aber in Civilkleidern, an einer Straßenecke zu Pferde, um den Zug vorüberziehen zu ſehen.

Von dieſer Cataſtrophe fühlte ſich mein jugendliches Gemüth, das ſich recht innig und freudig dem Leben zuwandte, ein wenig ſtark ergriffen. Bamberg begrüßte uns auf ernſtere Weiſe, als die andern deutſchen Städte, die ich bis dahin betreten hatte. Ich warf meine Blicke in den Straßen umher, und auch hier fand ich Alles ernſt, wenn auch in der mannichfaltigſten Bewegung. Die Stadt hatte ein durch und durch kriegeriſches Anſehen. Ruſſen und Baiern drängten ſich; hier ſah man ganze Haufen mit Quartierbilleten, dort wurde Fourage gefaßt, hier Fleiſch, Brod; es war ein lautes Fragen; Alles war fremd; Niemand ſchien heimiſch; und die Bürger zogen ſich in die Häuſer zurück und machten verdrießliche Geſichter.

Man merkte, daß man ſich dem Rheine näherte, wohin ſich die vereinigten Streitkräfte begaben, um dem letzten Unternehmen Napoleon's zu begegnen. Die Ruſſen ließen ſich hiebei Zeit; denn das Hauptquartier des Commandirenden hatte gerade Aſchaffenburg erreicht, als ihm ſchon die Kunde der geſchlagenen Schlacht von Belle-Alliance entgegenflog. Es klang damals wie ein Mährchen, das Niemand glauben wollte. Ich erinnere mich, mit welchem zweifelhaften Geſichte man die Rapporte empfing und weiter ſandte. So geneigt man auch damals war, an den Untergang von Napoleon's Glücksſtern zu glauben, und ſo wenig man die eigene Kraft in Zweifel ziehen mochte, ſo war dieſer Erfolg doch zu raſch gewonnen, und man beſorgte anfänglich, der hinkende Bote müſſe nachfolgen. Ein milder duftiger Regen durch Sonnenſtrahlen goß gerade aus den langen Dachrinnen

Aſchaffenburg's auf mich herab, als ich eiligſt in die Kanzlei ging, wo die wichtigen Depeſchen ſo eben angekommen waren. Mir war wunderbar zu Muthe! Die Freude über den raſchen Erfolg und der Aerger, nicht mit dabei geweſen zu ſeyn. —

Die Gegend von Bamberg kann mit vollem Rechte anmuthig genannt werden. Sie zeigt keine Berge und iſt auch nicht eben; dabei bilden ſich überall blaue Fernen mit intereſſanten Punkten, da keine nahen, einengenden Hügel die Ausſicht verkümmern. Den größten Reiz erhält die Stadt durch ihre Altenburg, eine ſchöne Ruine mit einem hohen, runden Thurm, die durch die Bemühungen des wackern Arztes Marcus wieder in Stand geſetzt, und nun gut erhalten iſt. Sie iſt das Stammſchloß des alten Geſchlechts der Babenberger, neben welchem der würdige Marcus, obgleich jüdiſcher Abkunft, hier oben ſeine Ruheſtätte gefunden hat. Man hat in einer Viertelſtunde den Gipfel des Hügels erreicht, auf dem die Altenburg thront, und wird von der lieblichſten

Ausſicht für die Schweißtropfen entſchädigt, die man beim Steigen vergoſſen haben könnte. Gleich wie Marcus, war auch der ſpäter durch ſeine Freiſinnigkeit in der baieriſchen Abgeordnetenkammer ſo populär gewordene Freiherr von Hornthal von Geburt Jude. Beide gingen noch ſehr jung zum Chriſtenthume über. —

Einen zweiten Spaziergang bietet der Thereſienhain, oder auch „der Hain“ ſchlechtweg genannt, der ſich am Ufer eines Armes der Regnitz hinzieht und endlich beim Bug (Buch), auch Bughof, mündet, einem artigen Gaſt- und Caffeehauſe am andern Ufer, zu dem man auf Kähnen übergeſetzt wird. Im Haine findet man auch ein Caffeehaus, wo am erſten Mai ein Feſt im Freien gehalten wird, das gewöhnlich ſehr große Heiterkeit verbreitet. Ueberhaupt wird man ſelten ein Völkchen finden, das mit ſo ſinniger Liebe an ſeinen Schönheiten hängt, als die Bamberger. Sie finden ſich im eigentlichen Sinne ſo wohl und behäbig in ihrer Natur, daß Alles, was außer dieſem Geſichtskreiſe vorgeht, ſie durchaus nicht ergreifen kann.

Iſt nun aber dies auch ſo anmuthig, daß es ſelbſt auf jeden Fremden den freundlichſten Eindruck macht, ſo kann man von den Einwohnern Bamberg's, namentlich dem ſchönen Geſchlechte, nicht das Gleiche behaupten. Ich will hier nicht etwa den ſogenannten „ſchönen Kindern“ ihre Anwartſchaft auf dieſe Benennung im vollen Ernſte abſprechen, ſondern das, was ich meine, bezieht ſich auf eine nur hier zum Glücke herrſchende Mode, die den lieblichſten Kopf zur Fledermaus umſchafft. Ja, ja, ſo iſt es! Der Kopfputz der Bürgersfrauen und Töchter beſteht nehmlich in einem ſchwarzen, gewäſſerten, faſt ellenbreiten Bande, das knapp an der Stirne liegt und im Nacken — man denke — zu einer monſtruöſen Schleife zuſammengeſteckt wird, welche die Schultern beſchattet und eben zu einem Vergleiche mit den Flügeln einer Fledermaus keine üble Veranlaſſung gibt. Man pflegt wohl zu ſagen, daß einem ſchönen Geſichte Alles gut ſteht, und wer Deutſchland bereiſt, hat oft Gelegenheit, ſich davon zu überzeugen, da nicht ſowohl die hie und da noch beibehaltenen alten Nationaltrachten den guten Geſchmack verhöhnen, als vielmehr die Sucht in unſern kleinen Städten, franzöſiſche Moden ſich anzueignen, und ohne die dazu nothwendige Kenntniß und Kritik um jeden Preis ſich anzupaſſen; allein die Bamberger Kopftracht konnte gewiß noch keine Stimme für ſich gewinnen; ich bin in dieſen Fällen ſehr willfährig, und ich ſah Blonde und Braune, ſchmachtende und ſtolze Schönheiten dort, doch das Band — das Band mit ſeinen Schleiſen — that jedem Ausdrucke des allerliebſteſten Geſichts einen nicht wegzuläugnenden Eintrag.

Außerdem hüllen ſich die Geſtalten, ſelbſt im Sommer, in einen Mantel mit Kapuze aus buntem Baumwollenſtoffe, ringsumher mit demſelben Stoffe kraus beſetzt. Bei ältern Frauen ſind dieſe Mäntel von dunkeln Farben, häufig blau oder ſchwarz, mit weißem Muſter. Auch dieſe Mode iſt nicht eben als geſchmackvoll zu preiſen, und wenn ich es überall nicht gern ſehe, daß das Alte, Eigenthümliche, Nationelle von der Alles nivellirenden herrſchenden Mode verdrängt werde, ſo gratulire ich doch den jungen Bambergerinnen aus vollem Herzen, wenn ich an einem ſchönen Sonntage ihren Hain und den Weg nach der Altenburg, der paradieſiſchen Natureinfaſſung gemäß, auch mit bunten Shawls und heitern Strohhüten, von denen Blumen winken, bevölkert ſehe.

Bamberg zeigte ſich mir bei meinem erſten Beſuche vor zwanzig Jahren, wie ſchon geſagt, von einer auffallenden Seite; allein noch manches Andere diente dazu, den eigenthümlichen Eindruck zu erhöhen, den dieſe Stadt auf mich machte. Hier betrat ich, aus dem nüchternen Norddeutſchland kommend, zum erſten Male die Schwelle der katholiſchen Welt, die mit feierlichem Glockengeläute aus allen Tonarten, mit prachtvoll geſchmückten Kirchen, mit einer Maſſe von Geiſtlichen und einer knienden Menſchenmenge mir entgegentrat.

Außerdem war hier noch eine Hofhaltung von altem Schrot und Korn; Galalivreen, Kammerherren en grande tenue, und jener feine, zierliche Glanz, den ein Prinz von Geblüt, in einer Provinzialſtadt reſidirend, ſo einſichtsvoll zu verbreiten wußte, um ſeinem Wohnorte nützlich zu werden und für frühere Einbußen zu entſchädigen. Auch wird noch heute das Andenken des alten Herzogs Wilhelm von Baiern-Birkenfels von jedem Bamberger geſegnet.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit, dieſen Fürſten zu ſprechen. Er war das Wohlwollen ſelbſt, und zeigte bis in's höchſte Alter die regſte Theilnahme für alle geiſtigen Intereſſen. Dabei war er ritterlichen Uebungen ſehr ergeben und ein leidenſchaftlicher Freund der Jagd. Noch als hoher Siebziger ſah ich ihn an einem nebligen November-Morgen den hohen Berg vom Schloſſe Banz herunterkommen, um bis zur einbrechenden Nacht dem Waidwerk obzuliegen. Ich mußte ſeine Rückkehr erwarten, die erſt um fünf Uhr erfolgte. „Laſſen Sie mich nur die Kleidung wechſeln, denn ich bin ganz durchnäßt," ſprach der alte Herr, „dann will ich Ihren Vortrag anhören." Als dies nun geſchah, trank er inzwiſchen eine Taſſe Bouillon, denn er hatte vom frühen Morgen nichts genommen, während die Jagdgeſellſchaft ſich an dem copiöſeſten Frühſtück erlabte.

Das traurige Ende ſeines Schwiegerſohnes, des Prinzen von Neufchatel, war kaum erſchütternd an ihm vorübergegangen, als auch ſeine Schwiegertochter, die eben ſo ſchöne als reiche Herzogin von Ahremberg, in der Blüthe ihrer Jahre ſtarb. Ihr Gatte, der Herzog Pius, zog ſich bald nach ihrem Tode nach Baireuth zurück, und ſein hochbejahrter Vater, Herzog Wilhelm, übertrug nun ſeine ganze liebevolle Zärtlichkeit auf ſeinen Enkel, den Herzog Max, der nach ſeinem Tode das große Vermögen ererbte, und ſich in neueſter Zeit durch eine Reiſe in den Orient und durch einige ſchönwiſſenſchaftliche Werke bekannt gemacht hat. Das ſtille, freundliche Bamberg war nicht im Stande, den jungen Fürſten zu feſſeln, und die durch das lange Leben des Herzogs Wilhelm an eine Hofhaltung gewöhnte Stadt muß nun doppelt den Verluſt empfinden.

Die ſchönſten Straßen Bamberg's ſind die lange Gaſſe und der Markt, welche den öſtlichen Theil der Stadt ſeiner ganzen Länge nach durchſchneiden, und breit, gut gepflaſtert und mit ſchönen Häuſern beſetzt ſind. Dieſen Theil verbindet eine Brücke mit der Vorſtadt Steinweg; früher war dieſe Brücke aus einem hölzernen Bogen, ſie mußte aber, da die Paſſage gefahrdrohend zu werden anfing, nach kurzer Dauer abgetragen und durch eine ſteinerne erſetzt werden. Der Stadttheil, der jenſeits eines Armes der Regnitz liegt und durch eine Brücke mit der langen Gaſſe zuſammenhängt, beginnt mit dem Rathhauſe, das von außen mit gut erhaltenen Frescogemälden geziert iſt, und zeigt dann mehre enge, ſich durchkreuzende Gaſſen und Gäßchen, die endlich nach der einen Seite hin zu dem breiten, anſteigenden Kaulberge führen, der mit der alten Pfarrkirche geziert iſt, nach der andern Seite ſich aber nach dem großen Domplatze hin öffnen, wo wir den herrlichen alten Dom ſelbſt, dann aber die herzogliche Reſidenz und mehre andere ſchöne und intereſſante Gebäude bemerken. Von hier ſteigt man dann ſeitwärts nach den Höhen des Michelberges hinan, der mit weiten und großartigen Kloſtergebäuden prangt.

Dieſe hügelige Lage und die anſehnlichen Gebäude, die vorzugsweiſe die Hügel krönen, geben aber Bamberg vor vielen deutſchen Städten das ſtattlichſte Anſehen, das man ſich denken kann.

Gelehrtes Volk.

Es iſt doch wahrlich eine flache Zeit; alle Unebenheiten ſind faſt von der Oberfläche der Geſellſchaft verſchwunden, und es wird noch immer mehr und mehr daran geſchliffen und polirt, daß es damit eine Monotonie zum Verzweifeln werden wird. Wenn ein nur erſt vor dreißig Jahren Geſtorbener jetzt zurückkäme, wie würde er die Augen aufreißen.

Im Theater ſieht man einen nach der Mode gekleideten Mann ſein Eis eſſen, dabei von dem letzten Wettrennen ſprechen, und erfährt zu ſeiner Verwunderung, daß dies nicht etwa ein Offizier in Civilkleidern, ſondern ein Profeſſor der Aeſthetik iſt; hier ſteht ein junger Mann von martialiſchem Ausſehen, mit Schnurrbart und Gerte; auch dieſer iſt nicht, was er ſcheint, ſondern der Sohn eines Banquierhauſes; dort erblicken wir einen zierlich gekleideten Mann mit langen geſcheitelten Haaren à la Albrecht Dürer; es iſt der beliebteſte Geiſtliche im Orte; nicht weit davon ein Jüngling, der zwar ſchwarz, aber überaus luſtig gekleidet iſt, und wir erfahren, daß es der Arzt iſt, dem die Damen vorzugsweiſe ihre Migränen anvertrauen.

Was ſoll daraus werden? Alles iſt nivellirt, Alles gleich modern; entweder ganz elegant nach der Mode, oder mit militäriſchem Anſtrich, bei den friedlichſten Hantierungen, was als ein eigenthümlich charakteriſtiſches Zeichen des langen Friedens zu betrachten iſt.

Wie war es doch ſonſt ſo anders? Ein jeder Stand hatte ſein beſonderes, zunftmäßig ausgeprägtes Anſehen, und man konnte einen Jeden gleich nach dem Aeußern beurtheilen und würdigen. Ich bin geſonnen, eine ganze Reihe von Porträts in dieſer Beziehung zu liefern, und will hier vorerſt mit Gelehrten, oder doch ſolchen Leuten, die ſtets in den Büchern ſtecken, den Anfang machen.

Der Gelehrte wollte ſonſt — nach ſeiner Meinung — auf in die Augen fallende, aber dabei doch eigenthümliche Weiſe zeigen, daß er ein feiner Mann par excellence ſey und auf dem Gipfel der Geſellſchaft ſtehe. Kant war ſeinem Aeußern nach der feinſte Mann ſeiner Stadt, trug aber dabei ſchwarzſeidene Escarpins und ein leberfarbenes habit-habillé; Beireis erſchien in Scharlach und Gold, mit zwei ungeheuern Uhrketten unter der Weſte hervorhängend; von Gottſched weiß man, daß er wie ein König einherſchritt. Wer noch, wie ich, den Profeſſor Pörſchke in Königsberg gekannt hat, weiß, daß er ſtets, Winter und Sommer, bei trockenem Wetter und im größten Schmutze, weißſeidene Strümpfe getragen, und auch Profeſſor Manſo in Breslau ſah man nur ſo und in weißcaſimirnen Beinkleidern dazu; auch ſchlug er gerne einen damals ſo genannten Portugieſer- oder Radmantel um die Schultern und ſetzte einen Hut mit aufgebogenen Krämpen, wie ein Schäfer, auf, während Profeſſor Rhode den Hut mit herabhängenden Krämpen trug, gleichwie jener Mann, der nach Gellert den Hut erfunden haben ſoll. Alle dieſe Männer, ſo elegant und fein ſie ſich trugen, blieben immer um ein fünfzig Jährchen hinter der Mode zurück, was ſich für ſie beſonders gut ſchickte, da ſie ihren Studien nach ſich mit einer früheren Zeit beſchäftigten; oder ſie zeigten irgend etwas ſo Abnormes an ihrer Tracht, daß man ſich nicht enthalten konnte, auszurufen: Ja, ſicher, dies muß ein großer Gelehrter ſeyn! —

Ein Freund meines Vaters, der ſich nach deſſen plötzlichem Tode des vierzehnjährigen Knaben eifrig annahm, führte mich eines Tages zu dem, ſeiner Latinität wegen berühmten Magiſter Vlorcatius, damit er mich ſchneller zur Univerſität fertig machte. Ich hatte viel von dieſem Manne gehört, und meine Stimmung, als ich zu ihm ging, war gewiß die ernſteſte und ehrbarſte von der Welt.

Er wohnte in der Magiſterſtraße, die aber nicht den Namen von ihm hatte, in einem ſchmutzig ausſehenden Hauſe, das mit allerlei altfränkiſchem Hausrath gleichſam vollgepfropft war. Es war ein bejahrter Mann, im großgeblümten Damaſtſchlafrock, hochgebauſchter Mütze, rauchend im Lehnſtuhl ſitzend, zu dem wir eintraten. Seine Gattin war ihm erſt kürzlich geſtorben, und er war noch tieftrauernder Wittwer, denn er hatte ſein „eheliches Geſpons“ innigſt geliebt. Man erzählt ſich, daß er in ihrem letzten Kampfe nicht von ihrer Seite gewichen ſey und ihr ſtets im herrlichſten Latein Muth zugeſprochen habe, ja ſelbſt eine Ciceronianiſche Rede an ſie gerichtet, die mit den Worten angefangen: „Vloccatia mea!“ Die arme Kranke konnte jedoch das Ende nicht abwarten und ſchlummerte unter der claſſiſchen Apoſtrophe ihres Gatten in's ſchönere Jenſeits hinüber.

Der Magiſter empfing uns wie ein Despot ſeine Sclaven. Er ſaß ſtolz in ſeinem hohen Lehnſtuhle und hörte ſtumm den Vortrag meines Begleiters an. Ich ließ aus langer Weile meine Augen im Zimmer umherſchweifen. Bücher an den Wänden bis zur Decke; Bücher in hohen Stößen auf dem Boden; große Tiſche mit Büchern und Pergamenten bedeckt; auf allen Stühlen Kleider und Wäſche; überall Staub in Schichten; ein weites Himmelbett in größter Unordnung; bei jedem Schritte, den man that, Federn und Staub in Wolken emporwirbelnd. Viele Theegeſchirre ſtanden ringsum, denn der Magiſter trank faſt den ganzen Tag über Thee; an allen Ecken und Enden ſah man lange, ſchmutzige Pfeifenröhre, denn der gelehrte Mann rauchte den ganzen Tag Taback. Von dem Dunſtkreiſe in dieſem Gemache kann man ſich keinen Begriff machen.

Noch jetzt finden ſich Schriftſteller und Gelehrte, deren Einrichtung der eben beſchriebenen ähnlich ſieht. Sie treiben einen Luxus mit

Büchern, und dieſer erſcheint ihnen als der einzig erlaubte. Wenn man ſie ernſtlich fragt, ſo haben ſie aber dieſe Bücher ſelbſt nicht geleſen und verſparen dies auf eine günſtigere Zeit.

Nachdem mein Begleiter dem Herrn Magiſter unſer Begehren auseinander geſetzt hatte, wurde dieſer endlich geſprächig. Was er ſagte, betonte er gewichtig, ſtark und nach einer fremden Weiſe, gleich als wäre er kein Deutſcher von Geburt.

Er ſprach von „einundzwanzick, einunddreißick, einundvierzick Thalern“ per Monat, je nach den Fortſchritten, die ich bei ihm gemacht haben würde, und äußerte ſich über den Unterricht in einer ſo gewöhnlichen Sache, wie das Lateiniſche, als wenn es ſich darum handelte, mir ein Recept zu einem Geheimmittel zu verkaufen.

Wir verließen den Mogul der Gelehrſamkeit mit dem feſten Willen, nicht wieder zu ihm zurückzukehren, und ich beſchloß, mich an einen jüngern Doctor zu wenden, der ſich mir zu ſchicklicheren Bedingungen antrug und deſſen Benehmen mir nicht ſo abſtoßend vorkam. Dem Magiſter ſchien es jedoch nicht gleichgültig zu ſeyn, mich als Scholaren zu erhalten, und ich ſah ihn einmal in ſeinem gewöhnlichen Straßenanzuge: im ſeidenen Rocke und Chapeau-bas, einem quer durch die Rockzipfel geſteckten Degen, in meiner Wohnung erſcheinen. Dies war eine Herablaſſung, deren ſich wenige rühmen konnten; allein ich zeigte mich nicht empfänglich dafür, und der wackere Mann zog ab, wie er gekommen war, und trat ſtolz, mit auf die Bruſt geſenktem Haupte, wobei der große Haarbeutel in horizontaler Richtung vom Kopfe wegſtand, und das Pflaſter mit geſtreckten, weit ausſchreitenden Beinen tretend, ſeinen Rückzug an, zum Erſtaunen aller Straßenjungen, die den altmodiſchen Anzug des Gelehrten für einen Mummenſchanz hielten, da ſeine Erſcheinung nur ſelten auf der Straße geſehen wurde.

Mein junger Doctor war ein Pedant anderer Art, der in dem alten, ſchwarz angeſtrichenen Univerſitäts-Gebäude, dem ſogenannten Collegium

Albertinum wohnte. Der Hof war mit herrlichen Bäumen beſetzt, die ihre grünen Kronen bis in des Doctors Fenſter ſtreckten. Auch ſaßen anmuthige Singvögelein in den Zweigen und belebten die ſtille Oede dieſes alterthümlichen Baues. Aber mein Gelehrter ſah über die Bäume hinweg und überhörte die Stimmen der Nachtigallen. Für ihn war der Hof einſam zwar, aber doch voll Leben. Er konnte ja den Herrn Profeſſor Hüllmann des Morgens nieſen hören und ihm ein Proſit! aus frohem Herzen zurufen, wie er mir ſelbſt ſagte — und ſollte man wohl in ſolcher Nähe zu erlauchten Perſonen ſich einſam fühlen, mußte dieſes Beiſammenſeyn nicht entzückend auf ein empfängliches Gemüth wirken, das gewöhnlich nur mit Pergament umzugehen gewohnt war?

Wir begründeten zur Uebung einen lateiniſchen Briefwechſel, den wir als eigene Couriere ſelbſt überbrachten und als eigene Poſtboten uns frankirt in die Hände drückten. Die Sache war ſinnig ausgedacht und mir gewiß von Nutzen.

Aber gleich am erſten Tage erzürnte ich meinen Lehrer dadurch, daß ich ſeinem Namen eine lateiniſche Endung der zweiten Declination angehängt hatte. Er behauptete, ſein Name bedürfe deſſen nicht, und gehe, wie Cicero, nach der dritten. Dies brachte eine Verſtimmung in ſeinem Gemüthe hervor, die ich lange nicht zu heben vermochte.

Wir hatten bereits ein halbes Jahr mit einander unſere Studien getrieben, als mir der Doctor eines Morgens offenbarte: „er ſey nun wohl ſchon länger, als meine Beſuche bei ihm dauerten, nicht ſo eigentlich aus dem Hauſe gekommen.“ Ich erſtarrte beinahe bei dieſer Entdeckung. Der Doctor, ein junger Mann, mit rothen Wangen, vollem Haarwuchs, hellen Augen, gutem Gebiß, ausgebildeten Gliedmaßen, mit einem Worte als Thier vollkommen geſund und zu jeder Bewegung fähig, verdammte ſich ſelbſt zu dieſem Gefängniſſe — und wir hatten doch ſo ſchöne Tage, ſo blauen Himmel, ſo warmen Sonnenſchein.

„Wie iſt es nur möglich?“ rief ich aus, „Sie müſſen krank werden.“

„Nicht doch,“ erwiederte er ſanft lächelnd; „der Geiſt iſt geſund.“

Ich drang in ihn, daß er ausgehen möchte; meine Theilnahme ſollte mir aber ſchlecht vergolten werden.

Am andern Morgen finde ich meinen Doctor geſtiefelt. „Sie hatten recht, mich geſtern auf den Nutzen der körperlichen Bewegung aufmerkſam zu machen; wir wollen mit einander ſpazieren gehen,“ ſagt er bei meinem Eintritt. „Wir können uns ja unterwegs auch belehrend unterhalten. Ich denke den Lauf des Pregels nach Litthauen hin zu verfolgen und damit einige geographiſche Betrachtungen nicht ohne Nutzen verknüpfen zu können. Am litthauiſchen Baum wohnt mir überdieß ein Freund, woſelbſt uns ein Glas Bier wohl dargeboten werden dürfte, ſollte ich meinen.“

Eine herrliche Ausſicht! Die Sonne brannte —

es war zehn Uhr Morgens — der litthauiſche Baum von der Wohnung des Doctors wohl eine halbe deutſche Meile entfernt, und der Weg dahin führte durch die unangenehmſten, ihrer Länge wegen ermüdendſten Straßen der Stadt. Ich mochte ihn nicht böſe machen und begleitete ihn dennoch. Wir ſchweiſten indeß nicht weit, denn der Freund am litthauiſchen Baum ließ uns nicht fort, und das kühle, löbenicht'ſche Bier ſchien dem Doctor zu behagen. Die geographiſchen Exercitien waren vergeſſen, und wir kehrten heim, ohne in Jeruſalem geweſen zu ſeyn, welches er als Ziel der Wanderung auserſehen hatte. Meine Leſer müſſen aber wiſſen, daß ein Schloß auf einer maleriſchen Höhe am Pregelufer ſo heißt, welches ein Paar Stunden von Königsberg entfernt iſt.

Zum gelehrten Plunder Königsberg's gehörten damals noch zwei Antiquare, die ich als Originale mit einigen Strichen hier ſkizziren will.

Der Eine hieß Pilkowski und war das Stichblatt der ausgelaſſenſten Scherze und ſchlechteſten Witze nicht bloß für Studenten; jeder Handwerksburſche, der etwas angetrunken Sonntags ſpät vom Spaziergange heimkehrte und den ſein Weg über den Anger führte, konnte ſich den Genuß nicht verſagen, bei dem alten Pilkowski anzupochen und ihn aus ſeiner Lethargie zu wecken.

Pilkowski war ein Greis, gewöhnlich in ſtahlblauen Plüſch gekleidet, nach verjährter Mode, ſehr ſchmutzig, alt und abgetragen. Sein Kopf war mit einer Schulmeiſterperücke bedeckt, darauf ſaß ein unförmlicher Hut, den man Dreimaſter zu nennen pflegte; zu dem Allen trug er dann moderne Stiefel, die ſich nicht anſchloßen, da ſie auf Waden berechnet waren, von denen er keine Spur beſaß.

Den alten Pilkowski ſah man durch alle Straßen der Stadt ſtolpern; mit Niemand ſprach er, Niemand grüßte er. Er bewohnte ein kleines, einſames Haus auf dem ſogenannten Anger, das ganz mit Büchern angefüllt war. Nur wenig

Sterbliche durften ſich rühmen, ſeine Wohnung betreten zu haben. Gewöhnlich ließ er Käufer, die ein wirkliches Bedürfniß zu ihm führte, vor der Hausthüre ſtehen und brachte dann das Verlangte, wenn es ihm möglich war es zu finden, auf die Straße, wo der Handel, nach patriarchaliſcher Sitte, unter freiem Himmel abgeſchloſſen wurde. Nur ſelten jedoch verkaufte er etwas. Da er keine Spur von Ordnung kannte, ſo wußte er nicht, was er eigentlich beſaß, und es war ihm daher unmöglich, ein Buch, das man wollte, zu finden. Weßhalb er alſo eigentlich Bücher kaufte, wußte man nicht, und doch war er unermüdlich darin. Abends, wenn die Verſteigerungen zu Ende waren, ſah man ihn mit mehr Behendigkeit ſeinem Hauſe zutraben, obgleich er ſchwere Folianten unter dem Arme trug. Wie und wovon er lebte, wußte kein Menſch; nie hat man ihn eſſen ſehen; es war eine Luſt in ihm zu Büchern, wie die des bekannten Cardillac zu Edelſteinen. Hoffmann haben dieſe Originale der Vaterſtadt, die er in der Jugend eben ſo gut gekannt haben muß, wie ich, bedeutend bei der Ausarbeitung ſeiner Phantaſieſtücke geholfen.

Wirklich war Königsberg damals reich daran; ich bin nie wieder auf Aehnliches geſtoßen. Wenn ich manchmal dem Gelüſten nachgab, bei Pilkowski anzuklopfen, ſo polterte er ſchnell die Treppe herab und eine Menge Bücher polterten ihm voraus und mit ihm herunter, und fielen manchmal bis auf die Straße. Er hörte dann gewöhnlich ſehr aufmerkſam den Witz, den ich vorbrachte, brummte ein Schimpfwort und ſtieg wieder hinauf. Auffallend war es nur, daß er bei jedem Klopfen erſchien, obgleich er wohl wußte, daß man ihn zum Beſten hatte; denn er war nicht etwa blödſinnig, ſondern bei voller Vernunft und ſoll ein großer Bücherkenner geweſen ſeyn. Je öfter er geſtört wurde, deſto gröber wurde er aber, und zuletzt ſchoß er wie ein feuerſpeiender Drache die Treppe herunter, zum deſto größern Ergötzen der Anklopfenden.

Ein anderer Antiquar hieß Monti und ſoll ein getaufter Jude, nach Andern gar der ewige Jude geweſen ſeyn. Dieſe letztere Annahme hat er ſelbſt dadurch am bündigſten widerlegt, daß er geſtorben iſt. Was die andern Annahmen betrifft, ſo bin ich nicht im Klaren darüber. Monti hatte ſich einen großen Speicher gemiethet, wie man ſie dort zum Aufbewahren des Getreides hat, das aus Polen kommt, um dann verſchifft zu werden; weite, hohe Gebäude, mit vielen Schüttböden übereinander, und hier hauste der Alte mit ſeinem ungeheuern Bücher-Vorrath, der in getrennten Haufen ſo dalag, als wenn es eben Getreidearten wären; Monti wußte daher ſo wenig, wie Pilkowski, was er hatte, doch trieb er bei alledem einen mehr offenen Handel mit allerlei Gegenſtänden, Maculatur und dergleichen, und war daher eine nicht ſo phantaſtiſche und räthſelhafte Figur, wie ſein College.

Er ging Winters und Sommers in einem kurzen Mantel, mit einer Pelzkappe auf dem

Kopfe; ſein Aeußeres war anſprechender, als Pilkowski's, und er wäre gewiß menſchlicher geweſen, wenn man nur mit ihm menſchlicher umgegangen wäre. Allein wo er ſich nur ſehen ließ, ſchrien ihm ſogleich alle Straßenbuben „Rehbock" nach, und er war ſchwach genug, ſich über dieſes unſchuldige Vergnügen der Jugend zu ärgern. Dieſer Aerger feuerte dieſe dann noch mehr an, und es kam nicht ſelten zu höchſt bedauerlichen Thätlichkeiten. Jenen Beinamen verdankte er aber dem Profeſſor Mangelsdorff, deſſen damals weit verbreiteter „Hausbedarf" jetzt wohl nicht mehr gekannt iſt. Der Herr Profeſſor konnte ſich mit dem Antiquar eines Bücherhandels wegen nicht einigen und ſoll ihm von ſeinem Sitze die fraglichen Bücher an den Kopf geſchleudert und dem Entfliehenden in Einem fort das „Rehbock" nachgedonnert haben. Den Ausdruck rafften die Studenten auf und dem armen Monti iſt er für ſein ganzes Leben geblieben.

Dergleichen Züge von Gelehrten verdienen aufbewahrt zu werden, wenn dieſe ſelbſt auch längſt vergeſſen ſeyn ſollten. Man könnte auch in jetziger Zeit ſchöne Seitenſtücke hiezu ſammeln und aufzeichnen.

Die eigentlichen Pedanten, wie die Originale, verſchwinden jetzt aber nach und nach gänzlich. Man wird bald mehr complette Mamuths in den Muſeen aufweiſen können, als einen completten Pedanten im Leben. Nur Einer iſt mir in letzter Zeit aufgeſtoßen, allein ich fürchte, daß er kein wirklicher Menſch iſt, ſondern nur ein ſogenannter Golem, eine zauberhafte Lehmfigur, wie ſie kluge Rabbinen zu kneten verſtehen, und dann durch das Wort Emeth an der Stirne beleben. Ich glaube auch recht gut den Mann zu kennen, der meinen modernen Pedanten belebte, und wenn ich gleich weiß, daß es kein Rabbine war, ſo kann er doch die Kabbala erlernt haben, denn er iſt grundgelehrt.

Dieſer Golem iſt ein langbeiniger Spuk, eine Art von Schreibmaſchine à la Kempelen. Wer ihn einmal gehen ſah oder ſprechen hörte, weiß ſogleich, daß er einen fabelhaften Lehmkloß vor ſich hat, dem das eigentliche Leben fehlt. Es iſt der überzeugendſte Ausdruck der todten Langweiligkeit; Alles an ihm iſt in die Länge gedehnt und geſpreizt; die Beine dieſes Körpers werden nur von den eigenen Armen übertroffen, und mit beiden kann nur das Ganze wetteifern. Seine Manieren ſind die abgeſchmackteſten und ſeine Sprache ein verzerrtes Deutſch, wie es nirgends geſprochen wird. Da dem Golem alles Urtheil gebricht, ſo verſtand er nicht zu wählen, und ahmte eben nach, was er fand, und karikirte es auf ſeine Weiſe. Aus Allem, was der Golem thut und beginnt, ſieht der Lehmkloß heraus. Es iſt bald zäh, lettig, klebrig, kloßartig, und dann wieder plötzlich trocken, ſpröde, gebrochen, ganz wie es ſein Urelement im Regen oder Sonnenſchein zu zeigen pflegt.

Im erſten Moment kann man über den Golem lachen; bald aber wird er unausſtehlich;

dabei iſt er treulos und eigenſinnig, und man fühlt ſich leicht veranlaßt, ihn unbarmherzig durchzuprügeln, wenn man nicht bedächte, daß er nur eine Töpferwaare ſey, die man leicht zerſchlüge. So läßt man ihn denn noch eine Weile ſeine Sprünge machen, bis es dem Meiſter gefallen wird, ihm das „Emeth“ von der Stirne zu löſchen. Dann wird er freilich zuſammenfallen der Klotz, aber das Material wird vielleicht nützlicher zu häuslichen Geſchirren verwendet werden können. Ich wüßte, was ich mir daraus beſtellte.

Farben-Skizzen.

1.

Die Küſſe.

Erinnerſt Du dich wohl, Nelly, der Küſſe aus unſern Kinderjahren, als Dein kindlicher Mund von dem meinigen naive Liebkoſungen pflückte, wie Deine Hand die Blumen ſchöner Tage auf der Wieſe.

Höre mir zu! Ich habe mir im Stillen die Küſſe im Leben geordnet.

Der erſte iſt der geheiligte Kuß einer Mutter, wenn der neue Ankömmling auf dieſer Welt der Schmerzen ſchon weint, lange bevor er lächelt und mit ſchwachem Geſchrei um Hülfe fleht. Dieſer Kuß iſt ein unauslöſchliches Glück, aber dem Menſchen iſt es nicht gegeben, ſich deſſelben bewußt zu ſeyn. Gott wollte nicht, daß er bei der Geburt ſchon wieder vor Freuden ſterbe.

Wenn wir auf der Bahn fortgehen, ſo ſtützen wir uns in den erſten Tagen auf eine Geſpielin deſſelben Alters. Dann — unter den Roſen, womit unſere kleinen Hände die Erde beſtreuen, tauſchen wir unſchuldige Küſſe, woran wir uns ſpäter träumeriſch erinnern.

Hierauf kommt die Welt mit ihren perfiden Lippen, mit ihrem eiſigen Munde. Dieſer gefährliche Proteus liebkost uns gleich Satan, der ſich einen Verdammten ſucht. Seine Eiſenhand verbirgt er in einem ſeidenen Handſchuh, womit er uns ſtreichelt, womit er uns magnetiſirt und betrügt. So werden uns tauſend unerklärliche Küſſe gereicht, die einen übeln Eindruck auf uns machen, deren wir uns aber nicht erwehren können. Wir empfangen dieſe Küſſe gleichgültig, obgleich ſie nur eine kalte Grimaſſe des Eigennutzes oder eine boshafte Inſinuation der Lüge ſind.

Wie fühlt ſich unſer Herz verwundet! Aber welchen Erſatz finden wir auch dafür in dem Kuſſe der Freundin! in dem geheimen Glück, das nun zwei genießen, weil die Welt nicht werth iſt, es zu kennen. Welche Bezauberung, Nelly, wenn wir uns unter duftendem Geißblatt finden und Du ſchüchtern und zitternd meine Hand in Deinem weißen Händchen drückeſt, und wenn von meinem liebenden Munde auf dieſes zarte Händchen friſche und belebende Küſſe gehaucht werden, wie der Thau des Morgens.

Welche himmliſche Trauer liegt in dem Abſchiedskuſſe! und die Du mir dann in Deinen Briefen ſendeſt! und wie ich ſie Dir dann voll überſtrömender Freude zurückſchicke!

Ach! warum muß eine trübe Idee plötzlich dieſes freundliche Bild umſchleiern! Eines Tages werden bleiche, bebende Lippen, die Deinigen oder die meinigen, den letzten Kuß ſpenden!

Bis dieſer traurige Kuß aber an die Reihe kommt, wollen wir die lieblichen Küſſe des Johannes Secundus mit einander leſen.

2.

Ueber die Art, zu grüßen.

Und wenn ich auch alle Hutmacher in ganz Europa dadurch wider mich aufbrächte, ſo hält mich das nicht ab, dennoch zu erklären, daß die bei uns eingeführte Art, zu grüßen, eine Abgeſchmacktheit iſt.

Man ſage mir: Guten Tag! gut; man drücke mir die Hand, ſehr gut; ein Freund reiche mir die ſeinige, daß ich ſie ihm drücke, vortrefflich; ein Fremder frage mich: wie es mir gehe? ich habe nichts dagegen, ich dulde es, ich bin ein guter Menſch!

Aber daß Jemand ſeinen Hut herunterreißt, um mich auch dazu zu zwingen — Halt! halt! einen

Augenblick Geduld, das leuchtet mir nicht ein, ich bin ökonomiſch.

Ich wette, daß viele Tauſende von Menſchen, die im Jahr ſich nur einen Hut anſchaffen können, mit mir gleicher Meinung ſind. Man ſage mir nicht, um meine Antipathie zu bekämpfen, dieſer Gebrauch ſey ſehr alt. Das Alter verhindert nicht, ihn endlich einmal dumm und lächerlich zu finden.

Die ſehr reſpectabeln Großväter unſerer Großväter hatten nämlich ein viel bequemeres Höflichkeitsſyſtem angenommen: ſie ſcharrten bloß mit dem Fuße. Was ſagt unſere heutige feine Welt wohl zu dieſer Einfachheit der Etikette?

Die Gewohnheit, durch einen Kratzfuß zu grüßen, ſchreibt ſich noch von der Gewohnheit der Alten, ihre Sandalen rückwärts zu werfen, wenn ſie ſich einem Vornehmen näherten. Ob ſie ſie vorwärts warfen, wenn ſie einem unbedeutenden Menſchen begegneten, kann ich nicht angeben. Geſchichte, Memoiren und Chroniken ſchweigen über dieſe Contrepartie der Bewillkommung.

Rutilius Gracchus zu Rom war ein ſehr ſonderbarer Mann. Um Perſonen von verſchiedener Würde mit verſchiedenem Anſtande zu grüßen, ließ er ſich drei Hüte machen, die er über einander aufſetzte. Wenn er Geringeren begegnete, nahm er nur einen ab, vor etwas Bedeutenderen wurden zwei Hüte abgezogen, alle drei endlich vor Perſonen des höchſten Ranges. Der Narr glaubte mit dieſer wunderlichen Erfindung dem Staate einen ſo großen Dienſt erzeigt zu haben, daß er auf öffentliche Koſten ernährt zu werden forderte. War der nicht ein Narr, ſo war es keiner.

Ich erlaube mir daher die Abſchaffung des Hutabziehens anzutragen, aber wo könnte ich wohl dieſe Gelegenheit beſſer anbringen, als vor dem Gerichtshof der Damen?

Es ſoll Gegenden auf unſerer Erde geben, wo man ſich als Zeichen der Achtung wechſelſeitig in die Naſe kneipt. Nun wohlan, um unſere theuren Hüte zu ſchonen, wollen wir uns lieber in die Naſe zwicken laſſen. Dies wäre mindeſtens nicht ſo koſtſpielig.

In Frankreich war die Rede davon, einen andern Gruß zu erfinden, und wir können uns nicht enthalten, bei dieſer Gelegenheit eine darauf bezügliche Anekdote unſern Leſern mitzutheilen, deren Pointe leider in einem Wortſpiel beſteht, das nicht überſetzt werden kann.

Ein bekannter franzöſiſcher Schriftſteller antwortete ſeinem Freunde, als dieſer ſich bei ihm beklagte, daß er ihn beim Hinausgehen aus der Kirche nicht begrüßt habe, ſehr ernſt die denkwürdigen Worte: „Hors de l'église point de salut.“

Salut für Heil und Gruß nehmend.

3.

Civiliſation und rauhe Tugend.

Man betrachte einmal dieſe junge Dame, geſchmückt mit Allem, was die Mode Neueſtes, Zierlichſtes und Koſtbarſtes zu Markte bringt. Sie wirft den letzten Blick in ihren Spiegel mit glücklicher Zuverſicht; ungeduldig auf dem Ball zu erſcheinen, verläßt ſie ſüßer Hoffnung voll ihr köſtliches Boudoir voll der angenehmſten Düfte. Ihren Buſen ſchmückt ein Strauß von Heliotrop und Vergißmeinnicht. Eine unbekannte Hand hat ihn ihr geſendet. Unbekannt? Nein, ihr Herz hat ſie errathen; ein ſolcher Strauß iſt die Viſitenkarte eines Geliebten, und die ſchöne Frau hat den Namen aus den Blumen geleſen.

Jetzt durchſchreitet ſie die weiten und prächtigen Gemächer; ſie ſteigt die große Treppe hinab, welche ſorgſame Lakaien mit dem weichſten Teppich belegt haben, damit die kleinen Füße ihrer ſchönen Gebieterin in ihrem engen Gefäße von Atlas nichts Hartes berühren.

Sie ſteigt in den Wagen, glücklich und ſtolz. Zwei prächtige Apfelſchimmel ſind davor geſpannt; ſie ſcheinen es zu wiſſen, daß ſie eben einſtieg, die ihnen die blitzende Aigrette zum Geſchenke machte, die ſich auf ihrem Kopfe wiegt; ſie ſtehen unbeweglich — ſie, die ſogleich wie der Sturm mit ihrer holden Laſt davon fliegen werden. Man ſollte glauben, ſie verſtünden Alles und wüßten, daß ſie ſich ruhig verhalten müſſen, um nichts an der ſorgfältigen Balltoilette beim Einſteigen in Unordnung zu bringen. Jetzt geht es fort! Sie iſt auf dem Balle! Ach, ein Ball! Nur die Damen wiſſen, welch' ein Zauber in dieſem Worte liegt, welch' einen Begriff es ausdrückt! Die unbekannte Hand, die ihr den Strauß geſendet, führt die Dame zum Tanze und hält ſie im drehenden Walzer umſchlungen: welch' ein Glück!

Und dieſe Frau, ſo glücklich, ſo gefeiert, beklagt ſich, Sklavin zu ſeyn. Sie beſchuldigt die Männer der Barbarei, der Selbſtſucht, daß ſie nur Geſetze für ſich gegeben haben und die andere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes außer dem Geſetze gelaſſen.

Gut; wir wollen hier nicht darüber ſtreiten, aber ich bitte meine geliebten Landsmänninnen, mir zu folgen. Wir wollen eine andere Gegend beſuchen, eine andere Geſellſchaft in Augenſchein nehmen und dann vergleichen.

Reiſen wir nach Albanien; ich liebe dieſes Land, ich liebe die Menſchen von ureinfachen Sitten, die es bewohnen. Die Montenegriner ſind wohl zuweilen ein wenig wild, aber niemals böſe, das kann ich verſichern; ſie beſitzen alle patriarchaliſche Tugenden; manchmal neigen ſie zwar ein wenig zum Lächerlichen hin; ihre Meinung über gewiſſe Dinge weicht von denen in der ſogenannten civiliſirten Welt herrſchenden ein wenig ab; übrigens aber ſind es die ehrlichſten Leute von der Welt, ſo z. B. iſt die Tugend der Frauen ein Artikel, über den ſie keinen Spaß verſtehen; ihre Strenge darf groß und ſchön in dieſer Hinſicht genannt werden; meine ſchönen Leſerinnen mögen urtheilen.

Als die Franzoſen in jenem Lande waren, verliebte ſich ein junges, einfaches Mädchen in einen feindlichen Offizier. Sie pflogen einen unerlaubten Umgang mit einander, und bald nach einer kurzen, im Glücke vorübergeflogenen Zeit entdeckte das Mädchen zu ſeinem Schrecken, daß ſein Geheimniß nicht mehr der Welt verborgen bleiben konnte. Sie ſah ein, daß ſie nur die Ehe in den Augen der Welt bei Ehren erhalten könne. Sie eilt zu ihrem Verführer, will ſich ihm zu Füßen ſtürzen und ihn beſchwören, ihr vor den Menſchen den Titel ſeiner Gattin zu geben, den ſie nur vor Gott beſaß, und einen Vater dem Kinde unter ihrem Herzen zu ſchenken. Sie handelte ſo, wie das civiliſirteſte Mädchen in ähnlichem Falle handeln würde.

Aber ach! der Offizier war den Tag vorher mit ſeinem Regimente fortmarſchirt.

Bis hieher hatte ſich nichts Außerordentliches zugetragen. Die Sache war in der Ordnung; es iſt die Geſchichte vieler junger Perſonen in allen Ländern der Welt. Aber der Schluß iſt ſeltſamer und ungewöhnlicher. Dies würde ſich bei uns anders geſtaltet haben.

Das arme Kind kehrte vernichtet nach Hauſe; die finſterſten Gedanken geleiteten es bis zu der Wohnung ſeiner Mutter; es wußte, welch' ein Schickſal es erwartete; es wußte, daß es verflucht, daß ſein Name vor den Kirchthüren mit Schmach belegt, daß es für alle ſeine Landsleute ein Gegenſtand des Haſſes und des Abſcheues werden würde, in einem Lande, wo die Keuſchheit allein Achtung genießt; es wußte, daß ein ſchimpflicher und elender Tod es in einem abgelegenen Orte des Waldes erwarte; dies Alles wußte die Unglückliche und die Beſonnenheit verließ ſie.

Faſt wahnſinnig ſtürzte ſie ihrer Mutter zu Füßen und geſtand Alles; ihre Mutter und ihre Schweſtern, überraſcht von dieſem Geſtändniſſe, gezwungen von der Strenge ihrer Sitten, aus Tugend zu Verbrechern umgeſchaffen, ſchleppten die arme Schuldige nach dem entlegenſten Winkel des Waldes, banden ſie dort an einen Baum und voll von einer wilden, unbeugſamen Tugend verübten ſie Greuel der Rache an dem ſchönen Körper der unglücklichen Sünderin. So ſtarb ſie!

Und nun, meine Schönen, haben Sie eingepackt? Wer hat Luſt, zu reiſen? —

4.

Das ſchöne Geſchlecht.

Das ſchöne Geſchlecht hat offenbar ſchätzbare Seiten, die unſere vollkommenſte Anerkennung in Anſpruch nehmen; allein es gibt auch zu Mißbräuchen Veranlaſſung, die mit Erlaubniß der ſchönen Leſerinnen einmal öffentlich gerügt werden müſſen.

Ich befand mich einmal in einem Theater, wo es etwas zu ſehen gab. Es iſt ſchon lange her, daß ich in dem Fall war. Ich freute mich im Voraus, denn ich hatte einen guten Platz, von dem ich die Bühne überſchauen konnte. Da kommen mit einem Male zwei Perſonen daher, Perſonen, die zum ſchönen Geſchlechte gehörten, und ich muß, will ich nicht ungalant ſeyn, meinen Platz einräumen. Das ſchöne Geſchlecht lächelt, dankt, und ich ſehe mich in den Hintergrund zurückgedrängt. Das ſchöne Geſchlecht aber hatte Hüte auf und auf den Hüten Federn, wehende, ſchwebende Federn, und das ſchöne Geſchlecht iſt, wie Jedermann weiß, ſehr beweglicher Natur. Während der ganzen Zeit, daß es etwas zu ſehen gab, war das ein Neigen, ein die Köpfe Zuſammenſtecken, kurz — ich bekam nichts als den Fuß einer Solotänzerin und den Blumenkranz einer Choriſtin zu ſehen.

Und daran war nur das ſchöne Geſchlecht Schuld.

Ein anderes Mal kannte ich eine vornehme Dame, höchſt liebenswürdig, reich, ſchön, die ein angenehmes Haus machte. Man aß trefflich bei ihr, aber dennoch ging ich nur ſelten hin. Nur manchmal trieb mich der Zufall, die Langeweile oder mein Unſtern, daß ich an ihren Geſellſchaften

Theil nahm; denn ich muß es nur aufrichtig ſagen, die Dame pflegte ihren Gäſten ihre Gedichte vorzuleſen.

Gewöhnlich beſitze ich Artigkeit genug, mich in kritiſchen Fällen auf ehrbare Weiſe aus der Affaire zu ziehen, und dann unterläßt man es nie, mich für einen Mann von Geſchmack zu halten. Vorgeſtern aber war ich auf eine merkwürdige Weiſe zerſtreut, und als man mich fragte, wie mir das Sonnett gefallen habe, welches die Dame des Hauſes ſo eben vorgeleſen hatte, antwortete ich naiv: daß es mir ſchiene, als ob Flaſche und Rage keine richtigen Reime wären. Ich glaube feſt, daß ich nicht unrecht hatte; allein die Geſellſchaft war anderer Meinung, und Alles erhob ſich voll Verachtung gegen mich, weil ich die Rückſichten gegen das ſchöne Geſchlecht außer Augen ſetzte. Faſt hätte ich mit einem jungen Milchbart Händel bekommen, die ein Duell zur Folge gehabt haben würden, worin ich oder er den Tod gefunden hätte.

Auch beehrten mich ſchon Damen mit Einſendungen für ein Journal. Einer derſelben machte ich einmal die höfliche Bemerkung, daß ihr Abſchreiber ihre ſchönſten Gedanken durch häßliche orthographiſche Fehler entſtelle. Seit der Zeit feindet ſie mich an und ſprengt überall aus: ich hätte das ſchöne Geſchlecht beleidigt.

Wie ungerecht! Ich liebe und ehre das ſchöne Geſchlecht; allein es iſt mir gewöhnlich lieber, es mit einem Kinde ſpielen zu ſehen, oder wenn es ein wenig Klavier ſpielt.

Schönes Geſchlecht! die Nähnadel iſt Dein Scepter und eine gefallene Maſche iſt Dein Schlachtfeld.

Willſt Du dich aber in literariſche oder künſtleriſche Kämpfe einlaſſen, ſo geſtatte es, ſchönes Geſchlecht, daß die Wahrheit zu Deinen weiblichen Ohren dringe. Gedenke nicht die Critik mit den zwei Worten: „Schönes Geſchlecht!“ zu entwaffnen, und erinnere Dich: daß ungereimte Verſe, ſchlechte Proſa und vor Allem mit Dinte gefärbte

Finger ſelbſt dem ſchönſten Geſchlechte nicht zur Zierde gereichen können.

5.

Die Intelligenz der Naſe.

Es iſt längſt erwieſen, daß die Naſe einer der wichtigſten Theile unſeres Körpers iſt. Die ſchönſten Geſichter leiden oft an dem Mangel einer vollkommenen, mit dem Uebrigen harmonirenden Naſe. Die Naſe kann nicht, wie das Auge, den Zuſtand der Seele ausdrücken, dafür aber prägt ſich in ihr deutlich der Charakter des Menſchen aus.

Von der Naſe des berühmten Apoll von Belvedere hieß es, daß auf ihr Götterverachtung throne. Und ſo von dieſem erhabenen Beiſpiele herunter zu der muthigen Naſe des Kriegers, der ſtolzen Naſe des Ariſtokraten, der gemeinen Naſe des Wucherers, der ſanften Naſe eines lieben deutſchen Mädchens, der ſchnippiſchen Naſe einer franzöſiſchen Soubrette, welche Stufenleiter von Belegen zu meiner obigen Behauptung!

Ueber die ſchönſte Form der Naſe ſind unſere Meiſter der bildenden Künſte noch nicht einig. Man hielt vor noch nicht langer Zeit das ſogenannte griechiſche Profil, wo die Naſe mit dem Stirnbein keinen Winkel bildet, für das vollkommenſte Ideal der Schönheit. Mir hat es nie gefallen wollen, und wo mir im Leben eine ſolche Geſichtsbildung begegnete, fand ich den Ausdruck von Beſchränktheit des Geiſtes, den ich darin zu ſehen glaubte, auch gemeinhin beſtätigt.

Eine Naſe, die faſt Jedermann gefällt, und gewöhnlich den zierlichſten Mädchen angehört, war unbegreiflicher und ungerechter Weiſe längere Zeit im Verruf, nicht ſchön zu ſeyn. Dies iſt die ſogenannte Roxelanennaſe (**nez à la Roxelane, nez-retroussé**), wahrſcheinlich ſo genannt von der jungen Schauſpielerin, die einſt in der ſo beliebten Comödie von Favart „die drei Sultaninnen" die Rolle der Roxelane ſpielte und mit einem ſolchen

Näschen begabt war. Es iſt nun erwieſen, daß dieſe Bildung die eigentlich griechiſche iſt, und in jenem Lande vorzüglich geſchätzt wurde.

Nach dieſer etwas langen Einleitung nun zur Sache.

Die Naſe beſitzt die Fähigkeit, zu begreifen; ſie iſt nicht blos das einfache Organ des Geruchs, ſondern ſie iſt ein Werkzeug, mit geiſtigem Vermögen begabt, welches im Stande iſt, Ideen zu combiniren.

Ich meſſe dieſe Eigenſchaft nicht blos einer einzigen Sorte von Naſen bei. Sie ſeyen groß oder klein, concav oder convex, das thut hierbei nichts zur Sache. Alle Naſen ſind berufen, alle Naſen ſind auserwählt. Die Naſen überhaupt haben ihre Intelligenz, ſo wie jede Naſe insbeſondere.

Es gibt Naſen bekanntlich, die ſich tief herabſenken bis zum Kinn, andere, die in die Höhe ſtehen, wie ein Jagdhorn, Naſen, die dem Schweife eines Pudels nicht unähnlich ſehen, andere, die mit einem Champignon oder einer kleinen Eſſiggurke verglichen werden können, noch andere wieder, durch die man verſucht wird, Mantel oder Hut daran aufzuhängen; ich kannte Jemand, deſſen Naſe ausſah, als wenn ſich ein Schmetterling auf eine Blume ſetzt und mit den beiden Flügeln einen ſtumpfen Winkel bildet. Alle dieſe Vorzüge und Nachtheile der äußern Bildung der Naſen tragen nichts dazu bei, die Feinheit ihrer Combinationen zu vervollſtändigen oder zu beeinträchtigen. Die Naſe iſt unſer anderes Selbſt; oft weiß ſie mehr als dieſes. Es ſollte den übrigen Körper eigentlich beſchämen, von dieſem kleinen Partikel ſo überragt zu werden. Und iſt der Menſch nicht wahrlich zu beklagen, wenn er vor ſeiner eigenen Naſe erröthen muß!

Um den Takt meiner Naſe zu erproben, ging ich oftmals um die Eſſenszeit in das erſte beſte Haus. Ich ſtieg langſam die Treppen hinan, um gewiſſenhaft die Bemerkungen meiner Naſe wahrzunehmen von dem erſten Stockwerke bis zu dem

Dachſtübchen, und ſo konnte ich mir dann Rechenſchaft von den Eindrücken geben, die mein Geruchsnerv empfing.

Man mußte einen ſtarken Schnupfen haben (und dann wäre das Ideen-Laboratorium der Naſe wahrlich zu entſchuldigen), wenn das Fumet eines Faſans oder Rehziemers im erſten Stocke uns nicht die Gewißheit gäbe, daß hier in einem atlasüberzogenen Fauteuil, auf weichen Fellen von Chinchilla, irgend ein vornehmer Banquier oder ein podagriſcher Miniſter ſeinen gaſtronomiſchen Begierden ein Genüge thut.

Man ſchreite weiter und mache Halt von wenigen Sekunden vor einer Thüre des zweiten Stockwerks. Dieſer Duft von gebratenen Wachteln oder Lerchen deutet auf den reizbaren Magen irgend eines höheren Beamten, der eine ſitzende Lebensart führt, oder auf die zerrütteten Verdauungswerkzeuge einer Tänzerin oder Sängerin. Hier dieſer Geruch von Fiſchen iſt der ſchlagendſte Beweis der Exiſtenz irgend eines äſthetiſirenden Hofraths oder

Legationsraths, eine Figur, die bei uns die franzöſiſchen Feuilletoniſten einigermaßen erſetzt, ohne ihren ausgedehnten Wirkungskreis zu haben, und dort die duftenden Atome einer zuſammengeſetzten Küche verrathen uns die Anweſenheit eines Provinzbewohners, der in die Hauptſtadt kam, um an Eiſenbahn-Entrepriſen Antheil zu nehmen.

Wir ſteigen weiter. Hier riechen wir ein Roaſtbeef. Ein Engländer wohnt da, der den Winter bei uns zubringen will. Machen ſich geröſtete Semmelſchnitte, gemiſcht mit dem würzigen Dufte des Spinates, bemerkbar, ſo wiſſen wir ſogleich, daß irgend ein ſentimentales Herz, vielleicht eine Dichterin oder ein auf halben Sold geſetzter Lyriker hier ſeinen Wohnſitz aufgeſchlagen hat.

Steigen wir noch höher. Der Duft von etwas ſchnell Gebratenem, von harten Eiern, oftmals auch von Maccaroni, deren käſige Decke mit den Zähnen der eiſernen Gabel nur ungern in Berührung kommt, verräth uns, daß hinter dieſen

Mauern die Tage irgend eines Künſtlers ruhig dahin fließen, der lange Zeit in Italien gelebt, nunmehr als Lithograph, Kupferſtecher oder Holzſchneider die ſchönen Träume zu verwirklichen ſucht, die ihm einſt vorſchwebten.

Im fünften oder ſechsten Stocke endlich (ich habe hier nur große Städte, wie Paris, Wien oder München, vor Augen) macht ſich die gute Hausfrau bemerklich. Da riecht es nach Bratwurſt und Kraut; auch die Nähterin wittert man leicht an den geröſteten Erdäpfelſchnitten oder Caſtanien heraus. Arakduft und Wachtſtuben-Knaſter verrathen uns gar leicht in dieſem Revier den Studenten.

So haben wir, ohne eine Thüre zu öffnen, bloß dem Geruche folgend, die Bewohner eines weitläuftigen Hauſes herausgefunden.

Ich mache beiläufig, um auch das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden, einige Leſer auf eine neue Art aufmerkſam, ſtatiſtiſche Entwürfe zu machen. Sie iſt eben ſo untrüglich, als jede andere. Für Cataſterbeamte mag dieſer Gebrauch der Naſe als bedeutſamer Wink gelten.

Ich habe mich bemüht, die Intelligenz der Naſe eines jeden denkenden Geſchöpfs auf unwiderlegliche Weiſe darzuthun. Ich hätte noch hinzufügen können, daß im Munde des Volkes Redensarten leben, die ſchon längſt darauf hindeuten, welche Wichtigkeit der Naſe im Leben beigemeſſen wird. So z. B. ſagt man: er hat eine feine Naſe, er hat eine gute Naſe, er hat ſeine Naſe in die Sache geſteckt u. ſ. w. Alles dieſes will ſo viel wie Takt, Klugheit, Geſchicklichkeit bezeichnen, und wo dieſe Eigenſchaften ſich finden, ſollte da keine Intelligenz ſeyn? Dies wäre wahrlich eine lächerliche Anomalie. Zwar kann man Intelligenz ohne Umſicht beſitzen; allein um umſichtig zu ſeyn, muß man nothwendig auch intelligent ſeyn. Nach ſolchen Beobachtungen könnte man faſt verleitet werden, die Naſe ganz gegen die Annahme Plato's, der die Gedanken in das Hirn verſetzte, zum Sitze derſelben zu machen.

6.

Die Fußſprache.

Der Fuß macht in einiger Hinſicht der Naſe ihre Vorzüge ſtreitig, welches um ſo wunderbarer iſt, da der Zwiſchenraum hier größer, als zwiſchen der Naſe und dem Hirn. Auch der Fuß hat ſeine Sprache, ſein Idiom; man könnte ſagen, wenn man nicht befürchten müßte, mißverſtanden zu werden, daß die Zehen ihre Grammatik, die Ferſen ihr Lexikon, das Knie ſeine Proſodie beſitzt. Der Fuß kann förmlich decliniren und conjugiren. Da jedoch die Sprache des Fußes eigentlich nur zu einer Art telegraphiſcher Converſation zwiſchen Liebes- oder Eheleuten gebraucht wird, ſo beſitzt ſie keine Ortographie. Mit einem Worte, der Fuß iſt der Dolmetſcher des Herzens.

Man befindet ſich auf einem Ball; mein Freund tritt höflich vor den Herrn des Hauſes und erſchöpft ſich in Schmeicheleien, welche angenehm die Häßlichkeit und Dummheit deſſelben kitzeln;

jetzt ſpricht er aber ſogar von deſſen Geiſt und zugleich berührt ſein Fuß die Spitze meines Schuhes, und ich erkenne ſogleich den Grad der Fähigkeiten des Becomplimentirten.

Später ſitzt man bei Tiſche; der Zufall placirte mich einem alten Herrn und ſeiner jungen Frau gegenüber. Des Mannes Geſichtsfarbe und Haare ſind von der Farbe einer gelben Rübe; ich gehöre zufällig zu den Brünetten. Durch einen angenehmen Zufall wird das Geſpräch auf die Farbe der Haare gelenkt. Der Mann liebt die hochblonden und wirft ſeiner Frau vor, daß ſie eine große Vorliebe für die kaſtanienbraunen trage. Die arme Frau ſucht auf's Angelegentlichſte die Vorzüge der brennend-rothen Haare herauszuſtreichen, und geht ſo weit, ihren offenen Widerwillen gegen die braunen an den Tag zu legen. Ich fühle mich nicht ſehr geſchmeichelt. Da berührt mein Freund mit ſeiner Fußſpitze die meinige, und ſogleich habe ich den Schlüſſel zu den Antipathien der ſchönen Frau.

Es handelt ſich um ein heimliches Rendezvous. Das Wichtigſte für mich iſt, die rechte Stunde zu erfahren. Ein Argus will durchaus bei der Zuſammenkunft zugegen ſeyn. Wie iſt er zu entfernen? Vor allen Leuten wird nun der Beſuch um ein Uhr erbeten, während unter dem Tiſche mir dreimal auf den Fuß getreten wird. Der dreifache Schmerz, den ich empfinde, taucht mich in ein Meer von Wonne. Ich habe die Stunde und werde ſie gewiß nicht verfehlen.

Jemanden auf den Fuß treten, iſt jedoch nicht immer eine Sprache für Liebende oder gute Freunde, ſondern es kann auch beleidigen.

Es gibt wenig Männer, die ſich geduldig auf den Fuß treten ließen. Dieſe Einſylbe bedeutet eben ſo gut ein Rendezvous der Ehre, und mehr als einmal ſchon führten junge Hitzköpfe blutige Dramen auf, deren Urſprung oft weiter nichts als eine Zerſtreutheit des Schuhes oder Stiefels geweſen.

Die Fußphilologen haben jedoch öfters die

Armuth der Knieſcheiben- und Zehenſprache empfunden und deshalb an eine Erweiterung ihres Dictionärs gedacht. Auf dieſe Weiſe ſind die Neologismen des Ellenbogens und Augenblinzelns entſtanden.

Die Fußſprache wird dem Menſchen angeboren; es iſt die eigentliche Mutterſprache, deren ſich jeder bedienen kann, der das vernünftige Alter erreicht hat.

In der That, wie wunderbar, daß an jener Stelle, wo Merkur ſeine Flügel hatte, und die mit einer ſcheinbar ſo harten Haut bedeckt iſt, wir gerade eine Empfindlichkeit beſitzen, um uns in galanten Unterhaltungen auf's Leiſeſte verſtändlich zu machen! Da jedoch, wie Jedermann weiß, die Mauern Ohren haben, warum ſollte das Geſchlecht der Menſchen nicht an der Fußſpitze eine Zunge beſitzen?

7.

Glück in Unglück.

Ich wage zu behaupten, daß gerade der Kummer die reinſten Genüſſe verſchaffe. Notabene, ich nehme an, daß ich dieſes kleine Capitel nur Glücklichen leſe. Um Kummer zu haben, muß man denken und empfinden; um denken und empfinden zu können, muß man leben, und iſt das Leben nicht ſchon ein Glück zu nennen?

Man pflegt zu ſagen, der Kummer mache alt vor den Jahren. Deſto beſſer für die Jugend: ein etwas altes Ausſehen ſteht jungen Leuten wohl an; es gibt ihnen den Anſchein geſetzten Weſens, legt ihrer Erſcheinung mehr Wichtigkeit bei, kurz, gibt ihnen einen originellen Anſtrich.

Man ſagt ferner: der Kummer hindere das Wachsthum, er mache hinkend, bucklig und was weiß ich Alles noch; dies ſchreibt man ihm zu, weil er den Kreislauf des Blutes hemmen und die Leber verhärten ſoll. Iſt das ein Vorwurf? Wäre es wohl pittoresk, wenn alle Menſchen von gleichem Wuchſe wären, und die ganze Menſchheit gerade und geſchniegelt einherginge?

Die Buckligen übrigens gelten für geiſtreiche Leute, und das iſt bei jetziger Zeit auch nicht zu verachten und mindeſtens eben ſo viel werth, als ſeine geraden Glieder zu haben.

Ihr, die Ihr den Kummer anklagen wollt, wißt Ihr denn wohl, was Ihr thut? Wißt Ihr, daß es eben der Kummer iſt, der in unſere Geſellſchaft die intereſſanteſten Figuren miſcht? jene Schönheiten mit niedergeſchlagenen Wimpern, alle jene hübſchen bleichen Mädchen, alle jene ſchwermüthig blickenden Jünglinge! Und nun frage ich ganz im Ernſt, meine verehrten Leſerinnen, ſind nicht eben die langen, bleichen, hagern Phantome, die wie unerlöste Schatten in unſern Soireen umherſchweben, die intereſſanteſten Zierden derſelben; gibt es etwas auf der Welt, das unſere Liebe, unſere Zuneigung, unſere Hingebung mehr in Anſpruch nähme, als eine leidende Phyſiognomie?

Auch lieben die Damen — ich wag es hier kühn in ihrem Namen auszuſprechen — Jünglinge am meiſten, deren Stirne den Ausdruck des ſtillen Kummers und des Nachdenkens trägt. Dieſer Stempel beweist, daß die Liebe in ihrem Kopfe herrſche, und daß ihr Herz dieſem Gotte geopfert hat. Der Kummer ferner macht ſeltſam, launiſch, bizarr, phantaſtiſch, originell, und iſt das nicht wahrhaft romantiſch?

Der Kummer ſoll aber auch argwöhniſch, grämlich, grob, egoiſtiſch, habgierig, manchmal ſelbſt dumm machen; aber iſt es nicht drollig, argwöhniſch, grämlich, grob und dumm zu ſeyn? Man iſt dann doch etwas, und das iſt jedenfalls beſſer, als wenn man nichts iſt, wie man es heut zu Tage ſo oft bei den Leuten antrifft.

Der Kummer, heißt es weiter, raubt den Schlaf und macht unſere Augen ſo roth, wie die eines Eichhörnchens; damit läßt ſich aber gut kokettiren; denn was nicht Jedermann beſitzt, iſt kokett.

Und nun zum Schluſſe noch etwas! Wenn wir von einem alten entfernten Onkel erben, ſo zittern wir wohl anfänglich, daß der Mann nicht wirklich todt ſey, vielleicht wieder erwachen könne, und dieſe Sorge läßt uns nachher das Glück doppelt empfinden, wenn es ſich beſtätigt, daß der Onkel wirklich todt iſt. Sind wir endlich im Beſitz der Erbſchaft, ſo fürchten wir wiederum Diebe; neue Sorgen, neues Glück. Wir kaufen ein Landhaus, wir ſehen es in Gedanken von den Flammen verzehrt: Kummer, Vergnügen. Wir legen unſer Geld in Staatspapieren an, der kleinſte Anſchein eines Krieges erfüllt uns mit Entſetzen: immerwährende Sorge, immerwährende Luſt.

Schließlich bitte ich noch zu bemerken, daß ſelbſt das Evangelium meiner Lehre das Wort ſpricht, denn es heißt darin: „Wer hienieden recht viel leidet, ſoll im Himmel erhöhet werden!“

Alſo nur recht viel geweint, um einmal vollkommenen Glückes ſich erfreuen zu können.

8.

Wie alt ſind Schauſpielerinnen?

Man müßte ſehr boshaft ſeyn, wenn man ſich rühmen wollte, das Alter der Schauſpielerinnen zu wiſſen. Es gibt auf der Welt nur noch ein ſo undurchdringliches Geheimniß als dieſes, und das iſt die Quadratur des Zirkels.

Die Wahrheit zu ſagen, haben die Schauſpielerinnen kein Alter; es hat mit ihnen dieſelbe Bewandtniß, wie mit dem Genie, welches geſchlechtslos iſt. Man erinnert ſich wohl, daß dieſes Wort von Madame Staël herrührt, als ſie einſt Napoleon im tiefſten Negligé überraſchte.

Aber dennoch ſind die Schauſpielerinnen zu einer beſtimmten Stunde geboren, an irgend einem Tage, in irgend einem mehr oder minder entfernten

Jahr. Dem kann Niemand widerſprechen, aber Niemand hat Tag und Stunde notirt und das Jahr verliert ſich im Ocean der Zeiten.

Man verlange von einer Schauſpielerin Hingebung, Ehrgefühl, Aufrichtigkeit, Liebe, kurz Alles, nur nicht ihren Taufſchein; ſie wird ihr Herz, ihr Vermögen willig verſchenken, aber mit ihrem Alter iſt es ein Anderes. Sie hat ſich ſo daran gewöhnt, es zu verläugnen, daß ſie es am Ende ſelbſt vergeſſen hat.

Und warum ſollte man dieſe Schwäche nicht den Frauen des Theaters vergeben, wenn man ſie bei andern Frauen der Geſellſchaft duldet? Warum den Schauſpielerinnen ein Verbrechen aus einer Kokketterie machen wollen, welche überall in der Geſellſchaft das Bürgerrecht erlangt hat? Mehr als jede Andere hat die Schauſpielerin ein Recht, ihr Alter zu verbergen. Ja es kann ſogar Nothwendigkeit bei ihr werden. Die Macht der Schönheit flieht ſchnell vorüber, und die Macht des Talentes, welche ſich auf Grazie und Anmuth ſtützt, iſt eben ſo vergänglich. Welchen Grund könnte man alſo haben, von einer Schauſpielerin zu verlangen, daß ſie uns ihr Alter ſage, wenn man es nicht aus ihrem Spiel, aus ihrer Haltung, aus ihrem Lächeln abnehmen kann.

Wenn ein junges Mädchen debütirt, ſo iſt es gewöhnlich ſchüchtern, ängſtlich, kindlich und niemals älter als vierzehn Jahre. Drei Jahre lang behält die junge Künſtlerin dieſes Alter. Die Parzen ſpinnen dann nicht für ſie.

Wozu nützte denn wohl das Talent, wenn es ihm nicht geſtattet wäre, die Spuren der Zeit zu verwiſchen und über Runzeln wegſehen zu laſſen? Die wahrhaft anerkennenswerthe Schauſpielerin darf in der That kein Alter haben, und es wäre daher unnütz, ſich darnach erkundigen zu wollen. Das Leben einer ſolchen zählt nicht mehr nach Jahren, ſondern nach Triumphen, und ihre Wochen werden nicht in Tage abgetheilt, ſondern in Abende, wo ſie das Publikum entzückt hat. Ja, man darf nicht daran zweifeln, wo Kunſt und Genie ſich paaren, da ſprudelt eine Quelle nie verſiegender Jugend.

Von lebenden deutſchen Künſtlerinnen hier zu ſprechen, könnte, ſelbſt wenn es in der beſten Abſicht geſchähe, dennoch übel genommen werden. Ich will daher nur der Bethmann erwähnen. Bei den franzöſiſchen Künſtlerinnen darf ich ſchon etwas freier zu Werke gehen, da ihnen dieſe Zeilen ſchwerlich in die Hände kommen werden, und erwähne daher der Mars, Jenny Vertpré u. ſ. w.

Als Jemand einſt die Indiscretion beging, zu der berühmten Sophie Arnould zu ſagen: „Man gibt Ihnen wenigſtens fünfzig Jahre!“ da antwortete die geiſtreiche Sängerin: „Wenn man ſie mir auch geben will, ſo nehme ich ſie nicht an!“

9.

Der Pantoffel.

Als der Himmel die irdiſchen Freuden vertheilte, ſuchte er das allgemeine Gleichgewicht zu erhalten. Dieſer Satz iſt wahr, wenn er gleich nur ſelten anerkannt wird. Verliehen iſt den Reichen das holde Nichtsthun, den Bemittelten die Tröſtungen des Wohlthuns, und den Armen mit Allen zu gleichem Antheil die Wohlthat des Pantoffels.

Und wie wird dieſe Wohlthat der Götter nicht ſtolz von oben herab betrachtet! Wie wird ſie mit Füßen getreten! Dieſes Unrecht entehrt das menſchliche Geſchlecht, und beſonders jene Perſonen, die ſich von dem einfachen Wege, den die Natur ihnen vorzeichnet, entfernen, um ſich tief in die orientaliſchen Babuſchen zu verſenken.

Der Pantoffel iſt in der That nichts Anderes, als die durch die Civiliſation geläuterte Babuſche, oder der abgetretene Schuh des Plebejers, auf den Abſatz der Ariſtokratie erhoben.

Der im Beſitze eines Paars Pantoffeln iſt, darf ſich rühmen, zwei unterwürfige Sclaven, zwei aufmerkſame Freunde, zwei warme Tröſter für die Mühen des Tages zu beſitzen. Sammt oder Saffian, Atlas oder Stickerei, die Außenſeite iſt wenig; der Grund nur allein, die Seele oder vielmehr die Sohle iſt Alles.

Wer könnte die artigen Vertraulichkeiten alle herzählen, die zwiſchen der großen Zehe und dem Pantoffel ſtatt finden; das geheime Reiben des Fußknöchels an dem weichen, warmen Futter des Pantoffels! Opium, ein Harem, ſilberne Minarets, die Wallfahrt nach Mekka, Matratzen, worin ſtatt der Roßhaare Roſenblätter ſich befinden, Alles, was der Orient Zauberhaftes bieten kann, ſchwankt fürchterlich im Vergleiche mit den concentrirten, egoiſtiſchen, friedlicheren, ſubtileren Reizungen dieſer Fußbekleidung der Häuslichkeit, dieſer Vervollſtändigung des Deshabillés, dieſes ökonomiſchen Sybaritismus, dieſes höchſten Raffinements à prix fixe.

Hat man Hühneraugen und alle Qualen, die mit denſelben zuſammenhängen, zu erdulden, wer allein vermag uns zu tröſten? Sie.

Wer erquickt uns, wenn wir ermüdet von den Geſchäften des Tages, von den Freuden der Nacht, ausruhen wollen? Sie und wieder nur ſie.

Dem Einen verſchafft eine Priſe, zur rechten Zeit genommen, glänzende Gedanken; dem Andern flößt der Champagner glückliche Inſpirationen ein; hier verſchafft das Geld wunderbare Viſionen, dort der Glanz ſchöner Augen. Aber der größte Theil der Menſchen ſchöpft Alles dies aus einem Paar Pantoffeln.

Der Pantoffel iſt die Treue aus Leder, zäh und feſt; Freundſchaft, Wonne, Glückſeligkeit, Häuslichkeit, ſtilles Glück am Kamine, ſo wie im Lehnſtuhle, Alles dieſes geht uns aus den Händen des Pantoffelmachers hervor.

Ein Weſen, das von den Entzückungen des

Pantoffels nichts wiſſen wollte, wäre wahrlich zu beklagen; ein Menſch, den das Glück des Vergnügens beraubte, das der Pantoffel bereitet, müßte vom Himmel verworfen ſeyn, und er wäre werth des allgemeinen Mitleids oder des Credits ſeines Schuhmachers.

Und was wird der Pantoffel erſt, wenn er ſich zum Roſenſcepter in den Händen der Schönheit verwandelte! Ein Symbol der häuslichen Glückſeligkeit in höchſter Potenz.

10.

Sonnenſchirm und Fächer.

Alle Damen tragen dieſe Inſignien der ſchönen Jahreszeit in den Händen. Sie ſind das Vademecum jeder Schönheit, die ihr zartes Weiß und Roth gern behalten will.

Der Sonnenſchirm, ein tragbares Dach, vertheidigt den Kopf gegen die heißen Strahlen der Sonne; der Fächer führt dem Geſichte den friſchen Hauch eines ſchwächeren oder ſtärkeren Luftzuges zu. Der Eine hält ab, der Andere zieht herbei; dieſe beiden ſich widerſprechenden Mächte ſind nun die Gefährten der großen Dame, wie der Griſette.

Der Fächer hat den Vorzug vor dem Schirm, daß, ſo ſehr er auch in Form und Geſtalt abweichen mag, er doch immer nur Fächer bleibt, während der Sonnenſchirm, wenn er in's Große ausartet, zum Regenſchirm wird.

Wie beredt iſt übrigens der Fächer! Ein Schlag mit ihm kann wie ein ſtolzer, zärtlicher, ſchöner Blick wirken; er benachrichtigt von der Gegenwart der Mutter, und dient dazu, ein geheimes Einverſtändniß zu unterhalten. Der Fächer gehört allen Ständen und iſt gewiß dem Schirme vorzuziehen.

Der Schirm erfordert dennoch ganz andere Hülfsmittel; aber wie leicht kann ſich der Genügſame nicht ſeinen Fächer improviſiren. Man gebe einmal in der Umgegend von Paris an gewiſſen Plätzen oder um die italieniſchen Tagstheater herum. Da ſieht man die Schönen mit Fächern, die ſie ſich bald aus einem Journal, aus ihrem Strohhut, aus ihrem Schnupftuch, ja ſelbſt aus einem ſimplen Kohlblatt geformt haben. Ein Schirm wäre ſchon ſchwerer zu conſtruiren. Während der Hitze iſt überdies der Schirm eben ſo ſehr eine Laſt als eine Wohlthat; und iſt es nicht wahrhaft graziöſer, einen Fächer zu ſchwingen, als eine Elle Seidenſtoff, die an einer kleinen Stange befeſtigt iſt, vor ſich herzutragen?

Schirm und Fächer werden nie untergehen, ſo lange die Sonne ſcheint; aber der Schirm ſollte das alleinige Eigenthum der reicheren Claſſen bleiben, während der Fächer ſtets der Begünſtigte aller Schönen ſeyn müßte.

Warum mag nun dieſe anmuthige Mode faſt in ganz Deutſchland ſo vernachläßigt ſeyn, während man in Frankreich und Italien ſich der Fächer mit großem Vortheil bedient? Wie oft genießt ſelbſt der unbefächerte Mann dieſer kühlenden Wohlthat, wenn er ſich über ſeine Logenbrüſtung geſchickt zu legen weiß, um des Windfächelns der Dame in der Nebenloge theilhaftig zu werden. Ich verdankte dieſer Mode oft einzig und allein allen Genuß in jenen Theatern, den mir die unerträglichſte Hitze geraubt haben würde.

* * *

Aquarelle

aus

dem Leben.

Von

Auguſt Lewald.

Sechster Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1840.

Neue
Aquarelle
aus
dem Leben.

Von

Auguſt Lewald.

Zweiter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. F. Caſt'ſchen Buchhandlung.
1840.

Land Thüringen · Landesbibliothek Weimar ·

Hamburg.

(1831.)

Ich habe ſo manche Stadt, ſo manches Denkmal im lieben Vaterlande, auf die ich, den Fremden gegenüber, noch einmal ſo ſtolz bin. Zu dieſen rechne ich vor allen **Hamburg**. Ich möchte ſagen, Hamburg habe nur alle jene lieben, deutſchen Eigenthümlichkeiten, die auch fremden Nationen auf den erſten Blick als ſolche erſcheinen und uns alſo noch mehr anſprechen müſſen; während die kleinen, ſchmutzigen, engherzigen, unſocialen und widerwärtigen Spießbürgereien, die uns hie und da, mehr oder minder abſtoßen, hier entweder ganz verſchwinden, oder doch ſo in den Hintergrund gedrängt werden, daß wir faſt nichts davon bemerken. Hamburg iſt eine Weltſtadt; ein großmächtiges Karevanſerai für alle Nationen, die mit dem Continent verkehren; die Wogen der Elbe, die an Hamburgs reiche Speicher ſchlagen, werden von dem mächtigen Ocean bewegt, der in ſeiner ungeheuren Schwingung Amerika's und Auſtraliens Küſten begrüßt, und die Schiffe ſind das Treibholz, welches er oſt- und weſt-, ſüd- und nordwärts nach allen Richtungen anſchwemmt, um dieſen Punkt mit der ganzen Welt in die nächſte Verbindung zu ſetzen. Neben dem großartigſten und modernſten Schlif und Pli, der nun hiedurch der Stadt ertheilt wird, bewahrt ſie doch aber auch, wie ihre meiſten deutſchen Schweſtern, die unverkennbaren Spuren einer frühern Zeit; jene Spuren, die das gewaltige Mittelalter ihnen charakteriſtiſch aufgeprägt, und das hier noch durch die bis in die Gegenwart wohlbehaltene, muſterhafte Verfaſſung in vollſtändiger Friſche erhalten wird. Die Macht der Hanſe, die längſt nur mehr der Geſchichte angehört, ſcheint noch immer die ſtolzen drei Thürme im Stadtwappen zu beſtrahlen und den alterthümlichen Bürgermeiſtern ihre längſt verlorene Bedeutung in der Politik von Europa zu erhalten. Bei jedem Schritte lenken ſich unſere Gedanken nach jener frühern Zeit, und wir ſehen uns von den ſtolzen, reichen Hanſeaten umgeben, ohne daß wir hier damit das jetzt ſogenannte nicht ſehr kriegeriſche Militär der freien Stadt bezeichnen wollen.

Ganz beſonders ſpricht ſich der deutſch-mittelalterliche Sinn der Hamburger in der Gaſtfreundſchaft und den Wohlthätigkeitsanſtalten aus, die, wie alles Uebrige, hier auch ſehr großartig ſind. Man kann es den Einwohnern daher nicht übel nehmen, wenn ſie das: „Ich bin ein Hamburger Kind!“ mit einigem ſtolzen Nachdrucke betonen. Mit dieſem Stolze paart ſich ein tief eingewurzeltes Gefühl für Recht und Billigkeit und ein ſtets reger Freiheitsſinn, der ſich oft luſtig und auf die gutmüthigſte Weiſe äußert.

Als 1830, zur Zeit der politiſchen Aufregung, der allverehrte König von Dänemark den Hamburger Bürgermeiſtern einen freundnachbarlichen Beſuch abſtattete, da drängten ſich die Republikaner hinzu, um den damals unumſchränkteſten Monarchen zu ſehen, und ihm ihre Verehrung zu beweiſen. Der Ordnung wegen wurde Militär an's Theater beordert, ein in Hamburg ſeit lange unerhörter Fall; aber noch auffallender war es, als dieſes Militär zum Schluſſe von der Logentreppe bis zum Königlichen Wagen Spalier bildete. Man ließ es ruhig geſchehen und begnügte ſich mit ſtiller Verwunderung; als aber nun der König erſchien und die Bürger ihn recht genau ſehen wollten, warfen ſie ihre Soldaten zum Hauſe hinaus und bildeten das Spalier ſelbſt in ehrerbietiger Haltung. Das könnten ſie ſelbſt, meinten ſie.

Das Militär wird von den Bürgern Hamburg's als ein nothwendiges Uebel betrachtet. Die practiſchen Leute wiſſen, daß es ihnen keinen reellen Nutzen gewähre, wohl aber viel Geld koſte. In den Kriegszeiten war dies wohl anders. Die meiſten Soldaten beſtehen aus Deſerteuren aller Nationen, die oft eben ſo ſchnell, wie ſie kamen, auch wieder den Dienſt verlaſſen.

Der angeborene Stolz der Hamburger zeigt ſich ferner, wenn ſie von glänzenden Veranſtaltungen und luxuriöſen Verſchwendungen in andern Städten hören; dann können ſie ihr Lächeln nicht verbergen. Sie ſelbſt üben alle Tage eine Art von Verſchwendung, die ich eine ſtille Verſchwendung nennen möchte, da ſie fern von aller Prahlerei und dem Scheine nach außen fremd, ſich auf den behaglichſten Comfort und den üppigſten Lebensgenuß ausdehnt. Hierin zeigen die Hamburger ſich den Engländern ſehr ähnlich.

Indem ich hier den Punkt des Comforts berühre, muß ich Weber einer Unrichtigkeit zeihen, der in ſeinen Reiſen behauptet, daß ſelbſt Wohlhabende in Hamburg nicht bequem wohnen. Wer hier nur ein ſo ziemlich ihn ernährendes Geſchäft treibt, umgibt ſich gewiß mit Behaviour und Comfort nach ſeiner Weiſe, und ich habe ſelbſt Leute in den von Weber ſo verſchrienen Kellerwohnungen ſo elegant und vor Allem ſo ſolid eingerichtet geſehen, wie man es in Süddeutſchland ſelbſt bei bedeutendern Beamten nicht ſindet. Vorzüglich iſt es das Solide, das dieſen Comfort auszeichnet. Der Flitter iſt dabei vermieden, aber die dem Gebrauche entſprechendſte Bequemlichkeit der Einrichtung, deren Dauerhaftigkeit und Nettigkeit iſt vorherrſchend. Da es ſolcher Kellerwohnungen in allen Theilen der Stadt gibt, ſo ſind nur jene der Ueberſchwemmung ausgeſetzt, welche in den tiefſten Gegenden liegen und die entweder von der ärmſten Claſſe oder von ſolchen Leuten bewohnt werden, deren Geſchäft ſie zwingt, dem Waſſer ſtets nahe zu bleiben. Eine Lärmkanone benachrichtigt dann aber dieſe Leute bei Zeiten, daß die Springfluth komme, und ſie haben jedesmal noch ſo viel Zeit, ſich mit ihren Habſeligkeiten auf dem Trockenen zu bergen. Dieſe für Hochländer allerdings fatale Unbequemlichkeit darf jedoch hier nicht ſo hoch angeſchlagen werden: denn dieſe Menſchen ſind „beidlebig,“ wie es im Egmont heißt, und bekommen von naſſen Füßen nicht gleich den Schnupfen.

Der Wohlhabende ſchon — des Reichen gar nicht einmal zu gedenken — treibt ſeinen häuslichen Comfort ſogar bis zu dem Egoismus, ſein Dach mit keinem Andern theilen zu wollen, und bewohnt ſein Haus allein, ſelbſt wenn er auch nur ein Paar Zimmer für ſich darin in Anſpruch nähme. Nicht aber läßt er dann, wie italieniſche oder ſpaniſche Große, den unbewohnten Theil zerfallen, ſondern gewiß zieren die Fenſter die weißeſten Draperien, die Scheiben glänzen und Alles iſt in dem beſten Stande, ob die Räume bewohnt werden oder nicht. Der Gedanke, ſein Eigenthum zu vermiethen und einem Fremden Rechte darin abtreten zu müſſen, iſt einem ſolchen Bürger unerträglich. Allein hier muß ich auch noch ausdrücklich bemerken, daß der treffliche Hamburger auch einen ſtrengern Begriff damit verbindet, einen Miether einzunehmen, als dies in andern Städten der Fall iſt, da ein ſolcher Miether ſeine Rechte eingeräumt erhält und das z. B. in Süddeutſchland ſo gefürchtete Wort: „Hausherr“ hier keineswegs die Bedeutung eines kleinen groben Tyrannen mit ſich bringt. Ebenſo hat aber auch Weber Unrecht, wenn er Hamburg die theuerſte Stadt des Vaterlandes nennt. Man darf nie die Rechnung eines großen Gaſthofes als Maßſtab annehmen, wenn man über dieſe Verhältniſſe urtheilen will. Bordeauxweine, die hier faſt allgemein getrunken werden, ſind ſo wohlfeil, wie nirgend. Einen guten rothen Wein kann man um ſechs Schillinge, ungefähr fünfzehn Kreuzer, die Flaſche im Ganzen erkaufen; Caffee und Zucker ſind ebenfalls ſehr wohlfeil, die feinen Gewürze, Südfrüchte, kurz Alles, was ſeewärts ankommt, deßgleichen. Das Brod iſt von vorzüglicher Güte und nicht eben theurer, als an vielen andern großen Orten; gutes Fleiſch hingegen muß bezahlt werden und Wildbret, das ſtets außerhalb der Gränze des kleinen Freiſtaates erlegt wird, iſt nicht nur ſelten, ſondern auch koſtbar; dafür aber mögen die geringen Preiſe der herrlichſten Seefiſche, Hummer und beſonders Auſtern, nach denen ſich anderwärts die Leckern vergebens ſehnen, als Ausgleichung betrachtet werden.

Die Wohnungen endlich ſind in jenen Stadttheilen, die nicht eben den Mittelpunkt des Handels bilden, nicht theurer als anderswo, und wer, durch ſeine Geſchäfte gezwungen, in der City einen ſchlechten Fleck mit Golde aufwägt, weiß gewöhnlich, warum er dies thut, und zieht ſeinen goldenen Nutzen daraus. Ich kenne viele Städte, wo man genöthigt iſt, in Schmutz und Geſtank eng für theures Geld zu wohnen, ohne daß ſich einem dafür dieſer Vortheil herausſtellte.

Da ich einmal im Widerſprechen bin, will ich hier noch eines Irrthums erwähnen. Weber ſpricht von dem ſüdlichen Himmel Wiens, als eines Vorzugs, den dieſe Stadt vor Hamburg hätte. Allein ich finde eben, daß darin beide

Städte die größte Aehnlichkeit haben, da es in beiden gleich viel regnet und ihnen darin wohl in Deutſchland nur Heidelberg den Rang ſtreitig machen dürfte. Das Clima Hamburg's iſt nicht im geringſten rauh; wie es ſchon ſeine Lage zwiſchen den Meeren und den Flüſſen, Elbe, Bille und Alſter, mit ſich bringen muß. Ueberhaupt gehört der Unterſchied des Clima's bald nur noch der Sage an, da es in Neapel und Liſſabon ſchneit, während in St. Petersburg die Blüthen ausſchlagen, und was ſollten nun gar die Paar Grade bei Nord- und Süddeutſchland in dieſer Hinſicht bedeuten? Um ſo weniger noch kann man aber hierauf geben, da wir eben im Norden unſere Landes* und das Meer, und im Süden die Alpen haben, ſo daß unſere ſüdlichen Städte oft tauſend und mehr Fuß über der Meeresfläche ſich erheben.

Die Stadt von der Waſſerſeite geſehen, bietet einen impoſanten Anblick. Man kommt von

---

* Die Marſchländer im ſüdlichen Frankreich.

Haarburg, durch den Elbarm, der ſich zwiſchen den Inſeln hindurchſchlängelt, und „Köhlbrand“ genannt wird, Altona gegenüber in den nördlichen Theil des Stromes, der eine beträchtliche Breite hat und Norder-Elbe heißt. Die Dampffähre legt oberhalb Altona an, wo die Schiffswerfte ſind, und man findet hier auf dem ſogenannten Pinnasberge Fiaker, um in die Stadt zu gelangen.

Im Herbſt und Winter, wenn die Dampfſchifffahrt eingeſtellt wird, bedient man ſich des Evers, um über die Elbe zu fahren. Dies ſind lange, flache Segelfahrzeuge, die zu Allem beſſer ſeyn mögen, als um Reiſende auf eine ſichere und bequeme Art zu transportiren. Sie ſind offen, und die Menſchen ſitzen theils auf den Effekten der Reiſenden, theils auf Bänken, jeden Augenblick von den Schiffern, die am Rande des Evers hin und her laufen, geſtoßen und beunruhigt, oft bei dem Hinüberwerfen eines Taues, oder dem Umlegen der Segel genöthigt, ſich bis zum Boden zuſammenzukauern, und dennoch in Gefahr, den Hut vom Kopfe zu verlieren. Mir iſt eine unbequemere Art, zu reiſen, nie vorgekommen, und unbegreiflich iſt es mir, daß eine Stadt, wie Hamburg, nicht beſſer dieſer Sorge trägt.

Es gibt Privat- und Poſtever. Mit den erſtern werden die meiſten Lebensmittel, namentlich Milch und Butter, wovon die große Stadt eine ungeheure Menge conſumirt, aus dem Hannöverſchen herbeigeſchafft. Die Milchever durchſchneiden bei jeder Witterung und zu jeder Jahreszeit die Wogen der Elbe, und die armen Leute darauf kommen nicht ſelten in große Lebensgefahr. Mit Letzterm müſſen zur Winterszeit alle Paſſagiere und Poſtgüter, die nach Hannover oder Bremen wollen, die Ueberfahrt machen, da ſie erſt in Haarburg den Poſtwagen beſteigen. Man reist gewöhnlich Nachmittags vom Baumhauſe in Hamburg ab, und kommt bei widrigem Winde, Nebel u. ſ. w., wie das in der rauhen Jahreszeit nicht ſelten iſt, erſt am ſpäten Abend in Haarburg an.

Zur Zeit, als die Franzoſen Hamburg behaupteten, war eine andere Verbindung der beiden Elbufer veranſtaltet worden. Man hatte über die beiden Hauptarme Norder- und Süder-Elbe und den ſumpfigen Theil der Inſeln in gerader Linie eine Rieſenbrücke angelegt, die nur an zwei Stellen unterbrochen war und durch Fähren auf kleinen Strecken ergänzt wurde. Es war ein coloſſales Werk, das Millionen gekoſtet hatte, den Beſitzern des Holzes nämlich, denen man ohne Umſtände dies theure Material wegnahm, ohne an Entſchädigung zu denken, aber zu jeder Jahreszeit die größte Bequemlichkeit, Sicherheit und Pünktlichkeit während des Ueberſchaffens gewährte. Nachdem die Franzoſen Hamburg verlaſſen hatten, wurde das Werk zerſtört. Man ſagt, weil es ſchadhaft zu werden anfing und ſeine Reparatur zu große Summen in Anſpruch genommen haben würde; Andere behaupten, es ſey in dem Rauſche von 1813 deßhalb geſchehen, um jede Spur der Feinde, ſelbſt in nützlichen Werken, die von ihnen herrührten, zu vernichten; allein die dritte Nachricht beſagt, daß die Everführer, die durch jene Brücke nur zum Ueberführen von Milch und Vieh verurtheilt worden waren, und den größten Theil ihres Einkommens dabei einbüßten, die Brücke angezündet hätten. So etwas iſt nicht unglaublich, ſelbſt nicht unglaublich, daß die Behörden ihnen dabei Vorſchub leiſteten. Solche alte Innungen ſetzen ſich überall, und wenn ſie können, mit Gewalt, Neuerungen entgegen. Der Dampffähre jedoch konnten ſie nichts anhaben, und wenn auch dieſe rückſichtlich der Bequemlichkeit und Eleganz Manches zu wünſchen übrig läßt, ſo iſt die Ueberfahrt auf ihr in zwei Stunden beſtanden, während ſie auf dem Ever von Wind und Wetter abhängt, und oft ſechs Stunden und noch länger dauern kann. Die Franzoſenbrücke hieß ſtets im Munde des Volks Teufelsbrücke, wie noch jetzt das Wirthshaus an der Elbe ſo, wo ſie ihren Anfang nahm, und zu dem man hinausfährt, um guten Kaffee mit den berühmten, hier verfertigten Bretzeln zu genießen, oder ein Glas Wolluſt, wie man die norddeutſche Bierkalteſchale ſehr uneigentlich benennt, zu trinken und ſich an der ſchönen und impoſanten Ausſicht der ein- und auslaufenden Schiffe zu ergötzen.

Wer aus dem innern Deutſchland ſich hier zum erſten Male der Nordſee nähert, wird von eigenen Gefühlen erfüllt werden. Eine ſolche Waſſerwelt hat er noch nie erſchaut; Hamburg iſt die erſte Handelsſtadt des Continents, und dehnt ſich ſtolz zwiſchen dem Walde von Maſten aus, der ſeine Häfen erfüllt. Wenn man ſich auf einer Jölle nach dem Binnenhafen fahren läßt, mitten durch die Handelsſchiffe aller Nationen und am Baumhauſe ausſteigt, ſo ſieht man ſich ſogleich vom regſten Leben umſchwärmt. Eine Menge von Tabagien, Waarenlagern und Gewerben, die alle mehr oder minder auf die Bedürfniſſe der Seefahrer berechnet ſind. Die Aushängeſchilder tragen engliſche, manchmal auch ſpaniſche Inſchriften. Die vielen Matroſen, die ſich in fremden Sprachen unterhalten, und ſelbſt das Plattdeutſche, zu eſſen ſich die Einwohner bedienen, und das dem Süddeutſchen vollkommen unverſtändlich iſt, erregt in ihm die Empfindung, als ſey er in einem wildfremden Lande, als ſeyen es nicht die Ufer der deutſchen Elbe, die ihm in Dresden ſo wohlbekannt und heimiſch vorkommen, die hier ſein Fuß betritt.

In den Kellern der Häuſer ſind Beefſteak-Küchen und Grog- und Punſchfabriken, und man lieſt an allen: „Beefsteak, Gin and Grog.“ Die Bäcker machen hier Schiffszwiebacke und empfehlen ſich in engliſcher Sprache den Herren Kapitäns, damit ſie ihre Proviſionen von ihnen nehmen mögen. Dieſer Kaufmann hat Spiritus, Gin und ſpaniſche Weine; jener dort Ankertaue, Theer; hier ſieht man die rothen und blauen Hemden der Matroſen, die wollenen Mützen und Comfortabels, die ſie um den Leib oder Hals zu ſchlingen pflegen, zum Verkaufe ausgehängt.

Am Bollwerke, das mit Krahnen zum Ausladen der Schiffsgüter reichlich beſetzt iſt, lehnen müßige Schiffer, die den Vorübergehenden ihre

Jölle empfehlen, und ſich zu einer Fahrt in dem Hafen antragen, gleichwie es die Gondoliere in Venedig zu thun pflegen. Ein Blick über das Bollwerk zeigt uns eine Menge dieſer Leute, auf ihren kleinen Fahrzeugen, ſtehend rudernd, den Fluß nach allen Richtungen durchkreuzend. Dies ſind nicht bloß Fahrten zum Vergnügen. Der Rheder, der Geſchäftsmann, der Makler bedient ſich oft dieſes Mittels, um zu den im äußern Hafen vor Anker liegenden Schiffen zu kommen, Ordres zu überbringen, Waaren am Bord zu beſichtigen und dergleichen. Der Anblick iſt ſehr ergötzlich; die kleinen Jöllen ſchießen pfeilſchnell dahin in den engen Gaſſen, welche die Schiffe bilden, und die Geſchicklichkeit dieſer Ruderer iſt eben ſo bewundernswerth, als die der venetianiſchen, und kommt den Pariſer Cabrioletführern und Wiener Fiakern ganz gleich.

Eine eigene Gattung von Geſchäftsleuten ſtößt uns hier ſogleich auf. Es ſind die Makler. Wenn man die vereideten, unvereideten und Winkelmakler alle zuſammenzählen wollte, ſo käme ſicher eine ungeheure Summe heraus. Wer nun eben ſo Manches verſucht hat, das ihm in keiner Art glücken wollte, greift zum Maklerſtabe, denn dieſer wird dem rechtmäßig Vereideten übergeben, als Zeichen, gültige Geſchäfte ſchließen zu können. Wer nur ein Paar befreundete Handlungshäuſer hat, die ihn begünſtigen, iſt ſchon im Stande, ſich auf die genügendſte Weiſe durchzubringen, wer aber bei den erſten Häuſern beliebt iſt und in dem Rufe der Rechtlichkeit ſteht, kann in kurzer Zeit zum reichen Mann werden.

Man hat für jede Art der Geſchäfte beſondere Makler; z. B. Schiffsmakler, die mit dem Befrachten der Schiffe ſich beſchäftigen und alles darauf Bezügliche bewerkſtelligen; Zuckermakler, Tabaksmakler, Wein- und Colonialwaarenmakler, Papiermakler, Häuſermakler, die Häuſerkäufe abſchließen und Wohnungen jeder Art beſorgen, Wechſel-, Fonds- und Speciesmakler u. ſ. w. Alle Tage finden Auctionen ſtatt, die von einem Makler, in deſſen Fach die zu veräußernden Gegenſtände einſchlagen, abgehalten werden. Ganze Schiffsladungen werden ſogleich nach der Ankunft verauctionirt. Die obern Räume der Börſe ſind zu Auctionslocalen eingerichtet. Es gibt auch Raritäten- und Kunſtmakler, die oftmals aus Oſtindien angekommene Pagoden, Kiosks und dergleichen verkaufen, welche die Käufer in ihren Gärten aufſtellen laſſen.

Intereſſant ſind die Blumen-Auctionen, wo die zierlichſten und koſtbarſten exotiſchen Gewächſe in Maſſe verſteigert werden. Im Saale der Auction ſteht gewöhnlich ein Exemplar der Pflanze, auf die geboten wird. Der Preis wird für das Stück beſtimmt, und nach dem Zuſchlage bekommt man dann oft mehre Hunderte derſelben Pflanze nachgeliefert. Daher muß man vorſichtig ſeyn und ſich genau nach der Anzahl von Exemplaren erkundigen, ehe man darauf bietet.

Hier ein Beiſpiel als Beleg, wie nöthig dieſe Vorſicht iſt.

Kurz nach ſeiner Ankunft geht ein Fremder bei dem Börſenſaal vorbei. Die Thüren ſind offen; eine Menge Menſchen drängt ſich ein und aus. „Was iſt hier zu ſehen?“ fragt der Fremde. „Es wird Tuchauction gehalten,“ iſt die Antwort. Er will ſich das anſehen. Ein herrliches Stück graues Tuch liegt auf dem Tiſche. „Ei,“ denkt der Fremde, „das wär' ſo übel nicht für den Winter; ein ganzes Stück iſt zwar viel, aber da kleide ich meine drei Jungen complett und laſſe für mich auch noch einen Mantel machen.“ Er bietet mit und iſt froh, als ihm das Stück Tuch zu billigem Preiſe zugeſchlagen wird. Er geht zu dem Ausrufer und will ſeinen Beutel ziehen, um den Betrag zu erlegen; allein dieſer ſagt, daß es nicht nöthig ſey, es genüge, die Wohnung und den Namen anzugeben, man würde ihm andern Tages die Waare nebſt Rechnung in's Haus ſenden. Der Mann verwundert ſich über den Credit und geht ſeiner Wege. Andern Morgens, wie er mit der Pfeife beim Caffee ſitzt, erſcheint ein Packknecht und ſagt, daß er das geſtern erſtandene Tuch bringe. Der Fremde bittet, daß er es herauftragen ſolle. Aber wie erſtaunt er nun, als zwei ſtämmige Träger ihr Geſchäft beginnen und ihm das ganze Zimmer mit Tuchballen füllen. Er fragt nun nach der Rechnung, und erſieht daraus, daß er hundert Stücke grauen Tuches, nach Probe, zu dem Preiſe von . . . . . auf der Auction erſtanden und dafür eine Summe zu zahlen habe, die ſeine Baarſchaft in dem Augenblicke bei Weitem überſteigt. Er weigerte ſich anfänglich, es half aber nichts; der Handel war rechtgiltig geſchloſſen und er mußte die Waare behalten. Es blieb ihm nun nichts anders übrig, als bei einem Freunde das nöthige Geld einſtweilen aufzunehmen, bis er das Tuch wieder verkauft hatte. Zu bemerken iſt noch, daß er daran profitirte und ein Tuchhändler wider Willen zwar, doch mit Gewinn geworden war.

Ebenſo zeigt man oftmals ein Federmeſſer vor, das zu unglaublich billigem Preiſe losgeſchlagen wird, der es aber erſteht, erhält ein oder mehre Cavelings oder Päcke davon, die er behalten muß. So geht es mit allen andern Waaren auch.

Intereſſant ſind die Auſtern-Auctionen, die gehalten werden, wenn eine zu große Anzahl von Auſtern auf dem Platze iſt. Man erſteht hier oft tauſend Auſtern zu erſtaunlich billigem Preiſe. Doch gilt dies nur von holländiſchen oder engliſchen Auſtern. Die großen holſteiniſchen, welche in Hamburg die beliebteſten ſind, werden von einer eigenen Compagnie debitirt, die ihre Waare lieber in's Waſſer werfen läßt, wenn eine Ueberführung des Marktes den Preis zu drücken droht.

Nächſt den an ihrer Tracht kenntlichen Matroſen und den durch ihre übergroße Geſchäftigkeit ſich auszeichnenden Maklern, ſind es ferner die ſogenannten Probanſtecher, die unſere Aufmerkſamkeit auf ſich lenken. Sie tragen auf einem Brette viele kegelförmige Häufchen rohen Zucker, der bekanntlich wie Sand ausſieht und den ſie mit dem Bohrer aus Faß oder Kiſte ziehen. Der

Rohzucker wird in großen und kleinen Siedereien, über 200 an der Zahl, raffinirt. Die Leute, die ſich damit abgeben, nennt man Zuckerbäcker, womit man hier aber nicht etwa Conditoren meint. Auch die Karrenſchieber, Frachtzieher, Litzenbrüder und Quartierleute fallen uns ſogleich auf. Dies ſind Innungen, die allein das Recht haben, Waaren und Güter aufzuladen, große Laſten fortzubewegen, und es keinem Pferdeeigenthümer geſtatten würden, ſich zu dieſem Behufe ſeiner Thiere zu bedienen. Sie wetteifern und rivaliſiren alſo im eigentlichſten Sinne mit den Pferden, und ziehen neben ihrer Laſt auch noch ihren ordentlichen Vortheil dabei. Was will man jetzt noch gegen Fiaker ſagen, die den Dampf ſcheel betrachten? Ich kann mir denken, daß ſolche Innungen entſtanden, als die engen Gaſſen den Gebrauch von Pferden und Wagen unmöglich machten, allein weniger erklärlich iſt es mir, daß ſolche Privilegien ſich noch jetzt erhalten, da es den kräftigen, geſunden Männern keineswegs an anderer Arbeit und tüchtigem Erwerb in dem geſchäftsreichen Hamburg fehlen kann. Man ſieht nun dieſe Leute gleich Pferden angeſpannt, um eine Fracht Zucker oder Caffee ſehr ehrbar und gravitätiſch von der Stelle zu bewegen.

Menſchen laſſen ſich jedoch hier wie überall nur von Pferden ziehen, und ſo bringt uns denn ein gewöhnlicher Fiaker vom Baumhauſe durch die Admiralitätsſtraße nach dem neuen Wall. Dieſe Straßen gelten in Hamburg für ſchön, aber in der That beſitzen ſie nichts, was ſie zu dieſem Prädicate berechtigte.

Wenn wir nicht bei Marr im König von England auf dem neuen Wall abſteigen, ſo gelangen wir in gerader Linie zum Jungfernſtiege, Hamburg's eleganteſter Promenade. Hier liegen die erſten Hotels: Belvedere, St. Petersburg, Hôtel de Russie und die alte Stadt London.

Sind wir nun ſo glücklich, in einem dieſer Gaſthöfe ein Zimmer nach der Straße zu erhalten, ſo haben wir das große Baſſin vor uns, welches die Alſter bildet und auf dem zu jeder Stunde Gondeln und ſchwimmende Schwäne kreuzen. Zwei Seiten dieſes Baſſins ſind von Alleen eingefaßt; auf dem Waſſer ruht ein Badhaus und am Ufer liegen zwei Caffeehäuſer, die unter der Benennung, der Hamburger Pavillons, einen europäiſchen Ruf erlangt haben.

Den Proſpect bildet ein Damm, der die äußere Alſter von dieſem Baſſin ſcheidet, deſſen Theile durch eine ſchöne Brücke verbunden ſind, und auf dem eine Windmühle liegt, die der Waſſerlandſchaft einen intereſſanten holländiſchen Charakter verleiht.

Hier wollen wir vorläufig verweilen, ehe wir uns weiter in Hamburg's Gaſſen und Gäßchen und ſeine Eigenthümlichkeiten verlieren. Jedem Ankömmling aus dem Binnenlande will ich aber rathen, bevor er ſelbſt ſo weit vordringt, vorerſt etwas im Hafen zu verweilen, um den eigenthümlichen Eindruck dieſer fremden Welt gehörig in ſich aufzunehmen.

Bauart und Anderes.

Paläſte gibt es in Hamburg nicht, keinen ſchönen Platz, keine Straße wie in Berlin, München oder Frankfurt. In neuerer Zeit iſt auf dem Dammthorwall eine Straße, die Esplanade, erbaut worden, die von zwei Reihen ziemlich gleicher Häuſer, weiß angeſtrichen, unter einem Dache, gebildet wird, welche gut gebauten Caſernen gleichen. Sowohl die Gleichförmigkeit, als auch die weiße Farbe beleidigen hier das Auge. Die Alten haben ihre Häuſer bunt bemalt und ihnen verſchiedene Formen gegeben und die Neueſten ſtreben nunmehr daſſelbe Ziel zu erreichen. Auffallend war es mir in München, daß ſie bei aller Vermiſchung der Bauſtyle und der größten Abwechslung im Aeußern, denn doch in der lichten Farbe dieſe Monotonie verwalten ließen und Alles lichtgelb oder weiß angeſtrichen haben. In Paris war es von allen modernen Städten das Erſtemal, daß ich einen eben vollendeten Bau von Außen wieder einmal mit Gemälden bekleidet ſah und Säulen und Pilaſter canellirt grau und gelb.

Die Benennungen einiger Hamburger Straßen fallen zuerſt dem Fremden auf und verlangen eigene Erklärungen. Vor allen Dingen muß man wiſſen, was Twiete und Fleete ſind, um ſich zurecht zu finden. Jenes ſind nämlich enge Gäßchen, dieſes Canäle, die außer den Paläſten als Einfaſſung, alle Eigenſchaften der venetianiſchen mit ſich führen, und z. B. in den Sommermonaten eben ſo den Geruch beleidigen. Die „Fuhlentwiete“ allein macht hingegen eine Ausnahme, denn obgleich ihr plattdeutſcher Name nichts anders als ein „faules Gäßchen“ bedeutet, ſo iſt ſie doch eine der ſtattlichſten Straßen Hamburg's und hat wahrſcheinlich den Ekelnamen noch ihrer frühern Beſchaffenheit zu danken. Das „Katrepel“ muß der Fremde für nichts Anderes als ein „Katzentreppchen“ nehmen und wird dann den Namen bezeichnend finden! wenn ich aber die Schlamatjenbrücke, die nach der größtentheils von

Juden bewohnten Altenwallſtraße (Dreckwall, im Volke) führt, von dem bekannten „Schlammaſſel" herleiten wollte, ſo erſcheint mir dies faſt ſelbſt zu kühn, da ich keinen hiſtoriſchen Grund hiezu anzugeben weiß, und ich laſſe es als Räthſel neben dem Matſchakerhof zu Wien geſtellt ſeyn. Bei der „Caſſamacherei" denke übrigens Niemand an's Caffeemachen, ſondern an Wattenfabrikanten, da Caſſa mit Watte hier gleichbedeutend iſt. Noch des „Venusberges" will ich hier erwähnen, wie ein Theil des Hamburger Berges genannt wird. Urſprünglich hieß dieſer Platz Feindesberg, plattdeutſch: „Feendsberg," woraus nach und nach ein Venusberg wurde. Hier lagerten einſt die feindlichen Dänen; jetzt könnte man zu der neuen Benennung einen eben ſo triftigen Grund nachweiſen.

Eines der ſtattlichſten Häuſer Hamburg's iſt das ſogenannte Eimbecker Haus, das in der Geſchichte der Stadt eine wichtige Rolle ſpielt. Hier ſind die Audienzſäle des Handels-, ſo wie auch des Niedergerichts, und der Saal, wo die Lotterien gezogen werden, deren es zwei gibt: die große Stadtlotterie, mit dem Hauptgewinne von 100,000 Mark, und die Lotterie der Gebrüder Heine, wo 500,000 Mark von Anderen zu gewinnen erhofft, viel öfter aber von den Eigenthümern ſelbſt gewonnen werden. Das Eimbecker Haus iſt maſſiv aus rothen Backſteinen mit weiß übertünchten Ornamenten ganz im holländiſchen Geſchmack, und hat eine mächtige Doppeltreppe vor dem Haupteingange, welche in der ſehr engen und belebten Straße nicht wenig incommodirt. Unten wird der Weinvorrath des Senats aufbewahrt (der ſogenannte Rathskeller iſt hier eine bloße Weinwirthſchaft an der Börſe). Wer ſich um den Staat verdient gemacht oder ſich den Senat verpflichtet hat, erhält einen Weinzettel oder eine Anweiſung, ſich aus dem Keller eine gewiſſe Quantität verabſolgen zu laſſen. Stets lauten dieſe Anweiſungen nach guter, alter Sitte auf Rheinwein. Außerdem ertheilt auch der Senat

Geldbelohnungen, die in Goldmünzen zu 70 Mark, ſogenannten Portugaleſern, beſtehen.

Um das Eimbecker Haus gruppirt ſich die eigentliche Handelswelt und Macht und Reichthum der alten Hanſeſtadt. Von hier durch das Neß kommt man zum Rathhauſe, das zwar keine impoſante Fronte zeigt, wie das Nürnberger oder Antwerpener, jedoch gegen den Frankfurter Römer, der ſeiner Berühmtheit ſo wenig entſpricht, großartig abſticht. Es bildet einen Winkel des Platzes, worauf es ſteht, und zeigt Statuen zwiſchen den Fenſtern, hohe Portale u. ſ. w. Neben dem Rathhauſe liegt ein anderes, kleineres Gebäude, in deſſen Aeußerem ſich ſogleich der Charakter der Feſtigkeit und Solidität ausſpricht. Eine goldene Inſchrift auf der grauen Marmortafel nennt ein einſylbiges Wörtchen mit wenigen Buchſtaben, das die Beſtimmung des Gebäudes kurz und bündig erklärt, die einem Jeden, der mit Hamburg's Verhältniſſen nur etwas vertraut iſt, einen bedeutenden Reſpect abnöthigt. Dies iſt die „BANK.“

Hier ruht der Reichthum Hamburg's, alle die Millionen, die den Handel Deutſchlands bewegen; jeder Kaufmann hat hier ſein Conto, wo ſein Vermögen auf- und abgeſchrieben wird, je nachdem er Gelder empfängt oder ausgibt. So viel er in der Bank hat, ſo viel beſitzt er reelles Vermögen, alles Uebrige kann dem Wechſel unterworfen ſeyn, nur dies verbürgt ſeine Kraft. Dieſen Gebäuden gegenüber ſteht ein ſonderbarer Bau; ein Stockwerk auf Säulen erhöht; unten eine Halle; davor ein mit Eiſenſtäben eingefaßter Platz. Dies iſt die Börſe. Die Verſammlung der Kaufleute wird gewöhnlich davor im Freien gehalten. Schon längſt war es im Werke, eine neue Börſe zu bauen, aber immer noch unterblieben. Jetzt ſind endlich die erſten ernſten Schritte dazu gemacht worden. Es mochte bisher etwas Aberglauben dabei im Spiele geweſen ſeyn. Dieſe Säulen hielten und trugen den Hamburger Welthandel in guten und ſchlimmen Zeiten; wer weiß, was bei der bevorſtehenden Umgeſtaltung unſerer Geſammtverhältniſſe durch Eiſenbahnen u. ſ. w. für Kriſen bevorſtehen? Dachte in Venedig Jemand an Venedig's Fall, ehe de Gama den Seeweg nach Oſtindien entdeckt hatte? Wir wollen jedoch der wackern Stadt kein finſteres Prognoſticon ſtellen, und ihren dereinſtigen Untergang, der für alles Beſtehende zwar unvermeidlich iſt, bis in die ſpäteſten Zeiten hinausgeſchoben wiſſen.

Während der Börſenſtunde wimmelt hier Alles von Käufern und Verkäufern; Zucker, Caffee, Gewürze, Holz, Seiden- und Wollenſtoffe, Kunſtgegenſtände, ſelbſt Geld und Papier werden zu Waaren, die hier ausgeboten oder verlangt werden. Die Straße wird für Wagen und Reiter geſperrt; die Makler ſpringen wie Kellner hin und her, ſchreiben ſtehend ihre Schlußzettel, ſuchen hier zu überreden, dort zu ſchlichten, zu ebnen, ſind aller Aufträge gewärtig und haben für jede Frage eine Antwort, für jedes Bedürfniß ein Auskunftsmittel. Dort ſteht der Schiffskapitän, der eben angekommen, mit etwas geſpreizten Beinen, den breiten

Hut in die Augen gedrückt und beide Hände in die Rocktaſchen, vor ſeinem Rheder, einem jungen, elegant gekleideten Manne, mit ſchönen, ernſten Zügen: daneben ſehen wir ſeinen Bruder, hübſcher noch, gebräunt von der tropiſchen Sonne, der zweimal als Cargador der Ladung den Aequator gemeſſen. Das ſind Kaufleute! Die kennen Welt und Leben; ihr Blick ſchweift über den Ocean, wo ſie Comptoirs beſitzen, wie in Hamburg, wo ihr Name gekannt und geachtet wird, wie in Hamburg; und die Straße dahin beleben ihre Schiffe und machen den Namen des Hauſes auch auf den Meeren bekannt, die ſie befahren. Wie kleinlich und erbärmlich ſind, damit verglichen, alle Börſengeſchäfte des Feſtlandes, und dreheten ſie ſich um die Differenz von Millionen in Staatspapieren! Dieſer Handel verengt und vereist das Herz. Daher habe ich auch nirgends in Deutſchland einen Kaufmannsſtand angetroffen, der mit dem Hamburger zu vergleichen wäre.

An der Börſe fehlt es nie an einer gar

lieblichen Art von Geſchöpfen, die zwar nicht zum Hamburger Handelsſtand gehören, dennoch aber dahin kommen, um dort auch ihre Geſchäfte zu machen. Dies ſind die Vierlanderinnen, junge, gewöhnlich ſehr hübſche Mädchen, in einer überaus maleriſchen und reizenden Tracht, die der ſchweizeriſchen gewiſſer Cantone nicht unähnlich iſt; ſie bewohnen das Marſchland, das ſich an dem rechten Ufer der Elbe bis nach dem Zollenſpeicher, Hoopte gegenüber, erſtreckt, und deſſen Hauptort Bergedorf heißt. Die Fruchtbarkeit dieſes, halb Lübeck, halb Hamburg zugehörigen, Striches iſt außerordentlich und wird noch durch den Fleiß der Bewohner und ihre Kenntniß vom Gartenbau unterſtützt. Beſonders iſt dort die Erdbeerzucht trefflich; ganze Felder ſind damit beſtellt, und dieſe Früchte erreichen hier einen ſeltenen Grad von Größe und Wohlgeſchmack. Mit Erdbeeren oder Blumen erſcheinen nun dieſe jungen Mädchen aus den Vierlanden alltäglich an der Börſe. So originell ihre Kleidung, eben ſo originell iſt ihre Stellung und ihr ganzes Benehmen. Graziös lehnen ſie gewöhnlich an einer Ecke, in der einen Hand den Korb haltend und mit der andern ihren Verkaufsartikel lächelnd hoch emporhebend. Man ſagt, daß ihre Freundlichkeit und ihr Handel ſich auch über die Börſenzeit hinauserſtreckt und daß ſie niemals abgeneigt ſind, Geſchäfte à Conto meta. die ihnen vorgeſchlagen werden, anzunehmen.

Eine Reihe kleiner Buden werden von Notarien bewohnt, die gleich bei der Hand ſeyn müſſen, wenn es Proteſte aufzunehmen gibt, oder andere Rechtsfälle ihre ſchnelle Dazwiſchenkunft erheiſchen. Außerdem gibt es hier Uhrmacher, Siegelſtecher u. ſ. w., Handwerke, deren Aushülfe oft plötzlich geſucht wird; und es ſind nicht die Ungeſchickteſten, die ihre Werkſtatt in der Nähe der Börſe aufgeſchlagen haben.

Die ſchwarze Tafel, welche an der Säule, ungefähr in der Mitte der Börſe hängt, darf man nicht überſehen. Hier werden die Namen derjenigen für ewige Zeiten angeſchrieben, die einen betrügeriſchen Bankerott gemacht haben. Ueber der Tafel iſt eine Glocke, die bei ſolcher Gelegenheit geläutet wurde und die Schandglocke heißt.

Von der Börſe wendet man ſich nach der Bohnenſtraße, wo das Gebäude der Börſenhalle das anſehnlichſte iſt.

Nach der andern Seite hin liegt die Neueburg, wo ſonſt wohl Göbelt's ſchönes Magazin vor allem Andern unſere Aufmerkſamkeit anzog. Dieſes enthielt neben den Hervorbringungen engliſcher und franzöſiſcher Induſtrie, neben Gegenſtänden des raffinirteſten Luxus, auch eine ſeltene Auswahl von Kunſtwerken und japaniſche und chineſiſche Artikel in großer Anzahl. Das Göbelt'ſche Magazin konnte ein Bazar für ſich allein genannt werden, und wahrlich mit mehr Recht, als manche Stadt ihre erbärmlichen Boutiken ſo benennt. Außer Göbelt, der jetzt geſtorben iſt, und mich in Zweifel über das Fortbeſtehen ſeines Etabliſſements läßt, hatten die Gebrüder Beinhauer und Herr

Erich, unter dem Titel „Union europäiſcher Induſtrie“ ähnliche Lager errichtet.

Die Neuburg mündet in den Burſtah, der ſich in den großen und kleinen theilt. Der Name wird aus dem Plattdeutſchen von Buhr ſtah! abgeleitet, „Bauer ſteh!“, weil vormals hier die Stadt anfing und man den hereinfahrenden Bauer zwang, anzuhalten, um die Acciſe zu berichtigen. Dieſe Straße, welche den volkreichen Steinweg, den Sitz des eigentlichen Schachers und Trödelhandels, der hier wie alles Andere ſeine großartige Seite hat, und die eigentliche City Hamburg verbindet, iſt zu allen Tageszeiten ſehr belebt. Hier findet ſtets ein großes Gedränge ſtatt, Wagen verfahren ſich jeden Augenblick, und man kann an dieſem Platze die reiche Sammlung von niederdeutſchen Schimpfreden und Flüchen auf’s Gründlichſte ſtudiren.

Der Rödingsmarkt mit ſeinem Canale, der von Bäumen eingefaßt iſt, ſeinen Krahnen und den ernſten, ſtillen Häuſern von beiden Seiten erinnert ſtark an Holland.

Von der Börſe ſüdlich dehnt ſich die Gröningerſtraße aus und hier beginnen die alten feſten Häuſer, worin ſeit vielen Jahren Hamburg's Handelsariſtokratie hauſt. Der Hüxter, der große und kleine Wandrahm, die Katharinenſtraße, dies ſind die Reviere der Solidität und des Reichthums. De Chapeaurouge, Schröder, Lutterroth, Merck, Durham, Rücker u. ſ. w., welcher Kaufmann kennte die Namen nicht? —

In dieſen Straßen iſt es ſtill; Fenſter und Thüren ſind geſchloſſen; Alles ſieht uns ernſt an. Nur Abends rollen hier glänzende Equipagen. Indem wir vorübergehen, werden unſere Geruchsnerven afficirt; bald riecht es ſtark nach Wein, dann nach Gewürzen, nach Zuckerpapier, Thee u. ſ. w.

Von den öffentlichen Plätzen iſt vielleicht der Adolphsplatz der regelmäßigſte, wenn er gleich todt iſt, und ſich in den belebten Charakter, der dem Ganzen aufgeprägt iſt, nicht fügen will. Hier hat man unter ſchönen Bäumen ein Denkmal Adolph von Schaumburg errichtet, das aus Helm, Schild und Schwert beſteht, welche auf einem Granitwürfel liegen. Dieſer Platz wird nun bald durch den Neubau der Börſe eine andere Bedeutung und größeres Leben empfangen. Der Neumarkt, der Gänſemarkt, unregelmäßig und größtentheils von unanſehnlichen Häuſern umgeben, ſind nur als Mittelpunkte des Verkehrs zu erwähnen. Auf dem Gänſemarkte iſt ſeitwärts auf einem Hofe das Gebäude zu ſehen, das Schröder urſprünglich für ſein Theater erbauen ließ. Jetzt iſt es zu kleinen Wohnungen eingerichtet; ein Bienenſtock, worin Arbeit und Honig zu finden iſt, wenn gleich der Letztere hier nicht aus der Erſtern entſpringt und einen bittern Beigeſchmack zurücklaſſen ſoll. Zur Seite des alten Schauſpielhauſes liegen kleine Häuschen, mit Gärtchen vor der Thür, wo ſonſt die beim Theater angeſtellten Künſtler und Beamten zu wohnen pflegten, in angenehmer, halb ländlicher Zurückgezogenheit. Jetzt ſind die Künſtler dem neuen Theaterbau in der Dammthorſtraße nachgezogen;

auch würden die Wohnungen des alten Opernhauſes ihrer heutigen Beſcheidenheit nicht mehr genügen.

An ſogenannten Cité's, wie die Pariſer ſagen, großen Höfen von Wohngebäuden umgeben, wo man abwärts vom Getümmel der Straße wohnen kann, iſt Hamburg reich. Dieſe ſind oftmals ſehr anſehnlich, wie z. B. Prätzmann's Platz am Jungfernſtieg. An vielen Häuſern mündet die ſchmale ſteile Treppe, die in das obere Stockwerk führt, nach Außen und man betritt ſie von der Straße aus, ohne in das Haus eintreten zu dürfen; dieſe Treppen werden Sahltreppen genannt und die Wohnung, zu welcher ſie führen: ein Sahl. Ich gerieth anfänglich in komiſche Verlegenheit, wenn ich eine Wohnung miethen wollte, und von dem Vermiether hörte, daß es nur ein Sahl ſey. Da er mir das Wort nicht vorbuchſtabirte, ſo war es natürlich, daß ich meinen Vorſatz aufgab, da ich nicht wußte, was ich nur mit einem Saal anfangen ſollte. Ein ſolcher Sahl kann aber aus vielen Piecen beſtehen und iſt oft recht bequem, obgleich es hier nicht nobel iſt, darin zu wohnen. In München und andern Städten wird darin kein Unterſchied gemacht.

Die Kirchen ſind in architektoniſcher Hinſicht nicht ausgezeichnet. Der alte Dom, einer der älteſten und größten in Deutſchland, konnte nicht erhalten werden und mußte vor einigen Jahren abgebrochen werden. Das ehrwürdige Johanniskloſter folgte; es war ein originelles und ſehr maleriſches Bauwerk. Jetzt iſt der pyramidaliſche Thurm der Peterskirche wohl das erheblichſte Denkmal kirchlicher Baukunſt. Dem Thurm der Jakobikirche hat man eine Spitze im gothiſchen Geſchmack unverzeihlich von Holz aufgeſetzt; die Michaeliskirche iſt im neuern italieniſchen Style von Sonnin gebaut und imponirt dadurch freilich in dieſer Umgebung. Ihr Thurm verdient Beachtung. Man genießt von ihm der ſchönſten Anſicht des Elbpanorama's. Die Nicolaikirche, welche nebſt der zu St. Peter die Hauptkirche iſt, hat ſo wie dieſe ein Glockenſpiel, nach holländiſcher Art, das bei einiger Gewohnheit, im lauten Straßenlärm jedoch überhört wird. Auch beſitzt die Nicolaikirche eine der größten Orgeln, nicht bloß Deutſchlands, ſondern Europa's.

Unter den Bibliotheken ſind die Stadtbibliothek mit 80,000 Büchern und die Commerzbibliothek mit 25,000 zu erwähnen. Außerdem gibt es deren noch eine beträchtliche Anzahl, ſo wie auch viele Bilder- und Kunſtſammlungen von Privatleuten, unter denen das Röding'ſche Muſeum den größten Ruf hat und ihn auch verdient. Der botaniſche Garten iſt ſehenswerth, ebenſo der große Garten der Gebrüder Booth in Flottbek, der eines europäiſchen Rufs genießt. Die belebte Schifffahrt nach den fernſten Gegenden bereichert dieſe Anſtalten fortwährend mit neuen, unbekannten Schätzen.

Der originellſte Platz Hamburg's iſt der Hopfenmarkt, wo die Fleiſch- und Gemüſehallen ſind, und auch Fiſche verkauft werden. Der ſogenannte Fiſchmarkt hat nämlich nur den bloßen

Titel. Ein Stündchen auf dem Hopfenmarkt wird den Fremden einen tiefen Blick in das Leben der untern Hamburger Volksklaſſen werfen laſſen und nicht ohne Nutzen und Vergnügen vorüberſtreichen. Fiſchmärkte ſind in allen Seeſtädten beſonders intereſſant. Die Damen, die ſich mit dem Verkaufe dieſer Seeungeheuer befaſſen, haben ihre eigene, unauslöſchliche Phyſiognomie, und ſo auch hier. In langen Reihen ſitzen ſie da mit ihren „grünen Aalen,“ den gelben fetten Stören, den breiten Steinbutten, den platten Schollen, den Seezungen; hier krabbeln Krabben und Krebſe, dort kriechen langweilige Seeſpinnen, Hummer, hier ſind Silberlächſe, dort begrüßen wir

„des Rochen ſcheusliche Ungeſtalt“

u. ſ. w. Und dabei das Feilſchen, Markten, Bieten, Schimpfen, Sonnenſchein und Regen, Himmel und Hölle, Alles in einer Minute.

Der Halbkreis Hamburg's, der ſich von der Elbe ab, Holſtein zuwendet, iſt von dem ehemaligen Walle umgeben, der jetzt einen angenehmen

Spaziergang bildet. Ungefähr in der Gegend der engliſchen Kirche, gen Weſten der Stadt gelegen, fängt dieſe Promenade an, und bald hat man ihren intereſſanteſten Punkt erreicht, den Stintfang, eine vormalige Baſtion, auf die man durch einen Schneckenweg geführt wird, und oben ein hübſches Panorama des jenſeitigen Ufers, der Inſeln, der Stadt und des nahen Altona's überſchaut. Dicht daran liegt der Elbpavillon auf einem Hügel, der mit herrlichen Roſen bepflanzt iſt; dann geht man dem Altonaer oder Millernthor vorbei, um die Wallpromenade in nordöſtlicher Richtung fortzuſetzen. Mannigfaltige Parthien, bald oben, bald unten, bald umbüſcht, bald umblümt, ziehen ſich längs den Häuſern hin und gewähren bunte Fernſichten in den Stadtgraben und auch darüber hinaus, auf Landhäuſer, Gärten und Kirchhöfe. Man erreicht das Dammthor und tritt jetzt in die ſchon erwähnte Esplanade, oder jene weiße, regelmäßige Häuſerreihe, womit hier der Wall bis zur Alſter bebaut iſt; dann geht man über den Alſterdamm, Lombardswall genannt, und kommt bald zum Steinthor, wo die Herrlichkeit mit einem Male ein Ende nimmt.

Am belebteſten ſieht man den Wall am Charfreitage, wo eine eigene Art von Wallfahrt in Hamburg ſtatt findet. Jeder, der eine Equipage beſitzt, befährt nämlich an dieſem Tage in großem Putze den Wall, und die Fiaker und Droſchken ſchließen ſich im beſcheidenen Zuge an. Dies iſt Hamburg's Longchamp, und wenn auch von hier aus nicht die Moden der ganzen Welt decretirt werden, ſo ſieht man doch manches Neue, Glänzende und Geſchmackvolle aus dieſem Bereiche, was aus der Ferne und oftmals von ſehr weit zu dieſer Feſtlichkeit mit großen Koſten herbeibeſchworen wird.

Arm iſt Hamburg an bedeutenden öffentlichen Denkmälern. Der Profeſſor der Handlungswiſſenſchaft Büſch, der einſt durch ſeine zahlreichen Werke viel zur tüchtigen Bildung des Kaufmannsſtandes beigetragen und auch noch andere Verdienſte um ſeine Stadt hatte, erhielt ein Denkmal, das vor einigen Jahren von ſeinem alten Platze am Steinthor auf einen angenehmern Punkt der Wallpromenade verſetzt worden iſt. Nunmehr hat auch die Stadt dem verdienten, in ſeinem Berufe umgekommenen Bürger Repſold ein Denkmal ſetzen laſſen.

Hamburg's Umgebung iſt nur am Waſſer ſchön. Die Elb- und Alſter-Ufer ſind mit Landhäuſern bebaut, und gewähren ſchöne Fernſichten. Im Uebrigen iſt Alles Haide, todte Ebene, hin und wieder von Alleen durchſchnitten.

An der Elbe, dicht vor den Thoren Altona's und damit zuſammenhängend, liegt Ottenſen, deſſen Kirche an der Straße, vor welcher Klopſtock's und ſeiner Meta Grab iſt, des Fremden Aufmerkſamkeit anzieht. Gegenüber iſt das Rainville'ſche Etabliſſement, weit und glänzend, das zur Zeit der Franzoſenherrſchaft ſehr beſucht wurde. Die Ausſicht von der Teraſſe, hinter dem Hauſe, iſt ſo überraſchend, daß wohl Jeder, der zum erſten Mal hieher kommt, bewundernd ſtehen bleibt. Der Arm der Elbe, der zwiſchen den Inſeln hindurchſtrömt, dehnt ſich vor uns aus, unter uns der Hauptſtrom, von vielen hundert größern und kleinern Schiffen belebt, die Inſeln mit dem üppigſten Grün geſchmückt, die jenſeitigen Ufer ſich bis zu einer bläulichen Linie erhebend. Vor Ottenſen fangen die Landhäuſer an; einige, wie das von Brand, der ſpäter in Moskau etablirt war, mit einer doppelten runden Säulenhalle, das von Heine, dem Oheim des berühmten Dichters, das von Jeniſch, ſind im ſchönſten Geſchmacke erbaut und ſowohl von Innen als Außen gleich prächtig.

Man fährt Stunden lang in derſelben Umgebung. Der Park von Flottbeck, Nienſtädten, der Bauer'ſche Garten, das Fiſcherdorf Blankeneſe ſind die nähern und entferntern Ziele dieſer Excurſionen.

An der Alſterſeite haben die Landhäuſer im Ganzen nicht dieſen großartigen Anſtrich, obgleich ſie gleichfalls geſchmackvoll und mitten in ſchönen Gartenpartien angelegt ſind. Nicht unbeachtet wird der Fremde hier die Wallfiſchrippen laſſen, womit die Fußpfade neben der Chauſſee eingehegt ſind und die voll Höhlungen und halb verwittert auf den erſten Blick Steinen ähnlicher ſehen als Knochen. Sie dienen als Merkzeichen der hier betriebenen bedeutenden Wallfiſchjägerei.

Die Reihe der Alſter-Landhäuſer fängt gleich am Dammthore an und iſt von mehren Etabliſſements zum Vergnügen des Publicums unterbrochen. Dieſe Cottages verzweigen ſich nach verſchiedenen Richtungen, wie z. B. nach dem rothen Baum, die Grindel-Allee entlang zum Grindel u. ſ. w.

Sehr elegant iſt das ehemalige Peterſen'ſche Caffeehaus; intereſſanter aber iſt „Harvſtehude" (Herbſthütte), wo einſt unſer Hagedorn lebte, ein Lyriker, den ſeine Zeitgenoſſen hoch hielten und liebten, und den jetzt Niemand mehr kennt. Unſre Mütter ſangen ſein:

„Als Doris, die reizende Schöne,
Den Vorzug der Freiheit verlor,
Und man ihr nach langem Gehöhne
Den häßlichſten Ehſchatz erkor" —

mit einem Ausdruck — mit einem Gefühl! Lacht Ihr? O lacht nicht! Wer von Euch iſt alt genug, und weiß, wie einſt Fouque's Lieder, z. B. das von den drei Roſen, geſungen wurde? Es iſt noch gar nicht lange her; es war geſtern und ſchon verklungen! Und ſo verklingen die ſtärkſten Stimmen, und unſere lyriſchen Heimchen ſind doch noch immer ſo ſtolz, weil ſie oft den Dank der Mitwelt haben, und das Mädchen ſie trällert, wenn ſie ihre Haare aufwickelt.

Guter Hagedorn! ich habe Dich ſtets in Ehren gehalten; Dein Bild im Schlafpelz, mit der großen Comptoirmütze auf, hing in Hamburg über meinem Schreibtiſch, und wenn ich Dich anſah, fiel mir die Jugend meiner Mutter ein und meine eigenen Kinderjahre. Du warſt ein Abdruck jener unbeholfenen, gährenden Zeit, wo man vor lauter Erſtaunen und Bewunderung über das, was man ſich ereignen ſah, in Deutſchland nicht handelte, ſondern ſich zum langen Dulden vorbereitete. Dieſe bürgerliche Ueberſpanntheit, dieſe wohlfeile Schwärmerei, dieſe überdrüſſige Zärtlichkeit, dieſe natürliche Kleinmalerei, dieſe alltäglichen Reime und eintönigen Verſe, Alles, was jene Zeit auszeichnete, finde ich in Dir, mein Hagedorn! Ich ſetzte mich oft mit Deinen Gedichten unter den alten Baum in Harvſtebude, der Dein Andenken verewigen ſoll, und träumte ein Stündchen von unſerer Literatur und wußte mir's nicht zu erklären, warum Hamburg, außer dem blinden Lotz, jetzt keinen lyriſchen Dichter mehr beſitzt. Dieſe Frage iſt in der That ſchwer zu beantworten. Hamburg hat mit Altona nahe an 150,000 Einwohner, und nur einen lyriſchen Dichter, während Stuttgart mit dem fünften Theil der Einwohnerzahl wohl deren fünfzig mehr zählt.

Nun ſage man noch, daß ſo etwas nicht durch Clima und Waſſer bedingt werde! —

Laſſen wir uns über die Alſter ſetzen, ſo können wir gleich wieder in Gedanken ein Stückchen Althamburger Lyrik genießen. Wir ſind in Wandsbeck, einem Dorfe, das am Rande eines friſchen Waldes liegt. Hier wohnte Claudius, unter dem ländlichen Dach, in Hemdsärmeln, mit ſeinen Kindern Milch löffelnd. Es iſt ein ſtilles, idylliſches Dörfchen, und Abends, wenn die Hausmütter unter der Thür ſtehen und Männer und Vieh vom Felde kehren, die erſtern hungrig und das letztere ſatt, aber beide gleich müde, dann iſt es ſo hübſch wie eines. Die Glocke vom grünen, ſpitzen Thurme ertönt; es iſt Alles ländlich und traut und nur die franzöſiſche Reſtauration bei Linſtant will nicht zum Ganzen paſſen.

Eppendorf iſt ein Dorf, worin ſich ein ſogenanntes Bad befindet. Man trinkt hier nachgemachte Sauerbrunnen aller Art und ennuyirt ſich den Tag über, ſo gut es gehen will. Es leben im Sommer viele Hamburger hier. Schon ſeit Jahren iſt Eppendorf ein Ort, den man vorzugsweiſe zu beſuchen pflegt. Die Univerſitäten-

Geographie iſt bekannt, die der Profeſſor Wittenberg dadurch hervorrief, daß er oft hieher ging, des Guten zu viel that und dann betrunken an der Landſtraße gefunden wurde; ſie lautet:

„Wo liegt Königsberg? — In Preußen.
Wo liegt Leipzig? — In Meiſſen. —
Wo liegt Tübingen? — In Schwaben. —
Wo liegt Wittenberg? — Bei Eppendorf im Graben.“

Ein anderes Dorf iſt Eimsbüttel, das damals außer dem eleganten Hotel der Mad. Moliere noch ein Etabliſſement beſaß, das ſonſt von jedem Fremden beſucht werden mußte. Es war das der „ſchönen Mariane,“ der Tochter eines Franzoſen, die ſich ſowohl durch ihre Schönheit, als durch ihren Geiſt einen Namen gemacht hatte, und deren Tact bewundernswerth war, mit dem ſie ſich die Cour machen ließ und allen Verſuchungen ausſetzte, ohne jemals ihre Tugend preiszugeben. Dies machte ſie zum Gegenſtand des Neides für beide Geſchlechter. Mariane iſt nun ſchon lange nicht mehr jung, und auch von ihrer Schönheit ſind nur noch Reſte ſtehen geblieben, die nicht mehr recht auf das, was war, ſchließen laſſen wollen, allein man ſuchte ihrer doch noch habhaft zu werden, wie man Ruinen beſucht, und hatte dabei faſt daſſelbe Gefühl. Die „ſchöne Mariane" iſt eine ſprichwörtliche Redensart geworden, und wird wohl lange noch in dieſen Ehren erhalten werden. Uebrigens hat ſie einen Mann genommen, der nun blos die Caffeewirthſchaft fortſetzt.

Die Dörfer Hamm und Horn hängen zuſammen, und hier ſind jene Sommerbeſitzungen reicher Hamburger, die bei allem Comfort den ländlichen Charakter vorherrſchend erhalten wollten, große, weite Gärten, Meiereien u. ſ. w.

Von dem Dorfe Hamm ſoll übrigens Hamburg ſeinen Namen erhalten haben. Hier im Walde (Ham) der Nordalbinger ließ Carl der Große ſeine Waldburg, Hamaburg, erbauen, woraus nach und nach die ſtattliche Hamonia wurde.

Ueberall wird die ausgedehnteſte Gaſtfreundſchaft geübt. Der Kaufmann fährt oder reitet gewöhnlich gegen Abend auf „ſeinen Gärten,“ wie es hier heißt, wo ihn die Familie mit dem Mittagseſſen erwartet; ſpäter wird dann Thee getrunken und Whiſt geſpielt. Wen der Zufall herbeiführt, wird gern geſehen, und er nimmt am Mahle wie an der Unterhaltung Theil. Am andern Morgen geht der Geſchäftsmann wieder in die Stadt, um am Abend in ſein Tusculum zurückzukehren. Nur des Sonntags bleibt er gänzlich dort. Die reicher beſtellte Tafel zählt an dieſem Tage immer eine größere oder geringere Anzahl von Gäſten; wer einmal in ein Haus eingeführt wurde, darf ſtets ohne beſondere Einladung wieder kommen.

In der Königsſtraße, die durchaus nichts Königliches hat, da ſie krumm und unanſehnlich iſt, bemerken wir ein hohes Haus von unbeworfenen

Ziegeln, Bäume davor; eine weiße Marmortafel über der Thür führt die Inſchrift:

Unſterblichkeit iſt ein großer Gedanke!

und darunter iſt zu leſen, daß Klopſtock in dieſem Hauſe 30 Jahre wohnte. Wie kalt dies unſere heutige Welt läßt; man könnte die Ueberſchrift faſt für Ironie halten. Wie klein erſcheint, was wir im ſtolzen Wahn oft Unſterblichkeit benennen? Klopſtock's Meſſias wird von unſerer Jugend nicht mehr geleſen, und noch leben die Matronen in Hamburg, die unter den hundert blumenſtreuenden Jungfrauen waren, die ſeine Leiche aus dieſem Hauſe bis nach Ottenſen zu ſeiner Meta geleiteten.

Poſten gibt es viele in Hamburg. Eine preußiſche, eine braunſchweigiſche, eine Stadtpoſt, eine däniſche, eine Thurn- und Taxiſche. Wer nicht früher Erkundigung einzieht, wo ein Brief hingehört, und an welchem Tage die Poſt abgeht, kann vielem vergeblichem Herumrennen ausgeſetzt ſeyn, und am Ende die Zeit des Abgangs verſäumen. Es wäre wünſchenswerth, daß alle dieſe Bureaus in einem großen Hotel vereinigt würden; jetzt liegen ſie weit auseinander; von der däniſchen Poſt zur braunſchweigiſchen iſt es eine gute Stunde.

Die Leichenbegängniſſe werden wohl nirgend mehr mit einem ſolch lächerlichen Gepränge, wie hier, veranſtaltet. Es gibt zuerſt verſchiedene Brüderſchaften, die ſich die Pflicht auferlegt haben, die Leichen zur Ruheſtätte zu geleiten. Sie gehen oftmals in abenteuerlicher Tracht, und ich ſah einſt nicht ohne Schauder, gleich bei meiner Ankunft, an einem herbſtlich nebeligen Nachmittage, als es ſchon dunkelte, ein aus zwölf Männern beſtehendes Leichengefolge in langen ſchwarzen, wehenden Mänteln, mit bloßen Köpfen, deren Haare im Winde flatterten, und mit breiten ſpaniſchen Kragen um den Hals. Sie ſahen aus der Ferne wie große Greifgeier aus, und ich konnte lange nicht erkennen, was das wohl für Geſchöpfe ſeyn mochten.

Die eigentlich komiſche Partie dieſer Sitte ſind aber die ſogenannten „reitenden Diener“ des Senats, die in altſpaniſcher Tracht, gefältelten Aermelmänteln und ungeheuer weiten Pluderhoſen, dazu aber mit gepuderten Lockenperücken auf dem Kopfe, zu beiden Seiten des Sarges einherziehen. Ein jeder dieſer Leute erhält einen Ducaten, und nicht ſelten ſetzt eine Familie ihren Stolz darin und glaubt ihren Todten recht ſehr zu ehren, wenn ſie recht viele dieſer reitenden Diener zu Fuße neben der Leiche gehen läßt. Der bedeutendſte Aufwand beſteht darin, wenn das Gefolge eine Art von Gabeln, ähnlich dem Scepter des Herrſchers der Unterwelt, in den Armen trägt, an denen lange Flöre herunterhängen. Die Särge werden mit Sammt und ſilbernen Nägeln und Griffen verziert; gewöhnlich laſſen ſie die Reichen von Mahagoni machen, und überhaupt wird hiebei ein großer Luxus etalirt.

Die Bürgermeiſter haben das Vorrecht, in Särgen, die mit violettem Sammt überzogen ſind, begraben zu werden. Daſſelbe Vorrecht genießt die Domina des Johanniskloſters, dem Range nach die zweite Perſon des Staats; der Stadtphyſikus iſt die dritte. Wenn ein Bürgermeiſter begraben wird, bleibt an dem Tage das Theater geſchloſſen; das Militär und alle reitenden Diener eſcortiren den Zug.

Dieſe reitenden Diener haben außerdem noch verſchiedene Functionen und für jede auch ein beſonderes Coſtüm. Ich habe ihrer ſo eben als Leichenbegleiter erwähnt, ſie erſcheinen aber auch oft als Stadtdragoner, in ledernen Collets und beritten. So nämlich begleiten ſie den Wagen der Bürgermeiſter und Senatoren, wenn ſie zur Rathsſitzung fahren, und laſſen ſich auch bei andern feſtlichen Aufzügen ſehen. Schließlich ſieht man ſie in langen, weiten, hellblauen Radmänteln mit Silber den gewöhnlichen Dienſt im Rathhauſe verſehen und in hellblauer Livree bei den Hochzeiten der Honoratioren die Honneurs machen. Dieſe Bedienſtungen waren in frühern Zeiten ſehr einträglich und wurden von den Bewerbern theuer bezahlt, wie die Agents de Change und Notarienpoſten in Frankreich. Allein jetzt ſetzt man keinen ſo großen Ehrenpunkt mehr darein, recht viele reitende Diener bei Familienfeſten, der traurigen oder freudigen Art, zu haben, und dadurch nehmen ihre Emolumente ſtets mehr und mehr ab. Ich glaube ſogar, daß ſie nach dem Ausſterben der Alten nicht wieder in dieſer Art fortbeſtehen werden.

Ich muß hier eines feierlichen Begräbniſſes gedenken, das ich in Hamburg mit anſah, und bei deſſen Anordnung ich ſogar thätig mitwirkte.

Einer der geachtetſten und verdienteſten Bürger der Stadt, Herr Repſold, ein Mann, deſſen Maſchinen ſelbſt England Achtung vor deutſchem Kunſtfleiße abnöthigten, befand ſich in dem Hauſe eines Freundes, beim fröhlichen Mahle, als man die Nachricht von einem bedeutenden Brande erhielt, der ſo eben am Röbingsmarkte ausgebrochen war. Repſold war Chef der Löſchanſtalten, und beſinnt ſich keinen Augenblick, um auf die Brandſtätte zu eilen. Er trifft ſogleich die zweckmäßigſten Maßregeln und es gelingt ihm, der Gefahr Einhalt zu thun. Er ſelbſt leitet die Spritzen und gibt ſeine Befehle mitten unter Flammen und zuſammenſtürzenden Mauern, und ſo geſchah es denn auch, daß er in dieſem Eifer von einem brennenden Balken im Herabfallen zerſchmettert wurde.

Es machte einen ſchrecklichen Eindruck, als man in der Geſellſchaft, die der lebenskräftige Mann noch vor Kurzem erſt verlaſſen hatte, ſeinen ſo unerwarteten Tod erfuhr. Die ganze Bevölkerung nahm an dem Unglück Antheil.

Die Behörde beſchloß, ihm die höchſte Auszeichnung des Bürgers zu gewähren, und ich wurde mit dem Auftrage beehrt, das Ganze hiezu anzuordnen. Sein Sarg wurde mit der Krone aus Eichenlaub geſchmückt, woran die weißen Bänder mit rothen Buchſtaben die Inſchrift: „Für Bürgerverdienſt“ trugen. Daneben ruhte ſein Degen und der Hut, mit dem Schmutz und Staub der Brandſtätte, zerdrückt von der Wucht des herabfallenden Balkens. Die Compagnien der trefflichen Löſchanſtalten, in ihrer eigenthümlichen, der engliſchen nachgebildeten Tracht, mit ihren mit Flammen bemalten Lederhüten, zogen voran, dann kamen die ſogenannten Menſchenretter, in ſchwarzer, weiß beſetzter Kleidung, die rothen Feuerwächter mit den Stäben in der Hand u. ſ. w.; hierauf ein zahlreicher Zug, dem ſich alle angeſehenen Perſonen Hamburg's und eine große Volksmenge anſchloßen.

Die vier Bürgermeiſter Hamburg's, die den Titel „Magnificenz“ erhalten, die vier Syndiken und vierundzwanzig Senatoren werden auf Lebenszeit erwählt und tragen als Amtskleidung die altſpaniſche Tracht und Ueberwürfe von gepreßtem Sammt, unter dem Namen „Staltmäntel,“ die bei den Bürgermeiſtern mit feinem Pelzwerk beſetzt ſind. Ihre Hüte ſind ſpitzig und mit ſchwarzem Seidenzeuge in unzähligen Falten überzogen, wie auch mit platt herumliegenden Federn verziert. Zur Hälfte beſteht dieſer dirigirende Senat aus Kaufleuten, zur Hälfte aus Rechtsgelehrten.

Fünfzehn ſogenannte Oberalte ſtehen als Vermittler zwiſchen Senat und Bürgerſchaft. Wenn ein neuer Senator zum erſten Mal in die Sitzung eingeführt wird, ſo begleiten ihn ſeine nächſten Verwandten im ſchwarz ſeidenen Mantel, den jeder freie Bürger in Staatsangelegenheiten trägt, bis an die Ecke des Börſenplatzes, wo ſie ausſteigen und den Weg bis zum Rathhauſe zu Fuße zurücklegen müſſen.

Einer alten Sitte nach muß der Bürgermeiſter in außerordentlichen Fällen ſich von jedem Bürger ſprechen laſſen, und dieſer hat ihm dafür einen Hamburger Dukaten zu geben. Der Bürgermeiſter, der den Militäretat zu verwalten hat, führt den ſtolzen, in dieſen Verhältniſſen aber komiſchen Namen eines Generaliſſimus. Noch vor wenigen Jahren bekleidete dieſen Poſten der Bürgermeiſter Dr. Amſinck, ein hinfälliger Greis von achtzig Jahren, der im Wagen auf dem Platze erſchien, um die Truppen die Revue paſſiren zu laſſen.

Man kann denken, welche Scherze die Truppen über ihren Generaliſſimus machten, die aus

Deſerteuren aller Nationen größtentheils beſtehen, die hier von leichtem Dienſt, gutem Sold und freiem Leben angelockt werden und Dienſte nehmen, um — wenn's ihnen nicht mehr gefällt — wieder zu deſertiren, was ihnen von hier wahrlich nicht ſchwer wird.

Die Hamburger Nationalgarde iſt gut organiſirt und ſchön uniformirt. An ſtrenger Subordination fehlt's indeß; das Regiment iſt ein brüderliches und daher auch ein mildes. Man erzählte mir in Bezug darauf folgende Geſchichte.

Ein Bürger hatte das Commando an der Thorwache. Da es den Tag über ſtill und ruhig abgelaufen war, ſo gab er einem Soldaten nach dem andern Urlaub, und als er endlich nur noch allein übrig war und ſich langweilte, ſo ging auch er fort und ſchloß das Wachthaus zu. Unterdeß kam aber der Major, um die Wache zu inſpiciren, und war nicht wenig erſtaunt, die Beſcheerung zu finden. Er blieb, bis daß der Wachtcommandant zurückkam, arretirte ihn und übergab ihn dem

Militärgericht. Auf das Vergehen ſtand Erſchießen; aber es war nicht daran zu denken, daß man das Geſetz hier nach ſeiner Strenge anwenden würde. Eben ſo wenig aber war man geneigt, die Sache als Spaß zu betrachten. Man kam daher überein, den Wachtcommandanten zu einer mäßigen Arreſt- und Geldſtrafe zu verurtheilen. — Als dieſem nun das Urtheil eröffnet wurde, war er damit höchſt unzufrieden und beſtand mit Feſtigkeit darauf, nach dem Buchſtaben des Geſetzes verurtheilt zu werden. Er habe den Tod verdient, behauptete er, und verlange keine Gnade. Dieſe Hartnäckigkeit ſetzte das Gericht in ſolche Verlegenheit, daß es dem Schuldigen endlich alle Strafe ſchenkte, da man nicht im Stande war, ein Kriegsgericht in ganzer Strenge zu handhaben, das eigentlich nur für andere Fälle gegeben wurde, aber unter jetzigen Verhältniſſen längſt hätte abgeſchafft werden ſollen.

Eine Eigenthümlichkeit Hamburg's iſt der öffentliche Ausruf, den Suhr in hübſch colorirten, ſehr charakteriſtiſchen Blättern verſinnlicht hat. Alles wird hier ausgerufen: Fiſche, Küchenwaaren, Früchte, Wein, Waſſer, Spitzen, Mouſſeline, Bänder, Scheeren, Meſſer u. ſ. w. Jeder Handelsmann hat ſeine eigene Melodie, ſeine eigene Tonart, es iſt ein betäubender Lärm für den Fremden; nur wer länger darin wohnt, wird dagegen abgeſtumpft.

Zu den bemerkbarſten Ausrufern gehörte noch vor einigen Jahren ein alter Topfbinder, der ſeine Stimme ſo zu moduliren wußte, als ob zwei verſchiedene Perſonen riefen, und dadurch für Jeden, der nicht ſchon ſeine Bekanntſchaft gemacht hatte, unverſtändlich wurde. Er rief hoch und ſchnell im höchſten Diskant:

Pütt' to binden — Wühr —

und fügte dann nach einer Weile im tiefen Baß das Wort „Draht" hinzu. Es war beluſtigend, den Kerl ſeinen Singſang, ſtets nach derſelben

Weiſe, ſtundenlang wiederholen zu hören. Für den Süddeutſchen will ich hier die Bedeutung der Worte herſetzen:

Töpfe zu binden — Eiſendraht.

Es darf nicht hinzugefügt werden, daß Alles im Plattdeutſchen ausgerufen wird.

Große Haufen Auſternſchaalen auf der Straße verrathen uns die Auſternkeller, von denen der von Unbeſcheiden einſt große Celebrität hatte, und nun der von Lorenz wohl der berühmteſte ſeyn mag. Man findet hier kleine Zimmer, wo man mit Auſtern, Beefſteak, Lachs, Caviar, Porter, Ale, Wein, Gingerbeere u. ſ. w. bewirthet wird.

Der zwei berüchtigten Tanzlocale bei Dorgerloh und Peter Ahrens muß ich hier noch eine kurze Erwähnung thun. Sie werden nur ſchlechtweg „die Salons“ geheißen. Hier iſt alle Abend Ball. Die Geſellſchaft iſt gemiſcht; man findet Männer der beſten Stände hier, aber Damen nur der unteren Claſſe.

In der Dammthorſtraße ſteht jetzt das neue Theater, mit einem neuen Stadtviertel als Anhang, das ſich bis an die Alſter erſtreckt. Das Gebäude ſieht einer Fabrik ähnlicher, als einem Tempel der Kunſt. Es iſt nach dem Plane **Schinkels** gebaut, wenigſtens heißt es ſo, allein wenn man das, was daſteht, mit dem Plane zu vergleichen Gelegenheit hat, ſo ſieht man, daß man ſich einige nicht unbedeutende Abänderungen dabei erlaubte. Das Haus iſt von kleinen, gelben Ziegeln, die unbeworfen geblieben ſind, und hat vor dem, aus drei Thüren gebildeten Haupteingange einen großen, zeltartigen Schirm von Gußeiſen, unter welchem die Wagen vorfahren. Dieſes leichte Vordach vor dem plumpen, ſchmuckloſen Gebäude iſt, nach meiner Meinung, die größte Sünde gegen den guten Geſchmack.

Ich nehme es den Hamburgern nicht übel, daß ſie nicht die Sitte anderer Städte nachahmten und eine Million verſchwendeten, um ihrem Theater ein Portal von Marmor, Säulen, Statuen u. ſ. w.

anzuhängen, aber mehr läßt ſich denn doch thun, als hier geſchah. Das Innere iſt ſehr elegant und darf in dieſer Hinſicht als Muſter empfohlen werden. Alles, ſelbſt der Souffleurkaſten in Form einer vergoldeten Muſchel, huldigt einem gebildeten Geſchmacke. Ein Witzbold bemerkte zwar, man habe den Souffleur in eine Auſter geſteckt, um den Hamburgern Geſchmack für das Theater beizubringen, ſo etwas zählt jedoch nicht. Im Uebrigen hat das Haus ſeine vielen Mängel; man ſoll auf allen Plätzen nicht gleich gut hören und ſehen; doch wo wäre dieſes nicht der Fall? Die allgemeine Klage, die hier darüber, im Anfange, als das neue Haus eben eröffnet worden war, geführt wurde, mochte wohl hauptſächlich daraus entſtehen, daß viele Schauſpieler, die bereits nicht mehr jung waren und ſich's in dem kleinen Raume des Gänſemarkthauſes bequem gemacht hatten, nun ſo mit einem Male nicht im Stande waren, ihre Rollen im ſtärkern Tone zu ſprechen, beſſer zu articuliren und ſich überhaupt aus ihrem alten

Schlendrian zu erheben. Der wird nie den wahren Anſtand in Geſellſchaft erlangen, der den ganzen Tag daheim im Schlafrock umherſchlurrt, und der Kuttenſchritt bleibt jedem haften, der ſich nach der Säculariſation der Klöſter vom Mönch in den Staatsdienſt und in die geſtickte Uniform begeben hat.

Der Tragödie vollends, die aus dem engen Rahmen, dem ſie nur nothdürftig angepaßt werden konnte, ſich hieher verpflanzt ſah, konnten dieſe alten Schauſpieler vom Gänſemarkte niemals ihr Recht widerfahren laſſen, mehr jedoch gelang das Drama und Luſtſpiel, wenn gleich allgemein behauptet wurde, daß es in dem familiären Kreiſe der vormaligen habitués noch beſſer gelang und noch vorzüglicher ſich ausnahm.

Ich muß bekennen, daß ich außer dem théatre français und dem Wiener Burgtheater nirgend das Luſtſpiel ſo ſah, wie hier. Doch ſind dabei auch Unterſcheidungen zu machen. Wo ſich die Gelegenheit dazu bot, wurden oft Uebertreibungen und

Geſchmackloſigkeiten verübt, während ein anderes Mal mit der ſeltenſten Natürlichkeit, der leichteſten Laune und den feinſten Nüancirungen geſpielt wurde. Die lange Anweſenheit eines franzöſiſchen Theaters in Hamburg, es kam ſchon während der Revolution in den neunziger Jahren dahin, und Schröders große Schule, deren noch die älteſten Mitglieder theilhaftig geworden waren, müſſen als Urſachen des guten Zuſammenſpiels anerkannt werden. Auf die jüngern pflanzte ſich dieſer Einfluß noch eine Weile fort; jetzt iſt er wahrſcheinlich ſchon dem Erlöſchen nahe, oder ganz verſchwunden.

Leſſing's Minna von Barnhelm war eine ſolche treffliche Vorſtellung, als noch Jacobi den Tellheim, Lenz den Paul Werner, Schmidt den Wirth, Lebrun den Riccaut, Gley den Juſt, Mad. Reinbold die Franzisca und die Unzer die Minna ſpielten. Kleiſt's zerbrochenen Krug mußte man ſehen, um einen Begriff von der draſtiſchen Wirkung dieſes ächten Oſtade's zu erlangen. Schmidt als Dorfrichter Adam, Lebrun als Bauerburſche, Mad. Lenz als Eve, Mad. Marſchall als Frau Marthe, Gley als Schreiber Licht, das war Alles ſo ausgezeichnet, ein ſo trefflich, bis in die kleinſten Theile vollendetes Gemälde, wie die deutſche Bühne, wie ſie jetzt iſt, wohl wenige bietet. Ein ſehr mittelmäßiges Stück, die Reiſe zur Hochzeit, erhielt hier durch die Darſtellung einen großen Werth. Das Publikum drängte ſich lange Zeit hinzu, um dieſe Reiſe mitzumachen, während ſie in andern Städten in anderer Geſellſchaft nicht auszuhalten war. Hier glänzte vor Allen Lebrun als Maria Storch und ihm zur Seite ſtanden Lenz als Weinhändler Mengwaſſer aus Wurzen und Schmidt als Wirth. Dieſes Kleeblatt con amore concertiren zu ſehen, war das Ergötzlichſte, was man ſich denken kann. Ich, dem oft das Beſte nicht mehr ſchmecken wollte, wie dem Conditorlehrling, der ſich an Süßigkeiten den Magen verdarb, unterließ nie, während der erſten beiden Acte dieſes Stückes meinen Platz in der vorderſten

Couliſſe zu nehmen, um mich einmal recht zu erheitern. Dies blieb aber auch niemals aus.

Und wie iſt ein ſolches Stück in die Scene geſetzt! das findet man nur in Paris wieder. Hiefür ſind des Director Schmidt's Talent und Einſicht unbeſtritten ſehr bedeutend. Das Poſtbureau, die Laterne in der Mitte, die Reiſenden, die Weiber mit den Schachteln, der Jude, der Poſtwagen, der Conducteur und Poſtillon, Alles iſt da; und dann das Wirthshaus auf der Station, wo man durch die geöffneten Fenſter die Leute eſſen ſieht, der Kellner, der Wirth, der den Tiſch abdeckt und dann die Serviette zum Fenſter hinausſchüttelt und dabei Putt! Putt! ruft, damit die Hühner die Broſamen aufpicken; wie zierlich, getreu und wahr und heiter iſt Alles! Die Herren Regiſſeure von A. bis Z. mögen hieher kommen und lernen. Hier iſt nicht von Spitzfindigkeiten und eigenſinnigen Schnurren die Rede, worin ſo manche ihre Weisheit kund geben wollen, ſondern hier dehnt die wohlausgedachte und ausgeführte

Scenerie dazu, die Wirkung des Stückes zu erhöhen.

In großen Arrangements iſt Schmidt nicht ſo glücklich. Er kennt die neuen Einrichtungen großer Theater nicht und bleibt daher zurück. Sein Wald von Dunſinan im Macbeth, ſeine Schlachten, ſeine Aufzüge u. ſ. w. gränzen nicht an's Lächerliche, ſondern ſie ſind lächerlich in der That.

Im Mai feiert Hamburg ein ſchönes Feſt, das ſogenannte Waiſengrün. Die Zöglinge des Waiſenhauſes ziehen dann vom frühen Morgen durch die Stadt, um Almoſen für die Anſtalt zu ſammeln, welcher ſie angehören. Die Kinder marſchiren förmlich compagnienweiſe auf, und eine jede Abtheilung iſt von einem Capitän angeführt, wozu die ſchönſten und fleißigſten Knaben gewählt werden; dieſe ſind bekränzt und empfangen die Spende. Oft findet es ſtatt, daß ſie neben der für das Haus auch noch eine andere für ſich ſelbſt erhalten; das Geld wird für ſie auf Zinſen gelegt, und ſie empfangen es, wenn ſie aus der Anſtalt in's Leben treten.

In den Straßen, durch welche der Zug ſich langſam, von den Lehrern begleitet und unter Bedeckung des Linienmilitärs, fortbewegt, ſind die Häuſer geöffnet und Hausfrauen und Mägde ſtehen vor der Thür, um ihr Almoſen zu ſpenden. In vielen Häuſern ſind Tafeln mit Speiſen und Erfriſchungen bereit und man lädt die Lehrer und Anführer ein, hereinzukommen, während man den Andern ihren Theil auf die Straße herausbringt, und ſelbſt die Soldaten lehnen auf ihren Gewehren und eſſen Braten und Brod aus der Fauſt und trinken einen herzhaften Schluck dazu.

Nachdem das ſo bis Nachmittag 4 Uhr ungefähr gedauert hat, zieht man zum Steinthor hinaus, wo unter großen Zelten den Kindern Speiſen ausgetheilt werden, die ihrem Alter beſonders munden; dann ſpielen ſie und werden wieder heimgeführt.

Die Einwohner Hamburg's, die große Neigung zur Wohlthätigkeit haben, nehmen viel Antheil an dieſem Feſte.

Für jene Neigung zeugen auch treffliche Einrichtungen dieſer reichen Stadt; ſo unter Anderm das große Krankenhaus, wohin oft ſelbſt reiche Leute, die ohne Familie ſind, ſich begeben, um einer beſſern Pflege in Krankheitsfällen theilhaft zu werden.

Dem Stadthauſe (Polizei-Direction) auf dem neuen Wall gegenüber liegt das ſchöne, neuerbaute Armenſpital, mit dem alterthümlichen Namen eines „Gaſthauſes“ benannt, worin dem hülfloſen Alter eine treffliche Pflege zu Theil wird.

Auch viele Privatleute errichten Stiftungen der Wohlthätigkeit.

So z. B. hat der Kaufmann Hartwig Heſſe vor dem Steinthor einen Grund mit zwölf Häuschen bebauen laſſen, an welchen kleine Gärtchen ſtoßen.[*]

---

[*] Dieſe Anzahl iſt jetzt bedeutend vermehrt worden.

In einem jeden wohnt eine arme Wittwe bis an ihr Lebensende ohne Nahrungsſorgen. Stirbt eine aus, ſo wird das Häuschen ſogleich wieder einer andern überantwortet, da es an Bewerberinnen niemals fehlt. Herr Heſſe iſt ein Jude. Die Häuschen werden aber auch chriſtlichen Wittwen verliehen.

Das Hamburger Tivoli vor dem Steinthor verdient Erwähnung. Es iſt dies ein ſchönes Gebäude, mit Tanzplätzen im Freien, Rutſchbahnen und einer Gartenterraſſe, die eine anmuthige Fernſicht bietet.

Das Intereſſanteſte iſt aber dabei ein ſogenanntes Sommer- oder Tagestheater, das ich in dieſer Ausdehnung und mit dieſer geſchmackvollen Einrichtung nirgend angetroffen habe. Die Geſellſchaft zählt ſtets viele routinirte und ſelbſt talentvolle Mitglieder und wird im Frühjahre durch die Schauſpieler jener Theater, die im Sommer zu ſchließen gezwungen ſind, auf das Beſte rekrutirt. Man ſieht hier ſehr artige Vaudevilles, Localſtücke und Parodieen, und die Eigenthümer, Maurice und Caßmann, verſtehen es trefflich, brauchbare Talente aufzuſuchen und zu feſſeln, indem ſie ſie beſſer honoriren als viele ſtehende, ja ſogar Hoftheater. Die Terraſſe vor der Bühne iſt mit kleinen Tiſchen und Bänken dicht beſetzt, und hier erfreuen ſich die Zuſchauer mit Trank und Speiſe, während ſie die Schauſpieler agiren ſehen. Ein Gewinn für die Kunſt iſt aus dieſer Einrichtung für jetzt noch nicht abzunehmen, wenn ich gleich für theatraliſche Vorſtellungen im Sinne der Alten ſehr eingenommen bin, wie ich an andern Orten bereits umſtändlich dargethan habe, aber eine angenehme Unterhaltung iſt das Theater im Hamburger Tivoli gewiß, wie auch der ſehr günſtige Erfolg durch eine Reihe von Jahren hinlänglich bewieſen hat. Der Fremde verſäume nicht, dies Teatro diurno im Norden zu beſuchen; er wird gewiß einige heitere Stunden hier zubringen.

Im Winter ſpielt die Geſellſchaft in einem engen Locale der Steinſtraße Poſſen und dergleichen, wo jedoch auch die gewählteſte Geſellſchaft zu erſcheinen pflegt, wenn gute Vorſtellungen gegeben werden.

Die Sprache der Hamburger hat manche Eigenthümlichkeit; ich meine hier nicht das Plattdeutſche, das mit verſchiedenen Nüancen an der ganzen Seeküſte von Memel bis Emden geſprochen wird, ſondern den verderbten Jargon, deſſen die Hamburger ſich, mit Fremden ſprechend, bedienen, und den ſie für gutes Hochdeutſch halten.

Sie ſprechen faſt immer **a** wie **ae** und halten dies für ſchön und kokettiren damit. So z. B. der Gänſemärk, zwölf Märk (die Rechnungsmünze) u. ſ. w. Dann ſagen ſie „ſchoin“ für ſchön, „nüdlich“ für niedlich, „büſchen“ für bischen u. ſ. w. Alles hier aufzuzählen wäre zu weitläuftig. „Er iß'n nüdlichen Mann,“ hört man oft; „Trinken Sie weiße Wein oder rothe Wein?“ u. ſ. w. Dir und Dich, Ihnen und Sie wird verwechſelt, wenn auch nicht ſo häufig, wie in der Mark Brandenburg. Lütje für klein, Snaken für Sprechen und dergleichen ſind aus dem Plattdeutſchen in's Hochdeutſche eingeſchmuggelt.

Das Plattdeutſche, welches an der ganzen deutſchen Seeküſte geſprochen wird und ſich noch ein gutes Stück in's Land hinein erſtreckt, wird in Holſtein und Pommern am reinſten geſprochen. Nach Oſtpreußen hin verändert es ſich und nimmt viele wendiſche, litthauiſche, ja ſelbſt polniſche Wörter auf, die es überdies noch ſich mundrecht zu machen ſtrebt und dadurch verdirbt. Ein Hamburger wird einen Samländer bei Königsberg nicht verſtehen können, wenn Jeder ſein Plattdeutſch ſpricht.

In Hamburg, wie in jeder großen Stadt, erſcheint die Mundart des Volkes ſtets mit fremden Elementen vermiſchter und verderbter als auf dem Lande, und ſo iſt dies auch hier mit dem

Plattdeutſchen der Fall. Im Leben bedienen ſich auch die Gebildeteren des Handelsſtandes dieſes Idioms bei der Unterhaltung und oft ſo, daß ſie vom Hoch- in's Plattdeutſche übergehen, ohne andern Grund, als den der Bequemlichkeit, welches ſich für einen fremden Zuhörer poſſierlich genug ausnimmt.

Dieſe Mundart klingt übrigens in ihrer Reinheit weich und ſanft und zierliche Liedchen in ihr machen den angenehmſten Effect.

„O myn loiwe ſoite Tuckerſnuth!“ heißt: O mein liebes ſüßes Zuckermündchen.

Johann Heinrich Voß hat bekanntlich in dieſer Mundart allerliebſte Idyllen gedichtet, und neuerdings machte Bärmann in Hamburg ähnliche Verſuche mit Glück. Ein ländliches Spiel „Kwatern“ hat auch bei der Aufführung auf dem Theater ſtets den größten Beifall davon getragen.

Ein Hauptſchmaus der Hamburger iſt die Aalſuppe, die im Spätſommer, wenn die Aale fett und die Birnen reif ſind, bereitet wird, und die aus der unglaublichen Miſchung von Aalen, Birnen, grünen Erbſen, vielen Kräutern und Wurzeln, Rindfleiſch, Eſſig und noch anderer Ingredienzien beſteht. Jedes Hamburger Haus von einiger Bedeutung gibt wenigſtens einmal ſeine ſolenne Aalſuppe, und lädt dazu Verwandte und Bekannte ein. Die Suppe macht dann die Hauptſchüſſel, woran ſich die Geladenen ſatt eſſen, und ſelten bleibt ihnen ſo viel Appetit übrig, noch etwas anderes zu genießen. Die Speiſe iſt aber unverdaulich und für den Fremden auch nicht ſchmackhaft. — Im Winter ißt man viel Rauchfleiſch. Das Hamburger Rauchfleiſch hat auch im Auslande einen großen Ruf und das mit Recht. Holſteiner Ochſen ſind vortrefflich, und auf die Kunſt zu räuchern verſteht man ſich im Norden Deutſchlands, wie nirgend ſonſt. Ein tüchtiges Stück Rauchfleiſch mit einem derben Pudding dazu, iſt ein Gericht, das nicht verſchmäht wird. Der Kleinbürger ißt Samſtag ſein „Pluckfinken," Ueberbleibſel der ganzen Woche von geräuchertem Fleiſch, die in einen Topf gethan, am Feuer geſchmort und dann mit gelben Rüben und Roſinen zubereitet und verſpeist werden. Offenbar noch ein mittelalterliches Gericht, oder von Seefahrern in Zeiten der Noth erfunden, wo ſie das entbehrten, was eigentlich zuſammengehört, und das ſcheinbar Unpaſſende vermiſchten, um den Hunger zu ſtillen. Solche Sachen ſchmecken dann manchmal ganz wider Erwarten gut; die Erfindung wird auf dem feſten Lande als etwas Neues mitgetheilt, in die Familie eingeführt und pflanzt ſich dann weiter fort.

Lachs gehört jetzt zu den koſtbaren Schüſſeln, und wird nur bei Gaſtmählern ſervirt; aber es gab eine Zeit, wo Lächſe ſo häufig waren, daß eine alte Geſindeordnung den Punkt enthält: „daß Herrſchaften ihren Dienſtleuten nur zweimal wöchentlich Lachs zu eſſen geben ſollen," weil nehmlich dieſe ſich beſchwert hatten, ihn alle Tage eſſen zu müſſen.

Man ſagt, daß die Dampfſchiffe die Lächſe aus der Elbe nach andern Gewäſſern verſcheucht haben. Ein Verluſt für die Gaſtronomen.

Das ehemalige Hotel de Saxe.

Von einer Straße, wie der Valentinskamp in Hamburg, kann man ſich in Süddeutſchland kaum einen Begriff machen. Eine lange, ſchmutzige, enge, aber dabei ſehr belebte Straße, die am Gänſemarkte beginnt und an den Dragonerſtällen, dem eigentlichſten Sitze der unkeuſchen Göttin, endet. Die Benennung Valentinskamp wird aus dem Lateiniſchen hergeleitet, und es ſoll hier zweimal ein Lager geſtanden haben.

Ich hatte auswärts ſchon viel von dem Hotel de Saxe in Hamburg gehört, und überall war mir gerathen worden, dort einzukehren. Nirgends war man ſo gut aufgehoben, nirgends machte man ſo leicht Bekanntſchaften; der Wirth ſollte ein Ehrenmann ſeyn, die Wirthin die Liebenswürdigkeit ſelbſt, und die ausgezeichnetſten Geiſter machten aus dieſem Hotel ihren Vereinigungspunkt. Ueberall nichts als Lobendes und Gutes, und nur in Hannover vernahm ich eine Warnungsſtimme: „Arnet," dies war der Name des damaligen Eigenthümers, „läßt ſich ſeine ſchlechten Zimmer und ſein ſchlechtes Eſſen eben ſo theuer bezahlen, als die Andern;" ſo hieß es hier Dieſe Eine Stimme gegen ſo viele wurde natürlich überhört, und ich gab am Steinthore den Befehl, nach dem Valentinskamp in's Hotel de Saxe zu fahren.

Vom Schweinemarkt, der an dem Steinthore liegt, bis zum Kamp muß man nicht weniger als die ganze Stadt durchſchneiden. Ich fuhr durch große und kleine Straßen und Gäßchen, an ordinären und ſchönen Hotels vorüber; ich las am Jungfernſtiege die Worte: „Belvedere, St. Petersburg, Ruſſie und London" von den Tafeln; ich fand, daß dieſe Hotels eine ſchöne Lage hatten und auch ganz ſtattliche Fronten zeigten; aber unermüdlich trieb der Kutſcher die Pferde an, den Herrlichkeiten flogen wir vorüber und immer weiter ſchienen wir uns in dem Gros der Stadt zu vertiefen, deren Ende wir jedoch eigentlich ſchon bald wieder erreicht hatten. Dieſer unförmliche, häßliche Platz war der Gänſemarkt, mir in dramaturgiſcher Hinſicht ein klaſſiſcher Boden, weil hier bekanntlich Schröder ſein erſtes deutſches Theater gründete, und dort die ſchmale Schluchtgaſſe iſt endlich der erſehnte Valentinskamp. Der Kutſcher hält ſchon beim dritten Hauſe; ich kann nicht glauben, daß dies ein Hotel ſey. Vier Fenſter in der Breite, ein Stockwerk, ein hohes ſpitzes Giebeldach, kein Thorweg, ſondern nur eine enge Thüre. Aber die Tafel ſpricht vernehmlich und ſtolz: **Hotel de Saxe**, und zwei ſtattliche Laternen beleuchten die goldenen Buchſtaben. Es war im Herbſte, am ſpäten Abende, als ich anlangte. Ein großes Zimmer im Erdgeſchoße, zunächſt der Thür, wird uns eingeräumt. Es war das Einzige in dieſem Revier und verteufelt kalt; Zugwind in allen Ecken, dabei groß, unheimlich, nicht geeignet, um ſich nach weiter und beſchwerlicher Reiſe darin wohl zu fühlen. Der Wirth wurde hereingerufen; allein er war nicht im Stande, ein anderes Zimmer herzugeben. Oben liege ſein Sohn am Nervenfieber ſchwer erkrankt, ſagte er, und ſonſt ſey Alles in ſeinem Hauſe beſetzt. Wir glaubten dem armen Manne, denn in dieſer Gaſthütte konnte leicht Alles beſetzt ſeyn.

Die Stunde des Abendeſſens war da, und wir hatten ordentlichen Appetit. Eine gebratene Ente erſchien und ein Compott. Wir fanden die Speiſen gut und freueten uns auf das Souper. Aber wir ſaßen lange, lange; endlich klingelten wir. Der Wirth ſelbſt erſchien und ſervirte ab. „Wie? nichts mehr?“ rief ich erſchrocken. Er entgegnete höflich: Ob wir noch nicht ſatt ſeyen, und er die Speiſen ſtehen laſſen ſollte? Ich machte mich ihm verſtändlich, und er bemerkte, daß bei ihm Abends nur ſtets eine Schüſſel ſervirt wurde; ein Eierkuchen und Käſe halfen aus der Verlegenheit, und wir durften wenigſtens nicht hungrig zu Bette gehen. Mit Schrecken gedachte ich nun der Warnungsſtimme aus Hannover. Müde, wie ich war, ſchlief ich bald ein, und die etwas unverdaulichen Abendſchüſſeln, die ich wider Willen hatte verſchlingen müſſen, incommodirten mich nur durch Träume. Ich erwachte zu guter Stunde und verlangte meinen Caffee. Es mochte acht Uhr ſeyn. Aber Alles ſchlief noch im Hauſe und nur die Scheuerfrau goß eine Waſſerfluth über Flur und Treppen; ſelbſt die Außenſeite des Hauſes wurde damit überſchwemmt, als wenn Alles in Feuer ſtünde. Später erfuhr ich zwar, daß dies Hamburger Sitte ſey; am erſten Morgen wurde ich aber höchlich davon überraſcht. Die Hamburger haben Waſſer genug und dürfen unbeſorgt dieſem Reinlichkeitsluxus fröhnen; Andern, den Stuttgartern z. B., könnte er theuer zu ſtehen kommen, und wohl gar am Ende eine Waſſernoth im umgekehrten Sinne veranlaſſen.

Auf den Caffee mußte ich warten; erſt gegen 11 Uhr wird Alles lebendig im Hauſe, und wer früher bedient ſeyn will, muß es vor dem Schlafengehen beſtellen.

Im Hintertheile des Hauſes lag ein großes Zimmer, in dem geſpeiſt, geſpielt, getrunken und geraucht wurde. Dies überraſchte mich nicht wenig. Das geträumte Hotel verwandelte ſich mir unter den Händen zur Kneipe. Am Abende vorher hatte ich einen Schritt in dieſes Zimmer gewagt, und ſpäter vernahm ich Gemurmel von Sprechenden, Gelächter, Rufen und dergleichen. Dies Geräuſch geleitete mich bis in meinen Schlaf hinein. An kleinen Tiſchen ſaßen Kartenſpieler, den Hut auf dem Kopf, Thee und Punſch vor ſich, Cigarren im Munde. Hinter einem größern Tiſche ſaß eine artige kleine Frau, welche die Getränke verabreichte. Es war richtig eine Kneipe, aber doch keine ſüddeutſche; Alles war eleganter, comfortabler; an den Wänden brannten ſchöne Broncelampen und auf den Tiſchen ebenfalls;

kein Talglicht wurde geſehen; die Beleuchtung erſchien mir auffallend für dieſe Verhältniſſe.

Ich überblickte die Geſellſchaft; ſie war mir als intereſſant geſchildert worden; ich freute mich darauf, ſie andern Tages kennen zu lernen. Zwiſchen drei und vier wurde zu Mittag geſpeiſt. Ich hatte mir einige Geſichter des vorigen Abends gemerkt, die ich nun vergebens ſuchte, ſie waren nicht bei der Mittagstafel erſchienen. Dafür war dieſe mit Andern beſetzt, die bald meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Oben am Tiſche ſaß ein ältlicher Herr, mit einem angenehmen viel und freundlich ſprechenden Geſicht. Er war im eigentlichen Sinne Präſident der Tafel, man hörte ihm eben ſo gern zu, als er zu erzählen ſchien. Man bemerkte gleich, daß er mit Vorliebe und genauer Kenntniß vom Theater ſprach, und beſonders davon, wie es ſich ſeit einer langen Zeit vor ſeinen Augen in Hamburg geſtaltet hatte. Schröder's wurde dabei, ſo oft es anging, erwähnt, und ſeinen ältern Mitgliedern gebührendes Lob geſtreut. Dann hörte ich ihn auch oft den Namen „Chriſtina Reinhold“ mit inniger Rührung ausſprechen, eine vor Kurzem geſtorbene Schauſpielerin, die eine Zierde des Hamburger Theaters geweſen ſeyn ſoll. Mein Nachbar flüſterte mir zu, daß der Sprecher der Doctor Reinhold ſelbſt ſey, der Gatte jener zu früh dahin geſchiedenen Künſtlerin, deren Tod allgemeines Bedauern erregt hatte. Reinhold war damals Herausgeber der Zeitſchrift „Hamonia“ und ſoll auch am „Freiſchützen“ den thätigſten Antheil genommen haben: hiezu wollte er ſich jedoch niemals öffentlich bekennen. Ich will daher hier nicht mehr als ein ziemlich allgemein verbreitetes Gerücht und eine Vermuthung ausſprechen.

Reinhold übte zur damaligen Zeit keinen Einfluß auf das Theater aus; er ſchrieb ſeine Theatercritiken, wie ſie das Publikum gern leſen mochte, um die ſich aber weder Direction noch Künſtler kümmerten. Die dramaturgiſchen Kenntniſſe des Mannes ragten jedoch weit über dem hinaus, was er drucken ließ, und was er davon im Geſpräche äußerte, war gediegen, und hätte wohl allerdings oft die größte Beachtung verdient. Er hatte in ſeiner Jugend in Weimar gelebt und ſtets große Liebe dem Theater zugewendet. Dann war er ſelbſt eine Zeitlang Orcheſtermitglied bei reiſenden Geſellſchaften geweſen; ob er auch aufgetreten, wag ich nicht zu beſtimmen. Nach Hamburg, ſeiner Vaterſtadt, zurückgekehrt, war die Dramaturgie immer noch ſein Steckenpferd. Er lebte in ziemlicher Unabhängigkeit. Als ihr Lehrer wurde er mit der talentvollen Chriſtina Löhrs bekannt, deren Entwicklung er leitete. Sie wurde aus Dankbarkeit ſeine Gattin. Er beſchäftigte ſich noch ſtets gern mit Anleitungen, die er jungen Schauſpielern willfährig ertheilte, und hierin entdeckte ich eine große Verwandtſchaft zwiſchen ihm und Schall, den ich einſt in Breslau gekannt hatte. In der Kenntniß des Techniſchen war er dieſem jedoch wohl bedeutend überlegen. Schall war nie ſelbſt ausübender

Künſtler, noch überhaupt bei einer Bühne wirkſam geweſen.

Zunächſt Reinhold ſaß ein älterer Mann mit kahlem Haupte, der viel aß und noch mehr ſprach. Auch er erging ſich mit vielem Vergnügen, großer Breite und bedeutendem Wiſſen in den Gehegen des Theaters. Er war ungenirter in ſeinem Weſen, als Reinhold, und unerſchöpflich in Saillien und Bonmots, von denen jedoch nur wenige die Probe paſſirten. Seine Unterhaltung war zu abſichtlich, um einen guten Eindruck machen zu können. Seinen Complimenten, die er reichlicher ausſtreute, als es guter Ton zulaſſen will, gab er einen Nachdruck, der uns über die Bedeutung genugſam aufklärte, die er ihnen ſelbſt beilegte und auch allgemein beigemeſſen wiſſen wollte. Auch hier war Schröder die Parole, und meine Leſer werden ſich darüber nicht zu verwundern haben, wenn ſie in dieſem Manne den Profeſſor Meyer, Gutsbeſitzer in Bramſtedt, kennen lernen, der alljährlich ein Paarmal nach Hamburg kam, um ſeine Freunde zu beſuchen, — der einſt Schröder's langjähriger Hausfreund und Tiſchgenoſſe war und dann ſpäter ſein Biograph und Lobredner wurde. Noch vor Kurzem lieferte der achtzigjährige, geiſtesfriſche Greis literariſche Aufſätze für den „Unpartheiiſchen Correſpondenten,“ die er ſtets „Fr.“ (Farmer. Meyer) unterzeichnete.

Meyer gegenüber hatte ſich eine lange, trockene Geſtalt eingefunden, mit auffallendem, von den Blattern ſtark durchfurchten Geſichte. Der Mann miſchte abſichtlich viel Gelehrſamkeit in ſeine Unterhaltung, und nannte vornehmlich ſo viele ſeltſame Büchertitel aus allen Sprachen, daß das eigentlich Geiſtreiche ſich dahinter verlor und das Ganze ermüdend wurde. Auch hier merkte man die Abſicht und ward verſtimmt. Dies war Kosmeli, ein Mann, von dem ich ſchon viel ſprechen gehört hatte, und der zu Anfange dieſes Jahrhunderts ſich einen abenteuerlichen Ruf zu machen gewußt. Er war einer jener räthſelhaften Menſchen, die unſere Zeit nur noch vom Hörenſagen kennt, und denen gutmüthige Schwätzer, wie wir ſie jetzt auch nicht mehr beſitzen, mit großer Vorliebe viel dummes und kluges Zeug anzudichten beliebten. So hatten mir Schall und Andere von dieſem Herrn Kosmeli die ſeltſamſten Dinge erzählt, und mir ihn als einen Ausbund von Genialität geſchildert. Ich fand dies nicht ganz beſtätigt, der Mann war alt und ſtumpf geworden. Er beſuchte alle zwei Jahre Hamburg, um ſich durch die geſchickte Hand eines dortigen Arztes, zu welchem er das größte Vertrauen beſaß, behandeln zu laſſen.

Kosmeli iſt aus Schleſien, unweit der polniſchen Gränze geboren; er war lang in Rußland geweſen und hatte Reiſen in Aſien, namentlich an den Kaukaſus und nach Perſien gemacht. Die letztere Reiſe hat er in Druck gegeben. Jetzt reiſte er ſeit einer Reihe von Jahren im nördlichen Deutſchland umher, ohne daß man ihn irgend ein Geſchäft treiben ſah; die Maultrommel, die er mit Virtuoſität zu behandeln verſtand, veranlaßte ihn manchmal, ſich in Concerten hören zu laſſen, doch ſoll er die Einnahmen ſtets den Armenſtiftungen überantwortet haben. Ueberall hatte er Zutritt in angeſehenen Häuſern; ſeine gelehrten Floskeln, die Schmeicheleien, die er den Damen machte, die eckigen Manieren, das ſeltſame Aeußere, der ſlaviſche Accent, den man ihm anhörte, dies Alles machte ein Zuſammen aus, das mindeſtens auffallend genannt werden darf. Obgleich er ſich leicht ereiferte und gern heftig disputirte, war doch der Grundzug ſeines Charakters Gutmüthigkeit; er war überall wohl gelitten, und ſelbſt Damen nannten ihn aus Erkenntlichkeit für die ihnen geſpendeten Schmeicheleien „intereſſant.“

Der Rath Ludwig, der früher in Altenburg, in dem goldenen Zeitalter dieſes freundlichen Städtchens, das Centrum der Geſelligkeit ausmachte, und mehre Mitglieder des Stadttheaters bildeten ferner die Elite jener Tafelrunde des Hotel de Saxe. Dazwiſchen miſchten ſich einige Makler und Commis, die zum Theil die Literatur-

und Kunſtgeſpräche ſtillſchweigend hinnahmen, zum Theil durch komiſch improviſirte Fragen ihre gelehrte und artiſtiſche Tiſchgenoſſenſchaft zu ihrer eigenen geiſtigen Bereicherung auszubeuten ſuchten.

Das Hotel de Saxe trug mir die Bekanntſchaft zweier liebenswürdigen deutſchen Künſtlerinnen ein. Denn Schauſpieler wählten mit großer Vorliebe ſtets dies Hotel zu ihrem jeweiligen Aufenthalte in Homburg. Es war Dem. Gley aus Dresden, jetzt als Mad. Rettich die Zierde des Wiener Burgtheaters, und die reizende Haizinger, die nie altert, die Repräſentantin unſerer feinſten Coketterie, mit dem ächt deutſchen Anſtrich von Naivität.

Die Anweſenheit einer ſolchen Größe zog dann immer einige ungewöhnliche Beſucher an die Wirthstafel des Herrn Arnet, der es auch an inſtändigſten Bitten nie fehlen ließ, die Künſtlerinnen vom Speiſen auf dem Zimmer abzuhalten. Ihre Gutmüthigkeit war zu bewundern, mit welcher ſie ihm nachgaben, und im vollſten Schmuck ihrer Reize im engen Zimmer unter Geſchrei und Tabaksrauch Platz nahmen; denn außer einigen ihnen zunächſt Sitzenden, die ſie zu unterhalten bemüht waren, wurde von den Andern nicht die leiſeſte Rückſicht auf ihre Anweſenheit genommen.

Dies war aber die letzte Zeit dieſes renommirten Hotels, das ſeitdem in die Hände eines andern Beſitzers überging, und weder ſeine tägliche Geſellſchaft, noch die fremden Schauſpieler mehr in ſeinen Mauern beherbergt.

Marr.

Ein originelſer Mann, der in Norddeutſchland eines ausgebreiteten Rufes genoß und der Vater des bekannten Schauſpielers in Wien, war der Eigenthümer des Gaſthofs „zum König von England.“

Marr durfte als Typus des niederdeutſchen Gaſtwirths angeſehen werden. Seine Manier war trocken und einfach; dabei war er gaſtfrei und gefällig; wußte mit dem Wein trefflich zu hantieren, und band die Küchenſchürze vor, um ein Mock-Turtle oder ein Beefſteak ſelbſt zu bereiten. Leute, die er mehr als einmal geſehen hatte und die ihm gefielen, redete er gern — wenn ſie's ihm erlaubten — mit dem vertraulichen „Du" an. Und dann blieb er auch gewöhnlich nicht lange mehr mit ſeiner Lieblingsmarotte im Hinterhalte: ihnen eines ſeiner Stücke vorzuleſen.

Man erſtaune nicht darüber; der Mann, der den ganzen Tag Wein zapfte, Speiſen bereitete, Rechnungen ſchrieb, hin- und herlief, um einzukaufen und dies und jenes zu ſchaffen, der oft bis ein Uhr Nachts von einem Schwarm von Gäſten umlagert wurde, und ſelbſt thätig bei ihren Gelagen in doppelter Eigenſchaft, als Wirth und Mitgaſt, wirkte, zündete, wenn Alles rings umher ſich der Ruhe überließ, ſeine Studirlampe an, legte ſein Papier zurecht, ſchnitt ſeine Feder und ſchrieb mit der dicken, zitternden Handſchrift, mit ſeiner Wirthsfraktur Dramen, rührende, zärtliche, ergötzliche, erſchütternde Stücke, von denen einige von den Schauſpielern des zweiten Theaters unter dem Beifall der Menge aufgeführt wurden. Dies waren — wie er mir ſelbſt ſagte — des Mannes glücklichſte Stunden; dieſe Geiſtesthätigkeit, nach der körperlichen Abſpannung, erfriſchte den ſiebenzigjährigen Greis wunderbar! Und Marr war kein außerordentlicher Geiſt, hatte keine eigentliche Bildung; kaum war er im Stande, in ſeiner Mutterſprache ſich bequem auszudrücken, und doch wußte er eine Fabel zu erfinden und ſie dramatiſch zu geſtalten.

Bei einem nachbarlichen Fürſten ſtand Marr in einiger Gunſt; er war im Beſitz von Tabatieren, Medaillen und Porcellanvaſen, die er bei verſchiedenen Gelegenheiten für Ueberſendungen patriotiſcher Gedichte u. ſ. w. erhalten. Auch unterließ er es nie, am Geburtsfeſte jenes Monarchen ein Diner für ſeine Freunde zu veranſtalten, wobei die bekränzte Büſte des Fürſten den Ehrenplatz erhielt.

Urſprünglich war Marr ein Metzgergeſell aus Niederſachſen, und ſein beſtes Stück: „der Schlachtergeſell auf Reiſen," mag wohl Einiges aus ſeinem eigenen Leben zur Anſchauung gebracht haben. Seit einigen Jahren iſt der gute Alte geſtorben.

Pavillons.

Unter dem Namen Pavillons verſteht man in Hamburg Caffeehäuſer, von denen zwei an dem Alſterbaſſin auf dem Jungfernſtieg, ein drittes aber auf dem Wall unweit des Stintfangs liegen. Die erſtern ſind der Schweizer und Alſter-Pavillon, der letztere der Elbpavillon; dieſer gewährt eine herrliche Ausſicht auf die Elbe und nach Altona.

Den ganzen Tag über ſind die Pavillons an der Alſter beſucht; ſie ſind ſo glücklich gelegen, daß ſelten ein Vorübergehender der Verſuchung widerſtehen kann, einzutreten. Hier ſieht man

Alles, was Hamburg Ausgezeichnetes an Fremden und Einheimiſchen beſitzt. Der berühmte Dramaturg Zimmermann, Profeſſor am Gymnaſium, war hier eine ſtehende Figur. Jede freie Stunde, die ihm der Unterricht ließ, brachte er hier zu, um ſich in lebhaften Debatten über Kunſt oder Politik, ſeine Lieblingsthema's, zu ergehen. Mit einer ſiegreichen Suade bemächtigte er ſich ſeines Gegenſtandes, und ruhete nicht eher, bis er ſeinen Gegner zu Boden ſah. Ein Geiſt, der ſich mit Leichtigkeit über Alles verbreitete, und ein unerſchöpfliches Wiſſen kam ihm dabei zu Hülfe. Er war ſehr beliebt, namentlich hing ihm die junge Welt an, worunter nicht ſelten ein ausgezeichneter Dichter war, der ſich einſt zu ſeinen Schülern zählte: Heine. Der Mann war unglücklich, ſeine Häuslichkeit ſoll Schuld daran geweſen ſeyn. Dies vermochte ihn, mehr als er vertrug, von ſtarken Getränken zu ſich zu nehmen; Kränklichkeit war die unausbleibliche Folge, und Wahnſinn die unerwartete, die ſeinem Leben, weit vor dem ihm urſprünglich geſteckten Ziele, auf ſchreckliche Weiſe ein Ende machte. Außer einigen geſchichtlichen Werken werden ſeine „neuen dramaturgiſchen Blätter,“ die er als Fortſetzung der Leſſing'ſchen Dramaturgie herausgab, ſeinem Namen in der Kunſtgeſchichte des deutſchen Theaters einen dauernden Platz ſichern.

Der nun gleichfalls geſtorbene Däne Kruſe, dem romanliebenden Publikum hinlänglich bekannt, und einer der fleißigſten Schriftſteller in dieſem Fache, war auch ein nicht ſeltener Beſucher des Pavillons; er war ein ſtarker Fünfziger, kurz und ſehr ſtark beleibt, mit grauem, feingekräuſeltem Haare, das ein rothes, dickes Geſicht einfaßte.

Dann fanden wir hier Töpfer, den Luſtſpieldichter, einſt Schauſpieler in Wien, der ſich in ſeiner Ungebundenheit ſehr wohl gefiel und einem erlaubten Egoismus mit Comfort fröhnte.

Sonſt ſah man auch noch Heine, Maltitz und mehre Andere hier, die Hamburg zu ihrem vorübergehenden Wohnſitz erwählt hatten.

Im Jahre 1830 herrſchte auch hier eine ungebührliche Aufregung. Irgend ein mit ſtarker, vernehmlicher Stimme begabtes Individuum ſtellte ſich damals auf einen Tiſch und las die Zeitungen den Uebrigen vor, die ſich lautlos umher verſammelt hatten, da ſelbſt die mehrfach beſtellten Exemplare nicht genügten, die Schaar der Neugierigen in ſo kurzer Zeit, als ſie es wünſchten, zu befriedigen. Aber mit dem Anhören begnügte man ſich nicht; das Beiſpiel ſchien zu reizend den Hamburgern, es mußte bald auch ſeinen Theil an dem Allerweltsſpectakel nehmen.

Zuerſt wurden Drohbriefe mit rother Dinte ausgeſtreut, die gegen einen Geiſtlichen, den Paſtor R., und die Juden — eine ſonderbare Aſſociation — gerichtet waren. Aber die Drohung gegen die Letztern ſollte zuerſt ausgeführt werden. An einem ſchönen Abende ertönte zu gleicher Zeit in den verſchiedenen Pavillons der Schreckensruf: „Juden hinaus!“ Und im Nu wurden die Anweſenden, die man als Juden erkennen konnte, ergriffen und hinaustransportirt. Man erzählte dabei die Anekdote, daß ein Jude, ſchon bis zur Thüre gedrängt, ausgerufen haben ſoll: „Ich bin getauft!“ worauf die Menge uniſono ſchrie: „So werft ihn wieder herein!“ und ihn unter lautem Jubel wieder in den Pavillon zurückwarf. Hierauf wurden den Juden die Fenſter eingeworfen; es entſtanden Raufereien mit der bewaffneten Macht; kleine Gefechte, Schießen; Verwundungen, Tödtungen, Verhaftungen; dies Alles dauerte mit Zwiſchenpauſen mehre Tage lang.

Als charakteriſtiſch muß ich anführen, daß der Pöbel, der Abends die Stadt verließ, um auf dem Hamburger Berge und vor dem Steinthore den Spectakel mitzumachen, ſtets gehorſamlich, den beſtehenden Vorſchriften gemäß, die Thorſperre bezahlte, deren Pächter ſich in jenen Revolutionszeiten ſehr wohl befunden haben ſoll. Als ich einſt vor der Thür des Theaters ſingende betrunkene Haufen, die vom Schlachtfelde kamen, vorüberziehen ſah, konnte ich mich des Gedankens kaum erwehren, ſie würden den Theaterkaſſier überfallen, der eine reiche Einnahme gemacht hatte, oder wenigſtens doch in die offene Theaterſchenke einbrechen und ſich aller Spirituoſen bemächtigen. Aber nichts davon geſchah. Einige näherten ſich und fragten, ob ſie hier Grog haben könnten, und der Pächter der Schenke hatte die Kühnheit, dieſen Himmelsſtürmern, den Stürzern der geſellſchaftlichen Ordnung, zu erwiedern: „daß ſie in einen Keller gehen möchten, hier gäbe es nichts für ſie!“ und ſie zogen ruhig fort.

Welche Nation hat wohl in Revolutionszeiten ſo viel Anſtand und Reſignation bewieſen? Die Leute hatten ſich heiſer geſchrien und waren gewiß alle durſtig, und wer da weiß, was das bei den untern Claſſen in Hamburg heißen will, muß dieſes Räthſel als ein unauflösbares vor der Hand bei Seite liegen laſſen. —

Börſenhalle.

Ein Etabliſſement, wie es außer London wohl nicht angetroffen werden mag, rivaliſirt ſie mit Lloyd.

Herr Gerhard von Hoßtrupp erkannte ſehr richtig das Bedürfniß ſeiner Mitbürger, als er dieſe Börſenhalle ſtiftete.

Die Börſenzeit war für die zunehmenden Geſchäfte Hamburg's zu kurz; die wachſenden Speculationen verflochten die Kaufleute in Debatten und Converſationen, die in dem kurzen Zeitraum der anberaumten Stunde nicht abgemacht werden konnten. Das Läuten zum Schluß wurde überhört, und gab zu Klagen und Reclamationen die Veranlaſſung. Wenn man jedoch bedenkt, daß die Börſe Hamburg's auf offener Straße gehalten wird, und hiedurch die Paſſage für Reiter und Wagen in dem belebteſten Theile der Stadt gehemmt iſt, ſo wird man leicht einſehen, daß unter ſolchen Verhältniſſen an eine größere Ausdehnung der Börſenzeit nicht wohl gedacht werden konnte.

Herr von Hoßtrupp eröffnete nun in ſeinem Hauſe in der Bohnenſtraße, unweit der Börſe ſelbſt, eine Halle, wohin die Kaufleute ſich begeben konnten, um Alles, was noch nicht gehörig beſprochen und abgemacht worden war, zu Ende zu bringen. Das Anerbieten wurde mit freudigem Dank angenommen, und der Plan dem Bedürfniſſe nach immer mehr und mehr erweitert.

Zu dem Hauſe, in dem ſich die urſprüngliche Halle befindet, wurden ſpäter Seitengebäude angekauft, welche weite, ſchöne Säle und eine Menge von Zimmern zur Aufnahme der Mitglieder enthalten. Sie wurden zu paſſenden Flügeln des Hauptgebäudes umgeſtaltet, und gewähren nun eine ſchöne, durch ihre architectoniſchen Verhältniſſe imponirende Façade, deren Ausdehnung wahrſcheinlich noch weiter um ſich greifen wird, da das blühende Inſtitut fortwährend im Wachſen iſt.

Ein großes Portal, ich glaube im ägyptiſchen Styl, ziert dieſe Façade, und zu beiden Seiten ſieht man Pforten geöffnet, deren Aufſchriften andeuten, daß die eine zum Ein-, die andere zum Ausgehen beſtimmt iſt. Portiers, in ariſtokratiſchem Glanze, halten hier Wache. Man tritt in eine hohe Vorhalle, an welche die eigentliche Halle, mit Glas gedeckt, ſtößt. Hier ſind überall ſchwarze Tafeln angebracht, wo alle Neuigkeiten, die auf öffentlichem oder Privatwege einlaufen, ſogleich angeſchlagen werden, und jedem Kaufmanne genügt es, die Halle zu beſuchen, um alsbald von Allem, was ihn intereſſiren könnte, Kenntniß zu erlangen. Beſonders wichtig ſind die immerwährend einlaufenden Seeberichte für die zahlreichen Rheder in Hamburg. Hier wogt nun die Handelswelt auf und ab; man lernt die Fremden kennen, die von allen Punkten der Erde hier zuſammenſtrömen; man ſieht den gebräunten Einwohner der Antillen, den ſchlichten Bürger Nordamerika's, den nach Braſilien ausgewanderten Europäer, mit dem citrongelben Geſichte, den ein Leberleiden, das er ſeinem neuen Vaterlande verdankt, mindeſtens alle drei Jahre zwingt, ſeine Zuflucht zu europäiſcher Luft oder wohl gar zu einer auflöſenden Heilquelle zu nehmen. Wir hören ſpaniſch, engliſch, franzöſiſch, portugieſiſch um uns ſprechen, und Alles läßt uns wohl auf Augenblicke vergeſſen, daß wir uns in der alten deutſchen Hanſeſtadt befinden.

Neben der Halle ſind Billardzimmer und Locale, den Leib zu erfriſchen. Vortreffliche Beefſteak, feine Weine, Porter, Caffee, Grog und Punſch ſind hier ſtets zu haben; Alles huldigt einem engliſchen Comfort; ſüddeutſches, ſchmutziges Schenkenweſen wird ſchon hier zu Lande kaum mehr angetroffen, am wenigſten aber in der Börſenhalle.

In den obern Räumen finden wir die Glanzparthie des ganzen Inſtituts. Kein ſogenanntes Muſeum oder Caſino hat dieſe Menge von gelehrten, techniſchen, politiſchen und belletriſtiſchen Journalen und Zeitungen aufzuweiſen; ſelbſt Galignani und Boſſange in Paris vermögen den Vergleich nicht auszuhalten.

Daß wir hier alle Blätter Deutſchlands, die meiſten Frankreichs, ſehr viele aus England antreffen würden, darauf waren wir vorbereitet; wir finden jedoch auch ſpaniſche, portugieſiſche, italieniſche, ruſſiſche Journale; der Moniteur ottoman, der Spectateur de Smyrne ſind vorhanden, ebenſo die Blätter, die in dem weiten Amerika erſcheinen, von Canada bis zum La Plata, und zwar in einer Friſche, die von der Regelmäßigkeit und Schnelligkeit unſerer heutigen Schiffahrt das vollkommenſte Zeugniß ablegt. Dabei findet ſich Alles vor, was das Tages-Intereſſe anregt; Eiſenbahnen und Homöopathie, Runkelrüben und junges Deutſchland, Theaterſtreitigkeiten und Myſticismus; ein getreuer Zeitſpiegel, der uns die Ereigniſſe und uns ſelbſt im Conflict mit ihnen zurückſtrahlt.

Das Umfaſſende dieſes großartigen Etabliſſements zeigt ſich hier in ſeinem vollſten Glanze.

Die Halle, die den ganzen Tag geöffnet iſt, vereinigt in den der eigentlichen Börſe vorangehenden Stunden den ganzen Handelsſtand Hamburg's, einheimiſch und fremd; eine ſehr reſpectable Verſammlung. Hier wird zunächſt nach politiſchen Ereigniſſen gefragt, die auf Speculation und Schiffahrt ſo großen Einfluß üben; man macht Bekanntſchaften und geht auf die eigentlichen Handelsintereſſen über. Die Stunde der Börſen-Eröffnung ſchlägt und Alles begibt ſich, wie im Zuge, dorthin. Nach dem Schluß der Börſe erſcheint man wieder in den Räumen der Halle. Abends, wenn die Poſten ankommen, wird die Halle wieder Sammelplatz, und oft wird es zehn Uhr, ehe der Familienvater ſich zu ſeinem Souper oder der Fremde zu ſeiner Abendgeſellſchaft begibt. Denn neben ſo mancher ächt deutſchen Sitte, die von Alters her unverändert und ſchlicht geblieben iſt, herrſcht hier die neuere Gewohnheit, um vier zu Mittag und um zehn zu Nacht zu ſpeiſen, welche hauptſächlich durch Börſenzeit und Poſttage bedingt wurde.

Jeder Fremde darf ſich durch ein Mitglied in die Börſenhalle einführen laſſen, und erhält eine Karte, die er monatlich erneuern laſſen kann. Bei Einheimiſchen oder länger Verweilenden findet dieſes nicht mehr ſtatt, und ſie ſind genöthigt, ein Jahres-Abonnement einzugehen. Wer ſich ſogleich auf drei Jahre abonnirt, erhält einen bedeutenden Rabatt.

Handelsſtand.

Der Enthuſiaſt mag in Berlin für das ſchöne Militär, in Wien für die glänzende Ariſtokratie, in München, wenn es ihm möglich iſt, für die Maler ſchwärmen, mir wird man es nicht verdenken, wenn ich ihn in Hamburg für den Handelsſtand zu gewinnen ſuche. Wer nie dort war, ſchlage ſich Alles aus dem Sinn, was er von Kaufleuten auf dem Continente geſehen, und wären es die Bethmann oder Rothſchild in Frankfurt ſelbſt, die dort doch auch nur als Ausnahmen von der Regel gelten können.

Gab es einſt in Venedig einen königlichen Kaufmann, ſo gibt es deren in Hamburg auch. Ich würde hier unbedingt mehre nennen, wenn die Börſenariſtokratie ſich nicht vor ſolchen Ehrenbezeugungen ſtolz-beſcheiden bedankte.

Der Kaufmann in Hamburg muß jedoch Rheder ſeyn, um Achtung für ſich im vollſten Maße in Anſpruch zu nehmen. Der Banquier mit ſeinen ungeheuern Fonds dient doch nur dazu, jenem ſein Geſchäft zu vermitteln, und der Waarenhändler, und wäre er Millionär, iſt nur Kleinhändler im Vergleich mit dem weltverbindenden Geſchäfte des Rheders. So ein 30 bis 40 Schiffe auf allen Meeren der Welt zu gleicher Stunde für ſich umherſegelnd zu wiſſen, gibt wohl allerdings einiges a plomb, denn an ein Unglück, wie es eben jener königliche Kaufmann von Venedig erlebte, iſt bei unſern aſſecurirten Zuſtänden nicht mehr zu denken.

Der Rheder iſt ein Mann von umfaſſenden Kenntniſſen. Er muß den Handel der fernſten Küſten verſtehen, er muß ein Wort von der Structur der Schiffe mitzureden wiſſen, und ſtets über alle Verbeſſerungen, die in dieſem Fache täglich, ja ſtündlich gemacht werden, im Klaren ſeyn. Er hat gewöhnlich ſelbſt in ſeiner Jugend als Cargador große Reiſen gemacht, und ſich durch ſeinen Aufenthalt in fremden Welttheilen, durch ſeinen Umgang mit außereuropäiſchen Nationen eine Univerſalität angeeignet, die in Erſtaunen ſetzt. Bei ihm verſchwinden alle engherzigen, kleinlichen Rückſichten; er blickt von ſeinem Landhauſe an der Elbe über den weiten Ocean nach ſeiner Commandite in Amerika, als wär's das Haus des Nachbars, und das Bewußtſeyn, daß ſein Name dort wie hier mit gleich großer Achtung genannt wird, fügt ſeinem Continentalſtolze eine kleidende überſeeiſche Tinte bei.

Die Rhederei iſt die Poeſie des Handelsſtandes. Selbſt Sagen und Aberglauben weben um ſie; Elemente, welche alle andere Handelsbranchen entbehren müſſen. Die See hat ihre Geſpenſter, wie das Land, und noch ſchauerlicher, da ſie zwiſchen dem ewigen Raum nach oben und dem unergründlichen Abgrund ſchweben, und unaufhaltſam in die Unendlichkeit verſchwimmen, noch nie erforſcht und nie ergründet. Aber was mehr iſt; die bevorzugten Kaſten auf dem feſten Lande brüſten ſich mit Aufklärung und verlachen ihre armſeligen Geſpenſter, während dem geſcheidteſten Seemanne die heimliche Scheu unvertilgbar im Buſen wohnt, und er — der Muthige, der jedem Schreckniſſe, ſo unerwartet es auch über ihn hereinbricht, mit kaltem Blute die Spitze bietet — er horcht auf Ahnungen und Zeichen, die ihm die Natur ſendet, und erwägt und berechnet danach zukünftige Chancen. Dieſer Glaube, der allen Menſchen tief eingegraben iſt, den ſie ſchon bei der Geburt als Erbtheil für's Leben empfangen und den ihr Leichtſinn bloß in dem Gefühle vollkommener Sicherheit thöricht ſchilt, iſt wie ein Troſt, den das Kind der Erde mit in die graue Waſſerwelt hinausnimmt, der er ſich anvertraut, dem Schutz unſichtbarer Mächte anheimgegeben, wohl wiſſend, daß hier ſeine Kraft im offenen Kampfe mit dem Ungeheuern unterliegen müßte.

Viel ſchöne Gebräuche herrſchen daher im Innern der Rhederfamilien; Stürme, die an andern Menſchen ſpurlos vorüberziehen, erwecken hier Gefühle der Andacht, Mildthätigkeit und anderer edler Gemüthsbewegungen. Einer der ſchönſten Gebräuche iſt nun wohl aber die Taufe eines neuen Schiffs; eine Handlung, die gewöhnlichen Leuten an und für ſich als unnöthig erſcheinen mag, denn das Schiff würde wohl auch ohne Namen den Hafen, für den es beſtimmt, erreichen konnen; aber die Weihe, die in dem Ceremoniell ſich ausſpricht, iſt zu bezeichnend, als daß ein Rheder ſie jemals unterlaſſen ſollte.

Das neue Schiff ſteht wie ein Haus von drei Stockwerken, mächtig erhöht auf den Werften. Es iſt fertig, nichts fehlt als die Maſte, dieſe werden aber erſt aufgeſetzt, wenn das Schiff im Waſſer iſt. Starke Stützen halten es nach allen Seiten, noch eine kurze Zeit, denn bald ſoll es vom Stapel laufen. Auf langer Leiter begibt ſich nun der Rheder und ſeine Familie, nebſt den geladenen Gäſten auf das Verdeck des Schiffes. Oben iſt ein Frühſtück mit allem Luxus ſervirt, deſſen nur das reiche Hamburg fähig iſt. Alles ſtrotzt von Cryſtall und Silber, die koſtbarſten Weine, die ſeltenſten Leckerbiſſen, Dinge, die der Binnenländer kaum dem Namen nach kennt, und die dort unbedingt nur in Naturalienſammlungen ihre Stelle finden würden, werden hier zu Madera und Port verſchluckt. Ein Muſikcorps ſpielt; Alles iſt luſtig und guter Dinge. Doch die Stunde des Acts iſt da, und Stille tritt plötzlich ein. Der Rheder begibt ſich an das Vordertheil und ſpricht einige Worte voll Hoffnung und Freudigkeit über die Beſtimmung des noch Namenloſen; hierauf überreicht man dem ſchönſten Mädchen, oft der Tochter des Hauſes, eine Flaſche des edelſten Rheinweins, den ſie als Libation ausgießt und damit die Taufe des Schiffes vollzieht, deſſen Namen in demſelben Augenblicke unter Abfeuern von Böllern und dem Tuſch der Trompeten laut verkündet wird. Zugleich werden die vordern Stützen, die letzten, entfernt, das Schiff macht eine Bewegung vorwärts, dem Waſſer zu, wie ein muthiger Renner, der ſich nicht mehr zurückhalten läßt; aber noch binden mächtige Ankertaue den Coloß am Lande feſt. Jetzt werden auch dieſe gekappt und majeſtätiſch, wie ein Held zu künftigen Siegen, gleitet das Schiff das abſchüſſige Ufer hinab, unter dem Hurrah der verſammelten Menge, unter dem Geſchrei der Hüte ſchwenkenden Menſchen auf dem Verdecke, dem Donnern des Geſchützes und dem kriegeriſchen Schalle der Muſik. Das Werft brennt durch die gleitende Rieſenwucht und ſendet Rauch und Dampf dem Flüchtlinge nach. Das Waſſer kocht brauſend bei ſeinem Empfange, und das Schiff gehorcht zum erſten Male der Lenkung des Capitäns, indem es ſich ſtromabwärts ſchwenken läßt, um nicht mit Macht auf die gegenüber liegenden Elbinſeln an den Strand zu laufen. Bei dieſer Schwenkung legt es ſich ſtark auf die Seite, und den auf dem Verdeck befindlichen Damen erpreßt der momentane Schreck einen ſo durchdringenden Schrei, daß er durch Muſik, Hurrah und Schießen grell vernommen wird.

Jetzt liegt der Meeresrieſe ruhig da; die Geſellſchaft verläßt in Böten das Bord, um ſich an das Land zu begeben und Abends durch einen glänzenden Ball im Hauſe des Rheders den wichtigen Freudentag zu beſchließen.

Manchmal zerſtört jedoch ſchon die erſte Reiſe alle frohen und großen Hoffnungen, die ſich an dieſes Ereigniß knüpfen; ich erinnere mich in meiner Jugend den prächtigſten Dreimaſter, den die Werfte meiner Vaterſtadt erbauen ſahen, den ſtolzen „Ocean“ vom Stapel laufen geſehen zu haben, der von ſeinem erſten Fluge nicht heimkehrte und den die Gewäſſer Weſtindiens begruben.

Solche Fälle haben, wenn auch jeder Schaden von den Aſſecuranzen vergütet wird, etwas ungemein Trauriges für Alle, die das Schiff kannten und bei ſeiner Taufe zugegen waren.

Die Häuſer der reichen Hamburger Handelswelt ſind gaſtfrei; jedoch mit Einſchränkungen. Zunächſt ſind es die Verwandten, die an ihren Feſten Theil nehmen, dann die Handelsfreunde, die Reiſenden der geſchäftsverbündeten Häuſer, die von guten Häuſern Empfohlenen, zuletzt, aber nur unter gewiſſen begünſtigenden Umſtänden, kommt wohl auch die Reihe an Künſtler und Schriftſteller. Eigentlich äſthetiſche Geſellſchaften wie in Berlin, Dresden und andern Orten, wo letztere die Hauptſache machen, und zu Thee und Butterbrod ſelbſt mit Appetit genoſſen werden, finden in Hamburg nicht ſtatt. Haben Künſtler und Schriftſteller Eintritt, ſo verlangt man in der Regel nichts von ihnen, als einen guten Magen und einen unbeſcholtenen Ruf, gleich wie von allen übrigen Gäſten. Solide Leute müſſen's vor allen Dingen ſeyn, und dies nur allein iſt eigentlich Haupterforderniß. Mit einem Makel kommt man in kein vornehmes Hamburger Haus, der Name mag in Kunſt und Literatur noch ſo berühmt ſeyn. So etwas genießt man, wenn's die Mühe verlohnt, außer dem Hauſe, läßt's aber nicht über die Schwelle.

Im Winter ſind Bälle, ſelbſt Liebhabertheater nicht ſelten, im Sommer werden ſplendide Diners auf den Landhäuſern gegeben. Hier gibt's nun allerlei transatlantiſche Vergnügungen: mexicaniſche Schaukeln, braſilianiſche Hängematten, Spiele, wie ſie auf den Sunda-Inſeln, in China und am Oronoco heimiſch ſind und worin uns die weitgereisten Kinder des Hauſes willfährigen Unterricht ertheilen.

Eine Rieſenſchildkröte iſt aus Weſtindien angekommen und das Schiff hat auch zugleich einen ſchwarzen Koch mitgebracht, der uns eine Probe ſeiner Kunſt bei dieſer Gelegenheit ablegen ſoll. Er ſelbſt trägt mit ſchwarzen Händen die Gerichte auf, die er aus der Amphibie zu bereiten verſteht. Zuerſt die kräftige Schildkrötenſuppe, aus hitzigem Madera und noch hitzigerm Carry-Gewürz beſtehend; dann das Ragout aus dem Blute, dem grünen Fette und den Eingeweiden, das in der verzierten Schaale des Thieres ſelbſt ſervirt wird; zuletzt aber die ſaftig-geröſteten Stücke der Schenkel, eine Art Beefſteak der Bereitung nach. Lob aus aller Gäſte Munde und reiche Belohnung wird ihm zu Theil.

Eine ungeheure Hammelkeule, wie ſie nur in Schottland gedeihen kann, hat die ſchnelle Reiſe, am Maſte aufgehängt, zurückgelegt, und iſt von der Seeluſt nun ſo mürbe gemacht, daß das feine Fleiſch auf der Zunge zergeht. Die koſtbarſten Fiſche hat der Capitän als Zugabe ſeiner Ladung hinzugefügt, um die Tafel ſeines trefflichen Rheders damit zu ſchmücken; aus allen Himmelsſtrichen ſtrömen die Tribute herbei, denn das reiche Hamburg iſt an eigenen Leckerbiſſen arm, ſelbſt das Wild müſſen Hannover's Waldungen liefern, Auſtern die holſteiniſche Küſte, Dorſch das Meer bei Lübeck, Forellen die reizenden Seen von Plön und Eutin.

Aber deſſen ungeachtet iſt Alles dennoch in Hamburg zu haben; um Neujahr kann man junge Erbſen und Spargel an den Wirthstafeln finden, welche die Höhe der Gärtnerei in den Vierlanden erzielt.

Die Sitte der Trinkgelder iſt hier noch herrſchend und eine Einladung zu einem Diner iſt daher ſtets mit Koſten verbunden.

Wenn dies ein Luxus für die Eingeladenen genannt werden kann, ſo iſt es die Aufnahme aber auch werth, daß man ihn beſtreite.

Die Tafeln der Hamburger Börſenariſtokratie zeigen eine Eleganz, wie man ſie in Deutſchland nicht wieder findet. Viele Häuſer laſſen ihr ſchweres Silbergeſchirr ſtets nach den neueſten Formen, und wie es die herrſchende Mode erheiſcht, umarbeiten; und die Glas- und Cryſtall-Ausſtellungen bei Davenport muß man geſehen haben, um zu wiſſen, welche Forderungen hier gemacht und befriedigt werden können. Reiche Service von roſa, gelbem, ſeegrünem Cryſtalle ſind ſtets vorhanden, nicht bloß einzelne Gläſer als Prachtſtücke, und damit iſt das große, alterthümliche Haus Davenport vom Erdgeſchoße bis in die obern Stockwerke ganz angefüllt; ein Reichthum, der in Erſtaunen ſetzt und beim Einkauf das Wählen faſt zur Unmöglichkeit macht, nach dem alten Sprichworte: Wer die Wahl, hat auch die Qual! —

Die Bälle im Winter ſind in den vornehmen Handelshäuſern oft ungemein prächtig. Masken-Aufzüge werden dabei veranſtaltet, die mit fürſtlichen rivaliſiren dürften. Es fehlt hier weder an Reichthum, noch an Geſchmack; mit dem Fremdartigen weit entfernter Nationen iſt man durch Autopſie innig vertraut, und iſt wohl auch im Stande, manches Eigenthümliche durch von Reiſen Mitgebrachtes darzuſtellen. Selbſt in dem Reichthum der Juwelen können Hamburger Damen mit alten Geſchlechtern aus dem Mittelalter wetteifern, und haben das vor dieſen voraus, daß ſie ſtets moderne Eleganz darin zur Schau tragen.

Ein ſolches Ballfeſt kann die ganze Börſe manchmal in Anſpruch nehmen. Zuerſt bemeiſtert ſich die Wuth der jungen Söhne aus guten Häuſern, die unter den ausgezeichnetern Handelsreiſenden Theilnehmer für ihre Zwecke werben. Hierauf gewinnt ſich die Luſt immer weitere Kreiſe; mit dem Fortſchritte, den die Sache macht, werden die Aeltern auch davon ergriffen; der Zeitpunkt der Ausführung iſt nahe und die Verlegenheit wird dringender. Man berathet ſich erſt verborgen unter beſten Freunden, dann ſucht man fremde Hülfe. So erzeigte man mir manchmal die Ehre, mich in ſolchen Dingen bewandert zu glauben und mir darin einigen Geſchmack zuzutrauen, und ſo geſchah es denn, daß ich oft die Coryphäen der Börſe in meinem Zimmer erblickte, um ſich mit mir über Coſtüm und damit Verwandtes in allem Ernſte zu berathen. Es waren Namen darunter, die des uneingeſchränkteſten Credits genoſſen und ohne Beſorgniß, demſelben zu ſchaden, ſich dieſen heiterſten Beſtrebungen überließen.

Eine ſolche Einladung zum Ball iſt wie der Ton aus Oberons Horn, die ernſteſten Geſchäftsleute werden davon zu Sprüngen angetrieben.

In Göbelt's Magazin, bei Lebzeiten des Gründers ein Muſeum von Allem, was die Induſtrie aller Welttheile Schönes und Brauchbares hervorbringt, ſah ich einſt einen Seſſel und einen Arbeitstiſch ganz von Perlmutter, mit Bronce herrlich ausgelegt. Die beiden Stücke koſteten zwar an 3000 Mark Banco, aber Göbelt hatte in kurzer Zeit zwei Exemplare davon verkauft und mehre noch verſchrieben. Dies mag eine Idee von dem Luxus geben, der hier in der Einrichtung der Wohnungen herrſcht.

Die Hauptrichtung des Geſchmacks ſtrebt dem Engliſchen nach; in vielen Häuſern iſt alles Deutſche verdrängt und die engliſche Sitte herrſchend. Engliſche Abſtammung, langes Verweilen in jenem Lande, innige Geſchäftsverbindung mit demſelben geben die Gründe dazu. Es gibt Häuſer, wo man auf eilf Uhr Nachts zum Diner eingeladen wird und um drei Uhr Morgens erſt von der Tafel aufſteht.

Auch in den übrigen Schattirungen der Geſelligkeit bemerkt man dieſen engliſchen Einfluß. Es exiſtiren viele Clubbs. Einer der vorzüglichſten iſt der Blücherclubb. Nach abgehaltener Mahlzeit werden die Toaſte ausgebracht und hierauf folgt eine Rede (Speech) oder gewöhnlicher ein Geſang (Song). Mit großer Feierlichkeit, gefalteten Händen und zum Himmel gekehrten Blicken intonirt dann wohl ein anweſender Brite, ſehr langſam und mit zitternder Stimme ſein Flottenlied, und der Chor der Deutſchen ſtimmt mit Beziehung auf Hamburg's Handelsflor mit gleicher Begeiſterung in das

Rule Britania, Britania rule the waves —

ein.

Hamburger Berg.

Hier iſt alle Tage Jahrmarkt! Doch was will das ſagen? Das, was hier zu ſchauen iſt, könnte die meiſten Meß-Miſeren im lieben Vaterlande mit Sehenswürdigkeiten bevölkern.

Schon an dem Millernthore geht der Trubel an. Zuerſt auf leichtgezimmerten Tiſchen die nomadiſche Handelswelt; hier Cigarren aller Art, leichte und ſchwere Domingo, Havannah, Woodwille und Feuer gleich dazu; dann die Cocosnüſſe, Datteln, Roſinen und Feigen; hierauf die mannigfaltigſten Waaren zum beſtimmten Preiſe von einem Shilling, man möge daraus wählen, was es ſey. Nun kommen die Händler mit Flüſſigkeiten, die Karren mit Citronen, Orangen und andern Früchten. Ein jeder preiſt ſeine Waare mit lauter Stimme an und ruft ihren Preis aus, und da alle verſchiedene Melodien anſtimmen, um ſich von ihrem Nachbar zu unterſcheiden; da dieſer alte Seemann im tiefen Gurgelbaß, jener Judenburſche im heiſern, ſchrillenden Tenor, dort die Weibsperſon im hellſten Diskant ſich vernehmen laſſen, ſo kann man leicht denken, wie unangenehm hier ein zartorganiſirtes Ohr berührt wird. Aber die Fremdartigkeit des Schauſpiels nimmt ſo ſehr alle Sinne gefangen, daß das betäubte Ohr nicht recht zur Beſinnung kommt, und dem Eingewohnten geht es mit ſolchen Erſcheinungen, wie dem Mühlknappen mit dem Lärm der Mühle, er überhört ihn aus Gewohnheit.

Der Pöbel in Hamburg, der hier ſehr zahlreich iſt, gehört zu den gutartigſten, die mir bekannt ſind. Zum Theil ernährt er ſich vom Schacher. Selbſt kleine Jungen, die anderswo unnütze Spiele auf Straßen und Plätzen treiben und die Vorübergehenden dadurch incommodiren würden, machen hier Speditions- und Commiſſions-Geſchäfte im Kleinen, und verkaufen allerlei Waaren für fremde Rechnung. Für ihren Profit ſuchen ſie dann irgend einen Genuß ſich zu verſchaffen, und namentlich iſt das Tabakrauchen etwas, was ſie gern haben. Konnte man es da wohl den guten, genußſüchtigen hamburgiſchen Straßenjungen verdenken, daß ſie während der Occupation den ſpaniſchen Cavalleriſten, wenn dieſe ihre Eſel zur Schwemme ritten, nachliefen und baten: „O Muſche Cararo*, loht mi dok en Beten rieden op dien lütje** Cavalljo!“ Womit ſie den Eſel meinten.

Altona liegt eine kleine Viertelſtunde von Hamburg entfernt; den Weg dahin faßt eine Reihe ſtattlicher Häuſer von der einen Seite ein. Auf der andern ſenkt ſich ein Hügel zur Elbe hinab, und dies iſt der eigentliche Hamburger Berg.

Sobald man mit dem Schwarme, der ſtets zum Thore hinausdrängt, durch die Gaſſe der Handelsleute hindurch und an dem ſeltſam gebauten Trichter-Caffeehauſe vorüber iſt, ſteht man auf dem freien Platze, wo Panoramen, Menagerien,

---

[*] Das bekannte ſpaniſche Schimpfwort, welches die Jungen oft hörten und für einen Ehrentitel hielten.

[**] Lütje: klein.

Marionetten, Seiltänzer, Wachsfiguren, Carouſſels, Glückshafen, Polichinells, Reiter und andere Unterhaltungen und Sehenswürdigkeiten einen luſtigen Janhagel in Athem und Schauluſt erhalten. Alle Tage dieſe Luſt, alle Tage die Müßigen, die hier Stunden zubringen können? und in einer Stadt des Handels, wo Alles beſchäftigt ſeyn ſollte, wo es an eigentlichen Pflaſtertretern fehlt?

Um dies zu erklären, bedenke man erſtlich, daß alle Herrlichkeiten des Berges zunächſt für die Matroſen erfunden ſind, die auf dem Lande ſtets Zeit haben, ihren Vergnügungen nachzugehen und unter gewiſſen Umſtänden auch nichts Anderes thun. Ferner hat von der großen Maſſe Vorübergehender Dieſer oder Jener wohl auch Zeit, einige Minuten dem Zuſchauen zu widmen.

Die meiſten der hier aufgeſtellten Sachen ſind heimiſch und permanent zu ſchauen; die Eigenthümer wohnen in den Häuſern von Holz, zugleich mit ihren Merkwürdigkeiten.

Wenn man den weiten grünen Platz durchſchnitten hat und ſich nun der Stadt Altona nähert, kommt man zu einigen kleinen, einſtöckigen Häuſern, welche enge Gäßchen bilden. Hin und wieder ſieht man verlebte Weiber, frech gekleidet, mit dickgeſchminkten Wangen vor den Thüren ſtehen und die Vorübergehenden mit zahnloſem Munde angrinzen. In dieſem Bereiche findet der nach jahrelanger Seereiſe heimkehrende Matroſe Entſchädigung für ſeine Entbehrungen. In dieſen Armen, an dieſen Brüſten ruht er aus; dieſe Lippen ſpenden den ſeinigen den Kuß der Liebe! Und er — der Matroſe — berauſcht von Gin und Grog, die Lippen vom gekauten Tabak gefärbt, im theergetränkten Wamms — man ſtelle ſich dieſe Miſchung reizender Gerüche vor! — allen Sitten der Erde fremd, entartet auf dem wilden Ocean, den roheſten Lüſten fröhnend — welch' ein ſchreckliches Bild! —

Das Weib beſtiehlt den an ihrer Seite im Rauſch Entſchlafenen um die Löhnung ſeiner langen Fahrt, und er erwachend, ſtößt mit dem Meſſer nach ihr — er ermordet ſie nicht — ſondern er ſticht, wie man ſonſt wohl in die Backen kneipt — in den Arm, in die Hand, in's Geſicht, und Blut fließt — und das Weib ſtürzt laut heulend hinaus, und der Sandvoigt, der auf dem Berge die Polizei verſieht, kommt, und Getümmel und Schlägerei währen die ganze Nacht. Solche Scenen ereignen ſich hier fortwährend.

Auf dieſes Revier folgen die Schenken und Tavernen in langer Reihe, die ſich in ſchicklicherer Form nach dem Pinnasberge hinunterziehen; einer Straße, die längs des untern Elbufers bis zum Nobisthor von Altona ſich erſtreckt. Hier ſieht man bloß Schilder mit engliſchen Inſchriften, und der trunkene Matroſe ſchwankt von einem Wirthshauſe zum andern. Die Wahl wird ihm nie ſchwer. Er ſitzt unter dem Schutze eines guten Daches, auf feſtem Boden, vertrinkt bis auf ſeinen letzten Heller und weiß dieſe hohe Luſt ganz und tief zu fühlen, und vor ihm ſieht er auf luftigen Werften die halbfertigen Schiffe, denen er ſich anvertrauen ſoll, um dann nach ſchwerer Mühe und Noth endlich wieder einmal des eben ſo trefflich mundenden Glücks auf dem feſten Boden des Hamburger Berges theilhaft werden zu können.

Sonſt war in der Reihe dieſer Schenken eine „London Tavern“ geheißen, wo auch elegantere Welt nicht verſchmähte, einzutreten. Man drängte ſich durch einen engen Gang, zwiſchen Auſternſchaalen an der großen Wirthin vorüber, die mit ernſt-andächtiger Miene uns auf engliſch begrüßte. Sie war eine Engländerin. Hierauf kam man in den geräumigen, aber niedern Saal, der aus Holz gebaut, das Innere eines Schiffes verſinnlichte. Das äußere Ende, auf die Elbe hinausgebaut, war die Cajüte, aus deren Fenſter man eine ſchöne Ausſicht nach dem am jenſeitigen Ufer liegenden, zwei Stunden entfernten Harburg hatte, wobei ein treffliches Fernrohr unſern Augen zu Hülfe kam.

Hier erhielt man nichts als Roaſtbeef, Beefſteaks, Auſtern, Cheſterkäſe und Pickles, das in ſcharfem Eſſig und Ingwer eingemachte Gemüſe als Beiſatz, und trank Porter und Ale aus Pinten von Zinn, wie in England. Alles, was man erhielt, war vortrefflich, und Mancher verſchmähte die leckerſten Schüſſeln in Hamburg, um hier ein geſundes, wohlſchmeckendes und nahrhaftes Mahl zu halten.

Eines Tages brannte London Tavern ab, und kurz darauf ſtarb der wackere Eigenthümer, Herr Heidtmann, an der Cholera; ich weiß nicht, ob das Etabliſſement in dieſer Art wieder eröffnet worden iſt.

Folgt man der Straße, ſo erblickt man unweit des Nobisthores von Altona ein großes, weißes Gebäude mit der Inſchrift: „Hotel de Nelson.“ Hier befindet ſich das Theater des Hamburger Berges. Das Publikum, das ſich dort verſammelt, darf nach dem Vorhergehenden nicht erſt beſonders geſchildert werden und die Künſtler wohl eben ſo wenig. Man gibt hier große und ernſte Stücke, und es fällt den Schauſpielern nicht ein, ſie traveſtiren zu wollen; man hat hier Lieblingsſchauſpieler, große, wackere, geniale Künſtler, wie überall. Auch Kritiker finden ſich, die darüber ſchreiben. Es iſt ein Theater, ſo gut conſtituirt, wie jedes andere in Deutſchland.

Wenn das Theater zu Ende iſt und Publikum und Künſtler der angenehmen Täuſchung entſagt haben, begibt man ſich in den griechiſchen Hof oder in das Joachimsthal, wo eine glänzende Beleuchtung ſich durch die Colonnade ergießt. Hier erklingen rauſchende Orcheſter und lärmender Tanz, der täppiſche Long-Jack der Schiffer vor Allen, wirbelt bunt durcheinander. Dieſe luſtigen Locale, dem Vergnügen der geringſten Claſſe der Geſellſchaft gewidmet, beſchämen durch ihre Größe und Structur die vornehmſten Muſeen und Caſino's in kleinen deutſchen Reſidenzen.

Unweit des Thores von Altona befinden ſich die Gränzen des Freiſtaates und des Königreichs Dänemark. Zwei ſchmucke hanſeatiſche Uhlanen zu Pferde und zwei däniſche Infanteriſten in rothen Röcken halten hier in Frieden und Eintracht nebeneinander Wache, und man verläßt den einen Staat und betritt die Gränzen des andern, ohne in Sitte und Sprache auch nur die kleinſte Veränderung zu ſpüren.

Einen eigenthümlichen Reiz gewährt es, in mondheller Nacht ſich in einer leichten Jölle auf der Elbe umherrudern zu laſſen.

Von den Landhäuſern vor dem Steinthore bis nach Blankeneſe iſt es nur eine Reihe großer Gebäude. Hamburg und Altona erſcheinen verbunden und die ſchönen Villen am Ufer zu der mächtigen Stadt zu gehören und ihre Quais zu bilden.

Vom Hafendamm und Kehrwieder flimmern die Lichter zu uns herüber, und das Gewirre und Treiben wird vernehmlich durch die Stille, die auf dem Waſſer herrſcht. Die weißen Kiespfade des Stintfangs leuchten hell, und oben auf ſeinem Belvedere drängt ſich ſchöne Welt, die aus dem beleuchteten Elbpavillon, auf dem Roſenhügel, dorthin ihren Weg nimmt, von Muſik begleitet. Der Roſenflor zu den Füßen des Elbpavillons entfaltet die perſiſche Pracht eines ächten Guliſtans.

Nun folgt das wirre Tönen des Hamburger Berges; Muſik, nicht der beſten Art, die ſich durchkreuzt, fernes Schreien und Toben; die Hafenrunde fährt vorüber und ruft an, und das däniſche Wachtſchiff vor Altona löst die Kanone.

Immer breiter wird der Strom, der Wind ſpielt ſtärker mit ſeinen Wellen; es iſt gar herrlich auf ihm zu ſchiffen, der ſo nahe dem Meere verwandt iſt, und ſogar deſſen periodiſche Launen von Ebbe und Fluth nachahmt. In den herrlichen Villen ſieht man bei offenen Thüren die Familien zum Spätmahle verſammelt; herrliche Lampen erleuchten den Raum; prächtige Geräthe erglänzen; viele dunkle Baumgruppen ſchneiden endlich die helle Häuſerreihe ab; es iſt der Park von Flottbeck, die intereſſante Schöpfung des großen Praktikers, Freiherrn von Voigt. Nun hebt ſich das Terrain zuſehends; was für ein rieſiges Vorgebirge deckt den Mond und hüllt uns in ſeinen Schatten? Der Süllberg iſt's; dort oben das Dörfchen mit dem idylliſchen Anſtrich iſt Blankeneſe, wo die kühnen Schiffer wohnen, die ſich im Sturm auf die See hinauswagen, blos mit einem Stück Brod und etwas Branntwein verſehen, und ſo mehre Tage ausbleiben.

Hier ſchlafen die Leute nicht; in den kleinen Hütten ſieht man Feuer flackern; wie Krabben wimmelt es ſchwarz am Ufer; ſie ſind um ihre Böte beſchäftigt, die ſie zur frühen Fahrt rüſten.

Der Süllberg, der hier am Meere ſo groß erſcheint, würde unter den ſchwäbiſchen Hügeln der kleinſte ſeyn, den Niemand beachtete. So geht's, wenn man ſeinen richtigen Standpunkt erwählt.

Wir ſchiffen in Gedanken weiter fort, an Glückſtadt, Stade vorüber, nach Cuxhaven, wo uns die Nordſee empfängt, bis nach Helgoland, dem ſchönen Felſen, wo man ſich die Geſundheit holt, die Hamburg's Nebel und ſeine üppigen Feſte verdorben haben. Hier aber kehren wir um; ſchon beginnt es ſtiller und ſtiller zu werden; und auf den Moorinſeln der Elbe tauchen Lichterchen auf und verſchwinden, und wir wiſſen nicht, ob es der Pächter in Wilhelmsburg iſt, der noch ſo ſpät umgeht, oder Irrlichter, die dort ihr Spiel treiben.

Das hanöverſche Ufer hält ein Nebelflor umzogen, den die blitzendſten Sterne nur matt zu durchbrechen vermögen.

Wir fahren durch die ſchweigende, ſchwarze Straße der Schiffe des Binnenhafens und ſteigen beim Baumhaus an's Land, von wo uns ein einſam haltender Fiaker nach unſerer Wohnung wieder zurück bringt.

Von Hamburg nach Bremen.

Im Winter, wenn die Dampffähre der Frau Wittwe Kleudgen ihre Fahrten eingeſtellt hatte, war es eine üble Sache, über die Elbe zu kommen. Dann mußte man ſich der Ever bedienen, deren es verſchiedene Sorten gibt, als da ſind: Elbever, Poſtever, Milchever u. ſ. w. Trotz dieſer Namenverſchiedenheit ſind ſie jedoch bis auf ihre Größe alle gleich: Offene, flache Segelfahrzeuge, die zum Transport lebloſer Gegenſtände geeignet ſind, ſich aber zu einer Reiſe wie die Ueberfahrt, welche im Winter, bei nicht ſtarkem oder gar conträrem Winde, ſechs Stunden und auch wohl länger dauert, für gutconditionirte Menſchen, die nicht, wie Holländer, „beidlebig“ ſind, gar nicht eignen.

Es war um die Weihnachtzeit, als ich mich entſchloß, nach Bremen zu reiſen. Das Wetter war ungemein milde; die Sonne ſchien freundlich, und wenn ich von dem Stintfang hinab ſah und hinauf, ſo erblickte ich noch immer ſchwimmende Schiffe, geſchwellte Segel überall, und den ganzen Hafen noch in der vollen Pracht ſeiner Takelage. So kam es denn, daß ich gar nicht an den Winter dachte, und wie bald dieſe freundliche Scenerie ſich unvortheilhaft verwandeln könnte.

Der Weihnachtsabend rückte heran, und ich hatte dieſen ſelbſt zu meiner Abreiſe beſtimmt. In den Häuſern der Hamburger bereitete ſich Alles zu dem fröhlichen Feſte vor, während ich in ſtummer Eile meinen Koffer packte. Alle Aufforderungen, Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude, prallten an meinem hartgepanzerten Herzen ab, das damals mit einer Bitterkeit erfüllt war, deren ich mich noch immer nicht ohne Anwandlung von geheimem Schauer erinnern kann. Meine Droſchke, die mich zum Baumhauſe brachte, flog an Weihnachtsbäumen und Spielzeug vorüber, die von frommen Aeltern für gute Kinder nach Hauſe getragen wurden; mich ließ dies kalt; ich bedauerte nichts, nicht einmal an meine Jugend erinnerte ich mich. Ich war nicht ohne Hoffnungen, aber ohne Empfehlungsbriefe aus dem frohen, gemüthlichen Süden unſers Vaterlandes nach Hamburg gekommen, und ich muß geſtehen, daß der erſte Empfang nicht eben aufmunternd war.

Alles trieb ſich um egoiſtiſche Zwecke; meine Wiſſenſchaft, meine Kunſt fand keinen Käufer; ich ſtand am Markte und Niemand wollte mich dingen. Später fand ich's freilich anders; man muß erſt warm werden in der alten Hanſe, wenn man ihr und ſich ſelbſt darin gefallen ſoll. „Wenn die Märzenſonne ihre Strahlen in die Elbe wirft, dann eſſen Sie mit mir ein Gericht Schollen!“

ſprach ein ehrlicher Hamburger zu mir, der ein großer Fiſchliebhaber war.

„Wenn's nicht jetzt ſeyn kann," erwiederte ich, „ſo wird's niemals ſeyn."

„Jetzt bekommt man das Fieber davon," entgegnete Jener darauf, „aber im März —"

„Dann bin ich in Bremen —"

„Was Bremen! Da iſt nichts zu holen, Sie kommen wieder her! Hamburg verläßt man nicht ſo um nichts. Wer hier nur ausharrt, ſieht am Ende alle ſeine Wünſche realiſirt."

Ich lächelte über den guten alten Mann; aber im März, beim herrlichſten Frühlings-Sonnenſchein, als die prächtige breite Scholle gebraten vor uns ſtand, und er mit kundigem Meſſer das Filet davon löſte und mir den blendend weißen Leckerbiſſen vorlegte, da mußte ich wieder lächeln, aber voll inniger Freude, denn ich war nach Hamburg zurückgekehrt und hatte die Ueberzeugung gewonnen, daß wohl von allen Städten Norddeutſchlands ſich's hier nur allein leben und gut leben läßt.

Im Baumhauſe wurde die Taxe bis Harburg berichtigt, und dann begab man ſich auf das Fahrzeug, das am Ufer des Binnenhafens nur wenige Schritte vom Hauſe lag. Es war ein Poſtever, der die Paſſagiere und Effekten des hanöverſchen Poſtwagens bis Harburg ſpedirte. Ballen, Koffer und anderes Reiſegepäck lag in zwei großen Haufen unordentlich aufgethürmt, und dazwiſchen reiheten ſich in geduldiger Faſſung ungefähr zwanzig Perſonen verſchiedenen Alters, Standes und Glaubens, den Augenblick der Abfahrt erharrend. Es dauerte lange, bis ſich die ſchwankende Maſchine in Bewegung ſetzte. Endlich um drei Uhr Nachmittags wurde das Schwanken etwas ſtärker, und ohne daß wir es eigentlich merkten, waren wir vom Lande abgeſtoßen und ſchwammen auf dem Rücken der Elbe zum Baume hinaus. Mein Nachbar bemerkte, daß wir faſt Windſtille hatten und mithin hoffen durften, recht lange auf dem Waſſer zu bleiben. Eine trübſelige Hoffnung, da in dieſer Jahreszeit der früh hereinbrechende Abend gewöhnlich ſchlechtes Wetter mitzubringen pflegt.

Als wir uns im äußern Hafen befanden und nun, Altona gegenüber, den Blick zurückſandten, überraſchte uns die großartige Anſicht des nördlichen Ufers, das, beide Städte in der Mitte, eingefaßt von einer auf mehre Stunden ausgedehnten Kette geſchmackvoller Villen und Gärten, ſich in ſeiner ganzen Herrlichkeit zeigt. Bei Altona bogen wir in den ſogenannten Köhlbrand, einen Elbarm, der ſich zwiſchen den Inſeln Wilhelmsburg, Moorburg u. ſ. w. hinzieht, die uns nur flache Ufer und einige ſchlechte Fiſcherwohnungen präſentirten. Man zeigte uns die Stelle, wo Davouſt's Rieſenbrücke einſt beide Ufer verband. Ich verſtehe nichts von der Nautik, und war daher nicht im Stande zu beurtheilen, ob die vielfältigen Manöver mit Segeln und Tauen bei dem Durchſchiffen der vielen Krümmungen zwiſchen den Inſeln nöthig waren, ſo viel aber darf ich behaupten, daß ſie die Paſſagiere höchſt beläſtigten.

Wer nicht auf's Commando ſich ſchnell zu bücken verſtand, oder ſeinen Hut abnahm, konnte einen derben Stoß erwiſchen oder jenen in's Waſſer fallen ſehen. „Nicht die Schweine führt man bei uns ſo zu Markte," ſagte ein Amerikaner, der zum erſten Male, wie ich, dieſe Reiſe mitmachte.

Unſer Fahrzeug drehte ſich nach allen Windgegenden, und wir kamen aus dieſem Labyrinthe von Fluß und Inſeln nicht heraus. Nie iſt mir eine Waſſerfahrt ſo peinlich und langweilig vorgekommen, und Harburg iſt doch ſo nahe, daß man es mit Hülfe eines guten Fernglaſes vom Pinnasberge oder Altona mit ſeinen rothen Dächern und gelben Häuſern ganz deutlich herüberlugen ſieht.

Der Abend dunkelte; der Nebel ſtieg und der Wind blies heftiger, als wir endlich den breiten Strom wieder gewannen, der im Gegenſatze zur Norderelbe bei Hamburg, die Süderelbe genannt wird und das hanöverſche Ufer beſpült. Der heftige Wind war jedoch kein günſtiger und die Fahrt wollte noch immer kein Ende nehmen. Wir ſchwammen ſtark ſchaukelnd, frierend und hungernd auf der Elbe, die hier die Ufer überſchwemmt hatte und vollkommen einem Meere gleich ſah; die Schiffer arbeiteten unter Geſchrei und Fluchen; man wußte nicht, ob das immer ſo ſeyn müſſe, oder ob es ſich blos auf dieſe Ueberfahrt beziehe und irgend eine Fahrläßigkeit andeute. Einer der Paſſagiere nahm hieraus Gelegenheit, die Fälle herzuzählen, wo ſich mit dem Ever Unglück zugetragen. Einmal, auch gerade an einem Weihnachtsabend, war der Ever mit neunzehn Perſonen umgeſchlagen, die ſämmtlich ertranken. Ich zählte mechaniſch die Köpfe, und fand die gleiche Summe, da zwei von uns ſich bei Wilhelmsburg hatten an's Ufer ſetzen laſſen. Dieſe Erzählungen und Betrachtungen erfriſchten unſere Stimmung nicht eben auf die angenehmſte Weiſe; zudem nahm der Wind zu, und die Bemühungen, in den Canal bei Harburg einzulaufen, brachten ein größeres Schwanken des Evers hervor. Endlich erblickten wir ein hohes ſchwarzes Gebälke vor uns, und zugleich hörten wir in der Nähe eine Uhr ſchlagen. Wir zählten neun. Das Gebälke aber war die Schleuſe am Harburger Canal, und die Uhr ſteckte in dem Harburger Thurm und hatte unſere Erlöſungsſtunde verkündet.

Nach einer Viertelſtunde ſtießen wir an ein ſchwarzes, kothiges, nur von den Laternen, welche einige Leute in den Händen trugen, beleuchtetes Ufer. Wir hatten mithin nicht weniger als ſechs Stunden auf dem Waſſer zugebracht.

Es herrſchte damals große Finſterniß an der hanöverſchen Küſte. Die erſten Hanoveraner, welche ich hier ſah, drängten ſich mit Ungeſtüm auf unſer Fahrzeug, um ſich unſerer Effekten zu bemächtigen. Sie riſſen und rafften Alles an ſich, und fragten weder nach dem Eigenthümer, noch darnach, ob das Gut zur Poſt oder nicht gehöre. Mit Ungeduld ſah ich dieſem wirren Treiben zu, denn ſo ſehr es mich auch drängte, das warme Zimmer zu ſuchen, ſo konnte ich mich doch nicht entſchließen, fort zu gehen und meinen Koffer auf den hanöverſchen Poſtwagen packen zu laſſen, während ſein Beſitzer den Weg nach Bremen einzuſchlagen gedachte. Das alte Luſtſpiel „die Reiſe zur Hochzeit,“ welches ich erſt vor wenigen Tagen in Hamburg trefflich geben geſehen, lag mir noch zu ſehr im Gedächtniß, als daß ich nicht allen Reſpect vor ſolchen Verwechslungen haben ſollte.

Endlich hatte eine der dunkeln Geſtalten meinen Koffer und Nachtſack auf die Schulter geworfen, und ich durfte ihr ruhig und vertrauend zur offenen Thür des Gaſthauſes nachſchlendern, aus deſſen Küche ein freundliches Feuer herleuchtete. Schon freute ich mich des wärmenden Ofens und einer kräftigen Suppe in Gedanken, als ich abermals einen unangenehmen Aufenthalt zu beſtehen hatte. Ehe ich nämlich die Stufen zur Hausthüre hinanſtieg, umdrängten mich viele Kerle in Mänteln, mit Peitſchen in der Hand, welche alle die größte Luſt zeigten, mich zu entführen. Wohin war ihnen gleich. Ich entriß mich nur mit Mühe ihrem Ungeſtüm, und ſagte, wenn eine Reteurgelegenheit nach Bremen da ſey, ſo wolle ich ſie miethen, jedoch nur im Hauſe drinnen und nicht hier auf der Straße. Ich müſſe, um den Handel abzuſchließen, mich erſt erwärmen und ſtärken, denn nach den Geſetzen meines Landes könne ein Halberfrorner und Hungriger keinen gültigen Vertrag abſchließen.

Mit dieſen Worten eroberte ich dann Stufen und Hausthüre, und befand mich hierauf bald im Hauſe des Heils, im warmen, kleinen, niedrigen Stübchen, das gut erleuchtet und von angenehmem Speiſeduft durchzogen, nichts zu wünſchen übrig ließ, als etwas Elaſticität, denn es war augenfällig zu klein für die Menge, die der Bauch des Evers und die Kaſten einiger durchreiſenden Diligencen hiehergebracht, und die noch von den gewöhnlichen Gäſten, den Honorationen Harburgs, verſtärkt wurden.

Mit weithin ſpähendem Auge war es mir nicht möglich, ein günſtiges Plätzchen zu finden, und nur der Güte eines meiner Leidensgefährten vom Ever, der hier bekannt war, verdankte ich es, durch die Reihen brummender Gäſte, an ſeiner Seite mich einklemmen zu dürfen. Allein kaum hatte ich hier Raſt gefunden, als ich abermals durch die winkende Geſtalt eines jener bemäntelten Kerle aufgeſchreckt wurde, der wie ein Mörder bei Macbeths Gaſtmahl unter der Thür erſchien, und mir Zeichen machte und das Wort Bremen zurief. Ich ſchnitt ihm ein barſches Geſicht und ſagte laut, er möge mich in Ruhe laſſen, aber er beharrte in ſeiner Stellung, und fing an, ſich kläglich und mitleidig zu geberden.

„Was will der Menſch von mir?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Sie reiſen wahrſcheinlich nach Bremen, und dies iſt ein Kutſcher von dort, mit dem Sie wohlfeilen Kaufes fertig werden können,“ war die Antwort.

„Er wird mir aber doch wohl geſtatten, vorerſt etwas zu eſſen, ehe ich mit ihm wegen der morgenden Abreiſe unterhandle," bemerkte ich.

„Davon kann nicht die Rede ſeyn," erwiederte mein gefälliger Nachbar; „dieſer arme Teufel iſt gewiß ſchon zwölf Stunden hier, und länger dürfen fremde Kutſcher in Harburg ſich nicht aufhalten. Sie müſſen fort, mit oder ohne Ladung. Dies kommt dann unſern Kutſchern manchmal zu Gute, wie Sie leicht denken können. Wahrſcheinlich iſt ſeine Stunde nun abgelaufen, und deßhalb ſchneidet er die kläglichen Mienen. Ich rathe Ihnen, ſich mit ihm zu verſtändigen, denn Sie kommen wohlfeil vom Wege, und ich kenne den Kutſcher und ſein Zeug noch überdies als gut und verläßig."

Was war zu thun? ich drängte mich bückend und um Verzeihung bittend wieder durch die in einander eſſenden und qualmenden Reihen, trat hier einen Hund, dort ein Hühnerauge, und gelangte endlich zu meinem Mann unter die Thüre, der ſich jedoch ſogleich zurückzog, und als ob er mir einen Hinterhalt legen wollte, mich in die finſterſte Ecke der Hausflur zog.

„Was iſt's? was ſoll's?“ rief ich überraſcht.

„Nicht ſo laut,“ bat der Kutſcher. „Ich darf eigentlich gar nicht mehr hier ſeyn, und wenn es einer von den Andern hört, was wir hier ſprechen, ſo muß ich noch Strafe zahlen obenein. Zum Glück iſt der Oberkellner mein Freund. Darum, Herr, wollen Sie für einen Friedrichsd'or nach Bremen, ſo beſinnen Sie ſich nicht lange, und kommen Sie hinaus an die Brücke, wo ich mit meinem Gläſerwagen halte.“

Ich ſtand verſteinert. Noch dieſe Nacht, und zwar in dieſem Augenblicke noch fort, und nicht einmal vom Hauſe abgeholt, ſondern bis an die Brücke hinauslaufen müſſen, und welche Brücke? wie ſollte ich ſie finden? Auf der andern Seite aber die Ausſicht, am andern Tage bei guter Zeit ſchon meinen Einzug in Bremen halten zu können, und um ſo billigen Preis hinzukommen! Dies gab den Ausſchlag, und ich willigte ein. Nur eſſen wollte ich, und meinen Kutſcher dann vor dem Weichbilde Harburgs einholen, das den Uebertreter ſeiner Geſetze nicht mehr in ſeinen Mauern dulden wollte. Die Sache hatte allerdings etwas Myſteriöſes, allein es war ein Verbrechen von der gutartigſten Sorte; dies tröſtete mich.

Den Kutſcher hörte ich mit ſeinen ſchweren, benagelten Stiefeln, freudig, wie es mir ſchien, durch die Nacht forteilen, und ich begab mich wieder in's Zimmer, um ſchnell einen ſtärkenden Imbis zu nehmen. Zum Glücke hatte eine ſo eben abfahrende Diligence gleich einer Kartätſche Lücken in die Reihen gebrochen, und ich durfte meinen beſchwerlichen Eiertanz von vorhin nicht wiederholen.

Wer von meinen ſüddeutſchen Leſern an jenem Abende in Harburg einen üppigen Speiſezettel, wie er in Oeſtreich, Baiern, Schwaben und am Rhein uns an den Wirthstafeln entgegen lächelt, erwartet hätte, würde ſich gleich mir bitter getäuſcht geſehen haben. Von Flüſſigkeiten war rother und weißer Wein, Thee und Caffee zu haben, allein die feſten Speiſen beſchränkten ſich auf eine gebratene, mit Kaſtanien gefüllte Gans, oder vielmehr, da alle die Hungrigen, die da geweſen waren, ſich mit derſelben Speiſe geſättigt hatten, und für die Hungrigen, welche nachfolgten, auch nichts Anderes vorhanden war, aus vielen gebratenen und auf gleiche Weiſe mit Kaſtanien gefüllten Gänſen. „Wie? keine warme, kräftige Suppe?“ fragte ich, nicht ohne einige Beſtürzung. „Wir eſſen hier Abends nie Suppe,“ war die ziemlich barſche Erwiederung. „Gut, die Harburger!“ wagte ich zu bemerken, „allein es kommen ja vielerlei Nationen hier wohl zuſammen.“ — „Für die iſt geſorgt, die trinken Thee.“ — Und damit mußte ſich meine Suppenluſt zufrieden geben. „Wie iſt es möglich,“ ſprach ich ferner, „daß Sie hier, im Angeſichte ſo vielen Waſſers, nicht auf Fiſche bedacht ſind?“ — „Die haben wir alle Tage, daraus machen wir uns nichts.“ — „Gut, aber Andere, die weit hergereiſt kommen, dürften doch manchmal Verlangen darnach tragen," bemerkte ich wieder beſcheidentlich. — „Das ſind die Herrſchaften mit Extrapoſt, die ſich aufhalten können; die Eilwägen müſſen ſchnell expedirt werden, und ihre Paſſagiere haben nicht Zeit, Fiſche zu eſſen und dabei an Gräten zu erſticken."

Ich ſah, daß ich gegen ſolche norddeutſche Gnade nicht ankämpfen konnte, und ergab mich in mein Schickſal. „Alſo in Gottes Namen denn," rief ich, „her mit der Gans, wenn ich gleich im Voraus weiß, daß ich mir daran den Magen verderbe."

Und ſie kam — oder vielmehr ſie wurde gebracht; eine Gans, wie man ſie in Süden nicht kennt; groß und fett und vollgeſtopft mit Aepfeln und Kaſtanien und Roſinen und Mandeln, und dabei gebraten mit einer Sorgfalt, die mich nur bedauern ließ, daß ſie an eine Gans verſchwendet war. Ich wagte nicht, viel davon zu mir zu nehmen, und da eine Taſſe Thee zur Gans mir nicht munden wollte, ſo verließ ich ungeſättigt und unerwärmt das ungaſtliche Gaſthaus zu Harburg, und trat unter die Hausthüre, um meinen Stern anzuflehen, der mich zur Brücke zu meinem harrenden Wagen bringen möchte. Der Stern ſtellte ſich mir ſogleich als Laternjunge dar, den der ſorgliche Kutſcher abgeſendet hatte, mich zum Orte des Stelldicheins zu bringen. Zum Glücke war es nicht weit, und die Laterne that ihre guten Dienſte. Ich hatte mich bald in einen Winkel des Wagens gedrückt, die Fenſter in die Höhe gezogen und die Augen geſchloſſen, und nun raſſelte und rumpelte mein Fuhrwerk über die ſchlechte Straße durch die Nacht hin. Nach und nach gewöhnte ich mich an dieſe Bewegung und konnte die Gegenwart verſchlafen. Mein Glück war jedoch nur von kurzer Dauer. Der Wagen hielt, und ſein Lenker ſaß ab und öffnete den Schlag.

Nach einigen nicht unerheblichen Flüchen erfuhr ich, daß im letzten Dorfe, wo der Kutſcher abgeſtiegen, um in der noch wohlerleuchteten Schenke einen Schnapps zu trinken, die Peitſche, aller Wahrſcheinlichkeit nach, liegen geblieben war. Er müſſe nun zurück, um ſie zu holen. Mein Einwenden, daß ich ihm eine neue Peitſche in Bremen kaufen wolle, half nichts; ohne Peitſche könne nicht gefahren werden, zumal bei Nacht, behauptete er; man wüßte ja nicht, was vorfiele u. ſ. w. Endlich ergab ich mich und geſtattete ihm, ſeine Peitſche zu holen, indem ich mich ſogleich wieder in meinen Winkel drückte und die Augen ſchloß. Allein um meine Erlaubniß war es dem Kutſcher gar nicht zu thun geweſen, er wollte, daß ich ausſteige, um die Pferde indeß zu beobachten, d. h. die Zügel zu halten. Mein Weigern half nichts; ich mußte hinaus, und bald ſtand ich im flatternden Mantel auf der norddeutſchen Heide, von tiefer Nacht umgeben, die prubſtenden und keuchenden Pferde haltend, da, ein oſſianiſches Bild. Der Wind pfiff aus allen Richtungen und Regen und Schnee rieſelten nieder, aber der Kutſcher kam in einer halben Stunde noch nicht wieder. Ich ſpähte mit Sorgfalt, ob ſich denn nirgends ein Licht zeige, um dahin den Wagen zu lenken; ich erwartete jeden Augenblick Menſchen, die des Weges ziehen würden, ſelbſt unheimliche Geſtalten wären mir recht geweſen; aber nichts zeigte ſich. Dieſelbe untröſtliche Dunkelheit umgab mich und nichts Lebendes ließ ſich ſpüren. O wie traurig ſind dieſe nordiſchen Einöden! Es iſt ein verzweiſlungsvoller Gedanke, dort zu reiſen. Wie gedachte ich da Euer, liebliche Thäler und Hügel Süddeutſchlands, wo die belebte Straße ſich überall zeigt, und die heimtrauteſten Weiler und Dörfer und Flecken verbindet, wo bei jedem Schritte ein rother Kirchthurm und freundliche Häuſer ſich zeigen, und die Hunde der benachbarten Höfe ſich bellend antworten, und man nie allein, ſich ſtets von Leben umgeben fühlt.

Endlich hörte ich Schritte durch das Waſſer des Weges patſchen; mein Kutſcher war's; ein derber Fluch, den er ſtatt der Entſchuldigung ausſtieß, brachte mir den unzweideutigſten Beweis friſch genoſſenen Branntweins; er ſchwang ſich auf ſeinen Sitz, und überließ mir ſehr willfährig die Sorge, den Wagen von innen zuzumachen. Bald hatte ſich der alte Kaſten wieder in die rumpelnde und raſſelnde Bewegung geſetzt, und ein gütiger Schlummer ſenkte ſich auf mich hernieder. Als ich daraus erwachte, war es Zeit, am Wege den Morgen-Caffee zu nehmen. Mittags kamen wir nach Rothenburg. Es war der erſte Weihnachtstag, und die Zimmer waren mit Klümpchen naſſen Sandes und gehackten Tannenzweigen beſtreut. Dieſe Sitte, die mich an meine Kinderjahre erinnerte, führt die Unbequemlichkeit mit ſich, daß man leicht fällt, wenn der Sand trocken geworden und die Häufchen vertreten ſind, wie auch, daß Flöhe dadurch gedeckt werden. Die Tannenzweige hingegen geben ſolchen Zimmern, die nun eben für andere Bodenverzierungen, wie Teppiche oder Malereien ſind, ſich nicht eignen, ein anmuthiges Anſehen von Feſtlichkeit, und verbreiten einen überaus friſchen Waldgeruch, der mir lieblicher duftet, als Pariſer Parfüm. Das Haus war weder geräumig, noch beſonders reinlich, und ich war wieder zur gebratenen Gans verdammt, zu der ſich nur als Variante eine Schüſſel blauen Kohls geſellt hatte.

Ohne Abenteuer erreichte ich bei früh einbrechendem Abende das Thor von Bremen, wo ich nach Bezahlung eines nicht unanſehnlichen Entreegeldes meinen Einzug halten durfte. Es iſt auffallend, daß unſere deutſchen Republiken am längſten dieſen Gebrauch erhalten haben.

Bremen iſt eine Stadt, die Hamburg an Großartigkeit weit nachſteht. Das Treiben, das man hier bis zur ſpäten Nachtzeit in den Straßen antrifft, der laute Ausruf faſt aller zum Leben nöthigen Gegenſtände, die eleganten, glänzend erleuchteten Pavillons und Caffeehäuſer, das Alles findet man dort nicht wieder. Die Straßen waren ſtill und Abends wenig beſucht, nur ſelten begegnete man Equipagen und das harmoniſche Geläute von den Glockenthürmen tönte feierlich durch die

Stille. Ich habe ſpäter manchmal die Stadt am ſpäten Abend nach allen Richtungen in ihrer ganzen Ausdehnung durchzogen, bis

„wo die letzten Häuſer ſtehen“

allein ich war ein einſamer Spaziergänger und mein Schatten mein einziger treuer Begleiter. Die Bremer wußten ſich viel mit dieſer Stille. Nach ihnen iſt Hamburg ein Neſt des Betrugs und der Unſittlichkeit; es iſt dort unrein und lärmend, während es in Bremen reinlich und ſtill iſt; ſie dulden keine Juden in Bremen. Nach allem dieſem ſollte man auf etwas Herrnhuterſinn ſchließen, auf Bigotterie und Pietismus, Philiſterei und kleinſtädtiſches Weſen. Dieſer Schluß trügt nicht ganz, doch die alte, ſolide und reiche Hanſe ruht dabei auf tüchtigem Fundamente.

Während ich in Hamburg als Fremder zehn Mal täglich in einen Auſternkeller gehen konnte, und es Niemanden eingefallen war, darnach zu fragen, wird man in Bremen bald ſeine Bemerkungen daran knüpfen. Zuerſt wird es heißen

„Sieh doch nur, wer mag denn wohl der fremde Mann mit dem ſchwarzen Schnurrbarte ſeyn, der heute ſchon zweimal hinüber zum Frühſtück ging; der muß einen guten Appetit haben.“

Dann: „Er ſcheint ſich dort etabliren zu wollen; er geht ſchon wieder hin. Ei, ich muß mich doch unter der Hand erkundigen, wer es iſt.“

Hierauf: „Ein Schriftſteller — hm! hm! Der könnte auch ſparſamer leben! Etwas Solidität würde nicht ſchaden. Das Schlemmen nimmt ein böſes Ende.“

Endlich: „Da iſt er ſchon wieder mit dem Schnurrbart; ſo trägt ſich kein ſolider, ordentlicher Menſch; an dem iſt nichts!“

Und damit iſt denn das Loos geworfen. Das einzelne Mitglied eines bedeutenden Hauſes kann ſeine Bemerkungen nicht zurückhalten und ſteckt damit die ganze Familie an; dieſe überträgt den Stoff auf Freunde und Bekannte, und ſucht nun zufällig ein ſolcher Fremde etwas in der reichen Stadt, ſo kann er ſicher ſeyn, es nicht zu finden;

will er Beſchäftigung, ſo iſt keine für ihn da; will er ſich amüſiren, die Häuſer ſind ihm verſchloſſen; will er tanzen, ſo findet er keine Tänzerin; ſpielen, keine Parthie.

Bremen iſt im Uebrigen höchſt comfortable und elegant. Beides aber im Stillen; Comfort und Eleganz erſtrecken ſich mehr nach Innen als nach Außen. Alle öffentlichen Anſtalten tragen dies Gepräge. Die Gaſthöfe ſind nach Außen keine Paläſte, aber im Innern entfalten ſie Alles, was der Reiſende zur behäbigen Bequemlichkeit nur wünſchen kann.

Die Wirthstafeln ſind mit den ausgeſuchteſten Speiſen beſetzt, und die Küche iſt einfach, engliſch, größtentheils au naturel. Da handelt es ſich nicht um Lückenbüßer, Gedankenſpähne und Strecklichter, womit oft die Redacteurs ſüddeutſcher Tafeln hungrige Gäſte bedienen. Da wird kein improviſirtes Hachis, keine Schüſſel mit Nieren oder Kalbsfüßen, keine Mehlſpeiſe aus alten Semmeln und ſonſtigen Brodüberreſten, mit Eiern überſchlagen, in die Reihen der Schüſſeln gedrängt, um nur die Zahl voll zu machen, gleichviel wie; da iſt Alles Fleiſch oder Fiſch aus einem Stück, klar, deutlich, jedem Auge ſchon im Voraus verſtändlich, noch ehe es dem Munde vergönnt wurde, ſich den Begriff recht klar zu machen. Die Suppe iſt die reinſte, unverfälſchteſte, wie ſie nur die ſorgfältigſte Hausfrau bereiten läßt; ihre braune Farbe iſt Kraft und Stärke, nicht Schminke, die ein wenig Tafelbouillon oder etwas Bratenſauce, Beides dem Kenner unleidlich, ſo leicht zu Wege bringt. Das Stück Rindfleiſch iſt dick, ſchwellend, hoch, raſch gebraten, mit krachender Kruſte, doch im Innern den weichen Kern bergend, überfließend von rothem, warmem Herzblute; das Bild eines guten Charakters! Nun kommen die Fiſche in ihrer ganzen ſcheußlichen Ungeſtalt. Der graue, hohe Kabeljau, der ſchlichte Holländer, der ſich an die Weſermündungen hin verirrt, unter deſſen einfachem Rocke ein feines, zartes Fleiſch ruht, und doch dabei kräftig, wie alle Bewohner des ſchönen deutſchen Meeres; ferner die platte, plumpe Steinbutte, bicolor, faſt in Trauer, auf der einen Seite dunkelgrau, auf der andern matt-weiß; dies iſt die holdeſte Bewohnerin der Gewäſſer, da ihrem Wohlgeſchmacke nichts gleich kommt. Es gab Zeiten, wo eine große ſolide Steinbutte mit drei bis vier Louisd'or bezahlt wurde. Mir iſt ein ſolcher Fall bekannt worden, wo während des Winters die Tafel des Herzogs von Cambridge bei einem Feſte damit beſtellt werden ſollte, und deßhalb Aufträge aus Hanover nach Bremen gelangt waren. Wenn nach den Fiſchen ſich das zahme Geflügel den Blicken zeigt, ſo wird man von der Größe und Dicke dieſer Hühner, Kapaunen und Poularden gewiß angenehm überraſcht werden; vor allen Dingen aber muß das Kalbfleiſch jedem unbeſtochenen Fremden gar lieblich entgegen leuchten. Dieſe Kälber, die wir doch in allen Ländern zur Genüge gekannt haben, und die uns in Süddeutſchland faſt unausſtehlich wurden, ſind hier ein eigenes Geſchlecht. Es ſind faſt

Elephantenkälber, dem Umfange nach, und doch haben ſie dabei eine Zartheit, die an's Ueberirdiſche gränzt. Hier fängt das Reich des vortrefflichen Kalbfleiſches an, das dann immer mehr und mehr gewinnend, innerhalb Holland's Gränze, bei Gröningen etwa, zu einem Grade der Unübertrefflichkeit ſteigt, wie nirgends. Was nun aber zu dieſen ſchönen, auserleſenen Stoffen hinzugethan wird, Gemüſe, Saucen und dergleichen, trägt Alles den Stempel der Einfachheit und des guten Geſchmacks. Nicht ſelten werden edle Ingredienzien, wie Madera, Auſtern, Soya u. ſ. w., hiezu mit Profuſion verwendet.

Ich will aber ohne Scherz hiemit verſichert haben, daß eine Wirthstafel in der Stadt Frankfurt oder im Lindenhofe in Bremen die beſte in Deutſchland iſt, daß ſie ſelbſt die geprieſenſten am Rheine weit übertrifft, und zwar aus dem einzigen Grunde: weil ſie keine Surrogate gibt und nichts Uebereiltes, aber mit einem Ernſte und mit einer Gewiſſenhaftigkeit beſtellt wird, als gälte es jeden

Tag, ein Feſt für Kenner zu begehen; dies iſt aber der Charakter Bremens, wie er ſich in Allem ausſpricht. Wenn ich nun noch hier eines ſogenannten Round of beef erwähne, das eines Tages in der Stadt Frankfurt zu Bremen auf den Tiſch kam, ſo ſey es mir erlaubt, dieſes etwas lange Capitel über die Bremer Küche damit zu ſchließen.

Ein Round of beef iſt nämlich ein Stück Rindfleiſch von achtzig bis hundert Pfund, das aus dem Hinterſchenkel ſo gelöst wird, daß der Knochen oben und unten durchſägt werden muß, und die ihn umgebenden Muskeln mit ihren Häuten in ihrer natürlichen Lage ganz erhalten werden. Es iſt einleuchtend, daß hiedurch das Fleiſch ganz ſaftig bleiben muß. Es wird zum Böckeln in eine eigene Beize gelegt, die theils aus Zucker, theils aus Salpeter beſteht, dann mit ſtarkem Bindfaden kräftig umſchnürt und ſo gekocht. Durch dieſe Compreſſion bewirkt man, daß das Fleiſch noch ſaftiger bleibt; denn ſobald es vor dem Auftragen aus dieſer Haft befreit wird, ſchwillt es empor, dehnt ſich aus, und wird unter den Augen der entzückten Sachverſtändigen erſt noch einmal ſo groß. Zu dieſer heroiſchen Schüſſel des edlen Albion werden fünf bis ſechs der feinſten, jüngſten Gemüſe der Jahreszeit ſervirt. Ich würde mißverſtanden werden, wenn ich „außer der Jahreszeit“ ſchriebe, obgleich junge Erbſen im Jänner doch wohl ſo genannt werden dürften; allein bei einem feinen Mahle darf nichts hors de saison ſeyn, und hierunter könnten nur alte Erbſen oder Linſen im Juni verſtanden werden.

Von dem eleganten Comfort der Bremer wird man ſich ferner bei dem Beſuche ihres Muſeums ſehr bald überzeugen. Das Gebäude, mit Gas beleuchtet, die Räume mit Teppichen belegt, mit ſchönen Möbeln beſtellt, macht ſogleich einen freundlichen Eindruck. Man läßt ſich, während man die Zeitungen lieſt, eine Portion Thee reichen, und den Süddeutſchen, dem es nur in ſeinen Kneipen wohl iſt, überraſcht gewiß das ſchöne Porzellan, die Blume des Thees, den man nach

Belieben ſelbſt miſcht und angießt, und vor Allem der durchſichtigſte, reinſte Candis, von dem eine gefüllte Büchſe dem Conſumenten hingeſtellt wird.

Dies Alles wirkte auf mich ſehr angenehm ein, und ich vergaß darüber, daß in dem reichen Bremen faſt nur Gold curſirt, und daß ſein Thaler, aus zwei und ſiebzig Groten beſtehend, in ein Papierdütchen gewickelt, als etwas ſehr Unbedeutendes, gleichgültig auf Treu und Glauben von Jedermann angenommen wird, ohne erſt gezählt zu werden. Wenn man aber ein ſolches Dütchen anbricht, ſo verſtreuen ſich die kleinen, ſchmutzigen Groten gar leicht: „ſie fallen einem ſo eigentlich durch die Finger," und bei irgend einer Sache von Bedeutung muß man immer wieder ſeine Zuflucht zum rothen, blanken Golde nehmen.

Die Stadt iſt nicht ſchön gebaut; das Bedeutendſte ſind in dieſer Hinſicht die neuen Wallanlagen, die außer einem herrlichen Blumenflor und ſchönen Bäumen und Geſträuchen auch daneben noch mit artigen, modernen Wohnhäuſern beſetzt ſind. Alles alterthümliche Bauwerk in der Stadt ſelbſt iſt nicht ausgezeichnet: ſo der Dom, die Ansgariikirche, das Rathhaus, Stadthaus u. ſ. w. Der Domplatz iſt weit und mit Bäumen beſetzt; in letzter Zeit dachte man daran, ihn mit einigen größern Gebäuden im modernen Styl zu ſchmücken. Die Rolandsſäule iſt ein Wahrzeichen der Stadt, ferner der Bleikeller und vor Allem der Rathskeller mit ſeinen zwölf Apoſteln.

Jener, der Bleikeller, der ſo heißen ſoll, weil man dort die Orgelpfeifen gegoſſen, hat die ſeltſame Eigenſchaft, die Leichen zu conſerviren. Der ſcharfe Luftzug trocknet ſie aus, und ſie werden zu Pergament, über Knochen geſpannt. Für mich hat der Anblick ſtets etwas Abſchreckendes; man findet dergleichen auch in andern Städten, wie z. B. in Straßburg. Von Intereſſe könnte ſo etwas nur dann ſeyn, wenn die Leichname von berühmten Perſonen auf ſolche Weiſe erhalten worden wären.

Eine intereſſantere Berühmtheit iſt jedenfalls der Rathskeller. Hier begrüßt man die ehrwürdigen Fäſſer, „die zwölf Apoſtel“ genannt, mit altem Rheinwein gefüllt. Ein Tropfen des edelſten ſoll, wenn man Capital und Intereſſen, Auffüllen edler Sorten u. ſ. w. berechnet, auf einen Dukaten zu ſtehen kommen. Geſchenke, die ſonſt mit dieſem Weine gemacht wurden, ſind nun ſeltener geworden; Aerzte bedienen ſich deſſelben manchmal als Stärkungsmittel ihrer Kranken. Für unſer jetziges Geſchlecht hat der alte Rheinwein ſeinen Nimbus eingebüßt. Man ſingt nicht „das Gold iſt nur Chimäre!“ ſondern „der alte Rheinwein iſt Chimäre!“ Man iſt endlich ſo klug, den jüngern zu trinken, ehe er alt wird, und hat ſich vollkommen überzeugt, daß Knaben, die ſo eben erſt in's Jünglingsalter treten, neben Feuer und Kraft auch noch ſo viel Milde haben, daß ſie wonniger hinabfließen, als der alte, herbe Greis, der ſeine ſchweren Tropfen aus dem hundertjährigen Steingehäuſe hervorſickern läßt. Wer ſo glücklich war, die zarten Kinder vom Jahre vier und dreißig aus den glücklichen, ſonnigen Marken des Marcobrunners und Steinbergers ächt zu ſchlürfen, wird ſich bei ihren heitern Spielen vollkommen begnügen, und nie nach der ernſten Unterhaltung der ſauern zwölf Apoſtel des Bremer Rathskellers Verlangen tragen wollen. Jene Kinder ſind das Anmuthigſte und Herrlichſte, was der edle Rheingau erzeugt, und mit patriotiſchem Hochgefühle leert man den Römer, und bekennt mit entblößtem Haupte, daß unſer deutſcher Wein, in dieſer höchſten Blüthe, die Krone aller Weine des Erdbodens iſt und bleiben wird!

Wem etwas daran liegt, der möge wiſſen, daß der Freiherr von Knigge im Bremer Dome liegt, der ein zu ſeiner Zeit beliebter Schriftſteller war. Sein Buch „Ueber den Umgang mit Menſchen" ward vor dreißig Jahren noch gern geleſen; wer kennt es heute? Es gibt eine philiſtröſe Anleitung, mit den Leuten zu verkehren; beſonders gaudirte mich in meiner Jugend Knigge's Ausſpruch: „Mit Verliebten iſt vernünftiger Weiſe gar nicht umzugehen.“ Sein komiſcher Roman: „die Reiſe nach Braunſchweig“ iſt vor Kurzem der Vergeſſenheit entriſſen worden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß uns begabte Autoren jetzt mit ähnlichen Büchern beſchenkten, die eine ſo allgemeine, harmloſe Heiterkeit athmen.

Ein Fluß, wie die Weſer wird jeder Gegend, und ſei ſie noch ſo eintönig, Leben verleihen können. Obgleich hier nichts, wie Moor und Heide iſt, ſo nimmt ſich doch die lebhafte Waſſerſtraße herrlich aus. Beſonders intereſſant werden die Ufer bei Vegeſack, wo die reichen Bremer ihre Villen haben, mit Wieſen umgeben und von ſchönen Gehölzen eingefaßt. Schöne Viehheerden und zerſtreute Gehöſte geben hier ein anmuthiges landſchaftliches Bild.

Das Theater Bremens iſt nur unbedeutend; das alte Haus liegt auf dem Walle, und da die Stadt bis jetzt nichts that, um dem Unternehmer ſeine Mühe zu erleichtern, ſo wechſelt dieſer oft, und es iſt faſt ausgemacht, daß die meiſten mit Schaden abziehen müſſen. Zum Theil iſt wohl der Einfluß der Geiſtlichkeit dem beſſern Emporkommen der Schaubühne hinderlich. Bremen beſitzt viel religiöſen Sinn, und iſt dem beſchaulichen Stillleben mehr, als dem geräuſchvollen Vergnügen ergeben. Dazu kommt noch, daß ſich eine Stimmung bald im Allgemeinen geltend macht, da die Häuſer der Reichen und Vornehmen, was hier gleichbedeutend iſt, unter einander verwandt ſind.

Zu den berühmteſten Einwohnern Bremens war der Aſtronom Olbers zu zählen; ein freundlich-ernſter Mann mit weißen Haaren, den man Abends im Muſeum finden konnte.

In keiner deutſchen Stadt iſt wohl die Sucht, Clubbs zu organiſiren, weiter verbreitet, als hier. Jeder Stand, jede Claſſe hat den ihrigen: von den erſten Kaufmannsfamilien und Rathsherren bis zu den Handwerkern; ja ſelbſt die Dienſtboten glauben, ohne Clubb nicht leben zu können. Nur

München, mit ſeinen geſchloſſenen Geſellſchaften und abonnirten Bierkneipen, könnte hierin mit Bremen rivaliſiren; jedoch tritt der Unterſchied ein, daß in der reichen Hanſe Alles mit größerem Comfort und Glanze betrieben wird.

Bremen iſt bei der allgemeinen Verſchönerungsmanie unſerer Zeit nicht zurückgeblieben; die Folge des langen Friedens. Das feſte, ſolide Handelsfundament dieſer Stadt konnte durch die jüngſten Criſen nicht erſchüttert werden, und ſelbſt die nordamerikaniſchen Stürme gingen faſt ſpurlos daran vorüber. Sie dienten zum warnenden Signale dem dortigen Handelsſtande, noch vorſichtiger wie bisher zu ſeyn. Schwindel kommt in Bremen nicht auf, wie in Hamburg, das trotz ſeines Reichthums und ſeiner vielen ſoliden Häuſer doch durch ſeine Lage, ſeine Freiheiten und ſeinen Charakter auch vielen Abenteuern das Spiel erleichtert. So ſchreitet Bremen nun ungeſtört und ſicher, aber eben ſo langſam in ſeinen Verſchönerungen fort, und wer in zehn Jahren es nicht ſah, wird ſicher manche überraſchende Neuerung dort finden; ſeine ſtille Eigenthümlichkeit aber wird es nie verlieren; ein ihm urſprünglich angehörender Dunſt wird es ſtets umgeben, wie er zur Herbſtzeit, aus den weiten umherliegenden Mooren aufſteigend, ſeine alten Glockenthürme einhüllt, und ſich dann weit hinein in's Land bis an die Alpen der Schweiz, als räthſelhafter Höherauch verbreitet.

Raphael Bock.

Im ſchönſten Monat des Jahres 1837 befand ich mich in Baden; das iſt wohl ſchon an und für ſich eine angenehme Parthie, wenn ich nun aber hinzuſetze, daß ich jene Zeit in einer Umgebung von ſehr intereſſanten Perſonen verlebte, daß ich mich im Mittelpunkte einer Gruppe befunden, aus liebreizenden Damen, einem ſpaniſchen Cavalier mit intereſſanter politiſcher Färbung und zwei jungen Javanern beſtehend, welche in Leyden ſtudirten, daß ſich dieſer bunten Miſchung noch mancherlei Zugvögel beigeſellten, wie ſie jeder Tag in Baden erſcheinen ſieht, und daß die zuverläſſigſte Sonne alle unſere gemeinſchaftliche Ausflüge begünſtigte, ſo wird man einräumen müſſen, daß ſolch originelles und heiteres Zuſammenſeyn nur von großem Reize ſeyn konnte. In der That, ich hatte mich ſeit lange nicht ſo wohl befunden. Ich wollte mich aber auch nur dem Genuſſe des glänzendſten Badelebens überlaſſen; Morgenpartbien, hierauf Sieſta, Diner um fünf Uhr, Promenade, Concert, Reunion, Ball für den Abend; ich las nicht, ich ſchrieb noch weniger; ich bin längſt davon überzeugt, daß Beides nicht nöthig iſt, um glücklich zu ſeyn. Ich that ganz wie ein vornehmer Herr, der von dem, was Viele heute Literatur zu nennen belieben, nicht die geringſte Notiz nimmt. Ich war wie außerhalb Deutſchlands; ich ſah auf meinen Spanier, auf meine Javaner, ich ſprach mit einigen Künſtlern Kunſt, mit Franzoſen und Engländern Politik; Keiner von Allen fühlte das Bedürfniß, ſich um unſere kleinen und großen literariſchen Zerwürfniſſe zu kümmern, und ich wußte nun wirklich, daß dies nicht den Mittelpunkt der Geſellſchaft und Bildung ausmacht.

In dieſer herrlichen Verfaſſung wurde einmal unter Anderm eine Morgenfahrt nach Schloß Eberſtein in mehren Wagen verabredet. Die neue Straße dahin mit ihren Anſichten, Ausſichten und Durchſichten, der friſche Tannenduft, die kühnen Bogen, das ſtarke Mauerwerk, Alles war dazu gemacht, uns angenehm zu feſſeln. Wir beſahen das Schloß, erfreuten uns der Ausſicht in das Murgthal, nahmen ein copiöſes Frühſtück unter hohen Bäumen des alten Schloßhofs, dann liefen unſere ſchönen Damen in ihren weißen, luftigen Kleidern und den bunten, wehenden Schärpen, die abhängigen friſchgrünen Matten hinab, ſetzten ſich dort auf die Bank, hier auf den Stein; halb verſteckt von den blühenden Geſträuchen, ſangen und ſchäkerten ſie, und es war eine reine, idylliſche Freude gleich wie in früheſter Jugend, in uns Alle gezogen, wie wir uns wechſelſeitig geſtanden. Der ſchöne Morgen wird mir ſtets unvergeßlich bleiben.

Ja — unvergeßlich auch in anderer Beziehung. Denn während ich mich hier ohne Rückhalt der heiterſten Freude überließ, liefen weit, — weit von Baden und der grünen, rauſchenden Murg, arme Frauen am Ufer eines andern mächtigen Fluſſes, deſſen Rücken Seeſchiffe trägt, mit thränenden Augen umher, und fragten nach ihrem Gatten und Vater, den bald darauf einige Fiſcher als Leiche aus dem Waſſer zogen und zu den Füßen der Armen niederlegten, die, ihn erkennend, laut weinend auf ihn niederſtürzten.

Und in dieſem Manne, in dieſer Leiche hatte ich ein befreundetes Herz verloren, das ſeit vielen langen Jahren Theil genommen hatte an Allem, was mich betraf; es war eines von den Wenigen, das mich verſtand, weil es mich ganz kannte; dieſer Freund hatte den ſeltſamen Gang meiner Entwicklung mit erlebt, er war mir gefolgt durch die erſten Perioden meiner bewegten Jugend, dann hatten wir uns zwar aus dem Geſichte, aber nicht aus dem Sinne verloren.

Wie ſie ſo ſcherzten und ſprangen im Grünen, die lieblichen Mädchen, mein geliebtes Weib, meine ganze, ſo liebe Geſellſchaft, wie ich mit Freude in der Bruſt ihnen nacheilte, da kämpfte mein Jugendfreund mit den tückiſchen Wellen, rang mit dem Tode, dachte vielleicht mein! Und ich hatte keine Ahnung davon, und konnte mich ſo ſorglos dem Vergnügen und der Luſt überlaſſen. Manchmal wünſchte ich denn doch etwas vom Sonntagskind zu haben! Wäre er mir an jenem heitern Sommermorgen erſchienen, mit den fahlen, todten Zügen, im nahen Gebüſche, mitten unter den Scherzenden, dieſe Mahnung wäre erſchrecklich geweſen und hätte meinen Frohſinn zwar verſcheucht, aber mir wäre jetzt doch die Beruhigung, daß ich den Moment ſeines Todes in ernſter, würdiger Stimmung verlebte.

Dieſer Freund, auf den ich nun ganz die Aufmerkſamkeit meiner Leſer zu ziehen wünſche, hieß Raphael Bock, und war der Sohn eines Mannes, der ſich durch eine treffliche Ueberſetzung der Eklogen Virgils und eine ſehr ſchätzbare Kunſtliebe bekannt gemacht hat, und erſt vor wenigen Jahren im hohen Alter in meiner Vaterſtadt Königsberg geſtorben iſt. Dieſer wackere, geiſtreiche und gebildete Mann war ein Zeitgenoſſe jenes berühmten Vereins, der aus dem nordöſtlichen Winkel des deutſchen Sprachgebiets, ſchon außerhalb der Gränzen des eigentlichen Deutſchlands, doch ſo mächtig auf unſere Literatur und unſer Wiſſen einwirkte, und die höchſte geiſtige Nationalbildung offenbarend, im Reiche des Geiſtes einen vollen Ton angab. Bock, des Vaters, vertraute Freunde waren ein Hamann, Hippel, Herder, Kant, Scheffner, Borowski. Die ſo höchſt intereſſante Handſchriften-Sammlung des Herrn Hofrath Dorow in Berlin hat Bock's Gedächtniß auf eine erfreuliche Weiſe wieder aufgefriſcht, indem ſie auch über ſein Verhältniß zu auswärtigen Gelehrten einige Belege liefert. Mit emſigem Eifer ſuchte dieſer Mann Alles, was er von Kunſtwerken habhaft werden konnte, zu erlangen, und ſtellte ſolcher Weiſe eine für die damaligen Verhältniſſe in Königsberg ſo beachtungswerthe Sammlung her, daß der Staat ſich bewogen fühlte, ſie für die dortige Kunſtſchule zu erſtehen und dem Beſitzer dafür eine Leibrente bewilligte. Er beſaß eine Suite der ſchönſten Holzſchnitte altdeutſcher Meiſter bis zu Albrecht Dürer hinauf, den höchſt ſeltenen Schatz ſämmtlicher Werke unſeres Daniel Chodowiecki, und Oelgemälde von den beſten Italienern aller Schulen. Wie es dem Mann gelungen war, dies Alles zuſammenzubringen, weiß ich nicht. Ein langes Leben bei früh erwachter Luſt, großer Eifer und nicht minder Ausdauer, jedes Opfer willig dem Zwecke bringend, äußere Begünſtigungen durch dienliche Verbindungen, in ſolchen Bedingungen iſt wohl allein das Geheimniß zu ſuchen.

Der junge Raphael, deſſen Mutter früh geſtorben war, hatte nun von dieſem Vater warme Liebe zur Kunſt geerbt, und neben der klaſſiſchen Bildung auch eine frühe Ausbildung des Geſchmacks erhalten. Erzogen in den hohen dunkeln Räumen, die der Vater bewohnte, in ſteter Umgebung der Bilder von Heiligen und Madonnen, wie ſie der ernſte Hannibal Carracci zu malen gewußt, oder von den ſinnlichern Bildern des prächtigen Tizian und Cagliari von Verona, wurde der phantaſiebegabte Knabe zu mächtig angeregt, als daß ſich nicht hiedurch eine bleibende vorherrſchende Neigung für's ganze Leben in ihm hätte bilden ſollen. Eine Bekanntſchaft gab dieſer Neigung eine feſtere Richtung.

Zacharias Werner, obgleich an Jahren meinem Freunde überlegen, ſchloß ſich ihm auf's Engſte an. Eine Berliner Wochenſchrift hat neben Dorow's veröffentlichter Autographen-Sammlung, deren ich ſchon erwähnte, in jüngſter Zeit einige Briefe Werner's bekannt gemacht, in denen er ſeines jungen Freundes gedenkt und bedeutende Hoffnungen für deſſen Zukunft dabei ausſpricht. Mich ergriffen damals ſchon dieſe Erinnerungen, und ich beſchloß, ſie weiter auszuführen. Werner's

Weſen, ſein Treiben und Denken, dies Alles mußte auf Raphael mächtig wirken. Er ſelbſt hat mir oft davon geſprochen; das, was er geleiſtet, wie er geweſen, hat dafür gezeugt. Das Verhältniß dauerte noch lange fort, nachdem Werner Königsberg für immer verlaſſen; aus Italien ſandte er ſeinem Raphael Briefe, Andenken, Gedichte, Nationalliedchen. Das „la biondina in gondoletta“ war uns auf dieſe Art viele Jahre früher bekannt worden, als die Catalani damit die Welt durchzog.

Auch Bock wurde katholiſch und gedachte ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. Nachdem er in einem Bernhardinerkloſter am Strande des friſchen Haffs ſeine Novizenzeit verlebt hatte, zog er als Domvicar nach dem alten Frauenburg, zwiſchen Königsberg und Braunsberg, dem einſt ſo berühmten Sitze des Copernicus.

Jetzt ſah ich meinen Freund im ſchwarzen Rocke der Kleriker und mit einer faſt ſchwärmeriſchen Miene. Raphael's eben ſo ausgezeichnete als ausdrucksvolle, jedoch unſchöne Phyſiognomie erinnerte auf den erſten Blick an die Werner's, wenn gleich die Geſichtsbildungen im Einzelnen jeder Vergleichung widerſtrebten. Beide paßten vortrefflich zur geiſtlichen Hülle; in Beider Augen erſchloß ſich ein Strahl tiefinnerſten Lebens von hoher Bedeutung, es war der Ausdruck der tiefſten Beſchaulichkeit darin ſichtbar, eine wollüſtige Verſenkung in das Heilige im ganzen Weſen zu erkennen.

Raphael war zu gefühlvoll, um ſein Herz zarten Regungen ganz verſchließen zu können, und zu aufrichtig, um mit ſeinem Gelübde Scherz zu treiben. Aus dieſem Widerſpruche mußte ſich eine Reihe von Unannehmlichkeiten für ihn entwickeln, die ihn für den Augenblick zu erdrücken drohten.

Er faßte Neigung für ein junges Mädchen, das er in Frauenburg kennen lernte, und war nicht mehr im Stande, dieſe Neigung zu bekämpfen. Mit dem Kirchenbann belaſtet, kehrte er nach Königsberg zurück, und würde hier wahrſcheinlich ſehr einſam gelebt haben, wenn er ſich nicht nach der Mode damaliger Zeit als Dichter und Schöngeiſt bald in einige reiche Häuſer eingeführt geſehen hätte, die mit der Aeſthetik damals daſſelbe Spiel trieben, wie man es ungefähr heutzutage mit den Möbeln à la Louis XV. zu treiben pflegt. Raphael, der als Geiſtlicher den Namen Ignatius bekommen hatte, war jetzt ſchon durch einige Aufſätze und Gedichte, die er in der von Max von Schenkendorf herausgegebenen Zeitſchrift Veſta abdrucken ließ, den Gebildeten bekannt worden. Auch in der in Riga erſchienenen Ruthenia ſtand eine Erzählung „Heliodora,“ welche Aufmerkſamkeit erregte. Er arbeitete damals auch an einem größern Gedichte in Ottaven „Aura,“ das ſpäter bei Brönner in Frankfurt in ungünſtiger Zeit ziemlich unbeachtet herauskam, deſſen bunte, ſüdliche Färbung aber, ganz im Geſchmacke des Arioſt behandelt, in äſthetiſchen Theezirkeln vorgetragen, von angenehm beſtechender Wirkung war. Auch Dramen in der Art des Alarcos wurden gedichtet, und wenn ſich auch eben kein großes dramatiſches Talent darin offenbarte, ſo waren doch die trefflichſte, reichſte Verſification, ſo wie die tiefe Poeſie der Gedanken, unverkennbare Vorzüge dieſer Jugendarbeiten, wie ſie nicht oft in ſolchem Grade angetroffen werden.

Raphael's harmloſe Güte, ſein natürlicher Witz, der an Wahnſinn gränzende poetiſche Humor, wie wir ihn aus den Werken Arnim's und Brentano's kennen, der damals mehr cultivirt, aber auch beſſer verſtanden und gewürdigt wurde als jetzt; dabei ein tiefes Gemüth, in das ſich alle herrlichen Zweige der Poeſie und Kunſt hinein verwebten, um ſich in dem Spiegel einer durchaus kindlichen Seele zu reflectiren; dies Alles machte Raphael in den Augen der beſſern Geſellſchaft beliebt.

Sein Aeußeres war dabei nichts weniger als elegant; über weiße Handſchuhe und ſchwarzen Frack mußte man bei ihm wegſehen. Jene Häuſer, welche en fait de génie ſich pikirten, machten in der That wenig Weſen von der äußerlichen

Erſcheinung. Raphael war arm, wie ſollte er den Aufwand in Kleidern und Wäſche beſtreiten können? Für ſeine Wohnung hatte Schenkendorff Sorge getragen, der ein kleines Häuschen in der Pulverſtraße bewohnte, wo damals „die letzten Häuſer ſtanden.“ In dieſem Häuschen hatte Raphael ſein Bett auf der Lucht, dem offenen Boden, unweit des ſchlecht verſchloſſenen Dachfenſters, und war manchmal nach einer rauhen, ſtürmiſchen Winternacht ganz eingefroren und eingeſchneit auf ſeinem Lager, wie er mir oft lachend erzählte. Denn nichts von dieſer Art konnte das poetiſche Gemüth trüben, das ſich immer gleich, heiter und mild blieb.

Nachdem ein Paar Jahre auf ſolche Weiſe verſtrichen waren, vermählte ſich unſer Freund mit ſeinem geliebten Mädchen aus Frauenburg. Ich gedenke nicht ohne Rührung des erſten Abends, als ich das Paar in ſeiner jungen Häuslichkeit in der ſtillen Landhofmeiſterſtraße beſuchte. Sie wohnten zu ebener Erde in einigen hohen, alterthümlichen Zimmern. Nie ſah ich dieſe innige Verbindung wieder von Armuth und Reinlichkeit, von Anſtand und Geſchmack. Die Wände nur weiß getüncht, aber einige ſtark nachgedunkelte Schildereien von guten Meiſtern daran aufgehängt, mit denen der wackere, alte Vater des Sohnes Hausſtand zu ſchmücken gekommen war; dabei die einfachſten Möbel in geringer Zahl und nur zum nothdürftigſten Behelf, aber Alles reinlich und zierlich, mit künſtleriſchem Sinne geordnet. Und da ſaßen ſie, ſo innigſt zufrieden, ſo glücklich in die Zukunft blickend, während es mich mit Bangigkeit für ſie erfüllte, da ich wußte, daß ſie nicht für die Bedürfniſſe der nächſten Tage gedeckt waren.

Raphael's Verhältniß zu mir wurde inniger und feſter. Es verging beinahe kein Tag, an dem wir uns nicht ſahen, kein Abend, den wir nicht zuſammen verlebten. Er gab meinem Dilettantismus eine beſtimmtere Richtung und nährte den mir angebornen Hang zum Phantaſtiſchen, zum Prächtigen und zur Poeſie. Das Erſtere, wie das Letztere, wird nach dem, was ich von meinem Freunde hier ſchon mitgetheilt habe, meinen Leſern nicht auffallen, allein — daß ein Menſch wie Raphael Hang zur Pracht äußern und ſolche noch ſogar auf einen Freund übertragen könne, wird räthſelhaft erſcheinen. Und dennoch war es ſo. Wenn ich ihm manchmal ſeine Neigung verwies, pflegte er zu ſagen: „Du ſchmähſt die Pracht und willſt Kunſtliebe beſitzen? Gibt es eine höhere Pracht, als in den koſtbaren Gebilden der Kunſt ſelbſt? Und liebten nicht eben die größten Meiſter Pracht an ihren Werken, wie an ihren Perſonen, im hohen Grade? Sie kleideten ſich wie Fürſten und lebten ſo zu allen Zeiten. Und ſelbſt die göttliche Religion, kann ſie der Pracht entbehren? Nein, ſchilt mir nicht die Prächtigkeit; es liegt etwas Großes, etwas Erhabenes darin!“

Ich hatte damals eine turbanartige grüne Sammtmütze, mit breiten ächten Goldſtickereien verbrämt, die wirklich prächtig genannt werden konnte, denn ſie war nach dem Muſter derjenigen gemacht, die der eitle König Joachim Murat zu tragen pflegte. Dieſe Sammtmütze mußte ich meinem Freunde ſchenken, und er ſetzte ſie nicht ohne einigen Stolz auf, obgleich ſie zu ſeiner übrigen Ausſtattung den herbſten Widerſpruch bildete.

* * *

Zu jener Zeit zeigte das Zimmer, das ich bei meiner Mutter bewohnte, eine Art von Stillleben, wie man es ſich maleriſcher wohl ſchwerlich denken kann. Rings an den Wänden hing Alles voll Bilder, die Staffeleien am Fenſter trugen ein angefangenes von meiner Hand und das Original, nach dem ich arbeitete; ein ungeheurer Farbenkaſten, Paletten, Oelflaſchen, Schachteln, Pinſel, Malerſtöcke, Reißzeug, Alles bunt durcheinander; dazwiſchen Pfropfen, an denen noch das klebende

Pech auf den Inhalt deutete, der einſt von ihnen verſchloſſen geweſen war; ſchöne Cryſtallgläſer und andere Gegenſtände von kunſtvoller Arbeit, wie ſie die Maler zum Copiren ſtets bei der Hand haben müſſen; einige ſaftige, friſchgefärbte Früchte, Blumen aller Art, ausgeſtopftes Gethier, Bücher in ſtarkem Pergament mit ſtattlichen Haften von Metall; eine wildmaleriſche Unordnung! Seitwärts auf einem Tiſche lagen die Prophezeihungen des Noſtradamus, der Amadis von Gallien, und die Lay's des Prinzen von Orleans, des trefflichen Troubadours.

Ich beſchäftigte mich nämlich neben der Malerei und dem Studium der Kunſtgeſchichte damals vorzüglich mit den alten romantiſchen Werken, die ich eben genannt, und war bemüht, den umfangreichen Ritter Amadis in's Deutſche zu übertragen.

Daß Raphael aber bei dieſen Beſtrebungen thätig war, muß ich hier vor Allem berichten. Er ſelbſt hatte inzwiſchen eine Anſtellung bei der Wallenrod'ſchen Bibliothek erhalten, und wenn es ihm gleich Freude machte, dort in den alten, zum Theil ſeltenen Werken nach Herzensluſt ſchalten und walten zu können, ſo machte er ſich doch oft darüber luſtig, den fremden Beſuchern den Cicerone abgeben zu müſſen, ihnen die Merkwürdigkeiten zu zeigen, wie z. B. ein Meſſer, das einmal ein oſtpreußiſcher Bauer verſchluckt haben ſoll, ein Stück von einer ägyptiſchen Mumie und dergleichen mehr.

Nach manchem heißen Tage pflegte ich meinen Freund aus dem Bereiche ſeines Wirkens abzuholen. Es freute mich dann ſtets, wenn ich in den uralten, kühlen Dom eintrat, in deſſen Portal ſich die künſtlich angelegte Wendeltreppe zur Bibliothek hinaufzog, und ich dann Raphael zwiſchen den himmelhohen Bücherſchränken fand, die wie blaue Palmbäume mit breiten, vergoldeten Blättern geformt waren; gerade wie in einem Hoffmann'ſchen Mährchen. Dann machten wir einen einſamen Spaziergang nach dem an Wochentagen ſo ſtillen Aweyden, oder hinaus zum

Brandenburger Thor, und wir Beide konnten den Wunſch nicht unterdrücken: Ach! wenn wir doch immer ſo fort gehen und niemals zurückkehren dürften! Weit weg, nach Süddeutſchland; wie ſchön muß es da ſeyn!

Hierauf verabredeten wir, im nächſten Frühjahre die Reiſe nach Stuttgart mit einander zu machen. Nur bis Dresden brauche man zu fahren, dachten wir, dann würde Alles zu ſchön, und es gehe ſich prächtig zu Fuße weiter. Aus der Reiſe iſt aber damals nichts geworden; ſpäter habe ich mich dann freilich von der fremden Pracht überzeugen können; aber waren meine Augen nicht mehr ſo empfänglich für die ſchönen Farben, oder war es meine veränderte Gemüthsſtimmung, ich ſehnte mich jetzt nach der alten Heimath, und mir ſchien Alles überall farblos, wenn ich es mit jener verglich. —

* * *

Ich lernte bei Raphael italieniſch; wir dichteten mit einander: ich beſchloß, Königsberg zu verlaſſen. Drei Jahre wollte ich in Italien zubringen, um mich ausſchließlich der Kunſt zu widmen. Er ſprach mit Trauer davon, mich nicht begleiten zu können.

Eines Tages überraſcht es mich ſeltſam, ihn mit dem Theaterzettel in der Hand bei mir eintreten zu ſehen. Die Schauſpielkunſt konnte uns zu jener Zeit nur wenig intereſſiren. „Wenn mich nicht der Name täuſcht," ruft er lachend, „ſo iſt der fremde Schauſpieler, der dieſen Abend den Fegeſack ſpielt, ein Jugendfreund von mir, der vor mehr als zehn Jahren als Handwerksburſche auf die Wanderſchaft gehen mußte, da ſein Vater ihn zu ſeiner Ausbildung in den Künſten nicht reiſen laſſen wollte, obſchon er wohl Geld genug dazu hatte. Den müſſen wir ſehen!"

Im Zwiſchenacte lief Bock auf das Theater, denn er erkannte ſogleich den Freund, trotz der Veränderung in ſo vielen Jahren und in der

Perücke und Schminke. Des jungen Mannes Vater war geſtorben und er heimgekehrt, um die Erbſchaft zu erheben. Statt des Handwerks hatte er auf ſeinen Wanderungen Kunſt und Kunſtgeſchichte ſtudirt und ſich auch als Schauſpieler verſucht. Jetzt gab er dieſen Stand auf und dachte daran, ſich eine bürgerliche Exiſtenz in ſeiner Vaterſtadt zu gründen. Er bewarb ſich um die bedeutendſte Antiquariatshandlung im Orte, die durch den Tod ihres bisherigen Beſitzers zum Verkauf ausgeboten wurde, und um die ich mich zufällig auch bewarb. Mich hatte damals eine vorübergehende Neigung zu einem hübſchen Mädchen ergriffen, dem ich manchmal bei meinen Schweſtern begegnete. Es war aus einem anſtändigen, bürgerlichen Hauſe, und da man hier ernſtliche Abſichten zeigen mußte, ſo war vor allen Dingen daran zu denken, mir eine Art von Brod zu ſchaffen. Meine Blicke richteten ſich daher zuerſt auf die alte Bücherhandlung, die ihren Mann nährte und deren Ankauf eben kein großes Kapital erforderte. Ich begann meine Schritte zu machen, allein durch Raphael davon unterrichtet, daß der neue Ankömmling daſſelbe wollte, trat ich auf der Stelle zurück. Er hatte ja ſeine Pilgerſchaft durch's Leben ſchon vollendet, und wollte hier — wenn gleich ſehr frühzeitig — ausruhen. Für mich würde ſich leicht etwas Anderes finden, dachten wir. Während des Sinnens darüber verging mir die Luſt ganz und gar; den Eindruck, den die kleine, niedliche Caroline auf mich gemacht hatte, konnte ich leicht verwiſchen, indem ich ihre Begegnung vermied; dafür aber entbrannte mehr als je in mir der Trieb, die Fremde zu ſehen. Schnell entſchloſſen, wie ich war, wurde an einem ſchönen Sonntage auf einer Spazierfahrt mit einem Verwandten Alles wegen meiner italieniſchen Reiſe feſtgeſetzt und in Ordnung gebracht. Nur der damals ausbrechende Krieg gab meinem Lebenslaufe eine andere Richtung.

Ohne dieſe Dazwiſchenkunft hätte ich jetzt eine ungeheure Menge alter Bücher, eine Frau ſeit vielen Jahren, und wohl auch das, was man Familie nennt. Alles, was ſich ſeither mit mir ereignet, wäre mir verloren geweſen; die Welt hätte ſich leicht darüber tröſten können, nicht ſo aber ich.

Erſt zehn Jahre ſpäter habe ich geheirathet, aber volle zwanzig Jahre ſpäter mich häuslich niedergelaſſen, und das iſt offenbarer Gewinn. Ich lebe jetzt, ein junger Ehemann, im jungen Hausſtande, neu, friſch und fröhlich, ergötze mich noch an neuen Genüſſen, die dieſes Leben bietet, indeß ich dort ſchon längſt mit der gewohnten, ſchalen und ſtaubigen Umgebung alt, überdrüſſig und abgeſtanden wäre.

Ich begreiſe wahrlich nicht, wie das junge Deutſchland mit zwanzig Jahren ſchon Frauen nehmen konnte. Wenn es geſchah, um durch die That die ihm aufgebürdeten Angriffe auf die Ehe zu widerlegen, ſo hat ihm die Denunciation hier offenbar mehr geſchadet, als durch das herbeigeführte Verbot ſeiner Schriften. Denn dieſe

Feſſel wird leichter gelöſt werden, als jene, und iſt auch bei weitem nicht ſo drückend.

* * *

Der neue Ankömmling und ein junger Muſiker, den wir ſehr lieb gewonnen hatten, waren nun viel in unſerer Geſellſchaft. Wir machten Excurſionen nach allen Richtungen in unſerem lieben Preußenlande, und war die Ausbeute an Sehenswürdigkeiten auch nur gering, ſo war ſie an Luſt und froher Laune nur deſto größer. Wir zogen mit Guitarren über Land; man ſang, man zeichnete, man trieb allerhand geniale Poſſen. Die Kunſt und das Leben nahmen uns mehr in Anſpruch, als die Literatur; wir ſchrieben und dichteten Alle, aber wir krittelten nicht, ſondern gingen ſelbſt ſo weit, die Kritiker auszulachen. Wer ein mittelmäßiges Gedicht machen konnte, war uns lieber, als ein guter Kritiker. So ändern ſich die Zeiten! Uhland's erſte Worte tönten zu uns herüber; Fouque's frühere Liebesromane, die er als Pellegrin herausgab: die Hiſtorie des edlen Ritters Galmy und der ſchönen Herzogin in Bretagne, der Alwin; Arnim's und Brentano's köſtliche Dichtungen, die Iſabella von Aegypten, der Ponce; Heinrich Kleiſt's Erzählungen; Werner's großartige, an Dante erinnernde Dramen, vor Allem aber, was Göthe der hochverehrte Meiſter und Magus, Neues ſchuf, daran erhoben wir uns, davon nährten wir uns. Was kümmerte es uns, was hier oder dort dieſer oder jener darüber ſagte. Von Zeitſchriften war nichts da, als die Zeitung für die elegante Welt, das Morgenblatt, der Freimüthige und das Journal des Luxus und der Moden im pomeranzenfarbigen Umſchlage, daneben ging ein Paar löſchpapierene Literaturzeitungen. Es wurde damals bei weitem weniger Geſchriebenes gedruckt, aber bei Weitem mehr Gedrucktes geleſen. Ich glaube, daß beide Theile des Publikums, der leſende wie der ſchreibende, ſich beſſer dabei befunden haben.

Raphaels Lage verbeſſerte ſich. Er bekam eine einträglichere Stelle an der königlichen Bibliothek und hatte Muße, eine ſeiner größeren dichteriſchen Arbeiten zur Herausgabe vorzubereiten. Der romantiſche Cyklus, den er Aura betitelte, ſollte damals auf Subſcription erſcheinen.

Indeſſen rückte der Zeitpunkt meiner Abreiſe heran, und wir ſchloſſen uns enger an einander. Wir begründeten ein wanderndes Kränzchen, wobei jedem nach der Reihe die Pflicht oblag, die Geſellſchaft zu bewirthen. Das letzte Mal, als ich daran Theil nahm, war es bei Raphael. Es waren einige Fremde zugegen, die ich kennen gelernt und eingeführt hatte. Zu unſerer Ergötzung trug es nicht wenig bei, daß auch ein kleiner Harfenſpieler mit ſeinem Inſtrumente dort war.

Es war ein hübſcher blonder Junge, der eben nur das Gewöhnlichſte vortragen konnte, und wie ich es ſpäter auf allen Kirchweihfeſten zu hören bekam. Für uns war aber damals die Erſcheinung des kleinen Harfeniſten etwas Außerordentliches.

Der lange Krieg hatte den herumziehenden, luſtigen Profeſſionen ſehr geſchadet und ihnen größtentheils das Handwerk gelegt, oder ſie doch nach Gegenden verſprengt, die von uns ſehr weit entfernt lagen. Eine Harfe war aus unſerem alltäglichen Leben ganz verſchwunden, und als ein wunderbares Bild aus frühеſter Jugend ſchwebt es mir noch immer vor meiner Seele, wie ich einſt ein wildes, ſchönes Kind in einem großen Gemache wie raſend auf- und niedertanzen und dabei, ſo oft es einer Harfe, die im Winkel ſtand, nahe kam, rauſchende Accorde darauf greifen ſah. Das Kind ſowohl als die Harfe ſchienen mir nicht wirklich zu ſeyn, und ich hatte ſeitdem bis zu dem Abende bei Raphael keinen Harfenton mehr vernommen.

Wir behandelten den kleinen Virtuoſen mit einer Auszeichnung, die ihm gewiß zuvor noch nie widerfahren war, und wir verſprachen ſämmtlich, uns für ſein Fortkommen in der fremden Stadt zu verwenden. Ich weiß nicht, wie es ferner mit ihm wurde; denn ich verließ einige Tage darauf Königsberg, um nicht wieder dahin zurückzukehren.

In der langen Zeit, daß ich von Raphael Bock getrennt lebte, erfreuten mich in gewiſſen Zeiträumen Briefe von ihm. Mit den Jahren nahm ſein Sinn eine ſtets ernſtere Richtung, und er ſchloß ſein Leben immer mehr und mehr vor der Welt ab. Er beſchäftigte ſich von nun an hauptſächlich mit Philoſophie und arbeitete einige ernſte poetiſche Werke aus, von deren hohem Werth ich Kunde erhielt, die mir jedoch leider nicht bekannt geworden ſind. Sein Geiſt verjüngte ſich mit den zunehmenden Jahren auf ſonderbare Weiſe. Mit Wohlgefallen ſchloß er ſich aufſtrebenden, ſinnigen Jünglingen an. Mit meiner Mutter verkehrte er viel. Es gewährte Beiden Troſt, von mir zu ſprechen. Als aber meine Schweſtern todt waren, und endlich auch die ſie überlebende Mutter heimgegangen war, da fühlte er eine unendliche Sehnſucht nach ſeinem Jugendfreunde erwachen. So ſchrieb er mir auf einen Gruß, den letzten, den ich ihm durch einen Königsberger ſandte, mit dem mich in Ems der Zufall zuſammenführte.

In der letzten Zeit ſeines Lebens mußte er körperlicher Leiden wegen Flußbäder gebrauchen. Er hatte hiezu die Abendſtunden gewählt, allein der größere Beſuch der Badeſtelle um dieſe Zeit, der ihm läſtig war, veranlaßte ihn, in den ſtilleren Morgenſtunden zum Fluſſe zu gehen.

An einem ſchönen Auguſtmorgen des vorigen Sommers ſtand Raphael um fünf Uhr auf. Die Frau erwachte und will ſchnell das Frühſtück bereiten, er aber bittet ſie, ſeine Zurückkunft aus dem Bade zu erwarten, wo ſie dann zuſammen frühſtücken würden. So geht er fort. Es vergehen ein Paar Stunden, das Frühſtück ſteht auf dem Tiſche; Frau und Tochter wiſſen nicht, was das lange Ausbleiben des Vaters bedeutet. Endlich bemächtigt ſich ihrer eine unſägliche Angſt: es könne ſich ein Unglück ereignet haben. Sie eilen zum Pregel hin. Kein Badender iſt zu ſehen, aber am Ufer ſtehen viele Menſchen und einige Männer in einem Nachen mit langen Stangen ſuchen im Waſſer. Athemlos ſtürzen die beiden Frauen herbei, um nach dem zu fragen, was ihnen ihr banges Herz ſchon längſt als Gewißheit verrieth. Da ziehen die Männer ſo ſchwer, und ein menſchlicher Körper erſcheint; ſie legen ihn in den Kahn und rudern an's Ufer. Wie ſie aber den Leichnam dort hinlegen und man nun den Fremden zu erkennen bemüht iſt, haben die beiden, die ihn allein ſchon erkannt hatten, die Augen feſt geſchloſſen. Eine Ohnmacht hält ihre Sinne gefangen. Als ſie zu ſich gekommen waren, ſchritten Wittwe und Waiſe hinter dem Todten, den ſie nach ihrer fernen Wohnung bringen ließen.

— Wie flatterten indeß die bunten Bänder! Wie weheten die heitern Schleier am Rande des grünen Murgthales! Wie ſcherzte ich ſelbſt ſo froh, da ich hätte trauern ſollen! Wie viel

Schmerz und Luſt, Schrecken und Seligkeit deſſelben Moments in zwei ſo nahverwandten Herzen!

Den literariſchen Nachlaß Raphael's wollen Königsberger Freunde in einer Auswahl bekannt machen. Ein ſchwieriges Unternehmen. Die Werke eines Genius von dieſer poetiſchen Tiefe, von denen das Publikum noch nicht bis jetzt die geringſte Kenntniß hatte, und die, wie mit Beſtimmtheit angenommen werden kann, dem jetzt herrſchenden Tagesgeſchmack in der Literatur nach allen Richtungen hin widerſtreben werden, müſſen ganz und in der Begleitung einer vollſtändigen Biographie gegeben werden, damit man ſie von dem richtigen Standpunkte aus zu beurtheilen fähig iſt. So können ſie dann als literariſches Denkmal ihren Platz behaupten, und es wird ihnen an Leſern und freundlich Gewogenen nicht fehlen. Was kann aber der Auszug für eine Bedeutung erlangen, aus einem Ganzen, das Niemand kennt, von einem Autor, deſſen Bildung und Fortſchreiten uns ein Räthſel iſt, der an unſerm Leben, an unſern Kämpfen, an unſern Freuden und Leiden keinen ſichtbaren Antheil nahm; nach welchen Grundſätzen will man hier die Auswahl treffen? Wie will man das Fehlende entſchuldigen, das Gebotene einführen? Soll es etwa nur den ſogenannten „ſchönen Stellen“ gelten? eine Muſterſammlung werden? O nicht doch! Raphael, der im Stillen an ſeinem poetiſchen Prachtgewande ſein ganzes Leben hindurch wirkte, der eine heilige Scheu in ſich trug, ſeine poetiſche Seele in der koſtbarſten Hülle der ſchönſten Verſe, dem großen Publikum preiszugeben, der ſich ſeiner Werke nicht entäußern konnte, weil ſie ſein liebſtes, ſein edelſtes, ſein theuerſtes Gut waren; der, mit Entbehrungen kämpfend, dennoch nichts von ſeinen Werken drucken ließ, wie ein reicher Mann, und das war er in dieſer Beziehung; Raphael ſoll nach dem Tode nicht im knapp zugeſchnittenen, dem modiſchen

Bedürfniß entſprechenden Frack vor der Welt erſcheinen; wollt Ihr, da ſeine Bedenklichkeiten mit ihm ſelbſt aus der Welt geſchieden ſind — ſeine Werke der Literatur, die ihre Rechte darauf geltend macht, einverleiben, ſo gebt ganz und ungeſchmälert, was er in ſeinen reifen Jahren geſchaffen, und laßt nur etwa die Jugendverſuche weg. Ein Verleger wird ſich finden laſſen; es gibt deren noch, die nicht zu ängſtlich rechnen, und auch nicht nöthig haben, dies zu thun. Die Berliner Zeitſchrift, welche ſchon mehrmals ihr Publikum auf Raphael Bock's Bedeutſamkeit aufmerkſam gemacht, wird ſich Dank erwerben, wenn ſie das mit Geſchicklichkeit wiederholt, und auch dieſe Zeilen mögen darauf hinwirken, den todten Meiſter einzuführen, wie man es bei jugendlich ſtrebenden Geiſtern zu ſehen gewohnt iſt.

Wer ſich für dieſe Sache intereſſirt, thut ein dreifach gutes Werk; er verpflichtet ſich die Literaturfreunde, er trägt dazu bei, daß ein Mann, der dies bei ſeinem Leben ſtolz verſchmähte, nach ſeinem Tode die ihm gebührende Anerkennung empfange, und er erleichtert zugleich das Loos einer über alle Beſchreibung trauernden Familie.

Dampfreiſe.

Die Glocke ertönt, die Landungsbrücken werden weggenommen, wir ſagen dem Lande Lebewohl. Der Augenblick der Abfahrt iſt nicht das Unintereſſanteſte der Reiſe mit einem Dampfſchiff. Die Geſichter der Reiſenden, die ſich einrichten und zurechtſetzen, liefern ein belebtes Panorama. Man weht mit den Tüchern, man empfiehlt den Zurückbleibenden ſeinen Regenſchirm, ſein Hündchen, ſeine Vögel, ſein Silber, Fenſter und Thüren wohl zu verſchließen; doch ich verweiſe hier auf frühere Beſchreibungen ſolcher Scenen. Es iſt bei der Abfahrt einer Diligence derſelbe Fall.

Charakteriſtiſch iſt bei den Dampfſchiffen das Aeußere der dienenden Geiſter, ſowohl bei der Maſchine als bei den Effecten der Reiſenden. Bei den Diligencen ſind dieſe Leute gewöhnlich leicht und ſchnell, wie die Eichhörnchen, bei den Dampfſchiffen hingegen ſchwerfällig und einſylbig. Bei den Diligencen hat man ſtets einige Höflichkeiten für die Damen in Bereitſchaft, welche ihre Hutſchachtel zwanzigmal nach einander aus allen Tönen empfehlen, wenn man ſie dennoch mit Riemen und Stricken zuſammenſchnürt. Auf den Dampfſchiffen unterläßt man zwar die höflichen Worte, aber man ſorgt dafür beſſer für die Effecten. Man reiht ſie auf- und nebeneinander zunächſt dem Rauchfang, und bildet daraus ein ungeheures Imbroglio von Schachteln, Nachtſäcken, Koffern, Felleiſen und Körben. Dieſes Durcheinander verurſacht allerdings nachher einiges Geſchrei beim Ausſchiffen, allein was thut das?

Wer ein einziges Dampfſchiff in ſeinem Innern geſehen hat, kennt ſie alle, ſie mögen heißen, wie ſie wollen. Ueberall gibt es zwei Plätze, auf dem erſten hat man ein Zelt von Leinwand, wenn die Sonne ſcheint, und bei ſchlechtem Wetter einen kleinen Salon mit Spiegeln und Bänken. Auf dem zweiten Platze, wie auf dem erſten, figuriren faſt immer dieſelben Perſonen, man hört faſt immer dieſelben Geſpräche.

Das erſte Ereigniß, welches die allgemeine Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft erregt, iſt die Fahrt durch eine Brücke, wenn das Geräuſch des Keſſels plötzlich auf einige Sekunden ſchweigt, und Rauchfang und Schlauch niedergelaſſen werden, um durch zu können. Es iſt ſelten, daß dieſe Operation nicht einen Ausruf der Ueberraſchung erpreßte. Damen zeigen ſogar etwas Angſt. Glücklicher Weiſe dauert die Criſe nicht lange.

Man hat ſchon oft die Dampfſchiffe vor den Diligencen erhoben, allein immer noch nicht die Frage gründlich entſchieden. Wenn man mit Dampf reiſt, ſo hat man allerdings nicht nöthig, umſpannen zu laſſen, man ſchluckt keinen Staub, man wird nicht geſtoßen; dafür aber langweilt man ſich, dies iſt ein anderer, wohl zu beachtender Umſtand. Das Dampfſchiff verläugnet keinen Augenblick ſeinen engliſchen Urſprung. Es hat den Spleen. Man ſehe nur, wie ſich Alles theilt und ſondert. Die Geſellſchaft beſteht nur aus kleinen Coterien; hier ſitzt eine Familie am Steuer; dort ſitzen zwei Engländer, Rücken an Rücken, und betrachten durch ein Glas die Gegenſtände der beiden Ufer; auf dieſer Seite ſteht ein Herr mit unterſchlagenen Armen, und pfeift, um ſich zu zerſtreuen, einen bekannten Refrain; daneben ſitzt eine Dame auf dem Feldſtuhl und ſtrickt ſchlafend. In allem Dieſem findet ſich kein Enſemble, nichts Geſellſchaftliches, nichts Mittheilendes; entweder ſchweigt man gleichgültig, oder man ziſchelt feindſelig vor ſich hin.

Die Diligence liefert ein anderes Bild; das iſt ein ewiger komiſcher Roman, voll der lächerlichſten Gegenſätze. Die Noth ſperrt fünf bis ſechs Perſonen in einen rollenden Kaſten. Ein

Handlungsreiſender, ein Advokat, ein Arzt, dazu irgend ein Tagedieb, ein Student, ein Neugieriger; kurz eine Welt im Kleinen. Man plaudert. Dann kommt die Table d'hote. Neue Unterhaltung, Späße, Anekdoten u. ſ. w.

Auf dem Dampfſchiff ißt man auch; man iſt aber nicht ſo heiter dabei. Alles iſt zu theuer, Alles geht zu langſam; ein einfaches Beefſteak dient leicht zu einer Kriegserklärung zwiſchen dem Schiffskoch und den Paſſagieren. Fordert man von dem Koch zu gleicher Zeit fünfzehn Beefſteaks, zwölf Cotelettes und zwanzig Eierkuchen, ſo ſchreit er, daß er nur zwei Beine und zwei Arme habe. Man ſtreitet und zankt, und unterdeß verbrennen Beefſteaks und Cotelettes und die Saucen ſetzen ſich an den Caſſerolen an.

Nach dem Eſſen ſteigt man wieder auf das Verdeck und thut, was man den ganzen Morgen über gethan: man gähnt, man ſieht die Vögel fliegen und betrachtet die Landhäuſer, wenn welche da ſind. Während des Verdauens entſpinnt ſich wohl auch in irgend einem Winkel eines jener herrlichen Geſpräche über Wetter, Wolkenzug und Theater, die es verdienten, von den Verfertigern dramatiſcher Sprüchwörter oder ähnlicher Geiſtesproducte benützt zu werden.

Ebenſo gibt es gewiſſe ſtehende Figuren auf einem Dampfſchiff, die gleich dem Sauerkraut auf deutſchen Wirthstafeln nicht fehlen dürfen. So z. B. iſt ein Jäger unerläßlich, gewöhnlich in der Perſon irgend eines Gutsbeſitzers der Gegend. Er beſchäftigt wenigſtens die Aufmerkſamkeit von fünf oder ſechs Mitreiſenden durch das Aufrollen von Jagdgemälden, worin der Graf X, der Baron von X, der Major von X eine Rolle ſpielen und mit einer gehörigen Sauce von Rehpoſten und Schrot, Wilddiebereien und Rebhühnern mit Trüffeln, Jagdfrühſtücken und dergleichen übergoſſen werden.

Eine verlaſſene Gattin darf auch auf einem Dampfboote nicht fehlen. Sie ſitzt gewöhnlich ſeitwärts und arbeitet verſtohlen an einer Stickerei.

Wenn ſie die Augen langſam von der Arbeit erhebt, ſo geſchieht es, um ſie auf den ſie umgebenden Schnurrbärten ruhen zu laſſen. Sie frühſtückt Chokolade, und riecht gewöhnlich nach Aether, Roſenöl und Räubereſſig zugleich; ſie intriguirt alle empfindſamen Seelen des Dampfſchiffes, denn ſie iſt ein Geheimniß, eine Muthmaßung. Beim Landen iſt man dann deſto mehr überraſcht, ſie am Arm einer Militärperſon ausſteigen zu ſehen, die während der Ueberfahrt weit weg von ihr, und ohne ſich um ſie im Geringſten zu bekümmern, zwei und dreißig Cigarren nach einander geraucht hat.

Auch fehlt es den Dampfbooten ſelten an einem Spaßmacher, der die Reiſenden auf alle Weiſe zu myſtificiren ſucht. So oft das Dampfboot ſtille hält, um Paſſagiere ausſteigen zu laſſen, hört man ihn beſtändig denſelben Grüße nachrufen, als z. B. „Schönen guten Abend, meine Damen, viele Empfehlungen an Ihren Herrn Gemahl; vergeſſen Sie nicht dies Päckchen; unterlaſſen Sie nicht, Herrn Bonifazius zu grüßen" u. ſ. w. Der Spaßmacher hält ſich immer auf dem erſten Platze auf, wenn er gleich nur den zweiten bezahlt hat. Deßhalb muß er aber auch allerlei Contremärſche beginnen, wenn er den Capitän kommen ſieht. Bei Tiſche hat er gewöhnlich viel für zerbrochene Gläſer und Teller zu bezahlen, die er beim Balanciren zur Beluſtigung der Reiſegeſellſchaft zerbrochen hat. Außer ſeinem Ueberrock von Mancheſter und ſeiner Pfeiſe hat er wenig Bagage bei ſich.

Eine eigenthümliche Phyſiognomie nimmt jedoch erſt das Dampfboot auf größeren Seereiſen an, etwa bei der Ueberfahrt von Livorno nach Neapel. Die Zurüſtungen zum Schlafen, das Geräuſch der Wogen, Alles dies öffnet der Beobachtung einen weiten Raum. Auf dem erſten Platze ſind die Schlafkammern abgetheilt, auf dem zweiten aber muß Alles durcheinander in demſelben Raume ſchlafen. Nun denke man ſich einmal ſolch ein ſchlafendes italieniſches Dampfboot. Welch' ein Contraſt!

Hier ein Geiſtlicher (Canonico), der zuerſt nach Civita vecchia reist, um ſich von dort nach Rom zu begeben, dort ein Capuziner mit abgeſtreifter Caputze, der im Einſchlafen noch ein Gebet für die Seelen im Fegefeuer an dem Roſenkranze herſagt, während über ihm eine Tänzerin von San Carlo ſich in goldenen Träumen wiegt. Ein Maccaronihändler zankt mit einer engliſchen Zofe, welcher er ſeinen Platz nicht einräumen will. Daneben ſitzt ein wild ausſehender Schleichhändler und plaudert mit einem fremden Malerjüngling. Nun laſſe man einmal den zitternden Schimmer einer Nachtlampe auf dieſe Geſellſchaft fallen! Hier der deutſche Kammerdiener in der Nachtjacke, der auf einer Leiter in ſein Bett im dritten Stockwerke zu ſteigen ſucht, oder dort jene junge Italienerin, die ihre weiße Hand aus dem halb geöffneten Vorhang ſtreckt. Man möchte ſagen, daß alle Schläfer hier, jeder in ſeinem Idiome, ſchnarchen. Welch' ein belebtes Bild liefert nun ein ſolches Dampfſchiff! Liebe, Ehrgeiz, Kunſt, Glück, Unruhe, alle menſchlichen Begierden und Leidenſchaften ſind da vereinigt und ruhen unter dem Schutze eines Keſſels, den ein einziges Pfund Steinkohlen zu viel zur platzenden Bombe machen kann. —

Während nun aber oben dieſe Ruhe herrſcht, wirken unten ununterbrochen die Cyklopen, die armen Teufel, welche unaufhörlich den Steinkohlendampf athmen müſſen, und die eigentliche Seele, die Schutzengel dieſer ſchwimmenden Bevölkerung ſind. Selten nur wird Franzoſen der Keſſel anvertraut. Ruhe und unerſchütterliche Feſtigkeit ſind dazu erforderlich, und dieſe beſitzt der Engländer in höherem Grade. Obgleich ſie Branntwein trinken, ſo behalten ſie doch in ihrem halben Rauſche immer Vernunft genug, ihr Geſchäft zu beſorgen, ja der Inſtinkt des Trunkenboldes trägt ſogar oft über die geſpannteſte Aufmerkſamkeit des Nüchternen den Sieg davon.

Wir haben hier von einer Reiſe bei ruhigem Wetter geſprochen. Die Schilderung des Sturmes wollen wir unſern Leſern erſparen. Die umgeworfenen Bänke, die erſchütterten Magen, die erſchreckten Geſichter, den feſten Blick des Capitäns das Toſen der Elemente, Alles dieſes mag man in einem der beliebten Seeromane ſuchen.

Nach glücklicher Fahrt bei Nacht erhellt ſich nun der Himmel; Alles erwacht; zuerſt fangen die Theetaſſen zu kreiſen an; dort legt ſchon wieder eine glückliche Mutter des zweiten Platzes ihren Säugling an die Bruſt; man ſpürt den friſchen Rauch der Cigarren; da plötzlich hört man ein Freudengeſchrei, man ſieht die Schnupftücher wehen: Land, Land! Und unſere Reiſe iſt beendet.

Muſikfeſt in Heidelberg.

Zu den heiterſten Feſten unſeres ſchönen Vaterlandes gehören unſtreitig die Muſikfeſte. Man hat ſie jetzt von der coloſſalſten Art bis zu ſolchen hinab, wo nur luſtige und ernſte Lieder aus ſtarken Männerkehlen im Chorus erſchallen. Während ich mich auf der ſtaubigen Straße nach Ludwigsburg ziehen ließ, um Händel's Maccabäer von 600 Muſikern auf dem Heidelberger Schloß aufführen zu hören, zogen Andere, nicht minder froh erwartend, die grünen Höhen nach Göppingen hinan, um dem dortigen Liederfeſte beizuwohnen. Und ſo hallt's und ſchallt's überall; bei uns, im kleinen

Lande Württemberg, lieſt man täglich von den Zuſammenkünften der Liedertafeln und Liederkränze, am Rheine geſtalten ſich die größeren Feſte, und berühmte Namen nehmen daran thätig Theil, und im Norden von Deutſchland, wo Alles mit größerem Ernſt und ſtrengerer Gewichtigkeit behandelt wird, werden die bedeutendſten Anſtrengungen gemacht, dieſe Kunſtgenüſſe zu hoher Vollendung zu erheben. Wer zweifelt noch an den Wirkungen eines langen Friedens auf Kunſt und Wiſſenſchaft, wenn er dieſes Nomadiſiren von Künſtlern und Gelehrten betrachtet, die Kreuz und Quer, viele, viele Meilen weit; hier Aerzte- und Naturforſcher-Verſammlungen, dort Hiſtoriker-Vereine; hier Muſikfeſte, dort Ausſtellungen der bildenden Kunſt! Und ſo geht's Jahr ein und aus, und immer werden deren mehr, und immer wächst die Theilnahme daran!

Wie die Alten zu ihren Spielen, zu ihren theatraliſchen Vorſtellungen aus dem ganzen Lande herbeizogen, ſo ſehen wir es auch in unſerer Zeit.

Nur das macht einen Unterſchied, daß bis jetzt die theatraliſche Kunſt ganz davon ausgeſchloſſen geblieben; ob dies nicht auch für ihre tiefe Geſunkenheit zeugt? ob ſich hierin nicht deutlich den Sinn ausſpricht: das Volk betrachte das Comödienſpiel nicht wie ein Feſt? Ich wünſchte, daß die Herren Schauſpieler von A — Z einmal ein großes dramatiſches Scheibenſchießen veranſtalteten — une comédie monstre — um dieſen Wahn zu widerlegen, oder wenigſtens die Meinung hierüber zu berichtigen.

Dieſe Verſammlungen, wobei Kunſt oder Wiſſenſchaft präſidiren, die ein geläuterter Sinn beherrſcht, die einen edlen Genuß gewähren, woran ganz Deutſchland mit freudigem Herzen Theil nimmt, ſcheinen mir für unſere Zeit als die eigentlichſten Volksfeſte gelten zu können. Die Zuſamenläufe des müßigen Pöbels, des ſonntägigen Handwerkers an gewiſſen jährlich wiederkehrenden Gedächtnißtagen haben ihren geſchichtlichen Werth und ſind als Curioſa wohl in Ehren zu halten, doch dürfen ſie wahrlich keine größeren Anſprüche machen, und es iſt lächerlich, ihnen eine Bedeutung einräumen zu wollen, die ſie längſt verloren haben; noch weniger kann dies aber bei modernen, flitternden Aufzügen der Fall ſeyn, wie ſie die Zeit entſtehen ſah; dieſe mögen höchſtens Volksbeluſtigungen für dieſe oder jene Stadt genannt werden, zu Feſten des deutſchen Volkes werden ſie nie erhoben werden.

Als ich von Neckargmünd in das ſchöne, bewaldete Thal hinabfuhr, das ſich in die Bergſtraße mündet, zeigte ſich mir ſchon deutlich die Nähe des Feſtes. Geputzte Landleute zogen des Weges, auch ſtädtiſch gekleidete Fußgänger miſchten ſich darein, und es war mir leid, den Staub, den die Wagenzüge erregten, ſich auf die ſaubern Stücke des ſonntägigen Zeuges unhöflich lagern zu ſehen.

So wie man ſich dem Rheine nähert, nimmt mit der Landſchaft auch der Bewohner den eigenthümlichen Charakter an. Die Ufer des Rheins ſind nur auf einer kleinen Strecke von hoher maleriſcher Schönheit; die Landſchaft iſt aber immer heiter und luſtig. Wir haben tiefer im Lande reichere Fülle von Aus- und Anſichten; viele Gegenden überſtrömen davon; Wein- und Laubhügel, deren anmuthige Wellenform ſich in die lieblichſten Thäler öffnet, in denen weiße, reinliche Wohnungen, freundliche Gotteshäuſer, reich beſtellte Aecker, Früchte und Obſtbäume, das ganze Land ein Garten, und die Bewohner treue, ehrliche Leute emſiger, tugendhafter Art, von guter Schulbildung, fromm und wacker im vollſten Sinne Auch ſie haben ihre Tage, wo ſie tanzen und trinken, wo ſie herzinnig ſich freuen mögen, aber man ſieht es ihnen nicht an. Am Rheine iſt Alles lauter, ſinnlicher, es ſind Feſte, wobei die Luſtigkeit die Hauptſache macht, und der Ernſt ſtets leer ausgeht.

Ich werde den Eindruck nie vergeſſen, den eine Weinleſe in einem kleinen, ſehr anmuthig gelegenen württembergiſchen Dorfe auf mich machte, als ich eben aus Tyrol von den luſtigſten Kirchweihen herkam. Und das war im ſchönen Herbſte 1834, wo des Himmels Segen dieſe Berge befruchtet hatte, und der Nektar in rothen Strömen den kelternden Bübchen aus den zerriſſenen Stiefeln trof. Die Leute freuten ſich allerdings, ſie tanzten und ſangen und ließen es an nichts fehlen, aber es riß den Fremden, der eben keinen Wein in der Gegend machte, und keinen beſondern Antheil nehmen konnte, nicht mit ſich fort; die Freude war nicht anſteckend; ſie freuten ſich eben in ihrer Weiſe. Und das war 1834, wie hätte ich es erſt gefunden, wenn ein Mißjahr geweſen wäre!

Man kann mit Niemanden darüber rechten, daß er ſeine Freude ſo oder ſo äußere, aber man kann wohl von dem Eindrucke ſprechen, den die Aeußerungen der Freude Anderer auf unſer Gemüth hervorbringen, und es iſt wohl anzunehmen, daß man je fremder, deſto unbefangener iſt. Wenn bei ſolchen Gelegenheiten eine höhere ernſte Weihe ſchweben ſoll, ſo kann ich das keineswegs unlobenswerth finden; aber ein Feiertag iſt kein Volksfeſt, und man ſey nicht der falſchen Meinung, daß ein ſolches, in ſeiner bunteſten Luſtigkeit, nicht auch erheben könne. Wer ohnedies ſehr zum Ernſte hinneigt, mag mit einigem Stolze darauf herabſehen, wie urſprünglich heitere Feſte, der dankbaren Erinnerung, den Segnungen des Friedens, großen Erſcheinungen im Leben geweiht, ſich in ſolche umgeſtalten, die nur eine andächtige und religiöſe Sammlung aufkommen laſſen, aber man vergeſſe darüber nicht, daß es wahrhaft beſeligend iſt, mit frohen Menſchen froh zu ſeyn.

Wer wird es mir wohl übel nehmen, wenn ich hier dem Rheine vor Allem das Wort rede? Der Rhein iſt ja unſer Aller Kleinod; welcher Deutſche freute ſich nicht, ihn wieder zu ſehen? wer wohnte nicht gern an ſeinen Ufern? wer ſtände nicht gern mit ſeinen heitern Bewohnern im Verkehr? Wenn ich einen wahrhaft durch und durch luſtigen Deutſchen traf, ſo war es gewiß „ä Rheinländer,“ wie er ſelbſt mit Stolz ſagte. „Wir Rheinländer ſind ä luſtig'ſ Volk!“ Das iſt ihnen unbenommen, und dabei ſind ſie nicht minder ehrenwerth, als irgend ein anderer deutſcher Stamm.

Als wir Heidelberg zwiſchen ſeinen grünen Bergen wahrnehmen konnten, ward die Straße immer belebter. An beiden Seiten ſtanden Reihen von Menſchen und machten Spalier. Sie waren hinausgezogen, um uns zu empfangen, und guckten in die Wagen, als ob ſie Freunde erwarteten, die ſie ſich gleich herausholen wollten. Der Neckar war mit Gondeln und kleinen Nachen beſäet, die mit Menſchen überfüllt waren. Ueberall wurde geſchoſſen; Berge und Waſſer dampften und hallten vom Knallen wieder. Im Wirthshauſe ſprangen uns lachend die Kellner entgegen, um uns mit den andern Wagen fortzuſchicken, aber wir hatten bereits Zimmer beſtellt. Wer kein Unterkommen fand, konnte Abends nach Mannheim oder nach einem andern nahen Orte fahren, um dort zu übernachten; auch im Freien die Mainacht zuzubringen, war ſo unglücklich gerade nicht. Das Wetter war himmliſch; Oberon und Titania mochten in dieſer Nacht wohl ihr Spiel treiben.

Die Straßen waren mit Wagenburgen angefüllt, die Laden geſchloſſen, die Handwerke feierten; die Aufführung des Händel'ſchen Oratoriums war für die ganze Stadt zu einem Feſttage geworden! Auf dem Platze vor dem Muſeum fanden Volksbeluſtigungen ſtatt; Maibäume, mats de cocagne, kletternde Burſche, um die angehängten Preiſe zu erobern, Schaukeln, andere Uebungen und Spiele. Wir gingen zur Ruine, wo eben die Generalprobe beendigt war. Oben in dem bekannten Bier- und Caffeehauſe wurde an mehren Tiſchen geſpeist. Obgleich wir Plätze beſtellt hatten, konnten wir doch nicht mehr unterkommen; der Andrang war zu groß, und der Wirth, nicht daran gewöhnt, hatte den Kopf verloren. „Wenn wir uns behelfen wollten, ſo könnte wohl an einem Seitentiſche Rath geſchafft werden,“ wurde uns als Troſt zugerufen; allein ich verſtehe mich in ſolchen Fällen ſchlecht auf's Behelfen, und liebe nicht, mich mit dem Abhub einer ſolch' gemiſchten Wirthstafel füttern zu laſſen; ich zog es daher vor, in der Mittagsglut zum badenſchen Hof wieder hinabzuziehen, und, wie Fallſtaff, Boden mit meinem Fette zu ſpicken.

Im badenſchen Ho an 300 Menſchen luſtig und guter Din renz und Quer an Tafeln gereiht, und er wohlſchmeckenden Dinge, die da kommen ſollten; nur ein Mann war darunter, der nicht luſtig ausſah, als er uns erblickte, das war der Wirth, und auch wir machten bald gar traurige Geſichter. Es war nicht möglich, uns zu placiren. Wir hatten beim Weggehen geſagt, daß wir nicht im Hotel ſpeiſen würden, und dafür mußten wir geſtraft werden. Aber hungrig, nach dieſer Ermüdung, im Angeſichte duftender Schüſſeln, während Alles ſich anſchickte, zu ſchneiden, zu löffeln, zu koſten, zu ſchlürfen, zu trinken, während die Muſikanten ſchon die Geigen ſtimmten, um die Suppe mit Strauß zu begleiten, und Kinder mit angefüllten Körben Blumensträuße zwiſchen die Couverts legten; welche tantaliſche Qual! Das Alter iſt mürriſch und hart; die Jugend zeigt ſich weicher. Der Sohn des Hauſes erſchien uns wie ein Engel der Erlöſung, als wir eben uns zu Kutſchern und Bedienten herablaſſen wollten, um einige kalte Speiſen zu uns zu nehmen. Er hatte im Zimmer, wo angerichtet wurde, ein Tiſchchen ganz artig ſervirt, und dort durften wir Platz nehmen. Wir ſaßen hier luſtig und breit, während Alle an der großen Tafel über Hitze und Enge klagten, und genoßen noch den Vortheil, immer zuerſt bedient zu werden und uns ſelbſt vorlegen zu können, während man dort darauf warten mußte, was der Nachbar auf der Schüſſel ließ, und ganz der Diskretion oft ſehr indiskreter Kellner überantwortet war.

Der erſte Kanonenſchuß donnerte bereits von der Höhe über die Stadt hin, als Zeichen zur Verſammlung der Muſiker, und noch ließen wir es uns wohl beim Nachtiſch und Champagner ſeyn. Ein lieber Gaſt hatte ſich eingeſtellt, Spindler, und das war denn ein ganz angenehmes Zuſammentreffen. Vor dem dritten Schuſſe, der das Zeichen zum Anfange geben ſollte, waren wir jedoch ſchon auf dem Wege und kamen zur rechten Zeit in dem Schloßhofe an. Welch' ein überraſchender Anblick bot ſich uns hier dar; welch' ein Contraſt der reizendſten Art! Der Schloßhof mit dem impoſanten Mauerwerke war mit badenſchen Fahnen auf das Schönſte pavoiſirt; aus allen Erkern, von allen Höhen flatterten ſie roth und gelb in die heitere Luft hinein, die von keinem Wölkchen getrübt wurde. Der ſchönſte Theil der Ruine — nach Oſten — war beſonders reich decorirt, und aus den vielen Fenſtern drängten ſich Damen und Herren, in der bunteſten Sommertracht und in ſo großer Zahl, daß Vorkehrungen getroffen werden mußten, um Unglück zu verhüten. Hie und da ſoll das morſche Mauerwerk bereits einige Steine zur Tiefe geſchickt haben. Auf der verwitterten Hauptrampe ſtanden Seſſel in Reihen, worauf vornehme Welt ihren Platz nahm. Die Bevölkerung dieſes Theiles der Ruine war einem Mährchen zu vergleichen und machte einen wunderbaren Eindruck.

Nun aber der eigentliche Schloßhof! Bank an Bank und darauf Kopf an Kopf, ein ungeheures Parterre, wie es kein Concert der Welt aufweiſen kann, dann rings umher als Einfaſſung junge Welt auf Gerüſten, Trümmerhaufen und Bäumen; beſonders herrlich nahm ſich der alte Baum in der Mitte aus, dem Orcheſter gegenüber, der bis zur Spitze ſeiner Krone mit Menſchen angefüllt war. Das Orcheſter war in dem älteſten Theile des Schloſſes angebracht, nach Weſten hin, wo ein uraltes Erker mit leeren Fenſterhöhlen trauernd auf die Stätte der Verwüſtung herabſchaut. Heute war dieſer Ausdruck der Trauer verſchwunden; aus den Fenſterhöhlen flatterten ebenfalls Fahnen, und auf den Zinnen rings umher waren ſie ſiegend aufgepflanzt; das Orcheſter erhob ſich im weiten Amphitheater, das die verſammelten 5 — 600 Muſiker bequem faſſen konnte. An der Spitze, weit hinausgebaut, war das Pult des Hauptdirigenten, des Muſikdirectors der Univerſität, Herrn Louis Hetſch, der ſich um Anordnung ſowohl als Ausführung ein großes Verdienſt erworben. Reiche Feſtons von Grün und Blumen, durchzogen mit Draperien aus Gelb und Roth, ſchmückten dieſen Theil der Ruine auf die feſtlichſte Weiſe. — Dieſer freundlich erhebende Anblick gewann noch bedeutend durch die Reihen weißgekleideter Mädchen und Frauen, die als Sängerinnen den vordern Theil der Orcheſterbühne einnahmen, und den finſtern Theil derſelben, die ſchwarzgekleideten Herren, unſern Augen entzogen.

Da waren Meiſter und Jünger aus Darmſtadt, Carlsruhe, Mannheim, Speyer, Worms, Frankfurt, Kreuznach, Durlach, Mainz, Homburg und aus den freundlichen Orten der nahen Bergſtraße herbeigekommen, um das heimiſche Corps Heidelbergs auf harmoniſche Weiſe zu verſtärken.

Ja, einen Muſiker nennt ſogar das Verzeichniß, der aus Boſton gekommen war, wahrſcheinlich nicht eigens zum Muſikfeſte, doch freundlich daran Theil nehmend: dies war Herr Harbordt mit ſeinem Violoncell.

Die Soloſtimmen verſahen zum Theil die Mitglieder des Mannheimer Theaters. Madame Pirſcher den erſten Sopran, Fräulein Gervert Alt Herr Oehrlein Baß; außerdem ſangen Fräulein C. und J. Wagner von Heidelberg Sopran-Solo, und die Herren Batz und Deppe von Heidelberg Tenor. Die Capellen von Mannheim, Darmſtadt und Carlsruhe wurden von ihren ausgezeichnetſten Mitgliedern repräſentirt, und Strauß, Lachner, Mangold, Pechatſcheck waren nicht zu Hauſe geblieben. Die Stuttgarter Künſtler, von denen Einige nicht wenig Luſt hatten, ſich ihren Kunſt-Collegen beizugeſellen, wurden durch eine Opern-Darſtellung von der Ausführung dieſes ſchönen Vorhabens abgehalten. Man hatte ſie erwartet, und Alles fragte nach ihrem würdigen Führer

Lindpaintner, deſſen treffliche Inſtrumentirung des Oratoriums ſeine Abweſenheit jeden Augenblick in ſchmerzliche Erinnerung brachte.

Obgleich die Proben des Judas Maccabäus bereits von Herrn Hetſch im Februar begonnen wurden, ſo konnte doch die Maſſe fremder Künſtler nur die zwei letzten mitmachen, und es war bewundernswerth, wie trefflich und ineinandergreifend dennoch die Aufführung war.

Die Sonne brannte heftig und nur mit Mühe wurde noch für unſere Damen ein Sitz gefunden; wir Männer mußten ſtehen. Auch ward der Genuß zu ſehr durch die pittoreske Umgebung und andere Außendinge geſtört. Die Sänger des Waldes hatten ſich auch, gleich ihren Collegen aus Darmſtadt, Mannheim u. ſ. w. von allen Bergen rings umher eingeſtellt, und ſaßen zwitſchernd und lockend auf Zweigen und Aeſten. Beſonders auffallend war es, daß ſie vorzugsweiſe den Geſang der Madame Pirſcher accompagnirten, was zwar nicht ſtreng im Takte und richtiger Tonart geſchah, aber doch einen lieblichen Effect hervorbrachte. Dieſe Sängerin mag es als ein Compliment betrachten, daß die gefiederten Sänger, worunter wahrlich keine kleine Anzahl von Nachtigallen war, etwas Analoges in ihren Stimmen fanden, was ſie zum Wetteifer herausforderte.

Solche Abziehung der Aufmerkſamkeit duldet aber ein ſo ſtrenges Werk, wie der Judas Maccabäus, keineswegs. Wir waren eigentlich viel mehr zu heitern Scherzen aufgelegt, als zum Anhören dieſer hehren Fugen, und mit halbem Ohre hören und dazu ſchwatzen, halte ich für Profanation. So ſehr ich mich zu ſammeln ſuchte, die rechte Stimmung wollte ſich nicht finden laſſen; der winterliche Concertſaal, die dumpfe Kirche, das ſind Orte, die zu ſolchen Genüſſen vorbereiten; hier ziehe ich mich in mich ſelbſt zurück, vergeſſe Alles um mich her und bin ganz Ohr; aber nicht ſo in dieſem grünen Tempel des Frühlings, umragt von der maleriſchen Ruine, die an dieſem Tage auch noch ſo lenzlich, feſtlich und freundlich war, und die Sinne auf ganz eigenthümliche Weiſe feſſelte. Ein Stück, von Hörnern ausgeführt, eine ſogenannte Harmonie, und wir dazu ungenirt im Graſe gelagert, das würden wir mehr goutirt haben, und ſolcher Genuß wurde uns auch ſchon an dieſer Stelle zum Oeftern zu Theil und verfehlte nie den günſtigſten Eindruck. Auch Spindler war dieſer Meinung, unſere Begleitung ſtimmte ein, und wir durchzogen bereits mit vielen Gleichgeſinnten die duftigen Gänge, der Höhe zu, als das Oratorium noch nicht zur Hälfte gediehen war.

Am Abend war Ball im Muſeum; man begab ſich erſt ſpät dahin, ſo labend war das Freie nach Sonnenuntergang. Auf dem Balle ſuchten die Menſchen wieder Staub und Hitze, während es draußen ſo himmliſch war; überall herrſchte Luſt und Leben; alle Fenſter waren offen, und aus den Wirthshäuſern ſchallten Tänze und Lieder. Die Nacht war herrlich; der Neckar floß ruhig durch die Brücke; der Sternenhimmel prangte in vollſter Glorie; oben Sterne, unten Sterne, die der Fluß abſpiegelte; man ſchwebte dazwiſchen ſelig wie im Himmel. Ich ſpazierte auf der Brücke ſtundenlang hin und her; dies war eigentlich mein köſtlichſter Genuß des ſchönen Feſtes.

Die kurze Nacht war bald vorüber; der Tag graute kaum, und ſchon zogen die ſchläfrigen Kutſcher ihre Pferde aus dem Stall und legten ſie vor die Wagen. In allen Häuſern ward es lebendig; ſchöne Kinder mit halb verſchlafenen, verdrießlichen Geſichtern ſtiegen ein; wie gern wären ſie noch geblieben! aber der Vater mußte an's Geſchäft zurück, der improviſirte Feiertag durch doppelte Thätigkeit eingebracht werden. Die Kutſcher zogen in ununterbrochener Reihe nach allen Richtungen zu den Thoren hinaus, und bald war die Stadt wieder ſtill und leer — ſtill und leer, wie es ihre Gewohnheit iſt. Ein trübſeliger Abſtand! Kleine Städtchen machen, nachdem ich ein Feſt darin durchlebte, den traurigſten Eindruck auf mich.

Auch ich begab mich auf den Weg und fuhr nach Mannheim hinüber. Hier war es wieder überall voll, kein Nachtquartier zu haben, und wir mußten noch denſelben Abend nach Heidelberg zurück. Man gab Robert den Teufel, den die Mannheimer über Alles erhoben — das heißt, ihre Aufführung deſſelben — Aufführung und Ausführung, Decoration und Geſang, Alles ſollte vortrefflich ſeyn! Für den Fremden, zufällig Hergereiſten war nichts daran zu loben. Zum Glück war der Abend ſo ſchön und Mannheim hat einen Hofgarten und einen Rheindamm, die in der That viel beſſer ſind als ſein Theater, und da kann man ſich — aus dieſem vertrieben — bald wieder auf das Angenehmſte zurechtſetzen.

Ein Mäcen.

Als ich gegen das Ende des Jahres 1818 nach Brünn kam, um nach mannigfachen Abenteuern und ſeltſamen Erlebniſſen mich dem Theater zu widmen, ſtand ich allein, verlaſſen, beſſerer Tage gewöhnt; die Beſchäftigung, die ein Anfänger erhält, war nicht im Stande, mich für meine Kunſt zu beſeelen, ich war niedergedrückt und verzweifelnd. Kleine Gedichte, die ich zu meiner Erholung und Erhebung niederſchrieb, und an die Abendzeitung in Dresden, ſo wie an die Modezeitung des Herrn Schickh in Wien, unter dem Namen Kurt Waller zum Abdruck geſandt hatte, erregten damals bei den zahlreichen Leſern jener Journale einige Aufmerkſamkeit.

Eines Abends erſcheint ein junger Cavalier auf der Bühne und kündigt mir an, daß Graf Salm meine Bekanntſchaft zu machen wünſche, und mich andern Tags zum Frühſtück erwarte. Ueberraſcht, wie ich war, ſage ich ſtotternd zu, und begebe mich zur beſtimmten Stunde in das Hotel des Grafen. Er nimmt mich mit der freundlichſten Zuvorkommenheit auf, und bald ſehe ich mich einem väterlich geſinnten Freunde gegenüber, vor dem alle Zurückhaltung ſchmilzt. Er hatte meine kleinen poetiſchen Verſuche mit Theilnahme geleſen, und alsbald ſich bemüht, Näheres von den Verhältniſſen des Dichters zu erfahren. Man hatte ihm geſagt, daß es derſelbe junge Schauſpieler ſey, der ſeit einigen Wochen in unbedeutenden Rollen das Brünner Theater betrete. Wäre dies nun nicht ſchon genug geweſen, manchen neuern Mäcen von allen weitern Schritten abzuhalten?

Unſer Geſpräch nimmt den freieſten Schwung: Wir ſprechen von Literatur und Kunſt, von Reiſen und Theater; er weiß mich auf meine Lieblingsthema's zu lenken, die, wie ich glaube, auch die ſeinigen ſind, und ich laſſe meiner Zunge die Zügel ſchießen. Beim Weggehen wird mir die Erlaubniß ertheilt, ohne Zwang wieder zu kommen. Daß ich davon Gebrauch machte, darf ich wohl nicht erſt verſichern. Dieſer Umgang war mein einziger Troſt, der feinſte Genuß, den mir mein damaliger Aufenthalt in Brünn zu bieten vermochte. Unſere Berührung gewann an Bedeutenheit, als Don Antonio Sandalio de Arias y Coſta, Profeſſor in Sevilla, der mähriſch-ſchleſiſchen landwirthſchaftlichen Geſellſchaft, deren Präſident der Graf von Salm war, ſeine Vorleſungen über den Ackerbau ſandte, die mir mein Gönner zum Ueberſetzen aus dem Spaniſchen anvertraute. Er theilte mir ſpäter die urkundlichen Sagen mit, die ſich auf den berühmten Erdfall Macocha auf ſeiner Herrſchaft Raiz bezogen, und wünſchte, daß ich ſie dramatiſch bearbeitete. Die arme Rozalka, die von der böſen Stiefmutter (mähriſch: Macocha*) in die Höhle, dem dort hauſenden Drachen zur Beute, hinabgeſtoßen wird, wäre in der That kein übler Stoff geweſen, ich machte mich jedoch nie an die Ausführung. Alles, was ich damals dichtete und ſchrieb, legte ich meinem Gönner zur Prüfung vor, und er ermüdete nicht, mir ſeine Meinung darüber zu ſagen; oft ſchrieb er ſie mir weitläufig und umſtändlich von ſeinem Sommerſitze Blansko, oder von Wien, wo er ſich gerade aufhielt, oder flüchtig noch nach dem Theater, wenn es ſich auf eine eben beendigte, ihn intereſſirende Vorſtellung bezog. Selten wohl hat es wärmere Theaterfreunde gegeben, als den Grafen von Salm und ſeine Gemahlin Maria, aus einem alt irländiſchen Grafenhauſe. Unſer mittelmäßiges Theater lieferte ihnen den Gegenſtand zu den geiſtreichſten Auseinanderſetzungen, wobei ich jedoch hinzufügen muß, daß das, was ſie ſagten, bedeutender war, als das, was ihnen dazu die Veranlaſſung gegeben hatte. Graf Hugo wollte mich ganz in ſein Haus nehmen. Er litt an den Augen, und wünſchte einen Vorleſer für ſeine über alle Fächer und in den verſchiedenſten Sprachen ausgebreitete Lectüre. Hiezu ſchien ihm meine Acquiſition erwünſcht. Um mich günſtiger ſtellen zu können, wollte der edle Mann nur den Zeitpunkt abwarten, wo er unumſchränkter Herr ſeiner Güter ſeyn würde. Ein Vertrag mit ſeinem Vater, des damals noch lebenden Fürſten von Salm, eines ſchon hoch betagten Mannes, genirte ihn in ſeinen Ausgaben; dies Verhältniß hat ſich nie geändert; der 87jährige Vater hatte das Unglück, ſeinen 60jährigen Sohn zu überleben.

---

* Mazocha.

Seitdem ich Oeſtreich verlaſſen, wurde das nähere Verhältniß zu dem Altgrafen aufgehoben, und nur ſelten erfreuten mich briefliche Mittheilungen. Die Nachricht von dem Tode des wackern, hochverehrten Mannes traf mich in Paris.

Er wurde von allem Großen, Guten, Schönen und Nützlichen ſchnell ergriffen und intereſſirte ſich warm dafür; eben ſo aber auch für alles Strebende; raſtlos im Forſchen, ſetzte er ſich oft der Gefahr aus; es iſt bekannt, welche Verſuche er mit tollen Hunden anſtellte; auch ließ er ſich an Stricken in den ſchwindelnden Abgrund der Macocha zu verſchiedenen Malen hinab, um dem Laufe des Baches nachzuſpüren, der ſich unten einen unterirdiſchen Weg ſucht und erſt weit davon wieder zum Tageslichte zurückkehrt, wie auch um andere Beobachtungen dort anzuſtellen. Unermüdet war er auf die Verbeſſerungen des Ackerbaues bedacht; keine neue Erfindung tauchte auf, die er nicht ſogleich in ſeiner großen Muſterwirthſchaft einführte. Dem großen böhmiſchen Gelehrten Dobrowsky, der ſeine letzten düſtern Tage bei ihm verlebte, ſetzte er ein impoſantes Denkmal auf dem Friedhofe in Brünn. Der vortreffliche

Mann, der ſeltene Menſch nimmt die Klagen aller Jener mit in die Gruft, die das Glück hatten, ihn näher zu kennen.

So war Hugo, Altgraf von Salm-Reifferſcheid.

◆

Rohde.

Das kleine Eckhaus mir gegenüber, mit den grünen Läden, erfüllt mich heute mit dem wehmüthigſten Gefühl. Ich vermeide es, hinüber zu ſehen. Der hagere Mann, der noch vor Kurzem im grauen Käppchen, die Pfeiſe im Munde, jeden Tag am Fenſter erſchien, und mir mit lächelnder Miene ſeinen guten Morgen bot, derſelbe Mann, den ich dann ſpäter im langen Ueberrocke etwas gebückt und langſam ausgehen ſah, ſeinem Berufe nach, deſſen Stimme zu mir herklang, wenn er ſang oder ſtudirte, — derſelbe Mann wird

Morgen aus dem Hauſe fortgetragen, denn er iſt vorgeſtern Abend, während ich in heiterer Maskengeſellſchaft froh war, geſtorben. — Welch' ein abſchreckender Contraſt! Und wie er ſich auf den Frühling freute, der für ihn nicht mehr erſcheint; in ſeinem eigenen Garten wollte er ihn begrüßen; die Blüthen ſeines Gartens waren ihm die ſchönſten in der Welt, ſeine Bäume gaben ihm den herrlichſten Schatten; ſeine heiterſten Stunden verlebte er dort; man mußte ihn nur von dieſem Glücke ſprechen hören. Er war ein genügſamer, beſcheidener, gefühlvoller Menſch! und dieſen Charakter trug er auch als Künſtler. Nun aber wird er den Frühling nicht mehr ſehen, ſein Gärtchen wird verkauft, er ſelbſt ruht nicht einmal dort, und ſein beſcheidener Wunſch, noch einige Jahre leben zu dürfen, wurde ihm ſelbſt nicht einmal von der unerbittlichen Macht, die wir Verhängniß nennen, bewilligt. Armer Rohde! Wer ihn kannte, weiß, daß er nicht gern vom Leben ſchied, obgleich es ihm doch ſo wenig Freuden geboten, daß es ſeiner beſcheidenen Genügſamkeit bedurfte, um es nur erträglich zu finden.

Rohde war ſeit vielen Jahren in Stuttgart; er füllte bei dem Theater das Fach des Komikers aus. Man darf alſo nicht hinzufügen, daß er auch ohne ſeine Gaben beliebt geweſen wäre. Wer ſo lange das Publikum einer Stadt durch ſeine Späße erheitern darf, hat auch ein wohl erworbenes Recht, ſelbſt ſchlechte Späße zu verbrauchen. Er benutzte jedoch dies Vorrecht nur ſelten oder nie; ſein Scherz bewegte ſich gewöhnlich in beſcheidenen Gränzen, wurde nie zudringlich, und da er zugleich ein großes, ſchauſpieleriſches Talent beſaß, ſo waren ſeine Rollen wahrhaft künſtleriſche Gebilde einer inneren ſchöpferiſchen Kraft, und wirkten auch ſo auf die Menge. Dieſer gewiſſermaßen magnetiſche Rapport zwiſchen Darſteller und Zuſchauer fand hier vollkommen ſtatt; man fühlte ſogleich, was er wollte, jede Spitze traf den rechten Fleck, und ſelbſt was er nur andeutend ahnen ließ, was er nicht vollkommen hinzuſtellen im Stande war, ergänzte man bereitwillig und theilnehmend. Ich ſage nicht zu viel, wenn ich ihn unſern Liebling nenne. Er war nicht ſo glänzend, wie Schmelka, allein er kam dieſem Künſtler vor Allen, die ich in ihrem Fache ſah, am nächſten; er wußte oft unſcheinbare Rollen mit einem poetiſch-phantaſtiſchen Schimmer zu umgeben, der ſelbſt unſcheinbar, Wenigen nur in die Augen fiel, allein dennoch ſeine Wirkung im Ganzen nie verfehlte. In dieſer Hinſicht war er meiſterhaft, und da jedes wahre Talent in ſeiner Eigenthümlichkeit nicht wieder ſo im Leben gefunden wird, auch für die Bühne, welcher er angehörte, unerſetzlich. Selten wird man wohl einen Schauſpieler angetroffen haben, der ſo ſtill und ruhig ſeine Bahn wandelte, die größte Gutmüthigkeit auf den erſten Blick zeigte, und ſich fern von allen Intriguen hielt, die ihm wohl leichter als Andern anzuzetteln geweſen wären. Solcher Gleichmuth, ſolche Weiſe ſollen den Menſchen zu hohen Jahren gelangen laſſen, aber Rohde ſtarb nicht alt; er brachte es nur zu 57 Jahren. Ein Uebel, das er lange mit ſich herum trug, verſchlimmerte ſich plötzlich, und ſpottete aller Bemühungen der Aerzte. Die vorausſichtliche Abnahme ſeiner Kräfte ſchien die Ausführung ſeines Rollenkreiſes durch Andere nothwendig zu machen; dies mag den ſtillen Mann untergraben haben; denn bekanntlich tödtet nur verhaltener Gram. Seinem Andenken wird aufrichtiges Bedauern gezollt, und es darf als Merkwürdigkeit nicht verſchwiegen werden: daß der Schauſpieler Rohde wohl keinen Feind, ſelbſt unter ſeinen Collegen beſaß, obgleich er doch hiezu die Bedeutenheit wohl hatte.

Farben-Skizzen.

1.

Der penſionirte Hofrath.

Es ſind ungefähr zehn Jahre, daß ich in einer großen deutſchen Stadt mich befand. Ich lag, von einem frohen Abende ermüdet, bei hoher Sonne noch im Bette, als leiſe an meine Thür geklopft wurde, und, ohne mein Herein abzuwarten, ein Mann in's Zimmer trat, groß, dick, von friſchem Ausſehen, in ſchwarzem Kleide und weißem Jabot, friſirten Haaren, Handſchuhen und einem freundlichen Lächeln auf den Lippen. Er hält ſich mit Anſtand, grüßt artig und tritt ſicher auf. Er ſagte mir mit kurzen zierlichen Worten, daß er der penſionirte Hofrath von N. ſey, und in dem Augenblicke eine Collecte für eine arme Künſtlerfamilie mache. Er habe zufällig gehört, daß ich hier wohne, zugleich von meiner Kunſtliebe vernommen, und zweiſle nicht, daß ich ein Scherflein beitragen würde. Ich beſann mich nicht lange, zog meinen Beutel, und drückte dem Herrn Hofrath einen Thaler in die dargereichte Hand. Er grüßte mit freundlichem Kopfnicken und verließ mich mit geſchäftiger Wichtigkeit. — Gleich darauf glaubte ich ſeine Stimme in dem Nebenzimmer zu hören. Eine ziemlich arme Wittwe wohnte hier, die wahrlich nicht im Stande war, ein Almoſen zu geben, und es eher ſelbſt verdiente. Die Neugier zog mich an, ich ſchlüpfte in den Schlafrock und lauſchte an der Thür. Der Herr Hofrath von N. hatte hier einen ganz andern Charakter angenommen. Ich ſah ihn mitten im Zimmer ſtehen und der Wittwe eine Priſe Tabak anbieten. — „Madame,“ ſprach er ſeufzend, „Sie ſcheinen mir nicht immer in dieſen Verhältniſſen gelebt zu haben." — „Es iſt wahr," ſprach ſie, und ſeufzte ihrerſeits nicht minder. — „Sie müſſen große Unglücksfälle erlebt haben." — Die arme Frau ſchien weinen zu wollen. „Sie haben ein empfindſames Herz, mein Herr, das ſehe ich Ihnen an. — O ich kenne das Unglück." Der Herr Hofrath verbarg hier ſein Geſicht in ein großes gewürfeltes Schnupftuch, und blieb in dieſer Stellung einige Sekunden. Hierauf zeigte er der gerührten Frau ein in Thränen gebadetes Geſicht und gibt dem kleinen Hunde ein Stück Zucker, der wedelnd an ihm aufſpringt. Jetzt rückt er mit der armen Künſtlerfamilie heraus, das Herz der Wittwe ſchien ihm vorbereitet zu ſeyn. Er ſpricht von ſeiner Erkenntlichkeit ſelbſt für die kleinſten Gaben — im Namen der armen Familie verſteht ſich — die Wittwe nimmt einiges Geld aus einem Beutel, drückt es ihm ſeufzend in die Hand, und er empfiehlt ſich, wie er es bei mir gethan.

Das Benehmen dieſes Mannes erſchien mir

auffallend, und ich vergeſſe dieſe Erſcheinung nicht ſo bald. Als ich ihn nach einigen Wochen an einem öffentlichen Orte bei einer Flaſche Bier ſitzen ſah, fragte ich einen Freund, wer der Mann wäre. — „Das iſt ein alter Bettler,“ gab er mir zur Antwort, „der auf alle mögliche Weiſe die Fremden in den Gaſthäuſern exploitirt.“ Ich war überraſcht, und ſagte meinem Freunde von einem Beſuche bei mir und bei der Wittwe. Mein Freund lachte. „So hat er denn einmal den Bettler von Raupach ſpielen wollen. Er iſt bald dies, bald das. Kürzlich beſuchte er die Wittwe eines alten Waffengefährten, die hieher gekommen war, um eine Angelegenheit ihres verſtorbenen Mannes in Ordnung zu bringen. Er gibt ſich bei ihr für einen alten Soldaten aus, ſpricht von Ruhm und Sieg, von Belle-Alliance, von alten brodloſen Offizieren, die zu ſtolz ſind, um ihre traurige Lage zur Schau zu tragen. Die Wittwe, die ein gutes Herz hat, bringt ein Stück kalten Braten und eine Flaſche Wein herbei, und der ſtolze Sohn Bellona's läßt ſich nicht zweimal bitten, zuzulangen. Auch ſchlägt er zwei Thaler nicht aus, die ihm die Wittwe ſchüchtern gibt, blos aus dem Grunde, wie er ſagt, daß ſie die Jahrzahl 1815 tragen, jenes große Jahr, wo der Welttyrann geſtürzt wurde. Bald präſentirt er ſich mit Subſcriptionsliſten auf Werke, die er nie herauszugeben gedenkt; bei fremden Schauſpielern iſt er ein Schauſpieler ohne Engagement, bei Schriftſtellern ein ungenannter Mitarbeiter an den geleſenſten Journalen; alle Stände müſſen ihm Tribut zollen, nur bei Banquiers verſucht er es nie, ſeine Rolle zu ſpielen, weil er es nicht liebt, ſeine Zeit zu verſchwenden, und den Häſchern geht er ebenfalls aus dem Wege."

2.

Der ſchönſte Tag meines Lebens.

Nie hatte ich ſie ſo friedlich neben einander geſehen. Eine leuchtende Zufriedenheit ſtrahlte aus ihren Blicken; man konnte errathen, daß ein Zufall ſich für ſie ereignet hatte, der uns nur ſelten im Leben wiederkehrt.

„Was habt ihr?“ fragte ich.

„Es iſt,“ antworteten ſie alle zugleich, „der ſchönſte Tag meines Lebens.“

Ich bat ſie, ſich näher zu erklären.

„Ich,“ fing der Criminaliſt an, „bin definitiv zum Criminalrichter ernannt; mein Decret iſt unterſchrieben. Ich hatte, auf Ehre, ein ſchweres Stück Arbeit vor mir; der Advokat des jungen Mädchens war ein alter Practicus, und der Kindesmord war in meinen Augen ſelbſt nicht hinlänglich erwieſen. Die Angeſchuldigte war überdies ſchön! Schon glaubte Alles die Sache für ſie gewonnen. Ich aber brachte ſie in Verwirrung; ich fand Beweiſe auf, von denen ich jetzt ſelbſt nichts mehr weiß, und machte zu dem geringfügigſten Umſtand einen Commentar, daß einem die Haare zu Berge ſtanden. Kurz und gut, mein war der Sieg! Das arme Mädchen muß zwar nun das Zeitliche ſegnen, allein mein Ruf iſt gemacht, und ich ſehe mich ſchon in glänzender Perſpektive als Juſtizminiſter.

„Kleinigkeit!“ fiel ihm der Mediciner in's Wort, „was werdet Ihr erſt zu mir ſagen? Wißt Ihr, daß ich das organiſche Princip des Blaſenſteins entdeckt habe? Das iſt ein Rieſenſchritt, und die alte Schule iſt durch mich vernichtet. Mein Großonkel, der daran geſtorben iſt, nachdem er die ſchmerzhafteſte Operation ausgeſtanden hat, liegt noch ganz warm auf meinem Secirtiſch. Ich werde ihn in ein Chlorbad tauchen, um morgen die Widerſpenſtigen zu verwirren, die bis jetzt ihre namenloſen Dummheiten gegen die Wahrſcheinlichkeit meiner Hypotheſe zu Markte gebracht haben. Boerhave und Bichat ſind nichts gegen mich."

„Ich," nahm nun der Schriftſteller das Wort, „bin ſo eben hinter ein Geheimniß gekommen, das die höchſte dramatiſche Wirkſamkeit verſpricht. Ich fand nämlich ein Papier eines Bekannten, wodurch zwar ſeine Familie ſchwer compromittirt wird, mir aber der originellſte Streich bekannt wurde, den man noch jemals auf dem Theater geſehen. Es iſt ein untrüglicher Succeß, beſonders wenn ich mir Anſpielungen erlaube, wie ich mir ſchon vorgenommen habe. Doch, Freunde, ſchwatzt nicht aus der Schule, denn es wäre ſonſt leicht möglich, daß meine herrliche Idee vereitelt würde. Iſt es nicht abſcheulich, daß Bekannte mit ſolchen Geſchichten ſo heimlich thun, da ſie doch wiſſen, daß man durch einen kühnen Wurf ſein Talent und ſeine Kenntniß des Theaters nur allein an den Tag legen kann? Ich will nicht ehrlich ſeyn, wenn ich nach dieſem Stück nicht für den erſten Theaterdichter gelte."

„Ach, was iſt das Alles,“ ſprach der Maler, „gegen meine Feuersbrunſt, von der ich nur durch einen Canal getrennt war. Es waren Töne, wie ich ſie nie geſehen! Ein Feuerchen, wie es mir gar nicht aus dem Kopfe kommt. Das Waſſer und der Himmel, die Bäume und die Wolken — eines beleuchtete das andere — welche himmliſche Reflexe! Ich hatte Zeit genug, ſie in ihre urſprünglichen Nüancen zu zerlegen, und glaube eine wahre chromatiſche Scala für mein nächſtes Bild dadurch gewonnen zu haben. Der Schaden wird zwar auf eine halbe Million geſchätzt, allein ich habe einen Fortſchritt gemacht. So etwas erfreut und erfriſcht das Blut.“

„Und das nennt Ihr,“ ſprach ich ernſt, „den ſchönſten Tag Eures Lebens?“

„Wie denn anders?“ erwiederte der Criminaliſt, „ich habe einen bedeutenden Rang erhalten.“

„Gewiß,“ ſagte der Doctor, „meine Ideen gewinnen Boden.“

„Und ich,“ ſetzte der Schriftſteller hinzu, „ſehe mich in ein Paar Wochen aufführen und mit Beifall überſchütten.“

„Auf Gewiſſen, mein Freund!“ rief der Maler, „entweder iſt man Künſtler, oder man iſt es nicht.“

„Nun ſo hört denn auch mich,“ nahm ich jetzt das Wort, Ihr ſeyd zwar Advokaten, Mediciner, Dichter und Maler, aber Menſchen ſeyd Ihr nicht.“

Sie lachten mich aus und ſchwuren mir in's Geſicht, daß ich ein Eſel ſey.

Ich wünſchte, daß ſie alle aufgehenkt würden, und würde dann, wie ich glaube, mit größerem Rechte ausrufen: „Dies iſt der ſchönſte Tag meines Lebens!“

3.

Reſtaurants zu fünf Centimen.

Man hat in neuerer Zeit ſo Vielfältiges über die Pariſer Eßanſtalten geſchrieben, daß es faſt unmöglich ſcheint, noch etwas Neues dem Publikum darüber mitzutheilen; allein ich glaube denn doch noch etwas in Petto zu haben, was ziemlich unbekannt iſt.

Es kann natürlich hier nicht von den Herrlichkeiten des Café anglais, Café de Paris, Rocher de Cancale geſprochen werden; eben ſo wenig werden wir der Reſtaurants des Palais royal zu zweiunddreißig und vierzig Sous erwähnen. So trüb dieſe Quelle auch immerhin iſt, wir wollen zu einer noch trüberen hinabſteigen.

Wir eilen ſchnell durch die Straße de l'arbre sec, wo ein Menſch mit gut organiſirten Riechorganen gewiß nicht die Naſenſpitze hineinſteckt, ſo ſehr verpeſten ſie die Miasmen ihrer Reſtaurants.

Dieſe geben zu zwanzig Sous der leidenden Menſchheit zu eſſen. Aber wie weit ſind wir noch immer von den Diners zu fünf Centimen! —

Jetzt befinden wir uns auf dem linken Ufer der Seine, wo Paris zu einer Provinzſtadt wird, ſtill und arbeitſam und mit Wenigem zufrieden. Wir wollen im Fluge an allen culinariſchen Berühmtheiten des Quartier latin vorüberziehen. Hier wohnt Viot in der rue de la harpe, wo ein vollſtändiges Diner mit dreizehn Sous bezahlt wird. Ganz nahe dabei auf dem Platze der Sorbonne iſt die Renommé der Cotelettes mit Gurken, jener große, bei allen Pariſer Studenten ſehr geſuchte Flicoteaux, zu finden; etwas weiter Rouſſeau mit dem Beinamen der Waſſermann, nicht etwa weil er ſeinen Gäſten Fiſche und Auſtern zu eſſen gibt, ſondern weil man ſeit Menſchengedenken keinen Tropfen Wein in dieſer Reſtauration getrunken hat.

Doch verlaſſen wir jetzt auch das Quartier latin; ſo beſcheiden die Preiſe dort gefunden werden, ſo haben wir doch noch nicht den Reſtaurant zu fünf Centimen entdeckt.

Wer kennt die Vorſtadt St. Marceau? jene traurige und elende Vorſtadt, bei deren Anblick man das Herz ergriffen fühlt und Thränen in die Augen treten. Wer ſah jemals dieſe lange Straße ohne Luft und Licht, deren Häuſer zu wanken und zu ſchaudern ſcheinen, und die man für einen großen Krankenſaal eines ungeheuren Spitals nehmen könnte, ſo fieberhaft und elend ſehen ihre Bewohner aus. In dieſer Vorſtadt, in dieſem Hafen aller Schmerzen, allen Unglücks, allen Hungers wohnen die Reſtaurants zu fünf Centimen. Wahrlich, der Gedanke war geiſtreich, der ſie hier entſtehen ließ. Sie könnten nirgends beſſer placirt ſeyn, als eben hier, wenn nicht etwa des Contraſtes wegen an den Thoren der großen Hotels bei glänzenden Feſten.

In der krummſten Gaſſe, der häßlichſten und ſchmutzigſten dieſer häßlichen und ſchmutzigen Vorſtadt, findet der Fremde, der Muth und Geruchloſigkeit genug beſitzt, bis hieher vorzudringen, ein elendes Haus mit verfallenen Mauern, Fenſtern ohne Scheiben und einer zerbrochenen Thür. Das kleinſte, ärmſte Dorf müßte ſich eines ſolchen Hauſes ſchämen. Dies iſt der Reſtaurant. Man hebe den Blick und leſe auf der Tafel die Worte:

AU AZARRE DE LA FOURCHAITE.
DINET A SAINT SANTIME.

Das erſte Mal, als ich dieſes Schild ſah, vermochte ich es lange nicht zu enträthſeln. Ein Diner zu einem Sous erſchien mir wie ein Scherz und ich lachte darüber. Jedoch bald trug die Neugier den Sieg davon: ich ſtieß die Thür mit dem Fuße auf und war entſchloſſen, mich mit den Augen zu überzeugen — ich bitte zu bemerken, nicht mit dem Munde — wie ein Diner zu einem Sous beſchaffen ſeyn könnte.

Ich trat ein.... Ich hatte bereits alle Merkwürdigkeiten von Paris kennen gelernt, allein ich muß geſtehen, etwas Merkwürdigeres weder für Geſicht noch Naſe je gefunden zu haben. Ich dachte mir gedeckte Tiſche, hin und her laufende Garçons, kauende Kinnbacken, mit einem Worte, was den Reſtaurant eigentlich conſtituirt, aber nichts von Allem dem fand ich in dieſem Pfuhl zu fünf Centimen. Man höre!

Auf einer Erhöhung von Holz, zu welcher man auf zwei Stufen gelangte, ſtand ein brodelnder Keſſel, der wenigſtens vier Fuß im Umkreiſe hatte. Er war bis zum Rande mit einer ſchwarzen Flüſſigkeit gefüllt, die Alles in der Welt vorſtellen konnte, die aber hier und für jetzt die Sauce eines ſogenannten Haſenpfeffers bedeutete, den die Franzoſen Gibelotte nennen. In dem Augenblick meines Eintritts ſtieg ein Menſch in Lumpen, nachdem er der Eigenthümerin dieſes Etabliſſements einen Sous in die Hand gelegt, und von ihr dafür eine Gabel von ungeheurer Dimenſion erhalten hatte, die Stufen hinan, beugte ſich ſeiner Länge nach über den Keſſel, deſſen dicker kochender Inhalt die feſten Beſtandtheile nicht wohl erblicken ließ, ſtach mit ſeiner Gabel auf gut Glück hinein, und zog ſie einige Sekunden ſpäter wieder heraus, ohne etwas aufgeſpießt zu haben. Nachdem er hierauf einen zweiten Sous bezahlte, fing er das Manöver von Neuem an, aber eben ſo fruchtlos, und die, welche nach ihm kamen, waren auch nicht glücklicher.

Nachdem ſie weggegangen, fragte ich, was dieſes Spiel bedeuten ſollte, das mir ein Räthſel blieb, obgleich ich doch ziemlich glücklich im Rathen bin und faſt alle Räthſel zu löſen weiß, die von den deutſchen Zeitſchriften aufgegeben werden.

— Mein Herr, erwiderte die Frau, welche ich befragt hatte, das iſt eben „Le azarre de la fourchaite.“ Wenn Sie Ihre Gabel in den Keſſel ſtoßen und ein Stück Fleiſch erwiſchen können, ſo iſt es gut für Sie. Sie dürfen es behalten und ich gebe Ihnen noch ein Stück Brod dazu. So kann man für fünf Centimen diniren.“

Ueberraſcht von dieſer Antwort wollte ich auch mein Heil verſuchen. Nachdem ich achtzehn

Mal bezahlt und achtzehn Mal vergeblich in den Keſſel geſtochen hatte, gelang es mir, etwas zu erhaſchen, was nach der Verſicherung der Wirthin der Schenkel eines Kaninchens geweſen ſeyn ſoll. Der Glaube macht ſelig. Mit dem Brode, welches mir die Wirthin dazu anbot, mochte es ungefähr den achten Theil eines Sous werth ſeyn. Ich hatte aber achtzehn dafür ausgegeben. Und das heißt um fünf Centimen diniren!

Ich gab meinen Gewinn einem unglücklichen Mitſpieler, der ſich daran erlabte. Abends aß ich mit einem ungeheuren Appetit in meinem gewöhnlichen Speiſehauſe, und fand Alles, was man mir ſervirte, überaus delikat. Seit jenem Tage aber hege ich einen tiefen Abſcheu gegen die Kaninchen der Reſtaurants zu fünf Centimen. Das franzöſiſche Sprüchwort: „c'est le chat!“ will mir gar nicht mehr aus dem Sinn. Wenn ich noch einmal mir es einfallen laſſe, „au azarre de la fourchaite“ fiſchen zu gehen, ſo will ich verdammt ſeyn, meinen etwaigen Gewinn zu verzehren.

4.

Literariſche Soirée.

Ein Mann von Welt. O gewiß! Sie haben Recht.

Ein Mann von Geiſt. Dieſer Ausſpruch muß Anklang finden.

Jemand. Frankreich wird nie ein epiſches Gedicht haben.

Eine Dame mit grünen Brillen. Die Franzoſen haben keinen epiſchen Sinn.

Ein penſionirter Oberſt. Und doch habe ich erſt kürzlich die Luſiade geleſen.

Jemand. Von Camoens?

Der Oberſt. Von Camoens.

Eine Dame. Im Original?

Der Oberſt. Ja, Madame. Ich war ein Jahr mit Junot's Armee in Portugal.

Ein Mann von Welt. Die Luſiade! Welch' ein ſchönes Gedicht!

Der Oberſt. Haben Sie ſie geleſen?

Ein Mann von Welt. Ach, wer wird die Luſiade nicht geleſen haben? Welch' ein Styl! und der Rieſe Adamaſtor . . . O!

Jemand. Ein großes Bild!

Ein Mann von Geiſt. Eine Schöpfung! Und Dante! Ha, Dante! Ah!

Die Dame. O Dante! das iſt mein Lieblings-Schriftſteller!

Ein königlicher Rath! Ugolino! Ugolino! Ha!

Jemand. Und die berühmte Inſchrift: Per me si va, per me si va!

Ein Mann von Geiſt. Es klingt wie die Todtenglocke: Per me si va!

Die Dame. Per me si va?

Alle (zuſammenſchaudernd). Per me si va, per me si va!

Die Dame. Und die tartarea tromba?

Alle. Ha!

Der Rath. Tartarea tromba!

Jemand. Tartarea tromba?!

Ein Mann von Geiſt. Welch' ein Dichter! Per me si va ... Lieben Sie Klopſtock?

Jemand. Ach, der Meſſias! Eine Schöpfung!

Der Rath. Eine bewundernswerthe Schöpfung! Der Meſſias von Klopſtock! Ich kannte einen Herrn, der wie närriſch in Klopſtock verliebt war.

Eine Pariſerin. Wie ſprechen Sie das aus? Cloſp —

Alle. Clops, Clops ...

Die Pariſerin. Aha, Clops ...! Nun, und unſere Henriade iſt wohl auch nicht zu verachten.

Jemand. Von Voltaire?

Der Rath. Es gibt Stellen darin, die wahrhaft epiſch ſind.

Der Oberſt. Wie liebe ich den Geſang der Gabriele d'Eſtrée.

Ein Mann von Geiſt. Ach, das iſt himmliſch! Voltaire excellirte in ſolchen Schilderungen.

Der Oberſt. O!

Jemand. Es gibt nur einen Voltaire. Ah!

Der Oberſt. Woher kommt es, daß man jetzt keine ſolche Verſe mehr macht?

Ein Mann von Geiſt. Ah!

Die Dame. Ohnmacht! Ohnmacht!

Der Rath. Welche Leidenſchaft in der Henriade! Sie wird ſtets ein Monument bleiben.

Jemand. Ein wahres Monument.

Der Oberſt. Und das befreite Jeruſalem?

Jemand. Torquato Taſſo!

Der Rath. Der Schwan von Peſaro!

Ein Mann von Geiſt. Von Sorrent ...

Der Rath. Von Sorrent, wollte ich ſagen; ich verwechſelte ihn mit Bellini.

Die Dame. Ha, Tankred!

Der Rath. Und Argant?

Ein Mann von Geiſt. Und Klorinde?

Jemand. Ich liebe vor allen Rinaldo.

Alle. Rinaldo! Rinaldo! Ha!

Die Dame. Wie ſchön war ſein Helm!

Jemand. Man muß geſtehen, daß die ſchönen Jahrhunderte vorüber ſind; unſere heutige Literatur iſt . . . wie ſoll ich doch gleich ſagen, um mich treffend und ſchicklich auszudrücken, nichts als dummes Zeug.

Der Rath. Wir brauchten einen Schiller.

Der Oberſt. O, Schiller! Welche Reinheit! Welche Harmonie! Welche Kenntniß des menſchlichen Herzens!

Die Dame. Bei jedem Worte dieſes Dichters muß man ausrufen: ſchön, erhaben, bewundernswerth!

Jemand. Ich glaube, dies hat Göthe geſagt.

Ein Mann von Welt. Und Göthe war ein Kenner.

Der Oberſt. Ach — Göthe!

Alle. Ah!

Jemand. Kraft, Stärke, Hoheit!

Die Dame. Ein römiſcher Geiſt.

Ein Weltmann. Ein tiefer Denker.

Der Oberſt. Napoleon hätte ihn zum Fürſten gemacht.

Jemand. Ja, das hat er geſagt.

Ein Weltmann. Auf St. Helena.

Jemand. Denken Sie, es iſt drei Viertel auf zwölf.

Die Dame. Bei ſolcher Unterhaltung denkt man nicht an's Schlafengehen.

Der Oberſt. Auf Wiederſehen!

Ein ſtummer Zuhörer. Wie ſchnell die Zeit in ſolcher Geſellſchaft verſtreicht!

* * *

Und zwanzig Jahre darauf ſchreibt ein Memoirenfabrikant in ſeinen „Erinnerungen und Denkſchriften“: „Auch beſuchte ich zu jener Zeit den Salon des Grafen von G. Eine Menge geiſtreicher Leute pflegten ſich dort zu verſammeln, die über Literatur ſprachen, unter Andern der Oberſt B. und eine Dame, deren Namen ich vergeſſen habe. Es war in der That ein herrlicher Genuß alle berühmten Männer der ältern und neuern Literatur wurden dort mit einem ſo feinen Urtheil, mit einem großen Aufwande von Witz und der gründlichſten Kenntniß des Gegenſtandes durchgenommen, daß man einer akademiſchen Sitzung beizuwohnen vermeinte. Leider weiß man jetzt nichts mehr von dieſen eben ſo unterhaltenden, als geiſtreichen Geſellſchaften. Man kann ſagen, daß der Geiſt der literariſchen Unterhaltung mit 18.. zu Grabe getragen wurde.“

5.

Moraliſche Beſtimmung der Frauen.

Sind die Frauen heut zu Tage intelligenter als ehemals? Machen ſie einen edlern Gebrauch von ihren Fähigkeiten? Sind ſie im Allgemeinen ihren Pflichten ergebener, arbeitſamer und in ſich gekehrter, weniger eitel, weniger mediſant, weniger leichtſinnig und weniger zerſtreuungsſüchtig?

Es gibt unter uns Frauen, welche ſchreiben, Journale redigiren und mit den Männern auf ruhmwürdige Weiſe wetteifern. Dies beweist jedoch noch nichts; man lernt eben ſo leicht Worte an einander reihen, wie Maſchen und Stiche abzählen; durch Uebung gelangt man dahin, Phraſen und Perioden zuzuſtutzen, wie ein Kleid oder eine Pelerine. Jede literariſche Production, die weder einen Nutzen hat, noch Erfindung, Kenntniß, Beobachtung, Reflexion zeigt, iſt vollkommen werthlos. Um den Fortſchritt der Intelligenz bei den Frauen feſtzuſtellen, müßte man zuerſt beweiſen, welchen Werth ihre Schriften haben.

Wir beſitzen in dieſem Augenblicke eine Menge ſchreibender Damen in Deutſchland. Ihre Namen hier zu nennen, wäre überflüſſig. Früher waren Schriftſtellerinnen unter uns eine Seltenheit. Adelgunde Victoria Gottſchedin, jedenfalls eine merkwürdige Frau, wurde als ein Meerwunder angeſtaunt. Die Karſchin machte mit ihren unbedeutenden Gedichten das größte Aufſehen. Die heutige elegante Damenwelt lieſt dieſe Schriftſtellerinnen nicht mehr, und ſie thut nicht unrecht daran. Nicht eben ſo recht hat ſie, daß ſie die ſpäteren vergeſſen hat: eine Gad-Bernhard, eine Weſtphalen. Dieſes ſind einzeln ſtehende Erſcheinungen. Einen ſolchen Kreis geiſtreicher Schriftſtellerinnen, wie das glänzende Zeitalter Ludwigs XIV. ihn aufzuweiſen hatte, haben wir in Deutſchland aber noch nie gehabt. Ich nenne die vorzüglichſten.

Die Dacier, Sévigné, de Lafayette, Deshouilières, de Maintenon, de St. Lambert, d'Aulnoi, de Motteville, de Suze, de Ville-Dieu, de Scudéri, Cheron, Barbier, Antoinette Bourignon, Bernard, Descartes und noch viele Andere.

Was würde in jener Zeit ein grober Recenſent, wie wir ihn kennen, zu dieſer herrlichen Verſammlung geſagt haben? Würde er auch dieſen Damen angerathen haben, die Feder wegzulegen und den Strickſtrumpf zu ergreifen?

Wahrhaftig, es fehlte den Herren jener Zeit eben ſo wenig an Socken und Hemden als uns, wenn gleich ſo viele Schönen ſich mit Kunſt und Wiſſenſchaft beſchäftigten.

Wie es immer zu geſchehen pflegt, wenn man ſich nicht vollkommen über den eigentlichen Werth der Worte und Dinge verſtändigt, ſo war es auch hier der Fall. Anſtatt über das Mittel zu diſſertiren, damit aus der großen intellectuellen Bewegung für die Geſellſchaft Nutzen gezogen werde, entſtand aus dieſer wichtigen Frage eine andere, die tauſend Mal widerlegt und tauſend Mal entſchieden wurde: nämlich, ob die Frauen den Männern an Intelligenz gleichſtehen, ob ſie gleich dieſen Alles lernen, Alles wiſſen, Alles ergründen können; endlich ob ſie fähig ſeyen, die verſchiedenen Stellen auszufüllen, welche die Männer ſich angeeignet haben.

Sicherlich iſt anzunehmen, daß Frauen denſelben Grad von Intelligenz, gleich den Männern, haben können, nur nicht auf dieſelbe Weiſe. Einer unſerer berühmten Philoſophen, der kürzlich in

Berlin verſtorbene Staatsminiſter Ancillon, ſagte: „Der Mann und die Frau ſind zwei Gattungen des menſchlichen Geſchlechts, die, um in ihrer Art vollkommen zu ſeyn, ſich nicht gleichen dürfen.“ Und dieſes gilt von dem Moraliſchen, wie von dem Phyſiſchen.

Ja, es iſt ausgemacht, daß Frauen mit dem größten Glücke Wiſſenſchaft und Kunſt treiben können; allein im Allgemeinen werden die Frauen nie darin mit den Männern wetteifern können, weil ſie zwanzig der ſchönſten Lebensjahre, die der Mann ausſchließlich den Studien widmen kann, den Geſchäften der Häuslichkeit, den Mutterſorgen u. ſ. w. widmen müſſen.

Es gibt Frauen, die, gleich den Männern, ihren Sitz in Gerichtshöfen oder im Cabinette einnehmen könnten, aber dennoch ſollen wichtige Stellen nur den Männern überantwortet werden. Und dies iſt mein Grund dafür:

Die Männer handeln mit dem Kopfe, während die Frauen ſtets das Herz um Rath fragen;

ihr ſchönſter Vorzug, dem zu entſagen die Natur ihnen ſelbſt verbietet. Und beſäße der Mann allein alle Ehren, alle Macht, alle nur erdenklichen Freiheiten, ſo wären die Frauen dennoch beſſer geſtellt. Wäre es denn nichts, nicht Krieg führen zu dürfen, kein Todesurtheil zu unterſchreiben, keinen Familienvater in den Kerker zu ſchicken, keine Wittwe zu berauben, keinen Armen aus ſeiner Hütte zu jagen? Und Alles dies muß der Mann. Die Männer ſcheinen dazu beſtimmt zu ſeyn, Thränen zu erregen, die Frauen, ſie zu trocknen.

Für die Frau iſt das erſte liebliche Lächeln des Kindes da;

Für die Frau ſeine erſten entzückenden Scherze;

Für die Frau die Macht, ſein Schreien zu ſtillen und ſeine Schmerzen zu lindern;

Für die Frau der Vorzug, die Tugend zu lehren und Liebe dafür einzuflößen;

Für die Frau die ſchöne Eigenſchaft, Elend zu lindern, Unglückliche zu tröſten, Reue zu begreifen, Verirrungen zu beklagen, den Muth zu erheben;

Für die Frau endlich iſt das Glück geſchaffen, zu fühlen, mitzutheilen und rings um ſich zu verbreiten Alles, was heilige und milde Stimmungen in uns zu erregen im Stande iſt.

Die Frau iſt die Gottheit des Mannes auf der Erde. Er iſt dazu beſtimmt, ihren Tempel zu beſchützen. Mißbraucht er ſeine Macht; erweist er ſich hart und undankbar; zerreißt er das Herz, das nur für ihn ſchlug; ſo iſt er ein Frevler am Heiligſten, nicht werth des Namens, den er trägt.

6.

Bäder und ihre Beſucher.

Man kann ſagen, daß die Bäder heut zu Tage die allgemeine Mode ſind. Die fashionableſte Ariſtokratie, die Finanz-Ariſtokratie, die Künſtlerwelt, die ehrliche Bürgerclaſſe, Alles gibt ſich dem

Vergnügen bin, an der Table d'hote zu ſpeiſen, eine gewiſſe Anzahl von Gläſern Sauerwaſſer zu trinken, Eſel-Parthien zu machen und an der grünen Tafel das Geld zu verlieren, welches die Gaſtwirthe ſo gefällig ſind, noch in den Beuteln zu laſſen.

Nach meiner Beobachtung gibt es drei feſtſtehende Typen von Badegäſten, die ſich ſelbſt in den kleinſten Bädern vorfinden.

In die erſte Linie ſtelle ich den eigentlichen Badegaſt, das heißt den Kranken. Dieſer ſchwört Stein und Bein auf die innere und äußere Kraft des Mineralwaſſers. Er fürchtet nicht, ſich jeden Morgen und Abend ſeinen Magen mit einer Maſſe Schwefel und Eiſen anzufüllen. Dieſe Species fängt aber an ſelten zu werden, ja ſie droht ſelbſt ganz zu verſchwinden, trotz der ernſteſten Verſicherungen der Aerzte.

Solche kranke Badegäſte findet man hauptſächlich noch in der Claſſe der alten Militärperſonen, wenn ſie Feldzüge mitgemacht haben, und denen die darin erhaltenen Wunden viel zu ſchaffen machen; oder es ſind Hageſtolze, die erſt ſpät in den Stand der Ehe getreten ſind, und denen die junge Gattin das Bad als vorzüglich gegen das Podagra empfiehlt.

Nach dem kranken Badegaſte kommt der geſunde. Dies iſt der ſogenannte Badekönig. Er kennt alle ſchönen Ausſichten, alle ruhigen Eſel, die den Damen zu empfehlen ſind, die geſundeſten Quartiere, und weiß, wo am beſten geſpeist wird. Er veranſtaltet alle Bälle und Liebhaber-Concerte, und ſchwatzt über Muſik und ſchöne Künſte, ſo wie über Literatur und Politik. Bei Tiſche tranſchirt er, und macht die Honneurs, wenn neue Gäſte kommen. Spricht man mit ihm von Pferderennen, ſo iſt er Mitglied des Jokeyklubbs; von Malerei, ſo hat er in München mit Kaulbach zu Mittag gegeſſen und Cornelius über die Straße gehen ſehen; von Literatur, ſo trägt er ſeine Haare wie Heine und ſein Gilet wie Laube, bis oben zugeknöpft; von Muſik, ſo hat er vor ſeiner letzten

Krankheit einen ſchönern Tenor geſungen, als Haizinger. Dabei trägt er kleine Brillen in Stahl, und dinirt ſtets nur im Frack, mit gefirnißten Schuhen und ſeidenen Strümpfen. Ein ſolcher Bade-Dilettant hat nur eine Averſion: nämlich gegen das Waſſer, unter welcher Geſtalt es ſich ihm auch präſentiren möchte. Er ſpielt mit Glück, allein er ſagt es ſelbſt, daß er das bekannte Sprüchwort Lügen ſtrafe; „Glücklich im Spiel, unglücklich in der Liebe.“

Es vergeht keine Saiſon, daß nicht Einer dieſer geſunden Badegäſte mit Tod abgebe, ſey es durch einen Stich oder Schuß, durch einen Sturz vom Pferde, oder durch eine Indigeſtion.

Neben dieſem muß man den pittoresken Badegaſt nennen. Dieſer reiſt nicht in's Bad, um in's Bad zu reiſen, ſondern nur um einſt ſagen zu können, daß er dort geweſen. Er iſt neugierig und geſchwätzig. Vor jedem Felſen geräth er in Extaſe und ruft: „O Natur!“ aus. Er ſchleppt gewöhnlich ein Album mit ſich, worin er die Gefühle jeder Stunde aufzeichnet.

Er ſteht vor Tage auf, um die Morgenröthe nicht zu verſchlafen; die Mädchen im Gaſthofe müſſen ihm ſitzen, und er zeichnet Poſtillone und Bettler auf der Landſtraße. Später müſſen dieſe Skizzen ſein prächtiges Werk: „Eindrücke und Erinnerungen“ zieren.

Auf ſeinem Nachttiſche liegen zerſtreute Papiere und ein Paar Piſtolen. Er blickt die Frauen auf eine ſonderbare Weiſe an, und unterläßt es nie, ſobald Regenwetter droht, ſeinen Reiſemantel ſpaniſch zu drappiren. Gewöhnlich beſteht die ganze Ausbeute, die er nach Hauſe bringt, in einem ernſthaften Katharr.

Noch könnte ich eine Sorte von Badegäſten nennen, die zu Hauſe bleiben und ſich damit begnügen, künſtliche Waſſer nach Struve zu ſich zu nehmen. Dieſe ziehen eigentlich den größten Vortheil von Eindrücken, die ſie nie empfunden, und von Abenteuern, die ſie nie erlebt haben, indem ſie die Beſchreibungen der Andern leſen, dabei aber ihr Geld behalten und ihre volle Bequemlichkeit zu Hauſe genießen.

7.

Liebe und Ehe.

Man verſteht, wie Jeder weiß, unter Hochzeit die Ceremonien, welche die Feier einer Vermählung herbeiführen.

Wenn ſie geräuſchvoll ſind, ſo verdienen ſie keinen Beifall. Es iſt nicht gut, in den Eheſtand durch die Pforten eines prächtigen Feſtes zu treten, das immer eine Leere zurückläßt. Wenn die Neuvermählte durch Lärmen und Luſtigkeit aus dem ſtillen Familienkreiſe ihres väterlichen Hauſes in ihre neue Wohnung übertritt, ſo muß ſie ſich verlaſſen und einſam fühlen.

Solche Feſte rauben überdies den jungen Eheleuten die koſtbare Iſolirung, deren ſie ſo ſehr bedürfen. Allein das hier Angeführte iſt nicht alles Unangenehme an der Sache.

Zuerſt ſind die beträchtlichen Ausgaben zu berückſichtigen, die gerade hier ſtörend wirken, wenn in dem neuen Haushalt eine wohlverſtandene Sparſamkeit nothwendig iſt. Dieſe Verſchwendung hat durchaus nichts Nützliches im Gefolge und dient nur dazu, dem Luxus, dieſer ſocialen Peſt, das Wort zu ſprechen.

Es ſoll hier nicht nur der gewöhnliche Luxus, ſondern auch der gemeint werden, der mit Worten getrieben wird.

Wer jemals Gelegenheit hatte, ſolchen Hochzeitsfeſten beizuwohnen, der wird mit mir übereinſtimmen, wenn ich hier geradezu von Unmoralität ſpreche; denn wahrlich nicht anders weiß ich die ungenirten Geſpräche, die leichtfertigen Anſpielungen zu bezeichnen, die man in Gegenwart junger Perſonen äußert, denen bisher nur die ſtrengſte Zurückhaltung gepredigt wurde.

Jene glänzenden Verbindungen ſind oft nichts als Mißheirathen, die nur auf den erſten Blick nicht leicht zu erkennen ſind. Wenn aber die Modificationen hierin ſich in's Unendliche abſtufen, ſo kann man die hauptſächlichſten Urſachen dennoch auf wenige zurückführen: Zuerſt alſo, Verſchiedenheit in der Art zu denken und zu fühlen, dann Nichtübereinſtimmung der Seelen.

Was ich durchaus als unerläßlich betrachte, iſt eine gleiche Grundlage der Erziehung, eine gewiſſe Analogie der Gewohnheiten, der Zartheit und aller äußern Beziehungen; mit einem Worte, eine Bildung, welche derſelben Lebensweiſe, derſelben Rangſtufe in der Geſellſchaft angehört.

Ganz gleich denken, auf abſolute Weiſe, iſt nicht nur keine rigoroſe Bedingung, ſondern ſogar nicht einmal räthlich — ja unmöglich. Allein eine gleiche Entwicklung der Verſtandeskräfte muß gefordert werden, eine gleiche Höhe erlangter Kenntniſſe, und wenn ich mich ſo ausdrücken darf: beide Theile müſſen ſich deſſelben Wörterbuchs bedienen können. Nur ſo iſt ein wechſelweiſes Verſtehen möglich, nur ſo wird man ſich über alle Punkte einigen, und wenn ſelbſt lange Erörterungen vorausgehen mußten.

In der Stimmung der Seelen jedoch muß die vollkommenſte Gleichheit herrſchen. Zwei Menſchen, die mit einander leben und in Harmonie mit einander leben wollen, müſſen durchaus einer gleichen Herzensgüte und Gefühlserhebung fähig ſeyn. Sollte zwiſchen beiden Theilen alsdann auch eine Aufregung ſtatt finden, ſo wird man ſich bald verſtändigen, und durch eine ſchöne That die Bande von Neuem knüpfen. Es iſt nichts wirkſamer als dieſes Mittel. Allein eine hingebende Seele und ein Egoiſt werden nie ſich berühren können, nie ſich vereinigen. Zwei Menſchen dieſer Art verfolgen zwei auseinanderlaufende Wege, und gereizte Perſönlichkeit und das liebe Ich müſſen ſtets weiter auseinander gerathen.

Auch muß es qualvoll ſeyn, wenn ein höher gebildeter Mann mit einem Weſen ohne alle Erziehung zuſammengefeſſelt iſt, dem man nichts

Gutes nachzuſagen weiß, als im beſten Falle, daß es ſchön iſt. Wie traurig, wenn man den ganzen Werth eines Weibes bloß in phyſiſchen Vorzügen ſuchen muß.

Wie iſt es zu ertragen, wenn ein Weib, das man für anmuthig, reizend und liebenswürdig hielt, ſich täglich linkiſch und ungeſchickt zeigt; wenn bald ihr Anzug, bald ihre Haltung, Alles was ſie umgibt und ſich an ſie knüpft, nichts als Anomalien und abſtoßende Unregelmäßigkeiten zur Schau trägt. Sie kann jene alten Gewohnheiten nicht verlaſſen, die das Reſultat einer fehlerhaften Erziehung ſind, und die einem Lebenskreiſe angehören, für den der Mann keine Sympathie beſitzt. Während ſie auf eine ungeſchickte Weiſe ſich erheben will, wird ſie nur noch in ein unvortheilhafteres Licht geſtellt. Sie glaubt ihre Vergangenheit weit zurückzulaſſen, und bleibt dadurch nur mehr unter ihrer gegenwärtigen Stellung. So geſchieht es, daß ſie ihre Zukunft compromittirt, ohne ſich deſſen einmal bewußt zu werden.

8.

Briefe und Billete.

Ein Brief kann wahr oder falſch, ächt oder frivol, fein oder trivial ſeyn. Ein Brief iſt für den Gedanken, was die Larve dem Geſicht iſt; er gibt das Recht, Alles zu ſagen.

Wie viele Menſchen ſind geiſtreich in ihren Briefen, die perſönlich keinen Funken von Geiſt zeigen, und doch ſind die berühmten Briefſchreiber, als ſolche, ſelten; die Franzoſen ſtellen die Frau von Sevigné, wir Rahel oben an.

Ein Brief ſoll Alles ſagen, was zu ſagen iſt, und nicht ein Wort mehr. Cicero entſchuldigte ſich, ſeinen Brief nicht kürzer faſſen zu können, da er keine Zeit dazu habe. Eine Bittſchrift wird ungeleſen zurückgelegt, nicht etwa weil ſie ſich auf ſchlechte Gründe ſtützt, ſondern weil ſie zu lang iſt. Die ganze Bitte ſollte auf der erſten Seite enthalten ſeyn, und Ihr waret ungeſchickt genug, das Blatt umzuwenden.

In der brieflichen Form finden Erforderniſſe ſtatt, denen man ſich unterwerfen muß. Gewiſſe Ausdrücke ſind adoptirt oder verbannt; es gibt vornehme oder gemeine Moden.

Man erwähnt in unſerer zeitgenöſſiſchen Chronik, daß eine hohe fürſtliche Gunſt durch ein ungeſchicktes Billet verſcherzt wurde, welches eine Illuſion zerſtörte, die monatlanges Schwatzen zu bewerkſtelligen gewußt. Der feingebildete Fürſt konnte, trotz des anerkannteſten perſönlichen Zaubers, einen Fehler gegen den feinen Styl nicht vergeſſen.

Das Billet iſt übrigens eine der wichtigſten Klippen für den Schreiber, ſowohl was den Inhalt, als auch was die Form betrifft. Manchmal wird ſelbſt über die Form der Inhalt vergeſſen; ja man kann ein Billet allerliebſt finden, das keinen einzigen geſunden Gedanken enthält.

Wer ein Billet geſchickt anzufangen weiß, zeigt Geiſt, wer es jedoch zur rechten Zeit zu ſchließen verſteht, beſitzt Geſchmack. Man hat

Schlußformeln, die einſt beliebt waren, jetzt aber verbraucht ſind; es ſind gefühlvolle Phraſen oder conventionelle Gemeinplätze über Hochachtung und Ergebenheit. Dies Alles iſt alt und abgenützt; man liest es nicht und glaubt es auch nicht. Das Talent wird zum Schluſſe irgend ein brillantes Wort anzubringen wiſſen, oder einen conciſen Ausdruck, der ſich auf den Gegenſtand des Schreibens bezieht.

Das Zuſammenlegen hängt von der Natur des Briefes ab; doch macht es jetzt weniger Umſtände als ſonſt. Die engliſche Art eignet ſich jetzt faſt zu Allem, was man ſchreibt; ſehr kleine Buchſtaben ſind nicht mehr beliebt. Die längliche Form der Briefe hat uns auch mit den engliſchen Couverts oder Enveloppen bekannt gemacht; nur ſelten enthält das beſchriebene Blatt auch die Adreſſe; die Enveloppe iſt faſt unerläßlich.

Die einfachſten Petſchafte ſind die beliebteſten. Statt der verſchlungenen Chiffre nimmt man einen einzigen Buchſtaben, und ſtatt des Wappens blos die mit dem Titel verbundene Krone; nie jedoch ſieht man mehr Deviſen oder Embleme.

9.

Die Frauen.

Frauen behandeln ihre Liebhaber wie ihre Karten, mit denen ſie im Anfange viel gewinnen, und ſie dann wegwerfen. Nehmen ſie neue, ſo verlieren ſie gewöhnlich Alles, was ſie mit den erſten gewonnen haben.

Das Wort Ehre bei einer Frau iſt ſo, wie der Schwur, keine Karte mehr anzurühren, in dem Munde eines Spielers zu betrachten. Je häufiger davon die Rede iſt, deſto weniger iſt daran zu glauben.

Viele Frauen gleichen den Räthſeln, die man leicht auflöst. Hat dieſes einmal ſtatt gefunden, ſo intereſſiren uns beide nicht mehr.

Ein Mann, der eine ſchöne Frau bewundert, hat nicht größeres Recht, zu wünſchen, daß er ihr Gatte werde, als Herkules haben konnte, den Drachen zu beſiegen, der die goldenen Aepfel der Heſperiden bewachte.

Die Frauen lieben mehr Trauerſpiele als Luſtſpiele; denn in den erſteren werden ſie gewöhnlich als Göttinnen hingeſtellt, und in den letzteren macht man ſich über ihre Fehler luſtig.

Nie haßt eine Frau einen Mann, der ihr zu viel Liebe bewieſen hat; viele aber haſſen uns, weil wir ihnen zu viel Freundſchaft erzeigten.

Ich glaube, daß eine Frau nicht mehr verdient, wegen ihrer Schönheit geliebt zu werden, als ein Mann wegen ſeines Glückes. Beide Vorzüge können gleich ſchnell vergehen.

Dieſe und noch mehre Bemerkungen ähnlicher Art hat ein bekannter engliſcher Schriftſteller überall in ſeine Werke eingeſtreut. Man muß ihn deßhalb entſchuldigen, denn er war eben ſo geiſtreich als häßlich. Es war der Doctor Swift.

10.

Die kleinen Hündchen.

Die kleinen Hündchen nehmen in der feinen Welt einen beneidenswerthen Platz ein; ſie leben nur von Rückſichten, Liebkoſungen und Zuckerbrod. Wer hätte nicht ſchon gewünſcht, ein ſolches Hündchen zu ſeyn?

Kein Geliebter ſitzt tiefer im Herzen ſeiner Dame, als dieſer Cupido mit langen Seidenhaaren, die ihm vom Morgen bis Abend geſtreichelt werden.

Er hat nicht nöthig, um zu gefallen und einzunehmen, nach Serenaden, Guitarren, Strickleitern und andern gefährlichen und beſchwerlichen Dingen zu greifen.

Was braucht er, um das Herz einer ſchönen Frau zu kirren? Eine kleine Schnauze, kleine Pfötchen, ein kleines krauſes Schweifchen, zwei kleine, halb zugedrückte Aeuglein und ein kleines roſenfarbenes Züngelchen, das nur geſchaffen ſcheint, um Zucker zu lecken.

Der kleine Hund iſt der eigentliche Herr vom Hauſe. Hat er den Huſten, iſt er verdrießlich, ſo läßt Alles den Kopf hängen; er iſt der wahre Despot, der Sultan par excellence; ſein kleiner Schweif iſt ein Scepter.

Es gibt Hündchen, die ungeheuer bezahlt werden, eine Art von Vollbluthündchen; dieſe kommen nie in's Freie. Sie liegen unter dem Ofen, auf Polſtern, auf Teppichen, in einem Muff, in einem Aermel; ſie führen ein ächtes Serailleben.

Dieſes ſind die kleinen Hündchen der Ariſtokratie. Allein mit etwas rauherem Haar und nicht gar ſo zierlichen Gliedern iſt es auch der letzte Troſt, der freundliche Geſellſchafter eines Penſioniſten, der ſich in irgend eine Provinzſtadt zurückgezogen hat, um wohlfeiler zu leben.

Auch in der Wohnung des Künſtlers nimmt der Hund einen nicht unbedeutenden Platz ein.

Ich kenne eine liebenswürdige Schauſpielerin, die um Alles in der Welt ihre beiden kleinen Hündchen nicht hergeben würde. Dieſe ſind aber auch ſtolz darauf, den Namen ihrer geiſtreichen Frau auf ihrem Halsbande zu tragen.

Dieſe Herrſchaft der kleinen Hündchen iſt unzerſtörbar. Sie ſtammt aus den Zeiten der Römer, und hat alle Revolutionen ſiegend beſtanden.

Umſonſt haben Liebhaber und Ehemänner es verſucht, ſich an die Stelle der Hündchen zu ſetzen, ihnen das Polſter ſtreitig zu machen, wo ſie auf den Pantoffeln der Geliebten ſchlummern dürfen.

Stark durch ihre Indolenz, mächtig durch ihre Faulheit, widerſtreben ſie Allem; ſie gefallen, feſſeln, ſiegen eben dadurch, daß ſie ſich gar keine Mühe geben, dies Alles zu thun.

Der kleine Hund iſt in dieſem Augenblicke vielleicht die einzige Macht, die man nicht angreifen darf.

Für ihn gibt es keine Stürme, keine Unruhen, keinen Wechſel des Schickſals. Er führt das ſanfteſte, aber auch das einförmigſte Leben; er iſt in allen Salons, er darf allen Conferenzen beiwohnen, er beſitzt Herz und Ohr der ſchönſten Frauen der Welt und folglich der höchſten Perſonen.

Welche Stellen und Aemter würde ſolch' ein kleines Hündchen nicht erhalten, wenn es ſich die Mühe nehmen wollte, darum zu ſollicitiren!

11.

Keine Bälle mehr!

Ich weiß in der That nicht, warum die Bälle noch nicht aus dem Catalog unſeres Daſeyns geſtrichen ſind.

Man höre nur einmal die Väter, die Mütter, bis zu den kleinen Kindern herab, alle rufen: „Ein Ball dieſen Abend! ach, wie ennuyant!“

Der Ball ſchleicht ſich in das Innere einer Familie mit der Frechheit eines Diebes, eines Verräthers. Er wirft die ganze Hausordnung über den Haufen.

Die Mutter jammert, daß ſie keine Marabouts für den Abend haben wird! Die Tochter reißt ſich ein Paar Papilloten in Verzweiflung aus, da ſie bemerkt, daß ihr Mouſſelinkleid ganz umgeändert werden muß.

Man ſchreit, man droht, man erhitzt ſich; Kleider und Putz werden hin und her geſchleppt, der Hund ſpringt auf den Tiſch und frißt den Braten; die Katze ſpringt auf das Fenſter und frißt den Vogel; welch' ein ſchreckliches Geſchrei! welche Verwirrung — es iſt eine Hölle! und warum dies Alles? Blos für dieſes ſogenannte Feſt, für dieſes ſeyn ſollende Vergnügen, das man übereingekommen iſt, einen Ball zu nennen.

Wenn aber ſolches ſich bei den Eingeladenen zuträgt, wie wird es erſt bei der Familie ſelbſt ausſehen, die ſich die unendliche Verantwortlichkeit auferlegt hat, einen Ball zu geben?

Ihr Haus ſieht einer Stadt im Belagerungszuſtande ähnlich.

Die Möbel ſtehen drei Tage auf einander

gehäuft, die Teppiche werden aus den Zimmern genommen, aus dem Eßzimmer wird ein Spielzimmer gemacht, und die kleinſten Winkel des Hauſes werden ausgeräumt und anders eingerichtet.

Vom frühen Morgen ſchalten fremde Leute im Hauſe: der Tapezier, der Koch, der Zuckerbäcker mit ihren Gehülfen. Die Muſikanten heben Thüren aus, und bauen ein Gerüſte, um ſich darauf hinzupflanzen.

Schon vor dem Feſte möchte man verzweifeln, wenn man dieſes Unweſen mit anſieht; was wird es aber erſt am andern Morgen? Dann ſieht das ganze Haus wie Jericho nach dem Falle aus.

Welch' ein Schauſpiel! Die Fauteuils haben alle einen Fuß zu wenig, die Candelabers hinken, die Ueberzüge ſehen wie Küchenſchürzen aus, die Draperien ſind heruntergeriſſen.

So ſind denn die Bälle dazu gemacht, die zu beläſtigen, welche ſie geben, und die zu langweilen, welche dazu eingeladen werden. Und nun fragen wir, allen Ernſtes, warum werden Bälle gegeben?

Die Bälle ſind wirklich ein Mißbrauch, der viel zu lange ſchon geduldet wird, und der endlich aus unſerer Art zu leben verdrängt werden ſollte.

Der Ball zwingt uns, uns mit kalter Küche den Magen zu überladen, mit Gefrorenem ihn zu erkälten, und durchbrochene Strümpfe zu tragen, wovon wir den Schnupfen bekommen.

Statt der guten ehrbaren Toupés unſerer Alten ſetzen wir einen grotesken Claque auf, und trinken chineſiſchen Thee, und gähnen dabei.

Alles zeigt Fortſchritt, und ſtürzt ſich über; nur der moderne Ball bleibt, was er iſt; eine modulirte Langweile, eine diplomatiſche Trübſeligkeit, die ſich um ſich ſelbſt dreht.

12.

Die Bouquets.

Das Bouquet, im Sommer ſo reizend, wird im Winter zu einem Gegenſtande des Luxus.

Im Sommer iſt es banal, populär, ein Jeder kann es haben; es ſchmückt jeden Buſen, jeden Rock. Allein im Winter, wenn es weder Roſen, weder Nelken, noch Veilchen gibt, dann beginnt erſt die Herrſchaft des Bouquets.

Man muß verſchiedene Arten deſſelben unterſcheiden. Es gibt kleinſtädtiſche und fashionable, Bouquets aus der alten guten Zeit, und dann wieder verbrauchte Bouquets. Kann man einen Menſchen an ſeiner Phyſiognomie, an ſeinem Kleid, an ſeiner Unterhaltung erkennen, ſo wird dies auch an ſeinem Bouquet möglich ſeyn.

In der That iſt das Bouquet etwas Wichtiges bei einem Manne comme il faut; es iſt der Ausdruck der Galanterie, der Probirſtein ſeiner Liebenswürdigkeit.

Ich ſehe Sie lächeln, weil ich behaupte, daß man in der Zuſammenſetzung eines Blumenſtraußes auch Geiſt zeigen könne. Warum nicht? Kann man es doch in dem Arrangement eines Diners, eines Salons, warum ſollte man nicht Gelegenheit finden, dieſe Eigenſchaft in der Miſchung jener ſenſitiven und ſprechenden Farben zu zeigen, die den Strauß bilden. Es iſt eine eigene Sprache, die aus ihm redet; doch will ich hier nicht das damit gemeint haben, was man gewöhnlich unter Blumenſprache verſteht. Ein Blumenſtrauß gibt die Stufenleiter der ſocialen Schattirungen ſehr wohl an, und ſtellt die Abgränzungen feſt, auf dem großen Schachbrett der Condition und der Welt.

Will man einer etwas übertragenen Kokette einen Strauß überreichen, ſo bemühe man ſich, ihn im eigentlichen Sinne **hors de Saison** zu wählen. Sind Camelien, Dahlien, Hyazinthen ſchwer zu haben, ſo müſſen eben dieſe dabei ſeyn.

Vor allen Dingen vermeide man, das Bouquet bunt zu machen; ein ſolcher Harlekin der Galanterie erinnert zu ſehr an Dorfhochzeiten und Kindtaufen auf dem Lande.

Das feinſte in dieſer Art — mit Ausnahme weniger Fälle — wird ſtets aus Einer Blume beſtehen: weiße Nelken, weiße Roſen, Camelien.

Für eine Griſette wird ein Strauß nicht groß und ſtoffhaltig genug ſeyn können; für eine vornehme Dame hingegen nicht klein, nicht unſcheinbar genug.

Beſonders hüte man ſich vor jenen altmodiſchen Sträußen, die eine Bedeutung haben ſollen und an die Blumenſprache erinnern; man gebe ja keinen Lorbeer einer Militärperſon, keine Päonie einer Dame von einem gewiſſen Alter, keine Immortellen einem unſerer jetzigen Theaterdichter u. ſ. w.

Das Bouquet iſt nichts als eine Galanterie ohne alle Prätenſion; es iſt die Laune, die Caprice einer Frau von Welt; ſie kann mit dieſer Gabe ſchalten wie ſie will, ſie ſelbſt den Nebenbuhlern deſſen geben, der ſie ihr verehrte.

Doch glücklich der, deſſen Sträuße ein beſſeres Loos erwartet; nicht ſeine Veilchen und Roſen ſind es, die man ſorgfältig bewahrt, ſondern das Andenken an ſeinen Blick, an ſeine Worte, an ſein ganzes Selbſt. Er hat keinen Nebenbuhler auf der ganzen Welt mehr, als die Blumen, die er für die ausſucht, die er liebt.

13.

Der Gang der Damen.

Ein Hauptfehler der Eleganten unſerer Zeit iſt, daß ſie nicht gehen können; die meiſten ſchleppen ſich weichlich dahin, weil ſie glauben, daß ſie dadurch Geſchäftsloſigkeit und folglich auch Reichthum andeuten, und gleichſam bei jedem Schritte Schmerz ausdrücken, da ihre Füße nur daran gewöhnt ſind, auf Teppichen zu gehen, oder ſich im Wagen fahren zu laſſen. Unſere Damen haben hierin ſehr Unrecht; in einem zierlichen, geraden und mäßig ſchnellen Gang beſteht einer ihrer lebendigſten Reize.

In einem ſolchen Gange nur allein kann der Kopf jene plötzlichen und entſchiedenen Wendungen bei unverhoffter Begegnung zeigen; Grüße mit einer ſanften Beugung des Oberkörpers, welche die Bewegung des Schreitens nicht gehörig tief zu machen erlaubt, werden ſtets linkiſch und ſteif erſcheinen. In einem wohlbemeſſenen Gange können articulirte Blicke ohne Scheu entſendet werden, die wie der Blitz wirken, und nur einen Moment dauern; ſolche Blicke aus vollem Auge, die uns blenden und anziehen und bis in das tiefſte Herz reichen.

Unſere Damen von heute ignoriren das Alles: die Mode verlangt weiche Beugungen des Hauptes, laſſe Schwebungen des Körpers und einen halb umſchleierten Blick, der ſchwach aus der Ferne einen andern Blick aufſucht, um daran zu haften.

Deshalb auch ſind die Leidenſchaften alle vergilbt, abgeſtanden, wie Laub im Herbſte, nirgends finden ſich mehr jene friſchen, grünen Abenteuer, die in vierundzwanzig Stunden ſich abſpielten, wie eine Comödie.

Iſt die Tournüre der Frauen eine Urſache oder eine Wirkung unſerer Literatur?

Ich weiß es nicht zu ſagen, das aber iſt gewiß, daß zwiſchen beiden mächtige Beziehungen obwalten.

14.

Der Beruf.

Hang iſt nicht mit Talent zu verwechſeln; und dies muß man bei dem ſogenannten Beruf wohl unterſcheiden.

Der Beruf iſt ein innerer Zug, der uns antreibt, einen Stand im Leben zu ergreifen; es iſt nicht einem jeden gegeben, den wahren Beruf vor dem einfachen Hang zu erkennen, und dieſes iſt die Klippe, an der ſo viele Hoffnungen ſcheitern; deshalb erblicken wir alle Tage ſo viele verfehlte Beſtrebungen: Schauſpieler, die gute Beamte, Schriftſteller, die vielleicht gute Bereiter geworden wären.

Während des ſtürmiſchen Regens der vorigen Woche kam ein junger Menſch in einer deutſchen Stadt mit dem Eilwagen an. Nachdem er in dem erſten beſten Gaſthof abgeſtiegen war, machte er ſich in Reiſekleidern, wie er war, ohne nur im Geringſten an ſeiner Toilette etwas zu ändern — das iſt genial! — auf den Weg, um einen berühmten Schauſpieler zu beſuchen.

Aufrichtig geſagt, hätte er auch an ſeiner Toilette nichts ändern können; denn ſein Gepäck beſtand in nichts weiter, als in einer Hutſchachtel, einer Rumflaſche, einigen Tafeln Chokolade und etwas gebrannten Mandeln. Auch dieſe frugale Reiſe-Equipage konnte als Anzeichen eines Genie's gelten.

Ohne in dem Hauſe nachzufragen, ſtürmte der junge Menſch zur Thüre herein, nachdem er die Treppe hinaufgelaufen war. Ein ſtark gefärbtes, lächelndes Geſicht mit einer Brille und mit grau durchzogenen Haaren empfängt ihn.

Das iſt der große Künſtler, denkt ſogleich der junge Menſch und macht eine tiefe Verbeugung.

„Nicht wahr, Sie ſind es?“ ſpricht er.

„Ja wohl, bin ich es,“ erwiederte der Andere ernſt.

„Mein Herr,“ fährt der junge Menſch fort, „Sie ſehen in mir Fritz Hempel.“

„Das iſt mir ſehr erfreulich,“ entgegnet ihm der Empfänger.

„Ich habe Talent für die Bühne, und wünſchte hier aufzutreten.“

„Das iſt ſehr ſchön von Ihnen; auch ich liebe das Theater.“

„O das weiß ich; Ihr Name iſt bis zu uns gedrungen. Unſer ganzes Städtchen verehrt Sie.“

„Wie wäre das möglich! Haben Sie jedoch ſchon Comödie geſpielt?“

„Oft, ſehr oft, mit einigen Cameraden vor Papa und Mama. Ich wünſche von Ihnen ein

Urtheil zu hören, gleich jetzt. Ich werde Ihnen, wenn Sie's erlauben, einige Verſe vordeclamiren."

„Recht gern; ich verſtehe mich ſchon ein wenig darauf und will Ihnen freimüthig mein Urtheil ſagen."

„Ein wenig? O Sie Beſcheidener, Sie unſer Talma — unſer Fleck." —

Dieſe Worte wußte ſich der Andere nicht zu erklären. Dies hielt ihn aber nicht ab, den jungen Menſchen eine Tirade in Verſen mit ſo lauter Stimme herſagen zu laſſen, daß alle Hunde im Hauſe zu heulen anfingen, und er ſelbſt faſt Krämpfe davon bekam. Mit bebender Stimme fragte der Zuhörer den jungen Künſtler, ob er vielleicht auch noch andere Stücke in Bereitſchaft habe.

„Den Abel aus einem Trauerſpiel, das ich ſelbſt gedichtet und erſt vor vierzehn Tagen in dem Hauſe meiner Aeltern aufgeführt habe."

„Die Stelle, die Sie mir eben vortrugen," erwiederte hier, ſich erholend und lächelnd, der

Zuhörer, „war ohne Zweifel aus der Rolle des Kain, denn ich bin gewiß, daß ſie den Abel auf dieſe Weiſe um's Leben bringen.“

Der junge Menſch blieb verdutzt ſtehen und wagte hierauf nicht zu antworten; aber der Mann mit dem rothen Geſichte fuhr fort: vor allen Dingen, mein Herr, danke ich Ihnen für Ihren freundlichen Beſuch, und werde nicht ermangeln, bei Ihrem Auftreten gegenwärtig zu ſeyn. Jedenfalls muß ich Ihnen aber rathen, unſern ** zuvor zu befragen.

Hier nannte er einen berühmten Künſtler.

„Wie? Und ſind Sie nicht dieſer ** ?“

„Ich bin Profeſſor der deutſchen Sprache an der hieſigen Hochſchule: die Adreſſe des Künſtlers werden Sie im Theater erfahren.“

„Aber man ſagte mir doch, daß er hier wohne. Wenn Sie es nicht ſind, ſo hat man mich zum Beſten gehalten.“

„Ganz und gar nicht! man hat Ihnen nur wahrſcheinlich begreifen machen wollen, daß man ſeine Sprache erſt ganz kennen muß, wenn man es wagen will, in ihr zu dem Publikum zu ſprechen.“

Der junge Menſch empfahl ſich hoch erröthend, reiste eben ſo ſchnell fort, wie er gekommen war, und eine Belohnung wird dem hiemit verſprochen, der ihn wieder bringt.

◆

Inhaltsverzeichniß.

Seite
Hamburg (1831) 1
Das ehemalige Hotel de Saxe. 83
Marr 97
Pavillons 100
Börſenhalle 106
Handelsſtand. 112
Hamburger Berg 128
Von Hamburg nach Bremen 141
Raphael Bock 179
Dampfreiſe 213
Muſikfeſt in Heidelberg 224
Ein Mäcen 244
Rohde 251

Farben-Skizzen.

1. Der penſionirte Hofrath 255
2. Der ſchönſte Tag meines Lebens 261
3. Reſtaurants zu fünf Centimen. 266

4. Literariſche Soirée 273
5. Moraliſche Beſtimmung der Frauen 279
6. Bäder und ihre Beſucher 285
7. Liebe und Ehe 290
8. Briefe und Billete 295
9. Die Frauen 298
10. Die kleinen Hundchen 300
11. Keine Bälle mehr! 303
12. Die Bouquets 307
13. Der Gang der Damen 310
14. Der Beruf 312

◆

Mörder

und

Geſpenſter.

Von

AUGUST LEWALD.

Erſter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

G.H. BIBL. Z. WEIMAR.

Vorwort.

Ich bin wohl ruhig darüber, welches Loos die von mir hier erzählten Geſchichten haben werden. Meine Leſer wiſſen, was ſie von mir zu erwarten haben, und über die Kritik konnte ich mich bis jetzt noch nie beklagen; ſie war mir faſt immer nur gütig geſinnt und trug mich, als ich noch ein Beginnender war.

Aber der Titel erheiſcht ein Wort zur Erklärung.

Man wird mir ſagen, ich wolle eine verſchollene Literaturperiode wieder heraufbeſchwören; ich gemahne an Spieß, ich wähle abſichtlich einen ſolchen Titel, um den Leihbibliotheken in die Hände zu arbeiten u. ſ. w.

Hierauf erwidre ich nun, daß ich es gar nicht für verwerflich halte, durch ein auffallendes Aushängeſchild die erſten Blicke des Publikums auf ein neues Buch hinzulenken, namentlich in unſerer ſo viel producirenden Zeit; wenn man nur nachher auch ernſtlich bemüht war, ſeine Leſer dauerhaft zu feſſeln. Hiefür ſprechen Jean Paul'ſche Titel, Semilaſſo's, mancher Andern. Nannte der große engliſche Humoriſt doch ſeine Predigten „Reden für Ochſen und Eſel"?

Ich aber war hier nicht einmal in dieſem Fall, ſondern nur bemüht, die kürzeſte und bezeichnendſte Ueberſchrift meiner Sammlung zu geben, und hat man nichts dagegen, wenn ſich manche graſſe Mordgeſchichte, manche Schauernovelle in Sammlungen findet, die ſich nach Blumen oder andern verſchiedenartigen Dingen tituliren, warum ſollte man mir zürnen, wenn ich ſelbſt alle Metapher verſchmähend, das Kind beim rechten Namen nenne?

Wähnt man vielleicht, daß der Titel „Genoſſen um Mitternacht,“ gegen den ſich Niemand auflehnte, als ihn vor wenigen Jahren ein intereſſantes Buch brachte, edler als der meinige ſey? Ich glaube nicht. Er ſagt aber nicht weniger und iſt doch nicht ſo einfach, ſo beſtimmt.

Meine Freunde wiſſen übrigens, daß ich mich ſeit vielen Jahren mit der Idee getragen, in dieſem Genre einmal etwas zu leiſten, und wie ſorgfältig ich unter den Stoffen wählte, die ſich mir darboten, wie ſehr Ernſt es mir mit ihrer Ausführung war. Mit der Idee zu dem Buche war aber auch ſein Titel da. An Beiden wurde nichts verändert.

Mögen die Schauer, die in den Erzählungen wehen, die Leſer immerhin ergreifen; öffnen ſich doch auch Ausſichten darin, die den Blick nach Oben ziehen, in Regionen des Friedens und der Liebe.

A. L.

Inhalt.

Seite

Der Wehrwolf 1

Der Erbe des Teufels 63

Der Muttermörder 133

Das geſchoſſene Täubchen 163

Der alte Mellinger und ſeine Söhne 179

Der Blaue 243

Maniſche Rudel 299

Der Bandit 325

Der Wehrwolf.

1.

In einem armen finſtern Dörfchen Weſtphalens, das ſeitwärts von den lachenden Geländen der Weſer, von waldbewachſenen hohen Bergen umgeben, wie vergeſſen daliegt, lebten arme, gottesfürchtige Leute ein kümmerliches Leben. Nicht nur die Entbehrungen aller Art, die ihnen die Armuth auferlegte, nicht die ſchwerſte Arbeit, dem unfruchtbaren Boden eine geringe Nahrung zu entlocken, bereitete ihnen dieſe Kümmerniß, ſondern ein eigenthümliches Unglück, dem ſie ſich vor den ohnedies begünſtigteren Nachbarn ausgeſetzt wähnten, und das ſie folterte bei Nacht und bei Tage, und dem ſie nicht zu entgehen vermochten. Sie ließen denn liegen Haus und Hof und trennten ſich von der Scholle, die ſie gebar.

Wer aber thut das wohl? Sieht man nicht überall willig der Liebe zur Heimath jedes Opfer bringen? Hängt nicht der Menſch mit unauflöslichen Banden an ſeiner Geburtsſtätte? Nur die neueſte Zeit zeigt das unnatürliche Widerſpiel, daß entartete Söhne ihre Heimath ſchänden, daß ſie Spott und Hohn über die ehrwürdigen Sitten und Gebräuche ihrer Aeltern ausgießen. Dieß iſt ein Vatermord im Kleinen, und wenn ihn die bürgerlichen Geſetze auch ungeſtraft laſſen, die Meinung der Mitbürger verdammt ihn gewiß. Wie rührend iſt es hingegen, auf unwegſamen Stegen arme Häusler zu finden, die um keinen Preis ihre traurige Einöde verlaſſen möchten, weil ſie Alles hier ſo lieb anſpricht, weil hier Alles das ſelige Gefühl der Heimathlichkeit in ihnen anregt und befriedigt, was ihnen die Schönheiten des Golfs von Sorrent — die ſchon allein den Aermſten zum Reichſten machen können — nicht zu erſetzen vermögen. Es gibt Unglückliche, die ein früherer Hang zur Unbeſtändigkeit oder wunderliche Schickſalsfügungen aus der Heimath forttrieben, die aber dennoch ihr zugethan bleiben mit inbrünſtiger Liebe für's Leben; es gibt ſogar ſolche, denen es in der Fremde wohl ward, die ihr zeitliches Glück in der Fremde begründeten — wie die Leute meinen. — Ach! aber ſie ſind in der Fremde — und in dieſem einzigen Worte liegt es allein ja ſchon, daß ſie nicht glücklich ſeyn können.

Von dieſer Art waren nun unſere armen Leute in Weſtphalen. Trotz ihres bedrohlichen, beängſtigenden Zuſtandes lebten ſie fort und fort in ihren kleinen Hütten — arbeiteten ſchwer, genoſſen wenig, beteten viel und ängſtigten ſich nach Kräften.

Wenn ich dem günſtigen Leſer dieſen Zuſtand recht klar vor Augen führen will, ſo iſt es nöthig, daß er ſich mit mir gleichſam auf den Weg macht, und von der mit wogenden Getreidefeldern üppig bedeckten Hochebene dort hinab ſteigt den holperichten Weg, der nicht fahrbar genannt werden kann, und den auch in der That nur die Holzkarren und im Winter einige Handſchlitten befahren, um die waldige Schlucht zu betreten, in der unſer Dörfchen liegt. Die Häuschen ſind aus Lehmklumpen, mit Stroh vermiſcht, aufgeführt; dieſe elenden Wände bauſchen ſchief nach allen Richtungen, ſelbſt von der leichten Wucht des kärglichen Strohdachs zu ſehr belaſtet, und zeigen ſo fürchterliche Riſſe und Spalten, daß man befürchten muß, ſie jeden Augenblick zuſammenſtürzen zu ſehen. Dieſe ärmlichen Wohnungen, hie und da von einem kleinen Gemüſe- oder Salatacker von traurigem Anſehen umgeben, liegen wie zu einer Familie gehörig in einer dichten Gruppe beiſammen, während weit entlegen von ihnen eine Hütte daliegt in einem ſo gänzlich verfallenen Zuſtande, daß man kaum annehmen kann: hier wohnten noch Menſchen.

Gleich als hätten ſich alle Bewohner des Dorfes zurückgezogen von einem ihrer Mitbewohner, als hätten ſie Scheu gehabt, irgend eine Gemeinſchaft mit ihm zu pflegen, ſo einſam und verlaſſen liegt dieſe Hütte da. Und doch wohnen unglückliche, hülfsbedürftige Leute in ihr. Allein wenn ſie ſiechen und hungern, Niemand nimmt ſich ihrer an; wenn ſie Arbeit verlangen, Niemand will ſie ihnen geben; ſie bleiben ihrem elenden Schickſale überlaſſen; mag Krankheit in der Hütte wüthen, kein helfender Arzt erſcheint; mag der Tod darin herrſchen, kein Todtengräber kommt, die Leichen zu beſtatten.

Alle Einwohner des Dorfes betrachten dieſe Hütte als die Quelle ihres Unglücks. Sie vermeiden es, ihre Schritte dort vorüber zu lenken, und iſt einer genöthigt, zur ſpäten Abendzeit des Weges zu ziehen, ſo macht er einen weiten Umweg, beſchleunigt ſeine Schritte, und ſchlägt manches Kreuz, von frommen Stoßſeufzern begleitet.

In der Hütte aber wohnte eine Familie armer Taglöhner, die vom Vater zum Sohn das furchtbare Erbtheil eines böſen Namens erhalten hatte. Welch' einen großen Schatz beſitzt doch auch der ärmſte Menſch in ſeinem ehrlichen Namen! Wie derjenige, der ſich unglücklich wähnt, nicht ahnen will, welch' ein Glück ja ſchon darin liegt, beim Erwachen den blauen Himmel über ſich und die goldene Sonne daran leuchten zu ſehen, ſo auch der, der ſich für arm hält, welch' einen Schatz er in ſeinem ehrlichen Namen beſitzt. Schon von den graueſten Zeiten her ſoll man in dem kleinen weſtphäliſchen Dorfe, von dem wir ſprechen, viel von Wehrwölfen zu leiden gehabt haben. Von jenen räthſelhaften fürchterlichen Geſchöpfen, die am Tage Menſchen gleich den andern, in grauſen Mitternächten plötzlich Wolfsgeſtalt annehmen und mit ihr die reißende Natur des Wolfes, dann ausziehen auf Raub und Mord und Alles zerfleiſchen und zerſtören, was ihnen erreichbar iſt. Wer wollte ſolche Dinge, die im Volksglauben ſo tief wurzeln, durch eine nüchterne, jedem baar auf der Hand liegende Herleitung aufzuklären verſuchen? Wer vermöchte mit Sicherheit darzuthun, welcher Grund zum Entſtehen dieſes Volksglaubens die Veranlaſſung war? In unſerem Falle lag die Annahme nicht fern, daß namentlich in früheren Zeiten wirkliche Wölfe aus den nahgelegenen Wäldern in die Schlucht kamen, um ihrem Raub nachzuſpüren; doch widerſprachen in jüngſter Zeit die ſorglichen Bemühungen, die Raubthiere auszuforſchen, dieſer Annahme, ſo wie auch die Ausſage aller derer, welche den Wehrwölfen begegnet ſeyn wollten, und in ihnen Menſchen, und was noch mehr war, die Bewohner jener einſam ſtehenden Hütte erkannt haben wollten.

Aber nicht blos was ſich auf nächtliche Räubereien bezog, auf ein erwürgtes Schaf, auf eine erſchreckende Begegnung, die einſamen Wanderer aufgeſtoßen, ſondern jedes Unglück, das ſich zu jeder Stunde des Tages auch ereignen konnte und mit den Wehrwölfen in keine nähere Beziehung zu bringen war, wurde der Anweſenheit jener unglücklichen Familie zugeſchrieben. Wenn Abends die Weiber beim Spinnen ihres groben Hanfes zuſammen ſaßen, oder wenn ſie zur Winterszeit ihre Gänſe rupften — der Haupterwerbszweig der Leute dann wurden die ſchrecklichſten Dinge von den Alten erzählt. Es waren blutige, geheimnißvolle, entſetzliche Geſchichten! Der Kirchhof und ein altes Kreuz am Wege waren die Schauplätze unerhörter Thaten und Erſcheinungen. Dort brechen die Wehrwölfe trotz Eiſengitter und Riegel verheerend ein, wühlen die Gräber auf und freſſen die Leichen; hier fiel einſt ein alter betrunkener Bettler, und zerſchellte ſich das Hirn, der nun tanzend ſpukt, tolle Weiſen ſingt und die Wanderer begleitet, da er keine Ruhe finden kann, die ihm doch Niemand zu verſchaffen weiß. Beim Umgraben eines Ackers wollte man ein Gerippe gefunden haben, und auf dieſem in feſter Umarmung den vor einem halben Jahrhundert ſchon geſtorbenen Groſsvater aus dem Geſchlechte der Wehrwölfe, im friſcheſten Ausſehen, als wäre er erſt vor wenigen Stunden beerdigt. Ueberall müſſen die Wehrwölfe im Spiele ſeyn; alles hatten die Wehrwölfe verſchuldet.

Die arme Familie wußte, was man ihr nachſagte, ſie kannte ihre Feinde, aber ſie hatte weder Mittel, ihnen offen entgegen zu treten, noch ſich zu vertheidigen. Sie mußte ſich auf den Bezirk ihrer Hütte beſchränken, und durfte ſich am Tage niemals ſehen laſſen, ohne ſich den gröblichſten Beleidigungen auszuſetzen. Wenn die heitere, lärmende Kirmeß in den reichern Dörfern der Nachbarſchaft gefeiert wurde, wenn ſich auch die ärmſten Einwohner ihres Dörfchens in den verblichenen Sonntagsputz warfen, um ſich mit dem mühſam Erſparten eine auſſergewöhnliche frohe Stunde zu machen, dann mußten ſie doch daheim bleiben, und durften nicht Theil nehmen an der allgemeinen Heiterkeit. Wenn im benachbarten Flecken Markt gehalten wurde und Alles herbeiſtrömte — Der, um das Ergebniß ſeines

Fleißes zu Gelde zu machen, Jener, um ſich irgend eine nützliche Unentbehrlichkeit zur Verbeſſerung ſeines Hausſtandes zu verſchaffen, — dann jammerte erſt recht die arme Familie, denn ſie konnte weder das Eine, noch das Andere, und ſah ſich auf ihr einſam hülfloſes Elend beſchränkt. Wenn die Einwohner des Dörfchens in feierlicher Proceſſion, ihr verwittertes Kirchenfähnlein an der Spitze, laut ſingend durch den Wald zogen, um ſich der großen Wallfahrt anzuſchließen, welche nach unſerer lieben Frau von Wiehdenbrück hinzog, dann durfte die arme Familie nur ſtill für ſich ihr Gebet zum Himmel ſchicken und jammern, daß ihr gräßliches Geſchick ſie ausſchloß von der Gnade, die durch ſolche heilige Wallfahrt zu erringen ſey. Wären ſie irgendwo bei Feſt und Gelag, im Handel und Wandel, bei Gebet und Feier unter den Mitbewohnern des Dorfes erſchienen, man würde ſie nicht geduldet, ja wenn nicht anders — getödtet haben, um ſich von ihrer unſeligen Nähe zu befreien.

Und ſelbſt Abends, wenn ihre ſchwarze Wohnung ſo lichtleer dalag, und ringsumher aus dem ſie umgebenden, nirgends angebauten ſumpfigen Boden unzählige Irrlichter huſchten, wagten ſie doch nur ſcheu und furchtſam einen Gang in's Freie, wo zwar keine Gefahr, keine offene Thätlichkeit ſie bedrohte, wo ſie aber Allen, die ſie bemerkten, einen Schrecken einflößten, der ſie ſelbſt faſt zu Tode ängſtigte. In dieſem namenloſen Jammer führten die armen Leute dennoch ein patriarchaliches Leben. Mit Hungern ſeit früheſter Jugend vertraut, fühlten ſie faſt das Schmerzende deſſelben nicht mehr; ſie liebten ſich unter einander, ſie beteten und ſchliefen dabei ruhiger als Viele, deren Glück ſie ſich gewünſcht hatten.

Eine furchtbare Seuche wüthete im Lande. Die bevölkerten Orte wurden verheert; und auch unſer einſames Dörfchen überzog die Krankheit. Abermals mußten es die zauberhaften Geſchöpfe der einſam gelegenen Hütte ſeyn, denen die allgemeine Geißel zugeſchrieben wurde. Während nun die Andern ſo dachten, war aber das Elend unter den Wehrwölfen noch größer geworden. Der um die Hütte verbreitete Brodem, aus den Sümpfen aufſteigend und durch Unreinlichkeit vermehrt, war der Krankheit ein willkommner Heerd geworden, ſich hier ſo eigentlich recht feſt zu ſetzen. Wenn jetzt die Leute das Hüttchen auf weitem Umkreis flohen, war wohl ein gewichtiger Grund dazu vorhanden. Der ſchon alternde Vater erkrankte zuerſt, dann ſein Weib. Wüthete ſchon die Krankheit unaufhaltſam, wo Pflege und Hülfe zur Hand war, wie nun erſt hier, wo es an Allem gebrach, was ihrer zerſtörenden Macht Einhalt zu thun vermochte. Mit hohlen Augen und lechzender Zunge lagen die von hitzigen Schmerzen Gefolterten auf dem bloßen Boden da, keine Hülfe als vom Himmel erwartend, und die jammernden Kinder knieten um die Hinſterbenden, und wußten ſich weder zu rathen noch zu helfen. Aller Troſt war fern; weder Arzt noch Beichtrater erſchien, die letzte Stunde kam leiſe heran und brachte Befreiung. Da lagen nun die Leichen der Aeltern und ein ſchon herangewachſener Sohn nebſt zwei kleinern Schweſtern waren übrig. Unter Thränen ſuchten ſie unter alten Lumpen die reinlichſten zuſammen, um ihre todten Aeltern damit zu bekleiden. Die kleinen Mädchen halfen ihrem Bruder unbewußt bei dieſem trüben Geſchäft. Er ſelbſt mußte auch daran denken, die Leichen zu beſtatten. Mit einbrechendem Abend ſchleicht er hinaus vor die Hütte und gräbt eine Grube; dann wartet er, bis der Mond aufgegangen iſt, lädt eine Leiche nach der andern ſich auf die Schulter und legt ſie hinein in das ſelbſtgemachte Grab, ruft ſeine Schweſtern, und mit den Händen ſchaufeln ſie die Erde auf die Leichen, bis die Oeffnung gefüllt iſt. Es traf ſich, daß ein paar Bauern, junge Burſche, vom nahen Markt, etwas angetrunken heimkehrend, Herz genug beſaßen, das trübſelige Geſchäft der Kinder in der Nähe anzuſehen und zu fragen, was ſie da thaten? Unter Schluchzen ward ihnen die Antwort: „Wir begraben unſere Aeltern.“ Und zufrieden mit dieſer Antwort zogen die Burſche unter dem üblichen Bekreuzen heimwärts. Die Nachricht, die ſich noch an demſelben Abend im Dorfe verbreitete, erregte große Freudigkeit. Niemand begehrte das Nähere und Wahre an der Sache zu ergründen. Man wollte in der erſten freudigen Regung, die der Tod der Alten verurſachte, mit den Glocken läuten und Dankgebete halten laſſen; dann ging man darüber ernſtlich zu Rathe, wie man die Jungen aus ihrem Eigenthum vertreiben ſollte, und ſo trank man die ganze Nacht hindurch, bis daß der Morgen graute und man ſich an Ort und Stelle begab, um mit einiger Beruhigung das friſche Grab im Moorgrund hinter der Hütte in Augenſchein zu nehmen. Es ſchien, als wenn der Tod der Alten einen großen Theil der Angſt von den Einwohnern hinweggehoben habe, und daß ſie glaubten, mit der jungen Wehrwolfsbrut leichter fertig zu werden.

Und in der That kam ihnen der Tod als treuer Bundesgenoſſe dabei zu Hülfe. Der Hauch der Krankheit ſchwebte noch in dem engen dumpfen Raume und legte ſich an die ſchwächere Beſchaffenheit der kleinen Mädchen. Nur wenige Tage durften ſie leiden, dann waren auch ſie gebrochen. Jetzt war der Sohn ganz allein geblieben. Seit Jahresfriſt war die alte Schweſter des Vaters, der Bruder der Mutter, Vater und Mutter ſelbſt und ſeine beiden kleinen Schweſtern eine Beute des Todes geworden. Das rieſenhafte Unglück laſtete nun allein auf ihm. Alle, die es mit ihm getragen hatten, waren dahin gegangen. Wie iſt es doch ſchon dem Glücklichen ſo ſchwer, allein zu ſeyn, und nun erſt dem Unglücklichen, von allen ſeinen Mitmenſchen Verlaſſenen — Geflohenen! Der junge Menſch weinte und klagte nicht; ein dumpfer Schmerz erfüllte ihn ganz, und als er nun ſeine beiden kleinen Schweſtern hinausgetragen hatte und ſie, die ihm noch vor wenigen Tagen beim Graben und Schaufeln mit ihren kleinen Händchen geholfen hatten, nun neben einander in dem Grabe vor ihm lagen, da wollte er ſich im erſten Augenblicke zu ihnen legen, wenn eine mildthätige Hand es übernommen hätte, Erde auf ſie zu werfen. So mußte er nun ſchon ſelbſt den Dienſt des Todtengräbers vollenden, dann kehrte er ſtill in die ganz verödete Hütte zurück.

Drei Tage nahm er ſelbſt von der karg zugemeſſenen Nahrung nichts zu ſich, aber während drei Nächte ging er hinaus, um auf den Gräbern zu weinen.

2.

Es war ein harter Winter über die Erde gekommen. Nur Greiſe und Kranke mußten daheim bleiben, um ihres Leibes zu pflegen; nur Wohlhabende konnten es ihnen nachthun; wo aber waren die in unſerem kleinen Dörfchen? Da Niemand im Sommer aufſpeichern konnte, um in harten Wintertagen davon zu zehren, ſo galt es jetzt, rüſtig Hand anzulegen, um ſich einen Erwerb zu ſchaffen und nicht verhungern und verfrieren zu dürfen.

Der Trieb der Selbſterhaltung iſt ein mächtiger in uns. Auch in dem unglücklichen Simon — ſo war der Arme getauft worden — erwachte er. Er raffte ſich empor aus ſeiner Erſtarrung und ſah, daß ſeine Kleider in Lumpen zerfielen, und fühlte, daß er hungere.

„Ich will hinaus ins Dorf,“ dachte er bei ſich; „ich will den Mitleidigſten bitten, mir in meine Hütte zu folgen und mein Elend zu betrachten. Ich will ihm zeigen, wie ja nun Alle todt ſind, die unſchuldig Verläumdeten, die Gefürchteten. Er ſoll ſehen, welch' ein trauriges Leben wir führten; wie trotz aller Zauberkräfte, die wir beſitzen ſollen, wir doch ſo an allem Mangel litten. Ich will ihm zeigen, wie hülflos ich bin und will ihn um etwas Arbeit bitten — ja um große Arbeit — wie er ſie nur meinen kräftigen Schultern aufbürden will, um meine elenden Tage zu friſten."

So verließ er die Hütte. Er zog die Thüre nicht hinter ſich zu, denn hier war nichts zu ſtehlen. Mit ſcheuem Schritte naht er ſich dem Dorf. Kinder, die einen Schneemann machten, liefen heulend vor ihm davon. Aus dem erſten Hauſe trat ein Mann, durch das Geheul der Kinder aufmerkſam gemacht, und verzog finſter das Geſicht, als er des Simon gewahrte. Der nahte ſich mit flehender Geberde und trug in kurzen rührenden Worten ſein Anliegen vor. Barſch war die Antwort des Bauern; doch war es eine Antwort. Daß er ihm Rede ſtand, ermuthigte ihn.

„Seht, ſprach Simon zu dem Manne," Ihr habt da einen ſo ſchönen Holzvorrath, der noch nicht geordnet iſt; gewiß habt Ihr noch mehr im Walde. Ich will Euch das Holz herbeitragen auf meinem Rücken, wo es auch liegen mag durch tiefen Schnee den jäheſten Abhang hinunter. Ihr ſollt Euern Gaul ſchonen und mit ihm derweil zum Markte fahren. Dann will ich Euch Alles aufarbeiten, ſo ſorgfältig, daß kein überflüſſiger Spahn zu Boden fallen ſoll, und ſo klein, als

Ihr nur mögt. Und Ihr ſollt mir nichts dafür bezahlen. Gebt mir nur täglich etwas Warmes und ein Stückchen Brod."

Da verzog der Bauer noch mehr ſein Geſicht, auf dem deutlich zu leſen ſtand: „Weſſen erfrecht Ihr Euch?" Dann ſchritt er ſchnell zur Thüre ſeiner Hütte, ſtellte ſich davor, als wollte er ſich vorerſt den Rücken decken, hob einen Stein vom Boden und warf ihn nach dem Unglücklichen, der nur durch die ſchnellſte Wendung dem Wurfe entging, und zerknirſcht von dannen eilte.

Sein Muth war plötzlich ſehr geſunken. An vielen Häuſern ging er vorüber und hatte nicht das Herz, anzupochen. Da ſtand er endlich vor dem Hauſe des wohlhabendſten Einwohners, des Schulzen. Alles war hier ſo glatt und blank, ſo ſicher und wohlverwahrt, die doppelten Fenſterchen waren dicht geſchloſſen, der Schornſtein rauchte, auf dem Heerde flackerte ein freundliches Feuer, ein Duft wie von friſch gebackenem Brode zog aus dem Innern in die friſche Morgenluft, und übte auf den Magen des armen Simon, der lange kein wohlthätiges Frühmahl genoſſen, einen wunderſamen Eindruck. Unwiderſtehlich trieb es ihn zu der Thüre. Er hob mit bebender Hand den Klöpfel und erſchrack faſt, als er ihn fallen ließ. Er überdachte raſch bei ſich, wie er in wenigen wirkſamen Worten ſein Geſuch vorbringen ſollte; denn er wußte wohl, daß man ſich auch hier nicht in langes Geſpräch einlaſſen würde. Es war daher nöthig, ſo ſeinen Antrag zu ſtellen, daß der wohlhabende Schulze ſich einen Vortheil von ihm verſprechen konnte, weniger durfte er daran denken, ſein hartes Herz zu rühren.

Auf den klappernden Ton an der Thüre ſchob ein Mann in einer weiß und roth geſtreiften Schlafmütze einen Theil des kleinen Fenſters bei Seite; dies war der Schulze ſelbſt. Kaum hatte er aber Simon erblickt, als er ſogleich wieder den Kopf zurückzog und das Fenſter ſchloß.

„Eure Tenne iſt voll, Herr Schulze," ſchrie Simon verzweifelnd, „laßt mich dreſchen, ich will Euch mehr arbeiten, als zwei von Euern Knechten, laßt mich doch nicht verhungern, Ihr grauſamer Mann!"

Da hörte er von Innen eine rauhe Stimme den Hunden rufen und ſeitwärts aus dem offenen Stalle ſprangen zwei wüthende Thiere auf ihn zu, denen er nicht mehr entrinnen konnte. Sie fielen ihn wüthend an und verbiſſen ſich zum Glück in ſeine Jacke. Ein tüchtiger Ruck befreite ihn aus ihren Rachen, und er kam davon, indem er ein Stück ſeines morſchen Gewandes zurückließ. Es ſchien vom Himmel beſchloſſen, ihn Hunger ſterben zu laſſen oder den Gedanken an verzweifelte Thaten in ihm zu gebären. Mit einem finſtern Blick gen Himmel biß er die Zähne zuſammen, und beſchloß die Wanderung durchs Dorf zu vollenden.

Wenn ihn nicht Elend und Entbehrung ſo ausgezehrt hätten, wäre er der Schönſte im Dorfe geweſen. Er war bei ſeiner Jugend hoch gewachſen und überaus kräftig;

ſeine Züge waren edel und ſanft; aus ſeinem Blicke ſtrahlte ein reines Feuer; ſeine Stimme war mild und ſeine Ausſprache rein. Von wo ſtammten ihm dieſe Vorzüge? Wie mochte der Himmel den ſo ausſtatten, dem er ein ſolches unverſchuldetes Loos ſchon vor der Geburt beſtimmt hatte? Waren vielleicht dieſe Vorzüge Urſache, daß die Jüngern im Dorfe, denen die Sage von den Wehrwölfen als ein albernes Mährchen erſchien, ihn haßten und verfolgten? War es vielleicht Neid und Eiferſucht, was ſie antrieb, den Haß der Aelteren gegen ihn ſtets neu aufzureizen? Denn in der That, die Weiber theilten die Gefühle des Haſſes nicht mit den Männern. Trotz aller Furcht und Scheu, die er ihnen einflößte, bemitleideten ſie im Stillen den jungen Wehrwolf. Es laut zu äußern, wagten ſie jedoch nicht.

Simon, ſo unglücklich er war, hatte dies doch ſchon bemerkt. Wenn er, als ſeine Aeltern noch lebten, Abends durch das Dorf ging, ſo waren es die Weiber, die ihm verſtohlen ein Almoſen oder etwas zu eſſen in die Hand drückten. Die Dreiſteſten hörten ihn auch wohl an, wenn er ſeine Klagen vorbrachte. Sie ſahen ihn dabei gerührt an, er konnte Mitgefühl in ihrem Auge leſen. Bei ſeiner jetzigen troſtloſen Wanderung durch das Dorf war er nicht ſo glücklich, eine von ſeinen frühern Freundinnen zu gewahren. Die ſtrenge Jahreszeit gab ihnen andere Beſchäftigung im Innern der Häuſer; ſie hatten vor den Thüren nichts zu ſchaffen. Ueberall hin ſchickte er ſeine Blicke; nirgend ein befreundetes Geſicht; er war der einzige Wanderer auf der Straße; kein Knecht, kein Kind ließ ſich ſehen; es ſchien, als habe ſich Alles aus dem Staube gemacht bei ſeiner Annäherung.

Dort wohnte der Mezger. Unter dem breiten Vordach im reinlichen Laden hinter dem Tiſche ſaß, das Kohlenbecken unter den Füßen, die hübſche junge Frau des Mezgers, im wärmenden, eng zugeneſtelten Pelze, das bauſchige Sammthäubchen das zierliche rothe Geſicht umſchließend. Er hatte ſich ihr oft ſchon genähert und ſie war nicht vor ihm geflohen. Die Frau fürchtete keinen Wehrwolf, wie es ſchien; ob die Handtirung ihres Mannes, das blutige Fleiſch, die großen Hunde, von denen ſie ſtets umgeben war, ihr eine abgehärtete Gewohnheit zu Theil werden, oder ob ein weiches Gemüth ſie über alle Schrecken hinwegſehen ließ, um in dem ſchönen Wehrwolfe nur den unglücklichen Jüngling zu erblicken, wer weiß es? Auch diesmal ſchaute ſie mitleidig nach ihm hin, als er in einiger Entfernung von ihrem Laden daſtand und nicht näher zu treten wagte. Ein Wink von ihr löste plötzlich ſeine Blödigkeit. Sie wickelte ſchnell ein gutes Stück Fleiſch in reinliches Papier und hielt es ihm hin. Indem er es nahm, fühlte er, daß ſie ihm die Hand drückte.

Wer wollte beſchreiben, wie dieſer Druck eines ſchönen gefühlvollen Weſens auf den armen Simon wirkte! Er ſtammelte einige Worte, ohne zu wiſſen was er ſagte; wie feſt gebannt ſtand er an der Klappe des Ladentiſches und ſah ſtarr in die ſchönen ſchwarzen Augen der

Frau, bis dieſe ihm ein Zeichen gab, daß er ſich entfernen möchte, weil ſie den Ueberfall ihres Mannes fürchtete.

Schneller wie er gekommen war, trat er mit ſeiner glücklichen Beute den Rückweg an. Es war ihm, als wenn es plötzlich Licht in ſeiner Nacht geworden wäre. Wodurch hatte er die Theilnahme dieſer Frau erregt? Was trieb ſie dazu, ſich über das Gerücht wegzuſetzen und ihm ſo hold und freundlich zu ſeyn. Dieſe Gedanken beſchäftigten ihn mehr, als die Stillung des nagenden Hungers, die ihm früher als das dringendſte Bedürfniß erſchienen war. Und er ſaß, in ſeine Hütte zurückgekommen, noch lange ſinnend da, ohne daran zu denken, ſich von dem Mitgebrachten ein kräftigendes Mahl zu bereiten.

3.

Es war ſpäter Abend. Durch die kalte Winterluft hallt mancherlei Getön ſcharf hinüber in ſeine Einſamkeit. Vom Kirchthurm ſummt die Glocke neunmal. Der Wind pfeift durch die Ritzen der baufälligen Hütte; das Röhricht klappert im Sumpfe, dazwiſchen tönt ein ſchriller Laut irgend eines verſpäteten Thiers und das Bellen ferner Hunde.

Mit dem Lichte des Tages ſind ihm alle ſchönen Träume wieder entſchwunden. Er fühlt ſich wieder einſam und unglücklich; er ſchaudert vor Kälte und der

Hunger plagt ihn auf's Neue. Das wenige Reiſig, das er in einem Winkel der Hütte angezündet hatte, iſt nur noch ein Aſchenhäufchen und hie und da verglimmende Glut, in die er verzweifelnd ſtiert. So ſitzt er da. Da zieht ein Blitz des Lächelns über ſeine verfallenen Züge; er denkt ſeiner Liebe.

Ja, ſeiner Liebe! denn dies Gefühl war es, was wie bewußtlos in ihm entſtanden war, als er den Druck der Hand am Morgen verſpürt hatte. Mit dieſem Gefühle war aber auch eine Erhebung, ein Muth über ihn gekommen, von dem er früher keine Ahnung gehabt hatte. Liebe und Haß keimten nun auf einmal in ſeiner Bruſt mächtig empor; für Mitgefühl — Mitgefühl, für Vernichtung — Vernichtung, das wollte er.

„Wär' ich ein Wehrwolf," rief es in ihm, „ich wollte ſie quälen, wie ſie mich! Warum raubte mir der Himmel den Zauber, wenn er mir ſeine unheilbringenden Folgen dennoch aufladen wollte? Konnten meine Väter nächtlich als Wölfe umherwandeln, warum nicht ich? Ich würde dann nicht ſterben und vergehen müſſen, und würde doch mindeſtens Rache üben können an meinen Peinigern!"

Die Glut verlöſchte; es kam ein ſeltſames Grauen über ihn im Finſtern. Er hatte kein Holz mehr und fühlte das Bedürfniß mehr als je, nicht ſo allein zu ſeyn. Das Feuer, das freundliche Element, gewährt ſeltene Tröſtung und iſt dem Unglücklichen ſtets ein belebender Geſellſchafter. Finſterniß raubt dem Beklemmenen vollends den Athem; Feuer führt neue Lebensluft herbei; den Trauernden zerſtreuen auf angenehme Weiſe die lebendigen Geſtaltungen, die züngelnden, leckenden Flammen, das rege Farbenſpiel, das Einſtürzen der Aſche, wodurch ſich immer neues Ueberraſchendes auf dem Tummelplatze der Glut entwickelt. Auch Simon mußte vor Allem Feuer haben, ſollten ſeine finſtern Gedanken ſeinen guten Geiſt nicht vollends übermannen.

Er tappte im Dunkeln nach einer kleinen Leiter, die zu einem engen Winkel unter dem Dache führte, wo das Verjährte, Abgelegte, der Kehrigt dieſes jämmerlichen Hausraths ſeit langen Jahren aufbewahrt wurde. Ein Chaos der unſcheinbarſten, ſchlechteſten Gegenſtände, ein Erbtheil, das vom Vater auf den Sohn kam, ohne daß es dieſem der Mühe werth ſcheinen konnte, es nur in Augenſchein zu nehmen. Simon dachte hier verbrennbaren Stoff zu finden, da er kein Holz mehr hatte. Unter alten zerriſſenen Kleidern, Schuhen findet er endlich ein paar Bretter und will ſchon die Leiter damit hinab, um das Feuer in dem Winkel zu entzünden, als er an einen größern Gegenſtand ſtößt, den er nach dem Betaſten im Dunkeln als eine mit Leder beſchlagene Kiſte erkennt, von deren Daſeyn er früher keine Kunde gehabt hatte. Er entzündet ſchnell das Feuer und eilt mit einem flackernden Spahne hinauf, um ſeinen Fund näher zu unterſuchen. Die Leuchte in eine Mauerritze geſteckt, beugt er ſich über die Kiſte, deren verroſtetes Schloß offen iſt. Erwartungsvoll hebt er den Deckel, und zieht, von innerem Schauder ergriffen, etwas Seltſames aus der Kiſte hervor. Es iſt ein großes Fell irgend eines reißenden Thieres mit Schweif und Klauen und einer furchtbaren Larve daran, in deren weit geöffnetem Rachen ein gelbes Pferdsgebiß eingeſetzt iſt. Erſtarrt blickt er auf dieſe Gegenſtände. Es ſcheint ihm ein Wink des Himmels oder der Hölle zu ſeyn; der letzte Wunſch, den er ausgeſprochen, ſoll in Erfüllung gehen.

Er muß ſich ſetzen; ſeine Knie wanken, ſo ſtark iſt er ergriffen. Er erinnert ſich jetzt dunkel einer entſetzlichen Geſchichte, die ihm ſein Großvater erzählt, der er lächelnd zuhörte als Kind, das kaum die Thatſachen begriff, während ſeine Mutter ſtill in ſich hinein weinte. Dieſes unglückſelige Geſchenk, irgend eines geheimnißvollen Zaubers voll, zu nächtlichen Unthaten verführend und anreizend, hatte den Fluch über ſein Geſchlecht gebracht. In dieſer Verkleidung hatten ſeine Vorfahren Gräuelthaten verübt, die ſich jetzt an ihrem unſchuldigen Nachkommen bis ins letzte Glied ſo fürchterlich rächten. Darum hatte ſeine arme Mutter geweint, wenn der Großvater dieſer Geſchichte gedachte.

Simon ſetzte, nachdem er wieder einige Faſſung erlangt, die Unterſuchung dieſes verbrecheriſchen Erbtheils fort. Ein fürchterlicher Kampf begann in ſeinem Innern; es erwachen kühne Gedanken in ihm. Von Minute zu Minute erhitzt ſich ſeine Einbildungskraft mehr und verliert ſich bald in die tollſten Combinationen. Faſt beſinnungslos ſchlägt er das Fell um ſeine Glieder;

ſeine Hand fährt in die mit Krallen bewaffneten Tatzen, die fürchterliche Larve fügt ſich wie von ſelbſt an ſein Geſicht und ſchließt.

„Soll ich denn wirklich hungern und verzweifeln?“ ſchreit er auf.

Er ſieht nur Blut um ſich; ſeine Zähne ſpüren eine unbezwingliche Luſt, zu zerfleiſchen; er muß laufen; ins Freie hinaus; er heult. — Schwindel hat ihn ergriffen, ſeine ganze Natur iſt verwandelt. Er hat keine Erinnerung an das Vergangene. Der fürchterlichſte Zauber hat ſich ſeiner bemächtigt.

Er ſtürzt aus dem Hauſe, in die vom Sturmwind glatt gefegten Felder; er läuft wie ein Geſpenſt durch Moor und Sumpf. Wenn ihm jetzt die Beſinnung zurückgekehrt wäre, er müßte vor ſich ſelbſt erſchrocken ſeyn.

So lief er eine lange Strecke von ſeiner Wohnung allein durch die Winternacht. Niemand begegnete ihm.

4.

Nach langer Zeit — es mochten vielleicht einige Stunden geweſen ſeyn — ſank Simon der Wehrwolf erſchöpft auf einem Steinhaufen nieder. Die fieberhafte Aufregung, die ihn ſo plötzlich erfaßt hatte, war dahingeſchwunden, und als natürliche Folge war Erſchlaffung eingetreten. Da lag nun das entſetzliche Geſpenſt am Wege und Niemand war da, der ſich vor ihm fürchten wollte, und ſelbſt war es ſo hülfsbedürftig, von Hunger und inneren Schmerzen gefoltert. Er wollte ſich rächen an der Menſchheit, die ihn verſtoßen und mit dem Bannfluch belegt hatte, und in dieſem Augenblicke hätte ihm ſein ärgſter Feind entgegentreten können, ohne daß er ihm ein Leides zugefügt haben würde. Statt des Haſſes gegen die Andern fühlte er Mitleid und Bedauern mit ſich ſelbſt; ſtille Wehmuth war in ſein Herz getreten und ſtumme Thränen in ſein Auge.

Er gedachte wieder ſeiner Liebe. Ein ſeliges Gefühl glimmte auf unter der fürchterlichen Hülle, die ihn umkleidete. Das Bild der ſchönen mitleidigen Frau ſchwebte vor ihm. Er dachte ſich, wie glücklich er ſeyn könnte, wenn die Menſchen ihn auch in ihre Gemeinſchaft aufgenommen hätten, und er ein ſolches Weib ſein nennen könnte. Dann trat ihm die freche übermüthige Figur des Metzgers vor Augen, der ihn oft ſchon gekränkt, und der es ſo wenig verdiente, ein ſchönes und gutes Weib zu beſitzen. Seltſame Gedanken, wie er ſie nie gedacht, kamen ihm in den Sinn, wie er ſo daſteht auf dem Steinhaufen nächtlich am Wege.

„Und was wär's denn weiter, wenn ich mir ein Glück erränge, mit Gewalt nähme, was ſie mir rauben wollen? Wer berechtigt ſie dazu? Was habe ich an ihnen verbrochen, daß ſie mich ausſtoßen wie ein unreines böſes Thier aus ihrer Gemeinſchaft? Kümmern mich ihre Geſetze? Genieße ich nicht ihre Wohlthaten, warum ſoll ich mich ihnen beugen? Was kümmern mich die

Gebote des Himmels? Wurde mir von ihm ein beſonderes Loos geworfen, ſo darf ich auch mich nicht darnach richten, was den andern auferlegt iſt. Nur an mir iſt es, meine Lage zu verbeſſern. War ich bis jetzt beklagenswerth, ſo lag es in meiner Aengſtlichkeit, welche die Geſchichten und Lehren erzeugten, die ich von meiner Mutter gehört. Warum erzählte ſie mir das Alles? Warum vererbte ſie nicht viel mehr auf mich jene Zauberkräfte, die unſere Vorfahren die Genugthuung der Rache und den Ruf der Furchtbaren verſchafften — — — ?“

Dies waren ungefähr ſeine Gedanken. Bis hieher war er gekommen, als ein fernes Geräuſch ſeine Aufmerkſamkeit nach einer andern Richtung hin beſchäftigte.

Fliehende Wolken warfen bald Schatten, bald falbe Streiflichter über das Blachfeld. Der Steinhaufen mit dem Wehrwolf bildete eine einzige dunkle Maſſe, aus der die großen Pferdszähne wie ein glänzender Streif hervorragten. Die Erſcheinung hatte etwas furchtbar Bewältigendes, wie ſie ſo regungslos daſaß und mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit dem näherkommenden Geräuſche entgegen horchte. Man unterſchied jetzt deutlich Wagengeraſſel.

Simons Herz ſchlug hörbar. Ein entſcheidender Augenblick nahte ſich ihm. Er weiß nicht, ob er ihm Stand halten oder entfliehen ſoll. Scheu blickt er um ſich, um die Gegend zu erkennen, wo er ſich befindet. Er war die vielen Stunden im Kreis herum gelaufen, und befand ſich auf wohlbekanntem Boden. Es iſt nicht ſo dunkel, daß er nicht den Kirchthum ſeines Dörfchens in einiger Entfernung erkennen ſollte. Keine große Straße führte hier vorüber, das wußte er. Der Wagen mußte daher einem Einwohner ſeines Dorfes gehören. Wer konnte es ſeyn? Er ſtand ſo fern aller Berührung mit ſeinen Nachbarn, daß er von ihren Geſchäften und Handtirungen nichts erfahren und alſo auch nicht wußte, wen ſein Weg bei ſo ſpäter Nachtzeit hier vorüber führte.

Nachdem er ſeinen Thurm erkannt, blickt er ſchärfer um ſich und ſieht, daß er in einem alten Steinbruche ſitzt, der im Munde des Volks der Hexentanz genannt wird. Eine unheimliche Stelle, von der ſchauerliche Sagen im Schwange ſind. Das alte Kreuz am Wege deutet die Stelle an, wo man den Bettler mit zerſchelltem Hirne gefunden, den — wie die Leute berichteten — die Hexen im wilden Wirbel mit fortgeriſſen hatten, und ihn dann, vom Schwindel ergriffen, auf die ſpitzigen Steine fallen ließen. Alles Plötzliche, Unvorhergeſehene konnte an dieſem Orte den Vorüberziehenden auf den Tod erſchrecken. Ein fallender Stein, ein huſchendes Thier, ein Windſtoß wuchs leicht zur rieſenhaften geſpenſtiſchen Erſcheinung an ſolchem Orte. Wie viel mehr mußte dieſe Umgebung dem Schrecken hinzufügen, den der Wehrwolf verbreitete?

Die nächſte Ausſicht ſäumte ein dunkles Geſträuch, das jetzt blätterlos im Winter die ſich nahenden Gegenſtände nur halb den Augen entzog. Simon beſaß ein ſcharfes Geſicht, und wie er ſo hinblickte mit aller Anſpannung ſeiner Sinne nach jener Gegend, aus der das Geräuſch kam, da ſah er den kleinen einſpännigen Karren des Mezgers und deſſen runde Geſtalt darauf mit der Pelzmütze auf dem Kopfe, der einen kleinen Hügel hinan auf holprigem Wege das Pferd unter lautem Fluchen antrieb. Es war in der That der Mezger, der nach dem Faſttage noch in der Nacht friſches Fleiſch für die Herren in's Kloſter brachte, um bei frühem Morgen wieder zurück zu ſeyn, damit er auf dem Markte des nahen Städtchens nicht fehle.

Mit Blitzesſchnelle flogen zwei Gedanken durch Simons Kopf. Der Mezger iſt aus, war der eine, und die Frau allein. In weniger als einer Viertelſtunde konnte er bei ihr ſeyn, und ſich die Bedeutung ihres Händedruckes erklären laſſen. Der andere war, an Ort und Stelle, ſeinem früheren Vorſatze getreu, Rache zu nehmen an ſeinem ärgſten Feinde. An körperliche Stärke, an Waffen durfte er nicht denken; ſein Ausſehen, ſein Name, die Scene, auf der er ſich befand, Alles dieſes machte jede Gegenwehr zu nichte und entwaffnete den Stärkſten und Muthigſten. Zugleich war es der wüthende Hunger, der ihn peinigte und der ihn morgen eben ſo peinigen wird, und immer fort, ohne daß er ihm abhelfen könnte. Hier bot ſich ihm nun eine gute Gelegenheit, ſich mit Fleiſch zu verſehen, und war es ihm diesmal gelungen, ſo durfte er hoffen, die Gelegenheit wiederkehren zu ſehen. So darf man denn wohl ſagen, daß der Hunger, der mächtigſte Tyrann, den Sieg über die Liebe davon trug. Simon ſchlich nicht zur Mezgerin, ſondern blieb und erwartete den Mezger.

Dieſes hatte Simon ſo ſchnell überdacht, daß der Entſchluß bereits gefaßt war, als der von dem Abhange herabrollende Wagen ſeinen Steinſitz erreicht hatte. Da erhob er ſich mit klagendem Geheul, ſeine Klaue ſtreckte ſich aus und fiel dem ſcheuenden Pferde in die Zügel.

„Ich habe Hunger,“ heulte er dumpf, „gebt mir zwei Pfund blutiges Fleiſch!“

Der entſetzte Mezger ließ den Zügel fahren und ſchlug bebend ein Kreuz.

„Biſt du Simon, der Wehrwolf?“ ſtammelte er, „o ſo laß mich ruhig meines Weges ziehen; ich will dir Alles geben, was du wünſcheſt.“

Simon packte jetzt mit beiden Händen den Karren und beſchnüffelte das blutige Fleiſch darin, um ſeine Rolle beſſer zu ſpielen. Der Mezger aber rief zitternd alle Heiligen an und warf ihm das ſchönſte Stück von ſeinem Vorrath auf die Straße. Die Kloſterherren verloren bei dieſer Gelegenheit ihr beſtes Tafelſtück. Eine gerechte Strafe, denn an ihnen war es, die Leute ihres Sprengels zu ermuthigen und ihnen den Sinn für das Wunderbare zu nehmen. Es iſt nicht für den Haufen da. Nur dem gebildeten Geiſte ſtehe es frei, in dieſem Bereiche ernſte Forſchungen anzuſtellen; ſo werden dieſe ungelösten Räthſel erheben, ſtatt zu ängſtigen.

5.

Während der Wehrwolf mit ſeiner leichten Beute eiligſt nach Hauſe trabte, ſetzte der Mezger über Stein und Stock ſeinen Weg in's Kloſter fort. Es war noch nicht die gewohnte Stunde, als er dort anlangte, ſo übereilt hatte er den Weg zurückgelegt. Er mußte den Pförtner wach klingeln und that dies mit ſo ungeſtümer Haſt, daß dieſer ſich vom Lager aufraffte, in der Meinung, das Kloſter ſtehe in Flammen. Er entſetzte ſich, nachdem er geöffnet und den todtbleichen Mann vor ſich ſtehen ſah, der kaum ſein „Gelobt ſey Jeſus Chriſtus!“ hervorzubringen vermochte.

Der Mezger trat in die Zelle des Pförtners und mußte ſich einige ſtärkende Tropfen erbitten, um ſeine Hinfälligkeit zu bemeiſtern, während der Küchenmeiſter herbeigerufen wurde, um das Fleiſch in Empfang zu nehmen.

Bei genauer Beſichtigung der Stücke ſah dieſer alsbald, daß das vorzüglichſte fehlte, und daß dem Mezger die Lieferung für das Kloſter unter ſolchen Umſtänden genommen werden würde, da es der Bewerber genug gab, die ihm den guten Handel zu entreißen trachteten. Auf ſolche Drohung konnte der doppelt Geplagte nichts Anderes thun, als ſein Abenteuer zu geſtehen. Die Sache war von ſolcher Wichtigkeit, daß der Prior davon in Kenntniß geſetzt werden mußte. Bei ſo früher Tagesſtunde den dicken Herrn zu wecken, war jedoch unmöglich. Der Mezger mußte ſich alſo darein fügen und ſeinen Markt verſäumen, um das Erwachen des klöſterlichen Oberhirten abzuwarten.

Der Prior ſaß bei einem reichlichen Frühmahle, als der Mezger zu ihm eingeführt wurde, deſſen Geſicht noch alle Spuren des nächtlichen Schreckens an ſich trug. Der geiſtliche Herr hörte die Erzählung aufmerkſam an. War es Nachläßigkeit des Mezgers, der das Stück vielleicht zu Hauſe gelaſſen; war es Treuloſigkeit von ihm, die ihn antrieb, aus ſchnöder Gewinnſucht das Stück einem Andern theurer zu verkaufen; oder war es endlich ein frecher Dieb, der in irgend einer ſchrecklichen Maske dem abergläubiſchen Manne das Stück geraubt hatte? Gleichviel — unter jeder Bedingung war die Küche und mit ihr der Magen der geiſtlichen Herrn bedroht. Dies erforderte Bedenken, reifliche Erwägung.

Der gute Mezger war der Meinung geweſen, das ganze Kloſter würde ſogleich, mit ſeinen heiligen Schutzwaffen verſehen, mit Fähnlein, Kreuzen und Wedel, hinausziehen zur Stelle des Hexentanzes und den Ort fürder ſäubern von dem unheimlichen Spuck, damit er in Zukunft ruhig ſeine Straße ziehen könne; allein daran war nicht zu denken. Nach einer langen nachdenklichen Pauſe legte ihm der heilige Mund des Priors die Buße auf, zu faſten und eine gewiſſe Anzahl bezeichneter Gebete zu ſprechen; dann aber wurde ihm zugleich eröffnet, das nächſte Mal eine doppelte Ration aufzuladen, um das Gelüſten des hungrigen Wehrwolfs nach blutigem Fleiſch zu ſtillen, ohne den Bedarf des Kloſters zu beeinträchtigen, dabei aber das beliebte ſaftige Tafelſtück ſorglichſt in Acht zu nehmen, damit es nicht in die Klauen des geſpenſtigen Ungethüms, ſondern allein in die ſeiner Bereitung wohl kundigen Hände des Bruder Küchenmeiſters gelange, bei Androhung, die Kloſterlieferung für immer zu verlieren, wenn jemals der heutige Fall ſich wieder ereignen ſollte. Mit dieſem Beſcheide wurde der Mezger barſch entlaſſen.

Traurig langte er in ſeinem Dorfe an. Der geldgierige Mann war doppelt bedroht, von dem Geſpenſt, wie von den Kloſterherren; dabei hatte er einen doppelten Verluſt erlitten, das Stück Fleiſch, das er dem Wehrwolf geben müſſen, und der Verluſt des Wochenmarktes, wo er einen guten Schnitt zu machen pflegte. Sein Ausſehen und ſeine trübe Laune fallen ſeiner Frau auf; allein er iſt verſchloſſen bei ihren Fragen und theilt ihr von ſeinem Begegniß nichts mit. Ein Tag nach dem andern vergeht und ſein Kummer wächst gleichwie die Theilnahme ſeiner Frau, die noch einen geheimen Grund hat, ſich um ſeine trübe Stimmung zu bekümmern. War es vielleicht Eiferſucht, die ihn plagte? Sie fühlte ſich nicht rein von aller Schuld, und darum fürchtete ſie.

Der Freitag war wieder gekommen, und der Mezger ſorgte für friſches Fleiſch zur Stärkung nach dem Faſttage und zu guten Braten auf den Sonntag. Er ließ die Geſellen handtiren und ſtand zerſtreut und wie abweſend dabei, den Schweiß auf der Stirn und mit rollenden Blicken. Da konnte ſich die Frau nicht länger halten. Sie zog ihn in's Zimmer, und beſchwor ihn bei allen Heiligen, ihr zu ſagen, was ihm fehle. Da widerſteht er nicht länger und geſteht ihr Alles. Als die Frau die Urſache ſeines Grames vernommen, konnte ſie ein heimliches Lachen nicht unterdrücken.

„Simon iſt kein Wehrwolf," rief ſie, „du biſt ein Narr, und wurdeſt beſtohlen von einem liſtigen Diebe, der ſich deine Furcht zu Nutze machte und deinen Argwohn auf den armen Simon wälzte."

Dergleichen Reden führte ſie mehr, aber wie konnte ſie ihren Mann, deſſen Angſt mit jedem̀ Augenblicke wuchs, dadurch wohl beſänftigen? Seinen baldigen Tod ſieht er vor Augen, und nichts wird ihn zu retten vermögen, ſo denkt er.

Indeß naht der Abend heran, das Fleiſch wird auf den Karren geladen, um diesmal früher und wo möglich noch vor Einbruch der Nacht die gefahrvolle Stelle zu paſſiren. Doch der Arbeit iſt ſo viele und die Geſellen wollen nicht fertig werden; die Nacht iſt zwar noch nicht da, aber der Abend dunkelt ſo tief, daß man keine Hand vor Augen ſehen kann, und der Mezger iſt noch immer nicht abgefahren.

„So nimm doch deinen beſten Knecht mit, den Joſt, der ſteht dém Stärkſten, und ſetze dich dann dem Ungethüm zur Wehre, ſo kommſt du der Sache am leichteſten auf den Grund," ſprach die Frau.

„Und wär' er der Stärkſte, und würde ich zehn mit mir nehmen — was vermöchten ſie Alle gegen der Hölle Gewalten," ſeufzte der Mezger. „Dann möchte ich es auch nicht laut werden laſſen, der Wehrwolf könnte ſich noch grimmiger an mir rächen."

„Nun gut," ſprach nach einigem Beſinnen die Frau, „ſo laſſe nur den Joſt und die andern alle daheim. Ich will dich begleiten; ich fürchte mich nicht, und zum Ueberfluß ſtecke ich das Reliquienſäckchen meiner ſeligen Großmutter zu mir. Da können mir alle Wehrwölfe und Hexen der Welt nichts anhaben."

Der Mezger blickte ſcharf nach ſeiner Frau hin, und ſchien ihren Antrag zu billigen. Nicht etwa daß er an die Galanterie der Wehrwölfe glaubte, er wußte ſelbſt ja zu wenig davon, ſondern der Gedanke mochte ihm einleuchten, die Gefahr zu gleicher Zeit auf ſeine Ehehälfte übertragen zu ſehen, nach dem gemeinen Ausdrucke „mit gefangen, mit gehangen."

Sie zog ſich warm an und er ſtopfte ſeine Pfeife. Dann ſchickten ſich beide nicht ohne ſtarke innere Bewegung zur Abfahrt an. Als ſie den Karren, mit den blutigen Fleiſchſtücken beladen, beſtiegen, dröhnte es dumpf Mitternacht vom alten Thurme des Dörfchens.

6.

Mühſam keuchte das Pferd den Abhang hinauf, ängſtlich hob ſich die Bruſt des Mezgers, und ſelbſt die muthige Frau, die ihn auf dem kurzen Wege mit Scherzen die Sache aus dem Sinne zu reden trachtete, fängt jetzt an, bange und fragend nach ihm hinzublicken.

„Hörſt du es heulen?“ wiſperte der Mann, und hielt das Pferd mit einem kräftigen Rucke an, ſo daß der Wagen eine Strecke zurückrollte.

„Es iſt nichts,“ erwiederte die Frau mit einem Tone, der ihre Ruhe ausdrücken ſollte, allein das Gegentheil verrieth — „es iſt nichts, es kommt nur aus dem Walde dort — der Wind hat ſich in der Schlucht verfangen.“

Das Pferd wurde darauf wieder auf's Neue angetrieben.

„Die arme Liſe,“ brummte der Mezger dazwiſchen — „es hat ſich ihr was in den Weg gelegt — ſie kann nicht weiter. Gott ſey unſerer Seele gnädig! Wenn wir nur ſchon beim Hexentanz — Gott ſey bei uns! — vorüber wären.“

„Peitſch' nur recht die Liſe, und mach', daß wir vorüber kommen,“ bat die Frau.

Jetzt waren ſie oben. Rechts am Wege lagen die unförmlichen Maſſen des verrufenen Hexentanzes. Der Mezger hielt an, und Beide blickten ſcharf hin. Die graue Nacht erlaubte nicht, die Gegenſtände deutlich wahrzunehmen. Etwas Dunkles ſchien freilich auf einem der Steinhaufen regungslos dazuſitzen.

„Das iſt der Wehrwolf,“ flüſterte der Mezger ſeiner Frau zu. „Siehſt du's, das Ungethüm?“

„Ach ja wohl,“ verſetzte zaghaft die Frau.

Ein langgedehntes Heulen ſchlug an ihr Ohr. Sie zitterten Beide vor Froſt.

„In Gottes und der Heiligen Namen zugefahren!“ flehte die Frau, und mit dem Rufe: „Heiliger Johann von Troſt, bitt für uns!“ wollte der Mezger vorüber.

Aber die entſetzliche Geſtalt des Wehrwolfs erhob ſich jetzt mit der Schnelligkeit eines Tigers von den Steinen und ſtand mitten im Wege, den Wagen des Mezgers erwartend. Mit ſtarker Tatze packte er das ſcheuende Pferd und donnerte: „Halt! oder du biſt des Todes!“

Was war da zu machen, — als dem Befehle Folge zu leiſten?

„Wer ſitzt bei dir im Wagen?“ fragte das Geſpenſt. „Warum kommſt du nicht allein?“

Der Mezger wußte zu ſeiner Entſchuldigung nichts Anders vorzubringen, als daß die Frau bei einem der Kloſterherren beichten wolle, und ihn deshalb gebeten habe, ihn begleiten zu dürfen. Zugleich machte er ſich über die Fleiſchſtücke her, um dem Wehrwolf ſeine gut gemeſſene Ration zu überreichen.

„Ich will dein Fleiſch nicht haben,“ rief Simon der Wehrwolf, und eine fremdartige Bewegung wurde in ſeinem Tone bemerkbar. „Behalte dein Fleiſch, aber gib mir dein Weib, ſonſt mußt du ſterben.“

Die Frau, die anfänglich von innerer Angſt gerüttelt und geſchüttelt worden war, ſaß jetzt bei dieſem ſonderbaren Begehren des Wehrwolfs ſtarr und unbeweglich da, und blickte mit ihren ſchönen Augen ſo ſcharf nach ihm hin, als wollte ſie mit ihren Blicken die furchtbare Maske durchſchauen, als wollte ſie in den Augen leſen, die wie Sterne aus den tiefen Höhlen des ungethümlichen Kopfes hervorglänzten. Der Mezger ſtieß ſie an und flüſterte ihr zu:

„Hörſt du denn, was er begehrt? Dich will er ja haben.“

Aber ſie antwortete nicht mehr, und blieb ſtarr und ſtumm an ſeiner Seite ſitzen. Das arme Weib iſt verzaubert, dachte der Mezger bei ſich, die iſt ſchon in den Krallen des Satans und für mich doch verloren.

„Wird's bald, oder ich erwürge dich!“ ſchrie der Wehrwolf, und ſein langes Heulen begann wieder gar fürchterlich zu ertönen.

Was ſollte der Mezger nun thun? Er packte ſeine noch immer ſtarr und bewegungslos an ſeiner Seite ſitzende Frau, um ſie, gleich wie ein Stück Fleiſch, dem Wehrwolf zuzuwerfen; allein dieſer ſtreckt die Arme aus, um darin das ſchöne Weib zu empfangen, die lautlos ohne Klage Alles mit ſich geſchehen läßt.

Dies überraſcht den Mezger ſo, daß er voll Entſetzen ganz betäubt rücklings in den Karren zurückfällt. Der Wolfsſchweif fährt ihm über das Geſicht, und fegt ihm Sand in die Augen, und der arme Mann liegt lange und geblendet in halber Ohnmacht da. —

Wie lange dieſer Zuſtand gedauert hat, iſt nicht zu beſtimmen. Wie er aber wieder zu ſich ſelbſt kommt, iſt es noch Nacht um ihn, und er findet ſich in ſeinem langſam dahin rollenden Wagen auf dem gewohnten Wege zum Kloſter, den ſein kluges Thier auch ohne ihn eingeſchlagen hatte.

Nachdem er vollkommen zur Beſinnung gekommen, hält er das Pferd an und horcht lang und ſcharf. Allein ſtill iſt die Nacht rings umher, und weder das Geſchrei ſeiner Frau, noch das Heulen des Wolfs dringt in ſein Ohr.

Verſtörter als je erſcheint er im Kloſter. Man war daran gewöhnt, den Mann nun ſchon ſeit mehren Wochen ſo zu ſehen, und ſchob dieſen Zuſtand auf häuslichen Kummer, wie ihn ein alternder Mann, der ein junges Weib freit, wohl zu Zeiten erfahren kann. Man fragte ihn deshalb um nichts, und da ihn ſeine Ungeduld mächtig trieb, ſo war er bald wieder auf dem Wege nach ſeinem Dörfchen.

Der Morgen hatte lange ſchon zu grauen begonnen, als der Mezger vor ſeinem Hauſe hielt. Er ließ das Pferd nicht ausſpannen, und gab ſeinem erſten Knechte den Befehl, auf den Markt zu fahren, weil er ſich erkältet habe und zu Haus bleiben wollte. Die Unruhe, das Schickſal ſeiner Frau zu erfahren, ließ ihm keine Ruhe; er fragte nicht nach ihr, denn er wußte ja doch, daß ihm Niemand Auskunft geben könnte. Er wollte ruhig abwarten, bis der Wehrwolf ſie ihm zurückſchicken würde. Wenn dies aber nie erfolgte? Wie ſollte er die Anzeige den Gerichten machen? Würden dieſe ſeiner Ausſage Glauben ſchenken? Würden ſie nicht vielmehr ihn eines Verbrechens ſchuldig halten, als habe er aus Eiferſucht oder im Jähzorne ſein armes Weib ermordet? Und welche Rache dürfte der Wehrwolf an ihm nehmen, wenn er von ſeinem nächtlichen Abenteuer mit ihm den Gerichten Mittheilung machte? — Dieſe Gedanken folterten ihn ſchon während des Rückwegs und hatten den höchſten Grad von Seelenſchmerz in ihm erregt, als er ſeine Schwelle betrat. Er ſteckte zwiſchen zwei Feuern, und war ein verlorener Mann, das ſah er wohl ein.

Schon ſtreckte er die Hand nach der Klinke aus, als es ihm plötzlich durch den Kopf fuhr, den Wehrwolf in ſeiner Hütte aufzuſuchen und ihn um Gnade anzuflehen. Er wollte ſeinen Wohlſtand mit ihm theilen, damit er in die Welt ziehen könne, um ſich einen andern Wohnſitz zu ſuchen, und dort ein glücklicheres Leben zu beginnen, wo man ſein finſteres Treiben noch nicht kannte. Schon hatte er die Hausthür erreicht, da beſann er ſich wieder und verſchob den Beſuch bis zum Abend, um den Leuten keine Veranlaſſung zu geben, irgend einen Argwohn daraus zu ſchöpfen. Er ermannte ſich daher und ſchritt ſchnell mit dem Stoßſeufzer: „Wie Gott will!“ wieder auf ſeine Stube zu. Er riß die Thüre auf und trat ein. Hier aber ward er plötzlich zu Stein, denn vor ſich, mit dem weißen Häubchen auf dem Kopfe, als hätte ſie die ganze Nacht ſanft und ruhig geſchlafen, ſah er ſeine Frau im Bette liegen.

Er war nicht im Stande, die gehörige Faſſung zu gewinnen, den Morgengruß, den ſie ihm mit etwas angegriffener Stimme, ſonſt aber freundlich bot, zu erwidern. Still näherte er ſich dem Lager und beſah ſich die Frau, ſo weit dies möglich war, mit ängſtlicher Beſorgniß. Sie ſtreckte ihm erſt die eine, dann die andere Hand entgegen. Weder dieſe noch der ſchöne entblößte Arm, weder das Geſicht noch der Hals und Buſen zeigte nirgend ein Fehl, eine Verwundung; ſie war weder gebiſſen, noch gekratzt; des Wolfes Tatzen mußten ſich in Sammetpfötchen verwandelt, ſein furchtbares Gebiß ſich mit weichen Lippen umzogen haben. Nur etwas bleicher als ſonſt war die gute Frau. Was mußte der Wehrwolf mit ihr vorgenommen haben?

Nachdem das erſte Staunen des Mannes vorüber war, wagte ſich eine Frage über ſeine Lippen, dann die zweite, hierauf die dritte. Die Frau wußte auf keine eine Auskunft zu geben. Beſinnungslos hatte ſie der Wehrwolf fortgeſchleppt und ſie vermog nicht zu ſagen, wie ſie nach Hauſe gekommen iſt. So viel indeß verſichert ſie, daß ſie außer der Ermattung kein Uebel verſpüre.

Dieſer Zuſtand der Dinge, weit entfernt, den Mezger zu beruhigen, nahm vielmehr ſeine ganze Seele in Anſpruch. Die Sache war zu räthſelhaft, als daß ihm der glückliche Ausgang des Abenteuers beſondere Freude hätte machen ſollen. Die Frau verſuchte ſeine Grillen — wie ſie es nannte — zu zerſtreuen; allein es wollte ihr nicht gelingen. Der Mann ging nachdenklich in ſeinem Garten ſpazieren und wälzte Plane und Vorſätze in ſeinem Kopfe umher. Sich von den läſtigen, wenn gleich — wie er jetzt wohl einſah — nicht gefährlichen Anfällen des Wehrwolfs für immer zu befreien, ohne sein Leben und Gut der Zaubermacht desſelben Preis zu geben, dies mit Glück zu löſen, war die Aufgabe. Niemand konnte ihm beſſeren Rath hierin ertheilen, als ein Mann, der mit dem Göttlichen verkehrte, der dem Himmel näher ſtand, als er, ein Geiſtlicher. Im Kloſter wagte er es nicht, anzufragen. Aufrichtig geſagt, erſchienen ihm die Herren nicht heilig genug. Seine Gedanken richteten ſich daher auf den alten Pfarrer eines benachbarten Dorfes, der, wie er wußte, ſich viel mit tiefen Forſchungen abgegeben, Heilkunde trieb, und darin faſt Wunderartiges bewirkt, wie auch die geheimſten Kräfte der Natur kannte, und wie ſich aus dieſem von ſelbſt verſteht, nicht zu den ſogenannten Aufgeklärten gehörte. Dieſer Mann ſchien ihm geeignet, ihn aus ſeiner Bedrängniß zu ziehen. War dieſer es nicht im Stande, ſo mußte er harren, dulden und ergeben; dies ſtand feſt bei ihm. Noch denſelben Nachmittag machte er ſich auf den Weg, um den alten Pfarrer aufzuſuchen.

Mit ruhiger, etwas ſarkaſtiſcher Miene hörte der gelehrte Mann der Erzählung zu; er hatte die Art und Weiſe aller geſcheidten Leute, den Erzähler ausreden zu laſſen, der es nicht an Erörterungen und Aufklärungen der räthſelhaften Thatſachen fehlen ließ, und es nicht verhehlte, daß er es zwar nicht wagte, ſich an Simon zu rächen, wohl aber, daß er im Sinne habe, ihm einen derben Poſſen zu ſpielen.

Der gelehrte Pfarrer war nicht gleich mit ſeinem Rathe zur Hand. Er bat ſeinen Gaſt, bei ihm zu verweilen und ſetzte ihm Wein und Brod vor, während er ſich anſchickte, in einigen alten Folianten zu blättern, um, wie er ſagte, etwas Angefangenes zu Ende zu bringen. Der Mezger war der Meinung, er befrage geheimnißvolle Bücher über ſein Anliegen, und dies erfüllte ihn mit Ehrfurcht; in der That aber ſchützte der Pfarrer wohl nur das Geſchäft vor, um im Stillen und ungeſtört von dem Dareinreden des Mezgers über den Fall nachzudenken.

Nach einer guten Weile erhebt ſich endlich der Pfarrer aus ſeinem Stuhle und legt langſam Brille und Foliant bei Seite.

„Ich habe nunmehr meine Arbeit vollendet, und will Euch einen Rath ertheilen,“ fing er an. „Die Natur der Wehrwölfe iſt eigener Art. Tödten darf man ſie nicht. Es iſt mit ihnen wie mit den Vampyren. Sie beleben ſich zu gewiſſen Zeiten, und wandeln dann nur als ärgere Plage der Menſchen umher. Verwundet man ſie hingegen, verſtümmelt man ſie an irgend einem empfindlichen Theile ihres Körpers, ſo ſind ſie gezwungen, den Ort zu verlaſſen, wo ihr Blut gefloſſen, dürfen nie mehr dahin zurückkehren und müſſen ſich einen andern Wohnſitz ſuchen. Iſt Euer Nachbar Simon wirklich ein Wehrwolf, oder treibt er mit Eurer Furcht nur einen abſcheulichen Frevel, um ſeine ſchändlichen Zwecke zu verfolgen — was bis jetzt noch nicht klar zu ermitteln iſt — ſo werdet Ihr auf jeden Fall Euern Zweck erreichen, wenn Ihr nach meiner Vorſchrift handelt. Der Wehrwolf Simon muß Eure Nähe meiden und Euch fortan in Ruhe laſſen, der Betrüger Simon wird durch ſeine Verſtümmlung Eure Anklage wider ihn ſelbſt unterſtützen und dem Rechte verfallen. Handelt daher muthig und beſonnen. Wenn er Euch wieder auf Eurer nächtlichen Fahrt entgegentritt, ſo verſeht Euch mit einer ſcharfen Waffe und ſucht ihm das Geſicht zu zeichnen, oder haut ihm die Tatze ab. Führt den Hieb aber gut; Blut muß fließen, ſonſt ſeyd Ihr verloren.“

Mit dieſem Beſcheide ſehen wir den Mezger ziemlich zufrieden von dannen ziehen.

2.

Wenn die Familie des Wehrwolfs durch frühere Frevel, Verbrechen, Zauberkünſte oder Täuſchungen ihrer Voraltern in das namenloſeſte Elend geſtürzt worden war; wenn der zuletzt übrig gebliebene Sproß, dieſer Unglückliche, ein unverſchuldetes hartes Loos zu tragen hatte, aus dem er ſich, vom Zufall begünſtigt, durch gewaltthätige Handlungen nunmehr zu befreien ſtrebte; ſo war es hingegen der Mezger im Dorfe, der, von unbeſcholtenen Aeltern ſtammend, des beſten Leumunds genießend, Thaten verübt hatte, die — wären ſie an das Licht der Sonne gekommen — ihn dem Arme der Gerechtigkeit ſicher überantwortet haben würden. Es war nicht nur das Blut des Schlachtviehes, das er vergoſſen hatte. Jn ſeiner Jugend in böſe Händel verſtrickt, auf der Wanderſchaft im fernen Ungarn bei den Lieferungen für fremde Heere hatte er ein zügelloſes Leben verbracht und die Tage eines Nebenmenſchen ſchwebten auf der Spitze ſeines breiten Schlachtmeſſers und wogen nicht ſchwer auf ſeinem Gewiſſen. Durch Liſt und den Wohlſtand, den er ſeinen armen Schwiegerältern gegenüber in die Schaale zu legen vermochte, war es dem bejahrten unſchönen Manne gelungen, das ſchönſte Mädchen aus dem Nachbardorfe heimzuführen, deren Liebe ihm nie zu Theil geworden war. Es war eine Ehe zum Verzweifeln; ein Bündniß, das keines war, als vor den Augen der Welt. Die arme Frau führte ein recht jämmerliches Leben, und hätte ihre Schönheit den alten Gatten nicht oft bezwungen, hätte ihre Klugheit ihn nicht oft durch Nachgeben zur rechten Zeit oder durch ſeine Erfindungen überliſtet und ſeine Schroffheit erweicht, ſo wäre ihres Bleibens im ehelichen Hausſtande wahrlich nicht geweſen.

Dieſer Zuſtand ließ nicht ab, den Mann zu peinigen, und als ſich nun mit den Jahren die körperlichen Strafen für frühere Ausſchweifungen gar grimmig zu melden begannen, ſo fing er auch an, mitunter Gedanken über die ſpäteren Strafen zu hegen, die auf dieſes Leben folgen könnten. Er hatte keinen guten Schlaf mehr; die angeſtrengteſte Arbeit konnte ſeine Eßluſt nicht rege erhalten. Mürriſch und in ſich gekehrt, wie er ſtets geweſen, war er jetzt oft von einer Laune beſeſſen, die ihn geradezu unausſtehlich machte. Ein Ereigniß, wie das mit dem Wehrwolf, mußte daher auf ſein zerrüttetes Gemüth einen Einfluß üben, dem die ganze Maſchine keinen Widerſtand zu leiſten im Stande war. Die Hölle ragte nun ſichtbar in ſein Leben hinein, und die finſtere Macht ſchien ihm eine Perſpective von dem zu eröffnen, was ihn erwartete. Er zehrte zuſehends ab, und die tollſten Hirngeſpenſte fingen an, jeden vernünftigen Gedanken zu durchkreuzen, den er noch in guten Stunden zu erhaſchen die Fähigkeit beſaß.

Der Rath, den ihm der Geiſtliche gegeben, erleichterte ſeine bedrängte Bruſt und zeigte ihm einen Hoffnungsſchimmer.

In der Nacht zum nächſten Freitag, nachdem er ſeinen Karren mit blutigen Fleiſchſtücken beladen, tritt er vor ſeine Frau und reicht ihr die Hand zum Abſchied. Obgleich es ſchon ſpät war, ſo ſaß ſie dennoch angekleidet da, wie es ſchien mit Rechnungen beſchäftigt.

„Du willſt allein fahren?“ fragt ſie, mit überwachtem Geſichte ihn anſtarrend.

„Ich möchte dich nicht noch einmal einer Gefahr ausſetzen,“ gibt er ihr zur Antwort. Diesmal fürchte ich mich nicht. Ein frommer Mann hat mir ein unſchuldiges Mittel geſagt, den Angriff des Wehrwolfs unſchädlich zu machen. Heute wird's freilich noch ein Stück Fleiſch koſten,“ ſetzte er dann mit boshafter Betonung hinzu,“ dann aber wird's damit zu Ende ſeyn, wie ich mit Sicherheit vorherſagen kann. Du lege dich aber zu Bette und ſchlage dir den Wehrwolf aus dem Sinn. Unſere Knechte dürfen von der ganzen Geſchichte ohnehin nichts wiſſen.“

Damit verließ er die Frau ſchnell, ohne weitern Gruß und ging eben ſo ſchnell hinaus in die Fleiſchbank, wo ein blank geſchliffenes Beil an der Wand lehnte, das er mit ſich nahm.

Die Frau war mit der Auskunft, die ſie erhalten, nicht zufrieden. Es lag ein geheimer Sinn darin, das fühlte ſie wohl; die Sicherheit, mit der ihr Mann ſich äußerte, erſchreckte ſie; die Bosheit, die aus ſeinen Blicken und Reden blitzte, konnte ihr auch nicht verborgen geblieben ſeyn. Sie ſah Gefahr; ſie wußte ſich nicht zu rathen; ſie fühlte, daß auch ſie etwas Schlimmes treffen könne; ſie betete inbrünſtig, aber unbeſtimmt. Für wen ſie betete, wußte ſie faſt ſelbſt kaum. —

Der Mezger näherte ſich bereits dem Hexentanz und trieb ſein Pferd den ſchon bekannten Abhang hinan. Die Nacht war ſehr finſter. Die Wolken ſchienen faſt die Erde zu berühren, und Wald und Gebüſche ſtanden wie ſchwarze Mauern da; kein Laut, kein Wind regte ſich; es war Alles ſo beengend und drückend.

Im Steinbruche harrte Simon der Wehrwolf mit klopfendem Herzen. Sein Feind hatte ihm ſchon einmal das Köſtlichſte überlaſſen und ihn zum Glücklichſten gemacht. Seit jenem Augenblick war alles Elend für ihn verſchwunden; er hatte ſich die Woche mehrmals in das Dorf gewagt, auf die Gefahr hin verſpottet und mißhandelt zu werden, er war vor das Haus des Mezgers gegangen, hatte ſich vor den Laden geſtellt, die ſchöne Frau darin angeblickt und ihre Blicke dafür eingetauſcht. Ein ſo zarter Handel, wie wohl noch nie an dieſem Orte einer geſchloſſen worden war. Wenn er Abends einſam in ſeiner Hütte ſaß und ſeine frühere Lage mit ſeiner jetzigen verglich, wie fühlte er ſich da ſo glücklich. Hunger und Noth waren für ihn verſchwunden, ſobald er ihrer gedachte.

Ob ſie der Mezger wieder zur nächtlichen Fahrt mitgebracht haben wird? dies regte ihn ſtärker als gewöhnlich auf.

Da rollt der Karren den Abhang hinab, und in fieberhafter Bewegung rafft er ſich von den Steinen empor, um ſeine Rolle noch einmal zu ſpielen. Noch einmal — noch unentwirrt liegt in ihm der Vorſatz, was er nach dieſem einen Mal beginnen ſoll. Es drängt ihn zur Flucht; er hofft ſeine Beute zu entführen.

Dumpf heulend wie ſonſt ſpringt er auf das Pferd zu, allein der Ton bricht, die Stimme zittert; der alte Schrecken, den er ſonſt verbreitet, iſt nicht mehr in ſeinem Gefolge; der Mezger reißt das Pferd zurück, als wollt' er es von ſelbſt aufhalten, ohne Zwang, und als ſey er darauf gerichtet, den Wehrwolf zu empfangen. Betroffen ſteht dieſer da, als er ſeinen Feind allein ſieht.

„Alle guten Geiſter!" ruft der Mezger in hergebrachter Art, „laſſ' mich ziehen, Simon, du ſollſt haben, was du begehrſt. Her mit der Pfote, heut kriegſt du ein doppelt Stück!“

Obgleich es dem Wehrwolf diesmal um das beſte Stück des ganzen Karrens nicht zu thun war, ſo mußte er doch ſeiner Rolle getreu das Fleiſch in Empfang nehmen. Aber wie er nun die Tatze in den Wagen ſtreckt, haut der Mezger mit dem bereit gehaltenen Beil ſie ihm mit geübtem Schwunge ab. Simon brüllt vor Schmerz und verſchwindet in der Finſterniß, während der Mezger, nun auch einer Beute theilhaftig, ſeinen Weg zum Kloſter fortſetzt. — —

Die Ungeduld ließ ihn ſein Geſchäft im Kloſter beſchleunigen. Er rechnete nicht ab, ließ ſein Geld bis zum nächſten Male ſtehen, und eilte in trüber Haſtigkeit, nachdem er das Fleiſch übergeben, ſeinem Heimathdorfe zu.

Noch graute kaum der Tag, als er die Schwelle ſeiner Kammer überſchritt. Da lag ſein Weib, die erſt ſpät eingeſchlummert war, noch im tiefen Schlafe. Er trat zu ihrem Bette, und indem er ſie luſtig und grinzend anredete, legte er eine ſorgſam zuſammengewickelte Serviette auf ihre Decke. Sie ſchreckte plötzlich in die Höhe.

„Sieh da, was ich Dir mitbringe!“ ſpricht er, „das ſenden Dir die frommen Herren im Kloſter.“

Nichts Böſes ahnend, ſchlägt ſie das Tuch auseinander und erblickt eine friſch blutende Menſchenhand, die in ein Stück Wolfsfell gewickelt iſt. Was geſchehen, wird ihr nun alsbald klar. Schreiend und weinend ſpringt ſie aus dem Bette und wirft ſich in die Kleider. Während ihr Mann aber ſeine wilde Freude nicht bemeiſternd, ihr Thun außer Acht läßt, eilt ſie zur Thüre hinaus.

„Dem frommen Pfarrer ſey Dank für ſeine Weisheit!“ ruft der Mezger triumphirend, „den Wehrwolf hab ich gezeichnet, ſein Blut iſt gefloſſen, und weder ich noch ein Anderer hier im Dorfe hat ihn jemals wieder zu fürchten!“

Aber die Frau lief ängſtlich fort im fröſtelnden Morgennebel.

8.

In der Hütte des armen Simon war es dunkel und ſtille. In einem Winkel auf ſeinem ärmlichen Lager ruhte er halb ohnmächtig von dem ſtarken Blutverluſte. Unter dem Lager verſteckt liegt die Haut des Wehrwolfs, die ihm zu der verhängnißvollen Verkleidung gedient, durch die er der ſchönſten Dörferin Liebe errungen, und durch die er nun ſo harte Schmerzen empfand. Seine Augen roth geweint, vergoßen noch immer reichliche Thränen; Schmerzen der Seele geſellten ſich zu den Schmerzen des Körpers, um ſeine Folter endlos zu machen.

„Wie kurz war mein Traum von Glück! wie ſelig hätte mich ſeine Fortdauer gemacht! Ausgeſtoßen von der Welt, verabſcheut von den Menſchen, konnte mich ja das nicht erfreuen, was ſie Glück benennen. Meines mußte anderer Art ſeyn. Und ich fühlte es in meiner Bedrängniß, daß ich es gefunden. Was aber ſoll ich nun beginnen? Der boshafte Mann, wird er nicht meine abgehauene Hand wie ein Siegeszeichen überall umher tragen? wird er nicht ſprechen: ſeht da den Beweis, daß Simon der Wehrwolf iſt! jetzt iſt es nicht zu bezweifeln, daß er die ſchändliche Teufelsmacht von ſeinen Aeltern, den alten Wehrwölfen, geerbt hat. Ich aber hab' ihn gezeichnet; er wird Keinem mehr ſchaden! — Und bin ich denn nicht wirklich ein Wehrwolf? Verleiht die Hölle die Macht, ſein eigen Haut und Bein umzugeſtalten, oder borgt ſie uns nur zur Vermummung das Gewand, mit dem uns der Wille und die Macht, unſeren Nebenmenſchen Böſes zuzufügen, zugetheilt wird? Wurde ich denn nicht zum Wehrwolf, zu einem heulenden, nächtigen, blutdürſtigen Ungethüm, als ich an jenem verhängnißvollen Abend das fürchterliche Gewand gefunden, in dem meine Väter gewiß ſchon ſehr viele Gräuel verübt hatten? Von dem Augenblick, als ich es anlegte, war ich der Hölle verfallen. Ja, das fürchterliche Erbtheil iſt auf mich übergegangen. Ich bin ein Scheuſal, ein Nachtgeſpenſt, das gute Menſchen fliehen müſſen, und Alles, was ich in meiner Unſchuld erdulden müſſen, war die Vorſtrafe meiner nun folgenden entſetzlichen Thaten!"

Seine Gedanken waren durch dieſes innere Selbſtgeſpräch ſo erſchöpft, daß ſie ſich für einen Augenblick verwirrten und ihr irrer Lauf bald den Phantaſien des Wundfiebers Platz machen mußte, welches den Unglücklichen, der ohne alle Pflege ſeiner bedeutenden Verwundung dalag, nun plötzlich ergriff. Dazwiſchen leuchtete ihm wie ein heller Streif durch ein kreiſelndes ſchwarzes Wolkenmeer die Gewißheit: der Stumpf deines Armes wird ſich ergänzen, deine Hand wird dir wieder wachſen; ſchön mit ihren fünf Fingern, und du wirſt Rache nehmen können an dem, der dir die Schmerzen verurſacht hat; du wirſt nicht fliehen müſſen deine Heimath, wo du ſo viel ſchon erduldet und wo dir noch glückliche Tage erblühen werden. Dann wieder ſchrillte es mit Tönen wie gellende Pfeifen in ſein Ohr, heiſeres wildes Lachen tönte dazwiſchen und er verſtand die Worte: dies aber iſt der Lohn der Hölle, deren Dienſt du dich fortan weihen mußt, und die ihr Wohlgefallen an dir hat.

Halb betäubt lag er da; da öffnet ſich leiſe die angelegte Thür, und herein ſtürzt mit ſcheuem Blicke die weinende Frau des Mezgers. Das Elend, das ſie vor ſich ſieht, erſchüttert ſie noch tiefer. In dieſem feuchten dumpfen Raume liegt der, den ſie liebt, auf Stroh bleich und entſtellt. Sein gebrochenes Auge iſt auf ſie gerichtet, die eintritt, aber es ſcheint ſie nicht zu erkennen. Alle Scheu der Zurückhaltung iſt von ihr gewichen; ſie fürchtet keine Zaubermacht, keinen Zorn des beleidigten Gatten; ein wahrhaft liebendes Weib ſchwingt ſich über die beengenden Schranken hinweg; ihre Liebe kennt kein Hemmniß, und ſie fühlte es, daß dieſer Mann trotz ſeines Elends, ſeiner Armuth ihrer Aufopferung würdig ſey. Sie warf ſich zu ihm auf die Erde nieder, umſchlingt ihn, ruft ihn mit den ſüßeſten Namen in's Leben zurück, verwünſcht ihren Mann, der die grauſame That verübt, ergreift den blutigen Stumpfen und bedeckt ihn mit ihren Zähren und Küſſen.

Dieſer Balſam würde jede Wunde des unglücklichen Simon ſchnell geheilt haben, wäre er im Stande geweſen, zu empfinden. Allein die Ohnmacht hielt ſeine Sinne noch ſtets umfangen und er träumte nur etwas ruhiger, und ſtatt der ſchrillen Töne der Hölle begannen nunmehr Harfen der Engel um ihn zu ſäuſeln.

Da hört man ſtarke Schritte ſich der Hütte nahen. Die am Lager kniende Frau horcht auf. Wer kann der Hütte Simons des Wehrwolfs ſich nahen? denkt ſie bei ſich. Sie ſpringt eiligſt auf und guckt durch die Ritzen der Thüre.

„Mein Mann!“ ruft ſie entſetzt, und ein ſchneller Blick, den ſie in die Runde wirft, zeigt ihr nur einen einzigen Ort, wo ſie ſich vor ihm verbergen könne. Es iſt kein Entrinnen möglich. Sie flieht von der Thüre und verbirgt ſich.

Der Mezger, vermeinend, die Thüre ſey geſchloſſen, klopft mächtig mit ſeinem Knüppel daran, doch ſchon beim erſten Schlage ſpringt ſie auf, und er ſteht vor dem Lager ſeines Feindes. Unter dem Arme hält er etwas, in eine Serviette gewickelt, die ſorglich zugeknüpft iſt. Das Ausſehen des Verwundeten erfüllt ihn mit hämiſcher Freude, die ſich in ſeinen Blicken malt, die er lange, gleichſam forſchend und wühlend, auf ihm ruhen läßt, als wolle er die Macht und Größe der von ihm zugefügten Schmerzen und Qualen ermeſſen und ihnen bis zu ihrem Quell nachſpüren.

„He, Simon, wacht auf!“ ruft er endlich mit ſtarker Stimme, „was faullenzt Ihr da, wenn ich zu Euch komme, um Euch Geld verdienen zu laſſen? Keine Antwort! So ſchlaft Ihr denn? Ihr werdet doch wohl nicht gar geſtorben ſeyn? Gebt mir Antwort! Steht auf, Siebenſchläfer.“

Und als noch immer keine Antwort erfolgte, ſtieß er mit dem Fuß an das Lager, und als Simon ſich immer noch nicht regte, ſann der Mezger auf ein Mittel, ihn zu ſich zu bringen, und da gewahrte er Waſſer in einem Eimer, und ſchnell die zugeknüpfte Serviette auf die Decke werfend, ſchöpfte er mit beiden Händen von dem Waſſer und ſchüttete es zu wiederholten Malen dem Ohnmächtigen in das Geſicht. Dies hatte den gewünſchten Erfolg. Simon erſchrack heftig, eine convulſiviſche Bewegung durchzitterte ſeinen ganzen Körper, die Spannkraft der Muskeln belebte ſich wieder, und wie aus ſeinem Traume plötzlich erwachend, ſetzte er ſich jäh im Bette auf.

„Ei, da ſeyd Ihr ja wieder wach und munter!“ warf der Mezger wie ſcherzend hin. „Ihr ſchlieft ſo ſanft, als ich eintrat, daß Ihr nichts ſaht und hörtet. Ich komme als Freund zu Euch, um Euch einen annehmbaren Vorſchlag zu thun. Ihr wißt, daß ich zu Euren Feinden niemals gehört habe, und daß wir in der letzten Zeit ſogar ziemlich vertraut geworden ſind und unſere Geheimniſſe für uns haben.“

Sey es, daß dieſe Worte Simon wieder zur vollen Beſinnung brachten, ſeine Lage mit einem Mal zu überſchauen, oder daß eine Schwäche ihn wieder anwandelte — genug, er ſank auf ſein Lager zurück und zog mit ſeiner geſunden Hand die Decke bis zum Halſe empor.

„Es fehlt an Arbeitern bei jetziger Zeit, die Sonne eilt dem Frühling voran; wir müſſen die ſchönen Tage benützen. Ein jeder, der Grund und Boden hat, iſt draußen, und müht ſich in ſeinem Eigenthum ab. Ich und meine Knechte haben mit dem Vieh und Schlachten vollauf zu thun; Tagelöhner aber ſind ſelten bei uns. Seht nun, Simon, ich ſetz' mich über alles wunderliche Gerede hinweg — Kommt! Ihr ſollt auf meinem Acker arbeiten. Ihr ſeyd kräftig, und habt ja Eure geſunden Arme. Mehr braucht's nicht.“

Simon knirſchte mit den Zähnen, als er den Mezger ſo ſprechen hörte, und ſein Auge ſuchte nach einer Waffe. Hätte er in dieſem Augenblick ſeine geſunden Arme gehabt, wer weiß, ob der Feind die Hütte wieder verlaſſen hätte. Nach einer Pauſe, in der er ſich gefaßt, ſprach er leiſe: „Ich bin krank, und will und kann Euern Antrag nicht annehmen.“

„Ihr ſeyd krank? und geſtern ſah man Euch noch ausgehen, und dieſe Nacht — — Ach, was da! her mit der Hand! ich will Euch den Puls fühlen!"

„Was wollt Ihr mit Euern Scherzen," ſprach Simon, „Ihr ſeyd ja kein Arzt. Laßt mich in Ruhe und zieht Eures Weges."

„Was wißt Ihr von meinen Kenntniſſen und Fähigkeiten? Ich bin ein erfahrener Mann! Ich diente im Felde, und da erlernt man Manches. Drum ſeyd doch nicht ſo eigenſinnig. Laßt mich immerhin Euern Puls fühlen, und ſeyd gewiß, ich werde Euch helfen."

Der Kranke in ſeiner Hülfloſigkeit wußte nichts Anderes, um den Ueberläſtigen los zu werden, als ihm die Hand hinzuhalten, die er mühſam unter der Decke hervorſtreckte.

„Ei, was iſt denn das?" ſchrie jener, „Ihr gebt mir ja die Linke! Wißt Ihr denn nicht, daß man den Puls an der Rechten fühlen muß? Nun, wird's bald? Ihr thut ja, als wenn Ihr einhändig wäret! Habt Ihr Eure Hand etwa verloren? Soll ich ſie Euch etwa geben?"

Als der Kranke die Augen ſchloß und keine Antwort gab, beugte ſich der Mezger zu ihm nieder, und die Hand mit wildem Grimme packend, ſchrie er unter plumpen Verhöhnungen: „Alſo immer nur dieſe eine Hand? Soll ich ſie Euch denn abhauen, Herr Wolf? Zaudert nicht länger, zeigt mir Eure Rechte, ich will Eure rechte Hand ſehen!"

Da tönte es dumpf und gezogen: „Hier!"

Die Stimme ſchien keinem Sterblichen anzugehören, und ein weißer Arm und eine geſunde Hand daran ſtreckte ſich dem entſetzten Mezger entgegen. —

Vernichtet ſinkt er auf die Knie, ſich kreuzigend und betend, dann ſtammelt er verworrene Worte, rafft ſich auf und läuft davon.

Das, was er in der Serviette mitgebracht hatte, blieb auf dem Lager des Verwundeten liegen.

V.

Ohne ſeine Schwelle zu betreten, ergriffen von den Schrecken des Todes, eilte er zu dem Geiſtlichen, der ihm den Rath ertheilt hatte, dem Wehrwolf die Hand abzuhauen.

„Ei, was ſeht Ihr doch ſo bleich, Meiſter!“ rief ihm der Pfarrherr entgegen.

Darauf erzählte er ihm Alles, was er erlebt und wie er ſelbſt dem Wehrwolf die abgehauene Hand aufs Lager gelegt, dieſer aber ſie ihm doch unter der Decke hervorgeſtreckt und ihm bewieſen, daß er ſeine beiden geſunden Hände beſitze.

Der Geiſtliche ſchüttelte mit Ernſt und Würde den Kopf und ſah lange vor ſich hin, dann ſprach er bedenklich: „Mein lieber Meiſter, Ihr habt Euch da in einen ſchlimmen Handel eingelaſſen —“

„Und habt Ihr mir nicht dazu gerathen!“ rief auf's Höchſte entſetzt der Mezger. „Spracht Ihr nicht, ich ſolle den Wehrwolf zeichnen, damit ſein Blut fließe, und er gezwungen werde, unſer Dorf zu fliehen?“

„Dazu rieth ich Euch wohl, Meiſter,“ verſetzte der fromme Mann; „allein dann hättet Ihr auch gewiß ſeyn müſſen, daß Ihr's mit dem Wehrwolf zu thun habet, und nicht mit des Wehrwolfs Vetter, dem Gott ſey bei uns!“

Er kreuzigte ſich. Der Mezger that desgleichen und ſtand ihm erwartungsvoll, die großen kalten Schweißtropfen auf der Stirne, gegenüber.

„Saht Ihr denn Niemand neben dem Wehrwolf ſitzen? fuhr der fromme Mann fort.

Der Mezger machte große Augen.

„War der Wehrwolf ſtets allein, wenn er Euch anfiel?“ fügte der andere hinzu. „Wiſſet denn, Ihr habt dem Teufel die Hand abgehauen, nicht dem Wehrwolf; dem Teufel, der ſich bald wieder eine Hand oder Kralle wachſen laſſen kann, wenn's ihm beliebt. Und der Wehrwolf zieht ſich friſch und heil aus dem Spiele. Glaubt mir, Meiſter, dieſe Hand des Teufels wird Euch noch böſe Streiche ſpielen.“

Der Mezger war außer ſich. Er flehte, ihm ein Mittel zu ſagen, ſich vor den böſen Folgen ſeiner That zu ſchirmen. Wie nun aber Aerzte ihre Kranken durch Palliative und ſogenannte Reinigungen hinhalten, bis ſie dieſelben in ein entferntes Bad ſchicken, um ihrer los zu werden, ſo auch dieſer Seelenarzt, der ſeinem Patienten einſtweilen Buße und Gebet auferlegte, und ihn dann bis zu einer Wallfahrt vertröſtete, die in der ſchönen Jahreszeit ſtatt zu haben pflegte, und der er ſich anſchließen ſollte, um ſich vollkommene Ruhe und Seelenfrieden wieder zu erringen.

Mit dieſem tröſtlichen Ausſpruche verließ er den frommen Mann. Wie aber ſollte der Mezger zu einem ſolchen Glücke wieder gelangen? Das eifrigſte Gebet, mit ängſtlicher Haſt zum Himmel empor geſchickt, gleichſam Vergebung der Sünden im Sturm zu erringen, träufelt nicht wie mildernder Balſam Ruhe bringend in das Herz des Menſchen; durch Buße und Kaſteiung ſich Gnade von oben gleichſam ertrotzen wollen, beſeligt nicht, ſondern entfernt immer weiter von dem Zuſtand der Gnade. Dem Mezger, dem alten Böſewicht, war durch die ſpukhaften Erſcheinungen, die ihm aufgeſtoßen, das Gewiſſen nun einmal aufgeregt. Die Qualen der Hölle zeigten ſich ihm deutlicher, rückten ihm näher, als ob er Vorzeichen ſeines nahen Todes verſpürt hätte; die rothe Glut, die er bis jetzt nur von Ferne geſehen, ſchickte züngelnde Flammen nach ihm aus, die ihn berührten.

Er kehrte ungetröſtet in ſein Haus zurück, und als ſeine Frau ihm hier entgegen trat, und den Schauder, der ſie in der Nacht von ſeiner Seite getrieben, überwunden zu haben ſchien, da wich er ihr aus, ohne ſelbſt zu wiſſen warum, und ging in den einſamſten Winkel ſeines Gartens, um dort allein über ſein Schickſal nachzudenken.

So kam der Abend herbei und die Nacht; aber kein lindernder Schlummer wollte ſich auf des Mezgers brennende Augen niederſenken.

10.

Von dieſem Augenblick an war das Haus des Mezgers der Tummelplatz böſer Geiſter geworden, die, von allen Andern unbemerkt, nur ihn zur Verzweiflung brachten.

Als er am andern Morgen aufſtand, und, um ſich zu zerſtreuen von den wüſten Bildern der Nacht, in den Laden trat, da gewahrte er zu ſeinem Schrecken mitten unter dem friſchen Fleiſche die abgehauene Hand. Entſetzt ergreift er ſie, und entfernt ſich ſo ſchnell als möglich, um ſie unbemerkt in den tiefen Brunnen zu werfen, den er in einem Winkel ſeines Hofes vor Kurzem hatte graben laſſen.

Ein Stein fällt ihm vom Herzen, als er den plumpen Sturz der Hand vernimmt, und er kehrt etwas beruhigter in ſeinem Laden zurück, obgleich ihn weder das Geſchwätz der Kunden, noch andere Ereigniſſe des Tages zu zerſtreuen vermögen.

Der Tag vergeht, und je näher der Abend heranrückt, um deſto größer wird ſeine Unruhe.

Nach einer ſorgenvoll unter Beängſtigung hingebrachten Nacht tritt er am andern Morgen früher als gewöhnlich in ſeinen Laden, wo Alles reinlich und aufgeräumt iſt. Da erblickt er mit Schrecken von Neuem die abgehauene Hand auf der Mezgerbank. Er will ſeinen Augen nicht trauen; allein ſie iſt es; er greift ſie, er hält ſie und eilt eben ſo, wie das erſte Mal, ſchnell fort, um ſich ihrer, wie er hofft, für immer zu entledigen. In dem finſterſten Winkel ſeines Gartens gräbt er ein tiefes Loch, wirft ſie hinein und ſchüttet dann Erde darauf, die er mit beiden Füßen feſtſtampft. Hierauf kehrt er in ſein Haus zurück, nicht beruhigt von ſeinem Beginnen, da eine höhere unerklärliche Macht im Spiele iſt, eine grauenvolle Macht, die ihm der fromme Geiſtliche bezeichnete, und an deren Vorhandenſeyn in ſeiner unmittelbarſten Nähe er nicht denken mag.

Der Tag vergeht wie der vorige; die Nacht verſtreicht wie die vorige; ſchon bilden Angſt und Schrecken tiefe Furchen auf dem Antlitze des Mezgers; er ſieht ſchon jetzt einem Böſewicht ähnlich, der ſein Verbrechen geſtanden und den Ausſpruch des Richters erwartet. So tritt er am nächſten Morgen wieder in ſeinen Laden.

Welch' ein abſcheulicher Dunſt hat ſich aber hier verbreitet? Das iſt Fäulniß und Verweſung, und kann dem Ruf des Mezgers den größten Schaden bringen. Er blickt umher; überall nur friſches Fleiſch; überall die gewohnte Reinlichkeit zu ſehen und zu ſpüren. Aber dort in jener Ecke auf dem appetitlichen Braten ſieht er — o Schrecken! die abgehauene Hand, ſchon im

Zuſtande der Verweſung, aufgedunſen und grünlich. Ein ekelerregender Anblick.

Den Ekel überwinden, ſie ergreifen und ſorglich eingewickelt mit ihr davon eilen, war die Sache eines Augenblicks. Wie im Wahnſinn eilt er mit ihr in die Kammer auf dem Boden und hier verſchließt er ſie, bis daß der Abend kommt, in einen alten Schrein.

Und als nun der Abend gekommen war, ſteigt er langſam und ächzend die finſtere Stiege hinan, öffnet den Schrein, nimmt die Hand heraus und ſchleicht mit ſeiner gräßlichen Laſt zum Dorfe hinaus.

Es war tiefer Abend, als er auf dem Hügel ſeitwärts vom Dorfe ein ſchwarzes Gitter erreicht, vor deſſen geöffnetem Thor ihn ein kleines graues Männchen erwartet. Es iſt hier der Kirchhof, und der mit ihm ſpricht, iſt der Todtengräber. Durch ein Goldſtück hatte der Meiſter ſich das Schweigen ſeines Gevatters erworben, der die verhängnißvolle Hand in geweihter Erde begraben ſollte. Dies wird, dies muß ihn für immer von ihrer Wiederkehr befreien. Dies hofft er mit Zuverſicht. Das Werk iſt vollbracht, und diesmal beruhigter als je, ſchreitet er ſeiner Wohnung zu.

Mit ängſtlicher Scheu geht er am andern Morgen frühzeitig in ſeinen Laden. Er ſpäht und forſcht, er durchſucht alle Winkel; allein die Hand iſt nicht wieder gekommen, und ein längſt entbehrtes Gefühl zieht wieder durch ſein Inneres.

So vergehen einige Tage, ohne daß das Wunder ſich erneuert, und die Zuverſicht des Mezgers iſt im Wachſen.

Als ihn plötzlich eines Morgens, da er ſich, ſorgloſer, wie er wieder geworden war, noch in ſeinem Bette ſtreckt, ein lautes Geſchrei an's Fenſter zieht, erblickt er unten vor der Thüre einige Nachbarn, die voll Verwunderung ſein Haus betrachten, und wie ſie ihn ſehen, einen großen Lärmen erheben.

Ein glühendes Schwert fährt dem Mezger in dieſem Augenblicke durch die Bruſt. Er eilt hinab, das Schrecklichſte befürchtend. Da ſteht er nun unten und ſieht die fürchterliche, in Fäulniß übergegangene Hand an ſeine Thüre genagelt. Wahnſinn packt ihn. Schäumend, mit wildem Geſchrei reißt er ſie herab, und ehe noch die von Schreck erſtarrten Nachbarn ſein Beginnen ahnen können, iſt er fort, wie der Sturmwind, und ſie ſehen aus der Ferne, wie er ſich in den Brunnen ſtürzt.

Auch er kam wieder. Nach wenigen Stunden hatte man ihn herausgezogen, und er lag da in ſeinem Hofe auf dem Raſen, zerſchellt vom Sturze, angeſchwollen von dem verſchluckten Waſſer, und in ſeiner krampfhaft zuſammengeballten Hand hielt er die abgehauene, die man ihm nur ſtückweiſe entreißen konnte, da man ſie nicht mit ihm begraben wollte wegen ihrer Unheiligkeit.

Auf den Rath erfahrener Männer wurde ſie mit einem glühenden Pflock durchſtoßen und hierauf verbrannt. Jetzt kehrte ſie nicht mehr wieder.

Und auch der Mezger ſpukte nicht. Als aber das Trauerjahr vorüber war, freite der einhändige Simon, von Allen im Dorfe längſt als Wehrwolf anerkannt und geflohen, die ſchöne Wittwe. Er war aber vorher mit ihr in ein anderes, weit entferntes Dorf gezogen.

Der Erbe des Teufels.

1.

In der alten Stadt Bialyſtok in Litthauen lebte vor Jahren ein guter, freundlicher Kanonikus in ſeinem ſchönen Hauſe, nahe an der Domkirche. Man erinnerte ſich wohl noch der Zeit, wo er als armer Prieſter hingekommen war, blank und bloß, wie ein Schwert ohne Scheide; jedoch ein ſchöner, kräftiger und geſunder Mann, wie er damals geweſen, macht überall und immer ſeinen Weg. Iſt es nicht auf die eine, ſo iſt es auf die andere Art. Er wurde bald ein von allen Damen ſehr geſuchter Beichtvater; denn er hatte für alle eine ſo tröſtende Abſolution, einen ſo lindernden Balſam, daß ſein Ruf in Kurzem wuchs, und bald bis an's Wunderbare gränzte. Seine Beſcheidenheit, Demuth, Wohlthätigkeit, Verſchwiegenheit und alle andern geiſtlichen Eigenſchaften wurden laut geprieſen, und es fehlte nicht, daß ihn die Vornehmſten deshalb hoch ſchätzten und ihn in ihre Häuſer zogen.

Bei dieſem guten Fortgange jedoch konnte es nicht ausbleiben, daß ſeine frommen Brüder, denen der hohe Grad ſeiner Heiligkeit abging, einigen Neid empfanden und nicht nur etwas ſcheel auf ſeine Vorzüge und Fortſchritte blickten, ſondern auch verſchiedene Ränke ſchmiedeten, ihn aus der allgemeinen Gunſt zu verdrängen. Mußte ihnen dieſes nun bei den Damen ſchwer werden, ſo wurde es ihnen bei den Männern nur deſto leichter.

Um dieſen ſtörenden Einfluß zu bannen, kam die frömmſte und zugleich vornehmſte Dame der Stadt, die Frau Gräfin S., auf den guten Gedanken, ihm eine Reliquie zu verehren, welcher man alle die wunderbaren Erfolge zuſchreiben konnte, die durch den Kanonikus vollführt wurden. Geſchah irgend etwas, das in der guten Stadt Bialyſtok oder in der Umgegend Aufſehen erregte, ſo hieß es gleich: „er beſitzt ein Bein des heiligen Victor, und damit vollführt er Alles!“

Und natürlich durfte dann Niemand widerſprechen, denn es wäre unziemlich ſelbſt für den Zweifler geweſen, ſeine Meinung gerade heraus zu ſagen.

In ſeinem Hauſe lebte der wackere Kanonikus wie ein König. Statt des Weihwaſſers ſah man ihn von edlen Flaſchen umgeben, ſtatt der Kaſteiung machte er ſich mit delicaten Schüſſeln vertraut. Nicht ein Sterbefall ereignete ſich weit und breit, ohne daß er in den Teſtamenten oder Kodicillen bedacht worden wäre. Alles ging ihm nach Wunſch, und ſicher wäre er ſchon längſt Biſchof geworden, wenn es ihm einmal eingefallen wäre, am rechten Orte zu ſagen: „Die Haare gehen mir aus und ich wünſchte mir eine Biſchofsmütze, um mir den Kopf nicht zu erkälten.“

Wahrlich, nichts weiter hätte es bedurft, und ſein Wunſch wäre erfüllt worden.

2.

So waren ſeine Tage hingegangen, und er war nun alt und ſchwach geworden, denn bei ſeiner Lebensweiſe ſind acht und ſechzig Jahre ein ſogenanntes ſchönes Alter für einen Jeden, nur nicht für den, der es hat. Er ging in ſich, und überdachte ſeinen langen Lebenslauf; er ſah, was er gethan und gewirkt, und war damit zufrieden; hierauf beſchloß er, ſeine apoſtoliſchen Arbeiten zu beſchließen und ſich mit ſeinen im Schweiße ſeiner Thätigkeit wohl erworbenen hunderttauſend Thalern in Ruhe zu ſetzen. Nachdem er dieſen Entſchluß gefaßt, wollte er nur noch Damen vom vornehmſten Stande mit ſeinem frommen Eifer beiſtehen, und dies erregte ſolchen Neid bei allen andern, daß trotz der beſten Beſtrebungen ſehr trefflicher junger Geiſtlicher man dennoch allgemein behauptete, daß keiner von ihnen im Stande ſey, die Seele einer Frau von Stande von jedweder Laſt zu befreien und zu reinigen, als der alte reiche Kanonikus, der in ſeinem ſchönen Hauſe neben der Domkirche wohnte.

Nach den Geſetzen der Natur ſpann ſich ein Jährchen nach dem andern ab, und unſer alter Herr war nun nach und nach ein ſchöner Neunziger geworden, mit ſchneeigem Haupt und zitternden Händen, dabei aber rund wie ein Thurm, ſo daß er faſt nicht mehr von ſeinem Stuhle aufſtund, auch ſtets mit gutem Apetite eſſend und noch beſſer trinkend, von wenigen Worten, ſo daß man ihn, das Eſſen und Trinken abgerechnet, leicht für ein ſtummes Bild hätte halten können, das irgend ein geſchickter Künſtler dem lebendigen Kanonikus nachgeformt.

Jetzt aber begannen ſeltſame Gerüchte im Volke umherzugehen. Zuerſt keimten ſie im engen dunkeln Kreiſe, dann verbreiteten ſie ſich weiter und weiter mit wunderbarer Schnelligkeit. Die Thatſache, daß unſer Kanonikus ſtarr und ſtumm in ſeinem Seſſel blieb, ſeine Abgeſchiedenheit von aller Welt, ſeine blühende Geſundheit, ſein junges Greiſenalter mit einem Wort, und andere Gerüchte, die ihm mit oder ohne Grund ſich von ihm herumtrugen, nebſt allerlei Geſchichten, die man ſich von ſeinem früheren Lebenswandel erzählte, den man jetzt ungeſcheut einen böſen benannte — Alles dieſes machte auf die Menge, die ſtets neugierig und unwiſſend iſt, einen ſeltſamen Eindruck, und zugleich wurde ſie empfänglich für eine wunderbare Kunde. Es hieß nämlich, der alte wahrhaftige Kanonikus ſey ſchon vor längerer Zeit geſtorben, allein der Teufel in eigener Perſon ſey in den Leichnam gefahren und ſpiele die Rolle des Todten fort, ſo lang es ihm beliebte.

Wenn dieſe Kunde nun ſchon im Volke großes Aufſehen erregte, ſo war dies bei jenen vornehmen Damen, die mit dem Kanonikus in engerer Berührung geſtanden hatten, in einem viel höheren Grade der Fall. Sie überdachten jetzt nicht ohne Beſorgniß, was ſie mit ihm zu ſchaffen gehabt bei verſchiedenen Lagen und Ereigniſſen, und mußten ſich wirklich in ihrem Innerſten geſtehen, der wackere Kanonikus habe denn doch nach dem gewöhnlichen Ausdruck der Leute „den Teufel im Leibe gehabt,“ und es konnte nicht ausbleiben, daß ſolche Gedanken ſie um die dereinſtigen Folgen nicht wenig beſorgt machten.

Freidenker, Zweifler, Ketzer endlich, die zu jeder Zeit und aller Orten und alſo auch damals in Bialyſtok zu finden waren, vermeinten jedoch, daß es ſonderbar wäre, den Teufel nach und nach durch ſeine Thaten ſo ganz aufgerieben zu ſehen; auch warum es denn überhaupt der Teufel in dem Gewande des Geiſtlichen ſo lange ſchon aushalten mochte, warum er zu Zeiten noch in die Kirche gehe, wenn die andern Geiſtlichen ſich auch dahin verfügen, was ihm denn einfiele, ſich den Weihrauch in die Naſe ſteigen zu laſſen? wie er das Weihwaſſer vertragen könne? und viele ähnliche Dinge.

Auf dieſe ketzeriſchen Einwände hatten nun frommere Seelen zu bemerken: die Welt werde beſſer und folglich der Teufel auch; er wolle ſich bekehren und habe deshalb dieſe Rolle erwählt, um endlich auch der Gnade theilhaft zu werden.

Die Letzten endlich, und nach ihrer Meinung die Geſcheidteſten, glaubten, den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, und behaupteten: der Böſe ſey deshalb in den Körper des Kanonikus gezogen, um ſeinen drei Neffen und Erben einen Poſſen zu ſpielen, und ihnen die reiche Erbſchaft ihres Oheims bis zu ihrem eigenen Tode vorzuenthalten. Zwei von ihnen kamen in der That jeden Tag, um ſich nach ſeinem Befinden zu erkundigen, und hofften dabei immer, ihn endlich einmal mit geſchloſſenen Augen daliegen zu ſehen. Wenn ſie ihn aber lebend mit hellem Blicke fanden, wie er ſie mit ſeinem Baſiliskenauge fixirte, ſo heuchelten ſie Freude und Entzücken darüber, und konnten nicht aufhören, zu verſichern, wie ſehr ſie ihren guten alten Onkel liebten.

Zu allen ſchlimmen Gerüchten kam das Wichtigſte, welches ein altes Weib offenbarte, deren Wahrhaftigkeit in ſolchen Dingen von Niemand in Zweifel gezogen wurde, noch hinzu. Zwei von ſeinen Neffen ſollen nämlich zur Nachtzeit ihren Oheim von einem Schmauſe bei dem Pönitentiarius nach Hauſe geführt haben. Da ſie ſelbſt aber des Guten zu viel gethan, ſo waren ſie geſtolpert und hatten den guten Alten auf einen Steinhaufen fallen laſſen, der dalag, um eine Kapelle zu Ehren des heiligen Chriſtoph aufzuführen. Hiebei trug ſich zu, daß der Greis beim Fallen Funken gegeben hatte, wie wenn ein Stück Eiſen gegen Steine geſchlagen wird. Dann — als auf das Geſchrei der lieben Neffen Menſchen mit Lichtern herbei liefen — ſoll der Alte ganz gerade wie ein Kegel und luſtig wie ein Eichhörnchen auf den Beinen dageſtanden ſeyn und ausgerufen haben: daß der edle Wein aus dem Keller des Pönitentiarius ihm die Kraft verliehen habe, dieſen ſchweren

Fall auszuhalten, daß übrigens ſeine Knochen noch hart genug ſeyen, und gleich wie vormals noch manches Andere überſtehen könnten.

Die guten Neffen, die ihn diesmal für immer verloren zu haben glaubten, waren von dieſen Reden nicht wenig überraſcht, und ſahen nun wohl ein, daß die Zeit nicht ſobald kommen würde, den Onkel los zu werden, da ſelbſt die harten ſpitzen Steine auf dies alte dauerhafte Gerüſte keinen nachtheiligen Einfluß zu üben vermochten.

Trotz aller dieſer Geſchichten, wahr oder nicht, fuhr der alte Kanonikus fort, in ſeinem Hauſe gut zu leben und wollte nicht ſterben. Seine drei Neffen waren ſtets um ihn und ertrug ſie gleich wie ſein Seitenſtechen und Aſthma, und wie die andern nicht lieblichen Anhängſel eines hohen Lebensalters alle heißen mögen.

Ob er indeß der Kanonikus oder der Teufel war, kann dem geneigten Leſer bis jetzt noch nicht mit Gewißheit verrathen werden.

3.

Es muß uns jetzt vor Allem daran liegen, die Neffen ein wenig ſchärfer in's Auge zu faſſen.

Der älteſte war gewiß der böſeſte Junge, der jemals in den Straßen von Bialyſtok ſich herumgetrieben hatte. Von Pflaſtertretern kann man in dieſem Falle nicht ſprechen, denn die Stadt war zu jener Zeit ſelbſt in den Hauptſtraßen noch nicht gepflaſtert.

Man erzählte von ihm, daß er mit Haaren und Zähnen auf die Welt gekommen ſeyn ſoll, und wenn man es für eine Vorausbeſtimmung anſehen will, ſo darf man ſagen, daß er wirklich ſeine Gegenwart und Zukunft verfraß. Er war über alle Gränzen verſchwenderiſch, und ſündigte auf die Erbſchaft ſeines Oheims, die ihm bei der enormen Lebenskraft deſſelben vielleicht nie zu Theil werden konnte. Allein dieſe Lebenskraft war es auch, die er von dem guten Oheim ererbt zu haben ſchien. Da die Krone Polen mit ihren Nachbarn im Frieden lebte, ſo mußte er ſich, obgleich Hauptmann eines Trupps Lanzenreiter, auf friedliche Scharmützel und ſüße Siege beſchränken, wie ſie nun eben einem jungen ſchönen und lebensfrohen Offizier in einer üppigen Garniſon zu erblühen pflegen. Eine andere Bravour konnte er freilich nicht an den Tag legen; allein aus allen Fällen, die ſich ihm darboten, zog er ſich mit Ehren heraus und dies erwarb ihm die hohe Gunſt des Grafen Poninski, der in Bialyſtok commandirte, und von ſeinen Offizieren verlangte, daß ſie ein freies, ritterliches, mit zahlreichen Abenteuern geſchmücktes Leben führten. Vorzüge, wie ſie dieſer Neffe des Kanonikus beſaß, erſchienen den Augen des Grafen Poninski wie Tugenden, und er ſetzte ſie den beſten militäriſchen Eigenſchaften gleich. Ob das recht war, wollen wir hier nicht unterſuchen.

Dieſer Neffe des Teufels, wie man ihn in der Stadt gewöhnlich zu benennen pflegte — wenn er es nicht hörte, wohlverſtanden — hieß eigentlich Kapitän Sembrowski. Allein ſeine zahlreichen Gläubiger, lauter plumpe Bürger und Handwerker, denen er die Taſchen leerte, die aber außerdem für einen Edelmann zu nichts gut waren und keine Lebensart beſaßen, hatten ihm den Beinamen „Krummbuckel“ gegeben; denn in der That war die eine Schulter etwas höher als die andere, und bildete einen kleinen Höcker, was dem ſonſt ſchön gebildeten Manne allerdings zu einigem Nachtheil gereichte. Allein wie unrecht war es, dies anzuführen und ihm daraus einen Vorwurf machen zu wollen; dabei war es auch unvorſichtig von den Leuten, da ſie wußten, wie ſtark und boshaft er war, und daß es Niemand zu rathen geweſen wäre, wenn er es gewagt haben würde, dieſen Höcker erklimmen zu wollen, um eine weitere Ausſicht zu genießen. Mit einem Worte, der Kapitän Sembrowski war nicht der Mann dazu, ſich zu irgend einer Sache herzugeben, wenn er nicht ſeinen bedeutenden Vortheil dabei geſehen hätte.

Der zweite Neffe hatte die Rechte ſtudirt und war durch den mächtigen Einfluß ſeines guten Oheims ein viel beſchäftigter Advokat geworden. Er führte die Prozeſſe der meiſten Damen, die vormals dem Kanonikus gebeichtet hatten. Obgleich er Sembrowski, wie ſein Bruder, der Kapitän, hieß, ſo nannte ihn doch das Volk, wie jenen Krummbuckel, „Storchbein,“ ſeines Ausſehens wegen, da ſeinen Beinen wirklich Magerkeit nicht abzuſprechen war und die Waden gänzlich gebrachen.

Ueberhaupt hatte der Advokat einen jämmerlichen Körper; er war bleich von Geſicht, und ſeine Phyſiognomie ſah einem Kreuzſchnabel nicht unähnlich. Dennoch mochte er wohl um eines ganzen Hellers werth beſſer ſeyn, als der Kapitän; auch enthielt ſein Herz wohl ein Quaentchen wahre Zuneigung für den guten Oheim, bis daß es dem böſen Zureden Krummbuckels gelungen war, dieſe Zuneigung ſeinem Bruder aus dem Sinne zu reden. Demnach war gleichſam tropfenweiſe das Gefühl der Dankbarkeit verſchwunden, ſo daß beſonders bei ſchlechtem fröſtelnden Wetter der Advokat ſich gern zum Kamine auf den Platz des Oheims zu ſetzen pflegte, wenn dieſer eben in der Kirche war und dann ſeine Füße in deſſen Fußſack ſteckte, ſich in den weichen Lehnſtuhl zurücklegte und bei geſchloſſenen Augen die ganze Erbſchaft berechnete und im Voraus alle die Genüſſe koſtete, die er ſich daraus zu bereiten verſprach. Solche Gedanken, ſo angenehm ſie an ſich auch ſeyn möchten, führten aber dennoch zu der traurigen Wahrheit, daß ſie nach Recht und Billigkeit, nach den Geſetzen, wie nach den Anforderungen des Blutes, mit einem Dritten die Erbſchaft zu theilen hatten, die dann dadurch ſehr bedeutend geſchmälert worden wäre. Dieſen dritten Theil nahm nämlich ein armer Burſche in Anſpruch, der Sohn einer Schweſter des Kanonikus, der auf dem Lande einige Stunden von Bialyſtok die Schafe hütete, und ſeinen Oheim nicht kannte und auch von ihm nicht gekannt wurde. Man kann ſich übrigens leicht denken, daß der vornehme Geiſtliche von dieſer Verwandtſchaft nicht ſehr erbaut war und den dritten Neffen mithin auch nicht beſonders lieb hatte.

Auf dieſen Umſtand hin bauten nun Kapitän Krummbuckel und Advokat Storchbein ihren Plan. Unter dem Vorwand, für die alten Tage und den gebrechlichen Zuſtand ihres geliebten Oheims beſſer Sorge zu tragen, ſchrieben ſie an den Schafhirten und beriefen ihn in die Stadt, um in dem Hauſe des Kanonikus als deſſen Wärter und Diener einzutreten. Sie hofften, daß der gemeine Bauerknecht durch ſeine dummen Streiche und Plumpheiten, ſo wie durch ſeine ſchlechten Gewohnheiten gewiß nichts recht machen würde, und den Zorn und Unwillen des Oheims dadurch in einem ſolchen Grade erregen müſſe, daß er ihn aus dem Teſtamente entfernte. Dieſer Weg ſchien ihnen der beſte, um ſich des dritten Theiles der Erbſchaft zu verſichern. Wir wollen ſehen, ob ihnen dieſes gelungen.

4.

So lebte nun der arme Schafhirte ſchon mehre Wochen im Hauſe des Kanonikus, ſeines Oheims. Franz, ſo hieß er, war mit Allem zufrieden, und fühlte ſich glücklich in ſeinem neuen Stande. Er war klug genug, einzuſehen, daß es ihm mehr Vortheil bringen würde, einen geiſtlichen Herrn, als eine Heerde Schafe zu hüten, und da fand er es denn gar nicht unangemeſſen, ſelbſt die Rolle des Hundes zu übernehmen, und er war nicht nur Wärter und Hüter, ſondern Knecht und Stab des Greiſes.

Mit einer rührenden Aufmerkſamkeit ermangelte er nie, wenn der Alte nieſ'te, ſein „Zur Geſundheit!“ zu ſagen; huſtete der Alte, ſo blieb nie ſein „Gott behüte Euch noch lange, Herr Oheim!“ aus; kurz, der Kanonikus mochte ſich räuſpern oder irgend ein Geräuſch machen, ſo ſpitzte Franz die Ohren, murmelte einen wohlgemeinten Wunſch und ſprang hinzu, um ſeine Hülfeleiſtung anzubringen. Dann mußte er auch zu hundert Malen hinaus, um nach dem Wetter zu ſehen; bald ſuchte er die Katze, und wenn er ſich müde mit ihr herumgejagt und ſie eingefangen hatte, ließ er ſich von ihr willig zerkratzen, um ſie wieder auf ihr gewohntes Polſter zurückzutragen. Stundenlang blieb er dann wieder ſtumm, zuhorchend; dann ſprechend und den alten Kanonikus mit der Sorgfalt einer Amme reinigend, waſchend und ankleidend. Hierbei bewunderte er ihn dann, als wäre er der ſchönſte Kanonikus der Welt. Er erſchöpfte ſich in Lobſprüchen über ihn, und that dies Alles mit ſo vielem Freimuth und aus ſo gutem Herzen, daß Jedermann ſeine Freude daran haben mußte, der den guten Burſchen bei ſeinem Thun und Handeln beobachten konnte.

Der Alte war jedoch meiſt unzufrieden mit ihm. Wenn er ihn ſchon ſeines geringen Standes wegen gern verläugnet hätte, ſo war es mehr noch ſein gutmüthiges

Weſen, das auf ihn eine unangenehme Wirkung hervorbrachte, weil er es der Heuchelei zuſchrieb, die dadurch von der Erbſchaft mehr zu erlangen hoffte, als die Andern. Er behandelte daher den armen Franz hart und zurückſtoßend. Alle Augenblicke ſchrie er: „Franz, thu dies, Franz, thu das!“ und der gute Burſche mußte ſich wie ein Kreiſel drehen, wenn er allen Befehlen nachkommen wollte. Dies mochte ihm jedoch noch ſo gut gelingen, ſo ſchimpfte der Kanonikus dennoch auf ihn und ſagte zu ſeinen andern beiden Neffen: „Dieſer verwünſchte Junge iſt ein Nagel zu meinem Sarg. Er iſt zu dick, zu ungeſchickt und zu einfältig!“

Franz, der dieſes Alles anhören mußte, wurde gar nicht böſe darüber. Mit großen Augen ſah er den ſchmählenden Oheim gutmüthig an und dachte bei ſich ſelbſt: wenn ich's doch nur dieſem lieben, guten alten Herrn recht machen könnte; er iſt ja der Bruder meiner leiblichen Mutter und ich habe ihn ſchon deshalb ſo lieb! Eben ſo ruhig hörte er die Schimpfreden an, die ſeine beiden Vettern, der Kapitän und der Advocat, übermäßig ergoſſen, wenn der Oheim von den Fehlern ſeines Dieners ſprach. Ach, dachte er bei ſich ſelbſt, ſie haben wohl recht, ich bin in der That zu plump und zu dick; wenn ich nur abmagern könnte, ich würde gewiß behender und geſchickter werden!

Um dies zu erreichen, legte ſich der ehrliche Franz ein freiwilliges Faſten auf; allein dies wollte nicht anſchlagen. Seine Schultern blieben breit, ſeine Glieder ſtark, ſeine Backen ſtrotzten von Blut und Geſundheit, ſeine Statur blieb unterſetzt, und er mochte ſeiner Nahrung noch ſo viel abbrechen, ſo ſah er immer einem Silen ähnlicher, als einem Zephir. Das bäuriſch-geſunde Weſen, das die Natur ihm ſeit der Geburt aufgedrückt hatte, ließ ſich nicht verwiſchen, und er blieb, wie er war, zu ſeinem großen Schmerze, dem alten Kanonikus aber zu noch größerem Verdruſſe.

Es war übrigens ein ſeltſamer Mann, dieſer alte Kanonikus. So ſehr er auch ſeine Unzufriedenheit mit Franz an den Tag legte, ſo hatte er doch wieder Augenblicke, wo er ein ganz Anderer war. Man hätte glauben ſollen, daß zwei ganz verſchiedene Menſchen in dieſem alten hinfälligen Körper wohnten, von denen der eine ſchlief, ſobald der andere wachte. Das trübſelige, grämliche Geſicht des neunzigjährigen Greiſes belebte ſich dann auf wunderbare Weiſe. Die ſchläfrigen Augen ſprühten einen unheimlichen Glanz, die ſpitze, eingeſunkene Naſe hob ſich wieder empor, die läſtigen Falten um den Mund machten einem ſarkaſtiſchen Lächeln Platz, und die Zunge, die außer einigen Schimpfworten faſt nichts mehr vorbrachte, wurde geſprächig und brachte Schnurren und Schwänke vor, die im Innern des alten Kopfes plötzlich zu erwachen ſchienen. In ſolchen Momenten, die von Zeit zu Zeit wieder kehrten, war auch das Benehmen des Kanonikus gegen ſeinen ehrlichen Bedienten ein ganz anderes. Eine gewiſſe Art von Zuneigung wurde dann bemerklich, die ein größeres Vertrauen in dem Gemüthe des jungen Menſchen erzeugen zu wollen ſchien, da das gewöhnliche Benehmen allerdings nicht im Stande war, jene Scheu zu beſiegen, die der Neffe vor dem Onkel, der Knecht vor dem Herrn, der arme ſchlichte Bauernſohn vor dem vornehmen geiſtlichen Herrn ohnedies hatte. War nun ein ſolcher Augenblick gekommen, wo der Alte ſeine Gewohnheiten ablegte, um ein anderer zu ſeyn, dann bemühte ſich auch Franz, ſich durch treuherzige Fragen und Antworten ihm zu nähern und auch ſo ſich zu beſtreben, ſeine Zufriedenheit zu erringen.

Es war ſeltſam, auf welche Gegenſtände manchmal der Kanonikus zu ſprechen kam, wenn er eben ein Anderer wurde.

Eines Abends, als es bereits dunkel geworden war, verlangte der Alte in ſeine Hauscapelle geführt zu werden, um dort eine ſtille Andacht zu verrichten. Er hatte faſt den ganzen Tag matt und ſchläfrig auf ſeinem großen Lehnſtuhle am Kamine geſeſſen und manchmal mit geſchloſſenen Augen den Zweifel erregt, ob er noch lebe oder bereits todt ſey. Um ſo auffallender mußte es ſeyn, daß er plötzlich bei ſo ſpäter Zeit ſich erhob, um ſeine Andacht zu verrichten. Franz, zu Allem dienſtwillig, lieh Arm und Schulter dem Alten zur Stütze, und Beide verließen das Gemach. In der Kapelle, nachdem der Kanonikus niedergekniet war, befahl er Franz, ihn allein zu laſſen und ihn erſt dann abzuholen, wenn er den Ton eines Glöckchens vernehmen würde, das er zu dieſem Behufe in der Taſche ſeines weiten Chorrocks zu tragen pflegte.

Franz kehrte wohlgemuth in das Wohnzimmer zurück, um Verſchiedenes in Ordnung zu bringen. Er warf friſche Scheite in den Kamin, lupfte das weiche Polſter des Seſſels, rückte dieſen näher zum Feuer, wiſchte den Staub von den Möbeln und war noch mit Allerlei beſchäftigt, im Herzen froh darüber, daß es mit dem alten Herrn ſo gut beſtellt ſey, als dieſer plötzlich ungeführt, auf eigene Kraft vertrauend, in's Zimmer trat. Franz fiel der Kehrbeſen aus der Hand; ſollte das kurze Gebet dem hinfälligen Greiſe dieſe Kraft verliehen haben? Er, der noch vor Kurzem ſo matt einherſchlich und ſich ſo ſchwer auf Franzens Arm lehnte, als wollte er bei jedem Schritte in die Erde ſinken, trat jetzt zur Thüre herein, als hätte ihn der allein zurückgelegte Weg nicht im Geringſten ermüdet. Franz eilte ihm entgegen und fühlt, wie er ihm den Arm reicht, den ſanften Druck des guten Oheims, der ihn liebevoll dabei anblickt. Aha, denkt Franz bei ſich, jetzt hat er wieder einmal ſeine gute Stunde, der gute Alte! das Gebet übt doch wunderbare Kraft auf den Frommen.

Nachdem der Kanonikus wieder in ſeinem Lehnſtuhle ſaß, hoben die ſarkaſtiſchen Schlänglein um ſeinen Mund zu ſpielen an, und die Augen des alten Mannes blitzten ſchalkhaft darein.

„Komm her, Franz," fing er endlich an, „ſetze dich zu mir auf dieſen Schemel — rücke ihn näher zu mir her — ſo, mein Sohn! Es iſt wahr, daß ich oft ungerecht gegen dich bin. Du biſt ein frommer, guter Menſch, aber mein Alter und meine Schwächen ſind Schuld daran, daß ich dich nicht jetzt ſchon nach Gebühr belohne. Dein Lohn ſoll dir aber dennoch nicht entgehen. Iſt es nicht hienieden, ſo iſt es jenſeits. Du glaubſt doch an Lohn und Strafe? Sprich, lieber Sohn, was hältſt du von dem Teufel? Du glaubſt doch an den Teufel?"

Franz, der bis jetzt ganz verwundert über die große Vertraulichkeit da geſeſſen hatte und mit immer ſteigender Beklommenheit der ſeltſamen Rede des alten Kanonikus gefolgt war, hatte nun die Augen weit aufgeriſſen, und richtete ſie mit halb offenem Munde auf ſeinen Oheim. Wer ihn ſah, durfte nicht daran zweifeln, daß die Frage ihn in Verlegenheit ſetzte, aber auch zugleich, daß er nicht zu denen gehörte, die durch ein liſtiges, feines Ausweichen eine ſolche Frage zu erledigen verſtanden.

Der Kanonikus fing nun an, viel von der Macht des Teufels zu erzählen, und welche Qualen und Martern Gott für die Verdammten bereit hielte, und wie es daher gut ſey, ſich mit dem Teufel bei Zeiten abzufinden, gleichſam ſeine Bekanntſchaft zu machen, um ſpäter dann beſſer fertig mit ihm zu werden. Der Alte ſprach dabei von ſeinen Erfahrungen, und daß er darüber jüngern, wahrhaft demüthigen Seelen manche gute Lehre zu geben wiſſe. Er fragte Franz vertraulich, ob er ſchon darüber nachgedacht, und was er davon halte.

Was früher bloße Verwunderung geweſen, ſteigerte ſich jetzt zu immer größerem Staunen, und wandelte ſich zuletzt zu einer Art von Beängſtigung um, die dem armen Franz faſt den Athem verſetzte. Dieſes Steckenpferd hatte er den Kanonikus noch niemals tummeln ſehen. Es gefiel ihm auch nicht, und er hätte den Alten lieber von allerei ſinnlichen Genüſſen, wie ſonſt wohl ſchwatzen hören mögen, von guten Faſtenſchmäuſen, von Mönchspoſſen, wie ſie in verſchiedenen Klöſtern paſſirt waren, auch wohl von kleinen Jugendverirrungen des alten heiligen Mannes, deren holde Erwähnung ihm wahrlich nicht übel anſtand.

„Nein, Herr Oheim, Sie mögen ſagen, was Sie wollen," ſprach endlich Franz, ſich ein Herz nehmend, „ich glaube an alle dieſe Teufeleien nicht."

„Und das ſagſt Du mir?" brachte der Kanonikus nicht ohne anſcheinendes Entſetzen vor." Biſt Du ein Chriſt, Junge, oder biſt Du keiner?"

„Ei ja, ein Chriſt bin ich wohl, Herr Oheim," antwortete Franz.

„Nun wohl, Burſche, haſt du nicht gelernt, daß es ein Paradies für die Guten gebe, und iſt nun nicht die natürliche Folge, daß es eine Hölle für die Schlechten geben müſſe?"

„Meinetwegen, Herr Kanonikus, der Teufel aber iſt einmal zu nichts nütze, und weshalb ſollte er denn nun da ſeyn? Wenn Sie Jemand um ſich hätten, der Ihnen in ihrem ſchönen Hauſe Alles in Unordnung brächte, Alles verkehrt machte und Ihnen jeden Poſſen ſpielte, würden Sie ihn da nicht zur Thür hinauswerfen?"

„Unter Umſtänden, Franz, unter Umſtänden," verſetzte der Kanonikus mit feinem Lächeln.

„Nun, ſehen Sie wohl, Herr Oheim," ſagte Franz weiter, wäre es da nicht recht dumm vom lieben Gott, in dieſer ſeiner Welt, die er ſo wunderbar eingerichtet hat, einen ſolchen verwünſchten Teufel hauſen zu laſſen, dem es immer nur darum zu thun iſt, ihm Alles zu verderben? Mein Seel, wenn es einen guten Gott gibt, ſo kann es keinen Teufel geben, darauf können Sie ſich verlaſſen. Ja, wahrhaftig, ich wollte einmal den Teufel ſehen. Ha, ich fürchte mich nicht vor ſeinen Krallen."

„Mein Sohn, wenn ich dieſen Glauben getheilt hätte, als ich ſo jung war, wie Du, ſo würde ich zehnmal jeden Tag gebeichtet haben, um nur ein Plätzchen im Himmelreich zu gewinnen. O mein guter Franz! zitterſt Du denn nicht vor der Sünde, das Daſeyn des Teufels zu läugnen?"

„Ich kümmere mich keines Hellers werths um ihn", rief Franz, und ſchnalzte mit Daumen und Zeigefinger.

„Ich wünſche von Herzen, mein lieber Sohn, daß dir nichts Schlimmes dadurch widerfahren möge," ſprach hierauf der Kanonikus.

„Schlimmes? O ganz und gar nicht," antwortete Franz. „Gott hat wohl Macht genug, mich gegen den Teufel zu beſchützen, wenn es einen geben ſollte, und um ſo gewiſſer wird er ſich meiner dann annehmen, da ich ihn für weiſer und nicht für ſo dumm halte, als Ihr und viele gelehrte und fromme Männer mit Euch, Herr Oheim."

Der alte Kanonikus ſchüttelte bedenklich den Kopf. Er hatte von dem dummen Franz andere Antworten erwartet, und mußte ſich nun geſtehen, daß er doch eigentlich ſo gar dumm nicht ſey.

Das Geſpräch, das vielleicht noch länger fortgedauert haben würde, unterbrachen nun die beiden andern Neffen, die mit großem Geräuſch in's Zimmer traten. Das gute Vernehmen zwiſchen dem Kanonikus und ſeinem Diener, das ſie ſogleich wahrnahmen, überraſchte ſie unangenehm; ſchon die vertrauensvolle Stellung am Kamine wollte ihnen nicht gefallen. Sie glaubten nun, mit Gewißheit annehmen zu können, daß der Alte Franz nicht im Geringſten haßte, und daß ſein Aerger über ihn nur Verſtellung geweſen war, um ihnen ſeine Zuneigung zu jenem zu verbergen. Der alte Kanonikus hatte aber plötzlich das frühere Geſpräch abgebrochen und weil er nun einmal im Zuge zu ſprechen war, allerlei Schwänke vorzubringen begonnen, über die er ſelbſt ſo herzlich lachte, daß ihm der Bauch wackelte, ohne dabei vom geringſten Huſten geplagt zu werden, was die Anweſenden mit großer Verwunderung erfüllte. Die argwöhniſchen Neffen, als ſie den Kanonikus bei ſo guter Laune und ſo kräftig ſahen, gedachten, ihm bei dieſer ſchicklichen Gelegenheit einmal auf den Zahn zu fühlen.

„Wenn Sie jetzt Ihr Teſtament machen ſollten,“ fing der Kapitän an, „wem würden Sie wohl Haus und Garten hinterlaſſen?“

„Wem anders, als Franz“, erwiderte der Alte mit heiterer Miene.

„Und die Meierei vor dem Thore?“

„Ei, Franz, das verſteht ſich.“

„Aber das große Gut bei Lyk, wer ſoll denn das bekommen.“

„Niemand als mein guter Franz.“

„Ei zum Henker!“ rief hier der Kapitän mit ſeiner rauhen Stimme, während der bleiche Advokat ſich auf die Lippen biß, ſo ſoll uns denn dieſer Franz Alles vor der Naſe wegſchnappen?“

„Mit Nichten“, ſagte hierauf lächelnd der Kanonikus, „über mein baares Geld, meine Juwelen und was ich ſonſt noch habe, teſtire ich in Form Rechtens und vermache es demjenigen, der die andern Beiden überliſten wird. Ich ſtehe ſo nahe der Ewigkeit, daß mein Blick klarer ſieht, als der anderer Menſchen. Ich glaube, Euer Schickſal im Buche der Zukunft zu leſen.“

Bei dieſen Worten warf der Alte einen ſo ſchlauen Blick auf Franz, daß er den guten Burſchen wie die Klapperſchlange ihren Raub ſtarr machte. Das Feuer dieſes Blickes erleuchtete mit einem Mal den einfältigen Bauernjungen, der von dieſem Augenblicke an anders hörte und auch Alles beſſer verſtand. Es war mit ihm eine Verwandlung vorgegangen, gleich der einer Jungfrau am Morgen nach der Hochzeit.

Der Kapitän und der Advokat waren über dieſe Aeußerung nicht wenig bekümmert, und da ſie das Bedürfniß fühlten, ſich ſchnelle Mittheilungen zu machen, zogen ſie reſpectvolle Reverenzen und verließen das Zimmer ihres Oheims.

Als Franz mit dem alten Herrn wieder allein war, wurde dieſer immer ſtiller, ſein Haupt ſenkte ſich auf die Bruſt und er ſchien ſchlummern zu wollen. Das war natürlich; das viele Reden mußte ihn ja ermüdet haben. Die Ruhe und ſchwüle Luft im Gemache wirkte aber auch auf Franz, einſchläfernd, und da er durch das Vorhergegangene noch zutraulicher geworden war, als von Natur, ſo legte er wie ein getreuer Hund ſeinen Kopf auf das Knie des guten Oheims, ſchloß die Augen, und indem er bald an die reiche Erbſchaft, bald an den vortrefflichen Verwandten, dem er noch ein recht langes Leben wünſchte, dachte, ſchlief er ein.

Er mußte lange geſchlafen haben; das Feuer war ausgegangen, das Zimmer war kalt geworden, und der Nachtwind fuhr ſauſend durch den Schlot; die letzten Töne der Glocke, die Mitternacht verkündet hatte, ſummte vom Thurm. Ein erſtickender Geruch, gleich wie von verbranntem Schwefel, hemmte dem Schläfer den Athem. Unruhig warf er ſich hin und her, und erwachte. Erſtaunt blickte er um ſich; Alles finſter. Er tappte auf dem Stuhle herum; der Sitz war leer. Da glaubte er den leiſen Ton eines Glöckchens ſchwach zu vernehmen. Jetzt erſt kam ihm die Beſinnung wieder. Es war die Glocke des alten Kanonikus, die aus der Hauskapelle tönte. —

Schaudernd erhob er ſich, nahm eine Kerze und tappt im Finſtern durch den langen Gang, der zur Kapelle führte.

Die heiſere Stimme ſeines Oheims überhäufte ihn mit Schmähungen, als er auf die ewige Lampe losſchritt, ſie herabließ und ſeine Kerze anzündete.

„Ich läute bereits ſeit einer halben Stunde, was meine Kräfte aushalten wollen, und Du hörſt mich nicht, Schlingel, und kommſt nicht, deinen alten Oheim zu holen. Warte nur, Du ſollſt gewiß nichts von der Erbſchaft haben!“

„Aber Herr Kanonikus, wie reime ich denn das zuſammen,“ wollte Franz ihn fragen.

Der Alte aber fuhr fort: „Ich muß im Beten wohl eingeſchlafen ſeyn. Halt's Maul und bringe mich geſchwind zu Bette, denn hier ſterbe ich vor Kälte.“

Und ſomit ſchwankten Beide durch den Gang nach dem Schlafzimmer zurück.

„Es iſt doch ein wunderlicher Alter,“ murmelte Franz vor ſich hin. „Wie mag er nur wieder allein in die Kapelle gekommen ſeyn?

5.

Nachdem der Schäfer ſeinen alten Oheim zu Bette gebracht und wohl zugedeckt hatte, ging er wieder in das Nebenzimmer, um Alles in Ordnung zu ſtellen, damit der Kanonikus am andern Morgen keine Urſache zum Schelten haben möchte. Er konnte nicht ſchlafen; ſey es, daß er nach dem Weggehen ſeiner beiden Vettern lange geſchlafen hatte, oder war es die ſeltſame Aufregung, in die ihn der Vorfall mit dem Kanonikus verſetzt hatte, er kleidete ſich nicht aus, öffnete ein Fenſter und blickte hinunter auf den Platz vor der Domkirche, an dem das Haus des Kanonikus gelegen war.

Auf dem Platz war Alles ſtill und ruhig; Thüren und Fenſtern der Häuſer waren geſchloſſen, und nur das Knarren der Wetterfahnen machte ſich vernehmlich. Dieſe Ruhe wirkte bald auf des Schäfers Gemüth ein. Sein Blick erhellte ſich gleichſam im Dunkeln, und er ſah Manches wie in weiter Ferne ſchimmern, was die Zukunft noch verbarg. Der alte Volksglaube erkennt den Schäfern bekanntlich die Gabe des Ahnens und Vorausſehens zu, und viele Beiſpiele ſind da, die uns nöthigen, dem alten Glauben wenigſtens nicht offen entgegenzutreten.

Näherkommende Schritte ſtörten endlich des Schäfers Betrachtungen. Seine Aufmerkſamkeit wurde plötzlich von dieſen ab nach einer andern Seite hingelenkt.

Er blickte ſchärfer, als er um eine Ecke des Platzes zwei Männergeſtalten kommen ſah, die ihm bekannt ſchienen. Als ſie ſich freier aus dem Schatten entwickelten, blieb ihm weder der Höcker des einen, noch die Magerkeit des andern verborgen, und er wußte nun beſtimmt, wer ſie waren. Betroffen zog er ſich zurück, um nicht von ihnen bemerkt zu werden; doch blieb er ſo geſtellt, ſie zu belauſchen. Es ſchien ihm kein Zweifel, von wo ſie herkamen, denn ſeine beiden ſtolzen Vettern, die ihn gerade für nichts betrachteten, hatten oft in ſeiner Gegenwart von ihren geheimen Abenteuern verhandelt, und ſo wußte er denn auch, daß ſie beide ihre Liebchen hatten; der eine die Frau eines wackern Goldſchmieds, der andere ein vornehmes Dämchen, die nach Laune ihre Gunſt verſchenkte.

Sie gingen Beide unter dem nahe liegenden Säulenportale der Kirche auf und ab, und — keinen Lauſcher befürchtend — ſprachen ſie mit lauter Stimme.

„Was denkſt du nun aber mit Franz anzufangen?“ ſagte Storchbein zu Krummbuckel.

„Was ich denke? was ich denke?“ brummte dieſer, indem er ſich den Schnurrbart ſtrich — „bei meinen Wonzen! — bekanntlich nennen Polen und Litthauer ſo ihren Schnurrbart — „bei meinen Wonzen! ich will ihm den Kopf vor die Füße legen, und er mag dann ſehen, wie er ihn ſich wieder aufſetzt.“

„Nichts da,“ fiel ihm Storchbein in die Rede; „deine Art iſt zu bekannt; man würde gleich ſagen, das war der Arm des tapfern Kapitän Sembrowski. Darum höre meinen Plan. Wir wollen ihn zu einem guten Mahle laden, und dann, nachdem wir ihm weidlich zugetrunken haben, uns betrunken ſtellen und allerlei luſtige Streiche mit ihm vollführen. Dann wollen wir auch das Spiel an die Reihe bringen, das in Warſchau bei Hofe jetzt Mode iſt. Man ſteigt in einen Sack und dann gilt's, wer ſchneller als der andere laufen kann. Haben wir ihn dann einmal gutwillig im Sack, ſo binden wir ihn zu und werfen ihn in die Narew; hier mag er ſehen, wie er ſchwimmen kann."

„Dieſer Plan will reiflich überlegt ſeyn," brummte der Kapitän vor ſich hin.

„Oh, er iſt reif und wohl überlegt," verſetzte der Advokat. „Iſt der Vetter nur erſt beim Teufel, ſo gehört die ganze Erbſchaft uns Beiden, das iſt doch klar."

„Was mich betrifft," ſprach hierauf der Raufbold, „ſo bin ich jedenfalls dabei, und dir in Allem zu Dienſten. Allein nöthig iſt es jedenfalls," fügte er hierauf mit ſchielendem, mißtrauiſchem Blicke hinzu, „daß wir fortan unzertrennlich bei einander bleiben, gleich zwei Beinen deſſelben Körpers; denn wenn du fein biſt wie Seide, ſo bin ich hart wie Stahl; Liſt und Kraft! eine Klinge iſt doch wohl noch ſo viel werth, als eine Falle! das merke dir, Herr Bruder."

„Nun ja!" ſprach der Advokat mit verſtändigem Lächeln, „die Sache iſt ja unter uns abgemacht, und es kommt nur jetzt darauf an, ob er ſich in der Falle fängt oder ob ihn das Schwert fällt.“

„Beim heiligen Leib Gottes! das Ganze iſt nicht werth, viel Worte darum zu verlieren. Wer iſt denn der Burſche? Wollen wir denn etwa ein geſalbtes oder geweihtes Haupt aus der Welt ſchaffen? Was iſt's, ob ein ſolcher Rüpel von Schäferknecht mehr oder weniger in der Welt herumläuft? Alſo höre mich, Bruder von der Feder! Es gilt zwanzigtauſend Zlaty von der Erbſchaft für denjenigen, der ihn aus aus dem Wege räumt. Gelingt mir's, ſo will ich ihm zurufen: Setz dir den Kopf wieder auf.“

„Ich aber will ihm zurufen: Schwimm zu, guter Freund!“ rief der Advokat, indem er dabei lachte, daß eine Fledermaus zu der Oeffnung ſeines Mundes bequem hätte hineinfliegen können.

Hierauf ſchüttelten ſich die beiden Ehrenmänner die Hand zum Abſchied, und der eine oſtwärts, der andere weſtwärts gehend, verließen ſie den Platz.

Wie erſtaunt war aber der arme Franz, als er ſo plötzlich ſein Todesurtheil hörte.

„O die Böſewichter,“ ſagte er leiſe vor ſich hin. „Da gehen ſie nun Beide vor der Kirche ſpazieren in der ſtillen Nacht, wo Alles ſo heilig iſt, ſchon durch ſich ſelbſt, und ſprechen gegen einander ihre blutigen Gedanken aus, als beteten ſie zu Gott mit feſter, erhobener Stimme.“

Er war ſo ergriffen und verwirrt, daß er nicht wußte, ob die Worte zu ihm hinaufgeſtiegen, oder ſeine Ohren zu den beiden Sprechenden hinabgeſtiegen waren.

Der alte Kanonikus regte ſich im Bette, huſtete und ſprach einige unverſtändliche Worte.

„Haben Sie vielleicht auch gehört, Herr Oheim?“ fragte Franz, indem er ſich nach dem Alten hinwandte.

„Ja, ja,“ ſprach der Alte, „ich höre das Holz im Feuer kniſtern.“

Franz eilte zum Kamin, warf friſches Reiſig hinein, daß die Flamme luſtig emporſchoß, und nachdem er das Fenſter geſchloſſen, legte er ſich zu den Füßen des Bettes, in dem der Alte ſchlief, auf eine wollene Decke nieder. Dies war ſein gewöhnliches Lager; ein Hund in einem vornehmen Hauſe ſchläft gewöhnlich beſſer; aber ein polniſcher Diener iſt eben nichts anders gewöhnt.

Daß Franz nicht ſchlafen konnte, darf wohl nicht erſt berichtet werden; die Gedanken an die Gefahr, die ihn bedrohte, ſo wie die Plane, ihr zu begegnen, beſchäftigten ihn zu ſehr.

Am folgenden Morgen, als er ſeinem Oheim im Bette den Kräuterthee reichte, war er noch unentſchloſſen, ob er ihm das Gehörte mittheilen ſollte oder nicht. Der Alte war grämlicher, wie gewöhnlich, und er zögerte daher aus Furcht, ihn zu erbittern, wenn er ihm von den beiden Vettern ſo Schlimmes berichten würde. So verging der Tag, und Franz erlangte nicht den Muth, ſein Herz zu erleichtern. Nachmittags hatte er eine Botſchaft zu beſorgen, von der er erſt im Zwielicht nach

Hauſe kam. Er fand den Alten auf ſeinem gewöhnlichen Sitze am Kamine, ihm freundlich entgegen rufend: er möge Feuer machen.

Franz, der ſchon aus dem kräftigen Tone vernahm, daß der Kanonikus wieder einmal ſeine gute Stunde habe, eilte, dem Befehle nachzukommen, und nachdem das Feuer loderte und die Kerzen brannten, ſah er denn auch gar bald, daß er ſich nicht getäuſcht hatte. Der Oheim war geſprächig wie ſelten; allein Franz konnte dennoch kein Herz faſſen, ſein Geheimniß zu offenbaren, ſo ſehr fürchtete er, die gute Laune des Alten dadurch zu verſcheuchen. So oft er auch anfangen wollte, eben ſo oft erſtickte ihm das Wort auf der Zunge.

„Ei," dachte er bei ſich ſelbſt, „ich vollführ's, ſo gut ich kann, wozu braucht er's denn zu wiſſen? Ich helfe mir ſchon aus meinen Nöthen ſelbſt, und hätte mich der Himmel durch ihre Schelmenhände untergehen laſſen wollen, ſo würde er mich ſie nicht haben belauſchen laſſen."

Obgleich er kein lautes Wort geſprochen, ſo war es doch, als ob der Kanonikus Alles verſtanden, ſo zufrieden lächelte er darein und ſo zuſtimmend ſchüttelte er mit dem alten Kopfe.

Franz hatte dies kaum bemerkt, als er ſich ihm vertraulich näherte und mit Beziehung auf ihre früheren Geſpräche ihm herzhaft die Worte ſagte: „Wenn ich auch nicht an den Teufel glaube, Herr Kanonikus, ſo glaube ich doch an St. Franziſkus, meinen heiligen Schutzpatron, und dem folge ich, wohin er mich ruft...“

„Thue das, mein Sohn, aber ſey auf deiner Hut,“ entgegnete der Kanonikus; „nicht blos die Spitzbuben von Handwerk ſind zu fürchten — nein! es gibt gefährlichere. Ich glaube einen Säbel klirren und Waſſer fließen zu hören. Gib Acht, mein Sohn, daß du nicht naß wirſt und nicht den Kopf verlierſt.“

Dieſe Worte machten den Schäfer ſtutzig. Wußte der Alte nicht ſchon Alles, ohne daß er es ihm geſagt hatte? Die Hochachtung vor dem heiligen Mann machte der Bewunderung Platz. Er wäre gern vor ihm niedergeſunken, aber er begnügte ſich damit vorläufig, ihn recht genau anzuſehen, mit einem Blicke, in dem ſich nach ſeiner Meinung alle ſeine Liebe und Verehrung concentriren ſollte.

Da ſaß der Alte, ein faſt hundertjähriger Greis, ſo gar nicht zuſammengefallen da, mit heiterer Miene und lebhaftem Auge. Wie aber Franz ſeine Blicke jetzt auf die Füße ſeines Oheims lenkte, ſo fand er ſie ſonderbar gekrümmt, und bemerkte, daß ſie nicht ordentlich Platz in den Pantoffeln zu haben ſchienen. Er dachte bei ſich ſelbſt, daß dem alten Oheim die Nägel bedeutend gewachſen ſeyn müßten und nahm ſich vor, ſie ihm andern Tages zu beſchneiden. Dieſer aber, der faſt alle Gedanken ſeines Dieners zu errathen ſchien, reichte ihm freundlich die Hand zum Kuſſe hin und wiederholte die Worte: „So gehe doch, mein Sohn, aber mit Vorſicht, das rath' ich dir."

Da fiel es dem Schäfer wieder ein, welche Gefahr ihm drohe, und daß er ſie von ſich abwenden müſſe, und bei ſich überlegend, daß er nach abgethaner Sache ja noch Zeit genug haben würde, den alten Kanonikus zu bewundern und ihm die Nägel an den Füßen zu putzen, ſo machte er ſich flugs auf den Weg, und ſo heitern Muthes, als ging er zum Tanze oder einer andern Vergnüglichkeit nach.

Was ihm zu Statten kam, war, daß ſeine beiden Vettern bei ihren Geſprächen unter ſich niemals von ihm die kleinſte Notiz genommen hatten und mithin ihre geheimſten Gedanken, ſo wie ihre nächtlichen Gänge und Abenteuer ihm bekannt waren. So erinnerte er ſich, daß manchen Abend, um den Kanonikus, der ſich gerade in ſeiner guten Laune befand, zu unterhalten, der Advokat erzählt hatte, wie er die Frau des Goldſchmieds courtoiſirte und ihrem Manne im Feuer vergoldete feinciſelirte Hörner aufſetzte, wie jener ſie mit aller Kunſt nicht zu machen im Stande war. Nach ſeiner Erzählung war das hübſche Weibchen wie ein Schneckchen rund und fett, und gar nicht ſcheu in kritiſchen Fällen. Sie ließ ſich noch eine Umarmung gefallen, wenn ihr Mann ſchon die Treppe hinanſtieg, und war nie verlegen, wenn es galt, ihm eine Naſe zu drehen. Dabei war ihr Ausſehen ſo züchtig und ſittſam, als wenn ſie kein Waſſer trübte, und ſie that auch ihrem Gatten in Allem Genüge, der ſie unendlich liebte. Fein war ſie, wie der Duft von Reſeda, und ſeit den fünf Jahren, die ſie verheirathet war, wußte ſie ihr Treiben ſo ſchön den Augen der Welt zu verbergen, daß ſie überall für die Ehrbarſte galt, und neben dem Vertrauen des Goldſchmieds, ihres Mannes, auch die Schlüſſel des Hauſes wie der Geldkaſſe, kurz Alles hatte.

Wenn dann der alte Oheim in ſeiner guten Stunde war, ſo pflegte er wohl zu lächeln und mit einer ſichtbaren Lüſternheit zu fragen: „Wie oft, mein Söhnchen, beſucht Ihr Euer Schätzchen?“

„Alle Abend,“ war die Antwort.

„Wie macht Ihr's denn aber, wenn Euch der Goldſchmied überraſcht?“ fragte der Alte dann wieder, als wenn er ſich wohlgefällig ſeiner eigenen Jugend dabei erinnerte.

„Das will ich Ihnen ſagen,“ erwiderte der Neffe. „In der Nebenkammer ſteht ein großer Schrank, in dem ich mich verberge. Kommt dann der gute Goldſchmied nach Hauſe von ſeinem Gevatter, dem Pfefferkuchenbäcker, deſſen Frau er beſucht, in gleicher Abſicht, wie ich die ſeinige, ſo ſtellt ſich meine Geliebte krank und läßt ihn allein zu Bette gehen; ſie aber geht zum Schranke, um etwas darin zu ſuchen, was ihr Uebel heben könne; denn ſie hat dort ihre kleine Hausapotheke, wie ſie ſagt. Andern Tages, wenn mein Goldſchmied in der Werkſtatt iſt, mache ich mich aus dem Staube, und da das Haus zwei Ausgänge hat, einen nach der Brücke, den andern nach der Straße, ſo wähle ich natürlich den, wo der Mann nicht iſt. Sieht er mich zufällig, ſo ſpreche ich mit ihm von ſeinen Proceſſen, die ich alle ſo trefflich führe, daß ſie ſo bald nicht endigen ſollen. Er liebt mich ſehr, wie eigentlich jeder Hahnrey denjenigen lieben ſoll, der ihm ſeinen Garten bebauen hilft. Er iſt gern um mich, und ohne mich zu fragen unternimmt er nichts.“

Solche ſaubere Geſtändniſſe hatte nun der gute Schäfer oft mit angehört, die ihm bei ſeinem natürlichen Sinn und ſeiner wackern Gemüthsart eine rechte Abneigung gegen ſeine Vettern einflößten.

„Wie iſt es möglich,“ dachte er, „daß Menſchen ſo das göttliche Gebot überſchreiten können. Iſt es nicht deutlich ausgeſprochen: Du ſollſt nicht begehren nach deines Nächſten Weib? Und gibt es denn nicht genug Weiblein in der Welt, daß jeder ſich eins wählen kann nach ſeinem Gefallen, ohne mit ſo Unerlaubtem ſein Gewiſſen zu beladen?“

Jetzt kamen ihm alle dieſe Dinge wieder in das Gedächtniß; die Gefahr, in der er ſich befand, ſchien ihn wunderbar erleuchtet zu haben, und von dem natürlichen Gefühl der Selbſterhaltung geleitet, das ſogar in dem unvernünftigſten Thiere lebt, ging er gerades Weges fort, um eine ſchnelle Entſcheidung herbeizuführen, und dieſe dann mit Liſt oder Gewalt zu ſeinem Vortheil zu lenken.

6.

Er hatte bald die Gaſſe erreicht, wo der Pfefferküchler wohnte. Der Goldſchmied — das wußte er — ſaß hier bei ſeiner lieben Gevatterin luſtig und guter Dinge im Erdgeſchoſſe neben dem Laden. Das kleine Stübchen war mit Abſicht gewählt, um jeden Verdacht der Sträflichkeit dieſes Beiſammenſeyns von dem Manne zu entfernen.

Der Schäfer horchte an der Thür, guckte durch den Laden, und nachdem er Licht geſehen und Stimmen vernommen hatte, klopfte er ziemlich heftig an. Die Störung erſchreckte das Pärchen nicht wenig. Endlich aber faßte ſich die Frau, öffnete ein kleines Gitterfenſter und fragte: was das Begehr ſey?

Als ſie die unbekannte Stimme hörte, und ſo viel es die Dunkelheit zuließ, den ihr gänzlich fremden Menſchen erblickte, machte ſie die Hausthür auf, um ihn einzulaſſen. Franz, der einen ſchönen Mantel aus dem Kleidervorrath ſeines Oheims umgeworfen hatte, ſah ſtattlich genug aus, um für einen Boten des höchſten Gerichts gelten zu können, für den er ſich ausgab. Unter dieſem Vorwande hieß er den Goldſchmied vom Tiſche aufſtehen, wo er ſich's eben recht wohl ſeyn ließ, und führte ihn in einen Winkel, um heimlich mit ihm zu ſprechen.

„Würdet Ihr nicht, mein lieber Meiſter," fing er an, um ſogleich das Ding beim rechten Ende zu faſſen, „würdet Ihr nicht einen ſchlechten Kerl von Nachbar, der ſich unterfängt, Euch ein Gebüſch auf die Stirne pflanzen zu wollen, gehörig zu bedienen wiſſen?“

„Wer ſeyd Ihr,“ fragte der Goldſchmied ganz verdutzt, „der Ihr Euch unterfangt, meinem rechtlichen Weibe ſo etwas nachzuſagen?“

„Sagt mir vorerſt,“ drängte nun noch einmal unſer Schäfer den Goldſchmied, „was Ihr thun würdet, wenn man Euch den Burſchen an Händen und Füßen gebunden überlieferte?“

Der Goldſchmied ward durch dies zuverſichtliche Drängen denn doch ziemlich in die Enge getrieben.

„Ich würde — ich würde —“ ſtotterte er.

„Gebt Ihr mir Euer Wort, daß Ihr ihn in’s Waſſer werfen ließet?“ fragte Franz ſchnell.

„Zum mindeſten,“ rief der Goldſchmied, und wurde dabei roth vor Zorn. „Ja, ich würde ihn in’s Waſſer werfen laſſen. Aber der, der ſich unterſtand, mich mit einem ungegründeten Verdacht zu äffen, oder meiner gar zu ſpotten, dürfte gewiß überzeugt ſeyn, kein geſundes Glied davon zu tragen.“

„Schon gut, ſchon gut, mein lieber Herr,“ ſprach Franz beſänftigend. „Ich bin Euer Freund ſchon lange, ohne daß Ihr mich kennt; drum hört mich an. So oft Ihr hieher kommt, um Euch die Pfefferkuchen Eures Gevatters gut ſchmecken zu laſſen, eben ſo oft ſchleicht der Advokat Storchbein zu Eurem Weibe. Wollt Ihr mir zur Stunde folgen, ſo wette ich mit Euch, daß Ihr in Eurer Schmiede wackeres Feuer finden ſollt. Das thut aber nichts; hört mich weiter! Bei Eurem Erſcheinen wird Euer Stellvertreter ſich wie gewöhnlich in den großen Schrank flüchten, wo Eure Frau neben vielen andern Dingen auch ihre Hausapotheke zu verwahren pflegt. Nun mußt Ihr aber ſprechen, daß Ihr im Weinhauſe, das Ihr beſucht, einen Fremden angetroffen habt, der Euch den Schrank abgekauft, und der auf der Brücke hinter Eurem Hauſe mit einem Karren hält, um ihn aufzuladen.“

Der Goldſchmied warf einen flüchtigen Blick auf den Boten, und ohne ein Wort zu ſagen — denn was hätte er wohl hierauf noch erwidern können? — nahm er Hut und Stock, ſagte ſeiner Freundin Lebewohl — die ganz erſtaunt über den ſchnellen Aufbruch war, da ſie die Sache ziemlich leiſe verhandelt hatten, und rannte ſo wild nach ſeinem Loche, gleich wie eine Ratte, die Arſenik im Leibe hat.

Bald ſteht er vor ſeinem Hauſe; er klopft, man öffnet, er tritt in die Thür und ſtürzt die Treppe hinauf. Auf dem Tiſche, der noch gedeckt iſt, bemerkt er, daß zwei Perſonen gegeſſen haben. Zugleich vernimmt er, wie man den Schrank im Nebenzimmer zuſchließt; zugleich tritt ſeine Frau in das Zimmer.

„Du haſt ja für zwei gedeckt, mein Kind,“ fragte der Goldſchmied mit unterdrücktem Grimme.

„Nun ja, lieber Mann, weil ich dich erwartete; ſind wir nicht zwei?“

„Nein," entgegnete er barſch, „wir ſind drei."

„So kommt vielleicht noch ſo ſpät dein Gevatter nach," ſagte ſie mit einem Tone der vollkommenſten Unſchuld, indem ſie das Licht ergriff, um die Treppe hinabzuleuchten.

„Nun ja, ich ſpreche von dem Gevatter, aber nicht von dem, der da kommen ſoll, ſondern von dem, der ſchon da iſt — dem im Schranke drinnen."

„In welchem Schranke?" fragte ſie, durchaus keine Verlegenheit zeigend. „Biſt du bei vollem Verſtand?" Wo ſiehſt du hier einen Schrank? Und legt man denn die Gevattern in die Schränke? Bin ich eine Frau, die ihre Schränke voll Gevattern hat? Und ſeit wann laſſen ſich's die Gevattern gefallen, in Schränken zu liegen? Kommſt du betrunken nach Hauſe, daß du deine Gevattern und deine Schränke verwirrend durch einander bringſt? Ich weiß von keinem andern Gevatter, als unſerm guten Freunde, dem Pfefferküchler, und von keinem andern Schranke, als dem alten da drinnen, wo ich meine Kamillen und meine Tropfen von den heiligen Schweſtern aus Röſſel aufbewahre."

„So ſo," ſagte etwas beruhigter der Goldſchmied, und er hoffte ſchon, daß der Fremde ihn zum Beſten gehalten hatte. „So wiſſe denn, meine liebe Frau, daß eine böſe Zunge mir zugeflüſtert hat, du hätteſt einen verbotenen Liebeshandel mit dem Advokaten Sembrowski, dem Storchbein, und — damit ich dir's nur gerade herausſage — daß er hier neben an in dem Schranke verſteckt ſey.“

„Ich ſollte das thun?“ rief die gute Frau, „ich mich mit einem ſolchen Menſchen einlaſſen, und hab' ich denn nicht Dich, und will ich denn nicht nur dich allein haben?“

„So recht, Weibchen,“ ſchmunzelte der Goldſchmied, „ich wußte es ja längſt, daß ich eine gute Frau in dir beſitze, und wir werden in Zukunft kein Wort mehr um des elenden Schrankes willen verlieren, der am Ende doch nur allein ſeiner Größe und Heimlichkeit wegen die Veranlaſſung zu dem Gerede der Leute wurde. Der mir den Floh in's Ohr ſetzte, iſt ein Kiſtler, und der ſoll mir den Schrank abkaufen; ich will ihn nicht mehr in meinem Hauſe behalten. Für das Geld ſchaffe ich dir dann zwei neue, kleine und manierliche, in denen kein Kind Platz haben ſoll. So wollen wir dem Gerede der Böſen, denen Deine Tugend ein Dorn im Auge ſeyn mag, ein Ende machen.“

„Du haſt recht,“ ſprach ſie, immer noch keine Verlegenheit zeigend, „mir liegt nichts an dem alten Kaſten. Zum Glück iſt er leer; unſer Linnen iſt in der Wäſche und die Kräuter und Arzeneien habe ich bei dieſer Gelegenheit auch ausgekramt. Morgen mit dem Früheſten kannſt du den Schrank fortſchaffen laſſen. Willſt du aber nicht eſſen?“ ſetzte ſie einſchmeichelnd ſchnell hinzu.

„Nicht doch,“ ſagte er. „Es iſt ſonderbar, aber — es wird mir beſſer ſchmecken, wenn der Schrank aus dem Hauſe iſt.“

„Das ſehe ich nun wohl," verſetzte ſie, „dieſer Unglücksſchrank wird leichter aus dem Hauſe zu bringen ſeyn, als dir aus dem Kopfe."

„Holla ho!" ſchrie jetzt der Goldſchmied ſeinen Geſellen und Lehrlingen zu, ohne auf die letzten Worte zu achten. „Kommt her und tragt mir den Schrank hinab."

In einem Augenblick waren die Leute bei der Hand, und da der Meiſter ſelbſt den gemeſſenſten Befehl gab, ſo wurde auch dieſer Liebesſchrank gar bald von ſeiner Stelle gehoben und durch das Zimmer getragen. Als er aber durch die etwas enge Thüre paſſiren ſollte, da wurde es nöthig, ihn zu ſtürzen, wobei der arme Advokat, der nicht daran gewöhnt war, auf den Kopf zu ſtehen, großes Leidweſen empfinden mußte, und einen leiſen Seufzer über den andern ausſtieß.

Die Frau konnte jetzt nur mit Mühe ihre innere Bewegung verbergen. Sie bat, daß man, um das Möbel zu ſchonen, doch etwas glimpflicher damit umgehen möchte, indem durch das Stürzen leichtlich etwas abgeſtoßen werden könnte. Der Goldſchmied aber beruhigte ſie darüber, da der Handel ja ſchon abgeſchloſſen ſey, und der Kaſten wurde in der einmal für gut befundenen Lage längs der Treppe hinabgelaſſen.

„Hoho! wo iſt der Kärrner?" ſchrie der Goldſchmied, nachdem ſie unten waren.

Franz, der ſich indeſſen bei einem Nachbarn nach einem Handkarren umgeſehen hatte, pfiff zur Antwort, und half den Geſellen beim Aufladen.

„Ach, Himmel, ſey gnädig!“ wimmerte leiſe der Advokat im Schranke.

„Meiſter, der Schrank hat geſprochen!“ rief ängſtlich einer von den Lehrlingen.

„Warum nicht gar, Eſel?“ ſchnauzte ihn der Goldſchmied an.

„Er hat wahrhaftig geſprochen, Meiſter,“ ſchrie der Lehrling wieder, indem er das Ohr an's Schlüſſelloch legte.

Ein kräftiger Rippenſtoß ſchleuderte den Jungen fort.

„Welche Sprache redet denn der Schrank?“ fragte höhniſch der Karrenmann, aber der arme Junge hatte genug, und wollte nicht weiter ſeine Sprachſtudien bei dem Schranke fortſetzen.

Die Gehülfen und Lehrlinge durften nun wieder in's Haus gehen, während der Goldſchmied dem Schäfer half, den Karren auf die Brücke zu ziehen. Obgleich wohl noch manches Wort daraus hervortönte, ſo thaten ſie doch, als ob ſie nichts von der ſeltſamen Beredſamkeit des Schrankes vernahmen, und nachdem ſie noch einige Steine dran gebunden hatten, um ihrer Sache deſto gewiſſer zu ſeyn, hoben ſie den Schrank auf das Geländer der Brücke und ſtürzten ihn hinab in den Fluß.

„Schwimm nur zu, guter Freund,“ ſchrie ihm der Schäfer mit lauter Stimme nach, ehe der Kaſten noch verſunken war, und in dem Augenblick, als er einen ſchönen Entenwurf bildete.

Nachdem die That geſchehen war, ſchüttelte der Goldſchmied dem Schäfer die Hand und wollte ſeinen Namen wiſſen. Dieſer aber hüllte ſich tiefer in ſeinen Mantel und eilte durch die Nacht davon. Große Beklemmung war über ihn gekommen. Wenn auch Nothwehr ihn dazu gezwungen, ſo hatte er doch einen Mord vollbringen helfen. Wenn auch der durch ihn Getödtete ein Böſewicht geweſen, der ihm ſelbſt nach dem Leben getrachtet hatte, ſo war er doch nicht minder eines Mordes ſchuldig geworden. Seine Ruhe, der Friede in ſeiner Bruſt würde nie wieder kehren, das fühlte er wohl. An die Folgen, die es für ihn haben könnte, dachte er nicht einmal.

Als er über die Brücke eilte, ſchien das Waſſer des Fluſſes ganz unheimlich zu rauſchen, und ein ſchmerzvolles Stöhnen daraus hervorzuſchallen; es war ihm, als ſchwämme der Schrank gleich einer Arche auf den Wellen, als erhebe ſich daraus die knochendürre Geſtalt des Advokaten Sembrowski und erhebe flehend die magern Arme zu ihm und wimmere leiſe: Rette mich, rette!

Taumelnd hatte er das Ende der Brücke und ein finſteres Gäßchen erreicht; er ſank erſchöpft auf einen Stein, um ſich zu ſammeln.

Aber bald trieb es ihn wieder empor. Noch dieſe Nacht mußte das blutige Werk ganz vollführt ſeyn, ſonſt war er verloren. Würde morgen der Advokat vermißt und ſeine Rache nur halb vollführt, ſo drohte ihm die augenſcheinlichſte Gefahr durch den Kapitän.

Eine wunderbare Erleuchtung kam über ihn, und ohne ſich darüber Rechenſchaft geben zu können, hatte ſich ein Plan in ihm geſtaltet, auch den andern Vetter noch in dieſer Nacht zu vernichten. Welche Eingebung ihm dabei half, welche Macht ihn dabei unterſtützte, er wußte es nicht; aber er dachte recht eifrig in dieſem Augenblicke an ſeinen alten guten Oheim, den er ſo freundlich am Kamine verlaſſen hatte, und meinte: er ſchien es ja gut zu heißen, und da kann es nichts Böſes ſeyn. „Trachteten ſie mir doch auch nach dem Leben, und was thue ich denn anders, als mich vertheidigen?“

Beruhigter durch dieſe Gedanken, ſchritt er in der Nacht weiter fort.

Bald hatte er eine Straße erreicht, wo er ein Haus wußte, an deſſen Thür er eiligſt klopfte.

„Macht auf im Namen des Gerichts!“ rief er.

Auf dieſe Worte hörte man im Hauſe ein langſames Scharren, wie von alten Pantoffeln, die über den Steinboden ſich herzogen, und zitternd öffnete ein alter Mann mit grauem Barte ein kleines Fenſter. Dies war Rabbi Jüdel, einer der reichſten Hebräer der Stadt, den eine ſolche nächtliche Mahnung in keinen geringen Schrecken verſetzte.

„Was iſt's? was ſoll's? was will man von mir?“ rief er in einem Athem mit bebender Stimme dem unten Stehenden zu.

„Oeffnet nur getröſt, Reb' Jüdel, und fürchtet Euch nicht,“ ſagte der Schäfer, „Ihr ſeht, ich bin allein, bringt Euern Meſchores mit herab, ſo ſeyd Ihr zu Zwei. Ihr habt nichts von mir zu fürchten. Nur ſäumet nicht, denn ich habe Euch eine Sache von größter Wichtigkeit zu vertrauen."

„Um Gottes willen! warum kommt Ihr bei Nacht?" „ſchrie Jüdel." Hat es nicht Zeit bis zum Morgen?"

„Es hat nicht Zeit bis zum Morgen," entgegnete der Schäfer, „denn nicht nur Euer Leben iſt bedroht, ſondern Euer Reichthum. Dieſe Nacht noch ſollen Euch alle Eure Schätze und Koſtbarkeiten entwandt werden."

„Reichthum, Schätze, Koſtbarkeiten! was ſprecht Ihr doch ſo dumm? Gott verzeih mir's!" waren Jüdels Worte." Ich komme nicht, ich kann nicht, da ſteckt was dahinter."

„Ja wohl ſteckt was dahinter, Jüdel! ſo hört an," nahm der Schäfer jetzt ſchnell das Wort. „Ich bin von dem Vogt geſchickt, Euch zu melden, daß man es dieſe Nacht auf einen großen Raub in Eurem Hauſe abgeſehen hat; der Vogt läßt zwar ringsum Häſcher patrouilliren; allein er will Euch doch auffordern, gute Wache zu halten und Eure Hausleute um Euch zu verſammeln. Verſeht ſie mit Waffen aus Eurer alten Rüſtkammer; man weiß ja, daß unſere Edelleute Euch die prächtigſten Damascener und ſonſtiges Gewehr zu verſchachern pflegen; auch weiß man, daß Ihr zwei ſtarke Knechte, Chriſten, in Eurem Dienſte habt, die wohl ihrem Mann ſtehen, und daß ihr ſo das koſtbare Blut Eurer Glaubensgenoſſen nicht in Gefahr zu bringen braucht. Benützt dieſe Warnung, um Euch vor Schaden zu wahren, und laſſet's Euch geſagt ſeyn. Ich aber muß auf meinen Poſten.

Der alte Jude rief noch gar Vielerlei hinab; allein Franz hörte nichts mehr davon, und eilte weiter, während jener mit klopfendem Herzen die kleinere Treppe hinabſtolperte, um ſeine Leute zu wecken.

3.

Die Dame, welche aus bizarrer Laune — denn ein anderer Grund läßt ſich faſt nicht denken — unſern Raufbold den Kapitän Krummbuckel bei nächtlicher Weile zu empfangen pflegte, bewohnte ein großes Hotel am Ende der Marktſtraße, hinter dem ſich ein weitläufiger Garten von einer nicht eben hohen Mauer umgeben, weithin erſtreckte.

Wie durch Eingebung wandte Franz ſeine Schritte nach dieſem Garten hin, und in der That wurden die Zuſammenkünfte der Beiden in einem der zahlreichen Pavillons gehalten, welche in den Boskets zerſtreut lagen.

Franz lief eine Weile längs der Mauer hin, um zu ſehen, wo ſich ihm eine ſchickliche Stelle, ſie zu überklettern, darbieten würde. Die Sache ſchien bedenklich. Er kannte die Oertlichkeit gar nicht. Es konnten Wächter, Hunde da ſeyn; er konnte auf Fallen mancherlei Art ſtoßen; ſeine Lage war ſo, daß er, ſtatt einer groſen Gefahr zu entgehen, einer andern ſo recht in die Arme laufen konnte. Allein ſein innerer Zuſtand geſtattete ihm einmal keine Ruhe. Durch das Hinwegräumen des Advokaten ſchien ihm die drohende Gefahr nur verdoppelt zu ſeyn: ſo lange der Kapitän athmete, ſtand ihm das Verderben in noch gräßlicherer Geſtalt gegenüber und noch näher als zuvor. Eine innere Stimme raunte ihm zu: Eile, eile, triff ihn gut! dann haſt du die Erbſchaft, ſonſt mordet er dich!

Während der Schäfer, getrieben von dieſer innern Angſt, noch immer den Zuſtand der Mauern unterſuchte und ſich nicht zu rathen wußte, wie er denjenigen Ort ausfindig machen ſollte, wo das verliebte Pärchen ſeine Zärtlichkeiten tauſchte, kam ihm der gütige Zufall zu Hülfe, wie es gewöhnlich der Fall iſt. An der einen Ecke des Gartens, die am untern Ende, die entfernteſte von dem Hotel, auf ein enges Gäßchen ſtößt, das von armen Leuten bewohnt wird, traf er eine Menge Menſchen in ſeltſamer Bewegung. Die meiſten von ihnen hatten das Ausſehen, als wenn ſie eben aus den Betten aufgeſtanden wären. Mit Nachtmützen und Tüchern auf dem Kopf, theils an den Fenſtern, theils unter den Hausthüren, und Alles beleuchtet, als gälte es den Einzug einer fürſtlichen Perſon oder ſonſt irgend eine große Sehenswürdigkeit.

„Was gibts? fragte der Schäfer einen alten Bürgersmann, der, mit einem großen Stocke bewaffnet, unter ſeiner Hausthür ſtand.

„Ha, was wird's geben?" antwortete dieſer. „Wir glaubten ſchon, daß der Feind uns überfiele, ſolch ein Mordſpectakel war's. Da iſt's nun aber nichts weiter, als daß der verteufelte Krummbuckel mit ſeinem Schatz wieder einmal zankt."

„So ſo! Aber wo ſind ſie denn beide?" fragte ſchnell der Schäfer.

„Seyd Ihr denn taub? dort in jenem ſchönen Luſthaus, das an die Gartenmauer lehnt, wo das chineſiſche Dach auf den vergoldeten Kröten ſo prächtig durch die Nacht glitzt. Hört Ihr denn nicht den Tumult? da muß der Teufel los ſeyn."

Kaum hatte der Bürger dieſe Worte geſprochen, ſo erſcholl in der That von Neuem der Ruf: Zu Hülfe! Mörder! eilt herbei! Worte, die bis dahin vom Schäfer nicht vernommen worden waren, weil vielleicht eben der Waffenſtillſtand zu Ende ging, und die Feindſeligkeiten wieder begonnen hatten. Man vernahm auch zugleich einen Lärm, als wenn Möbel zertrümmert würden und dazwiſchen die rauhe Stimme des Kapitäns: Ich will Dich lehren, mir ſo zu kommen! Ungetreue! Du mir das bieten? Da haſt Du die Antwort! — Dann klagte und wimmerte wieder eine Weiberſtimme immer ſchwächer und ſchwächer: Ich ſterbe! kommt herbei! rettet mich!

Das Volk und der Schäfer an der Spitze hatten ſich jetzt ganz nahe zu der Thüre des Pavillons hinzugedrängt, die nach dem Gäßchen führte.

„Es iſt nicht der Mühe werth, ſo großen Antheil zu nehmen,“ ſagte der alte Bürger. „Die Sache iſt ſtets dieſelbe, und wie man die Hand umdreht, werden ſie wieder verſöhnt ſeyn, um morgen von Neuem anzufangen. Das iſt ſchon öfter vorgekommen, daß er geſchrien: Ich ſchlage dich todt, und ſie: Ich ſterbe! ohne daß es wahr geworden wäre. Am andern Tage lebten ſie noch, um dieſelbe Komödie zu ſpielen.“

Während der Mann dies ſagte, vernahm man jedoch einen durchdringenden Schrei, dem unmittelbar ein ſchwerer Fall folgte; dann wurden die Lichter ausgelöſcht, und es herrſchte große Stille in dem Hauſe, wie auch um daſſelbe; denn auch die draußen Stehenden waren plötzlich von einem mächtigen Schrecken ergriffen. Man fühlte, daß hier ein großes Verbrechen geſchehen ſeyn müſſe. Die augenblickliche Erſtarrung löſte ſich jedoch ſchnell wieder mit deſto größerer Lebhaftigkeit auf; ohne ein Wort zu ſprechen, hatte man doch, wie verabredet, Balken und Steine ergriffen, um die Thüre zu ſprengen, und Franz war einer der erſten, der, einer Frau das Licht aus der Hand reißend, in den Saal trat, wo früher der Lärm gehört worden war.

Hier war Niemand zu ſehen, aber Alles zeigte eine furchtbare Zerſtörung. Die Trümmer eines üppigen Mahles lagen nebſt Flaſchen und anderem Geſchirr am Boden, die Tapeten waren zerſtochen, die Vorhänge zum Theil abgeriſſen, und hie und da ſah man Spuren von Blut.

Franz, der nur von einem einzigen Willen beſeelt war, ſtürzte durch dieſes Gemach und öffnete die Thür einer anſtoßenden Alkove, wo er die Löſung des Räthſels vermuthete. Das Schauſpiel, das ihn hier erwartete, hielt ihn jedoch auf der Schwelle gefeſſelt.

Eine Dame lag am Boden, bleich und entſtellt mit zerrauftem Haare, die den Buſen umhüllenden Kleidungsſtücke voll Blut und neben ihr der ſcheußliche Kapitän, Entſetzen in ſeinen Mienen, gute Worte gebend und die früher ſo laute Stimme plötzlich tief herabgeſtimmt.

Er bemerkte nicht ſogleich die Eintretenden, ſo ſehr war er mit ſeiner eigenen Lage beſchäftigt und dem Gegenſtand, der ihm am nächſten lag.

„He! kleine Schelmin!“ ſagte er, „ſpiele doch nicht die Todte, warte, ich will dich zurecht ſetzen! Wie ſchön biſt du doch, ſo bleich — —“

Und dabei hob er ſie auf, um ſie auf das Bett zu legen. Sie plumpte indeſſen ſteif und ſchwer hinein, wie ein todter Körper. Dies fiel dem Kapitän ſchwer auf's Herz, und er ſah wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb, als ſeinen Buckel hier ſo ſchnell als möglich aus dem Spiele zu ziehen. Da gab ihm der Teufel noch eine Liſt ein, um das Leben in dem Leichnam wieder anzufachen.

„Armes Weib,“ ſprach er, „wie war es möglich, daß ich dich, die ich ſo ſehr liebte, ſo ſchmählich zurichten konnte. Ja, ich habe ſie getödtet. Mein Engel, das Licht meines Lebens iſt todt und erloſchen. Lebte ſie noch, ſo würde dieſes Fleiſch nicht ſo verwelkt ſeyn, dieſe Bruſt nicht ſo hängen. Ha, wie der Tod dieſen ſchönen Körper doch plötzlich ſo entſtellt, ſo häßlich gemacht hat!“

Dieſe Worte wirkten. Die Dame, die ſich dadurch wie elektriſirt fühlte, öffnete die Augen und neigte unmerklich ſeitwärts den Kopf, um in einen Spiegel zu ſchauen, ob ſie denn wirklich ſchon ſo häßlich geworden war, und da ſie ſah, daß ihr Fleiſch noch keineswegs welk, ſondern üppig und feſt, ſo erwachte ſie wieder zum kräftigſten Leben, das ſich durch eine derbe Ohrfeige kund gab, die ſie dem noch immer neben ihr ſtehenden Kapitän mit voller Kraft reichte. „Das haſt du dafür, den Todten Uebles nachzuſagen,“ ſprach ſie dabei lächelnd.

Die Leute, die ſich bis dahin als ergriffene Zuſchauer in ruhiger Entfernung gehalten hatten, traten nun zum Theil näher, zum Theil entfernten ſie ſich. „Jetzt ſtehen ſie auf dem Punkte, wo ſie oft ſchon geſtanden haben,“ ſagte der alte Bürger. „Die Verſöhnung iſt da, und die Komödie iſt aus. Wir haben für diesmal nichts weiter zu thun. Wollen wir gefällig ſeyn, ſo ſchicken wir ein paar von den Bedienten her, um die Wirthſchaft aufzuräumen,“ damit verließ er mit Vielen das Zimmer.

Der Schäfer aber näherte ſich ſeinem Vetter und ſagte leiſe zu ihm: „Eine Todesangſt hatte unſern Oheim ergriffen, und er trug mir auf, Euch aufzuſuchen, es koſte, was es wolle. Durch Zufall gelang es mir, Euern Aufenthalt zu erforſchen. Jetzt entdeckt mir, Mann des Unglücks, weßhalb Ihr hier ſo Schreckliches begonnen habt, und was Ihr nun zu thun gedenkt?"

Der Kapitän, überraſcht, den Schäfer an dieſem Orte zu ſehen, ſchien dies jedoch für ein gutes Zeichen zu erkennen. Raſch zog er ihn in einen Winkel, ſo weit weg von den Leuten, als er konnte, und ſagte leiſe zu ihm:

„Guter Franz, der Oheim lebt uns Allen zu lang, und ſtirbt er nicht bald, ſo bin ich verloren. Dies Weib hat durch tolle Verſchwendungen mich und ſich ſelbſt zu Grunde gerichtet, und jetzt, nachdem ich ihr Alles geopfert, ſagt ſie ſich los von mir, um ſich in die Arme eines Reichen zu werfen."

„Iſt's weiter nichts," erwiderte eilig der Schäfer, „ſo kann ich Rath und Hülfe ſchaffen." Hierauf neigte er ſich zum Ohre des Kapitäns, der kleiner war als er, und ſetzte heimlich hinzu: „Wenn Ihr wüßtet, daß dreißig tauſend ſchön geprägte Goldſtücke im Schatten eines alten Baumes vergraben lägen, ohne von einem Drachen bewacht zu werden, würdet Ihr da wohl anſtehen, Euch zu bücken, um ſie auszugraben?"

„Was ſchwatzeſt Du da für Zeug?" rief der Kapitän, ſich und den Ort vergeſſend, wo er ſich befand, und nicht gewahrend, daß die Leute neugierig ſich um ihn geſammelt hatten.

„Ich ſage Euch Alles im Augenblick; doch vor allen Dingen ſorgt, daß die Leute entfernt werden auf ſchickliche Weiſe."

Der Kapitän in der Freude ſeines Herzens befahl einigen Dienern, die indeſſen herzugekommen waren, die Tiſche im Saale wieder aufzuſtellen, ſie mit Wein und Speiſen reichlich zu beſetzen, und damit die guten Leute zu bewirthen, die durch ſein Verſchulden um ihre Nachtruhe gekommen waren. Kaum war dieſer Befehl ergangen, ſo wurde richtig Hand an's Werk gelegt, und ſchneller als der Prieſter braucht, um ſein dominus vobiscum zu ſagen, war Alles vom Schrecken zur Fröhlichkeit übergegangen, und die Leute klirrten mit den Gläſern und ſchnitten herzhaft in Braten und Schinken, wo kurz zuvor noch Zank und blutiger Streit regiert hatten. Dies war das Charakteriſtiſche dieſer geheimen Liebeshändel einer erſt kurz entſchwundenen Zeit; man liebte zärtlich und hatte doch die Waffe gleich zur Hand; dem Liebesgeflüſter war der blutige Mord nahe geſellt, aber dem wilden Tumulte folgte der heitere in der ſtillen Verſchwiegenheit von vier Mauern einer abgelegenen Behauſung. Doch das ſind Dinge, von denen die jetzige Welt nichts mehr weiß.

Nachdem die Dame — noch immer auf dem Bette liegend — mit Franz und dem Kapitän in der Alkove allein geblieben war, ſagte der Letztere: „Jetzt ſprich, Freund! was wollteſt du mit deinen dreißigtauſend Goldſtücken? Hatteſt du Luſt, meiner zu ſpotten, ſo ſchlage ich dich todt, wie einen Hund, iſt es aber wahr damit, und kannſt du mich hinführen zu dem vergrabenen Schatze, ſo will ich Alles thun, was du begehrſt, und du darfſt über mich ſchalten und gebieten. An Muth gebricht es mir nicht —“

„Ihr braucht keinen Muth dazu,“ fiel ihm der Schäfer in's Wort; „hört mich an. Auch ich habe zu Zeiten meine verliebten Stunden, ſo gut wie Ihr; hoch hinauf kann ich freilich nicht meine Blicke ſenden; ich muß mich mit geringer Speiſe begnügen. Da ſah ich nun im Hauſe des reichen Juden, der unweit von unſerem Oheim wohnt, ein hübſches Chriſtenmädchen, die in ſeinen Dienſten iſt. Durch ſie erfuhr ich, daß der Alte dieſen Morgen eines Handels wegen über Land reiste, zuvor aber, um ſich zu ſichern, ſeiner Gewohnheit nach, das Koſtbarſte, was er im Hauſe hatte, unter dem alten Apfelbaume hinter ſeinem Hauſe vergrub. Er that dies wie gewöhnlich in früher Morgenſtunde nach ſeinem Gebete und glaubte dann von Niemand als den Engeln bei ſeiner Arbeit geſehen zu werden. Zufälliger Weiſe hatte nun aber mein Liebchen wegen heftiger Zahnſchmerzen nicht ſchlafen können und ſich in ihrem Dachkämmerchen in's Fenſter gelegt, ſich an der friſchen Morgenluſt zu erholen. So hatte ſie den alten Burſchen bemerkt, als er einen Scheffel voll Goldſtücke in die Erde verſenkte. Dieſen Abend, nachdem der Oheim zu Bette gebracht war, ſah ich ſie, und ſie erzählte mir Alles. Wollt Ihr nun mir meinen Antheil an dem Funde ſichern, ſo will ich Euch gern meine Schultern leihen, um in den Garten des Juden zu klettern und unter dem Baume nachzugraben, der nächſt der Mauer ſteht. Sprecht jetzt, und ſagt mir, was Ihr von dem Vorſchlag haltet?"

„Ich kann dir nur ſagen, daß du ein ehrlicher und ganz vortrefflicher Menſch und mein liebſter Vetter biſt," verſetzte der Kapitän, indem er ihn an's Herz drückte. „Wenn Du jemals einen Dienſt von mir willſt, ſo gebiete ohne Umſtände. Wenn Du Dich von irgend Einem befreien willſt, der Dir im Wege iſt, ſo weih' ich Dir meinen Arm und mein Schwert. Ich ſtoße ihn nieder, und wenn er mein Freund wäre. Nicht mehr Dein Vetter, nein, ſondern dein Bruder bin ich!"

Hierauf wendete er ſich zu der Dame, die noch immer halb ohnmächtig mit geſchloſſenen Augen da lag, und ſagte zu ihr: „Erheitere Dich, mein Kind, Alles wird gut, morgen überhäufe ich Dich mit Schätzen; Du ſollſt mehr zurückerhalten, als ich Dir jemals durchgebracht habe. Ich laſſe die Keller öffnen, um meinen lieben Vetter und ſeine Freunde da drinnen nach Würden zu bewirthen, ich möchte das ganze Haus zu den Fenſtern hinauswerfen laſſen, überzeugt, daß wir morgen dennoch Alles wieder finden werden. Auf, mein Herz, meine Geliebte! cochana moja! ſey getroſt, Du ſiehſt mich Deiner würdig wieder!"

In dieſer Stimmung trat der Kapitän, mit ſeinem Vetter an der Hand, in den Saal, wo die Leute noch da ſaßen und ſich's wohl ſeyn ließen. Er ſchenkte ſelbſt dem Schäfer ein, der, ganz in ſeiner bäuriſchen Weiſe in vollen Zügen das edle ſchäumende Getränk die Kehle hinabrinnen ließ. Obgleich der Wein auf ſeinen ſtarken Kopf nicht die geringſte Wirkung machte, ſo ſtellte er ſich doch bald betrunken, um den Reſt der Nacht nicht unnütz verſtreichen zu laſſen. Es gelang ihm, durch ſein verſtelltes dummes Schwatzen den Kapitän dahin zu bringen, ſchneller aufzubrechen.

„Morgen frage ich, wie theuer Bialyſtok, ihr Leute?“ ſchrie er, auf den Tiſch ſchlagend. Wem ich mit hunderttauſend Gulden helfen kann, der ſage mir's, er ſoll ſie haben.“ Und was dergleichen Redensarten mehr waren, die er vorbrachte.

Der Kapitän aber, der ihn für völlig betrunken hielt und beſorgte, er könne vielleicht Alles verrathen, zog ihn mit ſich fort, in der feſten Abſicht, wenn es erſt an's Theilen gehen ſollte, den Magen des guten Franz mit ſeinem Degen zu unterſuchen, ob nicht etwa ein Schwamm darin ſey, ſo wunderbar kam es ihm vor, daß er eine ſolche Maſſe Flüſſigkeit aufzunehmen im Stande geweſen.

8.

Unterdeß hatte der alte Jübel viele Mühe gehabt, ſeine Leute auf die Beine zu bringen. Zuerſt weckte er ſeine Familie auf, Männer, Weiber und Kinder. Sein Sohn, ein Mann, groß und kräftig gewachſen, mit ſchwarzem, gekräuſeltem Bart und bleichem Geſicht, war keiner von denen, die einer Waffenthat aus dem Wege gehen oder vor einer Gefahr zurückbeben. Auf ſeinen Reiſen nach Wilna, Grodno, Warſchau oder noch weiter nach Lwow oder Krakau galt es, viele meilenlange Wälder zu durchziehen, in denen Gefahren aller Art den Reiſenden erwarteten. Mit dieſem nicht geringen Grade eines rühmlichen Muthes verband er die nöthige Gegenwart des Geiſtes, ohne die jener zu nichts frommt. Der ſcharfe Ueberblick, die Fertigkeit im Combiniren, die gewöhnlich den Begabteren ſeines Volkes inwohnt, hatten bei ihm, dem im Handel und Wandel Geübten, eine bedeutende Ausbildung erhalten.

Nächſt ihm lebte der Eidam Jüdels in ſeinem Hauſe, von ſeinem langen Aufenthalte in England „der Engländer" genannt; ein Mann, im Geſchäfte ſehr erfahren und einer der liſtigſten, wenn es darauf ankam, einen Schlag auszuführen. Jüdels Tochter und ſeine Schnur ſtanden ihren Männern mit Rath und That an der Seite, und ihre ſehr zahlreiche Nachkommenſchaft — da bekanntlich die Juden in Polen ihre Kinder ſchon im dreizehnten Jahre verheirathen — zeigte deutlich, daß ſie nicht aus der Art ſchlagen würde.

Dieſer Familien-Congreß hatte ſich nun ſammt und ſonders verſammelt, und horchte der bedenklichen Nachricht, die Jüdel vorbrachte, mit großer Aufmerkſamkeit zu. Man erkundigte ſich nach allen Umſtänden, welche die nächtliche Warnung begleitet hatten; man erwog hin und her, ob nicht irgend eine Täuſchung zu Grunde liegen könne, und welche Täuſchung der Warner beabſichtigt habe. Hierauf wohl überlegend, daß man wirklich einen bedeutenden Werth an Diamanten und andern Koſtbarkeiten im Hauſe habe, wurde beſchloſſen, die zwei Kettenhunde im Hofe loszumachen und die zwei chriſtlichen Packknechte, deren man im Waarenlager benöthigt war, zu wecken, die alte Rüſtkammer zu öffnen, Alles mit den nöthigen Waffen zu verſehen und bis zum Morgen eine wachſame Runde zu halten.

Wir ſehen nun den alten, bleichen, zuſammengebückten Rabbi Jüdel, eine kleine Laterne in der Hand, die morſche Stiege zum Boden hinanſteigen, wo in einer entlegenen Kammer Waffen verſchiedener Jahrhunderte und mannigfaltiger Nationen aufgehäuft lagen, eine Sammlung, die ſo mancher unſerer heutigen Raritätenſammler mit neidiſchem Blicke betrachtet haben würde. Es war ein langer Zug, der ſich ungeduldig wegen der Langſamkeit des Alten zur Kammer bewegte; denn ſelbſt die Kleinſten der Familie waren mit dabei, um die Herrlichkeiten, die ſie ſo ſelten zu ſehen bekamen, einmal wieder zu betrachten. Während ſie ſich auf die Luſt freuten, waren Sohn und Eidam voll muthigen Grimms, die Böſewichter, die nach ihrer Habe trachteten, blutig zu züchtigen, aber Jüdel nebſt den Weibern jammerte und ächzte nicht wenig wegen der bevorſtehenden Gefahr. So verſchieden waren die Gefühle dieſer Menſchen, als ſie in die Waffenkammer traten.

Man wählte unter den Waffen die ſicherſten und mörderiſchſten aus, Alles jedoch ſo leiſe und ſtill als möglich, um der Nachbarſchaft keinen Stoff zum Gerede zu geben, die von dem nächtlichen Handtieren der Juden irgend ein Mährchen erſinnen konnte, das zu allen Zeiten und in jedem Lande den Fanatismus gegen das arme Volk zu bewaffnen im Stande geweſen iſt.

Für die beiden chriſtlichen Knechte ſuchte man mit Stacheln beſetzte Keulen hervor von ſchwerer Wucht, eine furchtbar zerſchmetternde Waffe, die aus den alten Schlachten mit dem deutſchen Orden bis auf ihre Zeit erhalten worden war. Die Bauern gruben dergleichen noch manchmal beim Umpflügen ihrer Aecker aus. Jüdels Sohn nahm für ſich einen herrlichen Damascener, der irgend einem Tatarn-Khan angehört haben mochte, als er mit ſeinen Horden in dies Land gekommen war, eine prächtige funkelnde Waffe; ein Stahl ſo hart, um einen Stein zu zerhauen, der, von einem kräftigen Arme geführt, eine nie zu heilende, das Leben tief verletzende Wunde beibrachte. Der Engländer wählte ſich einen langen florentiniſchen Dolch, den vielleicht Jüdel aus dem Nachlaſſe irgend eines Woywoden, der in Italien gereiſt war, erſtanden haben mochte. Mit dieſem tückiſch-treffenden Inſtrumente wollte er hinzuſpringen, nachdem die Andern vorgearbeitet haben würden, um den Erfolg der ganzen Unternehmung mit einem kühnen Stoße zu ſichern.

Man wollte ſo eben mit dieſen Gegenſtänden in aller Eile die Kammer verlaſſen, als plötzlich ein ängſtlich-quickendes Geſchrei die Aufmerkſamkeit Aller nach einem

Winkel der Kammer lenkte, wo ein Haufen altes Eiſenwerk vergeſſen dalag. Die unangenehme Störung war durch zwei Kinder des Hauſes herbeigeführt, von denen das eine dem andern einen Helm aufgeſetzt hatte, deſſen Viſier zugeklappt war, und nun allen Beſtrebungen zum Trotze nicht mehr aufgehen wollte. Der kleine Itzig glaubte erſticken zu müſſen. Da jedoch keine Zeit zu verlieren war, ſo mußte er in dem kriegeriſchen Schmucke hinabgetragen werden, als erſtes Opfer dieſes nächtlichen Feldzugs.

Man weckte die Knechte, übergab ihnen die Streitkolben, und während ſich nun die Männer in den mit vielen ſchattigen Bäumen bepflanzten Hof vertheilten, waren die Zurückbleibenden beſchäftigt, theils warmen Wein zu bereiten und zu beten, oder am leis geöffneten Fenſterladen mit pochendem Herzen zu lauſchen.

Die Beiden, Franz und der Kapitän, ſchritten indeß rüſtig nach dem Hauſe des Juden. Jener muthig im Vorgefühl ſeines Sieges. Dieſer unbeſorgt und in der Freude der gehofften Beute. Sie ſprachen nicht, um beim ſtarken Schritte nicht ihre Lungen noch übermäßiger anzuſtrengen. Als ſie jetzt ſich Jüdels Wohnung näherten, drückten ſie ſich feſt an die Mauer und huſchten wie Eidechſen daran hin.

Sie waren jetzt an der Stelle, wo ein mächtiger Baum ſeine Zweige ausſtreckte, und ein leiſes Zeichen des Schäfers gab dem hart hinter ihm gehenden Kapitän zu verſtehen, daß hier der Ort ſey, wo er den vergrabenen

Hort finden könne. Zugleich ſtemmte er ſich mit Kraft gegen die Mauer, damit ſein Begleiter auf ſeinen breiten Schultern ſich über dieſelbe ſchwingen könne. Mit Behendigkeit ſprang der Kapitän hinauf, und einen Zweig des Baumes erfaſſend, war er mit einem Satze drüben. Aber einer von den Knechten, der hier Wache hielt, verſetzte ihm ſogleich einen ſo furchtbaren Schlag mit ſeiner Waffe, daß er zurücktaumelte. Ein Schwächerer als der Kapitän, wäre davon beſinnungslos zu Boden geſtürzt; er jedoch war noch ſeiner Sinne ſo mächtig, daß er den Rückweg über die Mauer antreten wollte. Da ſprang Jüdels Sohn hinzu, und mit dem Damascener weit ausholend, hieb er ihm das Genick durch.

Der Schäfer, der den Ausgang abwarten wollte, hörte das Sauſen der Klinge in der Luft, und ſchrie von teufliſcher Luſt beſeelt, daß ihm die Rache ſo wohl gelungen war, dem Sterbenden die Worte zu, die er ihm zugedacht hatte: „Jetzt ſetze dir deinen Kopf auf, Freund!“

Mit dem Engländer, der nun auch herbeieilte, um zur völligen Sicherung des Hauſes ſeinen Dolch im Herzen des Diebes umzudrehen, kamen auch Lichter herbei, und die Familie des Juden ſah jetzt mit großem Schrecken, daß es der Kapitän Sembrowski geweſen war, mit dem ſie oft in Handelsverbindung geſtanden, der unter ihren Streichen ſo eben den Geiſt ausgehaucht hatte.

Während auf ſolche Weiſe Bedrängniß und Jammer auf der einen Seite ſich der Juden bemächtigte, und ſie auf der andern ſorglich daran dachten, dem ſie drohenden Schlag mit liſtiger Geſchicklichkeit auszuweichen, hatte ſich Franz, der Schäfer, eiligſt auf den Rückweg begeben. Der Doppelmord, der jetzt auf ihm laſtete, weit entfernt, ihn zu erſchüttern, hatte vielmehr eine vollkommene Beruhigung in ihm erregt. Er gedachte nur mit heiterem Sinne an die Erbſchaft ſeines Oheims, die er in dieſer einzigen Nacht ſich ganz zu eigen gemacht hatte.

Schon war er weit weg von der Mauer, an deren Fuße der todte Kapitän in ſeinem Blute lag, und ſchritt nun eiligſt über die Brücke, unter deren Bögen der Advokat in ſeinem Schranke auf tiefem Grunde ruhte, als er plötzlich im Nebel des grauenden Morgens einen Schatten an ſeiner Seite ſah, der die Geſtalt des alten Kanonikus angenommen hatte und nur rieſige Verhältniſſe dabei zeigte. Je raſcher er ſich bewegte, deſto höher wuchs der Schatten, deſſen Haupt bis zu den Dächern der höchſten Gebäude ragte, deſſen Hände bis zum Boden hingen. Franz ſenkte ſeine Blicke zur Erde; allein eine unwiderſtehliche Macht zog ihm dann wieder den Kopf empor, daß er hinaufblicken mußte zu dem grinzenden Munde des Phantoms, zu den feuerſprühenden Augen, zu der im Morgenwind flatternden Mähne, und er vernahm, von Hohngelächter begleitet, die Worte: „Brav gethan, mein Söhnchen! nun haſt du Alles! ich muß dich loben!"

Gefoltert von dieſer Erſcheinung, erreichte er das ſtille Haus am Dome, öffnete leiſe die Thür und ſtieg die

Treppe hinan. Hier hatte ihn die Erſcheinung verlaſſen. Er trat beruhigter an das Bett ſeines Oheims. Hier lag der Alte mit den weißen Härchen um den bleichen Kopf und gefalteten Händen, ein ehrwürdiges Bild der Ruhe und des Seelenfriedens vor ihm da. Er ſchaute ſo lange auf ihn hin, bis alle böſen Eindrücke wieder von ihm geſchwunden waren, dann legte auch er ſich, wie gewöhnlich, zu den Füßen des Bettes nieder, und ſchlief bald einen ruhigen, ſtärkenden Schlaf, aus dem ihn der huſtende Kanonikus erweckte, der vielleicht angekleidet ſeyn wollte, um ſich zur Morgenandacht in die Hauskapelle zu verfügen.

9.

Franz erwachte gewöhnlich ſehr früh, nach aller Schäfer Art, die mit der Sonne aufzuſtehen oder ihr wohl gar voranzueilen pflegen. Die ſchauerlichen Begebenheiten der vergangenen Nacht lagen wie ein Traum hinter ihm, und ſein Herz fühlte ſich wunderbar erleichtert. Welche Macht dieſe Ruhe über ihn gebracht, kümmerte ihn nicht ſehr.

Er ſprang auf und ſah nach dem Alten, der mit klaren Augen dalag, ohne ihn zu befragen, wo er die Nacht zugebracht habe. Auch dies fiel Franz nicht auf, da er wohl wußte, daß den Alten zu Zeiten das Gedächtniß verließ und er oft nicht im Stande war, einen und denſelben Gedanken nur ein wenig feſtzuhalten.

Der Kanonikus war übrigens nicht in ſeinem guten Humor, das merkte er gleich, und darum vermied er es auch, der nächtlichen Vorfälle zu erwähnen.

Nachdem der Tag weiter vorgeſchritten war und ſich das Leben auf den Straßen zu mehren begann, trieb es den Schäfer hinab, um zu erfahren, was man im Volke von dem Verſchwinden der Brüder Sembrowski ſpreche, und die Sorge für ſeinen Oheim der alten Wirthſchafterin deſſelben überlaſſend, eilte er fort, um hierhin und dorthin zu laufen. Allein Alles war ſtille in der Stadt; der Fluß hielt ſeine Beute auf tiefem Grunde gefangen und die Juden hatten den Leichnam des Kapitäns ſo weit von ihrer Wohnung gebracht und verſcharrt, daß er gleichfalls noch nicht aufgefunden ſeyn konnte. Niemand ſprach von den Verſchwundenen; und dieſe Stille, die über dieſen Ereigniſſen brütete, verſtärkte mächtig die Ruhe, die in des Schäfers Gemüth herrſchte.

Seltſamer Weiſe hatten ihn ſeine Nachforſchungen ſo ſehr in Anſpruch genommen, daß er den Lauf der Stunden überſah und ſo von einem Laden in den andern, von einem Wirthshaus in das andere gehend, das Herankbrechen des Abends nicht bemerkte und nun plötzlich mit Beſorgniß daran dachte, ſeinen alten Oheim ſo ganz allein gelaſſen zu haben, und jetzt beim Nachhauſekommen tüchtig von ihm geſchmählt zu werden. Eiligſt trat er den Heimweg an.

Beim Eintritte in das Haus fand er die alte Wirthſchafterin, die ihm ſogleich meldete, daß ſein Oheim — als er zur Vesper läuten hörte — ſich aufgemacht habe, um in den Dom zu gehen. Heute ſey Sanct Mauritius, der Schutzpatron des alten Herrn und der Domkirche zugleich, und da wollte er zugleich auch der Einladung des Herrn Domprobſt folgen, bei dem das ganze Kapitel eingeladen ſey.

„Wie?“ rief Franz erſtaunt aus, „iſt mein Herr Oheim nicht recht bei Troſte, ſich ſolcher Erkältung auszuſetzen? Will der alte Mann kalte Füße bekommen, um noch ärger zu huſten, als es ſchon der Fall iſt? Will er ſterben, früher, als es ihm vom Himmel beſchieden iſt? Da will ich nur hineingehen und ihm ein großes Feuer im Kamin anzünden und das Bett wärmen, damit er wieder zu Kräften kommen kann!“

Mit dieſen Worten ſprang er ein paar Stufen hinan, die zu dem Saale führten, wo ſich der Kanonikus gewöhnlich aufzuhalten pflegte. Er riß heftig die Thüre auf, weil er Niemand zu ſtören wähnte — aber wie heftig erſchrack er, als er ſeinen Oheim im großen Lehnſtuhl neben dem Kamine ſitzen ſah.

„Dacht' ich's doch gleich,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, nachdem er ſich ein wenig erholt hatte, „daß die Alte mich zum Beſten hat. Ich wußt' es ja wohl, daß mein Oheim geſcheidter iſt, als des Abends Geſellſchaften zu beſuchen.“

Der Kanonikus ſah ihn ſtarr an und ſprach kein Wort.

Der Schäfer, der, wie alle Leute ſeines Standes viel Mutterwitz und eine gute Beobachtungsgabe beſaß, wußte wohl, daß ſolche Greiſe manchmal in einem erleuchteten Zuſtand ſich befinden und gleichſam ſchon in einer andern Welt ſchweben, mit den Urſtoffen der Natur in engere Verbindung treten, und von der Außenwelt ganz abgezogen, in ihrem Innern Geſpräche führen, von denen andere Menſchenkinder nichts begreifen. Dies bedenkend, zog Franz ſich ehrfurchtsvoll in einen Winkel des Zimmers zurück, um das Ende dieſes nachdenklichen Zuſtandes bei ſeinem Oheim abzuwarten, der immerfort ſeine Stellung behielt, ihn durchdringend betrachtete und in ſeinem Stillſchweigen verharrte.

Jetzt wurde es dem Schäfer mit einem Mal ängſtlich und beklommen. Das hereinbrechende Dunkel wurde immer tiefer, und auf dem ſchwarzen Grunde zogen in lebendigen Farben, gleich Phantasmagorien, die Ereigniſſe der Nacht vorüber. „Da ſitzt mein frommer Oheim,“ dachte Franz „und weiß nicht, welche Blutſchuld auf ſeinem Neffen ruht, der ihm allein nur noch übrig blieb, der ihm ſeine zwei Liebſten morden ließ!“

Ein ſtilles Gebet folgte auf dieſen Gedanken, und mit der Beruhigung, die es ihm verſchaffte, hob es ſich immer höher und höher und nahm ſo ſehr ſein ganzes Weſen ein, daß er ganz zur inbrünſtigſten Andacht wurde. Da zog ein leiſes Wehen durch das Gemach, und er mußte ſeine Blicke unwillkührlich nach dem Kamine wenden, wo der alte Kanonikus ſaß. Nun fiel ihm plötzlich die Geſtalt deſſelben auf. Die langen Nägel an den Füßen, die ihm früher ſchon ſo ſonderbar geſchienen hatten, waren ſo ſehr angewachſen, daß ſie die Pantoffeln zu durchbohren drohten, und nun wurden die Beine wie glühend, daß ihr rother Widerſchein durch die Beinkleider drang und Alles umher wie in Feuer zu ſtehen ſchien.

„Was iſt das?“ ſchrie Franz entſetzt. „Kann der Tod ſo verwandeln, und iſt mein guter Oheim denn geſtorben?“

Da erhob ſich die Geſtalt langſam aus dem Seſſel, und immer größer werdend, wollte ſie auf ihn zuſchreiten, aber in der fürchterlichſten Angſt ſeines Herzens rief Franz Gott und alle Heiligen an, und die Thüre öffnete ſich, und der alte Kanonikus trat noch einmal in's Zimmer, diesmal aber mit dem Gebetbuch in der Hand und einer roth gefrorenen Naſe.

„Da iſt ja mein lieber Oheim!“ ſchrie Franz freudig. „Aber was iſt das, Herr Kanonikus, daß Ihr zu gleicher Zeit hier am Feuer ſitzen, um die Leute zu erſchrecken, und zu gleicher Zeit beim Herrn Domprobſt ſeyn könnt? Gibt es denn zwei Kanonikus, wie Ihr in der Welt?“

„Mein guter Franz,“ ſprach der Eintretende, „es gibt eine Zeit im Leben, wo man ſich wohl an zwei Orten zu gleicher Zeit zu ſeyn wünſcht; ſolches Glück iſt aber dem Menſchen nicht beſchieden. Biſt du denn aber toll oder blind, mein lieber Sohn? Wo ſiehſt du mich denn doppelt? Bin ich nicht allein hier?“

Schnell wendete nun Franz den Kopf nach dem an-

andern Kamine und fand den Seſſel leer, und als er ſich ſehr befremdet — wie man leicht denken kann — der Stelle näherte, da fand er am Boden ein Häufchen Aſche, aus der ein ſtarker Schwefelgeruch ihm entgegendunſtete.

Bebend erhob er ſich vom Boden, denn er wußte nun wohl, mit wem er es zu thun gehabt hatte und wer ihm die verfänglichen Rathſchläge gegeben, ſich ſeiner beiden Miterben zu entledigen. Das Einzige, was ihn tröſten konnte, war noch, daß er nur aus Nothwehr gehandelt hatte, da ſeine ſchlechten Vetter ihm nach dem Leben trachteten.

Er beichtete Alles kurz und natürlich ſeinem alten Oheim, der es für eine weiſe Fügung Gottes anſah, und hinzufügte, daß das Böſe und Gute gleichmäßig in der Welt vertheilt ſey und daß ſich dem Guten eben ſo viel Böſes, als dem Böſen Gutes beigemiſcht finde. Hier hatte der Teufel ſelbſt dazu dienen müſſen, Verbrechen zu beſtrafen, als er ſich aber der Tugend bemächtigen wollte, ſey ihm die größere Macht entſcheidend gegenüber getreten.

Noch in derſelben Nacht ſegnete der Kanonikus das Zeitliche und gab ſeinen Geiſt auf. Franz, von den letzten Ereigniſſen heftig ergriffen, drückte ihm weinend die Augen zu. Von dem reichen Erbe, das ihm zufiel, wandte er einen bedeutenden Theil dem Franziskanerkloſter zu, in deſſen Orden er ſich aufnehmen ließ und in deſſen Schooße er alle ſeine weltlichen Wünſche und Hoffnungen für immer begrub.

Der andere Theil der Erbſchaft fiel auf eine Seitenlinie des Sembrowski'ſchen Hauſes, die bald darauf eine ſchöne Brücke über das Flüßchen Bialy bauen ließ, in deren Mitte ſich der Erzengel Michael erhob, wie er Satan bekämpft. Dies Letztere zum Andenken der Begebenheit, die dem Lebenswandel ihres Verwandten die fromme Richtung und ihnen die reiche Erbſchaft verſchafft hatte, und als ein fortwährendes Wahrzeichen für kommende Geſchlechter.

Als einſt Herr S. in Danzig an einer ſchweren Augenkrankheit litt, erzählte er dieſe Geſchichte einigen Freunden, die ihn beſuchten, und theilte ſpäter denſelben eine Familienchronik mit, worin ſie als wahrhaft verzeichnet ſtand und ganz ſo, wie ſie hier wieder gegeben wurde.

1.

In jenem alten Hauſe, das dort mit der einen Seite dem Marktplatze des Städtchens, mit der andern dem engen Gäßchen zugewendet iſt, will ſeit fünfzig Jahren Niemand einziehen. Das Haus zeigt von außen ein wohlhabendes wohnliches Ausſehen, und wahrlich, ſie gehörten zu den reichſten und angeſehenſten Bürgern der Stadt, die es einſt bewohnten. Die Fenſter ſind blank und ganz, die Dachſteine wohlgefügt, der äußere Anſtrich ſauber und neu; nichts fehlt, was den Käufer oder Miether anzulocken vermöchte; allein Niemand kommt, der dazu Luſt trüge. „Es geht um in dem Hauſe,“ iſt die allgemeine Sage. Kein böſer Geiſt zwar wird dann hinzugefügt; allein man erſchrickt doch darüber, und es gibt Menſchen, die dem Geiſte im Allgemeinen ſo abhold ſind, daß ſie deshalb jeder Gemeinſchaft mit Geiſtern — gehören ſie lebenden oder todten Körpern an, ſowohl im guten oder böſen Sinne — aus dem Wege gehen.

Es ſind nun länger als fünfzig Jahre her, daß in dem Hauſe ein wohlhabender Kaufmann mit ſeiner Gat-

1.

In jenem alten Hauſe, das dort mit der einen Seite dem Marktplatze des Städtchens, mit der andern dem engen Gäßchen zugewendet iſt, will ſeit fünfzig Jahren Niemand einziehen. Das Haus zeigt von außen ein wohlhabendes wohnliches Ausſehen, und wahrlich, ſie gehörten zu den reichſten und angeſehenſten Bürgern der Stadt, die es einſt bewohnten. Die Fenſter ſind blank und ganz, die Dachſteine wohlgefügt, der äußere Anſtrich ſauber und neu; nichts fehlt, was den Käufer oder Miether anzulocken vermöchte; allein Niemand kommt, der dazu Luſt trüge. „Es geht um in dem Hauſe,“ iſt die allgemeine Sage. Kein böſer Geiſt zwar wird dann hinzugefügt; allein man erſchrickt doch darüber, und es gibt Menſchen, die dem Geiſte im Allgemeinen ſo abhold ſind, daß ſie deshalb jeder Gemeinſchaft mit Geiſtern — gehören ſie lebenden oder todten Körpern an, ſowohl im guten oder böſen Sinne — aus dem Wege gehen.

Es ſind nun länger als fünfzig Jahre her, daß in dem Hauſe ein wohlhabender Kaufmann mit ſeiner Gattin in glücklicher Ehe lebte. Sie waren Beide ſchon zu hohen Jahren gekommen und widmeten alle ihre Liebe und Sorgfalt dem einzigen Sohne, den der Himmel ihnen geſchenkt hatte. Der Himmel? ſo wähnten die guten Leute, allein nicht des Himmels Segen ruhte auf dieſer Frucht ihres Zuſammenlebens, vielmehr brütete ein Keim der Hölle in dem Gemüthe des jungen Menſchen, der alle gute Saat, welche Aeltern und Lehrer auszuſtreuen bemüht waren, zu überwuchern drohte.

Schon dem Knaben zog ſeine Aufführung manche Strafe der Behörden zu, die durch das Anſehen des Vaters nicht abgewendet werden konnte, da ſie die Folge grober Verletzung der öffentlichen Ruhe war. Da ſich dieſes oftmals wiederholt hatte, ſo wurde faſt kein muthwilliger oder böſer Streich in der Stadt ſelbſt oder ihrem Weichbilde ausgeführt, als deſſen Urheber man nicht den ungerathenen Sohn — wie er überall genannt wurde — erkennen wollte. Man glaubte ſich in dieſer Annahme ſo wenig zu täuſchen, daß die Behörden ihn ſogleich zur Rechenſchaft zogen, und Privatperſonen, die ihn erwiſchen konnten, ohne Weiteres einer Züchtigung unterwarfen, wogegen weder die Beſchwerden des Vaters, noch die Klagen der Mutter etwas fruchteten.

Dieſer Zuſtand der Dinge trug aber nur dazu bei, die Gemüthsverfaſſung des jungen Menſchen noch böſer und ſtörriſcher zu machen, als ſie von Natur ſchon war. Er wuchs indeß raſch heran und ſein Körper entwickelte ſich wunderbar ſtark und ſchön, aber wie es ſchien, auf

Koſten des Geiſtes. Wie man oft den umgekehrten Fall bei ſehr geiſtreichen Kindern bemerkt, deren Wachsthum und körperliche Ausbildung in dem Grade zurückbleibt, als der frühreife Geiſt ſich entwickelt. Als Heinrich Walter in das Jünglingsalter getreten war, konnte er für ein Muſter jugendlich-kräftiger Schönheit gelten, und nur eine niedere Stirne und ein kleines Auge, das niemals offen und frei in die Welt ſchaute, waren die Anzeichen, daß das Innere, Unſichtbare dem Aeußern nicht entſprach. Es war hiedurch gleichſam eine Warnungstafel aufgehängt, um edle, unbefangene Naturen von der Annäherung abzuhalten, die ſie, angelockt von den übrigen Vorzügen des Menſchen, zu leicht verſucht haben würden. Aber dieſe ſchmale Stirne, auf der gleichſam eine unheildrohende Wolke lagerte, wie der Schatten von böſen Gedanken erzeugt, die dahinter ihren Sitz hatten, dieſes Auge, das ſcheu in den Boden wühlte, ſobald ein freier Blick ihm begegnete, ſcheuchten ſogleich jeden zurück, der ſich eines guten Sterns im Leben zu erfreuen hatte. Wer hingegen aus Leichtſinn dieſe Warnung überſah, gerieth mindeſtens in häßliche Verwicklungen, wenn nicht gar ernſtere Folgen ſich daraus entſpannen.

Heinrichs Entwicklung, die blos körperlich war, reizte ihn früh zu Ausſchweifungen aller Art, um ſeiner Kraft ein Gegengewicht zu ſuchen. So lange der Vater lebte, war dem nach allen Seiten überſchwemmenden Strome mit großer Mühe doch noch ein Damm gezogen. Die

Furcht vor Einkerkerung, womit der Vater den Sohn ſchon oftmals bedroht hatte, hielt die ſtärkſten Ausbrüche von Gewaltthätigkeit noch zurück. Allein theils das Alter, theils der Gram hatten den würdigen Mann aufgerieben, und gebeugt von Sorgen um die Zukunft ſeines Erzeugten war er aus der Welt gegangen. Die ſchwächere Mutter war nun allein noch übrig, neben ihrem Sohne zu wandeln, der eine jede ihrer Vermahnungen hohnlachend in den Wind ſchlug, und ſich bald gänzlich auf gewaltſame Weiſe ihrer Vormundſchaft entzog.

Fünfzehn Jahre waren ſeit dem Tode des alten Herrn Walter hingeſchwunden. Die Mutter war jetzt beinahe achtzig Jahre alt und mußte das Härteſte erleben, was einer Mutter bevorſtehen kann, Mißhandlung von ihrem eigenen Kind. Für Alles, was ſie um ihn erlitten, für ſorgliche Pflege, die ſie ihm in Krankheiten geſpendet, für kummervoll durchwachte Nächte, die ihr ſein Leichtſinn bereitet, für Zagen und Angſt, wenn ihn die Geſetze ſtrafend betroffen, für die tiefſte, ſchmerzvollſte Sorge um ſeine Zukunft und ſein dereinſtiges Heil ward ihr nichts, als Elend und Jammer; ſie mußte ſchweigen und dulden.

Die ebenbürtigen Jungfrauen der Stadt waren ſtets vor jeder Annäherung zurückgeſcheucht, und ſo war es denn unmöglich geworden, für Heinrich eine Gattin zu erwählen. Er ſelbſt verhöhnte zu ſehr alle Sitte und mißachtete zu ſehr die Verhältniſſe der Convenienz, als daß er das Bedürfniß einer ſoliden Verbindung gefühlt hätte, in der er nur ſtets den läſtigſten Zwang erblickte. Um ſich — wie er vermeinte — ſeine Freiheit im vollen Maaße zu bewahren, wollte er unverehlicht bleiben, und ging dadurch eben, wie ſo viele, der ärgſten Sclaverei entgegen.

Eine Magd, deren roher Sinn mit dem ſeinigen einklang, widerſtand nicht ſeiner Verſuchung und hatte ſich bald in ſeine Gunſt gebracht und zugleich zu ſeiner Haushälterin emporgeſchwungen, die ſeines größten Vertrauens genoß und alle ſeine Geſchäfte verwaltete. Unter dem Einfluß dieſes übermüthigen Geſchöpfes, die über ihn eine uneingeſchränkte Macht übte, beleidigte er nicht nur ſelbſt ſeine Mutter, ſondern ſah es gern mit an, wenn diejenige, die ihrer Stellung nach ihr ehrfurchtsvoll hätte dienen ſollen, ſie gleichfalls mißhandelte. Dieſe Behandlung war bald nach einem vollſtändigen Syſteme ausgebildet, das den empörendſten Charakter annahm. Nachdem der alten Frau nach und nach die Bedürfniſſe des Lebens bis auf die kleinſten Rationen geſetzt waren, nachdem ſie alle Tage hören müſſen, daß ſie viel zu lange ſchon lebe und längſt im Grabe ruhen ſollte, nachdem ihr längſt in dieſer Umgebung kein freudiger Augenblick mehr erblüht war, ging der Grauſame ſo weit, ſeine Mutter aus dem Hauſe zu verjagen. Aus dieſem Hauſe, wo ſie ihrem Sohne das Leben gegeben hatte, wo ſie ihrem Gatten die Augen geſchloſſen, wo ſie alles Widerwärtige, ja das Entſetzlichſte ohne Murren ertrug, um nur das Glück zu genießen, in der gewohnten, durch lange Jahre ihr theuer gewordenen Umgebung zu ſterben.

Vergebens waren alle ihre Beſtrebungen, den Sohn zu erweichen. An dem Morgen, der zu ihrem Auszuge feſtgeſetzt war, hatte die arme Frau die wenigen Gegenſtände, über die ſie noch zu verfügen hatte, in eine kleine Truhe zuſammengepackt. Es hätte jeden Fremden innigſt bewegen müſſen, zu ſehen, wie dieſes Leben, das jeden Augenblick bereit war, zu erlöſchen, unter Thränen von den kahlen Wänden ihres Kämmerchens Abſchied nahm; wie die alte hinfällige Greiſin im reinlichen Häubchen, in den ärmlichen verblichenen Kleidern vor ihrem ſtrengen Sohne erſchien, ihn um die einzige Gnade zu bitten, ſie doch in ihrem Kämmerchen ſterben zu laſſen, ohne dadurch den Undankbaren zu bewegen, von ſeinem Vorſatze abzugehen; wie ſie dann die Magd knieend flehte, ein gutes Wort für ſie einzulegen, und wie auch dieſe unerbittlich blieb. Nichts wollte helfen; der Tag, die Stunde war gekommen, und die Mutter wurde mit Gewalt zur Thüre hinausgeſtoßen, die man hinter ihr zuriegelte. „Man würde ihr die Sachen nachſenden!“ waren die einzigen Worte, die man ihr zum Abſchiede nachrief.

Gern hätte Frau Walter, um das Aufſehen zu vermeiden, ihren Gang beſchleunigt und die Straße ſo ſchnell als möglich verlaſſen, allein ihre Füße verſagten ihr den Dienſt. Sie ſank auf die Steinbank an der Thüre nieder, und war nicht vermögend, ſich aufzurichten. Die Nachbarn, die ſchon lange mit Unwillen über die ſchlechte Behandlung, die der Sohn der Mutter angedeihen ließ, erfüllt waren, ſammelten ſich ſogleich vor dem Hauſe, und während Einige mitleidsvoll der Mutter ihre Hülfe anboten, brach bei den Andern die höchſte Erbitterung gegen den Urheber ihres Kummers los. Kaum war die Mutter fortgeführt und in Sicherheit, ſo entſtand ein allgemeiner Aufruhr. Man hörte Verwünſchungen gegen den unnatürlichen Sohn von allen Seiten; man warf mit Steinen gegen das Haus und zerbrach die Fenſterſcheiben, und man drohte endlich, in das Haus zu dringen, und machte bereits Anſtalten, die Thüre zu ſprengen, als die Behörde einſchritt, um größeren Unordnungen vorzubeugen. Ein Beamter entführte Heinrich Walter durch eine Hinterthüre dem wüthenden Volke, und entzog ihn ſo ſeiner gerechten Entrüſtung.

Indeß war Frau Walter in die ihr beſtimmte, von ihrem Sohne für ſie gemiethete Wohnung gebracht worden. Sie lag in dem entlegenſten Theile der Stadt, wo die ärmſten Einwohner hausten; ſie war unreinlich und deshalb ungeſund in ſo hohem Grade, daß kein Miether ſich ſelbſt unter den Aermſten ſeit lange ſchon für ſie hatte finden wollen. Aber Alles dieſes erfüllte das Herz der Mutter nicht mit gehäßigen Gefühlen gegen ihren Sohn; es ſchien, als ob der ſchwarze Undank des Verfolgers die Güte und Milde des Schlachtopfers nur vergrößern und vermehren konnte.

Frau Walter mochte es nicht unterlaſſen, dann und wann nach dem Hauſe zurückzukehren, das ſie früher bewohnt hatte; um fortdauern zu können, ſchien es ihr Bedürfniß, dieſelbe Luft mit ihrem Sohne zu athmen. Oftmals am ſpäten Abende ſah man die gute Alte zu ihrem Hauſe ſchleichen und Stunden lang auf der Steinbank vor der Thüre ſitzen. War ihr der Zufall günſtig, ſo ſchlüpfte ſie wohl auch heimlich durch die offene Thüre, um in irgend einem dunkeln Winkel verſteckt den Augenblick zu erhaſchen, wo ſie ihren Sohn ſehen konnte, ohne von ihm bemerkt zu werden. Sie wußte, daß ſie ſich der härteſten Mißhandlung ausſetzte, und konnte dieſe Verſuche nicht aufgeben, die ihr einzig und allein ihr tiefes Elend noch erträglich machten. Die glaubwürdigſten Leute aus der Nachbarſchaft ſagten übrigens aus, daß ſie ſie oft zur Nachtzeit auf den kalten Steinen vor dem Hauſe hätten knien ſehen, im Gebete verſenkt, das ſie für ihren Sohn zum Himmel emporſchickte.... Aber ſollte man es glauben, dieſe Thatſachen, die Vorſtellungen, die man Heinrich Walter darüber von allen Seiten machte, nichts war im Stande, ſeine Sinnesart zu mildern. Begegnete er zufällig ſeiner Mutter, ſo ging er ihr aus dem Wege, um nicht von ihr angeſprochen zu werden, oder er jagte ſie unter heftigen Worten und Thätlichkeiten von ſeiner Schwelle und zwang ſie in die Wohnung zurückzukehren, die er nun einmal feſt und unwiderruflich ihr zum Aufenthalt beſtimmt hatte.

Endlich war der Tag gekommen, der zur Freude aller

Gutgeſinnten dieſen Gräueln ein Ende machen ſollte. Seit früheſtem Morgen hatte Frau Walter ihren Platz auf der Steinbank vor dem Hauſe wieder eingenommen. Sie bot in ihrem reinlichen und doch ſo ärmlichen Anzuge mit dem Wackelkopfe und den gefalteten Händen das rührendſte Bild, das man ſich denken kann. Sie horchte auf jede Bewegung, auf jedes Geräuſch im Hauſe, das ihr die Nähe ihres Sohnes verrathen konnte. Endlich glaubte ſie ihn ſelbſt zu hören, und ſich mühſam erhebend, mit der Hand ſich an der Mauer feſthaltend, ſchwankte ſie in das Haus, um einen neuen Verſuch zu wagen. Sie fühlte es, daß ihre letzte Stunde herannahte, und wollte dieſe nicht ohne ihn erwarten. Dies Einzige erflehte ſie als letzte Gnade, dann ſey er ihrer überläſtigen Gegenwart ja für immer ledig, ſetzte ſie hinzu. Sie war auf ihn zugegangen, der ſie mit finſterem Blicke im hinterſten Theile der Flur feſt erwartete; ſie verſchwendete die zärtlichſten Worte, ſie beſchwor ihn bei dem Heiligſten — da hebt er den Fuß, und mit einem gewaltigen Tritte ſchleudert er ſeine alte Mutter von ſich, die bewußtlos zu Boden ſtürzt. Einige Leute, die früher ſchon durch die Scene am Eingange gefeſſelt ſtanden, eilen jetzt hinzu und ſind bemüht, die Ohnmächtige aus dem Bereich der Gewaltthätigkeiten zu führen, die ihr drohen; andere rufen die bewaffnete Macht herbei, und Heinrich Walter wird in's Gefängniß abgeführt.

2.

Der Tag des Gerichtes war angebrochen; Heinrich Walter, die Magd und einige Zeugen waren zugegen. Man war von allen Seiten geſpannt auf die Verhandlungen. Selbſt die Richter waren es mehr als gewöhnlich; als nun die Thüre ſich öffnete und eine alte, von den Jahren gebeugte Frau hereinſchwankte und ſich auf den Arm eines ihr fremden jungen Mädchens geſtützt hatte, das mitleidsvoll herzugeeilt war, um dieſem verlöſchenden Leben ſeinen Ausgang aus der Welt zu erleichtern.

Beim Anblick ſeiner Mutter zeigte Heinrich eine empörende Gleichgültigkeit; als er aber des ſie führenden Kindes anſichtig wurde, da zuckte er wild zuſammen und konnte ſeiner innern Bewegung kaum Meiſter werden. Die Richter bemerkten dies ſogleich, ſchoben aber den Umſtand für ein weiteres Verhör auf.

Die alte Frau hatte ſich niedergeſetzt und ihr bleicher zuſammengeſchrumpfter Mund widerholte immerfort: „Er hat mir nichts gethan! Er hat mir wahrlich nichts zu leide gethan!“

Sie läugnete Alles, was die Zeugen ausſagten, und ſetzte hinzu, daß man ihr das Leben rauben würde, wenn man ihren unſchuldigen Sohn verurtheilen könnte.

Der Advokat des Angeklagten that das Seinige, um zu beweiſen, daß Heinrich Walter nicht im vollſtändigen Beſitze ſeiner geiſtigen Fähigkeiten ſey; daß die ganze

Stadt es wiſſe, wie ſchnell ſich ſein Körper auf Koſten ſeines Geiſtes entwickelt habe; wie ein Uebermaß körperlicher Kräfte ihm an die Stelle geiſtiger Ausbildung zu Theil geworden wäre, wie endlich Uebereilung und Jähzorn ihm angeboren, bei der hartnäckigen Zudringlichkeit einer alten eigenſinnigen Frau — und wenn dieſe ſelbſt die leibliche Mutter ſey — leicht überwallen und zu irgend einer ſchlimmen Aeußerung, zu irgend einer heftigen Handlung bringen könnten. Daß von dieſer Anſicht des vorliegenden Falls wohl hinlänglich mildernde Umſtände für den Angeklagten ſtatt fänden, könne Niemand läugnen, wenn gleich das Ganze eine ſtrenge Rüge und Unterſagung für die Folge herbeiführen müſſe.

Nachdem Alles zu Protokoll genommen war, ſchritt man zu einer andern Frage, die augenſcheinliche innere Bewegung des Angeklagten beim Erblicken des jungen Mädchens betreffend, das ſeine Mutter führte. Allein Heinrich wollte hierüber keine Auskunft ertheilen. Er läugnete die Thatſache und war zu keinem Geſtändniß zu bringen. Der Proceß ſollte nun ſeinen gewöhnlichen Gang fortgehen. Heinrich aber wurde gegen eine bedeutende Kaution bis auf Weiteres in Freiheit geſetzt.

2.

Am Abend deſſelben Tages blicken wir in das elende Kämmerchen, wo die alte Frau Walter wohnt.

In ihrem eigenen Bette, das die Grauſamkeit des Sohnes doch nicht im Stande geweſen war, vorzuenthalten, und das daher noch von beſſeren Tagen zeugt, liegt die alte Frau ſchwer athmend und bereit, jeden Augenblick vor ihren höhern Richter zu treten. Neben ihr ſitzt auf einem Schemel das junge Mädchen, das ſich ſo unaufgefordert zu ihrer Pflege hergegeben. Es hatte, eine älternloſe Waiſe, ſeit einigen Jahren ſchon im Orte gedient, und da es gerade jetzt ohne Dienſt ſich befand, ſo weihte ſich das gute Geſchöpf dieſer freiwilligen Pflege und wandte ſein weniges Erſpartes gern dazu an, das Unglück der Greiſin zu lindern, dem ſie wie ein hülfreicher Engel erſchienen war. Sie wußte von ihrer Herkunft nichts; ſie war ein ausgeſetztes Kind, von einer Bäuerin gefunden, dem Waiſenhaus überliefert und dort erzogen worden.

Die Lampe war dem Verlöſchen nahe; Frau Walter ſchien zu ſchlummern, und das Mädchen fühlte das gleiche Bedürfniß. Ein Strohſack im Winkel des Kämmerchens diente ihr zum Lager, und nachdem ſie zum Bette der Alten noch einmal hingeſchlichen war und ſich an dem Frieden erfreute, der über dieſem Antlitz ſchwebte, löſchte ſie die Lampe und legte ſich auch zur Ruhe.

Sie war aber noch lange in dem Zuſtande zwiſchen Wachen und Träumen. Die Gerichtsſcene lebte wieder auf vor ihr, und die Geſtalt und das Ausſehen des Mannes, der, eines ſo ſchweren Verbrechens angeklagt, in dem

Augenblicke ſeiner Vertheidigung eine ſo augenſcheinliche Theilnahme für ſie gezeigt hatte, ſchwebte ihrem innern Blicke jetzt lebhaft vor. Sie ſuchte ſich zu beſinnen, ob ſie mit dem Manne ſchon irgendwo zuſammen getroffen ſey; allein vergebens: er war ihr gänzlich fremd und heute zum erſten Mal erſchienen.

Ein ſehr leiſes Geräuſch ward ihr vernehmlich, jedoch ohne ſie völlig ihrem ſchlummerähnlichen Zuſtande zu entreißen. Obgleich ſie nicht wußte, was es ſeyn könne, ſo ließ ſie es doch ruhig gewähren, denn nächtlicher Einbruch von Dieben war hier ja nicht zu beſorgen.

Plötzlich öffnete ſich leiſe die Kammerthür und ein greller Schein erleuchtete das Zimmer, der aber ſchnell wieder verſchwand, um der vollkommenſten Dunkelheit Platz zu machen. Leiſe tappende Schritte wurden vernehmbar, die das Mädchen nun deutlich hörte, und ſich aufraffend, auf ſeinem Strohſacke ſitzend, ihnen ſpähend nachhorchte. Jetzt hielten die Schritte inne; ein Moment Stille, dann ein dumpfer, erſtickter Seufzer; Alles wieder ſtille, bis ein leiſes, kaum vernehmbares Röcheln wieder gehört wurde. — Jetzt hielt ſich das Mädchen nicht länger; von der fürchterlichſten Angſt getrieben, mit einer übernatürlichen Kraft begabt, ſprang ſie vom Lager auf und nach der Richtung des Bettes hin.

„Im Namen Gottes! wer iſt hier?“ ſchrie ſie.

In demſelben Augenblicke brach der grelle Schein wieder aus einer dunkeln Hülle hervor und beleuchtete die Scene. Das Mädchen ſah ſich einem großen Manne gegenüber, der, von Schrecken bemeiſtert, wie angewurzelt da ſtand. Sie ſprang auf ihn zu, um ihn zu halten, falls er ihr entrinnen würde, da fiel der volle Strahl der Blendlaterne, die er hielt, auf ihre Geſtalt, und mit dem entſetzlichſten Ausdrucke „Friederike!“ ſchreiend, wankte er einige Schritte zurück.

„Woher wiſſen Sie meinen Namen?“ ſtammelte das Mädchen.

„Alſo auch du, wie ſie, Friederike?“ ächzte der fremde Mann, als wenn er eine Erſcheinung gehabt.

„Was wollen Sie hier, und was haben Sie hier verübt?“ ſprach ſchaudernd Friederike.

Der Fremde bebte zuſammen, dann ſtellte er die Blendlaterne hin, ging ſchnell auf das Mädchen zu, ergriff ihre Hand und rief mit gedämpfter Stimme: „Nichts! für dich und für die ganze Welt nichts! Verſtehſt du? Wenn du jemals dieſen Schleier heben willſt, wenn du eine Anzeige machſt, ſo biſt du verloren!“

Er nahm die Laterne und wollte fort; ſie aber ſprang zum Bette, wo Frau Walter nun als ſtumme Leiche dalag, dann eilte ſie wie im Wahnſinn dem Fliehenden nach, packte ihn mit ſtarker Hand und ſchrie verzweiflungsvoll: „Mörder! nicht von der Stelle! Du haſt deine Mutter getödtet!“

Da trat das Blut dem Manne bis in die Augen; er ſuchte ſich heftig aus den Händen des Mädchens zu befreien, und als ihm dies gelungen war, drückte er ihr wild die Kehle zuſammen und murmelte: „Nun ſo ſtirb auch Du, weil Du es willſt!“

Aber in Todesangſt ſchleppte ſich das Mädchen zum Fenſter, riß es auf und wollte um Hülfe ſchreien; da ließ der Fremde los und rief mit zerreißendem Tone: „So tödte nun auch deinen Vater, wie du ſchon deine Mutter getödtet haſt!“

Sie war nun befreit aus ſeinen Händen, aber ſie vermochte ſich dennoch nicht zu regen, und vernichtet ſtürzte ſie zu Boden, während der Mörder entflohen war.

Ein langer Tag war vergangen und kein Sonnenſtrahl war durch die geſchloſſenen Laden auf die zwei weiblichen Geſchöpfe gefallen, von denen das eine dem wirklichen Tode zur Beute geworden war, während das andere nur im Scheintode dalag. Niemand kam, ihre Ruhe zu ſtören; ihr Kämmerchen war wie ein Grab. Die ſorgloſen Nachbarn, arme Leute, die in ihrer Hülfloſigkeit jedem neuen Tage auch neue Mittel, ihr Daſeyn zu friſten, abzuringen verurtheilt waren, hatten ſchon am frühen Morgen ihre Wohnung verlaſſen, um in den fern gelegenen Quartieren der Reichen und Vornehmen ſich Arbeit und Verdienſt zu ſuchen und konnten keine Ahnung des Geſchehenen haben, da die Ermüdung des Tages ihnen einen feſten Schlaf beſcheerte, den kein Geräuſch zu ſtören im Stande war.

Aber jetzt am ſpäten Abend, als ſie von der Pilgerſchaft heimkehrten, einige kleine Münze in der Taſche, voll Freude, ihren Hunger zu ſtillen, und mit einiger wohlwollenden Menſchenliebe im Herzen, die ihre eigene Befriedigung erzeugte, ſahen ſie bedenklich auf die Wohnung der unglücklichen Frau Walter, die an dieſem Tage nicht einmal ihre Fenſter geöffnet hatte, und alſo wohl krank im Bette lag, ohne Hülfe und Beiſtand, die ihr hohes Alter und ihre Leiden doch ſo nöthig machten.

Sie blieben berathend ſtehen, und bald ſammelten ſich zu dieſen noch einige andere, und man beſchloß, an die Thür zu pochen und um Einlaß zu bitten. Dies hatte jedoch keine Folgen; auf alle Fragen blieb die Antwort aus; eine grauenvolle Stille herrſchte. Die Aufmerkſamkeit der, dieſen Stadttheil zur Abendſtunde durchkreuzenden Polizeiſoldaten wurde bald erregt. Man holte einen Beamten herbei, und unter ſeiner Aufſicht wurde zur Erbrechung der Kammerthüre geſchritten. Ein entſetzlicher Anblick bot ſich dar, ſobald die Laden aufgeſtoßen waren. Im Bette lag Frau Walter todt, mit blauem Geſichte; der Hals zeigte deutlich Spuren von Nägeln; es war kein Zweifel, daß ſie erwürgt worden war. Mit furchtbarer Gewißheit ſprach Alles den Namen des Mörders aus; den eigenen Sohn bezeichnete als denſelben nur eine Stimme. Dem erſten Entſetzen folgte das zweite, als man das junge Mädchen, welches die alte Frau ſeit kurzer Zeit gepflegt hatte, bewußtlos am Boden liegen ſah. Anfänglich hielt man auch ſie für todt. Allein der ſchnell herbeigerufene Arzt fand noch ein ſchwaches Lebenszeichen, das er durch unausgeſetzte Bemühungen wieder vollſtändig anzufachen hoffte.

Friederike hatte ſchon mehrmals die Augen geöffnet, ſie dann aber nach einem ſcheuen Blicke ſchnell wieder geſchloſſen und unter leiſem Wimmern war ſie zurückgeſunken, ohne ein Wort zu ſprechen. Der Arzt verlangte, ſie mit allen Fragen zu verſchonen, bis ſie mehr Kraft gewonnen haben würde; nur ſo, behauptete er, würde es möglich werden können, die nöthigen Aufſchlüſſe über dieſes ſchwarze Ereigniß durch ſie zu erhalten.

Man brachte eine Sänfte und trug das arme Mädchen mit aller Vorſicht in das allgemeine Krankenhaus, wo ſie in ein eigenes Zimmer gebracht wurde und die ſorglichſte Pflege erhielt.

Die Nacht ging unruhig vorüber; ein hitziger Wahnſinn tobte in Friederikens Kopf. Um Mitternacht brachen die erſten zuſammenhängenden Worte aus ihm hervor: „Mein Gott! erbarme Dich meiner! ich kann ja nicht! ſoll ich denn den Vater ermorden, wie er ſeine Mutter ermordete!“

Neben der Krankenwärterin ſaß ein Mann mit feinen Zügen am Bette des Mädchens. Im warmen Oberrock, bis zum Halſe geknöpft, den Stock mit goldenem Knopfe erhoben und feſt an das Kinn gedrückt, mit vorgebeugtem Körper, ſo ſaß er da, den ruhigen Blick haftend auf dem Mädchen. Es war der Kriminalrichter, der, eifrig in ſeinem Amte, keine Mühe ſcheute, um ſelbſt die Phantaſien einer Kranken zu belauſchen und ſich daraus Licht in der Sache zu verſchaffen.

Jene Worte enthüllten ihm nun plötzlich die eine Hälfte des grauenvollen Räthſels. Wer der Mörder der alten Frau war, wußte er jetzt; es war der Vater des Mädchens, den ſie nicht angeben wollte, um nicht zur Vatermörderin zu werden. War ſie nun aber die Tochter Heinrich Walters? oder hatte ihr Vater auch ſeine Mutter ermordet? Dies blieb zu unterſuchen. Der Reſt der Nacht führte zu keiner neuen Entdeckung; der zerrüttete Verſtand des Mädchens irrte auf unbeſtimmten Bahnen, und was ſie ſprach, war unzuſammenhängend und unverſtändlich. Gegen Morgen begab ſich der Kriminalrichter nach Hauſe, um einige nöthige Befehle zu geben.

Aber als man die Leiche der alten Frau Walter aus ihrem Kämmerchen abholte, um ſie zum Beſten der Wiſſenſchaft auf die Anatomie zu bringen, traten Gerichtsdiener in das ſchöne Haus am Markte, um Heinrich Walter zu verhaften.

4.

Friederike war dem Anſcheine nach wieder geneſen, aber tief im Innern nagte ihr der Wurm des Grames am Herzen, und ſie ſiechte und welkte dahin. Der grauenvolle Ausruf, mit welchem der Mörder der alten Frau Walter entflohen war, tönte ihr noch immer ſchrecklich in die Ohren. „So tödte nun auch deinen Vater, wie du ſchon deine Mutter getödtet haſt!“ Welch' ein gräßlicher Orakelſpruch für ein armes Kind, das ſeine Aeltern nie kannte und das von früheſter Jugend nur von der Mildthätigkeit fremder Menſchen erhalten worden war. Sie durchflog ihren ganzen bisherigen Lebenslauf; keine Spur, die ſich auf jene unſelige That, deren der fürchterliche Menſch ſie beſchuldigte, hätte beziehen können, ward ihr gegenwärtig. War es vielleicht nur eine Aehnlichkeit, die ihn irre geleitet hatte? Dieſe Zweifel folterten ſie ſtündlich; die Qual in ihrer Bruſt ſchwoll zur Rieſengröße an; das Leben wurde ihr zur Laſt; ſie wünſchte ſehnlich eine Welt zu verlaſſen, die ſtets freudlos für ſie, ihr jetzt nur noch eine trübere Ausſicht zeigte. Mit dieſer ungelöſten Räthſelfrage aber das Leben zu verlaſſen, ſchien ihr unmöglich. Die Thörin! Sie bedachte nicht, daß jenſeits ſich alle Räthſel löſen, jeder Zweifelsfrage hienieden dort die genügendſte Antwort wird! —

Ihr einziger Wunſch ging jetzt dahin, den gefangenen Heinrich Walter zu ſprechen. Er ſollte ſie genau betrachten; ſie wollte ihm alle Umſtände ihres früheren Lebens offenbaren und dann ſollte er ihr ſagen, ob er ſich nicht getäuſcht: ob er der Vater einer Tochter, die ihre Mutter ermordet; ob er ihr Vater ſey.

Der Kriminalrichter, den die Hoffnung ſtachelte, durch eine ſolche Zuſammenkunft neue Aufſchlüſſe zu erhalten, bewilligte das Geſuch, und während Friederike zu dem

Gefangenen gelaſſen wurde, trat der Richter in einen anſtoßenden Kerker, um an einer Thüre zu lauſchen und zu horchen.

Man hatte Heinrich Walter nicht vorbereitet. Er erſchrack heftig, als habe er eine übernatürliche Erſcheinung, wie er das ſchöne Mädchen zu ſich eintreten ſah und ſie im Glanze der mitgebrachten Kerzen, die eine ungewöhnliche Helle in dem Kerker verbreiteten, betrachtete.

Wie damals, als er ſie das erſte Mal ſah, ſchrack er zurück, bedeckte ſich die Augen mit der Hand und rief ſchmerzvoll: „Friederike!“

Sie ſtand ihm lange gegenüber, als der Gefangenwärter ſie verlaſſen hatte, ohne ein Wort zu ſprechen. Wie ſie ſo ihr Auge auf dem ſchönen Mann ruhen ließ, der in ſo tiefem Elend, des entſetzlichſten Verbrechens angeklagt, vor ihr daſaß, da vergaß ſie ihres eigenen Elends, ihrer eigenen rührenden Geſtalt, die ja eines eben ſo entſetzlichen Verbrechens beſchuldigt war.

Der Gefangene brach zuerſt das Stillſchweigen. Der Ton dieſer Stimme erinnerte ſie an jene Nacht, wo ſie ſie zum erſten Mal gehört hatte, und dieſe Erinnerung verſcheuchte den Frieden, der über ihre Seele gekommen war.

„Unglückliche, was willſt du hier an dieſem Orte, wohin deine Sucht nach Rache mich gebracht hat? Denn nur Dir — nur Dir verdanke ich es, daß ich hier bin.

Niemand war Zeuge, als Du, und Du haſt mich den Gerichten verrathen.“

Sie verſuchte es, zu ſprechen, aber ihre Zunge war gelähmt, und ſie rang vergebens nach Worten. Der Gefangene fuhr fort:

„So freue ich mich denn nun, daß Du hier biſt, daß Du mir entgegen gekommen; vielleicht hätten ſie mir meine Bitte, dich noch vor dem Tode zu ſprechen, abgeſchlagen. So wiſſe denn, ich kann Dich ſo unglücklich machen, als Du mich gemacht haſt. Habe ich die alte Frau getödtet, die mich in die Welt geſetzt, die mir eine ſchlechte Erziehung gegeben, die mich gequält durch ihren Eigenſinn, den ſie Liebe nannte, den ich ertragen habe viele lange Jahre hindurch; habe ich ſie getödtet, als das Uhrwerk faſt abgelaufen war, als ſie nur noch wenige Stunden zu leben hatte, ſo erſcheine ich wie ein belachenswerther, ungeduldiger Thor, als nichts weiter. Würde ich meine That nur noch für kurze Zeit aufgeſchoben haben, vielleicht für wenige Minuten, ſo hätte mich der natürliche Tod der alten Frau von ihrem peinigenden Daſeyn befreit, und ich wäre ſchwarz gekleidet hinter ihrem Sarge einhergegangen und hätte der ganzen Welt für einen guten Sohn gegolten. Ich war ein dummer, übereilter Burſche, nichts weiter, der ſeinen Kopf einſetzte, einen jungen dreißigjährigen Kopf, um damit die ungewiſſe Ruhe weniger Stunden zu erkaufen. — Du aber haſt Schrecklicheres gethan, Du tödteteſt ſchon als Kind Deine Mutter, und bringſt dann Deinen Vater auf's Schaffott!“ — —

Hier ſchwieg der Schreckliche. Das Mädchen athmete hörbar und erwachte aus einer Erſtarrung, die ſie bis dahin gefeſſelt hatte. Sie näherte ſich ſchwankend dem Gefangenen, als wollte ſie ſeine Hand ergreifen, jene Hand, womit er der alten hülfloſen Mutter die Kehle zugedrückt; dieſe Beſinnung kam ihr zur rechten Zeit, und ſie ergriff die Hand nicht.

„Um Gotteswillen! dieſe Worte hörte ich ſchon einmal und ich höre ſie ſeitdem fortwährend in mir — um mich ertönen! Barmherzigkeit! Was ſoll's damit? Wer bin ich denn? Wer waren — wer ſind meine Aeltern?“

„Ein armes Mädchen, das im Hauſe meiner Aeltern diente,“ ſprach faſt tonlos der Gefangene, „war deine Mutter; ich bin dein Vater. — Ich liebte dieſes Mädchen; ſie zähmte meinen wilden Sinn; ich würde die entgegenſtehenden Verhältniſſe gewiß bewältigt haben — ſie würde meine Gattin geworden ſeyn ohne deinen Mord.“

Krampfhaft zitternd ſtürzte jetzt Friederike auf den feuchten Boden des Kerkers nieder; ſie wand ſich in größter Herzensangſt mit gefalteten Händen vor Heinrich.

„Den Gnadenſtoß mir — ich flehe — wie? wie? wodurch?“ ſo ſchrie ſie, von Schluchzen unterbrochen.

„Deine Mutter, Friederike, wie du, geheißen, hatte ihr Wochenbett fern von hier in einem kleinen Dorfe an der Gränze gehalten. Niemand kannte ſie dort, ich hatte ſie bei einer armen, aber ehrlichen und verſchwiegenen Familie untergebracht. Schon bei der Geburt zeigteſt du eine auffallende Aehnlichkeit mit deiner Mutter, und dieſe iſt noch jetzt ſo ſtark, daß ich dich hieran und an deinem Namen ſogleich erkannte. Dieſe Zeichen trügen nicht. — Wenn ich in das Dorf kam, ſo freute ich mich über Mutter und Kind, daß Beide ſo geſund waren und mir Ungeſtüm bald eine anmuthige Feſſel verſprachen, die mich mit der bürgerlichen Welt verſöhnen ſollte, die mich grauſam einiger mehr loſen, als böſen Streiche willen verfolgt und ausgeſtoßen hat. Das Einzige, was meinen Wünſchen entgegenſtrebte, war die Geſinnung meiner Mutter, die aus einem jener Häuſer entſproſſen, die auf ihre rein bürgerliche Abkunft ſtolzer ſind, als es die älteſten Geſchlechter des Adels wohl ſeyn können, und die daher ſich meiner Verbindung mit ihrem ehemaligen Stubenmädchen ſtets widerſetzt haben würde. Damals lebte mein Vater noch, und ich, faſt noch ein halbes Kind von unentwickelten Begriffen, wagte es nicht, mich der älterlichen Gewalt zu entziehen. Hätte ich es damals über mich vermocht; hätte ich doch damals das alte Haus, an dem meine Mutter als an dem Sitze ihrer Vorfahren mit ſolchem Eigenſinn hing, verlaſſen können, wäre ich mit meiner Friederike und meinem Kinde in die weite Welt gezogen, ich wäre allem Unglück, aller Schmach entgangen!“ —

Der Gefangene hielt hier inne; eine fürchterliche Pauſe der Erwartung folterte auf's Neue das arme Mädchen, das flehend ihren Thränenblick zum Vater erhob.

„Und ich — und ich — wie, Mörderin geworden?" — — dies brachte ſie faſt unverſtändlich hervor.

„Es waren bereits mehre Monate verſtrichen, als du in einer Nacht heftig ſchreiend erwachteſt; deine Mutter, beſorgt, nimmt dich auf den Arm und legt dich an die Bruſt. Bald beruhigſt du dich hier und ſaugſt mit vollen Zügen. Deine Mutter ſchläft ein — hörſt du? — deine Mutter ſchläft ein — um nie wieder zu erwachen. Du warſt während des Schlafes deiner Mutter auf unerklärliche Weiſe in die Höhe gerutſcht; am Morgen fanden dich die Leute auf ihrem Munde liegen; die ſchwache Wucht deines kleinen Körpers hatte ſie erſtickt."

Friederike weinte jetzt nicht mehr; ihr rothes, brennendes Auge haftete auf dem Vater. Sie ſtammelte: „Weiter, weiter!"

„Der Tod deiner Mutter hatte mich zerſchmettert," fuhr Heinrich Walter fort." Mein aufbrauſender Geiſt, der in dir, der Unſchuldigen, dennoch nur die Zerſtörerin ſeines Glückes ſah, wollte dich nicht wieder ſehen. Ich gab von dem Wenigen, das mir damals die Sparſamkeit meines Vaters zur Verfügung ließ, etwas zu deiner Verpflegung her, und die Leute, bei denen du warſt, mußten dich bald dem Waiſenhaus überlaſſen, da ihnen die Mittel fehlten, dich zu beherbergen. Mir warſt du ganz entſchwunden; ich wußte nicht, ob du noch am Leben. Da ſah ich dich in jener Nacht wieder. — Dein Hülferufen und der Trieb der Selbſterhaltung entrang mir den Ausruf, der dich jetzt in meine Nähe bringt. Auch du biſt nun elend. Die Enthüllung dieſes Geheimniſſes wird dich keine Ruhe im Leben finden laſſen. Du haſt mir das Liebſte auf Erden geraubt; mir den Weg zum Glücke verſperrt, und lieferſt mich dem ſchmachvollſten Tode aus. Geh hin! ich kann dich nicht lieben! du biſt die Natter, die ihrer Mutter im Augenblick des Gebärens den Tod gab; ich will das grimme Raubthier ſeyn, das ſeine eigene Brut zerfleiſcht. Geh hin! verlaß mich! du ſollſt mich nie wieder ſehen, als todt."

Friederike lag noch immer vor ihm, harrend, hoffend, daß ſich ihr noch eine Milderung zeigen würde des ſchrecklichen, ehernen Schickſalsſpruchs. Vergebens! Wie ein Steinbild, ſtarr und ſtumm, ſaß Heinrich Walter da; da erhob ſie ſich endlich; ſie weinte noch immer nicht, und mit geſenktem Haupte ſchritt ſie langſam der Kerkerthüre zu, die auf ein leiſes Klopfen ihr ſogleich geöffnet wurde.

Der Kriminalrichter wußte nun, was er wiſſen wollte. Der Proceß nahm eine andere Wendung; ſeine Beendigung rückte ſchneller heran. Den Anſchuldigungen, die jetzt zuverſichtlicher und unmittelbarer erfolgten, ſetzte Heinrich Walter keinen Widerſpruch mehr entgegen; nach jener Beichte vor ſeiner Tochter ſchien er ſich den Tod zu wünſchen. Aber noch ehe er das Schaffott beſtieg, zog man die Leiche ſeiner unglückſeligen Tochter aus dem Fluſſe; ſie ſah ihres Vaters ſchreckliches Ende nicht mehr.

5.

Seitdem ſich dieſe Ereigniſſe zugetragen, war das Haus, das Heinrich Walter von ſeinen Aeltern ererbt hatte und das nach ſeinem gewaltſamen Tode auf entfernte Erben gekommen war, der Sitz unheimlichen Spukes geworden. Noch kurze Zeit wurde es bewohnt, dann aber ſcheute ſich ein jeder, hineinzuziehen, und es ſtand leer, obgleich die Eigenthümer es in einem freundlichen Zuſtande erhielten, um Bewohner anzulocken.

Die Haupturſache dieſes Verrufs lag in der Erſcheinung eines alten Mütterchens, das, wie die Sage ging, Niemanden etwas zu Leide that, aber doch die Leute auf ſeltſamliche Weiſe erſchreckte. Mußten die Mägde zur frühen Arbeit aufſtehen, gab es eine Wäſche oder dergleichen im Hauſe, ſo ſah man die graue neblige Geſtalt des Mütterchens emſig nach Allem ſehen, den Dienſtleuten nachgehen, ihnen in den Keller und auf den Boden folgen, kurz ſo thun, als ob es die Oberaufſicht führen müſſe. Hatte dieſer oder jener das Herz, die Erſcheinung anzureden, ſo gab ſie keine Antwort; ſtets zeigte ſie dieſelben ſchmerzlichen Züge, daſſelbe erloſchene Auge, ſtets daſſelbe bleiche Antlitz.

Thätiger jedoch zeigte ſich noch das Geſpenſt, wenn einem Kinde im Hauſe eine Krankheit drohte, oder wenn es ſchon in Gefahr war. Dann ſchellte es oft zur Nachtzeit in den Kammern der Dienſtleute; unſichtbare Hände weckten ſie auf, und begaben ſie ſich dann in die Zimmer ihrer Herrſchaft, um nach den Befehlen zu forſchen, ſo hatte Niemand geſchellt, Niemand geweckt, aber ein Vorzeichen war es, daß irgend ein trüber oder gar trauriger Fall ſich in der Familie ereignen würde.

Dies waren Thatſachen, die glaubwürdige Leute verbürgten; was mehr davon in der Stadt verbreitet war, konnte als bloße Erfindung angeſehen werden. Dieſe eben war es, die das Ganze in einen Schleier des Entſetzlichen hüllte und jeden Verſuch fern hielt, das Haus wieder zum Wohnſitze glücklicher Menſchen zu verwenden; mit einem Worte, das Geheimniß zu finden, das den Geiſt zu bannen im Stande war.

So mußte denn die unglückliche Frau Walter noch nach dem Tode die Luſt büßen, in ihrem angeſtammten, ihr ſo lieben Hauſe zu weilen, und die mütterliche Sorge, die ſie im Leben geübt hatte, ſie auch im Tode nicht verlaſſen; durch Beides hatte ſie Unheil über ihr Geſchlecht gebracht, und nun huſcht ihr grauer Schatten durch die öden Räume des Hauſes und kann, von den Menſchen geflohen, das nicht ausüben, was ihn zum endlichen Heile — zur Erlöſung geleiten könnte.

Das geſchoſſene Täubchen.

1.

Das Speiſezimmer war angenehm durchwärmt und von appetitlichen Düften durchzogen; die Mahlzeit — nach Art der vornehmeren Stände auf die Abendſtunden verlegt — war ſo eben vollendet; Herr von S. ſaß in lieblicher Vertraulichkeit ſeiner jungen Gattin gegenüber.

An ſeinem Rocke ſehen wir ein kleines Band von leuchtender Farbe; ſeine hohe Stirne umgeben dünne Haare, die bereits grau zu werden beginnen; dies und die edlen, ausdrucksvollen Züge drücken ihm den Stempel jener Männer zwiſchen zwei Altern auf, die nicht mehr die Gewohnheiten und Anſprüche der Jugend beſitzen, aber dennoch zu gefallen wiſſen und einen ausgeſuchten Takt im Verkehr mit der Welt auszuüben verſtehen.

Die junge Frau von S. war von ſchlankem Wuchſe; ihre weiße Stirne war von einem tadelloſen Schnitt, deſſen Contur ſie durch harmoniſch-vertheilte Haarflechten hervorgehoben hatte; ihre Haltung war nachläßig und dennoch voll Reiz, nach der Art ſüdlicher Frauen; ihre Augenbraun ſanft gewölbt, wie mit dem Pinſel gezogen; Hände und Füße auffallend zierlich gebildet. Dieſe Vorzüge allein waren ſchon im Stande, die Huldigungen zu rechtfertigen, deren Gegenſtand ſie in der Geſellſchaft geworden war. Allein Frau von S. beſaß noch den Ruhm einer ſo ſtrengen und gewiſſenhaften Tugend, daß ſie zu gleicher Zeit auch in dem Munde der Weltmenſchen für ein unerhörtes Wunder galt.

„Du haſt die Einladung zur Jagd angenommen?“ fragte Frau von S. ihren Mann am Schluſſe einer durchaus heitern Unterredung.

„Nun ja,“ erwiderte er aufſtehend.

„Ich weiß nicht, was es iſt, allein ich ſehe dich ſo ungern bei ſolchen Parthien, die ſo leicht gefährlich werden können. Ein Unglück iſt bald geſchehen.“

„O fürchte nichts,“ ſagte Herr von S. mit zärtlichem Ausdrucke, indem er ſein Weibchen auf die Stirne küßte. „Ich verſpreche dir recht vorſichtig zu ſeyn.“ Und damit ging er hinaus, die beſorgte Träumerin allein laſſend.

Einige Minuten ſpäter ſehen wir ihn die breiten Stufen hinabſteigen, die in den Garten führen. Er ergeht ſich wohlgefällig in den hohen Alleen, und ſpielt mit einer ſchönen Jagdflinte, deren damaſcirten Lauf er in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne leuchten läßt.

Jetzt war ſie untergegangen, und blaue Wolken, mit mattem Purpur geſäumt, zogen ihr nach, und hinter ihnen umhüllte ſich der Horizont mit abendlichen Schatten. Man weiß, wie ſchnell im Spätherbſte der Uebergang vom Tag zur Nacht iſt. S. war jetzt am äußerſten Ende des Parks angelangt und wollte auf gut Glück abdrücken, um ſein Gewehr zu verſuchen, als ein Vogel eben über ſeinem Haupte vorüberflog; er zielte; der Vogel machte eine leichte Bewegung, ließ dann die Flügel hängen und fiel herab, indem er einen Kreis beſchrieb. S. lief zur Stelle hin, wo der Vogel lag; das Opfer ſeiner Geſchicklichkeit war ein armes Täubchen. Während der geſchickte Schütze nach der Wunde forſchte, fühlte er einen Faden, der am Flügel befeſtigt war; er löste ihn, und ein feines, eng zuſammen gefaltetes Papier fiel zur Erde. Er hob es auf und ſah, daß es beſchrieben war.

Ueberraſcht von dieſem Funde, nahm S. anfänglich Anſtand, den Zettel zu leſen, den der Zufall ihm in die Hand geſpielt hatte. Als er aber ſah, daß keine Aufſchrift ihm den Namen desjenigen verrieth, an den die Zeilen gerichtet waren, dieſe jedoch für den beſtimmten Empfänger von Wichtigkeit ſeyn konnten, ſo beſchloß er in der edelſten Abſicht, ſich mit dem Inhalt bekannt zu machen, da er vielleicht den Namen enthalten könnte, oder doch die Angabe, ihn zu entdecken.

Der Inhalt des Billets lautete, wie folgt:

„Mein Heinrich! Unſer treuer Bote hat mir deine Antwort überbracht. Du darfſt nicht zweifeln, daß ich zum Rendezvous kommen werde. Seitdem ich dich beſitze, vermehrt jeder Augenblick meines Glückes auch meine Liebe zu dir. Auf dieſen Abend alſo, mein geliebter Heinrich. Ich komme durch die kleine Thüre des Parks, und werde hinter den Akazien verſteckt auf das verabredete Zeichen warten. Bis dahin, Adieu."

S. hatte die Kraft, dieſes Billet bis zu Ende zu leſen. Nicht der leiſeſte Zug verrieth die fürchterliche Qual, die es ihm verurſachte. Er weilte einige Minuten noch nachdenkend an dem Orte, dann legte er ruhig das Billet mit der fürchterlichen Anklage zuſammen und ſteckte es in die Brieftaſche; die Flügel des getödteten Täubchens aber ergriff er mit Daumen und Zeigefinger bei den äußerſten Enden und ging in's Schloß zurück.

Niemand, der ihm begegnete, wäre im Stande geweſen, auf ſeinem Geſichte zu leſen, was in ſeinem Innern vorging.

2.

Es hatte eben eilf Uhr geſchlagen; eilf Uhr deſſelben Abends, an welchem ſich die einfache Begebenheit zugetragen hatte, die wir ſo eben erzählten. Der Wind pfiff durch die Zweige, deren Blätter ſchon halb abgeſtreift waren. Herr von S. ſtand in einer künſtlichen Grotte, von einer Akaziengruppe verſteckt, ſtarr und unbeweglich, in jeder Hand eine Piſtole. Ein unwandelbarer Entſchluß herrſchte jetzt in ſeinem Innern; auf ſeiner Stirne ruhte ſchmerzlicher Gram; allein ſein Haupt war nicht gebeugt. Nachdem er eine Stunde gewartet hatte, ließen ſich Schritte vom Felde her vernehmen, und die Thüre des Gartens wurde mit Vorſicht geöffnet. Ein Mann in einem Mantel erſchien, der mit berechnender Sorgfalt die an dem Boden liegenden trockenen Blätter vermied, um nicht gehört zu werden. Als er vor der Grotte, die Herrn von S. verbarg, vorüber ging, fühlte dieſer ſeine Bruſt wie von einer eiſernen Kette zuſammengeſchnürt.

„Wer biſt du?“ rief mit wilder, aber gedämpfter Stimme Herr von S. ihm entgegen, indem er es verſuchte, das Antlitz ſeines Gegners zu erkennen.

„Großer Gott, mein Onkel!“ war die Antwort.

Onkel und Neffe erkannten ſich, und Herr von S. zog nun ſeine Hände zurück, womit er die ſchwachen Arme des jungen Menſchen feſt gehalten hatte.

Er blieb einen Augenblick unbeweglich ſtehen und ließ den Kopf auf die Bruſt ſinken.

„Du ſtirbſt oder du tödteſt mich,“ ſprach er dann mit feſter Stimme. „Hier haſt du eine Waffe.“ Er reichte ihm eine Piſtole hin.

Der junge Menſch verſuchte es, zu ſprechen.

„Kein Wort!“ fiel ihm der Oheim gebietend in die Rede. „Ich will nichts von dir wiſſen; nur tödten will ich dich. Stelle dich auf fünf Schritte....“

„Ich ſchieße mich nicht,“ ſagte entſchloſſen der Neffe.

„Auf fünf Schritte! befehle ich dir!“ rief S. mit unterdrückter Stimme.

Hierauf trat er ſelbſt fünf Schritte zurück.

„Es wird ſogleich Mitternacht ſchlagen; auf den dritten Glockenſchlag ſchießen wir alle Beide! Und wehe dir, wenn du nicht ſchießeſt.“

Mit dieſen Worten nahm Herr von S. ſeine Stellung und wartete.

„Sie waren mein Vater,“ nahm endlich der junge Menſch das Wort, „und meine Aufführung war in der That ſtrafbar. Glauben Sie jedoch nicht, daß ich Sie erweichen will. Daß Sie mich für feige halten könnten, wäre mir fürchterlicher, als der Tod, der mir bevorſteht. Es bleiben mir nur noch wenige Augenblicke, um mich Ihnen zu erklären. Ich habe lange gekämpft; allein ich unterlag einem Zauber, von ſo übernatürlicher Art.... O mein Gott! wie ſoll ich Ihnen das beſchreiben!.... Nicht Sie war ſchuld daran.... Wir liebten uns ſchon lange... ſeit unſerer Kindheit... Die Erzählung iſt zu lang für dieſe kurze Friſt. Mein Gott! was haben wir Beide gelitten! Welche Gewiſſensbiſſe vergifteten unſer Daſeyn! Mit welchen Qualen erkauften wir unſer kurzes Glück! Jetzt, mein Oheim,“ ſprach er entſchloſſen, aber man hörte, daß Thränen ſeine Stimme brachen, und weit weg warf er ſeine Piſtole, „jetzt tödten Sie mich. Es iſt eine Wohlthat, die ich erflehe. Ich danke Ihnen.... Sie erſparen mir einen Selbſtmord. Wenn ich es denken darf, daß Sie dann noch eine Thräne für deſſen Andenken haben, der einſt der Sohn Ihrer Schweſter war, ſo werde ich nicht in Verzweiflung ſterben!...“

Herr von S. biß die Zähne zuſammen und blickte theilnahmlos auf ſeinen unglücklichen Neffen. Kein Wort kam über ſeine Lippen.

Beim erſten Schlage der Mitternacht riß der junge Menſch den Mantel von ſeinen Schultern und warf ihn hinter ſich zur Erde, wie ein Leichentuch, auf das er fallen ſollte; dann entblößte er ſich die Bruſt — In demſelben Augenblicke fuhr die Kugel ſeines Onkels ihm durch das Herz. Er krümmte ſich nach vorn, dann ſank er zurück und hauchte das Wort: Dank! — Herr von S. näherte ſich ihm; der Geliebte ſeiner Gattin hatte aufgehört zu leben.

Der Mörder wickelte den ſtarren Körper in den Mantel und trug ihn in die Grotte, in deren geheimnißvollem Dunkel er den Ausgang dieſes entſetzlichen Dramas erwartete. Dort legte er ihn auf eine Steinbank nieder. Ein Mondſtrahl brach durch die Wolken und erleuchtete dieſe trübe Scene. S. ließ ſeinen Blick auf den bleichen Zügen ruhen. Eine Thräne rann verſtohlen über die Wimper des Mörders. So war mindeſtens der letzte Wunſch des unglücklichen jungen Mannes erhört worden.

3.

Am andern Morgen frühſtückte Frau von S. allein. Traurigkeit und Unruhe waren in ihren Zügen zu leſen. Ihr Blick zeigte jenes ſtarre Schauen in's Weite, als ruhe er auf einem Gegenſtand, den Niemand erſpähen kann, und ziehe ihn ab von den Gegenſtänden der nächſten Umgebung. Eine leichte braune Färbung, die ſich in einem Halbkreiſe um das ſchöne Auge zog, deutete auf langes Nachtwachen. Alle Augenblicke trat ſie in lebhafter Bewegung an ihr Fenſter, als ob ſie von dort die Löſung eines Geheimniſſes erwartete, die ſie ſehnſüchtig wünſchte; dann ſank ſie wieder in einen Lehnſtuhl und drückte die Hand auf's Herz, als wollte ſie ſeinem ungeſtümen Schlagen Einhalt thun.

Nachdem dieſes ſchon lange gedauert hatte, nahm ſich endlich das Kammermädchen die Freiheit, zu bemerken, daß das Frühſtück kalt werde. Da ſchien ſie aus einem Traum zu erwachen. Sie ermannte ſich, und um nicht vor den Leuten ihre qualvolle Ungeduld zu verrathen, entſchloß ſie ſich, etwas zu nehmen.

Das Mädchen zerſchnitt ein Geflügel, das auf dem Tiſche dampfte, und reichte die Stücke ihrer Gebieterin hin. Frau von S. gewahrte einen Zettel unter dem Flügel und machte ihn mit dem Meſſer los. In ihrer jetzigen Stimmung mußte dieſe Seltſamkeit ſie mächtig ergreifen. Ihr Herz ſchlug hörbar; ein weiſſagender Geiſt verrieth ihr faſt die fürchterliche Wahrheit. Der Inhalt des Zettels verkündete ihr nicht erſt das Unglück, das ſie betroffen, ſondern es beſtätigte es nur. Sie las:

„Ich habe Ihren Geliebten getödtet, oder vielmehr gemordet; der Schuß, den Sie dieſe Nacht gehört, ward von mir nach ſeinem Herzen gerichtet. Aber meine Rache iſt noch nicht beendigt. Hören Sie meinen Entſchluß, den nichts in der Welt umſtoßen kann. Ich fordere von Ihnen Folgendes. Der Leichnam Ihres Geliebten harrt in der künſtlichen Grotte am Ende des engliſchen Gartens der Beſtattung von Freundeshand. Dieſe Hand iſt die Ihrige. Sie werden heute den ganzen Tag über in der Nähe jener Grotte verweilen, damit kein Neugieriger ſich ihr nahe. Wenn die Nacht angebrochen ſeyn wird, ſo werden Sie die Schleuſe des kleinen Waſſerbeckens öffnen, welches am Ende des Parks in der Mitte des Raſenplatzes ſich befindet. Wenn Alles Waſſer abgelaufen ſeyn wird, werden Sie mit einem Spaten eine Grube graben, deren Größe Sie nach dem Körper des Todten einrichten müſſen. Der feuchte ſandige Boden wird Ihnen dieſe Arbeit erleichtern. Sobald die Grube fertig, werden Sie den Leichnam hintragen, hineinlegen und mit Erde bedecken, dann beſorgt ſeyn, Alles gehörig zu ebnen, damit nichts Ihr nächtliches Werk verrathe. Es iſt unnöthig, hinzuzufügen, daß Sie das Waſſer dann wieder in das Baſſin laufen laſſen. Dies ſind meine Befehle. Leiſten Sie mir nicht Folge, ſo ſehen wir uns nur vor den Gerichten wieder. Die Stärke Ihres Geiſtes iſt mir nicht unbekannt, und ich vertraue ihr. Kein Wort darf mehr über dieſen Vorfall zwiſchen uns gewechſelt werden."

Frau von S. hatte dieſes ſchreckliche Billet geleſen, ohne daß eine Thräne über ihre Wangen rieſelte, ohne daß ein Seufzer ihrer Bruſt entfahren wäre. Mit rubiger Beherrſchung ſteckte ſie das Papier in ihren Buſen; nur ihre Bläſſe und das fieberhafte Zucken ihrer Lippen deuteten den fürchterlichen Schmerz ihres Innern an. Mit einem Buch unter dem Arm ging ſie in den Garten hinab, und ſetzte ſich auf einen ländlichen Stuhl, der am Eingange der geheimnißvollen Grotte ſtand, und ohne auch nur ein einziges Mal den Kopf zu erheben, blieb ſie gleichſam vertieft im Leſen bis fünf Uhr Abends an ihrem Platze.

Das Zeichen mit der Glocke rief ſie zu Tiſche. Sie war überzeugt, daß die Dienerſchaft zu dieſer Stunde in Küche und Speiſeſaal beſchäftigt waren. Um keinen Argwohn zu erregen, aß ſie ein wenig und begab ſich dann ſogleich wieder auf ihren fürchterlichen Poſten.

Um neun Uhr des Abends ſchickte ſie alle ihre Leute zur Ruhe und ließ ſich von ihrem Kammermädchen entkleiden und zu Bette bringen. Wie dieſe ſich nun aber entfernt hatte, erhob ſich das unglückliche Weib von ihrem Lager, ſchnell — mit einer einzigen Bewegung. Krampfhaft griff ſie an ihre Schläfen, die ſtark gegen die preſſenden Hände ſchlugen und ein lang gehaltener Schrei brach jetzt hervor, furchtbar wie der mächtige Schmerz, der ſie zerfleiſchte. Das lang unterdrückte Schluchzen entſtrömte ihrer Bruſt; ein Strom von Thränen ſtürzte aus ihren Augen; während einer halben Stunde beherrſchte ſie der Ausbruch der verzweiflungsvollſten Leiden.

Plötzlich verſiegten die Thränen; eine faſt übernatürliche Kraft kam über ſie. Sie verließ das Bett, kleidete ſich, öffnete leiſe die Thür des Schlafzimmers, und huſchte mit leichtem Schritte in der Schattenregion fort, welche längs der Mauer war, die das Beſitzthum einſchloß. Als ſie in dem Gehölze angelangt war, ſuchte ſie in der Hütte, wo der Gärtner ſeine Geräthſchaften aufzubewahren pflegte, den Spaten, deſſen ſie bedurfte. In wenig Augenblicken war das Waſſerbecken, das mitten in dem Raſenſtücke lag, abgelaſſen, und das unglückliche Weib begann den fürchterlichſten Theil ihrer Arbeit.

Man denke ſich die feingebildete Frau, zierlich und ſchmächtig, mit den zarten weißen Händchen den groben Spaten bewegend, faſt erliegend unter der Laſt des entſetzlichen Geſchäfts, die Bruſt zerriſſen von dem fürchterlichſten Schmerze, den keine Schilderung erweicht.

Sie hatte aber beſchloſſen, zu ihrer Buße Alles bis zum Ende zu bringen. Sie betrachtete den grauſamen Befehl, den der Gatte ihr auferlegte, als Sühne, und war ihm dankbar dafür. Zwiſchen ihr und ihrem Gatten herrſchte für alle Zukunft eine Kluft, die nichts entfernen konnte, das fühlte ſie wohl. Der Mörder des einzigen Mannes, der ihre Liebe beſeſſen hatte, konnte ihr nicht anders als verabſcheuenswerth erſcheinen. Aber dennoch fühlte ſie ſich ſchuldig; aber dennoch wollte ſie allein die Strafe erdulden. —

Nach fünfſtündiger mühevoller Arbeit war die Grube endlich fertig. Frau von S. mit herabhängenden Haaren, kaltem Schweiß auf der Stirne, zerriſſenen Händen und in dem ſchlammigem Boden tief eingeſunken, fiel nun, an allen Gliedern zerſchellt, auf den aufgeworfenen Hügel nieder. Auf ihrem Geſichte glänzte ein zauberhafter Schimmer; er war entſtanden aus der Vermiſchung von Entſagung alles Irdiſchen und Hoffnung des Himmliſchen. Der Engel der Sühne ſchwebte zu ihr und trocknete durch das leiſe Wehen ſeines Fittigs die Tropfen, die ihr von der Stirne perlten; er hauchte ihr Worte des Troſtes und der Verzeihung in die Seele.

Sie erhob ſich und ging muthig dem Orte zu, wo der Leichnam ihres Geliebten ruhete.

Der Mond warf durch Wolkenſtreifen ſeine bleiche Strahlen und leuchtete der Unglücklichen.

Der fürchterlichſte Augenblick war es, als ſie jenen Theil des Mantels entfernte, der die Züge des jungen Menſchen verdeckte. Sie blickte ihn lang voll warmer Leidenſchaft an. Viele heiße Thränen überſtrömten das kalte Antlitz der Leiche, bis ſie endlich daran dachte, den Verſuch zu wagen, ſie von der Stelle zu heben. Aber die ſchwache Frau war nicht im Stande, den Körper zu tragen; ſie mußte ſich entſchließen, ihn am Boden hinzuſchleppen durch Gebüſch und Geſträuſch bis zum Grabe. Einige Mal fühlte ſie ihren Entſchluß mit ihren Kräften dahinſchwinden. Dann entfernte ſie ſich, von Entſetzen gepackt, mit einem krampfhaften Sprunge weit weg von dem furchtbaren Schauſpiel. Allein die unerbittliche Nothwendigkeit führte ſie wieder zurück.

Endlich lag die Leiche, von ſpitzen Steinen und Dornen zerriſſen, am Rande der Grube. Hier ſtrich die Unglückliche die ſchmutzigen Haare dem Geliebten von der Stirne und hauchte ihre ganze liebende Seele in einem letzten Kuſſe auf ſie hin. Mit frommem Gefühle und geſtärkt erhob ſie ſich nun, ſchöpfte mit hohler Hand einige Tropfen des zurückgehaltenen Waſſers, beſprengte damit den Todten und machte über ihn das Zeichen des Kreuzes. Dann begann ſie mit muthigem Sinne Erde in die Grube zu ſchaufeln, die ihn empfangen hatte.

Nun aber war Erhebung und Kraft der armen Frau gebrochen. Sie vollendete nur langſam das Werk. Die erſten Strahlen der bleichen Octoberſonne waren aber noch nicht am Horizont erſchienen, als ſie damit zu Ende war. Das zurückgehaltene Waſſer ſtürzte jetzt mit Gewalt durch die aufgezogene Schleuſe in das Becken zurück, und der Tag beſchien alles im gewohnten Zuſtande.

Frau von S. legte ſich wieder zu Bette und fiel in eine ſchwere Krankheit, von der ſie der Tod nicht mitleidig befreien wollte.

4.

Sechs Wochen ſpäter las Frau von S., die eben wieder zu geneſen anfing, eine Zeitung, als plötzlich ihre Züge ſich ſeltſam verzogen; ſie neigte ſich zu ihrem Manne und zeigte ihm, ohne ein Wort zu ſagen, was ſie eben geleſen hatte.

S. las dieſe Worte:

„Heinrich von C. iſt ſeit ſechs Wochen verſchwunden, ohne daß man ſeiner Spur habhaft werden konnte. Man vermuthet einen Selbſtmord.“

Der durch die Krankheit abgemagerte Finger der Frau von S. verweilte lange auf der letzten Zeile dieſer Nachricht; ihr verwirrter Blick fixirte ihren Gatten, der ihr nur eine gleichgültige Miene entgegen ſtellte.

Zehn Jahre überlebte ſie die Kataſtrophe, die hier erzählt wurde, aber während dieſer ganzen Zeit rief weder Wort noch Zeichen den Namen des unglücklichen jungen Mannes den beiden Gatten in's Gedächtniß zurück.

Der alte Mellinger und ſeine Söhne.

1.

Zur Zeit des ſiebenjährigen Krieges lebte in einem Städtchen Schleſiens ein ziemlich bejahrter träger Mann, der, genügſam mit dem Wenigen, was er beſaß, auskam, und weder Luſt hatte, ſeine Bedürfniſſe zu vermehren, noch zu ihrer Befriedigung ſich anzuſtrengen. In ſeiner Jugend ſoll er ein Handwerk gelernt haben, allein nur mit Widerwillen hatte er es ausgeübt, und nachdem der Zufall ihm eine kleine Erbſchaft zugewieſen, hing er ſogleich das Geſchäft an den Nagel und that nichts mehr.

Sein Tag beſtand immer aus derſelben Einförmigkeit. Er ſtand ſpät auf, ſchlenderte durch die Gaſſen des Orts, blieb vor der Thüre dieſes oder jenes Nachbarn ſtehen, hörte theilnahmlos zu, wenn Andere ſich ereiferten, ſprach ſelten mit, und ging Mittags nach Hauſe, um ſeine magere Suppe zu eſſen. Wenn er Nachmittag geſchlafen hatte, ſo wurde wieder ein Gang verſucht, etwa um das Städtchen oder zu einem Bekannten; dann ging er früh ſchlafen, um am andern Tage wieder ſpät aufzuſtehen. Sein Wahlſpruch war: Wer nur den lieben

Gott läßt walten! und hiernach betrug er ſich redlich; man kann durchaus nicht behaupten, daß er ſeinem Schickſal vorgreifen wollte und dem Schöpfer in's Handwerk pfuſchte.

Dieſer Mann hatte auf das Zureden ſeiner Freunde ein Weib genommen; allein man kann ſich leicht denken, daß die Ehe keine glückliche wurde. Nachdem ſie ein Paar Jahre gedauert und zwei Knaben aus ihr hervorgegangen waren, löste ſie ſich auf die einfachſte Weiſe von ſelbſt dadurch, daß die Frau ihren Mann verließ und zu den Aeltern zurückkehrte. Niemand gab ihr Unrecht; denn wie hätte eine Frau bei dieſem indolenten Manne wohl aushalten können?

Bei der gerichtlichen Scheidung, die nun folgte, bekam den ältern Sohn auf ihr ausdrückliches Verlangen die Mutter; den jüngern behielt der Vater oder vielmehr er wurde ihm gelaſſen, da er nicht das Geringſte bei der Sache that, und eben ſo wenig einen Wunſch ausdrückte. Die Mutter hingegen verlangte deshalb den älteſten Knaben, weil er ihr Ebenbild war, ein ſanftes, blondes Kind; beſcheiden in ſeinen Spielen, artig in Allem, was er that. Der jüngere hingegen, ein ſchwarzer Strobelkopf, wild und ungezogen, verſprach den Aeltern keine beſondere Freude zu machen. War nun aber der ältere ſchon von Natur begünſtigt, ſo brachte ihn ſein guter Stern auch noch in das Haus der Großältern, wo ihm eine ſorgſame Erziehung zu Theil wurde; ſein armer jüngerer Bruder aber blieb in der ärmlichen

Umgebung ſeines Vaterhauſes, im eigentlichen Sinne ſich ſelbſt und ſeinen Neigungen überlaſſen, mochten ihn dieſe nun zum Guten oder zum Böſen lenken.

Der Charakter der beiden Brüder wurde immer entſchiedener von einander abweichend, je älter ſie wurden. Einige Mal im Jahre traf es ſich, daß Robert, ſo hieß der jüngere, einen Beſuch bei den Großältern abſtattete. Man war dann in ihrem Hauſe ſtets auf etwas Unangenehmes gefaßt, und die Folge war, daß der kleine Gaſt keine beſonders zuvorkommende Aufnahme fand. Er ſelbſt gefiel ſich auch nicht darin, ein unnatürliches ſteifes Weſen anzunehmen und einer ſtrengen Aufſicht ſich dabei unterworfen zu ſehen. Zu Hauſe genoß er einer Freiheit, wie der Vogel in der Luft; ſein Vater legte ihm bei allen ſeinen Unternehmungen nichts in den Weg, und da er von Herzen gut war, und zwar muthwillige, oft ſogar kühne Streiche in Menge, doch niemals einen ſchlimmen verübte, ſo war er überall beliebt, und nur von alten Mütterchen hörte man wohl dann und wann einen frommen Stoßſeufzer: „Ach, wenn der wackere Junge doch nur beſſer erzogen würde; aus dem könnte etwas Rechts werden!“

Robert hatte einſt wieder Mutter und Bruder beim Großvater beſucht. Es war zur Zeit des heiligen Weihnachtsfeſtes, wo auch er eine Beſcheerung erhalten ſollte. Der nunmehr zwölfjährige Knabe lief allein den weiten Weg durch Wald und Feld bei harter Kälte und Schneegeſtöber. Er fürchtete ſich nicht, und ſein Vater hätte niemals daran gedacht, ihm eine andere Gelegenheit, die ihm Schutz und Bequemlichkeit verſchafft hätte, zu beſorgen.

Auf halbem Wege, hart an einer Waldecke, wo ihm die vorderſten Bäume gehörigen Schutz verliehen, ſetzte er ſich hin, um ermüdet, wie er war, ein wenig auszuruhen. An wärmende Kleidung war bei ihm nicht zu denken. Er trug im Sommer wie im Winter daſſelbe leinene Jäckchen; dabei offenen Hals und bloßen Kopf. Die gütige Natur hatte zwar dafür ihn nach Kräften mit guten Schutzmitteln verſehen. Er war blühend und kräftig. Ein ſehr ſtarker, großgelockter Haarwuchs von dunkelbrauner Farbe bedeckte ſeinen Kopf, und ein feuriges, kerngeſundes Blut durchſtrömte ſeinen beweglichen Körper, und verlieh ihm die ausgezeichnetſte Spannkraft; dennoch aber ſaß er jetzt da auf dem Steine am Waldrande und ſeine herrlichen Zähne klapperten vor Froſt aneinander.

Ein wonniges Gefühl von Schlummer kam über ihn; er konnte und wollte ſich deſſen nicht erwehren, und hatte bereits die Augen geſchloſſen, als ihn ein kräftiger Ruck in die Höhe riß.

„Zum Henker, Burſche, was iſt das? Willſt Du wohl auf den Beinen ſtehen und laufen? Du warſt ja ſchon mit einem Fuß in der Ewigkeit, Hallunke!“

So donnerte ein rauher Baß über ihn hinweg, und als Robert erſchreckt die Augen öffnete, da erblickte er einen Mann vor ſich von hoher Statur und braunem

Geſicht, das zur Hälfte mit wildem Barthaar bewachſen war, in der Tracht eines Jägers und die Flinte auf dem Rücken.

Robert zitterte an allen Gliedern; doch gewiß nicht aus Furcht, die er nicht kannte, ſondern vor Kälte, die ſein warmes, jugendliches Blut faſt erſtarrte. Er war wirklich dem Erfrieren nahe geweſen, und nur der dazu gekommene fremde Jägersmann hätte ihn dem gewiſſen Tode entriſſen.

„Wo kommſt du her, mein Bürſchchen, und wo willſt du hin?“ ſprach jetzt freundlicher der Mann, und als er hörte, daß Robert in das nächſte Dorf zu ſeinem Großvater wollte, ſo entſchloß er ſich, ihn dahin zu begleiten.

„Jetzt, da ich bei dir bleibe, Bürſchchen, kannſt du es wagen, und eine kleine Stärkung zu dir nehmen,“ ſprach der Fremde wieder, indem er ſeine Weidtaſche öffnete und ein Fläſchchen daraus hervornahm. Er zog den Pfropfen mit den Zähnen heraus und ließ etwas vom Inhalte dem Knaben in den Mund laufen.

„Schmeckt's?“ brummte er ihm freundlich zu.

„'s brennt,“ war die Antwort.

Lächelnd nahm der Jäger den Pfropfen aus dem Mund, ſtrich ſich die langen Haare des Schnurrbartes nach beiden Seiten zurecht und that jetzt ſelbſt einen tüchtigen Schluck. Hierauf ſteckte er die Flaſche in den Weidſack, warf dieſen auf den Rücken, lehnte den einen Arm behaglich in den Riemen der Flinte, ergriff mit dem andern den Knaben bei der Hand, und mit dem Ausruf: „Marſch vorwärts!“ trabten ſie durch den friſchfallenden Schnee weiter.

Unterwegs mußte Robert ſeinem wild ausſehenden, aber in der That ſehr freundlichen Begleiter von ſeinen Umſtänden und Verhältniſſen erzählen. Dieſer ſchüttelte manchmal bedenklich den Kopf, blickte, wie ſcharf beobachtend, auf den friſchen Jungen und ſprach dann heiter: „Ein Jägersmann ſollteſt du werden! Hätteſt du wohl Luſt dazu?“

„J das möcht' ich wohl,“ ſagte Robert. „Jm Walde muß es gar hübſch ſeyn, beſonders im Sommer, und ſchießen — ja ſchießen kann ich wohl auch!“

„Biſt ein prächtiger Kerl!“ ſprach der Jägersmann wieder, und nun unterhielt er ihn ganz anmuthig über das Waldleben und würzte ſeine Unterhaltung mit allerhand luſtigen Jagdgeſchichten, die dem Knaben eine große Freude erregten. So waren ſie an das Dorf gekommen, wo Roberts Großältern wohnten. Sein Begleiter nahm vor dem Dorfe Abſchied von ihm, und der Knabe, der ihn recht lieb gewonnen hatte, blieb noch lange ſtehen und ſah ihm nach, wie er ſo langſam und vornehm ſeinem Waldreviere zuſchritt.

„Solch' ein Jägersmann iſt doch ein gar ſtattlicher Menſch,“ ſprach Robert vor ſich hin. „Es wär' mir noch das Allerliebſte, bei meinem neuen Freunde immer im Walde leben zu können. Je nun, ich will nächſtens einmal zu ihm hinlaufen und ſehen, wie er wohnt, und welch ein Leben er führt“ —

Da fiel es ihm mit Centnerlaſt auf die Seele, daß der Jäger ihm ſeine Wohnung nicht angezeigt und er ſelbſt auch nicht einmal darnach gefragt hatte. Er wurde ganz ſchwermüthig darüber; ſein Schritt wurde langſamer, je näher er dem Hauſe ſeines Großvaters kam, und er konnte ſich eines alten Liedleins nicht erwehren, das er manchmal hatte ſingen hören. Es klang ſo kräftig und doch heimſüchtig und wehmüthig dabei, und lautete:

„Der Jägersmann aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her,
So wie es ihm gefällt.
Ju, juhe!
Gar luſtig iſt die Jägerei,
Gar luſtig wollen wir jagen,
Allhier auf grüner Haid!“

So trällernd ging er faſt mit Widerwillen vorwärts; immer zog's ihn nach dem Wald zurück; oft blieb er ſtehen und blickte dann ſehnſüchtig hinüber nach dem ſchwarzen Streif, der ſich immer tiefer in Nebel verhüllte; endlich trat er über Großvaters Schwelle, wo ihn doch Mutter und Bruder erwarteten; aber ſelbſt dieſe wieder zu ſehen — es freute ihn nicht.

2.

Roberts Großvater, der ſeit langen Jahren einen Kramladen in ſeinem Wohnorte führte, hatte nach und nach durch Sparſamkeit und Ordnungsliebe mit dieſem Erwerb im Kleinen ſich ein ganz anſtändiges und im Verhältniß zu ſeiner Umgebung ſogar anſehnliches Vermögen erworben. In ſeinem Hauſe herrſchte Ordnungsliebe, Thätigkeitstrieb; ein jeder machte ſich etwas zu ſchaffen, und für Niemand mangelte die Gelegenheit hiezu. Alle waren gute Chriſten, die fleißig beteten, in die Kirche gingen und nichts unternahmen, was ihnen eine Rüge oder Beſtrafung hätte zuziehen können. Sie gaben dem Himmel, was des Himmels iſt, und der Obrigkeit, was dieſer gebührt. Der Alte war nicht nur ein angeſehener Mann, ſondern auch von allen Leuten ein wohl angeſehener. Gingen die ärmern Einwohner des Ortes vorüber, ſo grüßten ſie ehrerbietig in die Fenſter, oder wenn einer von der Familie unter der Thüre ſtand, obgleich Niemand ſo eigentlich wußte weshalb, denn keiner hatte ſich irgend einer Wohlthat, irgend einer freundſchaftlichen Theilnahme aus dieſem Hauſe zu erfreuen gefragt. Führte den Amtmann oder Richter der Weg vorbei, ſo grüßten ſie mit Herablaſſung und Freundlichkeit; der Pfarrer ſprach aber wohl ein, um die chriſtliche Familie mit Salbung zu begrüßen, und ſelbſt der Schulmeiſter ging nie an dem Hauſe vorüber, ohne an das Fenſter zu klopfen und freundlichen Gruß zu bieten, wofür ihm dann gewohnlich ein Gläschen Magenſtärkung aus dem Laden verabreicht zu werden pflegte.

Es kann nicht befremden, daß eine ſo wohl geregelte anſtändige Haushaltung an Andern manches zu tadeln fand und unter ſich ſelbſt ſolche Mittheilungen verbreitete, um ſich an dem böſen Beiſpiel zu ſtählen, wohl auch im Gefühl der eigenen Vorzüglichkeit, einen gerechten Triumph zu feiern.

Ein Gaſt wie Robert konnte hier nicht willkommen ſeyn. Selbſt Mutter und Bruder wandten ſich mit Abneigung von ihm weg, und die übrigen fühlten nur Schadenfreude, wenn ſie das Weſen des fremden Knaben mit der ehrbaren Züchtigkeit ihres Wohlerzogenen vergleichen konnten. Der Anſtand verlangte indeß, daß mindeſtens zwei Mal im Jahr der Sohn ſeine Mutter beſuchte, und dieſes war zu Weihnachten und Oſtern. Beide Theile waren jedoch innigſt erfreut, wenn das Wiederſehen genoſſen war.

Robert hütete ſich wohl, von der Begegnung mit dem alten Weidmann zu ſprechen. Eine gewiſſe Scheu hielt ihn davon zurück, und dann ſagte ihm auch ſein natürlicher Verſtand: wenn der Jäger hier hätte genannt ſeyn wollen, ſo wäre er wohl mit in's Dorf bis vor die Thür gegangen. Er mag wohl ſeinen Grund dazu gehabt haben, vor dem Dorfe von mir Abſchied zu nehmen.

Nach der erſten Begrüßung folgte eine große Schaale Milch-Kaffee mit Zwieback, die Robert ganz wider ſeinen Willen austrinken mußte. Er war daran nicht gewohnt, und hätte ein Glas Bier oder Wein, das er manchmal von ſeinem Vater erhielt, viel lieber gemocht.

„Das bekommſt du zu Hauſe wohl nicht?“ fragte die Tante.

„Was? nicht einmal Kaffee?“ kreiſchte Gottliebchen, ſein Bruder, mit einer feinen Stimme.

„Ich mag ihn auch nicht,“ ſagte Robert barſch.

„Leckermaul! du willſt wohl immer Chokolade trinken?“ kreiſchte Gottliebchen wieder.

„Das kenn' ich gar nicht einmal,“ verſetzte Robert.

„Ach, Mutter, er weiß nicht einmal, was Chokolade iſt. Erlaubſt du wohl, Großpapa, daß ich ihm aus dem Laden ein Täfelchen holen darf?“

Und fort ſprang er, ohne die Erlaubniß abzuwarten, und war bald wieder mit einer Tafel zurück, von der er, das größere Stück für ſich behaltend, dem Bruder einen Biſſen zukommen ließ.

„Das ſchmeckt mir auch nicht,“ ſagte dieſer, und ſpuckte einen großen ſchwarzen Fleck in's Zimmer, der unter lauten Klagen von allen Seiten ſogleich wieder weggewiſcht wurde.

„Aus dem Jungen wird nun und nimmermehr etwas,“ ſagte verdrießlich der Großvater, und ſchob die Mütze auf's rechte Ohr.

„Ach Gott!“ ſeufzte die Mutter,“ und er iſt ja doch mein Sohn, ſo gut wie der andere. Aber das muß ich ſagen, Gottliebchen ſteht meinem Herzen näher.“

Am andern Vormittage, nach der Kirche, hatte ſich ein heller Sonnenſchein recht feiertägig auf die Winterlandſchaft gelagert, und die Ofenwärme brachte in Roberts Innern eine ſeltſame Gährung hervor. Wie junger Wein, der ſein Gebinde zu ſprengen droht, ſo ließ es ihm keine Ruhe in dem Stübchen, und er mußte hinaus in den Hof hinter dem Hauſe, um zu ſehen, ob er nicht irgend einen gleichgeſinnten Kameraden träfe. Er fand Niemand. Schnell war er darüber her, ſich einen Schneemann zu formen, ungeheuerlich und grotesk, mit langer Naſe und großen Augen, die er durch zwei ſchwarze Kieſel hervorbrachte. Gottliebchen war im ſonntägigen Staate, angethan mit dem zeiſiggrünen Pelzchen und der rothen Zipfelmütze auf dem Kopf, unter die Thüre getreten, und hatte das Treiben ſeines Bruders lange mit angeſehen. Endlich, wie der Mann fertig daſtand, ging er näher, und ſprach altklug mit ſeinem heiſer kreiſchenden Stimmchen: „He, he, was treibſt du da für Schwänke, Bruder Robert? die Hände müſſen dir ja erfrieren und du wirſt den Schnupfen davon kriegen.“

„O nicht doch,“ entgegnete Robert,“ der Schnee macht warm, verſuch’s nur einmal. Das Spiel iſt nur erſt halb gethan. Jetzt ſpiele du mit. Wir wollen den Schneemann bombardiren. Laſſ’ uns Schneeballen machen und nach ihm werfen. Da wollen wir ſehen, wer ihn zuerſt niederkriegt.“

„Das iſt nichts für mich; ich habe neue Fäuſtlinge an, und die würde ich beſchmutzen,“ ſagte Gottliebchen.

„Ach, was, zieh ſie aus!“ ſchrie Robert, und ihn bei der Hand packend, machte er Anſtalten, ihm die Fäuſtlinge abzuziehen.

Aber Gottliebchen riß ſich los und lief kreiſchend dem

Hauſe zu. Spottend rief Robert ihm nach: „Wart nur, du Haſenfuß!“ und ſchnell einen Schneeballen aufraffend, ſchleuderte er ihn mit kräftiger Hand dem Bruder nach, der in demſelben Augenblick mit einem Schrei zu Boden ſank.

Der unglückliche Zufall hatte in der Eile Robert nicht bemerken laſſen, daß er mit dem Schnee einen kleinen ſpitzigen Kieſel ergriffen hatte, der den Bruder am Kopfe unweit von der Schläfe erreichte. Schreiend und um Hülfe rufend kniete der unglückliche Robert bei ſeinem Bruder, deſſen Blut den Schnee röthete, und den er getödtet zu haben vermeinte. Und als Gottlieb unter lautem Jammern in das Haus getragen wurde, dachte Niemand mehr ſeines armen Bruders, der bis zum hereindämmernden Abende vergeſſen und verlaſſen, weinend an der blutigen Stelle geblieben war.

3.

Nach dieſem traurigen Weihnachten durfte Robert keine Beſuche mehr im Hauſe des Großvaters machen. Er ſah weder Mutter noch Bruder wieder, und nun erſt bekam er ein reges Verlangen nach ihnen; nun erſt fühlte er, daß trotz der Verſchiedenheit ihrer Neigungen und Gewohnheiten ein unſichtbarer Faden ſie mit einander verband. Es war jedoch nicht mehr zu ändern. Seinen heitern Sinn trübte es ihm übrigens nicht. Zum Kopfhängen, Schmachten und Sehnſüchteln war einmal der Stoff, aus dem er geſchaffen, zu derb und kerngeſund, zum Flehen und Nachgeben zu ſpröde. Er betrauerte den Vorfall aufrichtig, als er aber ſpät am Abend in das Haus des Großvaters treten wollte und man ihm mit rauhen Worten die Thüre verſchloß, da begnügte er ſich damit, was ein mitleidiger Knecht, der vom Bette des Verwundeten kam, ihm über den Zuſtand deſſelben ſagen konnte, und ſich und ſeinen Bruder dem Himmel empfehlend, trat er getroſt und muthig den Heimweg an.

Die Kälte hatte nachgelaſſen und aufgeregt, wie er war, dachte er nicht daran, zu ſchlafen, ſondern trabte friſch und munter ſeines Weges. Als er an die Waldecke kam, da gedachte er des Weidmanns, der ihn damals ſo freundlich begleitet hatte, und deſſen Erſcheinung ihm auch jetzt willkommen geweſen wäre. Allein ſo ſehr er auch umher ſpähte, er war weder weit und breit zu entdecken. Es wäre ja auch ſonderbar geweſen, wenn der Mann zur Nachtzeit gerade jetzt hier hätte vorübergehen ſollen.

Die Gleichgültigkeit von Roberts Vater bemerkte es kaum, ihn ſo plötzlich am andern Morgen wieder zu ſehen, und als Robert ſein Herz vor ihm ausſchütten wollte, ſo hörte er ihn mit halbem Ohre an, ohne irgend eine Bemerkung hinzuzufügen. Dies war ſeine Art, die ſich in keinem Lebensverhältniſſe, bei keinem noch ſo wichtigen Ereigniſſe verläugnete.

Es waren nunmehr in dieſer Einförmigkeit wieder einige Jahre verſtrichen, und Robert wurde ſtets ſchöner und ſtärker. Die Schule hatte er jedoch nie beſucht; was er an Mutterwitz beſaß, flatterte frei umher, ohne an beſtimmten Gegenſtänden zu haften. Er war ein ächtes Naturkind, ungebildet, aber auch unverdorben. Er ſelbſt dachte über ſeine Zukunft nicht nach. Er war von Jugend auf an ein kümmerliches Leben gewöhnt, das keine Bedürfniſſe kennt, und nur darauf gerichtet iſt, das Allernothwendigſte zum Beſtehen zu haben; dies glaubte er — und nicht ohne Grund — durch ſeine geſunden Arme ſich leicht verſchaffen zu können. So lange jedoch ſein Vater lebte, wollte er nicht Fremden als Knecht dienen. Ein ihm angeborener Stolz hielt ihn davon ab. Manchmal dachte er wohl an den Wald und an die edle Jägerei; dann kam ihm immer das alte Liedchen: „Von dem Jägersmann aus Churpfalz“ in den Sinn, und ſein ſchwarzer Begleiter von jenem heiligen Abende, da er zu Großvaters ging, ſtand dann immer wieder freundlich vor ihm. Er hatte aber ſchon längſt alle Hoffnung aufgegeben, den wackern Biedermann jemals wieder zu ſehen, und meinte, er müſſe wohl ſeitdem geſtorben ſeyn, oder er ſey vielleicht auf Beſuch im Lande geweſen und nun wieder in ſeine Heimath zurückgekehrt.

Man denke ſich nun aber Roberts freudiges Erſtaunen, als er eines Tages, vor der Thüre ſtehend, neben der läßig hinſchlendernden Geſtalt ſeines Vaters den ſtraffen Schritt eines hohen Mannes erblickte, in dem ihm etwas Aehnliches mit ſeiner Erſcheinung an der Waldecke auffiel. Er hielt ſich nicht zurück, ſondern lief den Kommenden entgegen. Es war keine Täuſchung. Er ſtand vor dem wackern Weidmann, der ganz derſelbe, nur ein wenig älter geworden war. Seine buſchigen ſchwarzen Haare hatten ſich ſtellenweis mit Silber durchzogen, die Haut war gelber geworden, aber die Augen blickten noch eben ſo ſcharf und freundlich auf Robert, ohne dabei den Blick ſo ſenken zu dürfen, da der Burſche um ein Bedeutendes größer geworden war und faſt die Höhe des alten Weidmanns erreicht hatte.

Sie ſchüttelten ſich derb die Hand, dann ſchritten ſie der Wohnung Mellingers zu.

„Ich habe deinem Vater einen Vorſchlag gemacht, Robert,“ ſprach der Fremde im Gehen. „Ihm iſt er genehm, und iſt er auch dir recht, ſo ſoll's mich freuen.“

Dem jungen Menſchen ſchlug das Herz bis zum Halſe hinauf. Er zweifelte faſt nicht mehr, was dies wohl für ein Vorſchlag ſeyn könne, und wünſchte doch auch zu vernehmen, daß er ſich nicht täuſche. So waren ſie in das Haus und in die Stube getreten.

„Setzen Sie ſich, mein Herr Förſter,“ ſagte der alte Mellinger zu ſeinem Gaſte, indem er ihm einen Stuhl zurecht ſchob. „Ich bin nur ein armer Mann, und vermag für meinen Jungen nichts zu thun. Wie ich ihn vom Himmel erhielt, ſo iſt er geblieben; ich habe zwar nicht viel gethan, ihn beſſer zu machen; allein ich habe ihn auch nicht ſchlimmer gemacht. Ich bin kein

Freund vom unnützen Schwatzen. Wollen Sie ihn, da iſt er! Er wird bei Ihnen was Rechtes lernen, und ich habe Laſt und Sorge vom Halſe. Mehr wünſche ich nicht."

So viel und ſo zuſammenhängend hatte Roberts Vater ſchon ſeit Jahren nicht geſprochen, der Sohn war ganz erſtaunt darüber, und die Worte klangen ihm ſo freundlich und erquickend, daß er den Vater und den Gaſt zugleich hätte umarmen mögen.

„Ihr Sohn gefällt mir. Mein alter Jägerburſche, der Anton, den ich bereits fünf und zwanzig Jahre bei mir hatte, iſt geſtorben. Meine Wirthſchaft iſt eigen eingerichtet, wie Sie wiſſen; einen jeden kann ich nicht gebrauchen. Alte Burſche bringen mir ihre Neigungen und Gewohnheiten mit in's Haus; bei mir muß ſich Alles nach meinem Willen richten; ich will mir meinen neuen Burſchen erziehen, wie ich mir meinen alten Anton erzogen hatte. Nun aber bin ich auch damit übel dran. Wo kriegt man ein geſundes, muthiges und kräftiges junges Blut, guten Willens, reg und thätig, nicht faul und verſchlafen, kein Kopfhänger, Duckmäuſer und dergleichen. Die Menſchen fangen an, viel zu viel zu erziehen, und verderben ſo, was die liebe Natur gut geſchaffen. Da brachte mich der Zufall einmal mit Ihrem lieben Jungen zuſammen, Herr Mellinger. Wir trottirten ſo ein paar Stunden Wegs in Schnee und Wetter und ſprachen von dieſem und jenem. Da lernt man ſich kennen. Ich merkte gleich, daß es keiner wagen dürfe, ihrem Jungen den Finger in's Maul zu ſtecken, der iſt beſchlagen! Das wär' ein Burſche für mich! dacht' ich mir damals, und nun, da der Alte das Zeitliche geſegnet und ihr Robert reifer geworden, ſo will ich's gern mit ihm verſuchen, und ſehen, ob mich meine Hoffnung, die ich auf ihn geſetzt, nicht trügen wird. Was meinſt du, Robert? Willſt mit mir ziehen in meine Wüſtenei? Ein Jäger ſollſt du werden, das verſprech' ich dir, mehr aber nicht!"

Roberts Geſicht flammte hoch auf. Plötzlich hob es ſich wie ein Schleier vor ſeinen Blicken. Sein Leben wurde ihm plötzlich klar, er war ſich einer Zukunft bewußt. Er ſah den grünen Wald mit ſeinen hellen Streiflichtern und dunkeln Schatten; er wollte ihn kennen lernen mit allen ſeinen feierlichen Geheimniſſen, mit allen ſeinen Wundern und Schrecken, ſeinem Rauſchen und Tönen, und eine unendliche Luſt wurde wach in ihm bei dieſem Gedanken. Freudig ſchlug er ein in die dargebotene Rechte des alten Weidmanns; aber wie dieſe ſich um die ſeinige zuſammenpreßte, durchzuckte es ihn, wie mit einem elektriſchen Schlage. Er fühlte es, daß ſein Schickſal hienieden erfüllt war, daß er dem eingegangenen Bunde nicht mehr zu entrinnen vermochte, es komme Wohl oder Wehe über ihn.

Die Bewohner des Ortes ſtanden an demſelben Abende heimlich plaudernd vor ihrer Thür. Der fremde Gaſt, der bei Mellingers eingekehrt war, bildete den Gegenſtand ihrer Unterhaltung.

„Was mag nur der wilde Jäger bei dem Alten machen?“ fragte der Eine.

„Das iſt die Folge ſo ſchnöden Wandels,“ ſprach der Andere. „Wenn man die Kinder aufwachſen läßt ohne Chriſtenthum, ſich um Gott und die Welt nicht kümmert, die Frau verſtößt, dann wird man am Ende von ſolchen Gäſten heimgeſucht. Zu einem von uns könnte der ſchwarze Förſter nicht kommen; da fehlt ihm dann doch die Macht dazu.“

„Gebt Acht! er verkauft ihm die Seele ſeines Jungen, um noch ein paar Jahre im Müſſiggange ſo hinſchlemmen zu können,“ warf dann wieder ein Dritter hin. „Wir wollen uns kreuzen und ſegnen, wenn das Ungethüm ein Mal aus der Gemeinde ſcheidet.“

Solche Geſpräche führten ſie noch, als am ſpäten Abende der alte Förſter ſtolz durch's Dorf ſchritt, mit finſterem Blicke ohne Gruß, Robert an ſeiner Seite, heiter und lächelnd um ſich blickend. Der alte Mellinger gab ihnen bis zum Dorf hinaus das Geleite, und verſprach in einiger Zeit beim Förſter einzukehren und nachzuſehen, wie es mit ſeinem Sohne vorwärts gehe. Dann kehrte er um, und die beiden gingen allein weiter dem Walde zu. Das Gerede der Nachbarn hatte noch nicht aufgehört, als Mellinger zurückging. Alte Weiber bekreuzten ſich; Kinder zeigten mit den Fingern auf ihn, und überall hätte er, wenn er nämlich aufmerkſamer geweſen wäre, die Worte vernehmen können: „Seht, da geht der Rabenvater, der ſein Kind dem Gott ſey bei uns verkauft hat! Gott ſey uns Allen gnädig!" —

Die beiden Wanderer hatten nun den Saum des Waldes erreicht und begannen einen bergigen Weg emporzuſteigen, der zu der Förſterwohnung führte. Das Abgelegene derſelben in einer wüſten, wilden, faſt unzugänglichen Gegend, das einſame Leben, das der alte Förſter ſeit Jahren hier führte, — da ſeine Frau ſchon lange todt war — ſeine Seltſamkeit im Benehmen, ſeine Schroffheit in ſeinem ganzen Weſen hatten ihm einen unheimlichen Ruf angehängt; er hieß in der Gegend nur der „ſchwarze Jakob," und man glaubte ſteif und feſt, daß er mit den hölliſchen Mächten ein Bündniß abgeſchloſſen habe, oder wohl gar der Teufel ſelbſt ſey. Seine Wohnung wurde geflohen; man wußte nichts von ſeiner Lebensweiſe; wer bei ihm ſey; was er eigentlich trieb. Nun kann man denken, welch' ein Aufſehen es erregte, den friſchen kräftigen Robert ſo plötzlich durch den ſchwarzen Jakob aus dem Dorfe entführt zu ſehen.

Sie waren eine Stunde gegangen; der Weg war immer beſchwerlicher geworden; das trauliche Geſpräch, welches der Förſter bisher unterhalten hatte, verſtummte, da das Steigen ihm den Athem verſetzte. Es war finſter und kalt geworden; der Nachtwind rauſchte in den Wipfeln und die Zweige der Tannen raſchelten zuſammen. Der Wald wurde immer dichter; ſie waren jetzt mitten in dem Forſte, der ſich auf viele Meilen weit tief in's Gebirge erſtreckte. Immer rüſtiger ſchritten die Wanderer; der alte Förſter ſchnaufte ſtark.

Da hörten ſie Hunde anſchlagen.

„Das iſt der Sultan und der Waſſer,“ ſagte der Alte.

Der Weg wurde ſteiler und beſchwerlicher; ſie glitten auf alten abgefallenen Nadeln; zwei ſchwarze Hunde ſchnoben im Dickicht und umſprangen jetzt den Förſter, ihm die Hände leckend, ohne ſich um ſeinen Begleiter zu kümmern.

Jetzt wurde eine ſchwarze Maſſe vor ihnen ſichtbar, aus der das Gebell vieler Hunde erſchallte.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach der Förſter. „Meine Tochter hat mich heute nicht mehr erwartet und iſt zur Ruhe gegangen. Gib mir die Hand, daß ich dich im Finſtern die Treppe hinauf führe. Oben will ich Licht machen.“

Robert reichte ſeinem Führer die Hand; er ſchämte ſich, denn er konnte ein leiſes, unwillkührliches Zittern nicht verbergen. „Du haſt kalt, wie mir ſcheint,“ ſagte der Alte; „oben ſollſt du einen Schluck zur Stärkung erhalten!“

Stolpernd über Hunde, die ihnen von allen Seiten durch die Beine liefen und knurrend, ſchnoppernd und leckend an ihnen hinaufſprangen, kamen ſie endlich in dem Zimmer an, wo der Förſter Robert ſtehen ließ, um Feuer zu ſchlagen.

„Mein Haus iſt nicht groß,“ ſagte der Förſter, während er die Kerze anzündete, „aber hoch. Ich wohne in dem einzig noch ſtehen gebliebenen Thurm von der Behauſung des alten Waldwarts, der vielleicht zur Zeit, als die Tatarn in Schleſien waren, in dieſem Reviere hauste; Krieg oder Blitz, oder auch beides zuſammen haben das Uebrige längſt zerſtört. Je nun, wir brauchen nicht viel. Hier wohne ich; dort drüben im Erker wohnt meine Tochter; du erhältſt deine Schlafkammer einſtweilen oben, denn hier nebenan, wo dein Vorgänger ſchlief, befindet ſich noch ſeine geringe Hinterlaſſenſchaft; auch iſt die Leiche erſt vorgeſtern hinausgetragen worden. Du wirſt indeß müde ſeyn, und ich will dir deine Lagerſtätte zeigen.“

Damit nahm er die Lampe und führte Robert eine hohe Wendeltreppe hinan zu einem Kämmerchen, deſſen Fenſter offen war, ſo daß man nach dem geſtirnten Himmel ſehen konnte.

„Zumachen kann man das nicht,“ ſagte lächelnd der Förſter, „denn es iſt weder Fenſter noch Lucke darin; allein es iſt ſo übel nicht, ſich von den ſchönen Geſtirnen im Schlafe beſcheinen zu laſſen, und ich hab’s oft ſchon im Leben verſucht. Eh’ du einſchläfſt, liſch mir die Lampe wohl, damit wir Nachts keine rothe Haube auf den Thurm kriegen, und nun ſchlaf wohl!“

So verließ der Förſter ſeinen neuen Jägerburſchen.

Robert ſah ſich in der Kammer um, die faſt gänzlich leer war. Auf einem alten Tiſche ſtand Waſſer in einem großen Steinkruge und eine Schaale daneben, nebſt einem groben Handtuche; ein Strohſack lag auf dem Boden, der zwar grob, aber reinlich bedeckt war. Dies war Alles. Als Robert ermüdet, wie er war, die Lampe gelöſcht hatte und ſich auf das Lager warf, begleitete ihn noch eine Weile das Schnaufen und Schnarchen der Eulen im Gemäuer und manch' pipendes Vögelchen, das ſie fingen und zerriſſen, bis daß er eingeſchlummert war. Er ſchlief ohne Traum bis zum hellen Morgen.

Ungefähr um dieſelbe Zeit war es, daß ſein Bruder Gottlieb nach der nahen Hauptſtadt gebracht wurde, um zu dem geſchickteſten Schneidermeiſter in die Lehre gegeben zu werden, der aber auch zugleich für einen ſehr gottesfürchtigen und guten Chriſten galt.

4.

Am andern Morgen zur früheſten Tageszeit erwachte der neue Jägerburſche. Alles war noch ſtill in der alten Warte, und als er den Kopf zur Fenſteröffnung hinausſtreckte, durch die ihn ſo eben ein kühler Luftſtrom erweckt hatte, dampfte der Wald erwachend, und die Wipfel ſchüttelten den Thau in ihr inneres Gezweig, wie ein vor Freude weinendes Mädchen ihre Thränen in den Buſen fallen läßt, um ihr inneres Leben zu erfriſchen. Das nächtliche Wild zog ſich müde und ſatt in ſeine Höhlen zurück, aber Haſen und Rehe ſprangen von ihren Lagern und guckten ſich freudig in der Welt um, die doch ſo voll von Verderben für ſie war; die Vögel aber erwachten und begannen ihr Morgenlied.

Wer je einen ſolchen Frühmorgen im Walde erlebte, weiß, welche Wirkung er auf ein geſundes Herz hervorbringt. Robert ſchlug Augen und Seele dankend zum Himmel empor; er war frei, das fühlte er, wie alle Bewohner des grünen Bezirks; mochte auch kommen, was über ihn verhängt war, Gutes oder Schlimmes; was kümmerte ihn das jetzt; der Augenblick war ſein, und es war ein glücklicher.

Seine Morgentoilette war bald beendigt, und raſch ſprang er die Treppen hinunter, um ſich im Hauſe umzuſehen. Er fand es jetzt nicht viel anders, als es ihm in vergangener Nacht erſchienen war. Alles war von Alter geſchwärzt und verfallen, und nur dasjenige, was durchaus zur Wohnung nöthig war, in einem paſſenden Zuſtande erhalten. An der Thüre des Förſters ging er leiſe vorüber, denn drinnen regte ſich noch nichts. Der Alte war, vom geſtrigen Marſche ermüdet, heute wahrſcheinlich wider ſeine Gewohnheit zum Langſchläfer geworden. Eine zweite Thür ſah er angelehnt. Da ſchläft die Tochter, dachte er. Eine angeborene ehrbare Scheu — denn Niemand hatte ihm ja geſagt, was Anſtand ſey — hieß ihn bei dieſer Thüre vorüber gehen, und er wagte nicht, den flüchtigſten Blick hinein zu werfen. Jetzt trat er vor die Thür in den Wald hinaus. Ein runder ausgehauener Platz umgab in nicht zu großer Entfernung den alten Bau, der ſich maleriſch genug, wenn auch nicht in demſelben Grade traulich und wohnlich, vom Boden erhob. Einige Hunde tummelten ſich bereits im Graſe herum und ſprangen nun auf ihn zu, ihn als Bekannten grüßend, denn ſie hatten's gleich weg, die klugen Thiere, daß er derſelbe ſey, der in der Nacht mit ihrem Herrn angekommen war. Nur ein einziger ſchlimmer Köter hielt ſich fern und knurrte. Als Robert aber auf ihn zugehen wollte, ſetzte er ſich in Poſitur, als wolle er Ernſt machen. Er fing an, die Zähne zu zeigen und einen Ton anzuſchlagen, der bei ſeiner Größe ziemlich verfänglich lautete. Dies hatte ungefähr ein paar Minuten gedauert, als eine klare, liebe Stimme den Hund beim Namen rief, worauf er ſogleich parirte und wedelnd nach dem Orte hinſah, von wo die Stimme kam. Robert war inſtinktmäßig dem Hunde gefolgt, und wie elektriſirt, als er am Fenſter einen Kopf erblickte, aus welchem dieſe Stimme getönt haben mußte, der aber keinesweges dem alten Förſter angehörte. Robert hatte noch nie einen ſchöneren Mädchenkopf erblickt; ſowohl in ſeinem Dorfe, als in der Umgegend, die er durchſtreift hatte, war ihm etwas Aehnliches aufgeſtoßen, und da er hier dies am Wenigſten erwartet hatte, ſo war die mächtige Ueberraſchung wohl erklärlich, die ihn ergriffen.

Marie, des Förſters Töchterchen, bot ihm einen guten Morgen mit aller Herzlichkeit. Man hörte der Art und Weiſe, wie ſie dieſe wenigen Worte vorbrachte, auch nicht die leiſeſte innere Bewegung an, während Robert ſo ſehr von der ſeinigen übermannt war, daß er kaum zu antworten vermochte.

Sie kam herunter, um auf einem großen Steine, der vor der Warte lag, eine Schaale Milch, ein Brod und das nöthige Geräthe zum Frühſtück hinzuſtellen; denn der Vater war erwacht und wollte nach ſeiner Gewohnheit das Morgenbrod im Freien nehmen.

Marie war kein Kind mehr; ſie war eine vollblühende Jungfrau in ihrer größten Schönheit. Wenn auch die Sonne ihre Wangen gebräunt hatte, ſo ſchimmerte doch die Roſe der Geſundheit hindurch, und ihr großes Auge zeigte jene hervorſtrebende Halbkugel, die ſtets das Zeichen einer friſchen reinen Jugendlichkeit iſt. Sie war in die Tracht der Bewohner des Waldgebirgs gekleidet, die maleriſcher war, als die der Leute im Unterlande und ſich ſchon mehr jener der ſüdlichen Gränzbewohner näherte. Auch dieſes Fremdartige hatte für Robert einen eigenthümlichen Reiz, und er konnte ſein Auge voll Wohlgefallen von dem Mädchen nicht mehr abwenden.

Der alte Förſter war indeß herunter gekommen, um zu frühſtücken; Marie ſprang ihm freundlich entgegen und hing ſich liebkoſend an ſeinen Arm.

„Wir drei machen das ganze Haus," ſagte der Alte freundlich; „auf viele Meilen in die Runde ſind wir drei die einzigen Menſchen. Dieſe Einſamkeit verleiht ein eigenes Gefühl. Man hält höher ſeinen Werth, wenn man nur ſo auf ſich ſelbſt beſchränkt iſt. Widerfährt uns etwas Uebles: wir müſſen es abwehren; etwas Gutes: wir genießen es für uns allein. Niemand theilt unſere Sorgen, wie unſere Freuden. Helfen wir uns nicht ſelbſt, ſo ſind wir verlaſſen."

„Und der Himmel, Vater?" fiel das Mädchen ſchnell ein.

„Ja, der Himmel, der iſt eben in uns. Er gibt uns Kraft zu handeln, es mag kommen, was da wolle. Und ſiehſt du, Robert, dieſen Himmel in uns zu erhalten, muß man beſtrebt ſeyn. Jetzt haben wir ihn noch alle drei; wir haben ihn bekommen und wiſſen nicht wie und wofür; wir wollen ihn aber bewahren und bei Leibe nicht verſchleudern!"

Das Frühſtück war bald beendigt und der Förſter nahm ſeinen Burſchen mit in den Wald, um ihn mit Verſchiedenem bekannt zu machen, dann aber ſandte er ihn nach Haus, um einige Gewehre, die er ihm übergeben hatte, zu reinigen und zu putzen.

Wie Robert nun ſo daſtand vor der alten Warte, über den Gewehrlauf her, wünſchte er wohl, daß Marie erſchiene, um ihr vielleicht irgend eine Handreichung thun zu können, ihr den Schöpfeimer aus dem Brunnen herauf zu ziehen, oder ſich für ſie zu bücken und von den kleinen Beeten etwas Salat oder Suppenkraut zu pflücken; allein ſie kam nicht. Sie hatte alles ſchon vorbereitet und wirkte in der Küche nach gewohnter Weiſe.

Roberts geſunder Appetit wuchs bedeutend, wenn er daran dachte, daß ſie ihm heute die Speiſen bereite und ſie ihm auch auftragen würde.

5.

Das Waldleben hat bei allem ſeinem Wechſel dennoch eine gewiſſe wohlthuende Einförmigkeit. Robert fühlte ſich glücklich in ſeinem neuen Stande; das freie Jägerleben ſagte ſehr ſeinem Sinne zu; der alte Förſter behandelte ihn wie ſeinen Sohn, aber mehr als Alles beglückte ihn Maria's Liebe.

Das ſtete Beiſammenſeyn, die Beſchränkung, in der ſie lebten, konnte nicht anders als dieſe Wirkung auf Beide hervorbringen. Der alte Förſter ſah es nicht nur ruhig mit an, ſondern er ſchien wohl gleich anfänglich nichts Anderes erwartet zu haben, ja dies Verhältniß entſprang wohl zunächſt aus dem von ihm wohl überlegten Plan, ſich in ihm einen wackern Nachfolger und Eidam zu erziehen.

Als im Herbſte das Weidwerk Robert mit vielen fremden Genoſſen zuſammenbrachte, und er oft ein erlegtes Wild auf ein benachbartes Schloß oder in das nächſte Städtchen tragen mußte, verſtimmten ihn je zuweilen die ſeltſamen Redensarten, die er über ſeinen Herrn und Pflegevater vernehmen mußte, und die ſein ganzes Verhältniß auf eine peinliche Weiſe berührten.

Er erfuhr dann nämlich das alte Gerücht, das wir ſchon kennen, und wodurch der „ſchwarze Jakob,“ wie das Volk den Förſter nannte, zu einem zauberhaften böſen Weſen geſtempelt wurde, das mit ſeiner Tochter in dem Walde hauſe und ſie gleichſam gebrauche, wie der Erlkönig ſeine Töchter in der bekannten Ballade, um junges Blut damit zu ködern und in's Verderben zu verlocken.

Abgeſehen von dem üblen Eindruck, den dieſes Geſchwätz auf Roberts Gemüth machte, und die nachhaltige Verſtimmung, die dadurch in ihm hervorgerufen wurde, nahmen ſolche Aeußerungen ſelbſt dann und wann einen ſo beleidigenden Charakter für ihn an, daß er nur mit Mühe ſeine Aufwallung bekämpfte, um blutigen Händeln auszuweichen, die bei jungen Leuten dieſes Standes, denen Mordwaffen immer zu Gebote ſind, ſelten anders als mit dem Tode enden.

Oft drückte den armen Jungen ſchwere Sorge darnieder, und es bedurfte der ganzen Kraft ſeines reinen Gemüthes, um ſich mit ungetrübter Liebe Marien zuzuwenden, und ſo die volle Ueberzeugung in ſich auf's Neue zu befeſtigen, daß hier kein böſer Zauber walten könne.

Er war jetzt ein Jahr auf der alten Warte im Walde geweſen, und der Förſter hatte ihn ſo lieb gewonnen und ſo tüchtig befunden, daß er ihm länger das, was er mit ihm vorhatte, nicht vorenthalten wollte. An einem ſchönen Abende, wo die ſtillſte Feier durch den Forſt zog und das Gemüth unſerer drei Waldmenſchen weit geöffnet hatte, legte der gute Vater die Hände ſeiner Kinder in einander und verlobte ſie im Angeſichte des Himmels. Alle drei wähnten, das Ziel ihrer Wünſche glücklich erreicht zu haben.

„Seit länger als einem Jahre, Robert,“ ſprach der Förſter, „haſt du deinen Vater nicht geſehen. Noch längere Zeit iſt es her, daß du von deiner Mutter nichts hörteſt. Du ſtehſt jetzt an einem Wendepunkte deines Lebens, wo du des Segens deiner Aeltern nicht entbehren kannſt. Geh hinab zu ihnen und ſage ihnen, daß du mein Eidam werden ſollſt. Sie werden nichts dagegen einzuwenden haben. Meine Tochter kannſt du dann ſpäter einmal zu ihnen führen. Sieh erſt zu, wie deine Mutter dich aufnimmt und wo du deinen Vater findeſt. Wenn ich manchmal in deine Heimath kam, ſo hörte ich wunderliche Dinge von dem Manne. Er ſoll, durch Noth getrieben, ſich einer andern Lebensweiſe ergeben haben, wie bisher. Er verläßt oft auf Wochen das Dorf und zieht ungewiſſem Erwerbe im Lande nach. Man will ſogar etwas Wohlſtand bei ihm bemerkt haben. Ich weiß jedoch am beſten, was man von dem Gerede der Leute zu halten hat. Gehe daher hin und ſieh ſelber zu. Wie es auch mit ihm ſtehen mag, an meinem Entſchluſſe ſoll dadurch nichts geändert werden.“

In Seligkeit verſenkt, trennte ſich das liebende Paar. Sie waren ſich bewußt, im brennenden Abſchiedskuſſe ihr höchſtes Glück erreicht zu haben, unbeſorgt um ihre Zukunft, die ihnen ja nur die heiterſte Ausſicht zeigte. Auch der alte Förſter war voll beglückender Rührung. Vater und Tochter ſagten Robert ein Lebewohl, da er morgen mit dem Früheſten die Warte verlaſſen und zu ſeinen Aeltern gehen ſollte.

Robert lag noch lange im Fenſter ſeines jetzt nicht mehr unheimlichen, ſondern recht wohnlichen und trauten Schlafkämmerchens, das in ſeiner ganzen Einrichtung ſchon den zukünftigen Sohn des Hauſes, den zukünftigen Förſter verrieth. Einige gute Gewehre, Geweihe, ausgeſtopfte Vögel, getrocknete Pflanzen und zierlich aufgeſtellte Holzarten ſchmückten den Raum; überall webten Reinlichkeit und Ordnung; die Hand des holden Bräutchens war ſichtbar.

Roberts Herz ward ſchwer und ſein Auge trübe; er kehrte die Blicke vom Himmel, wohin er ſie erhoben hatte, auf die Gegenſtände, die ihn hier näher umgaben, und Thränen perlten ihm über die Wangen, als ſollte er von dem Allem auf ewig Abſchied nehmen — ach! und er wußte doch nicht, daß dies die letzte Nacht ſeyn ſollte, die er unter dem Dache der alten Warte ſchlief, das, ſo ſchadhaft es auch ſeyn mochte, ihm doch ſo trauten, beſeligenden Schutz verliehen hatte.

Dies aber iſt die Gewalt der Ahnung in uns.

6.

Obgleich Robert einen kürzeren Weg hätte einſchlagen können, um in ſeine Heimath zu gelangen, ſo zog er es doch vor, an jener Waldecke vorüber zu gehen, wo er in rauher Winterszeit als halberfrorener Knabe durch denſelben Mann gerettet worden war, dem er jetzt mehr als ſein Leben zu verdanken hatte. Er konnte es nicht unterlaſſen, an dieſer Stelle zu verweilen und der freudigſten Erinnerung ein Opfer zu weihen. Er ſah noch einmal, wie es einſt war, und wie es denn ſo gekommen, daß er ein gelernter Forſtmann geworden, bald ein beglückter Gatte werden würde. Heiter und wohlgemuth riß er ſich endlich aus den Träumereien, die ihn an dieſem Orte gefeſſelt, und wollte muthig zum väterlichen Hauſe. Da ſchoß es ihm plötzlich durch den Sinn: Ei, du könnteſt doch im Vorbeigehen den Bruder beſuchen. Es war ein ſtolzes Selbſtgefühl, was ihm den Gedanken eingab. Er, der einſt ſo Verachtete, der ohne Erbtheil in die Welt hinausgeſtoßen, durch eigene Kraft und Vermögen ſein Loos ſich ſelbſt geſchaffen hatte, wollte hintreten vor den jüngern Bruder, den vom Glücke Begünſtigten, und ihm zeigen, daß er ſich ſeiner nicht zu ſchämen brauche. Er bog daher von der geraden Straße ab und ging, wie damals, auf dem Pfade durch die Felder dem Hauſe ſeines Großvaters zu. Nur war jetzt die Jahreszeit heiterer wie damals, der Knabe war ein Mann geworden, die Felder grünten und durch die Bruſt des jungen Mannes zogen beſeligende Gefühle.

Im Hauſe ſeines Großvaters fand er Alles verändert, ſo daß er ſich kaum zurecht fand. Er mußte um ſo überraſchter davon ſeyn, als er in der langen Zeit, daß er aus dem Hauſe verbannt war, auch nicht die geringſte Nachricht von dort erhalten hatte. Sein Großvater war indeß geſtorben; ſeine Söhne hatten den Kramladen übernommen, und Roberts Mutter war zu ihrem Sohne

Gottlieb gezogen, der in der nahen Stadt ſich als vornehmer Kleiderkünſtler niedergelaſſen hatte.

Die Brüder erkannten ihren Vetter nicht, als er zu ihnen eintrat. Sie erſtaunten jedoch bedeutend, als er ſich ihnen nannte. Mit ſtolzem hochfahrendem Tone fertigten ſie ihn ab. Sie wollten von ſeinem Vater nicht das Geringſte gehört haben; die Lage ſeines Bruders ſchilderten ſie ihm aber beneidenswerth. Sie riethen ihm, vorerſt dahin zu gehen, um Erkundigungen einzuziehen, denn im Dorfe ſeiner Heimath würde ihm wohl Niemand etwas anzugeben wiſſen, um den Aufenthalt ſeines Vaters zu erkundſchaften; nur ſo viel wußten ſie, daß er vor längerer Zeit, ohne Jemand zu benachrichtigen, auf und davon gegangen ſey. Nach dieſem Beſcheid machte ſich Robert ſo ſchnell als möglich auf den Weg, um Bruder und Mutter aufzuſuchen.

Er hatte zwar die Stadt bald erreicht; allein in dem Gewühl der Straßen konnte er ſich nur ſchwer zurecht finden, da er noch nie dort geweſen war. Er dachte ſich's ſo ſchwer, einen unbedeutenden Schneider in dieſem vornehmen Treiben aufzufinden. Wie ſehr aber erſtaunte er, als man ihm ſogleich das ſtattliche Haus zu zeigen wußte, wo der Herr Leibſchneider Mellinger wohnte. Robert war nicht blöde und hätte mit dem Könige ebenſo aus freier Bruſt geſprochen, wie mit jedem Andern; er kannte ja zu wenig von Rang und Verhältniſſen, als daß ihm dies irgend einen Zwang hätte auflegen können — als er jedoch nun ſo vor dem

Hauſe ſeines Bruders daſtand, zu der blanken Fenſterreihe empor ſchaute, die mit prächtigen Vorhängen verziert war, durch die große Glasthüre in das prächtige Magazin blickte und vergebens unter den vielen darin Hantierenden nach ſeinem Bruder ſpähte, endlich die ſtolzen Worte mit großen blitzenden Buchſtaben las: Mellinger, fürſtlicher Leibſchneider — da wurde ihm ganz ſonderbar um's Herz, und er dachte zum erſten Male daran: Wie werde ich mich hier wohl ausnehmen, dem ſtolzen Manne gegenüber, der mein Bruder iſt? Dann aber ſprach es in ſeinem Innern wieder: Immerhin, er iſt ja dein Bruder! und damit ergriff er den Drücker und wollte in's Haus treten.

Die Thüre war aber verſchloſſen und blieb es trotz alles ſeines Drückens. Vergebens ſah er ſich nach einem Klöpfer um, um ſeine Anweſenheit draußen den Bewohnern des Hauſes bemerkbar zu machen; denn den Knopf, der zum Glockenzug führte, ſah er zwar, doch wußte er nicht, wozu er zu gebrauchen.

Ein gefälliges Bürſchchen ſprang endlich aus dem Laden und fragte, was der fremde Mann wolle? Robert trat ohne Weiteres ein und ſagte, daß er mit Herrn Mellinger ſprechen wolle. Da reckten die bleichen, hohläugigen Geſichter mit langen Haaren, Naſen und Augen von ihrem Nähzeug in die Höhe, und betrachteten den Fremden von oben bis unten, als wollten ſie ausfindig machen, wo die Mode wohl herrſchen möchte, nach welcher er ſeinen Rock trug. Eigentlich war aber das Kleidungsſtück, welches Roberts ſchöne Glieder umgab, und ihre Form eher entſtellte, als verſchönte, nicht ſowohl ein Rock als ein Wamms zu nennen. Man betrachtete ihn noch immer zu ſeinem großen Mißvergnügen, als ſchon der Herr Leibſchneider in den Laden trat. Das Bürſchchen, welches Robert die Thüre geöffnet hatte, war ſogleich fortgeſprungen, um jenen herbeizurufen.

Gottlieb Mellinger war ein kleines Männchen mit einem gelben Geſichte, aufgewickelten Haaren, in einem ſeidenen Schlafrock. Wenn man die ſtämmige Geſtalt Roberts, das offene, ſchöne, von der Sonne gebräunte Geſicht, von einem Walde ſchwarzer Locken umgeben, in dem grünen Wamms vom gröbſten Tuche, die Flinte auf der Schulter, dem Andern gegenüber ſtehen ſah, ſo hätte man dieſe Beiden ſchwerlich für Brüder halten können.

Der Leibſchneider, welcher geglaubt hatte, irgend ein vornehmer Herr wäre da, um ſich Maß nehmen zu laſſen, war höchlich überraſcht, als er den wilden Weidmann vor ſich erblickte. Dann faßte er ſich jedoch wieder und meinte, er könne ja wohl von einer Herrſchaft abgeſchickt ſeyn, um eine Beſtellung zu machen.

„Was wollt Ihr, guter Freund?“ ſagte der Leibſchneider, indem er aus einer kleinen goldenen Doſe eine Priſe nahm.

Robert ließ einen lang verweilenden tiefen Blick auf ſeinem Bruder ruhen, und ſprach dann dumpf und gezogen: „Kennſt du mich denn nicht mehr, Gottlieb?“

Da ſchien eine Erinnerung in dem Männchen aufzutauchen. Er fuhr ſich mit der langen Manſchette, die aus dem Schlafrock hervorhing, über eine Narbe an der Schläfe. Robert bemerkte dies und ſetzte ſchnell hinzu: „Die haſt du von mir, und ſeitdem ſahen wir uns nicht wieder!“ Es lag große Innigkeit in dieſen wenigen Worten. Gottlieb aber begriff ſie nicht.

Er blickte ſcheu um ſich und ſchien ſich vor ſeinen Leuten zu ſchämen. Stumm öffnete er eine Thür und winkte dem Bruder mit der Hand, ihm zu folgen. Gottlieb führte Robert durch mehre Zimmer. Endlich ſchloß er eine Thür hinter ſich und fragte erſtaunt: „Mein Gott! wie kommſt du her und was willſt du von mir?“

Robert war vernichtet; ſolche Aufnahme beim Wiederſehen nach ſo langer Zeit hatte er nicht erwartet. Er war nicht im Stande, zu antworten.

„Du biſt da wohl in recht ſchlechte Hände gekommen, Robert?“ fing endlich der Leibſchneider wieder an. „Deine Seele war gefährdet, wie ich hörte, und du thateſt recht daran, wenn du dich losgeſagt von dem ſchwarzen Jäger, bei dem kein Heil zu erlangen iſt. Willſt vielleicht über die Gränze und dein Glück in der Fremde verſuchen? Je nun, ich will dir gern dazu behülflich ſeyn. Mein brüderliches Herz wird ſich nie verläugnen.“ Dabei zog er den Beutel und wollte ein paar Thaler, die er daraus nahm, ſeinem Bruder in die Hand drücken. Dieſer aber machte eine abwehrende Bewegung und ſchüttelte den Kopf.

„Ich höre dich mit Verwunderung ſo ſprechen,“ nahm nun Robert das Wort. „Ich bin nicht ſo hülflos, wie du meinſt, und weder geſonnen, über die Gränze zu gehen, noch deines Geldes bedürftig. Ich gedenke dort zu bleiben, wo ich bin, und wo ich Alles habe, was mein Herz begehrt.“

„Was ſein Herz begehrt?“ ſchrie hier der Leibſchneider mit der bekannten kreiſchenden Stimme, und war ganz wieder Gottliebchen geworden, „und wir armen Menſchen müſſen uns quälen Tag und Nacht, und arbeiten, daß uns der Schweiß herabläuft, und können doch nicht ſagen, daß wir haben, was unſer Herz begehrt. O wir armen ſündigen Menſchen! Wie ſchwer wird es uns, auf dem Weg der Tugend zu wandeln und uns in Ehren fortzubringen, während ein ſolcher Menſch, der ſich vermißt, mit böſen Zauberkräften in Unterhandlung zu treten, Alles mit leichter Mühe erhält, und frech ſich rühmen kann: er habe, was ſein Herz begehrt. Nein! mit dem will ich keine Gemeinſchaft haben. Weiche aus meinem Hauſe, in das du nur Schande und Kummer bringen kannſt. O wie ſtrafbar war es von dem Vater gehandelt, dich dem verrufenen Geſellen, dem ſchwarzen Jäger zu überlaſſen und ihm deine junge Seele zu verpfänden.“

So hatte nun das Schneiderlein ſeine lange Rede geſchloſſen und ſtand ängſtlich erwartend da, welchen Eindruck ſie wohl auf den Bruder machen würde; denn es lag ihm hauptſächlich daran, ihn ſo ſchnell als möglich los zu werden. Robert kam ihm auf halbem Wege entgegen.

„Nicht ſchmähe den Vater, daß er ſo handelte,“ ſagte er raſch; „denn du ſiehſt mich auf dem Wege zu ihm, um ihm zu danken für das Glück, das er mir bereitete. Ich hörte jedoch von unſern Vettern, den Dorfkrämern da drüben, daß unſer Vater ſeinen alten Wohnſitz verlaſſen habe, ohne daß ſie mir ſagen konnten, wohin er ſich gewendet, und da komme ich nun zu dir mit der Bitte, mir es anzuzeigen. Das iſt Alles, was Förſter Robert von ſeinem Bruder will, der ſeine Thaler nur behalten mag.“

„Und ich ſoll dir ſagen, wohin ſich der Vater gewendet?“ rief Gottliebchen erſtaunt. „Weiß ich's denn ſelbſt wohl?“

„Du weißt's nicht, Unglücklicher?“ ſchrie Robert, indem er ſeines Bruders Hand krampfhaft packte, der ſich vergebens loszumachen ſtrebte.

„Und haſt du denn vergeſſen,“ erwiderte ängſtlich der Schneider, „daß ich ſeit frühеſter Jugend vom Vater entfernt lebte? daß die Mutter mich nie zu ihm ließ? daß er des Großvaters Schwelle nie betreten durfte? Treffen nicht vielmehr dich jene Vorwürfe, die du nunmehr mir machen wollteſt? Warſt du nicht eigentlich des Vaters Sohn von früheſter Jugend bei ihm, von ihm erzogen? Verdankſt du ihm nicht, wie du nun ſelbſt ſagſt, dein Glück, und dachteſt nicht an ihn, und ließeſt ihn verkümmern?“

Deine Vorwürfe treffen mich hart," ſagte Robert, und ſein gutmüthiges Herz floß über, und Thränen traten ihm in die Augen. Er haßte jetzt nur ſich, und war verſöhnt mit dem Bruder.

„Ich will ſogleich fort nach unſerem Dorfe, will Erkundigungen einziehen, wo ich kann, will Alles aufbieten, eine Spur zu entdecken; dann — wenn wir ihn wieder haben — wollen wir vereint dem alten Manne ein ſorgenloſes Alter bereiten."

Robert hatte ſich zum Gehen gewendet; da kehrte er plötzlich um, und ſprach: „Wo iſt die Mutter? Ich will die Mutter ſehen."

„Die Mutter iſt längſt hinübergeſchlummert. Sie hatte zuletzt recht ſchlimme Tage und litt ſehr, eh' der Tod ſie befreite," ſprach der Leibſchneider ganz kalt, indem er mit der kleinen Doſe ſpielte.

„Die Mutter todt!" ſchrie Robert ſchmerzvoll, „und das wußte ich nicht? Unmenſch, warum haſt du mich um ihren Segen beſtohlen? Sie war mir nie freundlich und liebevoll im Leben, wie ſie es dir war. Allein ſie würde mich dennoch geſegnet haben, wenn ich zu ihrem Krankenbette hergeeilt und an ihrer Seite gebetet hätte. O meine arme Mutter! O ich Aermſter, der ich nun ſo viel, ſo Unerſetzliches zu beweinen habe! Ohne Aelternſegen iſt kein Glück auf Erden; um den Segen der Mutter haſt du mich gebracht, den Segen des Vaters habe ich durch meinen Leichtſinn verſcherzt. Ich will mir aber gerecht werden und nicht eher zu meinem Glücke heimkehren, bis ich meinen alten Vater mit mir bringe. Wir ſehen uns heute zum letzten Mal!“

Mit dieſen Worten riß Robert den Riegel zurück und ſtürzte fort.

„Ich wünſchte es ſelbſt,“ kreiſchte ihm der Leibſchneider nach, „daß wir uns nie wieder ſehen mögen; doch wer weiß, ob es nicht dennoch geſchieht. Wenn man das Unglück hat, daß Vater und Bruder Landſtreicher ſind, ſo kommen ſie einem ganz wider Willen in den Wurf.“

Robert vernahm den Ausdruck dieſer ſauberen Geſinnung nicht mehr. Er war längſt ſchon zum Laden wieder draußen, zur großen Verwunderung der Schneidergeſellen, die gar nicht begriffen, was der ſtolze vornehme Meiſter mit einem ſolchen Menſchen ſo lange zu verhandeln gehabt hatte.

In glühender Aufregung eilte Robert jetzt dem Heimathdorfe zu, das er am ſpäten Abend erreichte. Das Haus, wo er das Licht der Welt erblickt hatte, war ganz verändert. Wohlhabenheit war eingezogen, und Niemand kannte ihn, wie er Niemand. Von dem früheren Bewohner vermochte er im Hauſe ſelbſt keine Auskunft zu erhalten. Dennoch konnte er ſich von dem Platze nicht trennen; er ging um das Haus, als hätte er Uebles im Sinn, und wahrlich, wer die ſchlanke, abenteuerlich ausſehende, bewaffnete Geſtalt in dem geheimnißvollen Umherſchleichen belauſchte, dürfte leicht ſie für etwas Anderes gehalten haben, als für einen weichgeſtimmten unglücklichen Menſchen, der einen Vater ſuchte.

Endlich näherte ſich ihm eine tröſtliche Erſcheinung. Ein alter Nachbar, der es ſtets gut mit dem Hauſe gemeint und ſich auch oft des jungen Robert angenommen, wenn er, ſich ſelbſt überlaſſen, Tage lang auf der Straße umhergetrieben hatte, ohne daß Mellinger daran gedacht, ihn mit Geld oder Nahrung zu verſehen. Der alte Mann hatte ihn wieder erkannt und lud ihn freundlich in ſein Haus. „Wollt Ihr meine Muthmaßungen hören und das, was ich von Eurem Vater weiß, ſo kommt mit mir, ich will Euch beherbergen für dieſe Nacht, und bis Ihr eingeſchlafen ſeyd, will ich Euch Alles erzählen, was ich weiß.“

Robert folgte in großer Spannung der freundlichen Einladung, und da hörte er denn, daß ſein Vater, nachdem er in gänzlicher Unthätigkeit ſeine Mittel nach und nach alle aufgebraucht hatte, von Gläubigern gedrängt, gezwungen worden war, den Ort zu verlaſſen. Zu einer weiten Entfernung wie zu einer bedeutenden Thätigkeit, um ſich anſtändig zu ernähren, vermochte die in ſich verſunkene Trägheit und Gleichgültigkeit des Mannes ihn jedoch nicht zu bringen. Der Zufall hatte ihn auf die nahe Gränze geführt, wo ſich ihm bald ein gefährlicher Erwerb zeigte, der keine beſondere Anſtrengung des Geiſtes wie des Körpers in Anſpruch nahm. Seit frühſter Jugend ſtets in dieſer Gegend lebend, war er mit allen Wegen und Stegen vertraut, die aus dem einen Lande in das andere führten. Ein Zufall ließ ihn ein paar Kerle finden, die von den Preußen deſertiren wollten und die ihm ein Goldſtück boten, wenn er ſie ungefährdet über die Gränze bringen könnte. Er übernahm es, und es gelang. Seit der Zeit hatten ſich mehr Ausreißer eingeſtellt, und er machte aus dem Menſchenpaſchen ein förmliches Geſchäft, das ihm zwar Geld eintrug, aber auch das Leben koſten konnte, da ſich ein ſtarker Verdacht bereits gegen ihn regte.

Robert ließ ſich genau das Dorf an der Gränze bezeichnen, um andern Tages mit dem Früheſten zu ſeinem Vater zu eilen, und ihn der Gefahr, die ihm drohte, für immer zu entreißen. Dann verſuchte er es, einzuſchlummern; allein die erſchütternden Erlebniſſe dieſes Tages und der ſchmerzliche Vergleich zwiſchen dem beglückenden Geſtern und dem fürchterlichen Heute ließen keinen Schlummer über ihn kommen.

7.

Die Sonne brannte heiß, als Robert, immer höher und höher in dem Gränzgebirge aufſteigend, ein weithin verſtreutes Dorf erreichte, das ihm als der jetzige Aufenthalt ſeines Vaters bezeichnet worden war. Ein Kind leitete ihn über den Bach in die entlegenſte Schlucht, wohin ſich ein einzelnes Häuschen von ärmlichem Anſehen verloren hatte. Hier ſollte er ſeinen Vater wieder ſehen.

Das Haus gehörte einem Tiſchler, der gerade darüber her war, eine Wiege zu zimmern. Ein Sarg ſtand ſeitig daneben. Der Anblick machte auf Roberts Gemüth eine ſchlagende Wirkung. Es war gleichſam, als überſchaute er von dieſer Schwelle die beiden Enden ſeines Lebens, wo er aus dem räthſelvollen Nichts zum Sonnenlichte und zum Bewußtſeyn erwacht war, und wo er wieder zu ihm hinüberſchlummern ſollte. Der Anfang ſtand ihm noch ſo nahe; wie ein Traum waren ihm die kurzen Tage vorübergeflogen; ſollte ihm das Ende wohl auch ſchon ſo nahe ſeyn? Dieſe Frage ſchien ein leiſer Schauder zu beantworten, der ihm durch die Adern rieſelte. Es war der Schauder der Ahnung, der unwiderſtehlich uns erfaßt, wenn uns unſer Verhängniß einer entſcheidenden Begebenheit entgegenführt.

Der Tiſchler war ein alter Mann; gebückt über ſeine Arbeit, beſchatteten die herabfallenden weißen Haare ſein Auge, und ſein Werkzeug machte ein ſolches Geräuſch, daß er den Eintretenden nicht merkte.

„Wißt Ihr mir vom alten Mellinger Kunde zu geben?“ fragte Robert mit ſeinem jugendlich tönenden Baß.

Gleichſam erſchreckt, fuhr der arbeitende Greis in die Höhe, ſtrich ſich mit der geſchwärzten runzligten Hand die Haare aus den Augen und blickte den Frager an, um ſich ſchnell zu überzeugen, ob irgend eine Gefahr für ſeinen Gaſtfreund vielleicht im Hinterhalte laure.

„Mellinger?“ wiederholte er gedehnt und forſchend. „Mellinger? Und was wünſchten Sie von dem alten unglücklichen Manne zu erfahren?“

„O nichts, nichts, das Euch beunruhigen könnte.“

ſprach Robert ſchnell, der den Blick und Ton des Tiſchlers wohl verſtand. „Ich bringe ihm angenehme Nachricht.“

Der Alte, indem er immerfort Robert in's Aug faßte und wohl die Gabe beſitzen mochte, die Geſichtszüge der Menſchen zu deuten, ſprach jetzt feſt: „Ja, ja, mir iſt's, als hätte er von Ihnen geſprochen — ſind Sie nicht — ?“

„Ich bin ſein Sohn Robert, ich beſuche meinen Vater; ſagen Sie mir ſchnell, wo ich ihn finde.“

Da ſchüttelte der Tiſchler wieder bedenklich den Kopf und ſagte: „Ihr Vater iſt nicht daheim, junger Mann, und wo er iſt, kann ich Ihnen nicht verrathen.“ Dann fügte er mit Bedeutung hinzu: „Er ſagt keinem Menſchen, auf welchen Wegen er wandelt.“

„Um Gottes willen! was iſt's mit meinem Vater?“ ſchrie Robert.

„Junger Mann,“ verſetzte der Greis, „ich kenne Sie nicht, und weiß nichts von Ihren Verhältniſſen. Mögen ſie aber ſeyn, wie ſie wollen, ſo nehmen Sie ſich Ihres alten Vaters an. Machen Sie das Unrecht gut, das Ihr reicher, angeſehener, in der Nähe wohnender Bruder an ihm verübte. Mehr ſage ich nicht, bleiben Sie im Dorfe, bis Ihr Vater wieder zurückgekehrt ſeyn wird. Er kommt ſicher dieſen Abend, wie er mir geſagt hat. Dann führen Sie ihn mit ſich fort, nicht als ob ich ihn nicht gern behielte, nein, ſondern weil es zu ſeinem Beſten iſt.“

Mit welcher Sehnſucht erwartete Robert den Abend.

Wie ungeduldig ward er, als die Sonne ſank, und ſein Vater noch immer nicht zurückgekommen war. Die Nacht brach herein, und ſein Warten blieb immer vergebens. Auch ſein alter Wirth theilte ſeine Unruhe. Wie viele Fälle konnten ſich nicht ereignet haben, die den auf ſo geheimen und gefährlichen Pfaden Begriffenen getroffen haben könnten! Die Natur und die Menſchen waren hier bedrohlich; er konnte gefangen worden ſeyn, im Handgemenge verwundet, erſchlagen, ein Sturz von der Klippe konnte ſeinem Leben ein Ende gemacht haben.

Nachdem Robert einigen Stunden der Nacht in ſtets wachſender Sorge hingebracht hatte, duldete es ihn nicht länger im Hauſe. Er ergriff ſeine Flinte, und nachdem er ſie vorſorglich geladen und über die Schulter geworfen hatte, ging er aus dem Hauſe, ohne den alten Tiſchler zu wecken. Er hatte ſich von den Hirten den Weg zeigen laſſen und ging jetzt dem Walde zu, der ſich längs der Gränze hinzog. Er hatte keiner beſtimmten Richtung zu folgen; ſein Zweck war, einen Tag lang an der Gränze hinzuſtreifen, alle Winkel und Schluchten zu durchſtöbern, und wenn dies erfolglos ſeyn ſollte, Hülfe aufzubieten, um die Spur ſeines Vaters zu erforſchen.

So hatte er denn den größten Theil des Tages dieſes Ziel verfolgt, als er bei ſinkender Sonne an einen rauhen wilden Paß gerieth, der ſo recht ein Ort zu ſeyn ſchien, an dem Paſcher ihr Weſen treiben. Er war vom Streifen ſehr ermüdet und ein brennender Durſt quälte ihn, als er unter einer dichten Baumgruppe ein niedriges langes Gebäude erblickte, das ein Wirthshaus zu ſeyn ſchien, obgleich es einem Raubneſte nicht unähnlich ſah. Es war dies eine jener Gränzbauden, wie man ſie in Schleſien zu nennen pflegt, eine Art von Sennhütten und Wirthshäuſern zugleich, und nebenbei das Abſteigequartier der Paſcher und die Ablage gepaſchter Waaren. Robert kehrte hier ein, begehrte einen Trunk, und ſaß dann ſorgenvoll verſenkt in einem Winkel vor dem gefüllten Glaſe, das ſeine lechzenden Lippen nicht einmal berührt hatten.

Klirrende Tritte und lautes Reden ſtörten ihn plötzlich auf, und unterbrachen die Stille, die bisher in dieſer Einöde geherrſcht hatte. Es waren Soldaten, die jetzt in den dunklen Raum der Stube eintraten und ſich um einen Tiſch hinpflanzten, während ſie einen Mann aus ihrer Mitte hinter den Ofen ſtießen, der es ſich ruhig und ſtillſchweigend gefallen ließ. Robert wurde aufmerkſam, und glaubte ein ſeltſames, ſchweres Klingen zu vernehmen; ſein Blut kam in ſchnellere Bewegung. Ein Knecht brachte Licht und ſtellte es den Soldaten auf den Tiſch.

Robert blickte jetzt nach dem Manne hinter dem Ofen; er war gefeſſelt an Händen und Füßen; eine gräßliche Angſt trieb ihn in die Höhe; er trat dicht vor den Mann, und erkannte die verwitterten Züge ſeines alten Vaters.

„Mein Vater!“ ſchrie er, „was haſt du verbrochen?“ und ſtürzte ſich vor ihm nieder, die gefeſſelten Füße umklammernd, während heiße Zähren auf die Feſſeln herabſtrömten.

Der Alte weinte auch; dieſer Moment hatte ſein stumpfes Gefühl doch ergriffen. Er neigte ſich über ſeinen knienden Sohn und wollte ihn zu ſich erheben, aber die Soldaten waren aufgeſprungen und riſſen vereint Robert weg von ſeinem Vater, deſſen Wuth keine Gränzen kannte und der ihnen verzweifelten Widerſtand leiſtete. Der Wirth und ſeine Knechte ſprangen nun auch hinzu und ſchlugen ſich, wie natürlich, auf die Seite der bewaffneten Macht. Dies gab den Ausſchlag. Roberts Händen entwand man den Hirſchfänger, mit dem er einige leichte Wunden ſchon ausgetheilt hatte; dann ergriff man ihn und warf ihn unter lautem Geſchrei und Hohnlachen zur Thüre hinaus, die man verriegelte und verrammelte, um die Nacht ruhig hier hinbringen zu können.

Tiefe Finſterniß war indeſſen hereingebrochen und der Regen goß in Strömen. Robert blieb im Freien ohne Hut, den ſie ihm vom Kopfe geriſſen, unbekümmert um ſich, nur von dem Einen glühend erfüllt, Rache zu nehmen an den Schergen und ſeinen Vater aus ihrer Macht zu befreien. Es ließ ihn nicht los aus dem Bann dieſes Hauſes, bis er dies erfüllt; er mußte untergehen oder ſiegen in dieſem Kampfe, das fühlte er.

Er fluchte ſeiner Unmacht und ſchämte ſich, daß er nichts konnte, als das, und verwünſchte es, daß ihm ſeine Waffen genommen waren, denn ſeine gute geladene Flinte ſtand drinnen in dem Winkel, wohin er ſie beim Eintreten geſtellt hatte.

Er ging zum Fenſter und ließ ſein Auge über die Gruppe der Soldaten hinſchweifen, die weidlich trinkend um den Tiſch ſaßen. Von dem Gefangenen am Ofen ſah er nur den Schatten.

Einer der Soldaten bemerkte ihn, und rief laut ſeinen Kameraden zu: „Da ſteht er noch immer, der ſaubere Sohn von dem Galgenſtrick, der uns morgen keine Sorge mehr machen ſoll, da ihm der Profoß das Handwerk für immer legen wird. Solch ein Kerl, der uns die beſten Leute deſertiren macht und dem Feinde zuführt, verdient doch wahrhaftig nichts anders, als den Strick, und wenn ich ſein eigener Sohn wäre, ſo könnte ich's nicht anders ſagen!“

„Der Junge iſt doch ein braver Kerl; er hat Muth und Kraft im Leibe. Da ſteht er noch immer draußen im Regen. Er thut mir leid!“

Dies ſagend nahm der Unteroffizier Roberts Hut, Hirſchfänger und Flinte, öffnete das Fenſter und reichte es dem draußen Stehenden mit den Worten hin: „Da nimm und mache dich auf den Heimweg, damit dir nicht auch noch Schlimmes begegnet; laß dich von der Lehre witzigen, die du erhalten: wie die That, ſo der Lohn!“

Robert hörte auf die Worte nicht; er drückte ſeine Waffen mit Inbrunſt, dann ſorgte er, vor Allem das Gewehr vor Näſſe zu bergen. Er ſtellte ſich ſeitwärts unter das Dach, bis der Regen aufgehört hatte. Als er aber beim grauenden Morgen die erwachenden Soldaten wieder ſprechen hörte, horchte er ſchärfer und glaubte das Klirren der Feſſeln wieder zu vernehmen. Ein Stich fuhr ihm durch's Herz. Er verbarg ſich tiefer, um nicht bemerkt zu werden. Die Soldaten verließen die Baude und führten den Gefangenen in ihrer Mitte. Robert ließ ſie einen Vorſprung gewinnen, um dann fern von der Wohnſtätte der Menſchen an einſamem Orte ſeinen Vorſatz zu vollführen.

8.

Der alte Mellinger war abermals im Begriff geweſen, zwei junge Soldaten des Königs von Preußen den Oeſtreichern überzuführen, als ihn die Soldaten, die ihm lange vergeblich aufgelauert hatten, überfielen und gefangen nahmen. Die beiden Deſerteure, die ſich zur Wehre ſetzten, wurden auf dem Platze getödtet, Mellinger aber, ſchwer gefeſſelt, zum General-Kommando geführt, um dort den Tod nach den Kriegsgeſetzen zu erleiden. Ihm ſtand der Strick bevor, ohne alle weitere Unterſuchung, nachdem das ſogenannte Standrecht über ihn gehalten worden. Es iſt dieſes die hoffnungsloſeſte Art, gerichtet zu werden; der Moment entſcheidet hier, zumeiſt der Schein, oft die gute oder böſe Laune; keine Appellation findet ſtatt; der Spruch des Standrechts iſt gefallen, und der Angeklagte wird dem Leben oder dem Tode überantwortet.

Mellinger war mit ſtoiſcher Ruhe ſeinem Schickſale ergeben; die Gleichgültigkeit, die ihn durch's Leben geleitet, reichte ihm die milde Hand an der Brücke zum Jenſeits; nur der Marſch mit den ſchweren Feſſeln mochte dem alten Manne wohl beſchwerlich werden; ſein Schritt erlahmte oft, er ſchien ermattet inne zu halten; dann aber ſtießen ihn ſeine rauhen Begleiter auf aus ſeiner Erſchlaffung, und die erhobenen Kolben vermehrten ſeine Kraftanſtrengung und brachten ihn vorwärts.

Robert hatte einen Platz gewählt, wo der Waldpfad ſich, vom Dickicht beengt, krümmte und keinen weiten Blick darüber hin geſtattete. Hier lauerte er im Gebüſche, von belaubten Zweigen verſteckt, mit der heißen Erwartung eines wilden Thiers, das die nahende Aetzung wittert. Und in der That, ſeine Unruhe ſchien in jenem Augenblicke eben ſo ſehr von dem Gefühl erregt, Rache an den Schergen ſeines Vaters zu nehmen, als von dem Drange, dieſen aus ihren Händen zu befreien. Das zum Kopfe ſteigende Blut hatte ihm das klare Bewußtſeyn geraubt; er war ein Anderer geworden; der ſanfte, edle Robert lechzte nach Rache; er war voll Grimm und Mordluſt.

Die rauhen Stimmen der vier Soldaten, die ſeinen Vater escortirten, ſchallten jetzt zu ihm in ſein Verſteck, ehe er ihre nahenden Schritte vernehmen konnte, da der Weg, durch den Regen aufgeweicht, keinen Ton beim

Auftreten hören ließ. Roberts Gehör neigte ſich mit ganzer Schärfe dem Orte zu, und er glaubte nun deutlich das Klirren einer Feſſel zu hören. Er ſuchte ſich zu faſſen, damit er gut ziele und ſicher treffe. Auf ſein Gewehr durfte er ſich verlaſſen; ſo ſtand er ſchießfertig da. Kaum bog der erſte in den gekrümmten Weg des Dickichts ein, ſo war er auch ſchon von Roberts Kugel erreicht und ſank zu Boden; die drei Andern wußten in der Ueberraſchung nicht ſogleich, ob ſie zuerſt ihrem Kameraden beiſpringen oder dem Thäter nachſpüren ſollten. Der Ort erſchwerte das Letztere und ſchien gefährlich. Man konnte nicht ermeſſen, wie viele Wegelagerer hier verſteckt waren. Zwei von den Soldaten folgten daher ihrer Eingebung, ließen ihren Gefangenen, ſowie ihren gefallenen Kameraden im Stich und machten ſich aus dem Staube; nur einer blieb zurück und ſtellte ſich bereit, einen jeden, der ſich ihm nahen würde, gebührend zu empfangen.

Robert hatte ſchnell wieder geladen und wollte ſchon abdrücken; aber der Soldat hatte die Kette ſeines alten Vaters um ſeinen eigenen Arm geſchlungen, damit er ſicher ſey, daß er ihm nicht entwiſche, und ſo mußte Robert fürchten, von ſeinem Standpunkte aus ſeinen Vater mit zu verwunden, vielleicht gar zu tödten. Seine Lage gab ihm eine Liſt ein. Auf einem Umweg ſchlich er gebückt durch das Geſträuch, dem Soldaten in den Rücken, und als dieſer — da kein weiterer Angriff erfolgte — ſich eben anſchickte, mit Vorſicht weiter zu geben, traf ihn ein Schuß in den Nacken, der ihn ſogleich todt zu Boden ſtreckte.

Mit gezogenem Weidmeſſer ſtürzte Robert jetzt bebend und ſchweißtriefend aus ſeinem Verſtecke hervor und bohrte ſeine Waffe den am Boden liegenden Soldaten mehrmals in die bereits entſeelten Körper. Er wollte ſicher ſeyn, daß ihm von dieſer Seite keine Gefahr mehr drohe. Hierauf beſchäftigte er ſich erſt mit ſeinem Vater, der erſchreckt von dem Tumulte ohnmächtig dalag und Alles ruhig mit ſich geſchehen ließ.

Roberts Bemühung, ihm die Feſſeln zu löſen, war vom beſten Erfolge gekrönt; da ſie in der Eile nicht genietet waren, ſondern nur durch Stricke befeſtigt, ſo half ihm ſein ſcharfes Weidmeſſer dabei. Jetzt erwachte der Alte. Der Sohn, der um ſeinetwillen zum zweifachen Verbrecher geworden war, indem er einen dem Tode Verfallenen befreit und einen Doppelmord auf ſich geladen hatte, lag vor ihm, in Thränen gebadet, und es rührte ihn nicht. Dieſem Menſchen war der Tod gleichgültig, wie das Leben.

Nachdem Robert ſeinen Vater völlig frei ſah, dachte er erſt daran, dieſen gefahrvollen Ort zu verlaſſen und auf Seitenwegen in ein Dorf zu gelangen, wo ihm ein Bekannter einen Wagen geben würde, um ſchneller ſeine Waldeinſamkeit zu erreichen. Dort hoffte er vor allen Nachſtellungen ſicher zu ſeyn. Er war jetzt noch nicht im Stande, über ſeine That und ihre Folgen eine erſchöpfende Betrachtung anzuſtellen.

Stumm zogen Vater und Sohn ihres Weges. Robert ließ dann und wann einen Blick auf die neben ihm ſchreitende Jammergeſtalt fallen, und dann wurde er weich und er empfand die Wonne, ſeinen Vater befreit zu haben, ſelbſt um den ſchweren Preis, den es ihn gekoſtet. Dann nahm er ſich vor, ihm das ruhigſte, beglückendſte Alter zu bereiten, um das Unrecht gut zu machen, ihn früher ſo vernachläßigt zu haben.

Sie waren bereits mehre Stunden gegangen und hatten endlich das Dorf erreicht, wo ſie ihren Freund zu Hauſe fanden, mit Bereitwilligkeit erhielten ſie von ihm den Wagen, und nach dem kurzen Aufenthalte, deſſen ſie zu ihrer nöthigſten Stärkung bedurften, fuhren ſie der alten Waldwarte zu.

Die Soldaten, die auf den erſten Schuß geflohen waren, hatten indeß den nächſten Ort erreicht, wo von ihren Truppen lagen und Anzeige von dem Vorfall gemacht. Während man nun ſogleich ſich nach dem Platz verfügte, wo der Vorfall geſchehen war, verordnete man zur ſelben Zeit eine Streife in der ganzen Gegend. Im Augenblick wimmelte es überall von Soldaten, die nach allen Richtungen hin Wälder und Felder, Berge und Thäler durchſtrichen, Alles anhielten, was ihnen begegnete, aus dem kleinſten Umſtand, der ſich ihnen nicht ſogleich klar darſtellte, Verdacht zogen und eine Menge ſolcher Verdächtigen verhafteten.

Robert und ſein Vater, die wahrſcheinlich zu Fuße bei ihrer Kenntniß des Terrains glücklich durchgekommen wären, fuhren jetzt der Gefahr in die offenen Arme. Ein Streif-Kommando hielt ſie an, und da ihre Perſönlichkeit ſchon wider ſie zeugte — ein alter zerlumpter Bettler mit dem jungen bewaffneten Jäger — ſo wurden ſie ſogleich gefangen und unter Escorte zum Verhöre geführt.

Das Standrecht wurde eröffnet. Robert war zu ſtolz, um zu läugnen. Er wußte durch ſein offenes Geſtändniß die Richter zu rühren, aber ihren harten Spruch abzuwenden oder nur zu mildern, war er nicht im Stande. Der Spruch lautete für Vater und Sohn auf todt am nächſten Baume. Als eine beſondere Gnade wollte man es betrachtet wiſſen, daß man das Urtheil nicht ſogleich vollziehen ließ, wie es in Kriegszeiten gewöhnlich iſt; der Waffenſtillſtand, der eben herrſchte, ließ dieſe Abweichung von der Regel zu. Ob aber dieſe Menſchlichkeit den Verurtheilten wünſchenswerth war, darum bekümmerte man ſich nicht. Man verlängerte ihr Leben um wenige Tage, aber auch ihre Schmerzen, ihre Todesnoth, und das edle gebrochene Gemüth Roberts mußte ſich neuen Prüfungen unterwerfen.

9.

Robert ſaß, ſich ſelbſt überlaſſen, in ſeinem einſamen Kerker, von Finſterniß umgeben. Draußen war es hell und heiter, aber kein Sonnenſtrahl drang in das Gewölbe, das ihm zur letzten Wohnung auf Erden angewieſen war. Er getraute ſich nichts mehr zu wünſchen, nichts mehr zu hoffen. Selbſt der Gedanke an das ſonſt Beſeligendſte für ihn, die Gegenwart der Geliebten, erfüllte ihn nur mit Entſetzen. Er getraute ſich wohl die Kraft zu, den nahenden Tod mit feſtem Blicke zu erwarten, ihre Verzweiflung jedoch hätte er nicht zu ertragen vermocht.

Ein fein gekleideter Mann, der Empfehlungsbriefe von hoher Hand mitbrachte, hatte die Erlaubniß erhalten, den Gefangenen allein zu ſprechen. Der Profoß führte ihn ein, ſetzte eine Lampe auf den Tiſch und entfernte ſich wieder.

Der Fremde, der in einiger Entfernung vor Robert ſtand, ſchlug jetzt den Mantel auseinander und dieſer erkannte mit Widerwillen ſeinen Bruder. Es war daſſelbe Gottliebchen, das erzogen und gehätſchelt von früher Jugend, nur vom Glücke gewiegt worden war, während er mit Elend und Sorge ſtets zu kämpfen gehabt hatte; es war derſelbe Mann, der in der Nähe des Vaters, von ſeiner Lage vollkommen unterrichtet und eben ſo im Stande, ihr aufzuhelfen, ſich ſeiner geſchämt, und ſich deshalb um ihn nicht angenommen hatte; es war derſelbe, der ſeinen Bruder noch bei ſeinem letzten Beſuche ſo herzlos empfing, der ihn um den Segen der ſterbenden Mutter gebracht, und der jetzt wahrſcheinlich gekommen war, ihm ein neues Herzeleid zu bereiten.

„Siehſt du, daß wir uns nicht zum letzten Mal ſahen, als du damals mein Haus verließeſt,“ fing der

Leibſchneider im ſalbungsreichen Tone an. „Niemand weiß ſo etwas im Voraus zu ſagen. Nicht du, ſondern deine Familie iſt zu beklagen, über die du Schmach und Schande verhängſt. Dieſes und nur dieſes allein iſt im Stande, den Abſcheu niederzudämpfen, der mich erfüllt, einen verruchten Mörder zu beſuchen, an deſſen Händen das Blut Unſchuldiger klebt. O verſtockter Verbrecher, wirf dich der Reue in die Arme, damit nicht die Teufel noch Oel in die Flammen gießen, die dich ſicher erwarten. Dich muß ich deinem Schickſale überlaſſen; allein ich heiße wie du, und ich habe Kinder, als fromme Chriſten erzogen, und ausgeſtattet mit der feinſten Bildung; ſie ererben von mir ein großes Vermögen, und ihnen iſt der Weg zu allen Aemtern und Würden im Staate offen. Dieſe Kinder ererben aber auch meinen Namen, einen Namen, der beim hohen Adel wie beim ganzen Publikum ſeit langen Jahren in Achtung ſteht. Dieſen Namen ſchändet deine That und bedeckt ihn für immer mit Schimpf. Du biſt Schuld, daß alle meine Entwürfe für die Zukunft, alle meine glänzenden Ausſichten vernichtet ſind. Ich wollte meinen Namen verändern; ich wollte den Adel, ein Wappen, ich hätte eine große Summe daran geſetzt; allein es wurde mir abgeſchlagen. Deine That hat eine ſolche Indignation erregt, daß man einem deines Namens keine ſolche Auszeichnung gewähren will, ſelbſt wenn er es in der edelſten Abſicht wünſcht, in der Abſicht, ſich von dir gänzlich loszuſagen. Mir blieb nichts übrig, als dies Land zu verlaſſen, mich mit meinem Gelde und meiner Familie einzuſchiffen und in weiter Ferne zu leben, wo man nicht weiß, daß mein Vater und mein Bruder den Tod am Galgen ſtarben. So muß ich denn, ich unglücklicher Mann, Eure entſetzlichen Verbrechen an mir und den Meinigen mit beſtraft ſehen. Wenn dich dieſes nicht rühret, wenn die Geſchwiſterliebe bei dieſem meinem Kummer nicht in deinem Herzen erwacht, ſo biſt du wirklich ein Auswurf der Menſchheit, für den du allgemein gehalten wirſt. Regt ſich aber noch in deinem Herzen der Schatten eines menſchlichen Gefühls, ſo höre meinen Vorſchlag und nimm ihn an. Hier haſt du ein Sümmchen, das dich auf lange Zeit für Mangel deckt.“ Bei dieſen Worten zog er eine volle Börſe aus der Weſte. „Ich habe noch mehr Geld daran gewendet, um deine Flucht vollkommen zu ſichern; auch den Vater befreie ich auf gleiche Weiſe. So vertauſchen wir nur die Rollen; ſtatt meiner verläßt du das Land. Mit Eurer Flucht wird das Ganze bald vergeſſen ſeyn. Aber aus dem Lande mußt du ſo ſchnell als möglich. Dies iſt die einzige Bedingung, an die ich deine Befreiung knüpfe. Verſprichſt du mir dieſes nicht, ſo laſſe ich dich ſo gleichgültig aufknüpfen und den Vagabunden von Vater dazu, wie ich hier dieſe Priſe nehme, und muß dann freilich in den ſauren Apfel beißen, und Heimath, Geſchäft und Ausſichten aufgeben. Dann ziehe ich aber nach dem Süden und werde dort immer ein reicher, geachteter und im Kreiſe meiner Familie auch glücklicher Mann bleiben.“

„So bleibe denn glücklich, Elender!“ war Alles, was Robert ſeinem Bruder erwiderte. Was dieſer auch noch verſuchte, es gelang ihm nicht, noch irgend ein Wort als Antwort zu erhalten. Voll Grimm und Verachtung hatte ſich Robert abgewendet, und der Leibſchneider mußte im höchſten Verdruß, ſeinen Verſuch geſcheitert zu ſehen und Alles, Einfluß, Geld und Beredſamkeit umſonſt verſchwendet zu haben, den Kerker verlaſſen. —

10.

Auf der alten Warte im Walde war der tiefſte Kummer eingezogen. Zuerſt hatte Roberts langes Ausbleiben Beſorgniſſe erregt, und als der alte Förſter von ſeiner waldigen Einſamkeit herabſtieg zu den Wohnungen der Menſchen und die Kunde vernahm von Roberts That, die ſcheelen Blicke ſah, die man auf ihn richtete, und die ihm nicht undeutlich zu verſtehen gaben, daß man ſeinem böſen Einfluſſe es zuſchrieb, da hatte er das Herz voll Kummer und wußte nicht, ob er heimkehren ſollte oder nicht, ob er ſeiner Tochter das Unglück auch verkünden ſollte oder es ihr verſchweigen. Der ſonſt ſo feſte entſchloſſene Mann war jetzt zaghaft und niedergeſchmettert. Er verließ, nachdem er ſich über Alles, ſo weit es ihm möglich, Gewißheit verſchafft, den Ort und ſtieg hinauf in ſeinen Waldbezirk. Hier irrte er den Reſt des Tages ohne Speiſe und Trank umher. Die Sorge endlich, durch ſein langes Ausbleiben den Kummer ſeines Kindes mehr noch anzufachen, trieb ihn an, einen raſchen Entſchluß zu faſſen und zu ihr zu gehen.

Noch ehe er geſprochen, kannte ſie die Größe ihres Unglücks. Das Ausſehen ihres Vaters war ſo verändert, daß alle Angſt und Sorge, die ihr ſein langes Ausbleiben verurſacht hatte, dadurch Beſtätigung erhielt.

Sie drang nicht weiter in ihn, daß er ſeinem Schmerze Worte gebe, und ihr deutlicher mache, was ſie ahnend errieth; er verſchloß die Fülle des Unglücks in ſeine tiefſte Bruſt und dachte nicht daran, ſich durch Mittheilung Erleichterung zu verſchaffen. Sie aber dachte: mein Geliebter iſt verunglückt; mein Leben iſt hin; ich folge ihm bald! Er wußte, daß ihm keine Macht gegeben war, zu helfen und daß er beide Kinder zu beweinen habe. Kennt man einmal die Größe ſeines Schmerzes ganz, ſo wird man gefaßt und vertrauter mit dem Gedanken an den Tod, der über ſolche Schmerzen ja leicht hinweg hebt. Was ſonſt Schrecken erregt, wird dann zum warmen Tröſter. Er dachte: ſind beide todt, ſo ſäume ich nicht lange, ſie einzuholen.

Während Robert in ſeinem Kerker an den ſchrecklichen Augenblick des Abſchieds von ſeiner Geliebten dachte, beweinte ihn dieſe ſchon als geſtorben. Der empörende Moment, der durch die Erſcheinung ſeines Bruders ihm bereitet wurde, ſollte der einzige ſeyn, der ihn beim Ausgang aus dem Leben noch erſchütterte. Ruhig hatte er ſich in ſein Schickſal ergeben; immer ruhiger wurde er, je kürzer die Spanne wurde, die er noch zu leben hatte. Durch ein wunderbares Uebereinſtimmen der Gedanken — jene unerklärbare Sympathie, die ſich liebender Herzen bemeiſtert und ſie in weiter Entfernung verknüpft, ſie gleich handeln, gleich empfinden läßt zur ſelben Stunde, in derſelben Minute — dachte auch er ſich ſeine geliebte Braut todt, und hatte die feſte Ueberzeugung, ſie dort wieder zu finden, wohin er die unfreiwillige Reiſe jetzt mit froherem Muthe antreten wollte. —

Zu früher Morgenſtunde ſetzte ſich der Zug in Bewegung, um beide Delinquenten zur Richtſtätte zu begleiten. Zuerſt kam der Alte, das graue Haupt auf die Bruſt geſenkt, mit gefalteten Händen, die das Bild des Erlöſers am Kreuze krampfhaft hielten. Sein ſchwankender Schritt wurde von zwei jungen Soldaten unterſtützt, die ihn am Arme hielten. Auf ihn folgte Robert mit erhobenem Haupte, den Blick zum Himmel gekehrt. Er hatte ein Geſangbuch in der Hand, aber das Gebet, das er aus innerſtem Herzen zur Höhe ſchickte, ſtand nicht in dem Buche verzeichnet. Beide trugen lange weiße Hemden, mit ſchwarzen Schleifen beſetzt und waren barfuß, wie es damals Gebrauch war, Verbrecher zum Tode zu führen.

Auf einem Platze vor der Stadt waren zwei Galgen errichtet. Der Vater war der erſte, der die ſchreckliche Leiter hinanſteigen mußte; der unglücklichere Sohn ſah zu Boden, wie jener den kurzen Todeskampf überſtand;

dann ſtieg er beherzt die Leiter hinan und ein paar Minuten genügten, um ſeine Schmerzen zu löſen.

Die theilnahmloſe, neugierige Menge verlief ſich mit wildem Geräuſche, gleichgültig, welche geſunde Kraft, welche edle Gefühle, welch' heller Geiſt hier ſo gewaltſam erſtickt worden war, nicht neugierig zu forſchen, welch' eine verhängnißvolle Kette von Zufälligkeiten und Umſtänden ein reines, thatenkräftiges Leben nach ſo kurzem Verlaufe ſchon dieſem Ende zugeführt haben mochte. Sie ſahen die Leichname, ſtumm und kalt, ſprachen von Gerechtigkeit, und prieſen ihre Geſetze. Die Thoren! —

Nachdem beide Leichen den ganzen Tag über gehangen hatten, ſieht man bei anbrechender Nacht zwei Männer einher kommen. Der Eine, eine hohe finſtere Geſtalt, zieht ein ſorgfältig zuſammengewickeltes Papier aus der Taſche, nimmt ein funkelndes Goldſtück daraus hervor und drückt es dem Andern ſtumm in die Hand. Dieſer klimmt ſchnell und flüchtig zu dem jüngſten der Gehenkten hinan. und zieht etwas Blitzendes aus der Taſche; der Strick iſt gelöst und der Leichnam gleitet in die Arme des unten Harrenden, der ihn in bereit gehaltene Tücher ſorgfältig wickelt, ihn dann auf die Schulter nimmt und unter der ſchmerzlichen Laſt ſtill weinend forteilt.

Still weinend erreicht der Mann ſeinen finſtern Wald. Eine offene Grube erwartet hier den ſtummen Gaſt; doch eh' er ihn hineinlegt, beraubt er ihn der ſchönſten

Locken, die das dunkle Haupt des Todten ſchmücken. Dann ſchaufelt er die Grube zu, und ſteigt mit ſeiner traurigen Beute langſam die Stufen zur Warte hinan.

Ein ſterbendes Mädchen liegt hier auf dem Lager. Der Alte tritt zu ihrem Bette und legt ſanft die Locken darauf hin; die Kranke ergreift ſie und führt ſie mit zitternder Hand an die Lippen, ihr brechendes Auge haftet noch einmal darauf, dann aber blickt es ſtarr und gläſern vor ſich hin; auf der Erde iſt nichts mehr für es zu ſehen; die Seele des Mädchens iſt ſchon drüben bei ihm.

Die öde Warte diente noch ein halbes Jahr dem alten Förſter zum Obdach; dann verſchwand er aus der Gegend. Niemand wußte wohin. Die Vernünftigſten ſchloßen auf einen Selbſtmord; das gemeine Gerücht ſagte von ihm, der Teufel habe ſeinen Wechſel einkaſſirt und ihn geholt.

Die Warte bietet jetzt nur noch einen Haufen unbewohnter Trümmer. —

Der Blaue.

1.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in dem alten ruhmwürdigen Prag, ſo voll prächtiger Andacht und hiſtoriſcher Erinnerung, ein bejahrter Offizier, deſſen früheres Leben in tiefen Schleier gehüllt war, bizarr im Aeußern, Original durch und durch; ein Mann, der ſeit lange die Aufmerkſamkeit Aller erregt hatte und zum Stadtgeſpräch geworden war. Man nannte ihn nur im gewöhnlichen Leben „den Blauen.“ Es wird uns ſchwer, den Grund dieſer Benennung zu finden. Am Geeignetſten wäre es wohl, ſie in der That der Farbe zuzuſchreiben, die in ſeiner ganzen Erſcheinung vorleuchtend war. Sein Bart war nämlich ſo dunkel, daß er, nachdem er raſirt war, die Hälfte der Wangen färbte, als wären ſie mit einer Indigoſchichte bedeckt; ferner ſchillerten ſeine Augen ſtark in's Blaue und mochten wohl früher von ſchönerem Blau geweſen ſeyn; endlich trug er ſich beſtändig blau. Das in Grün und Blau ſchillernde Auge gab der ſtark brunetten Geſichtsfarbe des Mannes indeß das abſonderlichſte Anſehen. Es hatte das Matte jener alten ſchlechten Fenſterſcheiten, die, lange Jahre hindurch den Sonnen- und Mondſtrahlen ausgeſetzt, dadurch gleichſam oxydirt waren. Von Natur war er lang und ſtark; ſeine Magerkeit verrieth robuſte Kraft, und ſein Geſicht zeigte den Ausdruck einer geraden Ehrlichkeit, verbunden mit einer ſtrengen Härte; zu dieſem Allem ſprach ſich in ſeinem Benehmen Stolz und Blödigkeit aus. Eine ſo ſeltſame Vermiſchung mußte natürlich dazu beitragen, den Eindruck der ganzen Erſcheinung noch zu erhöhen. Selten ſprachen ſeine Züge irgend eine Theilnahme für das aus, was um ihn vorging; gewöhnlich ſah er aus, als ob er ein Bild aus Erz ſey. Nur dann und wann und bei gewiſſen Geſprächen, die ihn offenbar zu intereſſiren ſchienen, war ſein Blick wie der des Tigers, der vom Blute geſättigt, vergebens gegen den Schlaf ankämpft.

Ein alter, ſehr weiter Ueberrock von verbleichter blauer Farbe hüllte die Glieder dieſes Menſchen ein. Auf dem Rücken hatte ein kurzer dicker Zopf durch ſein beſtändiges Hin- und Herſchweben von einer Schulter zur andern einen grauen Halbzirkel aus Fett und Puder gebildet. In jeder Jahreszeit bedeckte eine kleine dünne Mütze von halbblauer Farbe ſeinen Kopf, und ebenſo waren Weſte und Beinkleider: Die Miſchung dieſes Blau war ſeltſam und wird jetzt wohl nicht angetroffen, ſeitdem die Perrückenmacher nicht mehr mit Puder zu hantieren haben. Sonſt liebten ſie es, ſich darin zu kleiden. Doch fällt mir ein, daß die Polizei in Oeſtreich ſolches Blau in beſondere Affektion genommen hatte, und daß man es dort einmal Polizeifarbe nannte.

Ein ſolcher Aufzug durch Jahre beharrlich zur Schau getragen, mit den übrigen Sonderbarkeiten des Mannes verbunden, war wohl hinreichend, ihm den Beinamen des Blauen zu rechtfertigen. Man war längſt darin übereingekommen, daß die beharrliche Leidenſchaft unſeres Helden für das Blaue mit einer Idee, die in ihm herrſchte, nothwendig zuſammenſtimmen müſſe, und daß dieſe jetzt in eine vollkommene Manie ausgeartet ſey. So oft man aber auch verſucht haben mochte, in ſein Geheimniß zu dringen, ſo beharrlich ſah man ſich von ihm zurückgeſchlagen. Gewöhnlich pflegte er auf die Frage: warum er ausſchließlich blau liebe? automatenartig zu antworten: „Weil es den vollſtändigſten Gegenſatz zu Roth bildet.“ — Mehr war von ihm nicht herauszubekommen.

Dies war ſo ziemlich Alles, was man von dem Manne wußte. Seine Ausſprache, ſowie die Kenntniß des Böhmiſchen, zeigten deutlich an, daß er nicht im Lande geboren ſey. Er hatte beim Heere gedient, war aber aus unbekannten Gründen zu einer Zeit, wo tüchtige Männer gebraucht wurden, obgleich noch jung und kräftig, verabſchiedet worden. Von dieſer Zeit an lebte er in Prag, wo er Niemand kannte und ebenſo wenig gekannt wurde.

Er bewohnte eine kleine trübſelige Stube in einem alten Hauſe, nahe von dem Palaſte, den die florentiniſche Familie Granvella beſaß, die ſeit geraumer Zeit ihr Vaterland verlaſſen hatte und nach Prag gezogen war. Gegenüber ſeiner alten finſteren Wohnung lag die Kapuzinerkirche, die mit derſelben durch einen Schwibbogen verbunden war, der wie ein finſteres Thor die enge Straße einſchloß, da in früheren Zeiten das alte Haus dem Kapitel des Ordens gehört hatte. Nach dieſer Seite ging das einzige Fenſter, welches die Stube des Blauen erhellte. Der dickgemauerte ſchwarze Bogen warf auf die an dieſer Stelle ſehr enge Straße einen tiefen Schatten, und gab dieſer nicht ſtark beſuchten Gegend einen gewiſſen Grad von Unheimlichkeit, die dem Charakter des Blauen vollkommen entſprach, wie ſie wohl auch ſeiner Neigung zuſagen mochte. — Niemand konnte ſich rühmen, jemals die Wohnung des Blauen betreten zu haben.

Man fand ihn gewöhnlich Abends bis zehn Uhr in einer Art von Kaffeehaus, wo er nichts that, als aus einer langen Pfeife, die mit einem blau bemalten Porcellankopf geſchmückt war, dicke Rauchwolken vor ſich hinzublaſen. Höchſtens wurde dieſe ſtumme Beſchäftigung dann und wann durch einen einſylbigen Ausruf unterbrochen, der den Grad der Theilnahme bezeichnete, die er an den Vorfällen und Perſonen nahm, die ihn umgaben. In der Abſicht, ſeiner Lieblingsneigung zu ſchmeicheln, ließ ihm eines Abends der Beſitzer des Kaffeehauſes durch den Kellner ein blaues Glas mit ſeiner gewöhnlichen Ration reichen; allein ganz wider Erwarten brachte ihn dieſe artige Aufmerkſamkeit ſo ſehr in Wuth, daß er das Glas dem Kellner an den Kopf warf. Mit Ausnahme dieſes einzigen Ereigniſſes hatte ſich der Blaue jedoch ſtets als der friedfertigſte Menſch von der Welt gezeigt. Er begnügte ſich damit, ruhig dazuſitzen und ſcheinbar zuzuhören, was eben verhandelt wurde, weshalb ihm ein jeder willig Platz an ſeinem Tiſche einräumte.

Nur an Abenden, wo der Vollmond am Himmel ſtand, wich er von der Gewohnheit ab, ſich um zehn Uhr nach Hauſe zu verfügen. Dann pflegte er gleich einer zur Ruheloſigkeit verdammten Seele in den Straßen der Stadt umher zu irren, bis daß der Morgen graute. Patrouillen und Wächter hielten den ſtillen Wanderer nicht an; ſie kannten ihn ja, und wußten, daß er nichts Böſes im Schilde führte, um die Ruhe der Stadt zu beeinträchtigen, und eine andächtige Scheu erfüllte ſie vor dem Geheimnißvollen ſeines Weſens.

Das Kaffeehaus, von dem wir ſprechen, war gewöhnlich der Sammelplatz der Offiziere. An einem Abende, wo eben zwei neue Regimenter nach Prag gekommen waren, war hier ein lautes und buntes Treiben. Es befanden ſich Offiziere von allen Graden, von allen Waffengattungen zuſammen. Alte Kameraden fanden ſich wieder; hier erkannten ſich ein Paar im dicken Tabaksqualme, die ſich zum letzten Male im Pulverdampfe geſehen hatten, und während mehrer Stunden hörte man nichts als Ausrufungen der Ueberraſchung, wahrhaſte Exploſionen der Freundſchaft, angelegentliche Fragen und Erzählungen von Erlebniſſen und Abenteuern der wunderbarſten Art, unterbrochen von Umarmungen und rauſchend dahinfluthenden Weinſtrömen und Herzensergießungen.

Die Köpfe fingen an warm zu werden, und der Lärm hatte ſo überhand genommen, daß man kaum noch das Stoßen der Queues vernahm, das in jenen Zeiten noch bedeutender war als jetzt, da die Billardtiſche noch nicht an den Enden mit Leder garnirt waren.

Der Blaue ſaß allein auf ſeiner gewöhnlichen Bank, das ſtiere Glasauge theilnahmlos im geſenkten Haupte, ein Bild der troſtloſeſten Niedergeſchlagenheit und Melancholie. Er war ſo abgezogen von der Außenwelt, daß er es nicht einmal bemerkte, als vier bis fünf Perſonen ſich nahe zu ihm um einen kleinen runden Tiſch ſetzten und ihn von dort mit aufgeſtützten Ellenbogen neugierig betrachteten, während ſie dabei ein leiſes Geſpräch unterhielten.

„Was Ihr mir da erzählt, nimmt mich Wunder,“ ſagte einer der Daſitzenden, der nach ſeinem grauen Schnurrbarte und der ſtolzen Haltung ein höherer Offizier zu ſeyn ſchien — „Solche Lebensweiſe ſcheint mir nicht zuſammenzureimen mit dem Charakter desjenigen, den ich in ihm zu erkennen glaube. Und wahrhaftig! je mehr ich ihn betrachte, je feſter ſteht es bei mir, daß es kein Anderer ſeyn kann, wenn gleich ſeine Phyſiognomie ſo etwas von einem Geiſtlichen angenommen hat, was ſonſt eben nicht ſeine Sache war. Kann mir wer ſagen, wo er wohnt?"

„Er niſtet auf dem Dache eines Schwibbogens," antwortete ein jüngerer Offizier von der Garniſon dem Fremden," nahe bei der Kapuzinerkirche. Sogleich nach ſeiner Ankunft in Prag hatte er dem Sacriſtan, der dort wohnte, ein Stück Geld gegeben, um ihn zu vermögen, ihm das Zimmer zu überlaſſen. Ich bitte jedoch meine Herren, nicht etwa zu glauben, daß es ein beſonders ſchönes Quartier ſey. Niemand kann ſich zwar rühmen, es betreten zu haben, doch hat man ſchon genug, wenn man den Winkel kennt, in dem es liegt. Und dennoch glaube ich, man könnte den Sonderling ſogleich zum Generalfeldzeugmeiſter ernennen, wenn er ausziehen ſollte, ſo würde er die Charge ausſchlagen, und bleiben, wo er iſt."

„Wie ſteht es denn aber mit den Duells?" fragte der Erſte weiter. „Hat er, ſeitdem er in Prag iſt, viele Händel gehabt?"

„Keineswegs," gab lachend der junge Offizier zurück. „Er iſt ein Haſenfuß wie keiner; wie ſollte der zu einem Duell kommen? Alle Tage muß er es erleben, daß man ſich über ihn luſtig macht. Er iſt dazu verdammt, daß alle ſchlechten Witze, die gemacht werden, ſich über ihn ergießen. Erſt geſtern erlaubte ſich einer über ſeinen blauen Anzug zu ſcherzen und ihn ziemlich handgreiflich zu copiren. Er aber blieb ganz ruhig dabei und that nicht, als ob er es merke. Als dann endlich der Spaßvogel noch kecker wurde, erbleichte der Blaue plötzlich auf eine wahrhaft erſchreckende Weiſe und lief davon.“

Der fremde Offizier ſchien höchlich überraſcht. Er ſchüttelte den Kopf und nach einer ziemlichen Pauſe nahm er wieder das Wort.

„Seltſam!“ ſprach er. „Wenn mich nicht Alles täuſcht, ſo iſt Euer Blauer da, wie Ihr ihn nennt, Niemand anders, als der Florentiner Bragioli, der, durch ſeltſame Schickſale gezwungen, ſein Vaterland verließ und in unſere Dienſte trat. Er war bekannt wegen ſeines ungeſtümen Raufſinnes; Niemand war vor ſeiner Klinge ſicher, und beſonders hatte er den Fechtmeiſtern unerbittlichen Tod geſchworen.“

„Wie? der Blaue?“ riefen die zuhörenden Offiziere der Garniſon wie aus einem Munde.

„Ich muß Euch nur ſagen, daß, wenn wir auf unſerem Marſch in eine größere Stadt kamen, Bragioli ſogleich alle, die ſich mit Fechtunterricht beſchäftigten, zu ſich kommen ließ, ſie dann mit Abſicht beleidigte, um ſie mit der größten Kaltblütigkeit aus der Welt zu ſchicken. Er pflegte zu ſagen, daß er dieſes aus reinſter Menſchenliebe thue, da dieſe ſchlechten Lehrer nur dazu in der Welt ſeyen, um andere ehrliche Leute unglücklich zu machen, indem ſie zahmen Bürgerſeelen mit ihrem unvollſtändigen Unterricht zugleich die gehörige Unverſchämtheit lehrten, die ſie in Händel verwickelte, denen ſie meiſtentheils unterlagen. Er aber, Bragioli, von ächtem altflorentiniſchem Blute, groß geſäugt an den Geſchichten ſeiner Vorzeit, liebte das Duell über Alles auf eine wahrhaft romantiſche, ja poetiſche Weiſe. Nichts Schönes in der Welt gab es, was ihn vollkommen in Anſpruch nehmen konnte, als ausgezeichnete Waffen. Lobte man dies oder jenes; war man entzückt beim Anblick einer ſchönen Gegend, bezaubert von einer Dame, ſtets widerſprach er, und wollte man ſich nicht fügen, ſo griff er zu den Waffen und ein ernſter Gang mußte entſcheiden. Wie es Narren in allen Stücken gibt, ſo konnte man ihn mit Fug und Recht einen Narren nennen; bei ihm war die edle Eigenſchaft des Muthes zu einer Narrheit, zur Manie geworden. Mit ſeinem Leben zu ſpielen war ſeine Leidenſchaft; Blut mußte er haben, wie die Pflanze Thau; Gemetzel war ſein Element, in dem er ſich wohl fühlte, und auf Ehre, daß ich ihn hier noch lebend vor mir ſehe, kann er nur allein nach meiner Meinung irgend einem geheimen Zauber verdanken, der ihn in Schutz nimmt."

„Wahrhaftig, Herr Oberſt," nahm einer von den Prager Offizieren hier wieder das Wort, „wenn wir früher der Meinung waren, daß wir Ihnen etwas recht Seltſamliches über den Blauen mittheilten, ſo zahlen Sie es uns jetzt mit zehnfacher Münze zurück!"

Dieſe Worte und die ſtumme Aufmerkſamkeit der Uebrigen reizten den fremden Offizier, in ſeiner Schilderung fortzufahren, die Farben dabei nicht zu ſparen und ſie mit ſattem Pinſel aufzutragen.

„Uebrigens war Kapitän Bragioli ein excellenter Kamerad, bis auf ſeine Luſt an Händeln. Aus den Weibern machte er ſich nicht viel mehr, aus der Freundſchaft ſchon gar nichts und der Wein ließ ihn kalt; nur das Waffenſpiel, wie geſagt, ſtachelte ihn auf. Blut fließen zu ſehen, war ihm ſo zum angenehmen Bedürfniß geworden, daß er vor Allem, dem wilden Stiere gleich, die ſcharlachrothe Farbe liebte. Er wählte, wenn er in Civiltracht ging, nur hochrothe Kleider. Er ſagte, dies erfreue ſein Auge und erfülle ihn mit dem freudigen Wunſche, loszulegen. Auch trug er in der Schlacht ſtets einen dunkelgrünen Mantel mit Scharlach gefüttert."

„Das iſt ja ein wahrer Teufelskerl!" ging es unter den Zuhörern von Mund zu Mund.

„Ich vergaß noch zu ſagen," fuhr der fremde Oberſt fort, „daß es auf der ganzen Welt nur ein einziges Weſen gab, für das Bragioli Alles, ſelbſt ſeine Ehre geopfert hätte. Es war dies gleichfalls ein Florentiner aus altem Hauſe, mit Namen Granvella, und wie man hörte, ſein Vetter. Auch ſagte man, ſie wären an einem und demſelben Tage geboren, von derſelben Amme geſäugt, und hätten ſich nie von einander getrennt. Die gleichen Verhältniſſe zwangen ſie, das Vaterland zu verlaſſen, aus gleichem Grunde ſuchten ſie bei unſerer Armee angeſtellt zu werden. Ihre Charaktere waren einander ähnlich. Die exaltirte ritterliche Leidenſchaft für die Waffen erfüllte ſie Beide, und ihre wechſelſeitige innige Zärtlichkeit rührte einen jeden. Endlich trennten ſie ſich. Ich wußte nicht, wo ſie hinkamen. Sie waren Beide lange Jahre meinen Augen entſchwunden, bis daß ich nun zufällig hier dieſen Mann finde, in dem ich Bragioli wieder zu erkennen glaube. Granvella hatte aus einer Verbindung einen Sohn, den er in einem militäriſchen Inſtitut erziehen ließ. Er führte aber den Namen ſeiner Mutter.“

Hier unterbrach ſich der fremde Offizier, um einem ſchönen jungen Lieutenant einige Worte zuzurufen, der Billard um hohen Einſatz ſpielte, und deſſen ziemlich deutlich ausgeſprochene Weinlaune ihn wahrſcheinlich dem Gegner zur Beute zu laſſen drohte.

Sich erhebend, ſagte er ihm mit halblauter Stimme: „Menagiren Sie die Finanzen, Joſeph; bedenken Sie, daß Sie noch zwei Monate anſtändig leben müſſen, ehe Sie Succurs erhalten.“

„Pah!“ entgegnete der junge Menſch, „wenn ich erſt im Trockenen ſitze, ſo ziehe ich auf Wilhelm.“

„Und Wilhelm acceptirt,“ rief heiter ſein Gegner. „Da wir nur eine Börſe wie ein Herz haben, ſo iſt es ja ganz gleichgültig, ob einer von uns gegen den andern Millionen verſpielt. Es bleibt doch ſtets in der Freundſchaft.“

Und ſie fuhren fort zu ſtoßen.

„Dieſe beiden Offiziere,“ ſagte jetzt der fremde Oberſt, indem er ſich wieder zu ſeiner Geſellſchaft am runden Tiſche ſetzte, ſind ein paar ganz prächtige Jungen. Sie wiederholen mir ganz das Bild der beiden Florentiner; Oreſtes und Pylades! Caſtor und Pollux! Uebrigens iſt es mir lieb, daß ſie gegen einander ſpielen; denn ſie ſind beide gehörig angetrunken, und würden bis auf ihr Port d'Epee Alles verlieren, wenn ſie in unrechte Hände fielen."

Während dieſer ganzen Unterhaltung hatte der Blaue, obgleich er doch ſo nahe ſaß, daß er Alles verſtehen konnte, nicht den Mund aufgemacht. Nur dann und wann ſchien es, als wenn er maſchinenmäßig die Augen während einiger Sekunden auf den jungen Lieutenant warf, den wir Joſeph nennen hörten; dann aber ſenkten ſich ſeine Blicke ſogleich wieder, gleichſam ermüdet auf den Erzählenden.

„Zum Henker!" rief plötzlich dieſer Letztere, indem er ſein Glas, das man ihm voll geſchenkt hatte, weit von ſich fortſchob, „ich will heute nicht mehr trinken. Der arme Bragioli raubt mir meine ganze Laune! Da ſitzt er vor mir und blickt mich je zuweilen an — wahrhaftig, da guckt er wieder nach mir her! und er erkennt mich nicht! — Er — mich nicht erkennen — ſeinen alten Kameraden!" —

Der Stabsoffizier drehte mit dem Finger in ſeinem Barte, um die Rührung zu verbergen, die ſich auf ſeinem Geſichte malte.

„Wir ſind Alle arme Teufel," fuhr er dann fort. „Man ſehe nur, was aus einem werden kann, und wem dann der Stolz nicht bedeutend fällt, der muß kein Herz im Leibe haben."

„Was hilft das Alles?" ſprach ein böhmiſcher Offizier;

„wir wollen uns damit die Laune nicht verdüſtern. Hier iſt das Uebel ja doch ohne Rettung.“

„Wer weiß!“ verſetzte der Fremde, „ich will mit ihm ſprechen, will ihn zu ſich ſelbſt zu bringen, ihn aus ſeiner Lethargie zu ziehen ſuchen. Man darf nicht müßig zuſehen, wenn ein edler Menſch ſtirbt, und auf ſolche Weiſe ſtirbt.“

Mit dieſen Worten ſtand er auf, ging raſch auf den Blauen zu, ergriff ihn bei der Hand und ſagte halbleiſe zu ihm: „Bragioli, kennſt du mich nicht mehr?“

Der Blaue fuhr zuſammen, wie er ſeinen Namen hörte. Ohne aber aufzublicken, murmelte er gleichſam vor ſich hin: „Wohl erkannte ich ſogleich deine Stimme, und ſeit einer vollen Stunde beſchäftige ich mich in Gedanken nur mit dir.“

„So erinnerſt du dich denn noch jener ſchönen Tage in Wien, unſerer alten Freundſchaft....“

„Alte Veilchen, die nicht mehr riechen! Alles nützt ſich ab in dieſer Welt, Alles läuft ſeinem Ende zu. Ich bin der Beweis davon.“

„Du biſt kräftiger, als du denkſt! Schlafe nur einmal aus, und tritt wieder ein....“

„Nie mehr, nie mehr,“ fiel der Blaue dem Freunde mit Haſtigkeit in's Wort. „Mir iſt die Zukunft auf ewig verſchloſſen.“

„Du ſiehſt alle Dinge ſchwarz.“

„Du irrſt, lieber Freund, ich ſehe Alles blau. Blau iſt mein Leben!“

Hier hob der Blaue zum erſten Mal die Augen auf, und ließ den Andern die ſchmerzhaft verwirrten Züge deutlich erkennen. Dann erhob er ſich und knöpfte ſeinen Rock zu.

„Was ſprichſt du da von blau?“ ſagte der Freund. „Welches fürchterliche Ereigniß hat dir den Kopf ſo verwirrt?“

Statt zu antworten, machte der Blaue eine verabſchiedende Bewegung mit der Hand, wandte ſich ſchnell und ging der Thüre zu. Der fremde Offizier eilte ihm nach und ergriff ſeinen Arm.

„Glaube nicht, daß du mir ſo leicht entkommſt!“ rief er. „Nicht alle Tage findet man ſolch' einen alten Freund wieder, beſonders in unſerem Stande, wo wir heute da und morgen dort ſind.“

„Wenn du mich lieb hätteſt, ſo ließeſt du mich fort gehen, dein Anblick und die Erinnerung an alte Zeiten macht mich krank, und die Mittheilungen, die du verlangſt, können mein Uebel nicht beſſer machen.“

„Was ſind das für Duckmäuſerſtreiche! Nein! du darfſt nicht fort. Weißt du, daß du mich beleidigſt? Und jetzt laß' ich dich nicht fort, und wenn wir uns ſchlagen ſollten.“

Hier ſah man ein trübes Lächeln die verwitterten Züge des Blauen beleben.

„Ich wollte lieber — ſiehſt du, Kamerad — meine Bruſt deinem verhexten Degen entgegen ſtellen, wenn ich glauben dürfte, dir dadurch wieder die alte Courage in die Adern zu jagen, als dich in ſolcher Trübſeligkeit verkümmern zu ſehen. Ich hätte wirklich Luſt, mit dir anzubinden.“

„Das ſteht einem jeden frei. Die Herren hier werden dir ſagen, daß ich ſeit lange ſchon als Stichblatt ihres Witzes diene. Nun kannſt du denken, daß, wenn ich dies ruhig über mich ergehen ließ, ein ernſtes Gelübde mich dazu verpflichtet, keine Waffe mehr zu berühren.“

„Gelübde? was da? Warſt vielleicht einmal betrunken, als du es ablegteſt.“

„Ich betrinke mich nie. Doch laß uns von andern Dingen ſprechen. Du kannſt wohl denken, daß in langen Jahren bei vielfältigen Begegnungen und Erlebniſſen mein Vorſatz ſo manchen Sturm aushalten mußte. Iſt er deſſen ungeachtet nicht wankend geworden, ſo gib nur du auch immerhin deine Angriffe auf.“

Der fremde Offizier ſtrich ſich den Bart mürriſch und verlegen. Die Unterhaltung war eigentlich hiedurch abgeſchnitten. Er aber wollte und konnte ſich dabei nicht zufrieden geben. Nach einer kurzen Pauſe kam er auf einem Umweg zu dem früheren Geſpräche zurück.

„Haſt du Nachrichten von deinem Freund Granvella? Wie geht es ihm?“

„Granvella? warum ſprichſt du von Granvella? was willſt du damit ſagen?“ fuhr der Blaue mit bewegter Stimme heraus.

„Ich wundere mich bloß, daß er dich in dem Zuſtande verlaſſen hat, in dem ich dich hier wieder finde. Eine ſolche Freundſchaft hätte nie aufhören ſollen.“

Der Blaue zeigte plötzlich eine heftige Aufregung, die ſich durch Ton, Geberde und Geſichtsfarbe verrieth.

„Mich kannſt du beleidigen, ſo viel du willſt,“ ſprach er faſt bebend. „Ich habe keine Waffen mehr, um mich zu vertheidigen. Sonſt hätte es Niemand ungeſtraft wagen dürfen, in meiner Gegenwart einen boshaften Verdacht auf meinen Jugendfreund Granvella, meinen Bruder, zu ſchleudern. Ja, wenn er hier wäre — wenn er noch hier wäre! ſo befände ich mich nicht ſo elend.....“

Die Rede des Blauen ſtockte unwillkührlich; er ließ das Haupt auf die Bruſt ſinken und ohne darauf zu hören, was der fremde Offizier verlegen ſtotternd hervorbrachte, blieb er in tiefem Nachdenken verſunken. Als er das Haupt wieder erhob, nahm der Fremde abermals das Wort.

„Ich bedaure herzlich, dich betrübt zu haben. Das Gerücht geht, Granvella ſey ſpurlos verſchwunden. Trotz aller Bemühungen, blieb das Reſultat daſſelbe; ſo heißt es, und deshalb hoffte ich von dir etwas Näheres zu erfahren.“

„Alſo eine Falle? Sprich deutlicher! was willſt du von mir?“

Hier ſchlug der Blaue heftig mit der Fauſt auf den Tiſch, legte ſich dann zurück, und mit dem Kopf zur Decke ſtierend, fuhr er mit ängſtlich gehobener Bruſt in italieniſcher Sprache fort:

„Wenn du über meinen Bruder Granvella etwas Schreckliches wiſſen ſollteſt, was mir verborgen blieb, ſo enthülle es mir, ich beſchwöre dich! Es iſt nur zu wahr, er iſt verſchwunden. Er, der mir auf der ganzen Welt nur allein etwas galt, er iſt verſchwunden, und ich werde ihn nie mehr wieder ſehen.“

Die letzten Worte wurden von einem dumpfen Schluchzen erſtickt. Dann ſtützte er ſeinen Kopf in beide Hände und weinte leiſe bitterlich.

„Höre auf,“ brummte der fremde Offizier, und da der Blaue immer fort weinte, ſo wandte er ſich mit den Worten zu den Andern: „Wir wollen ihn in Ruhe laſſen; es thut einem Manne weh, einen andern weinen zu ſehen.“

Damit ſtanden ſie auf, die am kleinen runden Tiſche ſaßen und zugehört hatten, und ſtellten ſich vor den Blauen hin, um ſeinen Anblick den übrigen Gäſten zu entziehen. Sie ſchienen ſich bald ausſchließlich mit den Billardſpielern zu beſchäftigen.

Nach einigen Minuten zog der Blaue den Fremden bei dem Uniformsſchoß auf einen neben ſich ſtehenden Sitz.

„Hüte dich wohl,“ ſprach er leiſe auf Italieniſch, „vor wem es ſey, von mir zu ſprechen, oder etwas von unſerer heutigen Unterredung zu verrathen. Alles, wodurch ich erneute Aufmerkſamkeit erregen könnte, iſt mir verhaßt, peinigt mich. Ich will nur blau, Alles nur blau ſehen und ſchweigen — ſtillſchweigen!“

Nachdem er dies geſprochen, trank er gleichſam, als wollte er ſeine Kraft wieder beleben, mehre Gläſer Slibowiz raſch nach einander. Sein Auge flammte plötzlich auf, wie eine verlöſchende Lampe, in die man Oel geſchüttet. Er wurde geſprächig, allein er bemühte ſich ſichtlich, auf einen andern Gegenſtand als den bisherigen die Aufmerkſamkeit zu lenken.

„Wie ich ſehe, haſt du ſchöne Leute im Regiment,“ begann er; „das ſind ein paar ſchmucke Offiziere, die jungen dort am Billard. Sind ſie von deiner Schwadron?“

„Ja. Es ſind ein paar wackere Kameraden, und die innigſten Freunde, gerade wie ihr Beide waret.... Er und du!“

„Da ſind ſie recht glücklich,“ ſagte der Blaue.

„Der größere von den Beiden hat nur einen Fehler.“

„Fehler? der einen Fehler? das iſt mir recht leid; denn für den intereſſir' ich mich eben. Eine ächte jugendliche Heldengeſtalt!“

„Ganz recht! wenn ihn nur nicht die verdammte Duellwuth beſäße! Grade wie wir ehemals waren, Bragioli.“

„Und das nennſt du einen Fehler?“ verſetzte der Blaue etwas mürriſch; ſogleich aber ſich beſinnend, fügte er mit gepreßter Stimme hinzu: „Du haſt recht, es iſt ein Fehler, und mehr als das! O es iſt ein Unglück, ein größeres Unglück, als man glauben ſollte! Welches Mitleiden fühle ich jetzt mit dem jungen Menſchen!“

Der Fremde glaubte den jungen Offizier in Schutz nehmen zu müſſen, Bragioli aber ließ nachdenkend die tiefen Blicke auf ihm haften und wiederholte nur einige Male: „Es iſt ſchade um ihn, ſehr ſchade!“

„Was da!“ unterbrach ihn endlich der Fremde mit

Lachen. „Sprichſt du jetzt ſo und haſt doch mehr Menſchen ſelbſt in die andere Welt ſpedirt, als der Erzbiſchof von Prag wohl jemals geſegnet hat.“

„Traurig genug. Das ſind Späße, die mir nicht gefallen.“

„Wahrhaftig, ich kenne dich nicht mehr. Geh' zu den Kapuzinern, Bragioli, und laſſ' dich einkleiden.“

„Wer weiß, wie bald es geſchieht,“ erwiderte der Italiener.

„Geht's aus dieſem Tone,“ nahm der Fremde das Wort, „ſo ſage mir noch ſchnell, ehe du dich in die braune Kutte wirfſt, wie dir der Gedanke kam, dich blau zu kleiden?“

„Wenn man damit umgeht, Mönch zu werden,“ ſprach dumpf der Italiener, „ſo ſucht man den Weg zum Himmel, und der Himmel iſt blau.“

Hier wurde ihre Unterredung geſtört. Nur wenige Schritte von der Stelle, wo ſie ſaßen, hatte ſich ein lauter Wortwechſel entſponnen und ein Haufe von Zuſchauern geſammelt, ohne daß ſie im Stande waren, die Urheber des Auftritts in dem Gewirre zu erkennen. Der fremde Stabsoffizier erhob ſich ſogleich, um ſich des Anſehens, das ihm ſein Grad gab, bedienend, die Ruhe wieder herzuſtellen. Mit Betrübniß gewahrte er, daß der Zwiſt zwiſchen den Freunden am Billard auf unbegreifliche Weiſe begonnen hatte, die beide vom Weine ſtark erhitzt waren.

Wenn zwei vollkommen fremde Perſonen in Hitze gerathen, ſo iſt es leicht, ſie abzukühlen; eben dies iſt möglich, wenn zwei in denſelben Fall gerathen, die bloß durch Bande der Convenienz einander nahe ſtehen. Allein wenn zwei Freunde, die ſich ſeit langen Jahren wie Brüder lieben, einmal ein hartes Wort gewechſelt haben, ſo wird das Herz ſogleich bis in ſeine Tiefen erſchüttert, es empört ſich das Gefühl und der Schmerz ſucht ſich in bittern Vorwürfen Bahn zu brechen. Ein ganzes Leben voll Freundſchaft, Hingebung, Achtung und wechſelſeitigem Vertrauen entſchwindet, wie der zackige Riß des Blitzes in den Wolken, und alle jene kleinen Wölkchen, die ſich von Zeit zu Zeit bald fern, bald näher an dem heitern Horizont des innigen Verkehrs zeigten, ballen ſich plötzlich zuſammen, und wälzen ſich mit zerſtörender Haſt auf dieſes Gebäude der Treue, in das ſich zwei Seelen wie in das innerſte Heiligthum eines Tempels geflüchtet hatten. Wie doch ein Moment im Stande iſt, für immer dieſen ſchwachen Bau, den man für unverwüſtlich hielt, zu zerſtören!

Und was auf dieſe Art zerſtört iſt, kann nie wieder aufgebaut werden. — Die Freundſchaft entſchwindet bei der leichteſten Verwundung; ſie iſt viel reizbarer als die Liebe, die Liebe verzeiht, die Freundſchaft nie. Liebe erſchlafft oftmals, um ſpäter mit neuem Feuer zu erwachen; entſchlummerte Freundſchaft erſteht nie wieder.

Bei dem Wortwechſel unſerer beiden Freunde war es bald zur Entrüſtung, zum Zorn, zur Wuth gekommen. Wie gewöhnlich, ſo auch hier. Die Freunde kannten ſich zu gut und waren zu ſehr in die geheimſten Falten ihrer Neigungen und Charaktere eingeweiht, als daß es ihnen nicht möglich geweſen wäre, ſtets die beſten Stacheln zu wählen, um ihre wechſelſeitige Eigenliebe zu reizen und zu verwunden.

Ueber den Urſprung des Zwiſtes herrſchte ein vollkommenes Dunkel; Niemand wußte ihn anzugeben. Unter Anderem hatte Joſeph ſeinem Freunde einen übermäßigen Stolz vorgeworfen, und dieſer ihn dafür den jungen Telemach der Garniſon genannt. Einem jeden kam dieſe Benennung widerſinnig vor, nur Joſeph erklärte, daß Wilhelm damit einen niederträchtigen Streich gegen ihn verübe, der einer blutigen Züchtigung werth ſey. Mehr bedurfte es nicht.

„Die Drohungen dieſes tapfern Kriegers," ſchrie Wilhelm, „ſind nicht zu fürchten; denn ſeine Weisheit hält ihn in den Feſſeln eines ſtrengen Gelübdes gefangen. So lange dies nicht gelöst iſt, darf er ſich keinem Ehrenmanne ſtellen, er aber lebt der Hoffnung, daß dieſe edle Feſſel ewig dauern werde."

„Es iſt ſchändlich," entgegnete Joſeph, „die Heiligkeit geſchenkten Vertrauens ſo zu entweihen. Ich ſehe jetzt leider ein, wie wenig Sie meiner Freundſchaft werth waren. Ich beſtrafe Ihre Perfidie mit meiner vollkommenſten Verachtung."

„Verachtung iſt die Waffe des ſchönen Geſchlechts, und deshalb ziemt ſie Ihrem Muthe."

„Bei Gott!" donnerte der Andere, indem er eine furchtbare Stellung annahm. „Ich werde Rechenſchaft fordern wegen dieſer ſchnöden Behauptung, das ſchwöre ich hier vor Allen!“

Dieſe Scene war von einem andern Tumulte umgeben, den theils Neugierige, theils Freunde erregten, die wiſſen wollten, wer von Beiden recht habe und ſie zugleich auseinander bringen wollten. Nur der Blaue, der die Duelle ſo ſehr haßte, war ruhig ſitzen geblieben und ſah dem Streite mit ſeiner gewohnten trübſeligen Miene aus der Ferne zu. Nur dann und wann murmelte er die Worte vor ſich hin: „Zwei Brüder — zwei Freunde — wie unglücklich machen ſie ſich doch!“ — Als ſie aber jetzt den Punkt erreicht hatten, wo die Sache die ernſteſte Wendung nahm, ſah man plötzlich neues Leben ſeine Geſtalt durchfluthen. Er ſprang auf und ſagte zu dem fremden Stabsoffizier, den er von Alters kannte: „Man muß ſie ſogleich trennen, bevor ſie durch eine noch größere Beleidigung jede Verſöhnung unmöglich gemacht haben. Beſchäftige du dich mit dem Einen, ich will Joſeph auf mich nehmen.“

Die Schwenkung, welche der fremde Offizier ächt militäriſch ausführte, war ſo wohl berechnet, daß Wilhelm, der ſich nach ſeinem Gegner wandte, mit einem Male dem kalten und ernſten Geſichte ſeines Commandanten gegenüber ſtand, der ihm den Befehl ertheilte, ſich ſogleich in ſein Quartier zu verfügen, und dort vierundzwanzig Stunden in Arreſt zu bleiben. An Widerſtand war hier nicht zu denken. Die Disciplin machte aus dem Wüthenden den Folgſamſten; er erſtarrte plötzlich, dann zog er ſich ſtille zurück, aber ehe er das Haus verließ, rief er noch ſeinem vormaligen Freunde zu: „Uebermorgen, mein Herr, ſehen wir uns wieder!“

Joſeph vermochte nicht zu antworten, denn der Blaue hatte ihn vollſtändig in Anſpruch genommen. Als dieſer eingeſehen hatte, daß ein einziges Wort, das jetzt noch fallen könnte, das Duell herbeiführen müßte, faßte er den tobenden jungen Menſchen mit kräftigem Arm, und nachdem er ihn ſo zweimal herumgedreht, ſtieß er ihn in eine Ecke des Saales. Auf ſolche Weiſe iſolirt, packte er Joſeph bei beiden Händen und hielt ihn trotz ſeines Widerſtandes ſo lang unbeweglich, bis daß ſein Gegner den Saal verlaſſen hatte. Niemand würde dem Blauen ſolche Kraft zugetraut haben, und die Anweſenden, die gewohnt waren, über die Erſcheinung zu ſpotten, umſtanden, von Staunen ergriffen, die Gruppe. Der Blaue aber behielt ſeine ruhige Faſſung und ſagte immerfort in leiſem Tone zu dem Wüthenden: „Nur ruhig, Söhnchen, du kannſt nicht los! Du bleibſt mir hübſch ſteif und unbeweglich in derſelben Poſition, wie der heilige Nepomuk auf der Brücke!“

Beſchämt flüſterte ihm endlich der junge Lieutenant zu: „Laſſen Sie mich los, mein Herr; auf Ehrenwort, ich bleibe hier und folge ihm nicht!“

„Nun gut,“ erwiderte der Blaue. „Bedenken Sie, daß ich Ihr Vater ſeyn könnte, und daß ich mir daher das Recht anmaße, als ſolcher mit Ihnen zu ſprechen.

Sie beſitzen nur dieſen Freund, nur einen Schatz, und Sie werfen ihn zum Fenſter hinaus.“

„Was kümmert Sie das, mein Herr? Miſche ich mich doch nicht in Ihre Angelegenheiten.“

„Ich aber miſche mich in die Ihrigen, weil ich mich dazu gedrungen fühle, und geradezu“ — ſetzte er leiſer hinzu — „weil Sie ein Thor ſind, und weil Sie mir gefallen. Ihr Freund war betrunkener als Sie, und deshalb hätten Sie ihm nachſehen ſollen und großmüthiger handeln, als Sie gehandelt haben. Iſt es nicht eine Schande, daß Soldaten um einen nichtigen Grund Händel anfangen, wie Studenten oder Handwerksburſche?“

Der Ton, womit dieſe Worte geſprochen wurden, that ſeine Wirkung auf den jungen Menſchen; allein die Tagediebe, die gewöhnlich das Kaffeehaus zu beſuchen pflegten und nur ſtets den ſogenannten Blauen zum Gegenſtand ihres Spottes wählten, äußerten auf unverſchämte Weiſe ihr Ergötzen, ihn dieſe neue Rolle ſpielen zu ſehen, und ihre Verhöhnungen raubten alsbald dem wackern Sonderling die Würde ſeiner Stellung, die er ſich nach ihrer Meinung ganz unerlaubt anmaßen wollte, und verminderten ſomit auch ſein Anſehen ſeinem Schützling gegenüber.

„Das iſt nun einerlei,“ ſagte endlich der Letztere, der ſehr ruhig geworden war; „was geſchehen iſt, iſt nicht mehr zu ändern; der Wein iſt gezapft, übermorgen trinken wir ihn.“

„Ich aber ſage, Ihr trinkt ihn nicht.“

„Das Duell iſt unausbleiblich. Erſtlich bin ich provocirt worden, zweitens ſagte mir Wilhelm — der wahrhaftig nicht betrunkener war als ich — Dinge, deren Bedeutung ich nur allein verſtehen konnte, und die Blut erheiſchen. Endlich habe ich geſchworen, mich zu ſchlagen, und einen Eid zu brechen — pfui, mein Herr! das werden Sie von mir nicht verlangen wollen.“

„Auch ich brach noch nie einen Eid, und ich ſchwöre hiemit, daß Ihr Euch nicht ſchlagen werdet.“

„Und mit welchem Rechte ſchwören Sie das?“

„Mit dem Rechte, das ich mir nehme; ich will es einmal nicht.“

Bei dieſen Worten warf ſich der Blaue ſo ſtolz und geſpreizt in Poſitur, daß alle Gäſte des Kaffeehauſes aus vollem Halſe zu lachen begannen und ihren Witzeleien über ihn wie gewöhnlich freien Lauf ließen. Sie wetteiferten völlig mit einander, wer die Frechheit am weiteſten treiben könnte. Als Joſeph dies ſah, wurde er ſchwankend darüber, wie er ſich zu benehmen hatte, ob er nämlich den ganzen Auftritt ernſt oder als Scherz begreifen und überhaupt der blauen Karikatur länger Rede ſtehen ſollte. Bragioli begriff ſogleich, was in dem jungen Menſchen vorging, und ſah wohl ein, daß der Augenblick gekommen ſey, wo er ſich die Achtung dieſer Leute wieder erringen und zugleich eine gewiſſe Herrſchaft über das Gemüth ſeines Schützlings erhalten müſſe. Er beſann ſich nicht lange auf ein Mittel dazu. Eine eben ſo einfache und richtige, als auch zugleich ſeltſame Eingebung kam ihm zu Hülfe.

„Lacht nur, ſo viel es Euch beliebt!“ rief er, „wenn ich Euch nicht wie Knaben verachtete, ſo hättet Ihr ſchon Alle längſt über meine Klinge ſpringen müſſen. Jetzt aber gebiete ich Euch, das Maul zu halten!“

Ein wildes Gelächter war die Antwort.

„Ei, ſeht doch! Der Blaue kriegt Courage! Welch' ein Maccabäus!“ ſo rief es durcheinander.

„Wenn Ihr mich kenntet und meine Kraft, wie ſtille würdet Ihr Euch da aus dem Staube machen!“ ſprach ganz gelaſſen der Blaue, und indem er drei Stöcke ergreift, die im Winkel lehnen und ihr unteres Ende mit Kreide beſtreicht, die für die Billardſpieler dalag, ruft er heiter lächelnd, ſeinen blauen Rock bis oben zuknöpfend aus: „Paßt auf! jetzt ſollt Ihr ein wunderſchönes Duell mit anſehen!“

Hierauf wählt er ſich aus dem ihn umſtehenden Kreiſe zwei junge Leute, die am unverſchämteſten waren, und gibt einem jeden von ihnen einen Stock.

„Ich greife Euch Beide zu gleicher Zeit an,“ ſpricht er, indem er ſich in Poſitur ſetzt, „und wenn Ihr nicht alle Beide zwei weiße Punkte ſitzen habt, ehe Ihr mich auch nur berührtet, ſo will ich zugeben, daß ich ein ebenſo frecher Schuft bin, als Ihr ſelbſt.“

Die zwei jungen Leute, die er auf dieſe Weiſe herausforderte, ſahen ſich einen Augenblick überraſcht an und warfen dann einen ſpöttiſchen Blick auf ihren Gegner, deſſen Miene und Haltung jedoch ſo ernſt geworden iſt, daß ſie, davon ergriffen, den Kampf beginnen. Man ſieht die drei weißen Punkte bald ſich kreuzen, bald auseinander ſtieben, aber keiner der Fechtenden wird gezeichnet. Plötzlich ſchreit Bragioli: „En garde!“

Seine Gegner werden ernſter.

Bragioli ſtand ſehr gerade; ſein Stock parirte mit leichten Bewegungen die Stöße ſeiner Gegner. Plötzlich und ohne daß ſich's Jemand verſah, ſah man die Kreide auf der Bruſt der beiden jungen Leute ſitzen. Alle Zuſchauer ſtießen einen Schrei des Erſtaunens aus.

Bragioli blieb in ſeiner Ruhe. Jetzt parirten die Beiden eine Finte, und in demſelben Augenblicke hatten ſie den entſcheidendſten Punkt mitten auf dem Magen ſitzen. Dieſe Stöße waren ſo heftig geweſen, daß die Getroffenen rückwärts taumelten und auf einen daſtehenden Tiſch fielen. Alles jubelte und lachte.

Bragioli verſchmähte es, die Glückwünſche der Zuſchauer zu empfangen und entriß ſich ſeinem Triumphe, indem er Joſeph beim Arm ergriff und wieder in einen entfernten Winkel zog.

„Ich mußte mich wohl einmal dieſer Ueberläſtigen entledigen,“ ſagte er, „und wollte ihnen doch kein Leid zufügen; denn dieſe Leute ſind eigentlich eben ſo wenig boshaft als gefährlich. Thun Sie desgleichen, mein junger Freund, handeln Sie mit Mäßigkeit und die Sache wird ſich beilegen laſſen.“

„Mein Herr,“ erwiderte Joſeph, „mein Gefühl iſt ſtark verletzt, und wenn ich mich mit meinem Beleidiger nicht ſchlage — wenn die Sache, wie Sie ſagen, beigelegt wird — ſo werde ich ihn ſtets aus der Tiefe meiner Seele haſſen, und ſagen Sie ſelbſt, ob das einem Chriſten und Soldaten geziemt?“

„Haſſen? Ihren beſten Freund haſſen! Welch' ein Loos bereiten Sie ſich ſelbſt. Aber wenn Sie ſich auch ſchlagen, ſo ſeyn Sie überzeugt, daß hier der Sieg nur mit dem Unglück des Siegers erkauft werden kann. Seine Ruhe, Ehre, ſeinen Muth ſelbſt — ja, mein Herr, ſeinen Muth ſelbſt — wird er bei dieſem Siege einbüßen. Erſt wenn Sie ihn getödtet haben werden, dann werden Sie wiſſen, wie theuer er Ihnen war. In Ihren Träumen wird er Ihnen erſcheinen; das Gedächtniß an ihn wird jeden heitern Genuß von Ihnen verſcheuchen. Selbſt im Felde wird er Ihnen erſcheinen, am Vorabend der Schlachten, und Ihren Muth lähmen, Ihren Sinn trüben..... Ja, glauben Sie mir das, mein Freund!“

„Die Theilnahme, die Sie mir bezeugen, rührt mich wahrlich; allein mein Duell iſt nothwendig, unvermeidlich, und ich beſtätige daher auf's Neue, daß es ſtattfinden wird.“

„Und ich beſtätige das Gegentheil,“ rief der Blaue, ſich immer mehr ereifernd, „und müßte ich, um Sie davon abzuhalten, Ihnen Alles ſagen, Alles.... Junger Mann! wenn Sie mich dahin brächten, und wenn Sie mir dann vielleicht nicht Glauben ſchenkten!....

Noch einmal! hören Sie die Stimme Ihres Freundes" — die Stimme des Blauen wurde hier feierlicher — „Ich beſchwöre Sie bei Ihrem Vater!"

„Mein Vater lebt nicht mehr," ſprach der Lieutenant dumpf vor ſich hin.

„Bei Ihrer Mutter denn! Ihrer Schweſter! kurz bei Allem auf der Welt, dem Sie Ihre Liebe und Verehrung zollen!"

„Ich habe nichts — nichts!"

„Beim Teufel, Sie haben nichts als einen Freund, und dem Einzigen wollen Sie den Hals brechen?"

„Dergleichen Betrachtungen in dem Augenblicke, wo ich meiner Standhaftigkeit bedarf, ſind nicht an ihrem Platze, mein Herr. Erlauben Sie daher"…..

„Ich kenne Sie nicht, habe Sie vor dieſem Abende nie geſehen. Wenn ich aber im Stande wäre, Sie vor dem Sturz in's Verderben zu retten, Ihnen die Qualen und Gewiſſensbiſſe zu erſparen, die Sie ſicherlich erwarten, dies wäre für mich das einzige Glück, das ich noch erringen könnte — ein Glück, das mir vielleicht meine Ruhe wieder geben würde."

Der junge Offizier, der bis dahin Alles, was der Blaue that und ſprach, größtentheils für Ausbrüche einer fixen Idee gehalten hatte, wurde bei dieſer Wendung des Geſpräches und bei dem Tone der Innigkeit aufmerkſam.

Bragioli ergriff heftig beide Hände des jungen Menſchen und ſagte mit dem herzlichſten Ausdruck von der Welt, indem er einen durchdringenden Blick auf ihn warf: „So verſprechen Sie mir denn, daß der Wortwechſel mit Ihrem Freunde keine ernſten Folgen haben ſoll?“

„Zehn Uhr hat es längſt geſchlagen,“ erwiderte der Lieutenant mit einem kalten Lächeln. „Es iſt Zeit, in's Bett zu gehen. Gute Nacht, mein Herr!“

„Sie antworten mir nicht?“

„Beruhigen Sie ſich. Ich werde thun, was ich kann, um Ihnen gefällig zu ſeyn. Ein ander Mal mehr davon!“

„Und das wäre Alles!“ rief Bragioli. „Nun wohlan denn! da es bei Ihnen Vernunftgründe nicht thun, ſo will ich mein letztes Pulver verſchießen, wenn ich mich gleich ſelbſt dabei verwunde. Kommen Sie und folgen Sie mir.“

Mit dieſen Worten zog der Blaue den jungen Menſchen mit ſich fort, und die andern im Kaffeehaus noch Verſammelten, die lange dem eifrigen Geſpräche aus der Entfernung zugeſehen hatten, blickten jetzt den Fortgehenden verwundert nach, die in der Dunkelheit verſchwanden.

Vor der Thüre des Kaffeehauſes vernahm man noch die Worte, die der Blaue vor ſich hinmurmelte: „Thörichtes Kind! Du wollteſt es nicht anders! Nun magſt du denn Alles wiſſen, ſo ſehr es mich auch ſchmerzt. Aber beim Teufel! die Luſt zum Duelliren vergeht dir!“

2.

Die Umgebung der Kapuzinerkirche war zu jener Zeit viel finſterer und einſamer als jetzt; Pappeln und Thränenweiden ragten über die Mauer hervor, die das Kloſter umgaben und ſchüttelten ihre abgeſtorbene Blätter auf das Straßenpflaſter.

Der junge Menſch ließ ſich, ohne ein Wort zu ſagen, geduldig fortziehen, theils wich er dem moraliſchen Uebergewicht Bragioli's, theils gab er dem Inſtinkte der Neugierde nach, welche das Geſpräch und die dunkle Hindeutung auf geheimnißvolle Dinge in ihm erregt hatten. Er beſaß einen abenteuerlichen Geiſt, und es freute ihn daher, dieſe ſonderbare Bekanntſchaft gemacht zu haben.

Als ſie endlich den Schwibbogen bei der Kirche erreicht hatten, wandte ſich der Blaue rechts, öffnete eine kleine, ſchwarze, verwitterte Thüre und machte ſeinem Gefährten ein Zeichen, ihm zu folgen. Nachdem ſie einen Gang durchſchritten und eine kleine Wendeltreppe hinangeſtiegen waren, befand ſich Joſeph in einem Zimmer, das die Funken erhellten, die Bragioli aus einem Steine ſchlug, um ein Licht anzuzünden.

Das Zimmer ſah erbärmlich genug aus. Ein niedriges Lager war von zwei Vorhängen umgeben, die einſt blau geweſen ſeyn mochten. Eben dies war mit den Fenſtern der Fall. Die meiſten Scheiben waren zerbrochen und mit grauem Papier verklebt. An den Wänden hingen einige Pfeifen, ein alter Hut, eine blaue Jacke und zwei Degen, die in ein Stück Zeug gewickelt waren, deſſen Farbe man nicht erkannte, weil der Staub fingerhoch darauf lag. Auf einem Stuhle ſtand eine große Schublade, welche die Wäſche des Bewohners zu enthalten ſchien. Angenagelte Papiere, durch Staub und Feuchtigkeit geſchwärzt, zeigten Spuren von Bildniſſen, die berühmte Feldherren vorſtellen ſollten. Man konnte deutlich erkennen, daß der Blaue keine Domeſtiken hielt, ſondern den häuslichen Dienſt ſelbſt verſah, denn das Zimmer war nicht gekehrt und das Bett nicht gemacht.

Bragioli bot mit vieler Lebensart ſeinem Gaſte einen Stuhl und eine Pfeife an. Dann ſtopfte er die ſeinige. Es war kalt im Zimmer und Joſeph war ruhiger geworden. Er fragte ſich nunmehr, was er hier wolle, und weshalb er gekommen ſey.

Sein Begleiter hatte ſich aus Mangel eines andern Sitzes auf das Bett geſetzt, und ſchien darüber nachzuſinnen, wie er das Geſpräch anfangen ſollte. Er ließ ſeine Blicke auf die Gegenſtände des Zimmers ſchweifen, kehrte ſie dann auf ſich ſelbſt mit einem ſchmerzlich mitleidigen Ausdruck und heftete ſie dann auf ſeinen jungen Gaſt, der ſeltſam bewegt vor ihm ſaß. In der Haltung, im Coſtüme, in der Phyſiognomie des Blauen, ſowie in allen Gegenſtänden, die ihn umgaben, thaten ſich alle Symptome der vollſtändigſten moraliſchen Zerrüttung kund, und dennoch zeigte das erſtorbene Gemüth dieſes Menſchen eine ſo warme Theilnahme für einen ihm gänzlich Fremden, daß der junge Menſch durch dieſen Widerſpruch wahrhaft ſchmerzlich bewegt wurde. Nachdem Bragioli ſich an der Wirkung geweidet hatte, den ſeine Wohnung auf ſeinen Gaſt hervorgebracht, ſagte er mit dumpfer Stimme gleichſam vor ſich hin:

„Kaum ſind es zehn Jahre, daß ich einer der glänzendſten Offiziere in der Armee war und zu den höchſten Stellen berufen ſchien. Der Ehrgeiz verzehrte mich; Alles glückte mir; in kurzer Zeit ward ich Hauptmann. Und nun.... Ich wäre jetzt vielleicht General! Ich, der ich nun als gemeiner Soldat der Compagnie nur Schande machen würde. Welche Veränderung! Und Alles dies habe ich verſchuldet! Und Sie, junger Mann, Sie beſitzen einen Freund und wollen ihn tödten? Hören Sie mich denn an, und erfahren Sie, welch' ein Loos Ihnen das bereiten wird. Der Soldat, das wiſſen Sie wohl, hat weder Weib noch Kind, weder Vater und Mutter, weder Geſchwiſter noch Verwandte. Er muß Alles verlaſſen, ſich von jeder Erinnerung losſchälen, die ganze weite Welt iſt nur ein kleines Dorf für ihn, und die Kirche deſſelben iſt die Fahne ſeines Regiments. Aber das Herz ſchwört deshalb den ſanfteren Gefühlen nicht ab; es behält ſeine Rechte, und findet ſich nun ein wackerer Kamerad, ſo ergreift man Beſitz von ihm und räumt für dieſen einen ſein ganzes Herz ein, in dem wohl für zehne Platz wäre. Der Waffenbruder gilt uns für Aeltern und Geſchwiſter, für alle möglichen Freunde. Wahre Freundſchaft lebt nur unter den Waffen. Und wenn Sie nun Ihren Buſenfreund getödtet haben, ſo wird Ihre Verzweiflung ſo unermeßlich ſeyn, als ob Sie Ihre ganze Familie getödtet hätten.“

„Wenn er mir noch etwas wäre,“ erwiderte der Lieutenant, „ſo müßte ich Ihnen recht geben, da ich ihn aber jetzt verachte“....

„O Sie lieben ihn noch, weil Sie mit Leidenſchaft von ihm ſprechen. Glauben Sie mir, im Augenblicke des Zorns denkt man nicht an die Bitterkeit der Reue. Großer Gott! hätte ich eine ſolche Schuld auf mich geladen, wie Sie zu thun im Begriff ſtehen, ich würde der Macht des Gewiſſens nicht getrotzt haben, und hätte mir längſt das Leben genommen. Ach, warum that ich es nicht? Ich würde langem ſchwerem Kummer entgangen ſeyn, und hätte meinen Granvella ſchon wieder geſehen.“

„Granvella?“ wiederholte der junge Offizier, indem er voll Erſtaunen auf den Blauen blickte.

„Es war der Name meines beſten Freundes,“ fuhr dieſer fort. „Noch mehr, er war mein Vetter, und unſere wechſelſeitige Zuneigung ſtammte aus früher Kindheit. Granvella war ſo glücklich, mir zweimal das Leben zu retten. Und aus Zartheit mäßigte er in meiner Gegenwart ſeine große Freude darüber, um mir keinen Dank abzunöthigen. Als wir uns zum erſten Male trennen mußten, weinten wir zwar nicht, aus Stolz, wir fühlten aber Todesſchmerz im Herzen. Vier lange peinliche Jahre ſchwanden vorüber. Endlich bringt mich der Dienſt nach Prag. Ich trete am Abend meiner Ankunft in jenes Kaffeehaus, wo wir uns heute trafen, und vernehme aus dem mich umgebenden Gewirre eine Stimme, die ich für die ſeinige erkenne. Ich rufe auf gut Glück ſeinen Namen, denn ich konnte ihn noch nicht ſehen. Da ſpringt ein Rittmeiſter von den Dragonern, der mir den Rücken zukehrte, auf; wir ſehen uns an und liegen einer in des Andern Armen. Die vier Jahre trüber Abweſenheit waren im erſten Augenblick vergeſſen.“

Hier legte Bragioli die Pfeife weg und von der Gewalt der Erinnerung ergriffen, ging er mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, um gegen ſeine innere Bewegung, die ihn zu übermannen drohte, mächtig anzukämpfen. Plötzlich ging er raſch auf den Lieutenant zu, der ganz Ohr zu ſeyn ſchien, faßte convulſiviſch ſeinen Arm und ſprach mit einem Grabeston:

„Und zwei Stunden ſpäter war Granvella nicht mehr am Leben!“ —

Der junge Lieutenant ſchauderte zuſammen, während der Blaue das Geſicht mit beiden Händen bedeckte und von grimmiger Verzweiflung gefoltert ſchien.

„Sie ſollen meine Qualen kennen lernen,“ fuhr er fort. „Sehen Sie, wie ich leide, und doch bin ich nicht ſchuldig. Das Gewiſſen ſchläft in Frieden, nur das blutende Herz wacht allein — ach, es verblutet an einer unheilbaren Wunde! Am andern Morgen ſollte Granvella verreiſen; wir hatten viel getrunken, wie dieſen Abend, und viel von unſerer Jugend und unſerem Leber geplaudert, gleichfalls wie dieſen Abend. Er erzählte mir von ſeinen Duellen, die er gehabt, ich theilte ihm die meinigen mit. Wir waren glücklicher, heiterer, als die Finken im Gebüſche. Wir Beide liebten das Duell über die Maßen; woher uns dieſe Leidenſchaft gekommen, wer weiß es! Das alte Florenz mit ſeinen ſchwarzen einſamen Paläſten, die wie Feſtungen daliegen und beſtimmt ſcheinen, jeden Augenblick einen Angriff auszuhalten — die beredten Zeugen blutiger Bürgerkriege — übt einen ſeltſamlichen Einfluß auf den Charakter ſeiner Söhne aus. Granvella und ich beſaßen ohne Zweifel einige Tropfen von dieſem alten Blute, das die Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen ſo wild durchſtrömte. Nichts hatte in uns ſeine urſprüngliche Kraft gemildert. Die Jungen in Florenz prügeln ſich nicht wie Kinder anderer Städte, ſondern ſie haben ihre Duelle mit Zeugen, die ſie in irgend einem finſteren Winkel ausmachen, deſſen Anblick allein ſchon dazu aufzufordern ſcheint, Blut zu vergießen. Sie können ſich nicht vorſtellen, welche prächtigen Gelegenheiten in meiner alten Vaterſtadt ſich dazu bieten. Als ich zu Hauſe noch jung war, ſprach man in Florenz nur ſtets von ſolchen Dingen, von Ermordungen und Gewaltthaten aller Art. Die anmuthigen Waldungen in der Umgebung der Stadt waren die Wiege poetiſcher Räubergeſchichten. Dort in unſerem Vaterlande verſchlangen wir Beide, Granvella und ich, die Rittergeſchichten der Spanier und Mauren; die Werke Taſſo's und Arioſto's, und ahmten den darin geſchilderten Rittern nach. Als wir nun größer geworden waren, haben wir viele Leute getödtet, ohne Bedenken, noch Bedauern, und mit wahrhaft teufliſcher Luſt. Die Leidenſchaft für den Zweikampf erſtickte in uns eine jede andere. Was war das Spiel, wo man nur Geld einſetzt, gegen dasjenige, wo man das Leben riskirte. Die Frauen beſchäftigten uns, trotz unſerer Jugend und ihrer Schönheit, nur ſehr vorübergehend. Kurz, wir lebten nur dem Vergnügen, immerwährend dem Tode nachzujagen.

„Ich mußte Ihnen das Auffallende in unſerem Charakter mittheilen, Ihnen die, einem jeden Andern als einem Florentiner unverſtändliche Bizarrerie zu erklären ſuchen, ſonſt würden Sie nicht begreifen können, was ich Ihnen noch zu ſagen habe.

„Wir ſind wieder in Prag. Nach vieljähriger Abweſenheit finden wir uns, Granvella und ich, in dem Kaffeehauſe wieder. Mein Arm lag in dem ſeinigen, als wir es verlaſſen, und er ruft voll Entzücken einmal über das andere: „Welch' ein Glück, mein Bruder, ſich wiederzuſehen!“ Bewegt, wie ich war, führe ich ihn nach meiner Wohnung, um dort noch recht vertraulich mit ihm plaudern zu können.

„Als wir den Schwibbogen paſſiren, der die Kapuzinerkirche mit dem alten Hauſe verbindet, in dem ich jetzt wohne, reißt ſich mein Freund aus meinem Arme los, tritt einige Schritte von mir, wendet ſich und betrachtet die alten Gebäude, ihren großen feierlichen Charakter bewundernd. Der Vollmond war hinter einem alten Palaſte heraufgeſtiegen, deſſen kohlſchwarze Mauern ihren Schatten auf dem weißen Pflaſter zeichneten. Das ungeheure Haus, das ich bewohne, erhob ſein ſpitzes Giebeldach bis zum Himmel und hüllte die alte Kirche in tiefere Schatten. Der Schwibbogen endlich mit ſeinen ſchwerfälligen Arabesken zog auf dem Pflaſter einen ſchwarzen Halbkreis, in dem man wie durch ein optiſches Glas die bleichen Zeichnungen der Bäume und Gebüſche ſah, die über die Mauern des Kloſtergartens ragten, und, ſich zuletzt in bläulichen Schein auflöſend, perſpektiviſch im Nebel der Nacht verſchwanden.

„Alles ſchlief in der Stadt; die alten Gebäude ſahen wie Ruinen aus, die Licht- und Schatten-Maſſen hatten etwas Großartiges; wir träumten uns in unſere Jugend, in das italieniſche Mittelalter zurück. Die Schönheit dieſes Bildes hatte Granvella plötzlich ergriffen. „Um ſein Vaterland ſchön zu finden, muß man es verlaſſen haben,“ rief er aus. „Wie oft bin ich in meiner Jugend eines ähnlichen und noch viel ſchöneren Anblicks theilhaft geworden, und dabei vorübergegangen, ohne etwas dabei zu empfinden. Aber jetzt, wie erwachen im Angeſichte dieſer Gebäude, in dieſer Beleuchtung die herrlichſten Erinnerungen in mir! Wie hebt ſich meine Bruſt!“ — In der That, erwiderte ich, mir geht es auch ſo. Dieſer finſtere Bogen, dieſe alte Kirche, die geheimnißvolle Stille, dies gäbe einen trefflichen Schauplatz für irgend eine blutige Geſchichte.

„Solche Betrachtungen belebten mehr und mehr die romanhaften Viſionen unſerer Jugend, und unſere Phantaſie ſtieg von Grad zu Grad. Granvella, in einen weiten hellgrauen Mantel gewickelt, hielt ſich ruhig an der Gränze der Schattenlinie; ſein Säbel berührte das Pflaſter und der Mond blitzte von Allem wieder, was Metall an ſeiner Uniform war. Seine langen Haare, die der Dienſt in eine ſteife Friſur feſtgehalten, hatte der Nachtwind gelöst, und ſpielte mit ihnen flatternd. Bruder, ſchrie ich, wie von einem elektriſchen Strahle durchzuckt, welch' ein Augenblick wäre das, einen Gang mit einander zu machen!

„Meine vor Ungeduld bebende Hand berührte hiebei unwillkührlich das Gefäß meines Degens, der, als hätte er mich verſtanden, in ſeiner Scheide ſich zu bewegen ſchien.

„Auf Ehre! entgegnete Granvella, du haſt recht, Vetter, es müßte die Wolluſt eines Kaiſers ſeyn, hier einmal loszulegen.

„Wer könnte widerſtehen? nahm ich das Wort. Was meinſt du dazu, wenn wir uns vor Schlafengehen noch ein wenig unterhielten?

„Und in demſelben Augenblick flammte meine Klinge im flutendſten Licht. Granvella ſtellte ſich mir gegenüber, indem er ſeinen Mantel öffnete, und die Hälfte deſſelben über die linke Schulter zurückwarf. Aber dieſer Mantel war mit blendendem Scharlach gefüttert.

„Der Angriff erfolgte unter Scherz und Heiterkeit; wir waren ſo glücklich, nach ſo langer Zeit uns wieder einmal meſſen zu können und mit einander den poetiſchen Reiz zu ſchlürfen, der darin liegt, und den wir Beide gleich ſtark empfanden. Wir ſchwatzten beim Fechten und gefielen uns darin, den prächtigen Effekt unſerer Klingen zu bewundern, die durch die Nacht leuchteten, wie Blitze im Gewölk.

„Auch das Klirren, das Zuſammenſchlagen erfreute uns das Herz, ſowie der Gegenſatz in unſerer drohenden Stellung zu unſerer innigen Freundſchaft, deren Stärke wir nur um ſo lebhafter fühlten. Bald jedoch entflammte uns das Spiel in höherem Grade; man wollte von beiden Seiten größere Geſchicklichkeit entfalten; das Vergnügen concentrirte ſich; der Ernſt der Umgebung theilte ſich unſerem Innern mit; die Worte wurden ſeltener; dafür folgten ſich die Athemzüge ſchneller.

„Wahnſinnige, unerſättliche Leidenſchaft der Spieler! der verhängnißvolle Abgrund zog uns an, und obgleich wir das Gefährliche davon kannten, ſo erfüllte uns doch darüber ein zu unbeſtimmtes Gefühl, als daß wir die Parthie hätten aufgeben ſollen. Wir fochten immerfort und dachten an nichts weiter. Noch ein Augenblick und man hört nur das Zuſammenſchlagen der beiden Waffen, das in immer kürzeren Zwiſchenräumen erfolgt.

Seit früheſter Jugend machte die hochrothe Farbe einen widerlichen Eindruck auf mich; ſie reizte mein Auge auf die höchſte Weiſe. Man ſagte mir, daß meine

Mutter, als ſie mit mir ſchwanger ging, ſich an etwas Rothem ſollte verſehen haben, wie die Leute es nennen. Ein naher Verwandter, der in unſerem Hauſe wohnte, war ermordet worden, und ein Zufall brachte ſeine blutbefleckten Kleider unter die Augen meiner Mutter, die, von dem Anblick ergriffen, ohnmächtig wurde und nach ihrem Erwachen aus derſelben zu frühzeitig niederkam. Das Kind war ich. Es iſt nicht wegzuläugnen, daß ſchreckhafte Eindrücke bei Schwangeren auf die Frucht ihren nachtheiligen Einfluß üben. Mein Beiſpiel liefert einen abermaligen Beweis zu dieſer Behauptung.

„Das rothe Futter an dem Mantel meines Seelenfreundes trifft plötzlich mein Blick; vergebens will ich dieſen ſchrecklichen Einfluß bekämpfen; allein ich fühle, daß der Scharlach die Spitze meiner Waffe anzuziehen beginnt. Dieſe magnetiſche Kraft wächst von Sekunde zu Sekunde. Dreimal ruf' ich ihm zu: Wirf deinen Mantel weg! verbirg mir das Roth! Das Auge zuckt mir! Allein die Luſt erfüllt ihn ſo, daß er mich nicht hört; er hält nicht inne, und ſeine Klinge trifft mich und gleitet von einem Knopfe meiner Uniform ab.

„Bei dem Rufe, den ich ausſtoße, fragt er ſchnell: ob er mich verwundet habe? Ich hatte ſogleich hingegriffen, und obgleich ich das Blut rieſeln fühle, erwidere ich: Nur zu, es iſt nichts! Sogleich aber ſchreie ich wieder: Thu doch nur dieſes Futter weg! Du weißt ja, daß ich es nicht leiden kann!

„Und läßt du mir wohl Zeit dazu? ſchreit er laut lachend zurück.

„Eine Wolke verhüllte jetzt den Mond und das plötzlich eintretende Dunkel belebte in mir ein heimliches Verlangen, Blut zu ſehen. Meine Hand war nicht ſicher; ich ward ein zweites Mal leicht verwundet; zugleich zog mir der Aerger durch den Kopf, daß Granvella ſo eigenſinnig war, mir ſeinen Scharlachmantel ſtets vor Augen zu laſſen, und mich dadurch der Gefahr ausſetzte, ein Unglück zu begehen. Mir ſchien es, als ob mich die rothe Farbe verhöhnte. Von nun an verſchwand mein Vetter gänzlich, als hätte er mir nie gegenüber geſtanden, und ich focht nur gegen.... das Rothe. Ein hölliſcher Rauſch hielt meine Sinne gefangen.

„Doch das währte nicht lange. Granvella ſtürzte zu Boden — zu meinen Füßen, ohne nur ein Wort gerufen zu haben. Er war todt; und ich hatte ihn getödtet, mein Herr! Ich hatte ihn getödtet!" — —

Niedergeſchmettert von dieſer entſetzlichen Erinnerung ſchwankte Bragioli und fiel zur Erde. Der Unglückliche riß ſich die Haare aus in Zuckungen der Verzweiflung und unter Thränen. Mit ſtarrem Auge und gekreuzten Armen ſtand der junge Offizier vor ihm, unbeweglich wie eine Bildſäule. Bragioli erhob ſich endlich bleich wie der Tod, ſchwerathmend und fuhr, von Seufzern unterbrochen, in ſeiner Erzählung fort.

„Erblicken Sie hier die Wirkung dieſes ſchrecklichen

Verbrechens, das ich unwillkührlich zwar, aber doch beging, und gehen Sie dann morgen hin und ſtoßen Sie Ihrem beſten Freunde den Degen in den Leib. Dann werden Sie wiſſen, was Gewiſſensbiſſe ſind! Immerhin! Es iſt eine Prüfung ſeiner ſelbſt, und wenn Ihr Verſtand darin nicht unterliegt, ſo müſſen Sie ein Herz von Granit haben — ich hatte es nicht. Von jenem Tage an fühlte ich alle meine Kraft erſchöpft. Die Schmerzen, die ich erduldete, trieben mich zum ernſten Nachdenken über die Folgen jener unzähligen Duelle, aus denen ich früher als Sieger hervorgegangen war.

„Alles Blut, das ich vergoſſen, erhob ſich gegen mich, wie eine ungeheure Welle, die mich zu verſchlingen drohte. Weder Schlaf, noch Ehrgeiz, weder Muth, noch Liebe zum Ruhm, nichts blieb mir! Ein tiefer Schrecken hatte ſich meines ganzen Weſens bemächtigt; eine bloße Klinge machte mich erbeben, und wenn ich noch ſo ſehr beleidigt worden wäre, ſo würde ich mich eher ertränkt haben, als einen Zweikampf eingegangen ſeyn.

„Aber die rothe Farbe wurde mir fortan noch mehr zum Gräuel. Glauben Sie mir, junger Freund, dies iſt kein Wahnſinn, ſondern eine jener unerklärlichen Abneigungen, die eben ſo, wie oftmals unſere angeborenen Zuneigungen, keine Löſung finden. Die rothe Farbe verurſacht mir ein unbeſchreibliches Uebelbefinden; ſobald etwas Rothes an meinen Augen vorüberſchwebt, glaube ich ſterben zu müſſen. Wäre nur dieſe Folter die einzige, die mir meiner früheren Vergehen wegen auferlegt iſt, ich hätte wahrlich ſchon genug zu dulden. Nachts, wenn ich die Augen ſchließe, wachend oder ſchlafend, umgibt mich ein purpurfarbener Dunſt, hüllt mich ein flammend rother Schleier ein, und regt meine Nerven gewaltſam auf. So bin ich nun, obgleich noch nicht alt, gebeugt unter der Laſt des Kummers und Unglücks, das mich erſchöpft und mir den Verſtand raubt. Blicken Sie um ſich, ſehen Sie hier dieſe ärmliche, ſchmutzige, verworrene Umgebung, eben ſo ſieht es in meinem Innern aus, und ich theile vollkommen das Gefühl des Widerwillens und der Verachtung, das mein Anblick Andern einflößen muß.

„Nur ein einziges Mal hatte das Schickſal Erbarmen mit mir. Dieſen Abend. Es gab mir die Kraft, mich auf Alles zu beſinnen und Ihnen mein Geheimniß mitzutheilen. Es hat mir wieder einmal die Hoffnung leuchten laſſen, einen wackeren Menſchen von ſchrecklichen Qualen befreien zu können, denen er ſich unbeſonnen entgegenſtürzt. Dieſe Handlung iſt wie ein Tropfen Waſſer in die Glut geſpritzt, die mich verzehrt. — Und wenn ich Ihnen denn Alles geſtehen ſoll — Sie haben, ich weiß nicht wo, den Schlüſſel zu meinem Herzen gefunden, den ich längſt verloren glaubte. Ja, Ihre Züge haben in mir meinen armen Granvella wieder aufleben laſſen, wenn ich Sie betrachte, ſo glaube ich, ihn vor mir zu ſehen.“

„Wirklich?“ ſprach der junge Offizier mit befremdendem Tone und ohne den Ausdruck des Mitleids, das dieſer unheilbare Schmerz wohl hervorgerufen haben könnte. „Aber Sie ſagten mir nicht,“ fügte er dann kalt hinzu, „was aus dem Leichnam des Unglücklichen geworden iſt?“

„Wir hatten keine Zeugen,“ erzählte der Andere weiter; „würden die Geſetze mich erreicht haben, ſo wäre meine Ehre für immer compromittirt geweſen. Dieſer Gedanke kam mir ſogleich und gab meinem Geiſte die nöthige Beſonnenheit, um den Vorfall zu verheimlichen. Da mein Freund am andern Tage verreiſen wollte, ſo wußte ich, daß man ſeine Abweſenheit nicht merken würde. Die Sorge für meine Rettung von jedem Verdachte verſcheuchte augenblicklich meinen Gram und den Leichnam meines beſten Freundes war mir nur ein Gegenſtand, den ich jetzt um jeden Preis zu beſeitigen hatte.

In einem der finſterſten Winkel der Straße befand ſich damals eine kleine, halb verwitterte Thür, die zu dem kleinen Kloſtergarten führte, an deſſen Ende ſich der alte Kirchhof befand, der den Chor der Kirche umgab. Hier befanden ſich alte verfallene Gräber, Schutt und Mauerwerk, das in ſeinem Innern noch tiefe Gewölbe barg, von hohem Unkraut überwuchert. Die Thüre hatte ich leicht geöffnet, und ſo trug ich denn Granvella's Leichnam zum Kirchhof, warf ihn in eine jener Höhlen, die ich mit Steinen füllte, und ging dann mit einer mir jetzt unerklärlichen Beruhigung nach Hauſe.

„Die folgenden Tage waren ſchrecklich; allein meine äußere Kaltblütigkeit war unerſchütterlich, und dieſe Kraftanſtrengung, mit welcher ich gegen die Verzweiflung kämpfte, war es eben, die mich aufrieb. Die Gewalt, die ich anwenden mußte, um Kummer und Angſt zu beſchwichtigen, hat mich am Ende vernichtet. Ich werde mich nie wieder aus meinem Elend erheben.

„Immer glaube ich noch den dumpfen Fall zu vernehmen, als der Körper meines unglücklichen Freundes von mir in das Grab geworfen wurde. Immer ſehe ich mich noch, wie ich die Steine auf ihn werfe, mit ängſtlicher Haſt und die innere Stimme mir unerbittlich zuruft: Du darfſt nicht an ihn denken, du darfſt ihn nicht beweinen! Und wie ich dann fortging, ohne ihm ein Lebewohl zu ſagen.“

Bei dieſen Worten durchfuhr ein ſchnelles Zittern den jungen Offizier vom Kopf bis zu den Füßen; dann ſprang er heftig auf, machte einige Schritte durch das Zimmer und drückte dann die Stirne an die Scheiben, im tiefen Nachdenken auf die Straße blickend. Er blieb ſo lang in dieſer Stellung, die zu wohl einen mit einem bedeutenden Plane beſchäftigten Menſchen zu erkennen gab, daß er dem plötzlich wieder mißtrauiſch gewordenen Bragioli auffiel, der ſich ſchon ſeine Geſchwätzigkeit zum Vorwurf machte.

„Worüber denken Sie nach?“ fragte er ihn ſchnell.

„Ich denke an meinen Gegner von dieſem Abend,“ entgegnete Joſeph, „der mich beſchuldigte, daß ich mich hinter ein heiliges Gelübde verſchanze und mich nicht eher ſchlagen würde, bis ich es erfüllt.“

„Wie? Sie denken noch immer an jenen Handel?“

„Wilhelm meinte, daß ich wohl niemals wünſchen würde, von einem ſo bequemen Gelübde befreit zu werden. Allein wenn die Gelegenheit ſich mir darböte, das zu erfüllen, was ich mir, ſeitdem ich denken kann, als heiligſte Pflicht auferlegte, und wenn ich ſie dann nicht ergriffe“ —

„Ein Eid iſt heilig, und wenn man ihn bricht, entſagt man“ — Bragioli wollte weiter ſprechen, doch beſann er ſich plötzlich und fügte hinzu: „Der Gegenſtand jedoch muß von der Art ſeyn, daß er die Erfüllung des Gelübdes nicht unmöglich macht. Ich weiß nicht, um was es ſich hier handelt.“

„Meinen Vater zu rächen!“

„In dieſem Falle wäre jede Rückſicht ſchmachvoll. Nichts in Ihrem Herzen darf Sie hier jemals zurückhalten; noch weniger dürfen es äußere Einflüſſe thun. Nur Feigheit wäre es im Stande. Allein wie unbeſonnen, wie inconſequent ſind Sie doch, mein junger Freund, der einen Vater zu rächen hat, und zaudern könnte, es zu thun, und keinen Grund finden will, eine leichte Beleidigung ſeinem einzigen beſten Freunde zu vergeben.“

Während dieſes Geſprächs war der junge Offizier von einem heftigen innern Kampfe ergriffen. Endlich ſchien er einen Entſchluß gefaßt zu haben, und ſprach mit jenem finſteren, ruhigen Ernſte, der den Italienern ſo eigenthümlich iſt.

„Sie haben Recht, mein Herr, und Ihre Meinung bringt mich wieder auf den rechten Weg. Ja, wenn ich ſchwächlichem Bedenken nachgeben würde und einen ſeit vielen Jahren gefaßten Vorſatz, der tief in meiner Seele wurzelt, jetzt nicht vollführte, ſo müßte mich mein ganzes Leben hindurch Reue verfolgen. Aber ich bin Ihnen Dank ſchuldig, und es iſt Pflicht, Ihnen denſelben abzutragen. Alſo aus Rückſicht für Sie, mein Herr, werde ich mich mit meinem Freunde nicht ſchlagen.“

„Sie ſind ein edler junger Mann, das ſehe ich, und ich hätte Unrecht, Ihnen über das, was Sie von mir wiſſen, Verſchwiegenheit anzuempfehlen. Es iſt mit mir ein ſeltſames Ding. Das Leben iſt mir zur Laſt, und doch kann ich mich nicht zum Selbſtmord entſchließen, und muß in ewiger Furcht vor Entdeckung vergehen. Ich habe Alles zu beſorgen; denn trotz jener Furcht bewahre ich noch Gegenſtände, die bei einer Unterſuchung gegen mich zeugen würden. Jene beiden Säbel, die Sie dort in ein Stück Zeug gewickelt ſehen, das ich nicht mehr zu öffnen gewagt habe, dienten uns in jenem ſchrecklichen Kampfe, und der rothe Mantel Granvella's, der Mantel, an dem ſein Blut klebt, der liegt dort unter meinem Polſter, ich werde mich nie mehr von ihm trennen. Würde man mir das Leben nehmen wollen, ich würde es nicht vertheidigen. Wenn aber Jemand käme, der mir jene Schätze entreißen wollte, ſo würde ich mich tödten laſſen, eh ich ſie ließe.“

Kaum hatte Bragioli dieſe Worte geſprochen, als der junge Offizier die beiden Waffen von der Wand nahm und zugleich den Mantel unter dem Polſter hervorriß. Dann warf er Bragioli den einen von den Säbeln zu und rief:

„Ich bemächtige mich dieſer Erbſchaft, wenn du ein Recht darauf haſt, ſo verſuch's, mir ſie zu entreißen!“

Beim Anblick der Waffen und des Mantels, an dem große Blutflecken bemerkt wurden, ſtand Bragioli erſtarrt, ohne den Offizier aufhalten zu können, der bereits den Drücker der Thüre ergriffen hatte. Wie er ſich von dem erſten Schrecken erholte, ſah er, daß er ſeinen eigenen Säbel in der Hand hielt, jenes verbrecheriſche Eiſen, mit dem er ſo viel Morde verübt hatte. Er ſchleuderte es weit von ſich mit Entſetzen, dann aber gedachte er wieder des Lieutenants, ergriff die Waffe und eilte ihm nach.

Dieſer ſchien ihn unter dem dunkeln Schwibbogen zu erwarten. Er hatte den Mantel auf ſolche Weiſe um ſich geſchlagen, daß das rothe Futter ſeinen ſchlanken Körper einhüllte.

Als er ihn ſo an dieſem Orte erblickte, bebte Bragioli mit dem Ausrufe zurück: „Großer Gott! das iſt Granvella ſelbſt!“

Aber der rothe Mantel brachte die gewohnte Wirkung auf ihn hervor; er wollte blau ſehen, und wandte ſeine Blicke nach oben. Keine Wolke war am Himmel. Der Vollmond beleuchtete die Straße, nur unter dem Schwibbogen war es unheimlich dunkel, und die alten Häuſer ragten mit ihren ſchwarzen Giebeln und Erkern in das Blau des Himmels hinein. Alles dieſes zauberte dem Blauen den ſchrecklichſten Moment ſeines Lebens wieder vor; er unterlag den ſtürmiſchen Gewalten, die ihn ſchon dieſen ganzen Abend ergriffen hatten; eine lange Zeit entſchwand ſeinem Gedächtniſſe; ſeine Vernunft entwich; er glaubte wieder wie damals vor ſeinem alten Freunde zu ſtehen. Vergebens wartete der Offizier, daß er wieder zur Beſinnung käme; aber als der Blaue ihn nach ſeinem Namen fragte und nach dem Grund ſeines Betragens, rief er ihm zu: „Ich bin der, der dich haßt, und der den Mann rächen will, den du ermordeteſt! Umſonſt ſuchſt du durch eine fade Erfindung deine Schandthat zu beſchönigen. Granvella wollte dich nicht tödten, davon bin ich überzeugt. Du aber, dein unſeliger Stolz, der nicht ertragen konnte, daß er dich ritzte, trieb dich, ihn meuchlings zu ermorden. Jetzt vertheidige dich gegen den Rächer, Elender, der du biſt!“

„Erſtatten Sie mir zurück, was Sie mir genommen haben, dann überhäufen Sie mich mit Schimpf, ſo viel Sie wollen, ich werde mich nicht widerſetzen. Sie werden doch nicht ein Geheimniß den Gerichten offenbaren wollen, von dem meine Ehre abhängt!“

„Ich weiß noch nicht, was ich thun werde, allein ich behalte meinen Raub. Von allen Seiten verwundet, tief im Herzen berührt, will auch ich Blut ſehen. Heute oder morgen mir gleich, nur Blut!“

„Alſogleich denn!“ ſagte der unglückliche Bragioli mit feſter Stimme.

Und ſogleich fing er an, von ſeiner alten Sucht ergriffen, mit ſeinem Säbel in die Luft zu hauen, und rief erſtickt: Entſetzlich! Hier an dieſem Ort — mit Waffen — dieſem Menſchen gegenüber, der ihm ſo ähnlich ſieht — und den ich liebte, ohne ihn zu kennen — wie fürchterlich!“

Joſeph zögert indeß noch immer, den Blauen anzugreifen; er hatte ſich ihm einige Male in dieſer Abſicht genähert, allein immer hatte ihn dann wieder eine Art von Mitleid davon zurückgehalten. Endlich berührte er leicht mit ſeiner Spitze den Gegner, in dem bei dieſer Berührung ein fremdes Leben erwachte. Er ſprang empor und warf einen Tigerblick auf den jungen Lieutenant. Der Kampf begann; der Blaue wehrte die Klinge des Andern ab, um nicht verwundet zu werden. „Schlange!“ murmelte er zwiſchen den Zähnen.

Das Getöſe der zuſammenſchlagenden Waffen ſchien jedoch auf die Nerven des alten Soldaten den vormaligen Eindruck wieder zu erwecken. Sein Arm erbebte von einer innern Bewegung, die bis zum Herzen ſtieg, deſſen Pochen heftiger wurde. Nach wenigen Minuten ſchrie der Blaue:

„Nichts da! ich will ſterben! Halt, mein Kopf! hau zu, Memme! worauf warteſt du?“

„Halte dich beſſer, du biſt nicht werth, mir zu ſtehen!“

„Narr!“ erwiderte der Blaue und begleitete dieſen Ausruf mit einigen beſſer geführten Hieben. Der junge Offizier bemerkte ſogleich, daß ſein Gegner Leben gewonnen hatte. Der Mond brach durch Wolken und er ſah zugleich, daß der Blaue ſtill für ſich hin lachte; ſeine Muskeln ſchienen plötzlich wie von Stahlſedern belebt, ſeine Klinge wurde leichter, und er ſchrie aus allen Kräften:

„Fort mit dem Rothen! ich brenne — brenne — fort!“

Nun ſah der junge Offizier wohl ein, daß es Ernſt würde; ſein Fuß wurzelte feſt, ſein Auge war offen.

„Das Rothe weg!“ wiederholte der Blaue immer heftiger.

Und nach drei Minuten lag ſein Gegner auf den Tod getroffen zu ſeinen Füßen. Bragioli betrachtete ſeine Waffe mit wahnſinniger Freude.

Der junge Offizier erhob ſich halb und gab ein Zeichen, daß er ſprechen wolle; der Blaue neigte ſich zu ihm und jener ſagte mit erſterbender Stimme: „Jetzt beklag' ich Ihr Schickſal, jetzt darf ich es, da ich mein Gelübde gelöst habe. Suchen Sie jenen Freund auf, mit dem ich vergangenen Abend in Streit gerathen war, ſagen Sie ihm, daß ich ohne Groll gegen ihn aus der Welt ſcheide, bringen Sie ihm die letzten Grüße ſeines Freundes Joſeph Granvella.“

Dieſe Entdeckung machte auf den Blauen einen furchtbaren Eindruck. Er fiel mit einem lauten Schrei zur Erde. Sein Verſtand hatte ihn nun vollſtändig verlaſſen.

* * *

Beim Anbruch des Tages fand man unter dem Schwibbogen an der Kapuzinerkirche den Leichnam des Lieutenants Granvella. Die Nachforſchungen, die man in der Wohnung des unter dem Namen „des Blauen“ bekannten Offiziers anſtellte, führten zu keinem Reſultat. Er ſelbſt war verſchwunden, und man ſuchte ihn während zwei Tage vergebens.

Des jungen Granvella Freund, der ſich ſo gern mit ihm auf Tod und Leben geſchlagen hätte, verzweifelte, als er ſein räthſelhaftes Ende vernahm.

* * *

Zwei Monate nach dieſem Vorfall wurde eine Patrouille von einem Menſchen in Lumpen, der einen Säbel in der Hand hatte, angefallen. Man war vergebens bemüht, ſich ſeiner zu bemächtigen; er wußte die Leute abzuhalten, und ſchrie immer dabei: „Ich habe ihn getödtet! ich habe ihn getödtet!“

Der Offizier, der die Patrouille befehligte — es war des jungen Granvella Freund — hatte kaum dieſe Stimme vernommen, als er ſogleich den Blauen erkannte. Er glühte vor Verlangen, den Mörder ſeines Freundes zu vernichten. Allein dieſer hatte ſich in eine ſchmale finſtere Gaſſe gezogen und ſchien ſich durch Flucht retten zu wollen. Der Lieutenant ſelbſt war abgeſtiegen, um ſich ſeiner zu bemächtigen. Bragioli ſtand an eine Mauer gelehnt und leiſtete Widerſtand. In einem Augenblick ſank der junge Offizier in die Arme von zwei Soldaten zurück, die zu ſeinem Beiſtand herbeigeeilt waren.

Dies geſchah unter dem Schwibbogen an der Kapuzinerkirche, wo Bragioli zur Nachtzeit umherzuirren pflegte.

Während man um den Verwundeten bemüht war, ſuchten Andere den Thäter zu fangen, der keinen Verſuch zu entfliehen mehr gemacht hatte. Bald aber ſahen ſie, wie er ſich gleich einem Kreiſel drehte, dann wie ein Betrunkener taumelte und hierauf ohne Bewegung zu Boden fiel. Dicker Schaum ſtand vor ſeinem Munde und ſein Geſicht war blau. Todt lag er da, ohne die geringſte Wunde erhalten zu haben. —

Dieſe Begebenheiten verſchafften dem Schwibbogen zu jener Zeit einen geheimnißvollen Ruf. Die jungen Leute von damals nahmen die Stelle in Augenſchein und fanden die Umgebung poetiſch. Man wählte den Platz, um ſeine Händel zu ſchlichten und allnächtlich wurden dort Gänge auf Tod und Leben gemacht. Dies nahm ſo überhand, daß der Kommandirende Schildwachen dort placiren ließ, bis ſpäter jene Sucht aufhörte, und dann nur noch die leeren Schilderhäuſer ſtehen blieben, die endlich auch hinweggenommen wurden, als man in unſeren Tagen anfing, die Umgebung der Kirche etwas lichter und der Geſundheit der Bewohner zuträglicher zu machen.

Mauſche Nudel.

1.

Es ſind noch nicht gar viele Jahre her, daß am Rhein ein kühner Abenteurer die Bewohner der Dörfer, ſowie die Wanderer in Angſt und Schrecken ſetzte durch die Räubereien, die er mit ungeheurer Frechheit am Tage wie bei der Nacht, in den Höfen ſowie auf offener Landſtraße, verübte. Was man auch unternahm, ſeiner habhaft zu werden, Alles ſcheiterte. Es konnte nicht fehlen, daß man ſich die übertriebenſten Vorſtellungen von ihm machte, und daß die tollſten Mährchen und Spukereien über ihn im Schwange waren. So war man auch über ſeine Perſönlichkeit nicht recht im Klaren. Die Einen, die mit ihm ein unangenehmer Zufall zuſammen führte, ſchilderten ihn wie einen Greis mit weißen Haaren, aber noch kräftig genug, um Widerſtand zu leiſten: die Andern nannten ihn ſchön und hochgewachſen, jugendlich ſtark. Sey es nun, daß ſeine Helfershelfer oft die von ihm erſonnenen Streiche in ſeinem Namen ausführten, oder daß er ſelbſt dazu manchfache Verkleidungen wählte, dies hatte man eben noch nicht ermittelt. Sein Daſeyn war einmal nicht wegzuläugnen, davon zeugten Diebſtähle, Einbrüche, Räubereien ohne Zahl; und ſelbſt Mordthaten — wenn die Gefahr, in der er ſich befand, ſie ihm geboten hatte — vermehrten die Liſte ſeiner Verbrechen.

Nach und nach lüftete ſich der Schleier und er ſelbſt ſchien dabei hülfreiche Hand zu leiſten.

Ein noch junger, hochgewachſener und ſehr ſtämmiger Burſche war hie und da auf den Märkten erſchienen und hatte durch einen blitzenden Verſtand, ſowie durch ſein ganzes übriges Weſen, zuerſt Aufſehen, dann aber die Vermuthung erregt, er könne wohl in irgend einer Beziehung zur gefürchteten Räuberbande ſtehen oder vielleicht ihr Hauptmann ſelbſt ſeyn.

Dieſer Menſch war ſeinem Aeußern nach ein Roßtäuſcher, Roßkamm oder Pferdehändler, da dieſe verſchiedenen Benennungen ganz daſſelbe bedeuten. Auf den erſten Blick erkannte man in ihm den Juden, und bald erfuhr man, daß er Mauſche Nudel heiße und aus dem Heſſiſchen her war.

Man konnte den Burſchen ſchön nennen. Er mochte ungefähr erſt im Anfange der Zwanziger ſtehen. Eine ſchlanke Geſtalt, ein rothgefärbtes Geſicht, dicke ſchwarze Haare und große brennende Augen unter tief buſchigten Brauen, dies gehörte zu ſeinen körperlichen Vorzügen. Er zeigte ein ſanftes Gemüth, ſpielte die Zither gern und ſang dazu die im Lande beliebten Volksweiſen oder irgend ein rothwelſches Schelmenlied mit ſehr anmuthiger Stimme. Dies machte ihn beliebt, und da er ſich um das ſchöne Geſchlecht in ſeiner Sphäre ſehr bemühte, ſo wurde er ſelten abgewieſen und man konnte ihn Abends häufig unter einem Fenſter ſtehen ſehen, zu dem er recht ſchmachtend hinaufſah, um dadurch ſein Mädchen herabzulocken.

Es iſt faſt nicht zu begreifen, wie dies offenkundige Treiben dem Burſchen den Ruf eines Räubers und Mörders zu Wege bringen konnte.

Wenn man ihm im Walde begegnete, ſoll es freilich anders geweſen ſeyn, und daß man ihm im Walde begegnet war, darüber ſchwebte nur noch ſo viel Zweifel, als nöthig war, keine ernſteren Maaßregeln gegen ihn zu ergreifen.

Das Gerücht befeſtigte ſich indeß immer mehr, und ſeine Freunde riethen ihm, daß er auf ſeiner Hut ſeyn möchte.

2.

Von nun an erſchien Mauſche nicht mehr ſo häufig an gewiſſen Orten. Seine Beſuche in den Dörfern und Marktflecken beſchränkten ſich auf einige wenige Häuſer vertrauter Perſonen, wo er gewöhnlich zur Abendzeit einzukehren pflegte, um ſich nach dieſem und jenem zu erkundigen und einige Flaſchen guten Wein zu trinken, die er zum öfterſten mit den Leuten theilte, die ihm ihr Obdach liehen. Sein Benehmen war einfach und ſorglos wie immer. Gewöhnlich waren es arme Leute, die er beſuchte, arme Aeltern ſchöner Töchter. Hier ſpielte er den Großmüthigen; bald kam er von einer Meſſe, wie er ſagte, bald hatte er einen guten Handel gemacht, und dann brachte er wohl ein ſilbernes Kreuzlein, das man am ſchwarzen Band um den Hals hängen konnte, ein ſeidenes Tuch, eine feine Schürze oder dergleichen mit. Den Männern im Hauſe ſchenkte er Pfeifen, Doſen, den Knaben andere Dinge, die ſie brauchen konnten oder die ihnen Vergnügen machten. Hiedurch ward er überall, wo er erſchien, wie ein lieber Gaſt empfangen, und man beklagte nur, daß der gute Mauſche ein Jude ſey und ein ſo herumziehendes Leben führe, da er des beſten Glückes, des ſchönſten Mädchens werth ſey.

Ein armer ehrlicher Leinweber gehörte mit zu denen, die Mauſche in beſondere Affektion genommen hatten. Es war eine fromme ehrliche Familie, die troß der größten Sparſamkeit und des rüſtigſten Fleißes niemals auf einen grünen Zweig kommen konnte. Sie beſtand aus Vater und Mutter und drei Töchtern, von denen zwei noch klein waren, die älteſte aber für ein Muſter einer ſchönen Jungfrau gelten konnte. War es nun, daß Mauſche den armen Leinweber zu ſeinen ſchlechten Zwecken — die ihm untergelegt wurden — mißbrauchen wollte, oder waren es ſchlimme Abſichten, die er auf die Tugend des Mädchens hegte, man wußte es nicht, was ihn antrieb, im Zwielicht in dies Haus zu treten und bis in ſpäter Nacht in demſelben zu verweilen.

Die Nachbarsleute, die ſich gewöhnlich mit dergleichen Dingen ſtark zu befaſſen pflegen, konnten nicht aufhören, ſich den Kopf darüber zu zerbrechen, während im Häuschen ſelbſt, das die arme Familie bewohnte, auch nicht das Geringſte obwaltete, was die Beſuche des jungen Roßkamms verdächtigen konnte.

Gretchen, ſo hieß das ſchöne Kind, ſaß einſt am ſpäten Abend in Thränen. Sie hatte vergebens zum Himmel gebetet; kein Troſt wollte ihr erſcheinen; ſie liebte und liebte unglücklich; keine Hoffnung war da, die Frau deſſen zu werden, dem ſich vor allen Jünglingen des Orts ihr Herz zugewendet hatte.

Der Nachbar, ein alter kränklicher Mann, war viele Jahre der ſogenannte „Bot“ zwiſchen ihrem kleinen Wohnorte und der nächſten Stadt geweſen. Er beſaß einen kleinen bedeckten Wagen und ein altes Pferd, das ihn bis dahin gezogen hatte. Dies Pferd, dieſer Wagen ernährte den armen Mann und ſeinen Sohn, der jetzt die Fahrten beſorgte, da der Alte ſchwach zu werden anfing. Gretchen hatte nun dieſen ehrlichen wackern Burſchen lieb gewonnen. Wenn ſie mit der Leinwand zum Markte fuhr, ſo war der Bot die Gelegenheit, deren ſie ſich bediente. So lernten ſie ſich kennen, und hatten ſich lieb, ehe ſie es ſelbſt einmal recht wußten.

Was aber ſollte daraus werden? Beide Aeltern wußten zu wohl, wie viel Kummer und Elend eine Ehe, zwiſchen armen Leuten geſchloſſen, ausbecke. Sie ſtellten dies ihrer Tochter vor, wohlmeinend und ſanft, und ſprachen ihr davon, daß es ja gar nicht unmöglich ſey, mit ihr noch einmal einen recht wohlhabenden Schwiegerſohn zu erhalten. Gretchen aber weinte dann immer, weil ſie wohl wußte, daß ihr Peter, der junge Bot, nie zu Gelde kommen würde, und an einen andern mochte ſie nicht denken.

Bis jetzt hatten die Fahrten doch wenigſtens Peter und ſeinen Vater nothdürftig erhalten; jetzt aber drohte ihnen ein finſteres Geſchick. Das alte Pferd, ihr einziger Ernährer, deſſen ſie mit aller Sorgfalt warteten, ſchien den Weg alles Fleiſches gehen zu wollen. Es verlor den Appetit, ſah jämmerlich aus, und wollte nicht mehr von der Stelle, und ſo weh es dem armen Peter auch that, ſo durfte er doch faſt die Geißel nicht mehr aus der Hand legen, wenn er zur rechten Zeit an dem Ort ſeiner Beſtimmung eintreffen wollte, und damit hing ja das Privilegium des Botenweſens auf's Innigſte zuſammen.

Er hatte an jenem Abende, wo wir das ſchöne Gretchen bitter weinend im Zwielicht belauſchten, die Mittheilung von dem bevorſtehenden Unglück gemacht, und ſie ſah troſtlos zum Himmel, da ihr keine Abhülfe erſcheinen wollte.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre, und herein trat mit klirrenden Sporen, die ſtarke Peitſche umgehängt, den breiten Hut auf den Tiſch werfend, die hohe Geſtalt Mauſche Rudels, des Roßkamms.

Wie ein Strahl von oben durchzuckte es das weinende

Mädchen, aber ſie trocknete ihre Thränen nicht und lief fort, um die Lampe zu zünden.

3.

„Da kann ich dir vielleicht helfen, Gretel,“ ſprach Mauſche, ſich den wilden Bart zurecht ſtreichend, indem er den Wein bezahlte, den das noch immer weinende Mädchen vor ihn hinſtellte. „Ich habe kein Pferd, was für den Boten taugt; indeſſen weiß ich einen guten Kameraden, der ihm für gutes Geld auch einen guten Gaul ablaſſen kann. Die Sache iſt nur, wo er das gute Geld hernehmen ſoll. Meins ſteckt im Handel, und bis zum nächſten Markt weiß ich mir ſelbſt nicht zu helfen. Doch für dich und deine ſchönen Augen thue ich ſchon gern etwas. Geh, wein' nit, Gretel, ich ſchaff' ſchon Rath. Morgen hat dein Peter einen guten Gaul im Stall oder ich will Veitel ſtatt Mauſche heißen.“

Und damit ſprang er auf, goß den Reſt des Weins hinunter und ſtrich ſich die Tropfen aus dem Bart.

„Aber wo willſt du denn jetzt hin, Mauſche?“ fragte das Mädchen.

„'s Geld holen zu 'nem Pferd für deinen Peter,“ gab der Roßkamm zur Antwort, indem er die Peitſche umhängte, den Hut aufſtülpte und die Pfeife zwiſchen die Zähne ſteckte, um ſie an der Lampe anzubrennen.

„So ſpät? es iſt ja ſchon ganz finſter,“ ſagte nicht ohne Angſt das Mädchen, das wohl an Mauſche's üblen Ruf in dieſem Augenblicke denken mochte.

„Was ſpät? was finſter? wenn man was Guts thut, iſt's immer hell auf dem Weg dazu.“ Dies ſagend, ſchüttelte er ihr recht herzlich die Hand, und fort war er.

„Der kann kein Schelm ſeyn,“ ſo dachte Gretchen, indem ſie ſich aus dem Hauſe ſtahl und zu ihrem Peter hinlief. Der vernahm die Kunde mit einer ſeltſamen Miſchung von Freude und Beſtürzung. Als aber am andern Morgen die Stunde kam, ſeine gewöhnliche Fahrt nach der Stadt zu beginnen, da hatte ſich weder Mauſche mit Geld, noch ein kräftiges junges Pferd eingeſtellt, und er mußte bekümmert ſein altes wieder einſpannen.

4.

Peter trieb ſein altes Roß auf dem Wege zur Stadt an. Seit länger als zwanzig Jahren hatte ſein Vater das Botenweſen getrieben, und doch war ſo wenig dabei herausgekommen, daß er noch immer in Armuth dahin lebte. Er dachte über ſein Schickſal nach, und es ſtrich ihm ſo durch den Sinn, wie doch eigentlich ein Roßkamm eine viel glücklichere Hantierung ſey als die ſeinige; wie da doch ein Zufall zu einem Stück Geld verhelfen könne; wie man dabei mit großen, vornehmen Herren zuſammen käme, vor denen man nur ein Wort von ſeinen Nöthen fallen laſſen dürfe, um ſie ſogleich ſchwinden zu ſehen.

„Was iſt der Mauſche nicht für ein glücklicher Menſch,“ ſprach der arme Peter zu ſich ſelbſt, „und iſt doch nur ein Jude! Wenn er nur Wort gehalten hätte! Aber ſo geht's!“

Und damit peitſchte er auf den Gaul los und pfiff ein luſtiges Stückchen in den Bart, um ſich die Grillen zu vertreiben.

Er war jetzt in einen Wald gekommen, der bei denen, die daran glaubten, für Mauſche Nudel's Haupt- und Standquartier gehalten wurde. So viel war gewiß, daß hier die meiſten Räubereien vorfielen. Die Geſchicklichkeit, welche die Räuber zu entwickeln wußten, beſtand darin, daß ſie unglaublich ſchnell den Aufenthalt veränderten, ſo daß nach irgend einem kühnen Angriff an dieſer Stelle ſogleich in einer ziemlichen Entfernung davon ein noch kühnerer verübt wurde, ſo daß die überraſchten Behörden nicht ſogleich wußten, wohin ſie ihre Aufmerkſamkeit zu wenden hatten, und durch die kleinſte Verzögerung den Räubern gehörige Zeit zur Flucht ließen.

Der Bote hatte nun die Mitte des Waldes erreicht, wo er am dickſten war. Sein Wagen war ziemlich beladen, und der alte Gaul keuchte und wollte nach jedem Schritte ſtehen bleiben. Sonſt hatte Peter an dieſer Stelle des Waldes wohl einige Beſorgniß vor den Räubern; heute nicht. Er wünſchte vielmehr, daß Mauſche ihm begegnete, um ihn an ſein gegebenes Wort zu erinnern. Sein Wunſch ſollte bald in Erfüllung gehen, denn beim Umbiegen in einen Seitenweg, den er einzuſchlagen hatte, ſtand plötzlich die ſchlanke Geſtalt Mauſches vor ihm da, als wenn er aus der Erde geſprungen wäre. Die Erſcheinung an dieſer einſamen Stelle machte auf den guten Peter einen ſo ſtarken Eindruck, daß ihm die Rede verſagte, und er die derbe Mahnung, die er ſich ausgeſonnen hatte, nicht vorzubringen im Stande war. Mauſche ſah ſeine Verlegenheit.

„Was fährſt du da mit deiner alten Schindmähre zur Stadt? Haſt du nicht warten können, bis ich dir das gute Pferd bringe? Dein Gretel wird dir's doch wohl geſagt haben?“

Peter freute ſich, den Räuber ſo gnädig ihn anreden zu hören, und entſchuldigte ſich damit, daß ſein Geſchäft ſich nicht aufſchieben laſſe und er zur beſtimmten Zeit in der Stadt und dann wieder zurück im Dorfe ſeyn müſſe.

„Das laſſ' ich nur halb gelten,“ erwiderte Mauſche. „Ich habe deinem Mädel verſprochen, daß du mit einem neuen Gaul vor ihr erſcheinen ſollſt, und ich kann vor ihr nicht zu Schanden werden. Ich halte immer Wort, abſonderlich aber einem ſchönen Kind. Das alte Pferd hat ausgedient; ſeine guten Tage ſind hin, und was es noch zu erwarten hat, wäre Elend und Noth. Nimm's beim Zaum und führ' es ſeitwärts, ein paar hundert Schritt von der Straße.“

Der Bote blickte zweifelnd auf Mauſche, deſſen ſtrenger Blick ihm aber deutlich zeigte, daß hier keine Appellation von ſeinem Ausſpruch ſtatt fand.

Als ſie Beide ſeitwärts tiefer im Dickicht mit Roß und Wagen angekommen waren, zog Mauſche plötzlich eine große Piſtole aus der Taſche, feuerte ſie ab und traf das Pferd des Boten ſo gut, daß es umfiel und nach einigem Zucken todt war. Peter machte ein klägliches Geſicht. Er wußte im erſten Augenblick nicht, welch' ein Loos ihn ſelbſt erwartete. Als aber der Räuber lächelnd nach ihm blickte, ſo beruhigte er ſich und dachte nur daran, was nun weiter werden ſollte, und wie er mit dem Wagen wohl in die Stadt käme.

Nachdem ſich Mauſche eine kurze Zeit an dem Anblicke geweidet hatte, ſagte er freundlich:

„Jetzt höre mich an, wie ich mein Wort als rechtſchaffener Mann löſe. Gehe auf den Pferdemarkt, der eine Viertelſtunde von hier im Dorfe gehalten wird. Dort frage nach dem Schmied aus Weißenbach, der ein Roß hat, das er für zwanzig Louisd'or feil hält. Das Pferd iſt im beſten Falle nur fünfzehn werth; doch bewillige ihm nur getroſt die zwanzig, um mich nicht zu lange warten zu laſſen, denn du mußt wiſſen, daß ich ſo lange hier bei deinem Wagen bleibe, bis du mit dem Roß zurück ſeyn wirſt. Alſo tummle dich, um bald wieder hier zu ſeyn."

Peter ſtand mit aufgeſperrtem Munde vor dem alſo ſprechenden Räuber. „Ja, tummle dich! iſt bald geſagt," dachte er bei ſich, „wo aber das Geld hernehmen, um dem Schmied aus Weißenbach nicht nur den

Werth des Pferdes, ſondern ſogar noch fünf Louisd'or mehr zu bewilligen.“

Der Räuber zog ihn bald aus dieſen Betrachtungen, indem er in die Taſche griff und dem erſtaunten Boten zwanzig blanke Goldſtücke auf die Hand zählte, ihm nochmals die Weiſung einſchärfend, ſobald als möglich zurückzukommen.

Peter eilte, was er konnte, davon, froh im Herzen. Er hatte bald den Platz erreicht, wo der Markt gehalten wurde. Der Schmied war ebenfalls bald aufgefunden, und nach kurzer Verhandlung trabte Peter auf ſeinem erkauften jungen Rappen dem Walde zu.

5.

Mit Dank erfülltem Herzen erblickte er den wackern Mauſche, der noch immer bei ſeinem Wagen Wache hielt. Als er zu ihm kam, wollte er ihm danken, allein jener winkte ihm mit der Hand, damit er nicht unnöthige Worte machte. Das Wort erſtarb ihm auch ſogleich auf der Zunge, als er um ſich blickte, und nun ſah, daß die Geſellſchaft ſich bedeutend vermehrt hatte. Es lagen ungefähr acht bis zehn ſtämmige Kerle im Gebüſche, die ſich nun nach und nach erhoben hatten und hinzugetreten waren. Jetzt fiel wieder eine Centnerlaſt auf des guten Peters Gewiſſen, denn er glaubte hiedurch die Gewißheit zu erhalten, daß das Gerücht wahr ſey, und Mauſche die Räuber anführe, welche die

Gegend ſeit lange ſchon ſo unſicher machten. Wem hatte er nun das nützliche Geſchenk des ſchönen Pferdes zu danken? Mit welchem Gelde hatte er es gekauft? Was wird nun Mauſche von ihm dafür verlangen? Sollte er vielleicht ein ſtillſchweigender Genoſſe der Bande werden?

Mit dieſen peinigenden Betrachtungen beſchäftigt, war Peter ſeitwärts ſtehen geblieben und hatte gar nicht bemerkt, daß die Andern den Rappen eingeſpannt hatten und jetzt mit ſeinem Wagen nach einem andern Theile des Waldes fuhren. Er mußte wohl mit, er mochte wollen oder nicht.

Sie hielten nach einer Weile in einem Gebüſche, von dem ſich unfern die Chauſſee hinzog, banden hier dem Pferde einen Futterſack vor und lagerten ſich auf dem Boden. Sie zogen Mundvorrath heraus und ließen ſich's ſchmecken. Peter hatte trotz aller Anforderungen keinen Appetit.

Es war ſchon ſpät geworden, und ſie lagen noch immer auf demſelben Platze. Das Geſpräch wurde immer heimlicher und ſtockte endlich ganz. Man ſchien mit großer Sorglichkeit auf etwas zu warten und wollte durch nichts ſeine Anweſenheit verrathen.

Plötzlich hoben ſich die Burſche halb vom Boden; etwas, das ſich nähert, ſpannt ihre Aufmerkſamkeit. Mauſche ſpringt auf und gibt den Andern ein raſches Zeichen; dann beugt er ſich lauſchend vor, wie ein Tiger, der ſich zu einem mörderiſchen Satze anſchickt. Peter bleibt auf dem Boden und ſeine ängſtlichen Blicke ſchweifen bald auf die Räuber, bald auf die Straße, die ſich vor ihm hinzieht, in bänglicher Erwartung der Dinge, die da kommen ſollen. Jetzt erblickt er einen Mann zu Pferde und der Athem vergeht ihm vollends, als er den Schmied erkennt, dem er das Pferd abgehandelt, ſogleich aber auch Mauſche aus ſeinem Verſtecke hervorſpringen ſieht, und ihm ein donnerndes „Halt!“ entgegen rufen hört.

Die Andern, die gleich hinter ihrem Anführer erſchienen, mochten den Schmied, der ein ſtarker Mann war und ſich gegen ein Paar gewiß vertheidigt haben würde, auf andere Gedanken bringen.

„Wenn du mit geſundem Leib nach Hauſe kommen willſt,“ ſprach Mauſche Rudel mit Feſtigkeit, „ſo zahle uns zwanzig Louisd'or, ſonſt kommſt du nicht von der Stelle. Wir wiſſen, daß du einen guten Handel gemacht haſt, und das Geld mit dir führſt. Darum ſpreize dich nicht und gib es her.“

Was ſollte er machen? An Beiſtand von außen war nicht zu denken, und auf ſeine eigene Kraft konnte er ſich hier nicht verlaſſen. Es blieb ihm alſo nichts übrig, als zu zahlen und betrübt ſeines Wegs zu ziehen.

„Jetzt habe ich mein Geld wieder und du haſt dein Roß, das beſſer iſt, wie dein altes!“ rief Mauſche lachend dem ganz erſtarrten Peter zu. „Damit iſt aber mein Wort erſt halb gelöst. Ich habe Gretel auch einen Mann verſprochen, und der liebſte wärſt du ihr.

Aber dazu brauchſt du Geld und ich will dir eins verdienen. Komm nur mit, und ſieh, wie wirs machen!“

Peter glaubte ſich zwar den hölliſchen Mächten verfallen; allein widerſetzen konnte er ſich dem Gebote nicht. Seufzend kutſchirte er auf dem Wege hin, den die Räuber einſchlugen, und es war ſchon ziemlich dunkel, als ſie auf einem andern Platz im Walde angekommen waren, wo ſie wieder ſeitwärts vom Wege Halt machten und mit geſpannter Aufmerkſamkeit und in größter Stille ſich auf dem Boden lagerten.

6.

Nachdem ſie hier eine ziemliche Weile gewartet hatten, raſſelte ein Reiſewagen aus der Ferne daher. Vier von den Räubern ſprangen auf und fielen den Pferden in die Zügel, Mauſche ſelbſt riß den Schlag auf, während zwei andere ſich des Poſtillons und des Bedienten auf dem Bock verſicherten.

„Erſchrecken Sie nicht, mein hochverehrter Herr,“ begann Mauſche mit ſanftem Tone den im Wagen Sitzenden anzureden, „daß wir es uns erlauben, Ihre Reiſe auf Etwas ungeſtüme Art zu unterbrechen. Allein erkennen Sie daraus, wie weit Kunſtliebe getrieben werden kann. Es war uns nicht möglich, Ihrem letzten Concerte beizuwohnen, das Sie in der nahgelegenen Stadt zu hohen Eintrittspreiſen gaben, und wir bitten

Sie, uns hier in freier Luft den Genuß zu gewähren, Ihre Kunſt bewundern zu dürfen.“

Der Reiſende war in der That ein berühmter Sänger, der auf ſeiner Kunſtreiſe viele Städte ſchon entzückt hatte, und noch zu entzücken im Begriffe ſtand. Er ſaß in einen feinen Pelz gehüllt, in die Wagenecke gedrückt und berechnete eben, halb wachend, halb träumend, was ſchwerer wiegen möchte, ſein Geld oder ſeine Lorbeeren, als er auf ſo unangenehme Weiſe geſtört wurde.

Keines Wortes mächtig, zog er beſtürzt Uhr und Börſe und reichte ſie dem Räuber hin, indem er dazu einige Sylben ſtammelte, die Gnade für ſein armes Leben bedeuten ſollten.

Mauſche wies mit ſtolzem Lächeln das Anerbieten zurück und ſchob die Hand des Künſtlers verachtend von ſich.

„Wir wollen nicht Ihre Schätze, mein Herr, ſondern Ihre Kunſt,“ ſprach er, — „ja, was noch mehr, wir wollen Ihnen nach unſern Kräften eine Belohnung bieten, wenn Sie unſern Wunſch erfüllen. Wir armen Kunſtfreunde hören ſo ſelten etwas Schönes, daß wir jedes Mittel ergreifen, dahin zu gelangen. Alſo noch einmal: laſſen Sie ſich vor uns hören; unſere Bewunderung und unſer Gold ſteht Ihnen zu Dienſten; unſer Beifall aber wird Ihren Ohren eben ſo ſchmeicheln, wie Ihre Bruſt eben ſo erheben können, als erſchallte er in einem hell erleuchteten Theater.“

Dieſe Worte hatten eine beruhigende Wirkung auf den Künſtler gemacht. Seine Eitelkeit fing an ſich zu regen. Es fiel ihm ein, daß er einmal in dem Trauerſpiel Correggio eine Scene geſehen hatte, wo das Bild der heiligen Magdalena auf eine Räuberbande den günſtigſten Eindruck ausgeübt. Warum ſollte es nun ihm nicht vorbehalten ſeyn, eine ähnliche Wirkung durch ſeine Kunſt hervorzubringen? Bekanntlich iſt die menſchliche Stimme das geeignetſte Werkzeug, auf die Gemüther zu wirken. Dies überlegend erheiterte ſich ſeine Miene, und den Kopf jetzt aus der Hülle des Pelzes erhebend, blickte er den vor ihm ſtehenden Mauſche und die übrige Umgebung an.

„Noch einmal geſagt,“ nahm nun wieder der Räuber das Wort, „wir verlangen Ihre Kunſt nicht umſonſt, wenn wir gleich hier in den Wäldern wohnen, ſo wiſſen wir doch, was ſich ſchickt. Wie viel erhalten Sie gewöhnlich für eine Arie?“

Dem Künſtler wurde immer heiterer zu Muth. Er dachte ſich mit einem Mal als den Helden eines intereſſanten Abenteuers, das von Journal zu Journal laufen würde und nicht wenig zur Verbreitung ſeines Ruhmes beitragen könnte. Von Räubern in einem Walde überfallen zu werden, nur in der Abſicht, ihnen ſeine Kunſt zum Beſten zu geben, aus dieſen verſtockten, blutdürſtigen Gemüthern eine ſanfte Rührung hervorgelockt zu haben, die von ihnen empfangene Belohnung einer frommen Stiftung zu überweiſen, Alles dieſes ſchwellte dem Sänger die Bruſt, und er gerieth in jene unſchuldige Extaſe der Theatermenſchen, wo ſie, ohne es ſelbſt zu wiſſen, Komödie zu ſpielen anfangen. Er zerfloß in Rührung und brachte ſo viel Faſeleien vor, daß dem liſtigen Mauſche endlich die Geduld riß und er noch einmal fragte: „Ich bitte, mein Herr, ſagen Sie mir, wie viel Sie gewöhnlich für eine Arie erhalten?“

„Ich laſſe mich mit zehn Louisd'or abfinden, wenn ich einen Freund im Concerte unterſtütze; Direktionen thu' ich's unter dreißig nie; wenn ich aber zweimal auftrete, ſo nehme ich zwei Drittheil der Einnahme, indeſſen“ —

Er wollte noch weiter ſprechen, als ihm Mauſche raſch in's Wort fiel: „Mein Herr, ich glaube, daß Sie Ihre Verehrer auch wie Freunde behandeln werden. So viel können und wollen wir ſchon d'ran wagen. Wenn ich alſo bitten dürfte“ —

Bei dieſen Worten reichte er dem Sänger die Hand, um ihm aus dem Wagen zu helfen.

„Warum ausſteigen?“ ſagte dieſer, „die Nachtluft, der feuchte Boden, mein zartes Organ könnte leiden, und Sie würden mich nur halb hören, folglich auch nur halb bewundern können.“

„Behalten Sie Ihren Pelz an,“ erwiderte lachend der Räuber, „und den kalten Boden wollen wir Ihnen erwärmen.“

Im Augenblick zerſtreuten die Räuber einen am Wege liegenden Haufen zerhauener Steine, breiteten ſie ebnend aus und deckten dann Mäntel und Jacken darüder, ſo daß eine Art von erhöhter Scene dadurch bereitet wurde. Nach einigem Zögern und Sträuben ſtieg der Sänger aus, nahm ſeinen Platz ein und ließ ſeine Stimme im Walde erſchallen.

War es nun aber, daß die innere Bewegung des Künſtlers größer war, als es den Anſchein hatte, oder war ſeine Kunſt nicht ſo bedeutend, als ſein Ruf, genug, ſeine Leiſtung war nur ſehr ſchwach. Indeſſen überreichte ihm Mauſche dennoch, als er geendet hatte, zehn Louisd'or mit einer höflichen Verbeugung.

Der Sänger nahm das Gold ſtolz und ſprach, indem er es einſteckte: „Ich bedarf Eures Goldes nicht, mein Freund, doch verſchmähe ich es nicht, um ein gutes Werk in Eurem Namen damit zu unterſtützen. Wenn Ihr die Zeitungen leſet," ſetzte er mit ſtets wachſendem Stolz hinzu, „ſo werdet Ihr finden, welchen Gebrauch ich von Eurer Gabe gemacht habe."

Damit wollte er in den Wagen ſteigen. Aber Mauſche hielt ihn beim Arm zurück und ſprach: „Nicht ſo, mein Herr, es war mir nicht bloß darum zu thun, Sie zu bewundern, ſondern auch zugleich Ihr Urtheil zu vernehmen, da ich Sie natürlich als einen großen Kenner verehren muß. Auch wir bilden uns ein, ein wenig ſingen zu können. Erlauben Sie daher, daß wir Ihnen einen von unſern Chören vorſingen, um von Ihnen die Ermunterung zu erhalten, in unſern Uebungen fortzufahren; denn obgleich wir in der Gegend hier ſtets großen Beifall erhalten, ſo erlaubt es uns doch unſere

Beſcheidenheit nicht, großes Vertrauen in unſer Talent zu ſetzen."

Der Künſtler ſtutzte ein wenig bei dieſem Vorſchlage, weil er irgend eine Finte dahinter vermuthete. Doch beruhigte er ſich wieder, als er hörte, daß die acht Räuber, die ſich indeß im Kreiſe geſtellt hatten, ſich nun wirklich anſchickten, einen Chor ertönen zu laſſen.

Man kann denken, daß dieſer Geſang nicht eben kunſtgerecht zu nennen war, vielmehr ein wildes Durcheinanderſchreien, wie man es bei Gelagen in gemeinen Kneipen zu hören pflegte. Der Sänger, obgleich ihm die Ohren ſchmerzten und die Nerven ſtark angegriffen wurden, hielt es indeß für eben ſo gefährlich als unhöflich, ſeine Meinung zu ſagen. Er nickte vielmehr während des kurzen Geſanges ſtets beifällig mit dem Kopf, trat dazu ſehr hörbar den Takt, um den Leuten zur Richtſchnur zu dienen, und erſchöpfte ſich in den ungemeſſenſten Lobpreiſungen, als ſie geendigt hatten. Er athmete hoch auf, weil er nun glaubte, von der gezwungenen Pflicht eines ausübenden Künſtlers, ſo wie Kunſtrichters bei dieſem nächtlichen Waldconcerte befreit zu ſeyn und ſeine Reiſe fortſetzen zu können.

„Mein Herr," nahm nun wieder der Räuber mit ſeiner kaltſpöttiſchen Miene das Wort; „Sie können nicht glauben, wie ſehr uns Ihr Beifall glücklich gemacht hat. Er iſt natürlich viel mehr werth, als der, den wir Ihnen geſpendet haben. Wir ſind rohe Naturmenſchen, Sie ein großer, erfahrener Meiſter. Unſere Kunſt, die Ihren Beifall errang, muß daher auch nothwendig die größere ſeyn. Wir ſind aber weit entfernt, deshalb unſere Leiſtungen höher anzuſchlagen, als Sie ſelbſt die Ihrige. Auch wir begehren nur zehn Louisd'or für das Lied, das wir geſungen. Sie ſehen, wir behandeln Sie auch als Freund. Um Ihnen in nichts nachzuſtehen, wollen wir jedoch das, was wir verdient zu haben glauben, ebenfalls einem wohlthätigen Zwecke weihen. Komm hervor, Peter!“

Peter, den wir indeſſen aus dem Geſichte verloren hatten, ſtand noch immer ſeitwärts neben ſeinem Wagen in Aengſten und Bangigkeit da. Auf den Ruf Mauſches trat er näher.

„Sehen Sie,“ fuhr der Räuber fort, „dieſer arme Junge hat ein Mädchen, das er ohne Geld nicht heirathen kann. Ihm geben wir das, was Sie uns geben, und ſomit ſollen Sie Theil an einer guten Handlung haben.“

„Mit Vergnügen,“ lispelte der Sänger, indem er die bereits eingeſteckten Goldſtücke wieder hervorzog, und ſie Mauſche hinreichte.

„Nicht doch!“ rief dieſer. „Wie können Sie begehren, daß acht Künſtler ſich mit dem begnügen ſollen, was ein einziger für ſich in Anſpruch nimmt. Ich habe erklärt, daß wir Sie als Freund behandeln und nicht mehr begehren wollen, als Sie von Ihren Freunden begehren. Da wir aber unſerer Achte ſind, ſo gehören uns auch achtzig Louisd'or, und damit glauben wir, daß Sie das Vergnügen nicht zu theuer bezahlen, uns gehört zu haben.“

Man kann denken, wie ſich die Züge des Enttäuſchten veränderten. Er ſah jedoch wohl ein, daß Mauſche nicht im Sinne hatte, den Scherz weiter zu treiben, und als ſeine Bewegungen immer ungeduldiger wurden, ſo ſchien dem Sänger nichts anders übrig zu bleiben, als ein paar Röllchen Gold aus ſeiner Schatulle zu nehmen und dem Räuber zu geben, der ſie dankend und ungezählt empfing. Zugleich wurden Pferde und Poſtillon frei gelaſſen und der Wagen rollte, wie von böſen Geiſtern gepeitſcht, durch die Dunkelheit davon.

7.

Peter hatte nun lange ſeine Gretel gefreit, und der Widerwille, mit dem er anfänglich das dem Schmied und dem Sänger auf ſo launige Weiſe geraubte Geld angenommen, hatte wuchernde Zinſen getragen; denn er war fleißig in ſeiner Wirthſchaft und ſparſam. Sein Wille ſtand feſt, von dem Erworbenen beiden Beraubten das Entwendete wieder zuzuſtellen. Dieſer Gedanke hielt ihn aufrecht und ermuthigte ihn bei ſeinen Unternehmungen.

Eine andere Beſorgniß, die er gehabt hatte, war, daß Mauſche ihn jetzt wohl als Vertrauten behandeln und ihm zumuthen würde, mindeſtens ihm als Hehler geſtohlener Sachen zu dienen. Allein der Räuber verſchonte ihn damit. Es ſchien, als mißtraue er grundehrlichen Gemüthern und als ſuche er ſeine Helfershelfer in einer andern Sphäre. Peter blieb von allen Zudringlichkeiten des Räubers gänzlich verſchont und ſah ihn nur ſelten mehr und auf kurze Augenblicke wieder. Die Summe war nun bald beiſammen, um dem Schmied und dem Sänger, der indeß bei einem großen Hoftheater angeſtellt worden war, wieder erſtattet zu werden. Das Gewiſſen Peters und ſeiner Frau wurde hiedurch vollſtändig erleichtert und ſie lebten ſtill und zufrieden noch viele Jahre.

Als Mauſche Nudel aber eingefangen und zum Tode verurtheilt war, da konnten Beide, obgleich fromme und ehrliche Leute, ſich nicht erwehren, dem Andenken des ſchweren Verbrechers bittre Thränen zu weinen, und Peter hatte ſich auf dem Richtplatze eingefunden, um im entſcheidenden Augenblicke für ſeinen unglücklichen Freund zu beten. Seine Frau konnte hiezu nicht Kraft gewinnen.

Der Bandit.

1.

Einige Miglien von Florenz lebte der junge Graf Carlo von F. auf ſeinem Schloſſe in Geſellſchaft ſeiner blühend ſchönen Gemahlin. Sie war die Tochter eines franzöſiſchen Emigranten, der in Livorno ein Handlungs-Comptoir errichtet hatte. Obgleich von altem Adel, hatte die Noth ihn gezwungen, ſich den Geſchäften zu ergeben und dieſes war es, was ungeachtet der Vorzüge, die Geſchlecht und Rang in der Geſellſchaft ertheilen, die Verbindung mit dem Grafen F. dennoch in den Augen der vornehmen Welt als eine Mißheirath erſcheinen ließ. Aus dieſem Grunde wurde es denn auch von beiden Seiten vorgezogen, das freundliche Schloß am Abhange des Appennins dem Palaſte in der Hauptſtadt den Vorzug zu geben.

Zwei Jahre lebten die beiden Eheleute jetzt in ihrer holden Abgeſchiedenheit. Sie liebten ſich mit jener ehrlichen aufrichtigen Neigung, die ihren ſtillen, ruhigen Gang geht, mit jener lauen Liebe, die ſtets das wahre Glück der Ehe bilden ſoll, oft aber nur der ruhigen Oberfläche gleicht, die in ihrem Schoße wilde Wogen verbirgt, welche vom leiſeſten Winde aufgerüttelt werden, und dann die Ufer überfluthen.

Blanche — oder wie man jetzt die junge Gräfin in ihrem neuen Vaterlande nannte — Bianca war durch eine Erzieherin aus der franzöſiſchen Schweiz gebildet worden. Sie hatte ſich daran gewöhnt, ihr Leben Stunde für Stunde zu regeln, und glaubte, daß die erfüllte Pflicht die größte Freude der Welt ſey, ohne daran zu denken, ſie zu verſchönern oder zu erhöhen. So wandelte ſie durch's Leben in ſteter Beobachtung Alles deſſen, was ſie that, gleichſam als befände ſie ſich beſtändig in einem glänzenden Salon, von hundert Augen beguckt oder im ſteifen Sonntagsſtaate auf der Promenade einer kleinen Stadt, wo daſſelbe ſtattfindet.

Ihre Gouvernante hatte ihr oft die Gefahren vorgeſtellt, der erſten Eingebung zu folgen; ſie war bemüht geweſen, ihr für alle Fälle des Lebens, die vorauszuſehen waren, neben den Lehren der Weisheit und der Erfahrung auch jene Phraſen einzulernen, die in ſolchen Fällen gut zu benutzen ſind. Ihr ganzes Leben war ihr auf ſolche Weiſe vorgezeichnet worden — mit einem Worte — ſie hatte leben gelernt, ſo wie man tanzen, ſticken und ſich ankleiden lernen kann. Sie hatte die Hand des jungen Grafen angenommen, ohne ihn zu kennen; ſie hatte nicht einmal geglaubt, daß es nöthig ſey, ſich von der Aufrichtigkeit ſeiner Neigung zu ihr zu überzeugen. Der Graf war mehrmals auf kurze Zeit in Livorno geweſen und dort in das Haus ihrer Aeltern gekommen, ohne daß Bianca ſeine Anweſenheit beſonders bemerkt hätte. So ſchüchtern war ſie. Die herrſchende Sitte legte dem jungen Manne übrigens die Pflicht auf, ſich mehr mit ſeiner zukünftigen Schwiegermutter, als mit ſeiner Braut zu beſchäftigen. Bianca fühlte mithin für ihren zukünftigen Gatten nicht mehr und nicht weniger, als was ſie für jeden andern empfunden haben würde, und als er nun wirklich ihr Gatte geworden war, und von ihr begehrte, ihm in die Einſamkeit des Bergſchloſſes zu folgen, ſo gehorchte ſie ohne Bedauern, wie ohne Luſt. Sie betrachtete es als eine Prüfung, als die Erfüllung einer Miſſion, zu welcher ſie ſich lange vorbereitet hatte. Die Gouvernante hatte ihr ja geſagt, daß ſie dazu beſtimmt ſey, die Gattin eines Mannes zu werden; wer dieſer Gatte ſeyn würde, das war ihr gleich.

Der Graf Carlo F. war eine jener exaltirten Naturen, die ſich das Leben ſtets anders träumen und ausmalen, als es ſich in der Wirklichkeit geſtaltet. Er konnte ſich ſeine einſtige Gattin nur als ſeine Herrin, als ſeine Geliebte denken. Der Aufenthalt in der großartigen, milden und einſamen Natur hatte ſeine Gefühle geſteigert und ſeine Empfänglichkeit für das Außerordentliche und Ungewöhnliche nur mehr entwickelt. Alles, was ihn in dem Wohnſitz ſeiner Vorältern umgab, wirkte mächtig auf ſeine geiſtige wie körperliche Kraft. Eine durchaus ritterliche Erziehung verlieh ihm eine Erhebung, die ſich in Allem, was er that, ausſprach. Sein Stand, der ihn über die Bedürfniſſe des Lebens erhob, überließ ihn einer glücklichen Unthätigkeit, welche nur durch häufiges Leſen romanhafter Schriften unterbrochen wurde. Er träumte von einer höheren Liebe.... von Leidenſchaft.... von zu überwindenden Schwierigkeiten. Zu dieſen Träumen geſellten ſich bald Wünſche und Hoffnungen; allein ein edles Zartgefühl hemmte dieſen Hang zum Abenteuerlichen, und er wollte ſein Glück nur in der Ehe ſuchen. Seine Gattin ſollte ihm dereinſt alle Wünſche erfüllen, ihm Alles ſeyn.

Seine bejahrten Aeltern in ihrem adeligen Palaſte zu Florenz ließen dem geliebten Sohne, deſſen Sinn und Gemüth ſie kannten, freie Wahl. Als Carlo die Tochter des Kaufmanns in Livorno gewählt hatte, waren ſie es zufrieden, wenn er vorläufig den Hof meiden wollte. Carlo wünſchte nichts mehr, als der Etikette überhoben zu ſeyn. Er ſtellte ſeine ſchöne Gattin den ehrwürdigen Aeltern vor, und entführte ſie dann eilig auf ſein Schloß im Gebirge, um mit ihr allein ſein Leben zu theilen, und von ihr allein nur alle Freuden deſſelben zu empfangen.

Allein Carlo war noch jung; was er begehrte, begehrte er mit Glut, und dieſe verzehrte oftmals den gewünſchten Erfolg, noch ehe er geboren war. In den erſten Tagen ſchon heftete er ſich an ſeine Frau mit der ganzen Leidenſchaft ſeines Alters, mit der ganzen Gewalt eines lange unterdrückten Wunſches, der jetzt mit einem Mal erfüllt wird. Bianca war ihm zum erſten

Mal als diejenige erſchienen, welche alle jene erhabenen und erhebenden Eigenſchaften in ſich vereinigte, die ſeine Einbildungskraft in ſolcher Vollendung kaum zu träumen gewagt hatte. Und dieſes Geſchöpf war nun ſein; er betete es an.

Da Bianca's Gouvernante ihr ſo ziemlich Alles vorausgeſagt hatte, ſo überraſchte ſie nichts; ſie ließ ſich ruhig lieben, ohne zu wiſſen noch zu begreifen, wie groß das Glück ſey; ſie hatte keinen Wunſch, und mehr unterwürfig als glücklich, empfing ſie die Zärtlichkeiten ihres jungen ſchönen Gatten.

Carlo's glühende Leidenſchaft verhinderte anfänglich, die Kälte ſeiner Gattin zu bemerken; ſpäter hoffte er, daß ſeine Zärtlichkeit ihr etwas mehr Mitgefühl abgewinnen würde. So verging die Zeit. Seine Beſtrebungen blieben fruchtlos und an einem Tage erkannte er deutlich, daß alle ſeine Bemühungen bei dieſer ſchönen, reinen und edlen Frau verloren ſeyen, und daß ſeine Liebe gegen ihre Marmorkälte vergebens ankämpfte. Zwei Jahre waren bereits ſeit ihrer Verheirathung verfloſſen, und er hatte von ihr noch kein Zeichen inniger Zuneigung empfangen.

2.

Es war Frühling. Jene himmliſche Jahrszeit, die an den ſüdlichen Appennin-Abhängen ihren holdeſten Reiz entfaltet. Die Aeltern Carlo's waren auf kurzen

Beſuch im Schloſſe. Man hatte ſich im großen Saale des Erdgeſchoſſes verſammelt, der eine zwar ſeltſame, doch wohlthuende Miſchung von Altem und Neuem enthielt. Zu der Pracht, der aus Gemälden großer Meiſter beſtehenden Wanddecoration, zu den goldenen Möbeln des vorigen Jahrhunderts geſellten ſich auch weiche, bequeme Armſeſſel, Arbeitstiſchchen mit den verſchiedenartigſten Mappen und Albums belegt, Stehſpiegel und Etagèren, wie ſie ein neuerer Luxus bedingt, welche den größten Theil des inneren Raumes anfüllten. Zu dieſem paßten die Menſchen, die der Saal verſammelt hatte, vollkommen. Carlo's Aeltern, die alten toskaniſchen Edelleute, mit dem ariſtokratiſchen Gepräge ihrer Zeit, der junge Graf im glühendſten Colorit der Gegenwart, und Bianca, das ſchön gemeißelte Marmorbild.

Schon ſeit frühem Morgen ſaß Bianca über eine Stickerei gebückt, die ſie mit vieler Kunſtfertigkeit ausführte; Carlo's Mutter ging auf und ab, ſah nach ihrer Uhr und ergriff dann ein altes Zeitungsblatt, um den Faden ihrer Lektüre, ſo gut es gehen konnte, wieder anzuknüpfen. Der alte Graf ſah ſtill und unverrückt in's Leere; ſeine Gedanken ſchweiften wahrſcheinlich in die Vergangenheit. Carlo hatte ſich in einen großen Lehnſtuhl geſtreckt und hielt ein Buch in der Hand. Allein wie emſig er auch ſeine Augen auf die Zeilen heftete, ſo ſchienen ſeine Gedanken doch eine andere Richtung als der Autor zu nehmen. Seine Blicke erhoben ſich; er richtete ſie auf Bianca. Ihre unbewegliche Ruhe machte ihn traurig. Alles war geſcheitert, was er verſucht hatte, das Gefühl dieſes Weibes zu beleben, zu entwickeln. Da ſaß ſie, ein unbegreifliches Räthſel, das ein Tag wie der andere wieder ſah. Bittere Reue ſchlich ſich in Carlo's Gemüth, und der Wunſch nach Glück wurde lebhafter in ihm. All ſein Leben lag in Zärtlichkeit, in Liebe, in wechſelſeitiger Zuneigung! Sollt' es ihm denn ſtets unmöglich bleiben, dieſe Sehnſucht zu befriedigen?

In der Jugend kennt man das Wort „unmöglich“ nicht. Carlo war noch jung. Aber durch welches Mittel durfte er hoffen, zum Ziele zu gelangen? Dieſer Gedanke und nur dieſer allein erfüllte ihn.

Er würde ſich mit wahnſinniger Tollkühnheit jeder Gefahr entgegengeworfen haben, hätte er hoffen können, in ſeiner Gattin dadurch eine günſtige Gemüthsbewegung zu erregen. Allein alle Verſuche, die er mit dieſem Galvanismus der Liebe unternommen hatte, waren ungünſtig für ihn ausgefallen; die Seele ſeiner Gattin ſchien gleichſam durch Erziehung zuſammengewickelt und gebunden; nur eine gewaltſame Kriſe konnte hier Luft ſchaffen. Wie aber ſollte man dieſe Kriſe herbeiführen?

In ſolchen Gedanken verſenkt, antwortete er nur einſylbig auf die von ſeiner Mutter an ihn gerichteten Fragen, die, ohne ſeine ſorgenvolle Stimmung zu bemerken, ihn mit den gleichgültigſten Dingen quält, vom Wetter oder von den Jagdhunden ſpricht und ihm Pflichten gegen die Nachbarſchaft in's Gedächtniß rufen will.

Plötzlich ſcheint ein Gedanke in Carlo's Kopf zu entſtehen, der ſeinen Zügen einen wunderbaren Schein verleiht.

Die alte Gräfin wiſchte ihre Brille ab und legte die Zeitung bei Seite.

„Du wirſt ſchönes Wetter haben zu deiner morgigen Reiſe, Bianca,“ ſagte ſie in gemeſſenem Tone.

„Und wann ſoll es fortgehen?“ fragte Carlo.

Bianca zog langſam den Faden an der Nadel in die Höhe und erwiderte, ohne ihren Gatten anzublicken: „Wann es dir gefällig iſt, Carlo.“

„Es thut mir leid,“ ſagte Carlo aufſpringend und an's Fenſter tretend; „allein ich werde dich nicht begleiten können, denn ich habe morgen ein kleines Geſchäft, das ich unmöglich aufſchieben kann.“

„Ein kleines Geſchäft, das ſich dennoch nicht aufſchieben läßt?“ fragte die alte Gräfin forſchend.

„Wären meine Aeltern nicht von meiner Ankunft vorbereitet, ſo würde ich gern meine Abreiſe aufſchieben; ſo aber könnten ſie meinetwegen beſorgt ſeyn, wenn ich ausbliebe,“ ſprach Bianca.

„Du haſt recht, ich komme dir nach. Du wirſt die kleine Reiſe ohne Abenteuer zurücklegen können,“ ſagte Carlo, indem er ſich zum Gehen wandte. „Wann reiſeſt du ab?“ fragte er noch ſchnell.

„Kannſt du denn aber das Geſchäft nicht noch heute beendigen?“ fiel die Mutter ein.

„Unmöglich! ich will die Befehle ertheilen, daß Alles bereit ſey. Wenn du in den Frühſtunden aufbrichſt, ſo kannſt du vor dem Ave Maria bei den Deinen ſeyn," ſagte Carlo.

Bianca nahm es hin mit ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit; ihr Gatte aber, deſſen Bewegung ihr entgangen war, verließ ſchnell das Zimmer.

„Was muß er für ein Geſchäft haben?" fragte die alte Gräfin. „Weißt du denn nichts davon, Bianca?"

„Nein, Mama; vielleicht mit den Pächtern," erwiderte dieſe, und ohne weiter darüber zu denken, vollendete ſie die Blume, die ſie angefangen hatte.

Am andern Morgen um zwei Uhr, als ein erfriſchender Wind durch die Baumwipfel zog, ſtand Carlo am Reiſewagen ſeiner Frau, um Alles ſelbſt zu überwachen. Nachdem er ſie in den Wagen gehoben, ließ er Lorenzo, ſeinen treuen bewährten Kammerdiener, zu dem Kutſcher ſitzen, und ihr die Hand reichend, rief er ihr ein freundliches Lebewohl zu.

3.

Das Wetter war vortrefflich und der Wagen rollte bereits anderthalb Stunden. Die Frühlingstage wuchſen ſchon, allein ſie waren noch nicht lange; noch herrſchte Dämmerung.

Die Straßen in Toscana werden ihrer Sicherheit wegen vor allen andern in Italien hoch gerühmt; allein wer möchte dafür ſtehen, daß aus den benachbarten Staaten verſcheuchtes Geſindel ſich durch die Päſſe der Apenninen auch bis hieher ergöſſe. Der reiſenden Dame war indeß kein Gedanke daran gekommen. Ihre vollſtändige Sorgloſigkeit hatte ihr einen angenehmen Schlummer zu Wege gebracht, deſſen Freuden ſie genoß.

Der Weg zog ſich durch eine hohle Gaſſe, die von Gebüſchen begränzt war. Weit und breit keine Wohnung. Der Ort war wie zu einem Ueberfall geſchaffen. Auch der Kutſcher mochte ſchlafen; die Pferde zogen langſamer. Plötzlich wird der Wagen von ſechs vermummten Männern angehalten, in deren Gürtel Waffen blitzen. Der Kutſcher erwacht; der Kammerdiener ſchreit, man hört ein paar Schüſſe, die glücklicher Weiſe Niemand treffen. Bianca fragt ängſtlich bebend, was dies Alles zu bedeuten habe? Da naht ſich ihr der Hauptmann der Bande — ein wirklicher Räuberhauptmann, wenn es je einen gab — bei ſeinem Anblick wird Bianca ohnmächtig.

Wie ſie zum Leben erwacht, war die Sonne noch immer nicht aufgegangen. Eine kühle Dämmerung ruhte auf allen Gegenſtänden. Sie lag auf dem Graſe und hörte das Murmeln eines Bergbaches neben ſich. Ein ſchöner hoher Mann kniete neben ihr. Aus allen ſeinen Bewegungen ſchien die regſte Theilnahme für ſie zu ſprechen. Es war gewiß, daß er ſich ihrer angenommen hatte, um ſie wieder in das Leben zurückzurufen.

Er war glänzend gekleidet; lange Haare, ein großer Schnurrbart, ſtark gezeichnete Augenbraun und ein mächtiger Bart verbargen faſt ſeine Züge und fügten dem maleriſchen Ausdruck ſeiner ganzen Perſönlichkeit einen bedeutenden Reiz hinzu. Bianca würde ihn mit Bewunderung angeſtaunt haben, wenn ſie nicht in ihm den Räuberhauptmann erkannt hätte, der vor Kurzem ihren Wagen überfiel.

Mit einem durchdringenden Schrei bedeckte ſie ihre Augen mit beiden Händen.

„Beruhigen Sie ſich, Signora,“ ſagte er leiſe, mit unbeſtimmtem Tone, „und fürchten Sie nichts von mir. Nur ich bin hier bedroht; denn Sie haben mich überwunden. Ja, ich hatte ſchreckliche Abſichten auf Sie, allein eine mir unbekannte, höhere Macht hat Alles vereitelt. Indem ich Ihre edle ſchöne Geſtalt ſo leblos vor mir da liegen ſah, regte ſich etwas in mir, das ich nie gefühlt und das ich Beſorgniß, Mitleid, Liebe nennen möchte, jedoch aus Scheu vor mir ſelbſt nicht ſo zu nennen wage. Ich vergaß meine Vorſätze, meine Wünſche und dachte nur an Sie. Ich verabſcheue in dieſem Augenblicke Alles, was noch vor wenigen Minuten meine Seele glutvoll umfaßte. Ich begreiſe nun, was Liebe iſt. Ich will Ihnen meine Achtung, meine Huldigung darbringen, als wenn Sie mir einſt angehören könnten. Ja, ich will mir denken, daß es mir möglich ſeyn würde, Sie zu verdienen. Als Sie noch ohnmächtig vor mir lagen, da gelobt' ich es, mich zu beſſern, mich Ihrem Dienſte zu weihen. Ich flehe, beſtimmen Sie über mich, über mein Leben.“

Bianca, die kalte unempfängliche Bianca, wußte nicht, was ſie dem liebeglühenden Italiener antworten ſollte. Ihre Ueberraſchung hatte ſie faſſungslos gemacht. Sie iſt nur im Stande, ihn zu bitten, ſie ihre Reiſe fortſetzen zu laſſen. Er willigt ein. Der Wagen ſteht unfern von dem Platze, wo ſie ſich befanden. Ein unbekannter Kutſcher, ein unbekannter Bedienter erſetzen des Grafen Leute. Sie erinnert ſich, Schüſſe gehört zu haben; ſie fürchtet für das Leben der Armen, allein ſie wagt nicht, eine Frage an den fürchterlichen Räuberhauptmann zu richten, der mit großer Höflichkeit ſie in den Wagen hebt.

„Wohin wünſchen Sie geführt zu ſeyn?"

Sie nennt ein Landhaus, das ihr Vater in der Gegend von Livorno beſitzt.

„Verſprechen Sie mir, Niemanden das Geheimniß zu enthüllen, das zwiſchen uns herrſcht," ſagt der Räuber. „Wenn Sie jemals mich verriethen, ſo ſchwöre ich es, daß meine Rache ohne Gränzen ſeyn ſoll!"

Mit dieſen Worten grüßt er ſie voll Anſtand, wirft den Kutſchenſchlag zu, ſagt dem Kutſcher ein paar Worte, und die Pferde rennen mit Windeseile davon.

Die herrlichſte Sonne beſchien ihren Weg. Der Wagen rollte durch die freundlichen, volkreichen Städte Toscana's. Allein Bianca, die ihre Angſt nicht mehr los werden konnte, ſah und hörte faſt nichts. Die Pferde wurden mit Blitzesſchnelle gewechſelt, allein nirgends ward angehalten. So war der Tag ſchnell verſtrichen, die Dunkelheit brach ſchon wieder herein, und ihre Angſt war wieder im Wachſen. Welchen Glauben ſollte ſie den Verſprechungen eines Banditen beimeſſen? Wohin führte man ſie? Ihre Phantaſie, die ſonſt ſo träge war, regte ſich nun plötzlich mit Macht, und tauſend Vorſtellungen, eine fürchterlicher als die andere, keimen in ihr empor. Sie fühlt ihre Seele tief im Innerſten erſchüttert; es iſt zum erſten Mal, daß ſie es fühlt. Sie erkennt es, welche Kriſe ihr bevorſteht. Allein hülflos, auf gänzlich unbekannter Straße, dem Willen eines Banditen überlaſſen, aus deſſen Gewalt ſie nichts zu entreißen vermag, welche Lage! Sie kann weder entfliehen, noch ſich Jemand anvertrauen. In der Angſt ihres Herzens hatte ſie gar nicht bemerkt, daß die vorſorgliche Hand des Räubers ſie mit Wein und Lebensmitteln in ihrem dahin rollenden Gefängniß verſehen hatte. Ihre Blicke fallen ängſtlich durch die Fenſter; die Gegend erſcheint ſo öde; nur dann und wann erſchienen einige Bauern, welche die Zeichen, die ſie ihnen macht, nicht verſtehen. Der Wagen ſcheint im Kreiſe zu fahren, oft nimmt er ſeinen Weg quer durch Felder; die Roſſe fliegen.

Bianka ſucht vergebens die Gegend zu erkennen; wie oft ſie auch ſchon ſie geſehen, ihr von Angſt und Beſorgniß gequälter Geiſt vermag ſich nicht zurecht zu finden.

Da plötzlich ſieht ſie Bäume, und es wird lichter um ſie. Ja, das iſt die Allee, die zum Landhauſe ihres Vaters führt; ſie erkennt den Ton der Dorfglocke; ſie erblickt das Dach des Hauſes, dies iſt keine Täuſchung; ſie iſt gerettet. Der Wagen hält; der Räuber öffnet ihr den Schlag; er ſelbſt hat ſie begleitet.

Sie öffnet den Mund, allein er gibt ihr ein ernſtes Zeichen, zu ſchweigen, drückt einen flüchtigen Kuß auf ihre Hand und eilt mit Blitzesſchnelle davon, die junge Gräfin, den Wagen, die Pferde vor dem Landhauſe zurücklaſſend.

Das Rollen des Wagens hatte die Bewohner herausgelockt, und man war freudig erſtaunt, Bianca zu ſehen, denn Lorenzo der Kammerdiener war mit dem Kutſcher bereits lange angekommen, um den gehabten Unfall zu berichten. Man hatte die bewaffnete Macht aufgeboten, um die Gegend zu durchſtreifen.

Man umgibt ſie; ein jeder will ſie ausforſchen; allein ſie weiß nichts zu ſagen, als daß ſie ohnmächtig geworden war und durch die Bemühungen eines Räubers zu ſich ſelbſt gebracht, von ihm ſelbſt hieher geführt wurde. Daß er jetzt entflohen ſey, und daß ſie ſelbſt nicht wiſſe, wie ſich dies Alles ſo plötzlich und räthſelhaft zugetragen.

Der Zuſtand der ſchönen Reiſenden verlangte Ruhe, und ſie wurde alsbald auf ein Zimmer gebracht. Ihre Sinne waren jedoch ſo heftig aufgereizt, daß ſie die ganze Nacht ſchlaflos zubrachte. Das Bild des jungen Räubers kam nicht aus ihrer Seele.

4.

Am andern Morgen erſchien Carlo. Mit großer Theilnahme läßt er ſich von ſeiner Gattin alle Umſtände der ſchrecklichen Begebenheit mittheilen. Sie ſagt ihm Alles, bis auf die Scene am Bache. Bianca hatte ja dem Räuber Verſchwiegenheit gelobt.

Das Gefühl des Schreckens erſetzte nunmehr die Freude, Bianca nach überſtandener Gefahr gerettet zu ſehen. Um die ſchöne junge Frau zu erheitern, nimmt man ſich vor, den ganzen Vorfall ſcherzend zu behandeln. Carlo ſelbſt gefällt ſich darin, dem Räuberhauptmann alle geiſtigen und körperlichen Vorzüge zu leihen, welche die alten Volksſagen den italieniſchen Banditen beizulegen pflegen. Carlo poetiſirt auf ſolche Weiſe auch den, der ſeine Gattin überfallen. Bianca ſcheint dieſen Späſſen mit Vergnügen zuzuhören.

„Du haſt den Menſchen unglücklich gemacht — du haſt ihn verführt,“ ſpricht Carlo lachend zu ſeiner Frau.

„O nicht doch!“ erwiderte ſie, in den Scherz eingehend, „er hat mich ja heimgeſchickt.“

Beſuche drängen Beſuche, und das Abenteuer mit den Räubern muß jeden Tag mehrmals wiederholt werden. Graf Carlo ſelbſt hatte ſich auf die Spähe begeben; der Räuberhauptmann iſt durch ſeinen Muth und ſein ausgezeichnetes Benehmen, ſo wie durch die Mannzucht, die er in ſeiner Bande aufrecht erhält, hinlänglich bekannt. Es iſt ein epiſcher Charakter durch und durch. Carlo's lebhafte Einbildungskraft bemächtigt ſich dieſes romantiſchen Gegenſtandes. Er leiht dem, was er hörte, Leben und gibt ihm Geſtaltung. Es unterhält ihn, ihm Züge von Tapferkeit und Großmuth anzudichten und ſie zu erzählen. Bianca, obgleich ſcheinbar gleichgültig, hört doch mit Intereſſe zu. Iſt ſie allein, ſo empfindet ſie ein beunruhigendes Gefühl, das nicht blos Neugier iſt. Der Menſch hat ſie magnetiſch berührt; ſein Bild herrſcht in Allem, was ſie empfindet; ſie kann ihn nicht vergeſſen. Sein Benehmen, ſeine tiefe, etwas dumpfe Stimme, der Ausdruck ſeines ganzen Weſens haben einen unauslöſchbaren Eindruck auf ſie gemacht. Nachts im Traum ſieht ſie den Räuber. Oft iſt er ſanft und zärtlich; dann aber erneuert ſich das Entſetzen, das ſein erſtes Erſcheinen begleitete; ſie träumt, daß er ſie überfalle, daß er ſie bedrohe, aber der wirre Traum läßt ihn dann wieder als ihren Retter erſcheinen, der kein Räuber mehr iſt.

Die heftigen Gemüthsbewegungen, die das Abenteuer in ihr erregt hat, erwecken zugleich tauſend geiſtige Kräfte und Fähigkeiten, die bisher von ihr ungekannt ſchlummerten. Ihre Gleichgültigkeit, ihre geſetzte Kälte ſind in Rührigkeit, in Neugier umgewandelt. Sie ahnet ein anderes Leben, als das einförmige, das ſie bis jetzt geführt hat. Sie fühlt, daß es etwas Reizenderes gebe, als die gleichförmige Erfüllung ſogenannter Pflichten. Die großartigen Gefühle der Angſt und des Schreckens, die eine plötzlich hereinbrechende Gefahr in ihr zum Ausbruch kommen ließen, verkünden ihr das Daſeyn einer Seele, von dem ſie früher keine Ahnung hatte.

Dies neue Leben mit ſeinen Freuden und Leiden, ſeinen Anforderungen und ſeiner Wiſſenſchaft erfüllte die junge Frau ganz und ihr Geiſt war begierig geworden, zu forſchen. Eine neue Welt lag vor ihrem Blicke enthüllt da; ſie wollte ſie kennen lernen. Allein von einem Inſtinkt geleitet, verbirgt ſie vor aller Welt ihre Wünſche; ſie begnügt ſich, im Stillen zu beobachten und darüber nachzudenken.

Dieſe geheimnißvolle Neigung macht ihr die Einſamkeit werth. Sie hatte nie noch ihren Reiz ſo empfunden. Nach dem Abendſegen, wenn Carlo ſich zurückgezogen hat, liebt ſie es, auf den ſchönen Terraſſen des Gartens zu ſpazieren. Dort allein mit der Natur ſucht ſie innigere Beziehungen mit derſelben anzuknüpfen. Eine neue Sprache vernimmt ſie in ihrer Seele; eine vertraute innige Poeſie ſchaukelt ſie ſanft in eine unbeſtimmte gränzenloſe Traumwelt hinüber. Dies Alles hat ſie ſonſt nie gekannt.

Sie glaubt ihrem Gatten gefällig zu ſeyn, wenn ſie jene Bücher lieſt, die er ihr ſeit einiger Zeit öfter bringt, als ob er die geheime Stimmung ihres Weſens erriethe. Sie fühlt, daß dieſe Bücher ihr ein Vergnügen verſchaffen, das ihr früher gleichfalls unbekannt war. Wie kann ſie ſich jetzt für die Heldin einer Geſchichte doch ſo warm intereſſiren? Sie begreift das Verbrechen und weiß die Macht der Leidenſchaft zu würdigen.

5.

So waren Monate vergangen.

Graf Carlo erſchien eines Tages, um mit ſeiner Gattin am andern Morgen nach ſeinem Gebirgsſchloſſe zurückzukehren. Bianca wollte noch dieſen Abend auf ihrem einſamen Spaziergange alle jene Orte wiederſehen, wo ſie den ſchönſten Träumereien ihres Lebens nachgehangen. Sie wollte ihnen ein Lebewohl ſagen, ehe ſie ſie auf lange verließ.

Der Mond warf ein zweifelhaftes Licht durch dicke Wolkenſchichten; die Luft war mild, faſt heiß; es war die ſchönſte Jahreszeit in dem glücklichen Lande. Hin und wieder ſchritt ein einzelner Menſch durch die hohen duftigen Gänge des Parks. Die Fenſter des Landhauſes ſtanden geöffnet und von Lichtern erhellt; man vernahm das verworrene Gemiſch der Stimmen ſeiner Bewohner. Alles verkündete ein ſich bewußtes Leben inmitten der Ruhe der Natur. Es war einer jener ſchönen Spätabende, die der Himmel manchmal den Menſchen wie ein erhabenes Schauſpiel zum Beſten gibt. Bianca hatte noch niemals dieſe himmliſche Gewalt ſo bewundert. Dies Gefühl trieb ſie noch mehr der Einſamkeit zu. Sie entfernte ſich aus der Nähe des Hauſes und ſetzte ſich in ein blühendes Gebüſch, das ſie mit tiefem Schatten umgab. Ein leiſes Geräuſch ſtört ſie, ſie wendet den Kopf, und ein Schrei will aus der Bruſt dringen, der jedoch bald erſtickt wird.

Der Bandit liegt vor ihr auf den Knien und der ganze Ausdruck ſeines Weſens ſcheint ſie zu bitten, ihn nicht zu verrathen.

„Habe Dank,“ ſtammelte er.

Sie wollte fliehen.

„Fürchten Sie nichts. Ich verlaſſe Sie,“ ſagte er, indem er aufſprang. „Wie kann mein Anblick Ihnen Abſcheu einflößen, da ich ja nur Ihnen angehöre.“

Als er ſah, daß die junge Frau zitternd und in großer Verwirrung vor ihm daſtand, wandte er ſich lebhaft zum Gehen, und ſein Haupt ſenkte ſich wie in tiefer Bekümmerniß.

Bianca ſank auf die Bank im Gebüſche nieder. Tauſend Betrachtungen zogen ihr durch den Kopf. Was ſollte ſie machen? Schreien? um Hülfe rufen? Welche Schändlichkeit! Auch waren die Mittel zum Rückzuge wahrſcheinlich für den Banditen gehörig vorbereitet. Man würde ihn nicht gefangen haben. Zugleich fühlte ſie die ganze Wichtigkeit des Bekenntniſſes, das man ſie öffentlich abzulegen nöthigen würde. Daher ſchwieg ſie — und nahm ſich vor, ihrem Gatten unter dem Siegel des Geheimniſſes Alles zu ſagen und ihn um ſeinen Rath zu bitten.

Als ſie mit dieſen Planen ein wenig im Reinen war, blickte ſie auf; aber die Erſcheinung des Räubers war ihr wie ein Traum verſchwunden.

6.

Am andern Morgen, als ſie mit vollem Herzen ſich ihrem Gatten nahete, fand ſie ihn ſo ſchlecht aufgelegt, daß ſie es nicht wagte, ihren Plan auszuführen.

Graf Carlo ſagte, daß man ihm gemeldet habe, das Haupt der Banditen ſtreife in der Umgegend. Er war entſchloſſen, ihn nach der vollen Strenge der Geſetze verfolgen zu laſſen und hatte bereits das Geſuch an die Behörden geſtellt. Bianca fühlte, wie bei dieſer Eröffnung ihre vertrauensvolle Beichte ihr auf den Lippen erſtarb.

Zwei Tage ſpäter befand ſie ſich bereits wieder auf dem Schloſſe am Fuße der Appenninen, das ihrem Gatten gehörte. Am erſten Morgen, als ſie zu ihrer Toilette trat, fand ſie einen Zettel von fremder Hand geſchrieben, der dieſe Worte enthielt:

„Fürchten Sie nichts, Signora; Sie ſtehen unter dem Schutze des edelſten Gefühls, das Sie einzuflößen wußten. Der Unglückliche, den Sie erhoben und geadelt haben, fordert nichts von Ihnen, als die Erlaubniß, ſie manchmal zu ſehen. Ihr Anblick wird ihm Kraft und Muth verleihen. Er bedarf ihrer, um auf dem Wege der Beſſerung zu beharren, den er eingeſchlagen hat von dem Augenblicke an, daß er Sie kennen lernte. Seine Gegenwart darf Sie nie erſchrecken; nur er hat zu fürchten! Sein Leben ſteht in Ihrer Hand. So oft er Ihren Blicken erſcheinen wird, kann ein Wort, ein

Wink ihn den Schergen des Geſetzes ausliefern. Sehen Sie in dieſer Hartnäckigkeit nur den Ausdruck ſeiner Verehrung und entnehmen Sie daraus, wie glücklich er ſich fühlen muß, Ihnen etwas zu verdanken zu haben.“

Im erſten Augenblick gedachte Bianca, dieſes Schreiben ihrem Gatten einzuhändigen. Sie eilte in ſein Zimmer; allein der Kammerdiener benachrichtigte ſie, daß der Graf nach einer entfernten Meierei geritten ſey und dort übernachten würde.

Sie entfernte ſich beſorgt und nachdenklich, da ſie nicht wußte, wie ſie ſich aus der ſeltſamen Lage ziehen ſollte, in die ſie gerathen war. Sie fühlte, daß ſie ihrem Manne Alles geſtehen müſſe, daß er allein ihr natürlicher Vertrauter war, und daß ſie alles im entgegengeſetzten Falle von ſeiner Eiferſucht zu befürchten habe. Durch ſeine Abweſenheit gewann ſie Friſt, bis zum andern Morgen zu überlegen, und ſie tröſtete ſich endlich damit, daß die Zeit ihr hülfreich ſeyn würde, ein Mittel zu entdecken, um dieſer Verlegenheit zu entkommen. Den ganzen Tag, die ganze Nacht dachte ſie darüber nach, und der nächſte Morgen erſchien, ohne daß ſie etwas beſchloſſen hatte.

In heftiger Unruhe kleidete ſie ſich an, um zum Frühſtück zu gehen, als ſie — diesmal auf ihrem Schreibtiſche einen ähnlichen Zettel, wie den erſten fand. Er enthielt neue Verſicherungen, daß ſie nichts zu fürchten habe und Bitten, nichts zu verrathen. Allein man drohte ihr, daß, wenn ſie der Bitten ungeachtet dennoch das Geheimniß des Räubers verrathen würde, Graf Carlo als erſtes Opfer der Rache fallen müſſe. Wenn ſie aber im Gegentheile das große Geheimniß verſchwiege, ſo würde derjenige, der ſie liebte, über ihr Leben und das Leben der Ihrigen wachen.

Die Furcht, ihren Gatten der augenſcheinlichſten Gefahr bloszuſtellen, beſtimmte ſie, das Geheimniß zu verſchweigen, obgleich es bedeutend ſich durch die Correſpondenz complicirte, die der Unbekannte mit ihr anknüpfte, obgleich ſie ihm jede Antwort ſtandhaft verweigerte.

Kein Tag verging, an dem ſie nicht einen Brief gefunden hätte, ohne daß irgend jemand im Hauſe davon Kunde erhielt. Jedes Schreiben enthielt neue Drohungen, wie neue Betheuerungen, und die Bekenntniſſe eines leidenſchaftlich liebenden Herzens.

Einige Male war ihr der Menſch wie im Fluge erſchienen; manchmal ging er im Gebüſch vorüber, manchmal ſah ſie ihn in der Ferne gleichſam ſie erwartend ſtehen und dann plötzlich wieder verſchwinden. Es kam ihr vor, als wollte er ſie an ſeinen Anblick gewöhnen, und in der That gelang ihm dieſes in dem Grade, daß ſie es recht ſehr wünſchte, einmal wieder mit ihm ſich unterreden zu können, um ſich gegen ihn ernſtlich auszuſprechen. Sie glaubte, daß es ihrer Ueberredungskraft gelingen würde, ihn für immer von ſich zu entfernen. Aus dieſem Grunde ging ſie oft allein in den verſteckteſten Gängen, an den äußerſten Gränzen des

Parks. Sie mußte dieſem Zuſtande entfliehen, der ſie wider Willen gänzlich in Anſpruch nahm, das fühlte ſie immer mehr.

Es war ein ſpäter Abend; ſie hatte den Nachmittag die letzten ſpannenden Kapitel eines neuen Romans beendigt und war mit dem unbeſtimmten Verlangen, den Räuber zu treffen, in den Park hinabgeſtiegen. Die fliehenden Wolken und der Wind, der durch die Wipfel ſauste, kündigten ein Gewitter an, und der Gedanke an ihren Gatten, der ſeit dem frühen Morgen auf der Jagd war, hatte in dem Augenblicke jeden andern entfernt, als ſie plötzlich durch den Anblick des Räuberhauptmanns überraſcht wurde, der ſchöner, edler, aber auch unterwürfiger als je, ſich an ihrer Seite befand. Wie oft hatte ſie ſeine Gegenwart herbeigewünſcht! wie oft hatte ſie ſeine Briefe geleſen, die ſie gewiß unerbrochen zurückgeſchickt haben würde, wenn ſie ſeine Adreſſe gewußt hätte, und die ſie endlich aus Pflicht leſen zu müſſen glaubte, um irgend einer Gefahr vorzubeugen, die ihrem Manne drohen könnte. Alles dieſes hatte ihr nach der erſten Ueberraſchung die nöthige Faſſung verliehen, das Geſpräch mit ihm zu unterhalten.

Zuerſt ſuchte ſie ihm zu erklären, daß ſie es für Pflicht halte, jede Verbindung, und ſey ſie noch ſo unbedeutend, mit ihm abzubrechen. Aber der junge ſchöne Mann ſchilderte ihr mit einer Glut der Leidenſchaft und einer ſo meiſterlichen Beredſamkeit, die Bianca bis jetzt nur aus

Romanen kannte, ſeine Zärtlichkeit, ſein Unglück und ſeine edeln Vorſätze, daß ſie davon gerührt wurde.

Nach einigem Kampfe jedoch war ſie wieder feſter als je entſchloſſen, von ihm zu fordern, daß er ſie meiden ſolle. Sie ſprach ernſte Worte zu ihm; da hörte man nahende Schritte; ſie wurden überraſcht; der Räuber entfloh.

Ein Bedienter war es, welcher der jungen Gräfin die verſpätete Ankunft einiger Verwandten meldete, die ſie im Schloſſe erwarteten.

7.

„Morgen!“ hatte der fliehende Räuber Bianca zugeliſpelt, und dies Wort tönte in ihrem Ohre wie in ihrem Herzen wieder. Wird ſie morgen das Verſprechen von ihm erhalten, das er ihr heute noch verweigert hatte? Sie wagte es faſt nicht, daran zu glauben. Was ſollte ſie aber thun? Sie beſchloß am folgenden Abende, ſich nicht zum Stelldichein zu begeben und blieb den ganzen Tag über unter dem Vorwande des Unwohlſeyns im Schloſſe.

Als ſie aber Abends ihr Schlafgemach betrat, fand ſie ein Billet auf ihrem Tiſche, das folgende Worte enthielt:

„Sie kamen nicht, und beraubten mich des Vergnügens, Sie zu ſprechen. Ich werde Alles erfüllen, was Sie von mir verlangen. Ich werde nie wieder an Sie ſchreiben. Nur das Einzige verſprechen Sie mir, mich morgen noch einmal zu ſprechen. Was fürchten Sie? Sind Sie nicht meine Gottheit, und iſt Ihre Macht wohl kleiner, als die Macht Gottes über den Menſchen?“

Die Hoffnung, endlich das von ihm zu erhalten, was ſie wünſchte — Ruhe vor ſeinen Nachſtellungen — und ein nicht eingeſtandener Zug des Gefühls ließen Bianca dem Wunſche des Banditen nachgeben. Mit anbrechendem Abende durchſtrich ſie die ſchattigſten Gänge des Parks; doch blieb ſie diesmal dem Schloſſe etwas näher, damit ſie weniger ängſtlich ſeyn dürfte.

Sie fand den ſchönen Räuber ſchon dort.

„Sie haben mich beſiegt,“ ſagte er; „ich werde nicht wieder ſchreiben; denn ich bin Ihr Sclave für ewig, und was Sie wollen geſchieht. Nur eine Bedingung erlaube ich mir zu ſtellen: Ich will Sie ſehen. Ich ſchwöre es bei dem Heiligſten, bei Ihnen, ein Wort, ein Blick wird mir genügen. Nur manchmal, hier, an dieſer Stelle will ich Ihnen ſagen dürfen: Bianca! ich bin noch immer ein edler Mann, ich beharre im Guten, das Sie mich gelehrt! Die Liebe, die Sie mir einflößten, hat meine Seele ganz erfüllt. Machen Sie aus mir, was Sie wollen, einen Karthäuſer, einen Helden, einen Märtyrer, einen Gott, Sie vermögen Alles. Allein wiſſen Sie auch, daß an dem Tage, wo mich dieſe Liebe verlaſſen wird, wo ich genöthigt ſeyn werde, ihr zu fluchen, ich wieder ſo elend ſeyn werde, ſo verworfen, als ich war, ehe ich Sie kannte. Ich werde meinen Haß auf Alles werfen, was Ihnen theuer iſt, ja auf Sie ſelbſt. Und wenn ich dann eine ſchreckliche Rache vollzogen haben werde, dann ſoll unmittelbar mein Tod dem Ihrigen folgen.“

Die letzte Worte, die er dumpf und nach einer bemeſſenen Pauſe vorbrachte, ſchienen das ganze Weſen des jungen Mannes verändert zu haben. So viel es die Dunkelheit geſtattete, hatte ſein Ausdruck etwas Entſetzliches angenommen; Bianca erkannte in ihm den Räuber wieder, der ihren Wagen im Hohlweg überfiel; ſie vergaß mit einem Male, daß der Mann vor ihr ſtand, zu dem ſie ſich in ſtillen Augenblicken auf ſeltſame Weiſe hingezogen gefühlt hatte. Jetzt war es wieder der Ausgeſtoßene, der Bandit, der vor ihr ſtand.

Entſetzt floh ſie aus dem Park dem Schloſſe zu.

Ehe ſie in die Halle trat, blieb ſie ſtehen, da ſie beſorgte, daß ihre Aufregung bemerkt werden könnte. Um ſich zu erholen, ging ſie die Terraſſe einige Male auf und ab. Sie hörte die Stimme ihres Gatten, und bald darauf trat er ihr mit den Worten entgegen:

„Biſt du noch ſo ſpät im Freien?“

Er ergriff ihre Hand, und ihr Beben fühlend, ſetzte er hinzu:

„Dich friert! Ei, was haſt du? Du ſcheinſt mir ſo bewegt. Man ſollte ſagen, du hätteſt wieder einmal deinen Banditen geſehen.“

Dieſer Scherz erregte der jungen Gräfin einen leiſen Schauder. Carlo ſchien es nicht zu bemerken.

Der letzte Auftritt mit dem Räuber hatte auf Bianca einen ſo furchtbaren Eindruck gemacht, daß ſie es vermied, wieder allein in den Park zu gehen. Wenn die Stunde des Stelldicheins kam, ſo verließ ſie ihren Gatten nicht mehr, und obgleich ſie nicht im Stande war, den räthſelhaften Banditen aus ihren Gedanken zu verſcheuchen, ſo ſah ſie ihn doch wenigſtens nicht mehr, und das erſchien ihr als genügend, um ihr erwachtes Pflichtgefühl zu beſchwichtigen.

So waren einige Tage vergangen. Das ſonſt ſo ruhige Leben der jungen Frau war gänzlich verändert. Die ſtürmiſchen Gemüthsbewegungen hatten in ihr eine tiefe Reizbarkeit erweckt, die fortwährend ihr Daſeyn durchſtrömte.

In einer Nacht erweckten ſie holde, leiſe gehauchte Töne unter ihrem Fenſter. Die zärtlichſten Worte, die rührendſten Vorwürfe ſtrömten, von einer ſchönen Melodie getragen, zu ihr hinauf, aber nur leiſe — ganz leiſe. Sie wußte wohl, wer ſo ſich an ſie wandte, und ihre Verlegenheit wuchs mit jeder Minute. Der Schlaf war hin für dieſe Nacht und noch für viele andere.

8.

Am Morgen wollte Niemand im Schloſſe etwas gehört haben. Bianca hatte nun wohl begriffen, daß die Muſik ihr nur allein gegolten. Der Mann, der ſo zart den Ruf und das Glück einer Frau, die er innig und heiß liebte, zu ſchonen wußte, fing nun an, ihr Vertrauen zu erwecken. Sie bedauerte es faſt, ihn nicht mehr wieder zu ſehen.

Solche heftige Gemüthsbewegungen erſchütterten aber ihre Geſundheit. Eine Krankheit überfiel ſie und feſſelte ſie an das Bett. In den Träumen des Fiebers ſah ſie den Räuber wieder, der ſich ihres ganzen Weſens ſo wunderbar bemächtigt hatte.

Endlich erſchien der Tag der Geneſung. Sie hatte nach langer Zeit wieder einmal ihre ſchönen Augen dem Leben, dem Lichte geöffnet. Ein wohlthätiger Schlummer war ſo eben von ihr gewichen. Mit dem tröſtlichen Gefühl wieder gewonnener Geſundheit blickte ſie um ſich. Wie wurde ihr aber da, als ſie an ihrem Bette den Mann knien ſah, der ſelbſt in den Phantaſien der Krankheit ihr erſchienen war.

Kaum traute ſie ihren Augen; die halbverhängten Fenſter verbannten das grelle Sonnenlicht aus dem Zimmer und ließen ein geheimnißvolles Dunkel darin walten. Allein es war keine Täuſchung möglich! Er war es ſelbſt, der auf unbegreifliche Weiſe hieher gekommen war. Die Worte, die er ſprach, ſollten jeden Zweifel löſen.

„Befehlen Sie mir, daß ich mich entferne und ich werde gehorchen,“ ſprach er in ſeinem gewohnten tiefen Tone, „aber wiſſen Sie vorerſt, daß ich ſelbſt mit Gefahr meines Lebens mich überzeugen wollte, ob Sie ſich denn wirklich jetzt auſſer Gefahr befinden, wie die Leute ſagen. Niemand weiß, daß ich hier bin; denn ich bin hier durch Mittel, die nur dem Handwerke, das ich treibe, bekannt ſeyn können. Fordern Sie es von mir, ſo entfliehe ich, noch ehe Sie den Wunſch ausgeſprochen haben — dann aber ſey es mir vergönnt, ein Pfand mit mir zu nehmen, ein Geſchenk, um das ich flehe. Eine Haarlocke ſey mein Troſt, meine Hoffnung, mein Leben!“

Bei dieſen Worten erhob er ſich, und ohne auf die Erlaubniß zu warten, ſchnitt er mit dem ſcharfen Stilet, das er bei ſich trug, einige Haare ab, die Bianca im Schlafe weit hin über die Kiſſen verſtreut hatte.

Sie würde vergebens Widerſtand geleiſtet haben. Alles war ſo überraſchend ſchnell gekommen und der Bandit war wieder verſchwunden, ehe ſie ſich noch von ihrem Erſtaunen vollkommen erholen konnte, in das ſie ſeine Erſcheinung verſetzt hatte.

Auf ihrem Bette lag ein reiches Medaillon, welches der Räuber vergeſſen zu haben ſchien. Ihr eigener Namenszug mit einem Andern, den ſie nicht kannte, blitzte ihr entgegen. Eine ſchwarze Haarlocke, die ſie aber ſogleich erkannte, war darin verſchloſſen.

Dieſe Liebe, dieſe Ergebenheit, dieſe Beharrlichkeit konnten endlich den günſtigſten Eindruck auf das Herz der jungen Frau nicht verfehlen. Sie verſuchte es, ſich ſelbſt dieſes Gefühl zu verbergen — allein umſonſt. Es war ihr ſo neu, ſo mächtig, ſie gehörte ihm ganz. Schon war ſie ganz dem furchtbaren Fremden zur Beute geworden, als ſie noch gegen ihn anzukämpfen wähnte. Jetzt war es nicht mehr die Furcht vor ſeinen Drohungen, die Beſorgniß vor ſeiner Rache, die ihr Schweigen auferlegten. Nein, es war die Angſt, ihn ſelbſt zu verlieren auf ewig, die Gerichte auf ſeine Spur zu lenken, und ſich auf eine feige Weiſe von einem ſo edler Gefühle fähigen Manne zu trennen. Sie entſchuldigte ihr Schweigen gegen ſich ſelbſt mit den triftigſten Gründen, ſo daß ſie ſich endlich ſelbſt überredet hatte, daß es die Ehre von ihr fordre, zu ſchweigen, während es doch nur eine tiefe Leidenſchaft war, die ſie dazu antrieb, und die ſich ihrer mit unwiderſtehlicher Gewalt bemächtigt hatte.

Der Zwang, den ihr die Verſtellung gegen ihre Umgebung auflegte, machte ihr ſowohl die Familie ihres Mannes, als auch ihre gewöhnlichen Beſuche, die ſie ſonſt gleichgiltig kommen und gehen ſah, unausſtehlich, deshalb ſchützte ſie länger ihre Schwäche vor und erholte ſich nur langſam, um das Recht dadurch zu behalten, ungeſtört allein zu ſeyn. Graf Carlo, der wegen ſeiner Geſchäfte oft abweſend war, mochte gegen dieſe Laune ſeiner Gattin keinen Einwand erheben.

Oft, wenn ſie Abends ſich von Niemand belauſcht wußte, öffnete ſie ein geheimes Fach ihres Schreibtiſches und zog daraus die Briefe und das Medaillon hervor, die ſie zu entfernen nicht den Muth gehabt hatte. Dann ſuchte ſie in jeder Wendung, in jedem Worte den Charakter dieſes ſeltſamen Menſchen zu entziffern, und jedesmal mußte ſie ſich bekennen, daß er edel und groß in Allem ihr erſchienen war. Wie konnte er aber bei ſolcher Geſinnung den Ausgeſtoßenen ſich beigeſellen? Welche Verkettung von Umſtänden mochte ihn dahin geführt haben? Oder war es erſt ihre Bekanntſchaft, die das Innere des Verworfenen plötzlich wie durch einen Blitzſtrahl erhellte und ihm den Weg zeigte, den er fortan wandeln ſollte?

Eine heimlich traute Stimme erklang manchmal leiſe und überraſchte ſie bei ihrer nächtlichen Beſchäftigung. Sie erkannte ſie beim erſten Tone für die ſeinige. Dann überließ ſie ſich ganz dem ſüßen Zauber, den dieſe Stimme und die Erinnerung um ſie woben und ſie gedachte nicht der Hinderniſſe und Abgründe, welche ſich zwiſchen ihr und dem Banditen zeigten.

Jetzt, da er ſich, ihrem Gebote zufolge, entfernt hielt, keimten Wünſche in ihr, die ſeine Gegenwart betrafen. Sie machte ſich Vorwürfe darüber, daß ſie ſo grauſam gegen ihn ſeyn konnte, ihn aus ihrem Angeſichte zu verbannen. Es waren jene Illuſionen, welche die Unerfahrenheit und die ſich in ihrem Innern entwickelnden, bisher völlig unbekannten Gefühle entſtehen ließen. Solche Wünſche kehrten nach und nach häufiger wieder; bald füllten ſie jeden Augenblick ihres unbelauſchten Alleinſeyns aus.

Eines Abends hatte ſie ſich, in ſolchen Gefühlen gewiegt, eben zu Bette begeben, als ſie die Erſcheinung zu haben glaubte. Ihr Vorhang barg ſie noch zur Hälfte; jetzt bewegt er ſich leiſe — er wird zurückgeſchoben, und ſie erblickt bei dem matten Schimmer ihrer Nachtlampe den Banditen zu ihren Füßen auf den Knien liegen.

In Haſt bringt er ihr in Erinnerung, welche Gefahr ihm drohe, wenn ſie ihren Schreck nicht zu bezähmen im Stande wäre und ein lautes Wort ihren Lippen entführe. Zugleich ſchwört er auf's Neue, daß es nur eines Winkes von ihr bedürfe, um ihn ſogleich aus ihrer Nähe zu bannen; allein die geringe Kraft, die ſie etwa noch hiezu beſäße, nimmt ſogleich die Schilderung ſeiner Qual und ſeiner Leidenſchaft gefangen, die er mit bezaubernden Farben entwirft. Welche Opfer bringt er ihr nicht; welche gigantiſche Anſtrengung, welchen außerordentlichen Kampf erheiſcht nicht jeder Schritt, in ihre Nähe zu gelangen!

Bianca horcht aufmerkſam zu; ſie hört mit ganzer Seele.

Der Bandit ſchildert ihr hierauf ſein abenteuerliches Leben mit allen ſeinen Umſtändlichkeiten. Er malt ihr die Kämpfe, die Gefahren ſeiner frühern, nunmehr verlaſſenen Laufbahn. Bianca ſchaudert bei dieſer Mittheilung! Allein der Furchtbare liegt auf den Knien vor ihr und ſpricht ſo leiſe, ſein Ton iſt ſo milde.... nach und nach vergißt ſie es, wer zu ihr ſpricht.... ſie läßt es zu, daß der Räuber ihre herabhängende Hand mit Küſſen bedeckt.

Die Locken der jungen Frau, die ſich immer mehr dem Munde des Räubers nähert, um nichts von den leiſe gehauchten Bekenntniſſen zu verlieren, berühren ſchon die Wangen deſſelben; beider Athem vermiſcht ſich. — —

Sie iſt auf dem Punkte, Alles um ſich her zu vergeſſen; da erweckt ſie ein glühender Kuß und bringt ſie plötzlich wieder zu ſich. Entſetzt rafft ſie ſich empor: ſie will rufen, klingeln; ſie will aus dem Bette ſpringen; aber der Räuber liegt vor ihr auf den Knien, unbeweglich und ſtarr!

„Thun Sie, was Sie wollen,“ ſpricht er dumpf, „überliefern Sie mich dem ſichern Tode, dies iſt mein Geſchick! Es iſt mir erwünſcht, wenn es mich durch Sie, wenn es mich ſchneller ereilt. Rufen Sie Leute herbei — laſſen ſie mich dem Gerichte ausliefern!“

Bei dieſen Worten erkennt ſie die ganze Gefahr, die ihn bedroht. Sie vergißt ihre eigene Lage, und ſieht nur Blut und Schaffot für ihn.

„Nein! nie! nie! durch mich nicht!“ ruft ſie mit unterdrückter Stimme. „Aber, mein Gott! man kommt! retten Sie ſich, Unglücklicher!“

„Es iſt zu ſpät!“ ſpricht er kalt und entſchloſſen.

„Zu ſpät! ach, mein Himmel!“ ruft ſie in unſäglicher Angſt. „Nun dann, ſo will ich Sie retten! Nicht ich kann Sie den Händen Ihrer Verfolger überliefern. Hieher, mein Freund, verbergen Sie ſich hinter dieſen Vorhängen! Verlaſſen Sie ſich auf mich! ſpäter — wenn ſie wieder fort ſind, können Sie leicht entkommen! Aber, da ſind ſie ſchon! Vergebens — Alles!“

Mit der Geiſtesgegenwart, welche ſtets aus einer ſtarken Leidenſchaft entſpringt, geht Bianca den Eindringenden entgegen. Sie hält ſie auf. Das laute Rufen erklärt ſie ihnen als die Folge eines unruhigen Schlummers; ſie habe einen ſchweren Traum gehabt; die guten Leute mögen ſich nicht weiter bemühen; ſie dankt für ihre Theilnahme. Graf Carlo erblickt ſie nicht. Sie bittet, daß man ihn nicht wecke; jeder gehe ruhig ſchlafen.

Damit verabſchiedet die junge Frau ſcheinbar beruhigt die Leute.

Allein mit der Entfernung der augenſcheinlichen Gefahr wächst auch ihre Unruhe wieder. Sie eilt in ihr Schlafgemach zurück, mit dem feſten Entſchluß, dem

Manne, den ſie eben ſo großmüthig gerettet, für immer den Zutritt zu verbieten.

„Entfliehen Sie jetzt auf der Stelle,“ ruft ſie ihm zu, verlaſſen Sie mich — ich ſehe Sie nie wieder!“ —

Allein welches Erſtaunen, welche Ueberraſchung, welches Glück bemächtigt ſich ihrer! Der Bandit, der Auswurf der Geſellſchaft, der furchtbarſte Menſch der Schöpfung, der Unbekannte, den ſie auf ewig aus ihrer Nähe verbannt wiſſen will und für den ſie heimlich doch ſo viel Theilnahme und mehr noch empfindet — ſteht als Carlo — als ihr Gatte vor ihr! — —

Abgeworfen hat er die fremde, ihn verhüllende Tracht, den Bart, die Perücke; es iſt wieder der helle Ton ſeiner Stimme; der volle Glanz der von ihm angezündeten Kerzen beleuchtet wieder die längſt vertraute Geſtalt. Das Räthſel iſt gelöst; das Herz Bianca's mit ihm.

Carlo ſteht vor ihr nicht mehr als bloſer Gatte, den die Pflicht ihr gegeben; ſondern als Geliebter, den ihr Herz ſich erkor.

Carlo hatte durch dieſen kühnen, abenteuerlichen Streich die ſchlafenden Gefühle ſeiner geliebten Bianca erweckt. Das Ganze war gewagt, denn eine ſolche plötzliche und gewaltſame Belebung ſtarker Naturkräfte führt oft zu bedenklichen Ausbrüchen. Ob das Verhältniß für die Dauer ein glückliches wurde, melden unſere Quellen nicht. Der erſte Moment des Erwachens war ein ſehr glücklicher.

Mörder

und

Geſpenſter.

Von

AUGUST LEWALD.

Zweiter Band.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1840.

G. H. BIBL. Z. WEIMAR.

Jü

Vorwort.

Hiemit übergebe ich vertrauensvoll den zweiten Theil meiner Sammlung den zahlreichen Freunden, die der erſte gefunden.

Daß es an Leuten nicht fehlen würde, die aus dem Titel Folgerungen zogen, ohne den Inhalt zu kennen, hatte ich erwartet. Da mir dieß jedoch von keinem Belang ſchien, ſo wählte ich ihn dennoch. Es iſt gottlob noch nicht ſo weit gekommen, daß jene Stimmen die öffentliche Meinung beherrſchen. Sie machen höchſtens Lärm und verhallen; das unbedeutendſte Buch hat das voraus, daß es bleibender wirkt.

Zu bemerken iſt noch, daß ich die letzte Erzählung dieſes Bandes einem Freunde verdanke, der ſie mir zu dieſem Behufe mittheilte.

Stuttgart, Oktober 1840.

A. L.

Inhalt.

Seite

Holzmeier, eine Spukgeſchichte 3

Der Sohn der Nacht 113

Das Geſpenſt um Mittag 145

Verborgne Schuld — gerechte Strafe! 181

Der Selbſtmörder 219

Der blutige Schrank 275

Der muthmaßliche Zeuge 289

Die Krämerglocke 299

Piratenleben 311

Holzmeier.

Eine Spukgeſchichte.

1.

Es war am letzten Abende des Jahres 18 . . ., als ſich mehre Künſtler und Künſtlerinnen, nebſt einer Menge anderer Leute, in dem freundlichen Theater an dem Iſarthor in München vereinigt hatten, um dort die Probe einer neuen Zauberoper zu halten, die am andern Tage das Publicum der Hauptſtadt in Entzücken ſetzen ſollte. Dieſe Abendproben waren gemüthlicher als die Vormittagsproben. Wenn dieſe nicht ſchnell genug beendigt werden konnten, da die beſtimmte Stunde an Geſchäft oder Vergnügen, die früher verabredet worden waren, dieſen oder jenen mahnte, ſo konnten die Abendproben ſich für Alle bis zur Ungebühr ausdehnen, da für dieſe Zeit jedes ſonſtige Geſchäft beſeitigt, jedes Vergnügen ein- für allemal abgelehnt war. Man betrachtete die Abendproben ſelbſt wie einen geſelligen Verein; es wurde oftmals gemeinſchaftlich ſoupirt und nicht ſelten endete Alles mit einem muntern Balle, der bis an den Morgen währte, wobei das Orcheſter aufſpielte und die geräumige Herrengarderobe mit den daran ſtoßenden Zimmern zum Ballſaale dienen mußte.

Am gedachten 31. December ſaßen nun während eines langen Zwiſchenactes, der zum Aufſtellen einer wichtigen Maſchine nöthig war, einige liebenswürdige Damen in einem der Conversationszimmer im muntern Geſpräche, als der Garderobier N. erſchien, um einer von ihnen den Beſatz ihres morgenden Anzuges zu zeigen. Das bleiche Ausſehen, das ſchwere Athemholen des Mannes fiel Allen auf, und faſt zu gleicher Zeit richtete man die Frage an ihn, ob er ſich nicht wohl befinde. Mit ſcheuem Blicke ſich umſehend, erwiederte er in dumpfem Tone: „Wer kann ſich dabei wohlbefinden? ich werd' es nicht lange mehr aushalten," und ſomit packte er ſeine Arbeit zuſammen und verließ mit einer höflichen Verbeugung das Zimmer.

Dieſer Vorfall gab dem bis dahin gleichgültigen Geſpräche eine andere intereſſantere Wendung.

„Der arme Mann," hub eine mitleidige, etwas bejahrte Dame an, „hat zu viel zu thun. Es iſt kein Wunder, daß er krank wird. Dabei fehlt es an Aerger nicht in ſeinem Geſchäfte. Auf der einen Seite wird ihm die größte Sparſamkeit gepredigt, und auf der andern verlangt man von ihm, daß er allen eigenſinnigen Forderungen nachkomme; und wo es nur immer möglich iſt — reichen Stoff und neue, geſchmackvolle Stickereien anbringe."

„Ach, das iſt es nicht — was ihn krank macht," entgegnete der Komiker, ein junger Mann, deſſen Unterhaltungstalente ihm im Rathe der Damen Sitz und

Stimme erworben hatten. „Das üble Ausſehen unſers N. hat einen andern Grund. Der Mann ſieht Geiſter.“

Dieſes leicht hingeworfene Wort brachte augenblicklich eine Wirkung hervor, wie ſie mancher der Anweſenden auf das Publicum hervorzubringen wohl gern im Stande geweſen wäre. Die Strickzeuge fielen in den Schooß, der Mund öffnete ſich halb, wie zu einer Frage, die Augen ſtierten den jungen Mann an, als erſpähten ſie an ihm ſelbſt etwas Unheimliches, und wirklich waren die Züge und Furchen in dem bleichen jugendlichen Geſichte zu einem ſeltſamen Lächeln verzogen, zu dem das Feuer der großen, dunkeln Augen auf ſonderbare Weiſe abſtach.

Nach einigem Hin- und Herreden über Geiſterſeherei, Garderobe-Schneiderei, Caglioſtro, neue Beſätze, lange Proben und thieriſchen Magnetismus, wie ſolches in einem Damenconvent — wenn irgend ein intereſſantes Thema zu discutiren iſt — üblich und herkömmlich iſt, und wobei rechts und links weit ab, aber nie zum Ziel gekommen wird, ſagte endlich der alte M., ein humoriſtiſcher Kauz: „Der gute N. hat ſich — es iſt wahr, viel mit Geiſtern in ſeinem Leben abgegeben — das iſt gewiß — ich kann's ihm bezeugen. Sonſt zitterte er vor Begierde, mit ihnen hand- oder vielmehr mundgemein zu werden, und jetzt zittert er vor Sehnſucht, wenn er ſich mit ihnen amalgamirt hat. Aber geſehen hat er ſie deßhalb doch nie — wie unſer Freund hier behauptet, denn ſie leben und weben unſichtbar im klaren

Waſſer, und werden nur in ihren Wirkungen bemerkbar — aber getrunken hat er ſie. R. hat wirklich von Jugend auf viel Schnaps getrunken.“ —

Die jüngern Damen, die ſchon ängſtlich zuſammengerückt waren, athmeten leichter und machten ſich durch ein Lächeln Luft, denn der Spaß des alten M. wirkte wie ein Licht, das man in eine dunkle Stube bringt.

„Es iſt dem nicht ſo,“ nahm jedoch der Komiker das Wort, „R. wohnt, wie Sie wiſſen, hier im Theatergebäude und — was nun Wahres an der Sache ſeyn mag, will ich nicht unterſuchen — hier im Theatergebäude geht es um.“

Abermaliges Zuſammenrücken, ängſtliches Athemholen von der einen, Lächeln und Spötteln von der andern Seite.

„Sie wiſſen,“ fuhr jener fort, daß meine Eltern unweit des Theaters wohnten und daß mehre meiner jetzigen Kollegen ſich noch wohl der Zeit entſinnen, da ich Pagen, Genien, Gaſſenbuben und dergleichen Gaſtrollen mit andern Kindern aus der Nachbarſchaft in dieſen heiligen Hallen gab. Das Theater ſtand den größten Theil des Tages offen, und wir Kinder hatten das geräumige Local zu unſerm Tummelplatze in den Freiſtunden erwählt, ſpielten ſo manche ſchöne Ritterkomödie, und waren bemüht, dieſem oder jenem Schauſpieler, unſerm Liebling, nachzuahmen. Oftmals überraſchte uns bei dieſen kindiſchen Beſchäftigungen der Abend, und unſere Angehörigen mußten uns lange in den dunkeln

Räumen des weitläuftigen Hauſes ſuchen. Die Freude, die wir an dieſen jugendlichen Uebungen hatten, wurde uns jedoch auf eine häßliche Weiſe vergällt. Ein ziemlich erwachſener, allen unbekannter Knabe, hatte ſich — ohne daß ihn jemand gerufen hatte — in unſere Spiele gemiſcht. Sein Aeußeres hatte auf den erſten Blick etwas Abſchreckendes, und dieſes, wie die gänzliche Unbekanntſchaft mit uns, hätte uns ſicher bald vermocht, ihn auszuſchließen, wenn uns nicht ſeine Gutmüthigkeit, wie ſein gefälliges Weſen, und die kleinen Näſchereien und artigen Spielſachen, die er uns mitbrachte und ſchenkte, zur Duldung aufgefordert hätten. Es war keinem von uns eingefallen, um ſeinen Namen zu fragen, und da er mir nachher mit einemmale entſchwunden war, blieb mir nichts als ſein ſeltſames Ausſehen im Gedächtniſſe zurück — ſein todtenbleiches, breites Geſicht — ſeine hohe Stirn, die im Finſtern wie Phosphor leuchtete, ſeine grünlichen, weit glotzenden Augen und das dünne, fahle Krausbaar. Hiezu kam noch ein unförmlicher Körper, der faſt eben ſo breit als lang war. Wohl befand ſich keiner von uns in ſeiner Nähe, und beſonders, wenn der, gewöhnlich zur Erde geſenkte Blick, einige Secunden auf uns verweilte. Wir ſpielten Verſteckens. Einer meiner liebſten Spielkameraden mußte ſuchen, und wir andern hatten uns in den weitläuftigen Gängen und Winkeln — ſo gut wir konnten — verſteckt. Es war ſchon dunkel geworden, und da der Suchende vorſichtig war und ſich nicht ſtoßen wollte, ſo betrieb er ſein Geſchäft ſo langſam, daß ich in meinem Winkel ſchon Ueberdruß am Spiele zu ſpüren anfing. Plötzlich ſchreckte ein furchbares Schreien alle Verſteckten aus ihren Schlupfwinkeln heraus. Man rief einander zu, man lief zuſammen — das Schreien — wie nur der wüthendſte Schmerz, die tödtlichſte Angſt es zu erpreſſen vermag — dauerte fort. Unſer Blut ſtarrte, unſere Haare hoben ſich, uns fehlte der Muth, dem Schalle nachzugehen. Endlich ermannte ich mich, als einer der Aelteſten, und ging der ſogenannten Requiſitenkammer zu, wo eine Maſſe von Gegenſtänden aller Art, wie ſie bei den theatraliſchen Vorſtellungen gebraucht wurden, das Verſtecken erleichterten. Die andern folgten in einiger Entfernung. Das Schreien hatte aufgehört und wir vernahmen ein dumpfes Stöhnen. Ich riß die Thür auf und erblickte meinen lieben Kameraden am Boden, in fürchterlichen Zuckungen, und über ihn gebeugt den fremden Knaben, Angſtſchweiß auf der Stirn und mit ſtarren Augen nach ihm hinſehend. Was vom Blicke der Basilisken und Klapperſchlangen gefabelt und erzählt wird, ſahen wir hier verwirklicht. Feſtgebannt am Boden im ſchrecklichſten Zuſtande lag unſer Freund, durch den bloßen Blick des über ihn Gebeugten. Da wurde die Thür mit Heftigkeit aufgeriſſen und bleich und athemlos ſtürzte der Garderobier N. herein, viel bleicher und athemloſer, als wir ihn heute ſahen, und ſchnell riß er den fremden Knaben in die Höhe, und ein ſchwarzes Tuch ihm über die Augen werfend, führte er den

Entſetzlichen an uns Entſetzten vorüber und mit ſich fort.“

„Dieſer Vorfall hatte zur Folge, daß wir für unſere Spiele einen andern Tummelplatz wählen mußten, da der Garderobier uns androhete, uns mit Prügeln zum Kunſttempel hinaus zu jagen. Unſer armer Kamerad fiel in eine ſchwere Krankheit, von der er nur langſam genas. Er wußte ſich auf Nichts zu beſinnen, als daß der fremde Knabe, da er ihn in ſeinem Schlupfwinkel aufſtöberte, ihn mit einem ſtechenden Blicke angeſehen und dabei ſo ſeltſam die ohnedies häßlichen Züge wie zum wehmüthigen Lächeln verzogen hatte, daß er augenblicks beſinnungslos zuſammengeſtürzt ſey.

„Es geht hier in München Vieles vor, wovon ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt,“ ſagte ſpöttelnd M.

„Wie z. B. der dicke Mann, der mit ſeinem weißen Geſicht die Vorübergehenden Nachts erſchreckt und bis zu den Thüren der Wohnung geleitet,“ bemerkte eine Dame; „faſt ſollte man meynen, die eben erzählte Geſchichte hänge mit dieſem dicken Manne zuſammen.“

„Iſt es in München nicht geheuer, ſo iſt hier das zur Hälfte abgebrochene Iſarthor der eigentliche Sitz alles Unheimlichen und Grauenhaften. Daß Nachts Steine aus dem Thurm auf die Schildwachen geworfen werden, iſt zur Genüge durch die Ausſage dieſer Krieger erwieſen, die ſich wahrhaftig ſelbſt vor dem Gott ſey bei uns nicht fürchten, denen dieſer Spuk jedoch zu arg wurde.“

„Ja, ja, und in unſerm Theater geht es am Aergſten um," fügte die Dame hinzu, „das iſt nun einmal ausgemacht. Ich wollte, die Probe wäre vorbei und —"

„Der König wäre gekrönt," fiel ihr M. in's Wort.

Hier ertönte die Glocke des Inſpizienten, zum Zeichen, daß der nächſte Act ſeinen Anfang nehme, und lachend und ſcherzend begaben ſich Alle auf die Bühne.

2.

Die Probe war zu Ende, und man begab ſich in die Garderobe, um Mäntel und Hüte zu holen.

„Wahrhaftig — Mitternacht!" rief M., ſeine Uhr herausziehend. „Nun ſo wollen wir denn machen, daß wir aus dem unheimlichen Hauſe kommen — denn geht es hier um, ſo iſt jetzt die rechte Zeit dazu! Es iſt die Börſenzeit der Geſpenſter!" Und ſomit bot er zwei jungen hübſchen Choriſtinnen den Arm, um mit ihnen zum Ausgangs-Portale zu eilen. Dieſe aber riſſen ſich kichernd von ihm los und flatterten mit wehenden Tüchern und Bändern den langen Gang hinunter; er wollte einige andere greifen, die jedoch eben ſo vor ihm davon liefen, die etwas freie Laune des M. in dergleichen Situationen wohl kennend und fürchtend.

„Nun denn, die liebe Natur verſchmäht mich," ſagte er gravitätiſch, „ſo muß ich mich alſo der Kunſt in die Arme werfen!" Und Handſchuhe anziehend, reichte er mit großer Förmlichkeit der bejahrteſten Künſtlerin der

Anſtalt den Arm und führte ſie den Gang hinab, von den übrigen Herren und Damen, die bei der Probe beſchäftigt geweſen waren, gefolgt.

Noch hatten ſie jedoch das Portal nicht erreicht, als die früher kichernd davon flatternden Nymphen bleich und entſtellt vor Schreck zurückkamen und einſtimmig verſicherten, unter der Ruine des alten Iſarthores ſtehe der ſogenannte dicke Mann, eine Erſcheinung, die ſeit einiger Zeit die ganze Hauptſtadt in Angſt und Schrecken ſetzte.

Alle Damen erhoben einen Schrei der Verzweiflung, und die Männer wollten hinauseilen, um das Geſpenſt, welches ſie nur von Hörenſagen kannten, in Augenſchein zu nehmen.

„Halt,“ rief M. „was wäre das? Ordnung gehalten! Ihr wollt vorauslaufen und die ängſtlichen Frauenzimmer hier in dem öden Gange zurücklaſſen, wo ſonſt nur die Billeteurs ihr Weſen treiben, und jetzt die allzugeſchäftige Hand der Lampenputzer ihr Verfinſterungsgeſchäft beginnt! Ich gehe voraus — dann kommen die andern Männer, jeder zwei Damen eskortirend — und Du — (den Komiker auf die Schulter ſchlagend) — Du machſt den Beſchluß.“ —

Es wurde angenommen und der Zug ſetzte ſich in Bewegung. Nicht ohne Beben traten die Frauen in die offene Säulenhalle und blickten ſcheu und furchtſam nach dem unfernen, halb abgebrochenen grauen Iſarthore, das mit ſeinen achteckigen Thürmen und ſeinen vielen halb mit Latten vernagelten Fenſtern und Schießſcharten, worin die eigentlichen Geſpenſter wohl Uhus und Kautze waren, in feuchten Nachtnebel gehüllt, da lag.

„Da ſtand's," flüſterte die eine jener Schönen, die früher der Geſellſchaft den Schrecken eingejagt hatte, indem ſie mit dem Finger ziemlich unbeſtimmt eine Stelle bezeichnete.

„Und nun iſt's weg, wie's gewöhnlich zu gehen pflegt, wenn ihrer Mehre kommen," erwiederte M. lachend, den Kopf zurückwendend.

Sie waren jetzt dicht am Thore. Eine Schildwache ſpatzierte hin und her, und bog gerade um die Ecke des Thurms.

„Aus jenem Loche werden von unſichtbarer Hand die Steine geworfen," ſagte leiſe ein junges Mädchen.

„Und dort ſteht der dicke Mann wahrhaftig," ſagte M.

Wirklich ſah man eine dunkle, unförmliche Geſtalt unter dem Thore ſtehen, die ſich, ſo wie ſich die Geſellſchaft nahete, dem ſogenannten Thale zuwandte und in gemeſſenem Schritte die lange Straße nach dem Rathhauſe hinunterſchwankte.

„Da geht's hin," rief der Komiker, „es will uns aber nicht begleiten, wie es ſonſt bei Andern zu thun pflegt, ſondern es geht uns lieber aus dem Wege."

„Laßt's hingehen!" bemerkte M. „Es iſt mir um unſrer Damen Willen lieb. Aber der Tauſend — was macht denn Sie hier?" und von ſeiner Badine berührt, regte und raſchelte es in einer Seitenniſche des Thorweges, und es erhob ſich leiſe hüſtelnd das fratzenhafte Bild der alten Kuchenfrau, die ihre warmen Nudeln und Bretzeln während der Proben im Theater mit gutem Profite losſchlug.

„Ei ſchöner Herr! Ich habe mich zu Anfange der Probe, um 5 Uhr, hier hingeſetzt mit vollen Körben, um etwas zu verkaufen“ — erwiederte die Alte — „und da mag ich denn wohl ein Stündchen geſchlafen haben.“

„Ein ſchönes Stündchen, mein Herzchen!“ rief M. „Es iſt Mitternacht vorüber!“

„Mitternacht?“ ſprach, ſich ſchüttelnd, das Weib. „Nun das hab' ich ſchön gemacht!“

„Du haſt doch wenigſtens Deinen Vorrath an den Mann gebracht, Deine Körbe ſind leer!“ ſagte M.

„Ach ja — meine Körbe ſind leer“ — wimmerte leiſe das Weib. „Das müſſen die böſen Jungen gethan haben.“ —

Plötzlich tönte der Donnerton: „Werda!“ — Man ſchrack unwillkührlich zuſammen. Die Ablöſung kam von der Hauptwache her, und die Damen, die ſchon längſt die Unterhaltung mit dem Weibe abgebrochen wünſchten, um den unheimlichen Ort verlaſſen zu können, zogen die Herren den hellleuchtenden, muntern und lebensfriſchen Soldaten nach, dem Marktplatze zu, wo die Geſellſchaft ſich in die verſchiedenen Straßen vertheilte, und die Damen, von den Herren ſchützend geleitet, ihren Wohnungen zueilten.

Das Theatergebäude am Iſarthore war ganz finſter geworden, die Thüren waren geſchloſſen und nichts regte ſich mehr darin, aber Leute, die ihr Weg über den Wall führte, ſahen in einem der hintern Fenſter des Seitengebäudes, das eine ſchöne Ausſicht über den waldigen Thalgrund der Iſar, über Heſellohe und die Kirchthurmſpitze von Harlaching hinweg, nach dem fernen Amphitheater der Tyroler Alpen darbot, die bleiche Geſtalt eines alten Mannes, vom Scheine der Nachtlampe übergoſſen, auf ſeinem Arbeitstiſche gekauert, die ſich, von unten geſehen, halb komiſch, halb ſchauerlich ausnahm. Es war dies aber die Geſtalt des Obergarderobiers N. —

3.

Wir ſind unſern Leſern ſchuldig, ihnen die Zeit, worin ſich dieſe Begebenheiten in München zutrugen, näher vor Augen zu bringen.

Der letzte Krieg in Frankreich war geendet, und unſer liebes Vaterland genoß — einer ſeltſamen Ruhe. Es war die Ruhe, die in einem großen, weitläufigen Hauſe auf ein lärmendes Gaſtmahl folgt. Die Gäſte haben es zwar verlaſſen, aber Alles iſt in großer Unordnung darin zurückgeblieben — die Hausleute ſelbſt ſind in einer tollen Laune und möchten noch allerlei Unfug treiben, beim Aufräumen werfen ſie Alles durcheinander, und ſicher machten ſie ſelbſt noch einen kleinen Scandal, aber — große Anſtrengungen bewirken große Ermattung.

Außer den jungen exaltirten Köpfen, die dem Rufe des Vaterlandes Gehör gebend, an dem Kriege Theil genommen hatten und jetzt wieder größtentheils in ihre frühern Verhältniſſe zurücktretend, alte Verbindungen, ſo gut es gehen wollte, zu erneuern ſuchten, war Deutſchland von einer Menge andrer Leute voll, denen alle Verſuche „Ans fröhliche Ende den fröhlichen Anfang zu knüpfen“ mißlangen, und denen nun in ihrem planloſen Herumſchweifen wohlgeordnete Einrichtungen, die der Geſellſchaft ſeit langen Jahren erſprießlich geweſen waren, als große Steine des Anſtoßes erſchienen, die ſie — da ſie darüber nicht wegſpringen konnten, gern aus dem Wege geräumt hätten. Zu dieſen geſellte ſich ein Haufe von Glücksrittern, die in andern Ländern heimiſch waren, es jedoch vorzogen, mit fremden Farben zu prangen, und nach Beendigung des Krieges in den ſchönen Städten unſers Vaterlandes ihr Luſtlager hielten, nicht eben unſern Sitten und unſerer Zucht zum großen Vortheile. Viele abenteuerliche Vorfälle tauchten hie und da auf, die man wohl mit beſtem Rechte jenen Leuten auf die Rechnung ſetzen kann. Man denke nur an den Mann im weißen Mantel, der in Augsburg die jungen Dirnen mit einem ſpitzigen Inſtrumente in die Bruſt ſtach — und wie dieſes teufliſche Gelüſte ſogar um ſich zu greifen drohete, und auch in andern Städten dergleichen — in Deutſchland unerhörte Unbilde, ruchbar wurden — und man ſchon anfing, dieſer Kaſte einen Namen zu geben, doch zu unſerer Ehre ſey es geſagt, hiezu das überrheiniſche: piqueur, borgte.

Man fand in dem Grauen- und Fratzenhaften Geſchmack, der ſich ſogar auf literariſche Hervorbringungen erſtreckte, und wenn gegenwärtige Geſchichte gleichfalls in jenes Gebiet ſtreift, ſo mag als Entſchuldigung gelten, daß der Verfaſſer bemüht iſt, ein Ereigniß jener Tage zu ſchildern.

In München, einer in vieler Hinſicht ſo merkwürdigen Stadt, wo ſich das Finſtere, Alte mit dem Freundlichen, Neuen, Pracht und Ueppigkeit neben altem Herkommen und einer Einfachheit, wie ſie in den Hauptſtädten wohl nirgend mehr anzutreffen iſt, in Gebäuden, Kleidertrachten und den Sitten der Einwohner auf die ſeltſamſte Weiſe gattet und verbindet, war ein Tummelplatz von Fremden aller Art, da die liberale Regierung jede ängſtliche Aufſicht verſchmähte, und eben deshalb konnte es nicht fehlen, daß Manches ſich daſelbſt zutrug, das für den Augenblick Aufſehen erregte, ja intereſſant ſchien — und ſich am Ende blos zum Nachtheile irgend eines Gaſtwirthes, oder ſonſtigen Einwohners, auf höchſt proſaiſche Weiſe löſete.

So war es nunmehr die Geſtalt des ſogenannten dicken Mannes, die Aufmerkſamkeit und wohl auch hie und da Furcht und Schrecken erregte. Leuten, die zur Nachtzeit ſpät auf der Straße gingen, ſtieß — gewöhnlich an den Ecken, wo die Straßen ſich kreuzten — eine Mannsfigur auf, von ungewöhnlicher Dicke, in einen weiten Mantel gehüllt. Oftmals ſtand der Mann unweit einer Laterne, und dann wollte man deutlich ein todtenbleiches, geſpenſtiſches Antlitz bemerkt haben. Der Mann ließ die Leute an ſich vorübergehen, dann aber hörten ſie ihn bald hinter ſich ſchnaufen, und wie ſie auch ein- und ausbiegen mochten, der unheimliche Begleiter ward nicht müde, und erſt an der Hausthür wurden ſie ihn los, wo ſie oftmals einen tiefen Seufzer von ihm vernahmen. Blieben ſie ſtehen und war der Ort einſam, ſo blieb der Dicke gleichfalls ſtehen; waren jedoch Andere da, die des Weges kamen, ſo ging der Dicke raſchen Schrittes weiter. Da er nur einzelne Nachtwandler, junge Leute, Mädchen und dergleichen begleitete, und ſich vor Eiſenfreſſern und Mehre, die zuſammengingen, in Acht zu nehmen ſchien, ſo war es noch nie vorgefallen, daß jemand ihn angeredet oder gar angehalten hätte, wenigſtens war im Publikum noch nichts davon laut geworden. Es mag übrigens auch der Grund geweſen ſeyn, daß man ihm gern aus dem Wege ging, weil die Erſcheinung wirklich eine grauenhafte und erſchreckende Macht auf die Gemüther ausübte.

4.

Am erſten Abende des neuen Jahres waren dieſelben Künſtler, wie am letzten des verwichenen, im Iſarthortheater verſammelt, jedoch im glänzenden Schmucke, ſämmtlich mit geſchminkten Geſichtern. Das Haus war überfüllt, der Beifall groß, und Alles in der heiterſten Stimmung lachte und ſcherzte über Spuk und Geſpenſterweſen. Der alte Garderobier N. war beim Ankleiden nicht zugegen, ſondern hatte es ſeinen jüngern Gehülfen überlaſſen, eine ſtarke Ermattung vorſchützend, die er ſich bei ſeinem vorgerückten Alter durch anhaltendes Nachtarbeiten zugezogen haben wollte. Träumend und augenſcheinlich theilnahmlos an Allem, was um ihn her vorging, ſaß am obern Ende der großen Garderobe ein junger Menſch, erſt ſeit Kurzem in die Zahl der Mitglieder aufgenommen, den wir Theodor nennen wollen. Er ſtierte mit ſeinen großen, blauen Augen in den Spiegel und hatte ſeinen Arm auf die Rücklehne des Stuhls gelegt, um mit der Hand in dem blonden Lockenreichthume ſeines Kopfes bequem wühlen zu können. Seine Stellung forderte die Spötter in die Schranken, die dem ſchönen Jünglinge eine unmäßige Eitelkeit zuſchrieben. Seine Gedanken waren jedoch nicht bei dem Spiegelbilde, das ihn in einer reichen altſpaniſchen Mantelkleidung gar herrlich wiederſtrahlte, ſie weilten eben ſo wenig bei ſeiner Umgebung, die in bunten, zum Theil aberwitzigen Redensarten ſich ergötzte, ſie waren bei Maria, der Tochter des alten N., die bei ausgezeichneter Körperſchönheit ein glänzendes Talent zu entfalten begann, und bereits große Aufmerkſamkeit erregte. Sie war an dieſem Abende unbeſchäftigt und nicht im Theater, da ſie der kranke Vater, bereits ſeit vielen Jahren Wittwer, zu ſeiner Pflege brauchte. —

Was Theodor über den Spuk im Theatergebäude gehört hatte, was er ſelbſt davon wußte, konnte ihm nicht gleichgültig ſeyn. Er konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, als liege für Maria, für ihren Vater, ja für ihn ſelbſt etwas Bedrohliches in dieſen Erſcheinungen, und bei allem Unerklärlichen war ihm eines klar, daß der ſogenannte dicke Mann mit dem alten N. in einer nähern Verbindung ſtehe, als es ihm lieb war.

Maria, ein züchtiges und unbeſcholtenes Mädchen, hatte die Aufmerkſamkeit — ſo ſchien es — nicht ungern geſehen, die Theodor ihr bewies. Obgleich ſie bei allen Gelegenheiten auswich, wo unter dem Vorwande, ihrem Talente zu huldigen, ſich Schmeichler, Gecken und Wollüſtlinge ihr naheten, obgleich ſie mit einer — nur der Tugend eigenen Würde — alle frechen Bewerbungen und vertrauten Annäherungen der Bühnenmitglieder zurückzuweiſen wußte, ſo machte ſie dennoch bei Theodor eine Ausnahme. Ihn hörte ſie gern, ihm vertraute ſie manches, und dieſe kleinen Beweiſe ihrer Zuneigung fachten in dem blöden Jünglinge ein Feuer an, das ihn mit Unruhe und Wonne, mit Schmerz und Luſt erfüllte.

Seine Scene kam — er wurde auf die Bühne gerufen. Beim Abgange wurde er applaudirt, doch hörte er nicht das Klatſchen, denn unfern von ihm blickten Mariens holdſelige Augen aus dem ſchwarzen Sammethute hervor und ſchienen ihn zu erwarten. Eine Medizinflaſche in der Hand, die ſie bei ſeinem Nähertreten, ihm zeigend, emporhielt, ſeufzte ſie tief.

„Mein alter Vater iſt ſehr krank,“ ſagte ſie leiſe und ſchnell. So eben komme ich aus der Apotheke und konnte nicht unterlaſſen, da ich Sie beſchäftigt wußte, meinen Weg über's Theater zu nehmen, um ihnen einen guten Abend zu wünſchen."

„Und wollen ſchon wieder forteilen?" fragte Theodor betrübt.

„Muß ich nicht?" erwiederte ſie. „Wie froh bin ich, daß ich heut' unbeſchäftigt bin, um meinen Vater pflegen zu können. Leben Sie wohl!"

„Und werde ich heut' Sie nicht mehr ſprechen können?" ſagte Theodor ſchnell, ſie bei der Hand ergreifend.

„Wie ſollte das möglich ſeyn?" verſetzte Maria. „Mein Vater wird dieſe Nacht, wie ſo viele frühern, in der Garderobe bleiben, und ſchickt mich dann, wie immer, um eilf Uhr fort, um mich ſchlafen zu legen. Nie duldet er, daß ich länger um ihn weile."

„Um eilf? dann iſt ja unſere Komödie ſchon aus," bemerkte Theodor gedehnt, als wollte er ihr etwas damit zu verſtehen geben.

Sie erwiederte nichts.

„Und da gehen Sie allein über das dunkle Theater in Ihre Zimmer, die am andern Ende des Gebäudes nach dem innern Hofe zu liegen?" fügte Theodor hinzu.

„So iſt's" — ſprach ſie.

„Und fürchten ſich nicht?" forſchte Theodor weiter.

Maria ſchien von einem innern Schauder ergriffen.

„Der Vater ſchickt mich mit dem erſten Schlag der eilften Stunde fort und trägt mir auf, mich ja nicht aufzuhalten, ſondern geradeswegs nach unſerer Wohnung zu gehen — und dies befolge ich — wie ich gewohnt bin, alle Gebote meines Vaters zu befolgen" — ſagte Maria, „und ſo kommt es denn auch, daß ich von Allem, was ſich hier um die Mitternachtsſtunde zutragen ſoll, noch bis jetzt unangefochten geblieben bin."

Der Gang des Stücks rief Theodor wieder zur Scene, und als er abtrat, ſuchte er vergebens Maria, ſie war mit der Arznei zum harrenden Kranken geeilt.

5.

Immer trüber wurde Theodor zu Sinne, je mehr ſich das Stück ſeinem Ende nahete. Nie hatte noch der Theaterſpuk ihn ſo erfaßt, nie noch war es ihm ſo klar geworden, daß der alte N. wohl in näherer Berührung dazu ſtehe, nie hatte ihn ſo ſchwer die Beſorgniß gedrückt, daß Marien daraus Unheil erwachſen könne — und noch nie war es ihm eine ſo deutliche Gewißheit, daß er Maria zärtlich und innig liebe.

Er entledigte ſich nachdenklich der bunten, ſüdlichen Tracht einer längſtverſchwundenen Zeit, und zog eben ſo langſam die Kleider des bürgerlichen Lebens wieder an, um dem Schwarme ſeiner Collegen zu entkommen, die in Eile die Schminke von den Geſichtern wiſchten, um fröhlichen Mahlzeiten und Feſten zuzueilen, die am erſten Abende des jungen Jahres ſie erwarteten. Einſam und finſter in ſeinen Mantel gehüllt, ging er mit großen Schritten im Hintergrunde der Bühne auf und ab, die Lampen waren nach und nach faſt alle erloſchen, bis auf ein Paar, die den Hauswächtern einen ſpärlichen Schimmer ſpenden ſollten. Die alten Herren, die langſamſten beim Entkleiden, waren bereits „gute Nacht" wünſchend, an ihm vorübergegangen; die Damen in Haufen, liefen mit eingehüllten Köpfen kichernd und ſchäkernd nach der Seitenpforte, wo die Theaterwagen hielten, die ſie Portionsweiſe in einer gewiſſen Reihefolge nach Hauſe fuhren — und auch die letzte Portion war nunmehr eingeſtiegen. Alles war ſtill und öde im glänzenden Kunſttempel geworden. Die Hauskatzen tippten und tappten auf den Treppen hin und her und gingen ihrer Jagd nach, die Mäuſe pipten, und der einſame Tritt der Wächter in den Corridors wurde vernehmlich. Theodor ſtand in einer Mauervertiefung unfern der Treppe, die zur Garderobe führte, wo der alte N. arbeitete. Den Athem anhaltend, harrte er des erſten Schlages der eilften Stunde, die nicht lange mehr ausbleiben konnte, da das Theater, welches um 6 begann — an dieſem Abende bis lange nach 9 Uhr gedauert hatte.

Da tönte der erſte dumpfe Schlag vom Thurm zum heiligen Geiſte im Thale durch die Stille, und gleich darauf knarrte die Thür der obern Garderobe. Ein leiſer Tritt ſchwebte die Treppe herunter. Maria war's, eine Laterne in der Hand. Eilig wollte ſie vorüber. „Maria!" rief Theodor. Sie erſchrack, beruhigte ſich aber ſogleich, da ſie den Geliebten auf ſich zutreten ſah.

„Sie hier?“ fragte ſie verwundert.

„Ich mußte Sie noch heute ſehen“ — antwortete Theodor. „Ich hatte keine Ruhe, ach Gott! ich habe ſo viel auf dem Herzen!“

„Aber mein Himmel! — an dieſem Orte und zu dieſer Zeit? Wie kommen Sie auf den Einfall?“ fragte Maria, den Kopf ſchüttelnd.

„Da ich Sie heut noch ſprechen mußte, ſo ſtand Ort und Zeit anders zu wählen, nicht in meiner Macht!“ erwiederte Theodor. „Ach Maria, ich kann meine Beſorgniß nicht länger unterdrücken — ich kann nicht anders — ich muß aufrichtig ſeyn! Ja, ich liebe Sie mehr, als mein Leben, Sie ſind der Gedanke, der mich in der Ausübung meiner Kunſt beſeligt, der mich in einſamen Augenblicken mit ſtiller Luſt erfüllt, der mich wachend und träumend begleitet. Ja, ſeit ich Sie näher kenne — ich muß es geſtehen, iſt Wachen und Träumen bei mir nicht mehr geſondert, ſondern eins ſchwimmt in das andere auf ſo ſeltſame Weiſe hinüber, daß ich oftmals zu wachen glaube, wenn ich träume — von Ihnen träume — und dann wieder die Wirklichkeit für einen beglückenden Traum nehme, wenn ich Ihnen gegenüber ſteh. Sie werden mir nicht zürnen, daß ich Ihnen dies offene Geſtändniß mache, das aus reinem Herzen kommt. Was auch die Folgen ſeyn mögen — welche Hoffnungen, welche Ausſichten ſich mir auch öffnen — mir gleich! daran denke ich nicht — Sie zu lieben, kann ich nicht unterlaſſen."

„Und nun" — fuhr er nach einer Pauſe fort, während das Mädchen, deſſen Hand er erfaßt hatte, ſchüchtern zu Boden ſah — „nun — da ich den Muth gehabt habe, Ihnen dies Geſtändniß zu machen, will ich auch mein ganzes Herz vor Ihnen ausſchütten und mich des Zwanges entledigen, der mich ſo lange ſchon foltert. Es kann Ihnen nicht entgangen ſeyn, in welchem Rufe dieſes Haus ſteht, eben ſo wenig, welchen Theil Ihr Vater daran hat, dieſen Ruf befeſtigt zu haben. Seyn Sie offen, Maria, was wiſſen Sie von dieſen Geheimniſſen? Ihre — unſre Seligkeit hängt daran. Welche Beſuche empfängt Ihr Vater zur Nachtzeit? Mit welchen Mächten ſteht er in Verbindung? Liegt Wahrheit dieſen Gerüchten zum Grunde oder iſt es Betrug! Ich beſchwöre Sie nochmals, enthüllen Sie mir Alles, was Sie davon wiſſen!"

Wäre Theodor ruhiger geweſen, ſo hätte er bei dieſen Worten in dem bleichen Geſichte Mariens eine Aengſtlichkeit und Pein leſen können, die ihn gewiß abgehalten hätte, weiter in die Arme zu dringen. So aber bemerkte er nichts davon. Es war bei ihm einer jener Augenblicke gekommen, die wohl ſchon viele meiner Leſer erlebt haben werden, die uns mit unaufhaltſamer Gewalt dazu antreiben, einen längſt auf dem Herzen laſtenden Zwang abzuſchütteln, und wo uns eine innere Stimme zuzurufen ſcheint: „Jetzt oder nie!"

Maria konnte nichts thun, als ihm ihre gänzliche Unwiſſenheit zu betheuern und ihn ihrerſeits zu beſchwören, den ſchaurigen — ja verdächtigen und in dieſem Augenblicke ihrem guten Rufe feindlichen Ort zu verlaſſen.

Theodor ließ nicht nach, ſie zu beſtürmen, und einige Zeit war bereits vergangen, als ſie das Oeffnen der großen Eingangsthür in der Entfernung vernahmen.

Wer mag das ſeyn? fragte Theodor leiſe.

„Sicher die Wächter,“ flüſterte Maria bebend. „Laſſen Sie uns gehen.“

„Die Wächter — durch Jahre gewohnt, daß Alles hier im Hauſe in Ordnung bleibt, ſchlafen ruhig“ — entgegnete Theodor — „das Räthſel wird ſich löſen!“ —

Und langſam und ſchwer kam es den langen Gang daher, und über die Bühne ſahen ſie die unförmliche Geſtalt des dicken Mannes ſchreiten, der Garderobentreppe zu, die unter ſeinen Füßen knarrte. Die Thür der Garderobe öffnete der alte R. und leuchtete, mit weit vorgeſtrecktem, zitterndem Arme, dem Ankommenden entgegen, hinter dem ſich die Thür ſogleich ſchloß.

Theodor wollte nachſchleichen, aber Maria ſagte leiſe und bebend: „Geliebter, wenn ich dir werth bin, ſo folge mir!“ und heftig zog ſie ihn nach ſich, ſeitwärts nach ihrer Wohnung und ließ ihn durch die Hausthür auf die Straße hinaus.

Lärmende Geſellen, darunter der Komiker, zogen ſo eben des Weges, als Theodor — wie verwirrt — aus der Thür des Garderobiers geſchoben wurde, und mit einemmale unter dem Sternenhimmel der friſchen Januarnacht ſtand.

6

Mit glühendem Kopfe und voller Bruſt eilte Theodor fort — durch die Straßen, und merkte nicht, daß ihm die Bekannten einige Spottrufe nachſandten. Das Geheimniß folterte ihn — er mußte — koſte es was es wolle — ihm den Schleier entziehen. Mit Sehnſucht erwartete er den Morgen, der endlich in heller, klarer Winterpracht ſich auf Münchens Dächer ergoß. Ohne ſeine Wohnung betreten zu haben, eilte er in ein Kaffeehaus, um ein Frühſtück zu nehmen, mehr aber noch, um dort die Stunde zu erwarten, wo er — ohne daß es auffallend wäre — zu dem Garderobier gehen konnte.

Er fand Maria mit verweinten Augen, ihm ſcheu und ängſtlich entgegen tretend.

„Ich ſuche Ihren Vater“ — begann er verlegen — „eines neuen Anzugs wegen — komme ich her; doch nun — da ich Sie ſo finde — ſind es ganz andere Gedanken, die mich beſchäftigen. Mein Gott! Maria — Sie haben geweint!“ —

Maria ſtand ihm ſtumm gegenüber.

„Die Urſache Ihrer Thränen?“ fragte Theodor heftiger — „ich will — ich muß ſie wiſſen.“

„Sie fragen mich darum? ſprach Maria leiſe.

„Und weiß ich ſie? oder kann ſie mir gleichgültig ſeyn?“ fiel ihr Theodor haſtig in's Wort.

„Gehen Sie, mein Herr,“ erwiederte Maria, „verlaſſen Sie ein armes Mädchen, das bis jetzt nichts hatte, als ſeinen ehrlichen Namen, und das Sie ſo leichtſinnig um dieſes Kleinod bringen wollen — ach leider! ſchon gebracht haben.“

„Was ſoll das, Maria!“ rief Theodor entſetzt. „Wie? Es wäre möglich — daß ich mich getäuſcht hätte! O Gott! ſo iſt denn auch hier nichts als Blendwerk, Theatereffect und Koketterie! —“

Bei dieſen Worten fiel er wie beſinnungslos in einen Seſſel. Er ſah in Maria nichts als eine gewöhnliche Kokette, die aus dem zufälligen Zuſammentreffen in voriger Nacht und aus dem Geſtändniß ſeiner Liebe nunmehr den größtmöglichen Vortheil zu ziehen wünſchte, und eine ganz gewöhnliche Komödienſcene mit verbrauchten Redensarten ihm vorſpielte, um ſeine Liebe zu ſteigern.

Maria ſtand aber ſtumm, in ſichtbarer Verlegenheit unweit von ihm: ſie wünſchte, daß er ſich entferne — war jedoch nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen.

Nach einer ſchmerzlichen Pauſe ſprang Theodor endlich auf.

„O Maria,“ ſagte er, „wer gab Ihnen dieſe Worte ein! Was konnte Sie vermögen, mir dies zu ſagen? Jemand iſt hier im Spiele, der ſich Ihrer auf eine entſetzliche Weiſe bemächtigt hat, und Sie zwang, ſich ſo zu verſtellen, denn aus Ihrem Herzen können jene Worte nicht gekommen ſeyn. Geſtern ſagten Sie mir: „Geliebter! wenn ich Dir werth bin!“ glauben Sie, daß der Ton — womit Sie dieſe Worte ſagten — nicht noch in mir nachtönt? glauben Sie, daß ich es jemals vergeſſen kann, wie Sie es ſagten? und nun ſprechen Sie von ehrlichem Namen — von Gefährdung deſſelben — Gefährdung durch mich — dem Ihr ehrlicher Name — Ihre reine, unſchuldvolle Tugend — das heiligſte auf der Welt iſt! Kann der Geliebte, deſſen Abſichten rechtlich ſind, dadurch Ihrer Ehre zu nahe treten, daß er einmal nur allein mit Ihnen und Gott — ſeine Bruſt erleichterte und Ihnen geſtand, welche Seligkeit, welche Beſorgniſſe er Ihnen zu verdanken hat?“ —

„Und ſonſt nichts als dies?“ liſpelte Maria. „Iſt die Bosheit nicht immer wach — und hörten Sie nicht?“

„Was? was?“ ſchrie Theodor beſtürzt.

„Die Spöttereien, die Ihnen von Ihren Freunden nachgerufen wurden“ — erwiederte Maria. Auch Mitglieder unſers Theaters waren dabei. Hörten Sie nicht, mit welchen entehrenden Beiworten mein Name genannt wurde? Wie ſie der ſtolzen Schneiderdirne ſpotteten, die ſich mit Ihrer Tugend brüſtete, und Nachts die Galane zur Thür hinaus ließ, während ſie doch dem kranken Vater helfen ſollte, der ſich oben auf dem Werktiſche krumm nähete! Hörten Sie das nicht? und wird es heute nicht in der Stadt ruchbar werden, wird es nicht meinem ſtrengen Vater zu Ohren kommen, und den alten ſiechen Mann in die Grube bringen?“ —

„Nichts weiß ich von Allem, was Sie gehört haben wollen! Ich hatte für nichts Sinn als für meine Seligkeit, für meine Liebe und für Sie!“ entgegnete Theodor. „Doch wenn die Stadt es weiß, daß wir uns lieben — wenn ich Schuld daran bin, daß man es weiß — gut! ſo bleibt mir nur ein Schritt übrig — der Schritt des ehrlichen Mannes. Ich trete ſogleich mit meinem Antrage vor Ihren Vater — ich bitte um Ihre Hand — unſere Stellung bei dieſer Bühne iſt von der Art, daß wir wohl auskommen können.“ —

„Ach mein Gott!“ brach Maria laut jammernd aus, Theodor — der forteilen wollte — bei der Hand zurückhaltend.

„Wie? Sie verſchmähen dies Anerbieten? Sie wollen nicht das Weib desjenigen werden — der Sie anbetet — und dem Sie ſelbſt das Geſtändniß Ihrer Liebe machten?“ ſprach Theodor dumpf und gedehnt, die in ihm aufſteigenden Zweifel abermals mit Mühe unterdrückend.

„Mein Vater wird nie — ich weiß es“ — ſtotterte das Mädchen — da trat der alte R. ein und unterbrach ſie.

Mit forſchenden Blicken ſah er rings umher, blieb einen Augenblick Marien gegenüber ſtehen, als wolle er die Urſache ihrer verweinten Augen in ihren Geſichtszügen leſen, und wandte ſich dann, mit der ſeinem Stande eigenthümlichen Gewandtheit und Höflichkeit, zu Theovor, ihn fragend, was ihn zu der Ehre ſeines Beſuches bringe.

Theodor war verlegen. Jetzt mit ſeinem Anliegen hervorzutreten, da er wußte, daß es Maria nicht wünſchte, ſchien ihm ungeſchickt. Der neue Anzug mußte zum Vorwande dienen.

„Da wird Ihnen meine Tochter wenig Beſcheid ſagen können,“ murrete der Alte. „wollen Sie ſich gütigſt ins Arbeitszimmer hinaufbemühen — dort hab' ich Alles, was wir zu unſerer Berathſchlagung brauchen.“

„Ihr ſeyd müde und erſchöpft, lieber R.“ ſprach Theodor, „ſetzt Euch erſt ein wenig und nehmt Euer Frühſtück — ich will indeß hier verweilen und Euch Geſellſchaft leiſten“ —

„Incommodiren Sie ſich gar nicht, mein werthes Herrchen, Arbeit geht vor, und wenns gefällig iſt“ — mit dieſen Worten öffnete R. die Thür.

„Ihr ſtürmt auf Eure Geſundheit los,“ entgegnete Theodor gereizt, „und das kann ich als Euer Freund nicht zugeben, da ich weiß, wie Ihr allnächtlich arbeitet und ſogar noch ſpät von fremden Kunden heimgeſucht werdet.“ —

„Wiſſen Sie das, mein Herr?“ fragte der Alte plötzlich in einem andern Tone, als dem frühern ſubmiſſen. „Nun ſo mögen Sie auch wiſſen, daß meine Maria Braut iſt und daß wir den Bräutigam jeden Augenblick erwarten — und daß es daher mein Wunſch iſt, daß Sie ſich in allen Geſchäftsangelegenheiten geradeswegs an mich in meinem Schneiderlocale, nicht aber an meine Tochter in meiner Wohnung melden. Maria, kleide Dich an, Herr Holzmeier wird bald hier ſeyn, dann rufſt Du mich herunter. Mein Herr, wenn's gefällig wäre, ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl!" — und mit gekrümmtem Rücken die Thür öffnend, erwartete er, daß Theodor die Garderobentreppe hinauf voranſchreiten ſollte. Dieſer aber drückte ſeinen Hut tief in die Augen, damit man die herabperlenden Thränen nicht gewahren ſollte, und ſtürmte zur Thür hinaus, die der Alte mit ſtarkem Gepolter hinter ihm zuſchlug. —

7.

„Ein kurioſer Patron, der Herr Theodor," ſprach R. nach einer Weile. „Erſt will er ſeines neuen Anzuges wegen mit mir ſprechen, und nun — da ich ganz zu ſeinen Dienſten bin, läuft er wie wahnſinnig davon. Doch mir recht! Sieh zu, Maria, daß Du mit Deinem Anzuge bald fertig wirſt, denn Herr Holzmeier wird ſich nicht lang erwarten laſſen. Ah der Tauſend, da iſt er ſchon!" und zur Thür ſpringend, die er weit aufmachte, nöthigte er den eintretenden Fremden mit vielen Bücklingen in die Stube, während Maria in das Seitenzimmer eilte, um ihren Anzug zu vollenden.

Herr Holzmeier war ein Mann in den beſten Jahren, unterſetzter Statur, mit einem vollen Geſichte, von dem man wenig mehr als Backen und Unterkinn ſehen konnte. Die Naſe war nämlich eine kaum merkliche Spitze zwiſchen den Fleiſchbergen der Backen, der Mund ohne Lippen, eine feine, langgezogene Linie, und die Augen wurden von einer großen, dunkelgrünen Brille verdeckt, die einen grünlichen Schein über das ganze Geſicht warf, welches ihm ein leichenähnliches Anſehen gab. Die hohe glänzende Stirne wurde von einem fahlen rothgrauen Haare bekränzt, deſſen einzelne Locken ſich in die Höhe ſträubten und einen ſchwankenden Schatten auf das Geſicht fallen ließen. Die Kleidung des Herrn Holzmeier war eben ſo bizarr wie ſein Ausſehen. Er trug grünſammetne kurze Beinkleider, Kappenſtiefel, eine hochgelbe Weſte mit blanken Knöpfen, ein feuerfarbenes Halstuch mit ſchwarzen Streifen, einen hellbraunen Frack mit grünem Kragen. In der einen Hand hielt er ein ſchwarzes Schnupftuch und den weißen Filzhut, in der andern ein ſpaniſches Rohr von ziemlicher Dicke, mit goldenem Knopfe, das er wie ein Gewehr ſchulterte. Obgleich der Jännertag ziemlich kalt war, ſo ſchien Herr Holzmeier doch zu ſchwitzen, und trocknete ſich oftmals mit ſeinem ſchwarzen Schnupftuche die Stirn.

Nachdem der alte N. Herrn Holzmeier mit vielen Höflichkeiten in das Zimmer genöthigt hatte, begann dieſer mit einer heiſern, faſt tonloſen Stimme, nach Jungfer Maria zu fragen.

„Sie wird ſogleich hier ſeyn,“ ſagte der Alte und rief Marien zu, daß ſie ſich ſputen möchte.

Gewohnt, ihrem Vater zu gehorchen, trat ſie denn auch alsbald in das Zimmer, im einfachen, doch wohlgeordneten Anzuge. Mit feinem Anſtande verbeugte ſie ſich, aber als ſie die Augen erhob, ſchauderte ſie unwillkührlich vor der Geſtalt des Fremden zurück. Dieſer aber wandte ſich freudig und händereibend zum Vater, indem er den bis jetzt feſtgeſchloſſenen, lippenloſen Mund zum Lächeln verzog und dabei ſeine Kinnladen ſo weit auseinanderreckte, daß man ihm bis tief in den Schlund hinabſehen konnte, da kein Zahn die Ausſicht verſperrte. Dieſer gähnende Abgrund war ganz dazu geeignet, den innern Schauder Mariens zu vermehren.

„Mamſell,“ begann Holzmeier nunmehr das Geſpräch, „ſind, wie mir der hier gegenwärtige Vater ſagt, nicht abgeneigt, in den Stand der Ehe zu treten und auf ein ordentlicheres Auskommen zu denken, als das hier bei den Komödianten iſt. Ich wäre auch gar nicht abgeneigt, Sie zur Frau zu nehmen, wenn Sie ſich nämlich hiezu qualifizirten und Haushaltung vorſtehen, Kinder erziehen, und ſich in meine Laune ſchicken wollten. Mit Papa bin ich eins, und wir werden hoffentlich auch mit einander fertig werden — was meinen Mamſell dazu?“

„Ihr Antrag, mein Herr, ſetzte mich einigermaßen in Erſtaunen,“ erwiederte Maria, „da ich heute zum Erſtenmale das Glück habe, Sie zu ſehen. Es handelt ſich um Neigung — Liebe“ —

„He, He, He, He!“ kreiſchte Holzmeier in einem Tone, der durch Mark und Bein drang, „Neigung —

Liebe! nicht auch Kunſt — Poeſie? und wie das dumme Zeug alles heißen mag? Doch — ſchon gut! auch mit Liebe kann ich aufwarten! Ich liebe ſchöne Mädchen, Sie ſind ein ſchönes Mädchen, folglich liebe ich auch Sie. Und — Sie lieben gewiß Putz, Lebensfreuden, und den Reichthum, wodurch man ſich dies Alles verſchaffen kann — nun ſo lieben Sie — ohne zu wiſſen — mich! Denn ich bin der Reichthum in eigener Perſon. Darum zögern Sie nicht lange, ſonſt entgeh' ich Ihnen — ich darf nur anklopfen, und Väter und Mütter führen mir die Töchter zu. Allein ein gewiſſes Wohlgefallen für Ihr kleines Perſönchen und die nahe Verwandtſchaft" —

„Verwandtſchaft?" fragte Maria erſtaunt —

„Ja, Herr Holzmeier," erwiederte der Vater mit einem Seufzer, „iſt der Sohn meiner Schweſter, die bereits vor vielen Jahren aus München verſchwand, und deren Aufenthalt man bis jetzt nicht erſpähen konnte." —

Bei dieſer Entdeckung entfärbte ſich Maria. — Was ſie von der Geſchichte dieſer Schweſter ihres Vaters gehört hatte, von ihrem verbotnen Umgange mit einem Manne, den der Ruf zu einem Schwarzkünſtler machte, von ihrer Flucht, niemand wußte wohin — Alles dies war nicht im Stande, den Sohn derſelben, deſſen Perſönlichkeit ohnehin nichts Empfehlendes hatte, ihr im vortheilhafteſten Lichte zu zeigen.

„Ich ſehe," ſagte Holzmeier, „die Mamſell iſt nicht geneigt, mir heute ſchon eine beſtimmte Antwort zu geden — nun ſo möge ſie ſich denn gegen den Papa erklären, der mir ihre Willensmeinung hinterbringen wird Für heute Gott befohlen!" Und ſomit brach er, wie es ſchien, nicht ohne Entrüſtung auf, einen ſeltſamen Blick durch die Brillengläſer nach dem Garderobier ſchießend, der dieſen augenſcheinlich verwirrte.

Als er zur Thür hinaus war, wandte ſich N. zu ſeiner Tochter: „Mach ihn mir nicht böſe, den Herrn Vetter, das ſag' ich Dir! einen beſſern Freier bekömmſt Du nun und nimmermehr!" Und ohne ſeine Tochter anzublicken, ſtieg er in die Garderobe hinauf und ging an ſein Geſchäft. Maria aber trat, trüber Gedanken voll, in die Küche, dem alten Vater eine ſtärkende Suppe zu bereiten. —

8.

Das Gerücht verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle bei dem Perſonale des Theaters, daß die ſchöne Maria von der Kunſt Abſchied nehmen werde, um ſich einem reichen, aus fremden Ländern zurückgekehrten Vetter antrauen zu laſſen. Obgleich München an Meiern aller Art einen wahren Reichthum beſitzt, da der Name Meier in allen Zuſammenſetzungen dort vorkommt, und der Ausſpruch eines geiſtreichen Ausländers: „mit wenigen Ausnahmen heißen alle Deutſchen: Meier," wohl auf München die beſte Anwendung findet, ſo war doch der Name „Holzmeier" dort noch gänzlich unbekannt. Man wußte wohl aus verſchollenen Ritterromanen, daß man den Tod ſo benannte, und eben ſo kannte man die bizarre Laune des Zufalls, die einen ſehr geſchickten Brunnenarzt in einem berühmten Badeorte „Tod" heißen ließ. daher mochte es nicht ſehr auffallen, hier einen ſteinreichen, folglich ſehr ſchätzenswerthen Mann, einen häßlichen Namen führen zu ſehen. Und manche ſchöne Jungfrau hätte wohl an Maria's Stelle ſeyn mögen, um mit dem garſtigen Namen auch die ſchönen Emolumente zu erlangen, und ſich ſo dem leibhaftigen Holzmeier antrauen zu laſſen.

Maria's Betragen war von dieſem Augenblicke an ſtill und in ſich gekehrt. Sie ſprach Theodor nicht mehr, ſo ſchwer es ihr wurde, um eine Flamme nicht zu nähren, die Beiden nur unheilbringend werden mußte. Sie war gewohnt, ſich in den Willen ihres Vaters zu fügen, und dieſer hatte ihr erklärt, daß, abgeſehen von dem Wohlſtande, den ihm die Verbindung mit Holzmeier gewähren würde, auch noch andere, ältere Verpflichtungen, ſein gegebenes Wort u. ſ. w. ihn dazu anregten.

Theodor, im bunten Treiben des Bühnenlebens, ſtets einſam und abgeſchloſſen, war durch die Trennung von ſeiner Geliebten noch mehr in ſich zurückgeſcheucht worden. Er war eine jener Naturen, welchen der Schmerz ein willkommener Gaſt iſt, und die nie lieber athmen. als wenn ſie es ſo recht tief aus der grambelaſteten Bruſt thun können. Viele meiner Leſer werden mich verſtehen; Andere, denen das Leben nur ſtets ſeine roſenfarbne Seite zukehrte und die nur die Blumen an ſeinem Pfade zu pflücken gewohnt ſind, werden von der Wolluſt des Schmerzes keinen Begriff haben. Entſagen! in blühender Jugend, im Lenze der ſchönſten Hoffnungen entſagen zu müſſen! Abgeſchält von allen Freuden des Lebens, den Neckereien des Glücks entzogen, nur ſich und der Vergangenheit zu leben, dies gewährte jetzt dem zwei und zwanzigjährigen Jüngling eine ſüße Beruhigung. „Ich will fort von hier,“ ſagte er oft zu ſich ſelbſt, „mag Maria glücklich ſeyn. Für mich iſt ſie ja doch verloren!“

Aber dabei blieb's. Er konnte ſich nicht trennen von München, nicht vom Theater am Iſarthore, nicht von Maria, die in ſtiller Ergebung ihn nicht mehr zu bemerken ſchien.

In ſeinen Schwärmereien vertieft, ſtand eines Abends Theodor, der gerade unbeſchäftigt war, an eine der Säulen des Portals gelehnt, von vielen jungen Leuten umgeben, die mit heitern Blicken ſich daran ergötzten, die Kutſchen nach einander vorrollen und ſich ihres eleganten Inhalts einladen zu ſehen. Beſonders intereſſant war es, die Verlegenheit der jungen Damen zu bemerken, die erſt die Weite des Schrittes vom Wagentritte bis zu den Stufen des Portals ſorglich maßen, dann einen ſcheuen Blick auf die mit Lorgnetten bewaffneten Zuſchauer gleiten ließen, und endlich den Sprung zum Schlage hinaus wagten. Es konnte die für Manchen eine Lehre für's Leben abgeben, wo ſo mancher Schritt gewagt wird, ohne vorher gemeſſen zu werden. Theodor ſtierte vor ſich hin, weit über die anrollenden Wagen hinaus und bemerkte nicht, was um ihn vorging. Ein Schlag auf die Schulter weckte ihn aus ſeinen Träumereien. Er blickte erſchreckt auf und ſah den lächelnden M. neben ſich.

„So ſieh doch, Menſchenkind!“ flüſterte der.

Theodor blickte auf. Aus einem eleganten Wagen ſtieg langſam und wohlbedächtig an der Hand eines reichgekleideten Jägers ein alter Herr im feinſten Mode-Koſtüm, und hinter ihm erblickte man das Geſicht eines Engels, mit vieler Beſorgniß den bewußten Schritt für den alten Herrn erwägend und ermeſſend. Jetzt hatte dieſer, deſſen Pedal in weite Sammetſtiefel gehüllt war, auf den Stufen Poſto gefaßt, und die Inhaberin des Engelköpfchens ſchwang ſich zephyrleicht aus dem Schlage.

Aller Blicke folgten dem Paare, das einem hohen Stande anzugehören ſchien, wie es die Logentreppe hinanſtieg, und faſt entſchlüpfte ein Ausruf der Verwunderung und des Bedauerns der Menge, da der köſtliche orientaliſche Shawl von den Schultern des Engels glitt, und ein ziemlich bedeutender Höcker auf der Mitte des Rückens ſichtbar wurde.

Alle, nach dieſer ausſteigenden Schönen, hatten Ruhe vor den neugierigen Gafferblicken der Stutzer, denn nun ſuchte Jeder ein bequemes Plätzchen im Paterre, um die Loge im Auge haben zu können, wohin ſich die Fremden begeben hatten. Die Aufführung eines alten Konverſationsſtückes ging an den Meiſten ſpurlos vorüber. Sie wußten von dem darin Verhandelten keine Rechenſchaft zu geben, deſto mehr aber, wie oft die Fremde die Lorgnette zum Auge geführt, wie oft ſie gelacht, wie oft ſie mit dem alten Herrn geſprochen, ja Theodor wußte ſogar noch etwas mehr — wie oft ſie nämlich ihn angeblickt hatte. Er war am Ende wie bezaubert von den Augen der ſchönen Unbekannten, er konnte ſich nicht mehr los von ihren Blicken machen, die ihn immer feſter und feſter umſtrickten. Das Schauſpiel war zu Ende. Die junge Männerwelt bildete eine Gaſſe, von der Logentreppe des ſogenannten Hofranges bis zu den Wagen am Portale. Alle Schönheiten der Reſidenz gingen unbemerkt vorüber; Aller Augen ſpäheten die Treppe hinan, bis ſich die fremde Zauberin zeigte. Außer dem Shawl hatte nun noch ein Mantel die Sylphidengeſtalt verhüllt, man bemerkte den Höcker nicht. Der Alte führte ſie, ihr Auge ſah zur Erde. Nun war ſie in Theodors Nähe. Langſam hob ſie die von langen Seitenwimpern eingefaßten Augenlider in die Höhe, und ein Feuerſtrahl glühete aus ihrem Blicke in Theodors tiefſte Seele hinein. Er erbebte erſichtlich. In lautem Geſumme, das die Erwartung zurückgehalten zu haben ſchien, wogte die Menge nach, ihrem Wagen zu, und die Führer der nun folgenden Schönen mußten ſich zu ihrem Wagen erſt den Weg bahnen. Theodor ließ ſich von der Menge hinaustreiben.

„So komm' doch mit!“ rief ihm M. zu, „und beſinne Dich nicht lang — es wird unmenſchlich voll werden und in ihrer Nähe ohnedies kein Platz mehr zu haben ſeyn!“ —

„Wohin?“ fragte Theodor lakoniſch.

„In den goldnen Hirſch, dort logiren ſie,“ ſagte M. eilig.

„Ich kann nicht!“ erwiederte Theodor, und mit dem Ausrufe Träumer! lief M. in haſtiger Eile davon, den nächſten Weg nach Havard's Hotel: „Zum goldenen Hirſchen“ einſchlagend.

Theodor aber lief mit glühender Bruſt auf dem Walle auf und ab und blickte zuweilen nach den Fenſtern der Garderobe, gleichſam als müſſe er den alten N. auf ſeinem Tiſche gekauert, wie gewöhnlich nähen ſehen. Die Fenſter aber waren finſter für heute, und das Theater lag ruhig und ſtill und ließ ſeine edeln architectoniſchen Verhältniſſe gar ſtattlich vom Silberſtrahle des Mondes übergießen.

9.

Wer am andern Morgen durch die Theatiner-Straße ging, blieb gewiß einen Augenblick vor dem prächtigen Hôtel des Herrn Havard ſtehen, um die großen Kaſten und ſeltſamen Maſchinen anzuſtaunen, die mit vielem

Rumor daraus fortgeſchafft wurden. Ein ältlicher Herr im koſtbaren Schlafpelze lag im Fenſter des erſten Stocks und rief in fremder Sprache zweien Mohren zu, die bei dem Fortſchaffen der Effecten ſorglich bemüht waren. Da die Ladung hochaufgethürmt war, ſchwankte der Laſtwagen einem bis dahin unbewohnten Hauſe in der Prannerſtraße zu, das der reiche Fremde für ſich gemiethet hatte. Dieſer Fremde war aber niemand anders, als der Begleiter deß jungen Frauenzimmers, welches am vorigen Abende im Theater ſo viel Aufſehen erregt hatte.

Viele Verehrer der Schönen fanden ſich an dieſem Vormittage im Hirſch ein, um dort ihr Frühſtück zu nehmen und nebenbei einiges von den Fremden zu erfahren; allein dieſe waren bereits in ihre Privatwohnung gezogen. Man zerbrach ſich eben noch den Kopf, wer die ſchöne Unbekannte wohl ſey, als ein mit großen Buchſtaben gedruckter Zettel von ſchmutziger Hand durch die halbgeöffnete Thür hereingelangt wurde. Mit vollem Munde ſprang der uns wohlbekannte M. hinzu, und kaum hatte er den Zettel überflogen, als er den Biſſen hinunterwürgte, um ſeinen Inhalt den Anweſenden mitzutheilen. Er lautete wie folgt: „Dem hochverehrten Publikum dieſer Reſidenz widmet der Marcheſe Pettorelli, ein Schüler Pinetti's und Profeſſor der geheimen Wiſſenſchaften, gegenwärtige Anzeige, und bringt hiemit zur allgemeinen Kenntniß, daß er geſonnen iſt, ein großes, in Europa bis jetzt noch gänzlich unbekanntes Kunſtwerk aufzuſtellen. Bereits im vorigen Jahrhundert, als der Erfinder noch lebte, wurde dieſes Kunſtwerk gehörig geprieſen und gewürdigt, und es bleibt dem hochverehrten Publikum anheimgeſtellt, ob es ſich von der Wahrheit dieſer Anpreiſungen überzeugen will. Für den Genuß wird nach der Stunde bezahlt, über den Preis können die nöthigen Renſeignements bei dem Eigenthümer, Prannerſtraße Nr...... eingeholt werden.“

„Verſtehen Sie wohl, meine Herren!“ ſetzte M. lachend hinzu, nachdem er geendet hatte, hier iſt von einem ähnlichen Kunſtwerke wohl die Rede, wie das ſogenannte himmliſche Bette des Dr. Graham geweſen ſeyn mag. Sie werden insgeſammt wohl die Gerüchte kennen, die von jenem Bette im Umlauf ſind?“

„Das will ich meinen,“ fiel ein dicker Banquier haſtig ein, „das Ding ſoll Alles vereinigen, was man nur wünſchen kann. Geld hat es wohl gekoſtet, denn es war etwas Neues und der Inhaber ein Engländer, aber es ſoll auch ganz etwas Außerordentliches geweſen ſeyn.“

„Ob nun aber unſer Marcheſe wohl empfänglich für Recenſionen ſeyn mag?“ fragte die hagere Geſtalt eines Privatgelehrten, indem ſeine Schafsmiene ſich zum Faunengelächter verzog. „Man wird ihn gern empfehlen, wenn man vorher einige Stunden ſein Kunſtwerk genoſſen haben wird.“

„Waih!“ rief der Jude Hirſch, der mit ſeinem Tabuletkram in einem Winkel des Saales ſaß, „worauf ſich die Menſchen doch legen, nun legen ſie ſich gar auf die Betten!“

„Das iſt ja Recht,“ fiel M. ihm in's Wort, „man legt ſich auf's Bett, nicht das Bett auf uns! doch — meine Herren — für einen wißbegierigen jungen Mann von 40 und einigen Jahren, wie ich bin, iſt dieſes Kunſtwerk keine Kleinigkeit — ich muß ſogleich zu dem Herrn Marcheſe hin, um mir die nöthigen Renſeignements zu holen, und überſteigt es meine halbe Gage nicht, ſo genieße ich!“

Die Geſellſchaft trennte ſich unter heitern Geſprächen, die alle das himmliſche Bette oder das Kunſtwerk Pettorellis zum Gegenſtande hatten. Hiedurch, wie durch den guten Frühſtücks-Wein, waren die Köpfe ſo erhitzt, daß ein jeder ſeinen Scharfſinn aufbot, um dem Andern ein Bild von einer Sache zu entwerfen, von dem er ſelbſt keinen klaren Begriff haben konnte. Man lief fort in die Muſeen und Bibliotheken, ſchlug Werke und alte Zeitungen nach, um über das Kunſtwerk nachzuleſen. Am meiſten und zuerſt ſollte aus dem beliebten Converſationslexicon Belehrung geſchöpft werden, aber weder Graham, noch himmliſch, noch Bett gewährte ſie. Ein Bett ſey ein Sack von Leinwand, mit dem obern Theile der Federn einer Gans geſtopft, und diene dem menſchlichen Geſchlechte zum Ausruhen, konnte im Ganzen, unter B. aufgefunden, nicht als große Befriedigung für die hungrigen Forſcher angeſehen werden. Allgemeines Aufſehen machte jedoch Pettorellis Anzeige. In allen Kaffeehäuſern, an allen Straßenecken wurde ſie mit Begier geleſen und nach Vermögen ausgelegt. Vor dem Hôtel des Fremden in der Prannerſtraße ſtanden Gaffer ſtundenlang und ſtarrten nach den Fenſtern hinauf. Nicht lange währte es, ſo kamen Jäger und Diener in glänzenden Livreen; ältliche Herren in ſchönen Equipagen rollten vor; Alles wollte die verheißenen Renſeignements haben — und Abends ſpät hörten die Nachbaren das Auf- und Abrollen der Wagen, und im Vorübergehen, da die Polizei, um Ordnung zu halten, die Gaffer zerſtreute, wollte man ſeltſame Klänge, und durch die feſtzugezogenen ſeidenen Vorhänge ein grelles Licht über die Straße fallend, wahrnehmen.

10.

Das Kunſtwerk, mehr aber noch des Eigenthümers ſchöne Tochter, waren — wie es ganz natürlich war, der Gegenſtand jeder Unterhaltung. Was man darüber im Publikum hörte, entbehrte nicht des Wunderbaren. Die Meinungen waren getheilt. Und ſo wie Einige behaupteten, der vermeintliche Marcheſe ſey im Beſitze übernatürlicher Kräfte, ſo nannten es Andere eine widerſinnige Fopperei, ſahen in der Schönen mit dem Höcker eine gewöhnliche Phryne und meinten, der alte Schlaukopf hätte gerade zu ſeinem Unternehmen die rechte Zeit gewählt, worauf es bei allen Dingen hauptſächlich ankomme. Was nun diejenigen betraf, die wirklich das Kunſtwerk beſucht hatten, ſo ſchmunzelten dieſe und beobachteten ein feines Stillſchweigen, Da, des hohen Preiſes wegen, nur die erſte Klaſſe der Geſellſchaft an dem Vergnügen Theil nehmen konnte, ſo war das Ganze einer Art Loge zu vergleichen, von deren Geheimniſſen nichts verrathen wurde. Dieſer wollte von dem Kammerdiener N. wiſſen, was der von ſeinem Herrn beim Ankleiden gehört hatte. Jener erfuhr durch den Barbier X. dieſe Nachrichten, und ſolche allein waren es, die in Umlauf kamen, die jedoch von Verſtändigen als unverbürgt überhört wurden.

Acht Tage waren vorüber, der Reiz der Neuheit war erloſchen und das Geſpräch des Tages lenkte ſich auf andere Gegenſtände. Im Stillen mochte wohl das Geheimniß noch immer ſeine Anziehungskraft üben, doch wurde wenig mehr laut davon, ſtärker wußte die höckerige Schöne die Aufmerkſamkeit zu feſſeln. Saß ſie in einem der Theater, in einer Loge des erſten Ranges, ſo war die Kunſt der Sänger und Schauſpieler verſchwendet, denn Alles blickte nur nach der Fremden. Man drängte ſich in ihre Loge, um ihrer geiſtreichen Unterhaltung theilhaft zu werden, und die vornehmſten und reichſten Kavaliere führten den Engel an den Wagen. Der Alte ſchien dieſe Bewerbungen gern zu ſehen, und um ſich den freundlichen Herrn wiederum freundlich zu beweiſen, veranſtaltete er an theaterfreien Abenden Soupers in ſeinem Hauſe, deren Annehmlichkeit Sie nora Pettorelli durch ihre Fertigkeit im Geſange und das ſeelenvolle Spiel der Laute, eines in unſern Zeiten mit Unrecht vergeſſenen Inſtrumentes, ſehr zu erhöhen wußte.

Während die befremdende Erſcheinung des Marcheſen und ſeiner Tochter uns von den Hauptperſonen ablenkte, hatten dieſe einer Entwirrung ihrer Verhältniſſe entgegengeſehen. Maria, als erklärte Braut eines Herrn Holzmeier, den Niemand kannte, hatte bereits um ihre Entlaſſung aus dem Künſtlervereine gebeten, und der Zeitpunkt war nicht mehr fern, wo ſie von der Bühne abtreten ſollte. Sie ſchien mit ſtiller Ergebung ſich in ihr Schickſal zu fügen. Das Glück ihres Vaters, dies hatte er ihr ſelbſt geſagt, hing von dieſer Verbindung ab, und dies war wohl genug, um ein reinkindliches Gemüth, wie es Maria beſaß, zu jedem Opfer zu vermögen. Holzmeier hatte ſie nach jenem erſten Beſuche nicht mehr geſehen und nur dann und wann ſeine Grüße durch ihren Vater erhalten. Er ſey verreiſt, ſagte ihr dieſer, weil ſeine weitläuftigen Geſchäfte und Handelsverbindungen ihn oftmals veranlaßten, Reiſen zu unternehmen. Sie ſpielte jetzt nur ſelten, da man Mitglieder, die in Kurzem den gewohnten Kreis ihres Wirkens verlaſſen, nicht mehr zu beſchäftigen pflegt; daher ſah ſie Theodor faſt nie mehr. Gewöhnlich brachte ſie die Abende in ihrem einſamen Zimmerchen zu, an ihrer kärglichen Ausſteuer nähend, und von Niemanden, als dem belauſcht, der einzig ihre Seele kannte, ließ ſie ihren Thränen freien Lauf, um ihre Bruſt zu erleichtern. Trotz der glänzenden Ausſichten, die ſich dem alten N. durch die Verheirathung ſeiner Tochter mit einem reichen Manne eröffneten, ſah man dieſen nicht froher. Dieſelbe kummervolle Miene, dieſelbe kranke, gepreßte Bruſt, aus der ſich die tiefen Seufzer unwillkührlich erhoben, machten den alten, unheimlichen Mann zum Gegenſtand eines ſcheuen Mitleidens, das ſich in eines Jeden Herzen für ihn regte, jedoch ſich nicht laut zu äußern wagte. Des Spuks wurde nicht mehr, oder doch nur ſelten erwähnt. Es war, wenn gleich nur unter der Hand, von der Behörde unterſagt worden, dergleichen bei dem Volke leicht Eingang findende Gerüchte auszuſtreuen, weil ſolche auf den Beſuch des Theaters nachtheilig einwirken könnten. Ueberdies war der Spuk ſtill geworden, und man hatte ſeit lange jenes unheimliche Gepolter in den entlegenen Gängen des Gebäudes, jene ſchnell aufflackernde, bald wieder verſchwindende Helle und was ſonſt der geheimnißvollen Anzeichen mehr waren, nicht mehr wahrgenommen. Von der Erſcheinung des dicken Mannes oder einer ſonſtigen nicht zu enträthſelnden Geſtalt hatte man endlich nichts bemerkt. Auch in der Stadt war ſeit geraumer Zeit dieſelbe Ruhe eingetreten. Vergebens lauerte die kühne, verwegene Jugend an jenen Orten, wo ſich das vermeintliche Geſpenſt, der dicke Mann, ſehen zu laſſen pflegte; es blieb aus. Ob es die Entdeckung fürchtete, oder ob es für immer gebannt war, dies konnte Niemand wiſſen.

11.

In welchem Zauberkreiſe bewegte ſich indeß Theodor! — Ein Zufall hatte ihn hineingeworfen, ſein ganzes inneres Weſen war verwandelt. An einem regnichten Abende durchſtreicht er einſam die Straßen. Der Faſching hatte ſo eben begonnen. Aus allen Kaffehäuſern ſchallt Muſik, und die rollenden Wagen durchkreuzten ſich, um geſchmückte Herren und Damen zu den glänzenden Feierlichkeiten zu bringen. Da biegt eine ſchöne Kutſche um die Ecke. Eine Laterne flackert hoch auf; der Schein blendet den Kutſcher — er ſieht den Eckſtein nicht; der Wagen ſchwankt und fällt. Ein Schrei tönt heraus. Theodor erſchrickt. — Er faßt ſich — ſpringt hinzu. Ein alter Herr kriecht aus dem Schlage — es iſt der Marcheſe. Theodor iſt bemüht, die ohnmächtige Dame herauszuheben. Zitternd vor nie gefühlter Luſt, hält er die Sylphide in ſeinen Armen, deren Himmelsaugen geſchloſſen ſind und die einer Leiche ähnlich ſähe, wenn nicht ein leiſer Athemzug ihrer Bruſt entſtrömte. Es ſammeln ſich Menſchen, der alte Italiener im Ballanzuge, die ohnmächtige Schöne, der Regen ſtrömt heftiger. Ohne ein Wort zu ſagen, läuft Theodor mit ſeiner ſchönen Beute ſeiner Wohnung zu, vor welcher ſich jener Unfall ereignete, und der alte Herr folgt ihm dahin.

Mit Hülfe eines chemiſchen Feuerzeuges iſt das einſame Zimmer bald erhellt. Theodor legt das Mädchen auf's Sopha, indem er in ſtiller Anbetung vor ihr niederkniet. Der Marcheſe ſteht daneben und ſcheint mit Wohlgefallen auf die Gruppe zu blicken. Endlich nähert er ſich, hält eine kleine Phiole an der Ohnmächtigen Lippen und dieſe ſchlägt die Augen auf. „Wo bin ich?“ lispelt ſie. Ihr Blick fliegt im weiten Kreiſe im Zimmer umher. Die ungewohnte Umgebung ſcheint ſie zu befremden. Die Augenlieder, indem ſie ſich ſenken, um das Himmelsthor zu ſchließen, vergönnen ihr noch einen Blick auf den noch immer vor ihr liegenden Theodor zu werfen. „Ich bin bei ihm! — im Himmel!“ ruft ſie erſterbend, und hochaufathmend ſchließt ſie ihr Auge wieder.

Der Alte tritt ernſt auf Theodor zu, und ihn nicht ohne Heftigkeit vom Boden aufhebend, ſieht er ihn ſtarr und aufmerkſam an. Theodor wendet ſich ängſtlich nach dem Mädchen.

„Um Gott, mein Herr! hier dieſe Arme verſcheidet!“ ruft er ängſtlich.

„Mit Nichten, ſie träumt einen ſeligen Traum,“ antwortete der Marcheſe. „Es ſteht in meiner Macht, ſie jeden Augenblick dieſer Ohnmacht zu entreißen und ihr ſogleich ihr voriges Wohlſeyn wiederzugeben — aber laſſen wir ſie noch einen Augenblick in dieſem Zuſtande — ich habe vorher noch Einiges von Ihnen zu erfahren, wobei ich keines Zeugen bedarf. Sie ſind ein Mitglied des hieſigen Theaters und heißen Theodor“ —

Ueberraſcht bejahte dieſer. —

„Ich weiß mehr von Ihren Verhältniſſen, als Sie glauben,“ fuhr der Alte fort, „nur eines geſtehen Sie mir, Sie lieben meine Tochter ſeit ihrer Anweſenheit in München.“

Theodor blickte verlegen nach ihm auf.

„Verbannen Sie jede Beſorgniß,“ nahm der Marcheſe ſchnell wieder das Wort, „und ſprechen Sie Ihr Gefühl für meine Tochter deutlich aus, Sie haben es mit einem gütigen Vater zu thun.“ —

„Ich“ — ſtotterte Theodor — „ich liebe — ach das drückt's nicht aus — ich bete Ihre Tochter an!“ —

„Und wären Sie im Stande, etwas für Ihren Beſitz zu wagen?“ forſchte der Alte weiter.

„Mein Leben,“ rief Theodor, „Alles, was Sie verlangen!“ und wie im Rauſche klopften ſeine Adern, und von einem Schwindel ergriffen, drehte ſich ſein Kopf.

„Gut!“ ſagte der Marcheſe. „Es ſteht in Ihrer Macht, ſich eine unglückliche, aber dankbare Familie zu verbinden. Ich bin der Marcheſe Giovanni Pettorelli aus Lucca, und wohne Prannerſtraße No ...., hier iſt meine Karte. Ich erwarte Sie morgen in den Vormittagsſtunden, wenn es Ihnen Ihre Zeit geſtattet. Für jetzt leben Sie wohl!“ —

Man hörte einen Wagen vorrollen und halten. Die ohnmächtige Schöne wurde durch das Vorhalten der Phiole geweckt. Sie erhob ſich ſchwankend an dem Arm ihres Vaters. Sie ſprach nicht und ſchien ſehr ermattet. Ihre Wangen waren bleich — ſelbſt die Lippen waren es, und der ſchöne Mund war halbgeöffnet, weil ſie mit Mühe athmete. Die Augenlider waren geſenkt. Willenlos ließ ſie ſich von dem Alten zum Zimmer hinausführen. Theodor folgte mit dem Lichte. Die Fremden ſtiegen ein. Der Wagen rollte fort. Er bog um die Ecke. Theodor ſtand noch immer mit dem brennenden Lichte unter der Hausthür und ſtarrte nach der Gegend hin, wo der Wagen verſchwunden war. Der Regen ſtürzte herab. Das Licht war längſt verlöſcht und Theodor ſtand noch immer halb wachend, halb träumend, den Kopf an die Mauer gedrückt. Erſt ſpät brachten ihn vom Balle heimkehrende Hausgenoſſen zu ſich und vermochten ihn, den ſie für krank hielten, in ſein Zimmer hinaufzugehen und das wärmende Bett zu ſuchen.

12.

Mit Ungeduld erwartete Theodor am andern Morgen die — nach ſeiner Meinung — ſchickliche Stunde, um dem Marcheſe ſeine Aufwartung zu machen. Um eilf Uhr ging er hin.

Im Vorzimmer mußte er eine ziemliche Zeit warten, bis der Bediente zurückkam, der ihn gemeldet hatte. Eine Menge Kiſten, zum Theil ausgepackt, ſtanden ringsumher, ein Stiefelbock, worauf ein halbgeputzter Stiefel, daneben eine Untertaſſe mit Wichſe und einigen Bürſten, dies waren die Gegenſtände, die ihm in dieſem Vorhofe des Allerheiligſten aufſtießen. Plötzlich wurden die Thüren mit Heftigkeit aufgeriſſen und der Alte trat ihm entgegen. Er trug einen ſchönen Schlafrock von dunkelbraunem Seidenzeug, einen hochrothen Gürtel, deſſen Enden lang herunterfielen, und hatte eine türkiſche lange Pfeiſe am Munde. Bruſt und Hals waren offen, und der feine Hemdkragen fiel breit über die Schultern. Das Haar, ſtark gepudert, wallte in fraen Locken herab. Dieſes Koſtüm gab der ohnedies langen, imponirenden Geſtalt des Italieners ein noch ſtattlicheres Anſehen.

„Ich erwarte Sie ſchon lange,“ rief Pettoreli unſerm jungen Freunde zu. „Wollen Sie nicht ohne Umſtände näher treten?“

Theodor folgte mit einer tiefen Verbeugung.

In dieſem Zimmer ſtrahlte ihm nun eine Pracht entgegen, die mit dem Vorzimmer auf ſeltſame Weiſe contraſtirte. Herrliche Gemälde in prächtig vergoldeten Rahmen bedeckten die Wände, faltige Vorhänge von ſchweren Seidenſtoffen bauſchten an den Fenſtern, mehrere Tiſche waren mit glänzendem Silberzeuge bedeckt, ein ſchöner Teppich lag auf dem Fußboden, und vor jedem Seſſel ein weiches, zierliches Polſter, einladend, die Füße darauf zu ſetzen. Ueberall in dem großen Zimmer waren prächtige Meubel in zierlicher Ordnung verwendet und zeugten von dem Reichthum und Geſchmacke der Bewohner.

Der Marcheſe bat Theodor, den Hut abzulegen und ſich zu ſetzen. Hierauf folgten einige Höflichkeitsformeln, einige Fragen nach dem Wetter, dem Theater und dergleichen wichtig-gleichgültigen Gegenſtänden. So mochte eine Viertelſtunde verfloſſen ſeyn, als man den Schall einer helltönenden Glocke in drei Schlägen vernahm. Beim dritten Schlage ſprang der Alte auf, und ſich höflich gegen Theodor verneigend, ſprach er: „Wenn's beliebt, ſo wollen wir das Frühſtück in dem Zimmer meiner Tochter einnehmen. Dies iſt das Zeichen, daß Alles bereit ſey. Ich halte auf ſtrenge Hausordnung.“ Und ſomit nahm er Theodor bei der Hand, der ſtaunend ſeinem Führer folgte. Aus dem ſonnerhellten Zimmer, das ſie ſo eben verließen, traten ſie in ein Kabinet, deren Fenſter mit hellgelben, ſeidenen Vorhängen dicht verhängt waren. Dieſes falbe Licht, welches den Augen wohlthat, warf einen zauberiſchen Schein auf einige Marmorgruppen, die dieſes Gemach ſchmückten. Nun kamen ſie in einen grottenähnlich verzierten Saal, in deſſen Mitte ein Baſſin von Alabaſter ſich befand, worin Goldfiſch ſchwammen, und wo einige Tritonen und Nereiden kühlende Waſſerſtrahlen in weiten Bogen fließen ließen. In dieſem Saale verbreiteten blauſeidene Vorhänge den milden Schein des reinſten Aethers.

Hierauf umfing ſie die Dämmerung eines dichten Haines, durch dunkelgrüne Vorhänge hervorgezaubert. An den Wänden ragten hohe Staudengewächſe bis zur Decke, den magiſchen Eindruck der Beleuchtung erhöhend und mit balſamiſchem Duft, die Sinne umfangend. Zögernd ging Theodor durch dieſes Gemach, ſo wohlthätig wirkte hier Alles auf ſeine Sinne, aber ſein Führer ſchritt weiter, indem er zu ihm mit ſanftem Lächeln ſagte: es hat einige Mühe gekoſtet, bis wir das Alles ſo nach unſerm Geſchmacke einrichten konnten, aber am Ende kann man mit Geld wohl viel erlangen.“

Hier zog der Marcheſe einen grünen Vorhang weg den Theodor für eine Wand gehalten hatte, ſo ſtar hing der ſchwere Seidenſtoff zu Boden, und erſtaunt blieb er eine Weile auf ſeinem Flecke gebannt, ob deen, was er ſah.

Ein kleines rundes Zimmer bot ſich ſeinen Blicken dar, bis zur Wölbung der Kuppel hinauf, die überdeckte, mit blühenden Roſen verziert. In ſolcher Menge und Schönheit hatte Theodor dieſe Königin der Blumen wohl noch nie geſehen. Ihr Duft durchwürzte, die Sinne befangend, den Raum, und ihr holder Glanz wurde durch die roſenrothe Helle erhöht, die mit Hülfe ſeidener Vorhänge, von etwas dunkeler Farbe als die Blumen, in das Gemach ſtrömte. Auf einem Sofa, das einem Roſenbosket ähnlich ſah, ſaß die Sylphide, und vor ihr auf einem ſilbernen Tiſchchen ſtand das ausgeſuchteſte Frühſtück in herrlichen Gefäßen von Kriſtall und Bronce. Aus der Entfernung ſchwebten Töne her, wie von Aeolsharfen, und durchbebten mit ſanften Schauern die Nerven unſeres Theodors.

„Dies iſt mein Gulliſtan,“ ſagte mit ſeiner gewohnten feinen Freundlichkeit der Marcheſe, indem die Dame ſich erhob und Theodor höflich begrüßend, ihn bat, ſich zu ihr zu ſetzen und das Frühſtück nicht länger warten zu laſſen.

Wie wäre aber Theodor wohl im Stande geweſen, hier zu eſſen — hier zu trinken? Er ſchwelgte in andern Genüſſen, es durchbebte ihn mit namenloſer Wonne, er ſah ſich mit einemmale aus der Proſa der Wirklichkeit in die Poeſie eines Feenreiches verſetzt. Er war ſeiner nicht mächtig. Wie lange er da ſaß ohne klares Bewußtſeyn, kann nicht beſtimmt werden. Er fühlte, wo er war, er ſah ſich neben dem zauberiſchen Gegenſtand ſeiner wachen Träume, er vernahm den himmliſchen Ton der Sphärenmuſik, die, wie vom Lufthauch getragen, ſich in das Gemach ſtahl und ſich mit unbeſchreiblicher Gewalt an ſein Herz ſchmiegte; aber er ſah auch, daß die himmliſche Schönheit der Sylphide durch den unförmlichen Höcker entſtellt war, und endlich, daß der alte Marcheſe recht widerlich ihm erſchien, da er mehre Butterbröde mit kaltem Braten zu ſich nahm, einige Gläſer Madeira nachſtürzte, und endlich ſogar ſeine türkiſche Pfeife ergriff und zu rauchen begann. Er hörte, daß der Marcheſe ſagte: „Ich rauche nur perſiſchen Roſenkanaſter, mithin wird er mein Guliſtan nicht entweihen.“ Er ſah und hörte das Alles und doch war er nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen, ſo mächtig war die Wirkung der Umgebung auf ſeinen Willen.

Der Alte wählte nunmehr Gegenſtände zur Unterhaltung, die für Theodor von beſonderem Intereſſe waren, und dieſes brachte ihn zu ſich. Jener ſprach nämlich über die Theater aller Nationen und aller Zeiten, und entfaltete dabei eine ſo tiefe Gelehrſamkeit, einen ſo feinen Geſchmack, daß man hätte glauben ſollen, er habe jahrelang dramaturgiſche Abhandlungen und Recenſionen um's Brod geſchrieben, doch Theodor wußte beſſer, daß Gelehrſamkeit und Geſchmack in neueſten Zeiten gar nicht mehr erforderlich dazu ſind, und ließ ſich daher nicht irre führen.

„Alles in der Welt ſpielt Komödie," ſagte unter andern der Marcheſe, „oftmals ohne es zu wiſſen. So habe ich ein Theater, welches von einem ganz artigen Publikum beſucht wird, das zu ſeiner eigenen großen Ergötzlichkeit ſelbſt darauf ſpielt. Ich meine das Kunſtwerk."

Das Wort durchzuckte Theodor. Jetzt ſchien ihm die ſchicklichſte Gelegenheit gekommen, nach dieſem Gegenſtande ſeiner Neugier zu fragen.

„Mein junger Freund," erwiederte Pettorelli, „mein Kunſtwerk iſt eine mechaniſche Spielerei, das vielen Leuten Freude macht und mir Geld einträgt. Ich kann es Ihnen jetzt nicht zeigen, einiger Reparaturen wegen, die damit vorgenommen werden, allein ſie ſollen es bei Ihrem nächſten Beſuche in Augenſchein nehmen."

Die Art und Weiſe, wie der Marcheſe von dieſem räthſelhaften Dinge ſprach, hätte früher Theodors Staunen erregt, aber nach Allem, was er bei dieſem Manne in dem kurzen Zeitraum von wenigen Stunden erfahren hatte, war es ihm nicht auffallend mehr. Es wird den

Leſer befremden, daß ich von Stunden ſpreche, aber ſo lange befand ſich Theodor bereits bei dem Marcheſe. Er hatte nicht bemerkt, daß der roſenrothe Schein von den Gegenſtänden nach und nach gewichen war und daß ein zauberiſches Helldunkel ſich in dem Gemache zu verbreiten anfing. Immer tiefer dunkelte es, es ſchien ſich ein Schleier um ſeine Augen zu legen, er ſah den Marcheſe nicht mehr — ſein Blick ſuchte vergebens, dem Blicke der geliebten Sylphide zu begegnen. Immer feſter umſtrickten die Silbertöne, die jetzt ſtärker und reiner den fernen Harfen entquollen, ſein Herz, immer ſüßer dufteten die Blumen, und ein ganzes Heer von Nachtviolen ſchien die wolluſtathmenden Kelche geöffnet zu haben; Theodor war im höchſten Grade aufgeregt. Da vernahm er ein leiſes Schluchzen in ſeiner Nähe. Ueberraſcht horchte er auf; nicht aus der Ecke des Sophas, wo er früher die Schöne geſehen hatte, tönte dieſes Schluchzen, nein, ihm zur andern Seite, wie vom Boden auf. Erſchreckt wandte er ſich dahin, um den Gegenſtand zu entdecken, aber vergebens, die dichte Finſterniß, die ihn jetzt umgab, hinderte ihn daran. Ein Schauer faßte ihn unwillkührlich, als eine weiche, warme Hand die ſeinige berührte. Jetzt war ihm das Räthſel gelöst, und wie ein elektriſcher Schlag durchzuckte es ſeine Nerven. Er ſtreckte die Hand aus und berührte Locken, die weichſten ſeidenſten, die je wohl den Kopf eines Engels umwallten — es war die Sylphide, die zu ſeinen Füßen kniete und ſeine Hand mit ihren Thränen benetzte. Theodor ſprang auf, aber der ſchöne Kopf ſank auf ſeine Knie, die vorgeſtreckten Arme ſtießen ihn ſanft in die Ecke des Sophas zurück.

„Marcheſe Pettorelli,“ rief Theodor erſchreckt, „mein Gott, was machen Sie mit mir?“

„Rufe ihn nicht,“ liſpelte es leiſe und melodiſch neben ihm, „er iſt hinausgegangen und ich benutze dieſen Augenblick, mich Dir zu entdecken. Glücklich bin ich, daß ich endlich einem theilnehmenden Weſen, einem Menſchen, mein ſchreckliches Loos verkünden kann. Ich armes, unglückliches Mädchen, befinde mich in der Gewalt eines Furchtbaren, der die Geſtalt des Marcheſe Pettorelli nur angenommen hat. Vergebens flehete ich bis jetzt um Erlöſung aus meiner ſchrecklichen Sclaverei. Nun iſt der Zeitpunkt gekommen, der ihr ein Ende machen wird — Du — und nur Du ſcheinſt mir dazu berufen. Ich muß meinen Peiniger verlaſſen — ich ſcheue weder Gefahren, noch ſonſt eine Macht der Welt — willſt Du mich aufnehmen, kannſt Du mir — die voll inniger Zärtlichkeit für Dich glüht — Deine Liebe ſchenken, ſo bin ich Dein — Dein für ewig. Du bedenkſt Dich? Willſt mich dem gewiſſen Verderben preis geben, das nach dieſem Geſtändniſſe unabwendbar meiner warten muß, wenn Du mir Deinen Schutz nicht angedeihen läßt — bedenkſt Dich, da ich flehend dir zu Füßen liege? o dann iſt Alles verloren!“ — Theodor wollte ſie aufheben, ſie widerſtrebte: „nicht eher,“ ſprach ſie, „bis Du mir gelobt haſt“ — —

„Was?" entbebte Theodor's Lippen.

„Daß du mich ſchützen, liebevoll ſchützen willſt," entgegnete die Weinende. „O fürchte nichts, ich bin kein verlockender Geiſt, keine Zauberin, bin ein armes, unglückliches Mädchen!" und abermals ſank der ſchöne Kopf auf Theodor's Knie, indem die Zähren in Strömen floſſen.

„Ich gelobe!" ſprach der Jüngling, der Beſinnung kaum mächtig.

Da ſprang die Sylphide auf und warf ſich im Uebermaaße des Entzückens ihm an die Bruſt. Er konnte ſie nicht ſehen, fühlte aber ihre weichen Arme ſeinen Nacken umſchlingen; als er aber dieſe Umarmung zärtlich erwiedern wollte, bebte er unwillkührlich zurück, denn er berührte den häßlichen Höcker, der — jetzt im Finſtern — zu einem unförmlichen Gebirge angewachſen ſchien.

„Jetzt iſt Alles gut!" liſpelte die Schöne. „Sorge für nichts, Du ſiehſt mich morgen bei Dir und dann hat mein Peiniger keine Macht mehr über mich. Verlaſſe mich jetzt. Du wirſt auf Deinem Wege Niemand antreffen, dem Du Rede zu ſtehen hätteſt, und dann kehre, trotz aller Einladung, nicht mehr in dies Haus zurück. Dank! Retter, Dank!"

Und einen glühenden Kuß auf ihre Lippen drückend, verließ Theodor ſchwindelnd das Zimmer, eilte durch die Reihe der Gemächer zum Hauſe hinaus und lief, wie vom Sturmwind getrieben, durch die Straßen der Stadt, ohne zu wiſſen wohin. Es trieb ihn zum Iſarthor. Das Schauſpiel war lang geendet. Die Laternen brannten dunkel. Im Thorwege ſtolperte er über etwas. Er hatte dem alten, wohlbekannten Kuchenweibe die Körbe über den Haufen geworfen, die ihm einige Flüche nachkreiſchte, die jedoch alsbald in ein heiſeres Lachen übergingen. Theodor ließ ſich vom Nachtfroſte abkühlen und kam erſt am Morgen nach Hauſe.

II.

Noch in den Kleidern des vorigen Tages, mit dem wüſten Kopfe einer durchwachten Nacht und der erlebten Begegniſſe, ſaß Theodor am frühen Morgen auf ſeinem Sopha. Die erſte Frühlingsſonne war in dieſem Jahre in das Ende des ſpäten Faſchings gar lieblich hereingebrochen, gleichſam als wollte ſie mit ihrem hellen Scheine die nächtlichen Mummereien und Foppereien zerſtören, aber Theodors Träume wollten von ihrer beſiegenden Macht nicht weichen. Wie von einem trüben Nebel umhüllt, indem es von fratzenhaftem, ſeltſamem Spuke ſich regte und bewegte, der ihn von allen Lebenden trennte, ſaß er da. Er wollte eine Rolle durchgehen. Es war ihm unmöglich. Er verwünſchte ſeine Kunſt, die er ſonſt mit ſo großer Luſt getrieben hatte; das Studiren einer Rolle erſchien ihm wie ein läſtiges Geſchäft. Die beſtimmte Stunde nahte heran, die ihn zur Probe rief.

„Verwünſcht!“ brummte er vor ſich hin und ergriff einen Hut — da vernahm er ein leiſes Klopfen an die Stubenthür.

Sonderbar ergriffen blieb er ſtehen. Das Klopfen wiederholte ſich in drei abgemeſſenen leiſen Schlägen zu dreien Malen. Er öffnete die Thür und ein Knabe in einem Mantel, den Hut tief in die Augen gedrückt, trat ins Zimmer.

„Was willſt Du?“ fragte Theodor, kaum im Stande, dieſe Worte hervorzubringen, und mit niedergeſchlagenen Augen, den Hut abnehmend, erwiederte der Knabe: „Mein Herr und Meiſter gebiete über mich! Dir bin ich zu eigen — ich will Dir dienen und wär's mit meinem Herzblute: verſtoße mich nur nicht und übergib mich nicht meinem Peiniger.“ —

Theodor trat ſo weit zurück, als es der Raum ſeines Zimmers erlaubte. „Wär's möglich? Sie ſind — Du biſt — mein Gott —“

„Ich ſehe“ — fiel ihm der Knabe raſch ins Wort — „Du willſt mir kein Obdach in Deiner Wohnung gewähren — Du willſt mich verſtoßen und elend machen, da Du mich erretten könnteſt!“

„Nein! Nein!“ rief Theodor, wie außer ſich — „ich Dich verſtoßen?“ und den weinenden Knaben bei der Hand nehmend, führte er ihn zum Sopha, wo er ſich ihm gegenüber ſetzte. Nun erſt betrachtete er ihn genauer. Die ſchwarze, altdeutſche Tracht, welche die Sylphide gewählt hatte, erhöhete ihre Schönheit, und ein breiter herabfallender Kragen verbarg den entſtellenden Höcker ſo ziemlich.

Jetzt pochte es hörbarer an die Thür, und eiligſt ſprang der langbeinige Theaterdiener ins Zimmer, Theodor höflichſt erſuchend, ſich zur Probe verfügen zu wollen, da die Herren und Damen bereits über eine Viertelſtunde warteten. Theodor ſprang auf, um ihm zu folgen, und drückte der Sylphide die Hand. „Wohl ein Herr Bruder angekommen?“ fragte der Theaterdiener nach ſeiner neugierigen Gewohnheit, und lief mit Blitzesſchnelle voraus, Theodors Ankunft meldend.

11.

Auch Maria war bei der Probe beſchäftigt. Sie erwartete ihren Bräutigam in wenigen Tagen, dann ſollte bald die Hochzeit gefeiert werden. So hatte es der alte N. ihr geſagt. Sie ſah äußerlich mit Ruhe und ſtiller Ergebung dieſem Zeitpunkt entgegen. Nur Eines machte ſie bekümmert, daß ihr Vater, ungeachtet dieſe Heirath — die — wie er ſelbſt ſagte — ſein ſehnlichſter Wunſch war, dennoch immer ſo ſehr ſeinem Trübſinne nachhing. — Sie hatte lange ſchon die Gelegenheit vermieden, mit Theodor zu ſprechen. Seine zerſtörte Miene erregte jedoch ihre Theilnahme lebhaft, die Ankunft ſeines Bruders mußte den Stoff liefern, eine Unterredung anzuknüpfen. Ohne die Gelegenheit zu ſuchen, führte ſie des theatraliſche Fatum zuſammen. Sie ſollten Beide in der nächſten Scene auftreten und hatten ſich daher auf den beſtimmten Platz verfügt, da mußte eines bedeutenden Verſehens wegen ein halber Act noch einmal probirt werden, und Theodor und Maria ſahen ſich neben einander in einer einſamen Couliſſengaſſe.

„Sie ſcheinen nicht wohl zu ſeyn," fing Maria an, „und haben doch die Freude, einen Bruder bei ſich zu haben, den Sie gewiß recht lieb haben!" —

„Mein Bruder — ja — iſt angekommen," erwiederte Theodor in ſichtbarer Verlegenheit. Der neugierige Theaterdiener hatte die Sylphide zu ſeinem Bruder gemacht, und es ſchien Theodor am geeignetſten, dieſen Betrug fortzuſetzen.

„Theodor — Sie ſind ganz anders wie ſonſt!" ſagte Maria, ihn innig betrachtend, „ſchon ſeit einiger Zeit beobachte ich Sie, und Ihr Zuſtand flößt mir Beſorgniß ein." —

Ihr ſanfter Ton, den er ſo lange nicht vernommen hatte, legte ſich wie ein ſchmerzſtillender Balſam an die zerriſſenen Saiten ſeines Herzens. Er athmete tief und ſchwer und blickte in Maria's Auge, das ſeinen klaren Spiegel ihm freundlich entgegenhielt.

„Ach Maria! rief er innig gerührt, „ja wohl iſt's anders wie ſonſt, warum mußte Alles ſo kommen? Sie ſelbſt — Sie ſelbſt —" er hatte ihre Hand gefaßt und ließ ſie nun fahren.

„Es durfte ja nicht ſeyn!" fiel ihm Maria leiſe in's Wort, „ich hatte Sie recht gern, Theodor, es iſt wahr, und nun da Alles vorbei iſt, kann ich's Ihnen offen geſtehen. Aber glauben Sie, ich hätte je eine Verbindung ſchließen können, die den Fluch meines Vaters zur Folge gehabt hätte. Ich mußte mich ſeinem Willen fügen und meine Hand dem von ihm beſtimmten Bräutigam zuſagen. Gott gab mir bisher Kraft, vom Pfade der Pflicht nicht zu wanken — und überdies war ja Ihre Neigung zu mir nie ernſthaft gemeint. Sie verließen mich ohne Bedauern und umſchwärmten ſogleich eine Andere — eine Würdigere — ich konnte Ihrem reichen Geiſte nicht genügen!“ —

„Maria, Maria!“ mehr konnte Theodor nicht ſagen. Aber Maria entzog ihm heftig ihre Hand.

„Was ſoll das? jetzt und hier!“ rief ſie. „Wir ſind einander nichts mehr — dürfen einander nichts mehr ſeyn.“

„Nein!“ war wieder alles, was Theodor ſagen konnte. Es ſchnürte ihm die Kehle zu. Er wollte die Sylphide nicht mehr ſehen, die Schwelle ſeiner Wohnung nicht mehr betreten — er fühlte in dieſem Augenblicke, daß er von dem rechten Pfade gewichen — er wollte umkehren, noch ſey es Zeit, dachte er. Maria's Hand lag wieder in der ſeinigen, er drückte ſie krampfhaft. „Wie glücklich waren wir — könnten wir noch ſeyn!“ rief er mit unterdrückter Stimme. Eine Thräne ſtahl ſich aus ihren Augen. Er ſah dieſe Thräne und ſein Herz wurde unausſprechlich weich, wie in den Tagen der beginnenden Liebe. „Nie ſeh' ich ſie wieder!“ wollte er ſagen, er ahnete, daß dieſe Worte ſein Herz erleichtern würden, aber er konnte ſie nicht hervorbringen. „Du haſt mir Schutz gelobt!“ rief die Stimme der Sylphide ihm deutlich in’s Ohr, „nicht entkommſt Du mir mehr!“ und eine Centnerlaſt fiel ihm wieder auf die Bruſt, eiskalt durchrieſelte es ihn, und entſetzt zog Maria die Hand aus der ſeinigen.

„Abſcheu vor mir?“ ſchrie Theodor und wandte ſich weg von Maria, und Blumenduft, Harfentöne, die zauberiſche Geſtalt, der Schmelz der Stimme ſeiner Sylphide, Alles umgab ihn in dieſem Augenblicke mit unwiderſtehlicher Macht — ja — er ſah deutlich, wie der Knabe in der kleidſamen altdeutſchen Tracht unfern von ihm da ſtand, und er glaubte die Worte zu hören: „ich warte auf Dich, bis die Probe zu Ende iſt. Ich warte aus reiner Liebe zu Dir, nicht aus Eiferſucht, denn Du biſt mein und kannſt keiner Andern ſeyn!“ —

„Wir kommen!“ ſagte leiſe Maria, und gleichgültig ging er an ihrer Seite hinaus, probirte ſeine Scene und ſchweifte dann hinter den Couliſſen umher, von Unruhe getrieben, ſeinen geliebten Knaben anzutreffen, den er doch vorhin ganz deutlich geſehen hatte. Es war aber keine Spur von ihm zu finden.

15.

Als er nach Hauſe kam, fand er ſeine Thüre von inwendig verſchloſſen. Er klopfte, und die Schöne öffnete.

Stumm ſtand Theodor ihr gegenüber. Sein Auge konnte ſich von dem lieblichen Bilde nicht losreißen.

„Du willſt alſo bei mir bleiben?“ ſagte er endlich zögernd, gleichſam als fürchtete er die Bejahung dieſer Frage.

Ihr ſchon geſenktes Köpfchen ſenkte ſich tiefer.

„Nun ſo muß ich vor allen Dingen für eine anſtändige Wohnung ſorgen,“ fuhr er fort. Ihre Bruſt hob ſich, die Augen waren geſenkt, die Hände griffen mechaniſch nach dem neben ihr liegenden Hut.

„Soll ich jetzt ſchon dein Zimmer verlaſſen?“ ſprach ſie leiſe.

„Nein — jetzt noch nicht!“ erwiederte er. „Ich will mit dem Wirthe ſprechen — hier im Hauſe ſind Zimmer genug — ich will eines für meinen Bruder miethen. Bis dahin, lieber Bruder, denn dafür mußt Du einſtweilen gelten, theile meine Wohnung mit mir, doch zu Deiner Beruhigung nimm die Verſicherung, daß bevor der Abend hereinbricht, Du die Deinige wirſt beziehen können.“

Im Hintergebäude war alsbald ein artiges Zimmerchen gemiethet, mit den erforderlichen Bequemlichkeiten verſehen, und mit dem einbrechenden Abende führte Theodor ſeinen holden Gaſt ein in die freundlichen Mauern, die ihm ein Eden des reinſten Liebesglückes zu umſchließen verſprachen.

Er machte einen Weg durch die Stadt, um ſich zu zerſtreuen und ſein aufgeregtes Blut zur Ruhe zu bringen. Umſonſt! ſeine Gedanken waren nur bei ihr! Ein ſeltſames Gemiſch von Gefühlen wogte in ihm. Die Glückſeligkeit, die Holde ſein zu nennen, von ihr geliebt zu ſeyn, dieß erhob ihn; das Abenteuerliche, ja Gefahrvolle des von ihr gewagten Schrittes beugte ihn nieder. Wird der Marcheſe, oder wer der Fremde geweſen ſeyn mochte, nicht Alles aufbieten, der Flüchtigen auf die Spur zu kommen? Wird er ſie nicht entdecken? was für Folgen wird dieſes aber nach ſich ziehen? was muß unternommen werden, um ſolchem Falle vorzubeugen und ſich die Geliebte zu erhalten? Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, kam er ſorgenvoll und ohne zu wiſſen, wie, nach der Prannerſtraße. Da ſtand das Haus, wo geſtern noch der räthſelhafte Italiener wohnte, wo er ſeit Wochen gewohnt hatte, wo die Vorübergehenden Abends einen ſeltſamen Schein durch die dichtzugezogenen Vorhänge auf die Straßen ſich ergießen ſahen, wo ſeltſame Töne erklangen, die ſich mit zauberiſch anziehendem Locken herunter ſtahlen. Das war das Haus, wo er geſtern ſelbſt ſo unnennbaren Zauber erprobte, wo Alles vereinigt war, die Sinne zu umnebeln und zu beſtechen. Mechaniſch trat er hinein und ging die wohlbekannte Stiege hinauf. Er öffnete das Vorzimmer. Der halbgewichſte Stiefel, die ausgepackten Kaſten — Alles wie geſtern. Kein Bedienter war gegenwärtig, um ihn zu melden. Leiſe öffnete er die Thür, die ihm geſtern die Reihe der zauberiſchen Gemächer erſchloß. Nur einen Blick wollte er hineinwerfen, und dann den Kopf ſchnell wieder zurückziehen. Nur überzeugen wollte er ſich, daß er nicht geträumt habe, daß alles Wunderbare wirklich und in Wahrheit an ihm vorübergegangen ſey.

„Was gibts da?“ ſcholl ihm eine kreiſchende Stimme entgegen, und vom runden Theetiſch erhob ſich's und wackelte ſchwerfällig einige Schritte. Eine wohlbeleibte alte Frau ſtand vor ihm. Einige erwachſene Mädchen mit dummen Geſichtern reckten neugierig die langen Hälſe vor, mehrere Kinder fuhren weinend und ängſtlich mit den Köpfen unter den Tiſch. Er wollte fortſpringen.

„Halt da! was wollte man?“ ſchrie die robuſte Dame, und erwiſchte ihn ziemlich handfeſt beim Rockſchooße.

„Ich ſuchte den Marcheſe Pettorelli, der das himmliſche Bett für Geld zeigt!“ brachte Theodor verwirrt genug hervor.

Entſetzt ließ die Alte den Rockſchooß fahren. „Ein Narr! — ein Verrückter!“ ziſchelten die Mädchen. Theodor flog die Treppe hinab, und wäre er bei beſſerer Beſinnung geweſen, ſo hätte er vernehmen können, wie die gnädige Frau die Bedienten herbeirief und tüchtig ausſchmälte. —

Da ſtand er nun auf der Straße und ſtarrte mit weitgeöffneten Augen das Haus an. Er täuſchte ſich nicht, es war daſſelbe, wo der alte Italiener mit der Sylphide und dem himmliſchen Bette gewohnt hatte. Er fragte einen vorübergehenden Bekannten, der ſo ziemlich Auskunft geben konnte. „Hier wohnt ſeit langer Zeit die verwittwete Generalin von Schroll,“ war die Antwort.

Hochauf athmete Theodor. „So war Alles nur ein Traum!“ ſagte er zu ſich ſelbſt. „Gott ſey Dank! Alles, Alles iſt wieder, wie es war. Das Glück iſt fort — aber die Ruhe iſt wieder da!“ —

Er eilte froh nach Hauſe. Um ſich noch ſicherer zu überzeugen, daß Alles nur ein Traum geweſen war, ging er in den Hof und blickte ringsum nach den Fenſtern des Hintergebäudes. Keines war erhellt — Alles war ſtill — wie ausgeſtorben. Er lachte wild in ſich hinein. „Nun das nenn' ich einen Traum!“ mit dieſen Worten ſprang er die Treppe hinauf, nach dem Zimmer hin, das er — wie es ihm geträumt — für Bruder Sylphide gemiethet hatte. „Noch dieſe Probe“ ſprach er, „und dann weiß ich, daß ich Gottlob nicht verrückt worden bin.“ Leiſe klopfte er an — da überlief's ihm grauſend — denn eben ſo leiſe tönte aus dem innern der Stube ein liebliches: „Herein!“ —

16.

Theodor brachte den größten Theil des Abends in Geſellſchaft des Mädchens zu. Sie wußte ihm ſo viel von fremden Ländern und von erlebten Ereigniſſen zu berichten, ſo angenehm und lieblich zu erzählen, daß er mehr mit den Augen, als mit den Ohren zuhörte. Als er ſpät ſeinen Hut nahm und ihr ſagte, er wolle noch einen Gang vor's Thor machen, ergriff auch ſie ihren Hut und bat, ihn begleiten zu dürfen. Es ſchien ihm, als rege ſich eine Art von Eiferſucht in ihr, die ſie ziemlich harmlos zu erkennen gab, und dies machte ſie ihm noch intereſſanter. Sonderbar war es ihm jedoch, daß die Schöne — ſo oft die Mitternacht heran nahete, ihn mit einer gewiſſen Aengſtlichkeit zu entfernen ſuchte — waren ſie vom Hauſe abweſend, ihn antrieb, nach Hauſe zu eilen, und dann in großer Haſt ihr Zimmer ſuchte und ſich darin einſchloß.

Während nun Theodor immer feſter ſich an die Sylphide kettete, und in Gedanken nur immer mit ihr beſchäftigt, nur ſelten noch an Maria dachte, harrte dieſe in ſtiller Ergebung des Augenblicks, der ſie mit dem beſtimmten Bräutigam verbinden ſollte. Er ſey verreist, ſagte ihr der Vater, werde jedoch bald zurückkehren und dann würden ſie alle drei München verlaſſen, um die Welt zu beſehen und ſich in Holzmeiers Wohnort zu etabliren, woſelbſt er ſie heirathen werde.

Es war am Abende vor dem Frohnleichnamsfeſte, als Maria in ihrem einſamen, mit Maien geſchmückten Zimmerchen ſaß. Alles bereitete ſich zu der großen, feierlichen Prozeſſion vor, die andern Tages in der Stadt gehalten werden ſollte. Der König wie der Taglöhner folgten an dieſem Tage dem Allerheiligſten, das der alte ehrwürdige Erzbiſchof unter einem prächtigen Baldachin in ſeinen zitternden Händen hoch emporhielt. Wer das Frohnleichnamsfeſt in einer katholiſchen Stadt je begehen ſah, wird — zu welcher Religionsparthei er ſich auch zählen möge — von der Erhebung mit durchdrungen worden ſeyn, die ſich mit unwiderſtehlicher Macht aller Gemüther bemächtigt. Auch Maria ſaß da in frommer Betrachtung, leiſe Gebete entſtiegen ihrer Bruſt, ſie gedachte ihrer früher hingeſchiedenen Mutter — ihres Vaters — ihres ſeltſamen Looſes. Auch Theodor zog an ihrem innern Sinne vorüber — ſie mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie ihn ſehr lieb gehabt habe — ſie gedachte der Stunden, die ſie mit ihm in trautem Seelenerguſſe verlebt hatte — ſie beklagte, daß es nicht mehr ſo ſeyn könne, daß die Pflicht ſie zwinge, ihrem Vater zu gehorchen und einem Andern anzugehören. Sie legte einige fromme Gaben zurecht, die ſie den ehrwürdigen Schweſtern im Herzogſpital gelobt hatte und ſuchte die einfachen, doch zierlichen Kleider heraus, die ſie am morgenden Tage ſchmücken ſollten, wenn ſie ſich dem Haufen der Gläubigen anſchließen würde. Jetzt hatte ſie ein Schächtelchen in der Hand, worin ſie ihre Koſtbarkeiten aufzuheben pflegte. Sie nahm ein goldenes Kreuzlein heraus, das einige Rubinen in alterthümlicher Faſſung enthielt und das noch ein Erbſtück ihrer ſeligen Mutter war. Mit inniger Wehmuth betrachtete ſie es lange und legte es dann wieder hin, um ein prächtiges Medaillon in die Hand zu nehmen, das ihr der Vater im Namen ihres Bräutigams eingehändigt hatte. In demſelben Augenblicke zog's wie ein leiſer Seufzer durch's Gemach — die Gläſer ſchrillten Harmonikatöne, und ein eiskalter Schauer fuhr ihr durch die Adern. Schnell legte ſie das Medaillon wieder hin und ſchloß die Augen, aus Furcht, etwas Grauenhaftes zu erblicken. Es war ja der Abend vor einem großen Feſte und dieſe waren es eben, wo der furchtbare Theaterſpuk ſich gewöhnlich vernehmen ließ. Es ſchien ihr unmöglich, den ganzen Abend allein zu bleiben, wie ſie es anfangs im Sinne gehabt und wie ſie es bereits ihrem Vater geſagt hatte, der ſie heute nicht erwartete. Sie zündete eine kleine Kerze an, nahm ein Gebetbuch mit, um bei dem alten Manne, der wenig mit ihr ſprach, eine angemeſſene Beſchäftigung zu haben, und ſtieg, nachdem ſie die Wohnung verſchloſſen hatte, mit beklommenem Herzen die Stufen hinan, die zum Theater führten. Die Arbeiter hatten, um den Luftzug zu befördern, die Luken des Schnürbodens aufgemacht, und nun weheten die Soffiten und Vorhänge hin und her, vom Winde getrieben, und warfen unheimliche Schatten auf die Bühne, die von einer ſpärlich hereinbrechenden Helle erleuchtet war. Der Zugwind machte, daß das alte Tauwerk an einander ſchlug, und knarrend klappten Böden und Thüren. Sie ſtand jetzt mitten auf der Bühne. Eine ungeheure Angſt befiel ſie, und ſie war nicht vermögend, weiter zu gehen. In den Couliſſen regte und lebte Alles. Das Orcheſter ſchien ſich mit geſpenſtiſchen Schatten zu füllen, und aus dem Soufleurkaſten ſtreckte es weiße, lange Knochenhände hervor, die den Saum ihres wehenden Kleides zu haſchen ſtrebten. Mit einem Schrei ſuchte ſie zu entkommen, und ermattet und bebend erreichte ſie die Garderobentreppe. Die Nähe ihres Vaters ermuthigte ſie. Sie blieb ſtehen und blickte zurück — tiefe Nacht war ringsum — ſie ſah nichts mehr. Leiſe und zögernd ſtieg ſie hinauf, eine Entſchuldigung vorbereitend, die ſie dem ſtrengen Alten über ihren unerwarteten Beſuch ſagen wollte. Mit dieſen Gedanken beſchäftigt, erreichte ſie die Thür. Ihre Hand berührte die Klinke — ſie war im Begriffe, zu öffnen — da hörte ſie laut in der Garderobe ſprechen, und beſorgend, ſie möchte ihren Vater ſtören, blieb ſie horchend ſtehen, um vielleicht den Sprechenden am Tone zu erkennen. Es blieb ihr bald kein Zweifel, daß es Holzmeier war, der vor Kurzem von ſeinen Reiſen zurückgekommen ſeyn mußte.

„Ich habe den Burſchen zu kirren gewußt,“ kreiſchte ſeine heiſere Stimme, „er denkt Deiner Maria nicht mehr und wird es nicht mehr verſuchen, ſie vom rechten Wege abzubringen. Aber nun halte mir auch Wort! Du weißt, der morgende Tag duldet mich nicht in dieſem Neſt. Man weiß vor Kreuzlein und Fähnlein und geweihten Kerzen und Waffen keinen Schritt zu thun. Komme ich dann übermorgen zurück, dann präſentir' ich mich bei der Fräulein Braut und dann wirf Deinen Bettel, ſo ſchnell als möglich, weit zurück, und folge mir mit ihr.“

„Ja — ja —“ ſtöhnte der alte R., „warum aber ſchon dieſe Eile, Du betrügſt mich offenbar um ſieben Jahre —“

„Betrügen? ich? Dich? Hi, hi! das kann nur Dein Spaß ſeyn! Warum ſollt ich dich denn wohl betrügen? Ich — Dein treueſter Diener, der Dir Freuden vollauf gewährte Dein früheres Leben hindurch — und auch jetzt. — Hatteſt Du nicht Spaß genug? Iſt ſo ein Garderobeſchneider, der den ſchönſten Dämchen das Maaß um den ſchlanken Leib und den wallenden Buſen legen darf, nicht hundert Mal beſſer dran, als ein modernder Todter in der prächtigſten Familiengruft, und lägen die eckelhaften Knochen in einer Hülle von Gold? In Deinem frühern Leben, als reicher Graf, hätteſt Du manchmal Dir ſo eine Garderobeſchneiderbeſchäftigung gewünſcht, die Du mit aller Deiner Liebenswürdigkeit und Deinem Golde oft nicht zu erzielen vermochteſt. Darum ergib Dich jetzt darein! Und unerbittlich findeſt Du mich ja nicht! Ich laſſe ja mit mir handeln! Einmal ließ ich mich mit der Jungfer Schweſter abſpeiſen — die machte mir's Leben ſauer genug — nun gibſt Du mir das Töchterlein — auch gut! Du ſiehſt, ich denke billig! und iſt die letzte Friſt um und Du kannſt mir wiederum etwas bieten, was mir anſteht — auch gut! Ich laſſe mich noch einmal abfinden!“ —

„Das Kind! meine Tochter! ach! das iſt zu ſchrecklich!“ wimmerte der alte N.

„Ho, ho! das Mädchen ſollte Dir ja ſo nur dazu dienen, Deine Exiſtenz zu verlängern — Du haſt ſie dem Holzmeier verlobt, und ſein muß ſie bleiben!“

Dieſe Worte hörte Maria — faſt beſinnungslos beugte ſie ſich, um durch das Schlüſſelloch zu blicken, um die Ueberzeugung zu haben, daß er der Gefürchtete wirklich bei ihrem Vater ſey. — Sie ſah ihn mitten im Zimmer. Seine ſchaudererregende Geſtalt, im frechſten Hohne, auf ſeinem Spazierſtocke geſtützt, den Arm in der Seite, ſo ſtand er da und ſchoß durch die Brille giftige Blicke nach dem alten R., der ſcheu zur Seite ſah, um ihnen nicht zu begegnen.

„Ich ſollte Dich eigentlich beſtrafen!“ fuhr er nach einer Weile ſehr ernſt fort, „daß Du duldeſt, daß Maria den heiligen Firlefanz ſo gern hat und mein freies Aus- und Eingehen dadurch gehemmt wird. Ueberhaupt miſcheſt Du Dich in Dinge, die Dich nicht kümmern ſollten, und Dein Dazwiſchentreten, wenn ich als munterer Spielgeſelle mich bei den Kindern einfinde, die hier im Hauſe allerlei loſes Zeug treiben, verbitte ich mir recht ernſtlich — eben ſo, daß Du mir die Nebelkappe über die Augen wirfſt, wenn ich mir einen manchmal erkieſe, um ihn durch meine Blicke anzuziehen und mir dienſtbar zu machen. Hi! hi! wie wird Mariechen mir gegenüber erbleichen, wenn ich meine Brille abnehme und der Strahl meiner Blicke ihr tief ins Herz fahren wird.“

Hier nahm er die Brille ab, ein Schwefelſtrahl fuhr durchs Zimmer, und der Alte fiel vom Sitze mit dem furchtbaren Schrei: „Entſetzlicher! halt' ein!“ Ein gellendes Gelächter ertönte und Maria wankte ſeitwärts und fiel in eine Mauervertiefung, wo eine ſtarre Ohnmacht ihre Sinne feſſelte.

17.

Während nun im Iſartheater ſich das Erzählte zutrug und die arme Maria in ängſtigender Beſorgniß trübe

Tage hinlebte, ſtill überlegend, wie ſie dem ſcheinbar unvermeidlichen, ſchrecklichen Geſchicke entgehen könne, wurden in München die Spukereien wieder ruchbar, die der dicke Mann verübte. Mit ſeiner gewohnten Gefälligkeit brachte er die ſpät Nachhauſekehrenden bis zu ihrer Wohnung und ſchien zu erwarten, daß man ihn anrede. Geſchah dies nicht, ſo ſeufzte er tief und ging eiligſt fort. Niemand wußte, wer dieſer Mann ſey, wo er wohnte, noch ſonſt etwas von ſeinen Umſtänden. Niemand in dem großen München kannte ihn ſo genau als der alte R., niemand war er ſo fürchterlich geworden, als der armen Maria. Kein Ausweg wollte ſich ihr zeigen, und ſie ſuchte Hülfe und Troſt einzig im Gebete, das ſie mit Inbrunſt zum Himmel hinaufſandte und das ſie wunderbar ſtärkte. Auch blieb noch immer, obgleich ſie ihn täglich, ja ſtündlich erwartete, der gefürchtete Bräutigam aus und verſchonte ſie mit dem Zumuthen, ſeine Anträge anzunehmen.

Theodor hatte indeſſen ſelige Tage mit ſeiner Huldin verlebt, und wenn ihm ſo manchmal etwas in ihrer Nähe unheimlich vorgekommen war, ſo verdoppelte ſie ſchnell ihre Liebkoſungen, und ſie erſchien ihm dann gleich wieder nur um ſo liebenswürdiger. Beſonders ergriff ihn der Umſtand, daß er ſo eigentlich gar nicht mehr wußte, wie er in den Beſitz des Mädchens gekommen war. Sein Beſuch bei dem Marcheſe Pettorelli mit allen Einzelheiten, die wir erzählten, war ihm wie ein Traum. Das plötzliche ſpurloſe Verſchwinden des Marcheſe war ihm noch mehr, und er würde es ſich längſt aus dem Sinne geſchlagen haben, erinnerte ihn nicht jeden Tag das hinterlaſſene holde Pfand daran. Fragte er M. oder einen andern Freund, wie es denn mit dem Marcheſe Pettorelli geworden ſeyn mochte, ſo erwiederten dieſe lachend: „der alte Landſtreicher iſt längſt mit ſeiner Dirne von der Polizei zum Thore hinausgebracht, das Ganze ſey eine Fopperei geweſen, von der erbärmlichſten, gemeinſten Art.“ Sie ſpotteten dann wohl ſeiner, daß er ſich ſo angelegentlich darnach erkundige und meynten, er möge wohl dem hübſchen Dinge mit dem Höcker zu tief in die Augen geguckt haben; er ſolle ſich jedoch den Appetit vergehen laſſen, die kämen wohl nie wieder nach München — ſie hatten nämlich einigen alten vornehmen Herren übel mitgeſpielt.

Dies beunruhigte nun Theodor ſo manchen Tag. Alles war ihm erklärt, Alles war auf die natürlichſte Weiſe zugegangen. Um den polizeilichen Nachforſchungen zu entgehen, hielt ſich der Alte noch in der Hauptſtadt auf und hatte ſein Töchterlein, die loſe Dirne, in die Obhut eines phantaſtiſchen Narren gegeben, der ſie wie ein übernatürliches Weſen verehrte, während ſie ein goldenes Handwerk mit dem beſten Erfolge im Stillen trieb. Dieſe Sorgen wurden ſtärker, als Theodor die Bemerkung machte, daß die Sylphide nur ſelten die Abende mit ihm zubringen wollte, bald Krankheit, bald ein unaufſchiebbares Geſchäft vorſchützte, um ihn zu entfernen. Dieſes erregte ſeinen Argwohn immer mehr, und er legte ſich aufs Lauſchen, um hinter dieſe Geheimniſſe zu kommen.

Es war gerade an jenem Abende vor dem Frohnleichnamsfeſte, als Theodor, unmuthig, die Thür ſeiner Sylphide verſchloſſen zu finden, ſtärker anpochte, und als er kein Zeichen von innen vernahm, daß das Mädchen zu Hauſe ſey, die Treppe hinunterſtürzte, um einen Gang vor's Thor zu machen, der ihm die Grillen vertreiben ſollte. Es dunkelte bereits in den Straßen, die mit jungen Bäumen und Blumengewinden aufgeputzt und mit Dielen und Teppichen belegt waren, des feierlichen Umgangs wegen, der am andern Tag gehalten werden ſollte. Der ſchönſte Sommerabend war mild und friedlich auf die Stadt geſunken, und fromme Menſchen, Gebete und Ruhe in den Herzen, tummelten ſich vor den Wohnungen, allerlei Ausſchmückungen und Verzierungen an denſelben vorzunehmen. Theodor, ſonſt für dieſe Freuden ſo empfänglich, ſtürmte daran vorüber, ohne ſie zu bemerken. Hier warf er einen Blumenkrug um, dort rannte er ein Kind über den Haufen, und ängſtlich ſtoben die friedlichen Einwohner auseinander, um dem unwirſchen Geſellen Platz zu machen, der toll und wild einhertrabte. Ohne zu wiſſen, wie, ſtand er mit einem Male in der Prannerſtraße, vor dem Hauſe, in welchem ſeiner Meinung nach der alte Marcheſe gewohnt hatte. Es trieb ihn an, hinzugehen und jene Erfahrung zu erneuern, die er ſchon einmal dort machte. Es war ringsumher dunkel geworden. Hie und da waren Laternen an den Portalen der großen Hôtels und Paläſte angezündet, die in einer Straße ſich befinden. Sein Auge ſchweifte an der Häuſerreihe hinunter, um dasjenige herauszufinden, wo er den Marcheſe geſprochen haben mochte; da ſieht er an der Ecke, die zum alten Karmeliterkloſter ſeitab führt, wie vom Nebel umfloſſen, eine dicke, unförmliche Geſtalt, die Jemand zu erwarten ſcheint. „Ha,“ ruft er bei ſich, „der dicke Mann! endlich iſt es mir vergönnt, ſeine Bekanntſchaft zu machen, ich bin in der rechten Stimmung dazu.“ Und mit großen Schritten geht er auf den Mann zu, der unverrückt ſeinen Platz behauptet und ihn zu erwarten ſcheint. Das Trottoir iſt nicht breit genug, Theodor vorbeizulaſſen, der Mann weicht zurück, Theodor blickt hin und ſieht ein leichenblaſſes Geſicht, das ihn mit einem heftigen Schauder erfüllt, der ihn vorübertreibt. Er läuft zum neuen Thore hinaus, um freier Luft zu ſchöpfen. Die Chauſſée iſt mit kleinen Kieſeln friſch beſtreut, die den Schritt des Wanderers hörbar machen. Theodor vernimmt einen Doppelſchritt außer dem ſeinigen. „Halt,“ denkt er, da er ſchon ziemlich weit vom Thore ſich entfernt hatte, „dieſe Gegend iſt einſam, ſollte es darauf abgeſehen ſeyn? Meine Uhrkette, meine Bruſtnadel ſind von einigem Werthe und der Dicke mochte ſie bemerkt haben.“ Er bleibt ſtehen. Das hinter ihm Gehende bleibt ebenfalls einen Augenblick ſtehen, dann vernimmt er wieder die Schritte, doch nach einer andern Richtung. Er blickt um ſich und gewahrt zwei rieſengroße Kerle, die mit Blitzesſchnelle querfeldein laufen. Aus der Stadt bewegen ſich einige dunkle Figuren auf ihn zu, die ſich ihm ſchon aus der Ferne zu erkennen gaben. Es iſt M. und einige Freunde. „Wir ſahen Dich in ſo abenteuerlicher Geſellſchaft aus dem Thore gehen,“ rief ihm M. zu, daß wir es gerathen hielten, Dir zu folgen, um Dich vor Unglück zu bewahren. Dort machen ſich die Spitzbuben aus dem Staube.“

Sie geleiteten Theodor zu ſeiner Wohnung, der vergebens an Sylphidens Thür pochte; keine Antwort erſcholl: ſie mußte wohl ſchon im tiefen Schlaf liegen. —

18.

Theodor ſpukten närriſche Dinge im Kopfe. Sein Mädchen ſchien ihm nicht treu zu ſeyn. Was er auch that, ſich dieſes Gedankens zu erwehren, immer brachten ihn wieder Zufälligkeiten darauf zurück. Oftmals glaubte er in ihrem Zimmer eine Männerſtimme zu vernehmen, dann wieder ſah er im Zwielichte deutlich eine dunkle Geſtalt zu ihr ſchleichen, aber überraſchte er ſie, ſo war keine Verlegenheit zu bemerken. Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tage, um ſo mehr, da ſie ſtets dieſelbe Liebe, dieſelbe Zuneigung ihm bewies, und er daher auf den höchſten Grad von Verderbtheit und Heuchelei ſchließen mußte. Eines Abends, da ihm dieſe Zweifel mehr als je zuſetzten, ſaß er an dem Fenſter ſeiner Schlafſtube, das in den Hof ging, wo das Zimmer ſeiner Sylphide gelegen war. Seiner Stimmung ſagte die Dunkelheit zu, die ſchon hereinzubrechen begann, und er ſtarrte bald gedankenlos in den Hof, wo ein leiſer Regen vom grauen Abendhimmel herabträufelte und durch ſein eintöniges Plätſchern eine melancholiſche Laune wohl zu befördern beitragen konnte; bald fielen ſeine Gedanken auf die ſeltſame Verbindung mit dem Mädchen, und ſein Auge hob ſich dann ſorgenvoll zu den Fenſtern ihrer Wohnung, die von einem matten Lichte erhellt waren.

„Sie wird mich erwarten,“ dachte er, „ich habe ſie den ganzen Tag nicht geſehen, und aufrichtig geſagt — ich möchte ſie nie geſehen haben! Wie war ich ſonſt ſo froh, und wie bin ich jetzt. Welche Qual erregt mir dieſes räthſelhafte Weſen! Glücklich machte mich ſeine Hingebung, ſeine Liebe! Werde ich denn aber von dieſem Mädchen geliebt? Iſt es die Liebe, die ich erſehnte — Liebe, wie ſie Menſchen beglückt? Ein Schauer durchrieſelt mich in ihrer Umarmung, wie bezaubert von ihren Blicken ſtehe ich vor ihr, indeß ich fern von ihr den fürchterlichſten Qualen preisgegeben bin. Welche Entſchlüſſe ich auch ſchon faßte, dieſer Verbindung zu entſagen, nicht vermochte ich's — wir ſind aneinander gefeſſelt mit unauflösbaren Banden. —“

Dieſe Gedanken begannen ſo eben laut zu werden, und er machte dem gepreßten Herzen Luft, als ihm plötzlich das Wort im Munde erſtickte und ſein unſtät herumſchweifendes Auge auf einen beſtimmten Gegenſtand ſich mit aller Anſtrengung richtete. Auf der Hintertreppe, die nach dem Zimmer der Sylphide führte, regte ſich's in der Dunkelheit — er hörte deutlich, daß etwas Gewichtiges herunterkam. Es verweilte einen Augenblick unter der Thür, noch konnte er die Umriſſe nicht unterſcheiden. Er ſprang auf und wollte hinunter, der nächſte Augenblick aber gab ihm ein, abzuwarten, wohin das Ding ſich wenden werde. Nicht lange dauerte es, ſo kam die Geſtalt in den Hof, den ſie mit ſcheuem, doch ſchnellem Schritte betrat. Sie ſah ſich nach allen Seiten um, und war — da ſie ſich nicht bemerkt glaubte — mit Blitzesſchnelle vorübergeſchwunden. Theodors Erſtaunen — ſein Entſetzen — hatten ihn erſtarrt. Die Geſtalt, die am ſpäten Abende aus dem Zimmer der Sylphide kam, war Niemand anders, als der allgemein gefürchtete dicke Mann — keine Täuſchung war möglich! Dieſe Formen waren zu ausgezeichnet, zu bekannt, als daß ſie mit andern eine Verwechſelung zuließen.

Kaum hatte er ſich erholt, ſo eilte er hinab in den Hof, um eine Spur von dem Dicken zu erſpähen, doch vergebens! Er lief zur Thüre des Mädchens, er horchte — er bog ſich hinab zum Schlüſſelloche, er blickte durch — Alles ſtill, alles leer. Er rief, keine Antwort, kein Laut eines lebendigen Weſens. Nicht halten konnte er ſich mehr. Mit den Füßen und Fäuſten arbeitete er an der verſchloſſenen Thür — die endlich ſeinen jugendlichen Kräften weichen mußte. Mit Krachen, das in dem öden unbewohnten Hinterhauſe furchtbar wiederhallte, ſprang ſie auf. Das Zimmer war leer.

„Betrogen! Schändlich betrogen!“ ſchrie er wild. „Wo iſt ſie hin? Wer iſt der, der ſie beſucht! Wer gibt mir Aufſchluß?“

Und ſchnell war ſein Entſchluß gefaßt. Behutſam ward die Thür angelehnt und er ſelbſt ſtellte ſich in einen dunkeln Winkel des Vorplatzes, um die Zurückkehrende zu erwarten. Die Nacht ward kühl. Die Zähne ſchlugen ihm zuſammen und ſeine Knie ſchlotterten. Ohne Hut, in einer luftigen Weſte ſtand er da. Der Regen fiel in größern Tropfen. Blitze erhellten die Nacht, der Donner rollte dazwiſchen. Mitternacht war längſt vorüber. Kein Licht brach mehr durch die Scheiben der zahlreichen Wohnungen, die den großen Hof umgaben. Er ward nicht müde. Sein Auge war unverrückt auf das große Thor gerichtet, das nach der Straße führte. Endlich regte ſich's darunter — wie ein dicker Nebel wälzte ſich's her — die plumpen unbeſtimmten Umriſſe des Dicken wurden ſichtbar, die ſich nach ihm hinbewegten. Nur noch ein Paar Schritte war er jetzt von ihm entfernt. Wie ein Tiger auf die Beute, ſo ſprang er auf die Geſtalt los, und ſie bei der Gurgel packend, ſchrie er wie raſend: „Halt! Wohinaus?“

Wie aber ward ihm, als eine heiſere hüſtelnde Stimme ihm die Antwort gab: „I, lieber junger Herr! was hab' ich Ihnen denn zu Leide gethan? Kennen Sie mich denn nicht?“ Seine Hände ließen die Geſtalt fahren, er ſah hin, es war das alte, wohlbekannte Kuchenweib, das unter dem Iſarthore ſeine Nudeln und Bretzeln feil hielt, und nun ſeine Körbe unter dem Mantel tragend, freilich ziemlich unförmlich erſcheinen mußte.

„Wie kommſt Du hieher?“ ſtotterte Theodor.

„Ei, ich wohne ja hier, ſeit lange, lieber Herr!“ war des alten Weibes Antwort. „Wiſſen Sie denn nicht, daß wir recht nahe, recht liebe Nachbarn ſind? Wiſſen das nicht einmal und ſind doch ſchon ſo oft bei mir geweſen?“

„Was fällt Dir ein?“ rief Theodor, und von Abſcheu erfüllt, als die Alte ihn freundlich angrinzte und mit der Knochenhand ihm den Aermel zu ſtreicheln begann, ließ er ſie ſtehen und ſprang eiligſt zur Thüre der Sylphide. Sie war nicht angelehnt — die Klinke ruhte im Schloſſe. Ein leiſer Druck, er ſtand im Zimmer und die Sylphide dehnte ſich wie im ſüßen Traume in ihrem Bettchen, reckte das Köpſchen in die Höhe und blickte ihn mit den großen Augen verwundert an, als würde ſie eben aus dem Schlafe geweckt.

Theodor ſank bewußtlos in einen Seſſel an ihrem Bette nieder.

19.

Eines Morgens ſehen wir in einem der beſuchteſten Kaffeehäuſer mehre Leute um einen Tiſch verſammelt, mit unterdrücktem Lächeln nach einem jungen Menſchen ſchauend, der allerlei tolles Zeug anſtellt. Die hübſchen Kellnerinnen in den zierlichen Ringelhauben vergeſſen die harrenden Gäſte zu bedienen und ſtehen müßig da, die Augen auf den Armen voll Mitleid gerichtet. Dieſer aber dünkt ſich weder arm, noch des Mitleids bedürftig. Er ſitzt mit ſtolzer Miene da, läßt ſeine Blicke weit im Kreiſe herumſchweifen und ſchüttet den Häringſalat, den ihm die Kellnerin etwas zögernd ſo eben bringt, ſehr ernſt und gravitätiſch in die bereits vor ihm ſtehende dampfende Chocolade, rühret die Miſchung tüchtig durcheinander und verzehrt ſie dann mit anſcheinend großem Behagen.

„Ich will ihn anreden, den armen Jungen,“ ſagt der unweit von ihm ſtehende uns wohlbekannte Schauſpieler M. zu einigen Freunden, „und ſehen, ob ich ihm ein vernünftiges Wort abgewinnen kann.“

Und mit den Worten: „wie geht Dir's, Theodor?“ wandte er ſich an den jungen Mann, der ihn auf dieſe Anrede ſehr feſt mit klarem Auge anſtiert.

„Nun, Theodor, wie geht's? ſeit einer Ewigkeit ſchon hat man Dich nicht geſehen!“ wiederholte M. nach einer Pauſe.

„Wie es uns armen Erdenſöhnen zu gehen pflegt,“ erwiederte Theodor lächelnd, „ich bin eben nicht der Knopf an Fortuna's Kappe.“

„Wenn wir nur mindeſtens Alle an ihrem Gürtel hängen könnten, meinte M., „dann würden wir ſchon zufrieden ſeyn!“

„I nun ja, und wenn die Eule nur eine Bäckerstochter wäre!“ ſetzte Theodor bedächtig hinzu, „aber — aber — die Fledermaus iſt eine Schneiderstochter!“

„So phantaſirt er immer fort!“ ſagte M. zu den Freunden gewendet, „unglückliche Liebe hat ihn um den Verſtand gebracht. Er wollte die Tochter unſers alten Obergarderobiers heirathen und nun hat dieſer ſie dem Kaufmann Holzmeier verlobt — das nahm ſich unſer junger Freund ſo zu Herzen, daß er überſchnappte. Es iſt Schade um ihn, er war ein junger Künſtler von Talent und es hätte etwas Rechtes aus ihm werden können. Nun iſt es mit ihm vorbei. Als er neulich den Narren im Lear, beiläufig geſagt, ganz vortrefflich ſpielte, brach es los, und nun wird er wohl ſchwerlich mehr die Bühne betreten.“

Theodor war langſam aufgeſtanden, und nachdem er ſich M. genähert hatte, legte er bedächtig ſeine Hand auf deſſen Schulter und fing fein lächelnd an: „Was haltet Ihr von Ahnungen? — Glaubt bei Leibe nicht, daß ich Euch die alte Geſchichte mit den Forellen aus Eliſa Valberg erzählen werde. Nein! das kann mir nicht einfallen! etwas Nagelneues ſollt ihr hören! doch vor Allem geſteht mir's wahr und aufrichtig: was haltet Ihr von Ahnungen?“

M. ſtotterte verlegen einige bekannte Gemeinplätze hervor.

„Nun ſo muß ich Euch denn ſagen,“ fuhr Theodor mit ſehr ernſter Miene fort, „daß Ihr garſtig auf dem Holzwege ſeyd. Mit den Ahnungen hat es ſeine Richtigkeit. Ich ſelbſt habe Erfahrungen gemacht — Erfahrungen — freundliche; Alles, was bis jetzt erfahren wurde — iſt ſo gut wie nichts — gegen meine Experienz. Setzt Euch her zur mir, lieber M., ich will Euch Alles mittheilen, denn ich weiß es, Ihr ſeyd mein Freund!"

Bei dieſen Worten zog er M. in ein Seitenzimmer, der den zurückbleibenden Freunden zuwinkte, die ſich freueten, bei ſeiner Rückkunft Aufſchlüſſe über des allgemein bedauerten Theodors Zuſtand zu erhalten.

„Wie ich Euch ſage," ſprach Theodor, nachdem er die Thüre des Nebenzimmers ſorgfältig hinter ſich zugezogen hatte, „Ahnungen hat der Menſch und unrecht iſt's, nicht darauf hören zu wollen. Längſt ahnete mir, das Ding mit dem Holzmeier und mit dem Marcheſe Pettorelli, mit meiner Sylphide und der Schneiderstochter gehe nicht mit rechten Dingen zu — und ſiehe da' ſo iſt's!"

„„Lieber Theodor!"" entgegnete ihm freundlich M., „„Du ſollteſt es dir gänzlich aus dem Sinne ſchlagen; Du bringſt da Perſonen in Berührung, die in ganz und gar keiner Berührung zu einander ſtehen. Herr Holzmeier heirathet Maria R., dieſe gibt ihm ihre Hand, weil es ihr Vater ſo will; Marcheſe Pettorelli und das Mädchen ſind aus München fort und Du —""

„Und ich bin ein Narr — wollteſt Du das nicht ſagen?" fiel ihm Theodor in die Rede. „Nein, mein Freund, das bin ich jedoch noch nicht. Die Sylphide iſt bei mir und ich war recht glücklich mit ihr, aber eine Entdeckung, eine garſtige Entdeckung hab' ich gemacht — ſoll ich Dir dieſe Entdeckung mittheilen?"

M. bejahete ſtillſchweigend.

„Sieh nur — wie ich geſtern — oder es mag wohl auch ſchon länger ſeyn, als geſtern — neben meiner Sylphide ſitze — ihr in's Himmelsauge ſchaue und aller Wonne voll bin — da hatte uns mit einemmale die Mitternacht überraſcht, ganz gegen unſere Gewohnheit; denn ſonſt mußte ich immer vor zwölf Uhr ihr Zimmer verlaſſen. Mit einer ängſtlichen Haſt will ſie mich fortdrängen, aber ich — ſonderbar ermuthigt — behaupte meinen Platz. Ein ſeltſamer Kampf entſpinnt ſich. Sylphide bietet alle ihre Kräfte auf, mich aus dem Zimmer zu ſchaffen und ich ſetze ihr meine ganze Kraft entgegen. Sie gebraucht jene Waffen, welche die Natur dem Weibe wie den Katzen verliehen hat, und tüchtig zerkratzt bin ich faſt genöthigt, das Zimmer zu verlaſſen, als ich mit einemmal ſpüre, daß Sylphidens Kräfte weichen und ſie nur noch geringen Widerſtand leiſten kann. Die Uhr hebt aus und ein heftiges Zucken befällt ihren Körper. Aller Widerſtand von ihrer Seite läßt nach, da ihre Bewegungen nicht mehr willkührlich ſind. Erſtarrt blieb ich ihr gegenüber ſtehen. Ich ſah, wie ſich der Höcker — weißt Du wohl M., jener garſtige, entſtellende Höcker, der uns gleich ſo auffiel, zu regen beginnt, wie er bald höher wallt, bald tiefer fällt, endlich ſträubt ſich's mit ungeheurer Macht hervor, und ich ſehe ſich daraus zwei gräuliche Fledermausflügel entfalten. Sylphidens Antlitz iſt eine gräßlich verzerrte Larve, die mit tückiſchem Hohne mich angrinzt. In fürchterlichen Windungen fährt der Körper fort, ſich zu bewegen. Die Kleider auf eine Weiſe aufgebläht, daß das Ganze bald einem dicken Faſſe gleicht. Endlich fallen ſie zur Erde, und der dicke Mann — derſelbe dicke Mann — den ganz München kennt, ſteht vor mir und bietet mir lächelnd ſeine Linke. Sey willkommen! Herr Schwager! ruft er mir zu. Meine Schweſter, Mamſell Holzmeier, hat mir viel Gutes von Ihnen geſagt. Thut mir leid, Sie nicht früher kennen gelernt zu haben, wäre für uns beide von Nutzen geweſen. — Ich weiß nicht, was ich auf dieſe Anrede erwiedern ſoll. Ich ſchließe die Augen, weil mir der Blick des Fremden ganz unerträglich wird. Als ich ſie wieder öffne, bin ich allein im Zimmer und zwar in meinem Zimmer, und von Allem ſo eben Erlebten keine Spur. Nun ſprich M., iſt das nicht von der Art, um darüber ſein Bischen Verſtand total verlieren zu können?"

„„Deine Phantaſie iſt aufgeregt und zeigt Dir dieſe gräßlichen Erſcheinungen, die nie in der Wirklichkeit exiſtirten,"" entgegnete M. mit wehmüthigem Ernſte. „„Zerſtreue Dich, ziehe Dich nicht von uns Allen zurück, die Dich ſo lieb haben, beſuche Deine gewohnten Geſellſchaften, und Alles wird wieder ſo werden, wie es war!""

„So? Hm! Alſo auch Du!" ſagte Theodor, indem er den Hut tiefer in die Augen drückte, „nun meinetwegen, glaube was Du willſt, ich ſey ein Träumer, ein Verrückter! Ihr werdet doch noch zuletzt erfahren, wohin das Alles führen muß."

Mit dieſen Worten eilte er zum Zimmer hinaus und floh auf die Straße, ſich nicht weiter um die im Kaffeehaus Verſammelten bekümmernd, die alsbald neugierig den zu ihnen tretenden M. mit Fragen über die ihm durch Theodor gemachten Mittheilungen beſtürmten.

„Er iſt leider unheilbar von ſeinen fixen Ideen befangen!“ ſprach dieſer. „Was er mir erzählte, iſt ſo entſetzlich und abgeſchmackt dabei, daß ich bitte, mir die Wiederholung zu erlaſſen.“ —

20.

Theodor war von den Freunden fort nach Hauſe gelaufen, wo er vergebens ſeine Sylphide ſuchte. Ihr Zimmer war leer, nichts hatte ſie darin zurückgelaſſen, das ihm die Ueberzeugung hätte geben können, ſie wäre wirklich einſt die Bewohnerin dieſes Zimmers geweſen. „Sollte es denn wahr ſeyn?“ ſprach Theodor zu ſich ſelbſt, und wie ein Vorhang hob ſich's vor ſeinen innern Blicken, und gar wunderſam hell ward's um ihn, „ſollt's denn wahr ſeyn, daß ich träume, daß Alles ſich nicht ſo zugetragen hat, wie ich mir's manchmal denke? Welcher finſtern Macht bin ich anheim gefallen, die ſo ſchreckliches Spiel mit mir treibt, daß ſie mich aus meinem Kreiſe gewohnten Wirkens herauszuſchleudern vermochte und mich mit Hirngeſpinſten dafür anfüllte, die mich ſo höchſt unglücklich machen, und mich am Ende noch gar um den Verſtand bringen werden? Ich will mich dagegen waffnen mit ganzer Kraft! Wie lange ſchon bin ich nicht in dem Theater, wie lange ſchon nicht bei Marien geweſen. Sie wird — ſie muß mir's übel nehmen — und auch meinen Anzug bei dem alten N. habe ich noch nicht einmal geſehen. Ich lief neulich fort wie toll, da er mir die Garderobenthür ſo höflich öffnete und mich bat, ihm zu folgen. Ich will wieder der Alte werden!"

Bei dieſen Worten ſprang er vom Stuhle auf, ergriff ſeinen Hut und lief in voller Haſt dem Theater an dem Iſarthore zu. Die Probe war vorüber — die Bühne war leer, die Zimmer waren geſchloſſen.

Er ging den wohlbekannten Weg über die Bühne durch verſchiedene Kammern und Gänge zur Wohnung des alten N. — Alles war ſtill — er klopfte leiſe, Maria's Stimme rief herein. Er öffnete. Mit einem unwillkührlichen „Ach!" ſprang das Mädchen vom Stuhle auf.

Sie ſind erſchreckt?" fragte Theodor.

„„Nicht erſchreckt —"" erwiderte Maria, „„aber auf's Höchſte verwundert, Sie hier zu ſehen. Sind Sie es denn wirklich, oder iſt es ein Traumbild, denen gleich, die ſeit langer Zeit mich hier ängſtigen und necken?""

„Ich bin es wirklich!" ſagte Theodor, „und — was noch mehr iſt — bei vollem Verſtande! verlachend alle jene Traum- und Schreckbilder, die uns ängſtigen wollen und die von uns ſelbſt erſchaffen werden. Ja, liebe Maria, ich bin endlich wieder zu meinem Verſtande gekommen, und hier ſehen Sie mich, ein altes Bündniß zu erneuern — —"

Maria lächelte ſchmerzvoll. Theodor ſtarrte ſie an, und wagte es nicht, weiter zu ſprechen.

„Theodor,“ begann ſie nach einer ziemlich langen Pauſe, „wie froh wär’ ich, wenn Alles ſo ſtünde, wie Sie ſich zu überreden ſtreben — wenn das alte Bündniß zu erneuern, vollkommen in unſerer Macht, in unſerem Willen läge —“

„„Und liegt es nicht?““ rief Theodor erhitzt, „„konnte eine ſo fade Myſtification, als jener Marcheſe Pettorelli mit mir vorzunehmen ſich unterſtanden hat, denn ewig dauern? und iſt nicht Alles noch, ſo wie es war?““

„Nein!“ ſchluchzte Maria, „nicht ſo, wie es war! doch Theodor, ich wiederhole es — wenn Ihr Erſcheinen bei mir durch eine höhere Fügung ſtatt fände — wenn wirklich eine höhere Macht ſich unſerer annehme — ach! wenn ich reden dürfte?“ —

„„Reden Sie, ich beſchwöre Sie — verbergen Sie mir nichts!““ rief Theodor.

„Nun ja denn, ſo will ich reden, denn ich fühle es, daß ich reden muß! Wir Beide ſind dem Verderben geweiht. Faſſen Sie ſich und hören Sie mich ruhig an. Von dem früheren Leben meines Vaters weiß ich nur ſo viel, daß er nicht immer in der Sphäre ſich bewegt hat, worin er ſich jetzt befindet. Er iſt hier fremd und Niemand kennt ſeine Familie, noch ſonſtige frühere Verhältniſſe. So viel jedoch iſt gewiß, daß er in ſeinen jüngern Jahren Verbindungen ſchloß, die ſeinem Heil bedrohlich werden können, und jetzt, wo ſein Leben ſich ſeinem Ziele nähert, ihn mit der peinigendſten Unruhe erfüllen. Laſſen Sie mich meine Vermuthungen nicht deutlicher in Worte kleiden, ſchon das Geſagte macht mich von Schauern erbeben. Meine Mutter verlor ich jung — ſie ſey plötzlich verſtorben, ward verbreitet. Den Ort, wo ſie ſtarb, kann ich nicht genau angeben, da mein Vater ſtets auf Reiſen war und mir ſelten die Städte genannt wurden, wo wir uns befanden. Nach dem Tode meiner Mutter war die Schweſter meines Vaters die Seele des Hausweſens. Ich wuchs heran und ich erinnere mich noch ihrer, als einer ſchönen großgewachſenen, gegen mich ungemein gütigen Frau. Da ſie mich ſehr gern zu haben ſchien und mich ſtets mit Liebkoſungen und Geſchenken überhäufte, ſo war es ganz natürlich, daß ich ihr mit kindlicher Unbefangenheit meine ganze Zuneigung zu Theil werden ließ und mich ungemein grämte, als ſie mit einem finſtern, langen Manne, der faſt täglich zu uns zu kommen pflegte, ſtets heimlich und vertraut ſprach. Ja mein Gram ward grenzenlos, als ich eines Morgens erfuhr, ſie ſey mit dem unheimlichen Fremden auf und davon gegangen, und eine alte Dienſtmagd, die wir hatten, mir kopfſchüttelnd bemerkte, das ginge nicht mit rechten Dingen zu und der Fremde ſey ein arger Schwarzkünſtler, wo nicht gar der Gott ſey bei uns ſelbſt geweſen.“

„Von dieſem Augenblick an erinnere ich mich nicht mehr jenes Wohlleben in unſerm Hauſe verſpürt zu haben, das bis dahin mich umgab. Mein Vater war trübe und kränklich. Ich ſchrieb dies ſeinem zunehmenden Alter und dem Verluſte ſeiner geliebten Schweſter zu. Wir kamen hieher und mein Vater erhielt zu meinem größten Erſtaunen dieſe Anſtellung. Nie hatte ich früher geglaubt, daß er von dem Handwerke etwas verſtünde, das er jetzt mit ſo großer Gewandtheit zu treiben wußte. Ich mußte mich dem Theater widmen und ſo wenig mich innere Neigung dazu trieb, und ſo ſehr mich auch anfänglich Widerwillen erfüllte, als ich die erſten Rollen einüben mußte, ſo ſehr gelang es mir, Beifall zn erhalten, und ich galt allgemein für eine talentvolle Schauſpielerin. Wir lebten ein ganz gewöhnliches Leben, das ſich durch nichts von dem anderer Bühnenmitglieder unterſchied. Mein Vater ſchien ruhiger geworden zu ſeyn, und mit beſonderer Freude erfüllten ihn die Fortſchritte, die ich in der Bühnenkunſt an den Tag legte. Da erſchien mit einem Male, Niemand wußte, woher, ein Knabe im Theater, ungefähr in meinem Alter, von ſo widerwärtigem Aeußern, daß die Kinder, die oftmals im Hauſe zu ſpielen pflegten, bei ſeinem Annähern ſchon die Flucht ergriffen. Mein Vater nahm ſich dieſes Knaben an, und bald erfuhr ich, daß er der Sohn jener ſo plötzlich verſchwundenen Schweſter ſey, der nach dem Tode ſeiner Mutter von dem Vater zur Erziehung nach München gegeben worden war. Außer ſeiner Häßlichkeit und einem ſonderbar ſtechenden Blick, dem man ohne Grauen nicht zu begegnen vermochte, hatte er nichts Auffallendes und ſchien ein Junge von ſehr beſchränkten Geiſteskräften. Jener Blick aber war es, der mehr als einmal ärgerliche und unerklärliche Auftritte herbeiführte. Manchmal fand man den fremden Knaben über einen ſeiner Spielgenoſſen hingebeugt, ihn mit den Augen gleichſam durchbohrend und ihm das innerſte Lebensmark entziehen. Mit Gewalt mußte ihn dann der Vater von ſeinem Schlachtopfer fortreißen, ihm eine Decke über die Augen werfen, und ſo von dannen führen. Ich wußte mir zwar dieſe Dinge gar nicht zu enträthſeln, doch plagte mich auch keine Neugier, ſie ergründen zu wollen, und der junge Herr Vetter war mir gleichgültig und blieb mir fremd.“

Um ſo mehr mußte es mich höchſt unangenehm überraſchen, als nach Verlauf von mehreren Jahren mir der Vater dieſen Menſchen als meinen Bräutigam vorſtellte. Es iſt dieſes derſelbe Holzmeier, dem ich jetzt verlobt bin, der mich in Kurzem heimzuführen gedenkt. War mir der Menſch ſchon bei ſeinem erſten Erſcheinen zuwider, ſo war er's um ſo mehr, als ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, daß er es war, der unter der Geſtalt des bekannten dicken Mannes ganz München erſchreckte, denn ſo ſah ich ihn oft nächtlich zu meinem Vater ſchleichen und geheime Unterredungen mit ihm pflegen. Wie ſoll ich Ihnen aber mein Entſetzen ſchildern, als ich einſt, von einer unwiderſtehlichen Ahnung getrieben, herbeiſchlich, um eine ſolche Unterredung zu belauſchen. Es war mir bald kein Zweifel mehr, daß der Fremde, daß der ſogenannte Holzmeier kein Anderer als ein böſer, verlockender Geiſt ſey, in deſſen Gewalt ſich mein armer Vater ganz und gar befand, dem er das eigene Kind gezwungen geben mußte, und das durch nichts auf Erden mehr gerettet werden konnte. Beſinnungslos ſtürzte ich nieder, und als ich wieder zum Leben erwachte, wandte ich mich mit eifriger Inbrunſt zum Gebete, als dem alleinigen Horte in ſo großen Nöthen — und bis hieher hat mich der Himmel geſchützt — der Verſucher iſt mir fern geblieben! Jetzt, mein lieber Theodor, iſt meine Bruſt erleichtert; ich fühlte drückend das Bedürfniß, meine traurige Lage einem verwandten Gemüthe mitzutheilen, von dem mir ſicher Errettung zu Theil werden wird."

Hier ſchwieg Maria. Ihr Buſen hob ſich höher, ſie ergriff Theodor's Hand und blickte ihm vertrauenvoll ins Auge.

„So ſind wir denn in gleichem Falle," ſprach dieſer heftig, und Alles, was ich mir als Phantaſien und Wahnſinn ſo gern vorzuſpiegeln geneigt war, iſt wirklich und hat ſich ſo mit uns zugetragen? Nun ſo wiſſen Sie denn, Maria, daß auch mich der hölliſche Dämon verlockt hat in Geſtalt eines ſchönen Mädchens, daß ich aber, eben ſo wie ſie, die Gewißheit habe, jenes Mädchen und der dicke Mann, ihr Holzmeier, und noch ein Dutzend abenteuerlicher Erſcheinungen, ſeyen Eines und daſſelbe — nämlich der Leidige ſelbſt!"

Maria ſah ihn erſtaunt an. —

„Doch nur ruhig," ſetzte Theodor wild ſchreiend hinzu, „dem Höllentruge mach' ich ein Ende!“ Und ſo ließ er der Erſchrockenen Hand fahren und ſtürzte mit lautem Gelächter auf die Straße hinaus, mit eilenden Schritten ſeiner Wohnung zu.

So war er noch beunruhigter, von tollen Gedanken verwirrter, von Marien gegangen, zur höchſten Wuth gegen die hölliſchen Urheber ſeiner Leiden aufgereizt.

21.

Am ſpäten Abende ſaß Theodor in ſeinem einſamen Zimmer, die Augen unverwandt nach der Thür gerichtet, in der feſten Ueberzeugung, ſie müſſe ſich öffnen und der Verſucher zu ihm hereintreten. Sein Blut wallte fieberhaft — er hatte keinen Entſchluß gefaßt und war bereit, Alles zu thun, wozu ihn der Augenblick hinreißen würde. Das Zimmer, wo ſonſt die Fremde gewohnt hatte, war gänzlich ausgeleert, die kahlen Wände zeugten von keiner Bewohnerin. Ihr räthſelhaftes Verſchwinden ſchien ihm im richtigſten Zuſammenhange mit allem früher Erlebten zu ſtehen.

Plötzlich fühlt Theodor ein leiſes Wehen durch das Zimmer ziehen, die Klänge vernimmt ſein Ohr, die ſeine Sinne ſo ſüß zu feſſeln wußten. Kündigt ſich ihr Nahen auf ſolche Weiſe an? erſcheint ſie ihm wirklich wieder in der ganzen Fülle ihrer hohen Schönheit? Und ſie erſchien ihm ſchöner, als er jemals ſie erſchaut hatte. Wie aus Luft gewoben die ganze Geſtalt — ſtatt des

Höckers zwei glänzende Schmetterlingsflügel auf dem Rücken — ſo ſchwebte die Sylphide ſanft lächelnd auf ihn zu.

„Iſt es abermals nur ein Bild meiner Phantaſie?" rief Theodor der Erſcheinung entgegen.

„Nein — Geliebter — es iſt Wirklichkeit!" liſpelte ihm dieſe zu. „Ich bin's," — fuhr ſie fort —„komm', fühle mich an — hier ſchlagen warme Pulſe, hier klopft ein ſehnendes Herz! Laß Dich von dieſen Armen umfangen, hülle Dich mit mir in dieſen ſeidenen Mantel, hefte Deine Lippen auf die meinigen und trinke ihnen das Wort: Liebe, im leiſen Hauche des Entſtehens weg! Ruhe hier! Liebe hier!" —

Widerſtrebend zwar, doch von der ſüßen Gewalt fortgeriſſen, hatte Theodor Alles mit ſich geſchehen laſſen. Er ſaß neben der Sylphide, von ihrer ſüßen Umarmung umſtrickt, von ihren Küſſen berauſcht. Nur noch ſelten dämmerte in ihm der Schein des Bewußtſeyns auf, und dann war es ihm, als ſäße er in tiefer Nacht allein, von tauſend Gewiſſensbiſſen die Bruſt zerwühlt, von allen Menſchen verlaſſen. Er ſtrebte dann, ſich zu ermannen, aber ohnmächtig ſank er zuſammen, keiner freien Bewegung mehr mächtig.

„Und liebſt Du mich wahrhaft?" fragte leiſe Sylphide.

„Wer biſt Du?" fragte Theodor.

„Ein Weſen, das Dich beglücken will — um durch Dich glücklich zu werden!" war die Antwort.

„Biſt Du alſo nicht die Tochter des alten Marcheſe?" fragte Theodor weiter.

„Ich? die Tochter eines Sterblichen?“ rief verwundert Sylphide. „Kannſt Du noch jenen thörigten Wahn von mir hegen, nachdem Du mich in meiner wahren Geſtalt erſchauteſt? Ich bin ein Geiſt — und der, den Du Marcheſe Pettorelli nennſt, war ein ſchnöder Sterblicher, der — wie es manchmal zu gehen pflegt — in den Beſitz geheimer Kräfte gelangt war, und ſich daher eine Herrſchaft über uns anmaßte. Du haſt mich durch Deine Entſchloſſenheit aus dieſer Knechtſchaft befreit, ich zweifelte nicht an Deiner wahren Liebe und beglückte Dich durch die meinige. Jetzt will ich mein — Daſeyn Dir zum Opfer bringen. Ich will mit Dir leben, nur Dich lieben! Mit den Freuden der Menſchen auch ihre Leiden eintauſchen — Euern Himmel der Seligkeit durchſchwelgen, Eure Krankheiten und Unfälle ertragen — mich der ewigen Fortdauer begeben — mit Dir ſterben — Schwöre mir ein Gleiches zu thun!“ —

„Ich“ — begann Theodor, und ein Eiſesſchauer durchrieſelte ihn, und das Wort erſtickte ihm auf der Zunge.

„Nun? Du zauderſt?“ ſprach Sylphide — „liebſt Du mich denn nicht? Geh', Du liebſt wohl eine Andere, die thörigte Schneiderstochter, die mit dem reichen Holzmeier buhlt und Dich am Narrenſeile führt. Die iſt es auch wohl werth, daß Du ihr ſolch ein Opfer bringſt! Sprich mir die Worte nach, die ich Dir ſagen werde, damit ich Dir glauben kann; denn wenn ich Deinesgleichen werde, ſo plagen mich auch alle Zweifel der

Eiferſucht, alle jene Höllengräuel, die Eure Liebe durchtoben und umfluthen. Sage nun offenherzig — willſt Du mir nachſprechen?“

„Beginne!“ erwiederte Theodor.

„Nun ſo ſprich: ich liebe Dich unausſprechlich — Dich nur allein — werde im Leben und Tode nicht von Dir laſſen und Dein ſeyn für — —“

Bis hieher hatte Theodor bebend und zögernd nachgeſprochen. Da ſchien es ihm, als lagere ſich ein breiter Schatten auf Sylphidens liebverklärte Züge, in ihren Augen entzündete ſich ein tückiſches Feuer, ihr Mund verzog ſich zum hämiſchen Lächeln — die blutrothe Zunge wurde darin ſichtbar, als lechze ſie nach ſeinem Blute — die Perlenreihen der Zähne wuchſen an zu einem furchtbaren Gebiſſe, das ſich jeden Augenblick mit Gier ihm ins Fleiſch ſchlagen wollte; er ſah ſich von Schlangen umwunden, von Krallen gepackt, denen er nicht mehr zu entrinnen vermochte.

„Nein, Dir gehör' ich nicht an!“ ſchrie er fürchterlich im ausbrechenden Wahnſinne, „und haſt Du gleich mein irdiſch Theil, ſo ſollſt Du meiner Seele nichts anhaben können! Weiche von mir, verlockendes Trugbild — ich haſſe — ich verabſcheue Dich — und der Himmel wird mir gnädig ſeyn!“ —

Ein jäher Schwindel ergriff ihn, Flammen fuhren ringsum aus der Erde — heulend war die Sylphide verſchwunden — feuchte Fledermäusflügel ſtrichen an ihm vorüber. Eine Windsbraut erfaßte ihn und trug ihn fort — beſinnungslos raſte es mit ihm hin — durch die Luft — ein blankes Schwert ſauſte über ihm — er ſchwang es wilder und wilder auf Tod und Verderben! Da quoll ihm ein dicker — ſchwarzer Blutſtrom entgegen, rauchend und dampfend zum Himmel — er erwachte aus ſeiner Raſerei — er fühlte wieder feſten Boden unter ſich — er ſah wieder mit den früher feſtgeſchloſſenen Augen — er ſank neben einer blutenden Leiche — ohnmächtig zu Boden. —

22.

„Mein Himmel! biſt Du es, Maria?“ rief eine bejahrte Freundin Marien zu, die noch am ſpäten Abende zu ihr ins Zimmer trat. „So ſetze dich einen Augenblick — Du biſt ja ganz außer Athem?“

„Wollteſt Du mir nicht in unſere Wohnung folgen?“ fragte jene, „mein Vater — ach! mein armer Vater!“

„Was iſt's mit dem?“ fragte die beſorgte Freundin.

„Er war ſchon ohnedies ſo ſchwach — und nun der Mord! — das hat ihn ſo niedergeworfen — ich fürchte, er wird den Morgen nicht erleben!“

Schweigend warf die Frau ein wärmendes Tuch über, denn die Luft war rauh, und ſchritt neben Marien eilig die Straße hinab, ihrer Wohnung zu.

In der dunkeln Stube lag der alte R. ſchwerröchelnd auf dem Bette. Maria zündete eine Lampe an. Die Züge des Sterbenden waren entſtellt und grauenhaft anzuſehen; Bewußtſeyn und Sprache ſchienen verloren.

„In dieſem Zimmer," fragte die Freundin leiſe, „hat ſich die Mordthat zugetragen? Ich glaube dort, wo des Vaters Bett ſteht, lag Holzmeier in ſeinem Blute!" —

„Laß' uns nicht davon ſprechen, jetzt nicht" — bat Maria.

„Er hört uns ja nicht," erwiederte die Freundin, „Du ſiehſt ja, daß er ohne Beſinnung daliegt, der Arme. So erzähle mir doch — wie's kam. Ich mochte Dich nicht ſo eigentlich deßhalb beſuchen, doch nunmehr, da es ſich grade ſo ſchickt, kann ich meine Neugier nicht füglich unterdrücken. War er denn wirklich raſend toll?"

„Ach!" ſeufzte Maria.

„Und ſie ſagen, Dein Bräutigam, der gute Herr Holzmeier, wäre guter Dinge voll bei Dir geweſen, und habe von der baldigen Hochzeit geſprochen und an nichts weniger als an ſeinen Tod gedacht — da ſey jener wie raſend zur Thür hereingefahren und habe mit einem ſpitzigen Theaterdolche — vor dem man ihn immer gewarnt, weil man ſo leicht Schaden damit anrichten könne, den guten Herrn Holzmeier niedergeſtoßen, daß er gleich ohne Laut verſchieden ſey."

„Siehſt Du nicht? Dort!" rief Maria ängſtlich, ſich an die Freundin klammernd und nach einem dunkeln Winkel des Zimmers zeigend, wo es ſich wie ein dünner Rauch bewegte.

„Ach — die Lampe hat eine Schnuppe und da flackert der Schein ſo hin und her an den Wänden" — ſo ſprach die Frau und ſtand auf, um den Docht mit einer langen Nadel in die Höhe zu ziehen. Kaum hatte ſie aber zwei Schritte gemacht, als ſie zitternd und bleich ſich wieder zu Marien hinſetzte.

„Ich ſehe nichts,“ ſagte ſie mit erzwungenem Lächeln, „aber mich überfällt mit einem Male eine ſo tödtliche Angſt, daß ich nicht wage, mich von dieſem Flecke zu rühren — ich muß geſtehen, daß etwas Unheimliches im Zimmer iſt.“

Der Kranke war ruhig — er ſchien zu ſchlafen — an den Wänden hüpften und flackerten die Lichter und Schatten durcheinander, von der Lampe, welche der durch die Fugen der ſchlechtverſchloſſenen Fenſter hereintoſende Sturmwind hin und her bewegte. Die beiden Frauen überzeugten ſich bald davon und beruhigten ſich.

„Und Theodor?“ fing nach einer Weile die Freundin wieder leiſe zu fragen an, „iſt er im Irrenhauſe geſtorben, wie die Leute ſagen?“ — Maria ſchwieg. — „Was ſie nicht alles fabelten! er habe einen Pact mit dem Böſen geſchloſſen und einen hölliſchen Geiſt, in Geſtalt eines jungen Mädchens, lange bei ſich verborgen gehalten, der ihm zu Allem dienſtbar war.“ —

„Hörſt Du's wohl?“ rief Maria. „Nun iſt's keine Täuſchung!“

Sauſend zog's am Fenſter vorüber — öffnete die Hausthür und ein ſchwerer Tritt wurde draußen hörbar. Die Thür riß es auf und der Alte ächzte laut im Bette. Die Lampe flammte höher und ein dicker Oeldunſt verbreitete ſich im Zimmer. Die Frauen ſahen nach dem

Krankenbette, und zu deſſen Häupten gewahrten ſie mit Schrecken eine dunkle Geſtalt im Mantel, mit in's Geſicht gedrücktem Hute, die Augen unverwandt auf den Sterbenden gerichtet.

„Biſt Du's?“ fragte dieſer im rückkehrenden Bewußtſeyn. —

Die Frauen hörten ein dumpfes Getön, wie fernes Brüllen, konnten jedoch kein Wort verſtehen. Sie ſchmiegten ſich zitternd aneinander.

„Muß ich fort? iſt keine Rettung mehr?“ wimmerte der Alte.

Ein lauter, Mark und Bein durchdringender Schrei — und er war nicht mehr.

Maria wurde von der Freundin fortgebracht. Ihre Tage verlebte ſie in ſtillen, frommen Uebungen. Die Wohnung des alten R. blieb verödet, und noch nach vielen Jahren vernahm ſein Nachfolger im Amte, wenn der fleißige Mann Nachts arbeitete, das Auf- und Zuwerfen der Thüren. Da tappte es die Treppen herauf, ſchritt bei ihm vorüber, ging in die Rüſtkammer, warf Harniſche und Helme von den Nägeln, klapperte mit den Schildern und Schwertern, warf die Kleidungen aller Nationen und Zeitalter durcheinander, und brachte dann Alles in eben ſo großer Stille wieder in Ordnung, als es früher mit ungebührlichem Lärmen es in Unordnung gebracht hatte, denn am nächſten Morgen fand man die Sachen wieder an ihrem Platze; daher wollte auch Keiner ſo recht den Ausſagen des Garderobiers Glauben beimeſſen, ſo ernſt und betrübt der Mann auch ſeine Mittheilungen zu machen pflegte.

23.

Die Sonne war untergegangen und ein friſcher Abendwind ſtrich durch die ſtarkduftenden Blumen, womit der Fuß des Hügels bepflanzt war, auf dem die Geſellſchaft in weitem Kreiſe daſaß. Es waren liebliche Mädchen und ſchöne Frauen, die aufmerkſam dem jungen Manne zuhörten, der ſo eben ſeine Erzählung beendigt hatte. „Gottlob!“ ſagte eine Dame, tief Athem holend, „daß es zu Ende iſt!“

Mit beſcheidenem Lächeln wiederholte der Erzähler: „Gottlob? das ſcheint mir eben kein empfehlendes Zeugniß für meine Geſchichte zu ſeyn; um ſo mehr aus Ihrem Munde — da ich ſo eigentlich für Sie erzählt habe.“

„Für Sie?“ rief Alles verwundert — die Dame lachte herzlich.

„Ja für mich,“ ſprach ſie, nachdem ihr Mund wieder die gewohnten Falten angenommen hatte, „denn die verehrte Geſellſchaft muß wiſſen, daß ich die Spukgeſchichte förmlich bei unſerm Freunde beſtellt habe. Ich mag ſo etwas für mein Leben gern hören, und ſelten kann es mir grauenhaft genug ſeyn. Ja, bei den entſetzlichſten Erfindungen Hofmanns dachte ich immer bei mir ſelbſt, nun wird es recht losgehen, und machte dann ärgerlich das Buch zu, wenn er — nach meiner Meinung — bei den grauenhafteſten Stellen abbrach, und bei ſolchen, die eine recht ſchrecklich-ſchöne Schilderung zuließen, gar nichts ſchilderte.“

„Dies macht nach dem Ausſpruche Vieler grade die furchtbarſte Wirkung,“ ſagte ein bleiches, nervenſchwaches Mädchen. „Wo der Dichter das Grauenhafte uns nur ahnen läßt, da erhält unſere aufgeregte Phantaſie eine Schwungkraft, eine Thätigkeit, die uns von genießenden Leſern zu ſchaffenden Dichtern macht. So z. B. behauptet Jean Paul einmal, nichts habe je auf ihn eine ſchauervollere Wirkung gemacht, als der in ein Gebüſch mit ſträubendem Haare und allen Zeichen des Entſetzens hineinſtarrende Jüngling, den er einſt in Randzeichnungen zu Youngs Nachtgedanken antraf. Keine Malerphantaſie, auch die extravaganteſte, wäre im Stande geweſen, das bildlich zu verſinnlichen, was dieſer Jüngling nach aller Beſchauer Vorſtellungskraft in dem Gebüſche zu ſehen bekam — und gleich wie bei dem Maler, iſt es nun auch bei dem Dichter; gerade, wo wir ſcheinbar entbehren, bleibt es uns überlaſſen, uns den größten Reichthum zu ſchaffen.“

„Hiemit würden die Leſer denn doch nicht immer zufrieden ſeyn,“ erwiederte der junge Mann, der die Geſchichte beendigt hatte.

„Man will einen befriedigenden Schluß, wie es die Leute zu nennen pflegen. Alles ſoll ſich auf eine ſolche Weiſe auflöſen und entwirren, daß dem Leſer keine Frage mehr übrig bleibt, die er mit einigem Unmuthe dem ſich von ihm nach Beendigung der Geſchichte entfernenden Autor nachrufen möchte. Er hat ein Gefühl, als liefe der Mann, mit dem er ein gutes Stück beſchwerlichen Weges Hand in Hand zurückgelegt, ohne Abſchied zu nehmen, von ihm fort, und da iſt ſein Unmuth denn wohl leichtlich zu erklären.“

„Das iſt wahr geſprochen,“ ſagte die Dame, welche die Geſchichte beſtellt hatte, „aber um ſo auffallender iſt es, daß Sie, mein verehrter Herr, nicht nur uns Alle hier, nachdem wir eine Weile an Ihrer Hand auf recht holperigen Wegen hergeſtolpert ſind, uns mit einem Male, gleichſam wie ein neckender Kobold verlaſſen, und zwar ſo recht eigentlich im Finſtern und auf ſehr ungeebnetem Pfade. Wie Vieles laſſen Sie unerörtert! Wer iſt der Garderobeſchneider N.? Was erfahren wir von ſeinem Grafenſtande? wo iſt die entlaufene Schweſter hingekommen? wer iſt Holzmeier eigentlich? iſt es der Sohn dieſer Schweſter und des Schwarzkünſtlers? iſt es ein ehrlicher Kaufmann in dieſer guten Stadt München oder der Leidige .... ſelbſt? He? wie kann man darüber Aufſchluß geben?“

„Und wie kann man ferner,“ ſagte die Dame des Hauſes, lächelnd mit dem Finger drohend, „ſo keck ſeyn, eine ſolche fabelhafte Geſchichte, ohne Zuſammenhang und Wahrſcheinlichkeit, in eine ſo aufgeklärte Zeit, wie die unſrige, ſeit der Erbauung des Iſarthortheaters ſind nur wenige Jahre verfloſſen, und in eine ſo proſaiſche Stadt, wie die unſrige, zu verlegen. Wie kann man ſo viel Geſpenſtiſch-Widerſinniges einem Garderobier jener Bühne audichten wollen, da die Reihefolge der Garderobiers uns bekannter iſt, als die Reihefolge der römiſchen Kaiſer oder der Propheten, und man gleich mit dem Finger auf den Mann hindeuten kann und fragen: iſt es wahr? ſollte ſich's mit dem wohl ſo zugetragen haben?"

„Meine Damen," nahm der Erzähler ernſt das Wort, „dieſen Vorwürfen zu begegnen, bin ich nicht gewaffnet. Sie hatten ſchon einige Mal mein Erzählertalent auf die Probe geſtellt und ich war von nicht geringem Stolze erfüllt, Ihren Beifall zu erhalten. Bei ihrer erneuerten Aufforderung fällt es mir ein, daß jene Dame die Spukgeſchichten liebt. Etwas ſelbſt Erlebtes Ihnen vorzutragen, kommt mir ſchnell in den Sinn — "

„Etwas ſelbſt Erlebtes?" riefen hier die Zuhörerinnen wie aus einem Munde.

„So iſt es," entgegnete der Erzähler. „Säßen wir am flackernden Kaminfeuer, in einem ſchwach erhellten Zimmer, ſtürmte draußen der böſe Winter und würfe die Steine und loſes Mauerwerk durch den Schlot, ſo hätte ich es ſelbſt nie gewagt, einer Geſchichte Erwähnung zu thun, die mich ſtets ſo mächtig ergreift, daß ich Fieberſchauer empfinde, wenn ich ihrer nur gedenke. Aber hier auf dem duftenden Hügel, in der lieblichen Abendkühle, den ſchöngeſtirnten Himmel über uns, wie könnte da die Erinnerung trüber Erfahrungen uns beengen, da jeder Schauer wohl an uns vorüberſtreift, aber nicht haften kann an dem Boden, von dem ringsum Leben aufkeimt, von der duftbauchenden Blume, bis zum glimmenden Käfer! So wagte ich es denn, Ihnen einige jener verworrenen, angſterregenden Bilder vorzuführen, die meiner Jugend die Heiterkeit raubten und mein Mannesalter trübten. Iſt auch nicht Alles ſo, wie ich es Ihnen eben erzählte, ſo iſt doch eine unglückliche Schweſter mir auf unbegreifliche Weiſe entſchwunden; die ſchmerzvolle Erinnerung an ein edles Mädchen wird mich durch das ganze Leben begleiten; und einen treuen, heißgeliebten Freund beſuche ich noch jetzt zu Zeit im Irrenhauſe.....“

Von Wehmuth erſtickt, hielt er inne und gerührt ſchwieg der Kreis. Vieler Augen blickten a[illegible]n Erzähler, andere ſah man, von Thränen glänzen[illegible]m Himmel gehoben.

„Daß ich,“ fuhr der Erzähler nach [illegible] Pauſe fort, „dieſe Begebenheiten hieher nach M[illegible]erlegte, den Garderobier und das Iſarthortheate[illegible]rwebte, das geſchah, um durch einen, uns allen bekannten Hintergrund, meinen Figuren Leben und Bedeutung zu geben, ein Kunſtgriff, deſſen ſich Viele, namentlich der unnachahmliche Meiſter in dergleichen phantaſtiſchen Schilderungen, mein Landsmann Hofmann, bedienten. Die Erſcheinung des dicken Mannes, der vor einiger Zeit wirklich einiges Aufſehen machte und noch jetzt unaufgeklärt iſt, bot mir eine hülfreiche Hand zur zweckmäßigen Staffage; auch mußte — ich geſteh' es offen — die alte Novelle des Cazotte: Biondetta — mir einigen Vorſchub leiſten. Denn thöricht wäre es, als Novelliſt mit einer falſchverſtandenen Originalität prunken zu wollen. Mögen die Stoffe doch aus den Kinderſtuben hergeholt werden, die Einkleidung und Zuſammenſtellung iſt es, die der Erfindungskraft den weiteſten Spielraum läßt.“

Hier ſchwieg der Erzähler. Es wurden Erfriſchungen herumgereicht. Der Kreis löste ſich auf, die Damen zerſtreuten ſich im Garten. Die weißgekleideten Mädchen ketteten ſich mit den ſchönen Armen aneinander und flüſterten heimlich von dem unheimlichen Erzähler. „So etwas hätten wir doch nicht in ihm geſucht!“ meinten die Mehrſten. Die ältern Damen ſprachen laut über die Geſchichte, und einige ſagten: „er weiß ſich intereſſant zu machen!“

Der junge Mann ſaß erſchöpft in einer entfernten Laube. Das nervenſchwache Mädchen hatte ihn lange vergebens geſucht; endlich war er gefunden. „Nur noch einen kleinen Aufſchluß,“ flüſterte ſie, indem ſie ſich ſanft zu ihm niederließ, „wo lebt Theodor und was iſt aus Maria geworden? könnte man die intereſſanten Perſonen nicht zu ſehen bekommen — nicht kennen lernen? Aber mein Gott! wie Sie glühen! es iſt köſtliches Eis oben — ein Glas davon — ich hol' es Ihnen ſelbſt — dann aber müſſen Sie mir noch erzählen, was Sie uns ſchuldig geblieben ſind!“

Sie hüpfte fort, und mit einem hochaufgefüllten Becher vortrefflichen Eiſes eilte ſie der Laube zu, von Neugier und Sehnſucht den Buſen bewegt. „Hier iſt das Eis — nun erzählen Sie!“ rief ſie, als ſie in die leere Laube trat.

Der Erzähler war ſpurlos verſchwunden.

Der Sohn der Nacht.

Eine milde Sternennacht hatte ſich über das geräuſchvolle Paris ausgebreitet.

Die ungeheure Weltſtadt hatte aber auch ihre ſtillen, friedlichen Plätze, die bei Nacht noch ſtiller und friedlicher werden, wo man den Schritt des einſamen Wanderers vernimmt, wo kein Wagenraſſeln den Schlummer ſtört und die Lichter früh gelöſcht werden. Die Champs Elysées haben ſtille grünende Winkel, wo anmuthige Häuschen ſtehen, zu deren ſchattigem Obdach kein Lärm dringt.

Wir ſtehen jetzt vor einem ſolchen; ein zierliches Haus aus rothen Backſteinen, mit weißen Verzierungen, halb im holländiſchen Geſchmack und die Wohlhabenheit der Bewohner verkündend, liegt vor uns, umgeben von einem ſchönen Raſenplatze, mit Blumen umhegt.

Die Fenſter des Unterſtocks ſind geöffnet und wir blicken in ein Zimmer, welches von einem Halbdunkel beherrſcht wird, das der grüne Schirm einer Lampe verbreitet. Ruhe und Stille rings umher. Eine junge Frau ſucht in einer geöffneten Schublade Häubchen und Linnenzeug von feinem Battiſt, mit Spitzen verbrämt

— zur Nachttoilette eines kleinen Kindes. Ihre Haltung war anmuthig und zierlich, und im Hin- und Hergehen entfalteten ſich unwillkührlich die Reize eines ſchönen Wuchſes. Jetzt nahm ſie ein kleines Mädchen in ihre Arme, ein Miniaturbildchen, das kaum ein Jahr haben mochte und das ſo leicht war, um ihren graziöſen Bewegungen nicht im Mindeſten Zwang aufzulegen. Die ſchöne Mutter ſchien ſich damit ſchmücken zu wollen, und trug das Kind wie eine zarte Blume an ihrem Buſen.

Sie ſetzte ſich, das Kind auf dem Schooße, und entkleidete es, um es ins Bett zu legen; allein das Kleine machte noch einige Umſtände, wie ſolche junge Geſchöpfe immer thun, die erſt ſeit Kurzem ſich des Tageslichts erfreuen, und daher gar nicht Luſt haben, wieder zum Schlummer zurückzukehren. So auch hier. Sobald die Mutter dem lieblichen Weſen das Nachthäubchen aufgeſetzt hatte, ſo riß es daſſelbe mit beiden Händchen herunter und warf es in die Luft, um es mit ſeinen Füßchen wieder aufzufangen, von einem Lächeln begleitet, das keine Feder zu beſchreiben im Stande wäre. So müſſen die Engel im Himmel lächeln; ſo denkt man ſich's; wer aber hat es geſehen? Umſonſt war die Mutter bemüht, mit der Kleinen zu Ende zu kommen, und ſelbſt da vermochte ſie's nicht, als ſich ein kleiner Schleier von Ernſt über die Glück verkündende Heiterkeit ſenkte, die in allen Zügen ihres ſchönen Geſichtes ſpielte.

Dieß war der Moment, als ſie im Vorzimmer ein leiſes Schreiten auf dem kniſternden Parket vernahm. Ueberraſcht wandte ſie den Kopf.

„Biſt du's, Caroline?“ fragte ſie, weil ſie glaubte, ihr Kammermädchen, das einen ſpäten Ausgang hatte, ſey zurückgekehrt.

Keine Antwort.

Jetzt fiel es der jungen Frau ein, daß ſie allein war; es wurde ihr mit einem Mal ſo unheimlich im Zimmer, und ſie fühlte ein ängſtliches Preſſen auf der Bruſt.

„Aber ſo antworte doch, Caroline,“ ſagte ſie wieder mit einer zitternden Ungeduld. „Warum bleibſt du ſo lange aus?“

Daſſelbe Stillſchweigen; ſie fühlte ſich überrieſelt; ihr Athem ſtockte und Schweiß trat auf ihre Stirn. So ſaß ſie noch einen Augenblick, das Auge auf die Thür gerichtet; ſie wollte um Hülfe rufen, aber ihre Stimme war erſtickt und ihr Körper keiner Bewegung mächtig. Ein verlarvter Mann trat ein.

Da drückte ſie ihr Kind an die Bruſt, allein nicht möglich war es ihr zu fliehen; ſie konnte nur den Schrecklichen anſchauen, erſtarrt und lautlos.

Der Menſch war ganz gewöhnlich gekleidet; ein Ueberrock bis an den Hals zugeknöpft, dazu ein runder Hut; ſeine ganze Geſtalt zeigte durchaus nichts Fremdartiges, als die Larve, unter welcher er ſein Geſicht verbarg.

„In jenem Schreibtiſche,“ ſprach er mit dumpfer Stimme,“ liegen hunderttauſend Franken in Bankbillets, die geſtern empfangen wurden, um morgen in den öffentlichen Schatz getragen zu werden. Die will ich haben.“

Der Schrecken der jungen Dame wuchs nach dieſen Worten, die das Vorhaben des Fremden ſogleich in's klarſte Licht ſetzten; dennoch aber kam ihr die Sprache wieder, ſie hörte ja eine menſchliche Stimme, ſie ſtand nicht mehr dem Unbekannten, dem Räthſelhaften gegenüber. Es war ein Dieb, kein Phantom, kein Spuk. Die erſte Bewegung, der ſie ſich wieder überlaſſen konnte, war natürlich die, aus dem Zimmer zu entfliehen. Allein der Fremde vertrat ihr den Weg, und der matte Schein der Lampe ließ ſie bei einer Wendung die Mündung einer Piſtole gewahren. Unwillkührlich trat ſie einen Schritt zurück und ſank von Neuem erſtarrt in ihren Seſſel.

„Den Schlüſſel zum Schreibtiſch her!“ ſprach der Fremde feſt und dringend, indem er die Hand ausſtreckend auf jenes Meubel deutete.

Sie verneinte mit dem Kopfe.

Er ſuchte überall umher, in den Kryſtall- und Bronce-Gefäſſen, die auf dem Kamin, auf den Tiſchen umherſtanden, ohne auf die kleinen Gegenſtände von Werth zu achten, die er darin fand und die er alle verächtlich auf den Boden warf. Hierauf ſtellte er ſich wieder vor die Dame hin und ſagte mit beſtimmtem Ausdruck, den Blick auf einen bunten Foulard geheftet, den ſie als Schürze trug:

„Der Schlüſſel befindet ſich in der Taſche Eurer Schürze.“

Sie kreuzte entſetzt beide kleine Hände über das Täſchchen.

„Gebt mir den Schlüſſel freiwillig oder Ihr zwingt mich, Euch zu durchſuchen,“ ſprach der Entſetzliche.

Es zog mit Eiſeskälte durch ihre Adern; tiefer Abſcheu ergriff ſie und ſie zog den Schlüſſel hervor und warf ihn auf das Parket. Der Menſch hob ihn auf, öffnete damit den Schreibtiſch und ergriff das Portefeuille mit den hunderttauſend Franken, indem er ſich damit aus dem Staube machen wollte. In dieſem Augenblicke jedoch — wer könnte ſich ſolche Fügung erklären! — bleibt er auf der Schwelle ſtehen, und ſein Blick haftet eine Minute lang auf dem verzweiflungsvollen Weibe, das ſich, kaum im Stande zu athmen, auf die Rückenlehne ihres Seſſels ſtützt. Ihr Kopf neigte ſich auf ihre Schulter und die langen Locken ihres braunen Haares umwallten ihr Geſicht, das eine Marmorweiße zeigte. Das kleine Kind hatte beim erſten Erſcheinen der verlarvten Geſtalt ein wenig geſchrien, jetzt aber von der anſcheinenden Ruhe des Vorgangs beſchwichtigt, war es am Buſen ſeiner Mutter eingeſchlafen, und ſein aufwärts gekehrtes mildes Geſichtchen zeigte ſich roſigt und lächelnd.

Eine Minute betrachtete der Fremde dieſe Gruppe, dann war er fort.

Der Menſch, den wir hier auf ſo kecke, beſtimmte Weiſe ſein verbrecheriſches Handwerk üben ſahen, war der Sohn einer berüchtigten Diebsfamilie. Die Aeltern, ein finſteres, verſtocktes Geſindel, hatten die ſonderbare Laune, ihr Kind zu behalten, ſtatt, wie es ſolches Volk gewöhnlich zu treiben pflegt, es auszuſetzen und ſo einem beſſern Looſe zuzuführen. Richard, wie ſie den Sohn des Verbrechens nannten, wuchs auf unter dem Schutze ſeiner Aeltern und ihrer würdigen Gefährten. Er war ſeit ſeiner früheſten Kindheit mit geſtohlenem Brod ernährt worden, lernte frühzeitig die Sitten der Spitzbuben, und war alſo ſeit ſeiner Geburt eingeweiht in dieſen ſchändlichen Nachdruck der Geſellſchaft.

Kein friſcher Hauch von außen war in dieſen erſtickenden Dunſtkreis gedrungen, als er aber ſpäter die wirkliche Welt kennen lernte, ſo war ſie ihm wie ein Feind erſchienen, den man durch Liſt bezwingen müſſe; er hatte ſie von keinem andern Geſichtspunkte aus kennen gelernt. Die Außendinge hatten ſeinen Sinn berührt, allein die Seele des Ganzen konnte er nicht erfaſſen. Er hatte die Welt geſchaut, aber nicht verſtanden.

Seine Aeltern waren ſorgfältig bemüht geweſen, ihn für ſein Handwerk zu erziehen; und man mußte geſtehen, daß ſeine Aeltern gewandte Leute waren; denn ſeit zwanzig Jahren lebten ſie ſchon von Diebſtahl und Raub und hatten noch keine einzige Verurtheilung erfahren. Als Richard noch ein ganz kleiner Junge war, mußte er, ſchön wie ein Engel, die Rolle des Amors bei der Proceſſion des Faſtnachtochſen ſpielen, der jedesmal die große Treppe der Tuilerien hinaufſteigt, um das Geſchenk aus den Händen des Königs zu erhalten. Als er größer geworden, gab man ihn bei einem Kaminfeger in die Lehre, weil dieß die einzige Hantierung iſt, die in die Gemächer der Reichen und Vornehmen dringen darf. Als dieſe Lehrzeit vorüber war, wurde Richard zu einem Maler gegeben, der die Schilder der Kaufleute malt, der in das Innere der Magazine geführt wird und dort ſein Atelier aufſchlägt, um alle Gegenſtände des Verkaufs mit ſprechender Aehnlichkeit wieder geben zu können.

So war er, ſchon jung, gleichſam in das Herz der bürgerlichen Wohnungen eingeführt und kannte die Lokalitäten der großen Stadt. Die Folge war, daß Richard, ſo wie er in ein Haus trat, ſogleich zu beurtheilen wußte, welcher Theil der Wohnung am beſten gegen die Blicke des Portiers geſchützt war oder welches Fenſter in das Boudoir führte, wo der Schmuck der Dame aufbewahrt wurde, oder in das Geſchäftszimmer, wo die Kaſſe ſtand. Befand er ſich zum erſten Mal in einem fremden Zimmer, ſo fühlte er gleich, wie aus einem magnetiſchen Inſtinkt, wo Geld, wo Kleinodien lagen und war im Stande, gerades Wegs darauf loszugehen. Er war mit jenen ſeltenen Naturen zu vergleichen, welche geheime Schätze in der Erde wittern; denn ſo leuchteten auch eingeſchloſſenes Gold und Diamanten ſeinem innern Auge, wenn das äußere ſie noch nicht erblickt hatte.

Zum Erklimmen der Mauern, ſo wie jeder andern Unternehmung, die Kraft und Geſchicklichkeit erforderte, hatte ihn die Natur reichlich ausgeſtattet. Seine Spießgeſellen nannten ihn der ungeheuren Gelenkigkeit wegen nur den ſchönen Vogel. Auch verdiente er wohl dieſen Namen wegen der Lebendigkeit ſeines großen blauen Auges, der halbblonden Locken und der friſchen Farbe ſeiner Wangen. Dieſer ſchöne Vogel hatte wirklich ein reizendes Gefieder, und in der That durfte ein ſolcher Dieb, der über alle Hinderniſſe hinweg fliegt, um ſich ſeines Zieles zu bemächtigen, wohl mit einigem Rechte den Bewohnern der Lüfte verglichen werden. Im Franzöſiſchen iſt bekanntlich daſſelbe Wort, um ſtehlen und fliegen zu bezeichnen, was wohl auch auf das hier Geſagte hindeuten mag.

So lebte Richard ſeine Tage dahin. Alles, was er raubte, brachte er ſeinen Aeltern, ohne ſich weiter darum zu kümmern. Er hatte auch nicht ein einzig Mal über ſeine Lebensweiſe nachgedacht.

Eines Tages ſprach ſein Vater zu ihm:

„Richard, in einem einſamen Hauſe der elyſäiſchen Felder wohnt eine junge Frau als Wittwe, die heute hunderttauſend Franken empfängt. Dieß iſt das Vermögen ihres Gatten, das ſie bis zur Großjährigkeit ihres Kindes verwalten ſoll. Morgen wird das Geld auf den Schatz getragen, und es iſt daher nöthig, ſich noch heute den Beſitz deſſelben zu verſchaffen. Jeden Abend um neun Uhr geht das Kammermädchen fort, um Milch für das Kind zu holen; die Dame bleibt dann für einige Zeit allein. Hier iſt der Schlüſſel zur Hausthüre, der nach einem genauen Abdrucke des Schloſſes gemacht wurde. Jetzt gehe, mein lieber Sohn, arbeite ein wenig, und wenn du zurückkommſt, erwartet dich ein Glas Punſch, das ich dir ſelbſt als Herzſtärkung bereiten will.“

Und am Abend überbrachte Richard die hunderttauſend Franken ſeinem Vater.

Nur das Portefeulle, in dem die Bankzettel gelegen hatten, behielt er für ſich. Es war von Leder, an allen Ecken mit Gold beſetzt. Ein ſüßer Duft entſtieg daraus, und er empfand zum erſten Male den Reiz des Wohlgeruchs. Der Duft zauberte ihn, er wußte ſelbſt nicht wie, in das Zimmer zurück, wo er das ſchöne, bleiche Weib verlaſſen hatte, das ihr von ihm zu Grunde gerichtetes Kind an den Buſen drückte — das Kind, das ihr von all' ihrem Glücke nur allein übrig geblieben war.

Auf dem Schilde der Brieftaſche las er die Buchſtaben F. S. Er betrachtete ſie lange und ein ſeltſamer Gedanke kam ihm in den Sinn.

„Ich habe keinen Grund,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „die arme Frau auch dieſes Gegenſtandes zu berauben, den ſie wahrſcheinlich hoch hält. Wenn ich ihr das Geld genommen habe, ſo kann ich ihr doch wenigſtens dieſes hier zurückgeben, das für mich ohne Werth iſt.“

Dieß war der erſte gute Gedanke, der in dieſem wilden Kopfe aufloderte. Allein, ehe er ihn ausführte, wollte Richard ſich den Wohlgeruch verſchaffen, der ihn ſo mächtig anregte, indem er ihm das Bild und die Umgebung der jungen Frau auf's Neue vergegenwärtigte. Es war aber nichts Anders als das bekannte Patchouli; der erſte beſte Laden lieferte ihm dieſen für ihn ſo herrlichen Gegenſtand, und nun trug er ihn in ſeine Kammer, barg ihn in ſeinem Lager und wollte alle Luft damit durchwürzen, die er von nun an einathmen würde.

Ein neues Leben war in Richards Bruſt erwacht. Es war nicht der rege Trieb zu ſeinen verbrecheriſchen Unternehmungen, es war nicht der wilde Ehrgeiz mehr, der nach den Lobſprüchen und Erhebungen ſeiner Eltern und Kameraden trachtete, ſondern ein Gefühl wie Sehnſucht nach etwas Unbekanntem ſchien ſich in ſeinem Innerſten zu regen. Das Bild, das ihn fortwährend beſchäftigte, der anreizende Geruch, der ihn fortwährend umgab, dieß wiegte ihn in ein Traumleben, welches ſein Innerſtes mit einer freundlich erwärmenden Flamme erfüllte.

Er wollte gleich nach dem begangenen Diebſtahl das Haus der Wittwe wieder aufſuchen, allein ihm fehlte der Muth dazu. Er, der ſonſt ſo leichtſinnig neue Frevel auf Frevel häufte, wagte hier nicht einmal den Ort wieder zu ſehen, wo er den erſten begangen und den er mit beſſeren Geſinnungen betreten wollte. Er ſpiegelte ſich vor, daß die ſchöne Bewohnerin nicht mehr in ihrem Hauſe anzutreffen ſeyn würde; denn — dachte er — wenn ſie nichts weiter beſeſſen hat, als das Einkommen der von mir geraubten Summe, ſo wird ſie in jenem eleganten Hauſe nicht mehr wohnen können. So kämpfte er in Gedanken durch Betrachtungen aller Art, die mehr oder weniger feſten Grund hatten, den Wunſch nieder, der ihn verzehrte.

Endlich ſiegte der Zufall. Er war durch verſchiedene Seitenwege in die Nähe des Hauſes gelangt, und konnte nun nicht mehr widerſtehen, einen Blick wenigſtens ſeitwärts durch das Gitterthor in den Garten zu werfen. Madame S. ſtand am Rande eines kleinen geſchorenen Raſenplatzes, auf dem ihr Kind ſpielend umher kroch. Richard blieb mit angehaltenem Athem wie angewurzelt auf ſeiner Stelle ſtehen.

Er betrachtete mit aufmerkſamem Forſchen die ſchöne junge Frau. Nur wenige Tage hatten genügt, aus ihren Zügen den Eindruck jenes nächtlichen Schreckens zu verwiſchen. Der Verluſt der Summe war allerdings ein Unglück für ſie, allein keines von denen, die auf den Geſichtszügen der Menſchen ihre unvertilgbaren Spuren zurücklaſſen.

Die junge Wittwe ſtand in einem langen, faſt ſchleppenden Gewande von ſchwarzer Wolle da; ihren Kopf zierte eine Haube von ſchwarzen Spitzen, die mit einem ſchleierartigen Behange verſehen war, wie ſolches die tiefe Trauer den Frauen der beſſeren Geſellſchaft vorſchreibt. Dieſe dunkle, doch anmuthige Geſtalt hob ſich von dem grünen Grunde, der mit bunten Blumen durchzogen war, die ſo eben zu verwelken begannen. Es waren Roſen, Flieder, Geisblatt, zu deren reizendem Farbenſpiel die Trauerkleidung der Wittwe einen grellen, doch ſinnigen Gegenſatz bildete. Die Natur verwendet nie die ſchwarze Farbe für die glücklichen Pflanzen, für den Himmel und die Erde; ſie läßt ſie allein den unglücklichen Menſchen, die ſich damit bekleiden, wenn ſie einen unerſetzlichen Verluſt erleiden. — Und ach! wie oft haben ſie es nöthig!

Madame S., die in ihrem Trauerſchleier gleich wie die ſie umgebenden Blumen das Köpfchen hängen ließ, beſaß einen unbeſchreiblichen Reiz; ſie gehörte zu jenen Schönheiten, die dem Denken Nahrung verleihen, die man nicht bloß liebt, ſondern von denen man auch gern träumt.

Als Richard ſie ſo betrachtete, kam es zuerſt wie Reue über ihn. Er verwünſchte zum erſten Male eine That, wie er ſie ſonſt, ohne daran zu denken, ſo oft verübte. Er glaubte, daß Schönheit und Reichthum ſtets auf's Engſte verbunden ſeyn ſollten, und ſeine ſtumpfe Seele fühlte, daß es wohl ſeine Pflicht geweſen wäre, dieſer Frau einen größeren Schatz zu bringen, als ſie des kleinen zu berauben, den das Schickſal ihr vergönnt hatte.

Hätte es ihm erſt in den Sinn kommen können, daß er eine Mutter vor ſich ſah, welche er des Vermögens ihres Kindes beraubt hatte, um wie viel ſtärker würden ſeine Gewiſſensbiſſe geweſen ſeyn. Allein ſo weit war der Dieb noch nicht.

Als Madame S. ſich jetzt mit ihrem Kinde nach einer andern Seite des Gartens gewendet hatte, entſchloß er ſich plötzlich, ſeinen Vorſatz auszuführen. Er warf das Portefeuille in den Garten und machte ſich eiligſt davon. Er wünſchte jetzt nichts ſehnlicher, als Nachrichten über die Beſitzerin zu erhalten, und er wandte ſich daher an ein Mädchen, die an dem Graben, der die Avenue Chabeaubriand begränzt, einige Ziegen hütete, mit ſeiner Frage. Dieſe ſagte ihm, daß Madame S. vor wenigen Tagen auf eine geheimnißvolle Weiſe beſtohlen worden ſey, die in der ganzen Gegend der Gegenſtand des Geſprächs geworden war. Ein ſchwarzer Menſch ſey nämlich, vom Nachtwinde getragen, in dem Hauſe erſchienen, habe dort ſogleich den Ort gewußt, wo das Vermögen der Wittwe aufbewahrt wurde, habe ſich dann deſſelben bemächtigt, und ſey eben ſo unmerklich und ſchnell mit dem Raube verſchwunden, wie er gekommen. Niemand wiſſe ſich das näher zu erklären. Außer dem Schrecken hätte jedoch der Vorfall keinen nachtheiligen Einfluß auf die Wittwe gehabt; ihr Zuſtand ſey dadurch nicht im Geringſten verkümmert, da der reiche Oheim ihres Kindes ſogleich aus ſeinen Mitteln den Betrag der Zinſen des geraubten Kapitals zu erſetzen verſprochen habe.

Dieſe Worte erleichterten Richards Bruſt. Er ſchritt raſcher durch die Allee und begriff nicht ſein verändertes Weſen. Welche neue Bewegung fühlte er in ſich? Was wollte dieſes Bild der ſchwarzgekleideten Frau von ihm, das ihn ſtets verfolgte? Die Liebe, die ſich nun ſeiner wirklich bemächtigt, hatte er bisher nicht gekannt und wußte ſie nicht zu deuten.

Am andern Tage trieb es ihn von Neuem unaufhaltſam zu dem Gartengitter, wo ſein Auge die liebliche Viſion gehabt hatte.

Madame S. ſaß unter einer Gruppe kleiner Bäume im Hintergrunde des Gartens. Sie war mit einer Stickerei beſchäftigt, während ihr Kind, anſtatt mit den hübſchen Sachen zu ſpielen, die es umgaben, die bunten Seidenknäuel der Mutter unbarmherzig hin und her und durch einander warf, von der letzteren nicht einmal mit einem Blicke geſtraft. Es war lieblich zu ſehen, mit welcher himmliſchen Geduld ſie dieſe ſtets wieder vom Boden hob, aufwickelte und zurecht legte.

Die Sonne war untergegangen, und das Spiel, das Richard lange Zeit entzückt hatte, war zu Ende; die Mutter packte ihre Arbeit zuſammen, nahm ihr Kind auf den Arm und ging langſam in das Haus zurück. Da fühlte der Räuber einen neuen Wunſch in ſich emporkeimen; er wollte auf dem Platze ſeyn, den ſie ſo eben verlaſſen hatte. Er wartete noch ein wenig. Jetzt wurden die Läden des Hauſes geſchloſſen; die Nacht ward dunkler und nichts Lebendes regte ſich weit und breit in den Laubgängen. In dieſem Augenblicke wollte er in den Garten ſteigen. Er zog aus ſeiner Taſche eine dicke ſeidene Schnur, auf künſtliche Weiſe in einander geknüpft, deren Ende eine Schlinge bildete; dieſe warf er um eine Urne, welche einen der Pfeiler des Gitterthores ſchmückte; ſo half er ſich zur Höhe hinauf, warf dann die Schnur auf der andern Seite hinab, und gleitete daran hinunter.

Wie eine Schlange huſchte er bis zu dem geliebten Platze und warf ſich mit unſäglichem Vergnügen auf den Raſen nieder, auf dem der Fuß der ſchönen Frau geruht hatte; er athmete mit einer heißen Gier die Luft, die ſie gefächelt hatte; er erhob ſeine Blicke nach den Zweigen über ihm, die noch vor wenigen Minuten ein Dach für ſie gebildet; er nahm mit bebenden Händen die Blumenblätter, die das Kind noch eben erſt zerriſſen und küßte ſie mit einem Gefühl von Glück, ohne zu wiſſen, woher es eigentlich entſtand. So träumte er lange Zeit. Es war ein Zuſtand von Schlummer und Wachen.

Plötzlich erbebte ſein Inneres, wie von einem elektriſchen Schlage. Madame S. ſaß am Flügel und präludirte mit jenem warmen Gefühl, das ſich von der Seele löst, wenn man ſich ganz einſam und unbelauſcht weiß. Der Laden war geſchloſſen und das Fenſter geöffnet; Richard konnte jedem Hauche des Inſtruments folgen; der Zauber wuchs; er lag berauſcht von Gefühlen da; ſeine Seele verband ſich auf's Innigſte mit dieſen Tönen und ſchwang ſich mit ihnen in reinere Sphären empor.

Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß der Unglückliche, Verlorene ein Weib, ein Kind betrachtet hatte, daß er den Duft der Blumen einſog, daß er den Ton der Muſik vernommen. Er hatte bis jetzt von dem Allen nichts gewußt; denn unſere Fähigkeiten entwickeln ſich im Leben nicht durch ſich ſelbſt; ſie werden durch Erziehung geweckt oder durch die Magie des Augenblicks. Richard war in gänzlicher Unwiſſenheit erzogen worden. Er kannte weder das Leben, noch das Gemüth.

Neben uns in der Geſellſchaft beſteht eine Welt von Barbaren, deren Sitten wir weniger kennen, als die Sitten der Südſeeinſulaner. Wir haben nie unſern Fuß in ihre verpeſteten Schlupfwinkel getragen. Der Gedanke an eine Gemeinſchaft mit ihnen erfüllt uns mit Entſetzen, aber auch ſie wiſſen nichts von unſern verfeinerten Gefühlen, von unſerer Poeſie des Lebens, von unſerer Liebe.

Als beim erſten Grauen des Tages Richard nach der Stadt zurückging, gedachte er, ſeltſam überraſcht, deſſen, was ſich mit ihm zugetragen hatte. Er fühlte in ſich eine ebenſo befremdliche als glückliche Umwandlung. Da es ihm nie an etwas gefehlt hatte, ſeine phyſiſchen Bedürfniſſe zu befriedigen, ſo fehlte es ihm an einem beſtimmten Maßſtab, Glück und Mangel zu unterſcheiden. Er hatte oft in dem Kreiſe ſeiner Spießgeſellen von dem Glück und dem Reichthum der bevorzugten Klaſſen gehört; man hatte ihn gelehrt, ſie ſich zu ertrotzen, da das Schickſal ſie ihm verweigert hatte; er wußte, daß die Seinigen ein ſteter Neid darnach verzehrte, und doch vermochte er ſich nicht zu erklären, was denn Glück und Reichthum ſeyen. Jetzt glaubte er das Räthſel gelöst. Das ſey Reichthum, dachte er, was er jetzt empfand; jene tiefen berauſchenden Gefühle, deren Seligkeit ihn erfüllte. Er glaubte, reich ſeyn ſey immerfort lieben und empfinden.

So verging die Zeit. Richard mochte keine Nacht mehr anderswo als in dem kleinen Garten der Wittwe zubringen, wenn nicht der helle Mondſchein ihn daraus verſcheuchte oder der Regen ſein Lager von Raſen und Blumen untauglich gemacht hatte. Wenn alle Spaziergänger die Champs Elysées verließen, ſo begab er ſich hin; ſein Leben begann, wenn das Leben anderer Menſchen zur Ruhe ging; er rechnete es nicht mehr nach Tagen, ſondern nach Nächten, wie ſeine Vorfahren, die alten Gallier, von denen er jedoch nichts wußte.

Faſt jeden Abend hörte er das Klavierſpiel der Wittwe; manchmal auch ihre ſanfte Stimme, die in ſeltener Harmonie mit der lauen ſanften Nachtluft ſtand, die ihn umgab. Zuweilen las die junge Frau auch ſchöne Verſe mit lauter Stimme, um an ihrem Wohlklang ſich zu erfreuen, der die Seele ebenſo rührt, wie der Ton der Saiten.

Wie durch ein Wunder war plötzlich der einfache Richard, das Kind der Unwiſſenheit und des Frevels, bisher faſt nur einem liſtigen Thiere zu vergleichen, mit einem offenen Sinne für die Schönheiten der Poeſie vertraut, die er mit klopfendem Herzen und halb geöffnetem Munde in ſich aufnahm. Kam er nach Hauſe, ſo konnte er ſich Einiges von den Verſen vorſagen, das er behalten hatte. Es war nicht mehr ſeine Stimme; die weichen Biegungen, die graziöſe Beweglichkeit des Tones der Wittwe miſchten ſich in ſein männliches Organ und ſo wurde die edelſte Sprache daraus, die man ſich denken kann.

Es kam ihm in den Sinn, ſich die Bücher zu verſchaffen, in denen ſo ſchöne Dinge enthalten waren. Bis dahin hatten ihn Bücher nicht gereizt; die Intereſſen, welche die Welt bewegen, berührten ja ihn nicht, da er außer aller Verbindung mit ihr lebte und ihr den Krieg erklärt hatte. Nun war es anders. Er ergriff das erſte Buch, und fühlte ſich von dem Gedanken des Schriftſtellers wunderbar ergriffen; wie wenn Stahl auf Stein geſchlagen wird, ſo ſprangen dadurch unzählige Funken aus ſeinem Hirne empor.

Dreißig Tage waren auf dieſe Weiſe verfloſſen oder vielmehr dreißig Nächte; denn Richard begann nur zu leben, wenn dunkler Schatten an der Stelle des Sonnenlichts zu herrſchen begann. Tags ſchlief er, wenn er ſchlafen konnte; er träumte Muſik, Liebe, Poeſie, Verſe, deren Wohllaut ihm ein unbekanntes Entzücken bereitete, und wenn die geliebte Nacht erſchien, dann lenkte er die Schritte nach dem einſamen Häuschen und kreuzte gleichſam ganze Stunden vor der Allee, die zu demſelben führte. Er umſchlich ſie von Weitem und begnügte ſich damit, von Zeit zu Zeit im Vorübergehen die Façade jenes Häuschens zu erblicken, das für ihn zu einem Tempel geworden war.

Nicht Vorſicht, nicht die Beſorgniß, von Jemand bemerkt zu werden, hielten ihn ſo entfernt von jenen Mauern, die er für ſein Leben gern mit Hand und Lippen berührt hätte; ein edleres, ein beſſeres Gefühl, ein lebhafter Inſtinkt, den man Zartſinn nennen konnte, beherrſchte die Seele des jungen Diebes; er fühlte ſich unwürdig; er war ja der, welcher dieß Heiligthum entweiht hatte. Neben dieſer drückenden Empfindung war es auch das natürliche Verlangen, ſein Glück ſo lange hinauszudehnen, als er es vermöchte, denn er fürchtete mit Recht, daß er es durch den erſten Schritt, ſich ſeiner zu bemächtigen, auch plötzlich zerſtören würde. Es genügte ihm, während einiger Stunden der Wohnung desjenigen Weſens nahe ſeyn zu können, deren Zaubermacht ihn ſo umgewandelt hatte, eines Weſens, das ihm ſtets erſchien gleich einer Gottheit in den Wolken bis zur Stunde der Mitternacht, die er zur Stunde ſeines höchſten Glückes geweiht hatte. Dann näherte er ſich mit unbeſchreiblichem Gefühle, unter Beben und Herzklopfen der Gartenmauer, dann ſchwang er ſich mit der ihm eigenen Gelenkigkeit hinüber und ſank voll ſeligen Glückes auf den duftenden Raſen, auf dem die ſchönen Füße der Wittwe geruht hatten.

Dieſe endloſen Träumereien, dieſe wollüſtige Schwärmerei wurde manchmal von fürchterlichen Kämpfen unterbrochen, die der Unglückliche zu beſtehen hatte.

Sein Vater ſprach zu ihm: „Burſche, es gibt etwas zu thun in der oder jener Straße, in dem oder jenem Hauſe; Gewandtheit und Kühnheit ſind nöthig; die Bande rechnet auf dich!“

Und Richard, bebend an allen Gliedern, antwortete dann: „Es iſt gut!“

Wenn aber die Nacht gekommen war, ſo ging er nicht an den von ſeinem Vater bezeichneten Ort, ſondern man ſah ihn nach den Champs Elysées ſchwanken, ſich unter den Bäumen verlieren, den Kopf zu Boden geſenkt, mit ſeinen Nägeln die Bruſt zerfleiſchend, in der gräßlichſten Aufregung aller Nerven. Und wenn er aus ihr erwachte, ſo ſank er nieder, und die ſchönen Verſe, die er gehört, kamen ihm in den Sinn, und er ſagte einige davon her mit gebrochener, tonloſer Stimme.

Am andern Morgen mußte er ſeinen Vater durch eine Lüge zufrieden ſtellen. Man war in dem Hauſe die ganze Nacht wach geblieben, die Hunde waren nicht angekettet worden, die Patrouillen umſtreiften das Haus beſtändig. Dann zog der Vater und ſeine Geſellen die Brauen zuſammen, und es fehlte nicht an plumpem Spotte über die zierliche Weiſe Richards, über ſeine

Art, ſich auszudrücken, und daß er das gebräuchliche Rothwelſch gänzlich dabei bei Seite ſetzte. Jetzt war der junge Menſch im Stande, die ganze Abſcheulichkeit ſeiner Stellung zu erkennen und die tiefe Kluft zu meſſen, die ihn von der Geſellſchaft trennte, und ihn einer Gemeinſchaft beigeſellte, die ihn vernichtet hätte, wenn auch nur ein einziges Wort über die geheimen Gefühle, die ihn bewegten, zu ihr gedrungen wären. Man würde begriffen haben, daß er nicht auf der Schwelle eines neuen Lebens ſtehen bleiben, daß er, von der Liebe fortgeriſſen, ſeine Gewiſſensbiſſe nicht verhehlen, zugleich die Bande verrathen könnte, und dieß war genug, daß dieſe das Todesurtheil gegen ihn geſprochen und geheimnißvoll an ihm vollzogen hätte.

Sonſt würde ihm eine ſolche Ausſicht keine Schranken geſetzt haben; wie oft hatte er Ekel vor ſeinem Daſeyn empfunden; jetzt aber liebte er das Leben, wenn er gleich nicht wußte, wohin es ihn führte. Die Ungewißheit dieſer namenloſen Exiſtenz, der ewige Wechſel von wild zerreißenden Schmerzen und unausſprechlichen Freuden war ihm genug; er lebte nur ein Seelenleben; ſein Körper magerte ab und ſchwand dahin, er merkte es nicht.

In einer Nacht ſtand er wieder vor dem Hauſe und war im Begriff, ſich über die Mauer zu ſchwingen. Eine ungewöhnliche Unruhe hatte ſich ſeiner bemächtigt.

An dieſem Abende war während der ganzen langen Zeit ſeines Harrens kein Fenſter erleuchtet geweſen, und dieſer anſcheinend ſo unbedeutende Umſtand war ein bedeutungsvolles Ereigniß für Richard.

Madam S. war ſtets einem ſtillen, regelmäßigen Leben ergeben geweſen; nur die Sorge für ihr liebliches Kind erfüllte ſie ganz; ſeit dem Diebſtahl hatte ſie keinen Abend außer dem Hauſe zugebracht. Richard hatte ſie bald mit der Kleinen auf dem Raſen ſpielend belauſcht, oder er hatte an der Zimmerdecke oder an den Vorhängen ihren angebeteten Schatten beim Scheine der Lampe flüchtig vorüber ſchweben ſehen. An dieſem Abende nichts von Allem dem. Alles war finſter und ſtill. Was hatte ſich zugetragen? Richards Herz war zuſammengeſchnürt; es ahnte ein Unglück.

Die Nacht war dunkel und die Champs Elysées waren noch einſamer als ſonſt. Nur Richard ging nach ſeiner Gewohnheit mit leiſen Schritten auf und ab vor dem Hauſe. Plötzlich hörte er den Hülferuf von Frauenſtimmen; er erwacht aus ſeinen Träumereien und blickt auf. Nicht hundert Schritte von ihm ſieht er zwei weibliche Geſtalten von Männern überfallen. „Dieß iſt Madame S. und ihre Kammerfrau!“ ruft es in ihm und er ſtürzt mit Blitzesſchnelle dem Orte zu. Er kommt zur rechten Zeit; denn zwei Männer ſind eben beſchäftigt, den halbohnmächtigen Frauen ihr Geſchmeide zu entreißen. Richard iſt ohne Waffen; er würde lange erröthet ſeyn, welche zu tragen. Allein er iſt mit einer ungewöhnlichen Kraft und Geſchicklichkeit begabt. Er ſieht eine Klinge in der Hand des einen Räubers blitzen, und er packt deſſen Arm mit beiden Händen. Jetzt will der Menſch die Waffe mit der linken Hand nehmen, allein dieß eben hatte Richard erwartet und kommt ihm zuvor. Bald iſt er im Beſitz der Waffe und nun droht er den Tod den Beiden, wenn ſie nicht zur Stelle die Flucht ergreifen. Verzweiflung und Wuth erfaßte die Räuber und ſie warfen ſich auf Richard, der ſie zwar in dem fürchterlichen Kampfe, der ſich nun entſpann, bedeutend verwundete, aber auch, von ihnen von einem Stich in der Bruſt getroffen, zur Erde ſank.

Durch den Hülferuf der Frauen und das Geräuſch dieſes nächtlichen Kampfes waren einige Leute aus den zunächſt liegenden Häuſern herbeigezogen worden; die beiden Räuber hatten die Flucht ergriffen und Madame S. wurde von ihren Nachbarn nach ihrem Hauſe geführt, während den auf der Erde liegenden Richard einige Menſchen mit erſchreckten Mienen umgaben, die nicht wußten, welchen Beiſtand ſie ihm leiſten ſollten.

Nach einigem Ueberlegen ſchien es ihnen jedoch das Natürlichſte, den Verwundeten in das Haus derjenigen Perſon zu bringen, die er mit Gefahr ſeines eigenen Lebens aus den Händen der Böſewichte befreit hatte. Auch Madame S., nachdem ſie in ihrem Zimmer von ihrem Schrecken ſich etwas erholt, hatte daran gedacht, ihre Leute zum Beiſtande des jungen Menſchen fortzuſchicken. So wurde denn Richard in ein Zimmer des Erdgeſchoſſes gebracht, wo ihm ſchnell ein Lager bereitet wurde, während man einen Arzt aus der Nachbarſchaft herbeiholte.

Obgleich Richard nicht ſprach, ſo war er doch bei vollkommenem Bewußtſeyn, das Meſſer war in der Wunde ſtecken geblieben, aus welcher das Blut in Strömen floß; Niemand wagte, es herauszuziehen, in der Hoffnung, daß ſich der Arzt nicht lange erwarten laſſen würde.

Welche Gefühle durchzogen aber des Kranken Herz! Richard, mit gaſtfreundlicher Sorgfalt umgeben in demſelben Hauſe, wo er einige Wochen früher als Räuber erſchienen war, aufgenommen von derſelben Frau, die er ihres ganzen Vermögens beraubt hatte. Er, der Dieb, der Sohn der Räuber, hörte jetzt nahe bei ſeinem Lager jene entzückende Stimme, die ihn ſeit jener erſten Bekanntſchaft ſchon aus der Ferne erbeben ließ; er ſah jetzt, hellbeleuchtet von allen Seiten in ſeiner nächſten Nähe, jene ſanften Züge, die er das erſte Mal ſo bleich und erſchreckt von ſeiner plötzlichen Erſcheinung geſehen hatte; er fühlte auf ſeiner heißen Stirne die kleine ängſtlich zitternde Hand, die jetzt wahrſcheinlich durch den von ihm begangenen Raub zu harter Arbeit verurtheilt war. Sein Blut kochte in den Adern; es ſtrömte mit Macht der offenen Wunde entgegen, und es ſchien, als ſollte es bis zum letzten Tropfen entſtrömen.

Der Arzt erſchien. Es war ein erfahrener Mann, der Gelegenheit gehabt hatte, in den Spitälern der

Hauptſtadt jene furchtbaren Wunden zu behandeln, die mit den Meſſern gemacht worden, die das gemeine Volk zu ſeiner gewöhnlichen Waffe erkoren hat. Er zog die Klinge mit Geſchicklichkeit heraus, und bemerkte zur großen Beruhigung Aller, daß ſie nur die Rippen geſtreiſt hatte und mithin keines der wichtigen Lebensorgane verletzt worden ſey, und keine Gefahr das Leben des Patienten bedrohe.

Madame S. konnte ſich eines freudigen Ausrufs nicht enthalten; ſie beugte ſich über Richard, der während der Operation keine Aeußerung des Schmerzes ausgeſtoßen hatte und drückte ihm ihre Dankbarkeit und die Freude aus, die ſie empfand, daß ſeine muthvolle Aufopferung keine gefährlichen Folgen für ihn haben würde.

Nachdem der Arzt die Wunde verbunden, entfernte er ſich, indem er allen guten Troſt gab. Wie erſchrack er aber am andern Morgen, als er den Kranken von dem heftigſten Fieber ergriffen ſah, das außer ſeiner Berechnung gelegen hatte. Die Frau, welche Nachts gewacht hatte, erzählte, daß der Kranke immerwährend phantaſirt habe, daß er geweint, ſich verflucht, ſich ſelbſt für den Räuber gehalten und die ſonderbarſten Reden geführt habe. Als gegen Morgen Madame S. ſelbſt erſchienen war, um ſich nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen, verfiel er in einen Zuſtand von Ohnmacht, und gab keinen Laut von ſich.

Der Arzt ſah nun wohl ein, daß die Wunde nur eine Nebenſache ſeyn würde, und daß es ſich hier hauptſächlich um eine hitzige Krankheit handle, die ſich plötzlich erklärt habe.

Der Kranke wurde mit Sorgfalt und Liebe umgeben und Alles an ihm verſchwendet, was ſein Zuſtand erheiſchte. Er ſprach nicht, und wenn Madame S. alle Tage kam, um ſich nach ſeinem Zuſtande zu erkundigen, ſo murmelte er ein unverſtändliches Wort, neigte den Kopf und eine lebhafte Röthe ſtieg ihm in die Wangen, und eine Thräne perlte in ſeinem Auge. Nur während der Nacht und der heftigſten Fieberanfälle ſprach er. Dann führte er ſeltſamliche Reden, welche die Umſtehenden nicht in Zweifel ließen, daß er den Verſtand verloren habe. Er hielt ſich dann ſelbſt für den Räuber, ſtatt für den Befreier der Dame, er klagte ſich des ſchwärzeſten Verbrechens an und wollte hinaus in die finſtere Nacht und ſprach von Tod und Verderben.

Nach und nach gelang es der Kunſt des Arztes, dieſe fürchterlichen Phantaſien zu dämpfen. Der Augenblick der Geneſung rückte heran, und der Augenblick der Aufklärung ſo manches Dunkeln in dieſer Begebenheit durfte vorausgeſetzt werden.

Während des ſtärkſten Fiebers hatte man in Gegenwart der Wittwe die Kleider des Verwundeten unterſucht, um zu ſehen, ob nicht ein Papier ſeinen Namen und ſeine Wohnung verrathen würde, und welcher Klaſſe der Geſellſchaft er angehöre. Allein wie ſehr war man erſtaunt, nicht das Geringſte zu finden. Seine Kleider zeugten von einem gewiſſen Wohlſtande, ohne jedoch einen jungen Menſchen nach der Mode zu bezeichnen. Seine Geſichtszüge hatten etwas Stolzes und Hohes, beſonders wenn ein ruhiger Schlummer auf ihnen lagerte. Jedesmal, wenn Madam S. ihn mit Theilnahme gefragt hatte, ob ſie nicht die qualvolle Ungewißheit ſeiner Aeltern oder Freunde mit einigen Worten beſchwichtigen ſolle, hatte er den Kopf nach der andern Seite gekehrt und durch Zeichen zu verſtehen gegeben, daß er weder Aeltern noch Freunde beſitze. Man ſchloß aus dieſem Allen, daß Richard wohl ein armer Student ſeyn möge, der ſich ſeiner traurigen Lage ſchäme.

Wie nun aber ſeine Geſundheit ſich wieder immer mehr und mehr befeſtigte, wurden auch ſeine Gedanken wieder lichter und beſtimmter. Er erkannte nun wohl, daß ſich eine heftige Leidenſchaft ſeiner bemächtigt hatte und er fühlte, mehr noch als früher, welcher ſchmutzige Abgrund ihn von dem Gegenſtande ſeiner Liebe trenne. Sein letztes Verbrechen hatte er ſelbſt an derjenigen Perſon verübt, die er liebte, und dieſes folterte ihn jeden Augenblick, und ſeine Lage wurde dadurch entſetzlich.

Eines Tages hörte er über ſich die Töne eines Flügels. Es war die Wittwe, deren Zimmer über dem ſeinigen gelegen war. Dieſelbe Melodie ſchlug an ſein Ohr, die er ſonſt gehört, wenn er heimlich auf dem Raſen des Gartens liegend, ſich an dem Duft der ihn umgebenden Blumen berauſchte und an den Gegenſtand ſeiner ſtillen Anbetung dachte.

Da ergriff es ihn plötzlich wie Wahnſinn und er recitirte mit lauter Stimme einige jener ſchönen Verſe, die er früher gehört, wenn die Wittwe in den heißen Auguſtnächten bei geöffnetem Fenſter las, und ſie zu ihm herunter getragen wurden auf dem Fittig der balſamiſchen Nachtluft. Sie hatten ſich ſeinem Gedächtniſſe eingeprägt. So war es auch jetzt wieder; die Fenſter waren geöffnet; die balſamiſche Luft des Gartens ſtrömte herein und die Sonne nahm ſo eben freundlichen Abſchied von dem einſamen Hauſe in den Champs Elysées.

Richards Stimme wurde von Madame S. zugleich vernommen; die Verſe kannte ſie wohl, aber mehr noch war es der Ton dieſer Stimme, der ſie auf befremdende Weiſe ergriff.

Der Geneſende war aufgeſtanden und hatte ſich zum erſten Male angekleidet. Madame S. konnte der Neigung, einer unbeſtimmten Neugierde nicht widerſtehen;, es lag etwas Geheimes darin, über das ſie ſich ſelbſt noch nicht Rechenſchaft zu geben wußte; ſie ging hinab zu ihrem Gaſte.

In dieſem Augenblicke verläßt Richard jede Ueberlegung; er befindet ſich in einem Zuſtande der höchſten Exaltation, des berauſchendſten Glückes. Er ſpricht mit hinreißender Beredtſamkeit von ſeinem Danke, und ſeine leidenſchaftliche Bewunderung wählt Ausdrücke, vor denen Madame S. erröthen muß.

Doch welch' ein Augenblick! Plötzlich erbleichen Beide; eine innere Stimme, eine übernatürliche Regung ſcheint ſie ergriffen zu haben. Die Wittwe hat die Stimme, die Geſtalt, die Stellung des Menſchen wieder erkannt, den ſie einſt in ihr Zimmer bringen ſah in jener fürchterlichen Nacht, wo ihr das Geld geraubt wurde.

Das kleine Mädchen, das neben ihr ſaß, ergriff ſie nun voll Haſt, preßte es an ihren Buſen und eilte voll Entſetzen nach der Thüre, bleich und kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten. Sie hatte kein Wort geſprochen, aber ihr Blick verrieth Alles.

„Ich bin's!" ſchrie Richard, indem er zu Boden ſtürzte; „ja, ich bin jenes Ungeheuer!"

„Das ganze Glück meines Kindes!" rief ſchmerzvoll Madame S.

„Beim Himmel! ich will's erſetzen, und müßte ich's wo anders ſtehlen!" — dann fügte Richard leiſe hinzu: „Ich will es meinem Vater wieder nehmen."

Madame S. hatte das Zimmer verlaſſen, ohne dieſe Worte zu hören. Sie eilte in ihr Schlafgemach und fiel dort ohnmächtig in einen Seſſel. Man umgab die arme Frau und war bemüht, ſie zu ſich ſelbſt zu bringen. Es war ein ewiges Gehen und Kommen im Hauſe. Richard vernahm dieſe Unruhe, und wußte wohl, daß er die Urſache derſelben ſey, und finſtere Ahnungen ſtiegen in ihm auf.

„Laßt ihn entfliehen, o laßt ihn entfliehen!" ſprach Madame S., als ſie wieder zu ſich gekommen war, aber Niemand verſtand den Sinn dieſer Worte.

Richard allein hätte ſie verſtanden. Er ſchlug mit dem Kopf heftig gegen den Boden und zerfleiſchte ſeine Bruſt mit den Nägeln gleich wie ehemals, wenn er im Schatten der Bäume das Haus umirrte. Plötzlich ermannt er ſich; er erhebt ſich vom Boden, ſpringt aus dem Fenſter und eilt durch den Garten mit der Schnelligkeit eines Pfeils.

Einige Minuten darauf hörte man von der Brücke, einen ſchweren Körper in's Waſſer ſtürzen.

Leute in Kähnen eilten herbei und ſuchten nach dem Verunglückten. Als ſie den Körper des jungen Mannes herauszogen, hatte er bereits aufgehört zu leben.

Der Leichnam wurde in der Morgue ausgeſtellt; aber kein Theilnehmender wollte ihn reclamiren. Er wurde darauf als Unbekannter verſcharrt. —

Das Geſpenſt um Mittag.

1.

In dem ſchattigſten Theile eines herrlichen Gartens ſaß eine Geſellſchaft aus drei Perſonen beim üppigen Mahle. Es war eine ältere Dame, deren Reize einmal unwiderſtehlich geweſen ſeyn mochten, als ſie noch blühten, ein Herr von vornehmem feinem Anſehen und in Jahren, die man nicht mehr die beſten nennt, und ein junges Kind von jener ſchüchternen Schönheit, die deſto mehr anzieht, je weniger ſie Abſicht dazu verräth. Es nahm nur wenig Antheil an dem Geſpräche, das ſich mit großer Lebhaftigkeit bald leiſe, bald laut zwiſchen ſeinen ältern Genoſſen bewegte. Nur dann und wann richtete der Herr ein flüchtiges Wort an das ſchöne Mädchen, das alsdann bis unter die Augen erröthete, während die ältere Dame ein ſchlaues Lächeln entfaltete, das einen hämiſchen, grämlichen Zug nicht ganz zu verbergen im Stande war.

Man hatte ſo eben das Frühmahl beendigt, deſſen Reſte die Kellner forttrugen. Man befand ſich in einem öffentlichen Garten. Die Sonne ſtand hoch und man bemerkte, daß der Mittag des Bürgers herbei gekommen ſey, und mit ihm die Zeit für die vornehme Welt aufzubrechen und die Morgentoilette mit einer andern zu vertauſchen, um ſich der Frühlingsfahrt in der ſchattigen Allee der allgemeinen Promenade anzuſchließen.

Schon hatte der Herr ſich erhoben und reichte die beringten Finger, mit dem glatten Handſchuh bedeckt, ſeinen Arm mit zierlicher Nachläßigkeit der älteren Dame, als dieſe einen Blick auf die jüngere warf und etwas umdüſtert ſie fragte: ob ſie wieder eine Viſion habe?

Das Mädchen ſchauderte leiſe zuſammen, ſtarrte mit dem großen blauen Auge nach einer unfernen Stelle im Gebüſche und nickte ſtatt aller Antwort bejahend mit dem Kopfe.

Der Herr blieb in ſeiner Stellung der ältern Dame gegenüber, zog die Augenbrauen in die Höhe und fragte mit geſpitztem Munde: was für Viſionen das Fräulein habe?

„Ach," ſagte die ältere, „ich ſchäme mich faſt, davon zu ſprechen. Viktorine ſieht Geſpenſter."

„Sie ſcherzen," ſprach der Herr, indem er mit einem ſchmachtenden Blicke Viktorine zu fixiren ſuchte, die jedoch nicht auf ihn merkte, ſondern immerfort in das Gebüſch ſah.

„Sie iſt ganz abweſend," ſprach er dann zu ſeiner Freundin; „es wäre möglich, daß ſie ein moderner Geiſterſeher ſich zu ſeinen Zwecken eingerichtet hat. Glauben Sie mir auf's Wort, es gehen Dinge vor in der Welt, von denen ſich unſere Philoſophie nichts träumen läßt. Da war ich im vorigen Herbſte auf einer Reiſe an den Rhein nach einer Stadt gekommen und machte die Bekanntſchaft eines Cavaliers, der, wie jeder andere Cavalier, weit weg über dergleichen Poſſen zu ſeyn ſchien. Aber was glauben Sie, er führt mich an einem ſchönen Morgen in ſeinem Cabriolet hinaus nach einem Städtchen, Gott weiß, wie es heißen mag! ich habe ſeinen Namen vergeſſen. In dem Städtchen iſt ein Häuschen, an dem Häuschen iſt ein Gärtchen, in dem Gärtchen ein Thürmchen, und das alles wimmelt ihnen von Menſchen, die parole d'honeur! ihr Leben laſſen, daß es Geiſter gibt. Ich verſichere Sie, ſie ſchwören Stein und Bein, daß die Geiſter bei ihnen ein- und ausgehen, ſich mit ihnen unterhalten, über Theater und Moden ſprechen, die Theaterzeitung leſen, kurz Alles ſo treiben, wie hier unſere beſte Geſellſchaft in Wien. Ich will Ihnen Geſchichten erzählen, meine Gnädigſte, daß Sie nicht wiſſen ſollen, ob ich lüge oder die Wahrheit ſpreche, und wobei Sie bald zuſammenſchaudern, bald vor Lachen erſticken ſollen."

„Abgeſehen davon, mein beſter Graf, daß ich weder zu dem Einen, wie zu dem Andern Luſt verſpüre, ſo drängt die Zeit, und wir könnten über dieſe Unterhaltung, die doch etwas hors de saison liegt, unſere Praterfahrt verſäumen. Alſo kommen Sie. **Allons Victorine, leves-toi!**"

Indem die Dame bei dieſen Worten Viktorinens Arm ziemlich unſanft ergriff, um ſie von ihrem Sitze in die Höhe zu zerren, öffnete dieſe den ſchönen Mund und ſprach mit lallendem Tone:

„Dort — dort — ſeht Ihr denn nichts? — Wie wehmüthig blickt ſie mich an! — Sie ſcheint mir etwas mittheilen zu wollen, was Ihr vielleicht Erleichterung verſchafft. O wenn ich doch mit ihr ſprechen könnte!“

Die Dame wandte ſich unwillig nach der Stelle, die Viktorinens Blicke bezeichneten, und zuckte die Achſeln, während der Herr ſein Glas abwiſchte, es kunſtgemäß vor das Auge ſteckte und ſcharf hinblickend ausrief:

„Ma foi! das iſt ein Geſpenſt, wie jene, von denen ich draußen im Reich hörte. Es ſieht mir ganz menſchlich aus und ſcheint mir auch menſchliche Bedürfniſſe zu haben.“

Dann rief er lachend: „Kellner! ein Roſtbrat'l für das Geſpenſt!“ und reichte der Dame den Arm.

Viktorine erhob ſich und folgte zögernd, die Augen unverwandt auf das Gebüſch gerichtet, in dem die Vorübergehenden eine ſitzende junge Perſon gewahrten, die bürgerlich gekleidet, durchaus nichts Sonderbares verrieth, wenn man nicht die ungewöhnliche Bläſſe und einen ſchmerzlichen Ausdruck, der ſich über ihre ſchönen Züge verbreitet hatte, dafür gelten laſſen wollte.

2.

Die Baronin von G. war eine von jenen Damen, die, um ihre Stellung in der vornehmen Welt, die ihr die Geburt zugewendet hatte, mit Glanz zu behaupten, darauf angewieſen war, von den Reizen, die ihr die Natur verliehen, den nützlichſten Gebrauch zu machen. Solche Erſcheinungen ſind nicht ſelten unter den höheren Ständen großer Städte.

Zuerſt war es der alternde Baron G., dem das ſiebzehnjährige Mädchen die Hand am Altare reichte. Der Baron machte ein großes Haus und ſeine junge Gattin war die Sonne eines Kreiſes, der zu den glänzendſten Wiens gehörte. Der Aufwand war unbeſchreiblich; Feſte drängten ſich an Feſte, und die durchſchwärmten Nächte zehrten an dem morſchen Lebensfaden des armen Barons, der bald unterlag. Nach ſeinem Tode zeigte es ſich, daß die Wittwe außer den Trümmern eines reichen Mobiliars nichts erhalten würde, da koſtſpielige Reiſen, unmäßiger Aufwand im Hauſe, Spielſucht und verunglückte Speculationen ſich hier vereinigt hatten, um ein coloſſales Vermögen zu Grunde zu richten.

Die junge, ſehr ſchöne und von der Geſellſchaft ſehr geſuchte Wittwe blieb in dem Hauſe und wollte den ihr ſo lieb gewordenen Gewohnheiten nicht entſagen. Sie ſah fortwährend dieſelbe Geſellſchaft bei ſich und hoffte eine zweite Verbindung auf Leben und Tod aus der Menge ſie umſchwärmender Anbeter für ſich herauszufinden. Allein umſonſt! Was dem ſiebzehnjährigen Mädchen ſo leicht geworden war, mißlang der Wittwe. Nach langem Harren und Suchen mußte ſie ſich endlich bequemen, eine andere Partie zu ergreifen. Nur zwei

Wege zeigten ſich ihr, entweder mußte ſie ſich einſchränken und den gewöhnlichen Train aufgeben, oder ihren Zirkel ausdehnen und ihr Haus zu einem Sammelplatze jener anrüchigen Subjekte machen, welche die wahrhaft gute Geſellſchaft ſtets ausſchließt, und ſelbſt die höheren Zirkel trotz aller Licenz, die ſie ſich geſtatten, ebenfalls nur mit Beſchränkung dulden. Baronin G. ſah fortan in ihrem Salon Spieler, Courtiſanen, an deren Wappen die Heraldik nichts auszuſetzen fand, und die in der Welt ein Air affectirten, vor dem bürgerliche Demuth ſich ſchüchtern beugte.

Aus dieſem Kreiſe wählte nun die Baronin diejenigen, die ſie begünſtigen wollte. Nach der Weiſe der römiſchen Politik, die ſtets auf einen politiſchen Pabſt einen Zeloten erwählt, ſo wählte ſie immer nach einem reichen alten einen jungen ſchwärmeriſchen Liebhaber und zwar aus natürlichem Grunde. Hatte ſie für ihren Nutzen geſorgt, ſo wollte ſie auch dann für ihr Vergnügen ſorgen. So war dann fort und fort der Wechſel vorgenommen worden und der Kreis nahete ſich ſeinem Schluſſe. Die Reize verflogen, die Farben verbleichten, das Herz zog ſich immer kälter zuſammen; es bedurfte der Liebe nicht mehr, und alle heißen, ſehnſüchtigen Gefühle ſchwanden dahin und nur eines blieb, die Sorge für die Erhaltung, der Wunſch, nicht hinabſteigen zu dürfen und den glänzenden Schein, der ſo große Opfer ſchon gekoſtet, trotz aller Opfer, die er noch koſten könnte, ſich zu erhalten. Welche traurige Exiſtenz! Wer, der ſie näher kennt, möchte ſie beneiden! Und doch iſt das Leben vieler Vornehmen, das wir aus der Ferne anſtaunen, nicht anders als das eben hier geſchilderte.

Mit klugem Studium wurde jetzt in dem Kreiſe nach demjenigen geforſcht, der als letztes Mittel die hinſterbende Größe zu ſtützen vermochte. Man fand ihn. Ein in Laſtern und Abenteuern ergrauter Menſch, der in der Jugend tapfer geweſen ſeyn ſoll und ſchön. Dieſe Jugend lag ihm jedoch ſchon ſo ferne, daß die beiden herrlichen Eigenſchaften, die ihn einſt geziert haben ſollten, nur noch wie eine Sage ihn umflatterten. Er war durch Spiel ſehr reich geworden, beſuchte noch alljährlich die Bäder des Auslandes, und brachte Winter und Frühling bis zum Anfange der Saiſon gewöhnlich in Wien zu. Er war ein täglicher Gaſt in dem Salon der Baronin und ſeine Wünſche, die ſie errieth, ohne den Willen zu haben, ſie zu erfüllen, machten, daß zwiſchen Beiden bald ein hoher Grad von Vertraulichkeit herrſchte.

Die Baronin war nun bis zu einer Tiefe geſunken, die man in der ſchlichten bürgerlichen Geſellſchaft Verworfenheit benennt. Sie jedoch wurde nicht von dem Gedanken daran ergriffen. Der Schwindel, der ſie beherrſchte, ließ ſie über Alles hinwegſehen, wenn ſie nur die ſogenannten Dehors retten konnte, dieſe verwünſchte gleißende Außenſeite, welche die Menge täuſcht und blendet und den innern Wurmfraß den Augen der Welt entzieht.

Wohl fühlend, daß ihre körperlichen Reize zu ſchwach wurden, ihre männliche Umgebung zu gängeln und ſie ſich nützlich und dienſtbar zu erhalten, ſorgte ſie dafür, jüngere und ſchönere Damen in ihren Kreis zu ziehen. Unter Andern hatte ſie eine entfernte Verwandte vom Lande zu ſich in's Haus genommen, einen Engel an Schönheit und Herzensgüte. Dieß war Viktorine. Die Baronin nahm das arme Mädchen an Kindesſtatt an; ſie wurde mit Putz und Schmuck überhäuft, erhielt Meiſter in Wiſſenſchaften und Künſten und ſollte für die große Welt gebildet werden. Wäre ein Menſch von Gefühl in dem Salon der Baronin gegenwärtig geweſen, wenn das unglückliche Weſen wie zur Schau prunkend daſitzen mußte am Spieltiſch neben der kokettirenden gnädigen Tante, er hätte bittere Thränen vergießen müſſen; die kalten Seelen aber, die es mit anſahen, empfanden nichts dabei als ſchaale Bewunderung der Schönheit und Talente des jungen Fräuleins, oder ſie nährten wohl gar ein geheimes Gelüſten der verbrecheriſchſten Art.

Der nächſte Freund der Baronin, der reiche Graf S., hatte ſogenannte ernſte Abſichten. Er wollte die ſchöne Viktorine zur Gräfin erheben, und die Tante ſchien ſeinen Wünſchen nicht abgeneigt. Er galt ziemlich allgemein für den Erklärten, durfte die Damen auf ihren einſamen Spaziergängen begleiten und Viktorine, den ſchüchternen Engel, mit ſeinen frechen Anträgen ungeſtört beläſtigen.

3.

Unter dem Namen „Cercle“ hielt die Baronin den ganzen Winter über bis tief in den Frühling hinein offenes Haus. Der Zudrang zu dieſen Geſellſchaften war auſſerordentlich. Viele Leute von Stand und Anſehen, die der Zerſtreuung bedurften, miſchten ſich in dieſe Verſammlungen, und nur das eigentlich Vornehme und in ſich Adelige hielt ſich davon zurück.

Wir ſehen den Salon und die anſtoßenden Gemächer in gewohnter Weiſe beleuchtet; den Spieltiſch umſtehen die Herren, Hut und Stock in der Hand, als ob ſie jeden Augenblick den Saal verlaſſen wollen, und ſelbſt die Damen bilden hie und da Gruppen, und die Geſellſchaft ſcheint nicht jene Ruhe gewinnen zu können, die ein ſolches Bild zum erfreulichen macht. Denn wenn auch die Mode erheiſchte, daß die Herren Hut und Stock nicht ablegen, ſo verräth ſich doch hier in ihrer ganzen Haltung und Miene der Drang, aufzubrechen und die Soirée nicht bis zu ihrem gewöhnlichen Ziele auszudehnen.

Die Baronin ſelbſt zeigt einen beſorgten Ausdruck, den ſie zwar mit aller ihr zu Gebote ſtehenden Verſtellung zu verbergen bemüht iſt, den aber kundige Blicke dennoch heraus zu leſen wiſſen. Beſonders beobachtet ſie in dieſer Beziehung Graf S., ein Mann, deſſen Blick in der Geſellſchaft zu einer auſſerordentlichen Schärfe herangebildet wurde. Nur ſcheinbar nimmt er an dieſem oder jenem Geſpräche Theil, immer ſcheint er die Baronin zu ſuchen, die ihn vermeidet; zerſtreut ſteht er am Flügel, wenn eine Dame ſingt; er verweigert die Karten, die ihm präſentirt werden; er ſchützt Unwohlſeyn vor, das Unanſtändigſte, was ein ſolcher Held der Etikette ſich zu Schulden kommen laſſen kann; denn wer nicht im vollen Beſitze ſeiner körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten iſt, ſoll keinen Salon beſuchen, ſo lautet das unverbrüchliche Geſetz.

„Man fängt an ſich bei der G. zu langweilen,“ ſprach ein junger Menſch von irgend einer Geſandtſchaft zu dem Sohn eines reichen Banquierhauſes. „Es iſt nicht der Mühe werth, daß man ſie frequentirt. Sie hat Launen, und wer ein ſolches Haus machen will, darf keine Launen haben.“

„Ich glaube, ſie hat häuslichen Kummer,“ erwiederte der junge Banquier, deſſen Bürgerlichkeit ihm etwas wie Theilnahme in's Herz pflanzen wollte.

„Launen? häuslichen Kummer? gleichviel! Was haben wir davon? Sind wir dazu da, jene zu verſcheuchen, dieſen ihr tragen zu helfen?“ warf der Erſte hin.

„Der häusliche Kummer drückt ſie nicht ſchwer, den iſt ſie gewohnt, ſeitdem der ſelige Herr Baron das Zeitliche ſegnete,“ ſagte lachend ein alter Habitué des Hauſes. „Doch wie Sie wollen; was die Unruhe in unſerm Zirkel hervorruft, mögen Sie immerhin häuslichen Kummer der Baronin benennen. Unter uns geſagt: die Verlobung des Grafen S. mit Viktorine ſollte declarirt werden, und dieſe will nicht. Gerade zu, ſie will nicht, wie ich Ihnen ſage.“

„Wiſſen Sie das ſo poſitiv?“ ließ ſich hier eine Frauenſtimme mit ſanft verweiſendem Tone vernehmen, und die etwas frappirt Zurücktretenden erkannten die Dame des Hauſes. „Viktorine iſt krank,“ ſetzte ſie dann mit tiefem Seufzer hinzu, „ich fürchte, das arme Kind trägt den Keim des Todes im Herzen.“

Die Herren drängten ſich mit theilnehmenden Fragen um die Baronin, die jedoch mit oberflächlichen Antworten denſelben entſchlüpfte.

Kaum war ſie fort, als ein dicker Herr, ein ehemaliger Militär, ſich in eine entfernte Ecke ſtellte und mit beiden Händen die Herren der Gruppe geheimnißvoll zwar und doch ſehr auffallend zu ſich winkte. Sie folgten ihm alsbald und umſtanden ihn neugierig.

„Tretet näher,“ ſagte er leiſe, „oder beſſer geſagt, folgt mir dorthin in jenes halberleuchtete Kabinet; denn was ich Euch zu ſagen habe, darf kein Menſch hören außer Euch. Auf Euch vertraue ich und ich will nichts geſagt haben; ich ſtehe keinem Rede.“

Sie waren jetzt in das entfernte Kabinet gekommen, wo der dicke Herr ſich breit machte, und nachdem er ſeine Zuhörer alle mit geſpannter Aufmerkſamkeit da ſtehen ſah, mit leiſer ziſchelnder Stimme, weit aufgeriſſenen Augen und dem ganzen redneriſchen Apparat, der die Erwartung zu ſpannen im Stande iſt, alſo begann:

„Es geht um im Hauſe der Baronin. Das junge Mädchen beſucht alle Tage ein Geſpenſt, das ſie quält, das ſie foltert, das ſie kneipt, kurz ein fürchterliches Geſpenſt, wie es nur eines geben kann. Die Baronin thut Alles, was ſie vermag, Viktorine wird von Freundinnen und Wärterinnen umgeben, das Geſpenſt iſt dennoch da. Da die Wärterinnen Nachts bei Viktorinen ſind, ſo kommt das Geſpenſt am Tage; jetzt ſoll es ſich Mittags punkt zwölf Uhr einſtellen. Alles iſt vergebens, es abzuhalten, es dringt durch's Schlüſſelloch, es iſt da, ehe man ſich's verſieht, es iſt fort, ehe man es aufhalten kann, und Viktorine, das arme ſchöne Kind, leidet dabei unſäglich und Niemand weiß, welch' ein Ende das nehmen wird."

Hier machte der Erzähler eine Pauſe und blickte verweilend auf ſeine Zuhörer. Dieſe aber brachen in ein helles Gelächter aus, dem er nur mit Mühe durch ein gebieteriſches St! Einhalt that.

„Unſer Freund hat Talent zu erfinden," fing der junge Menſch von der Geſandtſchaft an. „Man ſollte glauben, er dichte Novellen für ein Taſchenbuch."

„Ein Geſpenſt um Mittag," ſprach der zweite —

„Iſt eben ſo gut möglich, wie ein Geſpenſt um Mitternacht," fiel der dritte ein, der ſo eben ſeine Studien beendigt hatte. „Bei den Alten war zwölf Uhr Mittags eben ſo gut die Geiſterſtunde, wie zwölf Uhr Nachts. Uebrigens habe ich von dieſem Spuk ſchon öfter erzählen hören. Man trägt ſich in der Stadt damit herum. Allein die Sage verkündete nur immer, daß das Geſpenſt bei armen Leuten erſcheine, und daß es dieſe vielmehr ſeltſam erſtärke, als erſchrecke."

„Der kann uns etwas darüber erzählen!“ rief lachend der von der Geſandtſchaft. „Mir fällt ſo eben ein, daß er ſich auf die Geiſtertheorie gelegt hat und mit Kerner im Briefwechſel ſteht.“

„Spottet immerhin,“ ſprach der, dem dieſer Spott galt, mit ernſter Miene; „erwartet aber nicht, daß ich Euch hier meine Vermuthungen zum Beſten gebe. Verhandelt ihr dieſen Gegenſtand, wie's Euch beliebt; erlaubt aber einem Andern, ſeine Meinung darüber zu hegen, die er Euch nie aufdringen wird.“

Mit dieſen Worten verließ er die Uebrigen.

„Du hätteſt nicht dieſen Ton annehmen ſollen, der den Narren forttrieb,“ ſagte der Militär. „Er würde gewiß Manches vorgebracht haben zu unſerem Amuſement. Jetzt kommt aber in den Saal; ich ſehe, daß die Geſellſchaft ſich zu verlieren anfängt. Nur ſo viel noch als meine Schlußmeinung von der Sache: das ſeyn ſollende Geſpenſt iſt nichts Anderes, als eine ehemalige Geliebte des Grafen, die ſich das Recht anmaßt, die projectirte Verbindung mit Viktorinen zu hindern, und wahrhaftig, Viktorine hat ſich dafür zu bedanken.“

Dieß geſagt, zogen ſie aus ihrem Verſteck hervor und verließen bald mit den Andern das Haus der Baronin, um in einem nah gelegenen Kaffeehauſe das Thema weiter zu verfolgen, von den frühern Geliebten des alten Roué, von der liebreizenden Viktorine und von den nicht ſehr noblen Abſichten, welche die Baronin mit ihrer ſchönen Pflegetochter habe.

1.

Es war damals in der glänzenden Kaiſerſtadt eine ſeltſame Sage im Schwange. Ein Geſpenſt ließ ſich ſehen. Es war nicht gebannt an eine Stelle; es bewachte keinen verborgenen Schatz an einem unheimlichen Orte; es erſchien nicht erſchreckend zur Stunde der Mitternacht, ſondern es kam unerwartet bald hier bald dort zum Vorſchein; der helle Tag beſchien ſeine angenehme Geſtalt und nur ſein ſtummes Weſen, ſein unhörbarer Tritt, das Plötzliche des Eindringens in die Gemächer und eine unbeſchreibliche Wehmuth, ein tief ſchmerzlicher Ausdruck in Geſicht, Haltung und Geberde verlieh der ganzen Erſcheinung das Unheimliche. Ohne dieſes würde man das Geſpenſt mit aller Unbefangenheit betrachtet haben, ja Niemand hätte daran gezweifelt, daß es ein lebendes Weſen, ein Mädchen aus der ärmeren Bürgerklaſſe ſey.

Wer Wien kennt, weiß, daß es kein günſtiges Terrain für Geiſter ſey. Dieß ſoll hier ohne Spott, ohne Nebenabſicht geſagt ſeyn. Der heitere Wiener ſpottet über dergleichen, und ſeine frohen, bunten und mannigfaltigen Tagesbilder ſcheuchen jeden Gedanken weg, der in finſterer Nacht in fieberhafter Stimmung irgend ein Hirngeſpinnſt dieſer Art ausgebrütet haben würde. Man kann denken, daß auch hier gleich anfänglich die Polizei vigilirte; allein was kann ſie mit Geſpenſtern ausrichten? dieſe kommen ohne Paß und entſchlüpfen ihr trotz ihrer

Wachſamkeit. Allein die Polizei hatte keinen Geſpenſterglauben und ſetzte darum ihre Nachforſchungen mit allem Eifer durch. Man dachte zuerſt — was das Natürlichſte war — an irgend einen Betrug: es ſey wahrſcheinlich eine Landſtreicherin, die auf Dieberei ausginge, oder ſonſt einen Streich auf die Herzen und Börſen auszuüben gedenke; allein dieſe Annahme zerfiel bald in nichts; die Erſcheinung ließ ſich nie an zweideutigen Orten betreffen, und war überhaupt nie da, wo die Polizei ſpürte. Gewöhnlich kam ſie zur Mittagsſtunde in die kleinen Wohnungen armer Bürger und ſetzte ſich dort nieder, um Zeuge ihres ärmlichen Mahles zu ſeyn. War der erſte Schreck überwunden, ſo blickten die Leute mit einer ſeltſamen Miſchung von Befangenheit und Vertrauen auf die Erſcheinung. Es lag eine Milde, ein Wohlwollen in ihr. Beſonders tröſtlich ſchien ſie ſich da zu erweiſen, wo ein heranwachſendes ſchönes Mädchen in der Familie war. Starr heftete ſie ihre Blicke auf daſſelbe, folgte allen ſeinen Bewegungen, ja begleitete es manchmal bei ſeinen Geſchäften. Man ward die Sache am Ende ſo gewohnt, daß man das Geſpenſt in manchem Hauſe wie einen täglichen Gaſt betrachtete, deſſen Ausbleiben Unruhe erregte. Und wahrlich war das Ausbleiben des Geſpenſtes ein ſchlimmes Zeichen.

Zu jener Zeit lebten in Wien einige Leute aus den höchſten Ständen, deren ſittenloſer Wandel alle Gränzen überſtiegen hatte. Sie verſchwendeten ihren ungeheuren Reichthum für ihre ſchändlichen Zwecke. Ein

Heer von Kupplern war in ihrem beſtändigen Solde. Wo dieſen der Eintritt verſagt war, da legten ſie ſelbſt Rang und Stand ab, und ſuchten in Verkleidungen unter erborgten Namen ihre Netze zu ſtellen, um des Fanges deſto ſicherer zu ſeyn. Sie hielten an den ſogenannten Linien Wiens, wo jeder Ein- und Auspaſſirende angehalten wird, um ſeinen Namen und Stand, ſo wie ſeinen Aufenthaltsort anzugeben, eigene Spione, die ihnen von jeder friſch anlangenden ländlichen Schönheit, die nach der Reſidenz kam, um Dienſte zu ſuchen, ſofort Kunde bringen mußten. Kein Band war ihnen heilig; kein ehrlicher Bürger war ſeines Glückes ſicher. Die Verführung ſchlich überall umher, und Niemand war mächtig genug, ihr zu ſteuern. Die Schönen fielen aus Eitelkeit, aus Leichtſinn, aus Sinnlichkeit, und Väter, Gatten, Verlobte wußten nicht, wie ſie ſich ſchützen ſollten. Mit dieſen die Geſellſchaft in ihren beglückendſten Beziehungen erſchütternden Erſcheinungen ſtand das mittägliche Geſpenſt, das die armen Leute beſuchte, und beſonders den ſchönen Töchtern unbemittelter Aeltern ſich ſo theilnehmend bezeugte, in offenbarem Rapport. Es war, als ob es durch ſein Daſeyn vor der Gefahr warnen wollte, als ob es die Schritte der Bedrohten hüten und bewahren, als ob es anzudeuten wünſche, daß man auch in ärmlicher Beſchränkung glücklich ſeyn könne. Lauerte der ſchändliche Verrath um eine ſolche Hütte, war die Armuth ſchwer und drückend, dann kam es öfter, dann wurden ſeine Mienen trüber, ängſtlicher, dann ſchien ſein wehmüthiger Ausdruck es beklagen zu wollen, daß ihm die Sprache nicht vergönnt ſey. Ward der Angriff glücklich zurückgeſchlagen, ſiegte die Ehrlichkeit der Aeltern, hatte die rechtliche wackere Geſinnung des Mädchens triumphirt, dann erſchien es noch einmal mit freudeleuchtenden Blicken, mit zuverſichtlichem Stolze, und verſchwand dann auf immer aus dieſem Hauſe, um ſich dorthin zu wenden, wo die Gefahr von Neuem drohte. War jedoch der Fall unvermeidlich, hatte das Laſter geſiegt trotz der ängſtlichſten Bemühungen des armen Geſpenſtes, dann verſchwand es auch, aber ſein verzweiflungsvoller Ausdruck hinterließ eine ſolche Wirkung, daß ſie die Gefallene in dem Rauſch ihres vermeintlichen Glücks ängſtigte und folterte, ſie emporſchreckte aus den Armen der Luſt, und ihr das ſchreckliche Ende ahnend im Traumbilde zeigte.

Der Schauplatz, auf dem dieſe Geſpenſtergeſchichte ſich zutrug, lag zu ferne der vornehmen Welt, wenigſtens dem edleren Theile derſelben, daß nach der erſten Ueberraſchung, die die Erſcheinung verurſachte, man in den höheren Zirkeln nicht mehr davon ſprechen hörte. Ueberdieß war das Ganze gewöhnlich zu ruhiger, ſanfter Art, als daß es hätte ein bedeutendes Geräuſch machen können, und wo die Angelegenheit, die das Geſpenſt herbeigezogen hatte, eine fatale Wendung nahm, da waren zu gewichtige Kräfte wirkſam, um die Kataſtrophe zu verſchleiern, und jeden Ausbruch zu dämpfen, deſſen ſich das allgemeine Geſpräch hätte bemächtigen können. Die gutmüthigen Wiener nannten die Erſcheinung die Wärnerin, und ſie war ihnen zu einem vertrauten Hauskobold der liebenswürdigſten Art geworden.

Bis dahin hatte dieſer Gaſt aus dem Jenſeits noch nie die Schwelle eines vornehmen Hotels überſchritten; das Gerücht, daß die Erſcheinung ſich nun im Hauſe der Baronin ſehen laſſe, überraſchte daher; das Hereinragen des Unbegreiflichen ergriff die moderne Blaſirtheit, und der Mangel alles Gemüthes empfing das ſelbſt in ſeiner wohlthuenden Geſtaltung räthſelhaft Furchtbare mit Zweifel und Spott. Nur Viktorine, der die Beſuche galten, ſchien eine Ahnung von ihrer Bedeutung zu haben: ſie fühlte es unbeſtimmt, daß ſie in Gefahr ſchwebe, wenn ſie auch bis jetzt ihren beſtimmten Bräutigam nicht näher kannte und nur eine widerſtrebende Abneigung gegen ihn verſpürte.

5.

Es gibt in großen Städten, und ſelbſt in den größten, geheimnißvolle Menſchen, von deren Daſeyn man wenig weiß, die mit der Phantaſie ihrer Mitmenſchen ein gaukelhaftes Spiel treiben. Um dieſes begründen und in gewiſſen Kreiſen ausdehnen zu können, iſt es nöthig, daß gewiſſe innere Partien in der Geſellſchaft unerhellt bleiben, die dem Abenteuerlichen, dem Wunderbaren einen Spielraum geſtatten. So hatte das laute, ungläubige, glänzende und vergnügungsſüchtige Paris in ſeiner frivolſten

Zeit einen St. Germain, einen Mesmer; ſpäter, als es auf dem Gipfel des Sieges hüpfte, eine Lenormand, an deren Wunder es glaubte. Um dieſe Erſcheinung ſich möglich denken zu können, muß man aber nothwendig den Pariſern Phantaſie zugeſtehen.

In Wien ſind Abenteurer und Geheimnißkrämer faſt unmöglich. Als beſtes Aufklärungsmittel dient dort die Polizei. Mit ihrer Leuchte durchforſcht ſie alle Winkel und ſtöbert Alles auf, was wie Geheimniß ausſieht, und dieſe, durch Jahre geübte Vorſicht, hat denn auch den Glauben an das Wunderbare ſo bedeutend geſchwächt, daß man die Wiener in dieſer Beziehung wohl das nüchternſte Volk nennen darf.

Traumdeuterinnen und Wahrſagerinnen ſind daher in der großen Stadt nur ſelten, treiben in den verborgenſten Winkeln ihr ſcheues Weſen, und können zu der Bedeutung und dem Einfluſſe einer Lenormand nie gelangen.

Graf S., der beſtimmte Bräutigam Viktorinens, der auf ſeinen Reiſen mit dergleichen Dingen vertraut geworden war, und namentlich ſich in Paris von der dortigen Sibylle das Prognoſtikon hatte ſtellen laſſen, kam auf den Einfall, durch ein ähnliches Manöver der Geiſtererſcheinung in dem Hauſe der Baronin, die der Erfüllung ſeiner Wünſche ſo ſehr im Wege war und die er für ein Produkt der bloßen Einbildungskraft erklärte, ein ſchnelles Ende zu machen. Er war lange mit dieſem Plane beſchäftigt geweſen und wartete nur auf eine günſtige Gelegenheit, ihn auszuführen.

Er hatte Viktorine lange nicht geſprochen. Sie befand ſich in einem ſolchen Zuſtande nervöſer Aufregung, daß ſie keinen Beſuch annehmen konnte und ihr Zimmer nicht mehr verließ. Die Geſellſchaft der Baronin verſammelte ſich jeden Abend, ohne daß ihre ſchönſte Zierde dabei erblickt wurde. Das Gerücht von den geſpenſtiſchen Beſuchen wurde immer lauter, und zu dem nicht günſtigen Rufe des Hauſes geſellte ſich nun noch ein anderer, der es in keinem beſſeren Lichte erſcheinen ließ. Der alte Graf ſtand auf dem Punkt, ſeine Sommerreiſe zu beginnen und wünſchte vorher ſeine Angelegenheit im Reinen zu ſehen. Da ſeine Sorge nur auf das Zeitliche ging, ſo ſetzte er Alles daran, ſein Leben zu genießen, und wollte von jedem angelegten Kapital auch ſchon hienieden die Zinſen ziehen. Das weite Hinausſchieben ſeiner Vermählung behagte ihm nicht. Der nächſte Morgen ſollte ihn zum Ziele führen.

Er kam wie gewöhnlich, ſich nach dem Befinden ſeiner Braut zu erkundigen. Das Ausſehen der Baronin war verſtört. Viktorine hatte Tages vorher die Viſion wieder gehabt und die Nacht ſehr unruhig zugebracht. Keine Ausſicht war da, daß ſich der Zuſtand beſſern würde. Der Graf ſah bei dieſer Nachricht einen Augenblick auf die Erde, ſtützte dann das Kinn auf den goldenen Knopf ſeines Stockes, hob hierauf den Blick in die Höhe, ſah an die Decke, als ob er ſich beſänne und ſprach endlich, langſam die Baronin fixirend:

„Wie wär's, wenn wir eine Frau zu Rathe zögen, die, mit den Geheimniſſen der Natur vertraut, entweder das Geſpenſt bannt oder uns eine Auskunft gibt, wie wir der Geſchichte auf andere Weiſe ein Ende machen können?“

Die Baronin riß die Augen weit auf und verſetzte dann mit einem faſt ſchmerzlichen Lächeln: „Iſt es recht von Ihnen, die Sache ins Lächerliche zu ziehen?“

Der Graf betheuerte, daß es ihm Ernſt ſey.

„Ich kenne hier in Wien eine gute alte Frau, die im ſtrengſten Incognito ihre ſchwarze Kunſt übt. Außerordentliche Fälle erheiſchen außerordentliche Mittel. Spricht man hier von einer Geiſtererſcheinung, ſo wird man uns nicht verargen dürfen, wenn wir ihr einen Geiſterbanner entgegenſetzen. Iſt das Eine ein Hirngeſpinnſt, ſo iſt's das Andere auch. Der Zweck rechtfertigt hier jedenfalls das Mittel.“

Nach einigem Beſinnen willigte die Baronin ein, und es wurde beſchloſſen, daß der Graf noch für dieſen Mittag die alte Wahrſagerin in das Hotel der Baronin beſcheiden ſollte.

Nachdem der Graf ſich entfernt hatte, um ſeinen Auftrag zu vollführen, trieb die Baronin die gewöhnlichen Beſchäftigungen ihres Vormittags, ohne nur im Leiſeſten an den ihr bevorſtehenden Beſuch zu denken. Die ertheilte Einwilligung von ihrer Seite war mehr die Folge der Gefälligkeit, ſich dem Wunſche des Grafen zu fügen und der eigene Wunſch, ihn für den Augenblick los zu werden, als die Hoffnung, durch das Einwirken einer geheimnißvollen Macht den krankhaften Zuſtand Viktorinens gebeſſert zu ſehen. Sie ſetzte ſich zur Toilette, und während das Kammermädchen die verblichenen Reize durch alle erdenklichen Kunſtmittel zu erhöhen ſuchte, plauderte ſie von gleichgültigen Dingen, bis daß die äußere Verfaſſung ihrer Perſon zu dem Grade gediehen war, daß ſie mit Anſtand Beſuche empfangen konnte.

Nun erſchienen jene Damen zuerſt, welche die Runde in den Salons machen und die geſellſchaftlichen Neuigkeiten des Tages wie auf leichtem Fittige durch die Stadt tragen, dann arbeitsloſe, vergnügungsſüchtige und doch gelangweilte Herren, die dem Schwarme jener Damen folgen, um die gleichgültigſten Dinge mit Gier hinzunehmen, und am Ende doch nichts für ſich als Beute gewonnen zu haben.

Mitten in dieſem Kreiſe überraſchte die Baronin die Nachricht, die der auf den Zehen hereinſchleichende Kammerdiener ihr in's Ohr raunte: daß die Frau da ſey, die der Herr Graf S. geſendet habe. Sie war vollkommen aus dem Gedächtniſſe der Dame verſchwunden, und die plötzliche Meldung brachte daher eine kleine Veränderung der Ueberraſchung in ihren Zügen hervor. Es konnte nicht fehlen, daß ihre weltkundige Umgebung dieß bemerkte. Man ſah ſich an, man blickte auf die Dame des Hauſes, die Unterhaltung ſtockte. Die Baronin, dieß gewahr werdend, bat, daß man ſich nicht ſtören laſſen ſolle, ein kleines Geſchäft rufe ſie ab und ſie werde ſogleich wieder in dem Zirkel erſcheinen. Im Vorzimmer fand ſie die verdächtige Geſtalt der Wahrſagerin, ein altes häßliches Weib in verſchoſſener, kümmerlicher Tracht, die ſich als eine Vertraute des Grafen anmeldete. Die Baronin warf einen verächtlichen Blick auf ſie, weil ſie zu gut wußte, von welcher Art die Dienſte dieſer Geſchöpfe zu ſeyn pflegen, die ihnen das Vertrauen vornehmer Herren zu gewinnen im Stande ſind. Sie beſann ſich einen Augenblick unentſchloſſen, ob ſie die Geſandtin nicht ſogleich zurückſchicken ſollte; dann aber faßte ſie ſich kurz, und befahl ihr zu folgen. Es war offenbar Neugier, was ſie dazu beſtimmte, ihren Widerwillen zu bekämpfen.

Sie traten Beide zugleich in das Zimmer der Kranken. Viktorine, die auf dem Sopha halb liegend ruhte, ſchrack heftig zuſammen bei dem Geräuſch, das die Eintretenden verurſachten. Der Zeitpunkt war nahe, wo ſie die Erſcheinung zu haben pflegte.

„Du wirſt von ſympathetiſchen Mitteln gehört haben, mein liebes Kind,“ fing die Baronin mit ſanfter Stimme an. „Hier dieſe gute Frau iſt im Beſitze eines ſolchen und mir dringend empfohlen. Gib dich ihrer Behandlung mit gutem Willen hin. Sie wird dich befreien von dem Uebel, das dich quält und das dir im Blute oder in den Nerven ſitzt und dich aufzehrt. Glaube mir, ſie wird es können.“

Dann drückte ſie dem armen Mädchen, dem bei dieſen Worten, ſeine ganze Lage überdenkend, große Thränen in den Augen funkelten, die Hand, winkte huldvoll der Alten und trat in das neben anliegende Kabinet, um ſcheinbar nicht zugegen zu ſeyn, in der That aber die ganze Verhandlung belauſchen zu können.

Das alte Weib betrachtete die kranke Schöne mit hölliſchem Blicke. Man ſah es ihr an, daß ſie gewohnt war, die Reize eines jungen Weibes auf's Haar zu taxiren. Ihr Auge umfaßte gleichſam verſchlingend all' dieſes Ebenmaß, die ganze himmliſche Form mit allen ihren Einzelnheiten, nicht wie der gierige Wollüſtling es thut, ſondern mit der kalten Berechnung eines Käufers, der einen Handel abſchließen will und im Augenblick den Nutzen berechnet, der ihm daraus erwachſen könnte. Dann ſchüttelte ſie wie verdrüßlich den Kopf, und murmelte etwas vor ſich hin, das wie Bedauern klang, legte einen alten braunen ſeidenen Beutel auf den Tiſch und zog daraus ein Spiel Karten, eine kleine blecherne Büchſe, eine Taſſe und den Schweif einer kleinen Katze hervor. Sie ordnete noch an dieſen Sachen und beugte ſich darüber hin, ohne aufzublicken, während die im Zimmer ſtehende Uhr aushob und die Mittagsſtunde verkündete. Mit dem zwölften Schlage ſtöhnte Viktorine ſchmerzvoll, und die Alte, von dem Tone erſchreckt, ſah nach ihr hin. Die Vorhänge wehten, wie von einem Luftzug berührt, und leiſe und unhörbar ſchwebte eine bleiche Mädchengeſtalt durch's Zimmer, die mit ſchmerzvollem Lächeln nach der Kranken blickte, mit einem Ausdruck, wie nur die Theilnahme einer Schweſter erzeugen kann. Plötzlich wendete ſich die Geſtalt nach dem alten Weibe hin, das, erſtarrt mit ſchlotternden Kiefern, ein häßliches Bild der Nacht, daſtand, und nun bemächtigte ſich eine gräßliche Verzerrung der Züge des Geſpenſtes, die Augen flammten, der Körper ſchien zitternd zerfließen zu wollen und zog ſich dann wieder dichter und feſter zuſammen. Endlich erhob ſich der eine Arm drohend mit emporgerecktem Zeigefinger, während der andere ſich nach dem alten Weibe ausſtreckte, das in dieſem Augenblicke wie vernichtet mit einem entſetzlichen Schrei zu Boden ſtürzte. Viktorine, die bis dahin ihr Gefühl gewaltſam unterdrückend, hingeſchaut hatte, wurde jetzt bewältigt von dem Schrecklichen und fiel in Ohnmacht. Die Baronin riß die Thüre des Kabinettes auf, ſtürzte auf den Glockenzug hin, und läutete der Dienerſchaft.

Als dieſe herbeieilte, fand ſie die Baronin um ihre ohnmächtige Nichte beſchäftigt, das alte fremde Weib noch am Boden liegend, aber von dem Geſpenſte keine Spur mehr.

II.

Die Geſellſchaft, die noch im Saale verſammelt geblieben war, um die Rückkehr der Baronin zu erwarten, mußte den Lärm hören und war durch dieſen Umſtand, ſo wie durch alles, was ſie von einigen vorwitzigen Domeſtiken vernahm, die es an Zuſätzen mancherlei Art und an Betheuerungen der Wahrheit deſſen, was ſie erzählen, nicht fehlen ließen, gleichſam zum mittelbaren Zeugen der Geiſtererſcheinung geworden. Ja, einige gingen ſelbſt ſo weit, daß ſie auf die Gefahr hin, ausgelacht und verſpottet zu werden, ſogleich auf ihrem Rundzug durch die Salons, bei den Levers der erſten Perſonen der Stadt und des Hofes, die Kunde von dem Wunder mit allen Einzelheiten hinterbrachten und ſich ſelbſt dabei eine Rolle zutheilten.

Dieß gab für die Baronin den Ausſchlag. Sie war nun mit einem Male geſtürzt. Alles, was ſie bis jetzt unternommen hatte, wodurch ſie die gute Sitte öffentlich gehöhnt, was ihrem Leumund die tödtlichſte Wunde hingebracht, war dieß nicht im Stande geweſen, dieſes allgemeine, in die tiefſte Volksklaſſe tief eindringende Gerede, das halb zu einem Betruge, halb zu etwas in der That Fürchterliches geſtempelt wurde, gab den Ausſchlag. Das Murren wurde laut, die Mode ſprach ihr tyranniſches Veto, und das Haus der Baronin ſollte fortan gemieden werden. Man kam überein, daß es „nicht mehr zum guten Tone gehöre,“ davon zu ſprechen.

Man kann ſich leicht vorſtellen, welchen Eindruck dieſer Urtheilsſpruch auf die durch und durch zerſtörte und gänzlich verlorene Frau hervorbrachte. Sie hatte nie über ihre Lage nachgedacht; der Strudel der Geſellſchaft trug ſie weg über jede ernſte Frage ihres Innern, die ſich hie und da in einſamen, nur von Kränklichkeit ausgefüllten Stunden, wohl regte; jetzt kamen dieſe

Fragen häufiger, ſie wurden plötzlich lauter. Kein äußerer Lärm kam dem Gewiſſen mehr zu Hülfe, um ſie zu übertönen; ſie mußten vernommen werden.

Wie es gewöhnlich bei Buhlerinnen und Kupplerinnen der Fall iſt, ſo folgte auch hier dem nach und nach weichenden Schmerze der Entſagung eine kummervolle, ausdauernde Ruhe, dem die innere ſtille Buße folgt, die ſich, fern von dem Getümmel der Welt, in wollüſtige Beſchaulichkeit verſenkte und darin Troſt und Hülfe für Vergangenheit und Zukunft ſchöpft. Eine vollkommene Courtiſane wird eine vollkommene Büßerin; wir haben große Beiſpiele, die dieſes belegen.

Das Erſte, was die Baronin that, war, daß ſie Viktorine zu ihren Eltern zurückſandte, ihre Möbel und Kleinodien verkaufte und ſelbſt Wien verließ, um in einer entfernten Provinz, einſam und ungekannt, ihre noch übrigen Lebenstage zu vollbringen. Niemand konnte hier freilich ahnen, wen er vor ſich hatte, wenn er die hohe, wohlbeleibte Dame, mit dem bleichen Geſichte, den feinen Schleier halb über die Augen geſchlagen, in tiefe Trauerkleidung, die ſie fortan nicht mehr ablegte, Abends mit einem Erbauungsbuch in der Hand, von dem entlegenen Spaziergange heimkehren oder mit geſenktem Haupte alltäglich zur Meſſe gehen ſah. Sie hatte allem Umgange entſagt, ſprach wenig und erzeigte von dem geringen Vermögen, das ſie aus ihrem Schiffbruch gerettet hatte, den Armen in der Gegend manches Gute. Nie jedoch trat ſie mit ihnen ſelbſt in Berührung. Sie vermied jedes Geſpräch mit Fremden, wie jeden Umgang. Der Geiſtliche des Ortes war der Vermittler aller ihrer wohlthätigen Spenden. So lebte ſie noch viele Jahre, und wenn ſie gleich immer ihre Lebensweiſe beibehielt, ſo wurde ihr Ausſehen milder, ſie blickte manchmal heiterer in die Welt und brach das ſtrenge Stillſchweigen, das ſie ſich ſelbſt als Buße auferlegt hatte, durch freundliche Worte der Barmherzigkeit und Theilnahme. Ihr langes Leben betrachtete ſie als eine ſichtliche Gnade des Himmels, der dadurch die Sühne befördern wollte, und ihrer Buße ſchon hienieden ein Ende ſetzte, um ſie dafür geläutert im Jenſeits der reinſten himmliſchen Freuden theilhaft werden zu laſſen.

In dieſem Sinne ſtarb ſie denn auch in hohem Greiſenalter und wurde auf dem Dorfkirchhof von den dankbaren Leuten, denen ſie Gutes gethan hatte, aufrichtig beweint, als man ihre Leiche in die Grube ſenkte.

Viktorine, das gute Kind, war ihre Erbin, ſie hatte ſich mit einem tapfern Offizier vermählt, und lebte in liebevoller Zufriedenheit mit ihrem Gatten und ihren ſchönen Kindern, ſie hatte genug des Glücks fürs Leben und wandte das geringe Vermögen, das ihr die Tante hinterlaſſen, dazu an, für ihr Seelenheil Meſſen leſen zu laſſen, und den Reſt unter die Bedürftigſten von denen, die ſich der Wohlthaten der Geſchiedenen bisher zu erfreuen gehabt, auszutheilen.

Als ſie an einem ſchönen Tage zu dieſem Zwecke in dem Wohnort ihrer Tante angekommen war, beſuchte ſie auch ihr Grab, und feierte dort eine heilige Stunde der Erinnerung an die wunderbare Rettung, deren ſie der Himmel werth gehalten.

Das mildthätige Geſpenſt um Mittag trieb noch einige Zeit ſein Weſen in Wien, bis es durch ein ungekanntes Verhängniß ſeine Ruhe fand. Kein ſo außerordentlicher Fall, wie der hier erzählte, trug ſich übrigens mehr zu, und daher wurde auch die Aufmerkſamkeit darauf ſchwächer, welche durch die Vorſorge der Polizei ohnedieß nach allen Seiten hin ſehr beſchwichtigt wurde.

Daß es Viktorine jedoch nicht aufgab, über die Urſache, die der Erſcheinung zum Grunde lag, Nachforſchungen anzuſtellen, kann man leicht denken. Sie ſammelte Nachrichten, wo ſie ſich ihr darboten, verglich ſie und verwarf ſie dann wieder. Keine wollte Stich halten und das Räthſel blieb nicht nur ungelöst, ſondern es wollte ſich ſogar kein Anknüpfungspunkt für ſeinen Urſprung im Leben finden laſſen. Endlich kam ein Zufall, wie er oftmals ſchon ſo mächtig Schleier hob, die über unergründlich ſcheinende Geheimniſſe gedeckt waren, aber auch hier der Forſchenden zu Hülfe. Was dieſe durch Mühe und Geld nicht zu erlangen im Stande geweſen, ſpielte er ihr in die Hände.

Ein verrufenes Weib, deſſen Lebenswandel mit Verbrechen aller Art befleckt war, wurde der Theilnahme an einem Morde bezüchtigt und eingezogen. Ihre Geſtändniſſe brachten viele Unthaten an das Licht, von denen man bis dahin keine Ahnung hatte. Nachdem das Verhör beendigt war, erlitt ſie die Strafe ihrer Verbrechen. Sie kam auf ihre noch übrige Lebenszeit in ſchweren Kerker.

Einer der jungen Kriminalrichter, der ſein Amt mit Vorliebe ergriffen hatte, um ſeine pſychologiſchen Studien darin zu vervollſtändigen, pflegte in der von ihm beſuchten Abendgeſellſchaft die Ergebniſſe merkwürdiger Verhöre mitzutheilen, und ſo eine mündliche Sammlung von causes celèbres für ſeine Freunde zuſammenzuſtellen, die den berühmten Pitaval'ſchen, die Schiller einſt mit einer Vorrede herauszugeben würdigte, um nichts nachſtand.

In ſeiner Umgebung fand ſich ein junger Romantiker ein, der, nach Stoff gierig, die Unterhaltung ſeines kriminaliſtiſchen Freundes jeder andern vorzog. Dieſer war eben aus dem letzten Verhör des alten Weibes gekommen und machte ſeine gewöhnliche Mittheilung. Davon mächtig ergriffen, eilte der Romantiker ſogleich nach Hauſe, nahm die Feder zur Hand und ſchrieb einen Theil der Nacht hindurch. Der frühe Morgen beſchien ein kleines Manuſcript, das ſofort an einen Redacteur außerhalb Oeſtreich geſandt wurde, um in ſeinem Journale abgedruckt zu werden, da im Lande ſelbſt die Cenſurverhältniſſe der Veröffentlichung ſich widerſetzt haben würden.

Der Journalcirkel des nächſten Städtchens brachte dieſe Erzählung, die mit dem Beiſatze „wahr“ an der

Spitze prangte nach einigem Verlaufe auch in Viktorinens Hände. Die Sache ſollte ſich in Wien ereignet haben, und die Aufmerkſamkeit der Leſerin wurde hiedurch ſogleich geſpannter.

Hier iſt aber nun dieſe „wahre Erzählung," wie ſie jenes Journal mittheilte.

1.

„Es war ein heiterer Abend. Tauſende von Spaziergängern belebten den Graben; alle Kaffeehäuſer waren gefüllt, und das Publikum derſelben machte mit den Vorüberwandelnden nur eine große Geſellſchaft aus. Die Converſation zog aus den geöffneten Thüren und Fenſtern hinaus in's Freie und wurde ſo allgemein; Alles überließ ſich dem beglückenden Gefühle, in einer glänzenden, großen Hauptſtadt zu leben, die ſo viele herrliche Genüſſe ihren Bewohnern bietet.

„Unter der Menge ſtreifte einſam ein junger Menſch einher, dem es beſonderes Vergnügen machte, den wogenden Schwarm zu beobachten, hier ein hingeworfenes Wort zu erhaſchen, dort einen Charakter aus Haltung und Bewegung zu errathen. Nicht bloſe Neugier war es, die ihn dazu antrieb, ſondern eine edlere Neigung. Er war Schriftſteller, und er wollte, um ſein Studium des Menſchen zu vervollkommnen, ſeine Beobachtung ſchärfen, und ſeine jugendlichen Combinationen an den Maaßſtab des Natürlichen, des Wirklichen legen.

„Ein junges Mädchen an der Seite einer ältern Frau zieht ſeine Aufmerkſamkeit in erhöhtem Grade an. Das Mädchen weint ſtill in ſich hinein; ein geheimer, das Herz zernagender Kummer ſcheint ſie zu drücken. Die Alte beſchleunigt ihren Schritt und der Beobachter kann die ſchnell herausgeſtoßenen Worte vernehmen:

„Denke — es muß ſeyn; nur der erſte Schritt iſt's — das Uebrige findet ſich. Es bleibt dir gar nichts Anders übrig."

„Sie haben ſich jetzt dem Burgtheater genähert, wo ihnen mehre junge Leute begegnen; die Alte bleibt ſtehen, das Mädchen drängt ſich ängſtlich zu ihr hin. Die Alte redet einige von den jungen Leuten an; das arme Kind drückt ihr convulſiviſch die Hand. Der Beobachter konnte über den Zweck dieſer Unterhaltung keinen Zweifel mehr hegen und ſchickt ſich eben an, das Paar anzureden, als ihm ein ſchon bejahrter Mann von ſtattlichem Ausſehen den Rang abläuft. Es iſt ihm anzuſehen, daß er der leichten Siege gewohnt iſt; das Weib ſcheint ihn zu kennen, ſie nimmt eine lächelnde Miene an, aber das Mädchen wird immer ängſtlicher. Sie zittert am ganzen Leibe.

„Die Drei ſtellen ſich ſeitwärts in den Winkel, den zwei große Gebäude bilden, und der ſie den Blicken der Menge für einen Augenblick entzieht, dort führt der Herr mit der Alten ein lebhaftes Geſpräch; das Mädchen ſenkt immer mehr den Kopf.

„Was ſie verhandelten wage ich hier nicht auszuſprechen.

„Jetzt iſt das Geſpräch zu Ende. Die Alte lächelt; es iſt die Hölle, die ſich in ihren Zügen abſpiegelt. Der Herr ſchweigt, in Befriedigung ſchwelgend, einen Augenblick, und betrachtet die ſchlanke Mädchengeſtalt. Endlich ſagt er halb leiſe:

„Aber ſo laß mich doch nun auch einmal die Augen ſehen, die mir ſo gerühmt wurden!“

„Bei dieſen Worten ſtreckt er die Hand aus und will ihr das Kinn heben, allein mit dem Schreckensrufe: „Hilf Himmel! was iſt das?“ zieht er die Hand ſchnell zurück.

„Sie iſt krank — eiskalt!“ ruft er noch der Alten zu.

„In demſelben Augenblicke ſinkt das Mädchen leblos zu Boden. Sie war aus Elend und Schmerz geſtorben, als ſie die letzten Worte vernommen hatte, die ſie ohne Erbarmen der Willkühr eines Libertins überließen. Die Spaziergänger blieben ſtehen, um zu ſehen, was da vorging. Die Alte ſtand heulend bei der Leiche ihrer jungen Baſe, wie ſie ſagte. Der Herr hatte ſich in der Menge verloren.

„Der junge Menſch, der die Geſchichte beobachtet hatte, erfuhr auf ſeine deshalb angeſtellten Nachforſchungen, das Mädchen ſey eine Waiſe geweſen, die in einer Fabrik für kümmerlichen Lohn gearbeitet hatte. Man wußte nur, daß ſie Marcelline hieß.

„Gleich nach dieſem Vorfall machte ſich das warnende Geſpenſt in Wien bemerkbar, das nichts Erſchreckendes an ſich trug, ſelbſt bis auf die Zeit ſeines Erſcheinens am hellen, freundlichen Mittage.“

In welchem Zuſammenhange Graf S. und die Kartenſchlägerin zu dem Geſpenſte geſtanden hatten, wollte Viktorine nun aus dieſer Geſchichte herausgefunden haben. Ihre eigene Gefahr ſtand ihr dabei lebhaft vor Augen, und ſie ſchauderte noch im Andenken daran im Innerſten zuſammen. —

Verborgne Schuld — gerechte Strafe!

Wir ſehen einen jungen Mann von ernſtem Ausſehen in einem anſtändig möblirten kleinen Zimmer. Sein Blick iſt in die Ferne gerichtet und er ſcheint ſeine Gedanken auf frühere Begegniſſe ſeines eigenen Lebens zu lenken. Draußen war es trüb; kein Sonnenſtrahl durchdrang die Herbſtnebel. Das Wetter ſchien mit den Gedanken des jungen Menſchen vollkommen übereinzuſtimmen.

Da öffnet ſich die Thüre und ein anderer junger Mann tritt ein, nicht wenig erſtaunt, ſeinen Freund in der Stellung eines Träumenden vor ſeinem geöffneten Secretär, ins Weite ſtarrend, daſitzen zu ſehen.

„Zum Henker, was machſt du!“ rief der Eintretende.

„Guten Tag, Paul,“ ſprach der Träumer, mit der weißen Hand über die Stirne fahrend.

„Du ſiehſt wahrhaftig aus, als wenn du über ein Komplott brüteteſt oder den Plan zu einem Drama machteſt, in deſſen erſtem Acte ſchon alle Schauſpieler umkommen. Oder ſtellſt du etwa tiefſinnige Betrachtungen über deine Stiefel an, die dir der Schuſter zu eng gemacht hat? Wahrſcheinlich haſt du etwas Unverdauliches geſtern zu Nacht gegeſſen! Wahrhaftig, du ſiehſt aus, wie Marius auf den Trümmern von Karthago!“

„Glaube mir, lieber Freund, mich drücken weder Komplotte, Dramen, Stiefel, noch ſonſt irgend etwas, das mir zu eng wäre. Ich wollte hundert Stunden von hier ſeyn; das iſt Alles: denn ſieh nur, ich kann nicht ein halb Dutzend folgerichtige Gedanken faſſen. Mit einem Worte, mein lieber dicker Paul, ich bin in dieſem Augenblicke nicht viel geſcheidter als du.“

„Ich danke für das Kompliment. Sage mir aber aufrichtig, was du eigentlich machſt. Beobachteſt du wirklich den Perpendikel deiner Uhr?“

„Höre, lieber Paul, ich bin heute nicht in der Laune, zu ſcherzen. Willſt du mit mir eſſen gehen, ſo will ich dir eine Geſchichte erzählen, von der du bis heute noch nichts vernommen haſt, und die eben Schuld iſt, daß du mich ſo ernſt und in Gedanken vertieft findeſt. Dieſe Geſchichte hat mir heute wieder eine qualvolle Stunde bereitet.“

„Sprichſt du in Wahrheit?“

„Man kann nicht wahrer ſeyn. Ich will mich ankleiden, und dann ſollſt du mich hinführen, wo es dir zu diniren beliebt. Bemerkſt du, daß ich zerſtreut bin, beſorgt, wie träumend, ſo necke mich nur, damit ich wieder zu mir ſelbſt komme. Ich erlaube es dir, denn es iſt mir dienlich, daß ich heute nicht zu ſehr mir ſelbſt überlaſſen bleibe. Glaube mir, ich ſchwimme gleichſam in einem Meere ganz verwünſchter Ideen.“

Ungefähr eine Stunde nach dieſem Geſpräch ſaßen die beiden Freunde, Karl und Paul, in einem Kabinette bei einem der erſten Reſtaurants.

Paul aß, trank und lachte viel; Karl aß und trank zwar faſt eben ſo viel, allein auch nicht die leiſeſte Spur von Lächeln ſchwebte auf ſeinem Geſichte. Endlich wie von einer inneren Gewalt getrieben, ein ſchon längſt auf ſeinem Herzen laſtendes Geheimniß zu löſen, ſagte er ernſt: „Paul, mein lieber Freund, du wünſchteſt alſo Alles von mir zu erfahren?“

„Ich? keineswegs, ich will gar nichts erfahren,“ erwiderte Paul.

„Ach und doch! ich ſeh' es dir an, daß du es wünſcheſt.“

„Ich wünſche nichts . . . .“

„Nun, gleichviel! du ſollſt Alles wiſſen. Wie du doch ſo unhöflich ſeyn kannſt! du bemerkteſt längſt ſchon die Stimmung, in der ich mich befinde. Du ſiehſt jetzt, daß es mich erleichtern würde, dir, meinem beſten Freunde, mein Herz zu eröffnen, und du könnteſt mir dein Ohr verweigern?“

Paul leerte einen vollen Kelch Champagner, wiſchte ſich dann mit der ernſteſten Miene von der Welt den Schaum aus dem Barte und antwortete: „Karl, du mußt mir wahrhaftig deine Geſchichte jetzt erzählen, denn ich brenne vor Begierde, ſie zu hören. Alſo fang nur an!“

Und Karl begann folgende Geſchichte:

„Du weißt, daß mein Vater in einem kleinen Fiſcherdorfe einen Handel trieb, der ihn und ſeine Familie nur kümmerlich ernährte. Im Jahr 1831 hatte ich meine Studien vollendet und war für einige Zeit in das Vaterhäuschen zurückgekehrt. Mein guter Vater hatte Alles, was er von ſeinem geringen Erwerb zu erübrigen vermochte, daran geſetzt, um mir eine Erziehung und Bildung zu verſchaffen, die mich auf einen Pfad hinausſchieben ſollte, der hoch über dem war, den der beſcheidene Mann ſelbſt wandelte. Er beſaß den edlen Stolz, die große Liebe, mich der traurigen Lage zu entreißen, in der er ſelbſt fünfzig lange Jahre vegetirt hatte. Soll ich ihm dafür danken? Wäre ich nicht glücklicher, wenn ich, gleich ihm, grobe Schuhe und einen blauen Kittel trüge, ſtatt meines feinen Fracks und meiner gefirnißten Stiefel! Noch weiß ich es nicht. Die Zukunft wird es mich lehren.

„Ich langweilte mich entſetzlich zu Hauſe, da ich mit Niemanden in der Stadt umgehen konnte. Der Stand meines Vaters erlaubte mir nicht, die Geſellſchaft der Honoratioren zu ſuchen, während meine Erziehung mir die Leute unſeres Standes unerträglich erſcheinen ließ. So hatte ich denn keine andere Zerſtreuung, als in den Feldern oder am Ufer des Meeres ſpazieren zu gehen. Nachdem ich einen Monat hindurch Alles durchſtrichen hatte, gewöhnte ich mich daran, zum Ziele meiner einſamen Wanderungen den Kirchhof zu wählen ....“

„Ach, mein Gott!“ unterbrach hier Paul den Freund.

„Dieſer Kirchhof lag auf einer Erhöhung ungefähr eine Stunde von der Stadt. Von dieſem Punkte überſchaute man das Meer, und ich liebte es, den weiten Horizont mit ſeinen Wolken und Segeln zu umfaſſen und dem herannahenden Sturme zu lauſchen. Jedesmal, wenn die Abenddämmerung ſich zeigte, begab ich mich regelmäßig nach meinem Lieblingsplatze. Ich hatte die Bekanntſchaft des Todtengräbers gemacht, und dieſer unterrichtete mich über die Lokalität. Nach kurzer Zeit ſchon wußte ich genau, wo dieſer und jener eingeſcharrt lag.“

„Er hat doch immer ſo neckiſche Ideen gehabt, der Wetterkerl!“ rief hier Paul aus. „Solche Unterhaltung iſt wirklich ſehr erfreulich.“

„Eines Tages, wie ich wieder den Kirchhof beſuche, erblicke ich mit Erſtaunen etwa zwanzig Männer mit Graben beſchäftigt.

— Was gibt's da? frage ich den Todtengräber.

— Der Vorſchrift nach, erwidert dieſer, müſſen wir dieſe Gräber umgraben, um neuen Ankömmlingen Platz zu machen.

— Wahrhaftig! rief ich aus, wenn man nicht reich genug iſt, um für immer die ſechs Fuß Erde bezahlen zu können, die wir brauchen, ſo können wir nicht einmal in Ruhe verfaulen.

„Indem ich ſo ſprach, ſtieß ich mit meinem Fuße auf etwas Hartes in der friſch aufgewühlten Erde, und wie ich darauf hinblicke, bemerke ich, daß es ein Todtenkopf war, dem noch einige Haare geblieben waren. Ich fühlte einen leichten Schauer mich durchrieſeln, dennoch aber trieb mich ein unerklärlicher Inſtinkt, mich zu bücken, den Schädel aufzuheben und ihn zu betrachten. Mich beherrſchte in dem Augenblicke jenes wunderbare Gefühl, das uns antreibt, ein Geheimniß zu ergründen, das man fälſchlich für gleichbedeutend mit der vulgären Neugierde hält und welches uns Schrecken und Grauſen vergeſſen macht.

„Ich hatte noch nie einen Schädel ſo genau betrachtet und weidete mich gleichſam an dieſem .... da plötzlich fallen meine Blicke auf ein Stück Eiſen, das zwiſchen den wenigen Haaren und der Erde, die den Kopf bedeckte, hervorſtach. Das Eiſen war verroſtet und ſaß feſt in dieſem Todtenkopfe, den das Schickſal mir in den Weg geworfen hatte, als den Beweis eines unbekannten Verbrechens.“

„Ach!“ ſeufzte der dicke Paul, und blickte dabei unverwandt nach der Champagnerflaſche, in der kein Tropfen mehr vorhanden war.

„Der Todtengräber ſtand in einiger Entfernung und ſchaufelte; ich rief ihn zu mir.

— Wem gehörte dieſes Grab, ſagte ich, indem ich ihm dasjenige zeigte, wo ich in der aufgeſchaufelten Erde den Kopf gefunden hatte.

— Dem Freiherrn von *, lautete ſeine Antwort. Ich habe dieſen Morgen ſein Grab geöffnet, da die Vorſchrift erfüllt iſt. Er hat jetzt lange genug in Ruhe gelegen.

— Wüßtet Ihr mir wohl zu ſagen, guter Freund, an welcher Krankheit er geſtorben iſt? fragte ich.

— Nachts — plötzlich — am Blutſchlag. Ach, ſein Tod hat der armen Frau Baronin großen Schmerz bereitet. Ein langes Jahr kam ſie alle Tage hieher, um zu weinen und zu ſchluchzen. Und wie viele Meſſen hat ſie nicht leſen laſſen! Nun iſt ſie freilich ſeit lange wieder verheirathet.

— Verheirathet! rief ich, und mit wem?

„Indem ich die Antwort des alten Mannes abwartete, fühlte ich, wie ein kalter Schauer meinen ganzen Körper durchbebte. Da ich ſeit meiner früheren Kindheit nur ſelten in meinem Geburtsorte geweſen war, ſo kannte ich auch keine von den Familien, deren Rang und Vermögen keine Berührung mit meinen armen Aeltern zuließen.

— Sie verheirathete ſich mit einem jungen Mann, den ſie früher einmal geliebt haben ſoll, antwortete der Todtengräber. Das iſt eine gar lange Geſchichte, die mir einmal der Jäger der Herrſchaft erzählt hat. So viel ſoll gewiß ſeyn, daß die gnädige Frau anjetzt ſehr glücklich iſt.

„Ich mochte nicht mehr hören. Ich entfloh mit meinem Todtenkopfe, den ich den näheren Prüfungen des Gräbermannes entziehen wollte.

— He, he! ſchrie dieſer mir nach, indem er mich wegeilen ſah. Der Herr nimmt meinen Schädel mit. Das kann nicht umſonſt geſchehen.

„Ich warf ihm alles Geld, was ich in der Taſche hatte, auf die Erde, und ging mit ſchnellen Schritten der Stadt zu.

— Will der Himmel mir den Beweis liefern, daß der Gemordete aus dem Grabe ſteigt, um den Mörder anzuklagen und daß das Verbrechen nie ungeſtraft bleibt! ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich das Stadtthor erreichte.“

„Das iſt ein ächtes Melodrama! das muß auf's Theater,“ ſagte Paul.

„Im Hauſe meines Vaters angekommen, begab ich mich ſogleich in meine Kammer, wo ich mich einſchloß. Nach vielem Bemühen gelang es mir, aus dem Kopfe des Freiherrn von * die lange Klinge eines Meſſers zu ziehen, ſchmal und ſpitz, wie die Zunge einer Schlange. Sie war auf ihrem ſchrecklichen Wege nicht im Geringſten verbogen; ich fand ſie haarſcharf und gerade, wie das Stilet eines Kalabreſen. Nur der Stiel war an der Mündung der tödtlichen Wunde, die das eindringende Eiſen gemacht hatte, abgebrochen.

„Was ſoll ich mit dieſem Meſſer machen? dachte ich. Bin ich doch nicht Kriminalrichter; iſt es ja doch nicht meine Miſſion, die Geſellſchaft zu rächen oder die Verbrechen zu verfolgen, wie jene Engel, die man mit Flammenſchwertern auf dem jüngſten Gericht in der ſixtiniſchen Kapelle abgebildet ſieht. Was kümmert mich im Ganzen dieſes unbekannte Verbrechen? Ich bedauerte von Herzen, daß ich den Schädel gefunden hatte, und bereuete die Folge, die es haben könnte. Warum hatte ich ihn mit mir genommen? Warum hatte ich das Meſſer herausgezogen? Dann meinte ich wieder, daß es doch gut ſey, daß gerade ich dieſe Entdeckung gemacht. Trotz dieſes Hin- und Herdenkens blieb meine Verlegenheit immer dieſelbe. Was ſollte ich mit Schädel und Meſſer beginnen? Wohin mit dieſen häßlichen Gegenſtänden? Wo ſie verbergen? Welcher geheimnißvolle Ort ſollte das Grab werden, um dieſes fürchterliche Zeugniß eines unbekannten Verbrechens zu verſchließen!

„Da mir nichts Beſſeres einfallen wollte, ſo beſchloß ich, Alles zu vergraben. Ich nahm mir daher vor, es bei dem nächſten einſamen Spaziergange mit mir zu nehmen, um dann in einem verborgenen Winkel der Erde anzuvertrauen. Einſtweilen warf ich's in ein Faß, das, von irgend einer Waare angefüllt, nunmehr im Handel meines Vaters geleert worden war und an einem finſtern Platze des Hausbodens ſtand.

„Nun wirſt du aber wohl einſehen, Paul, du, der mich heute ſo genau kennt, wie ich vor acht Jahren geweſen ſeyn muß, wo mir noch jede Erfahrung im Leben mangelte. Die Nacht war gekommen und ich konnte nicht einſchlafen. Der Gedanke an das fürchterliche Meſſer verſcheuchte den Schlummer von meinen Augenliedern, und meine heftig erregte Einbildungskraft, die in dieſem Zuſtande hellen Wachens und Träumens all ihr Wunderbares entfaltete, ſchuf vor meiner Seele ein entſetzliches Drama, in dem einige bedeutende Leute der Stadt eine furchtbare Rolle ſpielten.

„Als der Tag erſchienen war und dieſes geſpenſtiſche Alpdrücken verſcheucht hatte, ordneten ſich wieder meine wild empörten Gedanken und nahmen einen gemäßigteren Lauf. Gewiß, ſagte ich zu mir ſelbſt, ich darf es nicht über mich nehmen, von der Gerechtigkeit der Menſchen die Beſtrafung dieſes Verbrechens zu verlangen. Ich will mich der ganzen Sache zu entſchlagen ſuchen, um nicht immer das Andenken daran mit mir durch's Leben zu ſchleppen."

„Wahrhaftig, lieber Freund, das fängt an, meine Verdauung zu ſtören, aber meine Neugierde wird ſo ſehr dadurch erregt, daß ich dich doch bitten will, in deiner Erzählung fortzufahren," ſprach Paul.

„Kaum wagte ich am andern Morgen an meinen Vater die Frage zu richten: welchen Namen jetzt die Wittwe des Baron von * führe. Ich war ſehr jung fortgereist; meine Studien hatten mich ſieben bis acht Jahre von meinem Geburtsorte entfernt gehalten, und meine Beſuche während den Vacanzen waren zu kurz und brachten mich auch nicht in jene Kreiſe, wo ich von allen kleinen Begebniſſen in der Geſellſchaft unterrichtet werden konnte. Ich kannte in der Stadt nur einige Handwerker, ſogenannte Kleinbürger, die Freunde meines Vaters waren, dann wohl noch ein paar Beamte, die bei den Verwaltungsbehörden ſtanden. Das wußte ich wohl, daß der Baron von * einer von den Vornehmſten der Provinz geweſen war. Da er nun aber einmal geſtorben, ſo wußte ich nicht das Geringſte von ſeiner hinterlaſſenen Familie, und daher war es mir ganz fremd, als mir der Todtengräber von der zweiten Verheirathung der Baronin ſprach.

„Die einfachſte Frage hätte mich darüber aufgeklärt, ob ſie blos die Mitſchuldige des Mörders oder gar die Mörderin ſelbſt ſey. Aber du ſiehſt wohl ein, beſter Freund, daß eben eine ſolche Frage mir ſchwer ankommen mußte. Wie peinigend würde es für mich geweſen ſeyn, bei jedem Ausgange dem Menſchen begegnen zu können, deſſen Freiheit, ja deſſen Leben ſelbſt in meine Hand gegeben war; dann beſorgte ich auch noch etwas Anderes . . . . Ich konnte den Verdacht auf eine Perſon hinlenken, die unerachtet des furchtbaren Anſcheins, den das Verdammungsurtheil gegen ſie herbeiführte, dennoch nicht ſchuldig wäre. Wäre es nicht möglich, daß der Baron durch die Hand eines Dieners, kurz, eines der Familie ganz fremden Menſchen ermordet war? Welche ewige Reue hätte ich dann gefühlt, ſowohl vor dem Tribunal meines eigenen Gewiſſens, als vor der öffentlichen Meinung und den Gerichten, arme Unglückliche angeklagt zu haben, die ohnedieß bei dem Tode des Barons wahrhaft und in allem Ernſte gelitten hatten.

„Nun hatte mir zwar der Todtengräber von einem früheren Geliebten der Baronin geſprochen, dem ſie nach der Trauerzeit die Hand am Altare gereicht habe . . . . ferner der nächtliche Schlaganfall . . . . die nicht ohne Affectation zur Schau getragene Trauer um den Verſtorbenen . . . . Alles dieß zuſammen führte in meinem Kopfe einen heftigen Kampf mit meinem Vorſatze, das Aufſuchen der Verbrecher zu unterlaſſen. Das Ende aller dieſer innern Betrachtungen und Erwägungen war die feſtſtehende Ueberzeugung, daß hier zwar ein Verbrechen begangen ſey, aber auch der feſte Entſchluß, nichts zu unternehmen, um die Thäter zu entdecken.

„Es ſchien mir auch nicht wahrſcheinlich, daß ich hiezu lange genug im Orte bleiben würde. Wie ſchon geſagt, war ich als der Sohn eines armen Krämers, bei dem ſich wunderbarer Weiſe eine Art von Ehrgeiz in Bezug auf meine Zukunft erhoben hatte, zu einem Grade der Bildung gelangt, der mich zu meiner eigenen Vaterſtadt in eine falſche Stellung brachte, nämlich durch Kenntniſſe und Ideengang über den einen Theil der Einwohner, ſo wie durch Vermögen und geſellſchaftlichen Rang unter den andern; hiedurch hatte ich nur zu leiden bei jeder Berührung mit dem einen wie mit dem andern Theile der Geſellſchaft, die bei dem nahen Beiſammenwohnen nicht zu vermeiden war. Es war daher mein feſter Entſchluß, ſobald als möglich mein väterliches Haus zu verlaſſen und mein Glück in der Hauptſtadt zu verſuchen.

„An einem Tage, es war ein Sonntag — hatte ich mich meiner Gewohnheit zuwider, die mich ſo viel als möglich von den Menſchen entfernt hielt, unter die Menge gemiſcht, die eben aus der Kirche kam. Wie an vielen Orten, ſo war es auch in meiner Vaterſtadt der Gebrauch, daß ſich die jungen Leute an einer gewiſſen Straßenecke verſammelten, um die Schönen vorbeigehen zu ſehen, die nach angehörter Meſſe ſich nach Hauſe begeben. So ſtand auch ich nun da in meiner beſcheidenen Kleidung faſt wie ein ſonntägiger Handwerksmann anzuſehen, als ich plötzlich einen eleganten Kavalier, der einer ſehr geputzten Dame den Arm reichte, an mir vorübergehen ſah.

„Es iſt der Herr und die Frau von P., hörte ich um mich flüſtern. — Sie ſind reich und glücklich. Der Tauſend! wer ſo ein Haus machen könnte! — Von P. ſagte ich zu mir ſelbſt. Ich hatte einmal in der Schule einen Kameraden, der Edmund von P. hieß, ſollte das ihr Sohn ſeyn?

„Und in demſelben Augenblicke ſahe ich, wie aus dem Haufen, der ſich laut ſchwatzend die Straße hinabzog, die aus der Kirche führte, ein junger Menſch, um mehre Jahre jünger als ich, auf mich zuſpringt und mir freudig entgegen ruft: Ei, grüß dich Gott, Karl! Du dachteſt wohl nicht, mich hier zu finden. Ich bekam die Erlaubniß, auf zwei Tage hieher zu reiſen, weil der Mama Geburtstag iſt. Sieh einmal meinen neuen Frack, iſt der nicht ſchön?

„Es war der Sohn des Herrn und der Frau von P., der in Geſellſchaft einiger etwas älteren jungen Leute vorüberging. Als Edmund mich ſo vertraut bei der Hand gefaßt hatte und alle Welt deshalb neugierig die Blicke auf uns heftete, entfernten ſich die Begleiter und ließen uns allein.

— Du biſt glücklich, Karl, daß du deine Studien beendet haſt. Ich muß mich noch quälen und einige Jahre hindurch viel griechiſch und lateiniſch verſchlucken. Wo wirſt du jetzt hinkommen, Karl?

„Ich befand mich in jenem Augenblicke in einer ſehr unbequemen Lage. Meine unſcheinbaren Kleider contraſtirten gewaltig mit der neuen feinen Toilette des jungen Menſchen, der mich hier vor aller Welt duzte. Meine Eigenliebe war beleidigt. Alle dieſe dummen Burſche, dachte ich bei mir ſelbſt, wiſſen nicht, was ich weiß. Sie wären unfähig, einen Poſten zu bekleiden, den ich mit Glanz ausfüllen würde, und dennoch erdrücken ſie mich hier mit ihrem Reichthume. Wie ſie da ſtehen mit ihren Handſchuhen, ihren goldenen Ketten, ihrer feinen Wäſche, und ich im bloßen Halſe, mit dem groben Hemdkragen und dem hängenden Rocke, den mein Vater abgelegt hat und der für mich blos kürzer geſchnitten wurde. Warum bin ich doch nur hieher gegangen, um mich durch dieſe jungen Leute ſo verdunkeln zu laſſen!

— Komm mit mir Karl, unterbrach Edmund meine finſteren Betrachtungen. Ich habe Mama von dir geſagt, wie du dich meiner ſtets annahmſt, wenn ich in der Klaſſe nichts wußte, oder wenn mich die Großen prügeln wollten. Mama wird ſich gewiß freuen, dich kennen zu lernen. Ich lade dich auf den ganzen Tag ein, und du wirſt ſehen, wie hübſch es bei uns iſt.

„Ich ließ mich von meinem kleinen Kameraden nach ſeinem Hauſe führen. Wenn dieſes ſchon von außen als eine Ausnahme der beſcheidenen bürgerlichen Wohnungen des Städtchens gelten konnte, ſo war ich doch weit entfernt, mir die Pracht ſeines Innern vorſtellen zu können. Ich ſchritt durch eine große Halle, die mit Säulen verziert und faſt größer war, als unſere kleine Pfarrkirche. Mein Kamerad öffnete eine Thür, wo wir eine Reihe von Zimmern vor uns erblickten, von denen eins ſchöner als das andere war, bis wir endlich in eins kamen, wo Edmund mich zu warten bat, um ſeine Mama herbeizuholen.

„Ich befand mich in einem Arbeitskabinet, ein geöffneter Flügel; auf dem Tiſche Bücher; an den Wänden moderne Gemälde; auf dem Rahmen eine prächtige Stickerei, die Arbeit vieler langen Winterabende. Ueber dem Sopha hingen zwei reich geſchnitzte Bilderrahmen, die ein Wappen zierte, an dem mich meine zwar geringe heraldiſche Kenntniß dennoch aber eine Freiherrnkrone entdecken ließ. In dem einen Rahmen war das Bild einer jungen ſchönen Frau im blauen Sammtkleide, der andere Rahmen war leer.

„Jetzt vernahm ich Schritte von der andern Seite, und ſogleich trat Edmund ein, von einer Dame gefolgt, in der ich alsbald das Original des Portraits und auch jene Dame erkannte, die ich vor einer Stunde ungefähr aus der Meſſe hatte gehen ſehen.

— Mein Sohn hat mit mir oft von Ihnen geſprochen, ſagte ſie zu mir. Sind Sie von hier?

— Ja, erwiderte ich, da mich dieſer kalte Empfang, der faſt wie ein Verhör begann, wenig erfreute, und um zu gleicher Zeit meine Stellung mit einem Mal zu enthüllen, fügte ich hinzu: — Mein Vater hält einen kleinen

Laden, größtentheils für die Bedürfniſſe der Soldaten. Es iſt ein ehrlicher Bürgersmann, der ſich viele Entbehrungen auferlegte, um mir die nöthige Bildung zu verſchaffen, meinen Weg ohne fremde Hülfe machen zu können.

— Ah, Sie ſind der Sohn unſeres Krämers an der Ecke? Ich will ſogleich meiner Kammerfrau den Befehl geben, daß man Alles von ihm nehme, was wir brauchen. Nun? und was haben Sie für Abſichten, Musje Karl?

— Ich will ein ehrlicher Mann werden, wie mein Vater, gnädige Frau, und dennoch darnach zu ſtreben ſuchen, es weiter in der Welt zu bringen, als es ihm gelungen iſt.

— Das iſt ſehr geſcheidt geſprochen, Musje Karl, man muß eine kleine Anſtellung für Sie auffinden. Ich will mich dafür intereſſiren . . . . Sie waren ja ein Schulkamerad meines Sohnes . . . . . Wir wollen ſehen . . . . .

„In dieſem Augenblick meldete der eintretende Bediente einen Beſuch.

— Nehmen Sie es nicht übel, ſprach die Dame. Edmund, führe deinen Gaſt in den Garten; aber vergiß nicht, daß du bei Tiſche präſentabel erſcheinſt.

„Das Musje Karl, welches mir Edmunds Mutter zu Theil werden ließ, hatte mich ſchon ein wenig geärgert, weit mehr aber noch der hohe Ton einer Beſchützerin, den ſie ſich anmaßte; dabei ſchien es mir, als wenn ſie durch das Eingeſtändniß, daß ich der Schulkamerad ihres Sohnes geweſen, mir eine gleichſam abgedrungene Konceſſion machen wollte. Ich wollte mich ſogleich entfernen, allein mein närriſcher kleiner Freund zog mich mit Gewalt in den Garten und ſchloß dann die Pforte zu, indem er den Schlüſſel einſteckte. Wir waren eine Weile auf- und abgegangen, als ein Bedienter durch das Gitter rief, daß man zur Tafel gehe. Auch jetzt zog mich Edmund wider meinen Willen und unter beſtändiger Verſicherung, daß es ſeinen Aeltern angenehm ſeyn würde, mich bei der Tafel zu ſehen, bis in den Speiſeſaal, wo ich den Herrn von P., ſeine Gemahlin und einige Perſonen aus der Stadt fand. Edmund deutete auf einen Platz neben dem ſeinigen, aber ſeine Mutter ſagte hierauf mit lauter Stimme zu einem Bedienten:

— Ihr werdet für Muſie Karl unten in Eurer Stube decken; der Tiſch iſt zu enge, als daß wir Alle daran Platz nehmen könnten.

„Mich ergriff eine plötzliche Erſtarrung, die mich der Sprache beraubte; die Schande der Demüthigung trieb mir all mein Blut zum Kopfe; ich ſtürzte hinaus, die Treppe hinunter, und athmete erſt wieder, als ich unter freiem Himmel war.

„In unſerem Laden fand ich meinen Vater beſchäftigt, verſchiedene Soldaten des bei uns in Garniſon liegenden Regiments zu bedienen; ich eilte an ihm vorüber, ohne aufzublicken, um meine Kammer zu erreichen und dort zu weinen nach dem vollſten Bedürfniß meines

Herzens. Mein guter Vater hatte aber meine Aufregung bemerkt und hielt mich im Laufe an.

— Wo ſpringſt hin, mein Junge? ſprach er in ſeiner gewöhnlichen Weiſe. Du ſiehſt ja aus, als wenn dir etwas über die Leber gelaufen wäre.

„Dieſe Worte meines Vaters thaten mir weh; ich ſah hinweg über den Ausdruck der liebevollſten Güte und bemerkte nur — und zwar zum erſten Mal in meinem Leben — die Trivialität der Ausdrucksweiſe. Ich erröthete ſtärker . . . . über ſeinen Vater zu erröthen! ja wahrlich, ich bereute es, eine ſolche Erziehung erhalten zu haben, die mich in jenem Augenblicke zu ſolchen Betrachtungen trieb.

— Ich habe Kopfſchmerzen, laſſen Sie mich, lieber Vater, ich will mich auf's Bett werfen.

— Geh, geh nur, mein guter Kerl, ſprach der wackere Mann. Du haſt zu viel Zeugs in deinem Kopfe. Das Latein und die Mathematik gähren dir zu gewaltig im Dachſtübchen. Das kommt vom Ueberſtudiren.

„Während er noch ſo ſprach, ſtieg ich die Treppe hinauf und hörte, wie er ſeiner Kundſchaft mit wichtiger Miene erklärte, daß ich ein Gelehrter ſey, der ſo eben ſeine Studien vollendet, u. ſ. w. u. ſ. w.

„Warum bin ich nicht ſo unwiſſend, wie Du, guter Vater! rief ich, indem ich in meine Kammer trat. Warum trage ich nicht ſtatt dieſes lächerlichen Sonntagfracks von dir, über den ich erröthen muß, weil er mir heute eine ſo grauſame Demüthigung bereitete, lieber einen linnenen Kittel, um dir bei deinem beſcheidenen Geſchäfte zu helfen? Warum ſitze ich nicht an deinem Schreibtiſch, und addire Salz und Tabak für die Soldaten, ſtatt mit Schaam auf den Wangen durch deinen Laden zu eilen. Vater! warum mußte ich meinen Geiſt entwickeln, um über die Niedrigkeit unſeres Standes zu klagen!"

„Ich weinte bittere Thränen; gegen Abend ging ich aus, um friſche Luft zu ſchöpfen; ich beſuchte einen Felſen, von wo man eine freie Ausſicht hatte. Unter dem Thore der Stadt begegnete ich Herrn und Frau von P. in Edmunds Begleitung. Sie erkannten mich von Weitem, und ich bemerkte eine Bewegung der Dame, die ich mir einen Augenblick ſpäter zu deuten wußte. Indem Edmund an mir vorüberging, wandte er den Kopf nach der andern Seite; man hatte ihm befohlen, daß er mich nicht erkennen ſollte.

„Ich legte mich dieſen Abend im aufgeregteſten Zuſtande zu Bette. Ich wußte in der That nicht anzugeben, welche Gedanken mir eigentlich durch den Kopf zogen. Alles rauſchte und floß wild durch einander; ich lag wie im Fieber. Unter Anderem kam es mir in den Sinn, daß man Edmund in der Schule gleichſam ſpottweiſe den kleinen Baron zu nennen pflegte. Eine Freiherrnkrone ſah ich auch die beiden Rahmen ſchmücken, welche in dem Arbeitskabinet der Frau von P. hingen. Der eine dieſer Rahmen umſchloß das Bildniß der Frau von P., das jedoch in einer früheren Zeit gemalt zu ſeyn ſchien; der andere war leer..... Herr von P. hatte, von Edmund ſprechend, zu ſeiner Gattin den Ausdruck „dein Sohn" gebraucht. So wiederholte ich mir Alles, während tauſend Ideen ſich dazu geſellten. Es mochte zehn Uhr ſeyn, als ich meinen Vater in ſeine Schlafſtube treten hörte. Ich rief ihm:

— Vater, ſprach ich, wie heißt der zweite Mann der Frau Baronin von *?

— Herr von P., antwortete mein Vater.

„Meine Vermuthung war alſo richtig.

„Er war es... ſie war es! Ich war in dem Hauſe geweſen, wo die Mörder oder die Theilnehmer an dem Morde lebten.... Einer von ihnen hatte mir die erſte Demüthigung in meinem Leben bereitet.... Dieſes Weib war die Urſache, daß ich mich meines alten ehrlichen Vaters ſchämte... die Elende!

„Wie du denken kannſt, war mir dieſe Nacht ſehr peinlich. Nicht einmal dachte ich daran, der Behörde das Verbrechen zu enthüllen, deſſen Beweis mir das Grab geliefert hatte. Nein! ich dachte nicht an etwas ſo Gewaltſames, und ich hätte es ſelbſt als eine erbärmliche Feigheit betrachtet, um meiner perſönlichen Rache willen eine Thatſache aufzudecken, die ſowohl die öffentliche Moral, als auch die Geſetze der Geſellſchaft tief verletzen mußte. Wenn ich nun aber Anſtand nahm, offene Schmach und Verderben auf dieſes verbrecheriſche Paar zu ſchleudern, ſollte ich nicht wenigſtens in ihm Gewiſſensbiſſe erwecken und Furcht erregen? Sollte ich ihm nicht ſagen: wie groß meine Milde gegen ſie, meine Verſchwiegenheit ſey? War es nicht meine Pflicht, den Schatten des ermordeten Barons dadurch zu ſühnen, daß ich das Glück dieſer Menſchen störte, welches aus dem Verbrechen entſprungen zu ſeyn ſchien? Ja, das durfte, das mußte ich ſogar thun. Wenn ſie auch der Rache der Geſetze entkommen, ſo ſollten ſie wenigſtens den nagenden Wurm in ihrem Innern verſpüren.

„Am andern Morgen ging ich feſt entſchloſſen an den Ort, wo ich die Beweiſe des Mordes verborgen hatte. Ich fand den Todtenkopf und das Meſſer. Hierauf legte ich dieſelben beſcheidenen Kleider an, die mich Tages vorher geſchmückt hatten, wickelte das ſchauerliche Meſſer in ein blutrothes Schnupftuch, das mir eben zur Hand war, und zur Stunde, wo ich mir denken konnte, daß ich eine Audienz bei der Frau von P. erlangen würde, begab ich mich nach ihrem Hotel.

— Iſt Frau von P. zu ſprechen?

— Die gnädige Frau iſt zu Hauſe; man wird Sie melden.

„Ich ſtieg die Treppe hinan, die ich unter ſo verſchiedenen Gemüthsbewegungen ſchon hinauf- und hinabgeſtiegen war. In mir herrſchte eine ſeltſame Empfindung; es war das Vorgefühl des befriedigten Stolzes, das Vorgefühl der Heilung einer tiefen Wunde in meiner Bruſt. Jene Blödigkeit und Schüchternheit, die mich das erſte Mal, als ich in dies Haus trat, befallen hatten, waren einem Muthe, einer Sicherheit gewichen, wie ſie nur das Herz eines jungen Menſchen von zwanzig Jahren erfüllen können. Geſtern imponirten mir dieſe Leute durch ihren Rang, heute vernichtete ich ſie durch das Gefühl der Reinheit meines Gewiſſens. In dieſem Augenblick wurde mein armer Vater, der ehrliche beſcheidene Mann, der ſtill in ſeiner Armuth und Unwiſſenheit fortlebte, wegen der ſchmählichen Empfindungen gerächt, die mich geſtern erfüllt hatten, als ich durch ſeinen Laden eilte.

„Die hellen Töne eines Flügels drangen zu mir aus dem Nebenzimmer und erfüllten die Luft mit einer hüpfenden Melodie. Man ließ mich nicht lange warten, und ich durfte dieſe nicht berechnete Höflichkeit wohl der Neugierde zuſchreiben, die Frau von P. empfinden mußte, zu wiſſen, was ich ihr nach dem geſtrigen Auftritte wohl zu ſagen haben könnte. — Die Muſik hatte geendigt.... man öffnete mir die Thüre des Salons.

— Nur herein, Musje Karl, ſprach der Bediente mit einem Tone, an dem ich leicht das Spöttiſche herausfand.

„Ich trat ein.

„Der Aufenthalt der Dame hatte etwas Zauberiſches für mich. Herabgelaſſene Stores, auf denen große Blumen und Vögel in den lebhafteſten Farben gemalt waren, dämpften das Licht des Tages und hüllten das Gemach in eine ſanfte und harmoniſche Färbung. Kamin und Tiſche waren mit Blumen bedeckt und ſie erfüllten den Raum mit einem durchdringenden Geruche.

Doch ich vergaß dir zu ſagen, was Frau von P. für eine Frau war. Sie mochte ungefähr dreißig Jahre alt ſeyn; blond, zart, von jenem ſchönen engliſchen Schlage, bei dem jede Bewegung Grazie verräth; jedes Wort Muſik; jeder Blick ein Pfeil; unter der zart gezogenen Braue ein Auge, das unendlicher Nuancen fähig iſt. Ihr Wuchs war noch entzückend, und in der ganzen Stadt ſtand ſie in dem Rufe des feinſten Geſchmackes und der vollkommenſten Eleganz.

„Frau von P. ſaß auf einem Divan und hielt in der Hand ein feenhaftes Schnupftuch von geſticktem Battiſt. Nachdem ich eingetreten war, deutete ſie mir mit einer Bewegung, die zu höflich war, um nicht für Spott gelten zu können, einen Sitz an, der ihr gegenüber ſtand und den Rücken dem Fenſter zukehrte. Hierauf rückte ſie ſich in jene lebhafte Stellung zurecht, die man annimmt, wenn man etwas mit großer Aufmerkſamkeit anhören will.

„So ſaßen wir uns nun ſchon einige Minuten gegenüber, ohne daß ein Wort gewechſelt worden war. Ich ſuchte vergebens einen Vorwand, die Konverſation zu beginnen, denn ich muß es geſtehen, dieſe Frau imponirte mir gegen mein Erwarten. Schon wurde die Situation beinahe lächerlich, als ich zum Glücke ein niedliches Kind bemerkte, das mir früher entgangen war, und das jetzt zu ſeiner Mutter eilte, um ſich halb neckend, halb unartig an ihren Schoos zu hängen.

— Die gnädige Frau, fing ich an, hat da ein allerliebſtes Kind

„Wahrhaftig, einen gemeineren Anfang hätteſt du für deine Konverſation nicht leicht finden können, unterbrach hier der dicke Paul ſeinen Freund.

— Du haſt recht. Frau von P. mußte dieß auch fühlen; denn ſie erwiederte mir: ich glaube, daß ich Ihren Beſuch einem wichtigeren Beweggrunde zuzuſchreiben habe.

— Iſt dieſes Kind gleich Edmund aus Ihrer erſten Ehe? fragte ich mit feſtem Tone, ohne auf die Bemerkung der Dame Rückſicht zu nehmen. Dabei ruhte meine Hand in der Taſche und hielt die Klinge, indem mein Auge nach dem leeren Rahmen ſich richtete. Auf ſolche Weiſe ſtählte ſich mein Muth, um geraden Wegs das Ziel zu erreichen.

„Frau von P. erröthete leicht über die bizarre Frage, die ich an ſie richtete; allein ich ſah ſie ſo ſcharf dabei an, daß meine Haltung ſie zu ergreifen ſchien.

— Nein, mein Herr, antwortete ſie mit halblauter Stimme.

„Ein bedeutungsvolles Stillſchweigen folgte nun. Man fühlte, daß etwas Unerwartetes hereinbrechen müſſe, und ich ſelbſt, von dem Augenblick ergriffen, empfand beinahe Furcht vor dem, was ich ſagen wollte.

— Dürfte ich endlich ſo frei ſeyn zu fragen, was mir eigentlich die Ehre Ihres Beſuchs verſchafft? brachte Frau von P., ſichtlich ergriffen, mit Stottern hervor.

— Madame, ſagte ich mit ſtrengem Tone, ich habe Ihnen etwas zu übergeben.

— Mir, mein Herr? und wer gab Ihnen den Auftrag?

— Das Grab! rief ich, indem meine Hand das Meſſer preßte, um mich in meinem Entſchluß zu beſtärken.

— Wie! ſtammelte Frau von P., ich verſtehe Sie nicht.

— So will ich mich denn verſtändlicher machen, entgegnete ich.

„Und nun zog ich das Tuch aus der Taſche, in dem das Meſſer lag, das ich in dem Schädel des Freiherrn von * gefunden hatte, und warf es auf den Boden. Das ſchreckliche Mordinſtrument enthüllte ſich vor den Augen der Dame, und nahm ſich in den Falten des rothen Tuch's aus, als ob es im Blute läge.

„In dieſem Momente konnte ich an einem begangenen Verbrechen nicht mehr zweifeln, denn ich hatte entweder den Thäter oder den Mitſchuldigen vor mir.

„Beim Anblick des Meſſers ſtieß Frau von P. einen durchdringenden Schrei aus und ſank ohnmächtig vom Divan; das Kind ſchrie, als es ſeine Mutter in dieſem Zuſtande ſah, und eine Seitenthür wurde aufgeriſſen, aus der ein Mann mit Heftigkeit in das Zimmer trat.

— Mein Herr! rief mir der Eintretende zu, indem er mich mit einer ungeheuren Arroganz maß, wollen Sie mir wohl ſagen, was dieſe unanſtändige Scene bedeuten ſoll?

„Dieß war Herr von P., derſelbe, welcher dem Freiherrn von * bei ſeiner ſchuldigen Gattin gefolgt war.

„Ich antwortete nicht, um ihn vorerſt zu ſondiren und zu ſehen, ob er etwas errathen würde. Er ließ ſeinen Blick durch das Zimmer ſchweifen, und als er das Meſſer am Boden ſah, wurde eine fürchterliche Bewegung an ihm bemerklich. Er ſtürzte darauf zu, um es aufzuheben; ich aber kam ihm zuvor, ergriff das rothe Tuch und ſteckte es mit dem Meſſer in meine Taſche. Jetzt war ich Meiſter meiner Haltung und überſchaute mit kaltem Blick das Drama, welches ich hier herbeigeführt hatte und deſſen Entwicklung ich nun erwartete.

„Eine indeß herbeigekommene Kammerjungfer war um Frau von P. beſchäftigt. Er war etwas gefaßter geworden.

— Folgen Sie mir, ſagte er endlich mit gewaltſamer Anſtrengung.

„Wir gingen in ein anderes Zimmer.

— Mein Herr, ſagte er hier mit einem furchtbaren Ausdruck, Sie ſind im Beſitze eines ſchrecklichen Geheimniſſes, das nicht gemacht iſt, von Zweien gekannt zu ſeyn.

— Ich verſtehe Sie, mein Herr, antwortete ich, mit einer mir jetzt noch unerklärlichen Faſſung. Sie ſehen mich bereit, der Rache, zu der mich der Zufall berufen zu haben ſcheint, auch dieſe Richtung zu geben. Ich könnte, wie Sie leicht begreifen, das Ganze der Juſtiz überlaſſen; allein da Sie ſich einem Gottesurtheil unterwerfen wollen, ſo glaube ich auch, daß Gott mich nicht zum erſten Male in meinem Leben verlaſſen wird, wo ich eine Waffe führe.

„Hierauf fügte ich noch hinzu, daß, wenn er es im Ernſte verſuchen wollte, mir das Leben zu rauben, um ſein ſchreckliches Geheimniß für immer zu begraben, ſo würde er mich an dem und dem Orte finden, wo ich ihn erwarten wollte. Ich beſchrieb ihm genau eine einſame Felſenparthie am Meere, die einem jeden Einwohner des Ortes unter einer gewiſſen Benennung bekannt iſt, und verließ ihn dann.

„Ich befand mich in einem Zuſtande, der mich faſt ganz aufzureiben drohte und in mir den Wunſch entkeimen ließ, daß ſich dieſes Drama ſo ſchnell als möglich endigen möchte. Der Zweikampf ſelbſt erſchreckte mich nicht im Geringſten, und ich muß dir ſagen, daß ich das ſeltſame Gefühl hatte, den Wunſch, dieſem Menſchen gegenüber zu ſtehen, um ihm durch die Chance, die ich ihm bot, mir das Leben zu nehmen, eine Art von Genugthuung zu geben, gleichſam eine Entſchädigung für die verderbliche Unruhe, die ich über ſein Daſeyn gebracht. Zwei Stunden waren ſo vergangen, ohne daß ich mich von der fieberhaften Aufregung befreit fühlte, die ſeit dem Morgen in mir tobte. Allein ich that auch Alles, um meine Gedanken in einer Richtung zu erhalten, welche dieſe Aufregung nähren mußte.

„Endlich begab ich mich nach dem Felſen. Indem ich an der Kaſerne, die nächſt dem Thore lag, vorübergehe, erblicke ich einen alten Grenadier-Unteroffizier, der täglich zu meinem Vater zu kommen pflegte, um dort ſein Schnäpschen zu trinken. Ich hatte ſchon mehrmals mit ihm geplaudert und jenen ſchlichten geraden militäriſchen Sinn an ihm entdeckt, der dem Umgang mit ſolchen alten Kriegern einen eigenen Reiz verleiht. Sogleich kam es mir in den Kopf, ihm einen Theil von dem, was ſich mit mir zugetragen, mitzutheilen. Ich dachte, daß ein Menſch, wie dieſer Herr von P., allein mit mir an einem einſamen Orte mir leicht einen ſchlechten Streich ſpielen könnte, um vollkommen ſicher zu ſeyn, daß ſein Geheimniß nicht verrathen würde. Ich blieb alſo bei meinem alten Unteroffizier ſtehen.

— Herr Unteroffizier, ſagte ich vertraulich zu ihm, ich wollte Sie um eine Gefälligkeit bitten.

— Nur zu, Herr Karl, ich werde es gewiß nicht abſchlagen.

— Mit einem Wort . . . ich habe ein Duell.

— Ein Duell! und wann?

— Jetzt gleich.

— Und wo?

— Unweit von hier.

„Ich nannte ihm den Ort.

— Teufel! rief er, das kommt mir unerwartet! So jung noch . . . . das iſt indeß Ihre Sache. Wer iſt Ihr Gegner?

— Ein Herr aus der Stadt. Ich kann Ihnen nicht ſagen, weshalb wir uns ſchlagen. Dieſelbe Urſache, die mir dieſes verbietet, hat uns auch verhindert, Sekundanten zu wählen, denen man ja hätte ſagen müſſen, weshalb man ſich ſchlägt. Jetzt wollte ich Sie bitten, ſich wie durch Zufall an dem Orte einzufinden, damit Sie uns allen Beiden als Zeuge dienen können, wenn ſich vielleicht ein Unglück dabei zutrüge.

— Hm, hm! ich wollte wohl .... weiß ihr Vater davon?

— Nein! und ich wünſche, daß er auch nichts darüber erfahre.

— Wie ſchlagen Sie ſich?

— Ich habe es nie weit im Fechten bringen können; alſo denke ich, auf Piſtolen wird's beſſer ſeyn.

— Das Knallen wird wenigſtens nicht gehört werden; denn das Meer lärmt dort ſo an den Felſen, daß man ein beſtändiges Tirailleurfeuer zu hören glaubt. Jetzt gehen Sie voraus. Ich werde um den Platz ſtreifen, bis der Andere angekommen iſt. Aber wie iſt's denn, mein lieber Karl, iſt die Hand auch ſicher, der Blick feſt?...

— Seyn Sie ruhig, alter Freund, Sie ſollen mit meinem Probeſchuß zufrieden ſeyn. Wenn ſich die Gerechtigkeit Gottes in dieſer Sache zeigt, ſo wollen wir dieſen Abend eine Flaſche Wein trinken.

— Amen! ſprach der alte Unteroffizier, rückte ſeine Kappe zurecht und ging dem Felſen am Meere zu.

„Ich blieb noch einige Minuten ſtehen, da bemerkte ich Herrn von P. aus dem Stadtthore kommen. Er hatte ein Paket unter dem Arm. Ich wollte ihn nicht warten laſſen, und ſchlug den Weg ein, den mein Unteroffizier genommen hatte. Als ich in den Hohlweg gekommen war, der ſich zwiſchen den Felſen hinaufzieht, holte mich mein Gegner ein.

— Sie haben richtig errathen, daß dieſes Duell, welches einen von uns das Leben koſten muß, keinen andern Zeugen als den Himmel haben kann, ſagte er zu mir.

— Ich begreife wohl, daß Ihnen daran liegen muß, nur den Himmel zum Mitwiſſer unſeres Handels zu haben, ſprach ich, ohne ihn anzublicken, indem ich meinen Schritt beſchleunigte.

„Bald waren wir oben. Der Gatte der Baronin zog zwei lange Piſtolen aus dem Tuche, das er unter dem Arm trug. Sein Geſicht war bleich. In dieſem Augenblick beſeelte mich jungen Menſchen eine Art von Hochgefühl, daß ich als Werkzeug der Gerechtigkeit der himmlichen Rache erwählt ſey, um einen Schuldigen zu beſtrafen, der jener Klaſſe der Bevorrechtigten in der Geſellſchaft angehörte, der vielleicht im Stande geweſen wäre, meinem Wunſche in den höheren Regionen der Geſellſchaft mir Platz zu gewinnen, feindlich entgegentreten konnte. Mir ſchien es, als wenn ich dieſe erſte Gunſt des Schickſals — denn dafür hielt ich es — meiner Erziehung zu verdanken hätte, indem ich einen Menſchen in meine Hand gegeben ſah, deſſen Rang und Reichthum allen ſeinen Mitbürgern Achtung einflößte. Solche Gedanken und Empfindungen waren ganz dazu gemacht, meinen Muth zu befeſtigen, und etwas in meinem Innern ſagte mir, daß mein Beginnen recht ſey.

— Hier ſind zwei Piſtolen, ſprach Herr von P., die eine iſt geladen, die andere iſt es nicht. Wir wollen uns Angeſicht gegen Angeſicht, Auge gegen Auge ſtellen, die Mündung auf der Bruſt und ....

— Halt, halt, meine Herren! rief hier der alte Unteroffizier, indem er um die Ecke einer verfallenen Mauer bog, die vielleicht in früherer Zeit den Strandreitern gedient haben möchte. Sie werden mir wohl nicht verbieten, zuzuſehen, da mich das Ungefähr herbeiführt?

— Der Teufel hole den Soldaten, murmelte mein Gegner, der von dieſer Unterbrechung nicht ſehr erbaut ſchien.

— Da der Alte nun einmal da iſt, ſprach ich, ſo mag er unſere Waffen unterſuchen und zuſehen. Der Sieger dürfte wohl auch einer Hülfe benöthigt ſeyn, um das Geheimniß ſeines Sieges zu ſichern.

„Zugleich gab ich dem Unteroffizier ein Zeichen, daß er unſere Piſtolen unterſuchen möchte. Er blies in die Läufe, unterſuchte ſie mit dem Ladſtock und fand, daß die eine geladen, die andere es nicht war.

— Es geht alſo auf Tod und Leben? ſprach er.

— Auf Tod und Leben! antwortete P.

— Nun wohl! erwiederte der Soldat, wir wollen die Piſtolen verdecken und dann ziehe jeder blindlings ſein Loos — in Gottes Namen!

„Der Unteroffizier zog ſeinen Rock aus, legte die Piſtolen auf den Felſen und bedeckte ſie damit. Ich wählte zuerſt. Als wir Beide bewaffnet waren, näherten wir uns, die Blicke feſt auf einander gerichtet. In dieſem Augenblicke dachte ich nicht mehr daran, der arme Student zu ſeyn, der Sohn eines unbekannten Krämers, den man ungehindert verſpotten durfte, ſondern ich fühlte tief in meinem Innerſten, daß ich ein Menſch ſey, dazu berufen, eine hohe und wichtige Sendung zu vollführen.

„Von P. näherte ſich mir.

— Aug in Auge, Fuß an Fuß — die Piſtolen auf der Bruſt — der Menſch hier ſoll das Zeichen geben. Das Uebrige? Je nun, der Teufel mag es fügen, murmelte P. zwiſchen den Zähnen.

— Der Himmel möge entſcheiden! erwiederte ich.

„Wir ſtanden dicht vor einander, und da wir ungefähr von derſelben Größe waren, ſo traf die mit ausgeſtrecktem Arm gehaltene Piſtole gerade die Magenhöhle. Ich hatte meine Kleider aufgemacht, um meinen Gegner zu veranlaſſen, daſſelbe zu thun. Ich war befriedigt, als ich ſeine Haut ſah, und daß keine Hinterliſt von ihm angewandt worden war. Als ich die Mündung der Piſtole, ihren kalten eiſernen Ring auf meinem Fleiſche fühlte, da durchzuckte mich ein leiſer Schauer, den ich jedoch bald bewältigte. Der Anblick meines Gegners flößte Entſetzen ein; für Jemand, der ihn mit kaltem Blute beobachtet haben würde, war er ſchon ein todter Menſch; eine bläuliche Bläſſe hatte ſein ganzes Geſicht umzogen, und all' ſein Blut ſchien in ſein Auge geſtiegen zu ſeyn, deſſen Blick wahrhaft entſetzlich war. Er mußte ſeine Waffe mit einiger Gewalt gegen meine Bruſt drücken, um nicht das Zittern ſeines Armes zu verrathen. Ich ſah, daß er außer Stande war, ein Wort zu ſagen.

Wohlan, rief ich dem Unteroffizier zu.

— Es widerſtrebt mir, ein Zeichen zu geben, welches einem Menſchen das Leben koſten ſoll, erwiederte der alte Soldat. Sehen Sie dort die Möwen auf dem Strande? bei der erſten, die fortfliegen wird, werde ich in die Hand ſchlagen, und wenn ſie dann Feuer geben, ſo war es doch die Möwe eigentlich, nicht ich, die das Zeichen gegeben hat.

— Es ſey, ſagte ich.

„Einige Secunden vergingen .... Wie lange erſchienen ſie mir, wenn du wüßteſt in einem ſolchen Augenblicke .... Endlich mußte wohl ein Möwe davongeflogen ſeyn, denn unſer Zeuge klatſchte ſehr vernehmlich in die Hände. Ich drückte ab. Zwiſchen mir und meinem Gegner erhob ſich ein dicker Rauch .... Es war ſicher losgeſchoſſen und doch ſtanden wir uns noch Beide gegenüber. Die Piſtolenmündung P.'s verurſachte mir jetzt Schmerz auf der Bruſt .... Meine Gedanken waren ein wenig verwirrt und ich ſchwankte einige Schritte zurück. Da ſah ich plötzlich meinen Gegner, der eine halbe Sekunde ungefähr nach dem Schuß noch ſtehen geblieben war, das Gleichgewicht verlieren, und ſo lang er war, auf den Felſen niederfallen. Meine Kugel war ihm durch die Bruſt gefahren, und die meinige, welche ſeinem durch den Todeskrampf erſtarrten Arm als Stützpunkt diente, hatte ihn noch für einen Augenblick ſtehend erhalten.

Beim Anblick des Todten — denn der alte Soldat ſagte mir, daß ſeine Seele zu gleicher Zeit mit der Möwe davongeflogen ſey — hatten mich Muth und Standhaftigkeit gänzlich verlaſſen. Ein Zittern ergriff mich vom Kopf bis zu den Füßen, und mein erſter Gedanke war, daß ich das, was ſich ſo eben zugetragen hatte, ernſtlich und wahrhaft bedauerte. Ich würde das Leben dieſes Menſchen mit meinem eigenen gern wieder erkauft haben. Ich weinte wie ein Kind, und ohne die Gegenwart des Unteroffiziers, der mir Troſt zuſprach, würde ich mich gewiß mit dem Leichnam von der Höhe des Felſens in das Meer geſtürzt haben.

— Oho! keine Kindereien! ſagte der alte Soldat. Der Feind liegt am Boden, jetzt gilt es den Rückzug! Sie betragen ſich ſchön für einen Sieger.

— Sollen wir aber den Menſchen hier liegen laſſen? erwiderte ich, indem mir nach und nach die Gefahren meiner Lage deutlicher wurden.

— Das kommt darauf an. Man könnte glauben, er habe ſich ſelbſt umgebracht. Doch nein! wir wollen ihn lieber in's Meer werfen.... Die Fluth zieht ſich eben zurück. Sie möge ihn zu fünfhundert Teufeln führen!

— Das wäre vielleicht das Geſcheidteſte, allein dort ſind Leute am Strande, man könnte uns ſehen, und wir könnten dann ernſtlich compromittirt werden. Kommen Sie! fort, fort von hier! das wird das Beſte ſeyn! Sonſt könnte man uns noch entdecken.

„Und mit feſtem Schritte kletterte ich an der entgegengeſetzten Seite vom Felſen herab, da auf der andern, wo man bequemer hinanſteigen konnte, einige Leute ſichtbar wurden. Der Unteroffizier folgte mir. Obgleich der Weg ſehr ſteil und beſchwerlich war und wir uns mit Händen und Füßen forthelfen mußten, ſo erreichten wir doch die Ebene des Strandes, ohne daß uns Jemand geſehen hatte.

„Sobald ich mich unten ſah, neben mir meinen treuen Gefährten, der mich durch kräftige Zuſprache ermunterte, ſo erholte ich mich ein wenig aus der gränzenloſen Verwirrung, in die mich die tragiſche Löſung dieſes Doppeldrama's verſetzt hatte. Ich beruhigte mich endlich bei dem Gedanken, daß es denn doch beſſer geweſen ſey, daß der Schuldige gefallen, als wenn ich es geweſen wäre.

„Ich bat den Unteroffizier, meinem alten Vater nichts von dem Vorfall zu ſagen. Wir kamen überein, daß wir mit großer Umſicht den Gerüchten folgen wollten, welche unvermeidlich nach dem Tode des Herrn von P. ſich verbreiten mußten, und daß wir nur dann mit Geſtändniſſen dazwiſchen treten würden, wenn man unſere Theilnahme an der Kataſtrophe wiſſen würde und ein Läugnen von unſerer Seite den Verdacht eines Verbrechens herbeiführen könnte, wo doch Alles auf eine rechtmäßige Art und Weiſe zugegangen war. Nachdem wir dieſes verabredet und beſchloſſen, betrat ich wieder meine Wohnung.

„Es geſchah erſt am andern Tage und zwar ziemlich ſpät, als der Leichnam des Herrn von P. auf der kleinen Plattform des Felſens gefunden wurde, die uns zum Kampfplatze gedient hatte. Ich ſah unter meinem Fenſter den trüben Zug vorübergehen, der die Leiche zu den Ihrigen begleitete. Fiſcher hatten ihn in der Stellung gefunden, in welcher er den Geiſt ausgehaucht hatte, die Piſtole krampfhaft in der Hand. Man ſprach nur von einem Selbſtmorde, den man ſich um ſo leichter erklären wollte, als ſeit dem vorigen Tage ſich das Gerücht verbreitet hatte, daß Frau von P. wahnſinnig geworden ſey.

„In der That, als die Kammerjungfer die Ohnmächtige in's Leben zurückgerufen hatte, zeigte es ſich, daß ſie den Verſtand verloren hatte.

„Die Frau wahnſinnig — der Mann getödtet — der Freiherr von * war gerächt!“ — — —

Der luſtige Paul ſtarrte vor ſich hin, als Karl ſeine Erzählung geendet hatte; beide ſaßen ſich noch eine Weile gegenüber, dann verließen ſie das Kabinet, ohne ein Wort weiter mit einander gewechſelt zu haben.

Der Selbſtmörder.

1.

Wir blicken in ein tief verhängtes, ſtilles Zimmer. Eine kranke Frau liegt im Sterben. Unweit von ihrem Bette, hinter dem Schirm, hält ſich die Gruppe leis berathender Aerzte, und nebenan die erſte Kammerfrau, die treue Wärterin, das Mittel in der Hand, und mit ängſtlichem Blicke auf den Befehl des erſten Hofmedicus wartend, ob ſie ſich der Kranken damit nähern ſollte oder nicht.

Nach einer Pauſe treten die Aerzte aus einander, und der Leibarzt nähert ſich der Kammerfrau.

„Die Fürſtin kann nur wenige Tage noch leben, ſpricht er leiſe zu ihr, die Kraft ſchwindet immer mehr und es iſt kein Mittel vorhanden, dieſe zu erſetzen; dabei macht das Uebel reißende Fortſchritte, denen kein Widerſtand mehr zu leiſten iſt. Wir haben ſie aufgegeben. Es bleibt nunmehr nichts übrig, als beſchwichtigende Mittel zu geben, welche die Schmerzen der hohen Frau lindern und ihr das Hinüberſchweben ſo ſanft als möglich erleichtern. Die bisher angewandten Arzneien werden ausgeſetzt und mit dem Tranke begonnen, den der Hofapotheker ſogleich ſchicken wird. Wir empfehlen Ihnen vor allen Dingen die größte Sorgfalt, und daß Alles vermieden werde, was die Fürſtin erſchrecken oder unangenehm aufregen kann. Hingegen können Sie ihr von nun an Alles gewähren, was ſie wünſchen ſollte. Wir ſind der Meinung, daß in dieſen extremen Fällen oft der hellſehende Geiſt des Kranken auf ein Mittel gerathen kann, das ihm, wenn auch nicht von ſeinen Leiden hilft, ſo ſie ihm doch lindert. Verdorben kann hier nichts mehr werden; daher nochmals — erfüllen Sie der Patientin jeden Wunſch, den ſie äußert, geben Sie ihr unweigerlich, was ſie zu eſſen oder trinken wünſcht, laſſen Sie ſie aufſtehen, ſich ankleiden — und nun Adieu! gegen Abend komme ich wieder, um nachzuſehen."

Die treue Dienerin begleitete den erſten Leibarzt bis zur Thüre, und kehrte zurück, ſich die Augen trocknend.

Die kranke Fürſtin ſchien erwacht und ihre heftigen Schmerzen preßten ihr ein leiſes, ſchwaches Stöhnen aus. Die Kammerfrau trat hinzu.

„Ach, gutes Kind, ſprach die Sterbende, ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht. Die Freuden dieſer Welt ſind nicht mehr für mich da, und mir ſind nur noch herbe Schmerzen vorbehalten, die ich auszuſchlürfen habe, ehe ich gewürdigt werde, zu den ewigen Freuden einzugehen."

Sie drückte der ſchluchzenden Kammerfrau die Hand und ermahnte ſie, nicht zu weinen.

„Sieh, fuhr ſie fort, ſollteſt du es wohl glauben, daß mich in dieſen Augenblicken ſchmerzvoller Abſpannung dennoch die Hoffnung erfüllt auf beſſere Tage? Ich weiß nicht, ob dieß vielleicht ſchon die Ahnung des Jenſeits iſt? Allein ſtets denke ich — obgleich ich faſt von der Unmöglichkeit überzeugt bin — an meine bevorſtehende Geneſung und an eine ſchöne Reiſe, die ich dann unternehmen werde. Du ſollſt mich dann begleiten. O ich male mir alles ſo aus, wie es einſt war in der glücklichſten Zeit meines Lebens, als ich, eine beſeligte Gattin und Mutter, mit dem jungen Erbprinzen die Reiſe nach Italien machte. Du begleiteteſt uns ja und weißt daher Alles. Dann ſehe ich zwar reizende Gegenden im Geiſte wieder, ich halte die längſt verklungenen Geſpräche noch einmal, aber vor Allem ſind es die Lieder, die ich damals hörte, die mich entzücken. Hätte ich noch Kraft, die Stimme zu erheben, ich wollte dir ein Paar davon ſingen, ſo lebhaft tönen ſie in mir. Es ſind ewige Lieder, die nie verhallen unter dem glücklichen Volke. Ach! wenn ich doch nur noch einmal in meinem Leben ſie außer mir hören könnte, wie dankbar wollte ich dem Himmel ſeyn!“

„Befehlen Ihro Durchlaucht, daß Muſik gemacht werde?“ fragte die Dienerin,“ ſo könnte ſogleich der Kapellmeiſter mit Einigen vom Orcheſter geholt werden, die dann im nebenanſtoßenden Gemach irgend Etwas, das Ihro Durchlaucht gern hörten, executiren würden.“

„O nicht doch,“ erwiederte die Fürſtin. „Nicht von ſolcher Muſik ſpreche ich. Wenn dieſe Leute auch noch ſo leiſe ſpielen würden, ſo könnte es mein geſchwächter Kopf ja nicht ertragen. Uebrigens bin ich nie mit dem einverſtanden geweſen, was ſie Harmonie nennen. Ich begreiſe nur die Melodie, den Geſang. Wie mir etwas Neues, eine zweite Melodie hinzutritt, ſo ſtört und verwirrt es mich, ich verliere den Faden und höre bald gar nichts mehr."

Das anhaltende Reden hatte die Kranke erſchöpft und ſie ſank, mit der Hand abwehrend, in die Polſter zurück und ſchloß die Augen. Die Kammerfrau war ſinnend ſtehen geblieben. Muſik wollte die Fürſtin, ſie verſprach ſich davon Erleichterung ihres Zuſtandes, und der Leibarzt hatte geſagt, daß man ihre Wünſche in dieſer Beziehung erfüllen ſolle. Die Inſtrumentalmuſik war es jedoch nicht, was die Fürſtin meinte.

„Wie nun?" dachte die treue Dienerin, wenn ich die Primadonna unſers Theaters herbeſcheiden ließe?"

Doch bald verwarf ſie wieder dieſen Gedanken. Die grelle, ſchneidende Stimme, die Anmaßung, Alles dieß ſchien ihr Beleidigung für den Ort, wie für den Zuſtand derjenigen, die der Geſang hier erbauen ſollte.

Noch war ſie mit ihrem Sinnen nicht zu Ende, als eine freundliche Erſcheinung ſie zur Thüre des Krankenzimmers lockte. Es war ihr Sohn, ein junger, artiger Menſch, der durch den Einfluß ſeiner Mutter bei der alten Fürſtin bereits zu bedeutendem Anſehen geſtiegen war, und nun zu den geſuchteſten Kavalieren des fürſtlichen Hofes gehörte.

Er war gekommen, ſich nach dem Befinden ſeiner hohen Gönnerin zu erkundigen, mit deren Tode auch manche ſeiner kühnſten Hoffnungen zu Grabe getragen werden ſollten, und war ſchmerzlich überraſcht, als er den kummervollen Ausdruck in den Zügen ſeiner Mutter las, und die verweinten Augen ihm verriethen, daß ſeine Befürchtungen wahr werden dürften.

Seine Mutter theilte ihm Alles mit.

„Was die Muſik betrifft, äußerte er hierauf, ſo weiß ich Rath. Ich werde eine Muſik herbeiſchaffen, gerade ſo wie ſie nur unſere liebe Fürſtin wünſchen kann. Mir iſt ein Freund vorgeſtern aus Italien zurückgekommen, der, neben der anmuthigſten Stimme von der Welt, gerade im Vortrage der Volkslieder excellirt, wie ſie am Arno und in den Lagunen geſungen werden, und das iſt's ja eben, um was es ſich hier handelt. Dabei iſt mein Freund von altem Adel, aber von höchſt bedauerlicher Armuth. Seine unbezwingliche Luſt, Italien zu ſehen, hat ihn vollends aufs Trockene geſetzt, da die Reiſe und der mehrjährige Aufenthalt daſelbſt ſein Bischen Vermögen gänzlich aufgezehrt hat. Es wäre ihm zu wünſchen, daß er die Aufmerkſamkeit der guten Fürſtin noch vor ihrem Ende auf ſich zöge; vielleicht beſchenkt ſie ihn reichlich und bedenkt ihn wohl noch obenhin mit einem Legat. Ich habe mich ſeiner gleich bei ſeiner Rückkehr auf das Wärmſte angenommen, und er iſt bei mir abgeſtiegen. Sobald ich alſo den Willen der Fürſtin wiſſen werde, ſende ich meinen italieniſchen

Freund mit ſeiner Laute her und zweifle nicht, daß man mir dafür dankbar ſeyn werde.“

Der guten Mutter fiel bei dieſer Eröffnung ihres geliebten Sohnes ein Stein vom Herzen, und ſie bat den Sohn, noch ein wenig im Vorzimmer zu verweilen, bis daß ſie die Gelegenheit abgewartet haben würde, den Willen der Kranken in Bezug auf den fremden Sänger zu erfahren.

2.

Der junge Mann, deſſen künſtleriſche Vorzüge bei ſeiner Rückkehr aus Italien ihm ſogleich den Eintritt zur Fürſtin Mutter ebnen ſollen, war ein Herr von M., vom älteſten Adel des Landes, aber ſeit ſeiner früheſten Jugend auf grauſame Weiſe mit dem Glück zerfallen. Er war nicht ſchön, aber gut gewachſen, und jetzt, nach dem mehrjährigen Aufenthalt im Süden, hätte man ihn leicht für einen Sohn deſſelben halten können, denn er war ſtark gebräunt im Geſicht, die Augen blitzten von innerer Glut und eine unter uns ſeltene Lebhaftigkeit hatte ſich allen ſeinen Bewegungen mitgetheilt. Außer ſeinem ſehr angenehmen Geſangstalent, war er mit jenem gefälligen Weſen ausgeſtattet, das in der Geſellſchaft beliebt erſcheinen läßt, und wenn auch keine Abſicht bei ihm zu erkennen war, daß er gefallen wollte, ſo nahm er doch für ſich ein. Der Grundzug in ſeinem Charakter war Geradheit mit Stolz gepaart, und ſo wie dieß ihn nie nach einem unerlaubten Mittel greifen ließ, um ſeinen Weg zu machen, ſo machte es ihn auch ſtreng und verſchloſſen gegen ſich und Andere, und nie konnte er ein vertrauliches Wort über ſeinen ſchlechten Vermögenszuſtand ſelbſt ſeinem beſten Freunde mittheilen.

Man ſah zu jener Zeit nicht ſelten in der großen Welt und an den glänzendſten Höfen zumeiſt junge und alte Edelleute ohne Vermögen, deren reiche Ahnenreihe und die Achtung, die ſie vor ſich ſelbſt empfanden, ſie in den Fall brachten, Hungers zu ſterben, wenn gleich ihre übrigen Verdienſte ſie vor aller Welt erhoben hatten. Da ſie zu ſchwach waren, um die damals noch mit aller Strenge herrſchenden Vorurtheile zu bekämpfen, und ſich daher nicht mit dem Handel und Fabrikweſen oder andern Beſchäftigungen der „niedern Bürgerlichkeit,“ wie ſie es nannten, abzugeben, ſo war ihnen nur eine Bahn vorgezeichnet, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen und ihrem Mangel abzuhelfen: dieß war der Hof und die Gunſt des Fürſten.

Dieſen Weg mußte nun auch Herr v. M. einſchlagen, nachdem er ſeine Sehnſucht geſtillt hatte, und mit angenehmen Gaben und Kenntniſſen, die er ausgebildet und erworben, nach ſeinem Vaterlande zurückgekehrt war. Der Fürſt war ein junger Herr, der erſt in ſeinem fünf und zwanzigſten Jahre ſtand und noch unverheirathet war. Er lebte den Zerſtreuungen, und obgleich er von Natur gut, hilfreich und großmüthig war, ſo wurde er doch zu ſehr von ſeinen Lieblingsneigungen beherrſcht, die beſonders in dieſem Augenblicke eine junge, reizende Sängerin zu feſſeln wußte, als daß er ſich viel um die Hilfloſigkeit und das Bedürfniß Anderer kümmern ſollte, die ihn umgaben, ohne daß er ſie bemerkte. Der gute aber arme Herr von M. mußte daher Gott danken, daß er den Sohn der erſten' Kammerfrau kannte, der — wie ſchon bemerkt — durch die beſondere Gunſt der Fürſtin Mutter bei Hofe eine Art von Rolle ſpielte, und daß ihm dieſer Freund ein Obdach mit Zubehör bewilligt hatte, bis daß der Zufall ſich ihm gnädig bewieſen haben würde.

Dieſer Zufall war nun erſchienen.

Als Herr v. M. von ſeinem Freunde die angenehme Nachricht erhielt, daß die kranke Fürſtin ihn zu hören wünſchte, war er weder erſchreckt, noch machte er Umſtände. Er hatte zu viel Gefühl ſeiner Würde und das Bewußtſeyn ſeiner Fähigkeit und deſſen, was ſich ſchickte. Dieß macht eben in der Geſellſchaft beliebt und angeſehen, beſonders in der vornehmen. Dergleichen Herrſchaften wollen ſich ſelten die Mühe nehmen, ein Talent hervorzuziehen, das ſich anhaltenden Beſtrebungen, es kennen zu lernen, eigenſinnig entzieht, und eben ſo argwöhnt man, daß hinter zu großer, an Blödigkeit gränzender Beſcheidenheit das wirklich Nichtige ſich verberge. Obgleich nun zwar M. dieſe Fehler eines Menſchen, der ſich weiter bringen will, glücklicherweiſe nicht hatte, ſo beſaß doch der Arme eine dennoch ungemein ungünſtige Miſchung des Charakters, die ſeinem Glücke, wo es ſich ihm zeigte und für jeden Andern leicht zu erhaſchen geweſen wäre, hinderlich wurde und ihn dem ſchmählichſten Looſe preisgab.

Unſer Freund mußte die Toilette ſeines Gaſtfreundes zu Hülfe nehmen, als er dem Rufe der Fürſtin Folge leiſten wollte. Er entlieh ein geſticktes Hofkleid und alle jene Requiſiten, die zu einer ſolchen Erſcheinung durch die Etikette bedingt ſind, ſtimmte ſeine beſte Laute auf das Genaueſte — wie man weiß, bei dem vierundzwanzigſaitigen Inſtrument eine ſchwere Aufgabe, und ſtieg dann in den Wagen, den man ihm geſandt hatte, um ihn nach dem Orte ſeiner Beſtimmung hinzuführen.

Die erſte Kammerfrau empfing ihn leiſe und gemeſſen, aber doch ungemein höflich im Vorzimmer. Sie äußerte ihm, daß ihr Sohn ihr bereits viel von ſeiner Kunſt geſagt habe, und daß ſie deshalb vollkommene Hoffnung auf ihn ſetze, den leidenden Zuſtand der hohen Kranken zu lindern. Hierauf nahm ſie den jungen Menſchen bei der Hand und führte ihn zum Bette.

Die Fürſtin hatte durch untergelegte Polſter eine halbſitzende Stellung eingenommen und bewillkommte den Eintretenden mit vieler Huld durch einige Zeichen der Hand; allein ihre von wildem Schmerze ganz zerſtörten Züge, ſo wie das klägliche Aechzen, das ſich von Zeit zu Zeit aus ihrer Bruſt ſtahl, machte dennoch einen ſehr traurigen Eindruck, und er entfernte ſich ſchnell und ſtellte ſich in eine Ecke des Zimmers, um den Wink zum Anfangen abzuwarten.

Er präludirte auf ſeinem Inſtrumente eine kurze Zeit, und begann hierauf eines jener ſehnſüchtigen Lieder, die das innerſte Gemüth erregen, und die man nur in jenem Lande hören kann, das nicht mit Unrecht das Land des Geſanges genannt wird. Kompoſition und Vortrag dieſer Lieder, wie man ſie dort'hört und wie der junge Cavalier ihn wieder zu geben fähig war, kann wahrlich mit Nichts anderem dieſer Art verglichen werden.

Dieß allein fühlte nicht nur die kranke Fürſtin, ſondern Ton und Weiſe, Stimme und Vortrag regten noch ganz beſondere Erinnerungen in ihr auf; ſie war wieder jung, und ihre krankhaft erregte Phantaſie trug ſie mit einem Male wieder nach Italien, enthob ſie den Schmerzen und ließ ſie für Augenblicke gänzlich glücklich werden. Die Wirkung war zauberhaft und überſtieg alle Erwartung. Sie vergoß Thränen und konnte ſich nicht ſatt hören. Als Herr von M. ein modernes Lied, das eben überall Beifall erhielt, anſtimmte, bat die Fürſtin mit bewegter Stimme, doch ja mit den italieniſchen Volksweiſen fortzufahren, indem dieſe allein die einzige Muſik ſeyen, nach denen ſie in ihrem jetzigen Zuſtande Verlangen habe.

So war denn eine Stunde verfloſſen. Die Schmerzen hatten wirklich nachgelaſſen, und die große Erleichterung, welche die Kranke verſpürte, hörte noch lange nicht auf, als der glückliche Sänger bereits nach Hauſe gefahren war.

Die Nacht verging ruhig, und ein erquickender Schlummer war auf die günſtige Aufregung gefolgt.

3.

Am andern Morgen war die Fürſtin kaum erwacht und hatte von ihrem beſſern Befinden die Kunde verlauten laſſen, als die erſte Kammerfrau ſich gutmüthig dem Lager näherte und einige wackere Worte zu Gunſten ihres Schützlings ſprach. Nach ihr war die glückliche Wendung doch nur allein ihm und ſeiner Kunſt zuzuſchreiben, und es ſchien ihr nicht mehr als billig, daß ihm eine fürſtliche Belohnung zu Theil werden möchte, und er zugleich dadurch den Beweis erhielte, daß ſeine fernere Heilungsverſuche durch die himmliſche Gabe „der Liebe und des Geſangs“ gewünſcht würden.

Die alte Fürſtin war in einer Stimmung, Alles zu bewilligen, um was man ſie bitten würde, um wie viel mehr war es leicht, ihr eine Zuſtimmung abzunöthigen, die ohnedieß ihrem Herzen willkommen war und ihrem geraden Sinne nur im höchſten Maaße gerecht erſchien. Sie befahl ſogleich, daß man eine Schenkungsacte über eine ganz artige Summe ausſtellen ſolle, und ſie wollte ſich dann ſelbſt das Vergnügen machen, ſie vollzogen in die Hände des jungen Mannes bei ſeinem zweiten Beſuche, den ſie gegen Abend wünſchte, zu legen. Auch verſprach ſie ein Legat ihrem Teſtamente beizufügen, um für immer ſeinen Wohlſtand auf angemeſſene Weiſe zu ſichern.

Bei dieſen guten Geſinnungen hatte es nun aber vorläufig ſein Befinden. Der arme M. wurde nicht reicher dadurch. Wenn einmal das Geld ſich gleichſam verſchworen hat, nicht in die Taſche eines ehrlichen Menſchen eingehen zu wollen, ſo werden tauſend Wendungen und Beſtrebungen vergebens ſeyn, es dahin zu bringen. Er mag anfangen was er will, er wird zu Nichts kommen, ganz nach dem Sprichworte: Alles, was er anfaßt, wird zu Blei unter ſeinen Händen.

Vergebens harrte M. den ganzen Tag hindurch auf eine Sendung der Mutter ſeines Freundes, der erſten Kammerfrau der Fürſtin, die ihn zu dieſer beſchieden hätte. Seine Hoffnung ſchien ihm ſo wohl gegründet, daß er nichts zu unternehmen wagte, um ſogleich zu Dienſten zu ſeyn. Der Eindruck, den ſein Geſang gemacht, war ſo natürlich und wahr, daß er ſich keine Täuſchung überlaſſen zu haben glauben konnte.

Es war ſpät am Abende, als ihm erſt die Gewißheit wurde, daß er für Heute nicht mehr berufen werden würde. Die alte Fürſtin hatte nehmlich einen ſo ernſten Rückfall bekommen, daß man an eine Verlängerung ihrer Tage nicht mehr denken konnte. Die Beſinnung war von ihr gewichen, und Alles dachte jetzt nur an ihre bevorſtehende Auflöſung und ſuchte noch in Eile jeden nur möglichen Vortheil daraus für ſich zu ziehen. Für M. war nichts mehr zu erringen. Die Schenkungsacte lag unvollzogen da, weil Niemand die Fürſtin in ihren Leiden um die Unterſchrift angehen mochte, eben ſo wenig konnte man ihr zumuthen, die wenige lichten Augenblicke, deren ſie noch theilhaft wurde, mit dem Teſtamentsanhang, in Bezug auf das Legat des jungen M. auszufüllen. Sie ſelbſt war von den wildeſten Schmerzen zu ſehr gepeinigt, als daß ſie von ſelbſt daran hätte denken können.

Eine zu große Verwirrung herrſchte auf allen Punkten des Hofhalts; Beſtürzung, Trauer, Selbſtſucht, Sorge, Angſt, Alles dieß trieb ſich in wilder Haſt in den Vorzimmern, ſo wie im Krankengemache durch einander. Wer dachte da wohl des armen Minneſängers, dem dieſer Augenblick zum zeitlichen Glücke werden, der ihn zum zweitenmale in ein beglückenderes Daſeyn verſetzt haben könnte.

Ein guter Stern ſollte indeſſen noch einmal aus dieſer trüben Nacht für ihn auftauchen.

Der letzte Augenblick rückte mit allen ſeinen Schauern heran. Die Fürſtin kam zu ſich und gab durch ihr Wimmern zu verſtehen, daß ſie ihre Schmerzen wieder empfinde. Eine trübe Stille war eingetreten; man hörte ein leiſes Schluchzen der Getreuen.

Da erhob ſich die hohe Sterbende mit verklärtem Antlitze aus ihren Polſtern, winkte mit der erſtarrenden Hand ihre erſte Kammerfrau herbei, und ſprach in leiſen, kurzen Abſätzen, indem ſie einen Reif mit Perlen, von großem Werthe geziert, von ihrem Finger zog.

„Hier, Gute, gib das dem jungen Mann zum Andenken, der noch geſtern durch ſeinen himmliſchen Geſang mein Daſeyn verſüßte und mich meinen grimmen Schmerzen enthob. Gib ihm dieß und danke ihm!“

Mehr konnte ſie nicht ſagen; ſie ſank erſchöpft zurück. Es waren ihre letzten Worte geweſen, denn von dem Augenblick an verlor ſie mit dem Bewußtſeyn die Sprache.

Die Dreiſteſten drängten ſich hinzu, um das Kleinod anzuſtaunen, das die Fürſtin ſo großmüthig demjenigen überreicht wiſſen wollte, der ihren Tod beſchleunigt hatte; der nach allgemeiner Meinung ſo eigentlich ihr Mörder geworden war. Denn obgleich die erſte Kammerfrau ſich auf den Leibarzt berief, der die nahe Auflöſung ihrer Gebieterin mit großer Beſtimmtheit vorausgeſagt hatte und deßhalb die Erlaubniß gab, allen Wünſchen der Kranken zu entſprechen, ſo ließen ſich die andern von ihrer vorgefaßten Meinung doch nicht abbringen.

M. war nun einmal derjenige, welcher der Krankheit dieſe plötzliche, unheilvolle Wendung gegeben, und es ſey unbegreiflich, wie ihm dafür noch Lohn — und zwar ſolch ein Lohn — zu Theil werden könnte. „Aber, fügte man hinzu, ſo geht's, wenn man mehr Glück wie Verſtand beſitzt. Gott iſt ſtets der dummen Vormund, denn außer ſeinen Bänkelſängereien ſoll eben nichts weiter an dem Abenteurer ſeyn.“

M. empfing am andern Morgen die Nachricht von dem in der Nacht erfolgten Hinſcheiden ſeiner hohen Gönnerin mit aufrichtiger Zerknirſchung. Er ſelbſt klagte ſich deſſen an, was die ihm feindſelig Geſinnten glaubten: er habe den Tod der guten Fürſtin durch ſeinen unglückſeligen Geſang beſchleunigt. Es koſtete Mühe, ihn darüber zu beruhigen, und das Geſchenk anzunehmen, das man ihm als Vermächtniß der Hingeſchiedenen überreichte.

Sein Freund, bei dem er wohnte, gab es ihm an die Hand, den Perlenreif zu verkaufen, da er ihm eine anſehnliche Summe eintragen könnte; allein dazu verſtand er ſich auf keinen Fall, als Andenken an ſeine erſte erfolgreiche That, an die verhängnißvolle Stunde, die ihn zu der Fürſtin geführt, als Gedächtniß an dieſe ſelbſt, wollte er den Reif, ſo lange er lebte, bewahren und ſich nie von ihm trennen, ſelbſt wenn er vor Hunger ſterben ſollte.

In dem Teſtamente befanden ſich fette Pfründen und Legate für die unwürdigſten Perſonen, die ſich nur aus Eigennutz in der letzten Zeit zur alten Fürſtin gedrängt hatten — nur unſers armen Edelmannes war darin mit keiner Sylbe gedacht.

Mit zwanzig Jahren fühlt man ſich jedoch nur ſehr ſelten wahrhaft unglücklich; das Glück hat ſelbſt in ſeinen launenhafteſten Streichen beſtändig ein huldvolles Lächeln für die Jugend bereit; gegen unſern Freund betrug es ſich aber geradezu wie jene Koketten, die uns durch ſcheinbare Gunſtbezeugung an ſich locken, ohne den Gedanken zu haben, uns jemals eine wirkliche Gunſt zu gewähren.

Unſer junger Freund ſollte aus der Vergeſſenheit, die ihn umſchwebte, bald in eine andere, ſeines alten Namens würdigere und glänzenden Sphäre gehoben werden.

4.

Nach dem Ableben ſeiner Mutter konnte ſich der junge regierende Fürſt ohne alle Zurückhaltung ſeinen Neigungen überlaſſen.

Corinna, die Sängerin, übte den größten Einfluß auf ihn Es fehlte nicht, daß die Kunde von dem Todesſänger, der die alte Fürſtin zum ewigen Schlafe vorbereitet hatte, auch in ihren Cirkel drang. Das Gerücht fügte des Abenteuerlichen noch ſo manches hinzu, und ſie wünſchte die Bekanntſchaft des ſeltſamen Menſchen zu machen. Dieſer Wunſch genügte, um dem Fürſten die Erfüllung auf ſchnellſtem Wege anheimzuſtellen.

Sein vertrauteſter Kammerdiener wurde abgeſandt, um im Namen des Fürſten den jungen Kavalier zu den geheimen Reunionen zu laden, bei denen ſich nur die Günſtlinge des Herrn, und die ſtets ſeine nächſte Umgebung bildeten, einzufinden pflegten.

Dieſe Geſellſchaften waren wirklich geiſtreich und anmuthig zu nennen. Der ungetrübteſte Ton herrſchte, nirgends war der Zwang der Etikette ſichtbar und der Fürſt ſelbſt ſtieg hier zu der Stufe nieder, welche die Meiſten in dem Salon der Künſtlerin einnahmen, das heißt jene Stufe, wo nur das Talent und die Vorzüge Geltung verſchaffen, die in einer Geſellſchaft angenehm und beliebt machen können. Faſt jeder in dem Kreiſe übte eine Kunſt und verſchönerte ihn dadurch. M. mußte hier ganz an ſeinem Platze ſeyn. Schon ſeine erſte Erſcheinung nahm für ihn ein, und ſowohl der Fürſt als ſeine Geliebte fühlten bald eine ächte Zuneigung für ihn.

Der Vortrag der italieniſchen Volksweiſen brachte eine zauberhafte Wirkung hervor; ſo etwas war noch nie gehört worden. Er wurde dazu erwählt, ſie Corinnen einzuſtudiren, und ſo führte er ſie dann mit ihr zuſammen aus, zum großen Vergnügen ſeines fürſtlichen Beſchützers. Corinna ſelbſt, die das beſte Herz von der Welt beſaß, überhäufte ihn mit artigen Aufmerkſamkeiten, die ſie ihm auf die zarteſte Weiſe erwies; denn deſſen bedurfte es bei ihm, da ihn leicht jede Gabe, anders dargebracht, tief gekränkt und ihn vermocht haben würde, ſie geradeswegs zurückzuweiſen.

Der Fürſt blieb nicht zurück, und dennoch haßten ihn nicht die Günſtlinge. Sein anſpruchloſes, allem Eigennutz fremdes Weſen, ſeine gefällige Hingebung und ſein freundſchaftliches Unterordnen entfernte jeden Verdacht bei ihnen, daß dieſer Menſch, und wenn er noch ſo hoch in der Gunſt ſtiege, ihnen jemals wohl gefährlich werden könnte. Sie beſtrebten ſich daher Alle, ihm gleichfalls gefällig zu ſeyn, und ſo mußte jeder denken, der unſern jungen Freund in dieſer neuen Umgebung erblickte, daß er dazu berufen ſey, mit offenen Segeln in den Hafen des Glücks einzulaufen.

Dazu aber bedurfte es eines andern Charakters, als der ſeinige war.

Die zum Theil unverſchämten Forderungen der Günſtlinge, die ſich unaufhörlich in Geſuchen aller Art, bald um Ehren, Stellen, oder Geld überboten, hatten den jungen Fürſten daran gewöhnt, an Auszeichnungen und Geſchenken für ſie nicht ſelbſt zu denken — was ihm ſehr willkommen und bequem war — da er überzeugt ſeyn durfte, ſie ſorgten ſchon von ſelbſt für ſich in dieſem Punkte. Obgleich er oftmals ganz deutlich ihre Liſt und ihren Eigennutz erkannte, ſo war er doch weit entfernt, ſich darüber zu erzürnen, ſondern gewährte ihnen Alles, und lachte heimlich über ihr Beginnen, das ihm durchaus komiſch vorkam. Auch war ihm ihre Geſellſchaft ſo unentbehrlich, da ſie in alle ſeine Launen eingingen und ſich zu Allem gebrauchen ließen, daß er ſelbſt in dem Fall ſeiner höchſten Unzufriedenheit ſich nicht hätte entſchließen können, auch nur Einen vom Hofe zu entfernen, und ſich dadurch ſeines Umgangs zu berauben.

Dieſer Gewohnheit des Fürſten, ſeine Freunde ſtets an ihren eigenen Vortheil denken zu laſſen, und ſich um ihr Befinden nicht eher zu bekümmern, als bis ſie ihn ſelbſt darauf brachten, war es daher zuzuſchreiben, daß der Beſcheidene in jedem Betracht zu kurz kommen mußte, und deßhalb hatte unſer M., obgleich bereits ſeit ſechs Monaten einer der Günſtlinge des gnädigſten Herrn, weder Titel noch Anſtellung, weder Gehalt noch Penſion.

Die erſte Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin, di den jungen Regenten oft auf ihren Knien geſchaukel hatte, eine wohlwollende, gefällige Frau, war die einzige Vertraute des Herrn von M. Ihr klagte er, welche Mühe er habe, das Jahr herumzubringen; wie ſchwer es ihm werde, den Anforderungen der Toilette und allen andern Ausgaben, die ſeine Stellung nöthig machte, zu genügen; dann ſchalt ihn die theilnehmende Freundin ernſtlich aus. Wie ſollte er, der Freund des Fürſten, dem die Geliebte des Fürſten ihren beſondern Schutz gewährte, der Kredit vollauf haben mußte, ſich über ſolche gemeine Verlegenheiten nicht erheben können? „Wenn man ſo dächte, pflegte die gute Dame zu ſagen, ſo müſſe man in ein Kloſter gehen, aber nicht an den Hof. Er habe mehr Anlage zu einem Karthäuſer, als zu einem Hofmann.“

Alle dieſe Vorwürfe und Neckereien halfen jedoch nicht. M. konnte zuweilen wohl für einen Andern ein gutes Wort einlegen, aber nicht für ſich.

Die erſte Kammerfrau mochte indeß dieſen Zuſtand ihres jungen Freundes nicht länger ruhig mit anſehen, und beſchloß ſelbſt einen Schritt zu ſeinem Beſten bei dem Fürſten zu wagen. Sie wußte, daß ſie etwas gelte und daß der gemüthvolle Herr es nie vergeſſe, welche Freundin und treue Dienerin ſie ſeiner verſtorbenen Mutter bis zu ihrem letzten Augenblicke geweſen war.

Eines Morgens alſo entſchloß ſich die erſte Kammerfrau kurz und gut, und begab ſich nach dem Sommerſchloſſe des Fürſten, um eine Audienz in ſeinem Kabinete zu begehren. Er nahm ſie gütig auf.

Sie ſtellte ihm in beredter Weiſe vor, wie unrecht es ſey, einen Edelmann aus der nächſten Umgebung ſeiner Perſon in Verlegenheiten zu laſſen, der nichts als Zartgefühl und Ehrlichkeit beſäße. Sie fügte zugleich hinzu, daß ſie die vollkommenſte Ueberzeugung habe, M. würde nie ſelbſt um etwas bitten und wenn er es noch ſo nöthig haben würde. Er könnte mitten im Glanze und in den Luſtbarkeiten des Hofes eher in Mangel verſchmachten, als Jemand ſeine Lage vertrauensvoll mittheilen.

Der junge, theilnehmende Fürſt ſchien aus den Wolken zu fallen, als er dieß Alles hörte. Es war ihm nie in den Sinn gekommen, daß Jemand in ſeiner Nähe leben und in Geldverlegenheit ſeyn könne. Sogleich wolle er Abhülfe leiſten, verſprach er.

Die Fürſprecherin wußte zu gut, wie leicht irgend ein unerwarteter Zufall dieſe gute Abſicht in Vergeſſenheit bringen könne, und beſchloß daher geradeswegs zu erklären, daß wenn der Fürſt ihr eine ordentliche Summe einhändigen würde, ſo wollte ſie ſich gern der Mühe unterziehen, ſie dem Herrn von M. zu überbringen.

Ohne erſt lange an ſeinen Schatullenmeiſter zu ſchreiben, ging der junge Fürſt raſch an ſeinen Schreibtiſch, füllte eine Börſe mit großen Goldſtücken und gab ſie der Kammerfrau ſeiner Mutter. Dieſe aber meinte, der ſtolze, eigenſinnige Kavalier könne vielleicht gar der

Meinung ſeyn, dieſe Gabe käme vielleicht von einem andern als ſeinem Fürſten, und würde ſie daher ausſchlagen; ſie bat daher, der Fürſt möge mit hoher Hand einige Zeilen der Gabe als Beglaubigung beifügen.

Nachdem ihr auch dieß gewährt worden war, lief ſie mit ihrem Schatze freudig davon.

Sobald der Fürſt am andern Morgen den Herrn von M. unter den andern Höflingen erblickte, rief er ihn beim Namen und ſtellte ſich mit ihm in eine Fenſterecke.

„Geſtern habe ich mit Bedauern erfahren, daß Sie arm ſind,“ ſagte er zu ihm. „Sobald eine Stelle, die für Sie paſſen dürfte, erledigt ſeyn wird, machen Sie mich darauf aufmerkſam, ich werde es Ihnen Dank wiſſen. Sie hatten unrecht, lieber M., daß Sie mich über Ihre Umſtände nicht früher aufgeklärt haben. Ich will nicht, daß meine Freunde ſich zu beklagen haben, und wahrhaftig! Sie gehören zu denen, die ich am meiſten ſchätze.“

Der Ausdruck, der dieſe gnädigen Worte begleitete, war von unwiderſtehlicher Wirkung. M. war davon ſo überraſcht und bewegt, daß er ſich kaum zu faſſen wußte.

„Mein Fürſt,“ ſprach er mit bebender Stimme, „dieſe Worte gäbe ich nicht für eine Million; ſie werden ewig in dem Gedächtniß meines Herzens bleiben und bis zu meinem Tode werden ſie mir eine freudige Erinnerung ſeyn, möge das Schickſal auch noch das Härteſte über mich verhängen.“

Wenn man ſich gleich nicht ausreden darf, daß Herr von M. ſeine ganze Stellung nur der Gabe verdankte, italieniſche Romanzen angenehm vorzutragen und keine eigentliche Anwartſchaft auf Verſorgung und Auszeichnung nach unſern heutigen Begriffen haben konnte, ſo hat doch die edle Einfachheit und Uneigennützigkeit ſeines Charakters etwas Rührendes, beſonders wenn man die Verhältniſſe eines Hofes gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erwägt, die Zeit nämlich, in der ſich die Begebenheiten zutrugen, welche hier aufgezeichnet werden.

5.

So war ein Jahr ſeitdem verfloſſen und die Goldſtücke waren längſt ſchon aus der Börſe geſchwunden, die von der guten Kammerfrau dem Herrn von M. im Namen des Fürſten eingehändigt worden waren.

Es hatten ſich inzwiſchen wohl ſo manche Gelegenheiten dargeboten, den armen Edelmann vortheilhaft zu placiren. Allein bald kam er zu ſpät, bald trat er ältern Anſprüchen in den Weg, die, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht beſeitigt werden konnten, oder irgend ein geheimer Feind unterſchlug ſein Geſuch und vereitelte ſeine Wünſche. Da ſein gerader Sinn ſtets den offenen Weg jedes andern Bewerbers einſchlug, und nie der beſondern Gunſt ſeine Anſtellung zu verdanken haben wollte, ſo war dieß leicht möglich. Ihm aber ſchien es natürlich, wenn er einen Andern ſich vorgezogen ſah, weil er ihm größere Fähigkeiten zutraute.

Die unſtäte Laune des jungen Fürſten hatte ihn plötzlich von der Sängerin entfernt, mehr aber noch die Pflicht, dem Throne einen Erben zu geben. Man ſprach von einer nahe bevorſtehenden Verbindung. Corinna hatte die Reſidenz bereits verlaſſen und mit dem Aufhören ihrer Soireen war dem Herrn von M. und vielen Andern dieſes Zirkels auch die Gelegenheit verloren, der Perſon ihres Fürſten täglich nahe zu ſeyn. Es wurde eine ſtrengere Hofetikette eingeführt und Alles in dieſer Beziehung auf den frühern Fuß, wie zu den Zeiten des verſtorbenen Vaters eingeführt. Da M. bei Hofe eigentlich noch nicht vorgeſtellt worden war, ſo entſchwand er nunmehr ganz aus dem Geſichtskreiſe deſſelben, und man würde ihn ſicher ganz vergeſſen haben, wenn der Zufall ihm nicht wieder zu Hilfe gekommen wäre, um ſein Andenken auf eine wirklich auffallende Weiſe aufzufriſchen.

Abermals ſollte die erſte Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin die Vermittlerin ſeines Glücks ſeyn. Sie hatte einige ältere Damen bei ſich zum Beſuche, und M. war ſo gütig geweſen, mit ſeiner Muſik den Zirkel zu unterhalten. Er war an dem Abende trüber geſtimmt als gewöhnlich, und dieſen Charakter trug auch das, was er vortrug. Nachdem er einige Lieder geendigt hatte, entſchuldigte er ſich ſo gut er konnte, und verließ die Geſellſchaft.

Sein Talent ſo wie ſein leidendes, melancholiſches Ausſehen hatten eine große Theilnahme unter den Damen erregt, die ſich — nachdem er fort war — angelegentlich nach ſeinen Verhältniſſen erkundigten. Die Dame des Hauſes unterließ es nicht, mit lebendigen Farben den Unſtern ihres Schützlings darzuſtellen, und zugleich zu erwähnen, wie übel ihm ſeine unüberwindliche Beſcheidenheit mitſpiele und wie troſtlos es für ihn ſey, daß ihn der Fürſt ganz und gar vergeſſen zu haben ſcheine.

In der Geſellſchaft befand ſich eine Frau von Queſtenberg, welche dieſe Erzählung mit großer Aufmerkſamkeit anhörte. Sie war eine Dame von tiefem Gefühl und von dem Bewußtſeyn der Vorzüge ihres Standes auf das Vollkommenſte durchdrungen. Sie konnte es nicht ertragen, daß ein junger Menſch von altem Adel ſich in ſo traurigen Umſtänden befinde, und ſie gerieth dadurch ſo ſehr in Feuer, daß ſie keinen Anſtand nahm, laut, und wie von einer innern Eingebung getrieben, zu erklären: daß wenn M. es zufrieden wäre, ſo wollte ſie ihm ihre Hand vor dem Altare reichen, um ihn aus ſeiner drückenden Lage zu befreien.

Im Anfange wurde über dieſe Außerung viel geſcherzt und die Frau von Queſtenberg ſelbſt bereuete es faſt, daß ſie ſich von ihrem Gefühle ſo hatte hinreißen laſſen, und konnte es daher nicht übel nehmen, daß man ſie damit neckte. Allein die Dame des Hauſes griff die Sache von der ernſten Seite auf und wußte es ſo geſchickt zu lenken, daß die zehn guten Seelen, die an jenem Abend bei ihr um den Theetiſch verſammelt waren, ſich's gleichfalls in den Kopf ſetzten, die Heirath müſſe zur Stelle richtig gemacht werden. Alles ging unter Lachen und Debattiren ſeinen raſchen Weg zur Entſcheidung, und ſo wurde denn halb im Scherz, halb im Ernſte ein Diener zu dem jungen Kavalier abgeſandt, mit der Bitte der Damen, noch einmal bei ihnen zu erſcheinen. So übelgelaunt er auch war, ſo erforderte es die damals herrſchende Galanterie, einer ſolchen Bitte nicht zu widerſtreben.

Wie er nun in das Zimmer trat, erhob ſich die Dame vom Hauſe von ihrem Sitze, ging ihm einige Schritte entgegen, nahm ihn bei der Hand und führte ihn geradezu auf die Frau von Queſtenberg zu.

„Mein lieber, junger Freund, ſprach ſie dabei, hier ſitzt eine liebenswürdige und vortreffliche Dame, die Ihnen wohlbekannte Frau von Queſtenberg, die einen ſonderbaren aber redlichen Wunſch in Bezug auf Sie gefaßt hat. Sie iſt Wittwe und ſehr reich, und da ich ſie ſeit ihrer Kindheit kenne, ſo darf ich hinzufügen, daß ſie die Tugend und Sanftmuth ſelbſt iſt. Mit einem Worte, Ihr Unglück hat ſie mit einer zärtlichen Sympathie erfüllt; ich biete Ihnen ihre Hand an. Betrachten Sie ſie einmal und ſagen Sie uns dann, ob es Ihnen möglich wäre, ihr Gatte zu werden.

„Ueberrumpeln ſie ihn nur nicht ſo, fiel doch nicht ohne feines Erröthen Frau von Queſtenberg der etwas voreiligen Sprecherin in's Wort. Vor Allem iſt es nöthig, daß Herr von M. es wiſſe, daß ich fünfzehn Jahre älter bin als er, und daß er eher darauf rechnen kann, an mir eine mütterliche Freundin als eine Gattin zu bekommen.“

M. hob hier die Augen und heftete einen feſten Blick auf Frau von Queſtenberg. Sie war nicht mehr hübſch, aber ihre Züge verriethen die hohe Güte ihres Herzens und die unſchuldige Unbefangenheit, die ſie ſich inmitten eines bewegten Lebens zu bewahren gewußt. Sie erwiderte ſeinen Blick mit einer Theilnahme, die etwas wie innige Zärtlichkeit verrieth. Dieß machte auf ihn einen ſo glücklichen Eindruck, wie ihn ein Blick der erſehnten Geliebten nicht ſtärker hervorgebracht haben würde. Er fühlte ſogleich, daß man hier keinen Scherz mit ihm treibe, der übrigens ja auch zu unzart geweſen wäre, um ihn bei den Damen vorausſetzen zu dürfen. Nach einer Pauſe augenblicklicher Verlegenheit vermochte er erſt zu Worte zu kommen.

„Gnädige Frau, ſagte er mit jener Offenheit, die man ſtets an ihm kannte und die ihm ſo wohl anſtand, wenn man mir bis jetzt den Vorwurf machte, daß ſich mein Stolz nicht vor dem Glücke beugen wollte, ſo lag dieſes darin, daß das Glück Opfer von mir verlangte, die jedem ehrlichen Manne, er mag Edelmann ſeyn oder nicht, ein Erröthen abnöthigen mußten. In dieſem Augenblicke aber würde ich jene Vorwürfe mit Recht verdienen. Ich wäre undankbar, wenn ich dieſes Entgegenkommen abweiſen wollte. Ja, gnädige Frau, ich nehme Ihre Hand an, die ſie mir ſo herzlich antragen, und ich will ihnen dafür das Wenige darbringen, was ich beſitze — meine Jugend und meinen Namen. Nicht eine mütterliche Freundin hoffe ich in Ihnen zu finden; erlauben ſie mir, mich Ihren Bruder nennen zu dürfen; die Achtung und Dankbarkeit, die ſie mir jetzt ſchon einflößen, werden ſich gewiß in kurzer Zeit in ein zärtlicheres Gefühl umwandeln."

„Legen Sie Ihrem Herzen keinen Zwang auf, entgegnete wieder huldvoll lachend die Dame, und laſſen Sie nur Achtung und Dankbarkeit das bleiben, was ſie ſind. Denken ſie bei Leibe nicht daran, dieſe Gefühle umzugeſtalten; ſie dürften ſie vielleicht darüber ganz und gar einbüßen. So wie ſie ſind, werden ſie mir genug ſeyn; ich verlange nicht nach mehr, und wir werden auf ſolche Weiſe glücklich leben, wie ich hoffe."

M. ſchlug die Augen nieder und ſprach leiſe: „Nein, dieß wäre nicht genug für ſo viel Tugend. Ich werde Sie lieben, lieben mit aller Zärtlichkeit meines Herzens; dieß fühle ich in dieſem Augenblicke! Sollte ich hier aufzählen, was mich ſo glühend für Sie erfüllt, ſo wäre wahrlich nur eine einzige Perſon gegenwärtig, die davon überraſcht ſeyn könnte."

Die Dame des Hauſes und die übrige Geſellſchaft waren mit dieſen Aeußerungen ſehr zufrieden und ſchürten die Flamme nach beſten Kräften. Frau von Queſtenberg legte nach und nach ebenfalls ihre Zurückhaltung ab, und unter lautem Beifall reichte ſie ihren Mund dem jungen Manne hin, damit er ſich ſelbſt den Kuß des Angelöbniſſes nehme. Dabei erlaubte ſie ihm, wie ſie ſich ſcherzend ausdrückte: ſie zu lieben, wie er es möchte und wollte.

So vergingen noch einige Stunden des Abends unter den angenehmſten Geſprächen, und man trennte ſich mit den aufrichtigſten Wünſchen für die Verlobten, zugleich aber auch im innerſten Herzen hocherfreut, dieſe intereſſante Neuigkeit der Reſidenz mittheilen zu können.

Am andern Morgen war zur früheſten Stunde unſer Freund ſchon im Luſtſchloſſe des Fürſten, um ſich eine Audienz zu erbitten.

Der Fürſt war ſehr gnädig und ſchien ſich noch mit Vergnügen der angenehmen Stunden zu erinnern, die ihm das Geſangstalent des jungen M. einſt verſchafft hatte. Dieſer ſtand auf Kohlen; davon ſollte jetzt nicht die Rede ſeyn. Sobald der Fürſt ihm Raum ließ, ſeine Worte anzubringen, ſchilderte er ihm in etwas überſpannter Weiſe und mit Thränen in den Augen die guten Abſichten, welche die Frau von Queſtenberg mit ihm hatte. Er bat ſeinen Herrn um die Einwilligung in ſeine Verheirathung, die bei Mitgliedern der alten Geſchlechter unerläßlich war.

„Ich bin nicht Willens, erwiderte der Fürſt mit gnädiger, feinlächelnder Miene, guten Handlungen, welcher Art ſie auch ſeyn mögen, hinderlich in den Weg zu treten, und ſo muß ich denn auch hier Ihren ſchnellen

Flammen, ſo wie der großmüthigen Geſinnung Ihrer Verſprochenen meine Bewunderung und Zuſtimmung nicht verſagen. Da der erſte Gatte der Dame, Herr von Queſtenberg, Freiherr war, ſo will ich Sie mit gleicher Würde bekleiden, und erhebe Sie hiemit in den Freiherrnſtand.“

Mit dieſen huldreichen Worten von ſeinem Fürſten entlaſſen, eilte M. zu ſeiner Braut, die er nur wenige Tage darauf zum Altare führte. Sie zogen nach einer ſchönen ländlichen Beſitzung, um dort die Flitterwochen zu verleben, und trotz der Verſchiedenheit des Alters wurde dieſe Ehe von aller Welt gut geheißen.

8.

Der neue Freiherr lebte jetzt glücklich und wie es ſchien zufrieden an der Seite ſeiner Gattin auf einem ſchönen Schloſſe derſelben.

Die böſe Welt wollte zwar wiſſen, daß er ſich kurz nach ſeiner Verheirathung in ein junges Fräulein verliebt haben ſoll, welches zu Zeiten die Frau Baronin von M. beſuchte. Aber gewiß war dieß eine bloße Erfindung der böſen Welt, die es weder natürlich noch begreiflich finden konnte, daß bei der Verſchiedenheit des Alters und den ſchlotterigen Grundſätzen, denen ſich die damalige Welt überließ, M. ſeiner Frau treu ſeyn konnte. Eine etwas melancholiſche Färbung ſeines Aeußern abgerechnet, würde man keine Verſchiedenheit in ſeinem

Weſen entdecken. Im Allgemeinen heißt es zwar: das Herz erkennt keine Geſetze an, allein dieſes Sprichwort findet auf ſtarke und feſte Gemüther keine Anwendung; für einen Mann von M.'s Charakter war die Erfüllung der Pflicht unausweichliches Bedürfniß, und es hätte gewiß der außerordentlichſten Umſtände bedurft, um ihn nur im Geringſten darin wankend machen zu können.

Würde M. wirklich für eine Andere Liebe gefühlt haben, ſo hätte es ſicher Niemand gemerkt, das Geheimniß wäre in ſeinem tiefſten Herzen verſchloſſen geblieben, und ſich ſelbſt würde er es kaum zu geſtehen gewagt haben. Wie aber ſollte es nun wohl einem Andern möglich ſeyn, hierüber zu berichten? Die Geſchichte, die wir unſern Leſern mittheilen, gewönne durch ſolche Epiſoden allerdings an romantiſchem Intereſſe, allein wir wollen ſie lieber einfacher geben, als auf Koſten eines ehrlichen Mannes der Wahrheit Eintrag thun.

Ein eben ausbrechender Krieg gibt jungen Leuten, die ſich zwiſchen den Hofintriguen nicht geſchickt zu bewegen wiſſen, eine treffliche Gelegenheit, ſich geltend zu machen. Dieſer erwünſchte Zufall bot ſich auch für unſern Freund an.

Ein größerer Staat war mit ſeinen Nachbarn in Streitigkeiten gerathen, und der Fürſt, in deſſen Lande Herr von M. lebte, war als Verbündeter gezwungen, Theil zu nehmen.

Herr von M., hoch erfreut, daß ſich ihm eine ſolche Veranlaſſung bot, ſeiner Thätigkeit Raum zu geben, ſtellte ſich als Freiwilliger bei der Heeresabtheilung. Er zeichnete ſich aus. Bei einer Belagerung ſetzte er ſich den feindlichen Kugeln ſo ſehr aus, daß er verwundet wurde. Das Ende der Campagne nahte ſchon, als er genas, und, von ſeinem Fürſten huldvoll empfangen, ſich mit Lob überſchüttet ſah. Der alte Feldherr ſtellte ihn ſelbſt ſeinem Landesherrn mit den Worten vor:

„Hier, mein Fürſt, iſt ein Edelmann, der jede Stelle ausfüllen wird, da er Herz und Kopf auf dem rechten Fleck beſitzt. Er hat ſich bei jeder Gelegenheit, die ſich ihm dargeboten, auf das Würdigſte ausgezeichnet.“

„Ei! das iſt ja unſer Freund M.,“ ſprach der Fürſt, „es wundert mich nicht, daß man mir von dieſem wackern Diener Gutes berichtet.“

„Wenn mein gnädigſter Herr,“ erwiderte hierauf der alte Feldherr, nicht ohne einen leichten Verweis in ſeinen Ton zu legen, „ſeine hohen Verdienſte kannte, warum hatten Sie ihn denn nicht ſchon in Ihr Vertrauen gezogen und ihm ein wichtiges Amt ertheilt?“

„Wahrhaftig — war mir doch,“ entgegnete der Fürſt ſichtbar zerſtreut — „nun gut! es ſoll anders werden.“

Hierauf zu M. gewendet, ſprach er die gütigen Worte: „Wir wollen an Sie denken, mein Freund. Ein Mann wie Sie muß ſeinen rechten Wirkungskreis haben.“

In dieſem Tage wurden ſämmtliche Offiziere, welche ſich während des Feldzugs ausgezeichnet hatten, zur fürſtlichen Tafel geladen. Der Adjutant, der mit der Liſte beauftragt war, hatte es unterlaſſen, M.’s Namen darauf zu ſetzen, nicht eben aus böſem Willen, ſondern aus jener feigen und undankbaren Nachläſſigkeit, die man ſich gewöhnlich gegen ſtilles Verdienſt zu Schulden kommen läßt, weil man weiß, daß es weder ſchreien noch reclamiren wird.

Nachdem das Eſſen vorüber war; ſchlug der alte Feldherr auf den Tiſch und rief:

„Meiner Treu, gnädigſter Herr! man hat den Edelmann von dieſem Morgen nicht eingeladen! Was iſt das? So hat ihn denn Jemand bei Eurer Hoheit angeſchwärzt.“

„Keineswegs; man wird ihn vergeſſen haben,“ erwiderte der Fürſt mit großer Ruhe.

„Aber das muß ihn ja verzweifelt ärgern,“ nahm jener wieder das Wort. „Ich bitte Euer Hoheit, dieſe Nachläſſigkeit der Untergebenen durch irgend eine beſondere Auszeichnung zu repariren. Der Offizier verdient's.“

„Sehr gern, ſehr gern! Ich liebe M. und es freut mich, ſeine guten Dienſte belohnen zu können,“ ſprach der Fürſt.

Sogleich nach aufgehobener Tafel reiſte der Fürſt weiter. Der alte General biß ſich die Lippen, denn jede Ungerechtigkeit war ihm ein Gräuel. Als er am andern Tage M. vor der Fronte ſtehen ſah, rief er ihn beim Namen und ſprach mit leuchtenden Augen:

„Sie ſind geſtern bei der Einladung zur Tafel übergangen worden; ich habe den Fürſten daran erinnert, und ich werde ihm keine Ruhe laſſen, bis er Ihnen gewährt hat, was er Ihnen ſchuldig iſt. Seyen Sie überzeugt, daß ich Sie in ſeinem Gedächtniſſe wohl angeſchrieben habe."

„Ich danke dem Zufall, der mich vergeſſen ließ," entgegnete M., „da mir dieſes eine ſolche Ehre von meinem Feldherrn verſchafft."

„Beim Henker!" ſagte der General hierauf mit einem Geſichte, das verdrüßlich ſcheinen wollte, „ich erzeige Ihnen die Ehre, weil Sie ſie verdienen. Verſtanden? Man ſoll nicht ſagen, daß man einen Offizier kränken darf, den ich liebe und hochſchätze. Bah! Man will Sie vergeſſen, hintanſetzen! Nun wohl! ſo will ich mir denn die Freiheit nehmen, Ihnen einen Beweis der Anerkennung zu geben. Sie erlauben mir's, nicht wahr?"

Bei dieſen Worten ſprang der alte Herr vom Pferde.

„Herr Lieutenant," fuhr er fort, „ich bitte Sie, dieſen Gaul von mir anzunehmen. Thun Sie's mir zu lieb. Ich werde die Front zu Fuß hinuntergehen, und meiner Treu! wenn Jemand ſich darüber verwundert, ſo wende er ſich nur an mich, ich will ihn bedeuten."

Und in der That, der Alte lief auf ſeinen eigenen Beinen durch die Reihen, indem er Allen mit einer ihm eigenthümlichen und von den Soldaten werth gehaltenen Heftigkeit die Worte entgegenrief:

„Ich habe dem jungen M. mein Pferd geſchenkt, weil er ſich brav benommen und nicht belohnt worden war. Hört Ihr's, Kinder? Er heißt M., erinnert Euch ſeines Namens, und denkt nur ſtets, daß man mit mir immer zu ſeinem Rechte kommen muß."

7.

Nachdem der Frieden geſchloſſen worden war, nahm M. ſeinen Abſchied und wurde von ſeinem gnädigen Fürſten mit einem Civilamte belohnt. Auch das Kreuz des fürſtlichen Hausordens blieb nicht aus. Dabei wurde er oft bei Hofe geſehen und Niemand zweifelte daran, daß er nun die höchſte Stufe des Glücks erreicht hätte. Wirklich würde es bei jedem Andern der Fall geweſen ſeyn; allein einem Charakter, wie dem ſeinigen, blühte auf dieſem Wege kein Glück.

Die Gattin unſeres Freundes hatte aus erſter Ehe einen Sohn, der ſo eben ſeine Großjährigkeit erreicht hatte. Er verlangte Rechenſchaft über die Verwaltung ſeines Vermögens, und man kann wohl denken, daß die Rechtlichkeit ſeines Stiefvaters ihm ſolche bis auf den Heller ablegen konnte. Durch dieſes Ereigniß ſah nun M. mit einem Male ſeine Mittel auf mehr als drei Viertheile beſchränkt. Er ſchickte ſich an, ſeine Pferde zu verkaufen und ſich auf's Aeußerſte einzuſchränken, als er ein Schreiben ſeiner Gemahlin erhielt.

„Mein lieber Freund,“ ſo lautete das Schreiben. „Ich nähere mich meinem fünfzigſten Lebensjahre, und in dieſem Alter denkt man nicht mehr an Vergnügungen und Feſte. Niemand als Sie werden meine Abweſenheit vom Hofe bemerken. Mit einander würden wir den Aufwand dort nicht beſtreiten können, Pferde brauchen Sie im Dienſte des Fürſten. Erlauben Sie daher, daß ich mich auf unſer Landgut zurückziehe und Ihnen unſer ganzes kleines Einkommen überlaſſe. Es iſt noch immer ſehr wenig; mit einer weiſen Sparſamkeit werden Sie aber dennoch eine anſtändige Figur bei Hofe ſpielen können. Ich kenne Sie zu gut, um zu wiſſen, daß Sie niemals den Fürſten um etwas angehen werden, und ich bin weit entfernt, Ihnen dieſe Beſcheidenheit als Fehler auszulegen. Wäre es vielleicht eine Schwäche, ſo iſt ſie nur unbedeutend, und Ihre andern Eigenſchaften wiegen ſie reichlich auf. Ich ſage Ihnen kein mündliches Lebewohl, um Ihren Verſuchen, mich zurückzuhalten, zu entgehen, da mein Entſchluß unwiderruflich feſt ſteht. Beſuchen Sie mich alle Jahre einmal etwa, verleben Sie dann eine Woche mit mir auf dem Lande, und wenn ich Sie für die übrige Zeit dann glücklich weiß, ſo werde auch ich ruhig und zufrieden mit meinem Looſe ſeyn."

Aller Bemühungen ungeachtet, wollte es M. nicht gelingen, ſeine Gattin wieder zurückzubringen. Sie hatte Recht, denn ſelbſt jetzt, wo M. das ganze Einkommen bezog, hatte er Mühe, durchzukommen.

Bis auf das Geld genoß M. alles Anſehens eines vornehmen Herrn. Er erſchien täglich bei Hofe. Der Fürſt war ſehr gnädig mit ihm und zog ihn in ſein Vertrauen. Es waren aber auch keine kleinen Verdienſte, die ihm die Freundſchaft ſeiner Hoheit zugezogen hatten: ſie beſtanden erſtens in ſanften Manieren; zweitens darin, daß er nie zu laut ſprach; drittens weil er nie am

Schnupfen litt. Der Fürſt haßte nämlich nichts ſo ſehr, als Schnupfen, Geſchrei und heftiges Bewegen. Mit ſeinen glücklichen Naturgaben würde unſer Freund ſicher ſeinen Weg gemacht haben, wenn ihm nur der Geiſt der Intrigue nicht gänzlich gemangelt haben würde. So forderte Seine Hoheit manchmal während der Toilette, bei welcher nur die Vertrauteſten zugegen ſeyn durften, einen kleinen Dienſt von ihm, der ganz zufällig war, da die Etikette nicht Alles vorausſehen kann, und daher ſelbſt vom erſten Kammerdiener nicht voreilig geleiſtet werden durfte. Bei jedem Andern würde ſolch markirte hochfürſtliche Gunſt die Eiferſucht der Andern auf's Höchſte erregt haben; bei M. brachte ſie nicht die leiſeſte Wirkung ähnlicher Art hervor. Stets war er da und um den Fürſten bemüht, ohne daß man bemerkt hätte, daß dieſer es müde würde, ſtets daſſelbe Geſicht zu erblicken, was doch ſchon bei weit Größeren der Fall geweſen war. Wäre M. als böſe und intriguant bekannt geweſen, ſo hätte man ihn ſehr gefürchtet; denn allgemein hieß es, daß Niemand wie er die wahrhafte Freundſchaft des Herrn beſitze.

Da er niemals von dem traurigen Zuſtande ſeiner Finanzen ſprach, und man an den Höfen nicht Zeit hat, ſich viel um ſeinen Nachbarn zu bekümmern, ſo wußte auch Niemand von ſeinen geheimen Kümmerniſſen, die hauptſächlich darin beſtanden, daß er ſich nicht ſo großmüthig zeigen konnte, als ihn der Himmel geſchaffen hatte, und daß er gezwungen war, das elende Geld, das er aus tiefſter Seele verachtete, ſo ängſtlich zu zählen. Er hielt einen Kutſcher und zwei Bediente; ſeine Pferde waren alt und ſchlecht genährt; ſein Wagen war keineswegs glänzend, allein M. zeigte noch Luxus in den Kleidern. Er würde ſich in's Waſſer geſtürzt haben, wenn ſeine Armuth ſich bis auf ſeinen Anzug erſtreckt hätte, und nie hätte er ſeinen Orden auf einen ſchlechten Rock geheftet.

Seine bitterſte Sorge entſprang aus dem Spiel, das zu jener Zeit zu den nothwendigen Uebeln gehörte. Wie man weiß, ſteht das Glück denen immer am meiſten entgegen, die es am nöthigſten hätten, und ſo bedurfte es oft monatlanger Entbehrungen, um den Verluſt eines Abends zu decken. An dem prachtliebenden Hofe des Fürſten war es üblich, groß zu ſpielen; der Fürſt ſelbſt ſah es gern und bezahlte gewöhnlich für ſeine Günſtlinge die auf ſolche Weiſe eingegangenen Verſchreibungen. M. wußte davon, allein die Mittel und Wege, deren ſich die Höflinge in ſolchen Fällen bedienten, erhöhten noch ſeine natürliche Abneigung, bei dem Fürſten um Geld zu bitten. Zum Glück war unſer Freund vorſichtig und beſonnen genug, ſtets zur rechten Zeit an die Deckung ſeiner Schulden zu denken, ehe ſie ihm zu mächtig über den Kopf wuchſen.

Während einiger Jahre war es ihm vergönnt, ein ziemlich ruhiges Leben zu führen, als das Schickſal ihm plötzlich ſeine letzte Hülfsquelle entriß, indem es ihm den fürchterlichſten Schlag bereitete: er verlor ſeine Gattin.

Der Graf, ihr Bruder, trat in den Beſitz ihrer Verlaſſenſchaft, und M. ſah ſich vollkommen von Allem entblößt; denn der geringe Gehalt, den er bezog, langte kaum hin, ſeine Schneiderrechnung zu bezahlen.

Als man ihn in Trauer ſah und von ſeinem bedeutenden Verluſte hörte, ſagte ein jeder zu ihm, indem er ihm ſein Beileid abſtattete:

„Sie müſſen dem Fürſten die Lage vorſtellen, in die Sie dieſes unvorhergeſehene Unglück verſetzt. Da der Herr Sie werth hält, ſo können Sie ja Alles erlangen, was Sie wollen.“

Der Fürſt ſelbſt, der gern Unglückliche tröſtete, fragte, nachdem er von M's. Unfall etwas gehört hatte, ob die Güter ſeiner Frau ihm verblieben. Die Gelegenheit war zu günſtig, um dießmal den Schüchternen zu ſpielen, und M. antwortete auch in der That kurz und bündig: daß dieſer Todesfall ihm Alles raube, und daß der letzte Hausoffizient des Fürſten ſich beſſer befinde, als er.

„Wir wollen daran denken,“ ſprachen Seine Hoheit.

„Thun Sie es, gnädigſter Herr,“ ſagte leiſe unſer armer Freund; denn es wäre in der That beklagenswerth, daß ein Mann, den Sie Ihrer beſonderen Huld und Gnade werth halten, von ſeinen Gläubigern mißhandelt werde, und wahrlich! wenn Sie mich verlaſſen, mein Fürſt, ſo wird es bald dahin gekommen ſeyn.“

„Seyn Sie ruhig, lieber M., wir werden darauf zurückkommen,“ war die Antwort des Gnädigen.

Nach dieſer löblichen Anſtrengung glaubte unſer Edelmann einmal etwas Rechtes verſucht zu haben, und verließ ſich vollkommen auf die Verſprechungen ſeines Fürſten. Allein nur zu häufig findet man bei dieſen Höchſtgeſtellten eine ganz eigenthümliche Gleichgültigkeit, die ihre Quelle im gründlichſten Egoismus hat, und die darin beſteht, daß ſie glauben, ein jeder müſſe wenigens das Nothwendige haben, weil ſie ſelbſt von Kindheit an mit dem Ueberflüſſigen ſo vollkommen verſehen ſind. Würde M. vielleicht eine ſehr bedeutende Summe gebraucht haben, um ein Feſt zu geben, ſo hätte man ſie ihm wohl am andern Tage übermacht; da er nur etwas um zu leben verlangte, ſo war es genug, nicht mehr daran zu denken.

Einige politiſche Verwicklungen wären hinlänglich geweſen, den Fürſten ſeiner Verſprechungen nicht mehr eingedenk ſeyn zu laſſen; nun kam aber ſogar noch eine durch den Regen vereitelte Jagdparthie und der plötzliche Abgang der erſten Sängerin hinzu, um den Fürſten in eine ſolche üble Laune zu verſetzen, daß er ſich wahrlich mit der traurigen Lage Anderer nicht befaſſen konnte.

Immerfort auf die Erfüllung des fürſtlichen Wortes bauend, bediente ſich M. der Equipage eines vertrauten Freundes und ließ bei ſeinen Handwerkern einſtweilen auf Kredit arbeiten. Theils aus Nothwendigkeit, theils um ſich ſelbſt dadurch den Zwang aufzulegen, noch einmal fordern zu müſſen, lieh er eine bedeutende Summe auf Wechſel, indem er gar nicht daran zweifelte, ſie zur rechten Zeit einlöſen zu können.

Man würde ihm gern das Dreifache geliehen haben, ſo groß war das Vertrauen in die Freundſchaft des Fürſten zu ihm, und doch war es ſein eigenes Todesurtheil, das unſer armer M. mit dieſen Wechſeln unterſchrieb.

Nachdem ein halbes Jahr verfloſſen war, und da Jedermann ſah, daß der Fürſt ihn vergeſſen hatte, fingen die Gläubiger an, ihm über den Hals zu kommen, ſo daß M. ſeinen ganzen Muth zuſammen nahm und eines Morgens ſich bei dem Lever des Fürſten frühzeitiger als gewöhnlich einſtellte.

„Eure Hoheit werden mir es wohl verzeihen, wenn ich es wage, Sie in dieſem Augenblick von meinen Angelegenheiten zu unterhalten,“ fing er mit entſchloſſenem Tone an.

„Nur zu, mein lieber M.“, erwiederte Seine Hoheit, „ich bin ganz Ohr.“

„Sie haben mir verſprochen, gnädigſter Herr, meinen Finanzen aufhelfen zu wollen.“

„Und es iſt noch immer meine Abſicht. Zweifeln Sie daran?“

„Durchaus nicht, und um zu zeigen, welches Vertrauen ich in Ihr Wort ſetze, ſo will ich nur offen geſtehen, daß ich darauf Geld entliehen habe.“

„Da haben Sie ganz recht daran gethan!“

„Jetzt iſt aber der Zeitpunkt da, wo ich das Geld zurückzahlen ſoll, und dann muß ich auch noch leben.“

„Iſt die Summe groß?“

„Fünftauſend Gulden.“

„Das iſt ja eine Kleinigkeit.“

„Nicht für mich. Ich bin nicht von denen, die, mit Schulden belaſtet, ruhig ſchlafen können.“

„Wir kennen Ihre Delicateſſe. Schon gut! Man wird Sie in den Stand ſetzen, Ihren Engagements zu entſprechen.“

„Ich bitte recht ſehr darum, gnädigſter Herr; denn meine Lage erniedrigt mich, und dieſes Alles greift mich ſo an, daß ich entweder den Verſtand verlieren oder mir das Leben nehmen werde.“

Zum Unglück war der Fürſt ſo eben hinter eine ſpaniſche Wand getreten, um das Hemd zu wechſeln, ſo daß er die letzten Worte nicht gut verſtehen konnte. Beim Hervortreten ſagte er ſehr gnädig:

„Wir wollen uns ernſtlich damit beſchäftigen, Sie aus dieſen Fatalitäten ein für allemal zu reißen.“

Hier wurden einige Perſonen gemeldet, welche die Unterhaltung ſtörten.

Gewiß würde ſich jetzt der Fürſt ſeines Verſprechens erinnert haben, wenn nicht eben an dieſem Tage die Spazierfahrt nach einem entfernten Luſtſchloſſe feſtgeſetzt geweſen wäre, auf der ſich das ſeltſame Ereigniß zutrug, daß eine dem Hofe naheſtehende Dame eine zu frühe Niederkunft hatte. Dieß beſchäftigte den Herrn nicht nur für den Tag, ſondern da der Tod der geliebten Perſon dem Unfalle folgte, wurde des Fürſten Gemüth ſo umdüſtert, daß man während einer ganzen Woche es nicht wagte, ſich ihm vertraulich zu nähern. Wie konnte es da wohl anders ſeyn, daß unſeres M's Geſchichten weit in den Hintergrund geſchoben wurden, wenn er gleich ſelbſt täglich anweſend war, um dem, was ihm oblag, auf's Gewiſſenhafteſte nachzukommen. Er ſprach kein Wort mehr von ſich, ſondern harrte mit einer unglaublichen Geduld, daß der Fürſt ſich ſeiner huldreich erinnern ſollte. Allein dieſer dachte mit keiner Sylbe an ihn. Herr von M. war von Natur ſanft und wohlwollend gegen Jedermann, und man konnte annehmen, daß ſein Unmuth rieſengroß angewachſen ſey, um ihn zu bittern Ausbrüchen in Worten zu verleiten. Eines Tages aber hörte der erſte Kammerdiener ihn gar ſeltſam über die Freundſchaft der Hohen ſich äußern.

„Dieſe Empfindung,“ ſagte M. ungefähr, „iſt nicht für gekrönte Häupter geſchaffen. Außer den Schmeichlern und Maitreſſen kennen die Herren der Welt nichts, und wie könnte es wohl anders ſeyn, da der Freund zum Freunde ſich größtentheils nur durch Sympathie oder im Unglück findet; für jene ſtehen uns aber die Fürſten zu hoch, und dieſes iſt nie ſo groß, daß Maitreſſen oder Schmeichler ſie deßhalb verlaſſen ſollten. Der Ehrgeiz widmet ihnen eine Ergebenheit, die ihnen vollkommen genügt, die Miniſter und Räthe unterſtützen ſie in der Arbeit, das Intereſſe der Vertrauten leiht ihnen immer offenes Ohr, um ihre Geheimniſſe zu empfangen. So iſt denn der wahre Freund ein überflüſſiges Möbel für ſie, das man in den Winkel ſchafft, in der Hoffnung, ſeiner nie bedürftig zu werden.“

„Allein,“ erwiederte der Kammerdiener, „geſtatten Sie keine Ausnahme zu dieſer Regel? Iſt es nicht unſer gnädigſter Herr, deſſen Freundſchaft Sie im höchſten Grade beſitzen?“

„Es iſt wahr,“ ſprach kalt unſer Freund, „der Fürſt liebt mich auf eine ſeltſame Weiſe. Wie ich darüber denke, ſollen Sie an meinem Todestage erfahren.“

So lange ihn ſeine Gläubiger in Ruhe ließen, faßte ſich der Arme in Geduld; allein die Furcht vor einem Ausbruch und vor der Schande, die man oft auf ſo ungerechte Weiſe an den Geldmangel knüpft, trieben ihm das Blut in den Kopf. Er, der ruhigſte und beſonnenſte Menſch, fing jetzt an, wenn er allein war und ſich nicht beobachtet glaubte, vor ſich hin zu ſprechen und dabei zu geſticuliren. Sein Bedienter hörte ihn oft während der Nacht im Tone der Verzweiflung reden. Der Unglückliche ſah den Augenblick heranrücken, wo ſeinem Namen ein Flecken bevorſtand, über den ſich ſein Zartgefühl nicht hinwegſetzen konnte.

Anſtatt daß ſich die Menſchen unter ſich verbinden ſollten gegen ſolche Schläge des Schickſals, ſieht man ſie feige auf der Seite des Ungemachs gegen den Parthei nehmen, den es trifft, und unverſchuldete Armuth oft mit einer gehäßigen Nachrede verfolgen. Wann wird die Zeit kommen, wo man, auch wenn man Alles verloren bis auf die Ehre, dennoch die Achtung beſitzen wird, die man verdient, wo man von einem Menſchen, der ruinirt iſt, mit eben ſolcher Rückſicht ſprechen wird, als da er noch im Beſitze ſeines Reichthums war? Ach! dieſe ſchlechte Gewohnheit unſerer civiliſirten Geſellſchaft wird wohl nie aufhören, und die Späteren, die in M's Fall gerathen werden, wird man eben ſo behandeln als ihn. Und ſind wir nicht ſelbſt, wir, die wir dieſes erzählen, in gleichem Falle, indem wir dieſer traurigen Geſchichte einen leichten Ton, einen halb ſcherzhaften Anſtrich verleihen, wie wir es kaum wohl thun würden, wenn M. ein reicher und mächtiger Herr am Hofe ſeines Fürſten geweſen wäre.

Trotz aller Sorgfalt, die er nahm, um das Peinigende ſeiner Lage zu verbergen, ſo ſchien es M. doch endlich klar zu werden, daß man Alles errathen hatte. Er kam oftmals in das Haus des Präſidenten, wo man gewöhnlich ſpielte und ſich die beſte Geſellſchaft verſammelte. An einem Abende, als das Spiel ziemlich lange gewährt hatte und nur wenige da waren, ſchalt die Dame des Hauſes unſern Freund Poltron, weil er nicht eine ziemlich bedeutende Summe gegen ſie hatte halten wollen. Aus dieſen Worten, die weiter nichts als ein gewöhnlicher Scherz waren, zog nun der Unglückliche ſeine Ueberzeugung, daß man ſeine Armuth verſpottete. Er wurde ſogleich ſehr finſter und ſchweigſam und blieb ſo lange, bis daß Alles fortgegangen war. Sobald er ſich allein mit der Dame befand, näherte er ſich ihr mit den Zeichen einer innern Aufregung, die an Wahnſinn gränzte.

„Wiſſen Sie, gnädige Frau“, ſprach er mit einem fürchterlichen Ausdruck, „was Sie wagen, indem Sie ſich über mein Elend luſtig machen? Sie haben mein Geheimniß entdeckt, und wären ſie ein Mann, ſo würde ich es in Ihrem Herzen begraben, indem ich Sie hier mit eigener Hand tödtete. Ich bin ruinirt, es iſt wahr. Nennen Sie mich Poltron, daß ich nicht dem Kartenglücke das opfern wollte, was mir meine Exiſtenz für mehre Monate ſichern muß. Will man nun darüber lachen, meinetwegen! man thue es aber hinter meinem Rücken und nicht in's Geſicht; dieß werde ich nie leiden. Dann lachen Sie erſt ohne Rückſicht, wenn ich vollkommen zu Grunde gerichtet ſeyn werde; bis dahin, ich rathe es Ihnen, halten Sie ſich zurück, ſonſt, bei Gott! obgleich ſie nur ein Weib ſind, werden Sie von meiner Hand des Todes ſeyn.“

„Aber mein Himmel, lieber M.,“ rief die Dame ſehr entſetzt, „ich ſchwöre Ihnen hier, daß mir Ihre Lage ganz unbekannt war. Ich nannte ſie Poltron im Scherze, und ohne an etwas Böſes dabei zu denken. Sie ſehen mich jetzt eben ſo überraſcht, als betrübt über Ihr Unglück. Kann ich Ihnen dienen? Disponiren Sie über mich, über meinen Kredit, über meine Börſe.“

„Großen Dank!“ entgegnete M. mit flammenden Blicken; „nicht mit Drohungen will ich mir ſolche Anerbietungen ertrotzt haben. Nur aus der Hand des Fürſten werde ich Hülfe erwarten.“

„Aber ich bin doch Ihre Freundin . . .“

„So beweiſen Sie es mir durch Ihre Verſchwiegenheit. Dieß iſt Alles, was ich von Ihnen verlange. Ich kümmere mich nicht darum, ob Ihre Verſicherung, daß Sie mich nicht beleidigen wollten, Lüge oder Wahrheit ſey; nur ſo viel wiederhole ich Ihnen zum letzten Mal, wenn Sie ein Wort von dieſer Unterredung verrathen, ſo ſind Sie unglücklich! Spaßen Sie nicht mit einem Unglück, wie das meinige, denn es wird Sie mit in's Verderben reißen."

Die Dame wollte ihre Verſicherungen erneuern, allein M. gebot ihr Stillſchweigen mit einer großartigen Bewegung, und entfernte ſich mit den Worten:

„Genug, Madame, Sie haben mich verſtanden. Handeln Sie darnach."

Das Geheimniß wurde auch in der That gewiſſenhaft bewahrt, denn die Präſidentin hatte es wohl begriffen, daß es nicht gut geweſen wäre, zu plaudern. M. ſetzte ſeine Beſuche bei ihr fort, als wenn nichts vorgefallen wäre; ja er machte ſelbſt ſein kleines Spiel, wie vormals, ohne daß Jemand ſeinen verzweifelten Zuſtand geahnt hätte.

8.

Es vergingen einige Wochen, ohne daß Herr von M. in ſeinem Aeußern irgend eine Veränderung gezeigt hätte; es war immer dieſelbe finſtere Miene, das niedergeſchlagene ſtille Weſen; eines Tages plötzlich verwandelte ſich das Alles, ohne daß Jemand einen Grund davon anzugeben wußte. Er zeigte ſich überall heiter lächelnd, ging mit großen Schritten umher, mit erhobenem Kopfe, und ſang mit halblauter Stimme Lieder nach der Mode des Tages, ganz wie ein Menſch, der keine Sorgen kennt. Er ſuchte wieder das Vergnügen und ſprach von ſeinen Glücksumſtänden, und wie er Equipagen, Pferde und Landgüter kaufen wolle. Niemand konnte dieß in Verwunderung ſetzen, da Alle wußten, in welchem intimen Verhältniß er zum Fürſten ſtand.

Um jene Zeit war es, als er in einem Gange des fürſtlichen Reſidenzſchloſſes einem artigen und geſchmeidigen Höfling, dem Baron C. begegnete. Mit rauhem Tone rief er dieſem die Worte entgegen:

„Wie kommt es, daß Sie mir den Weg verſperren?“

„Ich kann nicht dafür,“ erwiederte C., „daß es uns Beiden an Platz fehlt. Ich will mich aber an die Mauer drücken, damit Sie vorbei können.“

„Nichts da, mein Herr!“ rief M. entrüſtet aus. „Mir gehört der Platz allein, und kehren Sie auf der Stelle um, oder Sie müſſen ſich mit mir ſchlagen.“

„Sie ſuchen Händel mit mir, wie es ſcheint,“ erwiederte C.

„Nun wohl, ſo ſchlagen wir uns gleich, denn ich werde Ihnen gewiß nicht Platz machen.“

„Ich ſchlage mich nicht mit einem Narren.“

Bei dieſen Worten zog M. ſeinen Degen und verfolgte den Baron von C., der mit genauer Noth dieſem Ueberfalle entging, indem er eine Thüre erreichte und ſie hinter ſich zuſchloß.

Der Fürſt, der unweit von da in ſeinem Arbeitskabinette war, hörte draußen den Lärm und wollte eben fragen, was es gäbe, als M. mit verſtörter Miene unangemeldet eintrat und ſich zu den Füßen ſeines Gebieters niederwarf. Alles Ueberraſchende und Laute war jedoch Seiner Hoheit höchſt zuwider. '

„Was haben Sie, mein Herr?“ ſagte der Fürſt in einiger Bewegung.

„Ich flehe, gnädigſter Herr, zu befehlen, daß man mich verhafte, denn ich habe den Burgfrieden verletzt. Ich zog den Degen in Ihrem Hauſe. Der Baron von C. hat mich frech beleidigt, und ich bin ſo weit gegangen, ihn dafür tödten zu wollen.“

Der Fürſt, der vor allen Dingen eines Menſchen ſich zu entledigen wünſchte, den er wüthend und ganz außer ſich vor ſich ſah, empfahl im ſanften Tone dem Herrn von M., nach Hauſe zu gehen, und fügte hinzu, daß er die Sache ſelbſt unterſuchen wolle, um zu wiſſen, wer den Streit begonnen habe.

M. leiſtete Folge. Der Fürſt hielt aber ſein Wort, und da kein Zeuge vorhanden war, jeder vorgab, Recht zu haben, und es durchaus unmöglich war, auf ſolche Weiſe die Wahrheit zu entdecken, ſo bekamen beide leichten Arreſt auf einige Wochen, worauf ſie freigelaſſen wurden und die völlige Vergebung des Fürſten erhielten.

Während dieſer Vorfälle bemerkte Niemand, daß M.'s Verſtand verwirrt war, obgleich er außer dem eben erzählten Vorfall faſt täglich ähnliche Beweiſe lieferte.

Es gibt eine Art des Wahnſinns, gegen die kein Menſch geſichert iſt; jene nämlich, die aus den Verfolgungen des Schickſals entſpringt. Es gibt im Unglück gewiſſe Stufen, über die man nicht hinweg kann; dem Einen wird es leichter, wie dem Andern; allein kein Verſtand iſt eiſenfeſt genug, um ſich aus gewiſſen Kriſen ungeſtört herauswinden zu können. Als unſer M. ſich in ſeinen Hoffnungen betrogen ſah, immer auf Reichthümer hoffend, die niemals ankommen wollten, ſo ſuchte er ſich durch extravagante Ideen für die Wirklichkeit zu entſchädigen. Durch eine ſeltſame Kombination, die von der Schwäche ſeines Verſtandes den genügendſten Beweis lieferte, bildete er ſich eines Tages ein, daß ſeine Wünſche endlich befriedigt ſeyen, daß der Fürſt ihn mit Reichthümern überhäuft habe, und daß Niemand ſich mit ihm mehr zu meſſen im Stande ſey. In lichten Augenblicken fühlte er aber doppelt die Wahrheit ſeiner Lage, und dann kehrte der Wahnſinn als Wuth und Verzweiflung wieder. Hin und her verbreitete ſich nun das Gerücht, daß es mit dem armen M. doch wohl nicht ganz richtig ſeyn möchte. Man beobachtete Rückſichten gegen ihn, und die Sache wurde ſo lange vertuſcht, bis daß eine neue Extravaganz, die alle früheren überbot, jeden etwa noch obwaltenden Zweifel in dieſer Beziehung entfernte.

M. geht eines Morgens in den Alleen ſpazieren, die zu dem fürſtlichen Luſtſchloſſe führen. Hier begegnet er einem Bedienten des alten Generals, der ſich einſt ſeiner ſo ſchön angenommen hatte, ein Reitpferd deſſelben führend. Er geht höflich auf den Menſchen zu, lobt das Pferd und verlangt es zu probiren, indem er ſagt, daß der Herr General gewiß nichts dagegen haben würde. Der Menſch, der den Herrn von M. gut kannte, wagt nicht die Bitte abzuſchlagen und läßt ihn aufſteigen. Wie erſchrickt er aber, als M. dem Pferde die Sporen gibt und im Galopp davon ſprengt.

So erreicht er bald die Reſidenz — ich hatte bemerkt, daß der Fall ſich vor dem Luſtſchloſſe ereignete — und reitet geradeswegs auf das Gebäude des Staatsgefängniſſes los, läßt den Gefangenwärter vor ſich beſcheiden und verlangt für ſich ein Zimmer, indem er angibt, daß er ſo unglücklich geweſen ſey, dem Fürſten zu mißfallen. Der Mann erklärt, daß er ohne ſchriftliche Ordre Niemanden aufnehmen könne, und es entſteht daraus der ſeltſamſte Wortwechſel, den man ſich denken kann. Endlich wird ein Waffenſtillſtand abgeſchloſſen und man ſendet einen Expreſſen nach dem Luſtſchloß, wo der Fürſt ſich aufhielt, um hinter die Wahrheit zu kommen.

Ein alter Freund, der Sohn der erſten Kammerfrau der verſtorbenen Fürſtin, deſſen wir uns noch vom Anfang dieſer Erzählung erinnern, begibt ſich ſogleich in die Stadt, und hat alle Mühe von der Welt, den armen M. von ſeinem Vorſatze ab- und nach Hauſe zu bringen.

Dieſe Geſchichte hatte aber bedeutendes Aufſehen gemacht. Als M. wieder bei Hofe erſchien, entfernte ſich Alles von ihm, als ob er dem Irrenhauſe entſprungen wäre. Nur der Fürſt behielt ſtets dieſelbe Güte für ihn und entzog ihm auch nicht den kleinſten Theil ſeiner Prärogative; allein wahrhaft unglaublich iſt es, daß er ſich nicht im Geringſten nach der Quelle ſeiner innern Zerrüttung erkundigte und für ſeinen treueſten Freund ſeine Schatulle ſtets verſchloſſen hielt, die von allen Uebrigen ſo reichlich ausgebeutet wurde. War es vielleicht, daß der Fürſt glaubte, der unglückliche M. würde bald nur noch ein Plätzchen im Narrenſpital für ſich in Anſpruch nehmen? So geht es mit dem Unglück; es iſt, wie ein trügeriſcher Sumpf, der bei jedem Schritte immer mehr und mehr nachgibt, und der uns für immer feſthält, wenn wir einmal hineingerathen ſind.

9.

Lange konnte dieſer Zuſtand nicht währen. Die Stellung des Herrn von M. bei Hofe war nicht mehr zu halten; denn er ſah wohl ſelbſt ein, daß man ihn wie einen Peſtkranken floh.

An einem Sonntag ſchickte er alle ſeine Leute in die Kirche und verſchloß ſich in ſeinem Kabinet. Hier ſchrieb er einen Brief an den Fürſten. Mit dem Glockenſchlage eilf vernahm man auf einmal zwei Piſtolenſchüſſe. Sogleich eilte man nach dem Zimmer des Unglücklichen, und brach die Thüre auf. M. lag bewegungslos auf dem Bette. Sein Puls ging noch ſchwach, aber die herbeigerufenen Aerzte verſuchten es nicht einmal, ihn zum Leben zurückzurufen. Die beiden Kugeln hatten ſeine Bruſt zerſchmettert. Man überbrachte den Brief dem Fürſten. Er enthielt Folgendes:

„Gnädigſter Herr!

„Nicht Vorwürfe ſind es, die ich Ihnen zu machen gedenke, ſondern im Gegentheil die ehrfurchtsvolle Bitte wage ich hiemit, daß Sie mir die letzte Handlung des Wahnſinns und der Verzweiflung vergeben mögen. Es liegt nichts daran, daß Sie mich ein Leben verlieren ließen, das ich gern auf eine nützliche Weiſe in Ihren Dienſten verwendet hätte. Andere werden bereit ſeyn, Ihnen das ihrige zu widmen, allein Sie müſſen ſich Ihrer beſſer annehmen, ſonſt würden Ihnen zu viele Getreuen ſterben. Armuth iſt eine gefährliche Begleiterin durch's Leben. Sie treibt die Leute zu dem Standpunkte, auf dem ich mich jetzt befinde, und Sie dürfen nicht leiden, daß ſie unter Ihren Hofleuten heimiſch werde. Viele Jahre hindurch ſahen Sie ſie an Ihrer Seite in meiner Perſon. Sie ſaß an Ihrer Tafel, ſie war in Ihrer Umgebung, und mitten in Ihren glänzenden Feſten durfte ſie ihr trübes Geſicht zeigen. Ja ſie trat zu Ihrem Bette, und Ihre hochfürſtliche Hand drückte manchmal huldreich die ihrige. Das ſollten Sie, mein gnädigſter Herr, nicht mehr leiden; denn bedenken Sie, wenn Sie es nicht gelitten hätten, ſo würde ich vielleicht noch zwanzig Jahre meines Lebens Ihnen weihen dürfen. Ich habe dieſes Leben ſo lange ertragen, bis zu dem Tage, wo mein Namen von einer Schmach bedroht war. Bis hieher geſunken, war es meine Pflicht, das Leben zu verlaſſen, um meinem Fürſten keine Schande zu machen. Sollte Gott mir dieſes zum Verbrechen anrechnen, ſo verwenden Sie ſich einſt für mich bei ihm, und begehren Sie in einer beſſern Welt ſtets in Ihrer Nähe zu haben

Ihren treuen Diener

v. M.“

Der Fürſt war ſichtlich betrübt, als er dieſen Brief empfing; er wurde über und über roth, ſah noch einmal in das Papier und warf es dann in den Kamin. Er ſprach kein Wort darüber; allein man merkte ihm eine gewiſſe Traurigkeit an, bis daß es ungefähr zur Tafel ging. Einer ſeiner glücklichſten Günſtlinge, der Graf B., der von dem Vorfall noch nichts wußte, war überraſcht von dem Ausſehen des Fürſten und erkundigte ſich leiſe bei einigen Herren, was vorgefallen ſey.

„Sie ſollen es wiſſen,“ ſprach der Fürſt, der die Frage verſtanden hatte. „Ich bin traurig über den Tod des Einzigen, der mich wahrhaft geliebt hat. Ich bin mit Ihnen Allen unzufrieden, meine Herren, weil ſie mich beſtändig um Gnaden und Gunſtbezeugungen beſtürmen, und mich nie an den armen M. erinnerten, der zu beſcheiden war, es Ihnen gleich zu thun, dabei aber meiner Freigebigkeit benöthigter als Sie alle. Ich zürne mir ſelbſt, daß ich Alles an Ehrgeizige und Selbſtſüchtige verſchwende, und nicht ein einziges Mal meine Hand für denjenigen geöffnet, in dem das beſte und ehrlichſte Herz ſchlug.“

Es war gegen das Ende der Tafel, als der Fürſt dieſe ſchönen Worte geſprochen. Dann brach er auf, um eine Spazierfahrt in den Park zu machen. Das Wetter war prächtig, das Gefolge zahlreich, man machte an einem ſchönen Platze Halt und kehrte in der beſten Laune nach dem Schloſſe zurück. Abends war Concert, wo die neue, ſehr ſchöne Sängerin ſich hören ließ, welche die Gnade hatte, des Fürſten Aufmerkſamkeit in ſolchem Grade anzuziehen, daß er ſich faſt ausſchließlich mit ihr unterhielt. Die angenehme Soirée wurde bis in die Nacht hinein verlängert.

Als man in der heiterſten Laune von der Welt im Schloſſe ſich zur Ruhe begab, dachte Niemand daran, daß dieſen Abend ein Menſch bei dem Concerte nicht mehr zugegen geweſen war, der ſich von M. nannte.

Der blutige Schrank.

1.

Nur wenige Stunden von Turin, mitten in den furchtbaren Felſengruppen Piemonts, liegt die kleine Stadt Feneſtrella, die ihrer Feſtung wegen bekannt iſt. Ringsherum liegen die Alpen, deren Fuß mit dichtem Geſträuch und üppigem Blumenflor prangt, während die meiſten ihre Häupter bis in jene Region erheben, wo ein ewiger Schnee ſie krönt. Als ich das erſte Mal im Jahre 16 Italien beſuchte, hatte mich die Bekanntſchaft eines Offiziers, die ich in Frankreich gemacht, einige Tage in Feneſtrella zurückgehalten. Ich wollte bei dieſer Gelegenheit zum erſten Mal in meinen Leben auch die nähere Bekanntſchaft der Alpen.

Das kleine Städtchen ſchien ſehr arm zu ſeyn. In den meiſten Wohnungen erblickte ich nur Weiber, da die Männer auswandern, und während neun Monate im Jahre in der Fremde bleiben. Sie kehren erſt zurück, wenn die Erndte reif iſt. Was von Männern in Feneſtrella bleibt, beſteht nur aus Greiſen und aus Cretins. Eine ſeltene Staffage für die herrliche Landſchaft; eine entſetzliche Geſellſchaft für die jungen hübſchen Mädchen mit brauner Geſichtsfarbe und feurigen Augen.

An einem Sonntage wohnte ich dem ländlichen Balle bei, den ſie auf einer Art von Plattform eines Felſenvorſprungs hielten. Sie tanzten nach dem Geſumme der ſavoyardiſchen Leier jenen bizarren Contretanz der Berge, den ich ſchon auf den Pariſer Boulevards von kleinen Jungen mit großem Ergötzen hatte tanzen ſehen. Ich ſtand mit großem Behagen da und ließ meine Blicke auf den oft recht graziöſen Stellungen der ſchlanken Mädchen ruhen, und träumte mich ſchon im Herzen Italiens zu ſeyn, welches immer das Ziel meiner Wünſche geweſen war, als mich plötzlich aus dieſen Träumen und Genüſſen ein Murmeln aufſtörte, das immer lauter wurde, den Tanz unterbrach und die Tänzer nach beiden Seiten ſcheuchte.

„Heilige Mutter! der arme Antonio!“ hörte ich überall. Ich blickte nach der Stelle, wohin ſich alle Augen richteten, und ſah einen Menſchen in einem langen ſchwarzen, vom Kopf bis zu den Füßen zugeknöpften Rocke, von großen und kräftigen Formen, mit einem wundervollen Geſicht, ſtark ausgeprägten Zügen und grauen Augen, aus denen ein unſtäter Blick wie ein flackerndes Feuer leuchtete.

Mit ihm war lou Stoupido erſchienen, wie ſie in ihrem Patois einen bekannten häßlichen Cretin nannten; ein abſchreckendes und unförmliches Geſchöpf, der ſich überall ſehen ließ, wo Antonio erſchien, und dieſen nie verlaſſen wollte.

„Guten Tag, Signor Antonio!“ riefen die Mädchen.

„Guten Tag, meine Kinder!“ ſprach Antonio, „Friede und Glück ſeyen mit Euch!“

„Und du, Stoupido! haſt du dieſen Morgen viel Spinnen gefreſſen?“ fragte man den Cretin.

„Ae! Ae!“ ſtotterte der Blödſinnige nach ſeiner Weiſe — „ich nicht gefunden hab — wollte ſchwarze — mit langen Bein' —“

Dieſer Cretin hatte nämlich die ekelhafte Gewohnheit, Spinnen zu freſſen.

„Vorwärts, mein Freund, vorwärts Stoupido!“ ſprach mit einem ruhigen melancholiſchen Tone Antonio zu ſeinem mißgeſtalteten Freund. „Wir wollen unſern Spaziergang fortſetzen.“

Hierauf entfernten ſich die Beiden.

„Wer iſt dieſer Antonio?“ fragte ich eine Bäuerin, die während des Tanzes unweit von mir ausruhte.

„Ach, das iſt der gute Signor Antonio, von der Feſtung da droben. Bittet den guten Gott für ihn, damit er nicht ſo viel weinen möge.“

Dieſe Auskunft machte mich nicht wenig neugierig. Ich fühlte einen unbezwinglichen Wunſch in mir, dieſen Fremden kennen zu lernen; denn an ſeiner Ausſprache hatte ich den Franzoſen ſogleich entdeckt. Der Tanz war bald darauf beendigt, und ich ging nach Hauſe, mit dem Gedanken beſchäftigt, auf welche Weiſe ich mich wohl dem Signor Antonio nähern könnte. Der Zufall ſollte mir dabei helfen.

Indem ich am folgenden Morgen einen Spaziergang nach den Felſen unternahm, welche der Straße über den Mont Cenis zur Rechten liegen, entdeckte ich auf einem derſelben meine beiden Leute. Antonio ſtand auf einem über dem Abgrunde ſchwebenden Stein, ſtreckte die Hand in die Ferne aus und ſagte zu ſeinem Begleiter:

„Siehſt du, Stoupido . . . dort . . . . unter jener Wolke . . . dort iſt mein Vaterland . . . . dort iſt Frankreich!“

„Ich komme ſo eben von dort und habe viele Freunde daſelbſt,“ ſagte ich, mich ihm nähernd. „Nach einem kurzen Aufenthalt in dieſem Lande führt mich mein Weg wieder dorthin zurück, und wenn Sie etwas zu beſtellen haben, ſo wird es mich freuen, Ihnen dienen zu können.“

„Ich danke Ihnen, mein Herr,“ verſetzte er niedergeſchlagen. „Dort iſt mein Andenken längſt erloſchen, und die Wenigen, die es vielleicht noch wider Willen hegen, fluchen mir gewiß.“

„Wie wäre das möglich?“ nahm ich wieder das Wort. „Ihre Geſtalt und Ihr Weſen flößen Theilnahme und Zuneigung ein. Ich ſah Sie erſt einmal, und nur auf kurze Zeit, und dennoch fühlte ich mich zu Ihnen hingezogen. Wenn Sie mir während meines kurzen Aufenthalts in Feneſtrella erlauben wollten, Sie zu beſuchen, ſo würde es mich glücklich machen, Sie auf andere Gedanken zu bringen. Ich würde Ihnen dann von Ihrem Vaterlande erzählen.“

„Von meinem Vaterlande!“ — rief er, indem er mir die Hand drückte. „Ach ja, von meinem Vaterlande!“ ſetzte er dann dumpf hinzu. „Werden Sie aber nicht Anſtand nehmen, ſich mit einem Gefangenen abzugeben?“

„Was kümmert mich das?“ erwiederte ich. „Ich ehre das Urtheil der Menſchen, aber ich gehorche nur meiner eigenen Empfindung, und dieſe ſpricht für Sie.“

Pater Antonio, denn er war ein Geiſtlicher, wie ſchon ſeine Kleidung bezeugte, drückte mir von Neuem die Hand und leitete mich den ſteilen Fußpfad zur Feſtung hinan. Hier bewohnte er ein reinliches und bequemes Zimmer im erſten Stockwerke, ohne Riegel und Eiſengitter, wo er frei und nach ſeinem Willen ein- und ausgehen durfte. Er war ein Gefangener auf Ehrenwort.

2.

Ich hatte den Pater Antonio bereits mehrmals beſucht, und aus ſeiner Unterhaltung einen wohlunterrichteten Mann in ihm entdeckt, dem jedoch ein ſchauerliches Geheimniß die Bruſt zu belaſten ſchien. Eine Seltſamkeit war mir beſonders aufgefallen. Während des ganzen Tages war er ruhig, und man konnte ihn ſelbſt für glücklich halten. Allein Abends und zwar ſobald die ſiebente Stunde ſchlug, wurde er von einem furchtbaren Anfall ergriffen.

„Maria!“ ſchrie er dann, „Maria! Engel! Seele! Blut an deinem Halſe! Blut an meinen Händen! Gott! Gott! Mein Chorrock! Verbrennt ihn! verbrennt ihn....!“

Dieſe und ähnliche Ausrufungen ließen auf etwas Furchtbares ſchließen, das der tiefe Schleier eines Geheimniſſes bedeckte.

Sobald die Kriſe vorüber war, kam er nach und nach zu ſich und bat Alle, die um ihn waren, ſich zu entfernen. War er allein — man hatte ihn oftmals belauſcht — ſo öffnete er einen alten Schrank, in dem ſich einige aus der Ferne unkenntliche Gegenſtände befanden, vor denen er niederkniete, um lange und inbrünſtig zu beten.

Alles dieſes, was ich ſah und hörte, aber mehr noch, was mir zu erforſchen blieb, erregte meine Neugier in ſo hohem Grade, daß ich die anfänglich für Feneſtrella beſtimmte Zeit längſt überſchritten hatte, um zu erfahren, wer jene Maria geweſen, welche der Pater während ſeines Anfalls immer nannte, und was jener geheimnißvolle Schrank wohl enthalten mochte, um den Gegenſtand ſeiner heißen Anbetung zu bilden.

Ich beſuchte ihn oft und zu allen Tageszeiten. Er mochte mich leiden, wie es den Anſchein hatte, und dennoch konnte ich nicht zum Ziele gelangen.

3.

Eines Morgens fand ich Pater Antonio nicht zu Hauſe. Lou Stoupido war allein und bemühte ſich, den Schrank zu öffnen.

„Was machſt du da, Stoupido?“ fragte ich ihn.

„Hab' geſehen eine ſchöne“ — antwortete er mir mit lautem Gelächter, indem er den Mund von einem Ohre zum andern verzog und die häßlichen Zähne gierig fletſchte, „hab geſehen eine dicke . . . ſo dick und ſchön ſchwarz . . . . mit langen, langen Bein' . . .!“

Während er ſprach, arbeitete er immer fort am Schloſſe. Jetzt ſprang die Thüre auf, und der Schrank ſtand offen vor mir da. Ich konnte dem Drange nicht widerſtehen, den Inhalt zu betrachten.

Ich ſah das Tuch einer Frau an einem Nagel hängen. An dem Tuche waren Blutflecken ſichtbar; dann lag da eine Haarlocke, an der ebenfalls Blut zu kleben ſchien; auch der Chorrock eines Prieſters hing darin, an dem lange Riſſe ſichtbar waren und deſſen Farbe an einigen Stellen ins Gelbe übergegangen waren.

Lou Stoupido, der den Schrank erbrochen hatte, ſchenkte dieſen Gegenſtänden nicht die geringſte Aufmerkſamkeit. Der Gegenſtand ſeiner Genäſchigkeit beſchäftigte ihn ganz und gar. Er ſprang nach der Decke des alten Möbels, um auf ſein Wild Jagd zu machen. Es war eine ſcheußliche Spinne, ſchwarz und haarigt, von der ungeheuerſten Art, mit entſetzlich langen Beinen. Vielleicht war dieſes abſcheuliche Inſekt ſeit einem Jahrhundert ungeſtört in dieſem Schlupfwinkel geweſen. Sobald die Spinne die kühne Hand ihr Netz zerreißen ſah, ſprang ſie heraus und fiel einige Schritte von mir auf die Erde.

Mir fuhr ein unwillkührlicher Schrei des Entſetzens aus der Bruſt.

Aber ein anderer Schrei, durch mein Innerſtes gellend und mich mächtig erſchütternd, folgte dem meinigen. Ich wandte mich um, und erblickte Pater Antonio auf der Thürſchwelle. Da ſtand er bleich, an allen Gliedern bebend, die Augen in ihren Höhlen rollend, die vor Zorn und Wuth funkelten.

„Niederträchtiger!“ ſchrie er, „du haſt mein Geheimniß verrathen, das die armen Einwohner dieſes Landes bis zu dieſem Tage ſo treu bewahrt haben. Du haſt dieſen Schrank erbrochen, du haſt mich verrathen, verkauft, getödtet! Wohlan! ſo will ich dich auch tödten!“

Mit dieſen Worten packte er lou Stoupido, als wollte er ihn erwürgen.

„Halt, Pater Antonio!“ rief ich, indem ich ihm den Arm zurückhielt, „ich will nichts von dem ausſagen, was ich hier ſah; ich will taub und ſtumm für Alles bleiben, aber ſchonen Sie dieſes armen Geſchöpfes.“

Antonio's Hand ließ den Cretin fahren, der heulend davon hinkte. Nach einer Pauſe legte ſich des Paters Aufwallung; die Bruſt hob ſich leichter, und unter heißen Thränenſtrömen ſprach er:

„Verzeihung! ich bin ein Unglücklicher. Ach, ich trage ſchon ſo ſchwer die Laſt meiner Sünden! Wie lange arbeite ich nun ſchon daran, den Ausbruch meiner heftigen Leidenſchaften zu zügeln, und nun ſehen Sie, nach fünfzehn Jahren der qualvollſten Buße ſtand ich wieder auf dem Punkte, ein neues Verbrechen zu begehen.“

„Sie begingen ſchon einmal ein Verbrechen?“ brachte ich zagend mit ſchonendem Tone vor.

„Ich bin ein Mörder! . . . .“ erwiederte er. „Ich habe das Weib getödtet, das mein Herz anbetet. Ich war Prieſter . . . . meine Seele war kraftlos, meinen Geiſt beherrſchte der wilde Sinn der Jugend. Ich weiß nicht mehr, wie es gekommen, allein der Tag meines höchſten Glückes wurde auch der Tag des Verbrechens. Indem ich ſie aus den Armen ließ, wo ſie mir das höchſte Glück geſchenkt hatte, . . . war meine Geliebte todt! . . . .“

Ein Strom von Thränen ergoß ſich nach dieſen Worten.

„Armer Bruder! Unglücklicher!“ ſagte ich, „wenn die Mittheilung Deines Fehltritts dir die Seele erleichtern kann, ſo mache ſie ſchriftlich, denn die Erzählung würde deine Kräfte zu ſehr erſchöpfen. Beruhige dich, du Armer, durch den Gedanken an die Größe Gottes und an ſeine Barmherzigkeit. Sie überragt tauſendfältig die Thaten der Menſchen, die guten wie die ſchlechten.“

„Das glaubſt du?“ fragte er leiſe, indem er den wirren Blick lange auf mir ruhen ließ und den Mund zu einem unmerklichen Lächeln verzog.

„Ich bin deſſen gewiß,“ antwortete ich ihm. Bereue aufrichtig, und Gott wird dein Vergehen und deine Reue wägen, und wird die letztere nicht ſchwer genug befunden werden, ſo wird er die angeborene Schwäche des Menſchen hinzufügen, und die göttliche Wage wird ſich zu deinen Gunſten ſenken. Lebe wohl! Ich will deine Einſamkeit nicht länger ſtören. Suche Faſſung zu gewinnen, mir deine Geſchichte aufzuſchreiben. Uebergib ſie meinem Freund, wenn ich Feneſtrella ſchon vor ihrer Beendigung verlaſſen haben ſollte. Er wird mir deine Handſchrift nachſenden und ich verſpreche dir, darauf zu antworten. Lebe wohl!“

„Gott ſegne dich!“ ſprach er, mir mit der Hand zum Abſchied winkend.

Ich ging fort mit ſchwerem Herzen. In dem Augenblick, als ich die Schwelle des Hauſes überſchreiten wollte, erweckte mich ein wildes Brüllen aus meinen Träumen.

Ich wandte ſchnell den Kopf.

Lou Stoupido war an der Mauer hingeklettert, und hatte ſo eben am Geſimſe die ungeheure Spinne erhaſcht.

4.

Ungefähr einen Monat ſpäter, als ich mich am Rhein befand, erreichte mich ein dickes Packet, das mir mein Freund in Feneſtrella nachgeſandt hatte. Es war die Handſchrift des Prieſters. Er hatte vor fünfzehn Jahren eines ſeiner Beichtkinder ermordet, nachdem er ſeine verbrecheriſche Luſt an ihm gebüßt. Die Erzählung war mit allen Umſtändlichkeiten gegeben und enthielt das Wachſen der Leidenſchaft, wie den innern Seelenkampf, der dem Verbrechen voranging und nachfolgte. Folgender Brief begleitete dieſe Sendung:

„An Herrn . . . .

„Hier haben Sie die traurige Wahrheit . . . . Sie kennen nun meinen Lebenslauf . . . . Glauben Sie wohl, daß ich noch hoffen darf? . . . .

Antonio.“

Ich griff ſogleich zur Feder und ſchrieb ihm ſtatt aller Antwort die wenigen Worte, die ich ſogleich zur Poſt gab: „Die göttliche Barmherzigkeit iſt ſo unendlich, wie die Majeſtät des Schöpfers.“

Der muthmaßliche Zeuge.

1.

Francis B., ſo hieß ein junger Menſch, unbekannt und ohne Stellung in der Welt wie ohne Mittel, ſich eine zu verſchaffen, der in einer der Vorſtädte Londons in einem beſcheidenen Zimmerchen wohnte. Eines Tages erſcheint ein reich gekleideter Lakay, der das Wappen eines vornehmen Hauſes auf ſeinen großen Knöpfen trägt, und überreicht dem jungen Menſchen eine Karte von Lord L., der ihn zu einem Beſuche einlädt.

Francis dachte vergebens über die Urſache nach, die ihm dieſe Ehre verſchaffen konnte. Er kannte Lord L. nicht und es war ihm unmöglich, zu ergründen, was denn wohl eigentlich ſeinen Namen einer Perſon von dieſem Range bekannt gemacht hatte. Wollte er ihn als Abſchreiber gebrauchen? Er hatte bereits Proben einer ſchönen und leſerlichen Handſchrift geliefert, und dies war am Ende wohl das Wahrſcheinlichſte.

Die Stunde war indeß herangerückt, und er folgte der Einladung.

Der Lord bewohnte eins der ſchönſten Hotels in der prächtigen Regenten-Straße. Nachdem er geläutet und der grobe Thürhüter ihn nach ſeinem Namen gefragt hatte, wurde er von einem Lakayen in einen prächtigen Saal geführt, um dort den Lord zu erwarten.

Dieſer erſchien bald. Es war eine hohe Geſtalt, ſehr bleich, von bekümmerten Mienen, und ganz in Trauer gekleidet.

Der edle Lord ſchloß leiſe die Thüre hinter ſich und ſetzte ſich Francis gegenüber, der ſtehen geblieben war. Lange ſah er ihn mit ſeinen ſcharfen durchbohrenden Blicken an, ohne ein Wort zu ſprechen. Der junge Menſch wurde von dieſem ſtummen Empfang nicht wenig eingeſchüchtert. Er wußte nicht, welche Haltung er behaupten ſollte. Endlich ſchlug er die Augen nieder, und ſein Geſicht drückte deutlich die Unruhe aus, die ſich ſeiner zu bemächtigen anfing.

„Kann man auf Ihre Verſchwiegenheit zählen?“ Mit dieſen Worten unterbrach der Lord das lange peinliche Stillſchweigen.

Obgleich Francis den geheimnißvollen Sinn, den dieſe Frage in ſich ſchloß, unmöglich zu begreifen im Stande war, ſo war doch gleich die Antwort darauf zur Hand, und er ſagte mit feſter Stimme:

„Ja, Milord!“

Nun folgte abermals eine ziemlich lange Pauſe, während welcher der Lord nachdenkend vor ſich hinſtarrte. Hierauf hob er den Blick, richtete ihn wieder auf den jungen Menſchen und ſprach:

„Ich weiß es, daß Sie ſchweigen können. Ich kenne Sie. Sie wohnen drei Meilen von London in jener Vorſtadt, wo ich mein Landhaus beſitze. Zweimal kommen Sie in jeder Woche nach der Stadt, um die Reinſchriften, die Sie für die Advokaten beſorgen, abzuliefern und neue Arbeit zu holen. Nicht wahr? Sie ſehen, daß ich gut unterrichtet bin.“

„Die Nachrichten, die Sie die Gnade hatten, über mich einzuziehen,“ erwiederte beſcheiden der junge Menſch, „ſind ziemlich genau. Dürfte ich wohl aber wiſſen, Milord, was meiner geringen Perſon dieſe Wichtigkeit verlieh, daß Sie ſich mit ihr beſchäftigen?“

„Und das ſollten Sie nicht wiſſen?“ fuhr der Lord mit einiger Heftigkeit in die Höhe, indem er abermals einen ſo durchdringenden Blick nach dem jungen Menſchen ſchoß, daß dieſer von Neuem ganz verwirrt wurde. „Schon gut!“ ſetzte er dann hinzu. „Sie ſollen es ja nicht wiſſen, weshalb ich mich für Sie intereſſire. Sie werden mich aber doch wohl erkannt haben? Sie haben mich ſchon einmal geſehen, nicht wahr?“

„Ich erinnere mich deſſen,“ erwiederte Francis, indem er wieder etwas Faſſung gewann.

„Ich verſtehe,“ ſagte der Lord mit zufriedener Miene. „Ihre Bildung iſt über dem Stande, dem Sie angehören. Bei Ihrer Erziehung iſt es grauſam vom Schickſal, ſich vom Abſchreiben ernähren zu müſſen.“

„Ja, Milord,“ antwortete Francis mit beſcheidenem Tone; „meine Aeltern lebten im Wohlſtande, und ich war ſo glücklich, dieſen günſtigen Zufall für meine Bildung benützen zu können. Nach ihrem Willen hätte ich die Rechte ſtudiren ſollen."

„Beſitzen Sie Ehrgeiz?" fragte der Lord.

„Gleich allen jungen Leuten," antwortete Francis.

„Das iſt keine Antwort auf meine Frage," entgegnete der Andere. Sprechen Sie offen: was wollen Sie werden?"

„Ich wünſchte meine Studien vollenden zu können, um dann eine kleine Anſtellung bei den Gerichten zu erhalten. Dieß würde vollkommen meine Wünſche befriedigen."

„Ah, Sie wollen Richter werden!" rief der Lord mit einiger Heftigkeit. „Sie wollen die Verbrecher verfolgen, die Rechte der Geſellſchaft wahren und ſchützen? Das iſt ein ſchöner Beruf, ein edler Ehrgeiz, der befriedigt werden ſoll."

„Wie, Milord!" rief der Ueberraſchte. „Ihre Güte...."

„Soll Ihrer Verſchwiegenheit gleich kommen. Sie verſtehen mich ja," ſagte der Lord mit großem Ernſte. „Ich liebe es, wenn ein junger Menſch verſchwiegen iſt. Es iſt eine große Tugend, wenig zu ſprechen und ein Geheimniß bewahren zu können, ſey es wichtig oder nicht."

„Ich werde mich immer beſtreben, Milord, dieſen gerechten Anſprüchen zu genügen," antwortete der junge Menſch mit tiefer Verbeugung.

„So leben Sie denn wohl für jetzt," ſagte der vornehme Herr, verlaſſen Sie ihre Wohnung, und ziehen Sie nach London. Theilen Sie mir jedoch ſogleich die Nummer Ihres Hauſes mit. Bis übermorgen ſollen Sie Näheres von mir wiſſen.“

Mit dieſen Worten, die von einer gnädigen Handbewegung begleitet waren, entließ der Beſchützer ſeinen Schützling.

Am zweiten Tage erhielt Francis eine Anſtellung, die weit über ſeine Erwartung war, und zu gleicher Zeit drei Bankzettel, einen jeden von hundert Pfund als Geſchenk. Er eilte ſogleich zu Lord L., um ihm zu danken.

„Sprechen Sie mir nie von Dankbarkeit,“ fiel ihm jedoch dieſer mit Heftigkeit in's Wort. „Berühren Sie nie im Leben dieſe Saite, bei keiner Veranlaſſung, hören Sie? vergeſſen Sie das nicht. Die dreihundert Pfund ſollen alle drei Monate erneuert werden. Leben Sie wohl!“

Francis verließ den Lord in einem wahren Taumel des Entzückens, allein in nicht minderer Verwirrung. Er fürchtete immer, es könne irgend ein Mißverſtändniß ſtatt haben, das ſich früher oder ſpäter enthüllen müſſe, und ihn dann aus allen ſeinen Himmeln reißen würde. Alles, was er aufſuchte, um ſich den Glückszufall zu erklären, konnte bei genauerer Prüfung nicht Stich halten. Alle Annahmen zerſtoben bei näherer Beleuchtung in Nichts, und er war genöthigt, am Ende alle Grübeleien aufzugeben, um ſich ſeines Lebens und des Zufalls zu freuen, der ihn plötzlich an das Ziel ſeiner Wünſche und ſelbſt noch darüber hinaus geführt hatte.

Lord L., der ſeit einiger Zeit Wittwer war, vermählte ſich wieder, und wiederholte bei dieſer Gelegenheit die Beweiſe der Großmuth und des Wohlwollens gegen ſeinen Schützling, deſſen Glück er zugleich dadurch befeſtigte, daß er ihm eine bedeutende Beförderung in ſeiner ehrenvollen Laufbahn verſchafft hatte.

2.

Zehn Jahre waren ſeitdem verſtrichen, und Francis B. bekleidete nunmehr eine bedeutende Stelle im Staate. Mit Kummer erfüllte es ihn, daß ſein großmüthiger Beſchützer ſchon ſeit langer Zeit kränkelte und wahrſcheinlich nicht mehr lange am Leben bleiben würde.

Eines Tages ließ ihn der Lord zu ſich rufen. Er fand ihn im Bette, ſchwach und den Tod in den Zügen.

„Ich war ſtets zufrieden mit Ihnen, lieber Freund,“ ſagte der Sterbende, „und ich frage Sie nicht erſt, ob Sie es auch mit mir waren. Ich habe geſucht, die große Schuld, deren ich mir gegen Sie bewußt war, als ehrlicher Mann und nach meinen Kräften abzutragen. Mein Teſtament wird Ihnen beweiſen, wie ich noch für Sie geſorgt habe. Jetzt aber bitte und beſchwöre ich Sie feierlichſt, mir in dieſem Augenblicke, wo ich dem Tode ſo nahe bin, einen Eid zu leiſten, daß Sie das Geheimniß, welches Sie während meines

Lebens ſo getreulich bewahrt haben, auch nach meinem Tode gegen Niemand enthüllen werden.“

„Ein Geheimniß!“ rief Francis voll Erſtaunen. „Ich weiß nicht, Milord, was Sie damit ſagen wollen?“

Der Kranke erhob ſich mit großer Anſtrengung in ſeinem Bette und nahm eine ſitzende Stellung an. Ein unheimliches Feuer loderte plötzlich in ſeinen faſt erſtorbenen Augen empor, und ſeine Züge ergriff ein entſetzlicher Ausdruck.

„Alſo willſt du nicht?“ kreiſchte er mit heiſerem Tone. „Du willſt nicht den Eid leiſten, den ich von dir fordere? Und du ſagſt, du weißt nichts von dem ſchrecklichen Geheimniſſe? Ha Verräther! Iſt das der Lohn für das Gute, das ich dir gethan?“

Eine heftige Kriſe unterbrach hier den Kranken. Das Bewußtſeyn erloſch, und nach einem Kampfe von wenigen Stunden hatte Lord L. den Geiſt aufgegeben.

Man kann denken, in welche Unruhe erſt dieſer letzte Vorfall den armen Francis verſetzt hatte. Fortan konnte er ſeines Glückes nicht mehr genießen. Nach allen Seiten hin forſchte er auf geheimnißvolle Weiſe; mit der Scharfſichtigkeit eines Advokaten verfolgte er den früheren Lebenslauf des Lords; keine Koſten wurden geſcheut. So gelang es ihm denn endlich, die Enthüllung eines fürchterlichen Geheimniſſes herbeizuführen.

falls zu freuen, der ihn plötzlich an das Ziel ſeiner Wünſche und ſelbſt noch darüber hinaus geführt hatte.

Lord L., der ſeit einiger Zeit Wittwer war, vermählte ſich wieder, und wiederholte bei dieſer Gelegenheit die Beweiſe der Großmuth und des Wohlwollens gegen ſeinen Schützling, deſſen Glück er zugleich dadurch befeſtigte, daß er ihm eine bedeutende Beförderung in ſeiner ehrenvollen Laufbahn verſchafft hatte.

X.

Zehn Jahre waren ſeitdem verſtrichen, und Francis B. bekleidete nunmehr eine bedeutende Stelle im Staate. Mit Kummer erfüllte es ihn, daß ſein großmüthiger Beſchützer ſchon ſeit langer Zeit kränkelte und wahrſcheinlich nicht mehr lange am Leben bleiben würde.

Eines Tages ließ ihn der Lord zu ſich rufen. Er fand ihn im Bette, ſchwach und den Tod in den Zügen.

„Ich war ſtets zufrieden mit Ihnen, lieber Freund,“ ſagte der Sterbende, „und ich frage Sie nicht erſt, ob Sie es auch mit mir waren. Ich habe geſucht, die große Schuld, deren ich mir gegen Sie bewußt war, als ehrlicher Mann und nach meinen Kräften abzutragen. Mein Teſtament wird Ihnen beweiſen, wie ich noch für Sie geſorgt habe. Jetzt aber bitte und beſchwöre ich Sie feierlichſt, mir in dieſem Augenblicke, wo ich dem Tode ſo nahe bin, einen Eid zu leiſten, daß Sie das Geheimniß, welches Sie während meines

Lebens ſo getreulich bewahrt haben, auch nach meinem Tode gegen Niemand enthüllen werden.“

„Ein Geheimniß!“ rief Francis voll Erſtaunen. „Ich weiß nicht, Milord, was Sie damit ſagen wollen?“

Der Kranke erhob ſich mit großer Anſtrengung in ſeinem Bette und nahm eine ſitzende Stellung an. Ein unheimliches Feuer loderte plötzlich in ſeinen faſt erſtorbenen Augen empor, und ſeine Züge ergriff ein entſetzlicher Ausdruck.

„Alſo willſt du nicht?“ kreiſchte er mit heiſerem Tone. „Du willſt nicht den Eid leiſten, den ich von dir fordere? Und du ſagſt, du weißt nichts von dem ſchrecklichen Geheimniſſe? Ha Verräther! Iſt das der Lohn für das Gute, das ich dir gethan?“

Eine heftige Kriſe unterbrach hier den Kranken. Das Bewußtſeyn erloſch, und nach einem Kampfe von wenigen Stunden hatte Lord L. den Geiſt aufgegeben.

Man kann denken, in welche Unruhe erſt dieſer letzte Vorfall den armen Francis verſetzt hatte. Fortan konnte er ſeines Glückes nicht mehr genießen. Nach allen Seiten hin forſchte er auf geheimnißvolle Weiſe; mit der Scharfſichtigkeit eines Advokaten verfolgte er den früheren Lebenslauf des Lords; keine Koſten wurden geſcheut. So gelang es ihm denn endlich, die Enthüllung eines fürchterlichen Geheimniſſes herbeizuführen.

Lord L. hatte in einer Anwandlung von Eiferſucht ſeine Frau auf dem Landhauſe vergiftet, in deſſen Nachbarſchaft Francis wohnte. Er war belauſcht worden, oder glaubte es geweſen zu ſeyn, und hatte gemuthmaßt, Francis ſey der Lauſcher geweſen, in deſſen Händen ſich nunmehr ſeine Ehre und ſein Leben befanden.

Die Krämerglocke.

In dem Theil von Schleſien, der ſich von dem linken Ufer der Oder nach Polens Gränze hinzieht und den man gewöhnlich Waſſerpolen benennt, befand ſich vor langen Jahren eine kleine Stadt, die ihres bedeutenden Marktes wegen von Kaufleuten aus der Nähe und Ferne beſucht wurde.

Es war am Sonntage Quaſimodo, an einem ſchönen Frühlingsabende, als Jakob Gollwitz, der Sohn des Vorſtehers der Krämerzunft in Breslau, auf ſeiner kleinen weißen Stute ganz luſtig einhertrabte. Das Gebiß zeigte dicken Schaum an beiden Seiten, und Bruſt und Flanken des Pferdes glänzten von Schweiß. Jakob mußte von Zeit zu Zeit ſtill halten. Dieß war aber nicht etwa die Folge eines zu forcirten Ritts, noch weil die Hitze zu ſtark geweſen wäre, ſondern der Ranzen machte es, der auf die Croupe gebunden war und eine Menge gemünzten Silbers enthielt. Jakob begab ſich nämlich zum Markte, um von den dort hinkommenden Polen verſchiedene koſtbare Gegenſtände zu erhandeln, die jene durch ihren Verkehr mit dem fernen Morgenlande erhielten und um gutes Geld ihren Nachbarn überließen.

Jakob Gollwitz hatte nunmehr die Gränzen eines Waldes erreicht, der Tag neigte ſich ſeinem Ende, und er hatte wohl noch drei bis vier Stunden zu machen, um zu dem Städtchen zu gelangen. Er wagte es eben ſo wenig, ſeinem Pferde die Sporen zu geben, als er hoffen durfte, auf ſeiner Straße den kleinſten Kretſcham, wie man dort die Wirthshäuſer nennt, zu finden, um einige Raſt von einigen Stunden halten zu können. Auch trieb es ihn an, ſein Ziel zu erreichen, da die andern Kaufleute, ſeine Collegen, ſchon dort waren, und vorläufige Käufe ſchon abgeſchloſſen haben könnten, obgleich die Meſſe erſt am andern Tage ihren Anfang nehmen ſollte. Auch die polniſchen Unterhändler, Factor genannt, fürchtete er, die von den zahlreichen Edelleuten der Gegend Aufträge entgegen nahmen und den eigentlichen Kaufleuten den Handel verdarben.

Jakob ritt, in dieſen Gedanken verſenkt, gar trübſelig weiter, und wußte ſich nicht recht zu rathen und zu helfen, als er einen Bauer gewahrte, der feldeinwärts ging.

„Kann man hier links den Weg durch den Wald abſchneiden?“ rief er dem Bauer zu.

„Links oder rechts, wie Ihr wollt, und zu jeder Stunde des Tages und der Nacht, wenn Ihr nicht gottlos ſeyd und die neuntägige Andacht zur heiligen Jungfrau nicht verſäumt habt.“

Hierauf ſtieß Jakob ſeiner Stute die Sporen in die Seite und ſprengte in den Wald.

Die Straße, welche damals von Breslau nach der Gränze führte, war sehr hügelig und in sehr ſchlechtem Zuſtande. Schnitt der Wanderer den Wald auf der linken Seite hindurch, ſo gewann er eine Stunde am Wege. Die Auskunft des Bauern beſtimmte Jakob, dieß zu thun, denn mit dem Glauben ſtand es gut bei ihm.

Als er die erſten Fichten erreicht hatte, ging eben die Sonne unter; allein die Frühlingsdämmerung war hell genug, um den Weg zu finden. Der Himmel war blau und rein; der Abendwind ſäuſelte ſanft durch Gebüſche und Zweige, und die Blüthen fielen wie Flocken zur Erde. Es war ein göttlicher Abend, der auf den Wanderer eine wundervolle Wirkung übte. Er dachte gar nicht mehr daran, wie nothwendig es ſey, noch heute den Markt zu erreichen; allein er wünſchte vor der vollſtändig eingebrochenen Dunkelheit den Wald durchmeſſen zu haben, weil ſich auf dieſem Terrain gar mancherlei zutragen könnte.

Jetzt hatte er das Dickicht erreicht, allein je mehr er vordrang, deſto finſterer wurde es um ihn, und mit der Finſterniß wuchs ſeine Unruhe.

Plötzlich ſcheute die Stute; ſie ſetzte zurück und Jakob überfiel ein Zittern. Er erblickte vor ſich ein unbeſtimmtes Etwas, und wie er ſchärfer hinſah, war es ihm wie ein menſchlicher Schatten, wie ein geſpenſtiſches Weib, halb nackt mit fliegenden Haaren, das vor ihm herfloh. Er bekreuzte ſich und faßte Muth. Nach einiger Mühe hatte er ſeine Stute wieder zum Gehen gebracht; allein ſo wie er fortgaloppirte, ſo lief auch der Schatten immer voraus einige Schritte vor dem Pferde, ohne auch nur einmal umzublicken. Hielt Jakob die Stute an, ſo blieb auch der Schatten ſtehen.

So mochten ungefähr zwei Stunden vergangen ſeyn, daß der Kaufmann im Walde umher galoppirte, obgleich nach ſeiner Berechnung eine halbe Stunde genügt haben würde, um heraus zu kommen. Jakob fing an zu glauben, daß ein böſer Geiſt ihn necke, und die Worte des Bauern fielen ihm jetzt centnerſchwer auf's Herz. „Es wäre doch wohl möglich," dachte er bei ſich, „daß er es in ſeiner chriſtlichen Verpflichtung mit etwas verſehen haben könnte."

Seine gereizte Einbildungskraft galoppirte jetzt viel ſchneller, als ſeine kleine Stute; da ſah er plötzlich den Schatten des Weibes hinter einem ſchwarzen Gebüſche ſich verlieren. Er riß ſein Pferd zurück, hielt den Athem an und ſein Herz pochte hörbar. Das, was er in dem Augenblicke empfand, war eine ſeltſame Miſchung von Neugier und Angſt. Er horchte, und glaubte polniſche Worte zu hören, die mit jüdiſchem Accente ausgeſprochen wurden. Es war ihm, als hörte er Folgendes: „der dritte Kaufmann fällt uns in die Hände; ſo wird denn der Stamm Iſaſchar die Hochzeitkoſten beſtreiten."

Etwas Außerordentliches mußte in dem Gebüſch ſich bergen, aus dem dieſe Worte hervortönten. Drei Männer mit gebräunten Geſichtern und langen zottigen Bärten kauerten darin um eine Art von Heerd, deſſen Flamme ſie mit kurzem Reiſig unterhielten, das ſie von Zeit zu Zeit darauf hinwarfen. Mit einem ſilbernen Becher ſchöpften ſie aus einem offenen Fäßchen ein gelbliches Getränk, das ſie mit Begierde ſchlürften.

Als das Mädchen zu ihnen eintrat — denn das, was Jakob für ein Geſpenſt gehalten hatte, war ein weißes, hübſches Mädchen mit langen Haaren — ſprach es einige ſchnelle, halblaute Worte, die der nächtliche Wanderer nicht verſtehen konnte.

Die drei Männer ſprangen auf, griffen an ihre Gürtel, als ob ſie ſich verſichern wollten, daß ihre guten Dolche darin wären; hierauf machten ſie Anſtalt, aus dem Gebüſch zu treten.

Als Jakob dieß Alles gehört und geſehen hatte, ergriff ihn Angſt und Entſetzen. Er wendete ſein Thier, um nach der entgegengeſetzten Richtung zu entkommen. Allein die Nacht war ſo ſchwarz geworden, daß er ſich nur immer tiefer in den Wald verlor und bei jedem Schritte gegen Bäume und Wurzeln ſtieß, ein Zeichen, daß er weit ab vom gebahnten Wege ſich befand. Die Stute ſtolperte bei jedem Schritte.

Nach einer Weile glaubte Jakob einem gewiſſen Tode entgangen zu ſeyn. Er hielt einen Augenblick an, allein er fühlte ſich weder beruhigt noch geſichert. Nach ſeiner Meinung mochte es jetzt ungefähr zehn Uhr ſeyn.

Viel lieber wollte unſer armer Kaufmann ſich in einem kleinen Schiffe auf offenem Meere befinden, wenn der gräulichſte Sturm die Wogen aus dem tiefſten Grunde herauswühlt, als zu dieſer Stunde verirrt in dem alten Walde, nahe der Gränze, von Meuchelmördern umgeben.

Er konnte nicht wiſſen, in welcher Gegend er ſich befand, und bei der ihn umgebenden Finſterniß war kein Mittel vorhanden, ſich darüber aufzuklären. Die Menſchen, die ihn wahrſcheinlich noch verfolgten — das ward ihm klar — trugen wohl größeres Gelüſten nach dem gemünzten Silber, das er in ſeinem Ranzen hinten aufgeſchnallt hatte, als nach ſeinem Leben, und deshalb faßte er den Entſchluß, wenn ſie ihn erreichen ſollten, ſeinen Schatz auf den Boden fallen zu laſſen. Kaum war er damit im Reinen, als ſich Schritte hinter ihm hören ließen. Bei dem Schein einer Fackel, die einer von ihnen trug, konnte er die Entfernung ermeſſen, welche die Räuber noch von ihm ſchied. Er unterſchied deutlich, daß ſie Dolche in den Händen ſchwangen, die noch vom Blute geröthet waren. Jetzt hatten ſie ihn bald erreicht.

Er machte aber eine verzweifelte Anſtrengung, um ſich aus dem Gebüſche zu befreien. In der Todesangſt zerfleiſchte ſein Sporn die Flanken der Stute; wie ein Blitz flog ſie fort; eine große Strecke lag zwiſchen ihm und den Räubern, und er fühlte wieder unter ſich eine gebahnte Straße. Wohin ſie führte, wußte er nicht. Nicht das geringſte Zeichen war vorhanden. Allein, in dunkler Nacht, allem Schauer einer aufgeregten Einbildungskraft überlaſſen.

In dieſem Augenblicke, von der heftigſten Verzweiflung ergriffen, gelobte der arme Jakob Gollwitz der Marienkirche des Marktes eine bedeutende Summe Geldes, wenn der Himmel ihn aus dieſen Nöthen befreien wollte. Kaum hatte er dieß fromme Gelübde vollendet, als er den Schall einer Glocke aus der Ferne vernahm. Es war das Geläute aus dem Markte, wohin er ſich begeben wollte.

Nicht zu beſchreiben iſt es, wie dieſer tröſtliche Schall ihn plötzlich erhob und erkräftigte! Wie glücklich fühlte er ſich, als er nun nach der Gegend hineilen konnte, von wo die Glocke ertönte. Nur wenige Minuten und er war aus dem Walde, und bald ſah er ein ihm wohlbekanntes Dörfchen, durch das er kommen mußte. Hier hätte er übernachten können, allein er wußte, daß er nur noch eine kleine Stunde zurückzulegen hatte, und ſetzte daher ſeinen Weg fort.

Es war halb eilf, als er in dem Markte ankam.

Alles war noch wach und lebendig; die Wirthshäuſer waren erleuchtet und Lärm erfüllte die Straßen. Es ſah in dem Orte wie zur Zeit der Kirchweihe aus, und wohl noch feſtlicher. Jakob Gollwitz ritt zum vornehmſten Wirthshauſe, wo er ſchon ein Zimmer im Voraus beſtellt hatte. Als er abſteigen wollte, ſtürzte die gute Stute todt nieder und ihn ſelbſt mußte man in's Haus tragen, wo der Bader ihm ſogleich eine Ader öffnete. Er theilte allen ſein Abenteuer, ſo wie ſein Gelübde mit, und bald hatte ſich dieß überall verbreitet und machte den Gegenſtand des Geſprächs aus.

Am andern Morgen fing die Meſſe an. Es war ein ſchöner und heiterer Frühlingstag. Die orientaliſchen Luxusgegenſtände, welche die Polen und Armenier herbeigeführt hatten, gingen zu ſehr hohen Preiſen weg. Kaufleute aus allen Theilen des Landes belebten den Markt; allein zwei der bedeutendſten aus der Hauptſtadt, welche vor Jakob Gollwitz ihren Wohnort verlaſſen hatten, waren nicht angelangt. Man glaubte, daß ſie von den Räubern im Walde erſchlagen worden ſeyen.

Ein Fremder, den Niemand kannte, in einem ſeltſamen Koſtüm, den man ziemlich allgemein für einen Morgenländer hielt, deſſen Sprache aber den Hebräer verrieth, machte bedeutende Einkäufe und ſteigerte die Preiſe. Dieſer Fremde kam zum Eſſen in das Wirthshaus, wo Jakob Gollwitz eingekehrt war, und ſaß ihm bei Tiſche gegenüber. Der arme Jakob, bleich und noch immer geſchwächt von dem nächtlichen Abenteuer, ließ einen ſcheuen Blick auf ſeinen Nachbar fallen und wagte dann nicht mehr ihn anzublicken. Ein inneres Beben verrieth ihm etwas Unheimliches in ſeiner Nähe, von dem er ſich noch keine beſtimmte Rechenſchaft zu geben wußte.

Drei Tage lang befand ſich Jakob unter dem Einfluſſe dieſer wunderbaren Erſcheinung, die er — wie er glaubte — in irgend einem böſen Traume geſehen haben mußte, denn er wagte es nicht zu glauben, daß dieſer einer der Mörder im Walde ſey, und würde er es geglaubt haben, ſo hätte er dennoch geſchwiegen, ſo übernatürlich und magnetiſch wirkte die Macht, die aus dem Blicke dieſes Menſchen leuchtete.

Jakob Gollwitz hatte endlich zu ſeiner großen Freude ſeine Geſchäfte beendigt und ſchickte ſich nun an, nachdem er ſeine kleine Stute durch ein junges tüchtiges Thier erſetzt, in Geſellſchaft anderer Kaufleute nach Hauſe zu reiſen. Als er mit Allem fertig über die Schwelle des Wirthshauſes ſchreiten wollte, fühlte er plötzlich im Gedränge der dort Stehenden eine eiskalte Hand die ſeinige drücken und ſein Ohr vernahm die leiſen Worte:

„Auf Wiederſehen, Freund! Erinnert Euch Eures Gelübdes.“

Jakob ſchauerte zuſammen; er drehte ſcheu den Kopf und erblickte an ſeiner Seite das ſtrenge Geſicht des Fremden ganz gleichgültig dareinſchauend.

Sobald er in ſeiner Heimath glücklich angelangt war, ließ Gollwitz einen Glockengießer kommen und beſtellte bei ihm eine ſchöne Glocke. Als ſie fertig war, machte er dem kleinen Marktflecken an der Gränze ein Geſchenk damit. Die Einwohner nannten ſie nachher die Krämer- oder Kaufmanns-Glocke. Der Geber machte zur Bedingung, daß ſie am Vorabende der Meſſe bei anbrechender Nacht mehre Stunden geläutet werden ſolle, um armen verirrten Reiſenden die Richtung anzuzeigen, die ſie zu nehmen hätten.

Jahrhunderte hindurch beſtand dieſe Sitte; dann aber kam eine große Feuersbrunſt über den Marktflecken und der hohe Thurm brannte ab und die Glocke zerſchmolz, Kriege und andere Zeitläufte haben nach dem ewigen Wechſel der Dinge auf Erden die einſt ſo wichtige Meſſe aufgehoben und das Oertchen zu einer gänzlichen Unbedeutenheit herabſinken laſſen, als Handel und Wandel ſich neue Wege gebahnt hatten.

Piratenleben.

Erzählung eines amerikaniſchen Capitäns *).

---

*) Dem in Boſton erſchienenen Werkchen: „Pencillings and Sketches of an old Mariner“ nacherzählt.

Ein Regenſchauer ſcheuchte die drei einzigen Damen, welche ſich unter den Paſſagieren unſeres Miſſiſſipi-Dämpfers befanden, vom Verdeck in die Cajüte. Die hübſchen Schweſtern waren die Töchter eines franzöſiſchen Canadiers, der, um ſeinen Kindern eine Freude zu machen, von Montreal aus eine kleine Spatzierfahrt (a little walk) nach New-Orleans gemacht hatte und jetzt gerade auf dem Rückwege nach der Heimath begriffen war. Dies reizende Kleeblatt, von welchem noch kein Blatt das vierte Luſtrum überſchritten hatte, wäre unter der Maſſe von langweiligen Spekulanten, Betrügern, Marktſchreiern und Handlungsreiſenden vor Ennui bald geſtorben, hätte nicht der Zufall außer mir noch zwei andere Seeleute an Bord des Dämpfers geführt, welche es ſich angelegen ſeyn ließen, den Damen zu beweiſen, daß auch Bruder Jonathan Söhne habe, welche galant ſeyn konnten. — Die Damen kannten den Meſchacébé aus Chateaubriand und waren nach Tiſche aufs Verdeck geſtiegen, um das reizende impoſante Panorama der Flußufer oberhalb Natchez einer näheren Beſchauung zu würdigen, und

Capitän Bram hatte ſich alle Mühe gegeben, ſeine Lokal-Kenntniſſe als ihr Cicerone in das glänzendſte Licht zu ſtellen. — Als ich bei dem ſtärker ſtrömenden Regen den Damen in die Cajüte folgte, ſang Roſe, die jüngſte der Schweſtern, eines der muntern Liedchen ihres überſeeiſchen Vaterlandes zur Harfe, während die beiden älteren an den Journalen ſaßen. Der Geſang vermochte nicht, die ſtockfiſchähnlichen Comptoir-Menſchen von New-York, Boſton, Baltimore und New-Orleans aus ihrem Phlegma aufzurütteln, und nur ein kühler Applaus folgte den letzten Tönen der Harfe. Das allgemeine Schweigen unſerer Reiſegefährten, welche mit ihren Meſſern an Holzſpänen handtierten, oder mit Ziſchen den überflüſſigen Tabaksſaft von ſich warfen, unterbrach plötzlich Eugenie, die älteſte der Schweſtern, welche, ein Zeitungsblatt in der Hand, zum Capitän Bram trat. „Sehen Sie, Capitän," ſagte ſie, mit dem Finger auf eine Stelle des Blattes deutend, „da wird Ihrer eben rühmend gedacht." Und ziemlich laut las ſie im New-York-Advertiſer, wie folgt: „New-Orleans, den „—ten Mai 183—. Heute früh 6 Uhr iſt der be„rüchtigte Pirat Bobby Hay, welcher im ver„gangenen Herbſte von der Fregatte Reſo„lute, Capitän William Bram, gefangen „genommen worden war, zum Lohne ſeiner „Unthaten mit dem Strange beſtraft wor„den." Dieſe Nachricht machte das geſammte kaufmänniſche Publikum aufmerkſam, und Eugeniens Erkundigung: ob Kapitän Bram nicht etwas Näheres von dem Seeräuber wiſſe? ſchien Allen auf der Zunge geſchwebt zu haben.

„Ob ich ihn kenne?“ wiederholte Bill Bram. — „O ja, meine Herren und Damen, ſchon ſeit 30 Jahren habe ich das Vergnügen. Sollte es ihnen Freude machen, Miß Gampon,“ wandte er ſich an die Fragerin, „ſo will ich Ihnen mit Vergnügen die Biographie des Piraten, ſo weit ich ſie ſelbſt kenne, mittheilen.“

„— Erzählen ſie doch; bitte, fangen Sie an!“ tönte es von allen Seiten. Die Yankees nahmen ein friſches Priemchen (Kautabak) in den Mund, und klappten ihre Meſſer zu, Bill Bram rückte den Damen näher und begann ungefähr folgendermaßen:

— Entſchuldigen Sie, theuerſte Gefährten! wenn ich Ihnen vorerſt einen Theil meiner eigenen Lebensgeſchichte gebe; glauben ſie mir, daß ich dieß nicht aus Eitelkeit thue, ſondern einzig aus dem Grunde, weil unſere beiden Lebensbahnen lange Zeit parallel liefen, bis der große Steuermann des Weltalls mein Fahrzeug in das ruhige Fahrwaſſer einer redlichen Exiſtenz lenkte, den nachherigen Seeräuber aber auf der Strömung der Leidenſchaften und Laſter treiben und am Ende an dem Riffe ſeiner Verbrechen ſcheitern ließ. — Als ich mein fünfzehntes Jahr zurückgelegt hatte, erklärte mir mein Vater, ein ehrlicher Quäcker und Beſitzer einer großen Gerberei zu Staunton in Virginien, eines Tages, daß es ihm gelungen ſey, für mich in dem Hauſe eines Geſchäftsfreundes eine Lehrſtelle zu finden, wo ich, meiner Neigung gemäß, mich zum tüchtigen Kaufmanne heranbilden könne. Wenige Tage ſpäter befanden wir uns auf dem Wege nach Boſton, und mit einer trüben Ahnung und einigem Heimweh warf ich einen langen Blick der thränenfeuchten Augen nach der Bergkette der Alleghanies zurück, die allmählig im blauen Nebel der Ferne verſchwammen. Eine ſtrenge bigotte Erziehung, welche mir vor Allem Gottesfurcht, Ehrlichkeit, Gehorſam und Treue zum Grundſatze machte, war mir zu Theil geworden; Liebe zur Wahrheit, — ohnedieß eine der Haupttugenden unſerer Sekte, — und anhaltender Fleiß waren zwei andere Eigenſchaften, die ich mir beimeſſen durfte, und all dieß zuſammen erwarb mir in kurzer Zeit das Zutrauen meines Lehrherrn, des Herrn Henry Lax, der Manchem der hier anweſenden Boſtoner Herren noch bekannt ſeyn wird. Auch die übrigen Hausgenoſſen gewannen mich lieb und zogen mich überall meinem Collegen und Stubengenoſſen Robert Sprawl aus Hartford in New-York vor, deſſen finſterer Ernſt und einſylbiges trotziges Weſen nicht eben geeignet war, günſtige Präjudizien für ihn zu erwecken. Robert war nur ein Jahr älter als ich, allein ſeine Erziehung und der Umgang mit der Welt, welche ich nur durch die Fenſterſcheiben kannte, hatten ihn — wie man ſagt — frühreif gemacht. Er behandelte mich wie ſeinen Untergebenen und machte mich zum Blitzableiter ſeiner üblen Laune, ſo oft wir uns allein auf unſerem

Zimmer befanden, was zum Glücke nicht oft vorkam, weil ich meine Freiſtunden mit Lektüre nützlicher Bücher, er die Seinigen in Geſellſchaft junger Leute in Kaffeehäuſern und Schenken verbrachte. Ueber ein Jahr ſchon hatten wir zuſammen gelebt, ohne je in engere Freundſchaft oder nähere Berührung mit einander gekommen zu ſeyn, da brachte ein unvorhergeſehenes Ereigniß uns gegenſeitig näher. Seit einiger Zeit fehlten hie und da Summen aus der Kaſſe unſeres Hauſes, die von einem Dollar bis auf 4—5 engl. Sovereigns emporſtiegen. Mr. Lax kannte ſein älteres Perſonal zu gut, um einen Verdacht auf Leute zu werfen, deren Ehrlichkeit erprobt war, und die Art und Weiſe, mit welcher er uns auf Tritt und Schritt beobachtete, bewies nur zu wohl, auf wen er argwöhniſch geworden. Ich wußte mich ſchuldlos und kümmerte mich nicht daran, und Bobby that wenigſtens desgleichen. In unſern Koffern mußte hie und da eine fremde Hand gewühlt haben, darüber waren wir beide einig. Zuerſt beſchuldigte mich Bobby, ſeine Effekten durchſucht zu haben, weil ich ſtets zu Hauſe blieb; allein ich konnte ihm leicht beweiſen, daß ich es nicht geweſen ſey, weil ich in derſelben Lage war. Um ſolchen Verdacht von mir abzuwälzen, lud mich Bobby ein, ſeine geſellſchaftlichen Cirkel zu beſuchen; allein die ſchmutzigen Reden und das ungeſittete Benehmen der Freunde meines Collegen ſtießen mich ab, und machten mir meine Stubenhockerei noch lieber als zuvor. Seit jener Zeit kam

Bobby oft zu ungewöhnlich ſpäter Stunde, manchmal gar nicht nach Hauſe, gewöhnlich aber in einem Zuſtande, der die Folge einer Schlemmerei zu ſeyn ſchien. Sein finſteres dunkles Auge glühte dann entweder fieberiſch oder ſchwamm in einem feuchten matten Glanze; im Schlafe redete er verworrenes ſinnloſes Zeug oder ſchlug mit Fäuſten um ſich. Ich wagte nie, ihn zu befragen, oder ſein Betragen unſerm Principal wiſſen zu laſſen, obwohl ſein Zuſtand mich öfters lebhaft beunruhigte. Die Veruntreuungen an der Kaſſe dauerten noch immer fort, und auch an meinem geringen Taſchengelde bemerkte ich öfters bedeutende Verringerungen, über welche ich mir keine Rechenſchaft zu geben wußte; ich vermuthete einen Dieb, ohne jedoch auf meinen Stubengenoſſen Verdacht zu haben, oder etwas davon zu äußern. Mr. Lax, deſſen Geduld endlich erſchöpft war, ließ uns eines Tags Beide rufen, und erklärte uns, daß nur Einer von uns beiden der Dieb ſeyn könne, fügte auch den Rath hinzu, der Schuldige ſolle alsbald ſein Haus verlaſſen, ehe eine gerichtliche Unterſuchung den Thäter dem Strange überliefere. Wir Beide blieben aber. Wenige Wochen ſpäter trat ich Morgens in's Comptoir und war nicht wenig erſtaunt, das ganze Perſonal mit Mr. Lax in der Mitte um meinen Schreibpult verſammelt zu ſehen. Auf Aller Antlitz ſprach ſich die höchſte Entrüſtung aus, und Mr. Lax zerrte mich, ſo wie er mich erblickte, zum Pulte hin. In einer Spalte des Holzwerks war eine engliſche Fünfzig-Pfund-Note verſteckt gefunden worden, welche man wenige Tage zuvor vermißt hatte. Mr. Lax's größter Fehler war ſein Jähzorn, und in der erſten Aufwallung züchtigte er mich mit einem Holzſtücke auf's Grauſamſte, mich mit Liebkoſungen wie Dieb, Heuchler, Galgenvogel ꝛc. überſchüttend. Die Thränen, unter welchen ich meine Unſchuld betheuerte, überzeugten ihn noch mehr von meiner Schuld, und ungeſtüm verlangte er zu wiſſen, wo ich das früher entwendete Geld hingebracht und was ich damit beabſichtigt habe; als ich darauf nicht zu antworten vermochte, ſpie Mr. Lax mir ins Angeſicht und ließ mich aus dem Hauſe werfen. Er kannte meinen Vater ſchon ſeit vielen Jahren und nur aus Rückſicht für ihn übergab er mich, den vermeintlich Schuldigen, nicht den Gerichten. Vernichtet ſtand ich auf der Straße, und beſann mich, wie Alles dieß gekommen, da trat ein Neger meines Lehrherrn mit meinem Koffer aus dem Hauſe und empfing von dem tückiſch lächelnden Bobby Sprawl die Weiſung, mich nach einer Herberge, wo nur der Abſchaum der Menſchheit Obdach ſuchte, zu bringen. Als ich dem Schwarzen ein Trinkgeld geben wollte, wies er es mit Abſcheu zurück, weil er kein geſtohlenes Geld wolle. So etwas ſchmerzt tief, und nur das Gefühl meiner Unſchuld und die Hoffnung, einſt gerechtfertigt zu werden, hielt mich von einem Selbſtmorde ab. Sogar meine wenigen Freunde glaubten nicht an meine Unſchuld, und bei all meinen Betheurungen zuckten die Einen die Achſeln, während die

Andern mir kalt den Rücken boten. Dieſe Demüthigung beſtärkte mich in meinem Entſchluß, nach Hauſe zurückzukehren und von dort aus Mr. Lax von meiner Unſchuld zu überzeugen. Eine Sloop, welche nach Richmond unter Segel ging, brachte mich nach Viriginien, wiewohl erſt nach einigen Wochen, weil widrige Winde uns zu weit nach Südoſten verſchlagen hatten. Auf mein Pochen an der Thüre meines Geburtshauſes öffnete mir nach langem Harren unſere alte Magd, die mich ſchon als Säugling gewiegt, mich reden und gehen gelehrt hatte, übergab mir einen Brief meines Vaters und — was ſie vor Thränen kaum ausſprechen konnte — zugleich die Weiſung, die Schwelle des älterlichen Hauſes nimmer wieder zu betreten. In dem Briefe zeigte mir mein Vater in dem tiefſten Schmerz ſeines Herzens an, daß er ſein entartetes Kind nimmer wieder ſehen und beim erſten Betreten ſelbſt den Gerichten überliefern wolle; da er an Mr. Lax eine Entſchädigung von 1200 Dollars bezahlt habe, glaube er mir, der von ſeinem Raube noch Geld haben müſſe, nichts geben zu dürfen, und ertheile mir den Rath, unter die Soldaten, das ihm verhaßteſte Gewerbe, zu gehen. Zwei meiner Verſuche, ihn von meiner Schuldloſigkeit zu überzeugen, ſcheiterten an ſeinem gemeſſenen Befehle, mich unter keinem Vorwande in's Haus zu laſſen. Einen Brief, in dem ich ihn bei Allem, was ihm heilig war, beſchwor, mich nicht in Elend und Schande hinauszuſtoßen, ſchickte er mir uneröffnet zurück. Auch meine

Mutter blieb unſichtbar für mich, und nur hinter den Fenſterläden hörte ich ihr Schluchzen. Sarah, meine frühere Wärterin, war es allein, welche an meine Unſchuld glaubte und mir dadurch einigen Troſt in meinem namenloſen Schmerze gab. Bei ihrem Bruder, dem unbemittelten Weber, brachte ich eine ſchlafloſe Nacht zu, und verließ, mit einiger Unterſtützung an Geld von meiner Mutter und der Verſicherung gänzlicher Vergebung, falls ich gültige Beweiſe meiner Unſchuld beibringen könne, den Ort, wo ich die ſchönſten Jahre meiner Kindheit verlebt hatte. Ich hatte den Entſchluß gefaßt, Seemann zu werden, wozu mir auch Sarah's Bruder gerathen hatte. Einer ſeiner Söhne hatte ſich in vier Jahren, während welcher er ſich dieſem Berufe gewidmet, zum Steuermann emporgeſchwungen; mit einem Briefe an denſelben trat ich meine Reiſe nach Norfolk an, wo deſſen Schiff eben vor Anker lag. Mit ganz andern Gefühlen als vor zwei Jahren warf ich einen Scheideblick nach den Alleghanies zurück und ſehnte mich, dem Vaterlande Lebewohl zu ſagen, aus dem Buch der Bücher und meinem Selbſtbewußtſeyn ſo viel Troſt ſchöpfend, als ich zur Aufrechthaltung meiner Hoffnung auf die Vorſehung und die dereinſtige Entdeckung meiner Unſchuld bedurfte.

Als ich Jonathan in Norfolk den Brief ſeines Vaters übergab und meinen Wunſch, Seemann zu werden, mittheilte, gab ſich der gute Junge alle Mühe, mir nützlich zu ſeyn; der Capitän eines engliſchen Kauffahrers, welchen ich früher einige Male im Comptoir des Hrn. Lax geſehen hatte, nahm mich an. Mr. Charles Dree war ein Ehrenmann im ausgedehnteſten Sinne des Worts; als er mein Schickſal erfahren und meine Kenntniſſe erprobt hatte, erklärte er mir ſeinen Entſchluß, hinfort Vaterſtelle an mir vertreten zu wollen, da mein Vater beſchränkt genug geweſen ſey, mich hülf- und troſtlos in den Ocean des Lebens hinauszuſtoßen. Sieh, Bürſchchen, ſagte er zu mir, ich will dir mein Vertrauen ſchencken und glauben, daß du unſchuldig biſt, wenn du fortan kindlichen Gehorſam gegen mich beobachteſt. Wäreſt du auch ſchuldig, ich würde mich dennoch deiner angenommen haben; du biſt noch jung, ich dürfte alſo hoffen, einſt einen ehrlichen Menſchen aus dir zu machen; wollte ich, wie dein ſtarköpfiger bigotter Vater, meine Hand von dir abziehen, ſo würde jedenfalls Mangel und Verzweiflung das aus dir machen, wofür du jetzt gehalten wirſt. — Nach kurzem Aufenthalte gingen wir nach Plymouth unter Segel, und beſuchten von dort aus faſt alle Theile der bewohnten Erde, nur Gottlob! nicht die vereinigten Staaten. In ſieben Jahren, die ich an Bord der „Palmyra“ verlebte, war Mr. Dree ſtets beſtrebt, mir die Mühſeligkeiten und die Einförmigkeit des Seelebens zu erleichtern und zu erheitern und mich zum guten Menſchen und geſchickten Seemann heranzubilden. Eine unbezwingliche Sehnſucht nach meinem Heimathlande veranlaßte den Capitän Dree in Pondichery, einen ſtarken Cargo nach Boſton zu übernehmen, und nach fünf monatlicher glücklicher Fahrt tauchte endlich die Stadt Boſton vor meinen Blicken auf. Wenige Tage nach unſerm Einlaufen im Hafen erſchien unerwartet Mr. Lax an Bord unſeres Fahrzeugs, und fragte nach dem Lieutenant; verwirrt, beſchämt trat ich ihm mit geſenktem Blicke entgegen. Er umarmte mich weinend, und bat mich um Verzeihung wegen der harten, entwürdigenden Mißhandlung, welche er mir einſt hatte angedeihen laſſen. Ich mußte, alles Sträubens ungeachtet, mit ihm ans Land gehen und im Schooße ſeiner Familie einige ſchöne Tage verleben. Von ihm erfuhr ich, auf welche eigene Weiſe die Vorſehung meine Unſchuld an's Licht gebracht hatte; eine Zeit lang nach meiner Entfernung hatten die Veruntreuungen aufgehört, was natürlich in Aller Augen für den unwiderlegbarſten Beweis meiner Schuld galt, da begann bald wieder Summe auf Summe zu fehlen, ohne daß man auf Bobby unmittelbar Verdacht hegen oder Beweiſe von Schuld gegen ihn finden konnte. In einer Schenke, welche von einem franzöſiſchen Haarkräusler gehalten und von Bobby täglich beſucht wurde, war in einer Nacht ein Mord vorgefallen, welchen nach der Ausſage des Wirths Niemand anders als Bobby begangen hatte. Er pflegte jeden Abend hier Hazard zu ſpielen, und verlor gewöhnlich enorme Summen. Am Abend vor jenem Vorfalle nun hatte er an den Ermordeten eine hohe Summe verloren, und denſelben, der ſich weder zur Fortſetzung des Spieles, noch zur theilweiſen Zurückgabe des Gewinns verſtehen wollte, niedergeſtoßen und beraubt. Die Leidenſchaft des Spiels hatte ihn erſt zum Diebe, dann zum Mörder und Räuber gemacht. Eine beſonders bezeichnete Banknote, welche in der Brieftaſche des Ermordeten gefunden worden war, der ſie von Bobby an jenem Abende gewonnen hatte, führte auf die Spur des Diebes, der auf der Folter nicht nur alle jene Veruntreuungen, ſondern auch die Schlinge eingeſtand, welche er mir gelegt hatte. Um einen läſtigen Beaufſichtiger und vielleicht Verräther los zu werden, hatte er jene engliſche Banknote in der Ritze meines Pultes verſteckt. Eine ſcharfe körperliche Züchtigung wurde an ihm vollzogen und der Strafe des Stranges entzog er ſich nur durch gewaltſame Entweichung aus ſeinem Kerker. Gleich nach der Entdeckung des Frevlers hatte Lax meinen Eltern ihr Geld mit reichen Intreſſen und der Erklärung meiner Schuldloſigkeit zurückgeſandt, letztere in den geleſenſten Blättern publicirt und mich zur Heimkehr aufgefordert; daß ich nicht kam, war nur die Folge davon, daß ich es nicht erfuhr, denn nicht aller Orten trifft man amerikaniſche Zeitſchriften. Capitän Dree hatte erſt meinen Lehrherrn von meiner Anweſenheit in Kenntniß geſetzt.

Mit einem reichen Geſchenke an Geld, das ich der Güte des Herrn Lax verdankte, kam ich nach Staunton; was ich, was meine Eltern beim Wiederſehen fühlten, brauche ich nicht zu beſchreiben. Meine Erſparniſſe, die Unterſtützung meines frühern Prinzipals und die Freigebigkeit meines Vaters ſetzten mich in Stand, mich bei der Ausrüſtung eines Kauffahrers zu betheiligen, deſſen Kommando mir durch die Verwendung meines Capitäns und des Herrn Lax anvertraut worden war. Mit meiner „Congregation“ ſegelte ich dreimal nach Oſtindien und China, und eben ſo oft wieder zurück; der reiche Gewinn, der dadurch in meine Taſchen floß, ſchien mir von Gott gleichſam zur Schadloshaltung für meine frühere hülfloſe Lage gegeben, und nach Ablauf des dritten Jahres konnte ich mein ſelbſterworbenes Vermögen auf 30,000 Dollars anſchlagen. Die Rückkehr von meiner vierten Fahrt war anſcheinend der Wendepunkt meines Glückes: mein ſauer erworbenes Vermögen, der Lohn für ſo manche Entbehrung und Mühe, ſollte jetzt größtentheils verloren ſeyn. Mit einer reichen Ladung an Seidenſtoffen, Porzellan, Thee und Gewürzen hatte ich, von Bombay kommend, ſchon die Höhe der kleinen Antillen erreicht, als eines Morgens in Südweſten ein Schiff ſignaliſirt wurde, das mit vollen Segeln den gleichen Kurs mit uns verfolgte, und von Trinidad oder Barbados zu kommen ſchien. Beim Annähern ſahen wir, daß es ein Schooner unter engliſcher Flagge und ein trefflicher Segler war. Auf unſer Anrufen mit dem Sprachrohr erhielten wir die Antwort, daß der Schooner vorerſt nach Baltimore gehe, worauf ich ein Boot ausſetzen ließ, um den Capitän des engliſchen Fahrzeugs zu Tiſche zu bitten. Zu gleicher Zeit mit dem unſrigen ſetzte auch der Schooner eine Barcaſſe

(Ruderboot) aus. Wir waren etwa eine halbe Kanonenſchußweite von einander entfernt, da donnerte ein Kanonenſchuß von dem Schooner herüber, der unſere Segel und Webeleinen zerriß. Der Schooner legte bei, hißte ſtatt der engliſchen die ſchwarze Piratenflagge auf, und gab uns eine volle Lage Kartätſchen und Traubenſchüſſe, die unſer Bogſpriet wegriſſen und das Steuerruder zerſchmetterten. Ich hatte außer meinem Lieutenant und zwei Paſſagieren nur 13 Matroſen und einen ſchwarzen Schiffsjungen an Bord, und unſer ganzer Waffenvorrath beſtand aus zwei Dreipfündern, einigen Musketen und Piſtolen, mit denen ſich Jeder bewaffnete, ſo gut es in der Eile gehen mochte. Ehe unſer Geſchütz geladen war, gab der Schooner eine zweite Lage, welche unſern Fockmaſt in Manneshöhe über dem Verdeck kappte. Ein Schiff ohne Maſt und Steuer aber iſt, wie Sie wohl begreifen werden, ein Falke ohne Schwingen, und ſo mußten wir feſt liegen und die Piraten an Bord kommen laſſen. Was vermochten aber meine Leute gegen den wilden Ungeſtüm der von Branntwein und Habſucht aufgeregten Seeräuber, welche von dem Geſchütze ihres Schooners kräftig unterſtützt wurden? Nach halbſtündiger Gegenwehr deckte die Mehrzahl meiner Leute nebſt den Paſſagieren todt oder ſchwerverwundet das Verdeck, und mich ſelbſt warf der Schlag eines Bordhakens beſinnungslos nieder. —

Viele Wochen ſpäter, als ich wieder zum Bewußtſeyn kam, fand ich mich in einem kleinen Gemache, auf einem mit Fliegennetzen umgebenen Bette liegen. Bally, mein ſchwarzer Schiffsjunge, ſaß weinend auf einem Schemel daneben. Eine Bewegung, welche ich machte, ſchreckte ihn aus ſeinem Sinnen auf. „Wo bin ich?“ fragte ich. — „Ich nicht wiſſen, Maſſa Bram!“ ſagte er traurig. „Wir gefangen ſeyn von Seeräuber; aber Gott ſey Dank, Maſſa Capitän, jetzt wieder ſeyn geſund.“ Mein in Tücher eingehüllter Kopf ſchmerzte mich heftig; als ich dieß gegen Bally bemerkte, verließ er das Gemach und kehrte bald wieder mit einem Manne zurück, deſſen Figur und Phyſiognomie mir den lebhafteſten Abſcheu einflößte. Ein langer ſpindeldürrer Kerl, von einer verſchoſſenen ſchmierigen Sammtjacke wie von einer Wolke umhangen, in theerigen Matroſen-Pantalons und Sandalen von roher Rindshaut; ein durchlöcherter Hut, deſſen urſprüngliche Farbe aller mögliche Schmutz unkenntlich machte, überſchattete ſeine Galgenphyſiognomie. Er warf, wie er hereintrat, zuerſt mit ſeinen grauen ſtechenden Augen einen Blick nach mir, legte dann ſeine brennende Papiercigarre aus dem Munde, und packte aus einem ſchmutzigen Sacke, den er in der Hand getragen, eine Menge Zangen, Meſſer, Aderlaßinſtrumente, Schröpfköpfe, Gläſer ꝛc. aus. Mit einem ſpaniſchen Kernfluche befühlte er meinen Puls, ſchüttelte den Kopf und zündete eine Kerze an, um mich wieder zu ſchröpfen, von dem ich jedoch nichts mehr recht weiß, weil ich wieder in die vorige Lethargie verſank, aus welcher ich erſt nach einigen Stunden erwachte. Ich fühlte mich bedeutend beſſer, und erfuhr von Bally, wie ich vom Bord der Congregation hieher gekommen. In Buenos-Ayres hatte ich nur für wenige Peſoduros den Schwarzen gekauft, dem ein wüthender Stier den Arm zerbrochen hatte, und ihn dann heilen laſſen. Mit einer Treue und Dankbarkeit, wie man ſie nur bei Naturmenſchen findet, hatte der Schwarze mir jetzt das Leben gerettet. Die Piraten, welche die Oberhand behalten, warfen Todte wie Verwundete über Bord, und wollten auch mich zum Haifiſch-Futter machen, als Bally aus ſeinem Verſtecke hervorkam und den Capitän der Piraten, der auch an Bord ſeiner Priſe gekommen war, auf den Knien anflehte, ſeinen guten Maſſa Bram zu verſchonen, weil er ja nicht todt ſey. Bei dem Namen Bram ſoll der Pirat nach meinem ganzen Namen, meiner Heimath ꝛc. gefragt und dann Befehl gegeben habe, mich an Bord des Schooners zu bringen und den ſchwarzen Knaben über Bord zu werfen; allein Bally bat ſo eindringlich um die Gnade, mein Krankenwärter ſeyn zu dürfen, daß man ihm verſtattete, mir zu folgen. Die Piraten nahmen dann, was ihnen von der Ladung der „Congregation“ von Werthe ſchien und bohrten mein ſchönes Schiffchen in Grund. Bally ward in den Raum geſperrt und ich den Händen des oben beſchriebenen Chirurgen übergeben. Nach einer etwa zweiwöchentlichen Fahrt ward Bally mit verbundenen Augen aus ſeinem Gefängniſſe an's Land geſchafft und zu meiner unmittelbaren Pflege beſtimmt. Der Ort, an welchem ich nun ſchon ſeit länger als drei Wochen beſinnungslos gelegen hatte, war ein kleines Fort in einer Savanne, — einige Blockhäuſer und Lehmhütten mit Schilfdächern, die Rhede und das Verſteck der Piraten. Während dieſer drei Wochen hatte der Chef der Piraten ſich täglich in eigener Perſon nach meinem Befinden erkundigt und eine beſondere Theilnahme für meine Perſon an den Tag gelegt. Im Laufe deſſelbigen Tages erſchien er wieder, und mit einem ſeltſamen beengenden Gefühle erkannte ich in ihm — meinen ehemaligen Stubengenoſſen Bobby Sprawl. Aengſtlich forſchend blickte ich ihm in das finſtere Auge, als er mich befragte, ob ich ihn noch kenne, und bejahte es. Er drückte mir ſein Bedauern aus, daß wir unter ſolchen Auſpicien uns wieder ſehen müßten, und der Zufall ihn genöthigt habe, mein Gut und mein Schiff ſich zuzueignen, und ſchloß mit der Verſicherung, daß er mich je eher deſto lieber in Freiheit ſetzen würde, wenn es von ſeinem Willen allein abhinge. Mein Eigenthum bleibe für mich allerdings verloren, weil es bereits unter ſeine Leute vertheilt ſey, allein an hinlänglichem Reiſegelde zur Rückkehr in die Heimath ſolle es mir nicht fehlen. Ich dankte ziemlich kalt, denn am Leben unter ſolchen Umſtänden lag mir wenig mehr; zum zweiten Male war ich durch dieſen Menſchen der Verzweiflung nahe gebracht worden, und ſtand wiederum hülflos und verlaſſen unter wildfremden Leuten, blutgierigen, entmenſchten Mördern, deren Haupt er war. Als er mich nach meinen Schickſalen ſeit unſerer erſten

Trennung befragte, erzählte ich ihm meine Erlebniſſe, verſchwieg aber aus Schonung für ihn mein Zuſammentreffen mit Lax in Boſton vor drei Jahren, und ließ ihn nicht merken, was ich von ihm wußte. Ueber ſeine Schickſale erfuhr ich von ihm nur, daß er durch ungerechten Verdacht genöthigt worden ſey, vor neun Jahren aus Boſton zu flüchten, und daß das Unglück ihn unter jene Piratenbande geworfen, deren Chef er nunmehr geworden. In wie weit er mir darin die Wahrheit ſagte, werden Sie ſpäter erfahren.

Als meine Kräfte es erlaubten, das Gemach zu verlaſſen, betrachtete ich mir den Schlupfwinkel der Piraten genauer. Es war ein geräumiges Gehöfte von feſtgeſtampfter Erde, auf zwei Seiten von Sumpf, auf einer andern von undurchdringlichem Urwald begränzt, und nur auf der dritten Seite zugänglich, wo ein tiefes Brackwaſſer den einzigen Zugang bildete. Hinter dem Urwald erblickte ich in mäßiger Ferne eine lange Gebirgskette, und das Brackwaſſer ſchien mir der Seitenarm eines bedeutenden Fluſſes zu ſeyn. Die Vegetation, wie die Luft verkündigte mir die Nähe des Meeres. Einige aus Baumſtämmen roh gezimmerte Häuſer und mehre Lehmhütten waren theils zu Magazine für die geraubten Waaren, theils zu Wohnungen der Weiber und Dirnen der Räuberrotte verwendet. Das kleinſte der Holzhäuſer war von Bobby's Weibe und Schwiegervater, einem wild ausſehenden ſtelzbeinigen Spanier, bewohnt. Das größte war dasjenige, in dem ich ein Gemach inne hatte und deſſen übriger Theil der Ort war, wo das Mördergeſindel ſeine Orgien feierte, deren Lärm ich oft in meinen Fieberſchlummern gehört und für das Toben böſer Geiſter gehalten hatte. Unter einem Zelte von Segeltuch inmitten des Hofraumes hatte man Fortunen einen Tempel errichtet, wo Dublonen und Guineen je nach der Laune der Würfel und Karten ihre Herren wechſelten; geleerte Weinſchläuche und Rum-Tonnen dienten ſtatt der Bänke und Tiſche, und kein Tag verging, ohne daß Zank und Streit die erhitzten Gemüther zu Meſſern und Hirſchfängern greifen ließ. Große ſpaniſche Bluthunde wachten für die Sicherheit des Forts, das von Palliſaden und einem Erdwalle umgeben und nach der Waſſerſeite von einigen Carronaden vertheidigt war. Bei der Anfahrt lagen eine Pinaſſe und mehre Ruderboote im Brackwaſſer vor Anker, und ihre beſtändige Bewachung zeigte deutlich, wie wenig die Piraten auch in dieſem abgelegenen Winkel auf ihre Sicherheit vertrauten.

Ich ſehnte mich, ſobald wie möglich dieſen Auswurf der Menſchheit zu verlaſſen, und bat Bobby mehrfach um Verkürzung meines Aufenthalts und um Ueberſetzung nach irgend einem benachbarten Hafen — nach welchem wußte ich nicht zu ſagen, da mir ſelbſt nicht einmal die Lage meines gegenwärtigen Aufenthalts bekannt war. — Sprawl ſtellte mich eines Tags ſeinem Weibe und ſeinem Schwiegervater als ſeinen Bruder vor, der in wenigen Tagen nach der Havanna abzugehen gedenke; leider verſtand ich zu wenig Spaniſch, um mich vor der Ehre einer Verwandtſchaft mit meinem böſen Engel zu verwahren. Der Alte tröſtete mich in gebrochenem Engliſch, es ſey zwar hart, daß ein Bruder den andern beraubt habe, allein Don Roberto habe ja nicht gewußt, daß die Eierſchale ſeines Bruders Eigenthum geweſen ſey; er könne mir nur in meinem Intereſſe den freundſchaftlichen Rath geben, dem Beiſpiele des älteren Bruders zu folgen; ſeine jüngere Tochter ſolle eine hübſche Caravelle von ſechs Kanonen zur Mitgift erhalten, und eine Equipage für mein Schiff wolle er bald beiſammen haben. Mit ſchlecht verhehltem Widerwillen ſchlug ich ſein Anerbieten aus und trat mit Robert in ein kleines Gärtchen, wo im Schatten einiger Manglebäume einige Kinder ſpielten, welche er mir als die ſeinigen wies. Meine Bitte um Befreiung fand jetzt geneigteres Gehör bei ihm. „Bill,“ ſagte er, ich habe dich für meinen Bruder ausgeben müſſen, weil es mir ſonſt nicht möglich geweſen wäre, dich zu retten. Wenn ich auch Chef dieſer Piraten bin, ſo muß ich mich doch Geſetzen unterwerfen, welche ich aus Rückſicht für Aller Sicherheit nicht umgehen darf. Eines dieſer Geſetze macht es uns zur Pflicht, kein Menſchenleben zu ſchonen, keinen Mund auf Erden zu laſſen, der wider uns zeugen könnte. Nur ein Vater, ein Sohn oder ein Bruder ſind davon ausgenommen, aber ſie müſſen ſich entweder entſchließen, unter uns zu bleiben, oder den heiligſten Eid ſchwören, unſern Verſteck nie und Niemanden zu verrathen. Ich bin überzeugt, daß du mich nicht verrathen wirſt, aber dennoch muß ich dir den Schwur abnehmen. Hier haſt du Reiſegeld, fügte er hinzu, indem er mir eine Brieftaſche gab; deine Koffer und die zu deiner Legitimation nöthigen Papiere werden dir gleichfalls eingehändigt werden; allein du mußt dir gefallen laſſen, im Raume eines unſerer Schiffe weggeführt und erſt auf Cuba an's Land geſetzt zu werden. Mehr kann ich für dich nicht thun, als nochmals um Verzeihung bitten, daß ich dich um dein Schiff bringen mußte.“ —

Meinem Bally ward nicht geſtattet, mich zu begleiten — er mußte als Sklave bei den Piraten bleiben, aber zu meiner Beruhigung verſprach mir Bobby, ihn nicht mißhandeln zu laſſen. Ein Hornſignal verſammelte etwa 80 halbnackte wildblickende Männer und etwa 50 Weibsleute — Bilder der Frechheit — von allen Nuancen der Hautfarbe, auf dem Hofraume; ein ſchweres ſilbernes Krucifix wurde herbeigeſchleppt, auf welches ich meine Hand legen und den mir vorgeſagten Eid wörtlich nachſprechen mußte. Es war ein ſonderbarer Anblick, dieſe kaum noch fluchende und tobende Rotte auf einmal verſtummen, auf die Knie ſinken und Hüte und Mützen abnehmen zu ſehen; ſelbſt Mörder und Piraten begreifen die Wichtigkeit und den moraliſchen Werth eines Eides.

Am andern Morgen ſchied ich von dem weinenden Balthaſar, der nochmals, wiewohl vergeblich, um die Erlaubniß bat, mich begleiten zu dürfen, und ließ mich in einem Boote aus der Savanne nach der Mündung eines Fluſſes bringen, in deren Nähe bei einem Vorgebirge zwei Schiffe, der Piratenſchooner und eine Handelsbrigg, vor Anker lagen. An Bord der Brigg ſperrte man mich in den Raum, den ich erſt verließ, als wir acht Tage ſpäter am Cap San Antonio auf Cuba vor Anker gingen, von wo aus ich mich nach der Havanna begab; der Kaufmann, an welchen mich Sprawl adreſſirt hatte, verſchaffte mir bald Reiſegelegenheit nach den vereinigten Staaten.

Zwei Monate ſpäter betrat ich, faſt ein Bettler, die väterliche Schwelle wieder. Mein Fahrzeug war gering verſichert geweſen und von meinem Vermögen blieb mir kaum der vierte Theil. Meine Eltern waren während meiner letzten Abweſenheit geſtorben, und nur ihre friſchen Grabhügel konnte ich wieder ſehen. Meine liegenden Güter verwandelte ich in Geld und zog nach Boſton, wo ich die Nichte des Herrn Lax, ein nicht eben reiches, aber kluges und ſparſames Frauenzimmer zur Frau nahm. Betty half mir treulich durch Fleiß und Umſicht den von Bobby verurſachten Schaden verſchmerzen und meinen Wohlſtand vergrößern. Ich betheiligte mich bei einem Schiffe, welches aus holländiſchen und deutſchen Häfen Auswanderer herüberbrachte, und machte den Curs zwiſchen hier und Hamburg oder Rotterdam, bis vor vier Jahren die Admiralität der Union mir das Commando einer Staatsfregatte antrug. Die Handelsmarine hatte wenig Reiz mehr für mich, und ohne langes Bedenken nahm ich das Offert an. Einige Fahrten an Bord des „Bold Eagle“ liefen glücklich ab, und zwanzig Monate ſpäter ward mir das Commando der Fregatte „Reſolute“ von 40 Kanonen übergeben, mit welcher ich dem Caperweſen im mexikaniſchen Meerbuſen zu ſteuern hatte. Bald darauf ward ich conſignirt, mit der „Reſolute“ nach Montevideo unter Segel zu gehen, und dort Genugthuung für eine Beleidigung der Flagge unſerer Union zu verlangen. Nicht ohne von Sturm und Strömung einige Havarie erlitten zu haben, kam ich vor Montevideo an und erledigte mich raſch meines Auftrags. Auf dem Rückwege nach New-Orleans, wo ich ſtationirt war, kamen wir durch den Kanal von Trinidad nach der Inſel S. Margarita, wo wir friſches Waſſer einnahmen, und ſetzten dann unſere Reiſe durchs karaibiſche Meer fort. Wir waren etwa unter 57° 28′ weſtl. Länge von Ferro und 16° 12′ nördlicher Breite, als uns eines Abends ein während der Regenzeit unter jenem Himmelsſtriche gewöhnlicher Nebel ſo dicht umgab, daß wir den Einbruch der Nacht gar nicht bemerkten. Es mochte etwa drei Uhr Morgens ſeyn, als mein zweiter Lieutenant mich weckte. Man hatte ſechs Meilen von uns entfernt auf Steuerbord eine ungeheure Helle geſehen, welche von einem Schiffsbrande herzurühren ſchien. Ich ließ beidrehen, die Schaluppe ausſetzen und voranſegeln, um zu recognosciren, während ich in mäßiger Entfernung folgte. Man muß Seemann ſeyn oder wenigſtens ſchon größere Seereiſen gemacht haben, um das peinliche Gefühl würdigen zu können, das der Seemann überkommt, wenn er Kameraden (ſey es von welcher Flagge es wolle) in einem ſolchen Falle weiß. Das Einzige, was uns befremdete, war, daß wir keine Nothſchüſſe hörten; hinſehen konnten wir nicht, denn ſogar die ſchärfſten Nachtgucker vermochten nicht den dichten Nebelſchleier ganz zu durchdringen, der über dem Meeresſpiegel lag. Das brennende Wrack mußte alſo verlaſſen oder von Munition entblößt ſeyn. Ich ließ einige Kanonen löſen, um die Schiffbrüchigen von der Nähe der Hülfe zu unterrichten. Gegen fünf ein halb Uhr Morgens — wir waren kaum noch eine Seemeile von dem Wrack entfernt — ſtieg eine furchtbar hohe weiße Feuergarbe in die Luft; ein ſchrecklicher Knall folgte, der uns Allen beinahe das Gehör nahm. Das Feuer hatte die Pulverkammer des Schiffes ergriffen und das ganze Wrack in die Luft geſprengt. Einen Vortheil wenigſtens hatte die Explosion für uns: wie durch Zauberſchlag zerriſſen die Nebelwolken und zeigten uns ſchwarz gebrannte Balken und Planken des Wracks, ſowie einen kleinen Floß, auf deſſen loſe verbundenen Brettern und Balken ein Paar Menſchen ſich zu retten trachteten. Unſere Schaluppe nahm ſie an Bord. In einer Entfernung von etwa 5–6 Seemeilen gewahrten wir auch beim Lichte des anbrechenden Tages ein Fahrzeug, das alle Segel beigeſetzt hatte, um uns zu vermeiden oder zu entkommen. Als unſere Schaluppe mit den geretteten ſieben Perſonen wieder zurückkam, erfuhr ich von dieſen, daß ſie drei Paſſagiere und drei Matroſen nebſt dem Steuermann, zu einem engliſchen Kauffahrer gehört hatten, der vor acht Tagen von Kingston auf Jamaika über San Salvador (Guanahani des Columbus) nach Liverpool unter Segel gegangen, auf der Höhe des Caps Dame Marie auf San Domingo aber von Piraten angegriffen und genommen worden ſey. Die Piraten hatten die Mehrzahl der Equipage niedergemacht, die Paſſagiere aber und die Ueberbleibſel der Bemannung ſammt dem Fahrzeuge mit ſich genommen, um Erſtere als Matroſen zu behalten, da ihre eigenen Reihen durch den Angriff eines engliſchen Kreuzers zuvor ordentlich gelichtet worden waren. Da aber die „Prinzeß Adelaide“ kein ſo ſchneller Segler war, als ihr Corſar, hatten ſie am verfloſſenen Abend die Maſten des Kauffahrers gekappt, das Steuer zerſchoſſen und Feuer an das Fahrzeug gelegt, in deſſen Raum ſie noch einige Fäßchen Pulver hatten bringen laſſen. Die Ladung hatten ſie auf ihrem Kutter geborgen und das einzige Boot der Prinzeß Adelaide verleckt. Die Unglücklichen, welche dem Flammentode geweiht waren, hatten in der Verzweiflung aus Planken und Raaen ein Floß zuſammengemacht, auf welchem ſie ſich dem trügeriſchen Elemente anvertrauten, und den Tod im Waſſer der Himmelfahrt auf dem mit Munition wohlverſehenen Schiffe vorzogen.

Die Himmelsgegend und dieſer Vorfall rief eine nie vergeſſene Erinnerung in mir wach. Eine Ahnung ſagte mir, daß jetzt die Zeit der Rache für eine Unbilde gekommen ſey, welche ich ſelbſt achtzehn Jahre früher erduldet. Alsbald gab ich Befehl, auf den Piratenkutter vor uns Jagd zu machen, der zwar ein tüchtiger Segler war, aber meine „Reſolute“ an Schnelligkeit nicht übertraf. Vor Abend noch waren wir keine halbe Meile mehr von ihm entfernt und unſere Kanonenkugeln ſchlugen kaum eine Kabellänge hinter ſeinem Stern in's Waſſer, während die ſeinigen hie und da unſern Spiegel trafen. Als wir näher gekommen waren, ließ ich beidrehen, und dem Kutter erſt eine volle Lage auf den Rumpf, dann eine in's Takelwerk geben, daß Segel und Wanten, Raaen und Spieren über Bord flogen. Der Pirat ſeinerſeits ſäumte auch nicht, aus ſeiner Drehbaſſe und ſeinem Geſchütz auf ſeinem Stern uns eins nach dem andern anzuhängen, und unſer Klöwer und Sturmfok hing bald in Fetzen herum. Da ſetzten die Piraten ihre Boote aus: ich war der Meinung, ſie wollten durch Rudern entkommen, und ließ das erſte in den Grund bohren, die beiden andern ruderten an unſer Fallreef heran, erklimmten das Verdeck und wurden mit meinen Leuten handgemein. Sie mußten ihre Tollkühnheit theuer büßen; in weniger als einer Viertelſtunde lag der größte Theil der Piraten todt oder ſchwerverwundet auf unſerem Verdeck oder in ihren Booten, während wir Bord an Bord mit dem Kutter lagen, auf welchem eine mir verdächtige Todtenſtille herrſchte. Verdeck und Raum waren wie ausgeſtorben. Dieß ließ mir einen hinterliſtigen Anſchlag von Seiten der Piraten vermuthen, und ich verbot Jedermann, an Bord des Kutters zu gehen. Unſere Enterhaken wurden ausgezogen und die Fregatte drehte bei, um dem Kutter noch eine volle Lage auf den Rumpf zu geben. Wir waren noch keine Kabellänge von dem Piratenſchiffe entfernt, als ein weißlicher Rauch aus ſeinen Pfortluken drang, und auf dem Verdecke des Kutters mein dritter Lieutenant Walter Climſtag erſchien, der mit drei bis vier Burſchen in der Hitze des Kampfes an Bord des Piraten gegangen war, und ſich jetzt wie ein Löwe gegen eine vier- bis fünfmal überlegene Anzahl wehrte. Die Piraten machten ſie nieder, kamen noch in ſtets ſich mehrender Zahl aus dem Raume des Schiffes herauf und warfen ſich in das eine ihrer Boote; aus den Pfortluken züngelten einzelne Flämmchen hervor, und aus der großen Luke des Verdecks ſtieg eine hohe Rauch- und Feuerſäule in die Luft, welche alsbald die Ueberreſte des Takelwerks erfaßte und Maſten und Raaen ergriff. Wir hatten freilich keine Zeit, dem furchtbar ſchönen Schauſpiele eines Schiffsbrandes mit Muße zuzuſehen, ſondern mußten vor Allem darauf denken, der fliehenden Piraten habhaft zu werden oder ihre Schaluppe in Grund zu bohren. Ich ließ meine Schaluppe und eine Barcaſſe ausſetzen, um die Seeräuber einzuholen, deren Fahrzeug und Bemannung einige wohlgezielte Kartätſchenſchüſſe großen Schaden beibrachten. Noch einige ſichere Zwölfpfünder-Kugeln, und die lecke Schaluppe mußte ſinken. Die tollen Burſchen in ihrer Schaluppe ruderten aus Leibeskräften, um einen Vorſprung vor der unſrigen zu erlangen, und überſchütteten meine Leute mit einem Hagel von Kugeln aus ihren Tromblons (Donnerbüchſen). Da pfiff ein Ricochetſchuß von meinem Backbord über den Meeresſpiegel und traf die Planken der Schaluppe an dem Verbindungspunkte mit dem Kiel, daß ſie ſich alsbald bis zum Schanddeck mit Waſſer füllte. Ein Theil der Piraten ertrank, ein anderer — etwa ſechs Perſonen — wurde aufgefiſcht, geknebelt und im Raume unſerer Fregatte eingeſperrt. Wir hatten ſieben Todte und neunzehn Verwundete; unſer Bugſpriet ward zerſchmettert und der Fokmaſt ſtark beſchädigt. Als unſer Verdeck von den Leichen der Piraten geſäubert und unſere Verwundeten nach Sickbay*) gebracht waren, hatten wir Zeit, die Blicke auf das brennende Fahrzeug zu richten. Gleich glühenden Drähten glimmte noch das Tauwerk der Wanten und Webeleinen. Die Hitze hatte die Pflöcke der Fiſchung an dem einzigen Maſt des Kutters herausgetrieben und denſelben in einen koloſſalen Lichtſpan verwandelt. Hie und da entlud ſich eine der erhitzten Kanonen, oder explodirte eine der Pulverkiſten bei denſelben und nahm jedesmal einige Planken der Schanzverkleidung mit in die Luft. Die hereingebrochene klare Nacht machte den Anblick noch impoſanter. Von der Hitze gebogene Balken ächzten und ſprengten die Bohlen der Verkleidung, welche, dem Winde freien Durchzug gewährend, den Brand vermehrten und auf allen Fugen der Planken kleine, fackelähnliche Lichtchen hervorriefen. Nach zwei Stunden war das Wrack herabgebrannt bis zum Waſſerſpiegel, und nur ein Theil des Sterns ragte noch aus den Fluthen empor. Ein heller Glaſt und eine breite Fläche ſtrömenden Feuers flackerte auf, ein dumpfer Knall folgte; in der Luft ein buntes Gewimmel von platzenden Granaten, glühenden Kugeln, Metallſtücken und brennenden Holzmaſſen, welche langſam herabkamen und ziſchend in das hoch aufgetriebene Meer fielen. Nur Rauch und erlöſchende Balken bezeichneten die Stelle, wo kaum vor wenigen Stunden noch das Wohngebäude eines halben Hunderts Menſchen war. Die haushoch aufgeregten Wellen legten ſich allmählig, und der Rauch verzog im friſchen Nachtwinde.

---

*) Sickbay, Krankenbucht, nennt der Seemannswitz jenen Ort im Raume des Schiffes, wo das Schiffsſpital in der Regel errichtet wird.

Den andern Morgen nach dem Frühſtücke wurden die Gefangenen aufs Verdeck gebracht, wo meine ganze Equipage unter Waffen ſtand. Man löste ihre Feſſeln und begann das Verhör. In dem Aelteſten der Piraten erkannte ich zu meinem größten Schrecken — Bobby Sprawl. Hinter den andern hervor ſtürzte ein Neger, der mit Freudengeheul meine Knie umfieng und mich ſeinen lieben Maſſa Bram nannte. Es war Balthaſar, derſelbe Neger, welcher mir ſiebzehn Jahre zuvor das Leben gerettet und jetzt auf dem Corſarenſchiffe als Koch gedient hatte. Die andern Fünfe waren mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, und der harte Spruch des Kriegsgerichts verdammte ſie zum Tode. Ich bot demjenigen, der uns den Schlupfwinkel der Piraten nachweiſen wollte, Pardon an; allein erſt nach langem Bedenken verſtand ſich ein junger Burſche aus Delaware dazu, uns denſelben zu zeigen. Die andern waren Bobby Sprawl, oder wie er ſich jetzt nannte, Roberto Hay, und ſein älterſter Sohn Pedro, ein ſchöner Jüngling von höchſtens zweiundzwanzig Jahren, der Steuermann, und ein mexikaniſcher Creole von dämoniſchem Ausſehen. Die beiden Letztern ließ ich an einer Raae aufknüpfen, Vater und Sohn hingegen beſchloß ich, den Gerichten in New-Orleans zu übergeben; der Neger ward amneſtirt.

„Welch' ſonderbarer Zufall, Mr. Bram, daß gerade Sie den Piraten auftreiben mußten!“ äußerte einer der Paſſagiere, als der Erzähler eine Pauſe machte.

„Zufall nennen Sie das, Mr. Audſtone?“ fragte Billy Bram mit mißbilligendem Kopfſchütteln. — „Ich nenne dies ein Walten der Vorſehung .....“ Aber weiter in unſerer Erzählung. Von dem begnadigten Piraten hatten wir erfahren, daß ihr Verſteck an der Küſte von Honduras zwiſchen dem Cap Gracias a Dios und dem Rio Tinto an der Mündung eines nicht unbedeutenden Fluſſes gelegen ſey. Bei dem günſtigen Winde hatten wir ſchon am eilften Tage nach der Zerſtörung des Piratenſchiffes das Cap Gracias vor Augen, konnten aber der vielen Barren und Haffen wegen uns mit der Fregatte dem Lande nicht genugſam nähern. Ich ließ die Schaluppe und ein Boot ausſetzen, übergab den Befehl des letztern, mit fünfzehn kecken Burſchen bemannten Fahrzeugs meinem Bootsmann Obadjah Midge, den der Schaluppe aber, welche wir mit zwei Haubitzen montirt hatten, meinem Lieutenant John Tower, der den Amerikaner als Lootſen mitnehmen mußte, und ließ ſie guten Ankergrund für die Fregatte und die Mündung des bezeichneten Fluſſes aufſuchen. Unter dem Ballaſt unſerer Fregatte befand ſich der Lauf einer Drehbaſſe, welche vielleicht im bevorſtehenden Kampfe von Nutzen ſeyn konnte. Meine Zimmerleute improviſirten eine Laffette dazu und der erſte Verſuch ergab wenigſtens kein ungünſtiges Reſultat. Am Abende kamen die beiden Fahrzeuge zurück; ſie hatten Ankergrund und die Mündung jenes Fluſſes gefunden, und am folgenden Morgen mit Tagesanbruch lag unſere Fregatte mitten in der Strömung des Fluſſes, eine halbe Seemeile von ſeiner Mündung, in See vor Anker. Eine große Barre hinderte uns, dem Lande näher zu kommen, und gewährte nur kleinern Fahrzeugen Eingang. Zwei Meilen ſtromaufwärts war der erſte Arm des Fluſſes, der denſelben mit dem Brackwaſſer verband, und eine Meile weiter oben der zweite. Außer dieſen beiden hatte das Verſteck der Flibuſtier-Compagnie keinen andern Zugang von der Waſſerſeite. Auf dem rechten Ufer der Mündung lag in einer Entfernung von etwa ſechs engliſchen Meilen das Ihnen ſchon bekannte Vorgebirge, in deſſen Nähe vor ſiebzehn Jahren der Schooner der Piraten und die Handelsbrigg, welche mich nach Cuba gebracht hatte, vor Anker gelegen. Auf dem linken Ufer des Fluſſes zog ſich eine unabſehbare Savanne hin. Ich äußerte dem Amerikaner meine Verlegenheit, nicht mehr kleine Fahrzeuge zu haben, um den Fluß hinauf und in das Brackwaſſer zu kommen, da erinnerte er ſich, daß eine Pinaſſe in der Nähe verſenkt geweſen war, die wohl noch ausgebeſſert werden könnte. Nach kurzem Suchen fanden meine Jungen das Boot, kaum drei Spannen unter Waſſer und mit Steinen gefüllt, in einer Krümmung des Fluſſes liegen. Sie machten es flott, pumpten das Waſſer aus und zogen es ans Land, wo meine Zimmerleute mit einigen neuen Planken und einem halben Anker Theer die Nußſchale recht hübſch auftakelten. Ein neuer Maſt und Steuer, neue Segel und Taue machten die Pinaſſe ſo hübſch, als nur je eine im ganzen Bereiche der Union vom Stapel lief. Den folgenden Tag, an einem Donnerstag ſollte der Angriff auf das Piratenfort geſchehen. Doppelte Rationen an Fleiſch und Rum wurden meinen Leuten verabreicht und ihnen die nöthige Ruhe gegönnt, denn allem Anſcheine nach gab es morgen einen heißen Tag. Das erſte Frühroth fand uns unter den Waffen. Die improviſirte Drehbaſſe wurde auf dem Halbdeck der Pinaſſe aufgeſtellt, und dieſe mit fünfundzwanzig Mann beordert, in den obern Zugang zu dem Brackwaſſer einzubringen. Die Schaluppe mit einer gleich ſtarken Bemannung und zwei Haubitzen hielt den untern Arm des Fluſſes beſetzt, und das Ruderboot unter Obadjah Midge ſollte verſuchen, an irgend einem trockenen Platze der Savanne feſten Fuß zu faſſen. Gegen Mittag hörten wir auf der Fregatte einen heftigen Kanonendonner und ſahen einige Granaten fliegen. Um zwei Uhr kehrte Obadjah Midge mit ſeinem beinahe unbrauchbar gemachten Boote zurück und meldete, daß eine maskirte Batterie ihn und die Schaluppe genöthigt habe, das Brackwaſſer zu verlaſſen und im Fluſſe ſelbſt Anker zu werfen. Ich ließ eine andere Barkaſſe ausſetzen, eine Kiſte Handgranaten und hinreichenden Proviant einſchiffen, übergab den Befehl über die Fregatte dem erſten Lieutenant **Skipjack**, um mich ſelbſt an die Spitze der Expedition zu ſtellen und meinen Leuten mit gutem Beiſpiele voran zu gehen. Gegen fünf Uhr Abends waren wir an der Einfahrt des Brackwaſſers. Wir waren kaum auf Musketenſchußweite in daſſelbe eingedrungen, als auf Backbord von der Savanne her ein Schuß ertönte und eine recht artige Zwölfpfünderkugel kaum drei Bords von uns ins Waſſer fiel. Dem erſten folgten noch einige andere, die uns zum Theil überholten, und da Uebung den Meiſter macht, hielten wir für das Gerathenſte, aus dem Bereich der Kanonen zu gehen. Der friſche Landwind, der den Rauch ſchnell verjagte, ließ uns den Ort, von wo aus gefeuert wurde, nicht genau erkennen, und die Haubitzen der Schaluppen warfen einige Granaten nur ſo auf's Gerathewohl nach jener Richtung hin. In der Dämmerung des

Abends war auch die Schaluppe ins Brackwaſſer herausgekommen und nur die Pinaſſe lag noch im oberen Arme des Fluſſes vor Anker. Bei Anbruch der Nacht warfen die Piraten auf unſerem Backbord wiederholt Leuchtkugeln, bei deren Schein ſie hie und da wirkſame Schüſſe auf uns abſandten. Die Leuchtkugeln, welche unſere Verräther geworden waren, hatten uns zugleich auch die Richtung, in welcher die Batterie liegen mußte, entdeckt. Ich nahm noch ſechs Mann von der Schaluppe an Bord unſerer Barcaſſe und näherte mich dem Lande, wo mir Bally, der mich begleitete, einen günſtigen Landungsplatz zeigte. Wir legten an, ließen zwei Mann zur Bewachung des Bootes zurück und machten uns fertig. Ich ſchüttete wie die andern friſches Zündkraut auf die Pfannen meiner Doppelbüchſe, die Burſchen probirten die Schärfe und Feſtigkeit der Feuerſteine, machten Säbel und Hiſchfänger in den Scheiden locker, und in der dickſten Dunkelheit betraten wir einen ſchmalen, feſtgetretenen Pfad. Je weiter wir, von dem Neger geführt, vordrangen, deſto enger ward der Pfad, deſto niederer hingen die Zweige der dicht auf einander ſtehenden Bäume. Hie und da nur erhellte ein Pulverblitz die Finſterniß, und deutlich hörten wir in der Stille des Waldes das Brummen der Kugeln, die über unſern Köpfen hinflogen. Vorwärts konnten wir nicht, rückwärts wollten wir nicht, und vor Finſterniß konnte Keiner den Andern erkennen, da ſtieg plötzlich eine Leuchtkugel kaum dreißig Schritte vor uns auf, und zeigte uns deutlich eine von Baumſtämmen und Balken gebildete Erhöhung, auf welcher drei Geſchütze von etwa zwölf Männern bedient wurden. „Aha“ ſagte Midge, „hier iſt alſo das Neſt des Seefalken; na, warte, Backfiſch, dir ſoll der Roſt geheizt werden; erlaubt, Capitän, daß wir da über den Graben ſteigen und den Meerſchweinsfratzen da oben 'ne Salve geben.“ Zu unſerer Linken war ein ſchlammiger Dümpfel, den wir überſchritten, und nun ein Verhau erkletternd, eine Musketenſalve nach der Richtung der brennenden Lunten gaben, die wie Glühwürmchen durch die Nacht ſchimmerten. Einige der verwundeten Corſaren ſchrien laut; aber auch Obadjah Midge, ein lautes Geſchrei ausſtoßend, in das wir Alle einſtimmten, lud ſeine Flinte wieder und rief: „Hellauf, ihr Jungen, wir wollen die Froſchfreſſer da oben in Kochſtücke hacken!“ Unſer Feuern und das Licht des eben hinter Nebelwolken hervortretenden Mondes zeigte dem Feinde unſere Richtung und ein Kartätſchenſchuß zerriß das Verhack, das wir eben überkletterten. Mehre von unſern Leuten ſanken; allein Midge und der Neger Bally, der ein furchtbares Beil ſchwang, hatten ſchon angefangen, die Verſchanzung zu erklettern. Die zehn Corſaren hatten eine Kanone nach uns hin richten wollen, und in ihrem Eifer dieſelbe umgeworfen. Als ſie uns ſchon ſo nahe ſahen, wehrten ſie ſich wacker; allein wir hatten die Uebermacht, und in kurzer Zeit lag die Mehrzahl derſelben auf den Baumſtämmen, welche das Glacis ihrer Verſchanzung bildeten. Wir feuerten aus der noch ſtehenden Kanone einige Freudenſchüſſe und aus der Zwölfpfünder-Haubitze einige Leuchtkugeln ab, um die Richtung zu erkennen, nach welcher die überlebenden Feinde geflohen waren, vernagelten das Geſchütz und ſteckten die ganze Geſchichte in Brand, bei deren heller Flamme wir den Rückweg nach unſerem Boote ſuchten. Wir hatten durch den Kartätſchenſchuß drei Mann verloren, zwei andere waren ſchwer verwundet worden.

Ein kurzes Mahl und etwas Schlummer ließ uns am Morgen neu geſtärkt erwachen. Die Fregatte hatte die ganze Nacht hindurch von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Schüſſe abgefeuert, weil man ſich wahrſcheinlich das furchtbare Feuer nicht erklären konnte, deſſen rother Glaſt den ganzen Horizont röthete. Wir durften jedoch nicht antworten, aus Beſorgniß, von einer andern Seite beſchoſſen zu werden. Der ungeheure Holzſtoß in Flammen, die brennenden Bäume und Lianen der Savanne boten einen herrlichen Anblick dar, und noch mit Tagesanbruch rauchte der Aſchenhaufen. Nach dem Frühſtück riefen wir die Pinaſſe herbei und durchſchnitten das etwa eine Seemeile breite Brackwaſſer. Die Kanonen des Forts begrüßten uns mit einigen ſchlecht gezielten Schüſſen. Außer dem Bereiche ihrer Kanonen, etwa tauſend Schritte unterhalb des Forts, landete die Schaluppe und die Barcaſſe; vierunddreißig Bewaffnete ſtiegen an's Land, zwölf Mann kehrten mit der Schaluppe wieder zurück, um die Blockhäuſer des Forts wo möglich durch Granaten zu entzünden, während wir zu Lande angriffen und die Pinaſſe die Boote und Canots der Räuber in Grund bohren ſollte. Im Sumpfe vorwärts watend hörten wir die Schüſſe der Piraten, welche auf die beiden größere Fahrzeuge feuerten, und drangen auf Büchſenſchußweite an das Fort vor. Minks, mein Unterſteuermann, mit einem halben Dutzend verwegener Burſche, drang vorwärts bis an ein Verhau, hinter welchem ein tiefer Graben und hinter dieſem mannshohe Palliſaden uns abhielten. Als ſie das Verhau erkletterten, um zu ſehen, ob kein günſtiger Uebergangspunkt über den Graben ſich darbiete, ging durch einen Zufall Minks Flinte los, und vereitelte unſer Ueberrumpelungsprojekt. Eine Musketenſalve und ein Hagel von Kugeln aus ein paar Wallbüchſen warfen uns und trieben uns in die Savanne zurück, wo wir bei jedem Schritte faſt bis zum Gürtel im Schlamm verſanken und von ſtachlichten Pflanzen jämmerlich zerſtochen wurden. Dazu kam noch, daß die Piraten etliche und zwanzig ſpaniſche Bluthunde gegen uns losließen, — furchtbare Gegner, die Manchem der Unſrigen mehr bange machten, als drei menſchliche Feinde. Das Feuer der Piraten verſtummte nun von fünf Uhr Abends allmählig, und die Granaten unſerer Schaluppe waren nicht ohne Wirkung; hie und da leckte ſchon die Flamme in den Schilfdächern der Lehmhütten empor.

Gegen vier Uhr Nachmittags machten wir einen zweiten Angriff; ein vielſtimmiges Hurrah unſerer Leute belehrte uns nebſt lebhaftem Kleingewehrfeuer, daß die

Leute der Pinaſſe gelandet waren und auf der entgegengeſetzten Seite angriffen. Sie wurden jedoch gleich uns zweimal geworfen. Da erſuchten mich Minks und Obadjah, auf eigene Fauſt einen Handſtreich wagen zu dürfen. Nur ungern erlaubte ich es, denn unſer Häuflein war auf zwanzig ſtreitbare Männer herabgeſchmolzen; vierzehn lagen todt oder verwundet im Sumpfe. Man theilte die Handgranaten in vier Taſchen; Obadjah und Minks nahmen Jeder eine, und entfernten ſich mit dem Neger in den Buſch. Wir unſererſeits drangen in das Verhack ein, warfen einige tüchtige Baumſtämme in den Graben und begannen Handgranaten über die Palliſaden zu werfen. Inzwiſchen hörten wir auf zwei anderen Seiten auch noch Granaten platzen und bemerkten rothen Feuerſchein. Nach halbſtündigem Kampfe, der uns drei Leute koſtete, gelang es uns, einige Palliſaden zu durchbrechen und den Eingang zu erzwingen. Die Piraten hatten ſich mit ihren Weibern in die beiden größten Blockhäuſer geworfen und vertheidigten dieſe zum Theil mit Carronaden. Viele der Gebäude brannten ſchon, in andere warfen wir erſt Feuer und richteten zwei kleine Geſchütze gegen das Thor des einen Hauſes. Flüche und Verwünſchungen der Halbgebratenen, das Stöhnen der Verwundeten, das Angſtgeheul der Weiber, das Brüllen der eingeſchloſſenen Stiere, das Krachen der ſtürzenden Balken übertönten noch das Knattern des Kleingewehrfeuers. Da kam uns Sukkurs zu. Lieutenannt Skipjack, beſorgt um uns, unſers Schweigens und des lebhaften Schießens halber, hatte die wieder ausgebeſſerte Barcaſſe mit zwanzig Mann bewaffnet und uns zu Hülfe geſandt. Die Erbitterung der Neuangekommenen kannte keine Gränzen, als ſie unſern Verluſt inne wurden; Jeder hatte einen Freund zu rächen. Die Feuersbrunſt wuchs immer mehr; unſere wohlgezielten Schüſſe hatten bald das Thor des Blockhauſes geſprengt, und hinein ſtürzte die Mehrzahl, während andere Pech- und Theertonnen herbeiwälzten und angezündet an das andere Haus ſtellten. Rauch und Hitze trieb endlich Männer, Weiber und Kinder heraus, von denen die Mehrzahl niedergeſtoßen ward und nur Wenige landeinwärts fliehen konnten. In dem andern Hauſe übten meine Leute ein furchtbares Rächeramt, und meine Bitten und Vorſtellungen vermochten nicht, den Grauſamkeiten Einhalt zu thun. Der ſpäte Abend ſah das ganze Gehöft in Flammen, die uns zur Rückkehr an Bord der „Reſolute“ leuchteten. Wir hatten heute und geſtern neunzehn Todte und acht Schwerverwundete gehabt, von denen noch drei im Verlauf der Nacht ſtarben. Von Allen, welche in den Kampf gekommen waren, hatte Jeder eine leichtere oder bedeutendere Wunde aufzuweiſen.

An Bord zurückgekehrt, rapportirte Lieutenannt Skipjack, was in den zwei Tagen vorgefallen war. Kurz nach dem Beginn des Waldbrandes, welchen die Anſteckung der maskirten Batterie veranlaßte, hatte er die beiden Seeräuber heraufbringen und ihrer Feſſeln entledigen laſſen, um von ihnen zu erfahren, was das Feuer wohl bedeuten mochte. Der alte hatte trotzig geſchwiegen; der junge aber die Gelegenheit benutzt uhd ſich in's Meer geſtürzt, um ſchwimmend zu entkommen; allein ein Schuß der Schildwache zerſchmetterte ihm den Rückgrath, daß er vor den Augen des Vaters verſank und das grüne Gewäſſer mit ſeinem Blute röthete. Ich ließ den Alten heraufbringen, der gebeugt, mit feuchten Augen vor mir erſchien — der Tod ſeines Sohnes hatte die Eisrinde um das Herz des in Mord und Raub ergrauten Böſewichts gebrochen. Sein Auge ſchien mich zu fragen, was ſein Mund nicht auszuſprechen wagte, nämlich ob ich ſchon Sieger ſey. Ich erzählte ihm den Hergang der Sache, und verſchwieg ihm nicht, was das Schickſal der Weiber und Kinder geweſen war. Still weinend wandte er ſich von mir ab und ging wieder in den Raum hinab, wo er bewacht wurde.

Mit der Pinaſſe und dem Ruderboot ging ich am folgenden Morgen wieder an's Land, wo ſich uns ein ſcheußlicher Anblick darbot. Der Brand des Gehöftes und der daneben aufgeſchichteten Maſſen von Schiffsbauholz, in welche Obadjah und Minks zuerſt den Brand getragen hatte, war noch nicht zu Ende. Halbgeröſtete, verſtümmelte Leichname von ſchwarzen, weißen und farbigen Männern und Weibern lagen auf rauchenden Aſchenhaufen, hier glomm ein halbverbrannter Ballen koſtbaren Zeuges, dort war Gold und Silber in Barren und Geräthen zerſtreut; hier brannte eine Tonne Rum, dort qualmte ein Schwefelfaß noch in erſtickenden Dämpfen, nirgends ein lebendes Weſen mehr zu ſchauen. Ein Fußpfad, der durch die Savanne führte, wurde uns von Bally gezeigt, der ſich erinnerte, daß die Piraten im Sumpfe noch einige Magazine beſaßen. Wir hatten den Pfad noch keine fünfzig Schritte weit verfolgt, als ein neues Schauſpiel unſere Schritte hemmte. Der Leichnam eines ſchönen Jünglings von etwa achtzehn Jahren lag hier mit zerſchoſſener Bruſt, von zwei großen ſchönen Bluthunden bewacht, welche ein ſchreckliches Geheul ausſtießen und uns den Zutritt verwehrten; wir mußten ſie niederſchießen, um hinzutreten zu können. Ameiſen hatten ſich ſchon in den Wunden des jungen Mannes eingeniſtet, Raubvögel, welche noch in den nächſten Zweigen ſaßen, ihm die Augen ausgehackt und ſeine Eingeweide zerſtreut. Schaudernd gingen wir vorüber, und kamen bald darauf zu einem Schwerverwundeten, der noch im Todeskampf röchelte, und deſſen Agonie wir erſt durch einen Gnadenſtoß endeten. Etwa eine engliſche Meile vom Gehöfte entfernt, gelangten wir auf einen freien Plan, wo eine Tretmühle ſtand. Ein noch nicht ausgebautes Kanot und mancherlei Schiffsbauholz belehrte uns, daß dieß die Werfte der Piraten war. Im Röhricht lagen noch einige Kanots unter Schuppen; wie wir uns denſelben nähern, tauchen einige Menſchenköpfe daraus auf — ein Gewehr blitzt auf, und mein rechter Arm ſchmerzt mich heftig. Ich ſtürze zu Boden, meine Leute aber auf die Boote zu, und im Nu ſind zwei junge Mädchen, eine alte Frau, einige

Kinder und der ſechszehnjährige Knabe, der auf mich gefeuert hatte, niedergeſtoßen. Wie ich mich wieder erhebe und dem Gemetzel wehren will, bemerke ich, daß die Kugel mir den Armknochen hart über den Ellenbogen zerſchmettert hat. Dieſe Kanots waren die Magazine, von welchen Bally geſprochen hatte. Reiche Stoffe, Silber und Goldgeräthe, Indigo, Gewürze, Mehlfäſſer, Waaren aller Art waren hier aufgeſtaut; ein anderes Kanot enthielt Munition. Aus dem kreiſenden Rade der Tretmühle tönte ein heiſerer, zitternder Geſang herüber, in dem wir einen engliſchen Pſalm erkannten. Mit einigen Axtſchlägen war das Tretrad zerſtört und unter deſſen Trümmern ein Mann hervorgezogen, in welchem ich trotz aller Entſtellung, welche Kummer und Wahnſinn ſeinem Geſichte aufgedrückt hatten, mit Schreck und Staunen — jenen Henry Lax, meinen Lehrherrn, den Oheim meines Weibes erkannte. Wie kommt der hieher? fragte ich mich, und hatte vor Blutverluſt und Gemüthsbewegung kaum noch Zeit, den Befehl zur Rückkehr und möglichſt ſorgfältiger Pflege des alten Mannes zu geben. Erſchöpft ſank ich zuſammen und mußte in die Schaluppe und von da an Bord der Fregatte getragen werden. . ."

Hier hielt Bill Bram ein wenig inne. „Welches Abenteuer! — Welche Fluth von merkwürdigen Erlebniſſen! — Welch' ein Roman!" ſo riefen die Zuhörer bunt durcheinander.

— „Es iſt kein Roman!" ſagte Bram ernſt nach kurzer Pauſe; „es iſt bei Gott Alles die reinſte Wahrheit. Aber hören Sie weiter! . . . . In ihrer Erbitterung hatten meine Leute, die mich väterlich liebten, auch dieſe Magazine angezündet. An Bord meiner Fregatte mußte mein Arm amputirt werden, und hielt mich volle vier Wochen auf dem Schmerzenlager. Jetzt, wo ich wußte, wie unmenſchlich der Piratenchef ſogar mit ſeinem frühern Lehrherrn umgegangen war, kannte ich keine Schonung mehr für ihn. Der wahnſinnige Lax erhielt die beſte Verpflegung auf der Heimkehr, und betrug ſich auch ziemlich ruhig, außer einmal, wo er einen Matroſen beinahe erwürgt hätte. Einer der Matroſen hatte auf der Rückkehr von dem Halſe des jungen Piraten, den die Hunde ſo treu bewacht hatten, ein koſtbares Medaillon genommen, welches das Portrait eines ſchönen jungen Mädchens enthielt, und trug daſelbe jetzt ſelbſt. Dieſes Medaillon hatte der Wahnſinnige bemerkt und dem Burſchen mit Gewalt entriſſen mit dem Rufe: „Meine Tochter! meine liebe theure Alixe!“ es dann geküßt und in ſeine Kleider verborgen. Der amerikaniſche Pirat gab uns darüber etwa dieſe Aufklärung, deren Wahrheit durch ſpätere Erkundigungen beſtätigt wurde. Don Roberto, der Piratenchef, war vor etwa drei Monaten von einer Fahrt zurückgekommen, von welcher er neben reicher Beute auch den alten Mann nebſt ſeiner Tochter, einem ſchönen, höchſtens zwanzigjährigen Mädchen, zurückbrachte. Das Mädchen hatte das Medaillon damals um den Hals getragen und ſah demſelben ſo ähnlich, wie ein Waſſertropfe dem andern. Wenige Tage nach ſeiner Ankunft überließ der Piratenchef bei einem Bacchanal das Mädchen der viehiſchen Luſt ſeines Geſindels, ſo ſehr auch ſeine beiden älteſten Söhne Pedro und Hermann für ſie baten. Sie ſtarb unter den Fäuſten und Entehrungen jenes Abſchaums der Menſchheit. Der unglückliche Vater aber, der dieß Alles in Feſſeln hatte mit anſehen müſſen, ward in dem Tretrade der Mühle eingeſperrt, wo ihn ſein Kummer und die ewige drehende Bewegung bald wahnſinnig machten. Nach Alix's Tod hatte Hermann ſich ihr Bildchen angeeignet; und Ben Vulture — ſo hieß der begnadigte Pirat — mußte eingeſtehen, daß ſelbſt die entmenſchteſten der Piraten manchmal Mitleiden mit dem unglücklichen Lax gefühlt hätten, wenn er in ohnmächtiger Verzweiflung die Bohlen ſeines ſcheibenförmigen Gefängniſſes zu zerſchmettern ſuchte und den Namen ſeines Kindes mit den zärtlichſten Beiworten rief. Nur Bobby's ſtrenger Befehl hatte ſie abhalten können, aus Erbarmen dem Bedauernswerthen den Tod zu geben.

Sobald meine Geneſung es erlaubte, wurde zu New-Orleans meine Zeugſchaft in Sprawl's Prozeſſe requirirt. Ich verſchwieg Nichts von Allem, was ich wußte, und die Jury fällte, wie zu erwarten war, ein Todesurtheil über ihn. Wenige Tage vor dem zur Hinrichtung beſtimmten erſten Februar dieſes Jahres wurde Bobby, der die Wand ſeines Gefängniſſes durchbrochen und zu entwiſchen verſucht hatte, von einer Schildwache in den Schenkel geſchoſſen, und mit zerſchmetterten Knochen wieder eingefangen. Seiner Bitte um Aufſchub des Urtheils gab man nach, weil er ſie damit motivirte, daß er ſeine Verwandten um ihren Beſuch bat, den ſie ihm auch zuſagten; der eigentliche Grund aber war, daß Bobby hoffte, der kalte Brand oder ein Spasma werde ihn der ſchimpflichen Strafe des Stranges entheben; allein ſeine eherne Natur begünſtigte die Heilung ſeiner Wunde. In einer jener Stunden, welche auch den laſterhafteſten Verbrecher zur Reue und aufrichtiger Zerknirſchung bringen, ließ er mich um meinen Beſuch bitten, und bekannte mir unter Thränen, wie ſehr er an mir gefrevelt habe. Sein erwachtes Gewiſſen rief ihm die ganze lange Reihe ſeiner Unthaten und Scheußlichkeiten ins Gedächtniß, und in dieſen Momenten theilte er mir, von den Furien gepeinigt, eine kurze Schilderung ſeines vielbewegten Lebens mit, wie ich Ihnen denſelben jetzt wieder zu geben verſuche.

Bobby's Vater, ein irländiſcher Bäcker zu Hartford im Staate New-York, vernachläſſigte aus Hang zur Völlerei die Erziehung ſeiner Kinder gänzlich. Als Kind erfuhr Robert von ſeinem Vater nur Mißhandlungen, und fühlte dieſe um ſo ſchmerzlicher, als er auch ſeine Mutter nicht glimpflicher behandelt ſah. Ein ſolches Verfahren weckte in ihm jene Tücke, jenen finſtern Trotz, der mit den Jahren nur wuchs. Die monotone Stille und berechnete Frömmelei in dem

Hauſe ſeines Principals contraſtirte zu ſehr mit dem Lärmen und Tumulte ſeines elterlichen Hauſes, als daß Bobby viel Gefallen daran hätte finden können, und trieb ihn in ſchlimme Geſellſchaft, wo er zum Trunk und Spiel verleitet wurde. Bei ſeinem Temperamente mußte jegliche Neigung alsbald zur Leidenſchaft werden, und ſo riß ihn ſein Hang zum Spiel zu allen Laſtern hin. Seine geringen Geldmittel hatte er bald verbraucht und mußte neu erwerben; wie er dieß that, wiſſen Sie bereits; aus einem Spieler ward er ein Dieb und Mörder. Als ein Zufall ſeine Schuld entdeckt und ihn in's Gefängniß gebracht hatte, ſah er ſich bei ſeinem Entwiſchen genöthigt, Seemann zu werden. Unter angenommenem Namen ſchiffte er ſich als Matroſe auf der „Magdalena,“ einem Schiffe von dreihundert Tonnen, ein, welches nach Willemſtad auf der weſtindiſchen Inſel Curaçao unter Segel ging. Der Capitän, ein rauher ſtrenger Mann, behandelte den jungen Taugenichts nach Verdienſt, und dieß veranlaßte ihn, nach der Landung auf Curaçao ſich zu verbergen, bis die „Magdalena“ wieder abgereiſt war. Eine Spielbank in einer Hafenſchenke hatte bald die ganze Baarſchaft Sprawl's verſchlungen und ihn genöthigt, an Bord eines Fahrzeugs zu gehen, welches ein heimlicher Sklavenhändler war und trotz der engliſchen Kreuzer alljährlich einige Ladungen „Ebenholz“ von Guinea nach Braſilien und den jetzigen ſüdamerikaniſchen Freiſtaaten brachte. Auf dieſe Weiſe verlebte er drei Jahre, während welcher ihn ſein Muth und ſeine Kenntniſſe zum Steuermann emporbrachten, und ihm einen Antheil am Gewinn der Unternehmung verſchafften. Allein wie groß dieſer auch ſeyn mochte, die Flaſche und namentlich die Würfel verzehrten mit reißender Schnelle den Ertrag ſeines gefahr- und mühevollen Handwerks. Als ſie einſt in der Nähe des Caps Formoſa an der Goldküſte eine bedeutende Ladung „Ebenholz“ an Bord genommen hatten, wurden ſie von einem englichen Schooner entdeckt; der Capitän, der Superkargo und zwei betheiligte Kaufleute waren noch am Lande, und an ein Entwiſchen nicht zu denken. Da faßten Bobby und der Hochbootsmann, ein Spanier und nachmalige Schwiegervater Sprawl's, den Entſchluß, das Sklavenſchiff ſammt der Ladung zu verſenken, ſich ſelbſt in die Boote zu werfen und den Schooner um jeden Preis zu nehmen, mit welchem ſie dann Seeräuberei treiben wollten. Die Mannſchaft, größtentheils Menſchen, die im Verbrechen aufgewachſen waren, und keine andere Wahl hatten, als entweder an einer Raae aufgehangen zu werden oder dem Projekte der Beiden beizutreten, entſchied ſich für das letztere. Als der Schooner das Sklavenſchiff enterte, in deſſen Kielraum bereits ein großer Leck angebracht war, kämpften die Leute des Sklavenſchiffes mit ſolchem Muth der Verzweiflung, daß ſie nach einer Stunde mörderiſchen Gefechts Herren eines hübſchen Fahrzeugs von acht Kanonen waren, deſſen überlebende Mannſchaft ſie dem Sklavenſchiffe nachſandten, welches mit einer Ladung von zweihundert achtzig Schwarzen bereits von den Fluthen verſchlungen war. Nur ein ſchnelles Kappen der Enterhaken hatte verhindert, daß das Sklavenſchiff den Schooner mit hinabriß. Joſe Ornandy, der früher ſchon Pirat geweſen war, wurde deßhalb jetzt einſtimmig zum Capitän gewählt, und ihm Bobby als Lieutenant beigegeben. Es wurden förmliche Statuten feſtgeſetzt, welche namentlich zur Bedingung machten, daß alle genommenen Schiffe zerſtört und deren Bemannung getödtet werden ſollte. Nur Väter, Brüder und Söhne durften geſchont werden, mußten aber alsdann zur Bande treten oder mit einem feierlichen Eide unverbrüchliches Schweigen geloben. Joſe kannte einen ſichern Schlupfwinkel an der Küſte von Honduras, der zum Verſteck und Stapelplatz der Piraten erſehen wurde, und ſchon nach fünf Monaten bauten die Piraten, denen eine von Bordeaux kommende Brigg mit reicher Ladung an franzöſiſchen Weinen und Stoffen in die Hände gefallen war, an der bezeichneten Stelle ein Fort. Joſe ging in die Havanna, Bobby nach den vereinigten Staaten; während Jener einen Kaufmann engagirte, der ihnen die geraubten Waaren abnehmen und gegen billige Proviſion verkaufen ſollte, knüpfte Dieſer in den bedeutendſten Häfen der Union Einverſtändniſſe mit Leuten an, welche ihm von allen wichtigeren Unternehmungen und Speculationen der amerikaniſchen Handelswelt Winke geben mußten. Bobby wollte ſchon damals an Lax ſeine Rache auslaſſen, hörte zu ſeiner größten Freude, daß dieſer den größten Theil ſeines Vermögens bei

Errichtung einer See-Aſſekuranz-Bank untergebracht habe, und beſchloß, hinfür kein Schiff unter amerikaniſcher Flagge zu ſchonen.

Bei ſeiner Rückkunft nach der Küſte von Honduras fand Sprawl ſeine Leute in vollem Aufruhr. Joſe hatte von der Havanna ſchwarze und weiße Weiber nach dem Fort gebracht, und auch ſeine eigene Familie von Cumana abgeholt. Wegen dieſer Weiber nun lagen die Seeräuber ſtets im Kampfe, und es war bereits bis zu Mordthaten gekommen, welche der alte Ornandy durch ſein Anſehen nicht hatte verhindern können. Bobby ſtellte die Ordnung bald wieder her, indem er die Unbotmäßigen niederſchoß und die Anderen durch ſolche Energie verblüffte; denn ſelbſt dieſe entmenſchte Race fühlt das Bedürfniß, ein Oberhaupt zu haben, und achtet an einem ſolchen Muth und Thatkraft. Die Gewäſſer der Antillen, virginiſchen und lukaiſchen Inſeln waren fortan der Schauplatz der Gräuelthaten dieſes Piratenvolkes. Mehre franzöſiſche, ſpaniſche und engliſche Schiffe, welche in die Hände der Piraten fielen, wurden verſenkt und ihre Ladung nach dem Cap San Antonio auf Cuba gebracht, das ſeit alten Zeiten ſchon der Lagerplatz amerikaniſcher Seeräuber war. Ihr Schooner ward einmal zwei Tage lang von einem engliſchen Kriegsſchiffe verfolgt und ſo zerſchoſſen, daß man volle drei Wochen an ihm auszubeſſern hatte. Während dieſer Zeit lebte Sprawl in der

Havanna und verlor daſelbſt ungeheure Summen im Spiel. Wenige Monate ſpäter fiel ihnen im Canal von Bahama die „Inacceſſible," ein amerikaniſches Schiff, in die Hände, auf welchem ſie außer einer reichen Ladung franzöſiſcher Weine und Tücher eine franzöſiſche Familie fanden, welche aus Vater, Mutter und zwei ſchönen Töchtern beſtehend, von St. Beaufort auf Port Royal an der Küſte von Südcarolina ſich nach Cayenne begeben wollten. Die Eltern wurden getödtet, und in die Töchter, welche auf den Knien um Schonung ihres Lebens flehten, theilten ſich die Offiziere, obgleich ſie wohl wußten, welche Gefahr ſie ſelbſt dabei von Seiten ihres Schiffsvolkes liefen. Noch ehe man die Küſte von Honduras erreichte, brach eine Meuterei an Bord aus, wobei die Mehrzahl der Equipage verlangte, die Mädchen ſollten Gemeingut werden, weil es den Offizieren nicht zuſtehe, das Beſte von jeder Priſe für ſich zu behalten. Die ältere der beiden Franzöſinnen ward auch wirklich von der Mannſchaft ermordet, und die jüngere, welche ſich von Sprawl Mutter fühlte, nur dadurch gerettet, daß Bobby zwei ſeiner Leute, welche ſie ergriffen hatten, niederſchoß. Sie gebar ihm ſpäter im Fort einen Sohn, ſtarb aber bald hernach, wahrſcheinlich an Gift, welches Ornandy's Tochter, Bobbys Weib, aus Eiferſucht ihr beigebracht hatte.

Kurze Zeit darauf ſcheiterte ihr Schooner an der Küſte von Neu-Granada, im Golf von Maracaibo, wo er auf zwei reich mit Colonialwaaren und Silberbarren befrachtete portugieſiſche Schiffe lauerte, und ward ſo zerleckt, daß er in Grund gebohrt werden mußte. Die eine Hälfte der Schiffsmannſchaft ging zu Lande nach Maracaibo Nueva Zamora, die andere unter Sprawls Anführung ſchiffte ſich in der Schaluppe nach Porto Cabello ein, wurde aber vom Sturm ſo ſehr verſchlagen, daß ſie nach zwölfwöchentlicher Fahrt, während welcher ſie allen Drangſalen des Mangels an Proviant und Waſſer preis-gegeben waren, Cumana erreichten. Von 33 Perſonen, welche ſich in der Schaluppe eingeſchifft hatten, erreichten nur 14 Mann lebend das Land, und von dieſen waren einige von Skorbut und Fieber ſo entkräftet, daß drei davon nach der Landung ſtarben. Von da aus begaben ſie ſich nach Cuba, wo ihr Geſchäftsfreund ihnen einen neuen Schooner, den „Buzzard“ verſchaffte, daſſelbe Fahrzeug, welches mir kurz darauf meine Congregation wegnahm und mich ſelbſt nach der Küſte von Honduras brachte. Sprawl geſtand mir offen, daß nur eine augenblickliche Regung von Mitleid oder vielmehr Gewiſſensbiſſe ihn veranlaßt hätten, mir das Leben zu retten. Er wollte mich anfangs bewegen, ſeinem Beiſpiele zu folgen und ſein Loos zu theilen; allein er fürchtete mit Recht, meine Gewiſſenhaftigkeit werde ſich dagegen ſträuben. Sein Vorſatz, mir meinen Verluſt einigermaßen zu vergüten, ſcheiterte an dem Geize ſeines Schwiegervaters, mit welchem er bald nach meiner Abreiſe in heftigen Streit kam, und der, als er mit blanker

Klinge ſeinem Tochtermanne zu Leibe wollte, von einem Anhänger des letztern niedergeſchoſſen wurde. Der Mörder des alten Ornandy, ein Creole von Vera Cruz, heirathete bald darauf Donna Luzia, die jüngſte Tochter deſſelben, welche er mir ſeinerſeits mit einem Fahrzeuge von ſechs Kanonen als Mitgift angeboten hatte und übernahm das Commando der letzteren. Die Handelsbrigg, welche mich nach der Inſel Cuba gebracht hatte, war das einzige Schiff geweſen, welches die Piraten verſchont und zu ihren eigenen Zwecken verwendet hatten. Sie ward ſpäter mit zwölf Kanonen armirt und als Kriegsfahrzeug aufgetakelt, um den Buzzard auf ſeinen Kreuzzügen zu begleiten. Ein Streit mit dem Schwager ſeines Weibes veranlaßte Sprawl, etwa zwei Jahre nach unſerem Zuſammentreffen ſich mit dem Ertrag eines reichen Fanges von der Havanna aus nach Frankreich einzuſchiffen, wo der Krieg mit England das Miniſterium veranlaßt hatte, Caperbriefe auszutheilen. Von Bordeaux aus begab er ſich nach Paris, wo er die Verleihung eines Caperbriefs nachſuchte. Einſtweilen vertrieb er ſich die Zeit im Cercle des Etrangers, im Palais Royal und Café Foy, wo Faro, Roulette und ſonſtige Debauchen bald ſeine ganze Habe verſchlangen, ſo daß Bobby, als der Caperbrief endlich ausgefertigt war, keinen Liard mehr hatte, um nur die Sporteln zu bezahlen. Nachdem er noch tüchtig Schulden in Paris contrahirt, ging er von Havre aus als *gemeiner Matroſe* an Bord eines franzöſiſchen Schifſes nach Martinique und von da nach New-Orleans, wo er unverhofft ſeinen Schwager Ramon traf, ſich mit ihm ausſöhnte und von ihm Geld erhielt, um in ſeine Heimath zu reiſen, nach welcher er eine unbezwingliche Sehnſucht fühlte, obwohl er Gefahr laufen mußte, im Betretungsfalle zu Boſton, wo er ſich ausſchiffte, den Gerichten überliefert zu werden. In Hartford durfte er ſich nicht einmal ſeiner Familie zu erkennen geben, weil die Habſucht und Tücke ſeiner Brüder ihn unfehlbar in des Henkers Hände gebracht hätten, und durfte ſein Vaterhaus nur von der Straße aus anſehen. Ein Nebenzweck ſeiner Reiſe war, die Beſtimmung der Mehrzahl jener Schiffe zu erfahren, welche in Mr. Lax's Aſſekuranzbank verſichert waren, und zu gleicher Zeit auszukundſchaften, welche Häfen Lax von den Schiffen beſuchen ließ, die er ſelbſt mit Ladung von Eiſenwaaren, Tüchern, Weine und Zinngeſchirr alljährlich nach Bunos-Ayres und Montivideo ſchickte, um von dort Wolle und Rohhäute zurückzubringen. Sprawl's Plan ging dahin, mit einem Male die Aſſekuranzbank und den Wahlſtand ſeines früheren Principals zu Grunde zu richten, und dieß gelang ihm wirklich auch ſo gut, daß der Credit ſchon nach wenigen Jahren merklich zu ſinken begann. Dem ganzen Piraten-Syſtem gab Sprawl damals eine größere Ausdehnung; ein neues Verſteck an der Küſte von Columbia, wahrſcheinlich in der Nähe des Oronoco, welches jedoch ſelbſt unſerem Ben Vulture unbekannt war, und deſſen Vorhandenſeyn ich nur nach einer unbeſonnenen Aeußerung Sprawl's vermuthen konnte, obwohl er mir den Ort nie angab, nahm zwei neue Schiffe auf, einen Kutter (denſelben, der von unſerer Fregatte aufgebracht worden war) und eine Brigantine, welche ſchon vor zwei Jahren von der franzöſiſchen Kriegsbrigg „Sphinx“ in den Gewäſſern von Martinique zerſtört worden iſt. Jene in einen Corſaren umgeſchaffene Brigg war ein Jahr ſpäter von einem Sturme in der Nähe der Portland-Spitze (auf der Südweſt-Küſte von Jamaika) auf ein Riff getrieben worden und geſcheitert, die Mannſchaft derſelben aber, welche ſich ans Land gerettet hatte, als Piraten erkannt und in Kingstown gehangen worden.

Wie Mr. Lax in Sprawl's Gewalt kam, will ich Ihnen jetzt nachträglich mittheilen. Die ungeheuren Verluſte zur See und der Tod ſeiner beiden älteſten Töchter, welche einem epidemiſchen Fieber erlagen, veranlaßten ihn, ſich mit den Trümmern ſeines Vermögens von den Geſchäften zurückzuziehen. Vor achtzehn Monaten erhielt er die traurige Nachricht, daß ſein einziger Sohn Henry, ein hoffnungsvoller junger Mann von ſiebenundzwanzig Jahren, der in Paramaribo eine Commandite des Boſtoner Hauſes leitete, durch einen Sturz vom Pferde den Fuß verloren habe. Der Vater wollte den Unglücklichen ſelbſt von dort abholen, und Alix beſtand darauf, ihn zu begleiten. Mr. Lax veräußerte auch jenen Theil ſeines früheren Geſchäfts und ſeine Beſitzungen in der

Colonie; ſein böſer Stern ließ ihn auf der Rückkehr in die Gewalt der Piraten fallen, welche durch ihre Agenten von ſeiner Reiſe und deren Zweck unterrichtet waren. Der junge Lax fiel in der Vertheidigung ſeiner nächſten Angehörigen; der Alte verſchied vor ſechs Wochen in meinem Arme auf meiner Farm in Brentonhall am Maine, wo ich mich von den Mühſeligkeiten einer harten Jugend jetzt erhole.

Was den Piraten Bobby Sprawl oder Hay, wie er ſich nennt, anbelangt, ſo ergab ſich aus ſeinem eigenen Geſtändniß, daß während ſeiner fünfundzwanzigjährigen Laufbahn mehr als fünfzig Schiffe in ſeine und ſeiner Genoſſen Hände gefallen ſeyen, deren ſämmtliche Equipage dem Tode geweiht ward; — er hat alſo den Tod von mindeſtens ſechshundert Menſchen auf ſeinem Gewiſſen. Er erklärte, daß nur die Geſetze ihn genöthigt hätten, ſo viele Mordthaten zu begehen. „Der Seeräuber,“ ſagte er, „wird an und für ſich ſchon mit dem Tode beſtraft; ich hatte alſo keine härtere Strafe zu gewarten, wenn ich mich Aller entledigte, die je gegen mich Zeugniß geben konnten. Ich bin überzeugt, daß bei weitem weniger Mordthaten begangen würden, wäre die Beſtrafung für beide Verbrechen nicht die gleiche.“ — Seine Agenten in den vereinigten Staaten hat er nie verrathen wollen, obgleich er zugab, dort welche gehabt zu haben. Mich ſelbſt bat er im Gefängniſſe auf den Knien um Verzeihung, verweigerte aber beharrlich die Annahme eines

Geiſtlichen. Mit Abſcheu dachte er an ſeine früheren Verbrechen zurück, und hielt den unſchuldigen Tod ſeiner ganzen Familie für eine gerechte Strafe Gottes.“

Hier ſchwieg der Erzähler, und Jeder beeilte ſich, ihm dankend die Hand zu drücken.

Abl. ausg. # 268/3 –

Praktisches

Reise-Handbuch

nach und durch

Italien.

Mit Berücksichtigung aller dem Reisenden nothwendigen
und wissenswerthen Angaben,

auf Selbstanschauung begründet, und nach den neuesten und
besten Quellen bearbeitet

von

August Lewald.

Mit 2 Karten und 9 Plänen.

Stuttgart,
Hoffmann'sche Verlags-Buchhandlung.
1840.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK HALLE (SAALE)

L 999 K. 1598

Inhalts-Anzeige.

Einleitung . . . V

I. Reise durch Tirol.

Erste Abtheilung. *Von Innsbruck über den Brenner.*

Erstes Kapitel. *Eintritt in Tirol* . . . 1
Zweites Kapitel. *Innsbruck* . . . 3
Drittes Kapitel. *Nähere Umgebungen von Innsbruck* . . . 9
Viertes Kapitel. *Weitere Umgebungen von Innsbruck* . . . 11
Fünftes Kapitel. *Grössere Ausflüge von Innsbruck* . . . 14
Sechstes Kapitel. *Grössere Ausflüge von Innsbruck.* (Fortsetzung) . . . 17
Siebentes Kapitel. *Von Innsbruck über den Brenner nach Brixen* . . . 20
Achtes Kapitel. *Abstecher in's Pusterthal* . . . 21
Neuntes Kapitel. *Das untere Eisakthal* . . . 26
Zehntes Kapitel. *Ausflüge von Botzen* . . . 31
Eilftes Kapitel. *Von Botzen nach Roveredo und Verona* . . . 34

Anhang

Von Trient durch's Val Sugana nach Venedig . . . 42

Zweite Abtheilung. *Von Innsbruck durch den Pass von Finstermünz.*

Erstes Kapitel. *Ober-Innthal und Vintschgau* . . . 44
Reise nach Bormio über das Joch . . . 50
Zweites Kapitel. *Von Eyrs nach Meran* . . . 51
Drittes Kapitel. *Weitere Ausflüge von Meran* . . . 56
Reiserouten . . . 59

II. Reise durch Italien.

Erstes Kapitel. *Von Verona nach Venedig* . . . 65
Zweites Kapitel. *Venedig* . . . 81
Drittes Kapitel. *Von Venedig über Rovigo oder von Verona über Mantua (Parma — Modena — Ferrara) nach Bologna* . . . 102

Viertes Kapitel. *Fortsetzung* 122
Fünftes Kapitel. *Von Bologna nach Florenz* 138
Sechstes Kapitel. *Von Bologna nach Rom* 192
Siebentes Kapitel. *Von Florenz nach Rom* 211
Achtes Kapitel. *Rom* 231
Das moderne Rom 237
Neuntes Kapitel. *Das moderne Rom. (Fortsetzung)* 290
Zehntes Kapitel. *Das antike Rom* 317
Eilftes Kapitel. *Rom (Uebersichtliches)* 390
Zwölftes Kapitel. *Umgebungen Roms* 406
Dreizehntes Kapitel. *Von Rom nach Neapel* 429
Vierzehntes Kapitel. ' *Neapel* 443
Fünfzehntes Kapitel. *Umgebungen von Neapel* 486
Sechzehntes Kapitel. *Von Neapel über Livorno nach Genua* 514
Siebenzehntes Kapitel *Von Genua über Nizza nach Turin und Mailand* . . . 535
Achtzehntes Kapitel. *Von Genua nach Mailand* 548
Neunzehntes Kapitel. *Ausflüge von Mailand* 566
Zwanzigstes Kapitel. *Von Mailand nach Venedig (über Bergamo, Brescia und Verona, und über Cremona und Mantua)* 577
Einundzwanzigstes Kapitel. *Die fahrbaren, italienischen Alpenpässe* 587

Anhang.

Sicilien 591

Einleitung.

Die Lust, Italien zu sehen, ist, trotz jüngster Bemühungen, wohl dennoch im Wachsen. Was das Reisen in diesem Lande auch dem mannichfach Verwöhnten an Beschwerlichkeiten bieten mag, so ist doch ein solcher Zauber von Historie und Natur darum gewoben, dass es nur dem Unverstande oder der baarsten Prosa vorbehalten zu seyn schien, hierüber den Stab brechen zu wollen, und eine triviale Warnungsstimme für Alle, die sich nach dem Lande sehnen, wo die Citronen blühen, vernehmen zu lassen. Wer sollte es wohl glauben, dass man bei gewissen Partien in Rom und Neapel an Potsdam und Kieritz vergleichungsweise denken konnte, dass man in Rom und Neapel mit ängstlicher Sorgsamkeit die Flohstiche zählte, dass selbst das erhabenste und ergreifendste Schauspiel nur ein »So, so!« zu entlocken vermochte, und dass man bei Somma und liparischem Wein nach Fredersdorfer und Cotbuser Bier seufzte!

Man wird es mir nicht verdenken, dass ich diese Blätter mit einem in jüngster Zeit oft genannten Namen, dem des Herrn Nicolai in Berlin, eröffne. Es soll hier keineswegs auf eine Polemik gegen ihn abgesehen seyn, die unmöglich in der Tendenz dieses Werkes liegen kann. Allein was mir aus dem Buche des Herrn Nicolai schon längst klar geworden war, als ich Italien noch nicht einmal so genau kannte, wie jetzt, ist die Ueberzeugung, dass wohl in neuerer Zeit noch nie eine Reise in jenes Land auf verkehrtere

Weise und mit überspannteren Erwartungen angetreten worden ist, als eben von ihm. Diese Erwartungen wurden noch dadurch zum Barocken gesteigert, dass dem, der sie hegte, kein Fünkchen von Poesie oder Enthusiasmus inwohnte, und wenn jener Reisende auch hie und da betheuern will, dass ihm durchaus nicht der Sinn für das Schöne mangle, so darf ein Unbefangener nur sein Buch durchfliegen, um auf jeder Seite die Widerlegung dieser Behauptung zu finden.

Mein Bestreben soll aber nunmehr vornehmlich darauf gerichtet seyn, den Reisenden ein Werk in die Hand zu geben, um alle jene Charybden, wenigstens zum grössten Theile, zu umschiffen, in welche unser mürrische Reisende gerieth, und zugleich die Art und Weise darzuthun, wie man mindestens das Geld nicht zu verschleudern braucht, um Alles kennen zu lernen, was Italien Reizendes und Sehenswerthes bietet, wenn man selbst in so glücklichen Verhältnissen, wie Herr Nicolai ist, die ihm jedoch auf dieser Reise zum Fluche wurden.

Ich habe Viele kennen gelernt, die zu verschiedenen Zwecken und nach verschiedenen Richtungen hin Italien besuchten. Ich habe mich mit Vergnügen geistreichen Landsleuten angeschlossen, und auch häufig mit Italienern verkehrt. Zu den Ersteren gehörten nicht bloss Reisende, die den Boden zum ersten Mal betraten, sondern es waren auch solche darunter, welche längere Zeit in Italien sich niedergelassen hatten; zu den Letzteren kann ich Leute aus den verschiedensten Ständen zählen. Auffallend muss es natürlich seyn, dass Herr Nicolai in seinem Buche nie solcher Bekanntschaften oder Berührungen erwähnt. Sollte er wirklich nur mit seiner Berliner Reisegesellschaft das Land durchflogen haben, so harmvoll und allein, nur mit gemeinem Volke, Lohnbedienten und Postillonen umgegangen seyn, so war dies, gelinde ausgedrückt, ein Spleen, der dem plumpsten Inselbewohner Ehre machen würde. Wie durch den Einfluss gebildeter Leute aber die Meinung von einem Lande berichtigt wird, das in seinen Gebräuchen und gesellschaftlichen Beziehungen von dem Norden Europa's so sehr abweicht, kann wohl Niemand in Abrede stellen. Eben so wird man einsehen, dass ohne jenen Einfluss Einseitigkeit im Urtheil nicht vermieden werden kann.

Ich musste dieses hier erwähnen, um eine hie und da sich kund gebende zweifelhafte Stimmung vor hinein zu beschwichtigen, die sich vielleicht bei einigen meiner Leser durch die Bestrebungen des Warners erzeugt hat, und will nun versuchen, aus meinen Erfahrungen einen sichern Leitfaden zur Bereisung Italiens zu bilden und diesem durch fleissige Benützung italienischer Quellen selbst, die sich mir auf verschiedene Art öffneten, eine Vollständigkeit und Brauchbarkeit zu ertheilen, die wenigstens für die bedeutendsten Städte des Landes jedes weitere Handbuch, jeden Guide, Katalog, Cicerone u. dgl. nöthigenfalls entbehrlich machen soll.

Ich verkenne die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht, allein ich wage es dennoch, weil ich an Ort und Stelle die Unzulänglichkeit aller mitgenommenen Hülfsmittel dieser Art einsehen musste. Ich spreche hier natürlich nur von dem, was mit besonderer Rücksicht für Reisende geschrieben wurde und insbesondere von der portativen Literatur in dieser Beziehung. Viele schätzbare Forschungen und Beobachtungen früherer Schriftsteller sind hier allerdings von grossem Werthe, und können, als Vorbereitung daheim gelesen, einem Jeden anempfohlen werden, allein es gehört ein gewisser nicht unbedeutender Grad von unbefangener Kritik dazu, sich nicht durch die mannichfaltigen individuellen Ansichten verwirren zu lassen, nicht zu gedenken, dass diese Werke — und gerade die werthvollsten unter ihnen — zu umfangreich sind, um einen gewöhnlichen Menschen als Reisebibliothek zu begleiten. An eigentlich praktischen Handbüchern ist aber völliger Mangel. Wir besitzen wirklich noch kein einziges, was selbst mit dem verjährten der Engländerin Marianne Starke in eine Reihe zu setzen wäre. Das bekannte Handbuch von Neigebauer ist, trotz seines Umfanges, so unvollständig, dass man damit nicht auslangt. Dabei sind so viele Unrichtigkeiten darin, dass man an Ort und Stelle darüber verzweifeln möchte; wie ich mit den meinem mitgenommenen Exemplare beigefügten Notizen und Berichtigungen beweisen könnte, die ich oft im höchsten Unmuthe und nicht immer in den ehrerbietigsten Ausdrücken niederschrieb.

Wer sich daher gründlich über die vorhandenen Sehenswürdigkeiten einer Stadt belehren wollte, war genöthigt, in jeder der vorhandenen Quellen nachzuspüren, und da der Bücherpreis bekanntlich sehr hoch in Italien ist, so überstieg dies das Reise-Budget nicht nur um ein nicht unbedeutendes Sümmchen, sondern es brachte in den Fall, einen ganzen Nachtsack voll meistentheils später ganz unbrauchbarer Bücher mit sich zu schleppen, wenn man nicht geneigt war, das theuer Erkaufte im Gasthofe zurückzulassen.

Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, mag nun mein schwieriges Unternehmen mindestens gerechtfertigt erscheinen, wenn ich auch nicht hoffen darf, in jeder Beziehung das zu erreichen, was ich mir vorgesetzt habe. Es ist ein erster Wurf; ich bin zufrieden, wenn er nicht ganz misslingt, und sollte er im Stande seyn, einen zweiten Versuch hervorzurufen, so glaube ich mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, dass spätern Reisenden der wirkliche Vortheil daraus erwächst, den zu erstreben mir noch nicht vergönnt gewesen ist.

* * *

Wer aus dem Norden nach Italien will, muss entweder den hohen Rücken der Alpen übersteigen, oder seinen Weg durch Frankreich nehmen, wo er dann entweder in Marseille auf's Dampfschiff geht und sich nach einem beliebigen Ort an der italienischen Küste übersetzen lässt, oder zu Lande nach Nizza reist, um auf der himmlischen Riviera di Ponente nach Genua zu gelangen. Wer auf diese letztere Weise in's Land der Hesperiden kommt, empfinge sogleich die lieblichsten und erhabensten Eindrücke der südlichen Natur, indem er eines der schönsten Küstenländer der Welt durchstreicht, in dem heitere, fleissige Menschen in schönen geräumigen Wohnungen leben, die durchaus in keiner andern Gegend unseres Welttheils übertroffen werden. Da ich jedoch nicht voraussetzen kann, dass namentlich Deutsche und jene Reisende, die aus noch nördlicher gelegenen Gegenden Italien besuchen, sich die Schweiz und Tirol entgehen lassen werden, so will ich auch meinen Reiseplan darnach einrichten. Ich will als Grundlage zu diesem Handbuche annehmen, der Reisende beginne seine Fahrt von München aus durch Tirol, verweile in Innsbruck, um von dort aus die nahegelegenen Thäler kennen zu lernen, passire dann den Brenner, durchstreiche das Eisak- und Etschthal, und besteige auch hier die merkwürdigsten Punkte zur Rechten und Linken, und ziehe dann durch die *Klause bei Volargne* in's gelobte Land *). Von *Verona* wird zuerst der unerlässliche Abstecher nach Venedig gemacht, das alte Ravenna besucht, von dort gehe man über Ferrara nach Bologna, streife von hier wieder zur Küste des adriatischen Golfs nach Ancona, und verlasse diese erst wieder bei Loretto. Von hier übersteige man die Apenninen und ziehe an den alten merkwürdigen Bergstädten Tolentino, Macerata, Fabriano, Foligno vorüber, zum herrlichen Wasserfall von Terni, den man in der Schweiz nicht schöner findet, nach der ewigen Weltstadt *Rom*. Von dort nach Neapel über Molo de Gaëta, das selbst Nicolai ein Ausrufungszeichen entlockte, dann zur See mit dem Dampfboot nach Cività Vecchia zurück, von dort wieder nach Rom, Siena, Florenz, Pisa, Lucca, Massa, Carrara, zum Hafen von Spezzia und an der herrlichen Küste, Riviera di Levante genannt, nach Genua. Von hier geht's auf Mailand, nach Turin, vorerst aber zu den Seen von Como und nach Sesto Calende am Lago maggiore, hierauf über irgend einen Alpenpass, den die Nähe oder die Jahreszeit besonders empfiehlt, durch die Schweiz, der man dieselbe Aufmerksamkeit wie Tirol auf der Hinreise bezeigt, um so die Heimreise anzutreten **).

Dies ist der Plan. Ich bitte meine Leser, mit mir in den Wagen zu steigen und zum Sendlinger Thor in München hinauszurollen. Nicht ohne innere Regung werden wir die Worte auf der Tafel: »*Strasse nach Italien*« lesen, und wenn ich hier vielleicht etwas kindisch das »Trarah! Trarah!« des Postillons nachschreibe, so geschicht es wohl mindestens mit eben so grossem

---

*) Ich fühle mich hier zu der Erklärung veranlasst, dass das, was ich in diesem Buche über Tirol mittheile, lediglich darauf berechnet ist, dem Reisenden praktisch an die Hand zu gehen und daher neben meinem grösseren Buche über jenes Land, seinen gesonderten, bestimmten Platz findet. Dort ist ein ausgeführtes Bild, frisch colorirt, mit lebendiger Staffage — hier ein erfahrener Wegweiser, der dem Reisenden die steilen Bergpfade erklimmen hilft. Ich habe bei Abfassung desselben zwar mein Gedächtniss und meine Erfahrung, doch nicht einmal mein eigenes Buch zu Rathe gezogen. Dafür bin ich bei gewissen Anlässen den Angaben des umfassenden Werkes „*Das Land Tirol*“ (Innsbruck, Wagner) gefolgt und habe dies auch bei den gehörigen Stellen angemerkt.

**) Im Buche selbst musste nothwendig von der *Ordnung*, in welcher die Reise gemacht werden soll, abgewichen werden; jedoch ist im *Wesentlichen* nichts daran verändert.

Rechte, als einer unserer modernen Schriftsteller ein Buch, »*Madonna*« betitelt, damit anfing.

* * *

Ehe ich diese Einleitung schliesse, will ich für jene Reisenden, die aus der Kunst und ihrer Geschichte kein besonderes Studium gemacht haben, hier einige Notizen vorangehen lassen, die ihnen bei dem, was die folgenden Blätter enthalten, zur leichtern Verständlichkeit nützlich seyn können.

Gregor der Grosse liess bereits in Rom Mosaikgemälde anfertigen.

Die *ältesten Madonnenbilder* sind aus dem 6. Jahrhundert. Es sind die, welche dem h. Lucas gewöhnlich selbst zugeschrieben werden.

Man malte enkaustisch, wo die Farben durch Wachs auf die Wand vermittelt werden, oder a tempera, d. h. mit Wasserfarben, die mit Leim versetzt sind. Al fresco (auf dem frischen Kalkanwurf) war noch nicht gebräuchlich, eben so wenig mit Oel.

Im 13. Jahrhundert erstanden die Pisanischen Maler: Buffalmaco, Guido von Siena, Andrea Tosi. Cimabue stiftete mit Giotto und Masaccio im 14. Jahrhundert die Florentinische Schule. Diese alten Meister malten gewöhnlich auf Goldgrund. Ihre Werke sind ernst und grossartig.

In Perugia begann auch schon im 13. Jahrhundert die Römische Schule.

Die Venetianische machte sich erst im 15. Jahrhundert einen Namen.

Die Bolognesische oder Lombardische Schule war ebenfalls im 13. Jahrhundert entstanden.

In der ersten (der Florentiner) waren Michel Angelo Buonarotti, Leonardo da Vinci, Andrea del Sarto u. s. w.

In der zweiten (der Römischen) Perugino, Raphael und seine Schüler u. s. w.

In der dritten (der Venetianischen) Mantegna, Giorgione, Tizian, Paul Veronese u. A.

In der vierten endlich (der Lombardischen) Francia, Dosso Dossi, Cosimo, Correggio u. A.

Mit den Nachfolgern des Carracci und des Caravaggio begann der Verfall der Kunst des Mittelalters, der gute Geschmack entwich und Alles artete nach und nach in Uebertreibung aus. Hier das alphabetische Verzeichniss der berühmtesten Künstler.

Malerei.

Albani, Francesco, geb. zu Bologna 1578, starb 1660.
Allegri, Antonio, geb. zu Correggio 1494, starb 1534.
Allori, Alessandro Cruppino, aus Florenz, 1535 — 1607.
Arpino, Gius. Cäsar d', Arpino, 1570 — 1640.
Baciccio, s. Gaulli.
Baccio della Porta, s. Fra Bartolomeo.
Bandinelli, Baccio, Florenz 1487 — 1559.
Barbarelli, Giorgio, genannt Giorgione, im Venetianischen geb. 1478, starb 1511.
Barbieri, gen. Guercino, Cento 1590 — 1666.
Baroccio, Federico, Urbino 1528 — 1612.
Bassano, s. Ponte.
Battoni, Pompeo, Lucca 1728 — 1778.
Beccafumi, Dominico Meccherino, von Siena 1484 — 1549.
Bellini, Gentile, Venedig 1419 — 1501.
Bellini, Giovanni, Venedig 1425 — 1515.
Benefiale, Marco, Rom 1685 — 1764.
Berettini, Pietro, Cortona 1596 — 1670.
Bordone, Paris, geboren 1500.
Borgognone, s. Cortesi.
Borzoni, Luciano, 1590 — 1645.
Brandi, Giacinto, Poli 1623 — 1691.
Brilli, Paul, Flandern 1554 — 1626.
Bronzino, Angelo, Florenz 1510 — 1570.
Buonacorsi oder Perin del Vaga, Toscana 1500 — 1547.
Buonarotti, Michel Angelo, Florenz 1474 — 1564.
Cagliari, Paolo, Verona 1532 — 1588.
Calabrese, s. Preti.
Caldara, Polidoro, von Caravaggio, 1495 — 1543.
Cambiasi, Luca, Genua 1527 — 1585.
Caravaggio, Michel Angelo Merigi, Caravaggio 1569 — 1609.
Caravaggio, s. Maturino.
Cardi, Ludovico, Cigoli 1559 — 1613.
Carlone, Giovanni, Genua 1590 — 1630.
Carracci, Agostino, Bologna 1558 — 1602.
Carracci, Annibale, Bologna 1560 — 1609.
Carracci, Ludovico, Bologna 1555 — 1619.
Carracci, Antonio, Bologna 1583 — 1618.
Carriera, Rosalba, Venedig 1672 — 1757.
Carrucci, Giacomo, Pontormo 1493 — 1556.
Castiglione, Giovanni Benedetto, Genua 1616 — 1676.
Cerquozzi, Michel Angelo, Rom 1602 — 1660.
Ciarpi, Baccio, Florenz 1578 — 1641.
Cignani, Carlo, Bologna 1628 — 1719.
Cignaroli, Carlo, Verona, starb 1770.
Cimabue, Carlo, Florenz 1240 — 1300.
Conca, Sebastian, Neapel 1680 — 1730.
Correggio, s. Allegri.
Cortesi, Giacomo, gen. Borgognone, 1621 — 1670.
Cresti, Dominico, Papignano 1558 — 1638.
Cruppino, s. Allori.
Dolce, Carlo, Rom 1616 — 1686.
Domenichino, s. Zampieri.
Donducci, Giov. Andr., Bologna, geb. 1575.
Dossi, Dosso, Ferrara 1479 — 1558.
Dughet, Gaspare, gen. Poussin, Rom 1613 — 1675.
Fattore, s. Penni.
Ferri, Ciro, Rom 1634 — 1689.
Feti, Dominico, Rom 1589 — 1624.
Fra Bartolomeo di S. Marco, Florenz 1469 — 1517.

Fra Cosimo Piazza Capucino, Venedig 1557 — 1621.

Fra Sebastiano del Piombo, Venedig 1485 — 1547.

Franceschini, Marco Antonio, Bologna 1648 — 1729.

Francia zu Bologna, geb. 1450, s. Raibolini.

Francucci, Innocenzio, von Imola, malte 1530.

Gaetano, s. Pulzone.

Garofalo, s. Tisi.

Garzi, Luigi, Pistoja 1633 — 1721.

Gauli, Giov. Battista, gen. Baciccio, Genua 1639 — 1709.

Gelé, Claude, Lothringen 1600 — 1682.

Giordano, Luca, Neapel 1623 — 1701.

Giorgione, s. Barbarelli.

Giotto, Florenz 1276 — 1336.

Giulio Romano, s. Pippi.

Guercino, s. Barbieri.

Guido Reni, s. Reni.

Lanfranco, Giovanni, Parma 1581 — 1647.

Leonardo da Vinci.

Leoni, Ottaviano Paduano, zu Padua 1574 geboren.

Manozzi, s. S. Giovanni.

Mantegna, Andrea, Padua 1431 — 1517.

Maratta, Carlo, Rom 1625 — 1713.

Masaccio, Tomaso Guidi, Val d'Arno 1417 — 1443.

Maturino, Caravaggio, im Herzogthum Modena 1494 — 1528.

Mazzuoli, Francesco, genannt Parmegiano, Parma 1504 — 1540.

Mecherino, s. Beccafumi.

Merigi, Michel Angelo, s. Caravaggio.

Michel Angelo, s. Buonarotti.

Mola, Pietro Francesco, Mailand 1612 — 1668.

Monaldi, Paolo, Rom, malte um 1760.

Murillo, Bartolomeo, Spanien 1613 — 1685.

Muziano, Girolamo, Brescia 1532 — 1590.

Palma der ältere, Venedig 1540 — 1588.

Palma der jüngere, Venedig 1544 — 1628.

Panini, Rom, malte um 1760.

Parmegiano, s. Mazzuoli.

Passignano, s. Cresti.

Pellegrini, Pellegrino oder Tibaldi, Bologna 1522 — 1591.

Penni, Giov. Francesco, gen. Fattore, Toscana 1488 — 1528.

Perugino, Pietro Vannuci, Perugia 1446 — 1524.

Peruzzi, Baldassare, Siena 1473 — 1550.

Piazetta, Giovanni Batt., Venedig 1682 — 1754.

Pinturicchio, Bernardino, Toscana 1454 — 1513.

Piombo, Sebastiano della, 1485 — 1547.

Pippi, gen. Giulio Romano, 1492 — 1546.

Polidoro aus Caravaggio, 1495 — 1543.

Ponte, Giacomo da, Bassano 1510 — 1570; mit 4 Söhnen: *Franz, Leander, Hieronymus* und *Joh. Bapt.*

Pontormo, s. Carrucci.

Pordenone, Giov. Antonio Regillo, Pordenone 1484 — 1540.

Poussin, Nicol., Frankreich 1594 — 1665.

Primaticcio, Francesco, Bologna 1490 — 1570.

Procaccini, die Brüder Camillo und Giulio, zu Bologna, starben 1626.

Pulzone, Scipione, gen. Gaetano, 1532 — 1609.

Quaini, Ludovico, Bologna 1643 — 1717.

Raphael, s. Sanzio.

Raffaellino, Reggio 1563 — 1620.

Raibolini, Francesco, Bologna 1450 — 1518.

Razzi, Giov. Antonio, gen. Sodoma, Vercelli 1480 — 1555.

Regillo, s. Pordenone.

Reni, Guido, Bologna 1575 — 1642.

Ribera, Giuseppe, gen. il Spagnoletto, Valenzia 1589 — 1656.

Ricci, Sebastiano, Venedig 1659 — 1734.

Ricciarelli, Davide, Volterra 1509 — 1566.

Romanelli, Giov. Francesco, Viterbo 1617 — 1662.

Rosa, Salvator, Neapel 1615 — 1673.

Roselli, Matthias, 1578 — 1650.

Rossi, s. Salviati.

Rosso, Florenz 1496 — 1541.

Sabatino, Neapel, geboren 1480.
Sacchi, Andrea, Rom 1599 — 1661.
Salimbeni, Ventura, Siena 1557 — 1613.
Salviati, Francesco Rossi, Florenz 1510 — 1563.
San Giovanni, Giovanni Mannozzi, Toscana 1590 — 1636.
Sanzio, Raffael da Urbino, starb 1520.
Sarazeni, Carlo, gen. Veneziano, 1585 — 1625.
Sarto, Andrea del, Florenz, malte 1488 — 1530.
Schiavone, Andrea di, Florenz 1522 — 1582.
Schidone, Bartolomeo, Modena 1560 — 1616.
Signorelli, Lucas, Cortona 1439 — 1521.
Solimena, Francesco, Neapel 1657 — 1747.
Spagnoletto, s. Ribera.
Stefani, Tommaso de', Neapel, geboren 1230.
Subleyras, Pietro, Frankreich 1699 — 1787.
Tempesta, Antonio, Florenz 1555 — 1630.
Testa, Pietro, Lucca 1611 — 1650.
Tiarini, Alessandro, 1577 — 1668.
Tibaldi, s. Pellegrini.
Tiepolo, Venedig, malte 1760.
Tintoretto, Giacomo Robusti, Venedig 1512 — 1594.
Tisi, gen. Garofalo, Ferrara 1481 — 1559.
Tisio, Benvenuto, Ferrara 1481 — 1559.
Tiziano, s. Vecelli.
Trevisani, Francesco, Rom 1656 — 1746.
Tuschi, s. Veronese.
Udine, Giovanni da, 1494 — 1564.
Vaga, Perin del, s. Buonacorsi.
Valentino, Pietro, Frankreich 1600 — 1632.
Vanni, Francesco, Siena 1563 — 1609.
Vannucci, s. Perugino.
Vasari, Giorgio, Arezzo 1512 — 1574.
Vecchi, Giov. de', Florenz 1536 — 1610.
Vecelli, Tiziano, Cadore 1477 — 1576.
Veneziano, s. Sarazeni.
Veronese, Paolo Cagliari, von Verona, 1532 — 1588, mit seinen Söhnen Benedikt und Gabriel Cagliari.
Veronese, Alessandro Orbetto, Tuschi 1582 — 1649.
Veronese, Bonifazio, Schüler Tizians.
Zampieri, Domenico, gen. Domenichino, Bologna 1581 — 1641.
Zingaro, Solario il, Neapel geboren 1380.
Zuccari, Taddeo, Urbino 1529 — 1566.
Zuccari, Federico, Urbino 1543 — 1609.

Von neuern Malern erwähnen wir noch folgende, erst vor wenigen Jahren verstorbene oder noch lebende:

Agricola in Rom.
Appiani.
Azeglio in Mailand.
Benvenuti, **Bezzoli** in Florenz.
Camuccini.
Canella in Mailand.
Catel in Rom.
Diotti in Bergamo.
Gonin in Turin
Hayez in Mailand.
Koch in Rom.
Landi.
Migliara, **Sabatelli**, in Mailand.
Overbeck in Rom.
Palagi in Turin.
Reinhard in Rom.
Wagner in Rom.

Bildhauerkunst.

Von Bildhauern des Mittelalters verdienen Erwähnung:

1150 **Breono.**
1230 **Bonanno** aus Pisa. **Pisano**, Nicolo, sein Sohn.
1300 **Pisano**, Giovanni. — **Ugolino**, Andrea **Orgagna**, Andrea.
1400 **Luca della Robbia.** **Civitali**, Matteo

Ghiberti, Lorenzo. Donatello, Simon, aus Florenz. Pisano, Andrea. Lotto, Lorenz, gen. Lorenzetto. Verocchio, Andrea.

1500 Rustici. Conducci. Lombardo, Alfonso. Bamboja. Campagna, Giov. Leoni, Leo.

1550 Angelo, Michel Buonarotti, aus Florenz. Tatti, gen. Sansovino. Pierino da Vinci. Baccio Bandinelli. d'Auria, Domenico. Benvenuto Cellini. Ferrucci. Tadda. Rossi, Properzio, aus Bologna. Die Bildhauerin Anna Fontana. Guglielmo della Porta.

1600 Censore, Oraz. Algardi, Alessandro, aus Bologna. Guido, Domenico. Mochi, Fr. Raggi, Antonio. Brunelli, Gabriel. Gonelli, oder der Blinde von Cambassi genannt.

1650 Bernini, Giovanni, Lorenz und Lodov. Algardi. Rusconi, Camillo. Rossi, Angelo. Bissoni. Jambo, Gaetano. Volpi. Tabi. Nardini. Ferrata. Foggini.

1700 Guidi. Marinali. Rusconi, Camillo. Cavaceppi. Marelli. Corradini.

Von Neuern: Canova und Thorwaldsen.

Baukunst.

Die grössten Baumeister Italiens sind, aus den Jahren

1000 Buschetto.

1300 Arnolfo di Lapo. Pisano, Giov.

1350 Orgagna, Andr. Brunelleschi.

1400 Giulio da Majano.

1450 Michelozzo Michele. Martini, Giorgio. Bramante, Lazzari.

1500 Mormanda. Conducci, Andr. Peruzzi, Balt. Lorenzetto. Giamberti. Bertano.

1550 San Michele. Buonarotti, Michel Angelo. Sansovino. Barozzio da Vignola. Alessi, Galeotto. Palladio, Andrea. della Porta, Giacomo. Scamozzi, Vinc. Ammanati, Bapt.

1600 Maderno, Carlo. Zampieri, genannt Domenichino.

1650 Bernini, Giovanni, Lorenzo und Lud. Rainaldi, Carlo. Monti, Giov. Giac. de Rossi. Fontana, Carlo.

1700 Galilei, Aless. Galli Bibiena, Fr. Ambrosini. Leoni.

1750 d'Alfieri. Morena. Servandoni. dal Pozzo.

Die berühmtesten Baumeister der neuesten Zeit sind: Ricci, Pisani und Busca.

I.

Reise durch Tirol.

Erste Abtheilung.

Von Innsbruck über den Brenner.

Erstes Kapitel.

Eintritt in Tirol.

Weilheim. — Peissenberg. — Partenkirchen. — Wallersee. — Mittenwald. — Scharnitz. — Seefeld. — Zirl. — Anblick von Tirol. — Das Ober- und Unterinnthal. — Innsbruck.

In *Weilheim* hat man sich den Bergen schon so weit genähert, dass man deutlich ihre Schluchten und Zerklüftungen wahrnehmen kann. In den Sommertagen legt man den Weg von München bis hieher in einem halben Tage zurück, und ist Abends in Partenkirchen. Wer die Reise mit Musse macht, kann bei Weilheim den sogenannten hohen Peissenberg besteigen, der zwar nichts weniger als hoch ist, aber dennoch eine reizende Aussicht bietet. Seine isolirte Lage an der Gränze des Flachlandes verschafft sie ihm. Mit einem Auge blickt man in die Schauer der eisgekrönten, zehntausend Fuss hohen Zugspitze, mit dem andern überblickt man die segenreiche bairische Ebene, besäet mit weissen Weilern und Flecken, aus denen rothbedachte Kirchthürmchen ragen, von wogenden Getreidefeldern umgeben.

Ein anderer Weg bringt von München über Wolfartshausen zum Kochel- und Waller-See, der etwas näher als der erste nach Innsbruck führt.

In *Partenkirchen* übernachtet man sehr gut *auf der Post*, und macht nebenher die Bekanntschaft mit den bairischen Beamten, die hier stationiren; artigen Leuten, die den Fremden an ihrer harmlosen Unterhaltung, Kreiselspiel oder dergleichen, willig und zuvorkommend Theil nehmen lassen.

An dem Gestade des hochgelegenen einsamen Wallersees übernachtet man gleichfalls *auf der Post*, nicht ganz so gut, als in Partenkirchen, das als Bad im Sommer etwas mehr von Comfort und Luxus zeigt; dafür wird man aber in Wallersee durch köstliche Fische entschädigt, die hier wie nirgends angetroffen werden.

Sowohl von Partenkirchen als von Wallersee stossen die Strassen in dem armen, aber reinlichen Markte *Mittenwalde* zusammen, der von der jungen Isar durchströmt wird, welche unweit von hier in den Felsen der *Scharnitz* entspringt. Mittenwalde soll ein ungesundes Clima haben; hier entstand im Jahre 1836 mitten im Gebirge plötzlich die Cholera, und dehnte sich von hier über den grössten Theil von Baiern aus. Die Einwohner sind, obgleich arm und Krankheiten ausgesetzt, dennoch lustig und guter Dinge, lieben Musik, Tanz und Komödie, sind selbst bedeutende Schauspieler, wie sie alle sieben Jahre durch die Aufführung der grossen Passionsgeschichte darthun, und leben hauptsächlich von der Verfertigung musikalischer Instrumente, womit sie nach allen Richtungen hin Handel treiben.

Mittenwalde ist die Grenzmauth von Baiern; unweit von hier beginnt Tirol, und in dem eine Stunde entfernten *Scharnitz* befindet sich das k. k. österreichische Einbruchsamt, wie die Tafel am schwarz und gelben Pfahl zu erkennen gibt.

Wer im Sommer früh um 6 Uhr Wallersee verlässt, kann bei guter Zeit in Mittenwalde zu Mittag essen; wer von Partenkirchen um dieselbe Stunde aufbricht, gelangt zu Mittag nach *Seefeld*, einem kleinen, zwischen hohen Bergen gelegenen Pfarrdorfe. Dicht hinter Seefeld, bis wohin es stets aufwärts ging, fängt der Berg an sich zu senken, zu den Ufern des Inns geleitend. Es ist dies eine der steilsten und beschwerlichsten Fahrstrassen in Tirol. Besonders ist dies der Fall, wenn man die Höhe über dem Dorfe *Zirl* erreicht hat, von dem dieser Theil des Gebirges auch den Namen *Zirler Berg* führt. Im höchsten Grade überraschend und wahrhaft erhebend ist der Anblick, den man von dieser Höhe hat. Hier sieht man mit einem Male ein wahrhaft grossartiges Thal von kolossalen Bergen — den eigentlichen *Tiroler Alpen* — eingeschlossen, durch das der breite, smaragdgrüne Inn dahinströmt. Was man auch bis jetzt von schönen Bergen, Thälern, Felsen und Bächen gesehen, es verschwindet vor den romantischen Reizen des Innthals. Welch' ein Anbau, welche Menge stattlicher Gebäude bis zu den Gipfeln des Mittelgebirges in malerischen Gruppen zerstreut, welche Kette riesiger Felsenhäupter, die Alles umgibt, gleichsam festhält, von der ganzen übrigen Welt scheidet! Dies ist Tirol, gleich beim ersten Blick erkennt man es; so reich und gross in seiner Abgeschiedenheit; so eigenthümlich und ächt; was sind die Berge da draussen, was die Wälder, die einzelnen Dörfer? Mit dem, was wir hier erblicken, sind sie nicht zu vergleichen.

Ich würde ungern diesen Blick von der Höhe des Zirler Berges entbehren; so oft ich auch schon den mir so lieben Boden Tirols von hier begrüsste, immer war mir der Anblick neu und erfreulich, immer erhob er mein Herz. Aber dennoch wünschte ich zum Besten der Reisenden, die namentlich in der schlechten Jahreszeit nach Innsbruck reisen, eine minder steile Strasse. Schweres Fuhrwerk kann nur mit unsäglicher Mühe den Zirler Berg hinauf und hinab fahren, im Winter sogar oft mit Lebensgefahr. Die Regierung, die so viel für Verbesserung der Strassen thut, die über die steilsten Alpenpässe die Kunst ihrer Ingenieurs erprobt, hat unbegreiflicher Weise diesen Eingang ins Innthal bis jetzt noch unberücksichtigt gelassen.

Zirl ist ein unbedeutendes Dorf, das Wirthshaus nichts weniger als zu loben. Da man gewöhnlich hier weder übernachtet, noch zu Mittag isst, so kann dies übrigens dem Reisenden ziemlich gleichgültig seyn. Von hier führt die Strasse fast eben am linken Ufer des Inns, an der *Martinswand* vorbei, auf *Innsbruck* zu.

Diese Hauptstadt der ganzen gefürsteten Grafschaft Tirol liegt an der breitesten Stelle des Thals, an beiden Ufern des Inns. Wenn man auf der Innbrücke steht, das Gesicht nach dem Zirler Berg gewendet, von dem man herkam, so hat man links das *Oberinnthal*, am Horizonte von riesenmässigen Gebirgshörnern geschlossen, rechts das freundlichere *Unterinnthal*, dessen Ende hier der kahle Salzberg von Hall zu bilden scheint. Ueber der Zirler Höhe wölbt sich der hohe *Solstein*, und zum Haller Salzberg hinab erstrecken sich die Felsen der Hottinger Alpen mit wundersamen Kuppen und Zacken, unter denen jene Zacke, „*die Frau Hitt*" genannt, eine Frau mit einem Säugling vorstellend, vor allen bemerkbar ist. Wendet man sich, so erblickt man den Berg Isel, und darüber hinaus den *Schönberg*, von seiner schönen Aussicht wegen so genannt, allein in Hinsicht seiner Steilheit und Unbequemlichkeit ein würdiger Pendant zum Zirler Berg.

Ich will hier vor Allem zusammenfassen was ein Aufenthalt in Innsbruck dem Fremden bietet, der auf der Reise nach Italien mit genauer Berücksichtigung seiner Zeit hier zu verweilen gedenkt.

Zweites Kapitel.

Innsbruck.

Die Stadt im Allgemeinen. Einwohner u. s. w. — Die Franziskanerkirche mit ihren Denkmalen. — Die Jesuitenkirche. — Die Kapuzinerkirche. — Das Servitenkloster. — Die Gottesacker. — Die St. Johanniskirche. — Die kaiserliche Burg. — Das goldene Dachl. — Die Ottoburg. — Rennplatz. — Neustadt. — Ferdinandeum. — Universitätsbibliothek. — Buch- und Kunsthandlungen. — Gasthäuser. — Theater. — Lese-Casino.

Die Stadt liegt nach den neuesten Messungen in einer Höhe von 1766 Pariser Fuss über dem Meeresspiegel, und besteht aus zwei durch den Innstrom gesonderten Theilen. Die Häuser sind hoch, wenn auch nicht alle schön zu nennen, doch grösstentheils stattlich und einen schönen Anblick bildend. Den Dächern geben die mit Gallerien versehenen Gänge, die wegen schnellerer Hülfe bei Feuersgefahr auf allen Häusern angelegt wurden, ein ziemlich seltsames Ansehen. Alleen und unregelmässige Häusergruppen, Kasernen, Magazine, Klöster oder Palastähnliche Gebäude, die sich zerstreut, nach allen Richtungen die Stadt umgebend, zeigen, verleihen dieser einen um so grösseren Umfang.

Innsbruck zählt 25 grössere und kleinere Strassen, 5 öffentliche Plätze und 612 öffentliche und Privat-Gebäude. Die Stadt hat über 10.000 Einwohner, das Klima ist gut und gesund, der Scirocco, oder der „warme Wind," wie er hier genannt wird, weht häufig und inkommodirt selbst die Einwohner, trotz der Gewohnheit, da er nicht selten Kopfweh und Uebelkeiten verursacht, dafür aber befördert er die Fruchtbarkeit des Bodens, dadurch, dass er schnell die Schneemassen schmilzt und das Reifen der Pflanzen befördert. — Die Innsbrucker haben, vor den andern Tirolern, schon eine leichte Färbung von Grossstädterei, dabei sind sie gastfrei und lieben über Alles Ausflüge in die herrliche Natur ihrer Umgebungen.

Von allen Gebäuden Innsbrucks verdient die *heilige Kreuzkirche*, auch *Hof-* und *Franziskaner Kirche* genannt, ihrer Kunstschätze wegen den ersten Besuch. Sie wurde nach dem letzten Willen des Kaisers Maximilian I. erbaut. Der Enkel Maximilians, Ferdinand I., führte diesen Willen aus; 1553 wurde der Bau begonnen und 1563 vollendet.

Durch ein schönes Portal, auf Marmorsäulen ruhend, tritt man in das Innere, das weder Fresko-Gemälde, noch andere gewöhnliche Zierrathen zeigt. Das leicht sich erhebende Gewölbe ruht auf zehn Säulen von rothem Marmor, vor welchen auf mässigen Erhöhungen 28 kolossale Bildsäulen von Ersehen, die das in der Mitte des Hauptschiffs sich befindende Denkmal Maximilians I. umgeben.

Das Denkmal selbst erhebt sich auf drei Stufen von buntem Marmor; der Sarkophag ist gleichfalls daraus verfertigt. Auf der Decke kniet Max im Kaiser Ornate, betend, in mehr als Lebensgrösse. Diese Statue wurde im Jahr 1582 von einem sicilianischen Künstler *Luigi del Duca* aus Erz gegossen. Sie umgeben die Genien der Gerechtigkeit, Klugheit, Stärke und Massigkeit. Sechzehn Pfeiler von schwarzem Marmor theilen die vier Seiten des Sarkophags. In diesen Abtheilungen befinden sich die merkwürdigsten Begebenheiten aus dem Leben des Kaisers als Basreliefs aus carrarischem Marmor verfertigt. Eine kleine schwarze Marmortafel enthält die erläuternde Inschrift jedes Basreliefs in lateinischer Sprache. Das Eisengitter, welches das Denkmal umgibt, zeigt die Wappen sämmtlicher im östreichischen Kaisertitel enthaltenen Reiche und Länder, und verdient als überaus kunstreich in Augenschein genommen zu werden. Folgendes sind die Darstellungen in den Feldern, wenn man von der Rückseite des Grabmals beginnt.

Erstes Feld: Vermählung Maximilians mit Maria von Burgund zu Gent am 20. August 1477. — *Zweites Feld*: Maximilian erstürmt das Geschütz der Franzosen an der Spitze des burgundischen Fussvolks am 7. August 1479. — *Drittes Feld*: Einnahme von Arras am 4. November 1492. Die Marketenderin im Vordergrunde ist nicht zu übersehen. — *Viertes Feld*: Krönung Maximilians zum römischen König am 9. April 1486. — *Fünftes Feld*: Kampf der Tiroler gegen Venedig, unterstützt von Maximilians Hülfstruppen. — *Sechstes Feld*: Maximilians Einzug in Wien, nachdem die Ungarn es im August 1490 verlassen hatten. — *Siebentes Feld*: Sturm von Stuhlweissenburg. Max an der Spitze seiner Krieger. 16. Sept. 1490. — *Achtes Feld*: Max empfängt auf freiem Felde seine aus Frankreich heimkehrende Tochter Margarethe. Französische Herren und Damen begleiten sie, und überreichen dem König zwei Schlüssel, Sinnbilder der als Heirathsgut zurückgestellten Grafschaften Burgund und Artois. 1493. — *Neuntes Feld*: Vertreibung der Türken aus Croatien. — *Zehntes Feld*: Maximilian verbindet sich mit dem Papst, der Republik Venedig und dem Herzog von Mailand gegen Karl VIII. von Frankreich. 1495. Im Hintergrunde sieht man die Franzosen aus Neapel fliehen. — *Eilftes Feld*: Max und seine zweite Gemahlin Maria Bianca von Mailand, auf einem Throne sitzend. Belehnung des Herzogs Ludovico Sforza. — *Zwölftes Feld*: Maximilians Sohn, Philipp der Schöne, vermählt sich zu Brüssel 1496 mit Johanna, der Erbin von Aragonien und Castilien. — *Dreizehntes Feld*: Handgemenge von deutschen Reitern mit böhmischem Fussvolke. Maximilian stürzt vom Pferde. Herzog Erich von Braunschweig eilt als Retter herbei. 1504. — *Vierzehntes Feld*: Kufstein. Der verrätherische Pienzenauer, Befehlshaber der bairischen Besatzung, kehrt dem Kaiser zum Trotz die Mauer mit einem Besen ab. Im Vordergrunde brennt Max mit eigener Hand zwei ungeheure Geschütze, „den Weckauf" und „Perlepaus" ab. 1504. — *Fünfzehntes Feld*: Die Hauptstadt von Geldern ist verwüstet. Herzog Carl von Burgund wirft sich Max, der zu Pferde sitzt, zu Füssen. — *Sechzehntes Feld*: In einem prächtigen Zelte reichen sich Maximilian, der Papst und die Könige von Spanien und Frankreich die Hände zum Bunde gegen Venedig. 10. Dec. 1508. Im Hintergrunde fliehen die Venetianer. — *Siebenzehntes Feld*: Einzug des Kaisers in Padua. — *Achtzehntes Feld*: Maximilian vertreibt die Franzosen aus Mailand und setzt den Herzog Maximilian Sforza wieder ein. — *Neunzehntes Feld*: Der Kaiser führt die niederländische Reiterei gegen die französische. — *Zwanzigstes Feld*: Maximilian und Heinrich VIII. von England bewillkommen sich auf freiem Felde. In der Ferne brennt Tournay. 1513. — *Einundzwanzigstes Feld*: Schlacht bei Vicenza gegen die Venetianer, 7. October 1513. — *Zweiundzwanzigstes Feld*: Kaiserliche Soldaten wagen einen Ausfall aus der belagerten Stadt Marano. Die Venetianer und ihre Schiffe beschiessen sie. 1513. — *Dreiundzwanzigstes Feld*: Maximilian, begleitet von seinen Enkeln, Ferdinand und Maria, und Wladislaus, König von Ungarn, mit seinen Kindern, Ludwig und Anna, besprechen sich über die Wechselheirath, wodurch später Ungarn an Oestreich fiel. — *Vierundzwanzigstes Feld*: Verona, durch die Franzosen und Venetianer belagert. Diesseits des Flusses das französische, jenseits desselben das venetianische Lager sichtbar. 1516.

Besonders zu erwähnen ist auf diesen herrlichen und kunstvollen Gebilden das stets ähnliche Portrait des Kaisers nach allen Abstufungen des Alters. Diese Basreliefs können besonders andern Künstlern hinsichtlich ihrer Treue, womit sie Kleidertrachten der verschiedensten Art, Waffen und dergleichen wiedergeben, als Studium empfohlen werden. Die technische Ausführung dieser Kunstwerke ist von ausserordentlicher Feinheit, da keine der Figuren über eine Spanne lang ist. Die Brüder *Bernhard* und *Arnold Abel* von Köln begannen diese Arbeit im Jahr 1561. Sie holten selbst den carrarischen Marmor dazu aus Italien und erhielten als Lohn für Marmor und Reise 778 Gulden. Im Jahr 1563 starben sie und nun trat *Alexander Collin* von Mecheln an ihre Stelle, der das Ganze bis 1566 vollendete. Man muss sich beim Messner der Kirche melden, wenn man diese Kunstwerke betrachten will, welches nur während des Gottesdienstes nicht geschehen darf. Die Gebeine des Kaisers ruhen bekanntlich nicht hier, sondern in Wienerisch Neustadt. — Rings um dieses Ehrendenkmal stehen 28 kolossale Bildsäulen von Bronze, grösstentheils Männer und Frauen aus dem habsburgischen Stamme darstellend, mitunter aber auch Helden des Alterthums. Die Reihenfolge ist von der linken Seite des Eingangs angefangen.

1) Johanna, Gemahlin Philipps I. von Spanien, Maximilians Schwiegertochter. 2) Ferdinand der Katholische, König von Arragonien, Johanna's Vater. 3) Kunigunde, Tochter Friedrichs III., Gemahlin Herzog Albrechts IV. von Baiern, Maximilians Schwester. 4) Eleonore von Portugal, Kaiser Friedrich III. Gemahlin, Maximilians Mutter. 5) Maria von Burgund, Maximilians erste Gemahlin. 6) Elisabeth, Albrechts II. Gemahlin. 7) Gottfried von Bouillon. 8) Kaiser Albrecht I., den Johann von Schwaben ermordet. 9) Friedrich IV., Graf von Tirol mit der leeren Tasche. 10) Leopold III. der Fromme, Maximilian I. Urgrossvater. 11) Rudolph, Graf von Habsburg. 12) Leopold der Heilige, Oestreichs Schutzpatron. 13) Kaiser Friedrich III., Maximilians Vater. 14) Kaiser Albrecht II. — In der zweiten Reihe rechts vom Kircheneingang angefangen. 15) Chlodwig, der erste christliche König von Frankreich. 16) Philipp I. König von Spanien, Maximilians Sohn. 17) Kaiser Rudolph I., Stifter des Habsburgisch-östreichischen Hauses. 18) Herzog Albrecht der Weise. 19) Theoderich, König der Ostgothen. 20) Ernst der Eiserne, Maximilians Grossvater. 21) Theodobert, Herzog von Burgund. 22) König Arthur von England. 23) Erzherzog Sigmund. 24) Bianca Maria Sforza, zweite Gemahlin Maximilians. 25) Margarethe, Maximilians Tochter. 26) Cimburga von Masovien. 27) Karl der Kühne, Herzog von Burgund, Maximilians Schwiegervater. 28) Philipp der Gute, Herzog von Burgund, des Vorigen Vater. — Ausserdem befinden sich noch 24 kleinere Statuen in dieser Kirche, kaum zwei Schuh hoch, Heilige vorstellend, welche mit dem östreichischen Hause ver-

wandt seyn sollen. Sie sind: 1) Die h. Adelgunde. 2) der h. Adelbert, Graf von Brabant. 3) Die h. Doda. 4) Die h. Hermelinde. 5) Der h. Guido, Herzog von Lothringen. 6) Der h. Simpert, Bischof von Augsburg. 7) Der h. Jodok. 8) Der h. Landerich. 9) Der h. Chlodwig. 10) Die h. Oda. 11) Die h. Pharaild. 12) Der h. Richard, König von England. 13) Der h. Reinbert. 14) Der h. Roland. 15) Der h. Stephan, König von Ungarn. 16) Der h. Märtyrer Venantius. 17) Die h. Waltrud. 18) Der h. Arnulph. 19) Der h. Chlodulph. 20) Die h. Jungfrau Gudula. 21) Der h. Pipin Tento, Herzog von Brabant. 22) Der h. Trudo. 23) Der h. Vinzenz.

Der Kunstwerth dieser Statuen ist verschieden. Unter den grösseren wird gewöhnlich der Bildsäule des Theodorich der erste Rang zuerkannt.

Das zweite Denkmal in dieser merkwürdigen Kirche, auf das sich die Blicke der Fremden richten, ist das von Professor *Schaller* in Wien, aus weissem Tiroler Marmor ausgeführte, des Sandwirths *Andreas Hofer*, des weltgeschichtlich berühmten Ober-Commandanten von Tirol während des Aufstandes von 1809. Er wurde bekanntlich den 20. Februar 1810 in Mantua erschossen und sein Leichnam im Gärtchen des Pfarrers auf der Citadelle begraben, im Jahr 1823 aber durch Offiziere des aus Tirolern bestehenden Kaiser-Jäger-Regiments, das in Mantua garnisonirte, von dort weggeführt und am 21. Februar desselben Jahres unter feierlichem Geleite in der Franziskanerkirche beigesetzt. Sechs von seinen ehemaligen Waffenbrüdern trugen den Sarg. Das trefflich gearbeitete Denkmal zeigt Hofer an einer Felsenwand in der Landestracht mit umgehängter Kugelbüchse, eine Siegesfahne in der Hand, mit der Inschrift: *Für Gott, Kaiser und Vaterland.* Rechts liegt Hofers mit Federn geschmückter Hut. Auf dem Basrelief des Piedestals sieht man sechs Tiroler als Repräsentanten der sechs Kreise des Landes auf die gesenkte Fahne schwören; ein Greis ruht am Felsen, während jubelnde Knaben die Wand empor klettern; Schützen und Landleute umher gruppirt. Diese Arbeit ist von Herrn Director Klieber, einem gebornen Innsbrucker, ausgeführt. Die Höhe des ganzen Denkmals beträgt 18 Fuss *).

Rechts im Hintergrunde der Kirche befindet sich *die silberne Kapelle.* Diese hat ihren Namen von dem silbernen Bilde der heiligen Jungfrau und den aus gleichem Metalle getriebenen Darstellungen der Lauretanischen Litanei an dem Altare. Rechts befindet sich hier das Grabmal *Erzherzogs Ferdinand*, der die Kapelle erbaute, von weissem und schwarzem Marmor. Das Marmorbild des Fürsten ist 6 Schuh 1 Zoll lang mit gen Himmel erhobenen Händen, auf einem Geräthe von gelbem Marmor liegend; die Wappen der östreichischen Lande sind aus kostbaren Steinen nach den heraldischen Farben eingelegt. Schöne Basreliefs stellen die Hauptmomente aus des Erzherzogs Leben dar.

Unweit von diesem Grabmale zeigt sich das der ersten Gemahlin des Erzherzogs, *Philippine Welser von Augsburg.* Die Inschrift besagt: „*Ferdinandus Dei gratia Archidux Austriae, dux Burgundiae, comes Tirolis, Philippinae conjugi carissimae fieri curavit. Obiit XXIV. Mensis Aprilis anno salutis MDLXXX.*“ Diese Inschrift ist von Basreliefs, welche in Allegorien die Werke der Barmherzigkeit an Lebenden und Todten darstellen, umgeben. Oben sieht man das Bild Philippinens, über welchem Genien des Todes mit umgekehrten Fackeln schweben. Auch diese trefflichen Monumente sollen von *Alexander Collin* herrühren.

---

*) Die Basreliefs des Kaiser-Denkmals, so wie Hofers Standbild, sind in guten Abbildungen sowohl lithographirt als gestochen zu haben.

Nach der Kreuzkirche ist die *Jesuitenkirche* sehenswerth. Die Kuppel derselben ist 170 Schuh hoch. Die Stuccatur-Arbeiten verdienen Aufmerksamkeit. Das Hochaltarblatt, *die heilige Dreifaltigkeit* vorstellend, soll von *Rubens* oder doch wenigstens aus seiner Schule herrühren. In der Sakristei zeigt man neben dem Grabstein des Weihbischoffs von Brixen, *Johann Nass*, der sich vom Schneiderlehrling zum Bischoff emporschwang, von *Collin* verfertigt, auch einen Christuskopf mit der Dornenkrone, von *Albrecht Dürer*. Unter der Kirche befindet sich die Gruft der alten Fürsten Tirols.

Die Kirche des *Kapuzinerklosters* ist zwar nur einfach, allein sie enthält einige gute Gemälde, zum Beispiel: ein kleines Madonnenbild von *Lucas Kranach*, und Maria mit dem Kinde, zu beiden Seiten Franciscus und Antonius, und einen Engel, der die Laute spielt, von einem unbekannten Meister. Im Kloster zeigt man die sogenannte Einsiedelei des Deutschmeisters *Maximilian*, aus mehren kleinen Zimmern bestehend, die mit Schiefer und Tropfsteinen geschmückt sind, und unscheinbare Möbel, die der Fürst selbst verfertigt haben soll. Das Gärtchen neben der Einsiedelei heisst noch *Maximiliansgärtlein*.

Das *Servitenkloster*, von der Erzherzogin Anna Maria Gonzaga gebaut, hat ein schönes Hochaltarblatt, eine Vermählung der Jungfrau, von *Polak*, dann eine Heiligen-Gruppe von *Martin Knoller*, aus dem Dorfe Steinach in Tirol, eine Verkündigung von einem Meister aus Florenz, und einen aus Holz geschnitzten Leichnam Jesu auf dem Schoosse der heiligen Jungfrau, von *Fuger*, dem berühmtesten Tiroler Bildner aus Holz im Grossen. In der *Peregrinuskapelle*, welche an die Kirche stösst, sind Gemälde von andern Tiroler Meistern zu sehen; den Plafond malte der sechsundsiebenzig Jahr alte *Schöpf*, und beendigte ihn im Jahr 1820.

Auf dem *Gottesacker* hinter dem Krankenhause findet man eine Menge, zum Theil schöner Grabdenkmäler, darunter die der alten Tiroler Geschlechter Arco, Brandis, Fuchs, Hendl, Spaur, Trapp, Lodron, Wolkenstein, Taxis, Khuen u. s. w.

Die Kirche des h. *Johann von Nepomuk* liegt in äusserst freundlicher Umgebung, und wird oft als Ziel heiterer Spaziergänge betrachtet.

Die *kaiserliche Burg* bildet ein Viereck, das einen weiten Hofraum umgibt, und dessen Hauptfaçade dem *Rennplatze* zugekehrt ist. Hier stand sonst die alte gothische Burg, von Kaiser Maximilian I. erbaut. Maria Theresia liess ihr von 1766 bis 1770 die jetzige Gestalt geben. Im ersten Stocke der Hauptfaçade wohnt der jedesmalige Landes-Gouverneur; im zweiten befinden sich die Gemächer für den Kaiser, wenn er sich in Innsbruck aufhält; das übrige füllen Bureaus und dergleichen. Sehenswerth für den Fremden ist hier allein der sogenannte *Riesensaal*. Zur Hofkapelle wurde von Maria Theresia das Zimmer bestimmt, wo ihr Gemahl Franz I. aus dem Theater kommend unerwartet verschied.

Das sogenannte „*goldene Dachl*" ist ein Theil der alten ehemaligen Fürstenburg. Friedrich mit der leeren Tasche liess an diesem Gebäude einen gothischen Erker mit vergoldeten Kupferplatten belegen, um zu beweisen, dass er noch Geld habe, und den ihm beigelegten Spitznamen zu Schanden machen könne. Jetzt ist diese alte Residenz in Privatwohnungen umgewandelt, und gehört der Stadt. Ausser dem Erker mit dem goldenen Dache sieht man nichts Alterthümliches mehr daran.

Die *Ottoburg*, dem Gasthof zum goldenen Adler gegenüber, war die erste Residenz der Tiroler Landesregierung, ist aber jetzt gleichfalls zu Privatwohnungen eingerichtet worden.

Auf dem *Rennplatz* sieht man die Reiterstatue *Erzherzog Leopold I.*, aus Bronze, auf einem Granitpiedestal.

In der *Neustadt*, Innsbrucks schönster

Strasse, steht die St. *Annensäule* von rothem Marmor mit Figuren von weissem Marmor, auf deren Spitze die heilige Jungfrau. Sie wurde zum Gedächtniss der Räumung des Landes von den bairischen Truppen 1703 am St. Annentage errichtet.

Am Ende dieser Neustadt bildet die *Triumphpforte* das Eingangsthor, welches die Bürger 1765 beim Einzug der Kaiserin Maria Theresia und ihres Gemahles Franz I. errichteten. Die Anwesenheit des Kaisers und der Kaiserin war durch die Vermählung ihres Sohnes, des Grossherzogs von Toscana, mit einer spanischen Prinzessin veranlasst worden. Bekanntlich starb der Kaiser während der Festlichkeiten, und nun erhielt der Bogen eine doppelte Bestimmung, zur Erinnerung an beide Ereignisse, und zeigt daher nach aussen der Abtei Wiltau zugewendet, die Symbole der Freude, während auf der Seite nach der Stadt Alles auf Trauer hindeutet.

Die Sammlungen des *Ferdinandeums* können Montag, Mittwoch und Samstag von 9 bis 11 und von 3 bis 5 Uhr in Augenschein genommen werden. Man findet hier Landschaften von *Koch* in Rom, wohl dem grössten Meister, den Tirol hervorgebracht und von andern tiroler und ausländischen Malern; ferner Handzeichnungen, Skizzen, Gypsabgüsse, Modelle. Von *Mahlknecht*, der gegenwärtig in Paris lebt: *eine Venus aus Bronze*; die *merkwürdigen Holzbasreliefs* von *Joseph Kell*, die einzig in ihrer Art genannt werden dürfen. *Reliquien* von *Hofer*: seine Kleidungsstücke, den Brief, den er unmittelbar vor seiner Hinrichtung geschrieben u. A. Eine Mustersammlung von schönen Stahlarbeiten aus *Stubay*. Eine *Jagdflinte* von *Jakob Pallhuber*, ein höchst merkwürdiges Erzeugniss tirolischen Erfindungsgeistes. Inländische Fossilien; Gebirgsarten aus allen Gegenden Tirols; Versteinerungen; Pflanzen u. s. w.

Die *Universitäts Bibliothek* ist mit Ausnahme des Mittwochs, Vormittags von 9 bis 12 und Nachmittags Sommers von 4 bis 6 und Winters von 2 bis 4 Uhr offen.

Die bedeutendste Buchhandlung ist die *Wagner'sche*, deren Eigenthümer Herr Johann Schumacher ist. Unter den Kunsthandlungen steht die *Unterberger'sche* oben an, wo man stets Ansichten und Kostüme des Landes, so wie vieles Andere hierauf Bezügliche erhalten kann. Herr *Schedler* in *Wilten* verfertigt gleichfalls ähnliche Arbeiten und verkauft sie zu sehr billigen Preisen.

Gast und Wirthshäuser sind die goldene Sonne, der goldene Adler, das weisse Kreuz, der goldene Hirsch, der goldene Löwe, der graue Bär, der goldene Stern und die Traube. Die goldene Sonne hat eine herrliche Lage und wird allgemein für das erste Hotel in Innsbruck erkannt und daher vorzugsweise von Extrapostreisenden besucht. *Der goldene Löwe kann indess in neuerer Zeit als ein reinliches und sehr billiges Gasthaus empfohlen werden*, wenn er gleich nicht in der Hauptstrasse liegt. In der Badegasse sind in einem neuen Gasthause *gute Bäder* zu erhalten.

Das *Theater* liegt der kaiserlichen Burg gegenüber und bietet bei schlechter Witterung, wo keine Ausflüge gemacht werden können, eine nicht üble Unterhaltung.

Das *Lese Casino* enthält eine ziemliche Anzahl von Journalen und Zeitungen und wird jedem Fremden äusserst liberal geöffnet.

Drittes Kapitel.

Nähere Umgebungen von Innsbruck.

Mühlau. — Ambras. — Wilten. — Berg Isel. — Ferneck, Husselhof und Gallwiese. — Ziel. — Berg Solstein. — Martinswand. — Die Hottinger Alpen. — Frau Hitt. — Die Weiherburg.

Der *Rennplatz* bietet mit seinen schönen Alleen, so wie der daran stossende *Hofgarten*, angenehme Spaziergänge dar. Durch den Hofgarten gelangt man in eine *englische Anlage*, die sich längs des Inns erstreckt und nach der Brücke leitet, die zu dem am jenseitigen Ufer auf einem Hügel freundlich gelegenen *Mühlau* führt. Hieher werden die meisten Spaziergänge unternommen. Ein schöner Sommerabend in Mühlau auf der Terrasse unter den schattigen Bäumen, ist jedem Reisenden sehr zu empfehlen.

Eine nach anderer Richtung unternommene Fusspartie bringt uns nach *Pradl*, eigentlich eine Vorstadt Innsbrucks, über welcher sich das merkwürdige Schloss *Ambras* erhebt. Es hat die schönste Aussicht in's Innthal, und war einst der Wohnsitz Ferdinand II. und seiner Gattin, der schönen Philippine Welser. Die merkwürdige Sammlung von Seltenheiten und Kostbarkeiten aller Art, welche dieser Fürst hier anlegte, wird jetzt in Wien im Belvedere gezeigt *). Von den alten Herrlichkeiten dieses Schlosses ist wenig mehr zu sehen. Man zeigt noch das Badstübchen Philippinens, wo sie durch Oeffnung der Adern den Tod gefunden haben soll (eine Fabel), und den Bogengang, von wo Wallenstein als Edelknabe Ferdinands im Schlafe auf das Pflaster heruntergefallen und unbeschädigt geblieben. Jetzt ist das Schloss in eine Kaserne verwandelt. Beim Dorfe Ambras liegt der Tummelplatz, die romantische Begräbnisstätte der 1796 in dem Militärspitale auf Schloss Ambras Gestorbenen. Dieser Ort macht einen unbeschreiblichen Eindruck auf empfängliche Gemüther. Eine Kapelle im Freien unter himmelhohen Bäumen! Man sagt, dass nicht blos Gestorbene hier begraben liegen, sondern dass selbst Schwererkrankte, durch die schändliche Habgier der Lieferanten, noch lebend dem Grabe übergeben wurden.

Die Abtei *Wilten* oder *Wiltau* soll auf dem von Attila zerstörten Veldidena gegründet worden seyn. An der Façade der Stiftskirche sieht man in Nischen zu beiden Seiten des Eingangs die kolossalen Statuen von *Heime* und *Thyrsus*. Ersterer, ein kühner Ritter im Gefolge Dietrichs von Bern, soll hier einen Riesen des Innthals, Thyrsus mit Namen, im Kampfe erschlagen und darauf das Kloster an dieser Stelle erbaut haben. Die Kirche enthält schöne Gemälde, unter anderen die Kopie der *Madonna von Foligno* von *Andersag*, einem Maler aus Lana im Etschthal.

Südlich von Wilten erhebt sich der Berg *Isel*, berühmt durch die dort im Jahre 1809 vorgefallenen Schlachten, wo die Tiroler dreimal siegten.

Westlich von Wilten die Badeanstalt *Ferneck*, gewöhnlich *Husselhof* genannt, ein angenehmer Spaziergang auf einem vorspringenden Hügel. Unter dem Husselhof liegt die freundliche *Gallwiese*, die ebenfalls das *Ziel* abendlicher Spaziergänger ist. Von hier am Inn fort durch Gesträuch und Wald geht es zum Hauptfahrweg nach *Axams* und dann zum freundlichen Dorfe Völs, eine Stunde von Innsbruck. *Kematen* liegt ¾ St. von Völs, von wo ein Bergweg nach dem Bade *Oberperfuss* führt, und eine Ueberfahrt auf das jenseitige Ufer nach *Zirl* bringt. *Unterperfuss* am Inn ist einer der schönsten Plätze dieser so schönen, so reichen Landschaft.

---

*) Sie heisst noch dort: die Ambraser Sammlung.

Zirl, das wir schon auf der Reise nach Innsbruck besuchten, bietet an und für sich ausser der herrlichen Aussicht von seinem Berge wenig Merkwürdiges dar. Man besteigt aber von hier den 9000 Fuss hohen *Solstein*. Wer um drei Uhr im Sommer von der Post in Zirl aufbricht, erreicht den Gipfel des Berges zwischen neun und zehn Uhr, und zwischen drei und vier Uhr Nachmittags kann man wieder in Zirl *zurück* seyn. Eine halbe Stunde unterhalb Zirl senkt sich vom Solstein die *Martinswand* schroff in das Thal. Fast in ihrer Mitte erblickt man die sogenannte *Maximiliansgrotte*, in welcher ein Crucifix nebst der heiligen Jungfrau und dem heiligen Johannes befindlich ist. Hieher hatte sich bekanntlich Kaiser Max auf der Gemsjagd, von einer Klippe zur andern abwärts springend, verirrt und war, abgeschnitten von jeder Menschenhülfe, nicht im Stande, herunter zu kommen. Sein Gefolge und die Einwohner von Zirl sahen den Kaiser oben und ordneten Betstunden an und die Priester zogen mit dem heiligsten Sacramente zu der Wand hinaus, um den Bedrängten durch Gebet zu erlösen. Zum Glücke kam ein in diesem Revier besser bewanderter Gemsjäger, Oswald Zips oder Zipser, auch auf dieselbe Stelle. Wie er den Kaiser erblickte, rief er ihm Hollah! zu. Maximilian, erfreut, antwortete ihm: „Ich lauer." Zips setzte nun dem Kaiser Glitscheisen an, nahm ihn unter den Arm, und kam mit ihm glücklich zu den Harrenden hinunter. Zum Lohne wurde der Erretter vom Kaiser in Beziehung auf den Zuruf und seine Antwort zu einem Edeln „*Hollauer von Hohenfelsen*" ernannt. Diese Geschichte von der Errettung des Kaisers wurde später in eine Legende verwandelt, wo ein Engel dem Kaiser erscheint und ihn aus seiner Gefahr befreit. Gegenüber dieser Martinswand liegt Maximilians Jagdschlösschen, aus dessen Fenstern er die Gemsen von der Wand herunter schoss, und daneben eine kleine Kapelle, wo die Jäger die Frühmesse hören.

Von den *Höttinger Alpen*, welche zwischen der Isar und dem Inn sich aufthürmen, erheben sich drei Pics oder Spitzen, von denen das westliche, das *Brandjoch*, 7823, in der Mitte, die *Frau Hütt*, 6992, dann östlich, der *hohe Sattel*, 6637 Fuss hoch ist. An die *Frau Hütt* knüpft sich folgende Sage. Zur Zeit Noa's zogen Riesen unter Anführung ihrer Königin, der Frau Hütt, in's Innthal. Sie baute sich auf diesen Felsen einen herrlichen Palast, der damals noch nicht von erstorbener Natur umgeben, sondern mitten in grünen fruchtbaren Gefilden lag. Das Söhnchen der Königin, das diese sehr liebte, fiel einst spielend in eine Pfütze und beschmutzte sich. Die Königin befahl im frechen Uebermuthe, es mit Brod *zu* reinigen, und entweihte so „die liebe Gottesgabe." In demselben Augenblicke stürzte der Palast zusammen, die Gegend verwandelte sich in starre Felsen, auf denen die Königin selbst versteinert, mit ihrem Sohn in den Armen, dasitzt, wie man sie noch sehen kann, welche Versteinerung von dem Volke noch heute den Namen Frau Hütt behalten hat. Unterhalb des Ortes Hötting, welcher der Felswand den Namen gab, besucht man die *Weiherburg*, ein anmuthiges Jagdschloss Maximilians; weiter abwärts gelangt man nach dem Schlosse *Büchsenhausen*. Diese Punkte bieten überall die überraschendsten Aussichten. Von Weiherburg aus gelangt man auch zu dem schon erwähnten, höchst malerisch am Bergesabhang gegen den Inn gelegenen Dorfe Mühlau.

Viertes Kapitel.

Weitere Umgebungen von Innsbruck.

Hall und das Salzbergwerk. — Absam. — Rinn mit dem Judenstein. — Der Patscherkofel

Um *Hall* zu besuchen, kann man von Mühlau zu Fuss über *Arzl* wandern. Von hier geht es über die sogenannten Arzlreiben, einen im Zickzack sich hinziehenden Fussweg, in drei Stunden auf die Höhe des Gebirgs; von dort zur Alpe *Pfiss*, wo man vortreffliche Milch und Butter erhält. Dann wendet man sich links abwärts in die Scharnitz (4½ St.); dann wieder rechts empor auf die Höhe des Haller Salzbergs, von wo man in einer halben Stunde die Salinengebäude in der Tiefe und in 3½ St. Hall selbst erreicht. — Kehren wir nach Arzl zurück, so können wir noch einen andern Weg nach Hall einschlagen: über *Rum*, wo man im Wirthshause ausruhen und sich erfrischen kann. Hier sieht man das 7082 Fuss hohe *Rumerjoch* und einen bedeutenden Felsensturz, der *Rumermurr*. Murren werden bekanntlich die Erd- und Steinlawinen in Tirol genannt. Eine Viertelstunde von Rum liegt *Taur*; dann kommt man nach *Heiligenkreuz*, woselbst sich ein salzsaures Bad befindet. In einer halben Stunde hat man hierauf *Hall* erreicht, welches 30 Fuss über dem Inn und 1718 Fuss über der Meeresfläche liegt. Die Stadt selbst hat enge und unebene Gassen, war sonst mit Gräben und Mauern eingefasst, an deren Stelle jetzt hübsche Anlagen getreten sind. Die Pfarrkirche wurde 1271 gebaut. Die prächtige Vorhalle, aus schwarzen Quadersteinen ist aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Sehenswerth ist die *Waldauf'sche Kapelle*, die ein Ritter von Waldauf für seine Errettung aus Sturm und Wellen gelobte und erbauen liess. Die Reliquien, die er auf seinen weiten Reisen gesammelt hatte, wurden in dieser Kapelle aufgestellt. In der Kirche sehen wir ein Altarblatt von einem Schüler *Rubens* und einen Christus mit der Weltkugel von *Albrecht Dürer*. Auf dem Gottesacker liegt Hofers Kampfgenosse, *Joseph Speckbacher*, begraben. Die Inschrift lautet: „*Im Kampfe wild, doch menschlich, im Frieden, still und den Gesetzen treu, war er als Krieger, Unterthan und Mensch, der Ehre wie der Liebe werth.*"

Eine halbe Stunde von Hall liegt das Dorf *Absam*. Im Jahre 1797 entdeckte hier ein Bauermädchen auf einer Fensterscheibe ein Muttergottesbild wie einen schwarzen Kupferstich. Niemand wollte wissen, wie dieses Bild mit einem Mal hier sichtbar geworden war. Man untersuchte die Sache und erklärte sie endlich dahin, dass dieses Glasgemälde, im Lauf der Zeiten verbleicht, plötzlich wieder zum Vorschein gekommen sey. In Tirol wütheten damals gerade Krankheiten in Folge von Kriegsnöthen, und man war daher um so eher geneigt, an ein Wunder zu glauben. Als Friede und Gesundheit bald darauf wieder zurückgekehrt waren, schrieb man es allgemein dem Muttergottesbilde von Absam zu, das inzwischen auf dem Altar der dortigen Kirche aufgestellt worden war und zahllose andächtige Pilger herbeizog. Noch jetzt finden Wallfahrten dahin statt. Absam ist aber noch in anderer und wahrscheinlich weiterer Beziehung den Reisenden interessant; es war nämlich der Wohnort des berühmten Geigenmachers *Jakob Stainer*, der in Italien seine Kunst erlernte, und dessen Instrumente jetzt noch unter dem Namen der Stainer Geigen den

Cremonesern gleich geachtet, oft sogar vorgezogen werden. In seinem hohen Alter wurde Stainer wahnsinnig, und man zeigt noch in seinem Hause zu Absam die Bank, an die man ihn binden musste. In meinem grössern Werke über Tirol (2. Aufl. bei Cotta, 1849. S. 54.) habe ich von dem abenteuerlichen Leben und Leiden dieses interessanten Künstlers in einem eigenen Kapitel weitläufiger gesprochen. — Von Absam führt eine breite Fahrstrasse in's Hallthal, jene Schlucht, die von Hall in drei Stunden bis zum Salzberge leitet. Um das Salz zu gewinnen, werden grosse Höhlungen in den Berg gemacht, die man Werksätze nennt. In diese leitet man durch Röhren reines Wasser, und lässt dieses so lange darin, bis es mit Salz ganz gesättigt worden ist, welches man „sudwürdig" nennt. Es müssen dann 100 Pfund Wasser 26 Pfund Kochsalz aufgelöst haben. Dies heisst die Soole oder Sur, welche vermittelst Röhren in die Salzpfannen nach Hall geleitet wird. In Hall wurden sonst auf solche Weise täglich 1000 Centner Salz erzeugt; allein seit 1814 hat die verminderte Ausfuhr nach der Schweiz dies Resultat verringert. Das Sudgeschäft dauert, mit Ausnahme der Ostern- und Pfingstferien, das ganze Jahr bis Jakobi; dann wird die Arbeit eingestellt, um die nöthigen Reparaturen vorzunehmen. Wenn man das Salzwerk besuchen will, so meldet man sich im Verwaltungsgebäude, wo man Bergmannstracht und den Führer mit dem Grubenlichte erhält. Gewöhnlich fährt man durch den Maximiliansstollen in den Königsberg ein. Diese Bergfahrt erfordert zwei bis drei Stunden.

Hall gegenüber, auf der andern Seite des Inn, ragt das *Glungezerjoch* empor, an dessen Fusse auf dem Mittelgebirge die Dörfer *Tulfes* und *Rinn* liegen. Westlich unter dem letztern Dorfe ragt in einer einsamen Waldgegend der sogenannte *Judenstein* empor, eine Wallfahrtskirche, wo die Gebeine des h. Andredl von Rinn, wie ihn das Volk nennt, ruhen. Juden sollen ihn ermordet haben, um mit seinem Blute ihr Osterfest zu begehen, eine durch Nichts begründete Sage, die sich im Mittelalter oft wiederholt; Wunder geschahen; auf seinem Grabe sprossten Lilien und so weiter. Der kleine Martyrer wurde heilig gesprochen, die Kapelle erbaut, und nun erhalten stammelnde Kinder an dieser Stätte Abhülfe ihres Gebrechens, Stumme die Sprache und Mütter leichte Geburt. So glauben es die Leute.

Eine Stunde von Hall und anderthalb von Innsbruck liegt *Ampass*, so genannt von dem Wege, der sich von hier nach Hall hinunter senkt (am Pass); eine Viertelstunde darüber liegt *Aldrans*. Näher zum *Patscherkofel*, dem Berge der erhabensten Aussicht, liegen links die Dörfer *Lans* und *Sistrans*, rechts *Igels* und *Vill*. Nordwestlich bei Lans sieht man zwei waldige Kuppen emporsteigen; dies sind die ihrer Aussicht wegen berühmten *Lanserköpfe*, die man von Innsbruck aus in anderthalb Stunden ersteigt. Südlich von Sistrans thront der erhabene *Patscherkofel* selbst, 6313 F. über der Meeresfläche, und gut zu ersteigen. Oben ist man von dem herrlichsten Gebirgspanorama umgeben, das dem Reisenden bis jetzt noch zu Theil wurde. Nördlich die Höttinger Wand mit der Frau Hitt und dem Haller Salzberg; östlich die Salzburger und Pusterthaler Tauern; südlich und westlich die Gletscher von Stubai und Oetzthal. Dazwischen breiten sich wie Teppiche das Innthal, das Wippthal mit der tief dahinbrausenden *Sill*, und das romantische Stubaithal aus. Ueber den Wallfahrtsort das *heilige Wasser*, steigt man nach Innsbruck wieder hinab. Jene Wallfahrtskirche sieht man weiss leuchtend von Innsbruck aus, auf der Höhe des Mittelgebirgs thronend. Man findet hier oben ein frisches Alpenwasser, das die heilige Jungfrau gesegnet haben soll und dem man daher heilsame Kräfte zuschreibt.

Fünftes Kapitel

Grössere Ausflüge von Innsbruck.

Das Unterinnthal. — Schwatz. — Das Achenthal. — Ritter Georg von Frundsberg. — Das Zillerthal. — Heiligenblut. — Das Gerlosthal. — Pinzgau. — Gastein. — Grossglockner. — Dux.

Wer von Innsbruck einen Abstecher in die einladende Region des *Unterinnthals* machen will, kann sich im Voraus überzeugt halten, einen freundlich idyllischen Genuss zu haben. Man kehre alsdann von Hall nicht wieder zurück, sondern setze seine Reise in der Richtung nach Salzburg auf folgende Art fort. Von Hall geht's nach *Volders*, am rechten Ufer des Inn in anmuthiger Gegend. Das Volderer Thal ist 4 bis 5 Stunden lang und besitzt ein geschätztes Bad. Am Volderer Bache liegt die Veste *Friedberg* mit einem hohen Thurme, von dem man eine herrliche Aussicht in's Innthal hat. Das Dorf *Volders* liegt an beiden Seiten der Poststrasse zerstreut, und ist die Poststation zwischen Innsbruck und Schwatz. Auf einem Hügel erblickt man das Schloss *Aschach*. Das zweite ansehnliche Dorf an der Heerstrasse heisst *Wattens*, mit reichen Obstbaumpflanzungen und einer schönen Kirche, in der sich gute *Gemälde von dem Tiroler Schöpf* befinden. Durch das Wattenser Thal zieht sich 7 bis 8 Stunden lang ein sehr beschwerlicher, aber für den geübten Bergsteiger auch sehr belohnender Fussweg nach dem *Duxerthale*, das wir später etwas näher betrachten werden. — Der nächste Ort nach Wattens ist *Kolsass*, den Schlössern *Volandseck* und *Thierburg* gegenüber liegend; auch die schönen Ruinen des Schlosses *Rettenberg* machen sich bemerkbar. — Eine Viertelstunde unter Kolsass kommen wir nach *Weer*, ihm gegenüber liegt *Terfens*. Das Mittelgebirge prangt hier mit schönen Häusern und einer Kirche. Die Strasse im Innthal wird schmäler, die Gebirge rücken an den Strom hinan. Der nächste Ort heisst *Pill* am Pillerbache. Von der heiligen Kreuzkapelle, unterhalb Pill gelegen, geht man hinunter nach Schwatz.

Schwatz ist ein uraltes Städtchen, das schon zu den Römerzeiten entstanden seyn soll. Früher war es seiner Bergwerke wegen sehr berühmt, die jedoch jetzt eingegangen sind. Besonders wurde Silber und Kupfer gewonnen. In den Jahren 1470 bis 1560 wurde hier für ungeheure Summen zu Tage gefördert. 30.000 Bergknappen waren in Thätigkeit, und die Fugger von Augsburg dürfen von hier ihren Reichthum datiren. Doch bereits im Jahr 1564 fing die Ausbeute an, geringer zu werden, die im Jahr 1619 nur noch 10.000 Mark betragen haben soll. Zu Anfange des neunzehnten Jahrhunderts war das Bearbeiten dieser Bergwerke schon mit einem Verlust von 100.000 Gulden verknüpft und hiemit wurde denn die Arbeit eingestellt. So kam dieser Ort, zugleich von Krankheiten und Kriegsleiden heimgesucht, von der Höhe seiner Wohlhabenheit herunter. Am 15. Mai 1809 steckten die Baiern Schwatz in Brand, und die Einwohner waren allen Gräueln der Plünderung und Verwüstung ausgesetzt. Noch jetzt hat sich der unglückliche Ort nicht erholt. Schwatz liegt 1629 F. über dem Meere und hat über 4000 Einwohner. Die Pfarrkirche ist schön gebaut; die Façade ist im gothischen Styl. Die Kirche blieb beim grossen Brande unversehrt stehen. Jetzt ernähren sich viele Einwohner mit Stricken. Die hier verfertigten Strümpfe und Schlafhauben werden im ganz Tirol verkauft, doch wirft dieser Erwerbszweig nur sehr wenig ab: die geschicktesten Strickerinnen verdienen im Jahr kaum 40 bis 50 Gulden. Eine K. K. Tabaksfabrik gibt 300 Menschen Unterhalt; eben so eine Lyonische Drahtfabrik, die artige Schmucksachen verfertigt, welche weit und breit verführt werden. Die Huss'sche Steingutfabrik macht sehr schöne Arbeiten, die sehr gesucht werden. — Es gibt zwei Gasthöfe in Schwatz, die beide zu empfehlen sind. Der eine hat eine schöne Aussicht auf den Inn und die Gebirge, der andere liegt am Markte.

In der Umgegend von Schwatz erhebt sich der *Falkenstein*, ehemals die ergiebigste Silberquelle und wegen der kunstvollen Werke in seinem Innern berühmt, jetzt verlassen und dem Reisenden keine Ausbeute mehr bietend. Westlich von diesem Berge liegt das Schloss *Freundsberg*, eine Ruine, die eine treffliche Aussicht weit umher bietet. Das Geschlecht der Freunds-, Frunds- oder Frundsberge zählte den berühmten Ritter *Georg* zu den Seinen, der 1475 geboren, unter Kaiser Maximilian und Karl V. diente. Er war 1525 der Sieger bei Pavia. 1526 zog er mit einem Heer von 12.000 Deutschen, die er auf eigene Kosten geworben, zu Karl von Bourbon und stürmte Rom. Hierauf war er Anführer des schwäbischen Bundes gegen Ulrich von Würtemberg und diente unter Philipp von Oranien gegen Frankreich. Er führte die Landsknechte ein und wurde auch von seinen Truppen nur der Vater der Landsknechte genannt. Er starb 1528 zu Mindelheim.

Ich darf nicht unterlassen, darauf aufmerksam zu machen, dass man von hier aus das nahe und sehr anmuthige *Achenthal* besuchen kann, das in letzter Zeit besonders von Engländern zum Ziele ihrer Ausflüge gewählt wird. Dieses Thal hat einen schönen fischreichen See und einen sehr freundlichen Hauptort, gleichen Namens wie das Thal. Der See ist zwei Stunden lang und eine halbe breit, und unter seinen Fischen sind die trefflichsten Saiblinge und Grundforellen besonders hervorzuheben. Es verdient als besondere Merkwürdigkeit erwähnt zu werden, dass die Seen am nördlichen Abhange der Alpen bei dem grossen Erdbeben in Lissabon im Jahr 1755 eine bedeutende Veränderung erlitten. So auch der Achensee; er fiel plötzlich um 4 F. und der Ausfluss der Ache hörte ganz auf. Etwas Aehnliches zeigte sich beim Wallersee. Eben so wurde plötzlich und ohne vorhergegangenen Sturm ein Toben und Steigen der Gewässer am Würmsee in Baiern bemerkt, als am Anfange des gegenwärtigen Jahres der Vesuv seinen Ausbruch begann. Durch das Achenthal gelangt man nach Baiern, wesshalb es auch von den Badegästen in *Kreuth* beständig stark besucht wird.

Von Schwatz abwärts wird das Gebirge bewaldeter und an den Ufern des Inns ziehen sich fette Wiesen hin. Das nächste Dorf an der Strasse heisst *Buch*, im Schatten schöner Buchen liegend, dann folgt das kleine Dorf *Margrethen* und etwas weiter *Schlierbach*. Auf den Höhen prangen ringsum Weiler und einzelne Höfe, mitten in üppigen Alpen und schönen Baumgruppen liegend. Man erblickt die alten Trümmer des Schlosses *Rottenburg*, von deren Wartthurm man eine herrliche Aussicht hatte. Unter *Rothholz* wird das Innthal breit und eben. Ueberall erblickt man nun den reichsten Anbau, überall Schlösser und Dörfer, und hier mündet das freundlichste der Tiroler Thäler, das Zillerthal, in das Unterinnthal. Dicht vor der Thalmündung liegt das Dorf *Strass*, zwei Stunden von Schwatz entfernt, wo die Ziller in den Inn strömt. Der *Reiterkogel* erhebt sich hier über die Schlösser *Kropfsberg*, *Lichtwer* und *Matzen*. Die Ruinen von Kropfsberg nehmen sich herrlich zwischen der Strasse und dem Innstrom aus. Lichtwer liegt etwas tiefer gegen Rattenberg zu. Hier befindet sich unweit des Wirthshauses das

Aubad, eine gute Käsequelle, die jedoch vernachlässigt wird. Das Schloss Matzen ist gut erhalten. In dieser Gegend erheben sich auf dem Plateau des Mittelgebirges der grosse *Kogel*, das *Horn* in der Higenau und der *Greilkopf* in der Schellau, deren Besteigung durch die herrliche Aussicht sehr belohnend ist. Von Matzen aus kommt man an den *Wildbach*, der aus dem rauhen Alpacher Thale in den Inn strömt. Am rechten Ufer des Wildbaches liegt das Dorf *Brixlegg*, ein uralter Ort, der schon im Jahr 788 seine eigene Kirche hatte. Ein bequemer Steindamm führt am Inn nach *Rattenberg*, früher eine Festung und wegen seiner reichen Bergwerke berühmt. Von Schwatz hieher hat man 4½ St. Die Servitenkirche hat einige alterthümliche Grabdenkmäler. Ueber *Kundl*, das seinen Namen von der heiligen Kunigunde herleiten will, gelangt man nach *Wörgl*. Zwischen beiden Orten bildet der Lahnbach Wasserfälle, die jedoch nur von dem gegenüberliegenden Innufer gut gesehen werden können. Die Gegend um Wörgl ist anmuthig und freundlich, und wird von einem tosenden Wildbache, der *Wörgler Ache*, durchströmt. Ausflüge von hier lassen sich in das *Brixenthal*, in's *Leukenthal* und nach der Veste *Kuffstein* machen. Von dem nahe liegenden *Grattenbergl* bis nach *Heidach* soll der Sage nach eine Heidenstadt gestanden haben, deren Einwohner sämmtlich an der Pest gestorben sind. Jedenfalls findet der Etymologe hier vielen Grund zu Forschungen, da die meisten Namen auf römischen Ursprung hindeuten. Wie unhaltbar oft solche Herleitungen sind, ist bekannt. Weit hergeholt ist es doch gewiss, um nur ein Beispiel anzuführen, dass man Wörgl von Virgil herleiten will! Von Wörgl zieht sich die Poststrasse östlich über St. Johann und Maidring nach Salzburg, nördlich über Kuffstein nach Regensburg. Wörgl ist noch überdies wegen der zwischen den Tirolern und Baiern hier vorgefallenen Schlacht berühmt.

Von Strass, wo wir so eben gewesen sind und uns an dem imposanten Eingang in's *Zillerthal* erfreut haben, wollen wir jetzt rechts einbiegen, um mit diesem anmuthigsten aller Tiroler Thäler etwas näher bekannt zu werden. Wohl ein Jeder, der auch nur einen kleinen Abstecher von Baiern oder Salzburg aus nach Tirol macht, stattet ihm seinen Besuch ab, und es verdient diese Auszeichnung auch im vollsten Masse. Am Eingange dieses interessanten Thales, das sich wie eine breite Strasse in's Unterinnthal mündet, stehen zwei mächtige Pyramiden, rechts die *Brettfalle*, links der *Reitherkogel*; der fleissigste, blühendste Anbau ziert ringsumher Ebene und Höhen, Obstgärten umgeben die Häuser; die *Ziller* ist ein freundlicher Bach, kein reissender Gebirgsstrom, nirgends waltet Zerstörung, nirgends droht die Natur mit ihren Schrecknissen. Aber dennoch zeigt dabei auch das Zillerthal die den Alpen Tirols eigenthümliche Grossartigkeit. Auf der fahrbaren Hauptstrasse in's Thal kommt man zuerst nach *Schlitters*. Indem man hier um eine Felsecke biegt, erweitert sich der Boden und man erblickt *Fügen*, das bedeutendste Dorf im ganzen Thale, mit mehren stattlichen Wohnungen geziert. Man versäume nicht, in dem Wirthshause des berühmten Sängers *Rainer* einzukehren, einer von denen, der zuerst durch seine Kunstreisen nach England und Frankreich, im Verein mit seinen Geschwistern, auf das eigenthümliche Gesangtalent der Tiroler aufmerksam machte. Von Fügen werden häufig Besteigungen der Kellerspitze vorgenommen, um die sich darbietende Aussicht zu bewundern. Der eigentliche Hauptort des Thales, obgleich nicht so gross wie Fügen, ist *Zell*, wo man im Bräuhause gut bewirthet wird; besonders wird der Reisende in dieser Gegend zur Zeit der Kirchweihe am Sonntage nach Mariä Geburt für seine Heiterkeit reichliche Rechnung finden. Es ist dies ein lustiges und schwärmendes Landfest, das mitgemacht zu haben, zu meinen angenehmsten Erinnerungen gehört. — Hinter Zell theilt sich das Zillerthal und wird östlich *Gerlosthal* genannt, der südliche Arm behält seinen Namen. Am Eingange des Gerlosthals liegt der *Hainzenberg* mit einem Goldbergwerk, das man nicht unbesichtigt lassen darf. Man ersteigt die Höhe des Hainzenberges ungefähr in einer Stunde und steigt dann in's einsame Gerlosthal hinunter. Das Thal hat von der *Gerloswand* seinen Namen, die sich kahl zu einer Höhe von mehr als 6000 F. darin erhebt. Wer hieher geht, muss sich mit Mundvorrath versehen, da in dem Wirthshause nichts Geniessbares anzutreffen ist. Bald hinter dem Orte *Gerlos* beginnt das *Wildgerlosthal*, das, wie sein Name andeutet, einen wilderen Charakter annimmt. Von hier kann man über die Platte nach *Krimml* in's *Pinzgauthal* steigen. Der *Krimmler Tauern* und der *Krimmler Wasserfall* sind ihrer Grossartigkeit wegen berühmt und namentlich ist letzterer der bedeutendste in ganz Tirol; sie verdienen es, dass man die Mühe, sie aufzusuchen, nicht scheut.

Durch das Pinzgau reist man in das berühmte Bad von *Gastein*, von wo man auch wohl das Thal von *Heiligenblut* besucht, um den *Grossglockner* zu besteigen. Die einsame, hohe und unwirthliche Lage dieses Thales, von allen Schauern der höchsten Alpenwelt umgeben, macht einen tiefen und unbeschreiblichen Eindruck. Man kann jedoch nur im eigentlichen Hochsommer die Wallfahrt dahin unternehmen; fast mehr als dreiviertel Jahre herrscht hier der Winter, bei dessen Nahen und Verschwinden noch überdies Lawinen, reissende Wildbäche und Wasserfälle die Bewohner bedrohen.

Westlich von Zell steigt man über den *Zellberg* in das hintere Zillerthal. Bei der *Raderkapelle* hat man eine reiche Aussicht nach dem vordern und hintern Theile des Thals. Jenseits des Zellbergs kommt man an verschiedenen kleinen Gemeinden vorüber nach *Meierhofen*, wo ein guter ländlicher Gasthof befindlich ist. Dies ist die gewöhnliche Station der jungen Landschaftsmaler, die von München und Norddeutschland hieher wallfahrten. Ueber den Teufelssteg kommt man nach *Finkenberg*, in unfruchtbarer Gegend. Der Reichthum an Mineralien und Pflanzen ist hier sehr gross. Man kann eine recht interessante Sammlung derselben u. A. bei den Brüdern *Leo* in Zell finden und beliebige Stücke daraus zu billigem Preise erstehen.

Kein Thal in Tirol hat so interessante, eigenthümliche und für den Zuschauer auch belustigende Volksfeste als das Zillerthal, und seine Bewohner sind wohl die heitersten und gewandtesten im ganzen Gebirgslande.

Ehe wir das Zillerthal verlassen, wollen wir auch noch einem Nebenthal desselben einige Aufmerksamkeit schenken. — Seitwärts von Zell und abgeschieden von der Welt in seiner hohen Lage, von schroffen Gebirgen umgeben, zeigt sich uns nämlich das *Duxer* Thal. Es läuft ziemlich eng zusammen und gönnt in seiner Ebene nur dem Bache Platz, dafür aber sind die Bergwände trefflich angebaut. Im Winter ist der Zugang zu den Duxern unmöglich oder doch nur mit grosser Lebensgefahr zu unternehmen. Im Hintergrunde des Thals ragen ungeheure Schnee- und Eisberge empor, welche das Klima rauh und veränderlich machen. Die Leute leben hier idyllisch und einsam, grösstentheils von Molken und Käse, und setzen sich dabei der angestrengtesten Arbeit aus. Die Kleidung der Männer ist einfach und malerisch, dunkel und ernst; Brust und Knie sind nackt; die Frauen gehen nach Art der Zillerthaler, ebenfalls dunkel und nicht vortheilhaft für Wuchs und Schönheit der Form; der Männerhut, mit Bändern, Blumen und Federn geschmückt, ist noch das Einzige an dem Anzuge der Frauen, was ihm einen malerischen Ausdruck verleiht.

Sechstes Kapitel.

Grössere Ausflüge von Innsbruck.

(Fortsetzung.)

Das Stubaithal. — Selrain. — Das Oberinnthal. — Das Ötzthal.

Niemand wird es wohl versäumen, das interessante *Stubaithal* zu besuchen, wenn der Aufenthalt in Innsbruck nicht zu beschränkt ist. Man fährt auf der Poststrasse nach dem Wirthshause auf dem *Schönberg*, und kommt von hier gleichfalls zu Wagen in drei Viertelstunden nach *Mieders*, dem ersten Orte in Stubai am Abhange der nahen 8000 Fuss hohen *Serlesspitze*, auch *Waldrasterspitze* genannt. Man hat in Mieders ein eisenhaltiges Bad, mit einem guten Gebäude zur Aufnahme von Fremden versehen, auch ist daselbst ein vortreffliches Wirthshaus „zur Taube“ genannt. Will man längere Zeit im Bade verweilen, so kann man in vielen Häusern des Dorfs billige Unterkunft finden. Spaziergänge nach der Kapelle auf der Waldrast, in's Mühlthal, in die Schluchten des Rutzbaches werden die Zeit angenehm ausfüllen. — Hinter Mieders erreicht man *Fulpmes*, das grösste Dorf im Thale; Die Kirche bewahrt vier interessante Bilder einer Naturmalerin, nämlich der Bauerntochter Margarethe Mosl, welche nie Unterricht im Malen erhalten hatte. — Hinter Fulpmes wird die Gegend enger und man erreicht *Medraz*, *Neders* und *Neustift*, wo das Thal sich auf eine kurze Strecke wieder erweitert, um sich jedoch sogleich wieder zu verengen. Durch ein Seitenthal gelangt man hier zum *Alpeiner Ferner*, einem Theil der *Stubaier Gletscher*. Anderthalb Stunden von Neustift kann man auch den Fall des *Mischbachs*, einer Art Staubbach, besuchen; ebenso den Fall des *Sulzbachs*. Den Hintergrund des Stubaithals bilden endlich jene majestätischen Eisgebirge, welche mit den grossen Ötzthaler Fernern zusammenhängen. Ein Übergang von hier in's Ötzthal kann mit guten Führern im Sommer wohl unternommen werden, doch macht ein solches Wagniss stets eigene Bedingungen nothwendig, vor Allem eine gute und zuverlässige Steigekraft in den Kniegelenken und einen schwindelfreien Kopf.

Ehe man zum Schönberg hinansteigt und von der Höhe des Berges Isel, rechts abliegend, über Mutters, Natters, Götzens, Birgitz, Axams und Grinzens, lauter anmuthige, neben einander liegende Dörfer am westlichen Abhange des Isel, steigt man in's merkwürdige *Selrainer Thal*. Es öffnet sich eine halbe Stunde über Axams, zieht sich südwestlich bis Gries und theilt sich dort in zwei Arme, wovon der eine gegen das Ötzthal hin ausläuft. Der erste Theil von Selrain, *Ausserthal* genannt, umfasst das *eigentliche Selrain*, der zweite heisst *Innerthal*, der dritte *Oberthal* und den vierten südlichen Theil bildet das Thal von *Lisens* oder das *Lisener Thal* (richtiger: Lisenser). Der *Melchbach*, auch Melch oder Melach geheissen, rollt sein milchweisses Wasser durch das ganze Thalgebiet. Das eigentliche *Selrain* ist eine Stunde lang, von hohen Bergen eingeengt und nur auf der Sonnenseite angebaut. Die Häuser sind hie und da zerstreut; der Zugang zu den meisten ist steil und unbequem. Der erste Ort heisst *Rothenbrunn*, mit einem Bade, dessen Heilquelle einen rothen Niederschlag zeigt, der eben dem Orte den Namen gibt. Wer den Lisenser (auch Lisener Ferner) besteigen will, macht hier von Innsbruck aus sein erstes

Nachtquartier. Links hinter Rothenbrunn zeigt sich das *Fatscherthal*. Die ungeheure Felsenkuppe im Hintergrunde ist die *Fernerwand*, darüber hinaus ragt die *Villerspitze*. Rechts zeigt sich hier der Ferner, der sich als Alpeinerferner in's Stubaithal und als Lisenserferner in's Thal Lisens hinunter senkt. Aus dem Fatscherthal kann man südlich über ein steiles Bergjoch nach Stubai zum Alpeinerferner, östlich über die Alpe *Schmalzgruben* in's *Senderathal*, westlich über die Alpe *Almünd* nach der Alpe *Salges* in's tiefere Selrain wandern. Selrain hat eine gesunde aber rauhe Luft. Im Allgemeinen herrscht Wohlstand und die Leute lieben, gut zu leben; Wein und Bier wird an Sonn- und Festtagen getrunken, auch selbst Kaffee. Ein Hauptnahrungszweig sind die Leinwandbleichen. In manchen Jahren werden hier an 530.000 Ellen Leinwand gebleicht. Der Ackerbau auf den Höhen ist mühsam: hier müssen Menschen den Pflug ziehen, und der Dünger muss auf die Felder in Körben getragen werden. — Das Dorf *Gries* liegt im Innerthale, am Fuss des *Freihutberges*. Von hier steigt man auf beschwerlichem Wege, der weder zum Fahren noch Reiten taugt, zum Orte *Baida*. Südlich öffnet sich hier das *Gleirscherthal*, das in's Ötzthal führt; nordwärts liegt der Weiler *Haggen*. Ein Jochsteig führt von hier nach *Ötz* in's Ötzthal, für gute Steiger in 4 bis 5 Stunden zurückzulegen. Die armen Leute haben einen rauhen Winter, und während desselben Erdbrüche und Lawinen zu bestehen. *Gries* liegt 3650 Fuss über dem Meere; in Haggen und Gleirsch wächst schon die Gerste nicht mehr. Obstbäume sieht man nicht, aber die Alpen-Produkte, Milch, Käse und Butter sind herrlich; ebenso sind die mit Alpenkräutern trefflich genährten Schafe besonders schmackhaft; Wild ist hingegen selten. — Der Weg durch's Lisenser Thal ist sehr angenehm, und wird häufig von den Einwohnern Innsbrucks gemacht. In einer Stunde kömmt man zu den Weilern *Juneuaue* und *Neurätz*, die an den beiden Ufern des *Thalbachs* liegen. Vom *Magdalenen-Bründel* steigt man nach *Kniepiss*, von hier durch Wald nach dem Weiler *Praxmar*, dann hinunter zur Alpe von Lisens, die dem ganzen Thale den Namen gibt. Man befindet sich hier 5000 F. über dem Meere und 1400 F. über Gries. Im Süden senkt sich der Lisenserferner hinab in's Thal, das der Melchbach durchströmt. Wasserfälle, zerklüftete Felsenmassen und reizende Alpweiden bilden vereint ein köstliches Gemälde. Ein stattliches Haus im Hintergrunde des Thals bietet dem Wanderer zur Rast und Erfrischung Gelegenheit. Mit guten Führern versehen ist der Lisenserferner nicht eben gefährlich zu besteigen, doch muss bei dergleichen Parthien der Reisende seine Kräfte stets vorher sorgsam prüfen. Die Höhe des Ferners ist 8000 Pariser F. und mehr als 4000 über Gries.

Von Rothenbrunn, am Eingange des Aussersellrains, kommt man nach *Oberperfuss* und *Ranggen*, in hochromantischer Gegend. Oberperfuss, eine unzusammenhängende Masse von Häusern und Höfen darbietend, ist besonders lieblich, fruchtbar und von frischen Winden stets umwoben. In der schönen Kirche besucht man das Denkmal *Peter Anichs*, der hier im Jahr 1723 geboren wurde, und die berühmten Erdgloben verfertigte. Ein anderer Einwohner von Oberperfuss, Blasius Huber, half ihm dabei. Beide hatten die Wissenschaft durch sich selbst erlernt. Eine hier befindliche Mineralquelle zieht im Sommer wohl einige Besucher an, die hier jedoch auf alle Bequemlichkeiten verzichten müssen, wenn sie nicht selbst zu ihrer Befriedigung die Mittel mitbringen. — *Ranggen* ist ein ärmliches Dorf am Abhange des Mittelgebirgs. Von hier steigt man nach Inzingen hinunter, um wieder nach Innsbruck zurückzukehren.

* * *

Wer längere Zeit in Innsbruck verweilt, darf es nicht unterlassen, einen Ausflug in das hochromantische *Ober-Innthal* zu machen, das zum Unter-Innthal den vollständigsten Gegensatz bildet. Ist dieses einer Idylle zu vergleichen, so ist jenes ein Epos. Dort ist die ganze Erhabenheit der Alpenwelt wie auf einem Punkte concentrirt. Ich werde später Gelegenheit nehmen, diese Tour auf der Reise zum Arlberg oder durch den Pass von Finstermünz genauer und nach ihrer ganzen Ausdehnung zu beschreiben. Wir wollen jetzt vornehmlich den Weg durch dieses Thal so weit zurücklegen, bis wir in das *Ötzthal* das letzte Ziel unserer Wanderungen von Innsbruck erreicht haben.

Von Innsbruck zieht man wieder auf dem Wege, den man gekommen, bis *Zirl*, am linken Ufer des Inns, über dem man *Telfs*, auf der Strasse nach Augsburg, als einen interessanten Punkt in Augenschein nimmt. Es ist ein grosses Dorf am Fuss der hohen *Munda*, den Trümmern der Veste *Hortenberg* gegenüber. Westlich vom Dorf liegt die Wallfahrtskirche *St. Moriz*, wo ehemals das Schloss *Eben* emporragte, darüber eine Felsenschlucht, die *Strassberger Klamm* oder das *Mörderthal* genannt, mit grossartigen Felsentrümmern decorirt. Am andern Ende dieser Schlucht sieht man malerisch gelegene Häuser und Kirchen und über Alles dies die hohe Munda mit ihrem kahlen Scheitel sich erhebend. Ein schöner Spaziergang leitet westlich über die *Arzberger Klamm* nach *Birchenberg*, wo man die herrlichste Aussicht über die ganze Gegend geniesst. Hinter Telfs geht die Poststrasse über den Fuss des *Miminger Bergs*, wo sich dem entzückten Auge gleichfalls die mannichfachsten Reize entfalten. Die Dörfer *Ober-* und *Untermimingen* liegen an der Strasse mit guten Wirthshäusern und ersteres besitzt noch überdiess ein Altarblatt von *Schöpf* in der Pfarrkirche. Die Bilder von diesem Meister sind sehr häufig hier zu Lande und verdienen hie und da wohl die Aufmerksamkeit der Reisenden, doch wird sich Jemand, der nach Italien zu reisen gedenkt, schwerlich dabei lange aufhalten. Es genügt gemeinhin, ein Paar zu sehen, um der Andern Ansicht sich überhoben zu halten. Doch will ich in der Aufzählung auch dieser Kunstwerke geringeren Werthes, so gewissenhaft als möglich seyn, um dem Wunsche gewisser Reisenden dadurch zu genügen. Von Obermimingen führt die Strasse nach Nassereit. Hier ist das Innthal erst in seiner wahren Grösse zu schauen. In der Thalschlucht zur Linken der Strasse erhebt sich grade unter derselben das Schloss *Klamm* auf einem Hügel. Der alte runde Thurm, der einzige, der noch vom alten Schlosse steht, nimmt sich besonders malerisch aus. Hinter dem Dorfe *Obsteig* wird die Gegend ernster und rauher, und die Strasse senkt sich über den *Rossberg* hinab nach *Nassereit*, das in einer unfreundlichen Gegend liegt. Von hier legt man die Reise nach *Imst*, unter stets abwechselnden Naturschönheiten zurück und begibt sich dann nach *Brunnau*, wo man schon *Ötz*, den ersten und Hauptort des Thales gleichen Namens, im Gesichte hat.

Das *Ötzthal* wird nicht mit Unrecht das Chamouny von Tirol genannt, und wenn es einmal bekannter geworden ist, wird es ebenso in heissen Sommertagen als Ziel fremder Wanderer benutzt werden, als jenes Savoyische Thal. Beim Anfang da, wo Ötz und Sautens am Bache liegen, zeigt sich die Gebirgslandschaft zwar schon grossartig, aber dennoch freundlich. Bei Ötz verdient das abgeschlossene und einsame Thal *Ochsengarten* einen etwas länger verweilenden Blick. — Bald werden die Gebirgsformen ernster und charakteristischer; Fichten und Tannen bekleiden die Felswände. So erreicht man *Umhausen* im weitesten Kessel des Thals gelegen. Hier ziehen die *Engelswand* und die grosse *Stuiben* die Aufmerksamkeit an. Letztere ist ein herrlicher Staubbach, der es mit den berühmtesten Wasserfällen aufnimmt. Jetzt wird die Gegend öder, der Anbau verschwindet und die Gletscher, bie-

Ferner genannt, bilden die Lichtpunkte zwischen den dunkeln Waldesmassen. Bald wird der Pfad so eng und beschwerlich, dass man hart an dem schäumenden Wildbach einher klettern muss. Das an Sagen mancherlei Art so reiche Ötzthal hat diese Gegend mit Hexen bevölkert, welche den späten Wanderer zu Tode ängstigen. Man erreicht *Längenfeld*, wo die Gegend wieder auf kurze Zeit freundlicher wird, wenn sie gleich schon den ausgeprägtesten Charakter des Hochgebirges an sich trägt. Liebhaber von Volkssagen werden hier in Längenfeld ihre Rechnung finden, wenn sie zu guter Stunde im Wirthshause sich eine gesprächige Seele freundlich zu verbinden wissen, was jedoch für Ausländer, und namentlich für solche, die des Tiroler Dialects unkundig sind, nicht leicht ist, da der einsame Thalbewohner selten ohne Misstrauen ist, und Spott und Entweihung seiner Mysterien von den Fremden, an deren Erscheinung er noch wenig gewöhnt ist, befürchtet. — Hinter Längenfeld zieht sich der Weg durch Wälder und der Anbau verschwindet. Man erreicht *Huben*; der Gebirgs-Charakter wird immer schauriger; die seltsamsten gespenstischen Mähren begleiten hier den Wanderer. Erst drei Stunden von Längenfeld erreicht man *Sölden* in einer einsamen Bucht des Thales, dann kommt man nach *Zwieselstein*, wo sich das Ötzthal in zwei Arme, das *Gurgel-* und *Vent-Thal* theilt. Seitwärts steigt man nach dem *Tümmler Thal* hinauf zum *Tümmlerjoche*, welches nach Passeyr führt. Südlich führt das Gurgelthal nach den Riesengletschern, welche Ötzthal von Passeyr trennen. Das *Venter* Thal zieht sich südwestlich. Der Weg dahin ist beschwerlich und, wenn Regenwetter oder Nebel eintritt, nicht ohne Gefahr. Hier ist man abgeschieden von allen übrigen menschlichen Wohnungen. Erst im Mai verliert sich der Schnee aus dieser hohen Alpenregion. Eine halbe Stunde von Vent kommt man nach *Rofen* und nach einem beschwerlichen Marsche von einer Stunde erreicht man von dort den *Vernagtferner*. Die Seen, welche sich auf diesen Fernern bilden, brachten oft schon Verderben dem ganzen Ötzthal. Selbst bis in's Innthal trug das durch das Ausbrechen der Gletscherseen angeschwollene Wasser Gefahr. Die Höhe zwischen dem Vernagt- und Hochjochferner bietet den Rundblick über diese ungeheure Gletscherwelt, deren grossartige wilde Schönheit und Erhabenheit keine Beschreibung zulässt.

Siebentes Kapitel.

Von Innsbruck über den Brenner nach Brixen.

Das Wippthal. — Der Brenner. — Das Eisakthal. — Über den Jauffen in Passeyr. — Sterzing. — Mauls. — Franzensveste. — Brixen.

Die Poststrasse nach Italien führt von Innsbruck geradeswegs nach dem Brenner, dem bequemsten und auch im strengsten Winter praktikabelsten von allen Alpenpässen. Die Höhen die man bald hinter Innsbruck zu ersteigen hat, sind zuerst der *Berg Isel*, dann der *Schönberg*, der seiner Aussicht wegen diesen Namen wohl verdient. Auf der Höhe des Berges steht ein gutes Wirthshaus, wo man sich erholen mag, wenn man zu Fuss, im Richtwege, dem Wagen vorangeeilt ist. Die Steilheit des Schönberges rivalisirt mit dem von uns schon gekannten Zirlerberg und ist wo möglich noch ermüdender. Der Weg ist für schwere Fuhrwerke oft gefährlich und man denkt daran, von *Wilten* eine neue Strasse durch die Felsen nach *Mattrey* im Sillthale zu sprengen, und so die Höhe des Schönbergs ganz zu umgehen. — Das Thal, welches man auf dieser Reise durchzieht, heisst das *Wippthal*, und wird von der Sill durchströmt. Zunächst geht es den steilen Schönberg hinan, und dann durch eine öde waldige Strecke zum Markte *Mattrey*. Rechts sieht man zur *Waldrast* und von der Höhe des Schönberges in's freundliche Stubaithal, in dessen Hintergrunde sich die malerischen Stubei oder Alpeiner Ferner aufthürmen. Mattrey selbst liegt auf beiden Seiten der Sill und ist bereits über 3000 F. hoch vom Spiegel des Mittelmeeres gerechnet. Die Häuser sind grösstentheils neu, da der Ort oft von Feuersbrünsten heimgesucht wurde. Mattrey, zwischen Brenner und Schönberg gelegen, ist gewöhnlich ein Ruhepunkt für schwere Fuhrwerke. Auf ebener Strasse gelangen wir nach *Steinach* und bemerken im Vorüberfahren eine Marmortafel an einem hübschen Hause, welche uns berichtet, dass hier der Maler *Knoller* geboren wurde, von dem in der Pfarrkirche drei seiner besten Gemälde zu sehen sind. Vor der Kirche hat ihm die Gemeinde ein Denkmal setzen lassen. Gleich hinter Steinach beginnt die Brenner-Strasse sich zu heben. Die Sill strömt in enger Schlucht uns stets zur Seite. So kommt man nach *Stafflach*, und von dort nach *Gries* in einer Gegend, die von den Wildwassern des obern Berges viel zu leiden hat, dennoch aber in seltener Fruchtbarkeit prangt. Die Höhe des Orts über dem Meere ist 3731 F. Die schöne Pyramide, die wir vor uns erblicken, ist der *Padauner Kogel*. Hier wird oft Mittag gehalten, sowohl von denen, die von Italien kommen, als die dahin reisen. Nun geht es nach dem *Brenner Joche* steil empor. Die Gegend wird immer rauher, zu beiden Seiten der Strasse Fohren und Gestein; wir nähern uns der höhern Alpenregion. Rechts am Wege liegt der *Brenner See* 4126 F. über dem Meere. Die Forellen dieses Sees sind zwar sehr vorzüglich, jedoch lässt sie sich der Wirth im Posthause auch gut bezahlen. Dieses Posthaus ist eine Viertelstunde vom See entfernt, auf der Wasserscheide zwischen Donau und Po, mithin an der Gränze des Wasserbeckens des schwarzen und adriatischen Meeres gelegen. Von nun an ist beim Hinabfahren die am Kreuzjoch entspringende *Eisack* die Begleiterin des Reisenden. Die Post auf dem Brenner ist 4175 F. hoch *). Der eigentliche Gipfel des Brenner ist jedoch noch 2000 F. höher. Die Witterung ist hier oben gewöhnlich kalt und auch Schneegestöber selbst im Sommer nicht selten. Dagegen blüht hier die lieblichste Alpenflora und ein wandernder Botaniker findet stets seine Rechnung. Lawinen sind hier nur selten, doch hat man nach recht schneereichen Wintern sie auch wohl zu fürchten. Beim Hinabfahren von der Südseite des Brenner sieht man links am Wege einige Gebäude. Dies ist das aus alten Zeiten her bekannte *Brenner-Bad*, das neben seiner Heil bringenden Quelle auch noch deshalb zu empfehlen ist, dass die Luft sehr rein und gesund, die Wohnungen reinlich und wohlfeil sind, eine

---

*) Der Pass des Mont Cenis ist hoch 6360 F.

des kleinen St. Bernhard	6750 F.
des grossen	7176 F.
des Simplon	6174 F.
des Gotthard	6990 F.
des Splügen	5800 F.
des Radstatter Tauren	4800 F.
der Franzenshöhe auf d. Wormser Joche	8651 F.

Diese Angaben entnehme ich dem bei Wagner in Innsbruck erschienenen Werke „*Das Land Tirol*“; da jedoch die Franzenshöhe nicht der höchste Punkt des Wormser Joches ist, sondern von dort erst noch die sogenannten Wandeln zurückgelegt werden müssen, so ist die frühere Angabe von mehr als 8000 F. für die ganze Höhe wahrscheinlich nicht übertrieben.

Gelegenheit zu Spaziergängen auf ebenem Boden vorhanden ist und die vorbeiführende Hauptstrasse den Badegästen einige Unterhaltung gewährt. Vorzüge, die nicht jedes, noch so gepriesene Bad in Tirol, jederzeit zu bieten im Stande ist. — Die Strasse zieht sich eng zwischen Felswänden nach *Gossensass* hinab, über dem ein alter Thurm der Veste *Raspenstein* emporragt. Die Eisak fliesst durch den Ort. Hier gab es sonst ergiebige Bergwerke, die erst im vorigen Jahrhundert versiegten. Immer tiefer senkt sich nun die Strasse nach *Sterzing*. Man kommt bei der Veste *Strassberg* vorbei, unter welcher sich *Oberried* ausbreitet. Wo der Hohlweg in ein breiteres Thal sich mündet, sehen wir endlich Sterzing vor uns mit seinen reinlichen Häusern in ziemlich kahler Gegend. Hinter uns haben wir nun den Brenner, rechts den *Jauffen*, über den man in's Passeyrthal in sechs Stunden gelangt. Von hier aus erstreckt sich das sogenannte *Sterzinger Moos* bis an die Berge. Die einzige Gasse, die Sterzing besitzt, wird von ansehnlichen und sehr reinlichen Häusern gebildet, von denen viele mit schön vergoldeten Wirthshausschildern prangen. Ein sonst sehr berühmtes Gasthaus, „das Nagerl", scheint jetzt durch die sehr gut verwaltete Post verdunkelt werden zu wollen. Sterzing's Gegend war oftmals schon die Scene blutiger Schlachten; die berühmteste war die im Jahr 1809 zwischen den Tirolern unter Andreas Hofer und den Baiern, welche die gänzliche Vertreibung der letztern aus Südtirol zur Folge hatte. Die Lage der Stadt wird auf 3030 Paris. F. über dem Meere angegeben. Die Gegend ist rauh und der Acker liefert fast nichts als Hafer. — In der Nähe liegen die Burgen *Sprechenstein* und *Reifenstein*. Von der letztern hat man eine gute Übersicht des ganzen Mooses, der einst ein See war *).

Das Eisakthal wird nun enger, sobald wir Sterzing verlassen haben. Wir sehen *Trens*, ein kleines Dorf, erhöht am Wege liegen, ihm gegenüber das stattlichere *Stilfs*. Später gelangt man, am Schloss *Welfenstein* vorüber, das auf hohem Felsen daliegt, nach *Mauls*, einem hübschen freundlichen Dorfe, wo ich stets gern verweilte und jeden Reisenden auffordere, sein ersten Nachtquartier von Innsbruck nach Botzen im dortigen Wirthshause „zum *Negerl*" zu nehmen. Man findet hier in einem gewöhnlichen, jedoch sehr reinlichen Dorfwirthshause einen Comfort, den man in manchem städtischen Gasthofe vermissen würde, eine schmackhafte Küche und die billigste Bedienung. Hinter Mauls, an einer sehr engen Stelle der Strasse, liegt das Wirthshaus „*im Sack*", welches für diese Gegend eine sehr bezeichnende Benennung ist, und von hier kommt man nieder

---

*) Von dem Dorfe *Gasteig* führen zwei Wege nach Südtirol. Der eine ein Saumschlag (also auch für Pferde praktikabel), 6 Stunden über den Jauffen durch Passeyr nach Meran, der andere bloss für Fussgänger über das *Penser Joch* nach dem Hauptorte des interessanten und wenig besuchten *Sarnthales*, *Sarnthein*. Der Weg über den Jauffen ist für gute Fussgänger bequem, für geübte Bergsteiger ein leichtes Kinderspiel. Er führt fast beständig durch Wald. Bei *Kalcha* vorbei, wo Hofer im Jahr 1809 sein Hauptquartier hatte, gelangt man nach *Obholz*, wo man sich im Wirthshause auf ländliche Weise erfrischen kann. Von hier hat man eine [illegible] Stunde bis zur Höhe des Jochs, auf dem ein Kreuz gepflanzt ist. Der Anblick in's Passeyr Thal, wo man die *Jauffenburg* und den daneben liegenden Marktflecken, *St. Leonhard*, den Hauptort des Thals erblickt, ist sehr erfreulich. Dieser Jauffenpass ist stets besucht und man kann ihn, selbst des Weges unkundig, ohne Führer passiren.

Wer nach Sarnthal will, steigt von Gasteig zur Kirche St. Antoni, hier über den Thalbach, an einem Nebenthale vorüber, in den nächsten Einschnitt links. Von hier an zwängt der Weg sich zwischen hohen Bergen hinan. Aus dem Sarnthal führt ein angenehmer Weg nach *Botzen* hinab.

steigend nach *Mittewald*, wo sich ebenfalls ein guter Gasthof befindet. *Oberau* und *Unterau* folgen, und das Thal nimmt nun nach und nach eine südlichere Färbung an; die Vegetation wird üppiger, die Föhren verschwinden, das Laubholz ründet sich zu schöneren Formen, es sind Kastanien, die wir sehen, und auch der Wein klimmt schon spärlich an den Sonnenseiten der Abhänge. Hier erhebt sich plötzlich vor unsern Blicken der riesenhafte Bau der *Franzensveste*, der mit den Felsen rings umher zu wetteifern scheint. Bei aller Grossartigkeit dieser Massen zeigt sich Eleganz und das Ganze macht einen höchst überraschenden Eindruck. Noch immer, ich reiste erst im November 1838 hier vorüber, ertönt der Donner der Minen an diesem Bau, und doch zeigt er schon den Anblick äusserer Vollendung. — Diese Strecke von Mittewald bis hieher, eine schaurige Felsenkluft, war Zeugin der unglaublichsten Tapferkeit der Tiroler Landesvertheidiger im Jahr 1809. — Links zieht sich eine Strasse über eine malerische, schön gemauerte Brücke nach dem *Pusterthal*, rechts reist man über *Vahren* weiter nach *Brixen*.

Wer Abends Innsbruck verliess, den Brenner schlafend hinauf und hinabgefahren und nun am frühen Morgen in dem Thale von Brixen erwacht, fühlt sich plötzlich, wie mit einem Zauberschlage aus dem Norden in den Süden versetzt. Überall sind die Felder mit Wein und Mais bedeckt, die Mittelhöhen tragen hohe Kastanienwälder und Alles zeigt einen üppigern Anbau. Diese Überraschung hat aber nur der, welcher plötzlich sich hieher versetzt sieht. Wer langsam und bedächtig weiter schreitet, sieht die Veränderung in der Vegetation schon nach und nach beginnen und mit jedem Schritte entfalten sich ihm neue Reize derselben.

Brixen zeigt sich in stattlicher Ausdehnung und seine Hauptkirche mit den *zwei* blendendweissen Thürmen, auf deren schwarz gedeckten Spitzen sich funkelnde Goldkreuze erheben, bietet mit den ausgedehnten Gebäuden der fürstbischöflichen Residenz einen schönen Prospect. Der italienische Name dieser Stadt ist *Bressanone*. Sie ist unregelmässig gebaut und hat nur eine Hauptstrasse; eine Nebenstrasse mit Arcaden enthält die Läden der Kaufleute; vor der Domkirche ist ein schöner Platz. — *Die Domkirche* selbst wurde von 1745 bis 1754 gebaut; die Facade ist von weissem Marmor. Es sind gute Gemälde darin, wie z. B. eine Kreuzigung von *Schöpf*, eines seiner besten Werke; der Sturz des heiligen Johannes von Nepomuck in die Moldau von *Cignaroli*; und endlich die h. Agnes von *Christoph Unterberger*. Die sterbende Jungfrau am Hochaltar ist ein schönes Werk von *Michel Angelo Unterberger* *). Die Frescomalereien sind von *Paul Troger*, und die schönen Marmorplatten, womit der Fussboden gedeckt ist, sind alle aus der Gegend; der Baumeister hiess *Delaja* von Botzen, mithin ist die ganze Kirche von Tiroler Künstlern aus Tiroler Material verfertigt worden. Neben der Domkirche schliesst sich der Kreuzgang mit interessanten, sehr alten Frescomalereien an, die wahrscheinlich aus dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts stammen. — In der *Mariahilfkirche*, unweit des Gottesackers, sieht man zwei Bilder von *Schöpf* aus seiner besten Zeit, die heiligen Anton und Joseph darstellend. — Ein Spaziergang in die Gärten der fürstbischöflichen Residenz wird eine angenehme Unterhaltung gewähren. — Ein Casino sorgt für gesellschaftliche Unterhaltung der Einwohner. — Das Brixner Bier wird gelobt und weit versandt. — Die besuchtesten Wirthshäuser sind der *Elephant* und die *Sonne*: ersteres etwas theuer im Verhältniss, letzteres nicht eben ausgezeichnet zu nennen. — Das *Vahrner Bad*, auch gewöhnlich, wie es in Tirol üblich, das Badl genannt, wird von den Brixnern häufig zu Ausflügen benutzt.

---

*) Die Künstlerfamilie Unterberger, die so manches treffliche Werk in's Leben rief, stammt aus dem Orte Cavalese im Fleimser Thal (Val di Fiemme).

Achtes Kapitel.

Abstecher in's Pusterthal.

Bruneck. — *Toblach.* — *Innichen.* — *Lienz.* — *Die Ampezzanerstrasse.* — *Thal Enneberg.*

Bei Unterau, an der Franzensveste vorüber, und dann über die Ladritscher Brücke kommt man nach *Mühlbach*, welches man als den ersten Ort des *Pusterthales* betrachten kann. Die vielen Mühlen mögen ihm den Namen gegeben haben. Eine kleine halbe Stunde von hier sind die Trümmer einer Veste, die *Mühlbacher Klause* genannt. Hinter der Klause wird das Thal weiter und man kommt nach *Untervintl* und *Obervintl*, die nur eine halbe Stunde von einander entfernt liegen. Über *St. Sigmund* und der dabei liegenden Kapelle, das *Sigmunder Stöckl* genannt, kommt man in einer engen Thalschlucht zu dem einzeln stehenden Wirthshause, „*das kalte Haus*" genannt. Man zieht an den Ufern der Rienz hin und kommt so allmählig ansteigend nach *St. Lorenzen*, einem gut gebauten Orte, den die Strasse durchschneidet. In südwestlicher Richtung erblickt man das Schloss *Michaelsburg*. Von St. Lorenzen geht es nach *Bruneck*. Diese Stadt reiht sich um den Schlosshügel am Ufer der Rienz, und hat eine neue freundliche Pfarrkirche, mit Frescogemälden von *Schöpf*; die Spitalkirche, gleichfalls neu, besitzt gute Gemälde von *Franz Unterberger*. Der Schlosshügel bietet eine herrliche Aussicht in die Gegend. Eine Menge von Schlössern und Dörfern liegt ringsum zerstreut in fruchtbaren Umgebungen, von grossartigen Gebirgsformen überragt und eingeschlossen. — Von Bruneck steigt die Strasse immer höher, bis sie das *Toblacher Feld* oder die Toblacher Höhe erreicht hat, eine Hochebene, die mit dem Brennerjoche an Höhe wetteifert. Fast der ganze Weg, an den Ufern der Rienz sich hinziehend, wird von anmuthigen Feldern eingeschlossen, die mit heitern Dörfern bekränzt sind. — *Welsberg* mit seinem Schlosse gleichen Namens liegt vor uns. In der Kirche des Dorfs sieht man Altarblätter von *Paul Troger*, der hier geboren wurde, und als Hofmaler in Wien gestorben ist. Die hier verfertigten Büchsen, „Stutzen" genannt, werden stark gesucht. Welsberg gegenüber liegt Schloss *Thurn* in Trümmern. An guten Wirthshäusern fehlt es nicht, und der Reisende, der hier verweilen will, kann sowohl das schöne blühende *Gsiesthal* als auch eines der frequentesten Tiroler Bäder, *Prags*, besuchen. — Wir fahren weiter nach *Niederdorf*, mit sehr zierlichen reinlichen Häusern, die zum Theil bunt bemalt sind. Die Pfarrkirche enthält Gemälde von Martin *Knoller* aus Steinach. Die Post bietet gute Unterkunft. Man wählt Niederdorf häufig im Sommer seiner gesunden Lage wegen als Luftbad und wirklich ist die Luft hier sehr rein und frisch; doch würde ich unbedingt dem milderen *Meran* im Etschthale in dieser Hinsicht den Vorzug geben. Rechts führt von hier ein Weg nach dem Bade *Maistadt*. Dieses Bad, welches sehr verloren hatte, hebt sich in neuester Zeit wieder bedeutend. Eine Stunde vor Niederdorf erreicht man das Dorf *Toblach* auf dem höchsten Punkte des Toblacher Feldes gelegen, an 4000 F. über dem Meere. Der Winter ist hier lang und sehr beschwerlich. Man glaubt sich, wenn man aus den tieferen Gegenden hieher kommt, plötzlich in eine Gegend des hohen Nordens versetzt. — Bei *Innichen* entspringt aus einem Felsen der mächtige Draustrom, der hier nur noch ein bloser Wildbach ist, aber schon sechs Stunden unter der Stadt Lienz schiffbar wird. — *Innichen* heisst auf italienisch nach seinem Schutzheiligen *San Candido* und liegt, obgleich man von Toblach aus schon bedeutend abwärts gefahren ist, doch noch 3100 F. über dem Meere. Das Klima ist daher auch hier sehr rauh und sogar im Sommer die Hitze nicht gross. Die Domkirche oder der Münster stammt aus dem Jahre 1284 und ist vielleicht die älteste Kirche in ganz Tirol. Ihre Bauart ist nach Art der ältesten christlichen Kirchen und ein herrliches Gemälde, welches *Rembrand* zugeschrieben wird, verdient von Reisenden gesehen zu werden. Der Thurm ist neuer als das Übrige. Das Wildbad in der Nähe der Stadt wird in den Sommermonaten stark besucht; doch gibt es viele andere Mineralquellen in der Gegend, die auf seine Frequenz nachtheilig einwirken. — Auf der Strasse zwischen *Innichen* und *Sillian* kommt man bei dem sehr guten Wirthshause *Klettenheim* vorüber. Wo die Strasse von Hoch-Pusterthal nach Nieder-Pusterthal sich senkt, eine Stunde unter *Sillian*, liegt das Dorf *Strassen*, und von hier erstreckt sich nun ein enger Felsenpass bis in die Gegend von *Lienz*. Auch hier ist wieder ein Bad, *Wildenbad's* genannt. In *Mittenwald* trifft der Reisende ein gutes Posthaus. Vor Lienz rücken die Felsen so zusammen, dass sie nur der Strasse und der tosenden Drau den Durchgang verstatten. So wie man diesen Engpass, *Lienzer Klause* genannt, hindurch ist, so sieht man eine der grossartigsten und schönsten Gegenden von Tirol vor sich, in deren Mitte die Stadt *Lienz* liegt. Hier wurden viele römische Alterthümer gefunden. Die Stadt wurde oft von Feuersbrünsten heimgesucht, allein stets erstand sie wieder neu und schöner. Sie hat gut gebaute Plätze und zwei Hauptstrassen. Besonders zu loben ist hier das treffliche Trinkwasser, das sonderbar genug, in manchen Gegenden Süd-Tirols zu den Seltenheiten gehört. Die alte Kirche ist im gothischen Geschmack gebaut. Die vorzüglichsten Spaziergänge sind: Schloss *Bruck*, zum *Schlossmaier*, *der kalte Keller* und andre. Die *Schleinitz* ist in dieser Gegend, was der Blocksberg in Norddeutschland; Zauberer und Hexen sollen hier ihr Wesen treiben. Adler und Lämmergeier nisten hier und werden nicht selten Menschen und Vieh gefährlich. — Von *Lienz* führt die Strasse nach Kärnthen und in's Salzburgische, auch in's *Heiligenbluter Thal*, aus dem sich die Eispyramiden des Grossglockner erheben.

Wenn wir nun mit *Lienz* die äusserste bedeutende Stadt Tirols nach Osten erreicht haben, und jetzt zurückkehren auf unsere Hauptstrasse nach Italien, die wir bei Brixen verlassen hatten, so können wir nicht umhin, bei *Innichen* noch einen Blick auf das *Ampezzo*- oder *Haidenthal* zu werfen, durch das sich die herrliche Kunststrasse nach Venedig zieht. Diese wurde in den Jahren 1829 und 1830 ausgeführt unter Leitung des venetianischen Bau-Adjuncten Malvolti. Die Länge dieser Strasse beträgt 15 Meilen und die grösste Erhebung beträgt nie mehr als vier Zoll. Vom Toblacher Feld biegt die Strasse südlich gegen die Quellen der Rienz hin, an den Ufern des Toblacher Sees vorbei. Das Gebirge ist unangebaut und das Thal gewährt einen traurigen Anblick. So gelangt man nach *Höllenstein*, welches ein Wirthshaus ist, das zwei Stunden von Toblach entfernt liegt. Die Strasse hebt sich hier dem Joche zu. Man kommt nach *Ospedale*, früher ein Spittel für Wanderer, von wo sich der Weg wieder zum Passe *Peitelstein* senkt, in dem das Schloss gleichen Namens liegt. Die Italiener nennen es *Podestagno*. Aus diesem Passe gelangt man in ein heiteres Thal nach *Cortina*, dem Hauptorte des Ampezzaner Thals. Man erblickt mehre freundliche Ortschaften an beiden Ufern des Boitabaches. Der Holzhandel macht die Leute hier sehr wohlhabend, eben so der Transitohandel von Italien nach Tirol. Der letzte Tiroler Ort ist *Zuel*, dann tritt man in's Venetianische, wo man zuerst auf *St. Vito* stösst; dann kommt man nach *Venas*, über *Perarolo*, *Longarone*, *Fortogna* und *Capo di Ponte* nach *Belluno*, und von hier in gerader Richtung über *Treviso* und *Mestre* nach Venedig. Diese vortreffliche Kunststrasse, die durch die erhabensten Schauer der Alpenwelt hindurchführt, ist nicht nur in den Sommermonaten für Reisende höchst bequem und interessant zu passiren, sondern sie trägt auch als Vermittlerin dazu bei, die italienischen Producte auf schnellstem Wege nach dem Pusterthale zu befördern und so auf die dortigen Waarenpreise günstig einzuwirken.

* * *

Bei der Rückreise aus dem Pusterthale finden wir gleich hinter Bruneck den kleinen Ort *St. Lorenzen* wieder, von dem wir eine der interessantesten Merkwürdigkeiten Tirols nicht zu besuchen unterlassen dürfen. Es ist dies das Thal *Enneberg*, das von einem romanischen Volksstamme bewohnt wird und rings von hohen, weissen *Dolomitfelsen* eingeschlossen ist, die wie plötzlich zu Eis erstarrte Wasserfälle, in den seltsamsten Formen und Gestaltungen sich den Blicken darstellen. Ueber diese merkwürdige Gebirgsart sind bekanntlich die Gelehrten nicht einig. Die Einen halten sie für einen Niederschlag aus grossen Fluthen, die Andern für eine vulkanische Erscheinung. Für das Letztere spricht der Umstand, dass die von Vulkanen ausgeworfenen Steine ebenfalls Dolomite sind. Der Hauptort, der wie das Thal heisst, enthält ungefähr 1000 Einwohner, und wird durch einen mächtigen, alten Wald, dessen Stämme aus eben diesem Grund unantastbar sind, vor Bergstürzen geschützt, die früher häufig den Ort bedrohten und ihn auch schon dann und wann zerstört haben. Das Klima ist, trotz der bedeutend hohen Lage, dennoch mild, die Fruchtbarkeit aus dem grösstentheils vulkanischen Boden ausserordentlich. Die Sprache ist das sogenannte Ladinische, von dem hier zwei Mundarten, das weichere Badiotische und das rauhere Enneberg'sche, unterschieden werden.

Neuntes Kapitel.

Das untere Eisakthal.

Der Kuntersweg. — Ritten, Schlern und Rosengartl. — Botzen. — Wohlstand. Messen. Domkirche. — Gottesacker. — Gemäldesammlungen. — Weinbau. — Gasthäuser.

Wir stehen nun wieder, nach diesem östlichen Abstecher, am Punkte, von wo wir unsern Ausflug angetreten haben, in *Brixen* nämlich, und begeben uns in freundlicher Gegend weiter nach dem lockenden Süden. Links rauscht die Eisak, und drüber hinweg ragen hohe Felsgebirge empor; rechts erheben sich anmuthig bepflanzte Höhen, gleichsam besäet mit Häusern. Plötzlich verengt sich das Thal; doch es dauert nicht lange, und man sieht am Ende des Defilé's *Klausen* vor sich liegen. *Gufidaun* und *Seben* ragen malerisch von den Höhen empor. Klausen hat nur eine enge Strasse am Ufer der Eisak. Zwei nicht üble Wirthshäuser laden zur Einkehr; in dem einen kann man im Garten am Ufer der rauschenden Eisak zu Mittag essen, wenn man früh Morgens von Mauls aufgebrochen ist. Man wird Botzen dennoch zu guter Zeit erreichen. In der *Andreaskirche* zu Klausen liegt ein Freiherr von Zingenberg begraben, der, ein geborner Türke, bei Ofen gefangen wurde, das Christenthum annahm, und es dann bis zum östreichischen Feldmarschall-Lieutenant brachte. — Wer Zeit dazu hat, sollte es nicht versäumen, nach *Kloster Seben* hinaufzusteigen. Man geniesst hier eine der herrlichsten Aussichten, die sich schon durch einen bedeutend südlichen Anstrich, vor den bis jetzt gehabten, unterscheidet. Bei *Kolmann*, unter Klausen, fängt der sogenannte *Kuntersweg* an, welchen ein Botzener Bürger, Heinrich Kunter, erst im vierzehnten Jahrhundert anlegte. Zur Römerzeit führte nämlich die Strasse über *Völs* und *Kastelrutt*, dann später zu Anfang des Mittelalters über den *Ritten*, ein Pass für Fussgänger. Durch Kunters Unternehmung wurde nun den Reisenden ein bedeutender Vorschub geleistet, wenn es gleich noch nicht in der Art sich darstellte, wie wir es heut zu Tage sehen. Dieser Kuntersweg ist aber nunmehr eine sehr bequeme Chaussee, die bald rechts, bald links über die Eisak setzt, aber von den hohen Fussgestellen des Rittner Berges und der Höhen, die Kastelrutt, die Seiser Alp und den *Schlernkofel* tragen, so enge eingeschlossen, dass man keine weitere Aussicht hat. Die Felsen ragen manchmal über den dahin rollenden Wagen gleichsam gefährlich herein; doch ist an eine eigentliche Gefahr nur bei sehr heftigen und anhaltenden Regengüssen zu denken, weil sich dann Felsenstücke loslösen können. Doch sind solche Fälle auch bei andern Alpenstrassen denkbar, zum Glücke aber sehr selten. — Drittehalb Stunden unterhalb *Kolmann* liegt *Ober-* und *Unter-Atzwang*, daneben *Deutschen*, von wo man über die Brücke an's jenseitige Ufer der Eisak gelangt und dann hinauf nach Völs steigt, rechts hinter dem Orte hingegen geht's den *Ritten* hinan, wo die Botzener ihre renommirten Sommerwohnungen haben. Eine halbe Stunde unter Deutschen liegt das besuchte Wirthshaus „zum *Steg*." Ein bedeckter Weg führt, an einer Mühle vorüber, über die Eisak, und diesen Weg schlagen gewöhnlich die Besucher der Seiser Alp und des Grödener Thals ein, weil der Weg bei Kolmann, das sogenannte *Torkele*, zu steil und beschwerlich ist. Hier sieht man auch zum ersten Mal die zwei Hörner des mächtigen Dolomit-Gebirges *Schlern*, das neben dem daran gränzenden *Rosengartl* die Gegend von Botzen so wunderbar verschönert. — Am Ritten über Deutschen liegen die Trümmer der alten Veste *Stein*, von der die merkwürdige Sage geht, dass dort ein Geist zur Tageszeit umher wandle, ganz gegen die gewöhnliche Geisterordnung, welche demselben die Mitternachtstunde zur Promenade anweist. Nachmittags drei Uhr soll nämlich ein schönes Fräulein aus den unterirdischen Gewölben des Schlosses an's Tageslicht kommen und in Thränen aufgelöst die Trümmer anstarren. Weder Gebet, noch Zauber oder Bann konnte bis jetzt diese trauernde Jungfrau erlösen *). Von hier rücken die Thalwände aus einander, der Weinbau dehnt sich aus, und die Ruinen von *Zwingenstein*, so wie die Schlösser *Steineck* und *Karneid* schauen von ihren Höhen hernieder. Jetzt kommt man an das Dorf *Kardaun*, und plötzlich erblickt man wie mit einem Zauberschlage, den weiten Kessel, in dem *Botzen* liegt. Eine herrliche Aussicht! Botzen im Hintergrunde mit seinen schönen gothischen, grün gedeckten Thurme, die Burgen von *Eppan* und die reich angebaute Mittelregion der *Mendel* (Mendola), rechts die Oeffnung in's obere Etschthal, wo am Fusse der hohen *Mutt*, von hier noch nicht gesehen, das freundliche *Meran* sich lagert; die Gebirge vom Sarnthal, der Kalvarienberg bei Botzen, *Sigmundskron*, und wenn man den Blick wendet, Ritten, Schlern und Rosengartl mit ihren seltsamen und mächtigen Formationen, dies sind die Gegenstände, die das entzückte Auge, mit einem Male froh begrüssend, umfasst.

---

*) Das Land Tirol. 2. Bd.

Botzen, italienisch Bolzano, wird mit Recht noch jetzt für die erste Handelsstadt von Tirol gehalten, wenn ihr Handel gleich keinen Schatten mehr von dem bietet, den sie trieb, als Venedigs Macht blühte. Die Stadt liegt auf einer Art von Halbinsel, welche durch das Einströmen des wilden, aus dem Sarnthal kommenden *Talferbachs* in die Eisak gebildet wird und dreiviertel Stunden oberhalb der Vereinigung dieses Flusses mit der Etsch. Botzens Höhe über dem mittelländischen Meer ist 1060 F. Die Vegetation ist hier schon so südlich, wie in der Lombardei, doch ist das, was viele Reisende von der italienischen Bauart Botzens gesagt haben, nicht so eigentlich zu nehmen. Zwar sind die Häuser etwas luftiger als im nördlichen Tirol gebaut, namentlich fällt die sogenannte Lichthaube auf den Dächern auf, durch welche Licht und Luft in das Innere der Häuser gelangt; im Uebrigen ist aber Alles noch so, wie wir es von Innsbruck zu sehen gewohnt waren. — Zur Zeit, als Botzen die Schätze Italiens und der Levante nach Deutschland und dem höheren Norden spedirte, hatte es vier glänzende Messen. Hiedurch erhob sich der Reichthum der Einwohner ungeheuer. Die Edelleute der Nachbarschaft kauften sich in Botzen an, um mit den mächtigen Kaufherren auf gleichem Fuss zu leben, und viele von den letzteren wurden geadelt und wetteiferten mit den ersten Geschlechtern des Landes. Man dachte damals daran, Botzens Reichthum durch starke Thore und Thürme zu schützen. Weder Erdbeben, Pest, noch Kriegsnoth waren im Stande, dem Aufblühen der Stadt hinderlich entgegenzutreten. Allein diese *Zeit* ist nun schon lange vorüber, jetzt sind die Messen fast nur zu gewöhnlichen Jahrmärkten herabgesunken, und Botzen hat nichts mehr aufzuweisen, was an seine frühere Glanzperiode erinnert. Die Kaufleute in Botzen, mit der Welt und ihrem Wandel vertraut, zeigen jedoch guten Ton und heitere Geselligkeit. In neuerer Zeit ist Botzen in Bezug auf Reinlichkeit und Verschönerung durch die thätige Amtsführung des Bürgermeisters, Herrn *Mayrs*, der zur Zeit der letzten Anwesenheit des Kaisers (Sommer 1838) zum kaiserlichen Rath erhoben wurde, sehr gestiegen. — Die schöne *Pfarrkirche* zu Unserer lieben Frau ziert ein gar schmucker Thurm — ein Strassburger Münster en miniature — und ein Werk des Baumeisters *Johann Lutz* von Schussenried. Das Altarblatt ist von einem Venetianer, *Lazzaro Lazzarini*, gemalt. — Unweit von dieser Kirche, nach der Eisak hin, liegt der neue Gottesacker, mit Arkaden eingefasst, der auch den Besuch der Fremden verdient. Ueber dem Eingange liest man die Inschrift: „*Resurrecturis.*" Hier ist besonders herauszuheben: das *Giovanelli'sche Grabmal*, eine schöne Halle, die das Licht von oben erhält; das Denkmal von weissem Marmor ist nach einer Zeichnung von Professor *Schnorr* in Wien ausgeführt. Die Frescomalereien in den Arkaden sind von *Pfenner*, die Stationen gleichfalls al fresco, von *Craffonara* gemalt. — Bei Herrn von *Tschiderer* befindet sich eine schöne Gemäldesammlung; nächstdem hat Herr Ignaz von *Giovanelli*, Herr Kaufmann *Kinsele* und mehre andere Privatleute schätzbare Gemälde von ihren berühmten Landsleuten *Koch*, *Knoller*, *Glantschnig* und einigen Italienern und Niederländern. — Botzen hat eine Bevölkerung von ungefähr 9000 Einwohnern, unter denen sich noch immer viel Wohlstand erhalten hat. Das Klima in Botzen selbst wird im Allgemeinen für nicht sehr zuträglich gehalten, wie mir von mehren Einwohnern selbst erzählt wurde. Dagegen aber bieten die Höhen rings umher treffliche Abhilfe.

Die Weine von Botzen sind grösstentheils wohlschmeckend; der rothe minder herb als der weisse. Der an den Höhen wachsende heisst Leitenwein und ist feurig und stark; der auf der Ebene wachsende wird Bodenwein genannt. Dieser letztere soll nicht so gesund als der Leiten seyn. Die Botzener legen viele Sorgfalt auf die Bereitung ihres Weines, und wenn wir die Erzeugnisse des nahe gelegenen *Terlans* und *Siebeneichens* dazu zählen wollen, so bringt diese Gegend wohl mit die besten Tiroler Weine hervor. — Unter dem Obste nehmen die Pfirsiche den ersten Platz ein, aber auch mit den hier wachsenden Citronen und Pomeranzen wird schon bedeutender Handel getrieben. Die Treibhäuser werden zwar im Winter gedeckt, doch nie geheizt.

Unter den Gasthöfen, wo Fremde vorzugsweise einkehren können, steht die *Kaiserkrone* oben an. Herr Gelb, der Inhaber derselben, ist ein zuvorkommender artiger Mann; die Bedienung ist gut und billig. Nächstdem ist „*der Mondschein*" zu loben, wo gewöhnlich die Eilwagen-Passagiere ihr Absteigquartier nehmen. In dem Hotel der Kaiserkrone macht man an der Wirthstafel leicht Bekanntschaft mit einigen Honoratioren der Stadt; auch ist das Theater und das Casino, wie auch ein gutes Kaffeehaus im Hause. Im Casino findet man mehre politische und belletristische Blätter, und Herr Gelb ist so gefällig, jeden Fremden dort einzuführen.

Zehntes Kapitel.

Ausflüge von Botzen.

Oberbotzen und Ritten. — Runglstein. — Badl. — Gries. — Jenesien. — Sarnthal. — Kastelrutt. — Seiseralpe. — Schlern. — Bad Ratzes. — Gröden. — Kaltern. — Hoheneppan. — Tramin.

Die nächsten und am meisten zu empfehlenden Ausflüge von Botzen sind wohl die nach *Oberbotzen* und dem *Ritten*, wo die gastfreundlichen Bewohner der Stadt in netten und bequemen Häusern ihre *Sommerfrische* (Villeggiatura) halten. Hier oben findet eine ausgebreitete Gastlichkeit im edelsten Sinne statt, es fehlt nicht an heitern Festen mancherlei Art, bei denen gern Jedermann empfangen wird und sich wohl befindet. Von Botzen führen zwei Wege nach *Oberbotzen*. Der erste geht über *St. Oswald* von der Heerstrasse aufwärts, dann geht er über unangebautes Gebirge auf einer gepflasterten, sehr steilen Strasse an der St. Jakobskirche vorbei. Der andere Weg führt über die Wassermauer durch Wald, bequemer, aber in weitem Umwege hinauf. Der steilere Weg erfordert zwei Stunden aufwärts und eine Stunde hinab. Von Botzen auf den *Ritten* ist es weiter. Man steigt zuerst nach *Rentsch*, eine Viertelstunde von Botzen, geht am Plattenhofe vorbei, besucht die Ruine *Zwingenstein*, geht dann über *Unterinn* nach *Siffian*, und gelangt sodann nach *Klobenstein*, einem der besuchtesten Orte des Rittens.

In *Lengmoos* und *Klobenstein* sind die meisten Villen mit schönen Gärten und Rasenplätzen umgeben; auch eine englische Anlage findet man hier oben, die sich eine Anhöhe hinan zieht, von welcher man eine herrliche Aussicht auf die gegenüber liegenden Berge des *Fassathals* hat und so die ganze Kluft der Eisak überschaut, in welcher sich der Kuntersweg hinzieht. Idyllischer noch als die genannten Orte ist jedoch *Kematen*, wo es gewöhnlich sehr lustig herzugehen pflegt. Ganz nachbarlich neben diesen Ortschaften, die nach dem Berge, auf welchem sie liegen, die *„Sommerfrischen auf dem Ritten"* heissen, liegt das eigentliche *Oberbotzen*, das aus drei kleinen Dörfern, *Maria-Schnee*, *St. Magdalena* und *Maria-Himmelfahrt*, besteht, davon ein jedes seine Kirche hat. In der letztern befindet sich ein schönes Hoch-Altarblatt von Christoph *Unterberger*. Die Aussicht vom eigentlichen Ritten ist weiter als die von Oberbotzen, wo das *Gloriett* die schönste bietet, dafür aber hat Oberbotzen reizende Waldpartien. Die Luft ist auf dieser Höhe zwar rein und gesund, aber die Nächte sind kalt. Gewöhnlich ziehen die Botzener in den letzten Tagen des Juni hinauf zu Pferd oder zu Fuss, um in dieser höhern Region der unerträglichen Hitze des Tages zu entgehen und in heiterer Umgebung sich ihre Gesundheit zu wahren. Kinder oder des Bergsteigens ungeübte Personen werden in sogenannten Bändeln hinaufgeschafft. Dieses sind Fuhrwerke, die auf zwei Rädern ruhen und hinten zwei starke Bäume haben, die auf der Erde nachgeschleift werden. Zwar fehlt es nicht an Polstern und Kissen auf einem solchen Fuhrwerke, allein man wird doch tüchtig zerrüttelt und zerstossen, wenn man gleich vollkommen sicher an den tiefsten Abgründen auf dem steilsten Pfade dahinfährt. Da die Botzener, neben ihrer Gastfreundlichkeit, hier oben auch noch gewöhnlich einen grösseren Aufwand machen, indem man nicht wie in der Stadt isolirt steht, sondern ein Jeder es seinem Nachbar gleich thun will, so wird die aufgestellte Behauptung wohl wahr seyn: dass die zwei Monate in der Sommerfrische eben so viel kosten, als die zehn andern Monate in der Stadt. Wenn auch hier oben fast jeder Tag nur dem geselligen Genuss und der Erholung geweiht ist, so kann doch der 15. August, als die Kirchweihe, für den Hauptfesttag gelten. Gäste strömen dann von allen Seiten herbei, am Tage ist grosses Schiessen und Abends festlicher Ball. Weithin schallende Böllersalven verkünden diese Festlichkeit. Als eine Merkwürdigkeit muss angeführt werden, dass hier oben während der übrigen Zeit des Jahres, wo alle und zum Theil kostbare Geräthe in den Häusern zurück bleiben, niemals eingebrochen wird. Der Heimzug aus der Sommerfrische, der Anfangs September stattfindet, geschieht am besten zu Fuss, da der steile Weg hinabwärts zu Pferd und zu Wagen eben so unbequem als gefährlich seyn würde. — Ausser den Gästen der Sommerfrische wohnen auch stets eine Anzahl wohlhabender Landleute hier oben, welche neben dem Ertrage ihrer Ländereien und ihres Viehstandes auch Gewinn von der Sommerfrische selbst ziehen, indem sie den Städtern verschiedene Gegenstände gegen gute Bezahlung liefern. Auch vermiethen sie Pferde und Ochsen und leisten häusliche Dienste. Die Wirthshäuser bieten dem Reisenden wenig Bequemlichkeit und sind nur für die Anforderungen des Landvolkes berechnet. Bei der ausgedehnten Gastfreundschaft der Städter wird das Bedürfniss eines Gasthofes auch völlig entbehrlich gemacht. — Als besondere Sehenswürdigkeit sind hier noch die so viel besprochenen Erdpyramiden von Lengmoos zu erwähnen, die auf den ersten Blick einen wunderbaren Effekt hervorbringen. Die Wildbäche haben diese Pyramiden durch ihr Hervorbrechen aus den Schluchten gebildet; eine jede hat einen grossen Stein auf der Spitze oder einen kleinen Fichtenstamm, der sie vor den Einflüssen der Witterung schützt und vor dem Zusammenstürzen bewahrt.

Nach dieser Erwähnung der eigentlichsten Sommerbelustigung der Botzener, welche jeder Fremde, wenn sich ihm die Gelegenheit darbietet, nicht versäumen sollte, mitzumachen, führe ich noch folgende Ausflüge in der Nähe als empfehlenswerth an. Nach der Veste *Runglstein*, an dem Schlosse *Maretsch* vorüber, eine Stunde von Botzen entfernt. Die Veste liegt am Eingang des Sarnthals, dem Schlosse *Rafenstein*, das von *Jenesien* hernieder ragt, gegenüber. Die Frescomalereien, die noch in diesen Trümmern erhalten sind, sind für Freunde alter Geschichte wie alter Kunst gleich interessant. Man hält dafür, dass ein Besitzer Runglsteins, Konrad Vintler, der zugleich Dichter war, mit diesen merkwürdigen Fresken seine Wohnung habe ausschmücken lassen. Schon Maximilian I. hat für die Restauration dieser Malereien eine Summe ausgegeben, die in seinem Tagebuche vermerkt ist, woraus ihr hohes Alter hervorgeht. Von Runglstein geht man durch's sogenannte Dorf nach Botzen zurück; ringsum erblickt man unter Weinlaub schöne Landhäuser; Oel, Granaten und Myrthen kommen hier schon im Freien fort; indische Feigen und Agaven wuchern wild an den Mauern empor. — In einem angenehmen Wirthshaus, das *Badl*, wohin, ausser einer guten Bade-Anstalt, auch Wein und andere Erfrischungen die Bewohner von Botzen und Meran herbeilocken, wohnt zur Zeit die Wittwe des Majors Joseph Eisenstecken, der einer der bekanntesten Gefährten Hofers war. — Eine Viertelstunde von hier liegt *Gries*. Die Kirche aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, macht einen schönen Eindruck. Die Gemälde darin sind von *Knoller* und er selbst soll sie für seine besten Arbeiten gehalten haben. — Von Gries steigt man nach Jenesien hinauf, wo man einen schönen stolzen Menschenschlag kennen lernt. Die Männer in Jenesien zeichnen sich durch ihre eigenthümliche Tracht von rother Farbe aus; die Mädchen sind im ganzen Lande ihrer Schönheit wegen berühmt. — Hübsche Spaziergänge sind ferner nach der uralten Kirche von *Campill* und nach dem Schloss *Campenn*, wie auch nach dem Bade *St. Isidor*, anderthalb Stunden von Botzen, zu unternehmen. Man hat von hier eine halbe Stunde auf steilem Bergpfade zurückzulegen, um nach *Kollern* zu gelangen, wo man einer trefflichen Aussicht geniesst. — Ein guter Weg führt zur heiligen Grabkapelle, wo sich die schönste Aussicht in's Meraner Thal zeigt, und von dort erreicht man leicht Schloss *Weinegg*.

Von Botzen nordwärts aufsteigend kommt man nach *Sarnthal*, welches sich bis an's *Penserjoch* bei Hafling oberhalb Meran hinzieht. Der Talferbach ergiesst sich von dort her und fliesst unterhalb Botzen in die Etsch. Die Berge sind theils mit Wald bedeckt, doch ist der Anbau fleissig. Freundliche Gebäude, die rothen Porphyrfelsen, die dunkeln Wälder und der mächtig daher brausende Bach gewähren schöne Landschaftsbilder. Man besteigt aus diesem Thale die höchsten Berge dieser Gegend, den Iffinger und das Möltner Joch. Die Luft in Sarnthal ist frisch und gesund. Der Hauptort heisst *Sarnthein* und besitzt in seiner Nähe ein gutes Stahlwasser mit einem Badehaus und artigen Spaziergängen. Man steigt über ein steiles Bergjoch nach *Hafling* und von hier nach Meran hinab.

Wenn man vom Wirthshause „zum *Steg*" sich auf die Höhe begeben will, auf der Kastelrutt mit seiner schönen Kirche thront, so kann man sich eines Bündels, eines Pferdes, oder, wie es sich von selbst versteht, seiner Füsse bedienen. *Kastelrutt* ist ein stattliches Dorf, zunächst von herrlichen Feldern und Alpen umgeben und von einem Halbkreise der imposantesten Berge eingeschlossen. Die

Häuser sind mehr städtisch als ländlich, massiv gebaut und von aussen bemalt. Der Thurm, ein Stolz der Kastelrutter, mit einem herrlichen Geläute, das weithin über die Eisakschlucht hinwegtönt, bietet die herrlichste Aussicht. Dass Kastelrutt früher ein Römer-Kastel war und seinen Namen von Castel rotto herschreibt, leidet wohl keinen Zweifel. Das Wirthshaus in Kastelrutt gewährt eine reinliche und billige Beherbergung, besonders sind Forellen und der trefflichste Rahm sehr zu loben.

Die mächtige *Seiser Alpe*, im Umfange 10 bis 12 St., deren höchster Punkt über 3300 F. hoch ist, mit 600 Gebäuden, Hütten und Viehställen bebaut, liegt zwei Stunden von Kastelrutt entfernt. Die Waldungen an der einen Seite beherbergen im Sommer 5—600 Ochsen und werden der Ochsenwald genannt. Diese Alpe gewährt den Einwohnern von Kastelrutt grosse Vortheile, theils durch die Ochsenmast, theils durch das Heu. Das Abmähen der Alpe wird wie ein Fest betrachtet, Knechte und Mägde sind dabei feiertägig geputzt, und Abends wird gesungen, musicirt und getanzt. Im Anfange des August ist die Mähezeit, und dann ist die Besteigung der Seiser Alpe zu empfehlen, wenn man sie nämlich in ihrem schönsten Glanze sehen will.

Westlich von dieser Alpe ersteigt man in drei Stunden den *Schlern*, dessen Höhe ein grasreiches Plateau bildet. Er ist auch eines jener Dolomitgebirge, welche durch grosse vorweltliche Natur-Revolutionen in die Höhe gehoben worden sind. Seine Wände sind ringsum steil und nur an ein paar Stellen ist seine Ersteigung möglich. Wenn man hier oben ganz heitern Himmel hat, so kann man den *Ortles* sehen, umgeben von seinen riesigen Eisgebirgen, auch den *Monte Baldo* am Gardasee, den *Grossglockner* und die höchsten *Brennerspitzen*. — Von Kastelrutt erreicht man in einem Tage über die Seiser Alpe Campidello im Fassathale (Val di Fassa), wo die Geologen alle Wunder der Gebirgs- und Felsenwelt vereint finden.

Am Fusse des Schlern über das Gebirgsdörfchen *Seis* hinaus, durch den Hauensteiner Wald, in dem die Ruinen der alten, einst von Oswald von Wolkenstein bewohnten Burg *Hauenstein* liegen, im Angesicht der beiden Riesenhörner des Schlern steigt man durch fast unwegsame Wildnisse nach dem einsamen Bade *Ratzes* empor. Der Badewirth schickt auf vorherige Anzeige seiner Besucher sowohl Pferde als Bändel bis „zum Steg" oder nach andern Richtungen entgegen. Die Gebäude liegen auf einem Hügel am Bache *Tschapit* im Thale *Purtschingl*. Man findet hier kleine Zellen zum Schlafen, einen Speisesaal und eine kleine Kapelle, Alles reinlich, aber sehr einfach. Es wird an zwei Tafeln zu verschiedenen Preisen gespeist. Während der Badezeit wohnt ein Priester hier oben, um die Messe zu lesen; der Arzt von Kastelrutt erscheint jede Woche einmal zu Pferde, um die Kranken zu besuchen. Eine Eisen- und eine Schwefelquelle spenden den Besuchern Heil und Gesundheit. Von Mai bis Oktober ist das Bad geöffnet, doch kann es sich leicht zutragen, dass man bei rauher Witterung eingeschneit wird. Das Bad kann auch als Mittelpunkt der Wanderungen nach Kastelrutt, Gröden, Seiseralp, Fassa und Schlern dienen. Wenn die Saison vorüber ist, zieht der Pächter fort in wirthlichere Gegenden und überlässt das einsame, wohlverschlossene Haus, mit Allem, was darin ist, den guten Geistern der Wildniss, und diese bewachen den anvertrauten Schatz so gut, dass, wenn der Pächter im kommenden Sommer zurückkehrt, Alles unversehrt an Ort und Stelle wieder von ihm angetroffen wird. — Die Kleidung in Kastelrutt hat viel Mittelalterliches, und ist an Festtagen reich zu nennen; das Klima auf dieser Höhe sichert den Bewohnern ein langes Alter, und rüstige Achtziger gehören nicht zu den Seltenheiten. — Von dem Dorfe *Seis*, am Fusse des

Schlernkofels, führt ein ebener Weg über Kalkfelsen und Gebirgsschutt durch ausgetrocknete Bachbette nach dem Dorfe *Völs*. Auf einem Hügel gewahrt man die Veste *Aichach*, ihr gegenüber liegt *St. Constantin*. Völs breitet sich mit seinen freundlichen Häusern und ländlichen Schlössern im Schatten seiner Bäume sehr anmuthig aus. gegenüber, jenseits der Eisakschlucht, erblickt man die Landhäuser der Botzener auf dem Ritten. Das Wirthshaus bietet Raum und anständige Herberge; auch finden sich beständig Leute aus den tieferen Gegenden hier oben ein, um eine Sommerfrische zu halten.

Ueber die Seiser Alp geht es den jähen Absturz bei *Puffels* hinunter und dann wieder hinauf nach dem *Grödenthale*. Die Einwohner desselben sind jene Leute, welche die allerliebsten Holzschnitzwaaren für Kinder verfertigen und damit in alle Welt Handel treiben. Sie sprechen eine eigene Sprache, die mit dem Romanischen Aehnlichkeit hat, und nennen ihr Thal in dieser *Gardena*. Die Aussicht, die man von der Höhe bei Puffels über das ganze Thal hat, ist herrlich. Man überblickt die freundlichen Ortschaften *St. Ulrich*, *St. Jakob*, *St. Christina* und *Wolkenstein*, und im Hintergrunde von den hohen Felsen des angränzenden Fassathals umragt, Schloss *Fischburg*. Das Klima ist kalt und rauh, und die Felderträgnisse nicht bedeutend. Ihren Wohlstand verdanken die Einwohner daher ihrer Industrie, jene zierlichen Arbeiten aus dem Holze der Zirbelnusskiefer zu verfertigen, welche sie durch ihre Landsleute an allen bedeutenden Plätzen der alten und neuen Welt verkaufen lassen. Auch im Spitzenklöppeln zeichnen sich die Grödener aus und beziehen mit diesem Fabrikate die nächsten Märkte. Die Grödenerinnen haben ein angebornes Schachertalent. Merkwürdig ist es, dass die Grödener, von Deutschen umgeben und mit Deutschen Handel und Wandel treibend, dennoch unsere Sprache niemals gut erlernen. Ihr merkwürdigster Landsmann ist wohl der Ritter und Minnesänger Oswald von Wolkenstein, der 1365 im Schlosse *Trostburg* in Gröden geboren wurde und grosse Reisen gemacht hat. Wir besitzen von ihm eben so liebliche als merkwürdige Gedichte über dieselben. — Auf mich machte der Besuch dieses Thals einen Eindruck eigener Art, den ich in meinem grösseren Werke über Tirol meinen Lesern zu schildern bemüht war.

Um von Botzen nach dem schön gelegenen *Kaltern* zu gelangen, welches sich an seinem See, von Weinpflanzungen umgeben, schön hinbreitet, führt der Weg zunächst nach dem Schlosse *Siegmundskron*, auf einer bewaldeten Kuppe gelegen; es sind wahrhaft grossartige und malerische Trümmer. Hier gelangt man durch ein Defilé nach *St. Pauls* und nun steigt man durch Weingebirge nach *Hoheneppan*, welches auf einem Hügel unter der Mendelspitze daliegt und die Gegend von Meran nach Salurn beherrscht. Von den Ruinen der Burg Hoheneppan übersieht man 36 Schlösser und unzählige Edelsitze; sie war der Stammsitz der mächtigen Grafen von Eppan. — Die Mittelebene, worauf *St. Pauls* und *St. Michael* liegen, wird vom Volke im Ganzen mit dem Namen *Eppan* oder *Ueberetsch* benannt. Der Wein, der hier wächst, heisst daher Ueberetscher. Die Bewohner dieses Strichs sind heitere, dem Vergnügen ergebene Leute und gastfreundlich dabei. Die Gegend ist herrlich und wie besät mit einer Menge von Schlössern; nach Meran ist keine Stelle in Tirol so reich daran. Die Fruchtbarkeit des Bodens, die schönen Gruppen der herrlichsten Gewächse, die vielen rings umher zerstreuten, zum Theil sehr malerischen Gebäude, die grossartigen Felsenformationen des im Rücken ansteigenden Mendelgebirgs, Alles dies macht den Aufenthalt in diesen Orten sehr anziehend. — Der Markt *Kaltern* (Caldern), am gleichnamigen See gelegen, treibt den bedeutendsten Wein handel in Tirol. Die mit dem Orte zusammenhängenden Dörfer geben demselben, aus der Ferne gesehen, ein sehr stattliches Ansehen. Sowohl hier als auch in Eppan bieten die Calvarienberge angenehme Spaziergänge, von denen man die herrlichste Aussicht geniesst. — Ueber Kaltern nach der Gebirgswand hin liegt das *Mitterdorf* mit dem Schlosse *Kampan*, wo man einen schönen Anblick in das Kalternsche Seethal hat. — Von Kaltern kommt man am rechten Seeufer nach *Tramin*, und dieses mag als der letzte Punkt unseres Abstechers von Botzen betrachtet werden. Hier wächst die seit langer Zeit berühmte Traube, die an den Rhein und überall hin verpflanzt den Namen Traminer führt. Der Boden gehört grösstentheils fremden Weinspekulanten und die Einwohner bearbeiten ihn für deren Rechnung. — Von hier geht es über *Kurtinig* in einer halben Stunde über die Etsch nach dem jenseits liegenden *Salurn*, auf der Poststrasse nach Italien.

Dieser eben beschriebene Weg wird Reisenden mehr Genuss gewähren, als wenn sie auf dem linken Etschufer der Poststrasse nach führen. Ein rüstiger Fussgänger kann das Ganze in einem Tage zurücklegen.

Eilftes Kapitel.

Von Botzen nach Roveredo und Verona.

Fleims und Fassa. — Salurn. — Trient. — Sulz- und Nonsberg. — Rabbi. — Pejo. — Judicarien. — Roveredo. — Gardasee. — Ala. — Volargne. — Verona.

Zwei Stunden unterhalb Botzen kommt man auf der Poststrasse, die in der Thalebene eben hinläuft, nach *Leifers*, in einer ungesunden Gegend, die durch den sogenannten „Leiferer Tod,“ eine Art Wechselfieber, eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Eine Stunde von hier gelangt man nach Branzoll, wo die Post ist. Hier wird die Etsch schiffbar. Die einsam schaurige Felsengegend öffnet sich und man überblickt an den jenseitigen Bergen die lachenden Ortschaften des Kalterer Seegebiets. Ueber Auer kommen wir zur zweiten Post auf dieser Strasse, Neumarkt, italienisch Egna genannt. — Von hier findet die Auffahrt in's *Fleimser Thal* statt, woran sich zugleich der Besuch von *Fassa* anschliesst.

Zuerst erreicht man, wenn man diesen Abstecher machen will, *Kaldief* in Ruinen; dann gelangt man nach dem Dorfe *Montan* mit der Burg *Enn*. Eine halbe Stunde weiter kommt man zum Dorfe *Dolladitz*, dann zum Gipfel des Joche nach *San Lugano*, dem ersten Fleimser Orte. Ueber *Dajano* kommt man dann bald nach dem Hauptorte des Fleimser Thals *Cavalese*, das schön gelegen, gesund und freundlich ist. Der Ort ist wohlhabend und es befinden sich in der heissen Jahreszeit stets Tiroler aus verschiedenen Thälern zur Sommerfrische hier. Die Kirche ist grösstentheils mit schönen Werken von in dem Thale heimischen Malern geschmückt, da es hieran von alten Zeiten her nie mangelte. So stammt z. B. die berühmte Familie Unterberger aus Fleims. Auch in Privathäusern finden sich manche interessante Kunstgegenstände. — Eine halbe Stunde von Cavalese liegen die Schwefelbäder von *Carano*. — Von Cavalese lassen sich von einem wanderlustigen Reisenden noch viele schöne Ausflüge machen. Zuerst nach *Primör*, oder in's *Paneveggiothal*, dann zum *Dolomitgebirge*

Cislon. — *Vigo* heisst der Hauptort von Fassa, welches mit Fleims zusammenhängt und eigentlich das hinterste Ende dieses Thals bildet. Von hier kann man nach Gröden, Enneberg oder Buchenstein über Bergsteige kommen, wenn man schwindelfrei und gut zu Fusse ist. Die Wunder der Dolomitenwelt öffnen sich hier den staunenden Blicken des Wanderers. Fassa ist das eigentliche gelobte Land der Mineralogen. An der Stelle *al Frati* finden sich die grössten Exemplare der sogenannten Mandelsteine, die kugelförmig, hart, in weicher Hülle liegen. Ist diese weiche Hülle zur Hälfte abgesprungen, so sehen diese Steine einem kahlen Mönchskopfe gleich, der die Kapotze zurück geschoben, daher der Name „al Frati." — Auf den Höhen des *Schwarzhorn* und *Jochgrimm* hat man eine Aussicht bis nach dem Ortelee, Monte Baldo und Glockner.

Von Neumarkt geht's an einer alten Kirche, das Klösterle genannt, vorüber, nach *Salurn*. Unfern des Orts ist ein recht schöner Wasserfall bemerkenswerth. Die Pfarrkirche besitzt ein Gemälde von dem Veroneser *Cignaroli*. Das Klima ist sehr heiss und die versumpften Etschufer und Moose erzeugen Krankheiten. Dazu kommt, dass das den Kalkgebirgen entströmte Wasser viel zu kalt ist, wesshalb ich Reisende vor dessen Genuss warne. Von Neumarkt bis Salurn ist der Seidenbau schon Hauptnahrungszweig der Einwohner. Auch die Wohnungen der Leute fangen nun an, die Nähe Italiens zu verkünden; es sind nicht mehr jene heitern weissen Tiroler Häuser mit grünen Läden und bunten Bildern und frommen Sprüchen geziert, wie wir sie bis jetzt überall gesehen haben. Die Mauern sind verfallen, die Fenster zerbrochen und die stets offen klaffende Thür zeigt das eben nicht einladende Innere.

Wer nicht mit dem Eilwagen fährt, kann sich hier schon mit italienischen Lohnkutschern, den bekannten *Vetturinen*, einlassen, bei denen es unerlässlich ist, sich ein Draufgeld von mindestens einem Thaler geben zu lassen, welches man beim Einsitzen dem Vetturin zurückstellen kann. Bis Verona finden die Kontrakte über Verköstigung gewöhnlich nicht statt, da man in Trient und Roveredo noch selbst für seine Zeche zu sorgen pflegt.

Man rechnet in Botzen und bis hieher nach der sogenannten *Abusiv Währung*, wo nach das Zwanzigkreuzerstück fünfundzwanzig Kreuzer gilt, der Kronenthaler zwei Gulden achtundvierzig Kreuzer u. s. w.

Hinter Salurn wird das Thal enger; man befindet sich in „*der Schanze*". Der Porphyr verschwindet und macht dem Kalksteine Platz. Von dem Töllberge bei Meran bis hieher soll einst das Etschthal ein See gewesen seyn. Wäre dies noch der Fall, so hätte Tirol eine Schönheit aufzuweisen, um die es die gepriesene seereiche Schweiz beneiden müsste. Rechts erblickt man nun bald den *Rocchetta-Pass*, der in das Val di Non oder *Nonsberg* führt. Mezzo Lombardo und Mezzo Tedesco *) mit der Veste *Kronmetz* liegen zu beiden Seiten des Eingangs in das Thal. Auffallend ist es, zu sehen wie Deutsch-Metz in freundlichen, hell angestrichenen Häusern sich präsentirt, während Welsch-Metz eine dunkle Masse zusammengedrängter Häuser zeigt, die sich von dem Kalkfelsen fast nicht sondert und schon ganz den Charakter einer italienischen Ortschaft an sich trägt. — Ueber dem Wirthshause zu *Mosetto* an der Chaussee erhebt sich die Veste *Königsberg*. Hierauf erreicht man *St. Michael* (San Michele), in ganz südlicher Natur-Umgebung, und kommt dann nach dem Marktflecken *Lavis* mit Häusern aus festem grauen Stein, vielen offenen Boutiken und einigen Kaffeehäusern. Schon glaubt man in Italien zu seyn. Von hier erreicht man nun bald die grösste und volkreichste Stadt Tirols, *Trient* (Trento), in die man durch die Porta San Martino seinen Einzug hält.

---

*) Welsch- und Deutsch-Metz.

Trient liegt nur noch ungefähr 700 F. über dem mittelländischen Meer, weshalb die umgebenden Alpen wahrhaft riesengross erscheinen. Der Sommer ist hier sehr heiss und der Winter erhebt sich nur selten auf 10 Grade Kälte. Die Stadt soll, als Tarquinius Priscus in Rom regierte, von Etruskern gegründet worden seyn. Von dem Dreizack Neptuns (Tridens), dem hier ein Tempel errichtet war, soll die Stadt den Namen haben. Trient ist wohl gebaut; die meisten Häuser sind gross und aus Stein. Unter den Strassen ist die *Contrada larga* die schönste; unter den fünfzehn Kirchen ist der *Dom*, *Sta. Maria Maggiore* und *St. Peter* besonders zu bemerken. Das Pflaster ist sehr gut, der *Gottesacker* (Campo santo) sehenswerth. *Capelletti's Garten* wird seiner südlichen Vegetation wegen in jedem aus Nordland Herreisenden ein angenehmes Behagen erregen. — Der *Dom* von Trient ist das bedeutendste Gebäude in Tirol. Nur nach dem Domplatze zu ist die äussere Façade ausgebaut. Es sind einige gute Gemälde von *Torre*, *Camerino*, *Orbetto* und *Craffonara*, ferner das Grabmal des venetianischen Feldherrn *Sanseverino* vorhanden. Das Erbauungsjahr dieser Kirche war 1048. — In *Sta. Maria Maggiore* wurde das berühmte Tridentinische Koncilium gehalten. Man sieht hier eine getreue Abbildung davon, welche Porträte zeigen soll. Die Orgel ist ein vorzüglich merkwürdiges Kunstwerk. Die Kirche hat ausserdem noch Gemälde von *Moroni* und *Cignaroli*. — In der *St. Peterskirche* besucht man die Kapelle des kleinen *Simonin* von Trient, den die Juden zu Tode gemartert haben sollen. Man zeigt sowohl die Leiche des heiligen Kindes, als auch die Werkzeuge, womit man ihn gemartert hat. Es ist eine ähnliche Sage wie die vom h. *Andreeli von Rinn*, bei Innsbruck, deren ich an ihrem Orte Erwähnung gethan habe. — Die ehemalige Residenz der Fürstbischöfe, das *Schloss buon Consiglio*, liegt jetzt zum Theil in Ruinen, ist fast ganz aus gelben Marmorquadern gebaut und von grossem Umfange. — Man zählt in Trient nahe an 13,000 Einwohner. — Rings um die Stadt erheben sich nach italienischer Sitte viele, zum Theil sehr schöne und geräumige Villen. — Unter den *Spaziergängen* zähle ich den nach dem Kloster *St. Bernardino* oben an, dann nach dem *Palaste delle Albere*, den sonst die Fürst-Bischöfe im Sommer zu bewohnen pflegten und von hier nach der *Brücke San Lorenzo*. Eine schaurig grossartige Ansicht liefert das nahe Gebirge bei dem *Ponte Alto*, welche vielfältig durch Abbildungen bekannt ist. Wer noch weiter sich versteigen will, mag nach *Caldonazzo* und seinem See wandern. — Von der Höhe des *Dos Trento*, wohin man von der Brücke San Lorenzo gelangen kann, hat man die schönste Uebersicht der Stadt und des ganzen, so schönen Thales. — In Trient sind die besten Wirthshäuser: die *Europa*, in der Contrada longa, und die *Rose* in der Contrada tedesca. Die erstere ist jedoch der letzteren vorzuziehen. — Der gewöhnliche Tischwein ist mit Wasser nicht wohlschmeckend und ungewässert zu dick und stark. — Man spricht hier einen eigenen Dialekt des Italienischen, der mit vielen aus dem Deutschen entlehnten Wörtern durchwebt ist. Im Allgemeinen kann man sich nicht mehr mit der deutschen Sprache verständlich machen, noch weniger aber mit der französischen. In den Gasthäusern spricht gewöhnlich einer von den Kellnern deutsch, und ist dieses nicht der Fall, so ist doch wenigstens der Hausknecht ein Deutscher, irgend ein ehrlicher Deutsch-Tiroler, dem es obliegt, mit den Kutschern und Fuhrleuten zu unterhandeln. Auffallend ist es hier schon, dass man selten den Eigenthümer des Gasthauses zu sehen bekommt, der oft als Koch funktionirt, und seine Gäste der Discretion der Cameriere überlässt. Dies ist, mit Ausnahme der vornehmern Hotels in grösseren Städten, nun fast in jedem Gasthause der Fall. — Trient treibt einen bedeutenden Seidenhandel. Am 26. Juni, am Tage des h. Vigilius, des Schutzpatrons der Stadt, wird ein grosses Volksfest hier gefeiert, welches immer eine Menge von Fremden aus der Nähe und Ferne herbeizieht. Reisenden, die um diese Zeit sich in der Nähe befinden, würde ich anrathen, sich als Zeugen dabei einzustellen, um ein schönes Bild südlichen Lebens, städtischer Eleganz und ländlicher Fröhlichkeit sich zu verschaffen.

Von Trient aus macht man am besten einen Ausflug nach dem Val di Non und Val di Sole. — Südwestlich von der Poststrasse, die von Salurn nach Trient führt, öffnet sich, wie die Leser beim Vorüberfahren bereits bemerkt haben, zwischen den Dörfern Deutsch- und Welsch-Metz der *Rocchetta-Pass*, über den man in das reiche, trefflich angebaute und höchst romantische *Val di Non*, Nons oder *Nonsberg* einzieht, an das sich das *Val di Sol* oder *Sulzberg* anschliesst. Der Rocchetta-Pass bietet eine bequeme fahrbare Strasse, und wird durch die Ruinen des alten Schlosses Visione beschirmt. Diese Ruine mit ihrem Thurm bietet, wenn man aus dem innern Thale die Blicke zurückwendet, stets einen interessanten und malerischen Gesichtspunkt dar. Der Noce durchströmt das Thal, das aus einer Menge grösserer und kleinerer vortrefflich angebauter Hügel besteht, die zum Theil durch schroffe Schluchten von einander getrennt sind, so dass das Ganze mit einem See zu vergleichen ist, aus dem grüne, fruchtbare Inseln hervorragen. Auf jedem dieser Hügel erblickt man Schlösser, Kirchen und blühende Ortschaften. Die Rückseite des Mendelgebirgs, das wir im Etschthal bereits kennen gelernt haben, senkt sich hier gleichsam herablassend zu den Hügeln im Thale und leiht sich, die schroffen Zacken der Höhe ausgenommen, dem reichsten Anbau. Das Pfarrdorf *Denno* winkt uns von seiner Höhe gleich beim Eintritte in's eigentliche Nonsberg, und wir freuen uns dort ein wenig ausruhen zu können. Ueber dem Dorfe liegt das Schloss *Corona* mit weiter Aussicht, und deshalb von den Deutschen „*Lug auf dem Nons*" genannt. Von Denno kommt man nach *Flavon*, dann nach *Terres* am Wildbach *Tresenga*, der aus dem Thale gleichen Namens daher kommt. Auf der andern Seite des Thals kommt man von Denno aus nach *Tuenno*. Man kann von hier die Einsiedelei der heiligen Emerentia besuchen. Als Merkwürdigkeit kann gewiss in dieser Gegend das von *Palladio*, dem grossen Baumeister, erbaute Schloss Nano angeführt werden. Nun gelangt man nach *Cles*, das mit den dazu gehörigen Dörfern das Ansehen einer bedeutenden Stadt hat. In der Gegend werden viele Alterthümer gefunden und es soll hier ein Tempel des Saturn gestanden haben. Die Gegend ist besonders fruchtbar, die Aussicht nach allen Seiten reizend. Von Cles an dem Schlosse gleichen Namens vorbei steigt man nach dem Noce nieder, um nach *Revò* zu gelangen. Die Veste auf der steilen Höhe über dem Strom heisst *Cagnò*. Von hier kommt man in zehn Minuten nach *Revò*. Der Wein dieser Gegend ist der beste im ganzen weinarmen, aber an Getreide reichen Thale, welches der sonnigen Lage des Dorfes zuzuschreiben ist. Viele edle Tiroler Geschlechter wohnen hier auf ihren Schlössern. Oberhalb Revò geniesst man die Aussicht in's Sulz- und Nonsthal zu gleicher Zeit. Nun kommt man nach *Cloz*, *Arz* mit Schlössern der alten Grafen gleichen Namens, dann zieht sich der Weg an dem Berg hinauf nach *Castel Fondo* und *Vigna*, gleichfalls mit Schlössern prangend, und von hier geht es immer steigend nach dem berühmten Wallfahrtsorte: „*Unsere liebe Frau im Wald*" fast auf der Höhe des hohen *Gampen*, wo man dann bald die Gränze der italienischen Zunge erreicht hat. Statt von hier den Weg über den Berg nach Tisens im Etschthal einzuschlagen, wenden wir uns durch den Wald nach *San Felice*, das von Deutschen bewohnt wird, und gelangen nun wieder nach dem ersten italienischen Dorfe auf der andern Seite des Nonsthals, *Tret* genannt, von wo man durch einen weiten Blick nach Cles, Romeno und Fondo überrascht wird, welchen letztern Ort man plötzlich unter sich sieht. *Fondo* hat schöne Gebäude und wird seiner schönen hohen Lage wegen häufig als Sommerfrische benützt. Von hier führt ein Weg über die Mendel in's Etschthal nach *Kaltern*. Auf der Landstrasse, die erst kürzlich vollendet wurde und die wahrhaft grossartig angelegt ist, kommt man nun über *Sarnonico*, *Cavareno*, *Romeno*, *Dambel*, *Malgol*, Tavon, Schloss Thun, Dos und *Vigo* zur Rocchetta zurück, die uns wieder nach Salurn auf der Hauptstrasse nach Italien geleitet. — Es war unmöglich, den Reichthum dieses Thals an Ortschaften, Dörfern und Schlössern auch nur dem Namen nach hier anzugeben. Der Anblick von den meisten hochgelegenen Punkten ist wahrhaft entzückend und die Orte kaum zu zählen. — Cles gegenüber öffnet sich das *Thal des h. Romedius*, dessen berühmte Einsiedelei von jedem Reisenden in diese Gegend besucht zu werden verdient. Sie besteht aus fünf über einander gebauten Kapellen, welche grosse Schätze in sich schliessen. Nach sechs Uhr Abends werden Fremde nicht mehr eingelassen aus Furcht vor Ueberfall. Ebenso kann man nur als Bekannter oder gut Empfohlener im dortigen Wirthshause übernachten. Ein sehr angenehmer Spaziergang führt von Cles zur Kapelle *San Chiator* hinauf und von hier geht es steil hinunter in das *Val di Sol*, dessen Hauptort *Malè* heisst. Ein schöner Markt, von städtischem Aussehen. Von hier wird das Val di Sol immer einsamer und ernster. Den Hintergrund füllen Gletscher. Man nähert sich den Quellen des Noce. Im Winter fällt hier viel Schnee und die Fruchtbarkeit ist gering. Der Sulzberg ist überhaupt bei weitem rauher als der Nonsberg. Seitwärts, ehe man nach Malè kommt, öffnet sich das Thal von *Rabbi*, wo das berühmteste Bad Tirols mit einem kräftigen Sauerbrunnen liegt. Man findet hier vier Wirthshäuser, von denen das „*al Fonte*“ genannt, das empfehlenswertheste ist. Der Rabbi-Brunnen schäumt wie Champagner und hat einen prickelnden angenehmen Geschmack, doch soll er etwas erhitzen. Ich trank ihn mit grossem Behagen, besonders wenn ich an Magenbeschwerden litt, die nicht selten der saure Landwein erzeugt. — Aus dem Hintergrund des Thals führt ein einsam-schauriger Felspfad nach dem Bade *Pejo*, der nicht ohne Gefahr betreten wird. Das Sauerwasser von Pejo ist stärker noch als der Rabbibrunnen. Unter den vier Gasthäusern dieses Badeortes ist der *Palazzo* der vorzüglichste. Tisch und Wohnung kosten hier fünf Zwanziger den Tag. Südlich von Pejo erhebt sich der *Dreiherrnspitz* (*Corno de' tre Signori*). Ueber einen Sattel dieses Berges kann man in's Veltlin gelangen.

Noch einen Abstecher in ein interessantes Thal, das man von Trient aus besuchen kann, will ich hier erwähnen; dies ist *Judicarien*, ital. *le Giudicarie* genannt. Der Hauptort *Stenico*, das Schloss *Madruzz*, der *Toblinersee*, das Castell *Spine*, bilden hier eben so interessante als malerische Punkte. Die Einwohner dieses Thals haben den h. Bischof Vigilius von Trient, im Jahr 405 im Thal Rendena gesteinigt. Durch dieses Rendenathal kann man in's Val di Sol gelangen.

Aus Trient's südlichem Thore von Santa Croce zieht sich jetzt die Chaussee durch das *Lägerthal* (Val Lagarina) Roveredo zu. Die Etsch nähert sich bald der Strasse, bald entfernt sie sich von ihr. Man kommt nach *Matarello* am Eingange des Val Sorta. Die

Gegend ist ein natürlicher Garten voll der schönsten Dörfer und Villen, hin und wieder erblickt man Schlösser auf den Höhen und überall eine üppige Vegetation. Die Felsen, welche das Thal begränzen, sind grösstentheils schroff und kahl. Das Dorf *Calliano* zeichnet sich nicht zu seinem Vortheile aus. Das Schloss *Beseno* erblickt man auf hohem Felsen und von nun an geht es eben fort nach Roveredo über *Volano* und *Castel Corno*.

Roveredo, auf deutsch noch hin und wieder *Rovereith* genannt, liegt am linken Etschufer, von hohen Gebirgen umgeben. Bekanntlich treibt die Stadt einen bedeutenden Seidenhandel, der ihr grossen Wohlstand verschafft hat. Die Vorstadt *San Tomaso* und der *Corso nuovo* enthalten ausgezeichnet schöne Gebäude. Hier findet man schon die Plätze mit Bildsäulen und Brunnen geziert, die als Kunstwerke die Aufmerksamkeit des Reisenden wohl verdienen. In den Kirchen besieht man einige gute Gemälde von *Brusasorci*, *Unterberger* und *Baroni*. An der Ostseite der Stadt liegt das alte Schloss *Castel Just* genannt. — Die Einwohner von Roveredo sind grösstentheils gebildete gastfreie Leute und schon durch ihren Handel nicht so abgeschlossen einseitig als die Bewohner anderer Provinzialstädte. Obgleich hier italienische Sprache und Literatur von den Gebildeten sehr geschätzt wird, so ist doch auch das Deutsche nicht geschmäht und vernachlässigt, und im Ganzen findet sich ein deutsches Element in der ganzen Bildung unverkennbar vor. Roveredo hat übrigens noch den Ruf, die schönsten Frauen zu besitzen, wie denn ein jeder, der Abends hier auf dem Corso wandelt, sich bald von der Gründlichkeit dieses Rufs überzeugen kann. Nimmt man nun zu dem Allem, dass die Reisenden höflich und gastfrei behandelt werden, die Gegend wunderschön und zu zahlreichen Ausflügen einladend, der Gasthof „zum Rössl" (il Cavalletto) vortrefflich und der zur „Corona" auch nicht zu verachten ist, so wird man leicht einsehen, dass ein Aufenthalt in Roveredo mit grossem Genusse verbunden ist.

Als Ausflüge bezeichne ich das heitere *Val lunga*, das besonders im Herbste zur Zeit des beliebten Vogelfangs vielfältig besucht wird; dann die Einsiedelei *Sanct Columban*; *Isera*, wo die Krone aller Tiroler Weine wächst. Es ist ein edler, heilsamer und sehr milder Wein von dunkelrother Farbe, auf dessen Bereitung grosse Sorge verwendet wird. Das Wichtigste jedoch, was kein Reisender zu thun unterlassen sollte, ist eine Fahrt zum *Gardasee*. Man nimmt in Roveredo Post oder Vetturin und erreicht zuerst *Mori*, an den Ufern des Cameraso gelegen. Die Gegend ist fortwährend ein lachender Garten südlicher Art, wo in wilder, lieblicher Unordnung die Fruchtbäume, Bäume, Gesträuche, neben einander emporschiessen, und Alles vom üppigsten Weinlaub umschlungen und verbunden wird. So nähert man sich dem Dorfe *Loppio*, an dem malerischen kleinen See gleichen Namens, wo plötzlich Alles einen ernstern Charakter annimmt. Der schöne Palast des Grafen von Castelbarco und die erst 1820 gutgebaute Kirche des Dorfes, machen einen sehr angenehmen Eindruck. So wie man den Loppiosee im Rücken hat, wird das Gebirge steiler, kahle Felsen breiten sich in mächtigen Geschieben an beiden Seiten der Strasse aus. Man überschreitet die Glieder des *Monte Baldo*, die er weit ausstreckt, zwischen dem Etsch- und dem Sarcathale. In ernster Stimmung erreicht man so den höchsten Punkt der Strasse, und wird hier von einem Anblick hingerissen, der eben des auffallenden Kontrastes wegen den mächtigsten Eindruck um so sicherer hervorbringt. Plötzlich erblickt man nämlich den ganzen weiten Spiegel des Gardasees vor sich, an dessen äusserstem Ende sich die weissen Linien von Desenzano abzeichnen. Eine Fernsicht, wie sie kein anderer der gepriesenen oberitalienischen Seen wohl bietet, und die wirklich einen Vorgeschmack von den reizenden Wundern der südlichen Küsten des Mittelmeeres gibt.

Jäh führt der Abhang nach dem ziemlich belebten Hafenorte Torbole hinunter, von wo die Strasse, hart am Ufer des Sees, durch die reichen Oelpflanzungen, welche sich nach *Arco* am Gebirge hinziehen, auf *Riva* führt. Hier wird dem Reisenden wohlmeinend gerathen, im guten Gasthofe zur „*Sonne*" ein Zimmer mit der Aussicht auf den See in Beschlag zu nehmen*), um einige Tage an diesem angenehmen Orte zu verweilen, die man mit Spazierfahrten zu Lande und zu Wasser, Erkletterung der Höhen ringsumher, ja wohl gar mit Ersteigung des Monte Baldo, oder mit Spaziergängen nach Arco und zum Ponalfall, auf die mannichfachste Weise sehr genussreich hinbringen kann. An Pferden und Maulthieren, so wie an guten Kähnen und kundigen Schiffern und Führern ist kein Mangel. — *Riva* ist ein Städtchen von beinahe 3000 Einwohnern, und nicht übel gebaut. Die zwei Wildbäche, die hier vorbeiströmen, sind der Torrente Albola und der Varone. Ueber den Häusern ragt das alte Schloss Rocca empor, das jetzt nur Gefängnisse enthält. Früher war es manchmal die Residenz der Bischöfe von Trient. — Die *Pfarrkirche* ist von guter Bauart, eben so die achteckige *Marienkirche*, ausserhalb der Stadt. Ein Cicerone bot sich an mich in ein Haus zu führen, woselbst ein ächter Raphael aufbewahrt wird, allein wohl mit Recht misstrauisch dankte ich ihm verbindlich, und nahm an, als ob ich das Bild gesehen hätte. — Seide, Oel und Südfrüchte liefern den Einwohnern ihren Haupterwerb. Mancher Gartenbesitzer erhält eine Ernte von 50 bis 70,000 Citronen und Orangen, von denen das Hundert, beim Ankauf im Grossen, mit 3 bis 4 Zwanziger bezahlt wird. — Noch ist zu erwähnen, dass die berühmten Lachsforellen von 20 bis 25 Pfunden, Trutte, besonders in Riva frisch und gut zu haben sind, da sie da, wo die Sarca in den See fällt, zwischen Riva und Torbole gefangen werden. — Die Sarca verändert beim Austritte aus dem See ihren Namen und heisst dann Mincio. — Das naheliegende Arco, im Schutze grosser Felsenwände gelegen, welche den Nordwind abhalten, geniesst eines herrlichen Klimas, das die Einwohner hohe Jahre erreichen lässt. Leute von 90 Jahren und rüstig dabei sollen häufig seyn. Brustkranken ist der Aufenthalt in Arco besonders zu empfehlen. — Sowohl auf einer Fischerbarke, als auch auf dem Dampfschiffe „*Benaco*", kann man die Fahrt, um die Ufer des Sees kennen zu lernen, unternehmen. Dieses Dampfschiff fährt regelmässig einmal nach Lazise, um Reisende nach Verona, ein andermal nach Desenzano, um sie nach Brescia zu bringen. — Das nördliche Gestade hat eine grossartige Einfassung von grösstentheils starren Felsen. Zuerst erblicken wir am östlichen Ufer *Malcesine*, mit einem alten Schlosse, einem Wartthurm und einem Zollamte. Das Inselchen wird *Tremelone* genannt, dann folgen *Brenzone*, *Castelletto* und *Torri*. Der Seespiegel wird weiter und seine Ufer zeigen hier schon entschieden die üppige Vegetation des Südens, die früher noch die starren Felsenfüsse, die sich bis an den See hinausreckten, unmöglich machten. Das Vorgebirge *San Vigilio*, dem wir uns nun nähern, bildet einen bequemen und geräumigen Hafen. Vor uns liegt das Oertchen *Garda*, dann folgen *Bardolino* und *Lazise*, mit 2000 Einwohnern, ein ansehnliches Städtchen. Hier verlassen uns die Passagiere, welche nach Verona wollen. So kommen wir denn endlich nach der Festung Peschiera, wo wir die Berge schon hinter uns haben und beim Aussteigen die Fläche

---

*) Sollte hier kein solches Zimmer mehr zu haben seyn, so können auch die zwei Thürme und der grosse *Hirsch* als gut bezeichnet werden.

die Lombardei zum ersten Mal betreten. Der See zeigt hier wirklich einen grossen, meerartigen Charakter. — Viel schöner und genussreicher als diese Aussicht ist jedoch die auf das westliche Ufer. Zuerst begrüssen wir hier, vom Riva kommend, den prächtigen *Ponalfall*, mit seinem darüber schwebenden Regenbogen. Der Ponal entspringt im Val Giovo und durchströmt das Val di Ledro, ehe er sich in den Gardasee stürzt. Einige Hütten stehen hier in malerischer Einsamkeit. Weiter hin sehen wir das von Limonen und Citronengärten umblühte *Limone*, an einer schönen Bucht gelegen. Die schroffen Felsen des Ufers treten dann wieder bis dicht an den See hin und hindern jeden Landungsversuch. So erreichen wir *Gargnano*, wo das Gestade bald freundlicher wird. Die Felsen verschwinden und anmuthige, bebaute Hügel kränzen die fruchtbare Landschaft. *Toscolano*, ein thätiger, betriebsamer Ort und darüber hinaus die mit Villen und Palästen geschmückten Orte *Bogliaco* und *Villa* erscheinen im Vorüberziehen; dann schwimmen wir an *Maderno*, *Fasano*, *Gardona* hin, und erreichen endlich das grosse Dorf *Salò* mit [illegible] Einwohnern, von wo zwei Strassen zu Lande nach Brescia und Desenzano führen. Die Lage Salò's ist unbeschreiblich reizend, in einem Walde von Lorbeern und Orangen, an einer weiten Bucht. Wem es nicht vergönnt ist, eine weitere Reise nach Hesperien zu unternehmen, wird hier schon einen köstlichen Vorgenuss haben und sich glücklich preisen, dieses Land, diesen Himmel kennen zu lernen. Oestlich erblickt man die Halbinsel *Sermione* (Sirmio), einst durch Catull's Villa berühmt; westlich, in der Nähe der Bucht von Salò, liegt die Insel *dei Frati*, auch *Polo* genannt, mit hübschen Häusern und Gärten besetzt. Den Beschluss dieser reizenden Fahrt macht der stattliche Flecken *Desenzano* mit [illegible] Einwohnern, theils hart am Ufer, theils auf Hügeln erbaut. Von hier geht es nach kurzem Verweilen nach *Brescia*, oder *Peschiera*, je nachdem man *Mailand* oder *Venedig* zum vorläufigen Reiseziel bestimmt hat.

Von Roveredo geht aber die Chaussee auf *Ala*. Ehe man dahin gelangt, kommt man in die Gegend der grossen Bergstürze, welche von dem kleinen Dorfe *San Marco*, unter dem Namen der Slavini di San Marco berühmt sind. Ungeheure Felsentrümmer bedecken hier das ganze Thal. Man berechnet den Raum, den diese Verwüstung einnimmt, auf vier italienische Meilen. Um das Ganze zu übersehen, muss man zur Höhe des Gebirges emporklettern, welches beschwerlich und selbst nicht ohne Gefahr ist. Der Bergsturz soll sich im Jahr 883 ereignet haben. Dante erwähnt dieses merkwürdigen Trümmerhaufens in seinem unsterblichen Gedichte. Von hier kommt man nach *Serravalle* mit den Ruinen einer gleichnamigen Burg, dann gelangt man nach einem kleinen Orte, Santa Margarita, und von hier nach Ala, dem letzten tirolischen Städtchen, einstmals reich und berühmt wegen seiner Seidenwebereien, jetzt nur unbedeutend. Die Häuser tragen zum Theil noch das Gepräge ehemaligen Reichthums. Die Post ist ein mittelmässiger Gasthof; gewöhnlich macht der Reisende hier keinen Aufenthalt, sondern eilt, von heftigem innern Verlangen getrieben, Italien zu.

Von Ala erreicht man bald *Volargne* und sieht sich von den glatten Felswänden der Veroneser Klause (Chiusa di Volargne) eingeengt; die Etsch und die Strasse, mehr Raum ist nicht da. Kaum hat man die Klause hinter sich, so verschwinden die letzten grünen Vorberge Tirols und man rollt erwartungsvoll auf der trefflichsten Strasse durch herrlich angebaute Ebenen nach Verona. Der erste Anblick der Lombardie lässt einiger Wehmuth Raum, es ist als ob man Heimweh nach den schönen Bergen empfände

Anhang zum eilften Kapitel.

Von Trient durch's Val Sugana nach Venedig.

Sette Communi. — Val Tesino.

Von Trient biegt südöstlich eine Strasse durch das romantische und fruchtbare Val Sugana, die in kürzerer Zeit nach Venedig führt, mit Umgehung der Städte Verona, Vicenza, Padua. Man kann mit einem Vetturin in einem langen Sommertage, wenn man früh aufbricht, allenfalls von Trient bis Bassano gelangen, sonst braucht man fast anderthalb Tage hiezu. Von Trient geht es durch das Thor dell' Aquila gleich bergan nach *Cognola* in schöner Lage von Villen umgeben. Von hier kommt man nach *Civezzano*, einem Dorfe an der Fersina, und dann geht es eben fort nach *Pergine*. Die herrlichste Vegetation entfaltet sich immer mehr und mehr. Oben grüne Eichen, Kastanien und Nussbäume; unten durchziehen Maulbeerpflanzungen die Ebene, an denen sich Weinlaub in Festons hinanzieht, und Mais und Getraide die Felder decken. Pergine ist gut gebaut und dabei reinlich. Südöstlich vom Orte erhebt sich das Schloss Pergine, deutsch *Persen* genannt. Von der Höhe des Schlossthurms ist eine lohnende Aussicht. Vom Schlosse kann man den schönen See von *Caldonazzo* besuchen, der anderthalb Stunden lang und eine Viertelstunde breit ist. — Die Poststrasse führt von Pergine, von Bergen eingeengt, nach *Levico* mässig steil hinan. Unten sieht man den See von Levico sich ausbreiten. Der Ort ist ziemlich ansehnlich, aber der Gasthof ist schlecht. Die Gegend ist interessant. Schloss Selva ragt über dem Markte aus uralter Zeit hervor. Man kommt von hier nach *Masi di Novaledo*, dann an dem Pfarrdorf *Roncegno* vorbei nach *Borgo*, der Hauptstadt des Thales, welches zum Unterschiede von andern gewöhnlich Borgo di Val Sugana genannt wird. Die Aussicht zwischen Roncegno und Borgo ist die schönste im ganzen Thale, und trägt ganz den Charakter einer italienischen Gebirgslandschaft. Borgo selbst, der Hauptort des Thales, zählt 3000 Einw. Der Gasthof ist auch hier nicht mit den nöthigen Bequemlichkeiten für Reisende versehen, weil diese Strasse nur selten eingeschlagen wird. Wer, ein Freund der schönen Natur, die Bequemlichkeit nicht gar zu hoch anschlägt, mag immerhin ein paar Tage im Posthause zu Borgo verweilen, wo ihm die Umgebungen des Orts viel interessante Ausflüge gestatten werden. Der höchste Berg in Südtirol, la Cima d'Asta, ist auch von hier aus mit guten Führern zu besteigen. — Von Borgo aus kann man den Abstecher nach den sogenannten „*sieben Gemeinden*“ (sette Communi) machen, welche in den hohen Gebirgen zerstreut liegen, die sich an den Gränzen von Italien hinziehen. Rings von Italienern umgeben, sprechen die Einwohner ein Deutsch, welches mit dem Plattdeutschen einige Verwandtschaft zeigt, und kennen, wenn sie ihr Thal nicht verlassen haben, das Italienische gar nicht. Obgleich die südlichsten Tiroler, haben sie in ihrem hohen Gebirge den längsten Winter, der im September anfängt und im Mai erst endet. — Von Borgo gelangt man ferner nach Castel nuovo, wo das Thal weiter wird. Links von der Heerstrasse liegt das Schloss Ivano mit einem Dorfe. Die Gegend wird schauerlicher und die Felsen rücken allmählig zu einem Engpass zusammen. Wir kommen nach *Ospedaletto* und hierauf nach *Grigno*, dem letzten Tiroler Dorfe. Von Grigno kann man das Val Tesino besuchen, welches drei Orte: Pieve, Castello und Cinta enthält. Die Einwohner treiben seit der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts einen bedeutenden Hausir- und Kunsthandel. Die französische Revolution that diesem Erwerbszweige grossen Eintrag, allein die in den bedeutendsten Städten Europa's bereits von Tesinern begründeten Kunsthandlungen bestanden fort. Von Tezze kommt man nach *Primolano*, dem ersten venetianischen Orte. Die Ruinen, die man hier sieht, waren einst das Schloss de la Scala, welches die Scaliger von Verona gebaut haben sollen. Hat man Primolano verlassen, so wird der Engpass immer schmäler, und man erreicht die ehemalige Gränzfestung Covelo. Wer diese Festung betreten wollte, musste sich an einem Strick hinaufwinden lassen. Eine halbe Stunde unter der Festung endet das Val Sugana und die Gegend wird überaus lachend und heiter. Bald hat man Bassano erreicht, dessen Lage zu den malerischsten gezählt werden kann. Die Post vor dem Thore bietet eine anständige Unterkunft, wo sich auch übernachten lässt. Von Bassano führt der Weg nach Treviso mit vortrefflichen Gasthöfen, und von hier eine breite, ganz ebene Strasse, von beiden Seiten mit zerstreuten Gärten und Villen eingefasst, nach Mestre, wo uns Gondeln und die Lagunen erwarten, um uns nach dem zauberhaften Venedig zu bringen, das wir jedoch auf einem andern Wege zu erreichen gedenken. Auffallend ist der Contrast, den das Treiben in Mestre auf denjenigen macht, der einige Wochen in den stillen und grossartigen Alpenregionen verweilte. Alle Produkte des Meeres sieht man hier zum lebendigen Markt plötzlich aufgehäuft. Eine Schaar von müssigen Tagedieben, die auf die Bedürfnisse der Reisenden speculiren, sieht man zu kleinen Dienstleistungen erwachen, an deren Erfüllung man kaum gedacht hat, da sie nicht wie Bedürfnisse erscheinen; Gondoliere drängen sich um uns, ihre Fahrzeuge anpreisend; der Gasthof mit seinen weiten Räumen zeigt schon einige Grossartigkeit bei dem fühlbaren Mangel wohlthuender Bequemlichkeit. Der Fremde staunt dies Alles eine Weile an, lässt sich die guten Fische und vor Allem die frischen Austern schmecken, die hier jedoch mit grosser Vorsicht zu geniessen sind, und besteigt dann die Gondel, die ihn nach der Wunderstadt hinübertragen soll, die ihm wie ein abgerissenes Stück des Orients fast mährchenhaft aus den grauen Wellen des adriatischen Meers entgegen glänzt.

Zweite Abtheilung.

Von Innsbruck durch den Pass von Finstermünz.

Erstes Kapitel.

Ober-Innthal und Vintschgau.

Ober Innthal. — Markt Imst. — Landeck. — Arlberg. — Finstermünz. — Nauders. — Engaddin — Mals. — Orteles. — Glurns. — Strasse über das Wormserjoch. — Bormio. — Veltlin.

Der Weg, der von Innsbruck durch's Ober-Innthal nach der Schweiz über den *Arlberg* führt, ist einer der interessantesten, und wenn gleich der Eilwagen diesen Weg über Telfs und Miming zurücklegt, so ist es doch viel angenehmer, am rechten Innufer zu reisen. Man muss von Zirl die sogenannte *Salzstrasse* einschlagen, welche zunächst zum Dorfe *Inzing* führt, von wo man in das Selrainthal einbiegen kann. Hier ist ein sehr gutes Wirthshaus, wo man, wenn man gegen Abend Innsbruck verlässt, übernachtet. Die Aussicht nach der hohen Munda und der Gegend von Telfs ist entzückend. Von hier wird die Gegend einsamer, die Höhen ernster und steiler, die Fernsichten verschwinden. So kommen wir nach *Stamms*, einer Abtei, deren Gebäude uns freundlich entgegen leuchten. Es verdankt seine Stiftung dem Tode des unglücklichen Konradin von Schwaben und wurde von seiner Mutter Elisabeth, der Wittwe Konrad IV. und Gemahlin Mainhardt II. Grafen von Tirol, im Schmerze über das Unglück ihres Sohnes gestiftet. Die fromme Elisabeth ruht in der Kapelle. Um das Stift reihen sich schöne Bäume, Wirthschaftsgebäude und Alleen. Die Gemächer und Säle sind grösstentheils prachtvoll und enthalten manchen Kunstschatz und sehenswerthe Sammlungen. In der Fürstengruft sind viele merkwürdige und schöne Denkmäler; die Kirche ist mit Freskogemälden verziert, welche der Maler *Wolker* in dem Zeitraum von 50 Jahren vollendet hat. Die heilige Bluthkapelle, reich ausgeschmückt, ist sehenswerth. In ihr wird etwas Erde gezeigt, die mit dem Blute Jesu befeuchtet ist, welche die heilige Magdalene mit nach Frankreich gebracht haben soll. — Hinter dem Stifte zieht sich das *Stammser Thal*, zwischen Selrain und Ötzthal, in einer Länge von 3 bis 4 Stunden hin. Von hier kommt man auf die *Stammser Alpe*, wo ein schönes Wohnhaus für die Ordensbrüder befindlich ist. *Ochsengarten*, zwei Stunden von hier, 5000 F. über dem Meer, bietet einen angenehmen Ausflug für Liebhaber der Gebirgswelt, und wird von den Innsbruckern häufig besucht. Von dieser Alpe kann man in 4 bis 5 Stunden *St. Sigmund* in Sellrain erreichen. — Wenn wir von Stamms unsern Weg nach dem Arlberg fortsetzen, so ziehen wir über eine reiche Ebene nach *Silz*. Jenseits des Inn erblicken wir das Dorf *Mötz* und dazwischen das Schloss *Klamm*. Der Weg ist eben und die Landschaft lieblich. Silz selbst liegt an beiden Seiten der Strasse; die Grafen von Wolkenstein haben hier eine schöne Villa und die Kirche ist von fruchtreichen Gärten umgeben. *Von hier aus wird das Ötzthal am leichtesten besucht.* — Hinter Silz führt der Weg durch einen Wald. Das Schloss *Petersberg* schwebt auf seiner Höhe von uralten Linden beschattet. Von Petersberg zeigt die Gegend überall die Spur grosser Natur-Revolutionen, welche als Vorspiele der grossartigen Schauer des Ötzthals betrachtet werden können. Bei *Brunnen* erblickt man Ötz im gleichnamigen Thale, an dessen Mündung wir vorüber ziehen, um über *Sautens* und *Karres* nach *Imst* zu gelangen. Dieser Markt, über den sich nackte Felsen erheben, vom *Malchbache* durchströmt, steht durch die Poststrasse mit Nasserreit in Verbindung. Schon im achten Jahrhundert geschieht seiner Erwähnung. Berühmt war Imst früher durch seinen Handel mit Kanarienvögeln. Man zog sie in eigenen Zimmern, neben denen sich dunkle Kammern zum Brüten befanden. Die Händler zogen nach Norddeutschland, Russland und England, bis nach der Türkei und Ägypten. Durch diesen ausgebreiteten Verkehr sammelten viele Leute im Orte grosses Vermögen. In England erhielt man fünf Schillinge für einen Kanarienvogel, und soll 1600 Vögel alljährlich in diesem Lande allein verkauft haben. Jetzt ist diese Erwerbsquelle versiegt. Im Jahr 1822 brannte Imst ab, das nunmehr wie die meisten Orte in ähnlichen Fällen schöner aus seiner Asche emporgestiegen ist. Das Schloss Imst am südlichen Ende des Orts bietet einen schönen Gesichtspunkt. Man hat hier eigenthümliche Volksspiele, wie die grossen Maskenaufzüge unter dem Namen des *Schemenlaufens* und des *Eierklaubens* am Pfingstmontage. Das Scheibenschlagen in den Fasten besteht darin, dass glühende Holzscheiben in die Luft geworfen werden, wobei alles Tadelnswerthe im Orte unverhohlen mit Namen in Knittelreimen feierlich abgelesen wird. Wenn Niemand im Dorfe während eines Jahrs geheirathet hat, so findet am Faschingsdienstag das Blochziehen statt, wobei ein buntgeschmückter Bock possenhaft durch den Ort geführt wird.

Von Imst führt die Strasse beschwerlich, bei schlechter Jahreszeit sogar nicht ohne Gefahr, zu den Ufern des Inn hinab, der hier zwischen starren Felsen eingeengt ist, welche einen erhabenen Anblick gewähren. Nur selten erfreut Grün das Auge. Über die Kalkwände brechen Wasserfälle in's Thal herunter. Bei *Schönwies* und *Zams* erblickt man anmuthigen Anbau; das Schloss *Kronburg* dräut kühn von hoher Felsenspitze. So kommt man nach *Mils*, *Rosall*. Schloss Kronburg ist in ¾ St. zu ersteigen. Auf halbem Wege findet man eine Kapelle mit wunderthätigem Muttergottesbilde, und ein ziemlich gutes Wirthshaus. Von Zams bis Landeck fängt die Gegend an heiterer zu werden. Die *Zamser Brücke* war oftmals der Schauplatz wilder Kämpfe. Bei dem Weiler *Lötz* ist ein merkwürdiger Wasserfall, der seines grossartigen Effects wegen gesehen zu werden verdient. Das Dorf Zams selbst, in einer der fruchtbarsten Gegenden des Oberinnthals, ist nur noch eine Stunde von Landeck entfernt. Die Gegend bleibt sich immer gleich, und endlich liegt Landeck theils am Ufer des Inn, theils auf den Bergen umher höchst malerisch da. Unter dem Schlosse Landeck liegt die gothische Pfarrkirche. Die Häuser des Orts sind reinlich und verrathen Wohlstand. Nächst dem Schlosse Landeck erhöht noch Schloss *Schrofenstein* den Reiz der Landschaft. Man berechnet den Speditions-Verkehr zwischen Deutschland und Italien über Landeck auf 100,000 Centner. Aus Italien kommen Colonial-Waaren, Baumwolle, Farbehölzer, Öl und Seide. Dorthin gehen baumwollene Stoffe, Käse, Leder und Stahlwaaren. Seit dem Jahr 1832 geht vom Handlungshause Ganzoni und Comp. in Mailand zweimal wöchentlich eine Eilfuhre nach Frankfurt a. M., London, Hamburg und Lübeck über die Wormser Jochstrasse; sie liefert die Seide in 4½ Tagen nach Landeck, in 9 nach Nürnberg, in 13 nach Frankfurt, in 18 nach London, in 16 nach Leipzig, in 20 nach Berlin, in 24 nach Lübeck. Seit 1835 ist eine ähnliche Eilfuhre über den Splügen eingerichtet, welche die Seide in 14 Tagen nach London liefert. Hiedurch hat Landeck bedeutend verloren. Auch die Arbeiten an der Strasse über den Arlberg bringt den Einwohnern dieser Gegend viel Verdienst. Man rechnet 6000—9000 Gulden jährlich, ohne die ausserordentlichen Ausbesserungen im Winter. Im Jahre 1834 sollen die Eisbrecher und Schneeschaufler vom Landgerichte 8500 Gulden ausbezahlt erhalten haben *). An guten Wirthshäusern fehlt es nicht. Ich war auf der *Post* sehr zufrieden; indessen werden auch der *Jäger* und *Urich* gerühmt.

Von Landeck kommt man in's *Stanzer Thal*, das sich bis an den Arlberg erstreckt, von schönen Bergen eingefasst gegen Norden vom Brandjoche, der Passeyr Spitze, dem Kaiserjoche und der Hirschbleisse in malerischen Formen grossartig überragt. Nach Süden gegen *Patznaun* hin sind die Höhen sanfter und mit Wald bedeckt. Gleich am Eingange des Thals, eine Stunde von Landeck, liegt der kleine Ort *Stanz*. Ueber *Grens* und *Gurnau* gelangen wir nach *Pians*, wo wir am Eingange des Patznaunthals das Schloss *Wiesberg* erblicken. Von dem Mittelgebirge leuchten Dörfer und Weiler nieder. Zwei Stunden von Landeck liegt *Strengen* am angebauten *Valsberge*. Nun geht es am linken Ufer der Rosana, die uns schon lange als Begleiter diente, nach der Poststation *Flirs* oder *Flirsch*. Auf der Post wird man gut beherbergt. Eine halbe Stunde von hier liegt das kleine Dörfchen *Schnann*, wo wir einer der grössten Naturmerkwürdigkeiten Tirols begegnen. Dies ist die sogenannte *Schnanner Klamm*, das Thor, welches in das *Schnannthal* führt, eine enge Spalte in einer colossalen Felswand, die sich in mannigfachen Krümmungen durch das Gestein durchwindet. Diese Schlucht ist so enge, dass man mit ausgestreckten Armen beide Felswände erreicht. Oben neigen die Felsen ihre Häupter so zusammen, dass nur wenig Licht hineinfällt. Die Kluft führt in ein rauhes Alpenthal. — Fünfthalb Stunden von Landeck kommt man nach dem Dorfe *Petnen*, welches sehr den Erdfällen oder Murren ausgesetzt ist *). Hier blickt man in das Thal *Malfuen*, in dessen Hintergrunde Gletschertrümmer emporragen. Hinter Petnen beginnt *Nasserain*, auf den Höhen an der Strasse liegend. St. Antoni, zu Nasserain gehörig, liegt hart am Fusse des Arlberges. Hier ist die letzte Tiroler Poststation, denn drüben beginnen die sogenannten Vorarlbergischen Herrschaften. Über dem Orte liegt das Schloss *Arlen*, welches dem Berge den Namen gegeben hat. Von hier geht es am *Arlberger Bache* mächtig hinan. Der höchste Punkt dieser Strasse ist 6200 F. über dem Meere. Im Winter, der hier schon frühe in der letzten Hälfte des Octobers zu beginnen pflegt, ist der Weg sehr beschwerlich und nicht ohne Gefahr. Wenn die Lawinen den Reisenden auch nicht erreichen, so können doch solche Schneefälle plötzlich eintreffen, dass man von allen Seiten abgeschnitten wird, und weder vor- noch rückwärts kann. Wenn nun auch zahllose Hände gleich bereit sind, eine neue Bahn zu brechen, so kann es doch geschehen, dass man einen Aufenthalt von 7 bis 10 Stunden, allem Ungestüm der Witterung preisgegeben, auszustehen hat. Auf dem Berge ist ausser dem Wirthshause, der Kirche St. Christoph und der Wohnung des Kaplans nichts zu finden. Diese Kirche wurde von einem armen Findling im 14. Jahrhundert im frommen Sinne gestiftet. In den Urkunden nennt sich dieser Ehrenmann selbst Heinrich Findelkind. Nachdem er zehn Jahre im Stanser Thale gedient, und sich fünfzehn Gulden erspart hatte, durchreiste er fast ganz Europa, um Almosen zu seinem Zwecke zu sammeln. Dieser war, eine Kirche und ein Hospiz zu gründen, um Reisende über den Berg zu geleiten und den Armen unentgeldlich, den Bemittelten gegen mässige Entschädigung Herberge und Labung zu spenden. Diesen Verein nannte man die St. Christophsbrüderschaft vom Arlberg und er zählte im Jahr 1414 Herzoge, Bischöffe und Äbte, regierende Grafen, Herren und Ritter, und im Ganzen über 500 Mitglieder. Unter Kaiser Joseph wurde der Verein aufgehoben, dafür aber liess dieser Kaiser statt des ehemaligen Saumpfades eine Strasse über den Arlberg anlegen, die jedoch noch sehr viel zu wünschen übrig liess und erst im Jahre 1824 die jetzige Gestaltung erhielt. — Der erste vorarlbergische Ort heisst *Stuben*.

---

*) Das Land Tirol. Innsbruck 1837.

*) Schichten, die sich von schroffen Bergwänden ablösen und herunterrutschen.

Wer jedoch von Innsbruck durch das Oberinnthal nach Italien will, schlägt statt der Strasse nach dem Arlberg von Landeck die südliche Richtung nach dem Passe von Finstermünz ein, um durch das Vintschgau Meran zu erreichen, und lernt so dasjenige kennen, was Tirol bei oberflächlichem Besuche an erhabensten Schönheiten dem Reisenden darbietet. Hinter Landeck beginnt schon das enge Défilé. Zuerst erblickt man das Pfarrdorf Fliess mit einer Menge von Weilern und einzelnen Häusern umgeben. Der „alte Zoll" liegt mit einem Wirthshause hart an der Strasse, die übrigen weit zerstreut, zum Theil tief im Gebirge versteckt. Vom „alten Zoll" nimmt der Engpass einen rauheren, ernsteren Charakter an; der Inn braust wild hindurch. So geht es fort bis zur *Pontlazbrücke*, wo die Tiroler manchen blutigen Strauss in ihren Kriegen gegen fremde Eindringlinge zu bestehen hatten. Unweit von hier sind die Bäder *Ladis* und *Obladis*. — Die Landstrasse geht auf *Prutz*, wo ein in Tirol sehr bekannter Sauerbrunnen hart an der Strasse hervorquillt. Prutz ist ein schönes Dorf. Die Veste Landeck bildet von hier einen malerischen Prospect. Von Prutz kommt man nach *Ried* durch eine pittoreske Gebirgsgegend. *Tösens* und viele andere Ortschaften und Kirchen thronen weit umher auf den Felsen. Den schönsten Anblick geniesst man bei einem Standbilde des heiligen Johann von Nepomuk. In Ried ist die Poststation zwischen Landeck und *Pfunds*. Mitten im Thal erblickt man das Schloss *Sigmundsried* auf einem Hügel. Über zertrümmertes Gestein hinter Ried gelangt man nach Tösens, das sich malerisch dem Auge darbietet, stets von einer Menge von Dörfern und Häusern auf den Höhen umringt. Hinter Tösens überschreitet die Strasse den Inn und führt an's linke Ufer zum Weiler *Schöneck*. Wahrlich eine schöne Ecke, wo ich jeden Reisenden eingeladen haben will, die Blicke rückwärts zu kehren, um die durchzogenen schönen Parthien des Oberinnthals noch einmal in sich aufzunehmen. Von Schöneck gelangt man über die Weiler *Lafairsch* und *Birkach* nach Pfunds, welches in der Tiefe des Thales an beiden Seiten des Inns sich ausbreitet. Das Wirthshaus zum Thurm, das Perktold'sche Wirthshaus sind die besuchtesten. In neun Stunden kann man von Pfunds die Spitze des Kaiserjochs erreichen, von wo man das Panorama des ganzen Oberinnthals bis zum Solstein bei Zirl und drüben gen Süden die Eisgebirge von *Trafui* und *Sulden* erblickt. Hier von Pfunds bis *Finstermünz* fängt der eigentliche sogenannte Pass von Finstermünz an. Von beiden Seiten kahle, riesenhohe Felsenwände; wenig Fichten und Tannen; am Wege und darüber einzelne Häuser zerstreut; Bäche mit seltsamen Namen, wie der *Gurpetschelbach*, der *Tschengelserbach*, brechen aus kleinen Felsspalten hervor und bilden, wenn sie gerade wasserreich sind, schöne Fälle. Der Pass wird immer enger; so erreicht man *Schalkl* in tiefer Schlucht, am *Schalklbach*, der sich über colossale Felsentrümmer Bahn bricht. Man streift hart an der Gränze Graubündens, wo man schon romanische Laute hört und das Deutsche nicht allgemein mehr verstanden wird. In dem hier mündenden Thale Samnaun findet man schon die Namen: *Chiampatsch*, *Laret*, *il Plaun*, *Raratschias*, *Chiamplun*, welches Weiler in diesem Thale sind. — Von Schalkl gelangt man nach Finstermünz.

Man überschreitet wieder den Inn, der hier wild in seinem tiefen Bette dahin donnert, auf einer bedeckten Brücke, an welcher einige malerische Gebäude sich anmuthig lagern. Die Scenerie wird in ihrer Grossartigkeit ihren Eindruck nicht verfehlen, besonders wenn man von dieser Seite in den Pass gelangt und nun jäh aufsteigend *Nauders* erreicht, das in einer zwar rauhen, aber dennoch wohl bepflanzten Gebirgsebene daliegt. Nauders ist ein schönes Dorf mit 1500 Einwohnern und liegt mehr als 4000 F. über dem mittelländischen Meere. Hier übersieht man zuerst die Hochebene des Vintschgaus und die *Malser Haide*, an deren Horizont der majestätische Orteles und seine Gletscher sich erheben. Warme Tage sind hier, selbst im hohen Sommer, sehr selten, während der eigentliche Winter acht volle Monate währt. Von hier geht über einen mässigen Hügel der Weg in das schweizerische Thal Engaddin neben der alten Veste *Naudersberg* vorüber, die wohl erhalten und jetzt der Sitz des Landgerichts ist. *Nauders* bietet auf der Post sehr freundliche und gute Unterkunft. Die herrlichen Forellen mögen nicht ungekostet bleiben. Bei einem Abstecher nach Engaddin ist das Wirthshaus im hübschen *Martinsbruck* sehr zu empfehlen. — Von Nauders fährt man auf der Hochebene weiter nach *Reschen*, an einem grünen See gelegen, aus dem sich ein Bächlein ergiesst, winzig und schmal, das später zur mächtigen *Etsch* anschwillt. Eine halbe Stunde von Reschen kommt man nach *Graun*, ebenfalls nicht weit von einem See und am Eingange des *Langtauferthals* gelegen. Bei Graun vorüber sieht man den *Mittersee* und gleich darauf das Pfarrdorf *Heid* am *Heider* oder *Weissensee* gelegen. Die Seen dieses Distrikts sind sämmtlich sehr fischreich, besonders der letztere. Ueber die sogenannte hohe Brücke kommt man nun zur *Malser Heide*, wo uns zuerst *Burgeis* begrüsst. Die Berge in dieser Gegend senden ihren Bewohnern oft Lawinen herunter, und auch der breiten Ebene drohen gewaltige Schneegestöber und kosten in der rauhen Jahreszeit manchem Wanderer das Leben. Auf einer vorspringenden Höhe des Mittelgebirgs erblicken wir die bedeutenden Gebäude des Benedictiner-Stiftes *Marienberg*, in dessen Kirche einige gute Gemälde von Tiroler Künstlern zu sehen sind. Eine halbe Stunde von Burgeis erreicht man endlich den schönen Marktflecken *Mals*, der bereits 1000 F. niedriger als Nauders liegt. Hier wird man mit Vergnügen auf der Post sein Nachtquartier nehmen. Das arme Mals brannte zum Theil im Jahr 1836 ab. Einen schönen Anblick der Gegend hat man auf einer Höhe unweit vom Posthause; eben so zeigt sich das Panorama des Orteles von der hintern Gallerie jenes Gasthofs, besonders bei Sonnenaufgang sehr schön. Der Wirth zur Post war bei meiner Anwesenheit in Mals ein sehr unterrichteter Mann, der über die

Besteigung der Ortelesspitze, die von hier aus mehrmals unternommen wurde, sehr interessante Dinge zu berichten wusste*). Er war mit von den ersten, welche mit der Post über die Strasse des Wormser Jochs nach Bormio fuhren, und schilderte mir auf heitere Weise das Aufsehen, welches das Knallen der Peitsche und das Blasen der Postillons bei jenen Leuten erregte, die in ihrer wilden Abgeschiedenheit noch niemals unsere Posteinrichtung kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatten.

Glurns liegt seitwärts von der Hauptstrasse in einer Höhe von nur noch 2820 F. über der Meeresfläche. Die schönen, dicht zusammengedrängten Häuser, die starken Mauern, die das Städtchen umgeben, und die freundlichen Gärten rings umher bieten einen reizenden Anblick, der in dem starren, rauhen Vintschgau doppelt erfreulich auffällt. Von hier beginnt die Regulirung der Etsch. Man hat nämlich dem wilden, in mannichfachen Windungen einherströmenden Gewässer ein gerades, gut gemauertes Bett angewiesen, und somit nicht nur Land gewonnen, sondern auch das Thal gesünder gemacht. An Glurns vorüber, das man nicht berührt, erreicht man *Tartsch*. Hier wird am 15. Juni ein interessanter Markt gehalten, bei welchem man das Landvolk des Vintschgau's, Engaddins und Veltlins kennen lernen kann. Links am Wege erblickt man in einiger Entfernung das Schloss *Churburg*, den Sommersitz der Grafen Trapp, wo man den kühnen Bergsteiger Joseph Pichler kennen lernen konnte, der zu dreien Malen die Spitze des Orteles bestiegen hat und noch im hohen Alter als Jäger in Diensten des Grafen Trapp stand. Dass man auf dieser ganzen Tour bei klarem Himmel stets die Ortelesspitze vor Augen hat, erhöht nicht wenig den Reiz dieser Reise. Eine Stunde weiter befindet man sich am Fusse der Churburg, am Eingange des *Matschthales*, und eilt an den Dörfern *Schluderns*, *Agums* und *Spondinig* vorüber nach *Eyrs*. Hier wird gewöhnlich Halt gemacht und im guten Posthause ein wenig ausgeruht. Die quer durch's Thal hinlaufende Strasse bringt nach dem Dorfe *Prad* am Eingange des Trafoierthals und ist der Anfang jenes herrlichen Kunstweges, der über das Wormser Joch nach Italien leitet. Da dieser eine eben so nahe als interessante Verbindung mit der Lombardei bildet und wohl die meisten Reisenden dahin diesen Weg einschlagen, so will ich ihn hier näher angeben.

---

*) Die Höhe der Ortelesspitze ist nach den richtigsten Messungen (1830) 12.062 P. F. (das Land Tirol, Innsbruck, bei Wagner.) Das erste Mal bestieg sie ein Jäger des Grafen Trapp, Joseph Pichler, gemeinhin *Josele* genannt, im Jahr 1804. Er begann seine Wanderung um zwei Uhr Morgens und kam Abends neun Uhr wieder in Mals an. Als Führer begleitete er hierauf im Jahr 1805 drei Mal den Herrn Gebhard, worauf 21 Jahre die Lust vergangen zu seyn schien, den Tiroler Gebirgsriesen zu besteigen. 1826 versuchte es Herr Schebelka aus Wien unter ungünstigen Umständen, und im Jahr 1834 besuchte die Spitze Herr Professor Thurwieser, als ich mich gerade in der Nähe befand. Man übernachtet am besten in Trofoi. Den ersten Tag von hier aus, geht man neun Stunden bis zur sogenannten Wand, wo man sich von den Führern auf dem Gletscher eine Hütte aufschlagen lässt, um zu übernachten. Am zweiten Tage steigt man zum Gipfel und kehrt wieder zur Hütte zurück, wozu zwölf Stunden erforderlich sind; am dritten Tage endlich erreicht man in sieben Stunden Trofoi. Die Kosten sind ungefähr 150 Gulden; doch kann ein starker Bergsteiger auch mit weniger zurecht kommen. Die Führer besorgen sowohl Lebensmittel, als das Nöthige an Werkzeugen.

Reise nach Bormio über das Joch.

Von Spondinig führt der Weg quer durch das Vintschgau nach Prad, am Eingange des engen Thales, in dem die Strasse sich nach dem berühmten *Stilfser* Joche empor hebt. Bald befindet man sich zwischen hohen Bergen und hat zur Seite den schäumenden Suldenbach, dem man seine Herkunft von den Gletschern an der trüben, aschgrauen Farbe sogleich ansieht. Die Strasse steigt so allmählig, dass man es kaum gewahr wird. An *Stilfs*, einem ärmlichen, hoch über dem Wege liegenden Dörfchen, vorüber kommt man nach *Gommagoi*, wo der Trafoibach sich in den Suldenbach ergiesst. Von hier soll man in drei Stunden die beschwerliche Tour nach Sulden zurücklegen können, welches am Fusse des mächtigen Suldenerferners liegt und von 150 Menschen bewohnt wird, die wie Einsiedler in dieser schaurigen Wildniss leben. — Von Gommagoi erreicht man die erste Poststation der Strasse, Trafoi, nur von 50 Menschen bewohnt. Dem Posthause gegenüber erblickt man den prachtvollen *Trafoigletscher* und den riesigen *Madatsch*. Nun erhebt sich die Strasse in unendlichen Windungen nach *Franzenshöhe*; dort verschwindet die Vegetation und man sieht sich plötzlich von Schnee und Eis umgeben; tief unten im schwindelnden Abgrunde erblickt man noch die ärmlichen Hütten von Trafoi. Die Spitze des Orteles ragt hier immer höher empor und die Gletscher sinken immer tiefer hinab. Von Franzenshöhe erhebt sich die Felswand des Jochs fast senkrecht, und es war ein kühner Gedanke, hier diese hängende Strasse anzubringen, die trotz Lawinen und anderer zerstörenden Einflüsse die Reisenden ohne Gefahr hinüber führt. Diese Strasse bietet zur Sommerszeit durchaus keine Gefahr und wird auf Jeden, der sie befährt, einen unbeschreiblich grossartigen Eindruck machen. Auf dem Joche steht das Post- und Mauthhaus Santa Maria in einer Höhe von nahe 9000 F. Dann fährt man eine Zeitlang über ein ziemlich ebenes Schneefeld, welches sich in's *Brauliothal*, an den malerischen Quellen der Adda nach Bormio, zu deutsch Worms, hinuntersenkt. Ehe man das Städtchen selbst erreicht, kommt man an den seitwärts liegenden berühmten warmen Bädern vorüber. Seit 1834 ist hier ein neues Hotel zum Empfange von Gästen eingerichtet worden. Obgleich man sich hier schon in Italien befindet, so ist es der hohen Lage wegen noch rauh und kalt; bald jedoch erreicht man nun sanftere Gegenden. Von Bormio geht der Weg durch das Veltlin. Zuerst kommt man nach *Bolladore* und über *Tirano* nach *Sondrio*, wo man in der Post gut übernachtet. Sondrio ist der Hauptort des ganzen Veltlins und besitzt eine schöne Kathedrale mit interessanten Gemälden von dem hier geborenen Maler Peter Legario, und ausserdem ein neues, hübsches Theater. Von hier über *Morbegno* nach *Colico*. Bei Morbegno befindet sich der Berg *Legnone*, der eine herrliche Aussicht bietet; auch ist die Kirche sehenswerth. Die Orte, die man nun passirt, heissen *Cosio* und *Delebio*. In Colico hat man das Ende des Veltlins erreicht. Ueber Varenna, Lecco, Carsaniga und Monza kommt man nun nach Mailand. Man hat auf dem letzten Theil dieser Reise die Schönheiten des Comersees in Augenschein zu nehmen, deren ich später an geeignetem Orte umständlicher Erwähnung thun werde.

Zweites Kapitel.

Von Eyrs nach Meran.

Das untere Vintschgau. Meran. Schloss und Dorf Tirol. Ausflüge nach den Schlössern um Meran.

Die Dörfer, die man von Eyrs aus im Gebirge erblickt, sind *Tanas* und *Tschengls* mit der alten *Tschenglsburg*. Unter diesem Tschengls liegt ein Bad, *Schgums* genannt, wo man in den Sommermonaten immer zahlreiche Gesellschaft findet, die ebensowohl die erprobte Wirksamkeit des Schwefel- und salzhaltigen Brunnens als die überaus wohlfeile Bewirthung hierherzieht. Man kann vom Bade aus auf dem Etschdamme nach *Laas* und *Schlanders* kommen, wenn man diesen Abstecher machen will und den Wagen vorausfahren lässt. Auch in diesem Bade sind stets Gelegenheiten bereit, die Gäste nach Franzenshöhe und Santa Maria, auf dem Wormser Joche, der Gränzmark Italiens und Deutschlands, hinzubringen. — Der berühmte weisse Marmor des Vintschgaus, der in neuerer Zeit mit dem carrarischen wetteifert und zu verschiedenen Denkmälern und Kunstwerken verbraucht wird, bricht unfern des Dorfes *Göflan*, das von Laas aus leicht zu erreichen ist. — Bei Schlanders, das sich mit seiner Veste *Schlandersberg* stattlich präsentirt, wird die Vegetation plötzlich südlicher und man merkt, dass man das hoch liegende, von riesigen Bergen ganz eingeschlossene Vintschgau bald verlassen wird. Doch haben die Felsen noch immer ihren starren Charakter, der besonders auffällt, wenn man aus dem Etschthal von dieser Seite in's Vintschgau tritt. — Am linken Ufer der Etsch liegt das Dorf *Goldrain*, sonst der Stammsitz der Edlen von Goldrain, die wir noch jetzt in *Meran* und *Partschins* wiederfinden. Ueber Goldrain sieht man Schloss *Annenberg*, und diesem gegenüber am Eingange in's *Martellthal*, das durch anfänglich grüne Alpen zu ewig winterlichen Wildnissen geleitet, die Ruinen von *Untermontan* und *Obermontan* mit noch wohnlichen Gemächern. Hier hauste das Geschlecht der Grafen von Mohr, deren einer, Graf Maximilian von Mohr, ein berühmter Geschichtsforscher war. Ich glaube diese Anmerkung nicht uninteressant, weil diese Grafen Schiller die Namen zu seinem berühmten Trauerspiele herleihen mussten. Es ist oft merkwürdig, welche Quellen grossen Dichtern bei ihren Erfindungen dienen; wie leicht ist nicht ein Name zu erfinden und warum wählte Schiller gerade diesen? — Nun erreicht man *Laatsch*, die letzte Poststation vor Meran, wo gleichfalls Schlosstrümmer der ehemaligen Burg Laatsch zu sehen sind. Von hier reiht sich um Meran her und an den beiden Seiten des Etschthals hin ein Kranz von Burgen und Bergschlössern, theils in Trümmer gesunken, theils noch im wohnlichen Zustande. In Laatsch wird zuerst jenes harte Fladenbrod gebacken, das dem Schiffszwieback ähnlich sieht und an dem sich die Tiroler so gern die Zähne ausbeissen, das aber für den Fremden durchaus unschmackhaft ist. Zum Glücke findet man neben dieser Liebhaberei der Einwohner auch noch gewöhnliche Wecken, wie man sie im übrigen Deutschland sieht. Das der Frau Gräfin von Hendl in Meran zugehörige

Schloss *Castelbell*, das noch vor wenigen Jahren so herrlich in's Thal herunter leuchtete, hat jetzt eine Feuersbrunst zerstört. An den Ortschaften Castelbell, *Marein* und *Galsaun* vorüber kommt man, viele Burgen rechts und links auf den Höhen freudig begrüssend, deren Namen hier zu nennen ziemlich unersprieslich wäre, nach *Naturns*. Ueber dem Dorfe erhebt sich das Schloss gleichen Namens. Von Naturns gelangt man nach *Rabland*, von wo man links das liebliche *Partschins* erblickt mit seinem Wasserfalle. Drüben an der Etsch, an deren Ufer sich eine freundliche Allee hinzieht, liegt das *Egartsbad*, in der Gegend, wie die meisten Bäder in Tirol, nur das Badl genannt, welches ein angenehmer Spazierort für das Meraner Publikum ist. Hier befindet man sich nun auf jenem ziemlich steilen Abhang, den die Etsch in wildem Sturze zurücklegt und eine Kette malerischer Wasserfälle bildet, die *Töll* genannt, und hat, wie mit einem Zauberschlage, das reizende Gemälde des südlichen Etschthals vor sich. Durch das Dorf *Algund*, wo die Reben über die Chaussee gezogen werden, und man durch eine fortlaufende Weinlaube dahin fährt, rollt man dem lieblichen Meran zu, das in neuerer Zeit durch einen von mehren Seiten gegebenen Impuls seiner schönen Lage und gesunden Luft wegen weit verbreitete Berühmtheit mit Recht erlangt hat.

Meran liegt ungefähr 1200 F. über der Meeresfläche, an 600 F. tiefer als Innsbruck, aber 90 F. höher als Botzen. Die *Passer* rauscht an der Stadt vorüber und fällt eine Stunde davon in die Etsch. Ehemals war dieses kleine Städtchen der Hauptort des ganzen Landes und in dem über ihm gelegenen Schlosse Tirol, welches dem Lande den Namen gab, residirten bis zur Margarethe Maultasch seine Fürsten. Noch jetzt wird Meran von dem umwohnenden Landvolk nur die Stadt geheissen, und die Gegend das Mutterländchen oder das Landl. Jetzt ist von dieser früheren Bedeutung jede Spur verwischt und es hat sich erst in neuester Zeit Meran wieder in anderer Beziehung, nämlich als Sommeraufenthalt für Leidende zu heben begonnen. Die Natur um Meran ist trotz aller Veränderungen stets dieselbe geblieben, herrlich und grossartig, dabei mild und gemüthlich. Am Fusse des *Küchelberges* ziehen sich die wenigen Strassen des Orts neben hin; auf der Höhe in seinem Rücken liegt das Dorf Tirol mit den Trümmern der *Brunnenburg*, und darüber hinweg ragt das alte Stammschloss in malerischer Unregelmässigkeit. Die hohe Mutt mit ihren Zacken und Spitzen bietet den herrlichsten Hintergrund zu diesem Gemälde. Eben diese Felsenwand hält den Nordwind von dem gesegneten Thale ab, der es jetzt nur dann und wann mit gebrochener Kraft aus Passeyr oder Vintschgau berühren kann. Das Panorama von Meran, von der Stadt selbst überschaut, zeigt ringsum imposante Formationen des Hochgebirges, darunter auf schön belaubten Mittelgebirgen Burgen und Schlösser, dann liebliche Dörfer von Wein umgeben und endlich die Ebene in üppigster Fruchtbarkeit von Mais und Getraide und von Obstbaumalleen durchzogen. Hinter sich die Mutt, hat man rechts die Oeffnung des Vintschgaus mit der malerischen Töll und den Dörfern *Gratsch*, Algund und Partschins, dann die Berge von *Marling* mit dem weissblinkenden Schlosse Lebenberg, die Dörfer Ober-, Mittel- und Unter-Lana und so fort, über Brandeis hinweg bis dahin, wo die Mendel ihre Wand steil in das Thal senkt, und der Thurm von Hoheneppan sich malerisch am Horizonte zeichnet. Links öffnet sich zunächst Passeyr, an dessen Eingang die Burgen Schenna und Zenoberg thronen, dann Obermais, an Schlössern reich, Winkel-Rubein, Rametz, Labers, Fragsburg, Katzenstein, Layen, und über allen in schwindelnder Höhe das Kirchlein „Catharina in der Scharten", bei Hafling von der hohen Ifinger-

Spitz überragt, dem höchsten Berge der Gegend. Wo diese dunkel bewaldete, mit Schlössern gekrönte Bergwand sich abgränzt, schieben sich in violettem Duft die röthlichen Felsen auf der Strasse von Botzen nach Trient vor das Auge, und bilden nebst dem südlichen Himmel den passendsten Hintergrund für eine der schönsten und reichsten Landschaften, die ich kenne. Diese Gegend muss nun auch dem hier verweilenden Fremden den meisten Genuss bieten, da die Stadt nur wenig in dieser Beziehung zu leisten im Stande ist. Die Häuser in der Hauptstrasse sind von altfränkischer Bauart und haben im Erdgeschoss Arcaden, wie in den meisten Städten Tirols und Oberitaliens. Eine mit der Stadt zusammenhängende Vorstadt, *Steinach* genannt, hat einige bessere Häuser, in freierer Lage und mit Gärten umgeben aufzuweisen, besonders ist hier das Mammingsche Haus zu erwähnen, das in schönen Verhältnissen dasteht. Dieses Geschlecht der jetzigen Grafen von Mamming soll von Memminger Kaufleuten abstammen *), die hier viel Geld verdienten und dann zu Freiherrn und Grafen erhoben, grosse Besitzthümer erlangten, die jedoch in diesem Augenblick wieder grösstentheils in andere Hände übergegangen sind. An der Passer ist eine Mauer hingezogen, die zunächst die Stadt vor Ueberschwemmungen schützen soll, aber auch zu Spaziergängen gebraucht wird, die besonders in angenehmer Abendluft hier regelmässig stattfinden. Die Pfarrkirche mit einem hohen Thurm besitzt drei Gemälde von Knoller, die Himmelfahrt Mariä, das Abendmahl und die Geburt Christi. Die Spitalkirche hat Glasgemälde. — Das dem Fürsten von Thurn und Taxis gehörige Kelleramt, welches ihm für die in Baiern abgenommenen Posten zu Theil wurde, hat einige historische Merkwürdigkeiten. So zum Beispiel die Kapelle, in welcher Margarethe Maultasch mit Ludwig dem Brandenburger getraut worden ist. In der Sakristei sieht man Bilder, die von dem ältesten Tiroler Maler, Meister Christophorus von Meran, gemalt worden sind. — Die Einwohner von Meran sind artige zuvorkommende Leute. — Was die Stadt an öffentlichen Einrichtungen aufweisen kann, wird den Fremden gern mitgetheilt; einige Privatleute besitzen interessante Sammlungen, die sie ebenfalls jedem Fremden öffnen.

Wenn man das Schloss Tirol besuchen will, so steigt man beim Pulverthurm den Küchelberg bis zum Schloss Zenoburg hinan, wo man sich einer schönen Aussicht in den Anfang des Passeyrthals und nach Schenna und Obermais erfreut. Zenoburg ist jetzt eine malerische Ruine, nur ein Thurm ist noch bewohnbar, dessen Portal uralt ist und eine besondere Aufmerksamkeit verdient.

Unter den reichen Rebpflanzungen, die den besten dortigen Landwein, den Küchelberger liefern, steigt man mitunter etwas steil zum Dorfe Tirol empor. Hier oben hat man nun wieder eine neue reiche Aussicht. Passeyr breitet sich vor den Blicken bis zum Jauffen aus, der den Uebergang nach Sterzing vermittelt. Schenna auf seiner Höhe, von Getraidefeldern umgeben, wohnlich und heiter, Auer ihm gegenüber, einsam am Eingange des Spronzerthales, darüber hinaus die Orte Kuens und Rifian. Ausserdem fliegen die Blicke über Etschthal und Vintschgau hinweg; die Aussicht ist so reich, dass sie erst nach mehrmaligem Genusse ganz umfasst werden kann. — Das Dorf Tirol hat 900 Einwohner. Diese wohnen nicht nur im Dorfe, sondern auch in einzelnen Höfen, die an den Abhängen der Mutt zerstreut liegen. Ueber diese hinweg steigt man zur Muttspitze, die ein guter Fussgänger in vier Stunden erreichen kann. Hier oben hat man eine weite Aussicht von den Bergen des Pusterthals bis zur majestätischen Ortelesspitze, und über das Vintschgau hinweg nach der öden Fernerwelt des Oetzthals. — Das Wirthshaus im Dorfe Tirol ist sehr reinlich gehalten und besonders billig, daher es seiner schönen Lage und der gesunden Luft wegen sehr anzurühmen ist. Hinter dem Dorfe geht man an den Trümmern der Brunnenburg vorbei und steigt dann durch einen im Felsen gesprengten Gang, das Knappenloch genannt, nach dem Schlosse Tirol hinauf. Auch hier sieht man Erdpyramiden, wie man sie auch bei Lengmoos auf dem Ritten findet, welche durch Regengüsse ausgespült und von dem darauf liegenden Stein geschützt in dieser Gestalt stehen geblieben sind. — Das Schloss Tirol besteht aus drei Theilen. Von dem ältesten rückwärts nach der Mutt gelegenen, sieht man nur noch die Trümmer; dann der östliche, in dem sich noch einige kleine Wohnungen erhalten haben, und endlich der südliche, dessen Façade dem Etschthal zugekehrt ist, in welchem der jetzige kaiserliche Schlosshauptmann, Namens Hofer, ein naher Verwandter des Andreas, seine Wohnung hat. In der uralten Kapelle sieht man ein merkwürdiges Portal von weissem Marmor, über dessen Figuren viele Auslegungen stattfinden, die jedoch grösstentheils im Widerspruche zu einander stehen. Dass dieses Schloss eine Römerveste war, unterliegt keinem Zweifel. Es hiess damals Teriolis. Vom Schlosse hinab geht es steil nach dem Dorfe Gratsch. Wer es bequemer haben will, macht den Umweg über St. Peter. Die Aussicht, die sich nun wieder hier nach und nach beim Niedersteigen vor den Blicken entfaltet, ist sehr ergötzlich. Neben Gratsch liegt in üppiger Wein- und Obstfülle Algund und durch liebliche Wiesen kehrt man auf völlig ebenem Wege nach Meran zurück.

---

*) Das Land Tirol u. s. w.

Von Algund besucht man auf Fusspfaden *Steinach*, nicht mit der Vorstadt auf dem Wege nach Passeyr zu verwechseln, sondern ein Dorf am Ufer der Etsch. Schloss *Forst*, eine herrliche Ruine, ganz mit Grün umzogen, und von hier gelangt man nach *Josephsberg*, das mit den weissen Mauern aus dichtem Waldlaube hervorbricht. Von Josephsberg zieht sich ein beschwerlicher Weg nach der Töll, wo man die Chaussee erreicht, die Etsch überschreitet und den Hügel hinan nach Partschins steigt. Hier haben mehre Familien aus Meran ihre Sommerwohnungen. Die Lage ist herrlich, anmuthig und grossartig zugleich, und ein malerischer Wasserfall trägt nicht wenig zu den Reizen des Ortes bei. Hier wohnt mir eine theure befreundete Familie auf ihrem Freisitze Gaudententhurm, die des Herrn Anton von *Isser*, dessen freundliches Asyl, so wie den im schönsten Blumenschmuck prangenden Garten ich nie vergessen werde. — Ueber Partschins kommt man nach *Plarsch*, dann nach dem Bade *Oberhaus*, dann steil hinan nach *Vellau*. Von Partschins kann man etwas steil zwar, aber am kürzesten über Algund nach Meran zurückgelangen.

Andere Ausflüge sind zur Veste *Auer*, und von da in's Thal *Longval* oder in's *Spronzerthal*, dann am *Kesselsee* vorüber nach *Pfelders*, dem letzten Orte in Passeyr, wo man am Fusse der Oetzthaler Ferner sich befindet. Diese Touren sind jedoch nur für geübte Bergsteiger zu machen.

Einen schönen Ausflug macht man auch nach Rifian mit einer schönen Kirche, deren Thurm aus waldiger Umgebung in's Passeyrthal hinunter blickt. Man kann von hier aus *Saltaus* erreichen, den ersten Ort im Passeyr. Bei Rifian hört der Weinbau auf. Es ist auffallend, den schwermüthigen Charakter der Bewohner dieser einsamen Gebirgsdörfer zu beobachten.

Von Meran über den *„steinernen Steg"*, die einzige Brücke, welcher die tosende Passer noch nichts anhaben konnte, und die daher ein Wahrzeichen der Stadt ist, führt der Weg zum Schlosse *Schenna*, das sich, das gleichnamige Dorf überragend, am schönsten von allen Schlössern dieser Gegend dem Auge darstellt. Ausser dem Wirthshause, wo man billig und gut bedient wird, kann auch jeder gebildete Fremde bei dem Besitzer des Schlosses, dem Herrn Doctor von *Goldrainer*, auf eine gastfreundliche Aufnahme rechnen. Eine halbe Stunde von Schenna liegt das freundliche *Thurn*, jetzt einem Bauer angehörend, wo sich einige Sommertage sehr gut hinbringen lassen. Tiefer als Schenna liegt Schloss *Gayen*, von wo man in das *Naiferthal* steigt, wo einst die römische Pflanzstadt *Maja* gestanden, welche ein Bergsturz um das Jahr 800 begrub. Von hier geht man zum St. Oswaldsjoch und auf die schwer zu besteigende Iffinger-Spitze. Das Naifthal selbst bietet keinen Genuss und ist in seiner Tiefe, die kein Weitergehen gestattet, wahrhaft schauerlich. — Jenseits der Spitalbrücke von Meran liegen die Dörfer *Ober-* und *Untermais*, jenes auf den Trümmern des *Naiferbruchs*, jetzt mit schönen Wein- und Obstpflanzungen grünend; dieses an der Landstrasse nach Botzen. Unter diesen Ortschaften liegt nun jene alte Römerstadt Maja begraben, die ich schon oben erwähnt habe. Die Kirche in Mais ist alt, und besitzt auch solche Gemälde. An der Strasse steht noch eine andere Kirche mit einer luftigen und geschmackvollen Vorhalle. Obermais enthält eine Menge von sogenannten Schlössern, die jedoch nicht mehr und nicht weniger als alterthümliche gewöhnliche Wohnhäuser sind. Von Obermais wendet man sich rechts, den sogenannten Freiberg hinan und findet hier Schloss Rubein, an dessen Thore wir die ersten Cypressen begrüssen. Etwas höher liegt das Schloss Rametz, dem Herrn Professor Flarer in Pavia, einem geborenen Tiroler zugehörig, der die alten Gebäude in eine schöne italienische Villa umgeschaffen hat. Von Rametz steigt man zur Kirche des h. Valentin am Fusse des Freibergs hinab. Dort hatte sich der h. Valentin, Bischoff von Passau, zurückgezogen, um als Einsiedler zu leben. Von hier geht es einen steilen Bergpfad hinan, nach Schloss *Fragsburg* und dem Dorfe Hafling. Unterhalb Fragsburg liegen *Neuburg* und die Ruinen von *Katzenstein*. Fragsburg liegt höher als alle übrigen Burgen dieser Gegend und hat daher die frischeste Luft und den herrlichsten Rundblick. Das Schloss ragt von einem vorspringenden Felsen, dem Ultenthale gegenüber, empor. Am Ende der kleinen Bergebene, die sich hinter dem Schlosse bis zum Haflinger Berge erstreckt, stürzt ein malerischer Wasserfall herunter. Durch den Wald steigt man nach Hafling. Schon vom Thale aus sieht man die kleine Kirche, Catharina in der Scharten, welche am Rande des Berges erbaut ist. Wenn man von Sarnthal her diese Stelle betritt und nach Meran hinabsieht, so ist der Eindruck, den dieser Anblick macht, nicht zu beschreiben. In einer ländlichen Wohnung, unweit der Kirche, kann ein anspruchloses Gemüth einige Erfrischungen haben. Hafling ist ein armes Dorf, dessen Bewohner ein starker Menschenschlag sind, die sich stets in dunkle Farben kleiden. Von Hafling hat man noch eine Stunde nach *Vöran*, und gelangt dann nach *Mölten*, wo man mehr südliche Lebenslust finden soll, als in den andern Ortschaften dieses Gebirges. Man kann von Mölten über das Gebirge nach *Jenesien* kommen, doch machen die meisten diesen Ausflug von Botzen aus. Um von Mölten wieder nach Meran zu gelangen, steigt man einen mit herrlichen Aussichten reich beschenkten Gebirgspfad nach *Terlan* hinunter, wo man seinen Wagen bereit halten kann, um auf der Chaussee nach Meran zurückzukehren.

Drittes Kapitel.

Weitere Ausflüge von Meran.

Fahrt bis Botzen. — Das linke Etschufer. — Passeyr. — Ulten.

Wenn wir dem Laufe der Etsch uns zuwenden, so liegt, dem so eben beschriebenen Freiberge gerade gegenüber, der *Marlinger* Berg mit dem darauf ausgebreiteten Dorfe gleichen Namens. Der Marlinger Wein wird in der Gegend gern getrunken, eben so ist das dortige Obst beliebt. Ueberall erblickt man ungeheure Kastanienbäume, sowohl in einzelnen Gruppen als ganzen Wäldern; Mispeln, Granaten und alle Südfrüchte gedeihen hier vollkommen. Unter Marling liegt das weitläufige, doch nicht ganz ausgebaute Schloss *Lebenberg*, früher dem Grafen Fuchs von Fuchsberg gehörig, der viel für die Baulichkeiten that und dem Schlosse seine theilweise grossartige Einrichtung gab. Von Lebenberg bis Lana liegen die zerstreuten Häuser von *Tscherms*, wo ein gutes Wirthshaus befindlich ist, an dem man jedoch vorbeigeht, um sich in Lana selbst an den vortrefflichsten Forellen und gutem Wein zu erlaben.

Wenn man von Meran nach Botzen will, so führt die Landstrasse über Untermais an den Ufern der Etsch, am *Sinnichkopf*, einem vorspringenden Felshaupte, vorüber, nach Burgstall, wo einst ein altes Schloss lag; jetzt ist es eine Ruine. Von Burgstall führt der Weg nach *Gargazon*, gleichfalls am Fuss einer Ruine, *Kröllthurm* genannt. Der nächste Ort heisst *Vilpian*, an einem verheerenden Bache, der, wenn er gerade wasserreich ist, hinter dem Dorfe einen hübschen Fall bildet. Beim Biegen um die Felsecke erblickt man *Terlan*, einen hübschen Ort, dessen Kirche einen schiefen Thurm hat, der nach Einigen absichtlich so gebaut, nach Andern durch den sumpfigen Boden so geworden seyn soll. Hier wächst einer der besten Tiroler Weine, der jedoch im Lande selbst wenig getrunken und fast gänzlich in das Ausland verführt wird. Man findet hier Viele aus den benachbarten italienischen Thälern als Lohnarbeiter in den Weingärten. Sie dienen den Deutschen um geringen Lohn und können die heisse Sumpfluft dieser Gegend besser ertragen als jene, die immer hier ihren Wohnsitz haben. Das *Terlaner Moos*, jetzt zwar grösstentheils ausgetrocknet, macht in den heissesten Monaten den Aufenthalt daselbst ungesund. Ueber Terlan erhebt sich in malerischen Trümmern das Schloss *Maultasch*, von welchem man eine herrliche Aussicht geniesst. Unter dem Schlosse sieht man ein grosses Gebäude, das einst der Marstall der Herzogin Margarethe Maultasch gewesen seyn soll, woher auch das Schloss den Namen hat. Von diesem Schlosse erzählt die Sage, dass die Herzogin Margarethe hier ihren zügellosen Lüsten gefröhnt haben soll. Man weiss, dass ihr dieselbe Grausamkeit nachgesagt wird, wie der Gemahlin Ludwigs X. von Frankreich und noch andern Fürstinnen des Mittelalters. — Zwischen den edelsten Weinpflanzungen Tirols, durch fruchtbare Maisfelder kommt man nach dem Dörfchen *Siebeneich*, wo der hier herum berühmte und hochgeschätzte Siebeneichner wächst und man eine der merkwürdigsten Ruinen des Landes erblickt. Es ist die der uralten Veste *Greifenstein*, auch *Sauschloss* genannt, weil man bei einer Belagerung einst ein Schwein über die Mauern warf, um den Feinden zu zeigen, dass man noch Lebensmittel habe. Auf der kühnsten Felsenspitze ragt noch einiges Mauerwerk empor, und man ist im höchsten Grade erstaunt, wie Menschen hier bauen, wie Ritter hier wohnen konnten. Die Bewohner der Gegend sagten mir, dass der Fels nur mit Lebensgefahr zu erklimmen sey, und dieser einzige Pfad führte von Botzen hinauf. Die Landstrasse bringt uns jetzt nach *Moritzing*, wo sich zwei Schwefelquellen befinden. Das Dorf lehnt sich mit seinen letzten Häusern an Gries, welches wie eine Vorstadt von Botzen zu betrachten ist. —

An der gegenüberliegenden Seite des Thals, wo wir bis Lana gelangt waren, erblickt man *Völlan*, wo stets am 8. September ein Kirchenfest gefeiert wird, das Landleute aus den entferntesten Gegenden des Gebirges herbeizieht und daher von dem Liebhaber solcher Feste wohl zu beachten ist. Unweit von hier sieht man die Ruinen des Schlosses *Brandis*, das vor ungefähr zwanzig Jahren bei Nachtzeit zusammenstürzte und mehre Menschen begrub. Jetzt ist unweit davon das Schloss Neubrandis aufgeführt worden. — Man sieht in dieser Gegend schon viele Seidenpflanzungen. Von Brandis wendet man sich nach *Nals*, wo die *Schwanburg* und das Schloss Nals in Ruinen liegen. Die Nalser Weine sind berühmt und das Erträgniss ist sehr bedeutend. Von hier kann man über die Etsch nach Terlan kommen. Gewöhnlich aber geht man nach *Tisens*, um über das Gebirge zu steigen. — Tisens selbst hat eine uralte, schöne Pfarrkirche, die, wenn man auch nicht weiter zu wandern gedenkt, schon eines Besuchs werth ist.

Eine der interessantesten Partien, die man von Meran aus machen kann, ist nach dem Passeyr Thale, wohin drei Wege führen, die sich jedoch schon beim ersten Orte in Passeyr, *Saltaus*, vereinigen, von wo dann nur noch ein Fussweg am Ufer der Passer über *St. Martin* nach dem Hauptorte des Thals, *St. Leonhard*, führt. Der erste Weg von Meran ist der vom Dorfe Tirol bei Schloss Aur vorüber durch *Kuens* und *Riffian*; der zweite geht über *Obermais* und *Schenna* längs einer Wasserleitung, ein recht interessanter Weg, der besonders bei starker Hitze Schatten gewährt, doch ist der Pfad oft schmal und hat ein paar unbequeme Stellen; der dritte Weg endlich führt über *Zenoberg* und von dort zum Ufer der Passer. Ich habe selbst nur den letzteren und den zweiten Weg gemacht. Für Damen ist es besser zu reiten, da es manche Beschwerlichkeiten zu überwinden gibt. Bei Regenwetter ist man gezwungen, den Weg über die Höhen zu machen, da die sogenannte *Kellerlahn* alsdann das Thal unwegsam macht. Saltaus ist ein unerquickliches Wirthshaus am Anfange des eigentlichen Passeyr; gleich hinter dem Orte hört der Weinbau auf. Rechts zwischen Saltaus und St. Martin sieht man die Kellerlahn, eine furchtbar zerrissene Bergwand, die sich nach jedem Platzregen mehr und mehr loslöst und wie ein schlammiger Giessbach Alles rings umher mit Blitzesschnelle verheert. Bald hinter St. Martin erblickt man, malerisch gelegen, das Wirthshaus am *Sande*, Hofers Geburts- und Wohnstätte. Drüber hinaus im Gebirge kann man zu der Sennhütte steigen, wo der edle Alpensohn sich, bis dass er verrathen wurde, verborgen hielt. Vom Sandwirthshaus höher steigend, gelangt man nach St. Leonhard, über dem sich die Jauffenburg auf einem frei stehenden, grünenden Hügel erhebt. Die Burg zeigt nur noch Ruinen. Die Aussicht beherrscht das ganze Thal bis nach Meran. Die Häuser von St. Leonhard sind reinlich und geräumig. In drei Stunden hat man die Höhe des Jauffenpasses erreicht und in drei Stunden kommt man auch von dort hinab nach *Sterzing*. Der Weg geht steil bergan, bequemer hinab. Man kann in St. Leonhard gute Pferde erhalten und hat für ein Pferd nebst dem Führer bis Sterzing nur 2 Gulden 42 Kreuzer zu bezahlen. Auf dem Jauffen findet man Wirthshäuser, wo man sich erfrischen kann. Das eigentliche Innere Passeyr beginnt bei *Moos* und theilt sich hier in zwei Arme, wovon der eine nach dem Tümmlerjoche führt, über welchen man in's Oetzthal gelangt, der zweite aber nach *Platt* und *Pfelders* geht. Hier sieht man den *Platter Fall* und steigt über den Ferner nach dem *Schnalser Thal*. — Das *Passeyrthal* ist eng und rauh, doch gut angebaut. An der weitesten Stelle hält es kaum eine Viertelstunde.

Ueber Marling nach dem sogenannten Eichberg steigt man in's *Ultenthal* nieder, das sich durch eine ungeheure, aber unwegsame Felsschlucht bei dem Dorfe Lana mündet. Nach einer Stunde kommt man zum Schloss *Eschenloh*, an dessen Fuss der Thalbach braust, von einem Fichtenwalde eingefasst. Dreiviertel Stunden später hat man *St. Pankraz* erreicht, den Hauptort in Ulten, über dem sich auf hohem Berge *St. Helena*, eine kleine Ortschaft, erhebt. Von hier hat man noch dreiviertel Stunden in's *Ultner Wildbad*, einer starken eisenhaltigen Quelle, das besuchteste Bad aus Tirol, wo man von allen gewiss die beste und bequemste Unterkunft findet. Man denke sich jedoch keineswegs die Annehmlichkeit und Unterhaltung einer Saison in einem auswärtigen Bade darunter. Hinter dem Bade kommt man nach *Walpurg* und *St. Moriz*, von wo zwei Wege, der eine in's Vintschgau, der andere nach Meran führt. Von Walpurg gelangt man nach *Kuppelwies*, *St. Nicolaus* und *St. Gertraud*, von wo man rechts über das Joch nach Rabbi, links nach den Gletschern des Orteles gelangen kann.

Wir aber verlassen Meran, um nach Botzen zu eilen, und auf der schon S. 34 ff. bezeichneten Strasse jetzt über Trient und Roveredo unsere Reise nach Italien fortzusetzen.

Reiserouten.

a) Von Innsbruck.

1. Ueber den Brenner nach Verona.

	Posten.
Nach Schönberg. (Ansicht von Stubay-Thal.)	1
„ Steinach. (Gemälde von Knoller.)	1
„ dem Brenner-Posthaus. (4000 F. über dem Meere.)	1
„ Sterzing. (Sterzinger-Moos. Jauffen.)	1
„ Ober-Mittewald. (Franzensveste Strasse ins Pusterthal.)	1
„ Brixen.	1
„ Klausen.	1½
„ Kolmann. (Kuntersweg.)	1
„ Deutschen. (Weg nach der Seiser Alpe.)	1
„ Botzen.	1
	10½

	Posten.
Transport	10½
Nach Brandzoll.	1
„ Neumarkt.	1
„ Salurn.	1
„ St. Michael.	1
„ Lavis. (Anfang von Welschtirol.)	1¼
„ Trient.	1
„ Roveredo. (Drei Stunden vom Lago di Garda.)	2
„ Ala. (Felsenstura: Slavini di Marco.)	1
„ Peri.	1
„ Volargne. (Veroneser Klause.)	1¼
„ Verona.	1½
	23½

2. Ueber das Wormser Joch nach Mailand.

	Posten.
Nach Zirl.	1
„ Flatten.	1
„ Ober Mieming.	1
„ Nassereit.	1
	4

	Posten.
Transport	4
Nach Imst.	1
„ Landeck.	1½
„ Ried.	1
	7½

	Posten.
Transport	7½
Nach Pfunds (Pass von Finstermünz.)	1
„ Nauders	1
„ Mals	1½
„ Prad (Anfang der neuen Strasse auf das Joch)	1½
„ Trafoi (Gletscher)	1
„ Franzenshöhe (Ortelesspitze)	1
„ Sta. Maria (Joch-Höhe 9000 F.)	1
„ Spondalunga (Addaquelle)	1
	16½

	Posten.
Transport	16½
Nach Bormio (Veltlin)	1
„ Bolladore	2
„ Tirano	2
„ Sondrio	1½
„ Morbegno	1
„ Colico (Ueber den Comersee)	¾
„ Como und Barlasina	1½
„ Mailand	1½
	27¾

3. Ueber den Lago di Garda nach Brescia.

	Posten.
Bis Roveredo siehe 1.	17¾
„ Riva (Ueber den Gardasee nach Desenzano)	1½
	19¼

	Posten.
Transport	19¼
Bis Ponte S. Marco	1
„ Brescia	1½
	21¾

4. Nach Venedig durch das Val Sugana.

	Posten.
Bis Trient siehe 1.	15¾
„ Pergine	1
„ Borgo di Val Sugana	2
„ Bassano	2
„ Castel Franco	2
	22¾

	Posten.
Transport	22¾
Bis Treviso	1½
„ Mestre	1½
Zu Wasser nach Venedig	1
	26¾

5. Nach Venedig über die neue Strasse von Ampezzo.

	Posten.
Bis Ober-Mittewald	5
Nach Unter-Vintl	1
„ Brunecken	1½
„ Niederdorf	1½
„ Höllenstein	1
„ Cortina (Ampezzanerthal)	1½
„ Venas	1½
„ Ferarola (Piavethal)	1
„ Longarone	1½
	15½

	Posten.
Transport	15½
Nach Sta. Croce	1½
„ Seravalle	1
„ Conegliano	1
„ Spresiano	1
„ Treviso	1
„ Mestre	1½
Zu Wasser nach Venedig	
	22½

b) Von Salzburg nach Innsbruck.

	Posten.
Nach Reichenhall	1
„ Unken	1
„ Waidring	1½
„ S. Johann	1
„ Elmau	1
„ Soll	1
	6½
Transport	6½
Nach Wörgl	1
„ Rattenberg	1
„ Schwatz	1½
„ Volders	1
„ Innsbruck	1
	11½

---

c) Von Bregenz über Meran nach Botzen.

	Posten.
Nach Hohenems	1½
„ Feldkirch	1
„ Bludenz	1½
„ Dalaas	1
„ Stuben	1
„ St. Anton	1
„ Flirsch	1
„ Landeck	1
„ Ried	1
	10
Transport	10
Nach Pfunds	1
„ Nauders	1
„ Mals	1½
„ Eyrs	1
„ Latsch	1
„ Meran	2
„ Botzen	2
	19½

Genaueste Nachweisung über die Ausflüge von **Innsbruck**, **Botzen**, **Meran**, **Trient** und **Roveredo**, in die interessantesten Seitenthäler und zu den schönsten Höhepunkten findet man im Buche selbst an den betreffenden Stellen, daher es hier überflüssig wäre, sie zu wiederholen.

* * *

II.

Reise durch Italien.

Erstes Kapitel.

Von Verona nach Venedig.

Münzen. — Arten zu Reisen. — Tour von Verona nach Venedig. — Reise. — VERONA. *(Wirthshäuser. Arena. Piazza Brà. Alterthümer. Kirchen. Paläste. Piazza d'Erbe. Corso. Grabmäler der Scaliger. Bibliothek. Romeo und Julie. Geschichtliches). — Ausflüge (Gargagnago. Incaffi. Azzano. Brücke von Veja. Tempio della Madonna di Campagna. Arcole. Ronca und Purga di Bolca). — Weiterreise. (Caldiero. Montebello). —* VICENZA. *Geschichtliches. — Palladio's Werke). — Umgebungen. — Ausflug nach Bassano und Treviso. (Asolo. Possagno. Canova. Castelfranco. Giorgione). — Weiterreise. —* PADUA. *(Geschichtliches. Palazzo della Ragione. Kirchen. Universität. Bibliothek. Prato della Valle. Arena. Thore der Stadt. Paläste. Café Pedrocchi. Wirthshäuser). — Ausflüge. (Arquà. Abano. Battaglia. Catajo. Monselice. Este). — Weiterreise nach Fusina. (Paläste am Kanal der Brenta).*

Münzen der Lombardei.

Der gewöhnlichste Austausch im Handel und Wandel geschieht in unsern bekannten *Zwanzigkreuzerstücken*, die hier *Lire austriache* oder *Zwanziger* genannt werden. 100 von diesen Lire = 87 franz. Francs.

Der *Thaler* (Scudo nuovo) ist 6 Lire werth = 2 fl. C. M. oder 2 fl. 24 R. W. oder 5 Fr. 22 C.

Der *Gulden* oder ½ Thaler ist 3 Lire = 1 fl. C. M. oder 1 fl. 12 R. W. oder 2 Fr. 61 C.

Goldmünzen, sowohl italienische als französische und österreichische sind einem wechselnden Course unterworfen. Der Reisende thut am Besten, sich mit Zwanzigfranken-Stücken zu versehen, für die er bei Zahlungen 23½ bis 24 Zwanziger erhält.

Man hat dafür Sorge zu tragen, sich bei Überschreitung der Grenzen der verschiedenen Staaten, die in denselben coursirenden Münzen einzuwechseln, nie aber das fremde Geld mit hinüber zu schleppen, weil man dabei immer verlieren muss.

Die Mailänder Geld-Course

(nach M. Culloch).

Gold.

	Lir. ital.	Cent.
Doppie (spanische Doblones oder Quadrupel) . . .	84.	30—40
„ (Genuesische) . . .	80.	15—20
„ (Savoyische) . . .	29.	25—30
„ (Parmesaner) . . .	22.	30—35
„ (Bologneser, Römische)	17.	60—65
„ (Portugiesische, Dobraon)	45.	50
Franz. 40 Franken . . .	41.	35
„ Louisd'or	24.	30
Neue Sovrane	36.	5
Kaiserl. Ducaten	12.	10
Florent. oder Zecchini . .	12.	15
Mailänd. „ „	12.	10
Venet. „ „	12.	20
Holländ., Römische od. Zecch.	11.	90

Silber.

	Lir. ital.	Cent.
Scudi (Savoyische) . . .	7.	08
„ (franz. à 6 Livres) .	5.	90
„ (Römische)	5.	36
„ (Mailänd.)	4.	62
„ (Bolog. della Madonna)	5.	31
„ („ von 10 Paoli) .	5.	34
Kaiserl. Maria Theresia- oder Franz-Thaler . . .	5.	25
Convent.-Thaler	5.	21
20 Kreuzer	—	87
Brab. Kronenthaler (Crocioni di Fiandra)	5.	67
Florentin. Francesconi . .	5.	71
Parmes. Ducati	5.	08
Span. Säulenpiaster (Colonati)	5.	41
Franz. 5 Franken	5.	14

Maasse.

Das französische metrische System.

Längemaass.

1 Metre = 10 Palmi (Decimètre) à 10 Diti (Centimètre) à 10 Atomi (Millimètre). Eine Miglia = 1000 Metri.

Flächemaass.

Der □ Metro (Are) = 100 □ Palmi (Decare) à 100 □ Diti (Centiare) à 100 □ Atomi (Milliare). 1 Quadrat von 100 Metri ist eine Tornatura (Hectare, Morgen) à 100 Tavole.

Getraide- und Flüssigkeitmaass.

Soma (Hectolitre) = 10 Mine à 10 Pinte (Decalitre) à 10 Coppi (Decilitre).

Gewichte.

1 Libra metrica (Kilogr.) à 10 Once (Hectogr.) à 10 Grossi (Decagr.) à 10 Denari (Grammes) à 10 Grani (Decigr.) 10 Libbre = 1 Rubbio. 10 Rubbia = 1 Centinajo.

1 Piede = 12 Pollici.

1 Braccio = 12 Once à 12 Punti à 12 Atomi.

1 Moggio (Getraidemaass) = 8 Staja à 4 Quartari à 4 Mete à 4 Quartini.

1 Brenta (Wein) = 3 Staja à 12 Quartari à 48 Pinte à 96 Boccali.

1 Peso grosso à 28 Oncen für Esswaaren, und 1 Peso sottile à 12 Oncen für Colonialwaaren u. s. w.

Arten zu Reisen in der Lombardei.

I. Extra Posten.

2 *Pferde für eine Post*	6 Lire Aust. 33 C.	5 franz. Fr. 50 C.
Trinkgeld dem Postillon (Taxe)	1 „ „ 72 „	1 „ „ 50 „
Diese Taxe wird gewöhnlich verdoppelt, ja es ist sogar stillschweigende Übereinkunft. Dafür ist dann aber auch die Bedienung vorzüglich und man wird sich nie zu beschweren haben.		
Dem Stalliere (Stallknecht)	29 „	25 „
Dies Trinkgeld darf nicht verweigert, aber auch nie erhöht werden.		

Berechnungs-Tabelle.

1 Post	für 2 Pferde nebst dem Trinkgelde	9 L. A. 76 C.	8 franz. Fr. 50 C.
	„ 3 „ „ „ „	12 „ „ 92 „	11 „ „ 25 „
	„ 4 „ mit 2 Postillons nebst d. Trinkg.	19 „ „ 53 „	17 „ „ — „
1¼ Post	„ 2 „ nebst dem Trinkgelde	12 „ „ 20 „	10 „ „ 63 „
	„ 3 „ „ „ „	16 „ „ 15 „	14 „ „ 7 „
	„ 4 „ (2 Postillons) nebst d. Trinkg.	24 „ „ 40 „	21 „ „ 25 „
1½ Post	„ 2 „ nebst dem Trinkgelde	14 „ „ 66 „	12 „ „ 75 „
	„ 3 „ „ „ „	19 „ „ 39 „	16 „ „ 87 „
	„ 4 „ (2 Postillons) nebst d. Trinkg.	29 „ „ 30 „	25 „ „ 50 „
1¾ Post	„ 2 „ nebst dem Trinkgelde	17 „ „ 10 „	14 „ „ 88 „
	„ 3 „ „ „ „	22 „ „ 62 „	19 „ „ 69 „
	„ 4 „ (2 Postillons) nebst d. Trinkg.	34 „ „ 20 „	29 „ „ 75 „

NB. Für einen bedeckten Wagen werden für die Post 92 Centimes bezahlt, für einen offenen die Hälfte. 4 Personen mit bedeutendem Gepäck sind in den meisten Fällen genöthigt 3 Pferde zu nehmen. Bei den durchweg ebenen und trefflichen Strassen könnte man jedoch überall mit zwei Pferden fortkommen.

Um die Reisenden der Willkühr zu entheben, will ich hier das *Reglement* hersetzen.

Wagen mit 2 oder 4 Rädern, ohne Imperiale, mit 3 Personen und einem nicht zu schweren Koffer, erhalten 2 Pferde.

Wagen mit Imperiale oder Vache, mehren Koffern und 3 Personen erhalten 3 Pferde.

Berlinen, mit Imperiale, Gepäcke und 4 Reisenden werden nur mit 4 Pferden fortgeschafft.

Für jede Person, die über 4 in den erstern Fuhrwerken, und über 6 in den letztern sich befindet, kann der Postmeister 1½ Lire auf jede Post mehr erheben, ohne deshalb verpflichtet zu seyn, mehr Pferde vorzulegen.

In Mailand und bei der Abreise von Bergamo muss eine halbe *Posta di favore* bezahlt werden.

II. Diligencen.

Die am Dienstag, Donnerstag und Samstag von Mailand abgehenden Wagen fahren über *Bergamo*, *Brescia*, *Verona*, *Vicenza*.

Padua, direct nach *Venedig*. Die ganze Tour kostet für 1 Person 47 L. 50 C.; von *Verona* bis *Venedig* hingegen 19 L. 50 C.

III. Lohnkutscher oder Vetturine.

Der Preis ist sehr verschieden und man bietet ihnen gewöhnlich die Hälfte von dem, was sie fordern. Wer nicht eben Eile hat, und sich beim Handeln gelassen benimmt, kann oft ausserordentlich wohlfeil fortgeschafft werden, besonders wenn man es dem Vetturin freistellt, noch andere Personen aufzunehmen, doch muss man hiebei vorsichtig seyn und wenn man es nicht vorziehen sollte den Wagen allein zu nehmen, sich vorerst die Gesellschaft bei Lichte besehen. Unangenehme Reisegefährten sind oft im Stande eine herrliche Reise zu verderben. Der Vetturin, der am Morgen *Verona* verlässt, hält Mittag in *Vicenza* und ist Abends bei guter Zeit in *Padua*. Am andern Vormittage, etwa 10 Uhr, erreicht er *Fusina*, so dass man mit dem Schlage 12 in seinem Hotel zu *Venedig* seyn kann. Die Acquirirung einer Gondel mit 2 Ruderern, und die Überfahrt nehmen 2 volle Stunden in Anspruch. Ist der Wind günstig, so wird die Fahrt noch durch ein Segel beschleunigt. — Auf dieser Tour, so wie auf allen Reisen in Oberitalien, wird mit dem Vetturin noch nicht die Verpflegung mit bedungen; dies beginnt erst wenn man nach Bologna oder Florenz reist. Man wird in Vicenza, wie in Padua, in den ersten Gasthöfen sehr gut bedient. Auch hat man hier noch keinen schriftlichen Kontrakt mit dem Vetturin zu machen. Ein Handgeld lässt man sich aber geben, das man Capara nennt, und beim Beginn der Reise zurückerstattet. Verschiedenes, was man bei Abmachungen dieser Art zu beobachten hat, kommt hier noch nicht in Betracht und wird erst seiner Zeit angeführt werden.

Tour von Verona nach Venedig.

Von *Verona* nach	Posten.
Caldiero	1
Montebello	1½
Vicenza	1½
Arlesega	1½
	5

Von *Verona* nach	Posten.
Padua. Die Landhäuser an der Brenta	1
Dolo	1½
Fusina	1½
	4

Venedig 5 Miglien zu Wasser.

Reise.

Zwischen der Station von *Ala* nach *Peri*, welche 1½ Post beträgt, betritt man, ehe man das Dorf *Ossenigo* erreicht, das Gebiet des vereinigten Königreichs *Lombardei* und *Venedig*. Von *Peri* nach *Volargne* hat man jene merkwürdige Schlucht zurückzulegen, durch welche die Etsch sich die Bahn gebrochen hat und hier nur einen schmalen Streif zur Strasse übrig liess. Diese Felsen senken sich vom Montebaldo nieder, der die Riesenmauer an dem östlichen Gestade des Gardasees bildet. Die Schlucht heisst la Chiusa di Volargne.

Von Volargne bis Verona sind es anderthalb Posten. Die Felsen verschwinden gänzlich und die ebene Strasse zieht sich durch gut bebaute Maisfelder, in einiger Entfernung von der Etsch, hin. Hin und wieder erblickt man dunkle Cypressen und Alles deutet uns an, dass wir die Alpen überschritten haben und dem Süden entgegen eilen.

So erreichen wir

Verona.

Auf den ersten Blick hat die Stadt das Ansehen einer grossen und für den, der, aus Tirol kommend, zum ersten Male Italiens Boden betritt, zeigt sich hier auch das Gepräge italienischen Lebens auf augenfällige Weise in den Strassen. Bei näherer Betrachtung jedoch und wenn man bereits andere Städte der Halbinsel kennt, verschwindet der bestechende Schimmer und man sieht in Verona eine ziemlich schmutzige Stadt, meist in kleinlichen Verhältnissen. Wenn gleich manche Gebäude hier von Palladio, Sanmicheli und Sansovino herrühren. Obgleich Alles elegante, moderne Leben hier fehlt, so wird Verona dennoch eine sehr interessante Stadt für jeden Reisenden seyn, und ich rathe, zwei bis drei Tage hier zu verweilen, um Alles in gehörigen Augenschein zu nehmen. — Unter den Gasthöfen stehen la Torre di Londra, le Due Torri und Gran Parigi oben an; jedoch will ich den zweiten am meisten empfohlen haben, und vor dem dritten geradezu warnen. Eine unaufmerksamere, schlechtere Bedienung bei übertheuerter Forderung ist mir nirgend vorgekommen*). — Hat man nun in einem der andern beiden Gasthöfe sein Zimmer genommen und im voraus accordirt (man zahlt für die Person nicht mehr als 48 Kreuzer, für ein mässiges Zimmer im zweiten Stockwerke), so eilt man zuerst der grössten Merkwürdigkeit Verona's, der römischen *Arena*, zu. Diese hat im Innern Sitze, die sich über einander erheben und 50.000 Zuschauer fassen sollen, nach Maffei jedoch werden sie schon von 22.000 Menschen gefüllt. Die Zeit der Erbauung dieses Theaters ist nicht ermittelt. Von Aussen bildet es mit seinen ungeheuern Quadern und den Bogengängen, die sich Höhlen gleich nach dem Innern ziehen, eine imposante Masse. Hin und wieder nisten in diesen Höhlen kleine Bürgersleute und Handwerker mit ihrem Gewerbe und ihre Buden überragt der wuchernde Feigenbaum, der aus den Mauerritzen emporstrebt. Diese Decoration schadet dem alten Monumente nicht, vielmehr bildet das frische Leben zu dem schwarzen Gemäuer einen lieblichen Kontrast. Namentlich Abends wird dieser noch erhöht, wenn aus den Höhlen der Arena der rothe Schein der Esse wiederstrahlt in den Werkstätten der fleissigen Schlosser und Schmiede. Störender wirkt indess das kleine Theater, welches man im Innern dieses Kolosses aus Brettern jämmerlich zusammengeflickt hat, und auf dem, wie dies in Italien häufig der Fall ist, am Tage Komödie gespielt wird. Ich sah hier Stücke von Scribe und Kotzebue — „Unsere Misere, der nichts Grosses geschehen kann" — in dieser grossartigen Umgebung. — Die Arena stösst mit der Rückseite auf den schönsten Platz Verona's, den Platz Brà, weit und mit schönen Häusern eingefasst, doch von unregelmässiger Form. — Ausser der Arena besitzt Verona noch an Denkmälern aus römischer Zeit den Bogen des Gavius, die sogenannte Porta Borsari, welche am Ende des Corso befindlich ist, und das Löwenthor. Schon hier in Verona wird man überrascht von der Anzahl prächtiger und merkwürdiger *Kirchen*, aber diese Ueberra sehung steigt im eigentlichen Sinne mit jedem Schritte, den man in Italien vorwärts thut.

---

*) Auch der Post gegenüber ist ein zwar kleiner, doch nicht schlechter Gasthof, der für Eilwagenreisende, der Nähe wegen, bequem ist. Man sehe jedoch Zimmer im ersten Stockwerke zu bekommen, da die im zweiten niedrig und schlecht möblirt sind.

Die Kirche des h. *Zeno*[*]) wurde im neunten Jahrhundert zu erbauen angefangen. Noch jetzt sieht man an ihr ehrwürdige Konstruktionen aus jener Zeit. Die erzenen Thüren sind bemerkenswerth, ebenso die Statue des Heiligen aus rothem Marmor. Diese Farbe des Steines gibt seinem Gesichte einen fremdartig jovialen Anstrich, der unangenehm auffällt. Auf seinem Grabe erblickt man verschiedene bizarre Figuren, und unter den Arabesken der Treppe, die zum Chore führt, zwei Hähne, die einen todten Fuchs tragen. Solche Seltsamkeiten finden sich bekanntlich häufig an dem Kirchenschmuck früherer Zeiten. Das grosse Fenster über der Eingangsthüre ist von Briolotto aus dem eilften Jahrhundert, und wird seiner trefflichen Arbeit wegen geschätzt. Von dem grossen Mantegna befinden sich drei vollendete Gemälde hier: Die Jungfrau mit dem Kinde und Engel; die h. Peter, Paul und Johann; der h. Johann d. T., St. Georg, St. Benedict und ein Bischoff. Im Kloster sieht man von demselben Meister das Jesuskind al fresco. Zur Seite der Kirche erblickt man ein uraltes Grabmal, dessen Inschrift verkündet, dass hier Pipin, König von Italien, ein Sohn Karls des Grossen ruhe. Allein diese Inschrift ist neuer als das Grabmal und daher unverbürgt. —

Am Eingange der *Kathedrale* stehen auf gothischen Pilastern Roland und Olivier mitten unter Greifen, Löwen und andern Figuren. Es sind die tapfern Recken von Ronceval, die mit gezogenem Schwerte das Heiligthum zu bewachen scheinen. Über ihnen sieht man die drei Königinnen, Karls des Grossen Mutter, Gemahlin und Tochter, welche zu diesem Bau beigetragen haben und unter denen die Worte: „Fides, spes, caritas“ zu lesen sind. In dieser Kirche ist auch das Grab des von Rom vertriebenen Papstes Lucius III., der 1185 in Verona gestorben ist. Es ist bekannt, das man um die *Kapelle des h. Sacraments* zu bauen, ein hier befindliches grosses Frescogemälde, die Kreuzigung, von Jacob Bellini, zerstört hat. An ihrem Platze sieht man jetzt ein heil. Abendmahl von Burato. Dieser Vandalismus geschah im Jahr 1730. Von Tizian ist ein sehr gutes Bild, die Himmelfahrt, welches von den Franzosen mitgenommen worden war und nun wieder hieher zurückgekehrt ist. In der *Kapelle des h. Antonio* befindet sich ein ziemlich manierirtes Bild von Balestra aus Verona (Ende des 17. Jahrhunderts) und eine Verklärung von Cignaroli, seinem Schüler. In der Sacristei der Domherren sind eine Himmelfahrt und ein h. Karl mit dem Crucifix von Ridolfi (17. Jahrh.) sehenswerth. In der *Kapelle der Madonna del popolo* sieht man ein altes Grab, einem Julius Apollonius und seiner Gattin Attica Valeria angehörig. Auch eine ungeheure Fischgräte ist hier zu sehen, womit die h. Märtyrer Fermus und Rusticus hingerichtet worden seyn sollen. Das Denkmal des Bischoffs Nichesola von Belluno soll von Sansovino herrühren.

Den grössten Bilderschatz besitzt die neuere Kirche *Sta. Anastasia*, welche unter der Herrschaft der Scaliger erbaut wurde. Der Altar von Janus Fregoso ist nach Vasari einer der merkwürdigsten in ganz Italien. Hier findet man einen h. Vinzenz von Rotari, den todten Christus von Carotto (15. Jahrh.), eine Kreuzesabnahme und den h. Georg al fresco von Victor Pisanello, aus der ersten Zeit der vene tianischen Schule, ferner den h. Geist, sich auf die Apostel niedersenkend von Giolfino, einem Schüler des Mantegna. Die *Kapelle del Rosario* in guten Verhältnissen, nach der Zeichnung Sanmicheli's erbaut, mit einem alten Altarblatte, vorstellend die Jungfrau mit dem Kinde und die h. Peter und Dominik, zu deren Füssen Mastin II. de la Scala und seine Gattin Taddea da Carrara. In der Sacristei mehre Heilige von Brusasorci und eine Himmelfahrt von Orbetto. Dem Improvisator Lorenzi ist hier ein Denkmal von seinem Freunde Hippolyt Pindemonte und seiner Beschützerin Beatrice von Este im Jahr 1828 errichtet worden.

---

[*]) In Verona, wie überall in Italien, ist nicht immer die Kathedrale die erste Kirche, sondern die irgend eines *beliebten* — der Ausdruck darf hier nicht missverstanden werden — oder populären Heiligen ist es. Darum fange ich mit St. Zeno an.

In *Sta. Helena* ist das Gemälde der Heiligen von Brusasorci bemerkenswerth. In dieser Kirche war es, wo im Januar 1320 der arme verbannte Dante vor einer zahlreichen Versammlung einen Vortrag über die Erde und das Wasser hielt. Er wurde später (1508) in Venedig gedruckt: de duobus elementis terræ et aquæ.

In *Sta. Eufemia* befindet sich *die Wahrheit*, ein Meisterwerk Sanmicheli's. — Hauptgemälde sind hier: der h. Paul vor Ananias von Dal Moro, die Jungfrau mit den h. Rochus und Sebastian von Dominik Brusasorci und zwei Jungfrauen von Carotto.

St. Leonardin ist von aussen mit Fresken von Cavazzola bemalt, den man den zweiten Paul Veronese nennt. Von Giolfino sieht man hier eine Ansicht des alten Verona al fresco, noch sehr gut erhalten, ferner einen herrlichen St. Franciscus von Morone, und eine Jungfrau von Monsignori, einer der vorzüglichsten Schüler von Mantegna. Die *h. Kreuzkapelle* enthält viele gute Bilder aus der besten Zeit veronesischer Maler. Die *Kapelle Pellegrini* von Sanmicheli wird als sein Meisterstück betrachtet. Sie ist aus jenem merkwürdigen Steine, der dem weissen Marmor gleich kommt, in der Gegend von Verona gefunden und *Bronzino* genannt wird, weil er beim Hämmern einen dem Erz verwandten Ton hören lässt.

In *St. Nicola* ist eine h. Nacht von Orbetto, und ein Hiob von Brentana. — In *St. Fermo* ist das prächtige Mausoleum der Torriani, berühmte Aerzte, die in Padua, Ferrara und Pavia lebten. Dies Denkmal wurde seiner Basreliefs während der Kriegsjahre beraubt. Auch noch andere Gelehrte haben in dieser Kirche ihre Denkmäler. Ueber der Eingangsthüre sieht man ein uraltes Gemälde, eine Kreuzigung vorstellend, welches nach dem Ausspruche der Kenner noch vor Cimabue gemalt worden seyn soll. Mithin hätte Verona früher gemalt als Florenz. Ausserdem findet man hier noch die Propheten von d'Azeria (1496) und mehre Gemälde von Orbetto, Pisanello, Carotto, Monsignori, Dal Moro und Brusasorci. —

St. Sebastian mit einer Façade nach Sanmicheli's Zeichnung, einer Statue des Heiligen von Marinali und einem Gemälde desselben von Brentana. —

In *Sta. Maria della Scala*, 1324 von Can I. erbaut, befindet sich das Grab des berühmten Geschichtschreibers und Dichters Maffei.

In *St. Thomas* ist Sanmicheli begraben. Seine Ruhestätte bezeichnet eine einfache Inschrift auf dem Fussboden der Kirche. Auch hier befinden sich Werke der schon genannten Maler. Das herrliche, im raphael'schen Geiste ausgeführte Bild, das Jesuskind auf dem Schoosse seiner Mutter, mit dem kleinen Johannes spielend, welches dem Garofalo zugeschrieben wird, ist von Carotto.

Die Kirche *S. Celso* soll aus dem sechsten Jahrhundert stammen, und die daran stossenden Keller den ersten Christen als Zufluchtsort gedient haben. Ausser Gemälden von den schon genannten Meistern sieht man hier eine Erhebung des h. Paul von Bernardino India, einem Nachahmer von Giulio Romano, und das Herabfahren des h. Geistes von Anselmo Canneri, einem Gehülfen von Paul Veronese.

Sta. Maria in Organo mit einer schönen Façade von Sanmicheli enthält eine h. Francisca von Guercino und Gemälde von Giolfino und Dom. Brusasorci. Vor allen aber ist ein h. Franz von Orbetto in Augenschein zu nehmen. Im Chore ist schönes Holzgetäfel von dem Veroneser Mönch Fra Giovanni zu bemerken. —

Die alte *St. Stephanskirche* ist der glanzlose Sitz der frühesten Bischöfe von Verona gewesen. Auch hier sind treffliche Gemälde: die Jungfrau mit Jesus, St. Peter und St. Andreas von Carotto; die h. Maurus, Simplicius und Placidus, von Giolfino; St. Stephan, Gott Vater, Jesus, sein Kreuz tragend und die h. drei Könige von Dom. Brusasorci. Vor Allem aber die Leiden der 40 Märtyrer von Orbetto.

St. Giorgio Maggiore, eine schöne neuere Kirche, wird von Einigen dem Sansovino, von Andern dem Sanmicheli zugeschrieben. Der Hauptaltar ist das Werk von Bernardo Brugnoli. Das Bild des Heiligen von Paul Veronese*) ist in Paris gewesen. Von Carotto sieht man hier: eine Verkündigung, die h. Rochus und Sebastian, Christus am Oelberg, die Auferstehung, die Verklärung und eine h. Ursula. Ein kräftiges Bild ist die Taufe des Herrn von Tintoretto; das Marterthum des h. Georg von Hieronymus Romanino; die Apostel, einen Besessenen heilend, von Dom. Brusasorci; das Marterthum des h. Lorenz von Sigismund de Stephanis; die Jungfrau in einer Glorie von Heiligen umgeben von Felix Brusasorci. Ganz besonders ist aber ein kleines Bild von Hieronymus dai Libri zu erwähnen: die Jungfrau zwischen dem h. Augustin und Lorenzo Giustiniani sitzend, vorstellend. Unter dieser Gruppe spielende und singende Engelfiguren. Dies vortreffliche Bild ist nach der Inschrift den 29. März 1526 beendigt worden. Auf einer Seite des Chors ist eine ungeheure Freske, von Fel. Brusasorci und seinen Schülern Orbetto und Ottino ausgeführt: die Juden, das Manna auflesend. Dem gegenüber die Vermehrung der Brode von dem bereits 79jährigen Farinati gemalt, der sich selbst darauf portraitirt hat. — Orbetto's Meisterwerk und eines der herrlichsten Bilder Verona's ist eine Mater dolorosa, welche im Hospital *Ricovero* befindlich ist.

Nach den Kirchen verdienen es die *Paläste*, dass sie die Aufmerksamkeit der Fremden auf sich ziehen. Ich nenne hier vor Allem den Palast *Canossa*, der ziemlich allgemein für Sanmicheli's Meisterwerk gilt, dann *Guastaverza*, einen sehr eleganten Bau, *Pompei della Vittoria*, einfacher und kleiner, endlich den reichen Palast *Bevilacqua*, verschwenderisch mit Ornamenten versehen aber unvollendet; sämmtlich von Sanmicheli. Das herrliche *Museum*, das sonst die Zierde des letztern Palastes war, ist in seinen schönsten Stücken fast gänzlich nach München gewandert. — Der grosse Palast *della gran Guardia*, welcher die eine Seite des Platzes Brà bildet, ist nach den Meinungen der Kenner nicht von Sanmicheli. — Im Palast *Ridolfi* sieht man einen schönen Fries von Fel. Brusasorci, den Einzug Clemens VII. und Karls V. in Bologna, interessant wegen der Portraits und der Kostüme damaliger Zeit*). — Von Gallerien hat Verona wenig Erhebliches. In der sogenannten Pinacoteca befindet sich ein einziger **Paul Veronese**: *eine Abnahme vom Kreuz.*

---

*) Eigentlich Paul Caliari, von seiner Vaterstadt Veronese genannt.

*) Man kann sich einen guten Kupferstich auf acht Platten hievon verschaffen, der unter dem Titel: „*la gran cavalcata di Clemente VII. e Carlo V. della Sala Ridolfi.*

Einer der belebtesten Plätze ist der *Krautmarkt* (piazza d'Erbe), zum Theil mit wunderbaren alten Gebäuden umgeben, von denen mehre mit Fresken bemalt sind. So sieht man auf dem Hause, das einst der Maler **Giolfino** bewohnte, zwei Fresken von **Mantegna** selbst. — Auf dem Krautmarkte ist auch die Säule, die vormals die Gläubiger nur berühren durften, um vor allen Nachstellungen sicher zu seyn. Der Corso ist eine schmale schmuzige Strasse; die Strasse der Kaufleute, wo man einige hübsche Magazine sieht, ist durchaus mit Platten gepflastert und darf nicht befahren werden. — Die Kaffeehäuser sind im Allgemeinen weder elegant noch sehr besucht; das grösste und beste befindet sich auf dem Platze Brà.

Seitwärts von dem Krautmarkte führt ein enges Gässchen zu den Grabmälern der einst so mächtigen Herren von Verona, der Scaliger. Sie sind grösstentheils im gothischen Style und viel Pracht daran verschwendet. Schade, dass der Platz, auf dem sie stehen, so klein ist, und daher keinen grossartigen Anblick davon gewährt. Das prachtvollste dieser Denkmäler liess sich Can Signorio der dritte, Nachfolger des Can Grande noch bei Lebenszeiten, errichten. — Auf dem Platz de' Signori, regelmässig und mit leichten Arcaden an einer Seite eingefasst, steht das Haus, welches die Scaliger bewohnten.

Die öffentliche Bibliothek von Verona zählt 10,000 Bände und enthält weder Manuscripte noch andere Seltenheiten. — Im Hofe und unter dem Peristyl des Teatro filarmonico befindet sich die Sammlung etruskischer Inschriften und griechischer und römischer Basreliefs *), veranstaltet durch den Ritter **Maffei**. — Ausser diesem philharmonischen Theater besitzt Verona noch zwei, von denen das Teatro Morandi Erwähnung verdient. Hier werden Trauer- und Lustspiele aufgeführt.

Eine poetische Erinnerung ruft Verona in allen Reisenden hervor; dies sind die Spuren, die sich noch von Romeo und Julie vorfinden. Man darf nur den ersten besten Jungen auf der Strasse anrufen und den Namen Giulietta Romeo aussprechen, so wird man gleich einen Führer nach dem Hause der Cappelletti und zu dem kleinen Kirchhof eines Klosters der Franciscaner finden, wo der Sarkophag aufbewahrt wird, in welchem Julie scheintodt gelegen hat. Viele wollten die Aechtheit des Sarkophags in Zweifel ziehen, allein ich möchte mich für das Gegentheil aussprechen. Noch vor einigen Jahren wurde diese Reliquie so wenig in Ehren gehalten, dass sie von den armen Leuten, welche in der Nähe wohnen, wie ein gewöhnlicher Waschtrog gebraucht wurde; jetzt aber hat sich ihr Schicksal wie ihre Bestimmung verändert. Als ich im Jahre 1833 in Verona war, hätte ich mir ein so grosses Fragment von dem röthlichen Steine abschlagen lassen können, um daraus, wie einst eine Fürstin gethan, Collier und Armbänder verfertigen zu lassen. Bei meinem letzten Besuche im Herbst 1838 wurde es mir hingegen nicht vergönnt, auch nur das kleinste Stückchen zu entwenden. Man wollte den Sarkophag schon nach dem Museum versetzen, sagte man mir; da ihm aber der Ort selbst, wo er sich jetzt befindet, bedeutenderes Interesse verleiht, so wurde beschlossen, ihn da zu lassen, jedoch der strengste Befehl ertheilt, ihn nicht mehr

---

dipinta da Brusasorci, incisa a contorno dal celebre Agostino Comerio 1830 erschienen ist.

*) Alterthumsforscher kennen den Guide du musée lapidaire de Vérone, par l'Abbé Venturi.

zu verstümmeln. Ich war jedesmal, wenn ich ihn sah, auf eigene Weise ergriffen. Das kleine Gewölbe, das einst Kirche war, dahinter das schmale Gärtchen, wo **Lorenzo** seine einschläfernden Kräuter gepflückt haben mochte; dies Alles spricht zum Gemüth. Die Reliquie selbst sieht übrigens genau wie die Sarkophage aus, die man aus jener Zeit in den Grüften findet. — Die **Casa Cappelletti** ist jetzt ein Wirthshaus, das grösstentheils von Fuhrleuten besucht wird; doch will man dort noch den Saal zeigen, wo Romeo Julia zuerst auf dem Ball erblickte. — Die Geschichte soll sich im Jahr 1303 unter der Herrschaft des Bartolomeo della Scala oder degli Scaligeri zugetragen haben, den Shakespeare in seinem Drama als Prinz Escalus einführt.

Im Kastell *S. Pietro* sind die Ruinen der Burg **Theoderichs** mit einer schönen Aussicht.

Verona ist das Vaterland des Catull, Cornelius Nepos, Vitruv und vieler anderen ausgezeichneten Männer neuerer Zeit. — Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 50.000.

Verona ist sehr alt; die Euganeer sollen es im vierten oder fünften Jahrhundert vor Christo erbaut haben. Nach Livius sollen es aber die Gallier gewesen seyn. Hier war der Kriegsschauplatz zwischen Marius und den Cimbern und zwischen Otho und Vitellius. 312 n. Chr. nahm Constantin die Stadt mit Sturm; 402 schlug hier Stilico die Gothen unter Alarich. Im Mittelalter sehen wir Verona als Freistaat gegen Friedrich den Rothbart. Die Kämpfe der Guelfen und Ghibellinen färbten auch diesen Boden mit Blut. Endlich sollte die Vermählung von Rinaldo d'Este mit Adelaide da Romano, einer Nichte Ezzelino's, den Frieden befestigen. 1230 wurde Ezzelin Herr von Verona. Viele Edle verschworen sich gegen ihn, wurden jedoch entdeckt und büssten auf dem Schaffot. Nach dem Tode Ezzelins herrschte zwar einige Zeit Ruhe in der unglücklichen Stadt, bis ein della Scala sich der Herrschaft bemächtigte. Aus diesem Geschlechte zeichneten sich aus sowohl durch Muth als Macht Can Grande I., Can Grande II. und Mastino. Ihre Nachfolger arteten aus und unter ihnen wurde Verona wieder von Parteiungen zerrissen. Erst seitdem Verona Oestreichs Scepter anheim gefallen, darf man behaupten, dass es eines beglückenden Friedens geniesst.

Ausflüge.

Von Verona aus besuche man:

1) *Gargagnago*, seiner Erinnerungen wegen merkwürdig. Hier war es, wo **Dante** sein Purgatorio schrieb. Die Hölle wurde bekanntlich in Florenz begonnen, und das Paradies im Schlosse Tolmino in Friaul, wo man dem Reisenden noch die durch das Andenken des grossen Dichters geweihte Grotte zeigt. In Gargagnano ist übrigens nichts mehr, was von dem einstmaligen Aufenthalt Dante's ein sprechendes Zeugniss ablegt, als seine Lage, und diese scheint aber allerdings mit seinem Geiste übereinzustimmen, denn sie ist in jedem Betrachte grossartig pittoresk. Ein Nachkomme des Dichters, die Gräfin Serego-**Alighieri** — bekanntlich hiess er eigentlich Durante Alighieri — welche das Schloss in Gargagnago bewohnt, hatte da selbst eine Sammlung der schönsten und seltensten Ausgaben seiner Werke veranstaltet, und gedachte auch ihm ein Denkmal setzen zu lassen.

2) *Incaffi*, am Fusse des Montebaldo, zwischen der Etsch und dem Gardasee. Hier wohnte der in seinem Zeitalter hochberühmte Gelehrte **Fracastor**, Arzt und Dichter zugleich, wie unser Haller. Sein Haus, das jetzt an Bauern vermiethet ist, bietet eine

schöne Aussicht auf den See. Die Schiesslöcher, die man in den Mauern sieht, deuten auf die Unruhen der damaligen Zeit hin, wo Jeder sich seiner Haut wehren musste. Fracastoro lateinische Verse auf die Naturschönheiten, die ihn umgaben, sind noch jetzt von Werth und erwarben ihm das Lob Pindemonte's, der ihm eine Epistel widmete.

3) *Azzano*, einst der Wohnsitz der berühmten Gelehrten Isotta Nogarola, welche unter Andern einen Dialog über den Sündenfall schrieb, wo sie natürlich für Eva plaidirte. Ihr Bildniss wird in einem Zimmer des Schlosses aufbewahrt.

4) *Die Brücke von Veja*, eine natürliche Felsenbrücke, die fast in Zweifel lässt, ob die Hand eines geschickten Baukünstlers nicht nachgeholfen habe. Es ist merkwürdig, dass in diesem Lande, welches Vitruv, Sanmicheli, Scamozzi und Palladio hervorgebracht, die Natur selbst zum Architekten wird. — Neben der Brücke ist eine finstere Höhle, die, von Fackeln beleuchtet, wenn vielleicht Dante sie jemals besucht hat, ihm wohl das lebhafteste Bild der Hölle versinnlicht haben mag.

5) *Tempio della Madonna di Campagna*, ein schönes Bauwerk von San Micheli. Hier ist das Grab des unweit von der Kirche ermordeten Geschichtschreibers Davila. Die Inschrift heisst: *Henrici Catherini Davila cineres*, 1631. Catharina von Medicis war seine Pathe; daher der bei einem Manne so seltene Taufname.

6) *Arcole* mit seinem Schlachtfelde und dem Obelisken. Die welthistorische Brücke ist von Holz und unansehnlich.

7) Das Thal von *Ronca* und der Berg *Purga di Bolca*, mit fossilen Fisch-Skeletten und Muscheln, die sehenswerth sind.

Weiterreise.

Die erste Post zwischen Verona und Vicenza ist das grosse Dorf *Caldiero*, wo 1805 zwischen den Franzosen und Oestreichern auch eine bedeutende Schlacht vorgefallen ist. Der Ort ist von Höhen eingeschlossen, aus denen warme Schwefelquellen sprudeln. Diese Höhen senken sich von den Trientiner Alpen nieder und begleiten uns bis nach Torre de' Confini, fast unmittelbar an *Montebello* gränzend. Dies ist ebenfalls ein grosses Dorf von mehr als 2000 Einwohnern. Hier war es, wo der Marschall Lannes sich durch seine Thaten den Herzogstitel erwarb. Links vom Wege liegt der volkreiche Marktflecken Arzignano. Nun folgt

Vicenza.

Eine der ältesten Städte Italiens; ein Municipium der Römer, dann eine der ersten Städte der lombardischen Liga gegen Friedrich Barbarossa. 1236 verwüstete Kaiser Friedrich II. Vicenza mit Flammen und Schwert, und von dieser Zeit an wurde die Stadt verschiedenen Herren zu Theil. In nordöstlicher Richtung ziehen sich die Höhen von Berico hin, und der Bacchiglione wird hier für kleine Kähne schiffbar. 4 Brücken führen über diesen Fluss, und 5 über den Retrone. Sie ist eine der reichsten Städte Oberitaliens an schönen Bauwerken, womit der grosse Andrea Palladio, der hier geboren wurde, sie ausgeschmückt hat. Zuerst nenne ich den *alten Palast oder die Basilica*, deren Loggia von Palladio herrührt. Der ursprünglich gothische Bau ist von diesem Meister mit grosser Geschicklichkeit restaurirt worden und kann für ein Meisterstück gelten. Im Innern findet man herrliche Gemälde der venetianischen Schule; unter Andern einen der vorzüglichsten Bassano's, einen Carpioni, Alessandro Maganzo, Montagna, Marescalco, Fogolino, Conegliano, Speranza. Eben so den *Palast der Delegationen* (Palazzo Prefettizio), wozu Palladio die Zeichnungen lieferte *), dann die *Paläste Chiericati*, *Tiene* (beider unvollendet), der *Damme*, *Porto Barbarano* (durch fremde Zuthaten etwas entstellt), *Porto Colleone*, *Folco*, gen. Franceschini, durch die edelste Einfachheit imposant, *Trissino dal Vello*, den Palladio im zwanzigsten Jahre baute, und *Valmarana*. Der Palazzo Trissino ist ein herrliches Werk des Scamozzi; der Pal. *Cordellina* ist hingegen von Calderari, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte; schade, dass er nur zum dritten Theile vollendet ist. — Das sogenannte *kleine Haus des Palladio* ist hier noch zu erwähnen, welches er im Auftrage der Familie Cogolo erbaute, die es ihm wahrscheinlich vermiethet hatte. Es ist ein herrliches Werk und heisst nur klein im Verhältniss zu den grossen Palästen, die er hier in's Leben rief. Palladio's Hauptwerk bleibt das sogenannte *Teatro olympico*, von den olympischen Akademikern so genannt, die es 1580 bauen liessen, um hier griechische Trauerspiele in schlechten italienischen Uebersetzungen aufzuführen. — Palladio's Schüler fuhren fort, die Vaterstadt ihres Meisters zu verschönern. — So sind die *Plätze de' Signori* und *Biada* mit herrlichen Gebäuden umgeben; die Strassen und vornehmlich der Corso sind breit und bequem; doch stört den angenehmen Eindruck, den dieses Alles hervorzubringen im Stande wäre, die herrschende Unsauberkeit im Volke. — In der *Kathedrale* ist der Hochaltar wegen seiner Bildhauerwerke von den Schülern Vittoria's sehenswerth. Der Bilderschatz dieser, so wie der andern Kirchen, rührt vornehmlich von den bedeutenden einheimischen Künstlern her, und so verdankt Vicenza alle seine Illustrationen den eingebornen Talenten. Ich nenne hier die Jungfrau mit dem Kinde und verschiedene Heilige von Montagna, eine Freske von Bartholemi: S. Joseph und Heilige, das Kind anbetend; ferner Werke von Maganza, Zelotti u. A. — In der Kirche *Sta. Corona*, die von Aussen nur wenig verspricht, sind zwei berühmte Bilder von Johann Bellini, die Taufe, und von P. Veronese, die Anbetung der Magier. In den übrigen Kirchen wiederholen sich dieselben Vicentinischen Meister, die ich hier schon genannt habe. Doch muss ich noch besonders die ganz Raphael'sche Madonna des Hochaltars von *S. Rocco* anführen, eines der besten Gemälde Marescalco's und Vicenza's. — Vicenza zählt 30.000 Einw.

Die *Umgebungen* von Vicenza sind sehr angenehm. Ein herrliches Portal führt nach dem *Campo Marzio*, der eigentlichen Promenade. — Durch einen schönen, im 15. Jahrhundert erbauten Bogen, *Scalette* genannt, gelangt man zu einer Treppe von 200 Stufen, die auf den Hügel St. Sebastian führt. Der ganze Hügel ist mit Gärten und Villen bedeckt, unter denen sich besonders *die Rotunde des Palladio* auszeichnet, die jetzt der Familie des Marchese Capra zugehört. Lord Burlington, ein reicher Engländer, war so entzückt von diesem Werke, dass er es in seinem Parke zu Chiswick treu nachahmen liess. Ob sich aber der leichte, elegante Bau, der herrlich mit dem italienischen Himmel harmonirt, auch in Englands Nebeln so gut ausnimmt? — Durch zwei Reihen von Portiken kommt man auf den Berg *Berico*, wo man das im 15ten Jahrhundert errichtete

---

*) Hier sieht man gute Werke eines Vicentiner Malers, Antonio Fasolo, aus dem 16. Jahrhundert, der in der Manier Veronese's arbeitete.

Sanctuarium bewundert. Man sieht hier ein Meisterstück P. Veronese's, Christus als Pilger bei Gregor dem Grossen. — Die Aussicht von dieser Höhe ist bewundernswerth*).

Ausflüge von hier sind nach der Grotte von *Costozza*, nach den Bädern von *Valdagno* und *Recoaro*, so wie überhaupt nach den nahen Abhängen der Tiroler Alpen, in deren Schluchten sich die Sette communi verbergen.

---

*) Ueber *Vicenza* ist nachzulesen: Beschreibung der Gebäude, Malereien und Sculpturen in Vicenza, von Vendramini Mosca. 1779. — Guide de Vicence de G. B. Berti. 1822.

Ausflug nach Bassano und Treviso.

Der Weg führt über das durch seinen Verfall eben so malerisch gewordene Cittadella. Ueberall erblickt man auf den Höhen alte Forts aus Backsteinen, als Denkmäler der Scaliger oder der Liga von Cambrai. Unfern von *Bassano* liegt *Maser*, ein kleines Landhaus, von Palladio erbaut und von Paul Veronese mit Gemälden geschmückt. — *Bassano* selbst, das dem berühmten Jacob da Ponte das Leben gab, der sich nach seiner Vaterstadt Bassano nannte, besitzt das vortrefflichste Bild dieses Meisters, im Oratorio des h. Joseph, die Geburt des Heilands vorstellend. Es ist ein Geschenk des Künstlers. Die Stadt hat auch noch in anderer Beziehung eine Wichtigkeit erlangt, nämlich durch die Buchdruckereien der Brüder Remondini, welche ehemals 1500 bis 1800 Arbeiter beschäftigten und 50 Pressen im Gange hatten. Ihre Ausgaben zeichneten sich nicht sowohl durch typographischen Luxus, als durch Correctheit und Wohlfeilheit aus. Jetzt ist die Anstalt jedoch auf höchstens 3 bis 4 Pressen herabgesunken. — Die Stadt ist freundlich und herrlich gelegen. Die Franzosen haben ringsum schöne Spaziergänge angelegt. Der Mond, in der Vorstadt, ist ein ziemlich gutes Wirthshaus. — Ehe man nach Bassano kommt, kann man nach *Asolo* abbiegen, dem ehemaligen Aufenthalte der durch die Venetianer abgesetzten Königin Catherine Cornaro von Cypern. Der Weg zu ihrem Palaste ist indess gebirgig und sehr beschwerlich. — Der Palast *Falieri* im Orte selbst enthält die berühmte Jugendarbeit von Canova, welche er im 16. Jahre verfertigte, die Gruppe des Orpheus und der Eurydice.

Wenige Stunden von Asolo liegt Possagno, das kleine Dorf, wo Canova das Licht der Welt erblickte, und das er durch jenen Tempel verherrlichte, der jetzt daraus einen Wallfahrtsort jedes kunstsinnigen Reisenden macht. Dies prächtige Bauwerk kontrastirt auf seltsame Weise mit der wilden Natur rings umher. Der Porticus ist nach dem Vorbilde des Parthenons, die Kuppel nach dem Pantheon geschaffen, und der Tag fällt nur durch diese und die Thüren herein*). Die Kirche ist der h. Dreieinigkeit gewidmet. Den Bau leitete der venetianische Architekt Selva, nach Canova's Angaben und Zeichnungen. Er wurde 1819 begonnen. Als gegen sein Lebensende**) hin Canova fand, dass seine Mittel zur Vollendung dieses Unternehmens nicht ausreichen würden, so unterwarf er sich willig vielen Entbehrungen und den anhaltendsten Arbeiten. So entstand dieses Denkmal im Schoosse der Alpen durch den rastlosen Eifer Antonio's, des Sohnes des Steinmetzen in Possagno, der zwar vom Papste zum Marchese Ischia ernannt worden war, sich aber nie so unterzeichnete und das mit diesem Titel verbundene Einkommen der Akademie von S. Luca überwies, um damit junge Künstler zu unterstützen. Das *Grab Canova's* trägt die einfache Inschrift: „*Hic Canova*". Auch ein Gemälde aus dem Jahr 1797 zeigt man von ihm, die Erscheinung Gott Vaters und die Marien und Jünger am Grabe, das jedoch keinen andern Werth hat, als den einer Reliquie von ihm.

---

*) Eine genaue Beschreibung findet man in der Schrift: Il Tempio di Anton. Canova, e la villa di Possagno, del Prof. Bossi. 1823. Mit Kupfern.

**) Canova starb 1822.

Von Bassano nach *Treviso* kommt man durch den Flecken *Castelfranco*, wo der Maler Giorgione geboren wurde. In der Kirche sieht man ein schönes Bild von ihm, eine Jungfrau mit dem Kinde. In der Sacristei die Gerechtigkeit von P. Veronese. Der Palast *Soranzo* von Sanmicheli ist nach Vasari's Ausspruch ein Muster einer ländlichen Wohnung. Wo ist ein Land ausser Italien, das in seinen schlechtesten Flecken solche Kunstschätze aufweist?

Im *Dom* zu *Treviso* sieht man eine Heimsuchung von Tizian. — Die *St. Nicolakirche* ist ein schönes Monument; der Erbauer ist unbekannt. Die Stadt selbst ist alt und liegt am schiffbaren Sile, in den hier die Rotteniga und Piavesella fallen. Sie hat 15,000 Einw. Das beste Wirthshaus ist der Adler.

Weiterreise.

Diese bietet nichts Merkwürdiges. In *Aslesega oder Arslesega* werden die Pferde umgespannt, dann kommt man nach *Mestrino*, welches zwischen den Flüssen Cirisone und Brentella liegt, und wo man einen besonders wohlschmeckenden Wein erhält; von hier erreicht man in kurzer Zeit

Padua.

Eine uralte Stadt, deren Stifter Antenor, ein trojanischer Prinz, gewesen seyn soll, nach Andern soll Antenor sie bereits vorgefunden und nur vergrössert haben. Jedenfalls ist die Stadt älter als Rom. Patavium soll sie von dem Sumpfe Padusa, auf dem sie erbaut ist, genannt worden seyn. Nach Strabo war sie eine der bedeutendsten Städte Italiens und schloss 500 Ritter in ihren Mauern ein, was in keiner andern Stadt der Fall war; auch konnte sie eine ganze Armee aus eigenen Mitteln stellen. Sie wurde von Alarich und dann von Attila verwüstet; eben so hatte sie viel von Erdbeben und schrecklichen Feuersbrünsten zu leiden. Erst unter Karl erhob sie sich wieder. 1405 unterwarf sie sich freiwillig der Republik Venedig, welche sie mit Mauern und Befestigungen umgab, von denen die zwei Basteien *Cornaro* und *Sta. Croce* als Sanmicheli's Meisterwerke lange Zeit betrachtet wurden. Obgleich die Stadt grösstentheils enge, dunkle und hügelige Strassen hat, so ist doch auch hier seit einigen Jahren der Hang zur Verschönerung ersichtlich.

Mitten zwischen zwei Plätzen und zugleich im Mittelpunkt der Stadt liegt der Gerichtspalast, *della Ragione* genannt. Der grosse Saal, 300 F. lang auf 100 F. Höhe und 100 F. Breite, besteht aus einem einzigen Gewölbe, das auf keiner Stütze ruht. Die Wände sind mit Fresken und Basreliefs von berühmten Männern geschmückt. Der kühne Bau dieses Saales zeugt von dem Genie seines Erbauers, des Fra Giovanni, von dem Eremitaner-Orden des h. Augustin, eines geschickten Baukünstlers des 13. Jahrhunderts. Der obere Theil des Saales zeigt astrologische Figuren, welche nach der Angabe von dem bekannten Schwarzkünstler Pietro von Abano oder Apone, und von Giotto oder vielleicht noch älteren Meistern ausgeführt sind. Francesco Zannone restaurirte diese Arbeit sehr geschickt um 1762. Livius hat hier sein Denkmal; seine Gebeine sollen sich über einer Thüre des Saales befinden. Er war bekanntlich in Abano bei Padua geboren. — Auch den Stein (lapis vituperii) sieht man hier, auf dem sonst Falliten dreimal ganz nackt von den Schergen gesetzt wurden und vor aller Welt erklären mussten, dass sie keine 5 Lire im Vermögen hatten. Es ist eine Art Bank von schwarzem Granit. Dieser Gebrauch, der im Mittelalter in verschiedenen Städten stattfand, hat mit dem Ende des 17. Jahrhunderts aufgehört.

Unter den *Palästen* verdient der *del Capitanio* zuerst wegen seiner majestätischen Bauart von Falconetto besucht zu werden. Die Druckerei von Bettoni, nach Bodoni's die erste in Italien, hat hier ihren Sitz. Sie lieferte auch vortreffliche Abdrücke von den Kupferstichen Longhi's, Morghen's, Anderloni's u. A.

In dem Palast des Podestà's sind mehre Gemälde von Padovanino *), Damini, Liberi, Campagnola, aber hauptsächlich ein Abendmahl von Piazzetta, einem kühnen Nachahmer des Guercino.

Die *Basilica des h. Antonius*, den man hier nur den *Heiligen* (il Santo) nennt, ist zum Theil im altgothischen Style gebaut, und mit 6 Kuppeln und 2 kühnen Glockenthürmen versehen. Der Erbauer war Nicolo von Pisa. Ueber der Eingangsthüre sieht man neben dem Namen Jesus die zwei berühmten Gemälde des h. Bernardin und Antonius von Mantegna, wie es die von ihm selbst verfasste Inschrift besagt: *Andreas Mantegna optumo favente numine perfecit MCCCCLII. XI kal. Sextil.* Mantegna wurde in Padua geboren. Der Körper des h. Antonius ruht bekanntlich hier. Die Kapelle, in welcher sich sein Grab befindet, ist mit Kostbarkeiten und Meisterwerken angefüllt. Jacob Sansovino und Johann Maria Falconetto sind die Erbauer; die Arabesken sind von Allio und Pironi, die trefflichen Basreliefs von Campagna, von Tullio, Ant. Lombardo und J. Sansovino. Zu beachten sind ferner die herrlichen Verzierungen in Stucco an der Decke von Tizian Minio, von dem auch Christus und die 12 Apostel sind. Der Altar, die Thüren, die 4 Engel, welche die Candelaber halten, und die Statuen der h. Bonaventura, Ludwig und Antonius sind von Tizian Aspetti. — In der Kapelle des *h. Sacramente* sieht man 4 Engel von Donatello, die sehr geschätzt werden. — In der Kapelle *S. Felice* sind 5 antike Statuen und Fresken von Avanzi und Alighieri, wenig gekannten, aber bedeutenden Meistern des 11. Jahrh. Am Plafond der h. Antonius im Himmel von Pietro Liberi. — In der Kapelle *Beato* ein anderes Bild von Liberi, der h. Franciscus die Wundenmale empfangend, dessen herrlicher Kopf in einer Nacht gemalt worden seyn soll. — Ausserdem finden sich noch eine Kreuzabnahme von Luca de Reggio, eine Jungfrau mit dem Kinde nebst Johannes und Hyeronimus, aus dem Anfang des 15. Jahrh. in der Art des Giotto. — Auf der Thüre der *Reliquien Kapelle* findet sich eine Grablegung von Donatello aus vergoldetem Thon. — Der grosse Candelaber des Hochaltars, der berühmteste, den es gibt, ist von Andrea Riccio, der daran 10 Jahre gearbeitet hat. Die Statuen in Bronze im Chor und am

---

*) Eigentlich Alessandro Varotari, von seiner Vaterstadt il Padovanino genannt.

Hochaltar sind von Donatello und die von Stein von Campagna. — Ausserdem findet man zahlreiche Denkmäler berühmter und vornehmer Personen in dieser Kirche. Das Denkmal, welches der Patricier Querini Bembo setzen liess; das marmorne Mausoleum eines Procurators von S. Marco, Alexander Contarini ist grossartig; die gefesselten Sclaven und die kleine geflügelte Figur oben auf dem Monumente sind von dem grossen Künstler Vittoria. Der Schatz der Kirche wurde 1797 von den Franzosen stark mitgenommen, doch ist er noch immer bedeutend. Man zeigt die Zunge des Heiligen und die leserliche von ihm selbst verbesserte Sammlung seiner Predigten. — Die Menge der hier zu lesenden Messen ist so gross, dass es an Altären und Priestern mangelt und dass daher das Capitel durch eine Bulle des Papstes ermächtigt ist, gegen Ende des Jahrs eine gewisse Anzahl von Messen lesen zu lassen, Messone genannt, von denen eine Einzige für 1000 gilt; dies ist das einzige Mittel, die Zahl einzubringen. — In der zunächst der Kirche liegenden *Scuola del Santo* der Brüderschaft des h. Antonius sieht man interessante Fresken von Tizian selbst oder seinen Schülern.

Vor der Kirche des h. Antonius steht auf hohem Piedestal die erzene Reiterstatue des berühmten Feldherrn Erasmo de Narni, genannt Gattamelata, von Donatello.

Nächst dieser Kirche nenne ich *den Dom*, der erst im letzten Jahrhundert vollendet ist, und zu dem ursprünglich Michel Angelo Buonarotti den Plan geliefert hat, von dem jedoch in der langen Zeit des Baues bedeutend abgewichen wurde. Hier bemerkt man, einer der Seitenthüren gegenüber, eine sehr schöne Büste von Petrarca, der Domherr dieser Cathedrale war, von einem Schüler Canova's, Rinaldo Rinaldi. — In der Sacristei der Domherrn gibt es einige Gemälde von Domenico Campagnola, eine Copie Tizian's von Padovanino, und eine Anbetung der Könige von Franz Bassano, so schön, dass man sie seines Vaters Jacob würdig hielte. Ausserdem sieht man hier noch andere Bilder von Parentino, Padovanino, Brusasorci, Liberi, eine schöne Madonna von Sassoferrato und ein altes sehr ähnliches Bild von Petrarca. In dieser Sacristei sind auch die geschriebenen Episteln von 1259 und ein Missale, 1491 in Venedig gedruckt, mit reichen Miniaturen verziert zu sehen. — Das Battistero aus dem 12. Jahrh., von der Kirche getrennt, enthält merkwürdige Gemälde aus der Schule des Giotto. Das erzene Basrelief der Enthauptung des Johannes ist von Guido Lizzaro aus dem Anfange des 16. Jahrh.

Zu erwähnen ist ferner die prächtige Kirche *Sta. Justina*, mit ihren 8 durchbrochenen Kuppeln, deren Höchste die Statue der Heiligen trägt. Obgleich 3 Jahrhunderte alt, sieht diese Kirche noch immer wie neu aus. Hier befindet sich das Bild der Heiligen von P. Veronese gemalt. Auffallend ist es, dass Christus, die Jungfrau und die Engel im obern Theile des Bildes so plump gemalt sind, dass man P. Veronese nicht darin erkennte; wenn man nicht wüsste, dass der Prior des Klosters sich herausnahm, den Meister zu verbessern, und ihm die Perspective lehren zu wollen. Die verschiedenen Kapellen dieser Kirche enthalten noch einen grossen Bilderschatz von den hier schon oft genannten Meistern.

Ich unterlasse es, die zahlreichen Kirchen Padua's alle anzuführen. Wohl selten wird ein Reisender hier so lange verweilen, und ich darf behaupten, mit den 3 genannten das Vorzüglichste angegeben zu haben.

Die sonst so berühmte Universität (del Bo) soll im 13. Jahrh. gestiftet worden seyn. Man weiss nicht, ob das Gebäude von Sansovino oder Palladio herrührt. Es ist hier ein anatomisches Theater, ein

Museum der Naturwissenschaft und ein sehr reiches Kabinet der Experimental-Physik, in dem man unter anderm einen Wirbelknochen des grossen Galilei zeigt. Man rechnet, dass 1200 Studenten die Universität besuchen. Diese alte Universität soll jedoch ehemals 6000 Studenten gezählt haben. Das marmorne Peristyl des Gebäudes ist sicher nicht von Palladio, sondern eher Sansovino zuzuschreiben. In der Vorhalle bemerkt man die schöne Statue der berühmten Helena Lucrezia Cornaro-Piscopia, gest. 1684, 38 J. alt, welche spanisch, französisch, lateinisch, griechisch, hebräisch, arabisch verstand, dichtete und sang, theologische, astronomische und mathematische Dissertationen schrieb, und das Doctor-Diplom erlangt hatte. Sie trug das Gewand der Benedictiner und blieb der Regel dieses Ordens getreu, obgleich sie von vielen vornehmen Herren zur Ehe verlangt wurde. — Die Bibliothek besteht aus 70.000 Bänden. An den Wänden sieht man Bildnisse von berühmten Römern, von Romulus bis Cäsar. Ueber diesen sind jedoch bessere Arbeiten von Domenico Campagnola, einem Schüler Tizian's, aufgestellt. Das Bild des Kardinals Zabarella soll sogar von Tizian selbst seyn. Auch Petrarca in ganzer Figur al fresco ist hier zu sehen. — Die Bibliothek des Capitels enthält nur 6000 Bände, jedoch darunter sehr seltene Sachen, unter andern die Manuscripte der Bibliothek Petrarca's. — Der botanische Garten ist der älteste in Europa und wurde 1545 vom venetianischen Senat gegründet. Ein alter orientalischer Platanus mit knorrigem Stamm und kurzen jedoch noch immer grünenden Zweigen ist so alt, wie die Anlage selbst. Ein ehrwürdiger Baum, der so manchen grossen Gelehrten unter seinem Schatten beherbergte, und sie alle überlebt hat. — Die Sternwarte der Universität befindet sich in einem alten Thurm, der zu den Zeiten Ezzelino's als Staatsgefängniss diente. — Von den berühmten Professoren, welche hier lehrten, nenne ich Galilei, Petrarca, Accolti, Alberti, Branca, Dandini, Lampugnani, Speroni, Landi, Poleni, Concina, Gualdo u. s. w.

Das getroffenste Bildniss Petrarca's soll sich im erzbischöflichen Palast nahe am Dom befinden und zwar in der Bibliothek über der Thüre. Der Dichter ist abgebildet, wie er seine Oration an die Jungfrau hält. Es befand sich auf der Mauer in dem Hause des Dichters, und wurde, als dieses 1581 wegen Vergrösserung der Domkirche abgebrochen wurde, mit der Mauer ausgeschnitten und später an seine jetzige Stelle gebracht. Dies Bildniss befindet sich auch vor der schönen Ausgabe der „*Rime*" von Marsand.

Der bedeutendste Platz von Padua, der in der That die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden auf sich zieht, ist *il Prato della Valle* (die Wiese des Thals). Hier war sonst ein Sumpf, der die Gegend verpestete, und er verdankt seine jetzige Gestalt dem venetianischen Patricier Andrea Memmo. Es ist die gewöhnliche Promenade und der Corso der Paduaner. In der Mitte des Platzes ist eine kleine Insel, welche ein Kanal der Brenta bildet, und auf amphitheatralischen Sitzen erblickt man die Bildsäulen von allen Paduanern, die sich ausgezeichnet haben. Man findet darunter zwei Jugendarbeiten Canova's, den Ritter Poleni und Antonio Cappello vorstellend. — Auf einem andern Platze, *Arena* genannt, weil die ihn umgebende Mauer auf ein antikes Amphitheater hinzudeuten scheint, liegt die kleine Annunciata-Kirche, wo man merkwürdige Fresken von Giotto sieht, besonders das jüngste Gericht, welches Giotto nach seines Freundes Dante Eingebung gemalt haben soll. Auch in der unfernen Eremitaner Kirche findet man unter anderen Kostbarkeiten ein Gemälde von Guido Reni, einen Johannes in der Wüste vorstellend. Gräber der alten

Beherrscher von Padua, Fürsten von Carrara, mit einer Inschrift von Petrarca, grosse Fresken von Mantegna u. s. w.

Von den Thoren Paduas nenne ich die Porta S. Giovanni und die Porta Savonarola, beide von Falconetto. Der Name des letzteren Thors mag andeuten, in welchem Ansehen der berühmte Dominicaner von Florenz auch hier gestanden. Die Porta del Portello ist eine Art Triumphbogen, den Bergamasco erbaut haben soll.

Wenn gleich die Privat-Paläste in Padua nicht sehr erheblich sind, so darf ich doch den Palast der Grafen *Trento Pappa-Fava*, der für den schönsten der Stadt gilt, nicht übergehen; ebenso die *Casa Giustiniani al Santo* von dem Veroneser Falconetto gebaut, der für den Lehrmeister Sansovino's und Palladio's mit Recht gehalten werden kann. — In der Servitenkirche wird ein altes Grabmal, für das des Antenor, des vermeintlichen Erbauers der Stadt gezeigt und in der Contrada di S. Giovanni das Haus, welches Livius bewohnt haben soll.

Noch ist zu bemerken, dass Padua das prachtvollste Kaffeehaus besitzt, welches wohl in keiner andern Stadt der Welt gefunden wird. Der Baumeister heisst Joseph Zapelli, und der Cafetier Pedrochi. Es ist ganz von Marmor und man könnte es nach seinen Hallen und Säulen eher für einen Palast als für ein Kaffeehaus halten. Es soll über 200,000 Fr. gekostet haben, allein unter andern Bedingungen hätte es wohl leicht eine Million gekostet. Es war nämlich beim Bau die seltsame Einrichtung getroffen worden, dass keiner der dabei beschäftigten Handwerker und Künstler auf irgend eine Weise selbstständig war. Der Baumeister hatte alle Arbeiter unter sich und der Bauherr bezahlte sie jeden Abend, so dass nach Beendigung dieses grossartigen Baues durchaus keine Rechnung zu saldiren war. — Man erzählte mir folgende seltsame Anekdote, bezüglich dieses Baues, die ich hier wieder gebe, ohne sie zu verbürgen. Es standen auf dieser Stelle eine Reihe alter verfallener Wohnungen, von denen eine dem jetzigen Besitzer des grossen Kaffeehauses gehörte, die derselbe wegen ihrer Baufälligkeit einzureissen gezwungen war. Plötzlich kaufte er, der früher nichts weniger als bemittelt war, alle übrigen, und liess sie gleichfalls einreissen. Dies machte Aufsehen, mehr aber noch, als er den neuen Bau begann, und die Arbeiter jeden Abend mit Zecchinen altvenetianischen Gepräges auszahlte. Man forschte nach, und es ergab sich, dass er einen Schatz in dem Fundamente gefunden. In Hinsicht auf den schönen Gebrauch, den er davon machte, soll nun die Regierung den ihr zustehenden Theil dem Herrn Pedrochi gelassen haben, der aber wieder seinerseits bei seinem Absterben das ganze Etablissement aus Dankbarkeit seiner Vaterstadt vermacht haben soll. — Abends gewähren die Colonnaden und Säle dieses Kaffeehauses einen wahrhaft glänzenden und imposanten Anblick. Sehenswerth sind die grossen Carten von Italien auf den Marmorwänden gemalt, welche den Eintrittssaal zieren. Sonntags versammeln sich hier viele Damen und Herren in geschmackvoller Toilette.

Padua hat gute Fabriken, deren Producte durch ganz Italien bis nach Neapel gehen. — Die Stadt zählt 40,000 E. Die besten Wirthshäuser sind: la Stella d'oro, l'Imperatore Romano, la Croce d'Oro.

Ausflüge.

In *Arquà* *), 4 Stunden von Padua, ist das Haus und das Grab Petrarca's **). Arquà selbst liegt am Fusse der euganäischen Hügel. Petrarca's Haus steht am Ende des Dorfs und wird jetzt von einer Bauernfamilie bewohnt, die es verfallen lässt. Auf den Wänden sieht man einige grobe Bilder, die sich auf seine erste Canzone beziehen. In einer Mauerblende sitzt Petrarca's, von ihm besungene, weisse Katze ausgestopft. Sie sieht aber so neu aus, dass man glauben muss, die Original-Katze sey oftmals schon ersetzt worden. Ein Fremdenbuch (Codice) mit einer Menge von Namen wird den Besuchern vorgelegt. Ich habe nichts Interessantes darin gefunden. — Sein Grabmal, das ihm sein Schwiegersohn Brossano errichtete, steht der Kirche gegenüber. Es ist von rothem Marmor und wird von 4 Säulen getragen. Hier ruht seine Asche. Paul Baldezucchi liess 1667 das Brustbild des Dichters in Bronce aufstellen. Ein Brunnen, den er zum Frommen seiner Mitbürger graben liess, heisst noch jetzt Pozzo di Petrarca. — Nicht weit von diesem Orte ist eine Schwefelquelle entdeckt worden, welche nach dem Vicekönig *Rainer* die euganäische Rainerquelle heisst.

Ausserdem besitzen die euganäischen Hügel noch die heissen Quellen von *Abano* und *Battaglia*, wo sich während der Saison stets viele Gäste einfinden. Das erstere ist der Geburtsort des römischen Geschichtschreibers Livius und des Arztes Pietro Apone, der für einen Zauberer galt. Die Bäder hiessen bei den Römern Aquae oder fons Aponi; Plinius nennt sie Patavinae Aquae. Sie befinden sich eine Viertelstunde von dem Städtchen gleichen Namens. Das Wasser wird mit den Karlsbader Quellen verglichen und kommt mit einer Hitze von 60 bis 67° Reaum. aus der Erde. — Battaglia liegt am Kanale Monselice und hat ungefähr 3000 Einwohner. — In dem unfernen lieblichen *Catajo* ist ein altes Schloss der venetianischen Familie Obizzi, das jetzt dem Herzog von Modena gehört. — In *Monselice* werden jene Vipern gefangen, deren sich die Venetianer bei der Bereitung des Theriac bedienten, und aus dem Städtchen *Este* stammt jenes berühmte Fürstenhaus, dessen Mitglieder Rinaldo, Herkules und Alfonso von Este in Schriften und Dichtungen fortleben.

---

*) Auch Arquato.

**) Petrarca st. 1374.

Weiterreise.

Von Padua nach Venedig giebt es mannichfaltige Gelegenheiten zu Wasser und zu Lande mit Vetturinen nach Fusina, oder auf dem Brentakanal. Ein Platz in der Diligence, die täglich abgeht, kostet 6 Lire austr. — Die Fahrt auf der Wasserdiligence zu 3 L. währt 8 Stunden und ist nicht zu den angenehmen zu zählen. Ich würde jedenfalls vorziehen, den Weg zu Lande zurückzulegen.

Die ganze Strasse wird an beiden Seiten mit einer fast ununterbrochenen Reihe von Villen und Palästen eingefasst; dazwischen liegen anmuthige Dörfer und Flecken. Der Palast des Patriarchen von Venedig in *Noventa*, der *kaiserliche Palast in Stra*, und der *Palast Tiepolo* verdienen wohl besichtigt zu werden.

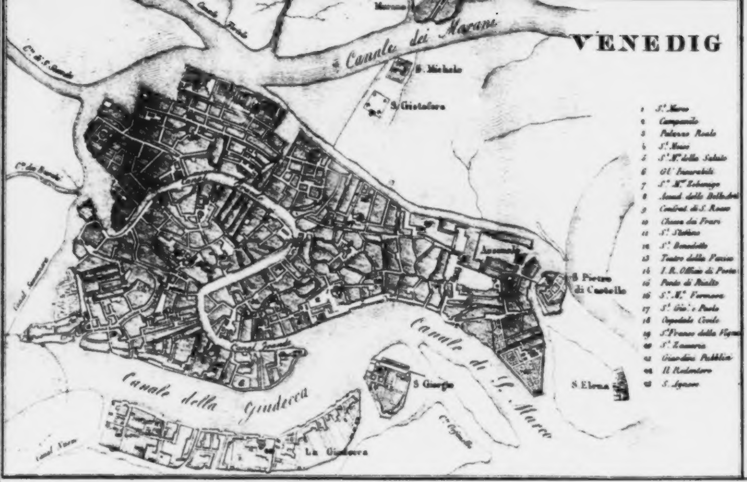
Von *Fusina* nach *Venedig* rechnet man 5 Miglien zu Wasser.

Zweites Kapitel.

Venedig.

Gondelfahrt. — Markusplatz. — Markuskirche. — Dogenpalast. — Die neuen Procuratien. — Palazzo reale. — La nuova Fabbrica. — Die alten Procuratien. — La Zecca. — Der Thurm der Uhr. — Der grosse Kanal mit seinen Kirchen und Palästen. — Die Kirchen Venedigs. — Das Arsenal. — Die Theater. — Die öffentlichen Gärten. — Das grosse Gefängniss. — Statistisches und Historisches. — Gasthäuser und nöthige Erinnerungen.

Nachdem wir früh Morgens von Padua weggefahren waren, kamen wir gegen zehn Uhr in *Fusina* an, wo uns alsbald eine Gondel aufnahm, um uns nach Venedig überzusetzen. Eine Weile ging es noch auf dem Brenta-Kanale fort, dann stachen wir in die Lagunen. Das Fahrwasser ist mit Pfählen angedeutet, ausser diesen sind die Lagunen versumpft und versandet; rechts hatten wir den Anblick des adriatischen Meers und vor uns hob sich mit jedem Ruck des Ruderers Venedig mehr und mehr aus den Wellen. Es ist unbeschreiblich, welch' ein Zauber auf dieser Erscheinung ruht. Freilich ist Alles nur grau, vergebens späht das Auge nach rothen freundlichen Dächern und hell angestrichenen Häuserfronten, wie sie — nach Herrn Nicolai's sehr richtiger Bemerkung — jedes kleine Städtchen der Mark aufzuweisen hat. Ob nun aber diese bunten Farben gerade erforderlich sind, um eine Stadt aus der Ferne schön und imposant erscheinen zu lassen? Die Schönheit der italienischen Städte-Prospecte liegt in den schönen Linien, in ihrem malerischen Anbau, gewöhnlich terassenförmig auf Hügeln, in den grossen Massen, die sich in herrlichen Formen empor heben. So auch erspäht das Auge bald aus den langen Linien, die Venedig am Horizont zeichnen, die ehrwürdigen Kuppeln von S. Marco, den prächtigen Dom der Madonna della Salute, den erhabenen Campanile, und die grosse Menge der andern Kuppeln und Thürme. Dies Alles zusammen aus den Fluthen emportauchend, gibt nun den überraschenden Anblick, der gewiss kein für Schönheit empfängliches Gemüth kalt lassen



VENEDIG

Canale dei Marani
Murano
S. Michele
S. Cristoforo
Arsenale
S. Pietro di Castello
S. Elena
Canale di S. Marco
S. Giorgio
Canale della Giudecca
La Giudecca
Canal Grande
Canal Nuovo
1 S.t Marco
2 Campanile
3 Palazzo Reale
4 S.t Mosè
5 S.ta M.a della Salute
6 Gli Incurabili
7 S.ta M.a Zobenigo
8 Accad. delle Belle Arti
9 Confrat. di S. Rocco
10 Chiesa dei Frari
11 S.t Stefano
12 S.t Benedetto
13 Teatro della Fenice
14 I.R. Offizio di Posta
15 Ponte di Rialto
16 S.ta M.a Formosa
17 S.ti Gio. e Paolo
18 Ospedale Civile
19 S. Franc. della Vigna
20 S.t Zaccaria
21 Giardini Pubblici
22 Il Redentore
23 S. Agnese

dem einzigen Fenster in der Mitte und die fein gemeisselten Verzierungen des Frieses, einem arabischen Bauwerke vergleichbar; daneben die imposante Façade der *Markuskirche*, die mehr einer Moschee als einem dem Christengotte geweihten Tempel ähnlich sieht; dann das eben so fremdartige als prachtvolle *Gebäude der Uhr* in Ultramarin und Gold strahlend, auf dem zwei Riesen von Erz die Glocke schlagen; daran die *alten* und *neuen Procuratien* mit ihren weiten Arcaden, wo Laden an Laden, Cafféehaus an Cafféehaus sich reihen. Der *königliche Palast*; endlich der riesenhohe, ganz frei aus dem Boden aufstrebende *Campanile* oder Thurm von S. Marco. Er ist 99 Meter hoch und unten mit Laden umgeben. Sein Bau 911 begonnen, war 1111 bis zu den Glocken vollendet und endlich 1115 ganz beendigt. Mastro Buono schmückte ihn 1510 mit Säulen. Die Loggietta, die an der Ostseite dem Thurm beigefügt ist, wurde von Sansovino vollendet, von dem auch die vier erzenen Statuen: Pallas, Apollo, Mercur und der Friede sind. Die Ornamente sind von Tizian Minio und Hieronymus Lombardo. Vor der Kirche ferner die *Pili*, jene rothen Mastbäume auf den künstlich gearbeiteten Fussgestellen von Bronce, die einst die Herrschaft Venedigs über Cypern, Candia und Morea bedeuteten*), und nun die *Piazzetta*, die zum Meere führt, wo abermals zwei wunderbare Säulen, den geflügelten Löwen und den heiligen Georg tragend, die Blicke des Fremden auf sich ziehen. Sollte man es glauben, so viele prächtige und auffallende Gegenstände auf einem einzigen Platze zusammengedrängt zu finden? Sicherlich macht kein Platz irgend einer europäischen Stadt diesen Eindruck. Und nun denke man sich an einem schönen Abende dies Alles voll von geputzten Damen und schöner Welt, vor den Kaffeehäusern sitzend oder auf und ab promenirend im Mondschein auf dem unvergleichlichen Mosaikpflaster, das nie ein Wagen, nie der Tritt eines Pferdes entweiht. Man glaubt sich in dem feenhaftesten Salon der Welt zu befinden. Die wunderbare Stimmung des Fremden erhöht es noch, Türken, Griechen und Armenier unter den vor ihren Kaffeehäusern ausgespannten Zelten, aus langen Pfeifen rauchend, unbeweglich gleich majestätischen Automaten sitzen zu sehen. — Eine Eigenthümlichkeit anderer Art sind noch die unzähligen Tauben, die sich auf den Dächern dieses Platzes aufhalten und auf Kosten des Staates unterhalten werden. Zur Stunde der Fütterung fliegen alle herunter, und man sieht den Markusplatz mit Tauben bedeckt. Dieser Gebrauch stammt aus den ältesten Zeiten der Republik. Am Palmsonntag liess man nämlich ehemals eine Menge Tauben, denen man an den Füssen kleine Papierröllchen befestigt hatte, von dem Portal der Markuskirche aufsteigen. Da sie, durch das Papier gehindert, nicht hoch fliegen konnten, so wurden sie von der versammelten Volksmenge bald eingefangen. Nur einigen dieser armen Vögel gelang es, sich von dem Papier zu befreien und auf den Dächern Rettung zu suchen. Diese vermehrten sich nach und nach, und sie erregten bald ein so grosses Interesse, dass ein Decret erlassen wurde, dass sie nicht nur nicht eingefangen, sondern sogar auf allgemeine Kosten ernährt werden sollten. Es ist rührend, dass in dem Wechsel, den Venedig erfahren und der ihm so viel seiner Eigenthümlichkeit in Leben und Sitte geraubt, dieser liebliche Gebrauch sich fortwährend noch erhalten hat. — Eine historische Merkwürdigkeit eigener Art ist noch auf dem Markusplatze, das Café Florian. Der frühere Besitzer dieses Kaffeehauses

---

*) Ihr Fussgestell verfertigte Leopardo 1505 und stellte darauf Tritonen, Sirenen und andere herrlich gearbeitete und geschmackvolle Arabesken dar.

Florian war der vertrauteste Agent des ganzen venetianischen Adels. Bei ihm fand man Nachrichten aller Art und über Alles, was man wissen wollte, Auskunft. Die Anekdote verdient Erwähnung, dass Canova, dem Florian am Anfange seiner Laufbahn die wichtigsten Dienste geleistet hatte, einst, als dieser sehr am Podagra litt, sein Bein genau modellirte, damit der Schuhmacher ihm das Maas nehmen konnte, wenn er Stiefel brauchte, ohne ihn zu inkommodiren. Jetzt ist Florian todt, und dieses für das ältere Venedig so wichtige Etablissement ist nichts mehr als ein Kaffeehaus, wie alle übrigen, das jedoch noch immer stark besucht wird. Ausser diesem sind jedoch auch die Cafe's Quadri, Leoni, Suttil. Alle auf dem Markusplatze, zu empfehlen.

Wenn man die

ST. MARKUSKIRCHE

in allen ihren Theilen genau beschreiben wollte, so würde dazu ein eigenes Werk nöthig seyn. Sie ist ein Gemisch von griechischen Antiken, byzantinischem Reichthum und altvenetianischer Pracht. Die Gewölbe bedecken ohne Ausnahme Mosaik-Gemälde auf Goldgrund; der Boden, ganz hügelig vor Alter, ist mit Porphyr und Jaspis gepflastert, und 500 Säulen von den seltensten Marmorarten, von Alabaster, Serpentin und Bronce sind in diesem Tempel enthalten, in welchem stets eine heilige Dunkelheit brütet. Hier sind alle Schätze, die dem reichen Byzanz genommen wurden, verschwendet worden. Die Gebeine des Evangelisten wurden im achten Jahrhundert aus Alexandrien hieher gebracht. Die Kirche selbst wurde 976 unter dem Dogen San Pietro Orseolo I. zu bauen angefangen und 1071 unter dem Dogen Dom. Silvio vollendet. Sie ist $76^1/_2$ Meter lang, 32 Meter breit und $330^1/_2$ M. im Umfang. Die Façade zeigt, bei einer Höhe von 25 M., eine Menge von kostbaren Marmorsäulen und 9 grosse Mosaikbilder. Zu aller dieser Pracht kommen noch die berühmten vier Pferde von korinthischem Erz, die über dem Haupteingange aufgestellt sind. Diese Pferde wurden von den Römern nach dem Siege über die Parther nach Rom gebracht, um auf den Triumphbogen des Nero gestellt zu werden. Constantin brachte sie nach Konstantinopel und hier kamen sie in die Hände der Venetianer. Napoleon liess sie nach Paris kommen, und erst 1815 durften sie ihren Platz auf der Markuskirche wieder einnehmen. Nach einigen sollen sie von der Insel Chios stammen. Sie sind aus sogenanntem korinthischen Erz, und man sieht noch an einigen Stellen Spuren der Vergoldung. Das Gewicht eines Pferdes beträgt 1750 Pf. schweren venetianischen Gewichts. — Ehe wir aber in die Kirche eintreten, bemerken wir nach der Seite der Piazzetta hin zwei Pfeiler mit fremden Charakteren bedeckt, welche bei der Einnahme von Accon hieher gebracht wurden und aus dem Tempel der h. Saba herrühren sollen. — Die Porphyrgruppe in dem Winkel unweit des Dogen-Palastes wird für die Figuren des Harmodius und Aristogiton ausgegeben, welche den Hipparchus ermordeten. — Die drei Pforten, welche in das Innere der Kirche führen, sind aus Erz mit eingelegtem Silber. — Der Weihkessel von Porphyr ruht auf einem antiken Altar. Die Thüre der Sakristei hinter dem Hauptaltar wurde von Sansovino in 30 Jahren vollendet; ein herrliches Kunstwerk. — Von diesem Künstler sieht man noch vier Evangelisten und einen Altar mit Basreliefs von Marmor und vergoldeter Bronze. — Der erzene Deckel auf dem marmornen Taufbecken ist ein geschätztes Werk von den Schülern Sansovino's. — In der *Kapelle des h. Kreuzes* sieht man 6 kostbare Säulen, von denen eine aus schwarzem und weissem Porphyr als die seltenste von allen Säulen in Venedig bewundert wird. — In der *Kapelle der Madonna degli Mascoli* zeigt man Statuen und Basreliefs von grossem Werthe. — Auf der marmornen Balustrade, welche den Chor von der Kirche scheidet, stehen 14 schöne Statuen und ein sehenswerthes Kreuz aus Erz. Jene sind die h. Jungfrau, die zwölf Apostel und St. Markus, von den Brüdern Jacobello und Pietro Paolo dalle Masegne aus der Schule von Pisa (14. Jahrh.). — Zwei kleine Altäre von einer besonders bemerkenswerthen Arbeit. — Der Altar hinter dem Hochaltar mit den vier 8 F. hohen gewundenen Säulen aus orientalischem Alabaster. Zwei dieser Säulen sind weiss und durchsichtig und von ausserordentlicher Seltenheit. — Seitwärts von der Vorhalle befindet sich, in der *Kapelle des h. Zeno*, das Grabmal dieses Kardinals von Pietro und Antonio Lombardo und Leopardi ausgeführt. Ausserdem findet man hier die berühmte Statue der h. Jungfrau von Alberghetti, mit dem Beinamen della Scarpa, weil sie Schuhe trägt. Der Altar und die Statue des h. Jakob sind als Meisterwerke von Leopardi anerkannt.

Zur Besichtigung der Mosaikarbeiten möge folgende Notiz genügen. An der *Façade* von den fünf grossen Mosaiken der ersten Reihe stellen die zwei zur rechten Seite des Beschauenden die Ueberfahrt der Reste des h. Markus von Alexandrien nach Venedig vor, nach Zeichnungen von Pietro Vecchio (1650). In der Mitte: das Jüngste Gericht nach Zeichnungen von Antonio Zanchi (1680). Daneben der Magistrat Venedigs den h. Markus verehrend, nach Zeichnungen von Sebastian Rizzi, trefflich ausgeführt von Leopold dal Pozzo (1728). Die letzte Mosaik in dieser Reihe stellt die Kirche selbst vor von einem unbekannten Meister. — In der zweiten Reihe zur Linken: eine Kreuzesabnahme, dann eine Grablegung, eine Auferstehung und eine Himmelfahrt. Alle vier von Luigi Gaëtano, nach Zeichnungen von Maffei Verona (1617 ausgeführt). — Die *Vorhalle*, über dem Mitteleingang: St. Markus im Messgewand nach einer Zeichnung von Tizian (1545) von Franz und Valerian Zuccato; darunter sieben kleine Mosaiken aus dem eilften Jahrhundert. Diesen gegenüber Kreuzigung und Grabeslegung gleichfalls von den Brüdern Zuccato (1549). Oben rechts und links von dem Haupteingang, von denselben Künstlern die Erweckung des Lazarus und ein Begräbniss der Jungfrau, deren Zeichnung man Pordenone zuschreibt. — In den obern Ecken die vier Evangelisten; in den unteren: die acht Propheten; im Fries: Engel und Kirchenlehrer; Alles von den Zuccato's ausgeführt. — *Das Innere der Kirche:* Ueber dem Haupteingang: Christus, die Jungfrau und der h. Markus aus dem eilften Jahrhundert. — Das grosse Gewölbe der Vorhalle enthält: Christus, die Jungfrau, die h. drei Könige, Johannes d. T. und Engel und Cherubim, welche das Kreuz anbeten, nach Tintoretto von Bozza; die Apostel und Engel, Lilien in der Hand von denselben Meistern; die Seligen nach Tintoretto von Marini; Sturz der Verdammten nach Maffei; Verona von Marini. — *H. Tauf-Kapelle:* die Taufe Christi (11tes und 12tes Jahrh.). — *H. Kreuz-Kapelle:* das Paradies nach Pillotti von Luigi Gaëtano; die Kreuzigung St. Peters, die Hinrichtung St. Pauls, der Sturz Simon Mago's, ebenfalls von Gaëtano nach Zeichnungen von Palma und Padovanino. — *Bogen des Gewölbs zur Rechten:* das Marterthum des h. Andreas nach Aliense; St. Thomas vor einem König nach Tizianello; das Marterthum des h. Johannes nach Padovanino, Marterthum des h. Jakob nach Tizianello, alle ausgeführt von Luigi Gaëtano (1602). — *Kapelle der Madonna degli Mascoli:* die Geschichte der h. Jungfrau, herrlich ausgeführt von Michael Giambono (1430). — *Kapelle St. Isidoro:* die Thaten des h. Markus. — Wenn man aus dieser letzteren Kapelle nach dem Chor geht, so bleibe man in einiger Entfernung von den Stufen stehen, um die Menge der Mosaiken, welche sich hier dem Auge darbieten, zu betrachten. Sie wurden in verschiedenen Zeiträumen und von verschiedenen Künstlern ausgeführt. Eine berühmte Arbeit ist der *Stammbaum der h. Jungfrau* über der Eingangsthüre der Kapelle St. Isidoro von Vincenzo Bianchini, nach Zeichnungen von Salviati verfertigt. — *Der Hochaltar:* der sitzende Heiland in ganzer Figur. — *Die Sakristei:* Ueber der Thüre die h. Jungfrau von Rizzo (1530), ihr zur Rechten St. Theodor, zur Linken der h. Georg von Zuccato. An der Decke arbeiteten Rizzo, Albeti und Franz Zuccato. — Noch ist hier einer Art von Mosaik von Gold und Silber zu erwähnen, welche auf dem Hochaltar befindlich ist, und *Pala d'oro* genannt wird. Die Republik liess sie zu Ende des zehnten Jahrh. zu Konstantinopel anfertigen, und drei Jahrhunderte hindurch setzte Venedig seinen Stolz darein, sie zu verschönern. Es ist eine Tafel, auf der unter reichen Verzierungen Geschichten aus dem alten und neuen Testament abgebildet und durch griechische und lateinische Inschriften erklärt sind. — Das Grabmal des Dogen Andreas Dandolo, gest. 1534, als Feldherr und Politiker eben so berühmt, wie als Freund Petrarca's. — Einige Fliesen von rothem Marmor unter der Vorhalle der Kirche bezeichnen die Stelle, wo Friedrich Barbarossa und Alexander III. zusammenkamen und sich versöhnten.

In dem Schatz der Kirche befindet sich das *Evangelium des h. Markus*, *zwar* eingerahmt, aber dennoch fast in Staub zerfallen; kaum kann man noch einige Buchstaben unterscheiden. Die Geistlichen, welche es zeigen, behaupten, dass es auf Pergament und nicht auf Papyrus sey. Die Venetianer brachten es 1420 aus Udine hieher. Trotz der Mirakel, welche diese Translation begleitet haben sollen, so ist es doch wohl nicht authentisch, denn die Apostel schrieben nur hebräisch oder griechisch, und dieses war lateinisch. — Der Schatz der St. Markuskirche enthält übrigens noch eine grosse Menge Reliquien, wie z. B. mehre Marterinstrumente des Heilands; das Messer, dessen er sich beim h. Abendmahle bediente, mit einigen halb verlöschten hebräischen Buchstaben auf dem Stiele; Erde, am Fusse des Kreuzes gegraben, mit dem h. Blute getränkt; ausserdem ein herrliches Kreuz, welches die Kaiserin Irene der Kirche in Konstantinopel geschenkt hat, und zwei bewundernswerthe Leuchter, die als Meisterstücke byzantinischer Goldarbeit betrachtet werden können *).

DER DOGENPALAST.

(palazzo ducale). Der Styl dieses merkwürdigen Gebäudes, das 900 Schritte im Umfange hat, trägt hauptsächlich den arabischen Stempel. Es wurde im vierzehnten Jahrh. unter Marino Faliero von Filippo Calendario vollendet. Der Doge, der es erbauen liess, wurde enthauptet, und der Baumeister als Hochverräther gehenkt. Ein seltsames Schicksal. Beim oberflächlichen Anblicke werden sogleich die Säulenkapitäler in ihrer reichen Mannigfaltigkeit, das Hauptfenster nach dem Molo und das nach der *Piazzetta*, deren Verzierungen den Schülern von Tullius Lombardo und Guiglielmo Bergamasco zugeschrieben werden, dann der Haupteingang, Porta de la Carta genannt, von dem Mastro Bartolomeo, in die Augen fallen. Gleich beim Eintritte begrüssen wir die prachtvolle *Riesentreppe*, ein Werk Antonio Bregno's, von Dom. und Bernardo von Mantua ausgeführt. Mars und Neptun über Lebensgrösse sind von Sansovino (1556). Auf der Höhe dieser Treppe fand die Krönung der Dogen Statt

---

*) Ausführlicher über die St. Markuskirche, ihre Beschreibung in Form eines Atlasses von Zatta, 1761.

Wie die Cicerone sagen, wurde auf dieser Treppe Marino Faliero enthauptet, und Byron, so wie auch Delavigne, sind dieser Sage in ihren Trauerspielen treu geblieben. Dies ist jedoch ein Anachronismus, denn Faliero wurde 1355 enthauptet, und die Riesentreppe zu Ende des 15. Jahrhunderts erbaut. — Die sogenannte *goldene Treppe* wurde 1538 angefangen und 1577 beendigt. Unter Sansovino's Leitung schufen Tiziano Aspetti den Herkules und den Atlas am Eingang dieser Treppe, Vittoria hingegen vollendete die Stucco- und Franco die Fresco-Arbeiten. — Ueber einem Seitenkanal, der an dem Dogenpalast vorüberführt, schwebt die *Seufzerbrücke*, ein Werk Palladio's, in Gestalt eines länglichen Sarkophags, und verstärkt den Eindruck, den dieses merkwürdige Gebäude auf den Beschauer hervorbringt, da es die Prachtwohnung eines Fürsten, das höchste Tribunal, die scheuslichsten Gefängnisse und den fürchterlichen Ort heimlicher Hinrichtungen in sich einschliesst, und so den Mittelpunkt des Bildes der venetianischen Schreckensregierung bietet. — Von den zwei schönen Cisternen aus Bronze, die im Hofe des Dogenpalastes gezeigt werden, sagt man, dass sie den ganzen Schatz süssen Wassers enthielten, wovon die Stadt sich nährte, und dass es mithin in der Macht der Dogen gestanden, die etwa rebellischen Bürger verdursten zu lassen. — Man zeigt auch noch die Oeffnung, in die ein Jeder die Zettel werfen konnte, durch die er irgend Jemand verdächtigen oder verläumden wollte.

Im *Saal dei Scarlatti* sieht man die in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts von Grisellini gemalten Karten jener Länder, welche die Venetianer auf ihren Seefahrten entdeckt oder besucht hatten.

Ich komme nun zum Gemäldeschatz des Dogenpalastes, und werde hier trocken referiren, damit sich ein Jeder darnach leicht orientiren könne. Ein Raisonnement hinzuzufügen, würde dies Buch in's Ungeheuere ausdehnen und gänzlich unpraktisch machen. Bei Kunstwerken *erster Grösse* werde ich, nach dem Beispiele der Engländer in ihren Reisehandbüchern, durch Ausrufungszeichen die Aufmerksamkeit der Beschauer in höherem Grade wecken.

Saal der vier Thüren: Der Doge Marino Grimani, vor der h. Jungfrau knieend, St. Markus und andere Heilige, von Contarini. Der Glaube, von Tizian. Schlacht bei Verona, von Contarini. Der Doge Cicogna, persische Gesandte empfangend, von Carletto Calliari. Heinrichs III. Ankunft in Venedig, von Andrea Micheli il Vicentino! Der Doge empfängt Gesandte, von Carletto Calliari. Die Fresken der Decke sind von Tintoretto.

Anticollegium: Vier Gemälde zu beiden Seiten der Thüre, als Meisterwerke Tintoretto's anerkannt: Merkur und die Grazien; die Schmiede des Vulkan; Pallas, den Mars verjagend, und Ariadne, von Venus gekrönt. Dem Fenster gegenüber: Jacobs Rückkehr nach Kanaan, von Jacob da Ponte, gen. Bassano. Die Entführung der Europa, von Paul Veronese!

Saal des Collegiums: Von Tintoretto: der Doge Andreas Gritti vor der Madonna mit dem Jesuskinde; die Vermählung der h. Katharina; die Jungfrau unter einem Baldachin mit Heiligen und Engeln; der Doge Luigi Mocenigo, den Heiland anbetend. An der Wand des Thrones von Paul Veronese: der Heiland in der Glorie! der Glaube; Venedig; die h. Justina; der Doge Venier; der Proveditore Augustin Barbarigo, auf dem Schlachtfelde getödtet! Die herrliche Decke dieses Saales ist gleichfalls mit Fresken von Paul Veronese geschmückt.

Saal des Senats: Die Erwählung des h. Lorenzo Giustiniani zum Patriarchen von Venedig, von Marco Vecellio. Der Tod des Heilands von Tintoretto. Der Doge Venier vor Venedig; der Doge Cicogna, vor dem Heiland knieend, und die Liga von

Cambrai, alle drei von Jacob Palma. Der Doge Loredan vor der Jungfrau, von Tintoretto. Die Dogen Lorenz und Hieronymus Priuli, in Anbetung vor der Jungfrau, von J. Palma! Die Fresken sind von Marco Vecellio, Tintoretto, Dolabella, Andrea Vicentino und Aliense.

Saal des grossen Rathes (jetzt die K. Bibliothek von S. Marco). Beim Eintritt in diesen prächtigen Saal erblickt man rechts ein grosses Bild von Tintoretto: die Glorie des Paradieses (74 F. lang, 30 F. hoch; schadhaft und schlecht restaurirt). Alexander III. vom Dogen anerkannt; Papst und Doge, dem Kaiser Friedrich Gesandte schickend; beide aus der Schule von Paul Veronese. Gesandte vor dem Kaiser in Pavia, von J. Tintoretto. Der Papst, dem Dogen das Schwert überreichend, von Bassano. Der Doge, von Venedig abreisend, von Flammingo! Eine Seeschlacht, in welcher die Venetianer Otto, den Sohn des Kaisers, gefangen nehmen, von Dom. Tintoretto. Otto wird dem Papst vorgestellt, von Il Vicentino. Der Papst erlaubt Otto, zu seinem Vater zurückzukehren, von J. Palma. Friedrich Barbarossa vor Alexander III., von Zuccari! Rückkehr des Dogen Contarini nach dem Sieg über die Genueser, von P. Veronese! Einnahme von Zara, von Dom. Tintoretto u. s. w. Rings um den Saal unter der Decke läuft eine Reihe von Bildnissen der Dogen, von J. Tintoretto, Bassano und J. Palma. An dem Orte, wo Marino Faliero hinkommen sollte, erblickt man einen schwarzen Raum mit der Inschrift: „*Hic est locus Marini Falestri decapitati pro criminibus.*“ Der Plafond ist prächtig von P. Veronese, J. Tintoretto, J. Palma und Bassano gemalt. Vor der Feuersbrunst von 1577 war der hier aufbewahrte Gemäldeschatz noch kostbarer. In der Gallerie, welche zur Riesentreppe führt, ist noch ein schöner todter Christus von Johann Bellini zu bewundern, einem der grössten Meister der venetianischen Schule.

In dem *Saale des grossen Rathes* befindet sich jetzt die Bibliothek von S. Marco. Sie besteht aus 65,000 Bänden und ungefähr 5000 Manuscripten. Sie wurde von Petrarca gegründet. Unter den Hauptstücken zählt man das Manuscript der lombardischen Gesetze, früher in Treviso; die Canzone Dante's auf den Tod des Kaisers Heinrich VII.; das Manuscript de simplicibus (15. Jahrhundert); 132 Handzeichnungen von Andrea Amadeo, Pflanzen vorstellend; das Concilium von Calcedonien in Folio (14. Jahrhundert); die Geschichte des Conciliums von Trient, von Fra Fulgenzio Micanzio; die eigenhändige Handschrift des Pastor Fido, von Guarini; zwei Manuscripte über Goldschmiede und Bildhauerkunst, von Benvenuto Cellini; die berühmte Weltkugel von Fra Mauro, Camaldulenser von St. Michael in Murano.

Mit der Bibliothek ist das *Museum der Antiken* verbunden. Wir bemerken darunter die Gruppe der Leda, den Raub des Ganimed, zwei Musen, Faun und Bacchus, Ulysses, Amor, die Statue des Ueberflusses, Diana, der todte Krieger, das Basrelief la Niobiada, zwei Basreliefs, kleine Kinder vorstellend, ein sehr schöner kolossaler Fuss und zwei übergrosse Köpfe eines Fauns und einer Faunin, besonders aber die herrliche *Camee des Jupiter*, 1793 in Ephesus gefunden und 1815 aus Paris wieder zurückgebracht.

Aus dem *Saale der Staatsinquisitoren*, der jetzt seiner einstmaligen Bestimmung durch ein freundliches Aeussere nicht mehr entspricht, führt eine schmale Treppe unter das Dach des Dogenpalastes zu den sogenannten *Piombi* oder *Bleikammern*. Sie haben ihren Namen von den Bleiplatten, womit das Dach des Palastes bedeckt ist. Man legte sie an, als die sogenannten Brunnen oder Wassergefängnisse für zu grausam erachtet wurden. Jetzt sind diese Gefängnisgrösstentheils zerstört oder in Wohnungen umgewandelt worden, die einer herrlichen Aussicht geniessen, welche freilich den Gefangenen entzogen war, da diese durch einen Gang, der längs der Mauer hinlief, von dieser abgeschieden waren. Wie sie sich mir bei meinem Besuche darstellten, müssen sie im Dreieck angelegt gewesen seyn. Was man von ihrer Furchtbarkeit erzählt, mag wohl übertrieben seyn. — Die Brunnen- oder Wassergefängnisse bildeten mehre Etagen, von denen die zwei obern mit dem Erdgeschosse und dem ersten Stockwerke des Dogenpalastes gleich laufen. Man sieht noch die Bretter, durch welche sie gegen die Feuchtigkeit geschützt waren, und findet noch jetzt in einigen die Pritsche von Holz in der Mitte des Kerkers. Auch diese Gefängnisse waren nicht so schrecklich, als man von ihnen berichtet. Sie waren gewiss nicht anders als alle andern Gefängnisse jener Zeit. Dank sey es der unsrigen, welche ihre Kerker in wohlthätige Manufacturen und Künstler-Ateliers umgeschaffen hat.

Die neuen Procuratien

nennt man jenes merkwürdige Gebäude, welches neben der alten Bibliothek beginnt und die ganze Südseite des Markusplatzes einnimmt. Jetzt ist es der *Königliche Palast (palazzo reale)*. Sansovino leitete den Bau bis zur sechszehnten Arkade. Nach seinem Tode vollendete ihn Scamozzi. Er besteht aus dorischer, jonischer und korinthischer Ordnung. Die Façade zeigt 21 Arkaden, und auf dem Dachgesimse stehen Statuen von Thomas Lombardi und Danese Cattaneo, den Schülern Sansovino's. Die zwei kolossalen Karyatiden des innern Bogens, der zur Treppe führt, sind von Vittoria. Auch die Zierrathen in Stucco der prachtvollen Treppe sind von demselben Meister.

Wir treten in den *ersten Saal*: Plafond von Christofero Steffano Rosa; die Figur der Weisheit von Tizian.

Grosser Saal: Die Hinwegbringung des h. Markus aus den Gräbern zu Alexandria durch zwei venetianische Kaufleute. Sie deckten ihn mit Stücken Schweinefleisch zu, damit die Türken, abgeschreckt durch diesen verhassten Anblick, sie frei mit dem heiligen Raube passiren liessen. Ferner der h. Markus, wie er einen Sarazenen aus dem Schiffbruch rettet. Beide Gemälde sind von Tintoretto. Die sieben Felder des Plafonds wurden von den ersten Meistern des 16. Jahrhunderts gemalt [*]), wobei P. Veronese den Sieg davon trug, mit seinen Figuren der zu Gottheiten erhobenen: Ehre, Musik und Arithmetik; die Bildnisse der Philosophen zwischen den Fenstern und in den Ecken sind von Schiavoni und Tintoretto. In diesem prächtigen Saal findet gewöhnlich die Industrie-Ausstellung statt. — Zu bemerken sind noch die zwei grossen Säulen von Verde Antico an der Thüre. — Der neueste Theil dieses Palastes wird *la nuova Fabbrica* genannt und ist erst in unserm Zeitalter gebaut. Auch hier ist ein bedeutender Bilderschatz zu sehen.

Im achteckigen Saal: eine Anbetung der h. drei Könige, die Vertreibung des h. Joachim aus dem Tempel, von Tintoretto.

In der Kapelle: Gott Vater mit dem Heiland, von Carletto Calliari. Ecce homo, von Albrecht Dürer! Ein todter Christus, von Paris Bordone.

In den Zimmern des Gouverneurs (In dem Saale 61): Das Plafondgemälde: Venedig, von Herkules, Ceres und einigen Genien umgeben, von Paul Veronese!! Adam und Eva, die Einsetzung des Rosenkranzes, und Christus im Oelgarten. Von Bonifazio sind ebenfalls mehre schätzbare Gemälde, aus denen ich das Urtheil des Salomo hervorhebe. Aus der ersten Zeit **Tizians** findet man eine Grablegung und einen Durchgang durch das rothe Meer.

---

[*]) Es waren Giulio Licinio Salviati, Giambattista Franco, Bernardo Strozzi, Giambattista Zelotti, Padovanino, Paul Veronese und Andrea Schiavoni. Die Verzierungen, welche diese Bilder mit einander verbinden, sind von Semolei.

Neben dem Palaste ist ein anmuthiger Garten, der sich bis an den grossen Kanal hinzieht, den man jedoch nicht nur nicht betreten, sondern ohne Erlaubniss auch nicht einmal durch das Gitter besichtigen darf. Die dort aufgestellte Schildwache litt es nämlich nicht, als ich es thun wollte.

Die alten Procuratien, so genannt, weil sie sonst den Procuratoren von S. Marco angewiesen waren, bilden die nördliche Seite des Platzes. Auch sie bestehen aus drei Ordnungen, von denen die erste Pilaster, die beiden andern kannelirte Säulen mit korinthischen Kapitälern bilden. Sie wurden von **Bartolomeo Buono** aus Bergamo zu Ende des 15. Jahrhunderts aufgeführt und dienen jetzt zu Privatwohnungen.

An die alte Bibliothek stösst die *Zecca* oder Münze, von der die dort zuerst geprägten Zecchinen ihren Namen haben *). Es ist ebenfalls ein herrlicher Bau, von **Sansovino** ausgeführt.

An die alten Procuratien reiht sich der *Thurm der Uhr*, von dem schon die Rede war, mit griechischem Marmor und Vergoldungen reich geschmückt. **Pietro Lombardo** lieferte die Zeichnungen dazu (1496); **Andrea Camarata** restaurirte ihn 1757. Den Mechanismus, wodurch die erzenen Riesen die Glocke anschlagen, erfanden 1499 **Paul** und **Carl de Reggio**, und **Ferracina** von Bassano verbesserte ihn 1755, und erhielt dafür von der Republik 8000 Zecchinen. Unter diesem Thurm führt der Weg durch eine mit Kaufläden besetzte Strasse in fast gerader Richtung nach dem *Ponte Rialto*, der einzigen Brücke über den grossen Kanal, welche die beiden bedeutendsten Inselgruppen, auf denen Venedig erbaut ist, mit einander verbindet. Sie wurde 1588 unter dem Dogen Pasquale Cicogna von **Antonio da Ponte** erbaut. Der einzige Bogen ist mehr als 18 venetianische Fuss über dem Wasser. Von beiden Seiten stehen zwölf Boutiken, wodurch drei Gänge über die Brücke gebildet werden. In den Boutiken werden hauptsächlich Goldarbeiten verkauft, und den mittleren Weg nehmen Gemüseverkäufer, hauptsächlich Knoblauch- und Zwiebelhändler ein. Es ist immer grosses Gedränge hier. Vom Wasser aus gesehen, bietet der Bogen einen herrlichen Anblick.

Zu bemerken ist noch auf dem Platze die kleine Kirche *S. Basso* aus dem 17. Jahrhundert.

Wir verlassen nunmehr den St. Markusplatz, besteigen die Gondel und beginnen unsern Cours durch den

GROSSEN KANAL,

die eigentliche Lebensader Venedigs, das was der Corso andern italienischen Städten ist. Er heisst volksthümlich Canalazzo, beginnt links von der *Piazzetta* bei der prächtigen Dogana di mare oder der Mauth für Transitgegenstände. Wir wollen nunmehr die hauptsächlichsten Gebäude an dem grossen Kanal so im Vorüberfahren in Augenschein nehmen.

Die *Dogana di Mare* wurde von **Giuseppe Benoni** 1682 erbaut; das Dach ziert ein Globus, auf dem eine Fortuna schwebt.

Sta. Maria della Salute, erbaut 1630 als Gelübde der Republik während der Pest, die 44.000 Menschen das Leben kostete. Ihr Architect hiess **Baltasar Longhena**, ihre Säulen sind vermischter Ordnung; ihr Dach zieren zwei mit Blei bedeckte Kuppeln. Sie zählt 125 Statuen. Ihr Inneres bilden zwei sich umschliessende Achtecke. Die grosse Kuppel ruht auf dem einen, das

---

*) Die ersten venetianischen Ducaten oder Zecchinen sind von 1284. Aeltere, die hie und da vorkommen, sind nachgemacht. Die wirklichen tragen die Umschrift: *Christus imperat*.

andere enthält den Hauptaltar und sechs Nebenaltäre. Der Bilderschatz aus dem Zeitalter Tizian's ist in dieser Kirche sehr bedeutend. Von dem Meister selbst finden sich 8 kleine runde Bilder im Chor, die Evangelisten und die Kirchenväter, dann St. Markus, die Herabkunft des h. Geistes *), Abels Tod, Abrahams Opfer, David und Goliath. Die drei zuletzt genannten Bilder am Plafond der Sacristei sind schlecht beleuchtet und daher für die Beschauung verloren. Die Vorstellung im Tempel, die Himmelfahrt, die Geburt der Jungfrau sind von Luca Giordano; die Madonna della Salute ist von Padovanino; die Hochzeit von Canä von Tintoretto; Samson von Palma; Venedig vor dem h. Antonius von Liberi. — Zu besichtigen ist noch der grosse Candelaber von Bronze am Hochaltar von Andrea Alessandro, 6 F. hoch und in seinen Details graziös und herrlich ausgeführt. Nach dem Candelaber von Padua wird dieser für den schönsten gehalten.

Zunächst dieser Kirche steht ein 1670 von Longhena erbauter Palast, seit 1818 das Seminarium des Patriarchen von Venedig. In diesem Gebäude befindet sich jetzt das *Mausoleum Sansovino's*, so wie dessen Büste von dem bedeutendsten seiner Schüler Vittoria; beide stehen aber hier nur provisorisch. Sie wurden nach Abtragung der St. Geminiankirche nach der St. Moritzkirche und von dort hieher gebracht und so theilt Sansovino's Asche sein Schicksal im Leben, da er nach seiner Flucht aus Rom nirgend mehr eine bleibende Stätte gefunden hatte. Man sieht hier auch noch eine interessante Sammlung von alten Basreliefs und Statuen und eine Bibliothek aus circa 13,000 Bänden bestehend.

Rechts am Kanal erblickt man den Palast *Fini* von Andrea Tremignano; daneben der Palast *Corner della Ca grande*, von J. Sansovino, jetzt der Sitz der Provincial-Delegation. Weiterhin den Palast *Cavalli* von mittelalterlicher Architectur.

Links diesen Palästen gegenüber steht der Palast *Dario*, im lombardischen Style, dann die Paläste *Venier* und *Angarani*. Hierauf folgt die

AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE.

Die Façade von Georg Massari. Der Bilderschatz ist fast ausschliesslich von den besten Meistern der venetianischen Schule. Hier die vorzüglichsten Stücke daraus, nach den Sälen geordnet.

Erster Saal: Abels Tod von Tintoretto! Die h. Christina von P. Veronese! Adam und Eva von Tintoretto. Erweckung des Lazarus von Leandro Bassano! Der h. Lorenzo Giustiniano mit mehren Heiligen von Pordenone!! Ezechiel von P. Veronese. Das Wunder des h. Marcus von Tintoretto! Jesaias von P. Veronese! Die h. Jungfrau auf dem Thron, mit Jesus, Joseph und andern Heiligen von P. Veronese! Der Fischer dem Dogen den Ring überreichend von Bordone! Der Plafond ist von P. Veronese.

Zweiter Saal: Hier sieht man viele Gemälde moderner und zum Theil noch lebender Meister, unter Andern auch das Monument, welches Canova für Tizian entworfen hatte.

Dritter Saal: Die Vorstellung der Jungfrau im Tempel von Tizian. Fliegende Engel von Pordenone! Der h. Johannes d. T. von Tizian! Ein Portrait von Giorgione. Köpfe von van Dyk. — *Skulpturen:* Herrliche Abgüsse nach den Werken der Museen, von Rom, Neapel, Florenz u. s. w. Unter Andern auch Abgüsse der Statuen des Parthenon und der Aegineten. Modelle von Ghiberti, Sansovino, Michel Angelo, Canova u. s. w.

---

*) Dieses von Tizian im Alter von 64 Jahren gemalt.

Sitzungssaal des akademischen Körpers. Hier befindet sich Canova's Meissel über der Porphyr-Urne, in welcher seine Hand aufbewahrt wird. Früher befand sich sein Herz hier. Tizian hat den Fries des Saales gemalt. — Die Sammlung von Bronzen, die hier nicht alle angeführt werden können, ist sehenswerth. — Ebenso die Sammlung von Original-Zeichnungen von Leonardo da Vinci (70 Stück), Raphael, Michel Angelo u. A.

Wenn wir nun den grossen Kanal weiter hinauffahren, so finden wir nicht weit von der Akademie, den Palast *Giustiniani-Lolin*, von Longhena gebaut; hierauf den

Palast *Contarini dagli Sgrigni*, von Scamozzi erbaut.

Den Palast *Rezzonico* von Longhena.

Den Palast *Moro-Lin* von Sebast. Mazzoni, einem Florentiner, erbaut. Hier sieht man gute Fresken von Lazzarini.

Die drei mittelalterlichen Paläste der Familie *Giustiniani*.

Den grandiosen Palast *Foscari*, mit Fresken von Paris Bordone.

Palast *Balbi*, erb. von Alex. Vittoria, zwar prächtig, doch von Kennern in seinen Verzierungen getadelt.

Palast *Contarini* im lombardischen Styl. Skulpturen.

Vier Paläste der Familie *Mocenigo*. Gute Gemälde, die Skizze des Paradieses von Tintoretto, jetzt in der Bibliothek von S. Marco.

Palast *Pisani* (15. Jahrh.). P. Veronese's grosses Bild, die Familie des Darius vor Alexander.

Palast *Barbarigo*. Herrliche Gemälde-Gallerie. Schöne Tizian's! Dädalus und Ikarus, ein jugendliches Werk von Canova.

Palast *Corner-Spinelli*. Die Terasse sehenswerth.

Prächtiger Palast der *Contarini*, lombardischer Styl.

Palast *Grimani*, jetzt die *Post*, ein Meisterstück Sanmicheli's.

Palast *Farsetti*, jetzt Hotel de la Grande Bretagne. Die zwei Obstkörbe an der grossen Treppe sind eine Jugendarbeit von Canova.

Palast *Manini* von Sansovino. Bibliothek venetianischer Geschichtswerke.

Palast *Mangili*, ein neueres Werk von Vicentini. Gemälde, Kupferstiche und Bibliothek.

Palast *Micheli delle Colonne*. Tapeten nach Zeichnungen von Raphael; Waffensammlung.

Palast *Sagredo*. Merkwürdige Treppe. Sturz der Giganten von Longhi (1734).

Palast *Ca Doro* (14. Jahrh.)

Palast *Corner* von Rossi erbaut.

Palast *Pesaro*. Prachtgebäude von weissem Marmor von Palladio erbaut.

Palast *Grimani* von Sanmicheli.

Palast *Battaggia* von Longhena. Sammlung aller *Morghen*'schen Kupferstiche.

Palast *Vendramin-Calergi* von Pietro Lombardo erb. Säulen von griechischem Marmor, Porphyr u. s. w., eines der schönsten Gebäude Venedigs. Adam und Eva von Tullio Lombardo.

Palast *Corner*. Sammlung von Kameen und andern kostbaren Seltenheiten.

Palast *Labia* von Cominelli erbaut. Fresken von Tiepolo und Cignaroli.

Palast *Manfrini*. Kreuzesabnahme von Tizian! Iphigenia's Opfer von Padovanino. Portraits von Rembrandt, P. Veronese, Pordenone. Ein Hirte von Morillo. Werke von Cimabue, Giotto, Mantegna. Ein naturgeschichtliches Museum.

Das Haus *Cicognara*. Werke von Canova und sämmtliche Kupferstiche von seinen Werken.

Palast *Grimani* (16. Jahrh.). Im Hofe eine bemerkenswerthe Antikensammlung. Die kolossale Statue des Marcus Agrippa aus der Vorhalle des Pantheons in Rom! Ferner Bronzen, Medaillen, Vasen und Gemälde

Palast *Corniani Algarotti*. Im Hofe eine antike Sybille. Merkwürdige theatralische Bibliothek aller seit 1636 bis jetzt in Venedig aufgeführten Stücke.

Wir wenden uns jetzt zu Venedigs

KIRCHEN.

St. Zacharias, reiche Façade. Der h. Zacharias von Palma; die Geburt des h. Johannes d. T. von Tintoretto; das Marterthum des h. Proculus von Palma. Die Kuppel ist von Pellegrini gemalt. *Alessandro Vittoria's* Monument.

St. Lorenzo. Sechs grosse Säulen von Porto Venere *), ein Meisterwerk Campagna's.

St. Antonino. Eine Kapelle darin al fresco von Palma gemalt.

S. Francesco della Vigna. Façade von Palladio. St. Johannes d. T. und St. Jacob von Salviati; eine Auferstehung von P. Veronese. Monument des Dogen Andreas Gritti, gest. 1528. In der Sacristei eine Jungfrau mit Engeln in Oel auf der Mauer von P. Veronese!

St. Pietro, alt, 1621 restaurirt. Bis 1807 Venedigs Kathedrale. Alte marmorne Kanzel, auf welcher der h. Petrus in Antiochien gepredigt haben soll. Der h. Lorenzo Giustiniani, von Lazzarini! Peter und Paul, von P. Veronese (schadhaft). Der Glockenthurm dieser Kirche ist aus dem Jahre 1474.

St. Martino, von Sansovino. Schönes Denkmal für den Dogen Erizzo, von Carmero. Das Baptisterium von Lombardo.

St. Giorgio Maggiore, nach Zeichnungen von Palladio von Scamozzi erb. Monument für den Dogen Dona, von Vittoria. Eine Geburt, von Bassano; h. Märtyrer, von Tintoretto. Statuen aus Holz im Chor, von dem Flamänder Albert van Brule. Im Kloster ist das Refectorium von Palladio und eine Treppe von Longhena prachtvoll.

Sta. Maria della Salute, bereits unter den Gebäuden erwähnt, welche den grossen Kanal schmücken.

Kirche *Degli Scalzi* (der Barfüsser), von Longhena erbaut. Die Façade von carrarischem Marmor. Die Jungfrau mit dem Kinde, von Bellini; die Niedersenkung des h. Hauses von Loretto, von Tiepoletto.

Sta. Lucia, von Palladio. Gemälde von Palma und Bassano.

St. Simeone Piccolo, erbaut von Scalfarotto, ein neueres Gebäude mit einer kühnen Kuppel. In der Sacristei ein Lavabo von Marmor, nach der Zeichnung von Thomas Temanza.

Chiesa del Redentore, ein Meisterstück von Palladio, aus einem frommen Gelübde der Republik wegen Aufhörens der Pest erbaut. Hier sieht man von Bassano eine Geburt und eine Auferstehung; eine Geisselung von Tintoretto; die Jungfrau und einige Heilige von J. Palma; die Taufe Christi von P. Veronese!

St. Sebastiano; die Façade soll von Sansovino seyn. Ein St. Nicolas von Tizian! Christus am Kreuze, St. Sebastian mit St. Markus und St. Marcellin, beide Bilder von P. Veronese! Von demselben Meister ist auch der Plafond der Sacristei. Die Jungfrau nebst St. Hieronymus und St. Carolus von J. Palma. Ausserdem noch viele Gemälde von P. Veronese, Tintoretto u. s. w. Skulpturen von A. Vittoria.

S. Nicolò, eine der ältesten Kirchen; in der dritten Kapelle rechts an dem Altar vier kostbare Säulen von Stalaktit-Marmor, aus sogenannten: Tropfen von Corfu. St. Nicolás, von Engeln zum Himmel getragen, von P. Veronese; zwei Wunder des h. Nicolas, von Vinzentino.

---

*) Dieser herrliche schwarz und gelbgefleckte Marmor wird unweit Spezzia, am Golf von Genua gebrochen.

Sta. Maria del Carmine. Das prächtige Grabmal des Feldherrn Jacob Foscarini; Gemälde von J. Palma, Tintoretto u. A.

S. Pantaleone. Der Heilige, ein Kind heilend, von P. Veronese und die Thaten des Heiligen, von Funicani' Die Ehebrecherin vor Christus, von Marconi. Das prächtige Tabernakel des Hochaltars, von Sarti.

Chiesa degli Tolentini. Die Verkündigung, von Luca Giordano' Marterthum der h. Cäcilie, von Procaccini.

S. Jacob dall'Orio. Sehr alt, schon im 13. Jahrhundert renovirt und restaurirt unter Sansovino. Die theologischen Tugenden und die Kirchenlehrer, von P. Veronese. Der h. Johannes, dem Volke predigend, von Bassano. Maria, Jesus und Heilige, von Lorenzo Lotto' In der Sacristei sehenswerthe Fresken von J. Palma.

Sta. Maria dei Frari, von Nicolo Pisano erbaut. Canova's Denkmal. Der h. Antonius und die Unschuld in Bronze, von Campagna. Eine Urne mit der Asche Pasqualigo's. *Tizians Grabstätte*, der 1575 den 9. Sept. während der Pest starb, wesshalb weder Inschrift noch Monument vorhanden ist. Der h. Hieronymus, von dem Bildhauer A. Vittoria' Das prächtige Mausoleum des Feldherrn Benedetto Pesaro. Die Reiterstatue des Feldherrn Paul Savello. Das Denkmal des Dogen Nicolo Tron mit 19 grossen Statuen.

Die Kirche *S. S. Giovanni e Paolo*, nach der St. Markuskirche die an Sehenswürdigkeiten reichste und prächtigste in Venedig. Vor der Pforte die Reiterstatue des Bartolomeo Colleone in Erz, von Leopardi. Das Denkmal des Dogen Pietro Mocenigo, von Pietro Lombardo. Ausserdem noch folgende Monumente: des Hieronymus Canal, Melchior Lancia, Brogadino, Micheli, Vaker, Orsini (zu Pferde), Eduard Windsor, Morosini, Loredan und des Dogen Vendramin. Das letztere ist das reichste Denkmal in Venedig. *Gemälde*: Eine Jugendarbeit von Johann Bellini, Maria, Jesus und Heilige; St. Hyacinth, von Bassano' Er selbst hat sich zu Pferd abgebildet; Christus unter den Aposteln, von Marconi' Der Mannaregen, von Lazzarini; die Auferstehung, von J. Palma' Der h. Petrus als Märtyrer, von Tizian, ein Meisterwerk; eine Geburt, von P. Veronese u. s. w.

S. Rocco, mit Gemälden von Scalfarotto, Maccaruzzi, Tintoretto, Schiavone und Tizian.

Das *Arsenal*, eines der glorwürdigsten Monumente aus den Zeiten der alten Republik, das in jenen Tagen 16,000 Handwerker einschloss. *Jetzt* sind nur noch 1200 vorhanden. Der Bau wurde 1304 von Andrea Pisano begonnen und hat in seiner jetzigen Gestalt über 2 Miglien im Umfang. Der Haupteingang wird von 4 Säulen griechischer Arbeit gebildet. Die Skulpturen sind von Schülern Sansovino's, die h. Justine über dem Eingang ist von Campagna. Die 4 marmornen Löwen zu beiden Seiten wurden von dem Dogen *Morosini* 1687 aus Griechenland hiehergebracht. Der erste zur Linken ist aus Athen. Einige hielten ihn für ein Denkmal der Schlacht von Marathon und so wurde sein Alter bis zu 900 vor Christus reichen. Der zweite liegende Löwe befand sich auf dem Wege vom Pyräus zur Stadt. Der Kopf ist restaurirt. Die beiden andern Löwen sind nicht so bedeutend. — Nachdem man von dem Marine-Commandanten, dessen Bureau im Arsenal ist, eine Erlaubnisskarte erhalten, die mit vieler Höflichkeit ertheilt wird, ist der Eintritt gestattet. Zuerst werden die Waffensäle besucht, von denen zwei der Marine, und zwei der Land-Artillerie gewidmet sind. In den erstern sieht man das Denkmal des Admirals *Emo*, gest. 1792, von Canova' Ihm gegenüber die Rüstung

Heinrich IV. von Frankreich. Der Degen aber fehlt jetzt, den der König, wie er selbst dem Senate schrieb, in der Schlacht bei Ivry getragen hatte. — Ausserdem sieht man hier einen ledernen Helm und einen Pferdeharnisch, die beide Attila gehört haben sollen; Helme von Kreuzfahrern, Waffen und Standarten, welche die Venetianer den Türken abgenommen und Folterinstrumente der Inquisition. Auch das Modell des berühmten Bucentaur sah man hier. Nachdem diese Herrlichkeiten besichtigt sind, besucht man die bedeckten Werfte, wo Schiffe jeder Art gebaut werden können, die *Darsenen*, in England Docks genannt, wo die Fahrzeuge aufbewahrt werden, die Kanonenschmelzen, die *Tana*, wo Taue und Seile gemacht werden, den Saal der Modelle u. s. w. — In jeder Abtheilung erhält man einen andern Führer, dem man ein unbedeutendes Trinkgeld verabreicht, etwa ½ Lire (10 Kreuzer) oder wenn die Gesellschaft gross ist, auch nur ¼ Lire ein Jeder. — Die Galeerensclaven, die hier beständig arbeiten, verfolgen die Fremden mit Blicken und Gesten, um ein Almosen von ihnen zu erhalten. Es ist jedoch verboten, ihnen etwas zu geben.

Unter den *Theatern* Venedigs ist das *della Fenice* das erste. Es brannte vor einigen Jahren ab, ist nun neu aufgebaut, und kann über 3000 Zuschauer fassen. Ausserdem gibt es ein Theater *Gallo* in S. Benedetto, *Apollo* in S. Lucca und noch ein *Gallo* in S. Chrisostomo, das jetzt *Malibran* heisst. In den öffentlichen Gärten ist das Tagestheater *S. Samuele*, wo Nachmittags gespielt wird. Das *Ridotto* ist ein Gebäude, wo die Bälle während des Carnevals gehalten werden. — Der Carneval, obgleich nächst dem römischen noch immer der merkwürdigste in Italien, hat gegen früher bedeutend verloren. Es werden kaum 1000 Masken in den Gondeln und auf dem Marcusplatz angetroffen werden.

Ausser dem Marcusplatze und der angenehmen Riva de' Schiavoni, die sich an ihn schliesst, sind es besonders die *öffentlichen Gärten* (giardini publici), die an gewissen Tagen stark besucht werden. Es ist dies nächst dem kleinen Garten hinter dem K. Palaste der einzige Fleck in Venedig, wo das Grün der Bäume den Blick erfreut. Man lässt sich gewöhnlich von der Piazzetta übersetzen oder man kann längst der Riva de' Schiavoni dahin zu Fusse gelangen. Ein Kaffeehaus ist zwar dort, doch war bei meiner Anwesenheit nichts als Rosoglio daselbst zu finden.

Unter den nützlichen und wohlthätigen Anstalten Venedigs sind das *Civil-Spital*, das *Narrenhaus*, die Beschäftigungsanstalt für Arme zu *S. Lorenzo* u. s. w. zu nennen.

Das *grosse Gefängniss* ist ein grossartig prächtiges Gebäude von Antonio da Ponte, dem Architecten der Rialto-Brücke.

Das *Ghetto*, das ich aufgesucht habe, um mich an Shylok zu erinnern, ist ein unbedeutender Platz mit einigen engen daran hängenden Strassen. Die grosse Synagoge ist reich verziert, doch bietet sie — da der jüdische Gottesdienst alle Kunstgebilde ausschliesst — wenig Interesse.

Ein Besuch des *Fischmarkts* ist hingegen zu empfehlen. Ich sah und hörte hier zum ersten Male einen öffentlichen Improvisator von tief schweigenden Gruppen umgeben, deren Ausdruck dennoch sehr beredt war, seine Kunst üben.

Venedig hatte sonst 190,000 Einwohner; 1761 zählte man 149,000, und jetzt, nachdem es bis auf 96,000 gesunken war, erhebt sich seine Einwohnerzahl wieder bis auf 106 bis 110,000. Sein mächtiger Handel ist durch die Entdeckung der Umschiffung des Caps der guten Hoffnung zerstört worden. Indessen konnte seine Lage ihm dennoch stets einen blühenden Handel gewähren, der jedoch in letzter Zeit durch die Entstehung Triests sich fast gänzlich verloren hat. Die

Regierung thut Alles, um der historisch merkwürdigen Stadt eine gewisse Bedeutenheit zu erhalten, wozu die Erhebung zum Freihafen allerdings beigetragen hat.

In Venedig war in früherer Zeit die Hauptbereitung des bekannten Arzneimittels *Theriac*, und auch noch jetzt wird er für den Orient fabrizirt. Ausserdem sind ein berühmtes Produkt venetianischer Industrie die feinen goldenen Ketten, Venetianer Ketten genannt. Wer sie auf dem Rialto kauft, vereinigt sich zuerst über den Preis der Arbeit, und legt dann in die eine Wagschale so viel holländische Dukaten, bis diese das Gewicht der in der andern Schale liegenden Kette erreicht haben. Die venetianischen Glasfabriken, im Mittelalter so hoch geschätzt, so wie die Wachsfabriken, sind noch immer im Gange. — Der Hafen kann 120 grosse und 400 kleine Fahrzeuge aufnehmen. — Die Stadt ist Sitz des Gouverneurs und des Patriarchen. Die Häuser der Stadt sind auf 136 Inseln gebaut, welche von 135 Kanälen, über welche 450 Brücken führen, gebildet werden. Die Hauptmasse der Häuser der Stadt liegt auf der Insel Rialto, welche der grosse Kanal in 2 Theile scheidet. An dem westlichen derselben liegt die Insel la Giudecca, von dem Gros der Stadt durch den Giudeccakanal geschieden.

Venedig soll nach der Zerstörung Aquilejas durch Attila (452) von den daraus flüchtenden Einwohnern gegründet worden seyn. Der junge Handelsstaat, den die natürliche Lage begünstigte, wurde 4 Jahrhunderte hindurch von Tribunen und Konsuln regiert, dann wurden von den Bürgern Herzoge oder Dogen erwählt, deren Macht der Rath aus den Edeln im Zaume hielt. Die Hauptepochen Venedigs lassen sich übersichtlich in folgender Weise zusammenfassen:

Gründung der Stadt 421.

Der erste Doge, Paul Lucius Anafesto. 697.

Eroberung von Konstantinopel unter der persönlichen Anführung des 94jährigen blinden Dogen Enrico Dandolo. 1204.

Die demokratische Regierungsform wird in eine aristokratisch erbliche umgewandelt unter dem 49sten Dogen, Pietro Gradenigo. 1297.

Erwerbungen Venedigs auf der Terra firma von 1339 bis 1508.

Liga von Cambrai. Spanien, Frankreich, Deutschland und das übrige Italien gegen Venedig. 1508.

Friede von Passarovicz. 1718.

Von hier begann der Verfall der Republik, die 1797 ihre Endschaft erreicht. Die Stadt geräth in die Hände der Franzosen.

Der Aufenthalt wird den Fremden von den Einwohnern, an die man empfohlen ist, angenehm gemacht. Die Männer sind in der Regel sehr höflich und zuvorkommend, und die Frauen sehr liebenswürdig.

Die vorzüglichsten Wirthshäuser sind bei **Danieli**, **la Regina d'Inghilterra**, **la gran Britania**, **il gran Parigi**, **lo Scudo di Francia**, **la Stella d'oro**, **il Leone bianco**, **i tre Re**, **Regina d'Ungaria**, **l'Europa**. In vielen grossen Hôtels muss man, wie auch im übrigen Italien, sein Diner im voraus bestellen, weil die Wirthe keine table d'hôte halten. In la gran Britania besteht eine zu dem üblichen Preise von 3 franz. Franken, welches etwas mehr als 3 Lir. austr. beträgt. Man darf sich in solchen Häusern, wo es keine table d'hôte gibt, nicht geniren, und kann, um Geld zu sparen, in eine Trattoria essen gehen. Dies ist jedoch für den Fremden nicht leicht und er muss daher von einem länger im Orte anwesenden Freunde Erkundigung einziehen, um zu hören, wo man gut und reinlich zu essen bekommt und nicht aus Sparsamkeit am Ende mehr bezahlen muss als im Wirthshause. Da solche Etablissements auftauchen und verschwinden, auch oft nach Jahren ausser Kredit kommen, so lässt sich, ausser jener allgemeinen

Regel, hier keine bestimmte Nachweisung ertheilen. Vapore und Luna waren sonst nicht übel. Ein für allemal ist jedoch gewöhnlichen Reisenden ohne grosse Bedienung, in Italien zu rathen, nicht in *allererste* Hôtels einzukehren. Die Einrichtung derselben ist für einen ungeheuern Train *de* grand Seigneur, und sieht sich der Wirth getäuscht, so sind es die Reisenden auch. Man muss an glanzvollen Salons vorübergehen und wohnt in einem schlechten Stübchen, und so ist Alles unbedeutend und schlecht im Verhältniss für den gewöhnlichen Reisenden, während es für den grossen Herrn nicht so ist. Die bedeutenden Ausgaben des Hôtelinhabers, um zur Aufnahme von Fürsten einen entsprechenden Apparat zu halten, machen es ihm sogar wünschenswerth, die andern Gäste nicht bei sich einkehren zu sehen, denn er bedarf grosser Einnahmen, und diese können nur durch grosse Bedürfnisse der Fremden herbeigeführt werden. Daher ist es thöricht sich zu beschweren und über Prellerei zu klagen, wo die Nothwendigkeit den Wirth zu seiner Handlungsweise zwingt. Darum sehe man, bei der Wahl eines Hôtels nur auf Reinlichkeit und eine schöne Lage *) und gehe nur dann zu den allerersten und renomirtesten, wenn man Dienerschaft hat und ein Appartement für sich in Anspruch nehmen will.

NB. Vor dem Genuss der Arsenal-Austern ist zu warnen, da sie ziemlich allgemein für ungesund gehalten werden. Man sagt, dass das in jenem Theil der Lagunen versenkte Geschütz, oder das Kupfer an versunkenen Fahrzeugen, diese unangenehme Eigenschaft den Austern ertheilt. Ich selbst wurde nach einer Portion, die ich in der Luna zum Frühstück verzehrte, da ich nie davor gewarnt worden war, plötzlich unwohl.

---

*) In dieser Hinsicht ist la gran Brittania Jedem zu empfehlen.

Umgebungen Venedigs.

Eine Fahrt nach der Insel *Murano* ist belohnend. Dort sind jene Fabriken von Spiegeln, Crystall und Perlen, die sonst so gesucht waren, und auch jetzt noch Aufmerksamkeit verdienen. Die erstern werden nun zwar aus böhmischen, englischen und französischen Fabriken übertroffen, während die letztern jedoch noch immer ihren Rang behaupten. Man sieht in den Boutiken des Markusplatzes sehr hübsche kleine Arbeiten aus diesen Perlen. Auf Murano sind drei Fabriken. — In der Kirche *St. Michael* in Murano befindet sich das Monument des berühmten Theologen und Geschichtschreibers Fra Paolo, welches ihm im Jahr 1828 von der Stadt gesetzt wurde. Auch der letzte Bibliothekar von S. Marco liegt hier begraben. — Die Schönheit der Arabesken und anderer Verzierungen der Façade und der Thüren dieser Kirche ist so ausgezeichnet, dass die Zeichnungs-Akademie in Venedig darnach Studien machen lässt. — In der Kirche *St. Peter* und *Paul* befinden sich Gemälde von Palma, Salviati, P. Veronese und seinem Bruder Benedict Caliari; dann von dem ältern Palma (Palma vecchio) und Tintoretto; eine Himmelfahrt von Marco Basaiti, einem griechischen Künstler, und vor Allem das grosse berühmte Bild von Johann Bellin, die Jungfrau, zwei Engel und den knieenden Dogen Barbarigo vorstellend. — In der Kirche *St. Donat*, gewöhnlich der Dom von Murano genannt, aus dem 12. Jahrhundert ist der Fussboden von alter Mosaik zu bewundern, dann 10

Landesbibliothek

Säulen von griechischem Marmor, welche das Schiff tragen. Die Jungfrau mit dem Jesuskinde und Heiligen, von Sebastiani (1494).

Die Insel *Torcello* besitzt auch einen alten halborientisch aussehenden Dom. Der Weihkessel ist wahrscheinlich ein antiker Altar gewesen. Der Bischoff Orso Orseolo gründete diese Kirche 1008.

Der *Lido*, eigentlich eine schmale Landzunge. Hier war es, wo Lord Byron, während seines Aufenthalts in Venedig seine Pferde zu tummeln pflegte, hier wollte er ruhen, wenn er in Venedig gestorben wäre. Die Befestigung des Lido ist eine der merkwürdigsten Werke Sanmicheli's. — An gewissen Tagen werden auf dem Lido Volksspiele gehalten.

Auf *S. Lazaro*, oder wie man gewöhnlich sagt, „bei den Armeniern", besichtigt man zuerst das Kloster der freundlichen Mönche, und wird von dem Abte, einem höflichen Morgenländer, mit Anstand empfangen. Die Bibliothek enthält 10.000 Bände mit 100 orientalischen Manuscripten. Die Mönche beschäftigen sich mit der Erziehung junger Landsleute und mit der Herausgabe nützlicher und geschätzter Schriften. Byron selbst soll den englischen Theil einer anglo-armenischen Grammatik, die im Kloster S. Lazaro herauskam, bearbeitet haben. — Auch ist der Cyperwein, den man hier trinkt, der beste, der in Venedig und wohl weit und breit zu haben ist.

Man braucht einen Tag, um die berühmten *Murazzi* zu sehen, jene Riesenmauern, wodurch dem adriatischen Meer geboten wurde, in seinen Gränzen zu bleiben, und niemals durch seine Wellen die stillen Lagunen zu beunruhigen. Man hat ungefähr 18 Miglien zur See dahin zu machen. Man fährt an der Insel *S. Clemente* vorüber, dann bei *Malamocco*. Die Murazzi sind Dämme von Marmor, welche die Inschrift tragen: [illegible] [illegible], [illegible] veneto. Die Marmorblöcke sind ungeheuer und liegen auf Pfählen. Sie ragen noch 10 Fuss aus dem bewegtesten Meer hervor in einer Länge von 2 geographischen Meilen. Es bildet einen merkwürdigen Contrast drüben oftmals die stürmendsten Wellen, hier einen stillen ruhigen See zu sehen. Sie wurden 1750 beendigt.

Es ist köstlich, nach einer Fahrt durch die Lagunen Abends bei Mondlicht in der schwarzen Gondel durch die Fluthen dahin zu gleiten. Die mit Blei gedeckten Kuppeln der Markuskirche und das Dach des Dogenpalastes glänzen wie reines Silber, und je näher man dem Gestade kommt, desto vernehmlicher werden die Barcarolen, Guitarren und Tamburine, die aus den Barken ringsum ertönen. Endlich beim Aussteigen wird man von dem volksthümlichen Treiben der Piazzetta, von dem eleganten Leben des Markusplatzes empfangen, und kann sich eines holden Zaubers nicht erwehren, der sich des Gemüths bemächtigt

Drittes Kapitel.

Von Venedig über Rovigo oder von Verona über Mantua (Parma — Modena — Ferrara) nach Bologna.

Münzen, Maasse und Gewichte. — Arten zu reisen. — Fünf verschiedene Touren. — Reise nach der ersten Tour. — **ROVIGO.** *— Päpstliche Gränzmauth. —* **FERRARA.** *(Lage und Geschichtliches. Das Schloss. Der Palast del Magistrato. Die Kathedrale. S. Francesco. Kirche und Kloster der Benedictiner. S. Domenico. Sta. Maria del Vado. Grab der Lucrezia Borgia. Bibliothek. Das Haus Ariost's. Tasso's Kerker. Campo Santo. Lustschloss Belriguardo. Gesellschaft. Gasthäuser.) — Cento. — Pieve. — Weiterreise. —* **BOLOGNA.** *(Geschichtliches. Die Universität. Museum der Antiken. Die Bibliothek. Der botanische Garten. Gemäldegallerie. S. Petronio. Residenza della Fabbrica. Kathedrale. Die übrigen Kirchen. König Enzio. Palazzo del Publico. Paläste Fava, Tanara, Grassi, Marescalchi, Bevilacqua, Ranuzzi u. s. w. Theater Asinelli und Garisendi. Umgebungen. Kirche dell' Annunziata. S. Michele in Bosco. Madonna di S. Luca. Campo Santo. Spaziergänge. Wirthshäuser.)*

Wir betreten bei diesen Reisen die Gebiete des *Kirchenstaats*, von *Modena* und *Parma*, und werfen daher vor allen Dingen einen Blick auf Münzen, Maasse und Gewichte dieser drei Staaten.

Päpstliche Staaten.

a) Münzen.

Silber.

Scudi romani (Colonnati, spanische Piaster) zu 100 Bajocchi oder 10 Paoli (Paul) nach Preussischem Gelde	1 Thlr. 13 Sgr. 6 Pf.
Halbe zu 50 Bajocchi	21 „ 9 „
Testone zu 30 Bajocchi	13 Sgr.
Papetto „ 20 „	8 „ 8 Pf.
Paolo „ 10 „	4 „ 4 „
Halbe Paoli oder Grosso zu 5 Bajochi	2 „ 2 „

Kupfermünzen.

2, 1, ½ Bajocchi zu 10, 5 und 2½ Quatrini und das kleinste Geld: einfache Quatrini.

Gold.

Doppia nuova zu 315 Bajocchi.

Zecchinen zu 215 Bajocchi.

Tabellarische Uebersicht.

1 Scudo hat	3⅓ Testoni	5 Papeti	10 Paoli	100 Bajocchi	500 Quatrini
	1	1½	3	30	150
		1	2	20	100
			1	10	50
				1	5

b) Ellenmaass.

(Nach Flügel.)

Die *Elle* oder *Canna*, für die Ellenwaaren von 8 Palmi, hält 887.$_5$ franz. Linien, der Palmo 110.$_9$ franz. Linien; 100 Canne = 200.$_{135}$ franz. Mètres.

100 Canne = $287\frac{90}{91}$ Brab. Ellen.

100 Palmi = 36

100 Braccie = 122⅓

100 Leinwand-Canne = 302⅔ Brab. Ellen.

100 Leinwand-Braccie = $91\frac{14}{15}$

100 Canne messen 167⅓ Par. Stab oder 200.$_{135}$ Mètres.

100 Braccie messen 71⅓ oder 84⅓ Mètres.

c) Getraidemaass.

1 Rubbio = 2 Rubiatellas = 4 Quartes = 8 Quartarellas = 12 Staros = 11⅓ Scozzi = 64 Decinas = 13.$_{472}$ französische Kubikzoll.

d) Flüssigkeit-Maass.

1 Botta = 3 Brente = 9 Barili = 40½ Rubbi = 288 Bocali = 1152 Foglietti.

1 Barile = 4½ Rubbi = 32 Bocali = 128 Foglietti = 512 Cartocci = 2294⅓ franz. Kubikzoll = 45.$_{515}$ franz. Litres.

e) Handelsgewicht.

1 Cantaro grosso = 10 Cantaro sottile = 100 Decinas = 1000 Libras.

1 Lira = 12 Onces = 288 Denari = 6.$_{912}$ Grani.

100 Lire wiegen 35⅓ Kilogr.

Das Liragewicht ist zugleich für Gold und Silber.

826⅓ Onces = 100 Cöln. Mark *)

---

*) Ich glaube, dass diese Nachweisungen bei einem längeren Aufenthalte in Rom von Nutzen seyn können; der bloss Durchreisende wird sie natürlich überschlagen.

Modena.

a) Münzen.

(Nach Mac-Culloch.)

Silber.

5, 2, 1, ½ und ¼ Lire italiane, neu geprägt. Aeltere Münzsorten: Ducatoni = 17⅘, Scudi = 15, 5 und 3⅘ Ducati zu 8 Lire di Modena.

Gold.

Neue 10 und 20 Lire-Stücke; ältere: Doppien zu 51 und Scudini zu 9 Ducati.

Nach dem Münztarif von 1819 gelten:

1 Kremnitzer Ducaten	11 L.	79 C. ital.	30 L.	14⅘ Sold. Mod.
1 Oestreich. „	11 „	74 „	30 „	12 „
1 Conv. Thaler	5 „	16 „	13 „	9 „
20 Kreuzer		86 „	2 „	4⅘ „

b) Maasse und Gewichte.

Die neuen sind nach dem franz. metrischen System, allein die ältern Modeneser kommen noch häufig vor. Dies sind:

Der Braccio di Modena = $287,_{3}$ und der Braccio di Reggio 234⅘ franz. Linien.

Der Piede di Mod. = $281,_{2}$ alte franz. Lin. und der Piede di Reggio $229,_{3}$ Lin.

Der Getraide-Staro oder Stajo hält 4 Quarti = 3541 alte franz. Kub.-Zoll oder $70,_{901}$ Litres.

1 Barile Wein = 20 Fiaschi à 2 Bocali.

1 Bocale $1,_{93}$ Litres.

Oel wird nach dem Coppo di Lucca verkauft.

Das Handelsgewicht ist der Quintal (Centner) = 100 Libbre à 12 Once à 12 Ferlini.

Die Libbra Seide-, Gold- und Silbergewicht = 1 Bologneser Pfund à 12 Once à 8 Ottavi à 20 Carati.

100 Pfd. Handelsgewicht = $93,_{95}$ Pfd. Seidegewicht = $34,_{025}$ Kilogr., 75 engl., $70,_{33}$ Hamb., $96,_{07}$ Amsterd., $60,_{75}$ Baier., $72,_{71}$ leichte Pfund.

Parma

rechnet nebst Piacenza und Guastalla nach Lire ital. zu 100 Cent. *oder* auch nach alten Lire di Parma zu 20 Soldi à 12 Denari.

Der Braccio ist die Elle und 6 Braccia = 1 Pertica.

Arten zu Reisen.

Von Verona geht die K. K. östreichische *Diligence* bis *Bologna*, von wo die römische, *ein* Privatunternehmen, gleich den Messagerien in Frankreich, die Reisenden in vier Tagen und vier Nächten, ohne Aufenthalt, nach Rom bringt. Ich werde in einem der nächsten Kapitel von dieser Einrichtung das Nähere berichten.

In den Herzogthümern *Parma* und *Modena* kann man sich der von *Mailand* kommenden Diligence nach *Bologna* bedienen.

In diesen Herzogthümern ist der Posttarif des Lombardisch-Venetianischen Königreichs ebenfalls eingeführt. (Siehe letzen Kapitel.)

Im *Römischen* muss man, um Extrapostpferde zu erhalten, sich ein Bollettone vom Staats-Secretär in Rom, oder in der Provinz von der Ortsobrigkeit ausfertigen lassen.

Römisches Post-Reglement.

Bespannung.

Zweirädrige Wagen mit 3 Personen und 1 Koffer erhalten nur 2 Pferde.

Dieselben mit mehr Personen, 2 Koffern, Vache oder Verdeck: 3 Pferde.

Dieselben mit mehr Effecten: zwar nur 3 Pferde, allein für jedes Stück per Post eine Vergütung von 20 Bajocchi.

Vierrädrige leichte Wagen mit 3 Personen und kleinem Gepäcke: 2 Pferde.

Dieselben mit mehr Personen und Gepäck: 4 Pferde.

Reisekutschen mit 4 bis 6 Personen erhalten 4 Pferde.

Bei mehr Personen bis 8: 6 Pferde.

Mit mehr als 2 Koffern wird für jedes Stück, wie oben, 20 Baj. per Post vergütet.

Tarif.

1 Pferd per Post . . .	[illegible]	Baj. 2 Fr. 62 C.
Trinkgeld für jedes Paar Pferde, da solche stets durch einen besondern Postillon geführt werden. . . .	35	Baj.
Dem Stalliero für jedes Paar Pferde	5	„
Für eine zweirädrige Postkalesche	30	„
„ „ vierrädrige „	60	„
„ ein Sattelpferd zur Begleitung eines Wagens.	10	„
Für ein Estafettenpferd.	60	„

Wenn man mit *Vetturinen* fahren will, so bitte ich das zu beachten, was ich bereits im ersten Kapitel darüber gesagt habe; doch wird man gut thun, hier auch schon für die Kost zu accordiren und einen schriftlichen Contract zu schliessen. Hier als Formular meinen Contract, den ich für die Reise von Genua nach Florenz abschloss; es war das einzige Mal, dass ich mich des Vetturino bediente. Ich war nicht unzufrieden mit dem Manne, aber es geht erschrecklich langsam, und ist daher nur in Gegenden zu ertragen, wie eben jene himmlische Riviera di Levante, die ich auf solche Weise durchzog. Das Formular ist wohl zu beachten, denn wenn etwas im Contracte nicht ausgedrückt wäre, so wird der Italiener auch gewiss nichts davon wissen wollen, und jeder Prozess würde verloren seyn.

„Io Vetturino Agostino Poggi, Padrone di Vettura di Sestri, mi obligio di servare questi due Signori e una Signora e un domestico da Genova a Firenze dandoli il degione alla matina e degione a mezzo giorno, e il Pranzo alla sera e Camere, e una calescia a sua disposizione, passando per Pisa, andando in quattro giorni e mezzo per la Somma di Franchi duecento quaranta 240 Franchi.

Andando nei buoni alberghi.“

Styl und alles Uebrige gehören dem guten Poggi; die nöthigen Punkte der Uebereinkunft habe ich ihm in die Feder dictirt. Das authentische Aktenstück wird Reisenden in ähnlichen Fällen von Nutzen seyn können.

Mein Rath ist, von Verona oder Venedig nach Bologna sich des guten östreichischen Eilwagens zu bedienen; es ist gewiss die schnellste und wohlfeilste Art, weiter zu kommen, und die Reize der Gegend und der Ortschaften sind nicht so gross, dass man sie nicht im Fluge recht wohl geniessen könnte. In Parma, Mantua und Ferrara kann man übrigens einen Tag bleiben und den nächsten Eilwagen wieder besteigen. Dann versteht es sich aber von selbst, dass man sich nur immer bis zu der Stadt einschreiben lässt, wo man verweilen will, und gleich bei der Ankunft wieder für den andern Tag seinen Platz bestellt, um der sicheren Weiterbeförderung auch gewiss zu seyn.

Verschiedene Touren.

Erste Tour.

Zurück nach *Padua*, von hier nach		
Monselice, über den Badeort Battaglia in den Euganeen	1½	Post.
Rovigo, bei Boara überschreitet man die Etsch, unweit ihrer Mündung	2	„
Polesella, wo man den Po passirt		
	3½	„
Transport	3½	Post.
und das päpstliche Gebiet betritt *)	1½	„
Ferrara	2	„
Malalbergo	1½	„
Argine	1	„
Bologna	1	„
	10½	„

---

*) Im Sommer, bei gutem Wege, kann man eine halbe Post abschneiden, wenn man über Francolino geht.

Zweite Tour.

Von *Verona* nach		
Villafranca über Dossobuono	1	Posten.
Roverbella	1½	„
Mantua	1	„
Castellucchio	1½	„
Revere (bei Ostiglia in einer Fähre über den Po)	1½	„
	6½	„
Transport	6½	Post.
Sermide	1½	„
Bondeno (über das Flüsschen Panaro, welches dem Po zueilt)	1½	„
Ferrara	1½	„
Nach *Bologna*, wie oben	3½	„
	14½	„

Eine dritte Tour über Modena, ohne Ferrara zu berühren.

Von *Verona* nach *Mantua*, wie oben	3½	Post.
S. *Benedetto* (Benedictiner-Abtei, zum Theil von Giulio Romano erbaut)	1½	„
Novi (erster Ort im Modenesischen)	1½	„
	6½	„
Transport	6½	Post.
Carpi (an einem Seitenarme der Secchia)	1	„
Modena	1½	„
Samoggia	1½	„
Bologna	1½	„
	11½	„

Eine vierte Tour von Mantua über Parma nach Modena.

Von *Mantua* nach	
Borgoforte	1 Post.
Guastalla	2 „
Brescello	1
Parma	2 „
	6 „

	Transport 6 Post.
S. Ilario	1 „
Reggio	1 „
Rubbiera	1 „
Modena	1 „
	10 „

Fünfte Tour.

Man kann auch von Venedig nach Ferrara zu Wasser reisen. Zuerst schifft man bei *Malamocco* und *Chioggia* vorüber, eine Fahrt, die man wohl auch von Venedig aus zum Vergnügen unternimmt, dann gelangt man in die Mündung der Brenta. Von hier kommt man bald in den Kanal Valle, welcher Brenta und Etsch verbindet. Bei *Cavanella* erreicht man diese, fährt bis Tornova hinauf, tritt dann in den Kanal Loreo, der die Barke in den Po führt, auf dem man bis *Ponte di Lago Scuro* schifft, das ganz nahe bei *Ferrara* liegt.

Reise.

Nach der ersten Tour.

Bis *Monselice* in den Euganeen ist Alles meinen Lesern schon im Artikel „*Padua*" bekannt geworden. Nachdem man bei dem kleinen Flecken Boara über die Etsch ging, nähert man sich dem Städchen *Rovigo*. Die Gegend wird mit jedem Schritte fruchtbarer und angebauter, bietet jedoch dem Auge gar keine Abwechselung. Es ist ein Delta, wie das Egyptens. Eine Menge von Kanälen und Flüssen bewässert den Boden. Die Wege sind jedoch nicht vorzüglich, wie das gemeinhin in Marschländern der Fall zu seyn pflegt.

Rovigo liegt an einem Arme der Etsch und zählt ungefähr 9000 Einw. Unweit davon soll das alte Adria gestanden haben. Auf dem Hauptplatze, den eine hohe Säule ziert, steht der Palast des Podesta's. Die Kathedrale verdient einen Besuch. An dem einen Ende der Stadt ist eine runde Kapelle mit einem Marienbilde und einer Menge von Votivgemälden, die sämmtlich aus der venetianischen Schule sind. Die Nachgrabungen in dem Bezirk des alten Adria haben zu römischen und etruskischen Ruinen geleitet, die jedoch wenig erheblich sind. Der von den Alten gepriesene Wein, der in dieser Gegend gewachsen seyn soll, ist verschwunden, und bis auf eine Art von Muskateller, ist wenig Ansprechendes hier zu finden. Rovigo hat ein schönes Theater, das man ausser Italien in keiner Stadt von dieser Bedeutung antreffen würde. *Der beste Gasthof ist im* Capo d'oro. Beim Wegfahren aus Rovigo senkt sich der Weg bedeutend, und man gelangt nach Arqua, das jedoch mit dem Wohnort Petrarca's, von dem schon gesprochen wurde, nicht zu verwechseln ist. Man setzt in einer Fähre über den Canal Bianco, auf dessen Damm die Strasse angelegt ist, dann geht es am linken Ufer des Kanals Polesella fort, bis dass man das gleichnamige Dorf erreicht hat. Hier setzt man über den Kanal und hat den Po erreicht, dessen Lauf man bis nach Ponte di Lago Scuro verfolgt, wo man wieder eine Fähre besteigen muss, um sich übersetzen zu lassen.

In Ponte di Lago Scuro ist die *päpstliche Gränzmauth*; nachdem man den Po überschritten hat, befindet man sich im Kirchenstaate. Mit dem Trinkgelde an die Mauthbeamten sey man vorsichtig. Man lasse es merken, dass man grossmüthig seyn wolle, doch gebe man nicht eher etwas wirklich her, bis man sich auch von dem guten Willen der Leute vollkommen überzeugt hat, dabei zeige man etwas Derbheit; sonst ist man der Geprellte und wird dennoch chikanirt, um stets grössere Opfer zu bringen. Vor allen Dingen ereifre man sich nicht, und zeige die grösste Gelassenheit, kurz betrage sich so, als kenne man das Alles schon und sey kein Neuling. Es ist nicht zu glauben, welche Umständlichkeiten und Aufenthalte um die kleinsten Dinge oft gemacht werden, wenn man obigen Rath ausser Acht lässt.

Ein Beispiel. Ich kam mit dem österreichischen Eilwagen nach der Gränze am Po und wollte nach Mantua. In Florenz hatte ich einige Kunstgegenstände von Marmor gekauft, für die ich den Transitzoll im Römischen gehörig berichtigt hatte. Der Beamte wollte mich nicht passiren lassen, da meine Papiere nach Castelfranco auf dem Wege nach Modena gerichtet waren, ich aber über Ferrara gegangen war, um Modena zu vermeiden. Vergebens verwandte sich der Conducteur für mich, vergebens wollte ich den Transitzoll noch einmal entrichten, obgleich ich über alles dies die gehörige Quittung vorzeigte. — „Sie lassen die Kiste hier," lautete der strenge Orakelspruch, „bis wir Antwort von dem Gouverneur der Dogana in Rom haben, und werden sie Ihnen dann nachschicken." — Die Absicht des guten Mannes war mir klar, er wollte mich durch sein Chikaniren auf's Aeusserste bringen, damit ich ihm heimlich eine recht tüchtige Bestechung geben möchte. Meine scheinbare Geduld steigerte sich jedoch in dem Grade, als er sie zu erschüttern suchte. Nur der Conducteur wurde wild wegen des langen Aufenthalts. „Hier lasse ich nun einmal die Kiste nicht, sagte ich, und wenn ich sie nicht mitnehmen darf, so wollen wir sie lieber sogleich in den Po werfen, da mir eben nicht viel daran liegt, das ist mein fester Wille. Meine Beschwerde will ich dann schon am rechten Orte anbringen." Und sogleich befahl ich dem Aufwärter, die Kiste zum Wasser hinzutragen. Dies half endlich, und nachdem ich nur einen Zwanziger — angeblich für's Umschreiben der Bollette — entrichtet hatte, fuhr ich mit meinen Florentiner Sachen von dannen, und der Herr Zollaufseher hatte den Verdruss, von einem Tedesco überlistet worden zu seyn.

Von Ponte di Lago Scuro hat man den Weg nach Ferrara bald zurückgelegt.

Ferrara.

Diese Stadt liegt in derselben fruchtbaren Ebene, durch die wir kamen, und die hier von einem Arme des Po bewässert wird. In der Nähe sind Sümpfe und Wälder. Im J. 585 liess der Exarch von Ravenna sie mit Mauern umgeben, und sie hob sich nun bald zu einer der schönsten und blühendsten Städte in Italien. Besonders war dies der Fall, als das mächtige Fürstenhaus der Este hier herrschte, als

Maler und Dichter hier lebten und Ariost sie in schönen Versen besang. Sonst hatte Ferrara 80.000 Einwohner, jetzt zeigt es nur in seinen Denkmalen die Spuren ehemaligen Glanzes, und wird von nicht mehr als 30.000 im Ganzen ziemlich unbemittelten Menschen bewohnt. Merkwürdig ist es, dass die grosse Anzahl der hier lebenden Juden, man sagt, dass sie den dritten Theil der Einwohner ausmachen sollen, ein Ghetto bewohnen, welches, ganz im Gegensatz der Andern, das eigentlich schönste Stadtviertel ausmacht. Die Strassen sind alle gerade und breit, die öffentlichen Gebäude imposant und die Citadelle im Westen der Stadt ist von regelmässiger Bauart. Die Luft in der Umgegend wird nicht für gesund gehalten, jedoch soll sie in der Stadt besser seyn.

In der Mitte der Stadt liegt das *Schloss*, das viele poetische und rührende Erinnerungen zugleich in mir aufrief. Einst die Residenz Alfonso's von Este, war es hier, wo Tasso Eleonore liebte, wo einst Dosso Dossi malte, wo Michel Angelo als Gast einkehrte, wo Ariost dichtete! — Von Aussen bildet das kastellartige Gebäude mit seinen Thürmen, Brustwehren und Treppen, von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben, einen höchst malerischen Anblick. Ich war so glücklich, ihn beim Mondschein zu geniessen, wo sich das imposante Gebäude in den breiten Gräben wiederspiegelte. Leider ist im Innern Alles durch den jetzt dort residirenden Legaten des Papstes modernisirt worden, da S. Eminenz wahrscheinlich die modernen Tapeten der alten Gemäldepracht bei Weitem vorzog. Nur in dem Vorsaal und in dem Saale der Aurora finden sich an der Decke einige schöne Stücke aus dem 16. Jahrhundert von Dosso Dossi.

Der Palast *del Magistrato*, jetzt die Residenz des Gonfaloniere, besitzt hingegen noch herrliche alte Kunstschätze, z. B. die Arche Noë von Dosso Dossi; die zwölf Apostel, die Auferstehung und die Sendung des h. Geistes von Garofalo, dem Freunde Ariosts und einem der verdienstvollsten Schüler Raphaels; ein h. Bruno von Guercino; ein Mannaregen von Augustin Carracci und eine Himmelfahrt von Bastianino von Ferrara, einem Schüler und Nachahmer Michel Angelo's. — In diesem Palaste hält die alte Akademie degli Intrepidi jetzt degli Ariostaei ihre Sitzungen.

Von den hundert Kirchen nenne ich zuerst:

Die *Kathedrale* aus dem 12. Jahrhundert im gothischen Geschmack. Ihre Façade zeigt in Basreliefs das Leben Christi, das jüngste Gericht, Hölle, Paradies und die 7 Todsünden von einer Unzahl von heiligen, profanen, grotesken und selbst schlüpfrigen Emblemen umgeben. Auf der Thüre links ist eine kolossale antike Büste von griechischem Marmor, der Madonna von Ferrara und daneben die Statue Alberts von Este, im Pilgergewande. — Von Garofalo sieht man hier: St. Peter und St. Paul; das erhabene Bild einer Madonna, auf dem Thron, von Heiligen umgeben, und eine Himmelfahrt. Von Bastianino ein jüngstes Gericht, welches verdient, nach dem in der sixtinischen Kapelle zu Rom genannt zu werden. Von demselben Meister am 5. Altar eine h. Katharina. Von Cosimo eine Verkündigung und ein h. Georg; von demselben Meister sind die köstlichen Miniaturen in den Büchern des Chors, welche den berühmten Schätzen dieser Art in Siena an die Seite gesetzt werden. — Fünf Statuen von Erz, Christus am Kreuz, die Jungfrau und die h. Johannes, Georg und Maurelius sind wahrscheinlich aus dem 15. Jahrhundert. Donatello wurde von Venedig hieher gerufen, um ihren Preis zu bestimmen, und er liess dafür 1651 Dukaten bezahlen.

In der Kirche *S. Francesco* ist ein 16maliges Echo, welches von allen Reisenden versucht zu werden pflegt. Auch hier findet man Gemälde von **Garofalo**: eine Gefangennehmung Christi (sehr beschädigt); die Jungfrau mit dem Kinde und dem h. Johannes und Hieronymus, voll göttlichen Ausdrucks u. s. w. Von **Ortolano** eine schöne h. Familie; von **Monio** eine Auferstehung und Himmelfahrt; von **Scarsellino** eine Flucht nach Aegypten. — Unter den verschiedenen Gräbern befindet sich auch das des **Giambattista Pigna**, des Geschichtschreibers, Secretärs und Günstlings des Herzogs Alfonso, des Nebenbuhlers und Feindes Tasso's.

Die *Kirche und das Kloster der Benedictiner* ist eines der schönsten Gebäude von Ferrara; jetzt ist es ein Militärspital. Auch hier sieht man noch berühmte Gemälde von **Dosso Dossi**, **Luca Longhi**, **Scarsellino**. Von **Cremonesi** zeigt man ein Bild des h. Markus, auf dem die unendlich natürlich nachgeahmten Blätter des grossen Buches, welches der Heilige auf den Knien hält, Aufsehen machen.

Die Kirche *S. Domenico* hat an ihrer Façade grossartige Statuen von *Ferreri* und Gemälde von **Garofalo**, **Cignaroli** (das schöne Hochaltarblatt) und **Bonone**. — Der Chor der *St. Paulskirche* ist von **Scarsellino** und **Bonone**. Hier liegt **Antonio Montecatino** begraben, ein berühmter Peripathetiker des 16. Jahrhunderts und Rath Alfonso's von Este, den wir aus Göthe's Tasso kennen.

Sta. Maria del Vado ist wohl die älteste Kirche von Ferrara und besonders von den Gläubigen hochverehrt. Hier spritzte am Ostersonntag 1171 das Blut aus der Hostie bis zur Decke, um den Messe lesenden Priester zu bekehren, dem im Augenblick der Consecration der Glaube verloren. Gemälde von den meisten der hier schon genannten Meister. Eines der berühmtesten **Dosso Dossi's**: Johannes der Evangelist, die Frau der Apocalypse betrachtend, wurde durch eine sonderbare Veranlassung von einem Einwohner aus Bologna verdorben, welcher die Frau mit einer grünen Draperie bemalen liess. Solche Kunstschänder aus Prüderie sind überall nicht selten. — Unter den vielen *Gräbern* nenne ich die der Maler Garofalo, Ortolano, Bastianino und Bonone, der bedeutendsten Meister der Malerschule von Ferrara, die zwischen der von Venedig und Bologna ihre schöne Eigenthümlichkeit zu bewahren wusste.

Alle übrigen Kirchen Ferrara's zeigen interessante Bilder von ausgezeichneten Künstlern.

In der Kirche der *Religiosen des corpus Domini* soll sich unter verschiedenen Gräbern des Hauses Este auch das der Tochter Alexanders VI., der berüchtigten Lucrezia Borgia befinden.

Die *Bibliothek*, 1646 gest., enthält 80 000 Bände und 900 Manuscripte, die in einem schönen Lokal sehr wohl erhalten aufbewahrt werden. Unter den 18 Portraits von Kardinälen bemerken wir das von Hippolyt d'Este, dessen Physiognomie wohl auf das Wort hindeutet, welches er einst zu Ariost gesagt haben soll, als dieser ihm sein Gedicht überreichte: „Meister Ludwig, wo bekommt Ihr alle Zoten her?“ Der Custode bemerkt hiebei, dass der Dichter dem Kardinal geantwortet haben soll: „Aus dem Cabinet Ew. Eminenz.“ — Man zeigt hier eigenhändige Abschriften einiger Gesänge des Orlando Furioso. Als Alfieri sich vor diesem Manuscripte verbeugte, erhielt er die Erlaubniss, darauf zu schreiben: *Vittorio Alfieri vide e venerò, 18. Giugno 1783.* Auch zeigt man die Spur einer Thräne auf dem Blatte, die Alfieri vergossen haben soll. Ferner sieht man hier das Manuscript der Scolastica von Ariost; ebenso die Satyren von der Hand des Dichters mehrfach corrigirt. Ariost's Lehnstuhl von Nussbaumholz und sein schönes Schreibzeug, welches ihm Alfonso zum

Geschenk machte und auf dem ein Amor, den Finger an die Lippen legend, befindlich ist, zeigt man auch. — Von Tasso findet man das Manuscript des befreiten Jerusalems mit Correcturen von der Hand des Dichters. Am Schlusse stehen die Worte: Laus Deo! Merkwürdig ist es, dass oft ganze Seiten ausradirt sind. — Von Guarini findet man das Manuscript des Pastor fido. — Von den frühesten Ausgaben des Ariost sind 52 vorhanden; die erste ist von Giovanni Mazocco del Bondeno, Ferrara, 22. April 1516. — In dem zweiten Saale der Bibliothek, wo die Leser sich aufhalten, befindet sich das Grabmal Ariosts, welches die Franzosen am Jahrestage seines Todes, den 6. Juni 1801 aus der Kirche der Benedictiner hierher versetzten. Das Denkmal ist bunt und mit theatralischem Aufputz umgeben.

Das *Haus Ariosts* ist nicht weit von der Bibliothek entfernt. Es führt die von ihm selbst verfasste Inschrift: *Parva, sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non sordida, parta meo sed tamen aere domus.* Und darunter steht die Inschrift seines Sohnes Virginio: *Sic domus haec areosta propitios habeat Deos, olim ut pindarica.* Haus und Garten Ariosts, die der Dichter stets zu verändern liebte, und wo er die letzten Jahre seines Lebens zubrachte, wurden von den spätern Bewohnern gänzlich umgestaltet. Die Grotte, wo er nachzudenken pflegte, ist sogar zerstört worden. Erst 1811 wurde das Haus von der Stadt gekauft, sein Zimmer gereinigt und in Stand gesetzt und die Büste des Sängers nebst folgender Inschrift aufgestellt: *Lodovico Ariosto in questa camera scrisse, e questa casa da lui abitata edificò, la quale CCLXXX anni dopo la morte del divino poeta fu dal conte Girolamo Cicognara Podestà co' denari del comune compra e ristaurata perchè alla venerazione delle genti durasse.* — Auch das Haus degli Ariosti, wo der Dichter erzogen wurde, sieht man noch neben der Kirche Sta Maria di Bocchi. Hier spielte er mit seinen vier Brüdern und fünf Schwestern Komödien, die er selbst gedichtet hatte. — Das Haus, in dem Guarini geboren wurde, wird noch von dem Marchese Gualengo-Guarini bewohnt. An der Ecke nach der Strasse liest man die alte Inschrift: *Herculis et musarum commercio — favete linguis et animis.*

Unweit des Schlosses birgt Ferrara noch eine Merkwürdigkeit, zu der poetisch gestimmte Seelen gern zu wallfahrten pflegen. Es befindet sich nämlich in dem Garten des St. Annenspitals *das kleine Mauerloch, in dem Tasso sieben Jahre gefangen gewesen haben soll.* Am Eingang liest man die Worte: „*Ingresso alla prigione di Torquato Tasso*", und an den Wänden haben sich unzählige Fremde zu verewigen gesucht, Lord Byron, Casimir Delavigne u. A. Im Fremdenbuche, das den Besuchern präsentirt wird, war es mir rührend, den sterbenden Walter Scott zu finden, der hier, den Tod im Herzen, seiner Heimath zueilte. Die Thür und der Ort, wo Tasso geschlafen haben soll, sind von den räuberischen nach Reliquien suchenden Händen der Wallfahrer fürchterlich misshandelt. Jeder wollte einen Splitter, ein Steinfragment mitnehmen. Trotz dieser Veneration ist die Authenticität des Orts zweifelhaft. Herzog Alfonso müsste ein fürchterlicher Mensch gewesen seyn, wenn er den zartfühlenden Tasso, für den Ungnade und Verbannung schon schrecklich seyn musste, auch noch diese körperliche Folter, ihn sieben Jahre in diesem Kerker schmachten zu lassen, ausersonnen haben würde. Nein! Tasso's Aufenthalt, wo er sein Gedicht durchzusehen und seine philosophischen Dialoge auszuarbeiten im Stande war, kann ich mir nur anders denken. Tasso selbst spricht davon, dass er aus seinem Fenster den Thurm des Schlosses sehen kann, in dem Leonore wohnte, und aus diesem Orte wäre er dies nicht im Stande gewesen. Es thut mir leid, den Nimbus von diesem für Viele so heiligen Orte zu rauben; allein ich konnte dies um so weniger unterlassen, da fast kein Mann von einiger Bildung in Ferrara selbst daran glaubt und das Ganze eine von jenen gutmüthig ersonnenen Täuschungen ist, welche Reisende glücklich machen und die Cicerone's bereichern.

Obgleich es Ferrara nicht an Palästen fehlt, so werden sie doch selten mit besonderer Aufmerksamkeit in Augenschein genommen, da sie grösstentheils nur historisches Interesse haben. — Der Hauptplatz der Stadt hat den Namen Ariosto erhalten. —

Ein Gang nach dem *Campo santo*, der ehemaligen Carthause, von sehr bedeutendem Umfange, ist bei einigem Verweilen in Ferrara belohnend. Ausser den Denkmalen wird die dort befindliche Kirche hinlänglichen Stoff zur Beschauung bieten. In den 12 Kapellen sieht man die 12 Mysterien von Roselli, einem ferraresischen Maler des 16. Jahrhunderts in der Art des Garofalo; eine Geburt von Dielai, einem Schüler Dossi's; eine Kreuzerhöhung von Bastaruolo, einem Schüler des Vorigen; ein h. Bruno von Scarsellino; ein Abendmahl von Cignaroli; die Hochzeit zu Cana von Carl Bonone; ein h. Christoph von Bastianino und eine Enthauptung des h. Johannes von Parolini.

Das berühmte Lustschloss *Belriguardo*, wo Göthe seinen Tasso spielen lässt, ist verfallen; ein Theil davon dient zu einer Bauernherberge, in dem andern wohnt der Besitzer einer Meierei. — Die Gesellschaft in Ferrara ist fein und dabei ungezwungen; der Fremde findet entgegenkommende Aufnahme. Die Gasthäuser sind nicht sehr zu loben. Für gewöhnliche Reisende, d. h. solche, die keinen Train von Wagen und Bedienten mit sich führen, sind die drei Mohren zu empfehlen. Die drei Kronen oder die Post, ist ganz neu eingerichtet.

Auf dem Wege nach *Bologna* ist es anzurathen, eine kleine Kunstwallfahrt nach dem von der Strasse abwärts liegenden kleinen Städtchen Cento zu machen, dem Geburtsorte des berühmten Malers Guercino, der sich davon Guercino da Cento nannte. Er hiess eigentlich Johann Franz Barbieri. Das Haus, das er hier bewohnte, ist ein Museum seiner schönsten Werke. In der kleinen Kapelle sieht man ein rührendes Bild zweier armen Pilger, welche die Jungfrau anbeten. Ferner ist eine Venus hier, den Amor säugend; schöne Pferdegruppen u. s. w. Guercino lebte in diesem Hause und hatte eine solche Vorliebe für seinen Geburtsort, dass er die ehrenvollsten Anträge, die ihn von hier verlocken sollten, entschieden abwies. — Die Kirche *del Rosario* in Cento wird „die Gallerie" genannt, und verdient diese profane Benennung wegen der Art, wie die Gemälde darin geordnet sind. Auch hier spielt Guercino die Hauptrolle *).

Unweit Cento liegt *Pieve*, wo ein bewunderungswerther Guido Reni, eine Himmelfahrt, den Hochaltar der Kirche schmückt. Als dieses Bild 1797 von den Franzosen fortgeschafft werden sollte, standen die Einwohner in Masse auf, um es sich nicht entreissen zu lassen. Das nenn' ich einen edeln, warmen Stolz auf den Besitz von Kunstschätzen. Hätten grössere Städte dies Beispiel eines kleinen Fleckens befolgt, oder selbst dies Gefühl besessen, so wäre der Glanz des Musée Napoleon, so wie vieles Andere noch, nie zu Stande gekommen.

---

*) Dieser Maler, dessen Werken man in den ersten Gallerien begegnet, hat vorzüglich durch seine Hagar in der Brera zu Mailand, Verehrer unter den Reisenden aller Nationen gefunden.

Weiterreise.

Das Land, das wir nun fortwährend, bis an den Fuss der Apenninen durchziehen, bietet uns in seinem schönen Anbau, in seinen freundlichen Häusern und in den reinlich gekleideten, arbeitsamen Menschen, ein Bild, wie wir es nach dem Geschrei einiger flüchtigen Menschen, jenseits der Alpen gar nicht erwartet hätten. Und was unsere Verwunderung noch mehr erhöht, ist, dass wir uns in dem vor Allem so verschrieenen Kirchenstaat befinden. Dies ist, nebst der Gegend um Genua, die jedoch in Hinsicht des grossartig Malerischen, noch andere bedeutende Vorzüge hat, das Schönste, was Italien in dieser Gattung bietet. Kein anderes Land der Welt übertrifft die Romagna in dieser Beziehung. Der mächtige *Po* durchströmt das Land, und obgleich überall Dämme seinem Ungestüm trotz bieten, so sind Ueberschwemmungen doch sehr häufig. Dadurch, dass er viele Steine und Sand mit sich führt, verstopft sich nach und nach sein Bett und sein Wasser steigt hiedurch so sehr, dass man sich genöthigt sah, die Dämme fortwährend im Verhältniss zu erhöhen, die ihm so ein künstliches Bett bereiten, in welchem der Strom oft 10 Metres über dem eigentlichen Niveau der Landschaft fliesst. Man kann denken, welche Verwüstungen, bei solcher Lage, der Durchbruch eines Dammes herbeizuführen im Stande ist. Deshalb werden aber auch, beim geringsten Anschwellen des Wassers, die Landleute aufgeboten, um Tag und Nacht zu wachen und jedem Schaden auf der Stelle abzuhelfen.

Eigentlich Interessantes bietet die Strasse nach Bologna nicht. Zu bemerken ist, dass in *Malalbergo* ein sehr gutes Wirthshaus ist.

Bologna.

Auffallend ist diese Stadt durch ihre schöne Regelmässigkeit (wenn auch nicht eben die Strassen sehr gerad und breit sind), so wie durch den freundlichen Anstrich der Häuser, die Reinlichkeit und besonders durch den Mangel des anderwärts so geräuschvollen italienischen Volkslebens, wodurch Bologna fast die ehrbare Physiognomie einer schönen deutschen Hauptstadt erhält. Sie ist nicht mit Unrecht von einigen Reisenden im Allgemeinen mit München verglichen worden. Man sagt, Lord Byron habe ihr vor allen andern Städten Italiens den Vorzug ertheilt. — Bologna hiess früher Bononia und noch früher Felsina. Sie bewahrt keines ihrer antiken Denkmäler mehr, obgleich sie einst die Hauptstadt der Etrusker gewesen ist, mit Ausnahme eines Aquäducts und eines Architravs, welches sich in der Mauer von S. Stefano befindet. Nach dem Fall des römischen Staats litt sie gleich den andern italienischen Städten durch den Einfall der Barbaren. Im Mittelalter war sie eine Republik. Die Bologneser besassen den grössten Theil der Romagna. Innere Factionen untergruben ihr Wohl fast 300 Jahre lang. Nachdem 1506 der Papst Julius II. die Bentivoglio vertrieben hatte, kam Stadt und Gebiet an den Kirchenstaat, dem es noch zur Zeit angehört, und die erste Stadt nach Rom genannt zu werden verdient. Als Merkwürdigkeit kann angeführt werden, dass Bologna 8 Päpste dem h. Stuhle gab, unter andern Honorius II., Lucius II., Innocenz IX., Gregor XIII., Gregor XIV., Benedict XIV. und mehr als 90 Kardinäle. An Gelehrten aus allen Fächern war die Stadt nicht minder reich und von berühmten Malern wurden hier die drei Caracci, Dominichino, Guido Reni und Albano geboren. — Die Stadt zählt jetzt etwas über 70,000 E. Fast alle Strassen sind mit Arcaden oder bedeckten Säulengängen versehen, welche bei schlechtem Wetter das Gehen sehr erleichtern. — Die *Universität von Bologna* ist bekanntlich die älteste in Italien und zählt noch jetzt grosse Gelehrte unter ihren Professoren. Der Gehalt dieser Männer ist sehr gering, und die Stadt muss dazu beitragen, ihn zu vermehren. — Die Universität soll um 1116 durch Irnerio, der die römischen Gesetze zuerst in Italien interpretirte, gegründet worden seyn, nach Andern war es Theodosius *d. J.* 425. Bald wuchs ihr Ruhm und von allen Nationen eilten Schüler herbei. Man zählte damals während mehrer Jahrhunderte 12.000 Studenten, jetzt nur noch 300. *Eine* jede Nation hatte ihre Kollegien für sich, von denen jetzt aber nur noch die von Spanien und Flandern bestehen. Die Façade des Universitäts-Gebäudes, „*das Institut*" genannt, ist von Pellegrini; sie schien mir etwas gedrückt und ohne besondere Bedeutung; allein der grosse und schöne Hof, den das Gebäude einschliesst, ist von Bartolomeo Triachini. Ueberall ist hier die Kunst wahrhaft verschwendet. Selbst die Hörsäle schmücken die schönsten Werke der Maler. Im physicalischen Kabinet sieht man Gemälde von Nicolo dell'Abate, so graziös, als wären sie von Parmegiano, und in der Loggiata sind Fresken von Pellegrini. Im Hofe ist ein ruhender Herkules von Angelo Pio aus dem 17. Jahrhundert, und hier wie auf der Treppe die Büsten vieler Professoren, unter denen zwei weibliche: Laura Bassi, welche Philosophie und Clotilde Tambroni, die Griechisch lehrte. Noch jetzt soll die Gelehrsamkeit der bolognesischen Damen ausserordentlich seyn, und es gibt hier eine Doctorin der Rechte, aber eine *wirkliche*, nicht wie etwa in unserm Sinne die Frau eines Advokaten genannt wird, und eine Doctorin der Chirurgie.

Im *Museum der Antiken* sieht man das berühmte Fragment einer Opferschale, auf welcher die Geburt Minervens dargestellt ist; ferner die Bronze-Statue von Bonifaz VIII. von 1301, und das Modell des Neptuns von Johann von Bologna. —

Die *Bibliothek* besitzt 90.000 Bücher und 4000 Manuscripte. Sie wurde von Benedict XIV. gestiftet. Unter den Kuriositäten citire ich ein Exemplar des Buches Heinrichs VIII. gegen Luther, Leo X. gewidmet, mit der eigenhändigen Namensunterschrift des Königs Henricus rex; die vier Evangelisten, und ein armenisches Manuscript aus dem 12. Jahrhundert, mit allerliebsten Miniaturen.

Der *botanische Garten* wurde von den Franzosen angelegt, und soll über 5000 Species enthalten. — In dem vormaligen *Palazzino della Viola*, wo jetzt die botanischen Vorlesungen gehalten werden, sieht man 3 herrliche Fresken von Imola, Diana und Endymion, Aktäon und Marsyas, Apollo und Cybele.

Mein erster Ausgang am frühen Morgen war nach dem an die Universität stossenden *Noviziat der Jesuiten zu S. Ignazio*, wo sich die *Gemälde-Gallerie* befindet. Ich hatte eine leicht erklärliche Sehnsucht, Raphaels heil. Cäcilie zu besuchen.

Diese *Gallerie* besteht grösstentheils nur aus Meisterwerken der bolognesischen Schule. — Den Anfang machen die ältern Gemälde. Die Madonnen von Francesco Francia, dem Stifter dieser Schule, empfangen uns zuerst. Sein Styl ist ernst und hat noch nichts von der Grazie und der feinen Ausführung, die erst die Uebung verleihen kann. Dies findet sich aber schon mehr in den Werken seines Schülers Imola, dessen h. Familie unwillkührlich an Raphael erinnert. Dann kommen die weitläuftigen Werke der Caracci; Ludwig, ihr Anführer, ist da mit seiner Transfiguration, mit seiner Bekehrung des h. Paulus; von Augustin, seinem Neffen, sehen wir eine Kommunion des h. Hieronymus, und endlich erscheint uns Annibal, der grösste der drei, mit seiner Jungfrau und dem Jesuskinde in einer Glorie, die für das beste Gemälde dieses Meisters gehalten wird. — Von Guido Reni sehen wir die himmlische Madonna della pietà, einen Kindesmord, einen sterbenden Christus, einen siegenden Simson und endlich eine Jungfrau mit dem Kinde, auf Seide gemalt, welche früher bei den Prozessionen als Fahne dienen musste, und jetzt kläglich dort durch eine Kopie ersetzt worden ist, um das Original länger zu erhalten. — Von Dominichino zieht uns die grosse Komposition voll Leben, das Marterthum der h. Agnes besonders an, dann nicht minder die Madonna des Rosenkranzes und das Marterthum des h. Petrus, des Dominikaners. — Aus dem ungeheuren Reichthum an Bildern will ich noch hervorheben eine Himmelfahrt von Sabattini, eine Jungfrau in einer Glorie, von der Dreieinigkeit gekrönt, von Samachini; eine Himmelfahrt von Simon von Pesaro und das vortreffliche Portrait Guido Reni's im Alter, von eben jenem Meister; eine Taufe Christi von Albano ist des Gegenstandes wegen eben so merkwürdig als der Ausführung, weil Albano gewöhnlich nur badende Nymphen und andere mythologische Scenen zu malen pflegte. — Eine Kreuzesabnahme von Tiarini, die Jungfrau mit dem Kinde in Wolken von Cavedone, der sich durch sein Kolorit der venetianischen Schule näherte, sind bedeutend. — Von Cavedone ist noch ferner ein schönes Bild, der Tod des Märtyrers Petrus des Dominikaners zu sehen. Der Heilige schreibt in dem Augenblick, wo der Räuber ihn vollends tödten will, mit seinem Blute die Worte auf den Boden: *Credo in Deum*. Ein h. Antonius, dem das Jesuskind erscheint, von einer Schülerin Guido Reni's, Elisabeth Sirani, einer jungen Bologneserin, die schon im 26. Jahre starb. Von Guercino sehen wir den berühmten St. Bruno und jene berühmte Improvisation: Gott Vater vorstellend, die er in einer einzigen Nacht vollendete, und am Morgen zur Verwunderung seiner Freunde aufstellte.

Indem wir nun von den Werken der Einheimischen uns wegwenden, fallen unsere Blicke zuerst auf den göttlichen Raphael. Es ist das erste Werk von ihm, das wir auf unserer italienischen Reise zu sehen bekommen. Es steht hier vereinzelt an der Gränze des römischen Gebiets, um uns einen Vorgeschmack des Herrlichen zu bieten, was uns bei der Weiterreise noch von diesem wunderbarsten aller jemals geborenen Genies erwartet. Wenn mich auch die höchste Nachahmung einer schönen Natur in den Venetianern entzückte, wenn die Werke der Bologneser in der weisen Berechnung der Wirkung der Kontraste und der gelehrten Anwendung aller Kunstmittel geistreich beschäftigte, so ergriff mich hier zum ersten Male Staunen und Bewunderung in so hohem Grade, dass mir der Massstab für solche Grösse entfiel. Hier zum ersten Male ahnt man die göttliche Abstammung der Kunst. Dieses Erschaffen hat wirklich mit dem Schaffen gewöhnlicher Menschen nichts gemein; sie können geschickte Maler, grosse Meister genannt werden. Raphael ist mehr und steht, so betrachtet, ganz allein, da er unerreicht ist. Es ist mir nicht möglich, hier etwas über das unsterbliche Werk, *die h. Cäcilie*, noch zu sagen. Die Auffassung des Gegenstandes ist bekannt durch Copien und Stiche. Meine Leser werden gleich mir Stunden lang vor dem Bilde sitzen bleiben und sich am besten ohne alle Anleitung in seine Schönheiten zu vertiefen wissen.

Neben diesem Meisterwerke hängt ein herrliches Bild von dem frommen und edlen Perugino *), Raphaels Meister, die h. Catharina, Apollonia und den h. Johannes vorstellend. Auch in der Magdalena in der Wüste von Timoteo della Vite, Raphaels Freund und Genossen, strahlt etwas von seinem hohen Lichte wieder. Ein trefflicher Vasari, der h. Gregor, 12 Arme speisend, ist besonders der Portraits wegen interessant, da der Maler alle seine Gönner und Freunde hier abgebildet hat. Von Parmeginano ist eine h. Margaretha vor der Madonna knieend vorhanden **).

Unter den *Kirchen* verdient zuerst *S. Petronio* erwähnt zu werden, welche zu Ende des 14. Jahrhunderts auf Kosten der Stadt erbaut wurde. Der Architekt heisst Antonio Vincenzi. An den Thüren sieht man Sibyllen von Tribolo, einem Zeitgenossen Cellini's. Von demselben Meister ist auch die Himmelfahrt als Basrelief aus Marmor in der Reliquien-Kapelle. — Von Michel Angelo sind die Zeichnungen zu den prächtigen Glasfenstern in der *St. Antonius-Kapelle.* — Die beiden Statuen der h. Franciscus und Antonius sind von Hieronymus Campagna und eine kleine Davidsstatue von Giannotti. — Ein h. Michael, treffliches Bild, ist von Fiammingo, Guido's Lehrmeister; Paradies und Hölle sind alte Gemälde, deren Meister man nicht ausfindig machen konnte.

In einem der Säle der *Residenza della rev. Fabbrica* befindet sich eine Büste des Grafen Guido Pepoli von Properzia de Rossi. Dieses Mädchens rührendes Schicksal verdient Erwähnung. Sie war Meisterin in der Malerei, Bildhauer- und Kupferstecher-Kunst, wie auch in der Musik, und vergiftete sich nach einem Balle aus unglücklicher Liebe. Ein Basrelief von derselben: die Keuschheit Josephs, ist ein Meisterstück in der Ausführung. Die Frau des Potiphar sieht aber eher einer schmachtenden Verlassenen, als einem sinnlichen Weibe gleich. Man sieht in diesen Sälen noch 16 Pläne der ersten Baumeister der Welt, zur Ausführung der Façade dieser Kirche, wie z. B. 4 allein von Palladio, einer von Vignola, von Baltasar von Siena, Giulio Romano u. s. w. Trotz dieser trefflichen Vorarbeiten ist die Façade der Kirche jedoch nicht ausgeführt worden. — Ein merkwürdiges Werk Michel Angelo's stand sonst vor dieser Kirche. Es war die erzene Statue Julius II. Der Papst war in drohender Stellung mit dem Schwerte in der Hand vorgestellt. Man erzählt, dass, als ihn Michel Angelo fragte, ob er ihm ein Buch in die Hand geben solle, der Papst erwidert habe: „Nein, ich bin kein Schüler, gib mir ein Schwert." In einem Aufstande wurde diese Statue zertrümmert; ein grosser Verlust für die Kunst! Man sagt, der Herzog von Ferrara habe daraus eine Kanone giessen lassen, welche davon den Namen „*La Giuliana*" bekommen habe.

Die alte *Kathedrale* von Bologna ist durch unselige Bemühungen leider modernisirt worden. Sie enthält einige interessante Schätze, z. B. die Urne des Märtyrers St. Proculus von vergoldeter Bronze, mit Lasurstein verziert. Auch besitzt diese Kirche Nachbildungen der berühmten Raphael'schen Tapeten in Rom. Von Hercules Graziani d. J. einem bolognesischen Maler des 17. Jahrhunderts, so wie von Vittorio Bigari, gleichfalls aus Bologna im 18. Jahrhundert lebend, sind gute Gemälde vorhanden. Das Merkwürdigste von Gemälden ist hier jedoch: die Freske St. Petronius und Pancrazius, gemalt von Marcantonio Franceschini in einem Alter von 80 Jahren und die Verkündigung, an der Decke der sechsten Kapelle, von Ludwig Carracci, gleichfalls 80 Jahre alt. Man erstaunt, wenn man sieht, wie diese alten Meister sich schwindelfrei auf den hohen Gerüsten halten konnten und noch solche Werke ausführten. Der Fuss des Engels, der sich vor der h. Jungfrau verbeugt, ist auf dem letztern Bilde verzeichnet, und man erzählt, dass der gewissenhafte Greis auf seine Kosten das Gerüst wieder herstellen lassen wollte, um den Fehler zu verbessern. Als man ihm dieses verweigerte, starb er vor Gram darüber. Dieser Zug charakterisirt am besten das Wesen der damaligen Künstler. In der Sakristei ist ein schönes Bild, gleichfalls von Ludwig Carracci, Petrus und die Jungfrau, den todten Christus beweinend, das aber sehr nachgedunkelt hat. In der unterirdischen Kirche: *il Confessio* genannt, sieht man weinende Marien bei dem Leichname Christi von Alfonso Lombardo.

---

*) Pietro Vannucci, von Perugino.

**) Wem das hier Gebotene nicht genügt, kann sich in dem „*Catalogo de' Quadri che si conservano nella Pinacoteca di Bologna,*" weiteren Rath holen.

In der Kirche *Madonna di Galliera* sind an der Decke der Kapelle des Krucifixes schöne Freshen von Michel Colonna, das letzte Werk dieses geschickten Malers. In der Hauptkapelle Gemälde des Bolognesers Mazza, der erst Maler, dann Bildhauer war. Desgleichen ein h. Thomas von der eben so berühmten Musikerin als Malerin, Teresa Muratori Moneta; die Engel an diesem Bilde sind von Giuseppe dal Sole, der sich besonders in Darstellung von Engeln einen grossen Namen machte. Von Albano ist die Himmelfahrt in der Sakristei; der h. Philippus Neri, zwischen Engeln und der Jungfrau, ist von Guercino; einige Bilder von Elisabeth Sirani und ihrem Vater; der dem Volke gezeigte Leichnam Christi von Ludwig Carracci.

In *S. Bartolomeo di Reno* eine herrliche Geburt von Augustin Carracci; merkwürdig ist es, dass hier die Madonna säugend vorgestellt ist, ein seltener Fall; von Ludwig Carracci eine Beschneidung und Anbetung der heiligen drei Könige.

In *Madonna del Soccorso* befindet sich das Krucifix, welches nach darüber aufgenommenem Protocoll im J. 1212 mit dem P. Giovanni Peciani gesprochen haben soll; Christus, den Juden gezeigt, gilt für ein berühmtes Werk von Bartolomeo Passarotti, einem Schüler von Vignola und einem Gegner der Carracci, von dem jedoch Guido Reni behauptete, dass er nach Tizian der beste Portraitmaler sey.

In *Sta. Maria Magdalena* hebe ich aus der Menge von Gemälden ein „Noli me tangere" von demselben Passarotti, ein Altarblatt von Procaccini und zwei Bilder von Spagnoletto hervor.

Die Kirche *de' Mendicanti* war sonst überreich an Gemälden, die jetzt zum Theil in der grossen Gemälde Gallerie (Pinacoteca) zu finden sind. Von Passarotti ist hier eine h. Ursula.

In *S. Leonardo* zwei ausgezeichnete Gemälde von Ludwig Carracci: das Marterthum der h. Ursula, auffallend der venetianischen Schule nachgebildet.

In *San Vitale und Agricola*, ein edler Francesco Francia und ein Werk seines Sohnes Giacomo, das dem berühmten Vater an die Seite gesetzt zu werden verdient.

In *St. Jacob* ist ausser Bildern von Passarotti und den Carraccis vorzüglich eine Nativität von Innocenzo Imola auszuzeichnen, die man für einen Raphael halten könnte; in der Kapelle *Poggi* von den Carracci's und ihren Schülern: Johannes d. T. und multi vocati, pauci vero electi; besondere Aufmerksamkeit verdient die Kapelle der *Bentivoglio*, der einstmaligen Herren von Bologna: eine Jungfrau mit dem Kinde von Francia. Hofmaler

Johann II. Bentivoglio. Das berühmte Wunderkreuz aus dem 10. Jahrhundert ist von Holz und ohne den Leichnam.

In *Sta. Maria Maggiore* eine Himmelfahrt von Perugino! Ein h. Hieronymus, grossartige Komposition von Ludwig Carracci; unter den Denkmälern des an die Kirche stossenden Klosters ein schönes Mausoleum von Andrea da Fiesole (1493).

In *St. Matthias* eine Verkündigung von Tintoretto und eine Erscheinung der Jungfrau von Guido Reni in seinem 23. Jahr gemalt.

In *St. Nicolaus* und *St. Felix* das schöne Gemälde von Annibal Carracci: die Kreuzigung.

In *S. Salvatore* ein altes Bild, welches 1106 noch vor Giotto gemalt worden seyn soll, eine gekrönte Jungfrau vorstellend; ferner das Wunder des Kreuzes von Jacob Coppi, einem Florentiner und Schüler Michel Angelo's; ein h. Johannes vor Zacharias knieend von Garofalo; eine Hochzeit zu Canä von Gaetan Gandolfi, einem neuern Bologneser, gest. 1802.

In der schönen Kirche *della Santa*, worunter die h. Catharina von Bologna verstanden wird, zeigt man deren Körper mit Diamanten reich verziert; wie überall, so auch hier gute Gemälde der oft genannten Meister.

Eine prächtige Kirche ist die des h. *Dominicus*. An dem Grabe des Heiligen ein Engel von Michel Angelo aus seiner Jugendzeit. Er soll dafür 12 Ducaten erhalten haben. Es wurde schon oft bemerkt, dass zur Zeit der Kunstblüthe die trefflichsten Werke nur gering bezahlt wurden, und dass die hohen Preise mit dem Verfall zusammen hangen. Die grossen Meister hielten stets den Ruhm höher als das Geld. Verschiedene Wunder des Heiligen von dem alten Meister Nicolo von Pisa in Basrelief dargestellt, aus dem 12. Jahrhundert, darunter sieht man die zierlichen Arbeiten Alfonso Lombardo's, um 3 Jahrhunderte jünger und nicht im Stande jene alten wunderbaren Werke zu verdunkeln. In den Kapellen zeichne ich aus: einen St. Thomas von Aquin von Guercino, und einen h. Raimund, der auf seinem Mantel durch das Meer schwimmt, ein Meisterwerk Ludwig Carracci's. In der Sakristei sieht man zwei Bildsäulen der Jungfrau und des Heiligen, aus Cypressenholz, welches, nach einer lateinischen Inschrift, von dem Baume genommen wurde, den der Gründer der Inquisition selbst gepflanzt haben soll. Das Grabmal des Königs Enzius, des Sohnes Friedrich II., der 1272 nach 22jähriger Gefangenschaft in Bologna gestorben, wird nicht ohne Theilnahme gesehen werden *). Es führt folgende Inschrift: „*Felsina Sardiniae regem sibi vincta minantem, victrix captivum consule ovante trahit; nec patris imperio cedit, nec capitur auro; sic cane non magno saepe tenetur aper.*“ — In der *Kapelle del Rosario* ruhen Guido Reni und seine geliebte Schülerin Elisabeth Sirani, die 26 Jahre alt an Gift starb. In dieser Kapelle bewundert man noch herrliche Gemälde, die 15 Mysterien des Rosenkranzes vorstellend und eine Himmelfahrt von Guido Reni selbst. In dem Kloster dieser Kirche befindet sich die Bibliothek Magnani, jetzt

---

*) Jedermann kennt das Trauerspiel von Raupach. Allein interessanter ist noch Ernst Münch's Biographie dieses unglücklichen Fürsten (Ludwigsburg 1828), wo die Unterhandlungen Kaiser Friedrichs mit den Bolognesern wegen der Freilassung seines Sohnes und die Gedichte des letztern während seiner Gefangenschaft mitgetheilt werden. Seine Liebe zu Lucia Vendagoli ist historisch. — Man zeigt noch in dem Palaste del Podestà einen grossen Saal, der Sala d'Enzio genannt wird. In neuester Zeit dient er den Decorationsmalern des Theaters. Seltenes Schicksal, dass Enzio's Andenken überall dem modernen Theater dienen muss.

Stadtbibliothek. Sie enthält 83,000 Bände, und 1000 Thaler hat die Stadt zu ihrer Vervollständigung ausgesetzt. Hier befindet sich ein Gemälde von Baroccio, zwar unvollendet, aber von grosser Wirkung.

In *Sta. Lucia* ist ein eigenhändiger Brief von dem h. Franz Xaver in portugiesischer Sprache, welcher stets an dem Tage des Heiligen zur Verehrung ausgesetzt wird.

In der Kirche der *Presentazione della Madonna* ist eine kleine Veronica von Annibal Carracci, und in der Sakristei zeigt man verschiedene Zeichnungen von unserem Albrecht Dürer.

In *S. Giovanni in monte* ein Guercino, den h. Franciscus, das Kreuz anbetend, vorstellend, und *ein uraltes Bild der Madonna* (abgelöste Freske, die nach authentischen Belegen vor dem Jahr 1000 gemalt worden seyn soll).

In *S. Stefano* alte griechische Malereien al fresco aus dem 12. und 13. Jahrhundert; eine der ältesten und sehenswürdigsten Kirchen Bologna's.

In *Sta. Maria della Vita* wird es interessiren, einen *h. Bonaparte* verehrt zu sehen. In dem Oratorium dieser Kirche werden den Kunstfreund die Basreliefs von Alfonso Lombardo, das Begräbniss der Jungfrau jedoch mehr anzuziehen wissen. —

Man wird es nicht verlangen, dass ich nach dieser Angabe des Hauptsächlichen auch noch die vielen andern Kirchen hier speciell erwähne.

Wenn wir uns nunmehr zu den *öffentlichen Gebäuden* wenden, so nenne ich hier vor allen den prächtigen *Springbrunnen des Neptun*, den der berühmte Johann von Bologna auf Befehl des h. Carl Borromeo, als dieser Legat in Bologna war, verfertigt hat, er befindet sich auf der Piazza maggiore oder del Gigante. Die Statuen sind aus Erz.

In dem *Palazzo del Publico* (aus dem 13. Jahrhundert) auf demselben Platze ist eine Stiege a cordone zu bemerken, eines der grossartigsten Werke des Bramante. Diese sogenannten Treppen, die man auch in der Peterskirche und an andern Orten in Italien wieder findet, kann man hinauffahren oder reiten. Sie bestehen aus breiten und sehr niedrigen, etwas schräg gesenkten Stufen von Ziegeln, an deren Ende ein schmaler Streif aus hartem Stein als Einfassung angebracht ist, wo die Hufe der Pferde sich festhalten können. Ausserdem sieht man hier im Herculessaal die kolossale Statue dieses Gottes von Alfonso Lombardo und im farnesischen Saal einen schönen Plafond von Cignani, Pasinelli u. A., der aber etwas gelitten hat. — Diesem Palaste gegenüber ist der *Porticus de' Banchi*, ein schönes Werk von Vignola.

Ferner sind die grossen Fresken von den Brüdern Annibal und Augustin Carracci und ihrem Oheim Ludwig in dem Palast Fava zu bemerken. Alle drei waren damals noch in guter Eintracht, und malten diese grossen Werke unter der Leitung Ludwigs, bei ihrer Rückkunft von Parma und Venedig. Es sind im Ganzen 30 Tableaus, vorstellend den Argonautenzug und die Reisen des Aeneas. Von Albano sieht man hier 16 Schilderungen aus dem Leben des Aeneas. In einem Kabinette hat Annibal Carracci den Raub der Europa im Style des Tizian gemalt.

Der *Palast Tanara* enthält ausser verschiedenen Carracci's einen Guido Reni und einen Carlo Borromeo von Carlo Dolce.

Im *Palast Grassi* ist der Hercules mit der Fackel in der Hand, die Hydra bezwingend, ein schönes allegorisches Bild von Ludwig Carracci. Zugleich sehe man hier als Merkwürdigkeit die schönen aus Pfirsich Kernen geschnittenen Cameen, die h. Passion vorstellend, von der schon genannten unglücklichen *Properzia de Rossi*.

In der *Gallerie des Palastes Marescalchi* ist unter Anderm ein Urtheil Salomo's von Giorgione hervorzuheben und mehre herrliche Correggio's. In der *Bibliothek* findet man einen Petrarc von Gasparo Siliprandi ohne Angabe des Druckorts.

Im *Palast Bevilaqua* zeigt man noch den Saal, in dem das Tridentiner Concilium seine Sitzungen hielt, als es im J. 1547 hieher verlegt wurde.

Der *Palast Ranuzzi*, der jetzt von dem Fürsten Felice Bacciochi, dem Schwager Napoleons, bewohnt wird, zeigt eine prächtige Façade von Palladio.

Im *Palast Hercolani* bemerke ich vor Allem in der grossen Gallerie eine Himmelfahrt von Imola und eine h. Familie von Johann Bellin. In der reichen Bibliothek, die jetzt aber fast gänzlich verkauft ist, war manche interessante Merkwürdigkeit. Unter Anderm das Manuscript, welches die Einnahmen und Ausgaben des Malers Guercino enthielt. Es beginnt den 1 Januar 1629 und endet im September 1666, drei Monate vor dem Tode des Meisters. Er hatte in diesen 39 Jahren zusammen die Summe von 72.176 bolognesischen Thalern eingenommen und 57.437 Thaler ausgegeben *).

Im *Palast Lambertini* findet man auch Gemälde von bolognesischen Malern, den Carracci's, Lauretti, Sabattini, Samacchini, Pellegrini u. s. w.

Der *Palast Biagi* enthält einen Plafond von Guido Reni; der *Palast Bianchi* einen andern von demselben Meister.

Die Gallerie im *Palast Malvezzi Bonfioli* enthält eine Sibylle von Guido Reni und ein Portrait von Domenichino, die für Meisterstücke gelten; im zweiten Hofe dieses Palastes sind Fresken von geschickten Künstlern, Scenen aus dem befreiten Jerusalem darstellend.

Der alte *Palast der Tuchhändler* soll von dem grossen Francesco Francia erbaut worden seyn.

Der *Palast Bentivoglio*, der sonst als ein Meisterstück alter Architektur galt, ist jetzt ganz modernisirt.

Für Verehrer Rossini's wird es interessant seyn, dessen Haus, welches er sich im Jahr 1825 hier erbauen liess, zu besuchen.

Das grosse Operntheater ist von Antonio Bibiena erbaut, und heisst *teatro communale;* ausserdem besitzt Bologna noch das *Theater Contavalli*, 1814 erbaut, und das *Theater del Corso*. Auf dem Vorhang des Marionettentheaters *Tabarin* liest man die Devise: „*Facile è il criticar, difficile l'arte.*"

Bei der *Porta Ravegnana* stehen die zwei berühmten viereckigen Thürme: *Asinelli* und *Garisendi*. Den erstern liess Gerardo Asinelli im 12. Jahrhundert erbauen. Er ist 307 F. hoch und neigt sich um 5 F. nach Osten. Das Besteigen dieses Thurms ist sehr mühsam; indess wird man oben von der herrlichsten Aussicht über die freundliche Ebene der Romagna belohnt. Man nimmt an, dass der Thurm im Mittelpunkt der Stadt stehe, und dass die Stadt ziemlich im Mittelpunkt von Italien liege. Der Thurm Garisendi ist nur 144 F. hoch, allein er neigt sich viel bedeutender gegen Osten als der andere.

Wirthshäuser sind: Il Pelegrino (zwar gut, doch nicht eben sehr zu empfehlen), Gran Parigi, Mr. Trouve (nur im Nothfalle zu wählen, wenn alles Uebrige voll wäre), Albergo Reale (sehr gut, allein für Leute, die ohne grossen Train ankommen, fast nicht accessibel. Der Wirth weist bescheidene Reisende ab und öffnet seine

---

*) Dies Manuscript befindet sich jetzt gedruckt als Anhang zu dem Werke: *Notizie della vita e delle opere del Cavaliere Gioan Francesco Barbieri, detto il Guercino da Cento. Bologna 1808.*

Zimmer nur Leuten von Gewicht). **Drei Mohren** recht gut.

Die Bologneser Würste, namentlich die Mortadelli, sind mit Recht von Gutschmeckern sehr geschätzt, doch muss man beim Einkauf vorsichtig seyn und sich eine gute Fabrik angeben lassen. Auch Confituren, künstliche Blumen, Parfümerien und Liqueurs, bilden die Erwerbsquellen eines grossen Theils der hiesigen Einwohner.

In der Umgebung Bologna's habe ich die Kirche *dell'Annunziata* zu erwähnen, wo eine Verkündigung von **Francia** und andere treffliche Bilder zu sehen sind.

S. Michele in Bosco zeigt eine herrliche Architektur und noch Spuren ehemaliger Pracht.

Ein fast 3 Miglien langer Arcadengang mit einem prächtigen Porticus führt zu der Kirche *Madonna di S. Luca* oder *della Guardia*, in der viel moderne Pracht, aber nur ein Bild aus der ersten Zeit des **Guido Reni** zu sehen ist.

Der *Campo Santo*, oder die alte Karthause (la Certosa) von Bologna wurde 1801 angefangen und enthält eine Menge schöner Denkmäler. Ein Gang dahin ist jedenfalls belohnend.

Zu den angenehmsten und besuchtesten Spaziergängen ist noch die *Montagnola* zu zählen, wo sich auch ein Tagstheater im Geschmack der Antike, von **Aspari** erbaut, befindet.

Auf dem Berge Paterno, in der Nähe von Bologna wird der *bononische Stein* gefunden, welcher, wenn er am Tage die Sonnenstrahlen aufgefangen hat, im Dunkeln leuchtet.

In dem Flüsschen *Lavino*, auf einer Insel haben sich Octavius, Antonius und Lepidus als Triumvirn erklärt.

Viertes Kapitel.

Fortsetzung des Vorigen.

Reise nach der zweiten Tour. — **Mantua.** *(Geschichtliches. Einwohner. Lage. Festung. Corte Imperiale. Palast der Grafen Arco und A. Giulio Romano's Wohnung. Virgils Platz. Ghetto. Cathedrale. Sta. Barbara. S. Andrea. S. Maurizio. Sta. Apollonia. S. Egidio. Akademie. Bibliothek. Palast del T. Theater. Umgebungen).* — *Weiterreise.* — *Nach der dritten Tour.* — **Modena.** *(Lage und Geschichtliches. Der herzogliche Palast. Die Bibliothek. Medaillencabinet. Cathedrale. La Secchia rapita. Andre Kirchen. Wirthshäuser).* — *Weiterreise.* — *Nach der vierten Tour.* — **Guastalla.** *(Das alte Schloss. Correggio).* — **Parma.** *(Geschichtliches. Cathedrale. Das Battisterio. S. Johann. Annunziata. Venerando Consorzio. Steccata. Zimmer des Correggio. Akademie. Der herzogliche Palast. Theater Farnese. Palazzo di Giardino. Privat-Paläste. Das neue Theater. Bodoni. Universität. Collegium der Nobili. Bibliothek. Campo Santo. Wirthshäuser. Umgebungen).* *Weiterreise.* — **Reggio.** *(Madonna della Ghiara. S. Prospero. Brunnen).* — *Weiterreise nach Bologna.*

Nach der zweiten Tour.

Der Weg von *Verona* nach *Mantua* ist eben und gut angebaut, und bietet durchaus nichts Interessantes dar. Die Gegend unterscheidet sich durch nichts von denen die wir bis jetzt kennen lernten. Am meisten erfreut uns ein Rückblick, nach den immer blässer werdenden Alpen, welche sich hoch und herrlich am fernsten Horizonte emporthürmen. Die Orte, durch die man kommt, sind unbedeutende Dörfer, deren keines zum Verweilen einladet. In Villafranca, wo Pferde gewechselt werden ist ein gutes Kaffeehaus. Man muss es aufsuchen, denn es liegt weit von der Post, der Wagen fährt aber später vorbei, und der Conducteur ist so gefällig anzuhalten und die Passagiere einsteigen zu lassen.

Von *Roverbella* dehnen sich Sümpfe zu beiden Seiten der Strasse aus, und endlich sieht man *Mantua* mitten aus seinen Seen sich erheben, über die eine lange Brücke in das Thor führt.

Mantua.

Der Ursprung dieser Stadt verliert sich in die ältesten Zeiten. Sie soll von der Wahrsagerin *Manto*, der Tochter des Thebaners Tiresias, gegründet worden seyn, und man glaubt, dass dies zur Zeit des trojanischen Krieges Statt gefunden hat. Die Etrusker haben sie lange besessen, dann kamen die Gallier und hierauf die Römer in ihren Besitz. Obgleich die Stadt nie zerstört wurde, so hat sie doch kein einziges antiken Monument aufzuweisen. Weder Attila, noch Ezelino konnten ihrer Meister werden. Innere Factionen zwischen Edlen und Volk zerfleischten sie. Bis 1328 beherrschten sie die Bonaccolsi, die durch die Verschwörung der Gonzagen vernichtet wurden. Im Jahre 1630 schmolz die Einwohnerzahl, von einer Pest heimgesucht, von 55.000 auf 13.000, und konnte sich seit dieser Zeit nicht wieder zur vorigen Höhe erheben. Jetzt zählt Mantua 26.000 Einwohner, darunter 2000 Juden. Der letzte Herzog, Carl IV., starb in Venedig, und nun wurde Mantua dem Herzogthum Mailand einverleibt.

Die Lage der Stadt hat etwas Imposantes. Der Mincio, der aus dem Gardasee kommt, theilt sich in 3 Arme, und bildet zwei Inseln, auf denen sich die Stadt erhebt. Mantua liegt gleichsam in mehren grossen Seen, die verschiedene Namen führen, wie: *Lago di mezzo*, *Lago inferiore*, *Lago di sopra*, über die eine lange Brücke führt. Ueber den Kanal, der die zwei Stadttheile trennt, führen 6 Brücken. Diese Wasserumgebung, so wie die vielen Sümpfe in der Umgegend, machen das Klima sehr ungesund, und die Sterblichkeit ist noch immer sehr gross, wenn gleich in neuerer Zeit nichts versäumt wurde, dem Uebelstande nach Kräften zu steuern.

Die Befestigungswerke sind weitläuftig und bestehen ausser den Bastionen, in einer uneinnehmbaren Citadelle, in Halbmonden und Hornwerken, dem Fort Pietola und zahlreichen Retranchements. Hiezu kommen nun noch die tiefen Gräben, um aus dieser Stadt einen wichtigen Platz zu machen.

Die Strassen sind breit und die Plätze geräumig. Abends erfreut es, die vielen gut dekorirten und beleuchteten Kaffeehäuser zu sehen. Namentlich ist es für Deutsche interessant, das zu besuchen, wo die östreichischen Offiziere hinzugehen pflegen.

Zwei Erinnerungen werden uns in Mantua hauptsächlich ergreifen. Es ist als der Geburtsort Virgils zu betrachten, der in *Pietola* oder *Andes*, einem Dorfe in der allernächsten Umgebung, und noch in den Befestigungen begriffen, das Licht der Welt erblickte, und Giulio Romanos. Wer von des Letztern Genie den rechten Begriff haben will, muss nothwendig Mantua einige Aufmerksamkeit schenken.

Wir wollen zuerst das *alte Schloss* der Gonzagen, jetzt *Corte imperiale* genannt, besuchen. Es ist weitläuftig und unregelmässig, enthält jedoch selbst noch in seiner völligen Verlassenheit Spuren der ehemaligen Grösse seiner Besitzer. Wir finden in einem Gemache, *della Scalcheria* genannt, eine Venus mit Amor kosend, die uns trotzdem, dass sie sehr beschädigt ist, dennoch die höchste Achtung vor Giulio Romanos Pinsel einflösst. Die Portraits in dem alten Herzogssaale und die Tapeten, gleich denen im Vatican, nach Raphaelischen Zeichnungen, der Plafond der Gallerie von den Schülern Giulio Romano's, werden die Aufmerksamkeit mit Recht auf sich ziehen

Mit Wehmuth betritt man das berühmte *Appartamento di Troja*, wo Mantegna und Giulio Romano Scenen aus dem trojanischen Kriege al fresco gemalt hatten. Jetzt ist hier Alles so ruinirt, dass man nur wenig mehr von dem edlen Wettkampf der beiden grossen Meister wahrnehmen kann.

Nach dem Schlosse ist der *Palast* der Grafen von *Arco* von Antonio Colonna, im Geschmacke des Palladio erbaut, zu nennen.

Der *Palazzo del Diavolo* hat seinen Namen von der Schnelligkeit, womit er erbaut wurde und weil sein Erbauer Paris Ceresara vom Volke für einen Zauberer gehalten wird. Er war sonst mit einem von Pordenone herrlich gemalten Friese geschmückt, das jedoch durch Zeit und Wetter unscheinbar geworden ist.

Der Palast *Colloredo*, von Giulio Romano gebaut, enthält viele Gemälde dieses grossen Künstlers.

Das merkwürdigste Gebäude Mantua's ist jedoch wohl *Giulio Romano's Wohnung*, von ihm selbst in seltsamem Geschmack erbaut. Hier ist er gestorben. Die Facade des Hauses ist erst 1800 renovirt worden, jedoch mit aller erforderlichen Discretion. Bekanntlich war Giulio Romano neben dem grossen Maler auch ein guter Rechenmeister — er liess sich nicht nur gut bezahlen, sondern wusste seine Bezahlung auch gehörig einzutreiben — und deshalb ist die kleine griechische Merkurstatue, die er selbst aus Rom mitbrachte und über seine Thüre aufstellte, sehr bezeichnend.

Aus einem Sumpfe hat man nun einen schönen, mit Bäumen, Marmorbänken und einer Büste Virgils gezierten Platz gebildet, welcher *Virgils Platz* heisst. Ueberall finden sich Spuren der alten Kunstfertigkeit; so z. B. die *Fischhalle* und der *Fleischmarkt*, nach einer Zeichnung von G. Romano, und selbst in der *Dogane*, wo der Reisende gewiss nur ungern verweilt, kann er an der einen Thüre das Genie Bertani's bewundern, der dazu die Zeichnung entwarf, an der andern zierliche Skulpturen von den Brüdern Mola. — Die reiche Judenschaft bewohnt einen mit schönen und eleganten Laden besetzten Ghetto.

Die *Kathedrale* ist in einem edlen Style gebaut und im Innern von Giulio Romano restaurirt; nur die Façade, welche 1761 von einem östreichischen Ingenieur ausgeführt wurde, ist zu schwerfällig. — Die Decke und die Kuppel sind von Giulio's Schülern Hippolyt Andreasi und Theodor Chigi, im Chor der Evangelist Johannes von Mazzola, der Tod Josephs von Cignaroli und eine unbefleckte Madonna von Balestra. In der Kapelle rechts ein himmlischer St. Eloi von einem der besten Schüler Guercino's, Possidenti. In den andern Kapellen findet man noch: einen Schutzgeist von Canuti, eine h. Margarethe von Dom. Brusasorci und einen h. Martin von Farinati. Im *Oratorio dell' Incoronata* eine bewundernswerthe Madonna von Mantegna, und Fresken von Andreasi und Chigi. Auf den Altären der Sacristei befinden sich eine h. Thekla von Mazzola, der Evangelist Johannes von Fermo Guizoni und eine büssende Magdalene von Dognolo del Moro.

In der Kirche *Sta. Barbara* mit einem schönen Thurm von Bertani, gleichfalls einem Schüler Giulio's, sieht man einen St. Silvester, Constantin taufend, und eine Geisselung des h. Hadrian, nach Zeichnungen Bertani's von Lorenzo Costa; Christus, dem h. Petrus die Schlüssel überreichend, von Luigi Costa; die h. Margarethe von Giacarollo, einem Schüler Giulio Romano's; das Marterthum der h. Barbara, ein schöner Dom. Brusasorci; Madgalene, Christus die Füsse waschend, von Aretusi aus Modena, einem Nachahmer Correggios. Man zeigt noch in dieser Kirche eine goldene Büchse und ein silbernes

Becken, die unverbürgt Benvenuto Cellini zugeschrieben werden. Die Ciselirungen auf dem Becken stellen die Hochzeit Amphitritens vor.

In der *St. Andreaskirche*, die von einem grossen florentinischen Baumeister, Leo Alberti, herrührt, und durch eine später hinzugefügte Kuppel in ihrer edeln Einfachheit beeinträchtigt wurde, sieht man fast gänzlich beschädigte Fresken von Mantegna und seinen Schülern. Das Laubwerk und die Vögel an der Eingangsthüre, so wie die Kanzel, sind von den mantuanischen Künstlern Antonio und Paolo Mola. Hier ruht in der Kapelle des h. Johann d. T. der grosse Maler Mantegna, gest. 1505. Seine Büste von Erz ist von dem Mantuaner Sperandio. Die beiden h. Familien sind von Mantegna oder seinen Söhnen. Ein sehenswerthes Denkmal hat hier noch ein obscurer Mensch, Pietro Strozzi, gefunden, von dem man nichts weiss, als dass er 300 Goldthaler zur Errichtung dieses Denkmals bestimmt hat. Es wird von Einigen Michel Angelo zugeschrieben, doch soll es nach Andern von G. Romano herrühren. Das Mausoleum des Bischofs Giorgio Andreasi ist von Prosper Clementi; der Ausdruck der weinenden Figuren meisterlich. In einer andern Kapelle ruhen die ausgezeichnetsten Gelehrten von Mantua. Bedeutende Gemälde sind folgende: eine Verkündigung von Andreasi; Geburt und Anbetung der h. drei Könige von Lorenzo Costa (Fresken); eine Kreuzigung von Guisoni; herrliche Fresken nach den Zeichnungen Giulio Romano's von Rinaldo, seinem Schüler, den Vasari den ersten Künstler Mantua's nennt. Die Hauptreliquie Mantua's besteht in dem h. Blute Christi, welches in einer doppelten Phiole aufbewahrt wird. Man hat die Arbeit Cellini zugeschrieben, allein sie ist wahrscheinlicher von Messer Nicola, damaligem Goldschmied des Hofes. Die Kapelle, worin diese Reliquie aufbewahrt wird, enthält noch zwei schöne Statuen, Glaube und Hoffnung unter Aufsicht Canova's, von seinen Schülern in Rom ausgeführt.

In *S. Maurizio* sieht man eine Verkündigung und eine h. Margarethe, treffliche Gemälde von Ludwig und Annibal Caracci. — Das Grabmal Giulio Romano's war in der Kirche *St. Barnabas* *), kann aber nicht mehr nachgewiesen werden; die Inschrift hat sich jedoch mündlich fortgepflanzt: *Romanus moriens secum tres Julius artes abstulit; haud mirum quatuor unus erat.*

In *Sta. Apollonia* sind drei merkwürdige Gemälde: der h. Bernardin, Peter und Paul, aus der Schule des Tizian; die Jungfrau und St. Stephan von Luigi Costa und die Jungfrau mit dem Kinde, die h. Martha und Magdalena, angeblich von dem Schüler Leonardo da Vinci's, Luini, jedoch nach dem Ausspruche der Kenner aus der Schule Dosso Dossi's oder Garofalo's.

Im Fussboden der Kirche *S. Egidio* bezeichnet eine Inschrift die Stelle, wo der Vater Torquato's, Bernardo Tasso, ruht, der selbst als Dichter ausgezeichnet war. Als eine seltsame Laune des Schicksals verdient bemerkt zu werden, dass unweit von Virgils Grab, an der neapolitanischen Küste, Tasso das Licht der Welt erblickte, während sein Vater da begraben liegt, wo Virgil geboren wurde. — In allen übrigen Kirchen Mantua's wird der eifrige Beschauer Gemälde aller schon genannten hier einheimischen Meister finden.

Mantua besitzt eine *Akademie der schönen Künste*, ein *Museum* mit herrlichen römischen und griechischen Statuen und Basreliefs, das nach Florenz, Rom und Neapel das bedeutendste ist. Interessant ist hier die Büste **Virgils**, die wahrscheinlich noch bei seinen Lebenszeiten ihm von seinen Landsleuten errichtet worden war, ferner ein Basrelief, Orpheus in der Unterwelt, und die ausgezeichnet schönen Basreliefs der Medea und des Opfers an Jupiter Pluvius. Ein schlafender Amor wird gewöhnlich **Michel Angelo** zugeschrieben.

---

*) Giulio Romano st. 54 Jahr alt. Er hiess bekanntlich Giulio Pippi und erhielt den Beinamen während seines Aufenthalts in Rom, wo er bekanntlich unter Raphael seine Kunst übte.

Die *Bibliothek* hat 80.000 Bände und 1000 Manuscripte. Interessant ist hier ein noch ungedruckter Briefwechsel zwischen Voltaire und Betinelli. — Die vorzüglichste Druckerei in Mantua heisst *Tipografia Virgiliana*.

Es sind auch drei Theater hier; das schönste ist, nach Zeichnungen von Canonica, aus Cremona erbaut, und heisst *della Società*. Hier sieht man ein Medaillon von dem berühmten, noch jetzt lebenden, Maler **Hayez** in Mailand.

Die besten Wirthshäuser sind: **il Fenice**, **Scudo di Francia**, **la Croce verde**, **il Leone d'oro**.

Eine schöne Promenade führt zu dem *Schlosse T* (del T), sogenannt von seiner Gestalt, weil es wirklich wie ein lateinisches T gebaut ist. Es ist das herrlichste Denkmal, das **G. Romano** hinterlassen hat. Es wurde von ihm erbaut und von ihm und seinen besten Schülern auch mit Gemälden geschmückt. Die prachtvolle *Loggia* nach dem Garten enthält 5 grosse Fresken. Das Merkwürdigste ist aber der *Gigantensaal*. Ist man einmal eingetreten in diesen Raum und wird die Eingangsthüre zugemacht, so sieht man keinen Ausgang mehr und muss nothgedrungen an dem Kampfe als Zuschauer Theil nehmen. Rings ist man von den geschleuderten Felsen umgeben, welche die Giganten zerschmettern; selbst der Fussboden besteht aus Felsentrümmern und an der Decke schwebt Jupiter, die Blitze schleudernd. Die Malereien sind von Giulio ausgeführt, leider aber so schlecht restaurirt, dass nichts mehr als die Composition und Zeichnung des grossen Meisters übrig geblieben ist. Ausserdem besuche man noch die Säle der Psyche, des Phaëton, und das zierliche Casino, *la Grotta* genannt.

In den *Umgebungen von Mantua* ist vor Allem noch das 2 Miglien entfernte *Pietola* zu besuchen, welches ziemlich allgemein für das alte *Andes*, Virgils Geburtsort, genommen wird. Das hier befindliche alte Schloss der Herzoge von Mantua wird *la Virgiliana* genannt. Es ist ganz verfallen und eigentlich nichts mehr vorhanden, was Virgils Andenken an uns zurückruft, als der Name.

Weiterreise.

Die zwei Posten bis *Ostiglia* führen durch gewöhnliches Marschland und reich belaubte Alleen, ohne etwas Besonderes dem Reisenden zu bieten. *Ostiglia* selbst (Hostia) ist ein ziemlich beträchtlicher Ort am Po, der ungefähr 3000 Einwohner zählt. Hier wurde ausser unserer alten Schulbekanntschaft Cornelius Nepos, auch noch Cassius Severus und andere minder allgemein bekannte Männer geboren. Tacitus spricht von Hostia mehrfach und es existirt eine besondere Beschreibung von diesem historisch merkwürdigen Ort *).

Eine Fähre bringt uns über den Po und bald erreichen wir die päpstliche Dogana in Sermide. War bis dahin die Strasse

---

*) *Notizie storiche e statistiche intorno ad Ostiglia, borgo nel Mantovano. Milano* 1826. Der Verfasser ist Francesco Cherubini.

trefflich und selbst auf dem Damme des Po sehr gut unterhalten, so finden wir hier bei den ersten Schritten im Kirchenstaate schon die gerechteste Ursache zu klagen. Der Damm hat gar keinen festen Halt, und die Arbeiter meinen den Weg nur dadurch zu verbessern, dass sie grosse Haufen Erde in die ausgefahrenen Löcher werfen. Hiedurch wird das Fahren nicht nur unangenehm, sondern es kann bei eintretender Dunkelheit selbst gefährlich werden. Der Damm ist schmal und hoch, und ohne schützende Einfassung. Der vorsichtige östreichische Conducteur verlangte von uns, dass wir an einer Stelle aussteigen, und unterliess es nicht, auf die päpstliche Strassenverwaltung sich in kräftigem Deutsch gebührend auszusprechen.

Ueber den Aufenthalt an der Dogana habe ich schon meine Meinung gesagt. Der übrige Weg nach Ferrara bietet keinen Stoff zur Bemerkung.

Nach der dritten Tour.

Am Palaste *del T* vorüber, durch schöne Gehölze, das Serraglio der Mantuaner, gelangen wir zum Ufer des herrlich dahinströmenden Po, den wir auch hier auf einer Fähre überschiffen. Wir kommen nun nach *S. Benedetto di Pollirone*, einem schönen Dorfe, mit den Gebäuden einer ehemaligen Abtei geschmückt. Bonifaz, Graf von Canossa, stiftete sie im Jahre 961, und eine seiner Nachkommen, die Gräfin Mathilde, wurde hier 1116 begraben.

Auf dem Modenesischen Gebiet begrüssen wir Novi (Novum) mit 2400 Einw., vormals den Gonzagen von Mantua, später den Herren von Carpi gehörig. Die schöne Strasse wird zu beiden Seiten von wasserreichen Gräben eingefasst. Die nächste Post ist *Carpi* (Carpum), eine befestigte Stadt mit 5000 Einw. und die Residenz eines Bischofs. Die Strassen sind breit und die Häuser wohlgebaut. Das *alte Schloss* ist grandios und die *Domkirche* von Bramante. Ausserdem ist noch die ***St. Nicolaskirche*** zu erwähnen, die sich dem stolzen Bau der erstern würdig an die Seite setzt. Carpi ist wegen vieler seiner gelehrten Mitbürger merkwürdig. Sowohl Tiraboschi, als auch Maggi haben davon in ihren Werken gesprochen. — Von hier führt uns eine breite, gerade Strasse in kurzer Zeit nach

Modena.

Bekanntlich ist Modena die Hauptstadt des gleichnamigen Herzogthums, an dem linken Ufer der Secchia und am rechten des Panaro (bei Strabo und Plinius Scultenna) in einer schönen und fruchtbaren Ebene. Schon 536 nach Roms Erb., unter dem Consulat des P. Corn. Scipio und T. Sempr. Longus geschieht der Stadt Erwähnung. Sie ist wahrscheinlich von den Etruskern gegründet worden. Modena wurde am meisten in der römischen Geschichte berühmt durch die Belagerung nach Cäsars Ermordung und während des fünften Bürgerkrieges gegen M. Antonius. Nach Aufhebung der Belagerung ward Brutus vom Senat verrathen und ermordet, während Antonius, mit Lepidus vereint, sich mit Cäsar aussöhnte und nach Modena zurückging. Er erhielt das ganze transalpinische und cisalpinische Gallien und mithin auch Modena. Gegen Ende des 3 Jahrhunderts war Modena von der Höhe seines Glanzes bereits sehr herunter gestiegen und unter Maximinus wurde es vollends zerstört. Der h. Ambrosius nennt es in seinem Schreiben an Faustinus einen Cadaver. 590 nahmen es die Longobarden, bis dass Agilulf es diesen im 7. Jahrhundert entriss. Im 9. Jahrhundert beherrschten es eigene Grafen, deren Würde jedoch nicht erblich war. Mit dem Tode der Gräfin Mathilde (1115) hörte diese Herrscherwürde auf, und Modena erklärte sich für unabhängig. Die Parteiungen der Guelfen und Ghibellinen während des 13. Jahrhunderts wurden hier die Agioni und Grasolfi genannt; endlich ward Obizzo II. von Este 1288 Beherrscher von Modena. Mit ihm begann die Herrschaft des Hauses Este, welches 1452 die Herzogswürde erhielt. Die innern Unruhen und Zwistigkeiten dauerten jedoch fort. Maria Beatrix überantwortete die Regierung ihrem Erstgebornen aus ihrer Ehe mit dem Erzherzog Ferdinand, Gouverneur von Mailand, und nachdem das Napoleonische Königreich Italien aufgelöst wurde, trat Franz IV., Erzherzog von Oestreich, in die Erbschaft seiner Mutter.

Modena ist jetzt gewiss eine der schönsten Städte in Italien und zählt gegenwärtig 25.000 Einw. Auffallend ist der Umstand, dass fast jedes Haus sein frisches Quellwasser besitzt, das man in 60 F. Tiefe schon herrlich als immerwährenden Springbrunnen hervorbrechen sieht. (Hier waren also die artesischen Brunnen schon viel früher als anderwärts üblich, denn wir haben ein Buch vom Jahre 1798, das ihrer schon Erwähnung thut.) — Die Strassen sind breit und mit Arkaden und guten Trottoirs versehen.

Der *herzogliche Palast* ist nach den Zeichnungen von Bartolomeo Avanzini erbaut, ein weitläuftiges, prächtiges Gebäude, welches der gegenwärtige Herzog vollenden und noch verschönern liess. Die *Gallerie* enthält grosse Schätze. Ich will die vorzüglichsten nennen: Mars, Venus und Amor; die Vermählung der h. Katharina; die Kreuzigung des h. Petrus, von Guercino; eine Kreuzigung und ein h. Rochus im Kerker, von Guido; die Himmelfahrt der Jungfrau, Venus und Amor, Flora, von L. Carracci; Pluto, von Annibal C.; die Jungfrau, St. Johann d. T. und ein Christus, von Pomarancio; eine Verkündigung der Hirten, von Dossi; Aurora und Cephalus, von Albano; eine Himmelfahrt und die zwölf Apostel, von Francia; das berühmte Bild der Beschneidung, mit kolossalen Figuren, von Procaccini; ein Christus am Kreuz, von Mantegna; eine h. Familie, von Andrea del Sarto; die h. drei Könige, von Palma, und viele andere noch.

Die herzogliche *Bibliothek* (Biblioteca estense) zählt 90.000 Bände und 3000 Manuscripte, zum Theil sehr seltene Sachen. Unter andern ein Manuscript des Dante aus dem 14. Jahrhundert, mit Figuren im Geschmacke Giotto's; ein schönes Manuscript der zehn Eclogen des Bojardo, des Dichters des Orlando innamorato; viele Handschriften des Tasso, welche sehr materielle Dinge betreffen, wie z. B. Verzeichnisse von Wäsche u. s. w. — Unter den gedruckten Büchern zeichnen sich aus: eine venetianische Bibel auf dem herrlichsten Velin; ferner: die Mainzer Bibel (1462); eine hebräische Bibel (Bologna, 1488); der Lactanz von Subiaco (1465); der Homer von Florenz (1488); Livius, Plinius und der h. Augustinus (Speier, 1470, 1469, 1470), der h. Augustin (Rom, 1470), die Anthologie von Johann Lascaris (Florenz, 1494). — Diese Bibliothek ist gewiss eine der ersten in Italien. Unter ihren Bibliothekaren war der berühmte Muratori, welcher 50 Jahre diesem Amte vorstand, der gelehrte Tiraboschi u. A. — Das *Medaillencabinet*, welches mit der Bibliothek zusammenhängt, enthält an 26.000 Exemplare, unter welchen sich viele griechische Münzen befinden. — Die *Sternwarte* besitzt vortreffliche Instrumente von Amici, Reichenbach und Frauenhofer.

Unter den 25 Kirchen nenne ich zuerst

die alte Kathedrale *S. Geminiano*, zu Ende des 11. Jahrhunderts gebaut. Es ist ein sehr charakteristisches Denkmal altlombardischer Baukunst. Von Aussen ist sie mit Marmorquadern belegt. Man zeigt hier noch den berühmten Eimer, der von den Bolognesern erobert wurde und Tassoni zu seinem Gedichte: „la Secchia rapita" begeisterte. — Muratori's Grab in dieser Kirche ist des grossen Mannes vollkommen unwürdig.

Ausserdem enthalten die Kirchen *S. Domenico*, *St. Franciscus*, *del Carmine* manches Interessante, jedoch keine erheblichen Kunstschätze; nur in *S. Pietro* sind einige Gemälde und Sculpturen zu einem Besuche auffordernd.

Modena hat zwei Theater und schöne und ausgedehnte Promenaden. Der herzogliche Garten ist dem Publikum geöffnet. Jeden Montag wird ein grosser Viehmarkt gehalten, der ungemein stark besucht wird.

Gasthäuser: le grand Hôtel; S. Marco.

Weiterreise.

Von *Modena* kommen wir nach S. *Ambrogio*, wo eine solide und schöne Brücke über den Panaro führt, dann erreicht man Castelfranco (Castrum Gallorum), woselbst die grosse Schlacht zwischen den Consuln Irzius und Pansa gegen Marcus Antonius stattgefunden haben soll. Nach diesem Orte liegt das Dörfchen *La Samoggia*, wo man Pferde wechselt. Der kleine Fluss, der durch den Ort läuft, gibt ihm den Namen. Von hier nimmt die Gegend schon ganz den überaus freundlichen Charakter der schönen Romagna an. Man kommt über den Lavino, den Labinius, dann über den Reno, den Rhenus der Alten, nach *Bologna*.

Nach der vierten Tour.

Indem man von *Mantua* wegfährt, lässt man den Serraglio zur Linken und kommt nach *Borgoforte*, einem alten mantuanischen Fort aus dem 13. Jahrhundert, hart an dem Ufer des Po, den man hier überschreitet. Durch mehre unbedeutende Flecken eilt man

Guastalla

zu, einer kleinen Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern, am *Crostolo*, wo die Päpste Urban und Pasquale einst ein Generalconcilium hielten. Guastalla (Guardistallum, Vastalla) schloss sich stets Parma, Mantua oder Cremona an. Die Familie Torelli, die es besass, verkaufte es an Don Ferrando Gonzaga. Im letzten Jahrhundert kam Guastalla an Parma.

Der *Dom* sowohl wie das *alte Schloss* haben nichts besonders Sehenswerthes. Die *Bibliothek* von 6000 Bänden enthält viele gute Bücher. Sie ist eine Stiftung des Don Marc. Ant. Maldotti. Der gelehrte P. Affo hat eine umfangreiche und sehr umständliche „Storia della Città e ducato di Guastalla" in Genua 1785 herausgegeben.

Wer Lust hat, Wallfahrten anzustellen, kann von hier oder Parma aus eine solche nach *Correggio* anstellen, dem Geburtsorte des berühmten Malers Antonio Allegri.

der sich nach demselben nannte. Es ist die Hauptstadt eines Fürstenthums und zählt 5000 Einwohner, hat aber durchaus nichts Merkwürdiges.

Die Post von Guastalla nach *Brescello* führt immer längs des Po, der eben hier wieder einen schönen Anblick bildet, wo sein breites Bett von duftigen Wäldern eingefasst wird. Bis

Parma

hat man zwei Posten. Die Stadt macht auf den ersten Anblick keinen freundlichen Eindruck. Sie ist alt und hiess *Julia Augusta Colonia*. Die Parma durchströmt sie und drei Brücken verbinden beide Stadttheile.

Parma wurde zugleich mit Modena eine Colonie der Römer, im Jahr 579 nach Roms Erbauung und 146 Jahre v. Chr. unter den Consuln M. Marcellus und Q. Fabius Labeus. Unter dem Triumvirate hatte die Stadt viel zu leiden, und als dann August sie wieder colonisirte, nahm sie den oben angeführten Namen aus Dankbarkeit für ihn an. Nach dem Falle des Reichs wurde sie die Beute der eindringenden Völkerschaften, und später gestaltete sie sich zu einem Freistaate. Friedrich II. belagerte Parma 1247, allein da er auf harten Widerstand stiess, so baute er eine Stadt ganz in der Nähe und nannte sie, in Voraussicht eines baldigen Siegs, „Vittoria.“ Die Parmesaner wagten einen Ausfall, trieben Friedrich mit seinen Schaaren in die Flucht und zerstörten die neuangelegte Stadt. Jetzt unterwarfen sie sich freiwillig dem Papste, allein dies verhinderte keineswegs den Zwist der Parteien im Innern. Bald waren es die Corregeschi, dann die Visconti, Scaliger, Rossi di San Secondo, Estensi, Torelli, Sanvitali, Terzi, Sforzeschi und endlich Papst Paul III., die sich die Herrschaft anmassten. Endlich cedirte der Letztere zu Gunsten seines Neffen Peter Ludwig Farnese, dessen Nachkommen Parma bis zum Erlöschen ihres Stammes beherrschten. Um diese Zeit machte Philipp V. von Spanien, als Gemahl von Elisabeth Farnese, Ansprüche auf Parma, und liess es 1731 von seinem Sohne Don Carlos in Besitz nehmen. Dieser aber trat es 1736 dem Kaiser Karl VI. ab, nachdem er Neapel erobert hatte. Karl VI. starb ohne männliche Leibeserben und nach siebenjährigen Kämpfen fiel Parma wieder an Spanien. Von ihnen kam es in die Hände der Franzosen, bis es 1815 die ehemalige Kaiserin Maria Louise erhielt, welche den Titel Herzogin von Parma, Piacenza und Guastalla annahm. — Der schon früher erwähnte Historiker P. Ireneo Affò hat auch die Geschichte dieses Staats geschrieben.

Parma ist unter den Städten zweiter Klasse eine der bedeutendsten. Ein Theil der Stadt ist mit angenehmen Promenaden umgeben, die Strassen sind gerade und breit, zwar ist an grossen Plätzen Mangel, doch sind zwei mit schönen Bauwerken geziert. Sie hat nur 30,000 Einw. und ist wenig bevölkert.

Die *Kathedrale* ist ein uraltes Gebäude, dessen eigentliches Erbauungsjahr gar nicht gekannt ist. Im 12. Jahrhundert wurde die Restauration damit vorgenommen. Die Bauart ist im edeln und imposanten italisch-gothischen Style, allein das Merkwürdigste ist wohl das Innere der Kuppel, grossartig von Correggio gemalt, zwar sehr ruinirt, doch noch immer sehenswerth. Im Chor ein David und eine h. Cäcilia, von Procaccini. In der Tribune Christus in der Glorie, von Hier. Mazzola. Ausserdem noch Fresken von Hor. Samacchini und von Giamb. Tinti, einem geschickten Nachahmer Correggio's und Parmegiano's. Im Schiff sieht man Fresken: das Leben Christi, von Lactanz Gambaro, als das Beste von diesem Maler anerkannt. Eine Kreuzigung von Sojaro muss noch erwähnt werden. Von Sculpturen führe ich an: Die Apostel und Evangelisten, Basrelief aus dem 11. Jahrhundert, unter dem Hochaltar; links in der Mauer ein anderes: die Abnahme vom Kreuz, von Antelami (1170). Das marmorne Grabmal des Canonicus Montini, von da Grado (1507). Das Mausoleum des Bartolomeo Prati von Prosper Clementi, einem sehr geschickten Schüler M. Angelo Buonarotti's, den Algarotti den Correggio des Meissels nennt. — In der *Kapelle der h. Agathe* hat man Petrarca ein prächtiges Denkmal errichtet, der unter andern geistlichen Würden auch die eines Archidiaconus und Canonicus der Kathedrale von Parma bekleidete. — Ein einfacher Stein bezeichnet den Ort, wo der unglückliche Ann. Caracci, der im 43. Jahre starb, begraben liegt. — Auch des berühmten Typographen Bodoni mit der von Comolli nach dem Leben verfertigten Büste versehene Denkmal sieht man hier. — Das *Battistero* ist von 1169 und achteckig. Es ist ganz aus Veronesischem Marmor und mit herrlichen Säulen, Basreliefs und Statuen geschmückt. Dass die Gräfin Mathilde diese Kirche nebst der Kathedrale habe erbauen lassen, ist ungegründet, obgleich man es noch behaupten hört. — Man sieht auch hier gute Gemälde, unter andern von Philipp Mazzola della Erbetta, dem Vater des Parmegiano.

St. Johann hat den höchsten Thurm in Parma. Auch hier hat Correggio die Kuppel gemalt. Es sollen seine ersten Versuche in der Malerei gewesen seyn, die er im 26. Jahre machte. Er malte daran von 1520 bis 1524, und erhielt dafür, ausser 272 Ducaten in Gold, noch ein kleines Pferd im Werth von 8 Ducaten. Hierüber existirt des Meisters eigenhändige Quittung. Ausserdem gibt es hier noch gute Bilder von Anselmi, Hier. Mazzola und Franz Francia. Ueber der kleinen Pforte, die in's Kloster führt, ist ein Joh. Evangelist, der sich zum Schreiben anschickt, eine wunderschöne Freske von Correggio.

Die Chorstühle sind eine treffliche Arbeit aus dem 16. Jahrhundert, von Marc-Antonio Zucchi, Pascal und Joh. Franz Testa. Zucchi hatte nämlich die ganze Arbeit für den Preis von 1020 Ducaten zu liefern übernommen. Nachdem er 19 Jahre daran gearbeitet hatte, starb er aber und liess sechs Stühle unvollendet. Nun wurde Domenichino aus Bologna herbeigerufen, um den Werth des Geleisteten zu taxiren. Er setzte es auf 740 Ducaten fest, welche die Mönche hierauf den Töchtern des Künstlers ausbezahlten. — Auch im Innern des Klosters sind noch Arbeiten der hier schon genannten Maler zu finden.

In der *Annunziata* ist eine Freske von Correggio: „die Verkündigung.“ Schade, dass Luft und Wetter und die Ungeschicklichkeit derjenigen, die das Gemälde von seinem früheren Orte hierher brachten, es fast ganz ruinirt haben.

In dem Versammlungssaal des *Venerando Consorzio*, einer Congregation von 94 Priestern, welche die Kathedrale desserviren, ohne jedoch von ihr abzuhängen, ist ein herrliches Gemälde von Temperello, die Jungfrau auf dem Throne, mit dem Kinde, rechts S. Hilarion im bischöflichen Ornate, links St. Johannes d. T., in der Höhe Gott von Cherubim umgeben.

Die *Steccata* ist die schönste neuere Kirche in Parma. Weder Bramante, noch Bramantino konnten aber ihre Erbauer seyn, da sie älter ist. Im Chor ein imposantes Gemälde von Cignaroli, die h. Dreieinigkeit, umgeben von Heiligen. Von Parmegiano ist hier: Moses, die Gesetztafeln zerbrechend, und Adam und Eva. Der Künstler hatte den Adam vollendet, als er sich der Alchimie hingab und nicht mehr an's Malen dachte. Da er schon die Bezahlung empfangen hatte, so wurde er in's Gefängniss geworfen, von hier entsprang er, irrte von der Zeit an unstät umher, und starb im 37. Jahre. — In einer unterirdischen Kapelle ruhen die Herzoge von Parma und auch der grosse Feldherr Alexander Farnese, auf dessen Stein sein Helm und Schwert liegt und das einfache „*Alexander*“ als Inschrift steht. Auf dem seitwärts von der Steccata gelegenen Platze sieht man zwei antike Säulen, welche die Parmesaner Constantin und Julian errichtet haben sollen. Dies ist fast das Einzige, was von der alten, einst so prächtigen Stadt noch übrig ist. Sonst wurde an's Erhalten solcher Alterthümer nicht gedacht, und die alte Stadt pflegte von der Erde zu verschwinden, während die neue sich darauf auszudehnen anfing.

Neben der Kirche *St. Luigi*, im ehemaligen Kloster St. Paul, ist das berühmte *Zimmer des Correggio*, welches er auf Veranlassung der Aebtissin Johanna al fresco malte. Ueber dem Kamin sieht man Diana auf einem Wagen von zwei weissen Hindinnen gezogen. An der azurblauen Decke schweben reizende Genien und viele mythologische Figuren en camaieu *). Lateinische und griechische Inschriften sind dazwischen zu lesen, und das Ganze scheint viel eher einem Hause von Pompeji oder Herculanum, als dem Zimmer einer Aebtissin anzugehören. — In einem Nebengemache sieht man Arabesken von Araldi oder Temperello, mit der Jahrzahl 1514, also fünf Jahre älter als die obige Arbeit von Correggio. — Am Ende des Klostergartens sind ebenfalls zwei merkwürdige Fresken zu sehen, von denen man nicht weiss, ob sie von Araldi oder Temperello sind, da diese beiden Schüler Bellini's sich sehr ähnlich sehen. Das erstere Bild stellt die h. Katharina von Alexandrien vor, welche, 18 Jahre alt, in Gegenwart des Kaisers Maximin mit 50 Philosophen disputirt und sie bekehrt. Das zweite Bild ist dieselbe Heilige, wie sie den h. Hieronymus in seiner Grotte besucht. Leider ist dies sehr beschädigt!

Die übrigen Kirchen enthalten alle eine grosse Anzahl der schon genannten, der parmesanischen Schule angehörigen Maler, die wir unmöglich hier alle aufzählen können. Bei einem Aufenthalte in Parma, wie ihn derjenige, der in kürzester Zeit ganz Italien zu bereisen im Auge hat, nur gewöhnlich zu machen pflegt, wäre es unerspriesslich und selbst verwirrend, dies Alles im Fluge zu sehen.

Die *Akademie* besitzt einen Schatz von Kunstgegenständen, obgleich nicht sehr zahlreich an Stücken, doch von dem grössten innern Werthe. Vor Allem sind hier die Meisterwerke Correggio's zu nennen, und Parma ist im eigentlichsten Sinne als die Residenz seines Genies zu betrachten. So wie man Raphael in Rom, so kann man — und wohl noch in höherem Grade — Correggio nur in Parma kennen lernen. Eines der merkwürdigsten seiner Gemälde ist der *h. Hieronymus*, sonderbarerweise so genannt, obgleich dieser Heilige mit seinem Löwen und den Engeln keineswegs als die Hauptsache darin betrachtet werden kann. Die Jungfrau mit dem Kinde, dem die h. Magdalena gerührt die Füsse küsst, bilden in der That die Hauptgruppe. Die Geschichte dieses Gemäldes verdient erwähnt zu werden. Die Wittwe eines parmesanischen Edelmannes, Briseis Cossa, bezahlte Correggio dafür 47 Zecchinen und gab ihm seinen Unterhalt während der sechs Monate, die er bei ihr malte. Da sie jedoch durch seine Arbeit ganz besonders befriedigt wurde, so fügte sie noch hinzu: zwei Wagen mit Holz beladen, einige Scheffel Weizen und ein fettes Schwein. Der König von Portugal bot später 40,000 Zecchinen dem Kloster des h. Antonius dafür, und er würde es erhalten haben, wenn nicht der Infant Don Philipp, auf inständiges Ansuchen der Stadt, es der Kathedrale gegeben hätte. Hierauf kam es in die Akademie, von wo es die Franzosen 1798 nach Paris brachten. Vergebens soll ihnen der Herzog eine Million dafür geboten haben, wenn sie es ihm liessen. 1815 kam es mit allem Uebrigen wieder hieher zurück. — Die andern Gemälde des Correggio sind: eine Ruhe in Egypten, bekannt unter dem Namen der Madonna della Scodella, eines seiner herrlichsten Werk, das Vasari „das göttliche" nennt — die Abnahme vom Kreuz, voll Schmerz und Einfalt, der ziemlich allgemeinen Annahme kräftig widersprechend, als sey Correggio nur affectirt und geziert — das Marterthum des h. Placidius und der h. Flavia — Christus das Kreuz tragend, den Uebergang von der trockenen Nachahmung des Mantegna zur eigenen Manier bezeichnend — die Jungfrau mit dem Kinde (la Madonna della Scala), eine Freske aus dem Refectorium della Scala. Zuerst war dieses Bild an dem alten St. Michaelsthore, der Luft und allem Unwetter ausgesetzt, und hat deshalb sehr gelitten. Dennoch ist diese Madonna, mehr als Naturgrösse, noch immer ein Ideal von Anmuth und Milde.

---

*) Die bekannte Manier, in verschiedenen Tönen derselben Farbe zu malen; roth in roth, grau in grau u. s. w.

Ferner bemerken wir: St. Hieronymus, schreibend, von Guercino. Jesus als Kind mit den Schriftgelehrten, von Bellini. Die kolossale Jungfrau mit der Sternenkrone, Copie nach Correggio, von Ann. Carracci. (Das Original ist in der Bibliothek.) Die Apostel, die Jungfrau zu Grabe tragend, und es dann öffnend und leer findend, von L. Carracci. Die Jungfrau, das Kind säugend, mit vielen Heiligen, von Aug. Carracci. Die Jungfrau mit dem schlafenden Kinde, von Van Dyk. Joseph von Arimathia, St. Johannes und die drei Marien beim Leichnam Jesu, der schönste Francesco Francia, den man sehen kann. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Hieronymus und St. Bernhardin, von Parmegiano im 19. Jahre gemalt. Der Einzug des Herrn in Jerusalem, Skizze in Oel auf Papier, von Parmegiano. Zwei Madonnen mit Heiligen, von Michel Angelo Anselmi, dem treuen Schüler Correggio's. St. Franciscus empfängt die Wundenmahle, von Badalocchio. Eine h. Familie mit dem h. Michael und einem Engel, der die Mandoline spielt, von Hier. Mazzola, dem würdigen Freunde und Vetter Francesco's gen. il Parmegiano. Die Jungfrau, zwischen Sta. Catharina und Jesus mit dem kleinen Johannes, von Horazio Sammacchini, einem guten Nachahmer des Correggio aus dem 16. Jahrhundert. Die Erscheinung der Jungfrau mit dem Kinde dem h. Augustin und Hieronymus, von Rondano, ebenfalls Correggianisch und aus dem 16. Jahrhundert. Christus in einer Glorie, von der Madonna, St. Johannes, St. Paul und Sta. Catharina von Alexandrien umgeben, von Raphael! Die Jungfrau und viele Heilige am Grabe weinend, scheint eine Copie des Bildes von Andrea del Sarto in Florenz zu seyn, entweder von ihm selbst, oder sonst von einem guten Meister gemacht. Der Engel, der den drei Marien die Auferstehung verkündet, von Schidone.

Ausserdem sind hier noch die beiden Kolosse des Herkules und des Bacchus aufgestellt, die man 1724 in den Ruinen der Kaiserpaläste in Rom auffand und die später in dem herzoglichen Lustschlosse Colorno waren. Sie sind die grössten Statuen aus ägyptischem Basalt, die man bis jetzt gefunden hat. — Ein kolossaler Jupiterkopf aus carrarischem Marmor. — Unter dem Besten, was in *Velleja* gefunden wurde, ist eine Agrippina. Von neuern Werken ist der h. Johannes d. T. von Bernini zu nennen. — Endlich die Büste der Herzogin Maria Louise von Canova.

Der *herzogliche Palast* besteht aus mehren Gebäuden von ganz gewöhnlichem Aussehen, und sein Inneres ist frisch und modern, doch ohne besondern Charakter. — Interessant ist es hier, die Toilette und die Wiege zu betrachten, welche die Stadt Paris bei Gelegenheit der Geburt des Königs von Rom der damaligen Kaiserin Maria Louise als Huldigung darbrachte.

Das ungeheure *Theater Farnese* ist jetzt ziemlich verfallen. Die pomphafte Inschrift: *Theatrum orbis miraculum* sieht man nicht mehr. Tiraboschi berichtet, dass es 14,000 Zuschauer fassen soll, und dasselbe liest man auch in der Beschreibung der Vermählungsfeierlichkeiten des Prinzen Eduard, Sohnes Ranuccio's II., mit Isabella von Este. Später wurde die Zahl auf 10,000 berichtigt. In der That kann das Haus aber wohl nur 4500 aufnehmen. Ranucci I. liess dies Theater bauen, als Cosmus II. von Medicis, um ein Gelübde zu erfüllen, das Grab des h. Borromäus besuchte. Den Architekten kennt man nicht; Bernini soll bei der Vollendung geholfen und der Bischof Pozzi von S. Donnino die Allegorien dazu gezeichnet haben. Es ist nur aus Holz. Die regierende Herzogin hat eine jährliche Summe zu seiner Erhaltung angewiesen. Ueber die prachtvollen Feste, welche in diesen Räumen gegeben wurden, haben Buttigli, Nottari, Tiraboschi, Fragoni, Napoli Signorelli u. A. weitläufig berichtet.

Die vormalige herzogliche Residenz, *Palazzo del Giardino*, besitzt noch ein Zimmer, wo man an der Decke Arbeiten von Aug. Carracci und an den Wänden von Cignani bewundert. Alles Andere hat der Barbarismus vernichtet. Rührend ist es, dass, als Meister Augustin die Decke nicht vollenden konnte und beim fünften Felde derselben gestorben war, der Herzog befahl, dieses nicht auszuführen, sondern den leeren Raum mit einem Lobe des Künstlers auszufüllen.

Der *Garten* bei diesem Palaste ist im französischen Geschmack, gross, einsam und traurig. Am Fusse der Terrasse ist das Schlachtfeld der Oestreicher und Franzosen im Jahre 1733. Goldoni beschreibt in seinen Memoiren den Schrecken der Parmesaner bei dieser Gelegenheit sehr lebendig.

Der *Palast* des Marchese *Filippe della Rosa Prati* enthält eine Ballustrade von Marmor, von Francesco da Grado, die früher in der Kathedrale war, und ein berühmtes Bild von Hier. Mazzola, die Jungfrau, das Kind, die h. Katharina und Engel, von dem Hochaltar der jetzt aufgehobenen Karmeliterkirche, eine wahrhaft Correggianische Inspiration.

Der *Palast San Vitale* enthält schöne Werke von Parmegiano und andere sehenswerthe Kunstgegenstände.

In dem *Palazzo del Comune* ist eine kolossale Jungfrau als Fragment eines grossen Frescogemäldes von Jac. Bertoja, einem guten parmesanischen Maler des 16. Jahrhunderts. Nicht Vignola, wie es heisst, sondern die Architekten Magnani und Rainaldi sind die Erbauer. Der Palast ist nicht vollendet worden, und unter seinen hohen Arkaden ist jetzt die Getraidehalle.

Das *neue Theater*, welches 1829 eröffnet wurde, ist eben nicht von sehr ausgezeichneter Construction und grossem Umfange, doch ist es solid und zweckmässig eingerichtet. Es fasst ungefähr 1500 Menschen. Die Redoutensäle sind damit verbunden.

Die berühmte *Buchdruckerei Bodoni's*, mit den Typen von mehr als 100 Sprachen, wird jetzt von seiner Wittwe fortgesetzt. Die anfangs so theuren Preise seiner Prachtausgaben sind bedeutend heruntergesetzt. Seine Charaktere goss Bodoni selbst; sein Velinpapier liess er aber aus Deutschland kommen. — Auch das Atelier des berühmten Kupferstechers Cav. Toschi ist zu besuchen, der sich durch seine Blätter: Heinrichs IV. Einzug in Paris, und Spasimo di Sicilia grossen Ruf erworben.

Die *Universität* von Parma occupirt

ein grosses und majestätisches Gebäude mit Fresken von Sebast. Ricci. Sie zählt jetzt an 500 Studenten. Ihr Stifter war Ranuccio Farnese (1412).

Das *Collegium der Nobili*, welches jetzt wieder von den Benedictinern verwaltet wird, zählt 31 Schüler. Unter den Farnese's waren es 300. Männer, wie Maffei, Beccaria, die Grafen Verri und Giovo, verdankten ihre Bildung dieser Anstalt. In der Kapelle sind gute Gemälde von Lanfranco, Spada u. A.

Die *Bibliothek* enthält 80,000 Bände und 4000 Manuscripte, und besteht seit dem Jahr 1770. Es ist merkwürdig, dass sie, so jung noch, schon einen solchen Schatz besitzt. Sie wurde durch Sammlungen aufgehobener Klöster und vorzüglich durch die des Professors de Rossi im Jahr 1816 vermehrt. — Ein merkwürdiges Stück ist der *Koran*, den man hier sieht, und den Kaiser Leopold nach Aufhebung der Belagerung von Wien im Zelte des Wessirs Kara Mustapha fand. Er machte ihn seiner Gemahlin Eleonora zum Geschenk, welche ihn ihrem Beichtvater gab, von dem ein Nachkomme ihn der Bibliothek übermachte. Auf der letzten Seite des Buchs steht, dass Ramasan, Sohn Ismaels, diesen Koran schrieb im Jahr 1077 der Hedschra (1666). Als Gegenstücke zu diesem Koran besitzt die Bibliothek ein *Gebetbuch Heinrichs II.* und ein hebräisches *Psalmenbuch Luthers*. Dieses letztere hatte einst dem gelehrten Orientalisten Tychsen zugehört und enthält eigenhändige Interlinearnoten Luthers. Die ersten beiden Blätter sind zerrissen und das Ganze sehr abgenutzt. Es ist eine Basler Ausgabe von 1516. — Unter den Manuscripten ist ein *Virgil* aus dem 12. Jahrhundert auf Velin. Dann ein *Terenz* von 1470 mit der merkwürdigen Note, dass er nach einem Exemplar abgeschrieben wurde, welches ganz von der Hand Petrarca's war. Ein *Dante*, 50 Jahre nach dem Tode des Dichters. Ein schöner *Petrarca* aus dem 16. Jahrhundert. Die drei Lilien in der Krone auf der ersten Seite lassen vermuthen, dass dieses Manuscript Franz I. in der Schlacht von Pavia abgenommen wurde. Ich muss des Raums wegen das Andere übergehen.

Das *Museum* enthält 20,000 Medaillen, Pietro de Lama hat einen Katalog darüber herausgegeben. Hier sieht man auch die berühmte *Trajanische Tafel*, die man zu verschiedenen Zeiten in Bruchstücken nach und nach in *Velleja* ausgegraben. Sie enthält ein kaiserliches Rescript über die Nahrung der Kinder der Armen, wie der Legitimen und der Bastarde. Merkwürdig ist es, dass die kleine Stadt Velleja, die man kaum in der Geschichte nennt, fast ganz allein das Museum in Parma bereicherte. Sie wurde im 4. Jahrhunderte von einem obscuren Berg begraben, und ist, ohne einen Vesuv und Plinius gehabt zu haben, nun doch das Pompeji Norditaliens geworden.

Der *Campo santo* ist neu und zeigt daher wenig Interessantes.

Die besten Gasthöfe sind: die Post und il Pavone.

Umgebungen.

Das Schloss *Colorno* (Calurnum, Caput Lurni, von dem Wildbache Lurno, der hier in die Parma fällt) steht verlassen und einsam, da die regierende Herzogin dem Casino de' Boschi den Vorzug gibt. Die englischen Anlagen in Colorno haben jedoch immer ihren Reiz, und die schönen Treibhäuser hat vor nicht langer Zeit ein deutscher Gärtner angelegt.

Selva Piana. 15 Miglien von Parma.

in dessen geliebte Einsamkeit Petrarca nach seiner Krönung in Rom sich geflüchtet, zeigt keine Spur mehr von ihm. Das halb auf dem Hügel stehende Haus, *Casa alle pendici* genannt, welches noch vor ungefähr 60 Jahren da war, ist jetzt ganz verschwunden. Es soll auf dem Platze ein Denkmal für den Dichter gesetzt werden. Der Blick beherrscht von hier das ganze cisalpinische Gallien bis zu den Alpen.

Die Gegend um Parma gehört zu den fruchtbarsten Landstrichen in Italien. *Tabbiano*, am Anfange des Gebirges, Ausläufer der Apenninen, mit seinen Mineralquellen, wird häufig besucht.

Weiterreise.

Die erste Station, wenn man Parma verlässt, um nach *Modena* zu reisen, ist *S. Ilario*, ehemals Sta. Eulalia genannt, mit 1400 Einw. Hier ist die Gränze von Parma. In einer interessanten, gut bebauten Gegend legt man die nächste Station zurück, fährt auf einer guten Brücke über den Crostolo, und kommt nach

Reggio.

Eine allerliebste, freundliche Stadt, wo der heitere Dichter Ariost das Licht der Welt erblickte, am Kanal *Tassone*, der hier schiffbar ist und dem Wildbache *Crostolo*. Sie ist der Sitz des Suffragans von Bologna. Bei den Römern hiess sie Regium Lepidi. Man zeigt das Haus, wo Meister Ludwig geboren wurde, wie eine Inschrift besagt. Allein obgleich die meisten Reisenden dies gewöhnlich auf's Wort glauben, und selbst Lord Byron es als Note seinem Child Harold beigefügt, so folgen doch Andere, die den Biographen des Dichters Abbate Girolamo Baruffaldi kennen, einer andern Lesart, nach welcher Ariost auf dem Schlosse von Reggio geboren wurde, wo sein Vater Gouverneur war. — Die Stadt zählt 16,000 Einwohner.

Die *Kirche der Madonna della Ghiara* mit einer Kuppel in der Mitte und vier kleineren an den Ecken, scheint nach dem ursprünglichen Plane der Peterskirche von M. Angelo im Kleinen ausgeführt zu seyn, d. h. nicht wie wir die Peterskirche jetzt kennen.

In der *Kirche S. Prospero* ist das jüngste Gericht von Procaccini al fresco, eines der schönsten Bilder dieses Meisters, doch etwas ruinirt.

An einer Strassenecke, und zwar an der *Casa Cerati*, befindet sich ein Basrelief, welches das Bild des gallischen Anführers Brennus zeigen soll. Allein Kenner halten es nicht für antik, sondern für ein Werk des Mittelalters.

Als Gasthof ist, ausser der Post, il Giglio zu empfehlen.

Weiterreise.

Wenn wir Reggio verlassen, und unsere Reise weiter fortsetzen, so stossen wir auf *S. Maurizio*, woselbst Ariost im Hause der Maleguzzi so gern verweilte. Nach diesem kommt das Dorf Gavassetto und hierauf die Station *Rubiera*, ein Flecken mit 2000 Menschen, an der Secchia, dem Gabellus der Alten. Er gehörte lange den Bojardi's, bis Nicolaus von Este ihn gegen das Lehn von *Scandiano* vertauschte. In diesem Schlosse, das man leicht von hier besuchen kann, lebte der Dichter des Orlando innamorato, Bojardi. Hier hört das Fürstenthum Reggio auf und die Provinz Modena beginnt. Ueber Marzaglia gelangt man nun nach Modena. Diese Stadt, so wie die Weiterreise nach Bologna ist schon oben S. 127 ff. beschrieben.

Fünftes Kapitel.

Von Bologna nach Florenz.

GROSSHERZOGTHUM TOSCANA. *Münzen, Masse, Gewichte. — Arten zu Reisen. — Tour. — Reise.* — FLORENZ, — *(Geschichtliches. Sta. Maria del Fiore. Battistero. S. Lorenzo. Sta. Croce. Sta. Maria Novella. Dell'Annunziata. Or San Michele. S. Spirito. Del Carmine. Della Trinità. Ognisanti. S. Ambrosio. Sta. Lucia sul Prato. M. Maddalena de' Pazzi. Sta. Felicità. S. Felice. Kirche der h. Apostel. Sta. Maria Maggiore. Palast Pitti und seine Sammlungen. Boboli. Palast degli Uffizi und seine Sammlungen. Palazzo vecchio und seine Sammlungen. Paläste von Privatpersonen. Akademie der schönen Künste. Hospital von Sta. Maria nuova. Spitäler, Armenhäuser, Schuldgefängnisse. Theater. Thore der Stadt. Brücken. Verschiedene Säulen. Bemerkungen. Gasthöfe.) — Umgebungen. Cascine. Villen. Fiesole. Poggio Imperiale. Poggio di Cajano. Valombrosa. S. Casciano. — Florenz in acht Tagen.*

Grossherzogthum Toscana.

a) Münzen.

Gold.

	Paoli.	Lire.
Ruspone von 3 Zecchini	60.	40
Zecchini Gigliati	20.	13⅓
Halbe	10.	6⅔

Silber.

	Paoli.	Lire.
Francesconi und Leopoldini	10.	6⅔
Halbe, Franceschini genannt	5.	3⅓
Tallari	9.	6
Testoni	3.	2
Lire von 12 Crazie (Halbe und Viertel nach Verhältniss).	1½.	1
Paoli, doppelte	2.	1⅓

(Einfache, wie auch Halbe und Viertel Paoli nach Verhältniss).

Scheidemünze: doppelte, einfache und halbe Crazien zu 10, 5, 2½ Quattrini.

Kupfer.

Soldi zu 3, Duetti zu 2 und einfache Quattrini Piccoli zu 1 Denaro.

Etrurische Silbermünzen von 1801 und 1803 (10, 6, 5 und 1 Lirastücke) sind ausser Cours gesetzt, und man hat sich vor deren Annahme zu hüten.

Für holländische, vollwichtige Dukaten erhält man 13 Lire. (M. Culloch).

b) Maasse.

Braccio, hundert derselben sind gleich 86 Brabant. Ellen.

Die lange Canna, 4 Braccio zu 2 Palmi, zum Messen der Wollenstoffe. *Die kurze Canna*, mit gleichen Unterabtheilungen zum Messen der Seidenwaaren.

Für Getraide:

2 Moggia zu 8 Sacchi oder Staje zu 12 Quarti, 48 Metadelli und 96 Quartucci.

Für Flüssigkeiten:

1 Cogno zu 10 Barili, 1 Barile zu 20 Fiaschi, 40 Boccali, 80 Mezzetta, 160 Quartucci.

c) Handels-, Gold- und Silbergewicht.

1 Pfund = 12 Oncie, 288 Denari, 6912 Grani. (Flügel. 16. Aufl.)

Arten zu Reisen.

Ausser der Diligence von Mailand nach Florenz, giebt es keine in dem Grossherzogthum, jedoch können die *Corrieri ordinari*, welche die Briefe befördern, drei Reisende mitnehmen. Mit diesen Gelegenheiten kommt man schnell vom Wege, doch ist es theuer. Ich fuhr mit dem Courier von Florenz nach Rom in 33 Stunden, eine Tour, die ein Vetturin in 4½ Tagen zurückgelegt, und bezahlte für 2 Plätze 250 Franken, ohne die kleinen Spesen. Der Wagen ist Eigenthum des Couriers, und die Mehrbespannung auf den steilen Wegen ist seine Sache, daher steht es ihm auch zu, den Preis für die Mitnahme der Reisenden festzusetzen. Doch darf dies nicht in solche Willkühr ausarten, dass er die Leute übernehmen darf, sondern der jedesmal bestehende Satz ist nach dem Reglement für die Pferdeposten von der Behörde sanctionirt; auch lässt sich davon nichts abhandeln. Wir fuhren fast immer mit 6 Pferden und galoppirten die steilsten Berge sowohl auf- als abwärts. Nachts sprengten zwei Carabiniers vor dem Wagen her, von denen einer in einiger Entfernung von der Post voraus eilte, damit man bei unserer Ankunft die Pferde schon in Bereitschaft hielte.

Tarif für Extraposten.

	Paoli.	Fr.	C.
1 Zug- oder Sattelpferd . . .	5	2	80
Den Postillons	3	1	68
Dem Stalliero	1⅔		96

Berechnung.

(Das Trinkgeld der Postillons, wobei man den Tarif verdoppelt, ist mit einbegriffen).

		Paoli.	Cr.	Fr.	C.
1 Post	2 Pferde . . .	16		8	96
	3 ,, ...	21		11	76
	4 ,, u. 2 Postill.	32		17	92
1¼ Post	2 ,, ...	20		11	20
	3 ,, ...	26	2.	14	70
	4 ,, u. 2 Postill.	40		22	40
1½ Post	2 ,, ...	24		13	44
	3 ,, ...	31	4.	17	64
	4 ,, u. 2 Postill.	48		26	88
1¾ Post	2 ,, ...	28		15	68
	3 ,, ...	36	6.	20	58
	4 ,, u. 2 Postill.	56		31	6

Um Postpferde zu erhalten, muss der von der Polizeibehörde visirte Pass vorgezeigt werden. — Wer mit Postpferden angekommen ist, und mit Lohnpferden weiter reisen will, muss 24 Stunden am Orte bleiben. Sollten aber keine Postpferde vorhanden seyn, so hat der Postmeister dies zu bescheinigen und dann kann der Reisende sich sogleich durch eine andere Gelegenheit weiterschaffen lassen.

NB. Von Florenz ausfahrend zahlt man für die erste Post 6 statt 5 Paoli.

Von *Modena* nach *Florenz* ist der Weg Reisenden nicht anzurathen, da die Strassen schlecht unterhalten sind.

Tour.

	Von *Bologna*	Posten.
Nach	*Pianoro* (ein Pferd mehr hin — zurück nicht)	1½
„	*Lojano* (ebenfalls)	1½
„	*Filigare*	1
„	*Covigliajo* (ein Pferd mehr von Monte Carelli nach Covigliajo)	1
„	*Monte Carelli*	1
„	*Cafaggiolo*	1
„	*Fontebuona* (ein Pferd mehr von Florenz hieher)	1
„	*Florenz*	1
		9

Reise.

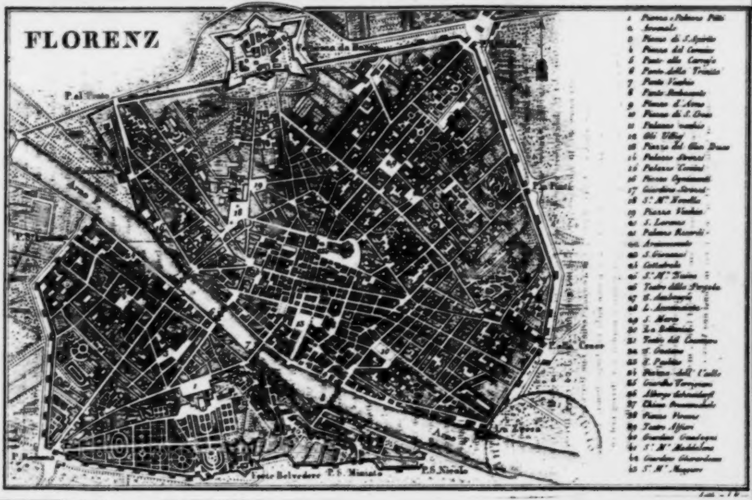
Hier überschreitet man die Apenninen, welche Mittelitalien von der Lombardie scheiden. Gleich hinter *Bologna* führt der Weg durch ein von anmuthigen Hügeln eingeschlossenes Thal bis nach *Pianoro*, von hier aber wird die Strasse steiler, und bergauf und bergab wechselt unaufhörlich. Bei *Scarigalasino* erfreut man sich des herrlichen Anblicks die Alpen und Apenninen zu überschauen, das Adriatische Meer, den Po und die Ebene bis gen Padua, bei hellem Wetter noch darüber hinaus. Bei *Filigàre*, an der Gränze von Toscana, wird man von den grossen Zoll und Polizeigebäuden überrascht, welche der jetzt regierende Grossherzog bauen liess.

Einige Miglien von Filigare ist der *Monte di Fo*, wo aus einem steinigen, wenn gleich fruchtbaren Boden eine blaue und rothe Flamme bricht. Sie brennt an der Erde hin, ohne dass man irgend eine Spalte entdeckte, und verbreitet besonders in der Nacht eine solche Helle, dass sie ringsum her Alles erleuchtet. Giesst man Wasser hinein, so erlischt die Flamme mit Zischen, jedoch nur auf einen Augenblick und brennt dann sogleich wieder fort. Einige halten dieses Feuer für den Rest eines Vulkans, Andere für seinen Vorläufer. Unweit davon ist die Quelle *Acqua Buja*, deren schwarzes, kaltes Wasser sich entzündet, wenn man ein Licht nahe bringt.

In *Covigliajo* ist ein gutes Gasthaus zur Post. Nun erhebt sich die Strasse nach *il Giogo* (das Joch), dem höchsten Punkte in diesem Theile der Apenninen und von dort führt man abwärts nach *Cafaggiolo*. Hierauf erreicht man *Tagliaferro*. Auf der Höhe dieses Gebirgs erheben sich oft Stürme mit solchem Ungestüm, dass sie Wagen und Pferde in den Abgrund schleuderten, allein die Strasse ist jetzt durch hohe und starke Mauern geschützt, so dass man sie beim stärksten Unwetter in vollkommener Sicherheit passiren kann.

In *Fontebuona* ist ein Lustschloss des Grossherzogs. Man steigt von hier wieder hinab und erblickt von der Höhe *Florenz* und seine reizenden Umgebungen.

Eine Miglie von Fontebuona liegt in einem Thale zur Linken das alte berühmte Lustschloss der Mediceer *Pratolino*, das


FLORENZ
P. al Prato
Arno
P. Romana
Porta Belvedere
P. S. Miniato
P. S. Niccolo
P. a Pinti
P. alla Croce
1 Piazza e Palazzo Pitti
2 Arsenale
3 Piazza di S. Spirito
4 Piazza del Carmine
5 Ponte alla Carraja
6 Ponte della Trinità
7 Ponte Vecchio
8 Ponte Rubaconte
9 Piazza d'Arno
10 Piazza di S. Croce
11 Palazzo vecchio
12 Gli Uffizj
13 Piazza del Gran Duca
14 Palazzo Strozzi
15 Palazzo Corsini
16 Piazza Ognissanti
17 Giardino Strozzi
18 S.ta M.a Novella
19 Piazza Vecchia
20 S. Lorenzo
21 Palazzo Riccardi
22 Arcivescovato
23 S. Giovanni
24 Cattedrale
25 S.ta M.a Nuova
26 Teatro della Pergola
27 S. Ambrogio
28 L. Annunziata
29 S. Marco
30 La [illegible]
31 Teatro del Cocomero
32 S. Gaetano
33 S. Paolino
34 Palazzo dell' [illegible]
35 Giardino Torrigiani
36 Albergo Schneiderff
37 Chiesa [illegible]
38 Piazza [illegible]
39 Teatro Alfieri
40 Giardino [illegible]
41 S.ta M.a Maddalena
42 Giardino Gherardesca
43 S.ta M.a Maggiore

dem Schlosse und Garten von Versailles zum Modell diente. Leider ist jetzt von diesem herrlichen Werke Buontalenti's nichts mehr vorhanden.

Bis Florenz hat man nun wieder bergab zu fahren. Die Hügel sind mit Wein- und Oelpflanzungen bedeckt. Bei Trespiano kommt man an dem neuen Kirchhofe vorüber.

Vor dem Thor der Hauptstadt fährt man durch einen prächtigen Triumphbogen, der 1739 für Franz I. errichtet wurde, als er nach Florenz kam, und der als würdige Pforte zu dem Heiligthum der Künste erscheint, das sich dem Reisenden hier erschliessen soll. Allein kaum hat man die *Porta S. Gallo* hinter sich, so verschwindet diese Täuschung und man befindet sich in einem elenden Stadttheile, der das Vaterland Michel Angelo's und die Residenz der Mediceer auch nicht entfernt ahnen lässt.

Florenz.

Die Stadt heisst italienisch *Firenze* und im Lateinischen *Florentia*. Nach Einigen soll sie Sylla, der Dictator, nach Andern die Einwohner des alten Fiesole erbaut haben; noch Andere, und zwar die Mehrzahl, nehmen an, dass es eine Gründung der Etrusker sey, denen die Römer die Stadt wegnahmen. Hierauf kamen die Gothen, die Lombarden, und zur Zeit Carls des Grossen war Florenz fast gänzlich zerstört und von seinen Einwohnern verlassen, die sich vor Totila geflüchtet hatten. Carl dem Grossen verdankte nunmehr die Stadt ihre neue Entstehung. So blieb es vier Jahrhunderte, bis im Jahre 1284 an eine bedeutende Erweiterung der Mauern gedacht werden musste, um die vermehrte Einwohnerzahl fassen zu können. Seitdem ist wenig in dieser Beziehung geändert worden. Um die Mitte des 13. Jahrhunderts ersetzte man die 2 Consuln durch die 10 Alten, welche dann auf 8 reducirt wurden. Unter dieser Regierung hob sich der blühende Zustand der Republik auf ausserordentliche Weise. Doch im Jahre 1343 sah sie sich in beschwerliche Kämpfe verwickelt und war genöthigt, von dem Könige Robert von Neapel Beistand zu erflehen. Er sandte ihnen den Gualtieri, welcher den Titel eines Herzogs von Athen annahm und die Gewalt an sich reissen wollte, allein verjagt wurde. Das Volk setzte wieder den Rath der Acht ein, allein die Mediceer waren indess an Macht und Ansehen gewachsen. Anfänglich erregte dies so sehr die Eifersucht der andern Bürger, dass jene Familie sich durch freiwillige Auswanderung dem Hass und der Verfolgung entziehen musste. Durch den Einfluss des Papstes Alexander VI. wurde Pietro Soderini zum Gonfaloniere auf Lebenszeit ernannt. Diesen vertrieben 1512 die Neapolitaner und brachten Johann und Julian von Medicis in ihr Vaterland zurück, die nunmehr einen unmittelbaren Einfluss auf die Staatsgeschäfte hatten. 1527 erhoben sich die Florentiner aufs Neue, um ihre alte Freiheit zu erringen, erhielten aber vom Papste, der sich mit Carl V. versöhnt hatte, seinen Neffen Alexander, den der Kaiser mit Margarethe von Oestreich vermählte und ihm den Titel eines Herzogs von Toscana verlieh, zum Herrscher. Dies war jedoch nicht von langer Dauer. Lorenz von Medicis ermordete den Herzog und entfloh. Der Senat übergab nun die Regierung dem 18 Jahre alten Cosmus, einem Sohne Johannes von Medicis. Pius V. verlieh ihm den Titel eines Grossherzogs, und er regierte mit Kraft und Geist, und viele grosse Männer in Kunst und Wissenschaft blühten unter thum in Florenz. Allein die Partheien der Guelfen und Ghibellinen zerrissen die Geschlechter im Innersten und versetzten die Stadt in den Zustand eines immerwährenden Bürgerkrieges. Die Mediceer erhielten sich jedoch dabei auf dem Throne. Auf Franz I. folgte Ferdinand I., dann Cosmus II., Ferdinand II. und Cosmus III. Nachdem dessen Erstgeborener ohne Erben gestorben war, kam die Regierung an seinen zweiten Sohn Johann Gaston, der 1737 starb und der letzte Mediceer war. Nun ernannte der Kaiser den spanischen Prinzen Don Carlos zum Grossherzog von Toscana, dem jedoch durch den Wiener Traktat 1735 das Königreich beider Sicilien zuerkannt worden war, weshalb die europäischen Mächte Toscana dem Herzog Franz von Lothringen übergaben, der mit einer Tochter Carls VI., Maria Theresia von Oestreich, vermählt war. Dieser östreichisch-lothringische Zweig beherrscht noch jetzt das Land, welches unter seinem Scepter einen seltenen Grad von blühendem Wohlstand entwickelt hat und in dieser Hinsicht vor allen übrigen Staaten Italiens seinen Rang behauptet.

Firenze la bella, so wird Florenz nur in Italien genannt, ist die Stadt der Blumen, die man nirgends so schön und so im Ueberflusse findet, als hier. Sie liegt in einer fruchtbaren, durchaus heitern Gegend von überaus anmuthigen Hügeln begränzt, die mit geschmackvollen und malerischen Landhäusern prangen. Der Arno durchschneidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, die durch 4 Brücken mit einander verbunden werden. Zwei feste Schlösser, S. Giambattista und S. Giorgio, vertheidigen die Stadt. — Das Erste, was beim Eintritt in Florenz auffällt, sind die alten festungsähnlichen Häusermassen, die hier zwar Paläste genannt werden, jedoch dem nicht entsprechen, was wir gewöhnlich darunter verstehen. Von aussen zeigen sie rohe, von der Zeit geschwärzte Mauern, theils aus Quadern, theils aus Backsteinen. Die alten florentinischen Baumeister fanden nämlich Felsenmassen genug in der Nähe, um ihre Steine dort brechen zu lassen, und nahmen ihre Muster von den uralten etruskischen Werken. Weder Säulen, noch sonstiger architektonischer Schmuck ist hier zu sehen. Die Fenster stehen in weiten Zwischenräumen, oft unregelmässig, in hohen Stockwerken über und neben einander vertheilt. Es fehlt nichts als Zugbrücken und Gräben, um aus diesen Palästen mittelalterliche Burgen und feste Schlösser zu bilden, und nun denke man sich diese in engen Strassen einander gegenüber stehend, und man wird sich den Eindruck leicht denken können, den dies auf den modernen Reisenden hervorbringt, aber eben so leicht sich das Bild florentinischen Mittelalters vergegenwärtigen können, wo Nachbarn als unversöhnliche Feinde Krieg mit einander führten und jeder Eigenthümer, wenn er die schweren Eisenstangen vor sein Thor legen liess, sich als eigene Macht in seinem Hause betrachtete, und nichts ausser sich erkannte, was ihm zu gebieten vermochte. Was innerhalb dieser weiten Gebäude und zwischen denselben sich zugetragen, ist jedoch längst schon dahin geschwunden und die alten Häuser kontrastiren nunmehr um so interessanter mit den herrlich gepflasterten Strassen aus grossen vieleckigen Steinen und der eleganten Menschenmenge, die sich darin herumtummelt, hier in einem reich ausgestatteten Magazin, dort vor einem brillanten Kaffeehaus, die sich seltsam genug in den Gewölben der Erdgeschosse gleichsam eingenistet zu haben scheinen. — Man zählt in Florenz 17 Plätze; 170 Statuen darauf, die den Augen der Menge überall bloss gestellt sind, und zum Theil von den grössten Meistern herrühren; 20 Springbrunnen, 6 Colonaden, 2 Obelisken und ungefähr 8000 Häuser, in denen 90.000 Einwohner leben. Die Stadt wird in 4 Quartiere eingetheilt und alle christlichen

Konfessionen werden geschützt und haben ihre eigenen Tempel; die Juden bewohnen zwar ein eigenes Viertel, jedoch ist es ihnen erlaubt, sich überall anzusiedeln und Häuser zu besitzen.

Wenn wir mit der Besichtigung der Kirchen den Anfang machen wollen, so lenken wir unsere Schritte zuerst nach

Sta. Maria del Fiore,

der Kathedrale der Stadt und einer der erhabensten Denkmäler der Baukunst. Ihr Baumeister war Arnolfo di Lapo. Wenn man bedenkt, dass dieses Werk neben so vielen andern zur Zeit der Republik entstanden, und dass die mächtigen Mediceer selbst nur den Palast *degli Uffizi* erbauten, so muss man vor dem Sinne und der Kraft jener früheren Periode von Achtung durchdrungen werden. Merkwürdig ist das Dekret der florentinischen Republik, welches den Capo maestro Arnolfo beauftragt, „einen Riss zu verfertigen zur Wiederherstellung der Kirche, welche den Stempel einer solchen Grösse und Pracht an sich tragen soll, dass die Kunst und die Macht der Menschen nichts Grösseres und Schöneres zu erfinden im Stande seyn könnten." Dass Arnolfo di Lapo der rechte Mann hiezu war, hat er durch den Bau des Doms bewiesen, der in seiner ungeschmückten Grossartigkeit und der ausserordentlichen Festigkeit den ersten Bauwerken an die Seite zu setzen ist. Um Eines anzuführen. Man schrieb unterirdischen Strömungen des Wassers die häufigen Erdbeben zu, welche Florenz heimsuchten. Arnolf liess nun tiefe Brunnen im Innern des Gebäudes graben, um die gefährliche Wirkung von diesem abzuwenden. „Ich habe dich vor Erdbeben geschützt," soll der weise Künstler zu seinem Werke gesagt haben, „der Himmel möge dich vor dem Blitze bewahren." — Man baute an dieser Kirche 100 Jahre, und erkennt somit an ihr die Entwicklung, wie den Verfall der Kunst. Arnolfo's Nachfolger waren Giotto, Taddeo Gaddi, Orgagna, Filippi und Brunellesco, der in der majestätischen Kuppel das Vorbild zur Kuppel der Peterskirche schuf, welches ihm jedoch sein Nachfolger Baccio d'Agnolo verdarb. Baccio vollendete nämlich die Laterne, Andrea Verrocchio setzte das Kreuz darauf. Michel Angelo verehrte dieses kühne Werk so sehr, dass er seine Grabstelle in der Kirche *Sta. Croce* so anordnete, dass man von dort bei geöffneten Thüren jene Kuppel sehen konnte, die sein stolzer und unabhängiger Geist nachzuahmen nicht verschmähte. Der grosse Brunellesco war aber nicht nur Baumeister, sondern auch Bildhauer, Maler, Goldschmied, Uhrmacher, Geometer und selbst Redner, wie aus den aufbewahrten Reden wahrzunehmen ist, die er vor dem Anfange des Bau's in den Versammlungen hielt, zu denen die berühmtesten Baukünstler aus allen Ländern zusammenberufen worden waren. Nachdem er alle Gegner glücklich besiegt, begann er den Bau mit dem seltensten Eifer, indem er jeden Arbeiter selbst anleitete und das Material genau prüfte. Er starb, als die Kuppel bis zur Laterne beendigt war. — Die Façade ist nie ausgebaut worden; Giotto zerstörte, was Arnolfo hinterlassen hatte, und was er selbst geschaffen, liess der Proveditor Ugurcioni vernichten, um von Buontalenti eine elegantere Façade herstellen zu lassen. Was jedoch niemals zu Stande kam. 100 Jahre später wurde bei Gelegenheit der Vermählung eines Sohnes Cosmus III. mit Violanta von Baiern die Façade nach Zeichnungen von Possignano al fresco gemalt, wovon jedoch jetzt wenig mehr zu sehen ist. — Bevor wir eintreten, betrachten wir über den Seitenthüren folgende Basreliefs: eine Jungfrau mit zwei Engeln in Marmor von Johann von Pisa; eine Verkündigung in Mosaik von Ghirlandajo und eine Himmelfahrt von Nanni di Antonio di Banco, welche in Florona „la Mandorla"*) genannt wird, weil das Genre in einem mandelförmigen Medaillon dargestellt ist. — Das Innere der Kirche ist überraschend, ungeheuer, einfach, leer; der Boden ist prächtig, mit buntem Marmor getäfelt.

Unter den Denkmälern nehmen wir zuerst Brunellesco's in Augenschein. Sein Bildniss in der Tracht eines florentinischen Bürgers ist von seinem Schüler Buggiano; die Inschrift von Marsuppini:

D. S.

Quantum Philippus architectus arte Daedalea valuerit, cum hujus celeberrimi templi mira testudo, tum plures aliae divino ingenio ab eo adinventae machinae documento esse possunt. Quapropter ob eximias sui animi dotes singularesque virtutes, XV. kal. Maias anno MCCCCXLIV., ejus B. M. corpus in hac humo supposita grata patria sepeliri jussit.

Philippo Brunellesco antiquae architecturae instauratori.

S. P. Q. F. civi suo benemerenti.

Ihm zur Seite ruht Giotto, dessen Büste von Majano und dessen Inschrift von Poliziano verfertigt ist. — Daneben ist das Grab des Marsilio Ficino, des Haupten der platonischen Akademie, die von Cosmus von Medicis gegründet wurde. Seine Büste ist von dem geschickten Bildhauer Andrea Ferrucci da Fiesole. Ausser diesen finden sich noch mehre Denkmäler vor.

Die bedeutendsten Statuen dieser Kirche sind: der h. Jacobus Major von Sansovino; St. Philippus und St. Jacobus Minor von Johann dell'Opera; der h. Johannes d. T. von Benedict da Rovezzano; der h. Markus, sitzend von Nicola Aretino, einem grossen Bildhauer des 14. Jahrhunderts; der h. Andreas von Franz Ferrucci.

Das Innere der Kuppel ist mit ungeheuren Fresken, deren Stoff aus der göttlichen Komödie des Dante entlehnt ist, von Vasari und Friedr. Zuccari, geschmückt. Es sind an 300 Figuren, einige davon über 50 F. hoch. — Unweit einer Pforte des Seitenschiffs der Kirche sieht man ein altes Bild von unbekanntem Meister aus den Zeiten des Dante, diesen vorstellend, in einem rothen Gewande, den Lorbeer um seine Mütze geschlungen, und ein offenes Buch in der Hand; auf der andern Seite eine Darstellung der drei Haupttheile seines Gedichts, Hölle, Fegfeuer und Paradies. — In dem Chor sieht man 88 Figuren en Basrelief von Bandinelli und seinem Schüler Johann dell'Opera, auf Befehl Cosmus I. verfertigt. Der Hochaltar mit seinen Sculpturen ist gleichfalls von Bandinelli; das hölzerne Kruzifix ist von Benedict da Majano; hinter dem Altar eine unvollendete Gruppe, das letzte Werk Michel Angelo's, das er für sein eigenes Grabmal in Sta. Maria Maggiore bestimmt hatte.

Die Thüren der Sakristei der Domherren sind mit den seltenen und hochgeschätzten Kunstwerken des Luca della Robbia bedeckt. Von diesem Meister sieht man überall viele Werke in Florenz zum Verkauf ausgestellt. Es sind glasirte Basreliefs von Terracotta, eigentlich eine Art Töpferwaare, doch in hoher Vollendung der Formen ausgeführt.

Der *freistehende* Thurm — Campanile — ein Werk des Taddeo Gaddi, nach Zeichnungen des Giotto, ganz mit buntem Marmor bekleidet, ist nach 5 Jahrhunderten noch so frisch und schön geschmückt, als wäre er erst vor wenigen Jahren erbaut. Die Florentiner haben noch jetzt das Sprichwort: „Schön wie der Campanile," und Carl V. soll gewünscht haben, ihn unter Glas aufbewahren zu können, damit er nur an grossen Festtagen dem Volk gezeigt werden könnte. 6 Statuen des Campanile sind von Donatello; besonders wird darunter eine bewundert, die man lo Zuccone nennt (den Kahlen). Diese ist ganz im Geiste der Antike. Unter den Basreliefs von Andreas von Pisa sind zu bemerken: der fliehende Reiter und zwei junge Ruderer, die einen Greis überraschen; schlicht und einfach, aber ausdrucksvoll. An der dem Dome zugekehrten Seite des Campanile sind 2 Basreliefs von Giotto und 5 von Luca della Robbia. Der Campanile ist 238 F. hoch. —

---

*) La Mandorla, die Mandel.

Vor dem Dome steht die achteckige *Johanniskirche* oder das *Battistero*, früher ein Tempel des Mars. Im Jahr 1293 liessen die florentinischen Kaufleute dieses Gebäude von aussen mit Marmor bekleiden. Im Innern sieht man 16 Säulen von Granit, welche einen Chor tragen, der mit trefflich ausgeführten Mosaiken geschmückt ist. Ferner eine Magdalena von Holz von Donatello. Sie ist ein wenig zu anatomisch, doch im Uebrigen durch den schönen Ausdruck wahrer Reue ausgezeichnet. Das Mausoleum des auf dem Konzilium zu Kostnitz abgesetzten Papstes Johann XXIII. gleichfalls von Donatello. — Die Statuen rings um die Kirche sind von Ammanato. Ein griechischer Maler Apollonius und sein Schüler Andreas Tafi haben die Mosaiken der Kuppel begonnen, die später von Jacob da Turrita, Taddeo Gaddi, Baldovinetti und Ghirlandajo vollendet wurden. Die äussere Hülle des Altars ist von Silber, mit Email und Lapis Lazuli geschmückt, und zeugt von der Pracht und dem Glanze der florentinischen Republik. Die ersten Künstler arbeiteten daran, wie Michelozzo di Bartolomeo, Maso Finiguerra, Sandro Botticelli, Antonio Salvi und Antonio del Pollajolo, den man mit Recht den Vorläufer des Michel Angelo nennt. Auch sieht man an diesem Altar zwei uralte kleine Bilder von Mosaik. — Das bei Weitem Merkwürdigste an diesem Battistero und wohl das Herrlichste, was der Reisende in Italien in dieser Art zu bewundern hat, sind jedoch die ehernen Thüren dieser Kirche, von denen Michel Angelo zu sagen pflegte: „*dass sie würdig seyen, das Paradies zu schliessen.*" Die älteste derselben nach Süden wurde von 1330 bis 1339 von Andreas von Pisa verfertigt. Die ganze Signoria in Begleitung der Gesandten von Neapel und Sicilien begab sich hin, um sie zu besichtigen und ertheilte dem Künstler die Ehren der Cittadinanza. Diese Thür zeigt in 20 Abtheilungen die Geschichte des h. Johannes. Die anmuthige Haltung und der richtige Ausdruck in den Frauengestalten ist zu bewundern. Eine geflügelte Hoffnung mit ausgestreckten Armen und die Klugheit, unbeweglich mit dem Doppelantlitz eines jungen Mädchens und eines reifen Mannes sind vollendet zu nennen. Die beiden andern Thüren von Lorenzo Ghiberti im 21 Jahre vollendet, lassen jedoch diese erste weit hinter sich zurück. Sie wurden nach der fürchterlichen Pest von 1400 von der Signoria und den Kaufleuten als Sühne decretirt und kosteten damals 40,000 Zecchinen, nach unserem heutigen Geldwerthe mehre Millionen. Die *Hauptthüre* des Battistero zeigt in 10 Feldern Darstellungen aus dem alten Testament, umgeben von kleinern Figuren der Propheten und Sibyllen. In der Mitte des Carnieses sieht man die Büste des Verfertigers und seines Meisters und Schwiegervaters Bartoluccio, der ihm dabei geholfen. Die Erschaffung des Adam und Eva auf dem ersten Felde verdient besondere Beachtung. Das Weib entsteht hier nicht aus der Rippe, sondern es wird von 4 kleinen Engeln emporgetragen; Gott empfängt sie und eine Gruppe anderer Engel betrachtet mit Liebe und Ehrfurcht dieses schönste Werk der Schöpfung. Moses, die Gesetztafeln empfangend und Josua durch den Jordan ziehend, sind durch die Menge der Figuren und den verschiedensten Ausdruck in denselben sehr merkwürdige Gruppen. — Die

Seitenthüre stellt das Leben des Heilandes dar; vor allem ist hier die Erweckung des Lazarus hervor zu heben. Diese Arbeiten Ghiberti's sind zu allen Zeiten Gegenstände der Bewunderung, selbst der grössten Künstler, gewesen; auch Raphael studirte sie. — Ueber der ersteren Thüre ist eine gute Statue des h. Johannes mit gefalteten Händen, ein Knie zur Erde von Danti. Ueber dem Haupteingang die Taufe des Heilandes und Statuen von Sansovino. Zu beiden Seiten stehen zwei Säulen von Porphyr, welche die Pisaner von den Saracenen erbeuteten und den Florentinern zum Dank für den ihnen verliehenen Schutz zum Geschenke machten; die daran befestigten Ketten hingegen dienten dazu, den Hafen der Pisaner zu schliessen und wurden im Kriege mit ihnen von den Florentinern erbeutet. Die drei Statuen an der dritten Thüre gehören zu den schönsten von Florenz, und wurden von Franz Rustici, einem Schüler Leonardo da Vinci's, verfertigt.

Die zweite Kirche, die wir zu besichtigen eilen, ist

S. Lorenzo,

deren Ursprung in's höchste Alterthum hinaufreicht, da der h. Ambrosius sie eingeweiht haben soll, im Jahre 1425 von Brunelleschi in ihrer jetzigen Gestalt ausgeführt. Hier sieht man zum ersten Mal korinthische Säulen in vollständiger Regelmässigkeit angewandt. — Die 16 Kapellen von S. Lorenzo enthalten folgende Gemälde von florentinischen Künstlern: die Heimsuchung von Veracini; eine Vermählung (Sposalizio) von del Rosso; ein h. Lorenz von Lupi; Christus am Kreuz mit Hieronymus, Franciscus und Magdalena von Bandini; eine Nativität von Rosselli; die Anbetung der h. drei Könige von Macchietti; St. Lorenz, St. Ambrosius und St. Zenobius von Conti (in einer Nacht gemalt); ein h. Sebastian von Empoli; St. Acradius am Kreuz mit seinen Gefährten von Sogliani und kleine Figuren von Bacciacca. In der Kapelle des h. Sacraments ein Jesuskind von Marmor von Desiderio da Settignano, einem Schüler Donatello's, gest. im Alter von 28 Jahren. — Das Kruzifix des Hochaltars ist nicht, wie es heisst, von Benvenuto Cellini, dessen Kruzifix sich im Escurial befindet, sondern von Baccio da Montelupo. — In der Mitte der Kirche ruht unter einem breiten Pflaster von Porphyr, Serpentin und kostbaren Marmorstücken Cosmus I. Man liest auf seinem Grabe die Worte: „*Hier ruht Cosmus von Medicis, durch öffentliches Decret Vater des Vaterlandes genannt; er lebte 75 Jahre, 3 Monate, 20 Tage.*" In der Gruft liest man eine ähnliche einfache Inschrift, welche an dem Grabe dieses grossen Mannes, der seinem Zeitalter in Bezug auf Künste und Wissenschaften seinen Namen hinterliess, einen doppelt tiefen Eindruck macht. In der *alten Sacristei*, die nach einer Zeichnung von Brunelleschi erbaut wurde, sieht man das *Grab Johanns von Medicis* und seiner Gattin Piccarda von Donatello. Dieser Johann war Cosmus Vater und der Gründer des Glanzes seiner Familie. Auch die S. Lorenzokirche hat er erbauen lassen. Ferner sieht man hier das *Mausoleum von Johann und Peter von Medicis*, den Söhnen Cosmus des Grossen, von dem berühmten Andrea da Verrocchio; das Martyrium des h. Lorenz al fresco von Bronzino; 4 Marmorstatuen von Donatello und ein Tabernakel von Bernardin Poccetti. Noch sind die beiden Kanzeln von Bronze nach Zeichnungen von Donatello, von seinem Schüler Bertoldo ausgeführt, als meisterhaft zu erwähnen. — Die *neue Sacristei* ist das erste Bauwerk Michel Angelo's, das er mit 40 Jahren schuf. Hier sind die berühmten *Denkmäler Julians von Medicis und Lorenzo's von Urbino*. Mehre dieser Figuren sind nur vollendet. Die berühmtesten sind die *Gestalten der Nacht und des Gedankens* (il pensiero). Der Eindruck, den dieses Werk macht, ist gross. Man kann sich schwer von dem Anblicke losreissen. Ausser diesem Schatze besitzt die neue Sacristei noch einen Altar, die Candelaber und die Gruppe der h. Jungfrau mit dem Kinde, gleichfalls von M. Angelo; St. Damian und St. Cosmo, zu beiden Seiten dieser Gruppe, sind von seinen Schülern Raphael da Montelupo und Fra Montorsoli.

Hinter dem Chor der Kirche befindet sich die *Kapelle der Mediceer*, ein überaus prachtvolles Werk, das zu der Kapelle *M. Angelos*, die wir so eben verlassen haben, den lebhaftesten Kontrast bildet. Die Architektur ist zusammengesetzt und sie hat eine achteckige Form. Pilaster von Jaspis, die auf [illegible] Basen ruhen, tragen die Kuppel, die mit Fresken von Benvenuti in neuerer Zeit geschmückt worden sind. Der ganze grosse Bau ist mit den edelsten Steinarten: Giallo antico, spanischem Brocatell, ägyptischem Granit und Porphyr, Serpentin, Topasen, Amethysten und Lapis Lazuli bekleidet. Die Wappen aller Städte in Toscana sieht man hier nach ihren Farben aus kostbaren Steinen zusammengesetzt. Die Kapelle ist noch nicht vollendet. Man glaubt, dass wenigstens zwei Jahre dazu nöthig seyn und die Kosten sich auf 6 Millionen belaufen werden. Unter den Denkmälern dieser Kapelle ist das für Ferdinand I. besonders zu bemerken. Dieser Fürst hat das Verdienst, die berühmte Venus, mit dem Beinamen der mediceischen, nach Florenz gebracht zu haben. Seine Statue ist ein ausdrucksvolles Werk von Johann von Bologna. Das zweite Denkmal ist das Cosmus II. von Tacca, einem Schüler Johanns von Bologna. — In dem Kloster dieser Kirche befindet sich noch *die laurentianische Bibliothek*, die M. Angelo begann, und Vasari beschloss. Man sieht hier ein Manuscript des Virgil aus dem 4. oder 5. Jahrhundert; zwei Manuscripte des Tacitus; und Cicero's Briefe von der Hand Petrarca's abgeschrieben; ferner ein Manuscript von Alfieri's Trauerspielen u. s. w.

In einer Ecke des Platzes vor der Kirche ist das Piedestal, auf das die Statue Johanns von Medicis gestellt werden sollte, und an dem man ein berühmtes Basrelief von Baccio Bandinelli sieht, welches das wilde Handieren der damaligen Soldateska sehr energisch ausdrückt.

Wir gehen jetzt nach

Sta. Croce

mit einem seltsam feierlichen Gefühl, das uns nicht die Kirche allein einzuflössen im Stande wäre, da man in Italien zu sehr daran gewöhnt ist, diese Orte ohne Andacht und nur aus Neugierde zu durchlaufen; aber Sta. Croce birgt die Grabdenkmäler der grössten Männer Italiens, und mit Recht hat man es daher das italienische Pantheon genannt. Den Entwurf zu diesem Bau machte 1294 Arnolfo di Lapo, und so ist sie denn, wie Alles, was von diesem alten Meister herrührt, ernst und grossartig und ohne allen äussern Schmuck. Vasari hat im Jahr 1566 ihre Restauration übernommen. Der erste Anblick dieses Baues zeigt uns eine ungeheure Masse auf einander gethürmter Backsteine. Die eigentliche Façade scheint noch zu fehlen. Gothische Fenster werfen ihr düsteres Licht in die innern Räume. Die Altäre sind alle mit Malereien der besten florentinischen Meister seit Giotto geschmückt. — Das erste Denkmal, das wir hier begrüssen, gehört Michel Angelo. Drei geschickte Bildhauer Giovanni dell' Opera, Cioli und Lorenzi haben die Malerei, die Bildhauerei und die Baukunst dargestellt. Obgleich eine jede Statue unläugbare Vorzüge besitzt, so fehlt dennoch der Totaleindruck. Michel Angelo starb in Rom in seinem 90sten Jahre und sollte in St. Peter beigesetzt werden. Allein Cosmus von Medicis, der eifersüchtig darauf war, dass Florenz die Gebeine des grossen Mannes besitze, liess den Leichnam zur Nachtzeit rauben und nach Florenz bringen. Das Monument trägt folgende Inschrift, die sich auf das eben Erzählte bezieht:

Michaeli Angelo Bonarotio e vetusta Simoniorum familia Sculptori Pictori et Architecto fama omnibus notissimo Leonardus patruo amantiss. et de se optime merito. Translatis Romae ejus ossibus atque in hoc templo major. Suor. Sepulcro conditis. Cohortante serenniss. Cosmo Med. magno Hetruriae Duce. Ann. Sal.

MDLXX. *vixit ann.* LXXXVIII.

M. XI. D. XV.

Neben diesem Grabe ist das *Mausoleum Alfieri's* von Canova. Man liest auf diesem schönen Denkmale folgende einfache Inschrift:

Victorio Alfiero Astensi

Aloisia e principibus Stolbergis

Albaniae Comitissa

M. P. C. an. MDCCCX.

Das Denkmal besteht in einer an einer Urne trauernden Italia mit der Mauerkrone. — Neben diesen erhebt sich das *Denkmal Macchiavells*, welches dem grossen Staatsmanne erst 1787 errichtet wurde. Es ist von Spinazzi. Die Inschrift lautet:

Tanto nomini nullum par elogium.

Nicolaus Machiavelli

obiit An. a. p. v.

MDXXVII.

Drei Jahrhunderte blieben diese Ueberreste ohne die ihnen gebührende Auszeichnung, bis dass 1787 auf Anregung eines Engländers, des Lord Nassau-Clavering, Grafen Cooper, eine Subscription dazu eröffnet wurde. — Das nächste *Denkmal*, das unsere Aufmerksamkeit auf sich zieht, ist das *Galilei's*. Es zeigt von dem schlechten Kunstgeschmack der damaligen Epoche. Das Beste daran ist die Büste Galilei's von Foggini. Galilei, der im 78. Jahr starb, wurde zwei Tage vor dem Tode Michel Angelo's geboren. — Nun bleibt uns noch das *Monument für Dante*, von dem Professor Ricci in Florenz erst kürzlich errichtet. Dante's Asche ruht bekanntlich in Ravenna. Es macht keinen guten Eindruck, neben so vielen den grossen Todten gleichzeitig errichteten Monumenten hier die Poesie dargestellt zu sehen, die auf die leere Urne so späte Thränen vergiesst, da seit dem Tode des Dichters bis zu Errichtung dieser Statue 5 Jahrhunderte verflossen sind. Bereits im Jahr 1396 hatte Florenz ein Denkmal dem Dichter dekretirt. Allein man hoffte vergebens auf die Auslieferung seiner Reste. Zu verschiedenen Zeiten wurden die Gesuche darum erneuert. Im Jahr 1519 wurden Schritte deshalb bei Leo X. gethan und von M. Angelo selbst ein Gesuch in folgenden Worten abgefasst: „*Io Michel Agnolo Scultore il medesimo a vostra santità supplico, offerendo mi al Divin Poeta fare la sepoltura sua condecente e in loco onorevole in questa città.*“ Dieser Ausdruck charakterisirt M. Angelo vollkommen. Dante ist sitzend, wie nachdenkend auf der Tumba dargestellt. Auf der einen Seite steht die weinende Poesie, auf der andern deutet Italia auf den Vers der göttlichen Komödie: „*Onorate l'altissimo Poeta.*“ Die Inschrift lautet:

Onorate l'altissimo Poeta

Danti Alighierio

Tusci

Honorarium Tumulum

A. majoribus. Ter. frustra.

Decretum.

Anno MDCCCXXIX.

Feliciter excitarunt.

Ausser diesen berühmten und grossartigen Denkmälern sind noch eine grosse Menge anderer weniger berühmter Personen, die ich hier nicht alle so umständlich anführen werde, vorhanden. Ich nenne nur noch das Grabmal *Lanzi's*, des Verfassers der Geschichte der Malerkunst von Italien, des Violinspielers *Nardini*, des Grafen *Skotnicki*, eines grossen Beschützers der Künste, der Gräfin *Albany*, der Geliebten Alfieri's u. s. w.

An bedeutenden Kunstwerken haben wir hier noch folgende zu betrachten. Ueber dem Haupteingange im Innern ein von Giotto auf einem hölzernen Kreuze gemaltes Kruzifix; eine von Christus gekrönte Jungfrau von demselben Meister aus der ersten *Zeit* des Wiedererwachens der Kunst; in der Kapelle *Cavalcanti* eine Verkündigung von Donatello; der Einzug Christi in Jerusalem von Cigoli und Biliberti; in der Kapelle *Medicis* eine Madonna von Terracotta von Luca della Robbia und ein Gemälde von Lippi; in der *Sacristei* Fresken von Taddeo Gaddi, Giotto's Schüler. Man staunt hier über die einfache Grösse, die die Kunst in ihrer Entstehung zeigte; die Kuppel der *Kapelle Niccolini* ist von Volterrano, die Statuen darin von Francavilla; das hölzerne Kruzifix ist von Donatello; die Jünger zu Emaus von Santi Tito. Die herrliche *Kanzel* von Marmor mit ihren Basreliefs aus Bronze ist von Benedict da Majano.

In dem Kloster *dieser* Kirche ist noch die prächtige *Kapelle der Pazzi* nach Brunellesco's Plan zu betrachten. Sie enthält schöne Arbeiten von Luca della Robbia. Im Refectorium sind Werke von Giotto. — Vor der Kirche ist ein grosser regelmässiger Platz, wo im Mittelalter das *Calciospiel* gehalten wurde. Es galt dabei, wer einen grossen Ballon mit dem Fusse weiter zu schleudern im Stande war. Die Spielenden durften die Zahl 31 nicht überschreiten und mussten Edelleute oder Krieger seyn und das Alter zwischen 18 und 45 Jahren haben. Jetzt finden auf diesem Platze die Lustbarkeiten des Karnevals statt. Im 13. Jahrhundert war es, dass die Bürger von Florenz sich hier gegen den Adel auflehnten und statt des Podestà's sich ein Oberhaupt aus ihrer Mitte wählten. Die daraus hervorgegangene Verfassung dauerte 10 Jahre.

Sta. Maria Novella

ist eine der schönsten Kirchen dieser Stadt; Michel Angelo war so sehr von Bewunderung für sie durchdrungen, dass er sie *la sua sposa* nannte. Hier war es, wo Boccacio seine jungen Florentinerinnen sich treffen lässt, um zu ihrer Zerstreuung auf's Land zu gehen, und sich dort die heitern Geschichten zu erzählen, welche den Decamerone bilden. Die ersten Erbauer waren Ristoro, Campi, Sixtus und Jacob Talenti von Sippozano, berühmte Baumeister des 13. Jahrhunderts und Schüler Arnolfo's di Lapo. Die Façade und die schöne Thüre wird Alberti zugeschrieben. Diese Façade zeigt *zwei astronomische Merkwürdigkeiten*: 1) ein Zifferblatt von Marmor, um die Grösse des Himmelsbogens zwischen den Wendekreisen zu bestimmen, der älteste Meridian in Europa; 2) die ptolomäische Himmelskugel.

Zuerst besichtigen wir die berühmte Madonna von Cimabue, das erste Denkmal der wiedererwachenden Kunst in Florenz. Der Enthusiasmus, den dieses Werk bei seinem Erscheinen erregte, war so gross, dass das Volk es im Triumphe aus der Werkstatt des Künstlers nach Sta. Maria Novella trug.

Im Chor sind die ungeheuern Fresken von Ghirlandajo, dem Meister M. Angelo's. Man empfängt hier eine Vorahnung der sixtinischen Kapelle. Auf der einen Seite ist das Leben der h. Jungfrau, auf der andern Johannes d. T. abgebildet. Der Künstler hat sich selbst, so wie mehre andere seiner Zeitgenossen hier portraitirt. In der Abtheilung, welche das Leben der Jungfrau darstellt, ist das junge Mädchen, welches von zwei Frauen gefolgt wird, ein Bildniss der berühmten Ginevra de' Benci, der schönsten Florentinerin ihrer Zeit. Das schöne hölzerne Kruzifix ist von Brunellesco. Donatello soll mit Bezug auf sein Kruzifix in Sta. Croce bei dem Anblick dieses Werkes ausgerufen haben: Dir ist es gegeben, Christus, mir, nur Bauern zu schaffen." Die Gemälde über der Pforte des Campanile sind von dem alten Buffalmacco.

In der *Kapelle Strozzi* sind Hölle und Paradies nach Dante von Andrea und Bernardo Orgagna. Der Mann in der Hölle mit dem Papier auf der Mütze ist der Gemeindebäcker, der dem Künstler die Möbel weggenommen.

Unter den Grabmälern besuchen wir das jener Seligen *Villana delle Botti*, von der Sacchetti in seinen Briefen an Giacomo di Conte sagt: „*Fu mia vicina e fu giovane fiorentina, pur andava vestita come l'altre, e femmone già fiate.*" Von Andern wird sie aber „eine sehr heilige Frau" genannt. — Philipp Strozzi's Mausoleum ist wohl das beste Werk von Benedict da Majano.

In dem Kloster, welches mit der Kirche zusammenhängt — *Il chiostro verde* — sind merkwürdige Fresken von Uccello; in der grossen und prächtigen spanischen Kapelle sieht man andere von Taddeo Gaddi und Simon Memmi, von denen die an der Decke von Gaddi zu den besten Werken des 14. Jahrhunderts zu zählen sind. Memmi war Petrarca's Freund, der ihm zwei Sonette gewidmet hat, und man sagt, der Maler hätte sein Portrait und das seiner Laura hier verewigt. Das Bildniss der letzteren, welches ich jedoch in der Leuchtenbergischen Gallerie zu München oft gesehen, sieht diesem nicht ähnlich, eben so Petrarca, der hier weder so rund und wohlgenährt aussieht, wie man ihn gewöhnlich kennt, noch in andern Abbildungen den satyrischen Ausdruck zeigt, wie hier *). In der unterirdischen Kapelle zeigt man Fresken der alten griechischen Maler, die Cimabue's Lehrmeister waren, von denen jedoch wenig mehr zu sehen ist. — *La Fonderia di Sta. Maria Novella* ist bekannt wegen ihrer delikaten Liköre und Essenzen, welche die guten Dominikaner verfertigen. Besonders ist ihr Alkermes zu loben.

Die Kirche

DELL' ANNUNZIATA

wurde von Falconieri im Jahr 1262 erbaut und dann durch Alberti restaurirt und mit einem runden Chor versehen. Der Portikus vor der Kirche ist von Caccini. Das Gebäude ist mit Marmor und vergoldetem Stuck bekleidet. Beim Eintritt in den Portikus sehen wir die *Kapelle des h. Sebastian* mit drei schönen Gemälden von Antonio Pollajolo, Poggi und Aurelio Lomi; die Bildsäulen sind von Novelli; die Fresken von Poccetti und die Mosaik von Ghirlandajo. Die Lunetten dieses Portikus sind von den besten florentinischen Malern, die Himmelfahrt von del Rosso; der Besuch der Maria bei Elisabeth von Pontormo; ein Sposalizio von Franciabigio; die Geburt der Jungfrau von Andrea del Sarto (die erste der beiden Frauen bei der Wöchnerin ist seine Gattin, Lucrezia del Fede); die Anbetung der Könige von demselben (die Figur, welche den Beschauer anblickt, ist Sansovino; und der, welcher sich auf diesen stützt, ist Andrea del Sarto selbst); eine Nativität von Baldovinetti; die Einkleidung des h. Filippo Benizzi von Cosmo Roselli; ferner noch von Andrea del Sarto: der h. Filippo Benizzi, sein Hemd einem nackten Aussätzigen reichend, vom Blitz getroffene Kartenspieler, St. Philippus, einen Besessenen heilend und eine Nonne, das Gewand des Heiligen Kindern gebend. Um alle diese Kunstschätze vor dem Einflusse des Wetters zu schützen, hat man den Portikus mit Fenstern versehen.

Das Innere der Kirche hat Kreuzesform; die Decke ist von Balthas. die Himmelfah.-

---

*) Nach Andern soll dieses Bild Boccaccio's Geliebte, Flammetta vorstellen, wegen der Flammen, die ihren Hals umgeben; allein auch dieses wurde widerlegt.

im Hintergrunde von Franceschini und die Fresken und Oelgemälde an den Wänden von Ulivelli, Dandini und Redi. — Die Kuppel hat weder Fenster noch Oeffnungen in der Art des Pantheon in Rom und ist ein herrliches Werk von Alberti. Die Gemälde darin hat Volterrano im Greisenalter noch gemalt; das Basrelief des Tabernakels ist von Thorwaldsen.

Beim Eintreten links ist die prachtvolle *Kapelle der h. Jungfrau dell' Annunziata (della santissima vergine)*. Sie ist in Gestalt eines Pavillons 1461 von Michelozzo erbaut worden. Der Altar ist von massivem Silber. Die Candelaber, gleichfalls von Silber sind 6 F. hoch, 2 grosse Engelsfiguren aus demselben Metall, eine Draperie, gleichfalls von Silber gearbeitet, und eine unzählige Menge von silbernen Lilien und Lampen, die den Altar umgeben. Das schön gearbeitete Ciborium ziert ein Kopf des Heilandes von Andrea del Sarto. Das Pflaster dieser Kapelle ist aus Porphyr und ägyptischem Granit und das an die Kapelle stossende Oratorium ist mit Jaspis, Agath und andern kostbaren Steinen bekleidet. Das Bild der h. Jungfrau selbst ist von Bartolomeo 1252.

Von dem reichen Bilderschatze dieser Kirche nenne ich: ein jüngstes Gericht, Copie des sixtinischen Bildes, von Allori; ein Kruzifix von Stradano (aus Brügge, unter Vasari malend); die Himmelfahrt von Perugino; eine andere von Dandini; ein S. Filippi Benizzi von Franceschini; eine Auferstehung von Angelo Bronzino. In der Kapelle der h. Jungfrau *del Soccorso*, welche *Johann von Bologna* nach seiner Zeichnung und auf seine Kosten aufführen liess, bewundert man ein Kruzifix von Bronze, zwei Statuen von Tacca; eine Nativität von Poggi, eine Auferstehung von Ligozzi, eine Pietas von Passignano; die Kuppel ist von Poccetti gemalt. — Das *Grabmal Johann von Bologna's* ist nach seiner eigenen Zeichnung ausgeführt, und er selbst bildete noch in einem Alter von 80 Jahren die beiden sitzenden Genien mit ausgelöschten Fackeln. Die 7 Gründer des Ordens der Serviten sind von Nannetti, das Mirakel des Blindgeborenen von Passignano, die h. Catharina von Billiberti, die h. Anna von Dandini, die h. Juliana Falconieri von Vincenzo Meucci; die Marmorgruppe, Christus darstellend, ist von Baccio Bandinelli, die Statue des h. Rochus von Holz ist von Jona. Christus, einen Verwundeten heilend, von Ulivelli, das Martyrium der h. Lucia von Vignali, endlich eine Kopie der Auferstehung von Pugliani. — Wenn man vom Hochaltar zur grossen Pforte geht, so sieht man, der eben beschriebenen Kapelle gegenüber, eine andere, die von Meucci gemalt ist, und neben dieser die von Bandinelli, in welcher sein todter Christus, von Nicodemus gehalten, befindlich ist. Dieser letztere ist des Meisters Bild. — In einem Korridor zur Linken befindet sich die berühmte Freske von Andrea del Sarto, Madonna del Sacco genannt. Man sagt, dass der Maler dieses Bild für einen Sack Getraide gemalt haben soll, der ihm bei der damals herrschenden Hungersnoth von grossem Werthe gewesen. Alle Korridore der Kirche füllen Fresken von Poccetti, Salimbeni, Rosselli u. A. — Das Refectorium ziert eine Freske von Santi di Tito, und oben an der Treppe, die zum Noviziate führt, ist eine Pietas von Andrea del Sarto, die für eins seiner besten Werke gehalten wird. — Dieser grosse Meister ruht in dem offenen Vestibul dieser Kirche. — Der Platz vor derselben ist mit zwei schönen Fontänen von Bronze und der Reiterstatue Ferdinand I. geziert. Die letztere ist von Tacca aus Kanonen gegossen, welche die Ritter von St. Stephan den Türken abnahmen. Die Inschrift sagt: „*Dei metalli rapiti al fiero Trace.*“

Die Kirche

Or San Michele

liegt im Mittelpunkt der Stadt und war früher ein Getraide-Magazin, welches nach Zeichnungen von Giotto und Taddeo Gaddi gebaut worden war. Sie ist 1284 nach Zeichnungen von Arnolfo erbaut und ihre Mauern wurden 1309 von Taddeo Gaddi mit Quadersteinen bedeckt. Die ehemaligen Räume zur Aufbewahrung der Lebensmittel in diesem Magazin wurden von Cosmus I. zu öffentlichen Archiven bestimmt. Das Gebäude steht isolirt und ist von aussen mit Statuen von Marmor und Bronze umgeben. An der Façade nach Westen sieht man einen h. Ludwig als Basrelief von Nanni d'Antonio di Banco; die Bronze-Statuen der h. Stephan und Matthäus sind von Lorenzo Ghiberti, ganz im Geiste der Antike. Die Façade gegen Norden zeigt die Statue des h. Lucas von Mino di Fiesole; die 4 Heiligen in einer Nische sind von obengenanntem Nanni, ebenso der h. Philipp und der h. Petrus von Donatello. An der Façade gegen Osten sieht man die herrliche Bronzestatue des h. Lucas von Joh. v. Bologna, den h. Thomas von Andrea Verrocchio und den h. Johann d. T. von Ghiberti; endlich gegen Süden den h. Johann Ev. von Baccio da Montelupo, den h. Georg und den h. Markus von Donatello, den h. Jacob von Nanni. Michel Angelo war so entzückt von dem h. Markus, dass er ausgerufen haben soll: „Marco, perchè non mi parli? Beim Eintritt in diese Kirche zeigt sich uns die Gruppe, die h. Jungfrau mit dem Kinde von Simon da Fiesole und eine andere desselben Gegenstandes, aus einem einzigen Marmorblock von Sangallo. — Das prächtige Tabernakel, welches das wunderthätige Marienbild von Ugolino da Siena aus dem 13. Jahrhundert enthält, ist mit den schönsten Basreliefs von Andrea Orgagna geschmückt. Die Fresken, obgleich sehr verdorben, zeigen Spuren ehemaliger Schönheit; sie sind von Gaddi und Andrea del Sarto.

Auf der linken Seite des Arno, wo sich das *Quartier S. Spirito* ausbreitet, besuchen wir zuerst die *gleichnamige Kirche*. Nachdem sie 1471 zerstört worden war *), fing Brunellesco ihren Wiederaufbau an, der jedoch erst nach seinem Tode vollendet wurde. Dieses Gebäude ist eine der schönsten in Florenz; die drei Schiffe werden von korinthischen Säulen getragen; die 38 Kapellen sind mit herrlichen Gemälden geziert und die überaus leicht gehaltene Kuppel ruht auf 4 Bogen; die achteckige Tribune ist von Marmor, und der darauf befindliche Hochaltar von noch kostbarerem Gestein. Statuen und Säulen dieses Altars sind von Caccini und Michelozzi. — Die *erste Kapelle* zur Rechten zeigt eine Himmelfahrt von Pietro di Cosimo; die Jungfrau und der todte Christus sind eine Arbeit des Bildhauers Cecco Bigio. Der h. Nicolaus von Holz ist von Sansovino; Jesus, die Kaufleute aus dem Tempel treibend, von Stradano; der h. Augustin und die h. Monica von Gherardini; der h. Stephan von Passignano; die Statuen des Tobias und des Erzengels Raphael von Giovanni Baratta; das Kruzifix von Corradi; die Jungfrau von Filippo Lippi; das Kruzifix der Brüderschaft von Bianchi; eine Erscheinung der Jungfrau von Felice Riposo nach Raffaello del Garbo; die Vermählung der Jungfrau von Sagrestani; der h. Nicolaus von Gabbiani; eine Anbetung der Könige von

---

*) Es war beim Einzuge des Herzogs von Mailand Galeazzo Sforza, als drei Mysterien nach dem Plane von Brunellesco vor ihm aufgeführt wurden. In dieser Kirche sollte die Herabkunft des h. Geistes aufgeführt werden, und das dabei veranstaltete Feuerwerk war Schuld, dass die Kirche in Flammen aufging. Man schrieb es, nach Macchiavell, allgemein der Sittenlosigkeit der Florentiner und des Hofes zu.

Lomi; 4 Heilige auf einem Bilde von Giotto; eine Jungfrau von Botticelli; eine Märtyrer und die Ehebrecherin von Alessandro Allori; die h. Klara von Montefalcone von Vignali; die Verkündigung von Botticelli; eine Verklärung von Pietro di Cosimo und die Jungfrau von einem Schüler von Ghirlandajo. — In der *Kapelle des h. Sacraments* sieht man schöne Skulpturen von Conteucci; eine h. Dreieinigkeit von Perugino und eine Jungfrau von demselben Meister; den Heiland, das Kreuz tragend, von Ghirlandajo. Ausserdem noch andere Gemälde von Pollajolo, Manetti, Nasini u. a. M. — In der *Kapelle Cavalcanti* sieht man das Portrait einer vornehmen Florentinerin als Magdalena im Garten bekannt von Bronzino. Diese Dame wurde von Pietro Bonaventuri, dem Gemahl der Bianca Capello, geliebt, und später von ihren Verwandten ermordet. — Boccaccio hinterliess dem Kloster des h. Geistes seine Bibliothek; seine eigenhändige Abschrift des Decamerone ist leider — wie man glaubt — während der Feuersbrunst von 1471 verloren gegangen.

Die Kirche *del Carmine*, deren Bau aus dem Jahre 1268 datirt, ist später abgebrannt und erst in neueren Zeiten wieder aufgebaut worden. Der Plafond und die Kuppel sind von Staggi und Romei gemalt. Rechts vom Eingang ein Kruzifix mit der h. Jungfrau und Magdalena von Vasari. Vor Allem aber ein h. Jacob von Lorenzo Lippi. Den vorzüglichsten Schatz besitzt diese Kirche in den Fresken von Masolino da Panicale, Masaccio, seinem Schüler, und Filippo Lippi. Diese Kapelle kann als die Schule und Quelle der eigentlichen grossartigen Kunst in Italien betrachtet werden, denn hieher wallfahrteten Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto, Perugino und Raphael, um hier zu studiren, wie die jetzigen Künstler dies in den Stanzen in Rom und in der Tribune in Florenz thun. Dieser Adam und Eva wurden von Raphael in seine Logen ohne alle Veränderung übertragen. In dem einen Gemälde „*die Taufe*" ist die merkwürdige Gestalt nicht zu übersehen, welche, nackt dargestellt, vor Kalte zittert. — Die *Kapelle Corsini* wird gewöhnlich ihres Reichthums an Silber und seltenen Marmorarten wegen betrachtet, allein sie zeigt doch schon den Verfall der Kunst in mancher Hinsicht. Die Kuppel ist von Luca Giordano gemalt. Von bedeutenden Bildern nenne ich hier noch eine Nativität von Gambacciani, eine Verkündigung von Poccetti u. A. m.

Die Kirche *della Trinità* ist in einer edlen Einfachheit durch Nicolas von Pisa erbaut; die Facade ist von Buontalenti; der Thurm datirt von 1395 und ruht auf den Mauern der Kirche. Vor derselben steht eine schöne Granitsäule aus den Thermen des Caracalla, welche Pius IV. Cosmus I. zum Geschenk machte. Oben sieht man eine Bildsäule der Gerechtigkeit von Tadda, welche zum Andenken des Sieges bei Montemurlo errichtet wurde. Die Kirche enthält eine Nativität von Ghirlandajo. In der *Kapelle Sassetti* Fresken von demselben Meister aus dem Leben des h. Franziscus von Assisi. — In der *Kapelle degli Usimbardi* einen sterbenden Petrus von Christoph Allori und einen Petrus, die Himmelsschlüssel empfangend von Empoli. Unter andern Gemälden nenne ich hier nur noch den h. Johannes Gualberto, einem Feinde verzeihend, von einem modernen Maler Franz Corsi. Das *Refectorium* ist von Giovanni di San Giovanni und Ferrucci gemalt.

Die Kirche *Ognissanti* hat gute Werke von den Dandini's (Peter und Vincenz), Ligozzi, Boschi, Rosselli und eine Freske, den h. Hieronymus vorstellend, von Ghirlandaio.

S. Ambrosio muss besucht werden wegen des Bildes von Masaccio, Christus und die h. Anna; ausserdem sind hier Skulpturen von Mino da Fiesole und Passignano.

In *Sta. Lucia sul Prato* eine Nativität von Ghirlandajo!

Sta. Maria Maddalena de' Pazzi zeichnet sich besonders durch ihren mit Säulen umgebenen Hof von Julian de Sangallo aus. Die Säulen sind jonischer Ordnung und die Capitäler einem in Fiesole gefundenen antiken Kapital nachgebildet. — Wir finden hier in der *Kapelle Neri* ein Altarblatt von Passignano und in der Kuppel ein herrliches Gemälde von Poccetti, den Aufenthalt der Seligen vorstellend. — In der *Capella maggiore* mit kostbaren Mosaiken und zwölf Säulen von sicilianischem Jaspis geziert, ruhen die Reste der h. Magdalena de' Pazzi; die Kuppel ist von Pietro Dandini und die andern Gemälde von Ciro Ferri und Luca Giordano. Auf beiden Seiten des Hochaltars Kapellen von den modernen Künstlern Sorbolini und Catani mit Fresken geschmückt. Die *erste Kapelle, rechts* vom Haupteingang, enthält ein Gemälde von Carlo Portelli, das einzige, welches dieser Künstler gemalt haben soll. Auf der andern Seite ist ein Ghirlandajo. — Das prächtige Kloster enthält einen *Capitelsaal* mit Fresken von Perugino und andern berühmten Meistern.

In der Kirche *S. Procolo*: ein Besuch von Ghirlandajo; die Glorie der Engel ist von Ferretti so geschickt hinzugefügt worden, dass man es schwer bemerken wird; ferner eine Verkündigung von Empoli, eine Madonna von Giotto und eine andere von Pontormo.

Die Kirche *Sta. Felicità* ist alt und erst zu Anfang des letzten Jahrhunderts renovirt, sie ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig. Gleich am Eingange zur Linken der Loggia ein prächtiges Grabmal des berühmten Florentiner Bürgers Barduccio Cherrichini; unweit davon ein anderes, welches die Erzherzogin Maria Magdalena, Grossherzogin von Toscana, der Angelica Paladini setzen liess, die sich durch ihre Talente als Dichterin, Malerin und Sängerin auszeichnete. — Die *Kapelle Capponi* enthält eine Kreuzesabnahme von Pontormo und ein Bildniss des h. Borromäus, das für das ähnlichste gehalten wird; die Verzierungen von Marmor und Täfelei, die es einschliessen, sind nach Zeichnungen von Vignola; die einst so berühmten Glasmalereien sind bis auf das Wappen der Capponi zerstört. In der *Kapelle der h. Felicitas* ist ihr Marterthum von einem in Florenz geschätzten neueren Künstler Berti aufgestellt. Das schöne hölzerne Krucifix in der *Kapelle, die davon den Namen führt*, ist von Andrea da Fiesole. — In der *Auferstehungskapelle* das Wunder der h. Maria vom Schnee von Poccetti. Die Sacristei ist eine schöne Construction von Alberti.

In der uralten Kirche *S. Felice* sind folgende Kunstwerke enthalten: der h. Rochus von Pietro di Cosimo, eine Jungfrau von Jacob Vignola, eine herrliche Freske von Giovanni di San Giovanni, Christus, den h. Petrus aus dem Schiffbruch rettend, von Salvator Rosa und verschiedene Stücke von Ghirlandajo u. s. w. Auch ist hier das *Grab des Malers Giovanni di San Giovanni*.

In *S. Nicolo* sieht man unter andern herrlichen Gemälden ein Opfer Abrahams von Alessandro Allori und die Jungfrau mit mehren Heiligen, ein gutes altes Bild von Gentile da Fabriano, einem Lehrer des Bellini, des Gründers der venetianischen Schule. In der Sacristei ist die Jungfrau und St. Thomas von Ghirlandajo al fresco gemalt.

Die Thüre der Kirche *Sta. Lucia de'*

Magnoli zeigt von den ersten Arbeiten des Luca della Robbia und unter andern die Jungfrau nebst mehren Heiligen und der h. Lucia, eins von den seltenen Werken des Andrea del Castagno aus dem 15. Jahrhundert.

Die sehr alte Kirche *der h. Apostel*, deren Gründung man Carl dem Grossen zuschreibt, und deren zierliche Verhältnisse Brunellesco's Studium waren, enthält eines der besten Werke von Vasari, eine Empfängniss, die jedoch beim Retouchiren von ungeschickter Hand gelitten hat. Hier ist noch das Grab des Patriciers Oddo Altoviti von Benedict da Rovezzano, was Zeichnung, Geschmack und Ausführung betrifft, hervorzuheben.

Sta. Maria Maggiore, mit Bildern von Cigoli, Dandini u. A. An der Decke ein Elias von Volterrano, in schöner Verkürzung. Hier liegt der *Erfinder der Brillen*, Armato degli Armati, begraben. Diese Erfindung musste nothwendiger Weise von Florenz ausgehen, da nirgends so viel Augenkranke und Blinde auf der Strasse angetroffen werden, als hier. Das kurze Gesicht der Florentiner ist längst zum Sprichwort geworden. Zwei der grössten Florentiner, Michel Angelo und Galilei, wurden blind. Theils soll die Ursache in der Luft, theils in dem glänzenden Reflex der Sonne auf den weissen grossen Steinen zu suchen seyn, womit die Stadt gepflastert ist.

Die Kirche *S. Marco*, welche den Dominikanern gehört, besitzt auch einen reichen Bilderschatz; darunter eine Kreuzigung von Santi di Tito; die Jungfrau, der Heiland und Heilige von Fra Bartolomeo. — Der Plafond in der *Kapelle Serragli* von Poccetti verdient Aufmerksamkeit. — In der *Kapelle Salviati* sieht man eine Statue Johannes des T. und Basreliefs in Bronze nach Zeichnungen von Johann von Bologna und einen h. Antonius in Marmor von diesem Meister selbst ausgeführt. Die *Kuppel* ist von Alessandro Allori gemalt. — Die *Sacristei* enthält eine Statue des Heilandes von Antonio Novelli und zwei Basreliefs von Conti. — Die *Bibliothek* ist reich an Manuscripten. Das Kloster enthält Fresken von Poccetti, Carlo Dolce und Fra Bartolomeo. In einer *Kapelle des Gartens*, von Poccetti gemalt, ist jetzt die sogenannte *Spezieria*, wo die Mönche ihre vortrefflichen Essenzen und Parfumerien bereiten.

Nach den Kirchen, und bevor wir die übrigen Paläste in Augenschein nehmen, ziehen wohl die herrlichen und einzigen Sammlungen Pitti und Degli Uffizi unsere Aufmerksamkeit an. Zuerst also der

PALAST PITTI.

Er liegt auf einem Platze, jenseits des Arno, der eine kleine Anhöhe bildet, die sich hinter dem Palaste weiter erstreckt und die Anlagen des Gartens Boboli enthält. Jeder wird wohl beim Anblick dieses grossartigen Gebäudes von Staunen ergriffen werden; denn es ist im eigentlichen Sinne des Worts von schwarzgrauen Granit-Felsenstücken aufgeführt, die nur so viel behauen wurden, als es ihre Zusammenfügung nöthig machte. Aus der Ferne gesehen, bemerkt man das Grossartige dieser Bauart nicht, und erfreut sich an den schönen Verhältnissen des Ganzen, die Herr von Klenze in München an seinem Königsbau wieder zu geben sich bestrebt hat, allein man stelle sich einmal neben das Portal, das zu dem Garten führt, dicht an die Mauer, und kehre die Blicke aufwärts, und dann bin ich überzeugt, dass man sich seltsam ergriffen fühlen wird, diese mehr oder minder vorragenden Felsstücke über seinem Haupte aufgethürmt zu sehen. Der Palast bildet mit seinen Flügeln ein von drei Seiten eingeschlossenes Oblong und wurde von Brunellesco *) begonnen und unter Cosmus I. beendigt. Diese Grossartigkeit des Baues und die dabei auf unbegreifliche Weise dennoch hervorgebrachte Schönheit in den Verhältnissen bei Seite gestellt, scheint mir ein solcher Palast in jetziger Zeit für den guten Beherrscher eines glücklichen Landes kein geeigneter Aufenthalt zu seyn. Die lange, einförmige und stolze Façade, durch kleine Fenster mit Holzverkleidungen, die in die grossen Bogen von Stein hineingezwängt wurden, noch überdies verunstaltet, deutet zu sehr auf des Despotismus furchtbare wie furchtsame Gewalt, als dass man sich hinter ihr die Wohnung eines menschenfreundlichen Fürsten in einer aufgeklärten Zeit denken könnte. — Luca Pitti, ein Nebenbuhler der Mediceer, der durch seinen Reichthum ihren Glanz verdunkeln wollte, war der Erbauer dieses Palastes, der nebst einem andern Palaste in Ruciano, eine Miglie von der Stadt, Zeugniss seines Reichthums ablegen sollte. Da indess dieser dennoch nicht gross genug war, den Bau zu vollenden, so nahm er zur Erreichung seines Zwecks von den Bürgern, so wie von der Stadt Geschenke an, und selbst Diebe und Mörder fanden bei ihm Schutz, wenn sie bei seinem stolzen Plane mitwirkten. Das Glück verliess ihn jedoch bald, er verlor Alles, und gerieth in's Elend. Im Jahr 1549 wurde das Ganze Eigenthum der Mediceer, nachdem es Eleonore von Toledo von Bonaccorso Pitti um 9000 Goldgulden gekauft hatte. Cosmus I. verband den Palast Pitti mit dem seinigen, dem sogenannten *Palazzo vecchio* auf dem Platze del Gran Duca durch einen 250 Toisen langen Corridor, der durch die Stadt und über den Arno führt, um im Falle eines Aufstandes sich dadurch sichern zu können. Die Einrichtung und Ausschmückung des Gebäudes wurde Ammanati übertragen, von dem auch der Hof herrührt, der zwar klein, aber in einem schönen Geschmack ausgeführt ist. Malerisch nimmt sich die Grotte aus, auf welcher ein schöner Springbrunnen sich befindet. Die Grotte, die ein Wasserbassin umgibt, ist mit Mosaik bekleidet und ihre Decke tragen 16 Säulen. Ueberall sieht man Statuen und Gruppen, theils von ziemlich unbekannten Meistern, theils Copien nach Antiken, die wir im Original an Ort und Stelle betrachten können.

---

*) Filippo di Ser Brunellesco Lapi war der vollständige Name des grossen Mannes.

Rechts aus der bedeckten Gallerie tritt man in einen Saal von Giovanni di San Giovanni in Fresko gemalt; die besten Arbeiten dieses Künstlers. Die Ausführung ist jedoch nicht gänzlich von seiner Hand; Lorenzo der Prächtige im rothen Gewande, als Gonfaloniere der Republik, dargestellt, ist von Francesco Montelatici, genannt Cecco Bravo, die Flora von Ottavio Vanni, genannt il Vannino u. A. ausgeführt. Diese Gemälde beziehen sich allegorisch auf die Vermählung Ferdinand II. mit der Prinzessin von Urbino. Ferner sieht man hier noch acht antike Statuen aus Marmor, zwei in Bronze und vier Büsten, so wie einen mit schönen Steinen musivisch ausgelegten Tisch. Dann kommt man in ein zweites Zimmer, von Michel Colonna gemalt, wo gleichfalls einige Marmorstatuen befindlich sind. Der dritte Saal, von Colonna und Mitelli gemalt, enthält 18 sowohl antike als moderne Büsten, 4 Gruppen und einen Tisch von Porphyr, gleichfalls mit eingelegter Arbeit. Linker Hand von diesem Saal tritt man in ein Gemach, wo die Statue eines Sclaven und 14 kleine Fresken von Giovanni di San Giovanni auf einem Tische von Stein. In dem anstossenden kleinen Hofe ein antiker Cäsar auf einem runden Piedestal, eine sitzende Venus, deren Kopf modern, eine Muse, eine Nymphe und eine unbekannte Büste. Indem man von hier wieder den grossen Hof erreicht, tritt man in die *Kapelle*, an dessen Südseite gelegen. Der Altar von Lapis Lazuli und andern kostbaren Steinen; ein Krucifix aus

Elfenbein, das dem Johann von Bologna zugeschrieben wird, und 2 Säulen von orientalischem Alabaster, welche den Musikchor tragen.

Wenn man nun in dem Palaste selbst aufwärts steigt, so kommt man über 4 Treppenabsätze in ein *Vestibule*, wo eine antike Venus, 2 antike Herkules Statuen und die Verstellung von Francesco Susini befindlich. Im *zweiten Vestibule* 2 restaurirte Faunen, ein Bacchus von Baccio Bandinelli und Merkur, den Argus tödtend, von Francavilla. In dem *Saal delle Guardie* ein antiker Faun mit einem kleinen; 2 Merkur-Statuen, noch ein Faun, Aeskulap, Pallas (Kopf restaurirt), ein Gladiator, noch ein Aeskulap, eine Venus. Die Büsten Peter Leopolds von Spinazzi, Ferdinand III. von Giuseppe Belli; Cosmus I. in Bronze, Ferdinand II. in Marmor. — Der *Saal der Nischen* enthält 6 schöne antike Statuen, 2 der Venus, Flora, Muse, Apollo Musagetes; sehr geschätzte antike Büsten des Antonin, Marc Aurel, Commodus, Lucilla u. s. w. Die Fresken sind von Terreni und Castagnoli. — Der *Saal der ersten Garde* hat in einer kleinen Höhlung der Decke ein Bild von Luca Giordano. — Die *Venus* von Canova, die einst hieher gebracht wurde, um die in Paris anwesende mediceische Venus zu ersetzen, und den Beinamen Italica erhielt, steht in dem runden Kabinet des *Prinzenquartiers*, das von Gherardini gemalt ist. Trotz der Berühmtheit dieser Statue leidet sie doch keinen Vergleich mit der nun wieder aus Paris zurückgekehrten Namensschwester. Jene ist ganz und gar die Göttin der Liebe und Schamhaftigkeit dabei, diese ist eine Boudoir-Figur in modernem Geschmack, die nur zu den Sinnen spricht *).

Gallerie Pitti.

Diese aus 500 Gemälden der grössten Meister und andern kostbaren Kunstgegenständen bestehende Gallerie will ich hier mit jener Genauigkeit zu behandeln streben, die das Wichtige des Gegenstandes erheischt. Das Geschlecht der Mediceer begann diese Sammlung und die Fürsten aus dem Hause Oestreich trugen zur Vermehrung derselben bei. Der Zeitpunkt, wo die Sammlung sich zu einer eigentlichen Gallerie gestaltete, scheint nach den Fresken von Pietro da Cortona und Ciro Ferri mit Sicherheit ermittelt werden zu können. Sie wurden nehmlich 1640 beendigt und schmücken 5 grosse Säle des Palastes. — Den Grund der Sammlung bildeten die schönen Tizians, welche dem Grossherzog Ferdinand II. als Erbschaft zufielen. Zu diesen kamen Ankäufe, welche Cosmus III. machte. Die flamändischen Meister stammen von der Wittwe des Kurfürsten der Pfalz, der Schwester Johann Gastons, des letzten Herrschers aus dem Hause Medicis. — Die Gallerie kann jeden Tag von 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags besucht werden. — Zu den ursprünglichen 5 Sälen, die von dem Künstler, welcher sie malte, *Appartamento di Pietro da Cortona* heissen, sind später noch 9 hinzugekommen, so dass jetzt das Ganze aus 14 Sälen besteht. Ein jeder von den ersten 5 Sälen hat den Namen eines Planeten, und es ist leicht, durch die Malerei der Decke zu dem Verständniss zu gelangen, in welchem man sich befindet. Der Saal der Venus spielt auf die Milde an, der des Apollo auf die Pracht, der des Mars auf die Kraft, der des Jupiter auf die Majestät und die Belohnung des Verdienstes, der des Saturn auf die Klugheit und die tiefe Kenntniss der Menschen und Dinge. — Wir beginnen unsere Rundschau mit der Gallerie zur rechten Hand vom Eingange und betrachten die Gemälde nach den fortschreitenden Zahlen, wie sie von oben nach unten folgen.

---

*) Es gibt drei Copien dieser Venus vom Meister selbst, im Besitz des Königs von Baiern, des Marquis von Landsdowne und des Herrn Thomas Hope in Paris. Canova verfertigte diese Statue 1810. Man sagt, dass, als er sich um ein Modell bemühte, eine schöne Prinzessin jener Zeit sich entschlossen habe, ihm zu sitzen. Eine Dame von beschränkteren Ansichten über diesen Punkt soll einst die Prinzessin gefragt haben, ob es denn wahr sey, dass sie unbekleidet sich als Modell hergegeben habe. „O, meine Liebe," erwiderte hierauf die Prinzessin, „glauben Sie mir, es war nicht kalt, Canova hatte in seinem Atelier ein grosses Feuer anzünden lassen."

I. *Saal der Venus. Plafond:* Minerva entreisst einen Jüngling den Händen der Venus und stellt ihn dem Herkules vor. *Die 8 Lunetten:* Crispus, Antiochus, Alexander, Seleucus, Massinissa, Scipio, Cyrus und Augustus. Die Decke wird von Faunen getragen. Die 8 Büsten sind Portraits folgender Mediceer: Ferdinand I., Cosmus II., Leo X., Clemens VII., Ferdinand II., Cosmus III. (als Kind), Cosmus I. und dessen Sohn Franz.

Jetzt zu den Bildern.

1. Eva v. Kranach. 2. Die Lüge v. S. Rosa. 3. Amor, Venus, Vulkan und Mars v. Tintoretto. 4. Seestück v. S. Rosa. 5. St. Jakob v. Garofalo. 6. Eine Wahrsagerin v. Manfredi. 7. Männliches Portrait v. Porbus. 8. Apollo und Marsyas v. Guercino. 9. Landschaft v. Rubens. 10. Narciss an der Quelle v. Currado. 11. Martyrium der h. Katharina von Alexandrien, v. Franz Bassano. 12. Sposalizio v. Manetti. 13. Davids Triumph v. Matteo Rosselli. 14. Landschaft v. Rubens. 15. Seestück v. S. Rosa. 16. Ein Greis v. Rembrandt. 17. Vermählung der h. Katharina v. Tizian. 18. Weibliches Bild v. Tizian. 19. Martyrium des h. Bartholomäus v. Spagnoletto. 20. Adam v. Kranach. 21. Eine betende Heilige v. P. da Cortona. 22. Apollo und Marsyas v. Biliberti. 23. Magdalene v. Rustichino. 24. Ein Greis mit einem Stab in der Hand v. G. Reni. 25. St. Isidorus v. Simon von Pesaro. 26. Die evangelische Parabole des Weinstocks, v. Feti. 27. St. Petrus auf dem Meere v. Cigoli. 28. Weibliches Bildniss, halbe Fig., aus der Schule des A. del Sarto. 29. St. Joseph, halbe Fig., v. Guercino. 30. Die evang. Parabole der verlorenen Perle v. Feti. 31. Ecce homo! v. Vannini. 32 Hochzeit der h. Katharina von Siena v. Vanni. 33. Männliches Bildniss ohne Bart (flamändisch). 34. Schwarz gekleidete Frau (Schule des van Dyk).

Ferner sind noch in diesem Saale zwei Tische, der eine aus einem einzigen Stücke Porto Venere, der andere mit einer Mosaik von Lapis Lazuli und andern kostbaren Steinen auf einem Grunde von spanischem Seme Santo; in der Mitte ein länglicher spanischer Smaragd und rings herum ein Kranz von Nero Antico.

II. *Saal des Apollo. Plafond:* Apollo mit Nymphen und Herkules; an den 4 Enden die 9 Musen; auf den Gesimsen Justinian, über das Gesetzbuch nachdenkend; Alexander, den Homer, August, den Virgil lesend, und Cäsar, einem Vorleser zuhörend.

Fortsetzung der Bilder. 35. Bildniss des Bischofs Hieron. Argentin, Halbfig., (Manier des Morone). 36. Der Erzbischof Bartolini Salimbeni v. Girolamo da Carpi. 37. Bildniss der Frau von Paul Veronese. 38. Die Jünger zu Emaus v. Palma Vecchio. 39. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Murillo. 40. H. Familie v. A. del Sarto. 41. Die Gastfreundschaft des h. Julian v. Christoph Allori. 42. Magdalene, Halbfig., v. Perugino. 43. Männliches Bildniss v. Franciabigio. 44. Männliches Bild v. J. Francia. 45. H. Familie v. Ventura Salimbeni. 46. St. Franciscus v. Cigoli. 47. Bacchus, Halbfig., v. Guido. 48. St. Andreas, Halbfig., v. Simon von Pesaro. 49. Bildniss Leopolds von Medicis als Kind v. Tiberio Titi. 50. Das Wunder des h. Petrus v. Guercino

51. Kreuzesabnahme v. Cigoli. 52. H. Familie v. Pordenone. 53. Diogenes, Halbfig., v. Carlo Dolce. 54. Bildniss Pietro Arretino v. Tizian. 55. Friedrich von Urbino v. Baroccio. 56. Der h. Sebastian v. Guercino. 57. Die Jungfrau nach Raphael v. G. Romano. 58. Christus im Grabe v. A. del Sarto. 59. Bildniss der Magdalena Doni v. Raphael. 60. Bild Rembrandts v. ihm selbst. 61. Bild Angelo Doni's v. Raphael. 62. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Murillo. 63. Die h. Familie v. A. del Sarto. 64. Christus im Grabe v. Fra Bartolomeo. 65. Männliches Bild v. Tintoretto. 66. Bildniss A. del Sarto's v. ihm selbst. 67. Magdalena, Halbfig., v. Tizian. 68. Bildniss eines Bildhauers (unbekannt). 69 und 70. Zwei männliche Bilder v. Schiavone. 71. S. Filippo Neri v. Maratta. 72. Männliches Bild. v. Christoph Allori. 73. Der h. Franciscus v. Vanni. 74. Männliches Bild v. Schiavone.

Man bemerke in diesem Saal zwei Tische von Porphyr, auf welchen Vasen und Blumen von Lapis Lazuli, Calcedon und andern seltenen Steinen; die Bordüre ist von sicilianischem Giallo. Es ist auch noch ein anderer Tisch da von Marmor mit Kalksteinen ausgelegt, unter denen sich auch einige Halbedelsteine befinden. Das Ganze umgibt eine Leiste von Nero Antico.

III. *Saal des Mars.* Am *Plafond* sieht man den Triumph des Hauses Medicis. Mars erhebt die Lanze. Der Sieg, von dem Frieden und dem Ueberflusse gefolgt, erscheint mitten unter den Gefangenen.

Fortsetzung der Bilder. 75. Magdalena v. Guido Cagnacci. 76. Bildniss des Herzogs Joh. von Marlborough v. van der Werff. 77. H. Familie v. Soggi. 78. Ecce homo! v. Cigoli. 79. Die *Madonna della Seggiola*, gewöhnlich della Sedia genannt, v. Raphael. 80. Bildniss des Andr. Vesalio v. Tizian. 81. *Bildnisse Leo's X.* und der Kardinäle Julius von Medicis und Rossi, v. Raphael. 82. Bildniss des Cardinals Bentivoglio v. van Dyk. 83. Bildniss Luigi Cornaro's v. Tizian. 84. St. Petrus, seine Sünden beweinend, v. Guido. 85. Züge aus dem Leben Josephs, Jakobs Sohn, v. A. del Sarto. 86. Die Folgen des Krieges v. Rubens. 87. H. Familie v. Palma Vecchio. 88. Ruhe in Egypten v. Paris Bordone. 89. Opfer Abrahams v. Christoph Allori. 90. Züge aus dem Leben Josephs, Jakobs Sohn, v. A. del Sarto. 91. St. Petrus, seine Sünden beweinend, v. Carlo Dolce. 92 Männliches Bild v. Tizian. 93. St. Franciscus v. Rubens. 94. H. Familie, gen. l'Impannato v. Raphael. 95. Bildnisse von Rubens, Justus Lipsius und Grotius, v. Rubens. 96. Judith von Christoph Allori. 97. Verkündigung mit zwei Heiligen v. A. del Sarto. 98. Magdalena v. Cigoli. 99. H. Familie v. Bronzino. 100. Rebecca am Brunnen v. Guido. 101. Der Heiland, Halbfig., v. Baroccio. 102. Magdale. Halbfig., v. Luini. 103. Moses, Halbfig., v. Guercino. 104. Empfängniss v. L. Giordano. 105. Venus und Amor, Halbfig. al fresco, v. Volterrano. 106. Bildniss Galilei's (Schule von Sustermans). 107. Schlafender Amor, Halbfig. al fresco, v. Volterrano.

Zwei schöne Tische von Lapis Lazuli mit Bordüren von weissem antikem und gelbem Marmor.

IV. *Saal des Jupiter.* *Plafond:* Hercules und Fortuna stellen dem Jupiter einen jungen Krieger vor, um die Krone der Unsterblichkeit zu erhalten. Der Genius des Krieges und die Heldentugenden umgeben das Ganze, ein Held aber gräbt ein M in einen Schild.

Fortsetzung der Bilder. 108. Männliches Bild v. P. Veronese. 109. Weibliches Bild, Halbfig., v. Paris Bordone. 110. Bacchanalien v. Tizian. 111. Die Verschwörung des Catilina v. S. Rosa. 112. Schlacht v. Borgognone. 113. Parzen

v. Michel Angelo. 114. Die Krippe v. Lelio di Novellara. 115. Christus im Grabe v. Girol. da Carpi. 116. Bildniss der Vittoria de la Rovere, Gemahlin Ferdinands II., unter der Gestalt der Vestalin Tuccia, v. Sustermans. 117. Bildniss Simon Paganucci's v. Spagnoletto. 118. A. del Sarto und seine Frau, v. ihm selbst. 119. Ecce homo! (Manier des Sebast. del Piombo.) 120. Männliches Bild (unbekannt). 121. Ein junger Mann (Schule des Morone). 122. Männliches Bild v. Morone. 123. Die Jungfrau und vier Heilige v. A. del Sarto. 124. Verkündigung v. demselben. 125. St. Markus v. Fra Bartolomeo. 126. St. Petrus, Halbfig. (Schule des Guercino). 127. Männliches Bild v. Champagne. 128. Männliches Bild (Schule des Morone). 129. Weibl. Bild v. Morone. 130. Weibl. Bild v. Jak. Bassano. 131. Bild des Vinzenz Zeno, Halbfig., v. Tintoretto. 132. H. Familie v. Crespi. 133. Schlacht v. S. Rosa. 134. Die 3 Marien am Grabe von P. Veronese. 135. Schlacht v. S. Rosa. 136. Jesus, von der Jungfrau Abschied nehmend, v. P. Veronese. 137. Jäger nach der Jagd v. Giovanni Mannozzi gen. da San Giovanni. 138. Männliches Bild mit zwei Hunden v. Zuccheri. 139. H. Familie mit St. Johannes und St. Elisabeth v. Rubens. 140. Weibliches Bild v. L. da Vinci. 141. Bacchanalien v. Rubens. 142. Magdalene v. Artemisia Gentileschi. 143. König David v. Gennari. 144. Schlacht bei Montemurlo v. Franco.

Zwei grosse Tische, auf deren Grund von ägyptischem Porphyr Muscheln und Seegewächse von Halbedelsteinen ausgelegt sind. Die Bordüre von Lapis Lazuli.

V. *Saal des Saturn.* *Plafond*: Mars und die Klugheit führen einen Greis zu Saturn hin, um von dem Ruhme und der Ewigkeit gekrönt zu werden.

Fortsetzung der Bilder. 145. Die Jungfrau, Jesus und ein Engel, v. Puligo. 146. Die Jungfrau, Jesus, St. Johannes und noch ein Heiliger, v. Puligo. 147. Satyr eine Nymphe verfolgend, v. Giorgione. 148. Bambocciade v. Dossi. 149. Hippolyt von Medicis, Halbfig., v. Pontormo. 150. Karl I. v. England und seine Gemahlin Henriette v. Frankreich, v. van Dyk. 151. *Papst Julius II.* v. Raphael. 152. Kain tödtet Abel v. Schiavone. 153. Kopf eines Kindes v. Correggio. 154. St. Johannes als Kind schlummernd, v. Carlo Dolce. 155. Der Kopf der h. Rosalie v. C. Dolce. 156. Die Jungfrau mit Jesus und einem Engel v. Guercino. 157. Schäferscene v. Leandro Bassano. 158. Magdalene v. Domenichino. 159. Der auferstandene Christus unter den Evangelisten, v. Fra Bartolomeo. 160. Madonna v. van Dyk. 161. Moses aus dem Nil gerettet v. Giorgione. 162. Franz Maria, Herzog von Urbino, v. Baroccio. 163. Verkündigung v. A. del Sarto. 164. Christus im Grabe v. Perugino. 165. Die Jungfrau auf dem Throne, von Heiligen umgeben, gen. *Madonna del Baldacchino*, v. Raphael. 166. Männlicher Kopf v. Hann. Caracci. 167. Apollo, tanzend mit den Musen, v. G. Romano. 168. Kopf des h. Petrus v. Guercino. 169. H. Familie v. Puligo. 170. Adam und Eva v. Campagnola. 171. Bildniss von Thomas Fedra Inghirami v. Raphael. 172. Disput. über die h. Dreieinigkeit v. A. del Sarto. 173. Jesus erscheint der Jungfrau v. Albano. 174. Die Vision des Ezechiel v. Raphael. 175. H. Familie und zwei Engel v. Albano. 176. Kleopatra v. Guido. 177. Drei Halbfiguren verschiedenen Alters v. Lorenzo Lotto. 178. Der Kardinal Bernardo Dovizi da Bibiena v. Raphael. 179. Martyrium der h. Agathe v. Sebast. del Piombo. 180. H. Familie v. Mich. di Ridolfo. 181. Ein Dichter v. S. Rosa. 182. Martyrium der 40 h. Gekrönten v. Pontormo.

Zwei prächtige Tische von spanischem Brocatell; zwei Büsten Ferdinands III. und

Leopolds II. v. Giovanozzi; ein dritter Tisch von Jaspis.

VI. *Saal der Iliade.* *Plafond*: Die Götter nehmen Theil an der Belagerung von Troja. Oben Jupiter, neben ihm Aurora, etwas tiefer Juno und Iris. Diese Malereien sind von dem Ritter Luigi Sabatelli. Von den 8 Lunetten enthalten 2 das Leben des Hektor, die übrigen 6 die List der Juno, ihren Gatten zu verlocken.

Fortsetzung der Bilder. 183. Schlafender Amor v. Caravaggio. 184. Bildniss A. del Sarto's v. ihm selbst. 185. Ein Concert v. Giorgione. 186. Die Taufe Christi v. P. Veronese. 187. Weibliches Bild v. Gaetano Scipioni. 188. Bild S. Rosa's v. ihm selbst. 189. Männliches Bild (Schule des Caracci). 190. Bild eines jungen bairischen Prinzen im Harnisch v. Sustermans. 191. Himmelfahrt der Jungfrau v. A. del Sarto. 192. Bildniss der Maria v. Medicis v. Gaetano Scipioni. 193. Männliches Bild (Schule der Caracci). 194. Junger Krieger v. P. Bordone. 195. Männliches Bild v. Jak. Francia. 196. St. Benedict mit andern Heiligen v. P. Veronese. 197. Caritas v. Guido Reni. 198. Männliches Bild, Halbfig., v. Velasquez. 199. H. Familie v. Granacci. 200. Philipp II. v. Spanien, ganze Fig., v. Tizian. 201. Kardinal Hipp. von Medicis im ungarischen Kostüm, v. Tizian. 202. Der Engel, welcher die Gaben Tobiâ ausschlägt, v. Biliberti. 203. Männliches Bild v. Christ. Allori. 204. Weibliches Bild v. Bronzino. 205. Bild einer Prinzessin v. Gaetano Scipioni. 206. Franz I. von Medicis v. Bronzino. 207. Bild eines Goldschmieds v. L. da Vinci. 208. Die Jungfrau auf dem Thron und Heilige v. Fra Bartolomeo. 209. Männliches Bild v. Christ. Allori. 210 und 211. Bildnisse von Prinzessinnen v. Gaetano Scipioni. 212. Cosmus I. v. Bronzino. 213. Kopf des Moses v. C. Dolce. 214. Copie der Jungfrau und des h. Hieronymus von Correggio v. Baroccio. 215. Männliches Bild, ganze Fig., v. Tizian. 216. Bild des Daniel Barbaro v. P. Veronese. 217. St. Johann Ev., Halbfig., v. C. Dolce. 218. Bild eines Kriegers, Halbfig. v. S. Rosa. 219. Die Jungfrau und der h. Johannes, Christus anbetend, v. Perugino. 220. Christus und andere Heilige in der Glorie v. Han. Carracci. 221. Bildniss einer Frau mit der Jahrszahl 1520 (Schule von Tizian). 222. Weibliches Bild v. Giorgione. 223. Männliches Bild, Halbfig., v. Holbein. 224. Der Herzog v. Buckingham v. Rubens. 225. Himmelfahrt der Jungfrau v. A. del Sarto. 226. Männliches Bild v. Tinelli. 227. St. Martha, Halbfig., v. C. Dolce. 228. Der Heiland, Halbfig., v. Tizian. 229. Weibliches Bild, nicht mit Gewissheit v. Raphael. 230. Madonna mit den Engeln, gen. del Collo lungo, v. Parmegianino. 231. H. Familie; die Jungfrau und das Kind sind Portraits der Grossherzogin Victoria de la Rovere und ihres Sohnes Cosmus III., v. Sustermans. 232. H. Familie v. Rubens. 233. St. Antonius v. Pontormo. 234. Himmelfahrt der Jungfrau v. Lanfranco. 235. Susanne v. Guercino. 236. Der Heiland bei St. Martha v. Franz Bassano. 237. Die h. Jungfrau auf dem Thron und Heilige v. Rosso Fiorentino.

Zwei Tische von orientalischem Alabaster mit einer leichten Einfassung von Lapis Lazuli, ein Tisch von Porphyr und einer von Jaspis. Vasen von Nero Antico und von Silber mit vergoldeter Bronze, reich geschmückt, stehen auf diesen prächtigen Tischen.

VII. *Saal de la Stufa.* Die Wände enthalten allegorische Figuren, die vier Alter der Welt und der Menschen bedeutend von Pietro da Cortona. Der Plafond zeigt die vier theologischen Tugenden, 1622 von Matteo Roselli gemalt. In den Lunetten liest man Inschriften. Vier kleine antike Statuen schmücken diesen Saal; ferner sieht man hier eine sehr kostbare Säule von grünem Porphyr, auf welcher eine Porcellanvase steht, mit dem Bildnisse Napoleons. Der Schrank ist von antikem Ebenholze.

VIII. *Saal der Erziehung des Jupiter*, von Catani gemalt.

Fortsetzung der Bilder. 238. Männliches Bild, Halbfig. (unbekannt). 239. Jungfrau und Kind v. C. Cagliari. 240. H. Familie v. Luca Penni. 241. Kreuzesabnahme (Miniatur von Clorio). 242. H. Familie v. Puligo. 243. H. Familie v. Fra Bartolomeo. 244. Bild eines jungen Mannes v. Porbus. 245. Verschleierte Dame, Halbfig. (unbekannt). 246. Zigeunerin, Halbfig., v. Garofalo. 247. H. Familie (Schule des Raphael). 248. Kreuzesabnahme v. Tintoretto. 249. Profilbild eines Mannes v. Pontormo. 250. Bild eines jungen Mannes v. Franz Bassano. 251. Kopf eines Engels v. Barroccio. 252. Bildniss des Herzogs von Guise (Manier Holbeins). 253. Ruhe in Aegypten v. Paggi. 254. H. Familie v. Palma Vecchio. 255. Männliches Bild, Halbfig., v. van der Helst. 256. Die h. Maria von Aegypten v. P. da Cortona. 257. Die Sibylla erklärt August das Mysterium der Fleischwerdung v. Paris Bordone. 258. Männliches Bild v. Tinelli. 259. Christuskopf (Kopie v. Correggio). 260. Weibliches Bild (Manier d. Porbus). 261. Verkündigung, Halbfig., v. Barroccio. 262. Männliches Bild (Manier Holbeins). 263. Christus am Kreuz (Schule des Bronzino). 264. Die Auferstehung v. Tintoretto. 265. Johannes d. T. v. A. del Sarto. 266. Jungfrau mit dem Kinde v. A. del Sarto. 267. 268. Zwei kleine Kinder, 269. Die Vorstellung im Tempel (alle 3 v. P. Veronese). 270. St. Andreas v. C. Dolce. 271. St. Sebastian, Halbfig. (unbekannt). 272. Matthias v. Medicis (Sustermans). 273. Weibliches Bild (unbekannt). 274. Männliches Bild (unbekannt). 275. St. Carl Borromeus, Halbfig. 276. Der h. Ludwig v. Frankreich, Halbfig. (beide v. C. Dolce). 277. Lucrezia v. Medicis v. Bronzino. 278. Bombocciade v. Giov. Miel. 279. Garcias de Medicis als Kind v. Bronzino. 280. 281. St. Rochus und St. Nicolaus v. Tolentino, Halbfig. (beide v. C. Dolce). 282. H. Familie (unbekannt). 283. Eine junge Frau (unbekannt). 284. H. Familie v. Johann van Achen.

IX. *Saal des Ulysses.* Man sieht hier die Zurückkunft des Helden nach Ithaka als Anspielung auf die Rückkehr Ferdinand III. nach Toscana, von Martellini gemalt.

Fortsetzung der Bilder. 285. Männliches Bild v. Pagani. 286. H. Katharine v. Curradi. 287. Männliches Bild v. Santi di Tito. 288. Christus am Oelberge v. C. Dolce. 289. Die Jungfrau mit dem Kinde und der h. Franciskus v. Ligozzi. 290. St. Franciscus v. Cigoli. 291. Die Predigt St. Johannes d. T. v. Allori. 292. Der Schutzengel und Tobias (Schule del Sarto's). 293. Weibliches Bild (Florent. Schule). 294. H. Familie (Schule del Sarto's). 295. Sta. Lucia (Schule Dolce's). 296. Männliches Bild (unbekannt). 297. Papst Paul III. v. Bordone. 298. Weibliches Bild (Florent. Schule). 299. H. Familie (Lombard. Schule). 300. Kopf eines Greises v. S. Rosa. 301. Männliches Bild v. Cigoli. 302. Jungfrau mit dem Kinde v. C. Dolce. 303. Die Jünger zu Emaus v. Christoph Allori. 304. H. Familie v. Schidone. 305. St. Johannes v. Chr. Allori. 306. Landschaft mit einer Brücke v. S. Rosa. 307. Die Jungfrau mit Heiligen v. A. del Sarto. 308. Kopf eines Greises v. Crespi. 309. H. Familie v. Schidone. 310. Männlicher Kopf (unbekannt). 311. St. Petrus im Kerker v. Zuccheri. 312. Seestück v. S. Rosa. 313. Jungfrau mit dem Kinde v. Tintoretto.

314. St. Johannes, Halbfig., v. A. del Sarto. 315. Bildniss einer Dame aus Bologna v. dell' Altissimo. 316. Ein Jüngling v. C. Dolce. 317. Die Jungfrau und das Kind (2 Bilder in demselben Rahmen) v. C. Dolce. 318. Die h. Margarethe v. Cortona v. Lanfranco. 319. Eine h. Nacht v. Procaccini. 320. Landschaft mit Badenden v. A. Carracci. 321. Ecce homo v. C. Dolce. 322. Männliches Bild v. Velasquez. 323. Männliches Bild v. Sustermans. 324. Männliches Bild v. Bassano. 325. Zwei kleine Landschaften v. Pölemburg. 326. Versuchung des h. Hieronymus v. S. Rosa. 327. Clarissa Ridolfi Altoviti v. dell' Altissimo. 328. Weibliches Bild (Schule des Bronzino). 329. Männliches Bild (unbekannt). 330. Der Maler Costoli (von ihm selbst). 331. Henriette v. Frankreich (Manier van Dyks). 332. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Gennari.

Ein Tisch von Mosaik und ein antiker Schrank von Ebenholz mit Einlagen von Elfenbein und verschiedenen orientalischen Hölzern mit vergoldeter Bronze.

X. *Saal des Prometheus.* Die Malereien von Colignon.

Fortsetzung der Bilder. 333. St. Paul v. Schidone. 334. Männliches Bild (deutscher Meister). 335. Männliches Bild v. Jak. Bassano. 336. Folco Portinari v. van der Goes. 337. Ferdinand I. v. Medicis v. Gaetano Scipioni. 338. Die Jungfrau mit dem Kinde, in der Ferne eine Gruppe um eine Wöchnerin, v. Fra Filippo Lippi. 339. Männliches Bild, Halbfig., v. Tintoretto. 340. Die Jungfrau mit dem Kind und 2 Heilige (Manier des Perugino). 341. Die Erscheinung Christi v. Pinturicchio. 342. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Johannes und 2 Engeln (unbekannt). 343. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Jakob und Sta. Catharina (Schule des Joh. Bellini). 344. Junges Mädchen (Skizze Sustermanns). 345. Weibliches Bild (Anonymus 1509.) 346. Magdalene gen Himmel getragen v. Zuccheri. 347. Die h. Familie mit Engeln v. Filippo Lippi. 348. Die h. Familie mit Engeln v. Botticelli. 349. H. Familie v. Girolamo Genga. 350. Ruhe in Aegypten v. Han. Caracci. 351. Männliches Bild v. Palma Vecchio. 352. Weibliches Bild, Halbfig., v. Luini. 353. Die Sibylle enthüllt August das Mysterium der Fleischwerdung v. Garofalo. 354. H. Familie v. Lorenzo di Credi. 355. H. Familie v. Signorelli. 356. St. Franciscus, einem Engel zuhörend, v. Vanni. 357. Allegorische Figur v. Salviati. 358. Die Erscheinung Christi v. Ghirlandajo. 359. H. Familie v. Beccafumi. 360. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Schidone. 361. St. Katharine, Halbfig. (Schule v. da Vinci). 362. H. Familie v. Bratteri. 363. Die Ehebrecherin v. Mazzolini. 364. H. Familie (Anonymus). 365. H. Familie v. Lorenzo di Creti. 366. Die Predigt des h. Johannes d. T. (Anonymus). 367. Die Schöpfung Eva's (nach einer Zeichnung von Bandinelli v. Andrea del Minga). 368. Rebecca am Brunnen v. Gemignani. 369. Peter von Medicis v. dell' Altissimo. 370. H. Familie (unbekannt). 371. Ecce homo v. Pollajolo. 372. H. Familie v. Garofalo. 373. Magdalene (unbekannt). 374. Männliches Bild v. Costa. 375. Männliches Bild mit einer rothen Mütze v. Sodoma. 376. Ecce homo v. Sodoma. 377. Bildniss der schönen Simonette v. Botticelli. 378. Adam und Eva, aus dem Paradiese gestossen v. Andrea del Minga. 379. Die Enthaltsamkeit des Scipio v. Beccafumi. 380. Männliches Bild, Halbfig., v. Schiavone. 381. St. Johannes, Halbfig., v. Giorgione. 382. H. Familie v. Paruzzi. 383. Hirtenscene v. Franz Bassano. 384. H. Familie v. Botticelli. 385. Jesus am

Oelberg v. da Carpi. 386. Ländliche Scene v. Franz Bassano. 387. Der Kopf Johannes d. T. zum Feste des Herodes getragen v. Cavalori. 388. Tod der Lucrezia v. Filippo Lippi.

Mitten im Saale steht eine französische Porcellanvase mit vergoldeter Bronze.

Gallerie der Säulen. Hier sind besonders 2 Säulen von orientalischem Alabaster mit spiralförmigen Kannelierungen zu betrachten; ferner 6 Mosaik-Gemälde aus der Grossh. Mosaik-Fabrik, welche nur für Rechnung der Krone arbeitet.

XI. *Saal der Gerechtigkeit.* Malereien von Feti.

Fortsetzung der Bilder. 389. Bildniss eines Bildhauers v. Tintoretto. 390. St Elisabeth v. Guido Reni. 391. Cromwell v. Peter Leli. 392. Der h. Casimir, Prinz von Polen, Halbfig., v. Dolce. 393. Die Versuchung des h. Hieronymus v. Vasari. 394. Die Geburt eines Kindes v. Scarsellino. 395. Männliches Bild v. Tintoretto. 396. Prinzessin Eleonore v. Mantua als Kind, später Gemahlin Ferdinand II. v. Oestreich, v. Porbus. 397. St. Johann, Evangelist, Halbfig., v. C. Dolce. 398. Judith v. Gentileschi. 399. Stillleben v. van Elst. 400. Geflügel v. Melch. Hondeköter. 401. Pandolf Ricasoli v. Sustermans. 402. Ein Jüngling v. Christ. Allori. 403. Herkules am Scheideweg v. Battoni. 404. Victoria de la Rovere v. C. Dolce. 405. Ajax von Locres, der sich aus dem Schiffbruche rettet, v. Sabatelli. 406. Der h. Dominik in einer Höhle betend v. C. Dolce. 407. Männliches Bild (unbekannt). 408. Herkules in der Wiege v. Battoni. 409. Männliches Bild, Halbfig., von Sebast. dal Piombo. 410. Männliches Bild, Halbfig., v. Tintoretto. 411. Landschaft v. Both. 412. Landschaft v. Swanefeld.

XII. *Saal der Flora.* Malereien von Marini.

Fortsetzung der Bilder. 413. H. Familie v. Vasari. 414. Weibliches Bild v. Palma Vecchio. 415. Ferdinand II. v. Medicis in seiner Jugend v. Sustermans. 416. Landschaft v. Caspar Poussin. 417. St. Hieronymus v. Calvart. 418. Hirsche und Seevögel v. Ruthard. 419. Greis v. Sustermans. 420. St. Agnese mit ihrem Lamm (unbekannt). 421. Landschaft v. C. Poussin. 422. Künstlerliebe v. Riminaldi. 423. Die Predigt Johannes d. T. v. Tassi. 424. Männliches Bild (Manier Holbeins). 425. H. Familie v. Han. Caracci. 426. Adam und Eva v. Furino. 427. Die Verläumdung des Apelles v. Franciabigio. 428. Jungfrau mit dem Kinde v. Giov. d. S. Giovanni. 429. St. Johann d. Evangelist, auf Pathmos, v. C. Dolce. 430. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Cigoli. 431. Christus, betend, v. Franz Bassano. 432. Weibliches Bild v. Lavinia Fontana. 433. Männlicher Kopf (Venetianische Schule). 434. Ein Ingenieur, Halbfig., v. Bronzino. 435. Ein Koch mit einem Huhn in der Hand, Halbfig., v. Giov. di S. Giovanni. 436. Landschaft v. Cas. Poussin. 437. Eine Ruhe der Jungfrau v. van Dyk. 438. Wilde Thiere jagen einen Hirsch v. Ruthard. 439. Weibliches Bild (Venetianische Schule). 440. Sitzende Frau v. Douw. 441. Landschaft v. Cas. Poussin. 442. Die Jungfrau v. Allori. 443. St. Peters-Platz in Rom (unbekannt). 444. Judith und Holofernes v. Gentileschi. 445. Jesus auf dem Kalvarienberg v. Franz Francia. 446. H. Abendmahl v. Leander Bassano. 447. Der Bildhauer Vincenz Danti (unbekannt). 448. Jesus wird dem Volke gezeigt v. Callot.

In diesem Saale steht die Venus von Canova, 2 Mosaiktische, vorstellend die Bäder von Montecatini und die Cascine bei Florenz.

XIII. *Saal der Puppen.* Malereien von Marini.

Fortsetzung der Bilder. 449. Landschaft v. Brill. 450. Landschaft v. Swanefeld. 451. Hirtenscene v. Leander Bassano. 452. Landschaft; der Frieden verbrennt die Waffen des Mars, v. S. Rosa. 453. Küchengeräthschaften v. van Haelst. 454. Blumen v. Ruysch. 455. Ein Chor Kapuziner v. Chialli. 456. Seestück v. Dubbels. 457. Landschaft; Aktäon überrascht Diana, v. Domenichino. 458. Landschaft mit Figuren v. Pölemburg. 459. Anna Maria von Medicis, Pfalzgräfin am Rhein in Jagdkleidern, v. Douw. 460. Landschaft mit Venus, Amor und Satyrn v. Domenichino. 461. Blumen v. van Huysum. 462. Landschaft v. Swanefeld. 463. Landschaft (unbekannt). 464. Anna Maria von Medicis mit einem kleinen Hund v. Douw. 465. Landschaft v. Ruysdael. 466. Die Ruinen Roms v. Pölemburg. 467. Anna Maria von Medicis v. Douw. 468. Entwurf zu einem Bacchanal v. Han. Carracci. 469. Maskerade des Pfalzgrafen am Rhein und seiner Gemahlin v. Douw. 470. Begräbniss eines Kapuziners v. Chialli. 471. Seesturm v. Bachhuisen. 472. Landschaft mit Badenden v. Pölemburg. 473. Wildpret v. van Haelst. 474. Blumen und Früchte v. Ruysch. 475. Früchte und Geräthe v. van Haelst. 476. Früchte v. van Haelst. 477. Der Wald der Philosophen v. S. Rosa. 478. Landschaft v. Brill. 479. Die Geburt Christi v. Allori. 480. Die h. Familie, umgeben von einer Guirlande, v. Breughel.

XIV. *Gallerie des Poccetti*, von diesem Künstler mit Allegorien geschmückt.

Fortsetzung der Bilder. 481. Männlicher Kopf (Schule von Sustermans). 482. Franciscus von Assisi (unbekannt). 483. Die Jungfrau betend (unbekannt, Flammändisch). 484. Die Jungfrau der Barmherzigkeit v. Marco di Tiziano. 485. Männliches Bild v. Sustermans. 486. H. Familie v. Puligo. 487. Ruhe in Aegypten v. Dosso Dossi. 488. Adam und Eva bei Abels Leiche weinend v. Tiarini. 489. Martyrium der h. Cäcilie v. Riminaldi. 490. St. Sebastian v. Guercino. 491. Bildniss Andrea del Sarto's (aus dessen Schule). 492. Kardinal Ferdinand von Medicis v. Gaetano Scipioni. 493. Männliches Bild (Venetianische Schule). 494. Männliches Bild v. Tizian. 495. Männliches Bild (unbekannt). 496. Bildniss des P. Pietro Pinamonti v. Pozzi. 497. St. Hieronymus, Halbfig., v. Crespi.

DIE BIBLIOTHEK PITTI.

Nächst der Gallerie wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Bibliothek des Palastes zu. Wie sie jetzt besteht, ist sie nicht mit der ehemaligen hier befindlichen Medicea Palatina zu verwechseln, welche Grossherzog Leopold unter die verschiedenen öffentlichen Sammlungen in Florenz vertheilen liess. Sie ward ursprünglich von Ferdinand III. begonnen und die Sammlungen Reveczki und Poggiali legten dazu den eigentlichen Grund. Jetzt beläuft sie sich wohl auf 60 bis 70,000 Bände, und wird durch Anschaffung der besten Werke aller Sprachen fortwährend vermehrt. Wir finden hier eine Sammlung der Variorum in den 3 Formaten; die vollständige Sammlung ad usum Delphini, und die Sammlung der Autoren, welche die Crusca nennt in vollständigster Zahl. Werke über Kunst, naturgeschichtliche mit kolorirten Abbildungen, so wie die Landkartensammlung sind eben so schön, als vollständig. Ferner findet sich eine kostbare Collection alter italienischer Mysterien, unter denen viele auf Velin oder blauem Papiere; seltene und einzige Exemplare italienischer Bücher des 15. Jahrhunderts sind auch vorhanden.

Von den 1500 *Manuscripten* nenne ich zuerst ein kleines Buch von Pergament von 101 Seiten, den ersten Entwurf einiger *lyrischen Gedichte* von Tasso's eigener Hand geschrieben. Die Buchstaben sind gross und es sind viele Verbesserungen darin. Manche Sonette sind zweimal, eins sogar viermal vollständig umgearbeitet. Der Grossherzog hat dieses Manuscript mit 4000 Fr. bezahlen lassen. Die Sammlung von Briefen des Dichters enthält Stellen, die von seinem trüben Leben Kunde geben. So beklagt er sich von Mantua aus in einem Schreiben an Licino, dass er sich wegen seiner Wäsche in grosser Verlegenheit befinde *), da man ihm das Versprochene nicht sende, und er kein Geld habe, es sich selbst anzuschaffen. — Die *Manuscripte Machiavelli's* enthalten 6 Kästchen in Gestalt von Foliobänden, die Korrespondenz Machiavelli's war sehr ausgebreitet. — *Galilei's Manuscripte*, seine Korrespondenz, die Schriften gegen ihn mit Anmerkungen von seiner Hand; die *Manuscripte* seines Schülers *Viviani*, *Torricelli's* und der *Academie del Cimento* bilden 300 Bände. Interessant sind Galilei's Betrachtungen über Tasso, die er als 26jähriger Professor der Mathematik in Pisa und als grosser Verehrer des Ariost niederschrieb. — Man kann die Bibliothek nur mit specieller Bewilligung des Grossherzogs besuchen.

DER GARTEN BOBOLI.

Wenn man von dem *Platze del Pitti* eintritt, so erblickt man sogleich einen Springbrunnen mit einer Figur zu Pferde, die auf einer Schildkröte steht. Diese Gruppe ist von Valerio Cioli da Settignano. Nachdem man den Portikus durchschritten hat, erblickt man zu Anfang der grossen Allee zwei Statuen von Porphyr. Die Grotte, dem Eingangsthore gegenüber, ist nach einer Zeichnung Buontalenti's von Vasari ausgeführt. Sie enthält Apollo und Ceres von Baccio Bandinelli; die 4 nicht vollendeten Statuen in den Ecken sind von Michel Angelo; die Malerei ist von Poccetti. Gegenüber die Gruppe des Paris und der Helene in einem Bassin von Vincenzo Rossi da Fiesole. Eine Marmorvase mit 4 Satyrn und einer Venus ist von Johann von Bologna.

Indem man in der Allee fortschreitet, sieht man links einen Obstgarten mit einem schönen antiken Jupiter. Hierauf gelangt man zu einem nachgebildeten Amphitheater, in dessen Mitte sich ein ägyptischer Obelisk aus rothem Granit befindet. Wenn man den Hügel mehr hinansteigt, findet man 2 antike Statuen, die auf Traueraltäre gestellt sind. In dem nun folgenden Weiher steht Neptun und vier Tritonen von Bronze von Astoldo Lorenzi da Settignano. Südlich von hier erblickt man die kolossale Statue des Ueberflusses von Johann von Bologna begonnen und von Tacca beendigt. Weiter hin sieht man Ganimed auf einem Adler. Westlich von hier steigt man über eine schöne Treppe nach del Rosso's Zeichnung, mit vier antiken Statuen geziert, immer höher hinan. Auf der sogenannten Wiese dell'Uccellare steht eine künstliche Gruppe; Venus und Amor vorstellend, denen das Wasser aus den Haaren spritzt. Links von dieser Wiese hat man eine herrliche Allee vor sich, die mit einigen zum Theil antiken Statuen geziert ist. Eine andere Allee, welche diese durchschneidet, führt zum Obst- und Küchengarten mit vier Statuen. Wenn man nun aber die grosse erstgenannte Allee zu Ende geht, so sieht man eine kolossale Büste, ein Erstlingswerk von Joh. von Bologna, einen Augur aus der Schule Bandinelli's, einen antiken Merkur, einen restaurirten Aesculap

---

*) „*Delle calze promessemi dalla Signora Tarquinia avrei gran bisogno, perchè non posso mutarmi; ed un pajo di ormisino, donatemi dal serenissimo Signor Principe col gruppone, benchè siano nuove e tutte adornate, io credo che si straccieranno in quindeci giorni, e non avendo denari, non so come mi fare.*“

und Wahrheit und List von Vinc. Danti. Eine zweite diese durchkreuzende Allee führt zu der vielbewunderten Gruppe, Adams und Eva's nach dem Fall, von M. Angelo Nacerino.

Von hier zurückkehrend, betrachtet man zwei schöne antike Nymphen, grösstentheils restaurirt. In den umherliegenden Gebüschen einige ländliche Gruppen von Giambattista Capezzuoli und ein Springbrunnen, der sein Wasser zu einer bedeutenden Höhe steigen lässt. Zuletzt am Ende der grossen Allee liegt eine kleine anmuthige Insel *l'Isoletto*, auf welcher ein Springbrunnen, den eine kolossale Gruppe von überraschender Wirkung schmückt. Sie ist ein Werk Joh. von Bologna's, und stellt den Ocean vor, von dem Nil, dem Ganges und dem Euphrat umgeben und zugleich die Entführung der Europa, den Triumph Neptuns und die Bäder der Diana. Zu beiden Seiten der Insel sind Andromeda und Perseus angebracht, die ebenfalls Joh. von Bologna zugeschrieben werden. Die Harpyen desselben Meisters hatte die Zeit zerstört und sie sind jetzt von Spinazzi u. A. nach jenem wieder geformt worden. Die Amoretten und Thiere sind von Verschiedenen. Links von der kleinen Insel und nah an den Stadtmauern steht Venus und Adonis von Cosimo Salvestrini.

Von hier zur *Porta Romana* stehen 12 antike Büsten, ein Vulkan von Fancelli, die Zeit von Silvani, und Aesculap und die sitzende Frau, dem Caccini zugeschrieben. Auf der Wiese, die man durchschreitet, stehen 2 Säulen aus rothem orientalischem Granit. Im Weitergehen erblickt man hier rechts eine Venus, aus dem Bade steigend, und links eine antike Flora. Rechts eine Gruppe von Marmor, das Civettaspiel versinnlichend, und links maskirte Seiltänzer von Sandstein. Die letztere Gruppe wird Ferrucci zugeschrieben. Hier steht auch der Bauer, welcher Wasser ausgiesst, von Valerio Cioli; das Gefäss ist eine römische Urne. Zu Ende dieser Allee steht Perseus auf einem Drachen als Springbrunnen, Herkules, der Lica bei den Haaren ergreift, Bacchus und ein kleiner Satyr. Hier beginnt nun eine andere Allee, die zum Palaste zurückführt. Die hier sichtbaren ländlichen Gruppen sind alle von Cioli und seinem Sohne. Die 2 Hunde aus Sandstein sind von Tadda; die beiden Musen und der Ueberfluss antik; der Arno und der Löwe sind das toskanische Wappen.

Nun erblickt man jenen Theil des Palastes, *La Meridiana* genannt, nach Zeichnungen von Caspar Paoletti gebaut. Vor diesem stehen Juno, Marc. Aurelius, Diana, Mnemosine, Cupido, Bacchus, August und noch andere antike Statuen; Pallas und Meleager, David von Ludwig Salvetti; Apollo von Poggesi und eine Judith mit dem Kopf des Holofernes.

Von den höchsten Punkten des Gartens hat man eine herrliche Aussicht über die Stadt, die zwar nicht sehr gross ihrem Umfange nach ist, allein dennoch voll historischer und poetischer Grösse. Eine Wanderung durch diesen Garten macht eben keinen grossen Eindruck; er ist zu regelmässig im französischen Geschmack und doch nicht so grossartig wie der Garten in Versailles. Des Sonntags wird er als Promenade von den untern Klassen der Einwohner benützt.

Palazzo degli Uffizi.

Vormals war dieses imposante Gebäude, welches Vasari und Buontalenti zu Erbauern hat, den öffentlichen Aemtern bestimmt, weshalb es den Namen führt; jetzt sind die Bureau's der Stadtobrigkeit in den untern Räumen, während die obern jene weltberühmten Sammlungen von Kunstschätzen aufbewahren, die in dieser Beziehung Florenz zur ersten Stadt der Welt erheben. Die drei grossen Corridors und 20 Säle und

Kabinette, welche die Gallerie enthalten, sind jedoch theils ihrer Einrichtung, theils ihrer Benützung nach, der Aufstellung nicht immer günstig gewesen. Statuen, Büsten und Basreliefs sind nicht gut zwischen den Fenstern placirt, wo sie nur halbes Licht erhalten. Eben so sind die vielen verschlossenen kleinen Gemächer nicht der Idee einer so grossen Gallerie vollkommen entsprechend. Die beiden gleichlaufenden Corridore sind 630 F. lang, der sie verbindende 100. Die Mediceer legten den Grund zu dieser Sammlung, weshalb man sie gewöhnlich nach ihnen benennt *).

Auf der grossen Treppe steht ein antiker Bacchus und eine Vase. — *Im ersten Vestibule* stehen die *Fürsten*, welche die Gallerie gründeten und bereicherten: Lorenzo der Prächtige (Marmor). — Cosmus I. (Bronze). — Franz I. (Marmor). — Ferdinand I. (Porphyr). — Cosmus II. (Porphyr). — Ferdinand II. (nur der Kopf Porphyr). — Kard. Leopold (Marmor). — Cosmus III. (Marmor). — Joh. Gaston (Marmor). — Ferdinand III. (Marmor). — An der Thüre steht ein Mars von Bronze (antik); ihm gegenüber Silen, Bacchus auf dem Arm (nach dem Modell der Villa Pinciana). 2 Hekateköpfe und 2 unbekannte Büsten. — In der Mauer 4 Basreliefs, Feste und Opfer vorstellend gleich denen an der Trajanssäule.

3 Basreliefs mit grotesken Gestalten und noch andere. — *Im zweiten Vestibule*, ein Achteck bildend, 2 viereckige Säulen, 10 F. hoch mit Basreliefs; darauf ein Jupiter und eine Cybele. Ein Pferd, das zur Gruppe der Niobe gehört haben soll (sehr schön). — Der berühmte antike Eber, dessen Kopie Pietro Tacca in Bronze für den neuen Marktplatz ausführte. — Ein Apollo, dessen Torso und rechter Schenkel antik und sehr schön sind. — Hadrian, herrliche Draperie. — Ein Trojaner mit schön ausgeführtem Panzer. — Augustus, herrliche Draperie; der Kopf modern. — Zwei Wolfshunde, trefflich ausgeführt. — Büste Peter Leopolds über der Thüre von Carradori. — Verschiedene Büsten unbekannter Personen.

Wir treten jetzt in *die Corridors* ein. Die Decke schmücken Freskomalereien, welche die drei Epochen der florentinischen Schule bezeichnen. Die östliche Seite wurde 1581 gemalt und stellt mythologische Gegenstände dar, durch reiche Arabesken in der Weise verbunden, die man alla Raffaella nannte. Poccetti und seine Schule malte sie. Der verbindende Theil wurde 1653 von Ulivelli, Chiavistelli, Masini, Tonelli u. A. gemalt. Nachdem 1762 ein Theil des westlichen Corridors abgebrannt war, wurde er von Neuem durch Moro, Traballesi, Terreni, Appiani u. A. gemalt. An beiden Seiten der Corridors sieht man unter der Decke die Bildnisse von 533 geschichtlich denkwürdigen Personen, die auch zum Theil artistischen Werth haben. — Man sieht hier 11 Sarkophage; die Sammlung der Büsten der römischen Kaiser und ihrer Verwandten ist die vollständigste, die man kennt. Die vorzüglichsten hierunter sind Augustus, seine Tochter Julia, Agrippa, Caligula, Vespasian, Elias Verus, Hadrian, Anton. Pius, Faustina, Marc Aurel, Luc. Verus, Pertinax, Geta, Sept. Severus, Albinus (besonders schön), Caracalla, Plautilla, Heliogabalus, Gordianus Africanus u. s. w. In Allem sind es 80 Büsten.

Statuen. Vom Eintritt in die Gallerie angefangen, sehen wir: 2 sitzende Frauen, von denen die eine Agrippina seyn soll; Herkules, den Centaur Nessus tödtend; Attys, schöne kolossale Statue, der Torso antik; ein Athlet; Pan und Olympus; Athlet (anatomisch merkwürdig); Victoria; Priesterin; Athlet; Pomona; Athlet; Urania;

---

*) Wer sich umständlicher über die hier aufbewahrten Kunstschätze unterrichten will, die hier unmöglich erschöpfend angezeigt werden können, lese das Museum Florentinum.

Hadriana; eine Vestalin; Calliope; Herkules! Polihymnia; Merkur; Venus und Amor; Apollo! ein anderer Apoll; Cupido; Bacchantin; Fuss eines Leuchters, dem Mars geweiht; Faun; Ganymed und der Adler (sehr schön); Marsyas; ein Kind; zwei Amoretten; Nereide; Hygäa; Discuswerfer; Jupiter; Minerva; Juno (Arme neu); Krieger; Merkur! 2 Apollo; 2 Aesculap; Jup. Olympius; Marc Aurel; Bacchus; Leda; Apollo und Melpomene. — Von M. Angelo ein herrlicher Bacchus; von Sansovino ein Bacchus; von M. Angelo Apollo; von Mino da Fiesole St. Johann d. T.; von Donatello David; von dems. St. Johann d. T.; von Baccio Bandinelli die berühmte Gruppe des Laokoon nach der in Rom befindlichen Antike (1550). — Der Schlaf und der Altar Iphigeniens, so wie der den Laren des August geweiht.

Gemälde. Ebenfalls vom Eingang rechts angefangen. Die Jungfrau mit dem Kinde v. Andrea Ricco di Candia (13. Jahrhundert). S. Bartholomäus v. Cimabue. Christus am Oelberg! Jungfrau mit dem Kinde und Heilige; Christus im Paradiese, einen Apostel empfangend, sämmtlich v. Giotto. Verkündigung; St. Julian und St. Ansano v. Simone Memmi. Verkündigung v. Ang. Gaddi. Die Jungfrau mit dem Kinde; die Thebaide v. Pietro Laurati. Die Jungfrau und mehre Figuren v. Fra Giov. Angelico. Jungfrau mit dem Kinde v. Filippo Lippi. Jungfrau mit dem Kinde und Heilige v. Lorenzi Petri da Siena. Die Jungfrau ihr Kind anbetend und Heilige v. Baldovinetti. Andromeda, Perseus; Opfer der Andromeda; Hochzeit des Perseus v. Pietro Cosimo. St. Eustach, St. Jacob und St. Vinzenz v. Pollajolo. Jesus, Joseph und Maria; Jungfrau mit dem Kinde und Hirten v. Signorelli; Jungfrau mit dem Kinde und 6 Engel; eine Jungfrau von Engeln gekrönt v. Botticelli. Anbetung der Könige v. Dom. Ghirlandajo. 2 Bilder: die Jungfrau ihren Sohn anbetend v. Credi. Jungfrau mit dem Kinde v. del Garbo. Jungfrau mit Heiligen v. Gerino da Pistoja. Jungfrau mit Jesus und Joseph (Florent. Schule). Jungfrau mit dem Kinde (Schule del Sarto's). Moses, die Töchter Jethro's vertheidigend v. Maestro Rosso, Fiorentino. Eine Verkündigung; Weibl. Bild. Halbf. v. Ang. Allori. Caritas v. Salviati. Berthold Schwarz v. Coppi. Jungfrau mit dem Kinde und 2 Mönche (Florent. Schule). Jungfrau mit dem Kinde; Kreuzigung v. Stradano. Schmiede Vulkans v. Casini. Der Thurm des Danaus v. Traballesi. Daniel v. Giov. Fei. Ein Laboratorium mit dem Centaur Chiron v. Buti. Moses und die Juden; Perseus, Andromeda befreiend (Florent. Schule). Atalante v. Marsili. Goldbergwerk; Neptun; Thetis (Florent. Schule). Handwerker in ihrer Boutike v. Ales. Fei. Andrea del Sarto's Frau (von ihm selbst). Der Heiland unter dem Kreuze v. Passignano. Wallfischfang (Florent. Schule). Herkules mit einem Hund; Christus am Kreuz v. Santo di Tito. Büssende Magdalena v. Christ. Allori. S. Lorenzo; Magdalene v. Cigoli. Der todte Christus mit Marien und die Apostel v. Steph. Pieri. Nackte Sclaven; die h. Dreieinigkeit mit Heiligen v. Thomas da S. Frediano. Ein Bad v. Macchietti. Die Erschaffung des Menschen v. Jak. Empoli. Deukalion und Pyrrha v. Mingo. Jesus am Kreuz v. Lorenzo Lippi. Das Fest des Belsazar v. Martinelli. Die Erwählung des h. Matthäus v. Rosselli. Die Söhne Jakobs v. Vanni. Kanonengiesserei v. Morandi. Medea v. Macchietti. Ein Laboratorium v. Stradano. Herkules den Drachen tödtend v. Sciorini. Ein Schmelzofen v. Butteri. Perlenfischerei v. Ales. Allori. Eine Frau, ihr Kind säugend (Florent. Schule). Venus, den Cupido kämmend; die Neuvermählte v. Giov. da S.

Giovanni. Abrahams Opfer v. Livio Mehus.

Zur linken Seite hinübergehend sieht man: Magdalene auf 2 verschiedenen Bildern v. Curradi. Jungfrau mit dem Kinde v. Dom. Creti. Bild Joh. Bapt. Gambetti v. Empoli. Bild der Galla Placidia v. C. Dolce. Verkündigung; Jesus am Kreuz v. Ciro Ferri.

Im westlichen Corridor finden wir aufzuzeichnen: Moses im Nil v. Luti. Ganymed v. Gabbiani. Ariane v. Geminiani. Weibl. Bild, Pastell, v. Rosalba Carriera. Römische Krieger v. Betti. Der Engel, die Geburt des Messias verkündend, v. Leander Bassano. Dädalus und Ikarus v. Thomas da S. Frediano. Leander und mehre Figuren v. Geminiani. 2 Bilder, die Sündfluth vorstellend, v. Franz Bassano. Der todte Christus v. Jac. Bassano. Die Königin von Saba v. Andrea da Vicenza. Brustbild eines Bewaffneten v. Pietro della Vecchia. Die Erweckung des Lazarus v. P. Veronese. Die Gefangennehmung des Heilands v. Franz Bassano. Portikus mit Figuren v. Ligozzi. Heilige Familie v. Bonifazio Veneziano. Der Reiche und der Aussätzige v. Franz Bassano. 2 Bilder von der Arche Noe v. Jak. und Franz Bassano. Die Himmelfahrt v. Zanchi da Este. 2 Bilder aus der Aeneide (unbekannt). 2 Bilder mit Jägern v. Cassana. Cupido v. Franceschino. Ein alter Bettler v. Crespi. Anbetung der h. drei Könige v. Zanchi. Thiere v. Johann Fyt. Ein Bergwerk v. Heinrich van Bless. Männliches Bild v. Zucheri. Magdalene v. Sturini. St. Petrus mit dem Engel v. Bononi. Männliches Bild v. Cassana. Ganymed v. Cagnacci. Mars v. Guercino. Landschaft v. Tassi. Merkur mit Ulysses v. Stradano. Himmelfahrt v. Procacini. Die beiden Pforten der Träume v. Naldini. Männliches Bild (Venet. Schule). Bild eines Mannes mit kahlem Kopfe v. Friedr. Barocci. Magdalene (unbekannt). Ein Mann, die Hand auf einen Schädel legend, v. Tizian. Christus am Kreuze v. Semini. Circe v. Castiglione. Kreuzesabnahme (Bologn. Schule). Alexander d. G. v. Morandini. Die Ausschiffung des Aeneas v. Butteri. Alexander d. G. zu Pferde v. Coppi. Verklärung v. Lapi. Christus am Kreuze v. L. Caracci. Raub der Sabinerinnen v. Castelli. Der todte Christus mit mehren Figuren; Christus am Kreuz mit Magdalene (Deutsche Schule). Seesturm v. van Platen. Der Wasserfall von Tivoli v. Wuthy. Adam und Eva v. Franz Floris. Landschaften v. van Goyen, Paul Brill. Die Mahlzeit Cleopatra's (Toscanische Schule). Heilige Familie v. Crayer. Lavinia v. Cavalori. Venus und Juno v. Cosci. Christus bei Pilatus v. Benikaes. St. Peter und St. Paul (Deutsche Schule). Der Raub der Helena v. Vanni. St. Pauls Enthauptung (Deutsche Schule). Ein Studierzimmer v. Cavalori. Diesem Bilde gegenüber hängt eine Jungfrau mit Jesus und Johannes nach einer herrlichen Freske von A. del Sarto copirt, die nicht mehr vorhanden ist.

Kleiner Corridor (moderne Sculptur). Beim Eingange zur westlichen Gallerie befindet sich dieser Corridor mit folgenden Werken: 6 Basreliefs aus dem Leben des St. Joh. Gualberto von Bened. da Rovezzano. Ein Denkmal für die Gattin des Franz Tornabuoni v. Verrocchio. Sechs schöne Marmorbasreliefs mit musicirenden Figuren v. L. della Robbia. Vier Basreliefs, tanzende Genien v. Donatello. Die Jungfrau mit Jesus und St. Johannes v. Michel Angelo. Zwei Gemälde über denselben Gegenstand (unbekannt). Die Jungfrau, ihren Sohn anbetend, St. Joseph und Engel v. Rossellino. St. Johannes aus schwarzem Stein v. Donatello. Die Jungfrau mit Jesus aus Terra cotta v. L.

della Robbia. Basrelief v. Pierino da Vinci. Büste Pietro Mellini's v. Bened. da Majano. Büsten von Franz Sassetti, h. Johannes, einer Frau Machiavelli's (1495), einer Frau mit Händen, eines geharnischten Mannes (unbekannt). Peter v. Medicis v. Mino da Fiesole. Palmieri v. Rosellino. St. Johannes, Statue v. Michelozzo.

Kabinet der modernen Bronzen. Aus dem Corridor tritt man wieder in die Gallerie und beginnt mit diesem Kabinet. Ich führe nur das Bedeutendste an:

Joh. v. Bologna. Merkur! 2 Modelle des Merkur und des Sabinerraubes. Juno, Venus, Vulkan und Apollo, rings an den Wänden. 6 kleine Statuen. — Benvenuto Cellini. Cosmus I. v. Medicis! 2 Modelle des Perseus, ein Helm und ein Schild. — Ghiberti. Die Urne der h. Märtyrer! Abrahams Opfer. — Brunellesco. Arbeiten, welche mit den vorhergehenden konkurrirten, um an den Thüren zum Battistero angebracht zu werden. Ghiberti's erhielten bekanntlich den Vorzug. — Pollajolo (ungewiss). Jesus am Kreuz und Maria. Basrelief. — Donatello (ungewiss). Ein geflügeltes Kind neben der Kopie des Faun und des David. — Verrocchio. David. — Cigoli. Anatom. Figur. — Vecchietta. Liegende Statue. — Unbek. Meister. Eine Schlacht. — Schule des M. Angelo. Basreliefs. — Danti. Basreliefs von der Schlange. Zwei Candelaber. — Soldani. Kopien der Venus v. Med., der Schleifer, der Ringer, der Faunen, des farnesischen Stiers, der beiden Pferde mit Castor und Pollux, des Laokoon, des Hermaphroditen, der Diana von Versailles, des Marc Aurel zu Pferde, des farnesischen Herkules, des sterbenden Fechters u. s. w.

Saal der antiken Bronzen. Das Vorzüglichste: Der Redner (die hetrusk. Inschrift in der Falte des Gewandes deutet auf Metellus) — Merkur! — Minerva! — Ein Pferdekopf. — Chimära. — Ein Torso! — Ein Dreifuss. — *In dem Schranke rechts vom Eingang:* Ein tragbarer Altar. — Ein Genius, welcher Nektar auf die Lippen des Bacchus giesst! — Serapis. — Eine Amazone. — *In dem Schranke links:* 6 Kupferstiche, sogen. Nielli; die Kreuzigung von Maso Finiguerra, dem Erfinder des Kupferdrucks. — Ein Kreuz aus einem Stücke Holz. — St. Johann d. T. aus Holz. — 2 Kelche u. s. w. — *In den folgenden Schränken* nach der Reihe: I. Saturn — Apis — Jupiter — Juno — Ceres — Vesta — Neptun — Pluto — Minerva — Merkur u. s. w. II. Venus — Nymphen — Amoretten — Genien u. s. w. III. Herkules — Bacchus — Bacchantinnen. IV. Victoria — Fortuna u. s. w. V. Hetruskische Gottheiten. VI. Bildnisse von Männern und Frauen. VII. Verschiedene Thiere. Der römische Adler der 14. Legion. VIII. Altare — Dreifüsse — Geräthschaften der Tempel. IX. Candelaber und Lampen. X. Candelaber, Lampen, Metallspiegel. XI. Antike Inschriften, Wachstafel. XII. XIII. Geräthe und Vasen. XIV. Verschiedene Instrumente.

Vasen von Terra cotta. Mitten in diesem Saale steht die schöne Statue, die den Genius des Todes oder den Schlaf vorstellt, die von Spinazzi restaurirt ist. Eine reiche Vasensammlung, theils aus Griechenland hierher gebracht, theils aus den Nachgrabungen in alten hetruskischen Städten.

Saal der Niobe. Diese berühmten Statuen wurden 1775 aus Rom hierher gebracht. Es ist Schade, dass sie so zerstreut dastehen und kein Ganzes bilden. Nächst der Niobe selbst ist es die Statue zu ihrer Linken, dann die zwei neben dem Pädagogen und die erste rechts beim Eintritt in den Saal, welche die meiste Bewunderung erregen. Zwei kolossale Büsten des Jupiter und des Neptun. Ausserdem die Gemälde: Die Mutter des Rubens v. van Dyk. Lord Oxford v.

Peter Lely. Ein sitzender Mann v. Mirevelt. Eberjagd v. Snyders. Eine Frau in Trauer v. Mirevelt. Ein Portrait v. Robert. Heinrich IV. v. Rubens. Adam und Eva v. Kranach. Heinrichs IV. Einzug in Paris v. Rubens. Adam, Abel beweinend, v. Karl Loth. Zwei Bilder des Abendmahls und eine Wahrsagerin v. Honthorst. Die Jungfrau mit dem Kinde (Schule von van Dyk).

Saal des Baroccio. Vorzugsweise: Zwei Bilder, die Anbetung, v. Honthorst. Kreuzesabnahme v. Aug. Allori. Jungfrau mit dem Kinde v. Luini. Der bewaffnete Bradimante v. Guido. Philipp IV. von Spanien v. Velasquez. Elisabeth, Gemahlin Guido Gonzaga's, v. Mantegna! Sibylle v. Guido. Bildniss v. Franz Francia. Sitzender Mann v. Aug. Allori. Herodias v. Baroccio. Jesus verhaftet v. Sodoma. Ein Mann mit einem Affen v. Ann. Carracci. Jungfrau mit dem Kinde v. Baroccio. Magdalene v. Curradi. Bildniss v. Aretusi. Herzog von Nemours v. Alex. Allori. Frau in Blau gekleidet v. A. del Sarto. Jungfrau mit dem Kinde v. Cambiaso. Hochzeit zu Cana v. Alex. Allori. Unter diesem Bilde hängen folgende 5 kleine: 1. Bildniss v. Holbein. 2. Kardinal Accolti v. G. Romano. 3. Magdalene v. Lanfranco. 4. Greis v. Joh. Bellino. 5. Kleines weibliches Bild v. Holbein. St. Sebastian (Bologneser Schule). Bild des Theophil. Folenzo (unbekannt). Türkischer Sclave v. Parmegianino. Helena Forman v. Rubens. Jesus im Tempel v. Caravaggio. Eine Prinzessin von Franz Douw. H. Familie v. Mecarino. Frau, Halbfig., v. A. del Sarto. Galilei v. Sustermans. Magdalene v. C. Dolce! St. Peter v. Gamberucci. St. Peter weinend v. Volterrano. Ein Kopf St. Peters v. Lanfranco. Mann in Schweizertracht von Sustermans. Mater dolorosa v. Sassoferrato! Weibliches Bild, vermeintl. Maria Stuart, v. van Dyk. Der Pharisäer v. Caravaggio. Magdalene v. Carlone. Die Improvisatrice Fantastici v. Angelika Kaufmann. Francavilla, der Bildhauer (flamändisch). Elisabeth Brande v. Rubens. Jungfrau in der Glorie (flamändisch). Weibliches Bild v. Baroccio. Bacchanal v. Rubens. Der Heiland, Profil, v. Maratta. Francavilla v. Porbus. Jungfrau mit dem Kinde v. Viani. Jungfrau mit dem Kinde v. Sogliani. St. Franciscus v. Baroccio. Die drei Marien am Grabe v. Curradi. Fra Panigarola v. Lavinia Fontana Zappi. Die Jungfrau auf dem Schoosse der h. Anna v. Solaino. Der Erlöser und Magdalene v. Baroccio. St. Ludwig, der Bischof, betend, v. C. Dolce. Ein Greis mit dem Modell der Venus v. Medicis (unbekannt). Jungfrau mit dem Kinde und St. Joseph v. Orsi. Mönch v. Ann. Carracci. Dido's Tod v. Testa. Die Jungfrau, ihren Sohn säugend, v. Bugiardino. Jesus unter Engeln v. Albano. St. Franciscus v. Cigoli. Der Pharisäer v. Capucino.

In diesem Saale stehen 4 Tische in Mosaik, von denen der eine nach Zeichnungen von Ligozzi 40.000 Zecchinen gekostet hat; 20 Arbeiter verfertigten ihn in 25 Jahren. Auch enthält noch dieser Saal eine zahlreiche Sammlung von Kupferstichen und Zeichnungen.

Saal der Inschriften. Griechische und lateinische Inschriften sind nach folgenden Klassen geordnet: 1. *Klasse.* Den Göttern und ihren Dienern. 2. *Klasse.* Den Cäsaren. 3. u. 4. *Klasse.* Den Consuln und Magistraten. 5. *Klasse.* Den Schauspielern. 6. *Klasse.* Den Kriegern. 7. *Klasse.* Den Todten. 8. *Klasse.* Den Vermählungen. 9. *Klasse.* Den Freigelassenen. 10. *Klasse.* Den christlichen Gräbern. 11. *Klasse.* Epigraphen. 12. *Klasse.* Verschiedenen Gegenständen. — Die bedeutendsten Statuen sind hier: Merkur, Venus zweimal. Gruppe des Bacchus. Ovid. Scipio, Euripides aus schwarzem Stein. Sappho, Alcibiades, Sophokles und Aristophanes, Britannicus (kleine Statue aus Basalt), Aeneas, Solon, schlafender Silen, Sokrates, Anakreon, Mark Anton, Demosthenes, Cicero, Hippokrates. — Dem grossen Basrelief gegenüber, welches Luft, Wasser und Erde vorstellt, sieht man in der Wand die Köpfe des Pompejus, Seneca, Homer und Demosthenes. Die Büste Plato's verdient mit Auszeichnung genannt zu werden; ferner der Kaiser Galien. Ueber jenem grossen Basrelief das Fragment eines Wagens mit zwei Rädern, und 14 aufgestellte Büsten. Mitten im Saale ein Altar von Granit mit Figuren in Relief; eine ägyptische Statue von Granit und eine andere von rothem Granit. — Zu beiden Seiten 6 Kinder-Sarkophage und mehre Grab- und Trauerdenkmale.

Saal des Hermaphroditen. Die Statue desselben liegt auf einer Löwenhaut. — Fragment einer Statue von parischem Marmor, Faun oder Bacchus vorstellend; ein Torso von Basalt; der Torso eines Fauns! Herkules, die Schlangen erwürgend; Bacchus als Kind. — An den Wänden: Kopf des Alexander (kolossal); Berenice, Juno (kolossal); Antinous (kolossal); Büste eines Mannes ohne Haare; Greis mit Bart (kolossal); Amor und Psyche; Ganymed (Kopf, Arme und Füsse von Cellini restaurirt); Brutus von M. Angelo! Die Maske des Faun von demselben (Jugendarbeit). — *Basreliefs* oben an den Wänden: Modell eines kleinen Tempels; 2 Schneiderboutiken; 3 Bacchantinnen; ein müder Wanderer; eine sterbende Bacchantin; ein Kind mit einem Gefäss; zwei Frauen; Genius mit den Blitzen Jupiters; ein opfernder Kaiser; Jupiter Ammon; 3 graziöse Figuren aus einem Basrelief.

Aegyptisches Kabinet. Ausser einer grossen Anzahl trefflicher Basreliefs, welche eingemauert sind, folgende Gegenstände: Eine Mumie auf einem Lager mit einem sehr wohl erhaltenen, schön gemalten Kästchen. — Viele Papyrus. — In drei Schränken viele kostbare Gegenstände von Edelsteinen und Metall u. s. w.

Saal der Maler-Portraits. Mitten in diesem Saale steht die berühmte *mediceische Vase* mit dem Opfer der Iphigenie und vielen andern Gegenständen geschmückt. In einer Nische die Marmorstatue des Kardinals Leopold von Medicis, welcher diese Sammlung anlegte. Die vorzüglichsten Portraits sind hier: Raphael und sein Lehrer Perugino nebst Giulio Romano; Masaccio; Leonardo da Vinci; Michel Angelo; Empoli; Cigoli; Christoph Allori (sämmtlich Florentiner). — Bellini; Giorgione; Tizian; Paul Veronese; Tintoretto; Bassano; Palma; Morone (Venetianer). — Primaticcio; die Carracci; Domenichino; Guido Reni; Albano; Guercino; Parmegiano; Caravaggio (Bologneser). — Von fremden Künstlern finden wir: Albrecht Dürer; Holbein; Rubens; van Dyk; Velasquez; Rembrandt; Helzheimer; Gerhard Douw; Sustermans; Lebrun; Bourguignon; van der Werff; van der Neer; Mieris; Schalken; Balassi; van der Brak; Vivien; Nanteuil; Liotard; Rosalba Carriera. — In dem an den Saal stossenden Kabinet unter den neueren: Mengs; Battoni; Josua Reynolds; Angelika Kaufmann; Appiani; Canova; Bezzuoli; Sabatelli; Benvenuti. — Im Ganzen sind es 390 Portraits. — Mitten in diesem Kabinet steht die schöne Statue der Venus Anadyomene.

Gemäldegallerie nach den Schulen. *Venetianische Schule. I. Saal.* Büste eines Mannes, schwarz gekleidet, v. Muziano. General Gattamelata v. Giorgione. St. Katharina in Fesseln v. P. Veronese. Sansovino v. Tizian. Die Heimsuchung v. Carlo Calliari. Jungfrau mit dem Kind und St. Franciscus v. Polidoro von C. Kleines Bild eines Jünglings v. Paris Bordone. Salomons Urtheil v. Vicentino. Die Verkündigung v. P. Veronese. Ein Greis v. Morone. Ein Mann mit einem Buche v. Pordenone. Die heilige Unterredung v.

Cima. Der todte Christus v. Joh. Bellini. Ein sitzender Mann v. P. Bordone. Figur in Lebensgrösse, vermeintl. St. Ignatius, v. Morone. Anbetung des Kindes v. Schiavone. Venus, den Adonis beweinend, v. Bonvicino. Martyrium der h. Justine v. P. Veronese. Die Jungfrau von Seraphinen umgeben v. Tizian. Bathseba im Bade v. Porta. Die Erscheinung des h. Augustin v. Robusti. Moses im rothen Mantel; Jacob Franz und Leander Bassano und mehre ihrer Verwandten, v. J. Bassano. Esther vor Ahasverus v. P. Veronese. Der todte Christus und die Jungfrau v. Fra Simplicio da Verona. Einzug in Jerusalem v. Tintoretto. Das Wunder des h. Fredianus v. Caliari. Der venetianische Admiral Venerio v. Tintoretto. Franz de la Rovere und seine Gemahlin v. Tizian! Landschaften mit Heerden v. J. Bassano. Vier Büsten v. P. Veronese, P. Bordone, Tinelli, Campagnola. Bildniss eines Rothgekleideten v. P. Bordone. St. Margaretha v. Palma d. J. — Auf 2 Tischen von grünem genuesischen Marmor stehen 2 schöne Vasen von Serpentin.

Venetianische Schule. II. Saal. Greis mit einem Papier in der Hand; 2 Jagdhunde v. J. Bassano. Bartolomeo Alviano, Feldherr der Venetianer, mit grossem Gefolge, v. Tizian. Sitzender Greis v. Tintoretto. Die Jungfrau mit dem Kind und St. Antonius; Joh. v. Medicis, v. Tizian. Hochzeit zu Kana v. Tintoretto. St. Paul vom Pferde stürzend v. Pordenone. Ein Mann mit kahlem Kopfe v. Mazzola. H. Familie mit St. Anna v. Lotti. Judith v. Pordenone. Vier Bilder, die ersten Menschen darstellend, v. Caliari. Jungfrau mit dem Kinde und Magdalene, v. Palma d. ä. Moses und der brennende Dornstrauch v. Giorgione. Sitzender Greis mit einem Buch v. Morone. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Katharina; Flora! v. Tizian. Ein Soldat mit Lorbeern v. del Piombo. Bild mit einem Buch v. Morone. Das Urtheil des Salomo; die Jungfrau mit vielen Heiligen, v. Giorgione. Das h. Abendmahl v. Bonifacio Veronese. Mann mit einer Mütze v. Moretto. St. Paul; Christus am Kreuze v. P. Veronese. Christus mit den drei Marien; die Jünger zu Emaus; der Heiland im Hause des Lazarus, v. Fr. Bassano. Sansovino v. Tintoretto. Ein Malteser-Ritter v. Giorgione. Ein schwarz gekleideter Mann mit rothen Haaren v. Bordone. Lucrezia mit dem Dolch v. Varotari. Der Arzt Coignati v. Pino. Abrahams Opfer v. Tintoretto. Die Verklärung von Savoldo da Brescia. Ein sitzender Mann v. Schiavone. St. Katharina von Cypern v. Tizian. Der Dichter Strozzi v. Tinelli. Ein alter Mathematiker v. Palma.

Kabinet der Edelsteine. Dieses Gemach zieren 8 Säulen von orientalischem Alabaster und Verde Antico. Die 6 Schränke enthalten über 400 Kunstgegenstände aus edeln Steinen von Cellini und den besten Meistern aus der Zeit der Mediceer verfertigt. Hier nur das Ausgezeichnetste. *I. Schrank.* Vase aus einem einzigen Stück Lapis Lazuli von 13 Zoll im Durchmesser. Eine kleine Frauenbüste aus Hyazinth. Ein weiblicher Kopf von Hyazinth, die Büste von Gold. Die Büste eines Kriegers von sapphirblauem Calcedon. Zwei Basreliefs in Gold v. Joh. v. Bologna. *II. Schrank.* Eine Vase von orientalischem Sardonyx, mit dem Namen „Lorenzo v. Medicis.“ Dies ist der grösste und schönste Onyx, den man kennt. Ein Kästchen von Bergkrystall mit der Leidensgeschichte Christi v. Valerio Vicentini. Eine grünliche Tasse. Ein Basrelief aus Edelstein: Cosmus II. vor dem Altar. Kopf eines Kriegers von Hyazynth. Tasse von Lapis Lazuli in Email gefasst, v. Benv. Cellini. Ein Becher von Bergkrystall v. demselben. 2 Vasen von Bergkrystall, unausgearbeitet. 3 Basreliefs in Gold von Joh. v. Bologna. *III. Schrank.* Eine Tasse von Smaragd und eine andere von Bergkrystall. *IV. Schrank.* Vase von Lapis Lazuli mit Perlen. Vase von Jaspis, auf welcher die Figur eines Kriegers steht, in Diamanten gefasst. Eine sehr schöne vielfarbige Jaspisvase. *V. Schrank.* Ein Jaspis in grossen Perlen gefasst, mit Herkules und der Hydra. Vase von Jaspis mit einem Hunde aus einer einzigen Perle. Vase von Smaragd. Vase von Blutjaspis. Ein trefflich gearbeitetes Katzenauge. Ein ungemein grosser Türkis. Pyramidalförmige Vase von Lapis Lazuli. 2 grosse Tassen von Bergkrystall und Corallin. Ein Basrelief in Gold, den Piazza del Granduca vorstellend, von Joh. v. Bologna. *VI. Schrank.* Tiberius, in azurblauem Gyps. Ein kostbarer Granat. Eine grosse Vase in Lapis Lazuli. Eine andere von Blutjaspis. Eine Tasse von Amethyst. — Ausserdem verdienen aufmerksam betrachtet zu werden: die 8 Apostel v. Orazio Mochi; 8 Säulen von Agat und 8 von Bergkrystall. — In den 2 grossen Glaskasten, welche auf den Dreifüssen stehen, sieht man alte etruskische Schmuck- und andere Geräthschaften von Gold. Die Mosaikplatte eines Tisches zeigt den Hafen von Livorno.

Französische Schule. Die Decke des Saales ist von Poccetti gemalt. Alfieri v. Fabre de Montpellier. Jungfrau mit dem Kind und Johannes, v. Lenois. Theseus, einen Stein aufhebend, v. N. Poussin. Verurtheilung Christi v. Valentin. Die Kranken in Jerusalem flehen zu St. Peter v. de la Hire. Die Gräfin von Grignan v. Mignard. Jungfrau mit dem Kinde v. Vanloo. Jungfrau mit dem schlafenden Kinde v. de la Hire. Landschaft v. Clarisseau. 2 kleine Schlachtstücke v. Bourguignon. Verkündigung v. Vouet. Rousseau v. Largilliere. Familienbild v. Gauffier. Jephta's Opfer v. Lebrun. Ein Schiffbruch v. Joseph Vernet. Männliches Bild v. Champagne. Ruhe in Aegypten v. Bourdon. Guitarrenspieler v. Valentin. Landschaft v. C. Poussin. Schlacht bei Sonnenaufgang v. Courtois. Venus und Adonis v. N. Poussin. Tod des Sokrates v. Fresnoy. Wasserfall von Tivoli v. Tierce. Marquise von Sevigné v. Mignard. Löwenjagd; Reiter v. Gagneraux. Anbetung der Hirten v. Le Nain. 2 grosse Schlachtstücke v. Bourguignon. Seehafen, Pastell v. Tilment. Ludwig XIV., Turenne v. Nanteuil. St. Petrus, von Christus gerufen, v. Champagne. Christus mit Engeln v. Stella. Ein Pilger v. Grimaux. Reiter v. Parrocel. Landschaft v. de la Hire. Johannes am Jordan v. Perelle. Seesturm v. Tilment. Seesturm v. Clarisseau. Opfer an Flora v. Mola. Jesus und Johannes v. Boucher. Landschaft v. Bouguet. Die Jungfrau und St. Anna v. Juvenet. Mitten im Saal eine Nymphe, die sich einen Dorn aus dem Fusse zieht (antik). Ein junger Mensch, am Fusse verwundet, und die Büste des Kaisers Alexander von Russland, v. Thorwaldsen.

Deutsche und Flammändische Schule. Brustbild eines Mannes v. Balth. Denner. Ein Arzt und ein Chemiker in seinem Laboratorium v. Dav. Teniers d. ä. St. Peter weinend v. Dav. Teniers d. j. St. Philipp, der Apostel v. Albr. Dürer. Vermählung der Jungfrau v. van Balen. Venus und Adonis v. Rubens. Männliches Bild v. Holbein. Männliches Bild v. Hemmelinck. Eberjagd v. Paul Brill. Seestück bei Sonnenuntergang v. Claude Lorrain. 10 kleine Bilder; Apostel und Heilige. 2 Landschaften v. Elsheimer. 2 Greise v. Dav. Teniers d. j. St. Hieronymus v. Quintin Messis. St. Jacob v. Dürer. St. Benedictus v. Hemmelinck. Richard Southwell v. Holbein. Mythologisches Bild v. Rubens. Apollo nach Tödtung der Schlange v. Joach. Sandrart. Menschliche Schädel v. Dael

Familienunterhaltung v. Lambrecht. 2 kleine Landschaften von P. Brill. 2 Landschaften mit Figuren und Thieren v. Miel. Landschaft mit Fig. v. Schövärts. St. Margarethe v. Sustermans. Das Innere einer Kirche v. Peter Neef. Ein Greis mit einer Krone in der Hand, der Vater des Künstlers, v. Dürer. Amoretten mit Nymphen tanzend v. Franck. Zwingli v. Holbein. Kinderschule v. Horemans. Seestück v. P. Brill. Kreuzesabnahme v. van der Weide. Fruchtstück v. Mignon. 2 Spieler v. Vançon. Nymphen v. Elsheimer. Flucht nach Aegypten v. Franck. Bacchanalien (Zeichnung v. Rubens nach Tizian). Wasserfall v. Everdingen. Der todte Seneca v. P. Neef. Thomas Morus v. Holbein. Sieg des Neptun v. Franck. Eine Küche v. Horemans. Jungfrau mit dem Kinde im Arm v. Dürer. Jungfrau mit dem Kinde auf dem Schoosse v. van der Goes. Zwei Landschaften v. Paul Sterk. Jungfrau auf dem Thron mit dem Kinde, v. Hemmelinck. Venus mit den 3 Grazien; Neptun, v. Jordaens. Jungfrau mit dem Kinde v. Erasmus Quellin. Zwei Ansichten einer Kirche v. P. Neef. St. Paul v. P. Brill. Silen und Saturn v. Rubens. Fische v. van Kessel. Zwei kleine Landschaften v. Breydel. Blumenvase v. Varendael. Männliches Bild v. van Dyk. Weibliches Bild v. Porbus. Drei Grazien und Amor v. Rubens. Dasselbe v. van Kessel. Franz I. von Frankreich, gewappnet, v. Holbein. Das Innere einer Kirche v. P. Neef. Wald bei einem Flusse v. Stalbent. Gebirgsgegend mit Ziegen v. Savery. Landschaft v. Moucheron. Badende Nymphen v. Pet. Mieris. Vier Bilder: die Nacht, ein Regenbogen, der Regen und die Morgenröthe, v. Christ. Agricola. Landschaft nach C. Lorrain v. Swanefeld. Zwei Landschaften v. Bowdwins. Landschaft v. Franz Bauh. Profilbild eines Mannes v. Dan. Seegers. Die Jungfrau mit dem Schwert in der Brust v. van Dyk. Versuchung des h. Antonius v. D. Teniers. Ein Tanz auf dem Eise v. D. Winckemboons. Kreuzigung v. de Vos. Landschaft v. P. Brill. Kartenspieler v. Horemans. Bauern vor einem Stall v. Anton Gobou. Die Wasserfälle von Tivoli v. Mart. Ryckaert. Landschaft v. Moucheron. Zwanzig kleine Portraits in zwei Rahmen, von Verschiedenen. Vier Bilder: Luther, Katharina von Bora, Luther und Melanchthon, und 2 Churfürsten v. Sachsen, v. Luc. Kranach. Karrikatur v. Callot. Kreuzesabnahme v. Lambert Suavio. Landschaft mit Wald v. C. Lorrain. Ruhende Jäger v. Joh. Lingelbach. Jesus am Oelberg (Zeichnung v. Dürer). Landschaft (unbekannt). Der verlorne Sohn v. van der Lys. Landschaft (unbekannt). Venus und Amor v. Rubens. Landschaft v. Breughel. — In diesem Saal steht ein Tisch aus Muscheln, verf. 1732 v. Paolini.

Fortsetzung dieser Schule. Blumenvase v. Maria v. Osterwyk. Opfer der Venus; betende Frau v. Casp. Netscher. Bauern am Tische v. Joh. Steen. 2 Landschaften v. Moucheron. Kuchenverkäuferin v. G. Douw. Ein Geiziger v. Paulyn. Der todte Christus v. Gottf. Schalken. Rauchende Trinker v. Adrian Brouwer. St. Johann im Kerker v. Steenwick. Mann mit einer Laterne v. Ostade. Kinder mit Seifenblasen v. Slingeland. Guitarrespielerin v. Gabr. Metzu. Eine Wäscherin v. Netscher. Eine Frau, welche trinkt v. Terbourgh. Netscher und seine Familie; eine Guitarrenspielerin; eine Frau mit Früchten v. Netscher. Schulmeister v. G. Douw. Mädchen in einem finstern Zimmer v. Rembrandt. St. Anna, Maria lesen lehrend, v. Franz Douw. Der Calvarienberg v. P. Breughel. Einige Landschaften v. Bowdwins und Pölemburg. Die vier Elemente v. Joh. Breughel. Männliches

Bild v. Anton Moor. Ein Jäger und eine Dame v. Metzu. Blumen, Früchte und ein Nest v. Ruysch. Quacksalber; ein verliebter Greis; der Trinker; Bild eines Knaben; zwei Bilder des Malers selbst; eine schlafende Frau; die Familie des Malers; ein Bauer, welcher Brod schneidet, v. Fr. Mieris. Kinder mit einem Vogel und einer Katze v. Pet. v. d. Werff. Salomo's Urtheil; die h. Familie v. Adr. v. d. Werff. Die Hölle mit Dante und Virgil v. P. Breughel. Ein Mädchen mit einem Lichte; eine sitzende Frau, v. Schalken. Landschaft bei Sonnenaufgang v. Both. Moses lässt Wasser aus dem Felsen springen; eine Hölle v. Pölemburg. Frau, bei Licht arbeitend, v. Netscher. Landschaft mit einem Thurm v. Pinaker. Bildhauer in seiner Werkstatt v. Schalken. Moses aus dem Nil gerettet v. Pölemburg. Eine musicirende Frau; ein Musicus; eine Frau bei einem Hirten v. Corn. Bega. Kathedrale von Harlem v. Berkyeden. Landschaft v. Ruysdael. Wald mit Figuren v. Joh. Breughel. Magdalene vor dem Crucifix v. Mieris. Orpheus vor Pluto v. P. Breughel. Landschaft v. Waterloo. Landschaft mit einem alten Schloss v. P. Brill. Dasselbe; Moses aus dem Nil gezogen v. Pölemburg. Kleine Landschaft v. Breughel. Fruchtstück v. David de Heim. Vögel v. van Aelst. Landschaft mit tanzenden Personen; Landschaft mit Reitern; Landschaft mit Frauen v. Pölemburg; Karikatur eines Greises; Raucher v. Hemskerck. Der Bettler mit seinem Hund v. Laer, gen. il Bamboccio. Jäger zu Pferd v. Wouwermann. Kleine Landschaft v. Pölemburg. Copie des Bildes v. van der Werff: Johann Wilhelm, Churfürst von der Pfalz und Marie Louise von Medicis, v. Franz Douw. Landschaft mit einem weissen Pferd v. P. Laer. Seehafen v. Th. Vick. Grosses Bild: Thiere, Bäume und Blumen, v. Marcellis. Landschaft v. Pet. Molyn. Seestück v. Corn. v. Harlem. Blumenguirlande v. Gellé. Mann mit drei Hunden; sitzende Frau v. P. Laer. Alte Frau mit einem schwarzen Schleier v. Hemskerck. Esther vor Ahasverus v. van der Neer. Abreise zur Jagd v. Adrian Hondus. Landschaft mit Kühen; Landschaft mit einem Hirten v. Pölemburg. Jäger und Pferde v. Laer. Raucher und Fiedler v. Hemskerck. Landschaft mit Kühen und einem Pferde v. van der Bergen. Gebirgslandschaft mit einem Wasserfall v. Mich. Vyftenbreck. Landschaft v. van der Neer. Landschaft mit Ruinen v. Pölemburg. Bildniss v. A. Maria v. Medicis v. Fr. Douw. Landschaft mit einem Hirten (unbekannt). Landschaft mit zerstörten Häusern v. Bremberg. Bauerntanz v. P. Breughel. Rauchende und schlafende Bauern v. Adr. Brouwer. Ferdinand, Erzherzog v. Oestreich, v. Luc. v. Leyden. Kirche St. Maria v. Köln v. Berkyeden. Blumenstück v. D. de Heim. Amsterdam v. van der Heyden. Todte Vögel auf einem Tisch v. Aelst. Anbetung der Hirten v. Pölemburg. Landschaft mit Heerden v. van der Berken. Zwei Landschaften mit Thieren v. van der Velde. Landschaft v. Bremberg. Eine Hütte und Hirten v. Laer. Eine Frau bei Fackelschein v. Schalken. Tanzende Satyrn v. Pölemburg. Landschaft v. van der Neer. — In diesem Saale befinden sich zwei grosse Tische von orientalischem Alabaster. Auf dem einen eine kleine griechische Statue des Morpheus und 2 Büsten des Seneca in verschiedenem Alter; auf dem andern Tische 2 kleine Büsten des Hadrian und des Vitellius.

Italienische Meister. Männl. Bild v. Antonello degli Antoni di Messina *).

---

*) Die Arbeiten dieses Künstlers sind selten. Er lebte von 1447 bis 1496 und lernte das Geheimniss in Oel zu malen von Johann v. Brügge. Er war der Erste, der es in Italien einführte.

Christus erscheint der Magdalene v. Lavinia Fontana. Abrahams Opfer v. Ligozzi. Venus ruht unter Amoretten v. Albano. Neun kleine Portraits in einem Bilde, von denen eins den Künstler vorstellt, von Parmegianino. Männliches Bild v. Domenichino. Martha und Magdalena v. Carpi. Die Nativität v. Mazzolini. Jungfrau mit dem Kinde v. Tizian. Jungfrau sitzend mit Jesus und Johannes v. Han. Caracci. Jungfrau, ihr Kind säugend, v. Parmegianino. Allegorisches Bild v. Brusasorci. Jungfrau mit dem Kind, St. Johannes und ein Bischof, v. P. Veronese. Der grosse Kanal beim Ponte Rialto v. Canaletto. Meduse v. Caravaggio. Seestück mit Felsen v. S. Rosa. Sieben Portraits (unbekannt). Die Jungfrau mit dem Kinde und Johannes v. Guido Reni. Madonna del Rosario v. Carlo Cignani. Christus steigt in's Fegfeuer hinab v. Moretto. Jungfrau mit dem Kinde v. Parmegianino. Landschaft mit St. Johann d. T. v. Domenichino. Himmelfahrt Christi v. Calvart. St. Carl Borromäus v. Bonatti. Landschaft mit singenden Personen v. Guercino. Sieben kleine Portraits in einem Bilde v. Guido Reni, Han. Carracci, Albano. Sieben Portraits, in der Mitte das des Meisters, v. Guido Reni. Noa führt die Thiere in die Arche v. Castiglione. Landschaft mit 3 Fig. v. S. Rosa. Artemisia v. Dom. Feti. Jesus am Oelberg nach Correggio (unbekannt). Die Entführung der Europa v. Albano. Die Jungfrau mit Jesus und Joseph v. Massari. Sieben kleine Portraits, in der Mitte das der Meisterin, v. Lavinia Fontana. Jungfrau mit dem Kinde und Johannes v. Parmegianino. Jungfrau sitzend mit dem Kinde v. Mantegna. Kindermord v. D. Dossi. Die Verkündigung v. Garofalo. Jungfrau mit dem Kinde und Johannes v. Schidone. Drei und zwanzig kleine Portraits mit dem des Meisters v. Han. Carracci. St. Johannes mit dem Lamm v. Albano. Merkur sitzend v. Schidone. Die Jungfrau knieend v. Luini. Die Beschneidung v. Mazzolini. Ein Bild mit acht Portraits v. Verschiedenen. Tanzende Genien v. Albano. Thiere v. Castiglione. St. Hieronymus v. Jak. Bassano. Die Jungfrau mit dem Kinde und Johannes v. Massari. Die Jungfrau besucht Elisabeth v. Vicentino. Raub der Dejanira v. Luca Giordano. Zwei Landschaften mit der Engelsburg und der Villa Medicea v. Vanvitelli. Friedrich v. Montefeltro v. della Francesca. Die Taufe Christi v. Domenichino. Die Königin bei dem Eremiten v. Vicentino. Medea und Jason v. Castiglione. Der Geizige mit seinem Geld auf einem Tisch v. Jak. Bassano. Die h. Könige v. Carpaccio. Empedokles und der Greis, zwei Clairobscurs v. S. Rosa. Weibliches Bild v. Palma d. ä. Jungfrau mit dem Kinde v. Trevisani. Der Engel mit dem Leidenskelche v. Pulzone. Männliches Bild, Halbfig., v. Parmegiano. Bild eines Jünglings v. Baroccio. Weibliches Bild mit gesenktem Kopf v. P. Veronese. Christus mit den Pharisäern v. Tizian. Schlafendes Kind v. Lotti. Jungfrau mit dem Kind und Johannes v. Procaccino. Ein Engel rettet St. Petrus v. Albano. Diana im Bade mit Kallisto v. Solimena. H. Familie v. Han. Carracci oder seiner Schule. St. Johannes in der Wüste v. Palma d. j. Kopf v. Cagnacci. H. Familie v. Scarpellino. Magdalene mit einem Buch, Zeichnung v. Correggio. Jungfrau mit dem Kinde, St. Johannes und ein Franciscaner v. Palma d. j. Josephs Traum v. Trevisani. Jungfrau mit dem Kinde v. Schidone. Jungfrau mit dem Kinde v. Santi Zago. St. Katharina (Schule des Schidone). H. Familie v. Savonanzi. Sta. Agnese knieend; darüber Klugheit und Hoffnung, von Cupido gefesselt, v. P. Veronese. Eine Heilige v. D. Dossi. Bauern mit einem Hunde v. Bassano.

Eine Spinnerin v. Cerquozzi. Circe mit den Gefährten des Ulysses v. Castiglione. Paris Urtheil v. Scarpellino. Christus am Kreuz v. Franz Bassano. Ein Mann im Bart, Halbfig.; ein ähnliches v. Tintoretto. St. Franciscus mit dem Kreuz v. L. Carracci. Alexander, den Homer lesend v. Ciro Ferri. Landschaft mit Felsen v. S. Rosa. Meer mit einer Grotte v. Pannini. Mythologisches Bild v. Carpioni. Jesus in der Wüste und Flucht nach Aegypten v. Albano. Greis v. P. Veronese. Jungfrau mit dem Kinde, Sta. Anna, St. Johann Ev. v. Mazzolini. Jungfrau mit dem Kinde und ein Engel v. Tiarini. Jungfrau mit dem Kinde und St. Johannes v. Fiola Genovese.

Die Tribuna.

Dieses Gemach kann als das Allerheiligste nicht nur dieser Sammlung, sondern der Kunst überhaupt betrachtet werden. Es ist hier der Vereinigungspunkt aller Fremden; nachdem man genug gestaunt und bewundert, bleibt man hier, um zu conversiren, aber wenn auch dies für die Conversirenden angenehm genug seyn mag, so ist es doch für die in Beschauung Versunkenen gewiss sehr störend. In der Mitte steht die berühmte *Venus von Medicis*. Sie wurde in der Villa des Kaisers Hadrian bei Tivoli gefunden und ist von Kleomenes, dem Sohne des Apollodor von Athen, verfertigt. Sie ist mit grosser Geschicklichkeit restaurirt worden. — Neben der Venus steht der *Apollino*, eine kleine Statue des Apoll, vollkommen erhalten. — Die *Gruppe der Ringer*, der *Schleifer*, der von M. Angelo restaurirte *Faun*, welcher dem Praxiteles zugeschrieben wird, füllen den Raum. Die Wände schmücken folgende Meisterwerke:

Die Erscheinung des Herrn v. Albr. Dürer. Die Jungfrau mit dem Kinde, Elisabeth und Johannes, v. Domenico di Paride Alfani. Der schlafende Endymion v. Guercino. Die Jungfrau, welche ihr Kind dem h. Joseph zeigt; in der Ferne nackte Gestalten v. M. Angelo. Portrait des Kardinals Aguechia v. Domenichino. Die beiden Venus; Portrait des Prälaten Beccadelli v. Tizian. Die h. Frau mit Magdalena und Zacharias v. Parmegianino. Drei Bilder: die Beschneidung; die 3 Könige; die Auferstehung v. Mantegna. Die Jungfrau, St. Franciscus und St. Johann Ev. v. A. del Sarto. Die Jungfrau, Halbfig., v. Guido Reni. Ein Kindermord v. Daniel da Volterra. Die Sibylle v. Guercino. Die Jungfrau mit dem Kinde, Johannes, Joseph und Katharina, v. P. Veronese. Eine Bacchantin, Pan, Amoretten und Satyrn, v. Han. Carracci. St. Petrus v. Lanfranco. St. Hieronymus v. Ribera, gen. Spagnoletto. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Johannes und St. Sebastian, v. Perugino. Das Bildniss der Magdalene Doni; die Jungfrau mit dem Kinde, ein offenes Buch in der Hand, und St. Johannes, gen. La Madonna del Cardellino; eine h. Familie: die Jungfrau sitzend, das Jesuskind, sie umarmend, und der kleine Johannes zu ihren Füssen; St. Johannes d. T. in der Wüste; Bildniss des Papstes Julius II.; die Fornarina, alle v. Raphael. Das Bildniss des Don Juan von Montfort v. van Dyk. Abraham entsendet den Eleazar nach Mesopotamien v. Carracci. Franz I. v. Urbino v. Baroccio. Hiob und Jesaias v. Fra Bartolomeo della Porta. Vier Bilder: die Jungfrau, das Kind anbetend; die Jungfrau, weiss gekleidet, mit ihrem Kinde; das Haupt Johannis in der Schüssel; der kolossale Kopf eines Kindes, v. Correggio. Herodias empfängt den Kopf Johannis aus den Händen des Henkers v. Luini. Die Jungfrau mit dem Kinde v. G. Romano. Jesus mit der Dornenkrone v. Luc. v. Leyden. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Joseph v. Schidone. Herkules zwischen der Tugend und dem Laster v. Rubens.

Toscanische Schule. *1. Saal.* Leda mit dem Schwan v. Pontormo. St. Peter auf dem Meer v. Alex. Allori. Ein Bild mit 5 Portraits, worunter Cosmus I.; Flucht nach Aegypten v. Marinari. Christus schlafend auf dem Kreuze v. Christ. Allori. St. Augustin schreibend v. Fra Filippo Lippi. Allegorisches Bild; ein Prophet v. Vasari. Gott Vater v. Fra Bart. della Porta. Herkules tödtet den Antäus; Herkules haut der Hydra die Köpfe ab v. Pollajolo. Dame mit einem Hund v. Zucchero. Ein Kopf, welcher Raphael seyn soll; der berühmte Kopf der Medusa v. L. da Vinci. Andromeda v. P. di Cosimo. Venus und Amor (Schule des Raphael). 2 Bilder: Beschneidung und Nativität v. Fra Bart. della Porta. Die Geburt St. Johannis d. T. v. Fra Giov. da Fiesole. St. Franciscus mit den Wundenmalen v. Cigoli. Greis v. Masaccio. David mit dem Haupte des Goliath v. Marinari. Verkündigung v. Bizzelli. Christus unter einem Baume v. Mannozzi. St. Franciscus knieend; Christus am Kreuz nach M. Angelo v. Alex. Allori. Jesus mit der Jungfrau und St. Joseph; Sta. Lucia v. C. Dolce. Die Heimsuchung v. Morandi. Bianca Capello; Venus mit Cupido v. Bronzino. Die Jungfrau mit dem Kind auf einem Thron v. Rosso. Dante; Petrarca (Toscanische Schule). Jungfrau mit dem Kinde; Judith mit dem Haupte des Holofernes v. Christ. Allori. Krönung der Jungfrau v. Fra Giov. da Fiesole. St. Petrus; St. Simon v. C. Dolce. Das Wunder der Brode; Magdalene nach Correggio v. Christ. Allori. Der todte Christus mit St. Johannes und den Marien v. Albertinelli. Das Bildniss Bandinelli's (von ihm selbst). Allegorisches Bild v. Bronzino. St. Johannes in seiner Kindheit v. Fontebuoni. Die Verkündung; Bildniss eines jungen Menschen v. Credi. Bildniss eines jungen Menschen v. A. del Sarto. Adam und Eva, aus dem Paradies verstossen v. Pontormo. 2 Bilder: das goldene und silberne Zeitalter v. Zucchero. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Joseph v. Pacchierotto. Vorstellung im Tempel v. Fra Bart. della Porta. Die Jungfrau mit einem Buche v. Gabbiani. Der todte Christus in den Armen seiner Mutter v. Alex. Allori. 3 weissgekleidete Mönche (Toscanische Schule). Joseph und die Frau Potifars v. Alex. Allori. Jupiter reicht der Juno zwei goldene Schlüssel v. Zucchero. Die h. Thekla v. Curradi. Ein Engelskopf; Bild eines Jünglings v. Luti. Der gekrönte Herkules v. Alex. Allori. Der Traum eines Heiligen; Vermählung der Jungfrau; Anbetung der Könige; Tod der Jungfrau v. Fra Giov. da Fiesole. St. Lorenz; derselbe auf dem Rost v. Alex. Allori. St. Sebastian (Toscanische Schule). Jungfrau mit dem Kinde v. Fra Bart. della Porta. Vulkans Schmiede v. Vasari. Ein Engel Guitarre spielend v. del Rosso. Aufsatz für einen Altar, auf dem die Verkündigung abgebildet; Anbetung der Könige v. Signorelli. Die Erscheinung des h. Michael v. Salimbeni. Das Bildniss von Pico della Mirandola (Toscanische Schule). Eleonore von Toledo v. Bronzino. Eine Frau und Amor mit einem Pinsel v. Giov. da S. Giovanni. Die Verläumdung v. Botticelli. Die Erscheinung des Herrn v. Ghirlandajo. Martyrium des h. Moritz v. Pontormo. Eine Heilige, Halbfig. (unbekannt). Ruinen am Meeresufer (Toscanische Schule). Judith schneidet dem Holofernes den Kopf ab; den Kopf mit ihrer Magd forttragend v. Botticelli. Abrahams Opfer v. Empoli. Bildniss der Helena Gaddi v. Mazzuoli. Die Nativität der Jungfrau v. Ramacciati. St. Katharina vor einem Crucifixe weinend v. Volterrano. H. Familie (Miniatur v. Buontalenti). Der trun kenz Sen v. Empoli. Weiblicher Kopf v. Cigoli.

II. Saal. Die Jungfrau mit dem Kinde, welches der h. Katharina einen Ring gibt v. Giov. da S. Giovanni. Die Jungfrau den h. Geist anschauend v. Cosimo. Der Tempel des Herkules v. Franciabigio. Magdalena in der Glorie v. Curradi. St. Ivo v. Empoli. Bild Andr. del Sarto's (von ihm selbst). Verkündigung v. Credi. Männliches Bild v. Pontormo. Malerei und Poesie v. Rustici. St. Jacob mit zwei Kindern v. A. del Sarto. Der junge Tobias, der seinen Vater sehend macht v. Pagani. Judith schneidet dem Holofernes den Kopf ab v. Artemisia Lomi di Pisa. Anbetung der Könige v. Filippo Lippi. Die Jungfrau mit dem Kind in einer Landschaft v. Bilibert i. Elisabeth's Besuch bei der Jungfrau v. Albertinelli. Anbetung der Könige v. L. da Vinci. Grablegung v. R. del Garbo. Bildniss des Fra Paul Sargi di Belluno v. Franceschini. Weibl. Bild v. Bronzino. Die Jungfrau mit dem Kinde auf dem Thron; die Jungfrau und St. Anna v. Fra Bart. della Porta. Bild eines sitzenden Mannes v. Franz Salviati. Sitzende Frau v. Bronzino. Cosmus I.; Joseph im Gefängniss v. Pontormo. Die Jungfrau mit dem Kinde; St. Victor und St. Bernhard v. Ghirlandajo. Eleonore von Toledo und ihr Sohn Ferdinand I.; männliches Bild; sitzende Frau v. Bronzino. Lorenz von Medicis, genannt der Prächtige v. Vasari. Abrahams Opfer v. Alex. Allori. Christus steigt in's Fegefeuer; Bildniss der Prinzessin Marie und des Prinzen Garcia v. Bronzino. Joseph und Putifars Frau v. Bilibert i. Das Wunder des h. Zenobius; Grablegung desselben Heiligen v. Ridolfo Ghirlandajo. Martyrium des h. Stephan v. Cigoli. Erminia mit Tankred und Argante v. Vanini. St. Sebastian an einen Baum gebunden v. Sodoma. Magdalena knieend vor Christus v. Curradi. Die Jungfrau mit dem Kinde, das dem St. Thomas einen Gürtel gibt v. Granacci. Die Jungfrau mit St. Johannes; Christus als Gärtner; Magdalena vor Christus knieend v. Credi. Alexander von Medicis v. Vasari. Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Joseph und St. Johannes v. Franciabigio. Joseph stellt seinen Vater dem Pharao vor v. Pontormo. Anbetung der Könige v. Christ. Allori. — In diesem Saale befindet sich noch eine schöne Statue der Pallas.

Sammlungen von Cameen, Kupferstichen und Handzeichnungen. Sie sind nicht gewöhnlich dem Publikum geöffnet und können nur durch besondere Empfehlung in Augenschein genommen werden.

Die *Handzeichnungen* befinden sich in den Schränken, welche in dem Kabinet *del Baroccio* aufgestellt sind. Ihre Zahl beläuft sich auf 28,000 von Giotto an. Von M. Angelo sind 200 vorhanden; von Raphael 150.

Die Sammlung der *Kupferstiche* ist nicht weniger zahlreich; man hat deren von A. Dürer, Luc. v. Leyden, Marc Antonio u. s. w.

Die *Medaillen* und *Münzen* sind in einem andern Kabinet. Man findet sie nicht nur von allen italienischen Staaten, sondern von ganz Europa und selbst andern Welttheilen. Ebenso ist die Sammlung sehr reich an *Antiken*, die der römischen Kaiser seit Augustus zählt 9000 Exemplare, chronologisch geordnet. — Hier sind zugleich die *Cameen und hetruskischen Vasen.*

Unsere Wanderungen weiter fortsetzend, besuchen wir jetzt auf der *Piazza del Gran Duca*

DEN ALTEN PALAST — PALAZZO VECCHIO,

eine Art von festem Schlosse[*], das der Senat 1298 aufzuführen befahl. Die Zeichnung dazu entwarf Arnolfo di Lapo und mehr als fünf Jahrhunderte sind seitdem vorüber gegangen, ohne dass man dem Gebäude eine Spur dieser langen Zeit ansieht. Cosmus I., der diesen Palast bewohnte, übertrug seine Vollendung Vasari, der solche 1550 beendigte. Der Thurm, *Torre della Vacca* genannt, ist 285 Fuss hoch und seine Glocke wiegt 17,000 toscanische Pfund. Unter der Gallerie zur Rechten pflegten die Oberhäupter der Republik im Beiseyn des Volkes die Staatsgeschäfte zu verhandeln. Vor 1250 stand ein, den Uberti's zugehöriger Palast auf dem Platze, der wegen Verrätherei der Besitzer niedergerissen wurde. Ein Beschluss untersagte, jemals diesen Platz wieder anzubauen. Um dies nun strenge zu befolgen, konnte der Palazzo vecchio nicht in der Mitte des Platzes aufgeführt werden. Das Gebäude zeigt durchaus keinen Schmuck und ist im strengen, ernsten Style gehalten, dafür ist aber der grosse Hof mit Malereien und Skulpturen fast überladen. In der Mitte ist ein schöner Springbrunnen aus Porphyr von Verrochio.

Der *Salone* oder *grosse Raths-Saal* zeichnet sich durch seine imposanten Verhältnisse aus. Die Fresken darin sind von Vasari, die Skulpturen von Baccio Bandinelli. In der einen Ecke des Saales ist das merkwürdige Bild von Ligozzi, wo die zwölf Abgesandten gemalt sind, welche Bonifaz VIII. im Jahr 1300 zum Jubiläum ihre Aufwartung machen und die alle geborene Florentiner waren. Nach diesem Bilde schickte selbst der Chan der Tartarei einen Florentiner zum Papst! Ausserdem ist noch die Krönung Pius V. von demselben Meister, die Wahl Cosmus I. von Cigoli und dessen Einkleidung in den militärischen Orden des h. Stephan von Passignano. — Unter den Statuen dieses Saales hebe ich die Victoria, obgleich unvollendet, von M. Angelo hervor.

Die Thüren des *Audienzsaales* sind ein treffliches Werk von Majano, und interessant ist es, dass statt der Schilder und Wappen, die gewöhnlich bei solchen Gelegenheiten angebracht werden, der florentinische Senat Bildnisse von Dante und Petrarca hier anbringen liess. Die Gemälde sind von dem Florentiner Salviati. Der Künstler hat zu diesen Werken bedeutende archäologische Studien gemacht, wie die altrömischen Waffen und Kostüme bezeugen.

Am Eingange dieses „alten Palastes" stehen zwei berühmte Kolosse: Herkules den Kakus tödtend von Baccio Bandinelli und der David von M. Angelo Buonarotti. Die erstere Gruppe ist gewiss eines der schönsten Werke des Künstlers; der David wurde von M. Angelo aus einem ungeheuren Marmorblock geschaffen, aus dem ein Jahrhundert früher Simon von Fiesole einen Giganten meisseln wollte. Aus diesem Umstande lässt sich manches Fehlerhafte an dieser Statue erklären, was dem früheren Bildhauer zugeschrieben werden muss. M. Angelo war 29 Jahr alt, wie er dieses Werk unternahm. Der David ist nur als ein grandioser Versuch zu betrachten. — So klein diese Piazza del Gran Duca ihrem Umfange nach ist, so reich ist sie mit Kunstschätzen ausgestattet, und hat in dieser Beziehung wohl nicht ihres Gleichen. Neben Herkules und David befindet sich der herrliche Springbrunnen des Ammanato, mit einem, von vier Seepferden gezogenen und von Tritonen umgebenen kolossalen Neptun. Ein bewunderungswerthes Werk! — Die Reiterstatue Cosmus I. von Johann von Bologna ist edel und die Basreliefs am Piedestal ausgezeichnet. — Zur Seite erblickt man die *Loggia de Lanzi*, von Orgagna gebaut. Man kann sich bei aller Grossartigkeit und Solidität nichts Leichteres und Eleganteres als diese Arkaden denken. Sie wurde 1355 beendigt und besteht nur aus drei Bogen. Man sieht hier die Judith von Donatello, den Perseus von Benv. Cellini und den Raub der Sabinerinnen von Joh. von Bologna. Auch der Löwe von Flaminius Vacca im 16. Jahrhundert vollendet, ist einer der schönsten, den Italien nach denen von Canova aufzuweisen hat. Hier wurden im Mittelalter die Volksredner gehört; jetzt wird die Lotterie in der Loggia gezogen. — Dem „alten Palast“ gegenüber befindet sich ein seltsames Gebäude, *Tettoja dei Pisani*, welches für die überwundenen Pisaner erbaut wurde, und wo sich jetzt die *Postbureaus* befinden.

An die Loggia des Orgagna stösst der grosse Palast *degli Uffizi*, dessen Sammlungen wir bereits besucht haben, und der sich bis zum Arno erstreckt. Dieser Bau wurde 1561 von Vasari begonnen und von Alfonso Parigi beendigt. Die 28 Nischen, die dem Platze zugekehrt sind, werden mit den Statuen berühmter Florentiner geschmückt werden, zu denen Vasari die Zeichnung hinterlassen hat. Die Façade, welche dem Arno zugekehrt ist, enthält die Statuen Cosmus I. von Joh. v. Bologna zwischen der Gerechtigkeit und der Strenge von Danti. Das Thor, welches nach der Via Lambertesca führt, ist von Buontalenti und die Marmorbüste Franz I. darauf von Giov. dell' Opera.

Zwischen dem Porticus des Palazzo degli Uffizi und der Loggia dei Lanzi befindet sich die Zecca vecchia, wo früher die Münzen geschlagen wurden.

Paläste von Privatpersonen.

Der *Palast del Bargello*, ein merkwürdiges Werk von Lapo von 1250, Sitz des obersten Tribunals und zum Theil mit Gefängnissen angefüllt. An dem Thurm ein altes Bild von Giottino, vorstellend die Vertreibung des Herzogs von Athen.

Der *Palast Riccardi*, ehemals Medicis, ein Werk des Michelozzo, mit Ausnahme der Fenster des Erdgeschosses, die von M. Angelo Buonarotti sind, einer der imposantesten Gebäude der Stadt. — Im *Hofe* sieht man 8 Basreliefs von Marmor, treffliche Arbeiten des Donatello. In der *Gallerie* der Plafond al fresco von Luca Giordano, grösstentheils mythologische Gegenstände darstellend. In dieser Gallerie finden die jährlichen Sitzungen der Akademie *della Crusca* statt.

In der *Kapelle* des Palastes drei überaus schätzbare Bilder von Benozzo Gozzoli.

Der *Palast Capponi* ist von Fontana erbaut.

Im Hofe des *Palastes Gherardesca* sieht man ein Basrelief, welches die schreckliche Geschichte Ugolino's versinnlicht, der aus diesem Geschlechte war.

Im *Palaste Martelli* sieht der bewunderte David, Donatello's Meisterwerk.

Der elegante und zugleich edle Bau des *Palastes Pandolfini* ist nach Raphaels' Zeichnungen ausgeführt worden.

Der *Palast Strozzi-Ridolfi*, auch Rucellai genannt, wurde von dem berühmten Schriftsteller dieses Namens nach Zeichnungen von Alberti gebaut. Die doppelte Loggia ist der erste Versuch zur Annäherung an die Architectur der Griechen. In diesem Palaste und in dessen berühmten Gärten versammelte sich die von Cosmus von Medicis gegründete platonische *Akademie*; hier las Machiavell der florentinischen Jugend seine Reden über den Livius vor, und hier war es endlich, wo seine *Mandragora* aufgeführt wurde, wozu Perugino, Franciabigio und Ghirlandajo die Decorationen gemalt hatten. Leo X. war so neugierig, diese Vorstellung zu sehen, dass er die Künstler nebst den Decorationen auf seine Kosten nach Rom kommen liess.

Es ist noch ein anderer *Palast Rucellai (della Vigna)*, ebenfalls von Alberti gebaut, dessen Façade bewundert wird. Der Ursprung und der Name dieser berühmten Familie soll sich von dem Violett-Färben der Wolle herschreiben (*in ori-*

[illegible]), welches Verfahren sie 1300 aus der Levante, wohin sie handelte, mitgebracht haben soll.

Der *Palast Acciajoli*, wo die letzten Herzoge von Athen, die Nebenbuhler der Mediceer, wohnten, ist seit 1828 ein Gasthof, Hôtel de l'Europe, und gehört der Mad. *Humbert*, wo man sehr gut wohnt und isst.

Der grosse *Palast Corsini*, von dem Prinzen gleichen Namens bewohnt, besitzt die erste Privat-Gallerie von Florenz. Ich nenne als Hauptstücke zwei der ältesten Portraits von Dante und Petrarca; Raphael's Carton zum Bildnisse Julius II., welcher hinsichtlich des Ausdrucks dem Bilde in der Tribune vorgezogen werden darf.

Der *Palast Vecchietti* ist nach einer Zeichnung von Joh. v. Bologna.

Wahrhaft bewunderungswerth ist der *Palast Strozzi*, der von Majano begonnen wurde und nach drei und einem halben Jahrhundert noch so fest und unberührt dasteht, als wär' er gestern gebaut. Die grossen Eisenringe, die man hier sieht, dienten dazu, Fackeln und Laternen daran zu befestigen und waren ein Vorrecht erlauchter Familien.

Palast del Borgo hat schöne Fresken an der Façade von Passignani, Rosetti, Vanini, Giov. da S. Giovanni, Ferrucci u. s. w.

Der *Palast Uguccioni* ist nach Zeichnungen Raphaels erbaut.

Der *Palast Gerini* mit einer trefflichen Gallerie. Im *I. Saal*: Charitas v. Cignani; *II. Saal*: Ein Kopf v. Correggio; *III. Saal*: zwei Bassano's; *IV. Saal*: Landschaften v. Swanefelt, P. Brill; *V. Saal*: Prometheus v. S. Rosa; *VI. Saal*: St. Sebastian v. Guercino; *VII. Saal*: Landschaften v. Vernet. Bildniss v. S. Rosa von ihm selbst, die Jungfrau mit Heiligen v. Fra Bartolomeo, eine h. Familie v. Raphael; Bilder v. Murillo und G. Reni.

Das *Haus*, wo *Benv. Cellini* das Licht erblickte, war in der Strasse *Chiasso del Popolo di S. Lorenzo*. Das, wo er wohnte, welches ihm Cosmus I. zum Geschenk machte, und wo er seinen Perseus goss, ist in der *Via della Pergola*. Inschriften auf Marmortafeln erwähnen dieser Ereignisse.

In der *Strasse Ghibellina* steht das *Haus M. Angelo's*, das noch heute von einem Abkömmling des grossen Mannes, dem Ritter Cosmus Buonarotti, Präsidenten des obersten Magistrats, bewohnt wird. In einer Gallerie sieht man verschiedene Bilder, die sich auf das Leben des grossen Mannes beziehen. Man findet hier auch seine Werkstätte, seine Pinsel, Farben und ersten Werke. Bemerkenswerth ist es, dass M. Angelo mit der linken Hand malte und mit der Rechten den Meissel führte, weil ihm die Steinarbeit den rechten Arm verdorben hatte. Auch die *Manuscripte seiner Gedichte* findet man hier. Mit Recht nennt Pindemonte ihn *l'uomo di quattr'alme* (den Mensch mit vier Seelen). Um diesen Anspruch zu rechtfertigen, darf man nur an das jüngste Gericht, den Moses, die Kuppel der Peterskirche und seine wahrhaft Dante'schen Poesien denken.

In dem *Hause Quaratesi* wohnte M. Angelo's berühmtester Schüler, Joh. v. Bologna, welches er von Franz I. dem Geliebten der Bianca Capello zum Geschenke erhielt.

Unweit des alten *Palastes Gianfigliazzi*, welchen jetzt Ludwig Napoleon bewohnt, und dem adeligen Casino gegenüber liegt das kleine *Haus Alfieri's*, welches er von 1793 bis zu seinem Tode 1803 bewohnte. — *Galilei's* Wohnung lag auf der *Costa* unweit des Forts Belvedere.

Machiavell wohnte in der Strasse *de' Guicciardini*; wie die Inschrift an dem

Hause noch besagt. Hier starb er am 22. Juni 1527, 58 Jahre alt, an einem Mittel, das er sich selbst verordnet hatte.

Das *Haus*, welches Dante Alighieri bewohnt haben soll, liegt nahe bei der Kirche *Sta. Margherita*.

Die

AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE

ist eine grossartige Anstalt. Im Vestibule sieht man vier Basreliefs von gefirnisster Erde von L. della Robbia. In dem *Saale der Malerschule* befinden sich Gemälde von Pacini, Domenichino, Gazzarrini, Berti, Mussini, Nenci, Ferretti u. s. w. — In dem *Saale der Bildsäulen* sehen wir die Formen der Basreliefs an den Thüren des Battistero's von Ghiberti, eine Flucht nach Aegypten von Giov. di S. Giovanni und Zeichnungen von Fra Bartolomeo, M. Angelo, Raphael und A. del Sarto. Die kleine *Gallerie moderner Abgüsse* enthält werthvolle Stücke von Lori, Santarelli, Cambi, Baruzzi, Pampaloni u. A. Von Rauch in *Berlin* den Einzug der Preussen in Paris im Jahr 1814 in Basrelief. — Im *Saale der Ausstellung* sind die Gypsabgüsse der meisten Basreliefs, die von Griechenland nach England gebracht wurden. Im *Saale der Cartons und der Preisstücke*: Zeichnungen von Cicogni, Sarto, Correggio, Fra Bartolomeo, Baroccio, Raphael, Buonarotti, Poccetti u. s. w. — Ausserdem gibt es hier noch Vieles in den *Schulen der Perspective, der Arabesken, der Kupferstecher, der Zeichner* zu sehen.

In der *Gemälde-Gallerie* endlich ist noch ein grosser Schatz von Bildern zu bewundern.

Wir fangen mit den ältesten Werken an, welche vom Haupt-Eingang links hängen.

Sta. Maria Magdalena, von einem griechischen Meister, vor der Wiederbelebung der Kunst. — Die Jungfrau mit dem Kinde und Engeln, v. Cimabue. — Zwei kleine Bilder aus der Schule des Giotto. — Die Jungfrau mit dem Kinde v. Giotto. — Das Leben Jesu in zwölf kleinen Schilderungen v. Giotto. — Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Augustin u. s. w. v. Angelo Gaddi. — Ein Bild in drei spitzzulaufenden Abtheilungen v. Orgagna. — Krönung der Jungfrau v. Taddeo Gaddi. — Anbetung der Magier v. Gentile da Fabriano. — Kreuzesabnahme v. Angelico da Fiesole. — Die Jungfrau mit der h. Anna v. Masaccio. — Die Jungfrau, das Kind und Heilige v. Fra Filippo Lippi. — Heilige Familie, Krönung der Jungfrau und des Malers eigenes Bild v. Fra Filippo Lippi. — St. Barnabas, Johannes d. T. und St. Matthäus v. Cosimo Roselli. — St. Hieronymus v. Andrea del Castagno. — Die Taufe Christi, v. Verrochio, der erste Engel zur Rechten v. L. da Vinci. — Krönung der Jungfrau und die vier Kirchenväter v. Botticelli. — Die Geburt v. Dom. Ghirlandajo. — Magdalena und Johannes d. T. v. Andrea del Castagno. — Die Jungfrau und St. Barnabas v. Botticelli. — Die Geburt v. Lorenzo di Credi. — Madonna mit dem Kinde und vier Heiligen, v. demselben. — Die Himmelfahrt der Jungfrau, v. Perugino. — Christus am Oelberg und Christus am Kreuze v. demselben. — Zwei Bildnisse von Mönchen aus Valsombrosa v. demselben. — Abnahme vom Kreuz, v. demselben und F. Lippi. — Der todte Christus v. Perugino. — St. Michael, St. Johannes d. T. und andere Heilige, v. A. del Sarto. — Madonna mit dem Kinde, v. demselben nach seinem eigenen Original kopirt. — Eine Freske, die Pietas und zwei Kinder vorstellend, v. demselben. — Fresken v. Fra Bartolomeo della Porta. — Die Auferstehung v. Raffaellino del Garbo. — Eine Freske v. A. del Sarto, hinter einer

Thüre, die mit Gemälden verhängt ist. — Der todte Christus u. s. w. v. Sor Plautilla Nelli. — Die h. Dreieinigkeit v. Mariotto Albertinelli. — Madonna, das Kind und Heilige, eine Verkündigung v. demselben. — Madonna mit dem Kinde, St. Jacobus und St. Franciscus v. Michele di Ridolfo Ghirlandajo. — Die Jungfrau, welche St. Thomas ihren Gürtel gibt v. Fra Paolino da Pistoja. — Abendmahl und Verklärung v. Jak. Pontormo. — 5 Porträts al fresco; das neben dem Engel ist Savonarola v. Fra Bartol. della Porta. — Bildniss in Bronze des grossen Michel Angelo. — Venus, kleine Marmorstatue. — Die Jungfrau mit dem Kinde, St. Catharina u. s. w.; die Hinrichtung der 1000 Märtyrer v. Michele Ghirlandajo. — Magdalene v. Andrea Sacchi. — Kopf eines Unbekannten v. Correggio. — Fra Angelico v. Carlo Dolce. — Ausserdem noch viele Bilder v. Granacci, Sogliani, Brina, Poppi, Vasari, Bronzino, Allori, Ligozzi, Santi di Tito, Passignano, Biliberti u. s. w. Man sieht, dass diese Gallerie Wichtiges enthält und nicht übersehen werden darf. Ausserdem ist noch eine grosse Sammlung sehr trefflicher Werke hier vorhanden, von nicht minder grossen Meistern, unter denen wir nur Giotto, Angiolo Gaddi, Dolce, Guercino, Ghirlandajo nennen, die in einer eigenen Gallerie aufgestellt werden sollen. — Die Büsten und Basreliefs im Hofraume sind v. L. della Robbia und unter dem Portikus stehen die Modelle der zwei berühmten Gruppen Joh. v. Bologna: der Raub der Sabinerinnen und Tugend und Laster. — Der berühmte Kupferstecher Raphael Morghen ist Professor an dieser Akademie gewesen.

Die sogenannte *Manufaktur der harten Steine*, diese eben so berühmte als glänzende Anstalt, aus der die schönen Tische im Palast Pitti, so wie der Gemälde-Gallerie in dem Palazzo degli Uffizi und die kunstvollen Arbeiten in der Kapelle Medicis hervorgegangen, befindet sich hier. Sie wird noch stets von dem Grossherzog erhalten und arbeitet nur für ihn. Man zeigt mit grosser Bereitwilligkeit die Behandlung des Steines, so wie die fertigen, zum Theil sehr prachtvollen Werke dem Fremden.

Florenz besitzt das *älteste Hospital* in Italien, das Hospital von *Sta. Maria Nuova*, welches 1287 von Folco Portinari, dem Vater von Dante's Beatrice, gegründet wurde. Die jetzige Façade ist von Buontalenti.

Das kleine Hospital *St. Johannes von Gott* ist in dem alten *Palast der Vespucci*, wo jener glückliche Schiffer geboren wurde, welcher der neuen Welt seinen Namen geben durfte. Eine Inschrift über der Thüre des Klosters ist dem Manne gewidmet, dessen Ruhm grösser ist, als er es verdient.

Im *naturhistorischen Kabinet* zeigt man unter andern interessanten Gegenständen den Telescop Galilei's und die Linse, wodurch die Academie del Cimento zuerst den Diamant verbrannte.

Das Betteln ist in Florenz verboten mit Ausnahme der vielen Blinden, denen es freigestellt ist. Die Stadt besitzt ein *Armenhaus*, welches gut organisirt, ungefähr [illegible] Individuen fassen kann. — Die *Stinche* oder Schuldgefängnisse stammen noch aus der ältesten Zeit der Republik. Ueber der kleinen Eingangsthüre liest man die Worte: „*Oportet misereri*," welches der Volkswitz in: „*Porta delle miserie*" übersetzt hat.

Die vorzüglichsten *Theater* sind die *Pergola*, inwendig weiss lakirt, mit kleinen goldenen Verzierungen und nicht eben zu den schönsten Schauspielsälen in Italien zu zählen; das zweite Theater *del Cocomero*, ebenfalls der Oper bestimmt; *Goldoni*, mehr für Lustspiele und Vaudevilles; endlich *Alfieri*, elegant ausgeschmückt. Das Theater der *Arrichiati*, der *Solleciti* und *Giglio* sind dem Volke bestimmt.

Unter den Stadtthoren nenne ich die *Porta S. Gallo*, eine Nachahmung des Bogens des Konstantin in Rom; die *Porta alla Croce* mit einer merkwürdigen Freske von Ghirlandajo; die *Porta S. Nicolo* von 1325 ist das einzige Thor, das noch in seiner alten ernsten Majestät erhalten ist. Von der *Porta Romana* führt eine prächtige Allee nach dem Schlosse *Poggio Imperiale*; in der Nähe der *Porta del Prato* liegt der Prato (Wiese), wo die florentinische Jugend sich im Calcio-Spiele übte. Unter dem Gewölbe des Thores befindet sich eine Freske von Ghirlandajo.

Die vier Brücken des Arno heissen: *alla Carraja*, *della Sta. Trinità*, *Vecchio* und *Rubaconte* oder *alle Grazie*. Die erste dieser Brücken wurde 1300 von Lapo erbaut und von Ammanati unter Cosmus I. in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt. Die zweite wurde v. Lamberto Frescobaldi 1252 errichtet und ebenfalls v. Ammanati wiederhergestellt. Diese wird für die schönste Brücke der Stadt gehalten, sowohl ihrer Leichtigkeit als Eleganz wegen. Vier Statuen, die Jahreszeiten vorstellend, stehen an jedem Ende derselben. Der *Ponte vecchio* wurde schon von den Etruskern angelegt; allein seine letzte Wiederherstellung stammt von Taddeo Gaddi 1345 her. Die Boutiken, welche diese Brücke einfassen, sind seit 1593 ausschliesslich den Goldschmieden und Juwelieren überlassen. In einer derselben war es, wo Thomas Finiguerra die Kunst erfand, in Kupfer zu stechen. Der Erbauer der Brücke *Rubaconte* war ebenfalls Lapo und der Podeste Rubaconte legte den ersten Stein dazu. An ihr steht die kleine Kapelle *alle Grazie*, welche 1371 erbaut, später restaurirt und 1712 mit guten Gemälden verschönert wurde. — Zwei eiserne Kettenbrücken v. J. 1836 sind ausserhalb der Stadt, aber nur in geringer Entfernung; die östliche heisst *S. Ferdinando*, die westliche *S. Leopoldo*.

Zu nennen ist noch die Marmorsäule in der *Via Romana*, welche Cosmus I. zum Andenken an die Schlacht von Marciano errichten liess und die *Granitsäule* unweit des Hôtels de l'Europe an der Brücke *della Trinità*, welche aus den Bädern des Antonin in Rom stammt und von Cosmus I. zum Gedächtniss des Siegs bei Siena aufgestellt wurde. — Die *Säule* auf dem *Domplatze*, unweit des Battistero's bezeugt ein Wunder; welches der Körper des h. Zenobius verrichtet haben soll.

Florenz hat in Wissenschaften und Künsten die grössten und berühmtesten Männer hervorgebracht. Ich nenne hier Dante, Petrarca, Boccaccio, Machiavell, Galilei, Cosmus I., Lorenzo v. Medicis, Berni, Guicciardini, Rucellai, Salviati A. del Sarto, Brunellesco, M. Angelo Buonarotti, Benv. Cellini, Donatello, Giotto, Americo Vespucci u. s. w.

Abends ist in der Nähe des Platzes del Granduca viel Leben; überall stehen Tische, auf denen ambulante Kaufleute ihre Waaren feilbieten; überall Lärm und Geschrei. Eine Promenade gibt hier vielfältig Stoff zu Beobachtungen.

Die Magazine der Kaufleute sind hier besser fournirt, als in irgend einer andern Stadt Italiens. Man findet englische und französische Waaren in elegantester Art und grosser Auswahl.

Gasthöfe. Bei Schneiderff am Lungo l'Arno, ein grossartiges Hôtel, in dem ein reisender Fürst nichts von seinem angewöhnten Luxus vermissen wird. Keine Table d'hôte; die Küche vortrefflich, eben so die Bedienung. Bei Mad. Hombert, les quatre Nations. Bonnecorsi la Grande Bretagne. Nuovo York oder Hôtel de la Nouvelle York ist ebenfalls sehr gut, nach etwas bescheidnerem Zuschnitt. Table d'hôte zu 6 Paul, gut und stark besucht, daher immer vorher die Plätze zu bestellen sind.

Umgebungen.

Unter den Spaziergängen stehen die Cascine oder Milchereien des Grossherzogs oben an. Sie liegen auf einer Insel, welche der Mugnone und der Arno bilden. Ein ländlicher Palast, umgeben von immer grünen Eichen und Pinien, von Rasenplätzen, auf denen Fasanen umher laufen, bildet einen höchst angenehmen Ruheplatz, wo jeden Abend die Florentiner Kühlung geniessen.

Wenn man dem Laufe des Mugnone folgt, so kommt man nach der *Villa Palmieri*, die auch noch *Villa del Boccaccio* genannt wird. Hier hatte sich die Gesellschaft versammelt, die im Decamerone figurirt. — Die *Badia*, unter Cosmus d. ä. nach Zeichnungen Brunellesco's erbaut, ist jetzt die *Poligrafia Fiesolana* *), welcher der gelehrte Inghirami vorsteht.

In dem *Gasthause delle tre Pulzelle* wohnte der berühmte Dr. Lami und verfasste hier die meisten seiner grossen Arbeiten. Gegenüber ist ein Springbrunnen von Bandinelli, dessen *Villa* in der Nähe lag. — Die *Villa Ricasoli* war ehemals ein Hieronymitaner Kloster, wo bedeutende Basreliefs von Andr. Ferrucci da Fiesole zu sehen sind.

In *Fiesole* selbst, dem uralten Orte, der Florenz das Daseyn gab, findet man altes etruskisches Mauerwerk, berühmte Sculpturen in der Kathedrale und neben solchen Erinnerungen eine prachtvolle Aussicht. — Die *Kathedrale*, 1028 erbaut, ist dem h. Romulus und dem h. Petrus gewidmet, ein seltsames Zusammenstellen der Namen der beiden Begründer Roms, des alten und neuen. Der kleine Altar, das Grab, die Kapelle des Bischoffs Salutati von Mino da Fiesole sind herrliche Werke. — Die Kirche *S. Alessandro* aus dem 8. Jahrhundert, die älteste in Toscana, hat nichts mehr von ihrem Alterthum als 15 schöne Säulen von Cipollin.

Die herrliche Aussicht findet man im Garten des Kapuzinerklosters.

Aus der *Porta Romana* führt eine prächtige Allee nach der *Villa del Poggio Imperiale*, die einiges Sehenswerthe bietet. Es ist die prächtigste Villa des Grossherzogs. Der verwundete Adonis von M. Angelo steht hier.

Ein Ausflug nach der *Certosa*, welche 1341 von Acciajoli errichtet wurde, ist ebenfalls belohnend. Das Gebäude ist nach Zeichnungen von Orgagna ausgeführt, und enthält viele herrliche Gemälde.

Auf dem Wege nach Livorno empfehle ich einen Besuch der *Villa Poggio di Cajano*, von Lorenzo v. Medicis gebaut, und mit schönen Gemälden geschmückt. Hier starb Bianca Capello.

Ehe wir Florenz verlassen, wollen wir auch noch einen Blick auf *Valombrosa* werfen, jene berühmte Einsiedelei, auf schroffem Berge gelegen. Das Werk *Viaggio pittorico alla Valombrosa*, welches man in Florenz sich verschaffen kann, wird hiebei gute Dienste leisten. Die Aussicht von dem Camaldulenserkloster auf der Höhe ist entzückend; man sieht bei hellem Wetter beide Meere, die Italien umströmen.

Sieben Miglien von Florenz, die erste Post, auf der Strasse nach Siena liegt *St. Casciano*, ein bedeutender Flecken, in dessen

---

*) Die bedeutendsten Werke, welche sie zu Tage fördern, sind: *Monumenti etruschi o di etrusco nome, disegnati, incisi, illustrati e pubblicati dal Cavaliere Francesco Inghirami* 1821 — 27, 6 Bände in 4; *Galleria Omerica* 1827 — 31, 2 Bände in 8.

Nähe man die *Villa Machiavelli* besucht, wo dieser seinen „Fürsten" und die meisten seiner Werke in stiller Einsamkeit verfasste. Jetzt wird diese Villa gewöhnlich von Fremden bewohnt, die sie für 10 Zecchinen monatlich zur Miethe erhalten können.

Florenz in acht Tagen.

Ich füge hier noch eine Vertheilung aller Sehenswürdigkeiten auf 8 Tage bei, um auch hiermit dem Wunsche mancher Reisenden entgegen zu kommen, obgleich ich für meine Person dieses Abhetzen, um nur zu sehen und gesehen zu haben, durchaus nicht liebe. Die Stimmung muss hierin entscheiden. Heute will man Kunst, morgen Natur und wer wäre im Stande die verschiedenartigsten Eindrücke in dem kurzen Raume von wenigen Stunden mit wohlthuendem Gefühle in sich aufzunehmen? Und dies ist doch endlich das, was ein gebildeter Reisender erstreben will. Ist man zu kurze Zeit in einem Orte, so soll man überhaupt nicht Alles sehen wollen, sondern sich auf das Hauptsächlichste beschränken, dies aber öfter sehen. Man prägt sich auf solche Weise das Vortreffliche ein und nimmt ein beglückendes Bild mit sich fort, während man sich sonst nur verwirrt und zwar Vieles gesehen aber doch keinen Gewinn davon hat. Doch hier die Eintheilung, die mindestens die Anleitung geben soll, ganz Florenz zu durchwandern, ohne einen Weg zweimal zu machen.

Ersten Tag. *Piazza del Granduca.* — Palazzo vecchio, Logia dei Lanzi, Briefpost, Pal. Uguccioni auf diesem Platze. — *Piazza di S. Stefano.* Kirche gleichen Namens. — *Mercato nuovo;* die bedeckte Gallerie — *Via dei Calzajoli.* Kirche Orsanmichele, Oratorio di S. Carlo. — *Via dei quattro Santi.* Die Congregazion des h. Johannes d. T. — *Via dei Pittori.* Bazar Buonajuti. — *Via dei Cerchi.* Theater del Giglio. — *Piazza dei Donati.* Dante's Haus. — *Via Sta. Margherita.* Kirche gleichen Namens. — *Via del Corso.* Palast Cepperello. — *Via dei Balestrieri.* Palazzo non Finito. — *Via del Proconsolo.* Pal. Quaratesi. — *Via del Palagio.* Pal. Borghese, del Bargello. — *Via dei Librai.* Badia. — *Piazza di S. Firenze.* Die Kirche des Heiligen gleichen Namens, Pal. Gondi. — Die Galeria del Mercato del Grano.

Zweiten Tag. *Palazzo degli Uffizi,* die Sammlungen, die Münze, die Bibliothek Magliabechiana. — *Piazza S. Remigio.* Kirche gleichen Namens. — *Piazza di S. Jacopo.* Kirche S. Jacopo tra Fossi. — *Ponte alle Grazie.* — Das alte Hôtel der Münze; die Königliche Bastey; die Porta Sta. Candida. — *Via dei Malcontenti.* Montedomini, Casino Bert., S. Giuseppe. — *Via delle Casine.* Pia Casa di S. Filippo Neri. — *Porta Guelfa.* — *Porta alla Croce.* — *Piazza di S. Ambrogio.* S. Ambrogio.

Dritten Tag. *Piazza di Sta. Croce.* Kirche gleichen Namens, Casa Cocchi, C. Barberini, Pal. dell'Antella (del Borgo). — *Via dei Malcontenti.* Spital delle Convertite. — *Piazza dei Peruzzi.* Pal. Peruzzi. — *Piazza di S. Simone.* Kirche gleichen Namens. — *Via del Diluvio.* Pal. delle Stinche. — *Via Ghibellina.* Pal. Spinelli, Corsi, Haus des Buonarotti. — *Via Pietra Piana.* Theater Alfieri. — *Borgo degli Albizzi.* Pal. Altoviti, Pazzi, Montalvi, Raishammer (Vitali). — *Piazza Sta. Maria nuova.* Hospital gleichen Namens, Kirche ebend. — *Via della Pergola.* Theater degl' Immobili. — *Borgo Pinti.* C. Quaratesi, Riccardi Vernaccia, Cherici, Kirche Candeli, Sta. Maria Maddalena, Pal. Panciatichi, Gherardesca, Casino Aldobrandini Borghese, Porta Pinti. — Die

Porticciola (längs der Stadtmauer). Torre del Maglio (gleichfalls). — *Via S. Sebastiano*. Pal. S. Clemente, Capponi. — *Via del Rosaio*. Pal. della Crocetta. *Via della Pergola*. Hospital Orbatello, Haus des Benvenuto Cellini. — *Via degli Alfani*. Pal. Giugni (della Porta), Kirche degli Angioli. — *Piazza della Sta. Annunziata*. Kirche gleichen Namens, Hospital degl' Innocenti, della Maternità. — *Via dei Servi*. Pal. Riccardi, Niccolini. — *Via dei Cresci*. Theater degl' Intrepidi, Kirche S. Michele Visdomini. — *Via dei Pucci*. Pal. Incontri, Pucci.

VIERTER TAG. *Piazza del Duomo*. Der Dom. Pal. Guadagni (Riccardi). — *Piazza di S. Giovanni*. Battistero. Die Brüderschaft della Misericordia, die Bureaux del Bigallo. — *Via dei Succhiellinai*. Palast des Erzbischofs. — *Via del Cocomero*. Theater degl' Infuocati oder del Cocomero, Pal. Gerini. — *Platz S. Giovannino*. Kirche gleichen Namens. — *Via dei Martelli*. Oeffentliche Schulen. — *Via Larga*. Pal. Riccardi, Pal. Panciatichi, Covoni, Lorenzi (Pucci), Poniatowski, Medici (Bartolomei), Bibliothek Marucelliana, Scuola di belle Arti. — *Piazza S. Marco*. Stallungen des Grossherzogs, Academia di belle Arti. — *Via del Cocomero*. Mosaikfabrik des Grossherzogs. — *Via del Maglio*. Botanischer Garten. — *Piazza di S. Marco*. Kirche gleichen Namens, Casino ebenf. — *Via larga*. Pal. der Gardes du Corps, Kapelle dello Scalzo. — *Porta S. Gallo*. Triumphbogen. — *Via S. Gallo*. Kirche S. Giovanni dei Cavalieri, Kirche Sta. Appollonia, Spital S. Bonifazio, Pal. Nencini, Pal. Brunaccini (Fenzi). — *Via dei Ginori*. Pal. Pecori, Ginori. — *Piazza di S. Lorenzo*. Kirche gleichen Namens. — *Via della Forca*. Pal. Martelli. — *Piazza della Paglia*. Casa Martelli.

FÜNFTER TAG. *Piazza Sta. Maria Novella*. Kirche dess. Namens. — *Piazza vecchia*. Theater degli Arrischiati, Pal. Bartolini, Cerretani. — *Via dell' Amore*. Casa Sermolli. *Via di Foligno*. S. Jacopo in Campo Corbolini, Kirche S. Onofrio, Conservatorio de Foligno. — *Via dell' Acqua*. Kirche S. Barnaba. — *Via Faenza*. Kirche S. Giuliano. — *Via Evangelista*. Spital S. Onofrio. — *Fort da Basso*. — *Via Gualfonda*. Casino Strozzo Ridolfi. — *Via della Scala*. Pal. Strozzi Ridolfi, Institut della Sta. Annunziata. — *Porta al Prato*. — *Ponte S. Leopoldo*. — *Casino Corsini* (sul Prato). — *Porta delle Mulina* (öffentliche Bäder). Kirche Sta. Lucia (sul Prato). — *Borgognissanti*. Pal. Quaratesi, Kirche Ognisanti, Hospital di S. Giovanni di Dio, Pal. Martellini. Theater dei Solleciti oder de Borgognissanti, Pal. Vespucci. — *Via de Parione*. Pal. Ricasoli. — *Ponte alla Carraja*. — *Via della Vigna nuova*. Pal. Bardoni, Rucellai. — *Lungo l'Arno*. Pal. Corsini, Gianfigliazzi (Alfieri), Ponte Sta. Trinità. — *Piazza Sta. Trinità*. Pal. Ferroni (Hôtel Humbert), Bartolini Salimbeni, Buondelmonte, Kirche Sta. Trinità. — *Piazza del Limbo*. Kirche der h. Apostel. — *Borgo Sta. Apostoli*. Pal. Torre-Rosselli. — *Via dei Legnaioli*. Pal. Uguccioni, Strozzi. — *Via dei Tornabuoni*. Pal. Corsi, Viviani, Michelozzi. — *Piazza dei Vecchietti*. Pal. Vecchietti. — *Via dei Buoni*. Pal. Orlandini del Beccuto. — *Piazza degli Antinori*. Kirche S. Gaetano. — *Via dei Bianchi*. Pal. Gazzoni, Biondi. — *Via dei Cerretani*. Pal. Moretti. — *Piazza Sta. Maria Maggiore*. Kirche dess. Namens. — *Via dell' Alloro*. Casa Piccolomini. — *Via del Giglio*. Pal. Paleotti. — Das Kreuz al Trebbio.

SECHSTER TAG. *Piazza dei Pitti*. Pal. Pitti und Garten Boboli. — *Via dei Guicciardini*. Palast gleichen Namens, Haus des Machiavelli. — *Piazza Sta. Felicità*. Kirche gleichen Namens. — *Sulla Costa*. Casa Mennabuoni, Galilei, Kirche dello Spirito Santo, di S. Girolamo. — *Festung Belvedere*. — *Porta di S. Giorgio*. — *Via dei*

Bardi. Pal. Tempi, Capponi, Canigiani, Casino le Blanc, Kirche Sta. Lucia de Magnoli. — *Piazza dei Mozzi.* Pal. Torrigiani, Mozzi. — *Via dei Renai.* Pal. Serristori, Redditi (Demidoff). — *Piazza di S. Nicolò.* Kirche gleichen Namens. — *Porta S. Miniato.* — *Porta S. Nicolò.* — *Brücke S. Ferdinando.*

Siebenter Tag. *Piazza di S. Spirito.* Kirche gleichen Namens. — *Via Maggio.* Pal. Filidolfi, Ridolfi, Altoviti, Bicchierai, Gargarutti. — *Piazza S. Felice.* Kirche gleichen Namens, Hospiz delle Malmaritate. — *Via Romana.* Oratorio dei Bini, la Specola. — *Via dei Mori.* Kirche di S. Piero in Gattolino. — *Piazza della Calza.* Casa Bizzeti, Oratorio della Calza. — *Porta Romana.*

Achter Tag. *Piazza del Carmine.* Kirche gleichen Namens. — *Piazza dell' Uccello.* Kirche di Cestello. — *Gli Ammazzatoj* (Schlachthaus). — *Torre della Sardigna.* — *Porta S. Frediano.* — *Via dei Camaldoli.* Elementarschulen. — *Porta a Camaldoli.* — *Via dell' Orto.* Orat. di S. Francesco di Sales. — *Via dei Bossi.* Casino und Garten Torrigiani. — *Via della Fornace.* Arena Goldoni. *Via Sta. Maria.* Theater Goldoni. *Via dei Serragli.* Pal. Ferroni. — *Via Carraja.* Pal. Capponi, Pal. Soderini (Schneiderff). — *Lungo l' Arno.* Hôtel Schneiderff. — *Fondacci di S. Spirito.* Pal. Rinuccini. — *Via del Presto.* Monte di Pietà (il Presto). — *Borgo S. Jacopo.* Kirche gleichen Namens, Pal. Novellucci. — *Piazza del Centauro.* Der Centaur. — *Via dei Bardi.* Pal. Manuelli, *Ponte Vecchio.*

Sechstes Kapitel.

Von Bologna nach Rom.

A. Erste Tour über Ancona und Loretto. — Arten zu reisen. — Reise. — RAVENNA. *(Kathedrale. Basilica des h. Vitalis. S. Johannes d. T., St. Domenicus, St. Johannes d. E., St. Apollinaris u. a. Kirchen. Die Bibliothek. Grabmal des Dante. Der Wald la Pineta). — Weiterreise. —* S. MARINO. *(Geschichtliches. Verfassung). — Weiterreise. —* ANCONA. *(Geschichtliches. Alterthümer. Kathedrale. Hauptgebäude). —* LORETTO. *(Lage. La Santa Casa. Sage). — Weiterreise. (Die Apenninen. Der Wasserfall von Terni). — Ankunft in Rom. — B. Zweite Tour über den Pass von Furlo. — Reise.*

A. Erste Tour über Ancona und Loretto.

Von Bologna nach		
St. Nicolo	1½	Post.
Imola	1¼	„
Faenza (Abstecher nach Ravenna)	1	„
Forli	1	„
Cesena	1½	„
Savignano	1	„
Rimini	1	„
Cattolica (ein Pferd mehr von Pesaro)	1½	„
Pesaro	1	„
Fano	1	„
Marotta	1	„
	11¾	„

Transport	11¾	Post.
Sinigaglia	1	„
Casa bruciata	1	„
Ancona (ein Pferd mehr nach Osimo)	1½	„
Osimo	1½	„
Loretto	1	„
Recanati (ein Pferd mehr von Sambuchete nach Recanati	½	„
Sambuchete	¾	„
Macerata	1	„
Tolentino	1½	„
Valcimara	1	„
	22½	„

	Transport 23¼ Post
Ponte della Trave	1
Serravalle (ein Pferd mehr von Casenuove hieher)	1
Casenuove	1
Foligno	1
Le Vene	1
Spoleto (ein Pferd mehr nach Strettura)	1
La Strettura	1
Terni	1
Narni (ein Pferd mehr von Otricoli nach Narni)	1
	32¼

	Transport 32¼ Post
Otricoli (ein Pferd mehr von Borghetto hieher)	1
Borghetto (ein Pferd mehr von Civ. Castellana hieher)	¾
Civita Castellana	¾
Nepi	1
Monterosi	¾
Baccano	1
La Storta	1
Rom	1¼
	39¾

Arten zu Reisen.

Die Reise kostet mit Extrapost:

Von *Bologna* nach *Ancona*:	Paol.	Baj.	Fr.	C.
Für 2 Pferde	157.	8.	85.	3.
Trinkgeld dem Postillon	94.	5.	51.	1.
Dem Stalliero	7.	.	3.	78.
	259.	.	139.	82.

Von *Ancona* nach *Rom*:

	Paol.	Fr.	C.
Für 2 Pferde	240.	129.	60.
Trinkgeld dem Postillon	144.	77.	76.
Dem Stalliero	12.	6.	48.
	396.	213.	84.
In Summa	655 oder	353.	66.

Die Vorspannpferde sind hier nicht mit inbegriffen.

Wer mit der römischen Diligence — der einzigen in Mittel- und Unter-Italien — von Ferrara nach Rom reisen wollte, konnte im Jahr 1839 Sonntags und Donnerstags um Mitternacht abfahren. Ich weiss nicht, ob diese Stunden noch jetzt dieselben sind. Von Rom fuhr diese Diligence Donnerstags um 1 Uhr und Sonntags um 7 Uhr Nachmittags ab. Wohlverstanden nach deutscher Zeitrechnung. Der Preis für einen Platz war 15 Scudi und 22½ Bajocchi. Man brauchte zu dieser Reise 4 volle Tage und vier Nächte.

Statt der angezeigten Tour von *Tolentino* nach *Foligno* über den Pass von *Serravalle* mussten wir folgenden Weg einschlagen:

Von Tolentino nach S. Severino,
Matelica,
Fabriano,
Gualdo,
Nocera,
Ponte Centesimo,
Foligno,

und beschrieben auf solche Weise ein vollkommenes Dreieck, wodurch wir gewiss einen halben Tag verloren. Der Conducteur sagte uns, das Wetter hätte die Strasse über den Kamm der Apenninen bei Serravalle unwegsam gemacht, ich bin jedoch der Meinung, dass die Diligence Briefe und Pakete nach Fabriano u. s. w. mitnehmen muss, und dass wir Reisende deshalb den Umweg zu machen gezwungen waren.

Obgleich wir einige sehr schöne Gebirgspartien zu Gesichte bekamen, wie z. B. den *Monte di Fossalto*, zwischen *Fabriano* und

Gaublo, den wir Passagiere zu Fuss zurücklegten, so war doch diese an und für sich so interessante Reise höchst beschwerlich und unangenehm, und ich werde denen, die zum Vergnügen reisen und mit Zeit und Geld nicht eben sehr zu knausern haben, anrathen, die Diligence nicht zu wählen.

Reise.

Die Strasse von *Bologna* nach *Imola*, die alte *Via Aemilia*, läuft gerade und eben. Man passirt fünf Flüsse und einen Kanal, jedoch auf schönen Brücken. Das schön angebaute Land und die Reihe von hübschen Städten bieten fortwährend den erfreulichsten Anblick. Vor *Imola* überschreitet man den Salustra und Corsechio.

Imola

selbst ist das alte *Forum Cornelii* und liegt am Santerno. Justinian verwüstete die Stadt, welche die Lombarden wieder aufbauten. Nachdem sie Italien verlassen hatten, fiel Imola Siegern und Usurpatoren in die Hände. Besonders hatte es unter dem grausamen Cäsar Borgia zu leiden. Unter Julius II. kam es zum päpstlichen Gebiete. Die Stadt hat 8500 Einw. und ist gut gebaut. — Die alte *Kathedrale* wurde nach dem Plane eines noch lebenden Baumeisters Morelli erst kürzlich ausgebessert. — Die *Dominikanerkirche* und die *Brüderschaft des h. Carl (Confraternità S. Carlo)* besitzen Bilder von Ludwig Carracci. — Das von Pius VII. erbaute Theater und das Hospital sind sehenswerth, obgleich das erstere in etwas bizarrem Style ist. — Sonst hatte die hier bestehende *Akademie der Industriosi* eine gewisse Berühmtheit. — In Imola wurde der Dichter Zappi geboren. Der Weinstein, der hier in besonderer Güte bereitet wird, kommt unter dem Namen Tartaro di Bologna in den Handel. — Die Umgebung ist sehr freundlich.

Weiterreise.

Im Wegfahren passirt man den Santerno auf einer neuen, schönen Brücke. Auf halber Station sieht man Castel Bolognese, ein ehemaliges Fort, welches die Bologneser [illegible] erbauten. Nun lässt man rechts die toskanische Romagna liegen und kommt nach

Faenza.

Eine gutgebaute, ansehnliche Stadt, mit Mauern umgeben, als Municipium der Römer Faventia. Man will den Namen von Phaeton herleiten. Sie ist im rechtwinkeligen Viereck gebaut und wird von vier Strassen durchschnitten, die alle auf den Hauptplatz auslaufen, der mit Portiken und einem schönen Springbrunnen geziert ist. Sie hat 19,000 Einwohner. Hier stehen: das Rathhaus, das neue Theater, der Thurm der Uhr und die Kathedrale. In der *Gemäldegallerie des Lyceums* sind einige gute Bilder. Bei den *Serviten:* ein Bild von Carlo Cignani in der Kirche; im Kloster Fresken v. Ottaviano und Paen, Schülern des Giotto, und über dem Portal der Kirche Basreliefs von Barilotto. An der Thüre der *Kirche des h. Bernhard* desgleichen von demselben Meister. In der alten Kirche der Nonnen *von S. Maglorio* ein Giorgione. Bei *Sta. Catharina* ein Pinturicchio. Bei *Sta. Lucia* eine Madonna v. Perugino. In der Kirche *Annunziata in Borgo* eine Madonna v. Jacopone (oder Jacomone) aus Faenza, der sich nach Raphael bildete. Bei den *Osservanti* eine Empfängniss von einem flamändischen Meister. In letzterer Kirche ist der Chor wegen seiner Architektur sehenswerth. — Auch fehlt es hier nicht an ausgezeichneten Privatsammlungen, die der Kunstfreund nicht ungesehen lassen darf. In dem Hause *Ginnasi* ist eine Kreuzigung v. Rubens, ein Bild von grosser Vollendung. — Einen besondern Ruhm hat noch Faenza in der Hervorbringung des Steingutes, welches in Frankreich den Namen *Fayence* erhalten hat. Ein Italiener entdeckte in Sevres eine ähnliche Thonerde und errichtete dort die erste Fayencerie. Hier, so wie in ganz Italien, wird jedoch dieses Geschirr *Majolica* genannt. Die Fabrik von Gasparo Ferniani ist in diesem Augenblicke die renommirteste. Sie ist uralt und wohl hauptsächlich wegen der Nachahmung etruskischer Gefässe auszuzeichnen. Auch Seidenspinnereien und Papiermühlen gibt es hier; ein Kanal, der in den Po führt, belebt den hiesigen Handel. Unweit der Stadt findet man in dem Kapuzinerkloster einen herrlichen Guido Reni, die Jungfrau mit Johannes, der wohl verdient, dass man auf ihn aufmerksam gemacht werde. — Die fruchtbare Gegend bringt besonders einen guten Wein hervor. Vier Miglien von der Stadt befinden sich die warmen Bäder von *S. Christoforo*, auch wird sowohl aus Wasser, wie aus einer Art von dunkelgrauem Tuff viel Salz gewonnen. Eben so giebt es Eisen- und Blei-Erze, Schwefel und Alabaster in der Nähe.

Von Faenza macht man leicht einen Abstecher nach dem uralten *Ravenna*, welches deshalb den Beinamen „*das Alte*" führt, wenn man nicht eben sein Hauptaugenmerk auf Rom gesetzt hat und jede Zeitersparniss berücksichtigen muss.

Ravenna

ist leider in tiefem Verfall und wenig ist hier noch vorhanden, was von der Residenz der römischen Könige des 5. Jahrhunderts, dann der gothischen Könige und der griechischen Exarchen Zeugniss ablegt. Jetzt zählt die Stadt 20,000 Einw. Die *Kathedrale*, vor dem 4. Jahrhundert erbaut, ist seit der Mitte des 18. auf unverantwortliche Weise verjüngt worden. In der Sacristei sieht man die Kanzel des h. Maximian, aus dem 6. Jahrhundert, jetzt eben so verdorben wie alles Uebrige. Im Vestibul ein Osterkalender auf Marmor, aus den ersten *Zeiten* des Christenthums. Von Bildern: das Wunder des Manna v. Guido Reni, eine Lunette über dem Altar in der Kapelle des h. Sacraments, von demselben Meister, S. Orso, die Kathedrale einweihend, v. Camuccini. — Die achteckige *Basilica des h. Vitalis* ist ein Werk im reinsten byzantinischen Geschmack. Sie wurde nach der Sophienkirche unter Justinian erbaut, und Karl der Grosse liess nach ihr den Dom in Aachen bauen. An der Decke des Chors sieht man eine herrliche Mosaik: Justinian mit seinen Hofherren und Kriegern und die Kaiserin

Theodora mit ihren Damen. Man will in den Zügen der letztern, die ehemals Schauspielerin war, etwas Lascives erkennen. Die Arbeit ist wunderbar erhalten. Am Eingange der Sacristei ist ein Basrelief: die Apotheose Augusts, von grossem Werthe. Der achte Exarch von Ravenna, Isaak, gest. 641, hat hier ein schönes Grabmal, mit einer rührenden Inschrift seiner Gattin. Ferner das Mausoleum der Galla Placidia, Tochter des Theodosius, Schwester des Honorius und Mutter Valentinians III. — In der alten Kirche *St. Johannes d. T.* sieht man zwei Bilder von **Rondinelli** (das Vasari sehr lobt) und von **Pasquale di Forli**. — In *S. Michel in Affricisco*, wo noch eine schöne Mosaik bewundert werden kann, wird jetzt der Fischmarkt gehalten. — In *St. Domenicus* findet man die 15 Mysterien des Rosenkranzes von **Luca Longhi**, einem grazlösen Maler von Ravenna im 16. Jahrhundert. In der modernen Kapelle *des Kruzifixes* ist ein altes Kruzifix von Holz, das mit feiner Leinwand wie mit einer Menschenhaut überzogen ist, und das während der Schlacht von Ravenna Blut geschwitzt haben soll. — Die Kirche *des h. Johannes d. Ev.* wurde durch ein Gelübde gegründet, welches die oben genannte Placidia während eines Schiffbruchs that, als sie mit ihren Kindern von Konstantinopel nach Ravenna zurückkehrte. — *Theodorichs Mausoleum*, jetzt *Sta. Maria della Rotonda*, ein Porticus mit acht Säulen von braunem Granit, als Ueberbleibsel der *Basilica des Herkules*, ein Stück Mauer mit acht kleinen Säulen, und ein Bassin von Porphyr, von *Theodorichs Palaste*, den Karl der Grosse zerstörte und das Schönste daraus nach seiner Pfalz brachte, sind die einzigen Andenken an den alten Gothenkönig. — Nahe an seinem Palaste steht die *St. Apollinarkirche* (in Classe, einer Vorstadt der alten Stadt) in ihrer morgenländischen Pracht. 24 Säulen von griechischem Marmor, die Ansicht von Ravenna zu jener Zeit in Mosaik, 23 männliche und 22 weibliche Heilige mit Kronen in den Händen und die Kanzel von griechischem Marmor werden Stoff zur längern Betrachtung bieten. — In den andern Kirchen sieht man ähnliche Schätze und Bilder. — In der Kirche *des h. Franciscus*, aus dem 5. Jahrhundert, sind die Grabmäler der Familie **Polenta**, welche dem Dante ein Asyl bewilligte, und deren Tochter die unglückliche Francesca von Rimini war.

Die *Bibliothek* enthält das berühmte Manuscript des Aristophanes aus dem 10. Jahrhundert. Vergebens versuchte Eugen Beauharnais es zu kaufen, man versteckte es und gab vor, es sey verloren; dasselbe fand statt, als Kardinal Consalvi es dem König von Dänemark verkaufen wollte. Die Bibliothek zu Kopenhagen musste zwei Gelehrte hinsenden, um es abschreiben zu lassen. Ferner sieht man hier ein *Manuscript des Dante* aus seiner Zeit. — Im *Museum der Antiken* findet man eine schöne Sammlung sowohl heidnischer als christlicher Inschriften, und in der *Bibliothek des Erzbischofs* ein Breve des Päpstes Pasquale II. auf Papyrus von einer ausserordentlichen Grösse.

Das Bedeutendste aber, was Ravenna enthält, ist wohl für den sinn- und gemüthreichen Reisenden *das Grabmal des Dante*. Er wurde hier „a grande onore in abito di poeta" auf Veranlassung Guido's von Polenta begraben, der ihm zwei Jahre nach dem Tode ein Denkmal errichten liess; aber erst 160 Jahre später liess der Senator Bernardo Bembo, Podesta von Ravenna, ihm das Mausoleum nach Zeichnungen Lombardo's erbauen, welches 1692 restaurirt wurde und 1780 durch den Kardinal Valentin Gonzaga seine jetzige Gestalt erhielt. An der Kuppel sieht man Virgil, Dante's Lehrer Brunetto Latini, Can grande von Verona und Guido Polenta, seine Beschützer.

Die Umgebungen

von Ravenna haben in ihrer Oede, mit unzähligen Trümmern besät, einige Aehnlichkeit mit der Campagna von Rom. In der Stadtmauer sieht man noch die Breschen, welche die Barbaren gemacht haben. — Eine kleine Strecke vor der Stadt deutet ein griechisches Kreuz auf einer kannelirten Säule die Stelle an, wo Lauritius, erster Kämmerling des Kaisers Honorius, die prächtige Basilica *S. Lorenzo in Cäsarea* hatte erbauen lassen, von welcher 28 der kostbarsten Säulen nach Rom geschafft wurden. — Nach dem Meere hin hüllt ein dichter Fichtenwald (Pineta) die ganze Gegend von Ravenna ein. Dieser Wald, eine Seltenheit in Italien, hat noch ein besonderes historisches Interesse. Aus diesen Fichten wurden die Flotten Augusts gezimmert, die Schiffe des siegreichen Venedigs, die Schiffe, welche die Kreuzfahrer nach dem Orient trugen. Dante spricht von der Pineta in seinem 28sten Gesange des Fegefeuers. Boccaz verlegte hieher den Schauplatz seiner Novelle: Nastaglio degli Onesti, deren tragische Katastrophe die Bekehrung in der Liebe der Damen von Ravenna herbeigeführt haben soll, endlich besang Byron die Pineta in seinem Don Juan und schrieb hier die Prophezeihung des Dante *). Nach der Tradition soll Dante an einer Stelle des Waldes seinen Betrachtungen nachgehangen haben, weshalb diese noch jetzt Vicolo de' poeti genannt wird.

Man sieht, dass diese kleine Reise nicht unbelohnend ist.

Als Gasthof kann la Spada empfohlen werden.

Aus Faenza abfahrend, kommt man über den *Lamone* und erreicht in kurzer Zeit

---

*) Mem. 4. Bd. c. 1.

Forli,

am Abhange der Apenninen, in schöner Gegend, an den Flüssen *Ronco* und *Montone*. Es wird von 13,000 Menschen bewohnt. Nach der Niederlage Hasdrubals wurde die Stadt von Livius Salinator erbaut, daher hiess es bei den Alten Forum Livii, woraus durch Abkürzung sein jetziger Name entstanden ist. Julius II. verband auch Forli mit dem Kirchenstaate. Die Stadt ist gut gebaut, die Hauptstrassen sind mit Arkaden eingefasst und der grosse Platz zählt imposante Gebäude.

Der beste Gasthof ist auf der Post.

Der *Palazzo del Magistrato*, und die *Paläste Albicini*, *Merenda*, *Paulucci* und *Guerrini* sind zu nennen. Zu dem letztern soll sogar der grosse M. Angelo die Zeichnungen geliefert haben. — Die Kuppel der Kathedrale *la Vergine del fuoco* ist von Carlo Cignani gemalt. Er arbeitete 20 Jahre daran. — Auch in der Kirche *S. Filippo Neri* sind gute Arbeiten desselben Meisters, so wie auch von Carlo Maratti und Guercino. — In *Madonna del popolo* ist ein herrliches Bild von unbekanntem Meister. — Bei den *Baarfüssern* eine Empfängniss von Guido Reni! — In Forli herrscht übrigens eine angenehme Geselligkeit und die schöne Umgegend bietet reizende Spaziergänge, unter Andern nach *Forlimpopoli* (Forum Pompilii), von welchem Plinius spricht und das eines der vier Forum auf der Via Aemilia war. Der Ort zählt 4000 Einwohner. Man findet nur noch wenige Häuser und ein Schloss des Caesar Borgia dort. Grimoald, König der Longobarden, zerstörte die Stadt 700; die Einwohner Forli's bauten sie wieder auf, aber der Kardinal Cavila zerstörte sie von Neuem und verlegte den Bischofssitz nach *Bertinoro.* Dieses Städtchen liegt inmitten trefflicher Weinberge, und enthält 3000 Einwohner. Zwei Miglien von hier liegt Polenta (Plebs Polentina), von wo die alten Herren von Ravenna, die Polentani herstammen.

Der Bergstrom Avusa (Aposa), die Flüsse Bevano, Bevanello, Aria und Savio (Isapis) muss man überschreiten, um nach

Cesena

zu kommen. Die Römer nannten den Ort *Curva Caesena*; er zählt ungefähr 10.000 Einwohner, und liegt am Fusse eines hohen Berges. Seine Gründung datirt vom Jahre 391 vor Christus. Die Hauptstrasse ist die einzige von Erheblichkeit. — In der *Kapuzinerkirche* ist ein **Guercino**. Pius VI. und VII. sind hier geboren und die Statue des Erstern befindet sich auf dem Platze des Stadthauses, in demselben eine h. Jungfrau von **Francia**. — Die ***Bibliothek Malatesta-Novello*** ist hinsichtlich ihrer Manuscripte von Bedeutung. Bis auf diese und die ersten Editionen, leiht die Bibliothek alle übrigen Werke aus, ein seltenes Beispiel in Italien. — Eine Miglie von der Stadt liegt auf einer Anhöhe das prächtige Kloster und Kirche ***Sta. Maria del Monte***, welche dem **Bramante** zugeschrieben wird, in deren Nähe man antike Gräber gefunden. Hier waren Pius VI. und VII. Benedictinermönche.

Weiterreise.

Eine Stunde von *Cesena* kommt man über den kleinen Fluss Pisciatello, welcher der *Rubicon* der Alten seyn soll *). Hier war es, wo Cäsar mit sich zu Rathe ging, ob er ihn überschreiten und der Parthei des Pompejus sich widersetzen solle; hier rief er die merkwürdigen Worte aus: „*Alea jacta est*“ Der Rubicon war die Gränze Italiens gegen das Cisalpinische Gallien, und ein altes römisches Gesetz erklärte den Feldherrn, welcher mit seinen Truppen ohne Befehl des Senats über diesen Fluss gehen würde, für einen Feind des Vaterlandes. Cäsar that dies, auf seinem Zuge nach Rom, um es zu unterjochen. Jenen Senatusconsult findet man als Inschrift auf einer Säule an dem Flusse, unweit Savignano, allein es ist sicher eine, in späterer Zeit verfertigte.

Von Cesena nach Rimini führt eine schöne Strasse; man kommt durch den Flecken *Savignano* (Compita) und erreicht dann

---

*) Ausser dem Pisciatello, wird noch die Luso und ein noch jetzt Rubico genanntes Flüsschen für den alten Rubicon gehalten, jedoch hat Ersterer die meisten Stimmen dafür erworben.

Rimini.

eine alte Stadt in fruchtbarer Ebene, an den Abhängen der Apenninen gelegen, die sich hier bis an's adriatische Meer erstrecken, und in das die Marecchia fällt. Die Stadt hiess bei den Römern Ariminum und hat ungefähr 17,000 Einwohner. Der jetzt versandete Hafen soll sonst 200 Schiffe gefasst haben. Im Jahr 359 wurde hier jenes Concilium gehalten, wo die Arianer über die Athanasier den Sieg davon trugen gegen den Willen der römischen Kirche. Rimini besitzt noch verschiedene Alterthümer, so z. B. bei der Porta S. Giuliano eine *Brücke* aus den Zeiten des August oder Tiber. Sie ist noch im besten Zustande und man fährt auf der Reise von Bologna nach Ancona über dieselbe. Man bemerkt hier den Lituus oder Augurstab, als Attribut des römischen Kaisers, der zugleich pontifex maximus war. An der Porta Romana, dem entgegengesetzten Ende der Stadt, steht ein schöner *Triumphbogen* zu Ehren Augusts, eines der wohlerhaltensten Denkmäler. Sowohl der Bogen wie die Brücke sind von einem weissen Steine, der dem Marmor gleich kommt. — Neben der *Kirche der Kapuziner* sieht man noch Arcaden, die von den Ruinen des Amphitheaters des Publius Sempronius herrühren sollen. — Auf dem *Marktplatze* befindet sich eine Art von Erhöhung, wo Cäsar sein Heer vor dem Uebergange des Rubicon angeredet haben soll. — Der Fischmarkt ist mit Hallen umgeben und vor dem Gerichtspalast ist ein Springbrunnen mit einem Bassin von Marmor und die Erzstatue Paul des V. — Die *Kathedrale*, die auf der Stelle eines Tempels des Castor und Pollux steht, ist jetzt in eine Kaserne umgewandelt, hingegen die *Kirche des h. Franciscus*, ein Prachtgebäude nach des grossen Alberti's Zeichnung, des Wiederherstellers der modernen Architectur, enthält Gemälde und Bildhauerwerke von hohem Werthe. Unter andern Arbeiten aus Erz in der Kapelle des h. Sacraments, welche dem Florentiner Ghiberti zugeschrieben werden, drei altgriechische Basreliefs, eine alte Sibylla und ein Sarkophag der Malatesta von trefflicher Arbeit. Die Erinnerung an diese Heldenfamilie begleitet den Beschauer fortwährend in dieser Kirche. Ihr Wappen, ein Elephant und eine Rose mit den Namenchiffern verbunden, häufig angebracht, geben dem Innern derselben einen eigenthümlich poetischen Anstrich. — In der *Kirche des h. Julian* ein Martyrium dieses Heiligen von P. Veronese. — Sowohl die *Bibliothek* des Grafen Alessandro Gambalunga (gestiftet 1617), als das von dem Doctor Giovanni Bianchi (Janus Blancus) gegründete *Antikenkabinet* verdienen den Besuch der Fremden, die hier verweilen. — Die Fische sind hier von ganz besonderer Trefflichkeit und gewähren den Einwohnern einen bedeutenden Handelszweig. — Die besten Gasthöfe sind die Post und la Fontana.

In der Umgegend von Rimini liegt das Dörfchen *S. Arcangelo*, wo im Jahre 1705 Ganganelli, nachher Clemens XIV., das Licht der Welt erblickte, und in dem Schlosse S. Leo, gleichfalls nur wenige Miglien von der Stadt entfernt, wurde der berüchtigte Geisterbanner *Cagliostro* bis zu seinem Tode eingesperrt gehalten.

Zwölf Miglien von Rimini, auf dem Wege nach Pesaro, liegt auf einem Berge die kleine Stadt und Republik

S. Marino

mit 5000 Einwohnern. Der Weg dahin ist zwar steil, aber gut erhalten. Der Berg, auf dem die Stadt liegt, und einige umherliegende Höfe, bilden das ganze Territorium dieses Staats. Die Stadt soll schon im dritten Jahrhundert erbaut worden seyn. Ein Maurer aus Dalmatien, Namens Marino, soll, nachdem er 30 Jahre an den Ausbesserungen des Hafens von Rimini gearbeitet hatte, sich hieher zurückgezogen haben, um als Einsiedler zu leben. Trotz dieser Zurückgezogenheit wurde doch sein strenger Lebenswandel bekannt und es sammelten sich Anhänger und Schüler um ihn. Eine Prinzessin, welcher der Berg gehörte, auf dem der Einsiedler Marino lebte, schenkte ihm denselben als Eigenthum und er gründete hierauf statt eines Klosters, wie Jedermann erwartet hatte, eine Republik. Die Geschichte derselben ist sehr einfach; fünfzehn Jahrhunderte genoss sie der tiefsten Ruhe, während ganz Europa in steten Flammen war. Ihre Constitution, die nicht aufgeschrieben ist, ist die älteste in Europa. Der gesetzgebende Körper wird von der allgemeinen Volksversammlung (Arringo) erwählt und besteht aus 60 Mitgliedern, sowohl Adeligen als Bürgern. Zwei Kapitäne, für Stadt und Land, alle sechs Monathe wählbar, haben die ausübende Gewalt, und zwischen diesen und dem gesetzgebenden Körper befindet sich der Rath der Zwölf, als eine Art von Oberhaus. Alle drei Jahre wird ein Magistrat aus Mitgliedern ausser dem Gebiete der Republik erwählt, eben so lange ein Arzt und ein Chirurgus, die gleichfalls Fremde seyn müssen. Im ganzen Staate sind nur drei Schlösser, drei Klöster und fünf Kirchen. Die Einnahmen belaufen sich ungefähr auf 30,000 Franken und die Truppen bestehen aus 40 Mann. Merkwürdig ist es, dass das Gefängniss fast immer leer ist. Die Stadt *S. Marino*, auf dem höchsten Punkte des Berges gelegen, ist oft noch rings von Schnee umgeben, wenn unten schon das lieblichste Grün die Felder deckt. Man findet hier oben ein Theater, und sogar auf offenem Markte ein Roulettespiel, das seine Abgabe diesem kleinen Staate entrichtet. Man hat nur einen Weg, um zur Stadt zu gelangen; man kann hinauf reiten und fahren, und es ist bei schwerer Strafe verboten, auf irgend einer andern Seite das Ersteigen des Berges zu versuchen. Das Volk ist mit dem zufrieden, was es besitzt, und die Ursache des langen Bestehens dieser kleinen Republik ist, dass sie weder gefürchtet noch beneidet wird. — Schon die herrliche Aussicht von hier oben, wo man bei heiterm Himmel die Küsten von Dalmatien erblickt, sollten zu diesem Abstecher einladen.

Von *Rimini* nach *Rom* begleitet uns jetzt fortwährend die Via Flaminia; allein bis *Pesaro*, findet man fast keine Spur mehr davon, als hin und wieder einen jener dunkelblauen, fast schwarzen Steine, die man für eine Art von Lava hält.

Weiterreise.

Von *Rimini* aus hat man immer hart am Meeresstrande zu fahren. Ehe man Cattolica erreicht, kommt man über die Conca, die bei starkem Regenwetter, oder wenn der Schnee im Gebirge schmilzt, den Reisenden Aufenthalt und Gefahr bringen kann.

La Cattolica ist ein unbedeutender Flecken, der seinen Namen daher hat, dass er, während des Concils von Rimini, die orthodoxen Bischöfe, die sich von den Arianischen Bischöfen trennten, in seine Mauern aufnahm. Eine lateinische Inschrift an der Kirche erzählt diese Thatsache. Von hier nach Pesaro fährt man hart am Meere, jedoch nur bei ruhigem Wetter. Ist das Meer stürmisch, so muss man in Pantalona, die obere Strasse wählen. Die Gegend ist anmuthig und mit schönen Landhäusern besät. Vor Pesaro hat man einen ziemlichen Berg, il Poggio, hinanzufahren.

Pesaro (Pisaurum),

ist eine sehr alte Stadt an der Mündung des Foglio (Taurus). Von den Galliern kam Pesaro an die Römer, von diesen an die Gothen, von diesen an verschiedene Herren und endlich durch Urban VIII. an den Kirchenstaat. Die Marmorstatue dieses Papstes steht auf dem Hauptplatze. Die Stadt hat mit Basteien versehene Mauern, einen kleinen, sichern Hafen, breite, gerade Strassen und in seinen Kirchen ausgezeichnete Bilder, von denen jedoch die vorzüglichsten nach Paris gebracht wurden, und jetzt im Vatican zu Rom zu sehen sind, während Pesaro vergebens ihre Zurückgabe erwartet. In der *Kirche des h. Sacraments* darf ein Abendmahl von Nicolo von Pesaro nicht übersehen werden. Man zählt hier 10,000 Einwohner. Der beste Gasthof ist die Locanda di Parma. — In dem Küchengarten des Grafen Machirelli ist das *Casino*, wo Bernardo Tasso mit seinem Sohne Torquato wohnte, und dieser seinen Amadis dichtete. — Von Alterthümern nenne ich eine antike Brücke, die August oder Trajan erbaut haben soll, ferner besuche man die Sammlungen von Abati-Olivieri und das Museo Passeri. — Hier wurde Rossini geboren. — Zwei Miglien von Pesaro liegt die *Villa Imperiale*, jetzt eine dem Kardinal Albani zugehörige Meierei, einst mit den Fresken Dossi's und Raphaelino's geschmückt, enthält nur noch wenig Spuren von dem ehemaligen Glanze der mächtigen Herzoge von Urbino. — Die anmuthige, gut angebaute Gegend bringt vortreffliche Feigen hervor und von den vielen Landhäusern nenne ich nur das, welches ehemals die Prinzessin von Wales bewohnte und das jetzt ein Eigenthum des Baron Pergami ist.

Weiterreise.

Zwanzig Miglien von Pesaro, auf einer guten Fahrstrasse kommt man nach der kleinen Stadt *Urbino*, mit 4 bis 5000 Einwohnern. Sie hat ein schönes Schloss und eine sehr alte Akademie (Academia Assorditorum). Der grosse Architect Bramante und der Maler Barocelo wurden in der Nähe von Urbino geboren, vor allen aber ist als der erlauchteste Sohn dieser Stadt der göttliche Raphael Sanzio (de' Santi, geb. 1483) zu nennen. Von ihm hat man hier nichts von Bedeutung aufzuweisen, hingegen mehre gute Gemälde von seinem Vater Giovanni Santi. Unfern von *Urbino* wird das Grabmal des carthaginensischen Heerführers Hasdrubal gezeigt. Im Mittelalter war hier der Sitz mächtiger Herzoge.

Von Urbino nach Fossombrone ist ein schlechter, bergiger Weg, daher ist den Reisenden zu rathen, von diesem Ausfluge lieber nach Pesaro zurückzukehren.

Wenn man nun von hier auf der grossen Poststrasse weiterreist, so kommt man nach

Fano,

einer kleinen Hafenstadt an der Mündung des Metauro, der wegen des Sieges berühmt ist, den die Consuln Livius Salinator und Claudius Nero über Hasdrubal errungen. Diese Stadt von 7000 Einwohnern ist gut gebaut und besitzt ein eben so grosses als prächtiges Theater, das besonders seiner schönen Decorationen wegen berühmt ist. Es ist vielleicht das Aelteste aller modernen Schauspielhäuser. Sein Erbauer hiess Torelli. — In der *Kathedrale* sind Fresken von Domenichino und ein Sposalizio von Guercino. Auch in den übrigen Kirchen sind gute Gemälde vorhanden, in *St. Peter* ein David von Guido Reni. — Von Alterthümern sieht man Ruinen eines alten Triumphbogens, der zu Ehren August's oder Constantin's errichtet wurde; von dem Fortunatempel, der hier gestanden haben soll, sieht man zwar keine Spur mehr, doch die Statue dieser Göttin auf einem Springbrunnen. Bei den Römern hiess diese Stadt *Fanum Fortunae*, später *Colonia Julia Fanestris*.

Weiterreise.

Von Fano führen zwei Strassen nach Rom. Die eine verlässt das Ufer des Meeres und geht über den sogenannten Pass von Furlo gerade nach Foligno (s. S. 213); die zweite bleibt fortwährend am Meere und geht über Sinigaglia, Ancona und Loretto. Diese letztere nimmt die Diligence, auch ist sie für jeden Reisenden wohl interessanter als die erste.

Beim Fortfahren aus Fano kommt man über den Metro oder Metauro, dann nach dem Dorfe *delle Torrette*, von wo es auf die Station *Casa Marotta* geht. Nun hat man die Flüsse Cesano (Sana) und Misa oder Nevola (Misus) zu passiren, die in geringer Entfernung von einander in's Meer fliessen. So erreicht man

Sinigaglia (Senagallica),

eine kleine, regelmässig gebaute und neue Stadt, an der Mündung der Misa, von 6000 Einwohnern, die ausser der berühmten Messe, die hier alljährlich im Monat Juli gehalten wird, sehr todt erscheint, doch dabei ist der Zusammenfluss der Fremden aus allen Gegenden Italiens und selbst aus der Levante so gross, dass man oft in den geräumigen Häusern keine Unterkunft findet. In dieser Zeit ist immer eine gute Operngesellschaft hier und Sinigaglia gleicht dann einer grossen Stadt. Der Hafen, den der Ausfluss der Misa bildet, ist nicht eben gross, aber für Handelsschiffe genügend. Obgleich die *Kathedrale* und die *Kirche des h. Martin* mehre gute Gemälde aufzuweisen haben, so ist es doch besonders die *Franciscanerkirche*, Sta. Maria delle Grazie, vor der Porta Montagnara, wo ein grosses Bild von Perugino die Fremden ganz besonders hinziehen sollte. Dieses Bild stellt die Jungfrau von Heiligen umgeben vor. — Sinigaglia ist der Geburtsort der berühmten Sängerin Catalani.

Weiterreise.

Die Ebene, die sich jenseits der Strasse, nach dem Gebirge hinzieht, ist sehr gut angebaut und gewährt einen freundlichen Anblick. — Beim Wegfahren aus Sinigaglia bleibt man dicht am Meere bis nach *Case bruciate*, hier passirt man den Esino und kommt auf einer neuen, sehr guten Strasse, die etwas tiefer in's Land geht, nach

Ancona.

Die Stadt hat zwar eine recht malerische amphitheatralische Lage, auf einem Hügel, der sich zum Meere senkt, doch macht es keinen freundlichen Eindruck, dass die Höhen ringsumher so kahl sind. Bei Cato heist sie Picena, und er lässt sie von den Aborigenen, den fabelhaften Urbewohnern Italiens, erbaut seyn, allein Plinius, Strabo und Andere geben an, dass flüchtige Sicilianer, welche der ältere Dyonis verfolgte, sie 400 J. v. Chr. gründeten. Der Zeitpunkt, wo Ancona eine römische Kolonie wurde, ist nicht genau ermittelt, allein es soll vor dem ersten punischen Krieg, etwa 485, geschehen seyn.

Im Alterthume war die Stadt wegen der Kunst berühmt, den Purpur zu bereiten, und Trajan verbesserte, um ihren Handel zu heben, den trefflichen Hafen, den sie von der Natur schon erhalten hatte, durch einen Molo, oder Hafendamm. 551 versuchte es Totila vergebens sie einzunehmen; dies glückte erst dem Longobardenkönig Ariulf, der sie durch einen Markgrafen beherrschen liess, weshalb man ihren Bezirk die Mark Ancona nannte. Sie blieb den Longobarden, bis dass deren Macht zu Ende ging und wurde dann 839 von den Sarazenen eingenommen und verwüstet. Nach ihrem Wiederaufbau wurde Ancona ein Freistaat bis in's 16. Jahrhundert, wo päpstliche Truppen unter ihrem Anführer Luigi Gonzaga sie einnahmen. Dies geschah 1532. Unter dem Vorwande, die Einfälle der Barbaresken von der Seeseite abzuwehren, bauten sie eine Citadelle, die sie später mit ihren Truppen besetzten, und die Anconer daraus verjagten. 1798 kam die Stadt in die Hände der Franzosen. 1799 musste sich der General Meunier nach hartnäckig geleistetem Widerstande den Russen und ihren Alliirten übergeben. 1801 erhielten es die Franzosen von den Oestreichern zurück, und 1802 von jenen der Papst. Später wurde Ancona, als zum Königreich Italien gehörig, die Hauptstadt des Departements des Metauro und kam 1814 wieder unter die Herrschaft des Kirchenoberhaupts. Endlich im Jahre 1832 wurde die Stadt abermals von Franzosen occupirt. Bei meiner Durchreise im November 1838 fand ich diese Truppen noch hier, die nun seitdem aber schon wieder weggezogen sind. Die Anwesenheit der Franzosen hatte einem sehr guten Kaffeehause im Orte das Daseyn gegeben, wo man treffliche französische Weine und feine Patisserien fand, mit welchen Artikeln ich mich auch reichlich für die Weiterreise versah, da ich sie sehr liebe.

Die Befestigungen sind stark. Auf dem alten Molo steht ein *Triumphbogen von weissem Marmor* zu Ehren Trajans, seines Erbauers, an dem noch die Inschrift zu lesen ist. Ein anderes Denkmal aber befindet sich auf dem neuen Molo, einem grossartigen, sehenswerthen Werke, das dem Papste Benedict XIV., der diesen bauen liess, gewidmet ist. — Im Ganzen ist Ancona, obgleich schöne Gebäude nicht fehlen, doch unansehnlich, da die Strassen krumm, winkelich und hügelig sind. Dabei aber ist sie die bedeutendste Handelsstadt an der ganzen Ostküste von Italien. Sie ist der Entrepot der Waaren, die aus der Levante kommen. Den 20. August wird eine nicht unbedeutende Messe gehalten. — Stadt und Vorstädte enthalten 30.000 Einwohner, worunter 5000 Juden, die in einem eigenen Viertel wohnen.

Die *Kathedrale* liegt am äussersten Ende des Vorgebirgs, wo ehemals ein Tempel der Venus errichtet war, dessen sowohl Juvenal wie Catull erwähnt. Sie ist schön gebaut und enthält manche Sehenswürdigkeit. Die Kuppel soll eine der ältesten in Italien seyn. Die Fresken und Altarblätter sind von Gentile und Podesti, doch sind auch Werke von Pietro della Francesca, Filippo Lippi und Guercino vorhanden. Die *unterirdische Kapelle* ist sehr prächtig ausgestattet. Von den übrigen Kirchen ist hauptsächlich nur die des *h. Augustin* zu nennen, die im Innern von Vanvitelli restaurirt wurde und mehre gute Gemälde besitzt. Besonders aber ist eine Marmorverzierung am Haupteingange mit Statuen und Basreliefs von Moccio zu beachten, das längst als Meisterwerk anerkannt ist. — Bei *S. Francesco delle Scale* ist eine ähnliche Arbeit und vielleicht von demselben Meister zu sehen. — Nächstdem ist die *grosse Börse* ein Werk, das Aufmerksamkeit verdient. — Das *grosse Lazareth*, ein Fünfeck, liegt am Meere. Clemens XII. liess es 1734 bauen. — Der *Platz S. Niccolò*, so wie die Strasse dahin enthält die schönsten Gebäude der Stadt. — Auf einer Anhöhe liegt der *Gouvernementspalast*, wo der Legat residirt. — Das *Schloss* liegt auf dem Vorgebirge *Ostagno*. — Zu bemerken ist auch die *Loggia der Kaufleute*, im Innern mit Gemälden und Stuccaturarbeiten v. Tibaldi und von Aussen mit Basreliefs von Moccio geziert, nach Andern von Giorgio de Sebenico. — Neben dieser Loggia steht der schöne Palast *Benincasa*, den eben dieser Giorgio erbaut haben soll. Der *Palast Ferretti* ist erbaut und mit Gemälden geschmückt von Tibaldi. Im *Palast Mancinforte* ist eine bedeutende Gemäldegallerie. — Es verdient noch angeführt zu werden, dass die Frauen dieser Gegend für die schönsten in Italien gelten und dass der Maler Carlo Maratti hier geboren wurde.

Selbst wenn man mit dem Eilwagen reist, kann man das Hauptsächlichste wohl in Augenschein nehmen, indem hier einige Stunden verweilt wird. Die bessern Gasthöfe sind: die Post und Grande Bretagne.

Weiterreise.

Von *Ancona* nach *Loretto* ist die Strasse hügelig und unbequem.

Die Strasse am Meere kürzt den Weg zwar etwas ab, ist jedoch nur bei sehr ruhigem Wetter praktikabel, bei Sturm kann sie sogar gefährlich werden. Man entfernt sich daher vom Gestade und geht nach dem Städtchen

Osimo (Auximum), auf einer anmuthigen Anhöhe, wo verschiedene Antiken gefunden worden sind, die man hier in einer Sammlung auf dem Stadthause zusammengestellt hat.

Loretto

ist eine moderne Stadt von ungefähr 6000 Einwohnern, auf einer bedeutenden Erhöhung, drei Viertelstunden vom Meere entfernt. Wenn man sie da liegen sieht, mit den Thürmen ihrer stolzen Kirche, so kann man sich leicht erklären, warum die Engel gerade diesen Platz wählten, das heilige Haus dort abzusetzen. Die Anhöhe, die in einer Gebirgsgegend ganz unbeachtet läge, ist hier bedeutend, und besonders imposant nimmt sie sich aus, wenn man von Osimo kommt und gerade die aufgehende Sonne die hohen Gebäude Loretto's beleuchtet, ein erhebendes Bild für den gläubigen Pilger. Wir kamen bei sehr früher Tageszeit nach Loretto. In der Hauptstrasse war nur ein Laden auf, von den vielen, welche sie bilden, dort fanden wir einen Cicerone, der uns in die Kirche führte, wo schon Alles voll von Betenden war. Der Haupterwerb der Einwohner besteht in dem Verkauf von Rosenkränzen, Medaillen, Krucifixen und andern geweihten Sachen — Die Stadt ist mit einer starken Mauer umgeben, die in frühern Zeiten dazu dienen sollte, die Corsaren abzuhalten, die der reiche Schatz des heil. Hauses leicht hätte herbeiziehen können. Dieser reiche Schatz, die mit Gold und Edelsteinen bedeckten Altäre bilden den grellsten Widerspruch zu der Menge von Bettlern, aus denen fast die ganze Einwohnerschaft besteht; eine andere Seltsamkeit besteht aber wohl darin, dass der ganze Handel sich auf sogenannte „geweihte Gegenstände und Heiligthümer" beschränkt.

Das *heil. Haus* oder *la Santa Casa*, wurde im 13. Jahrhundert von den Engeln aus Nazareth nach Dalmatien und dann nach Italien gebracht. Aber hier wurde es noch mehremale von einem Orte zum andern getragen, bis dass es endlich auf der Höhe von Loretto seine Stelle gefunden hatte, wo man es in eine prachtvolle Kirche einschloss, die sich am höchsten Ende der Hauptstrasse der Stadt befindet. Ich will hier die Geschichte dieses Wunders, nach Herrn Neigebaurs Mittheilung, folgen lassen:

„Bei einer Pilgerreise, welche die h. Helena, die Mutter Konstantins des Grossen, in das gelobte Land unternahm, entdeckte sie auch zu Nazareth das Wohnhaus der h. Jungfrau, und zwar trotz aller Verwüstungen, welche, so wie alle Städte von Palästina, auch Nazareth getroffen hatte, ganz unversehrt und mit dem Krucifixe, so wie mit dem Standbilde der heil. Jungfrau aus Cedernholz geschmückt, welches beides die Apostel darin aufgestellt hatten. Helena liess einen prächtigen Tempel über diese Hütte bauen und die Inschrift: *Haec est ara, in qua primo jactum est humanae salutis fundamentum*, darüber setzen. Bald nach Entdeckung dieses Heiligthums wallfahrteten Andächtige aus allen Weltgegenden zu demselben hin. So unter Andern der h. Hieronymus, wie er selbst in seinen Briefen sagt, und Ludwig der Heilige, König von Frankreich, 1252 auf seinem Zuge nach Palästina. Kurz darauf aber zerstörten die Sarazenen, als sie sich der letzten Reste des eroberten Königreichs Jerusalem bemächtigten, den von der h. Helena erbauten Tempel; Engel trugen aber das Haus selbst in der Nacht des 10. Mai 1291 auf eine Anhöhe zwischen den Städten Tersate und Fiume in Dalmatien. Niemand vermochte diese Erscheinung zu erklären, bis die h. Jungfrau dem kranken Pfarrer zu Tersate, Alexander Giorgi, im Traume erschien und ihm offenbarte, dass das angekommene Haus ihre Wohnung zu Nazareth sey. Nach dem durch eine Gesandtschaft, welche die Einwohner von Terente nach Nazareth geschickt hatten, genau untersucht und bekräftigt worden war, dass die Grundlage hinsichtlich der Steinart und des Maasses mit dem Hause selbst völlig übereinstimme, strömten täglich zahlreiche Pilger zu demselben hin, und man war bedacht, über dieses Heiligthum eine Kirche zu erbauen, als sich das Haus plötzlich in die Luft erhob und über das adriatische Meer der Küste von Italien zuschwebte. Am 9. December des Jahres 1294, Abends 10 Uhr, erschien es in der Nähe der Stadt Recanati und liess sich in einem Walde nieder, welcher der Lorbeerbusch genannt wurde. Hirten verkündeten zuerst das Wunder, und bald darauf strömten auch hier Pilgrime aus weiter Ferne zusammen. Doch der Böse wandte Alles an, um die Frommen von ihrem Vorhaben abzuhalten. Auf sein Anstiften plünderten und mordeten Räuber die Pilgrime, und die heilige Hütte erhob sich abermals und liess sich auf einem Hügel, eine Viertelstunde von da, nieder. Aber auch hier sollte sie noch nicht bleiben; die Besitzer des Grundstückes, zwei Brüder, geriethen in einen heftigen Streit, der blutig zu werden drohte, als sich das Haus abermals erhob und auf den Platz niedersenkte, wo es jetzt noch steht. Bald entstand aus den Gebäuden, die zur Bequemlichkeit der Pilger aufgeführt wurden, das Städtchen Loretto. Im Anfange des 14. Jahrhunderts bauten die Bürger von Recanati eine Kirche über die heilige Hütte, und 150 Jahre später liess Papst Paul II. die jetzige prächtige Kirche aufführen. Sixtus V. vollendete endlich den Bau, indem er das Vordertheil der Kirche und den anstossenden bischöflichen Palast nach der Angabe von Michel Angelo Buonarotti hinzufügte.“

Vor dem Eingange der Kirche steht die Erzstatue Sixtus V. von Calcagni und an der Facade sieht man die h. Jungfrau von Lombardo, und Basreliefs und Thüren von Bronze von dessen Söhnen. Das h. *Haus* befindet sich unter der Kuppel der Kirche. Es ist aus Ziegeln und 32 F. lang, 13 F. breit und 19 F. hoch. An den Wänden bemerkt man noch Spuren von Gemälden, die jedoch der Lampen- und Kerzendunst ganz unscheinbar gemacht hat. Die Einfassungen der Thüren und Fenster sind mit massivem Silber bekleidet und der Fussboden ist von rothen und weissen Marmorfliesen, da der Sage nach die Engel Grund und Fussboden des Hauses in Nazareth gelassen haben. Ueber dem Kamin ist eine Nische, in welcher die Statue der Madonna steht, die von dem h. Lucas aus Cedernholz verfertigt wurde. Diese Statue ist prachtvoll angethan und mit Gold und dem kostbarsten Geschmeide gleichsam bedeckt. Das Äussere des Hauses ist ganz mit Carrarischem Marmor bekleidet und besteht aus Säulen, Basreliefs und Statuen, sämmtlich von Andrea Contucci da Sansovino und seinen Schülern ausgeführt. Diese waren: Jeronimo Lombardo, Bandinelli, della Porta, Raphael da Montelupo, Tribolo, Johann von Bologna und Sangallo. Die Furche, welche die Knieenden in dem Fussboden, rings um das h. Haus, durch die langen Jahrhunderte gebildet haben, erfüllte mich mit Rührung. Das Gebet und die Andacht der Menschen, welchen Ausdruck diese auch dafür wählen mögen, macht stets diesen Eindruck auf mich. Als besonders heiliges Andenken nimmt der Gläubige „Staub des h. Hauses“ mit, welcher von den Wänden losgekratzt und in die hier aufbewahrte Essschaale der h. Jungfrau gelegt und geweiht wird. Man ertheilt ein Certificat hierüber, dem ein Stückchen von dem Schleier der Madonna unter dem Siegel beigeklebt wird. Ich brachte eine solche Reliquie einem kranken Mädchen mit, dem sie auf die Brust gelegt wurde, und das von diesem Augenblicke an sich bedeutend ruhiger fühlte. — In den *Kapellen* sind Mosaiken nach Gemälden von Baroccio, Zuccari u. A. — Die vier Evangelisten in der Kuppel sind von Pomerancio. Von Baroccio sieht man eine schöne Verkündigung, und von Voyet ein Abendmahl. Wenn man Zeit hat, möge man auch den Schatz der Kirche und in der Pharmacie an dreihundert Töpfe von Majolica, mit Malereien nach Zeichnungen von Raphael und Giulio Romano in Augenschein nehmen. Diese Malereien wurden auf Befehl des Herzogs Guidobaldo von Urbino von Raphael Ciarla, der sich gut auf solche Malerei verstand, ausgeführt, daher die Meinung, sie seyen von dem grossen Raphael gemalt. — Obgleich Loretto zuerst von Pius VI. eines grossen Theils seiner Kostbarkeiten beraubt wurde, um den Franzosen, die im Frieden von Tolentino ihm auferlegte Kriegssteuer zu zahlen, und die Franzosen im Jahre 1798 Loretto nahmen, und ihm vollends Alles raubten, so ist durch die Beisteuer frommer Seelen und reicher Vermächtnisse der Schatz wieder so ziemlich auf dem frühern Fusse. Die S. Madonna von Loretto wurde in Paris in der Bibliothek über einer Mumie als Merkwürdigkeit hingestellt, aber trotz dieser Profanation konnte man nicht verhindern, dass arme Leute sie zu berühren, oder andere Gegenstände mit ihr in Berührung zu bringen suchten. Die Madonna stellte Napoleon 1801 dem Papste wieder zurück. — Der Platz vor der Kirche verdient noch Erwähnung. An denselben stösst der erzbischöfliche Palast, nach Bramante's Plan erbaut. An zwei Seiten ist er mit Arcaden eingefasst und in der Mitte ist ein schöner Springbrunnen. — Von Loretto zum Meer liegen viele schöne Landhäuser, die einen vortrefflichen Anblick gewähren.

Die Diligence verweilt hier so lange, bis dass die Reisenden Gelegenheit gehabt haben, alle Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen *).

Weiterreise.

Wenn man *Loretto* verlässt, um sich nach *Foligno* zu begeben, so muss man die ziemlich beschwerliche Strasse über den Kamm der Apenninen zurücklegen. Zuerst kommt man nach

Recanati, in fruchtbarer und trefflich angebauter Gegend, das ziemlich gut gebaut ist. Ehe man über die Potenza geht, sieht man einige antike Ruinen, dann erreicht man

Macerata auf einem hohen Berge, von wo man das Meer erblickt. Die Stadt hat 18,000 Einwohner. In der Kirche *S. Giovanni* ist ein Lanfranco, bei den *Kapuzinern* ein Baroccio und in der *Kirche der h. Madonna* unter manchen andern ein schönes Stück von Tintoretto. — In vielen Privathäusern, namentlich bei der Familie Compagnoni findet man interessante Sammlungen von antiken Inschriften.

Von *Macerata* nach *Tolentino* währt die fruchtbare Ebene fort, wenn sie gleich es nicht mehr in dem hohen Grade, wie bei Recanati ist. *Tolentino* ist eine unbedeutende Stadt am Flusse *Chienti*, durch den 1797 zwischen Frankreich und dem Kirchenstaate abgeschlossenen Frieden merkwürdig, so wie durch die Schlacht am 2. und 3. Mai 1815, wo Murat den Thron von Neapel verlor. Von hier steigt man nun die Apenninen aufwärts. Man kommt zuerst nach *Valcimara*, das in einem Thale, mitten in prächtigen Eichenwaldungen liegt *). Dann geht es steil empor bis zu dem Hochpasse von *Serravalle*. Seitwärts von der Strasse sieht man auf einem Berge das Städtchen *Camerino* (Camarinum, Hauptstadt der Umbrischen Republik), dessen Einwohner (Camerices) einst, nach Livius, dem Scipio 600 Mann zur Expedition nach Afrika stellten. Jetzt ist der Ort nur von 5000 Seelen bewohnt, besitzt eine unbedeutende Universität, einige ausgezeichnete Gebäude und Fabriken.

---

*) Der kürzeste Weg von Loretto nach Neapel geht über Fermo, Ascoli, Teramo, Sulmona, Capua nach Neapel, durch die Abruzzen. Doch findet man hier nicht überall Posten und thut daher gut, in Ancona einen Vetturin für diese Reise zu nehmen, die jedoch nur in der Jahreszeit zu machen ist, wenn die Wildbäche ausgetrocknet sind.

Serravalle ist ein stattlicher, stark befestigter Flecken zwischen den Bergen, in einer engen Klause eingeschlossen. Hier scheidet sich die Mark Ancona von Umbrien, auch war hier die Gränze des ehemaligen Königreichs Italien. Das alte Gemäuer gehörte zu einem von den Gothen erbauten Schlosse. Hinter dem Orte erreicht man bald *Col Fiorito*, wo die Strasse durch die Felsen gesprengt und so schmal ist, dass wenn zwei Wagen sich begegnen, einer davon zurück muss, wo man dann die Pferde hinten anspannt, da man nicht umwenden kann. Im Winter, wenn Schneegestöber eintritt, ist es gefährlich, diese Strasse zurückzulegen. Hierauf kommt man nach *Case nuove*, einem armen Orte ohne Anbau und Erwerb, dessen Einwohner nur vom Mitleiden der Reisenden leben. Von hier bis Foligno hat man einen beschwerlichen Berg auf- und abwärts zu fahren. Besonders ist eine Stelle, *Carriere di Foligno* genannt, so enge, und läuft so nahe an einem fürchterlichen Abgrund hin, dass man sich nicht des Schauders erwehren kann. Obgleich man in neuester Zeit bestrebt war, hier den Weg zu verbessern, so ereignen sich dann und wann doch noch immer Unglücksfälle. Wie froh ist man, wenn man endlich das rauhe Apenninengebirge hinter sich hat und sich nunmehr Foligno nähert, das in einem reizenden fruchtbaren Thale, in *Spoletano*, liegt, welches seinen Namen von dem nahegelegenen Spoleto erhalten hat, und durch das der alte Clitumnus fliesst.

---

*) Ich habe früher schon gesagt, dass wir diesen Weg nicht machten, sondern gezwungen waren, einen bedeutenden Umweg über Fabriano zu nehmen.

Foligno (Fulginium)

hat 7000 Einwohner, und liegt am Topino, am Vereinigungspunkt der Strassen, welche von Florenz über Perugia, von Fano und Ancona nach Rom führen. Die Strassen des Orts sind gerade und zum Theil mit schönen Gebäuden besetzt. Die Kirche des *Convents der Gräfinnen* enthielt sonst das berühmte Gemälde von **Raphael**, die Madonna von Foligno, das jetzt im Vatican ist. Die Kuppel dieser Kirche wurde nach Bramante's Zeichnungen gebaut. Unter den Kirchen sind ferner noch die *Kathedrale*, die der *Franziskaner* und der *Augustiner* zu nennen. Unter den Palästen der *Palast Barnabò*. — Die Stadt hat 1832 durch ein Erdbeben stark gelitten. — Bei dem Dorfe Palo ist eine sehenswerthe Stalaktitengrotte, die Schlüssel zu derselben werden in der Stadt aufbewahrt. — Die Einwohner sind grösstentheils wohlhabende Leute; die Landwirthschaft wird ebenfalls auf eine exemplarische Weise getrieben.

besonders blüht die Viehzucht*), aber auch Industrie und Handel sind bedeutend. Namentlich wird hier viel Papier verfertigt, auch die Confituren von Foligno sind sehr beliebt. Ein Paar Miglien von Foligno liegt das Städtchen *Spello*, welches ausser einigen Alterthümern auch in seiner *Kathedrale* die besten Gemälde von Pinturicchio bewahrt. Man will hier das *Grabmal des Properz* aufgefunden haben.

Weiterreise.

Zwischen *Foligno* und *le Vene* erblickt man links, amphitheatralisch auf dem Abhange eines Felsens gebaut, den grösseren Flecken *Trevi*. Nahe vor der Post von le Vene steht ein antiker Tempel, an der Quelle des Clitumnus. Obgleich er zum christlichen Gottesdienste geweiht wurde, so nennt ihn doch das Landvolk der Gegend noch immer Tempio di Clitumno.

Im steten Galopp auf dem ebenen Wege, durch das reizende, reich bebaute Thal kommt man nun nach

Spoleto,

einer uralten Stadt, auf mehren bedeutenden Anhöhen gelegen, die man für einen ausgebrannten Krater halten will. Die Einwohner waren im Alterthum berühmt, Hannibal nach der Schlacht am trasimenischen See durch ihren heldenmüthigen Widerstand zum Rückzuge gezwungen zu haben. Auch in den Kämpfen der Guelfen und Gibellinen trieben sie den politischen Fanatismus bis zum höchsten Grade der Wildheit. — Von den Resten der glänzenden *Zeit* Spoleto's sind noch folgende übrig: Ruinen eines alten Theaters, — eines Palastes Theodorichs, — sechs schöne Säulen eines ehemaligen Concordientempels an der Kirche des h. Krucifixes ausserhalb der Stadt, — die Porta d'Annibale*), ein noch von 24 Bögen vollständig übrig gebliebener der Brücke über den Wildbach Maroggia. Ein Riesenwerk, von dem man nicht weiss, ob es den Römern oder Gothen zuzuschreiben ist. — Die Stadt hat mehre ausgezeichnete Gebäude, die jedoch sämmtlich durch das Erdbeben von 1767 sehr gelitten haben. Von den Kirchen ist die *Kathedrale* zu nennen, aus der ersten Zeit der Wiedergeburt der Künste, mit einem schönen Portikus im Geschmacke des Bramante, deren Chor von Filippo Lippi gemalt ist, der auch hier begraben liegt. Dieser Künstler war aus einem Kloster entflohen, kam dann in Afrika in Sclaverei, und starb 1469 älter als 60 hier in seiner Vaterstadt, an Gift, das ihm die Verwandten eines von ihm entführten Mädchens gegeben hatten. Auch sein Sohn wurde ein guter Maler. Lorenzo von Medicis wollte den Leichnam des Künstlers nach Florenz bringen lassen, aber die Einwohner widersetzten sich und bewilligten blos, dass der Herzog ihm hier ein Monument setzen durfte. — Vor Allem aber ist der Palast *Ancajani* zu besuchen, dessen Kapelle einen **Raphael** besitzt. — Die Stadt hat 7500 Einwohner, und ihr Hauptindustriezweig ist die Verfertigung von Hüten. —

---

*) Schon die Alten rühmten die Heerden, die an dem Ufer des Clitumnus gezogen wurden. Man wählte aus ihnen die weissen Opferstiere, deren noch immer stattliche Abkömmlinge mit stoischer Ruhe die Reisenden in dieser Gegend über den Sommapass ziehen.

*) Das Thor trägt folgende Inschrift:

Hannibal
Caesis ad Thrasymenum Romanis
Infesto agmine urbem Romano petens
Ad Spoletum magna strage suorum repulsus
Insigne portae nomen fecit.

Weiterreise.

Wegen der grossen Steilheit der Strassen im Innern der Stadt, fährt man um dieselbe von Aussen und erblickt auf dem Wege nach *Terni* eine Brücke aus zwei Bogen, von beträchtlicher Höhe und Länge, die über einen Bergeinschnitt zu einer Anhöhe führt, welche mit Einsiedeleien bebaut ist, die einen sehr hübschen Prospect bilden. — Es verdient, dem Reisenden nicht vorenthalten zu werden, dass, ausser einem guten, sehr trinkbaren Wein, diese Gegend auch vortreffliche Trüffeln hervorbringt, und dass in dem nahen Städtchen *Todi* die Reste eines Marstempels zu finden sind.

Ein Paar Miglien von Spoleto beginnt man die Höhe der Somma hinanzusteigen, des höchsten Gipfels in diesem Theile der Apenninen, voll herrlicher, zum Theil entzückender Fernsichten, und wilder Schluchten. Die Diligence legt, von Terni kommend, zu ihren acht Pferden noch sechs Ochsen vor; hinunter aber fährt sie mit zwei Pferden. Bedenkt man, dass zu jedem Paar Thiere in Italien wenigstens ein Antreiber oder Postillon mitgeht, und dass ein Jeder von diesen ein immerwährendes *Ah* in allen Tonarten und Ausdrucksweisen, oder ein *Prr*, womit die Thiere hier zum Weitergehen angetrieben werden, ertönen lässt, so kann man sich vielleicht von dem Lärm bei einer solchen Bergfahrt einen schwachen Begriff machen. Jedenfalls aber wird die Wirklichkeit die kühnste Vorstellung davon noch übertreffen.

Die *Somma* soll ihren Namen von dem hier befindlichen Tempel des Jupiter Summanus erhalten haben. Jenseits dieses steilen und hohen Berges liegt

Terni,

eine helle Stadt von 7000 Einwohnern, bei den Römern Interamnia genannt, weil sie zwischen den Armen der Nera gebaut ist. Man hält die Stadt für eben so alt wie Rom; im Jahre 448 der Republik wurde sie zur Kolonie erhoben. Hier wurden der Geschichtschreiber und der Kaiser Tacitus geboren. Von Alterthümern sind noch vorhanden: die Ruinen eines Amphitheaters im bischöflichen Garten, in der Kirche S. Salvatore, die Spuren eines Sonnentempels, und in der Villa Spada einige alte Bäder. Das Merkwürdigste jedoch, was den Reisenden hier erwartet, ist die herrliche künstliche ***Cascade delle Marmore*** des *Velino*. Die Administration der Diligence hatte uns die Zusicherung ertheilt, dass man hier so lange verweilen würde, um dieses Schauspiel in Augenschein nehmen zu können. Allein der ungefällige Conducteur wollte davon nichts wissen, und erlaubte uns nur den Kaffee einzunehmen, zum grossen Desappointement zweier Franzosen, die deshalb Klage zu führen droheten.

Der *Velino* entspringt in den untern Abruzzen, und fliesst durch Rieti in den See von Luco. Marcus Curius Dentatus liess im J. 671 n. Roms Erb., um die Gegend von Rieti gesünder zu machen, die oft von Ueberschwemmungen heimgesucht wurde, einen Kanal von 6⅘ Metern Breite in dem Marmorgebirge anlegen, damit die Gewässer des Sees dahin geleitet, sich in die Nera ergössen. Der Velino fliesst nun in diesen Kanal bis zu einem Abhang von 100 Metern und fällt hier in einen Kessel, den er sich selbst gegraben hat, und von da in die Nera. Er springt nicht, er stürzt nicht, wie andere wilde Wasserfälle, sondern *er fällt*, dies ist der richtig bezeichnende Ausdruck. In dem Wasserstaube bilden sich beim Sonnenscheine stets mehre Regenbogen, jedoch bei starkem Südwinde, der den Nebel wie schwebend an der Bergwand festbannt, hat man das schönere Schauspiel eines einzigen grossen, in den lebhaftesten Farben glänzenden Bogens. Er ist einer der schönsten Wasserfälle in Europa; von oben kann man sich dem Sturze mit grösserer Bequemlichkeit nähern. Dies herrliche Naturschauspiel ist 4 Miglien von Terni entfernt und man kann zu Pferde oder zu Wagen hinkommen. Viele bedienen sich aber auch der Esel. Schon in dem, wegen seiner saftigen Pfirsiche berühmten Dorfe *Popigno* hört man das Geräusch des Falles, obgleich noch 3 Miglien davon entfernt. Man steigt zur *Fuga* über den Fall und zur *Grotta* unter demselben, um das Schauspiel recht zu geniessen. Der Ausflug hieher wird oft von Rom aus gemacht. — Im See von Luco finden sich viele Versteinerungen, und Menschen und Thiere in dieser Gegend sind der Steinkrankheit unterworfen, was man jener besondern Eigenschaft des Wassers zuschreiben will. — In der Umgebung von *Terni* ist noch zu nennen: der *Monte Colo* und die *Villa Valle*.

Weiterreise.

Die Strasse von *Terni* nach *Narni* führt durch ein reizendes, wohlangebautes und fruchtbares Thal. An einigen Stellen, die besonders begünstigt sind, sieht man sogar schon kleine Boskets von Citronen und Orangen.

Narni,

gleichfalls sehr alt, wird von Livius als Niquinum angeführt. Es ist auf einem nach einer Seite hin sehr steilen Hügel gebaut. Nachdem die Römer eine Kolonie hieher geschickt hatten, nannten sie dieselbe Narnia, von dem Flusse Nera. Im Jahre 1527 verwüsteten die Venetianer die Stadt und liessen alle Einwohner über die Klinge springen. Jetzt enthält der Ort nichts Sehenswerthes mehr. In der Umgebung aber sind eine Wasserleitung und die Ruinen einer Brücke zu bemerken, welche unter August angelegt seyn soll.

Weiterreise.

Von Narni geht es die Apenninen abwärts nach *Otricoli*, einem kleinen Flecken, der auf einem Hügel liegt. An dem Ufer der Tiber verschiedene Ruinen, die von der ehemaligen Bedeutung dieses Orts Zeugniss ablegen. Bis hieher erstreckten sich die Vorstädte des alten Roms. Von dem alten Utriculum bis nach Rom war eine fortlaufende

Reihe der schönsten Monumente, und als Konstantin zum ersten Male nach Italien kam, glaubte er hier schon in Rom selbst zu seyn. Hiernach kann man sagen, dass diese Hauptstadt der Welt von den Apenninen bis zum Meer einen Raum von 25 Stunden einnahm, welcher von 4 Millionen Menschen bewohnt war. Noch jetzt aber kommt man auf dem Wege von hier nach Rom, bei sehr schönen Landhäusern vorbei.

Vor *Borghetto* verlässt man Umbrien und tritt in das Sabinerland. Eine schöne Brücke aus den Zeiten August's führt über die Tiber. Der Boden, den man jetzt erblickt, zeigt deutlich den vulkanischen Ursprung.

Civita Castellana liegt sehr malerisch auf einem isolirten, rings zerklüfteten Berge; ein kleines, verödetes und schlechtgebautes Städtchen. In dem Palast, den Alexander VI. hier erbauen liess, werden jetzt Staatsgefangene verwahrt. Von dieser Höhe beherrscht man das Schloss Serra-Caprarola, den Berg Soracte (S. Oreste) und die Hauptstadt des Sabinergebiets Magliano. — Die *Kathedrale* von Civita Castellana zeigt von aussen einige antike Reste. — Interessant ist es, die Schluchten in den benachbarten Bergen zu besuchen, die durch vulkanische Zerstörungen entstanden seyn müssen. — In der Nähe befinden sich die Ruinen der uralten Stadt Falerii, einer der zwölf etrurischen Republiken.

Hier verlässt man die Via Flaminia, die nicht mehr in gutem Zustande ist, und wählt die neue Strasse, die über *Nepi* führt, und bei *Monterosi* mit der Hauptstrasse von *Florenz* nach *Rom* zusammenstösst. Hier hat man nun beständig den *Soracte*, im gemeinen Leben Monte S. Oreste genannt, bis nach Rom zum Begleiter. Im Alterthum befand sich auf seinem Gipfel ein Tempel des Apollo, und an seinem östlichen Abhange der Hain der etrurischen Blumengöttin Feronia.

Zwischen *Monterosi* und *la Storta* hat man mehre Miglien auf der Via Cassia zurückzulegen, die jedoch ebenfalls in schlechtem Zustande ist.

Weit und breit hat man jetzt einen öden Landstrich vor sich, von dem in allen Reisebüchern schon so viel gesprochen wurde. Viele finden ihn detestabel, andere und darunter besonders die Maler nennen ihn über die Massen reizend und poetisch. Zu der letzten Meinung geselle ich mich auch. Diese grosse Ebene, welche von einer Menge wellenförmiger Hügel nach allen Richtungen hin durchstrichen wird, erstreckt sich in einer Länge von 30 Stunden und in einer Breite von 10 bis 12, von dem Vorgebirge der Circe bis zur Gränze des alten Etruriens. Die Bäume sind selten in dieser Gegend, die bekanntlich *Campagna di Roma* oder *Agro romano* genannt wird. Ich werde später Gelegenheit haben, von Roms Umgebung in einem eigenen Kapitel zu sprechen.

Auf der Höhe des *Monte Mario* erblickt man endlich die Tiber, die *sieben Hügel* mit ihren Kuppeln und Kreuzen, und über alle emporragend St. Peters erhabenen Dom. Abwärts gelangt man jetzt nach la Storta und Ponte molle. Links an der Tiber ist das *Grabmal des Nero*.

Hier bietet die Gegend einige schöne Fernsichten. Bei Pontemolle, früher Pons Aemilius, wurden die mit Catilina Verschworenen verhaftet, und hier errang auch Konstantin den Sieg über Maxenz. Von hier sind es noch 2 Miglien bis Rom. Man legt sie auf der Via Flaminia zurück, die sich zwischen dem Mons Marius und Mons Pincianus hinzieht. Unweit vom Wege zeigt sich die Rotunde S. Andrea, eines der schönsten Denkmäler des modernen Roms, in das man endlich durch die Porta del Popolo seinen Einzug hält.

B. Zweite Tour, über den Pass von Furlo.

Von *Bologna* nach

Fano, wie oben unter A.	11½	Posten.
Calcinelli	1	–
Fossombrone	1	–
Acqualunga	1	–
Cagli	¾	–
Canziano (ein Pferd mehr)	¾	–
Schieggia	1	–
Sigillo	1	–
Gualdo	1	–
Nocera	1	–
Ponte Centesimo	1	–
Foligno	1	–
Rom, siehe oben unter A.	12¼	–
	31¾	–

Mit Extrapost:	Paol.	Baj.	Fr.	C.
Für 2 Pferde	345.	–	186.	30.
Trinkgeld	207.	–	111.	78.
Stalliere	17.	–	9.	18.
	569.	–	307.	26.

Die Vorspannpferde sind hier nicht mit inbegriffen.

Von Fano, an dem Metauro aufwärts kommt man nach

Fossombrone, wahrscheinlich an der Stelle des alten Forum Sempronii, mit einer Citadelle und 3500 Einwohnern. Ausser einigen sehenswerthen Ruinen, wie z. B. die Ruinen eines Theaters, und den Bogen einer Brücke, findet man noch in dem Hause Passionei einen *vortrefflich erhaltenen Fussboden aus Mosaik*. Die hier gewonnene Seide, die unter dem Namen Seta della Marca in den Handel kommt, gilt für die beste in Europa.

Hinter dieser Stadt übersteigt man den *Berg des Hasdrubal*, der wegen des Sieges der Römer über die Karthager so genannt wird. Die Via Flaminia ist hier eine halbe Miglie durch den Berg gehauen; ein bewundernswerthes Werk, welches der *Pass von Furlo*, von einem nahebei liegenden Dorfe, genannt wird, und nach aufgefundenen Inschriften von dem Kaiser Vespasian herrühren soll.

Hierauf gelangt man nach *Cagli*, einer kleinen, von den alten Römern erbauten Stadt. Unweit von hier ist der Passo delle Scalette.

Der *Ponte Grosso* führt über den Metauro, und ist eines der herrlichsten Römerwerke an dieser Strasse. Die nächste Station *Canziano* ist ein auf dem von Narses zerstörten Luceolo erbautes Schloss. *Sigillo* und *Gualdo*, durch die man jetzt kommt, sind alte, von den Longobarden erbaute Schlösser, die ausser ihrer malerischen Lage nichts Interessantes haben.

Von Gualdo senkt sich die Strasse nach *Nocera*, dem uralten *Nuceria Camellana* am Fusse der Apenninen, nicht mit der gleichnamigen Stadt im Neapolitanischen zu verwechseln, welche zum Unterschiede Nocera dei Pagani heisst. In unserm römischen Nocera ist ein Heilbad und eine leichte Mineralquelle. Von hier kommt man nach Ponte Centesimo und auf ziemlich bequemer Strasse nach Foligno.

Siebentes Kapitel.

Von Florenz nach Rom.

A. Erste Tour über Siena. — Arten zu reisen. — Reise. — SIENA. *(Geschichtliches. Platz del Campo. Das Stadthaus. Der Dom und andere Kirchen). — Weiterreise. (Die Apenninen).* — ORVIETO. *(Der Dom. Der Brunnen). — Weiterreise. — Montefiascone. (Est, est, est). — Weiterreise. — B. Zweite Tour über Perugia. — Reise.* — PERUGIA. *(L'acquetta. Kirchen. Corso und Spaziergang. Plätze. Privatgallerien. Umgebungen). — Weiterreise.* — ASSISI. *(Kirchen. Franciscanerklöster. Der h. Franciscus. Die Clarissarinnen). — Nach Foligno u. s. w.*

A. Erste Tour über Siena.

Von Florenz nach		
S. Casciano (ein Pferd mehr)	1	Posten.
Tavernelle	1	„
Poggibonsi	1	„
Castiglioncello (ein Pferd mehr)	1	„
Siena	1	„
Montarone	1	„
Buonconvento	1	„
Torrenieri (ein Pferd mehr)	1	„
La Poderina	1	„
Ricorsi (ein Pferd mehr)	1	„
Radicofani (hier wird eine halbe Post mehr bezahlt)	1	„
(Päpstliche Gränze, Visitiren der Effecten).		
Ponte Centino	1	„
	12	„

Transport	12	Posten.
Acquapendente	1	„
S. Lorenzo (ein Pferd mehr von Bolsena hieher)	¾	„
Bolsena (ein Pferd mehr)	1	„
Montefiascone (ein Pferd mehr von Viterbo hieher)	1½	„
Viterbo	1	„
L'Imposta (ein Pferd mehr von Ronciglione hieher)	1	„
Ronciglione	1	„
Monterosi	1	„
Baccano	1	„
La Storta (hier wird eine viertel Post mehr bezahlt)	1	„
Rom	1½	„
	23¾	„

Arten zu Reisen.

Mit Extrapost:	Paol.	Fr. C.
Mit 2 Pferden	232½.	130. 20.
Trinkgeld	139½.	78. 12.
Stalliere	12.	6. 72.
	384. oder	215. 4.

NB. 2 Plätze beim Courier à 250 Francs kommen daher theurer zu stehen als Extrapost.

Von Florenz bis Pontecentino ist obige Berechnung in toscanischen Pauls.

Die Vorspannpferde sind nicht mit berechnet.

Ich fuhr Donnerstag gegen 7 Uhr Abends von Florenz mit dem Corriere ab und langte in der Nacht von Freitag auf Sonnabend um 3 Uhr in Rom an. Die Abreise hätte nach meinem gelösten Billet schon um 5 Uhr stattfinden sollen, allein wie es hiess waren Depeschen der Ministerien daran Schuld, dass wir fast zwei Stunden länger warten mussten. Das war nun freilich unangenehm, so in Reisekleidern, in einer fremden Stadt, wo man keine Wohnung mehr hat, wo man mit Allem schon vollkommen fertig ist. Es bleibt da nichts übrig als in ein Kaffeehaus zu gehen, allein da es übermässig langweilig ist, zwei Stunden auf einem Flecke sitzen zu bleiben, so ging man noch in verschiedene nach einander. Es war unmässig heiss und man bewegte sich nicht gern. Ich muss hier beiläufig erwähnen, dass ich die grösste Hitze von ganz Italien in Florenz verspürte; die grossen Steine am Lungo l'Arno glüheten noch am späten Abend im eigentlichsten Sinne, und die Mauern der gegen Mittag gelegenen Paläste machten zu derselben Zeit den Effect, als ob man sich einem geheitzten Ofen näherte. Wir waren zu Ende Septembers.

Um meiner beiden Plätze mit dem Corriere sicher zu seyn, hatte ich sie schon volle acht Tage im Voraus bestellt, dies ist nothwendig, da er nur drei Personen mitnehmen kann, den vierten Platz nimmt er selbst ein. Die Reise ging sehr schnell von Statten und hatten wir auch von Florenz bis zur päpstlichen Gränze keinen sehr bequemen Wagen, und einen alten mürrischen Courier, so war jener, der uns im Römischen erwartete, desto freundlicher und höflicher und sein Wagen der bequemste von der Welt. Ich bin niemals besser gereist, ja wenn man die Unannehmlichkeiten und Verdriesslichkeiten kennt, denen man selbst mit eigenem Wagen in fremdem Lande ausgesetzt ist, wo man bald auf Pferde warten muss, bald übervortheilt wird, so gebe ich, wenn man keinen Bedienten und nur wenig Gepäcke bei sich hat, diesem Courier vor allen andern Arten zu reisen den Vorzug. Man fährt fast immer mit 6 und 8 Pferden, und da dies schon 3 bis 4 Postillone erfordert, ausserdem aber noch bei Tag und Nacht 2 Carabiniers den Wagen reitend begleiten, so reist man auch vollkommen sicher. Trotz dieser Vorsorge war es mir auffallend, dass der Courier während der Nacht manchmal halbe Stunden lang den Kopf zum Fenster hinaussteckte und die Strasse hinauf und herab blickte, auch oftmals den Carabiniers etwas zurief, worauf einer dann vorausssprengte. In Rom löste sich mir dies Räthsel. Am Tage vorher waren nehmlich zwei Reisende bei la Storta, dicht vor Rom von Räubern überfallen worden, und es hiess, dass sich eine Bande organisirt habe, die auch wirklich später entdeckt worden ist. Auf die Frage meiner Frau, ob Alles sicher sey, antwortete der Courier zwar jederzeit lachend mit Ja, aber mir ist es nun gewiss, dass er nicht ruhig war, um so mehr, als ich erfuhr, dass er bedeutende Baarschaften im Wagen hatte.

Die Ueberfälle der Räuber geschehen übrigens selten in der Nacht, weil der Italiener, selbst wenn er Räuber ist, sich nicht gern Unbequemlichkeiten verursachen mag, sondern meistens wenn die Feldarbeiter beim Essen oder in der Kirche sind. Ihr Benehmen ist einfach und fast stets dasselbe. Sie kommen zum Wagen und verlangen „Geld für die Madonna." Sind es viele Reisende, so müssen sie aussteigen und sich mit dem Gesicht auf die Erde legen. Während einer von den Räubern mit angelegtem Gewehr bei den so da Liegenden stehen bleibt, um bei dem ersten Versuche den Kopf zu heben, loszuschiessen, wie er es zur Darnachachtung gehörig bekannt macht, durchsuchen seine Kameraden Wagen und Gepäcke. Ist Alles von diesen „*besorgt und aufgehoben*," so kann man wieder seinen Platz im Wagen nehmen und darf weiterfahren. Sind es ein Paar Reisende oder gar nur Einer, so werden so viel Umstände nicht gemacht. Man hält ihnen blos eine Pistole dicht unter die Nase, wobei sie im Wagen bleiben können, um ihre Taschen, Koffer und sonstige Behälter zu öffnen. In den meisten Fällen thun die Räuber die Sache so schnell als möglich ab und verlangen nichts als das baare Geld, weshalb vorsichtige Reisende immer einige Goldstücke, die sie vorzugeben, in der Börse haben, das übrige aber sorgfältig verbergen. Wer gar nichts von einigem Belange hergeben würde, dürfte sich leicht einer Behandlung aussetzen, die zu den verweigerten Napoleonsd'ors nicht im Vergleich käme.

Nachdem ich dies hier ganz so erzählt habe, wie man es mir in Rom mittheilte, füge ich jedoch zur Beruhigung der Reisenden hinzu, dass räuberische Ueberfälle sehr selten sind und namentlich ausser dem Römischen Gebiete fast gar nicht stattfinden. Es ist seltsam, dass in der Lombardei, trotz der gewiss trefflichen österreichischen Gendarmerie und Polizei, nächst dem Kirchenstaate dergleichen Unbilden sich noch am meisten zutragen; jedoch sind sie auch hier selten. In Sardinien, Toscana und Neapel sind die Strassen so sicher wie nirgend. Im letztgenannten Staate besteht das Gesetz, dass die Gemeinde, auf deren Grund und Boden das Verbrechen verfiel, gehalten ist, die Strafe zu erleiden und den Schaden zu ersetzen. Man kann sich gewiss kein wirksameres Mittel denken, da nun jedes Dorf mit grösstem Eifer für die Sicherheit seines Territoriums sorgt.

Auch hiebei wird zu viel von den Reisenden selbst übertrieben. Ein einziger Fall der Art wird durch hundert Zungen verbreitet, und man spricht von Räuberbanden und Ueberfällen, während Tausende die Reise zurücklegen ohne auch nur den Schein von Unsicherheit entdeckt zu haben. So ist es mir ergangen. Ich bin bei Tage und Nacht in Italien die Kreuz und Quer vollkommen unangefochten herumgezogen. Und erfährt man denn in andern Ländern nichts von Räubereien? Kommt es doch sogar in unserm Deutschland vor, dass man von Postberaubungen, Räuberbanden und ähnlichen Dingen zu hören bekommt. Wer wollte aber deshalb im Allgemeinen annehmen, es sey unsicher in Deutschland zu reisen? Dass es aber sonst in dieser Beziehung in Italien anders seyn mochte als jetzt, mag ich keineswegs in Abrede stellen. Doch nun zur

Reise.

Schon vor den Thoren von Florenz trifft man die Apenninen, über welche eine zum Theil recht gut erhaltene, allein dennoch sehr unbequeme Strasse führt. Die Wege sind hier selten so auf die Höhe gezogen worden, dass man die schroffsten Stellen umgeht und sie im Zickzack führt, sondern sie laufen ziemlich gerade aus und mag der Berg noch so steil seyn. Dazu kommt noch, dass Alles harter Stein oder wohl gar schlechtes Pflaster ist, wodurch ein unangenehmes Rütteln nicht wohl vermieden werden kann.

Der Landstrich, durch den man bis Siena kommt, ist, wenn gleich nicht so gut wie das Arnothal, doch noch immer gut angebaut. Es fehlt nicht an artigen Landhäusern, an Weinbergen und Oelwäldchen. Die schroffen Abhänge sind mit Fichten und Cypressen bedeckt. Die Flüsse sind gewöhnlich sehr unbedeutend, schwellen aber während der Regenzeit so sehr an, dass sie oft das Weiterreisen zu hemmen im Stande sind.

Von *S. Casciano*, der ersten Post, ist nichts zu berichten, eben so wenig von der zweiten und dritten, *le Tavernelle* und *Poggibonsi*. Es war bereits dunkel, als ich hier durchkam, allein ich weiss, dass ich dadurch nichts versäumt habe. Von Poggibonsi kann man einen Abstecher nach der alten Stadt *Volterra* machen, über die bei anderer Gelegenheit weitläufiger gesprochen werden soll.

Hinter Poggibonsi kommt man durch einen ziemlich langen Wald, der von Gebirgen eingeschlossen ist, und der sich erst kurz vor Siena lichtet.

Siena,

eine grosse Stadt mit krummen, winkeligen Strassen, liegt am Abhange eines Hügels auf sehr unebenem Boden, den man noch für einen ausgebrannten Krater zu halten pflegt, da ein Theil der Stadt auf grossen Aushöhlungen steht, von denen man nicht weiss, ob sie durch Natur-Revolutionen oder in Kriegszeiten durch Ausgrabungen entstanden sind, und hat 16.000 Einwohner. Im Mittelalter lebten hier 150,000 freie Bürger einen mächtigen Staate. — Die Gallier sollen unter Brennus die Stadt gegründet haben, und unter August ist sie römische Colonie geworden, und erhielt als solche den Namen Sena Julia, zum Gedächtniss Julius Cäsars. Nach vielen Revolutionen bildete sie um die Mitte des zwölften Jahrhunderts eine Republik, ohne jedoch sich dadurch Ruhe im Innern zu erringen. Siena sah sich hierauf in einen Krieg mit Florenz verwickelt, wo es nach wechselndem Glücke endlich unterlag und von den Siegern einen Beherrscher in Pandolfo Petrucci erhielt, der mit List und Gewalt regierte. Nach seinem Tode wurden seine Nachkommen verjagt, und die innern Zerrüttungen des Freistaates fingen von Neuem an. Franzosen und Spanier bemächtigten sich nach und nach desselben, bis Philipp II. Siena dem Grossherzog Cosmus I. abtrat, von welcher Zeit es Toscana einverleibt blieb.

Aus dieser geschichtlichen Skizze erklärt es sich leicht, dass die Gebäude denselben Charakter wie die Florentinischen an sich tragen. Alles deutet auf den Bürgerkrieg hin, und Privathäuser haben das Ansehen von Festungen mit Thürmen und Schiessscharten.

Der Platz *del Campo* hat die Gestalt einer länglichen Muschel und ist schön gepflastert. Läden umgeben ihn und kleine Hallengänge im gothischen Geschmack. Elf Strassen laufen auf den Platz aus. Alljährlich werden hier Feste allerlei Art, Pferderennen und Spiele veranstaltet, die ein grosses Zusammenströmen des Volks erregen. Der Springbrunnen auf diesem Platze hat gute Marmorbasreliefs, welche die theologischen Tugenden, die Schöpfung Adam's und Eva's und ihre Vertreibung aus dem Paradiese vorstellen. Unweit davon steht eine Granitsäule, die eine den Remus und Romulus säugende Wölfin von vergoldeter Bronze trägt. Sie soll einst zum Tempel der Diana gehört haben. Einige Schritte davon ist eine Kapelle der Madonna von Marmor, die sich an einen 270 Fuss hohen Thurm lehnt, von dem man noch die Alpen erblicken soll.

Das *Stadthaus*, Palazzo degli Eccelsi oder de' Signori, ist ein grosses, freistehendes Gebäude, mit einem ringsumherlaufenden Porticus zum Promeniren. Aus dem alten Rathssaale, der seit dem Aufhören der Republik nicht mehr gebraucht worden war, wurde ein Theater gemacht, das im Jahr 1751 abbrannte und nun wieder neu aufgebaut ist. Ausserdem hat dieser Palast eine Menge schöner Gemälde von hier heimischen Künstlern, wie: Manetti, Sodoma, Lorenzetti, Salimbeni, Petrazzi u. s. w. Diese Schule von Siena war eine Nebenbuhlerin der Florentiner.

Das Sehenswürdigste, was Siena aufzuweisen hat, ist sein prachtvoller

Dom,

der zugleich einer der bedeutendsten Bauwerke in ganz Italien genannt zu werden verdient, der von verschiedenen Baumeistern in verschiedenen Kunstepochen vollendet wurde. Seine jetzige Gestalt mag er im 13. Jahrhundert erhalten haben. Er steht auf einer kleinen Anhöhe und beherrscht den ihn von drei Seiten umgebenden Platz. Man steigt auf breiten Marmorstufen zu ihm hinan. Das ganze Gebäude ist von Innen und Aussen mit weissem und schwarzem Marmorstücken bekleidet. Das Portal wurde im Jahre 1333 neu aufgeführt. Die Kirche ist 330 Fuss lang, allein die Breite entspricht dieser Länge leider nicht. Unter den reichen Verzierungen der Façade sind die Propheten und die zwei vor dem Namen Jesus knieenden Engel von Jacob della Quercia hervorzuheben. Die Thiere über den Kapitälern bedeuten die mit der Republik verbündeten Städte. Perugia ist der Greif, Arezzo das Pferd u. s. w. Die drei Büsten über den Eingängen stellen drei selig gesprochene Sienesen vor und somit bietet die Façade dieses Tempels sowohl religiöse als politische Erinnerungen. — Der alte Thurm wurde nach den Zeichnungen der Meister Augustin und Angelo von Siena im 14. Jahrhundert verschönert und mit Marmor bekleidet.

Die hohe und kühne Decke der Kirche ist blau mit silbernen Sternen und die Kuppel sechseckig. Dies Alles macht einen überaus erhabenen Eindruck. Die reichen Glasmalereien des runden Fensters sind nach Pierin del Vaga 1549 von Pastorino di Giov. Micheli ausgeführt. Die Fensterbogen, die von einer Menge kleiner Säulen, in bedeutender Vertiefung getragen werden, machen einen herrlich perspectivischen Effect. Die Kuppel ruht auf Säulen von Marmor. — Der Boden der Kirche enthält Schilderungen aus dem alten Testament und andere aus weissem, grauem und schwarzem Marmor zusammengesetzt. Er kommt den schönsten antiken Werken dieser Art gleich und man wird gut thun ihn von oben zu betrachten. Wir machen auf die Befreiung von Bethulia aufmerksam, von dem alten Sienischen Meister Duccio della Buoninsegna aus dem 14. Jahrhundert. Von ihm sagt ein gleichzeitiger Geschichtschreiber „es gingen aus seiner Schule so viele gute Maler hervor, als Krieger aus dem trojanischen Pferde.“ Das Merkwürdigste dieses einzigen Fussbodens ist jedoch eine Eva nach dem Sündenfall und ein Abel, beide von Beccafumi, der in seiner Jugend Schäfer und dann einer der ersten Künstler des 16. Jahrhunderts wurde. Er verlebte seine Tage in Siena und dieser Fussboden war der Zeitvertreib seines ganzen Lebens. — Rings um das Schiff sind die Büsten der Päpste bis auf Alexander III. aufgestellt. — Die prachtvolle *Kapelle del Voto* ist von Alexander VII. erbaut worden zu Ehren des Bildes dell' Advocata, das hier schon seit Jahrhunderten verehrt wird. Unter den Statuen von Bernini ist nur die Magdalena hervorzuheben. Der h. Bernhardin von Calabrese wird für eines seiner besten Werke gehalten. — Das Bild am Hochaltar auf Goldgrund ist von Duccio della Buoninsegna 1310 gemalt, und in kunstgeschichtlicher Beziehung von hohem Werthe. — Die Holzskulpturen an den Chorsitzen und Pulten gehören verschiedenen Epochen an. Die ältesten sind von 1387 und wurden von Franz Tonghi und seinem Sohne vollendet, die neuesten aber von 1569 nach Zeichnungen von Riccio und von Teseo Bartalino von Siena und Benedict v. Montepulciano ausgeführt. — Die Dreieinigkeit von Engeln umgeben und die darunter befindlichen Fresken sind von Beccafumi in seinem Alter verfertigt. — Der einfache Hochaltar im reinsten Geschmack wird als ein Meisterwerk Balthasar's Peruzzi, auch Balthasar's von Siena genannt, bewundert. Das Tabernakel von Bronze wurde von Lorenzo di Pietro del Vecchietta in neun Jahren vollendet. Die acht Engel von Bronze auf den eleganten Consolen waren Beccafumis letzte Arbeit. — Das Basrelief auf dem Grabe des Bischofs Giov. Pecci (1426) ist von Donatello.

Die runde *Kapelle des h. Johannes* ist von Balthasar Peruzzi gebaut. Sie enthält treffliche Basreliefs von Giov. di Stefano, Lor. di Mariano Fucci, Cresc. di Mario, Calisto di Paolo, sämmtlich von Siena, und von den Florentinern Raphael und Philipp da Settignano. Am Altar sieht man Skulpturen von Jacob della Quercia und die Statue des Heiligen von Donatello, über der Stelle, wo man die Reliquie seines Armes aufbewahrt. Die *Malereien der Sacristei* wurden schon oft Raphael selbst zugeschrieben, jetzt aber ist man darüber einig, dass sie von Pinturicchio herrühren und Raphael die Cartons dazu geliefert und sie dann retouchirt hat. Raphael stand damals in seinem 20. Jahre und Pinturicchio in seinem 50., und im Besitze eines grossen Namens, aber dennoch ordnete er sich wohlweislich dem jüngern Meister unter. Zwar findet man in diesen Arbeiten des Jünglings noch nicht die ganze Grösse des Mannes, auch trägt die etwas trockene Manier Pinturicchio's dazu bei, dass diese Bilder denen im Vatican bedeutend nachstehen, dafür aber haben sie vor diesen eine an's Wunderbare gränzende Frische voraus. Man schreibt diese gute Erhaltung aller Fresken in Siena der besondern Güte der hier bereiteten Erdfarben zu. Diese Sacristei führt den Titel *Libreria*, weil hier eine sehr reichhaltige Sammlung alter Chorbücher mit köstlichen Miniaturen aufbewahrt wird. Schade dass ein Theil davon nach Spanien gewandert ist. In der Mitte steht eine antike Gruppe der drei Grazien aus weissem Marmor, von grossem Werthe. Auch die Decke zieren mythologische Schilderungen. Eine frühere Jugendarbeit Michel Angelo's ist ein

Denkmal für Bandino Bandini, bestehend in einer kleinen Statue des auferstandenen Christus, eines Seraphs und zweier Engel. — Von den Weihkesseln ist einer antik, mit mythologischen Verzierungen, der Andere eben so schön von Jac. della Quercia. — Die Kanzel verfertigte Nicolo v. Pisa in zwei Jahren, der dafür acht Soldi täglich für sich, vier für seinen Sohn und sechs für seine Schüler erhielt. Diese Arbeit ist in jeder Hinsicht ausgezeichnet.

Das Hospital *della Scala* ist eines der ältesten, die man kennt, denn es wurde bereits 832 gegründet. Die Fresken in dem grossen Krankensaale von Dom. de Bartolo (1440) sind sehr geschätzt und selbst Raphael hat sie hinsichtlich der Costüme benutzt.

Das *Battistero* des h. Johannes d. T. enthält Schätze von den ersten florentinischen Bildhauern. Die Taufe Christi und St. Johannes vor Herodes geführt ist von Ghiberti, das Gastmahl des Herodes von Pollajolo, die Vocation des h. Joachim von Donatello, die Geburt des h. Johannes und die Predigt in der Wüste von Jac. della Quercia, die Basreliefs des Tabernakels von Vecchietta.

Die prächtige *Kirche des h. Martin* wurde 1537 nach den Zeichnungen des Giambatt. di Pasquino del Peloro erbaut, die Façade ist im Jahr 1613 von Giov. Fontana vollendet worden. Die Schlacht der Siener an der Porta Camollia im Jahr 1526 ist von einem Augenzeugen Lorenzo Cini gemalt. Als ein Beitrag, wie Künstler zu jener Zeit belohnt wurden, mag hier angeführt werden, dass Cini hiefür acht Some Wein (eine Soma 257 Pfund toscanischen Gewicht), 72 Staja Getreide, sechs Mass Salz und sechs Gulden erhielt. Die Beschneidung von Guido Reni wurde demselben mit 1500 Thalern bezahlt und das Martyrium des h. Bartholomäus von Guercino trug ihm 800 Ducatoni und 14 Braccia Plüsch (palazzo di Siena) ein.

In der *Kirche der Dreieinigkeit* befindet sich die grandiose Freske von Raphael Vanni: Chlodovigs Sieg über Alarich; ferner ein schöner Plafond von Ventura Salimbeni u. A. Von den andern Kirchen und Palästen von Siena verbietet uns der beschränkte Raum weitläufiger zu werden.

Ausser mehren Päpsten, von denen ich nur den grossen Gregor VII. und Alexander III. nenne, ist hier auch die h. Katharina, mit dem Zunamen „von Siena" geboren worden. Ihr Vater war seines Handwerks ein Färber und sowohl sein Laden in Fullonica, als das in derselben Strasse gelegene Geburtshaus der Heiligen, sind nun in prächtige Kapellen umgewandelt worden.

Die *Universität* wurde im Jahr 1203 gestiftet und hat dieselbe Organisation wie jene von Pisa, jedoch zählt sie weniger Studenten und die Professoren sind schlechter bezahlt.

Die *Bibliothek* besteht aus 50,000 Bänden und 5 bis 6000 Manuscripten. Sie wird in dem grossen Saale der Akademie der Intronati aufbewahrt, welche für die älteste in Italien gehalten wird. Unter Andern sieht man hier die Briefe der h. Katharina, d. h. ihres Schreibers, da sie selbst des Schreibens unkundig war.

Unweit der Stadt wird der herrliche Marmor gebrochen, der in der Kunstsprache Broccatello genannt wird.

Die Frauen von Siena sind ihrer weissen Haut wegen vorzüglich berühmt und die Sprache des Volks gilt für das reinste Italienisch. Sie sprechen nicht nur correct, sondern auch mit einem sanften, harmonischen Accent. Das bekannte Sprichwort „lingua toscana in bocca romana" findet hier seine vollkommenste Anwendung. Eben so rühmt man den feinen Takt und die Bildung der Einwohner überhaupt, und darf hierin wohl die Spuren einer frühen Civilisation und einer lange genossenen Freiheit erkennen.

Gasthof: *I tre Re* und *la Regina d'Inghilterra.*

In der Umgegend von *Siena* sind die warmen Mineralquellen Bagni Avignoni, die Ueberreste der alten Städte Vetulonia und Populonia u. s. w.

NB. Wer von Florenz über Perugia nach Rom reisen will, kann leicht das merkwürdige Siena von Pisa aus besuchen und damit zugleich einen Ausflug in die *Maremmen* verbinden.

Weiterreise.

Von *Siena* bis nach *Buonconvento* hat man zwar eine sehr gebirgige Strasse zurückzulegen, die jedoch an mannichfachen schönen Punkten nicht arm ist.

Buonconvento, ein Dorf am Fusse eines Berges liegend, ist in der Geschichte der Fehden der Guelphen und Ghibellinen merkwürdig, denn hier starb Kaiser Heinrich VII. an Gift, das ihm ein Dominicaner gegeben haben soll.

Von hier nach *San Quirico* wird der Weg nicht besser und die Gegend immer wilder und unfreundlicher. Nur sieht man noch hie und da Oel- und Maulbeerpflanzungen. Auf den Felsengipfeln erscheinen die kleinen, schmuzig aussehenden Städtchen wie Nester in schwebender Lage. *Montalcino* ist ein solches, das wir rechts am Wege erblicken. Man gewinnt dort einen trefflichen Muskatwein. Eben dies ist in *Montepulciano* der Fall, das sonst den König der Toskanischen Weine hervorbrachte, der jetzt aber nicht mehr so kultivirt wie früher, an Güte bedeutend nachgelassen haben soll. Sowohl *Montepulciano* als *Pienza* sieht man im Vorbeifahren links liegen.

Nun erreicht man das grosse Dorf *San Quirico*. Die Strasse wird immer beschwerlicher; man kommt zu sehr steilen Stellen, an tiefen Abgründen vorüber, der Anbau verschwindet gänzlich und man erblickt fast keine Wohnstätten mehr. Man überschreitet den höchsten Kamm des Gebirges.

Das Schloss *Radicofani*, auf einem Felsen links von der Strasse, ist der letzte toscanische Ort. Darunter liegt der alte Flecken gleichen Namens von Mauern umgeben. Das braune, verwitterte Aussehen der Gebäude und das noch elendere der Einwohner macht einen trüben Eindruck. Man kann sich kaum überreden, dass man sich in dem glücklichen Italien befindet, das noch vor Kurzem uns so entzückende Genüsse bot. Wenn die Reisenden hier das Gefühl eines Nicolai theilen, so finde ich das wohl natürlich, doch wird ein Jeder leicht in der Erinnerung des Erlebten und in der Erwartung des Köstlichsten, was Kunst und Natur zu bieten vermag, leicht Muth und Trost finden, die wenigen Stunden der Entbehrung zu überstehen. Damit jedoch aus den Stunden nicht Tage werden möchten, bringe ich hier nochmals in Erinnerung von Florenz nach Rom über Siena doch ja die schnellste Reisegelegenheit zu wählen, entweder mit Extrapost, wenn man einen eigenen Wagen hat, oder mit dem Courier.

Die Gegend von *Radicofani* zeigt grosse Haufen von Steinen und Felsenblöcken, und man hat daraus schliessen wollen, dass hier einst ein Vulkan in Thätigkeit gewesen sei. Von der Höhe der Strasse sieht man tief unten, gleich wie in einem Abgrunde, die päpstliche Dogana von *Pontecentino*, wo man sich dem Visitiren unterwerfen muss. Der Weg geht von hier fast eben weiter und folgt dem Laufe eines Wildbachs.

dann fährt man auf einer Brücke über die Paglia und steigt dann nicht sehr beschwerlich nach *Acquapendente*, wo wir in einem unbedeutenden Wirthshause ein ziemlich besetztes, aber dennoch unschmackhaftes Mittagsmahl hielten. In dem schlecht gebauten Städtchen, dessen Name von einem Wasserfall herkommt, der sich von dem Felsen herabstürzt, auf dem es gebaut ist, sind nur die Regierungsgebäude neu und von gutem Ansehen.

Von hier wird der vulkanische Charakter des Bodens immer deutlicher. Die Hügel von Tuffstein, zu beiden Seiten der Strasse, enthalten Höhlen, theils natürliche, theils künstliche, welche den Hirten und Bauern bei schlechtem Wetter Zuflucht gewähren und zugleich zur Bergung ihrer Geräthschaften dienen.

S. Lorenzo rovinato, das wegen seiner ungesunden Lage von den Einwohnern verlassen wurde, sieht man am Fusse des Hügels liegen, auf dem jetzt das freundlichere *S. Lorenzo nuovo* liegt, wo man die Pferde wechselt.

In Kurzem hat man *Bolsena* erreicht, das alte Volsinium; nichts als der Name bringt hier die grosse geschichtliche Erinnerung in's Gedächtniss. Bolsena soll die Hauptstadt der Volsker gewesen seyn. Die Landschaft, die man von der Höhe erblickt, ist köstlich. Zu den Füssen der 3 Miglien lange Lago di Bolsena mit seinen lieblichen Inseln *Bisentina* und *Martana*, und seitwärts von der Strasse die regelmässigen Säulen der wunderbaren Basaltfelsen, dann schöne Waldungen und blaue, duftige Höhen in der Ferne. Es war ein herrlicher Herbst-Nachmittag, als wir diesen Anblick hatten, und zum ersten Male erfuhr ich hier die zauberhafte Wirkung der dunstfreien Luft, und den dadurch bewirkten glänzenden Effect der Farben, von dem man im Norden keinen Begriff hat, den man aber erst in der römischen Campagna vollkommen kennen zu lernen so glücklich ist.

Wer nicht mit dem Courier reist, darf es nicht versäumen, von hier aus das Städtchen

Orvieto

zu besuchen, wenn gleich die 16 Miglien bis dahin über ein rauhes Gebirge führen. Ausser seinem Weine, den man bei längerem Aufenthalte in Rom wohl liebgewinnt, hat Orvieto eine in künstlerischer Hinsicht nicht genug zu preisende Merkwürdigkeit, *seinen Dom*, der zum Gedächtniss des Wunders von Bolsena im Jahre 1290 gegründet wurde *). Der Architekt war **Lorenzo Maitani** von Siena. Die Façade ist eine der schönsten und geschmücktesten. Die Sculpturen, welche von Vielen Nicolò von Pisa zugeschrieben werden, sollen jedoch von späteren Meistern herrühren, wie: **Arnolfo Lapo, Augustin und Angelo von Siena, und Goro di Gregorio**, ebenfalls aus dieser Stadt. Die grossen Mosaikgemälde auf Goldgrund, oben an der Façade, hatten durch Wetterschläge so gelitten, dass sie grösstentheils zu Ende des letzten Jahrhunderts erneuert werden mussten. — Die Holzmosaik an den Chorstühlen ist von Künstlern von Siena aus dem 14. und 15. Jahrhundert verfertigt. — Die Gemälde in der Kirche sind von: **Gentile da Fabriano**, von dem Michel Angelo

---

*) Dieses *Wunder von Bolsena* bestand darin, dass die Hostie sich wirklich verwandelte, um den in Zweifel gerathenen Messe lesenden Priester zu bekehren. Raphael malte diesen Vorgang in einer der Stanzen des Vatican.

gesagt haben soll, „dass der Name des Künstlers seinem Talente entspreche"; ferner von Pomerancio, Taddeo Zuccari und Muziano. — Das jüngste Gericht, al fresco von Luca Signorelli in seinem 60. Jahre, 1499, gemalt, begeisterte Michel Angelo zu dem seinigen in der Sixtinischen Kapelle, dem jenes 40 Jahre an Alter überlegen ist. Auch Canova schöpfte aus dieser Quelle. Zwei Figuren von Auferstandenen gaben ihm die Idee zu seinem Amor und Psyche. — Andere eben so treffliche Werke al fresco sind von Fra Angelico, vorzüglich der schöne Moses unter den Propheten, und von Benozzo Gozzoli und seinen Schülern. Merkwürdig ist es, dass die Künstler in diesem Dome, neben den heiligen Darstellungen, auch mythologische gewählt haben, und Abbildungen von Virgil, Seneca u. s. w.

Das *Reliquiarium*, in dem sich das h. Corporale befindet, ist ganz nach der Façade des Doms gearbeitet. Figuren, Ornamente und Emailmalereien sind von dem Goldschmied Ugolino Vieri in Siena 1338 verfertigt worden.

Zu allen Zeiten wurde der Dom von Orvieto verschönert. Von Sanmicheli ist die *Kapelle der h. drei Könige*, die geschätzten Sculpturen sind von Simon Mosca und seinem Sohne Francesco. Von Donatello ist der h. Johannes im *Battistero*. Die schönsten Statuen, vornehmlich eine Pietas, ein h. Sebastian, die vier Evangelisten u. s. w., sind jedoch von dem ruhmwürdigen Schüler Michel Angelo's, Ippolito Scalza d'Orvieto, der von seinen Mitbürgern nur schlecht geachtet und bezahlt wurde, die dafür — wie es auch heute noch zu gehen pflegt — lieber auswärtige Künstler mit Zuvorkommenheit reichlich belohnten. — Von diesem Scalza ist auch noch die schöne Facade des Stadthauses und der architektonische Schmuck an vielen andern Gebäuden.

Noch ist der *grosse und tiefe Brunnen* von Orvieto anzuführen, in dem man auf Wendeltreppen hinabsteigen kann. Er wurde von Antonio di Sangallo in den Felsen gegraben, als Clemens VII. sich mit seinem Hofstaate hieher geflüchtet hatte, und mag von der grossen Vielseitigkeit der damaligen Künstler, *die in allen Genres excellirten*, den vollgültigsten Beweis liefern.

Weiterreise.

Von *Bolsena* nach *Montefiascone* wird der Weg besser. Man kommt durch einen dichten Eichenwald, den das Landvolk wegen seines hohen Alters besonders verehrt und schont.

Montefiascone liegt auf einem hohen Hügel östlich vom Lago di Bolsena, mit herrlicher Aussicht. Das Städtchen ist höchst unbedeutend, und nur der treffliche Muscatwein, den die Gegend hervorbringt, hat es berühmt gemacht. Die *Kathedrale* ist ein schönes Werk von Sanmicheli. — An dem Thore auf der Strasse nach Rom liegt die Kirche *St. Flavian*, wo der deutsche Bischof Fuger, der am zu starken Genuss des lieblichen Montefiasconers starb, begraben liegt. Man sieht sein Abbild liegend auf dem Grabstein, und zu beiden Seiten seiner Mitra und unter seinem Wappen sind zwei Gläser angebracht. Seine räthselhafte Grabschrift lautet: *Est, est, est, et propter nimium est, Johannes de Fuger dominus meus mortuus est.* Man erzählt sich, dass, als der Prälat, der den Wein sehr liebte, nach Rom reiste, er seinen Stallmeister voraussandte, um in den Wirthshäusern, wo er guten Wein fände, das Wort *Est* an die Thüre zu schreiben, damit er sich darnach zu richten wisse. Hier in Montefiascone hatte es nun dem Stallmeister so sehr geschmeckt, dass er Est, est, est an die Thüre schrieb, und der nachfolgende Bischof that sich so lange bene, bis dass er das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. Trotz dem, dass diese Anekdote vielfach verbreitet ist, traf ich doch verschiedene Reisende, die nach der Bedeutung des Est, est, est, wie man den Wein allgemein nennt, fragten, und deshalb habe ich hier Erwähnung davon gethan.

Beim Hinausfahren aus der Stadt hielt der Courier, und man brachte uns einige Flaschen des delikaten Weines an den Wagen, der uns in der That trefflich mundete. Ich habe davon nach Deutschland gebracht, weil ich das, was man in verschiedenen Orten unseres Vaterlandes für Montefiasconer verkauft, nun nicht mehr dafür anerkennen mag. Dies ist gewöhnlich eine Mischung, die im besten Falle dem Lünel oder Rivesalte gleichkommt. Est, est, est ist aber ganz eigenthümlich und viel angenehmer.

Auf guter Strasse, aber durch eine traurige, ausgebrannte Gegend kommt man nach *Viterbo*, einem Städtchen von 13,000 Einw. mit Mauern und Thürmen, die ihm ein malerisches und stattliches Ansehen geben. Viterbo ist im Innern nicht schlecht gebaut, gerade Strassen, schöne Springbrunnen, ein ansehnlicher Hauptplatz und gutes Lavapflaster. In der *Kathedrale* liegen verschiedene Päpste begraben; in der *Kirche des h. Franciscus* ist ein todter Christus nach Michel Angelo's Zeichnung von Sebastian dal Piombo, und einige Säle im Stadthause sind von Balthasar Croce.

Wenn man sonst *Viterbo* verliess, um nach *Rom* zu reisen, musste man den hohen und sehr beschwerlichen Monte Cimino, an dessen Fusse die Stadt liegt, hinauffahren; allein jetzt hat man eine neue, bequemere Strasse angelegt. Die vulkanischen Massen, aus denen dieser Berg besteht, sind schon verwittert, und er ist daher mit einer üppigen Vegetation bedeckt, die man eben so emporschiessen lässt, wie sie will, und die daher den Reisenden einen schönen Anblick, den Bewohnern aber durchaus keinen wesentlichen Nutzen gewährt.

Vor *Ronciglione* fährt man am Ufer des *Lago di Vico* hin, dessen Kessel wohl auch ein ehemaliger Krater ist, wie die meisten Seen dieser Gegend. Die Sage geht übrigens im Volke, dass hier eine Stadt versunken sey, die man bei klarem Wasser noch auf dem Grunde erblicken soll.

Ronciglione ist eine freundliche, betriebsame Stadt, die jedoch in einer unfruchtbaren Gegend liegt. Die Einwohner wenden sich lieber der Industrie zu, als dem Ackerbau, der ihnen wenig Gewinn versprechen kann.

Hinter *Ronciglione* erreicht man *Monterosi*, und auf dem ziemlich beschwerlichen Pflaster der alten Via Cassia kommt man alsdann nach la Storta, von wo man auf der Via Flaminia gar bald *Rom* erreicht hat.

B. Zweite Tour, über Perugia.

Von Florenz nach			Transport	4 Posten.
Pontassieve	1½ Post.		Levane	1 „
Incisa	1½ „		Ponticino	1 „
S. Giovanni	1 „		Arezzo	1 „
	4 „			7 „

Transport	7 Posten.
Rigutino	1
Camuscia	1
Casa del Piano	1½
Magione	1
Perugia	1½
	13

Transport	13 Posten.
Sta. Maria degli Angeli (Assisi)	1
Foligno	1
Von hier s. *Kapitel VI. Von Bologna nach Rom. A. Erste Tour über Ancona und Loretto*	12½
	27½

Reise.

Dieser Weg ist bei weitem angenehmer als der über *Siena*, den wir so eben zurückgelegt haben, die Strasse ist besser und die Gegend freundlicher.

Von *Florenz* nach *Arezzo* durchzieht man das obere Arnothal, das durch seinen herrlichen Anbau, wie durch das schöne Kostüm seiner Bewohner so berühmt ist. Auf den Kalkhügeln dieser Gegend wachsen die besten Weine Italiens, unter andern der edle Montepulciano.

Bei *Incisa* geht man über den Arno, an dessen Ufer man eine Weile fortfährt. Man kommt durch die hübschen Flecken *Figline*, *S. Giovanni* und *Monte Varchi*, den bedeutendsten, mit ausgebreitetem Handel und Industrie. In *Levane* ist die Post; man gelangt nach *Prato antico*, wo man über die *Chiana* geht, die ein an Getreide überreiches Thal durchströmt, und erreicht dann

Arezzo,

eine alte, gut gebaute, freundlich gelegene Stadt mit 8000 Einw., eine der 12 etruskischen Republiken. Die breiten, herrlich gepflasterten Strassen werden stets sehr reinlich gehalten. Die *Loggia*, von Vasari gebaut, ziert den Hauptplatz. Dies Gebäude enthält die Dogana, das Theater und einen Porticus.

Unter den geistlichen Gebäuden nenne ich vor allen die Abtei der Mönche von *Montecasino*, mit einem schönen Bilde von Vasari, das Fest des Ahasverus. In der Kuppel derselben Kirche malte der Jesuit del Pozzo eine Architektur, deren Perspective allgemein bewundert wird.

In der gothischen *Kathedrale*, nach dem Plane von Margaritone 1280 erbaut, befinden sich herrliche Gemälde von Perugino, Sassoferrato u. A. Das Grab des Bischofs Tarlati da Pietramala, von Johann v. Pisa, und Gregors X. — In einer Kapelle sieht man hier zwei Statuen der Judith, einmal von Benvenuti und einmal von Sabatelli. Bei dem Dome steht Petrarca's Geburtshaus. Bei den *Olivetanern* sind noch Reste eines römischen Amphitheaters vorhanden. Auch die *St. Peterskirche* soll ein alter Tempel gewesen seyn. — Von den vielen berühmt gewordenen Männern, die hier geboren wurden, nenne ich Mäcen, Guido, den Erfinder der Notenschrift, den berüchtigten Staatsmann Pietro Bacci mit dem Zunamen Aretino, Papst Julius II., Petrarca, Concino-Concini, durch sein abenteuerliches Leben als Marschall d'Ancre bekannt, Vasari und Redi

Weiterreise.

Immer in dem freundlichen *Chianathal*, das 16 Miglien lang ist, geht die Reise fort nach *Camuscia*.

Links, ganz nahe an der Strasse, sieht man *Cortona* mit 5000 Einw. auf einer Anhöhe, die mit Wein und Fruchtbäumen bedeckt ist. Diese Stadt, im Alterthum Corytum geheissen, war eine der 12 Municipien der Etrusker. Die Mauern sind von cyclopischer Bauart, d. h. von grossen Steinblöcken, die auf einander passen, aber nicht durch Mörtel verbunden sind. — Man findet hier noch die Ruinen eines Bacchustempels und antike, mit Mosaik geschmückte Bäder. — Im Jahre 1726 wurde hier die etruskische Akademie gestiftet, welche eine Bibliothek und ein gut ausgestattetes Museum besitzt. — Das alte Grab, welches man in der *Kathedrale* zeigt, soll das des Consuls Flaminius seyn. Die Nativität ist von Pietro von Cortona gemalt. Ausserdem besitzt die Stadt noch viele treffliche Werke von diesem Maler, eben so von Perugino, Andrea del Sarto, Bronzino, Barocci u. A. — Auch an sehr werthvollen Privatsammlungen fehlt es nicht. — In der Nähe wird schöner Marmor gebrochen.

Diese Gegend, die früher wegen einiger Teiche und Moräste sehr ungesund war, ist jetzt durch Austrocknung und fleissigen Anbau überaus reizend geworden.

Nach *Camuscia* und *Ossaja* führt man die *Spelonga* hinan und erreicht bald den *See von Perugia*, den man rechts liegen lässt. Dies war der *Trasimenische See* der Alten, wo Hannibal über den Consul Flaminius den Sieg davon trug.

Perugia

liegt auf einem steilen und hohen Berge, mit einem festen Schlosse, welches Paul III. von *Sangallo* erbauen liess. Die Gräben der Befestigungen sind jetzt in artige Spaziergänge umgewandelt, die ein schönes Amphitheater und ein Haus zum Pallonespiel enthalten. Die Grausamkeit der Einwohner war sonst vielfach berüchtigt, und ein Gift, l'Acquetta, welches hier bereitet wurde, sehr gefürchtet. Man kennt noch folgendes Verslein gegen einen Prälaten, der das Volk hart behandelte:

Monsignor, non tanta fretta;
Che a Perugia c'è l'acquetta.

Die hübsche Stadt, einst als Perusia eine der 12 alten etruskischen Republiken, ist jetzt ziemlich öde, denn von der ehemaligen Einwohnerzahl, 40.000, sind jetzt nur noch 14,000 geblieben, die auch von ihrem wilden Charakter keine Spur mehr zeigen. Der Reisende hat von der einst so gefürchteten Acquetta nichts mehr zu fürchten. In den Bürgerkriegen des Antonius und Octavius fand Perugia seinen Untergang.

Die Stadt hat übrigens nicht weniger als 103 Kirchen, 30 reguläre Mönchs- und Nonnenklöster ungerechnet.

Das *Benedictinerkloster*, eines der grössten und reichsten im Kirchenstaat, besitzt ausser einigen guten Gemälden von Vasari, noch besonders sehr schöne Ciselirungen in Holz nach Raphael'schen Zeichnungen.

Im *Oratorio des Märtyrers St. Petrus* ist eine Madonna von Perugino, die von Einigen sogar Raphael zugeschrieben wird.

Die *Kathedrale zu S. Lorenzo* besass die berühmte Kreuzesabnahme von Baroccio, die derselbe unter den heftigsten Schmerzen vollendete, die ihm das Gift verursachte, welches ihm neidische Künstler bei einem Gastmahl beibrachten. Jetzt befindet sich dieses Bild in der Pinakothek des Vaticans. Zu bemerken sind hier die Glasmalereien von Francesco di Barone Brunacci und Constantin Rosato. Ein *Sposalizio* von Perugino musste nach dem Frieden von Tolentino ausgeliefert werden, aber man weiss nicht, wo das Bild hingekommen; es ist spurlos verschwunden. — Vor der Kirche die sitzenden Statuen Julius II. und Pauls II.

In der *Bibliothek des Kapitels* befindet sich ein Evangelium aus dem 8. und ein Breviarium aus dem 9. Jahrhundert.

Im *Convent der Camaldulenser zu S. Severo* ist eine von Raphael in seiner Jugend al fresco gemalte Kapelle. Sie hat jedoch bedeutend gelitten.

Der grosse Architekt Galeazzo Alessi, der hier geboren ist, ist in S. Fiorenzo begraben, ohne dass Denkmal oder Inschrift sein Grab bezeichneten.

Das *Oratorio della Giustizia* zeigt an seiner Facade Basreliefs von della Robbia, und besitzt ausserdem eine Madonna von Perugino.

In *S. Francesco* sieht man jetzt eine Kopie der Kreuzesabnahme von Raphael für das Original, das sich in Rom befindet. In der Sacristei befinden sich die Gebeine des berühmten Feldherrn und Taktikers Braccio Fortebracci, welche der Sacristan aus einem Schranke nimmt und sie sans facon auf den Tisch wirft, um sie den Reisenden zu zeigen.

In *Sta. Maria de' Fossi* befindet sich das berühmte Bild von Perugino: Maria und Anna, mit St. Joseph, St. Joachim, den beiden Marien und ihren Kindern dasitzend.

In *Sta. Maria di Monte Luce* ist die Krönung der Jungfrau nach der Zeichnung Raphaels von G. Romano und il Fattore.

Sta. Maria Novella besitzt eine Reinigung der Jungfrau von Andrea Sacchi und eine Himmelfahrt von G. Reni.

Trotz dieses Reichthums hat Perugia doch das Meiste seiner Kunstschätze eingebüsst, das zuerst nach Paris wanderte und dann in der Pinakothek des Vaticans zurückblieb.

Der schöne *Corso* und der *Spaziergang del Sopramuro* ruhen auf mächtigen Substructionen, die während der Herrschaft jenes Braccio erbaut wurden und deshalb Muri di Braccio heissen.

Der grosse *Palast della magistratura* ist die Residenz des Delegaten und der Municipalität, und enthält zugleich die Archive.

Collegio del Cambio, im 15. Jahrhundert die Börse von Perugia, ist mit Fresken von Perugino geschmückt, der sich dabei von seinem Schüler l'Ingegno *) helfen liess. Sie werden für die besten Arbeiten des Meisters gehalten.

Der *Springbrunnen* auf dem Platze ist eines der frühesten Werke Johanns von Pisa.

Auf der *Piazza del Papa* steht die Erzstatue Julius III., eine sehr ausgezeichnete Jugendarbeit des Danti, mit der Inschrift: *Vincentius Dantes Perusinus adhuc puber faciebat.*

Auf dem Platz *Grimana* sieht man das schönste Fragment von den alten, die Stadt umgebenden Mauern: das grosse Thor mit den daran stossenden Thürmen, welche

---

*) So nannte man vorzugsweise einen seiner besten Schüler und Nebenbuhler Raphaels, Andrea von Assisi.

Arco d'Augusto genannt werden, von der später hinzugefügten Inschrift „*Augusta Perusia.*“

Die jetzt sehr unbedeutende *Universität* wurde 1320 gestiftet und von Kaiser und Papst mit grossen Privilegien ausgestattet. Während der französischen Occupation wurde ihr das prächtige vormalige Olivetanerkloster eingeräumt.

Das *archäologische Kabinet* wird bloss aus Gegenständen gebildet, welche bei Nachgrabungen in und um Perugia gefunden wurden. Es ist reich an etruskischen Inschriften.

In der *Akademie* findet man eine Auswahl schöner Gemälde der Schule von Perugia. Eine Quittung über die Bezahlung eines Bildes von Perugino wird unter Glas aufbewahrt.

Von *Privatgallerien* sind zu nennen: die des Barone della Penna mit einem kostbaren Perugino aus der Kirche de' Servi; die des Marchese Monaldi mit dem Neptun von Guido Reni, welchen ein Monaldi, der Cardinal Legat von Bologna war, bei dem Künstler selbst bestellte; die *Gallerie Staffa* mit der himmlischen Madonna von Raphael. Der Originalvertrag zwischen dem Meister und einem Grafen Staffa wurde lange in dem Familien-Archive aufbewahrt und ist durch Unvorsichtigkeit verloren gegangen.

Die *Bibliothek* zählt 30.000 Bände und sehr merkwürdige Manuscripte. Ich führe an: Die Miniaturen zu einem h. Augustinus im 13 Jahrhundert in griechischem Style der Behandlung.

In der *Umgebung von Perugia* ist der grossartige Emissär zu sehen, dessen Entstehung aus den Zeiten der Etrusker hergeleitet wird.

Zwanzig Miglien entfernt liegt *Città della Pieve*, der Geburtsort Pietro Vannucci's gen. il Perugino. In der Kapelle *in Chiesarello* befindet sich ein herrliches Werk von ihm. Das Haus, wo er geboren wurde, ist erst vor einigen Jahren (1828) von einem Bürger abgerissen worden, der sein Territorium auf solche Weise vergrössern wollte.

Bei einem Aufenthalte in Perugia, wie er erforderlich ist, um alle Merkwürdigkeiten gehörig kennen zu lernen, ist der Gasthof grand Hôtel d'Europe bei Herrn Bianchi mit gutem Gewissen zu empfehlen.

Weiterreise.

Am Fusse des Berges, auf dem *Perugia* liegt, passirt man die Tiber über die Brücke S. Giovanni. Dies Thal ist eines der anmuthigsten in Italien. Nachdem man zwei Miglien gefahren ist, erblickt man ein prachtvolles isolirtes Gebäude, die Metropole des Franciscanerordens *Sta. Maria degli Angeli* (auch Portiuncula *) genannt), nach dem Plane von Vignola durch Galeazzo Alessi und Giulio Danti erbaut. Das letzte Erdbeben hat diesem grossartigen Werke vielen Schaden zugefügt. Sowohl die Bauart der Kirche, als ihre einsame Lage machen einen wunderbaren Eindruck.

Ganz in der Nähe liegt am Abhange eines Berges die kleine Stadt

---

*) Portiuncula war das kleine Haus und Feld, welches der h. Franz von Assisi besass und wo er seinen strengen Orden gründete. Später erhob sich um dieses Häuschen der prächtige Tempel. Papst Honorius hat ihm den berühmten Ablass ertheilt, der davon Portiuncula-Ablass genannt wird.

Assisi

mit 4000 Einw. Dieser traurige Ort, den fast nur Franciscaner bewohnen, war der Geburtsort der Sänger Properz und Metastasio.

Auf dem Platze steht *Sta. Maria della Minerva*, ein ehemaliger Minerventempel. Ausserdem finden sich noch mehr antike Ueberbleibsel der einstmaligen Wichtigkeit des Ortes.

Die *Kirche und das Kloster der Clarisserinnen* wurde um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Jakob de Lapo *), bald nach dem Tode der h. Clara, erbaut, welche sich als junge, schöne und reiche Jungfrau der strengen Regel des h. Franciscus unterwarf. Ihr Leichnam ruht unter dem Hochaltar. Von den Fresken, womit Giotto die Kirche geschmückt hatte, ist nur noch etwas in der Nähe des Fensters zu sehen.

In der kleinen Kirche *la Chiesa nuova* von 1612 zeigt man den Kerker, wo der h. Franciscus von seinem Vater als wahnsinnig eingesperrt wurde, der als reicher Kaufmann die ungeheuere Freigebigkeit seines Sohnes im Almosenspenden nicht begreifen konnte.

Das Franciscanerkloster liegt auf einem Felsen und sieht fast wie eine Festung aus. Die untere Klosterkirche, ernst und finster, enthält unter andern das Grabmal der Königin von Cypern, Hecuba von Lusignan, aus dem 13. Jahrhundert von Fuccio aus Florenz, und berühmte Frescogemälde von Giotto und seinen Schülern Puccio Capanna und Jakob Gaddi. Von Andrea von Assisi (Ingegno) sind die Sibyllen und Propheten hier gemalt. — Ueber der Thüre der zweiten Sacristei befindet sich ein *Portrait des h. Franciscus* von seinem Zeitgenossen Junta de Pisa, einem der ältesten italienischen Maler. — Die *obere Kirche* trägt einen freundlicheren Charakter als die untere; hier ist Alles licht und prächtig. Die Fresken sind von Cimabue und werden für seine besten gehalten.

Der Körper des h. Franciscus, der als Jüngling von 24 Jahren (1209) einen Orden stiftete, der nach sechs Jahrhunderten noch fortbesteht, wurde im December 1818 aus der verschlossenen Gruft, wo er verborgen ruhte, in ein Mausoleum gebracht, das den Fehler hat, zu modern zu seyn. Der Glaube des Volkes war, dass der Heilige in einem unnahbaren unterirdischen Gewölbe der Kirche in fortwährendem Gebete und in der Extase sich befinde, und dass dieser Zustand bis zum Ende der Welt dauern würde. Daher erschien dieses Nachforschen nach seinem Leichnam Vielen wie Schändung und Profanirung.

In dem prächtigen Refectorium des Klosters ist ein grosses Gemälde des Abendmahls von Sollmena.

Zu *S. Damian*, dem Kloster der Clarisserinnen, zeigt man viele Reliquien der h. Clara und die jetzt vermauerte Thüre, wo die Heilige mit dem h. Sacramente in der Hand, die Sarazenen zurückdrängte, die sich der Stadt bemächtigt und schon die Klostermauern erstiegen hatten.

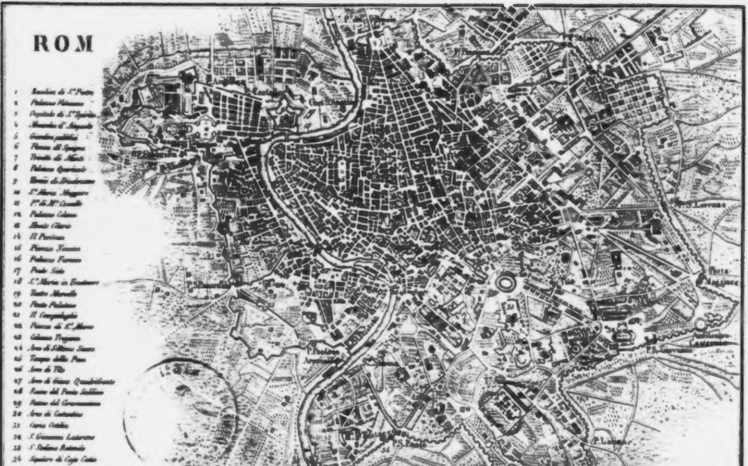
Die Einsiedelei von *Sta. Maria delle Carceri* liegt ganz in Wald und Felsen vergraben. Hieher hatte sich der h. Franciscus mit seinen Genossen zurückgezogen, um in der Beschaulichkeit zu leben. In der Grotte, wo der Heilige durch beständiges Weinen fast blind geworden war, steht das

---

*) Vater des grossen Arnolfo de Lapo.

Kruzifix, das er auf Reisen zu tragen pflegte. Der Kardinal Peretti, ein Neffe von Sixtus V., hatte dieses Kruzifix erhalten und auf einen reichen Altar setzen lassen, allein über Nacht war es von dort verschwunden und wieder hier, an der alten, geheiligten Stelle, zu finden, die es seitdem nicht wieder verlassen hat.

Von *Sta. Maria degli Angeli* ist es noch eine Post bis nach *Foligno*, und von hier nach *Rom* finden die Leser das Nähere und Wissenswerthe S. 200 ff. verzeichnet.



ROM

1 Basilica di S.t Pietro
2 Palazzo Vaticano
3 Ospitale di S.to Spirito
4 Mausoleo d'Augusto
5 Giardino pubblico
6 Piazza di Spagna
7 Trinità de' Monti
8 Palazzo Quirinale
9 Terme di Diocleziano
10 S.ta Maria Maggiore
11 P.te di M.te Cavallo
12 Palazzo Colonna
13 Monte Citorio
14 Il Panteon
15 Piazza Navona
16 Palazzo Farnese
17 Ponte Sisto
18 S.ta Maria in Trastevere
19 Teatro Marcello
20 Ponte Palatino
21 Il Campidoglio
22 Piazza di S.t Marco
23 Colonna Trajana
24 Arco di Settimio Severo
25 Tempio della Pace
26 Arco di Tito
27 Arco di Giano Quadrifronte
28 Resto del Ponte Sublicio
30 Arco di Costantino
31 Curia Ostilia
32 S. Giovanni Laterano
33 S. Stefano Rotondo
34 Sepolcro di Cajo Cestio
S. Lorenzo
Porta Maggiore
P. S. Lorenzo
P. Latina

Achtes Kapitel.

Rom.

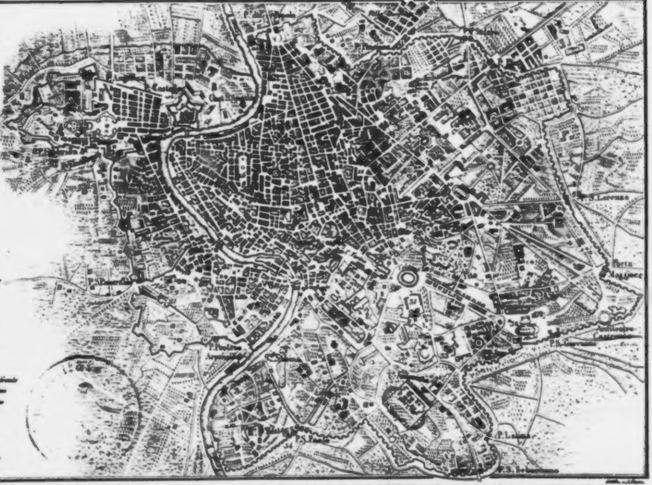
ROM. *(Allgemeines. Das Wichtigste der Sehenswürdigkeiten.* — A. DAS MODERNE ROM. *Paläste der Regierung. Der Vatican und seine Sammlungen. Der Quirinal. Das Capitol und seine Sammlungen. Monte Citorio. Die apostolische Kanzlei. Palazzo Madama. Palazzo Salviati.* — *Paläste von Privatpersonen. Albani. Aldobrandini. Rospigliosi. Odescalchi. Muti-Papazurri. Colonna. Torlonia. Sciarra-Poli. Barberini. Thorwaldsens Atelier. Bernini. Verospi. Chigi. Ruspoli. Borghese. Braschi. Farnese. Falconieri. Spada. Giustiniani. Maccarani. Di Venezia. Rinuccini. Altieri. Doria-Pamfili. Orsini-Savelli. Mattei. Costaguti. Corsini. La Farnesina. Giraud. Dei Convertendi.* — *Villen. Altieri. Massimi. Patrizi. Des Papstes Julius III. Bolognetti. Albani. Ludovisi. Borghese. Olgiati. Spada. Die Farnesischen Gärten. Casali. Mattei. Madama. Medicis. Millini. Miollis. Lante. Giraud. Pamfili.)*

Unbeschreiblich ist der erste Eindruck, den man von Norden her bei der Ankunft in Rom empfängt. Grossartig ist er gewiss, und doch nicht genügend; man fühlt sich enttäuscht. Etwas Anderes ist es, wenn man etwa zur See nach Neapel ginge und nun von dorther Rom zum erstenmal beträte. Dann hielte man durch das Thor des Lateran seinen Einzug und begrüsste zuerst die schönsten Denkmäler des alten Roms. Wir aber haben die letzte Station von la Storta, die alte Strasse, in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, zurückgelegt, und langen nun bei der Porta del Popolo an, uns nach allen Seiten mit weit aufgerissenen Augen umblickend, während unsere Pässe durchgesehen werden, und Einer von der Thorwache sich anschickt, uns nach der Dogana zu begleiten.

Wir befinden uns auf dem Platze del Popolo, modern, grossartig, schön, weit. Zur Linken die Passeggiata des Monte Pincio, von den Franzosen angelegt, die sich in Terrassen erhebt und mit Säulen, Statuen, Fontainen, Bänken geziert ist, die zwischen dem herrlichen Grün italienischer Bäume weiss hervorleuchten; rechts ist die Anhöhe der Symmetrie wegen ebenfalls so decorirt. Vor uns die beiden gleichgebauten Kirchen der heiligen Jungfrau, zwischen denen drei Strassen in unabsehbarer Länge sich erstrecken. Links ist es die Strasse del

ROM

1 Basilica di S.t Pietro
2 Palazzo Vaticano
3 Ospedale di S.to Spirito
4 Mausoleo d'Augusto
5 Giardino publico
6 Piazza di Spagna
7 Trinità di Monte
8 Palazzo Quirinale
9 Terme di Diocleziano
10 S.ta Maria Maggiore
11 P.za di M.te Cavallo
12 Palazzo Colonna
13 Monte Citorio
14 Il Pantheon
15 Piazza Navona
16 Palazzo Farnese
17 Ponte Sisto
18 S.ta Maria in Trastevere
19 Teatro Marcello
20 Ponte Palatino
21 Il Campidoglio
22 Piazza di S. Marco
23 Colonna Trajana
24 Arco di Settimio Severo
25 Tempio della Pace
26 Arco di Tito
27 Arco di Giano Quadrifronte
28 Ruine del Ponte Sublicio
29 Ruine del Colosseo
30 Arco di Costantino
31 Curia Ostilia
32 S. Giovanni Laterano
33 S. Stefano Rotondo
34 Sepolcro di Cajo Cestio


P. S. Lorenzo
Porta Maggiore
P. S. Giovanni
P. Portese
P. S. Paolo
P. Latina
P. S. Sebastiano

Achtes Kapitel.

Rom.

ROM. (*Allgemeines. Das Wichtigste der Sehenswürdigkeiten.* — A. DAS MODERNE ROM. *Paläste der Regierung. Der Vatican und seine Sammlungen. Der Quirinal. Das Capitol und seine Sammlungen. Monte Citorio. Die apostolische Kanzelei. Palazzo Madama. Palazzo Salviati.* — *Paläste von Privatpersonen. Albani. Aldobrandini. Rospigliosi. Odescalchi. Muti-Papazurri. Colonna. Torlonia. Sciarra. Poli. Barberini. Thorwaldsens Atelier. Bernini. Verospi. Chigi. Ruspoli. Borghese. Braschi. Farnese. Falconieri. Spada. Giustiniani. Maccarani. Di Venezia. Rinuccini. Altieri. Doria-Pamfili. Orsini-Savelli. Mattei. Costaguti. Corsini. La Farnesina. Giraud. Dei Convertendi.* — *Villen. Altieri. Massimi. Patrizi. Des Papstes Julius III. Bolognetti. Albani. Ludovisi. Borghese. Olgiati. Spada. Die Farnesischen Gärten. Casali. Mattei. Madama. Medicis. Millini. Mills. Lante. Giraud. Pamfili.*)

Unbeschreiblich ist der erste Eindruck, den man von Norden her bei der Ankunft in Rom empfängt. Grossartig ist er gewiss, und doch nicht genügend; man fühlt sich enttäuscht. Etwas Anderes ist es, wenn man etwa zur See nach Neapel ginge und nun von dorther Rom zum erstenmal beträte. Dann hielte man durch das Thor des Lateran seinen Einzug und begrüsste zuerst die schönsten Denkmäler des alten Roms. Wir aber haben die letzte Station von la Storta, die alte Strasse, in freudiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollen, zurückgelegt, und langen nun bei der Porta del Popolo an, uns nach allen Seiten mit weit aufgerissenen Augen umblickend, während unsere Pässe durchgesehen werden, und Einer von der Thorwache sich anschickt, uns nach der Dogana zu begleiten.

Wir befinden uns auf dem Platze del Popolo, modern, grossartig, schön, weit. Zur Linken die Passeggiata des Monte Pincio, von den Franzosen angelegt, die sich in Terrassen erhebt und mit Säulen, Statuen, Fontainen, Bänken geziert ist, die zwischen dem herrlichen Grün italienischer Bäume weiss hervorleuchten; rechts ist die Anhöhe der Symmetrie wegen ebenfalls so decorirt. Vor uns die beiden gleichgebauten Kirchen der heiligen Jungfrau, zwischen denen drei Strassen in unabsehbarer Länge sich erstrecken. Links ist es die Strasse del

Babbuino, an deren Eingang das schöne Hôtel des Herrn Meloni steht, dann das russische Hôtel u. s. w.; sie führt zum spanischen Platze. In der Mitte der *Corso*, an dem die ansehnlichsten Paläste Roms zu finden sind, der sich bis zum venetianischen Platze erstreckt; rechts die *Ripetta*, dem Laufe der Tiber folgend, sehr volkreich und stets belebt, die zur Engelsbrücke geht. In der Mitte des Platzes ein *Obelisk* mit Hieroglyphen, und am Thore die Kirche *Sta. Madonna del Popolo*. Ich kenne wohl keinen schöneren Platz als diesen; der Ernst der Gebäude und Kunstwerke, die ungemeine Heiterkeit des Spazierganges, die lange Perspective der Strassen, Alles dies verschafft uns ein wahrhaft ergreifendes Bild. Aber Rom ist es doch nicht! Wenigstens nicht das Rom, wie wir es uns gedacht haben. Es ist eine elegante, moderne, reiche Stadt, Rom aber sollte ganz anders, sollte mehr seyn.

Indem wir, was jeder Fremde zuerst muss, den Corso hinunterfahren, um uns zur *Dogana* zu begeben, finden wir mit jedem Schritte diesen ersten Eindruck verstärkt, aber nicht verwischt. Es ist dieselbe nüchterne Neuheit bei aller Grösse, die uns auffällt. Selbst auf dem *Platze der Colonna*, wo das Postgebäude aus weissem Marmor steht, wird es nicht anders. Das alte Denkmal, die Säule des Antonin, steht auf diesem regelmässigen Platze so vereinzelt da, und macht keinen andern Eindruck als der Obelisk von Luxor in Paris oder ähnliche Werke, die in unserm modernen Treiben keine andere Bestimmung zu haben scheinen, als eine Liebhaberei oder Neugierde zu befriedigen. Durch ein enges Gässchen gelangt man zur *Dogana*. Diese enthält an ihrer Façade die uralte Säulenreihe des Tempels des Antoninus Pius eingemauert. Mit jedem Schritte wird man nun überraschter. Was anfänglich uns etwas unangenehm berührte, dieses Hineinragen der alten Welt in unsere Bürgerlichkeit, diese Vermischung von alten Werken der Heiden, deren sich ihre Erben, die Christen, jetzt nach ihrer vollen Bequemlichkeit bedienen, das geht uns plötzlich ein; wir fühlen, auf welchem wunderbaren Boden wir uns befinden, und jeder Moment führt uns diesem Bewusstseyn näher und näher. Nach wenigen Stunden schon kennen wir ganz das Glück, in Rom zu seyn, und ist man erst dahin gelangt, hier auch nur den ersten Grad von einem heimathlichen Gefühle zu spüren, bewegt man sich nicht mehr mit der Behutsamkeit des Fremden, sondern mit einiger erlangten Vertrautheit zwischen diesen geschichtlichen Wundern, durchzieht man diese Campagna mit lieben Freunden, streicht man mit ihnen auf den reichen Weinhügeln umher, um sich in den Ruinen zu vertiefen, sah man erst zwanzigmal die Sonne auf- und niedergehen über diesen Kuppeln und Zinnen, Höhen und Thälern, dann ist Rom dem Fremden so werth wie die zweite Heimath. so ist es mir und Vielen gegangen. Nirgend findet man sich so bald heimisch und hingehörig wie hier, und die philiströse Frage, die jeder deutsche Kleinstädter an den Fremden richtet: „Sind Sie bei uns schon recht eingewohnt?" könnte Niemand mit grösserem Rechte aufwerfen als der Römer. Er thut es aber nicht.

Ich bin vollkommen überzeugt, dass sich in Rom noch viel weniger als in irgend einer andern Stadt von solcher Bedeutung der gebildete Reisende durch ein Handbuch zu einer systematischen Ordnung anhalten lassen wird, in welcher er den Sehenswürdigkeiten seine Besuche abstatten soll, und muss daher hier wieder in Erinnerung bringen, was ich schon in Florenz andeutete. Wer so glücklich ist, seinen Aufenthalt so ausdehnen zu können, dass das Oekonomisiren mit der Zeit ihm nicht unerlässlich wird, wird am besten ohne eigentlichen Plan seine Wanderungen machen. Heute hier bei dem minder Bedeutenden verweilen, während er bei dem viel Wichtigeren vorüberzieht; Einiges öfter sehen und Anderes vorerst ganz vermeiden, und nur Neigung und Stimmung, aber durchaus keine Anweisung eines Cicerone, und wenn ich es selbst wäre, anhören. Ist das Gemüth so beschaffen, um auf Commando Eindrücke anzunehmen? Mir ist kein solches gegeben, und ich wünschte mir diese Empfänglichkeit auch gar nicht einmal. Um Alles im rechten Lichte zu betrachten, muss man Sonnenschein von Aussen und Innen abwarten. Habe ich jetzt die Stanzen von Raphael bewundert, so bleibt mir keine Bewunderung in demselben Augenblicke für Michel Angelo's Moses, aber noch weniger mag ich mich bei der Cloaca maxima aufhalten, die mir, wenn sie mir auf einsamem Spaziergange aufstösst, den Zoll des Staunens wohl abnöthigen kann, den ein so altes und dauerhaftes Werk verdient, das noch überdies durch seine Umgebung, den sprudelnden Silberquell, den alten belaubten Hügel, die umgebenden Ruinen, einen ganz eigenen Reiz erhält.

Ich bedauerte wahrlich die armen Leute, die mit so emsiger Wissbegier, dicke Bücher in der Hand und eben solche Schweisstropfen auf der Stirn, mir im Staube des Weges erschienen und auf Merkwürdigkeiten systematisch Jagd machten.

Ich wünschte, dass alle Leser dieser Blätter, die ich mir gern als Wohlgeneigte denken möchte, mein System befolgten, welches darin besteht, keines zu haben, und darum gehe ich nunmehr zur Beschreibung des Hauptsächlichsten über, was Rom besitzt, und klassificire es nach den Gattungen, es Jedem überlassend, nach welcher Reihenfolge er es in Augenschein nehmen will.

Das Geschichtliche werde ich zur beliebigen Nachlese, da man bei gebildeten Reisenden hier Vieles als bekannt voraussetzen darf, zum Schlusse meiner Beschreibung Roms folgen lassen. Dafür aber bemerke ich vor Allem das Nöthige über *Unterkunft der Fremden*, was mir durchaus wichtig zu seyn scheint. Ein unbequemes, schlecht gelegenes, unfreundliches Quartier wirkt zu sehr auf Gemüth und Gesundheit, als dass es nicht auch auf das freie Urtheil Einfluss üben sollte. Wer seine Kasse gar nicht zu Rathe ziehen darf und in Begleitung Mehrer reist, wird sich am Allervortheilhaftesten bei Meloni an der Ecke des *Platzes del Popoli* placiren. Das einladendste, gesundeste Lokal, das man nur wünschen kann, herrlich gelegen, ein artiger, zuvorkommender Eigenthümer, mit dem ich reiste, und ihn so kennen lernte, ohne bei ihm zu wohnen. Er war früher Geschäfts-Courier bei Torlonia, dem er die prächtige Ausstattung seines Hôtels zu verdanken hat. Herr Meloni giebt, wie jeder andere grosse Hôtelbesitzer in Italien, keine Table d'hôte, sondern bedient mit seiner Küche nur auf vorhergegangene Bestellung zu jeder Stunde und zu allen Preisen. — Deutsche kehren gern bei Franz Rösler ein, der das *Hôtel d'Allemagne* in der Via Condotti hält. Der alte Franz ist längst todt, und der Sohn ein Italiener durch und durch, der nichts als die blauen, treuherzigen Augen und das kleine, wackelige Hôtel von seinem Vater geerbt haben mag. Dies Haus hat allerdings etwas Gemüthliches, und es macht wohl Freude, nach langer Entbehrung hier wieder einmal an der Table d'hôte deutsch reden zu hören, wenn diejenigen, welche es können, nämlich so dreist sind, es laut zu sprechen. Am ersten Tage bemerkte ich, dass eine ganze Suite von Engländern das oberste Ende des Tisches eingenommen hatte und ganz unbarmherzig, hier an dem Ufer der Tiber, ihr rauhes, unmelodisches Idiom ertönen liess und dass weiterhin viele zerstreute Franzosen sassen, die mit ihren Landsleuten ebenfalls ein lautknatterndes Kreuzfeuer der Unterhaltung begonnen hatten, während die Deutschen dazwischen paarweis wie eingepfercht sassen und dem Wirth zwar an den wohl bezahlten Speisen nichts schenkten, sich aber doch scheuten, ihre ehrliche, schöne Sprache laut von sich zu geben. Das sah ich aber nur das erste Mal ruhig an. Schon am zweiten Mittag musste der Cameriere alle Deutschen an dem einen Ende der Tafel zusammensetzen, und nun stimmte ich eine so laute deutsche Conversation an, und wurde darin von den kräftigen Bässen meiner Landsleute so schön secundirt, dass die andern Fremden sich verwundert ansahen und später Einige von ihnen, welche uns verstanden und von unsern Tischgesprächen besser erbaut wurden, als von denen ihrer Landsleute, Ueberläufer zu unserer Fahne wurden und es versuchten, so gut sie konnten, an der deutschen Unterhaltung Theil zu nehmen. — Vor allen Dingen spreche man sehr bestimmt mit Herrn Franz, dem Wirthe, und bestehe darauf, eines von den hübschen Zimmern nach der Strasse, und sey es selbst im Nebenhause, zu bekommen. Diese sind recht comfortabel und die einzigen, wo man mit Annehmlichkeit bleiben kann. Allein sie sind gewöhnlich besetzt und daher schwer zu haben; oft aber hebt sie Herr Franz für Späterkommende auf, wenn er der Meinung ist, dass die Fremden sich wohl auch mit seinen schlechtern Zimmern begnügen werden. Es ist wunderbar, wie solche italienische Wirthe die Reisenden klassificiren in Abtheilungen, Unter- und Unterabtheilungen. Herr Franz Rösler, oder Rösler Franz, wie er sich nach italienischer Sitte nennt, die den Taufnamen oft hinten anhängt, ist nämlich auch Mitbesitzer des Hôtel de la grande Europe auf dem spanischen Platze, das ein Gasthof ersten Ranges in Rom ist. Jeder Reisende, der nun im eigenen Wagen bei dem Hôtel d'Allemagne vorfährt, wird vorerst dorthin, die andern nach ihrer Qualität in die guten, schlechtern und schlechtesten Zimmer gewiesen. Das Hôtel d'Allemagne ist auch mit letzterer Gattung versehen. Wer dort wohnt, ist übrigens gehalten, an der Table d'hôte zu essen. Herr Franz sieht es nämlich sehr ungern, wenn man davon wegbleibt. Er giebt täglich zwei, um 3 und um 5 Uhr; an Tagen, wo es etwas zu sehen giebt, richtet er sich nach seinen Gästen. Während der Oktoberfeste assen wir um 7 Uhr zu Mittag, und wenn wir Ausflüge in die Umgebungen gemacht hatten, liess er uns, wann wir nach Hause kamen, ein complettes Diner serviren, ohne jedoch den Preis zu erhöhen. Die Speisen sind zwar nur einfach zubereitet, aber die Tafel ist doch reichlich damit besetzt, und ist gleich nichts Feines vorhanden, so ist doch der Preis von 6 Paul mit dem Wein (10 Paul sind 1 Scudo) nicht übertrieben. Für einen der schönen Salons mit Schlafkabinet im ersten Stockwerke zahlt man 8 Paul täglich, im zweiten Stockwerke nur 6.

Wer längere Zeit in Rom verweilt, thut am besten, sogleich eine Privatwohnung zu miethen, die man in der Nähe des Corso und des Monte Pincio suchen muss. Dies ist die gesundeste und angenehmst belebte Lage. Man geht dann in die Trattoria del Lepre, Franz gegenüber, wo man den ganzen Tag über zu essen bekommt. Es ist eine der besten und angenehmsten Trattorien in Rom. Hier pflegen alle fremden Künstler zu essen und jede Nation hat ihr besonderes Zimmer. Wer gern mit deutschen Künstlern beim Essen zusammentreffen will, dem bemerke ich, dass diese gewöhnlich um 11 Uhr sich zum Frühstück versammeln und zwischen 6 und 7 Uhr zur Mahlzeit. Von hier gehen die Künstler in das Café greco, welches der Restauration gegenüberliegt, um zu rauchen und Kaffee zu trinken. Wer in Gesellschaft von Damen ist, besucht jedoch das Cafe Ruspoli auf dem Corso oder das Cafe del buon gusto auf dem spanischen Platze. Gewöhnlich werden die Kaffeehäuser schon zwischen 9 und 10 Uhr geschlossen.

Dann werden selbst die Strassen und Plätze, die am Tage ein etwas regeres Leben zeigen, plötzlich todt und stille. Die Armen ohne Obdach lagern sich um die frischen Springbrunnen, und das grosse lebende Rom hat gleichsam die Nachtmütze über die Ohren gezogen. Dann ist es schön, durch das Forum zu streichen, wo Alles lebt und um so beredter durch die weite Stille zum Gemüthe spricht.

Wer weite Touren machen will, bedient sich hiezu der recht guten Fiaker, die auf dem spanischen Platze stationiren. Für eine einzelne Fahrt, so nahe oder fern sie seyn mag, innerhalb der Mauern zahlt man 2 Paul; miethet man den Fiaker auf die Stunde, so zahlt man für die erste 3 Paul, für jede der folgenden drei. Man unterlasse nicht, vor dem Abfahren dem Fiaker die Uhr zu zeigen. Es ist gut, sich einen und denselben Fiaker zu halten und desshalb ihn immer im Voraus zu bestellen; man kann so eher darauf rechnen, gut und pünktlich bedient zu werden. Beim Fahren nach der Stunde muss man jedoch stets den Plan zur Hand nehmen, weil man sonst leicht von dem Kutscher herumgefahren werden kann, bloss um die Zeit zu füllen und den Gewinn zu mehren.

Die beste Zeit, Rom zu besuchen, ist bekanntlich der Winter, vom Oktober bis zur Charwoche. Hier drängen sich die Hauptfeste der katholischen Christenheit, deren Glanz sowohl, als auch die durch das hohe Alterthum sanctionirten Gebräuche, sie für den Fremden jeder Confession so höchst anziehend und interessant machen. Die malerische Beschreibung dieser Feste wird man hier nicht suchen; sie würde den Raum dieses Werkes zu sehr, als fremdartig mit seinem eigentlichen Zweck, beengen, und besteht bereits in so mannichfaltiger Form und auf zum Theil so vortreffliche Weise, für alle Klassen von Lesern zugänglich, dass es Eulen nach Athen tragen hiesse, hier noch Aehnliches unternehmen zu wollen. Nur so viel, dass mit den Festen, welche der splendide Fürst Borghese zu Ende des Oktober, wenn er von der Villeggiatura heimgekehrt ist, in seiner Villa veranstaltet, die schöne Welt nach Rom zurückkehrt, und die sogenannte Aria cattiva, die den Sommer über dort herrscht, vollkommen verschwunden ist. Dann kommt die ernste Feier des Allerheiligen und Allerseelentages, die heiter fromme Weihnacht, der rauschende Carneval, die heilige Zeit der Charwoche, der Ostertag. Später hat man nichts als den Peter und Paulstag und Frohnleichnam. Im Sommer ist Rom von Fremden leer, und der nicht von einem Geschäft oder anderen bindenden Verhältnissen dort zurückgehalten wird, verlässt es gewiss, um der böse Fieber erzeugenden Luft aus dem Wege zu gehen.

Damit man nicht dem Spotte verfällt, in Rom gewesen zu seyn, und den Papst nicht gesehen zu haben, bemerke ich für meine Leser, dass der jetzige Papst einen Tag auszufahren, den andern in seinem Garten spazieren zu gehen pflegt. Im Sommer bewohnt er den luftigen Palast des Quirinal, im Oktober bezieht er die Winterresidenz im Vatican. Beim Ausfahren kann man sich unter dem Schutze der Wache haltenden Schweizer so stellen, dass man ihn einsteigen sehen kann. Damen dürfen bekanntlich nicht die Wohnung des h. Vaters betreten, er pflegt ihnen daher in einem Pavillon des Gartens nicht sowohl eine Audienz, als ein Rendez vous zu geben. Im Promeniren trifft er sie dort, richtet einige freundliche Worte an sie und ertheilt ihnen den Segen.

Um Jenen, die nur kurze Zeit in Rom verweilen können, das Hauptsächlichste innerhalb der Ringmauern anzugeben, was wohl unerlässlich gesehen zu werden verdient, füge ich folgende Liste bei, ehe ich zur Beschreibung selbst übergehe, und beobachte hiebei die fortschreitende Ordnung in der Lage dieser Gegenstände selbst. Ein Blick in das dem Werke angehängte Verzeichniss wird einen jeden leicht auffinden lassen.

Forum Romanum. Tempel der Concordia. Tempel des Jupiter tonans (Giove tonnante). Bogen des Septimus Severus. Kirche des h. Hadrian. Säule des Phocas. Die Comitien. Curia Hostilia. Sta. Maria Liberatrice. Tempel des Antonin und der Faustina. Tempel des Romulus und Remus. Tempel des Friedens. Bogen des Titus. Das Kolosseum. Bogen des Constantin. Kirche des h. Theodor. Bogen des Janus. Cloaca maxima. Sta. Maria in Cosmedin. Tempel der Vesta. Tempel der Fortuna virilis. Kaiserpaläste. Circus maximus. Thermen des Titus. Sta. Maria della Navicella. S. Stefano rotondo.

Obelisk auf dem Platze del Popolo. Obelisk della Trinità del Monte. Statuen, Pferde und Obelisk auf dem Monte Cavallo. Sta. Maria degli Angeli. Gärten des Sallust. Obelisk und Säule vor Sta. Maria maggiore. Basilika Sta. Maria maggiore. S. Pietro in Vinculis. Obelisk des h. Johann von Lateran. Battistero von Constantin. Basilika des h. Johann von Lateran. Die heilige Treppe. Amphitheater Castrense. Kirche des h. Kreuzes von Jerusalem. Tempel der Venus und des Cupido. Aquäduct des Claudius. Sta. Bibiana. Tempel der Minerva medica. Bogen des Gallien. Sta. Praxede.

Das Capitol. Tempel der Pallas. Tempel und Forum des Nerva. Forum und Säule des Trajan. Mausoleum des C. Publicius Bubulus. Päpstliche Dogana (ein antiker Tempel). Obelisk auf dem Monte Citorio. Säule des Antonin. Mausoleum des Augustus. Mausoleum des Hadrian (Engelsburg). Tempel der Sonne. Obelisk des Platzes Sta. Maria sopra Minerva. Kirche Sta. Maria sopra Minerva. Pantheon. Bäder des Agrippa. Theater des Pompejus, Campo de' Fiori. Palast Stoppani. Piazza Navona. Kirche St. Agnes. Theater des Marcellus. Porticus der Octavia. Tempel des Aesculap. Sta. Caecilia in Trastevere. Sta. Maria in Trastevere. Mons Aventinus. Pyramide des Cajus Cestius. Thermen des Caracalla. Gräber der Scipionen. Thor St. Sebastian. St. Sebastian mit den Katakomben.

Circus des Romulus. Grabmal der Caecilia Metella. Basilika des h. Paul. Der heilige Berg. Thor S. Lorenzo. S. Lorenzo. Porta maggiore. Basilika des h. Peter. Der Vatican. Sta. Trinità del Monte. Palast Barberini. Sta. Maria della Vittoria. Piazza di Quatro Fontane. Palast des Quirinal. Palast Rospigliosi. Fontana Trevi. Sta. Maria del popolo. S. Carlo auf dem Corso. S. Lorenzo in Lucina. S. Ignazio. D. h. Apostel. Sta. Maria von Loretto. Kirche del Gesù. S. Andrea della Valle. Trinità de' Pellegrini. S. Carlo de' Catenari. S. Giovanni de' Fiorentini. Sta. Maria della Pace. S. Augustin. Paläste Borghese; Sciarra; Doria-Pamfili; Bracciano; Colonna; Giustiniani. Kirche S. Luigi de' Francesi. Paläste Massimi; Braschi; Farnese; Spada; Mattei; Costaguti; Falconieri; Farnesina; Corsini. Academia di S. Luca. Französische Academie im Palast Medici.

Ich schliesse hier diese vorläufigen kurzen Bemerkungen, die mir nöthig schienen, und fange jetzt mit der Beschreibung der Merkwürdigkeiten an.

A. Das moderne Rom.

Paläste der Regierung.

Der Vatican.

Dieser ungeheure Palast, einst das Bild der religiös siegenden Macht des neuen Roms, wie das Kapitol es der kriegerisch siegenden des Alten war, stösst unmittelbar an die Peterskirche, und soll, nach freilich unverbürgten Sagen, schon von Konstantin gegründet worden seyn, nach Andern von den Päpsten Liberius oder Symmachus (498). Gewiss aber ist es, dass er schon zu Karls d. Gr. Zeit bestand, der dort wohnte, als er von d. h. Leo III. gekrönt wurde. Gregor IV. restaurirte ihn im J. 830, und unter Innocenz III. war er bereits so ausgestattet, dass Peter II. v. Aragonien daselbst wohnen konnte. Paul II. liess von Julian da Majano ihn nochmals vergrössern; Sixtus IV. fügte die Bibliothek und die Sixtinische Kapelle hinzu. Unter Alexander VI. (Borgia) entstand jenes prächtige Appartement, welches nach ihm Borgia genannt wird; Julius II. endlich liess von Bramante den grossartigen Hof und die herrliche Treppe anlegen, die noch jetzt den Namen dieses Künstlers trägt. Unter ihm wurden die vier Säle von Raphael gemalt, die jetzt den Namen der Stanzen Raphaels führen. Leo X. liess die drei Stockwerke im innern Hofe, unter dem Namen der Logen bekannt, von Raphael und seinen Schülern ausführen. Paul III. baute die Paulinische Kapelle, und von Gregor XIII. stammt die Gallerie der geographischen Charten und das Observatorium her, genannt: der Thurm der Winde. Dem 19. Jahrhundert war es jedoch vorbehalten, dem Vatican seine grössten Schätze zu spenden, durch jene grossartigen und kostbaren Sammlungen, welche die Päpste Clemens XIV. und Pius VI. anlegten, und die unter dem Namen des Museum Pium Clementinum bekannt sind. Pius VII. fügte seinerseits noch das Museum Chiaramonti hinzu, wodurch diese Sammlungen die reichsten der Welt wurden. Der Umfang aller dieser Gebäude, ihre Höfe und Gärten mit inbegriffen, beträgt 800,000 Palmen. Obgleich Alles unregelmässig und ohne Symmetrie entstanden ist, so sind doch die einzelnen Theile oft bewundernswerth nach Anlage und Ausführung, da sie von den ersten Künstlern herrühren, wie: Raphael, Bramante, Sangallo, Ligorio, Fontana, Maderno, Bernini. Der Vatican hat 10,000 Säle, 20 grosse Höfe und 8 grosse Treppen, kleinere an 200. Jetzt ist er ein stilles Denkmal ehemaliger Grösse, den Papst mit seinem Hofstaate merkt man kaum darin, der Vatican hat zu donnern aufgehört und nur das geschichtliche Interesse und das seiner kostbaren Kunstschätze ist ihm geblieben.

Der Haupteingang in den Palast ist zu Ende des bogenförmigen Säulenganges, welcher auf der rechten Seite den St. Petersplatz einschliesst. An der Pforte von Bronze halten die Schweizertrabanten in ihrer alterthümlichen Tracht die Wache. Ueber der Thüre sieht man eine Mosaik von Fabiano Christofori, nach einer Zeichnung von Arpino. Durch einen langen Gang steigt man zu einer Vorhalle, wo die Reiterstatue Konstantins d. Gr. steht, und gelangt so zur *königlichen Treppe des Bernini*, die einen überraschenden Anblick gewährt. Man wendet sich rechts und steigt auf einer Seitentreppe vollends hinauf, dann tritt man in den Königssaal (*Sala regia*), der nach der Zeichnung von Ant. de Sangallo erbaut ist. Die Decke ist mit reichen Stuc-Verzierungen von Perrin del Vaga und Daniel de Volterra bekleidet, welche 1573 beendigt wurden. Den Fussboden deckt schöner Marmor. Ueber der Eingangsthüre, die in den Palast führt, malte Georg Vasari Gregor IX. den Kaiser Friedrich II. in die Acht erklärend. Ihr gegenüber ist die Thüre, die zu der Marschallstreppe führt, und ein Bild von Zuccheri[*] trägt, Karl d. Gr. vorstellend, der den Päpsten die Kirchengüter zurückerstattet. An der Hauptwand des Saales sind drei Thüren, die mittlere führt in die Paulinische Kapelle, ihr zur Linken sieht man Otto I., welcher der Kirche ihre von Berengar occupirten Staaten wieder gibt, von Marco da Siena gemalt; diese Thüre führt zu der grossen Loggia, wo der Papst dem Volke den Segen ertheilt. Sammachini malte auf der andern Seite Luitprand, der Kirche die Schenkung Ariberts bestätigend. An der vierten Seite des Saales führt die eine Thüre in die Sixtinische Kapelle, die andere in den Herzogssaal. Ueber der erstern malte Siciolante von Sermoneta Pipin, der nach der Besiegung Astulfs, Könige der Lombardei, Ravenna der Kirche wieder gibt; auf der andern Peter von Aragonien dem Papste Innocenz III. Gehorsam gelobend, von Agresti gemalt. Ausser diesen sieht man noch an den Wänden vier grosse Gemälde. Die katholische Liga gegen die Türken v. Vasari (1571). Daneben von demselben Meister ein Seegefecht dieser Heere. Ferner Gregor XI. aus Avignon nach Rom zurückkehrend, v. ebendems.; Alexander III. auf dem Markusplatz in Venedig Friedrich I. den Segen spendend von Porta, nach Andern v. Salviati. Ferner Gregor VII. von dem Kaiser Heinrich IV. im Beiseyn der Gräfin Mathilde die Acht aufhebend, und die Einnahme von Tunis unter Paul III. Beide von Taddeo Zuccheri begonnen und von seinem Sohne Friedrich vollendet. Der Tod des Admirals v. Coligny und Karl IX. im Parlament dessen Verurtheilung vernehmend v. Vasari.

Während wir diese Gemälde in Augenschein genommen, hat unser Cicerone den Mann herbeigeholt, der uns die

Sistina öffnet. Wir treten nun in das Heiligthum M. Angelo's. Als Sixtus IV. 1473 von Pintelli diese prachtvolle Kapelle anlegen liess, wurden die Gemälde dem Sandro Filipepi, gen. Botticelli, übertragen, welcher sich Ghirlandajo, Rosselli, Signorelli und della Gatta zu Gehülfen nahm, denen später Perugino folgte, bis endlich unter Paul III. M. Angelo das jüngste Gericht und die Decke malte, und hiedurch das Ganze vollendete[*]. — Links vom Altar: die Geschichte des Moses; das erste Bild v. Signorelli, das zweite v. Botticelli, das dritte und vierte v. Rosselli, das fünfte v. Botticelli, das sechste von Signorelli. Ueber der Thüre hatte Ghirlandajo eine Auferstehung gemalt, die, nachdem sie unscheinbar geworden, v. Arrigo von Mecheln wieder hergestellt wurde. Matthias v. Lecce hat einen St. Michael, die empörten Engel bekämpfend, hinzugefügt. — Auf der andern Wand, wenn wir von oben anfangen, sehen wir die Taufe des Heilandes v. Perugino; die Versuchung des Heilandes v. Botticelli. Die h. Peter, Paul und Andreas v. Ghirlandajo; die Bergpredigt des Herrn v. Rosselli (die Landschaft dazu ist v. Pietro di Cosimo); Petrus erhält die Schlüssel v. Perugino. Das sechste Bild ist v. Rosselli. Ueber jedem Bilde und zwischen den Fenstern sind die Päpste von denselben Künstlern gemalt. Dem Eingange gegenüber, alles Andere überstrahlend, erblickt man aber die grosse Schöpfung M. Angelo's, *sein jüngstes Gericht*, welches die ganze Wand einnimmt. Obschon die erhabene Meisterschaft in der Zeichnung und Komposition sich nirgends verläugnet, so trägt doch das Bild den trüben Charakter der Zeit, die es entstehen sah, und den Wiederschein des rauhen Meisters. Man kann mit Recht behaupten, dass die Seligen fast eben so wild und schrecklich aussehen wie die Verdammten. Schade, dass Feuchtigkeit, Unverstand der Conservatoren, und vor Allem das Aufspringen des Pulvervorraths in der Engelsburg (1797) dem Werke grossen Nachtheil gebracht haben. Als Paul IV. an den vielen nackten Parthien des Bildes Aerger nahm, musste Daniel da Volterra, wo es anging, Draperien hinmalen, weshalb er den Beinamen il Braghettone erhielt. Michel Angelo soll dem Papste, als er von diesem Vandalismus hörte, die Antwort geschickt haben: *Dite al papa, che questa è piccola faccenda, e che facilmente si può acconciare, che acconci egli il mondo, che le pitture si acconciano presto.* Ausser diesem Gericht malte M. Angelo auch noch an der Decke die *Propheten* und *Sibyllen*, welche ebenfalls zu den grössten Meisterwerken dieses Künstlers gehören. Besonders mache ich auf den Jesaias aufmerksam, der von einem Engel gerufen, sich nur langsam nach ihm umdreht, so tief ist seine Betrachtung. Es waren die ersten Freskobilder, die er ausführte, und er soll nur 20 Monate dazu gebraucht haben, obgleich er keinen Gehülfen hatte, an dem Ganzen aber malte er acht Jahre. In dieser Kapelle werden ausser dem Aschermittwoch noch verschiedene andere Feste gefeiert. Der einst so berühmte Sängerchor dieser Kapelle zeigt wohl keinen Schatten mehr seiner ehemaligen Grösse. Die Soprani fehlen und die Tenore sind auch nicht gehörig besetzt. Berühmt ist die Aufführung des Miserere von Allegri von zwei Chören, ohne Instrumental Begleitung, während der Charwoche. Es war bei Strafe des Kirchenbanns verboten, eine Abschrift davon zu nehmen, allein Mozart behielt es bekanntlich nach zweimaligem Anhören, und brachte es so nach Deutschland.

---

[*] Wird auch Zuccari geschrieben.

[*] Der Papst soll sich selbst in Begleitung von 10 Kardinälen zu dem Künstler begeben haben, um ihn zu ersuchen, die Arbeit zu übernehmen. Ein in der Kunstgeschichte unerhörter Fall. — Obgleich nun M. Angelo's riesige Kompositionen die übrigen Wandgemälde fast übersehen lassen, so will ich diese hier doch etwas näher bezeichnen.

Aus dem Königssaal begeben wir uns nun in die

Paulinische Kapelle, von Sangallo erbaut. Diese macht, wenn sie bei Gelegenheit der Vorstellung des h. Grabes in der Charwoche durch tausende von Wachskerzen und Fackeln erleuchtet wird, einen magischen Effekt. Hier sieht man ebenfalls zwei grosse Gemälde v. M. Angelo, die Kreuzigung des h. Petrus, gleich nach dem jüngsten Gericht gemalt, und die Bekehrung des h. Paulus, die er im 80. Jahre malte. Die übrigen kleineren Gemälde, so wie 28 Bildnisse von Päpsten, sind von Sabbatini und Friedrich Zuccheri. Alle diese Gemälde haben durch den Kerzendunst sehr gelitten.

Der *Herzogssaal* nach der Zeichnung von Bernini, aus zwei Sälen geschaffen; der Bogen ist mit einer Draperie geschmückt, welche von Kindern zurückgehalten wird. Alles aus Stuc. Die Decke malten Lorenzino v. Bologna, Raffaellino v. Reggio, Matthias v. Siena u. A. Hier findet am Gründonnerstag die Fusswaschung der zwölf Apostel Statt.

Aus diesem Saal kommt man in die Gemächer der *Paramente*, weil hier gewöhnlich der Papst die Messgewänder anlegt, wenn er, vom h. Kollegium begleitet, auf der Sedia Gestatoria in die Peterskirche getragen wird. In dem ersten dieser Gemächer sind Gemälde von Marco da Faenza.

Lombardelli und Nogari. In dem zweiten, wo das Letto dei Paramenti steht, hat Muziano die Decke gemalt.

Von hier tritt man in die

Logen. Die Zeichnung soll von Julian da Majano herrühren, der sie unter Paul II. ausführte; allein bei der Erneuerung dieses Theiles des Palastes unter Julius II. und Leo X. mag auch diese ursprüngliche Zeichnung gelitten haben, denn die jetzige ist mit dem Styl jenes Architekten nicht übereinstimmend, und somit kann wohl mit Recht angenommen werden, dass sie von Raphael sind. — Die erste Loggia, welche um alle drei Seiten des Gebäudes läuft, besteht aus 39 Arkaden. Die eine Seite malte Joh. v. Udine nach Zeichnungen und unter der Aufsicht Raphaels selbst. Die zweite wurde unter der Aufsicht Roncalli's und Danti's von mehren ausgeführt; die dritte Seite ist noch roh. — Die *Loggia* des zweiten Stockwerks führt mit Recht den Namen Raphaels, weil er mit seinen Schülern vier kleine Gemälde auf einer jeden der 13 Arkaden, mithin 52 in Allem, malte. Sie stellen Gegenstände aus der h. Schrift von Erschaffung der Welt bis zum Abendmahl Christi vor. In der ersten Arkade malte Raphael selbst die Ordnung des Chaos, gleichsam um seinen Schülern die Art zu zeigen, wie sie sie ausführen sollten. Die drei andern Bilder sind von Giulio Romano. Die zweite und dritte Arkade ebenfalls v. G. Romano; die vierte und fünfte Arkade v. Francesco Penni, gen. il Fattore; die sechste v. Pellegrino da Modena; die siebente v. G. Romano; die achte v. Perin del Vaga; die neunte v. Raffaellino del Colle; die zehnte und eilfte v. Perin del Vaga; die zwölfte v. Pellegrino da Modena; die dreizehnte v. G. Romano. Die Arabesken und Zierrathen sind v. Joh. v. Udine, ebenfalls nach den Kartons des unsterblichen Meisters selbst. Man erzählt, dass dieser Malerfürst sich nie anders, als an der Spitze von 50 Künstlern in den Vatican begab, den Vasallen seines Genies, die sein liebenswürdiger Charakter unauflöslich an sich band. Dieser Theil der Loggien ist freilich etwas zu spät durch Fenster vor den Einflüssen der Witterung geschützt, und am Ende des langen Ganges sieht man Raphaels weisse Marmorbüste von Alexander v. Este, einem Schüler Canova's, aufgestellt. In der zweiten und dritten Seite dieser Loggien wurden unter Danti's Leitung von Tempesta, Raffaellino da Reggio, Palma d. j. u. A. Gemälde ausgeführt. — Das dritte Stockwerk enthält Loggien, die unter Gregor XIII., unter Danti's Leitung mit Landcharten ausgemalt wurden. Die Decken und Verzierungen sind von Pomerancio, Nogari, Roncalli und Arpino. Die Landschaften sind v. Brill und Tempesta.

GEMÄCHER DES PAPSTES.

Sie liegen in dem sogenannten neuen Palast gegen Osten mit der Aussicht nach dem grossen Platze des Vatican. Gregor XIII. liess sie von Fontana erbauen. Im ersten Stock befinden sich die Bureaus des Kardinal-Staatssecretärs des Innern, so wie die Tribunale und Kongregationssäle. — Im zweiten Stocke tritt man zuerst in den *Clementinischen Saal*. Die Fresken, Thaten des h. Clemens vorstellend, sind v. Joh. und Durante Alberti; die Landschaft auf der grossen Wand ist das grandioseste Werk dieser Art, welches P. Brill ausgeführt hat. — Die *andern Säle* sind mit Fresken v. Alberti und P. Brill geziert. Hier sieht man auch die vier Originale v. Andr. Sacchi, die in den Souterrains der Peterskirche in Mosaik ausgeführt sind. Ferner findet man ein berühmtes Krucifix von van Dyk und die Erweckung des h. Lazarus v. Muziano, die M. Angelo sehr hoch schätzte. —

Säle der Gräfin Mathilde. Urban VIII. liess hier die Thaten dieser Dame, welcher der h. Stuhl so viel zu verdanken hat, von Romanelli malen.

Gemächer Nicolaus V. Sie wurden von Bernardo Rossellini erbaut, und die sogenannten Stanzen v. Raphael gehören dazu. Ehe man zu ihnen gelangt, kommt man in den Saal der Clair-Obscurs. Ursprünglich malte hier Raphael die Apostel, und sein Schüler Joh. v. Udine die Verzierungen. Carlo Maratti hat aber diese Gemälde mit grosser Anmassung restaurirt, so dass von Raphaels Hand nichts mehr zu entdecken ist. Die neueren Gemälde sind aus der Schule Zuccheri's. Durch eine kleine Thüre tritt man in die Kapelle Nicolaus V. Sie ist von Joh. v. Fiesole mit naiven Schilderungen al fresco trefflich ausgemalt, welche des alten florentinischen Meisters aus dem 15. Jahrhundert vollkommen würdig sind. Die etwas schadhaft gewordenen Bilder wurden unter Pius VII. von dem Baron Camuccini restaurirt.

Stanzen von Raphael.

Dieses grösste Werk, das Raphael geschaffen, erfüllt einen jeden gewiss beim Eintritte mit freudiger Andacht. Sixtus IV. hatte diese vier Säle schon von den berühmtesten Künstlern jener Zeit mit Gemälden schmücken lassen, nämlich von Pietro della Francesca, Bramantino, Bartolomeo della Gatta, Luca Signorelli u. A. Da liess Julius II. Raphael nach Rom berufen und trug ihm auf, die Disputa oder den Streit über das Sacrament zu malen, womit der junge Künstler einen solchen Sieg errang, dass der Papst alle andern Gemälde zu vernichten befahl, und Raphael das Ganze von Neuem zu malen übertrug. Nur eine Decke von Pietro Perugino blieb unberührt, weil Raphael auf solche Weise seinen Lehrmeister ehrte, ebenso blieben die Verzierungen von Sodoma in dem Zimmer der Signaturen unangetastet.

Der erste *Saal* ist der des Konstantin (*Sala di Constantino*). Diesen wollte Raphael zuletzt malen, und schon hatte er die Wand zu dem Ende zubereiten lassen, als der Tod ihn ereilte. Er vollendete mithin nur die zwei Figuren zur Seite des grossen Bildes: die Gerechtigkeit und die Milde, und hinterliess die Kartons zu den andern Gemälden. Dies Gemälde von der Schlacht, welche Konstantin am Pons Milvius dem Maxentius lieferte, ist nun von G. Romano nach den Kartons seines Meisters al fresco ausgeführt. Das Bild ist 36 F. lang und 15 hoch, und das reichste und grösste überhaupt, so wie das schönste Schlachtenbild, das man kennt. Obgleich von einem Feuer und Leben durchdrungen, zeigt es doch überall die Ordnung, Weisheit und Mässigung, die Raphael so eigenthümlich war. Auf der Wand links ist die Anrede des Kaisers an die Armee und die Erscheinung des Kreuzes gleichfalls v. G. Romano gemalt. In der Ferne sieht man einige Monumente Roms. Gegenüber tauft Papst St. Sylvester den Kaiser im Lateran, gem. v. Penni, il Fattore (1520). Das Gebäude des Battisteros Konstantins d. G. ist noch grösstentheils jetzt zu erkennen. Der schwarzgekleidete Mann ist Penni selbst. Fattore hiess er deshalb, weil er mit den Geldgeschäften Raphaels beauftragt war, eine Art von Haushofmeisterdienst bei ihm verrichtete. Auf der andern Wand zeigt der Kaiser dem Papst die Götzenbilder, gemalt v. Raffaellino del Colle. In den Ecken des Saals sind die Tugenden v. G. Romano. Kleine Felder zeigen Züge aus Konstantins Leben v. Polidor v. Caravaggio und Perino del Vaga. Decke und Lunetten sind unter Gregor XIII. und Sixtus V. von Thomas Lauretti gemalt; jedoch harmoniren sie schlecht zu den übrigen Meisterwerken. Das Beste ist die

Perspective in der Mitte; doch diese ist von Anto. Scalvati, einem Schüler des Lauretti. Dieser Maler hatte vom Papst Gregor XIII. eine freie Wohnung im Palast und ausserordentliche Emolumente erhalten. Dies gefiel ihm so sehr, dass er den Genuss davon so weit als möglich ausdehnen wollte, und daher nichts zu Stande brachte. Der Nachfolger Gregors, Sixtus V., war indess nicht so nachsichtig gegen den Künstler, und befahl ihm, dass er unverzüglich das Gerüst abbrechen solle. Nun musste er Ernst zeigen, und vollendete das Ganze in einem Jahre, aber so schlecht, dass er nicht nur nichts bezahlt erhielt, sondern sogar zu einem Schadenersatz angehalten wurde.

Saal des Heliodor. Heliodor, Präfekt des Königs Seleucus Philopator von Syrien, wurde 176 v. Chr. nach Jerusalem gesandt, um den Tempel zu plündern; allein auf das Gebet des Hohenpriesters wurde er daraus vertrieben. Raphael brachte in dieser Komposition das Bildniss Julius II. an, auf der Sella gestatoria von einigen seiner Hofleute getragen, um darauf anzuspielen, dass dieser Papst gleichfalls die Feinde der Kirche vertrieben hatte. Die erste Gruppe soll Raphael selbst gemalt haben, die Frauengruppe aber von anderer Hand seyn *), ebenso das Uebrige v. G. Romano. Diesem Bilde gegenüber erblickt man Leo d. Gr., welcher dem Attila beim Einflusse des Mincio in den Po entgegenzieht, und ihm die Apostel Petrus und Paulus in den Lüften zeigt, die mit ihren Schwertern Rom vertheidigen wollen. Hier hat Raphael Leo X. in dem Bilde Leo d. Gr. wieder gegeben. Auch sind mehre Zeitgenossen, unter Andern P. Perugino, abgebildet. Raphael selbst hat sich in dem Kreuzträger neben dem Papste porträtirt. Auf einer der kleinen Wände ist das *Wunder von Bolsena.* Ein Priester, welcher die Wandlung bezweifelte, sah während der Messe Blut aus der geweihten Hostie fliessen. Auch hier hört Julius II. mit einigen seiner Hofleute die Messe an. Das Kolorit und die Ausführung ist hier den schönsten Werken dieser Art von Tizian zu vergleichen. Auf der Wand des Fensters ist ein Bild in drei Theilen, und ein jeder davon mit anderer Beleuchtung. Der mittlere wird von dem Lichtausfluss des Engels beleuchtet, der linke durch den Mond, der rechte durch eine Fackel. Diese wunderbaren Lichteffekte zeigen, dass kein Theil seiner Kunst dem göttlichen Maler unbekannt war, und dass er sie alle in gleicher Vollendung auszuüben verstand. Das Ganze stellt Petrus im Gefängniss des Herodes vor, den ein Engel befreit. Auf eine wunderbare Weise hat der Meister hier den Zügen des Heiligen eine Aehnlichkeit mit Julius II. verliehen, ohne im Geringsten dem Charakter desselben Eintrag zu thun. Raphael beendigte dieses Bild 1514, 31 Jahr alt. Auch die Decke dieses Saales ist von Raphael und enthält Schilderungen aus dem alten Testament. Die kleinen Felder, in der Art vergoldeter Bronze gemalt, sind v. Polid. v. Caravaggio und von Carlo Maratti retouchirt.

Saal der Signatur, auch Saal der Wissenschaften genannt, weil diese auf der Decke gemalt sind. Diesen Saal malte Raphael zuerst (1508). Wo an der Decke die Theologie gemalt ist, befindet sich auf der Wand die berühmte *Disputa del S. Sagramento.* Das Sacrament auf einem Altar, dem zur Seite die Evangelisten mit ihren Büchern, die theologische Wissenschaft begründend; die Kirchenväter und die Theologen St. Thomas v. Aquin, St. Bonaventura, Scotus u. A. Man bemerkt, dass Raphael bei der rechten Seite anfing, und als er bei der linken endigte, schon bedeutende Fortschritte in seiner Kunst gemacht hatte.

---

*) Von Pietro von Cremona, einem Schüler des Correggio.

Dante befindet sich unter den Theologen; Raphael und Perugino mit Mitren auf dem Kopfe. — Dieser Wand gegenüber, wo an der Decke die Philosophie abgebildet ist, erblicken wir das herrliche Werk: *die Schule von Athen.* In einem schönen Tempel finden wir hier alle Weisen des Alterthums vereinigt. In der Mitte Plato und Aristoteles; Sokrates, den Alcibiades unterrichtend; Pythagoras, dem ein Jüngling eine Tafel hinhält; Zoroaster, eine Weltkugel in der Hand, neben Ptolomäus und hinter ihnen Perugino und Raphael selbst; halb nackt liegt Diogenes auf der Erde; Archimedes unter den Zügen des Bramante, mit einem Zirkel von Schülern umgeben. Alles in diesem Gemälde athmet Grösse, Grazie und Adel; Ausführung wie Erfindung sind gleich bewundernswerth. Es ist wohl das Vollendetste, was Raphaels wunderbares Genie, und folglich auch, was die mittelalterliche Kunst hervorgebracht hat. — Auf der dritten Mauer sehen wir die Rechtsgelehrsamkeit; drei graziöse Gestalten, die Klugheit, Stärke und Mässigkeit vorstellend, bilden mit drei kleinen Genien eine schöne Gruppe. Zu beiden Seiten sieht man die Repräsentanten des kanonischen und Civilrechts. Dort Gregor IX., hier Justinian. — Die vierte Mauer enthält die Poesie, auch der *Parnass* genannt. Auf dem Gipfel des Berges sitzt Apollo, die Violine spielend, etwas tiefer die Musen, und weiter unten Homer zwischen Dante und Virgil; Petrarca neben Corinna; Sappho, Pindar, Ovid, Horaz, Boccaccio, Sannazar u. A. Dieses Bild wurde von Raphael 1511 beendigt. — Ueber diesem Gemälde sieht man 2 Basreliefs, die Auffindung der Sibyllinischen Bücher im Grabe des Numa Pompilius und ihre Verbrennung, von Raphael selbst gemalt.

Saal der Feuersbrunst del Borgo vecchio. Dies ist das dritte grosse Werk, welches Raphael im Auftrage Leo X. 1517 vollendete. Der Gegenstand ist der Brand eines Fleckens (il Borgo vecchio) im Jahr 847, welchen St. Leo IV. durch ein Wunder löschte. Links der Jüngling, der seinen Vater auf den Schultern trägt, ist von Giul. Romano und wird sehr bewundert. Alles Uebrige ist von Raphael selbst. Die Wasserträgerin, eine höchst anmuthige Gestalt, wird von den Malern am häufigsten copirt. — Rechts von diesem Bilde sieht man den Sieg St. Leo IV. über die Saracenen, die bei Ostia gelandet waren und Rom bedrohten. Leo IV. ist unter den Zügen Leo X. dargestellt. — Gegenüber die Krönung Carls des Grossen durch Leo III. — Ueber dem Fenster ebenfalls Leo III. und Carl d. Grosse. Auch hier ist Leo X. abgebildet und Franz I. von Frankreich hat seine Züge Carl dem Grossen geliehen. — In diesem Saal ist jene Decke von Perugino gemalt, welche Raphael aus Liebe für seinen Lehrer verschonte, als ihm der Auftrag gegeben wurde diese Säle zu malen und er alle übrigen Arbeiten früherer Maler daraus entfernen liess. Die Decke enthält die Bildnisse Ferdinand II. v. Spanien, Gottfried v. Bouillons, Arthur v. England, Carl des Grossen und Constantins; Pipin ist durch den Kamin verdeckt worden. Diese Fürsten haben besonders zum Glanze und Ruhme der Kirche beigetragen. Raphael beendigte diesen Saal 1517 und erhielt für jedes Gemälde darin 1200 Thaler Gold. Carlo Maratti hat die Decke, Sebast. del Piombo die Köpfe an den Wänden restaurirt. — Die Thüren sind sehr schön in Holz geschnitzt von dem Florentiner Barile und der Fussboden ist von Luca della Robbia verfertigt.

Mit diesem sind die Gemächer Nicolaus V. geschlossen und wir kommen zu den Gemächern Pius V. Wenn diese gleich von den Wand und Deckengemälden, die sie ursprünglich geziert haben, wenig mehr zeigen, so sind sie doch für die Kunst von höchster Bedeutung, indem sie die enthalten. Diese Sammlung obgleich nichts weniger als zahlreich, enthält doch die herrlichsten Werke der berühmtesten Meister. Das, was uns beim Eintritte hier entgegen leuchtet, ist 1. die *Transfiguration* von Raphael. Dieses grosse Bild wurde im Auftrage des Card. Julius von Medicis (später Clemens VII.) auf Holz gemalt. Der Meister erhielt 655 Dukaten dafür. Ursprünglich war es für den Hochaltar in S. Pietro in Montorio gemalt, wo es auch bis 1797 blieb, und dann nach Paris gebracht wurde. Der oberste Theil des Bildes ist besonders bewundernswerth. Es ist Raphaels letzte Arbeit, und wurde als solche bei seinem Begräbniss hinter dem Sarge getragen. Es ist bekannt, dass sein Tod im 37. Jahre erfolgte. Tizian wurde 99, Michel Angelo 90 J. alt. Allein Raphael konnte, nach dem was er geleistet, sich selbst nicht mehr übertreffen und mithin war seine so ausserordentliche Laufbahn auch vollkommen und vollendet, als er so jung noch von der Erde abberufen wurde. 2. Die *Madonna di Foligno*. Raphael malte sie, 27 Jahr alt, für den Prälaten Conti, den man auf dem Gemälde abgebildet sieht, in die Kirche Ara Coeli. Eine Nichte dieses Prälaten brachte hierauf das Bild in die Klosterkirche delle Contesse nach Foligno. 3. *Die Krönung der Jungfrau*, gezeichnet v. Raphael, und als der Meister diese Arbeit liegen liess, der obere Theil v. G. Romano, der untere vom Fattore ausgeführt. 4. Die *Madonna der Blumen*, v. Raphael in der Manier Perugino's. 5. Die *Communion des h. Hieronymus*, das Meisterstück Domenichino's *). 6. Der h. Romuald von demselben Meister. 7. St. Erasmus v. Nicolaus Poussin. 8. Die Jungfrau, St. Thomas und St. Hieronymus v. G. Reni. 9. Die Kreuzigung des h. Petrus, von demselben. 10. Der h. Proces und Martinus v. Pierre Valentin, kräftig, doch stark nachgedunkelt. 11. Eine Kreuzesabnahme v. M. Angelo di Caravaggio. Kraft des Ausdrucks, unglaubliche Herrschaft über die Mittel und hiedurch ein mächtiger Effect. Wie aber soll man in diesen so herrlich ausgeführten Köpfen, Christus und die Jungfrau erkennen, wenn man so eben dieselben von Raphael gesehen hat? 12. Die Jungfrau und Heilige, grosses Bild v. Tizian, dessen Name auf dem Bilde befindlich. 13. Ruhe in Aegypten v. Barroccio. 14. St. Benedict, St. Constanz und St. Placidus, kleine Halbfig., v. Perugino. 15. Sta. Michelina v. Barroccio. Obgleich das beste Bild dieses Malers, so ist doch weder Färbung, Zeichnung noch Gedanke darin im Stande, ihm seine Stelle neben den hier aufgestellten Werken zu rechtfertigen. Sein grösstes Verdienst besteht wohl nur in der technischen Führung des Pinsels. 16. Johannes d. T. v. Guercino. 17. Wunder des h. Nicolaus v. Angelo von Fiesole. 18. Der h. Romuald und seine Schüler v. Andrea Sacchi. Man schätzt dieses Bild sehr hoch und der Ausdruck der Köpfe ist wahrhaft von einem höchst wunderbaren Effect. 19. Krönung der Jungfrau v. Pinturicchio. 20. Sta. Maria Magdalena v. Guercino. 21. St. Thomas v. Guercino. 22. Verkündigung v. Barroccio.

---

*) In Rom wird dieses Bild gewöhnlich als das Erste nach der Transfiguration, also als das Zweite im weiten Künstlerreiche bezeichnet. Der Ausdruck himmlischer Hinopferung im Kopfe des Heiligen ist wahrhaft herrlich gegeben; doch macht der röthlich-schwarze Ton des Ganzen nicht den besten Eindruck. Dies ist der Gewohnheit der Bolognesischen Schule zuzuschreiben, immer auf rothgrundirte Leinwand zu malen, welche am Ende die Halbschatten durchdringt und selbst die Schatten beherrscht. Domenichino soll für sein Meisterwerk 50 Thaler erhalten haben.

23. Der Heiland auf einem Regenbogen von Engeln umgeben, v. Correggio (nach Andern bloss eine Kopie v. Carracci). 24. Kühe v. Paul Potter. 25. Sixtus IV. und Platina v. Melozzo de Forli. 26. Auferstehung des Heilandes v. Perugino. Der Meister hat hier in einem schlafenden Soldaten seinen Schüler Raphael abgebildet, und dieser dafür seinen Meister in der Figur eines furchtsamen und davonlaufenden Soldaten verewigt. 27. Die Jungfrau mit Heiligen v. Perugino. 28. Die Nativität. Der Vordergrund v. Perugino, die drei Könige mit Gefolge v. Raphael, die Glorie v. Pinturicchio. 29. Der todte Christus. v. Crivelli. 30. Ein venetian. Doge v. Tizian. 31. Eine heilige Familie v. Garofalo. 32. Sta. Helena v. P. Veronese. Aus dessen bester Zeit. 33. Die Verkündigung, die h. drei Könige, und die Vorstellung im Tempel, v. Raphael. 34. Die Pietät v. Andr. Mantegna. Eines der schönsten Bilder dieses Meisters. 35. Die drei theologischen Tugenden v. Raphael.

Nun folgt die kleine *Privat-Kapelle St. Pius V.*, die jetzt jedoch nur einen Durchgang bildet. An der Decke sieht man noch einen Sturz der Engel v. Zuccheri. Das nächste Zimmer hat eine v. G. Reni gemalte Decke.

Wir treten in die *Gallerie der geographischen Carten*. Sie ist 311 Fuss lang und 17 breit, und wie schon erwähnt, unter Gregor XIII. von dem Dominikaner Danti gemalt. An den Wänden sieht man die Plane und Grundrisse aller Städte, Häfen, Inseln u. s. w. in Italien. Die Decke wurde unter Aufsicht des Pomerancio von vielen Malern gemalt. An der Seite der Fenster stehen 72 antike Hermen.

Nun folgen die *berühmten Tapeten*, zu denen Raphael die Zeichnungen geliefert hat. Diese Tapeten wurden sonst bei Feierlichkeiten zur Ausschmückung der Sixtinischen Kapelle gebraucht, da sie aber hiedurch sehr gelitten haben, so sind sie hier aufbewahrt und durch Vorhänge geschützt worden. Raphaels Cartons wurden nach Arras in Flandern geschickt, wo die Tapeten gewirkt worden sind, weshalb sie auch *Arrazzi* heissen. Die Cartons befinden sich im Palaste Hampton-Court in England. Im Ganzen sind es 22; sie werden in die ältern und neuern eingetheilt. Jene haben kleinere Figuren und breite Einfassungen; diese sind in einem grössern Style. Auch diese Arbeiten tragen den Stempel des grossen Geistes, der sie schuf. Sie stammen wahrscheinlich aus den zwei letzten Jahren seines Lebens, mithin aus der Zeit seiner höchsten Vollendung. Die bedeutendsten unter diesen Tapeten sind: die h. Peter und Johannes den Hinkenden heilend; ein Kindermord; die Erblindung des Zauberers Elymas; Christus übergiebt dem h. Petrus die Schlüssel, die Landschaft ist besonders zu beachten; der Tod des Ananias; das Wunder des Fischfangs; St. Paul predigt in Athen; St. Paul und St. Barnabas einen Krüppel heilend; eine Himmelfahrt; die Anbetung der Könige, wohl der prächtigste Teppich von allen, gleich reich in Composition und Ausführung.

Museum des Vatican.

Gründer desselben war Clemens XIV.; Pius VI. und VII. führten die Idee weiter aus, daher die Benennungen einzelner Theile dieses Museums: das Pio Clementinische und das Chiaramontische. Es ist zu verwundern, was hier seit ungefähr 50 Jahren zusammengebracht wurde und in welcher Art es geschah. Wir können uns hier nur darauf beschränken, das Vorzüglichste aus diesen wahrhaft colossalen Sammlungen *) herauszuheben.

---

*) Man rechnet, dass der Boden in und um Rom bis jetzt 70.000 Statuen hergeliefert

Gallerie der Vasen und Candelaber. Gründer: Pius VI.; Architect M. A. Simonetti. Sie besteht aus sechs Räumen, durch auf Marmorsäulen ruhende Bögen abgetheilt. An der innern Seite der Eingangsthüre sieht man eine Kopie der alten Mosaik des 10. Jahrhunderts, die im Grabmale Kaiser Otto II. gefunden wurde, und jetzt in den Souterrains des Vaticans aufbewahrt wird. Unter den Candelabern sind einige von ausgezeichneter Arbeit, unter den Vasen sind besonders die von grünem Serpentin zu beachten. — In der mittelsten Abtheilung der Gallerie befinden sich die Antiquitäten, die zu Anfange dieses Jahrhunderts zu Tormarancia gefunden worden sind. Vorzüglich ziehen hier zwei Bacchusstatuen und eine Bacchantin unsere Aufmerksamkeit an; mehre Sarkophage mit dem Tode der Klytemnestra, Aegisth und Orest, Protesilaus und Laodamia, Ariadne und Bacchus, Niobe mit den Kindern, Diana und Endymion. Von den kleinern Statuen nenne ich einen Faun von Basalt, einen andern von Marmor, dem ein Satyr einen Dorn aus dem Fusse zieht, eine Diana, die Stadt Antiochia mit einer Mauerkrone und dem Fluss Orontes zu ihren Füssen, den jungen Spartaner, der im Wettlauf siegt, die kleine Ceres und der schöne Springbrunnen, von Silenen getragen. — In der letzten Abtheilung finden sich einige kleinere ägyptische Monumente, aus der Zeit der Könige Psammetichus I. und II. der 16. Dynastie; andere sind nur nachgeahmt und aus der Zeit Hadrians.

Zimmer der Biga. Pius VI. liess dieses herrliche Gemach mit dem schönsten Marmor bekleiden, um darin die Biga, einen antiken Wagen, aufzustellen. Von den zwei Pferden vor demselben ist eins antik und restaurirt, das andere modern. — In den Nischen steht ein bärtiger oder indischer Bacchus, auf dessen Mantel der Name Sardanapal zu lesen, welcher jedoch später eingegraben wurde; ferner ein verschleierter Opferpriester und ein griechischer Krieger, gemeinhin Phocion genannt. Neben den Nischen stehen acht Statuen; sie sind von rechts angefangen 1. Perseus, 2. Bacchus, 3. Alcibiades, 4. Apollo, 5. und 6. zwei Discuswerfer, 7. ein Aufseher über die Spiele des Circus, 8. Apollo, Eidechsen tödtend. Unter den Nischen stehen vier kleine Sarkophage.

Treppe. Sie führt zu den beiden Abtheilungen des Museums Pio Clementino, zur Bibliothek und zu den Gärten, und ist von Simonetti gebaut. Die Stufen sind von weissem Marmor. Auf dem letzten Absatze befindet sich ein Bogenfenster, mit zwei Säulen von grünem Porphyr und einer sehr seltenen Granitvase von gleicher Farbe. Von hier hat man eine herrliche Aussicht. Zur Seite steht ein Hautrelief als Dreifuss mit Herkules, welcher den Sohn des Hypokoon tödtet. — Wir sind jetzt an dem Eingange zu dem Appartement des Kardinals Zelada, welche für den Kardinal Bibliothekar bestimmt sind. Hier werden die Abgüsse der äginetischen Bildwerke aufbewahrt, die sich in der Glyptothek zu München befinden. Auch sieht man hier einige schöne Mosaiken, die auf dem Aventin gefunden worden sind.

Gregorianisches oder etruskisches Museum,

von dem Papst Gregor XVI. 1837 zusammengestellt. Um diese Sammlung zu sehen, muss man eine besondere Erlaubniss des Maggiordomo der päpstlichen Paläste *) haben.

---

ben. Man bedenke nun, was Rom gewesen seyn muss, als diese herrlichen Kunstwerke, im Glanze ihrer Frische, die öffentlichen Plätze und Gebäude zierten!

*) In diesem Augenblick bekleidet ein Fürst Massimi diesen Posten, ein noch

— In den ersten beiden Zimmern sieht man Todtenurnen von Terracotta; in dem dritten fällt besonders eine Urne von Nenfro auf. Dies ist eine besondere Steinart, die in Etrurien gefunden wird. Unter andern ist darauf ein Menschenopfer dargestellt. — Hierauf folgt wieder ein Zimmer mit Terracotten und Urnen, dann ein Kabinet mit Bronzen: ein antiker Wagen, Dreifüsse, prächtige Candelaber, eine Vase aus vergoldeter Bronze. An den Wänden sind etruskische Malereien nachgeahmt, die von dem Zustande der Kunst in jener Zeit Beweise ablegen. — Nun tritt man in den grossen Saal der Bronzen, wo sich der bronzene Krieger befindet, der 1835 zu Todi gefunden wurde; ferner der Arm und andere Fragmente des trajanischen Kolosses, aus dem Hafen von Civitavecchia, etruskische Waffen und Helme und andere Kunstsachen. — In der grossen halbkreisförmigen Gallerie stehen mehre Hunderte der ausgesuchtesten Vasen von Terracotta, mit wohl erhaltenen sowohl historischen als mythologischen Malereien. — Die hierauf folgenden Zimmer enthalten die Fortsetzung dieser Sammlungen, goldenen Schmuck, Geräthschaften von Bronze und eine Menge anderer Gegenstände. — Wenn man die Treppe hinunter geht, erblickt man unten, ehe man in den Saal tritt, den Nil und den Tigris von Marmor, welche M. Angelo restaurirt hat.

Saal des griechischen Kreuzes, nach seiner Gestalt so genannt, und von M. Ang. Simonetti auf Befehl Pius VI. erbaut. Am Eingange zwei ungeheure Sphinxe. Hier sieht man zwei grosse Urnen von Porphyr mit Basreliefs. Die Urne rechts enthielt die Asche der h. Helene, Mutter Constantins. Sie wurde in ihrer Kirche zu Torre Pignattara gefunden. Anastasius IV. liess sie nach dem Lateran und Pius der VI. hieher bringen. Die Portraits der Heiligen und des Kaisers, ihres Sohnes, sind zu bemerken; an der Wand liest man die alte Inschrift des Monuments. Die zweite Urne enthielt den Staub der beiden Constanzen, der Tochter und Schwester Constantins, in der Kirche gleichen Namens, und auch sie liess Pius VI. hieher bringen. Ausserdem findet man hier noch eine treffliche Mosaik, die 1741 zwischen den Ruinen des alten Tusculum gefunden wurde, und Statuen, Büsten, Basreliefs und Inschriften, die jedoch kein besonderes Interesse dem blossen Beschauer bieten.

Grosse Pforte des Museums Pio Clementino.

Sie führt die Aufschrift: *Museum Pium*, und ist grösstentheils aus rothem ägyptischem Granit von Jos. Camporese verfertigt. Die beiden grossen Statuen oder Karyatiden wurden in der Villa des Hadrian bei Tivoli gefunden.

Runder Saal. Zehn grosse Pilaster von Marmor bilden eben so viel Nischen rund um den Saal, über denen Fenster sind, ausser einem grossern Fenster in der Kuppel. In der Mitte steht das berühmte Bassin aus einem einzigen Stücke Porphyr 41½ Fuss im Umfang. Es ruht auf vier Löwenklauen von Bronze. Man fand dieses Kunstwerk in den Thermen des Titus. Die schönen Mosaiken wurden in den Thermen zu Otricoli und zu Scrofano im Sabinerlande ausgegraben. Zwischen den Nischen stehen auf Halbsäulen kolossale Büsten. Die Statuen in den Nischen sind von rechts angefangen: 1. Herkules, 2. Augustus als Pont. max., 3. Ceres, 4. Antoninus Pius, 5. ein sitzender Nerva, 6. Juno, 7. Juno Lanuvina mit einem Ziegenfell, Schild, Lanze und Cothurn, 8. Bacchus auf einen Faun gestützt. Die zwei fehlenden Statuen sind in Paris geblieben. Es sind dies Melpomene und August. Die Büsten, um mit

---

junger, eben so unterrichteter als höflicher Mann.

den beiden Hermen an dem Eingange anzufangen, von denen der eine die Tragödie, der andere die Komödie vorstellt, sind: Jupiter, Faustina d. Ält., Hadrian, in seinem Mausoleum (Engelsburg) gefunden, Antinous, Ocean, Serapis, Claudius, Plotinus, Julia Pia, Pertinax.

Saal der Musen. Dieser Prachtsaal wurde gleichfalls unter Pius VI. von Simonetti erbaut. Er ist achteckig und die 16 corinthischen Säulen sind von carrarischem Marmor, deren Kapitäler aus der Villa des Hadrian. Er ist 70½ Fuss lang. Die Gemälde der Decke sind von Conca; der Boden enthält in antiker Mosaik Schauspieler und in der Mitte einen Medusenkopf. Diese Sammlung der Musen nebst Apollo als Zitherspieler und den zum Theil sehr seltenen, ja einzigen Hermen griechischer Dichter und Weisen wurde fast gänzlich 1774 in der Villa des Cassius zu Tivoli aufgefunden.

Saal der Thiere. Vier Säulen und eben so viele granitene Pilaster scheiden ihn in zwei Theile. Auf dem Boden antike Mosaiken, eine Wölfin und weisse Felder, in Palestrina aufgefunden. Man findet hier antike und moderne Skulpturen. Rechts ein Triton und eine Nereide, Herkules mit dem gefesselten Cerberus, Herkules den Geryon tödtend und ein Löwe ein Pferd zerreissend, dies sind die bedeutendsten alten Gegenstände auf dieser Seite. Auf der andern Seite eine schöne opfernde Gruppe und ein grosser Löwe von grauem Marmor. An der Thür zwei andere Gruppen, die Arbeiten des Herkules, in Ostia gefunden. Links Kaiser Commodus zu Pferde den Wurfspiess schleudernd und gegenüber ein kleiner Amor, der einen Centaur bändigt. Viele andere Thiere stehen rings umher. In der Mitte des Saales zwei prächtige Tische von Verde antico und zwei grosse Dreifüsse von Marmor.

Gallerie der Statuen. Hier war früher der kleine Palast Innocenz VIII., nach Zeichnungen von Pollajoli erbaut. Leider sind bei der neuen Einrichtung treffliche Wandgemälde von Mantegna eingebüsst worden. — Links erblickt man die schlafende Ariadne, die früher für eine Cleopatra gehalten wurde. Sie ruht auf einem Basrelief, den Krieg der Giganten vorstellend, und neben ihr stehen die prachtvollen Barberinischen Candelaber, die in Präneste gefunden wurden. Die schöne Alabastervase in der Fenstervertiefung soll die Asche der Livilla, der Schwester des Caligula, enthalten haben. Rechts die Reihen verfolgend, sieht man Claudius Albinus mit einem Harnisch, einen griechischen Amor, Halbfg.; eine nackte Statue eines Helden, den sitzenden Paris, eine Pallas, eine ungekannte Figur, Caligula, eine Amazone, Juno, den schlafenden Amor auf dem Schlauche. Am Ende der Gallerie zwei sitzende Statuen von griechischer Arbeit, die man für Marius und Sylla hält. Jetzt zur Linken gewendet, sehen wir Nero als Zitherschlagenden Apoll, Septimus Severus, Neptun, einen verwundeteten Adonis, einen ruhenden Bacchus, Aeskulap und Hygiea, die gnydische Venus, die liegende Statue einer Frau, eine Nymphe, einen Triton, Halbfg., Büste. Von hier kommt man in den

Saal der Büsten. Man hat hier eine grosse Menge von Büsten aller Art zusammengebracht. Als die schönste ist die des Menelaus zu bezeichnen, die von einem griechischen Meister, vielleicht von demselben ist, der den Laokoon geschaffen. Am andern Ende dieses Gemachs ist der berühmte Jupiter, in der Stellung, als höre er auf die Bitten der Sterblichen, den ruhenden Donner in der Hand und den Adler zu seinen Füssen. Ausserdem findet man hier Domitian, Galba, Julia Mammäa, Lysimachus, Valerian, Heliogabalus, Pertinax, Marcus Agrippa, Caracalla u. s. w. — Durch eine offene Loggia, die mit Antiken von geringerem Werth geschmückt ist, tritt man in das prachtvolle

Kabinet der Masken. Acht Säulen und eben so viel Pilaster von Alabaster schmücken es; die Decke wurde von Dom. de Angelis gemalt. In den Nischen steht eine Venus in niederkauernder Stellung, im Begriff zu baden, ein kostbarer Faun von Rosso antico aus der Villa des Hadrian, ein Priester in phrygischem Gewande, Minerva, Ganymed, Adonis, eine tanzende Hore, Diana. In der Fensternische ein Gefäss von Rosso antico, auf der andern Seite ein Badestuhl von demselben Material. Auf dem Boden sieht man vier Mosaikbilder aus der Villa des Hadrian, drei davon enthalten Masken. Im Durchgange zwei kleine Statuen: ein tanzender Faun und eine Diana. Man kehrt nun zum Saal der Thiere zurück und tritt in das

Octogon. Dieser Hof ist von Clemens XIV. in seiner jetzigen Gestalt angelegt worden. Hier sind die Meisterwerke der antiken Bildhauerkunst sowohl unter dem Portikus, als in den ihn umgebenden vier Kabinetten vereinigt. In der Mitte des Hofes steht ein schöner Springbrunnen. Ausserdem bewundert man hier noch zwei grosse Sarkophage und eine prächtige Badewanne von rothem Granit aus den Thermen des Caracalla.

Kabinet des Laokoon. Unter Julius II. wurde diese Gruppe 1506, unweit der Thermen des Titus, von Felix de' Fredis in seinem Weinberge gefunden. Julius II. belohnte diese Familie reichlich, da „dergleichen Entdeckungen als öffentliche Ereignisse und wahrhaftige, der Unsterblichkeit würdige, Grossthaten zu betrachten seyen." Die römischen Dichter feierten zu Ehren dieses Fundes ein Fest. Plinius erzählt, dass Agesander, Polidor und Athenodor von Rhodus dieses Meisterwerk geschaffen haben, und dass es schon damals eine der ersten Zierden des Palastes des Vespasian auf dem Esquilin war. Hier sieht man recht deutlich, dass die ideale Wahrheit stets über die materielle Wirklichkeit den Sieg davon trägt. Laokoon und seine Söhne sind nackt, obgleich sie im Tempel der Minerva opferten; wer aber vermisst Priesterbinde und Mantel, bei dem idealen Ausdrucke dieses höchsten und schönsten Schmerzes? Lessings Laokoon ist den Lesern bekannt. Neben der Gruppe des Laokoon sind zwei schöne Basreliefs eingemauert, und in den beiden Nischen zur Seite erblickt man Polihymnia und eine Nymphe mit einer Seemuschel, welche neben dem Friedenstempel gefunden wurde. — Beim Hinausgehen sieht man unter dem Portikus ein Basrelief mit Herkules und Bacchus, und ein anderes mit dem opfernden Augustus; einen Sarkophag mit Genien und eine Badewanne aus Granit von seltener Grösse. In der Nische steht eine Statue der Hygiäa von mehr als natürlicher Grösse und zu beiden Seiten zwei kostbare Stücke von sehr seltenem Alabaster, genannt a pecorella. — Auf der andern Seite befindet sich ausser einer ungeheuren Badewanne von Granit ein Basrelief mit der Roma, die einen siegenden Imperator begleitet und ein Sarkophag mit Tritonen und Nereiden.

Kabinet des Apollo. Die berühmte Statue des Apollo vom Belvedere wurde gegen das Ende des 15. Jahrhunderts zu Porto d'Anzio (Antium) in den Bädern des Nero aufgefunden. Buonarotti restaurirte sie und stellte sie hier auf. Man kann nicht begreifen, dass die Umgebung mit so edeln Werken der Kunst dem entsetzlichen Tyrannen nicht mildere Gefühle einflösste. Allgemein wird der Apollo für das Vorbild des wahrhaft Erhabenen angesehen und wir verweisen darauf, was Winkelmann, Göthe, Mengs darüber gesagt haben. — In der Wand sieht man zwei Basreliefs: eine Jagd und ein Opfer. In den Nischen stehen Pallas und die triumphirende Venus. Beim

Hinausgehen erblickt man am Portikus zwei Sarkophage mit Ganymed und Bacchus mit einem Faun und einer Bacchantin. — Nachdem man durch den Eingang des Museo Pio hindurchgeschritten, sieht man eine Urne mit einem Bacchanal, ferner das Grabmal des Sextus Varius Marcellus, Vaters des Kaisers Heliogabalus mit einer griechischen und lateinischen Inschrift, auch eine schöne Badewanne von Basalt aus den Thermen des Caracalla.

Kabinet des Perseus. Perseus mit dem Haupte der Medusa und zwei Gladiatoren von Canova restaurirt. Ein Sarkophag mit Bacchus, der die verlassene Ariadne auf Naxos findet und ein anderer, auf dem Ueberwundene ihren Sieger um Mitleid flehen. In der grossen Nische steht die Statue der Sallustia, Gemahlin des Alex. Severus, als Venus mit Cupido dargestellt. Dann folgt ein Sarkophag, auf dem Achilles die Penthesilea, Königin der Amazonen, tödtend, vorgestellt ist.

Kabinet des Merkur. Die Statue, welche diesem Kabinet den Namen gibt, wurde im 16. Jahrhundert auf dem Esquilin gefunden, und anfänglich für einen Antinous gehalten. Sowohl die feine Arbeit, als die herrliche Politur des Marmors ist Schuld, dass man es aufgegeben hat, sie zu restauriren, weshalb ihr noch ein Arm und eine Hand fehlen. In den Wänden verschiedene Basreliefs. In den Nischen Merkur und Priap. — Am Portikus eine Urne mit den Jahreszeiten und eine andere mit Nereiden, welche der Thetis die Waffen überbringen, die Vulkan für Achill geschmiedet hat. — Eine schöne Badewanne von rothem Granit. Ueber den Hof gelangt man in das

Runde Vestibule. In der Mitte steht hier ein schönes Marmorbecken mit gut ausgeführten Skulpturen. In den vier Nischen sind Bruchstücke von Statuen in mehr als Lebensgrösse. Von dem Balkon dieses Gemachs hat man einen der schönsten Blicke auf Rom. Man hat hier einen antiken Anemoskop *) aufgestellt, mit den Namen der Winde in griechischer und lateinischer Sprache.

Kabinet des Meleager. Diese berühmte Statue führt den Beinamen Pighini, weil sie früher im Besitz dieses Hauses war. In der Mauer ein Basrelief, eine Stadt mit einem Hafen vorstellend. Viele wollen darin Karthago erkennen. Auf einem andern Basrelief sieht man die Apotheose Homers; auf einem dritten ein Biremis, oder Schiff mit zwei Reihen Ruderern. Ueber diesem eine grosse Büste des Trajan. — Durch eine kleine Thüre gelangt man zu der berühmten Treppe des Bramante, die sowohl im Quirinal als im Palaste Barberini, sowie in mehren andern Bauwerken nachgeahmt worden ist.

Viereckiges Vestibule. Mitten in diesem Saale befindet sich der berühmte Torso vom *Belvedere*, jenes Bruchstück grösster griechischer Kunst, nach dem Michel Angelo seinen Styl geformt hat. Er selbst nennt sich einen Schüler des Torso. Noch als blinder Greis soll er Vergnügen daran gefunden haben, diese Conturen zu befühlen und zu untersuchen. Er wurde in den Thermen des Caracalla gefunden und soll einem ruhenden Herkules angehört haben. Apollonius, Sohn des Atheniensers Nestor, ist der Verfertiger, dessen Name auf dem Block mit griechischen Buchstaben verzeichnet steht. Man hat Fleisch nie weicher in Stein geformt, als bei diesem Kunstwerk. Winkelmanns Lob dieses grossen Werks darf als bekannt vorausgesetzt werden. Er nannte den Torso den Leib eines Verklärten, der keiner Adern bedurft hätte, und nur zu geniessen, nicht aber sich zu nähren bestimmt war. Gegen das Fenster stehen mehre Monumente, dem Geschlechte der Scipionen gehörig, die in deren Gräbern an der appischen Strasse um's Jahr 1780 gefunden wurden. Der Sarkophag von Peperin mit jonischen Verzierungen enthält als Inschrift den Namen des Cornelius Lucius Scipio Barbatus, dem Ahnherrn des Scipio Afrikanus, des Siegers der Samniter, der 456 Konsul von Rom war, es ist eines der ältesten Grabmäler die man kennt. Auch eine Büste von Peperin wurde in dem Grab gefunden. Die Decke ist von Daniel da Volterra gemalt. — Hier schliesst das Museum Clementinum, und es fängt an

---

*) Windweiser oder Windfahne.

das Museum Chiaramonti.

Hemicyklus des Belvedere. In der Gallerie, welche das Belvedere umgibt, legte Pius VII. ein Museum in drei Abtheilungen an: die erste wird gebildet von den

Sälen der Büsten. Unter den hier vereinigten Köpfen sind besonders die des Geschlechtes Manilia zu bemerken mit ihren Namen: Manilia Helius, Lucius Manilius Primus und Manilius Faustus bezeichnet. Sie wurden alle in dem Grabmale auf der Via Appia vor dem Thore St. Sebastian gefunden. — In dem fünften Saale befindet sich das schöne Fragment eines Basreliefs, einen Reiter vorstellend. Es gehörte einst zu den Zierden des Parthenon in Athen. Noch sieht man zwei schöne antike Köpfe auf Löwenklauen. Man will Cato und Marius darin erkennen.

Aegyptisches Museum. Diese Sammlung ist erst im Entstehen. Zehn weibliche Statuen von schwarzem Granit mit Löwenköpfen in sitzender und stehender Stellung. Sie sind aus den Ruinen von Karnak hieher gebracht worden. Amenophis II. von der 18. Dynastie, den die Griechen Memnon nannten, hat sie errichten lassen. In der Mitte befindet sich eine Nische mit einer Mumie. Deckel und Inneres der Kiste sind mit Malereien und Hieroglyphen bedeckt. Doch fehlt der Name. Aus den Hieroglyphen glaubt man jedoch abnehmen zu können, dass es die Reste Ammon Ra's sind, der 18. Dynastie gehörig. Zu beiden Seiten zwei Kynokephalen, einige Basreliefs und ein Opfertisch. Auf diesen Tischen wurden Weinopfer gehalten, weshalb die kleinen Rinnen im Marmor sind. — In den Schränken findet man Götter, kleine Figuren aus Bronze, Stein, Porzellan, Holz und eine grosse Menge von Scarabäen. In der grössten Wand sind kufische Inschriften.

Museum der Antiken. Hier zeigt man die Abgüsse aller Bildwerke, welche sonst das Parthenon und den Theseustempel in Athen von aussen schmückten, und die jetzt durch Lord Elgin in das brittische Museum gekommen sind. Im ersten Saal sieht man in langer Linie die Basreliefs, welche die Prozession zu Ehren Minerva's darstellen, wie sie bei den grossen Panathenaeen gehalten wurden. In der Mitte liegt die Statue des Ilissus, der bei Athen vorbeifliesst. Sie ist mit A bezeichnet, die mit B bezeichnete soll einen jungen Herkules und die mit C das Fragment eines Amors vorstellen. Im zweiten Zimmer steht das Ende der Panathenaeen. Unter D erkennt man den obern Theil eines Neptun. Die Gruppe E ist Ceres und Proserpina, und der Pferdekopf gehörte zu dem Sonnenwagen, der sich aus den Wellen erhob. Die kämpfenden Centauren und Lapithen gehören zum Theseustempel. Diese Werke rühren von Phidias und seinen Schülern her und gehören zu dem Sublimsten, was griechische Kunst hervorgebracht. Georg IV. machte diese Nachbildungen Pius VII. zum Geschenk, weshalb auch das Portrait jenes Königs, von Lawrence gemalt, hier aufgestellt ist und in seiner geschminkt modernen Weise den schreiendsten Kontrast zu dieser antiken Plastik bildet.

Wenn wir zum Eingange zurückgehen und die Treppe hinabsteigen, befinden wir uns in der langen

Gallerie des Museums Chiaramonti (Corridore Chiaramonte). In diesem weiten Korridor hat man Antiken aller Art zusammengestellt; ein wahres Arsenal von Statuen, Gruppen, Büsten, Köpfen, Basreliefs, Urnen, Inschriften u. s. w. Canova, dem die Einrichtung übertragen wurde, machte 29 Abtheilungen, die er durch Pilaster sonderte. Eine jede derselben enthält eine grosse Lunette, welche in Fresko eine Handlung Pius VII. zum Besten der Künste versinnlicht. Da hier noch beständig an der Ordnung der aufgestellten Sachen geändert wird, so müssen wir uns nur darauf beschränken, das Vorzüglichste aus der Menge anzuführen. — Ein schöner Kopf des Cicero. Ein kolossaler Kopf des Antoninus Pius aus Ostia. Ein kleiner Ulysses. Der schöne Kopf eines Faun. Die Statue der Vestalin Tuccia. Die Statue des Tiber sitzend, mehr als Lebensgrösse, aus Piperno. Eine andere des Marcus Marcellus. Eine Büste Augusts. Ein Sarkophag mit der Geschichte der Alceste als Basrelief. Ein anderer mit Kindern, die mit Nüssen spielen. Die unzählige Menge von Bruchstücken und Zierrathen aller Art bieten dem Künstler Gelegenheit, seine Studien zu machen.

Braccio nuovo (neuer Arm). So wird der letzte Theil des von Pius VII. angelegten Museums benannt. Das Gebäude wurde von dem Baumeister Raphael Stern 1817 angefangen und 1822 beendigt. Diese Gallerie ist 513 Palmen lang, 36 breit und hat im Mittelpunkte 93 F. Breite, wo sie einen Halbkreis bildet, und durch eine Treppe von 12 Stufen zu einer reichen Pforte führt, die zum äussern Vestibule nach der Seite des Gartens leitet. Dieser Halbkreis ist mit acht prächtigen Säulen von Cipollin und ähnlichen Pilastern korinthischer Ordnung geziert. Hier befinden sich auch die beiden sehr seltenen Säulen von schwarzem Granit von dem kleinen Portikus der h. Sabina und die beiden andern von Giallo aus dem Grabmale der Cäcilia Metella. Der Fussboden ist mit antiken Mosaiken und herrlichen Marmorarten bedeckt. Oben in der Mauer sieht man Basreliefs von Maximilian Laboureur: Nachahmungen der Triumphe auf der trajanischen und antoninischen Säule. Die Decke schmücken Caissons und Rosetten, und das Licht fällt durch 12 Oeffnungen in dieselbe herein. Die Eingangsthüren sind mit grauen Granitsäulen dekorirt. Die vorzüglichsten Werke sind hier: Die Kariatide aus der Gallerie Giustiniani. Commodus auf der Jagd. Silen mit dem jungen Bacchus auf dem Arm. Ein junger Aeskulap mit dem Schlangenstab. Einige wollen in dieser unbärtigen Gestalt Antonius Musa, den Arzt des August erkennen. Antinous, in Ostia gefunden; der Kopf ist modern von Antonio von Este. Nerva in der Toga. Pallas. Titus in der Toga. — Die Treppe, welche nach dem äussern Vestibule führt, ist mit Gruppen von Faunen und Nereiden geziert. Auf dem Raume vor der Treppe sind zwei kleine Statuen, eine stellt den Ganymed als Mundschenken dar. Er wurde in Ostia gefunden. — In der Mitte der Gallerie erhebt sich auf einem Postament von rothem Granit eine grosse Basaltvase, aus mehren Stücken zusammengesetzt und von wunderbar schöner Arbeit. — Indem wir in dem rechten Flügel dieser Gallerie fortwandeln, sehen wir einen Faun, der am Circus gefunden wurde. Eine Amazone. Diana den Endymion betrachtend. Eine Statue, der man den Kopf des Euripides aufsetzte und sie jetzt darnach benennt. Eine stark restaurirte Statue einer Fortuna. Julia, Tochter des Titus. Demosthenes. Man will in der gut getroffenen Bewegung der Lippen das Stammeln wahrnehmen. — Wenn man sich zur Linken wendet, so finden sich hinter der Eingangsthüre zur Bibliothek folgende Statuen: Amazone. Die Clemenz. Die Mutter des Claudius, in Tusculum gefunden. Antinous. Fortuna aus Ostia. Diana. Gelechischer Philosoph. Venus Anadyomene. — Hier öffnet sich der grosse Halbkreis, in dem der Koloss des Nil ruht. Er liegt mit dem Horn des Ueberflusses da und wird von 16 kleinen Figuren umgeben. Diese herrliche Gruppe wurde mit der des Tiber, die im Pariser Museum aufbewahrt wird, im Tempel des Serapis gefunden. Auf dem Boden eine schöne Mosaik, die Diana von Ephesus vorstellend, welche 1801 im Sabinerlande gefunden wurde. Die Büste Pius VII. ist von Anton Canova. In den Nischen betrachte man die fünf kleinen Statuen, welche an verschiedenen Orten entdeckt hier auf geschickte Weise zusammengestellt wurden. Sie versinnlichen die Stellungen, welche dem Faustkampfe vorangingen und nachfolgten. In den Ecken vier schöne Masken aus dem Venustempel. Noch eine Julia. Die Pallas, genannt Giustiniani, bekannt unter dem Namen der Minerva medica. Eine griechische Arbeit und wahrscheinlich die Nachahmung des berühmten Bildes von Phidias, welches im Parthenon verehrt wurde. Claudius. Der Faun des Praxiteles; wahrscheinlich nach diesem Künstler kopirt. Lucius Verus, nackt, als Held. Kopf und Leib sind antik, das Andere ist von Pacetti restaurirt. Ein Discuswerfer. Domitian. Tiber, mit einem Horn des Ueberflusses zu Füssen. — In der ganzen Gallerie zwischen einer Nische und der andern auf schönen Säulenschaften und hoch oben auf Konsolen sind treffliche Büsten und Köpfe symetrisch aufgestellt. Wir machen besonders auf folgende aufmerksam: zwei Sclaven, Büste des Apollo, Philippus, Commodus, Lucius Antonius, Bruder des Triumvirs, Hadrian, Ptolomäus, Trajan und Claudius (in Piperno gefunden).

In dem anstossenden

Garten des Papstes sieht man den grossen Pinienapfel und die zwei Pfauen aus Bronze, die einst auf der Spitze des Mausoleums Hadrians angebracht gewesen seyn sollen. Ferner steht hier auch die grosse Basis der antoninischen Säule mit Basreliefs und Inschriften, die sich auf die Apotheose dieses Kaisers und seiner Gattin Faustina beziehen. In dem kleinen Thale erhebt sich das artige Casino oder das kleine Palais Pius IV. (Villa Pia, Casino del Papa), von Pyrrhus Ligorius erbaut, in dem sich eine Sammlung antiker Basreliefs von Terra cotta befindet, die Canova zusammenstellte.

Corridor der Inschriften. Die lange Gallerie des Belvedere, welche von den Logen Raphaels bis zur Treppe des Museum Clementinum führt, und ungefähr 500 Schritte lang ist, ist fast ganz mit Grabes- und andern Inschriften bedeckt. Auf der einen Seite sind es heidnische, auf der andern christliche. Die ersteren sind nach folgender Weise klassifizirt: Gottheiten, Priester, Kaiser und Kaiserinnen, Konsuln, Magistratspersonen, militärische Befehlshaber, Tribunen, Centurionen, Ritter, Krieger jeder Art, Freigelassene, Künstler, Kaufleute u. s. w. Die christlichen sind nicht klassifizirt. Man findet überall die christlichen Symbole, wie z. B. das Monogramm ☧, den Weinstock, die Traube, den Fisch, die Arche Noë, die Taube, den Anker, Alpha und Omega. Diese Sammlung, deren Klassifikation von dem Gelehrten Gaetano Marini herrührt, ist einzig in ihrer Art.

Büchersammlungen des Vatican.

Papst St. Hilarius soll 465 den Grund zur apostolischen Bibliothek durch Sammlung einiger Manuscripte im Lateran gelegt haben, der ältesten in Europa. Der h. Zacharias fügte griechische und lateinische Codices hinzu und Calixtus III. soll einen Theil der kaiserlichen Bibliothek von Konstantinopel beim Sturze des griechischen Kaiserthums hieher geschafft haben. Martin V. endlich führte diesen Schatz nach dem

Vatican, und sandte gelehrte Männer nach allen Gegenden aus, um Bücher zu sammeln. Sixtus V. liess von Dominik Fontana das Gebäude aufführen, in dem die Bibliothek sich jetzt befindet, und welches den Hof des Belvedere von Bramante in zwei Theile trennt. Der Bau und die ihn schmückenden Malereien mussten in zwei Jahren beendigt seyn. Leo X. that sehr viel zur Vergrösserung dieser berühmten Bibliothek, welche nunmehr aus folgenden Sammlungen besteht: 1) der eigentlich Vaticanischen; 2) der palatinischen, von Churpfalz stammend*); 3) der urbinischen, von den Herzogen von Urbino**); 4) der alexandrinischen, von Christine von Schweden***); 5) der capponianischen, von der Familie Capponi; 6) der ottobonischen, von den Ottobonis, Herzogen von Fiano; 7) den Sammlungen von Clemens XI.; 8) denen des Kardinals Zelada; 9) den Sammlungen, die Pius VII. von gedruckten Büchern veranstalten liess; 10) dem Erwerbe, den Leo XII. durch die Sammlungen Cicognara's machte. Dies Alles gibt eine Summe von 125,000 Bänden in folgender Weise.

Manuscripte des Vatican.

Griechische		2150.	
Lateinische		8912.	
			11,[illegible].
Palatinische	griechische	431.	
	lateinische	1984.	
			2,415.
Urbinische	griechische	165.	
	lateinische	1704.	
			1,[illegible].
Alexandrinische	griechische	245.	
	lateinische	2092.	
			2,337.
Ottobonianische	griechische	470.	
	lateinische	3396.	
			3,[illegible].
Capponianische	überhaupt		283.
Zelada			180.
Orientalische:	hebräisch	786.	
	arabisch	787.	
	persisch	65.	
	türkisch	64.	
	syrisch	459.	
	äthiopisch	71.	
	slavisch	18.	
	indisch	22.	
	chinesisch	10.	
	koptisch	90.	
	armenisch	13.	
	georgisch	2.	
			2,317.
			24,277.
Wenn man nun das Mehr für die Codices in mehren Bänden rechnet, so gibt dies			25.000.
Gedruckte Bücher			100.000.
		Summa	125.000.

Durch die kleine Thüre eintretend, findet man den Saal der Papyrus mit ägyptischen und chinesischen Manuscripten. Die ägyptischen sind theils in Priester-, theils in vulgärer Schrift. Mai hat sie erklärt. Hier, so wie in dem folgenden Saale der Dolmetscher sieht man die Bildnisse der

---

*) Tilly nahm die Heidelberger Bibliothek, und Herzog Maximilian von Baiern machte sie dem Papste Gregor XV. zum Geschenk. 38 Manuscripte, die nach Paris gekommen, wurden 1815 an die Heidelberger zurückgegeben, eben so wie die 847 deutschen Manuscripte, die in Rom geblieben waren, unter andern die Bibel Uebersetzung Ottfrieds u. s. w.

**) Diese Bibliothek wurde im 15. Jahrhundert von dem Herzog Friedrich von Montefeltro, einem grossen Bücherfreunde, gestiftet, der bei der Einnahme von Volterra 1472, von der Beute nur eine hebräische Bibel für sich reclamirte.

***) Diese bestand grösstentheils aus den Bücherschätzen, welche ihr Vater Gustav Adolph den Mönchen in Würzburg, Prag u. s. O. genommen und nach Schweden gebracht hatte.

Kardinal Bibliothekare. Dies ist einer der bedeutendsten Posten am römischen Hof. — Der jetzige Kardinal Bibliothekar ist S. Em. Antonio Lambruschini, und der erste Custos der berühmte Gelehrte Mezzofanti, dem keine der Sprachen der Erde unbekannt ist; der sich mit jedem Europäer, nicht nur in seinem Idiom, sondern in dem Dialekt seiner Provinz unterhalten kann.

Saal der Dolmetscher. Hier befinden sich der erste und zweite Custos und die sieben Dolmetscher; zwei für das Lateinische, zwei für das Griechische, einer für das Hebräische, einer für das Arabische und einer für das Syrische. Sie sind mit dem Studium und der Herausgabe der noch nicht edirten Manuscripte beauftragt und müssen zugleich einen räsonnirenden Katalog anfertigen. Zu diesem Zwecke ist die vaticanische Druckerei mit den verschiedenartigsten Typen reichlichst ausgestattet. An der Decke sieht man hier die zehn Sibyllen von Marco da Faenza und Landschaften von P. Brill. Die Rückenlehnen der Stühle sind von eingelegtem Holze unter Julius II. von Fra Giovanni v. Verona gearbeitet. — In dem Saale für die Leser befindet sich das Decret von Sixtus V., wodurch ein Jeder excommunicirt wird, der ohne eigenhändige Erlaubniss des Papstes ein Buch aus der Bibliothek nehmen liesse.

Die Bibliothek ist vom 1. November bis 1. Juli, mit Ausnahme des Donnerstags und der Festtage, jeden Tag von 9 bis 12 Uhr geöffnet. Ausser dieser Zeit muss man mit einer besondern Erlaubniss versehen seyn.

Aus diesem Saale tritt man in den grossen

Saal der Bibliothek. Er ist 311 Palmen lang und 76 breit. Sieben starke Pfeiler stützen die Decke in der Mitte und theilen ihn in zwei Hälften. Rechts vom Eingange sieht man ein treffliches Bild von Pietro Facchetti, auf welchem der Baumeister Fontana dem Papst Sixtus V. den Plan zu diesem Saale vorlegt. Wände und Decke sind mit Fresken bemalt von Viviani, Baglioni, Salimbeni, Nogari, Salviati u. a. Meistern jener Zeit. Zur rechten Hand erblickt man die bedeutendsten Koncilien: die zwei von Nicäa, die vier von Konstantinopel, das Koncilium von Ephesus und das von Calcedonien. Auf der linken Wand sieht man die berühmtesten Bibliotheken, die des Moses, die von Athen, von Ptolemäus Philadelphus, von Octavius Augustus und die Ulpianische. Oben erblickt man Ereignisse, die sich unter dem Pontificat Sixtus V. zugetragen haben. — Zwei grosse Tische von Granit stehen in dem Saale; auf dem einen befindet sich eine herrliche etruskische Vase, welche von dem Marquis von Vaheri Gregor XIV. zum Geschenk gemacht wurde. In der Mitte sieht man eine prachtvolle Porzellanvase, zwei kleinere und eine Uhr, sämmtlich aus der Fabrik von Sevres, welche Karl X. Leo XII. zum Geschenk gemacht hat. Ebenso die zwei Candelaber von Porzellan, welche Pius VII. von Napoleon erhielt. — In dem letzten Pilaster am Ende des Saals bewahrt man einen russischen Kalender und im Vestibule eine 1702 gefundene antike Urne mit einem Stück Asbest-Leinwand, in dem der Todte verbrannt worden. Gegenüber befindet sich eine canellirte Säule von orientalischem Alabaster.

Hier öffnet sich nun der überraschende Anblick der beiden Gallerien; die eine von Paul V., die andere von Clemens XII. gegründet. Die oben bezeichneten Manuscripte befinden sich in schönen Schränken verschlossen, auf welchen alte griechische und italienische Vasen stehen, die aus der ursprünglichen Sammlung von Pius V. herrühren. — In der Gallerie zur Linken sind zwei sitzende Statuen; die zur Rechten ist der h. Bischof Hippolyt von Porto, eine Arbeit aus dem 3. Jahrhundert, im Jahre 1551 aufgefunden. Sie ist besonders des griechischen Kalenders wegen merkwürdig, der darauf eingegraben ist. Die zweite Statue stellt den griechischen Sophisten Aristides von Smyrna vor. Von dem Merkwürdigsten, was in der Bibliothek enthalten ist und sich leicht der Beschauung des Durcheilenden bietet, führe ich hier an: 50 *Miniaturen zum Virgil* aus dem 4. und 5. Jahrhundert; der *Terenz* aus dem 8. oder dem Anfang des 9. Jahrhunderts, ebenfalls mit Miniaturen, die jedoch bei Weitem roher als die zum Virgil sind. Doch sind sie in Hinsicht des Kostüms der damaligen Zeit von Interesse. Auffallend ist der Gebrauch der Halstücher schon zu damaliger Zeit. Das eigenhändige *Manuscript der Rime von Petrarca* zeigt, wie sorgfältig er seine Verse ausarbeitete. Manchmal sind ganz prosaische Notizen zwischen den Versen unterlaufen, wie z. B., dass er zum Essen gerufen wird und dergl. *Ein Manuscript des Dante* von Boccaccio's Hand, mit Anmerkungen von Petrarca. Wohl eins der kostbarsten Autographen der Welt. Die schöne *lateinische Bibel der Herzoge von Urbino*, zwei starke Folianten mit prächtigen Handzeichnungen des *Perugino* würdig. *Das reiche Breviarium des Königs Mat. Corvinus von Ungarn*, von einem florentinischen Calligraphen. *Das Leben des Herzogs Friedrich von Urbino* mit Miniaturen von Giulio Clovio, einem Schüler von G. Romano. *Ein mexicanischer Kalender*. *Ein Plutarch* aus der Bibliothek der Königin von Schweden, mit Noten von Hugo Grotius. Die Abschrift des Traktats über die sieben Sacramente von Heinrich VIII. von England und von ihm Leo X. gewidmet. Auf der letzten Seite steht von des Königs eigener Hand:

Anglorū rex Henricus, Leo Decime, mittit
Hoc opus, et fidei teste et amicitie.

9 französische und 8 englische Briefe Heinrichs VIII. an Anna Boleyn. *Verschiedene Manuscripte des Tasso*, darunter eine Skizze der ersten 3 Gesänge des befreiten Jerusalems, im 19. Jahre des Dichters entworfen. Unter den gedruckten Werken der Vaticanischen Bibliothek gibt es sehr kostbare und seltene, z. B. Eines von den 3 Exemplaren des Traktats über die sieben Sacramente, London 1521; eines von den 4 Exemplaren der ersten Edition der Polyglotten-Bibel von Ximenes; die prächtige arabische Bibel, Rom 1670; eines der 3 Exemplare der ersten und seltenen Ausgabe des Aulus Gellius, Rom 1469.

Das heilige Museum. Hier sieht man in verschiedenen Schränken viele Reliquien, Ringe, Kelche, Lampen, Basreliefs von Elfenbein, antike Martergeräthschaften und einige alte byzantinische Gemälde. Eine von der Mauer abgenommene Freskomalerei soll das ähnliche Bild Karls d. Gr. enthalten. — Auf den Schränken stehen Basreliefs, christlichen Sarkophagen entnommen. Die Decke ist von Pozzi gemalt und stellt die Kirche und die Religion vor.

Kabinet der Papyrus. Dieses prächtige Gemach wurde von Pius VI. angelegt; Porphyr, Jaspis und Bronze sind daran verschwendet, und die Decke ist von Raphael Mengs al fresco gemalt. Die Geschichte im Schreiben begriffen, stützt ihr Buch auf die Flügel der Zeit; ein Genius liefert ihr das Material, Janus und der Ruhm sind gegenwärtig. In den Lunetten sind Moses, St. Petrus und Genien gemalt. An den Wänden bewahrt man unter Glas, ausgebreitet gleich Tapeten, diplomatische Verträge und dergl. auf Papyrus aus dem 10. bis 12. Jahrhundert.

Bibliothek Chiaramonti. Pius VII. schuf sie. Der gegenwärtige Papst hat hier eine prächtige Gemäldesammlung aus den Zeiten der Wiedergeburt der Künste, welche von Herrn Mariotti nachgelassen wurden, aufstellen lassen. In einem Schranke werden die Schwefelabgüsse der kaiserlichen Sammlungen in Wien aufbewahrt welche Franz I. Pius VII. zum Geschenke machte.

Kabinet der Kupferstiche. Von Pius VI. begonnen, enthaltend Blätter vom Anfange der Kunst bis auf unsere Zeit. Die Decke von G. Reni.

Kabinet der alten Stempel. Eine sehr interessante Sammlung von dem schon genannten Gaetano Marini angelegt. — In allen diesen Gemächern stehen die schönsten etruskischen Vasen auf Säulenschaften.

Numismatisches Kabinet. Der alte Reichthum dieser Sammlung wurde während der Kriegsjahre sehr vermindert, und was man jetzt sieht, ist erst seit Pius VII. wieder zusammen gebracht worden. Den Grund lieferten die Sammlungen Vitali Tomasini. In diesem Gemach zeigt man die vollständige Rüstung eines südamerikanischen Wilden. Neben an befinden sich die Säle, wo die gedruckten Bücher der Bibliothek aufbewahrt werden.

Den Schluss der Bibliothek macht

Das profane Museum, ein buntes Gemisch von Götzenbildern in Bronze, Stein, Elfenbein, Gold und Silber, Waffen, Mosaiken, Geräthschaften u. s. w. Diese Sehenswürdigkeiten werden in 6 Schränken aufbewahrt.

Appartement Borgia, von Alexander VI. zu seinem eigenen Gebrauch erbaut. Die Ausschmückung desselben durch Malerei wurde jedoch erst unter Leo X. beendigt.

I. Saal, gen. Saal Leo X. v. Johann v. Udine und Perrin del Vaga unter Raphaels Aufsicht gemalt; jetzt ist nur noch die Decke zu sehen. In der Mitte steht ein schönes Becken von violettem phrygischem Marmor, 16 F. im Umfange. Sehenswerth sind die grossen Basreliefs von dem Forum des Trajan, welche einen Beweis von der ausserordentlichen Pracht jener Monumente geben. Auch ein Kamin aus dem 15. Jahrhundert von einer Marmorart, Palombino genannt, verdient Erwähnung.

II. Saal. Die Decke ist von Pinturicchio gemalt. In der Mitte befindet sich das berühmte Giustinianische Puteale, eine antike Brunneneinfassung mit einem Bacchanal. Rings umher stehen verschiedene antike Statuen und Basreliefs.

III. Saal. Auch hier waltet Pinturicchio's Pinsel. Er malte das Martyrium des h. Stephan, den Besuch der h. Elisabeth, St. Antonius bei St. Paul, St. Katharina vor dem Kaiser Maximian, die h. Barbara und endlich die h. Jungfrau mit dem Kinde. — Mitten im Saal ein marmorner Dreifuss. — Vor Allem ist jedoch hier das alte berühmte Gemälde zu schauen, welches unter dem Namen „*der Aldobrandinischen Hochzeit*" bekannt ist. Es wurde 1616 auf dem Esquilin gefunden. Der Kardinal Aldobrandini kaufte es und so erhielt es seinen Namen. Vor der Ausgrabung von Pompeji war dieses das seltenste antike Gemälde; allein auch jetzt noch ist es sehr interessant. Es stellt eine Vermählung vor. Es war nicht ganz zweckmässig restaurirt, und erst in neuerer Zeit hat man die darauf hingebrachten Farben weggenommen, um das Bild in seiner Aechtheit wieder herzustellen, wenn gleich es so ein wenig blässer ist. Wegen dieser Veränderung stimmen nun aber die alten Kupferstiche und Kopien, selbst die von Nic. Poussin in der Gallerie Doria mit dem Originale nicht überein. Neben der Aldobrandinischen Hochzeit befinden sich hier noch andere Antiken von geringerem Werth.

IV. Saal. Die Tugenden, Wissenschaften und Künste sind von Pinturicchio an die Decke gemalt. — In diesem Saale stehen viele Sarkophage, und in den Schränken rings umher die schöne Sammlung von Terracotten, welche der Chevalier d'Agincourt dem Museum hinterlassen hat.

Hof des Belvedere. Ein herrliches Werk des Bramante. Der weite Platz ist durch das Museum Chiaramonti in zwei Hälften getheilt worden. Der Hof war früher 400 F. lang und bestand aus zwei über einander erhöhten Flächen, welche durch eine doppelte Treppe verbunden waren und in der Mitte eine grosse Nische mit 20 Granitsäulen hatten, in welcher sich ein Springbrunnen erhob. Oben beherrschte das prächtige Belvedere den Platz, und gegenüber unter dem Appartement Borgia war eine grosse halbrunde Treppe angelegt, auf welcher sich die Zuschauer zu versammeln pflegten, wenn man in diesem Hof Feste veranstaltete. Jetzt hat dieses schöne Werk des Bramante sowohl Veranstaltungen als Beeinträchtigungen erleiden müssen. In der Mitte erhebt sich nunmehr ein Springbrunnen aus einer grossen Granitschaale, nach Zeichnungen von Carl Maderno. Am Ende dieses Hofes befindet sich

Das Atelier der Restaurationen. Hier wird nicht nur restaurirt, sondern auch alle jene Gegenstände werden hier aufbewahrt, die noch nicht placirt worden sind. Man kann denken, dass viel Sehenswerthes stets vorhanden ist.

Das *Mosaik-Atelier*, il Studio, befindet sich in dem Palast des vormaligen Inquisitionstribunals. Die Sammlung der verschiedenen nüancirten Emaille, die zur Verfertigung eines Bildes gebraucht werden, beläuft sich auf mehr als 15,000. Zwanzig Jahre werden zur Beendigung eines grossen Bildes gebraucht. Der Zweck ist, die Werke der Maler auf diese Weise durch ein festeres Material dauernder zu machen. Die St. Peterskirche wird mit diesen Schätzen bereichert.

Palast des Quirinal.

Die Sommerresidenz des jetzigen Papstes. Paul III. fing im J. 1540 an, den Quirinal während der grossen Hitze zu bewohnen, weil hier eine angenehmere und gesündere Luft herrscht, als auf dem vaticanischen Hügel. Unter Gregor XIII. (1574) wurde das Lokal, welches ursprünglich ein altes Benedictinerkloster war, durch den Ankauf des Palastes und Gartens des Kardinals v. Este vergrössert und nach den Zeichnungen des Flaminius Pontius und des Octavio Mascherini in seiner jetzigen Gestalt begonnen und dann später unter verschiedenen Päpsten von Fontana, Maderno, Bernini und Fuga beendigt. Der lange Flügel nach der Strasse der Porta Pia hin hat 300 Schritte in der Länge. — Der ganze Hügel des Quirinal zeigt eine Anhäufung von Palästen. Steht man mit dem Gesichte nach der päpstlichen Residenz gekehrt, so hat man rechts die Sacra Consulta, links die Paläste der Panetteria und Dateria, hinter denselben die schönen Gebäude der päpstlichen Marställe. In der Mitte des Platzes erheben sich Springbrunnen, und die beiden antiken Pferde, gewöhnlich die Kolosse genannt, die, wie die lateinischen Inschriften besagen, dem Phidias und Praxiteles zugeschrieben werden. Ausgemacht ist es, dass diese Werke dem goldenen Zeitalter der griechischen Kunst angehören, doch weder dem einen noch dem andern der genannten Bildhauer. Dieser Gruppe wegen wird der Quirinal auch *Monte Cavallo* genannt. Der Eingang des Palastes ist nach Bernini's Zeichnung. Zwei Marmorsäulen unterstützen eine Loge mit den Statuen St. Peters und Pauls geziert. Auf dem Balkon eine h. Jungfrau. Von dieser Loge ertheilt der Papst manchmal den Segen; auch wird von hier aus der neu gewählte Papst dem Volke verkündet. — Die Länge des Hofs ist 150 Schritte und seine Breite 75, rings von Portiken umgeben. Am Ende ist der Eingang zu dem Gemache des Kardinal Staatssecretärs und zu dem Appartement der Prinzen. Ueber diesem Eingang ist eine Uhr und ein Bild der h. Jungfrau nach Carlo Maratti von Conti in Mosaik ausgeführt. Wenn man die grosse Treppe hinaufsteigt, so sieht man in der Mauer die berühmte Freske von Melozzo von Forli: die Himmelfahrt vorstellend, welche sonst an der Decke der alten Kirche der 12 Apostel war. Hier soll Melozzo (1472) zuerst die Verkürzung in der Zeichnung angebracht haben. Wenn man sich, wo die Treppe sich theilt, rechts wendet, so kommt man zuerst in den

Königlichen Saal. Der Fussboden von Marmor und die Decke mit vergoldetem Stucco geschmückt. Die Malereien sind von Lanfranco und Saraceni. Ueber dem Eingang in die Kapelle steht die Fusswaschung, ein grosses Bildhauerwerk von Landini.

Paulinische Kapelle, von Paul V. erbaut, nach Zeichnungen von Carl Maderno; sie ist gross und mit schönen Gemälden geschmückt. Hier fanden die Wahlen der letzten drei Päpste Statt.

Appartement des Papstes. Die fünf Säle sind nur einfach; die Wandgemälde von verschiedenen Meistern. Im vierten befindet sich das h. Abendmahl, eines der schönsten Bilder von Lanfranco.

Saal des geheimen Konsistoriums. Die Wandgemälde von Verschiedenen. Sehenswerth sind die prachtvollen chinesischen Porzellanvasen, welche Benedict XIV. hier aufstellte.

Audienzsaal. Kostbare Gobelintapeten, welche Napoleon Pius VII. zum Geschenk machte. Auf der Wand rechts Josua von Bourguignon. In der Mitte ein Bild von Salvator Rosa und mehre andere Gemälde, unter denen ich den siegenden Romulus von dem Director der französischen Schule in Rom Ingres hervorhebe.

Saal der Kongregationen. Hier ertheilt der Papst im Sommer seine Audienzen. Gemälde von Cesi, Ciro Ferri und Appiani. — Von hier tritt man in die gewöhnlichen Wohnzimmer Sr. Heiligkeit. — Wenn wir nun zu dem königlichen Saal zurückkehren, so gelangen wir in das

Appartement der Prinzen, mit kostbaren Möbeln versehen und zur Wohnung fremder Fürsten bestimmt. Es fehlt auch hier nicht an schönen Gemälden von van Dyk, Caravaggio, Bassano, G. Reni, Albani. — *Im Saal der Garden* ist ein Garofalo: Augustus und die tiburtinische Sibylle vorstellend. In dem darauf folgenden Saal der Triumph des Trajan in Basrelief von Finelli. Nach diesem ein Gemach mit einem Fries von Laboureur und dem weltberühmten von Thorwaldsen, Alexanders Einzug in Babylon vorstellend. — In einem andern Saal ist das herrliche Gemälde von Fra Bartolomeo di San Marco: die Apostel Peter und Paul. Peter wurde von Raphael vollendet. Ausserdem noch eine Jungfrau von G. Reni und ein h. Georg von Giorgione.

Der päpstliche Garten des Quirinal hat ungefähr eine Miglie im Umfang und ist mit Springbrunnen, Statuen und andern dergl. Dingen auf's Reizendste ausgeschmückt. Die Springbrunnen sind nach Zeichnungen von C. Maderno ausgeführt. In der Mitte ist ein Pavillon, bestehend aus einer Gallerie und zwei Sälen, woselbst der Papst oftmals den Damen Audienz ertheilt, die bekanntlich seine Gemächer nicht betreten dürfen. In diesem Pavillon sind Gemälde von Orizzonte, Pomp. Battoni, Manucci und Pannini. Längs des Gartens läuft ein langer Hof, an dessen Seite die Wohnung des Magiordomo des Papstes *) und am Ende desselben ein kleiner Palast des Secretärs der Cifra oder des Siegelbewahrers sich befindet.

Der Palast der Consulta

liegt auch auf dem Quirinalplatze (Monte Cavallo), und enthält das Tribunal und das Secretariat der Breven. Der Ritter Fuga vollendete diesen Bau unter Clemens XII. Die Façade ist aus Travertin. Die Gerechtigkeit und die päpstliche Macht, zwei schöne Marmorstatuen über dem Mitteleingang, sind von Philipp Valle.

---

*) Jetzt der Principe Massimi.

Die Marställe

Von Innocenz XIII. von Alex. Specchi begonnen und Clemens XII. von Fuga beendiget.

CAPITOL.

Wir sprechen hier nicht von dem alten Capitol, welches wir in der Beschreibung des *alten Roms* erwähnen werden, sondern wir haben es nur mit den modernen Gebäuden zu thun, welche noch diesen Namen führen und zum Theil der Sitz der römischen Municipalität sind *). Von dem Platze *Ara coeli* gelangt man zur Höhe des capitolinischen Hügels. Die prächtige Treppe a cordoni, welche hinaufführt, ist nach der Zeichnung M. Angelo's, welchem Paul III. die Sorge für das neue Capitol übertrug. Unten an der Treppe liegen zwei antike ägyptische Löwen von schwarzem Granit, und oben präsentirt sich der Platz mit seinen drei Palästen, dem des Senats in der Mitte, rechts der der Conservatoren, links das capitolinische Museum. Wenn gleich nach dem Plane M. Angelo's, so entsprechen doch diese Gebäude wenig dem grossartigen Begriffe, den man sich von dem Capitole macht, denn sie sind in der That nichts weniger als grossartig zu nennen. Am Aufgange stehen die kolossalen Gruppen des Kastor und Pollux als Pferdebändiger. Sie wurden unter Pius IV. im Ghetto gefunden und unter Gregor XIII. hieher gebracht. Daneben zwei Trophäen von Marmor, die sich auf die Besiegung der Dacier und Parther durch Trajan beziehen sollen, nach Andern der Cimbern und Teutonen, und deshalb Trophäen des Marius genannt werden. Sie wurden auf dem Esquilin gefunden. Dann kommen zwei Statuen Constantins, Augustus und Caesar, welche auf dem Quirinal gefunden wurden. Zuletzt reihen sich an diese Denkmäler zwei Säulen, von denen die zur rechten Hand stehende die erste Meilensäule der Appischen Strasse war, die andere aber zur Linken nur nachgemacht ist, um der antiken als Pendant zu dienen. – In der Mitte des Platzes steht die herrliche Reiterstatue Marc Aurels, ein bewundertes Werk, die einzige Bronzestatue, die uns das alte Rom gelassen. Der Kopf ist noch vergoldet. Das schöne Piedestal aus einem einzigen Stücke Marmor ist dazu von M. Angelo verfertigt worden. – Die Paläste selbst sind zwar nach M. Angelo's Plan, aber von Andern ausgeführt worden.

PALAZZO SENATORIO.

Er wurde auf dem Platze des alten Tabulariums unter Bonifaz IX. erbaut. M. Angelo fing die Facade an und die Doppeltreppe nebst der Fontaine, die er mit einer antiken Pallas von parischem Marmor schmückte, die ein Gewand von Porphyr umhat. Zu beiden Seiten sieht man die Flüsse Nil und Tiber. Jacob della Porta setzte den Bau fort, und Rainaldi beendigte ihn. Der überraschend grosse Saal ist von Joseph Camporesi. – Links kommt man in die Säle des Senators, in die Bureaus und Gefängnisse.

Auch besteigt man von hier den Thurm des Capitols. Auf seiner Spitze steht die Statue der christlichen Roma. Die Glocke ist die berühmte Patarina, welche die Römer den Viterbern nahmen, denn im Mittelalter waren Thore und Glocken die Trophäen, die man heimbrachte. Mit dieser Glocke wird der Anfang des Carnevals und der Tod des Papstes den Römern angezeigt. Die Aussicht von dieser Höhe ist herrlich. Die sieben berühmten Hügel unterscheiden sich jetzt nicht mehr so deutlich, weil der Boden mehr geebnet ist, dennoch aber sieht man, wo eine jede der grossen Epochen dieser Stadt gleichsam ihr Quartier aufgeschlagen hat: das königliche Rom auf dem Aventin, das republikanische thronte auf dem Capitol, das Rom der Kaiser auf dem Palatin und das christliche auf dem Vatican.

---

*) Das Capitol heisst bei dem heutigen Römer Campi d'Oglio, Oelfeld oder Oelmarkt, wie das Forum Campo Vaccino. Man trifft aber fast beständig Büffel und Ochsen, welche Lasten nach Rom bringen.

PALAST DER CONSERVATOREN.

Mehre von Jacob del Duca in dem ursprünglichen Plane angebrachte Veränderungen haben den einfachen Gedanken M. Angelo's bedeutend beeinträchtigt. Die römischen Conservatoren halten hier ihre Versammlungen. Sie werden auf sechs Monate gewählt und bilden mit dem unveränderlichen Senator den römischen Senat. Ihnen gehört noch das ehrwürdige, einst so gefürchtete S. P. Q. R. — Im *Vestibule* sieht man eine Statue von Julius Cäsar, die einzige, welche man in Rom besitzt. Eine Statue des Octavian Augustus mit einem Rostrum deutet an, dass man sie ihm nach der Schlacht bei Actium gesetzt.

Der *Hof;* rings umher antike Bruchstücke. — Zwei Füsse und eine Hand von griechischem Marmor, welche dem Koloss des Apollo gehört haben sollen, den Lucullus kommen liess. — Ein Löwe, der ein Pferd angreift. Eine sitzende Statue der siegenden Roma, vielleicht dem Triumphbogen des Trajan angehörig. Ihr zur Seite zwei gefangene Barbarenkönige. — Zwei ägyptische Statuen aus den Gärten des Sallust. — Ein kolossaler Kopf von Bronze und eine Hand. — Zwei Bruchstücke einer Porphyrsäule aus dem Friedenstempel. — Ein schöner kolossaler Marmorkopf des Domitian, beim Tempel des Antoninus Pius gefunden. — Ehe wir die Treppe hinansteigen, bemerken wir noch im Vestibule eine Bacchantin, dann ein Fragment der Ehren-Inschrift des Cajus Duillius, der im Jahre 492 den ersten Sieg über die Karthaginenser errungen hat. Man hält sie für eine antike Nachahmung. Wäre sie ächt, so würde sie das älteste Denkmal in lateinischer Sprache seyn. Am Ende des Vestibule steht das Denkmal, zu Ehren Hadrians von den Strassen-Vorstehern errichtet.

Treppen. Im ersten Raume stehen Urania und Thalia (restaur.) in zwei Nischen. Im kleinen terrassenförmigen Hof: vier grosse Basreliefs vom Triumphbogen des Marc Aurel. Das erste rechts stellt den Kaiser, dem Jupiter Capitolinus ein Opfer bringend, dar; das zweite den Triumph; das dritte: die Deutschen erhalten den Frieden; das vierte: Roma überreicht dem Kaiser die Weltkugel. — Indem man die Treppe links hinansteigt, sieht man das sehr alte Basrelief: den Sturz des Curtius, des Führers der sabinischen Reiterei. Diesem Basrelief gegenüber steht eine Inschrift in Versen auf ein Geschenk, welches Friedrich II. Rom machte. — In dem andern Raume sieht man zwei grössere Basreliefs, gleichfalls vom Triumphbogen des Marc Aurel. Auf dem einen hält der Kaiser eine Rede, auf dem zweiten ist die Apotheose der jüngern Faustina, Gemahlin des Kaisers, abgebildet.

Appartement der Conservatoren. — *Saal, gen. Saal des Ritters Arpino*, weil dieser Künstler hier Züge aus der römischen Geschichte abgebildet hat. Die Geburt des Romulus und der Kampf der Römer und Sabiner ist daraus hervorzuheben. — Ausser diesen Gemälden ist die Statue Leo's X. von del Duca aus Marmor, eine schlechte Arbeit, die von Urban VIII. von Bernini, gleichfalls aus Marmor, und die von Innocenz X. von Algardi, aus Bronze; ferner die Medaillons von Christine v. Schweden und Maria Casimire v. Polen. Eine Büste Hadrians und fünf von Unbekannten. Ein Stör in Basrelief; von jedem Stör, der, in der Tiber gefangen, grösser als dieses Maass war, gehörte der Kopf dem römischen Senat. — Die Thüren sind mit Holzschnitzwerken geziert, nach Zeichnungen des Flammänders Duquesnoy.

Saal der Heerführer. Thomas Lauretti malte hier ebenfalls Züge aus der römischen Geschichte. Sehenswerth sind hier die Normalmaasse von Marmor zu Oel und Wein aus dem 14. Jahrhundert. Der Kopf des Septimus Severus auf einer Säule von Verde antico, ein Kopf des Trajan und Bildnisse von Römern. — An dem Sitze der Magistratspersonen sieht man ein antikes Basrelief, eine Wölfin vorstellend, nebst zwei modernen Kindern von Giallo antico. Die Thüren dieses Saales sind mit Holzreliefs bedeckt, nach Zeichnungen von Algardi.

Saal der Wölfin. In der Mitte des Saales steht die Wölfin, welche Einige für jene hielten, die kurz vor der Verschwörung des Catilina vom Blitz getroffen wurde. Der Bruch, den man an einem Beine wahrnimmt, soll vom elektrischen Strahle herrühren. Jene Wölfin war aber vergoldet und stand auf dem Capitol, diese wurde auf dem Palatin ausgegraben. Sie ist sehr alt und die Arbeit offenbar etruskisch. Die Kinder sind neuerer Arbeit. — Die schöne Statue eines nackten Jünglings, der sich einen Dorn aus dem Fusse zieht. — Die Büste des Junius Brutus, ersten Consuls in Rom. — Ein schöner Adonis, Halbfig. — Diana. — Ein Basrelief mit Symbolen der Ewigkeit. Dies sind die schönsten Antiken in diesem Saal. — Ein antiker Triumphzug — wie Einige glauben, der des Marius nach der Niederlage der Cimbern — al fresco gemalt von Volterra. — Zwei schöne Gemälde, die h. Francesca Romana von Romanelli, und ein todter Christus von Piazza.

Zimmer der Consulartafeln. Sie sind von Marmor und enthalten die Consuln und Siege der alten Roma. Sie waren zu den Zeiten der Römer neben dem Tempel des Castor aufgestellt, wo sie unter Paul III. gefunden wurden. Sie sind nur fragmentarisch da. — Die Gemälde dieses Saales sind aus der Schule des Perugino. — Zwei Inschriften zu Ehren der beiden berühmten Feldherren Marc Antonio Colonna und Alexander Farnese. — Ueber der Thüre ein Kopf in Basrelief, nach Einigen Mithridat, König von Pontus.

Audienzsaal. An dem Fries antike Spiele aus der Schule des Zuccheri. — Die Büste des Scipio Africanus, des Trajan, nach Andern Philipps von Macedonien. — Eine Büste von Rosso antico des Appius Claudius, eine des Tiber und zwei Gänse von Bronze, welche zum Andenken derer, die das Capitol gerettet haben, verfertigt seyn sollen. — Von modernen eine h. Familie v. G. Romano, oder eine Copie derjenigen, die im Studienpalast in Neapel zu sehen ist. Ein Medusenkopf von Marmor von Bernini. Das Portrait von Michel Angelo von ihm selbst, die Büste von schwarzem Marmor, der Kopf von Bronze.

Saal des Throns. Der Fries von Schülern des Carracci gemalt, die Thaten Scipio des Afrikaners vorstellend; an den Wänden Tapeten nach Gemälden von Rubens. Die Büsten von Sokrates, Sappho, Ariadne und Poppäa.

Saal der Kapelle. An den Wänden Fresken von Perugino, aus dem ersten und zweiten karthaginensischen Kriege. — Zwei Statuen, welche Virgil und Cicero vorstellen sollen. — Eine Polihymnia. — Frühling, Sommer und Herbst. — Eine Büste mit der Inschrift: Lucius Cornelius Prätor. — Hadrian.

Die *Kapelle.* Die Jungfrau mit dem Kind, al fresco v. Pinturicchio. Das Altarblatt v. Avanzino Nucci. St. Eustach, Sta. Caecilia, St. Alexis und der sel. Luigi Albertoni v. Romanelli. Die übrigen Gemälde von den Carracci's. Gott Vater an der Decke soll gleichfalls von einem guten Meister seyn.

Wenn man die Gemächer der Conservatoren verlässt, so sieht man in der Mauer

Marmortafeln, welche das Verzeichniss der neuern Magistratspersonen enthalten, und eine grosse Inschrift aus den Zeiten des Commodus, dessen Namen zerstört und durch den des Pertinax ersetzt worden, wie es der Senat nach dem Tode schlechter Herrscher gewöhnlich zu halten pflegte. Durch diese Gänge gelangt man endlich in das weitläuftige Local der

Gemäldegallerie.

Papst Benedict XIV. liess diese Säle erbauen und stellte darin die Sammlung auf.

I. Saal. Die Büste des genannten Papstes und die Pius VII. — Wir fangen auf der linken Seite an und nennen der Reihe nach bloss die vorzüglicheren Gemälde: Weibl. Bild v. Giorgione. Die Jungfrau und Heilige nach P. Veronese v. Bonati. Die Engel erscheinen den Hirten v. Bassano. Iphigenia's Opfer v. Pietro v. Cortona. Weibl. Bild v. Bronzino. Sta. Lucia v. Garofalo. G. Reni von ihm selbst. Die Taufe Christi (Schule der Carracci). St. Hieronymus v. G. Reni. Die Verlobung der h. Katharina v. Garofalo. Die Jungfrau und das Kind nach Tizian v. P. v. Cortona. Der Raub der Sabinerinnen v. demselben. Die h. Familie v. Aug. Carracci. Die h. Familie mit St. Hieronymus v. Garofalo. Männl. Bild v. Velasquez. Krönung der h. Katharina v. Garofalo. Zwei Anbetungen der Magier v. Scarsellino v. Ferrara. H. Familie (Raphaels Schule). St. Franciscus v. Lud. Carracci. Martyrium des h. Sebastian v. Domenichino. H. drei Könige v. Bassano. Urban VIII. v. P. v. Cortona. Orpheus v. Poussin. Die Jungfrau v. Palma Vecchio. Der Sieg des Kreuzes v. Pölemburg. — Auf der Seite, der Thüre gegenüber: Judith nach G. Reni v. C. Maratti. Hagar und Ismael v. Mola. Ein Gleiches v. Dosso Dossi. Caritas v. An. Carracci. Ariadne und Bacchus auf Naxos v. G. Reni. Die persische Sibylle v. Guercino. Die Jungfrau und zwei h. Frauen v. An. Carracci. Die Jungfrau und St. Franciscus v. demselben. H. Familie v. Garofalo. Jesus bei dem Pharisäer, Miniatur v. Maria Felix Tibaldi Subleyras. Trauung der h. Katharina (unbekannt). Die Jungfrau v. Albano. Magdalene v. Tintoretto. David v. Romanelli. Esther v. Mola. Die Communion des h. Hieronymus (Skizze von der in Bologna) v. Aug. Carracci. H. Familie v. Schiavone. Trauung der Jungfrau (alte Schule von Ferrara). — Auf der dritten Wand: Johannes d. T. v. Volterra. Christus lehrt im Tempel v. Valentin. Die cumäische Sibylle v. Domenichino. (Wiederholung der aus der Gallerie Borghese). Herminia und die Hirten v. Lanfranco. Jakob und Esau v. Raffaellino del Garbo. Der Hafen v. Nettuno v. Vanvitelli. Magdalene v. G. Reni. Triumph der Flora v. Poussin. Grotta ferrata v. Vanvitelli. Johannes d. T. v. Guercino. Amor und Psyche v. Luti. Joseph verkauft v. Testa. Landschaft mit Magdalena v. Carracci. Magdalena v. Albano. Der Triumph des Bacchus v. P. v. Cortona. Ein Horizont v. van Bloemen. Cäcilia v. Romanelli. Moses lässt Wasser aus dem Felsen springen, v. Luca Giordano. Die Jungfrau mit h. Märtyrern (Schule des Correggio). Der Glückselige v. G. Reni. — Auf der vierten Wand: Unbekanntes Bild v. Dosso Dossi. Desgl. v. Domenichino. Archimed v. Polidor v. Caravaggio. Skizze des Glückseligen v. G. Reni. Die Jungfrau, Sta. Anna und Engel v. P. Veronese. Romulus, Remus und die Wölfin v. Rubens. Männl. Bild v. Giorgione. Rahel, Lea und Laban v. Ciro Ferri. Ein h. Bischof v. Joh. Bellini. Weinbauer v. Feti. Circe, dem Ulysses den Becher reichend, v. Sirani. Ein Mönch v. Giorgione. Die Jungfrau (venetianische Schule). St. Sebastian v. **Joh. Bellini.** Sta. Catharina v. **Vasari.** Die Jungfrau, das Kind anbetend, v. **P. v. Cortona.** Die Jungfrau v. **Francia.** Unbekanntes Bild v. **Bronzino.** Zwei Portraits v. **Tizian.** Meleager v. Pol. v. **Caravaggio.** Krönung der Jungfrau (unbekannt).

II. Saal. Von links angefangen: der h. Geist von **P. Veronese.** Kopie von Raphaels Galathea v. **P. da Cortona.** Himmelfahrt v. **P. Veronese.** Die Jungfrau und St. Hieronymus v. **Campi.** Allegorie. (Schule der **Carracci**). Anbetung der Magier v. **Garofalo.** Eine Nativität, (Skizze v. **Gaudenzio Ferrari**). Das Bankett vom Ritter **Laire.** Christus im Tempel v. **Lippi.** Marie in der Glorie v. **Garofalo.** Zwei Landschaften v. **Claude Lorrain.** Die Geburt der Jungfrau v. **Albano.** Zwei Ansichten von Rom v. **Vanvitelli.** Ein junger Mensch mit einem Hund v. **Caravaggio.** Amor v. **G. Reni.** Christus mit der Dornenkrone v. **Tintoretto.** Jesus und Veronica v. **Carlone.** St. Johann der Evang. v. **Caravaggio.** Zwei Skizzen v. **G. Reni.** H. Familie v. **Carpi.** Schlacht v. **Bourguignon.** Ecce homo! v. **Baroccio.** Julius II. (unbekannt). Junger Kopf v. **Caravaggio.** Schlacht v. **Bourguignon.** Christus bei der Ehebrecherin v. **Tizian!** Bambocciade v. **Cerquozzi.** Portrait v. **An. Carracci.** Entführung der Europa v. **G. Reni.** Darius und Alexander v. **P. von Cortona.** Portrait v. **Tizian.** Poliphem v. **G. Reni.** Weibliche Halbfigur (Schule v. **Raphael**). Judith v. **G. Romano.** Christus im Tempel v. **Fra Bartolomeo di S. Marco!** H. Familie v. **Andrea Sacchi.** Flucht in Aegypten v. **Scarsellino.** Die Jungfrau mit Heiligen v. **Garofalo.** Andromeda v. Ritter **Arpino.** Verkündigung v. **Garofalo.** Johann d. T. v. **Parmegiano.** St. Franciscus v. **An. Carracci.** Zwei Bilder, eine Alte und ein Bauer; (flammändische Schule). Landschaft v. **Claude Lorrain.** Die Jungfrau v. **Cleognani.** Die Nativität v. **Garofalo.** Jesus mit dem Kreuze, (florentinische Schule). H. Familie v. **Garofalo.** Urtheil Salomo's v. **Bassano.** — Auf der zweiten Wand das grosse berühmte Bild der h. Petronella v. **Guercino,** deren Kopie in Mosaik in der Peterskirche ist. Links von demselben hängt eine Allegorie von unbekanntem Meister, rechts eine Magdalene, (Schule des **Guercino**). — Die dritte Wand enthält folgende Gemälde: die Taufe Christi und die Ehebrecherin v. **Gaudenzio Ferrari.** Der alte Simeon v. **Passignani.** H. Familie v. **Lud. Carracci.** Die Zigeunerin v. **M. Angelo di Caravaggio.** Die Jungfrau mit Engeln v. **Perugino.** St. Matthäus v. **Guercino.** St. Bernhard v. **Bellini.** Landschaft v. **Domenichino.** Bild v. **M. Angelo Buonarotti,** von ihm selbst! (Man glaubt, dass es einer seiner Schüler, Jacob del Conte oder Bugierdini, kolorirt habe). Die Jungfrau v. **An. Carracci.** Christus und der h. Georg, (Skizzen v. **G. Reni**). Bild eines spanischen Priesters v. **Bellini.** Hexe v. **S. Rosa.** Die Geisselung v. **Tintoretto.** Christus in der Glorie v. **Bassano.** St. Sebastian v. **L. Carracci.** Die Unschuld mit der Taube v. **Romanelli.** Kopf der Jungfrau, (Schule des **Correggio**). Alter Kopf v. **Bassano.** Cleopatra vor Augustus v. **Guercino.** Endymion schlafend v. **Mola.** St. Johann d. T. v. **Guercino.** Kopf eines Jünglings, (venetianische Schule). Diana v. Ritter **Arpino.** Die Taufe Christi v. **Tintoretto.** Jesus treibt die Wucherer aus dem Tempel v. **Bassano.** Der h. Sebastian v. **G. Reni!** Sitzendes Kind von der Malerin **Sirani.** Die Trauung der h. Katharina v. **Calvaert** (Flammänder). Raub der Helena v. **Romanelli.** Lucrezia (Skizze v. **G. Reni**). Ein alter Stall v. **Bellini.** Der Sturz des h. Paulus v. **Scarsellino.** Die Schmiede Vulcans v. **Bassano.** Christus jagt die Wucherer aus dem Tempel v. Scarsellino. St. Barbara v. An. Caracci (nach andern v. Domenichino). St. Sebastian v. Garofalo. H. Familie v. Parmegiano. Die Königin Saba v. Allegrini. St. Christoph v. Tintoretto. Sta. Cäcilia v. L. Caracci. Cleopatra. (Skizze v. G. Reni). — Auf der vierten Wand: zwei Philosophen v. Preti. Tizian. (venetianische Schule) Barnabas v. Palma. Magdalene v. P. Veronese. Die Grazien v. Palma d. J. David und Saul v. Mola. Christus bei dem Pharisäer v. Bassano. Der Raub der Europa v. P. Veronese. — NB. Die Eitelkeit v. Tizian und die berühmte Fortuna v. G. Reni, die sonst hier aufbewahrt wurden, befinden sich jetzt in der Akademie von S. Luca.

Capitolinische Protomothek. Sonst wurden im alten Pantheon des Agrippa der jetzigen Kirche Sta. Maria ad Martyres seit dem Tode Raphael's 1520 die Büsten berühmter Männer in Marmor aufgestellt. Dies währte drei Jahrhunderte, bis dass Pius VII. unter Canova's Direction alle solche Andenken an grosse Männer zusammenbringen und in dem Erdgeschoss des Palastes der Conservatoren auf dem Capitol aufstellen liess. — *I. Zimmer.* Ausser der Marmortafel, welche das Decret u. s. w. der Protomothek enthält, befinden sich hier die Büsten folgender Ausländer, welche den grössten Theil ihres Lebens in Italien zugebracht haben. Nic. Poussin. Raph. Mengs. Joh. Winkelmann. Angelica Kaufmann. Jos. Lesueur. — *II. Zimmer.* Berühmte Künstler des 13., 14. und 15. Jahrhunderts, auf Kosten Canova's verfertigt: Brunellesco. Nic. Pisano. Giotto da Bondone. Andr. Orgagna. Masaccio. Joh. v. Fiesole. Lorenzo Ghiberti. Donatello. — *III. Zimmer.* Pius VII. als Stifter der Protomothek, v. Canova. Von den andern Künstlern des 16. Jahrhunderts sind alle bis auf Raphael auf Kosten Canova's verfertigt worden. Tizian Vecelli. Leonardo da Vinci. M. Angelo Buonarotti. Andr. Palladio. Fra Bartolomeo di S. Marco. Andr. Mantegna. Luca Signorelli. Pietro Perugino. Andr. del Sarto. Marcantonio Raimondi. Raffaell d'Urbino (dieser v. Naldini auf Kosten Carlo Maratti's). Antonio Allegri da Correggio. P. Veronese. Bramante Lazzari. Michel Sanmicheli. — *IV. Zimmer.* Künstler des 16., 17. und 18. Jahrhunderts. Francesco de Marchi. An. Caracci. Giulio Pippi, genannt Romano. Marco Benefial. Polidor v. Caravaggio. Fra Sebast. del Piombo. Benvenuto Tisio, genannt Garofalo. Ridolfo Corradi, genannt Ghirlandajo. Giov. Nanni. Domin. Zampieri, genannt Domenichino. Flam. Vacca. Pierino Buonacorsi, genannt del Vaga. Tad. Zuccheri. Bartol. Baronino. — *V. Zimmer.* Joh. Pichler, Steinschneider. Gaëtan Rapini. Ingenieur Camillo Rusconi, Bildhauer. Pietro Bracci. Pietro Berrettini da Cortone. Giambatt. Piranesi. — *VI. Zimmer.* Dichter mit Ausnahme von drei sämmtlich auf Kosten Canova's. Dante Alighieri. Torqu. Tasso. Trissini. Vittorio Alfieri. Petrarca. Ariosto. Carlo Goldoni. Metastasio. An. Caro. — *VII. Zimmer.* Bodoni, berühmter Buchdrucker. Venuti. Columbus Mannee. Galilei. Morgagni. Tiraboschi, Verfasser der Geschichte der italienischen Literatur. Graf Alex. Verri, mailändischer Dichter. — *VIII. Zimmer.* Musiker: Cimarosa. Sacchini. Corelli. Paesiello. — Die Akademie der Arcadier versammelt sich bei feierlichen Gelegenheiten in diesen Zimmern.

Capitolinisches Museum.

Dem Palast der Conservatoren gegenüber und diesem ganz gleich gebaut befindet sich eine herrliche Antiquitätensammlung. Sie wurde anzulegen begonnen unter Innocenz X. und unter Clemens XIII. beendigt. Pius VII. liess sie in die jetzt noch bestehende Ordnung bringen. Die Räume und Treppen sind jedoch klein und unbedeutend und stechen seltsam ab, gegen die Pracht des Vaticans. — Im Hofe sieht man die kolossale Statue des Ocean, bekannt unter dem Namen Marforio, von dem Forum des Mars, wo sie gefunden wurde. Zu beiden Seiten derselben stehen zwei Satyrn, welche in dem Orchester des Theaters des Pompejus gefunden wurden. An den Mauern sieht man viele antike Denkmäler und Grabes-Inscriptionen von prätorianischen Soldaten, die in der Vigna del Cinque vor der Porta Salaria gefunden wurden, und zwei Basreliefs mit den Consular-Fasces. Die Sau mit den Ferkeln wurde auf der appischen Strasse gefunden. Zwei Sarkophage aus den Katakomben.

Portikus. Wenn man sich nach links wendet, so bemerkt man einen kolossalen Torso in Bevagna in Umbrien gefunden. Basrelief mit den Fasces. Basrelief, eine römische Provinz vorstellend, aus der Basilica des Antonin. Kolossaler Kopf der Cybele aus der Villa des Hadrian bei Tivoli. Fragment einer gefangenen Königsstatue von phrygischem Marmor von dem Bogen des Constantin. Zwei Inscriptionen von der Pyramide des Cajus Cestius. Die Königin Tavais, Mutter des Sesostris des Gr., aus schwarzem ägyptischem Granit. Eine Neith, die Minerva der Aegyptier von rothem Granit aus den Gärten des Sallust. Rechts vom Eingange steht eine Statue der Diana, schön gearbeitet. Eine kolossale Statue derselben Göttin. Jupiter. Polyphem. Kaiser Hadrian im Gewande eines Opfernden. — Der Treppe gegenüber die kolossale Statue, die unter dem Namen des Pyrrhus bekannt ist, eigentlich aber Mars Cyprius vorstellen soll. Unter dem Portikus ein Herkules, die Hydra tödtend und ein schönes Fragment einer weiblichen Statue von Porphyr.

Camera del Canopo. Hier sind alle Statuen ägyptischen Styls vereinigt, die in dem Canopo genannten Gebäude der Villa Hadrians bei Tivoli gefunden wurden. Sie sind alle Nachahmungen ägyptischer Werke, womit der Kaiser jenes prachtvolle Lustschloss schmücken wollte. In der Mitte dieses Gemachs steht ein schöner Hermes von Nero antico mit den Köpfen der Isis und des Apis. Ringsum befinden sich in den Nischen ägyptische Gottheiten von schwarzem Marmor oder Basalt. Ein Anubis von weissem Marmor mit dem Sistrum und dem Schlangenstab. Ein Krokodil von Marmor. Vasen von Basalt und ein schöner Kopf des Hadrian.

Zimmer der Inschriften. Hier sieht man 122 zum Theil merkwürdige und interessante Steine in chronologischer Ordnung aufgestellt, welche theils den römischen Kaisern und ihren Familien, theils den Consuln von Tiber bis zu Theodosius gehört haben. Ein viereckiger Altar mit den Arbeiten des Herkules im ältesten griechischen Styl. Ein Grabes-Denkmal des Titus Statilius Aprus und seiner Frau mit dem Würfel und Fussmaasse als Zeichen, dass er Mensor operum publicorum (Ausmesser öffentlicher Gebäude) gewesen war. Viele andere ähnliche Denkmäler.

Saal der Urne. So genannt von dem grossen antiken Sarkophag, den man früher für den des Alexander Severus und seiner Mutter Julia Mammäa hielt; allein die darauf ruhenden Figuren zeigen keine Aehnlichkeit mit den beiden Genannten. Die Basreliefs stellen das Leben des Achilles vor. In diesem Denkmale fand man die antike Vase von Glas, die sich unter der Benennung der Portlandvase im britischen Museum befindet. Unter anderem sieht man hier noch einen Discus von Marmor, auf dem man die Thaten des Achilles von seiner Geburt bis zu seiner Rache um den Tod des Patroclus abgebildet sieht. Dies nannte man den Schild des Achilles. Eine antike Mosaik, den spinnenden Herkules vorstellend. Ein schönes Basrelief, einen Priester der Cybele mit allen Symbolen dieser Göttin darstellend. Eine kleine Statue des Pluto mit Cerberus, in den Thermen des Titus gefunden. — *Treppe.* An den Mauern sieht man die Fragmente des alten Plans von Rom in Marmor gravirt, aus den Zeiten des Septimus Severus und dessen Sohnes Antoninus Caracalla. Er bildete sonst den Fussboden im Tempel des Romulus und Remus in der Via Sacra, jetzt die Kirche der h. Cosmus und Damian. Man sieht noch auf diesen merkwürdigen Fragmenten die Gestalt der Thermen, des Portikus der Octavia und des Herkules, der Gebäude des Forum, eines Theils der Kaiserpaläste, der Theater des Marcellus und Pompejus und mehrer anderer Gebäude, deren Name dabei steht. Rechts tritt man in den *Saal der Vase.* Eine grosse Vase aus weissem pentelischen Marmor mit schönen Skulpturen, welche in dem Grabmale der Cäcilia Metella gefunden wurde, gibt ihm den Namen. Eine andere Vase von Bronze, welche in dem Hafen von Antium gefunden ward, hat eine Inschrift, welche besagt, dass sie ein Geschenk des Königs von Pontus, Mithridates, ist. Viele unbekannte Büsten rings umher. Eine herrliche Mosaik, bekannt unter dem Namen der Tauben des Kardinals Furietti, der sie in der Villa Hadriana aufgefunden hat. Dieses Stück ist wohl am meisten in Marmor, Alabaster oder Mosaik vervielfältigt und nachgeahmt worden. Es stellt vier Täubchen vor, die am Rande eines Bassins sitzen und ihren Durst stillen. Die Mosaik ist aus kleinen Halbedelsteinen und von vortrefflicher Arbeit. Darunter steht ein kleiner Sarkophag von korallitischem Marmor, an dem die Mythe der Bildung und Zerstörung des Menschen nach dem System der letzten Platoniker dargestellt ist. Eine schöne Mosaik, Schauspielermasken vorstellend. An einem Sarkophag die Liebe der Diana und des Endymion. Zwei Büsten der Diana von Ephesus und nahe am Fenster die kleine dreigestaltige Diana von Bronze als Luna, Diana und Hekate. Eine Inschrift auf Erz mit den Bildnissen des Septimus Severus und der Julia. Eine Waage mit antiken Gewichten. Ein Candelaber, ein Dreifuss und ein kolossaler Fuss, den man bei dem Grabmale des Cajus Cestius gefunden. Das seltene Fragment eines Basreliefs von Palombin mit Darstellungen aus der Iliade und griechischen Inschriften.

Gallerie. Gegenüber der grossen Treppe die Büsten des Marc Aurel und des Septimus Severus. An den Wänden die Inschriften aus dem Columbarium der Freigelassenen des Livius Augustus. Eine alte betrunkene Frau mit einer Amphora in der Hand. Die Büste des Cato Censorinus. Ein Sarkophag mit dem Raub der Proserpina. Die restaurirte Statue eines gefallenen Kämpfers. Kolossaler Kopf einer Juno. Büste des Jupiter. Ein Sarkophag mit der Geburt des Bacchus. Büste des Scipio Africanus; des Phozion. Kleine Statue der Pallas. Jupiter Ammon. Kopf des Tiber. Büste Hadrians von Alabaster. Eine 10 Fuss hohe Säule von Nero antico. Statue des Marc Aurel. Büste des Domitius Aenobarbus. Vater des Nero.

Saal der Kaiser. (Camera degl'Imperatori). Rings umher an den Wänden die Bildnisse der Kaiser in alphabetischer Ordnung. In der Mitte die schöne sitzende Statue, nach Einigen eine Agrippina, nach Andern eine Domitia. Die Basreliefs an den Wänden stellen vor: die Jagd des caledonischen Ebers, Perseus und Andromeda, Endymion schlafend und der von den Nymphen geraubte Hylas. Unter den Kaiserbildnissen nenne ich von dem Eingang in den Saal der Philosophen anfangend, als die vorzüglichsten, Julius Cäsar, Augustus, Marcellus, Tiber, Drusus, Antonia, dessen Gemahlin, Germanicus und Agrippina, Caligula von grünem Basalt, Messalina, die Gemahlin des Claudius, Agrippina d. J., zwei Büsten des Nero, Poppäa, dessen Gattin, aus einem Stück Marmor, weiss und violett, so dass Kopf und Hals weiss und die Kleidung violett ist. Galba, Otho, Vitellius, Vespasian, Titus und dessen Tochter Julia, Plautina, Marciana und Mathilde, die Gemahlin, die Schwester und die Nichte des Trajan. Zwei Büsten des Hadrian, eine des Annius Verus d. J., Commodus und seine Gemahlin Crispina, Didius Julianus und Pescennius Nero. Septimus Severus, Maximin und sein Sohn, Decius, Julian der Apostat und Gratian. Vor dem Fenster eine antike Sonnenuhr.

Saal der Philosophen. An den Wänden auch hier Basreliefs, unter denen besonders zu bemerken: der Leichnam des Hektor, der zum Scheiterhaufen getragen wird und Herkules, Andromache weinend; ein Opfer an die Göttin der Gesundheit von Rosso antico. Ein Fragment eines Bacchanals mit dem Namen des Bildhauers Callimachus. Mitten im Saal steht die schöne Bronzestatue eines Jünglings, der den Priestern beim Opfer dient. Unter den Büsten von Gelehrten u. A., die hier aufgestellt sind, herrschen hinsichtlich der Namen einige Zweifel, die bestimmtesten sind: Diogenes, Sokrates, Demosthenes, drei des Euripides, vier des Homer, zwei des Sophokles, Leodamus, Lysias, Thucydides, Epikur, Agathon, Julian der Apostat, Asklepias, Archimedes, Plato, Sappho, die moderne Büste eines Gelehrten aus Cremona, Gabriel Faerno *) von Michel Angelo Buonarotti. Die sieben Büsten, welche hier noch für Plato's gelten, sind: der indische Bacchus und die Inschriften sind nachgemacht. Unter den ungewissen finden sich zwei Virgil, zwei Heraklit, Alcibiades, Aristides, Theophrast, Archimed, Thales, Theon, Apulejus, Pythagoras, Geron, Posidonius, der Architect, Aristophanes, Terenz, Aulus Persius, Anakreon, Hypokrates, Demokrit, Aspasia, Cleopatra, Isokrates, Herodot, Aristoteles, Massinissa, Antisthenes, Cicero und v. A. 17 Bildnisse neben dem Fenster sind gänzlich unbekannt.

Grosser Saal, (Salone). Clemens XVI. liess diesen Saal decoriren. Eine Nische mit zwei 12 Fuss hohen antiken Säulen aus Porto santo geschmückt, trägt das Familienwappen dieses Papstes. In der Mitte des Saales Herkules als Kind von dunkelgrünem Basalt, übernatürliche Grösse. Das antike Piedestal zeigt vier Skulpturen auf die Geburt des Jupiter. Neben dem Herkules die beiden berühmten Centauren, welche der Kardinal Furietti in der Villa Hadriana ausgraben liess. Sie sind von schwarzgeädertem ägyptischem Marmor und ein griechisches Werk. Die Namen der Künstler Aristen und Papia sind unten eingegraben. Neben den Centauren Jupiter und Aesculap von demselben Marmor. Uns zur Linken wendend, sehen wir rings um den Saal aufgestellt: Minerva, Faun, zwei Amazonen, davon eine verwundet, die andere im Begriff, ihren Bogen abzugeben. Eine Gruppe, gewöhnlich für Veturia und Coriolan ausgegeben, der pythische Apoll, die kolossale Büste des Trajan mit der Bürgerkrone. Eine nackte Statue des Hadrian als Achilles, Julia Pia, Gemahlin des Septimus Severus. Statue in der Toga des C. Marius oder des L. Antonius, Bruder des Triumvirs. Ein Athlet, Lucilla, Gemahlin des Lucius Verus als Ceres. Augustus, nackt dargestellt. In der Nische eine grosse Statue des Herkules von vergoldeter Bronze. In der rechten Hand die Keule, in der Linken die Hesperidenäpfel. Nach der Nische kommt eine schöne Isis aus den Zeiten des Hadrian, eine für den Ptolemäus gehaltene Statue. Ein Athlet nach dem des Miron. Ein Gymnasiarch aus der Villa Hadriana.

---

*) Lateinischer Fabeldichter des 16. Jahrhunderts.

Hekuba, Muse, die Clemenz, kolossale Büste des Antoninus Pius, der freigelassene Politimus als Jäger mit seinem Namen darunter, Harpokrates, der Gott des Schweigens.

Saal des Faun. Hier sieht man den herrlichen Faun von Rosso antico aus der Villa Hadriana. Ferner zwei grosse Sarkophage, auf dem einen der Kampf des Theseus und die Athenienser mit den Amazonen, auf dem andern Diana und Endymion. Ein schöner Isisaltar. Ein Kind mit einer Maske spielend. Ein anderes mit einer Taube. Ein Amor, der seinen Bogen zerbricht. Ein Kind, eine Gans erwürgend. Am Fenster einige antike Altäre. An den Wänden Basreliefs und Inschriften. Unter den letztern die grosse Tafel von Bronze, auf welcher das Decret enthalten, wodurch der Senat Vespasian mit der kaiserlichen Würde bekleidet *). Sie wurde bei St. Johann von Lateran gefunden und wiegt 2147 Pfund.

Saal des Gladiators. Hier wurden von Pius VII. im Jahr 1816 alle capitolinischen Alterthümer wieder aufgestellt, welche aus Frankreich zurückkamen. Mitten im Saale sieht man die berühmte Statue des Gladiators oder sterbenden Fechters, eine der schönsten des Alterthums. Er liegt sterbend auf den rechten Arm gestützt und sucht sich zu erheben. Wegen des kurzen struppigen Haares und des Bartes auf der Oberlippe, so wie des Halsbandes wurde er von Visconti für einen gallischen Krieger gehalten. Andere erkennen in ihm einen spartanischen Kriegsherold. Diese Statue wurde von M. Angelo restaurirt. Ferner steht hier die capitolinische Venus, im Begriff aus dem Bad zu steigen; eine Flora oder Hora aus der Villa Hadriana; ein herrlicher Antinous. Ein ruhender Faun, Kopie des Praxiteles oder Protogenes. Amor und Psyche, die Statue des Zeno; der delphische Apoll, eine weibliche Gestalt mit einer Vase, nach Einigen Pandora oder Electra, nach Andern eine Priesterin. Antinous in ägyptischer Kleidung, übermenschliche Grösse. Endlich die berühmte capitolinische Juno. Ausserdem hat man hier verschiedene Büsten aufgestellt, darunter eine für die des Alexanders gilt, dann die einzige des Marcus Brutus. Drei isolirte Säulen, 20 Palmen hoch, von weissem Alabaster, von einer sehr seltenen Breccia, Traccagnina genannt, und von schwarz und weiss gestreiftem ägyptischem Marmor.

Monte Citorio, Curia innocentiana, wurde von Bernini 1650 gebaut und von Carlo Fontana beendigt. Hier waren die Ruinen des Amphitheaters des Statilius Taurus. Papst Innocenz III. verlegte den Sitz einiger Tribunale hieher, daher der Name. Von dem Balcon werden die im Lotto gezogenen Nummern bekannt gemacht. Von Kunstgegenständen ist hier nichts anzutreffen.

Die Apostolische Kanzellei wurde nach der Zeichnung von Bramante erbaut und ist ein sehr weitläuftiges Gebäude; die Facade ist grossartig und mit Travertin vom Colosseum bekleidet. Der Hof mit seinen Säulengängen, bietet einen schönen Anblick. In dem grossen Saal befinden sich Cartons von Marc. Antonio Franceschini. In den Gemächern sieht man Fresken von Vasari und Cecchin Salviati.

Palazzo Madama. Katharina von Medicis liess ihn von Paul Marucelli erbauen, ehe sie Königin von Frankreich wurde. Hier waren die Thermen des Nero. Jetzt werden die Pässe hier visirt, da die Polizei in diesem Gebäude ihren Sitz hat.

Palazzo Salviati. Ehemals den Herzogen von Salviati gehörig und von dem Florentiner Nanni de Baccio Bigio erbaut. Die hier aufbewahrt gewesenen Gemälde machen jetzt einen Theil der Gallerie

---

*) Lex regia.

Borghese aus. Man sieht Deckengemälde von Morandi, eine Kapelle von Santi di Tito und deren Plafond von Cecchino Rossi de' Salviati, so genannt von seinen Beschützern. Jetzt hat die Regierung die *Archive der Stadt* hieher verlegt. An den Palast stösst der *Botanische Garten.*

PALÄSTE VON PRIVATPERSONEN.

Die Menge von Palästen, die durch ihre Pracht oder Kunstschätze, durch ihre gegenwärtigen Besitzer oder Erbauer interessant und merkwürdig sind, ist so gross, dass wir uns auch hier darauf beschränken müssen, nur das Bedeutendste mit einiger Umständlichkeit anzuführen. Der Reisende — selbst wenn er länger in Rom verweilt — wird selten mehr als dieses in Augenschein nehmen. Der Anblick der römischen Paläste ist ernst und imposant. Gewöhnlich sind sie sehr weitläufig; den innern Hof umgeben Arkaden, die Marmortreppe ist weit und hoch, das Gestein ist von Alter und Schmutz grau und an den Säulen schweben wehende Festons von Spinnengeweben. Das Gras wächst auf dem Pflaster ringsum, die Fenster verwahren starke Eisengitter, und ein altmodischer schwerfälliger Wagenkasten unter dem Portale ist das Einzige, was anzeigt, dass der Palast bewohnt ist. Im Innern ist ausser den Kunstschätzen wenig Erfreuliches zu sehen.

Palazzo Albani, erbaut von Dom. Fontana für den Kardinal Massimi, an der Ecke des Platzes der 4 Fontainen (Piazza delle quattro Fontane). Später liess Kardinal Alexander Albani den Bau vergrössern nach Zeichnungen von Specchi und schmückte ihn mit herrlichen Monumenten und einer Gallerie sehr guter Gemälde. Besonders aber ist die reiche Bibliothek von ungefähr 30,000 Bänden merkwürdig. Vieles ist im Wechsel der Zeiten hievon verloren gegangen. Die Bibliothek ist an einigen Tagen der Woche für Fremde geöffnet. In der Gallerie sieht man noch jetzt: Apoll und Daphne v. Poussin; Herkules, die Schlangen tödtend, von An. Carracci, und einige kleine Landschaften v. Claude Lorrain.

Palazzo Aldobrandini und *Villa a Monte Magnanapoli*, auf dem südlichen Ende des Quirinal; schöner Garten und Palast nach Zeichnungen des Carl Lombardi. Während der französischen Occupation gehörte derselbe dem Grafen Miollis, Gouverneur von Rom; jetzt ist er wieder an das Haus Borghese-Aldobrandini zurückgegeben worden. Die prächtigen Sammlungen sind zum grossen Theil nicht mehr vorhanden, doch ist immer noch manches Sehenswerthe da. Die alte Freske, „die Aldobrandinische Hochzeit" genannt, befand sich sonst hier, die jetzt in den Gemächern Borgia im Vatican zu sehen ist.

Palazzo Rospigliosi. Der Kardinal Scipio Borghese liess diesen Bau von Flaminius Pontius und Joh. Vasanzio auf den Ruinen der Thermen des Constantin aufführen. Jetzt gehört er den Rospigliosi, Herzogen von Zagarolo.

Im Garten befindet sich ein Pavillon, an dessen Decke man die berühmte Aurora von G. Reni sieht. Sein anerkanntes Meisterwerk. Bekanntlich ist dieses Gemälde durch den Stich vervielfältigt worden und ist unter Anderem auch auf dem Theater-Vorhang in München abgebildet. G. Reni soll die Idee zu diesem Bilde einem antiken Basrelief im Kloster von St. Paul entnommen haben. Der Fries dieses Saals stellt den Triumph der Liebe und des Ruhms dar, und ist von Tempesta gemalt. — Im anstossenden Saale *) sieht man Adam und Eva von Domenichino, in der ersten Manier des Künstlers; Samson v. L. Carracci; eine schöne Büste des Scipio Africanus. — Im nächsten Saale: vier antike Büsten; David v. Domenichino; die zwölf Apostel in Halbfig. v. Rubens; die Fresken sind v. P. Brill.

---

*) Alle in diesem Palaste aufgeführten Gemälde sind, mit Ausnahme der Aurora, von keinem sehr hohen Werthe. Vieles ist Copie, Anderes, von bedeutenden Meistern, gehört nicht zu ihren besten Arbeiten

Im ersten Stockwerk. 1. Saal: Vier Landschaften v. Orizzonte; vier Schlachten v. Leander; ein Wasserfall v. Claude Lorrain. — 2. Saal: Vier Seestücke und vier Ansichten v. Mangiard; zwei Landschaften v. Orizzonte; Flucht in Aegypten v. Claude Lorrain. — 3. Saal: Landschaft v. Brill; Jungfrau v. Albano; Ecce Homo v. Valentin; eine Jungfrau und die Jahreszeiten v. Poussin; *die Jungfrau mit dem Kinde* v. Raphael *); eine Früchte-Verkäuferin v. Guercino; Landschaft v. Claude Lorrain. — 4. Saal: Magdalene v. M. A. da Caravaggio; Bildniss Luthers v. Rubens; Calvins v. Tizian; St. Hieronimus v. Guercino; derselbe v. Spagnoletto; eine Beschneidung v. Rubens; Christus vor Pilatus v. Calabrese; Giocondo im Bade v. L. da Vinci; ein todter Christus v. Rubens; zwei Portraits v. Tizian; Johannes d. Ev. v. L. da Vinci; Vulkans Schmiede v. Bassano; ein Engel v. G. Reni; die h. Krippe v. Perugino; Loth mit seinen Töchtern v. An. Caracci; Johannes in der Wüste v. Parmegianino; die treuen Freunde v. Guercino. — Im Erdgeschosse sieht man noch ein grosses Bassin von Verde antico, einen Candelaber, verschiedene Büsten und 18 Fresken aus den Thermen des Constantin. In den Sälen sind die Skizzen der vier Evangelisten aus St. Andrea della Valle v. Domenichino, und einige Gemälde v. Matth. und P. Brill und Giov. di S. Giovanni.

Palazzo Odescalchi, nach Zeichnungen v. C. Maderno. Die Façade ist v. Bernini. Sie ist mit Pilastern von zusammengesetzter Ordnung geschmückt. Unter dem innern Portikus stehen die Statuen der Kaiser Claudius und Maximian. Von dem sonst so berühmten Museum Odescalchi, welches von Galeotti mit Kupfern herausgegeben wurde, und das sich besonders durch die reiche Medaillen-Sammlung der Königin Christine von Schweden auszeichnete, ist nichts mehr vorhanden.

Palazzo Muti-Papazurri ist nur desshalb merkwürdig, dass er lange Zeit von Jakob III., König v. England, bewohnt wurde, welcher hier im Jahr 1769 starb.

Palazzo Colonna. Einer der grössten und prächtigsten Paläste Roms, am Quirinal, unweit der Kirche der h. Apostel. Sein Aeusseres verräth nichts Prächtiges, desto mehr das Innere. — Den Entresol malten al fresco: Caspar Poussin, Tempesta, Pomerancio, Allegrini und Arpino. — In dem grossen Entree-Zimmer ist das kolossale Brustbild mit den 2 Engeln v. Arpino. — In dem ersten Vorzimmer sind die Surporten von Andrea Sacchi. — In den verschiedenen Sälen, welche der grossen Gallerie vorangehen, sieht man die Bildnisse Luthers und Calvins v. Tizian, Europa v. Albano, ein Bildniss von Tintoretto, zwei andere v. Tizian, der Schutzengel v. Guercino, Christus mit Engeln v. Bassano, der h. Karl v. Crespi, Bildniss des Franz Colonna v. Stati, ein Bildniss v. P. Veronese, zwei andere v. Tintoretto, die Jungfrau v. Guercino, eine h. Familie v. Bronzino, die Musik v. P. Veronese, St. Hieronymus v. Spagna, h. Familie v. Pulego, die Erweckung des Lazarus v. Parmegiano. — In dem Vestibule der grossen Gallerie stehen zwei Schränke von ausgezeichneter Arbeit. Der zur Rechten hat treffliche Basreliefs von Elfenbein, in deren Mitte das Jüngste Gericht v. M. Angelo wunderbar ausgeführt ist. Der andere Schrank ist mit kostbaren Steinen geschmückt und hat kleine Säulen von Amethyst. Hier hängen verschiedene Landschaften von Poussin und Orizzonte; einige Stücke von Berghem, Swanevelt,

---

*) Wahrscheinlich nur Copie.

Breughel, **P. Brill**, der Tod des h. Stephan v. **Franz Floris**, Flucht in Aegypten v. **Everdingen** u. s. w.

Die grosse Gallerie bietet einen prachtvollen Anblick, allein ihre reichen Schätze hat sie seit dem Tode des letzten Fürsten eingebüsst, wo das Meiste unter die Erben vertheilt wurde. Sie ist 209 F. lang und 35 breit. Zwei sehr gut unterrichtete Custoden zeigen den Fremden noch Dasjenige, was an Kunstschätzen übrig geblieben ist. — In demselben Stockwerke befindet sich der Garten des Palastes, in dem noch einige antike Ueberreste angetroffen werden, unter andern die der Thermen des Constantin.

Palazzo Torlonia, früher den Grafen Bolognetti, jetzt dem reichen Banquier Torlonia, Herzog von Bracciano, gehörig. Der Architekt war **Carlo Fontana**. Die Hauptfaçade geht nach dem venetianischen Platze. Der doppelte Hof ist mit einem offenen Portikus umgeben und enthält einige werthvolle Antiken. In den Gemächern befinden sich Werke neuerer Künstler, wie z. B. das Göttermahl v. **Camuccini**, ein Deckengemälde und eine seiner besten Arbeiten. Ferner Bilder v. **Palagi** u. s. w. In einem besondern Kabinette steht die kolossale Gruppe von **Canova**, den wüthenden Herkules vorstellend. Die Gestalt des Herkules ist eher aufgedunsen als kräftig, und wird von Kunstkennern vielfach getadelt. Ausserdem ist dieser Palast mit eben so vielem Reichthum als Geschmack decorirt, und die Eigenthümer empfangen sehr gastfrei diejenigen Fremden, die ihnen empfohlen sind.

Palazzo Sciarra,

an dem Corso und dem Platze Sciarra gelegen, von **Flaminius Pontius** in den schönsten Verhältnissen, die eines Vignola würdig sind, erbaut. In diesem Palaste ist die Gallerie die Hauptsache; eine der bedeutendsten in Rom.

I. Saal. Copie der Transfiguration von Raphael v. **Valentin**. Die Enthauptung Johannis, von demselben, und das triumphirende Rom, ebenfalls.

II. Saal. Christus v. **Spada**. Caritas v. **Elisabeth Sirani**. Die Vestalin Claudia und Circe, beide v. **Garofalo**. Kleopatra v. **Lanfranco**. Eine Kreuzesabnahme v. **Baroccio**. Christus (flammänd. Schule). Vier Surporten v. **Bassano**. Samson v. **Angelo Caroselli**. Moses v. G. **Reni**, erste Manier des Künstlers. Eine Jagd und eine Bestürmung v. **Tempesta**. Die h. Familie und eine Geisselung v. **Scarsellino**. Eine Madonna (Schule v. M. Angelo Buonarotti). Eine Ansicht von Neapel, mit der Zahl 1702 (unbekannt). Anbetung der Engel (deutsche Schule). Drei Madonnen v. **Francesco Francia**, **Carlo Maratti** und **Andrea Sacchi**. Der trunkene Noa von demselben. Eine Madonna v. **Andrea del Sarto**. Die h. Familie v. **Imola**. Drei Landschaften (flammänd. Schule) und ein kleiner **Teniers**.

III. Saal. Surporten v. **Scarsellino**. Zwei Evangelisten v. **Guercino**. Ein Bild v. **Schidone**. *Das berühmte Portrait eines Unbekannten unter dem Namen des „Violinspielers"*, *im Jahr* 1518, v. **Raphael** gemalt. Eine Enthauptung Johannis v. **Giorgione**. Eine Jungfrau v. **Fra Barth. di S. Marco**. Die eheliche Liebe v. **Aug. Carracci**. Die Spieler v. **M. Angelo di Caravaggio**! Eitelkeit und Bescheidenheit v. L. da **Vinci** oder seinem Schüler **Bernardo Luini**. Fünf kleine Bilder v. **Breughel**. Die Flucht nach Aegypten v. **Albano**. *Magdalena* v. G. **Reni**! Ein kleines Bild v. **Giotto**. Portrait v. **Bronzino**. St. Jakob v. **Guercino**. Die Skizze des h. Erasmus v. **Poussin**, der in der Pinakothek des Vatican hängt. Die Erscheinung Christi von **Garofalo**. **Tizians** Familie und ein unbekanntes Portrait, von ihm selbst gemalt. Die Himmelfahrt der

Jungfrau v. Albrecht Dürer. St. Hieronymus v. Guercino. Die Magdalene, gen. della radice, v. G. Reni, eine Wiederholung der früheren. Ein kleines Bild von Schidone. Die Apokalypse v. Breughel.

Palazzo Poli, den Herzogen von Poli und Guadagnoli früher zugehörig, jetzt dem Fürsten von Piombino, Napoleons Schwager. Er ist desswegen für den Fremden merkwürdig, weil er den Hintergrund zu der schönsten Fontaine in Rom, der Fontana Trevi, bildet.

PALAZZO BARBERINI.

Unter Urban VIII., der dieser Familie entsprossen war, wurde dieses Prachtgebäude nach der Zeichnung von C. Maderno zu bauen angefangen. Bernini schuf später die prächtige Façade und die kleine Fontaine des Triton. Man sagt, dass man zu diesem Bau die schönsten antiken Bildwerke zu Kalk verbrannte, oder zu den Fundamenten vermauerte, weshalb der Spruch aufkam: „*Quod non fecerunt Barbari, fecerunt Barberini.*" Er ist auf die Stelle des alten Circus der Flora gebaut. Unter dem Portikus sind zwei Treppen befindlich; die zur Linken ist die schönste und mit verschiedenen Statuen geschmückt, unter denen ein antiker Löwe sich besonders bemerkbar macht. Der herrliche schlafende Faun, nach diesem Palaste, der Barberinische genannt, ist jetzt bekanntlich eine Hauptzierde der Glyptothek in München.

Die Decke des *grossen Saals*, aus dem man in die verschiedenen Gemächer tritt, ist von Pietro da Cortona. Sie stellt die Verherrlichung der Barberini dar. In der Mitte wird das Wappen der Familie von den Tugenden zum Himmel getragen. In dem *ersten Zimmer* sieht man mehre Cartons v. P. da Cortona, verschiedene Thaten Urbans VIII. betreffend; ferner die Köpfe des M. Aurel und L. Verus, eine Amazone, einen Satyr, Juno, Brutus mit seinen Söhnen, Sarkophage und Inschriften. — In den folgenden Sälen und Gemächern Cartons und Gemälde v. Romanelli, Camassei, Ciro Ferri, Luti, Calabrese u. A. Zu den vorzüglichsten Werken gehört das Opfer der Diana v. P. da Cortona, Sta. Cäcilia v. Lanfranco, drei Landschaften v. Boot, fünf Portraits v. Tizian, ein junges Mädchen v. L. da Vinci, der Herzog v. Urbino v. Baroccio.

In einem *zweiten Saal:* Köpfe von Kindern v. Maratta, eine Madonna v. Carracci, St. Barnabas v. Ciro Ferri, eine Jungfrau mit dem Kinde v. A. del Sarto. St. Johannes v. Guercino. In dem folgenden Saale: die Pietas v. M. A. Buonarotti, die Samariterin v. Romanelli. Jakobs Traum v. Lanfranco, Christus und Magdalene v. Tintoretto. St. Sebastian v. An. Carracci.

Wenn man in den grossen Saal zurückkehrt, so sieht man ein Bacchanal v. Poussin, Tizian und seine Familie v. ihm selbst. Christus im Garten v. Gerhard delle Notti, eine Guitarrenspielerin, das Martyrium der h. Katharina und Isaaks Opferung v. Caravaggio. — In einem anstossenden Zimmer: Dädalus und Ikarus v. Guercino. Esther vor Ahasverus von demselben, und der wieder sehend gewordene Tobias v. Valentin.

In einem andern Flügel sieht man verschiedene alte Skulpturen und Malereien, unter diesen letztern eine Venus mit Amoretten, v. Carlo Maratti restaurirt, und eine siegende Roma aus dem Zeitalter Constantins d. Gr.

In einem folgenden Appartement befinden sich: ein Bacchanal v. Tizian, Venus und Adonis v. demselben. Die Vestalin v. G. Reni, St. Franciscus v. Gerhard delle Notti, eine Madonna v. A. del Sarto, der schöne Germanicus v. Poussin' der selige Andrea Corsini v. G. Reni (dessen Copie in Mosaik in St. Johann von Lateran befind lich), Herodias v. Rubens, St. Hieronymus v. Spagnoletto, zwei Evangelisten v. Guercino.

In einem Kabinette erblickt man das *Portrait der Geliebten Raphaels*, die sogenannte *Fornarina*, von ihm selbst gemalt. Gegenüber hängt eine Copie desselben Bildes, welches man G. Romano zuschreibt. Auch das durch tausend Copien vervielfältigte Bild der *Beatrice Cenci* findet man hier, welches Guido Reni in seiner Jugend aus der Erinnerung malte, nachdem er sie das Schaffot hatte besteigen sehen. Hier sprach sie zu dem sie bindenden Henker die einer alten Römerin würdigen Worte: „*Tu leghi il corpo al supplicio, e sciogli l'anima all' immortalità.*" — Ausser diesen befinden sich noch eine Menge Gemälde und Kunstsachen hier, die von einem wohl unterrichteten Aufseher den Fremden gezeigt und erklärt werden. — Von antiken Skulpturen bleibt mir noch zu nennen übrig: ein seltener Kopf v. Alexander d. Gr., eine Diana, deren Leib von orientalischem Agat, die Köpfe Hadrians und Septimus Severus von Bronze und eine alte Mosaik: die Entführung der Europa. — In dem obern Stockwerke des Palastes ist die berühmte *Barberinische Bibliothek*. Hier sieht man einen grossen Theil der Schätze der Bibliothek Strozzi in Florenz. Sie enthält Handschriften von Petrarca, Tasso, Dante (20 an der Zahl) u. A. Die Manuscripte belaufen sich auf 10,000 (darunter 1000 der wichtigsten in griechischer Sprache), die gedruckten Bücher einst auf 100,000, jetzt nur noch auf 60,000. Hier sieht man eine lateinische Uebersetzung des Plato, mit Randbemerkungen Torquato Tasso's und seines Vaters Bernardo, welche zeigen, wie sehr man sich in dieser Familie mit dem griechischen Philosophen beschäftigte. Montags und Donnerstags ist sie von 9 bis 12 Uhr für Jeden geöffnet. Ausser den Büchern und Manuscripten sieht man auch verschiedene Antiken hier aufgestellt.

Mit dem Besuche dieses Palastes verbindet man den Besuch des *Atelier* (Studio) *Thorwaldsens*, das auch während seiner Abwesenheit von Rom den Fremden mit grosser Bereitwilligkeit gezeigt wird. In der Nähe hat ein junger italienischer Künstler sein Atelier aufgeschlagen, der die meisten kleineren Werke Thorwaldsens nachgebildet hat und zu viel billigerem Preise verkauft. Ein Basrelief, das bei Thorwaldsen 50 Louisd'or kostet, lässt er für 20 u. s. w. Die Arbeit ist oft vorzüglicher, als die aus des berühmten Meisters Hand hervorgegangene, der dergleichen Sachen zum Verkauf von seinen Schülern machen lässt, und oft nicht einmal von seinen besten. Ob jedoch die Handlungsweise des jungen italienischen Künstlers rechtlich genannt werden kann, und ob ein solcher Ankauf das Gewissen des Käufers nicht beschwert, soll hier nicht entschieden werden. Gewiss ist es, dass viele von ihm erkaufte Gegenstände von den Reisenden in der Heimath für Werke Thorwaldsens ausgegeben werden.

Palazzo Bernini. Einst die Wohnung des berühmten Baumeisters dieses Namens. Man sieht hier drei Bildnisse Jakobs III. von England v. van Dyk, eine Schlacht v. Bourguignon, der verlorene Sohn v. Bassano, die Statue der Wahrheit v. Bernini und sein Modell zu dem schönen Springbrunnen auf dem Platze Navona.

Palazzo Verospi, jetzt dem Herzog von Bracciano Don Marino Torlonia gehörig. Sehenswerth ist die grosse Gallerie mit einer v. Albano meisterhaft gemalten Decke.

PALAZZO CHIGI,

nach Zeichnungen v. Maderno. Filippo della Greca hat den Hof durch seine Decoration verunstaltet. Im Vorzimmer sind zwei Arbeiten v. Bernini, Schlaf und Tod, nicht besonders gedacht. Die drei Grazien, Freske aus dem 15. Jahrhundert, St. Franciscus v. Baciccio, St Petrus v. P. da Cortona.

Im Nebensaale: Venus, Merkur (der Kopf modern von Stuck) und Apollo, sämmtlich antik. — St. Antonius, Sta. Pasquale und Sta. Cäcilia v. Garofalo, St. Franciscus v. Guercino oder dessen Schüler Canuti, St. Johann d. T. v. Caravaggio, eine Himmelfahrt v. Garofalo, St. Bruno v. Mola, Magdalena v. Gennari, St. Petrus und St. Johannes v. Garofalo, Sta. Cäcilia v. G. Reni.

In einem andern Saale: der Schutzengel v. P. da Cortona, die Geisselung v. Guercino, Christus jagt die Händler aus dem Tempel v. Bassano, Amor und ein Eber v. Albano, ein Christus v. Caracci, Streit zwischen einem Dichter und einem Satyr v. S. Rosa *), zwei Portraits, darunter eins, welches Aretino seyn soll, v. Tizian, Blumen und Kinder v. Baroccio, Magdalena v. Spagnoletto.

Im vierten Saale: Mars, Venus und Amor, Halbfig., v. L. da Vinci, St. Romuald, Skizze des herrlichen Gemäldes v. Andr. Sacchi, welches in der Pinakothek des Vaticans sich befindet. Pietas v. G. Reni, ein h. Bischof, welcher Almosen spendet, v. Saraceni, ein h. Mönch v. Andr. Sacchi, der selige Bernhard v. Siena v. Andr. Sacchi, St. Petrus, Halbfig., v. Domenichino, zwei grosse Allegorien und ein h. Hieronymus v. Las Caldas.

Im zweiten Stock wohnt der gegenwärtige Fürst. Hier sieht man in einem Kabinette eine Sammlung von Originalzeichnungen v. G. Romano, Bernini, Sacchi u. A. Auch eine alte Mosaik, Vögel vorstellend.

In der Bibliothek, von Alexander VII. gestiftet, findet man, ausser vielen kostbaren Werken, auch sehr seltene griechische und lateinische Manuscripte, von denen einige aus dem 4. Jahrhundert. Unter Anderem zeigt man ein Heft mit Messen und Motetten von französischen und flamändischen Musikern, in das Alexander VII. mit eigner Hand geschrieben: *Stimata molto buona.* Ferner sieht man hier viele deutsche und lateinische Briefe von Melanchthon, Sonnette von Tasso, Verschönerungen der Peterskirche, v. Bernini gezeichnet, 20 Bände mit Original Aktenstücken, den westphälischen Frieden betreffend u. s. w. Die Bibliothek wird jetzt nur auf besonderes Verlangen und mit Erlaubniss des Prinzen, der selbst Literat ist, Fremden geöffnet. Hier war der berühmte Archäolog Fea als Bibliothekar angestellt.

Palazzo Ruspoli, nach Zeichnungen des florentinischen Baumeisters Ammanati erbaut. Nur die Loggien der Façade sind nach Zeichnungen Breccioli's ausgeführt. Die berühmte Treppe, so einfach und bequem, aus 120 Stufen, jede aus einem einzigen Stück von weissem Marmor, 13 Palmen lang, gebildet, ist v. Martin Longhi. Die Gallerie des ersten Stocks, 80 F. lang, 11 breit und 26 hoch, ist von einem Schüler Vasari's, Zucca, gemalt. Die Gallerie des Erdgeschosses, von französischen Malern decorirt, ist jetzt in ein Kaffeehaus umgewandelt, welches das besuchteste am Corso, namentlich in den Abendstunden ist *).

PALAZZO BORGHESE.

Vielleicht der prächtigste und grösste Palast in Rom, im Jahr 1590 nach Martin Longhi's Zeichnungen begonnen und unter Paul V. Borghese v. Flaminius Pontius beendigt. Namentlich ist der Hof und die Façade nach der Ripetta hin von letzterem Baumeister. Dieser Palast wird seiner Klavierform wegen il Cembalo di Borghese genannt. Den schönen Hof ziert ein doppelter Portikus, von 96 zusammengekoppelten Granitsäulen getragen. In dem untern Raume stehen verschiedene alte Skulpturen. Das Merkwürdigste ist hier die aus 1700 Gemälden in verschiedenen Sälen und Zimmern enthaltene Sammlung, aus welcher wir nur das Vorzüglichste angeben können.

---

*) Der Dichter ist das Portrait des Meisters.

*) Eine Terrasse, ein Springbrunnen, Alles macht diesen Aufenthalt angenehm, und er ist jedem Fremden ganz besonders zu empfehlen.

I. Saal. Die h. Dreieinigkeit v. Leander Bassano. Die Jungfrau und Heilige v. Garofalo. St. Paul von demselben. Mater dolorosa v. Marcellus. Jungfrau mit dem Kinde v. Ghirlandajo. Ueber den beiden Thüren: die h. Familie v. Pollajolo. Die Jungfrau, das Kind und der h. Johannes, Skizze aus Raphaels erster Zeit. St. Petrus büssend v. Spagnoletto. Der Kuss des Judas v. Vanden. Eine Sibylle v. Cagnacci. Die Anbetung der Magier v. Jac. da Ponte, gen. Bassano.

II. Saal. Magdalene v. Aug. Carracci. Der Heiland v. An. Carracci. Kreuzesabnahme v. Friedr. Zuccheri. Eine h. Familie, Hochzeit von Cana, die Geburt des Heilands und die Kreuzesabnahme v. Garofalo. Jesus und ein Jünger v. Scarsellino. St. Franciscus v. Cigoli. St. Hieronymus v. Muziano. H. Familie v. Tizian. St. Hieronymus und der Brand von Troja v. Baroccio. Venus, den Adonis beweinend, v. Scarsellino. Kopf des h. Franciscus v. An. Carracci. Die Jagd der Diana v. Domenichino!! Die h. Familie v. Perrin del Vaga. Kopf der Lucrezia v. Bronzino.

III. Saal. Die Fischpredigt des h. Antonius v. P. Veronese. Das Bildniss Pordenone's v. ihm selbst. H. Familie von demselben. Bildniss v. Andr. Sacchi. St. Katharina v. Parmegiano. St. Johannes in der Wüste v. P. Veronese. St. Franciscus v. An. Carracci. H. Familie v. Perrin del Vaga.

IV. Saal. St. Johann d. T., Copie des berühmten Bildes v. Raphael v. G. Romano. Zwei Apostel v. M. A. Buonarotti. Entführung der Europa v. Arpino. H. Familie v. Scipio Gaetano. Abnahme vom Kreuz v. Raphael, *erste Manier.* Abnahme vom Kreuz v. Garofalo. Die cumäische Sibylle v. Domenichino! Der Besuch der h. Elisabeth v. Rubens. David v. Giorgione. H. Familie v. Garofalo. Eine Halbfigur aus der Schule Leonardo's da Vinci.

V. Saal. Die Ehebrecherin (venetianische Schule). Die vier Jahreszeiten v. Albano. Eine Venus v. Padovanino. Madonna v. Andr. del Sarto. Joseph und die Potiphar v. Lanfranco. Die Samariterin v. Garofalo. Jesus und Magdalene v. Giulianelli. Der verlorene Sohn (erste Manier des Guercino). Die Erweckung des Lazarus v. Aug. Carracci.

VI. Saal. Susanne v. Rubens. Venus und Adonis v. Luca Cambiaso. *Die Fornarina* v. Raphael. Venus und ein Satyr v. P. Veronese. Venus auf dem Meere v. L. Cambiaso.

VII. Saal. Die Wände sind mit Spiegeln bedeckt, die, wo sie zusammengefügt, mit Malereien v. Ciro Ferri geschmückt sind.

VIII. Saal. Vier Tableaus von Mosaik; eines davon stellt Paul V. Borghese vor. Das Portrait des Malers Palma. Eine Magdalene v. Lavinia Fontana. Ein unbekanntes Bildniss v. Bronzino.

IX. Saal. Der verlorene Sohn v. Tizian. Die Bekehrung des h. Paulus v. Arpino. Die h. Familie v. Imola. Die Kreuzesabnahme v. Perugino. Amor und Psyche v. Dosso Dossi. Die Anbetung der h. Könige v. Joh. Bassano. Das Bildniss Cäsar Borgias v. Raphael! Die Erweckung des Lazarus, auf Schiefer gemalt, v. Carracci. Judith v. Elisabeth Sirani. Madonna v. Scarsellino. Ein Kardinal v. Raphael! Ein Concert v. Leonello Spada. Bild eines Unbekannten v. Pordenone. St. Hieronymus v. Spagnoletto. Madonna v. G. Romano. Die göttliche und die profane Liebe v. Tizian! Madonna

v. Aug. Carracci. Zwei Seestücke v. P. Brill. Halbfig. eines jungen Mannes mit Blumen in der Hand v. M. A. di Caravaggio.

X. *Saal:* Rückkehr des verlorenen Sohnes v. Guercino. Erweckung des Lazarus v. Garofalo. Kreuzesabnahme v. Muziano. Geisselung v. Garofalo. Magdalena v. A. del Sarto. Madonna v. Perugino. Der gefesselte Samson, erste Manier des Tizian. Zwei Bildnisse auf Schiefer v. Bronzino. Madonna v. Scipio Gaetano. Die drei Grazien v. Tizian!! Jesus vor den Pharisäern v. Tizian. Danaë mit dem goldenen Regen, dem Correggio zugeschrieben!!

Letzter Saal: H. Familie v. Scipio Gaetano. H. Familie v. G. Romano. Madonna v. Joh. Bellini. Tizian's Geliebte als Judith von ihm selbst. Loth und seine Töchter v. Gerh. delle Notti. Portrait Raphaels v. Timoteo della Vite. Ein Koch v. M. A. de Caravaggio. Madonna v. A. del Sarto. Christus mit der Dornenkrone und Mater dolorosa v. C. Dolce. — In den obern Gemächern hängen acht Landschaften, die zu den besten Werken Jos. Vernets zu zählen sind.

An der einen Seite des Palastes liegt das Gebäude, das sonst für die Familiaren des Fürsten bestimmt war und von Antonio de Baptistis gebaut wurde.

Palazzo Braschi, von Pius VI. aus dem Hause Braschi erbaut. Die Architectur ist von Morelli. Die grosse Treppe ist hinsichtlich ihrer Eleganz und des kostbaren Marmors vielleicht die schönste in Rom. Im Empfangzimmer steht ein kolossaler Antinous, den man in Palestrina gefunden; ferner ein Cincinnatus, eine Julia Augusta, Diana, Bacchus, zwei Becken von Rosso antico. Unter den Gemälden dieses Palastes ist die Hochzeit von Canà von Benv. Garofalo, Samson und Dalila v. Caravaggio, die Ehebrecherin v. Tizian, eine Jungfrau v. Murillo und eine h. Familie nach Raphael v. Carracci; dann die Lucrezia v. P. Veronese, die Anbetung der Magier v. Luca Signorelli, die Trauung der h. Catharina v. Fra Bart. di S. Marco und eine Kreuzigung v. Tintoretto.

Palazzo Farnese. Dieses herrliche Gebäude wurde von Paul III. Farnese angefangen und von seinem Neffen Alexander Farnese beendigt. Es soll aus Travertinblöcken des Kolosseums und des Theaters des Marcellus erbaut worden seyn, und kann sowohl seiner Grösse als seiner Bauart nach für den schönsten Palast in Rom gelten. Der erste Architect war Ant. di Sangallo, von dem auch das herrliche Vestibule herrührt, dessen Styl musterhaft ist. Die jonische Ordnung des ersten Stocks ist von Vignola, die Verzierung des zweiten, so wie der prächtig verzierte Fries v. M. A. Buonarotti. Die Façade nach der Strasse Giulia ist v. J. della Porta. Dieses Prachtgebäude kann als eigentlicher Typus römischer Architectur gelten, der eben so weit von der ernsten und schroffen florentinischen als von der gezierten und dekorationsmässigen der Paläste in Genua und Neapel abweicht. Das Vestibule wird von 12 Granitsäulen getragen und ein Portikus umgibt den Hof. Sonst waren in diesem Hofe, dem seit den Werken der Alten wohl nichts Aehnliches an die Seite zu setzen ist, viele Antiken, unter andern der berühmte Herkules Farnese und die köstliche Gruppe des farnesischen Stiers; allein nachdem die Bourbons das Herzogthum Parma und mit ihm diesen Palast geerbt hatten, kamen alle diese Schätze nach Neapel, wo man sie jetzt in dem Palast der Studien in Augenschein nehmen kann. Jetzt sieht man nur noch hier den grossen Sarkophag der Cäcilia Metella, der in ihrem Grabmale auf der appischen Strasse gefunden wurde. — Im ersten Stock ist die 90 Palmen lange und

28 Palmen breite Gallerie von An. Carracci al fresco gemalt, die man als das Hauptwerk dieses Meisters betrachten kann. Er arbeitete 8 Jahre daran, erhielt jedoch nicht mehr als 500 Goldthaler dafür. Die zweite Gallerie ist nach den *Fresken Raphaels* dekorirt. An. Carracci's Gehülfen bei dieser Arbeit waren sein Onkel Ludv. Carracci und Lanfranco. Die acht Gemälde über den *Nischen*: Perseus, Andromeda befreiend und ein Mädchen, welches einen Löwen liebkost, als Sinnbild des Hauses Farnese, sind von Domenichino. Auch das Kabinet hat An. Carracci gemalt. Die Gegenstände sind alle der Mythologie entlehnt.

In einigen andern Sälen sieht man Fresken von Daniel da Volterra. Im Vorzimmer haben Cecchino, Salviati, Vasari und die beiden Zuccheri verschiedene Thaten der Mitglieder des Hauses Farnese gemalt. Zwei Statuen: die Pietät und der Ueberfluss von Fra Guglielmo della Porta und zwei Büsten Pauls III. v. M. Angelo und demselben della Porta sind ebenfalls hier; ferner die Statue Alexanders Farnese, gekrönt von einer geflügelten Victoria, die gefesselte Schelde zu seinen Füssen und das knieende Flandern vor ihm, Alles aus dem Marmor einer alten Säule des Friedenstempels, von Moschino aus Carrara verfertigt.

Palazzo Falconieri, von Borromini mit einer neuen Façade geschmückt. Die alte berühmte Gallerie ist zerstreut, jetzt aber ist eine nicht minder zu schätzende Sammlung hier vereinigt, denn der Kardinal Fesch, Napoleons Oheim, bewohnt diesen Palast. Nicht nur vortreffliche Italiener, darunter besonders Raphael aus seiner ersten Periode, sind hier in bedeutender Menge vorhanden, sondern hauptsächlich sind es die reichsten Schätze der flammändischen Kunst, welche diese Gallerie auszeichnen. Nach erhaltener Erlaubniss, die willig ertheilt wird, wird man zur Ansicht zugelassen *).

Palazzo Spada, nach Zeichnungen v. Giulio Mazzoni, einem Schüler Daniels da Volterra, erbaut. Im Erdgeschosse befinden sich acht grosse antike Basreliefs und die berühmte Statue des Pompejus in kolossalen Verhältnissen, einen Globus in der Hand. An dem Fusse dieser Statue soll Julius Cäsar ermordet worden seyn **). Sie wurde in den Ruinen des Theaters und der Curie des Pompejus gefunden. Ausserdem ist noch ein sitzender Philosoph, Antisthenes oder Seneca, nach Andern Aristides, zu beachten.

In den obern Gemächern sieht man 10 Fresken aus der Schule des G. Romano, ferner: eine Bambocciade v. Cerquozzi, David mit dem Kopfe des Goliath v. Guercino, der Mathematiker v. M. A. da Caravaggio, ein Portrait v. Tizian, ein Opfer v. Bassano, ein Kindermord v. Testa, Caritas v. An. Carracci, zwei Landschaften v. C. Poussin, Kain und Abel v. Brandi, Vestalinnen v. Ciro Ferri, zwei Schlachten v. Bourguignon.

In einem andern Saal zwei Portraits v. Caravaggio, Judith v. G. Reni, Lucrezia v. dems., Jesus im Tempel v. Leonardo da Vinci, Amoretten v. Albano, der Aufstand des Masaniello auf dem Markt zu Neapel v. M. Angelo, dem Bambocciadenmaler, der Besuch der Jungfrau v. A. del Sarto. —

In der Gallerie ist der Fries v. Luzio, einem Schüler v. Perrin del Vaga, gemalt, ferner Sta. Anna und die Jungfrau v. Caravaggio (vielmehr eine Mutter, die ihr Töchterchen arbeiten lehrt), die Verhaftung des Herrn v. Gerh. delle Notti, Magdalene v. Guido Cagnacci, St. Johannes v. G. Romano, das Mahl des Marcus Antonius und der Kleopatra v. Trevisani, der Raub der Helena v. G. Reni, Dido auf dem Scheiterhaufen v. Guercino, Magdalene v. Luca Cambiasi, zwei Landschaften v. S. Rosa, Bildnisse v. Tizian, van Dyk, Tintoretto, Christus mit dem Kreuz v. Mantegna, Hieronymus v. Spagnoletto, Hieronymus v. Albrecht Dürer. — In dem anstossenden Gemache ein Christus v. Carracci, Portrait Paul III. v. Tizian, Magdalene v. Guercino, Portrait des Card. Bernardo Spada v. G. Reni, Bildnisse v. Carracci und Landschaften v. Teniers und C. Poussin.

---

*) Bei meiner Anwesenheit war der Besitzer sehr krank, und man sprach davon, dass nach seinem Tode die Gallerie verkauft werden solle.

**) Diese Angabe wird jedoch bezweifelt.

Palazzo Stoppani, deshalb merkwürdig, dass der grosse Raphael der Baumeister dieses Palastes war. Die Attica, welche sich über dem ersten Stockwerke erhebt, ist jedoch nicht von ihm und entstellt die Einfachheit der Façade. Kaiser Karl V. wohnte hier. Man zeigt noch die pränestinischen Tafeln, jenen alten römischen Kalender, der in Palestrina gefunden wurde.

Palazzo Giustiniani. Ich führe diesen nur deshalb an, damit sich Reisende nicht dahin begeben, um die einst so berühmten Antikensammlungen desselben in Augenschein nehmen zu wollen, da auch nichts Bedeutendes mehr davon zu sehen ist. Alles, was noch vorhanden, gehört zu den Werken zweiter Ordnung.

Palazzo Maccarani, ehemals den Cenci's gehörig. Die Architectur v. G. Romano.

Palazzo di Venezia. Der venetianische Palast, von dem ein Theil erst kürzlich abbrannte, wird von der K. K. östreichischen Gesandschaft bewohnt, und sieht eher einer Citadelle als einem Palaste ähnlich. Die Zeichnung dazu lieferte Giulio da Majano und Pietro Barbo erbaute ihn 1468. Die grossartigen und einfachen Verhältnisse verdienen Lob. Paul II. und andere Päpste wohnten ehemals in diesem Palast und datirten ihre Breven und Bullen daher: apud S. Marcum *).

Palazzo Rinuccini, an der Ecke des venetianischen Platzes und des Corso. Hier wohnte und starb Madame Lätitia, Mutter des Kaisers Napoleon.

Palazzo Altieri, gross und schön, von de Rossi erbaut. Schöne Antiken, Tische von Lapis Lazuli, ein Aschenkrug von orientalischem Alabaster, 2 Säulen von Porphyr. Unter den Gemälden: eine Schlacht v. Bourguignon, Christus im Grabe v. van Dyk, Bildniss v. Tizian, von ihm selbst, grosses Seestück von Claude Lorrain; ferner eine Kapelle al fresco v. Bourguignon, ein Saal v. Carlo Maratti, die vier Jahreszeiten v. G. Reni, Mars und Venus v. P. Veronese, St. Cajetan und der Triumph der Mildthätigkeit v. Carlo Maratti, ein Kindermord v. N. Poussin, Lucrezia v. G. Reni, Madonna v. Correggio, ein Bildniss v. Raphael, eine Venus v. Filippo Lauri, Madonna v. Parmegiano, ein Abendmahl v. Muziano, Caritas v. Guercino, die Predigt des Herrn v. dems., das Urtheil des Paris v. Albano, ein Kind v. Tizian. — Auch die Bibliothek ist sehenswerth.

PALAZZO DORIA-PAMFILI.

Auf dem Corso neben der Kirche Sta. Maria in Via lata. Die Façade nach dem Corso ist ein vielfach getadeltes Werk v. Valvasori; die andere Façade nach dem Platze des römischen Kollegiums zeigt mehr Harmonie und ist von Borromini. Die Gemäldegallerie dieses Palastes ist mit Recht berühmt. Hier das Vorzüglichste daraus: *Vorsaal.* Das Opfer des Noah v. P. v. Cortona.

---

*) Bis hieher laufen die Pferde bei den Wettrennen im Carneval, die von der Piazza del Popolo auslaufen.

I. Zimmer. Gemälde v. Poussin und S. Rosa.

II. Zimmer. Desgleichen.

III. Zimmer. St. Catharina v. Scipio Gaetano. H. Familie v. A. del Sarto. St. Eustach v. Albrecht Dürer. Sturz des h. Paulus v. Zuccheri. Venus und die Jahreszeiten v. Philipp Lauri. H. Familie v. Joh. Bellini. Verschiedenes v. Poussin.

IV. Zimmer. H. Familie v. Garofalo. Weibl. Bild v. Tizian. Kreuzesabnahme v. P. Veronese. Bild des Machiavell v. And. del Sarto. Abels Tod v. S. Rosa. Christus am Kreuz v. Frangipani. Die Bildnisse der Rechtsgelehrten Bartolo und Baldus v. Raphael! Bild des Jansenius v. Tizian. Kreuzesabnahme v. Georg Vasari. Galathea v. Perrin del Vaga. Eine Pietas v. An. Carracci. H. Familie v. Perugino. Diana und Endymion v. Rubens. Christus zum Kalvarienberge gehend v. Bronzino. Weibl. Bild v. Rubens. Ruhe in Aegypten v. Lucas van Leyden. St. Hieronymus v. An. Carracci.

V. Zimmer. Zwei Portraits v. Rubens. Karl II. v. Giorgione. Weibl. Bild v. Holbein (nach Einigen seine Frau).

VI. Zimmer. Ikarus und Dädalus v. Albano. Die Krippe v. Bassano. H. Familie v. L. Carracci. Caritas v. Valentin. H. Familie v. Garofalo.

Gallerie erster Arm. Christus im Tempel v. Dosso Dossi. Ein Besuch v. Garofalo. Der Beichtvater v. Rubens. Magdalene v. Tizian. Sechs herrliche Lunetten v. An. Carracci, Züge aus dem Leben des Herrn darstellend. Prächtiges Seestück v. Claude Lorrain. Zwei kleine Bilder v. An. Carracci. Tancred und Herminia v. Guercino. Das Opfer zu Delphi v. Claude Lorrain. Die Tugend v. Correggio.

Der zweite Arm der Gallerie ist mit Spiegeln geziert und dient als Verbindung zu den folgenden Sälen. I. Landschaften und Seestücke v. P. Brill, Orizzonte, C. Poussin u. A. Ein allegorisches Bild v. Tizian.

II. Die Versuchung des h. Antonius v. Mantegna. Bilder v. Breughel und andern flammländischen Malern, darunter zwei Gerhards delle Notti.

III. Leda v. Tizian. Flucht in Aegypten v. C. Poussin mit Figuren v. N. Poussin. Die Jungfrau, Jesus und Johannes v. A. del Sarto. Die Einnahme von Castro v. Bourguignon. Portraits v. Tizian und Pordenone. Die Schöpfung der Thiere v. Breughel.

IV. Aeneas und die Sibylla v. Breughel. Landschaft v. Bassano. Zwei Orizzonte's u. s. w.

Dritter Arm der Gallerie. Flucht nach Aegypten v. Claude Lorrain mit Figuren von Filippo Lauri. Weibl. Halbfigur v. Murillo. H. Familie v. Garofalo. Magdalene v. Feti. Kindermord v. Luca Giordano. Der verlorene Sohn v. Guercino. Zwei schöne Landschaften v. Claude Lorrain. Magdalene v. An. Carracci. St. Agnes v. Guercino. Die Jungfrau mit dem Kinde v. G. Reni! Portrait Innocenz X. Pamfili v. Velasquez. Marsyas v. Carracci. Die Krippe v. Parmegiano. St. Johannes d. T. v. Guercino. Die Trauung der h. Catharine v. Garofalo. H. Familie v. Sassoferrato. St. Eustach v. Albrecht Dürer.

Vierter Arm der Gallerie. H. Familie v. Fra Bart. di S. Marco. Die vier Elemente v. Breughel. Landschaft v. Domenichino. Susanne v. An. Carracci. Herminia v. P. da Cortona. Samson v. Guercino. Christus am Kreuze v. M. A. Buonarotti (kleines Bild). Das Opfer

Abrahams v. Tizian! Ländliche Mahlzeit v. Teniers. Bildniss der Königin Johanna v. Leonardo da Vinci. Kopie der Aldobrandinischen Hochzeit v. Poussin. Alle übrigen Gemälde und Kunstwerke sind in dem Katalog v. Tonci verzeichnet, der beim Custos der Gallerie zu haben ist.

Palazzo Orsini-Savelli, auf den Trümmern des alten Theaters des Marcellus und zum Theil in dessen Ringmauern erbaut. Die sonst hier befindlichen Antiken bilden jetzt einen Theil der Sammlungen der Herzoge von Torlonia.

Palazzo Mattei, auf den Ruinen und zwischen den Ringmauern des alten flaminischen Circus erbaut. Die Zeichnungen dazu lieferte C. Maderno. Die kostbaren Sammlungen wurden zerstreut. Die Antiken sind unter dem Titel *Monumenta Matteiana* von Amaduzzi und Venuti in drei grossen Bänden herausgegeben worden.

Palazzo Costaguti, nach Zeichnungen v. Carlo Lombardi, durch verschiedene Deckengemälde berühmt. In einem Saale malte Albano Herkules, wie er den Pfeil auf den Centaur Nessus abdrückt; im zweiten Domenichino die Zeit, die Wahrheit entdeckend; in einem dritten Saale: Armida und Rinaldo, in der ersten Manier des Guercino. In der darauf folgenden Gallerie mythologische Gegenstände v. Arpino. Lanfranco malte die Gerechtigkeit und den Frieden; Romanelli Arion auf einem Delphin. — In dem anstossenden Palast *Boccapaduli* sieht man viele Freskomalereien von Poussin.

Palazzo Corsini, einer der schönsten in Rom in der Strasse della Longara gelegen. Hier wohnte und starb Christine von Schweden 1689. Der schöne Garten erstreckt sich bis zum Gipfel des Janiculus. Hier das vorzüglichste aus der reichen Gemäldesammlung. In dem zweiten Vorzimmer die Kopie eines Gemäldes v. G. Reni in Mosaik. Ein antiker Sarkophag mit Nereiden und Tritonen. — In der Gallerie: Ecce homo v. Guercino! Eine nackte Frau v. Furini. St. Petrus im Gefängniss v. Lanfranco. Die Geburt der Jungfrau v. Carracci. Die h. Familie v. Barroccio. St. Hieronymus v. Guercino. St. Petrus v. Mola. Madonna v. Caravaggio. Sonnenaufgang von Berghem. Luther und seine Frau v. Holbein. Zwei Landschaften v. Poussin. Die h. Familie v. Fra Bart. di S. Marco. Der Samariter v. Guercino. Venus bei der Toilette v. Albano. Die h. Familie v. Garofalo. Die Vorstellung im Tempel v. P. Veronese. Der h. Bartolomäus v. Calabrese. Bambocciaden v. Teniers. Julius II. Wiederholung v. Raphael! Philipp II. v. Tizian! — Auf der andern Seite nichts Bemerkenswerthes als ein curulischer Sessel, der bei St. Johann vom Lateran gefunden wurde. — — Im folgenden Zimmer ein Kaninchen v. Alb. Dürer. Eine Grablegung v. L. Carracci. Spieler v. Cigoli. Das Leben des Soldaten, 12 kleine Bilder v. Callot. Acht Pastellbilder v. Luti. Madonna mit dem Kinde v. Sassoferrato. Eine andere v. A. del Sarto. Die Fornarina nach Raphael v. G. Romano. Eine Verkündigung v. M. A. Buonarotti. Ein Kopf v. Rubens. Paul III. als Kardinal v. Tizian. St. Hieronymus v. demselben. Christus und Magdalene v. Barroccio. Die Kreuzigung des Petrus und St. Johannes d. T. v. G. Reni. Eine Verkündigung v. Guercino. Die Herodias v. G. Reni! Jagd wilder Thiere v. Rubens. — In dem darauf folgenden Schlafzimmer: St. Petrus v. L. Giordano. Die Gerechtigkeit v. Gennari. Der Heiland v. C. Dolce. Zwei Madonnen v. Sassoferrato. H. Familie v. Schidone. Magdalene v. C. Maratti. Die Jungfrau v. Imola. Ecce homo und St. Johannes und Maria v. G. Reni. — In dem darauf folgenden Saal: das Bildniss des Fulvius Testi v. Mola. Ein junger Mensch v. Holbein. Drei Portraits v. van Dyk. Ein Doge von Venedig v. Tintoretto. Die Ehebrecherin v. Tizian. Ein Kardinal v. Alb. Dürer. Ein anderer v. Scipio Gaetano. Noch zwei Kardinäle v. Domenichino. Innocenz X. v. Velasquez. Ein Portrait v. Rubens. Die beiden Söhne Carls V. v. Tizian. Das Portrait eines Unbekannten v. Giorgione. Die Ansicht der borromeischen Inseln auf dem Lago Maggiore v. Vanvitelli. Eine Schlacht v. Rubens. Portrait v. Domenichino. Landschaft v. Orizzonte. Eine andere v. Poussin. St. Sebastian v. Rubens. Bauern im Bade v. Caravaggio. Eine Madonna v. Murillo. Zwei Schlachten v. Bourguignon.

Die *Bibliothek* ist vom Kard. Neri Corsini gegründet. Sie umfasst acht grosse Säle und enthält merkwürdige alte Manuscripte. Besonders ist die Kupferstichsammlung sehenswerth. Alle Tage der Woche mit Ausnahme der Feste und der Mittwoche ist sie von 8 bis 12 geöffnet. Das Kupferstichkabinet hingegen wird nur gegen eine schriftliche Erlaubniss des Prinzen gezeigt.

Die Farnesina. Augustin Chigi, ein reicher Banquier von Siena, liess diesen freundlichen Palast von Balth. Peruzzi bauen. Hier wurde von ihm Leo X. jenes prächtige Bankett gegeben, von dem die Geschichte meldet. Das Gebäude kam in den Besitz der Farnese und hierauf gleich ihrem Palaste an das königliche Haus von Neapel. Das Merkwürdigste ist hier im ersten Saale die Geschichte von Amor und Psyche nach den Cartons v. Raphael von seinen Schülern, G. Romano, Franz Penni, genannt il Fattore, Raffaellino del Colle und Gaudenzio Ferrari, ausgeführt. Joh. v. Udine umgab die Schildereien mit Festons von Blumen und Früchten. Das Ganze ist v. C. Maratti retouchirt worden und hat dadurch an Harmonie gelitten. Namentlich ist wahrscheinlich hiedurch der Grund zu dunkelblau geworden. An der Decke ist der Rath der Götter v. G. Romano und das Gastmahl der Götter v. Penni. Die drei Grazien, welchen Amor die Schönheit der Psyche schildert, und diese selbst sollen von Raphael gemalt seyn. — In dem Saale des ersten Stocks sieht man *Galathea* auf einer Muschel von zwei Delphinen gezogen; ein Meisterstück, in dem Raphaels Pinsel unverkennbar ist und eines seiner herrlichsten Werke *). Ferner Polyphem v. Sebast. del Piombo und v. Albano übermalt. An der Decke Diana auf einem Wagen von Ochsen gezogen, und die Fabel der Medusa von Dan. de Volterra. Ueber der Thüre sieht man einen kolossalen Kopf mit Kohle, der Meinung nach, Alexander d. Gr. vorstellend, v. M. Angelo Buonarotti gemalt. Man erzählt, dass, als er eines Tages hieher kam und seinen Schüler Dan. de Volterra nicht fand, er diesen Kopf zeichnete, um sich die Zeit zu vertreiben, der in der Folge aus Achtung gegen den grossen Mann nicht mehr ausgelöscht wurde. — Die Malereien und die Architectur des ersten Zimmers im ersten Stock sind v. Balth. Peruzzi, die Schmiede Vulkans hingegen über dem Kamin und dem Fries sind aus der Schule v. Raphael. Im

---

*) Ich kann es nicht unterlassen die merkwürdige Stelle eines Briefs, den Raphael an Balthasar Castiglione in Beziehung auf dieses Bild schrieb, hier mitzutheilen: *Della Galatea mi terrei un gran maestro, se vi fossero la metà delle tante cose che V. S. mi scrive; ma nelle sue parole riconosco l'Amore che mi porta, e le dico che per dipingere una bella mi bisogneria veder più belle, con questa condizione che V. S. si trovasse meco a far scelta del meglio. Ma essendo carestia e de' buoni giudici e di belle donne, io mi servo di certa idea che mi viene alla mente. Se questa ha in se alcuna eccellenza di arte, non so, ben m'affatico d'averla.*

zweiten Zimmer ist die Freske, welche Alexander d. Gr. vorstellt, wie er der Roxane die Krone überreicht, v. Sodoma.

Palazzo Giraud. Ein schönes Gebäude auf dem Platze Scossacavalli nach der Zeichnung des Bramante, bis auf die mittlere Eingangsthüre. Jetzt gehört dieser Palast den Herzogen v. Torlonia, welche hier eine Art Magazin von Kunstgegenständen haben, ehe sie solche in ihren verschiedenen Gallerien und Sammlungen placiren.

Palazzo dei Convertendi, nach Zeichnungen v. Bramante und Peruzzi. Es hiess lange, dass Raphael hier gestorben sey; dies ist aber nicht der Fall, sondern das Haus des grossen Künstlers stand da, wo jetzt der Platz Rusticucci ist, den man damals il Priorato nannte. Unter Alexander VII. wurde dieses Haus abgebrochen, als Bernini den doppelten Portikus schuf, der den Petersplatz einschliesst.

VILLEN.

Auch hier wollen wir nur die vorzüglichsten herzählen.

Villa Altieri, auf der Via felice. Sie hat ein eleganten Casino mit vielen antiken Inscriptionen und Büsten, auch einige enkaustische Gemälde, welche unter Clemens X. 1675 auf der flaminischen Strasse gefunden wurden. Der Garten ist reizend.

Villa Massimi, sieht jetzt eher einer Meierei, als einem Garten gleich. Sie hat zwei Meilen im Umfang. Dom. Fontana hat den schönen Palast in der Mitte gebaut. Eine Statue des Neptun v. Bernini.

Villa Patrizi, gleich vor der Porta Pia. Die Zeichnung des Palastes und der grossen Treppe davor sind von Cipriani. Clemens XIV. pflegte hier sich täglich von den Geschäften der Regierung zu erholen.

Villa des Papstes Julius III. von Vignola erbaut. Vasari und Ammanato halfen dazu. Taddeo Zuccari malte Fresken in der runden Gallerie.

Villa Bolognetti, dem Herzog Alexander Torlonia gehörig, der hier eine Menge von Kunstgegenständen aufgehäuft hat. Auch ein Amphitheater im Geschmack der Antike hat er erbauen lassen.

VILLA ALBANI

unweit der Porta Salara. Obgleich diese berühmte Villa einen grossen Theil ihrer Monumente verloren hat, so ist sie doch noch immer daran am reichsten vor allen übrigen. Der Kardinal Alexander Albani liess sie von C. Marchionni erbauen und stellte unsern Winckelmann als ersten Aufseher dieser herrlichen Sammlung an, der sie auch beschrieben hat. Wir können uns hier nur mit dem Hauptsächlichsten befassen.

Der Palast. Der prächtige Portikus hat 28 schöne Säulen. Das ovale Vestibule führt nach den zwei Gallerien des Erdgeschosses, welche schöne Perspectiven bilden. Im Vestibule sieht man die Statue eines tragischen Schauspielers. Indem man die Treppe hinansteigt, erblickt man das siegende Rom als Basrelief und eine antike Malerei: zwei dem Mars opfernde Frauen, die für Livia und Octavia gehalten werden. An den Wänden verschiedene Basreliefs: Niobe, Philoktet, Herkules.

Ovaler Saal. Ein Basrelief, die Thier Behälter eines Circus und zwei Säulen von Giallo antico. Die Decke ist von Bicchierai, die Landschaften v. Paul Anesi. Auf diesen folgen noch drei Säle, deren Wände bloss mit Tapeten bekleidet sind, und in denen chinesische Möbel stehen. Auch hier sind die Deckemalereien v. Bicchierai.

Das Kabinet. Deckemalereien von La piccola. Eine kleine Statue der Pallas von Bronze. Ein kleiner Herkules gleich dem farnesischen. Glykon in Bronze. Ein kleiner Diogenes. Das Palladium. Silen. Zwei kleine Faunen. Ein Apollo in Bronze. Das berühmte Basrelief, die Apotheose des

Herkules. Eine kleine ägyptische Statue, in Smaragdfluss, den äthiopischen König Sabacon, den Eroberer Aegyptens, vorstellend. Eine Schale von grünem Basalt mit Basreliefs. Fünf Alabastervasen, eine von Porphyr, Büsten und dergl. — Nun folgen wieder drei Säle mit Deckengemälden von *Bicchierai*. Ueber der Thüre des dritten Saales befindet sich ein marmorner Diskus, auf welchem ein Basrelief (griechischer Arbeit), vorstellend den Streit des Apollo und Herkules um den delphischen Dreifuss, befindlich ist. Ueber dem Kamin dieses Saals befindet sich das berühmte Basrelief des Antinous, welches in der Villa Hadriana bei Tivoli gefunden wurde, nach Paris gebracht und wieder hieher zurückgekommen ist. Am untern Ende der Wände sind noch mehre Basreliefs.

Die Gallerie ist mit Porphyrsäulen und Pilastern, antiken Cameen und modernen Mosaiken geziert. Zwar sind die Cameen in den Kriegsjahren weggenommen worden und man muss sich jetzt mit den blossen Abgüssen begnügen. Die Decke, den Parnass, Apollo und die Musen vorstellend, ist von **Raphael Mengs**. Man sieht hier sehr schöne Basreliefs und Statuen, z. B. Herkules im Garten der Hesperiden, Dädalus und Ikarus, Alexander und Bucephalus, Mark Aurel und Faustina. Im anstossenden Saale sieht man über dem Kamin ein altgriechisches Basrelief: Eurydice, die sich vom Orpheus trennt, und vom Merkur wieder in die Unterwelt zurückgeführt wird. Wenn man von hier zum Vestibule hinabsteigt, so tritt man in den Portikus der Karyatiden. Unter andern ist hier die berühmte Karyatide von griechischem Marmor, welche den Namen zweier Künstler trägt. Büsten von Lucius Verus, Vespasian und Titus.

Gallerie zur Rechten. Büsten und Hermen v. Themistokles, Epikur, Hamilcar, Leonidas, Massinissa, Hanibal, Scipio und Alexander d. Gr. Ein berühmter Merkur mit griechischer und lateinischer Inschrift. Eine schöne Statue der Faustina. Zwei Statuen der Venus. Eine Muse; Ein Faun und eine Priesterin. Auch hier ist ein Vestibule mit einer Statue der Juno. Zwei Karyatiden. Die Büsten von Lucius Verus, Marcus Aurelius, Sokrates, Pertinax in Basrelief, und der kolossale Kopf eines Flusses. In der Mitte steht eine herrliche Schale von antikem Marmor und schöner Arbeit.

Galerie zur Linken. Die Hermen des Euripides und des Numa. Eine griechische antike Statue der Hoffnung. Ein Faun mit Bacchus als Kind. Apollo. Diana. Zwei Faunen. Eine Priesterin.

Aus dieser Gallerie tritt man in einen *Saal* mit zwei Säulen, von denen die eine aus blumigem Alabaster von der schönsten und seltensten Art, die andere aber mit sicilianischem Jaspis incrustirt ist. Dieser Saal macht den Anfang einer Reihe anderer. In diesen sehen wir: Berenice als Büste von Porphyr, der Kopf von grünem Alabaster. Caracalla, Pertinax und Lucilla von Rosso antico. Diogenes in seiner Tonne vor Alexander d. Gr. als Basrelief. Ebenso Dädalus und Ikarus von Rosso antico. Eine antike Landschaft, welche auf dem Esquilin gefunden wurde. Eine Büste des Serapis von Basalt. Basrelief von Terra cotta. In einem folgenden Saale, der mit acht Säulen geziert ist, sieht man einen Flötenbläser von einem Schüler des Praxiteles. Eine griechische antike Pallas. Die kleine Statue eines Fischers. Ein Atlas, die Weltkugel auf den Schultern. Der letzte Saal, gleichfalls mit acht Säulen, enthält einen Apoll auf dem Dreifuss sitzend, eine Leda, eine Herme von Alabaster mit einem Faunkopf von Giallo antico. Eine Herme des Priap. Eine Büste des L. Verus. Eine Schaale von schwarzem Granit. Eine andere von afrikanischem Granit, von zwei Sklaven getragen. Eine antike Mosaik, die Ueberschwemmung des Nil vorstellend. Das Basrelief der Iphigenie in Tauris und ein anderes mit verschiedenen Gottheiten, scheinen etruskisch zu seyn. — Von aussen sieht man verschiedene Skulpturen an den Mauern. Das Beste davon ist der Streit des Achilles und ein schönes Bruchstück einer Architrave vom Forum des Trajan. — Neben dem Palaste ist ein kleines Gebäude, das *Billard* genannt, welches einen Portikus mit 18 Säulen hat, mit mehren Hermen und einem Candelaber geziert. Eine Schale von Alabaster, die Statuen eines Priesters, des Ptolemäus, des Geta, des Maximin, des Bacchus. In einem Nebenzimmer ein Basrelief, welches die Berenice vorstellen soll, wie sie ihre Haare bei der glücklichen Rückkehr ihres Gemahls, Ptolemäus Evergetes, zum Opfer bringt. Ausserdem noch eine Diana von Ephesus und eine Sirene. Die Malereien sind von Dom. und Seraphin Fattori.

Von dem Palast erstreckt sich ein geräumiger Garten, zu dem ein Doppelrampe führt. Eine schöne Fontaine steigt hier aus einem Granitbecken mit der Statue des Nil von zwei Sphinxen unterstützt. Ausserdem noch andere Fontainen. Zwei kolossale Büsten des Titus und Trajan. Die grosse Fontaine im Mittelpunkt des Gartens fällt in ein ungeheures Granitbassin, das 41 Fuss im Umkreis hat. — Am Ende des Gartens ist ein schönes halbrundes Gebäude, dessen Portikus von Pilastern und 26 Marmorsäulen getragen wird und mit Statuen, Büsten und Hermen von der verschiedensten Art angefüllt ist. Die werthvollsten Statuen sind: Merkur, Achilles, Apollo, Diana, Sappho, Herkules, Bacchus (der Kopf eine ausserordentliche Arbeit). Büsten und Hermen: Aesop, Chrysippus, Hippokrates, Theophrast, Isokrat, Hortensius, Caligula, Balbin und Aurelian. In der Mitte steht eine grosse Säule von ägyptischer Breccia und gleich beim Eingang sieht man die Statue eines unbekannten Helden und eine Livia als Juno.

Im Vestibule stehen drei ägyptische Statuen, Sphinxe u. s. w. — In der inneren Gallerie bedecken antike Mosaiken den Fussboden. An der Decke ist ein grosses Bacchanal nach G. Romano von Lapiccola kopirt. Die Landschaften sind v. P. Brill und die kleinen Gemälde v. Ricchieri. Unter den Statuen nenne ich die Juno, dann eine antike Mosaik, eine Schule von Aerzten und Philosophen vorstellend. Eine Nymphe mit einer Mosaik, Hesione von Herkules befreit. — Hinter dem Gebäude ist ein Portikus, in dem eine kolossale Statue der sitzenden Roma. Ferner sind hier die Statuen des Claudius, Augustus, eines Priesters, einer Karyatide und anderer Antiken. — Nebenbei ist eine Fontaine und die Statuen des Caligula, des Hadrian und zwei kolossale Köpfe des Ocean. Am Anfang der Cascaden steht eine kolossale Amphitrite, die sich auf einen Stier stützt. Zur Rechten des Portikus steht zwischen zwei Säulen eine Gruppe, Pan und Olympia vorstellend, nebst den Statuen von Paris, Jupiter, Julia, Proserpina, einer Najade und zwei Schauspielern. — Die in der ganzen Villa angebrachten Inschriften sind von Cajetan Marini, Morcelli und Fea in eigenen Werken besonders beschrieben worden *).

Villa Ludovisi, von Domenichino erbaut. Sie hat eine Miglie im Umfange und hier waren einst die berühmten Gärten des Sallust. Unter den Antiken, die man hier sieht, nenne ich einen kolossalen Kopf Alexander d. Gr., eine Statue des Jupiter Ammon, einen schlafenden Silen.

---

*) Ueber diese Villa und ihre Sammlungen lese man:

Morcelli, *Indicazione antiquaria della Villa Albani, Roma* 1785, *corretta ed accresciuta da Fea, Roma* 1803 *e* 4.

Zoëga, *bassirilievi di Roma*, 1808.

zwei gefangene Könige, eine Gruppe von Satyr und Faun, Nero im Priestergewande, Merkur und Musen. Ferner ein Satyr v. M. A. Buonarotti. Diese Villa hat drei Casino's. In dem Gebäude zur Rechten befinden sich im ersten Saal: ein kolossaler Kopf der Juno, die Statuen des Aesculap, Apollo, Venus, die Büsten des Claudius, Julius Cäsar, Apollo, Antinous. Ein ruhender Mars von Bernini restaurirt. Apollo und Diana, Pan und Syrinx, Cleopatra, sitzender Gladiator, Kopf des Bacchus, Venus aus dem Bade kommend, Herkules, Bacchus, Merkur, Agrippina. Die berühmte Gruppe des Orest von Electra erkannt, von Winkelmann beschrieben. Arria und Pätus. Schliesslich der Raub der Proserpina v. Bernini.

In der Mitte der Villa steht ein kleineres Casino, in dessen Saal Guercino seine berühmte Aurora an die Decke gemalt hat, eines seiner vortrefflichsten Werke. In einem daran stossenden Zimmer sind vier Landschaften al fresco, zwei v. Guercino, zwei v. Domenichino. In einem andern Saal ist die Decke v. Zuccheri gemalt. Auch steht hier eine grosse Büste des M. Aurel von Porphyr mit einem Kopf von Bronze. Die obern Gemächer enthalten gleichfalls Fresken von Guercino. Auch wird hier als Naturmerkwürdigkeit der Abdruck menschlicher Gebeine im Alabaster gezeigt. Der Lage nach will man annehmen, dass sie einem Menschen gehörten, der durch den Einsturz einer Höhle verschüttet wurde und auf dessen Körper sich nach und nach eine kalkigte Concretion gebildet hat.

Villa Pinciana oder Borghese.

Beim Hinausgehen aus der Porta del Popolo zeigt sich rechts das prächtige Portal, das zu dieser grossen und abwechselnden Villa führt, welche an 3 Miglien im Umfange hat. Sie wurde von Scipio Borghese, dem Neffen Paul V. angelegt und dann später von den reichen und splendiden Fürsten dieses Hauses erweitert. Die meisten Verschönerungen verdankt sie dem Fürsten Don Marcantonio, dem Vater des jetzigen. Es ist sehr interessant, die verschiedenen Gebäude, Weiher, Alleen, Rasenplätze und Bosquets in Augenschein zu nehmen und zu durchstreifen, die sich hier dem Spaziergänger zugleich darbieten; besonders ist dies Sonntags der Fall, wo die Corsofahrt ihren Weg nach dieser Villa nimmt und Tausende von Menschen sich zu Fuss dazwischen drängen. Eine Art von Circus mit himmelhohen Pinien umgeben, und mit Monumenten geziert, welche die Antike nachahmen, versammelt besonders das Volk, um seine Spiele zu üben, und den Saltarello zu tanzen. Dies ist auch der Hauptschauplatz der bekannten Octoberfeste, welche der Fürst zur allgemeinen Belustigung veranstaltet, und dabei Preise für Kletter- und andere Spiele aussetzt.

Am Ende der grossen Allee ist der Eingang zur alten Villa, welcher sich nach der Landstrasse zur Porta Pinciana öffnet, woher die Villa den Namen hat. Die Zeichnung hiezu ist von Martin Longhi d. ä. Links liegt das eigentliche Casino oder der Palast nach Zeichnungen von Joh. Vasanzio. Hier waren die Sammlungen jener vortrefflichen Antiken, deren Beschreibungen Visconti entwarf. Es waren die Monumenti Gabini et Monumenti Borghesiani. Sie sind alle nach Paris gewandert *), allein dennoch verdient der Palast in Augenschein genommen zu werden, weil noch immer Gemälde und Statuen ihn in reichlichem Maasse zieren, welche erst wieder seit wenigen Jahren angekauft wurden. Wahrlich Italien ist unerschöpflich an Kunstschätzen. Ich will hier Einiges von dem Vorzüglichsten dieser Schätze anführen.

---

*) Napoleon liess dafür dem Fürsten nach Einigen 13, nach Andern 18 Millionen bezahlen.

Portikus. Altäre, Inschriften, Basreliefs, wahrscheinlich vom Bogen des Claudius auf der flaminischen Strasse, schöne Torsen, namentlich ein halbkolossaler des Apollo, den Bogen spannend, in Frascati gefunden.

Eintrittssaal, 90 Palmen lang und 76 Palmen hoch; die Decke ist von dem Sicilianer Mariano Rossi und stellt M. L. Camillus vor, die Gallier vom Capitol verjagend; die Grotesken sind von Pietro Rotati und die Thiere von einem Böhmen Wenceslaus Peters; die Basreliefs an den Pfeilern sind von moderner Arbeit. Acht Granitsäulen vom Simplon zieren den Saal, ein Basrelief, Curtius zu Pferde sich in den Abgrund stürzend, ist wohl keine Antike. Ferner ein tanzender Faun, zwei kolossale Köpfe, der eine Isis, der andere eine Muse.

I. Saal. Eine Ceres. Verschiedene mythologische Basreliefs von Peretti und Penni. Die Grotesken an der Decke sind von Marchetti und das Historische von d'Angelis. — In der Mitte steht eine antike Vase mit Armen, darauf Oedipus, die Räthsel der Sphinx errathend. Urania, Venus.

II. Saal. Die Decke ist von Franz Caccianiga aus Mailand und stellt den Sturz des Phaeton vor. In den Hauptnischen drei Statuen des Herkules, in der Mitte des Saales eine Gruppe, den Kampf der Antiope vorstellend. Zwei herrliche Hautreliefs, die Arbeiten des Herkules.

III. Saal. In der Mitte steht die berühmte Gruppe von Bernini, Apollo und Daphne, die sich in einen Lorbeerbaum verwandelt. Sie ist 10 Palmen hoch und von sehr schönem Marmor. Bernini machte sie im 18. Jahr. Hier steht auch die Gruppe des Aeneas mit Anchises und Ascanius. Einige wollen, dass sie auch von dem vorigen L. Bernini sey, der sie im 15. Jahr gemacht haben soll; Andere schreiben sie seinem Vater zu. Die Gruppe ist jedoch keineswegs zu loben. Daneben steht eine andere aus grauem Marmor von Algardi, die gut gearbeitet ist. — Am Ende des Saales steht David mit der Schleuder, eines der schönsten Werke von Lorenzo Bernini. Der Künstler soll sich selbst in diesem David porträtirt haben. — Drei schlafende Kinder von Algardi.

Die *Gallerie*, prächtig decorirt. Der Fussboden ist von Marmor; zwanzig Pilaster von Giallo antico mit vergoldeten Kapitälern. Die Marmorarbeiten rings umher sind nach Zeichnungen von Conca von den besten Meistern der Zeit. Thalia, Diana, Bacchus und Thetis sind Antiken. — Die Decke ist von d'Angelis in Oel gemalt und stellt die Fabel der Galathea vor; Marchetti malte die Grotesken. — In der Mitte steht eine Urne von Porphyr, 4 Palmen hoch und 7 lang. Sie soll aus dem Mausoleum des Hadrian (Engelsburg) seyn. Auf zwei Säulenschaften stehen zwei Schalen von 4 Palmen im Durchmesser, modern, und zwei schöne Tische, 10 Palmen lang und 8 breit, nebst Büsten der Kaiser. Alles aus Porphyr. Ausserdem noch viele Büsten aus kostbaren Marmorarten.

Kabinet. Auf dem Fussboden sieht man eine antike Mosaik, und die Decke stützen Säulen von Giallo antico. Am Plafond sind fünf Gemälde von Buonvicino, die Fabel des Hermaphrodit vorstellend. In der ersten Nische steht eine Statue des Bacchus, in der zweiten ein schöner Hermaphrodit.

IV. Saal. Säulen und Pilaster von Breccia und andern Marmorarten. An der Decke der Rath der Götter von Pecheux, Hofmaler des Königs von Sardinien. An den Wänden vier Landschaften von Thiers. In der Mitte des Saales ein antiker Kandelaber von Marmor. Ferner: Pallas, Apollo, eine Nymphe mit einer Vase, eine Pietas und ein [illegible].

V. Saal, seiner Decoration wegen der

ägyptische genannt. Die Malereien von Conca stellen die Begebenheiten von Antonius und Kleopatra vor. An der Decke sieht man Cybele, die ihre Gaben über Aegypten ausstreut. Die Statuen sind antik und modern.

VI. Saal. Hier stand der berühmte Silen, weshalb die Malereien an der Decke sich darauf beziehen. Eine Ceres, Merkur, als Erfinder der Lyra, zwei Faunen; Pluto, Antoninus Pius u. A.

Das *obere Stockwerk* enthält eine Loggia, von Lanfranco gemalt; ferner fünf Landschaften von Hackert und eine von Marchetti. — Ein Kabinet mit Bildnissen der Borghese von Padovanino und Scipio Gaetano. Das Portrait von Paul V. ist von M. A. da Caravaggio. Seine Büste und die des Kardinals Scipio Borghese von Bernini. — In den zwei folgenden Sälen ist die Decke mit der Antiope von Gagneraux, und die andere mit der venetianischen Scene von dem Tiroler Unterberger gemalt. — In dem grossen Saal sind drei Gemälde von Hamilton. — In dem darauf folgenden sind mehre Bilder von Orizzonte und sein Portrait von ihm selbst. Novelli malte Amor und Psyche an der Decke. — In dem nächsten Saale sind verschiedene Thiere v. Peters. Samsone v. Caccianiga. Eine Flucht nach Aegypten v. L. Giordano. Der h. Johannes, Skizze v. Mengs. Die Thaten des Herkules v. Unterberger. — Der letzte Saal enthält einen h. Marino v. L. Giordano, drei Bilder v. Bassano. St. Franciscus v. Arpino. An der Decke Aeneas und Dido v. Maron. — Im anstossenden Kabinet ist die Decke eine Caritas v. Cignani.

Villa Giglioli (Villa Nelli, vormals von Raphael bewohnt). In dem Casino befanden sich sonst drei Fresken aus der Schule von Raphael, Nymphen, nackte Figuren, und die Hochzeit Alexanders und Roxanens vorstellend, welche nunmehr abgenommen und nach dem Palast der Borghese in Rom gebracht worden, die Eigenthümer dieses Casino's sind.

Villa Spada (Vigna Palatina), auf der Höhe des Palatins gelegen, unweit von dem Kloster S. Buonaventura alla Polveriera. Man steigt hier in die sehr gut erhaltenen ausgegrabenen Säle, welche früher zu dem Palaste des August gehört haben sollen. Jetzt gehört die Villa einem Engländer Mills. In dem Casino derselben ist ein Saal, in dem man einige Fresken sieht, welche Raphael zugeschrieben werden. Sie stellen eine Venus mit Amoretten vor. An der Decke sieht man Herkules mit verschiedenen Göttern und die Musen. Diese Gemälde sind von dem Baron Camuccini restaurirt worden.

Die *farnesischen Gärten*, an der östlichen Seite des Palatin gelegen. Ihr Eingang ist vom Forum, dem jetzigen Campo Vaccino, durch einen Portikus von Vignola. Die Pracht, die sonst in dem Casino angehäuft war, ist jetzt, wie alles Eigenthum der Farnese, nach Neapel gewandert. In einem Bosket hielt ehemals die berühmte Akademie der Arcadier ihre Sitzungen.

Villa Casali, unweit von der Kirche S. Steffano Rotondo. Eine schöne Sammlung von Antiken, besonders ein Sarkophag von seltener Schönheit der Arbeit.

Villa Mattei, nicht weit von der vorigen, enthält viele Gemälde aus der spanischen Schule und einige interessante Antiken, die an Ort und Stelle ausgegraben wurden.

Villa Madama, gehört jetzt dem Hofe von Neapel. Das Casino wurde von Raphael begonnen und von G. Romano beendigt. Die Fresken dieser Villa sind schon allein eines Besuchs werth.

Villa Medicis, 1540 von Ann. Lippi erbaut; die Facade wird sogar M. Angelo zugeschrieben. Jetzt der Sitz der französischen Malerschule und ihres Directors Herrn Ingres.

Villa Millini, schön gelegen auf der Höhe des Monte Mario, mit herrlicher Aussicht.

Villa Miollis (sonst Aldobrandini), mit einer Sammlung antiker Statuen, die von Visconti 1812 umständlich beschrieben worden ist.

Villa Lante, auf einem der Gipfel des Janiculus, von dem man die schönste Aussicht über Rom geniesst. Die Architectur des Casino's ist von G. Romano, der es auch mit seinen Schülern durch Gemälde geschmückt hat.

Villa Giraud, vor dem Thor S. Pancrazio. Ihr Architect, Basilio Bricci, gab ihr die Gestalt eines Schiffes, weshalb sie auch im Volke den Namen il Vascello erhalten hat. An der Decke der Gallerie sieht man eine Aurora von Pietro da Cortona und andere interessante Gemälde. Auch eine berühmte Portraitsammlung wird hier gezeigt.

Villa Pamfili. Diese Villa ist eine der schönsten und die grösste von allen Villen Roms, und hat 6 Miglien im Umfang. Man nennt sie ihrer herrlichen Lage wegen bel respiro. Besonders zeichnet sie ein kleiner Pinienwald aus, der die schönsten Exemplare dieser Bäume enthält, die man in Rom sehen kann. Auch besitzt sie einen anmuthigen See und herrliche Wasserkünste. Das Gebäude ist nach einer Zeichnung von Algardi und von aussen und innen mit antiken Statuen verziert. Von den Gemälden nenne ich eine Venus von Tizian und eine Psyche v. G. Reni. Die Villa wird häufig zu Morgenspaziergängen gewählt und besonders während der den Römern so werthen Octoberfeste stark besucht. — Man hat seit einigen Jahren auf dieser Villa Nachgrabungen begonnen und bereits viel Schönes zu Tage gefördert

Neuntes Kapitel.

Das moderne Rom.

(Fortsetzung.)

Kirchen.

Die grossen Patriarchat-Basiliken. 1. St. Johann von Lateran. (S. Giovanni in Fontes. Scala Santa.) 2. Die Peterskirche. 3. St. Paul ausser den Mauern. 4. Basilica Liberiana oder Sta. Maria maggiore. 5. S. Lorenzo ausser den Mauern. — Die andern Basiliken. Des h. Kreuzes zu Jerusalem oder Basilica Sessoriana. Des h. Sebastian. (Katakomben.) Sta. Maria in Trastevere. S. Lorenz in Damaso. Sta. Maria in Cosmedin. Der h. zwölf Apostel. Basilica Eudoxiana oder S. Pietro in vinculis. Sta. Maria de Monte Santo oder Regina Coeli. — Collegiat-Titular- und andere Kirchen. St. Marcus. Sta. Maria ad Martyres: Pantheon. Sta. Bibiana. Sta. Praxede. Sta. Maria degli Angioli. St. Cosmus und Damian. St. Stephan Rotondo. S. Lorenzo in Lucina. Sta. Maria del Popolo. St. Augustin. St. Andrea della Valle. Sta. Maria sopra Minerva. Sta. Maria in Dominica. S. Onofrio. Sta. Agnese ausser den Mauern. St. Hadrian. Sta. Maria della Vittoria. Sta. Trinità de' Monti. Sta. Maria della Pace. S. Pietro in Montorio. (Der kleine Tempel des Bramante.) St. Johann dei fiorentini. S. Luigi degli Francesi. Sta. Maria in Vallicella oder la Chiesa nuova. St. Ignatius del Gesù. Sta. Maria v. Loretto. S. Carlo auf dem Corso. Sta. Agnese auf der Piazza Navona. Sta. Trinità de' Pellerini. St. Theodor. Sta. Maria Liberatrice. S. Giovanni in Capite. S. Bartolomeo all'Isola. Sta. Maria in Ara Coeli. Kapuzinerkirche. S. Carlo alle Quatro fontane. Sta. Caecilia in Trastevere. St. Clemens. St. Chrysogon. S. Dionisio. S. Eusebio. St. Jacob in Augusta. St. Johann und St. Paul. St. Gregor der Gr. auf dem Coelius. Sta. Maria dell'Anima. St. Sylvester und St. Martin. Sta. Sabina. S. Carlo a' Catinari. St. Marcellus. St. Vincenz und Anastasius. Sta. Maria Scala Coeli. S. Paul.

Von den nach meiner oberflächlichen Zählung in Rom bestehenden 311 Kirchen nenne ich hier nur 67, jedoch glaube ich keine von Bedeutung und nur einigem Interesse für den Fremden ausgelassen zu haben. Mich leitete bei dieser Wahl vor allem Andern der Kunstwerth der Architektur oder der darin enthaltenen Werke der Malerei und Sculptur, dann die geschichtliche und heilige Bedeutung. Ich bin der

Hoffnung, dass ein Jeder Rom beruhigt verlassen kann, wenn er die hier genannten Kirchen in Augenschein genommen haben wird, indem ihm in den übrigen nichts entgangen ist, was besonderer Aufmerksamkeit werth wäre.

DIE GROSSEN PATRIARCHAT-BASILIKEN ROMS.

Es sind deren fünf, weil sie zum Gedächtniss der fünf Patriarchate der katholischen Welt eingesetzt sind, nämlich: Rom, Konstantinopel, Alexandrien, Antiochien und Jerusalem. Sie sind in folgendem Distichon enthalten:

Paulus, Virgo, Petrus, Laurentius atque
Joannes,
Hi patriarchatus nomen in urbe tenent.

1) DIE BASILICA DES H. JOHANN VON LATERAN MIT CAPITEL UND PFARRE.

Hier nimmt der Papst feierlichen Besitz von der Bischofswürde, und sie wird daher als die erste Kirche nicht nur Roms, sondern der ganzen Christenheit betrachtet. Aus diesem Grunde führt sie den Titel: *Sacrosancta Lateranensis ecclesia, omnium urbis et orbis ecclesiarum mater et caput.* Der Kaiser Konstantin gründete sie um das Jahr 324 an der Stelle, wo das Haus des Plautius Lateranus stand, den Tacitus als ein Haupt der Verschwörung gegen Nero bezeichnet. Konstantin schenkte sie dem Papst Silvester I., weshalb sie auch bis zum Jahre 1144 die konstantinische Basilica hiess. Lucius II. vereinigte hier die besondere Verehrung des h. Johannes des Täufers und des Evangelisten, weshalb sie Basilica des h. Johannes genannt wurde, und noch jetzt so heisst. Während 10 Jahrhunderte war das Hauptaugenmerk der Päpste auf die besondere Ausschmückung dieser Kirche gerichtet, welche sie als das römische Patriarchat betrachteten. Im Mai 1309, als die Päpste ihre Residenz nach Avignon verlegt hatten, brannte sie fast gänzlich ab, und Clemens V. verwandte einen grossen Theil seines Privatschatzes, um sie wieder aufzubauen. Nach ihm fuhren Urban V. und Hadrian IV. mit ihrer Verschönerung fort, und Martin V. begann sie auszumalen und mit Marmor pflastern zu lassen. Eugen IV. beendigte dieses Werk. Erst unter Innocenz X. im Jahr 1650 wurde der Architect Borromini beauftragt, das griechische Kreuz umzugestalten, jedoch Alles beizubehalten, was sich mit dem neuen Bau vertragen konnte. Clemens XII. liess endlich die jetzige Façade im Jahr 17[illegible] von dem Florentiner Galilei ausführen.

Die [illegible] Sie ist ganz aus Travertin [illegible] doppelten Portikus, und einen [illegible] ntesten Bauwerke dieser Art. [illegible] en befindet sich die Loggia, von [illegible] Papst dem Volke den Segen erth[illegible] tere führt nach dem Vesti[illegible] man in die Basilica eintritt. [illegible] nung der Säulen und Pilaster ist korinthisch. Diese sind von Marmor. Ein jeder Portikus hat fünf Bogen. Oben auf der Façade stehen zehn Statuen, eine jede 27 Palmen hoch, in der Mitte die des Heilandes von 30 Palmen. Auf dem zwischen den beiden Portiken hindurchlaufenden Friese sieht man eine Inschrift, welche dem Architrav des alten Portikus von Eugen IV. gehörte. Sie lautet:

Dogmate papali — datur ac simul imperiali
Quod sim cunctarum — mater caput ecclesiarum,
Hinc salvatoris — coelestia regna datoris,
Nomine sanxerunt — cum cuncta peracta fuerunt;
Sic summus ex toto — conversi supplice voto
Nostra, quod haec aedes — tibi Christe sit inclyta sedes.

Die Vorhalle. Sie enthält 24 Pilaster von weissem Marmor auf einem Grund von phrygischem Marmor. Fünf Thüren führen in die Basilica, über zwei derselben sind

Skulpturen, den h. Zacharias vorstellend, und Johannes predigend von **Ludovisi** und **Maini**. Der grosse Eingang in der Mitte hat Bronzethüren, die früher der Basilica Aemiliana gehört haben, und ist die einzige von jenen antiken Thüren, welche man Quadri fores nannte. Die letzte Thüre zur Rechten ist die heilige, die nur beim Jubiläum geöffnet wird. Am Ende des Portikus ist die Pforte, die in den päpstlichen Palast führt; ihr gegenüber steht eine alte Statue Constantins d. Gr., die in seinen Thermen auf dem Quirinal gefunden wurde.

Das Innere.

Das Hauptschiff. Die Basilica ist in lateinischer Kreuzesform gebaut und hat fünf Schiffe. Das Hauptschiff aus dem Jahr 1650 enthält fünf grosse Pilaster, welche den überaus prächtigen, nach Zeichnungen Buonarotti's verzierten Plafond tragen, da die früheren Säulen durch die Feuersbrunst und das Erdbeben von 896 zu sehr beschädigt worden waren. Die Pilaster schliessen diese Säulen ein und haben grosse Nischen, in denen die Statuen der Apostel stehen. Jede Nische enthält überdies einen kleinen Altar mit Säulen von Verde antico und andern seltenen Marmorarten. Ueber diesen Nischen befinden sich Basreliefs aus Stucco von **Algardi**, **Raggi** und **Rossi**. Noch höher sieht man zwölf Gemälde, die grossen Propheten vorstellend. Die Apostel sind 14 F. 8 Z. hoch. Diese etwas schwerfällig ausgeführten Werke sind von folgenden Künstlern:

Apostel. St. Peter und Paul von **Etienne Monnot**. St. Andreas, Johannes, Jacobus Maj. und Matthäus von **Camillo Rusconi**. St. Thomas und Bartholomäus v. **Pierre le Gros**. St. Jacobus Min. v. **Angelo Rossi**. St. Philippus v. **Joseph Mazzuoli**. St. Simon v. **Francesco Moratti**. St. Thaddäus v. **Lorenzo Ottoni**.

Propheten. Jesajas v. **Bened. Luti**. Jeremias v. **Sebast. Conca**. Baruch v. **Trevisani**. Ezechiel v. **Melchiorri**. Daniel v. **Procaccini**. Hoseas v. **Odazi**. Joel v. **Garzi**. Amos v. **Nasini**. Obadja v. **Chiari**. Jonas v. **Benefial**. Micha v. **Ghezzi**. Nahum v. **Muratori**.

Ehe wir in das Querschiff treten, erhebt sich vor dem grossen Tabernakel die Tumba Martins V., gest. 1431. Sie ist von **Simon v. Florenz**, dem Bruder Donatello's gearbeitet. Hierauf öffnet sich der grosse Bogen des Querschiffs von zwei 34 F. hohen Säulen aus rothem Granit getragen. Man steigt einige Stufen hinan und befindet sich vor dem

Tabernakel. Es ist aus dem 14. Jahrhundert im gothischen Styl, und wird von vier Pilastern und vier Granitsäulen getragen. Papst Urban V. (ein Franzose) liess es erbauen. Der obere Theil ist mit einer Ballustrade umgeben, deren Zwischenräume mit einem Goldgitter ausgefüllt sind. Unter den vielen Reliquien, die hier aufbewahrt werden, befinden sich auch die Köpfe der Apostel Peter und Paul, welche Urban im Jahre 1368 unter dem Schutte der eingeäscherten Basilica fand. Sie werden in grossen silbernen Büsten aufbewahrt, deren Köpfe und Hände von Gold sind und mit den kostbarsten Steinen geziert. Unter diesem Tabernakel und zwischen den Säulen steht der Altar von Marmor, in welchem der hölzerne Altar eingeschlossen ist, wo zuerst der h. Petrus und seine Nachfolger bis zu St. Silvester die Messe lasen. Hier darf nur der Papst celebriren, oder derjenige, dem er durch ein Breve die Erlaubniss ertheilt, seine Stelle zu vertreten. Deshalb heisst der Altar auch vorzugsweise der päpstliche. Die Malereien sind von **Bernardo v. Siena**. Die Kapelle unter dem Altar, gen. die Confession Johannes d. Ev., ist von **Brughi** gemalt.

Querschiff. Clemens VIII. liess es

1600 nach den Zeichnungen des Jacob della Porta erneuern und ausschmücken, mit Ausnahme der grossen Tribune, welche einer früheren Zeit angehört. Die Mosaik, welche man hier sieht, wurde auf Befehl Nicolas IV. von Fra Jacopo, gen. Mino da Torrita, und von Fra Jacopo da Camerino verfertigt. Oben liest man: ✝ *Jacobus Torriti pictor hoc opus fecit* links, und rechts: *Fra Jacobus de Camerino socius magistri*. Der untere Theil wurde 1292 von Gaddo Gaddi beendigt. — Das Merkwürdigste aber von Allem ist die Gestalt des Heilands in der Höhe, welche so alt als die Gründung der Basilica seyn soll. Im Volke, das dieses Bild sehr verehrt, geht sogar die fromme Sage, dass es hier durch ein Wunder bei der Erbauung erschienen ist und keinem Künstler sein Daseyn verdankt. In der Mitte des Chors befindet sich ein Altar mit einem neueren Bilde von Agricola, welches von dem Herzog Alexander Torlonia hieher geschenkt worden ist, vorstellend Christus mit Johannes d. T. und Johannes d. Ev. Auf den Wänden des Querschiffs befinden sich gute Freskogemälde. Zur Linken ist der Triumph Konstantins von Bernard Cesari; die Erscheinung Peter und Pauls von Nebbia; der Heiland vor dem römischen Volke von Paris Nogari; Konstantin, der dem Papst Silvester die h. Gefässe überreicht, von Baglioni. — Auf der andern Seite des Schiffes sieht man Papst Silvester auf dem Soracte von Nogari; die Taufe Konstantins von Roncalli; die Perspective der alten Basilica von Nogari; die Einweihung der Basilica von Ricci; die Evangelisten und Apostel auf allen Wänden sind von Ciampelli. Die Engel endlich sind Skulpturen von Mariani, Cordieri, Buzio, Vasaldo, Flaminio Vacca, Buonvicino, Steffan Maderno, Nicolò von Arras und Silla Milanese.

Kapelle Borghese. Am Ende des Querschiffs erhebt sich gleich einem grandiosen Oratorio der Altar des h. Abendmahls von Peter Paul Olivieri. Vier grosse kannelirte Säulen von vergoldeter Bronze unterstützen Architrav und Fronton aus demselben Material. Man glaubt, dass sie einst zum Tempel des Jupiter Capitolinus gehört haben, und dass August sie aus den Rostren der Schiffe schmelzen liess, die bei der Schlacht von Actium genommen wurden. Sie gehörten noch der alten Basilica und waren ein Geschenk Konstantins an dieselbe. Der ewige Vater ist von Christoph Roncalli gemalt. Auf dem Altar befindet sich zwischen vier Säulen von Verde antico ein reiches Ciborium nach einer Zeichnung von Targioni. Die Engel aus Bronze an der Seite sind von Horazio Censore nach Modellen von Buonvicino. An den Seiten des Altars stehen vier Marmorstatuen: Elias von Olivieri und von Mariani vollendet, Moses von einem Niederländer, Aaron von Silla, Melchisedech von Nicolas von Arras. Vor dem Altar sieht man die Himmelfahrt Christi von Arpino.

Kapelle des Chors. Hier officiren die Domherren während des Winters. Zu beiden Seiten des Eingangs sind Gemälde von Scipio Pulsone, von Gaeta, gen. Gaetano, und von einem modernen Meister. Das Altarblatt stellt Christus mit den beiden Johannes vor von Arpino. Die Decke ist von dem Bologneser Croce. Das Grab der Lucrezia Tomacelli ist nach einer Zeichnung von Theodor della Porta und die Säulen von kostbarem lydischen Marmor.

Leoninischer Portikus. Hinter der Tribune ist ein kleines halbrundes Schiff, welches ehemals ein offener Portikus war und der Benennung nach von dem h. Leo I. erbaut seyn mag. In einem Schranke zur Linken wird eine alte hölzerne Tafel aufbewahrt, die nach der frommen Tradition diejenige seyn soll, auf welcher unser Herr das Abendmahl genossen hat. Eben so zeigt man auch die Tafel, an welcher die Apostel zu essen pflegten. Ausserdem sind viele Grabmäler hier. Unter anderen die zweier berühmten Maler des 17. Jahrhunderts des Andreas Sacchi und des Joseph Cesari von Arpino.

Sacristei. Die Thüre, welche aus dem eben beschriebenen Portikus hinführt, ist von Erz und Coelestin III. liess sie im J. 1196 verfertigen. Die Sacristei ist in zwei Hälften getheilt, die eine für die Beneficiarien, die andere für die Domherrn. Auf dem Altare der ersteren ist eine Verkündigung von Buonarotti gezeichnet und v. Marcellus Venusti gemalt. Die kleine Magdalene davor gehört der älteren Schule. An den Seiten: die Dreieinigkeit von Ciampelli und Johannes, von den Jüngern zur Grotte geführt, von Arpino. Die hölzerne Statue Johannes d. T. ist von Donatello. — Die Fresken in der Sacristei der Domherrn sind von Ciampelli. Die Ornamente der Decke sind von Albert de Borgo di S. Sepulcro und die Figuren an derselben von seinem Bruder Cherubin. Am Altar ein Krucifix mit Maria und Johannes aus der alten florentinischen Schule. Ferner ein Gemälde von Maturin da Caravaggio und der Karton einer h. Familie, der Raphael zugeschrieben wird. Auch sieht man hier ein Reliquienkästchen aus dem 5. Jahrhundert.

Wir kehren jetzt zur Kirche zurück und beginnen unsere Wanderung von dem Haupteingang.

Erstes Seitenschiff zur Rechten. *I. Kapelle.* Freskogemälde von Costanzi. — Grabmal des Kardinals Julius Acquaviva, im 20. Jahr gest. — *IV. Kapelle.* St. Johann d. Ev. Freskobild v. Lazaro Baldi, an dem Grabe des Kardinals de Chaves. Mehre andere Gräber und Denkmäler in den andern Kapellen.

Zweites Schiff. Hier sind nur Grabmäler zu erwähnen. Das bedeutendste ist das von Bonifaz VIII., jedoch ist es leer, denn der Leichnam dieses Papstes befindet sich in den heiligen Grotten des Vaticans. Sein Portrait nach dem Leben, zwischen zwei Kardinälen, die Bulle des allgemeinen Jubiläums publicirend, ist von Giotto di Bondone. Ferner das Monument Silvesters II. gest. 1003, Alexanders III. gest. 1181, Sergius IV. gest. 1013; endlich das Cenotaphium des Kardinals Ranuccio Farnese nach Vignola's Zeichnung von Vasoldo.

Erstes Seitenschiff zur Linken. *I. Kapelle,* dem h. Hilarius gewidmet, dessen Bild al fresco von Bourguignon. Durch eine kleine Seitenthüre tritt man von hier in das alte Kloster der regulirten Domherrn vom Lateran, wo verschiedene alte und sehr merkwürdige Gegenstände von den Custoden gezeigt werden. Wie z. B. die Säule des Tempels zu Jerusalem, die bei dem Tode Christi entzwei brach, der Stein, auf welchem die Kriegsknechte würfelten, u. s. w. Da ich jedoch nicht im Stande bin, die Authenticität dieser Gegenstände zu verbürgen, so unterlasse ich es, sie alle hier speciell anzuführen. Einige davon haben indess auch einen künstlerischen Werth, abgesehen von dem historischen. — *II. Kapelle.* Nach Zeichnungen von Franz da Volterra erbaut. Das Bild des h. Franciscus ist von Thomas Lauretti. — *III. Kapelle.* Nach Zeichnungen von Longhi. Christus aus Marmor ist von Aurelius Cevoli. Die Gemälde der Decke sind von Baccio Carpi, dem Schüler des Pietro da Cortona. Das schöne Monument des Kardinals S. Severino ist von Finelli aus Carrara. Ihm gegenüber ist das Grabmal des Kardinals Valeriano von Piperno. — *IV. Kapelle.* Die Freske: die Himmelfahrt der Jungfrau, von Odazzi begonnen, wurde von Ignaz Stern, einem Deutschen, vollendet. Darunter ein altes Bild, gleichfalls eine Himmelfahrt der Jungfrau vorstellend, aus der guten alten Zeit des Giotto. Dieses Gemälde wird sehr verehrt und nur selten der profanen Anschauung preisgegeben, welcher eine Copie davon genügen muss, die man auch willfähriger zeigt. Dergleichen verhängte Bilder findet man in allen Kirchen, oft werden sie ihrer Heiligkeit, oft ihres hohen Kunstwerthes wegen so sorgfältig verwahrt, allein einem kleinen Beitrage für die Armen öffnen sich willig Vorhang und Schrein. Ausserdem sieht man hier noch die Grabmäler verschiedener Kardinäle. — *V. Kapelle der Corsini*, von Clemens XII. aus dem Hause Corsini, nach den Zeichnungen Alex. Galilei's erbaut, die schönste und geschmackvollste Kapelle Roms, durch ein Gitter aus Bronze geschlossen. Sie ist in einem griechischen Kreuz gebaut. Das Gemälde des h. Andreas Corsini ist eine Mosaikarbeit von Augustin Masucci nach dem Original von Guido Reni, welches sich im Palast Barberini befindet. Die Statuen der Religion und der Busse auf dem Fronton des Altars sind von Pincellotto, und das Basrelief am Altar von Augustin Cornacchini. Links von der Kapelle ist die berühmte antike Porphyrurne aus dem Pantheon, welche die Asche Clemens XII. enthält. Der Deckel ist modern. Die sitzende Statue des Papstes in segnender Stellung ist nach einem Modell von Maini von Gardoni gegossen. Die Munificenz und der Ueberfluss mit zwei Kindern sind von Carlo Monaldi. Ihnen gegenüber das Mausoleum des Kardinals Neri Corsini. Beide Monumente stehen in Nischen, die von zwei Porphyrsäulen mit goldenen Kapitälern und Vasen getragen werden. Ausserdem stehen zu jeder Seite vier Statuen und eben so viele Basreliefs von guter Arbeit. Sowohl die Kuppel als der Fussboden sind geschmackvoll decorirt. Durch eine der vier Thüren von Ebenholz steigt man in das runde Souterrain, wo die Mitglieder der Familie Corsini ruhen. Auf einem isolirten Altar ist eine schöne Gruppe der Mater dolorosa v. Antonio Montauti.

Zweites Schiff Hier befinden sich Monumente verschiedener Prälaten. Ich führe jedoch nur das eine davon, der Helena Savelli, an, weil es von Giacomo del Duca, einem Schüler M. Angelo's, herrührt. Kehren wir jetzt durch das Querschiff nach dem Portikus Sixtus V. zurück, so bemerken wir zwei Säulen von Giallo antico, die grössten, die man kennt. Sie sind 27 F. hoch und haben auf dem Forum Trajano gestanden. Die beiden Halbfiguren von David und Ezechiel sind von Buonvicino.

Die *Orgel* ist die grösste Roms und ein Werk des Luca Biasi aus Perugia. Sie wurde 1599 verfertigt.

Portikus von Sixtus V., nach der Zeichnung von Fontana erbaut. Die Statue Heinrichs IV. von Frankreich ist von Nicolas Cordier, gen. il Franciosino, eine nur mittelmässige Arbeit. Das Kapitel liess dem König diese Ehre widerfahren, als er ihm die Abtei Clerac in Frankreich zum Geschenk machte. Seit dieser Zeit hiessen die Könige von Frankreich die Wohlthäter der Basilica, und führten noch überdies den sonderbaren Titel eines ersten Canonicus derselben. Sie zahlten, als im Laufe der Zeiten das Kapitel jene Abtei verloren hatte, jährlich 24.000 Fr. den Domherren und Beneficiarien, die sie ernennen durften. Dafür celebrirten diese am Geburtstage der Monarchen von Frankreich eine feierliche Messe, welcher der französische Gesandte beiwohnte. — Ueber diesem Portikus befindet sich noch die Loggia, von welcher die Päpste den Segen ertheilten, ehe Clemens XII. die neue Façade erbauen liess. Daher sieht man noch auf der Mauer Sixtus V., im Begriffe den Segen zu ertheilen, v. Zuccaro.

Ceremonien. Ausser der feierlichen Besitznahme des neuen Papstes von dieser Basilica wird am Himmelfahrtstage hier ein Kapitel von demselben gehalten. Eben so am 24. Juni, dem Tage Johannes d. T. Am Himmelfahrtstage und am Tage der Besitz nahme gibt der Papst hier den Segen. Am Quatember wird Ordination gehalten und am Charsamstag, so wie zu Pfingsten, werden hier von dem Kardinal-Vicar die bekehrten Heiden und Juden getauft. — Am 9. November, dem Tage der Einweihung der Basilica, ist ebenfalls grosse kirchliche Feierlichkeit.

S. Giovanni in Fonte.

Die Taufkirche befindet sich beim Ausgange aus dem Portikus Sixtus V. zunächst an der Basilica des Lateran. Auch sie wird unter die Basiliken gezählt, weil man glaubt, dass Constantin hier die Taufe von St. Silvester empfangen habe. Deshalb wird sie auch das Baptisterium des Constantin genannt. Früher soll sie sehr prächtig gewesen seyn, und auch noch in ihrem jetzigen Zustand ist sie ein sehenswerthes Kunstwerk. Acht prächtige Porphyrsäulen von 8 Palmen im Umfange tragen ein Architrav, über dem sich Säulen von weissem Marmor erheben, auf denen eine Gallerie ruht, von deren Ecken acht Pilaster emporstreben, die an das achteckige Gebäude endigen, welches die Kuppel schliesst. In den Zwischenräumen der Pilaster sind acht Gemälde, welche Züge aus dem Leben des h. Johannes d. T. darstellen. Sie sind zwar von Andr. Sacchi, doch nicht so gemalt, als man es von diesem Meister vermuthen sollte. In der Mitte unter der Kuppel steht das Taufbecken von grünem Basalt. Es befindet sich in einer Vertiefung, zu welcher man auf einigen Stufen hinunter steigt, die mit einer Ballustrade von schönem Marmor umgeben sind. Die Freskogemälde beziehen sich auf das Leben Constantins. Die Erscheinung des Kreuzes ist von Gemignani, die Schlacht gegen Maxenz von Camassei, die Zerstörung der Götterbilder von Carlo Maratti, und die Verbrennung der heidnischen Bücher von Carlo Mannoni. Die beiden kleinen Kapellen an jeder Seite waren Zimmer Constantins. An der Decke des einen sieht man eine alte Mosaik aus dem 5. Jahrhundert und Arabesken, welche den Bädern des Titus nachgebildet sind. Die Thüren sind von Bronze, und über der einen liest man: *Hilarus Episcopus Sanctae plebi Dei* — und auf der Thüre selbst: *In honorem B. Jo. Baptistae Hilarus Episcopus Dei famulus offert.* Die andere Thüre ist eine Arbeit, die unter dem Pontifikat Coelestins III. 1197 verfertigt wurde. Clemens VIII. liess sie restauriren und verschönern. In der einen von diesen Kapellen, welche dem h. Johannes d. T. geweiht ist, zieren den Altar zwei schöne Säulen von Serpentin, und die Statue des Heiligen ist von Donatello. Die Malereien sind von Durante Alberti. Die andere Kapelle ist dem Johannes d. Ev. geweiht. Seinen Altar zieren Säulen von orientalischem Alabaster, und die Bronzestatue des Heiligen ist von Giambattista della Porta. Hier sind die Fresken von Tempesta und Ciampelli.

Kapelle der h. Rufina und Secunda. Unweit von den vorigen errichtete Anastasius IV. 1153 dieses Oratorium den beiden Heiligen, deren Körper unter dem Altare ruhen. Die antike Mosaik in der Höhe gehört dem 12. Jahrhundert. Die alten Freskogemälde, den Heiland vorstellend, wie er die beiden Heiligen krönt, stammen aus der Zeit der Erbauung des Oratoriums. Das alte Bild der Jungfrau zur Linken wurde 1669 über der Thüre eines ländlichen Hauses in der Nähe des Kolosseums gefunden. Christus zwischen Wolken, in Marmor ausgeführt, stand unter dem alten Portikus der Basilica. Ausserdem sieht man noch einige Monumente von Kardinälen.

Oratorium des h. Venantius. Papst Johann IV., ein Slavonier von Geburt und Sohn des genannten Heiligen, liess es bauen, als er die Körper vieler Märtyrer nach Rom kommen liess. In der Tribune sieht man eine antike Mosaik aus dem 8. Jahrhundert, den genannten Papst und seinen

Nachfolger Theodor I. vorstellend, der dieses Gebäude vollendete. — In der Sacristei befindet sich eine alte Malerei auf Holz, die Taufe des Herrn vorstellend, vorgeblich aus dem 6. Jahrhundert.

Aus dieser Kapelle des h. Venantius tritt man in den Hof, der zu der Sacristei der Basilica und zur Residenz des Kapitels führt. Die von der Zeit ziemlich schadhaft gewordenen grossen Porphyrsäulen mit einem herrlich gearbeiteten Friese, welche mit der Mauer verbunden sind, gehörten einst zu dem Hause des Plautius Lateranus.

SCALA SANTA,

die heilige Treppe, in einem eigenen Gebäude, dennoch aber von der Basilica abhängig. Sixtus V. liess hier eine Menge kostbarer Reliquien sammeln und mauerte die sogenannte heilige Treppe in der Halle ein, die zu denselben führt. Von dieser Treppe geht die fromme Sage, dass sie aus denselben 28 Stufen bestehe, welche einst in dem Gerichtspalaste zu Jerusalem die Treppe bildeten, die unser Heiland auf- und niederwandelte. In der That sind sie von weissem geäderten Marmor, den man tyrischen nennt. Dieses Sanctuarium wurde 1699 nach der Zeichnung von Dom. Fontana erbaut. Ein schöner Porticus von fünf Bogen bildet den Eingang zu eben so viel Treppen, auf denen man in den obern Theil des Gebäudes steigt. In der Mitte befindet sich die heilige Treppe von 28 Stufen, die man jedoch nur knieend hinaufrutscht *). Clemens XII. liess sie mit dicken Holzstücken bekleiden, damit ein so ehrwürdiges Monument nicht durch die Frömmigkeit der Gläubigen am Ende zerstört werde *). Die vier Nebentreppen sind von Peperin, und man kann sich hier allerdings seiner Füsse bedienen. Oben an der heiligen Stiege befindet sich die Kapelle, „die Heilige der Heiligen" genannt. Ihr Fenster ist mit starken Gittern verschlossen, und man verehrt in ihr ein sehr altes Bild des Heilands von griechischem Ursprung. Innocenz III. liess eine Kapsel von Silber um dasselbe machen, und man zeigt es nur sehr selten dem Volke. Die Benennung Sancta Sanctorum führt diese Kapelle von den Marmorgefässen, in welche die Päpste Leo II. und IV. eine Menge Reliquien verschlossen. Dieses Heiligthum wird nur selten geöffnet und ist überhaupt nur dem Papst und den Kardinälen zugänglich. Die Fresken in der Kapelle sind von Geronimo Nanni und die an den Wänden der Treppe von Verschiedenen: Vincenzo Conti, Stella, Nogari, Nucci u. s. w.

Auf dem Platze des h. Johannes v. Lateran befinden sich die Spitäler für Fieberkranke, welche von den grauen Schwestern gepflegt werden. Römische Fürstinnen selbst machen es sich zur Pflicht, diese Anstalt regelmässig zu besuchen und den frommen Schwestern beizustehen. Jedes Jahr in der Octave des Frohnleichnamsfestes zieht die Procession des h. Johannes v. Lateran, mit den Kardinälen, oft sogar den Papst an der Spitze, unter rauschender Musik durch die Krankensäle. Der Boden ist alsdann mit

---

*) Man erzählt folgenden Zug englischer Impertinenz. Während ein greises Ehepaar mühevoll im Gebete die Stiege hinaufrutschte, wetteten zwei Engländer, wer von den beiden Alten zuerst oben ankommen würde, und sie verfolgten die Anstrengungen der frommen Beter, die nicht ahnen konnten, welch ein Schauspiel sie hier gaben, mit einem Interesse und lauten Geschrei, als ob sie einem Wettrennen in New Market beiwohnten. Wie erhaben erscheinen die armen Leute, die nach der Meinung der Engländer einem katholischen Aberglauben fröhnen, gegen diese faden Kinder des lichten Albions.

*) Es ist bekannt, dass das Jahrhunderte hindurch andauernde Knien und Rutschen auch dem härtesten Marmor seine Spuren eindrückt, und dass der Bronzefuss der Statue des h. Petrus in Rom durch zu vielen Küssen gelitten hat. Auch das Holz, das die h. Treppe bekleidet, musste schon mehrmals erneut werden.

Blumen bestreut, die Krankenbetten mit Draperien von schreienden Farben verziert und die Leidenden selbst festlich herausgeputzt. Dieser Aufzug macht übrigens den besten Eindruck auf sie, und sie würden sich sehr darüber beschweren, wenn man den Gebrauch unterdrücken wollte.

Ich habe hier noch des *Obelisks* zu erwähnen, der den Platz vor der Kirche schmückt. Er ist der kolossalste und schönste, den uns das Alterthum aufbewahrt hat, und wurde in Theben von Thutmosis II. errichtet. Er ist der einzige Obelisk, der von Cambyses gänzlich verschont worden ist. Constantin d. Gr. brachte ihn nach Europa; dann lag er lange unter den Ruinen des Circus Maximus verschüttet, bis ihn Sixtus V. ausgraben und von Fontana wieder aufrichten liess. Er ist aus einem einzigen Stücke rothen Granits und mit herrlich ausgehauenen Hieroglyphen bedeckt. Tasso fühlte seine dichterische Begeisterung von diesem uralten, mysteriösen Denkmale so sehr angeregt, dass er ihm einige Verse widmete.

Das Thor unweit der Kirche ist das, wodurch man nach Neapel fährt. Es ist die Porta S. Giovanni, zur Römerzeit Porta Asinaria. Gregor XIII. liess dieses Thor von Jacob della Porta ausbessern und in seinen jetzigen Stand setzen. Totila drang durch die Verrätherei der Isaurier von dieser Seite in die Stadt.

2) Die Peterskirche

erfordert, um gehörig und doch ohne Ermüdung überschaut zu werden, zwei starke Vormittage *). Es versteht sich von selbst, dass man bei längerem Aufenthalt in Rom, so oft man den Vatican besucht, an ihren stets offenen Pforten nicht vorübergehen wird, ohne sich in ihren Räumen einem gemischten Gefühl von Andacht und Bewunderung hinzugeben. Ich kann mich hier durchaus nicht in eine Kritik des Baues einlassen, und muss mich darauf beschränken, das Vorhandene in der bisherigen Weise aufzuzählen. Gebildeten Reisenden sind ja ohnedies jene Quellen bekannt und zugänglich, die sich mit der Peterskirche in obiger Beziehung beschäftigen und unsere Literatur ist besonders reich an solchen. Die Grösse dieser Kirche und die Pracht ihrer Ausschmückung hatte bis zum Jahre 1594 schon einen Aufwand von 45,852,000 Thalern erfordert, ohne noch einmal das Mobiliar und die Gemälde zu rechnen. Das Gebäude der Kirche allein, ohne den Platz und die Portiken, umfasst 111,122,000 Kubikpalmen und 44,290 Quadratpalmen *).

Geschichtliches. Die Basilica des Vatican besteht aus dem antiken und dem modernen Theile. Von dem erstern sieht man nur noch einige Spuren in der unterirdischen Kirche und einige zusammengetragene Monumente. Die erste Gründung wird dem Kaiser Constantin zugeschrieben. Er soll auf die Bitten des Papstes Silvester im Jahr 324 an dem Ort eine Basilica erbaut haben, wo St. Anaclet schon eine kleine Kapelle zu Ehren des h. Petrus errichtet hatte, dessen Körper hier von dem h. Linus, zweiten Bischof von Rom, begraben worden war. Der Raum, auf dem sie stand, war der antike Circus des Nero. Nach 11 Jahrhunderten, als der alte Bau den Einsturz drohte, liess Nikolaus V. ihn abbrechen und befahl den Baumeistern Alberti und Rosellini, einen neuen aufzuführen. Von hier an umfasst die Geschichte der Erbauung der Peterskirche beinahe die ganze Geschichte der neuern Kunst. Nach seinem Tode ergriff Julius II. einen grossartigeren Plan, den er dem Bramante anvertraute. Er selbst legte 1507 den Grundstein dazu. Unter Leo X. wurden die Arbeiten von Julian de Sangallo, Fra Giocondo von Verona und Raphael Sanzio fortgeführt *). Den Letzteren ersetzte nach dessen Tode Baltasar Peruzzi. Unter Paul III. veränderte M. A. Buonarotti grösstentheils den Plan seiner Vorgänger und fasste die Idee zur majestätischen Kuppel. Unter den folgenden Päpsten setzten dann Peter Ligorio und Vignola den Bau fort, bis dass mit Sixtus X. Jacob della Porta und Dom. Fontana die Kuppel vollends beendigten. Gregor XIV. liess die Laterne darauf setzen und Clemens VIII. bekleidete den Bau von Aussen mit Travertin und das Innere mit Mosaik. Unter Paul V. durfte Karl Maderno, im 18. Jahrhundert, das griechische Kreuz in ein lateinisches umwandeln, und die Façade, die offenbar das Ganze entstellt, wurde hinzugefügt. Bernini vollendete das Innere, erhob den Baldachin über dem Hochaltar, der eben auch keine Zierde genannt werden darf, und schloss den Platz vor der Kirche mit den beiden halbzirkelförmigen Portiken ein. Aus diesen wenigen Andeutungen wird es leicht werden, einzusehen, warum dieser ausserordentliche Prachtbau dennoch nicht ganz den Eindruck macht, den man sich von ihm versprechen sollte und der zu oft schon den gerechtesten Tadel der Beschauer hervorrief. Der Plan, von Bramante und M. Angelo entworfen, würde in seiner Ausführung gewiss das Höchste erreicht haben, wäre man dabei stehen geblieben.

---

*) Ich verstehe darunter römische. Man steht nämlich früh auf und hält seine Mahlzeit erst um 5 Uhr Abends.

*) Nach den Registern der Kanzelei, welche Fontana veröffentlichte, betrugen die Ausgaben bis zum Anfange des vorigen Jahrhunderts [illegible] Thaler, von welcher Summe Bernini allein ein Zehntheil verbrauchte.

Der Platz und die Portiken. Zwei Säulengänge mit vier Reihen Säulen aus Travertin umfassen den Platz und führen zur Kirche. Der grösste Diameter des Ganzen enthält 1238 römische Palmen und der kleinste 1020. Vor demselben liegt der Platz Rusticucci, von 304 Palmen Breite und 360 P. Länge. Auf den Säulengängen stehen 96 Statuen und die Wappen der Päpste. Ein jeder derselben besteht aus 284 Säulen und 90 Pilastern dorischer Ordnung. Jede Säule mit ihrer Basis ist 49 F. hoch.

Springbrunnen. Sie sind nach Zeichnungen von Bernini aus Granit verfertigt. Die Becken sind 35 Palmen hoch und der Wasserstrahl 25.

Der *Obelisk*, einer der wohl erhaltensten, den uns das Alterthum aufbewahrt hat. Er wurde von Cajus Caligula aus Heliopolis im dritten Jahre seiner Regierung nach Rom gebracht und hat keine Hieroglyphen. Sonst stand er in dem Circus des Nero, und neben der Sacristei der Basilica erblickt man noch einen Stein, der genau seinen ehemaligen Platz bezeichnet, ehe Sixtus V. ihn hier aufstellen liess. Dies geschah den 10. September 1586 durch Dom. Fontana, und man brauchte dazu 40 Krahnen, 140 Pferde und 800 Arbeiter. Er ist 113 Palmen hoch, an seinem Fusse 12 und an der Spitze 8 Palmen breit. Sein Gewicht berechnet man auf 992,789 Pfund. Seine jetzige Höhe ist mit dem Piedestal und dem Kreuze 186 Palmen. An seinem Fusse liest man die Widmung des Caligula an August und Tiber: *Divo Caesari divi Julii F. Augusto. Tiberio Caesari divi Augusti F. Augusto Sacrum.* — Nördlich von dem Obelisken sieht man den Meridian, und unweit von da deuten zwei weisse Steine die Stelle an, von wo man alle vier Säulenreihen, welche den Platz einschliessen, nur wie eine einzige Linie erblickt.

---

*) Würde Raphael länger gelebt haben, so hätte er sich wahrscheinlich von der Malerei abgewendet, um sich der Architektur zu widmen. Man liest in den Werken des Kardinals Bembo den Brief, durch den ihn dieser, im Namen Leo's X., nach dem Tode des Bramante zum Architekten von St. Peter mit 300 Goldthalern Besoldung ernennt. Auch erhielt er die Aufsicht über alle Ausgrabungen. Diesem ist es zuzuschreiben, dass Raphael während der letzten 6 Jahre seines so kurzen Lebens, durch seine administrativen und antiquarischen Anstellungen, den eigenen Schöpfungen entzogen wurde, zum grossen Nachtheil der Kunst.

An diese Säulenreihen schliessen sich auf beiden Seiten zwei aufsteigende Vestibule oder offene Corridore, welche jene mit der Basilica verbinden. Sie erhalten ihr Licht durch 11 grosse Oeffnungen. Auch auf ihnen stehen 57 Statuen. Sie sind 321 Palmen lang und 23 breit. Zwei Pforten, mit Säulen von Paonazetto (violettem Marmor) geziert, führen zu diesen Corridors. Durch den zur rechten Hand gelangt man auch zugleich in den Palast des Vaticans. Vor der Kirche selbst befindet sich eine breite Treppe, an deren Ecken die Marmorstatuen der Apostel Peter und Paul von Mino von Fiesole stehen.

Façade. In einiger Entfernung von der eben genannten Treppe sieht man die ungeheure Kuppel sich mit einer bewundernswerthen Leichtigkeit in die Lüfte erheben. Die Höhe von der untersten Stufe der Treppe bis zur Spitze des Kreuzes ist 636 Palmen. Die Façade ist ein Werk von C. Maderno. Sie ist fehlerhaft in ihren Verhältnissen und vor Allem einer solchen Kirche nicht würdig; dennoch imponirt sie durch ihre Länge von 504 und ihre Höhe von 202 Palmen. Sie ist ganz aus Travertin mit korinthischen Säulen geziert, die 12 P. im Durchmesser und 126 in der Höhe haben, Sockel, Basen und Kapitäler mit inbegriffen. In der Mitte erhebt sich ein grosses Fronton, an dessen beiden Seiten über den Bogen, welche die Basilica mit den Avenuen verbinden, sich zwei Uhren nach deutscher und italienischer Einrichtung befinden. Auf dem Gesimse stehen kolossale Bildsäulen von 25½ Palmen Höhe und im Mittelpunkt der Façade unter dem Fronton ist die grosse Loge, wo der Papst gekrönt wird, und von welcher er an gewissen Tagen den Segen ertheilt. Unter der Uhr zur Linken befinden sich die Glocken. Die bedeutendste liess Pius VI. giessen. Sie hat 11 Palmen im Durchmesser und wiegt 28.000 Pfund. — Fünf Eingänge, nämlich drei grössere und zwei kleinere, führen zum grossen Portikus. Ueber dem mittleren, den schöne Säulen von afrikanischem Marmor zieren, befindet sich ein Basrelief von Ambrosio Buonvicino, den Heiland vorstellend, wie er dem h. Petrus die Schlüssel gibt.

Vorhalle. Die eben genannten fünf Eingänge führen zu dieser Vorhalle und correspondiren mit den fünf Pforten der Kirche. Schon hier ist man von dem weiten, hohen Raume und von dem Reichthum an Marmor, Stucco und Vergoldungen überrascht. Zu beiden Seiten sieht man in ansehnlicher Perspective zwei Marmorstatuen zu Pferde, rechts den Kaiser Constantin, das Kreuz in den Lüften erblickend, eine chargirte Arbeit von Bernini, links Karl d. Gr. von Augustin Cornacchini. Ausgemacht ist es, dass beide Statuen nicht werth sind, an diesem Platze zu stehen. Die Länge dieser Vorhalle von einer Statue zur andern beträgt 631 Palmen, ohne die Vestibule von 318. Die Höhe hat 90 und die Breite 57 P. Von den fünf Eingängen ist der letzte zur Rechten, die sogenannte *heilige Thüre*, welche alle 25 Jahre beim Jubiläum vom Papst selbst geöffnet werden muss. Auch die andern Basiliken haben eine solche, zu deren Oeffnung jedoch nur ein Kardinal abgeordnet werden darf. — Der grossen Thüre in der Mitte gegenüber befindet sich in einer Lunette die berühmte Mosaik della Navicella (das Schiff des h. Petrus), von Giotto und seinem Schüler Cavallini 1298 verfertigt. Der Kardinal Jacob Steffaneschi, der sie bestellte, zahlte dafür 2200 Goldgulden. Sie befand sich in dem Portikus der alten Basilica, wurde unter Paul V. von Marcello Provençale restaurirt, der den Fischer und die Figuren in der Luft hinzufügte, und endlich 1674 von Horazio Manenti ausgebessert. Urban VIII. liess sie von Berretta copiren und schenkte diese Copie der Capuzinerkirche. Obgleich auf solche Weise von dem eigentlich ersten Werke nur noch wenig übrig ist, so bleibt diese Mosaik doch immer ein denkwürdiges Monument in der Kunstgeschichte. Ihr gegenüber auf der Bronzethüre sieht man ein Basrelief in Marmor von Bernini, Christus, dem h. Petrus die Schafe der katholischen Heerde übergebend. Noch eine andere prächtige Bronzethüre ist zu bemerken, welche Eugen IV. von Antonio Filarete und Simon, den Brüdern Donatello's, verfertigen liess. Filarete soll daran 12 Jahre gearbeitet haben, jedoch finden Kenner Vieles auszusetzen. Auf den, die verschiedenen Felder sondernden Einfassungen, die man für antik hält, sieht man Leda und den Schwan, den Raub des Ganymed und viele andere mythologische Darstellungen.

Das Innere. Jetzt treten wir ein und sind von der Pracht des Anblicks überrascht. Die seltensten Marmorarten, Stuck, Vergoldung, Mosaiken, Skulpturen und Bronzen schmücken dieses grossartige Gebäude, das keinen Vergleich mit irgend einem andern in dieser Hinsicht zulässt. Die Solidität, die bei dem ganzen Bau als Grundlage angenommen wurde, wird z. B. auch dadurch schon hinlänglich belegt, dass kein einziges Gemälde sich in dieser Kirche befindet, sondern dass alle Werke der Maler erst in Mosaik reproducirt werden mussten, ehe sie hier ihre Stelle fanden.

Merkwürdig ist es, dass die ausserordentliche Grösse des Innern nicht gleich beim ersten Anblick im rechten Lichte erscheint. Niemand wird sich überreden können, dass die Dimensionen sich wirklich so verhalten, wie sie angegeben werden. Jedoch bei mehrmaliger Wiederholung des Besuchs, und der genauern Betrachtung aller Einzelnheiten drängt sich uns die Ueberzeugung davon auf. Dann erst — so drückt sich ein geistreicher Franzose aus — wird die Kirche zu einer Stadt, wo man sich behaglich fühlt. Ihr Licht, obgleich zu hell, um zur Andacht zu stimmen, so wie ihr Klima, wenn man es so nennen darf, sind überaus mild. Stets herrscht darin eine fast gleiche Temperatur, und ein angenehmer Dunst durchzieht den Raum. Die Bevölkerung und die Sitten und Gebräuche dieser Stadt zeigen übrigens die interessantesten Contraste. Hier sieht man arme Landleute, die auf dem Marmorpflaster, vor diesen mit Gold und Kostbarkeiten bedeckten Altären niederknien; beim Eintritte küssen sie die heilige Thüre in Ehrfurcht, während Engländer oder andere profane Reisende ihre Namen daran kritzeln. Vor dem Beichtstuhle plaudern hier allerhand Leute mit ihrem Beichtiger von ihren Geschäften eine Art von vorläufiger vertraulicher Beichte, ehe es an die wirkliche geht. Ein Pönitenziarius schlägt leicht mit seinem langen Stabe auf die Köpfe derjenigen, die vor ihm niedergekniet sind. Dort halten Brüderschaften und Mönche ihre Stationen vor diesem oder jenem Altar, während man den ernsten Gesang der Priester aus der Ferne vernimmt, die in der Kapelle des Chors celebriren, dazu das summende Geräusch der Orgel und das harmonische Geläute der Glocken von St. Peter. Dann zeigt sich die Basilica auch wieder manchmal still, stumm und öde. Wenn die reinen Strahlen der untergehenden Sonne sie erhellen und auf irgend eine brillante Mosaik fallen; wenn ein Künstler, oder ein Weiser, der dem Leben sich entzog, wie man sie in Rom so häufig findet, in einer Ecke, vor einem Altar oder einem Kunstwerke, sich dem Nachdenken überlässt, oder ein Armer, dem Alles gleichgültig ist, auf einer Bank hingestreckt, von einem ruhigen Schlaf umfangen, träumt.

Die St. Peterskirche besteht aus drei Schiffen. An den Seiten des Hauptschiffes öffnen sich drei grosse Bogen, durch welche man in die Kapellen der Nebenschiffe geht

Das ungeheure Kreuz läuft nach beiden Seiten in zwei grosse Tribunen aus, in deren jeder drei Altäre befindlich sind. Ewig zu beklagen ist es, dass das griechische Kreuz Michel Angelo's nicht beibehalten wurde, statt des unmässigen verlängerten lateinischen Kreuzes von Carl Maderno. In der Tribune der Mitte steht die imposante Kanzel, und auf vier ungeheuren Pfeilern ruht die riesige Wucht der Kuppel, unter der sich der Baldachin erhebt, der die sogenannte Confession oder das Grab des h. Petrus, des Fürsten der Apostel, beschirmt. Man würde diese riesigen Verhältnisse nicht begreifen, wenn man nicht in der Mitte des Fussbodens die Länge der grössten Tempel der Welt verzeichnet fände. Hier sind sie.

	Palmen
Die Sophienmoschee in Constantinopel	692.
Die St. Paulskirche in Rom . .	572.
St. Petronio in Bologna . . .	595.
Der Dom in Mailand	606.
Der Dom in Florenz	669.
St. Paul in London	710.
Die Peterskirche von der Thüre bis zur Kanzel	837.
Die grösste Breite der Peterskirche	607.
Vom Boden zur Decke	207.
Höhe von der Confession bis zur Spitze des Kreuzes auf dem Baldachin	129.
Durchmesser der Kuppel (3 Palmen weniger als das Pantheon) . .	190.
Umfang der Kuppel	590.
Innere Höhe von dem Fussboden der Kirche bis zu dem kleinen Gewölbe der Laterne, an dem Gott Vater gemalt ist . . .	537.
Höhe von dem Boden bis zur Spitze des Kreuzes auf der Kuppel .	611.
Höhe von dem Boden der unterirdischen Kirche	625.

Das Hauptschiff und die Confession. An beiden Seiten corinthische Pilaster, gleichwie an den Wänden des Tempels. Ueber dem grossen Gesimse wölbt sich die prächtige Decke, ganz mit vergoldetem Stuc geschmückt. In den Nischen stehen die Stifter der religiösen Orden: Sta. Teresa von Valle, S. Pietro von Alcantara von Vergara, St. Vincenz von Paul v. Bracci, St. Camillus von Pacilli, S. Filippo Neri von Maini, St. Ignazius von Rusconi, St. Franziscus von Paula von Maini.

Ehe man zur Confession gelangt, erblickt man rechts die berühmte Statue von Bronze des h. Petrus, die sehr verehrt wird. Diese Statue wurde nach einer frommen Ueberlieferung zur Zeit des h. Leo I., genannt der Grosse (im fünften Jahrhundert), aus dem Erz des Jupiter Capitolinus verfertigt und Paul V. liess sie an diese Stelle bringen. Hieraus entstand das Mährchen, dieser St. Petrus sey ursprünglich ein antiker Jupiter, dem man später den Schlüssel in die Hand gegeben. — Nun naht man sich dem prächtigsten Theil des Tempels. Auf den vier Riesenpfeilern erhebt sich die majestätische Kuppel und vor uns ist die Confession mit der Tumba, in welcher der grösste Theil von den irdischen Resten der h. Apostel, der Beschützer der Stadt, ruhen. Auf diesem Grabe steht der Altar, an dem auch nur der Papst allein Messe liest, wenn er nicht dazu einem andern Priester die ausdrückliche Erlaubniss ertheilt. Ueber diesem Altar, dessen Platte aus einem einzigen Stück Marmor besteht, wölbt sich der Baldachin von Bronze, den Urban VIII. nach Zeichnungen des Bernini verfertigen liess. Das Erz dazu wurde von dem Porticus und der innern Decke des Pantheon genommen. Die Säulen sind gewunden und mit Laub und Arabesken geziert. Man brauchte zu dem ganzen Werke 186,392 Pfund Erz und 40,000 Thaler Gold zu den Vergoldungen. Die Erzgiesser waren Ambrosio Lucenti und Gregorio de

Rossi. Material und Arbeitslohn belief sich auf 100,000 Thaler. Vor dem Altar steigt man durch eine doppelte Treppe zur Confession hinab, die mit der unterirdischen Kirche in Verbindung steht. Das Ganze ist mit herrlichen Steinarten bekleidet und von einer Ballustrade umgeben, in deren Umfang beständig 122 Lampen brennen. Unten sieht man ein antikes Bild der h. Apostel auf Holz und eine Truhe, wo die Pallium aufbewahrt werden, welche der Papst den Erzbischöfen gibt. Vor den Bronzethüren der Confession ist die knieende Statue Pius VI. von Canova. Dieser Papst liegt hier begraben.

Die Kuppel, zu welcher Bramante den Gedanken fasste, den jedoch nur Michel Angelo ausführen konnte, wird von vier Bogen getragen, die auf Pfeilern ruhen, von 320 Palmen im Umfange. Ein einziger dieser Pfeiler nimmt so viel Raum ein, als die Kirche und das Kloster des h. Carl auf dem Platze der vier Springbrunnen. In einem derselben ist eine Wendeltreppe, um zur Höhe zu steigen. Gegen die Confession hin hat ein jeder dieser Pfeiler eine Nische, in welcher sich auf einem Piedestal von 25 Palmen eine halbkolossale Statue von 22 Palmen befindet. Diese vier Statuen sind: St. Longinus, Märtyrer, von Bernini, Sta. Helena v. Andrea Borghi, Sta. Veronica v. Mocchi, St. Andreas v. Du Quesnoy (Fiammingo) *). Ueber den Statuen sieht man vier Balcone, die zu eben so vielen Kapellen führen, wo sich bedeutende Reliquien befinden, die an gewissen Tagen vor dem Volke ausgestellt werden. Auf jedem Balcon sind zwei antike Säulen, ebenfalls spiralförmig. Zwischen diesen Säulen ein Basrelief, welches sich auf die unten befindliche Statue bezieht. Ueber diesen, und in den Zwickel-Gewölben der Kuppel, sind Abbildungen der Evangelisten in den grössten Proportionen. Ein jedes dieser Medaillons hat 38 Palmen im Durchmesser. Die Zeichnungen zu St. Johannes und St. Lucas lieferte Johann de Vecchi, die zu St. Matthäus und St. Markus sind von Cesar Nebbia. Um einen Begriff von den Verhältnissen zu geben, führe ich an, dass die Feder des h. Lucas 9½ Palmen lang ist. Das Gewölbe der Kuppel enthält Mosaiken nach Zeichnungen von Arpino. Sie stellen Christus, die Jungfrau, die Apostel und Propheten, Engel und Verzierungen vor. Wir werden noch einmal von der Kuppel sprechen, wenn wir sie ersteigen.

Seitenschiff zur Rechten.

1. *Altar und Kapelle.* Ehe wir hier eintreten, bemerken wir rechts über der sogenannten heiligen Thüre der Kirche, St. Petrus in Mosaik von Calandra nach einem Carton von Ciro Ferri. — Auf dem Altar der Kapelle steht eine Pietas von M. Angelo, die er im 24. Jahr vollendete. Diese Gruppe hat leider nicht das beste Licht. Die Decke der Kapelle ist von Lanfranco gemalt. Seitwärts zur Rechten wird eine gewundene Säule von weissem Marmor gezeigt, die mit Figuren und anderer Arbeit geziert ist. Sie ist noch eine von den zwölfen, welche zu der Confession der alten Basilica gehörten. Diese Säulen sollen vom salomonischen Tempel zu Jerusalem herstammen. Andere sagen, dass Constantin d. Gr. sie aus Griechenland hieher gebracht habe. — Auch sieht man hier die schöne Urne aus dem Grabe des Probus Anitius und seiner Gattin. Der Sarkophag, eine Arbeit des 4. Jahrhunderts, diente in der alten Basilica als Taufbecken.

---

*) Als einst Bernini die fliegenden Gewänder der Veronica in einem geschlossenen Orte unnatürlich nannte, antwortete man ihm: der Wind, der sie bewege, komme von den Rissen der Kuppel her, die sie dadurch bekommen, dass er (Bernini) die Pfeiler durch Nischen und dergleichen geschwächt habe, die er darin anbrachte. Michel Angelo soll nehmlich davor gewarnt haben, jemals die solide Masse dieser Pfeiler anzutasten.

2. *Kapelle*, dem *h. Nicolaus* von Bari gewidmet; Architectur von Bernini und Decoration von Vanvitelli. Auf einem der beiden Altäre ist ein hölzernes Krucifix von Pietro Cavallini, einem römischen Bildhauer des 13. Jahrhunderts, auf dem andern ist ein Bild des Heiligen in Mosaik von Fabius Christofori, nach einem in Bari noch befindlichen Original.

Hierauf sieht man das einfache Grab Innocenz des XIII. und ihm gegenüber das Denkmal der Königin Christine von Schweden, die den Protestantismus abgeschworen hatte und 1689 in Rom starb. Es ist von Carlo Fontana entworfen. Das Basrelief, welches die Abschwörung darstellt, ist von einem Franzosen Ferdinand Teudon.

3. *Kapelle*, dem *h. Sebastian* gewidmet, dessen Bild in Mosaik, eine Kopie des Originals von Domenichino, welches er 1629 malte, und das sich jetzt in Sta. Maria degli Angioli befindet.

Nun kommt das Denkmal Innocenz XII., von Philipp de la Valle nach der Zeichnung von Ferdinand Fuga verfertigt; ihm gegenüber steht das Mausoleum der Gräfin Mathilde, welches von Bernini auf Befehl Urbans VIII. verfertigt wurde.

4. *Kapelle des h. Sacraments.* Sie ist mit einem Eisengitter geschlossen. Hier werden während drei Tage die Leichname der Päpste ausgestellt, damit das Volk ihnen durch die Gitter die Füsse küssen kann. Auf dem Altar steht das runde Tabernakel aus kostbaren Steinen und reichen Vergoldungen von Bernini, der die Idee dazu von dem kleinen runden Tempel des Bramante bei S. Pietro in Montorio nahm. Es ist 28⅔ Palmen hoch. Das Altarbild ist eine Freske von Pietro da Cortona und stellt die Dreieinigkeit vor. Derselbe Meister lieferte auch die Cartons zu der Mosaik der Kuppel.

5. Neben dieser Kapelle steht ein *Altar* mit einer Kopie der berühmten Kreuzesabnahme v. M. A. de Caravaggio, die jetzt in der Pinakothek des Vaticans befindlich ist. Das Denkmal, das sich nur wenig über dem Boden erhebt, enthält die Reste Sixtus IV. und Fazio Santorio's, Bischofs von Cesena. Julius II. liess die Bronzestatue von Antonio Pollajolo verfertigen. Hier ruht auch noch Papst Julius II., einer der Erbauer der Peterskirche und grosser Beförderer der Künste.

Indem man diese Kapelle verlässt, sieht man zwei Monumente. Das eine Gregors XIII., dessen Statue von der Kraft und Religion umgeben, sitzend dargestellt ist. Ein Basrelief bezieht sich auf die Kalender-Verbesserung, die von diesem Papst bewerkstelligt wurde und davon die gregorianische genannt wird. Das andere Denkmal ist eine einfache Urne mit der Asche Gregors XIV.

6. Auf dem *Altar*, der gregorianischen Kapelle gegenüber, ist eine Mosaik nach Domenichino's berühmter Communion des h. Hieronymus von Christofori. Das Original ist in der Pinakothek des Vaticans.

7. Die *gregorianische Kapelle* wurde unter Gregor XIII. von Jacob della Porta gebaut, der dabei die Zeichnungen von M. Angelo getreulich befolgte. Die Cartons zu den Mosaiken der Kuppel sind von Muziani. Auf dem Altar ein Bild der Madonna aus der alten Basilica, welches zu den Zeiten Pasquals II. gemalt worden ist. Unter diesem Altar ruht der Körper des h. Gregor von Nazianz.

Unsern Weg durch das Seitenschiff verfolgend, sehen wir zur Rechten das Monument Benedict XIV., gezeichnet und auch grösstentheils ausgeführt von Pietro Bracci.

8. *Altar des h. Basilio.* Der Heilige celebrirt die Messe nach griechischem

Ritus vor dem Kaiser. Das Original von Subleyras ist von Pietro Leo Ghezzi in Mosaik ausgeführt.

Nun tritt man in das Kreuz, dessen Ende zur Rechten drei Altäre zeigt und an den Seiten vier halbkolossale Statuen, vorstellend: S. Gaetano Tiene von Carl Monaldi, S. Bruno v. M. Angelo Slodtz, St. Hieronymus Aemilianus v. Bracci und St. Joseph Calasanzio von Innocenz Spinazzi.

9. *Altar des h. Wenceslaus*, Königs von Böhmen. Die Mosaik ist eine Kopie eines Originals von Angelo Caroselli.

10. Auf diesem *Altar* sieht man das Martyrium der h. Proces und Martinianus. Die Mosaik ist eine Kopie nach Valentin de Brie in der Pinakothek des Vaticans.

11. St. Erasmus nach N. Poussin, 1629 gemalt, das Original ist gleichfalls in der Pinakothek des Vaticans befindlich.

Unsern Weg in dem rechten Schiff fortsetzend, erblicken wir rechts das Mausoleum Clemens XIII. von Canova. Der Papst kniet auf dem Monument, zur Seite ein Genius und die Religion. Unten ruhen zwei herrliche Löwen. Der eine schläft, der andere hält Wache. Sie werden für die schönsten Löwen gehalten, die nicht nur Canova, sondern die überhaupt jemals durch den Meissel geschaffen worden sind.

12. Diesem Denkmal gegenüber, das *Schiff des h. Petrus*, nach Lanfranco's Freskogemälde in Mosaik von Ricciolini.

13. Die Mosaik des *Altars des h. Michael* ist von Regoli und Fiani nach einem Original, das sich im Kapuzinerkloster befindet.

14. Der *Altar der h. Petronilla* mit einer Mosaik nach Guercino, welche für die beste Arbeit von Christofori gehalten wird. Das Original ist in der Pinakothek des Capitols.

Weiter gehend finden wir das Denkmal Clemens X. von Matthias de Rossi. Die Asche des Papstes ruht in einer schönen Urne von Breccia. Herkules Ferrata machte die Statue des Papstes, Joseph Mazzuoli die der Clemenz, Lazarus Marcelli die der Benignitas; das Basrelief von Lorenzo Leti stellt die Oeffnung der h. Thüre am Jubiläum 1675 vor.

15. Der *Altar* gegenüber enthält eine Mosaik: St. Petrus erweckt die Wittwe Tabita, nach dem Oelgemälde von Placidus Costanzi, welches sich bei den Karthäusern befindet.

Von hier tritt man in das grosse Schiff. Links sieht man die Confession und rechts erblickt man

16. Die *Kanzel*. Sie ist von Bernini, dem Unvermeidlichen, dem unter neun Päpsten die grössten Werke übertragen wurden, ganz aus Bronze und wiegt 219,161 römische Pfund. Das Erz und die Arbeit kosteten 172,000 Thaler. Vier Kolosse, von denen zwei 21 und zwei 20 Palmen hoch sind, tragen die Kanzel. Sie ist, nach dem Baldachin, das beträchtlichste in Bronze ausgeführte Kunstwerk. In ihrem Innern befindet sich jene Kanzel von Holz mit Elfenbein ausgelegt, deren sich St. Petrus und die ersten Päpste bedienten. Die vier Kolosse sind die h. Ambrosius, Augustin, Athanasius und Chrysostomus. Eine grandiose Idee, deren Ausführung jedoch vieles zu wünschen lässt. Eine Gruppe von Engeln in Wolken schwebt als Krone über dem heiligen Geist, der auf einem Fenster gemalt ist, wodurch das Werk seine Beleuchtung erhält. Das Ganze ist zum Theil vergoldet und von Alexander VII. errichtet, dessen Wappen man am Piedestal erblickt. Den Bronzeguss besorgte Johann Aretusi in drei Jahren.

Zu beiden Seiten befinden sich in Nischen rechts das Denkmal Urbans VIII von Bernini und links Pauls III. von

Kirche, Sta. Maria della Febbre (vom Fieber). Hier befand sich die berühmte Gruppe der Pietas von Michel Angelo. Pius VI. liess statt dieser alten Kirche von Marchionni die gegenwärtige Sacristei von 1776 bis 1784 bauen. Sie kostete über eine Million Scudi. Trotz dieser grossen Summe erscheint sie doch neben der Peterskirche in kleinlichen Verhältnissen.

Beim Eintritt sieht man in einem runden Vestibule vier Säulen von orientalischem Granit. Dem Eintritt gegenüber steht ein h. Andreas. Die Gänge und die Gallerie enthalten Pilaster von africanischem Marmor und viele Grabmäler. — Eine grosse doppelte Treppe führt zum innern Portikus, wo man die grosse sitzende Statue Pius VI. von Augustin Penna erblickt, die in einem manierirten Styl gearbeitet ist. — Durch die Mittelthüre gelangt man in die grosse *allgemeine Sacristei*, einem achteckigen Saal mit acht Säulen von grauem Marmor aus der Villa des Hadrian bei Tivoli geziert. Das Altarblatt ist eine Kreuzesabnahme nach einer Zeichnung von Michel Angelo, von Sabbatini ausgeführt. Der Hahn von Bronze über dem Altar stand vormals auf dem Thurm der alten Basilica Leo IV. und wiegt 126 Pfund.

Zur Linken geht man in die *Sacristei der Canonici*. Die h. Familie und die Apostel auf dem Altar sind von Francesco Penni, genannt il Fattore, dem Lieblingsschüler Raphaels. Die Jungfrau gegenüber ist von Giulio Romano und die andern Gemälde von Antonio Cavallucci. — Man besehe hier auch den schönen Kapitelsaal, wo die Kardinäle sich bei dem Begräbniss des Papstes versammeln und den Gesandten der fremden Mächte Audienz ertheilen. Er ist 44 Palmen lang und 35 Palmen breit. Die Sitze rings umher sind von Mahagonyholz. In einer Nische steht die Statue des h. Petrus von einem unbekannten Meister. Die alten Gemälde sind von Giotto auf Holz. Sie kosteten dem Kardinal Stefaneschi 800 Goldgulden, der sie für die Confession der alten Basilica verfertigen liess. Die Fresken an den Wänden werden dem Melozzo v. Forli oder Mantegna zugeschrieben. Die erstere Meinung hat jedoch mehr Gründe für sich.

Zur Linken befindet sich die *Sacristei der Beneficiarien*. Das Altarbild, Christus dem h. Petrus die Schlüssel übergebend, ist von Muziano. Diesem gegenüber ist das alte Bild der Madonna della Febbre, welches früher der alten Kirche, die als Sacristei diente, den Namen gab. In der Sacristei der Beneficiat-Cleriker, welche der Form nach dem Kapitelsaale auf der andern Seite entspricht, befinden sich Kopien alter Bildnisse der Jungfrau, die von dem Kapitel des Vaticans gekrönt wurden. — Ausserdem sieht man hier noch St. Joh. Chrysostomus von Guidobaldo Abbatini, Christus im Garten und eine Geisselung von Muziano. Bemerkenswerth ist noch eine Veronica von Hugo de Carpi, mit dem Finger gemalt und mit der Inschrift: *Ugo de Carpi intaiatore fata senza penelo.* — In einem nebenanstossenden Gemach befindet sich die sogenannte Dalmatica des h. Leo III., welche die alten Päpste bei der Krönung eines Kaisers anlegten. Ferner sechs prachtvolle Candelaber von vergoldetem Silber unter der Leitung M. Angelo's von Antonio Gentili, 1581 verfertigt, welche dem Kardinal Farnese 13,000 Scudi kosteten. Sie enthalten Medaillons von Bergkrystall, von Anna Amerani gearbeitet. Unter den vielen andern Leuchtern hebe ich noch sechs ganz besonders hervor, welche Gregor XIII. von Benv. Cellini aus vergoldetem Erz giessen liess. Die beiden grossen Candelaber, welche bei Feierlichkeiten auf den Altar der Confession gestellt werden, sind eine sehr geschätzte Arbeit von Pollajoli.

Unter der Sacristei befindet sich das merkwürdige Archiv des Kapitels. Hier bemerke ich einen Codex des 7. Jahrhunderts, die Werke des h. Hilarius enthaltend, das Leben des h. Georg vom Kardinal Stefaneschi mit kolorirten Zeichnungen von Giotto (nach Andern von Simon v. Siena). Der Freund solcher Sachen wird hier eine reiche Ausbeute finden*).

Hier nimmt man einen der Cleriker als Führer, um die alte unterirdische Kirche zu besuchen, die mit der Benennung der

Heiligen Grotten des Vatican

belegt wird. Diese bestehen zum Theil aus dem Erdgeschoss der alten konstantinischen Basilica, da bei dem Bau der jetzigen der Boden erhöht wurde, um sie vor Feuchtigkeit zu bewahren. Man steigt auf einer kleinen Treppe in dem Piedestal der h. Veronica hinab. Unten sieht man vier Altäre, die gerade unter den Statuen der obern Kirche sich befinden und Mosaikbilder enthalten, welche sich auf jene beziehen und nach Gemälden von Andrea Sacchi gearbeitet sind.

Das Ganze dieser heiligen Grotten besteht aus einem runden Gange, der ungefähr den Umfang der Kuppel hat und aus einer Kirche mit drei Schiffen, welche unter der Peterskirche fortläuft. Sie werden in ältere und neuere Grotten eingetheilt. Man sieht hier sieben Altäre und viele für die älteste Kunstgeschichte sehr erhebliche Monumente, die bis zur ersten Zeit des Christenthums hinaufreichen. Die Freskogemälde an den Wänden sind von Giambattista Ricci da Novara, Bartolomeo Mendoza, Carlo Pellegrini, Comes Savelli, Emilio Savonanzi v. Bologna, Guidobaldo Abbatini, Giambattista Pianelli, Giamb. Speranza, Giovanni Baccani, Gregorio Grassi, Tomaso Romano. Alle diese Werke sind mehr in historischer, als artistischer Hinsicht zu betrachten. Mehr als dieses aber sind die Gräber und Denkmäler der alten Päpste und Kaiser merkwürdig, die hier den langen Schlaf schlafen. Alles hier anzuführen, wäre unmöglich, und wir müssen uns der Kürze wegen und um dem sinnvollen Reisenden nur eine Anleitung zu geben, auf das Hervorragendste beschränken. Im Jubeljahr 1825 wurden alle diese Denkmäler und Gemälde von tüchtigen Künstlern restaurirt.

Die neueren Grotten.

Kapelle der h. Veronica. Geschichte der Reliquie des h. Schweisstuches.

Halbzirkel zur Rechten. Statue des h. Jacobus Minor von dem grossen Ciborium Papst Sixtus V. Antikes Monogram mit dem Namen Christi.

Kapelle del Salvatore zur Linken. Altarbasrelief mit dem ewigen Vater und Seraphim. Es bildete einen Theil des Altars der Auferstehung.

In dem *Halbkreise* eine Mosaik der alten Basilica. Ein Kreuz von Marmor, das sich auf ihrer Façade befand.

Kapelle der h. Jungfrau, gen. della Bocciata. Zwei Statuen der Apostel Johannes und Matthäus, welche den Bogen tragen. Zwei antike Urnen. Zwei herrliche Basreliefs aus der Kapelle Johanns VII. Fragment der Bulle Gregors VII. in Bezug auf das Koncilium gegen die Iconoclasten. Ein Kreuz in Mosaik von dem Tabernakel des h. Schweisstuchs Johanns VII. Ein Bild der Jungfrau von Simone Memmi von Siena. Statue im grossen Relief Benedicts XII. von Paul Sanese. Sitzende Statue St. Peters; die Verzierungen ringsum gehörten zum Grabmal Urbans VI.

---

*) Die Canonici wohnen in einem der Kirche benachbarten Palast. Das Kapitel besteht aus 30 Domherren, 36 Beneficiarien, 4 Kaplänen, genannt Innocenziani, 26 Beneficiar-Clerikern und noch aus einer Menge von Kaplänen, Sängern, Clerikern u. A. Das Kapitel präsidirt ein Kardinal Erzpriester und ein Prälat als dessen Vicar. Ein Kanonikus verwaltet die Güter des Kapitels und sorgt für die Erhaltung der Gebäude. St. Peter hat das Privilegium, Individuen aus jedem Sprengel der Stadt zu taufen.

In dem *Halbkreis* eine Mosaik von dem Grabe Kaiser Otto II.: der Heiland, St. Paul und St. Peter mit drei Schlüsseln.

Kapelle der Jungfrau, gen. der *Wöchnerinnen*, zur Rechten. Am Eingang die Statuen des h. Jacobus Major und Jacobus Minor vor dem Grabmal Nicolas V. Antikes Kreuz von Marmor. Statue des Heilands vom Denkmal des Kardinal Eroli. Statue der Jungfrau aus der alten Sacristei. Halbf. in Relief Bonifaz VIII. von Andrea Pisano. Inschrift Hadrians I. Portrait in Mosaik Johanns VII. Bildniss des h. Petrus aus der Kapelle des h. Schweisstuchs. Drei Inschriften mit Gebeten Gregors III. Zwei Statuen des h. Peter und Paul, Basrelief mit dem Todesurtheil der beiden Apostel von dem prächtigen Ciborium Sixtus IV. Kopie eines Engels nach Giotto. Statue des h. Augustin vom Grabe Calixt III. Antikes Kreuz von Marmor. Grabschrift von Johann Alicenze aus der Zeit Gelasius I.

Halbkreis Fortsetzung. Inschrift des h. Damas. Statue des h. Bartolomäus vom Grabe Calixt III. Bild der Jungfrau in Mosaik vom Altar Johanns VII. Inschrift nebst einem Brief-Fragment von 381, geschrieben von den Kaisern Grazian, Valentinian und Theodosius an Flavius Eucherius Konsul, in Bezug auf die Erhaltung der Güter der Basilica. Statue des h. Johann von dem Grabe Calixt III. Vier runde Basreliefs mit den Evangelisten von dem Ciborium Innocenz VIII. Vier Kirchenlehrer und der Namen Jesu von dem Grabe Nicolas V. Von demselben Grabe, so wie von dem Calixt III. und des Kardinal Eroli Maria, zwei Engel und zwei Kirchenlehrer. Zur Linken zwischen zwei Thüren zwei andere Kirchenlehrer von dem Ciborium Innocenz VIII. Zwei Engel vom Grabmal Nicolas V. Der Kopf des h. Andreas von zwei Engeln getragen. Marmorkreuz mit zwei Engeln von dem Denkmal Pius II.

Kapelle des h. Andreas zur Rechten. Die Gemälde beziehen sich auf die h. Lanze.

Die ältern Grotten.

Länge 200 Palmen, Breite 80. Der Fussboden ist jener der alten Basilica.

Erstes Schiff zur Linken. Altar mit einem Heiland in Basrelief von Arnolfo Lapo, dem Florentiner. Vor demselben die Inschrift des Grabmals der Königin Charlotte von Cypern, Jerusalem und Armenien. Rechts drei Inschriften, wovon eine das Fragment einer Schenkung der Gräfin Mathilde enthält. Darunter der Grabstein von Aumaury, Grafen v. Montfort. Bildniss der Jungfrau al fresco mit Ornamenten in Marmor aus der Zeit Innocenz VIII. Der antike Sockel der Erzstatue des h. Petrus. Bildniss der Jungfrau mit dem Kinde von Marmor. Köpfe eines Engels und des h. Benedict in Mosaik. Grab Nicolas I. Grab Gregors V. aus den Herzogen von Franken. Grab Otto II. gest. 983.

Mittelschiff. Liegende Statue Alexanders VI. Borgia. An den Pfeilern sieht man Fragmente eines Bildes auf Schiefer von Passignani und einige Mosaiken.

Drittes Schiff. Urne von rothem Granit mit der Asche Hadrians IV. Breakspeare (gebrochener Speer) eines Engländers. Urnen mit der Asche Pius II. und III. Piccolomini. Denkmal Bonifaz VIII. von Arnolfo Lapo. Gegenüber die Denkmäler von Raimund Zacost und Alfons Vignacourt, Grossmeister des Maltheser Ordens. Grab Nicolas V. Denkmal des Paul Barbo von Mino v. Fiesole. Tumba Julius III. Grab Nicolaus III. Tumba Urbans VI. Tumba Innocenz VII. Die Grabmäler Marcellus II. und Innocenz IX. Die Denkmäler der Kardinäle Pietro Fonseca, Ardicino d. S. und Eroli.

Der kleine Saal zur Rechten wird nach Agnesina Colonna, der Gemahlin des Honorio Gaetani, Gouverneurs der Villa Leonina benannt, welche hier begraben liegt. Auf dem Altar eine Jungfrau al fresco von einem Schüler Perugino's; links vom Altar das Denkmal des Kardinals Ardicino d. J.

Kapelle des h. Longin zur Rechten. Die Malereien beziehen sich auf die Geschichte des h. Kreuzes.

Halbkreis Fortsetzung. Der Kopf des h. Paul und der Kopf eines Apostels in Mosaik. Ornament von Marmor von dem Ciborium Innocenz VIII. Eine Sammlung von Gebeinen aus den alten Gräbern. Ein Bild des h. Petrus in Fresko von Balthasar v. Siena. Basrelief mit dem ewigen Vater von dem Grabe Pauls II. Ein anderes mit der Jungfrau, den h. Peter und Paul, Nicolaus III. und dem Kardinal Orsini knieend. Zwei Statuen von Peter und Paul von dem Denkmal des Kardinals Eroli. Zwei Basreliefs von Adam und Eva von dem Grabe Pauls II. Vier Apostel in Basrelief von dem Ciborium Innocenz VIII.

Durchgang der Confession zur Linken. Die Malereien sind von Ricci von Novara.

Halbkreis Fortsetzung. Statuen des Glaubens und der Hoffnung. Letztere von Johann Dalmata, von dem Grabe Pauls II. Ein grosses Basrelief von demselben Grabe, das jüngste Gericht, mit den Figuren Pauls II. und des Kaisers Friedrich III. Basrelief der Auferstehung von dem Denkmale Calixt III. Bildniss der Jungfrau in Mosaik. Statue der Caritas. Die Apostel vom Ciborium Sixtus IV. Bild des h. Andreas in Marmor vom Ciborium Pius II. Bild des Heilands vom Denkmal Nicolas V.

Kapelle der h. Helena zur Rechten. Die Gemälde beziehen sich auf den h. Andreas und die Ueberbringung seines Kopfes nach Rom durch den Kardinal Bessarion.

Halbkreis Fortsetzung. Basrelief Christus, dem h. Petrus die Schlüssel gebend. Ein anderes: die Heilung des Aussätzigen. Die Kreuzigung des h. Petrus. Diese Basrelief sind von dem Ciborium Sixtus IV. Die Urne des Junius Bassus, Präfekten von Rom und fünfmal Konsul, gest. 350.

Kapelle der Confession, ganz bedeckt mit edlen Steinarten und Vergoldungen. Der Altar, neben welchem die Körper der h. Apostel Peter und Paul ruhen, wurde von Calixt II. 1122 eingeweiht. Darüber ein altes Bild mit den Köpfen der Apostel. Dies ist das Allerheiligste der ganzen Basilica.

Ende des Halbkreises. Fünf Statuen von Aposteln und zwei Basreliefs: die Enthauptung des h. Paul und der Sturz Simons, des Magiers, von dem Ciborium Sixtus IV.

Hier schliessen sich die heiligen Grotten, wo ausser den genannten Päpsten noch 29 andere ruhen, deren Begräbnisstätte ungewiss ist. Im Ganzen sind in der obern und untern Kirche des Vatican 130 Päpste begraben, den h. Petrus als Roms ersten Pontifex, mit inbegriffen.

Wir steigen jetzt aus der Unterwelt wieder an's Licht und begeben uns auf den obersten Theil der Basilica, um ihre Grösse erst recht in's Auge zu fassen.

Vier Treppen führten ursprünglich nach dem Plane von M. Angelo von den Grabmälern Benedict XIV., Clemens XIII., Alexanders VII. und der Sacristei nach der Höhe des Daches, von denen noch ein Paar für die Arbeiter und ihre Lastthiere im Gebrauche sind. Carl Maderno legte eine neue an, welche von dem Grabmale der Königin von England Maria Clementine hinauf führt, und diese wird nun gewöhnlich von den Fremden bestiegen.

Der obere Theil der Basilica.

Die Wendeltreppe besteht aus 142 Stufen von 9 Palmen Breite. Ihre Höhe ist genau

140 Palmen. — Am Anfange bemerke man die Steine, welche die h. Thür verschliessen und jedesmal beim Jubeljahre weggenommen und hier aufbewahrt werden. Am Ende dieser Treppe liest man die Gedenktafeln verschiedener Souveräne, welche auf der Kirche waren. Mit einem Führer besteigt man nun das Dach. Hier glaubt man sich auf den bedeutenden Platz einer Stadt versetzt, der mit erhabenen Gebäuden angefüllt ist. In der Mitte die grosse Kuppel, an den Enden die kleineren und die acht Achtecke, welche die grosse Kuppel stützen. In einem derselben wird das Modell der grossen Kuppel aufbewahrt, wie es M. Angelo verfertigt hat. Eben so die Modelle der Brücken und Maschinen, wodurch es allein möglich wird, die höchsten Parthien des Riesenbaus zu erreichen, zu denen keine Treppen mehr führen können. Auf der einen Seite ist ein fliessender Brunnen zum Gebrauch der Arbeiter. Zu bemerken sind auch die Kanäle, welche zum schnellsten Abfliessen des Regenwassers dienen. Die kleinen Kuppeln nach Zeichnungen von Vignola haben keinen Zusammenhang mit dem Innern der Kirche.

Die grosse Kuppel von M. Angelo *) hält von dem Pflaster bis zur Spitze des Kreuzes 420 Palmen und ihr Umfang beträgt 860. Der gradaufstrebende Theil derselben, Tambour genannt, ist mit Travertin bekleidet, der gewölbte Theil mit dicken Bleiplatten. Hierauf erhebt sich nun die Laterne, gleichsam eine Kuppel der Kuppel, dann die Spitze, die Kugel und endlich das Kreuz. Die bequemen Treppen sind zwischen der äussern und innern Kuppel angelegt, denn ihre Mauern sind bekanntlich doppelt. Oben hat man den herrlichsten Anblick. Der St. Petersplatz mit seinem Mosaikpflaster sieht wie ein schöner Teppich aus, die ganze Stadt, das Meer, die Appeninen. Eben so interessant ist es aber auch, von den verschiedenen Ausgängen und Balconen einen Blick in das Innere der Kirche zu werfen, deren ungeheure Grösse dann erst recht auffällt. Die Kuppel ist in 16 Felder getheilt, die alle nach der Laterne zulaufen, in welcher man durch ein Fenster die ganze Höhe des wunderbaren Gebäudes überschauen kann. Von hier steigt man im Innern bis zu dem sogenannten Balcon der Candelaber, und von da in die Kugel, die 11 Palmen im Durchmesser hat. Sie ist von Erz, von dem Bolognesen Sebastian Torrisani gegossen und kann bequem 16 Personen fassen. Der Aufenthalt in der Kugel ist jedoch nicht angenehm, weil sie bei starkem Winde hin und her schwankt, und wenn hier auch an keine Gefahr zu denken ist, so ist dieses verbunden mit dem steten starken Sausen in derselben, denn doch nicht für Jeden einladend. Es gibt jedoch Reisende, die zu Hause sagen wollen, dass sie überall gewesen sind, und solche mögen es versuchen.

Pius VII. liess den ganzen obern Bau mit Blitzableitern versehen.

In der Basilica sind 46 Altäre und 121 stets brennende Lampen. Zu der berühmten Beleuchtung der Kuppel braucht man 4400 Laternen und 683 Feuerbecken; bei doppelter Beleuchtung 791. Bei der ersteren sind 251, bei der letzteren 365 Menschen thätig.

Säulen von Marmor sind 239, von Travertin 503, von Metall 16; im Ganzen 758.

Statuen sind von Metall 40, von Marmor 96, von Travertin 161, von Stuc 90; im Ganzen 387. — Fenster sind 290.

---

*) Mich. Angelo war 87 Jahre alt, als er mit der Kuppel fertig war. Hier hat man ihn ganz, denn an diesem Plan wagte Niemand zu ändern. Der grosse Künstler, der gewohnt war, entweder für seine Freunde oder für den Ruhm zu arbeiten, nahm die von Paul III. ihm bewilligte Pension von 600 Scudi nicht an, und leitete 17 Jahre hindurch uneigennützig ein Werk, an dem sich so viele Baumeister bereichert hatten.

Ceremonien. Es ist gebräuchlich, den Papst in dieser Basilica zu krönen, welcher dann feierlich darin officirt. Diese Ceremonie geht in der grossen Loggia vor sich im Beiseyn des versammelten Volks, dem der Papst hierauf den Segen ertheilt. Dies geschieht am ersten Festtage nach seiner Erwählung. — Bei Gelegenheit des Jubiläums alle 25 Jahre findet die Ceremonie der Oeffnung und Schliessung der h. Thüre durch den Papst statt, und zwar am Vorabende von Christi Geburt. — Alle Canonisationen und Seligsprechungen finden gleichfalls in dieser Basilica statt. — Am Ostertage und am 29. Juni, dem St. Peterstage, celebrirt der Papst selbst die h. Messe, manchmal auch am Tage Christi Geburt, wenn er gerade im Vatican residirt. — Der Papst hält in dieser Basilica ausserdem den 18. Januar, als am Kanzelfeste des h. Petrus, eine Assistenz-Kapelle, und am 28. Juni wohnt er der feierlichen Vesper am Vorabende des St. Peterstages bei. Alsdann segnet er auch die Messgewänder für die Erzbischöfe.

Von der Menge von Werken, welche über die Peterskirche in Italien erschienen sind, nenne ich hier die vorzüglichsten, welche in dem Atelier der Mosaikfabrik zu St. Peter bei dem Oekonomen zu haben sind: Fontana und Fierabosco über die Kirche; Poleni über die Kuppel; Zabaglia von den Maschinen; Denis über die heiligen Grotten; ferner noch eine Beschreibung von Briccolani. In Erasmo Pistolesi's grossem Werke: „*Vaticano descritto ed illustrato*" befinden sich alle Monumente der Kirche beschrieben; die Umrisse von Camillo Guerra sind eben so schön als treu.

Die zahlreichen deutschen Werke setze ich bei meinen Lesern theils als bekannt voraus, theils können sie solche zu leicht erfahren, als dass ich mit ihrer blossen Aufzählung den Raum wichtigern und wissenswerthern Dingen entziehen sollte.

3) Basilica des h. Paulus
ausser den Mauern. (Auf der Via Ostiense.)

Ausserhalb der *Porta Ostiense*, heut zu Tage das St. Paulsthor genannt, in einer ihrer schlechten Luft wegen berüchtigten Gegend, die durch das Aushauen eines Waldes unter Pius VI. aber erst ungesund wurde, erblicken wir die grossartigen Ruinen der den 15. Juli 1823 in Feuer aufgegangenen St. Paulskirche, die jetzt wieder durch Beiträge der ganzen katholischen Christenheit aus der Asche ersteht. Sie befindet sich auf jenem Platze, wo der h. Paulus nach seiner Enthauptung begraben wurde. Konstantin erbaute diese Basilica und Papst St. Silvester weihte sie 324 ein. Die Kaiser Valentinian II., Theodosius und Arcadius liessen sie 388 erweitern und verschönern. Dieses Werk wurde 395 beendigt. Eudoxia, die Tochter Theodosius, liess sie 440 ausbessern, und alle Päpste haben seither mit grosser Sorgfalt über ihre Erhaltung gewacht. Die St. Paulskirche war der älteste Tempel der Christenheit und hatte 14 Jahrhunderte gestanden; fünf Stunden genügten, ihn zu zerstören. Ausser den milden Beiträgen, die zum Wiederaufbau einlaufen, werden jährlich noch 50.000 Scudi aus dem öffentlichen Schatze beigetragen. Die dabei ernannten Architecten sind Pasquale Belli, Director und Pietro Bosio und Pietro Camporesi, Baumeister. Belli, der indess gestorben, wurde durch den Professor Luigi Poletti ersetzt.

Die 40 Säulen des grossen Schiffs, die schon grösstentheils an Ort und Stelle stehen, sind von weissem und schwarzem Granit vom Simplon. Sie sind etwas mehr als 51 Palmen hoch. Die Kapitäler ionischer Ordnung, so wie die Bogen, werden von carrarischem Marmor seyn. Das ungeheure Zimmerwerk des Plafonds wird ganz neu aus lerchenen Balken gemacht, die aus den Waldungen zunächst Rom genommen wurden. Die Gemälde sind dem Baron Vincenz Camuccini und dem Ritter Philipp Agricola übertragen worden. Nach diesen Auspicien wird der neuen Basilica, wenn sie in ihrer vollen Pracht dastehen wird, nichts fehlen, als ihre ehrwürdigen Marmorsäulen, ihre uralten Mosaiken und was Jahrhunderte sonst noch einem solchen Bau für heilige Schauer anzuheften pflegen.

4) Basilica Liberiana.

(Sta. Maria Maggiore.)

Sie liegt auf dem Gipfel des Esquilin, Cispius genannt, unweit der Ruinen des Tempels der Juno Lucina. Dies ist die vierte unter den Basiliken, die man patriarchalische nennt, und die mit der heiligen Thüre versehen sind. Sie heisst deswegen Maggiore, weil sie unter allen Kirchen, welche der Mutter Gottes geweiht sind, die vornehmste ist. Ihr zweiter Name Liberiana bezieht sich auf ein Wunder, welches sich unter dem Papst Liberius zugetragen haben soll. Den 5. August 352 soll nämlich plötzlich der Esquilin mit Schnee bedeckt gewesen seyn. Dem Papst und Johann Patrizio, einem edlen Römer, zeigte ein gleicher Traum dieses Ereigniss an, und sie erbauten deshalb zu Ehren der Jungfrau eine Basilica, welche sie Sta. Maria ad Nives nannten. Später nannte man sie auch del Presepio von einem Theil der Krippe, die als Wiege dem Jesuskinde diente und die hier aufbewahrt wurde. Liberius weihte sie 353 ein. — Sixtus III. baute sie 452 von Neuem auf und nun hiess sie Sixtina. Eugen III. fügte einen Portikus mit Säulen hinzu. Unter Gregor XIII. 1572 drohte dieser Portikus einzustürzen und wurde abgetragen; Benedict XIV. liess hierauf 1743 nach den Zeichnungen von Ferdinand Fuga den jetzigen aufführen. Dieses imposante Bauwerk steht nun zwischen zwei gleichen Façaden, welche die Flügel der alten Basilica bilden und von Paul V. ihr angefügt worden. Der Portikus hat zwei Ordnungen, die jonische und die korinthische. Oben ist die Loge, wo der Papst den Segen ertheilt, und man sieht hier noch die Mosaik, welche die alte Façade der Basilica schmückten. Man glaubt, dass sie ein Werk des Gaddo Gaddi sey. Da man indessen unter dem Bilde des Heilands die Worte liest: *Philippus Rossutus fecit hoc opus*, so wird jene Angabe beim Ganzen in Zweifel gezogen, wenn man gleich den genannten Künstler nicht weiter kennt.

Der Glockenthurm ist der höchste Roms und wurde von Gregor XI. bei seiner Rückkehr aus Avignon erbaut.

Portikus. Durch fünf Thüren kann man in den Tempel eintreten; doch vier davon sind nur für den täglichen Gebrauch, da die fünfte die heilige ist, die nur alle 25 Jahre geöffnet wird. Zur Rechten steht die Bronzestatue Philipp IV. Königs von Spanien, welcher der Basilica grosse Geschenke machte. Sie ist von dem Ritter Lucenti. — Ueber allen Thüren sind Basreliefs von Ludovisi, Bracci, Maini und Livoni.

Das Innere. Die Basilica besteht aus drei schönen und prächtigen Schiffen, welche durch 56 Säulen von weissem griechischem Marmor getragen werden. Das Mittelschiff deckt ein reicher Plafond, der von Colestin III. herrührt, aber unter Alexander VI. von Julian de Sangallo mit vergoldeten Skulpturen geziert wurde. Es ist zu bemerken, dass man hiebei das erste Gold anwendete, was aus Amerika nach Europa kam und was Ferdinand und Isabella der Kirche zum Opfer darbrachten. Im Jahr 1825 liess Leo XII. diese Arbeiten neu vergolden. — Die Mosaiken, welche den innern Raum schmücken, sind aus dem 3. Jahrhundert und wurden von Sixtus III. anbefohlen. Sie stellen Scenen aus dem alten und neuen Testamente dar und sind für die

Kunstgeschichte von grosser Bedeutung. Während des Konciliums von Nicäa dienten sie als Beleg, um die Irrthümer der Iconoclasten zu bekämpfen, und Papst Hadrian I. schreibt darüber ein Langes und Breites an Karl d. Gr. Ueber dem grossen Bogen liest man: *Xixtus Episcopus Plebi Dei.* — Vor der Tribune erhebt sich isolirt der Altar des Papstes, aus einer antiken Porphyrurne gebildet, auf welcher eine breite Marmortafel liegt, die von vier Kindern aus vergoldeter Bronze getragen wird. Darüber wölbt sich ein prächtiger Baldachin von vergoldeter Bronze, von vier hohen Porphyrsäulen getragen, um den sich vergoldete Palmen schlingen. — In dem Presbyterium befindet sich der Chor der Domherrn. Der Altar in der Mitte hat ein Bild von Franz Mancini. Besondere Aufmerksamkeit verdienen zwei grosse Mosaiken, welche auf Befehl Nicolaus IV. von Mino de Torrita verfertigt wurden. Man liest zur Linken folgende Inschrift: † *Jacobus Torriti pictor hoc opus mosaicen fecit*, und zur Rechten: *A. D. MCCLXXXXV. Dominus Jacobus de Colonna Presbyter Cardinalis.* — Auch sind die Bildnisse des Papstes, wie des Kardinals vorhanden. Der Künstler starb im Jahre 1300, und Gaddo Gaddi musste die Arbeit vollenden. Innocenz VIII. liess sie 1485 restauriren und Benedict XIV. im Jahr 1750 noch einmal. In diesem Presbyterium sieht man auch noch vier Basreliefs in Marmor aus alter Zeit und die Bilder zwischen dem grossen Bogen und der Tribune sind von Paris Nogari und Giambattista Ricci. — Ehe wir uns in die Seitenschiffe begeben, bemerken wir noch zwei gleiche Monumente neben dem Haupteingang. Das eine ist für Clemens IX. nach Zeichnungen Rainaldi's; die Statue des Papstes von Guidi; der Glaube von Fancelli; die Caritas von Herkules Ferrata. Das Denkmal zur Linken ist für Nicolaus IV. nach Zeichnungen von Dom. Fontana und die Statuen von Leonardo Sarzana.

Schiff zur Rechten. Ich beschränke mich nur auf das Hauptsächlichste. *I. Kapelle der Marchese Patrizi*, welche von jenem Patrizi abstammen, der die Basilica gründete. Das Gemälde, welches seinen wunderbaren Traum darstellt, ist von Joseph Puglia, gen. del Bastaro. — *II. Kapelle.* Eine h. Familie von Masucci. — *III. Kapelle.* Der sel. Nicolaus Albergati v. Pozzi. — *IV. Kapelle.* Eine Verkündigung von Pompeo Battoni. — *V. Kapelle des Krucifixes*, geziert mit 10 Säulen und Pilastern von Porphyr. Hier befinden sich fünf Stücke Holz, welche die Krippe Christi bildeten. Diese h. Reliquie wird in einer schönen silbernen Urne aufbewahrt. Neben der Kapelle ist das Grab des Malers Muziano, gest. 1590, dessen Erweckung des Lazarus wir im Vatican finden.

Sixtinische Kapelle, von Sixtus V. so genannt, der sie 1586 nach Dom. Fontana's Zeichnung erbauen liess. Sie bildet ein griechisches Kreuz und ihre Kuppel ruht auf vier grossen Bogen. In ihrer Mitte steht die Kapelle der Krippe, welche sonst in der Kirche war. Margaritone von Arezzo war ihr Erbauer. Der geschickte Fontana brachte sie ganz hieher und schützte sie durch ein eigenes Tabernakel, welches vier Engel von Metall tragen. Die Gemälde sind von Salvatore Fontana, Giacomo Stella, Paris Nogari, Giamb. Pozzo, Angelo von Orvieto, Cesare Nebbia u. A. — Zur Rechten ist die kleine Kapelle von Sta. Lucia mit einem Bilde von Nogari und einem v. Pozzi. Die andere kleine Kapelle gegenüber besitzt einen h. Hieronymus von Salv. Fontana.

Im Mittelpunkte sieht das Monument Sixtus V. nach einer Zeichnung Fontana's mit vier schönen Säulen von Verde antico. Der Papst betet in knieender Stellung v. Antonio Vasaldo; die Statue des

h. Franziscus ist von Flam. Vacca, die des h. Antonius von Padua v. Peter Paul Olivieri.

Der Platz, wo der päpstliche Thron hinkommt, wird durch die beiden Statuen der h. Peter und Paul bezeichnet, welche v. Leonardo da Sarzano sind *).

Wir kommen an den Bogen zur Linken, wo wir das Grab des h. Pius V. finden. Er ruht in einer schönen Urne von Verde antico. Seine sitzende Statue ist von Sarzana. Die Bilder zur Seite sind Arbeiten von Cordier, gen. il Franciosino; die Krönung oben ist von Silla de Vigiù und die beiden andern Basreliefs von dem Flammänder Egidius. In der Nische steht ein h. Petrus von Valsoldo; der h. Dominik ist von Giamb. della Porta. In der kleinen unterirdischen Kapelle ist sowohl das Basrelief des Altars, so wie die Statue des h. Cajetan von Cecchino da Pietrasanta. In der benachbarten Sacristei hängen ausser Gemälden von den genannten Künstlern auch einige Landschaften von Paul Brill.

Wenn wir jetzt zum Schiffe zurückkehren, so sehen wir das Denkmal des Kardinals Consalvo, Bischofs v. Albano, gestorben 1299. Statue und Mosaik von Joh. Cosimati. Der Künstler hat seinen Namen durch diese Inschrift bezeichnet: *Hoc opus fecit Johannes magistri Cosmae civis romanus.* — Wenn wir zum andern Schiff gehen, an dessen Ende die Thüre sich befindet, so sieht man zur Seite das Denkmal des Mons. Merlini, von Boromini.

Paulinische Kapelle, auch *Borghesiana* genannt, weil sie 1611 von Paul V. Borghese erbaut wurde. Flaminius Pontius lieferte die Zeichnungen. Sie ist gleichfalls in griechischer Kreuzesform, und Bogen tragen die Kuppel. — Die kleine Kapelle des h. Karl zur Rechten ist ganz von Balthasar Croce gemalt; die gegenüber liegende der h. Franziscus v. Baglioni. In der ersteren ist die Tumba Clemens VIII. mit vier Säulen von Verde antico. Die Statue ist von Silla Vigiù; die Basreliefs zur Rechten von Ambrosio Buonvicino; die zur Linken von Camillo Mariani; die Krönung oben von Pietro Bernini, zu deren Rechten ein Werk des Hippolyt Buzio, zur Linken des Valsoldo. Von den Statuen zur Seite sind der h. Bernhard und Aaron von Cordier. Die Malereien in der Höhe sind von Guido Reni. Hier erhebt sich das Denkmal Pauls V., des Gründers der Kapelle. Seine Statue ist von Silla; das Basrelief zur Rechten von Stephan Maderno und das zur Linken von Buonvicino. Die Krönung oben ist v. Buzio; die Statue des h. Athanasius von Cordier u. s. w. — Im Hintergrunde steht ein prächtiger Altar mit einem uralten Bilde der h. Jungfrau mit dem Kinde, das von dem h. Lukas verfertigt seyn soll. Als der h. Gregor d. Gr. dieses Bild während der Pest im Jahr 590 in Prozession nach dem Vatican trug, soll der Engel auf der Engelsburg sein Schwert in die Scheide gesteckt haben, zum Zeichen, dass die Pest bald aufhören werde. Der Altar ist von Hieronymus Rainaldi. Seine vier Säulen sind von orientalischem Jaspis, das Basrelief in der Höhe ist von Steph. Maderno und stellt den h. Liberius vor, wie er den Plan zur Erbauung zu Sta. Maria im Schnee (jetzt Sta. Maria Maggiore) entwirft. — Die Malereien an der Decke sind von Arpino. Die Statue des h. Johannes d. Ev. ist von Mariani, der h. Joseph v. Buonvicino. Die Kuppel malte Luigi Cardi, gen. Cigoli, und die Zwickelfelder sind v. Arpino. An diese Kapelle stösst eine schöne Sacristei von Flam. Pontius mit Gemälden v. Passignani. Wenn wir uns nun zum

---

*) Frühere Päpste pflegten in dieser Basilica während der Neujahrsnacht zu officiren.

Linken Schiffe wenden, so begegnet man zuerst der *Kapelle Sforza*, v. **M. Angelo** erbaut. Die Himmelfahrt auf dem Altar und die Portraits an den Denkmälern sind von **Geronimo de Sermoneta** und die andern Malereien von **Cäsar Nebbia**. — In der *zweiten Kapelle* ist ein h. Franciscus v. **Placidus Costanzi**. — In der *dritten* eine Jungfrau und St. Leo v. **Sebastian Ceccarini**. — Die *vierte* und letzte auf dieser Seite ist die *Kapelle Cesi* v. **Martin Longhi**. Das Altarblatt, das Marterthum der h. Lucia vorstellend, ist von **Geronimo v. Sermoneta**. Ferner sieht man hier die h. Apostel Peter und Paul v. **Novara**. Die Hochzeit der h. Katharina v. **Carlo Cesi**. Ihre Disputation v. **Joh. Angelo Cannini**. Die Denkmäler der Kardinäle Paul und Friedrich Cesi zeigen zwei schöne Urnen. Die liegenden Statuen von Bronze sind von **With. de la Porta**. Ausserdem gibt es noch verschiedene Denkmäler hier; die Malereien in der Mitte des Schiffs rühren von **Croce**, **Salimbeni**, **Ricci de Novara**, **Horazio Gentileschi** u. A. her.

Battistero und Sacristei. In der Mitte steht ein prächtiges Bassin von Porphyr *mit* vergoldeter Bronze und der Statue des h. Johannes d. T. auf dem Deckel. Die Decke ist von **Passignani** gemalt und das grosse Basrelief der Himmelfahrt ist von **Pietro Bernini**. Unweit davon sieht man das Grab Antonio Nigrita's, der 1629 Gesandter des Königs von Congo bei Urban VIII. war. **Bernini** machte diese Büste aus farbigem Marmor. — In der Sacristei v. **Flam. Pontius** befindet sich ein Gemälde von **Scipio Gaetano**; die Decke ist v. **Passignani**. Vor der Sacristei in einem Gange steht die Statue Pauls V. von **Paul Sanguirico**. In einem anderen anstossenden kleinen Hof bemerkt man in der Mauer links die Inschrift des alten Portikus der früheren Basilica:

Tertius Eugenius Romanus Papa benignus,
Obtulit hoc munus virgo Maria tibi.
Quae mater Christi fieri merito meruisti,
Salve perpetua virginitate tibi.
Es via, vita, salus, totius gloria mundi,
Da veniam culpis virginitatis honos.

Das Aeussere des Gebäudes ist symmetrisch angelegt, mit Travertin bekleidet und die westliche Seite mit Statuen geschmückt. — In dieser Basilica wird die Weihnacht und der Weihnachtsfeiertag mit besonderem Pompe gefeiert, wobei man die h. Krippe aussetzt. Den 15. August wird die Himmelfahrt der Jungfrau daselbst gefeiert, wobei der Papst von der grossen Loge herab den Segen ertheilt. Den 5. August findet das Gedenkfest des Wunders vom Schnee, oder Sta. Maria vom Schnee statt.

Auf dem Platze hinter der Kirche steht der Obelisk vom Mausoleum des August, der unter Sixtus V. von **Fontana** hier aufgerichtet wurde.

5) Basilica von S. Lorenzo.

(Ausser den Mauern.)

Sie befindet sich ungefähr eine Miglie von der Stadt an der Via Tiburtina. Hier war der Campo Verano. Die h. Cyriake, *eine römische Matrone*, liess *auf ihren Besitzungen* die Märtyrer begraben, und auch den h. Lorenz, den ersten Diaconus der römischen Kirche. Man sagt, dass diese Basilica im Jahr 330 erbaut worden sey, dass Valentinian Sixtus III. erlaubte, sie zu schmücken, und dass die Tochter Theodosius d. Gr., Galla Placidia, sie ausserordentlich prächtig ausstattete. Honorius III. restaurirte sie 1216 und fügte den Portikus hinzu. Nikolaus V. und die regelmässigen Chorherren vom Lateran, welche sie seit Sixtus IV. in Besitz haben, gaben ihr endlich 1647 ihre jetzige Gestalt.

Der Portikus wird von 6 antiken jonischen Säulen getragen. Von dem Mosaik-Fries bleibt nunmehr nur noch ein Fragment mit den Figuren des h. Lorenz und Honorius III. Die andern Gemälde stellen Geschichten aus dem Leben des Heiligen dar.

Wenn man in die Kirche tritt, so erblickt man drei Schiffe, welche von 22 jonischen Granitsäulen geschieden werden, deren Kapitäler und Architraven aus antiken Fragmenten gebildet worden. Zwei dieser Kapitäler stellen eine Eidechse und einen Frosch vor, welche sich auf die Namen der Erbauer, Sauro und Battraco, beziehen.

Die obere Tribune ist von 12 kannelirten Säulen umgeben, auf denen 14 kleinere stehen, welche den Porticus tragen. — Der Hochaltar wird von einem Baldachin geschirmt, den vier Porphyrsäulen tragen, und davor stehen zwei Pulte nach dem Gebrauch der ersten Kirchen für die Epistel und das Evangelium, und der antike päpstliche Sitz mit farbigen Steinen geziert. Hinter der Tribune bewahrt man eine Urne, eine Arbeit des Mittelalters, mit dem Genius der Weinlese geschmückt. In einem andern Theil der Tribune bemerkt man eine alte Mosaik aus dem 6. Jahrhundert, in der Mitte Christus auf einer Kugel im Segnen begriffen; ihm zur Rechten St. Petrus, St. Lorenz und der Papst Pelagius mit der Inschrift: *Pelagius Episcopus; zur Linken St. Paulus*, St. Stephan und St. Hippolyt. — Beim Eingang in das Schiff rechts steht ein schöner antiker Sarkophag, auf dem eine eheliche Verbindung abgebildet ist. — Auf dem Altar zur Rechten hängt ein Bild von Sottino aus Bologna. Auf einem andern der h. Cyriakus v. Savonanzio, auf einem dritten der h. Lorenz von demselben. Die Fresken dazwischen sind von Dom. Rainaldi.

Aus dem Schiff zur Linken steigt man in die unterirdische Kapelle, an deren Eingang man zwei Denkmäler nach Zeichnungen Pietro's da Cortona sieht. Aus dieser Kapelle tritt man auf den Kirchhof, genannt die Katakomben des h. Cyriakus. — Wenn man jetzt in die Kirche zurückkehrt, so sehen wir auf dem ersten Altar links eine Enthauptung des h. Johannes d. T. v. Giov. Serodini. Auf dem zweiten die Jungfrau mit dem Kinde, St. Johannes und Sta. Elisabeth v. Sottino. Auf dem dritten St. Lorenz, der den Armen die Schätze der Kirche spendet, v. Serodini. Die Fresken zwischen den Altären sind von den Schülern des Vanni.

Diese Kirche dient hauptsächlich den Landleuten, welche mit Lebensmitteln zur Stadt kommen, und der Gottesdienst findet hier vor Aufgang der Sonne statt.

Nahe bei dieser Basilica befindet sich der öffentliche Gottesacker der Stadt, der von den Franzosen zuerst angelegt wurde.

Basilica Sessoriana.

(Des h. Kreuzes zu Jerusalem; der Cisterzienser Mönche.)

Hier stand ehemals der Palast Sessorio, der so gross war, dass man die Mauern der Stadt in einen Bogen erweitern musste, um ihn darin einzuschliessen, wie man es heut zu Tage noch an dieser Stelle sieht. Hier befanden sich die Gärten des Heliogabalus und das Amphitheater Castrense. Constantin erbaute diese Basilica zum Gedächtniss des h. Kreuzes, nachdem es seine Mutter, die h. Helena, gefunden hatte, von dem noch jetzt ein grosses Stück hier aufbewahrt wird. Benedict XIV. restaurirte sie gänzlich und liess die neue Façade von Dom. Gregorini ausführen. Auch diese Kirche hat drei Schiffe. Der Plafond ist von Corradi gemalt, eben so das Altarblatt und die Fresken in der Tribune. Die Abside ist von Pinturicchio gemalt; ein sehr geachtetes Werk dieses Meisters. Der Baldachin des Hochaltars wird von vier Säulen von sehr feiner Breccia getragen. Die kleine Loggia in der Höhe führt in eine innere Kapelle, wo man die heiligsten Reliquien bewahrt;

denn ausser dem Holze des h. Kreuzes, von dem schon die Rede war, zeigt man noch das I. N. R. I., welches an dem Kreuze angeheftet war; ferner einige Dornen aus der Krone des Heilands und einen der Nägel.

In dem Schiff zur Rechten sieht man am ersten Altar den Kopf der h. Cäsarea nach Buonarotti. An dem zweiten den h. Bernhard, Copie nach Maratti. An dem dritten St. Robert als Kind, der später die Cistercienser stiftete, v. Vanni.

Im linken Schiff am ersten Altar St. Silvester v. Luigi Garzi, und am dritten St. Thomas v. Joseph Passeri.

Kapelle der h. Helene, zu der man links vom Hochaltar hinabsteigt, und an dem Orte erbaut, wo diese Kaiserin die Erde niederlegte, die sie von dem Platze selbst mitgebracht hatte, wo unser Herr den Kreuzestod erlitten. — Die Fresken sind von Pomerancio, und die Mosaiken an der Decke v. Balthasar Peruzzi. An dem Altar in der Mitte steht die Statue der h. Helene. Die Dornenkrönung, so wie die Kreuzigung, sind Copien nach van Dyk, wovon die Originale nach England gewandert sind, eben so wie die h. Helene v. Rubens.

In der *Bibliothek des Klosters sieht man* noch Bilder v. Carlo Maratti, Mancini u. A.; eine Statue Benedicts XIV. v. Carlo Marchionni. Die Decke ist v. Pannini gemalt.

Die Bibliothek des Klosters war unter der französischen Occupation mit der des Vaticans vereinigt, wurde aber 1815 restituirt. Bei dieser Gelegenheit ist Vieles weggekommen. Ein merkwürdiges Manuscript ist das von Cicero's de Senectute, mit geistreichen Anmerkungen von Hippolyta Sforza, Gemahlin des Königs Alphons II. von Neapel. Dies liefert den Beweis von der hohen Bildung im 15. Jahrhundert, und dem Eifer, mit dem selbst die vornehmsten Damen sich den Wissenschaften überliessen.

Basilica des h. Sebastian.

Diese Basilica liegt vor der Porta Capena und ist eine der ältesten Roms. Sie ist auf dem alten Gottesacker des Calixtus erbaut, oder den sogenannten Katakomben, wo 174,000 Christen begraben worden seyn sollen. Auch die irdischen Reste der Apostel Peter und Paul wurden hier lange verborgen. Innocenz I. weihte diese Kirche dem h. Sebastian, der im 3. Jahrhundert starb und dessen Körper von der römischen Matrone Lucinia hieher gebracht worden war. Im Jahr 1611 wurde sie von Flam. Ponzio restaurirt, und Joh. Vasanzio fügte dann den Porticus und die Facade hinzu. — Vor dem Porticus, der durch drei Bogen und sechs gekoppelte Säulen von Granit gebildet wird, liegt ein kleiner Hof. Das Ganze ist sehr einfach.

Der erste Altar rechts enthält verschiedene Reliquien, wie z. B. den Kopf des h. Calixtus, Papst und Märtyrer, den Arm des h. Andreas, Apostel u. s. w. Diesem Altar gegenüber befindet sich die Kapelle des h. Sebastian, unter deren Altar sein Körper begraben ist. Die liegende Statue des Heiligen ist nach dem Modell von Bernini von *dessen Schüler* Antonio Giorgetti ausgeführt. — Auf diese Kapelle folgt der Altar des h. Franciscus von Assisi mit einem Bilde v. Muziano. Die Heiligen, die man über den Seitenthüren sieht, sind von Han. Carracci, haben jedoch viel gelitten. Die schöne Kapelle der Albani ist von Carlo Fontana. In dem Altar wird der Kopf des h. Fabian aufbewahrt, und dessen Statue ist von Francesco Papaleo. Die beiden Bilder sind v. Joseph Passeri und Leo Ghezzi. Der Hauptaltar ist nach der Zeichnung von Flam. Ponzio, und Vasanzio beendigt. Vier Säulen von Verde antico schmücken ihn. Das Altarblatt ist von Innocenz Tacconi, einem Schüler Han. Carracci's. — Dieser Kapelle gegenüber befindet sich ein Oratorio, an dessen Altar zur Linken eine Copie nach Albano von Alex. Albini befindlich, vorstellend die Jungfrau mit dem Kinde und knieende Pilger. Beim Eingang des Oratoriums ist eine Jungfrau mit dem todten Christus al fresco von unbekannter Hand. — Die alten Gemälde von griechischen Meistern, die man hier unten sieht, haben sehr durch Zeit und Feuchtigkeit gelitten. Hier war es, wo die ersten Päpste zur Zeit der Christenverfolgung Messe lasen. Der marmorne Sitz, den man noch hier sieht, war zu ihrem Gebrauche, und der h. Stephan wurde auf ihm getödtet. In den 12 Bogen, welche diese Confession umgeben, sind eine grosse Menge Märtyrer begraben, und während zwei ganzer Jahrhunderte ruhten auch die Körper St. Peters und Pauls hier. Zum Gedächtniss sieht man ihre Büsten auf dem Altar von Nikolaus Cordier, gen. Il Franciosino.

Die *Katakomben*. Nachdem der führende Bruder Observantiner einige Wachskerzen am Altare angezündet hat, und einem Jeden der Gesellschaft eine davon in die Hand gibt, zwei aber für sich behält, steigt man in diese unterirdischen Grotten. Gleich beim Eintritt ist eine Kapelle mit einer Marmorbüste des h. Sebastian von Bernini, und unter dem Altar ruht der Körper der h. Matrone Lucinia. Diese Aushöhlungen, welche sich nach unverbürgter Aussage bis nach Ostia hin erstrecken sollen, und die noch jetzt im Umfange von drei Miglien durchwandert werden können, waren ursprünglich Sandgruben und Steinbrüche, aus denen man das Material zum Bau der Häuser der Weltstadt zog. Zu den Zeiten der Christenverfolgungen gaben sie einen leichten und sicheren Zufluchtsort für die ersten Bekenner des Glaubens ab, die zugleich die Leichen ihrer gefallenen Vertheidiger hier begruben. Sie legten diese in langen Linien und in doppelten bis dreifachen Reihen abgetheilt, in die Höhlen und schlossen diese dann mit Ziegeln oder mit Marmor. Sie pflegten dazu den Namen und die Zeit des Todes zu bemerken, und zugleich geheiligte oder symbolische Zeichen beizufügen. In dem Grabe fanden sich oft neben der Leiche die Marterinstrumente und ein Fläschchen mit dem aufgefangenen Blut. Auch als schon die Verfolgungen aufgehört hatten, waren diese Grüfte noch immer in grosser Verehrung, und viele Christen wünschten hier begraben zu werden. So rechnet man, dass 174,000 Menschen und unter ihnen 14 Päpste hier ihre Ruhestätte fanden. Nur diejenigen der hier gefundenen Körper, bei welchen gewisse und hinlängliche Zeichen angetroffen werden, wodurch ihr Märterthum evident erwiesen ist, werden für Märtyrer erkannt. Die, bei welchen keine Namen gefunden werden, erhalten den Namen irgend einer christlichen Tugend, die andern werden nicht weiter beachtet.

Basilica Sta. Maria in Trastevere.

Diese Kirche ist deshalb besonders merkwürdig, dass sie die erste ist, welche im Innern der Stadt zu Ehren der Jungfrau errichtet wurde, als die christliche Gemeinde anfing, ihren Cultus öffentlich auszuüben. St. Calixtus I. soll von dem Kaiser Alexander Severus im Jahr 222 an dem Ort der Taberna Meritoria, einem Invalidenspitale, die Erlaubniss erhalten haben, hier eine Kapelle zu bauen. Später; als die Verfolgung der Christen wieder begann, blieb die Kirche während eines ganzen Jahrhunderts verlassen, bis dass der h. Julius I. sie 340 wieder öffnete. Nun erhielt sie den Namen des h. Calixtus und Julius. Die folgenden Päpste trugen für ihre Vergrösserung Sorge. Innocenz II. endlich baute sie 1139 vollkommen neu auf und liess in der Höhe des Chors die Mosaiken anfertigen. Clemens IX. liess von Karl Fontana im Jahr 1702 die Façade hinzufügen. Diese bildet einen Porticus von fünf Bogen, mit vier Granitsäulen geschmückt, auf dessen Ballustrade die Statuen der h. Calixt, Cornelius, Julius und des Märtyrers Calepodio. Auf dem Friese, welches im 14. Jahrhundert v. Pietro Cavallini beendigt wurde, ist eine alte Mosaik zu sehen aus dem 12. Jahrhundert. Sie stellt Maria mit den zehn klugen Jungfrauen vor. Unter diesem Portikus befinden sich viele alte Inschriften und eine eben solche Malerei, eine Verkündigung vorstellend, von Pietro Cavallini. Durch drei Pforten gelangt man in die Basilica; die mittlere hat einen herrlichen Fries von antikem Marmor.

Das Innere besteht aus drei Schiffen, die von 24 antiken Säulen von rothem und grauem Marmor geschieden werden. In einigen sieht man die Bilder der Isis, des Serapis und Harpokrates eingegraben. Sie sollen einem Isistempel angehört haben. Der Fussboden ist mit buntem Marmor ausgelegt, und in dem reich verzierten Plafond bewundert man die Himmelfahrt der Jungfrau v. Domenichino, auf Kupfer gemalt und eins seiner trefflichsten Werke. In Hinsicht des Colorits eines der herrlichsten in Rom. Der Reliquienschatz dieser Kirche, der dem Volke am Sonntage in Albis gezeigt wird, ist reich. Die obere Tribune ist mit antiken Mosaiken aus dem Jahr 1140 geschmückt, die des mittleren Bogens liess der Kardinal Aldobrandini zerstören. Links liest man: *Taberna Meritoria*, und rechts: *Innocentius hanc renovavit Papa secundus*. Alle diese Mosaikarbeiten wurden unter der Direction des Barons Camuccini restaurirt. Die Malereien unter den Mosaiken sind von Augustin Ciampelli.

Schiff zur Rechten. *I. Kapelle.* Kruzifix v. Cavallini. Die Jungfrau und der h. Johannes v. Antonio Viviani von Urbino. — *II. Kapelle.* Sta. Francisca v. Jakob Zobell. Denkmal des Kardinals Bussi v. Francesco Ferrari, die Büste von Rossi. — *III. Kapelle.* Ein Bild von Stephan Parrocel. — *IV. Kapelle.* Der h. Peter v. Vasconio. Denkmal des Kardinals Caerdini v. Cerotti; das Portrait ist von Philipp de la Valle. — *Querschiff.* Denkmäler der Kardinäle Armellini und Bosio von unbekannten Meistern. Die Kapelle der Madonna della Strada Cupa, so genannt, weil sie in dieser Strasse wieder gefunden wurde. Architektur und Malerei von Domenichino.

Linkes Schiff. *I. Kapelle des h. Sacramento.* Architektur v. Martin Longhi d. ä. Das Concilium von Trient v. Pasquale Cati. Die nachgemachte Mosaik von aussen ist von Paolo Nogari. — *II. Kapelle.* Die beiden Monumente sind treffliche Arbeiten aus dem 14. Jahrhundert von Paolo Romano und seinem Schüler Giovanni Christoforo. — *III. Kapelle des h. Hieronymus.* Architektur und Malerei von Antonio Gherardi. *IV. Kapelle des h. Johannes d. T.* Die Decke ist von Nikolaus Trometta, und das Gemälde von Han. Carracci. — *V. Kapelle.* Ein schlechtes altes Gemälde. — *VI. Kapelle des h. Franziskus.* Malereien von Guidotti. — *VII. Kapelle.* St. Marius und St. Callstus v. Procaccini.

Papst Innocenz II., viele Kardinäle und die beiden Maler Lanfranco und Ciro Ferri sind hier begraben. — In der Sacristei ist ein Ciborium von schöner Arbeit von Mino v. Fiesole, der es mit seinem Namen bezeichnete.

Diese prächtige Kirche contrastirt seltsam mit dem Stadttheil, in dem sie liegt, der öde ist und von den ihrer altrömischen Ursprünglichkeit wegen berühmten Trasteverinern bewohnt wird. Nicht bloss römischer Abkunft rühmen sich diese, sondern sie nennen sich selbst noch Trojaner. Einst drängte sich ein Trasteveriner zu weit vor, um den Papst in der Peterskirche zu sehen, und wurde von dem Schweizer mit der Hellebarde zurückgestossen. „*Barbaro*," rief er, „*son di sangue romano, anche trojano*." — Einer klagte dem Podestà, dass ihm sein Esel gestohlen sey, und schloss das Lob seines Thieres mit den Worten: „Che quando aveva il suo basto addosso, pareva propriamente un Tullio (Cicero)." So drücken sich diese Leute aus. Einen höhern Menschen nennen sie: „Console di Beltà." Sie schätzen körperliche Schönheit sehr hoch; Krüppel und Bucklige gelten ihnen fast nicht für Menschen. Ein junger Fürst Odescalchi, nachmaliger Kardinal, mit einer schönen Gesichtsbildung, musste es erleben, dass, wenn er predigte, die Weiber sich zur Kanzel drängten und ihn laut bewunderten. Der Kardinal Lante wurde nur il Carino genannt. So tief wurzelt noch der ächt-antike Sinn in diesem Volke, der sich ohne Prüderie auf die schönste und naivste Weise in allen seinen Aeusserungen kundgibt.

Basilica des h. Lorenz in Damaso,

unweit des Palastes der apostolischen Kanzlei; sie hat keine Façade und wurde 1496 von Bramante erbaut. Pius VII. liess diese Kirche von Joseph Valadier im Jahr 1820 restauriren, nachdem sie früher schon den Einsturz gedroht hatte. Der schöne Haupteingang ist von Vignola. Rechts vom Vestibule ist die Kapelle des Kardinals Ruffo; die Architektur ist von Nikolaus Salvi, das Altarblatt von Conca, und die Fresken der Decke von Giaquinto. — Die Kapelle des Chors hat ein wunderthätiges Kruzifix, welches einst zur h. Brigitta gesprochen haben soll. — In der Sacristei des Kapitels befindet sich die Statue des h. Karl Borromäus v. Stephan Maderno. — In einer innern Kapelle ist eine schöne Madonna auf Holz von Pomerancio, und zwei silberne Statuen des h. Lorenz und Damas nach Zeichnungen v. Ciro Ferri. — Der Hauptaltar, wo die Reste des h. Papstes Damas und des Märtyrers St. Eutichius ruhen, ist von Bernini und besitzt ein Gemälde von Friedr. Zuccari. — An einem Pfeiler, dem Hauptaltar gegenüber, ist das Denkmal des bekannten Dichters Annibal Caro, dessen Bildniss in Marmor von Giambattista Dosio verfertigt wurde.

Basilica der h. Maria in Cosmedin, gen. die griechische Schule.

Sie wurde an der Stelle gebaut, wo sich einst die Schola Cassii, später die griechische Schule genannt, befand. Der h. Dionysius, Papst, baute sie im 3. Jahrhundert. Man nennt diese Kirche im Volk Bocca della verità, weil man unter dem Portikus noch einen unförmlichen Kopf von Marmor zeigt, dessen Mund und Augen offen stehen. Man sagt den Kindern, dass, wer eine Lüge gesagt, die Hand nicht mehr aus diesem Munde herausbringen könne. St. Augustin soll hier die Grammatik gelehrt haben. Im Jahr 1718 wurde dieser uralten Kirche die neue Façade von Joseph Sardi gegeben.

Die Säulen, welche die drei Schiffe abtheilen, sind antik, und die Kapitäler von schöner Arbeit. Das Presbyterium ist schön und die Chöre zu beiden Seiten sind in der Art der ersten Kirchen. Ueber den Altar erhebt sich ein Baldachin, den vier rothgranitene Säulen tragen.

Das Bild der h. Jungfrau über der Kanzel soll zur Zeit der Bilderverfolgung aus dem Orient hieher geflüchtet worden seyn und gilt für eine der schönsten Malereien griechischer Schule. Nach Andern jedoch wird sie für ein italienisches Bild aus dem 12. Jahrhundert gehalten. — Unter der Tribune steigt man zu der alten Confession, die während zweier Jahrhunderte ganz vergessen gewesen war und erst im Jahr 1717 wieder entdeckt wurde. Zu dieser Zeit wurde sie von Brughi gemalt.

In der Sacristei befindet sich eine Madonna mit dem Kinde und Engel, welche ursprünglich in Mosaik Johann VII. um das Jahr 705 für die alte Basilica des Vatican verfertigen liess.

Der berühmte Gelehrte Crescimbeni, der Domherr an dieser Kirche war, liegt hier begraben.

Constantinische Basilica der h. zwölf Apostel.

Sie wird dem Kaiser Constantin zugeschrieben. Pelagius I. liess sie neu aufbauen und Johann III. restauriren. Wie sie jetzt gesehen wird, wurde sie unter Clemens XI. im Jahr 1702 von Carlo Fontana hergestellt. Den Porticus liess 1827 Don Johann Torlonia, Herzog v. Bracciano, hinzufügen.

Neun Bogen bilden den Porticus, unter dem man, neben verschiedenen Denkwürdigkeiten, auch einen kaiserlichen Adler in einem Eichenkranze sieht, welcher auf dem benachbarten Forum des Trajan ausgegraben wurde. Diesem Gegenüber sieht man das Monument des bekannten Kupferstechers Volpato, von seinem Jugendfreunde und Studiengenossen Canova auf eigene Kosten verfertigt.

Das Hauptschiff der Kirche ist 300 Palmen lang und 80 breit. Die Decke malte Giambattista Gaulli, gen. Baciccio. Er wählte hiezu den Triumph des Ordens des h. Franciscus. Das Hauptaltarblatt, das über den Gräbern der Apostel Philipp und Jakob sich erhebt, ist in Oel v. Dom. Muratori gemalt. Das Gewölbe der Tribune zeigt einen Sturz der Engel v. Odazzi. In den Kapellen befinden sich Gemälde von Lapiccola, Giaquinto u. s. w. — Auch sieht man hier das Monument für Maria Clementine Sobieski, Wittwe König Jakobs III. von England, welche 1735 in Rom starb und in der St. Peterskirche begraben wurde. Die Skulptur ist von Filippo Valle.

Die reiche Kapelle der Herzoge Odescalchi nach Zeichnungen von Luigi Sassi, hat ein Kuppelgemälde von Nasini und die Zwickelfelder von Benedict Luti. Die Statuen der h. Eufemia und Claudia sind von Pacini und Guidi.

In der Tribune ist das Denkmal des Kardinals Raphael Riario nach einer Zeichnung von Buonarotti. Der Kardinal hatte diese Tribune mit schönen Gemälden v. Melozzo da Forli geschmückt. Jedoch ist das Meiste hievon zerstört.

Zu Ende des linken Schiffs erhebt sich majestätisch das Trauerdenkmal Clemens XIV. Ganganelli, ein erhabenes Werk v. Canova, das er mit 25 Jahren vollendete. Es war das erste in dieser Art, das seinen Ruf gründete. Hier war mit einem Male der verderbte Geschmack verschwunden, der sich länger als ein Jahrhundert breit gemacht hatte, und man kann von diesem Werke die neueste Wiedergeburt der Bildhauerkunst zu rechnen beginnen. Der Papst sitzt und streckt die Hand aus, gleichsam zum Schutze und zum Friedenspenden. Unten zu beiden Seiten befinden sich die Statuen der Unschuld und Mässigkeit. In dem untersten Theile des Monuments ist die Thüre zur Sacristei, in der die Decke von Sebastian Ricci und das Bild von Joseph Sacchi, einem Sohn des berühmten Andrea Sacchi, ist.

Diese Kirche ist auch deshalb merkwürdig, dass im Februar 1564 hier der Trauergottesdienst für den grossen Michel Angelo und den 31. Januar 1823 für Canova gehalten wurde. Auf dem Denkmal M. Angelo's sieht man ihn selbst auf einem antiken Bette ruhen, von Emblemen der Kunst umgeben. Sein Gesicht ist nach den von ihm bekannten Bildnissen überaus ähnlich, besonders macht sich die durch den Faustschlag seines Nebenbuhlers Torrigiani zerquetschte Nase bemerkbar. Bekanntlich sollte der Künstler hier ruhen, bis sein Monument in St. Peter vollendet gewesen wäre, wenn nicht der eifersüchtige Cosmus von Medicis während der Nacht den Leichnam hätte rauben und nach Florenz bringen lassen.

Bis in's 16. Jahrhundert fand hier eines jener mittelalterlichen Volksfeste statt, das sich durchaus nicht für die Kirche schickte.

Am ersten Mai hing man nämlich ein Schwein an die Decke auf und begoss diejenigen, die sich desselben bemächtigen wollten, mit einem reichlichen Wasserschwalle. Der dennoch den Preis errang, wurde vom Volk mit Jubel begrüsst.

Basilica Eudoxiana (S. Pietro in vincoli),

auf der südlichen Seite des Esquilin, von der Kaiserin Eudoxia, Gemahlin Valentinian III., 442 gegründet. Sie soll zum Andenken der Kette gestiftet worden seyn, womit der h. Petrus in Jerusalem gefesselt wurde. Als nämlich der h. Leo d. Gr. dieses Stück Kette mit jenem Stücke vergleichen wollte, womit der Apostel in Rom gefesselt worden war, da schweissten sich beide wunderbar an einander und wurden zu einem Stück. Dies ist die Entstehung des Festes von Petri Kettenfeier am 1. August. Julius II. liess der Kirche ihre jetzige Gestalt nach der Zeichnung von Baccio Pintelli geben.

Durch einen schönen Portikus von fünf Bogen tritt man in die Kirche, deren Schiffe von 22 Säulen abgetheilt werden, von denen zwei von Granit, die andern von griechischem Marmor sind.

Von rechts angefangen begegnen wir zuerst einem h. Augustin v. Guercino, einem h. Petrus, von dem Engel aus dem Gefängnisse befreit v. Domenichino.

Auf der rechten Seite des Schiffs erhebt sich der Theil jenes grossartigen Mausoleums, welches Michel Angelo für Julius II. entworfen und auszuführen begonnen hatte. Es sollte unter der Kuppel der Peterskirche errichtet werden und war der Grossartigkeit dieses Ortes vollkommen angemessen. Wie sehr muss man bei jeder Spur des ursprünglichen Planes, den M. Angelo für die Peterskirche gemacht hatte, beklagen, dass von seinen Nachfolgern so wenig davon beibehalten wurde. Dies Mausoleum sollte 18 Klafter lang und 12 Klafter breit werden. In seinem Innern sollte ein Grabgewölbe seyn und 40 Statuen das von allen Seiten freistehende Monument zieren. Die vier bedeutendsten dieser Statuen sollten die That, die Betrachtung, den h. Paulus und den Moses darstellen. Als Julius II. todt war, erschreckte die Grossartigkeit des Unternehmens so sehr die nachfolgenden Päpste, dass Paul III. entschied, den Plan einzuschränken und ihn in dieser Kirche zur Ausführung zu bringen. Jetzt sieht man nur die Statue des Moses als das Einzige daran, was Michel Angelo mit eigener Hand ausführte. Man erstaunt über das Grandiose der Auffassung und betrachtet ihn als Studium in Hinsicht der Musculatur. Der Gesetzgeber ist sitzend dargestellt; die eine Hand hält die Tafeln, während die andere den zur Erde wallenden Bart in die Höhe hebt. Hohe Majestät und Seelenstärke sind in dem stolzen, löwenartigen Antlitz ausgedrückt. Oben befindet sich Lea, einen Spiegel in der Hand als Symbol des thätigen Lebens; ihre Schwester Rahel als contemplatives Leben. Diese beiden und alles Andere betrachtet man als die Arbeiten des Raphael di Monte Lupo, eines Schülers Buonarotti's, die neben der Grösse des Moses jedoch nur einen geringen Effect zu machen im Stande sind.

In der Sacristei steht ein Altar aus dem 4. Jahrhundert, in dem man die h. Ketten aufbewahrt.

In der benachbarten Kapelle ist ein Bild der h. Margarethe von Guercino, eine seiner besten Arbeiten. — In der Tribune sind die Fresken von Jacob Coppi, genannt Jacob del Meglio. — Auch findet man hier das Grab des Domherrn Giulio Clovio, eines berühmten Miniaturmalers, von dem die kolorirten Codices in der Bibliothek des Vatican herrühren.

In dem andern Schiff befindet sich ein Bild des Arcangelo Canetoli von Joseph Santi. Ferner eine alte griechische Mosich von 690 einen h. Sebastian vorstellend. — An einem Altar ist eine Kreuzesabnahme von Siciolante da Sermoneta und die Denkmäler der fleissigen und geschickten Malerbrüder Pollajoli, von denen viele Arbeiten im Vatican gesehen werden. Den Plafond malte Perotti nach Zeichnungen von Carlo Fontana 1705.

Sta. Maria de Monte Santo

(Basilica der h. Maria Regina Coeli.)

Carlo Rainaldi, Bernini und Fontana sind nach und nach die Erbauer gewesen. Von Gemälden sieht man hier eine h. Familie v. Nicolaus Berettoni, einem Schüler Maratti's, dann den h. *Franziskus* und den h. Rochus von Maratti, eine h. Magdalene v. Geminiani, eine Madonna von Puccini u. A. Die Fresken sind von Baciccio.

Das Kloster mit dem Thurm, welche sich dem Corso zuwenden, sind von dem Marchese Geronimo Theodoli.

COLLEGIAT-, TITULAR- UND ANDERE KIRCHEN.

St. Markus.

Diese Kirche befindet sich im venetianischen Palast, ist *eine der ältesten der Stadt*, und wurde *ad Palatinas* genannt. Der h. Markus I. stiftete sie 336. [illegible] liess sie erneuern. Ueber der Eingangsthüre sieht man eine alte Skulptur des h. Markus d. Ev. aus dem 13. Jahrhundert. Das Mittelschiff wird von 20 jonischen Säulen von sicilianischem Jaspis getragen. Die Geschichte der Apostel nach Zeichnungen von Orlandi sind in Stucco ausgeführt; die Fresken sind von Mola, Allegrini, Canini, Cortesi und Chiari. Die Tribune zieren vier Säulen von Porphyr und ein schöner Candelaber von Breccia.

In den Seitenschiffen sehen wir einige Schlachtgemälde von dem Jesuiten Cosimo. Am ersten Altar ist ein auferstandener Christus von Palma d. J. Am Zweiten eine Jungfrau, Christus, St. Johann d. T. und St. Antonius v. Gentile aus Brüssel. Das Grabmal des Venetianers Pesaro von Canova. Am dritten Altar sind die h. drei Könige von Carlo Maratti in der Manier des Guido Reni.

Die Architektur der Kapelle des Sacramento ist von Pietro da Cortona. Der h. Markus, Papst, in Wasserfarben, ist aus der alten venetianischen Schule, vielleicht von Johann Bellini. Die andern Malereien sind von Bourguignon.

Im zweiten Schiff ist das Monument einer Gräfin Saluzzo von Festa. Eine Empfängniss und ein h. Michael, beide von Mola. St. Martin v. Ciro Ferri.

Sta. Maria ad Martyres, genannt die Rotunde.

Diese merkwürdige Kirche ist jenes berühmte *Pantheon des Agrippa*, welches durch Alterthum, Schönheit und herrliche Erhaltung als das erste Denkmal des alten Roms betrachtet werden muss, und das wir hier seiner jetzigen Bestimmung wegen zu dem modernen Rom zu zählen genöthigt sind. Wir werden von ihm noch am andern Orte zu sprechen Gelegenheit haben und beschäftigen uns hier bloss mit seiner gegenwärtigen Beschaffenheit. Im 7. Jahrhundert erhielt Bonifaz IV. dieses Gebäude vom Kaiser Phocas, und weihte es der h. Jungfrau und allen Märtyrern, deren Gebeine hier in grosser Zahl vorgefunden wurden.

Das Innere ist noch grösstentheils in seinem ursprünglichen Zustande bis auf die 15 Altäre, von denen acht unter antike Tabernakel gesetzt sind. Von merkwürdigen Gemälden befindet sich an dem Hauptaltar ein altes Bild der Jungfrau. — In der *Kapelle des Kruzifixes* sieht man die Urne des Kardinals Herkules Consalvi, Staatssecretär unter Pius VII., in welcher dessen Herz aufbewahrt wird. Sowohl das

Basrelief, als auch das sehr ähnliche Bildniss desselben sind von Thorwaldsen. — Hier befindet sich der Altar, den der grosse Raphael auf seine Kosten schmücken liess, um dort begraben zu werden. Die Statue der h. Jungfrau von Lotti, genannt Lorenzetto, ist nach seinem Wunsche hier aufgestellt. Seitwärts von dem Altar liest man die Inschrift des Kardinals Bembo.

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

Auf der andern Seite liest man die Inschrift zum Gedächtnisse von Maria, Nichte des Kardinals Divizio da Bibiena, die ihm verlobt war und deren Tod dem seinigen nur drei Monate voran ging. Im Jahr 1833 wollte die Congregation der Virtuosi, welche seit 1543 im Pantheon besteht, die irdischen Reste des erlauchten Künstlers aufsuchen, um sie in ein Denkmal zu verschliessen. Nach erhaltener Erlaubniss begann man die Nachforschungen unter dem Vorsitz der höchsten Behörde und in Gegenwart von Deputationen des Kapitels der Generalkommission der Antiquitäten und schönen Künste der Akademie von S. Luca und der archäologischen. Den 14. September war man so glücklich, die Gebeine des göttlichen Malers wohl erhalten unter der Statue der Jungfrau aufzufinden, wo er sich selbst seine Ruhestätte gewünscht hatte. Diese Reste des grössten Genies, den die neuere Zeit hervorgebracht, wurden acht Tage lang unter dem Zuströmen einer ungeheuren Menschenmenge in Augenschein genommen, und dann in eine Marmorurne eingeschlossen, statt des hölzernen Sarges, worin sie bis dahin gelegen hatten.

Neben diesem Altar wollte An. Carracci ebenfalls begraben werden, und eine Inschrift bezeichnet die Stelle, wo er ruht.

In der Kapelle des h. Joseph besteht jene Congregation der Virtuosi, welche die Gebeine Raphaels aufsuchen liess. Ihr Ursprung ist folgender. Im Jahr 1543 brachte ein Canonicus dieser Kirche, D. Desiderio Adjutorio, viele Erde aus dem gelobten Lande mit, die er an h. Orten gesammelt hatte, und stiftete eine Brüderschaft, welche sich „vom h. Joseph aus dem gelobten Lande“ nannte. Es wurde verordnet, nur Maler, Architecten, Kupferstecher und andere Künstler aufzunehmen. Unter den ersten, die aufgenommen wurden, befanden sich die Brüder Sangallo, Johann v. Udine, Perrin del Vaga, Jacob Barozzi da Vignola, Hieronymus Siciolante de Sermoneta, Pirro Ligorio, Antonio Labacco u. s. w. Sie wird durch einen Regenten repräsentirt, welche Stelle jetzt der rühmlichst bekannte Bildhauer Fabris einnimmt, der auch vorzüglich bei der Auffindung der Gebeine von Raphael sehr thätig war. — Die Statue des h. Joseph mit dem Heilande ist von Vincenz Rossi aus Fiesole. Die Gemälde zur Seite sind von Cozza, genannt il Calabrese; Gott Vater ist von Joh. Peruzzini. Die beiden Basreliefs von Stucco wurden von Cantucci modellirt. Von den vielen Künstlern, welche in der Nähe des grossen Meisters begraben zu seyn wünschten, nenne ich hier Baltasar Peruzzi, Pierin Buonaccorsi, genannt del Vaga, Johann v. Udine, Taddeo Zuccari, Flam. Vacca u. s. w. — Ehemals befanden sich in den kleinen ovalen Nischen die Porträts der vornehmsten Künstler, welche in diesem Heiligthume ruhten. Allein die geistliche Liturgie konnte eine so grosse Menge von Bildern, die sich noch dazu alle Tage vermehrten, nicht dulden und man ertheilte 1820 dem Ritter Canova den Befehl, sie in ein anderes Local überzuführen, wodurch die Protomothek auf dem Capitol entstand, zu welcher der römische Magistrat einige Säle in dem Palast der Conservatoren einräumte.

In dieser Kirche feiert man am 1. Nov. den Allerheiligentag.

Sta. Bibiana

Sie wurde im Jahr 363 von einer römischen Matrone, Olympia, erbaut, an jener Stelle, wo das Haus der Heiligen gestanden und Papst Simplicius weihte sie 470 ein. Urban VIII. gab ihr endlich 1625 die neue Façade nach Bernini's Zeichnungen. Sie ist nur klein. Die drei Schiffe sind durch acht antike Säulen geschieden, von denen sechs von Granit sind. Auf dem Hauptaltar steht die Marmorstatue der Heiligen, vielleicht das einfachste und anmuthigste Werk von Bernini, und unter dem Altar befindet sich eine kostbare Urne von orientalischem Alabaster, in welcher der Körper der h. Bibiana ruht, nebst ihrer Schwester, Sta. Demetria und ihrer Mutter, Sta. Dafrosa. Die Fresko-Gemälde im obern Theil des Schiffes sind von Ciampelli, die zur Linken von Pietro v. Cortona. In der Seitenkapelle sieht man zwei schöne Säulen von Breccia und ein Bild von demselben Ciampelli. Neben der Thüre steht eine Säule von Rosso antico, an welche die Heilige gebunden gewesen seyn soll, als sie mit Peitschenhieben zu Tode gepeinigt wurde. — Unter der Kirche liegt der alte Kirchhof des h. Anastasius, woselbst der Sage nach 5266 Märtyrer begraben seyn sollen mit Ausnahme der Weiber und Kinder.

Sta. Praxede

Sie liegt unweit von Sta. Maria Maggiore, und stammt aus dem 2. Jahrhundert. Pasquale I. vergrösserte sie 822. Hier soll die h. Praxede in einem Brunnen die Gebeine und das Blut der h. Märtyrer gesammelt haben. Dieser Brunnen befindet sich jetzt in der Mitte der Kirche. Man sieht hier, in seltenem Maasse, Pracht und Einfachheit in einem kleinen Raume vereinigt. Durch einen alten Portikus, der mit zwei Granitsäulen geschmückt ist, steigt man auf einer Doppeltreppe, deren Stufen von kostbarem Rosso antico aus Stücken von seltener Grösse bestehen, in die Kirche *). — Der Altar mit seinen vier Porphyrsäulen und einem Baldachin ist von Francesco Ferrari. — In dem grossen Bogen und der Tribune befinden sich die alten Mosaiken, welche Pasqual I. im 9. Jahrhundert anfertigen liess. — Das Altarblatt ist von Dom. Muratori. Die Deckengemälde und die Apostel Peter und Paul auf den Pilastern des grossen Bogens sind von Bicchierai.

In den Kapellen sind Gemälde von Angelo Soccorsi, Dom. Pestrini, Joh. Vecchi, Bourguignon Cosci, Masaei, Rossetti, Ciampelli, Parroceli, Zuccari, Arpino, Ciro Ferri; letzterer arbeitete unter Anleitung seines Meisters Pietro von Cortona. Auch sieht man hier das Bildniss von Joh. Baptist Santoni, das erste Werk Bernini's, das er mit 10 Jahren verfertigt haben soll.

Die *Kapelle der h. Säule* ist sehr alt. Sie wurde von Papst Pasqual dem I. zu Ehren des h. Zeno errichtet. Die alten reichen Mosaiken stammen aus dem Jahr 819. Sonst wurde diese Kapelle Orto del Paradiso genannt. Auf dem Altar sieht man ein altes Bild der h. Jungfrau, gleichfalls in Mosaik.

Seitwärts befindet sich die Säule von Blutjaspis, die der Kardinal Colonna unter Honorius III. im Jahr 1223 aus Jerusalem nach Rom brachte, und welche dieselbe seyn soll, an die Christus gebunden wurde, als er die Tortur der Geisselung aushielt. In der *Sacristei* ist eine Geisselung von Giulio Romano.

---

*) Die Steinbrüche dieser jetzt so seltenen Marmorart, lagen zwischen dem Nil und rothen Meer, und sind seit dem Alterthum nicht mehr ausgebeutet worden.

Basrelief, als auch das sehr ähnliche Bildniss desselben sind von Thorwaldsen. — Hier befindet sich der Altar, den der grosse Raphael auf seine Kosten schmücken liess, um dort begraben zu werden. Die Statue der h. Jungfrau von Lotti, genannt Lorenzetto, ist nach seinem Wunsche hier aufgestellt. Seitwärts von dem Altar liest man die Inschrift des Kardinals Bembo.

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens, et moriente mori.

Auf der andern Seite liest man die Inschrift zum Gedächtnisse von Maria, Nichte des Kardinals Divizio da Bibiena, die ihm verlobt war und deren Tod dem seinigen nur drei Monate voran ging. Im Jahr 1833 wollte die Congregation der Virtuosi, welche seit 1543 im Pantheon besteht, die irdischen Reste des erlauchten Künstlers aufsuchen, um sie in ein Denkmal zu verschliessen. Nach erhaltener Erlaubniss begann man die Nachforschungen unter dem Vorsitz der höchsten Behörde und in Gegenwart von Deputationen des Kapitels der Generalkommission der Antiquitäten und schönen Künste der Akademie von S. Luca und der archäologischen. Den 14. September war man so glücklich, die Gebeine des göttlichen Malers wohl erhalten unter der Statue der Jungfrau aufzufinden, wo er sich selbst seine Ruhestätte gewünscht hatte. Diese Reste des grössten Genies, den die neuere Zeit hervorgebracht, wurden acht Tage lang unter dem Zuströmen einer ungeheuren Menschenmenge in Augenschein genommen, und dann in eine Marmorurne eingeschlossen, statt des hölzernen Sarges, worin sie bis dahin gelegen hatten.

Neben diesem Altar wollte An. Carracci ebenfalls begraben werden, und eine Inschrift bezeichnet die Stelle, wo er ruht.

In der Kapelle des h. Joseph besteht jene Congregation der Virtuosi, welche die Gebeine Raphaels aufsuchen liess. Ihr Ursprung ist folgender. Im Jahr 1543 brachte ein Canonicus dieser Kirche, D. Desiderio Adjutorio, viele Erde aus dem gelobten Lande mit, die er an h. Orten gesammelt hatte, und stiftete eine Brüderschaft, welche sich „vom h. Joseph aus dem gelobten Lande“ nannte. Es wurde verordnet, nur Maler, Architecten, Kupferstecher und andere Künstler aufzunehmen. Unter den ersten, die aufgenommen wurden, befanden sich die Brüder Sangallo, Johann v. Udine, Perrin del Vaga, Jacob Barozzi da Vignola, Hieronymus Sicciolante de Sermoneta, Piero Ligorio, Antonio Labacco u. s. w. Sie wird durch einen Regenten repräsentirt, welche Stelle jetzt der rühmlichst bekannte Bildhauer Fabris einnimmt, der auch vorzüglich bei der Auffindung der Gebeine von Raphael sehr thätig war. — Die Statue des h. Joseph mit dem Heilande ist von Vincenz Rossi aus Fiesole. Die Gemälde zur Seite sind von Cozza, genannt il Calabrese; Gott Vater ist von Joh. Peruzzini. Die beiden Basreliefs von Stucco wurden von Cantucci modellirt. Von den vielen Künstlern, welche in der Nähe des grossen Meisters begraben zu seyn wünschten, nenne ich hier Baltasar Peruzzi, Pierin Buonaccorsi, genannt del Vaga, Johann v. Udine, Taddeo Zuccari, Flam. Vacca u. s. w. — Ehemals befanden sich in den kleinen ovalen Nischen die Porträte der vornehmsten Künstler, welche in diesem Heiligthume ruhten. Allein die geistliche Liturgie konnte eine so grosse Menge von Bildern, die sich noch dazu alle Tage vermehrten, nicht dulden und man ertheilte 1820 dem Ritter Canova den Befehl, sie in ein anderes Local überzuführen, wodurch die Protomothek auf dem Capitol entstand, zu welcher der römische Magistrat einige Säle in dem Palast der Conservatoren einräumte.

In dieser Kirche feiert man am 1. Nov. den Allerheiligentag.

Sta. Bibiana.

Sie wurden im Jahr 363 von einer römischen Matrone, Olympia, erbaut, an jener Stelle, wo das Haus der Heiligen gestanden und Papst Simplicius weihte sie 470 ein. Urban VIII. gab ihr endlich 1625 die neue Façade nach Bernini's Zeichnungen. Sie ist nur klein. Die drei Schiffe sind durch acht antike Säulen geschieden, von denen sechs von Granit sind. Auf dem Hauptaltar steht die Marmorstatue der Heiligen, vielleicht das einfachste und anmuthigste Werk von Bernini, und unter dem Altar befindet sich eine kostbare Urne von orientalischem Alabaster, in welcher der Körper der h. Bibiana ruht, nebst ihrer Schwester, Sta. Demetria und ihrer Mutter, Sta. Dafrosa. Die Fresko-Gemälde im obern Theil des Schiffes sind von Ciampelli, die zur Linken von Pietro v. Cortona. In der Seitenkapelle sieht man zwei schöne Säulen von Breccia und ein Bild von demselben Ciampelli. Neben der Thüre steht eine Säule von Rosso antico, an welche die Heilige gebunden gewesen seyn soll, als sie mit Peitschenhieben zu Tode gepeinigt wurde. — Unter der Kirche liegt der alte Kirchhof des h. Anastasius, woselbst der Sage nach 5266 Märtyrer begraben seyn sollen mit Ausnahme der Weiber und Kinder.

Sta. Praxede.

Sie liegt unweit von Sta. Maria Maggiore, und stammt aus dem 2. Jahrhundert. Pasquale I. vergrösserte sie 822. Hier soll die h. Praxede in einem Brunnen die Gebeine und das Blut der h. Märtyrer gesammelt haben. Dieser Brunnen befindet sich jetzt in der Mitte der Kirche. Man sieht hier, in seltenem Maasse, Pracht und Einfachheit in einem kleinen Raume vereinigt. Durch einen alten Porticus, der mit zwei Granitsäulen geschmückt ist, steigt man auf einer Doppeltreppe, deren Stufen von kostbarem Rosso antico aus Stücken von seltener Grösse bestehen, in die Kirche *). — Der Altar mit seinen vier Porphyrsäulen und einem Baldachin ist von Francesco Ferrari. — In dem grossen Bogen und der Tribune befinden sich die alten Mosaiken, welche Pasqual I. im 9. Jahrhundert anfertigen liess. — Das Altarblatt ist von Dom. Muratori. Die Deckengemälde und die Apostel Peter und Paul auf den Pilastern des grossen Bogens sind von Bicchierai.

In den Kapellen sind Gemälde von Angelo Soccorsi, Dom. Pestrini, Joh. Vecchi, Bourguignon Cosci, Masucci, Rossetti, Ciampelli, Parrocel, Zuccari, Arpino, Ciro Ferri; letzterer arbeitete unter Anleitung seines Meisters Pietro von Cortona. Auch sieht man hier das Bildniss von Joh. Baptist Santoni, das erste Werk Bernini's, das er mit 10 Jahren verfertigt haben soll.

Die *Kapelle der h. Säule* ist sehr alt. Sie wurde von Papst Pasqual dem I. zu Ehren des h. Zeno errichtet. Die alten reichen Mosaiken stammen aus dem Jahr 819. Sonst wurde diese Kapelle Orto del Paradiso genannt. Auf dem Altar sieht man ein altes Bild der h. Jungfrau, gleichfalls in Mosaik.

Seitwärts befindet sich die Säule von Blutjaspis, die der Kardinal Colonna unter Honorius III. im Jahr 1223 aus Jerusalem nach Rom brachte, und welche dieselbe seyn soll, an die Christus gebunden wurde, als er die Tortur der Geisselung aushielt. In der *Sacristei* ist eine Geisselung von Giulio Romano.

---

*) Die Steinbrüche dieser jetzt so seltenen Marmorart, lagen zwischen dem Nil und rothen Meer, und sind seit dem Alterthum nicht mehr ausgebeutet worden.

Sta. Maria degli Angioli.

Der bedeutendste Saal (Pinacoteca), und noch ein Stück von den Thermen des Diocletian wurde von Pius IV. in eine Kirche von überraschender Pracht umgewandelt. Michel Angelo gab ihr die Gestalt eines griechischen Kreuzes. Er war damals 88 Jahre alt. Hier kann man sich deutlich überzeugen, welchen Effect die Peterskirche hervorgebracht haben würde, wenn man das griechische Kreuz auch dort beibehalten hätte.

Man steigt zuerst einige Stufen in ein rundes Vorgebäude hinab, in dem sich zwei Altäre befinden und in den Nischen vier Grabdenkmäler; zwei davon haben besonders Interesse, da sie berühmten Malern gehören, Carlo Maratti und Salvator Rosa. Das Denkmal Maratti's ist von ihm selbst gezeichnet und von seinem Bruder Franz Maratti ausgeführt. Die Inschrift lautet: *Virtuti vixit — memoria vivit — gloria vivet.* — Die Büste und die Kinder auf dem Grabmale Salvator Rosa's sind von Bernardo Fioriti. Seine von dem Jesuitengeneral Paul Oliva ihm verfasste Grabschrift ist übertrieben, sie lautet: *Pictorum sui temporis nulli secundum, poetarum omnium temporum principibus parem.*

Die grandiosen Säulen, welche die Decke stützen, machen einen erhabenen Eindruck; sie sind von Sienit, und haben 62 Palmen Höhe mit Kapitälern und Basen und 16 Fuss im Durchmesser. Schade ist's, dass M. Angelo genöthigt war, der Feuchtigkeit wegen, den Fussboden zu erhöhen, und dadurch die Basen zum Theil den Blicken entzog.

Unter den Gemälden nenne ich: den Sturz Simons des Magiers nach dem Original von Francesco Vanni, welches sich im Vatican befindet, von Tremoliere. In der *grossen Kapelle* ist ein mittelmässiges Bild v. Herkules Graziani, den S. Nikolaus Albergati vorstellend. Die Decke ist von Bicchierai. Das Mirakel des h. Petrus ist von Franz Mancini. St. Hieronymus und andere Heilige wird für das Meisterwerk Muziano's gehalten, wenigstens was die Zeichnung betrifft, die Landschaft dazu ist von Paul Brill. Die berühmte Freske des h. Sebastian von Domenichino wurde aus der Mauer gesägt und im Jahr 1736 durch einen von Zabaglia erfundenen Mechanismus hieher gebracht. Das Bild hat gelitten. — Die Denkmäler Pius IV. und des Kardinals Sierpelloni sind nach einer ziemlich einfachen Zeichnung von Buonarotti. Die Taufe Christi ist von Carl Maratti. Noch sieht man hier Werke von Procaccini, Trevisani, Pomp. Battoni.

Der grosse Meridian wurde 1701, von dem Gelehrten Franz Bianchini, mit grosser Genauigkeit gelegt.

Den geräumigen Hof umgibt ein Portikus, den 100 antike Travertinsäulen tragen. Die Karthäuser, denen diese Kirche übergeben ist, leben in bequemen reinlichen Zellen, welche diesen grossen Hof umgeben. Auch die Architektur des Klosters ist von Buonarotti. Es befindet sich in den alten Thermen selbst, von denen noch einige Säle unverändert erhalten sind. Um den Brunnen pflanzte M. Angelo selbst vier Cypressen. Von der schönen Statue des h. Bruno am Eingange, von dem französischen Bildhauer Houdon, sagte Clemens XIV.: Sie würde sprechen, wenn ihr die strenge Regel ihres Ordens nicht Stillschweigen auferlegte.

Das Hauptfest dieser Kirche wird den 7. Aug. gefeiert. Auch der h. Bruno wird hier am 6. Oct. verehrt.

St. Cosmus und Damian auf dem Forum Romanum.

Auf dem Platz, wo ein Tempel des Remus gestanden haben soll, baute St. Felix IV.

eine Kirche zur Ehre der beiden genannten Märtyrer. Die alten Bronzethüren, der Fries und die Porphyrsäulen rühren von Hadrian I. im Jahr 780 her, ihre jetzige Gestalt aber erhielt sie durch Urban VIII. im Jahr 1631. — In der Tribune sieht man die alten Mosaiken aus dem Jahr 530: das mystische Lamm zwischen sieben Leuchtern und Engeln, die ihm zur Krone dienen, wie auch Christus mit verschiedenen Heiligen. Sie sind restauriert. Auf dem Hochaltar ein altes Bild der h. Jungfrau. Es liegen hier viele Heilige begraben; unter Andern der h. Felix, welcher während des Exils des Papstes Liberius den Kaiser Konstantius in den Bann that. — Man sieht auch Gemälde von **Speranza**, **Baglioni**, **Mariano** u. s. w.

St. Stephan Rotondo.

Die Construction dieser Kirche ist sehr alt, wenn sie auch nicht, wie Manche glauben, aus der Zeit der Römer herrührt. Nach Einigen soll hier der Tempel des Claudius gestanden haben; so viel ist gewiss, dass Papst Simplicius 468 die Kirche dem h. Stephan weihte. Im Jahr 1453 erhielt sie unter Nicolaus V. ihre jetzige Gestalt. Die Kirche ist rund, und wird von 58 Granitsäulen und sechs marmornen getragen. Der Durchmesser des Ganzen beträgt 198 Fuss.

An den Wänden sind alle Todesarten al fresco ausgeführt, welche die Märtyrer zu überstehen hatten. Diese Malereien sind von **Pomerancio** und **Tempesta**, nicht von grossem Kunstwerth, und von hässlichem Eindruck, doch dabei von starkem Ausdruck und lebhafter Farbenpracht. Landschaften und Perspektiven darin sind von **Matthias von Siena**. Es sind dieser Schildereien 32. Acht schöne alte Säulen von schwarzem und grünem Granit und zwei von Porphyr sind noch zu bemerken.

S. Lorenzo in Lucina.

Wahrscheinlich rührt der Name von der römischen Matrone Lucina her. Sixtus III. soll sie im Jahr 435 zu erbauen angefangen haben. Im Jahr 1650 wurde sie fast gänzlich neu nach den Zeichnungen des **Cosmus von Bergamo** wiederhergestellt. Man tritt durch einen kleinen Portikus ein, der von **Luigi Garzi** gemalt wurde. Die Kirche hat nur ein einziges Schiff, dessen Dekorierung **Rainaldi** besorgte. In den Kapellen sieht man Gemälde von **Speranza**, **Luini**, **Rainaldi**, **Stern**, eine Kopie der Himmelfahrt von **Guido Reni**, von **Bourguignon** und **Gemignani**. — Auf dem Hauptaltar, den vier schöne Säulen von Nero antico zieren, befindet sich ein treffliches Kruzifix von **G. Reni**.

Unter den Denkmälern zieht vornämlich das des berühmten Malers **Nikolaus Poussin** die Blicke auf sich. Das Monument liess ihm Chateaubriand, als er Gesandter in Rom war, setzen; die Zeichnung, so wie die Büste sind von **Paul Lemoine** aus Paris.

Diese Kirche hat einen der grössten Sprengel in Rom.

Sta. Maria del Popolo.

Pasqual II. soll 1099 hier an der Stelle des Grabes des Nero einen Altar errichtet haben, dem 1227 das römische Volk auf seine Kosten eine Kirche hinzufügte, welche daher „Sta. Maria des Volkes“ hiess *). Gregor IX. versetzte ein Bild der h. Jung frau hieher, und Julius II., so wie Alexander VII. bereicherten dann diese Kirche mit Kunstschätzen.

---

*) Im Volke herrscht folgende Sage: An der Porta del Popolo stand ein Baum im 11. Jahrhundert, auf dem sich beständig ein krächzender Rabe einfand. Man grub hier nach und entdeckte eine Urne, auf welcher zu lesen war, dass sie die Asche des Nero enthalte. Diese wurde in die Luft gestreut und der Bau einer Kirche an der Stelle beschlossen.

Die Façade ist einfach und zeigt drei Thüren auf Stufen. Das Innere bildet ein lateinisches Kreuz mit drei Schiffen und einer achteckigen Kuppel.

I. Kapelle zur Linken. Mit Gemälden von Pinturicchio. — *II. Kapelle*, von Carlo Fontana. Denkmal des Kardinals Cibo. Die Kuppel von Luigi Garzi gemalt. Die Empfängniss der Jungfrau mit den vier Kirchenlehrern ist von Carlo Marotti in Oel auf die Wand gemalt. Die beiden Büsten des Kardinals Cibo sind von Franz Cavallini, eben so die beiden Engel, welche den Altartisch tragen. Der h. Lorenz ist von Morandi. — *III. Kapelle*, von Pinturicchio gemalt. — *IV. Kapelle*, von demselben. Eine h. Catharina mit dem h. Antonius und Vincenz aus dem 15. Jahrhundert. — V. In dem *Kreuze* sieht man eine Heimsuchung von Morandi. — *VI. Kapelle.* Sta. Lucia von Luigi Garzi. — *VII. Kapelle.* St. Thomas von Villanova v. Fabrizio Chiari.

Der Hochaltar mit dem h. Bilde der Jungfrau ist mit vier schönen Säulen von schwarzgrünlichem Marmor geschmückt. Die Kuppel und die Zwickelfelder sind von Vanni gemalt. Im Chor zwei Grabmäler der Kardinäle Sforza und Savona, gezeichnet und ausgeführt von Andrea Contucci von Sansovino, dem Meister Jacob Tattio, der auch Sansovino genannt wird. Die Decke ist v. Pinturicchio. Die schönen Glasmalereien, die einzigen in Rom, sind von Wilhelm v. Marcilla (aus Marseille) und Claude Francese, Beide durch Julius II. nach Rom berufen.

Nun folgen auf der andern Seite:

I. Kapelle. Die Himmelfahrt von Ann. Carracci auf Holz. Die Seitenstücke von M. A. di Caravaggio, die Decke von Innocenz Tacconi. — *II. Kapelle.* Statuen und Gemälde von Giulio Mazzoni und eine Verkündigung von Trigo. — *III. Kapelle.* Ein Bild von Bernardo Mei v. Siena. Die Engel, welche es tragen, sind von Antonio Raggi und Mari. Die Zeichnung des Altars v. Bernini. — *IV. Kapelle des Crucifixes.* Gemälde von Luigi Gentile. — *V. Kapelle.* Gemälde von Giov. di S. Giovanni. Das Altarblatt von Augustin Masucci. Denkmäler der Kardinäle Garzia und Urbino Millini, nach Zeichnungen von Algardi. Die Büste des Kardinals Savo v. Peter Monnot. — *VI. Kapelle (Chigi).* Nach Zeichnungen von Raphael erbaut. Ebenso lieferte er den Carton zu dem Bilde der Nativität, welches Sebastian del Piombo ausführte. Die andern Bilder sind von Cecchino Salviati. Die Mosaiken der Kuppel wurden nach den Cartons von Marcellina, nach Andern von Luigi de Pace ausgeführt. Der Name des Letztern befindet sich auf einer Fackel, den die Liebe trägt. Das Basrelief aus Erz vor dem Altar ist von Lorenzetto. David und Aaron sind von Vanni; Elias und Jonas von Lorenzetto, diese nach Zeichnungen v. Raphael. Habakuk und Daniel sind von Bernini. Vor der Kapelle ist das Denkmal der Prinzessin Flaminia Chigi, von Augustin Penna. — *VII. Kapelle.* Die Taufe des Herrn von Pasquale Rossi. Zwei Ciborien aus Marmor von antiker Arbeit. — Ausserdem enthält diese Kirche eine Menge von Grab- und Denkmälern aus verschiedenen Epochen, welche die Aufmerksamkeit wohl zu fesseln verdienen. — In der *Sacristei* des anstossenden Klosters befindet sich ein Gemälde aus der Zeit des Giotto, welches 1810 bei den Ausgrabungen auf dem Monte Pincio aufgefunden wurde.

St. Augustin

Sie wurde 1480 von dem Kardinal Guillaume d'Estouteville de Rohan, französischen

Gesandten, gegründet. Die Architectur ist wahrscheinlich von Baccio Pintelli, obgleich man auch andere Baumeister anführen will. Sie ist im italienischen Geschmacke des 15. Jahrhunderts. Etwa im Jahre 1750 wurde sie nach den Zeichnungen Vanvitelli's erneuert. Ihre Kuppel verdient deswegen beachtet zu werden, da sie die erste gewesen ist, welche in Rom gebaut wurde.

Beim Eintreten erblickt man zur Rechten eine schöne Statue der Madonna von Jacob Tatti, gen. Sansovino.

Am *dritten Pilaster* des grossen Schiffes zur Linken befindet sich das berühmte Bild des Propheten Jesaias von Raphael. Es ist verhängt und muss von einem Geistlichen gezeigt werden. Raphael soll dieses Bild, von dem Propheten M. Angelo's angeregt, gemalt haben; doch obgleich die Zeichnung bewundernswerth ist, so steht es doch an grandioser Erhabenheit jenem nach. Die fünfzig Thaler, die Raphael dafür verlangt hat, sollen den Bestellern eine so unmässige Forderung geschienen haben, dass man davon abstand, die ganze Kirche von ihm malen zu lassen.

Kapelle zur Rechten. 1. Sta. Catharina, St. Stephan und Lorenz von Marcellus Venusti. — 2. Madonna della Rosa, Kopie nach Raphael. Das Original, welches sich früher in Loretto befand, ist gestohlen oder verloren worden. Die Gemälde ringsum sind v. Avanzino Nucci. — 3. Das Bild der h. Beata ist von Hyacinth Brandi. Decke und Wände v. Pietro Locatelli. — 4. Christus gibt die Schlüssel dem h. Petrus, Skulptur von Casignola. — 5. Ein Kruzifix, vor dem St. Philippus Neri betete. — 6. Schöne Marmorsäulen. Ein herrliches Gemälde v. Guercino. Ein schönes Denkmal des Kardinals Rinaldo Imperiali nach Zeichnungen von Paul Posi. Das Portrait in Mosaik ist von Christofori nach dem Orginal v. Ludwig Stern. — 7. Malereien von Giambattista Ricci von Novara. Das Bild des h. Nicolaus von Thomas Salini. Die vier Kirchenlehrer an der Decke von Andreas v. Ancona.

Die Zeichnungen zum Hochaltar lieferte Bernini. Die Engel sind von P. Bernini, Pincelotti, Bracci und Casini. Das Bild der h. Jungfrau soll von Konstantinopel hieher gebracht worden seyn.

Kapellen zur Linken. 1. Unter dem Altar ruht die Mutter des h. Augustin, welche 1430 aus Ostia hieher gebracht wurde. Das Bild ist von Joh. Gottardi. Die Decke hat Ricci von Novara al fresco gemalt. — 2. Von Lanfranco aus seiner guten Zeit. — 3. Die Statue des h. Thomas von Villeneuve, modellirt von Melchior Cafa, und ausgeführt von Herkules Ferrata. Das Denkmal des Kardinals Lorenzo Imperiali ist von Domenico Guidi. — 4. St. Johannes von S. Facondo v. Hyacinth Brandi. — 5. Sta. Apollonia v. Dom. v. Volterra. Die andern Malereien von Francesco Rosa. — 6. Die h. Chiara von Montefalco von Conca. — 7. Schöne Marmorgruppe: die h. Jungfrau mit der h. Anna von Andrea Contucci. Die Deckengemälde v. Guido Baldi Abbatini und eine Madonna von M. A. di Caravaggio. Die Wände v. Christ. Consolano.

Ausserdem eine Menge von Grabdenkmälern.

Die Sacristei ist besonders prächtig nach der Zeichnung von Carlo Murena, einem Schüler Vanvitelli's. Das Bild des h. Thomas von Villeneuve ist v. Romanelli. —

In dem anstossenden grandiosen Kloster, welches nach den Zeichnungen von Antonio Canone v. Ancona gebaut ist, befindet sich die *Bibliotheca angelica*, gestiftet von Angelo Rocca, nach dem sie ihren Namen hat. Sie wurde nachher durch Vermächt nisse und Ankäufe sehr vermehrt, und besitzt viele Manuscripte aus dem 15. Jahrh.

Sie enthält an Manuscripten	2,945.
An gedruckten Büchern	44,819.
Miscellaneen	60,960.
	108,724.

Man findet hier u. A. eine syrische Uebersetzung des Evangeliums von 616; drei Plato aus dem 15. und 16. Jahrhundert; vier Boëtius; drei Dante, einen mit Miniaturen, aus dem 14. und 15. Jahrhundert; coptische und chinesische, noch nicht edirte Manuscripte; eine Ausgabe der Polyglotten-Bibel von Walton, mit der Vorrede, die der Aufmunterung erwähnt, welche der erlauchte Protector (Cromwell) diesem Unternehmen angedeihen liess. Später blieb diese Stelle weg, als das Werk in einer andern Ausgabe Carl II. gewidmet wurde. Dies ist indess nicht das einzige Beispiel solcher Varianten.

Das Lokal der Bibliothek ist schön und reinlich. Sie ist alle Tage von 8 – 12 Uhr dem Publikum geöffnet, mit Ausnahme der Feste, der Donnerstage und der Herbstferien im Oktober.

Sta. Andrea della Valle.

Konstanzia Piccolomini, Herzogin von Amalfi, schenkte ihr schönes Palais, um diese Kirche zu erbauen, welche 1591 nach den Zeichnungen des Olivieri begonnen wurde. Später vollendete sie Karl Maderno, und Carlo Rainaldi fügte die grosse Façade von Travertin hinzu, und schmückte sie mit kolossalen Statuen. Sie hat ein einziges Schiff, und die doppelte Kuppel ist die grösste nach der von St. Peter.

Kapellen zur Rechten. I. Architektur von Carlo Fontana mit Säulen von Verde antico. Das Basrelief des Altars, eine h. Familie vorstellend, ist von Antonio Raggi. Die Statuen der vier Tugenden sind von Alessandro Rondone. — II. Architektur von Buonarotti. Er selbst liess die Kopien in Bronze von der Pietas nach seinem Originale im Vatican anfertigen. Ebenso die von Lea und Rahel von dem Denkmale Julius II. in St. Peter in vinculis v. Raphael de Montelupo. Zwölf schöne Säulen und vier grosse Urnen von schwarzem Marmor nebst zwei Candelabern von Bronze. — III. Architektur von Bartolomeo Cavarozzi, gen. il Crescenzi. Das grosse Mausoleum der Gräfin Tomati von Joseph Fabris. St. Andreas Avellino v. Lanfranco, von dem auch die Kuppel gemalt ist und das für eins seiner besten Werke gilt.

Das bedeutendste Kunstwerk in dieser Kirche besteht jedoch in den Fresken der Tribune aus der Geschichte des h. Andreas so wie die vier Evangelisten in den Zwickelfeldern der Kuppel und die sechs Tugenden zwischen den Fenstern, sämmtlich von Domenichino. Die drei grossen Bilder unter dem Fries sind von Matthias Preti und die beiden kleinern von Carlo Cignani. Der Hauptaltar ist von Carlo Fontana. Ausserdem sind noch Bilder von Camassei de Bevagna, der Blumenschmuck von Laura Bernasconi, und das Denkmal des Grafen Thieni ist von Guidi.

Kapellen zur Linken. I. St. Sebastian v. Joh. de Vecchi. — II. Fresken von Roncalli. Die Kinder in den Ecken der Kuppel von Crescenzi. — III. Gemälde von Passignani. Die Statue der h. Martha ist von Franz Mochi, St. Johann d. Ev. v. Buonvicino, St. Johann d. T. v. P. Bernini, die Magdalene und die Statue des Kardinals Barberini ist von Christ. Stati. Eine Inschrift besagt, dass sich hier der Kloak befand, wo der Körper des h. Sebastian hinein geworfen wurde. — Zwischen der zweiten und dritten Kapelle sieht man zwei Basreliefs in Porphyr, die Eltern Urbans VIII. vorstellend, von Wilhelm della Porta.

Am obern Ende des Hauptschiffs sind die Denkmäler zweier Päpste, Pius II. und Pius III.

Den 7. August wird das Fest des h. Cajetan hier gefeiert, dem die apostolischen Protonotarien des Kollegiums, dessen Mitglied dieser Heilige war, mit grossem Pompe beiwohnen.

Sta. Maria sopra Minerva.

Diese Kirche ist auf den Ruinen eines Minerventempels erbaut. Seit dem Jahre 750 wurde sie von griechischen Mönchen des h. Basil versehen. Ihrer Baufälligkeit wegen später verlassen, ist sie 1370 unter Gregor XI. den Predigermönchen des h. Dominik übergeben worden, welche Kloster und Kirche wieder aufbauten. Die reichsten Kardinäle trugen hiezu bei. An der Façade sieht man durch eingemauerte Steine die Höhe, welche die Tiber bei verschiedenen Ueberschwemmungen erreicht hat.

Da ein jeder der Gönner einen andern Theil des Baues auf seine Kosten vollenden liess, so vermag man die Baumeister nicht anzugeben. Allein diese Kirche ist die einzige, welche in ihren Verhältnissen die einfachen unverzierten Formen der altitalienischen Architektur unverletzt bewahrt hat, und somit erscheint sie doppelt interessant. Sie hat drei Schiffe.

Erstes Schiff zur Rechten. — I. *Kapelle.* Das Bild des h. Ludwig vom Dominikaner-Orden ist eines der geschätztesten Werke von Baciccio. II. Die Gemälde sind von Lazaro Baldi. III. St. Petrus der Märtyrer von Lamberti. Die Seitengemälde von Franco, die obern von Maziano. IV. Architektur von Karl Moderno; Malereien von Cesar Nebbia. An dem Denkmal Urbans VII. ist die Statue von Ambrosio Buonvicino. Das Gemälde der Verkündigung wird fälschlich dem Angelico von Fiesole zugeschrieben. Es soll von Benozzo Gozzoli seyn. V. Architektur von Jakob della Porta und Karl Maderno. Das Abendmahl ist das letzte Werk des Barocci. Die Deckengemälde sind von Cherubin Alberti; die Statuen der h. Peter und Paul sind von Camillo Mariani, die Engel am Frontispice von Buonvicino. Papst Clemens VIII. ist von Hipp. Busio. St. Sebastian zur Linken, so wie die Aeltern dieses Papstes sind von Nikolaus Cordier, gen. il Franciosino. VI. Das Bild der h. Raimund und Paul ist von Nikolaus Magni. Das Bild auf der Mauer, Sta. Catharina und Agatha, ist von Sicciolante v. Sermoneta.

In der kleinen *Kapelle des Kreuzes* soll das Kruzifix von Giotto in Wasserfarben auf Holz gemalt seyn.

In der *Kapelle der Verkündigung der Jungfrau* von S. Caraffa befindet sich ein grosses Bild, die Jungfrau, St. Thomas von Aquin und der Kardinal Olivier Caraffa, Stifter der Kapelle von Filippo Lippi. Die Engel und die Sibyllen an der Decke sind von Raffaellino del Garbo. Schade, dass alte Retouchen ihre ursprüngliche Schönheit zerstört haben. — Das Denkmal Pauls IV. ist nach einer Zeichnung von Pyrrhus Ligorio von den Brüdern Casignola ausgeführt, die mit grosser Künstlichkeit die Gewänder des Papstes durch farbigen Marmor wieder gegeben haben. — Ausserhalb dieser Kapelle ist das Denkmal des Bischofs Durante, der unter Calixtus III. gestorben ist und an dem die Mosaiken und Skulpturen von Cosmati sind. — Hierauf folgt die *Kapelle der Prinzen Altieri* mit einem Altarblatt von Maratti; die Fresken sind von Baciccio und die Skulpturen von Cosimo Fancelli. — In der folgenden *Kapelle, genannt del Rosario*, ruht unter dem Altar der Körper der h. Catharina von Siena. Die Mysterien an der Decke sind aus der Schule des Marcellus Venusti, bis auf die Dornenkrönung, die von Saraceni ist. Die Züge der Heiligen auf den Wänden sind von de Vecchi gemalt; das Bild der h. Jungfrau auf dem Altar gehört der alten Schule an. Der stehende Christus mit dem Kreuz ist v. M. Angelo, eine seiner vollendetsten Arbeiten in der Ausführung.

Am Eingange des Chors stehen die Denkmäler Leo's X. und Clemens VII. von Baccio Bandinelli mit Ausnahme ihrer Statuen, die von Leo X. ist von Raphael de Montelupo, die Clemens VII. von dem Florentiner Joh. de Baccio Bigio. Unter dem Mausoleum Leo X. ist das bescheidene Grab des grossen Kardinals Pietro Bembo. — In dem Gange, der zur kleinen Pforte hinter der Tribune führt, sind noch verschiedene prächtige Denkmäler, die jedoch nur durch ihre Verfertiger Werth erhalten. Sie sind von Bernini, Rainaldi, della Porta, Vigiù. Daneben sieht man das bescheidene Grab des berühmten Malers Johann v. Fiesole, gest. 1455. — Die Kapelle des h. Dominik ist reich mit Marmor verziert. Paglia lieferte die Zeichnungen, Rauzzini führte sie aus, Roncalli malte die Decke und Paul de Matteis das Altarblatt. Das Denkmal Benedict XIII. ist von Marchionni, die Statue des Papstes von Bracci.

In dem *linken Schiff* ist in der ersten Kapelle das Altarblatt von Procaccini, die Decke von Cerruti. — In der vierten steht neben dem Altar ein St. Sebastian von Mino v. Fiesole. — Es ist nicht möglich, die vielen Denkmäler, die noch in dieser Kirche sind, hier alle namhaft zu machen.

Sacristei. Hinter dem Altar sieht man das Zimmer, welches einst die h. Catharina von Siena bewohnte, mit Gemälden aus der Schule des Perugino. Die Kreuzigung am Altar ist von Andrea Sacchi; die Decke mit dem h. Dominik ist von Joseph del Bastaro. Ueber der innern Thüre hat Joseph Speranza das Andenken an das Conclave von 1431 festzuhalten gesucht.

In dem Kloster sind Fresken von Valesio, Nappi und Letti. — Hier residirt der Ordensgeneral der Dominikaner und der Secretär des Index.

Die *Biblioteca Casanatense*, durch den Kardinal Casanate gestiftet, befindet sich hier. Nach der Bibliothek des Vatican ist dieses die reichhaltigste. Unter den kostbaren Manuscripten befindet sich auch eine grosse Bibel auf Pergament, die mit Handstempeln gedruckt ist, welches man Chirographie nennt, und den Uebergang zur eigentlichen Typographie bildet. In dem Fache der Reisebeschreibungen und archäologischen Werke ist diese Sammlung besonders reich. Sie besteht im Ganzen aus 120.000 Bänden mit Ausschluss der Brochüren und kleinen Sachen. Das Gebäude ist nach der Zeichnung von Fontana errichtet. Das Publikum kann mit Ausnahme der Feste, der Donnerstage und der Herbstferien täglich von 8 — 11 Uhr Vormittags und von 20 — 23 Uhr nach italienischer Zeiteintheilung Zutritt erlangen.

Sta. Maria in Dominica.

Auf dem südlichen Theile des Cölius, wo die fremden Soldaten einquartirt wurden (Castra peregrinorum). Die fromme Matrone Cyriaca wohnte hier, und da ihr Name im Griechischen Dominica heisst, so wurde die Kirche darnach benannt, die früher mit in navicella bezeichnet wurde. Dieser Name kam von einem kleinen Schiff aus Marmor, das auf dem benachbarten Platze stand, und welches Leo X. durch ein anderes ersetzen liess, das man noch heute dort sehen kann. Pasqual I. liess diese Kirche im Jahr 817 restauriren, und Leo X. baute sie 1500, als er noch Kardinal war, nach dem Plane von Raphael auf, mit Ausnahme des

Portikus, zu dem M. Angelo den Plan machte.

Ihre drei Schiffe werden durch 18 Säulen von Granit geschieden, die ihrer Seltenheit und Schönheit wegen sehr geschätzt sind. Der Fries, der rund um das grosse Schiff läuft, ist von G. Romano. Doch nähert sich der Styl dem Perrin del Vaga, wesshalb man glaubt, dass ersterer den Gedanken gab, letzterer ihn ausführte. — Die Fresken unter der Tribune des Hochaltars sind von Lazaro Baldi. In dieser Tribune vertheilte der h. Lorenz auf Befehl des h. Papstes Sixtus alle Güter der Kirche den Armen.

S. Onofrio,

auf der Spitze des Janiculum, am Ende der Via de la Longara, am Thore des h. Geistes, wurde diese Kirche durch Eugen IV. 1439 erbaut. Von hier hat man einen der schönsten Ueberblicke der Stadt.

Die drei Fresken in den Lunetten des Portikus enthalten verschiedene Züge aus dem Leben des h. Hieronymus, von Domenichino gemalt. Den Portikus selbst zieren antike Säulen; die Sibyllen sind von Baglioni, und in der kleinen Seitenkapelle sieht man eine Nativität v. Franz Bassano.

Beim Eintritt in die Kirche rechts ist in der ersten Kapelle der h. Onophrius von guter Schule. In der zweiten eine Madonna von Loretto von An. Carracci, und die andern Malereien v. Giamb. v. Novara. — Die Decke der Sacristei ist von Geronimo Pesci. — Der untere Theil des Hochaltars ist v. Baltasar Peruzzi, der obere v. Pinturicchio. Diese Arbeiten waren vortrefflich, aber die kunstlose Hand der dummen Restauratoren, so wie die Zeit, haben den Zauber allmählig verwischt. Pietro von Pisa ist von Franz Trevisani und seinen Schülern gemalt. — In der Kapelle des h. Hieronymus ist dieser von Ghezzi. Die linke Wand ist v. Nelli und die rechte v. Ricciolini gemalt.

Links in dem Winkel am Eingang ist das mehr als bescheidene Grab Torquato Tasso's, der in diesem Kloster am Vorabend jenes Tages starb, wo er auf dem Capitol gekrönt werden sollte. Eine kleine weisse Marmorfliesse bezeichnet den Platz. An der Wand unfern davon hat lange Zeit nach seinem Tode der Kardinal Bevilacqua ihm ein Denkmal errichten lassen, das aber keineswegs dem grossen Ruhme des Todten entspricht. Jetzt ist der Bildhauer Fabris in Vicenza damit beschäftigt, ihm ein prächtiges Denkmal in dieser Kirche zu setzen.

Unter den übrigen Monumenten ist das des lateinischen Schriftstellers Johann Barclay, eines gebornen Schotten und eines Verwandten des berühmten russischen Feldmarschalls Barclay de Tolly, zu erwähnen. Jener Schriftsteller hatte im 17. Jahrhundert durch seine Satyren bedeutenden Ruf erlangt. Auch Alexander Guidi, ein lyrischer Dichter aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts, hat hier ein Denkmal.

In dem Kloster sieht man eine Jungfrau al fresco v. L. da Vinci; in der Bibliothek die *Büste Tasso's*, einige von seinen Manuscripten und Geräthschaften, die zu seinem Gebrauche gedient haben. In dem Garten mit der schönen Aussicht befindet sich eine grosse Treppe, auf welcher der h. Philippus Neri beschauliche Reunionen zu halten pflegte, was sich noch bei den frommen Vätern Hieronymitanern in der Zeit von Ostern bis St. Peter erhalten hat.

Sta. Agnese ausser den Mauern.

Sie liegt ausserhalb der Porta pia auf der Via nomentana, ungefähr eine Miglie von der Stadt. Konstantin d. Gr. erbaute sie auf dem Kirchhof, wo man den Leichnam der Heiligen gefunden hatte. Man gelangt zu ihr auf einer breiten Treppe von 45 Marmorstufen, die man abwärts steigen muss

An den Wänden sieht man verschiedene Grabinschriften. Sie bewahrt noch vollkommen die Gestalt der alten Basiliken. Das untere Schiff mit 16 antiken korinthischen Säulen trägt das obere, auf dem acht Säulen befindlich, welche dann wieder die Decke tragen. Von den 16 Säulen sind 10 von Granit, 4 aus Porto santo, und 2 kannelirte aus Pavonazetto von sehr merkwürdiger Arbeit. Eine jede hat an 140 Kannelirungen. Unter dem Hochaltar, wo der Körper der Heiligen ruht, erhebt sich ihre Statue, bestehend aus einem antiken Torso von orientalischem Alabaster sehr seltener Art, zu dem Cordier, gen. il Franciosino, den Kopf und die Extremitäten aus vergoldeter Bronze hinzugefügt hat. Darüber schwebt ein Baldachin von Marmor, der von vier Porphyrsäulen getragen wird. Der Altar ist mit kostbaren Steinarten eingelegt und die Mosaik der Tribune stellt die Heilige zwischen den Päpsten Simmachus und Honorius I. vor.

In der Kapelle zur Linken, wo ein antikes Bild der Jungfrau verehrt wird, steht eine Büste des Heilands v. M. Angelo. Zur Seite sieht man einen alten Kandelaber von Marmor von schöner Arbeit.

Am 21. Januar wird das St. Agnesenfest dadurch gefeiert, dass der Papst hier zwei Lämmer weiht und sie einem Nonnenkloster anvertraut. Von der Wolle dieser Lämmer wird das Pallium verfertigt, welches der Papst, der Bischof von Ostia und die Erzbischöfe tragen. Man bewahrt sie, wie ich schon früher erwähnte, in einer vergoldeten Truhe in der Confession der St. Peterskirche auf.

St. Hadrian.

Man glaubt, dass diese Kirche an dem Orte stehe, wo früher die berühmte *Aemilianische Basilica* gestanden. Honorius I. liess sie 630 wieder aufbauen, dann Hadrian I. 780 und Anastasius III. 912. Endlich wurde sie von dem General des Ordens de la Merede Fra Ildefonso de Sottomayor im Jahr 1656 nach den Zeichnungen Martin Longhi's d. J. in ihrer jetzigen Gestalt hergestellt.

Der Hauptaltar ist mit einem Bilde von Cesar Torelli v. Sarzana geschmückt. Der h. Karl auf dem Altar neben der Sacristei ist eines der besten Werke v. Horaz Borgiani. Der h. Petrus Nolasco ist ein geschätztes Werk v. Savonanzi, einem Schüler des Guercino. Der h. Raimund Nonnato ist von Carlo Sarazeni.

Sta. Maria della Vittoria.

Paul V. baute hier 1605 eine kleine Kirche zu Ehren des h. Paul, die hierauf der Jungfrau mit dem Beinamen „des Sieges" gewidmet wurde, wegen eines h. Bildes von ihr, welches ein Karmeliter im Jahr 1621 aus Deutschland mitbrachte und durch dessen Beihülfe mehre Schlachten gegen die Türken gewonnen worden seyn sollen. Die Fahnen, die in der Kirche aufgehängt sind, rühren von der Belagerung Wiens im Jahr 1683 her. Deutsche Fürsten trugen hierauf zu ihrem Glanze bei *)

Das Innere der Kirche ist nach der Zeichnung von Carlo Maderno. Ueberall sieht man seltene Marmorarten und Vergoldungen. Die Pilaster sind von sicilianischem Jaspis und die Altäre mit kostbaren Steinen bedeckt.

Von den Gemälden nenne ich hier vorzugsweise: Maria mit dem Kinde und dem h. Franziskus von Domenichino; eine Glorie al fresco v. Buonaventura Lamberti; das Altarblatt in der Kapelle der h. Dreieinigkeit ist eine schöne Arbeit von Guercino; die beiden kleinen Seitengemälde sind v. G. Reni. Die Gruppe der h. Therese gilt für ein Meisterwerk v. Bernini.

---

*) Bei der Ausgrabung des Grundes wurde hier die Statue des Hermaphroditen gefunden, welche in das Museum des Louvre zu Paris wanderte.

Sta. Trinità de' Monti.

Sie wurde von Karl VIII., König von Frankreich, im Jahr 1494 erbaut und von Sixtus V. 1585 eingeweiht. Ludwig XVIII. liess sie durch den Architekten Mazois im Jahr 1816 restauriren und am 25. August desselben Jahres wurde sie von Neuem eingeweiht. Sie liegt auf der Höhe des Monte Pincio, und zwei imposante Treppen leiten zu ihrer mit zwei Glockenthürmen gezierten Façade.

Kapellen zur Rechten: 1. Fresken von Naldini. 2. St. Petrus erhält die Schlüssel v. Ingres; die Köpfe sind von einem wunderbaren Ausdruck. 3. Himmelfahrt der Jungfrau v. Daniel da Volterra. Auf diesem Bilde ist das Portrait M. Angelo's angebracht. Das Bild hat so sehr gelitten, dass man nur noch wenig davon sieht. Die Decke ist von Marco de Pino, gen. von Siena, und von Peregrino Tebaldi, nach den Kartons von Volterra. Christus Vorstellung im Tempel, die Verkündigung und die Engelfiguren, so wie die beiden Propheten an den Pfeilern, sind von Paul Rossetti. 4. Eine Geisselung v. Pallière. 5. Die Gemälde sind aus der Schule des Sodoma. 6. Auferstehung und die übrigen Fresken aus der Schule des Perugino. Die Sibyllen, Propheten und andere Figuren an der Decke aus der Schule des M. Angelo. Der Hochaltar ist nach der Zeichnung von Champagne. In der kleinen Kapelle links von demselben befindet sich eine Krönung der Jungfrau v. Zuccheri. In dem Kreuze auf dieser Seite haben Perrin del Vaga und Cecchino Salviati die Propheten Jesaias und Daniel an die Decke gemalt. Aus der alten Freske von einem unbekannten Meister, welche die Bussprocession des h. Gregor zur Zeit der Pest darstellt, kann man sehen, wie die Engelsburg unter Leo X. beschaffen war, der unter den Zügen des h. Gregor abgebildet ist.

Kapellen zur Linken: 1. Kapelle des h. Ludwig v. Thevenin. 2. Die Kapelle Massimi. Architektur v. Subleyras. Magdalene, Christus als Gärtner erkennend, v. G. Romano und Francesco Penni, gen. il Fattore. Die Seitenbilder sind v. Perrin del Vaga. 3. Ecce homo (unbekannt). 4. Die berühmte Kreuzesabnahme v. Daniel da Volterra, nach Anleitung seines Meisters M. Angelo, eines der herrlichsten Bilder in Rom. In der 6. Kapelle sind Fresken von Cesar Nebbia.

Hier liegt der berühmte Landschaftsmaler Claude Gelée, gen. Lorrain, begraben.

In dem benachbarten Kloster ist eine Reihe von Portraits der Könige von Frankreich v. Avanzino Nucci.

Sta. Maria della Pace.

Ursprünglich eine alte Kirche des h. Andreas, genannt der Acquavenari e Pescatori (Wasserträger und Fischer). Sixtus IV., in der Hoffnung, unter den christlichen Nationen, die damals in Krieg entflammt waren, den Frieden wieder herzustellen, liess diese Kirche von Baccio Pintelli bauen, weihte sie der Madonna und nannte sie deshalb della Pace. Unter Alexander VII. erhielt sie durch Pietro von Cortona ihre jetzige Gestalt. Sie besteht aus einem einzigen Schiffe mit einer achteckigen Kuppel. Das vornehmlichste Kunstwerk in dieser Kirche und eines der grössten Roms, sind die vier Sibyllen, die cumäische, phrygische, persische und tiburtinische, v. Raphael, auf Bestellung seines Freundes und Beschützers, des Banquiers Augustin Chigi, gemalt. Sie sind gereinigt und mehrmals restaurirt worden. Man bewundert darin die Grösse M. Angelo's und die Raphael allein eigenthümliche Grazie. Die Propheten über denselben sind v. Rossi. Die zweite Kapelle auf dieser Seite ist nach der Zeichnung von M. Angelo und die Marmorarbeiten am Bogen und an den Pfeilern sind von Simon Mosca. Adam und Eva, in grossen Verhältnissen gemalt, sind von Philipp Lauri. Die h. Peter und Paul und die Propheten sind geschätzte Werke v. Rossi. Das Altarblatt, Maria und Anna, ist v. Cesi; die Decke ist v. Sermoneta.

Unter der Kuppel hat die erste Kapelle rechts einen h. Johannes d. Ev. v. Arpino, und darüber einen Besuch der h. Elisabeth v. Carlo Maratti. In der zweiten die Taufe des Heilands v. Horazio Gentileschi. Die Seitenwände v. Bernardino Mei, und darüber die Vorstellung im Tempel v. Baltasar Peruzzi. Die Malereien an der Decke und in den Zwickelfeldern sind die ersten Versuche v. Albano, die Wände v. Passignani, und die vier Heiligen auf den Pfeilern v. Lavinia Fontana.

In dem benachbarten Kloster ist ein doppelter Portikus v. Bramante Lazzari.

S. Pietro in Montorio.

Auf dem höchsten Punkte des Janiculus, wo der h. Petrus das Marterthum erlitten haben soll, ist diese Kirche von Konstantin gegründet worden. Der Ort hiess Monte Aureo oder Monte d'Oro, vielleicht von dem gelben Sande, der hier gefunden wird, und hieraus ist Montorio geworden. Philipp III. König von Spanien liess dieser Kirche 1605 die jetzige Gestalt geben. Man gelangt zu ihr auf einer Doppeltreppe. Sie ist nur klein, allein reich an Kunstschätzen.

In der ersten Kapelle zur Rechten sind herrliche Gemälde nach kräftigen Zeichnungen von M. Angelo, von seinem Lieblingsschüler Sebastian del Piombo. Man kann diese Arbeiten als die Frucht einer Verschwörung dieser Künstler gegen Raphael betrachten. In der vierten sind Fresken von Georg Vasari; die Statuen der Religion und der Gerechtigkeit sind von Amannato.

Sonst befand sich hier, während zweier Jahrhunderte, auf dem Hochaltar Raphaels Transfiguration, die er für den Kardinal Medicis, den Neffen Clemens VII., gemalt hat, und die sich jetzt in der Pinakothek des Vatican befindet. Die Stelle dieses Meisterwerks nimmt hier ein h. Wunderbild der Jungfrau ein, gen. Madonna della lettera.

In der ersten Kapelle zur Linken ist ein h. Johannes d. T. von Dan. da Volterra. Die Bilder der folgenden Kapelle werden ziemlich ohne Grund van Dyk zugeschrieben, der nach Rom gekommen seyn soll, um dort längere Zeit zu bleiben, allein durch den Neid der andern niederländischen Maler zur schnellsten Abreise genöthigt wurde, die sich Feindseligkeiten gegen ihn erlaubten, weil er nicht ihre Kneipen besuchen wollte, und feiner und anständiger lebte als sie. — In der dritten Kapelle sind Basreliefs nach den Zeichnungen von Bernini, von Andrea Bolgi und Francesco Baratta. Die Decke ist von Romanelli. In der vierten Kapelle sieht man den h. Franziskus, die Wundenmale empfangend, nach dem Karton v. M. Angelo, v. de Vecchi. Dies war die erste Arbeit, die M. Angelo in Rom entwarf.

Der *kleine Tempel des Bramante*, eines der elegantesten und zierlichsten Werke der neuern Architektur, soll auf dem Platze errichtet worden seyn, wo der Sage nach das Kreuz erhöht war, an dem der h. Petrus den Martertod erlitt. Andere behaupten, dass es auf dem Vatican gewesen seyn soll. Für Beides werden Gründe angeführt. Bramante Lazzari leitete im Jahr 1502 den Bau. Er wollte dieses zierliche Gebäude mit einem Säulenhof rings umher umgeben, was aber niemals ausgeführt wurde. Die Gemälde sind von Giambattista della Marca.

St. Johann dei Fiorentini.

Sie wurde von frommen Florentinern gegründet, welche im Jahr 1448 zur Zeit der Pest die Leichen beerdigten. M. Angelo lieferte dazu fünf Zeichnungen, aus denen man die prächtigste wählte, nach welcher das Modell gemacht wurde. Dieses wurde aber verloren, und nun wählte Leo X. Sansovino, dem er den Bau übertrug. Doch auch hier stiess man auf Schwierigkeiten und gab den Plan auf, bis er Antonio de Sangallo übertragen wurde. Allein auch diess ging nicht durch, und Jacob della Porta wurde nun zur Ausführung gewählt. Von Carlo Maderno ist der Chor und die Kuppel, und Alessandro Galilei führte die Façade aus.

Die erste Kapelle enthält Malereien von Passignani. Die dritte den h. Hieronymus von Santo di Titi, und andere Bilder von Cigoli, Passignani u. s. w. In der Kapelle des Kreuzes St. Cosmus und St. Damian von S. Rosa. Die Denkmäler, die nun folgen, sind von Algardi und Ferrata. Hierauf kommt eine Kapelle mit Gemälden v. Fontebuoni und Ciampelli.

Der Hochaltar ist nach Zeichnungen von Boromini v. Ciro Ferri beendigt. Der taufende St. Johannes ist von Raggi. An den Denkmälern zur Seite ist die Statue des Glaubens von Ferrata und die Caritas von Guidi. In der Seitenkapelle zur Linken sind die Deckengemälde von Lanfranco. Die Kapelle links im Kreuze besitzt eine Maria Magdalena v. Baccio Carpi, dem Lehrer von Pietro v. Cortona. St. Franziskus von Santo di Titi. Züge aus dem Leben des h. Lorenz, al fresco, sind von Tempesta. In der dritten Kapelle befinden sich Gemälde von Corradi, Cosci und Vanni.

St. Luigi degli Francesi.

Die Kirche wurde durch beträchtliche Beisteuer der Katharina von Medicis gebaut und 1589 vollendet. Die Façade ist nach der Zeichnung von Jacob della Porta. Das Bedeutendste in dieser Kirche sind die Fresken v. Domenichino. Ausserdem besitzt sie Gemälde v. Lanfranco, Parrocel, Siciolante de Sermoneta, Pellegrino, Caravaggio, Arpino, Gemignani, Ricci von Novara, Baltasar Croce und Naldini. Das Bild des Hochaltars, eine Himmelfahrt, ist eine der besten Bilder von Francesco da Ponte, gen. Bassano.

Man sieht hier verschiedene Denkmäler französischer Kardinäle.

Sta. Maria in Vallicella.

(Chiesa nuova.)

Sie hat den Namen von einem kleinen Thal, in dem sie ursprünglich stand. Leo XI. legte den Grundstein zu ihrem jetzigen Bau im Jahr 1575. Sie wurde nach Zeichnungen von Martin Longhi d. ä. vollendet. Borromini besorgte das reiche Innere derselben. Die Decke, die Tribune, die Kuppel und die Zwickelfelder sind von Pietro da Cortona.

In den Kapellen zur Rechten findet man Gemälde v. Scipio Gaetano, M. Angelo da Caravaggio, Muziani, Lomi. Die Statuen der beiden Johannes sind von Flaminius Vacca.

Auf dem Hochaltar, den vier schöne Säulen von Porto santo schmücken, befindet sich ein reiches Ciborium, nach einer Zeichnung v. Ciro Ferri. Das Altarblatt nebst den Seitengemälden ist aus der Jugend des Rubens. Links von diesem Altar ruht in einer sehr reichen Kapelle der h. Philippus Neri. An dem Altar dieser Kapelle ist die Mosaik des Altarblatts von Guido Reni, welches man in den obern Sälen bewahrt. Die kleinern Bilder sind von Roncalli.

In den Kapellen zur Linken befinden sich Bilder v. Baroccio, Valsoldo, Ghezzi, Passignani, Sarazeni, Alberti, Roncalli, Nebbia, Arpino, Passeri.

Die Sacristei ist nach dem Plane von Marucelli. Die Statue des h. Philipp auf dem Altar ist von Algardi, die Decke von Pietro von Cortona.

Der h. Philippus Neri war bekanntlich

ein grosser Beförderer der Kirchenmusik. Er stiftete die Congregation des Oratorio, deren Mitglieder an allen Festtagen vom 1. Oktober bis Ostern in den Abendstunden geistliche Musiken (Oratorien) aufführen. Das Lokal hiezu ist unweit der Kirche nach dem Plane von Borromini aufgeführt. Die flach gewölbte Decke, ohne besondere Stütze, die der Musik sehr günstig ist, verdient ihrer Kühnheit wegen gesehen zu werden. Hier sind einige Gemälde von Vanni, Romanelli und Bourguignon.

Auch die Zimmer, welche der Heilige bewohnte, mit vielen Gegenständen, die sein Andenken weihte, sind hier noch zu sehen.

Die Biblioteca Vallicelliana enthält viele seltene Manuscripte. Das älteste ist die Erklärung der Psalmen von dem h. Augustinus (Enarrationes in Psalmos), 116 S. Folio auf Pergament. Ferner eine Bibel Alcuins aus dem 8. Jahrhundert. Die Bibliothek ist einige Tage in der Woche dem Publikum geöffnet.

St. Ignatius.

Sie wurde 1626 von dem Kardinal Ludovisi, Neffen Gregors XV., gestiftet, als Ignatius von Lojola heilig gesprochen wurde. Domenichino hatte den ursprünglichen Plan dazu geliefert, aus dem der Pater Grassi dann den seinigen bildete, wodurch aber die Kirche viel verlor. Die Façade ist von Algardi. Sie ist ganz mit Travertin bekleidet und hat drei Schiffe, die durch schlanke Pfeiler geschieden werden. Sie enthält Gemälde von dem Jesuiten Pozzi, Chiari, Garzi.

Del Gesù.

Der Kardinal Alexander Farnese liess diese prächtige Kirche 1575 von Jacob Barozzi da Vignola zu bauen anfangen, die dessen Schüler Jacob della Porta vollendete. Die Arbeit des Letztern wird im Vergleich vom Plan seines Lehrers getadelt. Das Innere ist wahrhaft prächtig. Die mit Gold- und Stuckarbeiten reich verzierte Decke enthält grandiose Malereien von Baciccio. Unter den Gemälden nenne ich einen h. Andreas von Ciampelli, St. Franziskus Borgia v. Pozzi, einen Abraham v. Salimbeni, den Tod des h. Franziskus Xaver v. Baciccio. In der kleinen Kapelle des h. Franz von Assisi ist die Kuppel von Baltasar Croce und die Landschaft und Vögel v. Paul Brill. Die Beschneidung Christi ist von Muziani.

Das Prächtigste in dieser Kirche ist der Altar des h. Ignatius, mit Gold und den edelsten Steinen bedeckt. In der grossen Nische steht die Statue des Heiligen, zwölf Palmen hoch, ganz von Silber, die Kleidung mit Edelsteinen besetzt. Das Modell lieferte Le Gros, von dem auch die Marmorgruppe ist, die Religion, die Ketzerei besiegend. Das Bild, welches vor der Statue des Heiligen steht, ist von Pozzi.

In den Kapellen der linken Seite sieht man noch Gemälde v. Franz Bassano, Durante, Alberti, Romanelli; Fresken v. Pomerancio u. s. w.

Die Orgel mit 50 Registern ist eine der grössten in Rom.

Die Decke der Sacristei ist von Augustin Ciampelli gemalt.

In dem Kloster residirt der Jesuiten-General. Auch zeigt man hier die Zimmer, welche der h. Ignatius bewohnte.

Sta. Maria von Loretto.

Sie wurde 1507 von Antonio di San Gallo zu restauriren angefangen, der ihr eine achteckige Form mit einer doppelten Kuppel, wie die des Vatican, ertheilte, die erste dieser Art in Rom. Vasari sagt, dass ein solches Restauriren schwerer und seltener sey, als das Neuaufbauen. Jacob del Duca, ein Schüler M. Angelo's, fügte Fenster und Laterne hinzu, jedoch ist diese letztere schwerfällig, und schadet dem Eindruck, den das Ganze sonst machen würde. Auf dem Hochaltar steht ein uraltes Bild der Jungfrau. Ferner ist hier eine h. Susanne, die für das beste Werk Duquesnoy's gilt, und ein herrliches Gemälde aus der Schule des Perugino oder von ihm selbst, andere Gemälde von Baldini, Chiari; Skulpturen von Stephan Maderno und Finelli.

Am 10. Dec. wird hier die Uebertragung des h. Hauses von Loretto gefeiert.

S. Carlo auf dem Corso.

Die Architektur von Onorio Longhi, nach dessen Tode sein Sohn Martin sie fortsetzte. Pietro v. Cortona vollendete sie und setzte die Kuppel darauf. An der Façade, die später von Menicucci und dem Kapuziner Marius da Canepina hinzugefügt wurde, tadelt man das Missverhältniss der Säulen zu dem Uebrigen. Das Hochaltarblatt ist ein geschätztes Werk von Carlo Maratti und sein grösstes Bild, der Ausdehnung nach.

Auch hier sieht man Gemälde von Garzi, Chiari, Rossi, Francesco Rosa, Brandi u. s. w. — Grab des Grafen *Alessandro Verri*, Verf. der römischen Nächte, eines sehr geschätzten Schriftstellers.

Sta. Agnese.

(Auf der Piazza Navona).

Sie steht auf dem Platze des alexandrinischen Zirkus. Diese Kirche ist eine der reichsten und schönsten in Rom. Die Architektur ist von Rainaldi; Kuppel, Façade, Thürme und Sacristei sind von Borromini. Die Façade ist von Travertin. Die Malereien der Kuppel sind von Ciro Ferri und seinem Schüler Corbellini. Die Lunetten von Baciccio.

Die Gemälde, die man hier findet, sind von Rossi, Herkules Ferrata; ferner eine Jungfrau mit Heiligen, Skulptur von Guidi, ein Basrelief mit der h. Cäcilie von Raggi, eine antike Statue, als h. Sebastian von Campi arrangirt u. s. w.

Neben dem Altar der h. Agnes steigt man in die untern Räume, wo man die Substruktionen des Zirkus wahrnimmt. Hieher soll man die Heilige geführt haben, um unkeusche Forderungen an sie zu stellen. An dem auf diesem Platze errichteten Altar sieht man ein Basrelief von Algardi, das die h. Agnes zwischen zwei Soldaten darstellt, wie sie ihre Nacktheit in die ihr in dem Augenblick wunderbar gewachsenen Haare verhüllt. Als Kunstwerk hat diese Darstellung wenig Werth.

Der Namenstag der Heiligen wird den 21. Januar hier gefeiert.

Sta. Trinità de' Pellegrini.

Im Jahr 1614, nach Zeichnungen von Paul Maggi gebaut. Gemälde von Vecchi, Ricci, Pompeo, Ferrucci, Croce, Bourguignon. Die Dreieinigkeit am Hochaltar ist von G. Reni, der auch den ewigen Vater in der Laterne der Kuppel malte. Sie gehören nicht zu seinen besten Arbeiten. Das an die Kirche angebaute Hospiz dient zur Aufnahme der Pilger, welche nach Rom kommen, woher der Name.

St. Theodor.

Unweit des Forum Romanum, an der Stelle, wo die Wölfin den Romulus säugte, und wo ihm früher ein Tempel gestanden haben soll, seit den ersten Jahrhunderten des Christenthums in eine Kirche umgewandelt. Ihre jetzige Gestalt rührt von Carlo Fontana her. Sie ist den sogenannten Sacconi überantwortet, welche für die armen Gefangenen um Almosen bitten. Das Volk nennt diese Kirche San Toto, und man bringt die Kinder hieher, welche an Husten oder englischer Krankheit leiden, um geheilt zu werden. Man leitet diesen Gebrauch daher, dass sonst die Römer hier ihre Kinder dem Romulus weiheten. So verschmilzt sich noch häufig bei diesem Volke das Heidenthum mit dem Christenthume.

Das Hochaltarblatt ist von Zuccheri, der h. Julian zur Linken von Baciccio und der h. Crescenzio gegenüber von Joseph Ghezzi.

Das Fest des Heiligen ist den 9. November.

Sta. Maria Liberatrice.

Im Jahr 1617 von Onorio Longhi restaurirt. Bilder von Ferrari, Parocell, Gramiccia, Ceccarini.

S. Giovanni in Capite.

Der Compagnia della Misericordia überantwortet, welche aus geborenen Florentinern besteht, und den zum Tode Verurtheilten von Mitternacht bis zum Augenblick der Hinrichtung beistehen muss.

Sie hat gute Bilder von Zucca, Roncalli, Naldini. Das Hochaltarblatt, die Enthauptung des h. Johannes darstellend, ist von Georg Vasari.

Das Oratorio besitzt eine Kreuzesabnahme, das beste Werk von Jacopino del Conte; die h. Andreas und Bartolomäus von Cecchino Salviati. Das Gastmahl der Herodias von Piero Ligorio. Die Erweckung des Lazarus von Cosci.

S. Bartolomeo all'Isola.

Diese Kirche befindet sich auf einer Insel der Tiber, wo ehemals der berühmte Tempel des Aeskulap gestanden haben soll, zu dem die 14 Granitsäulen im Innern gehört haben. Gemälde von Antonio Caracci, Neffen des Hannibal, Johann Mercati, Martin Longhi. Die Fresken in dem linken Seitenschiff sind alle von den Schülern der Carracci.

Sta. Maria in Ara Coeli.

Neben dem heutigen Capitol steigt man auf einer Treppe von 124 Stufen zu dieser Kirche hinan. Diese Treppe wurde 1348 von Simon Andreozzi gebaut. Die Kirche ist eine der ältesten in Rom, und wurde auf den Ruinen des Tempels des Jupiter Capitolinus gebaut. Deshalb hiess sie zuerst Sta. Maria in Capitolio. Der Name Ara Coeli kommt daher, dass nach einer Sage Augustus an dieser Stelle einen Altar unter dem Namen Ara primo geniti Dei errichtet haben soll, als ihm die cumäische Sibylle die Geburt des Heilands verkündet hatte. Unter dem h. Gregor wurde sie 591 eingeweiht und gehörte zu den 20 privilegirten Abteien der Stadt.

Sie enthält Gemälde von Pinturicchio, Marco de Siena, Johann de Vecchi, Scipio Gaetano, Muziano u. s. w.

Auf dem Hochaltar steht ein altes Bild der Madonna aus den Zeiten des h. Gregors. Das Bild hinter dem Ciborium, genannt die Madonna mit der Katze, ist von einem Schüler G. Romano's. Hier befand sich das herrliche Gemälde von Raphael, das jetzt im Vatican sich befindet, genannt die Madonna von Foligno, von 1512, wo es gemalt wurde, bis 1565, da man es nach Foligno brachte.

In der Mitte des Kreuzes links zeigt man die Stelle, wo der Altar des August gestanden haben soll. Es befindet sich darüber ein kleiner Tempel mit acht Säulen von Giallo antico.

Ein Denkmal eines Archidiaconus von Aquileja führt die Inschrift: „*Opus Donatelli. Florentini.*“

Kapuzinerkirche.

(Der Empfängniss Mariä).

Architektur von Antonio Casoni. Sie hat nur ein Schiff und ist sehr einfach geschmückt, doch enthält sie bedeutende Kunstschätze. *Kapellen zur Rechten.* I. Der Erzengel Michael v. G. Reni, der in der Peterskirche in Mosaik ausgeführt wurde. II. Die Transfiguration v. Marco Baluzzi. III. St. Franziskus v. Domenichino. IV. Das Gebet im Garten v. Baccio Carpi. V. St. Antonio, einen Todten erweckend, v. Andrea Sacchi.

In der Sacristei ein Ecce homo und die Kartons eines h. Hieronymus v. Muziano, dann das Bild eines Mönches, welches dem Giunta Pisano zugeschrieben wird, einem der ersten Wiederhersteller der Malerkunst im 13. Jahrhundert.

Kapellen zur Linken. I. St. Buonaventura mit der Jungfrau und dem Jesuskinde v. Andrea Sacchi. II. Die Geburt der Jungfrau, Schule des Lanfranco. III. Der todte Christus v. Andrea Camassei. IV. St. Felix v. Alex. Turchi. V. St. Paul v. Pietro da Cortona, eines seiner besten Werke.

Ueber der Eingangsthüre befindet sich der Karton zu der berühmten Nacella des Giotto, die er für die Peterskirche 1298 in Mosaik ausgeführt hat.

S. Carlo alle Quatro Fontane.

Architektur von Borromini aus dem Jahre 1640. Die Kirche ist deshalb merkwürdig, dass sie mit dem daran stossenden Kloster gerade so viel Raum einnimmt, als einer der vier grossen Pfeiler der Peterskirche. Sie enthält interessante Bilder von Mignard.

Sta. Cecilia in Trastevere.

Sie wurde an der Stelle gebaut, wo die Heilige wohnte. Ihre jetzige Gestalt verdankt sie Ferdinand Fuga. Das Grab der h. Cecilia ruht in einer schönen Tumba mit Alabaster, Agathen und Jaspis geschmückt. Ihre Statue ist von Stephan Maderno.

Die alte griechische Mosaik aus dem Jahr 820 ist wegen der Menge von Figuren besonders auszuzeichnen.

In der Kapelle oder dem Zimmer der h. Cecilia, wo sie den Tod erlitten haben soll, sieht man noch die Wasserleitung des Bades u. s. w. Man sieht hier auch Landschaften v. Paul Brill und die Enthauptung der Heiligen von Schülern G. Reni's, die jedoch sehr gelitten haben. — Ausserdem sind hier noch Bilder von Vanni, Baglioni, Vanvitelli, Ghezzi.

St. Clemens.

Auf dem Wege vom Colosseum nach St. Johann von Lateran liegt diese Kirche in ihrer uranfänglichen alten Gestalt. Hier stand das Haus des Papstes Clemens und in ihrer innern Einrichtung sind noch einige Theile, die sich auf die Ceremonien und den Ritus der alten Liturgie beziehen. So z. B. erblickt man im Mittelschiff das erhöhte Presbyterium mit einer Einfassung und den zwei Pulten, Amboni genannt, wo man dem Volke die Epistel und das Evangelium vorlas. Johann VIII. liess die Einfassung machen, wie es das Monogramm bezeugt, welches in den Verzierungen angebracht ist. Die Tribune schmückt eine Mosaik des 13. Jahrhunderts. Darüber sind Bilder von Giovennale von Orvieto, der um 1400 lebte.

Den Altar deckt ein Baldachin, den vier Säulen von violettem Marmor, Pavonazetto genannt, tragen. — Die Bilder dieser Kirche sind von Conca, Chiari, Ghezzi u. A.

Den grössten Bilderschatz besitzt jedoch die Kapelle der h. Katharina. Es sind die Werke jenes berühmten Maso di San Giovanni Fiorentino, bekannter unter dem Namen Masaccio, einem Vorläufer Raphaels. Er hat diese Fresken in seiner Jugend gemalt. Jedoch nur die vier Evangelisten in der Höhe sind von dem Ueberpinseln der Restaurateurs verschont geblieben. — Im Jahr 1809 hat Karl Labruzzi diese ausgezeichneten Kunstwerke im Stich herausgegeben.

Auch fehlt es nicht an Denkmälern, die jedoch hier nicht angeführt zu werden verdienen.

St. Chrysogon.

Eine sehr alte Kirche in Trastevere, die unter Gregor III. im Jahr 731 schon restaurirt wurde. Die 22 ägyptischen Granitsäulen, welche die innern Schiffe abtheilen, sollen einst zu der nahe gelegenen Naumachie des August oder zu den Thermen des Severus gehört haben. Von der einst hier befindlich gewesenen Glorie des h. Chrysogon von Guercino, die man für einen seiner Meisterwerke hielt, sieht man jetzt nur noch eine Kopie, da das Original nach England gewandert ist. Tribune und Hochaltar zeigen prächtige Säulen von rothem Porphyr und Giallo. — In der Kapelle des Sacraments ist eine Dreieinigkeit an der Decke gemalt von Gemignani.

S. Dionisio.

Sie ist einfach, aber in schönen Verhältnissen gebaut. Hier sind Gemälde von David und Le Brun zu sehen. Besonders aber ist ein Ecce homo von Luca Giordano ein sehr geschätztes Bild. Zu bemerken ist noch, dass in dem Klostergarten, Orto del greco genannt, ein Grieche von der Insel Scio den Selleri zuerst pflanzte. Dies geschah während der Regierung Clemens VIII.

S. Eusebio.

Auf der Stelle erbaut, wo dieser Heilige den Hungertod erlitt. Man kennt nicht die Zeit der Gründung, doch weiss man, dass die Kirche schon zur Zeit Gregor d. Gr. eine Kardinalkirche war. Ihre jetzige Gestalt erhielt sie von Antonio Fontana. Die Decke malte Raphael Mengs im Jahr 1736. Gemälde von Croce und Rosetti.

St. Jacob in Augusta.

In der Nähe des Mausoleums des August. Architektur von Franz de Volterra und Carlo Maderno. Gemälde von Roncalli, Le Gros, Passeri, Pasignani, Ricci, Buzio, Zucchi.

St. Johann und St. Paul.

Auf der Höhe des Cölius, wo die beiden Brüder wohnten, wurde im 4. Jahrhundert diese Kirche gebaut. Man tritt durch einen alten Portikus, mit acht antiken Säulen geziert, von denen zwei von rothem Granit sind. Vor der Thüre ruhen zwei antike marmorne Löwen. Auch der Fussboden der Kirche ist eine antike Mosaik aus kleinen Steinen und ein sehr wohl erhaltenes und schönes Werk dieser Art. — Die Tribune ist von Nicolò Circignani, genannt il Pomeranzio, gemalt. Die andern Gemälde sind nicht sehr bedeutend.

St. Gregor d. Gr. auf dem Cölius.

Nach Zeichnungen von Francesco Ferrari vollendet. Die Decke malte Placido Costanzi. Unter den Gemälden war vor Allen der h. Gregor von Hann. Carracci zu nennen, der jedoch nach England verkauft worden ist. Jetzt sieht man hier ein wunderthätiges Marienbild, aus den Zeiten des h. Gregor und ein prächtiges Ciborium von schöner Arbeit. — In der *Kapelle der h. Silvia* steht deren Statue von Nicol. Cordier, genannt il Franciosino, die derselbe unter M. Angelo's Leitung verfertigte. Dasselbe ist mit der Statue der h. Barba in ihrer Kapelle der Fall.

Die Architektur der *Kapelle des h. Andreas* ist von Domenichino. Roncalli malte ein schönes Oelbild an die Wand. Mehr als dieses aber sind die beiden Fresken werth, welche Domenichino und G. Reni im edlen Wettstreite hier malten. Die erste stellt die Geisselung des h. Andreas vor, die zweite den Heiligen vor seiner Kreuzigung, das Kreuz anbetend. Obgleich beide Gemälde ausgezeichnet sind, so hat doch Domenichino den Preis errungen.

Sta. Maria dell' Anima.

Ein reicher Niederländer hat diese Kirche um das J. 1400 gegründet, und zugleich damit ein Spital für seine Landsleute verbunden. Das Innere soll von einem deutschen Baumeister herrühren, dessen Namen man in Rom nicht mehr weiss. Das Aeussere wird Julian da Sangallo zugeschrieben. Gemälde von Saraceni, Gemignani, Grimaldi, Sermoneta, Salviati u. s. w. Eine Kopie der Pieta von Michel Angelo von Nanni di Baccio Bigio. Die schöne Madonna v. G. Romano hat durch Wasser und ungeschickte Hände sehr gelitten. *An gewissen Tagen wird hier deutsch gepredigt.*

St. Silvester und St. Martin.

Neben und auf den Thermen des Trajan, wo das Haus des Priesters Equitius gestanden hat, erhebt sich diese Kirche. Der Architekt hiess Philipp Gagliardi; die unterirdische Kirche ist ein Werk Pietro v. Cortona's.

Die Seitenschiffe sind mit herrlichen Landschaften von Caspar Dughet, genannt Poussin, geschmückt. Pietro Testa und Andere malten die Figuren hinein. Ausserdem sieht man hier Bilder von Grimaldi, Chiari, Testa, Muziano, Cavallucci de Sermoneta, Baglioni u. s. w.

Sta. Sabina.

Auf dem Aventin, wo vormals ein Tempel der Diana stand, mit reizender Aussicht. Die drei Schiffe werden von 24 cannelirten Säulen von parischem Marmor geschieden. Die Tribune malten die Schüler von Taddeo Zuccari. In der Kapelle des h. Domenikus befindet sich die *Madonna del Rosario* mit dem h. Dominik und der h. Katharina, eines der zartesten und herrlichsten Bilder von Sassoferrato. Ausserdem gibt es hier verschiedene Bilder von neuern Meistern.

S. Carlo a' Catinari.

Sie hat ihren Namen von den Töpferwaaren, die in der Nähe ausgeboten werden. Rosato Rosati hiess ihr Baumeister. Sie ist in schönen grossen Verhältnissen und ihre Kuppel ist eine der schönsten in Rom. Gemälde von Lanfranco, Brandi, Gherardi, Pietro v. Cortona, Ranucci. Das Bedeutendste darunter ist jedoch die schöne Freske im Chor von G. Reni, den h. Karl in halber Figur darstellend. Mehr noch überraschen aber die vier Kardinaltugenden von G. Reni, in den Zwickelfeldern der Kuppel abgebildet, auch eines der schönsten Werke, die sein Pinsel geschaffen.

St. Marcellus.

Am Corso, dem Palast Simonetti gegenüber. Den Bau leitete Jacob Sansovino, die mit Recht getadelte Façade rührt von Karl Fontana her.

In der ersten *Kapelle zur Rechten* ein Altarblatt von Lazaro Baldi, in der *zweiten* ein Bild von Pietro Barbieri. In der *vierten* ein wunderthätiges Kruzifix. Die Schöpfung Eva's und die Evangelisten von Pierin del Vaga sind trefflich, die kleinen Engel scheinen lebendig zu seyn. Denkmal des Kardinal Consalvi, Staatssecretairs Pius VII., von Rinaldo Rinaldi. Hier ruht dieser berühmte Staatsmann neben seinem Bruder. Sein Herz befindet sich im Pantheon.

In der *zweiten Kapelle zur Linken*, die Bekehrung des h. Paul von Friedrich

Zuccari; die Fresken von seinem Bruder Taddeo. In der *dritten* Deckenmalereien von Bicchierai u. s. w.

1) *St. Vinzenz und Anastasius*, 2) *Sta. Maria Scala Coeli*, 3) *St. Paul.*

Alle diese Kirchen heissen auch „zu den drei Quellen," weil an diesem Platze der h. Paul enthauptet wurde und sein abgeschlagener Kopf dreimal vom Boden in die Höhe schnellte und jedesmal eine Quelle entsprang, die noch heute gesehen wird.

In der *ersten* ist das Bedeutendste, die 12 Apostel auf den Pfeilern nach Zeichnungen von Raphael.

In der *zweiten* sieht man eine Mosaik nach Jos. de Vecchi von Zucca verfertigt, eines der besten Werke dieser Art, seit dem Verfall der Kunst. — Neben dem Altar zeigt man ein kleines Zimmer, wo der h. Paul vor seiner Enthauptung gefangen gehalten wurde.

In der *dritten* sind die drei Quellen enthalten. Ueber einer jeden steht ein Altar. Die Kreuzigung des h. Petrus ist eine Kopie nach Guido Reni im Vatican. Die Enthauptung des h. Paulus ist von Passerotto. Zu bemerken sind die in solcher Schönheit einzigen Säulen von schwarzem Porphyr.

Zehntes Kapitel.

Das antike Rom.

Vergrösserungen und Schicksale der Stadt unter den Königen, während der Republik, unter den Kaisern und unter den ersten Päpsten. — Die Berge Roms. — Denkmäler aus der Zeit der Könige. *(Cloaca maxima. Pons sublicius. Arx capitolina. Circus maximus. Das mamertinische oder tullianische Gefängniss.) —* Aus der Zeit der Republik. *(Das Capitol mit seinen alten Denkmälern. T. des Saturn. Miliarium aureum. T. der Concordia. Forum. Aemilianische Basilica. Curia, Comitium, Gräcostasis. T. von Castor und Pollux. T. der Vesta. T. der Fortuna virilis. T. der Pietas, Matuta und Hoffnung. Die Tiberinsel. Die Gräber der Scipionen. Grab des Cajus Bibulus. Das Marsfeld. Pompejanische Gebäude. Forum des Cäsar.) —* Aus der Kaiserzeit. *(Theater des Marcellus. Pantheon des Agrippa. Thermen des Agrippa. Forum des August. T. des donnernden Jupiter. Portikus der Octavia. Cäsaren-Paläste. Mausoleum des August. Verbrennungsplatz der Cäsaren. Grab des Cestius. Bogen des Dolabella. Bogen des Drusus. Aquedukte. Grosses Schlachthaus. Das goldene Haus des Nero. Thermen des Titus. Die sieben Säle. T. des Janus. Colosseum. T. des Friedens. Bogen des Titus. Meta sudans. Bogen des Janus. Menagerie des Domitian. Forum transitorium. Denkmäler Trajans. T. der Venus und Roma. Mausoleum des Hadrian. T. des Antonin und der Faustina. Die Antoninische Säule. Die Säule des M. Aurel. T. des M. Aurel. Bogen des S. Severus. Bogen des S. Severus auf dem Forum Boarium. Thermen des Antonin. Bogen des Gallienus. T. der Sonne. Thermen des Diocletian. T. des siegenden Herkules. Haus des Pilatus. T. des Apollo. T. des Romulus und Remus. Schola Cassii. Aqua Julia. T. der Minerva Medica. Anfiteatro Castrense. Das Lager der Prätorianer. Bogen des Konstantin. Säule des Phocas. Die zwölf Obelisken Roms.)*

Mit vollem Rechte können wir bei unsern Lesern voraussetzen, dass ihnen die Geschichte des alten Roms bekannt ist, und es wäre daher ganz unzweckmässig, wenn wir hier erzählten, was jedes Kind in der Schule lernt und was, wenn man es im Gedächtnisse auffrischen will, in hundert Büchern nachgelesen werden kann. Wir können uns daher nur in soweit mit dem Geschichtlichen befassen, als es in enger Berührung zu jenen Denkmälern steht, zu denen wir hintreten, und die ich meinen Lesern erklärend zu beschreiben beabsichtige. Ich will daher vor Allem einen Blick auf die nach und nach bewirkte Ausdehnung und Entwicklung der Stadt werfen lassen.

Die Stadt soll, als Romulus sie stiftete, auch nur auf den palatinischen Berg beschränkt haben *); das Ganze hatte ungefähr eine Miglie im Umfang. Die Mauern waren von drei Thoren durchbrochen. Diese waren die Thore Romana, Capena und Mugonia. Das erstere war zwischen den Kirchen St. Theodor und St. Anastasius; das zweite der Kirche des h. Gregor gegenüber, und das dritte neben dem Triumphbogen des Titus, wo man noch jetzt zum Palatin hinaufsteigt. Die erste Gestalt der Stadt war viereckig. Die Gründung geschah im Jahr der Welt 3252, oder nach Trojas Fall 433, und vor Christi Geburt 754. Man geht sogar so weit, den Tag bestimmen zu wollen, an dem die Erbauung stattfand, und nennt als solchen den 21. April. Mithin stand Rom am letzt vergangenen 21. April 1839 — 2593 Jahre. In seinem ersten Zustande soll Rom nicht mehr als tausend Einwohner gehabt haben, die in Hütten lebten. Als nun aber später durch den Sabinerraub und andere Umstände die viereckige Stadt ihren Einwohnern nicht mehr Raum genug bot, bestimmte Romulus den Hügel des Saturn und einen Theil des Quirinal und des Cölius den Sabinern. So wurden diese Hügel zwar bewohnt, doch aber noch nicht in die Ringmauern eingeschlossen. Das Thal zwischen dem Palatin und dem Hügel des Saturn war ein sumpfiger Wald, der ausgehauen wurde, um hier das Forum und den Markt zu bilden.

Unter dem zweiten König, Numa Pompilius, wurde dem Janus ein Tempel errichtet, dessen Pforte im Frieden geschlossen und im Frieden geöffnet seyn sollte. Dieser König war es auch, der zum Schutz der neuen Ansiedler die ausserhalb des Palatins liegenden Wohnungen mit einer Mauer umgab. Diese letzte umschloss nunmehr das Capitol und einen Theil des Quirinals. Zu den schon genannten drei Thoren kam nun noch die Porta Carmentalis, auf dem westlichen Gipfel des saturninischen Hügels, die von Carmenta, der Mutter des Evander, so genannt worden seyn soll. Später war hier der tarpejische Felsen, und noch später die capitolinische Arx, die feste Burg Roms. Da man diesem Thor einen unheilbringenden Einfluss zuschrieb, so wurde es geschlossen und Porta scelerata genannt. Das Thor des Janus (Janiculensis Porta) erhielt seinen Namen von einem Tempel oder Bilde desselben. Es war nicht weit von dem Tempel der Pallas auf dem Forum des Nerva, heutzutage *le colonnacce* genannt.

Unter dem kriegerischen Tullus Hostilius kamen die überwundenen Albaner nach Rom, und der Cölius wurde von ihnen bewohnt und mit Mauern umgeben. Ueber diese neue Ringmauer und ihre Thore ist man sehr im Ungewissen, weil von ihnen durchaus keine Spur mehr vorhanden ist. Man darf nur annehmen, dass die Mauern wahrscheinlich auf den Höhen der Hügel fortliefen, und dass die Thore da angelegt worden waren, wo die Thäler Einschnitte machten, da dieses das Natürlichste ist für eine Stadt, die keine äussern Befestigungen besitzt. — Unter Ancus Martius wurden die Lateiner überwunden und vermehrten die Bevölkerung von Rom. Er erbaute Tempel und Gefängnisse und legte einen Hafen an der Mündung der Tiber an, dem der Name Ostia Tiberis beigelegt wurde, um den Handel seiner Unterthanen zu beleben. Unter ihm nahmen die Einwohner der lateinischen Stadt Politorium den Aventin ein. Auf dem Gipfel des Janiculus, jenseits des Flusses, baute er eine Festung und verband sie mit dem diesseitigen Ufer durch eine hölzerne Brücke, Pons Sublicius genannt. Man kann noch heute auf dem Gipfel des Janiculus die Ueberbleibsel dieser Citadelle bei St. Pietro in Montorio entdecken. Ueber die Thore, so wie über die Ringmauern, die in dieser Zeit hinzukamen, weiss man nichts.

---

*) Hier soll schon Evander im Jahr 1300 v. Chr. eine Stadt gegründet und sie Palatium genannt haben, von seiner Vaterstadt Palantium in Arcadien.

Unter Lucius Tarquinius Priscus wurde der Sumpf zwischen dem Palatin, Aventin und dem saturninischen Hügel ausgetrocknet, und die Ufer gegen das Austreten der Tiber geschützt. Auf der Höhe des zuletzt genannten Hügels errichtete er dem Jupiter einen Tempel, und als man beim Graben des Fundaments einen menschlichen Kopf gefunden hatte, so erhielt davon der ganze Berg den Namen Capitolium. Der Tempel des Jupiter aber hiess davon der capitolinische. — Der Nachfolger des Tarquinius war Servius Tullius, welcher die Stadt nicht nur vergrösserte, sondern auch mit einer besser zur Vertheidigung passenden Mauer umgab. Nun kam auch der Viminal und Esquilin hinzu. Jetzt hatte die Stadt sieben Hügel in ihrem Innern eingeschlossen. Der achte Janiculus lag jenseits des Flusses und wurde wie eine befestigte Vorstadt betrachtet. Rom nahm den Namen der sieben Hügelstadt an (civitas septicollis), welche nach der Reihenfolge ihres Anbaues und Einverleibung in die Ringmauern folgende sind: Palatin, Capitol, Quirinal, Cölius, Aventin, Viminal und Esquilin. Nachdem Servius Tullius die Plebejer concentrirt, die ganze Masse der Einwohner in Klassen und Centurien, und die 30 Distrikte organisirt hatte, vollendete er den Bau der neuen Mauern, welche von viereckig behauenen Steinen und ohne Mörtel errichtet wurden. Man hat nur noch sehr wenige Ueberbleibsel davon.

Diese Mauern hatten 23 bis 24 Thore, von denen bei einigen sowohl der Name, als der Platz, wo sie standen, nicht mehr recht zu ermitteln ist. — Unter Tarquinius Superbus wurde die Stadt noch mehr verschönert, auch mit Thürmen und Gräben umgeben, und hiemit schliesst sich die erste Epoche.

Während der Republik waren nur zwei bedeutende Vergrösserungen der Stadt, welche aufgezeichnet zu werden verdienen. Die eine unter Sylla im Jahr 671 n. R. E., die andere unter Cäsar. Die letztere war jedoch bedeutender. Jetzt beaufsichtigten die Aedilen die öffentlichen Gebäude, die Reinlichkeit der Strassen u. s. w. Diese Magistratspersonen waren schon im Jahr 260 eingesetzt.

Die grössten Verschönerungen und Erweiterungen erhielt jedoch Rom unter den Kaisern. Unter C. Cäsar Octavian, der den Namen Augustus angenommen hatte, stiegen die Künste zu jenem Grade des Grandiosen, der die Welt noch jetzt in Staunen setzt. Statt der einheimischen Steine oder der gebrannten Ziegel wurden jetzt die kostbarsten Marmorarten aus weit entfernten Provinzen herbeigeführt, um aus ihnen Prachtgebäude zu schaffen. Rom erhielt jetzt eine Menge Amphitheater, Theater, Zirken, Naumachien, Tempel, Portiken, Paläste und Kunstwerke aller Art. Grösstentheils waren es griechische Meister, welche dies verfertigten. Dieser Glanz, diese Pracht und Verschwendung, zu denen sich das Aufblühen der Wissenschaften und Künste gesellten, machten, dass man diese Zeit das Zeitalter des August nannte. Es ist nicht möglich, hier Alles aufzuführen, was während des römischen Kaiserreichs Schönes und Erhabenes entstanden ist. Wir können uns hier nur mit dem beschäftigen, was uns die Zeit noch übrig gelassen hat.

Vor allen Dingen sah Augustus ein, dass die alte Eintheilung in vier Regionen für die jetzige Vergrösserung der Stadt zu weitläuftig war, und er verfügte daher eine neue in 14 Regionen, von denen eine jede 1000 Strassen hatte. Diese Eintheilung bestand bis zur Trennung des Reichs. Die Namen der 14 Regionen waren: Porta Capena — Coeli montana (Cölimontium) — Isis und Serapis (Moneta) — Via sacra (Templum pacis) — Esquilin (cum colle et turri Viminali) — Alta semita — Via lata — Forum romanum — Circus Flaminius — Palatium — Circus maximus — Piscina publica — Aventina — Transtiberina.

Unter Claudius und Nero erfuhr die Stadt gleichfalls Vergrösserungen, besonders unter dem letzteren nach dem Brande.

Nach dem Krieg über die Dacier that Trajan sehr viel zur Verschönerung der Stadt. Unter Aurelian im Jahr 271 n. Chr. erkannte man, dass die Volksmenge zu gross für den Raum geworden war, und dass auch die Befestigungsart nicht genügte, da namentlich die herrlichen Gebäude auf dem Marsfelde ausserhalb der Stadtmauer lagen. Aurelian liess daher neue Mauern aus Ziegelsteinen bauen im Umfange von 12 Miglien. Im Ganzen sind diese Mauern noch die jetzigen mit Ausnahme des Vatican und des Stadttheils jenseits der Tiber, die damals noch nicht mit Mauern umgeben waren.

Von Aurelian bis auf Konstantin finden wir wenig von Denkmälern, was in besonderer Beziehung zur Geschichte der Stadt stände. Immer mehr und mehr wuchs die Menge neuer Prachtgebäude. So entstanden unter Diocletian ausser seinen neu erbauten Thermen auch viele alte Gebäude auf's Neue.

Unter Konstantins Söhnen fing der Verfall Roms an. Die Stadt wurde vernachlässigt und die sich bekämpfenden Kaiser des Orients und Occidents saugten den alten Glanz, der bis dahin das Reich verherrlicht hatte, vollends auf. Jetzt wurde der reiche Schmuck der Kunst den alten Denkmälern geraubt, um damit plumpe oder kleinliche Werke zu verschönern. Die Zwiste der beiden Reiche gaben den Barbaren erwünschte Gelegenheit; sie eilten herbei, um sich für die Niederlagen zu rächen, die sie von manchem römischen Feldherrn zu erdulden gehabt hatten. Gothen, Vandalen, Hunnen, Allemannen, Longobarden, Saracenen und Griechen selbst zerstörten in einer Reihe von unglückseligen Kriegen Alles, was das römische Reich Prächtiges und Schönes besass. So verlor Rom einen Schatz, den es nie wieder zu erringen vermag. Was man heute noch von antiken Monumenten in Rom bewundert, sind nur kleine Ueberreste, die glücklich der allgemeinen Sturmfluth entkommen sind, und nur das Zeugniss bekräftigen können, von der Wildheit und Zerstörungswuth der Barbaren.

Honorius, der Sohn des Theodosius, sorgte für Wiederherstellung der Mauern und die Befestigung der Thürme und Thore. Diese Arbeiten wurden im Jahr 402 vollendet. Man liest noch auf dem Tiburtinischen und pränestinischen Thore die darauf bezügliche Inschrift.

Unter Alarich fand der erste Sturm von Rom statt. Die Gothen drangen durch die Porta Salaria am 24. August 409 ein. Sie steckten die Gärten des Sallust und die benachbarten Häuser in Brand und verwüsteten die Stadt während drei Tage und Nächte. Die Römer hatten jedoch noch die Energie, nach dem Abzuge der Gothen Alles wieder in den alten Stand herzustellen, so dass man nach wenigen Jahren schon keine Spur der Verheerung mehr sah.

Genserich erschien mit seinen Vandalen vor Rom und nahm es den 12. Juni 455 ein. Volle vierzehn Tage und Nächte dauerte die Plünderung. Was die Vandalen nicht zerstörten, schifften sie ein. In ihrer dummen Wuth zerstörten sie die Kaiserpaläste, stahlen das Dach aus vergoldeter Bronze vom capitolinischen Tempel und schonten auch der christlichen Kirchen nicht. Dann kehrten sie mit zahlreichen Geisseln nach ihrer Heimath zurück.

Das was noch in Rom von alter Pracht geblieben war, wurde bei der Einnahme der Stadt durch Flavius Ricimer zerstört, und so verschwanden die letzten Spuren, welche einst Rom zur Hauptstadt der alten Welt gemacht hatten. Zwölf Regionen unterlagen der Verwüstung und Plünderung, und nur die waren davon ausgenommen, wo die Truppen des Siegers beherbergt wurden.

Durch die Verlegung der Residenz des Abendländischen Reiches nach Ravenna sank Rom noch tiefer. Erst nachdem Theodorich Odoacer besiegt hatte, hob es sich wieder ein wenig, als der König der Westgothen anfing, einige der öffentlichen Gebäude wieder aufbauen zu lassen, und zu diesem Behufe jährliche Beiträge festsetzte. Belisar fuhr darin fort. Nachdem er in Rom eingezogen war, verbesserte er die Mauern und Thore und machte sie fähig, bei einer Belagerung längern Widerstand zu leisten. Dies half jedoch nichts gegen Verrath, und Totila bemächtigte sich 546 auf solche Weise der Stadt und liess Alles darin ermorden und verwüsten. Fast kein Einwohner war mehr vorhanden; entweder waren sie umgekommen oder entflohen. Mauern und Thore wurden eingerissen, und nachdem die Gothen alle diese Gräuel ausgeübt, verliessen sie die Stadt. Als Belisar dies wahrgenommen, kam er zurück und suchte den Schaden so gut es ging wieder zu ersetzen. Besonders bekümmerte er sich darum, die Festigkeit des Platzes bei kommenden Belagerungen zu sichern. In diesem löblichen Eifer vergriff er sich aber offenbar in den Mitteln und verwandte dazu, was er vorfand. Endlich in 25 Tagen standen die zerstörten Mauern und Thürme wieder da, aber kostbarer Marmor, Kunstwerke mancherlei Art, hatten die Steine dazu liefern müssen. Noch heute sieht man Spuren davon zwischen den Thoren Nomentana und Ostiense. Drei Jahre darauf kamen die Gothen wieder, allein diesmal hausten sie nicht so grausam, sondern suchten sich die Römer zu gewinnen. Sie befestigten die Stadt noch mehr, was bei den häufigen Einfällen der Barbaren, zur Sicherung des Lebens und des persönlichen Eigenthums immer wichtiger zu werden schien, und auch den allgemeinsten Dank erntete. Der Kunst wurde dabei freilich arg mitgespielt, und Hadrians prächtiges Mausoleum in eine Festung umgewandelt.

Als nun Kaiser Justinian den Narses nach Italien sandte, um die Gothen daraus zu vertreiben, zogen sich diese, nachdem Totila in der Schlacht geblieben war, in das Mausoleum des Hadrian zurück, um sich und ihre Schätze dort zu vertheidigen. Bei dieser Gelegenheit fanden wieder viele der herrlichsten Kunstwerke den Untergang. Die Barbaren luden die schönsten Antiken in die Wurfgeschosse, um damit den Feind zu vernichten. Den Barberinischen Faun, der jetzt in München ist, traf neben unzähligen Andern dieses Loos. Ohne diese Barbaren hätten wir jetzt noch die Freude, Rom in seiner alten Herrlichkeit zu bewundern. Denn die Bauwerke waren so fest und stark, dass sie noch viele Jahrhunderte über ihren Scheitel hätten hinwegziehen sehen können. Narses hatte, nachdem die Gothen sich ergeben, und er mit seinen Truppen in den Besitz der Stadt wieder gekommen war, nur das Nützliche im Auge, das sich auf Herstellung von Mauern, Thürmen und Brücken bezog. Der Sitz der Regierung, welcher die Exarchen, als Statthalter des griechischen Kaisers vorstanden, war wieder Ravenna geworden, und Rom war nur die Hauptstadt einer Provinz, die sich gegen die Angriffe der nun immer mächtiger werdenden Longobarden, denen bereits ganz Oberitalien gehorchte, selbst zu vertheidigen hatte. Als ihr König Agilulf 593 Rom ernstlich bedrohte, brachte ihn Papst St. Gregor der Grosse durch Geschenke und Ueberredung zum Rückzug.

Endlich im Jahre 663 sah Rom wieder einen Kaiser in seinen Mauern; dies war Konstans II. Er wurde mit Jubel empfangen. Der Papst St. Vitalian zog ihm mit seiner Geistlichkeit 6 Miglien weit entgegen, und geleitete ihn in die Stadt. Konstantin blieb nur 12 Tage in Rom, allein in dieser kurzen

Zeit raubte er abermals Vieles unserer Neu- und Wissbegierde, das Einzige, was ich bei dieser kurzen Aufzählung geschichtlicher Thatsachen allein stets im Auge behalten muss. Er nahm nämlich nicht nur alle Kunstgegenstände von Bronze mit sich fort, sondern sogar die vergoldeten Platten von Bronze, mit denen das Dach des Pantheons gedeckt war. Wie herrlich muss dieses jetzt noch so sehr bewunderte Gebäude in seiner ursprünglichen Pracht gewesen seyn.

In diesen Aengsten und Nöthen hatten die Päpste ihren Einfluss immer mehr und mehr ausgedehnt, und theils durch die ihnen verliehene Macht, theils durch ihre väterliche Sorgfalt viele Uebel von den Römern abgewendet; bei ungerechten Forderungen oder Gewaltthätigkeiten, welche sich die in Ravenna thronenden Exarchen erlaubten, widersetzten sie sich sogar auf die Gefahr hin, den Zorn der griechischen Kaiser selbst auf sich zu laden.

Unter Gregor II. war endlich das Volk so weit gebracht, dass es sich entschloss, das ihm lästige Joch abzuwälzen, und sich einem unter ihm wohnenden Herrscher, der mit seinen Leiden und Freuden vertraut war und es milde regierte, für immer zu unterwerfen. Die Bilderverfolgung und die Sekte der Iconoclasten unter dem Kaiser Leo dem Isaurier, der zugleich den Römern eine starke Steuer auferlegte, gab hiezu den Ausschlag. Gregor II. sah, dass für die Anhänger des alten katholischen Glaubens keine Rettung mehr war, und entband daher die Einwohner unter solchen Umständen dem Kaiser die Steuern zu zahlen. Vergebens boten die Exarchen Alles auf, um die Rebellen zu Paaren zu treiben. Der König der Longobarden, Luitprand, belagerte Rom auf ihr Anstiften, allein die väterliche Ermahnung des Papstes brachte ihn zum Abzug, und von diesem Augenblicke an (730) wurde dem Papste allein auch die weltliche Macht über Rom übertragen, und die Wahl desselben nicht mehr der Genehmigung der orientalischen Kaiser unterworfen. Von jetzt an war die Benennung „Römischer Kaiser" nur ein Ehrentitel, den die Päpste den Königen der Deutschen verliehen, wegen des Schutzes und Schirms, den sie ihrer weltlichen Macht gelobt und geleistet hatten. Mit Franz II., 1806, verschwand bekanntlich auch dieser Titel, nachdem der Kaiser der deutschen Krone entsagt und sich dafür zum Kaiser von Oestreich ernannt hatte.

Astulf, König der Longobarden, versuchte es auch Rom einzunehmen, allein er musste, durch das Heer Pipins, Königs der Franken, gezwungen, seinen Plan aufgeben, nachdem er nur in der nächsten Umgebung Roms Verwüstungen vorgenommen hatte. Papst Hadrian I. war bemüht, diese Wunden zu heilen, und namentlich seine Aufmerksamkeit wieder darauf zu richten, den Befestigungen der Stadt grössere Bedeutung zu geben.

Zu Ende des 8. Jahrhunderts lieferte ein Schriftsteller, der wahrscheinlich mit dem Gefolge Karls d. G. sich in Rom befunden hatte, eine sehr detaillirte Beschreibung des damaligen Umfangs der Stadt und ihrer Mauern. Daraus geht hervor, dass diese letztere durch 387 Thürme vertheidigt wurde, 1593 grosse und 1576 kleine Fenster, 14 Thore und 5 Pforten hatten. Die Thore werden in dieser Ordnung aufgeführt:

Flaminiana
Pinciana
Salaria
Nomentana
Tiburtina
Praenestina
Asinaria

Metronia
Latina
Appiana
Ostiense
Portuense
Aureliana
St. Petrus.

Drei Pforten waren längs des Flusses, zwischen dem Pons Aelius und dem Flaminischen Thor und zwei jenseits des St. Petersthors.

Nach den Gothen und Longobarden waren es die Saracenen, die Rom zu fürchten hatte.

Schon unter Sergius II. (846) waren sie die Tiber heraufgezogen, und da sie die nun schon stärker befestigte Stadt nicht zu nehmen im Stande waren, so begnügten sie sich, die Basiliken St. Peter und St. Paul zu plündern, die ausser den Ringmauern lagen. Dies brachte Leo IV. zu dem Entschlusse, auch den Vatican und die Vorstädte durch Mauern zu schützen, um in Zukunft ähnliches Unglück abzuwenden. Hiedurch entstand die sogenannte Leonische Stadt (Leopolis). Der Papst selbst segnete und weihete das während vier Jahre beendigte Werk *), indem er mit der gesammten Geistlichkeit einen feierlichen Umgang um die neuen Mauern veranstaltete.

Von diesen alten Bauwerken sieht man noch drei Thürme in dem Garten des Vatican und einige Reste neben der Porta Cavallegieri.

Die, nach allen Berichten, schrecklichsten Zerstörungen erfuhr Rom und namentlich die Leonische Stadt durch Kaiser Heinrich IV. unter der Regierung Gregors VII. (1083 und 84). Bei dieser Gelegenheit wurde Rom gänzlich zerstört und Feuer in's Capitol geworfen. Als nun Robert Guiscard, Herzog von Apulien, dem Papste zu Hilfe eilte, widersetzten sich ihm die Römer. Seine Anhänger öffneten ihm jedoch das Flaminische Thor, und er verheerte nun auch den grössten Theil der Stadt, das Marsfeld, alle Gebäude zwischen dem Colosseum und dem Lateran u. s. w. Ein grosser Theil der Einwohner wurde in die Knechtschaft geführt, und von dieser Zeit blieb der südliche Theil Roms wüst und unbewohnt.

Im Jahre 1157 war man bemüht, so weit man konnte, den Schaden wieder gut zu machen. Besonders suchte man die Vertheidigungsmauern wieder herzustellen. Dies geschah von neun Senatoren unter Kaiser Friedrich I., wie dies noch eine Inschrift, unweit der Porta Metronia verkündet.

Im Jahre 1167 nahmen die Krieger Friedrichs I. die leonische Stadt mit Sturm, und zwangen Alexander III., sich in das Haus der Frangipani neben dem Colosseum zurückzuziehen.

Im 14. Jahrhundert verlegten die Päpste ihren Sitz nach Avignon, um den Unruhen zu entgehen, die über Italien verhängt waren. Clemens V., der in Lyon erwählt wurde, war der erste, der in Avignon residirte, und erst 72 Jahre später (1377) hielt Gregor XI. wieder seinen Einzug in Rom. Während der Abwesenheit der Päpste hatte Rom grossen Schaden an seinem Wohlstande erlitten, der nicht so bald wieder verschmerzt werden konnte. Die Bevölkerung hatte sich vermindert, alle öffentlichen Gebäude waren verfallen. Die nun folgenden Päpste Bonifaz IX., Martin V., Nicolaus V., Pius II., Paul II. und Alexander VI. thaten viel zur Erhaltung des Vorhandenen und für neue Verschönerungen.

Während des Kampfes Franz I. mit Karl V. hatte Rom wieder zu leiden. Papst Clemens VII. hatte nämlich Frankreichs Parthei ergriffen, aber die Colonna's, mit dem Vicekönig von Neapel verbunden, bemächtigten sich den 21. September 1526 der Stadt, und überliessen nicht nur den Vatican nebst seiner Kirche, sondern den ihn umgebenden Stadttheil gänzlich der Plünderung. In dem darauf folgenden Jahre 1527 nahm Karl von Bourbon, der Feldherr Karl V., die leonische Stadt mit Sturm, wobei er selbst um's Leben kam. Ein grosser Theil der Einwohner musste über die Klinge springen, und die bei der Plünderung gemachte Beute wird auf mehr als 5 Millionen Goldthaler angeschlagen.

Während seines fünfzehnjährigen Pontificats sorgte Paul III. dafür, dass die Mauern der leonischen Stadt verbessert wurden, und übertrug dieses Geschäft dem berühmten

---

*) Von 848 bis 852.

Architekten Anton von Sangallo. Es wurde zwar eines Streites wegen unterbrochen, der sich zwischen Sangallo und M. Angelo in Gegenwart des Papstes erhob, allein dafür liess dieser die Mauern der andern Stadttheile in der angefangenen Weise durch Sangallo ausführen. Wir sehen noch jetzt davon die Bastei zwischen dem Appischen Thore und der Porta Ostiense, so wie die an der südlichen Spitze des Aventins. Wenn man den damaligen Zustand der Befestigungskunst erwägt, so müssen uns diese Werke gerechte Bewunderung abnöthigen.

Im Jahre 1561 endlich legte Pius IV., um einem Einfalle der Türken vorzubeugen, den Grundstein zu den neuen leoninischen Mauern, nach dem Plane von M. Angelo. Diese Arbeit wurde 1571 unter St. Pius V. vollendet, der dazu die in der Schlacht von Lepanto gefangenen Türken verwendete. Diese Mauer hat fünf Thore: Porta Castello, Angelica, Pertusa oder Viridaria, Fabrica, Cavallegieri.

Urban VIII. zog Mauern von der Porta Cavallegieri nach der Höhe des Janiculums. Sie verbanden das Thor S. Pancrazio mit der Porta Portese und schlossen zum erstenmale die Strasse Longara in den Stadtbezirk ein.

Dies sind die Umgestaltungen alle, die sich im Strome der Zeiten mit Roms Mauern zugetragen haben. Was sonst damit vorgenommen wurde, bezieht sich lediglich auf theilweise Ausbesserungen, und dies erscheint um so unwichtiger, da in neuerer Zeit nicht mehr daran gedacht wird, die Mauern der Stadt zu ihrer Vertheidigung anzuwenden, sondern lediglich um Mauth und Accisegefälle der Regierung dadurch zu sichern.

Wenn der Reisende den Thurm des Senatorial Palastes auf dem Capitol besteigt, so wird er folgendes Panorama der Stadt in ihrer weitesten Ausdehnung erblicken:

1) Den *Palatin*, wo das älteste Rom lag, gegen Südwesten.

2) Das *Capitol*. Jetzt den Mittelpunkt der Stadt bildend. Dieser Hügel hat zwei Gipfel; der nördliche wurde Capitol genannt, der südöstliche Tarpejischer Fels, und auch früher Saxum Carmentae. In der Mitte befindet sich die kleine Ebene, die den Platz des Capitols bildet.

3) Den *Quirinal*, dessen nördliche Seite vom Pincius durch das Thal getrennt wird, wo sonst die Gärten des Sallust waren. Gegen Osten trennt ihn ein gleiches Thal vom Viminal. Im Osten erstreckt sich dieser Hügel bis zur Kirche des h. Dominikus und Sixtus, wo er sich zur Kirche Sta. Maria de Monte hinabsenkt.

4) Den *Viminal*, zwischen dem Quirinal und dem Esquilin, von zwei engen Thälern eingeschlossen. Die Gestalt dieses Hügels umschreiben die Strassen Suburra und Urbana gegen Osten, und das Thal des Quirinus gegen Norden. St. Vitalis gegenüber sieht man noch die alten Substructionen, die an dieser Seite gemacht wurden, um die Gebäude auf der Höhe gehörig zu stützen. Die Spitze des Hügels bildet die Kirche S. Lorenzo in Pane perna.

5) Den *Esquilin*, den grössten von allen Hügeln Roms. Die südlichste Spitze heisst Oppius, die nördlichste Cispius. Auf der erstern liegt jetzt S. Pietro in vincolis, auf der letztern Sta. Maria maggiore. Die Alten unterschieden sieben Gipfel oder Spitzen des Esquilin, die den neuen Forschern aufzufinden viel Mühe verursacht haben.

6) Den *Cölius*. Von den Eichen, die hier standen, wurde der Hügel von den Alten Querquetulanus genannt. Er liegt nach Südosten und erstreckt sich gegen Osten bis zur Ebene des Esquilin, über die Basilica des h. Kreuzes, gegen die Porta maggiore hinaus. Die Via Labicana trennt den Cölius vom Esquilin, vom Colosseum und dem oben genannten Thore; die Via

S. Gregorio vom Palatin, und im Süden scheidet die Via Appia ihn vom Aventin. Das Thal, das später in Ferratella genannt wurde, trennt den Cölius vom Cöliolus.

7) Den *Aventin* mit zwei wohl zu unterscheidenden Gipfeln. Gegen Süden begränzen ihn die Mauern und die Ebene mit dem Monte testaccio, gegen Westen die Tiber, gegen Norden das Thal des Circus maximus. Auf dem Hügel nach Osten liegen die Kirchen Sta. Balbina und Sta. Saaba; auf dem gegenüber liegenden, dem eigentlichen Aventin aber die Kirchen St. Priskus, Sta. Sabina, St. Alexis, und das Priorat von Malta. Diese beiden Hügel sind durch eine Strasse geschieden, welche von St. Gregorio nach dem St. Paulsthore führt. Der Aventin war im Alterthum reich bepflanzt mit Lorbeern und Eichenhainen.

8) Den *Pincius*, sonst Collis hortulorum, jetzt Monte Pincio. Er liegt gegen Norden und zieht sich von der Porta del Popolo bis zur Porta Salara längs der Stadtmauern hin. Durch die darauf angelegten Gärten und Promenaden vor allen kenntlich.

9) Den *Janiculus*. Auf dem rechten Ufer des Flusses. Früher Mons aureus geheissen, von dem Monte d'oro und verstümmelt Montorio gemacht wurde. Den Namen des „goldenen" erhielt er wegen seines goldgelben Sandes. An ihn reiht sich die Hügelkette (Colles Janiculenses), die bis zum Vatican reicht, und an deren Fusse, der Tiber nach, sich die Via della Longara erstreckt.

10) Den *Vatican*, aus kleinen Hügeln bestehend, die südlich mit dem Janiculus, und nördlich mit dem Mons Marius zusammenhängen. Die Mauern der Stadt ersteigen die höchste Spitze dieses Hügels gegen Westen. Das vaticanische Thal, nennt man das Thal an der Tiber, wo jetzt die Borghi (Vorstädte) liegen.

Hier ist noch der *Monte Testaccio*, am Ausfluss der Tiber aus der Stadt, anzuführen, der bekanntlich aus Scherben zerbrochener Gefässe entstanden seyn soll, welche die alten Römer hieher auf einen Haufen warfen. Besonders schön ist die Aussicht von dieser Höhe. Die Volksfeste, die hier gehalten wurden, bildeten sonst einen Glanzpunkt des römischen Lebens.

DENKMÄLER AUS DER ZEIT DER KÖNIGE.

Cloaca maxima.

Nach dem Frieden zwischen den Römern und Sabinern blieb doch, ungeachtet dass man das Thal zwischen dem Palatin und dem Capitol gelichtet und den Sumpf ausgetrocknet hatte, der grosse velabrische See in seinem früheren Zustande. Er war von so bedeutendem Umfange, dass er sich bis zu dem Thal erstreckte, welches den Palatin von dem Aventin trennte, so dass man zu beiden auf Kähnen fahren konnte. Servius Tullius, als er die Stadt vergrösserte, fasste den Plan, auch diesen Sumpf zu entfernen, und zu diesem Behufe liess er jenen merkwürdigen Abzugkanal bauen, der noch jetzt unsere Bewunderung auf sich zieht, da er, noch ganz erhalten, seit mehr als zweitausend Jahren seine früheste Bestimmung erfüllt. Die Nachfolger des Servius Tullius setzten das Werk fort, bis es unter Tarquinius beendigt wurde. Von dem See des Curtius neben Sta. Maria Liberatrice läuft die Cloake in zwei Armen, der eine vor St. Georg vorbei, oberhalb des runden Tempels, den man für den Tempel der Vesta hält, in den Fluss. Der andere nach Sta. Maria in Cosmedin in geringer Entfernung von da, gleichfalls in die Tiber. Das Gewölbe dieser Cloake war so weit, dass Marcus Agrippa nach Plinius ihn in einer Barke von einem Ende zum andern durchschiffte, und andere alte Schriftsteller sagen, dass ein Wagen mit Heu — wohl verstanden kleiner als die unsrigen — hindurchfahren konnte. An der grössten Mündung ist er vom Boden 7,50 Meter hoch, 4,00 Meter breit. Die ganze Construction ist aus Travertin. Dieses Werk zeugt, wie jedes andere, von römischer Grösse und wie sich die Idee des Praktischen mit dem Schönen verband. Die Cloaca maxima war übrigens nicht die einzige in Rom, dessen Boden nach allen Richtungen von unterirdischen Kanälen durchzogen war, so dass die ganze ungeheure Stadt gleichsam über dem Abgrund schwebte. Wenn man den grossen Abzugkanal genau in Augenschein nehmen will, so miethe man einen Kahn, unweit des Ponte Rotto, und fahre am linken Ufer der Tiber hinauf. Unmittelbar an der Cloaca maxima entspringt die vortrefflichste Quelle Rom's, S. Giorgio im gemeinen Leben genannt, sonst aber unter dem Namen fontana di Giuturna bekannt, deren silberklares Wasser an diesem Orte einen desto seltsameren Contrast bildet.

Pons sublicius.

Die älteste Brücke in Rom, von dem König Ancus Marcius gebaut, um den Stadttheil jenseits der Tiber mit dem diesseitigen zu verbinden. Sie liegt unter dem aventinischen Berg, nicht weit von dem Orte, wo später die Porta trigemina war. Sie war anfänglich aus Holz, bis dass sie der Censor und Pontifex Paulus Aemilius Lepidus aus Steinen ausführen liess, wovon sie nach ihm Aemilius genannt wurde. An dieser Brücke war es, wo Horatius Cocles seine Heldenthat ausübte. Unter Sixtus IV. 1484 wurde dies alte Denkmal zerstört und aus den Travertinblöcken Kanonenkugeln gemacht. Einige Trümmer von ihr sieht man noch heute unweit der Salara (Salzmagazine), wo die Fischer an den aus dem Wasser hervorragenden Pfeilern ihre Netze befestigen *).

Mauern des Servius Tullius.

Von diesen ist wenig mehr vorhanden. Sie verschwanden mit den Vergrösserungen, denen Rom im Laufe der Zeiten unterworfen war. Indessen sieht man noch einige Spuren von ihnen in dem Weinberg der Prinzen Barberini, unweit des Zirkus des Sallust, gegenüber den Thoren Salara und Pia, neben der alten Porta Collina. Sie bestehen in einer sehr soliden Mauer aus länglichen Tuffsteinblöcken, denen gleich, die man in den jetzigen Mauern findet.

Die capitolinische Veste (Arx).

Von dieser, in der römischen Geschichte so berühmten Befestigung sieht man auch noch einige Ueberbleibsel, welche von der Baukunst in jenen entfernten Zeiten ein Zeugniss ablegen. Sie bestehen aus grossen länglichen Massen von Tuffstein, die ohne Mörtel auf einander liegen. Man sieht sie unter dem Palast der Herzoge Caffarelli an der Seite, die jetzt Monte Caprino genannt wird. Sie sind wahrscheinlich aus der Zeit der Könige und gehörten zu der Mauer des Servius, welcher den Felsen damit umgab. Im letzten Jahrhundert zerstörte man einen Theil dieser Werke, die noch 5,55 Meter dick waren.

Circus maximus.

Romulus setzte schon die dem Neptun geweihten Spiele ein, welche in dem obern trockenen Theile des Thals zwischen dem Aventin und dem Palatin gefeiert wurden. Tarquinius Priscus baute, nachdem das Thal gänzlich ausgetrocknet war, den Zirkus, der seines Umfangs wegen maximus genannt wurde, und liess darin Sitze für die Zuschauer errichten und diese mit Stein bekleiden. Stets wurde er vergrössert und verschönert, so dass er am Ende zu den bedeutendsten Sehenswürdigkeiten Roms gehörte. Doch stimmen die Schriftsteller in der Schilderung seiner Grösse nicht überein. Nach Dionys von Halicarnass soll er 150.000, nach Plinius 260.000, nach Andern 380.000

---

*) Die andern Brücken findet man im folgenden Kapitel, unter der Rubrik: „*Uebersichtliches.*“

und sogar 385,000 Zuschauer haben enthalten können. Er bestand in einem Raum für den Wettlauf der Wagen, 651,66 Meter lang und 195,77 Meter breit. Dieser Raum war in der Mitte durch eine niedrige Mauer, Spina, getrennt, auf welcher Obelisken, Statuen, Säulen und Altäre standen, und an deren Ende sich die Metae befanden, welche dem Wagen den Ort des Umwendens bezeichneten. Drei Seiten dieses Raumes umgab ein 10 Fuss tiefer Kanal, Euripus, und nach diesem kamen drei Reihen von Portiken. Der erste hatte Sitze von Marmor, die beiden andern von Holz. Die gerade untere Seite des Zirkus enthielt die Carceres, wo die Wagen und Thiere aufbewahrt wurden. Und über diesen war das Podium, wo sich während des Schauspiels die Obrigkeit und die Richter der Wettläufe befanden. In der Mitte des krummen Endes war die Porta triumphalis, aus welcher der Sieger zog. Da der Circus maximus an den Palatin, der Wohnung der Kaiser, gränzte, so konnten diese aus ihrem Palaste den Schauspielen zusehen. Zu diesem Behufe war ein Balkon angebracht, von dem noch etwas zu sehen ist. In dem Zirkus wurden nicht nur Wagenrennen veranstaltet, sondern auch Schauspiele, Kämpfe wilder Thiere, Gladiatorenspiele und sogenannte Naumachien oder Spiele zu Wasser, weil man mittelst des Euripus die Arena unter Wasser setzen konnte.

Julius Cäsar hatte den Euripus graben, Nero zuwerfen lassen, aber unter spätern Kaisern wurde er wieder aufgegraben. Augustus liess auf der Spina den Obelisk aufstellen, den er aus Aegypten mitgebracht, und der jetzt auf dem Platz del Popolo zu sehen ist. Claudius verschwendete Marmor an dem Bau und liess die Metae vergolden. Vespasian vergrösserte ihn und stellte ihn nach der Feuersbrunst wieder her. Unter Antoninus Pius ging er fast ein. Allein Mark Aurel und Konstantin stellten ihn abermals her. Konstans zierte ihn im Jahre 310 mit dem grossen Obelisken des Tutmosis, den er aus Aegypten kommen liess, und der jetzt auf dem Lateranplatze steht.

Jetzt besteht von diesem grossen Gebäude nichts als der Grund im Thale, aus dem man seine ehemalige Gestalt abnehmen kann. Dies heisst deshalb auch jetzt Cerchi. Die gerade Seite mit den Carceres lag nach dem Flusse hin, die krumme Seite hingegen gegen den Cölius. Die neue Strasse der Cerchi läuft über den Ruinen der linken Einfassung des Zirkus hin, und bei der Stelle, die man la Moletta nennt, kann man noch Einiges von den Bogen der halbkreisförmigen Seite sehen.

Das mamertinische oder tullianische Gefängniss. (*Carcere Mamertino e Tulliano*).

Es befindet sich unter der Kirche des h. Joseph (Giuseppe de' Falignami) am Abhange des capitolinischen Berges nach dem Forum, an der Treppe der Via triumphalis, und ist in zwei Stockwerken ganz aus grossen Blöcken von Tuffsteinen von Ancus Marcius erbaut und wahrscheinlich nach der nahen Via mamertina benannt, welche ihren Namen von dem alten Mamers, gleichbedeutend mit dem spätern Mars, herleiten soll. Den zweiten Namen hat es von Servius Tullius, der den unterirdischen Saal hinzufügte, der sein Licht bloss durch ein Fenster erhielt, welches in dem Fussboden des obern Gefängnisses angebracht war. Hier starb Jugurtha den Hungertod; hier wurden die Verschworenen des Catilina gemordet. Zwei und zwanzig Jahre v. Chr. wurden unter Augusts Regierung diese Kerker wieder hergestellt durch die Consuln C. Vibius Rufinus und M. Cocceius Nerva, wie es eine Inschrift in grossen Charakteren über dem Eingange verkündet. Die Treppe Gemonice hiess von den Seufzern so, die man hier hörte. Sie führte vom Forum zu den

Gefängnissen und von ihr wurden die Leichname der Verbrecher herabgeworfen.

Nach der christlichen Tradition wurden im Jahr 66 n. Chr. die Apostel Peter und Paul hier gefangen gehalten, ehe sie hingerichtet wurden. Eben so erzählt man, dass die Quelle, welche man in dem tiefsten Kerker sieht, auf das Gebet des h. Petrus entsprungen seyn soll, um die beiden Kerkermeister, Proces und Martinian, zu taufen, die er zum Christenthum bekehrt hatte.

AUS DER ZEIT DER REPUBLIK.

Das Capitol.

Der Tempel des capitolinischen Jupiter.

Ihn fing Tarquinius Priscus zu bauen an; Tarquinius Superbus vollendete ihn. Bei der Grundlegung soll man einen Menschenkopf gefunden haben, von dem der Hügel seinen Namen erhielt. Der Tempel stand dort, wo man jetzt die Kirche Sta. Maria in Ara Coeli sieht und seine Façade war nach Südwesten gekehrt; er war dem Jupiter optimus maximus gewidmet und der vornehmste in Rom. In dem Bürgerkriege mit Marius brannte er ab und unter Sylla 676 wurde er wieder aufgebaut und dabei die Säulen des Tempels des olympischen Jupiters in Athen angewandt. Unter Vitellius brannte er wieder ab. Von Vespasian wieder aufgebaut, nach dessen Tode zum dritten Mal eingeäschert, und von Domitian nun mit grösserer Pracht hergestellt. Von den prachtvollen Säulen, grösstentheils griechischen Ursprungs, erblickt man noch in der jetzigen Kirche. Der Tempel war 200 Fuss lang und 185 Fuss breit, mithin beinahe viereckig. Die Cella hatte drei Schiffe; das mittelste war dem Jupiter, das rechte der Minerva und das linke der Juno geweiht. Die Statue des Jupiter, die zuerst nur aus gebrannter Erde verfertigt war, wurde später durch eine aus vergoldetem Erz, und dann durch eine aus massivem Golde ersetzt. In den unterirdischen Gemächern bewahrten die Decemvirn die sibyllinischen Bücher auf. Die Epoche der gänzlichen Zerstörung des Tempels ist nicht bekannt. Genserich nahm noch die Hälfte der vergoldeten Erzplatten mit, womit er gedeckt war.

Andere Bauwerke.

Auf dem Capitol standen noch mehre Gebäude, von denen keine Spur mehr übrig ist. Unter der Citadelle befand sich der Tempel der Juno Moneta und die Münzstätten.

Tabularium. Auf dem Theil des Hügels nach Süden sieht man noch die Substruktionen von Peperin, auf denen in neuerer Zeit der Senatorialpalast erbaut ist. Hier war das Tabularium oder das Staats-Archiv. Hier wurden die Beschlüsse des Senats und die Akten der Privatpersonen, gewöhnlich in erzenen Tafeln gegraben, aufbewahrt. Von dem Forum aus kann man noch von der Bedeutung dieses Gebäudes einen Begriff bekommen, wenn man die Tuff- und Travertinblöcke erblickt, aus denen es bestanden hat. Es hatte wahrscheinlich zwei übereinander stehende Portiken, von denen der erste zu den Archiven führte, und der zweite das Athenäum bildete, zum Studium der freien Künste bestimmt. Darüber befand sich die capitolinische Bibliothek. Wenn man die Räume unter dem Senatorialpalast besucht, welche im Mittelalter zu Salzmagazinen benutzt wurden, so liest man die Inschrift des Q. Lutatius Catulus, Consul im Jahr 676 nach Sylla's Diktatur, welche, wie folgt, lautet: *Q. Lutatius. Q. F. Catulus. Cos. Substructionem. Et. Tabularium. S. S. Faciundum. Coeravit.*

Schola Xante. Hier waren die Bureaus der Schreiber der Notarien, Abschreiber und Unterbeamten der curulischen Aedilen, welche über das Archiv zu wachen hatten, weshalb es sich nahe beim Tabularium befand. Aulus Fabius Xantus hatte dieses Gebäude wieder herstellen lassen. Davon der Name. Man erkennt es noch in seinen Ruinen, die man im rechten Winkel des Tabulariums entdeckt hat. Sie bestehen aus Resten eines Portikus, mit kannelirten Säulen von Cipollo und Zellen oder Sälen.

Clivus Capitolinus. Zu den Zeiten des Servius Tullius war das Capitol von der Seite, wo man jetzt hinaufgelangt, nicht zu besteigen. Es hatte drei Aufgänge an der südlichen Seite. Der vornehmste war eben dieser Clivus. Er führte an dem Tempel des donnernden Jupiter vorüber und folgte gerade der Strasse, die jetzt nach dem Spital della Consolazione führt. Hier wendete sich der Weg rechts und ging dann fast wieder zurück zu dem linken Flügel des Tabulariums unter dem Portikus der Schola Xanta hindurch, zu dem jetzigen Platz des modernen Capitols bis vor den Tempel des Jupiter Capitolinus. Auf diesem Wege zogen die Triumphatoren auf's Capitol, wenn sie dem höchsten der Götter ihren Dank darbringen wollten.

Tempel des Saturn.

Der Platz desselben ist nicht mit Bestimmtheit zu ermitteln. Valerius Publicola soll hier den öffentlichen Schatz verwahrt haben, um ihm durch die Heiligkeit des Orts grösseren Schutz angedeihen zu lassen. Der Tempel soll am Abhange des capitolinischen Hügels gestanden haben. Frühere Archäologen haben ihn daher in den Ruinen wieder erkennen wollen, welche heut zu Tage die Kirche des h. Hadrian bilden; neuere jedoch glauben, dass die acht Säulen von ihm herrühren, die Andere wieder als zu dem Tempel der Juno Moneta, der Concordia, Fortuna oder des Vespasian gehörig erklären. Diese Säulen sind von Granit mit Kapitälern von weissem Marmor. Eine Inschrift zeigt an, dass das Gebäude, wahrscheinlich während des Kaiserthums, restaurirt worden ist; sie lautet: *Senatus Populusque romanus incendio consumptum restituit.*

Milliarium aureum.

Dies war eine reich verzierte Säule, auf welcher eine Kugel aus Golderz ruhte, an der die römischen Strassen nach allen Richtungen hin bemerkt waren. Sie stand am obern Ende des Forum, nahe bei dem Tempel des Saturn, und man erkennt sie an dem rechten Ende des halbzirkelförmigen Baues, den man erst vor wenigen Jahren unweit des Bogens des Septimus Severus aufgefunden hat.

Der Tempel der Concordia

stammt noch aus den Zeiten der Republik. Camillus baute ihn nach Wiederherstellung der Eintracht unter den Patriciern und Plebejern. Tiber liess ihn neu aufbauen. Im Jahre 1817 fand man seine Reste zwischen dem Mamertinischen Kerker und dem Tempel des Giove tonante. Diese bestehen aus dem Boden der Cella, die sich an das Tabellarium lehnte; die Façade war nach dem Forum gekehrt, an dessen obern Ende der Tempel stand. Der Fussboden war aus kostbarem Marmor, und auf der Schwelle sieht man noch die Zeichnung eines Schlangenstabs, das Emblem der Concordia, eingegraben. Auch fanden sich die Inschriften, welche sich auf Gelübde und Opfer bezogen, die man der Göttin brachte. Der Tempel lag etwas erhaben vom Boden und war fast im Viereck erbaut. Eine sonst im Lateran aufbewahrte Inschrift deutet an, dass der Senat zu den Zeiten Konstantins, als Aricius Paulinus d. J. Stadtpräfect war, den Tempel restauriren liess. Cicero versammelte hier den Senat bei der Verschwörung Catilina's.

Forum.

Bei den alten Römern der wichtigste Vereinigungspunkt, wo sie den grössten Theil des Tages zubrachten. Sie verhandelten dort Geschäfte, Prozesse und selbst Studien trieben sie auf dem Forum. In Rom waren solcher Plätze viel mehr, als wir jetzt durch die noch vorhandenen Spuren kennen lernen. Das grösste und bedeutendste Forum jedoch war das, welches Forum romanum genannt wurde. Sobald die Sabiner sich auf dem Capitol angebaut hatten, wurde der Theil des Thales zwischen diesem und dem Palatin gesäubert und ausgehauen, um den beiden nun verbundenen Völkerschaften zu friedlichen Zusammenkünften zu dienen. Später bekam das Forum eine länglich-viereckige Gestalt, welche von der einen Seite durch die Via Sacra, von der andern durch die Via Sandalaria begränzt wurde. Das Comitium stand oben an, und man will die Reste davon in den drei Säulen erkennen, welche noch unweit Sta. Maria Liberatrice gesehen werden. Ferner stand hier die Curia hostilia (Julia), die Basilica Julia und Aemilia. Vor der Curia waren die Rostra, eine Rednerbühne, mit Schiffsschnäbeln besetzt, von wo das Volk angeredet wurde. Doch dies waren schon damals die neuen Rostra; die alten sind jetzt unweit des Bogens des Septimius Severus aufgefunden worden. Unter den Kaisern wurde das Forum mit vielen Denkmälern geschmückt, darunter die Reiterstatue des Domitian, die Säule des Phocas u. s. w. Während der Republik genügte dieser Platz den öffentlichen Zusammenkünften, unter den Kaisern wurden jedoch noch andere und geräumigere geschaffen.

Aemilianische Basilica,

von Paulus Aemilius während Cäsars Dictatur gegründet, zum Theil mit dem Gelde, welches ihm der Dictator gab, um ihn sich willfährig zu machen. Die herrlichen Säulen von violettem phrygischem Marmor (Pavonazetto), welche dieses Gebäude schmückten, will man in denen der St. Paulskirche wiedererkennen. Die Basilica war für das Publikum bestimmt, namentlich für Richter, Geschäftsleute, Literaten. Ihre Stelle wird von Allen dort angenommen, wo jetzt die Kirche St. Adriano steht. Man erkennt sogar die alten Mauern, auf denen die Kirche steht, und eine Spur der antiken Stuckbekleidung an der Facade. Es ist jedoch wahrscheinlicher, dass dieses Alles nicht von dem antiken Bau, sondern von dessen Renovirung aus dem 4. Jahrhundert herrühre. Dies ergibt sich aus einer Inschrift, die man 1635 fand, und die den Gavinus Vetius Probianus, Präfect von Rom, als den Wiederhersteller der Basilica nennt. Die Bronzethüren, die sich noch vorfinden lassen, wurden von Alexander VII. für die Basilica des Lateran verwendet.

Curia, Comitium, Gräcostasis.

Diese drei nachbarlichen Gebäude kann man mit einander betrachten, da ihre Bestimmungen sich gleichfalls folgten. Hinter den neuen Rostren war die *Curia Hostilia*, von Tullius Hostilius so genannt, der sie erbaute. Vielleicht war hier anfänglich nur ein abgesteckter oder umfriedeter Platz, wo sich die in Curien eingetheilten Bürger versammelten, um über die ihnen obliegenden Angelegenheiten abzustimmen. Später diente sie den Versammlungen des Senats. Diese Curia stand nahe bei dem Comitium, bei jenen Säulen, die man noch unweit von Sta. Maria Liberatrice am Capitol sieht. Man stieg auf Stufen hinan; anfänglich hatte sie kein Dach, später aber erhielt sie eines und wurde mit Portiken umgeben. Nachdem sie unter Cicero abgebrannt war, liess sie Augustus wieder aufbauen, und gab ihr den Namen Julia, nach seinem Adoptivvater Julius Cäsar.

Das *Comitium* war der Ort der Volksversammlungen. Hier wurden Gesetze gegeben, Wahlen vorgenommen, Recht gesprochen und sogar die Urtheile zur Stelle vollzogen. Das Comitium wurde durch eine Seitenthüre mit der Curia verbunden, so dass man beide nur wie ein Ganzes betrachten kann. Die drei noch stehenden schönen korinthischen Säulen, 45 Palmen hoch und 6 Palmen dick, sollen von der dem Forum zugekehrten Façade übrig geblieben seyn. Vor der Treppe des Gebäudes fand man die berühmten Tafeln, die jetzt im Museum des Capitols auf bewahrt werden. Die Ansicht, als gehörten die drei Säulen dem Tempel des Castor und Pollux, ist längst für unrichtig anerkannt.

Die *Graecostasis* stiess ebenfalls an das Comitium, und diente dazu, die fremden Gesandten zu empfangen, ehe sie in den Senat eingeführt wurden, und wenn sie die Beschlüsse der in dem Concordientempel versammelten Senatoren abwarteten. Die eigentliche Berichtigung der Ansichten über die wahre Stellung dieser Gebäude wird vielleicht erst durch spätere Ausgrabungen geschehen können *).

Tempel von Castor und Pollux.

Seitdem über jene drei Säulen kein Zweifel mehr übrig bleibt, muss der Platz dieses Tempels mehr zurück, etwa vor der Kirche St. Theodor, gesucht werden. Hier nämlich sollen Castor und Pollux am Abend der Schlacht gegen die Tarquinier als Siegesboten erschienen seyn. Hier wurde ihnen auch der Tempel erbaut, den Metellus neu herstellen liess, dann später Tiber. Nach Sueton soll Caligula ihn zu einer Art von Vestibul zu den Kaiserpalästen auf dem Palatin verwendet haben.

Tempel der Vesta.

Hier wahrten die Vestalinnen des heiligen Feuers. Der Cultus der Vesta wurde von Numa Pompilius eingesetzt. Die antike, runde Form der Kirche des h. Theodor deutet darauf hin, dass diese der Tempel der Vesta war. Der geweihte Bezirk erstreckte sich bis zum Palatin, denn im 16. Jahrhundert wurden in der Nähe von Sta. Maria Liberatrice Gräber von Vestalinnen mit Inschriften gefunden. Hier war die Höhle des Pan, wo die Lupercalien gefeiert wurden.

Tempel der Fortuna virilis.

Nahe an der Tiber, wo die palatinische Brücke, jetzt Ponte rotto, befindlich, unweit der Cloaca maxima, steht die Kirche der ägyptischen Maria, die 872 in die Cella eines alten Tempels hineingebaut ist, welcher der Fortuna virilis von Servius Tullius erbaut wurde. Die jetzige Construction zeigt jedoch deutlich, dass der Bau in der guten Zeit der Republik erneuert worden war. Noch stehen vier Säulen an der Façade und sieben in der Länge, von jonischer Ordnung, aus Travertin, Peperin und Tuff. Das Ganze ist mit trefflichem Stucco, vielleicht nach einer Feuersbrunst, bekleidet worden. Alle Verhältnisse dieses kleinen Tempels sind so rein und schön, dass man ihn als eines der kostbarsten Ueberbleibsel des alten Roms betrachten kann. Die Kirche ist den Armeniern eingeräumt.

Tempel der Pietas, der Matuta und der Hoffnung.

Diese Gebäude gehörten zusammen, und die wenigen Spuren von ihnen sieht man in der Kirche St. Nicolaus in Carcere. Hier wurde im Bezirk des Forum Olitorium in den Jahren 303 und 305 nach Roms Erbauung von Appius Claudius, dem Decemvir, das Decemviralgefängniss erbaut. Ueber diesem Gefängniss erhob sich 573 nach R. Erb. ein Tempel der Pietas, denn hier soll eine Tochter ihren eingekerkerten Vater mit der Milch ihrer Brüste ernährt haben. Der Erbauer des Tempels, M. Acilius, errichtete hier auch seinem Vater eine Bildsäule, die erste aus vergoldetem Erz, die Rom gesehen hatte.

Nebenan stand der Tempel der Hoffnung, von Attilus Colatinus 496 n. R. Erb. errichtet, dem zur Seite der Tempel der Matuta (Ino) stand, der Amme des Bacchus, dessen Erbauer P. C. Scipio Africanus, im Jahre 560 war. Alle drei Gebäude kehrten die Façade nach dem Forum Olitorium, dem Gemüse- und Kräutermarkte des alten Roms. Bei den an dieser Stelle veranstalteten Ausgrabungen hat man ihren Grundplan genau erkannt und selbst das Piedestal der Bildsäule des Vaters von M. Acilius vor dem Tempel der Pietas aufgefunden.

---

*) Zwischen der Curia und dem Comitium nimmt man an, dass die Wölfin Romulus und Remus gesäugt habe. Hier war der Vicus Ruminalis.

Die Tiber-Insel.

Schon in den ersten Tagen der Republik führten Brücken auf dieselbe, und verschiedene geweihte Gebäude standen dort. Die ansteckende Krankheit, welche Rom im Jahr 462 nach seiner Erbauung heimsuchte, veranlasste, dass man Gesandte nach Epidaurus schickte, um die Priester des Aeskulap zu befragen. Diese brachten eine von den geweihten Schlangen zurück, welche in dem heiligen Bezirk des Gottes ernährt wurden. Allein als man sie an's Land brachte, entschlüpfte sie und wurde nicht wieder gefunden. Zum Gedächtniss aber wurde hier ein Tempel des Aeskulap errichtet, und der Insel selbst die Gestalt eines Schiffes gegeben, zum Andenken dessen, mit dem man nach Epidaurus gereist war. Man bekleidete die Insel nun mit Travertinblöcken, die nach dieser Form zugehauen waren. Der Tempel stand an der Stelle, wo jetzt die St. Bartholomäuskirche ist, und in dem an dieselbe stossenden Garten, wenn man sich nach dem Ufer des Flusses begibt, kann man noch die Reste der Schiffspuppe sehen, mit dem Bildnisse des Aeskulap und der Schlange, in grober Arbeit aus Travertin. Neben dem Tempel des Aeskulap, und durch einen Porticus mit ihm verbunden, fast in der Mitte der Insel, stand der Tempel des Jupiter Lycaonius. Am andern Ende, da wo das Vordertheil des Schiffes war, stand der Tempel des Faun. Auch ein Obelisk war hier, der den Mastbaum des Schiffes bildete, und dessen Fragmente nach der Villa Albani gebracht worden waren, von wo sie nach Paris gekommen sind.

Die Gräber der Scipionen.

Ein Zufall liess diese Gräber, die vor der Zeit des ersten punischen Krieges entstanden sind, in den Weinbergen der Familie Sassi, links von der Appischen Strasse, unweit des Thores von St. Sebastian, im Jahre 1780, auffinden. Sie bestehen in verschiedenen unterirdischen Gängen und hatten sonst zwei Stockwerke, von denen aber das erste gänzlich zerstört ist. In dem zweiten fand man alte Sarkophage, nur aus unförmlichen Peperinstücken bestehend, in denen die Leichen lagen. Nach Plinius und Cicero hatte die Familie der Scipionen den Gebrauch, ihre Leichen nicht zu verbrennen, sondern zu beerdigen. Auch waren hier viele Inschriften und die schöne Urne, die jetzt im Vatican steht, in welcher Scipio Barbatus begraben wurde, der Urgrossvater Scipio des Afrikaners, der 456 Consul von Rom war. Theils hat man diese kostbaren Denkmäler aufbewahrt, zum Theil aber auch wurden sie auf unverzeihliche Weise zerstreut. Mehres davon sieht man in dem Kabinet des Torso von Belvedere, Anderes in dem äusseren Saal der Barberinischen Bibliothek, noch Anderes kam nach England. Abgüsse der Inschriften findet man in den Grüften selbst, in denen junge Mädchen, mit angezündeten Wachskerzen, die Fremden umher führen. Die wenigen Gebeine hat der venetianische Senator Angelo Quirini gesammelt und sie in einem schönen Grabe, auf seiner Villa Altichiero bei Padua, beisetzen lassen.

Grab des Cajus Bibulus.

Es befand sich ausserhalb der Ringmauer des Servius Tullius, am Fusse des Capitols und am Anfange des Marsfeldes, weil es nach dem Gesetze der zwölf Tafeln verboten war, die Leichen in der Stadt zu begraben. Cajus Publicius Bibulus war Aedil im Jahre 545 n. R. Erb. Seine Verdienste ersieht man aus der Inschrift in schönen Charakteren an der Basis seines Grabmals. Dieses besteht aus einem Unterbau von Travertin, auf dem sich dorische Pfeiler erheben, mit einem Fries, durch Festons u. dergl. geziert. Die Thüre in der Mitte leitet zu dem Grabgewölbe. Die Inschrift ist folgende: Caio Poblicio Lucii filio Bibulo. Aedili plebei. Honoris Virtutisque caussa. Senatus consulto

POPVLIQVE IVSSV LOCVS MONVMENTO. QVOD IPSE POSTERIQVE EIVS INFERRENTVR PVBLICE DATVS EST.

Das Marsfeld.

Ursprünglich und schon bei der Gründung Roms zu militärischen und gymnastischen Uebungen der römischen Jugend bestimmt, dehnte sich dieses Feld oder Thal zwischen der Tiber, dem Capitol, Quirinal und Pincius aus. Später fasste dieser Raum ansehnliche Gebäude in sich, und auch Gärten und Spaziergänge wurden hier angelegt. Ich nenne davon den

Flaminischen Zirkus, von dem Consul Flaminius erbaut, den Hannibal am trasimenischen See tödtete.

Dieser Zirkus reicht von dem jetzigen Platze Margana bis hinter der Kirche S. Carlo a' Catinari, wo die etwas erhobene Fläche die Stelle bezeichnet, wo sich das Oppidum befand. Im 12. Jahrhundert sah man dies noch grösstentheils stehen, und auch noch später waren ansehnliche Trümmer davon vorhanden. Die Kirchen, die jetzt noch den Beinamen *de' funari* haben, deuten an, dass sie in dem innern Raum des Zirkus erbaut wurden, wo die Funari (Seiler) ihre Arbeit verfertigten, und eine sogenannte Seilerstatt oder Reeperbahn angelegt hatten, wozu ihnen die Länge der Arena ungestörten Anlass gab. Eben so bezeichnet die Strassenbenennung *delle botteghe oscure*, dass man Laden in die damals noch bestehenden Gewölbe des Zirkus hinein gebaut hatte.

Pompejanische Gebäude. Pompejus der Grosse errichtete sie gegen das Ende der Republik auf dem Marsfelde.

a) *Das Theater.* Das erste in Rom aus Stein gebaute, von Vitruv theatrum lapideum genannt, weil die früheren alle nur aus Holz ausgeführt worden waren. Um sich beim Volke wegen der ungeheuren Summen zu entschuldigen, welche dieser Tempel kostete, liess Pompejus in der *Cavea*, der Mitte der halbkreisförmigen Sitze, einen Tempel der siegenden Venus errichten. Doch wurden jene nicht hiedurch unterbrochen, sondern liefen durch den offenen Tempel hin. Hinter der Scene war ein prächtiger Portikus Hekatonstylon (mit 100 Säulen), und eine Platanen Allee führte zu ihm hin. Auch Springbrunnen waren angebracht. Dieser Portikus war das antike Foyer, wo das Publikum sich von den Emotionen erholte, oder bei einfallendem Regen Schutz suchen konnte. Die Ruinen dieses Theaters befanden sich unter dem Palaste Pio im Campo de Fiori und gegen S. Andrea della Valle hin. Die Erhöhung des Bodens kommt von dem Schutte her. Man sagt, dass das Theater 80,000 Zuschauer fassen konnte. Tiber restaurirte es, und Nero liess es zum Empfang des Königs Thyridat von Armenien in Einem Tage vergolden. Unter Titus brannte die Scene ab. Im 15. Jahrhundert war schon jede Spur davon verschwunden. Durch die sorgfältigen Bemühungen neuerer Forscher hat man einige von den Substructionsmauern entdeckt, welches hinlänglich war, über Form und Stellung des Ganzen Aufklärungen zu geben.

b) *Curia.* Sie wurde von Pompejus vor seinem Theater gebaut. Hier wurde Cäsar an der Statue des Erbauers ermordet. Da die Cavea des Theaters gegen den Platz Campo de Fiori gekehrt war, so muss die Curie auf dem Platz der Kanzelei gestanden haben. Auch fand man die Statue des Pompejus, die wir bereits im Palast Spada gesehen haben, in der Strasse de' Leutari.

Forum des Cäsar.

Keine Spur ist mehr davon vorhanden. Die Archäologen verlegen dieses Forum hinter den Kirchen St. Martin und St. Adrian, hinter der Strasse Mamertina und dem Forum des August und des Nerva.

Ich führe die übrigen alten Monumente nicht an, von denen man weder etwas sieht, noch ihre Stellen genau anzugeben weiss, und wende mich zu den noch sichtbaren und zum Theil sehr erhabenen Trümmern, welche sowohl ihrer grandiosen Construction, als der Pracht ihrer Decoration wegen, eine ganz besondere Aufmerksamkeit verdienen.

DENKMÄLER AUS DER KAISERZEIT.

Nach dem Neronischen Brande, welcher sechs Tage gewüthet hatte, sollen von den vierzehn Regionen des alten Roms nur vier verschont geblieben seyn, so dass die meisten Denkmäler, die wir noch sehen, aus den Zeiten Vespasians und Antonins herrühren, welche sowohl Tempel als Paläste wieder herstellen liessen. — Ich fange mit dem Zeitalter Augusts an, von dem es hiess, „er habe Rom aus Stein gefunden, und von Marmor hinterlassen" *).

Theater des Marcellus.

Wenige Jahre nachdem Pompejus das seinige gebaut hatte, liess August dies seinem Neffen M. Claudius Marcellus, dem Sohne seiner Schwester, erbauen. Es soll 30,000 Zuschauer gefasst haben. Im 11. Jahrhundert wurde es befestigt und musste zur Vertheidigung dienen. Urban II. [illegible] in dem Gebäude. Es kam in die Hände der Pierleoni und Savelli, die es grösstentheils zerstörten, um von Balthasar Peruzzi ihren Palast daraus machen zu lassen. Jetzt gehört es dem Prinzen Orsini, Herzog von Gravina. Von dem antiken Gebäude ist nichts mehr als ein kleiner Theil der Cavea übrig. Von den äussern Bogen und Säulen ist nur noch sehr wenig zu sehen. Es befand sich wahrscheinlich ein drittes Stockwerk und wohl noch eine schöne Attica über dem Ganzen. Es ist schade, dass man dies Denkmal absichtlich so verstümmelt und dadurch fast unkenntlich gemacht hat. Dieser Bau befindet sich zwischen dem Capitol und dem jetzigen Fischmarkte.

Theater des Balbus.

Auf Befehl Augusts, der Rom mit Prachtgebäuden verschönern wollte, baute Corn. Balbus Gaditan dies Theater unweit des Flusses, wo man heut zu Tage die Erhöhung am linken Ufer sieht, Monte de' Cenci genannt, von jener bekannten Familie, die hier ihren Palast hatte, der jetzt dem Grafen Bolognetti gehört. Man sieht noch einen kleinen Theil des Mauerwerks, das von dem genannten Palast nach Sta. Croce läuft. Da die Lage sehr niedrig war, so wurde es oft von der Tiber überschwemmt, und August selbst soll sich bei der Einweihung in einer Barke hinverfügt haben. Es soll über 30,000 Zuschauer gefasst haben.

Pantheon des Agrippa.

Ein Werk der alten Zeit, das uns in seiner Schönheit und Vollständigkeit, wie durch ein Wunder, in so viel Unglück und Zerstörung erhalten wurde. Marcus Agrippa baute es. Jetzt ist es in eine Kirche, unter der Benennung Sta Maria ad Martyres, umgewandelt, die wir an ihrer Stelle bereits erwähnt haben. Hier haben wir es bloss mit dem Alterthume des Gebäudes zu thun.

Portikus. Nach allgemeinem Dafürhalten ist der runde Theil des Gebäudes der ältere, und der Portikus wurde erst später hinzugefügt. Er hat acht Säulen nach Aussen und acht nach Innen. Sie sind aus einem einzigen Stück orientalischem Granit, 38½ Fuss hoch und 14 Fuss im Umfange. Seine Länge beträgt 103 F., seine Tiefe 61. Die Säulen tragen ein Fries und ein Fronton, auf dem Jupiter in Erz abgebildet war, wie er die Titanen zerschmettert. Auf dem Fries liest man:

M. Agrippa L. F. Cos. tertium fecit.

woraus sich ergibt, dass der Bau im Jahr 727, also 27 Jahre vor Chr. Geb. beendigt wurde. Auf der innern Seite liest man die Inschrift von Septimus Severus und Caracalla:

---

*) Romam lapideam invenit, marmoream reliquit.

Imp. Caes. L. Septimius Severus Pius Pertinax Arabicus Adiabenicus Parthicus Maximus Pontif. Max. Trib. potest. X. Imp. XI. Cos. III. P. P. Procos. et Imp. Caes. M. Aurelius Antoninus Pius Felix Aug. Trib. potest. V. Cos. Procos. Pantheum vetustate corruptum cum omni cultu restituerunt.

Durch diese Inschrift erfährt man den Zeitpunkt der Restauration, im Jahre 202 n. Chr. Geb., so wie den Namen des Tempels, Pantheum, weil er nicht nur dem Jupiter, sondern allen Göttern geweiht war. Sonst stand das Pantheon ganz isolirt und hing nur von hinten mit den Thermen zusammen, welche derselbe Agrippa gebaut hatte.

Mitten im Portikus befindet sich die grosse Thüre und zu ihren beiden Seiten zwei Nischen. In der einen stand Augustus, in der andern Agrippa, von vortrefflicher Arbeit, die man noch jetzt im Palast Grimani in Venedig sehen kann. Ferner befand sich hier die schöne Porphyrurne, die man jetzt in der Kapelle Corsini im Lateran sieht und die Löwen, welche die Fontaine der Thermen zieren. Das Dach dieses Portikus war von einem erzenen Gebälke getragen und mit eben solchen Platten gedeckt, eben so wie die äussere Seite der Kuppel. Konstans II. nahm diese Platten, welche vergoldet waren, nach Konstantinopel, und Urban VIII. liess aus den Querbalken und Nägeln (45 Millionen Pfund schwer) die Säulen des Hochaltars in der Peterskirche und die Kanonen der Engelsburg giessen. Jetzt ist nichts von Bronze geblieben, als die grosse Thüre und die innere Einfassung der obern Oeffnung der Decke.

Das Innere ist rund und in den schönsten, überraschendsten Verhältnissen. Der Durchmesser hält 150 F. und die Höhe des Gebäudes ist ihm gleich. Die Mauern sind 19 F. dick und das antike Pflaster des Bodens war tiefer als der Portikus gelegt, um beim Eintritt einen desto grösseren Effect zu erzielen. In den Nischen rings umher, wo jetzt die Altäre sind, standen sonst die Bilder der Götter. In der mittlern, dem Eingange gegenüber, befand sich die Statue des Jupiter. Das Gewölbe enthält fünf Reihen von Kassetten, die nach der Meinung einiger Archäologen mit Silber oder vergoldeter Bronze bekleidet gewesen seyn sollen. Das Licht dringt durch die Oeffnung in der Decke in den Tempel, die 26 F. im Durchmesser hat.

Von Aussen ist das Pantheon aus gebrannten Ziegeln erbaut und hat drei sehr feste, über einander stehende Bogen. Der Portikus allein war mit schön gearbeitetem Marmor bekleidet. Die Kuppel ist mit Blei gedeckt, und man steigt auf 190 Stufen zu ihr hinauf. Hinter jeder Kapelle befindet sich eine halbrunde Halle, zu der man jedoch nur von Aussen gelangen kann, und deren Zweck vornehmlich ist, die Construction leichter zu machen, sie schneller austrocknen zu lassen, und für den Bedarf des Tempeldienstes Lokalitäten zu schaffen. Urban VIII. hat, um die Entwendung der kostbaren Bronze wieder gut zu machen, die beiden kleinen Glockenthürme auf die Façade gesetzt und dadurch nicht wenig zu ihrer Entstellung beigetragen.

Thermen des Agrippa.

Neben dem Pantheon, von Gärten umgeben, und zu des Erbauers eigenem Gebrauche. Die Ueberreste sieht man noch; sie bestehen in einigem Mauerwerk aus gebrannten Ziegeln, welches sich nach der geistlichen Akademie hin erstreckt bis zu dem Arco della Ciambella. Nach den Beschreibungen soll dies Alles einst prächtig und zauberisch gewesen seyn. Nach seinem Tode hinterliess es Agrippa dem Volke zu seinem Gebrauche. Diese Thermen waren die ältesten in Rom.

Forum des Augustus.

Hinter dem Forum des Cäsar. Es war zwar nicht gross, doch reich und elegant

Die Trümmer sind unweit des Arco de' Pantani, der dieses Forum mit denen des Nerva und des Cäsar verband. Zu beiden Seiten waren grosse Halbkreise, die durch Portiken verbunden waren, in welche August die Statuen seiner tapfern Heerführer setzen liess. In dem Mittelpunkt und an die Einfassungsmauer des Forums gelehnt, befand sich der Tempel des rächenden Mars. Die drei grossen kannelirten Säulen mit den geschmückten Kapitälern, die man noch neben dem Bogen de' Pantani sieht, gehörten zu diesem Tempel. Die unregelmässige Richtung der Mauern wird der Ursache zugeschrieben, dass Augustus bei ihrer Anlegung die Wohnungen der Privatleute schonen wollte.

Tempel des donnernden Jupiter.

Am Fusse des Capitols und nahe an dem Tempel der Concordia bestehen noch die drei grossen Säulen, welche zu dem Tempel gehörten, den August nach dem Kriege gegen die Cantabrier dem Jupiter widmete. Man weiss, dass August während dieses Feldzugs von einem Gewitter überfallen wurde, das einen Mann an seiner Seite tödtete, ohne ihn zu verletzen. Deshalb wurde dieser Tempel dem Donnergotte gewidmet und den 1. Sept. 732 eingeweiht. Ausser den drei Säulen, die noch aufrecht stehen, liest man an dem Fragmente des Frieses, das sie tragen, die Buchstaben *ESTITVER*; wahrscheinlich soll das Wort *Restituerunt* heissen, weil Severus und Caracalla den Tempel restaurirten. Die Ornamente sind sehr schön und reich. — Hier sieht man noch das aufgegrabene Pflaster der alten Strasse des Clivus Capitolinus, aus bläulicher Lava.

Portikus der Octavia.

Von diesem schönen Gebäude, welches Augustus zu Ehren seiner Schwester Octavia erbauen liess, sieht man nur noch wenige Spuren auf der Pescheria vecchia, dem alten Fischmarkte, wo an einigen Häusern alte Säulen von Cipolin eingemauert sind. Die griechischen Baumeister Saurus und Batrachus erbauten diesen Portikus, welcher die beiden Tempel der Juno und des Jupiter in sich schloss, die von dem Macedonier Marcus Metellus errichtet worden waren. Vor dem Tempel standen die zwei Reiterstatuen, welche Metellus aus Macedonien mitgebracht hatte. Der Portikus hatte die Gestalt eines Parallelogramms mit einer doppelten Reihe von Säulen, 270 an der Zahl. Ausserdem befanden sich in dieser Einfassung die Schule, die Bibliothek und die Curia; eine Inschrift an dem Fronton bezeugt, dass Severus und Caracalla das Bauwerk restaurirten, nachdem es unter Titus abgebrannt war. Im Jahr 1142 bestand der Tempel noch zum grossen Theile, und der Portikus der Octavia hiess nach seinem Restaurator Portikus des Severus. — Hier wurde die mediceische Venus gefunden.

Cäsaren-Paläste.

Der palatinische Berg gab den Namen Palast, Palatium, deutsch Pfalz, den Wohnungen der Herrscher. Man gelangte auf drei Wegen zu der Höhe des Berges. Der Hauptaufgang befand sich aber neben dem Bogen des Titus und wurde der Weg des Sieges genannt. Hier wohnten Romulus und seine Nachfolger bis auf Servius Tullius. Zu den Zeiten der Republik waren hier oben verschiedene Tempel und Privatwohnungen. Cicero, Catilina und Crassus wohnten hier. Als aber Augustus sich des Reichs bemächtigt hatte, verwandelte sich seine Wohnung in einen prächtigen Palast, an den sich die Prachtbauten des Tiberius, Caligula und zum Theil auch des Nero reihten. Der Zustand des Verfalls, in dem sich diese Ueberbleibsel der Römermacht jetzt befinden, verhinderte jedoch nicht, dass geschickte Alterthumsforscher im Stande waren, aus den vorhandenen Trümmern den Plan des Ganzen wieder herzustellen. Verschiedene Gelehrte haben dergleichen Versuche gewagt; unter andern der römische Archäolog Ballanti. Ich will hier das Hauptsächlichste angeben, das aufgesucht zu werden verdient.

Wenn wir den jetzt gewöhnlichen Pfad hinaufsteigen, welcher der Richtung des Antiken folgt, so gelangt man zu dem Platze, den die *griechische* und *lateinische Bibliothek* einnahmen. Zwei Säle waren denselben bestimmt. In dem grösseren befand sich die lateinische, in deren Mitte die 50 F. hohe Erzstatue des Apollo stand, weshalb sie Bibliothek des Apollo genannt wurde. Die griechische, auch palatinische genannt, befand sich in dem kleinern Saale. Die Ruinen dieser Gebäude erkennt man auf diesem Theile des Hügels zur Linken.

Die Tempel der Cybele, des Bacchus und der Juno. Neben der Bibliothek standen diese Tempel an einander gereiht. Jener der Cybele in der Mitte, von dem noch Trümmer vorhanden sind.

Das Haus des August lag den Tempeln gegenüber, und einen Theil dieser kaiserlichen Wohnung sieht man noch in der Villa Spada oder Mills. Er besteht jetzt in verschiedenen Sälen, welche 1777 entdeckt wurden. Vor diesem Gebäude sieht man die Ueberbleibsel jener Loge, aus dem die Kaiser und ihr Hof den Spielen des Zirkus zusehen wollten, wenn sie nicht Lust hatten, sich nach dem Podium hinunter zu begeben.

Tempel des Apoll. In jenem Theil von Augusts Hause, in welchen der Blitz schlug, wurde dieser Tempel erbaut. Er war prächtig, und Properz hat ihn in der 31. Elegie des zweiten Buchs beschrieben. Er war mit der Façade nach der palatinischen Bibliothek gekehrt, und man sieht noch einige Reste der Cella.

Tempel der Vesta Palatina. Neben dem Hause des August sieht man die Ruinen eines kleinen runden Gebäudes, welche zu dem Tempel gehört haben sollen, in den die Vestalinnen das Palladium retteten, als ihr grosser Tempel am Forum Romanum abgebrannt war.

Haus des Tiber, neben dem Hause des August, von dem die Ruinen herrühren, die nach dem Circus maximus gekehrt sind. Hier befand sich die Tiberianische Bibliothek und eine zweite Loge, um den Spielen des Zirkus zuzusehen.

Palast des Caligula. Dieser Kaiser erweiterte die Kaiserpaläste bis zum Forum Romanum und benutzte den Tempel des Kastor und Pollux zu einer Art von Vestibul. Eine prächtige Treppe geleitete zu diesem Palast, und nach Sueton soll eine Brücke oder schwebende Strasse, über allen Gebäuden hinweg, den Palatin mit dem Capitol verbunden haben.

Palast des Nero. Zu diesem gehören alle Ruinen, die sich von der linken Seite am Haupteingange bei dem Bogen des Titus, dem südlichen Theile des Berges, bis nach der Kirche des h. Gregor gegen den Cölius hin erstrecken. Der Aqueduct, den man noch heute sieht, soll aus jener Zeit herrühren und sich in die palatinischen Bäder oder Privatthermen der Kaiser gemündet haben.

Der Hippodrom. Zwischen dem Neronischen Anbau und dem Hause des August erblickt man noch heute eine Construction, die augenscheinlich zu dem Hippodrom oder der kaiserlichen Reitbahn gehört hat. Gewiss ist, dass dieses Gebäude noch aus der Neronischen Zeit herrührt.

Ausser allen diesen Gebäuden befanden sich noch auf dem Palatin die Gärten des Adonis und viele Privatwohnungen, wie das Haus des Clodius, des Dionys, des Q. Catulus, des Cicero, Scaurus und vieler Andern. Jedoch die Trümmer, die davon übrig sind, geben keine augenscheinliche Befriedigung. So auch die Ruinen von Bädern in den Farnesischen Gärten, welche man Bäder der Livia nennt, die aber wahrscheinlicher zu dem Palaste des Caligula gehört haben. Es ist gewiss, dass bei den mehrfachen Bestürmungen Roms die prachtvollen Kaiserpaläste zuerst die Habgier der Plünderer auf sich lenkten; dann litten sie noch ausserordentlich in den Bürgerkriegen des Mittelalters. Man weiss, dass Lucius II. im 12. Jahrhundert die Trümmer des Circus maximus den Frangipani's abtrat, dass dieses mächtige Geschlecht noch überdiess alle Thürme rund um den Palatin besass, und dass auf solche Weise die gänzliche Zerstörung der alten kaiserlichen Residenz die unausbleibliche Folge war.

Mausoleum des August.

Es befindet sich im Mittelpunkte des Marsfeldes, nicht weit von der Tiber, zwischen dieser und der Via Flaminia. Augustus erbaute dieses Denkmal zur Begräbnissstätte für sich und seine Familie. Jetzt ist daraus ein Amphitheater zu den Volksbelustigungen gemacht worden. Es besteht aus zwei runden Einfassungen, die verschiedene Stockwerke enthalten. In einem jeden bis zum Gipfel befanden sich grünende Bäume, so dass das Ganze hängenden Gärten gleich sah. Auf dem Gipfel stand die Statue des August, und vor dem Eingange, der sich gegen das Pantheon kehrte, waren die zwei Obelisken aufgerichtet, von denen der eine vor Sta. Maria Maggiore, der andere vor dem Quirinal steht. Bis auf die innere Einrichtung der Arena ist beinahe Alles von den früheren Gegenständen verschwunden. Vor dem Mausoleum war der berühmte Meridian oder die Sonnenuhr des August, von Manilius angefertigt.

Der erste von Augusts Familie, der in dem Mausoleum beigesetzt wurde, war Marcellus, der Neffe des Kaisers; hierauf M. Agrippa, dann Augustus selbst, später Germanicus und Andere noch. Schon im 9. Jahrhundert war dies Mausoleum im Verfall, und im Jahr 1167 diente es den hochverrätherischen Colonna's als Zuflucht, bis das Volk sie daraus vertrieb. Dies hatte zur Folge, dass im Jahr darauf Pandolfo Savelli mit seinem Anhange das Gebäude zerstörte, unter dem Vorwande, dass es kaiserlichen Parteigängern zum Zufluchtsort gedient habe.

Verbrennungsplatz der Cäsaren.

Man wusste, dass unweit des Mausoleums sich das Bustum befand, wo der Scheiterhaufen errichtet wurde, um die Leichname jener Kaiser zu verbrennen, welchen die Apotheose zu Theil wurde. Im Jahr 777 entdeckte man nun diesen Ort bei St. Karl am Corso. Man fand rings umher das Andenken derer, welche hier verbrannt worden waren und zur Familie des August gehörten. Dies führte zur Verständniss der Inschrift: *Hic. crematus. est.*, welche unter ihrem Namen stand. Man findet diese Inschriften jetzt in dem Museum des Vatican.

Grab des C. Cestius.

An dem St. Paulsthore steht diese noch wohl erhaltene Pyramide, die zur Hälfte in die aurelianischen Mauern eingeschlossen wurde. Aus der Inschrift ergibt sich, dass hier C. Cestius begraben liegt, der Prätor, Volkstribun und Septemvir der Epulonen war, d. h. Priester dieses Kollegiums, das bestimmt war, die Opferspeisen (Lectisternien) für die Götter zu bereiten, um sie zu besänftigen und ihre Gunst zu erlangen. Die Inschrift lautet:

C. Cestius. L. F. Pob. epulo. pr. tr. pl. VII.
vir. epulonum.

etwas weiter unten steht mit kleineren Buchstaben:

Opus. absolutum. ex. testamento. diebus.
CCCXXX. arbitratu. L. Pontii. P. F. Cla.
Melae. haeredis. et. Pothi. l.

woraus man abnimmt, dass dies Denkmal in 330 Tagen nach testamentarischer Verfügung von dem Erben Lucius Pontius Mela und dem freigelassenen Potho errichtet wurde. Die Pyramide besteht aus einem Sockel von Travertin, 4 Palmen hoch, auf dem sich die Pyramide erhöht, eine jede Seite derselben hat 130 Palmen und ihre Höhe 165. Sie ist mit weissem Marmor in einer Dicke von 1½ Palmen bekleidet. In der Mitte ist ein rechtwinkliges 19 Palmen hohes Gemach. Hier war die Urne mit der Asche. Einige Freskomalereien sind noch sichtbar. Alexander VII. liess hier nachgraben, wobei die zwei Säulen gefunden wurden, die man zu beiden Seiten aufstellte. Auch fand man hier den Fuss von Bronze, der im capitolinischen Museum aufbewahrt wird, und der wahrscheinlich der kolossalen Statue des C. Cestius angehört hat.

Ganz in der Nähe der Pyramide ist der *Kirchhof der Protestanten*, wo man viele Denkmäler, namentlich von Engländern findet.

Bogen des Dollabella.

Neben der Kirche des h. Thomas in Formis, so genannt von dem nahe liegenden Aqueduct des Nero (formae Claudiae), steht dieser Bogen, unter dem die Strasse durchläuft, welche von der Kirche der h. Johannes und Paul nach der Navicella führt. Da hier auf der Höhe des Cölius sich die Quartiere der fremden Söldner befanden (castra peregrinorum), so glaubte man, dass dieser Bogen den Eingang in dieses Quartier bildete. Die Inschrift sagt, dass er im 10. Jahr n. Chr. erbaut wurde, und lautet:

P. Cornelius. P. F. Dolabella. C. Junius. C.
F. Silanus. Flamen. Martial. Cos. Ex. S. C.
Faciundum. Curaverunt. Idemque.
Probaverunt.

Bogen des Drusus.

In dem innern Theil der Porta Capena, jetzt St. Sebastian, sieht man die Ueberreste dieses Triumphbogens, den der Senat dem Drusus Cäsar wegen seiner Siege über die Deutschen errichtete. Der Bogen hat nur ein Gewölbe aus grossen Travertinquadern; allein die Pfeiler und Verzierungen sind von Marmor. Nach dem Thore hin sieht man noch zwei Säulen von afrikanischem Marmor und von korinthischer Ordnung. Vespasian restaurirte ihn und Caracalla bediente sich desselben, um das Wasser zu seinen antoninianischen Thermen hindurchzuleiten. Aus den Medaillen weiss man, dass auf dem Bogen die Reiterstatue des Drusus zwischen zwei Trophäen stand.

Aqueducte.

Die bewunderungswerthesten und zugleich grossmüthigsten Unternehmungen der antiken Verwaltung Roms waren die Wasserleitungen, welche zehn verschiedene Gewässer nach Rom brachten, die zusammen eine Masse gebildet haben würden, wie die der Seine bei Paris in ihrem gewöhnlichen Zustande. Das Gebäude an der Porta maggiore oder Praenestina, welches diese Gewässer aufnahm, ist in grossen Verhältnissen, da jedoch zu den verschiedensten Zeiten daran gebaut wurde, so kann man hier nicht von einem bestimmten Style sprechen. Das Ganze besteht aus grossen Travertinblöcken, die ohne Ciment mit einander verbunden sind. Durch zwei Bogen liefen hier die Via Tiburtina oder Valeria und die Via Praenestina oder Labicana hindurch. Das älteste von den hier zusammenfliessenden Gewässern war

der alte Anienus, Anio Vetus; Teverone: Er wurde von Manlius Curius Dentatus und Lucius Papirius, Censoren, 481 n. R. Erb. hergeleitet und entspringt 20 Miglien von Rom, bei Tivoli.

Tepula im Jahr 628 n. R. Erb. unter den Konsuln M. Plautius Ipseus und M. Fulvius Flaccus von 11 Miglien weit hergeleitet.

Marcia, aus dem Lago Fucino von dem Prätor Quintus Martius nach Rom geleitet. Agrippa stellte dieses Werk wieder her, dieses enthielt das gesündeste Wasser von Allen.

Julia (Giulia) entspringt 12 Miglien von Rom an der Via latina, und wurde von M. Agrippa im J. 709 n. R. Erb. zur Stadt geleitet.

Claudia. Diese Leitung wurde von Caligula (37 n. C.) begonnen und von Claudius, seinem Nachfolger, in einem Laufe von 30 Miglien beendigt. Vespasian und Titus restaurirten sie. Ihre sieben Quellen, Co ruleo und Curtio, entspringen 5 Miglien von Subjaco.

Der neue Anieno (Anieno Nuovo). Ebenfalls von Claudius aus den Gewässern des Teverone hergeleitet, 42 Miglien weit von Rom. Auf Befehl des Nerva wurde dieses Werk restaurirt.

In dem Gebäude selbst an der Porta Maggiore liest man drei Inschriften zum Andenken an jene Kaiser, denen die Stadt diese wichtige Wohlthat zu verdanken hatte. Die erste bezieht sich auf Claudius und lautet:

Ti. Claudius Drusi F. Caesar Augustus. Germanicus. Pontif. Maxim. Tribunicia. Potestat XII. Cos. V. Imperator XXVII. Pater Patriae Aquas Claudiam ex fontibus, qui vocabantur Caeruleus et Curtius a Milliario XLII. sua impensa in Urbem perducendas curavit.

Die folgende ist unter Vespasian verfasst, der nach neunjähriger Unterbrechung den Aqueduct wieder herstellte:

Imp. Caesar Vespasianus Aug. Pontif. Max. Trib. Pot. II. Imp. VII. Cos. III. Desig. IV. P. P. Aquas Curtiam et Caeruleam perductas a Divo Claudio et postea intermissas dilapsasque per annos novem sua impensa Vrbi restituit.

Dies geschah 71 n. C. — Titus wollte den Aqueduct neu herstellen lassen, und verewigte dies durch folgende Inschrift in dem Gebäude:

Imp. T. Caes. Divi Fil. Vespasianus Augustus Pontifex Maximus Tribunic. Potestate X. Imperator XVII. Pater Patriae, Censor, Cos. VII. Aquas Curtiam et Caeruleam perductas a Divo Claudio, et postea a Divo Vespasiano Patre suo Vrbi restitutas cum a capite aquarum a solo vetustate dilapsae essent nova forma reducendas sua impensa curavit.

Jetzt sind diese Gewässer alle verlegt und die Bauwerke unbrauchbar geworden, durchziehen die Campagne nach allen Richtungen, und verleihen ihr einen malerischen Schmuck mehr. Sixtus V. benützte sie zum Theil, als er die Aqua felice nach Rom leitete, von der wir im nächsten Kapitel zu sprechen haben werden.

Aqueduct der Aqua virgo (Trevi). Im Jahre 735 ebenfalls durch Marcus Agrippa nach Rom geleitet. Es ist das einzige dieser alten Gewässer, welches rein und unvermischt, noch heute wie vor so vielen Jahrhunderten Rom erfrischt, und daher den Namen mit Recht verdient. Man will jedoch ihn daher leiten, dass eine Jungfrau diese Quelle zuerst durstigen Kriegern zeigte. Sie entspringt unfern der Via Pränestina, 8 Miglien von Rom. Agrippina weihte sie dem August und daher hiess sie eine Zeitlang Augusta. Jetzt wird sie Trevi genannt, von Trivio, dem Ort, wo sie entspringt. Die Päpste unterhielten diesen Aqueduct stets mit besonderer Sorgfalt und Clemens XII. und Benedict XIV. liessen die prächtige Fontaine (Fontana Trevi) erbauen, aus der diese Quelle so reichlich sich ergiesst. Die Leitung geht durch die Meierei Bocca di Leone, durch die Villa Borghese, und tritt durch den Muro torto in Rom, geht dann über den Monte Pincio und theilt sich in drei Aeste, welche 13 grosse und 37 kleinere öffentliche Springbrunnen mit Wasser versehen. Die Brunnen in den Privatwohnungen sind nicht zu zählen. Innerhalb 24 Stunden erhält die Stadt, durch diese wohlthätige Leitung 66,000 Kubikmeter Wasser.

Das Alterthum dieses Aqueducts bezeugt folgende Inschrift, die man an einem Bogen desselben in dem Hof des alten Hauses der Colocci, jetzt dem Marchese del Bufalo gehörig, dem Collegio Nazzareno gegenüber, findet:

Ti. Claudius. Drusi. F. Aug. German. Pont. Max. Tribunic. Pot. V. Imp. IX. P. P. Cos. IV. Arcus. Ductus. Aquae. Virginis. Disturbatos. Per. C. Caesarem. A. Fundamentis. Novos. fecit. Ac. Restituit.

Die Forscher sind der Meinung, dass die Leitung sich bei den Alten in ihrer ganzen Stärke in eine Fontaine ergoss, die sich an dem Platze der jetzigen Façade der St. Ignatiuskirche befand, denn beim Nachgraben fand man hier das Ende des Aqueducts und schöne Säulenfragmente von Marmor.

Grosses Schlachthaus.

Das antike Rom besass zwei Schlachthäuser. Von dem einen, welches auf dem Esquilin lag, findet man keine Spur mehr, das Andere lag auf dem Cölius und hiess, seiner Ausdehnung wegen, das Grosse. Es erleidet fast keinen Zweifel, dass aus dem letztern die Kirche S. Stefano rotondo wurde, die ich unter den Kirchen bereits aufgeführt habe. Wahrscheinlich hat Nero, als er seinen Palast baute, das öffentliche Schlachthaus seinen Zwecken geopfert, denn dass die Kirche erst aus den Trümmern des Schlachthauses entstanden seyn muss, geht daraus hervor, dass die darin enthaltenen Säulen von der verschiedensten Art sind.

Das goldene Haus des Nero.

Der Hass, den der Tyrann nach seinem Tode im Volke erregte, hat sich wahrscheinlich auch auf seine Werke ausgedehnt, denn von allen den Gebäuden, die er hinterlassen, finden sich nur wenig Spuren. Dies ist auch mit seinem sogenannten „goldenen Hause" der Fall. Man weiss, dass der grösste Theil des Esquilin, und die Ebene zwischen diesem und dem Cölius mit Neronianischen Palästen bedeckt waren, und dass auf seinen Thermen Vespasian und seine Nachfolger das Kolosseum, den Friedenstempel und vieles Andere erbauten. Nach Einigen soll der Friedenstempel eigentlich die Vorhalle des goldenen Hauses gewesen seyn. Was man jetzt noch von dieser prachtvollen Wohnung sieht, liegt unter den

Thermen des Titus,

die aber selbst schon längst Ruinen geworden sind, und zwar in einem höheren Grade, als jene Säle des goldenen Hauses, die sich als weite Souterrains darunter erstrecken. Da die Luft durch gehörig angebrachte Zuglöcher rein erhalten wird, die Lokalitäten geräumig und die Wege gereinigt sind, so gereicht ein Spaziergang durch diese Gänge zum Vergnügen. Mit grossem Interesse wird man die zierlichen und wohlerhaltenen Freskomalereien betrachten, womit die Decken, Gewölbe und Wände geziert sind, und an denen Zeichnung und Colorit gleich zu bewundern sind. Man erzählt, dass Raphael aus diesen Fundgruben den Styl seiner Arabesken Zeichnungen in den Logen des Vatican gebildet habe, und dass er nachher Alles wieder verschütten liess, damit Niemand dahinter komme. Wahr ist es, dass diese leichten und zierlichen Arabesken mit jenen Raphaels die grösste Aehnlichkeit haben, und wenn er so gehandelt, wie die Sage berichtet, so beweist es, dass selbst die grössten Künstler von gewissen Schwächen nicht frei sind, die man den kleinsten selbst zum Vorwurf macht. — Hier war es auch, wo im Jahre 1506, unter Julius II., die berühmte Gruppe des Laocoon gefunden wurde. Auch fand man christliche Bilder aus dem 10. und 11. Jahrhundert und einen gemalten Kalender. Man will daraus abnehmen, dass in jenen frühesten Zeiten hier eine Kirche gewesen ist. Anzumerken ist noch die alte Inschrift in dem goldenen Hause des Nero, die verbietet, dass man den Ort verunreinige. Wenn man bedenkt, dass dies in einem hohen, gewölbten Gange mit Malereien, in der prächtigen Wohnung des Kaisers, für nöthig erachtet wurde, so stellt es sich heraus, dass es die alten Römer wohl noch ärger wie die jetzigen in dieser Hinsicht gemacht haben mögen. Die Regierung nimmt übrigens diese Ruinen in ganz besondere Affektion, wie es scheint, denn während der Liebhaber überall kleine Andenken, Marmorfragmente und dergleichen mitnimmt, leidet der hier angestellte Kustos auch nicht den kleinsten Raub. Ja, er ist nicht einmal zu bewegen, selbst für gute Bezahlung etwas herzugeben.

An die Thermen des Titus stossen die des Trajan, und bilden fast nur ein Ganzes mit jenen. In seiner Vollständigkeit war dies das herrlichste öffentliche Gebäude, das Rom aufweisen konnte. Die Thermen Trajans erstreckten sich dem Gipfel des Esquilin zu, und das Interessanteste, was man noch von ihnen sieht, befindet sich unter der Kirche S. Martino, wo man auch die weiten Räume sieht, die in den ersten Jahrhunderten den Christen zu ihren Versammlungen dienten *).

Die sieben Säle.
(Septisolium, Sette Sale.)

Gemeinhin werden so die Ruinen genannt, welche am östlichen Ende der Thermen des Titus sich befinden, und nichts als ein sehr grosses Wasserbehältniss waren, wie sie eben jene Thermen erforderten. Das Ganze besteht aus neun weiten Räumen oder Sälen, und die Benennung der sieben Säle kommt vielleicht daher, dass man anfänglich nur so viel entdeckt hatte, oder dass man die sieben Scheidewände damit andeuten wollte. Die Mauern sind mit einem Ciment aus Kalk und Marmorstaub belegt, wie es bei Wasserbehältern gebräuchlich war. Viele wollen die Erbauung dieser sieben Säle in die Zeit des Nero verlegen.

Tempel des Janus.

Als man im März 1834 in der Nähe des Bogens des Septimus Severus neue Ausgrabungen machte, fand man den Boden des kleinen Janustempels auf, der so berühmt in der römischen Geschichte ist. Innerhalb der Mauer des Servius gab es keinen andern Tempel des Janus, als den, welchen Romulus nach dem Frieden mit den Sabinern erbaut hatte. Er war sehr klein und viereckig und von innen und aussen ringsumher mit Erz bedeckt. Die kleine Statue des Gottes aus Erz war darin aufgestellt. Die Thüren, gleichfalls aus Erz, waren im Frieden geschlossen und nur während des Krieges geöffnet. Neben dem Boden des Tempels fand sich auch der Brunnen, in den man das Blut und die Knochen der geopferten Thiere warf. Auf Münzen Nero's und anderer Kaiser erblickt man die Abbildung dieses Tempels.

Amphitheater des Flavius
(Kolosseum).

An dem Orte, wo sich jetzt diese ungeheure Ruine erhebt, war ehemals ein Marktplatz, den Nero in den Umfang seines Palasts zog, um daraus einen Teich zu bilden. Nach dem jüdischen Kriege fing Flavius Vespasian hier an, dieses Gebäude aufzuführen, das grösste von allen, das uns aus jenen Tagen übrig geblieben, und das weder Jahrhunderte, noch Barbaren gänzlich zu zerstören im Stande waren. In dem 80. Jahre n. Chr. wurde es beendigt, also im letzten der Regierung des Titus. Den Namen Kolosseum soll es nicht sowohl seiner ungeheuren Grösse wegen, als von dem Koloss des Nero erhalten haben, der aus dem Vestibul seines Palastes vor diesem Amphitheater zwischen diesem und dem Tempel der Venus und Roma aufgestellt gewesen war, wie man es noch heute aus dem dort befindlichen Piedestal sehen kann. Gewiss aber ist es, dass ihm der Name Kolosseum vor dem 8. Jahrhundert nicht beigelegt worden war.

Die Gestalt ist wie bei allen Amphitheatern elliptisch und die Construction besteht aus tiburtinischen Steinen, obgleich von innen auch Tuff und an manchen Stellen selbst Marmor angewandt worden ist. Die

---

*) Obgleich die chronologische Folge eine andere Art der Aufzählung dieser Denkmäler bedingen würde, glaubte ich doch hievon zur Bequemlichkeit des Reisenden hier abgehen zu dürfen, der das, was er in der Nähe von einander antrifft, auch gern zusammen besieht.

Bestimmung dieses Amphitheaters waren die Kämpfe wilder Thiere, Gladiatorenspiele oder Naumachien, wobei man so viel Wasser in das Innere liess, um kleine Schiffe darauf manövriren zu lassen. Man meldet, dass bei der Einweihung 5000 wilde Thiere und eine Menge Gladiatoren umgekommen seyen und dass diese Spiele 100 Tage währten. Rings um die Arena erhob sich das Podium, wo sich der kaiserliche Hof, die Vestalinnen, der Senat und die vornehmsten Beamten einfanden. Ueber dem Podium war die grosse Treppe in verschiedenen Abtheilungen (Cunei) durch kleinere Treppen verbunden. Auf diesen Stufen sassen die Zuschauer. Von den äussern Portiken kam man durch andere Treppen in die Vomitorien, aus denen die Zuschauer auf ihre Plätze gelangten. Ueber der grossen Treppe bis zum Gipfel des Gebäudes waren Logen von Holz angebracht. Nach alten Berichten fasste das Ganze 87,000 Menschen. Alle diese Zuschauer waren gegen die Sonnenhitze durch das Velario geschützt, welches ein ungeheures Zelt war, das man aufspannen und einziehen konnte. An dem Gipfel der Attika sieht man noch mehre viereckige Löcher, wo die Balken befestigt waren, um diese Maschinerie zu bewerkstelligen.

Von aussen zeigt das Kolosseum vier Stockwerke; das erste Stockwerk ist dorisch, das zweite jonisch, das dritte korinthisch; alle mit Bogen und Säulen an deren Seite; das vierte ist in Gestalt einer Attika mit korinthischen Pilastern, welche den darunter stehenden Säulen entsprechen, und mit Fenstern dazwischen. Unten laufen rings um das Gebäude drei Stufen. Die Anzahl der Bogen ist 80, sie sind von aussen numerirt, damit das Volk seine Plätze finden konnte. Zwischen den Arkaden XXXVIII. und XXXVIIII. ist eine ohne Nummer, und hieraus, so wie aus der innern Ausschmückung mit Stuck und Marmor, will man schliessen, dass sie den Kaisern zum Eingang diente. Die Couloirs sind weit, dann die vielen Vomitorien und Portiken, kurz Alles war so eingerichtet, dass die Räume in sehr kurzer Zeit von der Menschenmenge ohne alle Verwirrung geleert seyn konnten. Die beiden Haupteingänge waren dem Tempel der Venus und Roma, so wie dem Lateran gegenüber. Der kaiserlichen Eingangsthüre, deren ich eben erwähnte, gegenüber war ein unterirdischer Durchgang, der nach dem Palast auf dem Palatin führte. Er war mit Stuck, Marmor und Mosaik verschwenderisch geziert und hier soll Commodus von den Verschworenen getödtet worden seyn.

Der äussere Umfang des Gebäudes hält 157 F. Der grösste Durchmesser ist 581 und die Breite 481. Die innere Arena ist 281 lang, 182 breit und hat 719 F. im Umfang. Ringsum bis zur Höhe des Podiums lief eine Mauer, um die Zuschauer gegen die Angriffe der wilden Thiere zu schützen. Jetzt hat sich nichts erhalten, als der östliche Theil, nämlich die Arkaden XXIII. bis LIIII., mithin drei Achtel des Ganzen. An dieser Seite sind auch die innern Couloirs noch im Stande. Im Innern sehen wir nichts, als die unförmlichen Massen der Gewölbe, welche die Stufen oder Sitze trugen, die von Marmor waren. In der Arena sieht man einige Inschriften, die in den Ausgrabungen der letzten Jahre hier aufgefunden wurden. Sie bezeugen verschiedene Restaurationen, welche das Erdbeben unter dem Kaiser Theodosius nöthig gemacht hatte. Die Präfekten Lampadius 439 n. Chr. und Basilius 480 besorgten dieselben. Bei den Nachgrabungen unter Pius VII. war man überrascht, noch eine Substruction der Arena mit Couloirs und kleinen Zellen zu finden, welche bis jetzt nicht genügend enträthselt sind. Einige erkennen darin die Behältnisse der wilden Thiere, Andere sind der Meinung, dass sie dazu dienten, Bäume, Boskets und ähnliche Dinge plötzlich erscheinen zu lassen.

gleichsam wie bei unsern Theatern die Versenkungen dies bewerkstelligen.

Drei Jahrhunderte diente das Kolosseum zu allen Arten von Schauspielen, dann litt es durch die Einfälle der Barbaren. Vom 11. bis zu Anfang des 12. Jahrhunderts, während der Bürgerkriege, wurde es als Festung benützt. Als die Pest Rom verheerte, war es ein Spital, dann wurde es zu verschiedenen Malen in eine Fabrik verwandelt, namentlich zur Bereitung des Salpeters. Im Jahr 1332 diente es wieder zu Schauspielen, nämlich zu den Turnieren, die damals sehr in der Mode waren. Endlich im Jahr 1381, als der westliche Theil zu verfallen begann, kam es in Gebrauch, das Material zu neuen Bauten von den Ruinen des Kolosseums zu holen. Dies dauerte leider mehre Jahrhunderte hindurch. Es ist ausser Zweifel, dass der venetianische Palast, die Kanzlei, der Palast Farnese, der Hafen der Ripetta und vieles Andere noch aus dem Raube an dem Kolosseum entstanden sind. Da man allgemein annimmt, dass während der Christenverfolgungen viele hier den Martertod starben, so hat man in der Mitte ein Kreuz aufgepflanzt und hierdurch endlich jener barbarischen Plünderung Einhalt gethan. In der Arena befinden sich jetzt 14 Kapellen, in denen die Passion abgebildet ist, womit sich eine Andacht verbindet, die man via crucis nennt.

Mit Pius VII. erwachte der schöne Sinn für die Erhaltung so ehrwürdiger Ueberreste. Nicht nur wurde jetzt allem weitern Raube Einhalt gethan, sondern auch für die fernere Erhaltung durch Stützen und Schutzmauern mit bedeutenden Kosten Sorge getragen. Was in solcher Art gegen den Lateran hin gesehen wird, ist von Raphael Stern. Unter Leo XII. wurden von Valadier in dem ersten Stockwerke drei Bogen, im zweiten zwei und in dem dritten ein Bogen ganz ähnlich den alten restaurirt. So wird noch täglich, wenn auch nicht an der Wiederherstellung, doch an der Erhaltung des Vorhandenen thätig gearbeitet.

Wer einen ganz eigenthümlichen Genusses theilhaftig werden will, der besuche das Kolosseum in einer schönen Mondnacht. Der Kustos, den man herbei rufen lassen muss, weil die Schildwachen sonst den Eingang nicht gestatten, zündet Fackeln an, und führt den Besucher durch die weiten Treppen und Gänge. Es bietet einen zauberischen Effekt über den andern, das Innere der Höhlen gleichen Gewölbe im rothen Fackellichte zu erblicken, während draussen Forum und Landschaft und das Innere der Arena im bläulichen Lichte des Mondes ruht. Ist man so glücklich, in Begleitung von Malern diese nächtliche Promenade zu machen, so gewinnt sie dadurch nicht wenig an Reiz, weil diese die künstlerischen Effekte besonders hervorzuheben wissen. — Ein herrliches Gefühl erfüllt uns, wenn wir von der Höhe des Kolosseums, das ungeheure Trümmerfeld des alten Roms zu unsern Füssen überschauen, und die innern Blicke rückwärts kehrend, das, was hier geschah, an uns vorüber ziehen lassen.

Tempel des Friedens.

Nach dem jüdischen Kriege weihte Vespasian diesen Tempel dem Frieden und sammelte darin alle Gegenstände, die er bei seinem Triumphzuge aus Jerusalem mitgebracht hatte. Auch eine Bibliothek verband er damit. Dieser Tempel stand da, wo die drei grandiosen Bogen seitwärts von der Kirche Sta. Francisca Romana auf dem Forum Romanum sich befinden. Einige nennen diese Bogen die Basilica des Konstantin, und es herrschen über ihre wahre Bedeutung die verschiedensten Meinungen. Viele sind darin überein gekommen, dass jene drei Bogen das Vestibulum oder der Haupteingang des Neronischen Palastes waren. Vielleicht stand in dem mittleren der

Koloss des Nero. In der Feuersbrunst unter Commodus brannte ein grosser Theil des Gebäudes ab und nun blieb es in Ruinen, bis dass der Senat dem Maxentius eine Basilica daraus schuf. Als aber dieser bei dem Pons Milvius von Konstantin besiegt worden war, wurde die schon ganz fertige Basilica dem Sieger geweiht und nahm den Namen der konstantinischen an. Diese Annahme hat jedoch auch nichts Verbürgtes. Die Façade war nach der Via sacra gekehrt, und man gelangte zu ihr auf einigen Stufen. Die andere Façade war gegen das Kolosseum. Die Säulen, welche die Decke trugen, waren von korinthischer Ordnung aus kannelirtem Marmor. Eine derselben wurde von Paul V. auf dem Platze Sta. Maria Maggiore aufgestellt. Das obere Stockwerk des Gebäudes diente vielleicht zur Bibliothek. Aus den prächtigen Marmorfragmenten, so wie aus der ganzen Struktur lässt sich wohl abnehmen, dass dieser Bau nicht aus der Zeit des Verfalls der Kunst unter Konstantin herrühren könne, sondern aus einer früheren.

Bogen des Titus.

Am Anfange der Via sacra steht dieses sowohl in geschichtlicher als künstlerischer Beziehung so werthvolle Werk. Der Senat liess diesen Bogen dem Titus Vespasian Augustus nach Beendigung des jüdischen Krieges errichten. Aus der Inschrift an der Seite des Kolosseums ist jedoch ersichtlich, dass er erst nach dem Tode des Kaisers beendigt wurde, da man ihm darin den Titel Divus beilegt. Das Gebäude hat nur einen Bogen und ist nach dem Triumphbogen des Drusus, das zweite dieser Gattung in Rom. Es ist ganz aus weissem Marmor und sowohl wegen der Schönheit seiner Verhältnisse, als auch seiner Skulpturen, stets als musterhaft betrachtet worden. Pius VII. liess den Bogen durch Valadier restauriren. Die Säulen sind vermischter Ordnung. An jeder Seite fehlen zwei. Im Innern haben die Basreliefs sowohl durch die Barbaren als die Zeit sehr gelitten. In dem einen sieht man den Triumphzug des Titus. Der Kaiser auf dem Wagen, den Roma lenkt, von der Victoria gekrönt. Gegenüber die zahlreichen jüdischen Gefangenen und die Soldaten, die Beute aus dem Tempel zu Jerusalem tragend. Man sieht hier den Tisch der Schaubrode, die silbernen Zinken und den siebenarmigen Leuchter. Das Gewölbe zieren fleissig gearbeitete Rosetten und in der Mitte wird das Bild des Kaisers von einem Adler zum Himmel getragen. An dem äussern Friese ist die Fortsetzung des Triumphzuges abgebildet. Hier wird das Bild des Jordan getragen als ein Zeichen der Besiegung Judäa's. Die antike Inschrift an der Seite des Kolosseums lautet:

Senatus. Populusque. Romanus. Divo. Tito
Divi. Vespasiani. F. Vespasiano. Augusto.

Die an der andern Seite soll nach der Meinung der Alterthumsforscher so lauten:

S. P. Q. R. Imp. Tito. Caes. Divi. Vespasiani. Filio Vespasiano. Aug. Pont. Max. Tr. Pot. X. Imp. XVII. P. P. Principi. Suo. Qui. Praeceptis. Patriae. Consiliisque Et. Auspiciis. Gentem. Judaeorum. Domuit Et. Urbem. Hierosolymam. Omnibus. Ante. Se. Ducibus. Regibus. Gentibus. Aut. Frustra. Petitam. Aut. Intentatam. Delevit.

Wenn diese Inschrift wirklich so existirte, so würde der Bogen bei Titus Leben begonnen und nach seinem Tode ihm erst geweiht worden seyn. Die jetzige Inschrift, die man an dieser Seite liest, bezieht sich auf die vorhin genannte Restauration.

Meta Sudans.

Wahrscheinlich ein prächtiger Springbrunnen, der nicht nur bestimmt war, den Platz vor dem Kolosseum zu zieren, sondern zugleich den Gladiatoren Gelegenheit gab, ihre schweissbedeckten Glieder gleich beim Herauskommen aus dem Amphitheater hineinzutauchen. Man nimmt an, dass das

Werk aus der Zeit des Domitian herrühre.

Bogen des Janus.

Auch dieser soll unter Domitian errichtet worden seyn. Fast in jeder Region Roms soll ein ähnlicher gestanden haben. Hier war das Forum Boarium, wo die Viehmärkte statt fanden. Das Gebäude hat an jeder der vier Seiten einen Bogen und vier starke Pfeiler tragen das Gewölbe. In der Attika, die sich darüber erhob, befand sich ein Zimmer. Im Mittelalter, als diese Denkmäler zur Vertheidigung befestigt wurden, litten sie sehr an ihren ursprünglichen Verhältnissen und in der Solidität des Baues. Das Ganze ist hier mit weissem Marmor bekleidet und an jedem Pfeiler sieht man sechs Nischen an jeder Seite, also 48 in Allem; 16 davon sind tief genug, um kleine Statuen aufnehmen zu können. Der Umfang des Gebäudes beträgt 420 Palmen. Die Löcher, die man sieht, sind wahrscheinlich daher entstanden, dass man die Bronzeklammern herauszog, welche die Steine zusammenhielten. Wegen seiner vier gleichen Seiten wurde dieser Bogen des Janus Quadrifrons genannt.

Menagerie des Domitian (Vivarium).

Die prächtigen Wölbungen aus grossen Travertinmassen unter dem Kloster des h. Johannes und Paulus auf dem Cölius galten lange Zeit für die Ruinen der Curia hostilia. Dann, als dieses widerlegt worden war, glaubte man darin Bauwerke des Claudius zu entdecken, allein jetzt hat es sich festgestellt, dass Domitian hier die Menagerie für den Gebrauch des Amphitheaters des Flavius einrichten liess. Zum Belege dieser Annahme dienen die vielen Gebeine ausländischer Thiere, die hier gefunden wurden und ein unterirdischer Kommunikationsgang zwischen diesem Gebäude und dem Amphitheater, wo eben solche Knochen in Menge sich befanden. Mag nun auch diese Meinung von spätern Forschern nicht anerkannt werden, so viel ist gewiss, dass diese Constructionen schön und solid sind, und jedem Besucher der römischen Alterthümer auch wichtig seyn müssen.

Forum Transitorium.

Von Domitian begonnen und von Nerva beendigt. Dieses Forum lag neben dem des August, da wo jetzt die Colonnacce sind. Was man jetzt noch davon sieht, soll ein Theil der inneren Mauer gewesen seyn, die ganz mit gleichen Säulen geschmückt gewesen war. Ringsum zeigte der Fries Basreliefs mit auf Pallas bezüglichen Gegenständen. In der Mitte stand ein Tempel dieser Göttin. Den Namen hat es davon, dass man durch dieses Forum in das des August gelangen konnte, also das war, was man jetzt in Süddeutschland mit „Durchhaus“ bezeichnet. Im Mittelalter wurde es allgemein Forum des Nerva oder Palladium genannt und die Ueberbleibsel des Bogens des Nerva heissen beim Volke „Arche des Noa.“

Denkmäler Trajans.

Seiner Thermen haben wir schon bei den Thermen des Titus Erwähnung gethan, bei denen sie liegen. Sie gehören auch eigentlich nicht zu den Denkmälern, welche die Ueberschrift andeutet, weil man zu diesen nur zählt, was Trajan zwischen Capitol und Quirinal erbauen liess und was in jeder Hinsicht als die bedeutendsten Monumente der Kaiserzeit betrachtet werden kann. Zu diesen trajanischen Bauwerken zählte man nun das *Forum*, die *Basilica*, die *Bibliothek*, die *Säule* und den *Tempel*. Wir werden jetzt über ein jedes derselben eine kleine Notiz geben.

Forum, nach den Zeichnungen des Architekten Apollodor erbaut. Seine Lage kann nicht zweifelhaft seyn. Es erstreckte sich zwischen dem Campo Carleo bis zum Chiavi d'oro und stiess an das Forum des August. Es bestand in einem grossen viereckigen Platze, der mit einem Portikus umgeben war, an dessen Haupteingang sich ein oder zwei Triumphbogen befanden. An beiden Seiten des Forums waren zwei Halbkreise, die mit Läden von Kaufleuten besetzt waren. Den einen dieser Halbkreise sieht man noch am Fusse des Esquilin. Man hielt ihn sonst für einen Theil der Bäder des Paulus Aemilius. Durch die kleine Gasse neben der Kirche Campo Carleo kommt man hin. Bei Nachgrabungen fand man einen antiken Mosaikboden, weiss und schwarz, wie die in Herkulanum und Pompeji. In der Mitte des Forums hat die Reiterstatue Trajan's aus Bronze gestanden. Als Kaiser Konstans, der Rom so vieler herrlichen Bronzen während seines zwölftägigen Aufenthalts beraubte, diese Statue sah, soll er zu dem Perser Hormisdas gesagt haben, dass er dies Pferd gern für sich hätte. Allein der antwortete ihm: dass man dann auch einen entsprechenden Stall dafür haben müsse.

Basilica. Man stieg vom Forum zu ihr hinan und kann heute noch die Spur der Treppe sehen. Ausser dem Triumphbogen vor der Façade standen ähnliche Monumente an jeder Seite, welche die Legionen Valeria und Apollinaris errichten liessen. Der gelehrte Abbate Uggeri beweist, dass die beiden grossen Trophäen, die jetzt auf dem Capitole stehen, ursprünglich die Hauptdecoration dieser Legionsdenkmäler gewesen sind. — Die Decke der Basilica wurde von grauen Granitsäulen getragen. An beiden Enden waren die Tribunen der Richter, von Portiken oder Logen umgeben. In einer derselben fand die Freilassung der Sklaven vor dem Konsul statt. Als während der französischen Occupation die Kirchen Sta. Euphemia und vom h. Geist abgetragen wurden, fand sich der Boden der Basilica und jene Säulentrümmer, die einst dazu gehörten und die man nunmehr an Ort und Stelle aufgestellt hat. Diese Basilica hiess nach ihrem Stifter auch die Ulpianische.

Säule. Aus der Basilica trat man in das Clavedium, einen kleinen Hof mit Portiken umgeben, in dessen Mitte die berühmte Säule des Trajan errichtet war, die man noch heute bewundert. Sie war dem Trajan, nach dem Siege über die Dacier vom Senat und Volk gesetzt, und sollte ihm als Grabdenkmal dienen. Die Inschrift auf dem Piedestal dieser Säule wird so gelesen: *Senatus. populusque. Romanus. Imp. Caesari. Divi. Nervae. F. Nervae. Trajano. Aug. Germ. Dacico. Pont. Maximo. Trib. Pot. XVII. Imp. V. Cos. VI. P. P. Ad Declarandum. Quantae. Altitudinis. Mons. et. locus. Tantis. Operibus. Sit. Egestus.*

Die Säule ist ganz aus Marmor, vom Boden 41.33 Metres hoch. Das Piedestal zeigt in reichen Ornamenten Waffen der Barbaren; darauf erheben sich 23 Marmorstücke mit einem dorischen Kapital. Im Innern steigt man auf 184 Stufen hinan; 43 kleine Fenster spenden dazu das Licht. Oben hat man eine schöne Aussicht. Die Basreliefs von trefflicher Ausführung, die Siege des Kaisers darstellend, schlingen sich wie ein Band in 23 Windungen zur Höhe. Man zählt darauf über 2500 menschliche Figuren und eine Menge von Thieren, Waffen, Kriegsmaschinen u. s. w. Besonders sind die Kostüme interessant und ein Gegenstand des Studiums für Künstler. Jede Figur ist zwei Fuss hoch. Im Jahre 112 n. Chr. wurde das Monument errichtet.

Der Hof, der die Säule umgab, war nur klein, wie man es noch jetzt sehen kann, allein der Grund, warum man einen so kleinen Raum wählte, war sehr plausibel. Man konnte nämlich von den Portiken, die bis zu bedeutender Höhe sich übereinander erhoben, die Darstellungen genau betrachten, was jetzt in der Höhe nicht mehr möglich ist.

Oben auf der Säule stand Trajan. Sixtus V., der 1588 den Platz von Trümmern räumen und die Säule von Fontana restauriren liess stellte den h. Petrus hinauf (193 Palmen hoch), den Thomas della Porta modellirt und Torresani in Erz gegossen hat.

Bibliothek. Zu beiden Seiten der Säule befanden sich die Eingänge zu den reichen griechischen und lateinischen Sammlungen, die mit dem Namen der Ulpianischen Bibliothek bezeichnet wurden. Sie enthielt die kostbarsten Manuscripte, viele auf Tafeln von Elfenbein eingegraben. Trajan hatte diese Sammlungen dem Publikum geöffnet; später kamen sie in die Thermen des Diocletian.

Tempel. Hinter der Säule stand der Tempel, den Hadrian dem Trajan errichten liess. Dieses Gebäude lag zwischen den beiden Marienkirchen, die sich an jener Stelle befinden. Es endete da, wo der ehemalige Imperialische, jetzt Valentinische Palast steht und kehrte die Façade nach dem Platz der h. Apostel. Die neuesten Nachgrabungen förderten Säulenfragmente, Mauerwerk und Skulpturen zu Tage, aus denen sich auf das Ganze vortrefflich schliessen lässt.

Alle diese Denkmäler waren reich und vom vollkommensten Styl. Man darf dies annehmen, wenn man nur das Wenige betrachtet, was uns davon übrig bleibt und theils auf dem Platze selbst, wo es gefunden wurde, jetzt sorgfältig eingefasst und bewahrt, theils in den Borgianischen Gemächern im Vatican uns gezeigt wird.

Tempel der Venus und Roma.

Der Kaiser Hadrian wollte sich einmal selbst als Baumeister zeigen und lieferte daher die Zeichnung zu diesem Tempel, der eigentlich aus zwei an einander stehenden Theilen bestand, wie man noch aus den wenigen Resten zwischen dem Kolosseum und dem Bogen des Titus wahrnehmen kann. Der Tempel erhob sich auf bedeutenden Substructionen, die an den längern Seiten durch Mauern geschlossen waren, an den schmälern einen Portikus hatten. Man erreichte diesen von der Seite des Kolosseums auf zwei an jeder Ecke angebrachten Treppen, und nach dem Forum hin, auf einer einzigen breiten. Man hat durch die angestellten Nachgrabungen sich von dieser Einrichtung genau überzeugen können. Auf dieser Erhöhung stand der Tempel in der Mitte, rings mit einem Portikus umgeben. Ein jedes Gibelfeld an den beiden Façaden war mit Basreliefs mit Bezug auf die in jedem Theile verehrte Gottheit geschmückt. Der Portikus um den untern Theil war 194 Palmen breit, 234 lang, und hatte an jeder Fronte 38 Säulen. Der Tempel hatte an der Fronte 10, dahinter sechs, und an jeder Seite 36 Säulen. Die Porphyrsäulen können nach den davon aufgefundenen Fragmenten ungefähr zwei Fuss im Durchmesser gehabt haben. Die Wände waren mit feinem Marmor bekleidet, die Decke ganz vergoldet, und das Tempeldach von aussen mit grossen Bronzeplatten belegt. Der Kaiser Heraclius erlaubte dem Papste Honorius I., sie wegzunehmen und damit die vatikanische Basilica decken zu lassen. Die Reste grauer Granitsäulen gehörten wahrscheinlich zum Portikus des untern Theils. Man kann deutlich älteres und neueres Bauwerk an den Ruinen unterscheiden, was der Angabe Glauben schafft, dass der Tempel unter Maxenz gänzlich wieder hergestellt worden war.

Mausoleum des Hadrian.

(Die Engelsburg.)

Dieser Kaiser liess nach seinem eigenen Plane sein Grabmal jenseits der Tiber, eine Brücke, die dahin führte und einen Zirkus daneben aufführen. Jene bestehen noch als Engelsburg und Brücke, dieser wurde genau nach Umfang und Form unter Benedict XIV. wieder entdeckt. Die Brücke werden wir unter dieser Gesammtrubrik in Augenschein nehmen und haben es daher hier nur mit dem Mausoleum zu thun. Auf einem grossen viereckigen Unterbau erhob sich das runde Gebäude, welches noch heute den Donjon des Forts bildet. Das Innere des Gebäudes ist aus grossen Steinmassen, die von aussen mit Marmor bekleidet und mit Säulen und Statuen geziert waren. Die prächtigen Säulen aus phrygischem Marmor, die den runden Theil umgaben, und später dazu dienen mussten, die Basilica des h. Paul zu schmücken, sind bei dem Brande der letzteren nun leider gänzlich zerstört worden. Auf den vier Ecken des Unterbaus befanden sich Pferde, gleich denen auf dem Quirinal, und von dem Kunstwerthe der hier aufgehäuften Statuen kann der sogenannte Barberinische Faun, der jetzt in München ist, zum Theil Zeugniss ablegen. Dieser so wie die andern Marmorwerke wurden von den Truppen des Belisar mit Wurfgeschossen auf die Feinde geschleudert. Grässliche Barbarei! Nach oben nahm das Gebäude an Umfang ab, und den Gipfel soll der Pinienapfel zwischen zwei Pfauen geschmückt haben, die wir im Garten des Quirinal gesehen haben. Der Brücke gegenüber befand sich der Eingang in das Mausoleum, und man konnte auf einer sanft erhöheten Treppe ohne Stufen bis zum ersten Absatze oder Stockwerke des Baues fahren. Diese Treppe war ganz mit Mosaik bekleidet. Bei den Nachgrabungen der letzten Jahre entdeckte man sowohl Thüre als Treppe. Im Innern waren mehre Räume oder Zellen, um die Asche des Kaisers und seiner Familie aufzunehmen. Die viereckige Basis mass 253 Fuss an jeder Seite, mithin hielt sie 1012 Fuss im Umfange. Der runde Bau hatte einen Durchmesser von 188 Fuss.

Jetzt bleibt uns nur von diesem Prachtgebäude der seines Schmuckes entkleidete runde Körper, auf dem sich die neuen Constructionen des Forts erheben. Die Gothen zerstörten es sowohl zu ihrer Vertheidigung als bei ihren Angriffen. Im 9. Jahrhundert diente es der Parthei des Crescentius als Zufluchtsort, die von Otto III. daraus vertrieben wurde, weshalb man es auf den Planen und Karten früherer Zeit als Thurm oder Schloss des Crescentius verzeichnet findet. Endlich trat es der römische Senat den Päpsten ab. Bonifaz IX. liess es nach dem Plane von Nicolo di Pietro Aretino in eine Festung umwandeln, und so erhielt es unter seinen Nachfolgern die Gestalt, in der wir es jetzt noch sehen. Unter Gregor d. G. im Jahre 593 bekam es den Namen Castrum S. Angeli. Ich habe schon mitgetheilt, dass, als der Papst in Prozession zur Abwehrung der damals herrschenden Pest hier vorüberzog, ein Engel gesehen wurde, der ein Schwert in die Scheide steckte, um anzudeuten, dass der Zorn des Himmels beschwichtigt sey. Diesem Ereigniss zum Andenken errichtete man oben eine Kapelle dem h. Erzengel Michael geweiht, welche S. Michael internubes genannt wurde. Später ist an ihre Stelle die Marmor Statue des Engels von Raphael de Monte Lupo aufgestellt gewesen. Benedict XIV. ersetzte sie durch eine von Bronze, die nach dem Entwurf des Flamänders Peter Wanhafeld von Franz Giardoni gegossen wurde.

Von Alexander VI. rührt sowohl der viereckige Thurm auf dem Donjon, als auch der bedeckte Gang her, der von hier zum Palaste des Vatican führt, und dem Papste bei vorfallenden Unruhen einen sichern Zufluchtsort bot. So rettete sich Clemens VII. bei dem schrecklichen Sturm Karls von Bourbon. Aber auch die neuere Kunst verschmähte es nicht, diesen Ort zu schmücken. Ein Saal, der nach der Engelsbrücke sieht, enthält Malereien von Pierin Bonaccorsi gen. del Vaga, einem Schüler Raphaels. In der gegenüber liegenden Loge befinden sich Stuckarbeiten von Raphael de Monte Lupo und Fresken von Siciolante de Sermoneta.

Zur Feier der Auferstehung am Ostertage, so wie am Peter- und Paulfeste

(28. und 29. Juni), giebt man hier das grossartige Feuerwerk, la Girandola genannt. Auch dieses erhabene Schauspiel ersann Michel Angelo und Bernini verstärkte noch den Effect. Das Ueberraschendste dabei ist die sogenannte Scappate, die den Anfang und den Schluss des Ganzen bildet und jedesmal aus 4500 Schwärmern und Raketen besteht, die in demselben Augenblick aufsteigen. Die isolirte Lage des Schlosses am Wasser erhöht den Reiz dieses Anblicks.

Der Kommandant der Engelsburg ist ein General der päpstlichen Truppen und nur mit seiner Erlaubniss kann man das Innere in Augenschein nehmen, das ausser der Garnison auch noch Staatsgefängnisse enthält.

Tempel des Antonin und der Faustina.

Unweit von der Via Sacra, wo jetzt die Kirche S. Lorenzo in Miranda sich befindet, sieht man noch die Ueberreste dieses Tempels, den Antonin ursprünglich seiner Gattin Faustina geweiht hatte. Nach dem Tode des Kaisers weihete ihn aber der Senat auch dem Andenken dieses tugendhaften Fürsten. Der Portikus hat sechs Säulen von Cipolin, 43 Fuss 3 Zoll hoch nebst Sockel und Kapital, und 4 bis 6 Fuss im Durchmesser. Das Fries ist von zierlicher Arbeit; es hat Greife und Candelaber in Basrelief. Die Mauern der Cella sind aus grossen Blöcken von albanischem Stein, die einst mit Marmor bekleidet waren. Man musste sonst auf eine Treppe in das Innere des Tempels gelangen. Als Karl V. nach Rom kam, wurden Erde und Schutt weggeschafft, damit die schönen Säulen des Portikus wieder zum Vorschein kamen. Der Architekt Torriani baute 1602 in der Cella des alten Tempels die moderne Kirche. Unter der französichen Herrschaft wurden endlich die Säulen von aller störenden Umgebung befreit und bis zum alten Boden aufgedeckt.

Die Antoninische Säule.

Sie stand in dem Garten der Missionäre, unfern der Curia Innocentiana, grösstentheils verschüttet, bis dass 1705 Clemens XI. sie auszugraben befahl. Sie war aus einem einzigen Stücke rothen Granits, 67½ Palmen hoch und 8 Palmen im Durchmesser haltend. Bei der neuen Aufstellung liess man sie fallen und sie litt hiedurch so sehr, dass man das Unternehmen aufgab und sie liegen liess, nachdem schon das Piedestal in die Mitte des Platzes vor dem Palaste des Monte Citorio gebracht worden war. Pius VI. liess sie zerlegen, um mit dem Steine die fehlenden Stücke des Obelisken zu ersetzen, der jetzt auf der Stelle befindlich ist, wo sonst das Piedestal stand. Dieses selbst wurde nach dem Garten des Vaticans, della Pigna, gebracht. Es enthält Basreliefs, welche sich auf die Apotheose des Antonin und der Faustina beziehen. Aus folgender Inschrift ergiebt sich, dass Marc Aurel und Lucius Verus diese Säule ihrem Vater widmeten:

Divo. Antonino. Augusto. Pio. Antoninus.
Augustus. Et. Verus. Augustus. Filii.

Auf der einen Seite liest man diese Worte und auf der andern sieht man einen geflügelten Genius, der zwei Figuren empor trägt. Auf den übrigen Seiten erblickt man gewaffnete Reiter, die den Trauerzug begleiteten. Diese Skulpturen hat Joseph Fabris aus Vicenza restaurirt.

Säule des Marc Aurel.

Sie befindet sich auf dem Antoninischen Platze neben dem Corso. Irrthümlich hat man sie früher dem Antoninus Pius errichtet geglaubt, wie man noch auf den Inschriften liest. Die Säule des Antonin ist die vorhin beschriebene, deren Basis man in dem Garten des Vatican sieht. Der Senat liess die, von der wir jetzt sprechen, dem Kaiser Marc Aurel, wegen seiner Siege über die Quaden und Marcomannen errichten. Diese Säule ist 177 Palmen hoch, ohne die darauf befindliche Statue des h. Paul, der 19 Palmen hält. Der Durchmesser beträgt 17 Palmen und wird von 20 runden Marmorblöcken gebildet; Basis und Kapital sind dorisch. 190 Stufen führen im Innern zum Gipfel, und 40 kleine Fenster, nach den vier Hauptwinden gerichtet, leuchten dabei. Die sich von Aussen um die Säulen gleich Bändern schlingenden Basreliefs stellen Scenen aus dem Feldzuge vor. Die Arbeit wird nicht jener der Trajanischen Säule gleich geachtet. — Die Statue des Kaisers stand oben, allein Sixtus V. liess 1589 den h. Paul dafür hinaufstellen, den Thom. della Porta modellirte und Seb. Torrenani in Erz goss. Das alte Piedestal soll dem Trajanischen gleich gewesen seyn; das jetzige wurde aus neuem Marmor verfertigt und erhielt die Inschriften zur Zeit der Restauration.

Nicht weit von dieser Säule fand man 1777 einige Inschriften an einer antiken Thüre, aus denen sich ergab, dass die Kaiser Septimus Severus und Claudius Albinus ihrem Freigelassenen Adrastus die Erlaubniss ertheilten, hier ein Haus auf seine eigenen Kosten zu bauen, um die Säule des göttlichen Markus (Divi Marci) zu bewachen.

Säule vor Sta. Maria Maggiore.

Dies ist die einzige der acht prächtigen griechischen Marmorsäulen, welche die Decke des Friedenstempels (Basilica Konstantins) trugen. Paul V. liess sie 1614 von Maderno restauriren, der ihr die Basis und ein korinthisches Kapital gab. Die Jungfrau und das Kind, die jetzt hinaufgestellt sind, ist von Bertolot modellirt und von Ferretti und Censore in Erz gegossen. Die Säule ist kannelirt. Die Höhe des Piedestals entzieht die feine Arbeit zu sehr den Blicken.

Der Tempel des Marc Aurel

bildet jetzt die Façade des Hôtels der Dogana di terra. Einige jedoch behaupten, es seyen Säulen von dem Tempel, den Antonin dem Marc weihte. Andere noch sind der Meinung, dass sie von dem Portikus des Neptun und der Argonauten herstammen, den Agrippa errichtete. Doch ist es mit ziemlicher Gewissheit angenommen, dass dieser letztere weiter nach dem Pantheon hin stand, und namentlich dort, wo man noch jetzt in dem Gässchen della Spada d'Orlando die Fragmente der grossen Marmorsäulen trifft, die wahrscheinlich zu jenem Portikus gehört haben. Ausser Zweifel ist es nun wohl, dass der Tempel zu Ehren des Marc Aurel errichtet wurde, und wenn man durch die Worte Divi Antonini auf Antonin schliessen wollte, so muss man bedenken, dass Marc Aurel auch diesen Namen führte, desshalb jedoch nicht mit Antoninus Pius verwechselt werden darf. Die Säulen, obgleich sie durch Feuersbrünste sehr gelitten haben, sind doch noch immer schön zu nennen. Sie sind kannelirt, mit korinthischen Kapitälern und aus weissem Marmor. Sie haben 41 Fuss in der Höhe und 4 Fuss 2 Zoll im Durchmesser. Das Karniess ist sehr schön. Es ist von griechischem Marmor und leider beschädigt, daher mit Stuck bekleidet, was zu der Meinung veranlasste, es sey aus einem einzigen Stück. Im Innern ist nichts als ein kleiner Theil der Cella, die noch mit Stuck geziert ist. Innozenz XII. liess das Zollgebäude nach dem Plane von Franz Fontana hier aufführen und die alten Säulen an der Façade anbringen. Bei den Nachgrabungen an diesem Orte fand man eine Ecke des Karniesses, mit schönen Löwenköpfen, welche zum Abflusse des Regenwassers dienten. Dieses grosse Fragment sieht man jetzt in der Passage zwischen dem Palaste der Conservatoren und dem capitolinischen Felsen. Der Platz vor der Dogana erhielt den Namen di Pietra, wegen der ungeheuren Menge von Marmorfragmenten, die seit dem Mittelalter hier aufgehäuft lagen und fortwährend aufgefunden wurden. Diesen Tempel sieht jeder Reisende gleich nach seiner Ankunft, weil er zum Visitiren seiner Effecten hieher geführt wird.

Bogen des Septimus Severus.

Am Fusse des Capitols und an dem obern Ende des Forums steht dieser berühmte Bogen, den der Senat dem Kaiser Septimus Severus ums Jahr 203, wegen des Sieges über die Araber, Parther und Adiabener, nach der Niederlage des Pescennius Niger und des Clodius Aubinus, errichten liess. Er ist zugleich den Söhnen des Kaisers, Caracalla und Geta, die mit ihm die Ehren des Triumphs genossen, gewidmet. Man weiss sogar, dass der Kaiser wegen grosser Gliederschmerzen sich nicht stehend auf dem Triumphwagen halten konnte, und daher Caracalla bevollmächtigte, für ihn durch den Bogen zu fahren.

Das ganze Monument besteht aus weissem Marmor, ohne Mörtel, hat drei Bogen, von denen der mittlere grösser als die zu beiden Seiten, welche durch Seitenöffnungen mit jenem aber in Verbindung stehen. Eine jede der breiten Seiten hat vier kannelirte Säulen von gemischter Ordnung, und über den Bogen befinden sich Basreliefs, auf die Siege des Kaisers bezüglich. Alles dies hat aber durch die Zeit bedeutend gelitten. Ueber der Attica liest man folgende Inschrift:

Imp. Caes. Lvcio. Septimio. M. Fil. Severo. Pio. Pertinaci. Avg. Patri. Patriae. Parthico. Arabico. Et. Parthico. Adiabenico. Pontif. Maximo. Tribvnic. Potest. XI. Imp. XI. Cos. II. Procos. Et. Imp. Caes. M. Avrelio. L. Fil. Antonino. Avg. Pio. Felici. Tribvnic. Potest. V. Cos. Procos. P. P. Optimis. Fortissimisqve. Principibvs. Ob. Rempvblicam. Restitvtam. Imperivmqve. Popvli. Romani. Propagatvm. Insignibvs. Virtvtibvs. Eorvm.
Domi. Forisqve. S. P. Q. R.

Das Ende der dritten Zeile dieser Inschrift und die ganze vierte ist wie in einer Rinne, und offenbar liess hier Caracalla nach dem Morde seines Bruders Geta, statt der ursprünglichen Worte, die „*optimis fortissimisqve principibvs*“ eingraben.

Der Bogen war mit Bronzen reich verziert. Auf ihm stand die kaiserliche Quadriga mit den Statuen der drei Triumphatoren, und auf jeder Seite war ein Krieger zu Pferd und zu Fuss.

Bogen des Septimus Severus auf dem Forum Boarium.

Auf dem Viehmarkte, gelehnt an die rechte Seite der Kirche St. Georg in Velabro steht noch in einem nicht sehr erhaltenen Zustande dieser kleine Bogen, den die Kauf- und Handelsleute hier dem Kaiser Septimus Severus, seiner Gattin Julia Pia und seinen Söhnen Caracalla und Geta erbauen liessen. Seine Gestalt ist viereckig, und die Länge des Durchgangs beträgt 18 Fuss, bei einer Breite von 9 F. 7 Z. Das Ganze ist von weissem Marmor, mit reichen Ornamenten geziert, die aber von der Zeit sehr gelitten haben. Auch hier ist der Name Geta aus der Inschrift entfernt worden. Auf der einen Seite ist ein kleiner Herkules, und auf der andern, die sich in den Portikus der benachbarten Kirche hineinschiebt, ist ein Bacchus, die beiden Schutzgötter des Kaisers und seiner Familie, die man auch auf seinen Münzen antrifft. Dieser Bogen zeigt jedoch schon deutlich das Sinken der Kunst, da die Arbeit daran nur sehr mittelmässig ist. Von den innern beiden Basreliefs stellt das eine den Kaiser und seine Gattin opfernd dar, das andere die Söhne des Kaisers. Die Gestalt Geta's ist durchlöchert und fast ausgehauen. Die Friese zeigen Opfergeräthschaften, Gefangene, von römischen Kriegern begleitet, und Ochsen, die zum Markte geführt werden, wahrscheinlich um das Handwerk derer zu versinnlichen, welche den Bogen grösstentheils errichten liessen. Das Meiste hierzu trugen jedoch die Wechsler und Goldarbeiter bei, die unweit des Marktes ihre Boutiken hatten, und desshalb heisst er noch jetzt im Volke „der Bogen der Goldschmiede.“

Die Thermen des Antonin (Caracalla).

Diese Thermen erbaute mit unerhörtem Glanze der Kaiser Antoninus Caracalla, und seine Nachfolger Heliogabalus und Alexander Severus fügten die äussern Portiken hinzu. Der Reichthum, der hier geherrscht, kann aus den kostbaren Gegenständen entnommen werden, die hier namentlich unter Paul III. Farnese gefunden wurden. Ohne von den Säulen sprechen zu wollen, die man hier wegnahm, um eine Menge von Basiliken und Kirchen damit zu schmücken, noch von den Münzen, Kameen, Urnen, Badewannen und andern Kunstgegenständen, darf man nur in Erinnerung bringen, dass hier der Farnesische Herkules, der Farnesische Stier, die Flora, die Venus Kallypigos, der Amor und viele andere kostbare Bildwerke gefunden wurden, welche mit der Farnesischen Erbschaft an Neapel gefallen sind und sich jetzt im Museum Bourbon in jener Hauptstadt befinden.

Diese Thermen bestanden aus einer weiten Einfassung von Portiken, welche die Hauptgebäude zwischen dem Cölius und Aventin umgaben. Sie enthielten ungeheure Säle, Höfe und vornehmlich Bade-Anstalten, die nach den Angaben der alten Schriftsteller so gross waren, dass 2300 Personen zu gleicher Zeit dort baden konnten.

Das Prächtigste in diesem Prachtbau war die Cella solearis. Die Decke dieses Saales bestand aus ungeheuren Metallgittern, welche in der Art über einander gelegt waren, wie die Schnürbänder, welche die Sohlen an den Füssen banden, d. h. im Zickzack. Diesen Saal hat der berühmte Alterthumsforscher Guattani unwiderleglich wieder erkannt. Zwei halbkreisförmige Höfe zeigt man noch, wo die gymnastischen Uebungen angestellt wurden. Hier wurden durch die Bestrebungen des Grafen di Velo aus Vicenza in den letzten Jahren die grossen Mosaikböden gefunden, mit den damals berühmtesten Athleten, und ihren Namen unter den Bildern. Jetzt werden sie in den grossen Sälen des Lateranpalastes aufbewahrt.

Die Grösse dieser Thermen mag aus dem Umfang der Ruinen ermessen werden. Die äusseren Portiken hielten 1050 Fuss an jeder Seite, und das innere Gebäude, ein längliches Quadrat, hielt an der langen Seite 690 F. Das Gebäude hatte zwei Stockwerke und soll 1600 Sitze von Marmor enthalten haben. Was man jetzt sieht von diesen Herrlichkeiten, sind freilich nur einige nackte Mauern, jedoch sind diese noch immer im Stande, uns mit Staunen zu erfüllen. — Von der Menge von Bruchstücken, zum Theil aus seltenem Marmor, erlaubte uns der gefällige Kustos, gegen eine kleine Erkenntlichkeit, Einiges auszusuchen. Dies verdient erwähnt zu werden, weil es manchem Reisenden, gleichwie uns, Freude verursachen dürfte.

Bogen des Gallienus.

Gegen das Jahr 260 n. Chr. hat ein M. Aurelius Victor, von dem die Geschichte nichts meldet, dem Kaiser Gallienus und seiner Gattin einen Bogen errichtet, welcher noch bei der Kirche des h. Vitus und Modestus auf dem Esquilin besteht. Er hat nur ein Gewölbe und ist aus Travertin mit einfachen korinthischen Pilastern. Auf dem Architrave liest man:

Gallieno. Clementissimo. Principi. Cuius. Invicta. Virtus. Sola. Pietate. Superata. Est. Et. Saloninae. Sanctissimae. Aug. M. Aurelius. Victor. Dedicatissimus. Numini. Majestatique. Eorum.

In der Mitte des Bogens sieht man eine Kette, an welcher sonst die Schlüssel des Thores von Viterbo hingen, welche der Senat in Folge des Sieges über diese Stadt 1225 als Trophäe hier aufbewahren liess. Andere meinen, es seyen die Schlüssel des alten Tusculum gewesen, welche der Senat unter Honorius V. erbeutet hatte. Diese letztere Meinung wird jedoch bezweifelt.

Tempel der Sonne.

In den Gärten des Palastes Colonna sieht man die Ueberbleibsel dieses von Aurelian der Sonne geweihten Tempels. Andere waren der Meinung, hier wäre der von Claudius der Gesundheit geweihte Tempel gewesen. Noch andere meinten, es seyen diess die Ruinen des kleinen Senats (Senatulo), den Heliogabalus für die Frauen bauen liess. Auch glaubte man, dass es die Thermen des Konstantin gewesen seyn könnten. Die ganze Construction zeigt übrigens, dass es nichts anders als ein Tempel gewesen seyn kann. Wahrscheinlich wurden Fronton und Säulen dazu von andern bestehenden Gebäuden genommen, wie es auch damals schon in Rom Sitte war, da Laune und Schnelligkeit über alle andern Skrupel den Sieg davon trugen. Oft erhielten aber auch die Gebäude nach ihrer Vollendung eine andere Bestimmung, und wenn man erwägt, dass der jetzt in Ruinen liegende Theil im Mittelalter Torre di Mesa genannt wurde, so darf doch wohl am ersten angenommen werden, dass Heliogabalus hier wirklich einen kleinen Senat für Frauen erbaut haben mag, den er seiner Grossmutter Julia Mesa gewidmet hatte, und dass Aurelian später aus jenem Gebäude einen Sonnentempel einrichten liess. Dies Alles mag man jedoch als blosse Conjecturen ansehen. Man stieg von dem Tempel auf einer prächtigen Treppe in die Ebene.

Thermen des Diocletian.

Von den Gebäuden der Kaiserepoche ist dies dasjenige, das uns die grössten Ruinen hinterlassen hat. Die Ausdehnung dieser Thermen war ungeheuer und eben so prächtig. Ihre Erbauer waren die Kaiser Diocletian und Maximian. Sie hatten 1200 Schritte im Umfang, d. h. 1069 Fuss in der Breite und eben so viel in der Länge; mithin waren sie ganz viereckig und 40.000 Christen sollen sieben Jahre lang daran gebaut haben. Rings umher waren sie mit grossen Mauern geschützt und im Innern derselben standen die prächtigsten Gebäude. Die Ringmauer reichte bis zur Strasse del Maceno, von hier nach der Strasse der Porta Pia, und dann lief sie zurück nach dem Platze de' Termini. Der Hauptkörper des Gebäudes wird noch in der Kirche Sta. Maria degli Angeli erkannt, so wie in dem daran stossenden Karthäuserkloster und in den andern Gebäuden, welche lange Zeit als Getraidemagazine benützt wurden, jetzt aber in ein Arbeitshaus umgewandelt sind. Der Eingang in die Kirche diente sonst als Eingang in die Thermen. Der erste runde Raum war das Vestibul zu der grossen Pinakothek, aus welcher M. Angelo die Kirche geschaffen hat. Auch hier sollen über 2000 Personen zu gleicher Zeit haben baden können. Ferner waren Schwimmschulen hier, Lokale zu gymnastischen Uebungen, zum Fechten, Reiten, wie zu musikalischen und gelehrten Studien. Die antike Inschrift, die jetzt nicht mehr existirt, meldete nach den Ueberlieferungen, dass Konstans und Maximian, welchen Diocletian sich als Kaiser beigesellt hatte, während er selbst auf kriegerischen Zügen begriffen war, diese Thermen einweihten. Merkwürdig sind die Zeichnungen, welche der flamändische Architekt Sebastian d'Oyn von diesen Thermen entwarf, die von Hieronymus Loke in Kupfer gestochen im Jahr 1558 zu Antwerpen heraus gekommen sind.

Tempel des siegenden Herkules (Vesta).

Von diesem und den nun folgenden sieben Gebäuden sind die Erbauer, ihre Zeit der Entstehung und ihre Bestimmung zweifelhaft.

Viele geben obigen Namen dem kleinen Tempel, der auf dem linken Ufer der Tiber, unfern des Ponte rotto, im wohlerhaltensten Zustande, auf dem Platze der Bocca della Verità steht. Andere meinten, es sey ein Tempel der Vesta. Allein dies wurde bald widerlegt, weil man wusste, dass diese Göttin ihr Sanctuarium am Forum und unter dem Palatin besass. Da in der achten Region zwei Tempel des Herkules befindlich gewesen seyn sollen, davon einer unweit des Viehmarktes stand, so scheint der, von dem wir sprechen, dies gewesen zu seyn. Auf jeden Fall ist er seiner zierlichen Bauart wegen eben so merkwürdig, als seiner guten Erhaltung. Der Tempel ist rund mit 20 korinthischen Säulen umgeben. Sie haben 32 F. in der Höhe mit Kapital und Basis, und 3 F. im Durchmesser. Die Wände sind inwendig mit weissen Marmortafeln bekleidet. Es fehlt an dem Ganzen nichts als das Gesims und eine der Säulen. Jetzt ist hier die Kirche Sta. Maria del Sole, woraus Einige schliessen wollten, dass der Tempel wohl der Sonne geweiht gewesen seyn mochte. Die archäologische Akademie hat dies Gebäude als Devise erwählt, mit der Umschrift: *In apricum proferet.*

Das Haus des Pilatus.

Unfern dieses Tempels sieht man ein altes Gebäude, in dem Pilatus gewohnt haben soll. Interessanter ist jedoch die Annahme, dass hier im 14. Jahrhundert der Volkstribun Cola Rienzi gewohnt habe

Tempel des Apollo (auch Hercules Custos).

Im Hofe des Klosters neben der Kirche S. Nicolo a Cesarini sieht man einige jonische Halbsäulen, die für die Ueberbleibsel eines Apollotempels, der sich in der Nähe des Flaminischen Zirkus befunden haben soll, gehalten werden. Jedoch ist kein Grund vorhanden, dies als bestimmt anzunehmen.

Tempel des Romulus und Remus.

Die Kirche des h. Cosmus und Damian am Forum Romanum ist nichts anders als ein antiker Tempel, der dem Romulus und Remus geweiht gewesen seyn soll. Obgleich nichts Bestimmtes darüber nachgewiesen werden kann, so ist man doch übereingekommen, ihn stets so zu bezeichnen. Er hat einen Rundbau, dem eine viereckige Construction vorangeht, in welcher im 4. Jahrhundert die Kirche eingerichtet wurde. Man kann nicht sagen, in welche Zeit die eigentliche Erbauung fällt. Bald soll er zu Konstantins Zeiten erbaut, bald zerstört worden seyn. Hier fand man jenen Plan der Stadt auf Marmor gezeichnet, den man jetzt an der Treppe des capitolinischen Museums sieht, und der zur Zeit des Septimus Severus verfertigt wurde. Vielleicht haben die Namen der alten Erbauer Roms den Barbaren eine Art von Ehrfurcht eingeflösst, dass sie diesen Tempel nicht ganz zerstörten. Die alte Thüre von Erz wird noch für die des Tempels gehalten.

Schola Casii.

Noch jetzt werden so die wenigen Säulen genannt, die bei der Basilica Sta. Maria in Cosmedin stehen. Auch über dieses Gebäude ist man nicht im Reinen. Es soll ein Tempel der Fortuna, Matuta, Ceres oder Proserpina gewesen seyn. Alles dieses ist jedoch zweifelhaft, und man weiss weder den wahren Namen, noch seine wahre Bestimmung. Nach der Gestalt dieser Ruinen scheinen sie eher von einem Portikus als von einem Tempel herzurühren. Da jedoch später hier eine griechische Schule war, an welcher der h. Augustin selbst die Rhetorik gelehrt haben soll, so wurde die Kirche Sta. Maria in Schola graeca genannt. Man darf wohl annehmen, dass hier immer eine Schule gewesen ist, die nur den Namen veränderte. Die Trümmer zeigen grosse Travertinmassen und mehre kannelirte Säulen aus weissem Marmor von gemischter Ordnung mit sehr fein gearbeiteten Kapitälern und 7 Fuss im Umfang haltend. Der Geschmack und die schönen Verhältnisse setzen ausser Zweifel, dass sie aus der Kaiserzeit stammen.

Die grosse Fontaine der Aqua Julia.

Vor der Kirche St. Eusebio auf dem Esquilin steht ein altes Denkmal, das man allgemein für ein ehemaliges Wasserbassin hält. Als man zur Zeit Sixtus V. unter den beiden Seitenbogen jene Trophäen fand, die jetzt an der Brustwehr des Capitols aufgestellt sind, und da man wusste, dass in dieser Gegend die Trophäen des Marius nach dem Siege über die Cimbern errichtet worden waren, so nahmen die alten Archäologen an, dass diese Ruinen zu den Trophäen gehört hatten und dem Marius geweiht waren.

Die meiste Wahrscheinlichkeit, die auch aus den Forschungen der bedeutendsten Archäologen erhellt, ist, dass dies wirklich der Brunnen der Aqua Julia war. Die eigentliche Zeit der Erbauung ist nicht zu ermitteln, und die Trophäen wurden vielleicht von Domitian hieher versetzt, als er das Monument restaurirte.

Tempel der Minerva Medica.

In einem Weinberge zwischen der Strasse, die nach der Porta Maggiore, und jener, die nach Sta. Croce in Gierusalemme führt, befindet sich ein altes Gebäude, seit dem Mittelalter vom Volke le Gallucce genannt. Dies soll der Tempel der Minerva Medica gewesen seyn. Aus der volksthümlichen Benennung Gallucce wollen aber Einige ohne weitern Grund herleiten, dass hier die Basilica des Cajus und Lucius gestanden haben soll. Der grosse runde Saal soll zu den Versammlungen der Aerzte, die unter dem Schutze der Minerva Medica standen, gedient haben. Allein zu dieser Annahme berechtigt auch nichts, als dass auf diesem Platze die Statue der Göttin gefunden wurde, die jetzt im Vatican steht. Das Gebäude besteht aus einer grossen Rotunde, der grössten nach dem Pantheon; der innere Umfang beträgt 330 Palmen. In den letzten Jahren ist ein Theil der Decke eingestürzt, die nunmehr gestützt wurde.

Neben diesen imposanten Ueberresten befinden sich die *Grabmäler der Freigelassenen* des Lucius Arruntius, wo man auch einige kleine Urnen und Stuckarbeiten aus plebejischen Gräbern gefunden hat.

Anfiteatro Castrense.

Aus dieser Benennung lässt sich abnehmen, dass hier die prätorianischen Soldaten Schauspiele gaben. Die Ruinen sieht man zwischen der Porta maggiore und dem Lateranthor, theils innerhalb, theils ausserhalb eines Weinbergs. Im vorigen Jahrhundert stellte man hier Nachgrabungen an und fand eine Menge Knochen von wilden Thieren, woraus geschlossen wurde, dass hier die Soldaten mit Thieren kämpften. Der Erbauer dieses Amphitheaters ist unbekannt. Es ist ganz aus Backsteinen mit korinthischen Säulen. Nur der Unterbau ist aus Travertin. Der grösste Durchmesser hält 90 Meter.

Das Lager der Prätorianer.

Zwischen der Porta Nomentana (Pia) und Tiburtina (S. Lorenzo) befand sich das Lager dieser mächtigen Krieger, die so oft über das Schicksal des römischen Reichs entschieden. Es bestand aus einer grossen viereckigen Einfassungsmauer, von der jetzt nur noch drei Seiten stehen, die von Aurelian zu den Stadtmauern gezogen wurden. Die vierte wurde vielleicht unter Konstantin zerstört, der dem Ehrgeiz dieser Soldateska nach der Niederlage des Maxenz den Zaum anlegte. Den untern Theil dieser Mauer sieht man in dem Weinberge der Jesuiten, *La Maccao* genannt.

Bogen *des* Konstantin.

Dieses Monument gehört nicht mehr zu den ungewissen, die wir so eben erwähnten. Senat und Volk errichteten den Bogen dem Kaiser Konstantin im Jahr 326, nachdem er beim Pons Milvius über den Maxentius den Sieg erfochten hatte. Die grösstentheils sehr schönen Basreliefs sind von dem Bogen des Trajan hieher gebracht worden, und in der That stellen sie die Siege dieses Kaisers über die Dacier, Parther und Armenier dar. Die andern kleinen Basreliefs sind jedoch aus der Konstantinianischen Epoche und zeigen genügend den Verfall der Kunst. Der Bogen hat drei Oeffnungen, und da er ganz nach den ältern Denkmälern dieser Art gebaut wurde, so sind seine Verhältnisse auch durchaus untadelhaft. Er hat auf jeder Seite drei Säulen von Giallo antico. Das Uebrige ist ganz von weissem Marmor. Auf den Colonnen erheben sich die Pilaster, welche die Statuen der gefangenen Könige tragen, denen Lorenzo v. Medicis die Köpfe nehmen liess und sie nach Florenz brachte. Clemens XII. liess diesen Raub durch den Bildhauer Bracci wieder ersetzen und einen fehlenden Gefangenen von weissem Marmor verfertigen, während die antiken von phrygischem (violettem) sind. In der Attica befindet sich ein Zimmer, und auf dem Bogen stand sonst die kaiserliche Quadriga. Die Inschrift auf beiden Seiten lautet:

Imp. Caes. Fl. Constantino. Maximo. P. F. Augusto. S. P. Q. R. Quod. Instinctu. Divinitatis. Mentis. Magnitudine. Cum. Exercitu. Suo. Tam. De. Tyranno. Quam. De. Omni. Ejus. Factione. Uno. Tempore. Justis. Rempublicam. Ultus. Est. Armis. Arcum. Triumphis. Insignem. Dicavit.

Statt der jetzigen Worte: *Quod instinctu divinitatis*, soll früher: *Quod diis faventibus* zu lesen gewesen, und jene erst nach Konstantins Uebertritt zum Christenthum an deren Stelle gesetzt worden seyn. Um das Bildniss Konstantins liest man auf einer Seite:

Liberatori. Urbis.

und auf der andern:

Fundatori. Quietis.

Der Bogen war zum Theil verschüttet, bis Pius VII. ihn im Jahr 1804 ausgraben und mit einer runden Mauer umgeben liess. Diese hat man jedoch wieder entfernt und nun den Bogen ganz seiner ersten Bestimmung wieder gegeben, da jetzt die Strasse nach S. Gregorio unter ihm hindurch führt.

Die Säule des Phocas.

Die eigentliche Bestimmung dieses Monuments wurde erst durch die Nachgrabungen der französischen Behörden im Jahr 1813, dann durch die der Herzogin von Devonshire drei Jahre später ermittelt. Früher sollte sie bald zum Comitium, bald zum Tempel des Jupiter Stator oder zur Brücke des Caligula gehört haben, und Niemand nahm sich die Mühe, die halbverschüttete Säule auszugraben, um ihr Piedestal und Fundament zu sehen. Jetzt da man dies gethan hat, bleibt kein Zweifel mehr, dass sie im Jahre 608 n. Chr. von dem Exarchen Smaragdus dem byzantinischen Kaiser Phocas errichtet wurde. Die Säule steht auf einem hohen Piedestal, zu dem noch eilf Stufen führen. Sie ist von Marmor und kannelirt. Aus der Inschrift ergibt sich, dass die vergoldete Statue des Kaisers einst oben gestanden hat. Man kann denken, dass bei seinem Sturze auch diese Statue, so wie sein Name aus der Inschrift entfernt wurden, welcher letztere aber bei der Ausgrabung wieder hinzugefügt worden ist. Visconti hat die Säule genau beschrieben, und Feoli die Abbildungen dazu geliefert.

Obelisken.

Sie wurden nach der Eroberung Aegyptens nach Rom gebracht. Es sind deren 12, die ich hier nach ihrer Grösse auf einander folgen lasse.

1. *Obelisk des Lateran.* Seiner ist bereits bei der Kirche St. Johann v. Lateran Erwähnung geschehen. Er ist ohne Piedestal 148 Palmen (99 F.) hoch, vom Boden zum Kreuze hat er 204 P. und wiegt 1,310,494 Pf.

2. *Obelisk des Vatican.* Ich habe bereits bei der Beschreibung der Peterskirche seiner Erwähnung gethan.

3. *Obelisk auf der Piazza del Popolo (Obelisco Flaminio).* Palmen 110 (73 F.) hoch. Vom Boden bis zum Kreuze 162 Palmen. Die Hieroglyphen jeder Seite sind in drei Columnen getheilt. Er stand zu Heliopolis vor dem Tempel der Sonne, errichtet von König Rhamses, dem dreizehnten Herrscher der XVIII. Dynastie. Die mittlere Columne einer jeden von drei Seiten berichtet dieses, während die beiden äussern

und die ganze vierte Seite von Ramses VI., dem grossen Sesostris, Meldung thun. Augustus liess ihn nach der Schlacht von Actium im Circus maximus aufstellen und erneuerte die Widmung an die Sonne durch folgende Inschrift auf der Seite des Piedestals, die dem Stadtthore zugekehrt ist:

Imp. Caes. Divi. F. Augustus. Pontifex. Maximus. Imp. XII. Cos. XI. Trib. Pot. XXI. Aegypto in potestatem populi romani redacta soli donum dedit.

Sixtus V. liess ihn ebenfalls durch Fontana ausgraben, wieder zusammensetzen und hier aufstellen.

4. *Obelisk des Monte Citorio* (Obelisco Solare). 94½ Palmen hoch (Fuss 67), vom Boden bis zur Höhe 117 Palmen. Von Psammetikus I. der XVI. Dynastie in Heliopolis errichtet. August, der ihn nach Rom bringen liess, bestimmte ihn als Zeiger an der grossen Sonnenuhr, die er auf dem Marsfelde angelegt hatte. Auf dem Piedestal liest man die restaurirte Inschrift der Widmung an die Sonne, wie auf dem vorigen. Unter Julius II. fand man ihn unweit des sogenannten Largo dell' Impresa in sechs Stücken zerschellt. Benedict XIV. liess ihn von Nikolaus Zabaglia von der Erde befreien und 1748 wurde er in dem Hofe des Palastes in Vignaccia aufgestellt und erhielt die neue Inschrift. Pius VI. brachte ihn auf seinen jetzigen Platz im Jahre 1792.

5. *Obelisk der Piazza Navona.* 74 Palmen hoch (51 Fuss), mit dem Piedestal aber 97 Palmen, und wenn man den Fels der Fontaine hinzurechnet 157 Palmen. Diesen Obelisk fand man in den Ruinen des sogenannten Zirkus des Caracalla an der Appischen Strasse. Man hielt lange seine Hieroglyphen für nachgebildet. Neuere Forschungen haben herausgebracht, dass er dem Kaiser Domitian geweiht war. Unter Innocenz X. stellte ihn Bernini an seinen jetzigen Platz. Die Taube mit dem Oelzweige auf der Spitze bezieht sich auf das Familienwappen jenes Papstes.

6. *Obelisk von Sta. Maria Maggiore.* 66 Palmen (45 Fuss), mit dem Piedestal 98 Palmen. Er ist ohne Hieroglyphen, also neuer, wurde vom Kaiser Claudius nach Rom gebracht und stand mit dem vom Monte Cavallo am Eingange des Mausoleums des August. Hier lagen beide viele Jahrhunderte zerbrochen, bis Sixtus V., diesen im Jahr 1587, durch Fontana mit seinem alten Piedestal aufrichten liess und ihn dem h. Kreuze weihte.

7. *Obelisk des Quirinal*, von derselben Höhe wie der vorige. Diesen liess Pius VI. von dem Architekten Antinori zwischen den beiden Kolossen aufstellen. Er ist von rothem Granite.

8. Der *Obelisk des Sallust* vor Trinità de' Monte. 66 Palmen hoch (45 Fuss). Er hatte ursprünglich keine Hieroglyphen und die man jetzt an ihm sieht, wurden erst in Rom hineingemeisselt. Man benahm sich dabei so ungeschickt, dass die Verfälschung auf dem ersten Blick erkannt wird. Er stand auf der Spina des Zirkus des Sallust, dann lag er lange in der Villa Ludovisi, bis die Prinzessin von Piombino ihn Clemens XII. zum Geschenke machte. Dieser liess ihn zum Lateran bringen, weil er ihn da aufzustellen gedachte; doch blieb er auch hier vergessen liegen, bis ihn Pius VI., 1789, an seiner jetzigen Stelle aufrichten liess.

9. *Aurelianischer Obelisk* auf dem Pincio, genannt *Barberino.* 41½ Palmen (28 Fuss) hoch ohne Piedestal. Die Inschriften enthalten das Lob des Antinous, eines Lieblings des Kaisers Hadrian, und ihm von diesem und seiner Gattin Sabina gewidmet. Man hat keine weitern Nachrichten über dieses Monument. Eine Inschrift an einem der Bogen des Aqueducts des Claudius meldet, dass man diesen Obelisken 1570 ausgrub, ohne jedoch die Stücke

zusammenzusetzen. Urban VIII. brachte ihn in die Stadt und er blieb im Hofe des Barberinischen Palastes liegen, bis dass die Prinzessin Donna Cornelia ihn Clemens XIV. schenkte, der ihn in den Hof delle Corazze im Vatican niederlegen liess. Erst 1823 liess ihn Pius VII. an seiner jetzigen Stelle von Marini aufrichten. Man gab ihm ein Piedestal von Marmor mit dem Wappen des Papstes.

10. *Obelisk Mattejano.* 35 Palmen (19 Fuss) hoch. Er steht auf der Villa Celimontana, welche früher den Herzogen Mattei gehörte. Er war von dem grossen Sesostris errichtet worden und befand sich in dem Tempel der Isis zu Rom. Der obere Theil ist antik, der untere ist modern, und die Hieroglyphen sind nachgeahmt.

11. *Obelisk auf dem Platze der Rotunde (Obelisco Macuteo).* 27 Palmen (19 F.). Wurde ebenfalls in dem Isistempel gefunden. Clemens XI. liess ihn hier durch Barigioni im Jahre 1711 aufstellen. Von rothem Granit mit Hieroglyphen.

12. *Obelisk der Minerva.* 24 Palmen (16 F.). Dieser kleinste Obelisk von allen wurde von Psammeticus II. der XVI. Dynastie der ägyptischen Göttin Neith (der Minerva) errichtet. Er wurde 1665 auch in den Ruinen des Isistempels gefunden und Alexander VII. liess ihn 1667 von Bernini hier aufstellen. Ein Elephant, von Herkules Ferrata, trägt ihn auf seinem Rücken. Zwei Inschriften zieren das Piedestal. Hier eine davon:

Sapientis Egypti insculptas obelisco figuras, ab Elephanto belluarum fortissima gestari quisquis hic vides documentum intellige, robustae mentis esse solidam sapientiam sustinere.

Eilftes Kapitel.

Rom. (Uebersichtliches.)

Stadtthore. — Brücken. — Aquaducte. — Fontainen. — Universitäten und Akademien. — Akademien der schönen Künste. — Fremde Diplomaten. — Ateliers. — Banquiers. — Kunsthandlungen. — Theater. — Gasthöfe. — Chronologische Tabellen der Kaiser und Päpste.

Stadtthore.

Del Popolo, Salara, Pia, S. Lorenzo, Maggiore, S. Giovanni, Metronia, St. Sebastian, St. Paul, Portese, S. Pancrazio, Cavalleggieri, Angelica. Die Porta Metronia ist gewöhnlich geschlossen und wird nur geöffnet, um die Erd- und Stein-Transporte durchzulassen, die von dem alten Forum gebracht werden, um das Coelimontanische Thal auszufüllen. — Rechts von der Porta del Popolo ist unweit des Flusses eine Pforte, durch welche man das Vieh in die Schlachthäuser bringt, und die nur an Markttagen geöffnet wird.

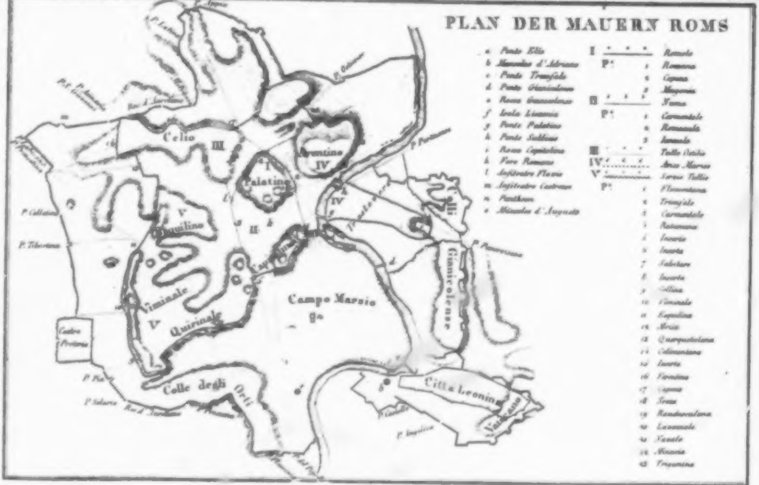
Sechs der alten Thore sind zugemauert: die Porta Pinciana, Chiusa, Latina, Fabrica, Pertusa, Castello. — Zwei Thore im Innern der Stadt an den Enden der Via della Longara sind ausser Gebrauch: die Porta Settimiana gegen Trastevere und die von Spirito Santo gegen den Vatican.

Brücken.

Pons Milvius (Ponte Molle). Diese Brücke wurde 645 von M. Aem. Scaurus, Censor, erbaut, und hiess nach ihm Pons Aemilius, woraus später Milvius wurde. Sie wurde grösstentheils in der Schlacht des Konstantin gegen Maxenz zerstört, und dann von Holz wieder hergestellt. Nicolaus V. und Calixt III. bauten sie wieder auf, und das Wappen des letzteren Papstes befindet sich noch an dem Thurm neben der Brücke. Pius VII. liess den Thurm schöner aufbauen. Die Länge der Brücke beträgt 136 Meter. Die Bildsäule des h. Joh. v. Nepomuk ist von Cornacchini, die h. Jungfrau, der Heiland und St. Johann d. T. sind von dem Florentiner Mochi unter Pius VII. hier aufgestellt.

Pons Aelius (die Engelsbrücke). Sie befindet sich vor der Engelsburg und wurde vom Kaiser Aelius Hadrian erbaut. Im 11. Jahrhundert wurde sie St. Petersbrücke genannt, weil sie auch zur St. Peterskirche führt. Sonst war die Brücke mit einem Dache aus Bronze bedeckt, welches 42 Säulen mit eben so viel Statuen trugen. Clemens VIII. liess die beiden Statuen Peter

PLAN DER MAUERN ROMS


a Ponte Elio
b Mausoleo d'Adriano
c Ponte Trionfale
d Ponte Gianicolense
e Rocca Gianicolense
f Isola Licaonia
g Ponte Palatino
h Ponte Sublicio
i Rocca Capitolina
k Foro Romano
l Anfiteatro Flavio
m Anfiteatro Castrense
n Pantheon
o Mausoleo d'Augusto
I Romolo
P.e 1 Romana
2 Capena
3 Mugonia
II Numa
P.e 1 Carmentale
2 Romanula
3 Janualis
III Tullo Ostilio
IV Anco Marzio
V Servio Tullio
P.e 1 Flumentana
2 Trionfale
3 Carmentale
4 Ratumena
5 Incerta
6 Incerta
7 Salutare
8 Incerta
9 Collina
10 Viminale
11 Esquilina
12 Mezia
13 Querquetulana
14 Celimontana
15 Incerta
16 Ferentina
17 Capena
18 Nevia
19 Randuscolana
20 Lavernale
21 Navale
22 Minucia
23 Trigemina
Celio
III
Palatino
I
Aventino
IV
Esquilino
V
Viminale
Quirinale
V
Capitolino
II
Campo Marzio
Colli Gianicolense
Città Leonina
Vaticano
Colle degli Orti
Castro Pretorio
Trastevere
P. Appia
P. Latina
P. Ostiense
P. Portuense
P. Pancrazio
P. Cavalleggeri
P. Angelica
P. del Popolo
P. Pia
P. Salara
P. Tiburtina
P. Collatina
P. Maggiore
P. S. Giovanni

Lith. v. I. Rom

[illegible] Halle [illegible]

und Paolo hieherstellen. Die erstere von Lorenzetto, die andere von Paul Romano. Clemens IX. liess ihr endlich durch Bernini ihre jetzige Gestalt und die zehn kolossalen Engel mit den Marterwerkzeugen nebst der durchbrochenen Brustwehr geben. Da der Papst nicht erlauben wollte, dass die Werke eines Bernini im Freien bloss gestellt würden, so übertrug man die Verfertigung der Statuen den andern Künstlern der Epoche: Raggi, Morelli, Francelli, Naldini, Lucenti, Ferrata, Guidi, Giorgetti. Nur den Engel mit dem Kreuze liess sich Bernini nicht nehmen und stellte ihn heimlich hier auf. Die Brücke ist 100 Meter lang und 62 breit.

Pons Sixtus. Die erste Erbauung dieser Brücke ist ungewiss; doch ist es wahrscheinlich, dass Marc Aurel sie ganz aus Marmor erbaute, weshalb sie auch früher nach ihm benannt wurde. Sixtus IV. trug die Wiedererbauung derselben dem Baumeister Baccio Pintelli auf. 1473 legte der Papst selbst den Grundstein, und 1475 war der Bau vollendet. Die Brücke ist einfach von vier Bogen, 94 Meter lang und 73 breit.

Pons Fabricius (de' quattro Capi). Diese Brücke führt nach der Tiberinsel, und wurde von L. Fabricius, Curator Viarum, 733 erbaut. Die antike Inschrift lautet: *L. Fabricius. C. F. Cur. Viar. Faciundum coeravit idemque probavit. — Q. Lepidus M. F. M. Lollius M. F. S. C. probaverunt.*

Den modernen Namen quattro Capi erhielt sie von einigen Skulpturen des Janus Quadrifrons, von denen an der Ecke der Brücke noch etwas gesehen wird. Innocenz XI. restaurirte sie. Sie ist [illegible] Meter lang und 69 breit.

Pons Cestius (S. Bartolomeo). Diese Brücke wurde zur Zeit der Republik gebaut, doch weiss man nichts Genaueres über ihre Entstehung und was ihr den Namen gab. Im Jahr 369 wurde sie restaurirt, wie man noch jetzt aus zwei Inschriften an dem Geländer sieht. Sie lauten auf gleiche Weise: *Domini nostri Imperatores Caesares Fl. Valentinianus Pius Felix Max. victor ac triumph. semper Aug. Pont. Maximus. Germanic. Max. Aleman. Max. Franc. Max. Gothic. Max. Trib. Pot. VII. Imp. VI. Cos. II. P. P. P. et Fl. Valens Pius Felix etc. Trib. Pot. VII. Imp. VI. Cos. II. P. P. P. et Fl. Gratianus Pius Felix etc. Pontem felicis nominis Gratiani in usum Senatus ac Populi Rom. constitui dedicariq. jusserunt.*

Cölestin III. restaurirte die Brücke im 12. Jahrhundert. Sie ist 43 Meter lang.

Pons Palatinus (Ponte Rotto). Es war die erste steinerne Brücke, die nach dem Pons Sublicius zu den Zeiten der Republik in Rom gebaut wurde. Gewiss ist es, dass Scipio Africanus und L. Mummius sie 611 n. Er. R. beendigten. Unter Honorius III. stürzte sie ein. Paul III. wollte sie 1546 durch Michel Angelo wieder aufbauen lassen, allein die Arbeit wurde ihm genommen und dem Baccio Bigio übertragen, der sich so schlecht seines Auftrags entledigte, dass sie 1551 wieder einstürzte. Unter Gregor XIII. wurde sie 1575 wieder aufgebaut und stürzte während der grossen Ueberschwemmung 1598 noch einmal zusammen. Seitdem hat man sie in ihrem Zustande gelassen, und sie hat den Namen Ponte Rotto deshalb erhalten.

Aquaeducte.

Von den alten Wasserleitungen, welche die Alten nach Rom führten, sind jetzt nur noch drei im Gange, die jedoch nicht nur das nöthige Wasser zum Gebrauche sämmtlicher Einwohner in die Stadt führen, sondern auch zum Schmuck derselben im höchsten Grade beitragen, indem 108 Fontänen unaufhörlich ihr Wasser springen lassen.

Von jenen drei Aqueducten habe ich die Aqua virgo oder Trevi bereits in dem Kapitel *„das alte Rom"* beschrieben, und habe es hier nur noch mit den beiden andern zu thun.

Acqua felice. Papst Sixtus V. wollte im Jahr 1586 die höher liegenden Stadttheile mit Wasser versehen, da die Aqua virgo nicht dahin kommen konnte, und vereinigte daher die Quellen in der Gegend von Pantano und Jone, welche sonst die Leitungen der Aqua Claudia und Marcia versahen, indem er sie nach seinem früheren Namen Felix Peretti Aqua Felix nannte. **Dom. Fontana** erbaute diesen Aquaduct in einer Länge von 22 Miglien. Die Bogen reichen bis zur Höhe von 70 Palmen und laufen 15 Miglien auf und 7 Miglien unter der Erde. Dieses Wasser tritt in die Stadt bei dem Anfiteatro Castrense, und folgt den Mauern durch die Porta Maggiore und Porta S. Lorenzo. Da es sich fast 18 Meter über dem Hafen der Ripetta befindet, so kann es mithin den höchsten Gegenden der Stadt zu Theil werden. Es fliesst in zwei Armen, alimentirt die Fontäne von Sta. Maria Maggiore, den grossen Springbrunnen de' Termini auf dem Quirinal, dem Platze Barberini und Sta. Maria in Trastevere. Dann läuft es auch nach dem südlichen Theile der Stadt zum Forum Romanum, zur Bocca della Verità und dem Ghetto (Judenviertel) und nährt so 27 öffentliche Brunnen, die unzähligen Privatbrunnen nicht zu zählen. Das Wasser ist jedoch nicht so gut als das der Aqua Virgo.

Acqua Paola. Diese Wasserleitung verdankt Rom dem Papst Borghese, der sie von **Joh. Fontana** erbauen liess. Er benutzte hiezu die alte Leitung der Aqua Alsentina. Leo XII. liess 1829 zur Zeit einer grossen Dürre noch andere Gewässer hinzuleiten, die sich nun sämmtlich auf dem Janiculus vereinigen und den westlichen Stadttheil hinlänglich damit versehen. Die Leitung theilt sich in zwei Arme. Der eine läuft zum Vatican in die päpstlichen Gärten, zu den Brunnen der Vorstadt und den Fontanen des Petersplatzes. Der andere fliesst, nachdem er eine bedeutende Wassermasse dem paulinischen Springbrunnen gespendet und 22 Fabriken in Bewegung gesetzt, in die Tiber.

Rom ist in dieser Hinsicht vor den meisten neueren Städten sehr begünstigt, und seine 150,000 Einwohner erhalten in 24 Stunden eine Wassermasse von 180,500 Kubikmetern.

Fontainen.

1) *Fontana Trevi.* Links vom Corso, unter dem Quirinal. Dies prächtige Werk wurde unter Clemens XII. angelegt. Die Verfertiger waren **Bracci, Valle, Bergondi, Grossi.**

2) *Auf dem Platze Navona*, unter Innocenz X. von **Morelli** angelegt. Die vier Flüsse sind: Donau, Nil, Ganges und Rio de la Plata.

3) *Di Tritone* auf dem Platze Barberini, von **Bernini**.

4) *Auf der Piazza Termini.* Moses von **Battista della Porta**. Die zwei ägyptischen Löwen vom Pantheon sind hier besonders zu bemerken.

5) *Delle Tartarughe* auf der Piazza Mattei von **Giac. della Porta**, Figuren von Bronze von **Landini**.

Die andern sind nicht erheblich genug, um hier besonders angeführt zu werden.

Universitäten und Akademien.

Das römische *Archigymnasium* oder die Universität *della Sapienza*. Das Lokal derselben ist auf dem Platze St. Eustach. **M. Angelo** begann den Bau unter Leo X. und **Borromini** beendigte ihn unter Alexander VII.

Innocenz IV. erneuerte 1244 in Rom das Studium des Civil- und kanonischen Rechts, und Clemens V. fügte 1319 die Lehrstühle der morgenländischen Sprachen hinzu. Alexander VII. stiftete die Bibliothek, die nach ihm genannt wurde. Präsident der Universität ist der Kardinal Erzkanzler, und ihr Rector ein Advokat des Konsistoriums. Im Ganzen sind 50 Lehrstühle im Gange. Unter den Sammlungen ist ein mineralogisches Museum hervorzuheben. Ein zoologisches ist noch in der Anlage begriffen. Das Kabinet der physikalischen Instrumente ist sehenswerth. — Die Bibliothek, die viele schätzbare Werke enthält, ist den Studierenden während der Lehrstunden geöffnet.

Gregorianische Universität (*Collegium Romanum*), von Gregor XIII. gestiftet. Das Gebäude neben der St. Ignatiuskirche ist von dem Florentiner Ammanati. Hier ist die Sternwarte mit schönen Instrumenten versehen, ferner eine gut ausgestattete Bibliothek und das berühmte Museum des P. Athanasius Kircher, so wohl reich an Antiquitäten wie an Naturmerkwürdigkeiten.

Die *archäologische Akademie*. Ihr erster Stifter ist Benedict XIV. gewesen. Sein Werk endete jedoch mit seinem Leben und erst während der französischen Administration wurde es wieder erneuert. Canova vermachte ihr bedeutende Fonds bei seinem Tode. Sie besteht aus 30 ordentlichen, 30 Ehren- und 40 korrespondirenden Mitgliedern. Sie hat einen Präsidenten, einen Schatzmeister, einen Secretär und Censoren. Ihr Zweck ist, archäologische Forschungen anzustellen und alte Monumente in scientifischer, literarischer oder artistischer Beziehung zu beleuchten. Die Versammlungen finden in der Sapienza alle 14 Tage statt, von November bis Juli. Jedes Jahr wird ein Band Acten und Dissertationen herausgegeben.

Die *Arcadia*. Den Impuls zu dieser gelehrten Gesellschaft gab die Königin Christine von Schweden. Zunächst besteht sie aus Dichtern. Unter den Gründern im Jahr 1690 werden Crescimbeni, Gravina und Zappi genannt. Ihre ersten Zusammenkünfte hielt die Arcadia in den farnesinischen Gärten, bis dass sie nach längerem Umherziehen endlich sich in der Strasse in Arcione festsetzte, wo sie nun ihre Archive hat. Gewöhnlich versammelt man sich alle Donnerstage und ausserdem noch in feierlichen Generalsitzungen. Gewöhnlich wird eine Abhandlung in Prosa und einige Stücke in italienischen und lateinischen Versen vorgetragen. Leo XII. hat der Arcadia erlaubt, ihre Versammlungen in der Protomothek des Capitols zu halten. Selbst regierende Fürsten sind zu Mitgliedern dieses gelehrten Körpers ernannt worden.

Ac. de' Lincei. Sie wurde 1603 von dem Fürsten Friedrich Cesi, Herzog von Acqua Sparta, gegründet und hat besonders die physikalischen und mathematischen Wissenschaften zu ihrem Vorwurf. Galilei war einer ihrer Mitglieder. Den Namen gab sie sich, weil sie einen Luchs (Lynx) zur Devise nahm, um ihren Scharfblick anzudeuten. Mit dem Tode des Fürsten Cesi ging dieser Verein aus einander und wurde erst wieder 1795 von dem Prof. Dr. Feliciano Scarpellini erneuert. Die Regierung räumte zu den Sitzungen den Senatorialpalast des Capitols ein. Sie besitzt ein Kabinet mit guten Instrumenten.

Ac. Tiberina. Im Jahr 1813 von Dichtern und Literatoren gestiftet, um den Geschmack für Werke des Geistes zu bilden. Sie hat einen Präsidenten, verschiedene Räthe und einen Sekretär, die auf Jahresfrist gewählt werden. Jeden Montag versammelt sie sich, und ausserdem noch bei verschiedenen öffentlichen und festlichen Gelegenheiten. Auch hier werden Abhandlungen in Prosa und Versen vorgelesen. Allein die Mitglieder haben in neuerer Zeit sich auch das Ziel gesetzt, sich um Oekonomie und Ackerbau zu bekümmern. Der Versammlungsort ist in dem Palaste Muti Bussi.

Philharmonische Akademie. Sie hat den Zweck, gute Schüler für Vokal- und Instrumentalmusik zu bilden, und ist erst seit wenigen Jahren gestiftet. Sie besteht aus einem Präsidenten und einem Rathe, und hat ihren Sitz in dem Palast

Lancelotti in der Via della Coragna, wo sie alle Jahre einige Konzerte veranstaltet.

Philo-dramatische Akademie. Eine Art Deklamations- oder dramatischer Schule. Sie hat ihren Sitz in dem Palast Sforza Cesarini, und besitzt dort ein kleines, aber zierliches Theater. Die Mitglieder geben hier Vorstellungen, zu denen Freibillete ausgetheilt werden. Ein Präsident und ein Rath leiten auch hier die Geschäfte. Im Ganzen eine Art von vornehmerem Liebhabertheater.

Akademien der schönen Künste.

S. Luca. Dieser Heilige wurde deshalb zum Patron dieser ersten aller italienischen Kunstakademien gewählt, weil er selbst der Sage nach Maler gewesen seyn soll. Der Anfang dieses Vereins wird bis zum Zeitalter der Wiedergeburt der Künste hingeleitet. Schon Sixtus IV. soll ihr neue Statuten gegeben haben, als sie sich noch in der kleinen Kirche des h. Lucas auf dem Esquilin, unweit von Sta. Maria Maggiore zu versammeln pflegte. Sixtus V. liess sie niederreissen, als er die Villa Montalto vergrösserte. Hierauf kam die Akademie unter den römischen Senat zu stehen. Da man auch ausser Malern und Bildhauern Andern die Aufnahme zu gestatten pflegte, so kam der Maler Hieronymus Muziano auf den Gedanken, eine Akademie zu gründen, in die nur die bedeutendsten Künstler Aufnahme fänden. Gregor XIII. gab zwar seine Einwilligung dazu, allein sein Tod und der Muziano's selbst verzögerten ihre Entstehung. Endlich trat sie unter Sixtus V. 1588 durch Friedrich Zuccari (Zuccheri) in's Leben. Die Residenz der Akademie wurde nun nach S. Martino beim Forum Romanum verlegt, wo sie sich auch noch jetzt befindet. Die ursprünglichen Gesetze wurden oft verändert und modificirt, wie es die Zeiten erheischten. Ihre letzte Gestaltung erhielten sie durch Pius VII. Der Zweck ist, die schönen Künste zu lehren, das Verdienst zu ehren und über die Erhaltung der öffentlichen Monumente im Kirchenstaat zu wachen. Die Akademie besteht aus einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, aus ordentlichen und Ehren-Mitgliedern. Eine jede Klasse, Malerei, Bildhauerei und Baukunst, enthält zwölf ordentliche Mitglieder und zwanzig Ehren-Mitglieder. Ausserdem können zwölf Ehren-Mitglieder im Fache der Landschafts-Malerei und Steinschneidekunst ernannt werden. Der Präsident, der jährlich gewählt wird, 24 Mitglieder und ein immerwährender Sekretär leiten die Geschäfte. Sie ertheilt öffentlichen Unterricht in der Malerei, Bildhauerei, Baukunst, Ornamenten, Geometrie, Perspective, Optik, Anatomie, Geschichte, Mythologie und Kostümen. In den drei letzten Fächern unterrichtet der Sekretär, der gewöhnlich ein ausgezeichneter Gelehrter ist. Alle drei Jahre wird ein Konkurs eröffnet, wobei die gesammten Akademiker den Preis ertheilen, was im grossen Saale des Senatorial-Palastes auf dem Capitol im Beiseyn der Kardinäle und der gesammten hohen Geistlichkeit mit grossem Gepränge geschieht. In ihrem Lokal besitzt die Akademie eine Sammlung herrlicher Originalwerke, da jeder Künstler bei der Aufnahme ein Werk darbringen muss. Im ersten Stockwerke sind plastische Bildwerke aufgestellt, im zweiten Werke der Malerei. Unter andern sind hier die beiden Apostel von Fra Sebastiano del Piombo und das berühmte Gemälde von Raphael, St. Lucas die h. Madonna malend. Ausserdem sieht man eine interessante Sammlung von Portraits der Akademiker, von ihnen selbst gemalt.

Akademie von Frankreich. Ludwig XIV. gründete sie für Franzosen, welche sich den Künsten in Rom widmen wollen. Im Jahr 1725 war sie in dem Palast al Corso, dem Palaste Doria gegenüber. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurde sie jedoch nach der schönen Villa Medici auf dem Pincio verlegt. Diese Villa bietet eine herrliche Aussicht über Rom, und ist für die Pensionäre ein beneidenswerther Aufenthalt. Der jetzige Direktor ist der berühmte Ingres. Alle 6 Jahre wird ein neuer erwählt. Er muss Rath der Akademie von S. Luca seyn, und im Falle, dass seine Stelle erledigt wäre, wird die französische Akademie von dem Präsidenten von S. Luca dirigirt. Die Zahl der jungen Studirenden ist auf 23 festgesetzt, die alle nebst dem Direktor im Palaste wohnen. Im April findet eine Ausstellung statt.

Akademie von Neapel, von Carl III. gegründet. Der jetzige Direktor ist der Baron Camuccini. Sie enthält zwei Schüler der Malerei, zwei für Skulptur und zwei für Baukunst. Ihre Ausstellungen im Frühjahr finden im Palast Farnese statt.

Pensionäre von Sardinien. Sie leben nicht an einem bestimmten Ort, stehen jedoch unter einem General-Intendanten, welche Stelle jetzt der Marchese Badino bekleidet.

Pensionäre von Spanien. Sie stehen unter der Direktion des berühmten Bildhauers Antonio Sola.

Die Künstler der übrigen Nationen leben zerstreut und ohne besondern Direktor. Die östreichischen haben ihr Atelier im venetianischen Palast.

Fremde Diplomaten.

Oestreich und Toscana. Gesandter. Venetianischer Platz. 6.

Baden. Geschäftsträger. Via Mazzarina auf dem Quirinal.

Baiern. Geschäftsträger. Via del Gesù. 107.

Belgien. Desgleichen. Palast Strozzi.

Frankreich. Gesandter. Palast Colonna. Platz der h. zwölf Apostel.

Hannover. Geschäftsträger. Via Gregoriana. 47.

Hohenzollern-Hechingen. Desgleichen. Piazza Fiammetta. 13.

Mexico. Bevollmächtigte Minister. Corso 306.

Modena. Geschäftsträger. Palast Rignano. Via del Gesù.

Neapel. Bevollmächtigter Minister. Palast Farnese. 67.

Neu Granada in Süd Amerika. Geschäftsträger. Via di S. Basilio. 8.

Niederlande. Bevollmächtigter Minister. Palast Negroni. Ripetta.

Preussen. Geschäftsträger. Palast Caffarelli. Capitol.

Russland. Bevollmächtigter Minister. Via Bocca di Leone. 78.

Sardinien und Lucca. Desgleichen. Palast Altieri.

Würtemberg. Geschäftsträger. Piazza della Cornacchie. 17.

Konsuln und Agenten.

Dänemark. Generalkonsul. Palast Torlonia. Via de' Fornari. 721.

Frankreich. Konsularagent. Piazza della Minerva.

England. Desgleichen. Via Condotti. 7.

Portugal. Generalkonsul. Palast Bolognetti. Via del Gesù.

Preussen. Desgleichen. Palast Valentini. Platz der zwölf Apostel.

Sardinien. Desgleichen. Platz del Gesù.

Spanien. Konsul. Via de' Marelli. 81.

Vereinigte Staaten von Nordamerika. Desgl. Palast Pucci. Via de' Prefetti.

Schweiz. Generalkonsul. Platz Capranica. 95.

Toscana. Konsul. Palast von Florenz auf dem Platze gleichen Namens.

Ateliers.

Mosaikatelier, im Vatican in einem Seitenflügel der Gallerie des Belvedere unter der Direktion des Camuccini.

Gesellschaft der Kunstfreunde, eine Privatanstalt, die jedoch des Schutzes der Regierung geniesst, in der Art unserer deutschen Kunstvereine. Das Ausstellungslokal ist jetzt in den öffentlichen Sälen neben der Porta del Popolo.

Privatateliers. Es kann hier nur von allgemein anerkannten oder solchen Künstlern die Rede seyn, die Professoren der Akademie S. Luca sind; denn es wäre unmöglich, hier alle anzuführen oder selbst nur die namhaft zu machen, bei denen sich oftmals Ausgezeichnetes befindet.

Cav. Filipp Agricola, Geschichtsmaler, Villa Barberini auf dem Vatican.

Filipp Albacini, Bildhauer, via degli Incurabili, 6.

Giov. Azzurri, Architekt, via del Sudario.

Peter Bracci, Architekt, via della Pedacchia, 101.

Desiré Boguet, Landschafter, Corso, 92.

Cav. Luigi Canina, Architekt, Palazzo Tomatis.

Baron *Vincenz Camuccini*, Maler, Via del Greco, 4.

Peter Cavalleri, Maler, via Margutta, 76.

Giulio Camporese, Architekt, via Gregoriana.

Francesco Coghetti, Maler, San Salvatore in Lauro.

Joseph Cerbara, Cameenschneider, spanischer Platz, 9.

Luigi Durantini, Maler, piazza Borghese.

Pietro Delicati, Architekt, via larga, 21.

Cav. *Joseph Fabris*, Bildhauer, via felice, 130.

Carl Finelli, Bildhauer, piazza barberini, via S. Nicolò, 86.

Joh. Folo, Kupferstecher, spanischer Platz, 13.

Chev. *Jean Dom. Augustin Ingres*, Villa Medici.

John Gipson, Bildhauer, via della Fontanella, 6 und 7.

Cav. Jos. Girometti, Cameenschneider, Corso, Palazzo Capranica, 517.

Chev. *Pierre Lemoyne*, Bildhauer, pal. Lovatti, piazza del Popolo.

Nicolò Morelli, Cameenschneider, piazza S. Lorenzo in Lucina.

Cav. *Thomas Minardi*, gegenwärtig Präsident der Akademie S. Luca, Palast Colonna.

Cav. *Joh. Dom. Narone*, Bildhauer, Strasse der Bank des h. Geistes, 42.

Friedrich Overbeck, Maler, Palast Cenci.

Dom. Pellegrini, Maler, Palast Borghese.

Luigi Poletti, Architekt, Strada Colonna.

Francesco Podesti, Maler, Palazzo Costa.

Jakob Palazzi, Architekt, via della Pilotta, 43.

Joh. Christ. Reinhart, Landschafter, via del quattro Fontani.

Cav. *Caspar Salvi*, Architekt, via dell' anima, 17.

Cav. *Joh. Silvagni*, Maler, Palast Giustiniani.

Cav. *Antonio Solà*, Bildhauer, via della Frezza.

Antonio Sarti, Bildhauer, via delle Colonnette, 61.

Adam Tadolini, Bildhauer, neben der griechischen Kirche.

Commandeur *Albert Thorwaldsen*, Bildhauer, Palast Barberini.

Pietro Tenerani, Bildhauer, delle Colonnette, neben dem Palast Barberini, 33 und 34 und auf dem Platze 60.

Chev. *Jos. Valadier*, Baumeister, Strada del Babbuino, 89.

Henry Wood, Landschafter, Palast Odescalchi.

Banquiers.

Es wird den Reisenden nicht unangenehm seyn, hier wenigstens die Namen der vornehmsten zu finden.

Torlonia, Palast Torlonia, venetianischer Platz.

Valentini, Palast Imperiali, bei den zwölf Aposteln.

Lozzano und Comp., Piazza S. Carlo am Corso.

Guerco und Comp., Platz der Trinitarier am Corso.

Gaetano Crechi, Palast Gavotti.

Jones Freeborn und Comp., via Condotti. 7.

Gabriel e Franc. Brancadoro, Piazza Colonna.

Die vorzüglichsten Kunsthandlungen,

besonders in antiken Gegenständen von Marmor, Bronze, Terracotta, Münzen u. s. w., die an und für sich schon in andern Städten für Museen gelten könnten, halten die Herren *Vescovali*, auf dem spanischen Platz, und *Capranesi*, bei S. Carlo auf dem Corso. Man kann hier der reellsten Behandlung gewärtig seyn. Ausserdem wimmelt es von solchen Handlungen in Rom. Moderne Mosaik- und Muschel-Cameen findet man in der Strada del Babbuino, auf dem spanischen Platz und in der via Condotti fast in allen Häusern. Es ist fast die einzige Industrie, die sich in Rom bemerkbar macht.

Theater.

Apollotheater, das schönste und grösste von allen. Es wird auch Tordinona genannt, von einem alten Kerkerthurm, der im Mittelalter Torre di nona genannt wurde, und an dem Platze des jetzigen Theaters befindlich war. Valadier war der Erbauer 1830. Das Aeussere ist nicht sehr bedeutend, das Innere ist desto schöner. Spiegel und Vergoldungen sind reichlich angebracht. Nur während des Karnevals werden hier grosse Opern und Ballette gegeben. Mit dem Theater ist ein prächtiges Appartement verbunden, in welchem die Eigenthümer desselben, die Herzoge Torlonia, oftmals Feste veranstalten.

Theater della Torre Argentina. Es gehört der Familie der Herzoge Sforza Cesarini, und wurde 1732 von Teodoli erbaut. Es ist seiner Akustik wegen berühmt. Da es ziemlich verfallen war, wurde es im Jahr 1837 restaurirt, und nach den Zeichnungen Camporesi's dekorirt.

Theater Valle, vor Kurzem gleichfalls von Valadier restaurirt, und von Gianni dekorirt. Es gehört dem Marchese Capranica. Hier werden ausser dem Karneval auch im Frühjahr und Herbst Opern und recitirte Stücke aufgeführt.

Theater Alibert. Dies war das erste Theater, wo man Opern und Ballette aufführte. Es wurde nach den Zeichnungen von Galli di Bibiena ausgeführt, und ist das grösste von allen. Es finden hier nur selten Vorstellungen von Volksschauspielen statt; während des Karnevals aber werden hier grosse Ballfeste veranstaltet.

Theater Capranica, alt und unbequem und nur noch für geringere Schauspiele benützt.

Theater della Pace. Dies soll das erste moderne Theater gewesen seyn, welches in Rom gebaut wurde. Man gibt hier nur noch Schauspiele für's Volk.

Theater Pallacorda, Marionetten und Pulcinell-Theater.

Theater Fiano, unter dem Palast der Herzoge von Fiano, das beste Marionetten Theater in Rom, wo besonders die Witze des Cassandro belacht werden.

Gasthöfe.

Hôtel de Londres, Hôtel de la grande Europe, beide auf dem spanischen Platz. — Les îles Britanniques, piazza del popolo. — Hôtel de Paris, Strada del Babbuino. — La grande Bretagne, ebendaselbst. — Hôtel d'Allemagne (Franz), via de Condotti.

Chronologische Tabellen der Kaiser und Päpste.

Kaiser.

723 a. Erb. d. St. *Cajus Cäsar Octavian*, nimmt den Titel Augustus und Kaiser an. — Augustus stirbt im J. 767. Er regierte 44 J. Die gemeine Zeitrechnung beginnt mit dem Jahr 754 der Erbauung Roms, und wir werden von nun an dieser folgen.

J. d. gemeinen Zeitrechnung.

14. *Tiberius*, regierte 22 J. 6 M. 26 T.
37. *Cajus Cäsar*, genannt Caligula, 3 J. 9 M. 29 T.
41. *Claudius Cäsar*, 13 J. 8 M. 19 T.
54. *Nero*, 13. J. 8 M. 29 T.
68. *Galba*, 7 M.
69. *Otho*, 3 M.
69. *Vitellius*, 11 M. 19 T.
69. *Vespasian*, 10 T.
79. *Titus*, 2 J. 2 M. 20 T.
81. *Domitian*, 15 J. 6 T.
96. *Nerva*, 1 J. 4 M. 11 T.
98. *Trajan*, 19 J. 6 M. 15 T.
117. *Hadrian*, 20 J. 11 T.
138. *Antoninus Pius*, 22 J. 7 M. 26 T.
161. *Marc Aurel*, 19 J. 10 T.
171. *Lucius Verus*, dem Reich zugesellt. 9 J.
180. *Commodus*, 12 J. 9 M. 14 T.
193. *Pertinax*, 2 M. 28 T.
193. *Didius Julianus*, 2 M. 5 T.
193. *Septimus Severus*, 17 J. 8 M. 3 T.
211. *Antoninus Caracalla*, 6 J. 2 M. und *Geta*, sein Bruder, im ersten Jahr getödtet.
217. *Macrinus* und *Diadumenus*, sein Sohn, 1 J. 2 M.
218. *Antoninus Heliogabalus*, 3 J. 9 M. 4 T.
222. *Alexander Severus*, 13 J. 9 T.
235. *Maximinus*, 2 J. 2 M.
237. {*Gordianus*, d. Ä.
{*Gordianus*, d. J. 1 J.
238. {*Maximus Pupienus* und
{*Clodius Albinus*, 1 J.
238. *Gordianus III.*, 5 J. 8 M.
244. {*Philippus* d. Ä. und
{*Philippus* d. J., sein Sohn, 5 J. 5 M.
249. *Decius*, 2 J. 6 M.
251. {*Gallus* und
{*Volusianus*, sein Sohn, 2 J. 4 M.
254. {*Valerianus* und
{*Gallienus*, sein Sohn, 15 J.
268. *Claudius*, genannt der Gothe, 2 J. 10 M.
270. *Aurelian*, 5 J.
275. *Tacitus*, 6 M.
276. *Florian*, 2 M.
276. *Probus*, 6 J. 4 M.
282. *Carus*, 1 J. 4 M.
Carinus und *Numerian*, 9 M.
284. *Diocletian*, 20 J.
286. *Maximian*, 19 J.
292. {*Constantius Chlorus* und
{*Maximianus Galerius*, 2 J. 3 M.
305. *Maximinus*, genannt Daza, 8 M.
306. *Konstantin I.*, genannt der Grosse, 30 J. 9 M. 27 T.
337. *Konstantin II.* Die Brüder Konstantin, Konstantius und Konstans theilten das Reich. Konstantin zu Rom, 13 J.
361. *Julian der Abtrünnige*, 1 J. 6 M.
363. *Jovianus*, 8 M.
364. *Valentinianus I.*, 12 J. 3 M. und *Valens*, 14 J.
375. *Gratianus*, 16 J. 1 T.
375. *Valentinianus II.*, 8 J.
379. *Theodosius*.
383. *Arcadius*.
395. *Honorius I.*, 28 J. 7 M.
408. *Theodosius II.*
421. *Konstantius II.*
425. *Valentinianus III.*, 29 J. 4 M. 21 T.
450. *Martianus*, 3 M. 5 T.
455. *Avitus*, 14 M.

457. *Leo* und *Majorianus*, 3 J. 4 M.
461. *Severus*, 3 J. 11 M.
467. *Anthemius*, 4 J. 11 M.
472. *Olybrius*, 7 M.
473. *Glycerius*, 1 J. 7 M.
474. *Zeno*, 1 J.
475. *Romulus Augustulus*, gen. Momillus, 10 M. Mit ihm endete das abendländische Kaiserthum.

Päpste.

Von dem h. Petrus bis zu Gregor XVI.

1. *St. Petrus* aus Galiläa, der erste unter den Aposteln, empfing die höchste kirchliche Gewalt von Christus selbst, um sie seinen Nachfolgern zu übergeben. Er hielt sich 9 Jahre lang im Orient auf, kam im Jahre 42 n. Chr. nach Rom, wo er 66 starb. Mit dem Jahre 41 beginnen nach der Chronik des *Eusebius* die 25 Jahre seiner päpstlichen Würde.
2. *St. Linus*, Märtyrer von Volterra in Toscana, erwählt im Jahr 66, regierte 11 J. 3 M.
3. *St. Anaklet*, Märt., 78 erw., reg. 12 J. 7 M.
4. *St. Clemens I.*, Märt. aus Rom, 91 erw., reg. 9 J. 6 M.
5. *St. Evarist*, Märt. aus Syrien, 100 erw., reg. 9 J. 3 T.
6. *St. Alexander I.*, Märt. aus Rom, 109 erw., reg. nicht vollständig 10 J.
7. *St. Sixtus I.*, Märt., Römer, 119 erw., reg. nicht ganz 9 J.
8. *St. Thelesphorus*, Märt., Grieche, 127 erw., reg. ungefähr 11 J.
9. *St. Higinus*, Märt. aus Athen, 139 erw., reg. 4 J. 9 M.
10. *St. Pius I.*, aus Aquileja, 142 erw., reg. ungefähr 15 J.
11. *St. Anicetus*, Märt. aus Syrakus, 157 erw., reg. ungefähr 11 J.
12. *St. Soterus*, Märt. aus Fondi, 168 erw., reg. ungefähr 9 J.
13. *St. Eleuterus*, Märt. aus Nicopolis, 177 erw., reg. 15 J. 1 M.
14. *St. Victor I.*, Märt., Afrikaner, 193 erw., reg. 9 J. 2 M.
15. *St. Zephirinus*, Märt. aus Rom, 202 erw., reg. ungefähr 17 J.
16. *St. Calixtus I.*, Märt., 219 erw., reg. ungefähr 4 J.
17. *St. Urban I.*, Märt. aus Rom, 223 erw., reg. 7 volle Jahre.
18. *St. Pontianus*, Märt., Römer, 230 erw., reg. 5 volle J.
19. *St. Anteros*, Märt., ein Grieche von Policastro, 235 erw.
20. *St. Fabian*, Märt., Römer, 236 erw., reg. 13 J. und ungefähr 1 M.
21. *St. Cornelius*, Märt. aus Rom, 251 erw., reg. 1 J. 3 M. 10 T.
22. *St. Lucius I.*, Märt. aus Rom, 252 erw., reg. ungefähr 3 M.
23. *St. Stephan I.*, Märt., Römer, 253 erw., reg. 4 J. 6 M.
24. *St. Sixtus II.*, Märt. aus Athen, 257 erw., reg. ungefähr 12 M.
25. *St. Dionysius*, Märt. aus Rom, 259 erw., reg. 10 J. 5 M.
26. *St. Felix I.*, Märt. aus Rom, 269 erw., reg. 4 J. 5 M.
27. *St. Eutichian*, Märt. aus Toscana, 275 erw., reg. 8 J. 11 M.
28. *St. Cajus*, Märt. aus Salona in Dalmatien, 283 erw., reg. 12 J. 4 M. 17 T.
29. *St. Marcellin*, Märt. aus Rom, 296 erw., reg. 8 J.
30. *St. Marcellus I.*, Märt. aus Rom, 308 erw., reg. 1 J. 7 M. 20 T.
31. *St. Eusebius*, Grieche, 310 erw., reg. 4 M.
32. *St. Melchiades*, Afrikaner, 311 erw., reg. 2 J. 6 M.
33. *St. Sylvester I.*, aus Rom, 314 erw., reg. 21 J. 11 M.
34. *St. Marcus*, aus Rom, 336 erw., reg. ungefähr 9 M.
35. *St. Julius I.*, aus Rom, 337 erw., reg. 15 J. 2 M. 15 T.
36. *Liberius*, aus Rom, 352 erw., reg. 14 J. 4 M. 2 T.

37. *St. Felix II.*, aus Rom, wird unter die Päpste dieses Namens gezählt, da er die päpstliche Gewalt während der Verbannung des Liberius ungefähr zwei Jahre lang, theils als sein Vicarius, theils als erwählter Papst ausübte; in der Folge legte er diese Würde nieder.

38. *St. Damasus I.*, von Vimaran in Portugal, 366 erw., reg. 18 J. 2 M.

39. *St. Siricius*, aus Rom, 384 erw., reg. ungefähr 14 J.

40. *St. Anastasius I.*, aus Rom, 398 erw., reg. 3 J. 10 T.

41. *St. Innocenz I.*, aus Alba, 401 erw., reg. völlig 15 J.

42. *St. Zosimus*, ein Grieche, 417 erw., reg. 1 J. 9 M. 9 T.

43. *St. Bonifaz I.*, aus Rom, 418 erw., reg. 3 J. 8 M. 6 T.

44. *St. Cölestin I.*, aus der Campagna, 422 erw., reg. ungefähr 10 J.

45. *St. Sixtus III.*, aus Rom, 432 erw., reg. ungefähr 8 J.

46. *St. Leo I.*, genannt der Grosse, Römer, 440 erw., reg. 21 J. 1 M. 4 T.

47. *St. Hilarius*, aus Sardus, 461 erw., reg. 6 J. 3 T.

48. *St. Simplicius*, von Tivoli, 467 erw., reg. 15 J. 11 M.

49. *St. Felix III.*, aus Rom, 483 erw., reg. 9 J.

50. *St. Gelasius I.*, aus Rom, 492 erw., reg. 4 J. 8 M.

51. *St. Anastasius II.*, aus Rom, 496 erw., reg. 2 M. 6 T.

52. *St. Symachus*, von Sardinien, 498 erw., reg. 15 J. 7 M.

53. *St. Hormisdas*, von Frosinone, 514 erw., reg. 9 J. 11 T.

54. *St. Johann I.*, aus Toscana, 523 erw., reg. 2 J. 9 M.

55. *St. Felix IV.*, 526 erw., reg. 4 J. 2 M.

56. *Bonifaz II.*, Römer, 530 erw., reg. 1 J. 1 M.

57. *Johann II.*, aus Rom, 532 erw., reg. 2 J. 4 M.

58. *St. Agapit I.*, aus Rom, 536 erw., reg. 10 M. 19 T.

59. *St. Sylverius*, Märt. aus der Campagna, 536 erw., reg. 2 J.

60. *Vigilius*, aus Rom, nach dem Tode des St. Sylverius als rechtmässiger Papst anerkannt, 538 erw., reg. 16 J. 6 M.

61. *Pelagius I.*, (Verweser), aus Rom, 555 erw., reg. 4 J. 10 M. 18 T.

62. *Johann III.*, aus Rom, 560 erw., reg. 13 J.

63. *Benedikt I.*, aus Rom, 574 erw., reg. 4 J. 1 M. 28 T.

64. *Pelagius II.*, aus Rom, 578 erw., reg. 12 J. 2 M. 10 T.

65. *St. Gregor I.*, aus Rom, genannt der Grosse, 590 erw., reg. 13 J. 6 M. 10 T.

66. *Sabinian*, von Volterra, 604 erw., reg. 1 J. 5 M. 9 T.

67. *Bonifaz III.*, aus Rom, 607 erw., reg. 8 M. 22 T.

68. *St. Bonifaz IV.*, aus Valeria, dem Land der Marsen, 608 erw., reg. 6 J. 8 M. 13 T.

69. *St. Deusdedit*, aus Rom, 615 erw., reg. 3 J. 1 M.

70. *St. Bonifaz V.*, aus Neapel, 619 erw., reg. 5 J. 10 M.

71. *St. Honorius I.*, aus der Campagna, 625 erw., reg. 12 J. 11 M. 16 T.

72. *Severin*, aus Rom, 640 erw., reg. 2 M. 4 T.

73. *St. Johann IV.*, aus Dalmatien, 640 erw., reg. 1 J. 9 M. 18 T.

74. *Theodor I.*, ein Grieche, 642 erw., reg. 6 J. 5 M. 9 T.

75. *St. Martin I.*, Märt. aus Todi, 649 erw., reg. 6 J. 2 M. 12 T.

76. *St. Eugen I.*, aus Rom, mit Zustimmung des noch lebenden Papstes St. Martin, am 8. Sept. 654 erw., reg. 2 J. 8 M. 24 T.

77. *St. Vitalian*, aus Segni in der Campagna, 657 erw., reg. 14 J. 6 M.

78. *Diodat*, aus Rom, 672 erw., reg. 4 J. 2 M.
79. *Donus I.*, aus Rom, 676 erw., reg. 1 J. 5 M. 11 T.
80. *St. Agathon*, aus Palermo, 678 erw., reg. 3 J. 6 M. 15 T.
81. *St. Leo II.*, aus Sicilien, 682 erw., reg. 10 M. 17. T.
82. *St. Benedict II.*, aus Rom, 684 erw., reg. 10 M. 12 T.
83. *Johann V.*, aus Antiochien, 685 erw., reg. 1 J. 10 T.
84. *Conon*, aus Thracien, 687 erw., reg. 11 M.
85. *St. Sergius I.*, aus Palermo, 687 erw., reg. 13 J. 8 M. 20 T.
86. *Johann VI.*, Grieche, 701 erw., reg. 3 J. 2 M. 11 T.
87. *Johann VII.*, Grieche, 705 erw., reg. 2 J. 7 M. 17 T.
88. *Sisinnus*, aus Sirien, 708 erw., reg. 20 T.
89. *Konstantin*, aus Sirien, 708 erw., reg. 7 J. 12 T.
90. *St. Gregor II.*, aus Rom, 715 erw., reg. 15 J. 8 M. 23 T.
91. *St. Gregor III.*, aus Syrien, 731 erw., reg. 10 J. 8 M.
92. *St. Zacharias*, Grieche, 741 erw., reg. 10 J. 3 M. 14 T.
93. *Stephan II.*, aus Rom, 752 erw., aber nicht geweiht, weil er drei Tage nachher starb.
94. *Stephan II.*, aus Rom, 752 erw., reg. 5 J. 29 T.
95. *St. Paul I.*, aus Rom, 757 erw., reg. 10 J. 1 M.
96. *Stephan III.*, aus Sicilien, 768 erw., reg. 3 J. 5 M. 27 T.
97. *Hadrian I.*, aus Rom, 772 erw., reg. 23 J. 10 M. 17 T.
98. *St. Leo III.*, aus Rom, 795 erw., reg. 20 J. 5 M. 16 T.
99. *Stephan IV.*, aus Rom, 816 erw., reg. 7 M.
100. *St. Pasqual I.*, aus Rom, 817 erw., reg. 7 J. 17 T.
101. *Eugen II.*, aus Rom, 824 erw., reg. 3 J. 3 M.
102. *Valentin*, aus Rom, 827 erw., reg. 1 M. 10 T.
103. *Gregor IV.*, aus Rom, 827 erw., reg. 16 J.
104. *Sergius II.*, aus Rom, 844 erw., reg. ungefähr 3 J.
105. *St. Leo IV.*, aus Rom, 847 erw., reg. 8 J. 3 M. 6 T.
106. *Benedict III.*, aus Rom, 855 erw., reg. 2 J. 6 M. 10 T.
107. *St. Nicolaus I.*, aus Rom, 858 erw., reg. 9 J. 6 M. 10 T.
108. *Hadrian II.*, aus Rom, 867 erw., reg. 5 J. 11 M.
109. *Johann VIII.*, aus Rom, 872 erw., reg. 10 J. 2 T.
110. *Marinus I.*, aus Gallese, 882 erw., reg. 1 J. 4 M.
111. *Hadrian III.*, aus Rom, 884 erw., reg. 1 J. 4 M.
112. *Stephan V.*, aus Rom, 885 erw., reg. 6 J.
113. *Formosus*, Bischof von Porto, 891 erw., reg. 4 J. 7 M.
114. *Bonifaz VI.*, aus Rom, 896 erw., reg. 15 T.
115. *Stephan VI.*, aus Rom, 896 erw., reg. 1 J. 3 M.
116. *Romanus*, aus Gallese, nach Andern aus Montefiascone, 897 erw., reg. 4 M.
117. *Theodorus II.*, aus Rom, 897 erw., reg. 20 T.
118. *Johann IX.*, von Tivoli, 898 erw., reg. 2 J. 15 T.
119. *Benedict IV.*, aus Rom, 900 erw., reg. 3 J.
120. *Leo V.*, aus Ardea, 903 erw., reg. 1 M. 9 T.
121. *Christoph*, aus Rom, 903 erw., reg. 6 M.

122. *Sergius III.*, aus Rom, 904 erw., reg. 7 J. 4 M.

123. *Anastasius III.*, aus Rom, 911 erw., reg. 2 J. 2 M.

124. *Landon*, aus Sabinum, 913 erw., reg. 6 M. 10 T.

125. *Johann X.*, aus Rom, 914 erw., reg. 14 J. 2 M.

126. *Leo VI.*, aus Rom, 928 erw., reg. 7 M. 5 T.

127. *Stephan VII.*, aus Rom, 929 erw., reg. 2 J. 1 M. 12 T.

128. *Johann XI.*, aus Rom, 931 erw., reg. 4 J. 10 M.

129. *Leo VII.*, aus Rom, 936 erw., reg. 3 J. 6 M. 10 T.

130. *Stephan VIII.*, aus Rom, 939 erw., reg. 3 J. 4 M. 15 T.

131. *Marinus II.*, aus Rom, 943 erw., reg. 3 J. 6 M.

132. *Agapit II.*, aus Rom, 946 erw., reg. 9 J. 7 M.

133. *Johann XII.*, aus Rom, 956 erw., reg. 8 J. Leo VIII. drängte sich 963 in die Papstwürde ein, wurde abgesetzt, bemächtigte sich aber am 24. Juni 964 derselben von Neuem wieder und behielt sie bis zu seinem Tode 965.

134. *Benedict V.*, aus Rom, 964 erw., reg. 1 J. und einige M.

135. *Johann XIII.*, aus Rom, 965 erw., reg. 6 J. 11 M. 6 T.

136. *Benedict VI.*, 972 erw., reg. 1 J. 3 M.

137. *Donus II.*, aus Rom, 974 erw., reg. 1 J. 6 T.

138. *Benedict VII.*, Conti aus Rom, 975 erw., reg. 8 J. 7 M.

139. *Johann XIV.*, Erzbischof von Pavia, 983 erw., reg. 9 M., wurde des Pontificats durch Francone beraubt, welcher sich unter dem Namen Bonifaz VII. der päpstlichen Würde bemächtigte. Schon als der Papst Benedikt VI. getödtet wurd, hatte er von dem heiligen Stuhl Besitz genommen. Er reg. 11 M. und starb 985.

140. *Johann XV.*, aus Rom, 985 erw., aber nicht geweiht, reg. nur wenige Tage.

141. *Johann XVI.*, 985 erw., reg. 10 J.

142. *Gregor V.*, ein Deutscher, 996 erw., reg. 2 J. 9 M. 12 T.

Johann XVII., genannt *Johann Philagatos*, aus Calabrien, bemächtigte sich im Verein mit Crescens, der päpstlichen Würde 997, wurde aber 998 durch den Kaiser Otho III. abgesetzt.

143. *Silvester II.*, aus Auvergne, 999 erw., reg. 4 J. 1 M. 10 T.

144. *Johann XVIII.*, aus Rapagnano, 1003 erw., reg. 4 M. 22 T.

145. *Johann XIX.*, aus Rom, 1003 erw., reg. 3 J. 5 M. 6 T.

146. *Sergius IV.*, aus Rom, 1009 erw., reg. 2 J. 9 M.

147. *Benedikt VIII.*, Conti aus Rom, 1012 erw., reg. 11 J. 9 M.

148. *Johann XX.*, aus Rom, Bruder des vorhergehenden Papstes, 1024 erw., reg. 9 J.

149. *Benedikt IX.*, aus Rom, Neffe der beiden vorigen, 1033 erw., reg. 10 J. 7 M. Dankte ab.

150. *Gregor VI.*, aus Rom, 1044 erw., reg. 2 J. 8 M. Dankte ab.

151. *Clemens II.*, Deutscher, 1046 erw., reg. 9 M. 15 T.

152. *Damas II.*, Deutscher, 1048 erw., reg. 23 T.

153. *St. Leo IX.*, aus dem Elsass, Vetter Kaiser Conrad des Saliers und Sohn Hugo's, Grafen von Egesheim, 1049 erw., reg. 5 J. 2 M. 18 T.

154. *Victor II.*, aus Schwaben, Sohn Hartwigs, Grafen von Calw, 1055 erw., reg. 2 J. 3 M.

155. *Stephan X.*, 1057 erw., reg. 9 M.

156. *Benedikt X.*, aus Rom, 1058 erw., reg. 9 M. Dankte ab. Mehre zählen ihn nicht zu den rechtmässigen Päpsten.

157. *Nicolas II.*, aus Burgund, den 28. Dec. 1058 erw., reg. 2 J. 6 M. 25 T.

158. *Alexander II.*, aus Mailand, 1061 erw., reg. 11 J. 6 M. 21 T.

159. *St. Gregor VII.*, aus Soana, 1073 erw., reg. 12 J. 1 M. 4 T.

160. *Victor III.*, aus Benevent, 1086 erw., reg. 1 J. 3 M. 24 T.

161. *Urban II.*, aus Rheims, 1088 erw., reg. 11 J. 4 M. 19 T.

162. *Pasqual II.*, aus Bieda, 1099 erw., reg. 18 J. 5 M. 14 T.

163. *Gelasius II.*, aus Gaeta, 1118 erw., reg. 1 J. 5 T.

164. *Calixtus II.*, geb. zu Quingei bei Besançon, 1119 erw., reg. 5 J. 10 M. 15 T.

165. *Honorius II.*, aus Bologna, 1124 erw., reg. 5 J. 18 T.

166. *Innozenz II.*, Römer, 1130 erw., reg. 13 J. 7 M. 10 T.

167. *Cölestin II.*, aus Citta di Castello, 1143 erw., reg. 5 M. 13 T.

168. *Lucius II.*, Caccianemici, aus Bologna, 1144 erw., reg. 11 M. 14 T.

169. *Eugen III.*, aus Pisa, 1145 erw., reg. 8 J. 4 M. 10 T.

170. *Anastasius IV.*, aus Rom, 1153 erw., reg. 1 J. 4 M. 24 T.

171. *Hadrian IV.*, ein Engländer, 1154 erw., reg. 8 M. 29 T.

172. *Alexander III.*, Bandinelli aus Siena, 1159 erw., reg. 21 J. 11 M. 23 T.

173. *Lucius III.*, aus Lucca, 1181 erw., reg. 4 J. 2 M. 25 T.

174. *Urban III.*, Crivelli aus Mailand, 1185 erw., reg. 1 J. 10 M. 25 T.

175. *Gregor VIII.*, aus Benevent, 1187 erw., reg. 1 M. 28 T.

176. *Clemens III.*, aus Rom, 1187 erw., reg. 3 J. 3 M. 9 T.

177. *Cölestin III.*, aus Rom, 1191 erw., reg. 6 J. 9 M. 10 T.

178. *Innozenz III.*, aus Agnani, 1198 erw., reg. 18 J. 6 M. 9 T.

179. *Honorius III.*, Savelli aus Rom, 1216 erw., reg. 10 J. 8 M. 1 T.

180. *Gregor IX.*, aus Agnani, 1227 erw., reg. 14 J. 5 M.

181. *Cölestin IV.*, Castiglione aus Mailand, 1241 erw., reg. 17 T.

182. *Innozenz IV.*, Fieschi aus Genua, 1243 erw., reg. 11 J. 5 M. 14 T.

183. *Alexander IV.*, aus Agnani, 1254 erw., reg. 6 J. 5 M. 14 T.

184. *Urban IV.*, aus Troyes in der Champagne, 1261 erw., reg. 3 J. 1 M. 4 T.

185. *Clemens IV.*, aus St. Gilles, 1265 erw., reg. 3 J. 9 M. 21 T.

186. *Gregor X.*, Visconti aus Piacenza, 1271 erw., reg. 4 J. 4 M. 10 T.

187. *Innozenz V.*, aus Tarant, 1276 erw., reg. 5 M. 2 T.

188. *Hadrian V.*, aus Genua, 1276 erw., reg. 38 T.

189. *Johann XXI.*, aus Lissabon, 1276 erw., reg. 8 M. 5 T.

190. *Nicolas III.*, Orsini aus Rom, 1277 erw., reg. 2 J. 8 M. 27 T.

191. *Martin II.*, aus Montpensier in der Touraine. Man nennt ihn auch Martin IV., weil die zwei Päpste Marinus ebenfalls unter dem Namen Martin aufgeführt werden; 1281 erw., reg. 4 J. 1 M. 4 T.

192. *Honorius IV.*, Savelli aus Rom, 1285 erw., reg. 2 J. 2 T.

193. *Nicolaus IV.*, von Ascoli, 1288 erw., reg. 4 J. 1 M. 14 T.

194. *St. Cölestin V.*, aus Isernia, dankte ab, 1294 erw., reg. 5 J. 9 M.,

195. *Bonifaz VIII.*, von Agnani, 1294 erw., reg. 8 J. 9 M. 18 T.

196. *St. Benedikt XI.*, von Treviso, 1303 erw., reg. 1 J. 8 M.

197. *Clemens V.*, aus Villandrau, im Bezirk von Bordeaux, 1305 erw., reg. 8 J. 10 M. 15 T. (Sitz der Päpste in Avignon.)

198. *Johann XXII.*, von Cahors, 1316 erw., reg. 18 J. 3 M. 28 T.

199. *Benedikt XII.*, geboren zu Saverdun in der Grafschaft Foix, 1334 erw., reg. 7 J. 4 M. 6 T.

200. *Clemens VI.*, geb. auf dem Schlosse Maumont, im Bezirk von Limoges, 1342 erw., reg. 10 J. 7 M.

201. *Innozenz VI.*, geb. bei Pompadour, im Bezirk von Limoge, 1352 erw., reg. 9 J. 8 M. 26 T.

202. *Urban V.*, geb. auf dem Schlosse Grisac, in dem Bezirk Gavaudan, 1362 erw., reg. 8 J. 1 M. 23 T.

203. *Gregor XII.*, geb. zu Maumont, im Bezirk von Limoges, 1370 erw., reg. 7 J. 2 M. 20 T.

204. *Urban VI.*, aus Neapel, 1378 erw., reg. 11 J. 6 M. 8 T. (Dieser residirte in Rom, während auch in Avignon ein Papst Clemens VII. residirt. Das grosse Schisma).

205. *Bonifaz IX.*, aus Neapel, 1389 erw., reg. 14 J. 11 M.

206. *Innozenz VII.*, aus Sulmona, 1404 erw., reg. 2 J. 21 T.

207. *Gregor XII.*, aus Venedig, 1406 erw., reg. nur 2 J. 6 M. 4 T. nach denen, welche sein Pontificat mit der 15. Sitzung des Conciliums zu Pisa für beendigt halten; aber 8 J. 7 M. 3 T. nach denen, welche es hinausschieben bis zur 14. Sitzung des Conciliums zu Konstanz, auf welchem er feierlich abdankte.

208. *Alexander V.*, von Candia, 1409 erw., reg. 10 M. 8 T.

209. *Johann XXIII.*, Cossa, von Neapel, 1410 erw., reg. 5 J. 13 T.

210. *Martin V.*, Colonna, aus Rom, 1417 erw., reg. 13 J. 3 M. 9 T.

211. *Eugen IV.*, aus Venedig, 1431 erw., reg. 15 J. 11 M. 20 T.

212. *Nicolaus V.*, aus Sarzano, 1447 erw., reg. 8 J. 19 T.

213. *Calixtus III.*, Borgia, Spanier, 1455 erw., reg. 3 J. 3 M. 29 T.

214. *Pius II.*, Piccolomini, aus Siena, 1458 erw., reg. 6 J. 11 M.

215. *Paul II.*, aus Venedig, 1464 erw., reg. 6 J. 10 M. 6 T.

216. *Sixtus IV.*, aus Rovera bei Savone, 1471 erw., reg. 13 J. 4 T.

217. *Innozenz VIII.*, Cibo, aus Genua, 1484 erw., reg. 7 M. 27 T.

218. *Alexander VI.*, Lenzoli Borgia, aus Valencia in Spanien, 1492 erw., reg. 11 J. 8 T.

219. *Pius III.*, Piccolomini, aus Siena, 1503 erw., reg. 26 T.

220. *Julius II.*, Rovera, aus dem Flecken Albizzola bei Savone, 1503 erw., reg. 9 J. 3 M. 20 T.

221. *Leo X.*, Medicis, Florentiner, 1513 erw., reg. 8 J. 2 M. 21 T.

222. *Hadrian VI.*, von Utrecht, 1522 erw., reg. 8 M. 6 T.

223. *Clemens VII.*, Medicis, aus Florenz, 1523 erw., reg. 10 J. 10 M. 6 T.

224. *Paul III.*, Farnese, aus Rom, 1534 erw., reg. 15 J. 29 T.

225. *Julius III.*, geb. zu Rom, 1550 erw., reg. 5 J. 1 M. 16 T.

226. *Marcellus II.*, von Montepulciano, 1555 erw., reg. 21 T.

227. *Paul IV.*, Caraffa, aus Neapel, 1555 erw., reg. 4 J. 2 M. 27 T.

228. *Pius IV.*, Medicis, von Mailand, 1559 erw., reg. 5 J. 11 M. 15 T.

229. *St. Pius V.*, geb. zu Bosco, einem Dorfe im Bezirk Tortona, 1566 erw., reg. 6 J. 3 M. 15 T.

230. *Gregor XIII.*, Buoncompagni, von Bologna, 1572 erw., reg. 12 J. 10 M. 28 T.

231. *Sixtus V.*, geb. zu Montalto, 1585 erw., reg. 5 J. 4 M. 3 T.

232. *Urban VII.*, aus Rom, 1590 erw., reg. 23 M.

233. *Gregor XIV.*, aus dem Mailändischen, 1590 erw., reg. 10 J. 10 M.

234. *Innozenz IX.*, aus dem Bolognesischen, 1591 erw., reg. 2 J.

235. *Clemens VIII.*, Aldobrandini, aus Fano, 1592 erw., reg. 13 J. 1 M. 4 T.

236. *Leo XI.*, Medicis, Florentiner, 1605 erw., reg. 27 T.

237. *Paul V.*, Borghese, aus Rom, 1605 erw., reg. 15 J. 8 M. 13 T.

238. *Gregor XV.*, Ludovisi, aus Bologna, 1621 erw., reg. 2 J. 5 M.

239. *Urban VIII.*, Barberini, aus Florenz, 1623 erw., reg. 21 J. 7 T.

240. *Innozenz X.*, Pamfili, aus Rom, 1644 erw., reg. 10 J. 3 M. 23 T.

241. *Alexander VII.*, Chigi, aus Siena, 1655 erw., reg. 12 J. 1 M. 16 T.

242. *Clemens IX.*, Rospigliosi, von Pistoja, 1667 erw., reg. 2 J. 5 M. 20 T.

243. *Clemens X.*, Altieri, aus Rom, 1670 erw., reg. 6 J. 2 M. 24 T.

244. *Innozenz XI.*, Odescalchi, von Como, 1676 erw., reg. 12 J. 10 M. 23 T.

245. *Alexander VIII.*, Ottoboni, aus Venedig, 1689 erw., reg. 1 J. 3 M. 26 T.

246. *Innozenz XII.*, Pignatelli, Neapolitaner, 1691 erw., reg. 9 J. 2 M. 16 T.

247. *Clemens XI.*, Albani, von Urbino, 1700 erw., reg. 1 J. 3 M. 26 T.

248. *Innozenz XIII.*, Conti, aus Rom, 1721 erw., reg. 2 J. 10 M.

249. *Benedikt XIII.*, Orsini, aus Rom, 1724 erw., reg. 5 J. 8 M. 24 T.

250. *Clemens XII.*, Corsini, Florentiner, 1730 erw., reg. 9 J. 6 M. 26 T.

251. *Benedikt XIV.*, Lambertini, aus Bologna, 1740 erw., reg. 17 J. 8 M. 17 T.

252. *Clemens XIII.*, Rezzonico, Venetianer, 1758 erw., reg. 10 J. 6 M. 18 T.

253. *Clemens XIV.*, Ganganelli, aus St. Angelo in Vado, 1769 erw., reg. 5 J. 4 M. 3 T.

254. *Pius VI.*, Braschi, von Cesena, 1775 erw., reg. 24 J. 6 M. 14 T.

255. *Pius VII.*, Chiaramonti, von Cesena, 1800 erw., reg. 23 J. 5 M. 6 T.

256. *Leo XII.*, Genga, geb. auf dem Stammschlosse Genga, 1823 erw., reg. 5 J. 4 M. 13 T.

257. *Pius VIII.*, Castiglione, von Cingoli, 1829 erw., reg. 1 J. 7 M. 29 T.

258. *Gregor XVI.*, Capellari, aus Belluno im Friaul, geb. den 18. Sept. 1765 und gew. 1831 den 2. Febr., gegenwärtig noch regierend.

Zwölftes Kapitel.

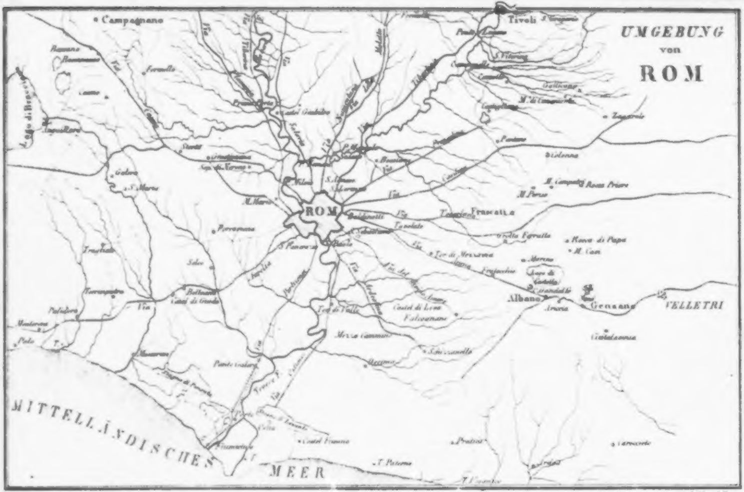
Umgebungen Rom's.

Ostia. – Ardea. Porto d'Anzio. Nettuno. — Ausflug auf der Via Appia bis gen Albano hin. Albano. Ariccia. Nemi. Monte Cavo. Albanersee. Castel Gandolfo. Marino u. s. w. Wanderung nach Grotta ferrata, Frascati, Tusculum und den Villen der Umgegend. — Ausflug nach Labico, Lago Regillo, Praeneste (Palestrina), Gabii, Collatium. — Tivoli, Villa Hadrians u. s. w. — Vor der Porta Pia. — Vor der Porta Salaria. — Auf der Via Cassia nach Veji. — Vor der Porta Portese.

Ostia.

Die Entfernung von Rom nach Ostia beträgt ungefähr 15 Miglien, und kann von Morgen bis Abend zurückgelegt werden. Doch entschliesst man sich nur selten zu diesem Abstecher, der im Ganzen nur wenig Ausbeute gibt, da man in und um Rom so viel des Interessantern findet. Man fährt zum St. Paulsthor hinaus. Eine Miglie vor der Stadt kommt man bei der St. Paulskirche vorbei und erreicht das linke Ufer der Tiber, wo man die kleinen Schiffe sieht, welche die Pozzolanerde laden, die einen trefflichen Cement gibt, mit dem ein bedeutender Handel getrieben wird. Man kommt durch Torre di Valle, dann nach der Meierei S. Ciryako, wo die h. Lucine ihre Besitzungen gehabt haben soll. Dann erreicht man das Wirthshaus Mezza Camino. Der kleine Fluss enthält Schwefelwasser. Hierauf ist man in Malafede, das vergeblich nach der Ehre geizt, sich als Buona fede zu giriren. Von Zeit zu Zeit sieht man noch Ueberbleibsel der alten Strasse. Die Brücke della Rivolta ist eine alte Construction aus Quadersteinen. Nach dieser Brücke kommen die Ueberbleibsel der Wasserleitung von Ostia, worauf man in den merkwürdigen Wald tritt, den Virgil besungen. Grabsteine und Marmortrümmer deuten uns an, dass wir uns der Stadt nähern.

Hier sind die grossen Kanäle, in die das Seewasser schon von Ancus Martius geleitet wurde, um den Salzbedarf für die Hauptstadt daraus zu gewinnen. Ein Damm aus Backsteinen trennt diese Salinen von dem sogenannten ostiensischen See oder Stagno di Levante, der durch Sumpf- und Regenwasser gebildet wird, und während des Sommers giftige Dünste rings umher verbreitet. Es wimmelt von Fischen, und im Winter bietet er dem Jäger eine reiche Beute an Wasservögeln. Die Cicerone dieser


UMGEBUNG
von
ROM
ROM
Tivoli
Campagnano
Lago di Bracciano
Galera
Frascati
Albano
Genzano
Ariccia
VELLETRI
Castel Gandolfo
Marino
Rocca di Papa
Palidoro
Maccarese
Castel di Guido
Tor di Valle
Castel di Leva
Mezza Cammino
Porto
Fiumicino
Castel Fusano
Pratica
MITTELLÄNDISCHES
MEER

Lith. v. J. Rosa

Gegend sind stets mit langen Flinten bewaffnet, was aber den Reisenden keinen Schatten von Besorgniss einflössen darf, da sie alle Jäger sind, und, wenn's keine Fremden herumzuführen gibt, sogleich wieder auf Wild aller Art Jagd machen.

Das *moderne Ostia* besteht aus wenigen Häusern, dem Palast des Bischofs, der kleinen Kathedrale aus dem 15. Jahrhundert und einem verlassenen Fort. Es erfüllt mit Trauer, diesen einst so blühenden Ort so herabgesunken zu sehen. Der Bischof hat in seiner Residenz die Alterthümer gesammelt, welche bei den jüngsten Nachgrabungen hier gefunden wurden. Die ganze Bevölkerung dieses elenden Dorfes übersteigt im Sommer nicht 15 bis 20 Individuen und im Winter nicht 100 bis 250.

Das *antike Ostia*. Wenn man aus dem Bereich des modernen ist, und auf der Strasse nach dem Flusse fortgeht, so sieht man bald Reste von Grabmälern. Hier lag sonst die alte Stadt am Meere, das sich jetzt aber zurückgezogen hat. Hier war die Kriegsflotte der Republik. Die Stadt sank, als Claudius den neuen Hafen am andern Arme der Tiber, nördlich von Ostia, erbaute, und vollends als Trajan die Fossa Trajana und die Stadt Portus anlegte, und so dem Flusse sein Wasser entzog. Mit dem Verfall des Reichs ging auch Ostia ganz zu Grunde. Links an der Strasse sieht man Reste eines Theaters, und von der Höhe dieser Stelle kann man sich noch ein Bild von dem Halbkreise entwerfen, den die alte Stadt umschrieb. Etwas weiter stösst man auf einen Tempel, vermeintlich des Jupiter, von dem noch die Mauern der Cella übrig sind. Ueberraschend ist noch die grosse Schwelle des Tempels aus afrikanischem Marmor, 18 F. lang. Vieles von den Ornamenten ist nach dem vaticanischen Museum gewandert. Ein rundes, unterirdisches Gemach mit Nischen Area di Mercurio, wahrscheinlich Area des Mercur, zeigt etwas von ziemlich erhaltener Malerei. Säulenfragmente, Piedestale mit Inschriften sieht man überall. Unweit von der Stelle, wo das Meer die Mauern der alten Stadt bespühlte, kommt man zu dem Thurm la Torre Bovacciano, von schönen Bäumen umgeben, der vielleicht zur alten Hafenmauer gehörte, und hier erblickt man die eigentliche Mündung der Tiber, die jetzt 3 Miglien von hier in's Meer fliesst. Die zweite, von Claudius gegrabene, heisst Fiumicino. Zwischen diesen beiden Armen des Flusses liegt die Insula sacra, wo die Dioskuren feierlich verehrt wurden. Sie hält 12 Miglien im Umfange und wird jetzt nur von Büffeln bewohnt.

Der *Thurm des h. Michael*, unter Julius II. nach dem Plane Michel Angelo's erbaut, um die Küste gegen die Saracenen zu vertheidigen.

Castel Fusano, 2 Miglien von hier, ein Landhaus der Fürsten Chigi. Es liegt in einem grossen Fichtenwald, der diesen Aufenthalt in der gesünderen Jahreszeit sehr angenehm macht. Hier öffnet sich eine prächtige Strasse an das Meer, mit alten Polygonen gepflastert, die von der Via Severiana genommen wurden, welche sonst von Ostia nach Terracina führte. Hier soll auch die Villa des jüngern Plinius gewesen seyn, die er selbst im 17. Briefe des II. Buchs beschreibt — sein *Laurentinum*. Man sieht einige Trümmer, die von ihr herrühren sollen. Noch immer aber blüht der Rosmarin hier üppig, wie zur Römerzeit.

Laurentinum, die alte berühmte Hauptstadt von Latium. Hier soll der König Latinus regiert haben, der Aeneas bei sich aufnahm, und ihm seine Tochter Lavinia zur Frau gab. Die Stadt soll ihren Namen von den vielen Lorbeerbüschen erhalten haben. Hier gründete Aeneas Lavinium. Jetzt sieht man nur noch unförmliche Ruinen davon in der Meierei Torre Paderno.

ARDEA. PORTO D'ANZIO. NETTUNO.

Nach Ardea führte der Weg durch die Porta Randusculana; später folgte man der appischen Strasse durch das jetzt so genannte St. Sebastiansthor bei der Stelle Domine, quo vadis. Jetzt zieht man es vor, durch das St. Paulsthor nach Ardea zu gehen, da man auf besserem Wege nur 20 Miglien dahin hat.

Diese Stadt, von einem Sohne des Ulysses mit der Circe gegründet, war die Residenz des Turnus, Königs der Rutuler. Ardea lag auf einem hohen Felsen, in den die Strassen gleichsam gehauen waren, und hatte mithin von der Natur seine Befestigung erhalten. Es befindet sich hier eine kleine Kirche, dem h. Petrus geweiht. Auch sieht man noch die alten Steinbrüche, aus denen die Steine zu den Mauern gezogen wurden. Im Mittelalter zerstörten die Saracenen die Stadt gänzlich. Wenige Bauern leben hier, welche im Dienste der Fürsten Borghese sind. Die hier herrschende Malaria ist zu fürchten.

Um nach *Antium* (Porto d'Anzio) zu gelangen, verlässt man Rom durch das Thor St. Giovanni, und wählt hinter dem Wirthshause delle Frattocchie die Strasse rechts. Antium ist 31 Miglien von Rom und 24 von Albano entfernt. Längs der Strasse findet man die Meiereien Polaverte, Torfalcone, Castelluccia, Monte Romano, Sta. Maria in Fornarola. Dann kommt man zum See von Turnus (Lago Giuturne). Hierauf folgen die Güter des Palasts Margano, Tor, Cancelliera, La Cecchina, Fontana di Papa, das Wirthshaus Civita Carrocetto. Hier muss man einen Führer nehmen, um sich nicht in dem Eichen- und Oel-Wald von Nettuno zu verirren, der sich bis an das Meer erstreckt und bei den Alten Silva Antiatina genannt wurde. Nachdem man 10 Miglien in diesem Walde gemacht hat, erreicht man *Antium*. Viele wollen, dass die Stadt vor der Ankunft des Aeneas, Andere, dass sie nach derselben erbaut wurde. Die Bewohner von Antium waren bald Feinde, bald Freunde der Römer, bis diese sie zu ihrer Kolonie machten. Von nun an verlebten Kaiser und Patrizier hier die schöne Jahreszeit. Nero und Caligula, die hier geboren waren, hatten in Antium ihre Villen. Von der Pracht, die hier herrschte, können die aufgefundenen Kunstwerke als Beweis dienen. Hier fand man den Apoll von Belvedere und den borghesischen Fechter. Antium lag auf einem Vorgebirge am Ende eines kleinen Meerbusens, an dessen östlichem Ende die Insel Astura liegt, wo Cicero seine berühmte Villa besass. Hier wurde Konradin von Schwaben durch jenen Frangipani, Herrn von Astura, verrathen, zu dem er sich geflüchtet hatte. Der neue Ort mit sehr wenigen Einwohnern hat einen Molo, den Innozenz XII. erbauen liess. Der Hafen versandet immer mehr. Den alten Hafen von Nero erkennt man noch deutlich, und es wäre möglich, diesen wieder herzustellen, welches der Stadt aufhelfen könnte. Die Corsini, Albani, Doria-Pamfili und Costaguti haben ihre Villen noch gleich den alten Römern hier, die man jedoch wegen der Aria Cativa im Sommer nicht bewohnen kann.

Nettuno liegt ungefähr eine Miglie von dem alten Hafen von Antium und hat seinen Namen von dem berühmten, von den Volskern gegründeten Tempel des Neptun, der in dieser Stadt sich befand, so dass man glauben kann, dass Antium sich bis hieher erstreckte. Gewöhnlich reist man zu Wasser in einer halben Stunde von Antium nach Nettuno, und sieht dann im Meere die Substructionen jenes prächtigen Tempelbaus. Das jetzige Dorf ist modern und das Fort aus dem 16. Jahrhundert. Auch hier haben verschiedene römische Fürsten ihre Villen. Die Einwohner, namentlich die Frauen haben eine fremdartige Tracht, die sich der morgenländischen nähert. Diese ganze Gegend war einst das Latium maritimum oder antiquissimum.

Ausflug auf der Appischen Strasse bis gen Albano hin.

Die Appische Strasse, auf welcher wir uns hier befinden, war die erste, die mit grossen Polygonen basaltinischer Lava gepflastert wurde, während alle andern Strassen nur mit Kies bestreut waren. Appius Claudius, Censor, fing sie zu bauen an im Jahr 444 n. R. Sie führte anfangs nur bis Capua, später aber bis zum Meere. Da sie die Hauptstrasse unter allen römischen war, so wurde sie vorzugsweise nach der Sitte der Alten mit Grabdenkmälern eingefasst.

Wir verlassen Rom durch das Thor St. Sebastian, und bemerken im Vorbeigehen, dass in dem Weinberge zur Rechten der Tempel des Mars extramuraneo befindlich gewesen seyn soll. Dann kommt man zu dem kleinen Flüsschen Almo (Almone, Acquatino), wo die Priester der Cybele alljährlich die Statue dieser Göttin abzuwaschen pflegten. Hierauf erblickt man ein Mauerwerk, welches die gewöhnlichen Ciceroni als das Grabmal der Horatia bezeichnen, die von ihrem Bruder vor der Porta Capena getödtet worden seyn soll. Da jedoch der Kampf der Horatier und Curiatier unter Tullus Hostilius stattfand, ehe Servius Tullius die Stadtmauern erweiterte, so befand sich damals die Porta Capena auch noch nicht hier, sondern am Fusse des Palatin, unweit der Kirche S. Gregorio. Daher jene Angabe der Ciceroni nicht richtig ist. Die Kirche ist der h. Maria delle Piante gewidmet. Dann folgt die kleine Kapelle Domine quo vadis *), wo die ardeatinische Strasse sich rechts von der appischen scheidet, und eine andere zur Linken nach dem Thal der Nymphe Egeria führt. In dieser Gegend wurden stets und werden noch Grabmäler aufgefunden, so wie griechische und lateinische Inschriften.

Der Basilica des h. Sebastian gegenüber sieht man Trümmer weitläuftiger Gebäude, die man früher wohl dem Kaiser Caracalla zuschrieb, die aber jetzt als eine *Villa des Maxenz* durch Inschriften erwiesen sind, die hier kürzlich auf Veranlassung von Torlonia aufgefunden wurden. Der Kaiser widmete diese Villa seinem Sohne Romulus 311 n. Chr. Hier sieht man zuerst einen *Tempel des Romulus* in Ueberresten auf und unter der Erde. Die Cella dieses Tempels war rund. Der unterirdische Theil scheint ganz die Gestalt des obern Tempels gehabt zu haben. Das Gewölbe wird von einem grossen achteckigen Pfeiler getragen. Es war zum Grabmal für die kaiserliche Familie bestimmt. Im Mittelalter nannte man dieses runde Gebäude Torre dei Borgiani, woraus man schliessen kann, dass während der Bürgerkriege sich hier Mitglieder der Familie Borgia aufgehalten haben. — Die zweiten Ruinen gehören dem Zirkus des Romulus, dem einzigen, der uns einen rechten Begriff von eine Zirkus der Alten beizubringen im Stande ist. Die Länge dieses Zirkus ist 1392 Fuss und seine Breite 328.

Das Mausoleum der Caecilia Metella. Auf einer kleinen vulkanischen Erhöhung seitwärts von der Appischen Strasse. Unter dem Fries liest man folgende Inschrift in grossen Charakteren:

Caeciliae. Q. Cretici. F. Metellae. Crassi.

Diese Caecilia war die Tochter des Metellus, der 685 n. R. Erb. Konsul war. Den Beinamen Creticus hatte er wegen der Besiegung der Insel Creta erhalten. Der Gemahl der Verstorbenen war Crassus, der ihr dieses Denkmal errichten liess. Auf einem viereckigen Unterbau erhebt sich das runde Gebäude, das sich wahrscheinlich in Kegelform schloss. Dieser Unterbau ist von der ursprünglichen Bedeckung mit Travertin entkleidet, und am runden Theil fehlt sie auch an vielen Stellen. Oben ziert das Monument ein Fries von Marmor mit Ochsenköpfen und Festons in Basrelief. Diese Ochsenköpfe sind der Grund, dass das Volk das Grabmal *Capo di bove* nennt. Man steigt seitwärts hinauf, wo ein Corridor in die innere Grabescella führt, die sich kegelförmig gegen die Decke verengt. Hier wurde unter Paul III. die Urne von Marmor gefunden, die man jetzt im Hofe des Palastes Farnese sieht. Im Mittelalter musste auch dieses Gebäude als Befestigung dienen, wie man noch aus Schiessscharten und dergleichen wahrnimmt. Das Ganze war mit einer Mauer umgeben, welche die benachbarten Wohnungen, 60 an der Zahl, mit dem Grabmale vereinigte.

---

*) Hier begegnete der aus dem Kerker entflohene Petrus dem Erlöser.

Wenn man von hier aus die Strasse weiter verfolgt, so trifft man die alte Via Appia mit ihren blauen Polygonen gepflastert. Auffallend ist ihre geringe Breite, die jedoch für die Wagen der Alten ganz hinlänglich war. Eine halbe Meile weiter ist das Grab des M. Servilius Quartus, welches Canova 1818 entdeckte. Die Appische Strasse geht in gerader Richtung nach Albano, an beiden Seiten eine fast ununterbrochene Reihe von Grabmälern zeigend. Man kann sie jedoch nur zu Fusse oder zu Pferde passiren. Zwischen der alten und neuen Appischen Strasse erblickt man eine Menge Ruinen, welche den Namen Roma vecchia führen. Viele wollen hierin den Pagus Lemonius erkennen. Die Nachgrabungen, welche die Torlonia, als Eigenthümer dieser Gegend, die ihnen den Titel der Marchese von Roma vecchia verschaffte, hier anstellen lassen, haben nichts Bestimmtes darüber zu Tage gefördert. Die Ruinen bestehen in einer kleinen Brücke von einem Bogen über den Almone, zwei Triclinien, einer Art von Amphitheater, einem Aqueduct und einem Brunnen.

Auf der Strasse zum Thore St. Sebastian gelangt man zum Zirkus des Maxenz und kommt dann, sich rechts haltend, zum

Tempel des Bacchus, welcher jetzt in die Kirche St. Urban alla Caffarella umgewandelt ist. Man ist noch nicht darüber einig, wem der Tempel geweiht war. Viele meinen den Musen, andere dem Mars, der Ehre oder der Tugend. Ein runder Altar mit einer Inschrift und der Schlange des Dionysos deutet jedoch auf den Bacchusdienst hin. Besonders sind hier herrliche Arbeiten in Terracotta zu bemerken, welche die Erbauung in die Zeit der Republik versetzen, wo der Luxus, mit Marmor zu bauen, noch nicht üblich war. Der Erdbeben wegen, welche das Gebäude sehr beschädigten, mussten die Säulen mit Mauern verbunden werden. Das Innere der Cella hat drei Abtheilungen; die dritte enthält einen Fries mit Waffen und Kriegsmaschinen in Stucco ausgeführt, die Decke hat achteckige Felder, doch ist von den Basreliefs wenig mehr zu sehen. Die Säulen und Architrave von Marmor sind während der Kaiserzeit hinzugefügt worden. Da dieses Gebäude im Mittelalter Palumbium Vespasiani genannt wurde, so wird dieser Kaiser es wohl restaurirt haben. Die kleine, schön bepflanzte Erhöhung vor dem Tempel mag einige Gräber einschliessen.

Grotte der Nymphe Egeria. Dies ist eine künstliche Grotte mit Gebäuden, die man unweit von hier berührt. Das wirkliche Thal der Egeria soll nach Einigen an der alten Porta Capena am Cölius, oder am See von Nemi gewesen und dies nur eine Nachahmung desselben seyn. Man weiss, dass in ihr der zweite König Numa seine Zusammenkünfte mit der Nymphe Egeria gehabt haben soll. Die Gebäude sind offenbar aus der Kaiserzeit. Abgesehen von der Sage, so zeigt der Platz viel Malerisches, und wenn gleich der obere Theil des Gebäudes fehlt, so kann man doch von dem, was vorhanden ist, auf die einstmalige Form schliesern. Die grössere Grotte hatte den Eingang vorn, wie die Basis einer Säule darthut, welche auf das Vorhandenseyn einer zweiten schliessen lässt, die wahrscheinlich den Eingang schmückten. Die Nischen enthielten einst Statuen und Springbrunnen, wie man noch aus den Leitungen von gebrannter Erde wahrnehmen kann. An den Mauern werden Marmorfragmente wahrgenommen und der Boden war mit Serpentin bedeckt, welches abermals für die Kaiserzeit spricht.

Tempel des Gottes Rediculus. Zwei Miglien von Rom, in demselben Thale. Als Hannibal die Belagerung von Rom aufgab, erbauten die Römer an dem Platze, wo der Rückzug begann, einen Tempel, und weihten ihn dem Gotte Rediculus (a redeundo). Auf einer ziemlich hohen Substruction steht dieser kleine Tempel, dem der Portikus fehlt, von dem jedoch die innere Facade nebst der Thüre, zwei Fenstern, einer runden Nische über der Thüre, und ein Pilaster stehen geblieben sind; das Ganze mit schönem Stuck geziert. Es ist ein elegantes Gebäude aus der einfachen Epoche der Republik gewesen, das wahrscheinlich später restaurirt worden ist.

Von hier kehrt man durch das Thor St. Sebastian nach Rom zurück.

Albano, Ariccia, Nemi, Monte Cavo, Albanersee, Castel Gandolfo, Marino u. s. w.

Dies ist eine der angenehmsten Partien, die man von Rom aus machen kann, und die deshalb wohl auch von keinem Reisenden unterlassen wird. Man verlässt Rom durch das Thor S. Giovanni auf der Strasse nach Neapel, die man jetzt gewöhnlich die neue Appische Strasse nennt. Drei Miglien von der Stadt sieht man rechts die Mineralbäder von Acqua Santa, einem eisenhaltigen Sauerbrunnen. Die beiden kleinen Tempel links am Wege deuten den Ort an, wo Veturia ihren Sohn Coriolan zum Rückzuge bewog. Verbürgen lässt sich jedoch nichts hierüber. Man geht an der Osteria del Tavolato vorbei, an der sich die Bogen der Acqua Felice erheben, und sieht den mittelalterlichen Thurm „des Fiscale." Die erste Post heisst Torre di mezza via. Rechts liegen die Ruinen der Roma vecchia. Bei der zehnten Miglie erinnert der Schwefelgeruch an die Nähe der Solfatara. Hier fängt nun der Weg an sich zu heben, und man kommt zu dem Wirthshaus delle Fratocchie. Die Strasse zur Rechten führt nach Antium und Nettuno. Zwischen den Weinbergen erblickt man Trümmer unweit des Dorfes Bovilla genannt. Die Entdeckungen im Jahr 1823 lassen es ausser Zweifel, dass hier jene Station auf der Via Appia war, welche die Alten Bovillas nannten, und deren Einwohner, nachdem sie unter die Herrschaft von Alba Longa gekommen waren, Longani Bovillenses hiessen. Die Ruinen bestehen in einem Zirkus, einem Sanctuarium, einem Theater, einem Wasserbehälter, einigen Gräbern und einigen Ueberbleibseln alter Strassen. Der Zirkus ist noch am besten zu erkennen. Er war aus gut behauenen Blöcken Albanischen Steines erbaut, den man heut zu Tage Peperin nennt.

Auf der seit einigen Jahren bequemer gemachten Strasse gelangt man auf den Wiesen, genannt il Pascolare del Castel Gandolfo, die uns zu dem herrlichen Landhause der Herzoge von Torlonia führen. Ehe man nun noch Albano erreicht hat, überraschen uns links die grossartigen antiken Constructionen von fast pyramidalischer Gestalt und vier Stockwerken. Das Volk nennt dieses Denkmal das Grabmal des Ascanius. Der gelehrte Nibby glaubt, dass es das Grab Pompejus des Grossen sey. Man muss dieses Denkmal unter die unbestimmten einreihen.

Rechts lassen wir die kleine Villa Altieri und sind nun in Albano. Der Leser weiss, dass hier nicht Alba Longa gestanden. Die gegenwärtige Stadt Albano soll ihren Ur sprung aus der Zeit des Verfalls des westlichen Kaiserreichs haben und ihren Namen von dem Gebrauch der Römer herschreiben, die ihre Lust- und Sommerhäuser so nannten. Hier stand die Villa des Pompejus, Albanum Pompeji, daneben das Albanum Clodii. Zur Zeit der Gothen war die Stadt noch so unbedeutend, dass sie die Schriftsteller Piccola Città degli Albani nannten. Endlich aber wurde sie Albanum Augusti und Albanum Civitas im 5. Jahrhundert. Ihre Geschichte bietet wenig Interesse; sie wurde oft zerstört und dann wieder aufgebaut. Im 17. Jahrhundert verkauften sie die Savelli an Don Livio Odescalchi um 110.000 Thaler, der sie dann wieder dem Papst verkaufte. Sowohl die Fruchtbarkeit der Gegend, als die Hauptstrasse nach Neapel, die hindurchführt, beleben den Wohlstand der Einwohner, deren Zahl 5000 erreicht. Stets befindet sich eine Menge von Fremden hier, wodurch einige sehr gute Gasthäuser entstanden sind, von denen ich la ville de Paris als ganz vorzüglich bezeichnen will. La ville de Londres ist auch gut und die Post nicht übel, doch sticht sie gegen den erstgenannten Gasthof schon bedeutend ab.

Das Conservatorium von Jesus und Maria, so wie die St. Peterskirche sind auf alten Gebäuden construirt. In der Villa Doria will man einige Ueberbleibsel der Villa des Pompejus entdecken. Das Bedeutendste ist die Kirche Sta. Maria della Rotonda. In ihrer Nähe ist Mauerwerk von grossen Peperinstücken, aus denen man ein prätorianisches Lager deuten will, und daraus schliesst, dass die Kirche ein Minerventempel war. Auf der Höhe des Hügels, neben der St. Paulskirche, sieht man Reste eines Amphitheaters, das dem Domitian zugeschrieben wird. Von der Höhe erblickt man den schönen *Albanersee*, Rom, und so weit das Auge reicht, das mittelländische Meer.

Beim Ausgange aus Albano nach Neapel ist das Denkmal, welches das Grab der Horatier und Curiatier genannt wird. Es ist sehr alt, hat eine grosse viereckige Basis, auf welcher sich fünf Kegel erheben, von denen der mittlere grösser ist als die andern. In der Mitte des Sockels befindet sich die kleine Zelle, wo die Asche aufbewahrt wurde. Die fünf Kegel haben die Ansicht im Volke verbreitet, das es die drei Curiatier und zwei Horatier seyen, die hier begraben wurden. Allein nach Livius sind diese Gräber an einem andern Ort zu suchen. Die zwei Römer wurden nämlich näher zu Albano, die drei Albaner näher zu Rom, und zwar in abgeschiedenen Gräbern eingeschlossen. Auch glaubt man hier das Grab Pompejus des Grossen gefunden zu haben, da dessen Gattin Cornelia ihn bei seiner Villa begrub. Die fünf Kegel sollen auf die fünf Siege desselben hindeuten, allein die Einfachheit des Denkmals widerspricht dieser Annahme. Nibby hält dies Denkmal für das Grab Aruns, des Sohnes des Porsenna.

Ariccia wird von Albano nur durch einen tiefen Einschnitt in den Berg getrennt, der beide Städte trägt. Von der alten Stadt, die nach Virgil der Sohn des Theseus erbaut haben soll, sehen wir im Thale vor dem Thore del Parchetto noch einiges Mauerwerk. Wo jetzt das neue, in dem herrlichsten Schatten ruhende Dorf dieses Namens liegt, mag die Citadelle der alten Stadt gestanden haben. Merkwürdig sind hier die mächtigen, 50 Palmen hohen Substructionen der Via Appia zu betrachten. Sie bestehen aus grossen viereckigen Stücken von Peperin, die ohne Mörtel verbunden sind. Oft sieht man 21 solche Lagen Steine über einander, auf denen dann die Strasse hinläuft. Fussgänger umgehen den Krater des Sees von Ariccia bis nach Genzano und kehren dann auf der Poststrasse durch den malerischen Park der Prinzen Chigi, Orto di Mezzo, nach dem neuen Ariccia zurück. Mehr als durch die Alterthümer wird jeder Fremde sich hier durch die herrliche Natur angezogen fühlen. Die jetzige Bevölkerung beläuft sich auf 1000 Seelen. Die Ebene, welche jetzt der ehemalige Krater bildet, wird *Vallericcia* (Valle d'Ariccia) genannt. Das einzige bedeutende Gebäude ist hier der Palast Chigi. Die Kirche von Ariccia ist nach Bernini's Zeichnungen, und man sieht darin Gemälde von Vannini, Gemignani, Bourguignon u. s. w.

Galloro. Nach einer halben Miglie Weges kommt man durch einen lieblichen Wald nach der Kirche *Sta. Maria del Galloro*, welches man von Gallorum, einem Lager der Gallier, herleiten will. Indem man den Weg in dem Walde verfolgt und einen steilen Absatz hinaufsteigt, trifft man ein angenehmes Plätzchen, *dei sediloni di Genzano* genannt. Die grössere Allee leitet zu dem Palast der Herzoge von Cesarini, aus deren Garten man eine himmlische Aussicht auf den Spiegel der Diana oder den See von Nemi hat.

Der See von Nemi, der Lacus Nemorensis, oder wegen seiner stets ruhigen Fläche auch der Spiegel der Diana genannt, ist von dem geweihten Haine umgeben, dem Nemus der Alten. Wahrscheinlich ist der See ein ausgebrannter Krater. Der Basalt und ein krystallisirter Kiesel (Capillo) zeugen dafür. Jedoch ist schon in den entferntesten Zeiten an dieser Stelle ein See gewesen. In dem heutigen *Nemi* mag der Tempel der Diana Nemorensis gestanden haben. Mitten im See befand sich das berühmte Prachtschiff des Tiberius, eine Art von schwimmender Insel, die Gebäude und Gärten trug. Franz de Marchi erzählt, dass man im Jahre 1535 bei ruhigem Wetter und klarem Gewässer, die Form des Schiffes auf dem Grunde des Sees noch entdecken konnte. Balken und Bleiröhren, die man auffischte, trugen den Namenszug des Kaisers Tiber und benahmen allen Zweifel über die Zeit dieser Ueberreste. Aus den Röhren schloss man, dass auch Fontainen sich auf jenem sogenannten Schiffe befunden haben müssen. In den letzten Jahren machte Anchio Fusconi neue Versuche mit der Taucherglocke und war zwar so glücklich, mehre Fragmente aus dem Wasser zu ziehen, allein da sie sonst nichts Interessantes boten, als ihr hohes Alterthum, so gab man die Arbeiten wieder auf. Aus dem Holze wurden zum Theil Tabaksdosen, Stöcke u. dergl. verfertigt, die grösseren Fragmente werden in der vaticanischen Bibliothek gezeigt. Die in Paris befindliche Diana mit dem Reh ist hier gefunden worden. Das jetzige Dorf *Nemi* ist unbedeutend. Das Schloss gehörte den Frangipani, und bietet nichts Merkwürdiges als eine schöne Aussicht. In einem alten Gebäude wohnte der Maler Carlo Maratti, von dessen Malereien man hier noch Spuren an den Wänden findet. Durch den Wald nimmt man einen Führer, um sich auf den Gipfel des

Monte Cavo (Mons albanus) zu begeben. Zuerst kommt man nach der Madonna del tufo und zu dem kleinen Dorfe Rocca di Papa in einer einsamen und wilden Gegend. Hier soll die alte Veste von Alba Longa (Arx albana) gestanden haben. Nun gelangt man auf einen grossen, weiten Platz, der nach einer Seite offen, auf den andern von dem Albaner Gebirge eingeschlossen ist. Dies wird I campi d'Annibale genannt. Nach Einigen soll hier das Lager der Karthaginenser gewesen seyn, nach Andern aber die Römer ihr Lager gegen Hannibal hier gehabt haben, um den Tempel des Jupiter zu vertheidigen. Jetzt befinden sich hier die Eis- und Schneekeller, die während der heissen Jahreszeit Rom mit Kühlung und Erfrischungen versehen.

Wenn man von hier den Weg zur Rechten einschlägt, so findet man in einer Entfernung von ungefähr ¾ Miglien die Via triumphalis, die unter Alexander VII. von Trümmern und Schutt gereinigt wurde und sich jetzt in einem sehr brauchbaren und wohlerhaltenen Zustand befindet. Einige Steine des antiken Pflasters tragen die Anfangsbuchstaben N. V., welches man durch Numinis Via auslegt.

Auf dem Gipfel des Berges befand sich der berühmte Tempel des latinischen Jupiter, den Tarquinius Superbus, der letzte König von Rom, erbaut haben soll. Dieser Jupiter war eigentlich der zum Gott erhobene König der Lateiner, und darum lag sein Tempel hier auf der höchsten Spitze des Gebirges in dieser Gegend. Die Feste, die ihm gefeiert wurden, hiessen *latinae feriae* und wurden von den Konsuln im Beiseyn der Abgeordneten aller Städte Latiums begangen. Hier fanden auch die Triumphe der Feldherren statt, denen in Rom kein Siegeszug gestattet worden war. Was man jetzt noch von dem Tempel bemerkt, besteht in Quadern von Peperin, die zwar auf eine grosse Einfachheit, aber auch Festigkeit des Ganzen schliessen lassen. Was man bei den zahlreichen Nachgrabungen an Marmorstücken u. dgl. gefunden, ist hie und da zerstreut worden. Man will eben von diesen Unterwühlungen die Benennung *Monte cavo* herleiten. Oben findet der Wanderer jetzt ein Kloster der P. Passionisten, die Jeden gastfrei aufnehmen und dafür mit Dank ein Almosen empfangen. Die Höhe des Berges über dem Meere ist 2900 Fuss. Man überblickt von hier die Küste von Civitavecchia bis nach Terracina nebst den Ponza-Inseln.

Auf der Strasse nach Neapel und unweit des Sees machen wir den Abstecher nach dem freundlich gelegenen

Genzano, das seinen Namen wahrscheinlich von dem Beinamen der Diana, Cyntia, herleitet. Daraus wurde Cyntianum, Cingiano und endlich Genzano. Eine Ableitung, die selbst ein abgesagter Feind von dergleichen Dingen plausibel finden wird. — In dieser Gegend war es, wo Hippolyt verunglückte. Die ersten sichern Nachrichten von dem neuern Anbau an dieser Stelle hat man vom Jahre 1060. Jetzt ist es ein blühender Ort, von den üppigsten Fluren umgeben, der 4000 Einwohner zählt. Der Wein von Genzano ist leicht und wohlschmeckend. Hier wird alljährlich am Frohnleichnam das bekannte Fest l'Infiorata (das Blumenfest von Genzano) gefeiert. Die Einwohner schmücken dabei die Aussenseite ihrer Häuser mit einer Art von Blumenteppichen, die sie mit grosser Geschicklichkeit zu weben verstehen. Bei dieser Gelegenheit wimmelt es von Fremden und die reizenden Mädchen dieser Gegend lassen sich in ihrer überaus reichen und malerischen Landestracht sehen, die sie nur zwei oder dreimal des Jahres anlegen, und die aus Sammt und Gold und Silber besteht. Im Frühjahr und Herbst geniesst der Römer hier die reine und gesunde Luft des Gebirgs und zieht in langen Karawanen hieher. — In der Kirche der Dreieinigkeit ist ein Altarblatt von einem guten spanischen Meister.

Wer nach Neapel reist, geht von Genzano nach Velletri. Wenn man aber nach einem Wege von ungefähr drei Miglien sich rechts wendet, so erreicht man

Civita Lavinia, ein kleiner Flecken, einst das Lanuvium der Alten, dessen Ursprung sich in die fabelhafte Zeit verliert, wo hier Diomedes der Juno einen Tempel erbaut haben soll. Unter den Kaisern blühte die Stadt; Antonin wurde hier geboren. Bei den Einfällen der Barbaren wurde sie gänzlich zerstört und erhob sich erst im 12. Jahrhundert. Mauern und Trümmern aus dieser Zeit werden in der Gegend gesehen. Im 15. Jahrhundert war sie, wie wir sie noch jetzt erblicken, und kam in die Hände der Herzoge v. Cesarini. Die Landleute zeigen dem Reisenden einen eisernen Ring am Stadtthore, wo Aeneas sein Schiff befestigt haben soll, da früher das Meer bis hieher drang. Allein es darf wohl nicht erst gesagt werden, dass diess ein Mährchen ist. Die Aussicht ist entzückend; das Meer, Terracina, das Vorgebirge der Circe, Nettuno, Antium u. s. w. Häufig findet sich in dieser Gegend eine ziemlich grosse Art von Schlangen, deren schon Cicero erwähnte.

Von *Rocca di Papa*, das wir auf dem Wege nach Monte Cavo schon gesehen haben, dringt man durch einen herrlichen Kastanienwald zur Stelle, wo das alte

Alba longa lag (Das Franziskanerkloster Palazzola.) Askanius soll die Stadt gegründet haben. Jetzt sieht man nichts mehr von ihr. Ein Monument, in den Felsen gehauen, mit den 12 Fasces und einem curulischen Doppelsitze, zeigt, dass es das eines Konsuls, mithin aus der Zeit der Republik, ist. Den Nachforschungen der Archäologen ist es nicht gelungen, mehr über den Ursprung desselben zu erfahren. Im Jahr 1576 hat man jedoch kostbare Alterthümer hier gefunden. Das arme Kloster der Minoriten stammt aus uralter Zeit.

Von hier kommt man zu einem Kapuzinerkloster, dann zu den Mönchen von Castel Gandolfo, wo man im Schatten ausruht, um die Schönheiten des Albanersee's so recht überschauen zu können.

Villa des Domitian (*Albanum Domitiani*). Der Platz derselben ist jetzt grösstentheils von der köstlichen Villa Barberini eingenommen. Man sieht von jener nichts mehr als zwei über einander laufende Gallerien oder Corridors, welche während grosser Hitze oder Regenwetters zum Promeniren dienten.

Castel Gandolfo. Dies grosse Dorf wurde im Mittelalter erbaut. Die ersten Urkunden datiren aus dem 12. Jahrhundert. Die Familie Gandolfo gab ihm den Namen. Die Aussicht, welche den Albaner See und die Campagna beherrscht, gewährt der Lage eigenthümliche Reize. Urban VIII. liess das jetzige Lustschloss hier von Maderno, Breccioli und Castelli erbauen. Alexander VII. vollendete und vergrösserte dann das Ganze im Jahr 1661. Die Kirche des h. Thomas von Villanova wurde unter demselben Papste von Bernini erbaut und gilt für eines seiner besten Werke. Das Hochaltarblatt ist von *Pietro da Cortona*, und die Himmelfahrt der Jungfrau in einer der Seitenkapellen von *Carlo Maratti*. Das Schloss enthält nichts Sehenswerthes. Von hier steigen wir endlich auf höchst romantischem Pfade hinab zu dem tief unten liegenden zirkelrunden

Albaner See, der gleichfalls vulkanischen Ursprungs ist. Er hat 5 bis 6 Miglien im Umfange und in der Mitte eine Tiefe von 480 Fuss. Seine Ufer mit Wein und Boskets der anmuthigsten Pflanzen bedeckt, gewähren einen überaus lieblichen Anblick. Als die Römer Veji belagerten, wuchs plötzlich während einer grossen Dürre das Wasser dergestalt, dass man ein Austreten desselben befürchtete. Man befragte das Orakel, und dies sagte, dass die Römer Veji niemals einnehmen würden, wenn sie nicht dem See einen Abfluss verschafften. Dies war im Jahr 358, und ein Jahr später war der wunderbare

Emissario zu diesem Behufe vollendet, eines der ausserordentlichsten Römerwerke. Der Emissär beginnt am See, geht unter der Villa Barberini, und unter dem modernen Albano fort bis zu dem Bassin, wo die Einwohner ihre Wäsche zu reinigen pflegen. Noch jetzt ist dieses Werk, ohne alle Nachhilfe, seiner Bestimmung treu geblieben. Man besichtigt es durch Lichtchen, die man auf Stückchen Holz befestigt und hineinschwimmen lässt, wodurch dann eine grosse Strecke dieses unterirdischen Kanals erhellt wird. Dies macht einen sehr hübschen Effekt. — Nahe bei diesem Emissario befindet sich die *Grotta di Bergantino* oder das Bad der Diana. Es ist in den Felsen gegraben und mit Ziegeln bekleidet. Gegen Norden sieht man eine ähnliche Grotte. Sie dienten wahrscheinlich alle beide zum Baden. Auf dem Wege nach Marino, den man nun einzuschlagen hat, sieht man zur Rechten il Pascolare di Castello, die Viehweide von Castel Gandolfo.

Der nun folgende Wald ist das, was man mit dem Namen Valle ferentina belegt. Hier wurden die Versammlungen der Völkerschaften Latiums gehalten, nachdem die Römer Alba Longa zerstört hatten. Hier entspringt die Aqua ferentina, die man für einen Ausfluss des Albaner See's hält, und die von den Bewohnern von Marino il Capo d'Acqua genannt wird. Bei den Alten hiess diese Quelle gleichmässig Caput aquae ferentinae. Nun kommt man nach

Marino, gleichfalls modernen, d. h. mittelalterlichen Ursprungs, obgleich man den Namen von Marius oder Murena herleiten will, die hier ihre Villen gehabt haben sollen. In der Kirche ist ein **Guercino**, das Martyrium des h. Barnabas, jedoch durch Zeit und Retouchen sehr verdorben. In der Dreieinigkeitskirche ist ein **Guido Reni** aus seiner besten Zeit.

Von hier kann man über Castel Gandolfo, oder durch die schattige Galleria über Albano, endlich den Weg gerade abwärts über Torre di mezza via direkt nach Rom zurückkehren. Ein Weg führt jedoch nach Grotta Ferrata, wo man den Besuch Frascati's zugleich mitnehmen muss.

WANDERUNG NACH GROTTA FERRATA, FRASCATI, TUSCULUM UND DEN VILLEN DER UMGEGEND.

Auch zu diesem Ausfluge verlässt man Rom aus der Porta S. Giovanni. Bei dem Casino Baldinotti wendet man sich jedoch links von der Appischen Strasse und setzt die Wanderung auf der tusculanischen fort. Nach 2 Miglien sieht man hier die Leitungen der Acqua felice, Claudia und Marcia. Der Bogen ist die Porta furba, dem Andenken Sixtus V. errichtet. Der Berg, den man zu überschreiten hat, ist der Monte del Grano, wo man den Sarkophag des Kaisers Alexander Severus und seiner Gattin Julia Mammea *) fand und jene herrliche Kameenvase, die jetzt eine Zierde des britischen Museums ist *). Man erblickt nun die antiken Piscinen, wo die Gewässer sich reinigten, ehe sie nach Rom flossen, dann kommt man nach Sette Bassi, dem alten Fundus Bassi, das Konstantin dem Battistero vom Lateran zum Geschenke machte. Man erreicht Torre di mezza via von Frascati. Hier theilt sich der Weg; der zur Linken führt direkt nach Frascati, während wir aber den zur Rechten ergreifen, um vorher noch die grandiosen Trümmer der

Villa des Lucullus zu besuchen. Das Volk nennt gewöhnlich diesen Ort Marena oder gli Centroni, Worte deren Entzifferung nicht anzugeben ist. Das was man noch von der Villa sieht, besteht in Portiken, Sälen, Souterrains, an denen man jedoch die Restaurationen des Mittelalters deutlich sieht. Ein grosses Grabmal von runder Gestalt wird für das des Lucullus selbst ausgegeben. Jedoch ist dies nicht zu verbürgen. Links sieht man noch ein anderes Grabmal, von dem es eben so zweifelhaft ist, für wen es bestimmt war.

Grotta Ferrata ist noch 1½ Miglien von Frascati. Diese Abtei, griechischer Mönche vom Orden des h. Basil, wurde um das Jahr 1000 von zwei Heiligen gestiftet, die vor den Sarazenen hieher flohen. Die hier befindlichen Ruinen werden der Tusculanischen Villa des Cicero zugeschrieben. Allein sie sind viel eher als Reste der Fortsetzung der Villa des Lucullus zu betrachten, da es erwiesen ist, dass Cicero's Villa sich auf dem Berge neben der Stadt Tusculum befand. Die Abtei ist ganz wie ein Schloss des 15. Jahrhunderts gebaut. Die Kirche enthält nichts Ausgezeichnetes, allein in der *Kapelle des h. Nilus* sind grossartige Fresken von **Domenichino** von hohem Werthe, die derselbe in seinem 29. Jahre malte. Er wurde nämlich 1581 geboren und auf dem Plafond liest man die Jahreszahl 1610. Das Altarblatt ist von Hann. Carracci. Diese Gemälde hatten durch Feuchtigkeit sehr gelitten, und sind durch Cammuccini restaurirt worden. Auch findet sich die Marmorbüste Domenichino's hier, welche Kardinal Consalvi von Benincampi verfertigen liess.

---

*) Jetzt im capitolinischen Museum.

*) Die berühmte Portland-Vase.

Die Bibliothek der Abtei enthält viele griechische und lateinische Manuscripte.

Wenn man auf der Strasse zur Linken fortgeht, kommt man nach dem seiner herrlichen Luft wegen sehr beliebten

Frascati, welches nach der Zerstörung des alten Tusculum erbaut wurde. Die Einwohner dieser Stadt, welche bei der allgemeinen Zerstörung derselben im Jahr 1191 glücklich entkamen, flohen hieher, bauten sich Hütten aus frischen Zweigen (frasche) und gründeten so Frascati. Jetzt zählt die Stadt 5000 Einw. Sie hat in ihrem Innern nichts Sehenswerthes, und wir folgen daher am besten dem Weg, der nach den Ruinen von Tusculum führt, um die neuen Villen und andere Merkwürdigkeiten, die sich hier an einander reihen, im Fluge zu überschauen.

Villa Aldobrandini. Sie wird auch ihrer schönen Aussichten wegen Belvedere genannt. Clemens VIII. liess ihr die jetzige Gestalt durch Jacob della Porta geben. Dies war das letzte Werk des Künstlers, der einst im Zurückkehren von dieser Villa nach Rom starb. In dem Palaste sind schöne Deckengemälde von Arpino, und ausserdem sind die herrlichen Wasserkünste noch immer sehenswerth. Hier waren einst die bei den Alten so beliebten Wasserorgeln, wo der cadenzirte Ton der Springbrunnen einen zauberischen Effect, in der Art wie Aeolsharfen, hervorgebracht haben soll. Diese schönen Kunststücke waren von Joh. Fontana und Horaz Olivieri. Schade, dass Alles im Verfall begriffen ist; man hofft jedoch, dass der jetzige Besitzer, Don Franc. Borghese, für die Wiederherstellung Sorge tragen werde. — Hier lebte Domenichino eine Zeit lang, und von ihm sollen die Zeichnungen zum Apollosaal entworfen worden seyn, die später von seinem Schüler Alex. Fortuna ausgeführt wurden.

Die Kapuzinerkirche mit einem Gemälde von Giulio Romano: Die Jungfrau, St. Johann d. T. und St. Rochus vorstellend, einem St. Franziskus von Paul Brill und einem Kruzifix von Muziano. In der Sacristei zeigt man ein Kruzifix, das G. Reni gemacht haben soll.

Villa della Ruffinella, ehemals dem Prinzen von Canino, Lucian Bonaparte, gehörig, jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien. Die Architektur ist von Luigi Vanvitelli. Unter dem Eingangsportikus erblickt man verschiedene Antiken, die hier ausgegraben wurden. Auch hier findet man eine entzückende Aussicht.

Tusculum, dessen Gründung sich in die fabelhaften Zeiten verliert (Telegones, ein Sohn des Ulysses, soll es gegründet haben), war zu Cicero's Zeiten der Lustort der Römer, wo er, Lucullus, Cato und Andere ihre Villen hatten. Die Barbareneinfälle zerstörten auch diese Stadt. Im Mittelalter fiel sie der Familie Conti zu, die sich von ihr Grafen von Tusculanum nannten. Ein grosser Theil der alten Stadt ist verschüttet und bietet jetzt im aufgegrabenen Zustande fast einen Anblick wie Pompeji. Wir besuchen zuerst das *Amphitheater*, bekannt als Akademie des Cicero; der ganze Raum, den die Ruinen einnehmen, wird Scuola di Cicerone genannt. Das *Theater*, welches durch die Ausgrabungen des Prinzen von Canino erst recht als solches erkannt wurde. Es konnte 2500 Personen fassen. Daneben sieht man die Trümmer eines kleinen Gebäudes, das für ein Odeum gehalten wird, zum Behuf der Proben. Die *Piscina*, ein Wasserbehälter gleich hinter dem Theater, um den untern Theil der Stadt mit Wasser zu versehen. Die *Citadelle* (Arx Tusculana) auf der Höhe des spitz zulaufenden Felsens. Von dieser sieht man nur noch einiges Mauerwerk, da sie bei den Kämpfen des Mittelalters nothwendigerweise der Ort seyn musste, auf den die Feinde zuerst ihr Augenmerk richteten, um jede Vertheidigung der Stadt für die Zukunft unmöglich zu machen.

Die *Mauern des alten Tusculums*, welche man den eifrigen Nachforschungen des Archäologen Biondi verdankt, sind noch im besten Zustande. Das Thor mit den Ueberresten der Säulen ist noch sichtbar, eben so ein Emissär. Die hier veranstalteten Nachgrabungen haben zu verschiedenen Zeiten manches treffliche Werk alter Kunst zu Tage gefördert. — Zwischen den Trümmern sprossen jene wohlduftenden tusculanischen Veilchen hervor, deren schon Plinius erwähnt.

Wer nicht denselben Weg zurück machen will, kann sich durch einen Führer nach dem *Camaldulenserkloster* bringen lassen, wo jedoch nichts als eine schöne Aussicht und die Einsamkeit des Orts den Reisenden ansprechen wird. Von hier steigt man in ganz kurzer Zeit zur ungeheuern

Villa Mondragone hinab, die jedoch ganz in Trümmer verfallen ist. Der Baumeister des Casino's war Flam. Ponzio. Leider ist Alles in einem Zustande grenzenlosen Verfalls.

Villa Taverna liegt unter der vorigen und besitzt ein schönes Casino nach Zeichnungen von Vignola, das gut von den Fürsten Borghese erhalten wird. Einige Gemälde und der schöne Garten sind sehenswerth.

Von Frascati aus können wir auch noch folgende Villen in Augenschein nehmen.

Villa Falconieri (della Ruffina). Im Casino von Bernini sieht man Fresken von Carlo Maratti, Ciro Ferri, und Karikaturen von Ghezzi, Portraits der Familie Falconieri vorstellend, denen die Villa gehört.

Casino Marconi, ganz modern eingerichtet, doch dabei schöne Antiken enthaltend. Die Zeichnung zu diesem Gebäude lieferte Joh. Camporesi. Die sitzende Statue Canova's ist von Ceccarini.

Villa Conti, den Herzogen Cesarini gehörig. Nichts Sehenswerthes als einige Bilder moderner Maler.

Villa Odescalchi, sonst Montalto. Sie liegt höher als die Villa Conti. Das Casino enthält sehenswerthe Gemälde von Rubens, Domenichino, Hann. Caracci, Zuccari, Pannini.

AUSFLUG NACH LABICO, LAGO REGILLO, PRÄNESTE, GABII UND COLLATIUM.

Hier verlassen wir Rom aus der *Porta Maggiore*, die auch Prænestina hiess. Das Erste, was uns auffällt, sind die Trümmer der Wasserleitungen. Die Strasse theilt sich in zwei Arme. Der linke führt nach Gabii, den wir bei unsrer Heimkehr kennen lernen werden; wir wählen für jetzt den rechten. Nach drei Miglien haben wir Torre Pignatara erreicht, mit den Kirchen der h. Petrus und Marcellin und der h. Helena. Den obigen modernen Namen hat der Ort von den hier in Anwendung gebrachten Topfgewölben und seinen andern Töpferarbeiten (Pignatte). Zwei Miglien weiter ist man in Torre nuova, das alte Pupinia, der Landsitz des Attilius Regulus. Schloss und Kirche sind mit einem anmuthigen Pinienhaine umgeben, der in dieser kahlen Gegend eine doppelt schöne Wirkung hervorbringt.

Man kommt hierauf nach der Osteria *del Finocchio*, von dem Fenchel so genannt, der hier im Uebermaasse wächst, endlich nach zurückgelegten 13 Miglien befindet man sich am

Lago Regillo, jetzt einem kleinen Sumpfe, wo sich die berühmte Schlacht zwischen den Römern und Lateinern, 254 n. Roms Erb. zugetragen hat.

Das verfallene Dorf *Colonna*, welches man nun erreicht, soll den Platz bezeichnen, wo das alte *Labicum* gestanden, das schon zu Tibers Zeiten nicht mehr existirte. Man fand hier Inschriften, welche sich auf dessen einstmaliges Daseyn an dieser Stelle bezogen haben. Im Mittelalter kam das Dorf in den Besitz der Colonna, die ihm den Namen gaben, da es nicht gut denkbar ist, dass dieses mächtige Geschlecht seinen Namen dem elenden Dorfe entlehnte.

Links vom Wege haben wir den Berg Pantanello, wo die Acqua felice entspringt, und erreichen die Osteria St. Cäsareo, wo sich die Wege nach Valmontone und Präneste theilen. Wir wandeln auf der letzten Strasse fort und erreichen endlich, nach einem Marsche von drei Miglien,

Palestrina (Präneste), eine der ältesten Städte, deren Gründung dem Caeculus, einem Sohne Vulkan's, oder dem Praeneste, einem Sohne des Königs Latinus, zugeschrieben wird. Sylla zerstörte die Stadt und liess alle männlichen Einwohner tödten. Die Weiber und Kinder liess er aber leben und theilte das Gebiet der Stadt unter seine Soldaten. Die gesunde Lage und die Annehmlichkeit des Aufenthalts in dieser Gegend bevölkerte den Ort bald wieder und die vornehmen Römer hielten sich häufig hier auf. Im Mittelalter war das Schicksal Palestrina's das aller übrigen Städte Italiens. Das bedeutendste Denkmal ist hier der *Tempel der Fortuna praenestina* oder Primigenia, wo die Orakel (Sortes Praenestinae) ertheilt wurden. Jetzt ist die Stadt ein unbedeutendes Eigenthum der Familie Barberini.

Die jetzige Stadt steht auf der Stelle des alten Fortunatempels. Vor Allem nehmen wir hier im *herrschaftlichen Palaste* (Palazzo baronale)

Die Pränestinische Mosaik in Augenschein. Sie wurde im 17. Jahrhundert aufgedeckt und hieher gebracht, wo sich sonst die Cella des Fortunatempels befunden hat. Diese Arbeit wurde unter der Leitung Pietro's da Cortona vorgenommen. Ueber den Gegenstand, welchen diese Mosaik vorstellt, sind die Archäologen nicht einig. Zu bemerken ist, dass jedes der häufig darauf angebrachten Thierbilder seinen Namen in sehr deutlichen griechischen Charakteren neben sich hat, wodurch man auf griechischen Ursprung schliessen könnte. Allein man kann das Nilpferd, den Ibis und die Giraffe unterscheiden, und dies lässt wieder auf ägyptischen Ursprung schliessen. Es ist schade, dass man diese merkwürdige Arbeit in einem feuchten und dunkeln Lokale aufbewahrt.

Auf dem höchsten Gipfel des Berges liegt der Felsen, Arx Praenestina, der die Stadt vertheidigte.

Die schöne *Kirche der h. Rosalie* ist noch zu besehen. Eine Gruppe der Pietas, in den Felsen gehauen und als Altarbild dienend, wird ohne Grund für ein Werk M. Angelo's ausgegeben. Die Gruppe ist grossartig, aber unvollendet, und der Marmorblock zwang den Künstler, das eine Bein des Heilands unmässig zu verkürzen. Auf der Höhe des Felsens erblickt man noch die cyclopischen Mauern des alten Praeneste. Die jetzige Veste enthält das Schloss der Colonna; die alte St. Peterskirche hat ein Altarbild von Peter v. Cortona, das durch Nässe sehr gelitten hat. Die Aussicht von der Höhe ist eine der interessantesten und weitesten über Rom und alle seine Umgebungen.

In der Stadt fehlt es nicht an Führern, die uns gern zu allen übrigen Merkwürdigkeiten bringen, die jedoch von keiner grossen Erheblichkeit sind, wesshalb ich sie hier übergehe.

Gabii. Von S. Pastore nach Cavamonte, von wo die Strasse rechts nach Tivoli führt, ziehen wir die Strasse links und kommen nach Pantano de' Grifi, einer Meierei der Borghese. Hier ist der Gabinische See und rings umher sieht man das unter dem Namen Lapis Gabinus bekannte vulkanische Produkt, eine Art von Peperin, jedoch härter und dichter als dieser. Der See wird jetzt gewöhnlich See von Castiglione genannt, von einem alten Schlosse des Mittelalters, welches so hiess. Die Ruinen desselben sieht man noch am Ufer. Auch Lago di Pantano heisst der See, nach einer nahe gelegenen Meierei des Fürsten Borghese.

Gabii war eine der mächtigsten Städte Latiums, und Tarquinius Superbus kam in ihren Besitz durch Kriegslist. Während der Republik hatte die Stadt viel zu leiden; allein unter August hob sie sich wieder wegen ihrer Mineralquellen. Im Jahr 1792 liess der Fürst Borghese unter Hamiltons Leitung Nachgrabungen anstellen, wobei Skulpturen aller Art und viele Inschriften zum Vorschein kamen. Man sah sie in der Villa Borghese aufgestellt. Später kamen sie mit allen übrigen Sammlungen dieses Hauses nach Paris, und das, was an Ort und Stelle aufgegraben war, ist wieder zugeschüttet worden.

Collatium. Bei der Osteria dell'Osa liegen einige Ruinen, im gemeinen Leben Castellaccio genannt. Hieher verlegen die Alterthumsforscher das berühmte Collatium. Man zeigt einiges Mauerwerk als den Platz, wo Lucretia gestorben seyn soll, allein kein Grund ist vorhanden, um dies zu verbürgen.

Tivoli, Villa Hadriana u. s. w.

Um diesen interessanten Ausflug zu machen, zieht man durch die Porta Tiburtina, jetzt S. Lorenzo genannt. Die Strasse, der man folgt, ist die Tiburtinische. Die neuere weicht jedoch von der ältern ab, und nur zwischen der 9. und 10. Miglie sieht man noch etwas von dem alten Pflaster, das hier 12 Fuss in der Breite hat. Nachdem man bei der Basilica S. Lorenzo vorbei ist, erblickt man in einem Weinberge zur Linken ein Grabmal, das einem Günstling und Freigelassenen des Kaisers Claudius gehört haben soll. Nachdem man 4 Miglien zurückgelegt hat, überschreitet man den Anieno, gewöhnlich Teverone genannt, auf dem Ponte Mammolo. Wahrscheinlich wurde diese Brücke von Totila zerstört und von Narses wieder aufgebaut. Sie ist von Tuff und von aussen mit Travertinblöcken bekleidet. Hierauf kommt man nach Forno und über den kleinen Fluss Magliano; dann folgen die Meiereien Marco Simone, Torre Rosso, Cavalieri, Castel Arcioni, zuletzt die Osteria Martellone. Hier beginnt das tiburtinische Gebiet. Links vom Wege ist ein See, Lago de' Tartari, der die Eigenschaft hat, alle Pflanzen an seinem Ufer mit einer Steinmasse zu überziehen. Es kommen Leute an die Wagen der Reisenden, welche dergleichen zum Verkauf anbieten. Eine halbe Miglie weiter macht sich ein fataler Geruch bemerkbar, der von einem Schwefelwasser herrührt, über das man fährt, und das aus den Seen der Solfatara kommt. Dies sind die Aquae albulae, ihrer bläulich weissen Farbe wegen so genannt. Die alten Schriftsteller priesen schon ihre Heilkräfte. Sie bestehen aus drei kleinen Seen, dem Lago delle Isole natanti, dem L. S. Giovanni und L. delle Colonelle. Rechts von der Brücke der Solfatara befindet sich die Ruine eines alten Grabmals, das lange Zeit für das des Plautius Lucanus galt. Man hält diese Trümmer auch für Thermen des Agrippa, für einen Tempel der Cybele, des Herkules und der Hygiaea. Nach einer Miglie erblickt man die berühmten tiburtinischen Steinbrüche, aus denen die prächtigsten Gebäude des antiken und modernen Roms hervorgingen, da sie den schönen Baustein liefern, der im gewöhnlichen Leben Travertin genannt wird. Rechts von der Strasse liegt nun eine alte Kapelle aus den Zeiten Hadrians IV. Jetzt erreicht man den Ponte Lucano, der von Plautius Lucanus 100 Jahre vor unserer Zeitrechnung erbaut wurde. Auch diese Brücke wurde von Totila zerstört und von Narses wieder aufgebaut. Ihr zur Linken jenseits des Flusses erhebt sich das wirkliche Grabmal der Familie Plautia in der Art desjenigen der Cäcilia Metella. Zur Zeit Pauls II. wurden Befestigungen hinzugefügt. Zwei Inschriften in griechischem Marmor bezeichnen den Zweck des Gebäudes. Indem man jetzt seinen Weg unter schönen Oelbäumen fortsetzt und rechts die Villa des Hadrian lässt, die wir auf dem Rückwege betrachten wollen, erreicht man endlich

Tivoli (Tibur). Ausgewanderte Sikuler sollen die Stadt 462 Jahr vor R. E. gegründet haben, weshalb sie in den frühesten Zeiten Sicilion genannt wurde. Ihre Lage machte, dass sie nach dem Fall des Reichs während der Gothenkriege mitfigurirte. Totila nahm die Stadt ein, und liess alle Einwohner tödten, im Jahr 544 n. C. Im Jahr 547 fing Totila jedoch wieder an, sie aufzubauen. Von nun an hatte die Stadt gleich allen andern eine lange Reihe von Drangsalen zu bestehen.

Tivoli liegt auf einer Höhe am Abhange der Appenninen, wo diese sich mit den Abruzzen vereinigen. Es hatte oft von den Ueberschwemmungen des Anieno zu leiden. Die Stadtmauern sind aus dem Mittelalter und die Einwohnerzahl steigt bis auf 7000. Zwei recht gute Gasthöfe, la Regina, auf dem Platze und la Sibilla, neben dem Sibyllentempel, mit einer himmlischen Aussicht, können bei einem längeren oder kürzeren Aufenthalte empfohlen werden. Das Klima wird nicht für gesund gehalten, und schon Horaz nannte es das feuchte Tibur. Die Strassen sind winklich und schmutzig, und bei Weitem nicht so einladend, als die von Albano. Die Stadt hat ein ganz modernes Ansehen und besitzt Fabriken und vielen Gewerbefleiss. Trotz dieses neuern dem alten gegenüber auffallenden Charakters wird man doch noch immer im Volke selbst einen starken und edlen Ausdruck, und bei den Mädchen eine gänzlich antike Haltung entdecken. Der Reisende thut am besten, so bald als möglich die Mauern zu verlassen, um sich in der schönen Natur frei zu bewegen. Ich will das Merkwürdigste hier aufzeichnen.

Herkulestempel. Er stand da, wo jetzt die dem h. Lorenz geweihte Kathedrale sich befindet. Er war einer der berühmtesten in Latium und enthielt grosse Schätze. Herkules war der griechische Schutzpatron Tivolis. Wenn August die Villa seines Freundes Mäcen in Tivoli bewohnte, so pflegte er unter dem Portikus dieses Tempels Gericht zu halten. Jetzt sieht man von diesem nur einen Theil der Cella hinter der Tribune des modernen Chors der Kathedrale.

Tempel der Vesta oder der Sibylle. Er liegt auf einem malerischen Punkt des Felsens, von dem sich gegenüber der grosse Wasserfall herabstürzt, und interessirt also in doppelter Hinsicht. Der Tempel selbst ist von vortrefflicher Bauart, halbrund, aus Travertin und von korinthischer Ordnung. Von den ursprünglichen 18 Säulen sind nur noch 10 vorhanden. Von der Inschrift ist nichts mehr zu lesen, als *E. L. Cellio. L. F.* Stufen führten zum Tempel, wie man noch sehen kann. Die Nische im Innern der Cella soll in dem Mittelalter hinzugekommen seyn, als der Tempel in eine Kirche verwandelt worden war. Pius VII. liess rings umher eine Brustwehr von Eisen aufführen, damit man die schöne Aussicht mit grösserem Behagen geniessen könne. Die Benennung des Tempels der Sibylla ist wohl fälschlich, da sowohl die runde Gestalt als auch der besondere Vestadienst in Tivoli den Tempel mit Recht der Vesta zuerkennen. Auch hat die Strasse, die dahin führt, immer Strasse der Vesta geheissen. Wahrscheinlich ist die Zeit der Erbauung die letzte der Republik gewesen zwischen Sylla und August. Wenn der Name Cellius, den man an der Inschrift liest, der des Erbauers ist, so könnte man annehmen, dass es das Jahr 682 n. R. Erb. und 71 v. Chr. Geb. war, wo L. Cellius Prokonsul in Griechenland und Konsul in Rom war.

Tempel der Sibylla. Dieser Name wird jetzt einem kleinen viereckigen Tempel gegeben, der neben dem runden befindlich ist, und in eine Kirche des h. Georg verwandelt wurde. Der einzige Beweis, den man dafür hat, dass dies ein der tiburtinischen Sibylla geweihter Tempel war, ist ein Basrelief, auf dem sich das Portrait der Sibylla befunden haben soll, wie sie neben dem Flusse Anieno die Orakelsprüche löst. Dies Basrelief ist jedoch schon längst zerstört worden, als man nachgrub, um darunter einen Schatz zu suchen; mithin bleibt Alles zweifelhaft. Viele andere, aus Inschriften hergeleitete Vermuthungen mag ich der Ungewissheit wegen nicht angeben. Der Tempel ist dorischer Ordnung und das Ganze aus Travertin, jedoch von geringerer Art.

Fall des Anieno. Dies ist wohl das Interessanteste, was Tivoli bietet, und ich darf behaupten, dass der Besuch dieser Wasserfälle eine der angenehmsten Parthien war, die ich in meinem Leben gemacht habe. Neben dem kleinen Tempel der Sibylla führt ein angenehmer und durchaus gefahrloser Weg, gut geschützt gegen den Abgrund hin, nach der *Grotte des Neptun.* Dieses sichere Hinabsteigen verdankt man, wie vieles Andere in ähnlichem Bereiche, dem Grafen Miollis, Gouverneur von Rom zur napoleonischen Zeit. Im Hinabsteigen sieht man deutlich, dass der Felsen unter dem Tempel der Vesta einst unter dem Wasser gewesen seyn muss, und dass mithin dieser Tempel am Ufer des Flusses gestanden. Auch zeigt der Führer die Spur eines Rades in diesem Felsen. So gelangt man zur Grotte, in die sich der Strom mit wildem Brausen stürzt. Man verfolgt den Lauf des Wassers durch viele Bogen der Grotte, und da überall Brustwehren und gute Stiegen angebracht sind, so kann man sich ohne Besorgniss dem Genuss überlassen, der sich hier darbietet. Jedoch soll man nichts Tollkühnes versuchen, da auf diese Weise doch schon manches Opfer gefallen ist. Wenn man von der Grotte die Blicke aufwärts kehrt, so sieht man den zweiten Fall und die Ruinen der Villa des Vopiscus. Unten befindet sich der sogenannte Kanal des Bernini oder die Stipa, von einem Prälaten so genannt, der auf diese Weise bei Anschwellung des Stroms dem Wasser einen Abfluss verschaffte. Wenn die Arbeiten, die jetzt im Werke sind, beendigt seyn werden, so wird in der Neptungrotte so wenig Wasser enthalten seyn, dass man ihre Wunder ganz in der Nähe wird schauen können.

Grotte der Sirenen. Indem wir denselben Weg hinaufsteigend, sehr bald rechts einen Seitenpfad einschlagen, kann man auf einem zwar sichern, jedoch etwas beschwerlicheren Wege als der vorige diese Grotte besuchen, wo der Fluss sich ganz zu verlieren scheint und erst unterhalb der Stadt wieder zum Vorschein kommt. Der hier stark unterminirte Boden, der Unvorsichtigen wohl Gefahr drohen könnte, hat in Verbindung mit den anlockenden Schönheiten der Natur dieser Stelle eben den Namen der Sirenengrotte erworben. Wenn wir hier nun zur Stadt zurückkehren, so begeben wir uns nach der Brücke, welche

Die grosse Cascade beherrscht. Der Fluss stürzt sich hier von einer ziemlich grossen Höhe, allein die Vorsorge der Regierung hat ihm das Malerische genommen, indem sie ihn in feste Gränzen bannte, um möglichen Verwüstungen, womit er oft die Stadt bedrohte, vorzubeugen. Doch alles dieses ist jetzt überflüssig gemacht durch den

Grossen Emissär des Berges Catillo. Er wurde nach der traurigen Katastrophe im Jahr 1826 angefangen, und geht durch den genannten Berg in einer Länge von 291 Meter und in einer Breite von 25.

Die Villa des Quintilius Varus. Dieser Varus war derselbe, den unser Hermann besiegte. Die Kirche der Madonna di Quintiliolo deutet auf seinen Namen. Die Ruinen bestehen in sehr grossen Substructionen aus den gewöhnlichen kleinen Quadern von einem Kalkstein gebildet, den man Palombino nennt. Hier fanden sich bedeutende Kunstwerke. Nicht weit von den Ruinen sieht man noch eine Cisterne, die von 24 Pfeilern getragen wird. Die Aussicht, die man von hier hat, wird noch reizender durch den Anblick

Der Cascatellen. Der Anieno bildet sie hier auf einem immer grünen Teppich, nachdem er durch die Villa des Mäcen geflossen und dort verschiedene Fabrikwerke getrieben hat. Der Ungestüm dieser kleinen Fälle, die vielen Arme, die Sprünge, die sie machen, und die durch den steten Wasserstaub immer blühende Rückwand ergötzen das Auge auf die mannigfachste Weise. Am besten geniesst man diesen Anblick von unten in einem den Cascatellen gegenüberliegenden Weinberge. Wir begeben uns von hier durch einen Hain von Olivenbäumen zwischen Ueberresten antiker Villen nach dem Orte, der Ponticelli genannt wird und zu dem

Ponte dell' Acquoria. Diese hölzerne Brücke hat ihren Namen von Acqua oria, d. i. Aqua aurea, einem kleinen Bache, der in den Anieno fällt. Daneben und zwar im Trockenen, da der Strom seinen Lauf verändert hat, sieht man die antike Brücke aus grossen Travertinmassen, Ponticelli genannt. Von hier steigt man den Hügel nach Tivoli hinauf. Man besucht nun gewöhnlich eine Grotte, die künstlich in einen Felsen halb gemauert ist, und welche die Cicerone mit dem seltsamen Namen des *Tempels der Welt* belegen. Diese Grotte ist etwas über 11 Meter lang und über 6 breit. Sie hat fünf Nischen im Hintergrunde und ihre Höhe entspricht ihrer Breite. — Eine alte Ruine, die wahrscheinlich ein Grabmal war, allein im 10. Jahrhundert zu einer christlichen Kirche umgestaltet worden ist, wie man noch aus den zwar groben aber heiligen Malereien abnehmen kann, führt den Namen *Tempel des Hustens*. Bekanntlich hatten die Römer aber aus dem Husten keine Gottheit gemacht, und diese Benennung könnte eher aus dem Mittelalter stammen, wo man die Jungfrau als besondere Beschützerin gegen diese Krankheit hier anbeten mochte. Wirklich ist sie hier mit offenem Munde abgebildet. Nach Einigen soll der Name von dem Grabmale der Familie Tossia herrühren, das hier gestanden haben soll. Das Gebäude zeigt eine herrliche Bauart, und gleicht in Etwas dem Tempel der Minerva Medica in Rom.

Villa des Mäcenas. Diese von Horaz so hoch gepriesene Villa kam nach dem Tode ihres Erbauers, C. Cilnius Mäcenas, als Erbtheil an August. Sie war so gross, dass die tiburtinische Strasse mitten hindurchlief, von einem Gewölbe überdeckt, welches man jetzt noch Porta oscura nennt. Das Ganze bestand aus zwei Stockwerken; das untere nahmen die Sclaven ein. Obgleich die Villa des Mäcen vielfach beschrieben wurde, so gibt es doch Leute, welche behaupten, die Ruinen, die man jetzt so nennt, seyen öffentliche Gebäude zum Nutzen des Publikums gewesen. Jetzt ist der Anieno durch die Ruinen geleitet worden und treibt die hier errichteten Fabriken und Eisenhämmer der Herren Graziosi und Cu landi, wodurch diese Trümmer vor vielen andern an malerischem Charakter und Leben gewonnen haben. Wenn man von hier durch die Porta del Colle nach Tivoli zurückkehrt, so bemerkt man einige Ueberreste der alten Stadtmauer, aus grossen

Peperinmauern, wie sie bei allen Städten des alten Latiums angetroffen werden.

Beim Eintritt in die Stadt erblickt man links die Pforte, die durch eine Allee hundertjähriger Pinien und Cypressen zur *Villa d'Este*, der einst so prächtigen Sommerwohnung Hippolyts von Este, Sohnes des Herzogs Alfons von Ferrara, führt. Sie soll über 1 Million römischer Scudi gekostet haben. Die Zeichnungen wurden von Pirro Ligorio geliefert und Orazio Olivieri schuf die Wasserkünste. Diese sind so herrlich, dass M. Angelo selbst die dell'Ovato die Königin der Fontänen nannte. Schade, dass dieses einzige Monument moderner Pracht in Tivoli in einem so hohen Grade kläglichen Verfalls sich befindet. Die Aussicht von der Terrasse des Palastes nach den noch immer herrlichen Anlagen des Gartens und darüber hinaus in die Gegend ist überraschend. Hier sind Bäume und grüne Hecken, Architektur, die Blumenparterres Mosaik. Man weiss, dass dieser Aufenthalt Tasso zur Schilderung des Palastes der Armida begeisterte. Die Wasser des Anienes durchfliessen die Villa in allen Richtungen und beleben eine Menge von Wasserkünsten. Bei meiner Anwesenheit im Herbste 1838 wurde daran gearbeitet, Manches davon wieder in Stand zu setzen. Namentlich geschah dies auch, wie es schien, mit dem lächerlichen und geschmackwidrigen Abbilde Rom's und seiner Denkmäler aus Mastix. Die herrlichen Cypressengruppen dieser Villa sind gebührend anzuführen. Der jetzige Besitzer ist der regierende Herzog von Modena, dem man hoffentlich die Erhaltung dieses schönen Denkmals zu verdanken haben wird.

In dem Palaste sind noch einige Fresken von Zuccheri, Muziano und andern Malern jener Zeit, die jedoch auch sehr gelitten haben. Als merkwürdig ist noch zu erwähnen, ein h. Bernhardin von Siena, der dem Giotto zugeschrieben wird, und wenigstens aus seiner Schule ist.

Nach einer kleinen Ruhe wird man hoffentlich Kräfte genug gesammelt haben, nach der so viel gerühmten

Villa des Hadrian sich zu begeben. Diese Ruinen liegen auf dem Territorium des Herzogs von Braschi und man muss, um sie zu besichtigen, sich vor der Abreise von Rom mit einer Erlaubniss dazu versehen. Nachdem der Kaiser Hadrian alle Provinzen seines grossen Reichs kennen gelernt hatte, schuf er diesen Lustsitz, um darin Alles zu vereinigen, was ihm am meisten gefallen hatte, und sich so — nach modernen Begriffen — ein kolossales Album von Reiseerinnerungen zu verschaffen. In einem Umkreise von 10 Miglien sollten sich ausser dem weitläufigen Kaiserpalaste die Wohnungen für die Prätorianer, die Theater, Bibliotheken, Thermen und Tempel befinden. Ferner ein Lyceum, eine Akademie, ein Prytaneum, die Pöcile von Athen, das Canopus Aegyptens, das Thal Tempe Thessaliens, ja selbst die Orte des zukünftigen Lebens, wie sie die Dichter beschreiben, Elysium und Tartarus, sollten sich hier vereinigt finden. Im Ganzen war diese Idee jedoch keine glückliche zu nennen und die Villa des Hadrian muss den Eindruck eines englischen Parks nach grösstem Maassstabe wohl im besten Falle gemacht haben. Dergleichen buntes Aneinanderreihen war gewiss jener Zeit der grossen Denkmale durchaus unwürdig. Von allem Grossen und Herrlichen, das diese Villa einschloss, ist jedoch jetzt nichts übrig als einige kahle Ruinen, in einer ungesunden, sumpfigen Gegend, von reichen Gruppen aus Feigenbäumen, immergrünen Eichen, Cypressen und Epheuranken umgeben. Merkwürdig ist es, dass eine fremde, sehr wohlriechende Blume hier nur allein gedeiht. Vielleicht verpflanzte sie Hadrian auch aus einem fremden Himmelsstriche hieher und aus keimt sie allein noch fort, diese ewige Pflanze, während die Trümmer der Tempel und Paläste die Erde bedecken, die ich hier nennen will, wie sie sich dem Blicke nach einander zeigen.

1. *Theater.* Gleich beim Eingang sehen wir es neben einem modernen Casino.

2. *Palästra*, den gymnastischen Uebungen bestimmt. An den wenigen Resten, die davon sichtbar sind, entdeckt man noch Spuren von Stuck und Malerei.

3. *Nymphaeum.* Jetzt ist eine ländliche Wohnung (Casino) darauf gebaut, in der man noch herrliche Stuckaturreste findet. Die Form war ein Halbzirkel mit grossen und kleinen Nischen.

4. *Pöcile.* Von diesem Gebäude ist nichts mehr als eine lange, hohe Mauer vorhanden. Man weiss jedoch, dass das Pöcile von Athen ein Portikus war, in dem die Kriegsthaten der Athenienser abgebildet wurden.

5. *Tempel der Stoiker.* Ein Halbkreis mit 7 Nischen, in denen vielleicht die 7 Weisen Griechenlands aufgestellt waren.

6. *Schwimmschule.* Ein Gebäude von runder Form. Das Volk nennt es Wassertheater. Hier fand man den berühmten Faun von Rosso antico des Vaticans.

7. *Bibliothek.* Hier waren die griechischen und lateinischen Büchersammlungen. Das Gebäude der lateinischen Bibliothek befindet sich noch in einem besseren Zustande, als das andere.

8. *Der kaiserliche Palast*, auf dem höchsten Punkte der Villa gelegen und alles Uebrige beherrschend. Diese grossen Massen, ganz mit Epheu umzogen, bieten einen wahrhaft malerischen Anblick. Man kann zwar nicht mehr von dem Vorhandenen auf die ehemalige Pracht schliessen, doch bürgt dafür die grosse Menge kostbarer Säulen, die man hier gefunden hat. Im Innern sieht man noch Spuren von Malerei.

9. *Stadium.* Hier wurden die Kämpfe der Gladiatoren gehalten. Die Gestalt kam den römischen Zirken gleich. Man kann noch Spuren der Säle und Portiken entdecken.

10. *Tempel.* Man weiss nicht, welcher Gottheit er geweiht war, und man kann annehmen, dass Hadrian hier nur die Formen eines Tempels nachahmen wollte, der ihm auf seinen Reisen besonders gefallen hätte.

Thermen. Die Ruinen, die südlich vom Tempel gesehen werden, sollen Thermen gewesen seyn, allein sie sind so unbestimmt und zerfallen, dass man weder auf die Gestalt noch Bestimmung dieser Gebäude nur im entferntesten schliessen könnte.

Canopus, ein im Aegyptischen Style erbauter Tempel. Alles was hier von Statuen u. s. w. gefunden wurde, trug dies Gepräge. Wir haben diese Gegenstände im Capitol gesehen. Die Gottheit, die hier verehrt wurde, bestand in einer bedeckten Vase mit Hieroglyphen und einem Menschenkopfe, als Symbol der mystischen Quelle des Nil, der Aegypten befruchtet. Der Tempel stand in einem 200 Meter langen und ungefähr 76 Meter breiten Thale, welches mit Wasser angefüllt und mit Portiken und Läden umgeben war. Man verfügte sich in geschmückten Barken zum Tempel. Diese Ruinen sind wohl die noch am besten erhaltenen der Villa Hadrian's und man kann sich hier von der Gestalt und Pracht dieses Gebäudes noch einen Begriff machen.

Wohnung der Prätorianer. Hier hauste die kaiserliche Leibwache. Man nennt diese Ruinen gewöhnlich die 100 Kammern (Cento Camerelle). Sie liegen in zwei auch drei Stockwerken vertheilt und waren durch einen von aussen herumlaufenden Gang, eine Art von Balkon verbunden. Die jetzige Verbindung im Innern ist modern. Der runde Saal diente entweder als Wachtstube oder zur Wohnung für den Präfecten.

Von den übrigen Gebäuden sieht man nicht die geringste Spur mehr, und es bleibt einem Jeden überlassen, ob er sich von dem Cicerone herumführen lassen will, um in klassischen Erinnerungen zu schwelgen und sich sagen zu lassen, wo das Elysium, das Lyceum, das Tempe und die übrigen Theater waren.

Die *Akademie* bestand in Gärten mit Alleen und bedeckten Gängen, wo man spazierengehend literarische und wissenschaftliche Gespräche führte. Sie soll hinter dem Canopus gewesen seyn.

Von *der Hölle* sieht man noch in einem kleinen, durch Kunst angelegten, Thale eine grosse Nische und zwei Eingänge (Fauces Orci) nebst unterirdischen Gängen, die wahrscheinlich während der grossen Hitze zum Promenieren dienten.

Nach Hadrian's Tode wurde diese grossartige Villa bald vernachlässigt. Schon Caracalla entwendete vieles von den Kunstschätzen zur Ausschmückung seiner Thermen. Unter Konstantin und seinen Nachfolgern wurde endlich Alles geraubt, um die Hauptstadt des Orients damit zu bereichern. Totila's Krieger vollendeten den Ruin und im 16. Jahrhundert machte man Kalk aus dem Marmor der Villa Hadriana, um die Bauwerke des modernen Roms aufzuführen.

Von der Porta Pia. Grab der h. Constanze. Columbarium. Pons Nomentanus. Der h. Berg.

Ein kleiner Ausflug, der in wenigen Vormittagsstunden abgethan werden kann. Die Porta Pia wurde nach einem Plane von **M. Angelo** unter Pius IV. angelegt, ist aber noch jetzt nicht vollendet. Interessant ist die Aussicht durch das Thor, wenn man sich demselben von der Stadtseite nähert. Sonst war an dieser Seite, jedoch etwas mehr rechts, die Porta Nomentana, und die Strasse führte daher denselben Namen. Nomentum war ein Sabinisches Municipium und heisst jetzt Mentana, ein Lehen des Hauses Borghese, 12 Miglien von Rom.

Vor diesem Thore liegen die Villen Patrizi, Massimi, Bolognetti, Torlonia, und die Kirche St. Agnes ausser den Mauern, die wir bereits kennen gelernt haben.

Auch besucht man hier das *Grab der beiden h. Konstanzen*, jene Kirche, wo die Schwester und die Tochter Konstantin's die Taufe und dann ihre Ruhestätte erhielten. Es soll hier früher ein Bacchustempel gestanden haben.

Das *Columbarium*, ein gut erhaltenes Denkmal in der Vigna Rufini, welches 1822 aufgegraben wurde, und die Grabstätten der Freigelassenen aus dem ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. enthält.

Die *Nomentanische Brücke*, wurde nach ihrer Zerstörung durch Totila, unter Nicolaus V. von Narses wieder hergestellt, wie sie noch jetzt gesehen wird.

Monte Sacro (Mons Sacer). Hieher verfügten sich die Plebejer, zum ersten Male 261 n. R. Erb. und verschanzten sich, als sie von den Patriziern unterdrückt wurden. Zum zweiten Male geschah dasselbe im Jahr 305, als das Volk von den Decemvirn zu leiden hatte und durch den Tod der Virginia zum höchsten Grade des Zorns gebracht worden war.

Von der Porta Salaria. Pons Salarius. Villa des Phaon.

Das Thor wurde unter Aurelian angelegt. Die sehr alte Strasse erhielt ihren Namen, weil die Sabiner auf ihr das Meersalz nach ihren Bergen führten.

Ungefähr drei Miglien ausserhalb des Thors befindet sich der Ponte Salario, einer der ältesten Roms. Die jetzige Bauart rührt gleichfalls von Narses her. Hier verübte Titus Manlius Torquatus seine Heldenthat.

Hinter der Brücke liegt rechts ein hoher, viereckiger Thurm aus dem Mittelalter, der auf einem antiken Mausoleum ruht.

Die *Villa des Phaon* befand sich ungefähr eine Miglie von der Brücke und unweit der Meierei la Serpentara. Sie gehörte dem Freigelassenen Nero's, Phaon. Man zeigt noch eine Grotte, wo Nero sich verborgen hielt und einen Teich, aus dem er seinen Durst löschte und der jetzt Lago della Serpentara heisst.

Die Villa Spada, die wir schon kennen, liegt auf dem Schlachtfelde, wo Narses 556 den Totila besiegte. Die Trümmer auf der Höhe sollen das alte *Fidenae* gewesen seyn.

AUF DER VIA CASSIA NACH VEJI.

Die Via Cassia führte über Bolsena und Arezzo nach Florenz. Wenn wir hier über den kleinen Fluss Acqua traversa gekommen sind, so sehen wir links von der Strasse

Das *Grabmal des Pub. Vibius Marianus*, welches im Volke das Grabmal des Nero heisst. Es trägt folgende Inschrift:

Diis manibus sacrum. Publii Vibi Publii Filii Mariani . . . . proconsuli et praesidi Provinciae Sardiniae Primipili Peregrinorum Bis, Tribuno Cohortium X. Pr . . . viae, VI. Urbanae IIII. Vigilum, Praefectus Legionis II. Italicae Pro Praefectus Legionis III. Gallicae, Centurio Frumentarius Oriunda Ex Italia Julia Dertona. Patri Dulcissimo Et Reginiae Maximae Matri Carissimae Vibia Maria Maxima Cali Filia et Heres.

Nach den Skulpturen zu urtheilen ist diese Arbeit aus der Zeit des Sept. Severus.

Anstatt von hier links, auf der Claudia nach la Storta, der ersten Station vor Rom, zu gehen, schlägt man die Strasse rechts ein und bleibt so auf der Cassia. Nachdem man 10 Miglien zurückgelegt hat, gelangt man endlich nach der Meierei Isola Farnese und befindet sich in dem Platze, wo das alte *Veji*, die gefährlichste Nebenbuhlerin des jungen Roms und jene der etruskischen Städte, die ihm am nächsten war, lag. Nach langen, blutigen Kämpfen, nahm Marcus Furius Camillus die Stadt im Jahre 354 n. Erb. R. Die alte Stadt lag zwischen dem jetzigen Schlosse del' Isola und dem Ponte Sodo. Sie soll sechs Miglien im Umkreise gehabt haben. Der Hügel, Isola geheissen, soll die Veste der Stadt gewesen seyn. Jetzt hat der Flecken 30 bis 50 Einwohner. Hier ist noch ein malerischer Wasserfall in Augenschein zu nehmen, il fosso dell' Isola, und ein mittelalterliches Thor il Portonaccio genannt. Im Vatican sieht man die herrlichen Werke, die dieser Boden durch Jahrhunderte bewahrt hatte, um sie den neuern Forschern zu überlassen.

An dem kleinen Flüsschen *Cremera* fielen die 300 Fabier durch die Einwohner von Veji. Jetzt wird dieses Wasser il Fosso de Formello genannt, es fliesst durch den Ponte Sodo, einem alten, schon von den Vejern lange vor Roms Erbauung angelegten Emissair. Die Gegend zeigt einen wilden Charakter.

Ueber den Ponte Molle kehrt man nun nach Rom zurück und besucht, links am Ufer des Flusses fortgehend, die Mineralquelle *Acqua acetosa* genannt, welche während des Sommers in den Morgenstunden von den Bewohnern der Gegend stark benützt wird. Sie enthält bedeutend viel Gas und wird für Leber- und Milzbeschwerden sehr empfohlen. Die Fassung der Quelle geschah durch *Lorenz Bernini*.

Von der Acqua acetosa geht man über Arco Oscuro und dem Casino Julius II. nach Rom zurück.

VON DER PORTA PORTESE (PORTUENSE) NACH DEM HAFEN DES TRAJAN, DER H. INSEL UND FIUMICINO.

Eine Tour, die vom Morgen zum Abend währt und durch ein gut angebautes Land, im Schatten schöner Bäume, stets am rechten

Ufer des Flusses hin, nach der Meierei Ponte Galera führt. Von hier wendet man sich rechts nach

Capo due Rami, wo sich die Tiber in zwei Arme theilt, von denen der eine künstlich ist, den Trajan anlegen liess. **Carlo Maderno** war die Arbeit übertragen worden, diesen Kanal wieder schiffbar zu machen.

Die *Tiberinsel* haben wir bereits auf der Reise nach Ostia, am linken Tiberufer, kennen gelernt. Von hier kommt man zu dem

Hafen des Kaisers Claudius, den derselbe am rechten Ufer der Tibermündung anlegte. Von der Fossa Trajana und dem Canal fiumicino haben wir gleichfalls bei Ostia gesprochen.

Das *Dorf Fiumicino* enthält gut gebaute Häuser und eine schöne Kirche von **Valadier**. Im Frühjahr wohnen in dem dortigen guten Gasthofe stets viele Römer und Fremde, um die gesunde Seeluft und die Freuden der Jagd zu geniessen. Der Hafen ist mit recht vielen Küstenfahrern belebt, welche hier ein- und ausladen. Die Einfahrt ist jedoch gefährlich und wird durch Lootsen bewerkstelligt.

Dreizehntes Kapitel.

Von Rom nach Neapel.

Münzen, Maasse und Gewichte des Königreichs Neapel. — Arten zu reisen. — Erste Route. Bis Genzano. — Velletri (Paläste Lancellotti und Borgia). — Cora. — Cisterna. — Die Pontinischen Sümpfe (Torre de' tre Ponti. Geschichtliches. Astura. Monte Circello. Bocca di Fiume. Mesa. Pontemaggiore. Sonino). — Terracina (Kathedrale. Theoderich's Burg. Albergo reale). — Die Ponzainseln (Ponza. Ventotene. S. Stefano. Zanone). — Weiterreise. — Torre de' Confini. — Fondi. — Itri (Das Grab Cicero's). — Mola di Gaeta (Gaeta. Geschichtliches. Kathedrale. Gasthof zur Villa des Cicero). — Weiterreise. — Garigliano (Liris). — Capua (Geschichtliches. Kirchen. Das antike Capua. Kampanerthal). — Weiterreise. — Aversa (La Casa de' Pazzi). — Capo di Chino. — S. Elpidio. — Villa Brigida. — Neapel. — Zweite Route. Ueber Civita-Vecchia. — Strasse von Loretto nach Neapel.

Münzen, Maasse und Gewichte.

(Nach Flügel.)

Rechnungsmünzen.

Duc. del Regno.	Patacca.	Tari.	Carl.	Cinquin.	Public.	Grani.	Tornesi.	Quatt.	Piccioli.	Cavalli.
1	2	5	10	40	66⅔	100	200	300	600	1200
	1	2½	5	20	33⅓	50	100	150	300	600
		1	2	8	13⅓	20	40	60	120	240
			1	4	6⅔	10	20	30	60	120
				1	1⅔	2½	5	7½	15	30
					1	1½	3	4½	9	18
						1	2	3	6	12
							1	1½	3	6
								1	2	4
									1	2

Landmünzen in Gold.

Stücke zu 6, 4, 3 Ducati.

In Silber.

Stücke zu 12, 10, 6, 5, 4, 3, 2 und 1 Carlini. Stücke zu 60, 40, 26, 21, 11 und 12 Grani.

In Kupfer.

Stücke zu 5, 4, 3, 2½, 2, 1½ und 1 Grani, auch Tornesi genannt.

Stücke zu 6 und 3 Cavalli.*)

Fremde Goldsorten.

Napoleon (20 Fr.)	soll wiegen	7 Trappesi	5 Acini.	4 Ducati	51 Grani.
Neue Louisd'ors	„ „	6 „	10 „	5 „	60 „
Kaiserliche Ducaten	„ „	3 „	16 „	2 „	55 „
Neue römische Zecchinen	„ „	3 „	16 „	2 „	65 „

(Nach M. Culloch.)

Das fehlende Ass (Acino) an dem angenommenen Gewichte soll mit 2¼ Grani abgezogen werden.

Silber.

5 Frankenstücke	1 Duc.	14 Gran.
Laubthaler	1 „	32 „
Kronenthaler	1 „	26 „
Toskanische Piaster (Francescone)	1 „	11 „
Römische Scudo	1 „	20 „

Die Neapolitanischen Grani heissen in Sicilien Bajocchi. Der Werth der Münzen ist in beiden Provinzen gleich.

Der Silberwerth des Ducato ist:

99 Kr. im 20 fl. Fuss.

117⅔ „ „ 24 „ „

3 und 8 d. Sterling.

4¼ Francs.

36½ Schill. Hamb. Banco.

199 Cents Niederländisch.

30½ preuss. Silbergroschen.

106½ russ. Kopeken.

(Nach M. Culloch.)

Längenmaasse.

Die Elle, Canna, hält 8 Palmi à 12 Once. Grössere Entfernungen misst man nach Canna à 8 Passi, 60 Palmi, 720 Once, 3000 Minuti.

Getraidemaass.

1 Carro à 36 Tomoli à 24 Misure.

Der Tomolo hält 2 Mezzetti, 4 Quarti, 8 Stopelli à 3 Misure.

Flüssigkeitmaass.

1 Carro à 2 Botti, 24 Barili, 1440 Caraffe (in der Stadt), 1584 (auf dem Lande).

100 Caraffe sind etwas mehr als 60 Baierische Maass oder 63 Berliner Quart.

Gewichte.

1 Cantaro, 100 Rottoli à 33⅓ Once. Die Oncia ist im ganzen Reiche gleich, der Rotolo aber ist verschieden und richtet sich nach der Waarengattung, die damit gewogen wird.

Für Gold, Silber, Baumwolle und andere Waaren ist die Libbra à 12 Once, 360 Trappesi, 7200 Acini.

Arten zu Reisen.

Für Reisende, die keinen eigenen Wagen haben, sind zwei Gelegenheiten da, um mit leichter Mühe von Rom nach Neapel zu kommen. Die Eine ist mit dem Fuhrwerke von Angrisani, die Andere liefert Parete. Der Erstere, dessen Bureau in Rom auf dem Platze di Pietra, der Dogana gegenüber sich befindet, fährt Morgens um 6 Uhr von Rom weg und kommt Abends 8 Uhr in Terracina an. Von hier bricht er um 3 oder 3½ Uhr auf und trifft am Abend desselben Tages etwa zwischen 9 und 10 Uhr in Neapel ein. Das Früher oder Später hängt dabei von dem Aufenthalte ab, den man an der Gränze bei der Visirung der Pässe u. dergl. zu erleiden hat. Die Wagen sind bequem und werden auf jeder Station mit vier, oft auch mit sechs und sieben Pferden bespannt. Im Innern sitzen vier, im Cabriolet oder Coupé zwei Personen, der Kondukteur vor diesem, auf einem besondern Sitze. Im Römischen folgt die gewöhnliche Bedeckung von zwei Karabinieren dem Wagen. Das Nachtlager und Souper in Terracina geht auf Kosten des Impresario, was der Reisende ausserdem verzehrt, geht für seine eigene Rechnung. Diese Art zu reisen ist die schnellste, wenn gleich nicht die wohlfeilste und bequemste.

In diesen Beziehungen ist die Unternehmung Parete's vorzuziehen. Sein Bureau ist in Rom auf dem Spanischen Platze. Die Wagen sind hier eben so gut, wie die von Angrisani, doch findet kein Pferdewechsel statt. Mit denselben Thieren legt man die ganze Reise zurück, doch nimmt man bei den Bergen Vorspann. Den ersten Tag kommt man bis Cisterna, den zweiten bis Molo di Gaeta und den dritten nach Neapel. Man schläft mithin zwei Nächte; beide Male trägt der Unternehmer die Kosten des Nachtquartiers und der Cena. In Cisterna wird man im Hause Parete's selbst gut aufgenommen und in Molo di Gaeta ist ein viel vortrefflicheres Wirthshaus als in Terracina, mithin bietet diese Gelegenheit Vorzüge vor der erstern und ist billiger, für den also annehmbarer, der es nicht eben auf einen Tag anzusehen braucht. Ich füge hier für meine Leser die beiden Kontrakte bei, die ich mit den Herren selbst abgeschlossen habe, da ich mich auf der Hinreise nach Neapel Angrisani's, auf der Rückreise Parete's bediente *).

---

*) I. **Luigi Angrisani**, *Commissionario e Spedizioniere, in Roma, Piazza di Pietra, Nro. 32, in Napoli, Largo del Castello, Nro. 6. — Roma 8 1838. — Con la presente privata Scrittura, da valere etc., fatta a doppio Originale, ambe le Parti Contraenti si obbligano come appresso nelle più ample forme delle Leggi: 1. L. A. si obbliga condurre da Roma a Napoli il Signor.... 2. Dovrà farlo partire da Roma il dì 10. Ottobre 1838, ed eseguire il Viaggio in Posta in Napoli. 3. Dovrà dargli due Piazze nel Capriole in una buona Carozza. 4. Dovrà l'Angrisani dare al Signore un Pranzo e letta a Terracina. 5. Le spese de Cavalli di Posta mancie ai Postiglioni e Stallieri, passi de Ponti, e Barriere saranno a carico dell' Angrisani. 6. Il signor.... pagherà a L. A.* **Scudi Ventiquattro Romani**, *oltre la buonamano al suo Conduttore che lo servirà lungo il viaggio, e che proporzionerà al buon servigio prestatogli. In fede etc.*

†) **Bureau de Correspondance** *de Dominique Pandolfo Parete, à Naples, rue Bianchi nuovi Nro. 13. et Chiesa Vicolo Carminello, Nro. 3. et à Rome, rue Babuino Nro. 107, près de la place d'Espagne. Naples ce........ — Avec la présente écriture faite en double original nous soussignés sommes convenus aux suivantes conditions. 1. Moi soussigné propriétaire des chevaux de voiturage, et conducteur de voyage m'oblige de fournir à Mr... deux places dans le cabriolet, guidé d'un bon voiturier pour faire le voyage de Naples à*

So oft eine Gesellschaft von sechs Personen beisammen ist, geht ein Wagen ab, und man thut daher gut, seinen Namen und die Anzahl der Plätze immer einige Tage vor der Abreise im Comptoir der Unternehmer vormerken zu lassen. Diese lassen dann später genau die Stunde der Abfahrt ansagen und die Effekten von eigends dazu angestellten Leuten, die sich durch eine Karte legitimiren, aus dem Gasthofe abholen. Manchmal finden es Reisende passender die Nacht durchzufahren, dies hängt dann von der Stimmenmehrheit ab. Jeder, der jedoch zu schlafen vorzieht, kann dann zurückbleiben und sich dem nächsten Transport anschliessen. Manchmal gehen zwei Gelegenheiten in einem Tage, oft auch zu gleicher Zeit ab. Ich reiste in Gesellschaft von drei Wagen von Rom nach Neapel.

Ausserdem kann man sich noch des Couriers oder der gewöhnlichen Vetturine bedienen, wie auf allen andern Strassen auch. Jene bequemen und wohlfeilen Einrichtungen machen jedoch diese Arten zu reisen, auf dieser Tour entbehrlich.

Kosten mit Extrapost.

	Paoli.	Baj.	Fr.	C.
Zwei Pferde von Rom nach Terracina	107.	5	60.	20.
Trinkgeld	64.	5.	36.	12.
Stalliere	4.		1.	12.
	176.		97.	44.

	Carl.	Grani.	Fr.	C.
Zwei Pferde von Terracina nach Neapel	130.		56.	
Trinkgeld	73.		32.	30.
Stalliere	6.	5.	1.	94.
	209.	5.	90.	24.

Erste Route.

Von Rom nach		Post.
Torre di mezza Via, Wirthshaus		1½
Albano (ein Pferd mehr ohne Reciprocität)		1
Genzano		¾
Velletri (ein Pferd mehr von hier nach Genzano)		1
Cisterna		1
Torre de' tre Ponti	Pontinische Sümpfe	1½
Bocca di Fiume		1
Mesa		1
Ponte Maggiore		1
		9¾
	Transport	9¾
Terracina		1
Fondi (ein Pferd mehr hin und zurück)		1½
Itri		1
Molo di Gaeta		1
Garigliano (ein Pferd mehr)		1
Sta. Agatha		1
Sparanisi		1
Capua		1
Aversa		1
Neapel		1½
	Posten	20¾

Rome en treize jours. 2. Tous les jours de voyage je dois nourrir Mr. .... dîner, logement et éclairage. 3. Toutes les dépenses en route, c'est à dire, barrières de la voiture, comme celle des chevaux, ponts, renforts par les montagnes, seront à la charge du Voiturier. 4. Mr. .... payera la Somme de Quatorze Collonnates *payable une moitié avant de partir et le reste à Rome. 5. Comme aussi Mr. donnera la bonnemain au voiturier plus ou moins selon le service. 6. Si Mr. reste quelques jours de plus en voyage payera .... écus par jour pour la nourriture des chevaux et la nourriture de ... sera à la charge.*

Aus diesen Kontrakten werden die Vortheile, welche eine Anstalt vor der andern gewährt, am besten wahrgenommen werden können. Die Kontrakte werden stets acht Tage vor der Abreise für einen zur Abfahrt bestimmten Tag geschlossen. Der letzte Punkt des Parete'schen Kontrakts bezieht sich darauf, wenn man einen Wagen für sich allein nimmt und vielleicht an irgend einem Orte unterwegs nach Belieben verweilen will.

Reise.

Bis *Genzano* haben meine Leser die Gegend bei ihren Ausflügen von Rom schon kennen gelernt. Wir nehmen daher an, dass wir jetzt rasch von Genzano weiter nach Velletri eilen, nachdem wir im Fluge in *Albano* ein gutes und vorhaltendes Frühstück genommen haben, denn der Mittag in Terracina wird spät werden und in den Pontinischen Sümpfen wird eben so wenig gehalten, als in dem schmutzigen Velletri, wo überdiess nichts Ordentliches zu bekommen wäre.

Zehn Miglien von Genzano erreicht man ***Velletri***, ehemals die Hauptstadt der Volsker, und die Vaterstadt der Familie des Octavian Augustus. Hier besass dieser Kaiser ein prächtiges Landhaus, wie auch Tiber, Nerva, Caligula u. s. w. — Jetzt enthält die Stadt von angesehenen Gebäuden nur die *Paläste Lancellotti* und *Borgia*. Der erstere ist nach dem Plane von **Martin Longhi** und besitzt eine der schönsten Marmortreppen, die man sehen kann. Seine einst so berühmten Gärten sind aber jetzt in Ackerland verwandelt worden. Das berühmte Museo Borgiano macht nunmehr einen Theil des Bourbonischen Museums in Neapel aus. — In der **Post**, die nicht sehr empfehlend ist, ist das Gasthaus.

Seitwärts von Velletri (9 Miglien) liegt das kleine Dorf *Cora*, einst eine Stadt Latiums, von Volskern bewohnt. Hier sieht man zwei Tempelruinen. Die erstere von einem Herkulestempel zeigt noch acht Dorische Säulen des Vestibüls, von der zweiten sieht man nur noch zwei Korinthische. Dieser Tempel war Castor und Pollux gewidmet. Reste von Cyclopischen Mauern.

Acht Miglien von Velletri liegt

Cisterna, welches von Einigen für Tres Tabernae gehalten wird, wohin die Christen dem Apostel Paulus entgegen zogen. Andere sind der Meinung, dass dieser Ort bei *Sermoneta*, acht Miglien von hier zu suchen ist.

Dies Letztere soll das ***alt Sulmona*** nach Einigen gewesen seyn, ist aber jetzt ein elender Ort, der nichts als Spuren alter Befestigungen zeigt. Sechs Miglien von Sermoneta liegt *Sezze* (Setia, Setinum) auf einer Höhe, beim Beginnen der Pontinischen Sümpfe. Martial lobt die Trefflichkeit des hier wachsenden Weins. Hier sieht man beträchtliche Reste eines Tempels des Saturn. Sieben Miglien von *Sezze* liegt *Piperno* (Privernum), ein gänzlich verwilderter Ort, der uns nicht lange in seinen Mauern behalten wird.

Bei ***Torre de' tre Ponti***, acht Miglien von Cisterna, fangen die *Pontinischen Sümpfe* an. Sie dehnen sich auf einer Fläche von 24 Miglien in der Länge und 6 bis 12 in der Breite aus. Der Name dieser Sümpfe, Pomptina palus, rührt von der Stadt Pometia her, die dort, wo jetzt Me[illegible] liegt, schon vor Rom's Erbauung geblüht haben soll. In den alten Zeiten war diese Gegend fruchtbar und mit Städten und Landhäusern angebaut, bis dass die Gewässer, die mit zu geringem Fall ihren Lauf von den Bergen zum Meere nehmen, hier nach und nach die Gegend so sehr versumpften, dass sie jedem Anbau widerstrebte. Sie hauchten nunmehr so verderbliche Dünste aus, dass man ihnen selbst die Aria cattiva zuschreibt, die in Rom während des Sommers herrscht, obgleich doch diese Stadt 30 Miglien von den Sümpfen entfernt liegt. Schon die Römer waren dieser Meinung, wie Plinius im 3. Buche 5. Kap. bemerkt. Deshalb waren die Alten schon eifrig besorgt, Abzugkanäle zu schaffen, um das Verderben von ihren schönsten Besitzungen, die sie in dieser Gegend hatten, entfernt zu halten.

Appius Claudius war der erste, der bei der Anlegung seiner berühmten Strasse, der Appischen, im Jahre 442 n. R. Erb., die Gegend der Pontinischen Sümpfe zu verbessern strebte. Er liess Kanäle, Brücken, Chausseen anlegen, von denen noch jetzt grosse Reste vorhanden sind. Die Kriege jedoch leiteten die Aufmerksamkeit der Römer von diesen Werken ab und verschlimmerten wieder den Zustand dieses Landstrichs. Julius Cäsar fasste endlich grossartige Pläne zu seiner Verbesserung. Er wollte die Mündung der Tiber nach Terracina führen und hiedurch den Gewässern einen Abfluss verschaffen und das Land austrocknen. Sein Tod hinderte die Ausführung. Nun verfolgten August und Trajan diesen Plan, allein mit dem Verfalle des Römischen Reiches begannen auch wieder die Sümpfe in ihrer frühern Gestalt um sich zu greifen. Theodorich übertrug hierauf dem Decius die Austrocknung zu besorgen, und über dieses Unternehmen belehrt uns eine Inschrift, die wir noch an der Kathedrale von Terracina sehen.

Die Päpste Bonifaz VIII., Martin V. und Sixtus V. (1585) begannen ähnliche Arbeiten und der Rio Martino, so wie der Fiume Sisto, die noch bestehen, liefern die Beweise dazu. Dann blieb Alles wieder im alten Zustande, bis dass Pius VI. den Ingenieur Cajetan Rapini mit der Austrocknung von Neuem beauftragte. Nun wurde alles Wasser in dem, neben der Via Appia hinlaufenden Kanal vereinigt, der bei Torre di Badino in's Meer fliesst. Dies ist die Linea Pia, die 1778 begonnen wurde. Durch dieses grossartige Werk ist nun fast die ganze Gegend dem Ackerbau wiedergegeben, die Luft ist wenigstens in den kältern Monaten nicht der Gesundheit schädlich, und die Via Appia, die sonst der Ueberschwemmung ausgesetzt war, liegt nunmehr trocken da. Damals musste man über das Gebirge von Sezze und Piperno mit vieler Mühseligkeit reisen, während man jetzt eine ganz ebene und gerade Strasse benützen kann, die mit vier Alleen schöner Bäume besetzt ist. In kurzen Zwischenräumen sieht man gemauerte Wachthäuser an dieser Strasse, die in jener Zeit erbaut wurden, als hier umher Räuberbanden, wie Fra Diavolo u. A., ihr Wesen trieben. Jetzt stehen sie leer. — Man warnt vor dem Schlafen in den Sümpfen, als der Gesundheit schädlich. Es wird indess schwer dies zu befolgen, da die gute Strasse und die Monotonie der Gegend viel dazu beitragen, Schlaf zu erregen. Ich habe nicht widerstehen können und schlief ein, ohne nachtheilige Folgen zu spüren, allein ich reiste durch die Sümpfe im Spätherbst, im Sommer mag die Wirkung der schlechten Luft allerdings stärker seyn.

Ungefähr drei Miglien von Torre tre Ponti fanden sich Spuren sehr schöner Monumente, die wahrscheinlich zum Forum Appii gehört haben mochten.

Am westlichen Ende der Sümpfe, bei der Mündung des *Astura*, ist der Thurm gleichen Namens, wo Cicero ermordet und der junge Konradin verhaftet wurde, nachdem ihn ein Frangipani, zu dem er sich geflüchtet, verrathen hatte. Von diesem Thurme sind es nur noch sechs Miglien nach Nettuno, das wir von Rom aus besucht haben, da uns dort bessere Muse dazu zu Theil war, als auf unserer jetzigen Reise, wo wir nicht Lust haben, in den Pontinischen Sümpfen zu verweilen, und so schnell als möglich hindurch zu kommen suchen.

Das blaue isolirte Gebirge, das wir an der Meeresküste emporschimmern sehen, ist der Monte Circello oder das Vorgebirge der Circe, wo jetzt das Städtchen San Felice liegt. Ein Ausflug dahin ist wohl belohnend. Nach dem Meere hin hohe Grotten, davon eine Grotta della Maga.

Acht Miglien von Torre de' tre Ponti kommt man nach

Bocca di Fiume, einem grossen, aber ziemlich wüst aussehenden Wirthshause. Ueber den Kanal zur Seite führt hier eine Marmorbrücke. Dann geht es an den einzelnen Post- und Wirthshäusern Mesa und Ponte Maggiore rasch vorüber, seitwärts liegt das alte, ehemals so berüchtigte Räubernest *Sonino*, und endlich erreicht man die letzte Stadt im Römischen.

Terracina,

mit 7 bis 8000 Einwohnern, das eine höchst malerische Lage hat. Die Pontinischen Sümpfe hat man hier schon im Rücken, und die Abruzzen, die sich bisher in bescheidener Entfernung von der Strasse hingezogen, springen hier mit einem Male keck bis zum Gestade des Meeres, dessen frischen Hauch man endlich mit frohem Muthe wieder willkommen heisst.

Terracina hiess bei den Volskern Anxur und der von ihnen verehrte Jupiter nahm nach ihnen den Namen Anxurus an. Die Griechen nannten jedoch die Stadt Trachina, aus dem ihr jetziger Namen entstanden ist. Im Jahr 425 n. R. Erb. wurde sie eine römische Colonie. Noch ist hier die Facade des Jupiter Anxurus zu sehen; sie besteht aus dicken kannelirten Säulen von 4½ Fuss im Durchmesser.

Zur Kathedrale, die auf den Ruinen eines römischen Tempels errichtet ist, steigt man auf Stufen. Hier findet man eine antike Graniturne, mit einem Deckel und mit Palmen und einer Krone geschmückt. Das Innere der Kirche ist sehenswerth, eben so der Palast, den Pius VI. erbaute, um hier die Villeggiatura zu halten.

Das Klima von Terracina ist mild, und nur im Sommer wegen der Nähe der Sümpfe nicht gesund, allein bei weitem nicht so schlecht, als in diesen selbst. Das grosse, wasserreiche Thal Monte Casino trennt die Höhen von Terracina von dem Apenninengebirge.

Von den Alterthümern ist während des kurzen Aufenthalts, den man hier zu machen pflegt, die Ruine der Burg des Gothenkönigs Theodorich zu besuchen, an der Stelle, wo sonst der Jupitertempel gestanden, eben so einige antike Gräber, Spuren der alten ausonischen Stadtmauern u. s. w. — Den Hafen liess Antonius Pius anlegen. Man erkennt noch seine alte Form und die Ringe, wo die Schiffe befestigt wurden, allein jetzt ist er versandet und unbrauchbar.

Die schönsten Ueberbleibsel der Appischen Strasse sieht man im untern Theile der Stadt in den Ställen der Domherren. Da sie hier nicht der Luft ausgesetzt sind, so haben sie sich so frisch erhalten, dass man sie für ein neues Werk nehmen könnte. Von den Felsen bei Terracina hat man eine herrliche Aussicht über Gaeta hinweg und begrüsst hier zum erstenmal in blauer Ferne den Golf von Neapel mit dem rauchenden Vesuv, Ischia und Capri. — Der beste Gasthof ist l'*Albergo reale*, den ich jedoch — obgleich sehr gross und schön gelegen — nicht empfehlen kann. Indess ist er ein unvermeidliches Uebel, denn man muss hier entweder diniren oder übernachten.

Terracina gegenüber sieht man die *Ponza-Inseln* blau aus dem Meere emporragen. Sie gehören zu der neapolitanischen Provinz Terra di Lavoro. Die beträchtlichsten sind:

Ponza, aus Laven, Tuff, Basalt, Bimstein und Asche bestehend. Auf ihr leben in einigen Flecken ungefähr 1000 Menschen.

Vandutena (Pandataria), ungefähr zwei Miglien lang und 500 Schritte breit. Sie scheint ehemals ein ungeheurer Krater gewesen zu seyn. Auf ihr wohnen einige hundert Menschen.

S. Stefano, ein Kegel aus Lava von zwei Miglien im Umfange.

Zanone, eine Miglie im Viereck, mit den Trümmern eines alten Klosters auf hohem Felsen.

Wenn man Terracina verlässt, so bemerkt man am Stadtthore das Wappen Pauls II. mit einer Inschrift aus dem Jahre 1270. Das Wachthaus ist in den Felsen gehauen.

Von Terracina bis Neapel sind's noch 69 Miglien oder 9 Posten.

Weiterreise.

Sechs Miglien von Terracina erreicht man den Thurm, Torre de' Confini oder dell' Epitaffio genannt, und mit ihm die Gränze des Königreichs Neapel und der päpstlichen Staaten. Die Wache fordert den Reisenden die Pässe ab, die von dem neapolitanischen Minister in Rom visirt seyn müssen. Diese Pässe werden dann zu dem Offizier nach dem zunächst liegenden Thurme dell' Portello getragen, der hierauf die Erlaubniss zum Passiren ertheilt.

Ich kann hier nicht verschweigen, dass es schon ein Uebelstand ist, wenn unsere Behörden die Pässe für Reisende in fremde Länder in deutscher Sprache ausfertigen lassen, noch unangenehmer ist es aber, wenn die Namen darin sogar mit deutschen Lettern geschrieben sind. Ein solcher Name ist in den meisten Fällen ein unauflösbares Räthsel und veranlasst viele unnöthige Fragen und Beschwerden. Es ist nun einmal so, dass die Italiener nicht deutsch lesen können, und diese oder jene Behörde im lieben Vaterlande wird durch die deutsche Ausfertigung der Pässe doch nichts zur Verbreitung unserer Sprache, wohl aber viel zu mancher Unannehmlichkeit für den Passinhaber beitragen. Die in meinem Passe mit deutschen Lettern geschriebenen Worte: „*reist mit seiner Frau*“ verursachten mir fast überall Aufenthalt, und hier an der Gränze von Neapel wollte man meine Frau gar nicht einmal passiren lassen. Nur eine wahrlich starke Dosis deutscher Grobheit von meiner Seite, die ich mir wohl einem unserer Bureauschreiber gegenüber nicht ohne Ahndung hätte erlauben dürfen, nöthigte die Leute endlich, Raison anzunehmen. Auf der Rückreise trug ich Sorge, dass die Klausel, meine Frau betreffend, in italienischer Sprache von der Behörde dem Passe hinzugefügt wurde, und so reiste ich dann unangefochten mit ihr nach Hause. Die Inhaber französischer Pässe, wie solche z. B. Preussen ertheilt, hatten indessen nicht den mindesten Aufenthalt.

Die antike Appische Strasse begleitet uns von Terracina, wenn sie gleich nicht mehr wohl erhalten ist. Noch zu Ende Dezembers erblickt man hier schöne Blumen. Links liegt *Monticelli*, mit 1000 Einwohnern, und die Grotte, in welcher Sejan dem Tiber das Leben rettete. Ist man fünf Miglien gefahren, so kommt man nach der ersten neapolitanischen Stadt

Fondi, ein kleines Nest, dessen Hauptstrasse eben die alte Appische bildet. Unweit davon ist ein See (Lacus Fundanus), an dessen Ufern einst *Amycla* lag, von dem jedoch nicht mehr die Stelle, wo es lag, ermittelt werden kann. Eine türkische Flotte hätte im Jahre 1534 die Stadt fast von Grund aus zerstört, wegen der schönen Gräfin von Fondi, Julia von Gonzaga, die sie rauben wollte. — Die Gegend bringt guten Wein hervor und der See hat treffliche Fische, besonders Aale. Hier sieht man auch die ersten Zitronen- und Orangenbäume in freiem Felde und in ansehnlichen Gruppen, eben so die Früchte der indischen Feigen und einige Palmen, was auf den nordischen Reisenden einen höchst freundlichen Eindruck macht und ihn leicht über das Traurige des Städtchens hinwegsehen lässt. Die Einwohner, die hier alle schon den Mantel, und wäre er zerrissen wie der des Diogenes, mit einem zierlich-stolzen Anstande zu tragen wissen, fallen gleichfalls in's Auge.

Bei den Dominikanern zeigt man das Zimmer, welches der h. Thomas von Aquino bewohnte, und den Saal, wo er seine theologischen Vorlesungen hielt.

Itri (Urbs Mamurrarum), ein sehr schmuziges Dorf, ist acht Miglien von Fondi. Man sieht hier ein Stück cyclopisches Mauerwerk. Wein, Myrthen, Feigen, Lorbeer umgeben den Ort. Alles ist schön, nur das Innere der Stadt eine Hölle. Die Strassen sind so steil, dass die Pferde, namentlich bei Regenwetter, bei jedem Schritte ausgleiten. Es wurde jedoch an einer neuen, trefflichen Strasse gebaut, als ich im Herbste 1830 hier vorüber fuhr, auf welcher man den Berg und den erbärmlichen Ort umfahren wird. Von den Räubern in dieser Gegend, deren Herr Neigebauer erwähnt, hat der Reisende nichts zu befürchten. Es ist hier so sicher wie überall im Neapolitanischen. Auch hat Itri nicht 1000, sondern nur 400 bis 500 Einwohner.

Rechts vom Wege, kurz vor Molo di Gaeta, liegt ein alter Thurm, den man für das *Grab Cicero's* hält. Es soll von seinen Freigelassenen an der Stelle selbst errichtet worden seyn, wo er den Tod fand.

Acht Miglien von *Itri* kommt man nach

Molo di Gaeta,

in einer himmlischen Lage. Hier beginnt der eigentliche Süden! Man erwarte ihn nicht früher, wenn man sich nicht à la Nicolai bitter enttäuscht sehen will. Auf der einen Seite bildet die Stadt Gaeta, die sich auf einer Landzunge in das Meer erstreckt, eine herrliche Aussicht, auf der andern sieht man die Insel Ischia und Procida. Ein weit verbreiteter Orangenhain bedeckt den Abhang bis zum Meere.

Molo selbst ist ein übermässig langer, unansehnlicher Flecken, der auf den Ruinen des alten Formia erbaut wurde, der Stadt der Lästrigonen. Horaz nennt die Weine der hiesigen Gegend mit dem Falerner in erster Reihe. Die Saracenen zerstörten die alte Stadt im Jahr 856.

Zu Castellone, zwischen Molo und der Festung Gaeta (die Entfernung ist 5 Miglien), sieht man Ruinen, die von dem Landhause Cicero's (Formianum) herrühren sollen. *Gaeta* liegt nur fünf Miglien von Molo und zählt 10.000 Einwohner. Auch diese Stadt ist sehr alt, da sie nach Virgil von Aeneas seiner Amme Cajeta zu Ehren erbaut worden seyn soll. Die Stadt hat nur zwei Thore, und der Hafen soll von Antoninus Pius angelegt, oder doch mindestens restaurirt worden seyn. — Die *Kathedrale* enthält ein Bild von Paul Veronese und die Standarte, welche der h. Pius V. D. Juan von Oestreich gab, als er gegen die Türken zog. Der Thurm soll von Friedrich Barbarossa erbaut worden seyn. — Von der Kirche der h. Dreieinigkeit geht die Sage im Volke, dass am Todestage Christi ein grosser Stein in eine Felsenspalte aus der Höhe stürzte und so der Grundstein zu einer Kapelle wurde, die ihrer kühnen Lage wegen wirklich Erstaunen erregt.

Von der Pracht, welche diesen Golf im Alterthum umgab, zeugen die vielen Gemäuer, die man selbst noch im Wasser entdeckt, gleichwie im Golf von Bajä. Die Römer liebten diese Ufer, und gewiss mit Recht; Alles vereinigt sich hier, um den Aufenthalt reizend zu machen.

Auf dem Gipfel der Höhe, an welcher Gaeta sich hinaufbaut, liegt der Torre d'Orlando. Die Inschrift daran zeigt an, dass dies das Grabmal des Lucius Munatius Plancus war, der unter Anderm Lyon gegründet und dem Octavian angerathen haben soll, den Beinamen Augustus dem des Romulus vorzuziehen. Dies Mausoleum soll 16 Jahre v. C. errichtet worden seyn. Ferner ist der runde Thurm Latratina (von latrare, bellen) noch zu bemerken, der für einen Tempel des Merkur gehalten wird, dessen Orakel aus einem Hundekopf hervorgingen.

Die Festung von Gaeta wurde um [illegible] von Alphons von Arragonien angelegt. Der Körper des berühmten Connetable von Bourbon, der 1528 Rom einnahm, wurde hier noch vor Kurzem vorgezeigt, allein jetzt soll er auf Befehl des Königs von Neapel beerdigt worden seyn. In neuerer Zeit belagerten 1806 die Franzosen, 1815 die Oestreicher Gaeta.

In Molo ist ein trefflicher Gasthof aus dem Landhause der Prinzen von Camposele gemacht worden. Eine Nacht hier zu bleiben und in den Orangen am Meere zu lustwandeln, ist jedem Reisenden zu empfehlen.

Weiterreise.

Von Gaeta führt der Weg eine Miglie längs des Meeres, dann verlässt man das Gestade und nähert sich ihm wieder bei *Scauri*, einem kleinen Dorfe an einer Bucht. Drei Miglien von hier sind Ruinen eines Amphitheaters, einer Wasserleitung und anderer Bauwerke, die für die alte Stadt *Minturnä* gehalten werden, wo Marius sich vor den Nachstellungen der Söldner des Sylla verbarg.

Man kommt nun zum *Garigliano*, dem Liris der Alten, der Latium von Campanien schied. Eine schöne Kettenbrücke führt hinüber. Auf dem Thor zu derselben steht eine Inschrift von Q. Junius Severianus, Decurio zu Minturnä. Diese Kettenbrücke, die erste, die ich in Italien sah, macht einen seltsamen Eindruck, wenn man dabei an die Majestät der alten Monumente und an die Kostbarkeit des dabei aufgewendeten Materials denkt.

Hier wendet sich die Appische Strasse wieder dem Meere zu, wir aber folgen der Domitianischen.

Acht Miglien vom Garigliano ist die kleine Stadt *Sessa*, das alte Suessa Auruncorum, eine der bedeutendsten Städte der Volsker. Wir fahren, sie zur Seite lassend, vorüber, und kommen nun durch eine schöne, trefflich angebaute Ebene, über *Sta. Agatha*, mit Ueberbleibseln eines Amphitheaters, das zu Minturnä gehörte, und *Sparanise* nach

Capua,

mit [illegible] Einw., in ältester Zeit Vulturnum, welches anderthalb Miglien von dem alten Capua und 13 Miglien von Neapel am Volturno liegt, der 12 Miglien von hier in's Meer fällt. Die Stadt ist mit Fortificationen umgeben und zählt eine starke Besatzung. Die Pässe müssen hier von dem Gouverneur des Platzes visirt werden.

Die Tyrrhener bauten Capua 521 v. C., als die Gallier sie von den Ufern des Po vertrieben hatten. Nach Andern soll es noch 300 Jahre älter seyn und von Capys, einem der Gefährten des Aeneas, gegründet worden seyn. Nach Strabo bekam die Stadt den Namen von Caput, als einer der Hauptstädte der Welt, und Florus nannte Rom, Karthago und Capua die drei vornehmsten Städte. Genserich zerstörte die alte Stadt im Jahre 455 und so blieb nichts als der Name, den man einer im Jahre 856 frisch gegründeten Stadt beilegte.

Nachdem 1719 die alten Befestigungen zerstört worden waren, wurden neue Werke nach des berühmten Vaubans Plan zur Vertheidigung aufgeführt. Die Brücke, welche wir bei der Einfahrt, von Rom kommend, passiren, ist unbedeutend, dafür aber erwartet uns eine schönere, nach Neapel führend, die noch aus dem Alterthume stammt.

Die *Kathedrale* enthält Säulen verschiedener Art, die alten Bauwerken entnommen sind. Man sieht dort schöne Bilder von Solimena und einige treffliche Skulpturarbeiten von Bernini. Der Kirche gegenüber steht eine Säule mit einem Basrelief, die Anzündung der geweihten Osterkerze darstellend.

Die *Kirche der Auferstehung* soll ein antiker Tempel gewesen seyn, doch wird es von Vielen bezweifelt.

An den Häusern der jetzigen Stadt sieht man viele eingemauerte alte Inschriften, auch einige Köpfe in Basrelief unter dem Eingangsbogen zum Platze des Tribunals (Piazza de' Giudici).

Das *antike Capua* lag anderthalb Miglien von dem modernen. In der Vorstadt Sta. Maria, zwischen dem Volturno und dem Clanius, nach dem Lustschlosse Caserta hin, sieht man beträchtliche Reste davon. Zwei Bogen auf dem Wege nach Casilino hält man für ein Stadtthor. Das Wichtigste aber sind die Ruinen eines Amphitheaters von 250 Fuss Länge und 150 F. Breite. Gänge, Wölbungen, Sitze u. s. w. sind noch ziemlich erhalten vorhanden. Dieser Bau ist von Backsteinen und war mit weissem Marmor bekleidet. Die Arena ist noch verschüttet. Von der Höhe der Ruinen hat man eine schöne Aussicht. Hier gewahrt man den Vesuv in der Ferne.

In der Umgegend von Capua gibt es noch Dörfer mit Tempelruinen, deren Namen die alte Bestimmung bezeichnet, wie Marcianese, Ercole, Curtis, Casa Pulla u. s. w. *). Die Monti Tifatini haben ihren Namen von dem ausgebrannten Vulkan Tifata. Sehenswerth ist der im Jahre 1753 aufgefundene Marmorbruch, der einen weissen, gelb geäderten Marmor liefert, der zu dem Schlossbau in Caserta verwendet wurde.

---

*) Mars, Herkules, Curia, Apollo.

Weiterreise.

Von Capua nach Neapel sind es noch 15 Miglien oder zwei Posten. Der Weg führt durch eine reizende Landschaft. Dies ist das berühmte *Campanerthal*, von dem zu allen Zeiten Dichter schwärmten, Campanien, noch jetzt in Campagna felice genannt. Die Fruchtbarkeit ist hier ausserordentlich und die Aussicht von den Höhen entzückend. Man kommt durch

Aversa, eine Stadt, die 1030 von den Normannen erbaut wurde. Karl I. von Anjou, König von Neapel, zerstörte Aversa, allein es erhob sich bald wieder zu einer zwar kleinen, aber recht schönen Stadt.

Bäume von Weinlaub umschlungen begränzen die Strassen, die dahin führen. Man besucht wohl das, von dem Abbé Linguetti gegründete, *Irrenhaus* (La Casa de' Pazzi), welchem die Herrn **Ronchi** und **Vulpes** vorstehen, von dem schon so oft in den öffentlichen Blättern gesprochen wurde. Das was am interessantesten dabei ist, besteht wohl in dem System der Zerstreuung und Unterhaltung, welches in diesem Institute eingeführt ist, und die glücklichsten Resultate zum Vorschein bringt. Die Irren sollen hier Musik treiben und Komödie spielen, sie besitzen eine Buchdruckerei und beschäftigen sich auch damit auf die zweckmässigste Weise. Es ist erfreulich, diese armen Kranken zu beobachten, wie glücklich sie sich in solchem Zustande fühlen, noch erfreulicher aber ist das Resultat, so viele von ihnen der Gesellschaft wiedergegeben zu sehen. Der Wein von Aversa — *Asprino* — kommt dem Champagner gleich.

Schon vor Aversa durchfährt man eine fast ununterbrochene Reihe von Häusern. Zuerst sieht man *S. Elpidio*, das alte *Atella*, der satyrischen Nachspiele wegen berühmt, die man hier gab und die deshalb Atellanen (Ludi Atellani) genannt wurden; man kann sie als den Anfang des lateinischen Theaters betrachten. Dann S. Giuliano und endlich Capo di Chino (Caput Clivii), wo die neue Prachtstrasse beginnt, die nach Neapel führt. Alles deutet nun die Nähe der Kapitale eines bedeutenden Reiches an. Mehr als Alles überrascht aber das Leben, der laute Lärm, der nun mit jedem Schritte vernehmlicher wird. Man glaubt beim Näherkommen, dass irgend ein Volksfest sich vorbereite, bald aber überzeugt man sich, dass dies hier so gewöhnlich ist und sich aus dem Charakter und den Sitten der Neapolitaner herleiten lässt.

Am Abhange des Hügels von Capo di Chino sieht man rechts beim Hinabfahren, die schöne *Villa Heigelin*, von einem englischen Garten umgeben, die eine Menge von werthvollen Kunstsachen, sowohl antiken als modernen enthält und sich noch überdiess durch eine prachtvolle Aussicht auszeichnet und daher auch von den Reisenden besucht zu werden verdient, wenn sie einmal in Neapel sich umzusehen angefangen haben.

Zweite Route.

Von Rom nach Cività Vecchia und dann zur See.

Von Rom nach		
dem Wirthshause Malgarota . .	1¼	Post.
Monterone	2	„
Cività Vecchia	3	„
	6¼	„

Kosten mit Extrapost.

	Paoli.	Baj.	Fres.	C.
Für 2 Pferde	62.	5.	35.	
Trinkgeld für den Postillon	37.	5.	21.	
Dem Stalliere	1.	5.		85.
	101.	5.	56.	85.

Die Strasse, obgleich neu und besser als die alte, lässt noch immer viel zu wünschen übrig.

Wenn man Rom verlässt, so kommt man über den Arone, dem Emissär des See's von Bracciano, nach Malgarota. Dann über das Dorf Statua nach Monterone. Nirgend zeigt sich hier etwas Sehenswerthes.

Cività Vecchia (Centum Cellae), wurde von Trajan zur Stadt erhoben. Der Hafen, den er graben liess, ist ein Meisterwerk. Urban VIII. befestigte die Stadt und Benedikt XIV. erhob sie zum Freihafen. Der

Handel ist nicht unbeträchtlich, dennoch leben hier nur 8000 Einw., weil die Luft ungesund ist. — Unweit von der Stadt liegt das Bad Palazzi, das Plinius Aquae Tauri nennt.

Die Dampfböte von Marseille und Neapel bleiben hier einen Tag liegen und setzen die Passagiere an's Land, die nach Rom wollen. Auch schifft man sich hier nach Neapel oder einem der nördlichen Häfen Italiens ein.

Strasse von Loretto nach Neapel.

Für Reisende, welche sich Rom für die Rückreise aufsparen wollen, und gleich von der Ostküste über die Abruzzen nach Neapel zu reisen wünschen, füge ich nachstehende Route nebst kurzen Andeutungen bei. Da ich diesen Weg nicht selbst gemacht habe, so theile ich ihn hier nur der Vollständigkeit wegen, nach Andern, mit. Es ist jedoch selten, dass man, wenn nicht besondere Zwecke dazu verleiten, diesen Weg einschlägt, weil er manche Beschwerlichkeit bei geringer Ausbeute bietet.

Von Loretto über Macerata nach

Fermo, und von hier nach Ascoli (zwischen diesen beiden Orten existirt keine Posteinrichtung)	4½ Post.
Teramo	2 „
Civita di Penne	2½ „
Popoli	3 „
Sulmona	1 „

(oder über Aquila, bis hieher)

Von Aquila nach

Poggio Picenza	1 Post.
Navelli	1 „
Popoli	1 „
Sulmona	1 „

Von Sulmona nach

Valloscuro	1 „
Rocca Raso	1 „
Castel di Sangro	1 „
Vandria	1½ „
Isernia	1 „
Venafri	1½ „
Pogliarone	1½ „
	21½ Post.

Transport	21½ Post.
Torricella	1
Capua	1½
Averso	1
Neapel	1
	26 Post.

Fermo (Firmium), eine alte Stadt von 7500 Einw. Die Aussicht von dem Hügel il Gerone wird sehr gerühmt.

Von Fermo wendet man sich von der Küste zum Gebirge und übernachtet in Ripa Transone, einem Städtchen von 3000 Einw. Hinter Ascoli wird der Weg sehr beschwerlich. Teramo (Interamnia) hat den Namen von seiner Lage zwischen den Flüssen Tordino und Viciola.

Civita di Penne hat ein schönes Aussehen und 7000 Einw.

Sulmona endlich, die Vaterstadt Ovid's, nach ihm von dem Phrygier Solemus gegründet. Sie hat 8000 Einw. *)

Das steile Gebirge, das man hier passirt, bietet wenig Interesse.

Isernia (Aesernia), eine Stadt von 5000 Einw., bietet ein Nachtquartier.

Venafri (Venafrum), am Fusse des Gebirgs, in einer gesunden und fruchtbaren

---

*) Wenn man über Aquila hieher reist: *Aquila* (Avella oder Avia) ist eine hübsche und beträchtliche Stadt, die von Kaiser Friedrich II. ihre Gründung herschreibt. Hier lagen die alten Städte Amiternum und Forconium. Aquila hat zu verschiedenen Zeiten sehr durch Erdbeben gelitten.

Vier Miglien von *Popoli* kommt man durch den fetten Landstrich, wo das beste Oel in den Abruzzen gewonnen wird.

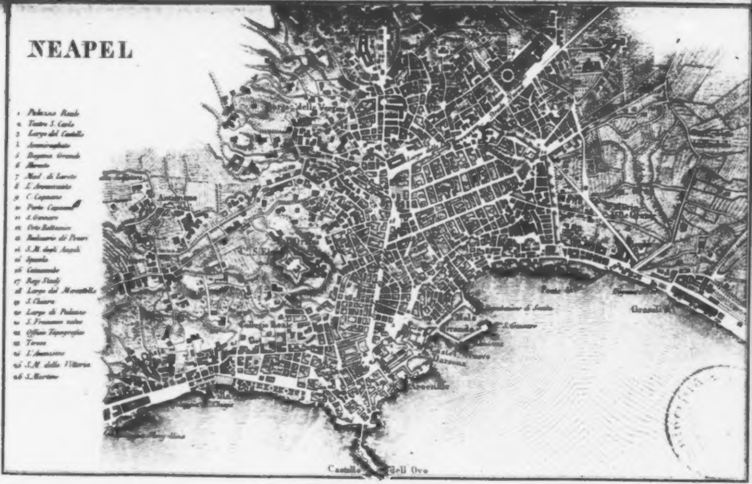
Gegend. Die Provinz der Abruzzen hat man hier schon im Rücken und befindet sich in der Terra di Lavoro. Die Stadt hat an 4000 Einw. und schöne Kirchen. Man findet hier viele Alterthümer, Fragmente u. dergl.

Teano (Teanum Sedicinum), mit [illegible] Einw. und bekannten Mineralquellen.

Zwischen der letzten Post von *Torricella* nach *Capua* trifft man

Calvi (Cales), einen schlechten, kleinen Ort, der durch Erdbeben fast gänzlich zerstört ist.

Von Capua nach Neapel haben wir bereits den Weg zurückgelegt.


NEAPEL
1 Palazzo Reale
2 Teatro S. Carlo
3 Largo del Castello
4 Ammiragliato
5 Dogana Grande
6 Mercato
7 Mad. di Loreto
8 L'Annunziata
9 C. Capuano
10 Porta Capuana
11 S. Gennaro
12 Orto Botanico
13 Reclusorio de' Poveri
14 S.M. degli Angeli
15 Spedale
16 Catacombe
17 Regj Studj
18 Largo del Mercatello
19 S. Chiara
20 Largo di Palazzo
21 S. Francesco nuovo
22 Officio Topografico
23 Teroso
24 L'Ascensione
25 S.M. della Vittoria
26 S. Martino
Molo Grande
S. Gennaro
Darsena
Arsenale
Castello dell Ovo

Lith. v. I. Roo

Vierzehntes Kapitel.

Neapel.

Geschichtliches. — Lebensweise und Einrichtung. — Lage. — Erster Tag. (*Königlicher Palast. Theater S. Carlo und die übrigen Theater. Largo del Castello. Hafen. S. Giacomo degli Spagnuoli. S. Ferdinando. Pizzofalcone.*) — Zweiter Tag (*Sta. Lucia. Castel dell'Ovo. Villa reale. Pausilipp. Das Grab Virgil's. Sta. Maria del Parto. La Mergellina*). — Dritter Tag (*Vomero. Bei den Camaldulensern. St. Elmo. S. Martino. Largo dello Spirito Santo. Sta. Teresa. Palazzo degli Studj. Monteliveto*). — Vierter Tag (*Capo di Monte. Observatorium. Catacomben des h. Januar. Albergo reale de' Poveri. Pflanzengarten. Trinità maggiore. Sta. Chiara. S. Domenico Maggiore*). — Fünfter Tag (*Sta. Maria della Pietà. S. Salvatore. S. Paolo. S. Filippo Neri*). — Sechster Tag (*Kathedrale des h. Januar. S. Apostoli. La Vicaria. Della Nunziata. S. Pietro ad Aram. Largo del Mercato. Sta. Maria del Carmine*).

Die Erbauung dieser Stadt steigt bis zu den fabelhaften Zeiten hinan. Sie soll 1300 Jahr v. C. von den Argonauten gegründet worden seyn, oder Parthenope (die Jungfräuliche), eine Syrene, soll ihr den Ursprung gegeben haben. Bald wird es nach dem Herkules, bald dem Aeneas, oder dem Ulysses zugeschrieben. Sicherer scheint es anzunehmen, dass Neapel von Griechen gebaut wurde, wie es sein Name Neapolis (die Neustadt) andeutet. Religion, Sprache, so wie Sitten und Gebräuche der Griechen, welche hier lange herrschten, begründen diese Annahme vollkommen. Das ältere Cumä zerstörte die Stadt, allein das Orakel befahl den Wiederaufbau, und da wurde sie *Neapolis* genannt, und behielt diesen Namen für alle Zeiten.

Nur langsam war das Wachsthum der neuen Stadt, und erst 33 Jahre n. C. findet man sie erwähnt. Die Römer fühlten ungefähr 100 Jahre später sich von den Reizen dieses Aufenthaltes angezogen, und nahmen ihn sehr in Affektion. Hadrian verschönerte Neapel 130 und Konstantin 308, so wurde sie bald eine der vorzüglichsten Städte des Reichs.

Als Alarich 409 n. C. fast ganz Italien verheert hatte, zog er doch bei Neapel schonend vorüber, ebenso that ihr Genserich 455 nichts zu Leide, obgleich er Capua, Nola und die ganze Umgegend verwüstete. Odoacer endlich bemächtigte sich Neapels, dann fiel sie in die Hände Theodorichs, der sie zu einer Grafschaft erhob. Belisar erschien hierauf mit einer Land- und Seemacht vor Neapel, um es zu belagern, allein lange vergebens, bis dass er seine Krieger durch unterirdische Wasserleitungen, die noch heutzutage existiren, eindringen liess, welche Alles zerstörten und die Einwohner ohne Unterschied tödteten. Den Feldherrn selbst rührte jedoch dieses entsetzliche Schicksal der schönen Stadt, und er war der erste sie wieder aufzubauen und durch neue Ansiedler zu bevölkern. Totila belagerte sie jetzt und die Einwohner mussten alle Schrecken einer Hungersnoth ertragen. Demetrius und Maximin, die zum Entsatz herbeieilten, wurden geschlagen, und die Stadt musste sich Totila ergeben, der jedoch, durch die Vorstellungen des Papstes St. Benediktus zum Mitleid gestimmt, keine weitern Greuel verüben und nur die Mauern niederreissen liess, um später nicht wieder zu einer so langen Belagerung gezwungen zu seyn.

Narses erschien in Italien; Totila wurde besiegt und getödtet und sein Nachfolger Teja hatte ein gleiches Schicksal, in der Schlacht am Vesuv. Mit diesem Schlage hatte die Herrschaft der Barbaren ein Ende, und Neapel kam wieder unter die Botmässigkeit des Hofes von Konstantinopel, der es durch seine Exarchen regieren liess.

Die Longobarden, die jetzt ein mächtiges Reich in Italien gegründet hatten, versuchten vergebliche Angriffe auf Neapel, das dem griechischen Kaiserthron treu blieb. Die Sarazenen, die 836 nach Italien kamen, konnten Neapel nichts anhaben, und Sergius, sein Herzog, schloss ein Bündniss mit ihnen ab. Dies führte zu einer Menge von Kämpfen, die alle hier aufzuzählen zu weitläuftig seyn würde, bis dass einige Normännische Edelleute das abenteuerliche Glück hatten, sich hier anzusiedeln und ein neues Reich zu begründen.

Robert Guiscard nahm 1060 den Titel eines Herzogs von Calabrien an, befreite Gregor VII. aus den Händen Heinrichs IV., verwüstete aber Rom in höherem Grade, als es jemals von einem Feinde noch geschehen war. Sein Sohn Roger folgte ihm als Herzog von Calabrien und Salerno. Tancred, Sohn Rogers II., und ein Enkel des erstgenannten, war der erste König von Sicilien, nach dessen Tode 1192 sich Heinrich VI., deutscher Kaiser, des Königreichs bemächtigte, und es seinem Sohne Friedrich II. übergab, der es 53 Jahre besass. Wir dürfen die Kämpfe der Hohenstaufen als bekannt voraussetzen. Mit dem Tode Konradins erlosch dies deutsche Heldengeschlecht, und Carl von Anjou blieb in dem Besitze des schönen Königreichs und residirte fortan in Neapel.

Die Geschichte zeigt uns nun in ununterbrochenem Wechsel eine Reihe von Kriegen und Kämpfen. Frankreich und Spanien regierten Neapel, ein kurzer Aufstand durch den bekannten Masaniello, brachte die Macht in die Hände des Volks, hierauf wusste der Herzog von Guise die Unruhen zu seinem Vortheile zu benützen, und warf sich zum Herrn auf. Nach kurzem Zwischenraum kam jedoch Philipp I., Enkel Ludwigs XIV., wieder in den Besitz von Neapel und beherrschte es sechs Jahre, bis dass Daun im Namen Joseph I. seinen siegreichen Einzug in Neapel hielt.

Im Jahre 1720, nachdem Philipp V. von Spanien alle seine Ansprüche aufgegeben hatte, wurde Kaiser Karl VI. als König beider Sicilien anerkannt.

Bei dem Ausbruch des Kriegs zwischen Frankreich und Oestreich im Jahr 1733 bemächtigte sich Don Carlos, Infant von Spanien und Herzog von Parma, des Königreichs wieder. Durch den Traktat von Wien wurde ihm dieses zugesichert, und Neapel sah nun endlich nach zwei Jahrhunderten wieder seinen Souverain in seinen Mauern wohnen. Unter dem Namen Karl III. verschönerte er nicht nur die Hauptstadt, sondern sorgte auch für ihren Wohlstand. Er liess an der Aufdeckung der Städte Herculanum und

Pompeji arbeiten, baute das Lustschloss Caserta, und that viel für Künste und Wissenschaften. Weder äussere Unruhen noch das Erscheinen einer englischen Flotte vor Neapel konnte dieses friedliche Wirken im Innern stören. Als nach dem Tode des Königs von Spanien dieser Thron dem Könige Karl III. zugefallen war, übergab er seinem zweiten Sohne Ferdinand I. 1759 die Krone von Neapel, da der ältere zum Regieren unfähig war.

Im Jahre 1806 machte Napoleon der 47jährigen Regierung Ferdinands I. ein Ende. Nun bestieg Joseph Napoleon und nach ihm Joachim Murat den Thron. Nach dem Sturze Napoleons fiel Neapel wieder an Ferdinand I. zurück. Die allerneuesten Ereignisse haben sich vor unsern Augen zugetragen, und dürfen hier wohl nicht einmal oberflächlich berührt werden.

—

Wenn es in Rom hauptsächlich die Kunstschätze waren, welche den Fremden bei seinem kürzern oder längern Besuche vollauf in Anspruch nahmen, so wird dies in Neapel keineswegs der Fall seyn. Ganz andere Reize sind es hier, die uns fesseln, und ich darf wohl mit Recht hinzufügen, dass sie es nicht minder zu thun im Stande sind, als jene, die uns durch die Anschauung unsterblicher Werke des Genius zu Theil werden. Plötzlich sieht man sich hier in eine neue Welt versetzt, von der man noch in keiner andern Stadt Italiens eine Ahnung hatte. Mitten in der reizendsten und grossartigsten Natur, von einem ächt südlichen Volke umgeben, dem die Lebenslust aus allen Poren dringt, das so seltsam und charakteristisch in seinen Aeusserungen der Freude, des Zorns, des Genusses sich darstellt, muss sich das Gemüth von einem fremdartigen Eindrucke mächtig angeregt fühlen, der — wenn auch nicht gleich im ersten Augenblicke — wohlthätig wirkend, dennoch auffordernd genug ist, sich einem durch anhaltende Beobachtung erzeugten Studium gern hinzugeben. Jedoch muss ich hier vor Allem bemerken, dass man nicht etwa mit dem Bilde eines nordischen Sonntags im Kopfe und Herzen diesen Boden betrete. Hier ist nichts von Konzerten und Tanz im Freien, nichts von plärrenden und grölenden Trinkern, nichts von langen Zügen pilgernder Spaziergänger mit feierlichen Mienen zu erblicken. Je tiefer wir nach dem Süden vordringen, desto mehr wird sich Alles verlieren, was uns an heimische Sitte erinnert und uns zu Hause so wohl gefiel. Aber man bedenke auch, dass unsere lärmenden Sonntagsgelage, die Vergnügungen an bestimmten Wochentagen in den grossen Städten unsers Vaterlandes, für unser einförmiges, arbeitsames und sorgenvolles Leben, zur freudigen Erholung und nöthigen Zerstreuung erfunden werden mussten, jedoch unter dem Himmel Italiens hat der Mensch nicht nöthig so grosser Anstrengungen, und es genügt ihm zu sehen, zu athmen und sein Daseyn zu empfinden. Licht und Luft ist in Neapel schon ein glänzendes Fest, das der Himmel den Glücklichen alle Tage gibt, und Göthe hat recht, dass der nie ganz unglücklich werden kann, dem die Erinnerung an Neapel bleibt. Wie oft haben wir in Neapel selbst das nachgesprochen und empfunden! —

Wenn man von Rom kommend in Neapel seinen Einzug hält, so wird es vor allen Dingen wünschenswerth seyn, in diesem wimmelnden Schwarm des buntesten Lebens ein Plätzchen der Ruhe für sich aufzufinden, und ich will daher für den ersten Augenblick das Hôtel de Commerce auf der *Piazza de' fiorentini*, welches ein ehemaliger französischer Schiffskapitain mit vieler Ordnung und gehörigem Anstand hält, bestens empfehlen. Selbst wer jedoch nur einige Tage in Neapel verweilen will, wird bald sich hinaussehnen aus diesem im Mittelpunkte der Stadt gelegenen Hôtel, um der freien Aussicht über den Hafen nach dem Vesuv hin zu geniessen. Zu diesem Zwecke sind nun die Villa di Roma oder das Hôtel de Russie in Sta. Lucia*) vortrefflich gelegen. In dem Erstern, das jedoch — will man die schönsten Zimmer einnehmen — nicht mehr zu den wohlfeilen Hôtels gehört, wird man gewiss sehr zufrieden seyn. Wer nun aber einige Wochen in Neapel zu bleiben gedenkt, thut am besten, sich in den beiden grossen Häusern Nr. 28 und 31 in Sta. Lucia ein Zimmer oder ein ganzes Appartement zu wählen. Man hat dies hier von verschiedenem Umfange, mit verschiedenen Möbeln versehen und folglich auch von verschiedenem Preise. Der Platz vor dem Gebäude ist zu allen Tageszeiten belebt; hier halten die Fischer und Austernhändler feil, man ist nicht weit von dem königlichen Palaste und von Toledo entfernt, das Meer brandet fast unter den Fenstern unserer Wohnung, und das köstlichste und das, wonach der Reisende wohl am meisten geizt, jenseits des Meeres, das hier nur der Golf von Neapel ist, reiht sich Villa an Villa, Haus an Haus, man erblickt Portici, Resina, Torre del Greco, Torre dell'Annunziata und der Vesuv guckt uns so eigentlich in die hohen Fenster, wir begrüssen ihn beim Erwachen und können ihn mit grösster Bequemlichkeit zu allen Tageszeiten wahrnehmen, und genau die interessante Laune beobachten, mit welcher er seine Rauchsäule bald in dieser, bald in jener Gestalt in die Höhe sendet, herabsenkt, und dann auch wieder ganz aufhören lässt.

In den Häusern Nro. 28 und 31 in Sta. Lucia ist man freundlich aufgenommen; die Zimmer werden reinlich gehalten, und auch Kaffee ist dort zu haben. Essen muss man ausser dem Hause. Wer viel Bedürfnisse hat und keine eigene Bedienung mitbringt, soll jedoch nicht hieherziehen, denn ungeachtet der vielen Annehmlichkeiten, der Wohlfeilheit und der himmlischen Aussicht, die wohl niegend so in Neapel wieder zu finden ist, wird er doch nicht zufrieden seyn. Man muss bedenken, dass dies kein Gasthaus seyn soll, sondern ein Hôtel garni und dass hier bei grosser Weitläufigkeit des Lokals nicht Kellner in gehöriger Anzahl vorhanden sind, um beim ersten Klingeln zu Befehl zu stehen. Aus diesem Grunde ist es auch nicht räthlich, hier gleich bei der Ankunft vorzufahren, sondern man thut besser, entweder das, was man wünscht, vorausbestellen zu lassen, wenn sich hierzu die Gelegenheit bietet, oder zuerst im Gasthofe abzutreten und dann hier nach Gefallen zu wählen, zu behandeln, und wenn Alles so recht nach Wunsche eingerichtet ist, wozu man sehr bereitwillig die Hand bietet, mit aller Bequemlichkeit den Einzug zu halten.

Ich spreche hier absichtlich zuletzt von den grossen Hôtels der Chiaja. Sie sind ganz für das Bedürfniss der vornehmen Welt eingerichtet, und ich rathe einem Jeden, der sich nicht zu ihr zählt, sehr wohlmeinend, sich hier weder von der eleganten Reinlichkeit, noch von der schönen Aussicht anlocken zu lassen. In diesen Gasthöfen erster Klasse von Neapel gilt noch in weit höherem Grade, was ich in dieser Beziehung schon bei andern Städten zu erwähnen Gelegenheit hatte. Wer nicht mit grossem Train erscheint und einen gewissen Grad von Aufwand macht, wird hier trotz der glänzenden Aussenseite nicht befriedigt werden. Den Wirth trifft kein Vorwurf, wenn er bei seiner glänzenden Einrichtung auch eine gewisse Rechnung auf das Vermögen seines Gastes macht, und dem Kenner oder dem, der zum Sparen gezwungen ist, bieten seine Herrlichkeiten nun einmal nicht.

---

*) Für Reisende, die in der italienischen Aussprache nicht bewandert sind, bemerke ich hier, dass sie Santa Lucia nicht Lúcia zu sprechen haben, wodurch sie dem Volke in Neapel, wenn sie etwa genöthigt wären, nach ihrer Wohnung zu fragen oder dergl., leicht unverständlich würden.

Uebrigens ist noch zu bemerken, dass man beim Suchen von Privatquartieren auf längere oder kürzere Zeit stets die hohen Lagen und die höheren Stockwerke suchen muss, um der übeln Athmosphäre der Stadt zu entkommen, und die schönste, weiteste Aussicht zu haben.

Von drei bis fünf ist die Essenszeit in Neapel, doch kann man in den Restaurationen auch zu jeder andern essen. Zu jenen Stunden findet man jedoch die beste Auswahl und das stets frischeste, weil dann die Wirthe sich auf den Besuch vorbereitet haben. In der Villa di Roma und den Trattorien zur Città di Londra und Città di Napoli, am Anfange des Toledo fand ich stets eine treffliche Auswahl und gute Zubereitung. Dabei ist Alles billig. Wer den gewöhnlichen etwas süsslichen Tischwein verschmäht, mag Somma trinken, der dem besten Bordeaux wenigstens dem Geschmacke nach gleichzustellen ist. Für den täglichen Gebrauch möchte er vielleicht auf die Dauer zu hitzig seyn. Liparischer Wein ist edel und feurig. Falerner, Lacrima Christi sind dann und wann als Dessertweine zu empfehlen. Für 2 bis 5 Carlin, etwa 24 Kreuzer bis 1 Gulden, kann man das Gute und das Beste der Weinkarte haben. Die Austern sind ausserordentlich wohlschmeckend; feinere Fische sind selten und theuer. Der Golf von Neapel ist in den letzten Jahren arm geworden an diesen Bewohnern.

Wer eine Table d'hôte dem Essen nach der Karte vorzieht, dem empfehle ich die schon erwähnte in dem Hôtel du Commerce. Seinen Kaffee trinke man im Café Reale, dem elegantesten und besten, wo man oft Landsleute, immer Reisende trifft, und sehr anständig auch mit Damen hingehen kann.

Im Ganzen fand ich das Leben in Neapel wohlfeiler, als im übrigen Italien, und hörte von Landsleuten, die es schon lange bewohnen, diesen Ruhm im vollsten Maasse aussprechen.

Die Lage von Neapel hier loben wollen, wäre ein überflüssiges Beginnen. Ich hoffe, dass jeder Leser dieses Buches sich durch den Augenschein davon überzeugen wird. Soviel jedoch zur Orientirung.

Die Stadt liegt südlich und östlich an dem Abhange einer langen Hügelkette, die einen Golf von ungefähr 16 Miglien in der Länge und eben so viel in der Breite umgeben. Diesen Golf schliessen an beiden Enden zwei Vorgebirge ein; zur Rechten das Cap Miseno und das Cap Massa zur Linken. Den Eingang in den Golf bilden die Inseln Capri an der linken und Procida an der rechten Seite. Darüber hinaus Ischia mit der imposanten Pyramide des Epomeo. Dazwischen hat man die Aussicht des unendlichen Meeres. Gegen Westen erhebt sich ein Theil der Stadt auf den Höhen von Pausilipp, St. Elmo (Ermo) und Antignano; der andere Theil erstreckt sich ebener und schliesst sich an eine Reihe von Landhäusern, die sich nach Portici und noch weiter hinziehen, und über denen sich der Vesuv erhebt. Zwischen diesen beiden Stadttheilen senkt sich ein Fels von St. Elmo in's Meer, über dessen Rücken eine schmale, aber desto belebtere Strasse läuft, welche den Toledo mit der Chiaja verbindet. Die Neapel nördlich umgebenden Hügel, welche die sogenannte Terra di Lavoro umkränzen, jenen fruchtbaren Landstrich, den schon die Römer als Campania felix kannten, bewässert der Sebeto, früher ein bedeutender Fluss, doch seit dem grossen Erdbeben im Jahre 79 n. C. in seiner jetzigen Gestalt. Der Sebeto heisst im Volke Fornello. Ein Arm von ihm versieht die Wasserleitungen der Stadt.

Der älteste Aqueduct leitet das Wasser vom Fusse des Vesuvs und fliesst durch einen bedeckten Kanal in die Stadt und bis zum Lustschlosse Alphons II., Poggio Reale. Am Capuanischen Thor breitet sich das Wasser in der ganzen untern Stadt bis zum Molo und Castel nuovo aus.

Im Jahr 1629 wurde eine neue Wasserleitung von dem Flusse Iselero bis zur Stadt angelegt, welche die obern Theile reichlich versieht.

Die besten Standpunkte, um dies Alles zu überschauen, sind das Schloss St. Elmo und die Karthause. Beide beherrschen Stadt und Gegend. Hier findet das bekannte neapolitanische Sprichwort gewiss seine Geltung: *Vedi Napoli e pò muore!*

Neapel hat ungefähr 22 Miglien im Umfange. In steter Vergrösserung begriffen hat es nunmehr weder Mauern noch Thore. Die drei festen Schlösser: St. Elmo, Castel dell'Ovo und Castell nuovo, sind wohl nur da, im Nothfalle die Bevölkerung im Zaume zu halten, und zur Vertheidigung nach aussen nicht genügend. Eben so der Thurm del Carmine. Die Befestigungen des Hafens befinden sich auf den beiden Molos.

Man theilt die Stadt in 12 Quartiere: S. Ferdinando, Chiaja, Monte Calvario, Avvocata, Stella, S. Carlo all'Arena, Vicaria, Mercato, Pendino, S. Lorenzo, S. Giuseppe, Porto.

Nach Paris und London ist wohl Neapel die volkreichste Stadt in Europa, denn sie zählt über 406.000 Einw. — Die Lastträger oder Facchini werden mit den Lazzaroni verwechselt, und es ist hier nicht am Orte, die vielen Fabeln und aberwitzigen Lügen, die von den Reisenden über diese armen Leute in Umlauf gesetzt sind, anzuführen.

Neapels Strassen, mit Lava vom Vesuv gepflastert, sind im Allgemeinen weder sehr breit, noch sehr gerade. Die Strada di Toledo ist die vornehmste, sie ist eine Viertelmeile lang und durchschneidet die Stadt der Länge nach und in ebener Richtung. Von ihr hinauf zu den Höhen der Hügelkette und hinab zum Meere ziehen sich die andern Strassen. Die Plätze sind gross aber unregelmässig, bis auf den Largo di Palazzo und Largo dello Spirito Santo. Die Mehrzahl der Häuser hat fünf bis sechs Stockwerke, die Fenster sind mit Balkonen versehen, und die Dächer sind platt und dienen dazu, frische Luft zu schöpfen. Die öffentlichen Fontainen sind nicht, wie in Rom, mit plastischen Kunstwerken von hohem Werthe geschmückt. Keine zeigt ächten Geschmack. Die Architektur der Kirchen und Paläste kommt der in Rom und andern Städten Italiens nicht gleich. Man zählt ungefähr 300 Kirchen, von denen 40 Pfarrkirchen sind.

Wenn wir in Rom die Merkwürdigkeiten unter Rubriken brachten, und es dem Reisenden überliessen, selbst darunter nach Gefallen und Laune bei seiner Beschauung derselben zu wählen, so geschah es, weil die ungeheuere Masse von Schätzen, die das verschiedenste Interesse in Anspruch nimmt, uns zu dieser Massregel aufzufordern schien. Der Boden, auf dem wir uns jetzt befinden, ist anderer Art; die Stadt Neapel selbst hat in ihrem Innern nicht so Ausserordentliches, noch so Mannichfaltiges an Kunst- und historisch merkwürdigen Gegenständen wie Rom, und man kann in wenigen Tagen damit vollkommen fertig seyn. Ja, man wird nicht, wie in Rom, bei längerm Aufenthalte, immer wieder zu dem schon Gesehenen zurückkehren und immer frischen Genuss aus erneuerter Anschauung schöpfen. Niemand werden wohl diese Merkwürdigkeiten selbst in Neapel zurückhalten und somit werden wir's denn auch mit einmaliger Besichtigung abgethan seyn lassen können, und uns zu dieser vorzugsweise jene Tage wählen, an welchen uns unumgänglich nöthige Besuche, die wir zu geben oder zu empfangen haben, oder ein trübes regnerisches Wetter, das hier zu Anfang des kurzen Winters (etwa November und Dezember) sehr häufig ist, von den reizenden Ausflügen in die Umgegend abhält, die von grösserem und Alles überwiegendem Interesse sind. Ich will daher versuchen, dasjenige zusammen zu stellen, was im Laufe eines Tages besichtigt werden kann, und glaube mit dem bekannten Vasi, dass allenfalls sechs Tage hinlänglich seyn werden, Alles in Augenschein zu nehmen. Für die Gegend, für die Beobachtung des Lebens und Treibens in Neapel, wird jedoch eine desto längere Zeit nöthig seyn, und jeder Reisende wird wünschen, diese so lange als nur immer möglich, für sich ausdehnen zu können.

Erster Tag.

Ich entwerfe folgenden Plan: Zuerst beginnen wir mit dem königlichen Palaste, begeben uns dann nach dem nahegelegenen Theater S. Carlo, besichtigen den Platz von Castelnuovo (Largo del Castello), den Hafen, kehren dann zurück, um die h. Jakobskirche zu sehen, hierauf die des h. Ferdinand, und steigen nach Pizzofalcone hinan *).

Der königliche Palast. Die frühern Könige von Neapel wohnten in dem Castel Capuano, dem alten Schlosse, das jetzt la Vicaria genannt wird; manchmal residirten sie auch im Castel dell'Ovo, wo Alphons III. von Aragonien 1458 starb. Der Vicekönig Carls V., D. Pedro von Toledo, war der erste, der ein eigentliches Residenzschloss erbaute. Dies war der sogenannte alte Palast *), neben dem Theater S. Carlo, der mit dem neuen Castel in Verbindung steht, und wo Karl V. bei seiner Rückkehr aus Afrika wohnte. Ueber dem Eingangsthore erblickte man noch den doppelköpfigen Adler. Das Gebäude war deshalb besonders merkwürdig, weil es den Geschmack und die Einfachheit jener Zeit öfters uns in lebendigen Zügen vor Augen brachte.

Philipp III. befahl den grossen Palast anzubauen, der jetzt an dem schönen Platze zu Anfang der Toledostrasse liegt. Die Architektur ist von Dom. Fontana. Der Vicekönig D. Fernando Ruiz de Castro, Graf von Lemos liess den Bau 1600 beginnen. Die Façade ist 420 F. lang und mit dorischen, jonischen und korinthischen Pilastern geziert. Die grossen Bogen des untern Stocks sind jetzt vermauert um dem Ganzen mehr Festigkeit zu verschaffen. Drei grosse Eingangspforten führen in den Hof; die mittlere hat vier, die an den Seiten haben zwei Granitsäulen. Der zweite und dritte Stock hat 42 mit Balkonen versehene Fenster. Auf dem Gebäude steht ein Thurm mit einer Uhr. Den Hof umgeben zwei offene Gallerien oder Portiken, zu denen breite Treppen führen, an deren Seite man die kolossalen Statuen des Ebro und Tajo erblickt.

---

*) Zu allen grössern Touren in der Stadt selbst oder in ihrer Umgebung bedient man sich der überall stationnirenden Fiaker, die sehr höflich und gefällig sind, und oft auch den Cicerone machen können. Für die erste Stunde zahlt man 4, für die folgenden nur 3 Carlin. Trinkgeld kann man nach Belieben bewilligen oder verweigern, nachdem man mit dem Fiaker zufrieden war oder nicht. Ein kleiner Betteljunge, der als Groom hinten aufspringt, ist unvermeidlich. Es wäre grausam, ihn mit Schlägen fortzujagen, und auf andere Weise wird man ihn nicht los. Er öffnet den Schlag beim Ein- und Aussteigen, zeigt sich bei allen vorkommenden Fällen sehr dienstfertig und ist zufrieden, wenn man ihm nach tagelangem Umherfahren eine kleine Gabe zuwirft. Will man ihn durchaus nicht leiden, so verschwindet er zwar vor unsern Augen, beim Aussteigen ist er aber doch da, um uns den Schlag zu öffnen, da er sich statt hinten auf zu stehen, hinten auf gesetzt hat, um uns seinen Anblick zu entziehen. Jeder Fiaker hat seinen Jungen, der ihm durch grosses Geschrei auch Kunden wirbt und herbeizieht.

*) Der jetzt abgebrochen wird, um an reizender Aussicht für die königlichen Gemächer zu gewinnen.

Der eine Arm der Treppe führt in die königliche Kapelle, der andere in die Gemächer des Königs. Die Kapelle ist sehr reich verziert; der Hochaltar besteht aus kostbaren Steinarten. Die Statue der Conception ist von Fanzaga; die Malereien von Jacob del Po.

Die Zimmer des Königs sind, wie man denken kann, reich und geschmackvoll möblirt, doch sind die bedeutendsten Kunstwerke, die sie enthielten, nach dem Museo borbonico geschafft worden. Dennoch findet man noch hier: ein grosses Bild aus Raphael's erster Zeit, die Jungfrau mit dem Kinde und vielen andern Figuren vorstellend, die vier Jahreszeiten von G. Reni, ein Schidone, Alex. Farnese von Tizian, Werke von Caravaggio, Guercino und Albano. In dem grossen Saale der Vicekönige sind die Bildnisse aller Herrscher Neapels aufgehängt, gemalt von Massimo und Paul de Matteis.

Im ersten Stocke befindet sich gegen Süden eine prächtige Terrasse, mit Marmor gepflastert und voll der herrlichsten Gewächse und Blumen, von wo man die Aussicht nach dem Meere, den Inseln und dem Vesuv hat. Unter dieser Terrasse sieht man die *Darsena*, Kanonengiesserei, Schiffswerfte, das Arsenal u. s. w.

Durch eine bedeckte Treppe gelangt man aus den königlichen Gemächern zum Meere, wo stets die Yachten und Barken des Königs vor Anker liegen.

Der schöne Platz vor diesem Palaste erhielt im Jahre 1810 seine jetzige Gestalt. Statt der vier Klöster, die einst hier standen, von denen aber nur die St. Ludwigskirche von Vanvitelli zu bedauern ist, erbaute man zwei grosse symetrische Häuser und in ihrer Mitte eine runde Kirche dem h. Franziskus von Paula geweiht, an welche sich zwei halbkreisförmige Portiken mit Säulen anschliessen, in der Art derjenigen des Petersplatzes in Rom, jedoch nicht so grossartig, dies Alles ist aus schönen, grauen Kalksteinquadern von Gaeta. In der Mitte des Platzes stehen die beiden erzenen Reiterstatuen von Karl und Ferdinand von Bourbon. Beide Pferde und die Statue Karl's sind von Canova, Ferdinand aber ist von dem Neapolitaner Cali. Sie sind über Lebensgrösse. Der Baumeister der Kirche mit ihren Portiken ist Bianchi. Die Kuppel (180 F. hoch) tragen 34 Marmorsäulen von Mondragone. Das Frontespiz mit Basreliefs und kolossalen Statuen aus kararischem Marmor, ruht auf zehn Säulen und sechs Pilastern. Alles daran ist prächtig, allein dennoch macht es nicht jenen Eindruck, den die Werke grosser Genien hervorzubringen vermögen. Welch' ein Unterschied, wenn man hier an das Pantheon mit seinem Portale denkt.

Das Theater S. Carlo. Dies ist das grösste und prächtigste Theater in Italien und vielleicht in Europa. Karl III. liess es 1737 nach dem Plane Ametrano's von Angelo Carasale bauen, der es in 270 Tagen vollendete. Im Jahr 1816 wurde es zum grössten Theil eingeäschert und dann von Niccolini wieder aufgebaut. Das Gebäude ist 133 F. lang und 68 breit ohne die Façade, die später erst hinzugefügt wurde. Die Bühne ist 97 F. tief und 50 breit. Es enthält 6 Ränge Logen; der erste Rang besteht aus 24, die andern aus 26. Sie sind so gross, dass in jeder 12 Personen Platz haben. Einen zauberhaften Anblick gewährt dies Theater, wenn es bei hohen Festen *a giorno* beleuchtet ist. Ich sah es so am St. Theresientage, dem Namensfeste der Königin. Unter jeder Loge brannten fünf Wachsfackeln von Armsdicke auf grossen Armleuchtern. Die Gardeoffiziere waren in der reichen Gallauniform angezogen und die Logen enthielten eine grosse Menge schöner, reichgeschmückter Damen. Ausser dem Karneval sind die Leistungen dieses Theaters jedoch nur mittelmässig, und nicht besser wie auf unsern gewöhnlichen deutschen Hoftheatern *).

Der Largo del Castello, so heisst der Platz am Castel nuovo, der sich vom Theater S. Carlo abwärts erstreckt. Er ist der grösste in Neapel. In dem grossen neuen Gebäude residirt das Finanzministerium. In den Gräben des Kastells befinden sich Bäder süssen Quellwassers. Die Fontaine degli Specchi schmückt den Platz.

Geht man links abwärts so kommt man zu der

Piazza Medina mit einem schönen Springbrunnen (Fontana Medina). Vier Satyrn, mit einer Seemuschel zieren das Bassin, ferner Neptun auf einem Wagen mit Seepferden. Aus dem Dreizack springen eben so viele Wasserstrahlen. Dies ist die schönste Fontaine in Neapel, und ihr Errichter war der Graf Olivares, der Künstler Dom. Auria. Jedoch stand sie zuerst im Arsenal, bis dass der Herzog von Medina de las Torres sie hieherstellen und die Löwen von Fanzaga hinzufügen liess.

Das bedeutendste Gebäude dieser beiden Plätze ist

das *Castel nuovo*. Es soll der Bastille ähnlich sehen. Von dem königlichen Palaste führt ein bedeckter Gang hieher. Das Castel liegt hart am Meere, zum Schutze des Hafens. Der Mittelbau nebst seinen Thürmen wurde 1283 unter Karl von Anjou durch Nicolo Pisano angelegt. Die äussern Befestigungen wurden nach und nach unter Alphons I. von Aragonien um 1500, dann unter Gonsalvo von Cordova und Pedro von Toledo (1546) hinzugefügt. Nachdem man bei den Aussenwerken vorüber ist, sieht man den Triumphbogen, der von der Stadt Alphons I. bei seinem Einzuge (1443) errichtet wurde. Er ist von Marmor, jedoch von nur mittelmässigem Kunstwerthe. Man schreibt ihn dem Julian von Majano zu. Hier bleibt dieses Werk immer von Interesse, da man in Neapel Weniges aus jener Zeit und von diesem Meister sieht. Nach Andern soll aber der Architekt Pietro de Martino von Mailand den Triumphbogen gebaut haben. — Die Thüren aus Erz, deren Basreliefs sich auf die Thaten des Königs Ferdinand I. von Aragonien beziehen, sind von dem Mönche Wilhelm, einem neapolitanischen Bildhauer und Erzgiesser. Hierauf sieht man den Waffenplatz mit der im gothischen Styl erbauten *Kirche der h. Barbara*. Hier ist eine Gruppe, die Jungfrau mit dem Kinde, von Jul. v. Majano, eine Anbetung der h. drei Könige von Joh. von Brügge, welches der Meister selbst dem König Alphons zum Geschenk sandte, und das man als sein erstes Oelbild betrachten will. Zingaro hat die Könige übermalt

---

*) Ich will bei dieser Gelegenheit noch die andern Theater anführen. Auf dem Platze des Castel nuovo ist das *Theater del Fondo*, von Seguro 1779 erbaut. Es ist kleiner als S. Carlo, und man gibt hier komische Opern und Ballete. — Unweit davon, auf demselben Platze, sind noch die kleinen Theater *San Carlino* und *la Fenice*, wo man nur Stücke aus dem Volksleben aufführt, deren Inhalt dem Fremden nicht leicht verständlich ist, da hier nur im Neapolitanischen Volksdialekte gesprochen wird. Das *Teatro nuovo*, jenseits der Toledostrasse, ist sehr beengt und ohne Schmuck. Auch hier werden komische Opern gegeben. Diesseits der Toledostrasse und unweit von dem vorigen ist das *Theater de' Fiorentini*, neben der Kirche des h. Johannes de' Fiorentini. Dies war im 16. Jahrhundert zur Darstellung spanischer Schauspiele bestimmt; jetzt gibt man hier ebenfalls komische Opern, jedoch auch Schauspiele. Im *Theater Partenope* blos letztere, wie in dem nächst dem S. Carlo Theater am schönsten dekorirten *Theater S. Ferdinando* und am *Ponte nuovo*, in der Vorstadt.

und ihnen Aehnlichkeit mit Alphons, Ferdinand und dessen Sohne Ferrandino zu geben gesucht. Die Treppe hinter dem Chor, die zum Thurme führt, ist ein seltsames Werk von Nicolò v. Pisa. Rechts von derselben führt eine Treppe zu dem Waffensaale, den der Vicekönig Don Pedro von Toledo anlegen liess. Ausser diesem gibt es noch andere Waffensäle, die später erbaut wurden, und die Waffen für 60.000 Mann enthalten können. Ausser dem Arsenal befindet sich hier eine Stückgiesserei und dergl. Als einstmalige Residenz der Könige hat sich hier ein grossartiger Charakter immer noch erhalten, wie man ihn in gewöhnlichen Forts nicht antrifft. Castel nuovo kann eine Garnison von 3000 Mann fassen.

Neben dem Castel ist

der Hafen, wo man Stundenlang mit Vergnügen zubringen wird, um das bunte Leben und Treiben daselbst zu beobachten. Es war einer meiner liebsten Spaziergänge, doch lassen sich viele der hier erschauten Scenen besser sehen als beschreiben.

Der alte Hafen begriff sonst die Region, die man noch jetzt Porto nennt, und die sich unter der Kirche S. Giovanni Maggiore befindet. Der neue Hafen ist also ziemlich weit davon entlegen. Ein grosser Molo schliesst ihn auf der West- und Südseite ein.

Karl II. von Anjou legte ihn 1302 an und Alphons I. von Anjou vergrösserte ihn. Der Thurm wurde, nachdem ihn der Blitz eingeäschert hatte, erst 1656 wieder aufgebaut.

Hier singen und deklamiren die Improvisatoren, hier stehen die ambulanten Theater der Pulcinelle, hier rufen Quacksalber ihre Arcana aus, und hier sitzt und ruht das Volk Abends auf Bänken von Piperno, hört und schaut zu im himmlischen Nichtsthun, dem dolce far niente, versunken, und verspeist dann und wann eine saftige Agave oder Orange. Die schöne Fontaine, die den Platz ziert, ist von 1740. Die schönere, die man früher sah und die ihrer vier Statuen wegen vom Volke le quattro del Molo genannt wurde, nahm Peter von Aragonien nach Spanien mit.

Der Hafen an sich ist nur klein, allein die Rhede zwischen der Darsena und dem Castel del Ovo ist weit genug, einen zweiten sichern Hafen zu bilden.

Wenn wir jetzt nach dem Platze des Castel nuovo zurückkehren, besehen wir

die *Kirche des h. Jakob (S. Giacomo degli Spagnuoli)*, im Jahre 1540 durch Ferdinand Manlio, auf Befehl des stolzen und despotischen Vicekönigs Pedro von Toledo, erbaut. Von Andrea del Sarto befindet sich hier ein Bild unter Glas, das jedoch von Vielen nur für eine Kopie gehalten wird. Von Marco da Siena sieht man einen Christus am Kreuz von hoher Vollendung; ferner eine Kreuzesabnahme von Bernhard Lama und ein Surporte von Passanti, einem guten Nachahmer Spagnoletto's. Das Denkmal Pedro's von Toledo von Johann Merliano von Nola ist sehenswerth. Es besteht aus einer Vase, an deren Ende weinende Tugenden stehen. Die Basreliefs beziehen sich auf die Siege des Vicekönigs über den Seeräuber Barbarossa. Auf dem Denkmale sind die Statuen des Vicekönigs und seiner Gattin in betender Stellung. Das ehemalige Kloster und das Spital der spanischen Soldaten, die mit dieser Kirche zusammenhingen, sind jetzt in das Hôtel des Finanzministeriums, die Börse u. s. w. von einem französischen Baumeister, Gasse, umgewandelt worden.

Dem Theater San Carlo gegenüber liegt

die *Kirche San Ferdinando*, von der Gräfin von Lemos, Vicekönigin von Neapel, erbaut. Die Façade ist nach dem Plane Cosimo's ausgeführt. Die Fresken gelten für Paul de Matteis schönstes Werk. Das Altarblatt ist von Solimena und die Statue des David wurde von Lorenzo Vaccaro begonnen, und von dessen Sohne Dominik Antonio vollendet, der noch den Moses hinzufügte.

Durch die Strasse, die sich vom königlichen Palaste, und zwar diesem fast gegenüber, aufwärts erstreckt, steigt man nach *Pizzofalcone.* Zu den Zeiten der Könige von Aragonien war hier noch ein Wald, der zuerst Echia, dann Lucullano genannt wurde. Den letztern Namen hatte er deshalb, weil hier der Palast und die Gärten des Lucullus waren. Der Erstere stand vornehmlich da, wo sich jetzt das Castel dell'Ovo erhebt. Damals hing dieser Platz mit dem festen Lande zusammen, von dem er erst durch ein Erdbeben getrennt wurde. Auf dem Gipfel dieses Hügels steht ein grosser Palast des Königs, jetzt die topographischen Bureau's enthaltend, und eine Kaserne für die Garde. Dem mit den Bureau's verbundenen Observatorium steht ein Professor der Astronomie vor.

Da diese Höhe für einen sehr angenehmen und gesunden Aufenthalt mit Recht gehalten wird, so befinden sich hier oben die schönsten Paläste und Kirchen der Stadt.

In der *Kirche dell'Egiziaca* sieht man zwei gute Bilder von Matteis.

In der *Kirche la Nunziatella* ist ein Deckengemälde al fresco von Franz de Mura.

Neben dieser Kirche befindet sich die *polytechnische Schule* und das *militärische Kollegium.*

Die Kirche Sta. Maria Solitaria besitzt Gemälde von Spagnoleto, Giordano u. A.

Die grosse Kirche *Sta. Maria degli Angioli* wurde 1600 nach dem Plane Grimaldi's erbaut. Hier sind Gemälde von Massimo, Giordano, Vaccaro.

Neben dieser Kirche ist der *Ponte di Chiaja*, welcher Pizzofalcone mit dem Fort S. Elmo verbindet, und unter dem die Strasse gleichen Namens sich hinzieht.

Unweit von hier steht die *Kirche S. Carlo alle Mortelle*, von den Myrten (Mortelle) so genannt, welche ehemals den Fuss des Berges S. Elmo bedeckten. In der *Kapelle des h. Liborius* ist ein schönes Gemälde von Giordano.

Hier bemerken wir noch das königliche Institut für junge Edelleute und das *Ritiro di Mondragone*, eine Versorgungsanstalt für adelige Fräulein und Wittwen.

Sta. Maria apparente, sonst ein Kloster, ist jetzt ein Gefängniss.

Wenn wir nun nach der Chiaja-Strasse hinabsteigen, so sehen wir das *l'Orfanotrofio militare*, eine Art von Kriegsschule und Waisenhaus für Soldatenkinder.

Der ganze Hügel, der sich hinter der Chiaja hinzieht, ist mit den schönsten Landhäusern wie besäet, unter denen wir herausheben: Belvedere, Ricciardi, Patrizii, la Floridiana *).

Mit dieser ersten Wanderung hat man schon einen schönen Ueberblick des Lebens und der Gegend erhalten, und wird sich gewiss in die freudigste Stimmung dadurch versetzt fühlen. Nur muss ich bemerken, dass man das Schnupftuch in den Hut oder die Brusttasche stecken muss, wenn der reine Genuss, den die Wanderung gewiss hervorbrachte, nicht etwa durch den Verlust eines Foulards oder feinen Battisttuchs ein wenig gestört werden soll; denn aus der Rocktasche ist das Tuch fort, ohne dass man es merkt, dies ist eine so ausgemachte Sache, dass ich mich wahrlich wundern musste, in keinem Handbuche dies erwähnt zu finden, da uns armen Reisenden dadurch ein unausbleiblicher Verdruss erspart worden wäre.

---

*) Erst 1819 erbaut. Kann mit einer Erlaubnisskarte besichtigt werden. Bekanntlich residirte hier die Geliebte König Ferdinands.

Zweiter Tag

Heute wählen wir uns das Quartier von Sta. Lucia, das Castel del'Ovo, die Villa reale an der Chiaja, den Pausilipp, das Grab Virgils, Sta. Maria del Parto und la Mergellina.

Wenn man von der Kaserne auf Pizzofalcone nach dem Meere zugeht, so gelangt man nach Sta. Lucia, wo wir bereits die Wohnungen zum längern Verbleiben empfohlen haben. Die kleine, alte *Kirche der h. Lucia*, von der Nichte Konstantins d. Gr. gestiftet, gibt diesem Stadttheile den Namen. Vor dieser Kirche ist der Platz, wo die Fische und Muscheln verkauft werden. Der Vicekönig Borgia liess ihm 1620 seine jetzige Gestalt geben, indem er eine Masse kleiner Gebäude entfernte, und so einen der schönsten Aussichtspunkte für Neapel schuf. Die Fontainen sind von Agria (Auria) und Merliano, noch eine dritte, etwas höher gelegen, ist von Fansaga. Ich muss bekennen, dass ich diesen Werken wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe, denn der Anblick des Meers, des Vesuvs und der Felsen von Pizzofalcone und St. Elmo, die über den Häusern emporragen, nimmt so sehr in Anspruch, dass man darüber alles Andere vergisst. Es wäre jedoch zu wünschen, dass der Platz reinlicher gehalten würde, da er einen der angenehmsten Spaziergänge bietet.

Am Ende des Platzes liegt die Pfarrkirche *Sta. Maria della Catena*, 1576 von den Fischern des Viertels erbaut. Unter der Kirche kommen zwei Quellen zum Vorschein, die aus dem Felsen entspringen und Mineralwasser enthalten, dem die Neapolitaner eine bedeutende Heilkraft zuschreiben.

An den Platz von Sta. Lucia reiht sich ein Quai, der nach der köstlichen Promenade der Chiaja führt. Dieser Quai heisst Platamone, von den Platanen, die hier standen, wird aber vom Volke Chiatamone genannt. An der Chiaja und in Sta. Lucia liegen die grössten und besten Gasthöfe, sämmtlich sehr elegant und reinlich, wie man sie nirgend besser antreffen kann. Es sind: la Villa di Londra, Villa di Roma, Crocelle, Hôtel de Suède, Grande Bretagne. Diese Reihe von Hôtels erstreckt sich von dem Platze von Sta. Lucia bis zur Villa Reale, längs des Meeres.

Sehenswerth ist hier vor Allem der schöne königliche Palast mit dem daran stossenden Garten: *die Villa Reale.* Wer wäre wohl in dem göttlichen Neapel und genösse hier nicht das Schauspiel des Sonnenunterganges! Eine gute Eisenquelle wird hier häufig getrunken, die aus dem Pizzofalcone entspringt.

Zuerst werfen wir einen Blick auf das *Castel del' Ovo*, welches seiner runden Gestalt wegen den Namen erhielt. Man kommt dahin auf einer Brücke, die das Fort mit dem Lande verbindet. Wie schon gesagt, hiess es früher Castrum Lucullanum. Odoacer verbannte hieher den letzten römischen König Romulus Augustulus. Wilhelm I. erbaute hier ein Schloss 1154, welches Kaiser Friedrich II. 1221 in Vertheidigungsstand setzen liess.

Am Ende der Strasse Platamone ist die Kaserne della Vittoria, nach der Kirche Sta. Maria della Vittoria so genannt. Diese wurde 1571 zum Andenken des Sieges erbaut, den Don Juan von Oestreich über die Ungläubigen erfocht.

Hinter dieser Kirche ist eine Höhle, welche zu den Platamonischen Grotten gehörte, die sich in dem Felsen von Pizzofalcone befanden.

Neben dem schönen Platze della Vittoria beginnt

Die *Villa reale de Chiaja*, die sich bis zum Pausilipp erstreckt und das luftigste und reinlichste Quartier von Neapel genannt werden kann. Diese Villa reale wurde 1779 unter Ferdinand I. angefangen. Sowohl Natur als Kunst haben aus diesem Punkte vielleicht das Herrlichste geschaffen, was man in Europa in dieser Art antrifft. Die Villa besteht aus fünf Alleen grösstentheils von Akazien und Thränenweiden *). Fontainen, Statuen, Blumenstücke im üppigsten Flore, Myrthen- und Orangenboskets wechseln darin ab. Abends werden sie durch prächtige Laternen beleuchtet, die auf Lavasäulen ruhen und überall sind Marmorbänke angebracht. Zum Schlusse ist eine englische Anlage mit schlängelnden Wegen, und Rasenplätzen. Eine kleine halbrunde Platform erstreckt sich in's Meer und gewährt die weiteste Aussicht. Zwei kleine Tempel sind Virgil und Tasso geweiht.

Die Mittelfontaine ist die schönste in Neapel. Sie besteht in einem grossen Granitbassin aus einem Stück, von Sphinxen getragen und ist mit Inselchen, Grotten und Kopien nach Antiken umgeben. Am Eingange der Villa befinden sich Kaffeehäuser und Restaurationen. Dem gemeinen Volke und den Landleuten ist der Zutritt in die Villa nur einmal im Jahre, den 8. Sept., am Feste der Madonna di Piedigrotta, gestattet. Dann zeigt sich hier ein Leben, das den Fremden in hohes Staunen versetzen kann. Im 16. Jahrhundert hatte dies Fest noch solche Wichtigkeit für die untern Klassen, dass bei der Hochzeit ausgemacht wurde, der Mann müsse die Frau alljährlich zum Feste führen. Auch der König und sein ganzer Hof begeben sich in grosser Galla zu diesem Feste.

Unter den Palästen, welche sich an der andern Seite der Chiaja, der Villa gegenüber, hinziehen, ist der *Palast Cellamare* als ausgezeichnet zu nennen. Hinter ihm erstreckt sich der schönste Garten, den Neapel besitzt.

Die Strasse der Chiaja theilt sich in zwei Arme. Der Eine führt zur Grotte des Pausilipp, der Andere nach la Mergellina, am Ufer des Meers. Hier ist eine schöne Promenade, die bis zur Höhe des Pausilipp führt.

Wenn man die erstere Strasse einschlägt, so erblickt man links, ehe man zur Grotte gelangt,

Die *Kirche Sta. Maria di Piedigrotta*. Ihr Name erklärt sich von selbst. Sie wurde 1353 erbaut. Sie ist nur klein, wird aber täglich von einer grossen Menge von Andächtigen besucht, welche das Muttergottesbild dieser Kirche vor allen andern verehrt.

Am 8. Sept. wird hier das grosse Fest gefeiert, von dem schon oben die Rede war. Die prächtigen Garden in ihrer Staatsuniform bilden alsdann Spalier die Chiaja entlang. Das Volk strömt in Masse herbei, alle Häuser bis zu den Dächern sind mit Menschen besetzt, und dieses Fest ist gewiss eines der schönsten in Neapel und daher der Schaulust der Reisenden vornehmlich zu empfehlen.

Pausilipp. So heisst der bewaldete Hügel, der von dieser Seite Neapel umschliesst, schon seit den Zeiten der Römer. Plinius nennt ihn nicht anders. Es ist eine griechische Benennung, die „Hemmung des Kummers" bedeutet, und sich hier sehr angemessen auf die Reize der Gegend und die Annehmlichkeit des Lebens bezieht, dem alle Bedürfnisse im reichsten Maasse zuströmen. Bei den Römern befanden sich längs dieser Küste die prächtigsten Landhäuser des Virgil, Cicero, Marius, Pompejus u. A. Lucullus thronte am äussersten Ende des Vorgebirgs und Pollio fütterte hier die schmackhaften Muränen mit dem Fleische seiner Sklaven, um seinen Lieblingsfisch noch delicater zu machen.

---

*) Ich muss für deutsche Leser bemerken, dass man in Italien unter Villa nicht wie bei uns „das Landhaus" versteht. Dies wird dort Casino oder unter gewissen Bedingungen selbst Palazzo genannt. Villa ist vielmehr dem englischen „Park" entsprechend. Der Name begreift die ganze Anlage mit Gärten, Tempeln, Wohngebäuden u. s. w. in sich.

Die *Grotte des Pausilipp*, oder auch Grotte von Puzzoli genannt, ist der fast ein Drittel Miglie lange, durch den Hügel gehauene Weg, der für zwei Wagen Breite hat und an einigen Stellen über 60 Fuss hoch ist. Anfänglich ward diese Arbeit wohl nur unternommen, um Bausteine zu gewinnen, bis man später die Grotte vollendete, um die Verbindung von Neapel mit Puzzoli zu erleichtern, die früher nur über den Hügel stattfand. Strabo und Seneca sprechen von der Grotte ohne ihres Urhebers zu erwähnen. Varro glaubt, dass es Lucull gewesen sey. Die Grotte ist mit Steinen vom Vesuv gepflastert. Ungefähr in der Mitte befindet sich eine kleine in den Felsen gehauene Kapelle, wo ein Eremit zwei Lampen stets brennend erhält.

Die Wirkung, die Neapels Umgebung macht, wird noch gehoben, wenn man eine Fahrt durch diese finstre Höhle gemacht hat.

Die jetzige Gestalt der Grotte ist jedoch von ihrer anfänglichen bedeutend verschieden, auch ist ihr Niveau nicht mehr dasselbe. Man bemerkt noch an den Seiten in der Höhe sehr alte Spuren von Wagenrädern und eine Vertiefung rechts, die man für eine dem Priap geweihte Höhle hält. Das Grab Virgil's, welches jetzt 71 Palmen über dem Eingang zur Grotte liegt, war sonst mit diesem gleich, wie uns Aelius Donatus berichtet. Daraus lässt sich aber schliessen, dass die Grotte ehemals viel finsterer war und minder bequem zu passiren, wie jetzt. Seneca beschwert sich über den Schmutz der Strasse zwischen Bajä und Puzzoli und dass der Staub der Grotte sich dann darauf legé. Zu den Zeiten König Robert's muss es, nach Petrarca's Beschreibung, nicht besser mit ihr bestellt gewesen seyn. Erst Alphons I. erweiterte sie dadurch, dass er den Eingang gegen Neapel tiefer legen liess, allein im Innern musste man immer noch steigen und der abscheuliche Staub blieb derselbe. Dem Vicekönig Peter von Toledo, der in Puzzoli ein schönes Lustschloss besass, war es vorbehalten, diesen Uebelständen abzuhelfen. Er war es, welcher der Grotte ihre jetzige Gestalt gab, und sie so horizontal machen liess, dass gegen Ende des Octobers die untergehende Sonne sie ihrer ganzen Länge nach erleuchtet. Ich war so glücklich, dieses interessante Schauspiel zu haben.

Jenseits liegt eine kleine Vorstadt Fuori Grotta genannt. Auf dem Hügel, wo die alte Strasse war, sieht man noch die Ruinen einer Wasserleitung, welche das Wasser des Sees Serino in die Piscina mirabilis nach Bauli führte, von der ich später sprechen werde.

Auf diesem Hügel pflegt man auch noch

Das *Grab Virgils* zu besuchen. Die Asche des Dichters soll auf August's Befehl nach Neapel, seinem Lieblingsaufenthalte, gebracht worden seyn. Da jedoch das Grabmal sich auf dem Grundeigenthume eines armen Landmanns befand, der es nicht gehörig unterhielt, so kaufte Silius Italicus den Grund und widmete ihm die Verehrung eines Tempels. Sonst konnte man von der Grotte aus dahin kommen, da das Grabmal mit dieser in gleicher Höhe war, jetzt steigt man ausser derselben zu ihm empor. Man sagt, dass das Grab aus einer Urne bestand, welche neun kleine Marmorsäulen trugen, mit der bekannten Inschrift:

Mantua me genuit, Calabri rapuere, tenet nunc
Parthenope: cecini pascua, rura, duces.

In diesem Zustande blieb Alles bis zur Regierung Robert's 1326, der die Urne nach dem neuen Schlosse (Castel nuovo) bringen liess, wo sie für immer verloren ging. Neben dem Grabe soll sich auch ein Stein vorgefunden haben, mit der Inschrift:

Siste viator, quaeso, pauca legito: hic Maro situs est.

So viel ist gewiss, dass jetzt nicht das geringste mehr von diesem Allem angetroffen wird. Man sieht nichts als vier Mauern, die nach oben eine kleine Kuppel bilden, alles aus Ziegeln. Von aussen sieht das ganze einer Thurmruine gleich, dem das umspinnende Grün einen malerischen Reiz gewährt. Komisch ist der Eindruck, wenn der geschäftige Cicerone eine Hand voll Staub und Erde ergreift und sie mit dem pathetischen Ausruf: Cenere di Virgilio! in die Luft streut.

In neuerer Zeit ist man darüber einverstanden, dass nur der Wunsch, das Grab des Dichters in dieser Gegend, wo es gewesen seyn soll, nun aber spurlos verschwunden ist, aufzufinden, dieses gewöhnliche Columbarium *) dazu erhoben hat. Die Aussicht, die man hier oben hat, ist himmlisch. Mehre Inschriften sentimentaler Reisenden, auch einige moderne Gräber werden hier gefunden.

Wenn man vom Grabe Virgil's, wir wollen es trotz seiner Unächtheit, doch so bezeichnen, sich nach dem Gestade von la Mergellina begiebt, so erblickt man

Die **Kirche** *Sta. Maria del Parto.* Friedrich II. von Arragonien schenkte diesen Platz dem berühmten Dichter Sannazar, seinem Geheimschreiber, der sich hier ein Landhaus baute, welches 1501 von Philibert von Oranien, bei der Belagerung von Neapel zerstört wurde. Auf den Ruinen erbaute nun Sannazar diese Kirche, der er von seinem hier geschriebenen Gedichte „de partu virginis" den Namen gab. Die Kirche übergab er Geistlichen vom Servitenorden. Nach seinem Tode erhielt er dafür im Chor ein prächtiges Monument von Santa Croce und Fra Poggibonzi verfertigt. Sannazar's Büste zwischen zwei weinenden Genien mit Cypressenkränzen in den Händen und die Statuen der Minerva und des Apoll, die man aus ängstlicher Rücksicht David und Judith getauft hat, zieren das Denkmal. Auf dem Basrelief des Piedestals sieht man Faunen, Nymphen und Schäfer. Die Inschrift ist von Bembo, sie lautet:

Da sacro cineri flores, hic ille Maroni
Sincerus, musa proximus ut tumulo.

Sincerus war Sannazar's Dichtername.

Noch enthält diese Kirche einen h. Michael von Leonardo von Pistoja, den er statt des Drachen eine schöne Dame tödten lässt, in die er in seiner Jugend verliebt war, sich aber später glücklich schätzte, sie verlassen zu haben. Dies Bild erklärt das Neapolitanische Sprichwort: „der Dämon der Mergellina", um eine verführerische Schöne zu bezeichnen.

Auf der Küste della Mergellina sieht man viele Land- und Lusthäuser, unter denen ich nur den

Palast der Königin Johanna erwähnen will. Das Gebäude, welches gemeinhin so genannt wird, wurde aber zu Ende des 16. Jahrhunderts von der Prinzessin Ogni Anna von Caraffa, errichtet. Der Architekt war Cosimo. Es wäre einer der schönsten Paläste Neapel's wenn er beendigt worden wäre. Jetzt ist eine Glasfabrik daselbst.

Die ganze Mergellina, die in neuerer Zeit sehr an Ausdehnung gewonnen hat, wird häufig von Spaziergängern besucht. An dem Platze, der lo Scoglio genannt wird, landet man gewöhnlich, wenn man von Neapel in einer Barke hieher fährt, um sein Souper zu nehmen. Die Rückfahrt während einer schönen Sommernacht in dem ruhigen Golf ist dann entzückend.

---

*) Ich will hier nicht zu bemerken unterlassen, dass Columbarium die Familiengrüfte der Alten waren, in deren Wände sich eine Anzahl von kleinen Höhlungen befand, um die Aschenkrüge aufzunehmen, gerade wie die Löcher, in denen die Tauben gern ihre Nester bauen. Daher der Name.

Auf dem Vorgebirge Coroglio, an der Stelle, die Gajola genannt wird, sind unbedeutende Ueberreste, die man für die Bäder des Lucullus hält. Auch befinden sich hier noch die Ruinen eines sehr alten Bauwerks, die Schule des Virgil benannt, das jedoch nach einer aufgefundenen Inschrift ein Tempel der Fortuna gewesen seyn soll. Die daneben liegende Kirche heisst davon Sta. Maria a Fortuna.

Auf eben diesem Vorgebirge waren die berühmten Cisternen und Vivarien, wo der schon genannte Vedius Pollio seine alten Muränen mit Menschenfleisch nährte. Die Vivarien kann man noch sehen. Sie sind 50 Fuss lang, 18 breit und 24 tief.

Unweit dieses Vorgebirgs ist die Insel Nisida (Inselchen), nur von 1½ Miglien im Umfange. Wahrscheinlich riss sie ein Erdbeben vom festen Lande los. Sie gehörte zu den Besitzungen des Lucull. Jetzt befindet sich die Quarantaineanstalt hier, für alles was aus der Levante kommt.

Die Bewohner des Strandes in Mergellina zeichnen sich übrigens durch ihre antiken Formen aus und sind vielleicht die arbeitsamsten und friedfertigsten Menschen der ganzen Bevölkerung von Neapel.

Ehe wir dieses Revier verlassen, wollen wir noch einen Blick auf die Blindenanstalt der Chiaja werfen, wo arme blinde Knaben in der Musik unterrichtet werden und von Zeit zu Zeit sehr anmuthige Konzerte geben. Diese Anstalt befindet sich neben der Kirche St. Joseph.

Dritter Tag.

Wir besteigen den Vomero, dann gehen wir zu den Camaldulensern, steigen hinunter nach dem Schlosse St. Elmo, dem alten Kloster und der Kirche S. Martino, und begeben uns wieder hinab in die Stadt, am Ende der Toledostrasse, auf den Platz des h. Geistes mit der Kirche, zur Kirche Sta. Teresa, nach dem Studienpalaste u. s. w. Endlich besuchen wir das Quartier von *Montoliveto*.

Dieser Ausflug würde zu ermüdend seyn, wenn wir den Sammlungen, die der Studienpalast enthält, mehr als eine flüchtige Aufmerksamkeit schenken wollten. Will man hier Alles genau in Augenschein nehmen, so genügt *ein* Besuch nicht und der Reisende wird hier mehrmals zurückkehren müssen, um seine Wissbegierde im gehörigen Maasse zu befriedigen.

Vom Posilipp, wo wir gestern unsern Spaziergang beendigten, kehren wir nach der Chiaja zurück, um den Vomero zu ersteigen. Kirchen und Lustschlösser wechseln auch auf diesem Berge ab. Das Lustschloss des Prinzen von Belvedere ist nebst dem Garten dem Publikum geöffnet. Die Prinzessin von Floridia hat hier oben einen geschmackvollen Palast nebst einem englischen Garten.

Auf dem höchsten Gipfel des Berges befindet sich die ehemalige Einsiedelei nebst Kirche der Camaldulenser, von wo man das herrlichste Panorama von Neapel und der ganzen Campania felix erblickt. Schöner als hier ist die Aussicht nirgend, selbst nicht die, welche man vom Vesuv hat. Man sieht hier die Golfe von Neapel und Pozzoli mit ihren Inseln, die ausgebrannten Krater der Solfatara und Astruni, den See Agnano, Cap Misano, die Reste von Bajä und darüber hinaus, das unendliche Meer. — In der Kirche befindet sich ein Abendmahl von Massimo, das bei den Reizen, die ausserhalb der Kirche uns hier so mächtig anregen, weniger beachtet wird, als es wohl verdient. Ein gewisser Ricciardi hat unter der Franzosenherrschaft einen Theil der Klostergüter gekauft und sich daraus eine Villa geschaffen, von welcher er den Titel eines Conte de' Camaldoli angenommen. Ein neuerer Dichter Ricci hat diese Villa 1817 recht schön besungen, unter dem Titel: La Villa di Camaldoli al Vomero.

Von hier besuchen wir die Spitze des Felsens S. Elmo, den die Neapolitaner jedoch S. Ermo nennen, von einer hier früher befindlichen Kapelle des h. Erasmus, der in der Volkssprache Ermo statt Erasmo heisst. Das oben liegende

Schloss S. Elmo oder Ermo, welches früher ein von den Normannen erbauter Thurm war, der seiner schönen Lage wegen Belforte genannt wurde, ist von Karl II. in ein befestigtes Schloss verwandelt worden, dem 1518 noch neue Befestigungen hinzugefügt wurden. Karl V. erhob es zur regelmässigen Festung und unter Philipp V. erhielt diese noch stärkere Werke. Jetzt ist der Mittelbau von hohen Mauern umgeben, die Contrescarpe ist in den Felsen gehauen, eben so die Gärten. Ringsumher dehnen sich die Minen und Gegenminen aus. In der Mitte befindet sich der Waffenplatz und eine ungeheure Cisterne. Der Besuch des Forts ist nur unter besonderer Begünstigung gestattet.

Am Fusse des Schlosses befindet sich

Die *Kirche St. Martin*, oder vielmehr die Karthause von S. Martino, welche auf die Bitte Karls, Herzogs von Calabrien, von seinem Vater Robert von Anjou 1325 erbaut wurde. Zwei Jahrhunderte später erhielt die Kirche durch Fansaga ihre jetzige Gestalt. Man sieht hier Fresken von Massimo, Jesus, Maria, den h. Johannes und Bruno vorstellend; Moses von Spagnoleto und Elias von Berardino. Die 12 Propheten an der Decke von Spagnoleto (Ribeira) sind ausgezeichnete Werke dieses Künstlers, dessen Grösse man erst in Neapel kennen lernt, da andere Städte wenig von ihm besitzen. Die Himmelfahrt Christi an der Decke und die 12 Apostel zwischen den Fenstern sind gute Bilder von Lanfranco. Der Hochaltar ist nach der Zeichnung von Solimena, jedoch nur aus Holz, während die Balustrade aus kostbaren Marmorarten und andern werthvollen Steinen besteht. Alle übrigen Ornamente sind nach Zeichnungen Fansaga's und der prächtige Fussboden ist von dem Karthäuser Laienbruder Presti. Die Gemälde an der Decke des Chors sind von Arpino, die Nativität des Heilands ist von Guido Reni, der durch den Tod an der Vollendung dieses Bildes gehindert wurde, die übrigen Ausschmückungen des Chors sind von Lanfranco, Spagnoleto und Massimo.

In den Kapellen dieser Kirche finden wir noch eine Jungfrau von Massimo, Fresken von Corenzio, und die Taufe des h. Johannes, das einzige Werk Marattas, welches Neapel besitzt. Die Statuen der Gnade und Vorsehung aus Marmor sind von Vaccaro. In der letzten Kapelle ist das Bildniss des h. Martin von Caracciolo, andere Gemälde von Solimena und Fresken an der Decke von Massimo's Schüler Finoglia. Dieser Kapelle gegenüber befindet sich die *des h. Januar* mit dem Basrelief desselben von Dom. Vaccaro und Bildern von Caracciolo und Corenzio. In der *Kapelle des h. Bruno* sind alle Gemälde von Massimo, und in der *Kapelle der Himmelfahrt* ist Alles von Battistello oder Caracciolo. In der letzten endlich auf dieser Seite, zunächst der Thüre, dem *h. Joseph* geweiht, sind die Gemälde von Matteis.

Wenn man nun zum Chor zurückkehrt, tritt man rechts in den *Kapitelsaal*, dessen Decke von Corenzio gemalt ist. Der nächste Saal ist von Micco Spadaro und das Altarblatt in demselben von Andrea Vaccaro.

Aus dem Chore tritt man in die überaus schöne *Sacristei*, deren Decke von Arpino gemalt ist. Pilatus, Jesus dem Volke zeigend, ist von Massimo. Die Schränke zeigen wunderbare Schnitzarbeit.

Von hier kommt man in den *Schiff* der Kirche, wo man Spagnoletto's Meisterwerk, die Kreuzesabnahme, sieht, und Giordano's letzte Arbeit, eine Judith al fresco an der Decke, die der Künstler in 48 Stunden vollendet haben soll. Er führte bekanntlich von seinen schnellen Arbeiten den Beinamen: Fa presto. In dem Schatz befindet sich eine Menge heiliger Gefässe, silberner Statuen und viele seltene und sehenswerthe Gegenstände.

Das Kloster bildet ein grosses Viereck mit 15 Marmorsäulen an jeder Seite. Es ist mit Statuen der Heiligen nach Zeichnungen von Fansaga geschmückt. Sowohl die Bibliothek als auch die Foresteria, oder Pharmazie, mit den Souterrains verdienen in Augenschein genommen zu werden. In der Wohnung des Priors, die jetzt der Commandant der Veteranen *) inne hat, sieht man einen h. Lorenz von Tizian und ein Kruzifix von einer seltenen Kraft des Ausdrucks von Buonarotti **). Auf der Platform dieser Wohnung steht eine Statue der Caritas, von Bernini Vater und Sohn. Eine merkwürdige Treppe von Cosimo führt in den Garten.

Die Aussicht ist die schönste, die man sich nur denken kann. Man beherrscht auch hier nicht nur den Golf, den Vesuv, die Inseln, die Höhe von Capo di Monte und das Land bis Caserta hin, sondern man geniesst hier noch das eigenthümliche Vergnügen, in das Innere der Stadt zu sehen und das Geräusch des Volks und der Wagen zu hören. Den besten Ueberblick aber hat man aus dem Garten von dem sogenannten Belvedere.

Wir steigen nunmehr abwärts zur Stadt zurück. Im Vorbeigehen kann man einen Blick in die *Cesarea*, der berühmten Fabrik künstlicher Blumen werfen, die ihrer Grossartigkeit wegen wohl auch einige Aufmerksamkeit verdient.

Am Ende der Toledostrasse befindet sich der *Platz des h. Geistes* (Largo dello Spirito Santo), mit einem grossen halbzirkelförmigen Gebäude, welches die Stadt 1757 zu Ehren Karls III. von Vanvitelli aufführen liess. Hievon hiess dieser Platz auch Foro Carolino. Auf dem Dache jenes Gebäudes stehen 26 Statuen, Tugenden vorstellend. Das vielgesprächige Volk von Neapel liebt es, seinen Strassen und Plätzen mancherlei Namen zu geben, und so heisst dieser Platz auch noch Largo del Mercatello. Hier werden Gemüse und andere Lebensmittel verkauft.

Die Kirche des h. Geistes, 1555 gegründet und 1774 auf Kosten der neapolitanischen Bank von Marius Goffredo in ihrer jetzigen Gestalt ausgeführt. Die Architektur ist solid und der Hochaltar, mit schönen Steinarten geziert, enthält ein gutes Bild von Franz Mura. Die andern Gemälde von Fischietti und Celebrano sind aus der Zeit des Verfalls der Künste in Neapel. Die Bekehrung des h. Paul, in einer Seitenkapelle, ist von Giamb. Loca. Die Statue auf dem Grabmahle Spinelli's ist eines der besten Werke von Naccarino. In der Kapelle des Rosenkranzes sieht man einen Luca Giordano.

Hinter dieser Kirche liegt

Die h. Dreieinigkeit der Pilgrimme, mit einem gut versorgten Spitale. Werke von Massimo und Andrea Vaccaro.

Auf dem *Markte della Pigna secca* befindet sich der Eingang der *grossen Kloake*, welcher mit vieler Pracht construirt ist. Sie ist 20 Palmen hoch, 14 breit und durchläuft den ganzen Toledo bis zur Chiaja.

Ueber diesem Quartier, das von ihr den Namen erhält, ragt die *Kirche des Calvarienberges* empor, wo sich Bilder von Andrea di Salerno befinden. Das Kloster ist jetzt die Kaserne der Garde du Corps.

Die *Kirche der Empfängniss* ist ein

---

*) Dieses ehemalige Karthäuserkloster ist jetzt ein Invalidenhaus.

**) Es wird bezweifelt, ob es sich noch jetzt dort befindet.

Werk von Dom. Vaccaro, der hier als Maler, Baumeister und Bildhauer figurirt.

Das *Kloster delle Eremite* liegt noch höher und ist von der strengsten Regel. Diejenigen, welche sich einmal hier befinden, sind auf ewig von der Welt abgeschieden.

Die *Kirche Sta. Maria de' sette dolori*, auf einer Erhöhung, welche die lange Hauptstrasse beherrscht, die sich bis nach Forcella erstreckt, besitzt einen Sebastian von Micco Spadaro, der sehr geschätzt wird.

Unweit davon liegt die *Kirche Trinità delle Monache* von Grimaldi, die Treppe und das Vestibul von Fanzago. Die Dreieinigkeit am Hochaltar ist von Santafede, die Fresken sind von Bernardino, der h. Hieronymus von Ribeira. An der Thüre sind zwei Bilder, welche Palma Vecchio zugeschrieben werden. Auch dieses Kloster ist in ein Militärspital umgewandelt worden.

Wenn man in der Hauptstrasse weiter fortgeht, so gelangt man auf der jenseitigen Höhe zur

Kirche der h. Therese, welche um 1600 nach dem Plan von Jacob Conforti erbaut wurde. Die Gemälde in der Kapelle der Heiligen sind von Massimo, andere Gemälde in der Kirche selbst von Po. Rechts beim Eingange steht die Marmorstatue des Gouverneurs de Marinis, welcher 1666 starb und dem Kloster sein grosses Vermögen nebst seiner Bibliothek hinterliess. Letztere wurde bei der Aufhebung des Klosters zerstreut.

In den vielen andern Kirchen dieser Gegend findet man durchaus nichts, was die Neugier zu befriedigen im Stande wäre.

In der Hauptstrasse bildet die Ecke nach dem Platze delle Pigne

Die Königliche Akademie degli Studj (Museo borbonico).

Dieses grosse Gebäude wurde 1587 von dem Vicekönig Duca d'Ossuna zum Behufe der Studien an der Universität erbaut; Jul. Cäsar Fontana machte den Plan dazu. Der Graf von Lemos und Karl III. vergrösserten den Bau. Als jedoch 1780 die Lehranstalten nach S. Salvatore verlegt wurden, so räumte Ferdinand I. diesen Palast der Akademie der Wissenschaften und schönen Künste ein. Die hiebei für nothwendig erachteten Vergrösserungen und Umgestaltungen leitete der Architekt Pompeo Schiantarelli.

Die jetzt dort befindlichen wahrhaft ungeheuren Sammlungen hier genau zu spezifiziren, kann nicht von uns gefordert werden, wir befolgen daher die früher von uns angenommene Art und Weise, und wollen zuerst die Ordnung, in welcher diese Schätze aufgestellt sind, zu ihrer leichten Auffindung angeben, dann aber Dasjenige herausheben, was einer ganz besondern Aufmerksamkeit werth ist.

Beim Eintritte befindet man sich in einem Portikus, der eben sowohl wie die Treppe, welche in das obere Stockwerk führt, mit antiken Statuen und Büsten geschmückt ist. In der Mitte des Hintergrundes erblickt man Ferdinand I. von Canova, keine seiner besten Arbeiten. Die beiden Höfe zur Seite, jeder 141 Palmen lang und 105 breit, enthalten die Modelle der beiden Reiterstatuen, welche sich jetzt auf dem Platze vor dem Königlichen Palaste befinden.

Die *erste Thüre rechts* vom Eingange führt in den Saal, wo sich die *Wandgemälde aus Herculanum, Pompeji und Stabiä* befinden, die schon so lange unsern Malern Stoff zu ähnlichen Arbeiten, und sogar unserm Modegeschmack die neue Richtung des sogenannten „Pompejanischen" gegeben haben. — Diese Gemälde sind in 5 Klassen getheilt: die erste besteht aus Früchten und Thieren, die zweite aus Landschaften, die dritte aus Figuren, die vierte aus Fragmenten, die fünfte aus Architekturstücken, von denen einige von hohem Werthe sind. Bei vielen dieser Gemälde hat die Farbe bedeutend gelitten, doch ist sie bei andern wieder wunderbar erhalten, und namentlich lässt oft die richtige Zeichnung nichts zu wünschen übrig.

Unter den Figuren sind auszuzeichnen: Achilles und Briseis, Briseis allein, das Opfer der Iphigenia, Juno und Jupiter, Zephyr und Flora. — Auch der Pilaster in der Mitte der Gallerie ist zu betrachten, der in dem Hause der Walker in Pompeji gefunden wurde.

Dieser Gallerie gegenüber ist eine zweite, denselben Gegenständen gewidmet. Hier gewahren wir unter Andern im ersten Saale *prächtige Mosaiken* mit komischen Scenen und dem Namen *Dioscurides* von Samos; einen Faustkämpfer, architektonische Ornamente, Bacchus auf einem Panther, Vögel, Früchte, Fische, und vor Allem eine Katze, welche eine Wachtel frisst. Dies letztere wunderschön ausgeführte Werk wurde erst kürzlich in dem sogenannten Hause des Faun in Pompeji gefunden.

Die *zweite Thüre zur Rechten* im Portikus bringt uns in die *Gallerie der ägyptischen Monumente.* Hier zieht eine Isis mit Hieroglyphen, aus dem Tempel dieser Göttin in Pompeji, unsere Aufmerksamkeit an.

Im *Hofe*, ebenfalls zur Rechten, finden wir sehr schöne Fragmente von Architektur, Statuen und Ornamenten. Endlich in

dem *grossen Saale* am Ende des Hofes befinden sich, neben der Sammlung von Inschriften, die kolossale Statue des *Farnesischen Herkules* von dem Athenienser Glycon. Man fand dieses herrliche Werk ohne Beine in den Thermen des Caracalla zu Rom. Paul III. beauftragte M. Angelo, die Statue zu restauriren. Dieser verfertigte endlich, nach langem Widerstreben, das Modell hiezu; plötzlich aber ergriff er den Hammer und zerschlug es mit dem Ausrufe: er wolle und könne sich nie dazu verstehen, auch nur einen Finger an solch' eine Statue zu setzen. Nun erhielt der damals nach Buonarotti berühmteste Künstler della Porta den Auftrag. Er entledigte sich zwar desselben zu allgemeiner Zufriedenheit, inzwischen aber hatte man 3 Miglien von dem Platze, wo der Körper lag, die Beine aufgefunden, die der Fürst Borghese, als Besitzer des Bodens, dem König von Neapel schenkte, der sie dem Herkules nun ansetzen liess. Jetzt fehlt ihm nur noch die linke Hand. — Der nicht minder berühmte *Farnesische Stier* (bekanntlich die Fabel der Dirce), eine Gruppe aus parischem Marmor von höchster Vollendung!! *) Nur ist sehr viel an ihr restaurirt.

Die *vierte Thüre zur Rechten* führt in die *Gallerie der grossen Bronzen*, die gewiss einzig in ihrer Art genannt werden kann. Die schönsten Werke dieser Gattung, die uns das Alterthum hinterlassen hat, sehen wir hier vereinigt. Der junge, sitzende Merkur, der schlafende und der trunkene Satyr, letzterer mit den Fingern schnalzend, die beiden Diskobolen, die Büsten des Plato, Architas, Antinous, der kolossale Pferdekopf aus der schönsten Zeit griechischer Kunst, und endlich der herrliche tanzende Faun, der erst vor Kurzem in einem prächtigen Hause in Pompeji gefunden wurde, das von jener Statue den Namen erhielt. Die kleine Reiterstatue Alexanders d. Gr., die Amazone, die kleine, schöne Isisstatue u. s. w.

Zur Linken, dieser Sammlung gegenüber, befindet sich das *Museum der Marmorstatuen*, in drei grossen Abtheilungen.

---

*) Hier hat ein junger Maler sein Atelier aufgeschlagen, der Kopien berühmter Gemälde, und Ansichten der Umgegend von Neapel, so wie von der Stadt selbst, in Oel und Gouache ausführt und zu sehr mässigen Preisen verkauft. Diese richten sich jedoch nach dem Grade der Ausführung, und man kann daher denselben Gegenstand in Oel für 6 bis 20 Piaster bekommen.

Die erste heisst: *Corridor der Miscellen*, weil hier das Mannichfaltigste bunt neben einander steht. Vorzüglich sind hier zu erwähnen: die 9 Statuen der Familie Balbus, in Herkulanum gefunden, verschiedene Athleten, die Büsten des Gallien und Celius Caldus. — In dem *Corridor der Götter* betrachte man einen Apollo, die Gruppe des kleinen Bacchus, der auf den Schultern eines Fauns reitet, eine Minerva (etruskisch), die berühmte Venus von Capua, nach Einigen ein Werk des Alkamenes oder Praxiteles, Orest und Elektra, Herkules und Omphale. In der Mitte stehen die Reiterstatuen der beiden Nonius Balbus, Vater und Sohn; der Kopf des Sohnes, den 1799 eine Kanonenkugel zerschmetterte, ist geschickt restaurirt. — In dem *Corridor der Kaiser* befinden sich: die Farnesische Agrippina, Augustus, sitzend, eine der ersten Statuen, die aus Herkulanum an's Tageslicht gefördert wurden, die Büsten Cäsar's, des Antoninus Pius, Lucius Verus, Caracalla, Pupienus und eine grosse Porphyrschale aus dem Tempel des Serapis. Im Hofe stehen zwei Sarkophage. Auf dem einen die Musen, auf dem andern Prometheus.

In der Mitte der *Gallerie der Flora* erblickt man die berühmte Statue dieser Göttin, die unter dem Namen der Farnesischen bekannt ist (römische Arbeit), und ausserdem noch die ausgezeichneten Fragmente einer Psyche, eines Bacchus und die vortrefflichen Basreliefs der Venus und Helena, des Orpheus und der Eurydice, alle beide mit griechischen Inschriften. Ausserdem noch zwei andere: ein Satyr mit einer Bacchantin, und Bacchus, von einem lärmenden Haufen umgeben.

In dem *Saal der Werke aus vielfarbigem Marmor* bewundert man den sitzenden leierspielenden Apoll von Porphyr, dessen Gewande, trotz der ausserordentlichen Härte des Materials, eine unglaubliche Weichheit zeigen, die Büsten des Mark Aurel, Annius Verus, der Faustina, einen Meleager von Rosso, die Diana von Ephesus, das beste Abbild dieser Göttin, das bis auf unsere Zeiten gekommen ist, und die beiden prächtigen Säulen von Porphyr und Rosso antico.

Die *Gallerie der Musen* enthält das schöne Bassin von Salpion aus Athen, eines der schönsten Denkmäler, die uns erhalten worden. Es diente bis auf unsere Zeit als Weihkessel der Kathedrale von Gaeta, und hat im Laufe der Zeiten viele Verletzungen erfahren müssen. Ausser den Nymphen bemerken wir daran Komus, den Flötenbläser, Oenus, den Trinker, die Trunkenheit u. s. w. Ausserdem die Statuen der Musen.

Das *Zimmer des Adonis*. Das Bedeutendste ist hier: die schöne Venus Anadyomene, die wir aus Gypsabgüssen kennen. Neben ihr sitzt ein Amor auf einem Delphin und hält eine Gans in den Händen. Der Kopf der Venus ist restaurirt. Man fand diese Statue in Puzzoli. Ein Hermaphrodit, eigentlich der weibliche Bacchus in der Palla Veneris; ein sogenannter Adonis, der aber mit Recht eher für einen Apollo gehalten wird, aus dem Amphitheater von Capua, und einen Deckel mit einem Basrelief, eine Weinlese vorstellend, von einem vortrefflichen griechischen Künstler.

Von hier begibt man sich in den *Saal des Jupiter Custos*, mit der sitzenden kolossalen Statue dieses Gottes, dem jedoch ein neuerer Meissel grossen Eintrag gethan hat. Er wurde im 16. Jahrhundert in der Nische eines Tempels zu Cumä gefunden, der davon den Namen Tempio del Gigante erhalten hat.

In dem *Zimmer des Atlas* sieht man diesen mit der Himmelskugel, ein gutes, römisches Werk; die gut erhaltene Himmelskugel hat noch besondern Werth für die Kenntniss von dem Zustande der Astronomie bei den Alten. Ferner die Statuen des Aristides, Homer, Sokrates, welche zusammen in Herkulanum gefunden wurden.

die Büsten des Anthistenes, Aeschynus, Periander, Solon, Sophokles, Homer, die meisten nur angenommen so genannt.

In der *Gallerie des Antinous* steht dessen Bildsäule, an welcher jedoch nur der Torso antik ist. Ferner die Büsten des indischen Bacchus, der Ariadne, des Homer, der Juno, des Herkules, des Jupiter, zwei grosse Kandelaber und zwei Vasen in Becherform mit ausgezeichneten Basreliefs.

Das nunmehr folgende *Kabinet der Venus* enthält eine reiche Sammlung von Bildnissen dieser Göttin, die jedoch nicht alle einen bedeutenden Kunstwerth haben. Das berühmteste darunter ist die Venus Kallipygos, nach Vielen das würdigste Seitenstück zur Mediceerin, die Winckelmann jedoch in die zweite Reihe stellt. Kopf und Hals, das rechte Bein, die rechte Hand und der linke Arm sind restaurirt. Sie wurde in den Kaiserpalästen in Rom gefunden.

In dem Cabinet links vom *Corridor der Kaiser*, da wo die grosse Porphyrvase steht, befindet sich die *Sammlung der Basreliefs*, welche gleichfalls viele ausgezeichnete Monumente römischer und griechischer Kunst vereinigt. Ich nenne hier ein Opfer des Bacchus, eine bacchische Prozession, ein Bacchanal, Kariatiden, ein nächtliches Opfer des Priap, in Capri gefunden u. s. w.

Im ersten Stockwerke befindet sich *links* das *Appartement der Direction des Museums* und *rechts* die *Sammlung von Terracotten* und *der mittelalterlichen Gegenstände*. Hier sehen wir verschiedene Büsten und Basreliefs der deutschen und italienischen Schulen und allerlei Künsteleien und zierliche Schnitzwerke in Elfenbein und Holz, wie auch getriebene und gegossene Arbeiten in Silber und Gold, Majolica, moderne Mosaiken, Waffen, Tassen und Schalen von Edelsteinen, indianische und chinesische Fabrikate, amerikanische Götzen, darunter der Huizilopochtli der Mexikaner, Marterwerkzeuge, cufischarabische Instrumente u. s. w. Ferner Amphoren, Vasen mit einem Henkel, Urnen, volskische Basreliefs in gebrannter und gefärbter Erde, von hohem Alterthume, Masken, Dachziegel u. s. w.

Höher bildet die Treppe zwei Arme. Wenn wir den zur Rechten betreten, so befinden wir uns in einer Art von Vestibul mit fünf Thüren.

Die erste bringt uns zu der *Sammlung der Gegenstände aus Glas*, aus welcher wir erkennen, dass die Alten nicht nur Glas machen konnten, sondern es auch zu färben, zu schleifen und sehr kunstvoll zu behandeln verstanden. Hier findet man mehr als 3000 verschiedene Stücke, alle in Herkulanum, Pompeji und Stabiä gefunden. Sie enthalten Caraffen, kleine Amphoren, Trinkgläser, Thränenflaschen, Lampen, Trichter, Glasperlen, Einiges von schwarzer, violetter und blauer Farbe. Auch grosse Glasscheiben, selbst Krystall sieht man hier. Interessant sind zwei Aschenkrüge mit den Ueberbleibseln von Todten, die 1814 in Pompeji gefunden wurden.

Durch die *zweite Thüre* tritt man in das *Kabinet der Phallen*, wo sich obscöne Gegenstände in Marmor, Bronze, Terracotta, und auf Gemälden befinden. Man darf diese Kunstwerke nur in dem naiven Sinne der Alten, und nicht etwa als eine Entsittlichung betrachten. Im Ganzen sind es mehr als hundert Stücke, die hier gezeigt werden. Eines der schönsten Werke dieser Sammlung ist der Dreifuss aus Erz mit den jungen Faunen, die ein Bassin tragen; dann ist zu erwähnen der Satyr und die Ziege aus Herkulanum, so abstossend für unser Gefühl der Gegenstand, so trefflich für unsern Kunstsinn die Ausführung, verschiedene Basreliefs an Sarkophagen, Mosaiken, Vasen, Malereien, Lampen, Phallen von seltsamer Gestalt, Hermen, Amulette u. s. w. *)

---

*) Um diese Sammlung zu sehen, bedarf es einer besondern Erlaubniss.

Die *dritte Thüre* führt zur *Gemäldegallerie.*

In den *drei ersten Sälen* sind 137 Bilder aus der neapolitanischen Schule. — Es ist so natürlich, dass man, nachdem man die herrlichen Sammlungen in *Parma*, *Fl[illegible]nz*, *Bologna* und *Rom* und das Vortreff[illegible]e in den übrigen Städten auf der Reise [illegible]en gelernt hat, für das, was Neapel hievon bietet, nur noch einen geringeren Grad der Aufmerksamkeit behält, und in der That sind die Werke der *neapolitanischen* Meister auch nicht im Stande, diesen Rest zu steigern und zu neuer Flamme zu beleben. Ihre Kunst scheint mehr im Arm und Pinsel als im Kopf und Herzen zu liegen. Sie sind grösstentheils geschickte Arbeiter, aber keine Künstler zu nennen. Man darf daher nicht erwarten, dass wir hier mit solcher Treue und Genauigkeit zu Werke gehen werden, wie wir es bei den oben erwähnten Sammlungen gethan haben. Wir nennen daher bloss die Meister, von denen in diesen drei Sälen Bilder vorhanden sind und überlassen es jedem Leser, ob er von diesem oder jenem etwas in Augenschein zu nehmen wünscht. Zum Theil haben wir schon in den Kirchen die Bekanntschaft gemacht, die unsere Waal auch hier bestimmen dürfte. **Micco Spadaro**, **Hippolit Borghese**, **Solario**, gen. Zingaro, **Muro**, **Coppola**, **Sabbatini**, gen. Andrea von Salerno, **Donzelli**, **Criscuolo**, **Scipio Compagno**, **Pacecco de Rosa**, **Jacob del Po**, **Martoriello**, **Massimo Stanzioni**, **Silvestro Bruno**, gen. Buono, **Mathias Preti**, gen. Calabrese, **Pompeo Landolfo**, **Nicolo de Vito**, **Finoglia**, **Vaccaro**, **Cesari**, gen. Arpino, **Lopez**, **Luis Roderigo**, **Salvator Rosa** (2. Saal: 44. Jesus lehrt im Tempel, mit dem Portrait des Meisters; 45. Schlachtstück; 46. „Du siehst den Splitter in deines Nächsten Auge u. s. w.; 69. Franziskaner, Halbfig.). **Papa**, **Luca Giordano** (2. Saal: 48. 49. 50. 51. 54. 56. 60 62. 66. 68. 71. 72. 84.), **Ruoppoli**, **Marco Masturzio**, **Solimena** (Portrait eines Prinzen des Hauses Bourbon, 59.), **Cavallino**, **Joseph Ribera**, gen. Spagnoletto (64. 105. 109. 125.), **Ricci**, **Simeon Papa**, **Cusati**, **Marco Cardisco**, **del'Amato**, **Pietro Novelli**, gen. Morrealese, **Giamb. Caracciolo**, gen. Battistello, **Curia**, **Nicolo Antonio del Fiore**, **Scipio Pulzone**, **Fabrizio Santafede**, **Belisario Corenzio**, **Lama.**

Zur Rechten des dritten Saales sind zwei Kabinette, welche 52 kleine Bilder auf Goldgrund, aus der byzantinischen Schule, enthalten, nebst Kartons und Bildern verschiedener Schulen, zum Theil von den besten Malern. Von den erstern der byzantinischen Schule sind die Meister unbekannt, unter den andern nenne ich vorzugsweise, indem ich, um das Aufsuchen zu erleichtern, die Katalognummer beisetze. 138. **M. Angelo Buonarotti**, Karton: eine Venus, den Amor küssend. 139. **Venusti**, obiger Karton colorirt. 149. **G. Romano**, Handzeichnung: Soldaten, Rom plündernd. 163. **Raphael**, h. Familie. 164. **M. A. Buonarotti**, Karton: drei Krieger. 165. **Raphael**, Moses empfängt die Gesetztafeln auf dem Sinai, Halbz. 196. **Parmegianino**, ein Heiliger mit einem Engel, Halbfig. 197. **Polidor v. Caravaggio**, Handzeichnung: ein Opfer.

Im *vierten* und *fünften Saale* sehen wir 46 Gemälde aus der florentinischen Schule, nebst einigen Franzosen und Niederländern. Hier nenne ich das Vorzüglichere: 201. **Claude Lorrain**, Seestück bei untergehender Sonne. 216. **Marco de Pino** von Siena. 220. Die Verkündigung. 221. Die Geburt, Anbetung der Könige. 226. Die Empfängniss. 234. Eine Beschneidung. 238. **Bernhard Luini**, die Jungfrau mit dem Kinde. 239. **A. del Sarto**, Brustbild. 240. **Dom. Ghirlandajo**, die h.

Familie mit Engeln, Johannes d. T., Christus segnend. 241. Balth. Peruzzi, Bildniss. 245. Georg Vasari, die Unschuld wird von der Zeit zur Gerechtigkeit geführt, welche sie krönt, während sie die Laster gefesselt hält. 252. Masaccio, die Jungfrau mit dem Kinde und zwei Engeln. 253. Bronzino, Bildniss. 257. Dom. Ghirlandajo, die Jungfrau mit dem Kinde auf einem Throne und zwei Heilige, die sie anbeten. 263. Sicciolante da Sermoneta, die h. Katharina mit dem Rade. 268. Augustin Ciampelli, Jesus Einzug in Jerusalem. 278. David Teniers, Kartenspieler. 281. Ein Sänger, der sich mit der Violine begleitet. 282. Ein Violinspieler v. demselben. 302. Rubens, Kopf eines Mönchs. 303. Van Dyk, Portrait. 309. Hans Holbein, Kaiser Maximilian. 313. Rembrandt, Portrait. 316. Jacob Bassano, ein Metzger. 321 und 325. Victualienverkäufer, von demselben. 322. Paul Brill, Landschaft mit Johannes, Jesus taufend.

Im *sechsten* 25 Niederländer, 12 altdeutsche und verschiedene Bilder. Hier das Bedeutendste daraus: 338 Joh. Breughel, Schäfer und Schafe. 349. Lucas v. Leyden, Bildniss. 351. Van Dyk, S. Petrus verläugnet den Herrn. 364. Albrecht Dürer's Schule, das innere eines Tempels. 368. Velasquez, ein Kardinal. 375. Hans Holbein, Portrait. 387. Joh. Breughel, „Wenn ein Blinder den andern Blinden leitet u. s. w. 389. Lucas v. Leyden, Anbetung der Könige. 391. Philipp Mazzola, der todte Christus. 392. Albrecht Dürer, die Geburt des Herrn.

In den nun folgenden Gemächern befinden sich die Kameen und geschnittenen Steine, und das *Münzkabinet*, eines der reichsten und vollständigsten der Welt. In neuester Zeit wurde es durch die Schenkung Königs Ferdinand II. und die Ueberlassung der reichen Sammlungen des Commandeur Poli und des Marchese Arditi bedeutend vergrössert. Besonders reich ist die Sammlung sicilianischer Münzen; sie ist die vollständigste, die man kennt. Auch sind neapolitanische Münzen von Roger I. bis auf die jetzige Zeit vorhanden.

Indem man aus dieser Gallerie hinaustritt, sieht man rechts das *Museum der kleinen Bronzen*. Die ungeheure Menge der hier vereinigten Gegenstände, grösstentheils für die Bedürfnisse des Lebens und Hauses bestimmt, setzt wahrhaft in Erstaunen. Hier erst kann man sein Bild von dem häuslichen Leben der Alten genügend ergänzen. Geräthe zum Kochen, darunter versilberte Kasserolen, Pastetenformen, Bratspiesse u. s. w., zu den Opfern und Lectisternen, curulische Sitze, Dreifüsse, Lampen, darunter eine noch mit ihrem Dochte versehen, Kandelaber, Kochheerde, musikalische und chirurgische Instrumente, mechanische und Ackerbau-Werkzeuge, Gewichte, zum Theil mit der Inschrift *Eme* auf der einen und *Habebis* auf der andern Seite, d. h. Wenn du bezahlst, so wirst du haben; Maasse, Sonnenuhren, Meubel, Waffen, Trophäen, Waagen u. s. w. Ferner ein kleiner Altar für die Zeichendeuter mit allen Instrumenten, um die Eingeweide der Opferthiere zu untersuchen; ein anderer Altar mit Kohlen, so wie er in Pompeji gefunden wurde; Nachahmungen von Vasen, Messern, Altären und Laren im verjüngten Maassstabe, als Spielzeug für Kinder. Auch sieht man hier eine vollständige Damentoilette mit allen Gegenständen, vom Zahnstocher bis zur Schminke, Zängchen, Bürstchen u. s. w. Man bewundert an diesen Gegenständen, neben der Zweckmässigkeit zum Gebrauche, auch die Schönheit der Form und die Zierlichkeit der Arbeit, und man muss sich das Geständniss ablegen, dass die Welt in dieser Beziehung nicht weiter fortgeschritten ist. In dem letzten dieser Zimmer, dem fünften, sind die berühmten Tafeln von Heraklea, welche bei Tarent gefunden und von Mazzocchi commentirt wurden; auch das Dintenfass, welches in Apulien gefunden wurde, worüber Martorelli nicht weniger als zwei Bände in Quarto geschrieben hat.

Von hier begibt man sich zu der *Sammlung der alten Vasen*, ungefähr 2800 an der Zahl in acht Zimmern, unter denen sich zwei befinden, die einst das Museum Vivenzio zierten. Die Mannichfaltigkeit der Form, das Alterthum, die mythologischen oder historischen Gegenstände, die darauf dargestellt sind, die Mysterien und Kostüme, der Geschmack in den Zeichnungen, die Frische der Farben und ihre herrliche Conservirung, erregen auf stets gleiche Weise das Interesse der Alterthumsforscher, so wie der Künstler und Neugierigen.

Ich nenne hier nur wieder das Schönste aus dem grossen Schatze: 1516. Herkules, einen Centaur tödtend. 1513. Achill, Ajax, Ulysses, Patroklus (aus Pästum). 1511. Achill und Peleus. 1848. (Im 8. Zimmer) Bacchantinnen opfern dem Bacchus (aus Nola)!! 1846. Der trojanische Brand (aus Nola, von Vivenzio gefunden).

Alle diese Gemächer, die wir bis jetzt durchzogen, sind mit herrlichen antiken Mosaiken gepflastert.

In dem nun *folgenden Zimmer* wird besonders die Neugier der Damen volle Befriedigung finden. Hier werden nämlich die Toilettengegenstände der alten Römerinnen und Griechinnen aufbewahrt, und dazu noch eine Menge von Schmuck und Zierrathen von edelm Metall und kostbaren Steinen.

Hier nenne ich Schnallen, Ringe, Spiegel, die Ligula der Alten, deren sie sich als Gabel bedienten. Das Kostbarste aber unter all' diesen eben so seltenen als reichen Gegenständen ist die *Farnesische Tasse* von orientalischem Sardonyx, 1 Fuss im Durchmesser haltend, die im Mausoleum des Hadrian (Engelsburg) in Rom gefunden wurde.

Von den 413 *Kameen* der Farnesischen Sammlung bezeichne ich als die schönsten: Faun und Amor, den sitzenden Faun, Jupiter, Medusenhaupt, Omphale, August, Jupiter Serapis, den Farnesischen Stier, eine Maske.

Von den 792 Intaglien derselben Sammlung sind anzuführen: Apollo und Marsyas, Perseus, Marc Aurel, Diana auf einem Amethyst, die Victoria auf der Biga in Sardonyx. In Herkulanum, Stabiä und Pompeji fanden sich 472 Kameen, Intaglien, Scarabeen u. s. w. Hierunter ragt vorzüglich hervor die antike Maske, die in Herkulanum gefunden wurde, und die Karl III. als Ring am Finger zu tragen pflegte; vier Fragmente von zwei Bigen und zwei Halbbüsten aus Pompeji *).

Besonders interessant ist es auch, hier Weizen zu sehen, der vor 1800 Jahren gepflanzt wurde, Hülsenfrüchte, Gerste, Reis, Oel, Wein, Brod, eines davon trägt die Zeichen: *Eris Q. Crani* ...... *Rl. Ser.*, Eier, Hanf, Stroh, Stricke, Firniss, Wachs, Färbestoffe, Malerfarben mit dem Reibsteine, Zwirn, Leinwand, die Büchse eines Chirurgen mit Pflastern, Salben, Pillen und andern Medicamenten, ein Dintenzeug mit eingetrockneter Dinte, Fischernetze, Bernstein, Nähnadeln, Harz, Schwefel, Stückchen Holz, Sandalen, Seife, Korkstöpsel, Birnen, Datteln, Granatenkörner, Mandeln, Oliven, Nüsse, Rosinen, Kastanien, Feigen — ja selbst ein Kuchen, welcher der allgemeinen Verwüstung entgangen ist. In 6 hermetisch verschlossenen Glaskelchen Fische und Oliven in Oel, die sich wunderbar erhalten haben. Mehr als das sind aber die Abdrücke eines weiblichen Busens, eines mit Spangen geschmückten Arms, der Schultern, der Hüfte eines Weibes, die sich in der Masse, welche Pompeji verschüttete, vorfanden, interessant. Die Unglückliche wurde wahrscheinlich fliehend vom Tode ereilt. Dies Schauspiel erregt das Gemüth auf eine wahrhaft wunderbare Weise und bereitet zum Besuche der aufgegrabenen Städte passend vor.

---

*) Viele Goldarbeiter in Neapel haben Damenschmuck nach diesen klassischen Mustern verfertigt, die man als Andenken an das hier Gesehene mitzunehmen pflegt.

Von hier steigt man einige Stufen zur *Bibliothek* hinan. Sie befindet sich seit 1804 in einem Saale, der 200 F. lang und 75 breit ist. Die Malereien sind von Bardellini. In den neben anstossenden Sälen sind 4000 seltene Werke aus dem 4. Jahrhundert. Im Ganzen soll der Bücherschatz aus 150,000 Bänden bestehen.

In dem *Saale der Quatrocentisten* befinden sich, ausser den Sammlungen der ausgezeichnetsten typographischen Werke des 16. Jahrhunderts, wie die von Aldi, Stefani, Giunti u. s. w., auch noch besonders seltene Ausgaben aus dem ersten Jahrhundert der Erfindung der Buchdruckerkunst, wie z. B. das Catolicon von Balbi, Mainz 1460; Biblia Maguntina auf Pergament 1462; der Lactanz, Subjaco 1465; Homer, Florenz 1488 u. s. m.

In dem *Saale der Manuscripte* finden wir an 5000 koptische, arabische, persische, türkische, hebräische, chinesische, altfranzösische, spanische, griechische und lateinische Handschriften. Ein englisches Manuscript in Versen aus dem 14. Jahrhundert. Ferner noch Autographen von dem h. Thomas, Tasso, Vico, Gravina, Mazzocchi, Martorelli u. s. w.

Bis jetzt besitzt man nur zwei Kataloge dieser reichen Sammlung, nämlich von den lateinischen Klassikern durch den Bibliothekar M. Jannelli, und von den Griechen durch den Bibliothekar M. Cirillo *).

Wenn man die Bibliothek verlassen hat, so begibt man sich auf dem zweiten Arm der Treppe nach den *Sälen der Papyrus*. In vier Lokalen wird an dem Aufrollen dieser seltenen Documente der Vorzeit gearbeitet. Andere sind damit beschäftigt, das Aufgerollte nachzuzeichnen oder zu stechen und zu beschreiben. Dieser ganze Schatz, bestehend aus 1756 Stücken, wurde in dem Landhause bei Herkulanum aufgefunden. Bis jetzt sind erst 2 bis 3 Bände davon herausgegeben worden. Nur 432 scheinen vollständig zu seyn, das Uebrige sind nur Fragmente. Im Ganzen sind erst 337 aufgerollt, und 1419 liegen noch unberührt da.

Uebrigens ist es längst erwiesen, dass diese Papyrus nur Abschriften enthalten, die Regelmässigkeit und Schönheit der Charaktere zeigt dies deutlich. Die meisten sind in griechischer Sprache.

Von den Papyrus geht man in die *zweite Bildergallerie*, auf der andern Seite der grossen Aufgangstreppe gelegen. Hier sieht man in den ersten drei Zimmern grösstentheils die Bolognesische Schule, in dem vierten und fünften die lombardische, in dem sechsten die venetianische, in dem siebenten die römische, dann tritt man in die eigentliche *grosse Gallerie*, *Saal der Meisterwerke* genannt, der 41 Meisterwerke enthält.

Wie oben, nenne ich auch hier nur das Bemerkenswertheste.

1. *Saal.* 1. Correggio. Johannes d. T. mit Engeln, und 2. Johannes d. Ev. mit Engeln, von demselben.

---

*) Ausserdem besitzt Neapel noch vier öffentliche Bibliotheken:

Die Brancacciana, vom Kardinal Brancaccio 1675 gestiftet, besonders reich an Manuscripten zur neapolitanischen Geschichte; 50,000 Bände enthaltend.

Die Ministerialbibliothek, im Jahr 1807 aus Büchern der aufgehobenen Klöster bestehend.

Die Stadtbibliothek, aus der Bibliothek des Marchese Taccone bestehend.

Die Universitätsbibliothek, gleichfalls von den Büchern der aufgehobenen Klöster.

Fremde Bücher zahlen einen ungeheuern Eingangszoll und sind mithin für das Allgemeine so gut wie verboten. Die Regierung scheint von dem Grundsatze auszugehen, dass gute Bücher nie zu theuer bezahlt werden können, und dass man schlechte nicht zu lesen brauche.

2. *Saal.* 5. Correggio, Jesus, seine Mutter krönend. 6. Die Jungfrau mit einem Kugel, v. dems. 10. Hann. Carracci, St. Eustach betet das Kreuz zwischen dem Geweih eines Hirsches an. 14. Die Madonna mit der Schale, v. dems. 16. Mola, St. Johannes in der Wüste. 17. Spada, die Jungfrau mit dem schlafenden Jesusknaben. 19. Lud. Carracci, der Sturz Simons des Magiers. 20. Guido Reni, Bescheidenheit und Stolz. 23. Schidone, die h. Cäcilia.

3. *Saal.* 24. Hieronymus Mazzola, Pithagoras. 29. Archimedes, v. dems. 30. Franz Mazzola (Parmegianino). Amerigo Vespucci. 31. Lucrezia, v. dems. 33. Die Jungfrau mit dem Kinde, v. dems. 34. Schidone, h. Familie. 35. Bernhard Luini, Johannes d. T. Guido Reni, Jesus schlafend. 43. Hann. Carracci, der Maler und M. A. de Caravaggio (satyrisches Bild). 48. Guido Reni, die vier Jahreszeiten. 51. Ulysses bei den Fäaken, v. dems.

4. *Saal.* 56. Correggio, eine h. Jungfrau in Gouache. 59. Kreuzesabnahme (Skizze von grossem Werthe). 63. St. Benedikt. 71. Die h. Familie. 64. M. A. de Caravaggio, Orpheus. 98. Bernhard Luini, die h. Jungfrau mit dem Kinde und zwei Heiligen.

5. *Saal.* 108. Seb. del Piombo, Kopf eines Heiligen. 110. Bildniss eines jungen Menschen. 117. Bildniss der Anna Boleyn, v. dems. 118. Palma Vecchio, Jesus an der Martersäule. 121. Garofalo, Anbetung der Könige. 122. St. Sebastian. 124. Eine Beschneidung, v. dems. 129. Tintoretto, Joh. v. Oestreich. 131. Paul Veronese, Moses aus dem Nil errettet. 136. Dosso Dossi, die Jungfrau mit dem Kinde einem Bischof den Segen ertheilend. 138. Die Jungfrau mit dem Kinde und St. Hieronymus, v. dems. 142. Andr. Mantegna, St. Euphemius. 144. Tintoretto, die Jungfrau und Jesus mit Cherubim. 145. Giorgione, Heinrich VIII.

6. *Saal.* Von 146 bis 157, 12 Bilder von Canaletti, Architekturstücke von Venedig. 159. Tizian, weibliches Portrait. 163. Erasmus v. Rotterdam. 169. Gonsalvo von Cordova. 180. Alexander Farnese, v. dems. 160. Paul Veronese, Bildniss. 161. P. Padovanino, Venus und Adonis. 168. Tintoretto, Jesus und die Apostel. 171. Andrea Mantegna, St. Lorenz.

7. *Saal.* 184. Polydor v. Caravaggio, die Herabkunft des h. Geistes; dann 186, 188 bis 194. verschiedene Bilder v. dems. 185. Schule v. Raphael, Kreuzesabnahme. 187. Franz Penni (Schüler Raphaels), Herodias mit dem Kopf Johannes des Täufers. 196. Perin del Vaga (desgl.), die h. Familie. 197. Peter Perugino, Jungfrau mit dem Kinde. 198. Pinturicchio, Himmelfahrt der Jungfrau. 199. Raphael, Jungfrau mit dem Kinde. 201. Jungfrau mit dem Kinde in einer Landschaft (erste Manier). Raphaels Mutter (erste Manier). 200. Salvi (Sassoferrato), die h. Jungfrau, Brustbild. 203. Perugino, die Jungfrau mit dem Kinde und Johannes. 214. Gott Vater und Cherubim, v. dems. 205 bis 207 und 209 u. 210. Raphaels Schule. 213. Menge, der König von Sardinien.

In der *grossen Gallerie* befinden sich 5 Tizians: Philipp II., Paul III. (zweimal), die Diana, die Magdalena; 4 Raphaels: die Madonna (zweimal), Leo X., und ein Kardinal; 4 Schidone's: der ruhende Kupido, St. Joseph, und die grosse und kleine Caritas; 3 Hann. Carracci: Herkules am Scheidewege, Venus, und Christus im Schoosse der Jungfrau! Von Augustin Carracci: Rinaldo und Armida; 2 Ribeira's (Spagnoletto): St. Hieronymus, ein Silen; 2 von Seb. del Piombo: die h. Familie, Papst Alexander Farnese; von G. Romano, die h. Familie, bekannt unter dem Namen la Madonna del gatto; 2 von Joh. Bellini: ein Mönch und die Transfiguration; von A. del Sarto: Bramante, den Herzog von

Urbino die Baukunst lehrend; von Velasquez de Silva ein schönes Portrait; von Garofalo eine Kreuzesabnahme; von Solario die Jungfrau auf dem Throne, mit Christus und Heiligen; von Simon Papa ein h. Michael; von Fra Bartolomeo eine Himmelfahrt; von Claude Lorrain eine Nymphe Egeria mit ihren Gespielinnen: von Parmegianino: eine h. Familie, das Portrait des Kolumbus, ein allegorisches Bild von Parma und das Bildniss der Geliebten des Malers. Ferner eine Kopie von M. Angelo's jüngstem Gericht von Venusti; von Guercino eine Magdalena; von Correggio die Hochzeit der h. Katharina und die Madonna, la Zingarella. Von Domenichino: eine verirrte Seele, die sich unter die Flügel ihres Schutzengels verbirgt, und eine Erweckung des Lazarus, von Jac. da Ponte (Bassano).

Wir konnten hier nur eine höchst mangelhafte Aufzählung dieser so überaus reichen und in ihrer Art gewiss einzigen Sammlung liefern, die für die Orientirung beim flüchtigen Besuch hinlänglich befunden werden mag; wer mehr zu haben wünscht, den verweisen wir auf den *Guide pour le Musée Royal Bourbon*, der im Studiengebäude selbst zu haben ist. Jedenfalls wird man, selbst bei einem nur kurzen Aufenthalte in Neapel, einige Male hieher kommen müssen, und dann nur stets ein paar Sammlungen auf einmal besichtigen. Zu bemerken ist hier jedoch, dass an jeder Thüre sich ein Custos befindet, der zugleich den Cicerone macht und mit einer wahren Marktschreierweise sein Kabinet anpreist, um die Fremden zu sich hineinzuziehen und ihr Trinkgeld zu erhalten. Darauf muss man aber nicht hören und sich von seinem Plane in der Besichtigung nicht abbringen lassen, weil man sonst um seine Zeit kommt, die jene Leute uns an Gegenstände verschwenden lassen, die für uns von gar keiner besondern Erheblichkeit sind. — Man kann, mit Ausnahme der Festtage, diese Sammlungen von 8 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr besuchen.

Neben dem *Palaste der Studien*, den wir nunmehr verlassen, befindet sich der *Platz delle Pigne*, einer der grössten und volkreichsten der Stadt, sonst mit Pinien bepflanzt, die jedoch seit 1630 nicht mehr darauf befindlich sind.

Am obern Ende des Platzes steht die *Kirche Sta. Maria della Stella* mit dem schönen Mausoleum des Prinzen von S. Nicandro von Sanmartino.

Von dem Studienpalaste führt in gerader Richtung eine prächtige Strasse nach dem Königlichen *Lustschlosse von Capo di Monte* kinus. Sie wird durch eine im Jahre 1809 erbaute, auf sieben Bogen ruhende, sehr breite Brücke über das Thal della Sanità geführt. Aus dem Namen kann man schliessen, dass dieses Thal eine herrliche Lage und eine sehr gesunde Luft besitzt. Die Hügel della Vita e Salute umkränzen das Thal und bieten denselben Vorzug. Hier wird plötzlich der Weg breiter und ist mit vier Reihen duftiger Bäume besetzt, Blumenparterres zieren beide Seiten der Strasse und die Aussicht wird mit jedem Schritte freier, malerischer, bedeutungsvoller.

An der Brücke ist die *Kirche Sta. Maria della Sanità* wohl werth, dass man sie besichtige. Die Statue der Jungfrau ist von Naccarini, und das schöne Tabernakel aus Bergkrystall hat ein Dominikaner verfertigt. Unter dem Hochaltar befindet sich eine unterirdische Kirche mit zwölf Kapellen. In der Kirche sind Gemälde von Luca Giordano, Bernardino Siciliano, Andrea Vaccaro und Augustin Beltramo. Die Chorpulte sind von Dion. Lazzeri. — Hier sowohl wie in der Kirche S. Severo waren sonst die Eingänge in die Katakomben, die wir später besuchen wollen.

Wenn wir uns nun nach dem *Quartier von Montoliveto* begeben, so kommen wir zuerst auf einen schönen Platz, mit einer Marmorfontaine geschmückt und der Bronzestatue, welche die Stadt 1668 dem Erbauer dieser Fontaine, Karl II., setzen liess. Auch der grossartige, wenn gleich unvollendete *Palast des Herzogs von Gravina-Orsini*, von Gabriel Agnolo erbaut, ist hier zu bemerken. Es ist ein edler Bau, der an Roms Paläste erinnert. Er trägt folgende Inschrift:

Sibi, suisque et amicis omnibus.

Rechts steht der *Palast der Herzoge von Monteleone*, kostbare Gemälde enthaltend.

Unweit von diesem ist der mit Kunstschätzen vollgehäufte *Palast Maddaloni*, wo der oberste Gerichtshof seine Sitzungen hält. Ein Flügel dieses Gebäudes geht auf die Toledostrasse. Hier sieht man ein Basrelief, den Raub der Sabinerinnen von Masuccio d. A., dem ältesten Neapolitanischen Künstler aus dem 13. Jahrhundert.

Der *Palast der Prinzen Doria-Angri* ist ein schönes Gebäude von Vanvitelli.

In der *Kirche Sta. Maria von Montoliveto*, welche 1411 unter der Regierung des Königs Ladislaus gegründet wurde, finden sich schöne Gemälde von Giorgio Vasari und viele andere bedeutende Kunstwerke. In der *Kapelle des h. Grabes* sind die merkwürdigen Statuen aus Terracotta von Modanini von Modena, welche Portraits berühmter Zeitgenossen des Künstlers darstellen, wie z. B. Joseph von Arimathia soll Sannazar, Nicodemus Johann Pontanus, der weinende Johannes Alphons II. und die Statue neben demselben dessen Sohn Ferrandino seyn. In den Kapellen *Mastrogiudici* und *Piccolomini* stehen eine Verkündigung von Benedict da Majano und eine Nativität von Donatello. In dem an die Kirche stossenden Kloster, von Gurrello Origlio 1411 gestiftet, sieht man verschiedene Antiken und ein Marmorbasrelief: Christus in Emaus von Johann von Nola. Jetzt wird das grosse Lokal des Klosters von einem königlichen Gerichtshof und verschiedenen Bureau's eingenommen. Hier fand einst der kranke Tasso einen ruhigen Zufluchtsort, wo er so fleissig an seinem Gedichte arbeitete, dass er im Juni 1588 200 Stanzen dichtete. Aus Dankbarkeit für die guten Mönche begann er hier über den Ursprung della congregazione di Monte Oliveto zu schreiben. Ein Werk, das er unvollendet hinterliess.

Wir befinden uns nun wieder im *Toledo*, der Hauptstrasse der Stadt, die ihren Namen von dem Vicekönig *Don Pedro von Toledo* erhielt, der sie 1540 auf den ausgefüllten Stadtgräben anlegen liess. Die Länge derselben von dem königlichen Palaste bis zur Akademie der Studien beträgt fast eine Viertelmeile. Ausser den schon genannten Palästen zieren diese Strasse noch folgende: Stigliano, Cavalcante, Dentici, Berio u. A. Im letztern mag der Kunstfreund die schöne Gemäldesammlung und die Gruppe Venus und Adonis von Canova sich zeigen lassen.

In der Toledostrasse ist auch noch die königliche Druckerei zu bemerken, die in dem ehemaligen Kloster del Rosario di Palazzo eingerichtet ist. Hier werden die Antiquitäten von Herkulanum und die Papyrus nachgedruckt. Die Schriftgiessereien hiezu sind sehenswerth. Herr Finati ist Direktor.

Vierter Tag.

Heute besuchen wir das königliche Schloss auf Capo di Monte, das Observatorium daselbst, die Katakomben des h. Januar, das königliche Armenhaus, den Pflanzengarten, Sta. Trinità maggiore, Sta. Chiara und S. Domenico maggiore.

Wenn man von dem Studienpalaste (Museo borbonico) sich nach der Strada nuova wendet, so kommt man zu der schon erwähnten prächtigen Brücke, die nach der Höhe von Capo di Monte führt, die vor Erbauung derselben nur sehr beschwerlich erklommen werden konnte. Unbegreiflich da dieser Hügel ein königliches Lustschloss trägt.

Das *Schloss auf Capo di Monte.* Karl III. erbaute es 1738. Der Architekt **Medrano** von Palermo beging den Fehler, den Grund auf einem, der vielen Steinbrüche wegen unterhöhlten Terrain zu legen, so dass man sehr kostspielige und weitläufige Substructionen aufführen musste, um die Existenz des Schlosses nicht gefährdet zu sehen. Man sieht diese Werke an der Stelle, die la Montagna Spaccata genannt wird.

Sonst wurden auf Capo di Monte die Sammlungen und Museen des Hauses Farnese aufbewahrt; jetzt aber, wo sie sich sämmtlich im Studienpalaste befinden, sieht man hier nur die Werke von **Camuccini** und anderer moderner Maler, und der Ruhm des Schlosses und das Interesse, das es den Fremden einflössen konnte, ist verschwunden. Man geht nun einmal hieher, um die herrliche Aussicht zu geniessen.

An den Palast stösst der Park, wo der König seine Jagden abhält. Er ist mit Mauern im Umfange von drei Miglien umgeben. Die Alleen und Boskets in diesem Parke enthalten Statuen, Wasserkünste und verschiedenartige Gebäude. Eine, dem h. Januar geweihte Kapelle und ein kleines Jägerhaus, zum Schutze bei einfallendem Regenwetter, sind besonders zu bezeichnen.

Auf dem höchsten Punkte des Hügels und unweit des Schlosses, in das man, nur mit Karten versehen, Einlass erhält, befindet sich das wohleingerichtete

Observatorium, das nach der Angabe des Barons **Zach** erbaut, und mit *Reichenbach'schen* Instrumenten versehen ist. Der berühmte **Piazzi**, ein Mönch aus Palermo, derselbe, der die Ceres entdeckte, wurde hieher berufen und als Direktor der Sternwarte angestellt. Er ist erst seit wenigen Jahren gestorben. Es darf nicht erst gesagt werden, dass aus dem Garten des Observatoriums, oder vielmehr aus der diesen umgebenden Gallerie eine Aussicht die Besucher entzückt, wie man sie selbst hier nur selten hat.

Erwähnen muss ich noch des merkwürdigen *Chinesischen Kollegiums* auf C. di Monte, welches 1726 von dem Missionär Ripa gegründet wurde, der sich hoher Gunst bei dem Kaiser von China zu erfreuen hatte. Junge Chinesen von 13 bis 14 Jahren werden hieher gesandt, um dann als Missionäre in ihr Vaterland zurückzureisen. Vierzig Porträts derer, die hier zu diesem Berufe gebildet wurden, nebst ihren Namen, Geburtsorten u. s. w. sieht man hier. Es scheint jedoch, dass die Anstalt verfällt. Chinesische Kuriositäten und eine Karte des „himmlischen Reiches," werden den Liebhaber interessiren.

Das *alte Observatorium* liegt in der Stadt im Kloster S. Gaudioso bei den Reali Studj.

Auf Capo di Monte gibt es übrigens noch eine Menge von herrlichen Landhäusern, von denen ich hier nur jenes des Cav. Macedonio und des Herzogs von Gallo anführen will.

Auf der andern Seite der Brücke della Sanità befindet sich die nun geschlossene Kirche *Sta. Maria della Vita*, wo ehemals der Eingang zu den Katakomben sich befand.

Höher hinauf liegt *S. Gennaro extra moenia*, jetzt *S. Gennaro de' poveri*. Zu Konstantins Zeit liess S. Severo den Körper des h. Januar nach der am Eingang der Katakomben in Tuff gegrabenen Kapelle bringen, wo man noch jetzt den Altar, den steinernen Bischofssitz und die Spuren alter Malereien sieht. Die jetzige Kirche baute das Volk von Neapel 788, welches zugleich ein Spital damit verband. 870 kam ein

Benediktinerkloster dazu und 1476 ward Alles Eigenthum der Stadt. Hier befindet sich auch das Invalidenspital, dessen Genossen die Pflicht haben, die Leichenbegängnisse begleiten zu müssen.

Die *Katakomben des h. Januar.* Von hier steigt man in diese berühmten Souterrains hinab, über die schon so viel geschrieben worden ist. Sie laufen gleich langen Gängen, oder wie Zimmer und runde Säle durch den Berg, in drei Stockwerken, die durch in den Felsen gehauene Treppen verbunden werden. Die Hauptgänge sind etwa 20 Palmen hoch und von sehr ungleicher Breite. Sie enthalten grössere oder kleinere Nischen und Vertiefungen, oft 6 übereinander, loculi genannt, welche mit Marmortafeln geschlossen waren, die grösstentheils dazu verwendet wurden, die St. Januarskirche damit zu pflastern, wo man sie noch sehen kann. Die Inschriften rühren alle von Christen her, und bis jetzt hat sich noch keine heidnische vorgefunden.

Man glaubt, dass diese Grotten sich bis zur Kirche la Madonna del Pianto erstrecken, und von hier sogar noch weiter bis nach Puzzoli führen. Jedoch fehlt für diese Angaben jeder Beweis, da Niemand bis jetzt noch so weit vorgedrungen ist. Sonst konnte man an verschiedenen Orten zu diesen Katakomben gelangen; jetzt hat man alle Eingänge bis auf einen vermauert.

Der berühmte Alterthumsforscher Celano drang durch das dritte Stockwerk ein und kam bis zur Kirche S. Severo. — Der Abbé Romanelli besuchte die Katakomben 1792 und 1814, durch den Eingang bei S. Gennaro de' poveri. Bei seinem ersten Besuche trat er in eine lange und hohe Höhle, von wo zwei Treppen nach den obern Stockwerken führten. Je weiter er vordrang, desto mehr verwirrten sich die Gänge und bildeten ein förmliches Labyrinth. Die meisten waren in gutem Zustande und man konnte hindurchschreiten. Dann erreichte er eine Gallerie, deren auch Celano erwähnte. Hier befand sich eine Quelle. Im obern Stockwerke sah er noch eine Kirche im Tuff ausgehauen, mit Altar, Taufbecken und einigen Resten heiliger Abbildungen an den Wänden. Einige waren mit Marmor, andere nur mit Mörtel bekleidet. Er versichert eine Miglie weit gekommen zu seyn. Im J. 1814 besuchte er die Grotte, wo die im Jahre 1656 an der Pest Gestorbenen begraben wurden. Er fand hier noch einige Leichen mit ihren vollständigen Kleidern, den Hut auf dem Kopfe. In einer andern Grotte sah er einen Leichnam, der aus einem Loculus herab gefallen war, und noch ganz war und dessen Glieder man biegen konnte, obgleich seit seinem Tode Jahrhunderte vergangen waren.

Nach Einigen sollen die alten Kimmerier die Katakomben bewohnt haben, von denen Homer berichtet, sie wohnten inmitten der Finsterniss. Die Kimmerier waren aber die ältesten Einwohner von Kumä, Kyme in frühester Zeit, und mit der Finsterniss deutet Homer auf die Ausdünstung der vielen Sümpfe, und die Ausbrüche jener vielen Vulkane, welche diese Gegend stets in Asche und Rauch hüllten. Mehr als Alles findet die Meinung Glauben, dass hier, wie auch in Rom, diese Höhlen als Zufluchtsort und Begräbnissplatz den ersten Christen dienten. Hier ruhten in der That die Leichname des h. Januar, des h. Glandioso und der ersten Bischöfe von Neapel: St. Agrippinus, St. Johannes und St. Athanasius. Sonst musste Jeder, der zu Neapel in den geistlichen Stand trat, das Gelübde ablegen, wenigstens einmal im Jahr die Katakomben zu besuchen. Jedenfalls ist anzunehmen, dass auch schon bei den Alten diese Höhlen und Gänge bekannt waren, und dass ihnen daher ein hohes Alterthum zuzuerkennen ist. Es ist nicht zu läugnen, dass diese Katakomben grossartiger wie die römischen sind und einen tiefern Eindruck zurücklassen.

In diesem Stadttheil befinden sich auch die überaus schönen und anmuthigen Anhöhen Canocchia und Scudillo, mit Landhäusern besät. Auf dem höchsten Punkte ist ein römisches Grabmal.

Von hier herabsteigend, begibt man sich zu dem

Albergo de' poveri, im Volke gemeinhin Reclusorio, auch Serraglio genannt. Fuga erbaute diesen ungeheuern Palast 1751 unter Karl III. Alle Waisen und armen Kinder werden hier aufgenommen und in verschiedenen Künsten und Handwerken unterrichtet, um sich später einen freien Lebensunterhalt zu sichern.

Das Gebäude enthält vier aneinander hängende Höfe, ein Jeder von 1630 Fuss, und in der Mitte befindet sich eine grosse Kirche. Die äussere Façade ist 1072 Fuss lang und hat einen Portikus mit drei Arkaden. Das Gebäude bildet sowohl vom Meere als auch von der Chiaja einen höchst imposanten Anblick. Der Bau kostet, obgleich unvollendet, schon über eine Million Dukaten, und der König lässt unausgesetzt daran arbeiten. Ueber 2000 junge Leute werden hier in den chirurgischen Wissenschaften, in Musik, Zeichnen, Kupferstechen u. s. w. unterrichtet. Die Mädchen spinnen, nähen, weben, stricken oder machen Modegegenstände für Damen. Auch ein Taubstummen-Institut ist mit der Anstalt verbunden. Ein Reisender bemerkt, dass die Lehrer der Taubstummen hier leichtes Spiel haben müssen, da ja gewöhnlich alle Neapolitaner nur durch Grimassen und Zeichen sich verständlich machen. Der General-Intendant der ganzen Anstalt ist der Kommandeur Sancio.

Unweit des grossen Armenhauses liegt *das Kloster St. Efrem vecchio*, das älteste Kapuzinerkloster im Königreiche.

Neben dem Armenhause ist auch

der *Königliche Pflanzengarten*, in einer der zweckmässigsten Lagen für ein solches Etablissement. Obgleich er erst seit wenigen Jahren (1818) existirt, so ist er doch schon sehr sehenswerth. Der Direktor ist Herr **Michel Tenore**, Herausgeber der Flora napolitana. Der Obergärtner ist ein junger Deutscher, Herr **Dehnhardt**, dem diese Anstalt viel zu verdanken hat. Der Pflanzengarten bietet dem Publikum eine der angenehmsten Promenaden.

Ehe wir zur Stadt zurückkehren, besuchen wir noch *la Strada nuova del Campo*, die zu dem von den Franzosen angelegten Campo di Marzio führte. Jetzt ist dieses weite Feld selbst dem Ackerbau und nützlichen Anpflanzungen wieder gegeben worden. Die Strada bietet eine ganz eigenthümliche Ansicht von Neapel und seiner Umgebung, besonders von dem Punkte über der Kirche Sta. Maria del Pianto, und verdient daher, dass die Fremden sie besuchen.

Etwas tiefer unten liegt der *Campo santo*, der so viele Gräber als Tage im Jahre enthält. Am Allerseelentage besuchen die Neapolitaner diesen Ort, um für die Ruhe der Hingeschiedenen zu beten, und wenn das vorbei ist, so essen und trinken sie in den nahegelegenen Wirthshäusern, nach ihrem Ausdrucke: „*zum Troste für die armen Seelen im Fegefeuer.*“

Zwischen den Hügeln Capo di Chino und Capo di Monte liegt ein einsames, geheimnissvolles aber reizendes Thal, mit dem von hohen Pinien umgebenen Kloster *Sta. Maria ai monti*. Was diese Aussicht noch interessanter macht, sind die malerischen Ruinen eines antiken Aqueducts, *Pontirossi* genannt, von August angelegt, welcher ehemals das Wasser des Serino, 33 Miglien weit, bis zur Piscina mirabilis am Cap Miseno leitete.

Die *Kirche Trinità maggiore*, in dem Viertel, das diesen Namen trägt, ist eine der bedeutendsten Kirchen der Stadt. nur im Innern in einem zu modernen und elegantem Geschmacke. Sonst hiess sie

Gesù Nuovo, und 1816 wurde sie den Jesuiten wieder zurückgegeben. Zuerst wurde sie im Jahr 1470 von Novello S. Lucano erbaut. Die trübselige Façade ist noch dieselbe des Palastes der Prinzen von Salerno, der sonst auf diesem Platze gestanden hat. Die Kirche ist in griechischer Kreuzesform und hatte eine Kuppel, von Lanfranco gemalt, die bei dem Erdbeben im Jahre 1688 einstürzte. Seitdem hatte man sie wieder hergestellt, da sie jedoch immer den Einsturz drohte, so musste sie endlich ganz abgetragen werden.

Die *Kapelle S. Ignazio* hat sechs Säulen von sehr schönem afrikanischen Marmor, und die Statuen David's und Jeremias von Cosimo. Ueber der Thüre eine grosse Freske von Solimena: Heliodor aus dem Tempel verjagt, die der Künstler in seinem 18. Jahre vollendete. Die Fresken der Decke und das Bild der Kapelle der Dreieinigkeit sind von Guercino.

Neben der Kirche sind Gebäude, in denen junge Männer und Frauen in der Musik unentgeldlich unterrichtet werden. Es sind über hundert derselben. Aus diesem trefflichen Institute sind viele grosse Komponisten hervorgegangen, von denen ich hier folgende nenne: Porpora, Leo, Durante, Vinci, Pergolesi, Jomelli, Piccini, Sacchini, Guglielmi, Anfossi, Paesiello, Zingarelli, Cimarosa. Von Sängern wurden hier unter Andern die weltberühmten Caffarelli, Egizietto, Farinelli gebildet.

Auf dem Platze vor der Kirche Sta. Trinità maggiore steht ein sogenannter *Obelisk*, eine Masse von bizarren Skulpturen und Ornamenten, der hinter den so schönen und einfachen römischen Obelisken bedeutend zurückbleibt.

Nicht weit von hier ist

die *Kirche Sta. Chiara*. 1310 unter König Robert aufgeführt, wurde nach dem Plane von Masuccio wieder hergestellt. Sie war, auf den Rath Boccaccio's, von Giotto mit Fresken geschmückt worden, die ein dummer Prokurator Bario Nuovo übertünchen liess, um der Kirche ein freundlicheres Ansehen zu geben.

Im J. 1744 schmückten sie Sebastian Conca und Franz Mura mit Skulpturen und andern Kunstwerken.

Sehenswerth ist noch der kleine Altar mit einem Madonnenbilde von Giotto.

In der *Kapelle Sanfelice*, rechts vom Hochaltar, ist ein schöner Lanfranco: eine Kreuzigung, und ein alter Sarkophag mit herrlichen Basreliefs, in dem Cesar Sanfelice, Herzog von Rhodus, ruht.

In der *Kapelle zur Linken des Hochaltars* befinden sich mehre ältere Grabmäler königlicher Prinzen aus dem Hause Anjou. Hier ist das Mausoleum Roberts von Masuccio, dann das Grab seiner Tochter, der Königin Johanna, deren Andenken, trotz ihres Verbrechens, sich volksthümlich in Neapel erhalten hat. Von Joh. von Nola ist das kleine Monument für Antonia Gaudino bemerkenswerth.

In der Nähe besuchen wir hier auch

die *Kirche S. Domenico maggiore* im reinen italienisch-gothischen Style. Im J. 1284 liess sie Karl II. von Anjou aufführen. Hier sieht man bedeutende Bilder.

In der *Kapelle der Verkündigung* einen Tizian.

In der *nächstfolgenden:* eine Geisselung von M. A. di Caravaggio.

Seitwärts von dem Haupteingange: einen Giordano.

Von diesem links: ein Bild, das Raphael zugeschrieben wird.

In der *Kapelle des h. Thomas:* diesen Heiligen selbst von Giordano.

Ausserdem noch viele Gemälde von Marco da Siena, Bennasca u. A.

In der *Sacristei* sieht man Tumben der Prinzen von Aragonien und anderer berühmter Personen aus jener Zeit. — Die Decke ist ein schönes Werk von Solimena.

die übrigen Fresken sind von Jacob del Po und die Verkündigung auf dem Altar ist von Lanfranco.

In dem anstossenden Kloster ist die Zelle des h. Thomas von Aquin in eine reiche Kapelle verwandelt.

Vor der Kirche die Erzstatue des h. Dominik.

Noch schmücken diesen Platz zwei schöne Paläste, der Saluzzo, Herzoge von Corigliano und der Sangro, Prinzen von S. Severo, mit interessanten Kunst- und andern Werken.

In dem Palaste Casacalenda sehe man die kleine Kirche *Sta. Maria rotonda*, einen ehemaligen Vestatempel, deren Granitsäulen antik sind.

Fünfter Tag.

Für heute: Sta. Maria della Pietà oder S. Severo, Salvatore oder Gesù vecchio, St. Paul und St. Philipp Neri.

Neben dem obengenannten Palaste Sangro steht

die *Kirche Sta. Maria della Pietà de' Sangri*, durch Don Francesco de Sangro um 1590 erbaut. Später wurde sie von verschiedenen Mitgliedern dieser Familie reich beschenkt und verschönert. Die meiste Pracht sieht man hier aber an den Grabmälern der Sangro verschwendet. Zwei derselben dienen als Altäre, welche dem h. Oderisio und der h. Rosalie, aus dem Geschlechte der Sangro, geweiht sind. Die Statuen derselben sind von dem Venetianer Antonio Corradini, von dem wir schon oft Werke zu sehen Gelegenheit hatten, von Fansaga, Santacroce und Queirolo von Genua.

Ueber der Eingangsthüre ist das Grab des Erbauers Don Francesco, der ganz geharnischt, aus einem Sarge heraufsteigend dargestellt ist; ein gutes Werk von Celebrano. — Das Denkmal Don Raimondo's de Sangro zeigt sein Bildniss von Paul Amalfi gemalt, mit Basrelief und Inschrift, weiss aus rothgeädertem Marmor, kameenartig gearbeitet, von sehr schönem Effekt. Zu diesem Kunstwerk hat D. Raimondo selbst die Idee entworfen.

Zu bemerken sind noch zwei Statuen in der Arkade des Hochaltars von Corradini und Queirolo. Von Ersterm eine Fürstin des Hauses als Schamhaftigkeit mit einem Schleier, durch den man die Formen des Körpers hindurchschimmern sieht, von dem Zweiten das enttäuschte Laster, bezüglich auf die Bekehrung eines Fürsten von Sangro, einen Mann darstellend, der sich mit Hilfe seines Schutzgeistes aus einem Netze zu befreien sucht, das ihn umgibt. Wunderbar ist das Netz gearbeitet, das nur an wenigen einzelnen Stellen den Körper berührt; Alles aus einem Stück Marmor. Dieses künstliche Werk steht, so viel ich weiss, einzig da, und wird auch von den Lohnbedienten gebührend angepriesen, jedoch gehört es, wie alle hier aufgestellten Werke, der Berninischen Schule an, die nach seinem Tode schon den Verfall der Kunst bezeichnet.

An dem Hochaltare sieht man zwei schöne Säulen von Rosso antico und ein Basrelief: die Passion des Heilands, von Celebrano. An der einen Seite des Altars ein todter Christus von Corradini begonnen und nach dem Tode des Künstlers (1751) von Sanmartino vollendet. Man macht darauf aufmerksam, dass der Schleier, welcher den Leichnam umgibt, von Schweiss durchnässt zu seyn scheint. Auch diese Arbeit kann den Meisterwerken nicht beigezählt werden.

Nicht weit von hier liegt

die *Kirche S. Angelo a Nilo*, 1380 erbaut, mit dem Grabmale des Kardinals Brancaccio von Donatello, auf Befehl von Cosmus von Medicis ausgeführt. Dies ist ein herrliches Werk des grossen Florentiners. Am Hochaltar ist ein St. Michael von Marco da Siena und in der Sacristei

St. Michael und Andreas von dem alten neapolitanischen Meister de' Stefani.

Die bei dieser Kirche befindliche Bibliothek ist dem Publikum geöffnet und enthält 40,000 Bände.

Die *Kirche S. Salvatore* oder *Gesù vecchio* ist im Jahr 1566 entstanden. Den Plan lieferte der Pater Pietro Provedo. Sie enthält Werke in Marmor und Gemälde von Muro, Fraganzano, Solimena, Marco von Siena u. A.

An diese Kirche stösst

die *Universität*, nebst zwei Kollegien zur Erziehung der Jugend, so wie auch die Akademie der Wissenschaften und Künste, gegründet 1780. Ein schönes Gebäude mit einem Hofe, den zwei Reihen Portiken zieren. Auch die Treppe ist sehenswerth. Die Bibliothek und die Sammlung astronomischer und physikalischer Instrumente sind sehr zahlreich.

Der Strasse der Vicaria weiter folgend kommt man nun zur

Kirche St. Paul, an der Stelle, wo Julius Tarsus, Freigelassener des Tiber, dem Castor und Pollux einen Tempel errichten liess. Auf den Ruinen desselben erhob sich diese Kirche im 4. Jahrhundert. Acht kannelirte Säulen von ausgezeichneter Grösse wurden dazu von dem alten Tempel verwendet, eben so das Frontispiz und einige Statuen. Allein Erdbeben und andere Umstände hatten diesen Bau so hinfällig gemacht, dass er 1591 nach dem Plane des Theatinermönchs Grimaldi erneuert werden musste. Im Jahr 1688 stürzte die Kirche aber dennoch bei dem grossen Erdbeben zusammen. Jetzt sieht man hier nur noch die beiden antiken Säulen zur Seite des Einganges, und die obwohl verstümmelten Statuen von Castor und Pollux.

Werke von Corenzio, Solimena, Marco von Siena, Massimo, Santafede u. A. bilden den Schmuck der Kirche.

Die *Kapelle des h. Cajetan* enthält seinen Leichnam und den des h. Andreas von Avellino.

In der *Sacristei* entwickelte Solimena seine ganze Kraft, in dem Sturze Simons des Magiers und der Bekehrung des h. Paul.

Unweit der Sacristei sieht man neben einer kleinen Thüre eine antike Säule, 28 F. hoch und 4 F. im Durchmesser haltend, die zu einem Tempel des Neptun gehört haben soll.

Neben der Kirche ist das Kloster mit zwei Höfen. Den einen umgeben 24 dorische Granitsäulen, die entweder dem Tempel der Dioscuren oder dem Theater angehört haben. Im zweiten Hofe sieht man noch ein Stück Mauer, welches von dem Theater herrühren soll, wo Nero zum ersten Male vor dem Volke erschien, um seine eigenen Verse zu recitiren.

Ferner sieht man noch in der Strasse der Vicaria

die *Kirche der Väter des Oratorio des h. Philippus Neri*, Gierolonomini genannt, eine der schönsten Kirchen der Stadt. Der h. Philipp Neri gründete sie 1592 von erhaltenem Almosen. Die Marmorfaçade ist nach den Zeichnungen von Dion. Lazzari, an denen jedoch Fuga manches veränderte. Die Statuen daran sind von Sanmartino.

Die Kirche hat drei Schiffe, welche durch zwölf korinthische Granitsäulen geschieden werden. Die Gemälde sind hier von Domenichino, Pomarancio, Paul v. Matteis, Santafede und Luca Giordano. Von dem letztern sieht man hier eines seiner schönsten Werke: Christus die Wucherer aus dem Tempel vertreibend. Die Kuppel ist von dem schon genannten Dion. Lazzari.

Der Hochaltar ist prächtig aus seltenen Steinarten zusammengesetzt, auch ist die *Kapelle des h. Philippus Neri* besonders reich geschmückt.

Das Altarblatt in der *Kapelle des h.*

Franziskus ist eine Flucht nach Aegypten von Guido Reni.

In der *Kapelle rechts vom Hochaltar* stehen sechs Statuen von Peter Bernini, dem Vater des berühmtern Lorenzo Bernini. Auch ist hier ein sterbender h. Alexis von Pietro von Cortona.

In der *Kapelle der h. Familie* ist Söllmena's letztes Bild, das er nicht mehr vollenden konnte.

Besonders reich ist *die Sacristei* an Bilderschätzen. Hier das Hauptsächlichste: St. Philipp in der Gloria von Giordano, Jesus begegnet Johannes von G. Reni, eine Flucht nach Aegypten von dems., ein Kindermord von Balducci, die Mutter des Zebedäus mit Christus redend, und die Jungfrau das Jesuskind waschend von Santafede, ein Ecce Homo und der Apostel Andreas von Ribera (Spagnoletto), das Kruzifix von Marco von Siena, zwei Bilder der Passion von Jac. Bassano, eine Jungfrau mit Jesus und Johannes (wird Raphael zugeschrieben). Ausser diesen Kunstschätzen bewahrt diese Sacristei noch alte, kostbare Geräthschaften zu heiligem Gebrauche von grossem Werth.

In dem anstossenden Klostergebäude befindet sich eine *der bedeutendsten Bibliotheken von Neapel*. Durch Erbschaft fiel ihr auch die aus 150,000 grösstentheils seltenen und trefflichen Werken bestehende Sammlung des Advokaten Joseph Valetta zu. Ich nenne aus dieser eine Ausgabe von Seneca's Tragödien auf Pergament mit schönen Miniaturen von Solario.

Sechster Tag.

Heute wollen wir unsere Streifereien durch Neapel beendigen und uns dann zu den Ausflügen in die Umgegend rüsten. Ich glaube mit Recht annehmen zu können, dass vielleicht nur der *Studienpalast* uns zu mehrmaligem Besuche auffordern dürfte. Wir begeben uns nunmehr nach der Kathedrale, dem h. Januar gewidmet, nach der Kirche der h. Apostel, der Vicaria, der Kirche der Verkündigung, St. Peter ad Aram, dem Largo del Mercato und Sta. Maria del Carmine. Mit diesen Gegenständen glauben wir gewissenhaft Alles erschöpft zu haben, was die Stadt Neapel von gewöhnlichen Sehenswürdigkeiten dem Besucher bietet.

Unweit der Kirche der Gierolomini, die wir am gestrigen Tage besuchten, befindet sich

die *Kathedrale des h. Januar*, auf den Ruinen der Tempel Apollo's und Neptuns gegründet. Karl I. von Anjou vergrösserte und erneuerte sie 1280. Karl II. vollendete diesen Bau 1299. Als 1456 derselbe durch Erdbeben zerstört worden war, liess Alphons I. ihn durch Nicolo Pisano wieder aufführen. Mehre edle Geschlechter streckten das Geld dazu vor, und ihre Wappen wurden dafür in die Pilaster gehauen. Bambocci lieferte 1407 den Plan zur Façade, die 1788 restaurirt wurde. Am Eingange sieht man zwei schöne Porphyrsäulen.

Die Kirche des h. Januar ist die grösste der Stadt. Sie enthält unter Andern 110 Säulen aus ägyptischem und afrikanischem Granit, von den alten Tempeln herrührend. Von dem Erzbischoff Junico Caracciolo wurden sie jedoch mit Stuck bekleidet, um die Einwirkung des dadurch in die Kirche gekommenen Heidnischen zu schwächen.

Der Hauptaltar mit seltenen Steinarten geschmückt ist vom J. 1744, und eine Arbeit von Paul Posi. Die Assumption an diesem Altar ist von Peter Bracci in Marmor ausgeführt. Die alten Jaspiscandelaber werden sehr geschätzt. Rechts und links vom Altar sieht man vier Gemälde von Giordano und vier von Sollmena. Die übrigen Gemälde des Hauptschiffs sind von Santafede.

Eine Doppeltreppe führt in die unterirdische Kirche. Die Wände sind hier von weissem Marmor, den im antiken Geschmacke verzierten Plafond tragen 10 Säulen von Cipollin. Unter dem Hochaltar ruht der Körper des h. Januar, Bischofs von Benevent und Schutzpatron von Neapel.

Die kniende Statue des Kardinals Caraffa, der diese unterirdische Kirche angelegt, wird M. A. Buonarotti zugeschrieben.

In der obern Kirche befinden sich über dem Haupteingange die Grabmäler Karls von Anjou, Karl Martell's und seiner Gemahlin Clementia, von Pietro degli Steffani. Ueber den kleinen Thüren bemerkt man zwei Bilder von Georg Vasari. Links vom Haupteingange eine antike Vase von Aegyptischem Basalt, auf einem Piedestal von Porphyr, mit Basreliefs auf den Bacchusdienst bezüglich. Dies ist jetzt das Taufbecken.

In der *ersten Kapelle des kleinen Schiffs zur Linken* ein Bild von Marco da Siena, der Heiland und St. Thomas und ein Basrelief von Joh. von Nola, Jesus im Grabe.

In der *folgenden Kapelle* eine Pietas von Curia und zwei andere Bilder von Balducci.

Neben der Sacristei, in der Mauer, das Cenotaph Innozenz XII.

In der *Sacristei* sieht man alle Bischöfe und Erzbischöfe von Neapel, ferner eine Menge sehr heiliger Reliquien. Neben der Sacristei ist das Grabmal des Königs Andreas, des Gemahls von Johanna I., der in Aversa erdrosselt wurde.

Vor der Kapelle der *Caracciolo* das Denkmal des Kardinals *Junico Caracciolo* von Pietro Ghetti. Eine halbzurückgeschlagene Decke lässt ein Skelett mit dem Stundenglase wahrnehmen. Hier schöpfte Bernini die Idee zu seinem Grabmale Alexanders VII. Chigi in der Peterskirche. Ferner ein Kruzifix von Masuccio d. ä.

In der *Kapelle des Seminario* sieht man eine Heimsuchung von Santoro.

In der *Kapelle de' Galeota* sind Oelgemälde von Agnolo Franco und ein sehr altes Bild des Heilands, der mit den Füssen die Sonne berührt. Das Grabmal von Fabio Galeota ist von Fansaga im 82. Jahre geschaffen.

Auf der andern Seite des Hochaltars erblicken wir

Die alte *Kapelle der Minutoli*. Hier war sonst die Kathedrale für den lateinischen Ritus, wie Sta. Restituta es für den griechischen war *). Thomas degli Steffani malte die Passion; sein Bruder Pietro baute Altar und Tribune und der Abbé Bamboccio errichtete dem Enrico Minutoli ein Grabmal.

Die anstossende *Kapelle de' Tocco* zeigt Fresken von Philipp Tesauro und ein Basrelief von Caccavello.

Ueber einer kleinen Thür befand sich hier sonst das Bild von Perugino, das jetzt im Studienpalaste ist, und dessen Anblick Sabatini so sehr entzückte, dass er unmittelbar nach Rom reiste, um dort unter dem grossen Raphael selbst zu studiren.

Auch die ehemalige Kathedrale *Sta. Restituta* ist jetzt zur Kirche des h. Januar gezogen worden. Constantin Pogonate soll sie 669 erbaut haben.

Die *Kapelle der h. Maria del Principio* in derselben, besitzt ein Mosaikbild der h. Jungfrau. Der Name der Kapelle rührt daher, dass dies ihr erstes Bild gewesen seyn soll, dem in Neapel heilige Verehrung zu Theil geworden. Tauro soll es im 7. Jahrhundert gemalt haben. Das Porträt des h. Januar zur Rechten soll ihm ähnlich seyn. Das Altarblatt, eine Himmelfahrt der Jungfrau, ist von Perugino.

In der *Kapelle S. Giovanni in fonte* sieht man schöne geschichtliche Mosaiken. In einem antiken Sarkophag ruht die Asche Alphons Piscicelli's; der berühmte

---

*) S. unten.

Gelehrte Canonicus Mazzocchi besitzt hier auch ein Monument.

Der Kirche der h. Restituta gegenüber befindet sich

Die *Kapelle des h. Januar*, oder „des Schatzes“, so genannt wegen des ungeheuren Kirchenschatzes, der der reichste der Christenheit seyn soll. Die Erbauung der Kapelle selbst kostete über eine Million Dukaten. Das Volk von Neapel liess sie 1608 errichten, als Sühnung für die Pest, welche 1526 die Stadt verheert hatte.

Die Kapelle ist rund, und enthält sieben Altäre nach der Zeichnung Grimaldi's. Alle Künste mussten beitragen, um diesen Raum zu schmücken und alle Arten von Kostbarkeiten sieht man hier verschwendet. Zu beiden Seiten der Thüre stehen die Statuen der h. Peter und Paul von Julian Finelli. — 42 korinthische Säulen aus dem schönsten Brocatell tragen die Decke. Zwischen diesen werden an grossen Festtagen 35 silberne, zum Theil kolossale Büsten und Statuen von Schutzheiligen aufgestellt, die Finelli gleichfalls verfertigt hat. Ausser diesen sind noch ungeheure Leuchter und Blumenvasen, so wie ganze Altarbekleidungen von Silber hier, und ich glaube gern den Versicherungen des uns herumführenden Geistlichen, dass der Anblick dieser Kirche im festlichen Schmucke das Auge blendet, und nicht leicht von einem andern Schauspiele dieser Art übertroffen werden kann.

Den Hochaltar schmückt eine Himmelfahrt der Jungfrau von Perugino und die sitzende Statue des h. Januar das Volk segnend. — In einem kleinen Schranke werden der Kopf des Heiligen und zwei Fläschchen mit seinem Blute aufbewahrt, die von einer Neapolitanischen Dame bei seiner Hinrichtung aufgefangen worden seyn sollen. So oft nun dieses Blut vor den Kopf gestellt wird, so wird es fliessend, wie das Volk glaubt. Dies Wunder wird jedes Jahr drei Mal wiederholt: während acht Tage im Mai, acht Tage im September und am 16. Dezember, dem Patronatfeste. Dies Mirakel ist stets für den Neapolitaner ein Gegenstand der Anbetung und des Staunens gewesen. Man muss es mit angesehen haben, um den Grad desselben ermessen zu können. Wenn das Blut mit einem Male flüssig wird, so kennt der Jubel des Volks keine Schranken, wenn aber das Mirakel nur eine Minute ausbleibt, so schreit und fleht Alles ängstlich zum Himmel empor. Denn dies ist das Zeichen, dass der Stadt irgend ein grosses Unglück bevorsteht und dass der ächte Glauben vom Volke gewichen ist. Allein der Glaube der guten Neapolitaner ist so aufrichtig, dass das Blut während der ganzen Octave nicht zögert flüssig zu werden und dass alle Welt es so flüssig sehen und verehren kann, wie an jenem Tage, da es den Adern des Heiligen entströmte.

So oft Erdbeben, Pest, Ausbrüche des Vesuv, Kriegsdrangsale die gute Stadt bedrohten, wurde sie immer durch die Macht ihres grossen Schutzheiligen aus diesen Nöthen befreit, dies versichert der Geistliche, wenn er uns die Abbildung der Fläschchen zeigt, da er uns diese selbst nicht vorzeigen kann, indem die Schlüssel zum Tabernakel im Gewahrsam des Königs und des Erzbischofs sich befinden. Sehenswerth ist aber das Fest der Ausstellung dieser h. Reliquie und des damit verknüpften Wunders, theils wegen der dabei stattfindenden ausserordentlichen Pracht, theils um dies leidenschaftliche Neapolitanische Volk zu studiren.

Ein französischer Reisender, der diesem Feste im September 1826 beiwohnte, erzählt davon folgendes:

„Ich wohnte dem *Mirakel des Blutes* in der Schatzkapelle bei. Die Phiolen, welche das Blut enthalten, befinden sich in einem Schranke hinter dem Altar. Kurz vor der Ceremonie erschienen Frauen aus dem Volke, die neben der Balustrade eine Art von

Ehrenplatz einnahmen; besonders waren einige alte Weiber von sehr charakteristischem Aussehen. Diese Frauen nennt man „die Verwandtschaft des h. Januar“, denn sie geben vor, zu seiner Familie zu gehören und sie nehmen es sich heraus, wenn er auf das Flüssigwerden länger als gewöhnlich warten lässt, ihn mit derben Schimpfreden zu bedienen. Mit rauher Stimme sprachen sie ihre Pater, Ave und Credo, so dass man ohne die Kapelle, dieses Gebrumme nicht für Gebet gehalten haben würde, und glauben konnte, dass die Schimpfreden schon begonnen hätten. Um 10 Uhr wurden die Phiolen aus dem Schranke genommen. Die eine sieht wie ein Riechfläschchen aus, scheint jedoch nur von dem Blute gefärbt zu seyn, die andere ist ein wenig grösser; beide sind in einer gläsernen Kapsel, die einer Laterne gleich sieht, eingeschlossen. Sie wurden den Leuten, die innerhalb der Ballustrade waren, vorgezeigt, und lange, blonde Engländerinnen drängten sich bis zum Altar, und beugten sich darüber hin, um sie besser mit der Lorgnette betrachten zu können. Es hat sich schon ereignet, dass wenn das Wunder zu lange auf sich warten lässt, das Volk dies Unglück auf die Fremden schiebt, die es für Ketzer hält, und dann kann ein solcher Spass wohl übel, sogar mit Lebensgefahr, ablaufen. — An diesem Tage geschah das Mirakel um 12 Uhr und wurde durch Kanonendonner verkündet. — Abends war der Platz vor der Kirche prachtvoll beleuchtet.“

Die Oelbilder der beiden grossen, so wie der vier kleinen Kapellen sind sämmtlich auf Kupfer und von guten Meistern gemalt. Das Bild rechts vom Altar in der grossen Kapelle ist von Dominichino, das diesem gegenüber von Spagnoleto. In den kleinen hängen drei Bilder von Dominichino, eins von Massimo. Die Fresken der Kuppel, die früher Dominichino gemalt hatte, jedoch wegen seines unerwarteten Todes nicht vollenden konnte *), wurden von Lanfranco, der hiezu berufen worden war, aus Neid gegen seinen grossen Vorgänger ausgehauen und neu gemalt. Dieser Neid verbitterte Dominichino das Leben und hinderte ihn sein Genie so recht zu entfalten, da er immer befürchtete vergiftet zu werden. Guido Reni, dem diese Arbeit zuerst übertragen und der schon nach Neapel gekommen war, kehrte aus eben dem Grunde zurück, nachdem Spagnoleto und Belisario Corenzio auch ihm durch Gift nach dem Leben getrachtet hatten.

Seitwärts von der Kathedrale befindet sich die *erzbischöfliche Residenz* mit Gemälden von Lanfranco.

Auf dem Platze sieht man die *Nadel* (Obelisk) *des h. Januar*, nach Fansaga's Zeichnung 1660 ausgeführt. Die Statue des Heiligen ist von Finelli. An dieser Stelle fand man den antiken kolossalen Pferdekopf aus Bronze, der jetzt im Museum steht.

Der erzbischöflichen Residenz gegenüber liegt

die *Kirche Sta. Maria Donna Regina* mit einem prächtigen Kloster von Franziskanerinnen. Die Königin Maria, Gemahlin Karls II. von Anjou, endete hier 1323 ihre Tage. Die Frauen, welche zum Dienste der Königin bestimmt gewesen waren, zogen sich nach ihrem Tode in ein benachbartes Kloster zurück, welches deshalb noch jetzt *Sta. Maria Ancillarum* heisst.

Der jetzige Bau der Kirche rührt aus dem Jahre 1620 von dem Theatiner Guarino her, einem Schüler Grimaldi's. — Das Hochaltarblatt ist von Philipp Criscuolo und die beiden Seitenbilder sind sehr geschätzte Werke Giordano's. Unter andern: die Hochzeit von Cana, und die Predigt des Herrn von diesem Meister. In den

---

*) Er soll bekanntlich vergiftet worden seyn.

Kapellen bemerkt man einen St. Franziskus von Solimena, und eine Verkündigung nebst einer Empfängniss von Merlini. In der *Sacristei* befindet sich ein Kruzifix von Santafede. — Die Fresken des grossen Chors sind von Solimena, die des kleinen von Giordano.

Etwas weiter kommt man zu

St. Joseph de' Ruffi, mit einem Nonnenkloster aus dem Jahre 1611. Die Kirche baute Lazzari, das Atrium aber ist von Guglielmelli. Die Kuppel ist von Mura al fresco gemalt, und in der *grossen Kapelle* ist rechts vom Hochaltar ein schönes Gemälde von Giordano.

Diese ganze Gegend heisst *Anticaglia* wegen der grossen Menge von Trümmern alter Denkmäler, die hier gefunden wurden und wohl grösstentheils zum antiken Theater gehört haben mögen. Der höchste Punkt hiess sonst *Regione montana* und später *Somma piazza*.

Indem man von der Anticaglia nach dem St. Januarsthore geht, so sieht man

die *Kirche St. Johann in Porta*. Hier ein Hochaltarblatt von Solimena.

Hierauf folgt

die *Kirche Sta. Maria del Gesù*, nach Guglielmelli's Plan erbaut, als 1525 die Pest die Stadt verheerte. Das Hochaltarblatt ist von Vasari, ferner in den Kapellen: Sta. Clara, eine Verkündigung und eine Heimsuchung von Solimena, die Empfängniss und das Jesuskind von Giordano, zwei Bilder von Bernardino aus Sicilien und zwei andere von Matteis.

In den Souterrains des naheliegenden *Klosters der h. Patrizia*, welches von der Nichte Konstantins d. G., die hier starb, gegründet worden seyn soll, glauben einige Alterthumsforscher nicht zu verkennende Spuren des *Tempels der Parthenope* und selbst das Grab derselben, gefunden zu haben. Jedenfalls öffnet sich hier ein weites Feld für den Forscher. In dem Kloster sind zwei Kirchen: die innere, welche nur zweimal im Jahre geöffnet wird, am Gründonnerstage und Charsamstag, und die äussere, in welcher ein Nagel des h. Kreuzes und der Leib der h. Patrizia aufbewahrt wird. Der Hochaltar ist von Sanfelice; die Anbetung der Könige von Criscuoli und die Heiligen von Santafede.

Neben *Sta. Patrizia* steht

Sta. Maria del popolo oder im Volke: di tutti Santi agl'Invalidi genannt, mit schönen Gemälden von Mura, Massimo, Vaccaro, Santafede, Battistello, und Andrea von Salerno.

Die kleine *Kirche Sta. Maria Succurre Miseris* ist weniger ihrer recht schönen Madonnenstatue von Merliano, als des Umstandes wegen anzuführen, dass sie der *Brüderschaft der Weissen* angehört, welche aus den angesehensten Priestern besteht, die es sich zur Pflicht machen, den zum Tode Verurtheilten beizustehen, sie mit den Tröstungen der Religion zu versorgen und bis zum Schaffott zu begleiten. Dann begraben sie den Leichnam, nehmen sich der Hinterlassenen an, und verheirathen sogar die Töchter, wenn sich kein Vermögen vorfindet. Gewiss, ein edles und ächt religiöses Beginnen!

Wenn man von Sta. Patrizia umkehrt, so erblickt man ein wenig zur Rechten zwei Nonnenklöster, das eine *Sta. Maria von Jerusalem*, das andere *Sta. Maria Regina Coeli* genannt. Diese Nonnen pflegen Kranke und erziehen Mädchen. Die Kirche, ganz mit Marmor bekleidet, ist von Mormando, die Deckengemälde gehören zu Massimo's besten Werken.

In der *ersten Kapelle zur Rechten* ist das Bild der Jungfrau von Santafede.

Die Beschneidung in der *vierten Kapelle* ist von Andrea von Salerno.

Die drei Bilder in der *zweiten Kapelle zur Linken* sind von Giordano, und das Bild über der Thüre ist von Dominici.

Die reiche *Kirche Sta. Maria delle Grazie sopra le mura* wurde nach dem Plane von Jacob de Sanctis 1500 erbaut. Die Fresken und Oelgemälde sind von Benasca, der 1688 hier begraben wurde. Schöne Skulpturen in den Kapellen von den beiden Neapolitanischen Meistern Merliano und Santacroce.

Nun besuchen wir das *Hospital der Unheilbaren*. Es wurde 1530 von Longo erbaut. Den Hauptbeitrag zu seiner Gründung verdankt es den bedeutenden Schenkungen des deutschen Handelsherrn Caspar Romer. Ueber 2000 Personen können hier untergebracht werden. Mit diesem Spital ist ein Medico-Chirurgisches und pharmaceutisches Kollegium, ein anatomisches Theater, eine Klinik u. s. w. verbunden.

Die *Kirche der h. Apostel* ist sehr alt und soll auf einem Merkurtempel gegründet worden seyn. Der Theatinermönch und Baumeister Grimaldi gab ihr 1570 ihre jetzige Gestalt. Man sieht hier grosse Fresken von Lanfranco; die Kuppel ist von Benasca, eben so der Sturz des Lucifer; die Lunetten sind von Solimena gemalt, anderes von Giordano. Ueber dem Haupteingang sieht man ein schönes Bild von Viviani.

Der Hochaltar ist von Fuga; das Tabernakel ist von Jaspis und andern kostbaren Steinen.

Die *Kapelle zur Rechten* des Hochaltars ist von Borromini und hat moderne Mosaiken nach Gemälden von Guido Reni von Giambattista Calandra. Ein Basrelief am Altar, musizirende Engel vorstellend, ist ein ausgezeichnetes und berühmtes Werk von Fiamingo.

Die *Kapelle der Empfängniss* ist mit prächtigem Marmor bekleidet und der Altar mit kostbaren Steinen geschmückt. Ein h. Michael von Marco da Siena, die andern Gemälde von Solimena.

Hier sieht man das Grabmal des Neapolitanischen Dichters Marini, gest. 1625. Auf dem Leichenacker dieser Kirche findet am Allerheiligentage ein seltsames Fest statt. Die Särge werden geöffnet, Leichname und Skelette bekleidet, und lange Inschriften verkünden, wer diese Todten einst gewesen, unter denen das Volk sich umhertreibt und sie mit den lautesten Aeusserungen erkennt und betrachtet.

Wenn man jetzt weiter nach der *Porta Capuana* geht, so kommt man bei

der *Kirche Sta. Catarina a Formello* vorbei, die 1533 von Cava erbaut wurde. Gemälde und Bildhauerwerke von Po, Paul de Matteis und Luigi Garzi.

Daneben steht

der *Palast der Vicaria*, ehemals das Castel Capuano. Ein sehr grosses, mit hohen und starken Mauern umgebenes Gebäude. Von der Zeit Wilhelms I., der es erbaute, diente es den Königen von Neapel, bis auf Ferdinand I., zur Residenz. D. Pedro von Toledo verlegte 1540 die Gerichtshöfe hieher. Jetzt residiren noch die Tribunale der ersten Instanz und der Appellhof, so wie das Kriminalgericht darin. Man gelangt auf drei grossen Treppen zu einem Saal, der 2000 Personen zu fassen vermag, dennoch aber ist er stets so angefüllt, dass man nur mit Mühe hindurch kann.

Sehenswerth ist hier das grosse Archiv des Reichs.

Die Kerker, die sich in diesem Gebäude neben den Gerichtsälen befinden, sollten einer Verbesserung unterworfen werden, da sie noch ganz im Sinne früherer Zeiten dazu eingerichtet sind, die armen Eingeschlossenen zu quälen *).

---

*) Diese Gefängnisse der Vicaria, die nach der Strasse gehen, machen einen höchst widerwärtigen Eindruck. Die Gefangenen hängen gleichsam in den grossen Eisenkörben, die vor den Fenstern angebracht sind und rufen die Vorübergehenden an. Bald verlangen sie Almosen, bald sind es Zoten.

Die Gegend hinter dem Palaste der Vicaria wird la Duchesca genannt, weil Alphons II., als er noch Herzog von Calabrien war, hier einen Palast und Garten hatte.

Das Capuanische Thor, durch das man nach Capua fährt, ist von Marmor und hat schöne Basreliefs von Julian da Majano.

Zwischen der Vicaria und dem Mercato begegnet man

der *Kirche dell'Annunziata*, welche Robert's Gemahlin, die Königin Sanzia gründete. Johanna II. liess sie 1343 vergrössern; ihr Grab sieht man in der Kirche. Im Jahr 1540 wurde sie mit erneuerter Pracht umgebaut und mit Skulpturen und Malereien von Merliano und Lanfranco geschmückt, allein nachdem sie 1757 vom Feuer verzehrt worden war, schuf man sie 1782 nach Vanvitelli's Plane wieder neu. Dies kostete 300,000 Neapolitanische Dukaten.

Die Architektur dieser Kirche ist sehr ausgezeichnet; das Hochaltarblatt ist von Mura und die Propheten in den Zwickeln der Kuppel sind von Fischietti.

Neben der Kirche steht

das *Findelhaus*, ein sehr wohl eingerichtetes Institut. Die Fontäne, welche man mitten im Hofe sieht, war sonst in den Königlichen Gärten der Duchesca. In dem Thurme ist die grösste Glocke von Neapel *).

Hinter der Annunziata ist die Fontäne *la Scapillata*, 1541 von Joh. v. Nola errichtet.

Am Ende dieses Stadttheils nach dieser Seite steht

St. Peter ad aram, welches die älteste Kirche der Stadt seyn soll, die von dem h. Petrus selbst gegründet wurde, der hier den h. Asprenus, ersten Bischof von Neapel, und die h. Candida taufte. Im Atrium der Kirche befindet sich die Kapelle, wo diese Handlungen vor sich gegangen seyn sollen. Die jetzige Gestalt erhielt das Gebäude von Pietro di Marino. In der zweiten Kapelle eine Geburt von Crescuoli.

Nun gelangen wir zum

Largo del Mercato, dem grössten Platze der Stadt, sonst foro magno genannt. Montags und Freitags wird hier eine Art sehr belebter Messe gehalten, wo man alle Bedürfnisse im Ueberflusse befriedigen kann. In der Umgebung dieses Platzes wohnt die unterste Volksklasse. Ehemals sah man hier nur elende Baracken von Holz, die jedoch 1781 durch eine Feuersbrunst ver-

---

Verwünschungen u. s. w. Sie sehen verwildert und abgemagert aus und verzerren ihre durchaus verwitterten Züge zu einer forcirten Lustigkeit. Ihr Geschrei macht den Eindruck, als höre man ausgehungerte, wilde Thiere in ihren Käfigen. Als würdiger Schmuck dieses seltsam ausgestatteten Sitzes der Gerechtigkeit, hängen die Köpfe von Hingerichteten, grösstentheils Strassenräuber, an der Vorderseite des Gebäudes.

*) Das dem Neapolitaner angeborene Gefühl des Mitleids spricht sich am meisten in der Annahme verlassener Kinder aus. Eltern, die ein Kind verloren haben, suchen gleich dafür ein anderes anzunehmen. Solche arme Geschöpfe heissen *figli della Madonna*. Neapel, der Bevölkerung nach, die dritte Stadt in Europa, zählt viel weniger Findelkinder als London und Paris. London hat auf 1,200,000 Einwohner und 44,000 jährliche Geburten, 20,000 Findelkinder; Paris auf 800,000 Einwohner und 29,000 Geburten, 10,000 Findelkinder, Neapel auf 400,000 Einwohner und 15,000 Geburten, nur 2000 Findelkinder. In London beträgt die Anzahl der ausgesetzten Kinder mithin die Hälfte der Geborenen, in Paris ein Drittel, in Neapel jedoch weniger als ein Siebentel. Dasselbe Verhältniss stellt sich bei den Selbstmorden heraus, die in Neapel sehr selten sind. Dies schreibt sich wohl von der glücklichen Gleichgültigkeit des Temperaments der Neapolitaner her und von der Leichtigkeit sich hier das Erforderliche zum Lebensunterhalt zu verschaffen, der wohl nirgend auf der Welt so wenig, als hier beim Volke erheischt.

zehrt und durch Häuser von besserem Ansehen ersetzt worden.

Diesen Platz machen zwei geschichtliche Ereignisse besonders merkwürdig: die Hinrichtung *Konradin's von Schwaben* und der Volksaufstand *Masaniello's*. Die erstere fand den 26. Oktober 1268 statt. Man hatte eine kleine Kapelle hieher gebaut und ein Kreuz bezeichnete die Stelle, wo der junge Prinz enthauptet worden war, allein die Feuersbrunst von 1781 zerstörte dies. Jetzt ist dafür die Capella nuova hingebaut. Masaniello's Aufstand begab sich am 16. Juni 1647. Er hat verschiedenen Malern jener Zeit den Stoff zu Gemälden geliefert, ich will hier als Beispiel: Salvator Rosa, Andrea Falconi, Francanzano, Micco Spadaro anführen. Von Michel Angelo, dem *Bambocciadenmaler*, sahen wir ebenfalls die Marktscene in der Gallerie Spada in Rom. Das Königl. Museum in Neapel enthält mehre der Obigen.

Auf diesem Platze steht

die *Kirche Sta. Maria del Carmine*. Sie ist die besuchteste der Stadt und wurde durch Elisabeth von Baiern, Konradin's Mutter, 1269 sehr vergrössert. Sie war selbst nach Neapel gekommen, um ihren unglücklichen Sohn zu befreien, allein einige Tage vor ihrer Ankunft war er bereits hingerichtet worden. Nun verwendete sie die Summen, die sie zum Lösegeld bestimmt hatte, zur Verschönerung dieser Kirche. Konradin's Leichnam wurde nebst dem seines unglücklichen Freundes Friedrich hinter dem Hochaltar begraben.

Die an Skulpturen und vergoldeten Stuckarbeiten sehr reiche Kirche besitzt auch noch Gemälde von Solimena, Giordano und de Matteis. Am Hochaltar zeigt man einen von den Madonnenbildern, welche der h. Lukas gemalt haben soll. Ein Kruzifix steht beim Volke in grosser Verehrung, weil es im Jahr 1439, bei der Belagerung der Stadt, sich bückte, um einer Kanonenkugel zu entgehen. Man stellt es nur am Tage nach Weihnachten zur Anbetung aus, wozu sich ausser einer ungeheuren Volksmenge auch die Behörden einfinden.

In dem an die Kirche stossenden Gebäude sieht man die Statue der Kaiserin, die in der Inschrift Margaretha genannt wird. Der Thurm ist der höchste in Neapel und zeigt deutsche Bauart.

Das *Schloss del Carmine*, welches sich der Kirche anreiht, war ursprünglich nur ein 1484 von Ferdinand v. Aragonien erbauter Thurm. Jetzt ist es im Viereck erweitert und hat eine Bastion erhalten. Der alte Thurm war die bedeutendste Festung beim Masaniello'schen Aufstande und soll jetzt in seiner Verstärkung dazu dienen, bei ähnlichen Veranlassungen diesen Stadttheil im Zaum zu halten.

Fünfzehntes Kapitel.

Umgebungen von Neapel.

Westliche Küste (Lago d'Agnano. Grotta del Cane. De' Astroni. Solfatara. Kirche der Kapuziner. Monte Spino. Puzzoli. Villa des Cicero. Luciner See. Averno. Cumäische Sibylla. Tempel des Merkur, der Venus und der Diana. Monte Gauro. Stufe di Nerone. Bajä. Das Schloss. Bauli. Grab der Agrippina. Piscina Mirabilis. Cento Camerelle. Mercato di Sabato. Mare morto. Lago di Fusaro. Misenum. La Dragonaria. Cumä. Tempel des Apollo. Arco felice. Tempel der Giganten. Linterno). — Oestliche Küste (Portici. Herculaneum. Resina. Der Vesuv. Pompeji. Stabiä. Castelamare. Sorrent. Salerno. Paestum). — Nach Caserta und Benevent — Die Inseln (Capri. Ischia. Procida).

Westliche Küste.

Hier hatten die Römer, als sie die Herren der damals gekannten Welt waren, ihre herrlichsten Landhäuser, hieher brachten sie die prächtigen Kunstschätze, die sie den andern Nationen entwendet hatten. Sie fanden an diesem Gestade, was ihren Geist erheitern, ihre Gesundheit befestigen konnte: ein mildes, gemässigtes Klima, einen fruchtbaren Boden und eine Freiheit, wie sie die Verfassung einer so grossen Hauptstadt, wie Rom, den Bewohnern nicht zu gewähren im Stande war. Die Landhäuser sahen damals Städten gleich, und Cicero nennt daher diese Gegend Puteolana et Cumana Regna.

Mit dem römischen Reiche sank jedoch auch Puzzoli's Herrlichkeit, das Land blieb unangebaut und die Luft wurde der Gesundheit nachtheilig. Jetzt sind jene blühenden, volkreichen Städte fast ganz von der Erde vertilgt; kaum erkennt man noch die Spuren ihrer ehemaligen Grösse. Allein wenn diese schon im Stande sind, das bedeutendste Interesse der Fremden in Anspruch zu nehmen, so ist es mehr noch die Natur und die Menge sehenswerther Gegenstände, die sie in der ganzen Umgegend von *Puzzoli* verschwendet hat.

Man macht den Ausflug von Neapel aus in einem Tage bis zum Cap Miseno, und kann, wenn man um 6 Uhr die Reise beginnt, zwischen 7 und 8 Uhr wieder zu Hause seyn und Alles dabei in Augenschein nehmen.

Ein guter Fiaker kostet 4 Thaler und ein Trinkgeld, dazu kommt noch die Auslage für einige Pechfackeln, um die Souterrains zu sehen, die man in Puzzoli zu kaufen pflegt, und einige bescheidene Trinkgelder, erstens für den Cicerone, den man in Puzzoli nimmt und der die ganze Tour bis zum Cap mitmacht und dafür einen Thaler in Anspruch nimmt, dann für die Träger, welche die Reisenden in die Grotte der cumäischen Sibylla tragen, für den Mann, der in den Schwitzbädern des Nero die Eier hart sieden lässt u. s. w. Wenn man zu Vieren einen Wagen nimmt, wird diese genussreiche Partie keinen Einzigen wohl theurer zu stehen kommen, als eine ähnliche Landpartie in Deutschland.

Wir wollen unsern Weg beginnen!

Wenn wir das finstere Thor des Pausilipp hinter uns haben, so erblicken wir die herrlichste Aussicht, die sich vor den entzückten Augen mit jedem Schritte entfaltet. Dies ist der *Golf von Puzzoli*. Links, unweit von der Küste, liegt *Nisida*, das Inselchen, mit den freundlichen Gebäuden, in blauer Ferne der Epomeo auf Ischia, drüben Capri und der Vesuv. Wir fahren auf dem Wege, der sich zur Rechten zeigt, und finden, nachdem wir 1½ Miglien darauf zurückgelegt haben,

den *See d'Agnano*, von der alten Stadt Anguianum so genannt. Der See ist von hohen Hügeln umgeben, die aus Laven eines ausgebrannten Kraters gebildet werden. Er ist sehr tief und hält ungefähr 3 Miglien im Umfange. Merkwürdig ist es, dass der See an der Oberfläche süsses, und auf dem Grunde salziges Wasser hat. Er enthält nur Frösche und die Leichname von Schlangen, die von den Hügeln hineinfallen und darin ertrinken. Die Landleute der Gegend bringen ihren Flachs hieher, um ihn in dem Wasser des See's erweichen zu lassen, wodurch die schlechten Ausdünstungen desselben noch vermehrt werden. Oft wirft er Blasen auf, welches der Gasentwicklung zuzuschreiben ist.

Schon bei den Alten galten die Gewässer des See's von Agnano für sehr heilbringend und sie hatten hier Bäder angelegt, deren Ruinen noch wahrgenommen werden. Besonders dort, wo sich jetzt die Stufe di S. Germano befinden. Es waren Schwitzbäder, die durch Dämpfe hervorgebracht werden, welche aus der Erde hervorquellen. Die Wärme hält zwischen 30 und 50 Grad Reaum. Jetzt sind nur einige Hütten zur Aufnahme der Patienten dort, wo einst die prachtvollen Bauwerke der Römer glänzten, eine wahre Erniedrigung für das moderne Geschlecht!

Nahe an diesen Bädern und am Fusse des Hügels befindet sich

die *Hundsgrotte*, deren schon bei Plinius (B. II. C. 90.) Erwähnung geschieht. Sie ist ungefähr 10 Fuss tief, 9 hoch und 4 breit. Ein feuchter, dem von Kohlen erzeugten ähnlicher Dampf erhebt sich hier zu jeder Zeit ungefähr 6 Zoll vom Boden. Die Wände der Grotte zeigen keine Stalaktiten, und ausser dem Erdgeruch, der in einer warmen, stets verschlossen gehaltenen Höhlung nicht fehlen kann, spürt man durchaus keinen andern.

Hier wird bekanntlich das widerwärtige Experiment mit dem Hunde gemacht, welches anzusehen ich mich nicht entschliessen mochte. Es besteht darin, dass man den Hund bei den Pfoten nimmt und seinen Kopf in den Dampf steckt. Nach grässlichen Zuckungen, die nicht länger als zwei Minuten währen, wird das arme Thier plötzlich ruhig. Dies ist das Zeichen, dass man es von der Tortur befreie, denn sonst müsste es unfehlbar ersticken. Sobald der Hund aus dem Bereich der Höhle ist, athmet er die reine Luft mit langen Zügen und kommt dann bald wieder zu sich.

Bei andern Vierfüsslern finden dieselben Symptome statt; Vögel unterliegen sogleich. Eine brennende Fackel erlischt nach und nach.

Auf Menschen übt der Dampf keine so gefährliche Wirkung, auf Schlangen u. dgl. gar keine. Ehe die Höhle, wie jetzt, geschlossen war, ruheten oft Wanderer in der Nähe aus und entschliefen, ohne jemals zu erwachen.

Ungefähr eine Miglie vom See d'Agnano liegt das königliche Jagdrevier *de' Astroni*, im Umfange von 3 Miglien mit Mauern umgeben, in deren Mitte sich ein kleiner See befindet. Auch dieser ist wahrscheinlich ein ausgebrannter Vulkan. Die Leucogeischen Hügel setzen ihn mit dem Berge Olibano in Verbindung; sie werden heut zu Tage Monte delle brecce und Monte Spino genannt.

Etwas höher als diese Hügel erblickt man die *Solfatara*, welche die Alten Forum Vulcani nannten. Sie besteht aus einer kleinen Ebene, 993 Fuss lang und 755 breit, die von Hügeln umgeben ist. Schon zu den Zeiten des Plinius und Strabo war dieser Ort als ein noch nicht völlig erloschener Vulkan bekannt. Wegen der Menge von Schwefel, der an einigen Stellen brennt, hat die Solfatara ihren Namen. Aus verschiedenen Oeffnungen entströmt ein mit Schwefel und Ammoniac geschwängerter Dampf. Wenn man einen Stein auf den Boden wirft, so verräth der Schall, dass das Erdreich unterhöhlt ist.

Die Solfatara ist vielleicht früher ein Berg gewesen, dessen Gipfel bei einer Eruption in sich selbst einstürzte. Man glaubte, dass, trotz so mancher Anzeichen, die einen Ausbruch wohl nicht als unmöglich erscheinen lassen, für unsere Zeit doch nichts zu befürchten ist, da dem Schwefel nur sehr wenige Eisentheile beigemischt sind.

Im Jahre 1190 soll ein verheerender Ausbruch von Flammen und Steinen stattgefunden haben. Man behauptet, dass die Solfatara mit dem Vesuv in Verbindung stehe. In gerader Linie beträgt ihre Entfernung 16 bis 17 Miglien.

Hier war das Schlachtfeld des Herkules und der Giganten. Rings umher gibt es eine Menge heilsamer Mineralquellen. An der Solfatara selbst sind Alaun- und Schwefelfabriken u. s. w. Der Doctor **Assalini** hat auf jenen Oeffnungen, aus denen die Dämpfe emporquellen, geschickte Anstalten eingerichtet, um sie auf verschiedene Theile des Körpers anzuwenden.

Wenn man von der Solfatara herabsteigt, so kommt man zur

Kirche der Kapuziner, die 1580 erbaut und dem h. Januar geweiht wurde, der den 19. September 189 unter Diocletian den Märtertod erlitt. In der *Kapelle des h. Januar* zeigt man den Stein, auf welchem der Heilige geköpft wurde und der noch von seinem Blute gefärbt ist. In Kirche und Kloster sind die schwefeligen Ausdünstungen so stark, dass die Mönche während des Sommers diesen Aufenthalt verlassen müssen.

Der *Monte Spino*, südlich vom Kloster, hiess früher *Olibano*. Er besteht aus Laven und andern vulkanischen Produkten. Caligula soll nach Sueton mit den Steinen dieses Berges die Landstrassen in Italien gepflastert haben. Jetzt sieht man noch Reste von Wasserleitungen, welche sonst Puzzoli mit Wasser versahen.

Sieben Miglien von Neapel und nur in der Entfernung einer Viertelstunde von der Solfatara liegt

Puzzoli,

eine alte Stadt (jetzt mit 8000 Einw.), welche die Cumäer 232 nach Roms Erb., oder Einwohner von Samos 231 gegründet haben sollen. Sie hiess anfänglich Dikarchia, von Dikearco, dem Anführer der Samioten.

Als nun die Römer sich des Orts bemächtigten, wurde er von Q. Fabius verwaltet, der, um dem herrschenden Wassermangel abzuhelfen, verschiedene Brunnen graben liess, wovon er den Namen Puteoli erhielt, aus dem später Puzzoli gemacht worden ist. Der gelehrte Forscher Martorelli ist jedoch der Meinung, dass Puteoli phönizischen Ursprungs sey, und dass die Phönizier bereits vor dem trojanischen Kriege an dieser Küste Handel trieben. Hermeus, der alte Sclave des Ulyss, spricht von dem Handel der Phönizier nach der Insel Siria und dem Bezirk von *Ortigia*. Nach Martorelli soll nun mit jenem *Ischia*, mit diesem *Puzzoli* gemeint seyn.

Von der vorrömischen Zeit Puzzoli's wissen wir wenig. Hafen und Forum waren berühmt im grauen Alterthume. Festus verglich die Stadt mit Delos, und Cicero nennt sie „das kleine Rom." Ihre Mauern waren so fest, dass Hannibal vergebens sie zu erobern suchte. Im Jahr 556 wurde sie eine römische Kolonie, und hob sich nun sehr durch römischen Reichthum. Die Barbaren zerstörten Alles, und was sie verschonten begruben Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, so dass uns nur wenige Ueberreste der alten Herrlichkeit geblieben sind.

Den Mittelpunkt der Stadt bildet

der *Tempel des August*, jetzt die Kirche des h. Proculus. Der Tempel besteht aus grossen Marmorquadern, und eben solchen korinthischen Säulen, welche einen zierlich gearbeiteten Fries tragen. Der römische Ritter Calpurnius weihte ihn dem August, wie aus der Inschrift erhellt:

Calpurnius. L. F. Templum. Augusto. Cum.
Ornamentis. D. D.

Eine im Portikus gefundene Inschrift nennt den Baumeister Coccejus.

Die Christen weiheten hierauf diesen prächtigen Tempel dem h. Proculus, der in Puzzoli geboren, ein Martergefährte des h. Januars wurde.

Puzzoli besass auch noch andere Tempel, unter anderm den der Diana mit 100 Säulen. Man glaubt, dass an dem Orte, der Pisture genannt wird, und wo sich viele schöne Säulen fanden, dieser Tempel gestanden hat.

Eine der schönsten Ruinen ist jedoch der *Tempel des Serapis*, der nach einer dort gefundenen Inschrift im 6. Jahrhundert nach Roms Erb. entstanden ist. Er wurde erst 1750 entdeckt, und zwar in einem sehr wohl erhaltenen Zustande, allein man beraubte ihn nach und nach aller seiner Säulen, Statuen und Ornamente zur Ausschmückung des Lustschlosses Caserta, und trug so auf unverantwortliche Weise dazu bei, eines der vollständigsten alten Denkmäler zu zerstören. Was man jedoch jetzt noch sieht, lässt uns auf die Grösse und einstmalige Pracht des Ganzen schliessen.

Dieses Gebäude war 134 F. lang, 115 breit und von 42 viereckigen Zellen umgeben, von denen man noch einige sieht. Vier Marmortreppen führten zu dem eigentlichen Tempel, der rund war und 65 F. im Durchmesser hatte; 16 Säulen trugen seine Kuppel. Nur drei von Cipollin stehen noch davon. In den, den Tempel umgebenden Zellen waren Bäder eingerichtet, die der Erzbischof von Puzzoli, Rossini, jetzt wiederherstellen lässt.

Im Museo Borbonico sahen wir das schöne Piedestal, das einst die Statue des Tiber trug, und das hier 1693 gefunden wurde.

Auf einem andern Platze sieht man die schöne Statue eines römischen Senators, mit der Inschrift:

Q. Flavio. Mesio. Egnatio. Lolliano ……
Decaetrensium. Patrono. Dignissimo.

Sie wurde hinter dem Palaste des Vicekönigs Toledo in Puzzoli gefunden.

Der *Hafen* war im Alterthume einer der schönsten Italiens. Griechen sollen ihn gebaut haben. Sein langer Molo, um die Meerfluth abzuhalten, war ein kühnes Werk. Zwei im Wasser gefundene Inschriften verkündigen, dass er unter Hadrian und Antonin d. Frommen restaurirt wurde. Von den 25 ursprünglichen Bogen bestehen nur noch 13.

An diesen Molo baute Caligula eine Art von Schiffbrücke, welche 3000 Schritte lang war und nach Bajä hinüberführte. Am ersten Tag ritt Caligula mit grossem Gepränge über die Brücke, am zweiten fuhr er hinüber, von Darius gefolgt, den ihm die Parther als Geissel gesandt hatten. Sueton sagt, Caligula hätte dieses unsinnige Werk unternommen, um eine Weissagung zu widerlegen, nach welcher er so wenig Kaiser werden als zu Pferde den Meerbusen von Bajä überschreiten würde.

Das *Amphitheater*, Kolosseum genannt. Obgleich durch Erdbeben sehr verwüstet, bleibt doch noch immer so viel, um über seine Gestalt ein Urtheil fällen zu können. Es ist oval und besteht aus grossen Quadern. Die Arena war 167 Fuss lang und 130 breit. Die kleine Kapelle im Innern bezeichnet jetzt den Ort, wo der h. Januar den Bären vorgeworfen wurde, die ihn jedoch aus Scheu vor dem Heiligen nicht frassen. Durch dieses Wunder bekannten sich 5000 von den anwesenden Zuschauern zum Christenthum, Diocletians Statthalter, Timotheus, aber liess dafür den Heiligen köpfen.

Neben dem Amphitheater ist ein grosses unterirdisches Bauwerk, das *Labyrinth des Dädalus* genannt, in dem man sich ohne Führer in der That verirren kann. Wahrscheinlich waren hier die Wasserbehälter für das Amphitheater. Das Gebäude ist von Backsteinen, die mit einem sehr festen Cement überzogen sind.

Im Norden der Stadt sieht man Spuren von der alten Campanischen Strasse, die mit Columbarien eingefasst war, die jedoch jetzt ganz in Ruinen daliegen.

Der *Meerbusen von Puzzoli*, der sonst einen noch schönern Anblick gewähren musste, als jetzt der Meerbusen von Neapel, zeigt noch im Westen der Stadt die Reste der *Villa des Cicero*, welche nach dem Muster der Akademie in Athen gebaut war, weshalb sie auch *Academia* hiess. Hier schrieb er seine Quaestiones Academicae. Nachdem Kaiser Hadrian in Bajä gestorben war, liess ihm sein Nachfolger Antonin der Fromme hier einen Tempel errichten. Daher fanden sich in diesen Ruinen viele Statuen des Hadrian im kaiserlichen Schmucke. Fischer finden fortwährend im Meere Stücke von Porphyr und Agath, geschnittene Steine und Münzen, welche das Meer auswirft, und die man hier von Leuten am Wege um sehr billigen Preis erstehen kann *).

Zwischen Puzzoli und Bajä liegt ferner *der Lucriner See und der Avernus*. Der Erstere war wegen seiner köstlichen Fische und Austern berühmt, und der Name soll von Lucrum abstammen, weil die Fischer hier grossen Erwerb hatten. Cäsar vereinigte beide Seen mit dem Meere durch den portus Julii.

Bei dem Erdbeben 1538 wurde ein Theil des Sees ausgefüllt, als das grosse Dorf Tripergole mit allen seinen Einwohnern von den Gewässern verschlungen wurde. Dies unglückliche Dorf lag zwischen dem Meer und dem See. Zugleich öffnete sich die Erde und es erhob sich unter Flammen und Rauch der hohe Berg, Monte nuovo genannt, der drei Miglien im Umfange hat.

Eine Miglie vom Lucrinersee liegt der fast runde *Avernus* (Lago d'Averno), in einem Thal. Er scheint der Krater eines Vulkans zu seyn. In alten Zeiten waren die Ausdünstungen des Sees so schädlich, dass kein Vogel an seinen Ufern angetroffen wurde. Ringsumher waren dichte Waldungen, wo die Cimmerier wohnten, welche die Gabe wahrzusagen besassen, und in finstern Höhlen lebten. Ein König von Puzzoli soll sie vernichtet haben, als ihre ihm gemachte Prophezeihung einmal nicht eintreffen wollte. August liess endlich die Wälder ausrotten, und von allem ehemaligen Schrecklichen dieser Ufer blieb seitdem nur die Sage. Das Mährchen von der Grundlosigkeit des Avernus ist längst widerlegt. Er ist nur 92 Toisen tief und sein Durchmesser beträgt 253 Toisen. Der Anblick dieses kleinen Sees hatte für mich gar nichts Ausgezeichnetes, das einzige Interesse muss man hiebei bloss in geschichtlichen Erinnerungen suchen. Bekanntlich glaubten die Alten, dass die Grotten, welche den See umgeben, den Eingang zur Unterwelt bildeten.

---

*) Ich bin nicht der Meinung verschiedener Reisenden, die da glauben, das Alles sey nur nachgemacht. Wenn ein moderner Bildhauer sich dazu verstände, solche kleine Statuetten u. s. w. aus Bronze zu giessen, so könnte er sie nicht zu solchem Spottpreise verkaufen lassen, als es hier geschieht.

Eine dieser Grotten besuchte ich. Man nennt sie *Grotte der Cumäischen Sibylle*, obgleich Einige der Meinung sind, dass Nero hier einen Kanal graben liess, um die heissen Quellen von Bajä zum Cap Miseno zu leiten. Man kann jetzt nur noch 150 Schritte weit hineingehen. Die eingeschlossene Luft und der Dampf der mitgenommenen Fackeln machten das Vordringen sehr beschwerlich.

Unweit des Avernus und gleichfalls gegen Bajä zu stehen Ruinen von drei Tempeln: der *Venus*, des *Merkur* und der *Diana Lucifera*. *Von dem Ersten* steht nur noch die runde Seite. Seine Erbauung wird dem J. Cäsar zugeschrieben; Andere halten es für ein Bad. Man sieht hier noch drei Zellen, die Bäder der Venus genannt. Zwei davon enthalten Basreliefs aus Stucco, obscöne Gegenstände darstellend.

Der *Tempel des Merkur* wird vom Volke Truglio genannt. Er besitzt noch den obern Theil seiner Rotunde, welche 145 F. im Durchmesser hält. Das Licht fällt von oben hinein, wie beim Pantheon zu Rom. Wenn man an der einen Seite etwas leise gegen die Mauer flüstert, so wird dies verstanden, wenn man auf der entgegengesetzten Seite das Ohr zur Mauer hinhält.

Auch die halbe Kuppel des *Tempels der Diana* besteht zwar noch, jedoch hat sie sehr gelitten. Aus der Ferne bietet diese Ruine einen malerischen Anblick. Viele hielten sie für einen alten Tempel des Neptun, allein die Hunde und Hirsche, die man hier vielfältig an den Marmortrümmern fand, zeugen wohl für die erstere Annahme.

Der *Monte Gauro* (Gaurus), jetzt Monte Barbaro, liegt im Norden von Puzzoli und erstreckt sich bis zum Avernus gegen Cumä hin. Hier wuchs im Alterthume der köstliche Falerner, allein jetzt ist er unfruchtbar, was ihm seinen barbarischen Namen zugezogen hat.

An den Ufern des Avernus sieht man auch noch die Ruinen eines vermeintlichen Apollotempels, der jedoch von Andern gleichfalls für ein antikes Bad gehalten wird. Eine dort befindliche Zelle mit einer Quelle spricht für diese Meinung.

Südlich vom Avernus besucht man

die *Bäder des Nero* (Stufe di Nerone), Schwitzbäder, die von dem Gebrauche, sich dabei den Körper reiben zu lassen, Fritole genannt wurden, aus welchem Worte nunmehr das unverständliche Stufe di Tritola entstanden ist. Hier hatte Nero sein Lusthaus, bei dem er einen Kanal anfangen liess, der den Avernus mit der Tiber verbinden sollte. Spuren sieht man noch bei dem See *Licola*.

Die eigentlichen Bäder des Nero liegen an einem schroff aus dem Meere emporragenden Felsen, und bestehen aus sechs langen und schmalen Korridors. Die stets hier herrschende Hitze erlaubt es nicht weit hineinzudringen. Einige Leute, die sich hier aufhalten und daran gewöhnt sind, laufen fast gänzlich nackt, mit einem Gefässe mit frischen Eiern bis zur heissen Quelle und bringen dann diese Eier hartgesotten wieder heraus. Es ist ein schreck licher Anblick, den Menschen, am ganzen Körper schwitzend, aufgedunsen und roth, schwer athmend wiederkommen und erschöpft hinsinken zu sehen. Wir konnten nicht einmal zehn Schritte vordringen, weil wir den Athem verloren. Die Dämpfe, die man noch jetzt medizinisch anwendet, sollen sehr heilsame Wirkungen in verschiedenen Uebeln äussern.

Das unterirdische Feuer dieser ganzen Küste treibt in Verbindung mit der Gewalt der Sonne in diesem südlichen Himmelsstriche die Vegetation zu einer solchen Ueppigkeit, die wohl nirgends in Europa übertroffen werden kann.

Wir gehen jetzt weiter nach

Bajä, dessen Ruinen auch unfern von Puzzoli liegen. Man sagt, dass einer der Gefährten des Ulysses Bajas war, der hier begraben wurde und der alten Stadt seinen Namen hinterliess. Nach Martorelli jedoch ist auch Bajä phönizisch und bedeutet „*Wohnung Gottes*." Eine wahrhaft himmlische Lage, ungemeine Fruchtbarkeit des Bodens, Ueberfluss an den köstlichsten Fischen, die anmuthigsten Spaziergänge am Ufer des Meeres, eine Unzahl von Mineralquellen aller Wärmegrade, machten Bajä zum Lieblingsaufenthalt der reichen und üppigen Römer. Allein den vielen Bauten wurde das Ufer bald zu enge und man schuf Molen und Dämme, die sich weit in's Meer erstreckten, und gleichfalls Gebäude trugen. Horaz zieht Bajä jedem andern Aufenthalte der Welt vor. Seneca aber warnt einen Jeden vor der Gefahr, die derjenige hier lief, der die Herrschaft über seine Leidenschaften behalten wollte. Ein Mann, der etwas auf seinen guten Ruf hielt, musste erröthen, einige Zeit in Bajä verweilt zu haben, weil hier unter den Kaisern der Schauplatz der grössten Sittenlosigkeit war. Nicht allein gesündigt wurde hier, sondern sogar mit Gepränge gesündigt, wie alte Schriftsteller behaupten. Ueber die grosse Verderbniss, die an diesem so schönen Punkte der Erde herrschte, stimmen alle Dichter und Geschichtschreiber überein.

Nichts ruft uns aber wohl mehr die Vergänglichkeit irdischer Dinge in unser Gedächtniss, als der Anblick dieser Ruinen und dieser wüsten Gestade des Meeres. Nicht nur schwanden die reichen, mächtigen und ehrgeizigen Menschen längst dahin, nicht nur stürzten ihre Gebäude in Trümmer, sondern die Luft selbst wurde im Laufe der Zeiten verpestet, und Niemand fällt es mehr ein, diesen Strand zum Aufenthalte, des Vergnügens wegen, zu wählen.

Das *Schloss von Bajä* aus dem 16. Jahrhundert, welches auf einer Anhöhe liegt, ist fast allein noch bewohnbar. Die Ebene zeigt nur noch die Spuren der Grundmauern der Gebäude. Das Meiste ist zum Theil vom Meere verschlungen.

Das *Dorf Bauli*, nahe an Bajä, wird jetzt Bacoli genannt. Es liegt auf dem Hügel, wo sonst der Palast der Agrippina, Nero's Mutter, war. Herkules soll den Ort gegründet haben, als er mit den Heerden des Geryon hier vorüber zog. Von dem prächtigen Tempel des Herkules Baulis sind nur noch wenige Spuren zu sehen.

Unter den hie und da zerstreuten Grabmälern ist eines, welches

Grab der Agrippina genannt wird. Es zeigt jetzt nur noch ein halbrundes Mauerwerk, mit Stufen und einigen Stuck-Basreliefs an der Decke. In der Gegend dieses Grabmals wurde Agrippina ermordet, was zu dessen Benennung Veranlassung gab. Andere halten jedoch das Ganze für ein Theater.

In der Nähe befindet sich

die *Piscina mirabilis*, ein ungeheures Reservoir, welches August anlegte, um zunächst die im Hafen von Misenum liegende Flotte mit süssem Wasser zu versehen. Das Wasser wurde 30 Miglien weit durch Felsen und über Thäler weggeführt.

Man steigt auf zwei Treppen von 40 Stufen in die Piscina hinab, welche aus fünf grossen Räumen gebildet wird, deren Wölbungen von 48 Pfeilern getragen werden. Eine Mauer schied das Ganze in zwei Abtheilungen. Das Gebäude ist 215 F. lang, 75 breit und 20 hoch. Es ist aus Ziegeln, die mit einem marmorähnlichen Cement bekleidet sind. Man hält auch Lucull, Agrippa und Claudius für die Erbauer. Bleierne Röhren wurden aufgefunden, die mit dem Namen des letztgenannten Kaisers bezeichnet waren.

Einige Schritte weiter kommt man zu den *Cento Camerelle*, oder den hundert kleinen Kammern, auch Carceri di Nerone genannt, einem Gebäude mit einer grossen Menge kleiner Zellen, die gewölbt und im Innern mit einem noch weissen Cement bekleidet sind. Nach Einigen sollen sie die Substructionen irgend eines grossen Gebäudes gebildet, nach Andern aber zu Gefängnissen gedient haben.

Nach dem Meere hin befindet sich auch noch eine alte Construction, *Mercato di Sabato* genannt, von welcher Benennung sich kein Grund nachweisen lässt. Man hält dies für den Zirkus des Nero, wo die Spiele zu Pferde gehalten wurden (Quinquatri); Andere sind der Meinung, dass es der Begräbnissort für Bajä, Bauli und Misenum war.

Der See, den man jetzt *Mare morto* nennt, hing sonst mit dem Meer zusammen und diente als Hafen. Die Dichter versetzten hieher die Gefilde der Seligen. Obgleich das Land durch Erdbeben und Ueberschwemmungen sehr gelitten hat, so macht der ewige Sommer, der hier herrscht, vom Seewinde erfrischt, den Aufenthalt doch noch immer angenehm.

Eine Miglie vom Mare Morto liegt der *See von Fusaro*, Palus Acherusia, der Acheron der Alten. Hier war der Ort der Verdammten. Wahrscheinlich ist der See der Krater eines ausgebrannten Vulkans. Jetzt wird darin Flachs und Hanf gebrochen, wovon er den Namen Fusaro erhalten hat. Man mästet hier die herrlichen Austern, die einen Leckerbissen der Neapolitaner ausmachen.

Am südwestlichsten Ende des Golfs von Puzzoli ist das Vorgebirge, auf dem einst die Stadt *Misenum* lag, die von einem Begleiter des Aeneas, Misenus, gegründet worden seyn soll. J. Cäsar liess hier einen Hafen anlegen, der noch jetzt Porto Giulio heisst. Unter Augustus wurde er vollendet, um die römische Flotte aufzunehmen, welche das Mittelländische Meer bewachte, wie die zu Ravenna das Adriatische. Plinius d. ä. befehligte die Flotte von Misenum, als er den Ausbruch des Vesuv, im J. 79, beobachten wollte, wobei er bekanntlich das Leben einbüsste.

Auch in Misenum wie in Bajä lebten die prachtliebenden Römer. Von den Villen des Nero, des Lucullus sieht man noch Trümmer. Tiberius starb hier. Die Saracenen zerstörten die Stadt 890. Aus den Ruinen vermag man jetzt durchaus nicht mehr auf die ehemalige Pracht und Grösse dieser Stadt zu schliessen.

Auf einem Hügel wird die Grotte *la Dragonaria* gezeigt, jene Piscina, die Nero anlegen liess, um darin alle warmen Quellen von Bajä zu vereinigen. Diese Grotte ist 200 F. lang und 20 breit. Nero konnte, obgleich er ungeheure Summen daran verschwendete, die Beendigung dieses Werks nicht erleben *).

Wenn man von Misenum nach Cumä geht, so sieht man die Ruinen des *Landhauses* von *Servilius Vacca*, wo sehr viele Statuen gefunden wurden. Vacca war ein römischer Senator, der aus der gefahrdrohenden Nähe des Kaisers Tiber hieherzog, um in stiller Zurückgezogenheit ein beglücktes Daseyn zu leben.

---

*) Auf die äusserste Spitze des Caps kann man nur zu Fusse oder zu Esel gelangen. Man lässt dann von Puzzoli aus eine Barke hieherkommen, um nach Neapel zur See zurückzufahren, oder Ischia und Capri von hieraus zu besuchen.

Etwa zwei Miglien von hier befindet sich die Stelle, wo einst auf einem Berge, nahe am Meere, die alte *Cumä* lag. Es soll die älteste aller italienischen Städte und gleich nach dem trojanischen Kriege erbaut worden seyn. In Cumä herrschten am längsten griechische Sitten und Lebensweise. Ihres Reichthums und ihrer Lage wegen führte sie den Beinamen „*der glücklichen.*" Nach ihr hiess der Golf von Neapel der cumanische. Unter August wurde sie römische Colonie; Künste blüheten damals noch dort. Allein die Vorliebe für Puzzoli, Bajä und Misenum führte den Verfall Cumä's nach und nach herbei. Ihrer Befestigungen wegen spielte die Stadt eine bedeutende Rolle in den Kämpfen des Mittelalters. Narses nahm sie ein, indem er durch eine unterirdische Höhle, genannt die Grotte der Sibylla, eindrang. Romuald II., Herzog von Benevent, zerstörte sie 715, dann die Neapolitaner 1207.

Auf dem Gipfel des Berges stand der berühmte *Tempel des Apollo*, unter welchem sich in einer Höhle das Orakel des cumäischen Apoll befand, das die Sibylla ertheilte.

Diese *Sibylle* war in Cumä auf Euböa geboren und lebte um das Jahr 1175 v. C. G., zur Zeit nach dem trojanischen Brande. Sie kam von Delphi nach Italien, um auch hier die Orakel des Apollo zu ertheilen und hiess daher die Delphische.

Die *zweite Sibylle* lebte ungefähr 551 Jahre nach jener (173 n. R. Erb.) und hiess die cumäische. Ihr Name war *Amalthea*, sie war es, die Tarquinius d. Ä. die sibyllinischen Bücher verkaufte, für die sie, nachdem sie mehre davon verbrannt hatte, stets denselben Preis forderte.

Der Eingang in die Grotte hat ein Marmorfrontispiz, und ihre innere Einrichtung erkennt man noch so, wie sie uns die Alten beschrieben haben.

Die *Tempelruinen* und der *Arco felice*, wahrscheinlich ein altes Stadtthor, neben der Domitianischen Strasse, am Heilweg gelegen, wurden 1606 ausgegraben. Hier fanden sich sehr schöne Statuen.

Auch vom sogenannten *Tempel der Giganten*, der 31 Fuss lang und 25 breit war, sieht man noch Spuren. Von den hier gefundenen kolossalen Statuen hat er seinen Namen. Eine davon, der Jupiter Custos, steht im Museum zu Neapel.

Spuren von dem Kanal des Nero sieht man in den Fossa di Nerone.

Im Ganzen ist das, was man von Cumä sieht, nur sehr unbedeutend und unvollständig, und die böse Luft, die von den vielen Seen und Morästen ausgehaucht wird, macht überdiess ein längeres Verweilen in dieser Gegend nicht angenehm.

Auf einem kleinen vulkanischen Hügel lag die kleine Stadt *Linterno*, wo Scipio Africanus starb. Sie wurde 455 von dem Vandalen Genserich zerstört. Unter den Ruinen fand man einen Stein mit der Inschrift: . . . Ta . Patria . Nec . . . . Hievon hat sowohl der Ort, wie auch der daneben liegende See den Namen *Patria* erhalten.

Oestliche Küste.

Königliches Lustschloss Portici.

Dieser herrliche Palast, vier Miglien von Neapel gelegen, wurde von Karl III., 1738, nach dem Plane von Antonio Cannevari angelegt. Die grosse Façade geht nach dem Meer und die Aussicht von hier nach Neapel, dem Golf und den Inseln ist entzückend. Von Neapel bis hieher führt eine ununterbrochene Reihe von Häusern, und man merkt gar nicht, dass man die Hauptstadt eigentlich schon längst verlassen hat. Durch den achteckigen Hof führt die Strasse nach Salerno, Basilicata und Calabrien. Sowohl die königlichen Gemächer, als auch die Kapelle im Erdgeschoss, sind mit grosser Pracht dekorirt. Diese Ausschmückung entbehrt nicht der mannichfaltigsten Kunstgegenstände, namentlich der Antiken. Die Gärten sind herrlich und sehr ausgedehnt. Von allen Boskets ist das, welches sich nach dem Vesuv hin erstreckt, besonders angenehm. Früher waren hier die in Pompeji und Herkulanum gefundenen Kunstschätze aufbewahrt, jedoch sah man ein, dass sie hier Gefahr liefen, zum zweitenmal vom Vesuv verschüttet zu werden und brachte sie deshalb nach Neapel.

Am Meere ist ein kleines Fort mit einem Hafen, il Granatello geheissen.

Eine Reihe von Villen und Häusern verbindet das Schloss mit Resina, das Plinius Retina nennt. In Resina liegt das schöne Schloss des Prinzen von Salerno, *la Favorita.*

Ein anderes, dem Könige zugehöriges Palais, *la Favorita reale* genannt, ist besonders wegen der schönen Mosaikfussböden merkwürdig, welche grösstentheils aus Tibers Villa auf der Insel Capri genommen wurden. Der alte Hafen von Retina ist vollkommen versandet.

Unter Portici und Resina ruht nunmehr seit fast zwei Jahrtausenden die alte Stadt

Herkulanum,

welche, wie schon ihr Name andeutet, von Herkules, 60 Jahre vor dem trojanischen Kriege, gegründet worden seyn soll. Die schöne und gesunde Lage der Stadt hatte viele Menschen angezogen und sie war eine der reichsten und blühendsten in Campanien. Die Schätze, der Luxus und die Verweichlichung der Römer, während der letzten Zeit der Republik, machten ihnen den Aufenthalt in einer griechischen Stadt wünschenswerth, den die Freiheit, der Geschmack und ein durch die Künste verschönertes, genussreiches Leben zum angenehmsten erhob. Cicero führt eine grosse Zahl reicher Römer an, die sich in Herkulanum fast das ganze Jahr aufhielten, alle römische Schriftsteller stimmen darin überein, uns eine glänzende Schilderung von dieser Stadt zu entwerfen, und das, was wir jetzt noch davon sehen, macht schon, dass wir ihnen beistimmen müssen.

Im Jahr 63 n. C. G. verursachte ein Erdbeben grossen Schaden an den Gebäuden von Herkulanum, aber schon war man bemüht gewesen, dieses wieder herzustellen, als im Jahr 79 eine fürchterliche Eruption des Vesuv die Stadt gänzlich begrub. Seit 16 Jahrhunderten ist kein solcher Ausbruch wieder da gewesen. Plinius d. J. schreibt darüber bekanntlich in seinem 16. Briefe an Tacitus als Augenzeuge. Obgleich diesem Ausbruche frühere vorhergegangen seyn müssen, so hatte doch der Vesuv so lange geruht, dass das Andenken daran fast ganz erloschen war und die Menschen nicht entfernt an eine Gefahr dachten, die ihnen von diesem Berge aus drohen konnte. Zu den Zeiten Augusts war der Vesuv bedeutend niedriger als jetzt und bis zum Gipfel mit Wein und Früchten angebaut. Seit dieser ersten Zerstörung ist jedoch die Stelle, wo Herkulanum stand, mindestens noch sechsmal bei Ausbrüchen des Berges von vulkanischen Stoffen überfluthet worden, wie sich deutlich aus den Lagen und Schichten wahrnehmen lässt, die sich hier über einander aufthürmen. Eigentlich ist die Masse, welche Herkulanum bedeckte, nicht Lava, sondern Asche und kleine Steine, die durch siedendes Wasser, wie es der Vesuv häufig ausströmt, zu einer festen Masse verbunden wurden. Ein Theil der Stadt gerieth durch die vulkanischen Stoffe in Brand, wie man noch aus dem verkohlten Gebälke der Gebäude deutlich sieht.

Herkulanum sowohl als Stabiä verschwanden so spurlos von der Erde und wurden so gänzlich vergessen, dass nur noch dunkle Sagen von ihnen im Volk lebten. Die Entdeckung wurde daher lediglich vom Zufall herbeigeführt. Die Einwohner von Resina fanden 1689, beim Graben eines Brunnens, Stücke schönen Marmors und auf Herkulanum bezügliche Inschriften, in einer Tiefe von 65 Fuss. Als der Prinz von Elboeuf hierauf 1720 um diesen Brunnen nachgraben liess, fanden sich mehre Statuen, und dies erst brachte den Leuten Herkulanum wieder in's Gedächtniss. Die Regierung jedoch widersetzte sich den Nachgrabungen, aus Besorgniss, die Häuser von Resina dadurch der Gefahr des Einstürzens auszusetzen. Erst 1738 nahm Karl III. die Arbeiten wieder auf und nun kamen Kunstwerke aller Art und Gebäude zu Tage, welche das einstmalige Daseyn einer grossen Stadt an dieser Stelle ausser Zweifel setzen. Man fand ganze Strassen, Häuser, Läden, Bäder, Tempel, ein Forum, vor Allem aber das grosse Theater, in dem die Einwohner versammelt gewesen seyn sollen, als das Unglück über sie hereinbrach.

In *Resina* steigt man nun, von einem Führer geleitet, bei Fackelschein in ein Souterrain, um das grosse Theater zu besuchen. Es war im schönen griechischen Style erbaut und ist dem Theater des Palladio in Vicenza sehr ähnlich. Es hatte von Aussen 290 Fuss im Umfang, von Innen 230. Für die Zuschauer waren 21 Reihen Sitze vorhanden, und darüber hinaus eine Gallerie mit Statuen aus Bronze geziert. Es ist zu beklagen, dass der Boden über Herkulanum grösstentheils angebaut ist und es daher unmöglich wird, die Nachgrabungen in der Ausdehnung wie in Pompeji zu bewerkstelligen. Jedoch zeigt das, was man bis jetzt aufdecken konnte, dass es eine grossartige und sehr schöne Stadt war. Die Strassen waren breiter, als es gewöhnlich in den alten Städten der Fall war, und gerade. Sie sind mit Lava des Vesuv gepflastert, woraus hervorgeht, dass auch schon vor dem Jahre 79 Ausbrüche stattgefunden haben müssen. An beiden Seiten der Strasse laufen Trottoirs.

Man hat in Herkulanum bis jetzt einige Tempel aufgedeckt und viele Häuser, von einer sehr guten Architektur, in denen man unzählige Kunstgegenstände fand. Das Forum war ein rechtwinkeliger Platz, 228 Fuss lang, von einem Porticus umgeben, den 42 Säulen tragen. Am Eingange zu diesem Platze standen fünf Arkaden, mit Reiterstatuen geziert, von denen wir zwei Balbus Vater und Sohn im Museo borbonico gesehen haben. Fast alle Häuser sind al fresco gemalt und die Fussböden sind schöne Mosaik. Die Fensteröffnungen waren gewöhnlich mit hölzernen Läden geschlossen, doch findet man auch einige mit sehr dickem Glase. Die Strasse zum Stadtthor hinunter zu wandeln, an den Gefängnissen vorüber, gewährt ein eigenes Gefühl. Man wähnt sich ohne grossen Aufwand von Phantasie, der Gegenwart weit entrückt.

Die Schichten, welche Herkulanum bedecken, sind sehr hart und liegen in einer

Dicke von 80 Palmen auf der Stadt. Es muss anfänglich ein weicher Teig gewesen seyn, der dann erst nach und nach erhärtete. Wahrscheinlich konnten sich die Einwohner retten, denn man hat bis jetzt nur erst 12 Skelette aufgefunden und nur sehr wenig Gold und Silber, weil sie wohl dergleichen mit sich genommen haben.

Die im Jahr 1755 gegründete Academia Ercolanese beschäftigt sich mit der Herausgabe der Resultate dieser Nachgrabungen, so wie auch aller übrigen auf andern Punkten des Königreichs. Im Jahre 1760 wurde die Herausgabe begonnen, mit der noch bis jetzt fortgefahren wird. Es sind, ausser der Einleitung, neun Folianten und drei Bände Papyrus bereits erschienen.

Wenn, wie zu hoffen steht, die Nachgrabungen in Herkulanum mit grösserem Eifer, wie bisher, fortgesetzt werden würden, so hätte man noch eine viel grössere und besser conservirte Ausbeute, wie in Pompeji zu erwarten, denn dort wurde Alles plötzlich durch Asche und Lava vernichtet, während hier erst nach und nach die vulkanischen Stoffe die Gegenstände durchdrangen und bedeckten.

Gerade über Portici und Resina, in schiefer Fläche vom Meere aufsteigend, erhebt sich an 3600 Fuss hoch *der Vesuv*, zu dem man auf drei verschiedenen Wegen hinansteigen kann *). Von St. Sebastian gegen Norden, von Ottajano gegen Osten und von Resina gegen Westen, welches der gewöhnlichste Weg ist. Im Dorfe Resina findet man stets Führer, Pferde, Esel und Maulthiere. Für den besten Führer gilt Salvatore, der Sohn, der von seinem Vater, gleichfalls einem berühmten Führer, in dies Geschäft eingeweiht wurde. Der Mann versteht sein Fach genau und kann die Reisenden über Alles belehren, was auf dem Wege Wichtiges aufstösst. Auch ist er bei Vorfällen, wie sie sich wohl ereignen können, entschlossen und erfahren und weiss den Weg durch unterhaltende Gespräche zu kürzen. Zuerst steigt man durch Weinberge hinan, dann wird der Weg bedeutend steil über Gerölle und Felsen, links von dem grossen Lavafelde das Torre del Greco verwüstete, und so erreicht man den sogenannten Eremiten, in dessen Haus man ein wenig ausruhen und sich erfrischen kann *). Die Aussicht, die man hier hat, ist prächtig und wird mir vor allen schönen Aussichten, die mich in Neapel erfreuten und entzückten, ewig unvergesslich bleiben. Von dem Eremiten geht man eine Strecke eben fort, steigt dann ab, und fängt an in der Asche des senkrechten Kegels zu klimmen, wo man bei jedem Schritte bis zur Wade einsinkt. Eine höchst ermüdende Partie. Um sie ein wenig zu erleichtern befestigen die Führer einen Ledergurt um ihren Leib, an dem sich die Reisenden festhalten und so hinaufziehen lassen. Dies mag allenfalls angehen; allein die andere Art den Weg zu erleichtern, war mir nicht so einleuchtend. Die Führer legten nämlich einem Herrn, der es mir dann selbst erzählte, einen Eselszaum um den Hals, um ihn so hinaufzuziehen, wobei sie ihn aber fast strangulirt hätten. Bei Salvatore hat man dies allerdings nicht zu fürchten und ich warne daher vor den zudringlichen Burschen, die in Portici und Resina sich mit grossem Geschrei zu Führern antragen, ohne irgend eine Bedingung als solche erfüllen zu können. Denn dass sie selbst wohl oft schon den Vesuv erstiegen haben, setzt sie nicht in den Stand hiezu.

---

*) Nach Nollet 1749 ist seine Höhe 593 Toisen; nach Poli 1794 606 T.; nach Visconti 1816 677 T.; nach Monticelli 1822 (vor dem Ausbruch) 610 T.; nach Humboldt (nach dem Ausbruche von 1822) 497 T.

*) Lacrima, rothen und weissen, letzterer viel trinkbarer als der andere, kann man immer haben. Mundvorrath bringt man besser selbst mit.

Viele Damen lassen sich den Kegel hinauftragen. Der Gipfel des Vesuvs ist steten Veränderungen unterworfen und der Somma und Ottajano, die jetzt tiefe Thäler vom Vesuv trennen, bildeten wahrscheinlich vor Zeiten einen Gipfel mit demselben. Nur so kann man den Lauf verschiedener Lavaströme erklären, die aus dem Krater, wo er jetzt ist, nie dahin hätten kommen können, wo sie sich wirklich befinden. Auch jetzt hat es den Anschein, dass die Lava des Vesuv einst das Thal zwischen ihm und dem Somma füllen wird, wodurch beide Berge dann nur wieder einen ausmachen werden.

Oben auf dem Kegel befindet sich der Krater, den man, wenn der Vulkan ganz ruhig ist, freilich sehr beschwerlich, umgehen kann. Er hielt 5624 Schritte im Umfange, jedoch ändert sich das wie natürlich, nach jedem neuen Ausbruche, der auch die Gestalt des Kraters zu verändern pflegt. Manchmal kann man bis zu einer gewissen Tiefe hineinsteigen, oft ist dies aber gar nicht möglich, wenn sich senkrechte Wände bilden. Immer aber bleibt es wohl ein gewagtes Unternehmen, zu dem vor Allem ein schwindelfreier Kopf erfordert wird. Alles ist hier oben Schwefel und röthliche oder schwärzliche Schlacke, ein Bild gräulicher Verwüstung und nicht unpassend, den Malern als Eingang zur Hölle zum Muster zu dienen.

Während eines Ausbruchs gehen tausende von Menschen auf den Berg und wagen sich bis zum Eremiten, obgleich glühende Steine um ihre Köpfe fliegen und das Getöse so fürchterlich ist, dass man den Mund öffnen muss, um nicht taub zu werden. Oft wenn der Vesuv stark raucht, und der Wind den Rauch an der Seite herunterdrückt, auf dem man den Berg ersteigt, so wird das ohnedies erschwerte Athmen fast unmöglich und man ist dem Ersticken nahe. In solchen Fällen ist es besser das Ersteigen aufzuschieben. Wenn der Dampf schwarz und dick ist und die Gestalt eines Kegels beim Aufsteigen annimmt, so wollen die Neapolitaner daraus eine baldige Eruption vorhersagen *).

Zur Zeit des Ausbruchs sollen die Quellen in Portici und Resina versiegen, auch das Meer sich gewöhnlich vom Ufer zurückziehen. Diese Wassermassen, die im Innern des Berges zurückgehalten oder von demselben angezogen werden, bewirken dann durch die Bildung des Gases den eigentlichen Knalleffekt.

Die Asche des Vesuvs bleibt lange in der Luft und wird oft wunderbar weit fortgetragen. Man berichtet, dass bei dem Ausbruche von 79 die Asche bis nach Syrien und Aegypten flog; 472 bis nach Konstantinopel; 1139 bis Apulien und Calabrien; 1631 aber bis Sardinien, Ragusa und Konstantinopel.

Von der Rauchsäule erfährt man durch angestellte Messungen, dass sie sich 1631 bis zu 39 Meilen erhob, die von 1779 war 1000 Toisen hoch und 20 breit. Das Merkwürdigste dieser Erscheinung ist jedoch wohl die, dass man berechnet haben will, wenn man alle Gegenstände, die der Vesuv ausgeworfen, zusammenbringen würde, dies einen Berg bildete, der vier Mal grösser wäre als der Vesuv selbst.

Der Meinung, dass die Vulkane miteinander in Verbindung stehen, wird in neuerer Zeit widersprochen, obgleich es sehr oft beobachtet wurde, dass der Aetna zu speien anfängt, wenn der Vesuv aufhört

---

*) Lohnbediente oder Wirthe pflegen gewöhnlich einen baldigen Ausbruch deshalb zu prophezeihen, um die Fremden recht lange in Neapel zurückzuhalten, mir sagten jedoch bewährte Männer, dass der Vesuv seine Eruption durch nichts vorher verkündige, und dass sie gewöhnlich da ist, wenn man sie am wenigsten erwartet.

und umgekehrt. Die berühmtesten Ausbrüche des Vesuvs waren: 203, 472, 512, 685 und 1036. Nach Sigonius soll während des Ausbruchs von 472 in ganz Europa die Asche umhergeflogen seyn, und der Kaiser Leo voll Angst Konstantinopel verlassen haben, wo der Schrecken die höchste Stufe erreicht hatte. 1049, 1138, 1139, 1306 und 1500 fanden ebenfalls Ausbrüche statt. 1631 am 16. Dec. war jedoch einer der schrecklichsten, der bis im Januar 1632 währte und selbst in Neapel Verwüstungen anrichtete. 1660, 1682, 1694, 1698 und 1701 waren merkwürdige Eruptionen. Von 1701 bis 1739 warf der Vesuv fast jedes Jahr Lava und Rauch aus. 1751, 1754, 1759, 1760, 1765 und 1766 waren bedeutendere Erscheinungen. Am 19. Oct. 1767 war der Ausbruch von einem Erdbeben begleitet, das 20 Meilen vom Berge seine Wirkungen spüren liess. In Neapel fiel Sand und Asche und der Lavastrom war 300 Fuss breit und 24 hoch. 1776, 1778 und 1779 waren nur unbedeutend, allein 1794 wurde Torre del Greco verwüstet. Die Lava war damals 1970 Palmen breit und 18 dick. Von 1779 bis 1794 zählt man 36 Ausbrüche, wenn gleich nicht sehr bedeutend. 1822 war eine der bedeutendsten Eruptionen. Die ganze Gestalt des obern Berges veränderte sich. Die Lava war in diesem Jahre eine Miglie breit und 15 Palmen hoch. Resina, Torre della Nunziata, Ottajano und vor Allem Boscotrecase litten damals sehr.

Wenn man vom Vesuv abwärts steigend, durch *Torre del Greco* und *Torre della Nunziata* auf der Strasse von *Salerno* fortreist, so kommt man 12 Miglien von Neapel nach

Pompeji,

das gleichfalls vom Herkules erbaut worden seyn soll. Im Jahre 665 gründete Sylla hier eine Kolonie.

Die Stadt lag unweit des Flusses Sarno, und des Meeres und hatte einen herrlichen Hafen. Hiedurch wurde Pompeji eine der bedeutendsten Handelsstädte des südlichen Italiens. Jetzt ist der Fluss durch die vulkanische Masse, die sein Bett verschüttete, unscheinbar geworden und hat seinen Lauf verändert. Im Alterthume waren besonders die Weine, der Kohl und die Zwiebeln von Pompeji weit berühmt. Viele vornehme Römer besassen hier auch ihre Lusthäuser, unter Andern Cicero.

Zu gleicher Zeit mit Herkulanum wurde bekanntlich auch Pompeji verschüttet; jedoch mit andern Massen. Die kleinen Steine, die Pompeji deckten, werden von den Neapolitanern lapilli genannt.

Man will jedoch auch annehmen, dass jener Ausbruch des Vesuv im Jahre 79, nur einen Theil der Stadt verschüttete und dass Titus zwei Konsuln nach Kampanien sandte, um Alles wieder aufzubauen und neu zu bevölkern. Dann aber haben spätere Ausbrüche nicht nur diese Bemühungen vernichtet, sondern auch alle Einwohner veranlasst, diesen so gefahrdrohenden Wohnsitz für immer zu verlassen.

Es ist anzunehmen, dass die meisten Einwohner von Pompeji sich flüchten konnten, denn man fand nur 300 Gerippe in Allem und davon etwa drei im Theater.

Karl III. liess, nachdem die Ausgrabungen in Herkulanum mit so grossem Glücke gekrönt worden waren, auch hier ähnliche anstellen, die noch schönere Resultate hatten.

Die Mauern von Pompeji sind sehr alt und verdienen eine besondere Beachtung. Sie haben fast zwei Miglien im Umkreis und wurden grösstentheils von 1812 bis 1814 aufgegraben. Sie haben fünf Thore und 11 Thürme. Die am besten erhaltenen sind das Thor von Herkulanum im Westen und das Thor von Nola im Osten. Neben dem erstern steht ein Thurm. Diese Thürme hatten drei Stockwerke und Ausfallthüren (poternae). Der beste Theil der Mauer ist der nach Osten, auf dem man noch jetzt promeniren kann, wie vor 1800 Jahren. Der Plan der Stadt ist elliptisch und hat 4200 Palmen im grössten Durchmesser und 2650 im kleinsten.

Die Strassen sind fest gepflastert mit Steinen vom Vesuv, wie das heutige Neapel; sie haben Trottoirs, unter denen Rinnen, mit Eisengittern verschlossen, zum Abfluss des Regens, angebracht sind. Bis jetzt hat man 18 grössere und kleinere Strassen entdeckt. Im westlichen Theile sind sie eng und unregelmässig, am Forum und bei den Theatern breit und gerade. In jeder Strasse war ein Brunnen und fast kein Haus entbehrte eines solchen. An Wasserleitungen hiezu fehlte es nicht. Alle Strassen waren mit Malereien geschmückt und mit Altären versehen.

Fast alle Häuser zeigen die gleiche Eintheilung und sind in demselben Geschmacke. Nur hat hie und da ein grösserer Luxus in der Ausschmückung gewaltet. Jedes Haus besteht aus zwei Theilen, den einen zum öffentlichen, den andern zum Gebrauch der Familie. Gewöhnlich waren zwei Stockwerke, drei nur selten. Pinakothek, Exedra *) und die andern Prunkgemächer waren etwas erhöhter als die Seitenzimmer, allein aus der Unregelmässigkeit wusste man stets für die bequeme Wohnlichkeit Vortheil zu ziehen.

Die Façaden hatten fast alle eine kleine Thüre und Boutiken, wie einige alte Häuser noch jetzt in Neapel. Sie waren mit einem harten, glänzenden Stucco überzogen, der selbst oft bemalt war. An den meisten Häusern liest man schwarze oder rothe Inschriften. Sie enthalten Komplimente für den Eigenthümer des Hauses oder für die Obrigkeit. Die damalige Gesellschaft bestand nur aus Schützlingen und Beschützern, Sklaven und Herren, Klienten und Patronen. Neben der Thür stand gewöhnlich der Namen desjenigen, der hier wohnte. Wenn man einen andern Namen hinschreiben wollte, so wurde der frühere mit Kalk übertüncht.

Auf der Schwelle liest man gewöhnlich das Wort „Salve". Zwischen der Eingangs- und der zweiten Thüre tritt man in eine Art von Korridor, der mit Malereien geschmückt und mit Mosaik gepflastert ist. Hier hielt sich der Portier auf und die Personen, die vorgestellt seyn wollten, erwarteten hier die Erlaubniss dazu. Dann folgte das Atrium oder Cavaedium, das nicht überall gleich war. Es war von Säulen umgeben, und konnte manchmal durch Glasfenster geschlossen werden. In der Mitte des Atriums war das Impluvium, das sein Wasser vom Compluvium erhielt. Dies war die unbedeckte Stelle des Dachs oder Hofs in der Mitte. Aus dem Impluvium lief das Wasser in die Cisternen, von wo es durch anmuthig verzierte Oeffnungen sich ergoss. Das Atrium war gewöhnlich schön, oft gar zierlich mit Mosaik gepflastert. Rings um dasselbe lagen die Familienzimmer. Sie waren gewöhnlich ohne Zwischenthüren, und erhielten ihr Licht durch den Eingang, oder das Fenster, was in der Decke angebracht war. Die Wohnungen erhielten hiedurch ein klösterliches Ansehen. Die Zimmer waren gewölbt und mit Stuck, Malereien und Mosaik geschmückt. Sie waren nur klein aber zahlreich vorhanden.

Am Ende des Atriums war das Tablinum oder das Hausarchiv, dessen Eingang manchmal Säulen zierten; hier empfing der Herr des Hauses solche, die ihn in Geschäften besuchten. Neben dem Tablinum befanden sich die Alae oder Seitengemächer, die jedoch auch oftmals fehlen. Kleine Korridors (Fauces) führten vom Tablinum zu den Frauengemächern, und in den Fauces hatte der Sklave sein Zimmer, der diesen Theil des Hauses bewachte. Von hier

---

*) Exedra, Versammlungszimmer.

trat man in den Hof, der oft grösser als das Atrium und mit einem Portikus umgeben war, den ein Eisengitter oder eine Mauer umschloss. Mitten in diesem Raume war eine Art Blumenstück, mit Fontainen und anderm passendem Schmuck. Die Exedra war der Ort, wo man Freunde empfing, und den die Schlaf- und Studirzimmer und die Arbeits- und Conversationszimmer der Frauen umgaben. Das Esszimmer war das Triclinium, nur im Winter gedeckt, im Sommer aber offen. Es hatte entweder ein Zelt von verschiedenfarbiger Seide oder ein Laubgitter (pergula). Alle diese Räume waren mit Malereien, Stucco und Mosaik geschmückt.

Im Innern des Hauses befand sich auch noch das Sacrarium, eine Art von Hauskapelle und ausserdem noch das Lararium, welches den Laren geweiht war. Die Bäder waren von dem Uebrigen getrennt. Küche, Vorrathskammer, Keller u. s. w. nahmen den entlegensten Theil des Hauses ein; oft waren jene Räume alle im Keller selbst, wenn das Haus mehre Stockwerke hatte. Die Küche auch war ausgemalt.

Die Häuser in Pompeji hatten alle nur kleine Thüren nach zwei Seiten, eben so waren auch die Treppen nur klein, um den Raum zu sparen. Schmuzige und komische Malereien waren oftmals angebracht, und beleidigten den naiven Sinn der Alten nicht im mindesten.

Ställe und Kamine waren selten, denn man fand bis jetzt nur zwei oder drei. Die Abtritte waren übrigens in der Küche, ein abscheulicher Gebrauch, der sich zum Theil noch in alten Häusern in Neapel erhalten hat.

Die Boutiken bestanden aus einem Vor- und Hinterzimmer, wie dies noch jetzt bei den unsrigen der Fall ist. Die Menge der Boutiken zeigt uns, wie bedeutend Pompeji's Handel gewesen seyn muss.

Obgleich Pompeji nur eine kleine Provinzialstadt war, so sind die Wohnhäuser doch so elegant, dass es uns höchlich überraschen muss, wenn wir dabei an unsere moderne Provinzialstädte denken. Mehr als Alles sind es aber die öffentlichen Gebäude, an denen die Alten wirklich Pracht und Geschmack verschwendeten, selbst wenn sie auch in eine so kleine Stadt nicht immer zur Ausführung erste Künstler haben konnten *).

Hier noch Einiges über die vornehmsten Gebäude, als Erklärung bei ihrer Besichtigung.

Wenn man durch das Thor von Herkulanum nach Pompeji kommt, und die ausser demselben liegende *Gräberstrasse*, die sogenannte *Vorstadt Augustus felix* durchschritten hat, so sieht man zur Rechten ein Landhaus, welches 1771 entdeckt wurde, und dem man, von dem gegenüber liegenden Grabe des Freigelassenen Arrius Diomedes, den Namen *Haus des Diomedes* gegeben hat. Es hatte drei Stockwerke, von denen das oberste vollkommen zerstört und das mittlere jetzt dem Erdboden gleich ist. Hier kann man einen vollkommenen Begriff von der Wohnung eines reichen Römers gewinnen. Zuerst das *Peristyl* mit Wandgemälden, dann der *Hof*, das *Impluvium*, das *Lararium*, wo man eine kleine Statue der Minerva fand, die *Zimmer für die Sklaven*, die *Exedra*, mit dem Zimmer des Sklaven, der sie bewachte, das *Triclinium*, das *Schlafzimmer*. Vor dem letztern ist ein anderes, neben dem wieder ein *Sklavenzimmer* sich befindet, ein *Alkove* mit den Ringen zu den Vorhängen, welche ihn schlossen, das *Toilettzimmer* und drei Fenster in einer halbrunden Mauer, damit die Sonne diesen Theil der Wohnung durchwärmen könne. Von hier führte ein kleiner *Korridor* nach dem obern Garten und dem zweiten *Triclinium* für den Winter. Hierauf folgen die Bäder mit einem *Portikus*, dem Ofen zum Wärmen des Wassers, der Badewanne zu kalten Bädern, das *Zimmer zum Entkleiden* (cella frigidaria), das *Tepidarium*, wo der Sklave den dem Bade Entstiegenen rieb und salbte, das *Schwitzbad* (Sudatorium) und das *warme Bad* (Calidarium), so wie alles Uebrige dazu gehörige. Von hier kehrt man zur Exedra zurück und begiebt sich nach den *Terrassen*, welche den Garten umgeben. Hier findet man zuerst eine *Gallerie*, dann das *grössere Speisezimmer*, für zahlreiche Gesellschaften, die *Bibliothekzimmer* u. s. w. Stiegen führten von hier nach den obern und untern Stockwerken. Wenn man die Stiege zur Linken hinabsteigt, so kommt man in ein mit Stucco und Malereien verziertes Gemach, von wo ein kleiner *Korridor* und eine Treppe in die Souterrains führen, welche den Garten umgeben, und dann in ein *prächtiges Triclinium* mit Gemälden, von kleinen Zimmern eingeschlossen. Ein viereckiger Portikus umgab den Garten, an dessen Ecken das *Lararium* und ein *Kabinet* befindlich war. Unter dem Portikus liegt der *Keller*, wo man noch Amphoren sieht und wo man 18 Skelette Erwachsener und zwei von Kindern ausgrub. Diese Körper hatten sich deutlich in der Asche abgedruckt, die wir zum Theil im Museum zu Neapel gesehen haben. Hienach zu urtheilen, waren es erwachsene, junge Mädchen, die hier den Tod fanden. Unter Andern bewahrt man auch noch einen Schädel mit blonden Haaren, Backenzähnen u. s. w. Zwischen dem Garten und dem Haupteingange sieht man die Küchen, die Speisekammer, einen Ofen, einen ländlichen Hofraum, Zimmer für die Feldbauer, einen Verbindungsgang zwischen dem Peristyl und dem Sklavenzimmer und einen Ausgang nach der Strasse.

---

*) Ich empfehle an Ort und Stelle: Pompeji von Carlo Bonucci, 5. Aufl.; Plan de Pompeji von Jorio; les Ruines de Pompeji von Mazois; Pompejana von Gell u. s. w., der deutschen Werke hier nicht zu gedenken.

Nahe der einen Thüre sah man ein Mannsskelett, neben dem ein Schlüssel, ein Ring und 10 Gold , 88 Silber- und verschiedene Bronzemünzen lagen. Unweit davon waren noch zwei mit fünf Bronzemünzen, und vor dem Landhause, nach der See zu, grub man neun Skelette aus, die dem bei ihnen gefundenen Schmucke nach, verschiedenem Stande angehört haben müssen.

Diesem Landhause gegenüber sieht man die Gräber der Familie Arria. Wir entnehmen einer Inschrift, dass dieser Ort Pagus Augustus felix hiess. Nun folgen verschiedene Gräber von geringer Bedeutung; die des Cejus und Labeon sind trefflich verziert; das von einer Priesterin der Ceres, Alleja Decimilla, den beiden Libella, Vater und Sohn errichtete, ist in Form eines Altars. Diesem gegenüber ist ein Triclinium, mit Malereien. Das nun folgende Grab besteht aus einem Zimmer mit den Aschenkrügen und einem Altar. Die Basreliefs sind zu bemerken, sie stellen Trauerfeierlichkeiten dar. Nach mehren Gräbern, an denen wir vorübergehen, mache ich nun auf das des Scaurus aufmerksam, wegen der Basreliefs, welche Gladiatoren und wilde Thiere im Kampfe vorstellen. Unweit von hier fand man die rührende Inschrift: *Servilia Amico Anim* . . . .

Gegenüber liegt das sogenannte *Wirthshaus*, das jedoch noch nicht gänzlich aufgedeckt ist und wahrscheinlich ein Landhaus war. Unter dem Portikus dieses Hauses befanden sich Läden, in denen man eine Menge gewöhnlicher Hausgeräthe fand. Auch Skelette, Münzen, Kostbarkeiten wurden hier ausgegraben.

Auf der andern Seite der Strasse ist ein mit einer Mauer umgebener Platz, wo man wahrscheinlich die Leichen armer Leute verbrannte.

Weiter in der Strasse sieht man einen Portikus mit neun Boutiken und gegenüber andere; hier fanden sich auch Skelette mit Münzen und andere interessante Gegenstände. Ein Halbzirkel umschliesst das Grab der Priesterin Mammia. Die Grabeszelle enthält Stucco und Gemälde.

Am Ende der Gräberstrasse kommt man zu dem Thore von Herkulanum. Hier sieht man das Schilderhaus und drei Eingänge, von denen der mittlere für die Wagen bestimmt war. Man soll beim Aufgraben dieses Thores noch die Anzeige eines Gladiatorenkampfes im Amphitheater daran gelesen haben. Jenseits des Thores führt eine breite Treppe auf die Stadtmauern. An den Häusern, die man hier erblickt, bemerkt man noch deutlich die Spuren des Erdbebens.

Rechts ist das *Haus des Albinus*, mit zwei Boutiken, wo man Speisen und warme Getränke bereitete. Ein anderes Haus gegenüber hatte eine ähnliche Boutike. Hier fand man verschiedene Wirthschaftsgeräthe.

Weiter kommt man zu dem *Hause der Vestalen*, das seinen Namen ohne allen Grund führt. Der Fussboden des Tricliniums zeigt in der Mitte eine zierliche Arbeit von Glasstücken. Das Bad hatte eine besondere Einrichtung.

Daneben ist das sogenannte *Haus des Chirurgs* (Gabineto Chirurgico), wo man 25 chirurgische Instrumente fand, von denen viele unsern jetzigen sehr ähnlich sehen.

Die *Stadtwage* (Dogana *)) war wahrscheinlich nur ein Stall. Hier fand man die Gewichte, Wagen u. s. w.

Am Ende dieser Strasse, wo sie von einer andern durchschnitten wird, ist ein Brunnen. Tritt man in jene, welche nach den Stadtmauern führt, so sieht man die Häuser der *Tänzerinnen* und des *Narciss*. In dem erstern sind Tänzerinnen, in dem letztern ein hübscher Narciss abgebildet. Hier fand man viele kostbare Dinge.

Links von den beiden Strassen, die wir bis jetzt durchzogen haben, ist das *Haus des Cajus Sallustius*. Dieser Name war mit rother Farbe an die äussere Mauer geschrieben. Der Herr dieses Hauses scheint einen Ofen gehabt zu haben, den er zum Backen des Brodes vermiethete, auch Lebensmittel verkaufte er. Die Einrichtung dieses Hauses war ziemlich dieselbe, wie die schon angeführte, nur war Alles vollständiger und zierlicher.

Aus der Hinterthüre dieses Hauses tretend, stehen wir vor dem kleinen *Hause des Modestus*, dessen Name auch auf der Mauer geschrieben stand. Obgleich hier nur ein Ladeninhaber wohnte, so erstaunt man doch über die schönen und geschmackvollen Wandmalereien.

Unter einem Haufen von Trümmern kommen wir jetzt zu dem *Hause des Ebers*, wo man auf der Schwelle die Mosaik eines Ebers fand, der von einem Hunde bei den Ohren gepackt und von einem Jäger verfolgt wurde. Man liest darunter: *Festus cum Torquato*, wahrscheinlich die Namen der Künstler.

Jetzt sehen wir einen *öffentlichen Backofen*, nebst einem Stalle für die Thiere, die zu den damit verbundenen Mühlen gebraucht wurden. Nach dem Ofen kommt die *Akademie der Musik*, an deren Wänden musikalische Instrumente abgebildet sind.

Das *Haus des Julius Polibius* hat das Ungewöhnliche, dass man daran zwei Thüren nach der Strasse sieht. Dieses prächtige Haus gehörte einem Kaufmann, wie man daraus abnehmen will, dass der Laden mit dem Innern des Hauses durch eine Thüre verbunden ist. Dann kommt die *Apotheke*, wo man die Medikamente fand, und eine Schlange auf der Mauer abgebildet war.

Das *Haus des Pansa* wurde 1812 entdeckt. Es hat sieben Boutiken nach drei

---

*) Die Benennungen gebe ich hier, wie sie nun einmal angenommen sind, ohne mich in Erörterung darüber einzulassen.

Strassen, und ausserdem noch drei kleine Wohnungen, die wahrscheinlich zu vermiethen waren. In der Mitte lag die bequeme Wohnung des Eigenthümers. An der vierten Seite führte ein prächtiger Portikus in den Garten. Hier fand man den schönsten Candelaber des Museums und noch viele andere kostbare Gegenstände. Mein Gott! muss man ausrufen, wie wohnten doch diese römischen Epiciers gegen unsere Vornehmen! Ueber einem Backofen sieht man einen grossen Phallus und die Worte: *hic habitat felicitas.*

Nach dem Hause des Pansa kommen mehre erst kürzlich ausgegrabene, die herrlich erhalten sind. In dem ersten derselben ist die bekannte Mosaik eines Hundes am Fussboden, mit der Inschrift: *Cave Canem.* Hier fanden sich sehr schöne Wandgemälde, die jetzt im Museum sind.

Von hier gehen wir in die *Thermen*, oder öffentlichen Bäder, um uns mit der innern Einrichtung derselben vollkommen bekannt zu machen. Um den Hof läuft ein Portikus mit steinernen Ruhebänken.

Neben dem Hause des Cave Canem ist der Bogen, der den Eingang zur Strasse des Merkur bildete. Hier fand man im Jahre 1825 sieben Laden, deren Mauern mit Anzeigen bedeckt waren.

Das *Haus der Walker und Färber* enthält eine Menge Zimmer für die Arbeiter. An einem Pfeiler, den man in's Museum geschafft hat, sind die verschiedenen Beschäftigungen derselben abgebildet.

Nun kommen die *Häuser der grossen und kleinen Fontaine*, das Haus von *Zephyr und Flora*, dessen schöne Gemälde sich ebenfalls im Museum befinden.

Daneben steht der *kleine Fortunatempel*, der seines Schmuckes leider ganz beraubt ist.

Die Strasse, die von hier zum Forum führt, ist die breiteste der bis jetzt aufgegrabenen Strassen und an beiden Seiten mit Boutiken besetzt. Die zur Rechten gehören zu den Thermen, und unter denen zur Linken nenne ich den *Laden des Bacchus.*

An der sogenannten *Schule der Gladiatoren* sieht man Kämpfende grob auf die Mauer gemalt und folgende Inschrift:

Abiat Venere Pompeijana iradam qui hoc laeserit.

Das Forum wurde von 1813 bis 1818 entdeckt. Es hat drei Eingänge in Form von Triumphbogen. Wenn man von der Fortunastrasse kommt, so erblickt man zuerst den *Tempel*, den man, ohne hinreichenden Grund, dem *Jupiter* zugeschrieben hat.

Nach diesem Tempel kommen die *Gefängnisse*, wenigstens wird es so angenommen.

Der unweit davon liegende *Tempe der Venus* war ganz mit Malereien bedeckt. Hier fand man die Venus, den Hermaphrodit u. s. w.

Die prächtige *Basilica* wurde 1813 an's Tageslicht gefördert. Die äusseren Säulen waren jonischer, die innern korinthischer Ordnung.

Neben der Basilica sind *drei Curien*, wo Gericht gehalten wurde. Weiterhin steht das *Denkmal der Priesterin Eumachia*, welches sie der Milde des August gewidmet hatte, wie die Inschrift sagt. Auch die Statue dieser Priesterin fand man mit der Inschrift, welche die Zunft der Walker darauf setzen liess:

Eumachiae. L. F. Sacerd. Pub. Fullones.

Nach dem nicht besonders interessanten *Tempel des Quirinus*, sieht man einen halbrunden Saal mit einem Altar und Sitzen, den man für den Aufenthalt der Decurionen hält. Unweit des Tempels ist das Piedestal mit Inschrift, auf dem die Statue des Romulus stand.

Hierauf besehen wir das im J. 1821 entdeckte *Pantheon* oder den *Tempel des August*, mit schönen Malereien und in den schönsten Verhältnissen.

In der Strasse der Augustalen ist das *Haus des Königs von Preussen*, welches in Gegenwart dieses Monarchen 1822 aufgegraben wurde. Es ist nur klein. In der Küche ist eine Fontaine mit Mosaik, welche Delphine und Geflügel vorstellt. Die Malerei von Mars und Venus kam in's Museum.

Nun folgen die *Häuser der Fischerin* und der *Hochzeit des Herkules*, von ihren Malereien so genannt.

In dem Gässchen der *zwölf grossen Gottheiten* sieht man diese an einer Häuserecke abgebildet.

Das *Haus Franz II.* wurde 1819 in Gegenwart des Kaisers entdeckt. Hier fanden sich mehre Gegenstände von Werth.

Nun treten wir in die *Theaterstrasse*, welche nach dem *dreieckigen Forum* führt, welches 1813 ausgegraben wurde. Es ist von einem prächtigen Portikus von 100 Säulen umgeben. Es scheint älter als das andere zu seyn, vielleicht aus den Zeiten der Etrusker. Hier steht das Piedestal einer Statue des Claudius Marcellus.

Wir besuchen hier das *tragische Theater* aus *opus reticulatum* (netzförmiges Mauerwerk), wie wir es schon bei andern Römerwerken gesehen haben. Es führt die Inschrift:

M. M. Holconi. Rufus et Celer. Cryptam.
Tribunal. Theatrum. S. P. Ad. Decus.
Coloniae.

Der *Tempel des Neptun oder Herkules* ist in der Art jener zu Pästum.

Hinter der längern Seite der Portiken des Forums führt eine Thüre zu einem der Vomitorien des grossen Theaters, und hier kann man auf einer Treppe zur Höhe des Gebäudes steigen, von wo man die schönste Aussicht über Pompeji hat.

Der *Isistempel*, eines der interessantesten Denkmäler, war schon während des Erdbebens eingestürzt, das dem Untergange Pompeji's um 16 Jahre voranging, und von Numerius Popidius Celsinus wieder aufgebaut worden, wie eine Inschrift verkündet, die jetzt nach Neapel gebracht wurde. Das Gebäude ist 68 F. lang und 60 breit. Der Tempel hat acht Säulen an den Seiten und sechs an der Façade und zeigt schöne Verhältnisse. Zu dem Allerheiligsten steigt man auf sieben Stufen. Es bildet selbst einen kleinern Tempel im Grossen. Auf dem Altar fand man die Statue der Isis und die Isistafeln, jetzt in Neapel. Im Souterrain ist ein Badezimmer für zwei Personen, dessen Mauern mit Basreliefs in Stucco bekleidet sind, welche Venus und Mars, Merkur eine Nymphe umarmend, u. dergl. vorstellen. In der Cella des Vestibuls wurden zwei Menschenschädel gefunden, und in zwei hölzernen, halbverbrannten Koffern eine kleine goldene Vase, zwei Candelaber aus Bronze und andere Geräthe. Von hier wurden auch viele Gemälde in's Museum gebracht. In dem Saale der Mysterien, wo sich die Malereien befanden, die auf den Isisdienst Bezug hatten, traf man das Skelett eines Priesters, der bei der Zerstörung Pompeji's gerade seine Mahlzeit verzehrte. Die Ueberbleibsel der Eier und Hühner, der Flaschen, Schüsseln u. s. w. deuteten darauf hin. Noch mehre Skelette wurden hier gefunden, darunter das eines Menschen mit einer Axt, der sich wahrscheinlich einen Ausweg zu bahnen hoffte, dennoch aber der eindringenden Zerstörung unterlag.

Neben dem Isistempel liegt der des *Aesculap*, der kleinste von allen in Pompeji aufgefundenen. Aesculap, Hygiea und Priap aus Terracotta, als Symbole der Gesundheit und des Ackerbau's, zierten den Altar.

Die *Werkstätte eines Bildhauers*, die wir nun besuchen, enthielt verschiedene angefangene und vollendete Werke, Marmorblöcke u. s. w. Dies ist nun Alles im Museum. Das Haus ist ansehnlich.

Auf der andern Seite der Strasse ist der *Laden des Wein- oder Oelhändlers*.

mit vier grossen Vasen von gebrannter Erde und einem kleinen Ofen.

Diesem gegenüber sind die *beiden Theater*, die nur durch einen Portikus von einander geschieden sind. Das eine, kleiner und weniger geschmückt als das andere, war bedeckt und wurde blos zu komischen und satyrischen Stücken gebraucht. In dem andern wurden Tragödien aufgeführt. Da die Alten ihre Theater nicht beleuchteten, so muss das bedeckte nicht sehr hell gewesen seyn, da die Sonne nur zwischen den Säulen hindurchdringen konnte.

Das tragische Theater, dessen Erbauung demselben Marcus Holconius Rufus zugeschrieben wird, der auch das schon früher erwähnte Theater erbaute, muss wohl das prächtigste Gebäude der Stadt gewesen seyn, wie wir noch aus seinen Ruinen schliessen können. Neben dem Eingang in dies Theater, an der Seite des grossen Platzes fand man auf einem Haufen 599 flache und 693 gerundete Dachziegel.

Ein in der Nähe liegendes Gebäude wurde bald für ein Soldatenquartier, bald für einen Bazar von Lebensmitteln gehalten. Seine Lage jedoch am Ende der Stadt, gegen den Hafen, eine gemeinschaftliche Küche, eine Menge kleiner Zimmer, ein einziges grösseres, welches dem Centurio bestimmt zu seyn schien, und an dessen Eingang man auch ein Menschen- und Pferdegerippe ausgrub, so wie verschiedene Waffen und militärischen Schmuck, eine kupferne Trompete, sechs Flöten von Elfenbein, viele Skelette, von denen vier in Fesseln — Alles dies scheint dafür zu sprechen, dass hier eine Kaserne war.

Von hier begibt man sich zum *Amphitheater*, über die Weingärten, welche den noch nicht aufgegrabenen Theil der Stadt bedecken. Dies Amphitheater, das 20.000 Menschen fasste, ist herrlich erhalten, und bietet von seiner Höhe einen prächtigen Ueberblick. Interessant ist es, die Inschriften an den Mauern zu lesen, bald mit Kohle, bald mit dem Pinsel geschrieben, welche oft Komplimente für den enthalten, der irgend ein Schauspiel veranstaltete, oft aber auch eine Verwünschung irgend eines Gladiators. Den Wagen kann man vom Herkulanischen Thor auf der Landstrasse dahin fahren lassen, um von dort ungesäumt nach Neapel zurückzukehren. Dieser ganze Besuch der aufgegrabenen Stadt erfordert nicht mehr als drei Stunden. Man ist genöthigt, zwei von den Wächtern, die man am Thore findet, mitzunehmen, da die Häuser verschlossen sind und einer nicht den Schlüssel zu allen hat. Dies geschieht in der ehrlichen Absicht, seinen Nebenmenschen auch leben zu lassen, wie dies in Italien gewöhnlich ist. Wer jedoch eben keine sehr grossmüthige Ader in sich verspürt, kann das, was er dem Einen gegeben haben würde, unter beide vertheilen, und sie werden, wenn auch mit einigen Einwendungen, sich doch damit begnügen. Sie pflegten auch wohl die Fremden mit Pompejanischem Weine und Trauben zu bewirthen, wofür man allerdings eine kleine Erkenntlichkeit zu zollen nicht ermangeln kann. Obgleich es verboten ist, von Pompeji kleine Fragmente mitzunehmen, so wissen es die Wächter doch so einzurichten, dass sie bei schicklichen Orten sich entfernen und die Fremden allein lassen, die dann auch stets von der Gelegenheit profitiren, und was nicht niet- und nagelfest ist, in die Taschen stecken. Solche Andenken sind natürlich in der Heimath von grossem Interesse, und da es Alle so machen, so will ich nur gestehen, dass unsere Gesellschaft hier alte Marmorstücke, Kohlen, Glasscherben, Stucco u. dergl. auch entwendet habe.

Von dem Amphitheater kann man sich aber auch noch zu dem *Isisthore* begeben, das 1813 aufgegraben wurde, und dann wieder in den neu aufgegrabenen Theil der

Merkurstrasse kommen, wodurch diese Strasse nun ergänzt wird. Längs den Mauern derselben liest man die übliche Inschrift:

Holconium Priscum II. Vir. Pomari Universi cum Helvio Vestale Rog.

Hier sind noch anzuführen die Häuser, welche 1830 in Gegenwart der Prinzen Friedrich und Alexander von Würtemberg ausgegraben wurden. Der Hof dieser Gebäude enthält hübsche Bilder, unter anderm einen Apoll mit Strahlen.

Ferner das *Haus des Meleager*, mit ganz ausgezeichneten und ihren Gegenständen nach höchst interessanten Gemälden, wohl den schönsten der bis jetzt entdeckten.

Das *Haus der Centauren*, wo besonders das Schlafzimmer mit dem Alkoven Aufmerksamkeit verdient. Hier fand man Ringe, Löffel, Gemälde und andere Gegenstände von besonderm Werthe.

Das *Haus des Castor und Pollux*, in Gegenwart des Kronprinzen von Preussen 1829 aufgedeckt.

Der *Laden eines Weinschenken*, mit einem gemauerten Tische, der mit verschiedenfarbigem Marmor bekleidet ist, und drei Töpfen von Blei. Die Malereien im anstossenden Zimmer zeigen an, dass dieser Ort der Zügellosigkeit der Trinker gewidmet war. Männer sitzen, trinkend und essend, neben Weibern, deren Kopf mit einer Kaputze verdeckt ist. So soll Messalina ähnliche Orte besucht haben. Alle diese Bilder hatten Inschriften, die aber ganz unleserlich geworden sind. Am Kopfe eines Soldaten liest man nur noch mit Mühe: *Da frigidam pusillum.* Man konnte durch eine kleine Thüre diesen Ort verlassen, ohne von den Leuten auf der Strasse bemerkt zu werden. Auch hier wurden Skelette und Münzen, Ringe und dergl. gefunden.

Noch nenne ich das *Haus des Pomponius* und das des *Ankers*.

In der Merkurstrasse haben wahrscheinlich die reichsten Einwohner Pompeji's gewohnt.

Die neuesten Ausgrabungen wurden in der Strasse unternommen, die von dem Fortunatempel zum Isisthore führt. Hier fand man das prächtigste Haus von Allen, mit wunderschönen Mosaiken, die sich jetzt aber im Museum befinden. Der berühmte bronzene Faun, den man hier fand, hat diesem Hause den Namen gegeben.

Bis jetzt ist wohl nur erst der fünfte Theil der Stadt aufgegraben. Der Staat hat 6000 Ducati jährlich für die Arbeiten bestimmt, und 700.000 Ducati sollen erfordert werden, um sie zu beendigen, folglich gehört noch mehr als ein Jahrhundert dazu, wenn in demselben Verhältniss wie jetzt damit fortgefahren wird.

AUSFLUG NACH SALERNO UND PÄSTUM.

Wenn man Portici, Resina und Torre del Greco hinter sich hat, so kommt man nach

Torre della Nunciata, das seinen Namen von einer 1319 dort errichteten Kapelle hat. Da sich hier viel Raubgesindel aufhielt, so liess Alphons I. den Thurm und die Befestigungen dem Orte hinzufügen, der Turris Annunciatae de Schifato hiess. Hier sind Pulver-, Gewehr- und Papierfabriken. Mit dem anhängenden *Bosco delle tre Case* hat *Torre della Nunciata* ungefähr 1100 E.

Ueber den Sarno (Sarnus) führt uns jetzt der Weg nach dem reizenden

Castellamare (Castrum Maris Stabiae), welches auf den Ruinen von Stabiae erbaut, der Lieblingsaufenthalt der Neapolitaner im Sommer ist und 15.000 Einw. zählt. Stabiae wurde von Etruskern, Pelasgern und Samnitern bewohnt, bis die letztern von den Römern vertrieben wurden. Sylla zerstörte die Stadt, die hierauf zum unbedeutenden Flecken herabsank, bis dass der Vesuv auch diesen, zu gleicher Zeit mit Pompeji und

Herkulanum zerstörte. Man fand viele Papyrus hier, die im Museum zu Neapel aufbewahrt werden.

Jetzt wohnen beständig viele Fremde in Castellamare, die bis zum Spätherbste dort verweilen, und wohl auch die hier sprudelnden Mineralquellen benützen, zum Winter kehren sie dann erst nach Neapel zurück. — Die Kirche enthält einen Luca Giordano. Unter den Bergen in der Umgebung ist der *Monte S. Angelo* (im Alterthume Lactarius) der höchste, auf dem das k. Lustschloss *Quisisana**) liegt. Die Aussicht von diesem Punkte darf nicht unbeachtet bleiben.

Hierauf kommt man nach dem artigen Städtchen *Vico* (Aequa) und dann nach

Sorrento (Surrentum), das auf einer Anhöhe mitten unter Orangenbüschen, in wahrhaft entzückender Gegend liegt. Die Küste von Sorrent wird mit Recht für die herrlichste der Europäischen Küsten gehalten, und nur die Gegend von Sestri, an der Riviera di Levante und die Gärten von Valencia sind ihr wohl an die Seite zu setzen. Eine Neapolitanische Barke führt uns um 10 Gran, etwa 24 Kreuzer hieher, wenn wir das Wasser dem Lande vorziehen. Eine solche Barke macht die Reise alle Nachmittage hin und kommt mit Orangen beladen nach Neapel zurück.

Die Stadt Sorrent soll von Ulysses gebaut worden seyn; August kolonisirte sie, und sie erreichte nun die bedeutendste Stufe von Macht und Ansehen. Man wird auch hier eine ziemlich grosse Menge von Alterthümern finden, allein mehr als diese interessirt hier wohl den Fremden der Platz am Gestade, neben dem Gasthofe zur Syrene, wo Tasso das Licht der Welt erblickte, und wo ihn einst seine Schwester Cornelia so liebevoll empfing. Jetzt ist ein stattlicher Palast hier aufgeführt, der gewöhnlich von Engländern bewohnt wird. Die Büste von Terracotta, des unglücklichen Dichters, schmückt die Façade. Man kann an Ort und Stelle, oder im Studienpalaste zu Neapel, in der Gallerie des farnesischen Stieres, ein Bild dieser Gegend erhalten, gewöhnlich im Mondschein aufgenommen, das theils durch den Reiz der Gegend an und für sich, theils aber auch als Andenken an Tasso einen Werth erhält. Obgleich diese Sachen auch zu hohen Preisen, bald in Oel, bald in Gouache angefertigt werden, so kann man doch schon für vier Piaster in Oel ein recht artiges Bildchen mit nach Hause nehmen.

Die Bevölkerung besteht aus 5000 Einw. *) Auffallend ist die grosse Reinlichkeit derselben. Besonders reich ist der Sonntagsstaat der Frauen. Allein nicht selten sieht man sie zu ihren goldgestickten Corsetten, Ketten, Ringen und Nadeln weder Schuhe, noch Strümpfe tragen. Das fruchtbare Land versieht Neapel mit Lebensmitteln aller Art. Der erste Gasthof von Giuseppe Siciliano ist nicht sehr zu rühmen.

Auf dem *Capo di Minerva* (Prenusso) liegt das Städchen *Massa* (Massa Lubrensis). Von hier schifft man sich ein, um *Capri* mit seinen Merkwürdigkeiten zu sehen, oder man umschifft das Vorgebirge, um sich zu Wasser nach

Amalfi zu begeben. Vor Zeiten war Amalfi eine reiche und berühmte Republik; die mit Venedig wetteiferte. Ihre Flotte und ihr ausgedehnter Handel berechtigte sie dazu. Sie nahmen an den Kreuzzügen thätigen Antheil, und hier war es, wo der Maltheserorden gestiftet wurde. Bei der Plünderung im Jahr 1135 fand man hier die Pandecten Justinians. Nachdem Roger, Herzog von Calabrien, sie geplündert hatte, sank die Stadt plötzlich von der Höhe ihrer Grösse zu einem unbedeutenden Städtchen zusammen. Dazu kommt nun noch, dass der Felsen rings umher wenig hervorbringt. Dessenungeachtet ist die Lage sehr malerisch. In der Kathedrale, die auf der Stelle eines alten Tempels steht, sieht man noch mehre Antiken, unter Anderm ein Basrelief von griechischer Arbeit. **Flavio Gioja**, der Erfinder des Kompasses, ist in Amalfi geboren worden, und **Masaniello** lebte in dem Fischerdorfe *Atrani*, dicht vor den Thoren der Stadt, weshalb er gewöhnlich Thomas Aniello (Masaniello) von Amalfi genannt wird. Dieses Dorf Atrani besitzt jetzt die ältesten Bronzethüren in Italien, nämlich aus dem Jahr 1087, nachdem die der St. Paulskirche in Rom, die 1070 in Konstantinopel gegossen wurden, durch Feuer zerstört sind. Die Bronzethüren von Atrani befinden sich aber in der St. Salvatorskirche.

---

*) Hier gesundet man.

*) Die des ganzen Territoriums wird auf 30.000 Seelen geschätzt.

Wer von Amalfi nach *Salerno* nicht zu Wasser will, muss sich der Esel bedienen, um über den Bergrücken dahin zu gelangen.

Salerno (Salernum) war eine im Alterthum hochberühmte Stadt, nach welcher der ganze Golf seinen Namen hat, rund umgeben von Palmen und Orangen. Im Mittelalter gehörte sie zum Fürstenthum Benevent. Im 9. Jahrhundert wurde sie die Hauptstadt eines eigenen Fürstenthums, wodurch die Saat der Zwietracht für lange in dieser Gegend gestreut wurde. Robert Guiscard bemächtigte sich endlich der Stadt und nun hausten mehrmals Normannen darin, bis dass Heinrich VI. sie in einen Schutthaufen verwandelte. Nachdem sie sich wieder aus den Trümmern erhoben, nannte sich unter Karl von Anjou der Thronerbe nach diesem Fürstenthume. Jetzt erhält diesen Titel der Bruder des Königs, und der Kronprinz heisst Herzog von Calabrien. Sonst war die Universität, besonders die medizinische Schule *), sehr berühmt. Araber sollen sie gestiftet haben.

Die engen, winkeligen Strassen sind mit Lava gepflastert. Die *gothische Kathedrale*, aus dem 7. Jahrhundert, wurde im 11. durch Robert Guiscard wieder restaurirt, der dazu viele dem nahen Pästum entwendete Gegenstände gebrauchte. Antike Säulen, Grabmäler longobardischer Fürsten und eine grosse Vase von orientalischem Granit, so wie auch verschiedene Gemälde und Skulpturen, die von bedeutendem Werth sind, werden mit Vergnügen hier in Augenschein genommen werden. Ich nenne unter Andern: Alexanders Zug nach Indien, und ein Bacchanal in Basrelief. Hier starb 1085 *Gregor VII.* Sein Grabmal, so wie das *Johanns von Procida*, verdienen noch besondere Erwähnung. — Der Ort hat jetzt nicht über 10.000 Einwohner.

Von Salerno macht man die Reise nach Pästum zu Lande und kommt, nachdem man sechs Miglien zurückgelegt, über den Picentino, und dann erreicht man *Vicenza*, jetzt ein schmuziges Dorf, ehemals eine blühende Hauptstadt der Picentiner, *Picentia*.

Bei *Tora* überschreitet man den *Battipaglia* (Tuscianum) und sieht sich dann bald in

Eboli (Ebulum), einer kleinen Stadt von ungefähr 5000 Einw., auf einem Berge und in fruchtbarer Umgebung. Ueber den Fluss Botta führt eine Brücke, die während der römischen Republik gebaut wurde, diese und die prächtige *Karthause in Padula* verdienen in Augenschein genommen zu werden.

Wer den kleinen Umweg über Eboli scheut, kann direct von Vicenza nach Pästum kommen und hat dann 4½ Posten zurückzulegen.

Pästum (Posidonia oder Neptunia *)), eine sehr alte Stadt, 45 Miglien von Neapel, die einst von den reichen und luxuriösen Sybariten bewohnt wurde. Sie gehörte zu dem Theile von Grossgriechenland, der Lucanien genannt wurde. Im Jahr 479 fiel die Stadt den Römern zu und im 9. Jahrhundert zerstörten sie die Sarazenen. Das Merkwürdigste, was jeder Reisende, der bis Neapel kommt, zu sehen nicht unterlassen sollte, sind die ungeheuren cyclopischen Stadtmauern Pästums aus 24 Fuss langen Quadern, ohne Mörtel, jedoch wie zu einer Masse verbunden, und die Ueberreste der drei Tempel, die Alles bei weitem an Grösse übertreffen, was man bis dahin von Ruinen zu Gesichte bekam. Es geht aus der Bauart deutlich hervor, dass man es hier mit vorrömischen Werken zu thun hat, und dass hier Phönizier walteten, die es mehr auf Solidität als auf reine Schönheit absahen, was den handeltreibenden Völkern stets eigen war und blieb. Jedoch machen die Ornamente hin und wieder eine Ausnahme davon, die einer spätern Zeit angehören und von Griechen oder Römern herrühren. Das einzige noch übrige Stadtthor ist das nördliche. Es hat einen Bogen von 46 Fuss Höhe. Man erkennt noch daran im Basrelief die Sirene und den Delphin, die Zeichen der handeltreibenden Meeresstadt. Der *Tempel des Neptun*, wahrscheinlich der älteste in Europa, ein Werk von unbeschreiblicher Majestät, ist 169 Fuss lang und 75 breit. Er hat 36 kannelirte Säulen ohne Basis, mit Fries und Architrav von dorischer Ordnung. Im Sanctuarium sieht man noch den Opferaltar. Die *Basilica*, so wie der *Tempel der Ceres*, sind ebenfalls noch in sehr vollständigen Ruinen erhalten, nicht so aber das *Theater* und *Amphitheater*. Von dem erstern ist nicht einmal mehr der Grundplan zu erkennen. Nur Fragmente, zum Theil mit Greifen und andern emblematischen Figuren geschmückt, liegen hie und da auf dem Platze umher. Das Amphitheater ist ungefähr hundert Schritte von dem erstern entfernt. Hier wird wenigstens noch der Grundplan wahrgenommen. Der grösste Diameter hält 177, der kleinste 122 Fuss.

---

*) Civitas hippocratica, vor dem 11. Jahrhundert gegründet.

*) Als Handelsstadt war sie dem Schutze des Meergottes empfohlen.

Der *Tempel der Ceres* ist leichter und eleganter als der vorige. Er ist nur 85 Fuss lang und 44 breit und hat 38 Säulen von 16 Fuss Höhe und 4 im Durchmesser, gleichfalls kannelirt und ohne Basis. — Die *Basilica* zeigt keine Spur von Cella oder Altar, und es ist daher wohl mit Recht anzunehmen, dass sie zu öffentlichen Versammlungen diente. Auch dieser Bau besteht aus 54 dorischen Säulen, die jedoch verzierter als die der Tempel sind und daher auf eine spätere Zeit der dorischen Baukunst hindeuten. Man kann daraus abnehmen, mit welcher Dauerhaftigkeit die Alten ihre öffentlichen Gebäude aufführten, dass diese noch in solchem Zustande hier gesehen werden, während von den übrigen Häusern jede Spur verwischt ist.

Alle diese Werke sind von weissem Marmor, der jedoch jetzt einen röthlich-braunen Ton angenommen hat, der sich beim Sonnenuntergange in einem Feuer zeigt, von dem der Bewohner des Nordens sich keinen Begriff zu machen im Stande ist.

Die einst so blühende, ganz in Rosen gehüllte Gegend von Pästum ist jetzt öde und sumpfig, und es ist Niemanden zu rathen, hier lange zu verweilen. Man pflegt daher nach der Besichtigung der Ruinen noch am selben Tage nach Salerno oder Eboli zurückzukehren, dort zu übernachten, und dann den Rückweg nach Neapel anzutreten.

Wir wählen jetzt die Poststrasse und kommen zuerst nach

La Cava, einer kleinen, freundlich gelegenen Stadt, von den Thälern des Monte Metelliano umgeben, die durch den Fleiss der Einwohner zu einem grossen Garten umgeschaffen sind *). Drei Miglien von dem

---

*) Die Höhle von *Dunega* ist bei einigem Verweilen wohl zu besuchen.

Orte entfernt, hart am Berge Finestra und gleichsam in demselben, liegt das berühmte Benediktinerkloster *Trinità della Cava*, mit Archiven voll der interessantesten Urkunden, besonders in Bezug auf die Geschichte der Longobarden. Hier schrieb Filangieri sein berühmtes Werk über die Wissenschaft der Gesetzgebung. Das folgende Städtchen ist

Nocera (Nuceria Alphaterna) mit 6900 Einw. Es wurde im Alterthume dreimal geplündert, von Hannibal, von Teja und von dem König Roger. Im 3. Jahrhundert nahmen es die Sarazenen. Es ist nichts Sehenswerthes hier. Solimena's Geburtsort.

Von hier geht's auf Torre della Nunziata und nach Neapel zurück.

CASERTA UND BENEVENT.

Zwei Posten (16 Miglien) nördlich von Neapel, und nicht weit vom alten Capua, liegt das *neue Caserta* (Casa Irta), wo Karl III., nachdem er die Paläste in Portici und auf Capo di Monte hatte bauen lassen, durch den aus Rom herbeigerufenen Vanvitelli auch dieses prächtige Lustschloss aufführen liess. Vielleicht die grösste Conception eines Lustschlosses, die in dem Kopfe eines Künstlers sich gestaltete. Das alte Caserta lag auf den tiphatinischen Bergen, drei Miglien oberhalb der neuen Stadt. Im 10. Jahrhundert war es von Bedeutung; jetzt zählt die Stadt nebst den dazu gehörigen umliegenden Dörfern 22,000 Einw.

Die Form des Lustschlosses ist viereckig; es hat 746 Fuss Länge, 576 Breite und 113 Höhe. Der grosse Portikus ist 507 F. lang und wird von 98 Säulen aus sicilianischem Marmor getragen. Von Kunstschätzen ist ausser den Arbeiten unsers Philipp Hackert, der als K. Neapolitanischer Hofmaler starb, wenig hier.

Sehenswerth ist hier die überaus prächtige Kapelle, die man wohl einer grossen, majestätischen Kirche vergleichen könnte.

Eben so ist ein schönes Theater im Schlosse, das den ersten italienischen Theatern an die Seite zu setzen ist.

Zu den ungeheuren Gärten und Spaziergängen hat Vanvitelli ebenfalls den Plan geliefert. Herrliche Wasserkünste zieren sie. Vier davon heissen: *Fontaine der Delphine, des Aeolus, der Ceres* und *von Venus und Adonis*.

Der *Aqueduct*, der Caserta mit Wasser versieht, ist ein gleichfalls bewundernswerthes Werk von 27 Miglien Länge, der allein schon die Reise hieher werth ist.

Unweit von Caserta liegen die königlichen Seidenfabriken von *S. Leucio*, die wohl auch werth sind, dass man sie besuche.

20 Miglien von Caserta und 37 von Neapel liegt in den Apenninen

Benevent, eine alte Stadt, deren Ursprung sich nicht mit Gewissheit angeben lässt, obgleich man den Diomedes, König der Aetolier, dafür hält, der ungefähr 477 v. R. Erb. gelebt haben soll. Benevent hiess früher Malventum, wegen der heftigen periodischen Stürme, die hier zu herrschen pflegten.

Von dem prächtigen *Amphitheater des Vitinius* sieht man nichts mehr als den Grundplan. Interessanter ist aber der dem Trajan errichtete Triumphbogen, jetzt als Stadtthor dienend und

Porta aurea genannt. Von den drei dem Trajan geweihten Triumphbogen existiren nur noch zwei, der zu Ancona und der in Benevent, der dritte, welcher auf dem Forum des Trajan in Rom stand, ist gänzlich zerstört. Der Bogen, von dem wir sprechen, wurde 114 errichtet und soll von dem griechischen Baumeister Apollodor herrühren, den Trajan hatte kommen lassen, um die Werke auszuführen, womit er selbst Rom zu verschönern gedachte. Der Bogen ist von griechischem Marmor und hat einen doppelten Sockel, auf dem sich 8 kannelirte Säulen von zusammengesetzter Ordnung erheben. Zwischen den Säulen befinden sich schöne Basreliefs, Opfer und Thaten des Kaisers versinnlichend. Der Fries zeigt den Triumphzug. In den Ecken zwei Flussgötter von trefflicher Arbeit. Sowohl die Attica als auch die Bogenöffnung enthalten Basreliefs. Alles, was auf der nach der Stadt hingewandten Seite abgebildet, ist auf der entgegengesetzten wiederholt.

Am Fusse des Hügels, auf dem die Stadt liegt, fliessen der Sabbato und der Calore, die sich dann vereinigen. Die Stadt umgeben Wälle, die mit acht Thoren versehen sind. Sie hat ungefähr 2¼ Miglien im Umfange und 16,000 Einw.

Das *Schloss* des Wilhelm Bilotta von Benevent, der die Stadt für den in Avignon abwesenden Johann XXII. regierte, verdient bemerkt zu werden, ferner der *öffentliche Palast*, von sehr schönen Verhältnissen. — Ein schöner Marmorlöwe, der hier 1640 ausgegraben wurde, wird auch dem Publikum gezeigt.

Die *Kathedrale* ist gross und edel und der erzbischöfliche Palast sehr weitläuftig. Vor der Kathedrale steht ein kleiner ägyptischer Obelisk.

DIE INSELN.

Vom Cap Miseno nach *Capri* (Caprene) dauert die Ueberfahrt nicht mehr als fünf Stunden. Auf dieser Insel liegen zwei Orte, *Capri* und *Anacapri* geheissen, zu welchem letztern eine Treppe von 536 Stufen führt. Dies letztgenannte liegt in dem fruchtbareren Theile der Insel, wenn gleich der andere, wo Capri liegt, der grössere ist. Merkwürdig ist der lang eingewurzelte Hass, der zwischen den Bewohnern beider Orte herrscht. Das Ganze hält ungefähr eine Quadratmeile, auf welcher 4000 Menschen leben. Der Wachtelfang auf der Insel trägt dem Bischof von Capri, dessen Regal er ist, ein Beträchtliches ein. Auf einer Anhöhe sieht man noch Ueberreste von dem *Palaste des Tiber*, wo er seinen Lüsten fröhnte. Vom *Monte Solaro*, dem höchsten Punkte, hat man eine entzückende Aussicht über die Meerbusen von Gaeta, Salerno, Neapel u. s. w. In der Pfarrkirche finden sich noch Säulen aus dem römischen Kaiserpalaste. Ausserdem sieht man auch Reste von den Aqueducten und Bädern des August, der in seinem Alter vier Jahre lang auf Capri wohnte, und einen Theil des Forums. Die von der Königin Johanna gegründete Karthause ist jetzt eine Kaserne.

Das Merkwürdigste ist die *Grotta azzurra* oder die blaue Grotte, welche noch nicht lange von Engländern beim Schwimmen entdeckt wurde. Nur auf einem flachen Kahne, in dem man noch überdiess sich auf den Bauch legen muss, kann man durch die überaus kleine Oeffnung in das Innere der Grotte gelangen. Die Schiffer nehmen gewöhnlich den Augenblick wahr, wo die Wellen sich durch diese Oeffnung wälzen, und lassen sich so in ihrem kleinen Fahrzeug auch mit hineinziehen. Alles in dieser Grotte ist sanft himmelblau, die Stalaktiten, welche die Decke und Pfeiler bilden, der Sand, das Wasser. Man kann denken, was dies für einen angenehmen Eindruck macht.

Bei nur etwas unruhiger See wäre es jedoch Tollkühnheit, sich hinein wagen zu wollen, auch würde man schwerlich Schiffer finden, die sich dazu verständen. Wenn das Wasser sich erhöbe und den Raum im Innern füllte, so wäre keine Rettung und durch die kleine Oeffnung kein Rückweg mehr zu finden.

Die Insel, in deren grotesken Gestalt man das Abbild einer ruhenden Ziege erblicken will, wovon sie ihren Namen haben soll, ist einer der schönsten Aussichtspunkte von Neapel aus gesehen, namentlich bei Sonnenuntergang, wo sich ihre Formen am glühenden Horizont am deutlichsten abzeichnen.

Ischia (Pythecusa) ist die grösste Insel des Golfs von Neapel. Bei Virgil und Homer wird sie Arimi genannt. Im Alterthum musste sie wegen der unaufhörlichen vulkanischen Ereignisse von ihren Einwohnern verlassen werden. Obgleich ihr Flächeninhalt kaum 18 Quadratmiglien beträgt, so enthält sie doch eine Stadt von 3000 Einw. und 20,000 in zehn Dörfern. Das unterirdische Feuer, das diese Insel nach allen Richtungen durchzieht, gewährt der Vegetation eine eigenthümliche Kräftigkeit und den vielen warmen Bädern besonders heilsame Eigenschaften. Durch herrliche Weiden ist die Milch ausgezeichnet, eben so der Wein, und die Vortrefflichkeit, die alle Hervorbringungen des Eilands auszeichnet, erstreckt sich sogar bis auf die Fische, die an dieser Küste gefangen werden und die für die besten des ganzen Golfs gelten. Der Vulkan, der sich pyramidalisch in der Mitte erhebt, ist der Monte Epomeo, jetzt S. Nicolo genannt, 1800 Fuss über dem Meeresspiegel. Ein Ausbruch desselben zerstörte 1302 das so blühende Ischia, den Hauptort der Insel. Damals brannte diese zwei Monate hindurch von vulkanischem Feuer. Der Berg ist beschwerlich zu ersteigen, doch ist es lohnend der herrlichen und fast unbegränzten Aussicht wegen.

Noch sind hier zu bemerken: das Lavafeld von l'Arso, über 500 Jahre alt und noch unverwittert, der See, die Schwitzbäder von Castiglione und S. Lorenzo, die Bäder von Casamicciola, del Monte della Misericordia, und die berühmte Strohhutfabrik.

Die Stadt *Ischia* liegt auf einem 600 F. hohen Basaltfelsen an der Ostküste und ist nicht bedeutend. An der Westküste das Städtchen Foria.

Für Badegäste, die sich hier zahlreich einfinden, fehlt es allerdings an mancher Bequemlichkeit, jedoch findet man bei dem Abbate Tomaso de Siano für gutes Geld auch gute Aufnahme.

Von Neapel nach Ischia braucht man zur See 6 bis 8 Stunden. Besser ist's, sich vom Cap Miseno nach Procida und dann nach Ischia übersetzen zu lassen.

Procida (Prochyta) liegt zwischen dem Cap Miseno und Ischia, ist ungefähr fünf Quadratmiglien gross und hat 12,000 Einw. Auch diese Insel ist überaus fruchtbar. Man fängt hier herrliche Rebhühner und Fasanen. In dem ganz verfallenen Schlosse hauste einst Johann von Procida, der Haupturheber der sicilianischen Vesper, der Sicilien den Franzosen für die Erben Konradins entriss. Die Schiffer von Procida gelten für die besten in Italien.

Die Frauen tragen ein eigenes, sehr malerisches, dem Antiken gleich kommendes Kostüm, jedoch nur noch an Sonn- und Festtagen.

Ich will hier schliesslich noch den Tarif der Wagen und Barken zu Ausflügen von Neapel anführen. Er möge zur ungefähren Richtschnur dienen, wenn gleich nicht verbürgt werden kann, dass er sich nicht hie und da geändert habe.

	Ducati.	
Canestra mit 4 Pferden auf 1 Tag	4.	
Canestra „ 2 „ nach Portici oder Puzzoli und Umgebung .	2.	40.
Corricolo auf 1 Tag	1.	60.
Barke mit 4 Ruderern auf 1 Tag	2.	
„ „ 2 „ nach Portici		60.
1 Platz in einer grossen Barke, die täglich nach Castelamare, Sorrent, Capri, Ischia, Torre del Greco fahren		10

Sechszehntes Kapitel.

Von Neapel über Livorno nach Genua.

Dampfschifffahrt. — LIVORNO (*Geschichtliches. Die Kathedrale. Statue Ferdinands I. Das Quarantaine-Lazareth. Oelmagazine. Hafen. Molo. Leuchtthurm. Ardenza. Montenero. Smollett's Grab. Gasthäuser. Von Livorno nach Florenz*). — *Ausflug nach Volterra.* — PISA (*Geschichtliches. Giuoco del Ponte. Der Dom. Das Battistero. Der schiefe Thurm. Der Campo Santo. Paläste. Universität. Meierei S. Rossore. Bäder S. Giuliano. Gasthäuser*). — LUCCA (*Geschichtliches. Kathedrale. Kirchen. Palazzo publico. Ruinen. Gegend. Bäder*). — *Riviera di Levante* (*Pietra Santa. Massa. Carrara. Sarzana. La Spezia. Sestri*). — GENUA (*Geschichtliches. Strassen. Paläste. Kirchen. Darsena. Porto franco. Theater. Aqueduct. Promenaden. Gasthäuser*).

Um nicht den Weg, den wir so eben zurücklegten, zweimal zu machen, bedienen wir uns, wie es die meisten Reisenden thun, der *Dampfschiffe*, die während des Sommers täglich diese Reise machen, gewöhnlich aber nur des Nachts fahren und den Tag über in Civita Vecchia und Livorno liegen bleiben, wo die Passagiere, die an's Land wollen, ausgesetzt werden. Im Spätherbste stellen sie ihre Fahrten mehrmals ein und man thut daher wohl, sich bei Zeiten nach einer solchen Gelegenheit zu erkundigen, auch versäume man nicht, sich mit den erforderlichen Gesundheitspapieren zu versehen, weil man sonst unerbittlich vom Bord gewiesen wird und wenn man selbst seine Effekten schon darauf hätte.

Wir fahren nur bis *Livorno* mit dem Dampfschiffe, das von dort in einer Nacht Genua erreicht, um erst *Pisa* und Lucca kennen zu lernen und dann auf der himmlischen *Riviera di Levante* nach *Genua* zu gehen, einer der schönsten Landstriche von Italien und der Küste bei Neapel im vollsten Maasse an die Seite zu stellen.

Ich würde meinen Lesern rathen, sich hier keiner andern Gelegenheit als der Vetturine zu bedienen, da es Schade wäre, die schöne Gegend zu durchfliegen *).

Zuerst werfen wir einen Blick auf

---

*) Münzen u. s. w. von Toscana, s. S. 138 dieses Buchs.

Livorno (Portus Herculis, Labronis, Liburnus etc.)

Die Stadt liegt am mittelländischen Meere, 16 Miglien südwestlich von Florenz, der Insel Meloria gegenüber und hat ungefähr 60,000 Einwohner, von denen 20,000 Juden sind, die sich hier besonderer Privilegien erfreuen. Obgleich ein altrömischer Hafen, so hat er doch keine Spur mehr von seinem Alterthume aufzuweisen, und man findet sich in diesem geschäftigen Treiben, diesem weiten Comptoir aller Nationen, plötzlich wie aus Italien hinausgedrängt. Im Jahre 1392 war Livorno noch ein nach allen Seiten offenes Dorf und die pisanische Republik liess es mit Mauern umgeben. So arbeitete Pisa selbst daran, sich eine gefährliche Nebenbuhlerin zu schaffen. Seit dem Untergange der pisanischen Glanzperiode nahm Livorno als Handelsplatz stets an Bedeutung zu. Den Mediceern verdankt es besonders seinen jetzigen Wohlstand. Sie befestigten die Stadt und verliehen ihr so viele Privilegien, dass dadurch Kaufleute aus allen Ländern herbeigezogen wurden. Im Jahr 1742 wurde Livorno stark von Erdbeben heimgesucht, und 1804 herrschte daselbst das gelbe Fieber.

Die Stadt hat drei Vorstädte und eine Citadelle. Ihr Umfang beträgt zwei Toskanische Meilen. Die Strassen sind gerade und gut gepflastert; die vom Hafen zum pisanischen Thore führt, *la Strada Ferdinanda*, ist die schönste. In dem nördlichen Theile der Stadt sieht man Kanäle, gleich den venetianischen; deshalb heisst er *Neu-Venedig*.

Unter den 11 katholischen Kirchen ist die *Kathedrale* zu nennen, die, wenn auch mit andern Gebäuden dieser Art im übrigen Italien nicht zu vergleichen, doch einen reichen Plafond und eine Transfiguration al fresco von Ghelardini enthält.

Von den beiden Theatern ist das neuere Carlo Lodovico besonders hervorzuheben.

Von eigentlichen Kunstwerken und Monumenten besitzt Livorno nichts. Das einzige, was zu nennen wäre, ist die Marmorstatue Ferdinands I., die jedoch in vieler Hinsicht fehlerhaft ist. Vier afrikanische Sklaven zu ihren Füssen verdienen mehr Aufmerksamkeit als die Statue selbst. Sie sind von Pietro Tacca modellirt; die Statue von Giov. dell' Opera gearbeitet.

Es ist allen Nationen hier erlaubt, frei ihren Gottesdienst zu üben. Die Griechen haben zwei Kirchen, die Armenier einen Tempel und die Juden eine sehenswerthe Synagoge.

Das *Quarantaine-Lazareth* ist ein weitläufiges, sehr gut eingerichtetes Gebäude, wo ausser den Menschen auch die Ladungen der Schiffe untergebracht werden. Es ist wahrhaft erstaunend, wie geistreich man hier alle Mittel gegen die Verbreitung der Pest ergriffen hat.

Das ungeheure *Oelmagazin*, im Jahre 1705 von Cosmus III. gebaut, muss auch seiner innern Einrichtung wegen besucht werden. Statt der Fässer wird hier das Oel in gemauerten Behältern von vier Quadratfuss, die mit Schiefer ausgefüttert sind, aufbewahrt, um die Kosten der Fässer zu ersparen.

Der *Hafen* ist sicher und bequem, doch ist er den Versandungen ausgesetzt, denen indess durch Baggerschiffe mit Erfolg entgegen gewirkt wird. Der *Molo* ist 600 Schritte lang und wird durch drei Forts beschützt. Der *Leuchtthurm* (Fanal), aus zwei aufeinander stehenden Thürmen zusammengesetzt, ist ein eben so solides, als leicht aussehendes Werk der Pisaner, aus dem Jahr 1303. Man ersteigt ihn auf 230 Stufen

Da Livorno ursprünglich an Wassermangel litt und sich mit Cisternen behelfen musste, so hat die Regierung einen steinernen Aqueduct anlegen lassen, der das Wasser von den Bergen von Colognola, 12 Miglien weit, hinführt.

Livorno ist wohl die einzige Stadt in Italien, die kein historisches Interesse bietet, und kann daher dem Fremden, der nicht zum Kaufmannsstande gehört, nicht auf die Länge fesseln. Abends zieht die *Ardenza*, eine Promenade am Meere, die schöne Welt und die Fremden an, welche hier besonders durch die Mischung europäischer und morgenländischer Trachten überrascht werden.

Die Umgebungen gegen Süden und Norden sind lachend. Der Hügel von *Montenero*, einige Miglien von Livorno, bietet einen angenehmen Spaziergang und ist mit Villen bedeckt; die Aussicht aufs Meer ist in's Unendliche ausgedehnt. Man erblickt Capraja und Gorgona, Elba und selbst Corsica und die Hyèren bei heiterem Himmel. Der protestantische oder englische Kirchhof mit seinen vielen Denkmälern aus weissem Marmor ist eines Besuches werth. Vor allem interessant ist hier das Grab *Smollett's*, des Satyrikers und Romanciers, der als englischer Konsul, 51 Jahre alt, in Livorno starb. An Fabriken aller Art ist kein Mangel; der kunstsinnige Reisende wird indessen höchstens einen Tag in Livorno's Mauern verweilen. Jedoch ziehen die trefflich eingerichteten Seebäder stets Fremde herbei. Man hört wohl manchmal, Livorno werde bald Florenz übertreffen. Wenn sich dies auf das materielle Leben bezieht, so kann es wahr werden, allein seine englisch-amerikanische Civilisation wird nie die grossen und edeln Gefühle einzuflössen im Stande seyn, welche die Vaterstadt Dante's und Michel Angelo's erweckt.

Die besten Wirtshäuser sind: Città di Londra, Aquila Nera, Croce d'Oro, Croce di Malta *).

Ausflug nach Volterra.

Von *Livorno* kann man über *Pontadera* und *Peccioli*, einen Ausflug nach dem alten *Volterra* machen, um noch ein Bild mehr erloschener Grösse mit in die Heimath zu nehmen. Es liegt auf hohem Berge mitten in den Maremmen oder Sümpfen von Siena. Die Stadt hiess *Velathri* und war eine von den 12 etruskischen Freistaaten. Unter den Römern nahm sie den Namen *Volaterra* an und hielt in den Kriegen des Sylla eine lange Belagerung aus. Dann kam sie in Verfall; die Pest entvölkerte sie im Mittelalter, der Anbau stockte und nun sieht die Gegend einer Wüste gleich. Jetzt leben noch 4000 Menschen in der Stadt, die aus der Ferne mehr verspricht, als ihr Inneres hält. Weitläuftige Paläste, Gärten und Klöster, alles steht menschenleer da. Selbst an einem Gasthofe fehlt es. Die ungeheuren cyclopischen Mauern sind sehenswerth; ferner etruskische Alterthümer auf dem Rathhause (il palazzo del pubblico), einem Gebäude des 13. Jahrhunderts. Maffei behauptet, dass, wer nicht in Volterra war, sich

---

*) Von *Livorno* nach *Florenz* geht es über Fornacette, Castel del Bosco, Scala, Ambrogiana, Lastra, Florenz. Im ganzen sieben Posten, die man allenfalls in 10 Stunden zurücklegen kann. Man reist gewöhnlich im Sommer Nachts, um die Hitze zu vermeiden. Die Vetturine spannen zweimal um, in Empoli und in Pontadera. Für ein Kabriolet zahlt man 12 Franken. Die Post kostet nebst Trinkgeldern für zwei Pferde 115 Paoli oder 64 Fr. 40 C. Ueber Pisa ist's zwei Posten weiter.

das etruskische Alterthum nicht vorstellen könne. Vom Thurme del Mastio hat man die Aussicht über das wüste Land, durch das sich die weisse, mit Alabaster gepflasterte Strasse hinzieht. Den Alabaster, der hier gebrochen wird, verarbeitet man in Florenz zu allerhand schönen Kunstgegenständen.

Die grandiose Kathedrale scheint von Nicolo v. Pisa herzurühren. Das Tabernakel des Hochaltars aus Marmor ist von Mino v. Fiesole; die Bekehrung des h. Paul von Dominichino; eine Verkündigung vom Jahre 1497, ausserdem Werke von Currado, Rosselli, Santi di Tito, Naldini u. s. w.

Die *Kirche des h. Johannes* mit vielfarbigem Marmor bekleidet, ist vielleicht aus dem 9. Jahrhundert.

Durch eine sumpfige Gegend führt die zwei Posten lange Strasse von *Livorno* nach

Pisa (Pisse.)

Eine von den 12 blühenden Städten der Etrusker, jetzt die zweite im Grossherzogthum Toskana. Sie soll nach alten Schriftstellern von Griechen begründet worden seyn, welche nach dem trojanischen Kriege aus Pisa in Elis am Ufer des Alpheus herbeigezogen waren. Seit 572 war sie mit Rom verbunden und erhielt, als eine der bedeutendsten römischen Kolonien, von Augustus den Namen Julia Obsequens. Hadrian und Antonin verschönerten sie sehr. Beim Sturz des römischen Reiches wurde Pisa von den Barbaren zerstört. Endlich fiel es unter die Herrschaft der longobardischen Könige, bis dass es sich losriss und sich zur eigenen Republik bildete. Im Jahr 1000 war Pisa schon ein reicher, gefürchteter Freistaat, vor dem die Sarazenen zitterten, und der sein siegreiches Banner bis nach Sardinien trug. Während der Kreuzzüge hatten die Pisaner bedeutende Etablissements auf der afrikanischen Küste. Allein Genua's Aufblühen gab diesem Glanze den ersten Stoss, und das stolze Pisa musste endlich bei fremden Herren Schutz suchen und wurde dem Herzog Johann Galeazzo Visconti von Mailand verkauft. Nun fasste Florenz den Gedanken, sich Pisa zu unterjochen. Hungersnoth und Pest zerrütteten, nebst den Drangsalen des Krieges, den einst so blühenden Staat, bis dass unter Cosmus I. Ruhe und Glück wieder einzukehren anfing. Doch den früheren Glanz konnte es nicht mehr erringen. Jetzt hat die Stadt nichts mehr als ihr mildes, gesundes Clima, das nervenschwachen und brustkranken Personen, besonders im Winter, nicht genug anzuempfehlen ist, und seine alten Denkmäler, die noch für Jahrhunderte dauern werden.

Pisa liegt in einer fruchtbaren Ebene, 3 Miglien von der Mündung des Arno. Seine Mauern haben 2⅙ Stunde im Umfang. Ehemals waren diese Mauern befestigt. Der Arno theilt die Stadt in zwei Hälften und wird von schönen, breiten und langen Quais (Lungarno) eingeschlossen. Drei Brücken führen über den Fluss. Auf der einen, ganz aus weissem Marmor (Ponte marmo) wurde ehemals das berühmte Giuoco del Ponte alle drei Jahre gefeiert, ein scherzhaftes Gefecht zwischen den Bewohnern beider Stadttheile in antikem Kostüm. Die Strassen sind meistens breit und gut gepflastert, jedoch ohne alles Leben; man sieht in manchen Strassen Stunden lang keinen Menschen. Der Winter macht hierin eine Ausnahme, weil dann einige Fremde die Stadt bevölkern und auch der Hof ein Paar Monate hier verweilt. Unter den neun Plätzen ist der Domplatz der bedeutendste.

da er die vier grossartigen Hauptdenkmäler der Stadt enthält: den Dom, das Battistero, den schiefen Thurm und den Campo Santo.

Der *Dom*, eines der herrlichsten Bauwerke Italiens, wurde 1063 auf den Ruinen einer Kirche erbaut, die selbst auf einem Tempel Hadrians errichtet worden war. Dieses griechisch-arabische Bauwerk ist von **Buschetto** (Buskettus). Von der grossen Kunst dieses Meisters gibt uns eine gleichzeitige Inschrift in der Kirche selbst Zeugniss. Er soll Maschinen erfunden haben, mit deren Hülfe zehn junge Mädchen im Stande waren, Lasten zu bewegen, die 1000 Ochsen nicht von der Stelle gebracht hätten. Er war jedoch Italiener von Geburt, und nicht Grieche, wie man lange behauptet hat. Die Façade schuf Rainaldo, sein Gehülfe. Die Bronze-Thüren, welche die Passion des Heilands enthalten, sind von Johann von Bologna 1602 gegossen, nachdem die früheren durch eine Feuersbrunst zerstört worden waren. An einem Seiteneingange befindet sich jedoch eine andere Erzthüre von ältester Arbeit. 74 Säulen, von denen 62 aus orientalischem Granit, tragen die Gewölbe der Seitenschiffe. Vieles von diesen Ornamenten brachten Pisanische Schiffe aus dem Morgenlande. Die äussere Façade zeigt fünf Reihen Säulen über einander, und der Fussboden der Kirche besteht aus einer Mosaik von weissem und blauem Marmor. Im Innern verbreiten 100 gemalte Fenster das geheimnissvolle Licht, welches den alten Basiliken so eigenthümlich wohl ansteht.

Von vorzüglichen plastischen Bildwerken nenne ich: den *kleinen Altar des h. Blasius*, von **Stagi**, mit einer Statue von **Tribolo**; *drei Statuen im Chor* von Joh. v. **Bologna**; *Das Grabmal Kaisers Heinrich VII.* Die *Basreliefs der alten Kanzel* von Joh. v. **Pisa**, dem Sohne des grossen Nicolo. Die neue *Kanzel*, deren eine Säule aus Stücken von rothem Porphyr zusammengesetzt ist, die andern aus orientalischem Brocatell.

Von Gemälden: **Andrea del Sarto**: eine Madonna mit einem Engel, Johann d. T., St. Franziskus, St. Bartholomäus und St. Hieronymus. Dies ist eines seiner letzten und besten Werke. Sta. Agnese wurde von Mengs Raphael zugeschrieben. Die Madonna unter Heiligen. Abel mit seinen Heerden (treffliche Landschaft). **Sogliani**: Noah's Opfer. **Razzi**: Abrahams Opfer. **Sorri**: Die Einweihung der Basilica, im Geschmack Paul Veronese's. **Sosselli**: Der brennende Dornbusch. **Riminaldi**: Die eherne Schlange. **Salimbeni**: Himmlische Engel an einem Altar. **Salvator Rosa**: St. Torpäus mit der Stadtfahne, ein kühnes Bild.

Das *Battistero* oder die Kirche des h. Johannes steht unweit vom Dom und ist aus dem 12. Jahrhundert. Es ist rund und von aussen mit Säulen verschiedener Ordnungen umgeben, welche die grosse Kuppel tragen. Das ungemein starke Echo im Innern ist bemerkenswerth. Der Baumeister dieses Tempels heisst **Diotisalvi**. Grösstentheils wurde dieser Bau aus freiwilligen Beiträgen bestritten, da es während desselben an Geld zu fehlen anfing. Die Basreliefs und Ornamente zeigen in ihrer Ausführung schon das Hereinbrechen der Kunsthöhe der Pisanischen Schule, die damals die erste in Italien war.

Die *Kanzel* ist eines der grössten Meisterwerke **Nicolo's v. Pisa!**

Der *schiefe Thurm* (Campanile, torre pendente) ist eines der seltsamsten und merkwürdigsten Gebäude. Er ist cylinderförmig, hat 142 Fuss Höhe und ist in sieben Stockwerke abgetheilt, die mit Säulen verschiedener Ordnung umgeben sind. Im Ganzen ist das Gebäude leicht und elegant. Seine schiefe Neigung ist so bedeutend, dass ein Loth, von der Spitze hinabgeworfen, 15 Fuss von der Basis des Thurmes den Erdboden erreicht. Obgleich man vielfältig behauptet hat, dass die schiefe Stellung des Thurmes der Absicht des Baumeisters zuzuschreiten sey, so ist doch jetzt die Annahme allgemeiner, dass solche der Senkung des Bodens zugeschrieben werden muss. Hierin begegnen sich auch die bedeutendsten Schriftsteller, von denen wir nur Vasari nennen. Wahrscheinlich senkte sich der Thurm schon während des Baues, und nachdem man untersucht hatte, dass die Senkung nicht weiter stattfinden würde, so baute man getrost nach dem einmal angelegten Plane fort. Der schiefe Thurm wurde 1174 von Wilhelm von Innsbruck und Buonanno von Pisa zu erbauen angefangen und um die Mitte des 14. Jahrhunderts von Thomas Pisano beendigt. Der Bau ist so solid, dass bis jetzt noch nicht der kleinste Riss am Mauerwerk gesehen werden kann. Ueberdies hat der Thurm noch sieben Glocken, die täglich mit grösster Sicherheit geläutet werden. Man besteigt ihn auf einer bequemen Treppe, doch ist das Umhergehen auf den höheren Gallerien für Leichtschwindelnde nicht zu empfehlen. Hier stellte Galileo Galilei, ein geborner Pisaner, und Lehrer der Mathematik an der dortigen Universität, seine Untersuchungen über den Fall der schweren Körper an.

Der *Campo Santo* ist ein weitläufiger Bau, 450 Fuss in der Länge und 140 in der Breite, von Joh. v. Pisa, der als Baumeister seinem Vater Nicolo überlegen war. Dieser Kirchhof diente seit dem 13. Jahrhundert zum Begräbniss grosser und verdienter Bürger der Republik. Es ist eine Gallerie, die einen Hof einschliesst, und die auf 66 grossen Pilastern ruht. Die Wände sind mit alten Malereien aus der Bibel bedeckt, die grösstentheils von Zeit und Wetter gelitten haben. Die grossen Meister aus den Anfängen der wiedererwachten Kunst schufen hier ihre Werke im 14. und 15. Jahrhundert, wie z. B. Cimabue, Giotto, Andrea und Bernardo Orgagna, Buffalmacco, der älteste von Allen, der sich noch wenig von der Weise der byzantinischen Meister entfernt hatte, Spinello, Aretino.

Ich führe hier an: von Buffalmacco: die Kreuzigung. Von Orgagna: die grosse Composition: der Triumph des Todes, voll von innerem Leben, Imagination und Poesie. Verzweifelnde flehen den Tod an in folgenden Versen, die der Meister selbst hinzufügte

Da che prosperitade ci ha lasciati;
O morte, medicina d'ogni pena,
Deh vieni a darne ormai l'ultima cena

Allein der Unerbittliche trifft Reiche und Glückliche, Liebende im Schatten duftender Büsche. Auch Portraits sind auf dem Bilde, wie: Castruccio, Tyrann von Lucca, Ludwig der Baier u. A. Von demselben alten Meister sieht man noch *ein jüngstes Gericht*, was dem vorigen Bilde untergeordnet wird. *Das Leben der Väter in der Wüste* ist von Laurati von Siena, einem Schüler des Giotto. Von Simon Memmi eine Himmelfahrt über der Eingangsthüre. Von Benozzo Gozzoli, einem Nachahmer des Masaccio, zahlreiche naive Werke. Eines davon, die Trunkenheit Noah's, enthält die berühmte Figur der Vergognosa, die sich die Hand vorhält und durch die Finger sieht. Sie hat zu dem Sprichworte Veranlassung gegeben: *Come la Vergognosa di Campo Santo.* Er hat 23 Bilder geliefert, von denen drei verloren gingen.

Sowohl Gozzoli als auch Joh. v. Pisa sind in dem Campo Santo begraben.

Von den plastischen Werken sind zu nennen: Eine schöne antike Bacchusbüste. Eine griechische Vase von parischem Marmor mit dem bärtigen Bacchus. Der sogenannte Sarkophag von Phädra und Hippolyt. Das Mausoleum Beatrice's, der Mutter der Gräfin Mathilda von Canossa. Das Monument, das dem Grafen Algarotti, nach dem Willen Friedrichs d. Gr., gesetzt wurde, mit der Inschrift: *Algarotto, Ovidii Aemulo Newtonii discipulo, Fridericus magnus.* Dem berühmten Chirurgen Andrea Vacca wurde hier 1830 ein Denkmal gesetzt, das Thorwaldsen verfertigte.

Die Erde des Campo santo wurde auf 50 Galeeren der Republik im J. 1228 von den h. Orten in Jerusalem hieher gebracht. Abgesehen von der religiösen Einwirkung dieses Bodens, äusserte er auch noch die physische, dass er die ihm anvertrauten Leichname in 24 Stunden vollständig auflöste. Jetzt braucht er jedoch die doppelte Zeit dazu; die Salze, wovon die Erde durchdrungen war, sind in der langen Zeit verflogen, wie der Glaube und Enthusiasmus, der sonst die Seelen durchströmte, fügt ein neuerer Reisender hinzu.

Ausser dem Dom enthält Pisa noch 20 Kirchen, die zwar mit jenem nicht verglichen werden können, aber dennoch Sehenswerthes enthalten.

Ich will als das Hauptsächlichste anführen:

Sta. Katharina, mit einer Façade von Nicolo von Pisa, einer Madonna von Fra Bartolomeo (frühes Werk), St. Thomas von Traini, einem der besten Schüler von Andrea Orgagna, die h. Katharina, die Wundenmahle empfangend, von Francesco Vanni. Die Verkündigung (Bildhauerarbeit) von Nino von Pisa aus dem 14. Jahrhundert.

S. Frediano. Eine Anbetung der Magier von Aurelio Lomi (16. Jahrh.), die h. Brigitte von Tiarini, die Erfindung des Kreuzes und der Kaiser Heraclius, das Kreuz tragend, schöne Werke von Ventura Salimbeni.

S. Nicolo, vor allen andern reich an schönem Marmor. Der h. Karl Borromeus und eine Verkündung von Biliberti, S. Facundus von Pietro Dandini, die Madonna mit dem Gürtel von Lomi, die h. Katharina von Marucelli. Der Thurm dieser Kirche ist ein schönes und kühnes Werk von Nicolo v. Pisa und als Neuerung in der damaligen Baukunst zu betrachten. Die Façade von S. Michele in Borgo ist von Nicolo v. Pisa und seinen Schülern. Ein Bild von Romanelli, Christus und St. Matthäus.

Sta. Cäcilia, das Martyrium derselben von Salimbeni.

St. Martin. Der h. Benedikt in den Dornen von Palma d. j., eine Madonna von Passignano, die h. Bona von Riminaldi, eine büssende Magdalena und Christus am Kreuz von Jacob Ligozzi.

Die *Kirche des h. Grabes*, die alte Templerkirche ist von dem Baumeister des Battistero's, Diotisalvi. Eine Kreuzesabnahme von Santi di Tito.

Sta. Maria del Carmine, die Himmelfahrt Christi von Aless. Allori. In der *Sacristei*: die Jungfrau auf dem Throne, ein grandioses Werk, das dem Masaccio oder dem Filippo Lippi zugeschrieben wird.

Die *Sacristei von St. Paul* enthält Fragmente von Malereien von Lippi und Simon Memmi, die gesehen zu werden verdienen. Ausserdem die Jungfrau auf dem Throne von Turino di Vanni, einem pisanischen Künstler des 14. Jahrhunderts.

Sta. Maria della Spina oder *il Tempietto*, wie die Pisaner diese Kirche nennen, liegt äusserst malerisch am Ufer des Arno da. Es kann für ein kleines gothisches Musterbild gelten. Kleine Statuen an der zugemauerten Thüre aus der Jugend des Johannes und Andreas von Pisa sind bemerkenswerth. Der Eine von den Heiligen, der sich nach Osten wendet, ist das Bildniss Nicolo's von Pisa. Im innern sehen wir zwei grosse Madonnen von Nino von Pisa, und von demselben die Statuen des h. Johannes und Peters, die letztere das Portrait seines Vaters Andreas. Eine Jungfrau nebst vielen Heiligen von Sodoma.

Pisa, das sonst 150,000 E. enthielt, hat jetzt deren kaum 16,000. Es ist mit dieser Stadt seit dem Aufblühen von Livorno, wie mit Venedig seit den Fahrten um das Cap nach Ostindien.

Von den Gebäuden ist zu nennen:

Der *Palast des Grossherzogs*, weder prächtig noch grossartig.

Der *Palast des Erzbischofs*.

Der *Palast Lanfranchi*, wo einige Zeit hindurch Lord Byron wohnte.

Der *Palast Lanfreducci*, mit einer Façade von polirtem Marmor und der räthselhaften Inschrift *Alla giornata*.

Von dem sogenannten *Hungerthurm*, in dem die Pisaner Ugolino und seine Söhne den Hungertod sterben liessen, sieht man nichts mehr als den Platz, auf dem er stand.

Der *Palast der Ritter des h. Stephan* mit der Kirche. Hier bemerken wir: das Martyrium des Heiligen von Vasari, eine Grablegung von Gambara, eine Nativität von Bronzino, die Jungfrau zwischen dem h. Joseph und Stephan kniend, von Lomi. Die Orgel in dieser Kirche ist eine der grössten in Italien.

Die Universität ist eine der ältesten. Sie wurde 1343 gestiftet und im 16. Jahrh. von Cosmus I. restaurirt. Die Bibliothek zählt 30,000 Bände. — Der botanische Garten soll im Jahre 1544, also noch vor dem in Padua gegründet worden seyn. — Die Buchdruckerei von Molini ist berühmt.

Zwischen Pisa und dem Meer liegt eine grosse, von den Mediceern gegründete, landwirthschaftliche Anstalt, die Meierei S. Rossore, die besucht zu werden verdient. Man nennt sie auch *la bandita reale*. Heerden wilder Pferde und eine grosse Menge wilder Kühe laufen auf den Wiesen umher. Auch Kameele sieht man dort, die zur Landarbeit benützt werden, welche durch einen Grossprior der Johanniter zur Zeit der Kreuzzüge hieher verpflanzt wurden. In der That ein alter Adel!

Die Bäder von Pisa, am Berge S. Giuliano, die einen so grossen Ruf in ganz Europa genossen, und die schon von den Römern gekannt wurden, liegen etwa vier Miglien von der Stadt. Sie haben in letzterer Zeit durch das Aufblühen der Bäder von Lucca gelitten. *Rimorio* und *Agnano* sind warme Quellen, *Asciano* ein Sauerbrunnen. In allen diesen Bädern findet man gute Gasthöfe, auch passendes Unterkommen in Privathäusern. Ein schönes Casino dient zum Gesellschafts- und Tanzsaal.

Mitten in Wäldern, am Fusse eines Berges liegt die *Carthause della valle graziosa* oder *de' Calci*, mit einem schönen Altarblatt von Volterrano.

In Pisa selbst sind die besten Gasthöfe: *le tre Donzelle* und *l'Ussero*.

Zwei Posten von Pisa liegt

Lucca *),

nach dem wir nunmehr einen Abstecher machen wollen.

Die Stadt ist drei Stunden vom Meere entfernt, liegt am Serchio, und zählt ungefähr 25,000 E. Ihre Gründung stammt aus dem grauesten Alterthum. Sie hatte, nachdem sie unter der Römerherrschaft geblüht, von den Einfällen der Barbaren, gleich den andern italienischen Städten, viel

---

*) Obgleich hier toskanische Münzen gang und gäbe sind, so will ich doch anführen, dass die eigentlich *lucchesischen Münzen* in *Gold* aus: *Doppien* à 72 Lire und *Zechinen* à 15 Lire bestehen; dass man in *Silber*: ganze, $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$ und $\frac{1}{5}$ *Scudi* zu $7\frac{1}{2}$, $3\frac{3}{4}$, $2\frac{1}{2}$ und $1\frac{1}{2}$ Lire, so wie ganze, $\frac{1}{2}$ und $\frac{1}{4}$ *Barboni* zu 12, 6 und 3 Soldi hat und ausserdem noch kleine Kupfermünzen, die jedoch nur selten vorkommen.

zu leiden. Rudolph von Habsburg erlaubte ihr, einen Freistaat zu bilden. Allein Hugo della Faggiuola und nach ihm Castruccio Castracani warfen sich zum Herrn auf. Die Truppen Ludwig des Baiern verkauften sie an den Genueser Spinola; dann kam sie an die Scaliger, welche sie an die Florentiner verkauften. Karl IV. liess sie in seinem Namen verwesen, und sie erhielt für 25,000 Gulden ihre Freiheit wieder. Endlich kam sie zu Anfang des 15. Jahrh. an Philipp Maria Visconti, Herzog von Mailand. Napoleon erschuf ein Herzogthum Lucca und gab es seiner Schwester Elisa. Auf dem Wiener Kongress wurde Lucca wieder als Fürstenthum der Infantin Marie Louise überlassen, der ihr Sohn, der jetzige Fürst, in der Regierung folgte.

Lucca hat beinahe drei Miglien im Umfange und ist von Wällen, die mit Bäumen bepflanzt sind, umgeben, dabei gut gebaut.

Die *Kathedrale S. Martino* stammt aus dem Jahr 1060 oder 70 und ist im gothischen Geschmack. Die Façade von dem Bildhauer Guidetto ist von 1204. In der Lünette über der kleinen Thüre ist eine Kreuzesabnahme von Nicolo von Pisa und an dem Architrav eine Anbetung der Magier von seinem Sohne Johannes. Der grosse lucchesische Bildhauer Civitali, von dem man nur hier und in Genua Werke sieht, hat diese Kirche reichlich ausgeschmückt. Man hat von ihm die Kanzel und viele Denkmäler. Vor allem aber ist es die Statue des h. Sebastian, die mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden verdient. Von Joh. v. Bologna sieht man den auferstandenen Christus und St. Peter und Paul. Ausserdem enthält diese Kirche an Gemälden: eine Heimsuchung von Ligozzi, ein Abendmahl von Tintoretto, eine Kreuzigung von Passignano, St. Peter und Paul (in der Sacristei) von Ghirlandajo, einen Engel, die Laute spielend, von Fra Bartolomeo. Das h. Kruzifix, Volto Santo genannt, das die Einwohner hoch verehren, ist ein Freskobild von Cosmo Rosselli. Die Kapitelarchive und das Archiv des Erzbisthums sind überreich an historischen Schätzen. Die erstern enthalten 4000 Diplome auf Pergament; das älteste vom Jahre 771. Die Bibliothek besitzt seltene Editionen aus dem 15. Jahrhundert. Das erzbischöfliche Archiv hat 10,000 Diplome, von denen mindestens 300 aus dem 8. Jahrhundert, 2 aus dem 7., nämlich 1 von 685 und 1 von 695. Das letztere ist wohl das älteste in Italien.

Die *Kirche S. Giovanni* scheint aus der Zeit der Longobarden zu stammen. Ueber der Eingangsthüre die Jungfrau mit den Aposteln, aus dem 12. Jahrhundert. — Von Vanni ein gutes Bild: Christus am Kreuz, mit der Jungfrau, St. Franciskus und einer Nonne.

St. Alexander, einfache Façade im lombardischen Styl. Im Innern altrömische Säulen.

S. Romano, alte Kirche, die im 17. Jahrhundert restaurirt wurde. Die Jungfrau zu Jesus für die Luccheser bittend und Gott, Sta. Maria Magdalena und Sta. Katharina von Siena, sind Meisterwerke des trefflichen Fra Bartolomeo.

S. Paolino, von Baccio da Montelupo, mit einer Madonna von Vanni, einem Martyrium des h. Theodor von Testa, gen. il Lucchesino. Das alte Bild in der Sacristei, die Krönung der Jungfrau, ist vielleicht das, was Castruccio Castracani bei Giotto bestellte, obgleich es nicht mit der Beschreibung übereinstimmt, die Vasari davon gibt.

Sta. Maria in Corte Landini enthält eine Nativität der Jungfrau von Vanni, Christus am Kreuze von Guido Reni, die Madonna della neve von dems., eine Himmelfahrt von L. Giordano.

S. Frediano, eine alte lombardische Basilica, in ihrer unveränderten Gestalt.

Die Façade ist neuer und aus dem 12. Jahrhundert. Sie hat eine alte Mosaik, Christus in der Glorie, von zwei Engeln angebetet. Die eilf Säulen des Schiffs sind antik, vielleicht griechisch. Ueberraschend ist ihre zierliche Leichtigkeit, und dass sie dabei im Stande sind, durch so viele Jahrhunderte die Last dieses Gewölbes zu tragen. Das Marmorbecken, das früher zur Taufe durch Untertauchen diente, und verschiedene Bildnereien des alten Testaments zeigt, ist aus dem 12. Jahrhundert; das neuere Taufbecken ist eine Arbeit des Nicolo Civitali. Ein Bild von Franz Francia ist erheblich, die Krönung der Jungfrau vorstellend. In der *Kapelle des Sacramento* sind Figuren im Halbrelief von Jacob della Quercia. In der *Kapelle des h. Augustin* herrliche Fresken von Ami Aspertini, einem Schüler von Francia. Schade dass diese Werke bedeutend gelitten haben.

S. Pietro Somaldi wurde 1203 erbaut. St. Antonius Abt und andere Heilige von Palma Vecchio und eine Himmelfahrt von dem alten Zacchia.

In *S. Francesco* sind zwei Gräber zu beachten, das des ersten lucchesischen Dichters Guidiccioni, eines Freundes von Ann. Caro, und das des Beherrschers von Pisa und Lucca, *Castruccio Castracani degli Antelminelli*, der im 47. Jahre starb, und von dem Machiavell sagt, dass er Philipp in Macedonien und Scipio in Rom übertroffen habe.

Sta. Maria forisportam besitzt zwei Bilder von Guercino, Sta. Lucia und die Jungfrau, St. Franziskus und St. Alexander. Der Tod der Jungfrau ist von Angelo Puccinelli aus Lucca (1386).

Das bedeutendste Gebäude ist der *Palazzo Pubblico* oder *Palazzo del Principe*, grösstentheils nach Zeichnungen von Ammanato ausgeführt und noch unvollendet. Unter den Gemälden sind zu nennen: die Madonna der Candelabri von Raphael! eine Jungfrau mit Heiligen von Francia, eines seiner besten Bilder, mit der einfachen Inschrift: *Francia, aurifex Bononiensis p.*; ein todter Christus mit der Jungfrau und zwei Engeln v. dems., eine Jungfrau mit dem Kinde von L. da Vinci, St. Johannes mit dem Lamm von Correggio, Christus am Kreuz mit der Jungfrau und St. Johannes v. Michel Angelo, eine h. Cäcilia von G. Reni, ein Kindermord von Poussin, eine Madonna von Sassoferrato, drei Heilige und die Santa Casa von Loretto von Domenichino, Noli me tangere von Baroccio, Christus vor Pilatus von Gherardo della Notte (vom wunderbarsten Lichteffekt); Christus den Blinden heilend von Ludwig, Christus den Sohn der Wittwe erweckend von Augustin und die *Hochzeit von Cana* von Hannibal Carracci.

Die Bibliothek besteht aus 25,000 Bänden; zum Theil sehr seltenen Sachen.

Der Platz vor diesem Palaste enthält das kleine, aber elegante Theater. — Im Monat September werden hier Pferderennen gehalten.

Die Ueberreste des alten *Amphitheaters* sieht man noch bei den Prigioni vecchie, wo die Salzmagazine sind. Eben so einige Ruinen eines römischen Theaters.

Die ganze Umgegend von Lucca ist herrlich angebaut. Die Berge sind mit Wein, Oel, Kastanien, Maulbeerbäumen und hie und da selbst mit kleinen Getreidefeldern bedeckt. Das Oel von Lucca gehört zu den besten und die Erndte soll an 300,000 Thaler eintragen.

Die Mineralbäder, welche zwei Posten von Lucca liegen und die Bäder von Lucca genannt werden, sind sehr besucht. Sie rivalisiren glücklich mit denen von Pisa. Zu empfehlen ist der Gasthof der Brüder Pagnini im Hôtel Royal de l'Europe.

Den Handel von Lucca befördert der

kleinen Hafen Viareggio am mittelländischen Meer; der Weg dahin führt an dem See Maciuccoli durch angenehme Dörfer vorüber. — Gute Gasthöfe sind Hôtel d'Europe, Croce di Malta, Pelican und la Panthera.

Riviera di Levante.

Der Küstenstrich, der dicht von den **Apenninen** begränzt, am Mittelmeere hinlaufend, sich von Genua nach dem Osten erstreckt, wird Riviera di Levante genannt, der nach Westen Riviera di Ponente. Auf beiden führt eine herrliche Kunststrasse hier nach Nizza, dort nach dem Hafen la Spezia und dann weiter bis Lucca oder Pisa. Sie gehören zu den herrlichsten Gegenden Italiens, und gewähren eine ununterbrochene Reihe von malerischen Aussichten auf Meer und Gebirge. Oft befindet man sich hoch oben und sieht im schroffen Abgrunde, mehre hundert Fuss tief unter sich, die schäumende Brandung des Meeres, deren Donner man nicht mehr vernehmen kann, oft erstrecken sich über sanfte Abhänge Orangenhaine bis zum Meere hinab, ungeheure Aloen und Agaven säumen die Strasse ein und überall erscheinen prächtige Villen, freundliche Städtchen, überall sieht man Leben und Thätigkeit, die Häuser sind ganz gegen die Sitte des übrigen Italiens schön bemalt in freundlichen Farben, und Alles dies trägt dazu bei, das Gemüth heiter zu stimmen, und diese Reise zur angenehmsten zu machen.

Wer mit Extrapost reist, hat zu bezahlen

	Fr.	C.
Für zwei Pferde von Lucca nach Lavenza	25.	20.
Trinkgeld der Postillone	13.	80.
Von Lavenza nach Genua (nach ligurischem Tarif für ein Pferd 1 Fr. 50 C.)	56.	25.
Trinkgeld der Postillone	32.	60.
Dem Stalliere	3.	15.
Frcs.	131.	—

Die Vorspannpferde werden dabei besonders berechnet. Von Massa beginnt der sardinische Tarif.

Route.

Von Lucca nach	Post.
Montramito	1½
Pietra Santa	1
Massa	1
Lavenza	1
Sarzana (vom 1. Nov. bis Ende April ein Pferd mehr hin und her)	1¼
la Spezia (wie oben)	2½
Borghetto (wie oben, doch nur hin)	3
Mattarana (wie oben)	1½
Bracco (wie oben)	1¼
Chiavari (wie oben)	2¾
Rapallo (wie oben)	1¾
Recco	1½
Genua (½ Post de faveur hin und her)	3
Posten	23½.

Reise.

Von *Lucca* nach *Pietra santa* ist ein ziemlich einförmiger Weg durch gut angebautes Land, das fast einer Gegend Mitteldeutschlands gleichsieht.

Pietra santa (Forrunia) ist ein reinlicher, gut aussehender Flecken, mit zwei schönen Wirthshäusern, wo man bequem übernachten kann, wenn man etwa erst Nachmittags von Pisa oder Lucca weggefahren ist. Von hier geht eine Strasse über

Viareggio nach Pisa. Wenn man Morgens 5 Uhr von hier aufbricht, kann man über Pisa, wo man Mittag hält, noch Abends, freilich spät, Florenz erreichen. Der Ort besitzt eine schöne Kirche, deren Architektur etwa aus der Mitte des 14. Jahrhunderts zu seyn scheint. Man bemerke vier Säulen von pfirsichfarbener Breccia, die sehr schön sind, ferner das achteckige Battistero von weissem Marmor, mit sehr guten Basreliefs.

Ueber Hügel und mässige Anhöhen geht es, in einiger Entfernung vom Meere, nach

Massa (Voltumnae fanum und Massa Veternensis),

einer Stadt mit 10,000 Einwohner. Sie liegt am linken Ufer des Frigido, auf einer von schön bewaldeten Höhen umgebenen Ebene und bietet einen höchst malerischen Anblick dar. Eine Stunde vom Golf von Genua entfernt, dessen Spiegel man durch die reichen Oelpflanzungen hindurchschimmern sieht, mit breiten, gut gepflasterten Strassen und zum Theil sehr schönen Häusern, lädt Massa zu einem angenehmen Sommeraufenthalt ein. Dieser Wunsch wird durch den reinlichen und eleganten Gasthof noch mehr hervorgerufen, den hier ein Franzose, Herr **François**, hält. Zur Zeit der Revolution war er Koch des toskanischen Gesandten in Paris, floh hieher, nachdem sein Herr auf der Guillotine gestorben war, und versuchte es, den Reisenden seine guten Saucen aufzutischen, die sonst seinem Herrn so sehr zu munden pflegten, und ich kann ihm das Zeugniss geben, dass er sie noch nicht vergessen hat. — Sehenswerth ist hier das *herzogliche Schloss*, der *Palazzo pubblico* nebst Garten und die *Kathedrale* mit guten Bildern, vor Allem aber ist es die Ruhe, die uns hier anziehen wird, und die der stille Charakter der Gegend so angenehm hervorruft und begünstigt.

Von Massa macht man gern den kleinen Umweg über *Carrara*, wenn gleich eine ziemlich bergige Strasse zu dem Orte führt.

Carrara (Carraria),

sonst ein eigenes Fürstenthum, dann unter genuesischer Botmässigkeit, hierauf der Familie Malaspina und endlich den Cibo's gehörig, von denen Alberic II., im J. [illegible], Herzog von Massa und Fürst von Carrara war, kam später (1741) an Modena. Der Ort ist nicht allein wegen der unerschöpflichen Marmorbrüche merkwürdig, die seit Jahrhunderten den edelsten Stoff zu den grössten Kunstwerken lieferten, sondern noch besonders dadurch, dass Alles hier nur Kunst athmet, dass sich Atelier an Atelier reiht, und man die grössten Bestellungen, wie z. B. den kolossalen Washington für Amerika, bis zu den kleinsten Spielereien, wie kolorirte Nachahmungen von Früchten u. s. w., ausführen sieht. Die Künstler haben recht, in Carrara selbst ihren Wohnsitz aufzuschlagen, wo sie ihr Material vor der Thüre haben, indess sie anderswo mit grossen Kosten und vielem Zeitaufwand es erst herbeischaffen müssen. Viel trägt zu diesem Kunsttreiben auch der Vorschub bei, den hier die Akademie leistet, wo die Kinder schon vom zartesten Alter unentgeldlich Unterricht in der Bildhauerkunst erhalten.

Das nur unansehnliche Städtchen von [illegible] Einw., mit sehr höckerigen Strassen, liegt am linken Ufer der Lavenza. Auffallend ist es, auf dem Wege dahin schon die Steinhaufen an der Chaussee, die Brücken und Bauerhäuser aus Marmor zu sehen. Zu den Brüchen gelangt man auf beschwerlichem Wege. Die Berge, in denen sie sich befinden, bestehen aus weissem und gelblichem Marmor, doch gibt es auch grosse Felsen von blendender Weisse, von Wildbächen umrauscht, was einen überraschenden Effekt macht. Der ganze Marmorberg heisst Monte Sacro und soll sich bei Mondschein zauberhaft ausnehmen. Michel Angelo hatte den riesigen Gedanken gefasst, aus einem der Kuppen des Marmorberges einen Koloss zu formen, um den Schiffern als eine Art von Pharus zu dienen. — Unweit Carrara ist auch die Marmorhöhle, mit herrlichen Stalaktiten, *la Grotta del Tanaro*, die Dante besungen hat, und welche die Höhle von Antiparos selbst übertreffen soll. Noch eine andere Höhle, in *Stalla Melliana*, ist hier befindlich, in die man jedoch schwer eindringen kann. Man trifft hier äusserst harte Krystalle von dem hellsten Wasser.

Nachdem man mit dem Besuchen der Ateliers, die uns die Künstler mit grösster Bereitwilligkeit zeigten, noch ein Paar Stunden zugebracht hat, verlassen wir Carrara und fahren abwärts nach

Lavenza (Avenza), an dem Flusse gleichen Namens, hart am Meere, das durchaus nichts Erhebliches bietet.

Zwischen diesem Orte und *Sarzana*, wohin wir uns nun begeben, sieht man bei *Sarzanello* einige Ueberreste der alten berühmten Stadt *Luni*. Sie bestehen in zwei Thürmen, einem Amphitheater und den Trümmern einer Kirche. Nach Einigen soll Alarich sie zerstört haben, um die Entehrung eines Hunnenmädchens durch einen vornehmen Einwohner jener Stadt zu rächen.

Sarzana,

ehe Livorno existirte, ein bedeutender Handelsplatz, besitzt eine sehenswerthe Kathedrale mit Gemälden von Solimena und einem einheimischen Künstler Fiasella, gen. il Sarzana, aus carrarischem Marmor erbaut, und ausserdem noch einige Kirchen und den *Palazzo pubblico*, die man besuchen kann, wenn man sich hier aufhalten will. Die Stadt wurde von Einigen Nuova Luni genannt, weil sie grösstentheils auf den Ruinen dieser alten Hafenstadt erbaut ist. Auf einer Anhöhe liegt eine Citadelle, Sarzanello, von wo man die Ruinen von Luni, das Fort Lavenza, Viareggio, Pisa, den Hafen von Livorno und die Inseln Capraja und Gorgona erblickt. — Der weise und gelehrte Nicolaus V. wurde in Sarzana geboren. Die Stadt hat jetzt nicht mehr als [illegible] Einwohner.

Von hier kann man sich auf zwei Wegen nach La Spezia begeben. Der Eine führt am Meere hin, über *Lerici* (Erix), Stadt und Schloss in reizender Lage, der Andere geht seitwärts über das Gebirge.

La Spezia (Portus Lunae),

mit dem grössten und sichersten Hafen Italiens, ist ein sehr freundliches Städtchen, mit einem trefflichen Gasthofe. Zwei Felsen, mit festen Schlössern gekrönt, vertheidigen den Eingang des Hafens. Ueberall am Gestade leuchten weisse Landhäuser aus dem saftigen Grün der Orangenbäume und bilden reizende Aussichten. Obgleich der

Städtchen ziemlich lebendig schien, so konnte ich mich doch der Frage nicht erwehren: was wäre Spezia wohl unter einer andern Regierung mit dieser von der Natur zum Handel so begünstigten Lage? Napoleon hatte grosse Pläne mit diesem Orte, und es sollte ihm das Antwerpen des Mittelmeeres werden. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6000.

Ganz nahe von La Spezia, an der Spitze der kleinen Halbinsel, die den Golf vom Meere trennt, liegt Porto Venere (Portus Veneris), ein zur Römerzeit berühmter Ort. Hier wird der schwarze Marmor mit goldfarbigen Adern gebrochen, der sehr geschätzt ist. Die Brüche, von den Alten benützt, waren verloren gegangen und sind erst seit Kurzem wieder aufgefunden worden.

Eben so wie früher nach Spezia kann man jetzt auch von dort zwei Wege, den einen über die Berge, den andern am Meere einschlagen. Wir wählen hier den ersteren, der besser und bequemer über die unbedeutenden Flecken Borghetto und Mattarana, hart an der Gränze von Genua und Parma, die der Berg Gotra bildet, nach dem lieblichen

Sestri di Levante (Segesta Tiguliorum)

führt. Es wird zum Unterschiede von dem Sestri di Ponente, auf der westlichen Riviera, so genannt. Die kleine Stadt, in ganz südlicher Vegetation am Meere liegend, gewährt in ihrem guten Gasthofe ein angenehmes Nachtquartier. Unser Vetturin, der hier zu Hause war, setzte seine Ehre darein, uns in seiner Vaterstadt ganz besonders zufrieden zu stellen. Das Wachs, die Paste (Suppenteige), und die Muschelarbeiten von Sestri sind berühmt.

Von Sestri nach Genua hat man nur einen Weg einzuschlagen, der Jeden, der Sinn und Auge für Naturschönheiten besitzt, entzücken wird.

Zuerst kommen wir über *Lavagna* nach der hübschen Stadt

Chiavari von 9000 Einw. Die Strasse läuft eben am Meere hin und ist mit riesengrossen Aloen und Cactus eingefasst. Die Stadt Chiavari ist wegen ihrer Spitzenfabrikation und Seidenspinnereien noch besonders berühmt. Die Genueser sollen sie 1157 erbaut haben. Die Jahrmärkte, die hier gehalten werden, geniessen einigen Rufes.

Von Chiavari nach Rapallo wechseln die schönsten Aussichten. Die Strasse hebt sich bald zum Rücken der Berge empor, bald senkt sie sich wieder zum Gestade des Meeres hinab. Die Aussicht von diesen Höhen ist unbeschreiblich schön.

Rapallo liegt an einem Berge mit drei Gipfeln, von dem sich ein Wildbach herabstürzt, ganz von Gärten umgeben. Zwischen dem zweiten und dritten Gipfel ist das Sanctuarium der Madonna de Monte Allegro, wo alle Jahre am 2. Juli ein dreitägiges Volksfest beginnt, bei dem es interessant ist, die verschiedenen hübschen Trachten dieser Küstenbewohner zu sehen, und die Erleuchtung der Berge bis zum Meere hinab einen herrlichen Eindruck gewährt.

Wir lassen die Dörfer *Portofino* (Delphini portus), *S. Francesco* und *S. Lorenzo* seitwärts liegen und kommen nach

Recco, einem Flecken von 2000 Einw., der mit Leinwand, Oel und Früchten einen lebhaften Handel treibt. Auch werden hier kleine Küstenfahrer gebaut.

Von hier gelangt man nach

Nervi, einer hübschen, rings von Landhäusern umgebenen Stadt mit 1500 Einw., die grösstentheils vom Fischfang und von der Seidenzucht leben.

Daran reiht sich

S. Martino d'Albaro, auf einem

Hügelgegend, von wo man Genua und seine Umgebungen beherrscht. S. Martino zählt 2000 Einwohner. Allein in der schönen Jahreszeit leben hier weit mehr Menschen, welche von Genua oder aus weiter Ferne herbeiziehen und in den zahlreichen Landhäusern wohnen. Anzuführen sind hier die *Villa Giustiniani*, der *Palazzo Imperiali*, der *Palazzo Saluzzi*, genannt il Paradiso, zum Theil mit beachtungswerthen Kunstgegenständen.

Der Wildbach, den wir nun überschreiten, ist der *Bisagno* (Feritor), und mit unaufhaltsamer Eile rollen wir jetzt den Abhang hinab, dem stolzen, sich vor unsern Blicken weit hinbreitenden Genua zu.

Genua *),

wird schon im zweiten punischen Kriege genannt. Mago, der Bruder des Hannibal, zerstörte es gänzlich. Spurius Lucretius stellte es wieder her, und so blieb es unter der Herrschaft der Römer bis zum Verfall des Reichs, wo es den Gothen und den orientalischen Kaisern unterthänig wurde. Im Jahr 670 verwüsteten es die Longobarden. Karl d. Gr., nachdem er es wieder aufbauen liess, gab Genua seine eigene Grafen. Im 10. Jahrhundert bemächtigten sich seiner die Mauren, tödteten alle Einwohner männlichen Geschlechts und führten die Frauen und Kinder in die Knechtschaft. Dennoch erhob sich wieder die Stadt und wurde der Hauptort Liguriens. Die Einwohner, durch Seehandel mächtig, verjagten ihre Grafen und bildeten sich zu einer Republik. Allein nun stritten Volk und Adel, der letztere siegte zwar, allein auch er litt an der Spaltung der Guelfen und Ghibellinen, die damals einen grossen Theil Italiens zerrissen hatte. So sah sich Genua in ewigen Zwist und Hader versenkt, bis dass es sich Karl VI. von Frankreich unterwarf. Dreizehn Jahre später lehnte es sich auf und fiel dem Marquis von Montferrat anheim, jedoch entzog es sich auch diesem bald. Die Feindseligkeiten der Edlen dauerten fort, bis dass Andreas Doria Genua von der Herrschaft der Franzosen losriss und es noch einmal zu einer Republik umschuf. Unter immerwährendem Wechsel von ruhigen und unruhigen Zeiten, den hier näher anzugeben, ausser den Schranken dieses Buches liegt, bestand die Republik, bis sie abermals in die Hände der Franzosen fiel. Im Jahr 1814 endete dieser Zustand, und Genua übergab sich einer englischen Flotte, in der Hoffnung, seine vollkommene Freiheit wieder zu erhalten; allein durch die Wiener Kongressakte vom 28. Mai 1815 wurde es dem Könige von Sardinien zuerkannt.

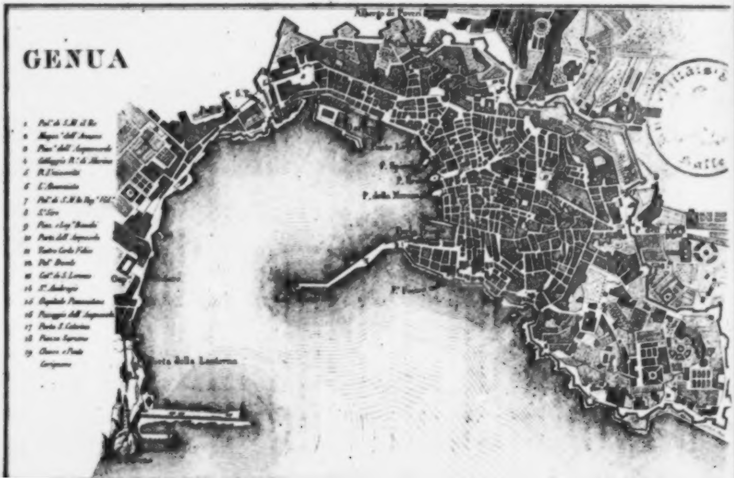
In den Jahren 1824 und 1828 wurden die Einwohner durch Erdstösse so sehr in Schrecken gesetzt, dass sie ihre Häuser verliessen und diese, so wie namentlich einige Paläste und Kirchen, wirklich sehr beschädigt wurden.

Genua, mit dem Beinamen *la Superba*, hat jetzt 90,000 Einwohner und liegt auf dem Abhange kahler Höhen, dicht am Gestade des Meeres. Vom Golf aus gesehen, bildet die Stadt einen herrlichen Anblick, sowohl wegen ihrer amphitheatralischen Lage, als auch wegen ihrer hohen und zum Theil schönen Gebäude, die fast alle statt der sonst gewöhnlichen architektonischen Zierrathen an der Façade mit Malereien verziert sind, die Säulengänge, Balkone und

---

*) *Goldmünzen* sind Doppie d'oro à 80, 40, 20 Lire nuove.

Silbermünzen: Scudi d'argento zu 5 Lire nuove und Stücke zu 2 und 1 Lire nuova zu 50 und 25 Centesimi.


GENUA
1 Pal.° di S.M. il Re
2 Magaz. dell' Annona
3 Piaz.ª dell' Acquaverde
4 Collegio R.ˡᵉ di Marina
5 R. Università
6 L'Annunziata
7 Pal.° di S.M. la Reg.ª Ved.ª
8 S. Siro
9 Piaz. e Log.ª Banchi
10 Porta dell' Acquasola
11 Teatro Carlo Felice
12 Pal.° Ducale
13 Catt.ˡᵉ di S. Lorenzo
14 S. Ambrogio
15 Ospedale Pammatone
16 Passeggio dell' Acquasola
17 Porta S. Caterina
18 Piazza Sarzano
19 Chiesa e Ponte Carignano
Albergo de Poveri
Porta della Lanterna
P. della Mercanzia

dergleichen vorstellen. Sie ist von zwei Mauern umgeben, von denen die eine über die Höhe des Berges läuft und so einen Weg von 18 Miglien umschreibt. Im Innern sind enge, bergige und finstere Strassen, in die manchmal kein Sonnenstrahl dringt und kein Wagen fahren kann. Ausnahmen sind in dieser Hinsicht die drei an einander hängenden Strassen, welche die Stadt durchschneiden, die Strada nuova, nuovissima und Balbi. An die erstere schliesst sich nun wieder der Platz der Fontana Amorosa, der zur Strasse Carlo Felice führt. Dieses ist das schönste Viertel, ganz aus Palästen bestehend, gut gepflastert und mit Marmor und Malereien von beiden Seiten geziert.

Jene Strasse, die von dem St. Thomasthor nach der Lanterna (Leuchtthurm) und von hier nach S. Pietro d'Arena führt, ist eine der besuchtesten Promenaden, weil sie den Hafen und die ganze westliche Küste bekanntmacht.

Die öffentlichen Plätze sind klein und meist schäbbig. Zu nennen sind hier L'Annunziata, Piazza amorosa, *Fontane amorose*, Acqua verde und de' Banchi, wo die Börse gehalten wird.

Das vorzüglichste, was die Neugierde der Reisenden auf sich zieht, sind die Paläste und ihre herrlichen Kunstsammlungen. Aus dieser grossen Menge, die demjenigen, welcher einen längeren Aufenthalt in Genua macht, wohl bedeutungsvoll erscheinen mag, nenne ich hier die vorzüglichsten, die auch der mit Theilnahme besehen wird, welcher bereits die übrigen Kunstschätze Italiens kennen gelernt hat. Wer Umständlicheres wünscht, den verweise ich auf den *Guide* von Yves *Gravier* und die *Istruzione di quanto può vedersi di più bello in Genova, di pittura, scultura, ed architettura etc. di Carlo Giuseppe Ratti.* 2 Bde.

Paläste.

Palazzo Ducale, in Signoria, ehemals die Residenz der Dogen, ein weitläufiger, grandioser Bau. Der jetzige entstand, nachdem den alten Palast eine Feuersbrunst verwüstet hatte. Der Baumeister war Simon Cantone. Der Saal des grossen Raths in edlen Verhältnissen ist mit Säulen und Pfeilern von Brokatel geziert und hat Tribunen für Zuschauer und Musiker bei den öffentlichen Festen. Sonst enthielt dieser Saal die Marmorstatuen berühmter Männer, die jedoch während der Revolution zerstört wurden und nun durch andere ersetzt sind, deren Köpfe von Gyps und deren Gewänder von Leinwand, die mit Stroh ausgefüllt sind. Diese Statuen stellen die Wissenschaften und Tugenden vor und wurden hier zur Dekoration bei dem Balle verwendet, den die Stadt dem Kaiser Napoleon gab. Die Gemälde in diesem und den anstossenden Sälen sind von keiner Bedeutung.

Der *Palast der Väter der Kommune (dei padri della Commune)* ist an der Façade von Tavarone mit Fresken geziert. Hier befindet sich eine merkwürdige Tafel in Bronze, die man 1506 in der Umgebung der Stadt gefunden hat. Sie enthält einen Rechtsspruch vom Jahr 633 n. R. Erb. in Sachen der Genueser gegen die Veiturier. Auf dieser Tafel sind Namen von Städten, Bergen und Flüssen, die sonst nirgends mehr gefunden werden. Auch sieht man hier einen Plan von Genua vom Jahr 1188.

Der *Palazzo Reale*, der sonst dem Marchese Marcellino Durazzo gehörte, und jetzt ein Eigenthum des Königs von Sardinien ist, enthält eine grosse Menge der kostbarsten Bilder. Das Gebäude selbst ist grossartig mit einem schönen Hofe, prächtigen Treppen von Carlo Fontana und herrlichen Terrassen, die mit Springbrunnen und Orangenbäumen geziert sind, und eine himmlische Aussicht über das Meer gewähren. Zu erwähnen ist, dass dies der einzige Palast in Genua ist, wo die Wagen und zwei Meisterwerke: die Anbetung der Könige von P. Veronese und Herodias mit dem Haupte Johannes des T. von Tizian.

Der *Palast Grillo-Cataneo* mit vielen Gemälden, darunter: sitzende Frau von Rubens, Christus treibt die Wucherer aus dem Tempel von Salv. Rosa; Sta. Agnese von A. del Sarto, St. Joseph und der kleine Johannes, Christus anbetend, Raphael zugeschrieben, Luther und Katharina von Paris Bordone.

Es wäre unmöglich, hier alle Paläste Genua's aufzuzählen, wie es auch zu ermüdend wäre, hier alle zu besuchen. Genua führt den Namen: *die Stadt der Paläste* mit vollstem Rechte. Ich glaube wenigstens hier keine von Bedeutung übergangen zu haben.

Uebergehen darf ich auch nicht die *Loggia de' Banchi*, die ehemalige Börse, von G. Alessi erbaut. Der Dachstuhl besteht aus Schiffsmasten, und die Kühnheit dieser Construction hat die Veranlassung gegeben, das Gebäude *au bel azardo* zu nennen, als ob hiebei bloss der Zufall, und nicht die weise Berechnung des Baumeisters gewaltet hätte.

Kirchen.

L'Annunziata wurde von der Familie Lomellini erbaut, nach Zeichnungen von Scorticone und Jacob della Porta. Im Innern schmücken sie jonische Säulen von weissem Marmor mit Kapitälern von rothem. Die Kirche ist übrigens mit Zierrathen aller Art überladen. Die Fresken sind von den Brüdern Carloni. Die schönsten Gemälde daselbst sind das Abendmahl von Procaccini und die Kreuzigung von Scotto. Das Grabmal des Marschalls von Boufflers, der 1747 als Gouverneur von Genua starb und sein kühner Vertheidiger war.

Die *Kathedrale*, dem h. Lorenz geweiht, ein schwerfälliges Gebäude im gothischen Style, von Innen und Aussen mit Streifen aus weissem und schwarzem Marmor bekleidet. Die Fresken gelten für die besten Arbeiten Tavarone's. In der reichen Kapelle des h. Johann d. T. stehen sechs Statuen von Civitali, und eine Jungfrau von Contucci di Sansovino. Der Altar ist von Jacob della Porta begonnen und von seinem Neffen Wilhelm beendigt worden. Das Merkwürdigste ist hier wohl *der h. Graal*, der den Gegenstand des Heldengedichts Wolframs von Eschenbach bildet. Um ihn zu sehen, muss der Schlüssel des Schrankes von einem Beamten der Municipalität herbeigeholt werden. Er besteht in einer grünen Schale, nach Einigen aus einem einzigen Stücke Smaragd geformt, nach andern bloss aus Glas, das Letztere ist nun erwiesen, welche auf einem achtiefen Gestell von Gold, mit Edelsteinen verziert, ruht, so dass man sie von allen Seiten betrachten kann. Napoleon hatte sie nach Paris mitgenommen, von wo sie wieder hieher zurückgekommen ist, bei welcher Gelegenheit ein Stück herausgebrochen wurde, wie man sagt, um ihren Gehalt zu prüfen. Bei der Einnahme von Cäsarea im Jahr 1101 wurde sie gefunden. Die Königin von Saba soll diese Schale dem König Salomo zum Geschenke gemacht und dieser sie in seinem Tempel aufbewahrt, Joseph von Arimathia damit aber das Blut Christi aufgefangen haben. Sonst wurde der h. Graal nur einmal im Jahre gezeigt und ein Priester hielt ihn alsdann an einer starken Schnur schwebend, da ein Gesetz vom Jahr 1476 denjenigen mit dem Tode bestrafte, der es wagte, den h. Graal anzurühren. Ich ärgerte mich über die, welche an der Heiligkeit der grünen Schale zweifelten, und darüber einen frivolen Spott ergossen, ich konnte dieses uralte Gefäss nicht ohne innere Regung betrachten. — Man zeigt auch zu gleicher Zeit ein prachtvolles Kruzifix mit Edelsteinen, in dem ein Stück Holz des h. Kreuzes aufbewahrt wird und eine eiserne Urne mit Reliquien des h. Johannes d. T. in dessen Kapelle.

Sta. Maria di Carignano, in einem schönen geschmackvollen Style nach der Idee M. Angelo's von G. Alessi gebaut und auf einer Höhe mit herrlicher Aussicht gelegen. Die Familie Sauli liess diese Kirche bauen und auch die wunderbare Brücke Carignano, die zu ihr führt und über einem tiefen Thale hinwegläuft. Diese Brücke besteht aus drei hohen und einem kleineren Bogen. Sie ist 80 bis 90 F. hoch, 15 breit und 160 bis 170 Schritte lang. Unter ihr erblickt man Häuser von sechs Stockwerken.

Die Kirche enthält unter Anderm eine Statue des h. Sebastian von Puget, ein Gemälde von Piola, St. Petrus und Johannes den Gichtbrüchigen heilend, und einen h. Franciskus von Guercino.

S. Siro, gross und mit schönen Marmorarbeiten geschmückt. In ihrer früheren Gestalt war sie von 320 bis 985 Genua's Kathedrale. Der Hochaltar zeigt Arbeiten von Puget und auch einige Fresken von Carlone, die nicht ohne Werth sind.

S. Stefano. Hier sieht man eines der berühmtesten Gemälde, die Genua aufzuweisen hat, das Martyrium des h. Stephan, dessen obern Theil Raphael, dessen untern G. Romano malte. Napoleon liess das Bild nach Paris kommen, wo der Kopf des Heiligen von Girodet retouchirt wurde, nicht das ganze Bild, und nicht von David, wie andere Reisehandbücher melden. Leo X. und der Kardinal Julius v. Medicis schenkten dieses Bild der Stadt.

St. Ambrogio, mit einer Beschneidung von Rubens, St. Ignatius, einen Besessenen heilend, von dems., und eine Himmelfahrt von G. Reni!

In *S. Matteo* das Mausoleum des grossen Andreas Doria in einer unterirdischen Kapelle. Statuen von *Fra Montorsoli* in der Kirche.

Der Hafen von Genua ist einer der besten des mittelländischen Meeres, er bildet einen Halbkreis von 1000 Toisen im Durchmesser. Im Osten schliesst ihn der alte, im Westen der neue Molo, an deren Enden Thürme stehen, welche der Einfahrt in den Hafen als Leuchtthürme dienen. Der Raum zwischen den beiden Molen beträgt 350 Toisen. Unweit des neuen Molo erhebt sich die riesenhohe Lanterna auf einem Felsen, die Nachts als Leuchtthurm dient und am Tage die Anzahl und die Art der einlaufenden Fahrzeuge signalisirt. Eine Hafenfahrt hieher ist sehr genussreich und der Thurm bequem zu besteigen. Man hat von oben einen weiten Horizont und entdeckt bei heiterm Himmel, mit einem guten Glase versehen, die entferntesten Inseln und Ortschaften. Unser Führer versicherte sogar, dass man Corsica entdecken könne. Am Fusse der Lanterna sind die neuern Fortifikationen.

Die *Darsena* an der einen Seite des Hafens dient als Schiffswerft und zum Ausbessern der Fahrzeuge.

Der *Porto franco* ist ein weiter Raum, von hohen Mauern eingefasst, und hat zwei Ausgänge, der eine nach dem Meere zum Ausladen der Waaren, der andere nach der Stadt gekehrt, um sie in die Dogana zu bringen. Eine weite Strasse durchschneidet den Raum, der einer kleinen Stadt nicht unähnlich sieht, so viele Magazine und Bureau's stehen hier, von einer Menge Gassen und Gässchen durchschnitten, in denen das bunteste Leben und Treiben wogt. So grosse Vortheile dieser Porto franco auch dem Handel im Allgemeinen bringt, so glaube man ja nicht, dass man dadurch ausländische Waaren in Genua selbst wohlfeiler kaufen kann, da nichts davon in die Stadt dringen darf, und alle Personen, die den Porto franco verlassen, auf das Umständlichste durchsucht werden.

Interessant ist, das sogenannte *Conservatoire de' Fieschine* zu besuchen, ein Nonnenkloster, welches von Dominik Fieschi 1760 gegründet wurde. Hier werden die berühmten künstlichen Blumen gemacht, die man in ganz Europa liebt. Diese Fabrikation beschäftigt 300 Hände.

Das *Albergo de' Poveri* ist ein trefflich eingerichtetes Spital für 2200 Individuen und enthält ein Basrelief von M. Angelo und einige Gemälde von Werth.

Il Pammatone ist ein anderes Spital, das Marmortreppen und Portale zeigt, wie sie ein königlicher Palast nicht schöner aufweisen kann. Wer der Anstalt 25.000 Fr. schenkt, erhält eine Inschrift, für 50.000 wird die Büste des Wohlthäters darin aufgestellt, für 100.000 aber die Statue.

Unter den Theatern steht Carlo Felice mit seiner Marmorfaçade oben an. Es wurde 1828 eröffnet. Ausserdem hat man noch ein hübsches kleines Theater bei S. Pietro d'Arena und die Theater *della Vigna* und *St. Agostino* von sehr untergeordneter Art.

Der *Aquedukt* ist ein grosses Werk, das von Viganego 12 Miglien weit das Wasser zur Stadt führt. Da die Röhren von Blei sind, so ist jedoch anzunehmen, dass das Wasser auf seinem langen Wege Stoffe aufnimmt, die der Gesundheit nachtheilig seyn können.

Genua hat reizende *Promenaden*, die Brücke Carignano, zum Thomasthor, zur Lanterna, auf den Wällen delle Grazie und Acqua Sola, wie auch auf den Mauern an der Seeseite *); ferner jenseits des Wildbaches Bisagno, nach dem Hügel von Albaro, zu den schönen Landhäusern und Gärten. Weitere Ausflüge nach Sestri di Levante und Sestri di Ponente können zur See und zu Lande unternommen werden. Wer die malerische Lage der Stadt und ihrer Umgebung am herrlichsten in sich aufnehmen will, der lasse sich etwa eine Miglie ausserhalb des Hafens schiffen.

Unter den *Gasthäusern* sind die zu wählen, welche die Aussicht auf den Hafen gewähren. Hievon ist das erste La Croce di Malta; dann les quatres nations, la città di Londra, ferner die Europa, das Hôtel d'York, de la ville, die Pension suisse und der Aquila d'oro.

---

*) Dieser war nach meinem Geschmack der anziehendste.

Siebenzehntes Kapitel.

Von Genua über Nizza nach Turin und Mailand.

Von Genua an der Riviera nach Nizza. — Savona. — Albenga. — S. Remo. — Das Fürstenthum Monaco. — NIZZA *(Geschichtliches. Lage. Gebäude. Umgebungen. Gasthöfe). — Antibes (in Provence). — Von Genua über Alessandria nach Nizza. — Weiterreise nach Turin. — Cuneo. — Savigliano. — Racconigi. Carignano. —* TURIN *(Geschichtliches. Strassen und Plätze. Paläste. Kirchen. Theater. Gasthöfe. Umgebungen). — Von Turin nach Mailand. — Settimo. — Vercelli. — Novara. —* MAILAND. *— Zweite Tour über Casale und Vigevano.*

A. Von Genua nach Nizza.

(An der Riviera di Ponente.)

Von Genua nach Voltri (¼ poste royale mehr zu zahlen)	3¼	Post.
Savona	4¼	„
Finale	3¾	„
Albenga	3	„
Alassio	1½	„
Oneglia	4	„
S. Stefano	2¾	„
S. Remo	2¾	„
Ventimiglia (ein Pferd mehr)	3	„
Mentone	1½	„
Nizza	6	„
	35¾	„

	Fr.	C.
Mit 2 Extrapostpferden	107.	25.
Den Postillons	62.	36.
Den Stallieren	2.	75.
1 Pferd von Ventimiglia nach Mentone	2.	25.
	174.	61.

Diese Strasse bietet vielleicht noch angenehmere Genüsse, als die früher beschriebene nach Spezia. Hier kommt man zuerst durch die prächtige Vorstadt *S. Pietro d'Arena* mit der schönen Villa Imperiali, dann durch die Ortschaften *Cornigliano*, *Pegli* und Sestri di Ponente, die von den herrlichsten Gärten umgeben sind. In Conegliano ist der Palast *Durazzo* zwar von schlechter Bauart, jedoch aber berühmt wegen seiner naturhistorischen Sammlung. Besonders sind die Polypen sehr vollständig.

In *Sestri* sieht man die *Villa Spinola*, mit Gärten, Fontainen, Terrassen, ein herrliches Ensemble! — In der Kirche, die ein merkwürdiges Gewölbe zeigt, ein h. Karl von Procaccini.

In *Pegli* sind drei Villen: *V. Lomellini*, *V. Grimaldi*, mit einem botanischen Garten, und *V. Doria*, mit Orangen[illegible]en und einer von G. Alessi grossartig angelegten Wasserkunst.

Hierauf kommt *Prato*, gleich darauf *Voltri*, des hier fabrizirten Papiers wegen merkwürdig. In der Kirche eine Taufe Christi von Tintoretto.

Cogoreto (Cogoleto), das wir nun erblicken, soll der Geburtsort Christoph Columbus gewesen seyn. Man zeigt sogar eine Hütte am Strande, die er bewohnt haben soll, und sein Bild auf dem Gemeindehause. Es ist jedoch wohl anzunehmen, dass er aus Genua war, denn die bekannte Stelle seines Testaments: *Que siendo yo nacido en Genova . . . como natural d'ella porque de ella sali y en ella naci*, sollte jeden Zweifel lösen.

Wir rollen jetzt mit grösserer Schnelligkeit durch *Arizzano*, *Varraggio* oder *Varazzo* und *Albissola*, mit einer Porzellanfabrik, dann steigt der Weg ziemlich hoch und senkt sich wieder steil hinab nach

Savona (Sabata nach Strabo), einer befestigten Stadt mit 12,000 Einw. Hier war es, wo der Karthaginenser Mago und die Flotte Karls V. landeten. Hieher floh auch Marcus Antonius nach der unglücklichen Schlacht bei Modena, und Pius VII. wurde hieher verbannt, bis dass seine Zwistigkeiten mit Napoleon sich ausgeglichen hatten.

Savona's Handel war so blühend, dass Genua selbst darauf eifersüchtig wurde und im Jahr 1525 den Hafen durch Versenkung zweier Schiffe zerstörte. Hiedurch sank die Bevölkerung um 6000 Seelen. Später setzten die Franzosen den Hafen wieder in Stand, damit sich der Handel in Savona wieder etwas belebe.

Der *Dom* ist ein sehr schönes Gebäude mit Gemälden von Albano, Ansaldi, Lanfranco, Allegrini und Castello.

In der Kirche *S. Giacomo* ist ein Bild von Gaudenzio Ferrari, das Einige dem Andrea del Sarto zuschreiben wollen.

An dem Thurm des kleinen Hafens ist eine 15 Palmen hohe Madonna von Parodi, darunter folgende Verse in grossen Buchstaben, von dem berühmten lyrischen Dichter Chiabrera, der aus Savona war.

In mare irato, in subita procella,
Invoco Te, nostra benigna stella.

Eine Stunde von der Stadt ist die Kirche der *Madonna della Misericordia*, in welcher eine ganz mit Edelsteinen bedeckte Statue der h. Jungfrau verehrt wird.

Um Savona wächst herrliches Obst, namentlich treffliche Bergamotten, ferner auch Citronen und Orangen.

Hier wurde der Kaiser Pertinax und die berühmten Päpste Gregor VII., Sixtus IV. und Julius II. geboren.

Von Savona kommt man nach *Vado*, das einige Befestigungen zeigt.

Bei *Spotorno* liegt die kleine Felseninsel *Bertesi*, mit einer sehenswerthen Höhle, hierauf erblickt man

Noli (Naulum), ehemals eine kleine Fischerkolonie. Es liegt zwischen zwei schroffen Felsen, deren einer ein Schloss trägt, welches die Stadt beherrscht und den kleinen, unbedeutenden Hafen vertheidigt. Der Ort wird von 600 Menschen bewohnt, die nur Fischerei treiben.

Auf gemächlicher Strasse gelangt man nun nach

Finale (Finarium), einem in zwei Theile getrennten, hübsch gebauten Städtchen.

davon der eine dicht am Gestade sich hinzieht und Finale maritime genannt wird. Drei Forts, wovon eines auf einem Felsen liegt, sollen den Ort beschützen. Es wohnen hier an 7000 Menschen. Der zweite Theil, Pietra genannt, eine Art von Vorstadt, enthält 3000 Einw.

Die *Kathedrale* ist wohl die schönste an dieser Küste. Hier werden viele Orangen gebaut. Man sagt, dass ein einziger Garten an 6000 Früchte bringe.

Loano, der nächstgelegene Fischerort, zählt 3000 Einw.

Wir kommen nun durch *Borghetto* und *Ceriale*, und erreichen hierauf die kleine Stadt

Albenga (Albingaunum), die noch Reste ihres Alterthums besitzt, wie z. B. die runde Taufkirche, einige alte Säulen und eine Brücke von acht Bogen (Ponte longo). Die erstere war ein Tempel, den der Kaiser Proculus, der von *Albenga* gebürtig war, erbauen liess. Sonst hatte sie einen guten Hafen und Befestigungen; dies ist aber Alles im Kriege zerstört worden. Albenga hat seine merkwürdige Geschichte. Nach Einigen soll es zur Zeit Pompejus d. Gr. erbaut worden seyn, nach Andern von Mago, Hannibals Bruder. Die Lage der Stadt ist nicht vorzüglich gesund und luftig, das Innere ist schwarz und schmuzig, allein die Gegend ist angenehm und fruchtbar. Die Bevölkerung beläuft sich auf 4000. — Hier soll der Herzog von Cerifalco seine Gattin 9 Jahre in einem unterirdischen Kerker eingeschlossen gehalten haben. Eine bekannte Geschichte, die als Ballade und Theaterstück vielfach verarbeitet wurde.

Nahe an der Küste liegt die *kleine Insel von Albenga*, auch Gallinaria genannt, die von armen Fischern bewohnt wird und eine Miglie im Umfang hat.

Nun kommt

Alassio, ein schlecht gebauter Flecken, mit gutem Hafen und belebtem Handel, der vorzüglich mit Thunfischen, Käse, Suppenteigen (Paste), Wein und Leder getrieben wird. Die Einwohner haben sich in früherer Zeit grossen Kriegsruhm erworben. Sie fochten bei Lepanto und halfen den Spaniern Peru erobern.

Wir fahren durch die unbedeutenden Flecken *Linguaglia*, *Rola*, *Cervo* und *Diano Marino*, und bemerken in letzterem bloss das schöne Schloss.

Oneglia (Oxibium) ist eine hübsche kleine Stadt mit 5000 Einw., wo Andreas Doria geboren wurde. Sie besitzt einen guten Hafen, hübsche Kirchen und einige Befestigungswerke. Im Jahr 1796 übernahm hier Bonaparte das Obercommando über die italienische Armee. — Das Flüsschen, das bei der Stadt in's Meer fliesst, ist der *Nupero*. Ein nahebei gelegenes Thal ist ungesund, seine Einwohner leiden an einem Aussatze, der Aehnlichkeit mit der Elephantiasis haben soll.

Von hier ist die Strasse in Felsen gehauen.

Porto Maurizio liegt nahe an dem vorigen Städtchen. Der Haupthandel besteht hier vorzüglich in Oel, das für das beste in ganz Europa gehalten wird. Auch die Steine für Lithographen, die in dieser Gegend gefunden werden, sind sehr geschätzt. Man findet sie in solcher Grösse, dass man Menschen und Thiere im natürlichen Verhältniss darauf abzeichnen kann. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 6000.

Wir fahren, ohne uns aufzuhalten, durch *S. Lorenzo*, *S. Stefano* und *Riva*, Dörfer, von denen es nichts zu berichten gibt, und kommen nach

S. Remo (Fanum S. Romuli oder Fanum Sancti Remigii), einer kleinen Hafenstadt, deren Schiffleute für die besten der ganzen Küste anerkannt sind. Die Stadt hat 14,000 Einwohner und eine hübsche amphitheatralische Lage. Die herrlichen Palmen an der Einsiedelei des h. Romulus machen einen schönen Frucht. Von hier liefert die Familie Bresca, die desshalb ein eigenes Privilegium besitzt, die Palmen nach Rom zur Feier des Palmsonntags. Hier die Anekdote über die Entstehung des Privilegiums. Als Fontana den grossen Obelisk auf dem St. Petersplatz aufrichtete, hatte er verlangt, dass dem Volke die grösste Stille geboten würde, damit die Arbeiter jedes seiner Commandoworte deutlich verstehen könnten. Sixtus V. ging hierauf aber so weit, den mit der Todesstrafe zu bedrohen, der während der Arbeit nur ein Wort sprechen würde. Als nun durch Fontana's sinnreichen Mechanismus die Taue die ungeheure Masse zu bewegen begonnen, erschallte plötzlich mit lauter Stimme: Acqua alle corde! (Wasser den Stricken!), und sogleich trat ein Mann aus der Menge und stellte sich dem auf dem Platze anwesenden Scharfrichter und seinen Leuten. Aber Fontana wirft einen prüfenden Blick auf seine Maschine und bemerkt sogleich, dass die Taue bis zum Reissen ausgereckt sind. Sogleich lässt er sie begiessen, sie laufen ein und der Obelisk steht unter dem allgemeinen Jubel. Da läuft der Künstler zu seinem Retter, umarmt ihn und bittet den Papst für sein Leben. Dieser bewilligt ihm nicht nur dieses, sondern noch eine Pension und die Palmenlieferung. Der Mann war Bresca. Zu merken ist, dass seit dem Jahre 1587 nun 252 solcher Sendungen zu Wasser nach Rom gingen und nie eine verunglückte. Das Meer schonte die heilige Ladung des Schiffleins.

Nun folgen *Bordighera*, *Ospidaletto* und *Sta. Maria della Rotta*.

Ventimaglia (Albintimilium, auch Album Intemelium) ist nur sehr klein und liegt auf einem Felsen. Es wird kaum von 2000 Menschen bewohnt, hat aber dessen ungeachtet seinen Hafen. Der Fluss *Rotta*, von den Landleuten der Gegend Nervia genannt, fliesst hier vorüber.

Mentone ist ein gleiches Städtchen, ebenfalls schön gelegen, doch ohne Hafen und mit 3000 Einw. Das Klima ist hier sehr mild und gesund, und sein Einfluss zeigt sich auf die schöne Färbung der Menschen, wie sie nur selten angetroffen wird.

Jetzt erreichen wir das *Fürstenthum Monaco*, das 3½ Lieues lang und 2 Lieues breit ist. Es hat eine durchaus warme Lage und bringt daher sehr viele und vortreffliche Südfrüchte hervor. Otto I. ernannte im 10. Jahrhundert die Grimaldi zu Fürsten von Monaco. Seit 1815 gehört das kleine Fürstenthum zu den Staaten des Königs von Sardinien. Die kleine Hauptstadt *Monaco* soll von Herkules erbaut worden seyn. Es befand sich hier ein ihm geweihter Tempel. Die Stadt hat einen Hafen, ein Schloss und einen schönen Platz, aber nur 1200 Einwohner.

Nahe davon erhebt sich *Villa Franca* (Ville Franche) mit 3500 Einw., dessen Hafen durch den Felsen von *Montalban* von dem Hafen Nizza's geschieden wird.

Eine halbe Stunde haben wir von hier nach

Nizza (Nicaea),

vormals schon eine bedeutende Stadt der Gallier, als die Römer bis in diese Gegend ihre Eroberungen ausdehnten. Mit dem Tode Tiber's begann sie zu sinken, da ihr Hafen in zu schlechtem Zustande war. Im Jahr 1538 fand hier der Kongress zwischen Paul III., Karl V. und Franz I. statt; 1543 belagerte es der berüchtigte Seeräuber Barbarossa, der jedoch durch den Heldenmuth Katharina Segurana's, die sich an die Spitze der Bürger stellte, zurückgeschlagen wurde.

In den Jahren 1691, 1706, 1744 und 1792 wurde Nizza von den Franzosen eingenommen, 1793 mit Frankreich vereinigt, und endlich 1814 dem Hause Savoyen wieder zurückgegeben.

Die Stadt hat eine überaus liebliche Lage, an einer Reihe amphitheatralisch sich erhebender Hügel, ganz umgeben mit Citronen- und Orangenhainen, aus denen freundliche Häuser hervorleuchten. Sie besteht aus der Altstadt und Neustadt. Jene ist schmuzig und enge, diese das Gegentheil davon. Der Platz *S. Agostino* ist schön und gross. Der *Hafen* ist zwar klein, aber sicher, und tief genug für Fahrzeuge von 300 Tonnen. Oel, Wein, Seide und Südfrüchte bilden die Gegenstände des Handels. Allein auch die Menge der Fremden, die hier gewöhnlich den Winter zubringt, um in Nizza's milder Luft die Uebel zu verlieren, die ihnen die scheinbaren Freuden der Gesellschaft in grossen Städten bereiten, trägt dazu beträchtlich bei, den Wohlstand der Einwohner zu mehren, deren Zahl sich auf 20,000 belaufen mag.

Unter den öffentlichen Gebäuden und Anstalten sind zu nennen: *Der Palast des Gouverneurs.* — Das vormalige Dominikanerkloster. — *Das Jesuiten Kollegium.* — *Das Hospital.*

Ausserdem enthält Nizza neben der *Kathedrale* noch 19 *Klöster*, zwei *Spitäler*, Bäder, *eine öffentliche Bibliothek* und ein *Theater*. Von Kunstschätzen ist nichts Erhebliches zu finden.

Die Umgebungen: die Höhle von Montecalvo, die Gärten der Herren Gent und Barras, Cimella oder Cimiero, Ruinen des alten Cemenalium, der Hauptstadt der römischen Provinz der Seealpen. Man sieht noch die Ueberreste von Bädern, Tempeln und eines Amphitheaters. Hier, und in den neuen Vorstädten la Poudrière und Croix de marbre, wohnen vorzugsweise gern die Fremden. Die Gegend ist mit Oel-, Feigen-, Orangen-, Citronen-, Mandel- und Lorbeerbäumen bepflanzt, die im Freien fortkommen. Oel und Wein, die hier gewonnen werden, werden mit Recht gerühmt.

Die *besten Gasthöfe* in Nizza sind: Hôtel des Etrangers, Hôtel d'York, le Dauphin, les quatre Nations.

Weiterreise.

Von Nizza führt eine beschwerliche Strasse weiter, die jedoch bei jedem Schritte neue, entzückende Aussichten bietet. Auf einer langen Brücke geht man über den Gränzfluss *Var* und hat nach ungefähr acht Stunden

Antibes (Antipolis), die erste Stadt in der Provence, erreicht. Der Hafen ist elegant, mit Arkaden umgeben, und die Stadt enthält noch Ruinen eines Amphitheaters und sonstige Alterthümer. Hier soll 1815 Napoleon gelandet seyn, doch ist diese Angabe widerlegt, da dies eigentlich in Cannes, *einem* kleinen Hafen in der Nähe, geschah.

NB. Man kann auch von *Genua* über *Asti* nach Nizza reisen. Dies war ehemals wohl mehr im Gebrauche, als die Strasse an der Riviera noch nicht in so trefflichem Stande war, wie es jetzt der Fall ist. Ich will sie der Vollständigkeit wegen hier mittheilen, obgleich sie beschwerlicher, weiter und theurer, auch in Hinsicht der schönen Aussichten nicht mit der andern zu vergleichen ist.

Route.

Von Genua nach	Posten.
Ponte Decimo (ein Pferd mehr hin und her)	2
Roux (ein Pferd nach Ponte Decimo durch's ganze Jahr)	2⅜
Arquata	1⅝
Novi (⅛ Poste de faveur nach Arquata)	3⅛
Alessandria	2¼
Felizzano	1⅝
Annone	1⅝
Asti	1¾
Alba	4½
Cherasco	2¼
Dogliani	2⅜
Ceva	3
	Posten 28½
	Transport 28½
Bagnasco	1⅛
Garessio	1⅝
Ormea	1⅝
Pieve bis Oneglia ist keine Posteinrichtung	7
S. Stefano	2⅝
S. Remo	2¼
Ventimaglia	3
Mentone	1⅝
Nizza	6
	Posten 55⅝

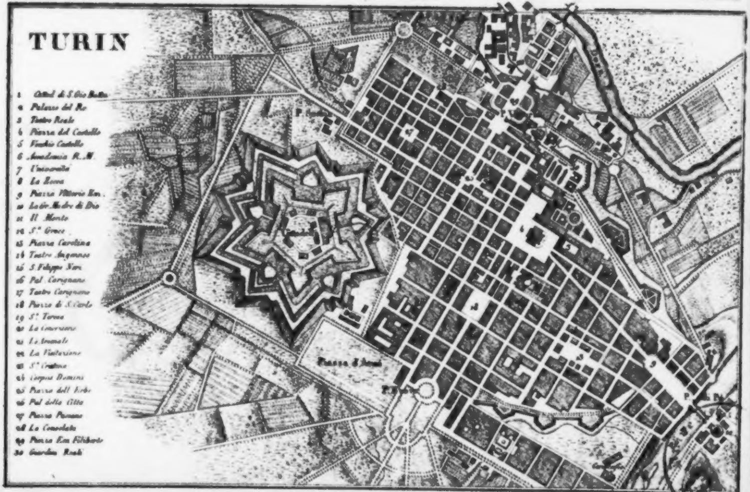
Kosten dieser Reise.

	Fr.	C.
Für zwei Pferde	186	—
Trinkgeld (1 Fr. 75 C. pr. Post)	98	—
Staliere (25 C. pr. Relais)	4	—
	Fr. 288	—

B. Von Nizza nach Turin.

Von Nizza nach	Posten.
Scarena (ein Pferd mehr)	2¼
Sospello (ein Pferd mehr)	2⅜
Ghiandola (ein Pferd mehr nach Tenda)	2⅜
Tenda (ein Pferd mehr)	2¼
Limone (ein Pferd mehr im Winter)	4
Robilante (desgleichen)	1¾
Cuneo	1⅝
Centallo	1¼
Savigliano	2¼
Racconigi	1½
Carignano	2⅛
Turin (½ Poste de faveur)	2¾
	Posten 27⅛

Von Nizza führt eine herrliche Strasse nach *Scarena* aufwärts, von wo man dann auf unzähligen Windungen nach *Sospello* hinabrollt. Dieses grosse Dorf von 3000 Seelen liegt am *Puglio*. Dann folgt *Breglio* ein befestigter Flecken am Wildbache Roja, in überaus romantischer Lage. Von hier nach *Ghiandola* wird der Gebirgscharakter immer ernster. Dies Dorf wird von einem Wildbache durchströmt, der über ungeheuere Felsentrümmer tosend stürzt. Man kommt nach *Tenda*, mit 2000 Einwohnern, und hat nun den berühmten *Col de Tenda* zu passiren. Jenseits desselben liegt *Limone*, ein Flecken mit 3500 Einwohner, die fast durchgängig Maulthiertreiber sind, die auch den Reisenden als tüchtige Führer in den ligurischen Bergen wohl zu empfehlen sind. Die schöne Brücke von 9 Bogen, vom König Victor Amadeus IV. erbaut, machte diese Strasse zuerst fahrbar. Man erreicht nun *Robilante*, *San Dalmazzo* mit einer Benediktiner-Abtei, und *Cuneo* auch Coni (Cuneum) genannt. Sonst war dies ein festes Schloss, das von Emanuel Philibert im J. 1559 zur Stadt erhoben wurde. Nach der Schlacht von Marengo rasirten die Franzosen die Befestigungswerke und schufen sie in angenehme Promenaden um. Der Transit-


TURIN
1 Catt.l di S. Gio. Batta
2 Palazzo del Re
3 Teatro Reale
4 Piazza del Castello
5 Vecchio Castello
6 Accademia R. M.
7 Università
8 La Zecca
9 Piazza Vittorio Em.
10 La Gr. Madre di Dio
11 Il Monte
12 S.ª Croce
13 Piazza Carolina
14 Teatro Angennes
15 S. Filippo Neri
16 Pal. Carignano
17 Teatro Carignano
18 Piazza di S. Carlo
19 S.ª Teresa
20 La Consolata
21 L'Arsenale
22 La Visitazione
23 S.ª Cristina
24 Corpus Domini
25 Piazza dell' Erbe
26 Pal. della Città
27 Piazza Paesana
28 La Consolata
29 Piazza Em. Filiberto
30 Giardini Reali
Piazza d'Armi

Handel nach Deutschland, der Schweiz und der Lombardei ist sehr bedeutend. Im Herbst wird hier eine berühmte Messe gehalten. Cuneo wird von 16,500 Menschen bewohnt, und ist die Hauptstadt der gleichnamigen Provinz des Fürstenthums Piemont. — Als Wirthshaus kann die Post empfohlen werden.

Die nächste Post ist in dem grossen Dorfe *Centallo*, am Flusse *Grana* gelegen, von wo man nach

Savigliano, einer recht schönen Stadt mit 15,000 Einwohnern kommt. — Am Ende der Hauptstrasse ist ein Triumphbogen, den die Einwohner zur Feier der Vermählung des Königs Victor Amadeus mit der Prinzessin Christine von Frankreich errichteten. Savigliano ist mit Mauern und Thürmen umgeben. Im Dome und den andern Kirchen Gemälde des hier geborenen Malers Mullinari, gest. 1640.

Grosse Maulbeerpflanzungen verkünden die Nähe von

Racconigi, das von Mauern umgeben, am Ufer der Macra liegt und ungefähr 10,000 Einwohner zählt. Das *Schloss* und der *Park des Prinzen von Savoyen-Carignan* ist sehenswerth. Die Restauration ist von dem geschickten Maler und Baumeister Palagi, und die neuern Fresken sind von Saletta ausgeführt. Racconigi hat gute Tuch- und Papierfabriken, allein besonders sind seine Seidenspinnereien im Flor.

Bald hat man

Carignano erreicht, eine kleine, hübsche Stadt von ungefähr 7000 Einwohner, am linken Ufer des *Po*, über den eine hölzerne Brücke führt. Die Stadt treibt belebten Handel mit Seidenstoffen und berühmten Confituren. Der Platz ist mit schönen Portiken umgeben; die Kirche ist gut gebaut. Sie enthält ein Abendmahl von Mullinari und eine Marmorstatue Johannes d. T. von Bernero. Das marmorne *Grabmal* von Bianca von Montferrat und die *Reiterstatue* von Jacob Provana sind auch noch sehenswerth. — Eine Stunde von Carignan liegt der Ort *Carmagnola* mit 12,000 Einwohnern, der auf unbekannte Weise den Namen des berüchtigten Revolutionstanzes und Gesanges herleihen musste.

Von hier erreicht man in zwei Stunden

Turin,

in das man durch das neue Thor seinen Einzug hält.

Im Alterthume hiess die Stadt *Taurasia* und wurde von Liguriern gegründet, welche den Beinamen Taurini führten, von dem Stier, den sie in ihren Bannern hatten. Nach Plinius soll Turin die älteste ligurische Stadt seyn; als Hannibal über die Alpen ging, war sie schon sehr bevölkert. Er zerstörte sie, da sie kein Bündniss mit ihm schliessen wollte.

Als Julius Cäsar nach Gallien zog, liess er hier ein Reserve-Corps zurück, das den Namen Colonia Julia erhielt. Bald jedoch verschwand dieser Name, und die Stadt wurde Augusta Taurinorum, von August, genannt.

Als die Barbaren Italien überschwemmten, war auch Turin ihre Beute geworden, bis dass die Longobarden, und namentlich *Agilulf*, sich ihrer annahm, und im Jahr 602 die Kirche des h. Johannes d. T. erbauen liess, die noch heutzutage die Kathedrale ist.

Karl d. Gr. gab der Stadt eine Art von Selbstständigkeit, indem er einen Marquis von Susa zu ihrem Herrscher einsetzte. Dies währte bis zum Jahre 1032, wo Ulrich Manfredo, der letzte Susa, starb, und Turin an das Haus Savoyen fiel.

Von nun an wurde es die Hauptstadt

des Herzogthums und verschönerte sich von Jahr zu Jahr, bis dass neue Kriege, an denen Turin, schon seiner geographischen Lage wegen, Theil zu nehmen gezwungen war, Elend aller Art darüber verhängten.

Während der Occupation der Franzosen war Turin nur der Hauptort der 27sten Militärdivision, und musste seinen einstmaligen Glanz immer mehr und mehr erbleichen sehen. Die Bevölkerung nahm ab, kein neues Gebäude erstand mehr, und die schon bestehenden verfielen zusehends. Erst da Alles in die alten Verhältnisse zurückkehrte und Turin wieder Residenzstadt wurde, erhob es sich und wurde schöner und reicher als je zuvor. Auffallend ist jetzt die stets zunehmende Vergrösserung Turin's, das schnell von 70.000 Einwohnern auf. 120,000 stieg.

Turin ist überaus regelmässig gebaut, aber ohne Grossartigkeit im Ganzen, und kontrastirt in dieser Hinsicht mit allen bis jetzt gesehenen italienischen Städten. Es liegt in einer schönen Ebene, am Zusammenflusse des *Po* mit der *Dora Riparia*. Allein Alles erscheint hier schon frostig und nördlich bei unserer Heimkehr aus dem Süden, obgleich wir die Alpen noch nicht überschritten haben. Ringsumher erheben sich amphitheatralische Hügel mit freundlichen Landhäusern. Der erste Anblick der Stadt, wenn man durch die Porta nuova kommt, ist indess prächtig.

Die schönsten Strassen sind *la Contrada nuova*, *Dora grossa* und *del Po*.

Der runde *Platz Emanuel Philibert* ist mit regelmässigen Gebäuden umgeben.

Am südlichen Ende der *Postrasse* liegt der *Platz Victor Emanuel*, mit neuen Häusern, die alle Portiken haben, und mit schönen Terrassen unter sich verbunden sind. Wenn man von hier in gerader Richtung fortgeht, so gelangt man zu der prachtigen *Pobrücke*, die zu der *Kirche der Mutter Gottes* (*alla gran Madre di Dio*) führt. Die Perspective der Postrasse, des Platzes Victor Emanuel, der Brücke und dieser Kirche bildet ein Ganzes, das nicht so leicht überboten werden kann.

Ausserdem sind noch der *Platz San Carlo* wegen seiner Grösse und Regelmässigkeit, der Platz Caroline, die Pescara und die Piazza d'Erbe zu erwähnen.

Trotz aller dieser Einzelheiten und der Symetrie und Regelmässigkeit, kann man die Bauart von Turin doch nicht loben und muss bekennen, dass die Ornamente an den Façaden oft ohne Geschmack, wahrhaft verschwendet sind.

Auffallend ist es, in Turin wieder die fliessenden Rinnsteine, wie in mehren deutschen Städten zu finden, die in Italien grösstentheils durch unterirdische Abzugskanäle ersetzt werden. Eben so lässt das Pflaster noch Vieles zu wünschen übrig.

Paläste.

Der Königliche Residenzpalast ist ein ungeheueres Gebäude von **Amadeus von Castellamonte**, das eine grosse Menge grosser und reicher Gemächer enthält.

Die *Königliche Gallerie*, die sich jetzt in der *Pinacoteca del Castello* befindet, besteht besonders aus herrlichen Werken der holländischen und flamändischen Schule. Hier Einiges davon:

Van Dyk: Porträts, Karls I. von England, seiner Kinder, eines Prinzen von Savoyen-Carignan zu Pferde.

Albano, die vier Elemente.

Paul Potter, Viehstücke.

Rembrandt, der Bürgermeister.

Gerhard Dow, die Frau mit der Weintraube.

Holbein, Luther und Katharina.

Vanloo, eilf kleine Bilder aus dem befreiten Jerusalem.

Murillo, Homer; Johann von Nepomuk, die Kaiserin und einen Bauer vor seinem Beichtstuhl.

Guercino, der verlorene Sohn.

Es war nicht erlaubt, bei der Anwesenheit des Königs in Turin, die Gallerie zu sehen. Eine Bedingung, die nur Wenigen gestattete, diese Schätze zu bewundern, durch die jetzige Uebersiedelung ist diesem Uebelstande abgeholfen.

Im *Königlichen Palaste* sieht man noch im *Saal der Schweizer* die Schlacht von S. Quentin von Palma vecchio und im *Audienzsaal* Ludwig XIV. von Mignard.

Der *Palast des Herzogs von Aosta*, wohl das schönste Bauwerk in Turin, das von dem grossen Talente Giuvara's Zeugniss ablegt.

Der *Palazzo Madama*, ein Theil des Schlosses, war ehemals die Residenz der Herzoge von Savoyen. Im Jahre 1620 lieferte Giuvara die Zeichnung zur Façade. Das Gebäude ist eines der ältesten in Turin. Hier sieht man die Aquarelle von Bagetti. Auf dem Palaste ist das Observatorium.

Der *Palast Carlo Alberto*, sonst des Prinzen von Carignan, ist in einem bizarren und eigenthümlichen Geschmacke von Guarini, einem Nachahmer des Borromini, von dem ein Kunstrichter behauptet, dass seine Gebäude als Beweise geometrischer Probleme gelten können.

Der *Palast der Universität*, ein weitläufiges und dabei wirkliche Grösse aussprechendes Gebäude. Die Gründung dieser Universität steigt bis zum Jahre 1405; Victor Amadeus II. reformirte sie zu Anfang des letzten Jahrhunderts.

Der Portikus dieses Palastes enthält eine Menge merkwürdiger Alterthümer, die eingemauert sind. Unter andern zwei geharnischte Torsen, deren Harnische vielleicht die besten sind, die aus jener Zeit auf uns gekommen sind.

Die *Bibliothek* enthält ungefähr 112,000 Bände und eine Menge kostbarer Manuscripte. Darunter sind 70 hebräische, 370 griechische, 1200 lateinische, 720 italienische und 120 französische. Unter den italienischen befindet sich die Leichenrede, die zu Arquà bei dem Begräbnisse Petrarca's gehalten wurde. Auch chinesische Gedichte und medizinische Werke sind hier und ein uraltes Tarokspiel.

Eine Flora von Piemont im Jahre 1732 begonnen und bis jetzt von Mitgliedern der Familie Battione fortgesetzt, ist interessant. Merkwürdig ist hier das *Antikenkabinet*, welches manches Ausgezeichnete enthält, doch sind die finstern, kahlen Wände, zwischen denen es aufgestellt ist, nicht einladend. — Das *Medaillenkabinet* mit 30,000 Nummern ist eines der reichsten in Europa. Man sieht hier Münzen der Könige der Parther und von Syrien, eine kleine Atheniensische Goldmünze u. s. w.

Vor Allem interessant ist jedoch das reiche *ägyptische Museum*, welches die Regierung dem Konsul Drovetti in Alexandrien verdankt.

Hier sieht man im Hofe die steinerne Statue des Osymandias, 15 Fuss hoch und 18,750 Pfund schwer. Ferner die Statuen des Thoutmosis II., Amenophis II. Das schönste des ganzen Museums aber ist ein Ramses VI. (Sesostris d. Gr.) aus schwarzem ägyptischen Basalt mit weissen Flecken, mit sanfter, aber doch ernster Miene, das Scepter in der Hand auf dem Throne sitzend.

Die Sammlung von gefärbten Bildhauerwerken ist die vollständigste in der Welt. Die Farben bewahren noch eine wunderbare Frische. Ein Basrelief von rosenfarbenem Granit stellt den Gott Ammon Ra zwischen der Göttin Neith und dem Gotte Phtha vor, d. h. den einzigen Gott zwischen den schöpferischen und erhaltenden Gewalten.

Unter den Geräthschaften sieht man noch zwei kleine Hündchen von Elfenbein zum Aufwickeln des Fadens, von denen das eine noch ein Stück Faden hat, das über 30 Jahrhunderte, so viele mächtige Reiche und grossartige Werke überdauert hat. Ferner finden wir noch Ackergeräthschaften, Waffen, Mumien u. s. w.

Anzuführen sind noch die Paläste:

des *Civiltribunals*, des *Senats* und des *neuen Provinzialkollegiums*, ferner die schönen Gebäude: der *Artillerieschule*, der *Militär-Akademie*, des *Arsenals*, der *Citadelle*, des *neuen Schlachthauses*, der *Caserne*, des *Jesuitenkollegiums*, des *Hospitals S. Giovanni*, der *Charité*, der *Ritter des h. Mauritius und h. Lazarus*, des *h. Ludwig*, des *Militärspitals* u. s. w. Das älteste Gebäude Turins, wahrscheinlich noch aus der Zeit der Longobarden ist der *Palazzo delle Torri*, jetzt zu Gefängnissen eingerichtet.

Die K. *Akademien* für den Ackerbau, für die *schönen Künste*, die *Philodramatische Gesellschaft* und die *Philharmonische Akademie* verdienen noch angeführt zu werden.

Kirchen.

Die *Kathedrale*, dem h. Johannes d. T. geweiht, ist die älteste Kirche der Stadt. Sie bietet wenig Ausgezeichnetes. Von Albrecht Dürer eine Jungfrau mit dem Kinde und Heiligen. Die *Kapelle des h. Schweisstuchs* von Guarini, hat das Ansehen eines Trauerdenkmals. Sie hängt mit der Kathedrale und dem Königl. Palaste zusammen. Die künstlich gearbeitete Kuppel wird mit Recht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Hier bewahrt man in einer silbernen Hülle, mit Gold und Diamanten reich verziert, das h. Leilach, in dem der Leichnam des Heilands gelegen. Man muss jedoch der Wahrheit gestehen, dass dies nicht das einzige Exemplar ist, und dass auch andere Kirchen diese h. Reliquie bewahren.

Die *Kirchen della Consolata* und *S. Filippo Neri* enthalten einige noch gute Bilder aus der Zeit des Verfalls der Kunst von Maratta, Solimena, Conca u. a. S. Filippo Neri kann als eine der schönsten Kirchen von Turin betrachtet werden. In der Sacristei ein h. Eusebius von Guercino.

Die *Kirche Corpus Domini* ist zwar die reichste unter allen, doch ist sie sicher nicht die geschmackvollste. Die innere Dekoration ist vom Grafen Alfieri, dem Baumeister, Oheim des Dichters. Hier schwur Rousseau im 16. Jahre dem Protestantismus ab.

Theater.

Die Schauspielergesellschaft des Königs von Sardinien ist die beste in Italien. Hier ist die Marchionni, Vestris u. s. w. Sonderbar ist es auch, dass Piemont seit lange die besten dramatischen Dichter hervorgebracht hat. Alfieri, ihr einziger Tragiker, Federici, von dem wir den Amerikaner, und Masse für Masse besitzen, Cesar Olivero, unser Zeitgenosse Alberto Nota, Marchisio, ein Turiner Tuchhändler, alle sind sie aus diesem Lande.

Man hat in Turin das *grosse Opernhaus*, wo nur im Karneval gespielt wird, dann das *Theater Carignan*, wo zuerst Alfieri's Trauerspiele gegeben wurden, und das *Theater d'Angennes*.

Die *Fantoccini* mit ihrem Giandnja, dem Turiner Spassmacher, erregen bei dem Fremden nicht jenen guten Eindruck der Komiker in Rom, Neapel und Bologna, des Girolamo in Mailand, den wir bald kennen lernen werden, nicht zu gedenken. Der rauhe Piemontesische Dialekt trägt auch vieles dazu bei.

Gute Gasthöfe: Hôtel de France, d'Europe, de l'Univers, les quatre Nations.

Umgebungen.

La Vigna della Regina in schöner Lage, überragt von zwei Klöstern. Mehre gute Gemälde von Maratta.

Das ***Kloster Superga***, vier Miglien von Turin, mit schöner Aussicht. Die Begräbnisse der Sardinischen Fürsten. Von Giuvara erbaut und mit grosser Pracht geschmückt.

Das ***Jagdschloss Stuppinigi*** (Stupinitz), eines der schönsten und zweckmässigsten Gebäude dieser Art in Europa.

Die ***Lustschlösser Veneria*** und ***Moncaglieri***.

C. Von Turin nach Mailand.

Erste Route.

Von Turin nach

Settimo	1¼	Post.
Chivasso	1¾	„
Cigliano	2¼	„
S. Germano	2¾	„
Vercelli	1¾	„
Orfengo	1½	„
Novara	1¼	„
Boffalora	3	„
S. Pietro all'Olmo	1	„
Mailand	1½	„
	18	„

Kosten.

	Fr.	C.
Für 2 Pferde von Turin nach Boffalora	47.	75.
Von Boffalora nach Mailand	12.	37.
Trinkgelder von Turin nach Boffalora	27.	56.
Trinkgelder von Boffalora nach Mailand	6.	75.
Stalliere	2.	50.
	96.	43.

Dies ist die kürzeste und beste Strasse von Turin nach Mailand.

Nach ***Settimo*** erreicht man ***Brandizzo*** (Brandutium), welches man für das alte Ad Decimum hält. Es liegt zwischen den Wildbächen Bendola und Malonetto, von deren Ueberschwemmungen der Ort oft schon zu leiden hatte.

Chivasso (Clausium und Clavazium), wird gewöhnlich Civasso genannt, hat 6000 Einwohner und war früher der Sitz der Marchesen von Montferrat. Von den früher so wichtigen Befestigungen ist jetzt nur noch eine Mauer übrig. Der Historiker Bosio wurde hier geboren.

Durch *Rondissone* und *Cigliano* eilen wir nun nach ***Vercelli***, einer ziemlich bedeutenden Stadt mit 17,000 Einw., in sehr fruchtbarer Gegend am Zusammenflusse der *Cerva* und *Sesia*. Vormals die Residenz der Herzoge von Savoyen. Die Strassen sind gerade und breit. Unter den Gebäuden sind zu nennen: die ***Kathedrale***, eine schöne, moderne Kirche; in ihren beiden Kapellen die Körper des h. Eusebius und Amedeus. In dem Schatz der Kirche ein Manuscript der Evangelien aus dem 4. Jahrhundert. ***S. Christoforo*** mit Fresken von Gaudenzio Ferrari; ***Sta. Maria Maggiore*** mit einem Fussboden, der das Leben der h. Judith in Marmor enthält.

Die Gärten und das Theater verdienen, bei einigem Aufenthalte, einen Blick.

Achtzehntes Kapitel.

Von Genua nach Mailand.

Reise. — Kosten. — Tortona. — Voghera. — Pavia (Geschichtliches. Paläste. Kirchen. Universität). — Weiterreise (Schloss Binasco). — MAILAND (Geschichtliches. Thore. Bauart. Das Castell. Der Domplatz und die andern Plätze. Paläste. Die Brera. Die Ambrosiana. Kirchen. Der Dom. S. Ambrogio u. s. w. Theater. Die Arena. Das grosse Hospital. Das Lazareth. Gasthäuser. Art zu leben). — Umgebungen von Mailand (Garignano. Monza. La Certosa).

Reise.

Von Genua nach		
Ponte Decimo (1 Pferd mehr)	2	Post.
Ronco (ebenfalls)	2½	„
Arquata	2	„
Novi (½ Post de Faveur nach Arquata)	1½	„
Tortona	2½	„
Voghera	2¼	„
Casteggio	1¼	„
Pavia	3	„
Binasco	1¼	„
Mailand	1½	„
	19¾	„

Kosten.

	Fr.	C.
Für 2 Pferde	66.	18.
Trinkgeld den Postillons	38.	
Stalliere	2.	25.
	106.	43.

NB. Man kann sich eines Eilwagens bedienen, der bis zur sardinischen Gränze Privatentreprise ist und bis Genua Francs 28½ kostet. Von Mailand bis Pavia sassen wir unbequem, dann aber bestiegen wir den sardinischen Postwagen, der nichts zu wünschen übrig liess, als dass die Bespannung sehr schlecht war und wir in dem lehmigen Boden der Poniederungen bei jedem Schritte stecken blieben. Wir fuhren um 4 Uhr Morgens von Mailand weg und kamen am andern Vormittage zwischen 10 und 11 Uhr nach Genua.

Von *Genua* nach *Novi* haben wir nichts Bedeutendes zu verzeichnen. Dieses Städtchen selbst liegt am Fusse der Appenninen und ist schlecht gebaut. Einige Genueser besitzen hier Paläste, wo sie die Villeggiatura zubringen. Novi wird von 6000 Mensehen bewohnt und handelt vorzüglich mit Tuch und Seide. Am 15. August 1799 gewann Suwarow hier eine Schlacht gegen Moreau und Joubert. Letzterer fiel gleich im Anfange derselben. L'Albergo reale und die Post sind die besten Gasthäuser.

Tortona (Derthona) liegt in der Mitte von Reis- und Getreidefeldern. Die Gallier unter Brennus sollen die Stadt gegründet haben. Amadeus III. hatte sie befestigen lassen, allein die Franzosen sprengten 1796 die Werke. 8400 Einw. In der *Kathedrale* steht ein alter Sarkophag mit Basreliefs. Die *Kirche des h. Franziskus* hat die prächtige Kapelle *de' Garofoli*.

Am Wildbach *Curone* liegt Ponte Curone (Pons Curionis), dann kommen wir zum Flusse *Staffora* (Iria), an dessen Ufer *Voghera* (Vicus Iriae) liegt. Die Stadt hat 7000 Einw. und man kann auf der Post eine recht gute Mahlzeit halten. Der *Dom* ist gut gebaut.

Casteggio (Clastidium), am rechten Ufer des Po. Hier begann die Schlacht, die in der Geschichte den Namen der *Schlacht von Marengo* führt. Casteggio hat 2000 Einwohner.

Einige Miglien von Casteggio nähert man sich dem Po, den man auf einer Schiffbrücke passirt. Bei *Gravellone* hat man die Piemontesische Gränze erreicht und muss sich einer genauen Visitation unterwerfen.

Vor Pavia führt man über die alte, bedeckte Tessinobrücke aus dem 14. Jahrhundert. Sie ruht auf 7 grossen Bogen und hält 340 Schritte.

Pavia (Ticinum, Papia)

liegt noch 6 Stunden von Mailand, am Kanal von Pavia und am linken Ufer des Tessino, der hier schiffbar ist.

Die Gründung der Stadt ist nicht genau ermittelt, und man ist dabei auf blosse Muthmassungen beschränkt. Brennus soll sie 367 v. C., dann Hannibal eingeäschert haben. Im 5. Jahrhundert fiel Pavia in die Gewalt der Gothen, und ging dann bald darauf zu den Longobarden über, welche zu Ende des 6. Jahrhunderts den Sitz ihrer Regierung dahin verlegten. Desiderius, ihr letzter König, wurde 774 von Karl d. G. gefangen genommen und dadurch ihr Reich gestürzt. Nach vielfachen Drangsalen erkämpfte sich Pavia endlich die Freiheit wieder, die es ungefähr 200 Jahre hindurch sich zu erhalten wusste, bis dass es gezwungen wurde, sich den Mailändern zu ergeben. In den Jahren 1476 und 1485 verwüstete es die Pest. 1525 wurde die berühmte Schlacht zwischen Karl V. und Franz I. unter den Mauern der Stadt geschlagen, in welcher Franz I. gefangen wurde. Da die Einwohner bei dieser Gelegenheit eine zu grosse Freude an den Tag legten, so wurden sie zwei Jahre später von dem französischen Feldherrn Grafen von Lautrec empfindlich dafür gestraft, indem er die Stadt 7 Tage hindurch der Plünderung preisgab. Von hier an soll ihr Wohlstand abgenommen haben. Nach verschiedenen Schicksalen wurde es endlich dahin entschieden, dass Pavia nunmehr dem Lombardisch Venetianischen Königreich einverleibt wurde.

Aus dem Alterthum enthält Pavia nichts, was der Aufmerksamkeit der Reisenden empfohlen werden könnte, wohl aber aus dem Mittelalter. So z. B. die Kirchen *S. Agostino* und *S. Michel*, letztere eines der ältesten religiösen Denkmäler der Christenheit, mit Skulpturen und Basreliefs aus dem 6. Jahrhundert. Die Fresken sind von Andrino d'Edesia, einem Zeitgenossen des Giotto.

Auch neben dem Hospital sieht man noch

einige von jenen alten Thürmen, die einst Pavia den Ruhm der Stadt der hundert Thürme zuzog (la Città delle Cento Torri).

Die Strassen sind im Allgemeinen breit. Die bedeutendste führt von der Tessinobrücke zum Mailänderthor.

Das Schloss ist ziemlich verwüstet und dient jetzt zur Kaserne. Ausser verschiedenen geschichtlichen Erinnerungen der ältern und neuern Zeit ist noch zu erwähnen, dass sich einst hier eine Bibliothek befunden, bei welcher **Petrarca** das Amt eines Conservators versah. Sie wurde 1499 durch Ludwig XII. und 1526 durch den Marschall Lautrec ihrer Schätze beraubt, die jetzt die Zierden der grossen Pariser Bibliothek bilden.

Die Paläste *Malaspina*, *Olevano* und *Maino*, das kaiserliche *Collegium Ghislieri*, wo die Schüler auf Kosten des Staats erhalten werden.

Das *Collegium Borromeo*, ein schönes Gebäude von **Pellegrini**. Die Fresken des grossen Saales sind von **Zuccheri** und **Nebbia**.

In der *Kathedrale* besucht man die *Reliquien des h. Augustin*, die in einem Mausoleum aus Marmor liegen, das mit Basreliefs geschmückt ist. Ein merkwürdiges Werk aus dem 14. Jahrhundert.

In der *Kirche der Augustiner* das von König Luitprand 726 errichtete Grabmal des grossen Staatsmannes, Redners und Dichters Boethius, dessen Gefängniss in einem der noch stehenden alten Thürme gezeigt wird.

Die sonst so berühmte *Universität* von Pavia soll schon 791 von Karl d. Gr. gestiftet worden seyn, allein ihr Diplom ist von Karl IV. vom Jahre 1361 ausgestellt. Ihre jetzige Einrichtung erhielt sie jedoch erst um die Mitte des vorigen Jahrhunderts durch Maria Theresia. Unter den grossen Männern, die hier gebildet wurden, nenne ich: **Frank**, **Spallanzani**, **Volta**, **Scarpa**, **Tamburini** u. s. w.

Das von Scarpa gegründete *anatomische Kabinet* ist wohl das vollständigste und berühmteste in Italien. Sein jetziger Vorsteher ist der Dr. **Panizza**. Noch immer besuchen an 1000 Studenten diese Universität. Die neue Bibliothek derselben wurde von dem Grafen Firmian gegründet. Sie enthält 50,000 Bände, ist jedoch nur zum Unterricht bestimmt und besitzt daher weder seltene Bücher noch Manuscripte.

Das *Theater* ist im Innern mit schwarzem Marmor bekleidet.

Die Stadt zählt ungefähr 23,000 Einw. Unter den Wällen ergiesst sich der *Naviglio* in den *Tessino*. Der Gasthof **La Croce bianca** ist gut.

Fünf Miglien von Pavia ist die berühmte *Certosa*, die wir von Mailand aus besuchen wollen, wohin wir jetzt unsere

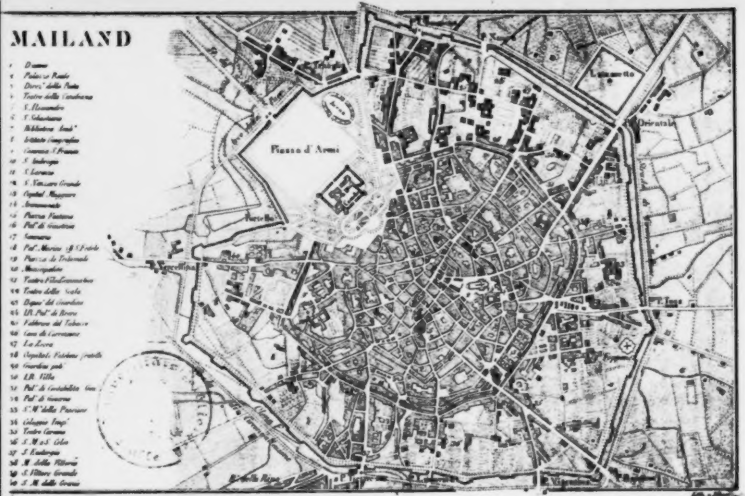
Weiterreise

antreten. Auf dem halben Wege zwischen Pavia und Mailand erblickt man

Das alte *Schloss Binasco*, dessen melancholisches Gemäuer die Unthat des Philipp Maria Visconti in unser Gedächtniss ruft, der hier seine Gattin Beatrice di Tenda ermorden liess.

Eine breite, gute Strasse, die zwischen dem Naviglio Kanal und andern Kanälen sich stets eben hinzieht, bringt uns nun bald wohlbehalten nach der schönen Hauptstadt des nördlichen Italiens.

MAILAND


1 Duomo
2 Palazzo Reale
3 Direz.e della Posta
4 Teatro della Canobiana
5 S. Alessandro
6 S. Sebastiano
7 Biblioteca Amb.a
8 Istituto Geografico
9 Caserma S. Francesco
10 S. Ambrogio
11 S. Lorenzo
12 S. Nazzaro Grande
13 Ospital Maggiore
14 Arcivescovato
15 Piazza Fontana
16 Pal.o di Giustizia
17 Seminario
18 Pal.o Marino [illegible]
19 Piazza de Tribunali
20 Municipalità
21 Teatro Filodrammatico
22 Teatro della Scala
23 Dogana del Giardino
24 I.R. Pal.o di Brera
25 Fabbrica del Tabacco
26 Casa di Correzione
27 La Zecca
28 Ospitale Fatebene fratelli
29 Giardino pub.o
30 I.R. Villa
31 Pal.o di Contabilità Gen.
32 Pal.o di Governo
33 S. M.a della Passione
34 Collegio Imp.e
35 Teatro Carcano
36 S. M. a S. Celso
37 S. Eustorgio
38 M. della Vittoria
39 S. Vittore Grande
40 S. M. delle Grazie
Piazza d'Armi
Arena
Lazzaretto
P. Orientale
P. Tosa
Vercellina
Portello

Mailand (Mediolanum)

ist die Hauptstadt des lombardischen Königreichs. Nach der angenommenen Meinung wurde die Stadt 590 v. Chr. von dem gallischen Heerführer Bellovese erbaut und dann die Hauptstadt der Insubrer. Im 4. und 5. Jahrhundert residirten hier die Kaiser gewöhnlich, bis dass 452 Attila die Stadt einnahm. Jetzt gehörte sie abwechselnd den Gothen, den Kaisern des Orients und den Longobarden. Im Jahre 945 wurde Otto d. Gr. in der Basilica des h. Ambrosius zu Mailand gekrönt. Von nun an erlebte Mailand die heftigsten Drangsale in ununterbrochener Reihe. Im Jahr 1162 liess Kaiser Friedrich Barbarossa Mailand verwüsten. Dies geschah, um eine Beleidigung zu rächen. Die Kaiserin, welche nach Mailand gekommen war, wurde, verkehrt auf einem Esel, durch die Stadt geführt. Wer nun von den Einwohnern, nach der Einnahme der Stadt, sein Leben retten wollte, musste eine Feige, die unter den Schwanz eines Esels gesteckt ward, mit den Zähnen herausnehmen. Eine lange Reihe von Begebenheiten übergehend, kommen wir zu der Regierung der Visconti und Sforza, die über Mailand herrschten. Hierauf gerieth die Stadt unter die Herrschaft Spaniens, bis sie 1706 an Oestreich abgetreten wurde. Im Jahr 1796 nahmen die Franzosen unter Napoleon Mailand und es wurde Hauptstadt der cisalpinischen Republik. Im Jahr 1802 wurde es die Hauptstadt der italienischen Republik und 1805 die des Königreichs Italien. Den 26. Mai desselben Jahres liess sich Napoleon im Dom als König krönen; 1814 nahmen es die Oestreicher wieder in Besitz und Mailand wurde nun die Hauptstadt des lombardischen Theils des lombardisch-venetianischen Königreichs. Die häufigen Zerstörungen der Stadt sind die Ursache, dass sich hier so wenig Alterthümer vorfinden.

Mailand liegt in einer sehr fruchtbaren Ebene, die 135 Meter über dem Meere erhaben ist und gegen Norden von der Kette der höchsten Alpen begränzt wird. Schade, dass der schönen Stadt Wasser fehlt, denn sowohl der kleine Fluss Olona, als auch die Kanäle Naviglio grande, Martesana und der Kanal von Pavia sind nicht so wasserreich, dass sie die Gegend zu schmücken und zu beleben im Stande sind. Mauern und Basteien umgeben die Stadt; allein die Befestigungen sind von keiner Bedeutung.

Die Stadt hat schöne Thore; ich nenne hier vor allen das *Simplonthor*, jetzt *Arco della Pace* genannt, welches von Napoleon angefangen und im Jahre 1838 beendigt und bei Gelegenheit der Krönung Sr. M. Ferdinands I. eingeweiht wurde. Es bezeichnet den Anfang der Simplonstrasse, ist ganz von weissem Marmor, mit Basreliefs geschmückt, und im edelsten Style gebaut. Oben stehen eine Victoria und vier Reiter, welche Kränze herabzuwerfen scheinen, in Bronze. — Im Jahr 1804 wurde der Marchese Luigi Cagnola mit Plan und Ausführung dieses Werkes beauftragt. Der Marmor wurde aus den Brüchen von Baveno am Lago maggiore herbeigeschafft. Pompeo Marchese, Pacetti, Monti, Pizzi und Aquisti schufen die Basreliefs. Die Ornamente wurden unter der Leitung Moglia's verfertigt. Die Bronze-Arbeit des obern Theils wurde von Sangiorgio modellirt und von den Brüdern Manfredini gegossen. Die Pferde an den Ecken sind von einem andern Künstler. — Die *Porta orientale*, sonst *Argentea* genannt, wurde, nachdem die früheren Gebäude unvollendet niedergerissen worden, auf's Neue von dem Architekten Vantini aufgeführt. — Die *Porta romana* ist 1598 zum Empfange Margaretha's von Oestreich, Verlobte Philippe III. von Spanien, errichtet worden. — Die *Porta Ticinese* ist von dem berühmten Architekten Marchese Cagnola; sie bildet einen majestätischen Bogen mit schönen Säulen. — Die *Porta Vercellina* wurde 1806 nach Canonica's Zeichnung erbaut. — Die schöne *Porta Comasina* liessen die Kaufleute von Mailand auf ihre Kosten aufführen. Ausserdem gibt es noch mehre kleine Thore (Portelli), die jedoch weder in architektonischer, noch historischer Beziehung merkwürdig wären, und die wir daher übergehen.

Mailand ist unregelmässig gebaut; allein die Behörde ist bemüht, es täglich zu verschönern, und man kann es bereits eine elegante Stadt nennen. Man glaubt, dass in früheren Zeiten die Unregelmässigkeit, ja man könnte sagen, die Verwickelung kurzer und enger Strassen, wie sie noch im ältesten Theile der Stadt gefunden wird, dazu dienen sollte, den Feind, selbst wenn er schon in die Mauern eingedrungen war, noch aufzuhalten und zu beunruhigen, da die geographische Lage von Mailand es durchaus unmöglich machte, die Stadt von Aussen gehörig zu befestigen. Merkwürdig ist das Pflaster von Mailand, welches aus kleinen Kieseln besteht, die der Länge der Strassen nach, ausser breiten Trottoirs, auch noch von eben solchen Fahrgeleisen aus Granit durchschnitten werden. So fahren dann die Mailänder Wagen — und man muss wissen, dass Mailand vorzugsweise die Stadt der glänzenden Equipagen heisst — ohne Gerassel und Stossen vorüber, welches einen wirklich sehr angenehmen Eindruck macht. Da jedoch diese Geleise durch das beständige Fahren sehr glatt werden, so ist dies für die Pferde sehr gefährlich, die deshalb auf eigene Weise beschlagen werden müssen.

Wenn gleich Mailand im Ganzen viele schöne Häuser zählt, so kann man doch nicht eben sagen, dass die öffentlichen Gebäude und Paläste mit denen anderer italienischer Städte in architektonischen Beziehungen wetteifern können.

Die Plätze sind nicht zahlreich und ebenfalls nicht ausgezeichnet; der grösste ist der Waffenplatz, der 1100 Klafter breit und 1000 Klafter lang ist. Er ist an einer Seite mit der Stadtmauer umgeben, und hier befindet sich der prächtige Arco della Pace, von dem wir schon oben gesprochen haben.

Am südöstlichen Ende dieses Platzes und an der Gränze der alten Stadtmauer liess Galeazzo II. Visconti 1358 ein Schloss anlegen, das er Jupiter nannte. Nach dem Tode dieses Fürsten, 1378, zerstörten die Bürger dieses Schloss; allein Johann Galeazzo, des Obigen Sohn, liess es auf derselben Stelle wieder erbauen, befestigte es mit hohen Mauern und umgab es mit tiefen Gräben. So bestand es bis zum Jahre 1447, da Philipp Maria, der letzte Visconti, starb. Hier zerstörten es die Einwohner zum zweiten Male, die aus Mailand einen Freistaat bilden wollten. Allein Franz Sforza, der Gemahl der Bianca Maria Visconti, führte es mit Zustimmung der Einwohner in einem grösseren Style wieder auf. Im Jahr 1801 rasirte man die äussern Befestigungen und bildete den sogenannten Schlossplatz. Statt der alten Mauern legte man freundliche Alleen für Spaziergänger an und das Innere des Schlosses wurde zur Kaserne eingerichtet.

Von den andern Plätzen nenne ich den *Domplatz*, von unregelmässiger Form, der mit dem kolossalen Dome, der das eine Ende desselben einnimmt, in grossem Missverhältniss steht. In den *Arkaden Figini* sind die reichsten Goldschmiedgewölbe. Ferner den *Platz der Kaufleute* (de' Mercanti) mit einem schönen Portikus an der einen Seite, in dessen Mitte die Statue des h. Ambrosius von weissem Marmor, von

Scorzini verfertigt, aufgestellt ist. Die Mitte dieses Platzes nimmt ein schwerfälliges Gebäude ein, in dem die Akten der Notarien aufbewahrt werden. — Auf der *Piazza Fontana*, vor dem erzbischöflichen Palast, steht eine Fontäne von rothem Granit mit zwei Sirenen aus karrarischem Marmor von Joseph Franchi aus Carrara, eine der besten Skulpturen der letztern Zeit. — Den *Platz Borromeo* ziert die Bronzestatue des h. Karl Borromäus. Unweit von dem Palaste Durini steht die Statue, welche das Volk *Uomo di pietra* nennt, gewiss eines der ältesten Denkmäler der Stadt, das für Cicero, Marius oder einen alten Bischof gehalten wird. Die andern Plätze übergehe ich, da sie nichts Merkwürdiges bieten.

Mailand enthält mit den Vorstädten 140,000 Einwohner; im 15. Jahrhundert soll es noch einmal so viel enthalten haben.

PALÄSTE.

Der *Kais. Königl. Palast (Palazzo reale)*, ein weitläuftiges Gebäude, das im letzten Jahrhundert nach den Zeichnungen von Piermarini auf dem Platze des ehemaligen herzoglichen Palastes erbaut wurde. Die Façade ist jonischer Ordnung. Im Innern ist ein schöner Hof, eine prächtige Treppe und schöne, mit Gemälden geschmückte Zimmer. Das Bedeutendste ist hier der *Karyatidensaal* mit Stuckverzierungen. Die Decke ist von Appiani al fresco gemalt.

Die Kapelle des h. Gotthard ist für den Bedarf des Hofes. Sie ist sehr alt. Neben ihr erhebt sich ein gut gebauter Thurm.

Der *Palast des Erzbischofs* hat zwei Höfe, wovon einer einen Portikus mit zwei Stockwerken zeigt. Er wurde gegen das Ende des 16. Jahrhunderts von Mangone und Pellegrini restaurirt. Der bedeutendste Theil der Façade ist von Piermarini. Der Palast enthält gute Gemälde aus der lombardischen und venetianischen Schule. Unter andern auch Landschaften von Vernet, Canaletto, Pannini und Orizzonte. Die *Pferdeställe* in diesem Palaste werden ihrer Bauart wegen gerühmt. Sie bilden ein Octogon mit einem griechischen Vestibul und sind von Pellegrini.

Der *Palast der Regierung*, vormals Diotti, ein weitläuftiges Viereck mit gekoppelten Säulen geschmückt. Die Gemächer enthalten Gemälde von Appiani. Hier residirt der Gouverneur von Mailand.

Palazzo Litta, nach Zeichnungen von Franz Richini, prächtig und gross, doch nicht geschmackvoll. Unter den Kunstschätzen, die dieser Palast enthält, ist ein Streit des Marsias und Apollo von Correggio zu nennen, nebst dem Kupferstich dieses Bildes von Giulio Sanuto aus dem Jahr 1562. Von Pompeo Marchesi eine Venus.

Der *Palast della Contabilità* von Fabio Mangoni und Richini ist wohl, in Hinsicht der Bauart, der erste in Mailand.

Der *Palast Marini* von Galeazzo Alessi ist der grösste. Jetzt ist hier das Finanzministerium und die Administration der Dogana.

Palazzo Serbelloni-Busca, nach der Zeichnung von Simone Cantoni. Die Basreliefs an der Façade stellen Scenen aus dem Kampfe Mailands gegen Friedrich den Rothbart dar. Im Saale des ersten Stockwerks eine schöne Freske von Traballesi.

Palazzo Pozzi. Die Façade ist von dem früheren Besitzer Cav. Aretino, der Maler, Bildhauer und Architekt war. Die vier grossen Karyatiden nennt das Volk *gli Omenoni* (die Riesen).

Pal. Belgiojoso, von Piermarini wieder aufgebaut. Im grossen Saale des ersten Stocks ein schönes Bild von dem Tiroler Knoller.

Pal. Aresi, nach den Zeichnungen von Pelagio Palagi erbaut. Die Façade nach dem Garten ist sehenswerth.

Pal. Traversi, nach Zeichnungen von Luigi Canonica. Die Façade nach der Contrada del Giardino ist die schönste in Mailand. Die Gemälde sind von Mariani und Bignoli.

Pal. Passalacqua, nach Zeichnungen von Grivelli, mit einem schönen englischen Garten.

Pal. Cicogna ist der älteste in Mailand, im gothischen Styl.

Die grosse Menge von dem, was man hier Palaste nennt, zwingt uns, hier abzubrechen. Sie sind grösstentheils bequem und selbst elegant gebaut, doch eben nicht geeignet, die besondere Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich zu ziehen. Es sind viel eher schöne, grosse Häuser als Paläste.

Zu nennen ist noch der schöne mit Glas gedeckte *Bazar*, die *Gallerie de Cristoforis* genannt.

Der *Zirkel der Nobili* hält seine Zusammenkünfte in einem grossen Palaste, der ursprünglich nach Bramante's Plan gebaut wurde und den Cagnola reich verzierte.

Die *Villa Reale* wurde 1790 von dem Grafen Belgiojoso erbaut. Es ist ein modernes und elegantes Gebäude von Leopold Polack aus Wien aufgeführt. An dem Palaste liegt ein schöner Garten.

Der *Broletto* oder das Rathhaus ist gross, aber durchaus nicht von ausgezeichneter Bauart. In seinem Innern sieht man gute Bilder von Procaccini, Salmeggia und Cerano.

Der Palast der Brera

(Palazzo delle Scienze e Arti)

ist jedenfalls einer der schönsten und grandiosesten der Stadt. Hier war vormals das Kollegium der Jesuiten. Er wurde nach dem Plane von Franz Richini erbaut, und Piermarini fügte das grosse Thor hinzu. Die äussere Façade ist einfach und ernst, das Innere und namentlich der den Hof umgebende Portikus ist in schönen und edeln Verhältnissen. Dieses Gebäude enthält die Akademien der Wissenschaften und schönen Künste, die Gemäldegallerie, die öffentliche Bibliothek, das Medaillenkabinet, das Observatorium, die Klassen der Kupferstecherkunst, des Zeichnens, der Malerei, Baukunst, Bildhauerkunst u. s. w. Auch ein Stadtgymnasium hat hier Platz gefunden und ein schöner botanischer Garten schliesst sich an den Palast.

Die *Gallerie* (Pinacoteca) ist in 13 Sälen und Kabineten ohne Schuleintheilung aufgestellt, und enthält 300 Werke, und darunter von G. Reni, Albano, Domenichino, Palma, Giorgione, Gentile Bellini, Mantegna, Francia, Tizian, Paul Veronese, Carracci u. A. Besonders reich ist die Pinakothek der Brera an herrlichen Fresko-Werken der alten Meister, Bernardin Luini, Gaudenzio Ferrari und Bramante Lazzari, die man mit grosser Vorsicht von den Klostermauern abgenommen und nur hier aufbewahrt hat. Wenn man, nach Italien kommend, die Brera betritt, so mag sie als eine Vorhalle zu dem grossen *Museum Italien* betrachtet werden; wenn man mit Mailand Abschied von dem schönen Lande nimmt, so mag man auch hiermit einem jeden uns lieb gewordenen Meister ein Lebewohl sagen.

Als das Hauptstück der Sammlung, nach dem gewiss ein jeder Kunstfreund zuerst hineilt, und das stets von einem Haufen Schauender belagert wird, ist die von Abraham verstossene Hagar des Guercino. Selbst diejenigen, die im Abraham nur einen zornigen Juden und in der Hagar blos ein weinendes Weib zu entdecken vermögen, stimmen darin überein, dass es einen der schönsten Bilder Guercino's ist.

Das zweite Bild ist eine Jugendarbeit Raphaels, ein Bild, das er später gewiss nicht so gut gemacht haben würde, indem er es besser gemacht hätte. Dies ist das berühmte *Sposalizio*, die Verlöbniss der Jungfrau, das durch die grössere Vollkommenheit in der Ausführung einen grossen Theil seiner Naivität eingebüsst hätte. Lo Sposalizio schuf Raphael im 21. Jahre!

Ich nenne noch einen Kopf des ewigen Vaters von Luini, St. Peter und Paul von G. Reni, die Jungfrau und mehre Heilige von Domenichino, tanzende Amoretten von Albano, eine Pietas von Garofalo, die Jungfrau mit dem Kinde und einigen Heiligen von G. Romano, eine Anbetung der Könige von Palma Vecchio, die Predigt des h. Markus in Alexandrien von Bellini, der Kopf eines Greises von Tizian, der gerettete Moses von Giorgione, Portraits der Herzoge von Urbino von Fra Bartolomeo. — Dieses Alles sind Meisterwerke erster Klasse.

Die *Bibliothek* wurde von der Kaiserin Maria Theresia gegründet. Einen grossen Theil derselben bildet die Büchersammlung von Haller's. Wenn gleich die Bibliothek der Brera nicht eben sehr reich an Manuscripten ist, so glänzt sie doch durch die grosse Menge wissenschaftlicher Bücher, klassischer Reisen und naturgeschichtlicher Werke. Sie ist alle Tage von 10 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags, Sonntag und Donnerstag ausgenommen, geöffnet.

Das *Medaillenkabinet*, welches 1803 gegründet wurde, ist seit dem 22. Januar 1817 ebenfalls im Palaste der Brera dem Publikum geöffnet.

Das *astronomische Observatorium*, nach dem Plane des berühmten Boskovich, so wie die *Kupferstecherschule*, ist ebenfalls eines Besuches werth.

DIE AMBROSIANISCHE BIBLIOTHEK

ist eine der grössten Sehenswürdigkeiten Mailands. Sie zählt 60.000 gedruckte Bücher und 10.000 Manuscripte *). Der Kardinal Friedrich Borromäus, ein Vetter des h. Karl, gründete sie 1525 und setzte ihr eine Dotation aus. Im Jahre 1609 wurde sie dem Publikum geöffnet. Die Façade des Gebäudes ist einfach, doch in gutem Verhältnisse. In diesen Salen finden sich vereinigt Hervorbringungen der Künste und Wissenschaften aus allen Ländern.

Man findet hier Handschriften der Decretalen, des Seneca, Eutrop, Cicero und Dionys von Halicarnass.

Hier ist ferner der berühmte *Virgil Petrarka* mit Anmerkungen von seiner Hand und Miniaturen; der atlantische Codex (Codice atlantico) Leonardo da Vinci's, dessen Buchstaben verkehrt geschrieben sind, und deshalb nur im Spiegel gelesen werden können. Man will daraus wohl mit Recht annehmen, welchen mächtigen Einfluss der Orient zu jener Zeit auf Italien übte; endlich die *Kartone* von Raphael's *Schule von Athen*!!

Auch sieht man hier noch Malereien von Luini, Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Albr. Dürer, Andrea del Sarto, Tizian u. s. w.

Die Büste des Malers Bossi von karrarischem Marmor ist von Canova, die Zeichnung zu dem Denkmal aber von Pelagio Palagi, die Ornamente von Moglia. Das Basrelief auf dem Piedestal ist von Marchesi. Die drei letztern Künstler leben noch in Mailand und werden mit grosser Auszeichnung genannt **).

---

*) Nach Andern soll sie mit den jüdischen Antiquitäten und andern Seltenheiten 140,000 Bände und 15,000 Manuscripte enthalten.

**) Privatbibliotheken sind hier: *Fagnani*, *Melzi*, *Reina*, *Litta*, *Archinto*, *Trivulzio*.

Kirchen.

Der Dom.

Wer trüge nicht das Bild des Mailänder Domes schon in sich, wenn er in Mailands Thore einzieht. Wer hätte nicht den Dom gesehen in den Abbildungen, die wir so häufig von ihm besitzen, wer hätte nicht gehört von dem magischen Effekt, den diese ungeheure weisse Marmormasse, in hundert Spitzen, Pyramiden und Thürmen auslaufend, im Mondscheine machen soll? Endlich sahen wir Mailand vor uns, und aus der Mitte seiner Kuppeln strahlte dieses Wundergebäude empor und erregte schon aus der Ferne unser Staunen. Endlich standen wir auf dem kleinen Platze davor, der leider nicht Raum genug bietet, das ganze Bild des Domes zu überschauen. Noch weniger ist dies der Fall, wenn man in den kleinen Gässchen rings umher geht und den Hals in die Höhe reckt, um zu den Zinnen hinan zu schauen.

Dieses ungeheure Gebäude ist im reinen italienisch-gothischen Style gebaut. Kein anderes Material, als weisser Marmor ist dazu verwendet. Trotz seiner Grösse steht es mit einer unbegreiflichen Leichtigkeit und Eleganz da.

Der Dom soll auf der Stelle eines alten Minervatempels gebaut worden seyn. Herzog Johann Galeazzo Visconti legte den Grund dazu den 15. März 1386; allein im Jahr 1387 wurde der ganze Plan verschönert und erweitert. Der ursprüngliche Baumeister soll nach allen Angaben ein Deutscher, Heinrich Arler von Gmünd, gewesen seyn, woraus die Italiener Gamodia gemacht haben. Während ganzer vier Jahrhunderte wurde mit den Arbeiten fortgefahren, und noch jetzt ist der Bau nicht beendigt. Es ist schade, dass man von dem rein gothischen Baustyl abwich, und z. B. Thüren und Fenster der Façade im römischen baute, wodurch der Eindruck, den das Ganze zu machen berechtigt ist, sehr beeinträchtigt wird. Die innere Gestalt ist ein lateinisches Kreuz von Osten nach Westen, in fünf Schiffen abgetheilt, von denen das mittlere die doppelte Grösse der Seitenschiffe hat. Die Façade hat für jedes Schiff eine eigene Eingangsthüre. 52 dicke Marmorpfeiler von fast achteckiger Form, 41 Klafter hoch, scheiden die Schiffe und tragen das Gewölbe. 4 stärkere Pfeiler tragen die Kuppel im Mittelpunkt der Kirche. Die Länge des Ganzen ist 147 Meter 55, die Breite 88 Meter 86, und die Höhe 66 Meter 63, somit wenn man die Nadel im maurischen Styl nebst der Bildsäule der Jungfrau aus vergoldetem Kupfer dazu rechnet, ist das ganze Gebäude 108 Meter 86 hoch *). Die beiden innern Säulen an dem grossen Mitteleingang sind aus einem einzigen Stücke von rothem Granit von Baveno, und vielleicht die höchsten, die wohl jemals in einem Gebäude standen. Die Gewölbe tragen einen ganzen Wald von Pyramiden, Nadeln, Statuen und Treppen, so dass der Dom mit vollem Rechte ein Wunderbau zu nennen ist. Doch ist wieder zu tadeln, dass die Decke blos architektonisch gemalt ist, da in einem solchen alten Kunstwerke alles reell und nichts auf Schein berechnet seyn soll. Es ist nicht möglich, hier eine genaue Beschreibung aller dieser Basreliefs und Ornamente, dieser 4500 Statuen **) und 98 gothischen Spitzsäulen oder Thürmchen, zu liefern. Wir müssen uns darauf beschränken, nur das Ausserordentlichste und Merkwürdigste anzuführen.

Links vom Eingange ist das Taufbecken aus einer grossen Vase von Porphyr bestehend, die aus den Thermen des Maximian

---

*) Gleichbedeutend mit 454 F. Länge, 270 F. Breite und 335 F. bis zur Spitze hoch.

**) So viel wird nämlich der Dom nach seiner Vollendung zählen. Jetzt hat er erst etwas über 3000. Die Façade allein hat 250.

Herkules herstammen soll. Früher enthielt diese Vase die Asche des h. Dionys, Erzbischofs von Mailand, und anderer Märtyrer; allein der h. Karl Borromäus gab ihr ihre jetzige Bestimmung. Die Kinder werden nach dem ambrosianischen Ritus *) in das Becken bei der Taufe getaucht. Die Säulen, welche die Vase umgeben, sind von antikem Marmor mit herrlich gearbeiteten Bronze-Kapitälern.

Von den Statuen nenne ich die Martins V. und des h. Bartholomäus von Marco Agrati, bloss merkwürdig in anatomischer Hinsicht. Der Heilige ist geschunden dargestellt und trägt seine Haut über die Schultern. Ein schlechter Gegenstand für die Kunst. Auch sind die vier Evangelisten und die Kirchenväter von Erz an den Kanzeln zu erwähnen, die von Franz Brambilla herrühren.

Die 17 Basreliefs an dem obern Theil der Mauer des Chors von demselben Künstler, sind sehr fein gearbeitet. Von ihm ist auch das Modell zum grossen Tabernakel aus vergoldeter Bronze am Hochaltar. Ueber diesem letztern die Reliquie des Santo Chiodo, eines Nagels des h. Kreuzes.

Die Chorstühle enthalten treffliche Basreliefs in Holz nach Zeichnungen von Pellegrino, Brambilla, Figini, Meda und And.

Unter der Menge von Grabdenkmälern führe ich das des berühmten Feldherrn Johann Jakob Medicis an, des Bruders Pius IV., welches von M. A. Buonarotte gezeichnet ist. Die Bronzearbeit ist von Lione Lioni, einem berühmten Künstler des 16. Jahrhunderts.

In der unterirdischen Kapelle *Il Scurolo* ruht der Körper des h. Karl. Die Kapelle ist achteckig, und die Decke von acht Säulen getragen, die mit silbernen Basreliefs bedeckt ist, welche die bedeutendsten Begebenheiten aus dem Leben des Heiligen darstellen. In den vier Ecken befinden sich acht Karyatiden von Silber, seine Tugenden vorstellend. Im Jahr 1817 wurde die Kapelle durch den Architekten Pestagalli restaurirt und bedeutend verschönert. Auf dem Altar liegt der Körper des h. Karl im Priestergewand, mit Edelsteinen bedeckt. Der Sarg, in dem er ruht, besteht aus Stücken Bergkrystall, die in Silber gefasst sind, und ist ein Geschenk Philipps IV. von Spanien. Die Inschrift Humilitas, die Devise des Borromeischen Geschlechts, kontrastirt bedeutend mit solchem Stolze. Eine grosse Oeffnung im Boden der obern Kirche erhellt diese Kapelle.

Das *Denkmal des Kardinals Friedrich Borromeo* ist viel bescheidener als das seines Vetters, des Heiligen. Er ist deshalb interessant, weil er der Held der Promessi Sposi von Manzoni ist.

Die *Kapelle dell'Albero* besitzt den prächtigen Kandelaber aus Bronze, einen Baum vorstellend, und enthält noch ausserdem schöne Basreliefs von Brambilla, Fusina, Gobbo u. A.

Die Glasmalereien im Dome enthalten grösstentheils biblische Gegenstände. Das Halbdunkel, das dadurch in dem weiten Raume herrscht, erregt eine feierliche Stimmung, in höherem Grade, als es das hellste Tageslicht, das durch die prächtigsten Spiegelgläser dränge, hervorzubringen im Stande ist. Wie schade daher, dass hie und da die alten zerbrochenen Fenster durch neue, von weissem Glase ersetzt worden sind.

Der Fussboden besteht aus vielfarbigem Marmor und ist mit Arabesken geziert. Ein Meridian, der den ganzen Tempel seiner Breite nach durchzieht, ist von den Astronomen der Brera mit grosser Sorgfalt angelegt worden.

---

*) Wer sich über diesen Ritus belehren will, kann das Werk des Bibliothekars Mazzucchelli sich in Mailand selbst verschaffen.

In den beiden Sacristeien sind eine Menge von alten und neuen Kunstgegenständen aufgehäuft. Unter anderen zwei grosse silberne Statuen des h. Ambrosius und Karl, und ein Pallium, das wegen der kunstvollen Stickerei der Luise Pellegrini berühmt ist. Es stellt die Geburt der Jungfrau vor.

In der Pforte links vom Mitteleingange befinden sich Leute, die gegen eine kleine Entschädigung auf das Dach des Domes führen. Von hier steigt man auf sehr bequemen und mit guten Geländern geschützten Marmortreppen, die sich in freier Luft erheben, bis zur höchsten Spitze des Gebäudes. Die Aussicht von hier oben über die weite lombardische Ebene, die von der Alpenkette begränzt wird, aus der man deutlich den grossen St. Bernhard, den Mont Cervin und den Monte Rosa hervorragen sieht, ist grossartig. Ich stand stundenlang auf dem Dome, blickte bald um mich und bewunderte die Marmorwelt, die mich umgab, sah dann hinunter auf die wimmelnde Stadt, hinüber nach dem fruchtbaren Garten voll Mais, Wein und schwimmender Reisfelder, liess dann das Auge nach den Alpen schweifen, dachte der grossen geschichtlichen Ereignisse, der Schlachtfelder von Pavia und Marengo — und wer wollte mir's da noch verdenken, dass ich Stunden lang hier oben blieb?

S. Ambrogio.

Es ist eine der ältesten und schönsten Basiliken der Stadt. Sie wurde vom h. Ambrosius im Jahr 387 gegründet, der auch hier begraben ist. Ursprünglich war sie in zwei Kirchen durch eine Mauer mit drei Thüren abgetheilt. Im Jahr 1507 wurde sie jedoch vereinigt. Ehe man eintritt, kommt man durch ein Vestibule, den ein Portikus umgibt, dessen Wände mit Grabesinschriften und Malereien aus dem 12. Jahrhundert geschmückt sind. Dieser Portikus wurde im 9. Jahrhundert erbaut, und aus dieser Zeit stammen auch die Thüren mit Basreliefs, die mit einem Gitter von Eisendrath eingeschlossen sind, um sie besser zu erhalten. Diese Thüren schloss der h. Ambrosius vor dem Kaiser Theodosius und verweigerte ihm den Eintritt in die Kirche, weil er 15,000 Einwohner von Thessalonich hatte tödten lassen *). Das Innere des Tempels besteht aus drei Schiffen im byzantinischem Styl. Links gegen die Mitte der Kirche steht eine schöne Granitsäule von hohem Alter, die einst zu einem kaiserlichen Palaste gehört haben soll. Auf der Säule sieht man eine eherne Schlange, über die von den Gelehrten schon viele Abhandlungen geschrieben worden sind **).

Unter der Kanzel ist das Marmor-Mausoleum befindlich aus dem 4. Jahrhundert, welches die Asche Stilico's und seiner Gattin Serena enthalten soll.

Den Hochaltar tragen vier Porphyrsäulen. Auch zieren ihn die grossen kunstreichen Tafeln, *Paliotto d'oro*, von vergoldetem Silber mit Rubinen, Perlen und Smaragden geschmückt von Volvino, einem lombardischen Künstler des 10. Jahrhunderts. Die *Abside* enthält eine treffliche Mosaik auf Goldgrund. Diese scheint ein Werk griechischer Künstler aus dem 9. Jahrhundert. Ausserdem ist noch eine andere aus dem 11. Jahrhundert vorhanden.

Ausserhalb des Chors befindet sich eine

---

*) Man behauptet jedoch, dass jene Thüren nicht mehr vorhanden, und die gegenwärtigen aus dem 9. Jahrhundert seyen.

**) S. De serpente aeneo Ambrosianae Basilicae, von Paolo Bosca. Das Volk glaubt, dass diese Schlange beim Untergange der Welt zischen wird. Einst hatte der Sacristan beim Reinigen ihr eine etwas veränderte Stellung gegeben, und das Volk gerieth darüber in Entsetzen, weil es glaubte, der Weltuntergang sey nahe und gab sich nicht eher zufrieden, bis dass die Schlange wieder zurecht gerückt worden war.

schöne Freske, Christus zwischen zwei Engeln, die von einigen Bernardo Luino zugeschrieben wird, von andern Lanino oder Borgognone.

In den Kapellen sind ausser Gemälden dieses grossen Meisters auch noch Werke von Lanzani, Longoni, Tiepolo, Porta, Procaccini, Gaudenzio Ferrari u. A.

Hier liessen sich mehre deutsche Kaiser mit der eisernen Krone krönen, die seit Friedrich Barbarossa in Monza aufbewahrt wird.

In dem Archiv der Basilica bewahrt man ein *Messbuch* aus dem 15. Jahrhundert mit Miniaturen geziert.

Das Kloster, welches mit der Basilica zusammenhängt, und jetzt zu einem Militärhospital eingerichtet ist, wurde ursprünglich im 8. Jahrhundert erbaut und gegen Ende des 15. Jahrhunderts nach dem Plane des Bramante grossartig restaurirt. Im ehemaligen Refectorium eine Hochzeit zu Cana, ein treffliches Bild von Calisto Piazza, einem glücklichen Nachahmer Tizians, und vielleicht seinem Schüler.

Hier lebte der h. Augustinus, nachdem er in Mailand die Rhetorik gelehrt hatte und sich bekehrte, um jenen Grad der Heiligkeit zu erlangen, der ihm noch die Verehrung der katholischen Welt sichert.

Sta. Maria delle Grazie, in geringer Entfernung von der vorigen Basilica, wurde im Jahr 1463 nach dem Plan von Bramante erbaut. Leider musste sie dieser grosse Meister unvollendet lassen. Die Façade ist einfach und das Innere besteht aus drei Schiffen, aus denen sich eine grandiose Kuppel erhebt. An den Seiten befinden sich halbrunde Kapellen nach Bramante's Zeichnung. Unter den schönen Fresken, welche die Kirche und die Kapellen zieren, nenne ich vor allen einen h. Paul und eine Geisselung von Gaudenzio Ferrari, wie auch mehrere von den Schülern Leonardo's da Vinci, obgleich diese Bilder nur noch den Schatten ihrer ehemaligen Schönheit bewahren. Die *Kapelle Borromeo* enthält die Asche des Vaters des h. Karl. Hier sieht man einen h. Petrus von Gnocchi und die h. Rosalie vor der Jungfrau von Montalto.

In dem an die Kirche stossenden Kloster befindet sich in dem ehemaligen Refectorium der Mönche das *berühmte Abendmahl* von Leonardo da Vinci. Dieses in der That so vortreffliche Bild hat durch unverzeihliche Vernachlässigung der Mönche und Beschädigungen während der Revolution ungeheuer gelitten, so dass nur noch Spuren von ihm zu sehen sind. Dennoch aber sind einige Köpfe, namentlich der des Heilands von einem so unbeschreiblichen Zauber erfüllt, dass man nicht aufhören kann, sie zu betrachten. Man muss es der jetzigen Regierung zum Lobe nachsagen, dass sie den Saal, in dem das Gemälde befindlich ist, vollkommen unbenützt lässt und diesen selbst mit wahrhaft religiöser Achtung schont *).

S. Vittore al corpo, eine sehr alte Kirche auf dem Platze eines Jupitertempels. Im 5. Jahrhundert wurde hier der Leichnam des h. Victor begraben. Die Kirche ist im Besitz verschiedener schöner Gemälde von Salmeggia, Battoni u. a. In der Kuppel die h. Johannes und Lukas von Luini. Das Gewölbe des Chors ist von Figini. Drei schöne Bilder in der letzten Kapelle zur Rechten sind von Camillo Procaccini.

---

*) Die beste Kopie dieses Abendmahls ist wohl die von Marco d'Oggione, die sich jetzt in der Brera befindet. Sie ist fast so gross, wie das Original und sehr treu. Nach ihr hat Raphael Morghen seinen Stich verfertigt. Im Belvedere zu Wien befindet sich bekanntlich die grosse Mosaik nach diesem Bilde, welche nach der Zeichnung von Bossi, v. Raffaelli verfertigt wurde. So ist man doch wenigstens sicher, dass dieses herrliche Kunstwerk auch spätern Zeiten erhalten bleibt.

S. Marco, ebenfalls eine alte Kirche, die im 15. Jahrhundert restaurirt wurde. Gemälde vor allem von Luini, dann von Lomazzo, Campi, Perugino, Fiamenghino, Salmeggia, Procaccini, Crespi u. A. Der reiche Hochaltar wurde von Albertolli mit vielem Geschmack dekorirt. — Die Grabmäler von Lanfranco, Pettala, Aliprandi.

S. Fedele, wurde nach dem Plan von Tibaldo von Bologna, gen. Pellegrini, im 16. Jahrhundert erbaut. Die Architektur dieser Kirche ist ausgezeichnet. Jedoch ist es schade, dass sie nicht vollendet ist. Gemälde von Cerano, Campi, Petterazzano, einem Schüler des Tizian. Zwei Gemälde neben dem Hochaltar sind von den Brüdern Sant'Agostino. In der Sacristei gute Werke von dem Jesuiten Andrea Pozzi.

Sta. Maria della Passione, mit einer grandiosen Kuppel nach dem Plane von Christoph Solari 1530 erbaut. Nur die Façade wurde nach einem andern Plane hinzugefügt und passt nicht zu dem Übrigen. Gemälde von Pamfilo, Camillo und Cesare Procaccini, Crespi, Salmeggia, Campi, Bianchi u. s. w. Das merkwürdigste ist ein todter Christus von dem herrlichen Luini und ein Abendmahl von Gaudenzio Ferrari. Eine Himmelfahrt von Nuvolone schmückt die Kuppel. In der *Sacristei* sind merkwürdige Gemälde alter, unbekannter lombardischer Meister. — Das edle Grabmal des Prälaten Birago ist von Andrea Fusina, einem der ersten lombardischen Künstler des 15. Jahrhunderts.

S. Nazaro, zuerst gegründet durch den h. Ambrosius im Jahr 382 und zu verschiedenen Zeiten restaurirt. Die Gemälde sind von Saletta, Lanzani, Giov. da Monte, Nuvolone, Lanino. Das Vestibule dieser Kirche ist ein Mausoleum, welches sich der Marschall Trivulzio im Jahr 1518 noch bei seiner Lebenszeit errichten liess. Seine Grabschrift lautet:

Joannes Jacobus Trivultius, Antonii filius,
qui nunquam quievit, quiescit. Tace.

Hier ruhen auch verschiedene Mitglieder seiner Familie.

Sta. Catarina, eine kleine Kirche, nach dem Plane Bramante's, die jedoch ausdrucksvolle Fresken, das Martyrium der Heiligen von Bernardo Lanino (1546) enthält. Der Maler hat unten auf dem Bilde seinen Meister Gaudenzio Ferrari im gewöhnlichen Kostüme abgebildet.

Sta. Maria presso S. Celso, eine der schönsten Kirchen Mailands, zeigt schon die ganze immense Pracht römischer Kirchen. Sie wurde im J. 1491 von Joh. Galeazzo Maria Sforza gegründet. Gewöhnlich wird Bramante für den Baumeister gehalten; allein nach Vasari soll es Solari (Gobbo) gewesen seyn. Die Façade von Galeazzo Alessi ist prächtig. Die Statuen und Basreliefs an ihr sind von Stoldo Lorenzi und Hannibal Fontana. Von ersterem Künstler Adam und Eva am Eingange, ganz im Geiste der Antike. Gemälde von Nuvolone, Procaccini, Crespi, Campi, Gaudenzio Ferrari und Appiani. Von letzterem ist die Kuppel gemalt. — Die sehr schönen Chorstühle sind nach Zeichnungen von Galeazzo Alessi.

S. Alessandro in Zebedia, ist ein grosser, reicher Tempel, der auf den Ruinen eines Gefängnisses mit Namen Zebedia erbaut worden seyn soll. Die Kirche wurde 1602 nach den Zeichnungen des Barnabiten Lorenzo Binachi erbaut. Von diesem sind auch das Leben des Heiligen, die Dreieinigkeit und Schilderungen aus dem alten Testament gemalt. Die Form ist ein griechisches Kreuz mit einer schönen Kuppel. Am Hochaltar und an der Kanzel kostbare Steine im Ueberfluss. Gemälde von Procaccini, Fiamminghini, Scaramuccia *), S. Agostino, Crespi, Campi u. s. w.

S. Lorenzo, von sehr altem Ursprunge, jedoch 1071 zerstört und dann nach kleinerem Maassstabe von dem h. Karl Borromäus nach den Zeichnungen von Martin Bassi wieder aufgebaut. Das Ganze ist achteckig und trägt eine kühne Kuppel. Gemälde von Aurelio Luini, Rivolta, Bianchi, Legnani, Molina und Vimercati. Von Moranzone sieht man ein ausgezeichnetes Bild, die Heimsuchung der Jungfrau. In der Kapelle *S. Aquilino*, die mit der Kirche zusammenhängt, befindet sich die Grabesurne der Tochter des Kaisers Theodosius, Galla Placidia, und ihres Gatten. — Ferner befinden sich vor dieser Kirche 16 korinthische Säulen von weissem Marmor, der jetzt freilich nicht mehr weiss ist, welche zu den Thermen des Herkules gehörten, wie von allen Forschern mit Wahrscheinlichkeit angenommen wurde. Diese Säulen haben zwar durch die Länge der Zeit sehr gelitten; allein die Stadtbehörde sorgt jetzt mit grösstem Eifer für ihre Erhaltung. Diese schönen Ueberreste, die uns von der Pracht des antiken Mailands einen Begriff zu geben vermögen, sind höher als die des Pantheons.

Sta. Maria di Satiro. Diese Kirche ist mit einer alten Kapelle verbunden, die von einer Basilica aus dem Jahr 869 herstammen soll. Der Baumeister der Kirche war Bramante. Hier sieht man schöne Ornamente von vergoldetem Kupfer, Skulpturen von Grazioso Rusca und Carbelli, eine Freske von Comerio und eine h. Apollonia, die einem Schüler da Vinci's, Beltrafio, zugeschrieben wird.

Sta. Maria della Pace, ist jetzt ein Militair-Magazin, wo man noch Reste bedeutungsvoller Fresken von Marco d'Oggione, einem Schüler Leonardo's, und Gaud. Ferrari's sieht. In dem ehemaligen Refectorium eine Kreuzigung von demselben Künstler und eine Kopie des Abendmahls L. da Vinci's, von dem 22jährigen Lomazzo, der bald darauf erblindete.

S. Sebastiano, von Pellegrini im Jahr 1576 erbaut. Sie ist rund und hat eine Kuppel. Unter den Bildern dieser Kirche wird der h. Sebastian dem Bramante zugeschrieben, ein sehr gutes Bild, das den Ausspruch Cellini's: als habe Bramante nicht zu malen verstanden, genügend widerlegen könnte.

St. Eustorgius ist eine der ältesten Kirchen der Stadt. Draussen am Eingange steht eine Art von steinerner Kanzel, von welcher, nach der Inschrift, der Märtyrer St. Petrus die Manichäer aus dem Tempel trieb. Das Mausoleum dieses Heiligen ist ein merkwürdiges Denkmal des 14. Jahrhunderts von Johann di Balduccio aus Pisa. Ein anderes Mausoleum mit Säulen wurde zu Ende des 13. Jahrhunderts von Mathias Visconti d. Gr., seinem Sohne Stephan errichtet. Die Gemälde sind von Borgognone, Fiamminghini, del Sole; die Decke ist von Cornara und Bianchi. In der *Kapelle Torriani* befindet sich eine Enthauptung des h. Johannes von den drei Brüdern Cesar, Camill und Anton Procaccini. In der *Kapelle der Verkündigung* gute Fresken von Daniel Crespi. Sonst befanden sich hier die Körper der h. drei Könige, die jetzt in Köln sind. Der Sarg ist hier geblieben und führt die Inschrift: *Sepulcrum trium Magorum.*

S. Sepolcro hat am Portal eine Freske von Bramante, den todten Christus

---

*) Dieser ausgezeichnete Schüler Guido Reni's und Guercino's war auch Schriftsteller. Man besitzt von ihm ein Buch: *Le finezze de' pennelli italiani, Pavia* 1674.

vermählend, dann im Oratorio die Krönung Christi, ein vortreffliches Werk von Luini.

Nahe bei dieser Kirche, in dem Gasthofe *la Croce di Malta*, sollen sich noch sechs herrliche Fresken dieses grossen Meisters und seiner Schüler befinden, welche 1786, bei der Verlegung des Hospitiums des h. Kreuz, hieher gebracht wurden. Ich habe sie nicht gesehen, weil ich erst nach meiner Abreise ihr Daseyn erfuhr.

St. Moriz oder *Monastero maggiore*, mit einer Marmorfaçade von Bramantino, besitzt Fresken von Luini!

Theater.

Mailand hat 10 Theater und es mag hier angeführt werden, dass alle an Orten stehen, wo ehemals Kirchen waren. Das vorzüglichste ist

La Scala, wo früher eine Marienkirche stand, welche Beatrice della Scala gegründet hatte. Der Erbauer des Theaters war Piermarini 1778. Das Theater hat das Eigenthümliche, dass vor jeder Loge ein Kabinet ist, das grösstentheils reich verziert den Logeninhabern dazu dient, während der Vorstellungen Besuche anzunehmen. Die Dekoration des Saales ist von dem geschickten Theatermaler Sanquirico und die Figuren des Plafonds sind von Hayez, einem der bedeutendsten jetzt lebenden Maler Italiens. Der Saal kann 3600 Zuschauer fassen und die Bühne ist 96 Fuss breit und 112 Fuss lang.

La Canobbiana, ebenfalls von Piermarini, in derselben Art wie die Scala, nur kleiner und minder schön dekorirt. Das Theater steht durch einen Schwibbogen mit dem Königlichen Palast in Verbindung.

Re, von seinem Eigenthümer so genannt, klein, aber stets besucht.

Carcano, ebenfalls nach dem Eigenthümer. Gross, aber verfallen. Der Baumeister war Canonica. Es fasst 1600 Menschen.

Filodrammatico, nach Piermarini's Plan von Pollack, den kleinen französischen Theatern ähnlich. Es kann 1200 Menschen fassen. Der Vorhang ist von Appiani gemalt. Die Billets werden unentgeldlich ertheilt und die Kosten von einer Gesellschaft bestritten.

Lentasio, klein und unansehnlich, wird nur selten geöffnet.

Girolamo, das weltberühmte Marionettentheater, klein, aber gut dekorirt, und was die Puppen leisten, ausgezeichnet; besonders sind die Parodien der grossen Ballets der Scala überaus ergötzlich.

Die *Tagestheater*, welche ihre Vorstellungen Nachmittags geben, sind nur für das Volk; doch wird der Fremde, der mit dem Volksidiom vertraut ist, hier ein Paar Stunden sich unterhalten können.

Die *Arena*. Obgleich kein Theater im eigentlichen Sinne, so will ich die Erwähnung derselben doch hier anschliessen, weil sie bei festlichen Gelegenheiten zu Volksbelustigungen gebraucht wird. Der Baumeister war Canonica. Das Gebäude ist elliptisch, die Länge ist 730 Fuss, und die Breite 375 F. Es kann 30.000 Zuschauer fassen. Die grossen Thore sind von rothem Granit und die Basreliefs des Frontons am Haupteingange sind von Cajetan Monti. An der Südseite erhebt sich das Pulvinare, ein schöner Bau mit korinthischen Säulen von rothem Granit. Hier sind Gemächer für den Hof, wenn er den Festen zusieht. Bei Gelegenheit der Krönung des Kaisers in Mailand wurden hier Wettrennen, Reiterkünste und Feuerwerke gegeben. Die Arena kann auch unter Wasser gesetzt werden, um nautische Schauspiele zu veranstalten.

Unter den zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten steht das

Grosse Hospital oben an. Es wurde von Franz Sforza IV. den 12. April 1456 gestiftet. Der Plan des Gebäudes rührt von dem Florentiner Antonio Filarete, gen. l'Averulino, her. Es hat 9 Höfe, und die innere Einrichtung ist musterhaft, so wie die äussere Ansicht imposant.

Das *Lazareth* vor der Porta orientale ist ein grosses Viereck, welches zur Zeit der Pest von Luigi Sforza 1489 gebaut wurde. Es enthält 296 Zimmer, und ein Kanal, der um das Gebäude geführt ist, dient zur Reinlichkeit, und schliesst zugleich alle Gemeinschaft mit der Stadt ab. Man schreibt diesen Bau wohl fälschlich dem Bramante zu, viel eher rührt er von Lazaro Palazzi her. — Die achteckige Kapelle in der Mitte des Gebäudes ist von Pellegrini; jetzt dient das Lazareth als Versorgungsanstalt für Arme.

Von Alterthümern hat Mailand ausser den Säulen bei S. Lorenzo wenig aufzuweisen. Die Kirchen S. Giorgio al Palazzo und S. Vittorio al Teatro scheinen genugsam anzudeuten, dass da, wo jetzt diese Kirchen stehen, früher ein Palast und ein Theater gestanden haben. — Sammlungen von Alterthümern sieht man in den Palästen der Trivulzi, Castiglioni, Verri und anderer.

Gasthäuser sind: Hôtel Royal, de la Grande Bretagne, Reichmann, Croce di Malta, Pension Suisse, Hôtel Helvetique u. a. In dem Hôtel der Gebrüder Reichmann wird der deutsche Reisende sich bald heimlich fühlen. Die Zimmer sind neu und bequem meublirt und sowohl nach der Strasse, dem Corso della Porta Romana, als auch nach dem kleinen Garten des Hauses, sehr freundlich gelegen. In diesem Garten wird des Morgens gemeinschaftlich gefrühstückt, und dies befördert am leichtesten das Bekanntwerden der fremden Gäste.

Das Interessanteste und Eigenthümlichste, was Mailand bietet, ist wohl eine Corsofahrt an einem heitern Sonntage, wo man die grosse Welt im schönsten Glanze und eine Menge der prächtigsten Equipagen sieht, weil in Mailand vor allen andern italienischen Städten der bedeutendste Luxus getrieben wird. Man spricht von 6000 Equipagen, die in Mailand gehalten werden sollen. Fiaker gibt es nicht. An Sonn- und Feiertagen hört man die schöne österreichische Feldmusik der hier garnisonirenden Regimenter auf den Boulevards an der Porta orientale, von 12 bis 2 Uhr, wobei sich eine grosse Menge von Zuhörern einfindet. Um 4 Uhr speist man zu Mittag, dann geht man auf den Corso in irgend ein Kaffeehaus, um sich zu erfrischen, und besucht dann die Scala oder ein anderes Theater. Darauf beschränken sich die Unterhaltungen für den flüchtig Durchreisenden. Wer länger hier bleibt, und von seinen Empfehlungen Gebrauch machen will, dem wird es an Einladungen mancherlei Art nicht fehlen, da in Mailand eine feine Geselligkeit und ein gastfreier Ton herrschen.

Umgebungen von Mailand.

Man rechnet freilich zu den Umgebungen von Mailand ebensowohl die liebliche Brianza, wie auch den *Comersee* und den *Lago maggiore*. Diese werden wir jedoch später noch zu besuchen Gelegenheit haben. Für jetzt wollen wir uns nur mit der nächsten Umgebung befassen.

Aus der *Porta Tenaglia*, 2 Miglien vom Flecken degli Ortolani, kommt man nach *Garignano*, wo der Erzbischof Johann II. Visconti 1349 eine Karthause für Augustinermönche gründete, welche das Vorbild für die Karthause bei Pavia, der berühmteren Certosa, wurde. Während seines Aufenthalts in Mailand ging Petrarca täglich nach Garignano, um sich zu zerstreuen. Auch der h. Karl Borromäus pflegte den Ort alljährlich zu besuchen.

In der Kirche sieht man das Leben des h. Bruno, Stifters der Karthäuser, von Crespi. Auf einem dieser Gemälde hat sich der Maler selbst portraitirt und die Jahreszahl 1629 dazu geschrieben.

Acht Miglien von Garignano ist das Lustschloss des Herzogs Litta in dem Flecken *Lainate*. Hieher werden von vielen Gesellschaften Spazierfahrten veranstaltet. Besonders interessant sind die grossen Wasserkünste.

Der Garten der Familie Cusani, der jetzt den Traversi's gehört, in dem Flecken Desio, 10 Miglien von Mailand, aus der Porta Comasina, ist ebenfalls ein sehenswerther Gegenstand.

Acht Miglien weiter liegt *Inverigo*, wo der *Palast Crivelli* und die *Rotunda*, ein Lustschloss des Marchese Cagnola, die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Monza (Modicia).

Durch die Porta Nova, 10 Miglien (eine Post) von Mailand, auf der Strasse nach Lecco am Comersee. Die Stadt hat 13,000 Einw. Auf dem Wege dahin ersuche ich in Gessa die Fresken von Luini zu besuchen. Je mehr man von diesem herrlichen Meister sieht, desto grösser ist der Wunsch, stets Neues von ihm zu sehen. Hier ist die alte *Kathedrale*, die im 14. Jahrhundert nach dem Plane von Marco de Campione restaurirt wurde, das Sehenswertheste. Die Façade ist aus dem 17. Jahrhundert. Ueber dem Haupteingange erblickt man Basreliefs, Theodelinde und ihren Gemahl Autarith vorstellend. Die Decke dieser Kirche ist von Isidor Bianchi, der Nachahmer von Moncalvo und Procaccini gemalt. Das schöne Gemälde: die Heimsuchung der Jungfrau, ist von Guercino, und der h. Gerhard al fresco auf einer Säule von Bernhard Luini. In der Sacristei befinden sich mehre kostbare und seltene Gegenstände, welche von der Königin Theodelinde und dem König Berengar der Kirche geschenkt worden. Bekanntlich wird hier auch die *h. eiserne Krone* aufbewahrt, in der sich ein zum Reif geschmiedeter Nagel des h. Kreuzes befindet, womit die Könige von Italien gekrönt wurden.

Der *kaiserliche Palast*, nach Zeichnungen von Piermarini, ist ein prächtiges Gebäude. Gärten und Park bieten manches Sehenswerthe.

Der *Justizpalast* war die Residenz der longobardischen Könige.

Zu Ende des Juni wird in Monza ein sehr berühmter Pferdemarkt gehalten.

Al Angiolo und al Falcone sind die besten Gasthäuser.

In *Cinisello*, 3 Miglien von Monza, ist der Palast des Grafen Silva mit einem schönen englischen Garten, welcher der erste dieser Art in Mailand war. Sammlungen von Mineralien und kostbaren alten Büchern.

Chiaravalle, mit einer grossen Kirche, die schöne Fresken enthält.

La Certosa,

die berühmte Karthause bei Pavia. Man verlässt Mailand durch die Porta Ticinese. Fünf Miglien über das Schloss Binasco hinaus kommt man zu la Torre del Mangano auf der Strasse nach Pavia. Hier verlässt man diese, geht auf einer Brücke über den Kanal, und erreicht in zehn Minuten die Karthause.

Nachdem Johann Galeazzo Visconti seinen Oheim und Schwiegervater Bernabo in dem Schlosse Trezzo nebst seinen beiden Kindern hatte tödten lassen, suchte er dieses Verbrechen dadurch zu sühnen, dass er noch diese prächtige Kirche erbaute, nachdem er schon den Dom von Mailand hatte beginnen lassen. Die Karthause wurde im Jahr 1396 angefangen und drei Jahre später schon von den Karthäusern bewohnt, die durch Geistgen Feldbau und die Wohlthaten Galeazzo's bald in den Stand gesetzt waren, ihr Kloster zu einem der prächtigsten in Europa zu gestalten *). Der Plan wird Marco da Campione zugeschrieben; die Façade wurde viel später von Ambrosio Fossano, erst im Jahre 1473, ausgeführt. Die 44 Bildsäulen und Basreliefs an derselben sind von den geschicktesten Meistern jener Zeit, Omodeo, Marco d'Agrate, Andrea Fusina, Christoph Solari u. A. verfertigt. Das Innere entspricht durch Grösse und Reichthum ganz dieser Façade. Es ist ein lateinisches Kreuz mit einer imposanten Kuppel. Das Gebäude ist 235 Fuss lang und 165 breit. Es hat drei Schiffe mit 14 Kapellen. Die Decke ist mit Gold und Ultramarin geschmückt. In den Kapellen sind Gemälde von Perugino, Guercino, Crespi, Procaccini, Fossano u. A. Ueberall sind die schönsten Marmorarten, edle Steine, Skulpturen, Mosaiken und andere Kunstsachen verschwendet.

Bei dieser Karthause soll Franz I. nach der Schlacht von Pavia die Worte ausgerufen haben: „*Tout est perdu, hormis l'honneur!*"

Sehenswerth sind noch: die Sacristei, das Mausoleum des Gründers, das Lavabo der Mönche, der Hof mit seinen Portiken und den umherliegenden kleinen Häuschen, mit Garten und Brunnen, wo sonst die Mönche wohnten.

---

*) Als Joseph II. das Kloster aufhob, soll es 1 Million Einkünfte gehabt haben.

Neunzehntes Kapitel.

Ausflüge von Mailand.

Der Lago Maggiore und die Borromeischen Inseln. (Reise. Kosten. Merkwürdige Orte. Arona und sein Koloss. Isola Madre. Isola superiore. L'Isolino. Isola bella. Magadino und Locarno). — Von Mailand nach Varese. (Reise. Kosten. Merkwürdige Orte. Luganer-See.) — Der Comersee (Reise. Kosten. Merkwürdige Orte. Como. Dommaso. Colico. Von Varenna nach Lecco). — Die Brianza. (Reise. Kosten u. s. w.)

Von Mailand nach dem Lago Maggiore und den Borromeischen Inseln.

Tour.

Von Mailand nach	Posten.
Rho	1¼
Legnanello	1
Gallarate	1
Sesto Calende	1¼
	Posten 4½

Kosten.

	Liv.	Aust.	Fr.	C.
Für zwei Pferde	28.	60.	24.	75.
Trinkgeld	15.	90.	13.	50.
Dem Stalliere	1.	15.	1.	—
	46.	5. =	39.	25.

NB. Während der schönen Jahreszeit fährt alle Tage von dem Postbureau eine Diligence nach Sesto Calende, die eine Stunde vor Abgang des Dampfboots daselbst ankommt *). Auf solche Weise kann man in zwei Tagen den Lago Maggiore besuchen und wieder zurück in Mailand seyn. In diesem Falle kann man bei *Adami* in *Baveno* übernachten. Wenn man jedoch drei Tage an der Parthie aufwenden kann, so bleibt man die erste Nacht in dem sehr guten Gasthause bei Stoffanini in *Arona* und die zweite Nacht in Baveno.

Hier ist nur zu bemerken, dass, wenn

---

*) Ein Piemonteisischer Beamter erscheint am Bord des Schiffes, um die Pässe zu visiren.

man nach Italien weiter reisen will, man sogleich bei der Ankunft in Sesto die Plätze auf der Diligence nimmt, indem, wenn Alles schon vergeben ist, man gezwungen ist liegen zu bleiben, oder eine andere Gelegenheit zu suchen, die dann um so theuerer ist, je grösser die Eile des Reisenden. Die Bewanderten lassen daher ihre Effekten unter der Obhut der Mauthbeamten und eilen in das Postbureau, um ihre Karte zu lösen, während die Andern ruhig dastehen, um das Oeffnen ihrer Koffer zu erwarten, und so um ihre Plätze kommen.

Reise.

Man verlässt Mailand aus der Porta Tenaglia und erreicht die erste Post Rho. Die Orte Barbara, S. Lorenzo, S. Vittorio, *Legnanello*, die zweite Post sind unbedeutend und keines Aufenthaltes werth. Weiter kommt man nach *Castellanza*, wo man den Fluss Olona überschreitet, dann nach Cascina *delle* Corde, in dessen Nähe sich der Flecken *Busto Arsizio* befindet, in dem man die der h. Jungfrau geweihte *Rotunde* erblickt, die nach dem Plane des Bramante erbaut und mit Gemälden von Gaudenzio Ferrari, Crespi und Tatta geschmückt ist.

Vier Miglien von Cascina delle Corde liegt *Gallarate*, einer der reichsten Flecken der ganzen Provinz an dem Wildbache Arno. Zwei römische Inschriften an einem Obelisk vor der Kirche und an einem Thurm.

Bei dem Flecken *Somma*, der nun folgt, werden viele Urnen, Münzen, Waffen ausgegraben. In dem benachbarten *Arsago* findet dies in noch grösserem Maasse statt. Hier stand einst ein Tempel des Herkules, wie die Inschrift auf einer im Thurme eingemauerten Marmorplatte: *Herculi victori*, anzudeuten scheint.

Jetzt erreichen wir *Sesto Calende* (Sextum Calendarum) mit seinem Schlosse, und sind hier am Ausflusse des Tessins aus dem Lago Maggiore. Man kann, wenn man über diesen geht, die Reise über Arona und Belgirate nach Baveno zu Lande fortsetzen.

Wir jedoch besteigen das Dampfboot, welches während des Sommers täglich um 12 Uhr von Magadino in Sesto Calende ankommt, und ausser den Sonntagen um 1 Uhr wieder zurückfährt. Folgendes sind die Preise, die man auf dem Dampfboote zu bezahlen hat.

Von Sesto Calende nach	Fr.	C.
Arona	1.	50.
der Station bei den Inseln	3.	—
Magadino	6.	—
Für den Kahn von der Station an's Land die Person	—	30.
Wer in Baveno landen will, zahlt	—	60.
Für einen Wagen von Sesto nach Magadino	30.	—
Für eine leichte Kalesche	15.	—
Für ein Pferd	6.	—

Der Lago Maggiore, bei den Alten lacus *Verbanus*, auf deutsch *Langensee* genannt, erstreckt sich grösstentheils durch die sardinische Provinz Novara, durch die lombardische Como und im Norden ragt er in den Kanton Tessino hinein. Seine mittlere Breite ist 3 Miglien, allein zwischen Laveno und Baveno ist er 7 Miglien breit. Seine Tiefe ist an einigen Stellen 484 Meter und seine Höhe über dem Meere 207 Meter *). Von allen Seen, die man in diesem Theil von Europa sieht, ist der Lago maggiore gewiss derjenige, der am wenigsten seinem grossen Rufe entspricht, und selbst die gepriesenen Borromeischen Inseln sind das nicht, wofür man sie in der Ferne hält, und besonders machen sie den Eindruck nicht, wenn man sie erst auf der Rückreise aus Italien in Augenschein nimmt.

---

*) 636 Fuss nach Saussure.

Durch das unbedeutende Dorf *Dormelletto* kommt man nach *Arona*, einem Lehen der Familie Borromeo. Das Städtchen ist alt, mit einigen schönen Häusern, hat einen Hafen, ein Kollegium, ein Hospital und vier Kirchen, mit Bildern von Gaudenzio Ferrari und Appiani. In dem alten Schlosse von Arona, von dem man jetzt nur noch einige Steinhaufen auf der Höhe des Felsens erblickt, das 984 von dem Grafen Ghiszone gegründet wurde und 1670 grösstentheils abbrannte, wurde der h. Karl Borromäus Kardinal-Erzbischof von Mailand, den 2. Oktober 1538 geboren. Auf einem Felsen am Ufer des Sees steht die kolossale Statue des Heiligen, welche von seiner Familie und frommen Einwohnern von Arona im Jahr 1650 errichtet wurde. Die Statue wurde von Cerano modellirt und von Zanetta und Falconi in Erz gegossen. Sie ist von dem Granitpiedestal 66 Fuss hoch, mit demselben gerade 100 Fuss. Um einen Begriff von der Grösse dieses Kolosses zu geben, führe ich an, dass vier Menschen in seinem Kopfe bequem um einen Tisch sitzen können. Der Heilige ist in segnender Stellung abgebildet. Im Innern hat man eine Pyramide aus Steinen gebaut, in welche starke eiserne Schlender eingemauert sind, um die Statue gegen die Gewalt der Winde zu halten.

Das Gasthaus zur Post von Steffanini habe ich schon empfohlen. Eine Diligence geht von hier mehre Tage in der Woche, nachdem die Diligencen von Mailand und Turin angekommen sind, nach dem Simplon ab.

Arona gegenüber liegt *Angera*, welches wegen der Kämpfe der Torriani und Visconti berühmt ist. Die letzteren gaben ihrem Erstgeborenen den Namen eines Grafen von Angera. Diese Grafschaft erstreckte sich bis zum St. Gotthard. — Hier wurden verschiedene alte Inschriften gefunden, wie auch Kapitäler, die man für Ueberbleibsel eines Merkurtempels hält.

Wenn man der Strasse nach *Baveno* folgt, so kommt man nach *Lesa*, seines guten Weines wegen genannt.

Belgirate, welches nun folgt, hat eine schöne Lage. Daran reiht sich *Stresa*, wo sich der Palast Bolongaro bemerkbar macht. Hinter Stresa geht man auf einer schönen Brücke über den *Rotte*, der im Sommer fast ausgetrocknet ist. In Baveno kehrt man bei den Brüdern Adami ein. Die Aussicht von der Höhe ist sehr schön. Hier vereinigen sich die drei Arme des Lago maggiore, die sich nach Sesto, Locarno und Feriolo erstrecken. Aus den Wellen aber erheben sich die *borromeischen Inseln*.

Von Baveno lässt sich noch ein Ausflug nach dem kleinen See von *Mergozzolo* machen, und dort zugleich die Marmorbrüche von Candoglia besuchen. Auch kann man in 6 Stunden den See von *Orta* sehen, welches ein angenehmer Ausflug ist.

Obgleich die reichen Marmorbrüche dieser Gegend einen Stein liefern, der dem karrarischen wenig nachsteht, so hat man sie doch aufgegeben, weil die Schwierigkeit des Transports zu grosse Kosten verursacht.

Die *Borromeischen Inseln* sind vier in einem kleinen Golf zwischen Pallanza und Stresa liegende Felseneilande.

Die *Isola Madre* hiess sonst St. Victor und liegt ungefähr im Mittelpunkt des Sees. Ihre jetzige Beschaffenheit verdankt sie, so wie die übrigen, dem Grafen Vitaliano Borromeo, der sie 1670 anlegen liess. Sie ist mit Pinien, Cypressen und Lorbeerbäumen bepflanzt, die ihr Schatten verleihen. Diese immergrünen Bäume bilden einen schönen Kontrast im Winter, wenn rings die Höhen der Berge mit Schnee bedeckt sind. Am südlichen und östlichen Ende erheben sich vier amphitheatralische Terrassen, die ein einfaches Gebäude tragen, in dem einige werthvolle Gemälde aufbewahrt werden. Im Norden ist eine Waldung, die Pfauen, Fasanen und andere exotische Vögel beherbergt. Die natürliche Anlage dieser Insel hat vor der künstlichen der gepriesenen *Isola bella* Vieles voraus, und einem gebildeten Geschmacke wird die Mutterinsel gewiss mehr zusagen.

Isola superiore, sonst auch Isola de' Pescatori, diese ist die unbedeutendste. Ein Fischerdorf mit engen Strassen und einer kleinen Kirche, welche allen Inseln zur Pfarre dient. Sie ist von einem zahlreichen Fischervölkchen bewohnt, und obgleich sie nicht mehr als eine halbe Quadrat-Miglie enthält, so wohnen doch 300 Personen auf ihr. Der Kontrast dieser arbeitsamen Einfachheit, dem fürstlichen Luxus der andern Inseln gegenüber, bildet vielleicht mit der Umgebung eben das, was bei ihrem Anblick am meisten gefällt!

L'Isolino, die kleinste, heisst auch noch S. Giovanni und S. Michele. Sie hat ein schönes Haus mit Garten, in dem jedoch Niemand beständig wohnt.

Isola bella, ein etwas grosser Tafelaufsatz im Rococogeschmack, von dem viel zu viel Wunderdinge in die Welt hinausgeschrien worden. Gegen Norden ein Palast, ein Gasthof und einige Fischerwohnungen. In dem reich möblirten Palast ist ein Saal mit Gemälden von Zanoja. Ausserdem sieht man noch Gemälde von Luca Giordano, Procaccini, Schidone, Le Brun u. s. w. Hier wohnte der Maler Tempesta einige Jahre, von dem in einigen Zimmern 75 Arbeiten aufbewahrt werden. Tempesta hatte seine Frau ermorden lassen, um ein Mädchen, welches er liebte, heirathen zu können. Es wurde entdeckt und er zum Tode verurtheilt. Der Graf Borromeo nahm ihn aber in Schutz und verbarg ihn auf seiner Insel. Diese Bilder, namentlich sein Portrait und das seiner Geliebten, machen einen tiefen Eindruck, wenn man daran denkt, welche Verbrechen und sinnliche Leidenschaften hier die Farben mischen halfen. Im Erdgeschosse die *Sale terrene* im Grottenstyl Ludwigs XV., mit kleinen Steinchen ausgelegt, mit Springbrunnen und dergl. Im Garten ein Lorbeerbaum, in dem Napoleon wenige Tage vor der Schlacht von Marengo das Wort Battaglia eingeschnitten haben soll. Man hat versucht, das Wort zu vernichten.

Gegen Süden ist Alles, was man sieht, künstlich. Es sind Terrassen, gleichsam 10 Gärten übereinander, wovon der höchste etwa 120 F. über dem See liegt und 40 F. im Quadrat hält. Schöne Gebüsche, ein ganzer Wald, der von gemauerten Bogen getragen wird. Thürmchen, Bogen, Statuen ragen überall aus dem Grün der Citronenbäume hervor. Auf der Höhe dieser Terrassen sieht man ein kolossales Einhorn mit Flügeln als Wappen der Borromäer. Von hier hat man einen reichen Blick über den See und die Alpen.

Wenn wir jetzt unsern Blick nach dem gegenüber liegenden Ufer werfen, so sehen wir zuerst *S. Caterina del Sasso*, auf deren Gewölbe ein grosser Felsen ruht, der vom benachbarten Berge bis hieher rollte, und durch einen Kieselstein im Gleichgewicht gehalten wird. Wie natürlich ein Wunder für die Bewohner dieser Gegend.

Laveno, ein grosser Flecken mit bedeutenden Getreidemärkten, aber schlechten Gasthäusern.

Von hier kann man mit täglich abgehenden Wagen die zwei Posten nach *Varese* zurücklegen, welches am See gleichen Namens liegt. Die Strasse dahin bietet angenehme Aussichten, Grund genug, um diesen Abstecher nicht zu versäumen.

Luino oder *Luvino*, ein reicher Flecken am Ufer des Sees, das Vaterland der Luini.

von welchen der grosse Maler **Bernardo Luini** abstammen soll. Die Pfarrkirche enthält einige Fresken von diesem Meister, doch haben sie sehr gelitten. Eine schöne Allee von Ulmen führt zum Palast Crivelli am Gestade.

Wenn wir nun wieder nach Baveno zurückkehren, so sehen wir noch am Bassin, das die Inseln einschliesst, *Pallanza*, liegen. Man findet hier viele Alterthümer, unter andern ein Basrelief, ein Opfer darstellend, mit der Inschrift:

Matronis. Sacrum. Pro. Salute. Caesaris.
Augusti. Germanici. Narcissus. C.
Caesaris.

In der Umgegend von Pallanza kann man die Madonna di Campagna besuchen, die schöne Fresken und andere Gemälde enthält.

Nachdem man den Fluss S. *Bernardino* überschritten, kommt man nach *Intra*, das sonst bedeutenden Handel trieb. Es liegt zwischen den Flüssen S. Giovanni und S. Bernardino. Die Bäder im ersteren sollen eben so heilbringend, als die im letzteren schädlich seyn. Holz- und Käsehandel, so wie Glas- und andere Fabriken beleben den Ort.

Nach dem Dorfe *Oggebbio* kommt man nach **Canero**, wo Citronen und Orangen selbst im Winter im Freien bleiben. Unweit von hier sind *zwei* Inseln, die Spuren von alten Gebäuden tragen und von Fischern bewohnt werden. Auf diesen Inseln hausten die fünf Brüder Mazzarda, die Verbrechen auf Verbrechen häuften.

Canobio, einer der reichsten und ältesten Ortschaften am See. Die Festung *Vitaliana* wurde von den Borromäern erbaut. Die Kirche ist nach dem Plane von **Bramante** aufgeführt und besitzt werthvolle Gemälde. Canobio ist der Hauptort des *Cannobinathals*, welches eng und ärmlich ist. Der Handel mit Eichenrinde für die reichen Gerber der Gegend nährt die Einwohner.

Sta. Agata, Locragno, Rendonico und *Lero* reihen sich aneinander, nachdem man die Gränze des Cantons Tessin überschritten hat. Man kommt über den *Maggio* und erreicht **Locarno**. Dies ist eine kleine, reiche Stadt am nordwestlichen Ende des Sees. Deutsche Reisende mögen sich hier der meisterhaften Erzählung Heinrichs v. Kleist, das Bettelweib von Locarno, erinnern. Die Aussicht von dem Kloster Madonna del Sasso ist genussreich. Von hier über den *Tessino* kommt man nach *Magadino*, dem letzten Dorfe auf der gegenüber liegenden Seite des Sees. Von hier geht das Dampfboot täglich nach Sesto Calende. Eine gute Strasse führt nach *Bellinzona*, wohin es immer Gelegenheit gibt.

Der Gasthof **al Vapore** in Magadino ist nicht übel, aber der Wirth so, wie man sich die italienischen Wirthe vorstellt, wenn man sie bloss aus Büchern kennt. Ich freue mich, hinzufügen zu können, dass diese Exemplare grösstentheils nur an der Gränze des schönen Landes getroffen werden.

Entfernung zu Wasser.

Von Sesto nach	Arona . . .	6	Migl.
„ Arona „	Feriolo . . .	12	„
	Baveno . . .	10	„
	Isola bella . .	9	„
	Pallanza . . .	10	„
	Intra	11	„
	Luino . . .	17	„
„ Baveno „	Intra	2	„
	Pallanza . . .	3	„
	Feriolo . . .	5	„
	Isola bella . .	4	„
„ Luino „	Locarno . . .	13	„
	Magadino . .	15	„
„ Pallanza „	Intra	3	„
	Luino . . .	10	„
	Canobio . . .	12	„
	Magadino . .	22	„
	Isola bella . .	2	„

Reisekosten.

	Fr.	C.
Diligence von Mailand nach Sesto Calende	6.	9.
Frühstück in Sesto	2.	50.
Dampfboot nach Isola bella	3.	
	11.	59.

	Fr.	C.
Transport	11.	59.
Barke, um die Inseln zu besuchen und zurück nach Baveno	5.	
Mahlzeit und über Nacht in Baveno	8.	
Dampfschiff nach Sesto	3.	48.
Mahlzeit in Sesto	3.	
Diligence nach Mailand zurück	6.	9.
	37.	16.

Von Mailand nach Varese.

Tour.

Von Mailand nach Saronno	2 Posten.
Nach Varese	2 „
	4 „

Kosten.

	L.	A.	F.	C.
Für 2 Pferde	25.	28.	21.	
Trinkgeld dem Postillon	13.	16.	12.	
Dem Stalliere		17.		50.
	39.	61. =	34.	50.

Das erste Dorf ist *Caronno*, mit einer Kirche von Fabius Mangone gebaut, mit schönen Freſken von Ambrosio Luini, einem Bruder des Bernardo, oder nach Andern von Aurelio, seinem Enkel. Ausserdem ein schönes Gemälde von Morazzone.

Während des Pferdewechsels in *Saronno* treten wir in die Kirche dieses Orts, von Pellegrino gebaut, und mit Gemälden von Bernardo Luini geschmückt, die seines Meisters Leonardo da Vinci vollkommen würdig sind. Eine Kreuzesabnahme von carrarischem Marmor ist von Pompeo Marchesi. Diese Kirche wurde zuerst 1498 unter der Direction des Vincenzo dell'Orto begonnen, und im 16. Jahrhundert vergrössert und mit einer Kuppel versehen.

Durch *Mozzate*, *Carbonate*, *Locate* und *Tradate* kommt man endlich nach

Varese. Bei den Alten hiess es Valleïum oder Vallesium – Exitus Vallium – um anzudeuten, dass es der Ausgang der Thäler sey. Während der Herbstsaison ist Varese so glänzend bevölkert und zeigt einen so hohen Luxus, dass man sich eher in eine Hauptstadt, als in ein kleines Städtchen am Fusse der Alpen versetzt glaubte.

In der Hauptkirche ein schönes Gemälde von Crespi und eine Magdalene von Morazzone.

Unter den Palästen zeichnen sich aus: Serbelloni, Bussi, Kevenhüller, Mozzoni, Berra.

In einer Art von Vorstadt, *Biumo di Sotto*, steht der prächtige *Palast Litta* und viele andere, die ihm beinahe nicht nachstehen.

Von *Biumo di Sopra* hat man eine schöne Aussicht. Besonders aber ist ein Besuch der *Madonna del Monte* sehr zu empfehlen. Man sieht hier in 5 Kapellen die Mysterien der Freude, in 5 andern die Mysterien des Schmerzes, und in den vier letzten die Mysterien der Glorie in Gemälden bedeutender Meister und Bildhauer dargestellt. Auf dem Gipfel steht die eigentliche Kirche, die gleichfalls Kunstschätze enthält. Auch fehlt es hier eben nicht an Wirthshäusern, wo man gute Unterkunft finden kann. Wer nicht zu Fusse hinansteigen will, kann hinauf reiten oder sich hinauf tragen lassen.

Der *Monte delle tre Croci*, der von der Madonna del Monte nur durch ein kleines anmuthiges Thal getrennt ist, bietet eine noch schönere und weitere Aussicht als diese.

Von *Varese* nach *Lugano* *) führt noch keine Poststrasse; daher ziehen wir es vor, nach Mailand zurückzukehren und von dort aus diese Tour zu machen.

---

*) Der *Luganersee* ist 10 St. lang und 1 St. breit und liegt im Canton Tessin an der lombardischen Gränze, 892 F. über dem Meere. In Lugano und Capo di Lago findet man Barken. Ueber den ganzen See zahlt man 5 französische Franken. In der Stadt Lugano ist am Ufer des Sees ein gutes Wirthshaus.

Der Comersee.

Tour.

Von Mailand nach Barlassina	1½	Post.
Nach Como	1½	„
	3	„

Kosten

	L. A.	C.	Fr.	C.
Für 2 Pferde	18.	96.	16.	50.
Trinkgeld	10.	34.	9.	
Dem Stalliere		57.		50.
	29.	87. =	26.	

Beim Hinausfahren von Mailand trifft man zuerst das Dorf *Affori*, wo die Visconti-Arragona ein Lustschloss besitzen. Dann kommt *Cassina Amata* und der *Palast Mombello* auf einer Höhe, wo Napoleon als Obergeneral einige Zeit wohnte.

Nun kommen wir nach *Bovisio*, *Cesano*, oder Maderno mit schönen Landhäusern von Mailändern, *Seveso* und endlich nach *Barlassina*, einem bedeutenden Flecken, wo man auf der Post einkehren kann.

Man lässt die Ortschaften *Birago*, *Lentate*, *Copreno*, *Monsolaro*, *Asnago*, *Vertemate* links und rechts am Wege liegen, erreicht hierauf *Fino*, wo die Raimondi ein Landhaus besitzen.

Jetzt sieht man *Casnate* und *Bernate* auf ihren Hügeln liegen und ist dann in *Camerlata*, von wo sich die Strasse, mit Bäumen eingefasst, bis nach der Vorstadt von Como, S. Bartolomeo, hinabsenkt.

Auf der Höhe steht der alte Thurm *Baradello*, der in den mittelalterlichen Kriegen eine bedeutende Rolle spielte. Hier starb Napoleone della Torre 1277, in einem eisernen Käfig, in den ihn die siegenden Visconti eingesperrt und in freier Luft aufgehängt hatten.

Como (Comum, Comae)

liegt in einem freundlichen Thale, in der südwestlichen Ecke des Sees. Der Ursprung der Stadt ist alt; Scipio bevölkerte sie mit 3000 Kolonisten; Cäsar führte noch 5000 herbei, unter denen sich 500 edle Griechen befanden. Im Mittelalter nahm die Stadt auch an den mannichfachen Fehden Theil, welche diesen Theil von Europa zerrissen, und hatte davon viel zu leiden.

Jetzt zählt Como 18000 Einw.

Der *Dom* wurde 1396 begonnen und 1513 vollendet. Man erkennt diesen langen Zwischenraum an den unharmonischen Verhältnissen des Ganzen. An der mit weissem

Marmor bekleideten Façade sieht man die Statuen der beiden Plinius, die ihnen ihre Mitbürger aus Dankbarkeit errichten liessen. Das Innere verschönern Werke von Luini und Gaudenzio Ferrari.

An der Façade des *Lyceums*, das acht Säulen von Cipollin schmücken, sind die Büsten berühmter Comasker aufgestellt.

Auf einem der Plätze steht die Marmorstatue des Baron Volta, Erfinders der nach ihm benannten Säule, von Pompeo Marchesi.

Die Vorstädte, besonders *Borgo Vico*, sind mit herrlichen Villen und Palästen geziert, wie z. B. Odescalchi, Raimondi u. a. Bei dem *Palazzo al Ulmo* eine Ulme, unter deren Schatten Plinius d. j. gesessen haben soll.

Gasthäuser: l'Angelo, la Corona. Der erste ist zu empfehlen.

Auf dem Comersee (Lacus Larius) herrschen vorzüglich 2 Winde, der Tivano oder Nordwind des Nachts, und der Breva oder Südwind, der nach der Windstille am Morgen eintritt. Oft entstehen aber auch hier, wie auf den andern Gebirgseen, plötzlich Stürme, die grossen Schaden anrichten. Unter den zahlreichen und herrlichen Fischen sind die Forellen und eine eigene Art, Agoni genannt, besonders zu loben. Der See ist 9 bis 10 St. lang und 1 bis 1½ St. breit.

Die bedeutendsten Berge, die den See umgeben, sind der *Bisbino*, 1346 Meter, der *Resicone* bei Lecco, 1892 M., und der *Legnone*, 2600.

Während der schönen Jahreszeit geht das *Dampfboot* regelmässig um 8 Uhr Morgens von *Como* ab, kommt Mittags nach *Dommaso*, und ist gegen 5 Uhr wieder in *Como*. Wer sich nach Colico begeben will, um weiter durch's Veltlin zu reisen, wird mit einer Barke vom Dampfschiff aus dahin befördert. Ein Platz nach Dommaso oder Colico kostet 6 L. Aust. oder 5 Fr. 22 C.

Die Zwischenstationen werden im Verhältniss berechnet, wo man für das an's Land setzen eine kleine Entschädigung noch besonders zu zahlen hat.

Wenn man eine Barke miethet, um die Ufer nach Willkühr zu besuchen, so sehe man darauf, dass sie gross und mit einem Zelte versehen sey, auch setze man alle Bedingungen auf das Genaueste mit den Schiffern fest. Es ist am besten, wenn man sie für ihre eigene Beköstigung sorgen lässt. Man braucht 4 Schiffer, von denen jeder täglich 6 Frcs. erhält. Ein Trinkgeld von 2 Fr. ist üblich. Für ein Boot auf die Stunde wird jedem Schiffer anderthalb Franken bezahlt.

Nachdem man bei Borgo Vico vorbeigeschifft ist, erblickt man das herrlich gelegene Dorf *Cernobio*, von Fischern und geschickten Schiffern grösstentheils bewohnt. Nächst dem Dorfe der *Palast Garvo*, den die Prinzessin von Wales bewohnte und ihm den Namen Villa d'Este gab.

Der Berg zur Linken mit der Kirche auf dem Gipfel ist der *Bisbino*. Unter ihm liegt *Rovena*. Man sagt, dass hier eine grosse Höhle, 900 Schritte lang, seyn soll.

Am andern Ufer liegen: *Villa Gera*, *Blevio* mit den Villen *Compton*, *Conway*, *Artaria*, dann die *Villa Pasta*, Eigenthum der berühmten Sängerin, *la Perlasca* oder Villa Tanzi, und der hübsche *Flecken Torno*.

Auf einem Felsen bei Blevio sieht man ein Denkmal für einen jungen Engländer, der hier 1833 ertrunken ist.

Moltrasio, ein malerisch gelegenes Dorf, mit dem *Palazzo Passalacqua*. Unweit der Kirche ein Wasserfall.

Nun folgt *Urio*; der Palast *Melzi*, ehemals Castelbarco, ist noch nicht vollendet.

Nach Torno strahlt unter der Menge hübscher Landhäuser die *Villa Pliniana* vor allen hervor. Der einfach imposante Palast wurde 1570 von dem Grafen Anguissola erbaut. Hier sieht man die berühmte Quelle, die während eines Tages bald mehr, bald weniger Wasser gibt, oder ausbleibt, eine Erscheinung, die schon für Plinius d. j. im 30. Briefe des 4. Buchs ein Gegenstand der Forschung war, jetzt aber auf die natürlichste Weise gelöst wurde. Wahrscheinlich sammelt sich das durch die Ritzen und Spalten der Felsen hindurchschleichende Wasser in einer Art von Reservoir, wo es durch den Druck der Luft zurückgehalten wird, bis dass eine nachströmende grössere Wassermasse endlich ein Ueberströmen verursacht.

Am linken Ufer liegen *Carate*, *Laglio*, *Torrigia*; am rechten *Molina*, *Lemna*, *Pallanzo*, *Pognana*, *Careno*, dann die Quelle *Fugaseria*.

Auf die Quelle folgt *Nesso*, mit einem schönen Wasserfall, den man jedoch nur von der Brücke im obern Theile des Fleckens gehörig würdigen kann.

Ueber Nesso sieht man *Erno*, *Velleso*, *Zelbio*, dann die an Medicinalkräutern so reiche, 3566 F. vom Spiegel des Sees erhabene Ebene, *Tivano* genannt.

Am gegenüberliegenden Ufer, wo wir bis *Torrigia* gekommen sind, folgen nun *Brienno*, *Argegno*.

Hier breitet sich zwischen dem Comer- und Luganersee das sogenannte *Valle Intelvi* aus, welches dem Botaniker und Mineralogen bedeutende Ausbeuten gewährt.

Am linken Ufer kommt man hierauf nach *Colonno*, *Sala*, mit einem Wasserfall unter Oelbäumen, *Spurano*, *Isola*, der Insel S. Giovanni gegenüber. Diese Insel war im Mittelalter befestigt und wahrscheinlich grösser, sie gewährte oft den Parteihäuptern Schutz und ihre Bewohner zeichneten sich in ihren Kämpfen mit den Comaskern aus.

Balbiano mit einem Palaste und Garten des Kardinals Durini. In dem naheliegenden Thale di *Madonna del Soccorso*.

Lavedo oder Dosso dell'Avea heisst das nach Balbiano folgende Vorgebirge.

Am nördlichen Ufer erhebt sich jetzt die *Villa Lenno*, an der Stelle, wo Plinius sein liebliches Asyl Tragoedia nannte. Hier sieht man bei klarem Wetter Mauerwerk und Säulentrümmer im Wasser. Am Ufer ein antiker Tempel.

Die *Tramezzina*, die sich von Lenno nach la Cadenabbia erstreckt, wird für den schönsten Theil des Sees und der ganzen Lombardei gehalten.

Am gegenüberliegenden Ufer folgt auf Nesso *la Caragnola*, ein Schifferwirthshaus mit einer prächtigen Aussicht. Die Häusergruppe bildet den Ort *Lezzeno*. Hinter diesem liegt *Bellaggio*, ein schöner, volkreicher Flecken. Hier theilt sich der See in die zwei Arme, von denen der eine nach Como, der andere nach Lecco geht. Bellagio hat ein gutes Gasthaus. Auf der Höhe der Palast *Serbelloni*.

Am linken Ufer begegnen wir nunmehr *Lenno*. Hier sieht man noch einen kleinen unterirdischen Tempel mit Säulen von Cipollin, Altären und Korridoren.

Von hier kommen wir nach *Tramezzo*, wo wir die berühmteste Villa des Sees, die *Villa Sommarina* vor uns sehen. Die herrliche Gallerie des Grafen ist bekanntlich vor Kurzem versteigert worden. Sie enthielt herrliche Gemälde, Werke von Canova und den Alexanderzug von Thorwaldsen. Die Kosten nebst dem Transport von Rom hieher betrugen für dieses Kunstwerk 700,000 Franken.

Etwas weiter liegt *la Cadenabbia* mit einem sehr guten Gasthofe.

Weiterhin sieht man den grossen Flecken *Menaggio*, von wo eine malerische Strasse nach *Porlezza* am Luganersee führt.

Wir ziehen an *Nobiallo*, *Acquaseria*, *Rezzonico* und *Cremia* *) vorüber, dann bei *Dongo*, *Gravedona* nach *Dommaso*, wo man den Theil des Sees erreicht hat, der *Chiavenna* benannt wird.

---

*) Hier ein schöner Paul Veronese.

Von *Bellaggio* bleibt uns nun noch das Ufer bis *Colico* in Augenschein zu nehmen.

Die Villen *Melzi*, *Venini*, *Poldi* und *Trotti* verdienen besucht zu werden.

Varenna ist ein beträchtliches Dorf, mit einem recht guten Gasthofe.

Von hier nach *Bellano* führt der Weg durch einen Marmorfelsen, in dem man fünf Gallerien gesprengt hat, von denen eine 270 Schritte lang ist. *Bellano* selbst ist ein grosser, gutgebauter, handeltreibender Flecken. *L'Orrido di Bellano* ist ein malerischer Wassersturz des *Pioverna* in den See.

Dies ist schon der Anfang der Gebirgsstrasse, die durch's Veltlin zur Höhe des Stilfserjochs (über 9000 Fuss hoch) führt.

Dervio, Corenno, mit einem alten Schlosse, *Doro*, *Piano* mit dem imposanten Anblick des Monte Legnone, der sich ohne Vorgebirge frei aus dem See erhebt, sind die nun folgenden Orte, bis dass man *Colico* erreicht hat. Dieses Dorf hat eine sumpfige und ungesunde Lage.

Von *Varenna* besuchen wir noch den östlichen Theil des Sees, der sich nach *Lecco* hinzieht. Am *Fiume Latte* liegt die grosse Glasfabrik Venini, dann der Ort *Lierna*, von wo man durch drei merkwürdige Gallerien sich nach *Olgio* begibt, mitten in Oelpflanzungen, und seines schwarzen Marmors wegen berühmt.

Hinter *Olgio* liegt *Mandello* und dann kommt man nach *Lecco*. Hier ist Alles mit Oelpflanzungen bedeckt. Reiche Mailänder besitzen in und um den Ort schöne Landhäuser. Die Gasthäuser sind gut. La Croce di Malta und l'Albergo reale sind zu empfehlen. Die umherliegenden Berge heissen *Resegone*, *Monte Baro* und *Corni di Canzo*. An schönen Aussichtspunkten ist Ueberfluss.

Entfernung.

Von Como nach	Bellagio . .	14	Migl.
	Menaggio . .	15	„
	Bellano . .	18	„
	Dervio . .	20	„
„ Bellano „	Dervio . .	2	„
	Colico . . .	8	„
	Dongo . .	5	„
	Gravedona .	6	„
	Sorico . . .	9	„
„ Lecco „	Bellagio . .	10	„
	Menaggio . .	12	„
	Bellano . .	13	„
	Dervio . .	15	„
„ Menaggio „	Bellano . .	3	„
	Dervio . .	4	„
	Colico . . .	10	„
	Dongo . . .	7	„
	Sorico . . .	11	„
	Gravedona .	8	„

Die Brianza.

Tour.

Von Mailand nach Monza . .	1¼	Post.
Nach Carsaniga	1	„
„ Lecco	1½	„
	3¾	„

Kosten.

	L. A.	C.	Fr.	C.
Für 2 Pferde . . .	23.	70.	20.	61.
Trinkgeld dem Postillon	11.	25.	9.	78.
Dem Stalliere . . .		57.		50.
	35.	52. =	30.	89.

Von Monza, das wir schon von Mailand aus besuchten, kommen wir nach *la Santa*, welches zwei Miglien davon entfernt liegt. Hierauf fahren wir durch *Mirabello*, *Sant' Alessandro*, *Arcore*,

Arconate, *Velate* mit einem Palast der Belgiojoso, *Usmate*, *Osnago*, mit einer schönen Kirche und Landhäusern, *Cernusco*, *Carsaniga*. Von allen diesen Orten lässt sich nichts Merkwürdiges berichten; im Letztern werden die Pferde gewechselt.

Olginate ist ein volkreiches Dorf, *Garlate*, *Pescate* an der Adda, und dann *Lecco*.

La Brianza heissen die Hügel zwischen dem Seveso und der Adda, oder den beiden Armen des Comersee's, von dem Val d'Assina bis zur Ebene von Monza. Die Brianza begreift jedoch im engern Sinne die Höhe zwischen S. Genesio und Montevecchio. Man hat von diesen Hügeln die Aussicht über die Provinzen Mailand, Como, Bergamo, Brescia, Cremona, und umfasst mit einem Blicke die Alpen und Apenninen. Auf dem Gipfel eines jeden dieser Hügel liegt entweder ein Dorf, oder eine kleine Kirche, manchmal nur eine Hütte. Die kleinen Thäler sind gut bewässert und bewaldet, der Boden ist sehr fruchtbar und die Bevölkerung heiter und zahlreich. Die Luft ist sehr gesund.

Auf dem höchsten Punkte liegt der Ort *Brianza*, wo die Königin Theodelinde einen Sommerpalast gehabt haben soll.

Die Mailänder besitzen hier sehr angenehme Landhäuser.

Schöne Punkte der Brianza sind: *Pian d'Erba* mit den Landseen Pusiano, Alserio, Segrino u. s. w., *Montorfano*, *Castelmarte* und eine Menge anderer noch. Ein Besuch dieser Gegend ist wohl mit das Angenehmste, was Mailand dem Fremden bieten kann, und ein Ausflug hieher im Herbste, wenn die Landhäuser bewohnt sind, ist besonders zu empfehlen.

Zwanzigstes Kapitel.

Von Mailand nach Venedig (über Bergamo, Brescia und Verona, und über Cremona und Mantua).

Route A. — Kosten. — Route B. — Reise. — BRESCIA *(Geschichtliches. Alterthümer. Kommunalpalast. Kirchen. Bibliothek. Handel. Gasthäuser). — Reise. —* BERGAMO *(Geschichtliches. Das Messgebäude. Kirchen. Paläste. Promenade. Gegend). — Von Mailand über Cremona nach Mantua. — Reise. — Abstecher nach Piacenza. — Weiterreise. —* CREMONA *(Geschichtliches. Gallerien. Kunstsinn u. s. w.).*

Ueber Bergamo, Brescia und Verona.

Route A.

Von Mailand nach der

Cascina dei Pecchi	1½	Post.
Cassano	1	„
Caravaggio	1	„
Antignate	1	„
Chiari	1	„
Ospedaletto	1	„
Brescia	1	„
Ponte S. Marco	1½	„
Desenzano	1	„
Castel nuovo	1½	„
Verona	1½	„
	13	„

	Transport 13	Post.
Von Verona nach Venedig s. S. 68.	10	„
	23	„

Kosten.

	L. Aust.	C.	Fr.	C.
Für 2 Pferde	145.	36.	126.	50.
Trinkgeld dem Postillon	79.	12.	69.	
Dem Stalliero	5.	45.	4.	75.
	229.	93. =	200.	25.

NB. Die kaiserliche Diligence macht einen Umweg von einer halben Post, indem sie über *Bergamo* geht. Viele Reisende mit Vetturinen ziehen es auch vor, diesen

Umweg zu machen, um Bergamo kennen zu lernen. Hier ist die

Route B.

Von Mailand nach der

Cascina de' Pecchi	1½ Post.
Canonica	1¼ „
	2¾ „

Transport	2¾ Post.
Bergamo	1½ „
Lavernago	1 „
Palazzuolo	1 „
Ospedaletto	1¼ „
Brescia	1 „
	8½ „

Reise.

Nach der ersten Route.

Man verlässt Mailand durch die Porta Orientale und fährt auf geradem Wege nach *Crescenzago*. Der Naviglio della Martesana, dem wir hier begegnen, fliesst nach Mailand. An seinem Ufer schöne Landhäuser.

Auf die Poststation *Cascina de' Pecchi* folgen *Colombirolo* und *Gorgonzola*. Hier wird der treffliche Käse bereitet, den man Stracchini nennt. — Die Kirche ist nach der Zeichnung von Cantoni.

Von Gorgonzola nach *Fornaci* begleitet uns stets der Naviglio zur Rechten und von hier führt der gerade Weg nach *Bergamo*.

Nicht weit von hier liegt der schöne Flecken *Cassano*, mit einem sonst berühmten Schlosse. Hier besiegten die Guelfen den Ezzelino da Romano; 1705 besiegte Prinz Eugen und 1799 Suwarow die Franzosen. Jetzt ist das Schloss nur noch Ruine.

Nun folgt *Treviglio*, dann *Caravaggio*, der Geburtsort des Polydor Caldera, der ein Maurer im Dienste Raphaels und dann sein Schüler war, der nach dessen Tode für würdig befunden wurde, die von ihm unvollendet hinterlassenen Werke zu beendigen. Er ist nicht zu verwechseln mit Michel Angelo Merigi, der sich auch, wie der vorige, von seinem Geburtsorte Caravaggio nannte. Dieser ist zwar auch ein talentvoller Maler, jedoch zeigt sich seine Kühnheit zur Uebertreibung und mit ihm begann schon der ausschweifende Styl in der Kunst, der ihren Verfall vorbereitete. Auch der vorzügliche Baumeister Fabius Mangone wurde hier geboren.

In der *Kirche* sieht man Gemälde von Campi. Der *Tempel der Madonna* wurde 1575 von Pellegrini Tibaldi begonnen. Ein weiter Aufgang mit Portiken eingefasst führt dahin. — Caravaggio hat 6000 Einwohner.

Mozzanica, *Isso* und *Antignate* folgen. Der letztere Ort zählt 1300 Einwohner und ist gut gebaut. Dann kommt man nach *Calcio*, am Oglio, dem Hauptort der kleinen Provinz *Calciano*, die mehre Jahrhunderte hindurch sich selbst regierte. Es hat 5000 Einwohner, die grösstentheils sehr wohlhabend sind.

Ueber *Urago* erreicht man *Chiari*, wo man römische Gräber und Münzen gefunden hat. Der Ort treibt beträchtlichen Seidenhandel und hat 9000 Einwohner.

Eine breite Strasse führt uns nun nach *Coccaglio*, dann kommt man an *Rovato* vorüber, dem Geburtsorte der Maler Moretti und Richino, und über Ospedaletto nach

Brescia (Brixia).

Die Erbauung der Stadt kann den Etrusken, die nach Plinius hier gewohnt haben sollen, oder noch ältern Völkern zugeschrieben werden. Im Jahr 535 kämpften die Einwohner mit den Römern gegen Hannibal. Im Jahr 555 wurde Brescia als mit dem römischen Volke vereinigt erklärt, und ein Jahrhundert nachher verschaffte ihm die Gunst des Pompejus den Titel einer römischen Kolonie; dann wurde diese unter Cäsar dem Fabianischen Stamme zugetheilt. Alarich, so wie Attila verwüsteten die Stadt. Die Gothen 489 forderten die geflüchteten Einwohner auf, ihre Stadt wieder aufzubauen. Im 8. Jahrhundert sehen wir Brescia von innern Kämpfen zerrissen, endlich im 16. Jahrhundert fällt sie in die Macht der Franzosen. Der Graf Luigi Avogadro verschwor sich mit den Edlen, alle Franzosen in der Stadt zu ermorden und diese den Venetianern zu überliefern. Obgleich die Verschwörung entdeckt wurde, so bemächtigte sich doch diese Partei der Stadt und tödtete alle Franzosen, die sich nicht geflüchtet hatten. Hiefür rächte sich Gaston von Foix, Neffe Ludwig XII., indem er Brescia nahm und es drei Tage hindurch der Plünderung Preis gab. Dies geschah im Jahr 1512. Pest und Krieg fuhren fort, die arme Stadt heimzusuchen, die jedoch in sich einen zu starken Keim der Erhaltung trug, als dass sie darüber hätte zu Grunde gehen sollen. Der 20jährige Frieden, den sie jetzt geniesst, hat sie vollends in eine schöne Stadt umgewandelt.

Brescia ist von zwei kleinen Flüssen durchströmt, welche Mühlen und Fabriken treiben. Ausserdem besitzt die Stadt sehr viele Brunnen *), welche ein vorzügliches Wasser liefern. Die Mauern haben drei Miglien im Umfang und schliessen 3570 Häuser ein. Die Stadt hat fünf Thore.

Unter den römischen Bauwerken finden wir noch die erst kürzlich ausgegrabenen Ruinen eines dem Vespasian geweihten Marmortempels aus dem 72. Jahre n. Chr. Geb. *). In den weiten säulengeschmückten Räumen dieses Tempels stellt man nunmehr alle Alterthümer auf, welche in der Stadt selbst und in der Umgegend gefunden werden. Vor allem ist hier die berühmte geflügelte Victoria von Bronze zu nennen, die als ein Meisterstück griechischer Kunst zu betrachten ist.

Neben dem Tempel des Vespasian liegen die Ruinen eines Theaters; diesem gegenüber ein Gebäude, welches man für eine Curia hält.

Unter den neuern Werken der Baukunst nenne ich

Den *Kommunal Palast* oder die Loggia. Sie brannte im Jahr 1575 ab. Viele Kunstwerke, unter andern drei Bilder von Tizian, gingen dabei zu Grunde. Man beschuldigte Venedig, diesen Brand angelegt zu haben, um die Archive der Stadt zu zerstören, in denen sich ihre Privilegien befanden. Das erste Stockwerk ist nach dem Plane von Thomas Tormentone, das zweite nach dem von Sansovino gebaut und die grossen Fenster dann von Palladio hinzugefügt. Das Ganze ist aus Marmor und wurde 1492 begonnen und 1574 beendigt. Im Rathe Saale sieht man acht Fresken von Campi.

---

*) Man zählt 72 öffentliche Fontänen und über 300 Brunnen in den Häusern.

*) S. *Intorno varj antichi monumenti scoperti in Brescia, dissertazione del Dot. Giovanni Labus, relazione del Prof. Rodolfo Vantini ed alcuni cenni sugli scavi del Sig. Luigi Basiletti, pubblicati dell' Ateneo Bresciano. Brescia*, 1823.

Die *neue Kathedrale*, ein prächtiges, mit vielen Statuen geziertes Gebäude, gleichfalls von Marmor, wurde 1604 angefangen; seine Restauration wurde erst 1825 beendigt. Basilio Mazzali schuf die schöne Kuppel.

Die *alte Kathedrale* liegt neben der neuen. Ein lombardisches Bauwerk, etwa aus der Mitte des 7. Jahrhunderts. Hier sieht man schöne Gemälde von Pietro Rosa, einem Schüler des Tizian, und von dem Meister der venetianischen Schule Aless. Buonvicini, genannt il Moreto. Zwei Reliquien werden hier aufbewahrt, ein bedeutendes Stück des h. Kreuzes, welches der Papst Eugen III., 1149, dem Bischof Manfredi von Brescia schenkte und die kleine Standarte (Croce d'orofiamma), die der Bischof Albert 1221 in der Schlacht getragen und auf die Mauern von Damiette gepflanzt hatte.

Die *Kirche Sta. Afra* enthält die Ehebrecherin von Tizian. Dann Gemälde von Tintoretto, Paul Veronese, Bassano u. A.

Die *Kirche S. Nazaro* und *S. Celso* enthält ebenfalls Gemälde von Tizian und Buonvicino (il Moreto), der hier geboren wurde. Von letzterem enthalten noch andere Kirchen bedeutende Arbeiten.

Neben dem Chor der *Kirche del Carmine* ruht, in einer auf Kosten der Stadt errichteten Kapelle, der berühmte Marcello, Dichter und Musiker, der die erste Magistratsperson von Brescia war. Seine grossartige Komposition der Psalmen ist bekannt.

Die *Gemäldegallerien*, die hier nicht alle speciell angeführt werden können, befinden sich in den *Palästen Tosi* (Christus seine Wunden zeigend von Raphael'), *Lecchi* (die vorzüglichste), *Brognoli*, *Fenaroli* und *Averoldi*. Als schöne Gebäude sind anzuführen die *Paläste Martinengo*, *Maggi*, *Cigola* u. s. w.

Das Haus des Malers Gambara wurde von ihm selbst mit Fresken geschmückt, die jedoch wenig mehr zu sehen sind.

Der *Campo santo* (im Jahr 1815 angefangen), ist nach dem Plan von Fantini erbaut und enthält gute Skulpturen von Gandolfi.

Das *Theater* ist von Canonica.

Die *Bibliothek Queriniana*, von dem Kardinal Querini gestiftet, enthält Manuscripte aus dem 8. Jahrhundert, seltene Bücher, Kupferstiche, Kameen und andere Kostbarkeiten. Unter den Manuscripten, das berühmte der vier Evangelisten aus dem 6. oder 7. Jahrhundert, auf purpurfarbenem Velin. Die älteste Ausgabe ist die zweite des h. Augustin (Rom 1468) und die erste des Petrark (Venedig 1470).

Ein Kreuz mit antiken Kameen, welches vom König Desiderius seiner Tochter geschenkt wurde, ist ein kostbares Stück.

Ein Miniaturbild der Jungfrau mit dem Kinde wird Tizian zugeschrieben. Man glaubt, dass es Karl V. am Halse getragen.

Die *Promenade auf der Mauer* mit einer Fontäne und der Statue der Stadt Brescia von dem Veroneser Cignaroli ist auch zu erwähnen.

Der Handel von Brescia ist bedeutend und es verdient besonders in diesem Lande als Merkwürdigkeit angeführt zu werden, dass fast jeder Einwohner sich in einem gewissen Grade von Wohlhabenheit befindet.

Brescia umfasst einen Flächeninhalt von drei Miglien und enthält 34,000 Einwohner.

Gasthäuser: la Torre, die Post.

Indem wir Brescia verlassen, gehen wir über die Brücke S. Marco, durch angebaute Felder nach *Lonato*, einem kleinen Flecken von 500 Einwohnern. Von hier erreichen wir bald *Desenzano*, am südlichen Ende des *Gardasee's*, den wir schon beim Anfang unserer Reise besucht haben.

Am Ufer entlang bringt die Strasse nach der Festung *Peschiera*, die am Ausflusse des *Mincio* aus dem See liegt. Der Ort hat 2500 Einwohner.

In *Castel nuovo* wechselt man die Pferde und geht dann direkt nach *Verona*.

Ueber diese Stadt selbst, so wie über die fernere Reise nach Venedig s. S. 69 u. f.

Reise.

Nach der zweiten Route.

Von den *Fornaci* (s. S. 578.) geht es, wie wir oben unter A. bemerkten, direkt nach *Bergamo*.

Zuerst kommen wir nach *Vaprio*, von dessen Höhe man eine herrliche Aussicht hat. Hier steht der schöne Palast, der jetzt den Herzogen von Melzi, sonst aber den Caravaggio's gehörte. Leonardo da Vinci, der hier lange wohnte, malte eine kolossale Madonna, die man noch im Palaste sieht. Der Kopf reicht bis in's erste Stockwerk. Trotz dieser Grösse ist doch der Ausdruck sanft und züchtig. Die Ufer der Adda sind wie besäet mit schönen Landhäusern. *Canonica*, das nun folgt, ist der erste Ort der Provinz Bergamo.

Die Stadt *Bergamo* zeigt sich nun bald den Blicken inmitten einer reichen, schönen und gut bevölkerten Gegend.

Bergamo (Bergomum).

Diese alte Stadt wurde zuerst von den Orobiern bewohnt, kam dann in die Gewalt der Gallier, dann der Römer und wurde endlich den Longobarden zu Theil, die daraus ein Herzogthum schufen. Bergamo hatte auch seine kleine Tyrannen und seine Drangsale unter ihnen zu bestehen. Im Jahr 1428 gehörte es der Republik Venedig, und als diese selbst 1796 endigte, so hatte sie stets mit Mailand dasselbe Schicksal.

Bergamo hat eine angenehme Lage und wird von 30,000 Seelen bewohnt. Man theilt es in die hohe und niedere Stadt. Der höhere Theil, schon von der Natur befestigt, wurde 1561 von den Venetianern noch mit starken Mauern umgeben, welche enorme Summen kosteten. — Auf einem benachbarten Hügel lag das Schloss S. Vigilio, das jetzt fast gänzlich verfallen ist.

In der *Vorstadt S. Leonardo* befindet sich ein grosses Gebäude, welches für die Messe bestimmt ist (la fiera), die hier alljährlich gehalten wird. Es enthält 540 symetrisch vertheilte Boutiken nebst vier grossen Sälen an den Ecken und einem Platz in der Mitte, den eine schöne Fontaine ziert. Diesem Bau gegenüber liegt ein Theater. In der Stadt ist auch noch ein anderes, von dem Architekten Pollack, das ausgezeichnet elegant ist.

In der obern Stadt steht die *Kathedrale* nach dem Plane von Fontana restaurirt, mit ausgezeichneten Gemälden von Jac. Bassano, Procaccini, Cignaroli, Luca Giordano, Ciro Ferri, Liberi u. A. Neben der Kathedrale befindet sich die schöne Kirche *Sta. Maria Maggiore*, deren Façade Löwen von rothem Marmor schmücken. Die Fresken von Cavagna und Herkules Procaccini sind voller Leben und im Style Correggio's. Ausserdem Gemälde von L. Giordano, Liberi u. A. In einer Kapelle das grosse Mausoleum des venetianischen Feldherrn Colleoni, der die leichte Artillerie erfunden hat. Der Plafond dieser Kapelle ist von Tiepolo, Camuccini und Diotti gemalt. Unter den Gemälden ist eine h. Familie von Angelica Kauffmann zu nennen. Auch dürfen die schönen eingelegten Holzarbeiten von den Tischlern der Stadt nicht übersehen werden.

Die kleine *Kirche Sta. Grata* ist besonders der prächtigen Vergoldungen wegen merkwürdig. Eine Jungfrau in der Glorie von Salmeggia ist herrlich und war auch nach Paris gebracht worden.

Der *Palazzo nuovo*, jetzt Sitz der Municipalität, ist ein noch nicht vollendetes Werk von Scamozzi. Auf dem Platze unter dem Portikus des *Palazzo vecchio della Ragione* (Justizpalast), steht die Statue Torquato Tasso's. Bernardo Tasso, der Vater Torquato's, ward hier geboren.

Die *Academia Carrara*, von dem Grafen Carrara gestiftet, besitzt eine zahlreiche Gemälde-Sammlung und bedeutende Fonds zur Vermehrung derselben. Hier sieht man ein Portrait Raphael's, das ihm zugeschrieben wird, dann sieben von van Dyk, zwei von Tizian, eins von Pordenone, eins von Giorgione, eins von Dürer, eins von Holbein. Ausserdem noch Bilder von Rubens, Parmegiano, Hann. Caracci u. A.

Der *Palast Vogliotti* ist ein schönes Gebäude; die *Paläste Terzi* und *Moroni* besitzen werthvolle Gemälde-Sammlungen; der *Palast Secco Suardo* hat eine schöne Bibliothek und der *botanische Garten* des Grafen Maffei ist sehenswerth.

Die *öffentliche Promenade* auf den Mauern der Stadt ist sehr angenehm. — Von Bergamo lassen sich auch Ausflüge in die bevölkerten und herrlich angebauten Thäler *Brembana*, *Seriana* und *Valcamonica* machen. — Der listige Arlekin war ein geborener Bergamaske aus dem Thale Brembana, und in der That war seine ganze Erscheinung nichts anders als eine Uebertreibung der Manieren und des Jargons dieser Leute.

In Bergamo ist der Hang zur Musik vor allen übrigen italienischen Städten vorherrschend. Es sind von dort viele grosse Sänger schon hervorgegangen, unter andern der berühmte Rubini.

Gasthäuser: Hôtel d'Italie, Fenice.

Die Berge der Provinz Bergamo enthalten Eisen und Steinkohlen. Die Ebene zwischen der Stadt und den Alpen ist herrlich bebaut, nach der andern Seite erstreckt sich die Ebene in's Unendliche, und man entdeckt am Horizont Cremona, das 30 Miglien von Brescia entfernt ist.*

Von Bergamo bis Brescia fährt man stets am Fusse der Alpen, in einer Entfernung von zwei bis drei Miglien hin.

Von Mailand über Cremona und Piacenza nach Mantua.

Route.

Von Mailand nach	Posten.
Melegnano	1½
Lodi	1¼
Casal Pusterlengo	1½
Piacenza	2
Cremona	2
Cicognolo	1
	Posten 9¼
	Transport 9¼
Piadena	1¼
Bozzolo	¾
Castellaccio	1½
Mantua	1
	Posten 13¾

NB. Der gerade Weg über *Pizzighettone* ist 1 Post näher. Wir wählten diesen, um *Piacenza* zu sehen.

Reise.

Melegnano auch Merignano hat ein Schloss, das der Lieblingssitz Bernabo Visconti's war. Der Fluss, der vorbeifliesst, heisst *Lambro*. Einige Miglien weiter kommt man über den ansehnlichen *Muzzakanal*. Das Wasser desselben befruchtet die reichen Wiesen von *Lodi*.

Lodi (**Laus Pompeja**) ist ein hübsches Städtchen an der Adda. Das alte, ganz verfallene Lodi liegt ungefähr drei Miglien davon. Die Stadt, von der wir sprechen, wurde durch Friedrich I. gegründet. Hier wird der treffliche Käse bereitet, der unter dem Namen des Parmesaner in den Handel kommt. Dies kommt deshalb, weil die Kaufleute von Parma ihn zuerst ausführten. Ungeheuere Wiesen und unzählige Kuhheerden sieht man überall.

Der mit Portiken umgebene Platz hat schöne Gebäude. Die *Kirche L'Incoronata* ist von *Bramante; die Palläste Merlini, Barni, Vescovile* u. A. sind zu erwähnen:

Die *Addabrücke* ist historisch geworden. Hier wurde 1796 jene Schlacht geliefert, welche Schlacht bei der Brücke von Lodi heisst.

Die Stadt hat 18,000 Einwohner.

Wir setzen unsere Reise zwischen Po und Adda fort und kommen nun nach *Casal Pusterlengo* (Casala Pistorum), mit 8000 Einw. Der Flecken ist gut gebaut und hat auch gute Wirthshäuser. Von hier gehen zwei Strassen nach *Cremona*, die eine direct über *Pizzighettone**), die andere über

---

*) Diese Strasse führt von Casal Pusterlengo nach *Codogno* mit 9000 Einw., einem hübschen, blühenden Ort, mit guten Wirthshäusern. Man besuche hier einige Käsemagazine, um sich einen richtigen Begriff von der Wichtigkeit dieses Handels zu machen. *Maigo* folgt nun, dann *Gerra*. Die *Gerra d'Adda* ist ein Marschland zwischen Po und Adda, wo sonst der *Lago Gerondo* gewesen seyn soll. *Gerra* ist durch eine hölzerne Brücke mit der Festung *Pizzighettone* (forum Dioguntorum) verbunden. Dies Schloss erbauten die Cremoneser 1123, um Mailand die Spitze zu bieten. Hier wurde Franz I. nach der Schlacht von Pavia gefangen gehalten. Die Kirchen enthalten Bilder von Campi.

Ueber *Acquanegra*, *S. Casa Tigozzi* geht es dann nach *Cremona*.

Piacenza (Placentia).

Die Stadt liegt in einer weiten, fruchtbaren Ebene, nahe dem linken Ufer des Po, den man auf einer Schiffbrücke überschreitet.

Die Römer gründeten hier eine Kolonie im Jahre 350 n. R. Erb., welche die Carthaginenser verwüsteten. Totila belagerte dann lange die Stadt, endlich war auch hier der Kampf der Guelfen und Ghibellinen eine Ursache langer Leiden*). Das Haus Farnese beherrschte Piacenza; als dies ausstarb, kam die Stadt mit Parma an Spanien. Dies währte bis zur französischen Invasion 1796.

---

*) Seit der schrecklichen Plünderung durch *Franz Sforza* im J. 1448 konnte sich Piacenza nicht wieder erheben. *Sim. de Sismondi Hist. des Rép. Ital* ch. LXXII.

Jetzt gehört Piacenza wieder zu den Staaten der Herzogin Maria Luisa von Parma.

Die Stadt ist schön und gross, aber im Verhältniss zu wenig bevölkert. Sie könnte 100.000 Menschen enthalten, und hat nur 30.000, mit Inbegriff der Vorstädte. Sie hat vier Thore. Der kleine Fluss *Rifiuto*, der später in den Po fällt, fliesst an den Mauern vorüber.

Die breiteste Strasse ist der *Corso* oder die Strasse Farnese, auch Stradone genannt; eine der schönsten in Italien. Die Paläste, die man hier sieht, sind nach den Zeichnungen der vornehmsten Architekten, besonders Vignola's, aufgeführt. Ich nenne hier den unvollendeten, aber grossartigen *Palast Farnese*, oder die Citadelle. Der Grundstein hiezu wurde den 9. Dec. 1558, nach Vignola's Plan, gelegt.

Piacenza hat drei öffentliche Plätze. Auf dem des *Palazzo pubblico* stehen die kolossalen Reiterstatuen Alexander Farnese's und seines Sohnes Ranuccio. Sie sind von Francesco Mocchi.

Die *alte*, gothische *Kathedrale* enthält werthvolle Gemälde. Sie ist im 12. Jahrhundert restaurirt worden.

Man sieht dort herrliche Fresken von Guercino, Ludw. Carracci und Procaccini. Zwei Gemälde von Gasparo Landi, einem neuern Künstler, und einem der besten unter den jetzigen italienischen Malern.

S. Francesco ist wegen der einfachen und edeln Architektur anzuführen. Gemälde von Marini, einem Schüler Bernardin Campi's, Malosso, und eine gute Kopie des Martyriums des h. Lorenz von Tizian, das sich im Escurial befindet.

Madonna della Campagna mit Gemälden von Sogliaro (Sojaro) und Pordenone, der die Kuppel gemalt hat, ferner von Crespi, Gavasetti und Boccacino.

S. Giovanni in Canale hat Bilder von Landi und Camuccini, und ausserdem noch Werke von Malosso und Sojaro.

S. *Sisto*, die schönste Kirche der Stadt, enthält das Mausoleum Margaretha's von Oestreich, Gemahlin des Octavio Farnese und das Denkmal der Kaiserin Engelberga. Gemälde von Procaccini, Palma d. j., Zuccaro.

S. Agostino, wie es heisst nach dem Plane Vignola's. Jetzt eine Kaserne.

S. Antonio hat ein treffliches Bild von Gavasetti, einem Modeneser, der sehr jung starb und Raphael und Michel Angelo nachstrebte. Ferner Werke von Flamingo, Procaccini und ein altes byzantinisches Bild aus dem 11. Jahrhundert.

Die *Bibliothek* enthält 30,000 Bände.

Die Umgebungen waren sonst so reizend, dass sie der Stadt ihren lieblichen Namen eintrugen; jetzt aber sieht man nichts als eine gut angebaute Ebene, die ausserordentlich monoton ist. Das Klima ist sehr mild und gesund.

Ausserhalb der *Porta S. Antonio* ist ein Spaziergang nach der Brücke über die Trebbia zu empfehlen. Sie ist grossartig und besteht aus 22 kühnen Bogen.

Gasthäuser: S. Marco, Croce bianca, le tre Mascelle.

Von Piacenza haben wir bald den Weg über *Monticelli* nach

Cremona

zurückgelegt. Die Stadt liegt ebenfalls wie die vorige in einer fruchtbaren Ebene, in geringer Entfernung vom Po. Sie ist sehr alt und gehört zur Gallia

Transpadana. Die Römer sandten 533 eine erste und 562 eine zweite Kolonie dahin, wodurch sie bald bedeutend wurde. Von Hannibal und unter Augustus hatte sie viel zu leiden. Von Letzterm, weil sie der Partei des Antonius gefolgt war. Man raubte den Eigenthümern die Ländereien und verschenkte sie den Soldaten. Virgil auch verlor sein Besitzthum; sein

Mantua vae! miserae nimium vicina Cre-
monae!

ist bekannt.

Auch in dem folgenden Jahrhundert hörten die Drangsale Cremona's nicht auf. Im Jahr 69 n. C. wurde es gänzlich in Asche gelegt. Vespasian liess es jedoch wieder aufbauen. 602 wurde die Stadt von Agilulf belagert, dann von den Gothen. Friedrich Barbarossa erhob sie wieder aus den Ruinen. Als sie jedoch in den Kämpfen der Guelfen und Ghibellinen sich gegen Arigo VII. aufgelehnt hatte, wurden ihre Mauern und Thürme rasirt und ihre Gräben ausgefüllt.

Alle Kämpfe des Mittelalters, die Cremona theils hervorrief, theils mitzubestehen hatte, hier aufzuzählen, müsste nothwendig zu weit führen.

Seit dem vorigen Jahrhundert hat Cremona's Wohlstand wieder bedeutend abgenommen. Nach der Schlacht von Lodi öffnete die Stadt den Franzosen die Thore, und seit dem Jahre 1814 gehört sie zum Lombardischen Königreich.

Cremona wird durch einen Kreis von Basteien umgeben. Der kleine Fluss Cremonella geht unter den Häusern fort und fällt dann in den Po. Die Stadt ist zu den schönen zu zählen.

Der *Palast der Municipalität*, der *öffentlichen Archive* und *die Frauenschule* sind in einem guten gothischen Style erbaut.

Der prächtige bischöfliche Palast ist ein neues Werk.

Ueber den hohen Thurm *Torrazzo*, der höchste in Italien, der Cremona weit über die Ebene hin verkündet, sind die Meinungen verschieden. Gewöhnlich wird angenommen, dass sein viereckiger Theil im Jahre 754, der obere aber erst 1284 erbaut wurde.

Die Façade der schönen *Kathedrale* ist mit weissem und rothem Marmor bekleidet und mit Skulpturen versehen, welche die Zeichen des Thierkreises, die Feldarbeiten u. s. w. vorstellen. Ueber der Thüre sind die Propheten von Porrata aus dem Jahr 1274. Sie enthält die Kreuzigung von Pordenone, ein merkwürdiges Werk, ferner Gemälde von Boccacino, Galli und den Campi's, Moretti, Aleni u. A.

Ausserdem sind noch *S. Pietro*, *S. Domenico* und *S. Sigismondo* zu besuchen. In *S. Nazario* sind die *Brüder Campi* begraben; hier sind auch einige ihrer besten Werke.

S. Pietro al Po ist eine der schönsten Kirchen Cremona's, die Palladio zugeschrieben wird.

Das *alte Schloss* ist grösstentheils zerstört.

Cremona besitzt eine *öffentliche Bibliothek* und viele *Privatgemäldesammlungen*. Ausserdem das *numismatische Kabinet* des Grafen Ala Ponzoni, eine *kostbare Medaillensammlung* des Raths Pedretti und Werke von Canova im Hause Bolzesi. Um diese Sammlungen zu sehen, muss man mit Empfehlungen versehen seyn.

Von Malern waren Cremoneser: Melone, beide Sogliari, die fünf Campi, zwei Boccacini, Ludw. Carracci u. s. w. Die berühmten Geigenmacher: Amati, Stradivarius, Guarnieri erwarben den Cremoneser Geigen europäischen Ruf*). Papst Paul III. und Gregor XIV. waren aus Cremona.

---

*) Jetzt sind die Fabriken musikalischer Instrumente sehr gesunken.

Man verfertigt hier eine Art Zuckerbäckerei Torrone, ähnlich dem Nougat de Marseille, die sehr beliebt ist.

Das grosse Cremona ist mit seinen 27.000 Einw. nicht gehörig bevölkert und erscheint todt und öde.

Gasthäuser: Albergo reale, Il Capello.

Weiterreise.

Von Cremona gehen wir nach der vormaligen Festung *Cicognolo*, wo sich jetzt ein Palast der *Pallavicini* befindet.

Castel Manfredi, *Pozzo Baronzio*, *Torre de' Angiolini*, jetzt ein Landsitz der Sommi Picenardi, mit einem prächtigen Garten, sind die Orte, die wir hier sehen.

S. Lorenzo de' Picenardi heisst ein malerisches, altes Schloss der Grafen Crotti.

Piadena, einst ein befestigtes Schloss, das Dorf *Vho* (Vadunn) am Ufer des *Oglio*, *Bozzolo* mit 4000 Einw., folgen jetzt; dann geht man über den Oglio, und kommt über *Marcaria* und *Castelucchio* oder *Castellucchio* nach *Mantua*. (S. S. 123.)

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die fahrbaren, italienischen Alpenpässe.

Der Mont-Cenis. — Der Simplon.

Von dem höchsten dieser Alpenpässe, dem über das Wormser Joch (Giogo di Stelvio) ist bereits S. 50 die Rede gewesen. Ich habe jetzt hier nur noch der andern zu erwähnen, die nach Frankreich oder die Schweiz führen.

Ueber den Mont Cenis nach Lyon.

Von Turin nach	Posten.
Rivoli (⅛ Poste de faveur) . . .	1¾
S. Ambrogio	1¾
S. Antonino	1
S. Giorgio (¼ Poste de faveur) .	1
Susa	1½
Molaret (hinauf ein Pferd mehr vom Mai bis Oct.)	2
Mont Cenis	3
Lans le bourg (ein Pferd mehr nach Mont-Cenis)	3
Vernay (ein Pferd mehr)	2
Modane (ein Pferd mehr nach S. Michel)	2
S. Michel	2½
S. Jean de Maurienne (ein Pferd mehr nach Grandemaison)	2
Grande Maison (ein Pferd mehr) .	2
	27½
Transport	27½
Aiguebelle (ein Pferd mehr) . . .	2¾
Maltaverne (wie oben)	1½
Montmellian (wie oben)	1½
Chambéry (wie oben)	2
S. Thibault de Cour	1½
les Echelles (der Postmeister giebt zwei Ochsen als Vorspann für 1 Fr.)	1½
Pont de Beauvoisin	2
Gaz	1½
La Tour du Pin	1
Bourgoin	2
La Verpillière	1½
S. Laurent des Mûres	1½
Bron	1
Lyon	1½
	47¾

Dieser Weg ist selbst im Winter ohne grosse Gefahr zurückzulegen.

Die im Jahr 1805 an der nördlichen Seite des Berges angelegte Strasse windet sich, wie alle ähnliche, auf unzähligen Umwegen zur Höhe, doch ist sie nicht unbequem und für jede Art von Fuhrwerken fahrbar. Napoleon liess die Strasse durch den Ritter Fabbroni anlegen, der sie in fünf Monaten mit Hilfe von 3000 Arbeitern vollendete.

Von Molaret steigt der Weg zum *Hospiz*, dessen Gründung Karl d. Gr. zugeschrieben wird, und das sich durch so lange Jahrhunderte erhalten und so viele verirrte oder von Lawinen verschüttete Wanderer dem sichern Tode entrissen hat. Das Gebäude enthält das Hospiz, die Kirche, das Kloster und eine Kaserne, die bis 1000 Soldaten aufnehmen kann.

Das Bächlein, das wir von Klippe zu Klippe stürzen sehen, ist der Cenis oder Ceniselle. Der, fast 6000 F. über dem Meer, hier oben befindliche See enthält köstliche Forellen.

Eine Viertelstunde nach dem Hospiz fängt der Weg an sich nach Lans le bourg zu senken, und es entfalten sich schöne Aussichten bei jedem Schritte. Im Winter rutschen die Bewohner dieser Gegend in Schlitten hinab, denen sie durch mit Eisen beschlagene Stöcke, die sie in den Schnee stemmen, eine Richtung geben.

Auch hier, wie auf den andern Hochalpenstrassen gibt es von Zeit zu Zeit Zufluchtshäuser.

Die Hinabfahrt ist bequem, währt aber lange.

Lans le bourg liegt am Fusse des Mont Cenis, am Flüsschen Arc. Das Hôtel Royal, welches Napoleon für sich und seinen Generalstab bauen liess, ist jetzt das Wirthshaus. Das *Fort Bramant d'Essilon* beschützt die Strasse.

Bis ***Chambery*** haben wir keinen merkwürdigen Ort zu passiren. Diese Stadt hiess Camberium, und noch früher Forum Voconii. Die meisten Häuser haben drei Stockwerke und sind mit Schiefer gedeckt. Die *Rue de Bourg* ist die schönste. Die *Metropolitankirche* ist im gothischen Style. Das Schloss war ehemals die Residenz der Herzoge von Savoyen. Die Stadt hat 12000 Einwohner.

Gasthäuser: le petit Paris, la Poste.

In der Umgegend gibt es interessante Gebirgspunkte und Bäder, ferner *les Charmettes*, wo Rousseau und Mad. Warens wohnten u. s. w.

Auf der Weiterreise sind die Schluchten bei *les Echelles* zu erwähnen.

Ueber den Simplon nach Genf.

Von Mailand nach	Posten.
Rho	1¼
Legnarello	1¼
Gallarate	1
Sesto Calende	1
Arona	1¼
	5¾

Von Turin nach	Posten
Settimo	1½
Chivasso	1½
Cigliano	2¼
Santia	2¾
Buronzo	2
Romagnano	2½
Borgomanero	1
Arona	1½
	15

Von Arona nach	Posten.
Baveno	2¼
Vogogna	3
Domo d'Ossola	2
Isella (vom Mai bis Oct. ein Pferd mehr)	2½
Simplon (wie oben)	2½
Berisael	3
Brigue	3
Viege	1½
Tourtemann	2½
Sierre	2½
Sion	2½
Riddes	2½
Martigny	2½
S. Maurice	2¼
Vionnaz	2½
S. Gingulphe	2½
Evian	2½
Thonon	1½
Douvaine	2
Genf	2½
	56

Gewöhnlicher wird die Simplonstrasse von Mailand aus, als von Turin eingeschlagen.

Bis Arona am Lago maggiore haben wir bereits den Weg von letzterer Stadt zurückgelegt.

Nachdem wir Arona nunmehr verlassen, fährt man durch die freundlichste Landschaft immer am Ufer des Sees hin. Selbst wenn wir uns von ihm entfernen, dauernd bleibt die Gegend anmuthig und malerisch, und so erreichen wir *Domo d'Ossola*, das bereits 300 Meter über dem Mittelmeere liegt. Hier machen wir's uns im guten Gasthofe *zur Post* bequem.

Noch einige Meilen weiter in *Crevola* finden wir dieselbe südliche Natur, dann aber wird Alles rauher, und wir fühlen es bald, dass wir nicht mehr in Italien sind. Jetzt wird die Strasse wunderbar kühn und erhaben. Wir kommen in die *erste Gallerie von Crevola*, die gerade durch einen Felsen führt und 170 F. lang ist. Der Wildbach Doveria schäumt neben uns. Dann gelangen wir nach dem Dorfe *Isella* und in die *zweite Gallerie*. Jetzt hebt sich die Strasse bedeutend; an zwei Häusergruppen *Balmeres* und *S. Marco* vorüber, wo wir einen schönen Wasserfall bewundern *). Bald sehen wir ein grösseres Zufluchtshaus, eine Kapelle und einige Hütten, dies ist das *Dorf Gondo*, in unbeschreiblich grossartiger Umgebung. Die Brücke über den Gletscherbach Frassinone und die *grosse Gallerie von Gondo* machen einen mächtigen Eindruck auf das Gemüth. Die Gallerie, welche 18 Monate der angestrengtesten Arbeit erforderte, ist 683 F. lang. Nach dieser Gallerie kommt der prächtige *Ponte Alto*, über den man auf das linke Ufer der Doveria gelangt. Die Felsen rücken zusammen, und lassen nur dieser und der Strasse Raum; weder Wohnungen noch Anbau erblickt man, und nur ein schmaler Streif des Himmels ist zwischen den über 2200 Fuss hohen Felsenwänden sichtbar.

Die 115 F. lange *Gallerie von Gabbio* bringt uns endlich aus dem furchtbaren Gondothal nach dem engen Krummbachthale, wo uns jedoch bald wieder etwas Anbau das Daseyn von Menschen verräth.

Drei Miglien von der letztgenannten Gallerie kommt man nach dem Dorfe *Simplon* 1477 Meter über dem Meere gelegen. Auf deutsch heisst es *Simpelndorf* oder *Simpelen*. Es liegt auf der Höhe eines wilden Thales, an einem reissenden Wildbache. Das Wirthshaus ist sehr gut. Das Pflanzenwachsthum ist sehr weit zurück.

---

*) Was von schönen Wasserfällen gesagt wird, ist sehr mit Bezug auf die Jahreszeit zu verstehen. Ein Reisender sah im Frühjahr dort grosse Wassermassen, wo der Andere im Sommer keine Spur von solchen antraf.

Hier haben wir *Wallis* erreicht, und ich verweise nunmehr meine werthen Leser auf Bollmann, einen sehr kundigen Wegweiser durch die Schweiz, dem sie sich mit vollkommenem Vertrauen überlassen können *), und der sie auch über die Schweizerpässe des *St. Gotthard*, *Splügen*, und *Bernhardin* gründlicher belehren wird, als ich dies zu thun im Stande wäre, selbst wenn es zu dem Vorwurf passte, den ich mir bei diesem Buche erwählte, das nur von Tirol und Italien handeln sollte.

---

*) *Die Schweiz. Ein Handbuch zunächst für Reisende. Mit einem Anhang, enthaltend die Beschreibung der interessantesten Punkte der Nachbarlande der Schweiz. Von L. v. Bollmann. 36 Bogen in gr. 8. Mit drei Stahlstichen und einer Karte. Elegant brosch. 3 fl. 32 kr. — 6 Fr. 8 Btz. — 2 Thlr. 16 gr.*

Anhang.

Sicilien.

Der Vollständigkeit wegen gebe ich zwar einen raschen Ueberblick der Insel, gestehe aber aufrichtig, diese Reise nicht selbst gemacht zu haben und hier nur andern, bewährten Beschreibern gefolgt zu seyn.

Diese Insel zeichnet sich vor dem Festland Italiens auf entschiedene Weise aus. Sowohl die Sitten weichen von denen der übrigen Italiener ab, als auch die Natur, die sich in diesem merkwürdigen Lande mit einem Male so ächt südlich zeigt, wie man sie bis jetzt noch nicht kennen gelernt hat.

Ich nehme an, dass man von *Neapel* mit dem Dampfschiffe nach *Palermo* geht, eine Reise, die nicht mehr als 20 Ducati für den ersten und 12 Ducati für den zweiten Platz kostet und 24 Stunden währt. Bekanntlich finden im Innern der Insel nur spärliche Verbindungsstrassen statt, die fahrbar wären; die bedeutendsten sind die von Palermo und Girgenti nach Catania, welche die ganze Insel durchschneiden. Wir beschränken uns hier nur, wie es die meisten Reisenden thun, auf die Küstenstrassen.

Palermo (Panormus),

die Hauptstadt der Insel mit 130.000 Einwohnern *). Wenn es keinen Scirocco gäbe, so wäre Sicilien das gesundeste Land und Palermo gewiss der herrlichste Aufenthalt der Welt. Der Golf ist nicht minder reizend, als der von Neapel, und die malerische Krone, welche der *Monte Peregrino*, das Cap *Zafferano* und die anmuthig bebauten Hügel der *Bagaria* bilden, geben der Stadt Palermo die angenehmste Lage. Die Strassen sind grösstentheils breit und lang, und zwei, welche sich in der Mitte der Stadt im rechten Winkel kreuzen und sie ganz durchschneiden, trennen sie in vier gleiche Theile. Die eine dieser Strassen, welche 1200 Schritte lang ist, heisst *Contrada nuova* oder *di Toledo*; die andere, 1150 Schritte lang, jedoch nicht so breit als die frühere, heisst *Cassaro* und führt von der *Porta Antonina* zur *Porta Maqueda*. Die erstere führt von der *Porta nuova* zur *Porta felice*. Diese beiden Thore sind sehr schön. Der Hauptplatz befindet sich gerade in der Mitte, wo die beiden Strassen zusammen stossen. Er ist achteckig, mit schönen Häusern umgeben und mit den Statuen Karls V., Philipps II., Philipps III. und Philipps IV. geschmückt. Ausserhalb der Porta felice befindet sich die schöne Promenade *La Marina*, an welche die Promenade der Flora stösst. Die letztere ist ein grosser Garten von seltener Schönheit. Unfern davon liegt der botanische Garten, in dem exotische Pflanzen in freier Luft wie in ihrem Vaterlande gedeihen.

---

*) Nach Neigebaur 169.000 Einwohner.

Der Hafen von Palermo ist klein, aber sicher und bequem.

Unter den Plätzen ist der des *Palazzo reale* zu nennen, auf dem die Bronzestatue Philipp IV. sich befindet, umgeben von den Statuen der Tugenden dieses Fürsten.

Die *Piazza Marina* ist der grösste Platz Palermo's. Die *Piazza Pretoriana* ziert eine grandiose Fontaine. — Auf dem *Platze des h. Dominik* stehen die Bronzestatuen Karls III. und seiner Gemahlin Maria Amalie, nebst einer Säule, welche die Statue der h. Jungfrau trägt. Auch die Façade der Kirche des *h. Dominik* ist als eine Zierde dieses Platzes zu erwähnen. — Auf dem *Platze von Bologni* steht eine schöne Erzstatue Karls V.

Kirchen.

* Die *Kathedrale* (*Madre Chiesa*) wurde gegen das Ende des 12. Jahrh. erbaut. Achtzig Säulen von orientalischem Granit tragen das Gewölbe. An dem Hochaltar bemerkt man eine Säule von Lapis Lazuli von ausserordentlicher Grösse. Mausoleen von weissem Marmor oder von Porphyr enthalten die Asche der alten Kaiser Heinrich VII., Friedrich II. und König Roger's von Sicilien. Hier sieht man ein Basrelief von Villa Reale, einem Schüler Canova's.

St. Joseph, auf der Piazza Vigliena. Besonders schöne Marmorarbeiten und seltene Steine zeichnen diese Kirche aus.

St. Simeon, mit Mosaiken und Gemälden reich geschmückt. Ihre Gründung reicht in ferne Zeiten.

S. Giuseppe de' Teatini wird von einer grossen Zahl von Pilastern getragen, die von einer ausserordentlichen Grösse und aus einem Stücke sind. In dieser Kirche ist eine Quelle, die ein helles und frisches Wasser gibt. Die unterirdische Kapelle *del Santo Crocifisso* verdient besichtigt zu werden.

Del Gesu, hervorzuheben wegen des Reichthums der Kapellen, der herrlichen Gemälde und des schönen architektonischen Styls.

Ferner sind aus der grossen Menge der Kirchen noch zu bezeichnen, die *Kirche des h. Dominik* mit einer ungeheuren Orgel, die *Kirche Olivella*, das *Oratorio del Rosario*, endlich *St. Ignatius*, *St. Philippus Neri*, *St. Franz von Paula*, *Sta. Teresa*, *Sta. Catarina*, in denen allen man gute Gemälde und andere merkwürdige Sachen findet.

Die *Katakomben bei den Kapuzinern* liegen ausserhalb der Stadt und sind in dem lebendigen Felsen angelegt. Hier werden viele Skelette aufbewahrt, die am Tage aller Seelen mit Gewändern bekleidet und ausgestellt werden.

Die Paläste von Palermo sind zahlreich und grossartig.

Der *königliche Palast*, unweit von der Porta nuova, war ehemals eine Festung, die von starken Thürmen vertheidigt wurde, von denen jetzt nur noch einer besteht, der als Sternwarte dient. In diesem Palaste wohnt der Statthalter des Königs. Die *Capelle des h. Petrus* im gothischen Styl enthält schöne Mosaiken.

Der *Senatorial-Palast* besitzt zwei

antike Statuen und mehre griechische und römische Kunstfragmente.

Unter den Privatpalästen sind zu nennen: der der Fürsten *Butera*, *Torremuzza*, *Gencinn*, *Trabia* (mit einer trefflichen Gemäldesammlung), *Malvagna* (mit einer berühmten Madonna der deutsch byzantinischen Schule), *Ventimiglia* und *d'Anjou*.

Palermo besitzt fünf Hospitäler, eine Universität, drei öffentliche Bibliotheken u. s. w.

Die *Pinakothek*, welche vornämlich durch den Prinzen Belmonte gegründet wurde, so wie das archäologische Museum, sind mit reichen Sammlungen sehenswürdiger Gegenstände versehen, die man in allen Theilen der Insel ausgegraben hat.

Gasthäuser: Prince of Wales.

Die *Umgebungen von Palermo* sind sehr interessant.

Wenn man aus dem Thore tritt und der Strasse längs der Küste folgt, so hat man bald den *Monte Peregrino* erreicht, der von den Alten Eretas genannt wurde. Während der punischen Kriege ward er dadurch berühmt, dass Hamilcar sich auf ihm drei Jahre gegen die Römer vertheidigte. — Im Jahr 1624 fand man in einer Höhle des Berges den Leichnam der h. Rosalia. Sie floh hieher von dem lasterhaften Hof ihres Vaters und führte in dieser Einsamkeit ein beschauliches Leben. Man brachte ihren Leichnam nach Palermo, als gerade die Pest dort wüthete; allein kaum war er ausgestellt, als das Uebel aufhörte. Nun wurde die h. Rosalia als Beschützerin der Stadt anerkannt und verehrt. In Folge dieses Ereignisses wurde die Höhle in eine prachtvolle Kirche verwandelt. Der Weg, der dahin führt, hat ungeheure Summen gekostet, denn er ruht fast gänzlich auf gemauerten Bögen. Den 15. Juli, am Feste der h. Rosalia, findet in Palermo ein glänzendes Volksfest statt. Die Kirche ist alsdann mit einer so grossen Menge von Kerzen beleuchtet, dass das Auge den Glanz nicht ertragen kann.

Am Fusse des Monte Peregrino hat man vor nicht gar langer Zeit den königlichen Park *la Favorita* angepflanzt, in welchem sich ein heiterer Palast befindet.

Unweit davon liegen die *Villen* der Prinzen *Vilcani*, *Belmonte*, *Villafranca* mit herrlichen Gärten, *Butera*.

Das Merkwürdigste jedoch sind die beiden maurischen Schlösser *la Ziza* im Flecken Olivuzza, dem Prinzen delle Scherra gehörig, das andere *la Cuba* auf dem Weg nach Monreale, jetzt eine Gendarmerie-Caserne. Ziza und Cuba sind die Namen der Söhne eines Emirs, der diese Schlösser bauen liess. Sie befinden sich in einer bewundernswerthen Lage.

Acht Miglien von Palermo liegt das Dorf *Carini*, das alte Hyccara, das Vaterland der berühmten Courtisane Lais. Etwas davon entfernt nach dem Meere zu befindet sich ein anderes Dorf *Capizzi oder Capaci*, wohin wir uns begeben, um das *Cap del Gallo* und die *Punta dell' Uomo morte* zu besuchen, zwei kleine, im Nordwesten der Insel liegende Vorgebirge. Auch die *Insel delle Femine* liegt hier, auf welcher der Abenteurer Colisone sein Leben endete, der lange Zeit für den König Don Sebastian von Portugal gehalten wurde, der in Afrika geblieben war.

Wer dem Kloster S. *Martino* einen Besuch abstatten will, wird sich über die grossartige Gebirgsnatur verwundern, die es umgibt. Auch die Bibliothek, das numismatische und naturhistorische Kabinet, so wie die Alterthümer, sind sehenswerth. — Die Kirche besitzt Gemälde von Novelli. — Die frommen Väter üben eine edle Gastfreundschaft.

Mehre Wege führen von Palermo nach dem Innern der Insel, jedoch werden diese Wege von Reisenden selten eingeschlagen, weil sie beschwerlich sind und die Wirthshäuser schlecht. Die Einwohner dieser Berggegenden sind zwar aufrichtige und rechtliche Leute, allein den Bequemlichkeiten unseres verfeinerten Lebens stehen sie noch eben so fern, als der modernen Civilisation überhaupt.

Von Palermo nach Messina.

Indem wir rechts das *Cap Zafferano*, ehemals Buongiardino, liegen lassen, kommen wir nach einer halben Stunde zu dem angenehmen, auf der Höhe gelagerten Dorfe *Bagaria*, wo eine Menge reicher Palermitaner ihre Sommerwohnung hat. Man geht über den Fluss *Ponte Rotto* (Eleutherus) und kommt durch die Dörfer *Milicia*, *Mandera* und durch den Flecken *Trabia*, dann erreicht man jenseits des Flusses *S. Leonardo* (Himera), die Stadt.

Termini (Thermæ Himeræ). Sie wurde von Hannibal zerstört. Ihren antiken Namen verdankte sie den heissen Quellen, die noch heute besucht werden. Sie zählt 9000 Einwohner, hat eine gute Citadelle, schöne Kirchen und liegt in einer fruchtbaren Gegend. — Auch von hier führt ein sehr beschwerlicher Weg in das Innere der Insel.

Polizzi (Politium), eine kleine Stadt auf dem Gipfel der *Madonieberge*. Nicht weit davon liegt *Nicosia* (Herbita). Beide Städte werden in der Geschichte Siciliens als wichtig genannt.

Wir setzen unsern Weg längs der Küste fort und kommen über zwei Flüsse, den *Torto* (Chemera) und den *Fiume grande* (Himera septentrionalis), hierauf verlassen wir das Thal Mozzara und kommen in das *Val di Demona* *), wo wir das Dorf *Roccella* finden. Ueber den kleinen Fluss gleichen Namens und den *Pilato* schreitend, ziehen wir in

Cefalu (Cephalodium) ein, eine kleine Stadt mit 7000 Einwohnern und einem Hafen. — Die Kathedrale besitzt mehre merkwürdige Mosaiken.

Hinter Cefalu geht man über den Fluss *Pollina* durch die Dörfer *Tusa* (Thissa), *Caronia* (Aloesa) und *Sta. Agatha*, dann über die Flüsse *Furiano* und *Rosmarino* (Chyda), durch das Dorf *Naso* (Nasida), bei Cap *Orlando* (Agathirium) vorbei, nach

Patti (Pactae), einer Stadt mit 5000 Seelen und einer vom König Roger gestifteten Abtei, in welcher das Grab seiner Gemahlin Adelheid zu sehen ist.

Der Hügel hinter Patti trägt die Ruinen eines Schlosses, welches auf den Trümmern der alten Stadt Tindari erbaut wurde, und durch Kriege, Erdbeben und Wellen seinen Untergang gefunden hat.

In einiger Entfernung von diesem Hügel geht man über den Fluss *Oliviera* (Helium), und kommt dann in die Stadt

Milazzo (Myla), an der Bucht desselben Namens. Sie zählt 8000 Einwohner und hat einen guten Hafen. Ihre Wiesen sind so fruchtbar, dass die Alten annahmen, Apollo habe hier seine Heerden gehütet. In diesen Gewässern trug der Konsul Duillius den ersten Sieg über die Karthaginenser davon, und die Schiffe August's jagten die des Sextus Pompejus hier in die Flucht. Milazzo gegenüber liegen die äolischen Inseln, *Lipari* und *Vulcano*.

Rechts von Milazzo erhebt sich die kleine, aber reiche und gut bevölkerte Stadt

Castroreale, der Lieblingsaufenthalt Kaiser Friedrich II. Hier soll die italienische Verskunst ihren Ursprung genommen haben.

Von hier bis Messina begegnet man nur unförmlichen Ruinen oder den traurigen Spuren vulkanischer Verwüstungen.

---

*) Hieher verlegten die Alten den Sitz der Cyklopen.

MESSINA.

Unfern des *Capo di Faro*, das mit einem Leuchtthurm versehen ist, liegt diese Stadt, ehemals Zante, dann Messana genannt, von einem Gürtel unregelmässiger, zackenförmiger Felsen umgeben, die bei den Alten die *Berge Neptuns* hiessen. Von dem Hafen aus gesehen, bildet ihre Lage einen herrlichen Anblick. Sie hat sieben Thore, fünf öffentliche Plätze, sechs grosse Springbrunnen, ein festes Schloss und Kirchen und Paläste von schöner Bauart. Unter den letzteren ist besonders der *königliche*, dann der des *Senats* und der der *Udienza* hervorzuheben. Sie besitzt ferner vier Bibliotheken und zwei Theater. Ihre Einwohnerzahl übersteigt 70.000. Obgleich 1743 die Pest und 1783 ein furchtbares Erdbeben Messina hart mitgenommen haben, so ist sie jetzt doch wieder eine der schönsten und blühendsten Städte von Sicilien.

Hier wurde der lyrische Dichter Ibikus geboren, von dem die Sage mit den Kranichen ja altbekannt ist.

Zur Zeit des *Varrafestes* am 14. und 15. August ist Messina am glänzendsten.

Von Messina auf den Aetna und nach dem Cap Passaro.

Indem wir zur Rechten mitten im Gebirge hinansteigen, und längs des Ufers am *Val di Demona* fortgehen, überschreiten wir die Flüsse *Nisi*, *Muninfi* oder *Savoca* und steigen nach dem *Cap St. Alexis* hinan. Nach einem zweistündigen, beschwerlichen Marsche haben wir dann das einst so glänzende

Taormina (Tauromenium) erreicht. Diese Stadt hat 4000 Einwohner und liegt auf einem isolirten Felsen. Hier befinden sich die schönen Ueberreste eines antiken Theaters, von wo man eine herrliche Aussicht hat und das bereits mit seiner Umgebung, mehrfach durch Abbildungen bekannt wurde, ferner antike Cisternen und eine Naumachie.

Die dortige *St. Pankratiuskirche* wird als der erste christliche Tempel angesehen und für seinen Stifter der Apostel Paul selbst gehalten.

Beim Weiterreisen wenden wir uns nach dem Cap *Schizzo* (Naxos). Wir kommen über die Flüsse *Cantara* oder *Alcantara* und *Freddo*, wandern am Golf der h. Thekla hin und erblicken dort die drei Felsen der Cyklopen. Hier sehen wir mit einem Male den ungeheuren *Aetna* vor uns, dessen Besteigung wir uns noch vorbehalten. Die Strasse, der wir folgen, führt uns nach *Aci* oder Aci reale (Acis), berühmt wegen seiner mineralischen Wasser und mehr noch wegen der in der Nähe befindlichen Höhle des Polyphem, der Grotte der Galathea und des Felsens, unter dem Acis zerschmettert wurde. Auch der Hafen des Ulysses ist da und das fruchtbare Gestade, das Virgil besang. Acis ist gut befestigt und enthält jetzt 15.000 Einwohner. Wir steigen vom Felsen herab und sind in ganz kurzer Zeit in

Catanea (Catania, Catana, Cathina). Schon mehrmals wurde diese Stadt durch Erdbeben verwüstet, aber immer erstand sie wieder herrlicher und prächtiger als zuvor. Auch noch jetzt ist sie die bedeutendste, reinlichste und volkreichste Stadt der Insel nach Palermo. Zum letzten Mal wurde sie im Jahr 1693 gänzlich zerstört, aber 20 Jahre nachher stand sie wieder da mit breiten graden Strassen und geräumigen Plätzen, die mit Springbrunnen geziert sind. Die Strassen sind mit grossen Marmorblöcken gepflastert, die mit genauer Pünktlichkeit zusammengefügt sind. Die Häuser sind schön gebaut, jedoch nicht hoch. Im Jahr 1819 wurde die Stadt abermals mit Zerstörung bedroht, indem die Häuser durch die Erdstösse Risse bekamen. In der Sacristei der Kathedrale bewahrt man sorgfältig eine Freskomalerei, welche den Ausbruch von 1669 vorstellt. Als Kunstwerk hat dieses Bild keinen Werth, doch aber ist es als treue Abbildung eines solchen Ereignisses von höchstem Interesse.

Das *Kloster des h. Nicolo* der Benediktiner ist ein sehr schönes Gebäude, das viel eher einer königlichen Residenz als einem Asyl für Büsser gleich sieht.

Schöne Treppen, weite Korridors, ein Garten, Statuen, kostbare Gemälde, Basreliefs, Alterthümer und zugleich eine reiche Sammlung von seltenen Gegenständen aus allen Reichen der Natur bilden das Museum.

Die *Bibliothek* besitzt eine Auswahl seltener Werke; merkwürdig ist aber noch besonders die Pracht, die man hier an dem Einband der Bücher verschwendet hat.

Die Kirche dieses Klosters enthält Gemälde von Tolanelli und Cavallucci. Die Orgel wird von Kennern für ein Meisterwerk gehalten.

Die Bevölkerung Catanea's beläuft sich auf 45,000 bis 50,000 Menschen, die stets vielen Geschmack für Wissenschaften und Künste zeigen.

Die *Universität* wurde im Jahre 1444 gegründet.

Das *Museum des Prinzen von Biscari* ist eine der reichsten Sammlungen Siciliens in Bezug auf antike Statuen, etruskische Vasen und alte Münzen.

Von alten Gebäuden sieht man nur noch wenig Ueberreste. Auf dem Platze Stesicoreo sind Spuren eines Amphitheaters; auf dem Platze S. Francesco Spuren eines Theaters; Sta Maria della Rotonda steht auf den Ruinen alter Bäder; das Kloster S. *Agostino* nimmt nach der allgemeinen Meinung den Platz ein, wo das Forum, die Basilica und die Gefängnisse waren. Endlich erkennt man in einigem alten Mauerwerk die Ruinen eines Cerestempels an; das Gymnasium, die Naumachie und der Zirkus liegen unter Lava verschüttet. Die interessantesten Alterthümer findet man in den Häusern Gravina, Valsavoja, Scuciata, Corvaja, Sapuppo, Buonajuto und Gagliano.

Die Lage Catanea's hat viel Aehnlichkeit mit der von Portici. Auch diese Stadt liegt am Fusse eines Vulkans und an der Küste des Meeres auf einem Haufen von Ruinen und Laven.

DER AETNA.

Die Höhe dieses Berges wird dreimal die Höhe des Vesuvs betragen. Sein Gipfel ist während neun Monate des Jahres mit Schnee bedeckt. Dessen ungeachtet ist er seit dem Jahr 1804 durch die Bemühungen des Sicilianers Mario Gemmilari fast zugänglicher als der Vesuv. Er war der erste nach Empedokles, der es wagte, auf seine Kosten ein Asyl fast unter dem Gipfel des Berges anzulegen. Die Reisenden haben ihm den Namen *Gratissima* gegeben, und es befindet sich neben den Ruinen, welche der Thurm des Philosophen genannt werden. Auf Gemmilari's Gesuch veranstaltete auch im Jahr 1812 Lord Forbey, damaliger Kommandant von Sicilien, eine Subscription, um ein grösseres und bequemeres Asyl in der Nähe des ersten zu bauen.

Verschiedene Wege führen von Catanea nach dem Aetna und bieten auch eben so viele Orte zur Ruhe, wie z. B. *Paterno* und *Aderno* im Westen, *Aci* und *Giare* im Osten, *Bronte*, *Randazzo* und *Linguagrossa* im Norden. Gegen Osten ist die Ersteigung länger, aber leichter und angenehmer, als auf den übrigen Seiten. Der Umfang des Fusses des Gebirges wird auf 160 sicilianische Meilen angeschlagen und seine senkrechte

Höhe auf 10.963 engl. Fuss *). Die Sarazenen gaben dem Aetna den Namen Gibello, welches in ihrer Sprache Berg bedeutet.

Der Aetna wird in vier Regionen getheilt. Die erste heisst *Piedemontana*, und breitet sich auf acht Miglien aus. Sie enthält Wiesen, Weinberge, Wald und ist mit Landhäusern und Dörfern angefüllt. Die zweite heisst *Boschiva*, *Selvosa* oder *Nemorosa* und enthält ungefähr fünf Miglien. Sie besteht aus isolirten Felsen, die mit alten Kastanienbäumen bewachsen sind. Die dritte Region heisst *Discoperta* und hat drei Miglien im Umfang. Die vierte endlich wird *Deserta* genannt und umfasst drei Miglien bis zum Gipfel des Berges. Der Schnee, der hier liegt, erlaubt nur im Juli den Gipfel zu ersteigen.

Die Geschichte hat uns 78 Eruptionen aufgezeichnet, von denen 11 vor der christlichen Zeitrechnung stattfanden. Catanea hatte von den Ausbrüchen 1669 und 1693 viel zu leiden. Die Ausbrüche von 1755, 1790 und 1800 waren sehr anhaltend und Grauen erregend. Die von 1811 und 1819 öffneten einen neuen Krater, der vier Miglien im Umfange hatte und aus 20 Oeffnungen Asche, Lava und Steine auswarf, die das ganze Thal von Linguagrossa bedeckten. Bei dem Ausbruch von 1755 rann mitten unter der Lava ein Strom kochenden Wassers, das mineralisches Salz mit sich führte.

Die Ruinen, welche man an der östlichen Seite unter dem Krater erblickt, werden der Thurm des Philosophen genannt. Man erkennt daran römische Bauart. Viele Fabeln sind von diesen Ruinen im Umlauf, allein es scheint erwiesen, dass sie von einem dem Jupiter geweihten Altar herrühren.

Reisende, welche den Aetna besteigen, finden bei Herrn Gemmilari in *Nicolosi* eine Unterkunft für die Nacht und die nöthigen Führer. Eine blosse Empfehlung genügt, dieses alles unentgeldlich zu erhalten.

Am Ende der Waldregion befindet sich eine Höhle in der Lava, welche die *Grotte der Engländer* genannt wird, und einen guten Ruhepunkt bietet. Zwei Stunden unterhalb des grossen Kraters gelangt man zur *Grotta di Castellucio*, von wo das Weitersteigen sehr ermüdend wird. Hier lässt sich die Kälte schon empfindlich fühlen. Bei der *Casa Gemmilari* oder *Casa Inglese* lässt man die Saumthiere zurück und setzt den Weg zu Fuss fort. Der Krater selbst, in dem fast ein beständiges Donnern vernommen werden soll, kann nicht beschrieben werden, da er sich gleich dem des Vesuv bei jedem Ausbruch verändert. Von diesem Punkte überschaut man ganz Sicilien, einen Theil von Unteritalien, die liparischen Inseln und, wenn das Wetter es erlaubt, kann man sogar mit unbewaffnetem Auge die afrikanische Küste erblicken. Im Herabsteigen pflegt man noch den Wald von Sta. Venerea und den Castagno de' Cento Cavalli zu besuchen.

Der Aetna versieht Sicilien mit dem nöthigen Eise und dieser Handel, der mit grosser Lebhaftigkeit betrieben wird, bringt dem Bischof von Catanea eine sehr beträchtliche jährliche Rente ein.

---

*) Nach Spallanzani 11,900, nach Saussure 10.280 Fuss.

Weiterreise.

Wir kommen jetzt durch sandige Gegenden über den Fluss *Giaretta* (Terias), dann erklimmt man einen Hügel, von dessen Gipfel man eine herrliche Aussicht geniesst.

Unten fliesst der *Simäthus*, jetzt *S. Paolo*, den wir überschreiten und uns dann in den Garten der Proserpina befinden, wo sie nach der Fabel geraubt wurde. Unweit von da liegt das kleine Dorf *Murgo*, das an der Stelle des alten Morgantium liegen soll, von dem man keine Spuren mehr findet. *Lentini*, das sich gleich daneben befindet, war sonst die berühmte Urbs Leontinorum oder Leontium. Sie liegt in den Gefilden der Lestrigonen. Man sieht hier noch die Ruinen des Schlosses *Brincinia*, dessen Thucydides erwähnt, mit den Höhlen der Cyklopen und den Spuren der alten Xuthia.

Vier Miglien weiter liegt *Agosta* (Augusta), welches auf den Ruinen der alten Megara Hyblea liegen soll. Das Erdbeben 1693 machte die Stadt zu einer Insel, die jetzt wieder durch Zugbrücken mit dem Lande verbunden wurde. Hier wohnen 9000 Menschen. Ueber die Flüsse *S. Gimbano* (Pantachus) und *Marcellino* (Myle) kommen wir in die berühmteste der alten Städte Siciliens, nach

Syrakus *). Von dieser einst so glänzenden, reichen und grossen Stadt, die in fünf grosse Theile getheilt war und zur Zeit der Hierons und Dionyse von anderthalb Millionen Menschen bewohnt wurde, steht jetzt ungefähr noch der fünfte Theil mit 15,000 Menschen. *Acradina*, *Tyche*, *Neapolis*, *Epipolä* und *Ortigia* waren diese fünf Theile, von denen jetzt nur noch der letzte das neue Syrakus bildet.

Auf den Gipfeln des östlichen Hügels befanden sich die Schlösser *Labdalla* und *Euryale*, deren Lage man jetzt nicht mehr wieder erkennen kann. Ortigia war der kleinste, aber am besten gebaute Theil der Stadt. Acradina, westlich von diesem, war das geräumigste Viertel, dann folgte Tyche und Neapolis. Epipolä aber begriff die umgebenden Höhen, und war vermuthlich von der eigentlichen Stadt getrennt. Wir wollen jetzt die einzelnen Theile oberflächlich durchwandern.

Ortigia. Von der Landseite führen vier hölzerne Brücken in die Stadt. Die Strassen sind eng und in einander geschlungen, jedoch von schönen Häusern gebildet. Die *Kathedrale*, deren Façade majestätisch ist, wurde auf den Ruinen des Minervatempels gebaut, von dem noch einige kannelirte Säulen vorhanden sind. Die Kapelle von *Sta. Lucia* ist Alles, was von dem Tempel der Diana übrig ist. Eben so wenig blieb von dem Tempel der Juno. Die poetische Quelle *Arethusa* ist jetzt ein stinkender Sumpf am Porto Maggiore. — In der Kirche *S. Filippo* zeigt man eine unterirdische Treppe aus einem Stück, welche zu den Katakomben führt. — Südlich von dieser Kirche sieht man den grossen Hafen, wo die Macht der Athenienser scheiterte. Dieser Hafen hatte fünf Miglien im Umfange und hiess *Marmoreo* wegen der prächtigen Gebäude, die ihn umgaben. Am Eingang des grossen Hafens zeigt man einige Reste von dem Tempel des olympischen Jupiters. Aber die modernen Befestigungswerke haben jede Spur der griechischen verlöscht. Dies ist das alte Ortigia, der einzige Ueberrest des berühmten Syrakus.

Acradina. Dieser Theil der Stadt war der schönste, allein nichts ist mehr von seiner Herrlichkeit zu sehen, als einige Aqueducte, die noch jetzt ihre Dienste leisten.

Von *Tyche* sieht man nichts als einen alten Aqueduct.

Neapolis, welches ausserhalb des modernen Syrakus liegt, enthält noch mehr alte Ueberreste, als die genannten Stadttheile. Man findet hier noch viel vom

---

*) Man legt gewöhnlich die Entfernung von Catanea nach Syrakus zu Wasser zurück, um den beschwerlichen Küstenweg, der auf den Namen einer Strasse keinen Anspruch machen darf, zu vermeiden.

Theater, das mit Ausnahme der Orchestra und des Prosceniums ziemlich gut erhalten ist. In der *Fossa de' Granati* sind auch noch interessante Spuren des Amphitheaters zu sehen. In dem Quartier *Acradina* sind die Bäder der Daphne, wo Kaiser Constans den Tod fand. Man nennt *Tiracati* ein mit Gärten bedecktes Terrain, durch welches das Flüsschen *Paradiso* (Fons Dianae) fliesst. Unweit von hier sind die Katakomben oder Grotten des h. Johannes, welche aus 100 in den Felsen gehauenen Gängen bestehen, durch die das Licht von oben fällt. Hie und wieder sieht man auf den Mauern griechische Inschriften und Malereien. Bemerkenswerth war es, in welcher Ordnung die Familien und Geschlechter hier abgetheilt waren. Wahrscheinlich fand Cicero hier das Grab des Archimedes. Das berüchtigte *Ohr des Dionysius* wird noch gezeigt. Es ist in den Felsen gehauen, und der Eingang dazu zeigt eine horizontale Oeffnung, durch die ein Wagen bequem fahren kann. Bald aber verengt sich der Weg in vielen Windungen, gleichsam wie in dem Ohr eines Pferdes. Dionys gebrauchte diesen Ort als Sclavengefängniss, besonders für Athenienser. Man weiss, dass er das Ohr des Dionys genannt wurde, weil der Tyrann sich daran ergötzte, die Klagen der Eingesperrten zu belauschen. In der That ist die ganze Anlage so, dass sie das merkwürdigste Echo bildet, und es bleibt keinem Zweifel unterworfen, dass eine solche Anlage mit Absicht geschah.

Epipolä. Hier hatte Marcellus wahrscheinlich sein Lager, und von dieser Höhe betrachtete er die Zerstörung von Syrakus. Mit geringer Mühe kann man hier seine Sammlung mit Cameen, Münzen und dergl. vermehren, an denen der Boden überreich ist.

Noch jetzt ist der Syrakuser ein trefflicher Wein. Die besten Sorten sind unter den Namen *Pretimbotta*, *Capriolo*, *Calabrese* und *Muskat* bekannt.

Die Strasse, die wir jetzt zurückzulegen haben, ist sandig, öde und schlecht unterhalten. Zwölf Miglien von Syrakus kommen wir über den *Cassibili* (Cacyparis); dann 6 Miglien weiter über den *Miranda* (Erineus) und dann über den *Falconara* (Assinarus), alle drei berühmt durch die Flucht der Athenienser. Noch jetzt feiert man im Mai ein Volksfest, welches seinen Ursprung von diesem Siege herleitet.

Jenseits des Falconara liegt die Stadt Noto mit 12.000 Einw. Sie wurde 1693 durch das Erdbeben zerstört und hierauf 5 Miglien von ihrem früheren Standpunkt auf einem Berge wieder aufgebaut. Die *Kathedrale*, das *Lyceum*, der *Palazzo pubblico* und das Seminarium verdienen besucht zu werden. — Das *archäologische Museum* des Baron Astuti ist ebenfalls sehenswerth. — Vor nicht langer Zeit hat man Ueberreste eines antiken Gymnasiums aufgefunden.

Wir lassen zu unserer Linken den Hafen von Noto mit drei kleinen uninteressanten Inseln, gehen über den Fluss *Abiso*, auch *Atellari* (Elorus), und steigen dann nach dem Vorgebirge *Passaro*, nachdem wir noch den Hafen des Ulysses begrüsst haben. Obgleich diese Wege beschwerlich zurückzulegen sind, so wird der Reisende doch immer durch die Magie entschädigt, die an solchen Namen haftet.

Vom Cap Passaro nach Cap Boeo.

Wenn wir unsere Reise fortsetzen, so kommen wir zuerst über den Fluss *Xicli*, jetzt *Scicli* genannt. Hierauf erreichen wir *Modica* (Motuca), eine schöne und grosse

Stadt mit 23,000 Einw. Es ist die Hauptstadt des Val di Noto. Die Hauptgebäude der Stadt sind das Schloss, der Gouvernementspalast, das Rathhaus, die Kathedrale, St. Peter, Sta. Maria von Bethlehem, das Seminarium u. s. w. — Die künstlich geschaffenen Grotten im Thal San Filippo sind noch zu erwähnen, die wahrscheinlich einst einer Völkerschaft als Wohnung gedient haben, die jetzt bis auf den Namen verschwunden ist. — Die sieben kleinen Felseneilande an der Küste bieten nichts Merkwürdiges.

Der Fluss **Ragusa**, dessen einer Arm *Maulo*, der andere *Fraccoluso* heisst, führt uns nach Chiaramonte, einer kleinen Stadt, über welcher sich eine zweite erhebt, die *Biscari* heisst. Nachdem wir über den Fluss *Camarino* gegangen sind, kommen wir nach *Vittoria*, das auf einem Hügel liegt und 10,000 Einw. zählt, die grösstentheils mit Seide und Honig handeln. Wir gehen jetzt über eine Menge von kleinen Flüssen, deren unbedeutende Namen hier zu erwähnen überflüssig wäre, und kommen nach *Terranova* (Heraclea) mit einem seichten Hafen und 9000 Einw. Etwas weiter gelangt man nach *Butera*, einem hübschen Flecken. Wir gehen über den Fluss *Manfria* und sind hierauf in *Alicata*, einer Stadt von 12,000 Einw. Dann kommen wir über den Fluss *Salso*, um in

Girgenti (Akragas oder Agrigentum) unsern Einzug zu halten. In dieser berühmten Stadt wurden Empedokles, Kreon und Xenokrates geboren. Hier war die Residenz des grausamen Phalaris. Sie soll 10 Miglien im Umfang und 800,000 Einw. gehabt haben. Jetzt hat sie nicht mehr als 12,000.

Man trifft hier noch Ueberreste der Tempel der Minerva, des Aeskulap, des Herkules, der Concordia, des Castor und Pollux und besonders des olympischen Jupiters, der zum Theil noch in dem Palazzo de' Giganti enthalten ist. Ebenso wird man die Grabmäler und Aqueducte mit Interesse betrachten.

Der Taufstein der *Kathedrale* ist ein marmorner Sarkophag, der zur Aufbewahrung der Asche des Phalaris gedient haben soll. Auch das merkwürdige Echo in dieser Kirche ist zu erwähnen. Ferner ein Bild von **Guido Reni**.

Wir besuchen noch die kleinen unbewohnten *pelasgischen Inseln*, lassen uns dann nach der Insel **Pantalaria** (*Cossyra*, *[illegible]*, *Patalaria*) überschiffen, welche 30 Miglien im Umfange hat und von 9000 Menschen bewohnt wird. Die beiden Höhlen sind hier merkwürdig, von denen die eine ungemein heiss, die andere so kalt ist, dass das Wasser in sehr kurzer Zeit darin gefriert. Eine Citadelle auf der Insel dient als Staatsgefängniss. Auf einem Punkt der Küste, der *la Secca del Corallo* genannt wird, befindet sich eine heisse Springquelle. Unweit von hier entstand im Jahr 1831 die vulkanische Insel von 2½ Meilen im Umfange mit zwei Bergen, zwei Seen und einem Flusse heissen Wassers. Noch gegen das Ende des Jahres verschwand sie, wie sie gekommen war. Man hatte ihr den Namen *Ferdinandsinsel* beigelegt.

Wenn wir von Girgenti weiter gehen, und über die Flüsse *Naro* und *Drago* gekommen sind, so sind wir in *Siculiana* mit 6000 Einw., gehen wieder über einige Flüsse, sehen im Vorbeigehen *die Ruinen des alten Heraclea* an, und ruhen dann in *Sciacca* aus, dem Vaterlande des Agathokles und des sicilianischen Historikers **Fazello**. Diese Stadt hat 12,000 Einw. und treibt grossen Getreidehandel. Die *Kathedrale* erbaute Julia, die Tochter des Grafen Roger.

Von hier kann man auf einem durch die Berge geführten Weg nach Palermo kommen, allein wir ziehen es vor, an der Küste zu bleiben, und besuchen hier vorerst die Ruinen des alten, einst so prächtigen *Selinunt*.

Die Säulen, die man hier sieht, sind so ungeheuer, dass ein Mensch in einer Kannelirung derselben Raum findet.

Wir kommen über den *Madiuno* (Selinus) und erreichen die kleine Stadt Mazzara, welche einem der drei Thäler, die Sicilien durchschneiden, seinen Namen gibt. Mazzara hat Mauern und ein Schloss, und wird von 7000 Menschen bewohnt. Hier residirte Graf Roger, später dann der abgesetzte König Alfonso und die Königin Johanna, Gemahlin des unglücklichen Ferdinand II. In der Kathedrale sieht man Basreliefs von griechischer Arbeit und die Familie Grignano besitzt ein interessantes Museum.

Am Meere weiter gehend, kommen wir nun nach Marsala (Lilibaeum). Diese Stadt nannte Cicero Splendidissima. Sie wurde in den punischen Kriegen verwüstet. Ihre jetzige Gestalt verdankt sie den Sarazenen und den Normännern. Im Jahr 508 schiffte Scipio von hier aus nach Karthago. Von der alten Pracht dieser Stadt zeugen die Ueberbleibsel der Aquaducte, der Gräber und der Statuen. Jetzt wohnen 10.000 Menschen hier, und der Handel mit Getreide, Oel und vortrefflichem Wein ist bedeutend. — Das Cap *Boco* gehört zur Stadt.

Vom Cap Boco nach Palermo.

Jenseits der Flüsse *Birgi* (Acythus und Acelino (Acilius) kommt man in kurzer Zeit von Marsala nach *Trapani* (Drepanum). Virgil verlegt hieher das Grab des Anchises. Jetzt ist die Stadt wegen der schönen Arbeiten in Elfenbein und Korallen bekannt, wohl aber mehr noch wegen der Schönheit ihrer Frauen. Der Hafen ist bequem und der *Palazzo Senatorio* ein prächtiges Gebäude. Es wohnen hier 16.000 Menschen. Der benachbarte Berg, der jetzt *S. Giuliano* heisst, ist der alte *Eryx*, wo Aeneas von der Alceste Gastfreundschaft empfing und der Venus einen Tempel baute.

Etwas weiter ist das Cap *S. Vito* (Agatyrsus), mit welchem die nördliche Küste wieder ihren Anfang nimmt. Wir gehen über die Berge nach dem alten *Egeste*, jetzt *Segesta*, wo wir einen prächtigen Tempel und ein Theater bewundern, die gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts restaurirt wurden. Dann gehen wir nach dem Meere zurück, lassen zu unserer Rechten die Stadt *Calatafimi* mit 10.000 Einw., deren Hauptkirche eine herrliche Mosaik enthält. *Alcamo* mit maurischen Thürmen und Gebäuden im 9. Jahrhundert von dem sarazenischen Fürsten Alcama erbaut, zeigt sich uns von der Höhe. Die Stadt hat 13,000 Einwohner.

Ueber *Partanico* mit 6000 Einw. gelangen wir nach *Monreale*, einer gut gebauten Stadt von 8000 Einw. Unter den schönen Kirchen ist die Kathedrale Sta. Maria nuova, von Wilhelm dem Guten 1174 gegründet, zu erwähnen. Sie ist eines der schönsten und prächtigsten Gebäude Siciliens. Der Hochaltar besteht ganz aus Silber. 1811 kam Feuer in der Kirche aus, doch ist der Schaden gänzlich wieder hergestellt. — In dem Kloster sieht man den h. Benedikt, den Armen Brod austheilend, von Pietro Novelli, einem Maler dieser Stadt, der eines grössern Rufes würdig wäre. Die *Bibliothek* enthält seltene Sachen.

Da der Weg längs der Küste jetzt nichts Merkwürdiges mehr bietet, so eilen wir auf dem kürzesten *Palermo* zu.

Entfernungen zwischen den bedeutendsten Orten der Insel.

Von Messina nach Palermo:

		Miglien.
nach	Patti	54
„	Cefalù	59
„	Termini	22
„	Palermo	20
		155

Von Catanea nach Girgenti:

nach	Palagonia	24
„	Palazzo nuovo	20
„	Caltanisetta	12
„	Girgenti	30
		86

Von Messina nach Syrakus:

nach	Taormina	30
„	Catania	25
„	Syrakus	41
		96

Von Syrakus nach dem Cap Passaro:

nach	Cassibili	8
„	Falconara	12
„	Cap Passaro	15
		35

Von Palermo nach Mazzara:

nach	Alcamo	33
„	Trapani	26
„	Marsala	17
„	Mazzara	9
		85

Von Palermo nach Catanea:

nach	Solanto	12
„	Termini	12
		24

	Transport	24
nach	Asinello	15
„	Dunaito	00
„	S. Filippo d'Argirò	30
„	Regalbuto	7
„	Bronte	20
„	Catania	8
		104

Von Syrakus nach Girgenti:

nach	Noto	11
„	Modica	18
„	Chiaramonti	13
„	Terranuova	28
„	Alicata	19
„	Girgenti	20
		111

Vom Cap Passaro nach Marsala:

nach	Marza	8
„	S. Nicolò	25
„	S. Maria Camerina	9
„	Luterino	7
„	Terranuova	12
„	Falconara	8
„	Alicata	6
„	Monte Chiaro	12
„	Girgenti	10
„	Siculiano	10
„	Monte Vergine	12
„	Sciacca	8
„	Castel Vetrano	15
„	Mazzara	9
„	Marsala	8
		159

Vom Cap Passaro nach Malta:

Zur See ungefähr 60 Miglien.

* * *

Register.

Abano, 93.
Abbiategrasso, 547.
Abruzzen, 435.
Absam, 11.
Achenthal, 13. 14.
Aci, 595.
Acqua acetosa, 427.
Acqua Buja, 149.
Acquapendente, 222.
Adda, 50. 583.
Aetna, 595. 596.
Affori, 572.
Agatha, Sta., 498. 570.
Agnano, See von, 487.
Agro romano, 212.
Agums, 69.
Aichach, 35.
Ala, 38. 41.
Alassio, 537.
Alba longa, 415.
Albano, 411.
Albenga, 537.
Albissola, 536.
Algund, 53.
Almo, 409.
Almund, 19.
Alpeiner Ferner, 58.
Alserio, 576.
Altrans, 12.
Amalfi, 509.
Ambras, 9.
Ambrogio, 129.
Ampass, 12.
Ampezzothal, 23.
Ancona, 203.
Angera, 568.
Annaberg, 51.
Antium, 408.
Anton, St., 61.
Apenninen, 211. 213. 217.
Arcangelo, 199.
Arcole, 75.
Arconate, 576.
Ardea, 408.
Arezzo, 223.
Ariccia, 412.
Arlberg, 46.
Arno, 182. 225. 517. 567.
Arona, 566. 568.
Arqua, 93.
Arsago, 567.
Arz, 17.
Arzberger Klamm, 19.
Arzl, 11.
Aschbach, 13.
Assisi, 229.
Aubad, 15.
Auer, 34. 50.
Aversa, 439.
Avusa, 190.
Axams, 9. 17.
Azzano, 75.
Baderkapelle, 16.
Baida, 18.
Bajä, 492.
Baldo, Monte, 39.
Bardolino, 40.
Bassano, 77.
Baveno, 566.
Belgirate, 568.
Bellaggio, 574.
Bellano, 575.
Bellinzona, 570.
Benevent, 511.
Bergamo, 581.
Bernardin, 570.
Besano, 39.
Birkenberg, 19.
Birgitz, 17.
Bichlbach, 67.
Bludenz, 61.
Boffalora, 546.
Bogliaco, 41.
Bolladore, 50.
Bologna, 113.
Bolsena, 222.
Borgo, 42.
Bormio, 44. 50.
Borromeische Inseln, 568.
Botzen, 26. 27. 28.
Bragliothal, 50.
Brandis, 57.
Brandjoch, 10.
Braunsoll, 21.
Brenner, 21.
Brentakanal, 94.
Brenzone, 40.
Brescia, 579.
Brettfalle, 15.
Brianza, 575. 576.
Brixen, 20. 23.
Brixenthal, 15.
Brixlegg, 13.
Bruck, 23.
Brunnen, 19. 45.
Bruneck, 26.
Brunnenburg, 52. 54.
Buch, 14.
Büchsenhausen, 10.
Buonconvento, 221.
Burgeis, 64.
Burgstall, 56.
Cadenabbia, la, 574.
Cagli, 213.
Cagno, 37.
Caldaro, 33.
Caldiero, 75.
Caldonazzo, 36. 42.
Calliano, 39.
Calore, 512.
Camerino, 209.
Campagna di Roma, 212.
Campanerthal, 489.
Campeun, 31.
Campidello, 32.
Canero, 569.
Canobbio, 570.
Cansiano, 213.
Capri, 512.
Capua, 438.
Carano, 36.
Caravaggio, 579.
Carignano, 581.
Carpi, 127.
Carrara, 525.
Casale, 547.
Casciano, 199.
Caserta, 511.
Cassano, 579.
Casteggio, 549.
Castelbell, 52.
Castelfranco, 78. 129.
Castellamare, 507.
Castelletto, 40.
Castel nuovo, 62.
Castrozza, 77.
Catanea, 595.
Cava, la, 510.
Cavalese, 31.
Certosa, la, 564.
Cesena, 198.
Chambery, 588.
Chiana, 225.
Chiavari, 527.
Chiavenna, 574.
Chivasso, 545.

Churburg, 39
Cima d'Asta, 32. 175
Cinta, 31
Circello, Monte, 434
Cislon, 35.
Cisterna, 434
Civezzano, 42.
Cività Castellana, 212
Cività Lavinia, 414
Cività Vecchia, 440.
Clemente, Insel, 101
Cles, 37.
Cloz, 37.
Cognola, 42
Cogoreto, 536
Col Fiorito, 208.
Colico, 50. 575
Collatium, 420
Colo, Monte, 211
Colonna, 418
Colorno, 135
Comevano, 39
Como, 572.
Corno, Castel, 39.
Correggio, 129
Corsico, 587
Cortina, 26
Cortona, 236
Cosio, 50.
Covelo, 41
Cremona, 584
Cumä, 494
Dalaas, 61
Denno, 37
Desenzano, 40. 41. 590
Deutschen, 59
Dolladitz, 33.
Domo d'Ossola, 589
Dragonaria, la, 493
Drau, 25
Dreiherrenspitz, 18
Dunega Höhle, 510
Dux, 13
Duxerthal, 16
Eben, 19
Eboli, 509
Egartabad, 52
Egna, 33
Eichberg, 58
Eimsberg, 17
Eisakthal, 20. 28.
Elmau, 61
Engadin, 33. 38
Engelswand, 19
Enn, 33
Ensberg, 26
Epipolä, 599.
Eppan, 28. 33
Eschenloh, 58.
Este, 83.
Etsch, 28. 39
Eyrs, 49
Faenza, 195
Falkenstein, 14
Fano, 202
Fassa, 34. 35
Fassathal, 30.
Fatscherthal, 18
Feldkirch, 61
Felice, San, 38
Fermo, 221
Ferneck, 9
Fernerwand, 18
Ferrara, 108.
Fiesole, 188
Filigare, 130
Finale, 536
Finkenberg, 16
Finstermünz, 47
Fischburg, 33
Flavon, 37
Fleims, 33
Fliess, 47
Flirs, 46
Florenz, 131
Foligno, 208.
Fondi, 436.
Fondo, 38
Forli, 197.
Fossombrone, 213
Fragsburg, 55
Franzenshöhe, 50
Franzensveste, 20. 24
Frascati, 417.
Frati, dei, 41.
Freihutberg, 18
Freundsberg, 14
Friedberg, 13
Fugen, 15
Fulpmes, 17
Gabii, 419.
Galsaun, 52
Gampen, der hohe, 47
Gandolfo, Castel, 415
Garda, 40
Gardasee, 33. 39. 590
Gardena, 33.
Gargagnago, 74
Garigliano, 438
Gargnano, 41. 563
Gastein, 13. 16
Gaudententhurm, 53
Gayen, 55.
Genua, 528.
Genzano, 414.
Gerlosthal, 13. 16
Gertraud, St., 58.
Giogo, il, 130
Girgenti, 600.
Gleirscherthal, 18
Glungezerjoch, 12
Glurns, 44. 49.
Göflan, 51.
Goldrain, 51.
Gomagoi, 50
Gondo, 589.
Gossensass, 22
Gothard, St., 590
Götzens, 17.
Gratsch, 54.
Grattenbergl, 15
Graun, 48
Gravedona, 574
Greifenstein, 56
Grellkopf, 15
Gries, 17. 18. 21. 29. 31
Grigno, 32
Grinzens, 17.
Gröden, 29. 33
Grossglockner, 13. 18
Gsiesthal, 24.
Guastalla, 129.
Gufidaun, 27.
Gurgelthal, 20.
Hafling, 55.
Haggen, 18
Haidenthal, 25
Hainzenberg, 16.
Hall, 11.
Hallthal, 12
Hauenstein, 32
Heid, 48.
Heidach, 15.
Heiligenblut, 13. 16. 25.
Heiligenkreuz, 11
Heilige Wasser, das, 12.
Helena, St., 58
Herkulanum, 495
Hohenems, 61.
Hoheneppan, 33
Hohe Sattel, der, 10
Höllenstein, 25
Horn, das, 15
Hörtenberg, 19
Hötting, 10
Höttinger Alpen, 1. 9. 10
Höttinger Wand, 12
Huben, 20

Hundsgrotte, die, 487
Hutt, Frau, 3. 9. 10
Jacob, St., 33
Jaufen, 22.
Jaufenburg, 57
Jenesien, 29. 31.
Ifinger, 31.
Igels, 12.
Imola, 194. 201.
Imst, 19. 44. 45.
Incafit, 71.
Inn, 2. 48.
Innichen, 24. 25.
Innsbruck, 1. 2. 3.
Innthal, 12.
Intra, 570.
Inzing, 44.
Jochgrimm, 35.
Johann, St., 61.
Josephsberg, 54
Isar, 1.
Ischia, 512
Isel, 3. 9. 17. 20
Isella, 569
Isera, 39.
Isidor, St., 31
Isola, 427
Isolino, l', 569.
Itri, 437.
Judenstein, 11. 12
Judicarien, 38
Junk, 39
Ivano, 12.
Kaiserjoch, 47
Kaldiet, 34.
Kaltern, 29. 33
Kampan, 34.
Kardaun, 27
Karneid, 27
Karres, 45
Kastelrutt, 27. 29. 34
Katzenstein, 55.
Kellerlahn, 57.
Kellerspitze, 15
Kematen, 10. 30
Kesselsee, 54.
Klamm, 19. 45
Klausen, 27
Klettenheim, 25
Klobenstein, 29
Knappenloch, 54
Kniepass, 18
Kochelsee, 1
Kogel, 15.
Kollern, 31
Kolmann, 27
Kolsass, 13
Königsberg, 35.
Kurtinig, 34
Kreuzjoch, 21
Krimml, 16
Kröllthurm, 56.
Kronburg, 45
Kropfsberg, 14
Küchelberg, 52
Kufstein, 15.
Kundl, 15.
Kuntersweg, 27.
Kuppelwies, 58.
Laas, 51.
Laatsch, 51
Ladis, 47
Lafairsch, 47.
Lagerthal, 38.
Lago d'Agnano, 487
Lago Maggiore, 567
Lahnbach, 15
Landeck, 45.
Langarone, 60
Längenfeld, 20.
Langensee, 567.
Langtaufererthal, 48.
Lana, 12.
Lanserköpfe, 12
Laret, 58.
Laurentinum, 407
Laveno, 569.
Lavino, 121
Lavis, 35.
Lazaro, 404.
Lazise, 40.
Lebenberg, 56
Lecco, 575.
Legnano, 50. 573
Leifers, 34
Lengmoos, 30
Leonhard, St., 57
Leon, 568.
Letz, 45.
Leukenthal, 15.
Levico, 42.
Lichtwer, 13
Lido, 101.
Lienz, 25
Limone, 41. 540.
Linterno, 394
Lisens, 17. 19
Livorno, 518
Locarno, 570
Lodi, 563
Longval, 44
Loppio, 39
Lorenzen, St., 24. 26.
Loretto, 205
Lucca, 521.
Lugano, San, 33
Lugano, 572.
Luino, 569.
Macerata, 207
Madruzz, 38.
Magadino, 570
Magdalenen-Bründel, 18.
Magenta, 506
Mailand, 551.
Mais, 55
Maistadt, 24
Maja, 55.
Malè, 38.
Malfnen, 46.
Malsbach, 45
Mals, 44. 48.
Malcesine, 40.
Mandatsch, 50.
Mantua, 123
Marco, San, 41. 500
Mare morto, 493
Marein, 52.
Margozzolo, See von, 568
Margrethen, 14.
Maria, Sta., 60
Marienberg, 48
Marino, S., 200.
Marino, Dorf, 416.
Marling, 56.
Marsala, 601.
Martellthal, 51.
Martetsch, 31.
Martin, St., 57.
Martino, d'Albano, S., 527
Martinsbruck, 48.
Martinswand, 2. 9. 10
Masetto, 35.
Massa, Cap., 487.
Massa, Stadt, 525.
Massa, Städtchen, 508.
Matarello, 38.
Matschthal, 49
Mattrey, 21.
Matzen, 14. 15
Mauls, 20. 22
Maultasch, 56.
Maurizio, 137.
Maximiliansgrotte, 10
Mazzara, 593. 601
Medraz, 17
Meierhofen, 16
Melchbach, 17
Menaggio, 571

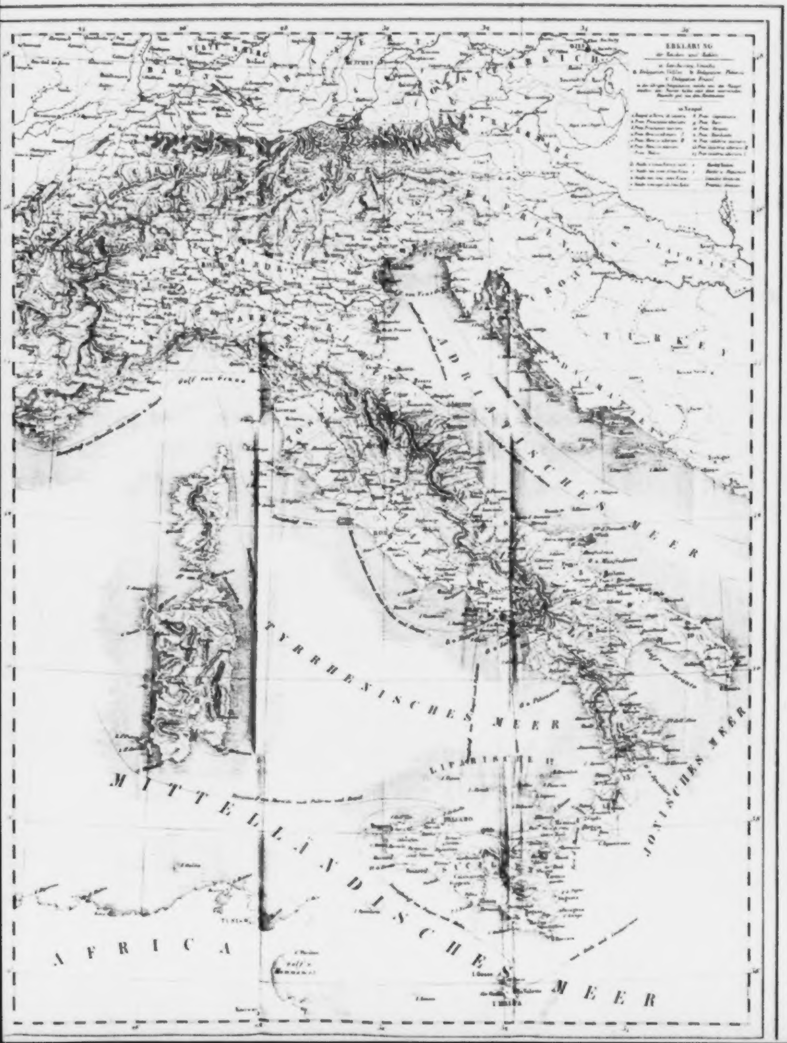
Mendel, 28. 33.
Mentone, 598.
Meran, 51. 52.
Messina, 595.
Mestre, 83.
Mezzo, 35.
Michael, St., 35.
Michaelsburg, 21.
Mieders, 17.
Mils, 45.
Mimingen, 19.
Mincio, 80. 123.
Mischbach, der, 17.
Miseno, Cap, 417.
Misenum, 491.
Mittenwalde, 1. 2. 25.
Mitterdorf, 30.
Mittersee, 48.
Mittewald, 21.
Modena, 127.
Modica, 599.
Molo di Gaeta, 437.
Molten, 55.
Moltner Joch, 31.
Monaco, 598.
Monreale, 601.
Monselice, 83. 107.
Mont Cenis, 587.
Montan, 33. 51.
Monte Cavo, 413.
Monte di Fo, 130.
Montebello, 75.
Montefiascone, 223.
Montepulciano, 221.
Monza, 561.
Moos, 58.
Morbegno, 50.
Morderthal, das, 19.
Mori, 39.
Moritzing, 57.
Mühlau, 9.
Mühlbach, 21.
Munda, 19.
Murano, 100.
Murazzi, 101.
Mutt, die hohe, 28. 52. 53.
Mutters, 17.
Naiferthal, 55.
Nals, 57.
Nano, 37.
Narni, 211.
Nasserain, 16.
Nassereit, 19.
Natters, 17.
Naturns, 52.
Nauders, 44. 48.
Neapel, 443.
Neapolis, 598.
Nedera, 17.
Nemi, 413.
Nervi, 527.
Nervia, 598.
Nesso, 570.
Nettuno, 409.
Neuburg, 55.
Neumarkt, 33.
Neustift, 17.
Nicolaus, St., 58.
Niederdorf, 23.
Nisi, 593.
Nizza, 598.
Nore, 37.
Nocera, 213. 511.
Noli, 536.
Nonsberg, 33. 35. 37.
Noto, 599.
Novara, 566.
Novente, 83.
Novi, 127. 509.
Oarpetscheibach, 49.
Oberau, 23.
Oberbotzen, 29.
Oberhaus, 54.
Oberinnthal, 1. 2. 17. 19. 44.
Oberperfuss, 10. 18.
Oberried, 22.
Obladis, 47.
Obsteig, 19.
Ochsengarten, 19. 44.
Oneglia, 537.
Orta See, 568.
Orteles, 44. 49.
Orvieto, 222. 333.
Osimo, 203.
Ospedale, 26.
Ostia, 408.
Ostiglia, 126.
Oswaldsjoch, 55.
Oswald, St., 29.
Oetzthal, 12. 17. 19.
Padauner Kogel, 21.
Padua, 78.
Palermo, 591.
Palestrina, 419.
Pallanza, 570. 574.
Paneveggiothal, 34.
Pankraz, St., 58.
Pantalaria, 600.
Parma, 130.
Partanico, 601.
Partenkirchen, 1. 2.
Partschins, 52.
Passer, 52. 57.
Passeyr, 20. 56. 57.
Pästum, 509.
Paterno, 121. 596.
Patscherkofel, 11. 12.
Patznaun, 46.
Pauls, St., 33.
Pavia, 549.
Peissenberg, 1.
Peitelstein, 26.
Pejo, 34. 38.
Penserjoch, 31.
Perarolla, 60.
Peri, 59.
Pergine, 42.
Persen, 42.
Perugia, 276.
Pesaro, 201.
Peschiera, 40. 560.
Petersberg, 45.
Petneu, 46.
Pfelders, 54. 58.
Pfenner, 29.
Pfons, 11.
Pfunds, 47.
Piacenza, 503.
Piano, 46.
Pietola, 123. 126.
Pieva, 43.
Pieve, 228.
Pill, 13.
Pinzgau, 13. 16.
Pisa, 517.
Pisciatello, 198.
Plarsch, 54.
Platt, 58.
Po, 107. 108. 113. 127. 129.
130. 547. 549.
Podestagno, 26.
Pola, 41.
Pompeii, 499.
Ponalfall, 41.
Pontecentino, 221.
Pontinische Sümpfe, 433.
Pontlazbrücke, 47.
Ponza Inseln, 435.
Portici, 495.
Porto Maurizio, 537.
Porto Venere, 527.
Possagno, 77.
Prad, 49.
Prags, 25.
Prato, 536.
Pratolino, 140.
Prauma, 18.
Primolano, 43.

Primör, 34.
Procida, 513.
Prutz, 47.
Puflels, 33.
Partschingl, 32.
Pusterthal, 32.
Puzzoli, 596. 597. 598.
Quirico, San, 221.
Rabbi, 34. 39.
Rabiera, 137.
Rabland, 52.
Racconigi, 541.
Rafenstein, 31.
Ragusa, 600.
Ramets, 55.
Ranggen, 18.
Rapallo, 527.
Raspenstein, 22.
Rattenberg, 14. 15.
Ratzes, 32.
Ravenna, 195.
Recco, 527.
Recoaro, 77.
Reggio, 136.
Regillo, Lago, 418.
Reichenhall, 61.
Reifenstein, 22.
Reiterkogel, 14. 15.
Remo, S., 537.
Rendenathal, 38.
Rentsch, 29.
Reschen, 48.
Retrone, 75.
Rettenberg, 13.
Revo, 37.
Rho, 567.
Ried, 47.
Rienz, 24.
Rimini, 199.
Rinn, 11. 12.
Ritten, 27. 29.
Riva, 40. 537.
Rocchettapass, 35. 37.
Rofen, 20.
Rom, 230.
Rom, das moderne, 237
Rom, das antike, 347.
Romedius, Thal des h., 38.
Ronca, 75.
Roncegno, 42.
Ronciglione, 224.
Rosalt, 45.
Rosana, 46.
Rossberg, 19.
Rothenbrunn, 17
Rothholz, 14.
Rotta, 530.
Rottenburg, 14.
Roveredo, 33. 39.
Rovigo, 107.
Rubein, 55.
Rubicon, 198.
Rum, 11.
Runglstein, 29. 31.
Rutzbach, 17.
Salò, 41.
Saltaus, 54. 57.
Salurn, 34. 35.
Salzberg, 11.
Samnaun, 49.
Sandwirthshaus, 57.
Santerno, 194.
Saren, 40.
Sarnstein, 31.
Sarnthal, 29. 31.
Saronno, 571.
Sarzana, 526. 531.
Sauschloss, 56.
Sautens, 19. 45.
Savigliano, 541.
Savona, 536.
Schalkl, 48.
Scharnitz, 1. 2. 11.
Schenna, 54. 57.
Schgums, 51.
Schlanders, 51.
Schleinitz, 25.
Schlern, 27. 32.
Schlierbach, 14.
Schlitters, 15.
Schluderns, 49.
Schnalzer Thal, 58.
Schnann, 46.
Schönberg, 3. 17. 20. 21.
Schöneck, 47.
Schöwies, 45.
Schroffenstein, 45.
Schwanburg, 57.
Schwarzhorn, 35.
Schwatz, 13.
Sciacca, 600.
Seben, 27.
Seefeld, 1. 2.
Segesta, 601.
Seis, 32.
Seiser Alp, 32.
Selrain, 17.
Selva, 42. 77.
Selva Piana, 138.
Sendersthal, 18.
Serlesspitze, 17.
Sermione, 41.
Serravalle, 41. 208.
Sesse, 438.
Sestri di Levante, 527.
Sestri di Ponente, 535. 536.
Sette Comuni, 42.
Settimo, 545.
Sicilien, 591.
Siebeneich, 56.
Sieben Gemeinden, 42.
Siena, 217.
Siffian, 29.
Sigmund, St., 24.
Sigmundskron, 28. 31.
Sigmundsried, 47.
Silian, 25.
Sill, 12. 21.
Silz, 45.
Sinigaglia, 202.
Sinnichkopf, 56.
Simplon, 590.
Sirmio, 41.
Sistrans, 12.
Solden, 20.
Solfatara, 598.
Soll, 61.
Sollstein, 2. 9. 10.
Soma, 567.
Somma, 210. 598.
Sondrio, 50.
Sonino, 435.
Sorrento, 599.
Sospello, 540.
Spello, 209.
Spezia, la, 526.
Spine, 38.
Splugen, 590.
Spoleto, 209.
Spondalunga, 60.
Sprechenstein, 22.
Spresiano, 60.
Spronzerthal, 54.
Staffiach, 21.
Stamms, 44.
Stans, 46.
Stein, 27.
Steinach, 21. 53. 54.
Stenico, 38.
Sterzing, 22. 57.
Stilfs, 22. 50.
Stilfser Joch, 50
Stra, 83.
Strass, 14.
Strassberg, 22.
Strassberger Klamm, 19.
Strassen, 25.
Strengen, 46.

Stresa, 566.
Stubaithal, 12. 17.
Stuben, 47.
Stuiben, die grosse, 19.
Sulden, 50.
Sulmona, 443. 444.
Sulzbach, 17.
Sulzberg, 34. 37.
Syrakusa, 598.
Tabbiano, 136.
Tagliaferro, 180.
Talferbach, 28. 31.
Tanas, 51.
Tartsch, 49.
Taur, 11.
Teano, 447.
Telfs, 19.
Tenda, 540.
Terfens, 13.
Teriolen, 54.
Terlan, 29. 55.
Terni, 210.
Terracina, 445.
Terranuova, 600.
Terres, 37.
Tessino, 566. 589.
Teufelssteg, 16.
Tezze, 43.
Thalbach, 18. 58.
Thierburg, 13.
Thurn, 28. 55.
Tiber, 212. 428.
Tiberinsel, 428.
Tirano, 50.
Tirol, 51. 52. 53.
Tisens, 57.
Tivoli, 421.
Toblach, 24. 25.
Toblinosee, 40.
Tolentino, 207.
Toll, 52.
Torbole, 40.
Torcello, 101.
Torri, 40.
Tortona, 549.
Toscolano, 41.
Tosens, 47.
Tramin, 29. 34.
Trapani, 601.
Trasenga, 37.
Tremelone, 40.
Treno, 22.
Tret, 39.
Trevi, 209.
Treviso, 43. 78.
Trient, 34. 36.
Trofoi, 49. 50.
Trostburg, 33.
Tschaput, 32.
Tschengels, 51.
Tschengelserbach, 48.
Tscherms, 56.
Tueno, 37.
Tulfes, 12.
Tummlerthal, 20. 58.
Turin, 541.
Tusculum, 417.
Ueberetsch, 33.
Ulrich, 33.
Ulten, 56.
Umhausen, 19.
Unken, 61.
Unterau, 24.
Unterinnthal, 1. 2. 13.
Unterperfuss, 10.
Urbino, 201.
Vahrner Bad, 28.
Valcimara, 208.
Valdagno, 77.
Val Tesino, 42. 43.
Valombrosa, 186.
Valsberg, 46.
Var, 539.
Varenna, 575.
Varese, 571.
Varrone, 80.
Veja, Brücke von, 75.
Veji, 427.
Velathri, 516.
Vellau, 54.
Velletri, 414. 433.
Veltlin, 44. 50.
Venafri, 441.
Venas, 26.
Venedig, 84.
Ventimiglia, 538.
Ventthal, 20.
Vercelli, 545.
Vernagtferner, 20.
Verona, 34. 60.
Vesuv, 446. 497.
Via Flaminia, 213. 224.
Vicenza, 75. 509.
Vico, Lago di, 224.
Vico, 508.
Vigevano, 547.
Vigna, 47.
Vigo, 35.
Vill, 12.
Villa, 41.
Villafranca, 122. 540.
Villerspitze, 18.
Vilpian, 56.
Vintl, 24. 60.
Vintschgau, 44. 51.
Visiaun, 37.
Viterbo, 224.
Vittoria, 600.
Voghera, 549.
Volandseck, 13.
Volano, 39.
Volargne, 34. 41.
Volders, 13.
Völlan, 57.
Vols, 10. 33.
Volterra, 516.
Voran, 55.
Vorst, 54.
Waidring, 61.
Waldrasterspitze, 17.
Wallersee, 1. 2.
Walpurg, 58.
Wattens, 13.
Weer, 13.
Weiherburg, 9. 10.
Weilheim, 1.
Weinegg, 31.
Weissensee, 48.
Welfenstein, 22.
Welsberg, 24.
Wiesberg, 46.
Wildbach, 15.
Wildenbach, 25.
Wilten, Wiltau, 9. 21.
Wippthal, 12. 21.
Wolkenstein, 33.
Wörgl, 15.
Worms, 50.
Wormserjoch, 44. 50.
Zams, 45.
Zell, 15. 16.
Zellberg, 16.
Zenoberg, 52.
Zillerthal, 13. 14. 15.
Zirl, 1. 2. 9. 10. 19.
Zuel, 26.
Zugspitze, 1.
Zwieselstein, 20.
Zwingenstein, 27. 29.

◆

REISEKARTE von JTALIEN entw. u. gezeichnet von E. WINCKELMANN.


ERKLÄRUNG
ADRIATISCHES MEER
TYRRHENISCHES MEER
MITTELLÄNDISCHES MEER
JONISCHES MEER
AFRICA
TÜRKEI
LIPARISCHE I.
Golf von Genua
Golf von Tarento

Angebinde
für
# alle Tage des Jahres.

Ein
Kalender für die Jugend,
zur
Belehrung und Erweckung eigenen Nachdenkens.

Von
Auguſt Lewald.

Mit 4 Stahlſtichen.

Stuttgart.
Verlag von Schmidt & Spring.
1846.

UNIVERSITÄTS- U. LANDESBIBLIOTHEK
HALLE (SAALE)

Vorwort für Eltern und Lehrer, welche dieſes Buch kaufen

Die hier mitgetheilten Aufſätze können nicht darauf Anſpruch machen, ihren jedesmaligen Gegenſtand zu erſchöpfen. Dazu würde der Raum nicht ausreichen, und das muß daher andern Lehrbüchern vorbehalten bleiben.

Ebenſo wenig kommt es darauf an, ob Manches des hier Enthaltenen den Kindern ſchon bekannt iſt. Es wird hier ſtets auf eine neue Weiſe dargeſtellt und unter einen Geſichtspunkt gebracht, der ungeſucht eine Betrachtung hinzutreten läßt, die fruchtbar auf das Gemüth der Jugend wirken wird.

Trotz aller Mannigfaltigkeit, die in dem Buche herrſcht, wurde ſtets das Eine Ziel feſtgehalten, zu ſittlicher Erhebung, Liebe zur Heimath und zum Vaterlande, Belebung eines ächt religiöſen Gefühls, Wohlthun, Fleiß und zu einer heiter gemüthlichen Lebensanſchauung die Leſer zu führen.

Abgeſehen von dem Leſen dieſes Buches, wird daſſelbe auch Eltern und Lehrern Gelegenheit bieten, durch manches weiſe und ergänzende Wort den Nachklang des Geleſenen zu erhalten und weiter auszudehnen.

So möge denn das, was hier zum erſten Male verſucht wurde, in weitern Kreiſen wirken und ſich ſchön und erfolgreich bewähren.

Der Verfaſſer.

Am 1. Januar.

Liebe Kinder, kommt herbei und ſetzet Euch im Kreiſe. Einer von Euch ſoll das Buch haben und den Andern vorleſen; auch dürft Ihr dabei die hübſchen Bilder beſchauen, die Euch manches verſtändlicher machen werden, was die Worte allein nicht können. Für jeden Tag im Jahre iſt Euch etwas in dieſem Buche beſchieden, und wenn Ihr die Vorſchrift befolgt und nur dasjenige leſet, was gerade für den Tag darin verzeichnet ſteht, ſo werdet Ihr gar bald den Nutzen davon einſehen. Denn obwohl jeder tägliche Abſchnitt nur klein iſt, ſo wird er Euch doch Vergnügen machen, und Euch Gelegenheit bieten, über das Vorgeleſene nachzudenken, und es Euch ſo recht einzuprägen. Denn der Menſch ſoll ſich frühzeitig daran gewöhnen, ſelbſt zu denken. Wo es nöthig iſt, und wenn Ihr Eure Schwäche einſehet, ſo mögt Ihr auch wohl Euren Lehrer oder Eltern befragen, um Euch auf dem Pfade Eurer Gedanken weiter zu helfen. Dann wird Euch auch die bunte Mannigfaltigkeit deſſen, was in dieſem Buche Euer Freund, der Verfaſſer, aufgezeichnet hat, nicht irren, und Ihr werdet Alles in Euch aufnehmen können, und wenn Ihr mit dem Buche zu Ende ſeid, Euren Verſtand mit vielen guten und werthvollen Dingen bereichert haben. Allein, das muß auch ſo ſein! Denn wenn Ihr das Buch nach der Vorſchrift geleſen habt, ſo ſeid Ihr auch wieder um 365 Tage älter, und 365 Tage ſind ein Jahr, und es iſt ja natürlich, daß man eine ſo lange Zeit nicht nur ſo hinleben kann, ohne es in Etwas weiter zu bringen. Dasjenige, worin es Kinder weiter zu bringen haben, iſt aber, die Erkenntniß zu erlangen, von dem was gut und ſchlimm iſt, damit ſie jenes aufſuchen können, dieſes aber vermeiden, und dereinſt, wann ſie allein in der Welt ſtehen, ſich auch ſelbſt zu helfen wiſſen. Jetzt ſind noch Andere ſo gut, für Euch zu ſorgen; allein ſo kann's nicht immer bleiben.

Nun fragt Ihr wohl gar: was kann uns denn aber Alles, was wir hier in dem Buche leſen, helfen, wann wir einmal allein in der Welt ſtehen? Kann darin für jeden Fall vorgeſehen ſein, der uns betreffen könnte? Dürfen wir darin nur nachſchlagen, um uns Raths zu erholen? O nein, liebe Kinder! Ein ſolches Buch zu ſchreiben, iſt unmöglich, und wäre es möglich, ſo nützte es zu nichts, es Euch jetzt ſchon in die Hände zu geben. Die Wechſelfälle, welche das Menſchenleben bietet, ſind Euch noch unverſtändlich, und um ſie zu verſtehen, iſt die Erfahrung nöthig, die ſich von den Alten nicht auf die Jungen übertragen läßt, ſondern die man ſich erſt mit den Jahren aneignen kann.

Was Euch das Buch nützen kann, wollt Ihr wiſſen? Je nun, merkt wohl auf.

Zuerſt ſoll es Euch lehren, nicht ſo gerade in den Tag hinein zu leben, ſondern Euch ſtets zu erinnern, daß der Menſch, als ein ſinniges Geſchöpf, auch an etwas außer ſich denken ſoll. Daß er ſeine Blicke auf das Höhere zu lenken hat, und daß er durch die Kraft ſeines Geiſtes auch das Entfernteſte, was Zeit und Welt von ihm getrennt hält, mit Schnelligkeit ſich herbeiziehen kann.

Hierdurch werdet Ihr dann zweitens verſtehen lernen, an das Gegenwärtige, das iſt dasjenige, was Euch im Augenblicke umgibt, das längſt Vergangene, Weitentfernte zu knüpfen, und indem Ihr es zu einander haltet und vergleichet, wird ſich Euch daraus eine Quelle von Troſt und Befriedigung eröffnen. Ihr werdet einſehen lernen, wie wunderbar reich das Leben iſt, und wie ein ewiger Wille Alles zum Guten lenkt.

Gehen wir nun zu der Betrachtung des heutigen Tages über. Mit guten Vorſätzen beginnen wir denſelben; allein wir wollen es nicht bei den Vorſätzen blos bewenden laſſen, ſondern wir wollen auch darnach handeln. Wir wollen den Eltern und den Lehrern gehorchen, und durch Fleiß und ſtete Dankbarkeit ihnen die Mühe lohnen, die ſie ſich mit uns geben, um uns zu guten und nützlichen Menſchen zu bilden. Das neue Jahr, das wir heute beginnen, ſoll uns weiter bringen in der Erkenntniß der Dinge, die uns umgeben. Schenket vor Allem Eure Aufmerkſamkeit den Erſcheinungen in der Natur, durchdringet Euch ganz von ihrem Weſen, und Euer Herz wird geſünder und beſſer werden. Die Natur iſt ein Werk des ewigen Schöpfers, welches alle Werke der Menſchen überragt; ſie iſt erhaben und lieblich, bewundernswerth und ſtaunenerweckend, und doch anmuthig zum innerſten Gefühle des Herzens ſprechend.

Nichts iſt mit den reinen Genüſſen vergleichbar, welche die Natur uns bietet. Wie mannigfaltig und reich iſt ſie in ihren Bildungen! Betrachtet die Landſchaft, die Euch umgibt, wie wechſelvoll iſt ſie nicht! und welche Verſchiedenheit herrſcht in den Landſchaften des Südens und Nordens, in den Landſchaften der alten und der neuen Welt! Flüſſe und Meere, Wieſen und Wälder, Gebirge und Ebenen, wer kann ſie mit einander vergleichen, und wie ſchön, wie groß, wie mächtig regen ſie uns an! Aber betrachtet dies Alles nicht oberflächlich, ſondern folgt der weiſen Hand, die Euch leitet und Euch vertraut macht mit dem höhern Zuſammenhange, der in der Natur verborgen ruht. Das Erforſchen der Natur iſt ſo ausgedehnt und weit, und bietet ſo unzählige Seiten der Betrachtung dar, daß ein Jeder ſeinen innern Hang und Trieb dabei befriedigen kann, und ein Jeder ſein eigenthümliches Talent darin auszubilden vermag. Darum, liebe Kinder, befleißige ſich ein Jedes nach ſeiner Weiſe, es wird immer davon Nutzen haben, und mit der Zeit auch etwas zu Tage fördern, was Andern zum Nutzen gereichen wird. Jede Wieſe, jedes Feld betrachtet wie ein Buch, das auf ſeinen Blättern des Mannigfaltigen und Nützlichen viel enthält. Die Pflanzen, die Würmer und Inſekten, die Steine, wie viel Stoff zur Belehrung! Was Ihr auch künftig als Euern Lebenszweck ergreifen werdet, dies kann Euch für Alles zur Vorbereitung dienen. Und ſehet Ihr auch noch vor der Hand nichts auf der Wieſe als die ſchönen bunten Feldblumen, ſo pflücket ſie immerhin und windet Euch Sträuße und Kränze daraus, um ſie bei Euern unſchuldigen Spielen als Schmuck anzuwenden. Ueberall ſind der Freuden ſo Viele ausgeſtreut von der Hand des gütigen Schöpfers; die Menſchen begnügen ſich nur nicht damit und glauben, ſich beſſere und anſprechendere erfinden zu können. Allein ſie täuſchen ſich darin, denn die anſprechendſten Freuden ſind die, welche die Natur uns bietet.

Und ſo mögt Ihr denn auch in dieſen kalten Tagen, wo die Natur im Schlummer liegt, Euch in ihr und an ihr ergötzen. Dort der gefrorene Teich ladet Euch zum Eislauf ein. Schnallet die Schlittſchuhe unter die Sohlen und wagt den beſchwingten Lauf! Vorausgeſetzt, daß erfahrene Leute die Dicke des Eiſes geprüft haben, um zu wiſſen, ob es die Laſt Eures Körpers tragen kann, ſonſt brechet Ihr ein und fallt in's kalte Waſſer, was wohl recht nachtheilige Folgen haben könnte. Oft ſchon hatten Kinder ſolche Unbedachtſamkeit zu bereuen; oft ſchon weinten Eltern an den Leichen ihrer Kinder, die beim Schlittſchuhlaufen einbrachen und ertranken. Und wenn ſie auch gerettet wurden, ſo that doch das kalte Bad den Erhitzten immer Schaden, und ſie mußten langwierige Krankheiten überſtehen. Darum Vorſicht, wenn Ihr Euch dieſes Vergnügen geſtatten wollt. — Eine ungefährliche Luſt gewährt der Schneemann. Ballt den Schnee nur immerhin zuſammen, wenn Euch auch die Hände roth und erfroren ſind, Ihr wißt ja ſchon, wie Ihr Euch eben durch den Schnee wieder erwärmen könnt. Seht, wie fürchterlich der Kerl daſteht! Zwei ſchwarze Kohlen bilden die Augen, ein Stück rothen Zeuges hängt ihm als Zunge aus dem Maule! Ein prächtiges Werk, wenn es nur länger hielte! Aber Morgen ſcheint die Sonne darauf, und die Herrlichkeit ſinkt nach und nach zuſammen. Da nehmt Euch eine Lehre daraus, und laſſet etwas von dem, was Ihr am Neujahrstage unternehmet, dauernder ſein, damit es bei Froſt und Hitze Euch bleibe für's Leben, und nicht ſo bald dahinſchwinde wie Euer Schneemann.

Am 2. Januar.

Heutzutage iſt das Reiſen häufiger als jemals. Durch die Erfindung der Dampfmaſchinen wurde die leichtere Bewegung großer und ſchwerer Laſten befördert, und man kam darauf, auch den Dampf zur Fortſchaffung derſelben von einem Orte zum Andern anzuwenden. Man reist jetzt ſchneller und wohlfeiler als ehemals, und daher kommt es, daß auch Leute, die wenig Zeit und wenig Geld haben, ſich das Vergnügen gewähren, fremde Länder und Menſchen kennen zu lernen. Allein beſſer iſt es, wenn man darnach ſtrebt, ſein Vaterland und ſeine lieben Landsleute zu kennen, ehe man ſich entſchließt, nach England, Frankreich und Italien zu reiſen. So denken aber freilich die Menſchen nicht. Sie durchfliegen ihr Vaterland, um dann nur mehr Zeit für die Fremde übrig zu haben, und ſie ſind wahrlich nicht im Stande, für dieſes Beginnen einen triftigen haltbaren Grund anzugeben. Wir aber ſagen offen, daß wir es lächerlich finden, wenn Einer das nicht einmal kennt, was in ſeiner Nähe iſt, und darnach ſtrebt, das zu kennen, was in gar keiner Beziehung zu ihm ſteht; wir behaupten ferner, daß ein ſolcher Trieb nur aus unmäßiger Eitelkeit erwacht, um damit zu prunken, daß man recht weite Reiſen gemacht hat, und recht viel geſehen hat.

Ihr, liebe Kinder, bittet Eure Eltern doch ja, wenn Ihr größer geworden, und die Welt ſehen ſollt, Euch vorerſt unſer Deutſchland bereiſen zu laſſen, und glaubet mir, es iſt, abgeſehen davon, daß das Vaterland zuerſt gekannt ſein will, eines der herrlichſten Länder der Erde, und es bietet den Reiſenden eine Ausbeute wie kein Anderes. Denkt nur einmal, was es Alles umfaßt! Welche Städte voll der ſchönſten Denkmäler und erhabener Erinnerungen an die Geſchichte unſerer Vorfahren, welche reizende Dörfer, die breiten ſchiffbaren Ströme, die herrlichen Gebirge, welche das Land nach allen Richtungen durchſchneiden, von den flachen, ſandigen Geſtaden der Oſt- und Nordſee, bis zu den prächtigen Ufern des adriatiſchen Meeres. Ueberall wohnt ein gebildetes, gaſtfreies und treuherziges Volk, und überall ſind die Güter des Wohlſtandes zerſtreut, die der Ackerbau, der Gewerbfleiß und die rüſtigſte Thätigkeit in allen Bereichen der Kultur erzeugt. Hier ſeht Ihr die Häfen am Meere, wo die Schiffe ein- und auslaufen, und uns die Erzeugniſſe fremder Welttheile zuführen, während ſie unſere Hervorbringungen zu andern Völkerſchaften ſchaffen. Dieß iſt der Handel, der beſonders in den Seeſtädten ſeinen Sitz hat. Die eingebrachten Waaren werden verladen, und die Fuhrleute bringen ſie in das Innere des Landes, wo ſie verkauft werden, weil theils Gewohnheit, theils Nothwendigkeit ſie den Menſchen unentbehrlich machen. Kaffee, Zucker, Tabak, Gewürze ſind Gegenſtände, welche die Gewohnheit uns kaufen läßt, denn wir könnten recht gut ohne ſie leben; Eiſen, Baumwolle, fremde Holzarten, das ſind Gegenſtände, die wir brauchen, um ſie zu verarbeiten, und uns nützliche Dinge daraus zu bereiten.

Verlaßt Ihr die Ufer des Meeres, und beſeht Ihr nun die Ebenen, da findet Ihr die ackerbauenden Leute, die dem Boden ſeine Früchte abgewinnen, die Viehzucht treiben, und ſo für die Ernährung der Andern ſorgen. In den Bergen arbeiten die Bergleute und ſuchen das Erz im Schooße der Erde, und ſchaffen es heraus an das Licht des Tages. Hier bemächtigen ſich ſeiner die Fabriken, welche daraus nützliche Geräthe ſchaffen, indem ſie es verarbeiten. In andern Gegenden wird die Baumwolle zu Fäden geſponnen und daraus Zeuge gewebt, eben jene Baumwolle, welche die Schiffe aus fremden Gegenden in die Seehäfen führten, denn in unſerem Lande wächst die Baumwolle nicht, die ein anderes Klima verlangt als das Unſrige. Flachs wächst aber bei uns, und aus dieſem wird, wie Ihr wißt, das Geſpinnſt bereitet, das zu

Leinwand verarbeitet wird, auch wohl zu feinen Spitzen. Der Wohlſtand eines Landes wächst in dem Maße, als das rohe Naturerzeugniß nach ſeiner Verarbeitung im Preiſe ſteigt, das ſeht Ihr wohl leicht ein. Nehmt Ihr zum Beiſpiel die Flachspflanze, die an und für ſich nur geringen Werth hat, und betrachtet Ihr dann, was daraus gemacht wird, ſo werdet Ihr Euch davon überzeugen können. Aus dem Flachſe macht man Zwirn, den bleicht man dann und webt die feinſte Leinwand daraus, oder gar den noch feinern Battiſt, und endlich auch die koſtbaren Spitzen, von denen eine Elle oft viele Gulden, ja manchmal ſogar hundert Gulden koſtet. Muß nun nicht der betriebſame Mann viel daran gewinnen, der den Flachs baut, und dann daraus Spitzen zu weben verſteht? Ein anderes Beiſpiel. Das Eiſen iſt an und für ſich ein Ding von geringem Preiſe, allein wenn es zu Stahl gehärtet iſt und dann verarbeitet wird, ſo ſteigt der Preis in's Ungeheure. Und ſo geht es mit allem Andern auch. Ihr ſeht alſo, wie nützlich es iſt, wenn man lernt, ſich der Stoffe zu bemächtigen, die uns die Natur bietet, und ſie dann zu beſtimmten Zwecken zuzurichten und in nützliche und werthvolle Dinge umzuſchaffen. Dieß iſt das, was man Induſtrie nennt, und das, was die Induſtrie hervorgebracht hat, gegen Geld umzuſetzen, begreift den Handel. Aus dieſer Vereinigung aber entſpringt der Wohlſtand des Einzelnen, wie der Wohlſtand eines ganzen Landes.

Dieſes recht in der Nähe zu betrachten, und ſich von dem Umfange und dem Gange dieſer Geſchäftigkeit zu unterrichten, gewährt aber gewiß dem Reiſenden einen hohen Genuß, und dieſer vergrößert ſich noch, wenn man auch auf die Hervorbringungen der Künſte, auf die Forſchungen im Gebiete der Wiſſenſchaften ſein Augenmerk richtet, wovon ich Euch ein Andermal unterhalten will.

Am 3. Januar.

Ihr hörtet geſtern gar mancherlei ven den verſchiedenen Beſchäftigungen der Menſchen. Wir ſprachen von Ackerbautreibenden, von Gewerbe- und Handeltreibenden, von den Künſten und Wiſſenſchaften, mit welchen ſich die Gelehrten und die Künſtler befaſſen. Ei, habt Ihr denn wohl auch ſchon daran gedacht, welcher Beſchäftigung Ihr Euch im Leben zuwenden, welchen Stand Ihr ergreifen wollt? Gewöhnlich iſt es, daß Eltern hierin für ihre Kinder wählen.

Sie haben oftmals für dieß oder das eine Vorliebe und ſprechen dann wohl: mein Junge muß ein Kaufmann werden, oder er muß ein tüchtiges Handwerk lernen, was ſeinen Mann nährt, oder er ſoll ſtudiren, um ein Arzt, ein Beamter zu werden u. ſ. w. Manchmal ſtimmt dieß aber nicht mit den Neigungen der Kinder zuſammen, und ſie bitten wohl ihren Vater, von ſeinem Vorhaben abzuſtehen, und ihnen eine andere Beſtimmung zu geben, oft aber auch verrathen ſie keine Anlagen dazu, und da iſt es nothwendig, dieſe zu erforſchen, um das Rechte zu wählen, zu welchem ſie taugen, damit ſie dereinſt der bürgerlichen Geſellſchaft Nutzen bringen, und ein glückliches Leben führen können.

Mit den Anlagen iſt es jedoch eine eigene Sache. Sie zeigen ſich wohl ſchon im ſpielenden Kinde, allein man muß ſich hüten, jedes Spiel ſchon für wirkliche Anlage zu halten, und daraus auf den zukünftigen Beruf zu ſchließen. Wäre es nicht lächerlich, ſo zu ſchließen: Mein Hans baut gern Kartenhäuſer, folglich muß er ein Baumeiſter werden, oder: mein Fritz ſpielt Pferdchen, mithin iſt er zum Stallmeiſter geboren. Das ſind Kindereien, die mit dem ſpätern Ernſt des Lebens in keiner rechten Beziehung ſtehen. Wer die Anlagen der Kinder wirklich beurtheilen will, muß ſie fleißig beobachten, und nicht nach ſolchen rein äußerlichen Erſcheinungen, die ja ganz zufällig ſein können, ſeine Folgerung ziehen. Der Burſch kann ja Kartenhäuſer bauen, weil er kein anderes Spielzeug hat, und der andere Burſch kann ja in den Freiſtunden wie ein Pferd umherlaufen und ſpringen und ausſchlagen, weil er überhaupt gern tollt und wilde Streiche macht. Iſt das nicht wahr?

Was ich Euch darüber zu ſagen weiß, iſt Folgendes: Vor allen Dingen ſucht fleißig und folgſam zu ſein, und übereilt Euch nicht, zu früh ſchon an Euren künftigen Beruf zu denken. Seid befliſſen, ſittlich zu ſein, gewöhnt Euch zur Ordnung und Reinlichkeit, und dann ſucht ſo viel zu lernen, als Euch Gelegenheit dazu geboten wird, ein ſolcher Menſch taugt überall hin, wo ihn eigene Wahl oder Beſtimmung hinführen. Ueberall wird er ſein inneres Glück mitbringen und zufrieden ſein. Hat er von der Natur die angeborene Gabe, die man Talent benennt, ſo wird er ſich dann auch gewiß in ſeinem Wirkungskreiſe auszeichnen. Das Talent iſt dasjenige, was ſich der Gedanken des Menſchen bemächtigt, und ſie mit Kraft in das Leben führt. Der Schatz, der in dem denkenden Menſchen ruht, wird durch das Talent Eigenthum aller Menſchen. Das Talent bringt Alles, was es ergreift, zu einem hohen Grade der Vollkommenheit. Allein, Talent läßt ſich nicht durch Fleiß erringen, wohl aber kann angeſtrengter Fleiß einen Menſchen befähigen, dem angeborenen Talente nachzuſtreben und es zu erſetzen.

Mein Rath geht daher dahin, daß Ihr durch Fleiß recht viele Kenntniſſe zu erringen ſuchen ſollt, um mit oder ohne Talent dennoch etwas Ordentliches und Tüchtiges zu werden.

Am 4. Januar.

Unter allen Thieren des Erdballs kommt keines ſo hilflos und elend zur Welt wie der Menſch. Nackt, ſchwächlich, von tauſend Hinderniſſen umgeben, von tauſend Krankheiten bedroht; ein Geſchöpf, welches dem Verderben, dem Untergange geweiht ſcheint. Allein etwas ward ihm zu Theil, das ihn über alle andere Geſchöpfe erhebt; etwas, was ihm die verborgenſten und geheimſten Gegenmittel für ſeine Schwäche und Unvollkommenheiten finden läßt, was ihn weiter treibt auf die große Bahn zur Erkenntniß. Dieß iſt der Geiſt.

Wenn wir uns zu den erſten Anfängen des Menſchengeſchlechts hinwenden, was erblicken wir? Die wilden Völkerſchaften drangen in die Wälder und pflückten einige nährende Früchte, und gruben heilſame Wurzeln aus, um damit ihre dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen. Die früheſten Hirten waren es, die Nachts bei ihren Heerden wachend, den regelmäßigen Gang der Geſtirne beobachteten, indem ſie wahrnahmen, daß ein Stern, den ſie heute an dieſer Stelle des Himmels erblickten, zu einer andern Zeit auch eine andere Stelle einnahm. Mit dieſem Hilfsmittel fanden ſie ſich bei ihren Wanderungen durch die endloſen Steppen der Wüſte zurecht. Dieſe Beobachtungen aber waren der Anfang der mathematiſchen und phyſiſchen Wiſſenſchaften, die jetzt ſo weit gediehen ſind, und von denen Ihr wohl auch in der Schule gehört habt.

Nachdem der menſchliche Geiſt eingeſehen hatte, daß ihm das Reich der Natur geöffnet war, ſchritt er raſtlos weiter, und nichts hemmte mehr ſeine Forſchungen. Jede Forſchung wurde mit einer neuen Entdeckung belohnt, welche alle dazu dienten, den Zuſtand des Menſchengeſchlechts zu verbeſſern. Der glückliche Erfolg, der ſich zeigte, forderte die tiefſten Denker auf, die Bahn der Vorgänger zu betreten und zu erweitern. So wurden wir denn ſeit ungefähr viertauſend Jahren, wo jene erſten Hirten ihre Beobachtungen anſtellten, bis zu den großen Berechnungen und Beſtimmungen unſerer Gelehrten, unſerer Aſtronomen und Phyſiker geleitet. Jetzt ſteht die Wiſſenſchaft als ein ſtolzes Gebäude da, auf feſtem Grunde erbaut, mit ſtarken Wänden geſchützt, die keine Macht mehr umzuſtürzen vermag. In den früheſten Zeiten entſtand der Keim der Wiſſenſchaft in Aegypten und Chaldäa, von dort verpflanzte er ſich nach Griechenland, und als Jahrhunderte voll Unglück und Finſterniß hereinbrachen, als Barbarenſchwärme die gebildeten Völker mit Untergang bedrohten, da wurde die noch junge Wiſſenſchaft auf wunderbare Weiſe verborgen, und glücklich für ſpätere Zeiten gerettet.

Als dieſe beſſern Zeiten heran kamen, und das neue Licht hereinbrach, kamen auch die Wiſſenſchaften wieder zum Vorſchein, allein ſie verbreiteten ſich auf eine ungleiche Weiſe unter den Völkern Europa's. Wo ſie jedoch einkehrten und Pflege fanden, da geſellte ſich auch Macht und Reichthum zu ihnen. Die Nationen, welche im Beſitze der Wiſſenſchaften waren, wurden die erſten, und gaben den Andern ihre Geſetze. Die aber, welche dem Lichte der Wiſſenſchaften den Eingang verwehrten, verſanken in Schwäche, aus der ſie ſich nie wieder zu erheben vermochten.

So wie mit den Nationen, ſo iſt es auch mit den einzelnen Menſchen. Der, welcher ſich durch Wiſſen und Kenntniſſe auszeichnet, bringt es weiter als die Andern, er möge dieſem oder jenem Stande angehören.

Am 5. Januar.

Geſtern habe ich Euch davon geſprochen, daß jeder Menſch nach ſeinen Kräften und Einſichten ſich Kenntniſſe und Wiſſenſchaften, als den einzigen und wahren Schatz für's Leben zu erringen trachten ſoll, und daß hierin das größte Glück hienieden begründet iſt. Oft reichen jene Kräfte und Einſichten allerdings ſehr weit, und ein ſolcher Menſch kann dadurch zu einer Größe gehoben werden, die bei ſeinen Mitmenſchen Staunen erregt. Aber, werdet Ihr einwenden, ſolche große Menſchen ſind doch nicht immer glücklich, ſie werden verfolgt, ungerecht beurtheilt, verachtet von Leuten, die ſie nicht begreifen. Das Volk behandelt ſie mit Gleichgiltigkeit, man verleumdet ſie, und Armuth, Verbannung und ein unbekanntes

Ende auf fremder Erde, fern der Heimath, im Elend ſind ihnen wohl ſchon zu Theil geworden. Solches hat ſich ereignet, und es iſt nicht zu läugnen. Allein ſollte das im Stande ſein, Euch von dem ſchönen Wege zur Wiſſenſchaft zu gelangen, abzuhalten? Sollte es Euch abhalten, Lehren und Aufklärung zu verbreiten, wenn Ihr es könnt? Kann ein Menſch deßhalb wohl ſeine Gedanken in ſich verſchließen, oder gar keine Gedanken haben wollen? Nein, folget Eurem ſchönen Wiſſensdrange, dem ſchönſten Berufe des Menſchen; was Euch dann auch widerfahren möge, Ihr werdet nie unglücklich ſein. Die Wahrheit leuchtet ewig, wie die Sonne, und Eure Feinde ſind nichts in ihrem Lichte. Die Wahrheit iſt Euer Lohn, die Nahrung Eures Geiſtes, und die Stütze aller Eurer Beſtrebungen. Und wenn Tauſende Euch aus Unwiſſenheit ſchmähen, oder aus Gleichgiltigkeit verachten, ſo gibt es auch wiederum Tauſende, die auf der ganzen Erde verbreitet, Euren Werth einſehen werden und mit Euch gleich empfinden. Denket daran, daß alle Edeln und Weiſen Eure Freunde ſind, und daß in kommenden Tagen andere gute und edle Menſchen Euch ebenſo verſtehen werden. Mit allen dieſen Großen, Edeln und Guten ſtehet Ihr dann in inniger Verwandtſchaft des Geiſtes und Herzens. Euer Ziel iſt nicht blos für dieſes kurze Daſein geſteckt, ſondern Ihr ſollet leben für alle Länder und für alle Zeiten. Das, was Ihr ſchafft, ſoll dem ganzen Menſchengeſchlechte zu Gute kommen, darum iſt Eure Seele von göttlichem Stoffe und unſterblich wie Gott. Er ſieht und hört Euch, Er heißt die Handlungen der Wahrheit gut, und Ihr ſolltet durch böſe Menſchen unglücklich werden können?

Allein auch das Urtheil der Menſchen, wenn Ihr es denn durchaus Euch günſtig wiſſen wollt, kann ich Euch verbürgen. Nicht jenes ſchwache und beſchränkte Urtheil, welches Ihr von Euren Mitlebenden nur erwarten könnt, ſondern das weitſchauende und die Zeit überdauernde, das Euch die Nachwelt für werthvolle Handlungen ſpenden wird. Die Nachwelt iſt der wahre Richter, auf ſie vertraut. Sie trocknet die Thränen derer, die ungerecht gekränkt wurden, ſie vertheilt die Ruhmeskränze den großen Geiſtern, ſie rächt die Beleidigung, welche ſie von ihren Zeitgenoſſen empfingen, ſie brandmarkt die Verleumder mit ewiger Schmach, und vernichtet das Andenken derjenigen, welche die ihnen anvertraute Macht mißbraucht haben. Das hohe, prächtige Denkmal, das ſich dem Unwürdigen erhebt, wird von ihr überſehen, aber bei dem einfachen Steine verweilt ſie dankbar, welcher die Aſche eines Wohlthäters der Menſchheit deckt. So wie die Seele unſterblich iſt, ſo kann es auch der Name eines Menſchen werden. Die Zeit verrinnt, und der Traum des Lebens iſt nur kurz; allein du wirſt beſtehen, und wirſt Ungerechtigkeiten und Vergehungen gegen dich vergeſſen, und es denen danken, die dir Gelegenheit boten, die Menſchen zu belehren und ihr Wohlthäter zu werden.

Am 6. Januar.

Heute habe ich Euch wieder einmal von einem heitern Feſte zu ſprechen. Es iſt der heilige Dreikönigstag, zum Andenken jener drei Weiſen oder Könige ſo genannt, die von dem Sterne geleitet, aus dem tiefen Oſten nach Jeruſalem und Bethlehem zogen, um hier das Wunder der Geburt des Heilandes zu ſchauen und anzubeten. Dieſer Tag wird als der Tag gefeiert, an dem die Erſcheinung des Herrn auf der Erde der Welt verkündet wurde. Allein mit ſeiner Feier verbindet ſich auch noch manch ſchöner Brauch. In der Weihnachtszeit war Alles ſtill und zur Andacht geneigt, mit dem heutigen Tage beginnt die laute Freude zu regieren, die in der katholiſchen Chriſtenzeit die Faſchingzeit benannt wird. Die Leute ergötzen ſich bei Muſik und Tanz, und ſpäterhin kommen auch noch Maskaraden und Vermummungen dazu, bis zum Faſching-Dienſtag oder Faſtnachts-Dienſtag, der dem Treiben wieder ein Ende macht.

In Frankreich und auch in einem Theile von Deutſchland wird am Dreikönigsabende der Bohnenkönig erwählt. Die Familie des Hauſes, auch wohl einige nähere Bekannte, verſammeln ſich um einige große Kuchen, welche die Geſchenke bedeuten ſollen, die dem Chriſtkinde von den heiligen drei Königen dargebracht wurden. Der Großvater wie der Enkel nehmen Theil an dem Feſte. Alles leuchtet vor Freude, und es gibt für den ſinnigen Zuſchauer nichts Lieblicheres, als ein ſolches Familienfeſt, das an die patriarchaliſchen Zeiten der Vorwelt erinnert. Die Kinder haben ihre neuen Kleider angezogen, und auch die Hausgenoſſen ſind wie an Feiertagen geſchmückt. Man ſetzt ſich zu Tiſche, und genießt fröhlich ein gutes Mahl; aber die Hauptſache ſoll erſt noch kommen! Jetzt werden die Kuchen in ſo viele Theile zerſchnitten, als Menſchen an dem Tiſche ſitzen. In dem Einen der Kuchen iſt eine Bohne hineingebacken; wo ſie in dem Teige verborgen liegt, weiß Niemand zu ſagen, allein nothwendigerweiſe muß ſie jetzt in einem der zerſchnittenen Theile enthalten ſein. Wer die Bohne in dem ihm zu Theil gewordenen Stücke findet, iſt König, König der Bohne oder Bohnenkönig für den ganzen Abend, und er hat das Recht, ſich eine Königin zu wählen, und jeder der Anweſenden iſt gehalten, den Befehlen des Königs zu gehorchen, der mit einer Krone aus Goldpapier und einem Ordensbande, das Scepter in der Hand, neben ſeiner erwählten Königin daſitzt, und mit großer Gravität allerlei ſpaßhafte Handlungen verrichtet, und eben ſolche von ſeinen Untergebenen begehrt. Einige Kuchen, die übrig blieben, werden an die Armen des Ortes vertheilt, denn man ſoll in ſeiner Heiterkeit nie die vergeſſen, welchen ihre Lage verbietet, heiter zu ſein. In den alten guten Häuſern ſetzt ſich eines von den Kindern an den Flügel, um aufzuſpielen, und die Andern tanzen dazu. An dem Tage iſt völlige Gleichheit. Der Großpapa und die Großmama, die Eltern und die Kinder, die Pachtleute und die Dienſtleute, Alles tanzt mit; Niemand befiehlt als der Bohnenkönig, und ſeinen Befehlen wird lachend und ſcherzend gehorcht.

Gefällt Euch dieſer Gebrauch, ſo bittet Eure Eltern, ihn einzuführen. Es iſt eine unſchuldige Veranlaſſung zur Freude, und ſolchen Veranlaſſungen ſollen gute Menſchen nie aus dem Wege gehen.

Am 7. Januar.

Die Freuden des Lebens zu genießen, iſt erlaubt, ebenſo von den Gütern, womit uns das Schickſal bedacht hat, einen nützlichen und erfreulichen Gebrauch zu machen. Nur immer daran denken, wie der Reichthum vermehrt werden könne, um dann in Kiſten den ſtets wachſenden Ueberfluß zu verſchließen, und ihn wie ein Drache zu bewachen, das verhärtet das Gemüth, und macht es unfähig, Mitgefühl zu empfinden, und jene ſtille Freude, die aus dem Wohlthun entſpringt. Solche Menſchen, die ſich blos an aufgehäuften Schätzen erfreuen können, die ſie oft nicht einmal auf ehrliche Weiſe ſich erworben haben, werden Geizhälſe genannt, und fallen der allgemeinen Verſpottung und Verachtung anheim. Schon ihr Aeußeres zeigt, wie ſchmutzig es in ihrem Innern ausſieht. Sie ſind hager und dürr, weil ſie ſich ſelbſt an der Nahrung abbrechen, und ſich nichts geſtatten, was nicht durchaus zur Erhaltung des nothdürftigſten Lebens gehört; ihre Geſichtsfarbe iſt gelb, weil der Neid und die Mißgunſt ſie verzehren, denn da ſie Alles gern allein haben wollten, ſo gönnen ſie auch keinem ihrer Nebenmenſchen etwas. Ihre Stirne iſt voll tiefer Falten und Runzeln, weil ſie in ſteter Sorge und Unruhe leben. Sie ſorgen immer nur, wie ſie ihren Reichthum vergrößern, und ſind unruhig aus Furcht, daß er ihnen entwendet werden könnte. Ihre langen Knochenfinger ſind immer ausgeſpreizt und zucken krampfhaft, weil ſie alles Glänzende und Werthvolle an ſich reißen möchten, und ihr moraliſches Gefühl wird ſo untergraben, daß ſie jede ungerechte Handlung begehen könnten, und ſich ſelbſt fremden Eigenthums willkührlich bemächtigen würden, wenn ſie die Furcht vor Strafe nicht davon zurückhielte. Man kann ſich, leicht vorſtellen, welch ein Leben der Geizige führt, und es iſt nicht genug davor zu warnen, ſich dem Hange zum Geiz zu überlaſſen, wenn man ihn in ſich verſpürt. Iſt nun der Geizige an und für ſich ſchon ein Gegenſtand des Abſcheus, und ſucht gewiß Niemand den Umgang mit einem ſolchen Menſchen, ſo bieten doch auch oftmals Züge aus ſeinem Leben einen reichen Stoff zum Lachen. Man erzählt ſich, daß einſt ein Geizhals, der vom Wucher lebte, und nie ſeinen Nebenmenſchen etwas gegeben hatte, in das Waſſer gefallen war. Ein wackerer Mann, der am Ufer ſtand, gab ſich Mühe, ihn zu retten. Er ſchwamm zu ihm hin und rief ihm zu: Gib mir die Hand, damit ich dich aus dem Waſſer ziehen kann! — Was? die Hand geben? ſchrie der Geizhals, ich kann nichts geben! — Und in demſelben Augenblicke ging er unter und ertrank. Wenn ſich dieſe Geſchichte auch nicht gerade ſo zugetragen hat, ſo zeigt ſie doch, wie weit der Geiz getrieben werden kann. Oft dürfte eine geringe Gabe einem Menſchen große Hilfe bereiten, ja ihm ſelbſt das Leben retten können, allein ehe der Geizige etwas hergibt, läßt er lieber Alles zu Grunde gehen und geht ſelbſt zu Grunde. Hier noch ein komiſches Geſchichtchen!

In der Stadt Leipzig werden alljährlich zwei große Jahrmärkte gehalten, welche man Meſſen nennt. Nun lebte in jener Stadt ein reicher Geizhals, der ein großes Haus beſaß, und in deſſen Hofe befanden ſich Gewölbe, die er an die fremden Kaufleute vermiethete, die mit ihren Waaren zur Meſſe kamen. Dieſe verlangten nun, daß ein wachſamer Hund in dem Hofe ſei, um die Diebe abzuhalten. Das machte dem Geizhals vielen Kummer. Ein großer Hund mußte erſt gekauft werden, und dann ſollte auch dafür geſorgt ſein, daß er nicht verhungerte. Zwar frißt ein Hund nur

Knochen, allein der Geizige, der ſelbſt nie Fleiſch aß, und ſich überhaupt niemals ſatt aß, hatte auch keine Knochen für den Hund, den er anſchaffen ſollte. Unterließ er dieß aber, ſo drohten ihm die Kaufleute auszuziehen und ſich einen andern Platz auszuwählen, der ihnen größere Sicherheit gegen das Einbrechen der Diebe darbot. Was war da zu machen? Der alte Geizhals hatte bald ein Mittel gefunden. Zu verſchiedenen Malen ſtand er während der Nacht auf, ſchlich auf dem Hofe hin und her und bellte laut wie ein Hund. Das war dem alten Manne freilich unbequem, da es ihm aber eine Ausgabe erſparte, ſo unterzog er ſich dem Geſchäfte dennoch mit Bereitwilligkeit. So ging es eine Weile ganz gut. Die Kaufleute hörten das ſonderbare Bellen, und ſahen am Tage keinen Hund; das machte ſie ſtutzig. Weil ſie nun den Geizhals ſchon kannten, ſo dachten ſie gleich, daß es wieder ein Streich von ihm wäre, den ihm ſeine ſchmutzige Leidenſchaft eingegeben hatte. Sie nahmen ſich vor, in einer ſchönen Mondnacht auf der Lauer zu ſein. Da begab ſich's denn, daß um die zwölfte Stunde ein geſpenſtiſches Weſen in einem zerriſſenen Schlafrock, an allen Gliedern vor Kälte zitternd, aus der Hinterthür des Hauſes ſchlich, und bellend die Runde machte. Sie überzeugten ſich bald, daß es der Hausherr ſelbſt war, der ſie auf ſolche Weiſe hinterging. Sie traten ihm in den Weg, verhöhnten und verlachten ihn, und zogen andern Tages aus. Der Verluſt, den er dadurch erfuhr, und die Erkältung, die er ſich durch ſein nächtliches Wandern zugezogen hatte, machten ihn krank, der Aerger kam dazu, und die Krankheit verſchlimmerte ſich dergeſtalt, daß er den Tod davon hatte. Kein Menſch bedauerte ihn, vielmehr erregte die Hundegeſchichte ein allgemeines Lachen, bei Allen, die ſie hörten, und die Leute, welche ihn beerbten, lachten mit, wie denn nach dem Sprichworte der Geizhals ſtets nur lachende Erben hat.

Am 8. Januar.

So wie das Leben des Geizhalſes uns Stoff zu unſerer geſtrigen Betrachtung gab, ſo bietet uns heute ein Blick auf das Sterben eines ſolchen Menſchen eine neue Gelegenheit. Ich will Euch eine Geſchichte davon erzählen.

Ein Geiziger, der zu hohen Jahren gekommen war, und ſehr ſchwach und kränklich wurde, entſchloß ſich endlich, eine arme Verwandte zu ſich in's Haus zu nehmen, damit ſie Nachts bei ihm wache, nicht ſowohl um ihn zu pflegen, denn Pflege vergönnte er ſich nicht, ſondern um ihn gegen Ueberfall und Diebe zu ſchützen, vor denen er ſtets große Angſt hatte. Bis dahin wußte Niemand, an welchem Orte er ſeine Schätze verborgen hielt, die in einer Kammer aufgehäuft lagen, die an ſein Wohnzimmer ſtieß, und mit einer verborgenen Thüre geſchloſſen war. Das arme Mädchen fühlte Mitleid mit dem alten, ſchwachen Mann, ertrug ſeine grämliche Laune mit Geduld, und hungerte mit ihm um die Wette.

Sobald der Alte am Morgen erwachte, mußte ihn das Mädchen in ſeinem Rollſtuhle an den Ofen ziehen, wo er ſeine Blicke ſtets auf die verborgene Thüre gerichtet halten konnte, hinter welcher ſeine Goldhaufen ſich befanden. Dort blieb er den Tag über faſt unbeweglich ſitzen. Nur dann, wenn Leute kamen, welche ihm Zahlungen zu machen hatten, ſchien Leben in ſeinem Körper ſich wieder zu regen, und er ſtreckte die zitternden Hände nach dem Gelde aus, und unterſchrieb die Quittungen. Waren die Leute fort, ſo verſank er wieder in ſeine Unbeweglichkeit, die Blicke unverwandt nach der Thüre zur Kammer gerichtet. Das Mädchen mußte ſie öffnen, und ſeine Augen folgten ihr mißtrauiſch, bis ſie die neuen Geldſäcke zu den übrigen geſtellt und die Thüre wieder verſchloſſen hatte. Sie überreichte ihm dann den Schlüſſel, den er in die Bruſttaſche ſteckte, und von Zeit zu Zeit ſie befühlte, um ſich zu überzeugen, ob er ihn auch wirklich hineingeſteckt hatte.

Endlich kamen ſeine letzten Stunden heran. Eine ungeheure Unruhe überfiel ihn, als er merkte, daß er von ſeinen Schätzen ſich trennen und von der Welt Abſchied nehmen ſollte, wo kein gutes und nützliches Werk ſein Andenken in Ehren zu erhalten im Stande war. Er wurde immer wunderlicher, und träumte von nichts als von Dieben. Die Decken, die ihn wärmen ſollten, zog er feſter an ſich, damit ſie ihm Niemand entreiße. Die ſterbenden Augen, die ſich zu ſchließen begannen, riß er mit der letzten Anſtrengung auf, um nur nach ſeiner geliebten Kammer zu blicken.

„Iſt auch noch Alles da?“ fragte er mit ſchwacher Stimme.

„Ja, Herr Onkel!“ antwortete das Mädchen, das ſich vor ihm zu fürchten begann.

„Bringe mir Gold heraus, lege es auf den Tiſch, hierher!“

Sie brachte ihm einige Rollen Goldſtücke, die ſie vor ihm auf einen kleinen Tiſch ausbreitete, und er ſaß wie ein Kind da, das ſich an einem glänzenden Spielzeuge erfreut, und ſagte dann mit unheimlichem Lächeln vor ſich hin: „Das thut mir wohl, das erwärmt mich!“

Der Geiſtliche kam, um ihm die letzte Oelung zu reichen. Als er ihm das ſilberne Kruzifix an die Lippen hielt, damit er es küſſen ſollte, griff er gierig darnach, als wollte er es ſich aneignen. Er ſah gräßlich aus, und die Anſtrengung brach ſein morſches Leben vollends entzwei.

„Bewache mir ja Alles ſorgfältig,“ dieß waren ſeine letzten Worte, „in der andern Welt wirſt du mir Rechnung ablegen müſſen, und wehe dir“ . . . . .

Damit verſchied er. Das Mädchen weinte, obgleich ſie in dem Augenblicke ſeines Todes die Erbin einer Million geworden war. Der Mann, der ſo kümmerlich gelebt, und ſo elend geſtorben war, hatte während ſeines langen Lebens eine Million zuſammen geſchart. Wie viel Gutes und Großes hätte er damit in's Werk ſetzen können, welche andere Genüſſe hätte er ſich damit erkaufen können, und wie beſeligend würden noch ſeine letzten Augenblicke geweſen ſein, wenn Tauſende durch ihn beglückt, für ihn, den Wohlthäter der Menſchheit, fromme Gebete zum Himmel geſchickt, und ſein Andenken geſegnet hätten!

Am 9. Januar.

Ich habe in meinen letzten Betrachtungen Euch ein Bild des menſchlichen Elendes entworfen, eines Elends, das ſich der Menſch ſelbſt ſchafft, der böſen Gelüſten Gehör gibt, und von dem Pfade der Natur abweicht. Wer der Natur getreu bleibt, und die Gefühle nährt und ausbildet, die ihr Anblick in uns erregt, wird ſich vor ſolchen Verſuchungen geſichert empfinden. Ja, wenden wir heute wieder unſern Blick der Natur zu, die ſo groß und ſo herrlich iſt, und uns zu dem Höhern hinanhebt. Nächſt dem Sternenhimmel gibt es wohl keine erhabenere Erſcheinung als das Meer, den Ozean. Ihr habt von Euren Lehrern wohl ſchon manches von dem Meere erfahren, von den Stürmen, die es durchziehen, und die es dann mit Schreckniſſen erfüllen. Wohin dann das Auge ſchweift, erblickt es nichts als Wolken und Wellen, die Eins zu ſein ſcheinen, und die Gewäſſer bilden eine graue, grauſenvolle Wüſte, die in ſteter ungeheurer Bewegung ſich zeigt. Aber Ihr dürft Euch deßhalb die unermeßliche Ausdehnung nicht als eine Wüſte denken.

Mitten im Ocean liegen blühende Inſeln, wie Ihr wißt, die das Auge erfreuen, wo glückliche Menſchen wohnen und leben können. Doch auch außer den Inſeln enthält das Meer Pflanzen und Thiere, es iſt bewohnt, wie die Erde, und gibt den Geſchöpfen, die es bewohnen, Nahrung und Gedeihen. Von den Fiſchen, die Euch Allen bekannt ſind, und über die Euch das Lernen der Naturgeſchichte Aufſchluß gibt, will ich hier nicht ſprechen, ſondern Euch eine andere Mittheilung machen, die Euch wohl noch nicht bekannt ſein dürfte.

Wenn ein Schiff, mitten im Ocean, in gänzlich unbekannten Gegenden, von den Winden hin und her getrieben wird, und die armen Menſchen auf dem Schiffe ſchon ihre Vorräthe zum Unterhalte erſchöpft ſehen und ſich dem Hungertode verfallen glauben, erfreut ſie oft plötzlich ein ungewohnter Anblick. Mitten aus den Wellen ſteigen ganze Waldungen kräftiger Seepflanzen empor, mit runden, breiten Blättern, die von dem Salzwaſſer ganz durchlöchert erſcheinen. Die Zweige und Wurzeln dieſer Pflanzen liefern ein geſundes und wohlſchmeckendes Nahrungsmittel. Die Schiffsmannſchaft pflückt dieſe Pflanzen, die ihr der gütige Himmel ſendet, und fühlt bald ihre hinſinkenden Kräfte wieder erſtarken. Der Muth kehrt wieder, die Hoffnung erwacht in allen Herzen, und mit Hilfe jener Seegewächſe vermögen die Schiffenden auszuharren und das Geſtade eines Landes zu erreichen.

Allein nicht blos ſolche Pflanzen, die wie in den Wäldern der Erde große Strecken bedecken, hat der Ocean, er hat auch ſeine Gärten und Blumen. Mitten unter den Muſcheln und den wunderbaren Korallenbäumen erheben ſich die gelben Blüthen des Seeveilchens und die Waſſerroſe, deren Stamm ſich mit Blüthen ſchmückt, wie die Roſen Eures Gartens. Das prächtigſte Gewächs, das in den Wellen keimt, iſt aber jener rieſenhafte Fucus, der aus den Tiefen des Meeres hoch emporſteigt und ſeine weite Fläche beſchattet. Wenn ein Sturm dieſe Pflanzen aus den Wurzeln reißt und ihre Stämme zerbricht, ſo treiben ſie mit allen lebenden Geſchöpfen, die ſich in ihnen aufhalten, weit in das Gewäſſer hinaus. Dann bilden ſie große, dicht verſchlungene Netze, die Alles mit fort nehmen, was ſie auf ihrem Wege antreffen. Fiſche, Muſcheln, Inſekten werden mit dieſen grünen Verzweigungen umwickelt und in fremde Gewäſſer gezogen, wo ſie dann heimiſch werden und neue Gattungen dort fortpflanzen. Sie bleiben die alten Bewohner ihres gewohnten Elements, ſie leben in den bekannten grünen Räumen unter denſelben Blättern, und ruhen in denſelben Höhlen, wo ſie zum Leben erwachten. Sie reiſen, ohne ihr eigentliches Vaterland zu verlaſſen.

Es hat Jemand vom Weltmeere geſagt, daß es ein ewiges Leben und ein ewiges Grab bedecke, und wahrlich, dieſe Bezeichnung iſt ſehr richtig.

Am 10. Januar.

Wenigen von Euch iſt es wohl ſchon zu Theil geworden, das Meer zu ſehen, Andern geht es ebenſo in Bezug auf die Gebirge. Mancher ſtirbt dahin, ohne das Eine oder das Andere geſehen zu haben. Um ſich nun dennoch eine Anſchauung zu verſchaffen, die wenigſtens annähernd an die Wirklichkeit reicht, greift man zu Abbildungen, und wir haben in jetziger Zeit an ſolchen keinen Mangel. Je mehr Kunſt auf ſolche Abbildungen verwendet wird, deſto beſſer erreichen ſie ihren Zweck, denn die Kunſt iſt ſtets beſtrebt, die Natur in ihrer Größe und Mannigfaltigkeit nachzuahmen. Nun beſitzen wir aber eine Kunſt, die es hierin am Weiteſten bringen kann, da ſie nicht blos die ſogenannten lebloſen Gegenſtände nachbildet, ſondern auch den Menſchen darſtellt, wie er lebt und handelt, wie er ſich freut und Schmerz empfindet. Dieſe Kunſt vermag uns eine erfundene Geſchichte ſo täuſchend vor unſern Augen zu entfalten, daß wir Alles mitfühlen und mitempfinden, und uns an den Ort, wo die Handlung vor ſich geht, mitten unter die Menſchen, die ſie ausüben, hinverſetzt glauben. Dieſes kann die Schauſpielkunſt bewirken.

Schon die alten Völker, die Griechen und Römer, kannten die Schauſpielkunſt. Ihre Theater waren freie, mit Sitzen umgebene Plätze, die eine große Volksmenge faßten, wohl viele tauſend Menſchen. Die Schauſpieler trugen grob gemalte und geformte Masken vor dem Geſicht und kleine Schallröhren im Munde, um ihre Züge, die bald Schrecken, bald Verwunderung, bald Heiterkeit und dergleichen auszudrücken hatten, für die Zuſchauer in dem weiten Raume kenntlicher zu machen, und durch die Schallröhre, welche den Ton der Rede verſtärkten, ihnen bis auf den letzten Plätzen verſtändlich zu werden. Dieſe Veranſtaltung iſt nun bei der Einrichtung unſerer neuen Theater, die erſtens nicht ſo groß, zweitens vollkommen geſchloſſen ſind, nicht mehr nöthig, jedoch müſſen auch unſere Schauſpieler durch Schminke und andere Mittel ihren Geſichtern den erforderlichen Ausdruck zu geben ſuchen, und ſich befleißigen, laut und vernehmlich zu ſprechen.

Die Kunſt des Schauſpielers iſt eine ſehr ſchwierige. Er muß Vieles von der Kunſt des Malers und Bildhauers in ſich vereinigen, und dazu noch die Gabe des Redners beſitzen; er muß ſeine Geſichtszüge und Geberden im vollkommenſten Maaße beherſchen, und mit einer ſehr regen und lebendigen Phantaſie oder Einbildungskraft begabt ſein, um ſich in jede erforderliche Gemüthsſtimmung verſetzen zu können, die ihn befähigt, ſo zu empfinden, wie es die augenblickliche Handlung in dem von ihm dargeſtellten Stücke erheiſcht. Während Maler und Bildhauer ſich eines fremden Stoffes zu ihren Darſtellungen bedienen, und Farben, Marmor, Holz u. ſ. w. dabei anwenden, hat der Schauſpieler zur Darſtellung ſeines Kunſtwerkes nichts als ſeinen eigenen Körper. Er muß daher dieſen ſo ausbilden und in ſeiner Gewalt haben, daß er ſich ihm zu Allem, was er von ihm fordert, willig herleiht. Wenn die andern Künſtler im Stande ſind, irgend einen Fehler, der ſich bei ihrer Arbeit einſchleicht, hinterher zu verbeſſern, und den Andern, die ihr Kunſtwerk ſpäter anſchauen, auf ſolche Weiſe ihre Fehler entziehen, ſo kann der Schauſpieler, der im Augenblicke ſchafft, nicht ſo verfahren, und Alles, was er hinſtellt, mit allen Fehlern und Mängeln dem Urtheile der Menge preisgeben. Er muß daher ſeine Aufgabe vorher in allen ihren Theilen wohl überdenken, ſich auf Alles gehörig vorbereiten, und durch fleißiges Einüben eine ſolche Sicherheit erlangen, daß es ihm mit einem Wurfe gelingt, und man daran nichts mehr auszuſetzen finde. Die Aufgabe, welche der Schauſpieler in einem Stücke auszuführen hat, nennt man, wie bekannt, ſeine Rolle, und die Mühe, die er ſich damit gibt, ſie darzuſtellen, heißt: die Rolle ſtudiren. Das Schwere, was in der Sache liegt, hat die großen Schauſpieler ſehr ſelten gemacht, allein ſie erregen deßhalb auch eine deſto größere Bewunderung.

Der Eindruck, den ein gutes und meiſterhaft dargeſtelltes Schauſpiel auf die Zuſchauer hervorbringt, iſt groß. Es kann Weinen und Lachen erregen, es kann mit Schrecken erfüllen, es kann aber Menſchen veredeln und beſſer machen. Mancher erblickt in dem Schauſpielhauſe ſein eigenes Bild, er ſieht ähnliche Verhältniſſe und Verwickelungen, wie die ſind, in denen er ſich befindet, und er lernt daraus oft, wie er ſich zu benehmen hat, welche Klippen er vermeiden, welche Wege er einzuſchlagen hat. Man ſagt gewöhnlich, daß das Theater ein Spiegel des Lebens ſei, und das iſt es auch, weil es uns ein treues Abbild unſerer Lebensverhältniſſe darſtellt, allein es iſt auch eine Schule des Lebens, weil es uns Verhältniſſe mit einer ſcheinbaren Wahrheit vorführt, die wir noch nicht kennen, und aus denen wir eine Belehrung ſchöpfen, die uns zu Gute kommen kann, wenn wir auf Wege gerathen, die uns in andere Kreiſe und zu andern Beſtimmungen führen.

Ein gutes Theater zu beſuchen, gewährt mithin Vergnügen und Belehrung, und es iſt daher wohl zu empfehlen. Nur müſſen Eltern und Lehrer für Euch ſolche Stücke ausſuchen, aus denen Ihr Beides ſchöpfen könnt, da gar oft Poſſen ohne Geſchmack und Züge menſchlicher Verworfenheit auf dem Theater dargeſtellt werden, die beſſer nie dargeſtellt werden ſollten, und die jedenfalls auf ein jugendliches Gemüth eine unangenehme Wirkung machen. Auch hier, wie überall, ſoll daher der Grundſatz gelten: Vorher zu prüfen, und nur das Beſte zu wählen, und da Euch noch nicht die Kraft und Einſicht ſelbſt zu prüfen zuſteht, ſo müßt Ihr Euch hierbei ſtreng der Wahl und Führung Eurer Vorgeſetzten unterwerfen.

Am 11. Januar.

Vielen von Euch, meine geliebte Leſer, iſt es nicht beſchieden, in der Stadt zu leben. Eure Eltern wohnen auf dem Lande, und Ihr könnt daher nicht das Theater beſuchen, und nichts von Allem dem genießen, wodurch die Bürger in den Städten für ihre Unterhaltung im Winter geſorgt haben.

Im Sommer da fragt Ihr wohl nichts darnach, und da iſt die Reihe an den Städtern, Euch zu beneiden. Welche Reize der mannigfachſten Art erfüllen dann Euren ländlichen Wohnort! Wie prächtig glänzen die Wälder im Thau, wie herrlich beſtrahlt ſie die Sonne! Wie ſchön blühen die Blumen im Garten, wie erhebend iſt der Anblick eines Fruchtfeldes! Und wie ſchön iſt Alles erſt im Herbſte! Wenn die blaue Traube vom Gelände blinkt, wenn das Obſt reif iſt und die bunteſten Farben im Laube ſpielen! Die Luft iſt ſo rein, erfriſchend und ſtärkend, und Ihr athmet ſie frei und ungehindert von den Ausdünſtungen, welche die engen Straßen der Städte erfüllen. Allein anders iſt es im Winter. Die Bäume ſind entlaubt, und ſtatt der ſingenden und jubelnden Vögelſchaar, kommen die krächzenden Raben und Krähen herbei, und verkünden Euch, daß der Winter da iſt. Da überfällt wohl Manchen ein ſchwermüthiges Gefühl, doch darf man das nicht Wurzel faſſen laſſen. Auch im Winter iſt die Natur groß und ſchön. Der Nordwind, der durch den Wald brauſt und die Stämme entwurzelt, iſt er nicht groß und erhaben; die Bäche, die aus ihren Ufern treten und dann zu Eis erſtarren, gewähren ſie nicht ein ſchönes Schauſpiel? Jeder Augenblick zeigt Euch etwas Neues, und wenn die Sonnenſtrahlen durch das dunkle Gewölk brechen, ſo iſt es wie ein Feſt, das die Seele erheitert. Erwacht man Morgens auf dem Lande, ſo erkundigt man ſich angelegentlicher nach dem Wetter, wie in der Stadt, weil auf dem Lande das Wetter ſtets eine wichtige Sache iſt. Wer ſich den innern Sinn für die Erſcheinungen in der Natur wach erhält, wird bei jedem Blick, den er um ſich wirft, zu neuen Betrachtungen aufgefordert. Blickt Ihr auf Euren Garten, in welchem nichts mehr blüht und Alles abgeſtorben erſcheint, ſo denkt Ihr daran, daß die Zeit nicht mehr fern iſt, wo die Keime wieder zum Leben erwachen werden, und er ſich mit ſeinen ſchönſten Reizen für Euch ſchmücken wird. Die Wälder ſtehen ſo traurig da, allein vertieft Euch nur hinein, hier die Tannen und Fichten, die im Sommer ſo ſchwarz erſcheinen, wenn das Laubholz ſie umgibt, ſind jetzt gar prächtig grün, der immergrüne Epheu rankt luſtig an den Stämmen empor, und die ſaftigen Mooſe wuchern überall auf dem Boden, von keinem blätterreichen Gebüſche verdrängt. Dieſer Pflanzenwuchs im Winter iſt wie der Gedanke an das andere Leben, welcher oftmals durch die trübe Gegenwart unſers Erdenlebens hindurch bricht.

Habt Ihr einen ſolchen genußreichen Spaziergang im Freien gemacht, und kehret Ihr heim, ſo findet Ihr das Zimmer gewärmt, es iſt indeß Abend geworden und die Lichter werden gebracht. Was im Sommer ſeinen Geſchäften nachgeht oder ſich draußen herumtummelt, iſt jetzt gar heimlich vereinigt. Da liegen gute Bücher auf dem Tiſche, aus denen vorgeleſen wird, oder Einer von Euren Angehörigen erzählt alte Geſchichten oder Erlebniſſe, die ihm ſelbſt zugeſtoßen ſind, oder die er von andern glaubwürdigen Perſonen vernommen hat. Draußen heult der Sturm, innen aber iſt's warm und traut, und Ihr habt Eure Lieben, die Eure Einſamkeit mit Euch theilen, noch einmal ſo lieb. Die Bruſt iſt Euch ſo voll, und Ihr müßt Euch mehr als einmal ſagen: Wie gütig iſt doch unſer Gott, daß er für alle Zeiten und Tage uns ſo viele Freude bewahrt hat, und ſo viel Glück in einem ſo kleinen Raume als das Haus meiner guten Eltern!

Am 12. Januar.

Wohl dem Menſchen, der eine Heimath ſein nennt! Ach, es gibt Unglückliche, welche dieſes Glück verſcherzt haben. Es gibt Menſchen, welche ſich durch ein Vergehen, das ſie an ihren Mitmenſchen ausgeübt haben, welche durch ein Uebertreten der zum Wohle der menſchlichen Geſellſchaft gegebenen Geſetze aus ihrer Heimath fortgewieſen werden, theils zur Strafe, theils um eben die Geſellſchaft vor fernern Verſuchen, ihre Ruhe zu gefährden, ſicher zu ſtellen. Ein ſolcher Menſch iſt ſehr beklagenswerth. Allein und ungekannt irrt er im fremden Lande umher, er hat Niemand, der ſich ſeiner annimmt, und er ſtirbt unbeweint. Möge ihn die Zuverſicht auf Gottes Güte nie verlaſſen, und er ſich ſeiner weiſen Führung nur allein anheimgeben, ſonſt erwarten ihn noch fürchterlichere Leiden, und er kann in einen Abgrund ſtürzen, aus dem ihn nichts mehr zu erretten vermag.

Der arme Verbannte irrt durch die Länder und Völker; er blickt die Menſchen an, ſie blicken ihn an; aber ſie erkennen ſich nicht. Der Verbannte ſteht immer allein:

Wenn er Abends aus dem Thale den Rauch der Hütten emporſteigen ſieht, dann ſpricht er wohl zu ſich ſelber: Glücklich der, der Abends hier einkehren kann, und die Seinigen im Familienkreiſe vereinigt ſieht, und ſeinen Platz in ihrer Mitte einnehmen darf. Aber der Verbannte ſteht immer allein.

Wie der Wind die Wolken treibt und jagt, ſo treibt der innere Sturm auch den armen Verbannten, der nirgend eine Stätte findet, wo ihn Liebe empfängt, wo ihm Vertrauen entgegen kommt. Denn der Verbannte ſteht immer allein.

Ach, die Bäume ſind wohl ſchön, die Blumen ſind ſo lieblich; allein es ſind nicht die Bäume und Blumen ſeiner Heimath. Sie erwecken nur ein wehmüthiges Gefühl in dem armen, verlaſſenen Verbannten.

Der Bach fließt murmelnd durch die Wieſen, aber es iſt nicht jenes Murmeln, das er in ſeiner Kindheit vernahm. Es erweckt keine Erinnerung in ſeiner Seele, als die des Schmerzes. Armer Verbannter!

Die fremden Leute ſehen wohl ſeine Thränen und fragen ihn nach der Urſache; allein wenn er ſie ihnen verkündet, ſo weinen ſie nicht mit ihm, denn die fremden Leute verſtehen nicht den armen Verbannten.

Dort erblickt er einen Greis, von ſeinen Kindern und Enkeln umgeben, allein der Greis nennt ihn nicht Sohn, und die Kinder nennen ihn nicht Bruder. Er ſteht allein, der arme Verbannte, mit ſeinem Schmerz allein, inmitten des Glückes, das ihn umgibt.

Vater und Mutter, Geſchwiſter und Freunde hat man nur daheim; in der Fremde unter Fremden ſteht und bleibt der Verbannte allein. Sie ſprechen nicht ſeine Sprache, ſie kennen nichts von ſeinen Gewohnheiten, ſie verſtehen ihn nicht und kümmern ſich nicht um ihn. — —

Armer Verbannter! Laſſe den ewigen Troſt in deine trübe Seele hereinbrechen! Denke daran, daß du ein anderes Vaterland noch haſt, als das hier auf Erden, daß ein guter Gott dich dahin leitet, und dir deine wahre, aufrichtige Buße und Reue hienieden vergelten wird!

Darum, Ihr Kinder, bleibt treu der Heimath, ehret die Geſetze, und bewahret Euch vor dem erſten Fehltritt, der Euch des koſtbarſten Schatzes hienieden beraubt: der frommen Stätte, in welcher alle Eure heiligſten Gefühle wurzeln, wo Eure Eltern lebten und Eure Lehrer, wo ihre Gräber dereinſt ſein werden, und wo Ihr ſelbſt im Mißgeſchicke nicht ganz elend werden könnt!

Am 13. Januar.

Hörtet Ihr den Sturm durch die Wälder brauſen? Hörtet Ihr das Knarren der Wetterfahnen, das Herabfallen der Ziegel von den Dächern, das Heulen in der Luft? Das iſt wohl ſchauerlich, doch erfüllt es Euch mit einem ruhigen Gefühl, Euch im ſchützenden Hauſe, auf dem feſten Lande zu wiſſen. Aber wenn Ihr einmal einen Sturm auf offenem Meere erlebt habt, dann werdet Ihr die Macht erkennen, die Furchtbarkeit ganz ermeſſen, welche dieſer Erſcheinung inwohnt. Ich will Euch heute den Bericht eines Reiſenden mittheilen, der auf eine recht anſchauliche Weiſe einen Seeſturm ſchildert, den er ſelbſt erlebte.

Wir hatten, ſo erzählt der Reiſende, das Land aus dem Geſicht verloren, und ſegelten mit gutem Winde. Allein gewiſſe Anzeigen eines nahenden Sturmes ſchienen dem Kapitän Sorge zu machen. Endlich, mit dem hereinbrechenden Abende, erhob ſich ein ſtärkerer Wind, der von Stunde zu Stunde an Stärke zunahm; die Wellen wurden Gebirgen ähnlich, das Schiff knarrte und knackte, die Taue ſchlugen an einander und ſchrillten und klapperten. Die Segel wurden alsbald eingezogen, das Schiff taumelte von einem Abgrunde zum Andern, und ſo oft es auf die Seiten geworfen wurde, war es, als ob die Maſte von den Wogen zerbrochen würden. Die Wellen, die ſich an dem ſchweren Schiffe brachen, überflutheten das Verdeck; die Paſſagiere waren Alle, bis auf mich, in die untern Räume hinabgeſtiegen, um der Mannſchaft bei der Arbeit den Platz nicht zu nehmen. Von unten hörte man das Aechzen der Kranken und das Poltern der von der übermäßigen Bewegung hin und her und übereinander fallenden Kiſten und Fäſſer. Das Schiff ſelbſt, das ſehr ſtark und feſt gebaut und aus ungeheuern Holzſtücken gezimmert war, ſtreckte ſich und dehnte ſich und krachte dabei ſo, als wenn es jeden Augenblick zerberſten wollte. Der Anprall des Meeres am Vordertheile ſchallte wie ein Kanonenſchuß.

Es war zwei Uhr Morgens, und der Sturm hatte noch immer zugenommen. Ich ließ mich mit Tauen an den Hauptmaſt feſtbinden, um nicht von den Wellen fortgeriſſen zu werden, wenn das Schiff in die Höhe geworfen und dann wieder zurückgeſchleudert wurde, wobei das Verdeck faſt gerade aufwärts wie ein Baum zu ſtehen kam. In meinen Mantel gehüllt, betrachtete ich dies erhabene Schauſpiel. Der zweite Kapitän des Schiffs, es war nämlich ein Kriegsſchiff, das immer mehrere Befehlshaber am Bord hat, war in dieſer ſchrecklichen Gefahr unabläſſig beſchäftigt. Bald gab er Befehle, und legte ſelbſt Hand an, dann ſtieg er hinab, um die Kranken und Aengſtlichen zu tröſten und ihnen Muth einzuflößen. Er zeigte ein muthvolles und zugleich weiches Herz in dieſen Stunden der Gefahr, die ſchönſten Eigenſchaften eines Mannes. Mit dem Aufgang der Sonne, der ſich nur durch einen falben Schein verkündete, der durch die Wolken brach, hofften wir Linderung unſerer Leiden, allein ſie wurden nur noch größer, da wir jetzt ſahen, wie aus weiter Ferne die ſchäumenden Meereswogen wie einherrollende Gebirge auf uns losſtürzten, und hinter ihnen wieder Andere und ſo fort ohne Ende. Das große mächtige Schiff war wie ihr Spielball, bald ward es in die Höhe geſchleudert, bald in den Abgrund geſtürzt; der Kiel fuhr manchmal hinab, als gingen wir unter, das Waſſer fluthete überall herein, dann zerſtäubte der Sturm wieder alle Wellen, und das Meer zeigte nichts als wirbelnden Schaum, der das Schiff im Kreiſe drehte. In dieſem fürchterlichen Zuſtande verging der Tag; der Kapitän berieth ſich mit ſeinen Untergebenen, was zu thun ſei. Man wollte verſuchen, nach der Inſel Cypern zu ſteuern, die jedoch noch über achtzig Seemeilen von dem Orte entfernt ſein mußte, wo wir uns gerade befanden. Mit Hilfe des Kompaſſes und der Karte ſind nämlich die Schiffer im Stande, die Entfernung anzugeben. Nach Cypern war der Wind günſtig und trieb uns drei Meilen in der Stunde, aber das Meer wurde nicht ruhiger.

Den Frauen und Kranken ward ein wenig kalte Suppe gereicht, die Männer aßen ein Stück Schiffszwieback und tranken einen Schluck Rum dazu, um ihre Kräfte zu erfriſchen. So bricht die zweite Nacht heran, und ſie iſt noch weit ſchrecklicher als die vorhergehende. Jetzt lagen die Wolken förmlich auf dem Meere, unzählige Blitze fuhren hernieder, und der ganze Horizont ſchien in Feuer zu ſtehen; der rollende Donner vermehrte das Grauſen. Drei Mal ſchlägt es ganz in unſerer Nähe ein. Dann war es bei dem Wiederſchein in den Wellen, als ob wir von feurigen Schlangen umgeben wären. Die Menſchen auf dem Schiffe ſchrien vor Angſt; es war der entſetzlichſte aber auch der erhabenſte Augenblick, den dieſer Seeſturm bot; denn inmitten aller Schreckniſſe fühlte das gebrochene Herz ſich wieder gehoben, bei dem Gedanken an die Allmacht des höchſten Gottes. Neun volle Stunden rollte der Donner unausgeſetzt; dann ging die Sonne auf, und der Sturm und das Wetter legten ſich. Das Meer ſah wie eine kochende Maſſe aus. Wir ſchifften jetzt nicht mehr ſo ſchnell, aber die Gefahr war vorüber, und wir gelangten endlich nach allen Gefahren, demnach glücklich, nach der Inſel Cypern.

Am 14. Januar.

Ihr ſeid ſchon oft an den Gebäuden vorübergegangen mit ſtarken Mauern und feſten Thüren, mit kleinen Fenſtern, vor welchen dicke Eiſenſtäbe angebracht ſind und mit Wächtern beſetzt, die Alles genau betrachten, was ein- und ausgeht. Wir wollen heute den Blick auf dieſe Wohnſtätten des Verbrechens, auf die Gefängniſſe werfen, wo der Freiheit der Menſchen Feſſeln angelegt werden. Ueberwindet immerhin den Widerwillen und die Abneigung, die Ihr empfindet, und folgt mir auch an dieſen Ort des Schreckens, wo Menſchen, die Eures Gleichen ſind, wie Ihr mit denſelben Rechten, zu denſelben Freuden und Genüſſen geboren, ein elendes Daſein hinſchleppen, unter der Laſt der Ketten, im groben Strafkleide, umgeben von einer Luft, die von dem Gift des Verbrechens ganz erfüllt ſcheint. Denkt Euch dieſe Menſchen, durch ſpärliche Nahrung erhalten, die bei dem kleinſten Fehltritte, den ſie ſich hier zu Schulden kommen laſſen, Mißhandlungen zu erdulden haben, die ſtets den Anblick des ſchweren Leidens ihrer Mitgefährten vor Augen haben, und in banger Erwartung ihrer Verurtheilung dahinleben, und Ihr werdet ſelbſt mit denen Mitleid empfinden, welche ſich ſchwer an der menſchlichen Geſellſchaft vergangen haben, und von ihr ausgeſtoßen, jene Strafe erleiden müſſen, die das Geſetz über ſie verhängt.

Bei Vielen, welche in den Gefängniſſen ſchmachten, iſt das Urtheil noch nicht geſprochen. Sie ſind nur vorläufig dahin gebracht worden, bis daß die Richter ihr Vergeben genau unterſucht haben, um hiernach die eigentliche Strafe zu ermitteln, welche das Geſetz ausſpricht. Das Geſetz will nämlich, daß jedes Vergehen beſtraft werde. Eine öffentliche Sühne muß ſtattfinden, um die menſchliche Geſellſchaft ſicher zu ſtellen, und dem, was recht iſt, genug zu thun. Darum aber erheiſcht es die Pflicht gewiſſenhafter Richter, die Unterſuchung zu beſchleunigen, und dem Verbrecher nicht durch ein langes Gefängniß noch ein Uebermaß der Strafe aufzuerlegen. Denn ſelbſt gegen den Menſchen, der die ſchwärzeſte Miſſethat verübte, darf die Menſchlichkeit nicht aus den Augen geſetzt werden.

Oft, liebe Kinder, iſt es aber ſchon der Fall geweſen, daß Menſchen eingekerkert wurden, welche unſchuldig waren. Ihr werdet fragen, wie ſolches möglich ſei? Es gibt hin und wieder ſolche verwickelte Fälle, daß es dem einſichtsvollſten und wohlwollendſten Richter nicht möglich wird, die Wahrheit zu ermitteln; es gibt Fälle, wo der Schein des Verbrechens da iſt, und doch kein Verbrechen verübt wurde, wo Verdacht oder Bosheit gegen einen Menſchen zeugen, und ihm alle Mittel benommen ſind, ſeine Unſchuld an den Tag zu legen. Das iſt ſchrecklich, nicht wahr? Bedenket, was ſolch' ein unſchuldiger Menſch empfinden muß, und wie hart ihm die Strafe werden muß. Aber dennoch erhebt ihn dabei Ein Gedanke, und das iſt der Gedanke an ſeine Unſchuld, ſein ſchuldloſes Gewiſſen, das keine Reue drückt, denn die gräßlichſte Strafe bleibt doch immer das Bewußtſein der Schuld, die verübte Frevelthat. Ein Verbrecher, der noch nicht ganz entmenſcht iſt, muß Höllenqualen erdulden, auch wenn ihn nicht die menſchliche Gerechtigkeit ereilt, ſeine Ruhe iſt für ewig dahin, er kann ſich keiner

Luſt mehr überlaſſen, die Furcht vor Entdeckung verfolgt ihn ſtets, und peinigt ihn mehr als die Strafe, wenn er entdeckt iſt.

In früheren Zeiten waren die Kerker fürchterlich; in unſern Tagen, wo man menſchlicher geworden iſt, hat man ſie beſſer eingerichtet. Es ſind große Arbeitshäuſer geworden, wo die Gefangenen nach ihrer Befähigung irgend ein Geſchäft beſorgen müſſen. Sie kratzen Wolle, ſpinnen dieſelbe und weben Tücher daraus; oder ſie verfertigen Kleider, ſie machen Schuhe und Stiefel, ſie flechten Körbe und dergleichen mehr. Solche Gefangene, welche ſchreiben können, führen die Bücher und ſchreiben die Rechnungen. Wer ſich durch ordentliche Aufführung Zutrauen erworben hat, wird zur Beaufſichtigung der Andern angeſtellt und genießt gewiſſer Vorrechte. Wer beſonders fleißig iſt und mehr erwirbt, als nöthig iſt, um ſeinen Beitrag zur Erhaltung der Anſtalt zu liefern, erhält dieſes Mehrerworbene als Geſchenk, das geſammelt wird, und ihm dann, wann er als gebeſſerter Sträfling entlaſſen werden kann, übergeben wird, um irgend ein Geſchäft damit für ſich beginnen zu können. So ſind denn die Gefängniſſe wahre Beſſerungsanſtalten geworden, welche diejenigen, die mit irgend einem Verbrechen belaſtet hingekommen ſind, zu einer nützlichen Thätigkeit anhalten, und ihnen die Wohlthat dieſer Thätigkeit zeigen und ihnen ihren Vortheil auch zukommen laſſen. Allein immer iſt der Aufenthalt in einem Gefängniſſe, und ſei die Verwaltung deſſelben auch noch ſo menſchlich, ein ſchweres Loos, ein hartes Unglück, denn er beraubt den Menſchen des freien Willens zu handeln, der angebornen Freiheit, die Jeder als das ſchönſte, unveräußerlichſte Gut ſchätzen und ehren ſoll.

Am 15. Januar.

Wir haben zu unſern letzten Betrachtungen trübe Gegenſtände gewählt; wir wollen heute wieder einmal einen heitern folgen laſſen, der uns einen fröhlichen Eindruck zurückläßt.

Werfen wir einen Blick um uns. Es iſt die Zeit des Faſchings, Muſik und Tanz ertönt, die Erwachſenen ergötzen ſich auf Bällen. Ei, warum ſollten die Kleinen nicht auch einmal ein ſolches Vergnügen genießen? Unter den Augen ihrer Vorgeſetzten mag ſo etwas ſchon erlaubt ſein. Der Tanz gibt dem Körper Gewandtheit, ein Menſch, der gut tanzen kann, weiß ſich beſſer zu halten, als ein Anderer; die Muſik beim Tanzen erfüllt das Herz mit Freudigkeit; wenn Kinder recht fleißig waren und ſich folgſam und brav zeigten, ſoll man auch nicht zu karg das Vergnügen zumeſſen, und das Vergnügen, wenn es wirklich ergötzen ſoll, muß recht mannigfaltig ſein. Darum wollen wir heute miteinander einen Ball beſuchen, wo Kinder ſich freuen und fröhlich ſind, und mit ihnen uns freuen und fröhlich ſein.

Es iſt ſechs Uhr und der Ball nimmt ſeinen Anfang, denn er darf weder ſo lang, noch ſo ſpät in die Nacht hinein dauern, als der Ball großer Leute, und daher wollen wir ihn auch früher anfangen laſſen, damit die Freude nicht gar zu kurz wird. Da ſitzen nun die kleinen Tänzerinnen; die Kleinſte iſt drei, die Aelteſte iſt nicht über vierzehn Jahre alt. Wie ſie lächeln, wie man den friſchen Geſichtchen die Freude anſieht, die ſie empfinden! Sie ſcheinen mit den Blicken das Parkett des Saales zu meſſen, dann blicken ſie wieder auf ihre hübſchen Kleider, und muſtern die Bänder und Blumen, mit welchen die gütige Mutter ſie heute geſchmückt hat. Dann ſchauen ſie wieder nach ihren Müttern hin, und dieſe leſen Dank in den hübſchen kleinen Augen, Dank für das Vergnügen, das ſie ihren Kindern ſo gütig gewährten.

Vor ihnen durchwandeln die Tänzer, im gleichen Alter mit den Mädchen, den Saal; ſie gehen Arm in Arm, machen ihre Bemerkungen, loben hier, tadeln dort, was man Kritiſiren nennt; gerade wie es die Großen machen. Sie wählen auch ſchon im Voraus ihre Tänzerin.

Nun gibt das Orcheſter das Zeichen, und der muntere Hauſe der Kinder erhebt ſich; Alles iſt voll Luſt und Vergnügen, und die Eltern empfinden das mit. Es iſt ein großes, ſchönes Familienfeſt!

Kuchen, Früchte, wohl auch Gefrorenes wird umhergetragen, und die Kinder greifen zu und laſſen ſich's ſchmecken. Da ertönt die Tanzmuſik! Wie ſie da, Groß und Klein, ſich reihen und nun zu tanzen beginnen, was die kleinen Beine nur im Stande ſind. Nichts vermag ſie aufzuhalten, ſie achten ſchlecht auf Ordnung und Takt, ſie hüpfen und ſpringen, daß es eine Freude iſt. Allein, mit einem Male ſtockt's hier oder dort. Einige der kleinſten Pärchen bleiben zurück, mit Mühe nur unterdrücken ſie die Thränen, weil ſie den Größern es nicht gleich zu thun vermögen. Jetzt treten ſie laut weinend aus der Reihe, und die Mütter eilen lächelnd hinzu, küſſen ihre Kleinen, geben ihnen Zuckerwerk und führen ſie auf die Plätze zurück, die ſie beim Beginn des Tanzes verlaſſen haben.

Ein Troſt ſoll ihnen werden. Man bringt eine Menge kleiner Tiſche herbei, die mit leichten Speiſen beſetzt ſind; die Muſik ſchweigt, die Kinder reihen ſich um die Tiſche, und das Abendeſſen nimmt ſeinen Anfang. Ei, wie es da hoch hergeht! Die Mütter von den Kleinſten ſetzen ſich zu dieſen, legen ihnen vor, und freuen ſich ihres guten Appetits. Nach der Mahlzeit hat das Feſt für diesmal ein Ende, mit vollem Magen darf nicht getanzt werden. Allein noch lange lebt es mit ſeinen heitern und glänzenden Erſcheinungen in der Erinnerung fort, und manches der Kleinen wird, wenn es einſt auf größern Bällen tanzt, des heitern Kinderfeſtes noch gedenken.

Am 16. Januar.

Wir haben jetzt Winter, aber es gibt auch Länder in Europa, die faſt nichts vom Winter wiſſen, wo Alles grün bleibt und ſchön, wo man nie Schnee und Eis ſieht, als auf den höchſten Bergen, wo ſie, wie Ihr wohl wiſſen werdet, im Winter und Sommer liegen bleiben, wo während einiger Wochen ein ſtarker Regen fällt, und dann wieder Alles in voller Blüthe prangt. So iſt's in Griechenland, in Italien, in Spanien. Da leben denn die Leute auch anders als wir, ſie brauchen keine verſchloſſenen Häuſer, keine Ofen, keine Pelze; ſie brauchen nicht für den Winter zu ſorgen, den ſie kaum dem Namen nach kennen. Dieſe Völker leben darum ein reineres Naturleben als wir, denn ihre ſchöne Natur ſorgt für alle ihre Bedürfniſſe. Sie ſind nicht ſo gebildet wie wir, haben keine guten Schulen, und überlaſſen ſich harmlos Allem, was der Augenblick ihnen eben bringt. Ihre Geſichtsfarbe iſt braun, von der Sonne verbrannt, ihre Kleider beſtehen aus einigen Stücken bunten Zeuges, oft zerriſſen, aber immer von grellen Farben. Sie wiſſen ſich darin maleriſch zu kleiden, ſie ſchlagen ein Stück wie einen Mantel um die Glieder, und tragen ſich ſtolz und vornehm. Wenn dieſen Leuten auch das Nothwendigſte, nach unſern Begriffen, zu fehlen ſcheint, ſo lieben ſie es doch, ſich zu putzen und zu ſchmücken. Kleine blanke Schnallen, Federn, Blumen, Bänder ſind ihre Freude, und darin haben ſie mit Euch, Kinder, Aehnlichkeit, und deßhalb ſagt man von dieſen Völkern wohl auch, ſie wären kindlich, ſie beſäßen einen kindlichen Sinn. Ihre Verkaufsladen ſchmücken ſie mit Blumen und ſchönen Früchten, die ſie zierlich aufzuſtellen verſtehen. Aus Allem geht hervor, daß man den

Blick erfreuen und die Einbildungskraft erregen will. Die Milde des Klimas erlaubt den Arbeitern ihre Geſchäfte auf der Straße, unter freiem Himmel, zu verrichten. Schneider und Schuhmacher, Schmiede und Faßbinder, Alles ſchafft vor den Thüren; eine ſolche Straße hat das Anſehen einer großen Fabrik. Auch häusliche Verrichtungen gehen auf der Straße vor ſich. Man ſieht kleine Herde und Ofen vor den Thüren, wo gekocht und gebraten wird. Abends wird im Freien geſungen und getanzt, und da die Bewohner des Südens ohnehin lebhafter ſind als die Menſchen des Nordens, ſo könnt Ihr Euch von dem lauten Lärm, der dort herrſcht, kaum einen Begriff machen. Dabei ſind die Leute ſehr arm, allein wozu brauchten ſie Reichthum? Für ſie iſt kein ſtrenger Winter da, wo man Holz zum Heizen haben muß, wo die Lebensmittel theurer werden, auf den man ſich vorbereiten muß, um nicht Mangel zu leiden. Ihnen bietet ihr gütiger Himmel das ganze Jahr hindurch, was ſie zu ihrem Unterhalte nöthig haben. Aber beneidet deßhalb die Südmenſchen nicht; wir haben dennoch Freuden, die ſie nicht kennen, wir beſitzen ein Glück, das ſie entbehren; doch darüber will ich mit Euch ein Andermal ſprechen.

Am 17. Januar.

Geſtern waren wir nach dem Süden gewandert, und ich erzählte Euch von den Menſchen, die den ganzen Winter über keinen Schnee ſehen und im Freien zubringen können; das können wir nun freilich nicht. Bei uns fallen die weißen Flocken reichlich vom Himmel, und Ihr wißt ſchon, daß dieß eine Wohlthat für unſere Felder, wie für uns ſelbſt iſt, weil ſonſt die Kälte einen zu ſtarken Einfluß gewänne und verderblich würde. Aber auch eine Freude bringt uns der Schnee, eine Freude, um die uns der Südländer, wie um ſo viel anderes noch, was wir beſitzen, beneiden könnte. Iſt es nicht luſtig, wenn die Schellen im fröhlichen Geläute ertönen, wenn die Peitſchen knallen und ein Zug Schlitten auf dem Schnee wie der Wind einherfährt? Alles iſt in gute warme Mäntel gehüllt, die Pelzkappe wird über die Ohren gezogen, die dicken Handſchuhe angethan, und nun eingeſeſſen und auf und davon! Da gibt's kein Stoßen und Werfen, wie wenn man im Sommer über das holperige Steinpflaſter fährt, das gleitet raſch und geräuſchlos dahin, und deßhalb hat man den Pferden die Schellen umgehängt, damit die Schlitten ſich ſchon aus der Ferne anmelden und man ihnen aus dem Wege gehen kann, weil man ſonſt leicht überfahren werden könnte.

So wie bei uns das Schlittenfahren nur zum Vergnügen dient, ſo aber iſt es auch bei den Völkern des Nordens die einzige Art, im Winter zu reiſen. Dort bedeckt der Schnee mehrere Monate hindurch das ganze Land; er füllt die Thäler aus, und bedeckt oft die Wohnungen der Menſchen, die ſich dann mühſam zur freien Luft hindurcharbeiten müſſen. In vielen Gegenden, wie zum Beiſpiel bei den Lappländern und Grönländern ſpannt man Rennthiere vor die Schlitten. Dieſes Thier kann die Kälte beſſer vertragen wie das Pferd, lebt größtentheils von dem Mooſe, den es ſich unter dem Schnee hervorſucht, und läuft mit ſeinen leichten Hufen überall ſchnell durch die Schneemaſſen, wo das Pferd nicht durchkommen könnte. Jene Menſchen haben große Heerden von Rennthieren, denn ſie dienen ihnen nicht blos zum Ziehen der Schlitten, ſondern ſie ſchlachten ſie und eſſen ihr Fleiſch, welches ſehr ſchmackhaft iſt, ſie kleiden ſich in ihr Fell, das ſehr wärmend iſt, und ſelbſt die harten Sehnen und Flechſen der Rennthiere gebrauchen ſie, wie wir unſern Zwirn und Bindfaden. Im nordöſtlichen Sibirien und in Kamtſchatka ſpannt man auch Hunde vor die Schlitten, aber das iſt eine ganz beſondere Art von Hunden, die größtentheils von Fiſchen leben. Solch' ein Hundefuhrwerk geht ſchnell, das könnt Ihr wohl denken! Allein wir wollen vor der Hand mit unſern mit Pferden beſpannten Schlitten zufrieden ſein, und wenn wir von der Schlittenpartie nach Hauſe kommen, uns einen erwärmenden Trunk erbitten, und uns die Naſenſpitze wohlweislich reiben, die ziemlich roth geworden iſt.

Am 18. Januar.

Ein Schneeſturm iſt das Fürchterlichſte, was einem Wanderer in den Hochgebirgen begegnen kann. Es gibt Gegenden, welche beſonders dieſen Schreckniſſen ausgeſetzt ſind, und eine derſelben iſt jene, wo die Stadt Tamantul liegt, in den ſchottiſchen Hochlanden. Sie liegt wie begraben zwiſchen hohen Felſen, von denen wilde Sturzbäche ſich auf die Dächer der Häuſer ergießen. Schon oft wurden die Wohnungen durch die Steine, welche die Gewäſſer von den Felſen losreißen, und von dem in großer Menge herabſtürzenden

Schnee zuſammengedrückt und zerſtört, aber die beharrlichen Menſchen, die ihren Wohnort dennoch lieben, bauen ſie immer, trotz der drohenden Gefahr, wieder auf. Der blendende Schnee, deſſen Fall unſerem Auge ſo oft ſchon Unterhaltung bot, wenn ſeine Flocken wie im Wirbeltanze ſich zur Erde ſenken, ſtürzt dort in ſo dichten Maſſen herab, daß er Alles im Augenblicke bedeckt und zu verſchlingen droht. Der Wind, welcher an den ungeheuern Wäldern und den himmelhohen Felswänden einen Widerſtand findet, und ſich daran bricht, pfeift und heult, als ob die Hölle los wäre. Die Felſen, welche die laſtenden Schneemaſſen in's Thal ſchleudern, vermehren den grauſigen Lärm, und wenn der furchtbarſte Donner in ſolchem Augenblicke losbräche, ſo würde man ihn nicht hören können. Zu gleicher Zeit ſtürzen die Waſſerfälle toſend und brauſend von den Felſen, das Meer, welches in der Nähe iſt, und auch vom Sturmwind gepeitſcht, an den Ufern ſich bricht, heult und brüllt nach ſeiner Weiſe, das Krachen der zerbrochenen Bäume bleibt nicht aus, und den ganzen Tumult der Natur wiederholen die Klüfte und Schlünde im hundertſtimmigen Echo. Die Stadt Tamantul kann nur auf ſehr beſchwerlichen Straßen, die durch enge Hohlpäſſe führen, erreicht werden, und viele Reiſende fanden hier ſchon ihr Grab, die ſich ohne Führer zur Winterszeit dahin wagten. Im Jahre 1812 wurden zwei Poſtillone, welche die Briefe nach Tamantul bringen ſollten, auf jenen Wegen verſchüttet, denn der Schnee bricht ſo ſchnell herein, daß bald kein Ausweg mehr zu finden iſt, indem man weder vor noch rückwärts kann, und an den Seiten hohe glatte und ſenkrechte Felswände jedes Entrinnen unmöglich machen. Kaum hat man die Stadt verlaſſen, ſo wird die Gefahr dringend, und zwanzig Schritte vor den Thoren wäre keine Hilfe mehr möglich. Der Schnee blendet die Augen, die Zunge erſtarrt, die Füße vermögen nicht vorzuſchreiten; wenige Minuten ſind hinlänglich, um den Unglücklichen zu begraben, der ſo unklug oder unerfahren iſt, ſich in einen Kampf mit den Elementen einzulaſſen, der allem Lebenden den Untergang bereitet.

In der Schweiz, in Tirol und in den Pyrenäenpäſſen hat man im Winter mit ähnlichen Gefahren zu kämpfen.

Am 19. Januar.

Auch auf den Strömen bringt Eis und Schnee oft große Gefahr. So luſtig auch der Eislauf auf dem gefrorenen Waſſerſpiegel iſt, ſo traurig iſt's, wenn Thauwetter eintritt und das Eis bricht, und nun vom wilden, angeſchwollenen Waſſer getrieben, in großen Blöcken überall Zerſtörung hinbringt, wo irgend ein feſter Gegenſtand ſeinem Laufe ſich entgegenſtellt.

Am Rheine, in der Nähe von Philippsburg, war ein junger Bauer, um ſeinem Vater die Sorge für ſeine zahlreiche Familie zu erleichtern, unter die Soldaten gegangen, und trat als Trompeter in das Regiment Fürſtenberg ein. Er hatte Luſt zu ſeinem Inſtrumente und eine gute Lunge, daher ſchmetterte er vor allen Trompetern am Beſten, und ſeine Vorgeſetzten, wie ſeine Kameraden, hatten ihn lieb. Seine Aufführung war tüchtig, ſeine militäriſche Haltung ausgezeichnet, und er hatte noch nicht das achtzehnte Jahr erreicht, ſo war er ſchon bis zum erſten Trompeter des Regiments vorgerückt.

Acht Jahre waren verfloſſen, ſeitdem er ſein Vaterhaus nicht mehr wiedergeſehen hatte, und er ſagte oftmals bei ſich: „Wann werde ich einmal meinen alten Vater umarmen können? Wie wird er ſich freuen, wenn er mich wiederſieht!“ Endlich konnte er das Gefühl nicht mehr unterdrücken; er mußte nach Hauſe. Er erbat ſich einen Urlaub von zwei Monaten, den er erhielt, und mit ſeiner Trompete auf dem Rücken und einen Beutel in der Taſche, in dem er ſeine kleine Erſparniß in ſchönen Goldſtücken bewahrte, machte er ſich auf den Weg.

Was war das für ein Feſt für den guten Sohn! wie glücklich fühlte er ſich, nach ſo langer Zeit ehrenvoll und mit einem kleinen Vermögen vor ſeine Angehörigen treten zu können! Wie erhob ihn der Gedanke, daß er dort Wohlthaten würde ausſtreuen können, die ſeinen Brüdern und Schweſtern zu Gute kämen, und ſeinem alten Vater die letzten Tage des Lebens erhellten. Ach, leider ſollten alle dieſe ſchönen Hoffnungen zu Nichte werden!

Der junge Trompeter hatte ſich gegen das Ende des Winters auf den Weg gemacht. Der Rhein ſchien feſt zugefroren. Als er nun über den Fluß gehen wollte, um auf die kürzeſte Weiſe die Hütte ſeines Vaters zu erreichen, löſte ſich die Eisdecke plötzlich, weil bereits Thauwetter eingetreten war, mit Donnerkrachen, und brach ſogleich durch die Gewalt des nunmehr entfeſſelten Waſſers in viele Stücke. Er hatte faſt die Mitte des Fluſſes erreicht, als das Unglück hereinbrach, und der Arme konnte die Ufer nicht mehr erreichen, wo die Eisdecke noch hielt. Bald befand er ſich auf einer Scholle, die den Strom hinabtrieb. Vergebens ſpringt er nun von einer Eisſcholle zur andern; ſie ſtoßen gegeneinander, und jeder Stoß verkleinert ſie; die kleinen Stücke ſind aber nicht mehr im Stande, ihn zu tragen, und er ſteht ſchon im Waſſer. Er ruft nach Hilfe; es laufen auch viele Menſchen an den Ufern zuſammen, aber Niemand will ſich hier der augenſcheinlichen Gefahr ausſetzen, die Jedem den Untergang droht.

Sie heben die Arme zum Himmel und flehen und beten, allein das Eis treibt fort und fort, und jeden Augenblick glaubt man den jungen Menſchen untergehen zu ſehen. Der gute Sohn denkt an ſeinen Vater und an das Geld, das er bei ſich trägt, und das dazu dienen ſollte, die Lage der Familie zu verbeſſern. Es darf nicht mit ihm zu Grunde gehen, er will, daß es gerettet werde. Schnell ſetzt er die Trompete an und ſchmettert darauf ein luſtiges Stück, dann ruft er mit lauter Stimme: „Hört, Ihr Leute, fünfundzwanzig Goldſtücke ſind in meinem Beutel, die Hälfte davon ſoll demjenigen gehören, der meinen Leichnam aus dem Rheine fiſcht, und die andere Hälfte des Geldes meinem alten Vater bringt.“ Er wollte wahrſcheinlich noch hinzufügen, wo ſein Vater wohnte, da kam aber eine große Eisſcholle ihm entgegen, der Stoß warf ihn in das Waſſer, und er verſchwand in den Fluthen.

Sein Körper wurde erſt nach einigen Tagen wieder gefunden. Man überbrachte ſeinem Vater die ganze Summe, die man bei ihm fand; die Leute ehrten ſeinen Schmerz zu ſehr, als daß ſie ihm das ihm allein Gebührende entziehen ſollten. Der unglückliche Greis konnte jedoch ſeinen Gram nicht verwinden; kurze Zeit darauf ſtarb auch er.

Am 20. Januar.

Der Menſch, wenn er allein iſt, kann eine ungeheure Kraft entwickeln, ſowohl des Gemüthes als des Geiſtes und Körpers. Wenn er durch die Umſtände gezwungen wird, ſich Alles ſelbſt zu ſchaffen, ſo überſteigt nichts ſeine Erfindungsgabe, und es iſt wahrhaft wunderbar, wie er aus dem Unſcheinbarſten Nutzen zu ziehen weiß, und wie er ſich unausgeſetzt der Thätigkeit hingibt, um ſeinen Zuſtand zu verbeſſern. Dieſe innere und äußere Entfaltung wird bei trägen Naturen gehemmt, wenn ſie im Vereine mit andern Menſchen leben, in dem Vereine der übrigen Bürger, dem Staate, oder im Kreiſe der Familien. Da wiſſen ſie wohl, daß Andere für dieß oder das Sorge tragen, was zum Bedürfniſſe oder zur Annehmlichkeit erforderlich iſt, ſie wiſſen, daß Jedweder ſeinen Theil übernommen hat, um für das allgemeine Beſte, was auch wiederum dem Einzelnen zu Gute kommt, zu ſchaffen und zu wirken. Derjenige, der durch Hang und Neigung bequem iſt, oder durch Glücksgüter ſo geſtellt iſt, daß er das, was er braucht, für Geld erhalten kann, meint dann wohl, daß es ihm beſſer zieme, die Hände in den Schooß zu legen. Allein denke man ſich eben dieſen Menſchen, ganz allein, etwa auf einer wüſten Inſel, inmitten des weiten Oceans, da hilft ihm all' ſein Gold nichts, und er iſt gezwungen, für ſich ſelbſt zu denken und zu arbeiten, wenn er nicht untergehen will. Das ſchönſte Beiſpiel dieſer Art, welches uns die Schickſale eines ſolchen Einſamen auf die anmuthigſte Weiſe erzählt, iſt in einem Buche enthalten, welches Ihr wohl ſchon geleſen habt, oder, wenn dieſes nicht der Fall iſt, doch recht bald Euch verſchaffen ſollt. Es iſt dieß die Geſchichte des Robinſon Cruſoe. Ein engliſcher Gelehrter, mit Namen Daniel de Foe, benützte die Abenteuer eines engliſchen Matroſen, Alexander Selkirk, der auf eine unbewohnte Inſel ausgeſetzt worden war, um ſeine lehrreiche Geſchichte daraus zu verfertigen. Ich kann und will Euch hier dieſe Geſchichte nicht wieder erzählen, denn entweder Ihr kennt ſie ſchon, oder Ihr ſollt ſie kennen lernen, mein Wunſch iſt nur darauf gerichtet, Euch die große und weiſe Lehre, die in jenem Buche des Daniel de Foe enthalten iſt, hier mit einigen Worten in's rechte Licht zu ſetzen, damit Ihr, wenn Euch die Geſchichte des Robinſon anzieht und unterhält, doch auch darüber nicht vergeſſet, den Gedanken, der ihr eigentlich zu Grunde liegt, gehörig zu würdigen.

Robinſon war ein Menſch, der im Reichthum erzogen war, und einen ſchlechten Gebrauch davon machte. Er macht eine große Reiſe zur See, ein Sturm überfällt ihn, und ein glücklicher Zufall wirft ihn auf einen fremden, unbewohnten Strand, wo er nichts als das nackte Leben davon trägt. Alle ſeine Gefährten haben ihren Tod in den Wellen gefunden. Plötzlich ſieht er ſich allein, von Allem entblößt, hilflos und elend, und ſeine fernere Erhaltung wird nur allein von der Entwicklung ſeiner eigenen Kraft abhängen. Von dem Wracke, den Ueberreſten des geſtrandeten Schiffes, welches zwiſchen den Felſenriffen, die die Inſel umgeben, feſtſitzt, treiben die Wellen einige Gegenſtände an das Land, lauter unſcheinbare Dinge, die Robinſon ſonſt keiner Beachtung werth hielt, die aber jetzt, in ſeiner hilfloſen Lage, ihm von großem Werthe ſind. Er überzeugt ſich, daß das Unbedeutendſte wichtig werden kann, und das iſt ſchon eine Lehre für ihn, für alle Fälle des Lebens. Mit Hilfe eines Meſſers, einiger Nägel, einer Axt kann der Menſch ſchon Manches vollbringen. Die Einſamkeit ſchärft die Erfindungsgabe; die Nothwendigkeit verleiht ungewöhnliche Kräfte. Es gelingt dem Robinſon, ſich eine Kleidung zu verſchaffen, ſich eine Wohnung zu bauen, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. Er legt einen kleinen Garten an, und die Bedürfniſſe, die er hat, bringen ihn dahin, durch ſtetes Nachdenken und rüſtiges Arbeiten nicht nur die dringendſten Bedürfniſſe zu befriedigen, ſondern auch ſchon etwas für die Annehmlichkeiten des Lebens thun zu können. Das Bewußtſein, was ſich an dieſe Thätigkeit knüpft, hat ſchon viel Erhebendes, und der Arme, Verlaſſene, der dem Elende und dem Untergange verfallen ſchien, empfindet ſelbſt in der troſtloſeſten Einſamkeit ein Glück, das ihn um ſo mehr erfüllt, da er es ſich ſelbſt errungen hat. Ein Dankgefühl erfüllt ihn, und er preist den gütigen Schöpfer aller Dinge, und er wird eben durch dieſe harte Prüfung, die das Schickſal über ihn verhängt hat, ein beſſerer Menſch.

Bald lächelt ihm wieder ein heiteres Loos. Die fürchterliche Entdeckung, die er macht; daß ein Stamm Wilder, welche ihre Kriegsgefangenen tödten und verzehren, auf ſeiner Inſel landet, bringt ihm einen Gefährten. Er hat nun einen ergebenen und treuen Freund an einem Wilden gefunden, den er Freitag nennt; ſein Leben iſt nicht mehr einſam. Hier lernt er und mit ihm die Leſer des Buches, welches Glück in der Gemeinſchaft, in dem Beiſammenleben ruht. Er hat einen Helfer bei ſeinen Unternehmungen, die ſchneller und gedeihlicher vorſchreiten, er hat einen Wächter ſeiner Habſeligkeiten, wenn er ſich von ihnen entfernen muß, und endlich das Unſchätzbarſte, er hat eine theilnehmende Seele um ſich, einen Menſchen, dem er ſich mittheilen kann, der Freude und Schmerz mit ihm empfindet.

Unter dieſen Umſtänden kommt endlich der Augenblick heran, der ihn von ſeiner Inſel wieder nach Europa bringt. Ein Schiff entdeckt Robinſon und nimmt ihn auf. Er nimmt viele Andenken dieſer Prüfungsjahre mit, und vergißt auch nicht, einen großen Goldklumpen mitzunehmen, der ihn in ſeinem Vaterlande zu einem reichen Manne machen kann. Aber das Schiff ſcheitert beim Einlaufen in den Hafen, und Robinſon verliert wieder Alles, auch ſeinen Goldklumpen. Arm, aber an Erfahrungen überreich, ſieht er ſeine Heimath wieder, und die letzte Lehre, die uns nach Beendigung des herrlichen Buches in der Erinnerung zurückbleibt, iſt die: daß wir auf zufällige Glücksgüter keinen Werth legen ſollen, weil ſie uns der Zufall, der ſie uns verlieh, auch eben ſo leicht wieder rauben kann, und daß nur das allein von beſtändiger Dauer iſt, was wir uns ſelbſt errungen haben, was in uns lebt, und erſt mit uns ſtirbt, ein durch das Leben ſelbſt erworbener Sinn für das Gute und Rechte, eine im Leben geſtählte Kraft, und der Muth auch einer trüben Zukunft mit offenem, vertrauendem Auge entgegen zu blicken.

Ich bitte Euch, Ihr Kinder, leſet den Robinſon, wenn Ihr ihn nicht kennt, und kennt Ihr ihn, ſo leſet ihn jetzt noch einmal, und zieht Euch die Nutzanwendung für Euer Leben daraus.

Am 21. Januar.

Fern im Oſten von Aſien, an dem Ende dieſes ungeheuern Feſtlandes, wo es an den Ocean gränzt, erſtreckt ſich eine große Halbinſel, die nur von wenigen Menſchen bewohnt wird. Dieß iſt Kamtſchatka, die Bewohner werden Kamtſchadalen genannt. Es ſind gutmüthige Menſchen, die in der rauhen, kalten Natur, welche ſie umgibt, ein trauriges, einſames Leben verbringen. Wären ſie mit dem Muthe und der Thatkraft eines Robinſon begabt, ſie wären ſo unglücklich nicht; aber ſie ſind von ſehr beſchränktem Verſtande, abergläubiſch im höchſten Grade, dabei ſchwach und ſchlaff, und deßhalb reiben ſie ſich nach und nach auf, und die ohnedieß ſchon geringe Bevölkerung wird von Tag zu Tage geringer.

Der Winter auf Kamtſchatka iſt ſehr lang und überaus kalt, deßhalb leben die Kamtſchadalen während deſſelben in eigenen Winterwohnungen, die ſie Jurten benennen, im Sommer hingegen beziehen ſie ihre Balanganen. Jene, die Jurten, ſind größtentheils in die Erde gegraben, darüber bilden Pfähle ein kegelförmiges Dach, welches mit Erde, Moos, Baumrinde und Thierfellen gegen Sturm und Kälte geſchützt iſt. In der Mitte der Jurte iſt ein niederer Herd, auf dem beſtändig das Feuer brennt, deſſen Rauch zu einer Oeffnung des Daches hinauszieht. In dieſem Rauchfange ſind Fiſche und Wild zum Trocknen aufgehängt, welche den Bewohnern der Jurte zur Nahrung dienen. Das Lager beſteht aus getrocknetem Laube, auf welches Felle gebreitet werden. Die Sommerwohnungen, die Balanganen, ſind luſtiger, auf Pfählen errichtet, welche ſechs Fuß vom Boden ſich erheben, um gegen Raubthiere geſchützt zu ſein, denn es leben auf Kamtſchatka viele Arten derſelben, wie z. B. Bären, Vielfraße und Wieſel, unter denen eine eigene Gattung dort heimiſch iſt, welche das bekannte, koſtbare Pelzwerk liefert, der Zobel. Mit der Jagd ſolcher Thiere und mit dem Fiſchfang, der beſonders in den Flüſſen des Landes und in dem es umgebenden Meere ſehr ergiebig iſt, beſchäftigt ſich der Kamtſchadale. Die Abgabe, welche er an die ruſſiſche Regierung zu leiſten hat, die eine Oberherrſchaft über dieſes Land ausübt, beſteht in Zobelbälgen, von denen jährlich eine große Anzahl eingeliefert werden muß, die einen bedeutenden Handelszweig für die ruſſiſchen Pelzhändler liefern. Von Hausthieren hat man nur das nützliche Rennthier und die Hunde, welche hier zum Ziehen der Schlitten verwendet werden, wie ich Euch ſchon früher geſagt habe.

In neuerer Zeit hat man verſucht, die Kamtſchadalen zur chriſtlichen Religion zu bekehren, ſie hängen aber dennoch an ihrem frühern Aberglauben. Ihre einheimiſchen Prieſter, die Schamanen, ſtehen bei ihnen in hohem Anſehen, und ſie ſchreiben denſelben große Zauberkräfte zu. Um ſich in dieſem Anſehen zu erhalten, führen die Schamanen ein eigenes Leben; ſie geben vor, die böſen Geiſter beſchwören und bannen zu können, Krankheiten zu heilen und die Zukunft zu errathen. Im Augenblicke der Beſchwörung ſtellen ſie ſich wie außer ſich; ſie genießen berauſchende Getränke, und in ihrer Trunkenheit begehen ſie die tollſten Dinge, der Schaum tritt ihnen vor den Mund, und ſie treiben dieß ſo lange, bis ſie ganz erſchöpft zu Boden fallen. Je wilder ſie ſich geberden, je mehr glaubt das Volk an ihre heilige Kraft, und vertraut ihnen um ſo ſicherer.

In dieſem ſeltſamen Lande, mitten unter Schnee und Eis, erblickt man auch die erhabene Erſcheinung der feuerſpeienden Berge, von denen es mehrere auf der Halbinſel gibt.

Um nach Kamtſchatka zu Lande zu kommen, muß man ganz Sibirien durchreiſen, wo man mit großen Hinderniſſen und Beſchwerlichkeiten zu kämpfen hat. Man zieht es daher vor, zur See dahin zu gehen, und dieß kann man von China und Japan aus, oder von der Weſtküſte von Amerika, Euer Lehrer kann Euch dieß deutlich auf der Karte zeigen, wenn Ihr es noch nicht wiſſen ſolltet. Dieſe weite Entfernung von den gebildeten Nationen und die Beſchwerlichkeit einer Reiſe nach Kamtſchatka, ſind die Urſachen, daß nur wenige Reiſende dort hingekommen ſind, und daß die ruſſiſche Regierung keine wirkſamen Maßregeln zur Verbeſſerung des Zuſtandes der Einwohner unternehmen konnte. Der Umſtand, daß man Verbrecher dorthin verbannt, iſt eben auch nicht im Stande, die Sittlichkeit der Kamtſchadalen zu erhöhen, weßhalb ſie denn auch in dieſer Beziehung ſich eher verſchlimmern als verbeſſern.

Am 22. Januar.

Wie glücklich iſt im Vergleich mit dieſen ſtumpfſinnigen Kamtſchadalen der Wilde, der eine fruchtbare Inſel des Südens bewohnt. Auch er iſt ungebildet, auch er huldigt dem Aberglauben, allein die freundliche Natur, die ihn umgibt, flößt ihm auch einen heitern Sinn ein, er fühlt die Kraft ſeiner Glieder, er freut ſich ſeines Daſeins.

Unter Allem, was der gütige Himmel ihm geſpendet hat, iſt der Kokosbaum ſeine größte Wohlthat. Ihr habt ſie wohl ſchon geſehen, dieſe großen Nüſſe, in denen ein Kern iſt und eine Flüſſigkeit, welche man die Kokosmilch nennt; Ihr habt Beides auch wohl ſchon gekoſtet und kein ſonderliches Behagen daran gefunden, allein von dem Werthe, den dieſer Baum für den Indianer hat, könnt Ihr Euch keinen Begriff machen. Damit Ihr dieſes einſehen lernt, will ich Euch heute einmal einen ſolchen Menſchen vorführen, und ihn im Selbſtgeſpräche ſeine Gefühle beim Anblicke eines Kokosbaumes ausdrücken laſſen. Hört nun aufmerkſam zu, was der Indianer ſpricht!

„Alles in Allem iſt mir dieſer Baum! Seine breiten Blätter dienen mir dazu, meine Hütte zu bedecken, und ſie ſchützen mich vor den brennenden Sonnenſtrahlen. Aus den feinen Faſern, die unter ſeiner Rinde liegen, webe ich meine weichen Matten, die mir zum Lager dienen. In ſeiner Nuß finde ich die Milch, die mir den Durſt löſcht und mich geſund erhält, den Kern, der mich nährt, das Oel, das meine Sehnen geſchmeidig macht. Die junge Rinde des Baumes gibt mir das Gewebe, womit ich mich bekleide und die Netze zum Fiſchfang, denn der Menſch liebt die Abwechslung, und dieſelbe Nahrung ſchmeckt nicht alle Tage. Aus den dicken Schalen der Nuß bereite ich mir Gefäße und Geräthe. Was hätte ich noch zu wünſchen? Gibt mir mein theurer Baum nicht Alles, was ich brauche? Und wenn ich auch jemals meine Inſel verlaſſen wollte, den Kokosbaum könnte ich doch nicht mit mir nehmen! Er iſt mein Gefährte ſeit früheſter Jugend, mein Wohlthäter, mein Beſchützer; er enthält jede ſchöne Erinnerung meines Lebens. Mein Vater hat ihn gepflanzt, meine Mutter pflegte ihn, als er noch jung war, wie ſie mich pflegte, als ich zur Welt kam. Jedes Jahr, das wir mit einander verlebten, iſt an ſeinem Stamme kenntlich, da er mit jedem Jahre einen neuen Knoten anſetzte und einen neuen Sproß trieb. Und ich ſollte den Baum verlaſſen? Zählt dieſe Knoten und Anſätze, und Ihr werdet wiſſen, wie viele Jahre ich verlebte. Soll ich nun an einem andern, fremden Orte wohl, mein Leben von vorn wieder beginnen? Nein, hier will ich meiner vergangenen Tage gedenken! Hier will ich beten!“

Indem Ihr dieſe Worte leſet, empfindet Ihr nicht den innigſten, natürlichſten Ausdruck der reinſten Vaterlandsliebe, der Liebe zur Heimath? Und Ihr, die Ihr ſo viel mehr beſitzet als jener arme Indianer, der nichts hat als ſeinen Kokosbaum, Ihr ſolltet Eure Heimath, Euer Vaterland leichter aufgeben können als er, um ſie mit der Ungewißheit in der Fremde zu vertauſchen? Nein, möge Euch das Gefühl des Indianers immer vorſchweben, und Ihr feſthalten an dem Boden, der Euch entſtehen ſah, an den Bäumen, die Eure Väter pflanzten, und unter deren Schatten Euer bisheriges Leben dahinfloß.

Am 23. Januar.

Einer der beſten Menſchen, die jemals einen Thron geziert haben, war der Kaiſer Joſeph der Zweite. Er wünſchte in der That, alle Menſchen beglücken zu können, und eine gute Handlung war die Würze ſeines Regentenlebens, das leider ein früher Tod allzu raſch beſchloß. Von den vielen Charakterzügen, die von dem guten Kaiſer geſammelt und bekannt gemacht wurden, will ich Euch heute einen recht ſchönen Zug mittheilen, es kommt wohl eine Gelegenheit, noch einige Andere der Art folgen zu laſſen.

Joſeph der Zweite liebte weder Glanz noch Pracht. Gewöhnlich ging er im einfachen Ueberrock ſpazieren und miſchte ſich unter das Volk, um ſich an ſeinen naiven Aeußerungen zu ergötzen. So war er auch eines Tages in einer halbgedeckten Kaleſche ſpazieren gefahren. Er kutſchirte ſelbſt, und ein Bedienter ohne Livree ſaß hinten auf. Er wollte eine Fahrt vor die Thore machen, aber ein plötzlicher Regen nöthigte ihn, nach der kaiſerlichen Hofburg zurückzufahren. Er war noch ziemlich weit von ihr entfernt, als ein Mann im Militärrocke, der zu Fuße denſelben Weg machte, ihm ein Zeichen gab, zu halten. Der Kaiſer hielt ſogleich, und der Fremde, der ein Unteroffizier war, bat ihn, ihm einen Platz an ſeiner Seite zu geſtatten, da er ſeine neue Uniform zum erſten Male angezogen habe, und dieſe nicht dem Regen ausſetzen wolle. „Die Uniform muß allerdings geſchont werden,“ erwiederte Joſeph, „darum ſteiget nur immerhin ein, lieber Freund!“ Sie fuhren fort. „Wo kommt Ihr her?“ fragte Joſeph. — „Ziemlich weit,“ erwiederte der Andere, „von einem Förſter, wo ich prächtig gefrühſtückt habe.“ — „Und was habt Ihr denn gar ſo prächtiges geſpeiſt?“ — „Rathen, Ew. Gnaden.“ — „Wie ſoll ich das wiſſen! vielleicht eine gute Mehlſpeiſe.“ — „Ja, Mehlſpeiſe! Höher hinauf!“ — „Nun, etwa ein Sauerkraut mit Speck.“ — „Höher hinauf!“ — „Ein Kalbsſchlegel.“ — „Höher hinauf!“ — „Na, da kann ich nicht rathen,“ ſagte Joſeph. — „Einen Faſan hab' ich geſchmauſt, einen Faſan aus des Kaiſers Faſanengarten!“ rief der Unteroffizier und wiſchte ſich behaglich den Mund. — „Alſo eine kleine Wilddieberei!“ ſagte Joſeph. „Er wird Euch doch aber wohl geſchmeckt haben.“ — „Ganz gewiß,“ erwiederte der Sergeant mit Lachen.

Da es noch immer ſtark regnete, fragte Joſeph jetzt ſeinen Begleiter, in welche Straße er ihn führen ſolle. „Ach, Euer Gnaden,“ ſagte dieſer, „das wäre gar zu viel.“ — „Nein, nein,“ ſprach der Kaiſer, „nennt mir die Straße, wo Ihr wohnt.“ — Der Sergeant bezeichnete ſeine Wohnung, und wünſchte dann aber auch zu wiſſen, von wem ihm dieſe Artigkeit erzeigt werde. „Jetzt rathet Ihr einmal,“ ſagte Joſeph. — „Der Herr iſt wahrſcheinlich auch vom Militär,“ holte der Andere aus. — „Ganz recht.“ — „Lieutenant?“ — „Ach was, Lieutenant, höher hinauf!“ — „Hauptmann?“ — „Höher hinauf!“ — „Oberſt vielleicht?“ fragte der Sergeant nun zögernd. — „Höher hinauf!“ — „Was Teufel!“ brummte jetzt der Andere, der Herr wird mir doch nicht weis machen wollen, daß er General ſei!“ — „Auch nicht General, ſondern höher hinauf!“ — „Mein Gott! das iſt der Kaiſer!“ rief jetzt der Unteroffizier in höchſter Beſtürzung, dem die Züge ſeines Gefährten plötzlich auffielen. „Der Kaiſer ſelbſt!“ ſprach Joſeph mit ernſter Würde. Der Andere ſprang von dem Sitze auf, und wäre auf die Knie gefallen, wenn es in dem engen Raume der Kaleſche möglich geweſen wäre. Er bat den Kaiſer inſtändigſt, daß er ihm erlauben möchte auszuſteigen. „Nicht ſo," erwiederte der Monarch, „nachdem Ihr mir erzählt habt, daß Euch der geſtohlene Faſan gut geſchmeckt hat, ſo möchtet Ihr Euch ſo ſchnell als möglich aus meiner Nähe entfernen. Allein zu Eurer Strafe bleibt Ihr hier, und ich ſetze Euch an Eurer Thüre ab. Dießmal ſollt Ihr mit der Angſt davon kommen, allein laßt Euch nicht wieder verleiten, und ſagt das auch dem untreuen Förſter. Es könnte ihn vom Brode bringen. Treue für Vertrauen iſt unerläßliche Pflicht. Denket daran und erinnert Euch meiner Gnade, allein denket auch daran, daß ich Strenge übe, wo ich keine Beſſerung ſehe."

Man kann denken, daß die Lektion des guten Kaiſers fruchtete, und daß der Unteroffizier und der Förſter niemals mehr die Faſanen von fremdem Reviere ſich ſchmecken ließen.

Am 24. Januar.

Die wahren Wunder des Winters ſieht man in jener prächtigen Reſidenzſtadt an der Newa, dem Sitze der Kaiſer von Rußland. Im Jahre 1740 war die Kälte ſo ſtark und das Eis ſo dick, daß man auf dem zugefrorenen Strome einen Palaſt aus Eisquadern erbaute, der zweiundfünfzig und einen halben Fuß lang, ſechzehn tief und zwanzig hoch war. Er war mit vielen Zierrathen geſchmückt, die Alle aus Eis verfertigt waren.

Eine andere wunderbare Erſcheinung, die jeden Winter dort wiederkehrt, iſt die Eisbahn auf der Newa, zwiſchen Petersburg und der Feſtung Kronſtadt.

Sobald das Eis hält, wird ein Weg darauf mit hohen Stangen abgeſteckt. Alle halbe Meile werden Häuschen errichtet, die geheizt werden können, in denen Wachen ſind, welche bei ſtarkem Nebel Feuer unterhalten und Glocken ertönen laſſen, um die Reiſenden zu leiten, damit ſie ſich nicht verirren. Ungefähr auf halbem Wege hat ſich ein Speiſewirth eingerichtet, um die Ermüdeten und Durchfrorenen zu erwärmen und zu ſtärken. Ein Bewohner des Südens iſt von Staunen ergriffen, wenn er dieſe Anſtalten ſieht, auf gebrechlichem Eiſe und eine Menge von Reiſenden, die zu Fuße, zu Pferde oder in Schlitten ſorglos über die dünne Decke hingleiten, die ſie von dem Abgrunde trennt. Allein die Nordländer finden darin etwas ganz Alltägliches.

Das Eisboot endlich vervollſtändigt dieſes winterliche Gemälde. Ein ſolches Boot ruht auf zwei eiſernen Grundlagen, die wie unſere Schlittſchuhe geformt ſind; eine kleinere iſt unter dem Steuerruder angebracht. Rings im Boote ſind Sitze für die Reiſenden, und es hat einen, zwei, auch zuweilen drei Maſte, an welchen die Segel aufgezogen werden. Der Wind, der im Winter gewöhnlich auf der Newa ſehr heftig bläſt, treibt die Eisböte, die von einem geſchickten Steuermann geleitet werden, mit ungeheurer Schnelligkeit vorwärts. An den Maſten wehen Flaggen und Wimpel von verſchiedenen Farben, und mit Wappen geſchmückt, wie man es an den Seeſchiffen ſieht. Es iſt ein eigenthümlicher Anblick, dieſe Böte mit geſchwellten Segeln über die Eisdecke dahinfliegen zu ſehen, wobei die Schiffer ſuchen, Einer dem Andern zuvorzukommen. Peter der Große liebte ſehr dieſe Fahrt, welche es möglich macht, zehn Stunden Weges in Zeit einer Stunde zurückzulegen. Jetzt haben wir dergleichen Wunder überall durch unſere Eiſenbahnen, ohne daß unſere Flüſſe im Winter mit ſolchem feſten Eiſe bedeckt werden.

Am 25. Januar.

Dieſen Morgen ging ich frühzeitig durch die Straßen, und wurde durch ein entſetzliches Hundegeheul zu dem Eingange eines Hauſes gezogen; da ſah ich denn einen Mann, der ganz unbarmherzig auf einen Hund losſchlug. „Was hat der arme Hund verbrochen?“ fragte ich den Mann, „daß Ihr in alſo ſchlagt.“

„Was er verbrochen hat?“ rief er mir lachend zu, „nichts — als daß er mir im Wege iſt. Wir wollen den Hund nicht leiden im Hauſe, und jagen ihn zur Thüre hinaus, geben ihm nichts zu freſſen und ſchlagen ihn, wo wir ihn ſehen, aber dennoch können wir ſeiner nicht los werden, und wenn er auch Nachts ausgeſperrt war, ſo hat er ſich am Morgen, ſobald die Hausthüre geöffnet wird, doch wieder hereingeſchlichen.“

„Und iſt es denn Euer Hund?“ fragte ich den Mann.

„Ja wohl iſt es unſer Hund geweſen,“ erwiederte er, „wir wollen ihn aber nicht mehr haben, und heute noch laſſe ich ihn todtſchlagen.“

Dieſe brutale Wuth fiel mir auf, als ich mich aber näher erkundigte, erfuhr ich, daß der Mann ſehr arm ſei und die Steuer, welche auf das Halten von Hunden eingeführt worden war, nicht bezahlen konnte. Ich entſchloß mich ſchnell und ſagte, daß ich ihm den Hund abkaufen wollte.

„Da würde ich Ihnen Ihr Geld ſtehlen,“ ſagte der Mann, „denn der Hund bliebe doch nicht bei Ihnen. Wir haben ihn ſchon einem Bauer mitgegeben, der ihn gut brauchen konnte, denn es iſt ein wachſamer Spitz. Der Bauer wohnt zwei Stunden von hier, und hat ihn ſogleich angebunden. Allein was half's! Andern Tages war der Spitz wieder da, um ſich prügeln zu laſſen.“

Während der Mann ſo ſprach, ſchaute ihn der Hund mit klugen Augen freundlich an, als ob er Alles verſtünde und um Mitleid bäte. Mir that's im Herzen leid. Ich lockte den Hund, aber er kam nicht, und als ich nach ihm greifen wollte, knurrte er und wies mir die Zähne. Was war da zu machen, ich mußte das arme Thier ſeinem Schickſale überlaſſen.

Wie ich nun weiter ging, mußte ich über die Anhänglichkeit und die guten Eigenſchaften der Hunde nachdenken. Wie oft beſchämt nicht ein ſolches Thier den Menſchen! Was iſt wohl der Treue der Hunde zu vergleichen? Selbſt da, wo ſie mit Grauſamkeit behandelt werden, laſſen ſie nicht ab, an Freud und Leid ihrer Herren Theil zu nehmen. Sie ſuchen alle Wünſche der Menſchen gleichſam zu errathen, ſie ſchützen uns in Gefahren durch ihre Wachſamkeit, und kämpfen für uns bis zum letzten Hauche. Sie ſind nicht wie unſere falſchen Freunde, die nur im Glücke bei uns weilen, und uns verlaſſen, ſobald wir im Unglück ſind. Ich hätte den armen Hund gewiß gut gehalten, ich würde ihm die beſten Biſſen gegeben haben, allein er wäre doch nicht bei mir geblieben, und dorthin zurückgelaufen, wo ihn Schläge und Fußtritte erwarteten. Der Arme, der einen Hund beſitzt, hat einen treuen Freund, der ihn nie verläßt. Der Unglückliche, den Alles flieht, hat in der weiten Welt oft nichts als den Hund, der bei ihm ausdauert. Er erheitert ihn durch ſeine Sprünge, er leckt ihm die zitternden Hände, und zeigt ſich theilnehmend für ſein Elend. Man hat geſehen, daß ein Hund dem Sarge ſeines Herrn bis zum Kirchhofe folgte, ſich dort auf deſſen Grab legte, alles Futter verſchmähte und aus Trauer ſtarb. Solche Beiſpiele ſind nicht ſelten. Allein neben dieſen armen und treuen Thieren gibt es auch wieder Hunde, welche in reichen Häuſern üppig genährt, alle Fehler eines verweichlichten und unnatürlichen Lebens an ſich tragen und daher auch oftmals jener fürchterlichen Krankheit anheimfallen, der Hundswuth, die uns zu gewiſſen Zeiten mit Angſt und Schrecken erfüllt. Auf dieſe Hunde, die ſich ſo ſehr vermehren, ſollte eine hohe Steuer gelegt werden, die den reichen Leuten ohnedieß nicht ſchwer fallen würde. Den Hunden im Allgemeinen aber den Krieg erklären, iſt eine Grauſamkeit, deren man ſich nicht ſchuldig machen ſoll.

Am 26. Januar.

Das nächſte Mal, wenn Vater oder Mutter Euch etwas ſchenken wollen, an dem Ihr Ergötzen haben ſollt, ſo bittet ſie, Euch einen kleinen Hund zu kaufen. Das iſt ein nützlicher Zeitvertreib, den Ihr nie ſatt bekommt. Indem Ihr den Hund wachſen ſehet, werdet Ihr die Fähigkeiten und den Inſtinkt eines ſolchen Thieres kennen lernen und ihre Entwickelung beobachten. Dieß ſchärft Eure Beobachtungsgabe, und Ihr werdet ſie ſpäter auf andere Gegenſtände anwenden können. Der Menſch muß nämlich Alles, was ihn umgibt, ſchon frühe recht betrachten lernen, und durch Vergleichen und Zuſammenhalten ſich eine Erfahrung bilden, die ein Schatz für das Leben iſt, den man zu jeder Stunde bei der Hand hat und anwenden kann.

Wenn Ihr nun nach Euren kindlichen Begriffen Euch das Hündchen recht beobachtet, was ſtets um Euch iſt, ſo werdet Ihr ſehen, daß es von Natur Euch zugethan, Euch unbefangen ſich naht, mit Euch ſcherzt und ſpielt und um Euch her ſpringt. So lange Ihr freundlich mit ihm ſeid, wird es immer ſo fort gehen. Seid Ihr aber mürriſch, ſchlagt Ihr das Hündchen ohne alle Veranlaſſung, ſo wird es Euch meiden; es wird ſich vor Euch verkriechen und nicht zu Euch kommen, wenn Ihr es auch noch ſo ſehr lockt und ihm freundlich zuruft. Endlich wird es wohl kommen, aber ängſtlich und mißtrauiſch ſich Euch nahen, weil es eine Falſchheit von Euch erwartet, oder einen neuen Ausbruch Eures ungerechten Zorns. Straft Ihr das Hündchen aber, wenn es etwas Unrechtes begangen hat, wenn es unreinlich war oder naſchte, wie bald wird es da wieder fröhlich ſein. Es iſt als ob das Thierchen ein Einſehen hätte, und Eure böſe Laune von der gerechten Strafe wohl zu unterſcheiden wiſſe. Seht, von dieſem Beiſpiele mögt Ihr Euch nun gewöhnen, auch mit den Menſchen zu verfahren, mit welchen Ihr gewöhnlich zu thun habt. Laſſet Euch nie von Eurer böſen Laune übermannen, wie kämen gute Kinder überhaupt wohl dazu? Hütet Euch vielmehr, bei Euren Eltern, Lehrern und bei Allen, die mit Euch zu thun haben, keine böſe Laune zu erzeugen, denn bei erwachſenen Leuten, die viele Mühen und Sorgen haben, und denen im Leben gar mancherlei verdrießliche Dinge aufſtoßen, iſt ſie ſchon eher verzeihlich. Seid gegen Alles, was Euch umgibt, freundlich und höflich, ſeid aufmerkſam und gefällig, beſcheiden in Euren Forderungen, theilt gern von dem mit, was Ihr als eigen beſitzet; ſo werdet Ihr den Menſchen lieb und werth ſein, und ſchon frühe das Glück empfinden, was hierin liegt. Von ſeinen Nebenmenſchen wegen böſer und unangenehmer Eigenſchaften vermieden zu werden, iſt ein trauriges Gefühl, und es bringt am Ende zu einer Zurückhaltung und Vereinſamung, aus der ſich Störrigkeit, Verſchloſſenheit und eine Menge ſolcher Uebel entwickeln.

Zu dieſer Bemerkung brachte mich aber die Behandlung des kleinen Hündchens, durch den naheliegenden Vergleich zu der Behandlung von Menſchen unſerer Umgebung, und Ihr mögt ſolche Vergleiche nun zu Eurem Nutzen ſelbſt verſuchen.

Am 27. Januar.

Geſtern ſagte ich Euch, daß Ihr Eure Eltern, wenn ſie Euch einmal etwas ſchenken wollten, um ein Hündchen bitten ſolltet. Je nun, einmal dürft Ihr Euch das wohl erlauben, ſonſt aber müßt Ihr es ihnen gänzlich überlaſſen, denn ſie werden ſchon am Beſten wiſſen, was Euch frommt, ſowohl zur Unterhaltung wie zur Belehrung.

Oft gibt es Kinder, die von ihren Eltern und von ihren Verwandten eine Menge Geſchenke erhalten. Das iſt nicht gut. Ihr müßt Euch ſchon frühe gewöhnen, nicht viel Ueberflüſſiges zu haben. Aus ſolcher Veranlaſſung entflammt der Hang zur Verſchwendung, wie zum Geize, der Hang zur Unbeſtändigkeit und Gleichgiltigkeit. Ein Kind armer Leute, welches ein Brettchen an einem Bindfaden hinter ſich herzieht, iſt dabei eben ſo glücklich, wie das Kind der Reichen, welches einen prächtigen Wagen auf dieſelbe Weiſe hinter ſich herzieht. Es lacht dabei und iſt noch artiger und zufriedener als das reiche Kind. Wenn Ihr gar zu viele Dinge habt, die blos zu Eurer Ergötzlichkeit, zu Euren Spielen dienen, ſo fallet Ihr bald der Ueberſättigung anheim, einer wahren Krankheit, die Euch das ganze Leben hindurch nicht verläßt und immer drückender wird. Ich ſah, daß Kinder mitten unter den koſtbarſten Spielereien, worunter auch nützliche Dinge, wie Bilderbücher, Farbenkaſten und dergleichen waren, die gleichgiltigſte Miene von der Welt behielten, und keinen Wunſch äußerten, dieß oder jenes davon zu beſitzen, weil ſie Alles ſchon lange zu Hauſe hatten. Wie traurig iſt es, ein ſolches Gefühl ſchon bei Kindern wahrzunehmen!

Ich will Euch ein Mittel angeben, Euch davor zu bewahren. Suchet ſtets von Allem, was Ihr von dergleichen Dingen bekommt, einen ordentlichen, doch ſparſamen Gebrauch zu machen. Theilt Eure Zeit der Erholung ebenſo ſorgfältig ein, wie Ihr es mit Eurer Zeit zum Lernen thun müßt. Habt Ihr ſchöne Bücher zum Leſen, ſo leſet nicht zu viel auf einmal, denn Ihr werdet ſo das Geleſene nicht behalten können, und eine geſchickte Eintheilung wird Euch nur um ſo begieriger auf dieſen Genuß werden laſſen. Malt Ihr mit Euren Farben Bilder aus, ſo bleibt nicht Stundenlang dabei, ſondern werft den Pinſel fort und eilt in den Hof oder Garten, um Euch nach dem gebückten Sitzen zu ſtrecken, Ball zu ſpielen, auf Stelzen zu gehen, Reifen zu ſchlagen u. ſ. w. In der Abwechslung liegt ein hoher Reiz, das werdet Ihr ſtets finden. Habt Ihr aber einmal gar zu viel auf einmal erhalten, oder ſeid Ihr dieſer oder jener Sache ſatt, ſo bittet Eure Eltern, daß ſie Euch erlauben möchten, von Eurem Ueberfluſſe den armen Kindern Eurer Bekanntſchaft mittheilen zu dürfen, und das wird Euch gewiß die Luſt Eures Herzens erhöhen und Ihr deſto freudiger Euch Euren eigenen Spielen und Unterhaltungen hingeben können.

Am 28. Januar.

Ich habe Euch nun oft ſchon von reich und arm geſprochen. Nicht immer iſt der Reiche glücklich, nicht immer der Arme unglücklich. Wohl aber iſt es für jeden Menſchen wünſchenswerth, wenn auch nicht eben Reichthümer zu beſitzen, doch aber ſo viel zu haben, daß er ſich der drückenden Nahrungsſorgen überhoben ſieht, und dieſe auch nach ſeinem Tode von ſeinen Angehörigen entfernen kann. So weit dürfen beſcheidene Wünſche immerhin reichen. Daß es nicht ſchwer ſei, dahin zu gelangen, ſie befriedigen zu können, möge Euch folgende Geſchichte beweiſen.

In meiner Jugend, das iſt aber ſchon etwas lange her, pflegte ich mit meinem Vater während des Sommers jeden Sonntag nach einem kleinen Landgute zu gehen, wo meine Mutter ihrer Geſundheit wegen wohnte. In der Woche hatten wir nicht Zeit dazu, denn der Vater hatte ſeine Geſchäfte, und ich mußte in die Schule gehen. Ihr könnt nun aber wohl denken, wie ſehr ich mich darauf freute, die gute Mutter wieder zu ſehen, und den Tag in dem ſchönen Garten zuzubringen.

Am Stadtthore ſtand gewöhnlich ein Bettler, noch nicht alt und groß gewachſen, der mit flehender Stimme die Vorübergehenden um ein Almoſen bat. Der Vater ermangelte nie, ihm eine Kupfermünze oder auch ein Paar, in den dargehaltenen Hut zu werfen. Einmal, als der Vater eben in die Taſche griff, ging mit uns zugleich ein kleiner, hagerer Mann an dem Bettler vorüber. Auch er blieb ſtehen, anſtatt aber dem Bettler eine Gabe zu reichen, ſagte er zu ihm: „Ihr ſeht mir geſcheid genug aus, und ſcheint auch geſunde Glieder zur Arbeit zu haben. Warum bettelt Ihr? Ich will Euch eine Anweiſung geben, wie Ihr reich werden könntet und Andern von Eurem Ueberfluſſe mitzutheilen im Stande wäret.“ Der Vater und ich blieben neugierig ſtehen, und der Arme lächelte wehmüthig und blickte den fremden Herrn an.

„Zweifelt immerhin,“ ſprach dieſer, „aber befolget meinen Rath, und Ihr werdet ſehen, ob ich recht habe. Wie Ihr mich hier erblicket, war ich einſt ebenſo arm wie Ihr. Allein anſtatt zu betteln, nahm ich einen Korb auf den Rücken und ging auf dem Lande umher, trat in die Hütten und in den kleinen Städten in die Häuſer der Bürger und bat nicht um Geld, ſondern um alte Lumpen, und dieſe trug ich dann zu den Papierfabrikanten. Ich bekam ſie willig umſonſt, verkaufte ſie aber für gutes Geld. Nachdem ich dies Geſchäft zwei Jahre lang getrieben hatte, bat ich nicht mehr um die Lumpen, ging ſie auch nicht mehr ſuchen, ſondern ich ließ ſie mir bringen, und konnte ſchon etwas den Leuten dafür bezahlen. Ich kaufte auch einen kleinen Wagen und einen Eſel, und führte meine Waare, ſobald ich einen ordentlichen Vorrath beiſammen hatte, zu den Papierfabrikanten. So führte ich mein Geſchäft wieder einige Jahre, und hatte mir durch Sparſamkeit und Fleiß ein kleines Vermögen erworben. Dieß gefiel einem jener Papierfabrikanten, mit denen ich zu thun hatte, und er nahm mich in ſeinem Hauſe auf und gab mir einen Antheil an ſeinem Geſchäfte. Ich war an Fleiß und Thätigkeit gewöhnt, kannte keine überflüſſigen Bedürfniſſe, und ſo gelangte ich nach und nach zu Geld. Jetzt habe ich mir ein ſchönes Haus in der Stadt gekauft, welches mir gute Zinſen trägt; meinen Antheil an der Papiermühle habe ich meinem Sohne überlaſſen, den ich frühe gelehrt hatte, fleißig und ſparſam zu ſein. Thut wie ich, guter Freund, und Ihr werdet wie ich zu Wohlſtand gelangen.“

Nach dieſen Worten ging der fremde Herr fort, und der Bettler war über das, was er gehört hatte, ſo nachdenkend geworden, daß er einige Leute vorübergehen ließ, ohne ſie um ein Almoſen zu bitten. In der That war aber der Rath des Fremden mehr werth, als wenn er ihm eine ganze Hand voll Kupfergeld gegeben hätte, wie Ihr alsbald hören ſollt.

Viele, viele Jahre nach dieſem Vorfalle befand ich mich auf einer Reiſe in einer Stadt, und trat in einen Buchladen, um mir ein Buch zu kaufen. Der Eigenthümer des Ladens war ein großer, ſtarker Mann in vorgerücktem Alter. Wir ſahen uns eine Weile an und fanden Beide, daß wir uns ſchon einmal im Leben geſehen hatten. Endlich fing der Buchhändler an, ſich zu beſinnen. „Sind Sie nicht vor länger als zwanzig Jahren mit Ihrem Vater jeden Sonntag vor das Thor gegangen, und erinnern Sie ſich nicht eines Bettlers, dem Ihr Vater jedesmal ein Almoſen gab?“ Jetzt wurde eine Erinnerung in mir wach. „Wäre es möglich!“ rief ich erſtaunt. „Ja, ich bin jener Bettler,“ ſagte der Buchhändler. „Der alte, kleine Herr hatte recht; ich befolgte ſeinen Rath und bin jetzt, wie Sie mich ſehen, ein glücklicher und zufriedener Mann.“

Solcher Beiſpiele kann ich Euch mehrere noch erzählen.

Am 29. Januar.

Der Trieb zum Fleiße und zur Sparſamkeit kann der Jugend nicht genug empfohlen werden. In ihm liegt der Keim zu den ſchönſten und reinſten Freuden, zur inneren Zufriedenheit und zum Familienglück. Damit muß ſich der Sinn verbinden, auch den unſcheinbaren Dingen eine Seite abzugewinnen, wo ſie Nutzen zu gewähren im Stande ſind, und nichts wegzuwerfen, was noch irgendwie zu etwas nützen kann. Auf ſolchem Wege ſind auch ſchon oftmals Menſchen zu Glück, Reichthum und Anſehen gerathen. Ich wiederhole Euch hier, daß der Reichthum an und für ſich nichts iſt, und den Menſchen gewiß nicht zu Glück und Zufriedenheit führt, daß er aber dahin zu führen vermag, wenn man den rechten Gebrauch davon zu machen verſteht, und ihn zu ſeinem eigenen Wohle und zum Wohle ſeiner leidenden Mitmenſchen anwendet.

Ein armer Knabe in England trug Handarbeiten, die er und ſeine Eltern und Geſchwiſter verfertigt hatten, zu dem Fabrikherrn hin, um die Bezahlung dafür in Empfang zu nehmen. Da bemerkte der aufmerkſame Fabrikherr, der ein wackerer Mann und Menſchenfreund war, daß der Knabe ſich jedesmal bückte, wenn er eine Nadel oder ein Stückchen Bindfaden auf der Erde fand, und dieſe Gegenſtände ſorgfältig aufhob. Er befragte ihn um die Urſache, weßhalb er das thäte, und der Knabe antwortete ihm, daß er Dinge, die noch zu etwas nützen könnten, nicht zu Grunde gehen laſſen könne. Die Nadeln ſammle er daheim, ſondere ſie nach ihrer Größe und Stärke, die krummgebogenen klopfe er mit einem kleinen Hammer wieder gerade, und verkaufe ſie dann, wenn er einige Hundert beiſammen habe. Die Stückchen Bindfaden ſuche er eben ſo geſchickt aneinander zu knüpfen und aufzurollen, und auch dafür habe er ſchon Käufer gefunden.

Dem Fabrikherrn gefiel dieſer Sinn des Knaben ſehr wohl; er nahm ihn zu ſich in das Haus und ließ ihn unterrichten. Seine Fähigkeiten entwickelten ſich ſchön, und er ward erſt Buchhalter, dann Geſchäftsführer in der Fabrik, und als der gute Herr geſtorben war, hatte er ſeiner im Teſtamente gedacht, und er war nun ein wohlhabender Mann geworden und, was mehr als das iſt, ein tüchtiger Menſch.

Etwas Aehnliches hat ſich in Paris zugetragen. Als kürzlich der reiche Jacob Laſſitte ſtarb, der einer der edelſten Menſchen war, die ihrem Vaterlande zur Ehre gereichen, erzählten die öffentlichen Blätter, daß auch er einſt als ein armer Knabe zu dem reichen Bankier Perregaux kam, um ihn zu bitten, ihn bei ſich in Dienſte zu nehmen. Herr Perregaux erwiederte ihm, daß kein Platz offen ſei. Der arme Jacob verließ traurig das Haus. Sein Vater, ein armer Schreiner, war geſtorben, und er hatte nun Niemand auf der Welt, der ſich ſeiner annahm. Herr Perregaux, der ein feiner Menſchenkenner und ein wohlwollender Mann war, hatte in dem Geſichte des Knaben etwas gefunden, was ihn anſprach. Er überlegte ſo eben noch bei ſich, was er wohl für ihn thun könne und blickte ihm theilnehmend nach, da ſah er, am Fenſter ſtehend, wie Jacob Laſſitte im Hofe ſich zur Erde niederbog, etwas aufhob und einſteckte. Schnell öffnete er das Fenſter und rief ihn zurück. In dem Hofe des Bankiers konnte etwas Werthvolles verloren gegangen ſein, und er wollte wiſſen, ob der Knabe ehrlich genug ſein würde, es herauszugeben. Laſſitte ſtand

—

hocherröthet aber unbefangen vor Herrn Perregaux. „Was haſt du im Hofe aufgehoben?“ fragte dieſer. „Eine Stecknadel,“ war die Antwort. Das gefiel dem reichen Manne, daß der Knabe, als er ihn ohne Hoffnung entlaſſen hatte, ſo aufmerkſam auf einen unbedeutenden Gegenſtand ſich zeigte, der immer noch brauchbar war. Er fragte ihn jetzt mit größerer Theilnahme nach ſeinen Verhältniſſen und verlieh ihm eine kleine Anſtellung in ſeinem Hauſe. Später wurde Laffitte ſein Kaſſier, ſein Schwiegerſohn und Theilnehmer an ſeinem großen Bankgeſchäfte, welches er nach Perregaux Tode allein fortführte. Später hat Laffitte ſeinem Vaterlande Frankreich in allen Veränderungen und Umwälzungen, denen es ausgeſetzt war, die größten Dienſte auf die uneigennützigſte Weiſe geleiſtet. Er hat nach und nach ihm den größten Theil ſeines viele Millionen betragenden Vermögens zum allgemeinen Beſten dargebracht, war eine Zeit lang erſter Miniſter, und ſtarb mit dem Ruhme eines der größten und edelſten Bürger, die Frankreich jemals beſeſſen hatte.

Am 30. Januar.

Neulich habe ich Euch von den guten Eigenſchaften der Hunde erzählt, heute will ich einmal das Lob der Katzen verſuchen. Der Katzen! hör' ich ſchon in Gedanken hier und dort rufen, der Katzen, die ſo falſche, näſchige, boshafte Thiere ſind! Doch nur gemach, man hat die Katzen offenbar verleumdet, und nicht zu läugnen iſt es, daß auch ſie ihre guten Seiten haben und uns als Hausthiere von beſonderem Nutzen ſind.

Die Katze iſt ein ſchönes Thier; ihre Bewegungen ſind rund und weich, man kann ſie wohl anmuthig nennen; ihre Sprünge und Spielereien ſind ſo mannigfaltig und maleriſch, daß ſie das Auge angenehm beſchäftigen. Wie niedlich machen ſie den Katzenbuckel, wie poſſierlich ſind ſie, wenn ſie ſchnurren, um uns ihr Wohlbehagen zu erkennen zu geben! Da höre ich nun wieder, wie Ihr mir einwendet: Ja, aber hinter dieſer trügeriſchen Außenſeite verbergen ſie Tücke und Verrath, Diebesluſt und Naſchhaftigkeit.

Was das Letztere betrifft, ſo muß ich einſtimmen. Stehlen und Naſchen mögen die Katzen wohl, und es iſt gut, ihnen keine Gelegenheit dazu zu geben. Auch kann man durch Dreſſur ihnen dieſe böſen Eigenſchaften abgewöhnen. Wir ſehen häufig Katzen, die man bei ihren Lieblingsſpeiſen, Milch und Fiſche, allein laſſen kann, und die ſie nicht anrühren werden. Ebenſo ſehen ſie ruhig das im Käfig eingeſchloſſene Vögelchen vor ſich herumſpringen, und es kommt ihnen nicht in den Sinn, es fangen zu wollen, obgleich ſie von Natur große Jagdliebhaber ſind, wofür ſie doch eigentlich gar nichts können.

Nun aber von ihren guten Eigenſchaften. Die Katze iſt eben ſo anhänglich wie der Hund, nur mit dem Unterſchiede, daß ſie dieſe Anhänglichkeit nicht zu dem Menſchen äußert, ſondern zu dem Orte. Niemand kann eigentlich ſagen, das iſt meine Katze, ſondern das iſt die Katze meines Hauſes. Die Menſchen mögen das Haus verlaſſen, die Katze zieht nicht mit, ſondern ſie bleibt dem Hauſe treu. Das iſt im Grunde die gleiche Eigenſchaft, die wir am Hunde preiſen, nur eine andere Aeußerung derſelben. Eine Familie wandert nach Amerika aus; der Hund zieht mit ihr. Es iſt ihm gleich, wo er ſein Futter bekommt; die Katze bleibt auf dem alten Fleck, der ihr lieb iſt, ſie läßt die Menſchen ziehen und kann ſich von der Heimath nicht trennen. Darin liegt eigentlich etwas Höheres als in dem gleichgiltigen Mitlaufen des Hundes, ja, es liegt etwas darin, was Menſchen beſchämen könnte. — Das Haus brennt ab; die Katze läuft ängſtlich auf den glimmenden Balken umher, und weicht oft nur der äußerſten Gefahr, und iſt dieſe vorüber, ſo zieht ſie wieder ein und hauſt wie früher unter den verbrannten Trümmern.

Die Katze bewahrt ſtets ihr Gefühl für Freiheit, und wenn ſie den Menſchen ſich noch ſo zugethan zeigt, ſo gibt ſie ſich ihnen nicht ſo zu eigen wie der Hund, ſie läßt ſich zu keinem Dienſte, zu keinem Kunſtſtücke abrichten. Alles was ſie thut, thut ſie aus freiem Willen. Aber dennoch ſind ihre Dienſte uns von großer Wichtigkeit. Denkt nur an die Mäuſe!

Wie würden uns die ſo ſehr überhand nehmenden Mäuſe plagen, wenn wir keine Katzen hätten! Alles würden ſie benagen und anfreſſen. Und nun gar die Ratten, die noch viel ſchädlicher ſind als die Mäuſe; die ſogar ſchlafende Kinder in der Wiege ſchon angefreſſen haben. Iſt das nicht entſetzlich? Eine gute Katze im Hauſe vermindert ihre Zahl und hält ſie gehörig in Reſpekt.

Wenn wir alſo die Eigenſchaften der Katzen in's Auge faſſen und ihren Nutzen dabei erwägen, ſo müſſen wir diejenigen ſchelten, die es ſich zum Geſchäfte machen, dieſe Thiere ſo arg zu verleumden, und immer nur bemüht ſind, alte Geſchichten von der Untreue und Bosheit derſelben, die ſich vielleicht nicht einmal zugetragen haben mögen, zu ſammeln und zu verbreiten, um ſie uns verhaßt zu machen. Zwinget die Katze nicht mit Gewalt, ihre Natur zu verläugnen, ſo werdet Ihr Euch auch nicht über die Rückfälle in ihre Gewohnheiten zu beklagen haben, die man unrichtigerweiſe Falſchheit nennt.

Am 31. Januar.

Es iſt merkwürdig aus welchen Quellen die Menſchen ihre Vergnügungen und Ergötzlichkeiten ſchöpfen. Bei einigen Menſchen iſt es die Jagd, bei Andern der Tanz, bei Andern wieder ſind es öffentliche große Vermummungen. Manchmal theilen ganze Nationen dieſelbe Luſt an dieſem oder jenem, von dem ſich andere Nationen nicht denken können, worin dieſe Luſt denn eigentlich beſtehe. Es findet ſich auch wohl, daß eine Nation in Etwas ihre Unterhaltung ſetzt, was bei andern Nationen geradezu Abſcheu erregt. Ich werde noch oftmals Gelegenheit haben, Euch über dieſen Gegenſtand Mittheilungen zu machen, und will Euch heute etwas von dem Nationalvergnügen der Spanier erzählen.

Dieſes iſt das Stiergefecht. Ein blutiges und gefährliches Schauſpiel, bei welchem ein wilder Stier von Menſchen gereizt und leicht verwundet wird, bis ein Mann hervortritt und ihm mit großer Geſchicklichkeit, wenn der Stier in voller Wuth auf ihn losrennt, den Todesſtoß gibt. Was die Spanier, die für Muth, Tapferkeit und Gewandtheit des Körpers ſehr eingenommen ſind, bei dem Stiergefechte am Meiſten anzieht, das iſt eben die Entwicklung der genannten Fähigkeiten und Eigenſchaften, die ſich dabei im vollſten Glanze zeigen können, das iſt der Kampf der Liſt und Klugheit gegen die rohe Wuth, und der entſcheidende Sieg, den jene dem Menſchen angehörende Eigenſchaften über dieſe davon tragen.

Der Schauplatz der Stiergefechte, wie er in allen bedeutenden Städten Spaniens angetroffen wird, iſt ein weiter Circus, das iſt ein von Sitzen, die ſich übereinander erheben, eingeſchloſſener kreisförmiger Platz. In Madrid haben der König und ſein Hof, in den andern Städten die höchſten Beamten und die vornehmſten Perſonen ihre beſondern Logen, die mit Teppichen und Blumen prächtig verziert ſind. Der Alcade, der erſte Gerichtsbeamte, läßt das Geſetz laut verleſen, nach welchem es nur erlaubt iſt, ſich der

Lanzen zum Stacheln und Reizen und des kurzen Schwertes zum Tödten des Stieres zu bedienen. Außerdem iſt noch ein Stück rothen Zeuges geſtattet, welches dem Thiere vorgehalten wird, um ſeine Wuth zu ſteigern. Es wird Euch bekannt ſein, wie empfindlich die rothe Farbe auf das Auge der Stiere und Kühe wirkt, und wie wild ſie oft werden, wenn ſie plötzlich etwas Rothes zu Geſichte bekommen.

Bei einem Stiergefechte putzen ſich die Spanier wie zu einem Feſte, und zeigen ſich in ihrer maleriſchen und bunten Tracht. Ein Oberanordner reitet von Dienern gefolgt in die Schranken und begrüßt die Anweſenden, dann wirft der Oberceremonienmeiſter einen mit Bändern geſchmückten Schlüſſel in den Kreis, zum Zeichen, daß der Kampf beginnen ſoll. Nun erſcheinen die ſogenannten Picadores auf Pferden, denen die Augen verbunden ſind, damit der Anblick des Stieres ſie nicht ſcheu mache. Sie ſind in Gemsleder gekleidet, tragen glänzende Stahlpanzer und Wämſe von Gold-, Silberſtoff oder bunter Seide. Die breiten Hüte ſind mit langen Bändern geſchmückt. Sie tragen lange Lanzen und ſtellen ſich dem Behälter gegenüber auf, in welchem der Stier gehalten wird. Mit den Picadores erſcheinen die Chulos zu Fuße. Dieſe tragen die rothen Schärpen in der Hand und zerſtreuen ſich hier und dort auf dem Platze. Nach ihnen kommen die Matadores, weiß gekleidet und in ſeidenen Strümpfen, mit einem bloßen Stoßdegen und einem kleinen Stabe in der Hand, an deſſen Spitze ein Stück glänzenden Seidenzeuges befeſtigt iſt. Sie werden feierlich von einem Beamten dem Könige und den Vornehmen vorgeſtellt und von dem Volke mit Jubel empfangen. Nun erſchallen Trompeten; der Stall wird geöffnet und der Stier ſtürzt auf den Platz. Freudengeſchrei und das Schwenken von Tüchern macht ihn wild und er läuft auf den nächſten Picador los. Dieſer empfängt ihn mit einem leichten Lanzenſtich. Der Stier wendet ſich nach dem zweiten Picador und erhält abermals einen Stich. Oftmals bricht die Lanze, oder das Pferd fällt von der Gewalt des Stoßes zu Boden, dann bohrt ihm der Stier die Hörner in die Weichen und läßt ſeine Wuth an ihm aus. Wenn nun die Chulos ſehen, daß für den Picador Gefahr vorhanden iſt, ſo ſpringen ſie behend hinzu und ziehen durch das Schwenken ihrer rothen Schärpen die Aufmerkſamkeit des Thieres auf ſich hin. So locken ſie ihn auf einen andern Theil des Schauplatzes, wo ein neuer Picador ihn verwundet, und dieſes wiederholt ſich ſo oft, bis daß der Stier ermattet. Ehe dieſes aber eintritt, können viele Pferde und mitunter auch wohl Menſchen das Opfer geworden ſein.

Sobald der Stier matt geworden iſt, ziehen ſich die Picadores zurück, und die Chulos werfen nun kleine Stacheln, an denen Feuerwerk befeſtigt iſt, auf den Stier, um ihn von Neuem anzureizen. Nun nähert ſich ihm der Matador, ſein Fähnchen bewegend, um die Aufmerkſamkeit des Thieres auf ſich zu lenken, das in wilder Wuth mit geſchloſſenen Augen auf ihn losſtürzt. Der Matador muß dieſen Augenblick benützen, und mit Geſchicklichkeit ihm den Stoßdegen in's Herz oder in's Rückenmark dringen laſſen, um ihn ſchnell zu tödten, weil er ſonſt verloren wäre. Die Matadores ſind aber immer ſo feſt eingeübt in dieſem Handwerke, daß für ſie keine Gefahr vorhanden iſt. So wie der Stier todt iſt, zieht der Matador den Degen aus der Wunde und ſalutirt damit das Publikum, welches ihn dafür mit Beifall überhäuft und Konfekt, Blumen, Geld auf ihn hinabwirft. Fällt der Stier nicht ſogleich, ſo wird der Matador ausgeziſcht; wird aber der Matador von den Hörnern des Stieres durchbohrt, ſo wird er mit Beifallruf und Händeklatſchen beehrt, bis ihm ein anderer Matador den tödtlichen Streich verſetzt. Zum Schluſſe kommen Maulthiere, die mit Schellen und Bändern behängt ſind und an den todten Stier geſpannt werden, um ihn vom Kampfplatz zu ſchleifen.

Selten iſt es mit Einem Stier abgethan, und oft werden acht bis zwölf Stiere in einem Tage getödtet.

Die Luſt an Stiergefechten war ſchon bei den alten Griechen vorhanden. Im Mittelalter kamen die Thierhetzen auf, wo unter Andern Hunde auf den Stier losgelaſſen wurden. Zwar wurde hierbei kein Menſchenleben preisgegeben, allein das Schauſpiel war nicht minder grauſam, und das Einzige, was dabei noch einigermaßen von Intereſſe ſein kann, den Muth und die Gewandtheit der Kämpfer zu bewundern, fiel dort ganz weg, denn was kann es für Intereſſe gewähren zu ſehen, daß wüthende Beſtien ſich untereinander mit den Zähnen und Hörnern zerfleiſchen!

Am 1. Februar.

Ein Volk in Europa bewohnt ein Land, welches es ſo recht eigentlich dem Meere abgewonnen hat; dieſes Volk ſind die Holländer. Schon der Name bezeichnet dieß, er kommt von hol, ſo viel wie hohl und Land, alſo ein hohles, tiefes Land, das größtentheils in frühern Zeiten aus Sümpfen, Seen und Sandbänken beſtand, die ſich längs der Meeresküſte hinzogen, und nun durch Kanäle, welche das ſtehende Waſſer in ſich aufnahmen, und durch Dämme, welche das Eindringen der Wellen abwehrten, in ein überaus fruchtbares Gartenland mit reichen, zum Theil großen Städten und überaus reinlichen und ſchönen Dörfern, durch den Fleiß ſeiner Bewohner umgeſchaffen wurde.

Bedenkt nur einmal, welche Dämme dazu gehören, um dem ewigen Anprall der Meereswogen eine hinlängliche Macht entgegenzuſetzen, und Ihr werdet den Menſchen, welche ſie ausführten, gewiß zugeſtehen müſſen, daß ſie an Beharrlichkeit und Ausdauer zu einer ſo ſchweren Arbeit gewiß keinem andern Volke nachſtehen. Und wahrlich, das iſt bei den Holländern der Fall, welche jene Eigenſchaften in allen ihren Unternehmungen auf das Glänzendſte darthun. Oft ſchon war das Menſchenwerk nicht ſtark genug, der Wuth der ſturmbewegten Wellen Widerſtand zu leiſten, und gewöhnlich iſt die Gefahr im Februar hereingebrochen, wo die Stürme heftig wüthen, und wo dann die ſogenannten Springfluthen, welche zweimal in jedem Monate eintreten, am gefährlichſten werden können. So war es im Februar des Jahres 1825 der Fall, daß bei Gelegenheit einer ſolchen Springfluth 300 Städtchen und Dörfer der Provinzen Geldern und Friesland unter Waſſer geſetzt wurden, und über 50,000 Menſchen ohne Obdach umherirrten.

Da die Holländer in ihrem Sumpfboden kein feſtes Baumaterial finden, und der Steine gänzlich entbehren, ſo müſſen ſie ihre Dämme auf eine ganz eigene Weiſe verfertigen. Sie bilden ein Geflechte aus Rohr, das man Faſchinen nennt, auch die dünnen Zweige der Weide ſind hiezu tauglich. Dieſe legen ſie von einem Fuß Dicke auf einander, doch immer kreuzweis, ſo daß eine Schichte mit dem Meeresufer gleich läuft, während die Andere mit den Enden dem Meeresufer zugekehrt iſt. Alle Zwiſchenräume werden mit Sand ausgefüllt und ſtarke hölzerne Pfähle hindurchgetrieben, um dem Damme Haltbarkeit und Feſtigkeit zu ertheilen. Mit Steinen, welche man aus andern Gegenden, namentlich zur See aus Norwegen herbeiſchafft, wird der obere Theil der Dämme bedeckt, theils um ſie damit zu beſchweren, damit ſie zu einem größeren Widerſtande fähig werden, theils aber auch damit es möglich ſei, ſie mit Wagen zu befahren.

Wie Ihr ſeht, iſt dieß eine Arbeit, die unſere Bewunderung herausfordert. Es iſt ein Bild, wie das Schwache, wenn es auf kluge Weiſe gehörig verbunden wird, dem Stärkſten ein Gegengewicht zu leiſten vermag, denn was kann es wohl Schwächeres, zu einem Widerſtande Unfähigeres geben, als das Rohr und ein Geflechte aus Weidenzweigen, und was iſt gewaltiger als die unendliche Waſſermaſſe des Meeres, wenn ſie ſich zu häuſerhohen Wellen erhebt. Nun kämpft aber ſchon Jahrhunderte lang das furchtbare Element des Waſſers gegen die holländiſchen Dämme, und einzelne Unglücksfälle abgerechnet, die ſich auch in geſchütztern Gegenden zutragen können, lebt die Bevölkerung von Holland in ſicherer Ruhe. Kommt es, daß irgendwo das Geflecht locker wird und daß das Meer durchdringt, ſo eilt Alles ſogleich herbei, der Gefahr Trotz bietend, um den Schaden auszubeſſern und das Land zu retten.

Wenn man ſich auf einem ſolchen Damme befindet, ſo ſieht man mit Staunen, daß das Land zehn Fuß tiefer liegt als der Meeresſpiegel, allein Niemand ſchöpft daraus Beſorgniß. Man ißt, trinkt und freut ſich des Lebens, man treibt Handel und raucht ſeine Pfeife, denn das iſt der Holländer Lieblingsgenuß, und kümmert ſich nicht um das Meer und ſeine Wellen, mit dem man wohl fertig werden kann, wie man aus der Erfahrung ſchon weiß.

Am 2. Februar.

Ich habe Euch allerlei vom Winter mitgetheilt, der ſeine ihm eigenthümlichen Freuden hat, wie jede andere Jahreszeit auch; der aber auch dem Menſchen mit eigenthümlichen Gefahren droht. Beſonders iſt dieß auf Reiſen der Fall, in nördlichen Ländern, in den unwegſamen großen Wäldern und Wildniſſen. In dieſen leben die reißenden Thiere, namentlich Wölfe, in großen Schaaren. Im Winter, wenn viele der kleineren Thiere im Winterſchlafe liegen oder in ihren Höhlen verborgen bleiben und es den herumziehenden Wölfen an Nahrung gebricht, da auch die Heerden nicht mehr im Freien gehütet werden, ſondern im Stalle eingeſperrt ſind, dann treibt ſie der Hunger zur unbeſchreiblichen Wuth und Kühnheit, und ſie werden den Menſchen beſonders gefährlich. Sie durchziehen Feld und Wald mit gräßlichem Geheul und ſtürzen ſich auf Alles, was ihnen begegnet. Ihre Gefräßigkeit iſt durch Hunger ſo geſteigert, daß ſie ſelbſt mehrere Menſchen anfallen, ſie niederreißen und mit

Stumpf und Stiel aufzehren. Selbſt die Kleider und Stiefel laſſen ſie nicht übrig. Man räth zwar zu allerhand Mittel, die den Wölfen Schrecken einjagen ſollen, wie z. B. das Feuerſchlagen, wo die plötzliche Erſcheinung der Funken dieſe Wirkung hervorbringen ſoll, oder Kettengeraſſel oder Muſik; indeſſen kann man ſich im entſcheidenden Augenblick ſchwer dazu verſtehen, einen ſo unſichern Verſuch zu wagen. Widerſtand zu leiſten mit Waffen, und beſonders mit Schießgewehr, iſt wohl immer das Gerathenſte, jedoch wird es, wenn man von mehreren Wölfen angefallen wird, auch nichts helfen. Und ſie ziehen manchmal in Haufen von Hundert umher, wie Reiſende in Polen und in dem nördlichen Rußland verſichern.

Einſt war eine polniſche Familie im hohen Winter auf der Reiſe. Es war eine Staroſtenwittwe mit ihren drei Kindern. Ein Staroſt heißt ein adeliger Gutsbeſitzer in Polen. Sie ſaßen zuſammen in einem guten halbzugedeckten Schlitten, den man dort Kibitke nennt, zwei tüchtige, raſche Pferde waren vorgeſpannt, welche ein Kutſcher lenkte, und hintenauf ſaß ein Diener des Hauſes, der Leibeigener war. Sie waren nicht gar weit mehr von ihrem Schloſſe entfernt, als der Weg ſie durch einen Wald führte, aus dem ſie das Geheul der Wölfe ſchon in der Ferne vernahmen. Die Pferde ſtutzten ängſtlich, und auch den Reiſenden pochte das Herz, allein was half das; es war nichts Anderes zu thun, als die Pferde anzutreiben und durch den Wald zu fahren. Jetzt ſcholl das Geheul näher und näher, und bald bemerkte der Diener in einiger Entfernung hinter dem Schlitten eine große Schaar von Wölfen, die ihm mit wilder Begier nacheilte. Er rief dem Kutſcher zu, daß er ſchneller fahren ſolle, und dieſer that auch ſein Möglichſtes, und bald hatten ſie das Ende des Waldes erreicht. Sie ſahen jetzt ein großes Schneefeld vor ſich, an deſſen fernſtem Saume ſchon das Dach und der Thurm des Schloſſes ſich zeigte, und ſie glaubten ſich bereits gerettet. Aber in demſelben Augenblicke brachen die Wölfe wieder von allen Seiten aus dem letzten Dickicht des Waldes hervor, und man ſah es, daß ſie die Verfolgung des Schlittens nicht aufgeben würden, bis ihnen die Dareinſitzenden als Opfer gefallen wären.

Spähend erhob ſich die ängſtliche Mutter und maß die Entfernung bis zum Schloſſe, dann wandte ſie den Blick auf die verfolgenden Unholde und hob ihn ſchmerzlich zum Himmel, von wo allein ihnen Rettung werden konnte. Die Kinder klammerten ſich weinend an die Mutter, die das Kleinſte verzweifelnd an ihren Buſen drückte. Der Kutſcher trieb die Pferde an, ſo ſehr er konnte, aber die Wölfe liefen auch ſchnell und bald hörte man ſchon ihr Schnaufen und das Zuſammenſchlagen ihrer furchtbaren Gebiſſe, ſo nahe waren ſie ſchon gekommen. Da beſann ſich der wackere Diener, zog ſeinen Pelz aus und warf ihn rückwärts ab, den Wölfen hin. Dieſe fielen darüber her und biſſen und zausten ſich darum, und meinten, es ſei ein Menſch, und während der Zeit hatte der Schlitten wieder einen guten Vorſprung. Allein bald waren die Wölfe wieder in der Nähe, und der Bediente wiederholte die Liſt. Jetzt warf er die Weſte, Stiefel, die Mütze ihnen vor, und während die Wölfe ſich darum balgten, war der Schlitten abermals ihnen entkommen.

Sie waren nur noch hundert Schritte von dem Thore des Schloßhofes, wo ſie gerettet geweſen wären, allein die Wölfe waren ihnen wieder ganz nahe gekommen und ſchnappten ſchon gierig nach der ſichern Beute. Der gute Diener hatte nichts mehr den Wölfen hinzuwerfen, und auch die Mutter und die Kinder hatten ſchon ihre Kleidungsſtücke zum Opfer gebracht. Allein die Liſt half nichts mehr, da die wilden Thiere ſie nun ſchon kannten und ſich nicht davon aufhalten ließen. Die Menſchen wollten ſie, und keine Rettung war mehr aus dieſer drohenden Gefahr.

Da rief der edle Bediente: „Nun wohl! verloren bin ich doch mit Ihnen; ſo ſeien Sie wenigſtens gerettet! Gott möge mich richten; lohnen Sie meine That der Wittwe, die ich hinterlaſſe!“

Und ſomit ſprang er rücklings von ſeinem Sitze, und die Wölfe waren über ihn hergefallen, ehe die Frau im Schlitten noch den Sinn ſeiner Worte begriffen hatte. In demſelben Augenblicke rasten die Pferde über Stock und Stein in den Hof des Schloſſes, deſſen Thüre ſich ſogleich ſchloß. Der edle Menſch hatte ſich zum Opfer gebracht. Als man auszog, um auf die Thiere Jagd zu machen, fand man wohl die früher hingeworfenen Kleidungsſtücke zerriſſen an der Straße, die der Schlitten gekommen war, allein von dem Edeln keine Spur mehr.

Die Familie vermiſchte ihre Thränen mit denen der Wittwe, und ehrte ſein Andenken, indem ſie dieſe reichlich belohnte.

Ihr aber lernt daraus, daß oft in den ſogenannten niedern Ständen die edelſten Gefühle angetroffen werden, und daß kein Menſch eigentlich niederig iſt, der eine hohe Geſinnung im Buſen trägt.

Am 3. Februar.

Es naht eine luſtige Zeit, in welcher ein fröhlicher Gebrauch herrſcht, der aus dem höchſten Alterthume ſeinen Urſprung leitet. Dort, wo es noch Sklaven gab, Menſchen, die durch die Geburt ſchon ihren Nebenmenſchen unterthänig waren, die keinen eigenen Willen haben durften und kein Eigenthum, führte man die Sitte ein, daß während der kurzen Dauer eines Feſtes dieſe Staatseinrichtung umgekehrt werde; daß der arme Sklave dann gebiete und der Herr gehorche. Dieſes Feſt, die Saturnalien genannt, weil es dem Gotte Saturn geweiht war; war von fröhlichen Erſcheinungen begleitet, und Alles freute ſich ſeiner jährlichen Wiederkehr. Das Mittelalter, welches mit dem Chriſtenthum auf das ſogenannte Alterthum, die Zeit der Griechen und Römer folgte, hob dieſe Sitte nicht gänzlich auf, wenn es gleich ihren Charakter veränderte. Der Begriff eines Sklaven, im urſprünglichen Sinne, verſchwand zwar, allein aus den alten Sklavengeſchlechtern erwuchſen uns die Bettler und Vagabunden, von welchen Römer und Griechen nichts wußten. Es iſt unbezweifelt, daß noch heute Familien unter uns beſtehen, die von jenen plötzlich freigelaſſenen Sklaven, die kein eigenes Vermögen hatten, abſtammen, in denen Armuth und Mangel durch Jahrtauſende ſich fortgeerbt hat, und mithin ihr trauriger Adelsbrief iſt. Denn das Alter der Geſchlechter macht eben ihren Adel. Aus den Sklaven wurden Diener, und auch dieſe durften ſich des Feſtes erfreuen, das jedoch wie bei den Römern mit dem Dienſte des Saturn, ſo auch jetzt mit der Religion in Verbindung gebracht wurde. Man wählte die Tage vom 6. Januar bis zum Eintritte der Faſten, alſo jene Zeitabtheilung zwiſchen der ernſten Adventzeit, welche der Geburt unſers Heilandes vorangeht, bis zu jener Zeit, die als Vorbereitung der Erinnerung ſeines leidenvollen Todes betrachtet wird, die wir Faſten benennen. Bekanntlich verbietet die katholiſche Kirche den Genuß der Fleiſchſpeiſen während den Faſten; von dieſem Entſagen des Fleiſches erhielt der Faſching, wo man ſich noch ganz dieſem Genuſſe hingeben durfte, den italieniſchen Namen: Carneval, aus Carne vale zuſammengeſetzt, zu Deutſch: lebe wohl Fleiſch. Man veranſtaltete während der Dauer des Faſchings fröhliche Feſte mit Tanz und Mummereien, welche ſich über alle Klaſſen der Geſellſchaft erſtreckten, und auch an der ganzen Einwohnerſchaft der Städte ausgeführt wurden.

Unſere guten Voreltern, namentlich zu Nürnberg, gaben an dieſen Tagen theatraliſche Vorſtellungen, unter dem Namen von Faſtnachtſpielen, welche von den jungen Meiſtern verſchiedener Handwerke und ihren Geſellen dargeſtellt wurden. Wir beſitzen noch dieſe Stücke, von denen die älteſten aus der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts ſtammen, und einen Dichter, Namens Roſenblüt, und einen Andern, Namens Folz, zu Verfaſſern haben, welche Bader waren. Dieſe Dichter überſtrahlte aber der gute, fromme Hans Sachs, ein Schuhmacher zu Nürnberg, der zur Zeit Martin Luthers lebte und ein wirklich bedeutender Dichter war, der mit weiſem, klarem Sinn ſeiner Zeit Vieles offenbarte und in unſerer Literatur ſtets einen Ehrenplatz ausfüllen wird. Nächſt dieſen luſtigen Faſtnachtſpielen waren es aber noch mannigfache Luſtbarkeiten, wie das ſogenannte Schönbartlaufen, womit ſich unſere Vorfahren während dieſer Zeit ergötzten. In verſchiedenen Städten haben ſich nun dieſe Gewohnheiten fortgeerbt. In den Seeſtädten ziehen die Fiſcher und Schiffer umher mit ihren Netzen und Rudern, an welchen bunte Bänder und Flittergold hängen; ſie ſingen Lieder und werden von den Bürgern mit Speiſe und Trank gelabt, auch mit Geld beſchenkt. In Frankfurt am Main tragen die Kinder heiße Wecken in den Häuſern umher und bekommen Geſchenke dafür. Auch ſie ſingen dabei, daß der Winter zur Neige gehe und der Sommer im Anmarſch ſei, in folgenden Worten:

„Ri ra rum!
Der Winter iſt herum;
Vajole (Violen, Veilchen) und de Blumme (Blumen)
Die bringe uns de Summe (Sommer) u. ſ. w.

In Breslau ſingen ſie:

Der Herr, der hat 'ne hoche Mütze,
Hat ſe voll Dukaten ſitze,
Er wird ſich auch bedenken,
Und mir a Gröſchle ſchenken!“

Und ſo klingt's und ſchallt's überall. Die langen Kriege, welche während Napoleons Herrſchaft über unſer armes Vaterland losgebrochen waren, konnten dieſe Gebräuche nicht gänzlich ausrotten, wenn es gleich Zeiten gab, wo das Herz der Luſt und lauten Freude nicht zugewendet war, und man mit Wehmuth der hingeſchwundenen Tage gedachte. In den Städten, wo die Franzoſen ſich eine vorübergehende Herrſchaft gegründet hatten, wie zu Danzig, Hamburg und in andern Orten, kam das ſüdliche Umherziehen der Masken auf den Straßen auf, wo ſich ein Jeder ſeiner Laune überlaſſen durfte. Dieſen Schein von Freiheit in jener Periode der Knechtſchaft nannte man Maskenfreiheit. Ja wohl, eine Maske der Freiheit, wie zum Spotte über das verlorene ſchöne Vorrecht jedes ſittlichen Menſchen. Nachdem Deutſchland wieder ſeine Selbſtſtändigkeit errungen hatte, nachdem Napoleon beſiegt und die Franzoſen vertrieben waren; als der Friede wieder unſere Gauen beglückte, erwachten auch der eingeborene Frohſinn und die harmloſe Luſt wieder unter uns. Wir erinnerten uns der ſchönen Sitten und Gebräuche unſerer biedern Vorfahren, und ſuchten ſie hier und dort wieder einzuführen. Mit dem neuerwachenden Wohlſtande gewannen dieſe Beſtrebungen an Umfang und Bedeutung, und vor Allem war es in den aufblühenden Städten, welche am ſchönen Rheinſtrome liegen, daß der Faſching ſich in ſeine alten, bisher verkümmerten Rechte ſchwang und in dem Kerne des Volkes wieder Wurzel faßte.

Am 4. Februar.

Heute iſt der Faſchingdienſtag, die Faſtnacht, d. h. die Nacht, in welcher die Faſtenzeit beginnt, oder wie Einige wollen, die Faßnacht, wo die Fäſſer geöffnet und geleert werden, um der tollen Heiterkeit Nahrung zu geben. Eigentlich hat dieſes Feſt nur für Katholiken jene Bedeutung des Anfangs der Faſten, jedoch hindert das nicht, daß auch alle andern Konfeſſionen ſich den Spaß mit erlauben.

In der Hauptſtadt der katholiſchen Chriſtenheit, in Rom, treiben ſich die vermummten Menſchen von frühem Morgen in den Straßen umher; vornehmlich iſt es die lange Hauptſtraße, welche die große Stadt von dem Platze des Volkes (del popolo) bis zum venetianiſchen Palaſte, der am Fuße des Kapitols liegt, durchſchneidet, die den Masken als Sammelplatz dient. An den Fenſtern und auf den Balkonen vor denſelben, die mit Teppichen und ſeidenen Drapperien geſchmückt ſind, ſtehen die Zuſchauer, von denen ein großer Theil auch maskirt iſt, und ſchauen dem bunten Treiben zu. Dabei werfen ſie kleine Kügelchen (Confetti), aus Stärkmehl bereitet, in ganzen Maſſen auf die Leute, und dieſes Bewerfen hin und her gibt zu vielen Späßen Anlaß. Wer dunkele Farben an ſich trägt, ſieht bald ganz ſcheckig und wie getigert aus. Alle Augenblicke zieht eine neue komiſche oder abenteuerliche Erſcheinung die Blicke auf ſich und erregt Bewunderung oder Gelächter. Große Maskenaufzüge, nach lange vorher beſprochenem oder wohlüberlegtem Plane, wie bei uns in Deutſchland, finden nicht ſtatt; dazu würde es dem lebhaften, nur dem Augenblicke gehorchenden Charakter der Italiener an Ruhe fehlen. Ein Hauptmoment des Feſtes iſt das Pferderennen, wobei eine Menge ungeſattelter Pferde ohne Reiter losgelaſſen werden und nach dem Ziele rennen. Sobald die Dunkelheit angebrochen iſt, zeigt ſich ein neues Schauſpiel. Alles erſcheint nun mit kleinen brennenden Wachskerzen in der Hand, die man Moccoli nennt, und der Muthwille beginnt nun erſt recht ſein loſes Spiel zu treiben; denn Einer ſucht ſtets dem Andern das Lichtchen auszublaſen. Dieß gibt, wie Ihr denken könnt, zu unzähligen Liſten und Scherzen Veranlaſſung. So dauert das heitere Feſt fort bis zur Mitternacht, wo der neue Tag anbricht, der nicht mehr der Freude gehört, ſondern der ſtillen Feier und ernſten Betrachtung geweiht iſt, der Aſchermittwoch.

Wie in Rom, ſo iſt es auch in den andern Städten Italiens der Brauch, mit geringen Abweichungen. Nach Rom wird in Venedig der glänzendſte Faſching gefeiert; auch in Neapel und Florenz erhebt er ſich über das Gewöhnliche, und die Fürſten mit ihrem Hofſtaat ſchließen ſich von dem allgemeinen Taumel der Luſt nicht aus.

Bei uns in Deutſchland iſt es Köln, wo dieſes luſtige Feſt am meiſten Anklang findet und ſich am Glänzendſten entfaltet. Köln mag als Kolonie der Römer, deſſen Einwohner den italieniſchen Urſprung in ſo Vielem noch verrathen, die nöthigen Eigenſchaften dazu von uralten Zeiten noch in ſich bewahren. Auch in Mainz wird der Faſching mit vielem Aufwande an Geld und Witz begangen. Selbſt Mannheim und Karlsruhe haben ſeit einigen Jahren nicht unglücklich den Verſuch gewagt, ähnliche Volksluſtbarkeiten in das Leben zu rufen. Außerhalb der Rheingegend beſchränkt ſich der Faſching auf Bälle und Maskenbälle, geſellige Zuſammenkünfte und dergleichen. An große, beſondere Veranſtaltungen, an denen auch das Volk unentgeldlich Theil nehmen kann, und die ſich daher zu eigentlichen Volksfeſten der heiterſten Gattung erheben, iſt dabei nicht zu denken. Dergleichen Volksfeſte haben aber ihren großen Werth; ſie verſittlichen im Allgemeinen, indem die heitere Luſt auch wieder einer Beſchränkung unterworfen wird, und jede Ueberſchreitung des durch den Anſtand Gebotenen der öffentlichen Rüge auch ſogleich verfällt; dann regen ſie den im Volke ſchlummernden Schatz des Humors und geſunden Mutterwitzes auf und beleben dadurch ſeine geiſtigen Kräfte. Vor dieſem Geſichtspunkte wird Niemand die Naſe rümpfen, wenn er ſolchen Luſtbarkeiten beiwohnt, und man findet daher, daß es eben die geiſtreichern und ſittlich hochſtehendſten Naturen ſind, welche ſelbſt werkthätig an dieſen Veranſtaltungen Theil nehmen, und dadurch dem Faſching eine beſondere Bedeutung geben.

Am 5. Februar.

Gleich nach dem frohen Taumel der Luſt folgt die Abſpannung; dieſer grelle Gegenſatz findet ſich in allen Beziehungen des Lebens. Ein ebenmäßiger Genuß kann nur ohne große Kraftäußerungen ſtattfinden. Dort wird eine kleine Abwechſelung genügen, das Gleichgewicht wieder herzuſtellen. Wo jedoch die Schranken der Mäßigung gefallen ſind, und die Leidenſchaften, die in dem Menſchen ruhen, zu Luſt und Freude oder zu Trauer und Schmerz aufgeſtachelt, in der Ungebundenheit ſich ergehen, da iſt auch das ſchroffe Einlenken in die Bahn des gewöhnlichen Lebens nur durch das Ueberſpringen einer Kluſt möglich. So ſehen wir es heute. Dieſelben Leute, welche geſtern in der Jacke des Harlekins, mit Schellenkappe und Pritſche ſich auf den Gaſſen herumtummelten, kehren heute in ſich ſelbſt ein, beſuchen die Kirchen und erinnern ſich daran, daß Alles vergänglich ſei hienieden, bis auf das Eine, welches ewig währt, die göttliche Wahrheit, und daß der Sterbliche ihrer theilhaftig werden kann in allen Lagen des Lebens, er mag den Freuden der Welt auch zugethan geweſen ſein, wenn er nur wieder einkehrt zur Beſinnung, und die hohen Pflichten des menſchlichen Berufes nicht darüber vergißt.

In Rom, dem Sitze der katholiſchen Chriſtenheit, begibt ſich der Papſt, als ihr Oberhaupt, umgeben von den Fürſten der Kirche, den Kardinälen, in die Kapelle des Vaticans, welche vom Papſte Sixtus erbaut, die ſixtiniſche heißt, und die zu dem heutigen Feſte mit prächtigen Tapeten ausgeziert iſt, zu denen der große Maler Raphael die Zeichnungen gemacht hat. Aber der Papſt und die Kardinäle ſind ſtatt wie ſonſt in Gold und Purpur, in Violett gekleidet, welches das Zeichen der Trauer bei der höchſten katholiſchen

Geiſtlichkeit bedeutet. Die katholiſche Kirche geht in dem Vermeiden alles Trüben ſo weit, daß ſie ſogar die Trauerfarbe Schwarz in die mildere, den Uebergang von Licht zum Dunkel bildende violette Farbe verwandelt hat. Der Gottesdienſt der Katholiken ſoll vornehmlich auf die Sinne wirken, und durch dieſe die Erhebung des Gemüthes zu Gott bewerkſtelligen. Es ſind weniger die Worte, welche mit dem Geiſte zu erfaſſen ſind und zur Erkenntniß führen, als die Ceremonien, ſinnbildliche Handlungen und Ehrfurcht erweckende Gebräuche, aus denen der Gottesdienſt der Katholiken beſteht. Am heutigen Tage wirkt nun die Erſcheinung des Papſtes und der Kardinäle in Trauergewändern ſehr bedeutend auf die Andacht der Römer. Dieſer Eindruck wird verſtärkt durch erhabene Trauergeſänge, von den größten Tonſetzern verfaßt. Ein Jeder läßt ſich auf die Stirne ein wenig Aſche einreiben, welches man auch in Deutſchland in den katholiſchen Gemeinden beobachtet und „Einäſchern“ benennt. Von dieſem Gebrauche hat der heutige Tag den Namen „Aſchermittwoch“ oder beſſer „Aſchenmittwoch“ erhalten. Es ſoll ſinnbildlich vorſtellen und daran erinnern, daß jedes Weſen, welches auf Erden lebt und zeitlich beſteht, vergänglich iſt, und endlich zu Staub und Aſche werden muß. Eine allerdings wahre, aber nur einſeitig aufgefaßte Vorſtellung; die etwas zerknirſchendes und nichts erhebendes hat. Wir, die wir mit freierem Geiſte das Symbol erfaſſen, erkennen zwar, daß der Körper allerdings vergänglich hienieden iſt, aber ebenſo, daß die Seele ewig und unſterblich iſt. Dieſe Vergänglichkeit des Körpers ſoll uns nun zu der Betrachtung führen, den Erſcheinungen des Lebens, den Zufälligkeiten von Glück und Unglück, von Freud' und Leid, von Luſt und Vergnügen kein großes Gewicht beizulegen, und ihnen keine Macht über unſer Gemüth einzuräumen. Denn da Alles dieß nur vergänglich iſt und mit unſerem Körper für uns auch gewiß dahinſchwindet, ſo wäre es nicht recht, nur ſtets darauf unſere Gedanken zu richten und ſie von dem Ewigen, die Seele, abzuziehen. Zu ſolcher Betrachtung führt uns aber die Einſetzung dieſes Tages; wir können uns zu ihr erheben, auch ohne das bloße Ceremoniell der Einäſcherung.

Wir aber wollen, wenn es uns vergönnt worden iſt, den bunten, ergötzlichen Erſcheinungen des Faſchings zuzuſchauen, oder wenn wir ſelbſt in die Lage kamen, uns ſcherzend in die Maskenreihen zu miſchen, den Tand, der ja ohnehin aufgehört hat und vorübergeſchwunden iſt, abthun, und ſelbſt der Erinnerung an denſelben nicht mehr nachhängen. Es iſt gut, daß wir uns dem Ernſte wieder zuwenden, der ſeine großen, wichtigen Anſprüche an uns hat. Wir treten wieder in das gewohnte Geleis der Arbeitſamkeit und des Fleißes, das uns zu einem ehrenhaften Ziele führen wird, mit dem uns die Pflicht und eine dauernde Zufriedenheit auf das Innigſte verbinden.

Am 6. Februar.

Im Alterthume hatte ſich ein Verein gebildet, der ſich zum Wahlſpruche erkoren hatte: Hören, Sehen und Schweigen. Die Mitglieder deſſelben hatten ſich die Pflicht auferlegt, zu beobachten und zu forſchen, aber ſo wenig als möglich zu ſprechen. Sie ſtanden ſo ſehr in Anſehen, daß jeder Gelehrte ſeinen Ehrgeiz darein ſetzte, dieſem Vereine anzugehören. Ein Jüngling, mit großen Kenntniſſen ausgerüſtet und nach Weisheit ſtrebend, vernahm, daß ein Sterbefall einen Platz in der Verſammlung der Schweigenden erledigt hatte. Sogleich machte er ſich auf den Weg zur Hauptſtadt, wo die Sitzungen gehalten wurden, um mit den Bewerbern aufzutreten. Von allen Seiten ſtrömten dieſe herbei; mannigfache Verdienſte beſaßen ſie, und noch mannigfachere Verdienſte legte ihnen der Schutz mächtiger, einflußreicher Perſonen bei, deſſen ſie genoſſen. Unſer Jüngling war fremd, allein dennoch verfolgte er ſein Vorhaben und gelangte bis zu den Pforten des Verſammlungsſaales. Er übergab dem Thürſteher einen Zettel, auf welchem die Worte ſtanden: „Alamir bittet um den freien Platz.“ Der Name des Jünglings und ſein ernſtes Streben war bereits bekannt, und die Männer des Schweigens, die ihn gern in ihrer Mitte willkommen geheißen hätten, waren daher betrübt, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen und der Platz bereits vergeben war. Man überlegte, auf welche ſinnreiche, dem Grundſatze getreue Weiſe, man ihm dieſe Nachricht mittheilen ſollte. Endlich beſchloß man, einen Becher mit Waſſer bis zum Rande zu füllen, ſo daß ein einziger Tropfen mehr den Inhalt überlaufen laſſen mußte; hierauf wurde der Jüngling vorgelaſſen. — Alamir trat langſam und ruhig vor die Verſammlung. In ſeinem ganzen Weſen drückte ſich ein ſtilles beſcheidenes Verdienſt aus. Nachdem ihn der Aelteſte der Weiſen ſtumm begrüßt hatte, deutete er auf das Sinnbild, welches ihm die Unmöglichkeit ſeiner Aufnahme zu erkennen geben ſollte. Der

Jüngling lächelte beſcheiden, denn er faßte ſogleich einen Gedanken, um der Verſammlung zu zeigen, daß ſelbſt ein überzähliges Mitglied, wenn es in ihrem Sinne wirkte, ihr keinen Nachtheil bringen würde. Er nahm ein Roſenblatt, das vor ihm auf dem Tiſche lag, und legte es behutſam auf den vollen Becher, wo es auf dem Waſſer ſchwamm, ohne daß ein Tropfen überlief. Bei dieſer geiſtreichen Antwort, die nach den Geſetzen, ohne die Rede zu Hilfe zu nehmen, gegeben wurde, konnten die weiſen Männer ſich nicht des lauten Beifalls enthalten. Man beſchloß ſeine Aufnahme und überreichte ihm die Liſte der Mitglieder, damit er ſeinen Namen einzeichne. Es waren hundert; er der hundert und einte. Aus Beſcheidenheit ſetzte er aber vor ſeinem Namen ſtatt der Ziffer 101 nur eine Null vor der Ziffer hundert (0,100), weil er damit andeuten wollte, daß ſein Hinzutreten nichts an der Zahl verändere, und die Verſammlung durch ihn weder verſtärkt noch verringert werde. Auch dieſe ſo beredte und doch blos ſymboliſche Andeutung mußte ihn in den Augen ſeiner nunmehrigen Mitbrüder ſehr erheben. Der Aelteſte umarmte ihn und überhäufte ihn mit Lob, dann ließ er ſich die Liſte geben und ſchrieb die Eins vor die Zahl hundert (1100), und deutete dadurch an, daß durch den Zutritt des Jünglings ſich die Verſammlung um das Zehnfache verſtärkt erachtete.

Fragt Ihr nach der Bedeutung dieſer Geſchichte? Sie ſoll Euch in Erinnerung bringen, daß Weisheit nicht der vielen Worte braucht, um ſich verſtändlich zu machen, und daß wahre Beſcheidenheit bei innerem Werthe dem höchſten Verdienſte gleich zu ſchätzen iſt.

Am 7. Februar.

Der Menſch iſt zu dem höchſten Glücke geſchaffen. Betrachten wir ſeinen Körperbau, ſeine geiſtigen Fähigkeiten, die unendliche Macht, die ihm über alle ſeine Mitgeſchöpfe verliehen iſt, und wir können an ſeiner hohen Beſtimmung nicht zweifeln. Auf der Erde, die er als ſein weites Gebiet anſehen kann, iſt Alles nur für ihn da. Die ſtärkſten Thiere zähmt und überwältigt die ſchwache Hand des Menſchen; ſie beugen ſich unter dem Joche und huldigen der Majeſtät ihres Gebieters. Schon in der aufrechten Haltung, in dem zu den Sternen emporgetragenen Blicke, wollten die Alten die Verwandtſchaft mit dem Himmliſchen und Göttlichen erblicken. Allein mehr noch beſtätigt dieß unſere Seele, das unerklärbare Vorwärts, ſtreben unſerer Gedanken. Ich denke, und alle Gegenſtände, ſo fern und entſchwunden ſie auch ſein mögen, ſtellen ſich meinem Willen folgend dar. Mit Hilfe dieſer unendlichen Kraft vermag ich Erde und Himmel zu umfaſſen. Mein Gedächtniß zaubert zurück, das was nicht mehr iſt; meine Vorausſicht kann zur Vorſtellung bringen, was noch in der Zukunft ruht. Durch die Thätigkeit des Denkens erſcheint das vor mir, was den Augen nicht ſichtbar iſt; ich bin überall, wo ich ſein will; nichts hemmt den Flug meiner Gedanken. Die Stimme des Menſchen ſtößt einige Laute aus, und das, was er denkt, wird ſogleich verſtanden. Seine Hand bildet Zeichen, und ſeine Gedanken erreichen die weiteſten Gränzen. Noch ſo entfernt von einander können die Menſchen ſich Mittheilungen machen, die verſtanden, erwogen, beantwortet werden. Wir in der Gegenwart Lebende ſtehen in Verbindung mit dem graueſten Alterthume, und die ſpäteſte Zukunft wird mit uns in Verbindung ſtehen.

Der Menſch, ein ſcheinbar ſo ſchwaches Geſchöpf, bezwingt die Natur; ſie muß ihm ihre tiefſten Geheimniſſe offenbaren; Kunſt und Induſtrie dienen dazu, ihre Hervorbringungen zu vervollkommnen. Der Menſch herrſcht über die Sitte, die er veredelt; er bildet ſein Geſchlecht; er wägt die Schickſale der Nationen. Ein Weſen, welches nur einen ſo kleinen Raum in dem Weltall einnimmt, wagt es, deſſen Unendlichkeit zu erfaſſen und zu meſſen. In den Meeren bahnt der Menſch ſich Straßen; ſeine Wiſſenſchaft führt ihn in die Regionen des Himmels; er zählt die Geſtirne und gibt ihnen Namen; er mißt ihre Entfernung und berechnet ihren Gang; er ſagt die Revolutionen voraus, denen ſie ausgeſetzt ſind, und ſelbſt über die Gränzen der ſichtbaren Welt hebt ſich ſein Blick. Der menſchliche Geiſt dringt in jene Abgründe und Höhen, die mit den Sinnen nicht mehr zu erfaſſen ſind, in die Urkraft aller Weſen, in die ewige Quelle aller Tugend, in die Tiefe der Göttlichkeit!

Alles das bisher Genannte ſind die Vorrechte des Menſchen, die er ſeinem Verſtande verdankt; allein der Menſch beſitzt mehr; er beſitzt die Gnade, und damit iſt er ſelbſt der Tugend fähig. Er erkennt nicht nur das Gute, ſondern er kann es vollführen. Der Menſch iſt gerecht, mäßig, großmüthig, wohlthätig; er kann Gottes Allmacht begreifen, ſeine Huld lieben, ſeine Ewigkeit erhoffen.

Und ſelbſt die ſo oft geſchmähten Leidenſchaften des Menſchen ſind Beweiſe des Adels ſeiner Seele. Betrachten wir die Unerſättlichkeit in dem Beſitze irdiſcher Güter; den Hang nach Reichthum und Ehre, zu Vergnügungen; in Allen dieſen Erſcheinungen kann man die Unermeßlichkeit einer Seele ſehen, die nichts auf Erden zu befriedigen vermag. Was könnte wohl ſonſt dem gottloſen Verbrecher, der ſelbſt die Unſterblichkeit der Seele in Zweifel zieht, den Wunſch einflößen, ſeinen Ruf über die Lebensdauer hinaus zu befeſtigen, und ſeinem Namen eine dauernde Stelle in dem Gedächtniſſe der Menſchen zu erobern? Dieß ſahen wir bei jenem Heroſtrat, der den prächtigen Tempel zu Epheſus anzündete, und bei manchem andern Ungeheuer, das ihm nachſtrebte. Allein was konnte dieſes Hirngeſpinnſt von Unſterblichkeit in ihnen erwecken, als ein unwillkührliches aber unklares Vorgefühl der ächten Fortdauer nach dem Tode? So können ſelbſt unſere Verirrungen und Laſter dazu dienen, die ewige große Wahrheit unſers Urſprungs und unſerer Beſtimmung zu bezeugen.

Am 8. Februar.

Ich ſprach Euch geſtern von der unerſättlichen Ruhmbegierde, welche die Menſchen erfüllt. Das Alterthum kannte ein großes Beiſpiel derſelben, Cäſar; die Neuzeit ſein Gegenſtück, Napoleon. In Beider Leben ſind verwandte Punkte aufzufinden; Beide wurden vom Glück der Schlachten bis zur Höhe des Lebens getragen; in Beiden regte ſich ein großer Geiſt, gepaart mit Muth und Entſchloſſenheit; allein Beide ſcheiterten an ihrer eigenen Größe, und Beiden ward ein tragiſches Ende zu Theil, ehe ſie das natürliche Ziel ihres Lebens erreicht hatten, noch in vollſter Manneskraft. Der Eine wurde in der Verſammlung des Senates ermordet; der Andere ſtarb in der Verbannung, auf einſamer Inſel im großen Weltmeer, in der Gewalt ſeiner erbittertſten Feinde.

Bis zum zweiundvierzigſten Jahre war Cäſar nicht aus den einfachen Verhältniſſen eines römiſchen Bürgers herausgetreten; und mit ſechsundfünfzig Jahren traf ihn der Dolch der Mörder. Mithin genügten ihm vierzehn Jahre, die Welt zu beſiegen und ſeinem Scepter zu unterwerfen. Dieſe Vereinigung von hohem Talente und Glück iſt in der Weltgeſchichte ohne Beiſpiel. Kein Heerführer gebot ſo wie er über die blinde Hingebung der Krieger; Niemand verſtand es wie Cäſar einen unüberwindlichen Muth in ihnen anzufachen.

Die Natur hatte Cäſar zu ſeiner großen Rolle günſtig ausgeſtattet. Sein Wuchs war hoch, ſeine Geſichtsfarbe von faſt blendender Weiße, ſein Haupt oval, ſein Geſicht voll, ſeine Augen ſchwarz und lebhaft, ſeine ganze Geſtalt ſchlank und beweglich. Seine ausdauernde, ſtarke Körperbeſchaffenheit wäre vollkommen geweſen, wenn er nicht von Zeit zu Zeit Krämpfen unterworfen geweſen wäre, welche in Zuckungen ausarteten und ihm die Beſinnung raubten. Auch hierin zeigt er eine Verwandtſchaft mit Napoleon, der auch dem Starrkrampfe ausgeſetzt war. Seine Geſichtsbildung, die wir auf alten Münzen und geſchnittenen Steinen oft ſehen, erinnert aber auffallend an die Geſichtszüge Friedrichs des Großen. Cäſars Haltung war bald ſtolz, bald herablaſſend; ſeine Stimme klang voll, und alle ſeine Bewegungen ſollen, nach dem Zeugniß alter Schriftſteller, den Ausdruck eines edeln Anſtandes an ſich getragen haben. Obgleich er in der Ausführung ſeiner Plane unermüdlich war und jeder Gefahr die Spitze bot, ſo beſchäftigte er ſich doch auch mit großer Vorliebe mit der Erhaltung ſeiner körperlichen Vorzüge, und man ſagt, er habe deßhalb einen Lorbeerkranz auf dem Haupte getragen, um den Mangel der Haare dadurch zu verdecken. Er trachtete ebenſo darnach, die Menſchen zu beherrſchen als ihnen zu gefallen. Er kleidete ſich prächtig und war oft mit den koſtbarſten Perlen und Edelſteinen geſchmückt. In ſeinen Paläſten waren Gemälde und Standbilder der größten Meiſter aufgehäuft. Sowohl in den Wäldern des alten Germaniens, wie in den Sandwüſten Afrika's ſah man in ſeinem prächtigen Zelte Alles, was zu einem reichlichen Lebensgenuſſe und zur Entfaltung einer üppigen Pracht für nothwendig erachtet wurde. In ſeinem eigenen Haushalte herrſchte die regelmäßigſte Ordnung, die ſelbſt in das Kleinliche ging. Der römiſche Schriftſteller Titus Livius ſagte: daß derſelbe Geiſt, der zum Entwerfen einer Schlachtordnung erfordert wird, auch nöthig iſt, um ein Feſt anzuordnen. Cäſar ſoll einſt einen ſeiner Hofbedienten zur Kettenſtrafe verurtheilt haben, weil er ſeinen Gäſten ein geringeres Brod als ihm beim Eſſen gereicht hatte. In ſeiner Lebensweiſe war er mäßig. Er konnte keinen Widerſpruch dulden, allein er litt es, daß man über ihn ſpottete. Dieſer letztere Zug in ſeinem Charakter wurde beſonders merklich, wenn er ſeine Triumphzüge, nach glücklichen Kriegen, in Rom hielt. Die Krieger, ſeine ruhmvollen Gefährten, durften dann Lieder anſtimmen, welche boshafte Anſpielungen auf ihren Heerführer enthielten, der ihnen das nicht im Geringſten übel nahm. Selbſt auf dem Theater durfte man ſich Aehnliches erlauben.

Cäſars Geiſt war ſchnell wie ſein Schwert. Zu gleicher Zeit konnte er ſeinen Schreibern Verſchiedenes dictiren, und manchmal in verſchiedenen Sprachen. Er erfand Zeichen, um politiſche Geheimniſſe mitzutheilen, woraus dann ſpäter die bekannte Chiffreſchrift geworden iſt. Er war Schriftſteller und Dichter, trotz ſeiner unſtäten Lebensart, die er während der Kriege in fernen Ländern führen mußte. Allein er dichtete, wenn er zu Pferde ſaß, ſchrieb Depeſchen im Wagen, arbeitete ſeine Werke im Zelte aus und gab Geſetze während der Schlacht. So war dieſer außerordentliche Geiſt. In der geſchickten Führung der Waffen that er es jedem aus ſeinen Heeren zuvor; er bewältigte als Reiter die wildeſten Roſſe, ging in der ſtärkſten Sommerhitze, wie bei der Kälte, mit unbedecktem Haupte, und ſchwamm durch die reißendſten Ströme.

Cäſar war nicht nur ein großer Feldherr, ſondern ein ebenſo tiefer Politiker, ein großer Redner, ein wahrhafter Geſchichtſchreiber, ein unerſchrockener Soldat, ein aufgeklärter Regent, ein großmüthiger Sieger. Das Glück hob ihn, und der Ruhm krönte ihn auf allen ſeinen Wegen. Sein Geiſt war weit, wie die Welt, welcher er Geſetze gab. Allein ebenſo, wie wir die Pyramiden Aegyptens bewundernd, es bedauern müſſen, daß dieſe ungeheuren Werke, welche die Zeiten überragen, trotz des vielen Blutes und der großen Summen, die ihr Bau gekoſtet, dennoch dem Menſchengeſchlechte keinerlei Nutzen gebracht haben, ebenſo beklagen wir, daß Cäſar, deſſen Name durch Jahrhunderte geſtrahlt hat, trotz ſeiner coloſſalen Größe, den Menſchen nur Trübſal und Elend brachte, und ohne die Grundlage der Tugend ſich auf den Trümmern der Freiheit zu ſeiner unerreichbaren Höhe erhob. In dieſem Umſtande lag der Keim zu ſeinem tragiſchen Untergange. Die Freunde der Freiheit verſchworen ſich gegen ihn, und unter ihnen war ſein Pflegeſohn, Marcus Brutus, den er vor Allen liebte. Trotz aller an ihn ergangenen Warnungen begab er ſich in ſeiner gewohnten Unerſchrockenheit und auf ſein Glück vertrauend, auf das Kapitol in den verſammelten Senat. Dort erwarteten ihn die Verſchworenen. Sie überfielen ihn dort und ſtießen mit ihren Dolchen nach ihm; Cäſar ſtellte ſich ihnen zur Wehre. Als nun aber auch Brutus ihn verwundete, ſank er, ſich in ſeinen Mantel verhüllend, mit dem ſchmerzlichen Ausrufe: „Und auch Du, Brutus!“ an der Säule des Pompejus nieder und hauchte, von den Dolchen der Wüthenden durchbohrt, ſeinen großen Geiſt aus. Er fiel, weil er, ein Sohn der Freiheit, welcher er ſein Glück zu danken hatte, ein Verräther an derſelben wurde und auf ihren Trümmern ein Reich der Tyrannei erhob. Daſſelbe Schickſal ereilte Napoleon, von dem ich Euch ſpäter erzählen will.

Am 9. Februar.

Die Größe erſcheint und verſchwindet. Menſchen und ihre Werke, welche die Welt mit ihrem Ruhme erfüllen und deren Macht ihres Gleichen nicht hatte; ſie ſinken in Nichts dahin und das Einzige, was an ihnen übrig bleibt, iſt der Nachruhm, der durch die Aufzeichnungen der Weltgeſchichte bewahrt, den kommenden Geſchlechtern überantwortet wird.

So ſahen wir auch die kunſtvollſten Staatsgebäude fallen, wenn die inneren Zuſtände morſch und zerrüttet waren und feindſelige Einwirkungen von außen hinzutraten. Eines der ſchlagendſten Beiſpiele dieſer Art gab uns Venedig, welches noch kaum vor einem halben Jahrhundert eine reiche Republik war und nunmehr gänzlich aus der Reihe der Staaten verſchwunden iſt. Die prächtige Stadt, das Wunder des adriatiſchen Meeres, inmitten deſſen Wellen ſie ſich zaubergleich erhob, die Hauptſtadt einer Republik und der Sitz ihres, Doge genannten, Oberhauptes, iſt jetzt die verfallende Hauptſtadt einer öſterreichiſchen Provinz geworden.

Die Republik Venedig war Jahrhunderte hindurch mächtig. Ihr Urſprung, die Lage ihrer Hauptſtadt, ihre Verfaſſung, dies Alles war merkwürdig und von andern Staaten weit verſchieden. Es war im Jahre 421 nach unſerer Zeitrechnung, als viele Einwohner von Aquileja, Padua und anderer Orte dieſer Gegend, ſich vor den Alles zerſtörenden Horden Attila's auf die kleinen Inſeln an der Mündung der Brenta in das adriatiſche Meer flüchteten und dort zuerſt den Grund zu dem nachmaligen Venedig legten. Die Geſchichte meldet von großen Völkerwanderungen, die ein fremdes Land überſchwemmten, ſeiner Geſtalt und Verfaſſung ein gänzlich anderes Gepräge aufdrückten und ſich einen Staat darin gründeten, allein es muß als ein höchſt merkwürdiger und vielleicht einziger Fall betrachtet werden, welcher der Entwicklung des menſchlichen Geiſtes zum Ruhme gereicht, daß eine Handvoll Flüchtlinge, welche das Schickſal auf einige zu Zeiten überſchwemmte Sandbänke *) wirft, dort einen mächtigen Staat erſtehen läßt,

---

*) Die Lagunen, in welchen die Stadt Venedig gebaut wurde, und von

ohne ſelbſt kein Stückchen feſten Landes zu beſitzen. Bald erwarb dieſer Staat eine große Bevölkerung, welche bei der dem Handel ſo günſtigen Lage die Ausſicht auf reichen Gewinn herbeizog. Die Menſchen achteten es nicht, daß der Boden, auf dem ſie bauten, nur Sand war, dem jeden Augenblick eine Ueberſchwemmung drohte; daß er keinen Pflanzenwuchs hervorbrachte; daß Trinkwaſſer fehlte; daß kein Baumaterial vorhanden war, ja daß es ſelbſt an Raum mangelte. Es mußten neue Hilfsmittel geſchaffen werden, um alle dieſe Hinderniſſe zu überwinden. Man ſchlug Pfähle in den Grund der Sümpfe, zur Seite der fahrbaren Kanäle, und baute darauf Kirchen und Paläſte und ſchuf ſo etwas Neues, bisher Unerhörtes, eine Stadt im Waſſer, in deren Straßen, ſtatt der Wagen, Gondeln geſehen wurden, um den Verkehr zu unterhalten. Aber auch den drohenden Wogen des adriatiſchen Meeres wurde ein Rieſendamm entgegengeſetzt, jene ſtarken Mauern, Murazzi genannt, die noch heute die Stadt vor Ueberſchwemmung beſchützen und von Allen, die ſie ſehen, bewundert werden.

In jenen Zeiten, wo das Weltreich Rom ſeinen Untergang ſah und Mord, Brand und Plünderung durch den Einbruch der Barbaren überall hin verbreitet wurden, erhob ſich Venedig und gab der erſchütterten Welt das erſte Beiſpiel einer regelmäßigen und weiſen Staatseinrichtung. Aus ſeinen Sümpfen gingen Flotten hervor, welche den jungen Staat zu Anſehen brachten und das Römerreich im Orient ſtürzten. Mit reicher Beute und Kunſtſchätzen beladen kehrten ſie zurück. Bald herrſchte Venedig auf allen Meeren; die Nationen wurden ihm zinspflichtig; ganz Europa trat in einen Bund zuſammen, um den ſtets wachſenden Uebermuth des jungen Staats zu demüthigen, allein es gelang nicht und er blieb Sieger.

Die Venetianer waren in jener Zeit die Bewahrer der alten Kunſt und Civiliſation und ihre Vermittler für die jüngere Nationen. Mitten unter Kriegen, Siegen, Niederlagen und Verſchwörungen, wuchs ihre Größe, ihr Reichthum und ihr Ruhm. Eine eigenthümliche Verfaſſung und eine Regierung, die ihre Verfügungen in die Schleier des Geheimniſſes hüllte, war die Seele des Staates. Trotz aller Mißbräuche, welche ſie zuließ, kann man

---

denen meine jungen Leſer wohl ſchon gehört haben werden, ſind nichts anderes als ſolche Sandbänke, die von ſeichtem Fahrwaſſer, die ſogenannten Kanäle, durchſchnitten werden.

doch nicht umhin, als jener Verfaſſung eine große Kraft und Dauerhaftigkeit zuzuerkennen. Allein ein großes Weltereigniß ſetzte dennoch der mächtigen Republik ein Ziel. Venedig hatte ſich durch die Eroberung von Cypern, Kandia und Morea den Alleinhandel mit dem Orient angeeignet. Alles, was von dorther kam, ging durch ſeine Hände und war die Grundlage zu ſeinem ungeheuren Reichthume geworden. Da gelang es dem Seefahrer Vasco de Gama, den Seeweg um Afrika's Küſte nach Oſtindien zu entdecken. Mit der Umſchiffung des Vorgebirges der guten Hoffnung änderte ſich die Lage der Welt. Der Handel mit den Reichen des Morgenlandes kam in die Hände der Portugieſen, und Venedig ſah ſich den Haupthebel ſeines Beſtehens entriſſen. Von dieſem Augenblicke begann ſein Verfall. Der unmäßige Luxus, die in ſeinem Gefolge ſchreitenden Laſter wucherten fort; Beſtechungen, Verrath, Mord, traten grell hervor; der Staat war im Innern zerriſſen, während Macht und Anſehen ſtets mehr und mehr ſchwanden. Venedig war bald nur noch ein Schattenbild ſeiner früheren Größe.

Schon ſehr tief war es geſunken, als die große franzöſiſche Revolution zu Ende des vorigen Jahrhunderts ausbrach. Ganz vereinzelt daſtehend, ſowohl in Bezug auf ſeine Regierungsform, wie auf ſeine Lage, vermochte es den andringenden Heeren der Neufranken keinen Widerſtand zu leiſten. Es hatte das Schickſal der übrigen Staaten und verſchwand aus der Reihe der ſelbſtſtändigen, um in dem großen Ganzen aufzugehen, welches den Namen der franzöſiſchen Republik führte. Vielen iſt ſeitdem ein beſſeres Schickſal zu Theil geworden. Die alten Throne erhoben ſich wieder und ihre Beſitzer nahmen ihre Stelle unter den Regenten ein. Nur das alte Venedig hatte ſich überlebt und es konnte ſich nicht wieder von ſeinem Falle erheben. Jetzt iſt es die eine Hauptſtadt des lombardiiſch-venetianiſchen Königreichs, deſſen andere Hauptſtadt Mailand iſt. Dieſes Königreich ſelbſt iſt aber nichts mehr als eine öſterreichiſche Provinz. Die neue Regierung ſtrebt darnach, die Geſunkenheit aller Verhältniſſe wieder zu beleben. Sie hat den Hafen Venedigs zu einem Freihafen erklärt, um dem Handel aufzuhelfen, und um den Verkehr zu erleichtern, hat ſie durch eine lange Brücke, in neueſter Zeit, die Lagunen, in denen Venedig gebaut iſt, mit dem Feſtlande verbunden und die Eiſenbahn darüber weggeführt, welche durch ganz Oberitalien von Mailand nach Venedig geht. Was nun auch die Stadt durch ſolche

Vorſorge gewinnen mag, zu der alten Herrlichkeit wird ſie ſich doch nie wieder erheben, denn jene Verhältniſſe können nicht mehr wiederkehren, durch welche Venedigs Reichthum und Macht bedingt wurden.

Am 10. Februar.

Gleichwie Venedig, ſo ſind auch andere Staaten in die Nacht der Vergeſſenheit geſunken. Von vielen ſind rieſige Ueberreſte vorhanden, die aus den Tagen des höchſten Alterthums ſtehen geblieben ſind und deren Erhaltung uns bezeugt, wie mächtig und groß diejenigen einſt geweſen ſein müſſen, die dieſe Denkmäler erbauten und bewohnten. So ſpricht zu uns das uralte Aegypten in ſeinen Tempeln und Pyramiden, ſo das geheimnißvolle Hindoſtan. Den mächtigſten Eindruck machen wohl die Ruinen von Balbek, am Fuße des Berges Libanon, jener Hauptſtadt eines der mächtigſten Reiche der Urzeit. Wir wollen die Empfindungen eines Reiſenden hier mittheilen, welcher jene Ruinen im Jahre 1833 beſuchte.

Am entfernten Horizont, auf den letzten ſchwarzen Abhängen des Libanon, gewahrten wir eine ungeheuere Gruppe von Trümmern, von der untergehenden Sonne vergoldet, welche grell von dem Schatten der Felſen abſtach. Unſere Führer machten uns durch lauten Zuruf darauf aufmerkſam. Es war das Wunder der Wüſte, des fabelhaften Balbek, welches aus ſeinem Grabe uns entgegenleuchtete, um uns von Zeiten zu erzählen, von denen ſelbſt die Geſchichte nichts mehr aufgezeichnet hat. Wir näherten uns langſam und hefteten die Augen auf die rieſenhaften Mauern und glänzenden Säulen, welche Alle in das Ungeheuere zu wachſen ſchienen, je näher wir kamen. Ein tiefes Schweigen herrſchte in der Karavane; ein Jeder glaubte, daß er ſich durch die Mittheilung deſſen, was er eben empſand, um die Empfindung der nächſten Minute bringen könnte. Auch die Araber ſchwiegen und ſchienen ernſten Gedanken hingegeben. Endlich hatten wir den Anfang der Ruinen erreicht. Es waren Marmorblöcke und Säulenſchafte, welche die Erdbeben ſeit Jahrtauſenden faſt eine Meile weit von ihrem eigentlichen Standpunkte fortgeſchleudert hatten, gleichwie der Sturmwind die trockenen Blätter eines Baumes weit weg vom Stamme jagt. Die breiten und tiefen Riſſe, welche die ſchwarzen Felſen der

Vorgebirge des Libanons öffnen, gähnten bereits unter den Hufen unſerer Pferde; es waren die Steinbrüche, aus denen einſt die Erbauer das Material für ihre Häuſer, Tempel und Paläſte holten. Wir erblickten noch ungeheuere Blöcke darin, die bereits auf allen Seiten behauen waren und gleichſam darauf warteten, daß man ſie auflud und nach dem Bauplatze führen ſollte. Wir maßen einen dieſer Blöcke und fanden, daß er 62 Fuß lang, 24 Fuß breit und 16 Fuß dick war. Einer von den Arabern ſtieg vom Pferde und klimmte zu dem Steine hinab; dann kletterte er hinauf, allein wie klein erſchien er auf dieſer Maſſe, wie ſehr verſchwand der Menſch vor ſeinem Werke.

Es würde die vereinte Kraft von 60,000 Menſchen erfordern, um einen ſolchen Stein vom Boden zu heben und die Denkmäler, welche wir hier erblickten, zeigten noch größere in einer Höhe von 25 bis 30 Fuß, die Säulen in gleichem Verhältniſſe als Sockel dienten.

Unſer Weg führte uns zwiſchen der Wüſte zur rechten und den Windungen des Gebirgs zur linken, an verſchiedenen Feldern vorüber, die von arabiſchen Hirtenſtämmen angebaut waren und längs den Ufern eines Bergſtroms, der durch die Ruinen ſich ſchlängelt und von ſchönen Nußbäumen beſchattet wird. Der künſtliche Hügel, auf dem alle große Monumente der Stadt ſich befinden, erſchien uns bisher nur noch theilweiſe zwiſchen dem Geäſte oder über den Baumwipfeln; jetzt endlich gewahrten wir ihn in ſeiner ganzen Größe und die Karavane ward wie von einem elektriſchen Schlage bei dem Anblick getroffen und hielt. Keine Feder und kein Pinſel vermag es, ein Bild von der Macht dieſes Eindrucks zu entwerfen. Ueberall, unter und über uns, wohin wir den Blick auch ſenden mochten, ſahen wir Blöcke von rothem oder grauem Granit, von Blutporphyr oder weißem Marmor; Säulenſchafte, Kapitäler, Architraven, Karniße, Piedeſtale, Bildſäulen, Alles zerſtreut und in Trümmern, aber dennoch wie von Leben durchzuckt; es war als ob ein feuerſpeiender Berg die Glieder eines großen Reiches hier wieder ausgeworfen hatte. Man konnte kaum zwiſchen den Ruinen einen Platz finden, um den Fuß hinzuſetzen, und nur der Fluß brach ſich Bahn durch die Steinblöcke und ſein murmelnder Schaum wuſch ſie aus, wenn ſie ſich ſeinem Laufe entgegenſtemmten.

Der Hügel, der dieſe Feſte trägt, iſt ganz von Menſchenhänden gebaut. Sein Gipfel faßt 1000 Fuß Länge auf 700 Breite.

Die Werkſtücke aus denen er beſteht, ſind oft 50 bis 60 Fuß lang und 15 bis 16 hoch. Wir maßen drei behauene Granitſtücke, welche eine Oberfläche von beinahe 4000 Fuß bildeten. Auf dieſer ungeheueren erhabenen Fläche zeigten ſich uns die großen Tempel, hinter denen ſich der Himmel blau und roſa oder golden ausſpannte. Einiges an den Bauwerken ſchien noch ſo neu und wohlerhalten, als wenn es eben nur aus den Händen der Arbeiter gekommen wäre. Anderes hingegen war zerſtückelt und zerſtreut; hier eine einzeln ſtehende Säule, dort ein eingeſtürztes Geſims, ein Mauerſtück u. dgl. Das Auge verlor ſich in die Reihen dieſer Tempel-Ruinen, und wir waren nicht im Stande das Ende zu erblicken. Die ſechs coloſſalen Säulen des großen Tempels trugen noch in voller Pracht ihr reiches und majeſtätiſches Geſims und beherrſchten das ganze Bild. Sie verloren ſich in den blauen Himmel der Wüſte, wie ein luftiger Altar, auf dem ein Volk von Rieſen ſeine Opfer darbrachte.

Die Gedanken, welche dieſe Maſſen in Bewegung ſetzten und dieſe Steintrümmer auf einander thürmten, ſind uns unbekannt; der Staub unter unſern Füßen würde uns allein darüber etwas ſagen können; denn jede Ueberlieferung mangelt uns. Die Zeiten werden aber auch einſt kommen, wo ſpätere Generationen zu den Trümmern unſerer Wohnſtätten hinreiſen werden, und ſie werden dieſelbe Frage thun und nicht darauf antworten können: Weßhalb wir gebaut und gemeißelt haben? Die Werke des Menſchen überdauern ſeine Gedanken; Bewegung heißt das ewige Geſetz des Menſchengeiſtes. Gott iſt ein unerreichbares Ziel; es wird der Menſchheit immer wieder entrückt, wenn ſie ihm näher zu kommen glaubt. Wir ſchreiten immer weiter vor, allein wir kommen doch nie an's Ende. Die große Geſtalt der Gottheit, welche das Menſchengeſchlecht ſeit ſeiner früheſten Kindheit zu erfaſſen ſtrebt, um ſie in ſeinen Tempeln zu verehren, wird ſtets größer und überragt auch unſere weiteſten Gedanken und die Ringmauern unſerer erhabendſten Tempel. Tempel und Altäre verfallen und wir werden dahin geführt, wo Gott ſich nur allein und wenig kund gibt, im Geiſte, in der Erkenntniß, in der Tugend, in der Natur und in der Unendlichkeit.

Am 11. Februar.

Wir wollen unſere Wanderungen zu den Denkmalen verfallener Größe fortſetzen. Heute führe ich Euch zu den Katakomben Roms. So heißen große durch Menſchenhände gebildete Höhlen und weite Gänge, die ſich unter der Stadt Rom hin erſtrecken und weit über ihre Gränze hinaus bis nach dem Meere ſich hinziehen. Sie entſtanden aus den Steinbrüchen, aus welchen man das Material zu den Rieſenbauten zog, die dort ſeit den früheſten Zeiten aufgeführt wurden und das alte wie das neue Rom ſchmückten. Man benützte dieſe unterirdiſchen Räume, über welchen ſich nach und nach die Stadt erhob, zu Begräbnißſtätten. Als aber die erſten Chriſten ſich von den römiſchen Kaiſern bedroht ſahen, flohen ſie hieher, um ſich vor der Verfolgung zu bergen. Hier lebten ſie ohne Sonnenlicht, in der dumpfen Luft der Gräber und feierten ihren Gottesdienſt. Linus, der erſte Biſchof von Rom, las hier die Meſſe auf einem Steine, den er zum Altare weihte und eine andächtige Verſammlung vergaß der Todesangſt und erhob ihre Seele in feurigem Gebete zu Gott. Aber der Verrath wachte. Schergen brachen herein in dieſen Ort der Gräber; die Andächtigen wurden an das Tageslicht geſchleppt und unter Martern dem Tode überliefert. Die Religionsgeſchichte nennt ſie Märtyrer und der katholiſche Glaube verehrt ſie als Heilige, die am Throne Gottes weilen und deren Fürbitte den ſündigen Menſchen Gnade und Erbarmung verſchafft. Allein auch der, welcher dieſen Glauben nicht theilt, ſieht in den Märtyrern, Menſchen, die eine hohe Tugend beſeelte und die Kraft genug beſaßen, für das, was ſie als recht und wahr erkannten, ſelbſt den Tod unter Qualen zu erleiden. Kein Schmerz war im Stande, ſie vom Glauben abwendig zu machen, eben ſo wenig aber auch die Verheißung irdiſcher Güter und Ehren.

Unter der Kirche von St. Stephan in Rom iſt einer der gewöhnlichſten Eingänge zu den Katakomben. Einer der Geiſtlichen zündet eine Fackel an und man ſteigt, von ihm geleitet, in die Grüfte hinab. Man erblickt lange Gänge, welche hin und wieder eine herabhängende Lampe ſparſam beleuchtet. An den Wänden dieſer Gänge iſt eine dreifache Reihe von Särgen aufgeſchichtet, von denen eine auf der andern ſteht. Das ſchwankende Licht der ſchwebenden Lampen und der Fackel des Begleiters glimmt an den Rippen des Gewölbes empor und fließt dann langſam an den Grabſtätten vorüber; dieß gibt dieſen ewig unbeweglichen Gegenſtänden einen Anſchein von Bewegung, der für die Seele etwas ſehr Ergreifendes hat.

Mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit iſt es nicht möglich auch nur ein leiſes Geräuſch hier zu vernehmen. Nur das Schlagen des eigenen Herzens in der Bruſt des Wanderes wird vernommen. Ohne Führer wäre es ſehr gefährlich dieſen Ort zu beſuchen; die Irrgänge vermehren ſich in's Unendliche und man fände ſich nicht aus dem Labyrinthe mehr heraus. Dieſes Unglück ſoll einige unvorſichtige Engländer betroffen haben, die ſich allein, ohne Kenntniß des Orts, in die Katakomben wagten.

Nachdem man einige Zeit unter den Gräbern herumgewandelt iſt und der Führer einem die Namen einiger berühmten Märtyrer genannt hat, die da und dort begraben ſein ſollen, nachdem man die Orte beſucht, wo der Altar der erſten Chriſten geſtanden, kehrt man erleichterten Herzens an die Oberwelt zurück und freut ſich doppelt der ſchönen Sonne des italieniſchen Himmels, die im vollſten Glanze über Roms Paläſte und Dome ihre Strahlen ergießt.

Am 12. Februar.

Habt Ihr ſchon von der Wüſte gehört? von jenen öden, ſandigen Landſtrichen in Aſien und Afrika, wo kein Quell rieſelt, kein Baum Schatten gibt, ein Sandmeer, das der Sturm peiſcht, wie das Meer der Wellen und das Euch ebenſo wie dieſes in ſeinen Fluthen, in Staubwirbel erſtickt und unter zuſammengewehten Bergen begräbt.

Denkt Euch, liebe Leſer, eine weite Sandfläche, von dem Regen des Winters tief durchwühlt, dann von dem Sonnenbrande des Sommers getrocknet, röthlich gefärbt, ganz kahl, nirgends ein Gegenſtand, der das Auge anzöge. Nur ſelten erhebt ſich ein dorniger Nopalſtrauch in der gränzenloſen Oede; ſtarr breitet ſich das Geſtrüpp aus, kein Sturm iſt im Stande ſeine knotigen Aeſte zu bewegen. Wohl erblickt man auch manchmal verſteinte Ueberreſte von Schiffen, die einſt in graueſter Vorzeit, als dieſen Boden Waſſer deckte, ihn befuhren. Von Zeit zu Zeit deutet ein kleiner Steinhaufen den Weg an, den die Karavanen zu nehmen haben.

Wenn man Tagelang durch die Wüſte gezogen iſt, erreicht man wohl eine Reihe von Sandhügeln; dieſe erſteigt man und dann ſieht man eine neue Wüſte in derſelben Troſtloſigkeit vor den Blicken ſich ausdehnen. Die Nacht erſcheint und der Mond erhebt ſich über die weite Leere. Alles iſt Licht, nirgends gibt ein anmuthiger Schatten das Daſein eines Gegenſtandes kund; nur der Schatten der Dromedare iſt ſichtbar und der Reiſenden, die auf ihnen durch die Wüſte ziehen. Alles iſt ſtumm; nur die Grille hört man zirpen, welche vergebens nach dem warmen Herde des friedlichen Landmanns verlangt.

Die Sonne geht in dem ſtaubigen Dunſtkreis wie eine Scheibe rothglühenden Eiſens auf; ſie iſt ſtrahlenlos, allein mit jedem Augenblicke wird die Hitze drückender. Etwa nach der dritten Tagesſtunde werden die Dromedare ungeduldig; ſie ſtecken den Kopf bis zu den Nüſtern in den Sand und athmen dann mit Heftigkeit. Die Thiere der Wüſte werden ſichtbar. Der Strauß ſtößt klagende Töne aus; Schlangen und Eidechſen ſchlüpfen eilig unter die Erde, wie um ſich zu bergen. Die Führer der Karavane blicken bei ſolchen Anzeichen ängſtlich zum Himmel, denn ſie wiſſen was ſie zu bedeuten haben. Die Führer werden bleich; aus dem Süden fängt an ein warmer Wind zu wehen; das einzige Heil beſteht darin in entgegengeſetzter Richtung zu fliehen; ſie kehren die Dromedare nach Norden und treiben ſie zur wildeſten Eile. Allein umſonſt; der Südwind der Wüſte, Smum oder Samum, iſt ſchneller als die Füße der Dromedare und bald hat er die Flüchtigen ereilt. Vom äußerſten Ende des Geſichtskreiſes weht mit Sturmeseile eine Staubwolke heran. Der ſandige Boden wankt unter den Füßen der Reiſenden und wird vor ihnen fortgetrieben. Im Rücken erheben ſich Säulen von Sand und ſtürzen über den Häuptern der Armen zuſammen. Bald iſt die ganze Wüſte in Bewegung; wohin der Fuß geſetzt wird, ſinkt er in den aufgewühlten Staub, der Sand ſpaltet ſich wie in großen Schollen; die Führer erklären, daß ſie keinen Weg mehr erkennen und nicht wiſſen, welche Richtung ſie einſchlagen ſollen. Die Menſchen empfinden den heftigſten Durſt, allein ſie ſind nicht im Stande ihre Waſſergefäße zu öffnen; den Athem halten ſie an ſich, denn die Luft, welche ſie umgibt, iſt zur Flamme geworden; der Schweiß rinnt an den erſchöpften Gliedern herunter. Der Sturm wüthet immer ſtärker;

er wühlt den Sand bis auf die Grundveſten der Erde auf und ein heißer qualmender Dampf ſteigt dadurch zum Himmel auf. Die Augen werden ängſtlich geſchloſſen; allein öffnet man ſie noch zuweilen, ſo ſieht man die Zahl der Karavane ſtets kleiner werden; die Menſchen erſcheinen in dem Nebel glühenden Sandes wie Schatten; man hört ihren Schrei und ſieht ſie vom Feuerſturme getroffen, todt zu Boden ſinken; Menſch und Dromedar verſchwinden in den aufwirbelnden Sandwellen.

Dieß iſt der Samum der Wüſte; eine der ſchrecklichſten Naturerſcheinungen. Aus Afrika weht er an Italiens Südküſte hinüber und iſt dort noch ſehr fühlbar, wenn gleich der weite Zug über das Meer ihn ſchon abgekühlt hat und auch der Boden ihm hier feſten Widerſtand bietet. Die Italiener nennen dieſen Wind Scirocco. Von Italien weht er zu den Alpen, bricht ſich an ihren Felswänden und ſtrömt hinab in die Thäler Tyrols und der Schweiz, wo die Leute ihn nur „den warmen Wind“ nennen. Auch hier iſt er noch wie der Gluthauch eines geheizten Backofens und wirkt plötzlich ſo entnervend, daß man Kopfſchmerz fühlt, die Eßluſt verliert und an allen Gliedern abgeſpannt iſt. Durch die Bergthäler ſtreichend macht er ſich ſelbſt noch in Süddeutſchland merklich und München, Augsburg, die Ausläufer des Schwarzwalds kennen den Scirocco, wo man ihn ſtrichweiſe verſpürt. Oft an kühlen Abenden tritt man bei Spaziergängen plötzlich in eine Region, wo eine glühende Hitze weht, die ſich dann oft nach wenigen Schritten wieder verliert und der Kühle weicht. Auch ſelbſt hier noch zeigt ſich die widerliche Wirkung des Windes, der in der Wüſte, wo er entſteht, Verderben über Karavanen gebracht hat und Menſchen, Thiere und reiche Waaren im glühenden Sande verſchüttete.

Am 13. Februar.

Bei uns in Süddeutſchland bringt der Februar wohl die heftigſte Kälte. Häufiger aber bringt er Schnee. In unſern Gebirgsgegenden wird ein großer Schneefall oft von Unglücksfällen begleitet. Die Maſſe des Schnees, die auf den Felswänden lagert, wird von einem emporſtehenden Steine oder von einigen Bäumen zurückgehalten und ſo gehindert in das Thal hinabzuſtürzen. Wenn aber die Laſt zu ſtark auf die abwehrenden Gegenſtände drückt, oder wenn gar eine Bewegung in dem Schnee entſteht, ſo daß er zu rutſchen beginnt, dann iſt kein Aufhalten mehr möglich, die ganze Maſſe ſenkt ſich, erſt langſam, dann immer ſchneller und vergrößert ſich im Umwälzen, wie ein Schneeball, den Kinder machen. Alles was im Wege iſt, wird umgeriſſen und mitgewälzt, ſo daß aus wenigen Schneeflocken, die ſich anfänglich oben auf der Spitze des Felſens in Bewegung ſetzen, nach und nach ein ungeheuerer Berg wird, der aus Schnee, Felſen, Baumſtämmen beſteht und mit einem fürchterlichen Krachen, welches den ſtärkſten Donner übertönt, in das Thal hinabfährt. Die erſte Bewegung des Schnees kann eine leichte Erſchütterung der Luft ſchon hervorbringen; ein Schuß, einige laut ausgeſprochene Worte, weßhalb die Alpenſteiger, an gefährlichen Stellen, wo die Abhänge ſchroff ſich hinabſenken und mit Schnee überladen ſind, auch ſehr behutſam ſchreiten, und ſich des Sprechens enthalten. Am häufigſten verurſacht aber die Sonne ſolche Schneeſtürze, wenn ihre Strahlen ſchon ſo mächtig wirken, daß die oberſte Lage Schnee dadurch geſchmolzen wird und nun das hinabrieſelnde Waſſer die Bewegung herbeiführt. Im Kleinen ſehen wir dieſelbe Erſcheinung, wenn nach ſtarkem Schneien Thauwetter eintritt und große Klumpen Schnee von den Dächern auf die Straße ſtürzen. Auch dieſe verurſachen ſchon ein Geräuſch wie das eines Kanonenſchuſſes und haben eine Gewalt, die einen Menſchen niederwerfen kann. Nun denkt Euch aber einmal Schneeflächen von vielen hundert Schritten Flächenraum, von bedeutender Dicke, die aus einer Höhe von tauſend Fuß und mehr niederfallen und ihr werdet im Stande ſein Euch die Wirkung vorſtellen zu können.

Man nennt einen ſolchen Schneeſturz Lawine oder Lauine. Faſt kein Winter vergeht, wo man nicht von den Unglücksfällen hörte, welche durch die Lawinen angerichtet werden. Manchmal gehen Anzeichen voraus, welche die Menſchen warnen, ſich und ihr Vieh in Sicherheit zu bringen. Sie verlaſſen dann ihre Wohnungen und geben ſie Preis und kehren erſt mit der ſchönen Jahreszeit wieder dahin zurück, wann die Gefahr vorüber iſt und der Schnee geſchmolzen. Am meiſten ſtürzen aber die Lawinen plötzlich, in der Nacht, wenn die armen Leute in ihren friedlichen Hütten ſorglos ſchlafen. Oft werden ſie an den Felsblöcken und den Trümmern der Gebäude erſchlagen, manchmal waltet während des Unfalls ein ſchützender Genius. Das Gebälke der Schlafkammer hält zuſammen und bildet ein Dach über die Unglücklichen, unter dem ſie geborgen ſind, bis daß die Hilfe naht, oder ſie werden mit dem rollenden Schnee eine Strecke weit fortgewälzt und können ihren Hilferuf zu den Nachbarn ertönen laſſen, die dann herbeieilen und die eigene Gefahr für nichts achten, um die Verſchütteten auszugraben und an das Licht zu ziehen. Man hat Beiſpiele, daß dieſe mehrere Tage unter den Trümmern lagen und doch wieder lebend hervorgezogen wurden. Freilich waren ſie einer beſtändigen Todesangſt während der Zeit ausgeſetzt; ſie ſchrieen fortwährend, um Zeichen von ihrem Leben zu geben und zugleich den Ort anzugeben, wo ſie verſchüttet lagen, allein ſie wußten nicht, ob ſie von den Menſchen gehört wurden. Wenn ſie aber endlich das Schaufeln über ſich vernahmen, welche Freude durchſtrömte dann ihr ganzes Weſen, wie erhob ſich die Bruſt zu Gott im heißen Dankgebete. Und wann der erſte Lichtſtrahl in die Nacht des Grabes der noch Lebenden fällt, dann wurde die Freude ſo bewältigend, daß gewöhnlich eine tiefe Ohnmacht die Geretteten befiel, die erſt nach und nach daraus erwachten und einſahen, daß ſie wirklich dem Leben wiedergegeben waren. Die guten Nachbarsleute aber, welche ſich dabei hilfreich und thätig bewieſen und nur ſehr behutſam zu Werke gehen konnten, ſetzten ſich ſelbſt der größten Gefahr aus, denn die Lawinen wiederholen ſich an derſelben Stelle und oft ſchon trug es ſich zu, daß die zur Hilfe Herbeigeeilten ſelbſt mit verſchüttet wurden.

Was die Liebe zur Heimath macht, mögt Ihr hieraus erſehen. In jenen Gegenden der Gebirgsländer, die an ſich rauh und unfruchtbar ſind und faſt keinen Verkehr mit der übrigen Welt unterhalten, die noch überdieß den Lawinen ausgeſetzt ſind, leben ſtille, fromme, arbeitſame und arme Menſchen und wünſchen ihren Wohnort mit keinem Andern der Welt zu vertauſchen. Hier wurden ſie geboren; hier wollen ſie ſterben. Wo ihre Väter lebten, wollen auch ſie leben; der Boden, wo ihre Wiege ſtand, iſt ihnen allein werth; ſie ſind gleichſam mit ihm zuſammengewachſen. Erinnert ihr Euch wohl noch des Negers und ſeines Kokosbaums, von dem ich Euch im vorigen Monate erzählte? Seht, hier wiederholt ſich das Beiſpiel, nur in anderer Form; nur noch ſtärker, rührender. Die Lawine droht, ſie ſtürzt, und begräbt die Hütte. Die Menſchen haben Alles verloren; nur das Leben iſt ihnen gerettet und ſie ſchaufeln den Schnee weg, ſchaffen die Trümmer bei Seite, bauen das Haus. pflanzen das Gärtchen auf's Neue. Und ob die Lawine auch dräue, es iſt ihnen doch nirgend ſo wohl als hier. So liebt auch Ihr Eure Heimath, meine jungen Freunde, Alles Gute, was Euch widerfährt, erſcheint Euch herrlicher in Bezug auf ſie, und Alles Böſe erträgt ſich leichter, weil die theure Heimath ſchon einen mächtigen Troſt für Euch in ſich ſelbſt birgt.

Am 14. Februar.

Ein berühmter Geiſtlicher war eben aus der Kirche gekommen, wo er eine Predigt über die ſichtbaren Wege der Vorſehung gehalten hatte, und wollte von der Anſtrengung ermüdet ſich in ſeiner Wohnung der Ruhe überlaſſen, als ihm ein Unbekannter gemeldet wurde, der ihn zu ſprechen wünſchte. Er läßt ihn eintreten, und erkennt an dem Aeußern des Fremden, daß er einen Handwerksmann vor ſich habe, der nicht eben zu denen vom Glücke Begünſtigten gehörte.

„Was wünſchen Sie von mir?“ fragte der Geiſtliche mit ſanfter Stimme.

„Nur einen Augenblick Gehör,“ erwieterte der Mann in ſichtbarer Verwirrung, welche die Aufmerkſamkeit des würdigen Geiſtlichen ſogleich in Anſpruch nahm. Er ließ ihn zu ſich niederſitzen und erſuchte ihn, ihm offen ſein Anliegen vorzubringen.

„Hochwürdiger Herr,“ begann der Fremde, „ich komme ſo eben aus Ihrer Predigt.“

„Das freut mich um Ihretwillen wie auch um meinetwillen,“ ſagte der Geiſtliche, „denn ich glaube, daß ich Dinge geſagt habe, welche den Menſchen wohl von Nutzen ſein können.“

„Ja, Hochwürden haben wohl ſehr ſchön geſprochen und treffliche Dinge geſagt, allein ſie haben auch von den wohlthätigen Wegen der Vorſehung Erwähnung gethan, und das will mir nicht in den Kopf; für mich gibt es keine Vorſehung, ich glaube nicht daran.“

„Was muß ich hören?“ rief erſchreckt der würdige Pfarrer.

„Ich wiederhole es, was ich geſagt habe, ich kenne keine Vorſehung. Hören Sie mich an und urtheilen Sie dann ſelbſt. Ich bin ein Tiſchlermeiſter und habe eine Frau und drei Kinder. Wir ſind ehrliche Leute, wir bringen uns mit ſchwerer Arbeit fort und haben unſer Lebtag Niemand unrecht gethan. Fragen Sie nur in der ganzen Nachbarſchaft umher, und Keiner wird es Ihnen anders ſagen können. Ich ernähre die Meinigen im Schweiße meines

Angeſichts, ich trinke nicht, ich vertrage mich gut mit meiner Frau und mache nur ſolche Schulden, die ich auch zu bezahlen hoffen darf."

„Ich will das Alles recht gern glauben," ſprach der Geiſtliche, den die innere Bewegung des armen Handwerkers gerührt hatte, „allein wo wollen Sie hinaus? in welcher Beziehung ſteht Ihr ehrlicher und wackerer Lebenswandel mit Ihrem Unglauben an die ewige Vorſehung?"

„Wo ich damit hinauswill? in welcher Beziehung das ſteht, das werden Sie ſogleich hören. Sie ſehen in mir einen Menſchen, der ſich in's Waſſer ſtürzen will."

„Gott im Himmel!" ſchrie der Geiſtliche auf, den dieſe plötzliche Wendung, wie natürlich, ſehr erſchreckt hatte. „Möge die ewige Vorſehung Euch vor ſolcher Verirrung bewahren. Nicht blos um Euer Leben, nein! um Euer Seelenheil handelt es ſich. Was kann Euch auf ſo ſchwarze Gedanken gebracht haben?"

„Hochwürdiger Herr," nahm der Tiſchler wieder das Wort, „ein Mann, der mir eine bedeutende Summe ſchuldig iſt, hat bankerott gemacht und mich um Alles gebracht. Ich habe mich bis zum Letzten dieſes Monats durch Wechſel verpflichtet, und werde nicht zahlen können. Es iſt dieſes das erſte Mal in meinem Leben. Ich kann den Gedanken nicht ertragen, meinen Wechſel nicht einlöſen zu können. Der Gedanke, mein Wort nicht zu halten, iſt mir unerträglich; ich habe vergebens an viele Thüren geklopft, nirgends wurde mir aufgethan. Einige Freunde, die mir wohl helfen würden, ſind ſelbſt nicht reich, und nun bleibt mir nichts anderes übrig, als mir das Leben zu nehmen."

„Und was ſoll aus Eurer Frau werden, die Ihr liebet," ſprach der Geiſtliche, „was aus Euren Kindern, die Euren Beiſtand noch ferner brauchen?"

Bei dieſer Frage rannen die heißen Thränen über die Wangen des armen Mannes, und er ſagte: „Immerhin, entehrt vermag ich nicht zu leben. Ich würde den Meinigen nur Schande machen und ihnen nicht helfen können. Bin ich aber nicht mehr auf der Welt, ſo wird man ſich vielleicht ihrer erbarmen."

„Nun ſagt mir aber, wie kam es, daß Ihr, mit einem ſolchen finſtern Vorhaben beſchäftigt, die Kirche und meine Predigt beſuchtet?"

„Das weiß ich ſelbſt nicht; ich hatte mir es nicht vorgenommen. Der Zufall hat es herbeigeführt. Ich ging an der Kirche vorüber und ſah viele Menſchen hineintreten. Da wurde ich gleichſam wider Willen mit fortgezogen, ich wußte ſelbſt nicht wie. Ich wollte wiſſen, weßhalb ſich die Menge ſo drängte, da ſagte man mir, daß ein berühmter Geiſtlicher predigen würde. Das zog mich an; ich blieb, bis daß die Predigt aus war. Alles, was Sie ſagten, war ſehr ſchön und für die Andern auch erbaulich; als ich es aber auf mich und mein unverſchuldetes Unglück anwenden wollte, da mußte ich es verwerfen. Ich kann nicht an die Vorſehung glauben.“

„Wie, mein Freund! Ihr ſeid mit Eurem verzweifelten Entſchluß beſchäftigt in eine Kirche getreten, Ihr habt mich predigen gehört, Ihr ſeid dann zu mir gekommen, um mir Eure Sorgen zu vertrauen, und dennoch wollt Ihr nicht einſehen, daß eben Alles das nur die gütige Vorſehung ſo geleitet hat?“

Der Mann wurde von dieſer Bemerkung ſichtbar ergriffen und ſchwieg einen Augenblick, dann nahm er wieder das Wort.

„Ja wahrlich, hochwürdiger Herr, das iſt wohl ſeltſam; allein damit werde ich doch meinen Wechſel nicht bezahlen können.“

Dieſe Unterhaltung hatte das Herz des Geiſtlichen bewegt und gerührt. Er erkannte, daß der arme Mann zwar ehrlich ſei, aber ohne richtige Erkenntniß. Er ſah ein, daß es ſich hier um ſchnelle Hilfe handle. Es ſchien ihm nicht nöthig, erſt weitläuftige Nachfragen anzuſtellen, der Ausdruck und die Sprechweiſe des Mannes bezeugten hinlänglich, daß Alles, was er ſagte, die reine Wahrheit ſei.

„Wohlan denn, mein Sohn,“ ſprach der Geiſtliche mit herzlicher Freundlichkeit, „ich halte Euch für ehrlich, für einen Menſchen, der unglücklich iſt, ohne ſich deßhalb eine Schuld beimeſſen zu können, und der nichts erfunden hat, um meine Leichtgläubigkeit zu täuſchen. Ich will Euch helfen. Wie viel braucht Ihr, um Euren Wechſel einzulöſen? Ich ſelbſt bin nicht reich, allein ich werde wenigſtens dazu beitragen können, daß Ihr die Euch fehlende Summe erhaltet.“

„Welche Güte!“ rief der Tiſchler aus. „Mit weniger als zweihundert Thalern iſt mir geholfen! bin ich gerettet!“

Der fromme Mann erhebt ſich nun, öffnet ſeinen Schreibtiſch, nimmt ein Säckchen mit Gold daraus und gibt ſie dem Fremden, mit den Worten: „Hier ſind etwa zweihundert Thaler in Golde, welche mir am letzten Sonntage, nachdem ich über das Wohlthun und die Gnade des Almoſens gepredigt hatte, eine reiche mildthätige Frau einhändigen ließ, damit ich dieſe Summe zur Linderung der Armuth anwenden möchte, wie ich es für gut finde. Ich würde damit das Elend vieler Familien haben erleichtern können, allein Euer Beſuch in dieſem Augenblicke, mein Sohn, in dieſem Zuſtande der Verzweiflung, der Euch ergriffen hat, verbreitet mir ein Licht über die wunderbaren und unbegreiflichen Wege der Vorſehung. Nehmet daher immerhin das Geld, bezahlt damit Euren Wechſel, aber glaubet fortan an die Vorſehung!“

Der arme Handwerksmann fiel auf die Knie, ergreift die Hände des Geiſtlichen und benetzt ſie mit ſeinen Thränen. Sein Mund iſt nicht im Stande vor Rührung ein Wort hervorzubringen. Er hebt dann die Augen dankend zum Himmel, empfängt mit dem Gelde den Segen des wackern Geiſtlichen, und eilt wie betäubt zu den Seinigen.

Seht, Ihr Kinder! Die Vorſehung umſchwebt Euch ſtets, wenn Ihr ihr Walten auch nicht begreift, und ihre Wege Euch verborgen bleiben! —

Am 15. Februar.

Wir haben uns jetzt ſchon ſo ein Weilchen mit einander unterhalten, und ich glaube, Ihr habt mich kennen gelernt. Ich hatte mir vorgenommen, mit Euch zu ſchwatzen, und Ihr wart ſo gut, mir zuzuhören. Ich habe den Gegenſtand zu unſerer Unterhaltung überall herbeigeholt, wo es mir dienlich und ſchicklich ſchien. Bald aus der Naturgeſchichte, bald aus der Sittengeſchichte, bald waren es moraliſche Betrachtungen, immer lenkte ich Eure Blicke auf Gott, den Schöpfer aller Dinge und den Urquell alles Guten und Schönen. Was Ihr durch dieſe täglichen Vorleſungen gelernt habt, was Euch davon im Gedächtniß geblieben iſt, das ſucht aber nun auch Andern mitzutheilen; ſowohl ſolchen, die es ſchon wiſſen und mehr wiſſen als das, Euren lieben Eltern und Lehrern, als auch Euren Mitgeſpielen und jungen Freunden. Jenen, damit ſie den Kreis Eurer Kenntniſſe erweitern und zu dem, was Ihr wißt, noch manches hinzufügen, dieſen, damit ſie von Euch lernen, ſich ſelbſt in den Feierſtunden nützlich und angenehm zu beſchäftigen. Solche Mittheilungen gewähren dem gebildeten Menſchen die eigentlich wahre Unterhaltung, ſie ſind die Würze jeder Geſellſchaft, eines jeden Alters und Standes. Nur die Bewohner der weſtlichen Welt kennen dieſes Vergnügen. Der Morgenländer kennt es nicht. Er lebt einſam, ſtill und in ſich gekehrt, ohne Mittheilung nach außen. Nur die unumgänglich nothwendigen Geſchäfte führen ihn zum Verkehr mit andern Menſchen. Sind dieſe abgethan, ſo ſitzt er da und raucht Tabak, ſieht den bläulichen Dampf aus ſeiner Pfeiſe ſteigen, und ſchlürft von Zeit zu Zeit wohl eine Schale Kaffee dazu. Geräth ein Anderer in ſeine Nähe, ſo ſchlägt er die Arme kreuzweis über die Bruſt zum Gruße, und beharrt dann wieder in ſeiner unerſchütterlichen Ruhe und Gleichgiltigkeit. Wie anders iſt es bei den Abendländern. Wir kommen zuſammen, um miteinander zu ſprechen, gleichgiltige oder wichtige Dinge, um uns zu belehren oder zu erheitern. Manchmal ergießt ſich die wärmſte Empfindung unſerer Seele in das Geſpräch; der Geiſt übt ſich dabei, um ſeine ſchönſten Lichter darüber auszuſtreuen und die Eigenliebe ſpornt uns an, die beſte Wirkung zu erzielen, und den Kreis unſerer Zuhörer für uns einzunehmen.

Obgleich faſt überall dieſer Hang zur Unterhaltung unter uns verbreitet und ausgebildet iſt, ſo ſind große Städte doch eigentlich ſo recht als der Herd der Unterhaltung zu betrachten. Die Bewohner derſelben, die daran vorzugsweiſe gewöhnt ſind, glauben daher viel zu entbehren, wenn ſie plötzlich aus ihren Verhältniſſen geriſſen werden und ſich auf das Land oder in die Umgebung einer kleinen Stadt verſetzt ſehen. Für ſie iſt die Sprache nicht mehr blos das Mittel, die Gedanken mitzutheilen, ſondern ſolche Leute betrachten ſie ganz ſo wie der Virtuoſe ſein Inſtrument, welches er mit Meiſterſchaft ſpielt.

Der eigentliche Reiz, der nun aber für ſolche Leute in der mündlichen Unterhaltung liegt, beſteht nicht gerade in dem Gegenſtande, um den es ſich handelt, noch um die Gedanken oder die Kenntniſſe, welche darin entwickelt werden; vielmehr iſt es die unmittelbare Wirkung, welche der Eine auf den Andern damit ausübt, die Schnelligkeit, mit der man einen wechſelſeitigen Genuß gibt und empfängt, die Luſt, Gedanken, die ſich erzeugen, auch im Augenblicke auszuſprechen, ohne Arbeit, Beifall zu erlangen, im Ton der Rede, in der begleitenden Geberde, im ſprechenden Blicke, ſeinen Geiſt, ſeine Begabung zu zeigen, und ſo gleich wie mit einem elektriſchen Schlage auf die Zuhörer zu wirken. Es iſt nicht zu läugnen, daß gewiſſe Naturen ſich auf dieſe Weiſe einer Menge überflüſſigen Stoffes entledigen, den ſie in einer ſolchen Unterhaltung gehörig verarbeiten, während er auf andere Weiſe verbraucht, wie etwa in Bücher niedergelegt, ungenügend befunden würde; Andere finden darin eine wohlthätige Ableitung überſpannter Ideen, und noch Andere werden auf ſolche Weiſe aus einer krankhaften Abſpannung aufgerüttelt und erwachen zu nützlichen Werken und Thaten.

Trotz dieſen Vortheilen, die aus ſolcher Unterhaltung entſpringen können, will ich Euch doch davor warnen, ſie allzu frühzeitig zu ſuchen. Eben der Reiz, der darin liegt, entfernt uns von ernſthaften Dingen. Beſonders ſoll die Jugend mehr hören, und über das Gehörte nachdenken, als ſelbſt ſprechen. „Leicht fertig iſt die Jugend mit dem Wort,“ ſpricht unſer großer Dichter Schiller als Vorwurf aus; beſtrebt Euch, dieſen Vorwurf nicht zu verdienen. Sprecht erſt dann, wenn Eure Erfahrung gereift iſt. Sammelt fleißig, bevor Ihr an's Ausgeben geht!

Am 16. Februar.

Um Kenntniſſe zu erlangen, muß man neben dem mündlichen Unterrichte viel in guten Büchern leſen. In jeder bedeutenden Stadt gibt es öffentliche Bücherſammlungen, die Bibliotheken des Staates und der Fürſten, aus denen man Bücher erhalten kann. Dann aber gibt es, wie Ihr Alle wißt, auch ſolche Sammlungen, aus denen man Bücher, gegen Bezahlung, lehnsweiſe erhält, die man Leihbibliotheken nennt. In dieſen findet man gewöhnlich Alles aufgeſpeichert, was der Tag erzeugt, und wonach ſich die Nachfrage der Neugierigen richtet. Daß unter dem, was die Neugier erregt, ſich auch vieles Schlechte befinden kann, wird ſich Jeder leicht vorſtellen. Daher ſind dieſe Leihbibliotheken nur mit Vorſicht zu benützen, und es wird denen, die keine Kenntniß von ſolchen Dingen erlangt haben, unmöglich ſein, eine gute und richtige Auswahl zu treffen.

Nun gibt es aber viele Menſchen, denen es nicht genug ſcheint, ein Buch zu leſen, ſondern die es auch beſitzen wollen. Theils weil in dem Beſitze eine eigene Art von Befriedigung liegt, theils weil man ein Buch als Eigenthum öfter zur Hand hat, und es zu jeder beliebigen Stunde öffnen kann, um darin zu leſen. So wie es nun recht löblich iſt, ſich mit guten Büchern zu dieſem Zwecke zu verſehen, ſo artet aber doch auch die Sucht damit zu prunken und den Schein von Gelehrſamkeit dadurch um ſich verbreiten zu wollen, in Lächerlichkeit aus. Bei Einigen iſt der Drang, recht alte Bücher zu kaufen, Bücher in gewiſſen Ausgaben, nichts weiter als eine Sucht nach Kurioſitäten, und ſo wie Jener alte Möbel oder Bilder, Waffen oder Koſtbarkeiten ſammelt, ſo kauft dieſer alte, ſeltene Bücher zuſammen, die ihm keinen Nutzen gewähren, und deren Beſitz ihn nur freut, weil ſie ſelten ſind, und weil er ſie allein ſein nennen kann. Wie ſehr dieſe Leidenſchaft ausartet, mag Euch das Beiſpiel des Engländers zeigen, der ganz Europa durchzog, um die Baſeler Ausgabe eines gewiſſen ſeltenen Werkes aufzutreiben, die faſt gar nicht mehr zu haben war. Endlich läßt ihn ein Zufall ſie entdecken. Sogleich ſchlägt er ſie auf und lieſt emſig darin, dann ruft er voll Freude aus: „Gott ſei gelobt; wie bin ich froh! Endlich habe ich die richtige Ausgabe! Hier, auf Seite 9 und Seite 16 ſind die beiden Druckfehler, die in allen übrigen Ausgaben fehlen!“ — Iſt das nicht närriſch? Um ein Buch mit Druckfehlern zu beſitzen, gab ſich der gute Mann ſo große Mühe, verreiſte ſein Geld und bezahlte es mit ſchwerem Golde, blos — weil es ſelten war.

Wie weit es ſolche Bücherfreunde, oder vielmehr Büchernarren treiben, iſt nicht zu denken. Oft bezahlen ſie ein altes Buch, in einer ſeltenen Ausgabe, das ſie ſchon beſitzen, dennoch theuer, wenn es ihnen wieder vorkommt, blos weil es ein reiner gehaltenes Titelblatt hat. Sie laſſen dieſes Titelblatt vor ihr Exemplar binden, und ſind ganz ſelig darüber. Manchmal verbinden ſich aber auch mit dieſer Liebhaberei ſchöne und nützliche Kenntniſſe, die ſich über die Geſchichte der Buchdruckerkunſt erſtrecken, welche Wiſſenſchaft für alle Jene erforderlich iſt, die ſich dem Amte des Bibliothekars widmen, dem die Obhut über die Ordnung und Verwaltung großer und namentlich öffentlicher Bücherſammlungen anvertraut iſt.

Am 17. Februar.

Wenn Eis und Schnee verſchwinden, und die ganze Natur ſich zu ihrem ſchönſten Erwachen vorbereitet, dann empfindet auch die Seele einen eigenen Schwung; es überkommt den Menſchen wie Sehnſucht, er möchte ſich aus den gewohnten Verhältniſſen weit hinweg wünſchen, er träumt von ſchönern, nie geſehenen Gegenden, er möchte Das ſehen, wovon er in Büchern las, und es drängt ihn, den Wanderſtab zu ergreifen und hinauszuziehen in Gottes ſchöne Welt. Dies Gefühl, das ſich unſer bei dem Beginn des Frühlings bemächtigt, iſt die Reiſeluſt. In frühern Zeiten war ſie ſchwer zu befriedigen; es gehörten ganz beſondere Vergünſtigungen des Schickſals dazu. Um nur eine etwas beträchtliche Reiſe antreten zu können, mußte man reich ſein und unabhängig dazu; das heißt, man mußte ſich in der Lage befinden, über ſeine Zeit frei ſchalten zu können, Niemand verpflichtet ſein, den größten Theil ſeiner Zeit einem Geſchäfte, einer Arbeit zu widmen, für welche man eine Bezahlung, eine Entſchädigung an Geld erhielt. Nun werdet Ihr aber wohl ſchon wiſſen, wie wenig Menſchen es gibt, die gänzlich frei über ihre Zeit zu verfügen im Stande ſind. Der Eine ſteht im Staatsdienſte, der Andere treibt irgend ein Handwerk, der Dritte hat ſich dem Handel gewidmet, Alle bindet aber die Verpflichtung gegen die Familie, welche von dem Ertrage deſſen, was der oder jener ihrer Mitglieder erwirbt, ſich erhalten ſieht. Wie wünſchenswerth es nun aber für die Reiſeluſtigen iſt, ſich in dem Beſitze eines leichten, ſchnellen und wohlfeilen Fortſchaffungsmittels zu ſehen, darf ich Euch wohl nicht ſagen. Jetzt macht das Reiſen weder Beſchwerden noch Koſten, und der Zeitverluſt iſt gleichfalls nicht groß. Die Eiſenbahnen und Dampfſchiffe befördern um wenig Geld, und bringen die Menſchen aus den weiteſten Entfernungen zuſammen. Sie befördern dabei jeden Tag, zu allen Tageszeiten, und man legt mit ihrer Hilfe den Weg in ſo kurzer Zeit zurück, daß der Zeitaufwand, den die Reiſe erfordert, faſt für nichts dabei zu rechnen iſt. Ein Sonntag genügt, um einen Ausflug nach einem intereſſanten Orte zu machen, zu dem man ſonſt zwei bis drei Tage nöthig hatte. Hat man ein Paar Feiertage vor ſich, ſo läßt ſich ſchon eine Reiſe auf einem unſerer großen Flüſſe, Rhein, Elbe, Donau machen, ja! auf den beiden erſteren kann man ſelbſt bis zu ihrer Mündung in's Meer gelangen, was bei der Letztern, der großen Entfernung und mancher Störung wegen, welche die Felſen im Strombette verurſachen, nicht ſo leicht iſt.

Welchen Genuß gewährt eine ſolche Reiſe! Der im Gebirg, oder doch am Fuße des Gebirgs geboren iſt, ſieht ſich im Verlauf von vierundzwanzig Stunden durch den Dampfer dorthin getragen, wo die Wogen des Meeres ſich am Geſtade brechen, wo die großen Seeſchiffe vor Anker liegen, und tauſend geſchäftige Hände bemüht ſind, ihren Inhalt, den ſie von weiten Reiſen heimbrachten, auszuladen, oder ſie zur Reiſe in die fernen Welttheile mit unſern Erzeugniſſen zu befrachten. Wie ſtill war es in Eurem Dorfe oder in Eurer Stadt im Vergleich mit dieſem Leben! Dort das tägliche

Einerlei; die Schreiber und Beamten, die geſchäftig durch die Straßen eilen, um die gewohnte Stunde nicht zu verſäumen, wann ſie ſich an den Aktentiſch ſetzen müſſen; oder einige müſſig umherſchlendernde Offiziere, wenn's hoch kommt eine ſchöne Kutſche, die raſſelnd über das Pflaſter fährt. Aber hier ein ſteter Wechſel neuer Erſcheinungen, ein Drängen und Treiben, ein Rufen und Schreien, fremde Geſichter, fremde Sprachen. Wo ſeid Ihr hingerathen? Iſt es Zauberei? Geſtern noch ſahet Ihr den ſtillen Marktplatz, die Kirche, die Schulknaben. Das iſt die Wunderkraft des Dampfes, die Euch mit Windesſchnelle fortträgt; eine Erfindung, deren Wichtigkeit wir zwar ſchon einſehen; deren Gränze wir jedoch noch nicht zu ermeſſen vermögen.

Am 18. Februar.

Habt Ihr ſchon jemals einen Hafen geſehen? Einen wirklichen großen Seehafen? Denkt Euch einen Wald von Bäumen, ſo ſtellen ſich Euch die Seeſchiffe mit ihren Maſtbäumen dar. Und oben an jedem Maſte flattern die bunten Wimpel in der Luft, und an dem Hauptmaſte in der Mitte iſt die große Flagge aufgezogen, in den Farben und mit dem Wappen des Staates, dem das Schiff gehört. Die Fahrzeuge liegen ſo dicht am Ufer, daß man von einem auf das andere ſteigen kann, und längs demſelben auf den Verdecken der Schiffe ſpazieren geht. In den Schiffen ſelbſt herrſcht eine allgemeine Thätigkeit. Die Räume des Innern ſind geöffnet, und vermittelſt eigener großer Maſchinen, die man Krahne nennt, werden Waaren ein- oder ausgeladen. Außer den Waaren nehmen die Schiffe auch noch werthloſe Stoffe ein, wenn jene nicht das gehörige Gewicht haben, deſſen es bedarf, um gehörig tief im Waſſer gehen zu können, weil es ſonſt ein bloßer Spielball der Wellen wäre. Das, womit ſich nun ein Schiff außer den Waaren befrachtet, wird Ballaſt genannt, weßhalb man übereingekommen iſt, alles Ueberflüſſige Ballaſt zu nennen, obgleich der Schiffsballaſt gar nicht zu den Ueberflüſſigkeiten gehört, ſondern dem Fahrzeuge zum Weiterkommen durchaus nothwendig iſt. Nur dann, wenn das Schiff vom Sturm an die Küſte getrieben wird, oder ſonſt in zu ſeichtes Waſſer geräth, ſo daß es mit ſeinem Kiel an dem Boden ſtreicht, wird es für räthlich befunden, von dem Ballaſt ſo viel über Bord zu werfen, bis daß die Erleichterung das Schiff wieder flott macht, das heißt: bis daß es ſich aus dem Waſſer emporhebt und von der höhern Waſſerſäule unter ihm getragen, von den Wellen fortgetrieben wird. Kommen nun die Schiffe in dem Hafen an, um ihre Ladung den Kaufleuten abzuliefern, für die ſolche beſtimmt ſind, ſo entäußern ſie ſich dann auch ihres Ballaſtes, der auf einen dazu beſtimmten Platz ausgeſchüttet wird, der Ballaſtplatz heißt und von wo die Schiffe, wenn ſie wieder in See gehen, ſich mit Ballaſt verſehen, ſo viel als ſie deſſen bedürftig ſind. Auf dieſe Plätze, die mit hohen Haufen Ballaſt gefüllt ſind, möchte ich Euch rathen hinzugehen, wenn ſich Euch die Gelegenheit dazu bietet. Der Ballaſt, den die Schiffe manchmal in den entlegenſten Ländern einnahmen, beſteht aus den verſchiedenartigſten Gegenſtänden. Da findet man oft Seegewächſe, ſeltene Muſcheln, Mineralien, die wir in unſern Gegenden nicht kennen, ſelbſt getrocknete Pflanzen, und wer dort zu ſuchen geht, wird immer etwas finden, ja oftmals findet ſich eine Merkwürdigkeit unter Schutt und loſem Geſtein, die der Kundige leicht herausfindet, und die ein Naturalienſammler theuer bezahlen würde. Wenn man die Bekanntſchaft eines Schiffskapitäns gemacht hat, kann man auch dieſen bitten, ſolche Seltenheiten von ſeiner nächſten Reiſe mitzubringen, und dieſe artigen Leute erfüllen gewöhnlich eine ſolche Bitte mit großer Bereitwilligkeit.

Am 19. Februar.

Ich habe Euch geſtern Einiges von den Seehäfen erzählt; allein ich ſagte Euch nicht, was denn eigentlich dieſe zu bedeuten haben, und weßhalb die Schiffe dort „einlaufen,“ wie man ſich ausdrückt.

An der Küſte des Meeres macht dieſes Einſchnitte in das Land, die manchmal von großem Umfange ſind. Dieſe werden Baien oder Buchten genannt. Das Waſſer, von dem nahen Lande wie im Halbkreiſe umgeben, ſtrömt hier ruhiger, und iſt nicht ſo ſehr der Wuth der großen Stürme ausgeſetzt. Man hört daher oft von einer bergenden Bucht ſprechen, denn die Schiffe, die bei heftig bewegtem Meere ſo glücklich ſind, wohlbehalten eine ſolche Bucht zu erreichen, ſind ſchon geborgen. Um aber dieſe Sicherheit noch zu verſtärken und dem vor Anker liegenden Schiffe die erforderliche Ruhe zu verſchaffen, die Geſchäfte des Ein- und Ausladens zu beſorgen, ſucht man einen Theil der Bucht mit Dämmen, Palliſaden, Mauern und Thürmen ſo abzuſchließen, daß die Bewegung des Meerwaſſers ſich innerhalb dieſes Bezirkes gar nicht bemerkbar machen kann, und nur ein enger, gehörig geſchützter Eingang offen bleibt, damit die Schiffe ein und aus können. Dieſe Bauten und Einrichtungen nennt man die Hafenwerke. Oft hat die Natur ſchon viel dafür gethan, den Hafen zu bilden; es liegen Klippen und Felſen in einer Reihe da, welche das Meer gehörig abhalten, deſſen Wellen ſich daran brechen und dann ruhig durch ihre Oeffnungen ſtrömen, oder es iſt ein erhöhetes Stück Land da, welches ſich weit in das Meer hinaus erſtreckt, eine ſogenannte Landzunge, die den Hafen mitbilden hilft. Dann brauchen die Bauten allerdings nicht ſo umfangreich zu ſein, man benützt, was die Natur bietet, und hilft nach, wo es nöthig iſt. Iſt die Einfahrt in den Hafen mit Klippen eingefaßt, oder zu eng, ſo daß es, beſonders bei ſtürmiſchem Wetter, den Schiffen ſchwer wird einzulaufen, ſo bedienen ſich dieſe der Lootſen. Dieß ſind Männer, die gleich dem Militär in Kompagnien getheilt ſind und von einem Lootſencommandeur befehligt werden. Ihre Pflicht iſt es, in einem kleinen Nachen dem nahenden Schiffe entgegenzufahren, ſich an ſein Bord zu begeben und es glücklich und wohlbehalten durch die Klippen und Sandbänke, die ſie Alle genau kennen, in den Hafen zu führen. Ebenſo müſſen ſie auch die Schiffe aus dem Hafen bei der Abreiſe begleiten, bis daß ſie die gefährlichen Stellen hinter ſich haben und ſich in offener See befinden, wo dem kundigen Kapitän keine Gefahr mehr entgegentreten kann; es ſei denn, daß ein Sturm ihn wieder gegen die Küſte ſchleudert. Allein auch dann ſind die Lootſen wieder thätig. Da ſie mit der Beſchaffenheit ihrer Küſte ſtets auf das Genaueſte vertraut ſind, ſo müſſen ſie im wüthendſten Sturme in leicht gebauten Rettungsböten den Schiffen, welche in Noth gerathen, zu Hilfe eilen, und ihr eigenes Leben nicht achten, um Gut und Leben anderer, ihnen gänzlich fremder Menſchen zu retten. Gewiß ein ſchöner, edler Beruf!

Am Eingange der Häfen, oder an den gefährlichen Stellen der Küſte erbaut man hohe Thürme, die mit einer Kuppel von Glas gedeckt ſind, in welcher jede Nacht viele Lampen oder Feuer angezündet werden, damit die Schiffer darnach ihre Fahrt einrichten und die Gefahr vermeiden, in den Hafen aber einlaufen können. Dieß ſind die Leuchtthürme, die eigenen Wächtern überantwortet ſind und ebenfalls zu den überaus wohlthätigen und die Seereiſen fördernden Einrichtungen gehören.

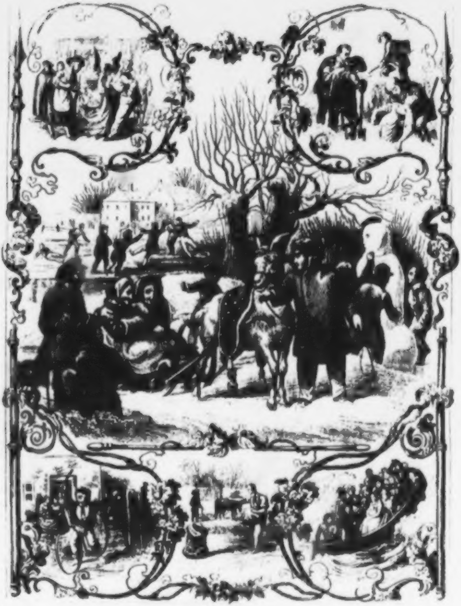
Am 20. Februar.

Da ich nun einmal mit Euch, meine lieben Zuhörer, auf Reiſen gegangen bin, und die Seeküſte vor mir habe, ſo will ich ſie nicht verlaſſen, ohne Euch noch mit Einigem bekannt zu machen. Was uns eigentlich dahin geführt hat, war, wie Ihr wißt, das eingetretene Thauwetter. Dann regt ſich wieder Leben im Hafen. Im Winter, wenn das Waſſer der Ströme die Eisrinde deckt und die Schollen Eiſes hin und her treiben, dann bleiben die Schiffer daheim, die Fahrzeuge liegen vor Anker und müſſen überwintern. Sobald aber das Eis bricht und zerſchmilzt, beginnt die Schifffahrt wieder, überall werden Waaren geladen, überall rüſtet man ſich zur Abreiſe. Dieß iſt der Augenblick, den wir uns zu unſerer Beobachtung erwählt haben.

Die Städte an der See ſind von ſelbſt auf den Handel gewieſen, und deßhalb werden ſie auch Handelsſtädte genannt. Sie ſind die Thore des feſten Landes, an welchen die große, weite Waſſerſtraße mündet. In ihre Häfen laufen die Schiffe aller Nationen ein und bringen die Natur- oder Kunſterzeugniſſe ihrer Länder. Die Einwohner der Seeſtadt ſind größtentheils Kaufleute, die dieſe Waaren in Empfang nehmen, um ſie wieder umzuſetzen, das heißt zu verkaufen. Nun können aber alle Waaren, welche ſo Jahrein Jahraus in dem Hafen ankommen, nicht in der Stadt ſelbſt abgeſetzt werden; dieß wäre nicht möglich, wenn wir uns auch die größte Stadt der Welt, etwa London denken, welches jetzt nahe an zwei Millionen Menſchen haben ſoll. Die Waaren bleiben alſo nicht alle in der Seeſtadt, ſondern ſie werden weiter in das Land geſchickt, theils zu Schiffe auf den Strömen, theils zu Lande auf den Eiſenbahnen oder mit den Fuhrleuten. Damit beſchäftigen ſich nun die Kaufleute, von denen es verſchiedene Arten gibt. Zuerſt die Waarenhändler im Großen, welche die Waaren für ſich behalten und dann davon wieder kleinere Partien verkaufen; theils indem ſie ſie nach andern Städten verſenden, theils auch indem ſie ſie den Krämern und Verkäufern im Kleinen (Detailhändlern) überlaſſen, welche dann die centnerweiſe erkaufte Waare dem Einzelnen pfund- und lothweiſe verkaufen, oder ſolche, die in ganzen Stücken verkauft wurde, der Elle nach ablaſſen. Nächſt dieſen beſtehen ſolche Handelsleute, welche die Waaren zwar übernehmen aber nicht kaufen. Sie behalten die Waaren in ihrer Obhut und ſuchen ſie ſo gut als möglich zu verkaufen, um den Preis, den ſie dafür löſen, demjenigen, der ſie ihnen anvertraute, zuzuſtellen. Was nicht verkauft wird, wird dem Eigenthümer zurückgeſandt, oder bleibt für deſſen Rechnung liegen, bis daß er beſtimmt, was damit gemacht werden ſoll. Dieſe Art des Handels iſt der Kommiſſions- oder Zwiſchenhandel, und der Kaufmann, der ſich damit beſchäftigt, heißt Kommiſſionär. Für ſeine Mühe und für ſeine Auslagen beim Ausladen und dem Verſenden der Waaren berechnet er eine Entſchädigung, die man Proviſion nennt.

Außer dieſen Arten von Kaufleuten gibt es nun auch ſolche, welche den Umſatz der Waaren auf andere Weiſe vermitteln. Im Innern des Landes wohnen nämlich Kaufleute, welche dasjenige, was ſie zu ihrem Handelsgeſchäfte bedürfen, direct aus der Fremde kommen laſſen oder von daher beziehen, wie man ſich auszudrücken pflegt. Um nun nicht genöthigt zu ſein, jedesmal, ſo oft das, was ſie beſtellt haben, in dem Hafen ankommt, ſelbſt hinzureiſen, um es in Empfang zu nehmen, beauftragen ſie einen ihrer Handelsfreunde, dieß für ſie zu thun, und dann die Waaren ihnen zuzuſchicken. Man nennt dieß ſpediren, und die Kaufleute, welche ſich damit abgeben, heißen Spediteure. Auch dieſe berechnen für ihre Mühe eine Proviſion, welche Speditionsgebühr heißt.

Diejenigen Kaufleute, welche Schiffe bauen laſſen, ſie ausrüſten und befrachten, ſind die Rheder, und ihr Geſchäft wird Rhederei genannt. Dieſe Rheder können nun ſelbſt mit den Waaren, welche ihre Schiffe bringen, Handel treiben; ſie können ſie im Ganzen wieder verkaufen, Großhändler ſein oder auch Kommiſſions- oder Speditionsgeſchäfte treiben. Haben ihre Schiffe aus fremden Ländern Waaren gebracht, die wir gebrauchen, allein gar nicht oder nicht ſo gut ſelbſt hervorbringen, wie z. B. Kaffee, Zucker, Gewürze, gewiſſe Holzarten, Farbſtoffe, Arzneiwaaren, Weine aus ſüdlichen Gegenden u. ſ. w., ſo nehmen ſie Gegenſtände ein, die wir vorzüglich beſitzen, und führen ſie nach andern Ländern. So machen die Schiffe ihre Reiſen hin und her und führen den Menſchen ihre Bedürfniſſe zu, und der Rheder zieht von jeder Reiſe ſeinen Vortheil. Die Schifffahrt aber verbindet die Nationen und macht ſie miteinander bekannt. Durch die Ausbildung und Ausbreitung der Schifffahrt hat die Welt ſehr gewonnen, ſie nähert die Menſchen und trägt zur großen, allgemeinen Bildung bei, ſo daß die Nachtheile, welche daraus entſtehen, daß wir mit fremden Bedürfniſſen bekannt werden, die den Luxus vermehren und manches



Universitäts- u. Landesbibliothek
Halle/S.

in unſerer Heimath eingeführt ſehen, was mit unſerer Art zu leben nicht gut verträglich iſt, dagegen nicht in Betracht kommen. Wie viel Nützliches wird uns auch durch den Seehandel zugeführt! Und wenn wir auch den Kaffee und Thee recht gut hätten entbehren können, ſo haben wir doch auch die Kartoffeln aus Amerika bekommen, welche nunmehr ein allgemeines geſundes Nahrungsmittel geworden ſind, das beſonders als eine Wohlthat für die Armen betrachtet werden kann.

Doch wir wollen jetzt die See und den Handel verlaſſen; wir kehren wohl im Sommer einmal wieder dahin zurück, wenn die Schiffſahrt im vollen Gange iſt.

Am 21. Februar.

Der Handel macht mächtig und reich. Schon das Alterthum ſah mehr als ein Beiſpiel eines gewaltigen Staates, der dem Handel Alles verdankte, ſeine Größe und ſeine Macht. Karthago, an der Nordküſte von Afrika, war die Sonne der alten Welt. Es beherrſchte mit ſeinen Flotten die Meere, die Reiche zitterten vor ihm, und keine Nation vermochte ihm zu widerſtehen. Die Hauptſtadt Karthago war prächtig, voller Glanz und Reichthum, die Beſchützerin und Pflegerin der Künſte, welche aus dem Orient ſtammen. Die Bevölkerung beſaß eine ausgeſuchte Bildung, ſie war erfahren in allen Künſten und Handwerken, und nichts fehlte ihr zu ihrem Glücke. Dieſe Hauptſtadt des mächtigen Reiches hatte ihren Höhepunkt erreicht; ſie konnte nicht höher ſteigen; es war ſchwer, ſich in ſolcher Lage zu halten; nur ein Sinken war möglich. So auf dem Gipfel ſeiner Macht ſah Karthago plötzlich einen Nebenbuhler ſich erwachſen. Dieß war Rom, ein junger Staat, der größtentheils von Ackerbauern und Soldaten bewohnt, ſich zu erweitern trachtete, während Karthago, welches Seeleute und Kaufleute bewohnten, nach ſeinen Siegen ausruhete. Wie Karthago gebildet und mit feinern Sitten vertraut, ſo war Rom noch wild und ungeſittet. Rom mußte darnach ſtreben, ſein Glück zu machen; es hatte eine Zukunft wie alles jugendliche, kräftig voranſtrebende, aber keine Vergangenheit.

Karthago ſah gleichgiltig auf Rom hernieder; was konnte ihm, dem mächtigen Staate, wohl von dorther für Gefahr drohen! Allein Rom wollte ſich vergrößern, und die kleinen Siege, die es über ſeine Nachbarn gewann, genügten ihm nicht mehr. Rom und Karthago, an den gegenüberliegenden Ufern des mittelländiſchen Meeres gelegen, das Eine in Europa, das Andere in Afrika, maßen ſich gleichſam mit den Blicken, und ſchienen ſich herauszufordern. Das Meer iſt nicht breit genug, um ihnen als trennende Gränze zu dienen. Rom herrſchte durch die Gewalt der Waffen; Karthago durch die Gewalt des Goldes, ſeines Reichthums; Rom hatte ein Heer von tapfern Kriegern; Karthago eine Flotte mit nicht minder kühnen Seefahrern bemannt; Karthago war alt, reich und klug; Rom jung, arm aber ſtark; Karthago beherrſchte den Oſten und den Süden; Rom hatte ſich im Weſten und im Norden auszubreiten angefangen. So war die Lage dieſer beiden Staaten, als der unvermeidliche Kampf zwiſchen ihnen begann.

Rom ſammelte alle ſeine Kräfte, alle ſeine Völker, als Karthago mit ſeinen Schiffen an den Weſtküſten Europa's landete. In Sicilien und in Spanien kommt es zur Schlacht. Ueberall lodert das Feuer des Krieges empor. Es iſt der Streit zweier Rieſen; bald unterliegt der Eine, bald der Andere, aber immer erheben ſie ſich wieder mit neuer Kraft. Hannibal, der Heerführer der Karthaginenſer, zieht über die Alpen; Scipio, der Heerführer der Römer, durchſchifft das Meer. Beide ſind große Männer. Schon wankt Rom; Hannibal iſt vor den Thoren; allein es ermannt ſich zu einem letzten, entſcheidenden Schlage; ſeine Krieger erſcheinen in Afrika; mit ganzer Macht werfen ſie ſich auf Karthago, die Stadt wird verwüſtet, und der mächtige Staat iſt für immer von der Erde verſchwunden. Marius, der große Heerführer der Römer, weint ſelbſt auf den Trümmern der Stadt, die einſt ſo herrlich geweſen. Rom kennt jetzt keinen Nebenbuhler mehr, und wächst zu einer ungeheuern Größe an, bis daß es mit dem Beginn des Mittelalters von Barbarenſchwärmen überfluthet, zuſammenſtürzt, und der Entfaltung einer neuen Zeit, die mit dem Chriſtenthume erſchienen iſt, Raum gibt.

So iſt Alles hienieden dem Wandel und Wechſel unterworfen; Alles erreicht ſeine Höhe in der Zeit und verſchwindet dann, um dem Nachfolgenden als Stufe zu dienen, auch ſeine Höhe zu erreichen.

In neueſter Zeit hat man den Kampf der Franzoſen, unter dem Kaiſer Napoleon mit England, mit dem Kampf zwiſchen Rom und Karthago vergleichen wollen. England, der reiche, mächtige Handelsſtaat; Frankreich, nach ſeiner Revolution, das aufſtrebende, arme, nach Beute und Eroberungen lüſterne Land, deſſen Einwohner willig zu den Waffen griffen. Allein der lange Krieg nahm eine andere Wendung. England blieb mächtig in allen ſeinen Beſitzungen und wurde mächtiger als je; Frankreich hingegen verlor ſeine Eroberungen und wurde in beſcheidenere Gränzen zurückgedrängt.

Am 22. Februar.

Wenn wir von den Fortſchritten des Menſchengeſchlechts uns unterhalten; wenn wir ſehen wie es mächtige Staaten gebildet, Städte gegründet, Reichthümer und Schätze des Wiſſens geſammelt hat, dann lenken wir auch gern wieder die Blicke zurück und betrachten den Menſchen an ſich, wie er ward, und von dem Schöpfer ſo unſcheinbar ausgerüſtet wurde, und doch ſo Großes vollbringen konnte.

Als Gott den Menſchen nackt und ohne Vertheidigungswaffen in die Schöpfung ſetzte, da unterſchied er ſich durch nichts von den andern Thieren und nichts ſagte ſeine einſtige Größe voraus. Wenn er ſich durch etwas auszeichnete, ſo war es ſeine Schwäche und Hilfloſigkeit allein. Er konnte weder in den Lüften fliegen, noch im Waſſer leben, die andern Thiere übertrafen den Menſchen an Schnelligkeit, Kraft und Vertheidigungswaffen. Er konnte weder der großen Kälte, noch der übermäßigen Hitze Widerſtand leiſten und war ſteten Leiden und Gefahren bloßgeſtellt. Es ſchien als ob das Menſchengeſchlecht nur geſchaffen war, um auch alsbald wieder zu verſchwinden von der Erde, und wenn die andern Thiere der Schöpfung eine Sprache hätten, ſo würden ſie ſo geſprochen haben:

„Was will dies elende Geſchöpf unter uns, deſſen Haut von den Sonnenſtrahlen verbrannt und von der Kälte zerriſſen werden wird? Mit ſeinem Munde kann es nur die bereits getödteten Feinde langſam verzehren; ſeine Hand hat keine Waffen ſie zu tödten und zu zerreißen. Seinen nackten Fuß kann es nicht zur Vertheidigung gebrauchen, kaum vermag er ſeinen Körper zu tragen. Ein Kieſel, ein Dorn kann ihn verwunden. Mit ſeinem Auge, kann es nicht einmal Alles wahrnehmen, was ſich in ſeiner Nähe bewegt; überdieß bedarf dieſes Auge des Sonnenlichts um zu ſehen, und verliert dieſe Fähigkeit, wenn ſie am Nöthigſten iſt, in der Dunkelheit. Seine langen Haare dienen ihm weder zur ſchützenden Bedeckung noch zur Vertheidigung, ſondern ſie ſind ihm eine Laſt, und können ihm ſogar verderblich werden, wenn er durch die Wälder flieht und damit an den Zweigen hängen bleibt.

„Wenn dieſes Weſen hungrig iſt, wo wird es ſeine Nahrung hernehmen? Wo wird es Schutz ſuchen, wenn wir andern Thiere es verfolgen? Was können ihm ſeine zarten Glieder für Hilfe leiſten? Wird es wie der Vogel auf den Bäumen wohnen, ſo wird der Adler, der es bemerkt, auf es losſchießen und es mit ſeiner Klaue unbarmherzig zerreißen; oder der Bär wird zu ihm hinanklettern und es verzehren; der Elephant kann es mit ſeinem Rüſſel ſich herabholen; die Schlange, die den Baum bewohnt, wird es umſchlingen und erdrücken. Wird es vielleicht ſich in das Waſſer flüchten wollen? Unmöglich; denn es kann ja nicht im Waſſer leben? Es kann eben ſo wenig an andere Ufer ſchwimmen, oder hinfliegen. So iſt dies Geſchöpf gleich ohnmächtig zum Angriff wie zur Vertheidigung, gleich ungeſchickt ſich zu ernähren, wie ſich zu rächen, ein bloßer Spielball für den ſchwächſten unter uns; es iſt nur geboren worden, um zu leiden, zu zittern und zu ſterben.“

Allein Gott hatte es anders mit dem Menſchen beſchloſſen, und ſprach: Wachſe und mehre dich! Breite dich aus auf Erden und mache ſie dir unterthänig. Du ſollſt herrſchen über die Fiſche des Meeres, über die Vögel der Luft und über Alles was lebet und webet auf Erden!

So hatte Gott geſprochen. Und bald flohen alle ſtarken, bewaffneten und furchtbaren Geſchöpfe. Das nackte und hilfloſe Geſchöpf hatte alle Ungeheuer der Wälder, Gewäſſer und Lüfte beſiegt und bezwungen. Der getödtete Vogel gab ihm die leichte Feder, der getödtete Fiſch die ſpitzige Gräte und er verfertigte daraus den Pfeil, womit er die ſchnellſten Bewohner der Wälder einholte und erlegte. Er zähmte den Hund und erzog ſich einen treuen Wächter, einen Freund, der ſein Leben für das Leben ſeines Herrn einſetzte. Der Tiger gab ihm ſein ſchön geflecktes Fell zum Kleide; das Pferd bot ihm ſeine gelenken Glieder zum ſchnelleren Fortkommen dar; Stier, Eſel, Elephant, Kameel, alle dieſe wurden gezähmt und bildeten um ihn eine Familie von Sklaven, die nur darauf warteten, daß er ihre geduldige Kraft zu ſeinem Nutzen anwenden ſollte. Die ganze lebende Natur ſchien nur dazu beſtimmt, ihm zu dienen, und alle Hinderniſſe zu beſeitigen, alle Entfernungen näher zu bringen und ihm ſtets neue Reichthümer und neue Genüſſe zuzuführen. Aus dem Kieſel entſprang der Funke, der die Kälte des Winters entfernte, die Dunkelheit verſcheuchte, die Sprödigkeit der Metalle in Weichheit umwandelte, und aus ihnen nützliche Werkzeuge bilden half. Die hohen Tannen wurden gefällt und von den Felſen, wo ſie wuchſen, zum Meere gebracht, wo ſie den Menſchen tragen mußten und die ganze Welt zu ſeiner Verfügung ſtellten. Mit Steuer und Ruder konnten alle Ernten, die auf der Erde reiften, alle Reichthümer, welche ihr Schooß verbarg, zuſammengetragen werden und alle Gegenden der Welt treten mit einander in Verkehr.

Auf ſolche Weiſe kamen die einzeln umherſtreifenden Menſchen zuſammen und bildeten Nationen, dieſe ſchufen blühende Reiche, und bauten die Pyramiden, ließen Kunſtwerke in's Leben treten, dichteten ewige Werke und gelangten zur Erkenntniß Gottes.

Am 23. Februar.

Des Menſchen Gewiſſen liefert uns einen ſichern Beweis von der Unſterblichkeit der Seele. Ihr fragt mich, was iſt das Gewiſſen eigentlich? Ich will es Euch ſagen.

Wir beſitzen inmitten des Herzens ein hohes Gericht, wo wir uns ſelbſt richten, wo wir ein Urtheil über unſere Thaten und Handlungen fällen und erwarten, daß es der höchſte Richter beſtätige. Wenn die menſchliche Beſchaffenheit ihrer Natur nach den Fehltritten und Vergehen nicht ausweichen könnte, woher käme alsdann die innere Folter, welche der empfindet, der irdiſche Güter auf unerlaubtem Wege erlangte? Warum ſind die Gewiſſensbiſſe ſo ſchrecklich, daß der gute Menſch lieber arm ſein und alle Härte des Schickſals ertragen will, um nur tugendhaft zu bleiben? Warum ſchreit vergoſſenes Blut um Rache? wie das Sprichwort ſagt.

Das wilde Thier zerreißt ſeine Beute und ſchläft; der Menſch, der einen Mord beging, wacht. Er ſucht einſame Orte und doch erſchreckt ihn die Einſamkeit; ſein Blick iſt verwirrt und unruhig, er wagt es nicht in den Feſtſaal der Freude zu treten, denn er fürchtet, wie bei dem Feſte Belſazars, die unheimlichen Worte, von unſichtbarer Hand geſchrieben, an jeder Wand zu leſen. Zu ſeiner Qual ſcheinen alle ſeine Sinne an Schärfe zu gewinnen. Er ſieht mitten in der Nacht ſeine Verfolger; Blut- und Modergeruch umgeben ihn ſtets; in jeder Speiſe glaubt er Gift zu ſpüren; ſein Ohr vernimmt daſelbſt ein leichtes Geräuſch, wo ewige

Stille zu herrſchen ſcheint, und unter dem Kleide des Freundes, der ihn umarmt, glaubt er den verborgenen Dolch zu merken. Seht Ihr, meine lieben Freunde, dieß ſind die Qualen des Miſſethäters! Das iſt das Gewiſſen, kein Traum aufgeregter Einbildungskraft, welche die Furcht vor der Straſe in dem Menſchen erzeugt. Die Gewiſſensbiſſe können wohl manchmal in böſen Menſchen aus dieſer Furcht entſtehen; allein die Gewohnheit das Ueble zu wollen und auszuführen, erſticken dann wohl auch die Gewiſſensbiſſe. Aber die innere Ueberzeugung erhebt immer ihre Stimme und ſtraft ſie auch nicht, ſo verdammt ſie doch; dieſe ruft dem Schuldigen ſtets ſein Verbrechen in das Gedächtniß, wenn ſelbſt ſeine Bruſt ſich auch von den Gewiſſensbiſſen längſt befreit hat.

Stellt Euch einmal die Frage: „wenn es möglich wäre, daß wir durch einen einzigen Wunſch, einen Menſchen in China, oder in ſonſt einem weitentfernten Lande tödten könnten und ſeine Schätze in Europa erbten, mit der feſten Ueberzeugung, daß kein Menſch jemals etwas davon erführe, würde Einer von uns den Tod des Mannes zu wünſchen wagen? Und wenn wir auch noch ſo arm wären und wenn wir auch als gewiß annehmen könnten, daß jener Chineſe plötzlich und ohne Schmerzen ſtirbt, daß er keine Erben hat, ja, daß ſelbſt der Staat keinen Anſpruch auf ſein Vermögen habe und deßhalb nichts verlöre; wenn wir ferner annehmen, daß er von Krankheiten und Seelenleiden erdrückt ſei; wenn wir uns auch ſagen müßten, daß der Tod ein Glück für ihn wäre, daß er ihn ſelbſt herbeiwünſche und daß er nur noch wenige Stunden zu leben habe. Trotz aller dieſer Annahmen, vernehmen wir doch eine Stimme in unſerm Innern, welche ſich ſo laut gegen den bloßen Gedanken einer ſolchen Annahme erhebt, daß wir unmöglich an dem Vorhandenſein eines Gewiſſens zweifeln können. Ja, wir haben ein Gewiſſen, welches die Gedanken und Handlungen überwacht; es zeigt uns an, wo wir fehlen, es richtet uns und erklärt uns für ſchuldig, ſelbſt wenn es uns die Straſe der Gewiſſensbiſſe erſpart. Denn ſtraſen will und ſoll das Gewiſſen nicht; auch die menſchliche Gerechtigkeit ſtraft nicht immer; aber Gottes Richterſpruche kann der Schuldige nie entgehen.

Weichet nie vom Pfade der Tugend, Kinder!

Am 24. Februar.

Für heute will ich Euch nur eine kurze Betrachtung mittheilen, welche ſich an die geſtrige Mittheilung anſchließt. Ihr mögt dann Euer eigenes Nachdenken daran üben und weitere Folgerungen daraus ziehen.

Der Menſch, der in ſein Inneres hinabſteigt, das heißt, der ſeine Blicke von den Außendingen, die ihn umgeben, auf ſein eigentliches Weſen lenkt und dieſes zu ergründen ſtrebt, wird am Ende zu der ewigen Wahrheit gelangen: Thue ſtets recht und du wirſt glücklich ſein. Dieß einzuſehen, von dieſer Wahrheit durchdrungen zu werden, genügt es aber nicht bloß den gegenwärtigen Zuſtand der Dinge in das Auge zu faſſen. In der Gegenwart erblicken wir oft den Böſen ſcheinbar gedeihen und den Guten in einer unterdrückten Lage. Dann überwältigt uns wohl der Unwille und wir murren gegen den Schöpfer und rufen von Schmerz ergriffen: Deine Stimme in uns, die wir Gewiſſen nennen, hat uns getäuſcht!

„Getäuſcht? wird uns zur Antwort. Getäuſcht? wer ſagte dir das? Iſt deine Seele vernichtet? Hat dein Daſein aufgehört? O, gib die Hoffnung nicht auf! Glaube nicht, daß die Tugend ein leerer Wahn ſei; du ſollſt ihren Lohn empfangen! Du glaubſt, daß du ſterben wirſt? Nein, du wirſt leben und ich werde dir Alles halten, was ich dir verſprochen habe!“

Die Menſchen vermeinen in ihrem ungeduldigen Wahne, daß Gott ihnen den Lohn ſchuldig ſei, bevor ſie ihn verdient haben; daß er ihnen gleichſam ihre guten Thaten im Voraus vergelten ſolle. Nein; erſt ſeid gut und dann werdet ihr glücklich ſein. Bevor der Sieg errungen gibt es keinen Preis, bevor die Arbeit gethan gibt es keine Bezahlung. Bei den heiligen Spielen der Alten wurden die Kämpfer erſt dann gekrönt, wenn ſie die Bahn durchlaufen und das Ziel erreicht hatten.

Wenn die Seele unkörperlich iſt, ſo wird ſie den Körper überdauern und wenn ſie ihn überdauert, ſo iſt die Verheißung der Vorſehung erfüllt. Wenn ich aber dafür keinen andern Beweis hätte, als den Sieg des Böſen und das Unterliegen des Gerechten auf dieſer Welt, ſo würde dieß ſchon allein mir genügen. Ein ſo ſchreiender Mißton in der großen, allumfaſſenden Harmonie der

Schöpfung, müßte mich ja darauf führen: daß nicht Alles für mich mit dem gegenwärtigen Zuſtande des Lebens ein Ende nehmen kann und daß nach dem Tode eine Ausgleichung ſtattfinden muß, wodurch das Gleichgewicht, der Einklang hergeſtellt und die ewige Liebe bewahrheitet wird.

Am 25. Februar.

Es gab zu allen Zeiten Menſchen, die mit einer wahrhaft heiligen Inbrunſt einem Gedanken nachhingen und mit ihrem ganzen Weſen in dieſem Gedanken aufgingen. Beſonders zeichneten ſich von jeher die Deutſchen darin aus und darum haben ſie auch in allen Fächern des Wiſſens und der Kunſt ſo ſtaunenswerthe und große Werke hervorgebracht. Dieſen Ruhm zollen ihnen alle Nationen von alten Tagen her. Ich will Euch heute einmal ein ſolches Beiſpiel von einem deutſchen Künſtler erzählen.

Im Jahre 1370 wollte der König von Frankreich, Karl der Fünfte, die erſte große Stadtuhr in Paris verfertigen laſſen. Da er Niemand finden konnte, der dazu die gehörige Geſchicklichkeit beſaß, ſo wandte er ſich nach Deutſchland, wo damals ein ſehr berühmter Mechaniker lebte, der in der franzöſiſchen Chronik, Heinrich von Vic, genannt wird. Der König ließ ihn nach Paris kommen und wies ihm ſeine Wohnung in dem Thurme an, woſelbſt er die Uhr bauen ſollte.

Meiſter Heinrich war eben nun einer von Jenen, welche ihr Geſchäft als Lebensaufgabe betrachten, und außer demſelben keine Berührung mit der Welt haben wollen. Als die Uhr fertig war, beſchäftigte er ſich doch noch immer mit derſelben, er horchte auf ihr Tiktak und beobachtete ihren Gang. Die Schläge ſeines Herzens richteten ſich nach den Schlägen des Pendels; es war als ob das Uhrwerk auch den Umlauf des Blutes in ſeinem Körper bewerkſtelligte und daß er von der Maſchine, die das Werk ſeiner Berechnungen war, Leben und Thatkraft erhielt. Je älter er wurde, deſto mehr nahm ſeine Leidenſchaft zu; er war wie in ſteter Bewunderung ſeiner Uhr verſunken. Nur einmal in der Woche, ſtieg er die ſteile Wendeltreppe hinab, um ſich die nothwendigſten Lebensmittel zu holen. Wenn er wieder oben war, ſo warf er keinen Blick auf die Stadt und das Leben, welches in den Straßen unter ihm ſich regte. Er konnte das Hin- und Herlaufen der Leute nämlich nicht leiden; es beeinträchtigte die gleichmäßige Bewegung ſeiner Gedanken. Die Augen auf ſein Kunſtwerk gerichtet, an dem alles Symmetrie und Regelmäßigkeit war, erſchien ihm das Uebrige nur wie Unordnung und Verwirrung.

So waren ihm zwanzig Jahre dahingeſchwunden. Die Glocke ſeiner Uhr ſchlug jede Viertelſtunde und ihr Zeiger hüpfte von einer Minute zur Andern.

An einem ſchönen Sommermorgen, war die Sonne ſchon lange aufgegangen; allein die große Stadtuhr von Paris hatte noch keine Stunde angegeben. Die Sonne rückte höher am Horizonte; kein feierlicher Klang durchhallte die Luft, um es zu verkundigen, endlich warfen die hohen Gebäude von Paris längere Schatten, und noch immer verharrte der Zeiger in ſeiner unbeweglichen Stellung. Das Volk rottete ſich zuſammen; man umgab den Thurm; man fragte nach der Urſache dieſes Schweigens, dieſer Säumniß. Der Lärm unter den Leuten wuchs; vornehme Staatsbeamte erſchienen und befahlen man ſolle die Pforte des Thurmes öffnen. So begab man ſich denn die Treppe hinauf; Niemand kam ihnen entgegen; Alles war ſtill wie das Grab. Als man nun aber in die Kammer trat, wo das Uhrwerk befindlich war, erblickte man den Greis todt am Boden. Sein Antlitz war nach der Uhr gerichtet, die ebenfalls todt war wie er; in der Hand hielt er den Schlüſſel, mit welchem er ſie Abends vorher hatte aufziehen wollen.

Sein letzter Gedanke, ſein letzter Blick, ſeine letzte Sorge waren dem geliebten Meiſterwerke gewidmet; und als aus ihm das Leben entflohen war, als er aufgehört hatte dafür zu ſorgen, es zu bewundern und dafür zu leben — da blieb das Werk ſtehen. Man brachte dem Könige die Meldung, der den alten treuen deutſchen Meiſter ſtattlich beerdigen ließ und ihm einen Nachfolger in dem Thurme gab, der die Uhr wieder aufzog.

Der Meiſter war nun für ewig der Erde entrückt, aber ſein Werk begann von Neuem zu ſchlagen und zeugte von ihm auf Erden.

Am 26. Februar.

Wir betrachteten geſtern den Menſchen, inmitten der Civiliſation, mit allen ſeinen Gedanken, an dem Werke ſeiner Erfindung hangend, von den andern Dingen unberührt und unempfänglich für alle Eindrücke der äußern Welt. Wir wollen heute unſere Betrachtung nach einer andern Seite lenken; zu dem Menſchen in der alleinigen Berührung mit der Natur.

In Amerika gibt es noch Urwälder; das heißt Wälder, die ſo alt ſind wie die Erde, die ſie trägt, deren Bäume wachſen und vergehen, an derſelben Stelle, wo nie die Axt des Menſchen einen Stamm fällt, wo die Thiere in ungeſtörter Ruhe dahinleben, von keinem Jäger jemals bedroht. Dort verſchlingen die rieſigen Gewächſe ihre Zweige und Aeſte wie zu undurchdringlichen Mauern, die jedem Wanderer den Durchgang verwehren, wenn er ſich nicht mit dem Schwerte Bahn bricht. Die Schlinggewächſe hängen zu leichten Teppichen verflochten zwiſchen den hohen Bäumen und beherbergen eine Menge Thiere, die hier ihre Neſter bauen; Flüſſe und Bäche ſtrömen hindurch. Allein dieß ſind nur die Vorhallen dieſer viele Jahrtauſende alten Wildniſſe. Dringt man tiefer hinein; ſo vernimmt man keinen Laut; eine tiefe Stille herrſcht überall, wenn der Wind ruht. Aber welche unbekannte Stimmen erheben ſich, wenn der Sturm durch den Urwald fährt! — die Nacht ſenkt ſich nieder; die Schatten verdichten ſich. Man vernimmt wie die wilden Thiere in ganzen Heerden in der Dunkelheit zu ziehen anfangen; die Erde dröhnt unter ihren Schritten; ein Donnerſchlag und die Wüſte brüllt. Der Blitz durchzuckt die Aeſte; der Wald bewegt ſich; Bäume ſtürzen und ein wilder Strom, den wir früher nicht wahrgenommen, ſtürzt vor unſern Augen vorüber. Endlich geht der Mond auf; allein Ihr vermögt ſeine Scheibe nicht zu ſehen; nur ſein Licht irrt in den Wipfeln und beleuchtet kärglich den Pfad des Wanderers, der ſich nun auf den Stamm einer alten Eiche ſetzt, die der Sturm niedergeworfen hat, um den Anbruch des Tages zu erwarten. Er blickt zum Monde auf, er ſchaut in die Finſterniß des Dickichts, das ſein Licht nicht erhellt, er betrachtet den ſich wild ergießenden Strom, er fühlt ſich unruhig, bewegt, als wenn er ein nie noch Erſchautes erblicken ſoll; Freude und Bangigkeit wechſeln in ſeinem Gemüthe; ſein Herz ſchlägt, als ſollte ihm das Geheimniß der Gottheit offenbart werden. Der Menſch fühlt ſich allein in dem Urwalde; allein ſein Geiſt beſitzt die Kraft ſich über den Raum emporzuſchwingen, und alle Wildniſſe und Einöden des Erdballs ſind nicht ſo weit, daß ſie ein Gedanke des Menſchen nicht umfaſſen, ausfüllen, beleben könnte.

Es lebt im Menſchen ein Zug der ihn mit den Ereigniſſen in der Natur in geheime Beziehung bringt. So können wir in ſtille Betrachtung verſunken, Stundenlang an dem Ufer eines Fluſſe ßen und ſeinem Laufe mit den Blicken folgen; wir ruhen am Geſtade des Meeres und ſehen mit Wohlgefallen, wie die Wellen ſich an der Klippe brechen und ihre Scheitel mit weißem Schaume bedecken. In ſolchen Augenblicken fühlen wir ſo recht das Unbedeutende des irdiſchen Daſeins; wir möchten in der Natur ganz aufgehen und uns auf das Innigſte mit ihrem ewigen Schöpfer vermiſchen, um ganz mit ihm Eins zu werden. —

Am 27. Februar.

Durch vieles Leſen erfährt man wohl mancherlei, allein man muß das, was man auf ſolche Weiſe ſammelt, auch zu ordnen wiſſen, um Nutzen daraus zu ziehen. Ein Buch wie das Gegenwärtige, das dem Leſer ſo Vieles in bunter Reihe vorführt, kann durchaus nicht wie ein Buch zum Lernen betrachtet werden. Es ſoll nichts weiter als eine Stunde der Unterhaltung ausfüllen, an die Stelle der gewöhnlichen geiſtloſen Spiele treten und Euch eine Anleitung geben auf jener Bahn fortzuwandeln, die zum eigentlichen Wiſſen führt, indem Ihr Eure Lehrer um Dinge befragt, von denen Ihr in dieſem Buche vielleicht zum erſten Male ſprechen hört. Es iſt ein eigenes Ding um das Wiſſen. Leute, die ein gutes Gedächtniß beſitzen, können ſehr leicht dazu gelangen, einen großen Vorrath der verſchiedenartigſten Gegenſtände in ihrem Kopfe gleichſam aufzuſpeichern. Man nennt ſolche Leute Vielwiſſer. Sie drängen ſich überall gern hervor und prunken mit ihren Kenntniſſen, die oft zwar mannigfaltig aber dabei nur ſehr oberflächlich ſind. Andere treibt eine eigenthümliche Liebhaberei ſich ſchon mehr in die Tiefe des Wiſſens zu wagen. Sie wenden ſich dann dieſem oder jenem Zweige zu, den ſie mit aller Kraft ihres Geiſtes erfaſſen. Dieß kann in gewiſſen Fällen zu wahrhaft erfreulichen, ſelbſt zu großen Ergebniſſen führen. Allein dieſe Menſchen, die man Gelehrte zu nennen übereingekommen iſt, leben zu gern außer aller Verbindung mit der Welt, ſie kümmern ſich nicht um die Gegenwart, nicht um die Leiden und Freuden ihrer Mitmenſchen, ja ſie vernachläſſigen ſich ſelbſt, ihre Perſon, in ſo hohem Grade, daß ſie für Jeden ungenießbar ſind und all ihr Wiſſen, das ſie beſitzen, weder Ihnen noch ſonſt Jemand Nutzen trägt. Dieß ſind die Pedanten, unleidliche Egoiſten, die man verſpottet und flieht. Der wahre Gelehrte, der dieſen Ehrennamen verdient, iſt der, welcher es ſich zum Ziele ſetzt, mit dem, was er erlernt und erforſcht hat, zu nützen, zu beſſern und zu erleuchten.

Ich will Euch heute einmal das Bild eines ſolchen Pedanten entwerfen. Ergötzt Euch daran.

Der Herr Doktor Bücherwurm tritt in eine Geſellſchaft. Es iſt das Feſt bei einem ſeiner hohen Gönner, und deßhalb konnte er die Einladung nicht abſchlagen; ſonſt geht er nur ſelten aus ſeinen vier Pfählen, die mit Büchern in allen Sprachen vollgepfropft ſind. Schon ſein Anzug, ſein Ausſehen und ſeine Haltung ziehen die Aufmerkſamkeit der Gäſte auf ihn hin. Sein Geſicht iſt ſo runzlig und gelb wie altes Pergament, ſeine Augen ſind matt und blöde, weil er ſie abgenützt hat, im Staube alter Manuſcripte zu leſen und ihre verbleichten Schriftzüge zu entziffern. Er kennt faſt Niemand in der Verſammlung und ſteht daher allein. Ebenſo fremd klingt ihm das, was die Leute ſprechen. Die Unterhaltung bezieht ſich auf die Erſcheinungen des Tages; man ſpricht von politiſchen Intereſſen, von neuerſchienenen Büchern, von der jüngſten Kunſtausſtellung, vom Theater, von Eiſenbahnen, von Dingen, die unſerm Pedanten gänzlich unbekannt ſind. Er hat von den Feldzügen der Franzoſen in Afrika nichts vernommen, von den Vorgängen in Spanien weiß er eben ſo wenig und was ſich in Deutſchland zuträgt liegt ihm ſo fern; als ob es ſich in Rußland oder China zugetragen hätte. Neue Bücher, Gemälde, Theater, das dringt nicht in ſeine Studirſtube. Er hat den Kopf ganz voll, er könnte Euch über gar Vieles Mittheilungen machen, wenn ſich nur Einer die Mühe geben wollte, es ihm abzufragen. Ueber die Reiche der Babylonier und Aſſyrer beſitzt er ganz neue Nachrichten; vom Thurm zu Babel kennt er alle genauere Verhältniſſe, es iſt als ob er ihn geſehen hätte. Ueber den Kölner Dom kann er Euch nichts ſagen; allein er will wiſſen wie die alten Aegyptier bei ihren rieſenhaften Pyramidenbauten die großen Steinmaſſen von der Stelle hoben. Er ſagt zwar ſelbſt, daß dieß bis jetzt nur Muthmaßungen ſind, allein er hat darüber ſchon zehn Jahre nachgeforſcht und hofft, wenn er lange lebt, der Sache endlich doch noch auf den Grund zu kommen. Von der neuen Erfindung, die Steine mit Dampfkraft bis zur Höhe eines Thurmes hinaufzuheben, weiß er noch nichts. Kaum kennt er die Namen der jetzt regierenden Häupter der europäiſchen Staaten, allein er kennt die Reihefolge der mediſchen Herrſcher, die Namen der alten Pharaonen und die Geſchlechtsregiſter der chineſiſchen Kaiſer. Er weiß, daß der König

Thetmoſis von Aegypten an einer Krankheit geſtorben iſt, die er von ſeinem Oheim Alipharmutoſis geerbt hatte; allein daß Napoleon auf St. Helena geſtorben, ſcheint an ihm vorübergegangen zu ſein, ohne daß er es der Mühe werth gefunden hätte, es zu behalten. Er hat es herausgebracht und kann es als eine Wahrheit hinſtellen, daß Nimrod ſich ſtets der linken Hand bediente, um Speiſen in den Mund zu bringen, allein er ſelbſt weiß ſich nicht bei Tiſche zu benehmen und ißt und trinkt auf ſo unbehilfliche Weiſe, daß er den Wein verſchüttet, eine Gräte verſchluckt, den Braten auf den Boden fallen läßt, beim Aufſtehen der neben ihm ſitzenden Frau auf das Kleid tritt und, indem er entſchuldigend zurücktritt, einem Herrn mit dem Abſatz ſeines Stiefels die Zehe zerquetſcht.

Von Allem dem merkt er nichts; in ſeinem eiteln Wahne glaubt er doch geglänzt zu haben, denn nach ſeiner Meinung muß ein Gelehrter wie er, überall Staunen und Bewunderung erregen. Das kleinliche Wiſſen der Uebrigen, das Sprechen über Tagesintereſſen findet er abgeſchmackt und ſeines hohen Geiſtes vollkommen unwürdig. So verläßt er denn die Geſellſchaft, um in ſeine einſame Studirſtube ſich wieder zu bannen; er verachtet das Treiben der Welt, die ihn und ſein Treiben wiederum verlacht und die nichts daran verliert, daß er ſich von ihr zurückzieht.

Strebet ſtets bei Allem was Ihr erlernt, die Anwendung auf das Leben herauszufinden, denn nur dadurch erhält das Wiſſen ſeinen Werth und ohne das iſt alle Gelehrſamkeit ein todter Schatz für den, der ſie beſitzet. Wie es in den alten Mährchen heißt, mußte ein Zauberwort gefunden werden, um die verborgenen Schätze zu heben, aber dieſes Wort eben fehlt den Pedanten, es heißt: Lernt das Leben und die Menſchen kennen und ſtrebt darnach, bei Allem was Ihr unternehmet, jenes zu fördern und zu heben, dieſen zu nützen!

Am 28. Februar.

Jeder, der ſich den Wiſſenſchaften im engern Sinne aus Leidenſchaft oder aus Beruf widmet, oder wie man ſich auszudrücken pflegt, ſich zu dem Gelehrtenſtande bekennt, kann ſich dadurch vor den Klippen der Pedanterie am Beſten ſchützen, wenn er ſich körperlichen Bewegungen hingibt, um ſeinen Geiſt friſch und ſein Blut leicht und raſch zu erhalten. Vieles Sitzen und angeſtrengtes Denken reiben den Körper auf und verdicken die Säfte, dadurch wird ihr nothwendiger Kreislauf gehemmt, es entſtehen Schmerzen, durch Schmerzen verliert der Geiſt die Heiterkeit, der Blick die nothwendige Helle, und es entſteht mürriſcher Sinn, Zurückgezogenheit, Abgeſchloſſenheit, Menſchenfeindlichkeit. So hat man oft ſchon die erleuchteſten Geiſter ſich ihren Untergang bereiten ſehen, und es iſt daher die Pflicht der Erzieher, ſchon in früheſter Zeit den Körper daran zu gewöhnen, Bewegung aller Art zu ſuchen und zu üben.

In unſerer Zeit wird nun durch eine beſondere Art des Unterrichts für die Ausbildung dieſer ſo nützlichen Fähigkeit, in der oft das Lebensglück ſpäterer Jahre ruht, Sorge getragen, dieß iſt das Turnen. Durch die Turnübungen erhält das Blut den gehörigen Umſchwung, die Muskeln entwickeln ſich kräftiger, den Gliedern wird eine größere Gelenkigkeit zu Theil. Der Körper wagt leichter einen Sprung, weil er ſicher iſt ſich dabei keinen Schaden zu thun und ein Sprung kann oftmals ſich oder einem Andern das Leben retten. Es gelte nun bei einem Brande aus dem Fenſter, oder über einen Graben zu ſpringen; es gelte ſich auf einen Baum zu ſchwingen oder über einen ſchwindelnden Abgrund zu ſetzen. Nächſt dem Turnen iſt es das Schwimmen, was den Körper ſtählt und der Haut ſehr heilſam iſt. Die Haut geſund zu erhalten iſt ſehr weſentlich für den Zuſtand des Ganzen. Sie iſt die Hülle, das Kleid, welches Alles umgibt. Sie deckt nicht nur die Außenſeite unſers Körpers, ſondern ſie umzieht ihn auch im Innern und umgibt alle Lebensorgane, die Athemwerkzeuge, die Blutadern, das Herz u. ſ. w. Im Waſſer fühlt der Menſch ein eigenes Wohlbehagen; die Einwirkung auf die Haut zeigt ſich augenblicklich als eine überaus wohlthätige. Welchen Vortheil das Schwimmen dem Menſchen in Waſſergefahr, zur See, bei Ueberſchwemmungen, gewähren kann, brauche ich Euch wohl nicht erſt zu ſagen. Wie ſicher fühlt ſich der, welcher des Schwimmens kundig iſt, wie glücklich macht es ihn, Andere zu retten, die im Waſſer dem Ertrinken nahe ſind. Auch das Reiten darf nicht vernachläſſigt werden. Es gewährt zuerſt unter allen Bewegungen des Körpers die heilſamſte; dann iſt es ein ſchönes Gefühl, die Kraft eines ſo edeln Thieres, wie das Pferd iſt, zu bändigen und es nach ſeinem Willen zu lenken. Nicht minder intereſſant iſt es, die Eigenthümlichkeiten des Pferdes zu erkennen und ſeinen Charakter zu beobachten, denn auch die Thiere haben einen ſolchen. Zum Schluſſe will ich auch noch des Fechtens erwähnen. Auch das ſoll bei einer vollſtändigen Erziehung nicht vernachläſſigt werden. Das Fechten trägt gleichfalls zur Ausbildung des Körpers bei und beſonders iſt es der Kraft der Armenmuskeln förderlich, die es entfaltet und dauernder macht. Es hebt den Muth; ein guter Fechter kann ſich auf ſeine Fähigkeit verlaſſen, dem Feinde, der ihn angreift, die Spitze zu bieten, und mit dem Muthe hebt ſich der Geiſt. Es iſt dem Manne geziemend die Waffen im Nothfalle führen zu können, nicht zum muthwilligen Angriffe, ſondern zu ſeiner Vertheidigung.

Wer aber auf ſolche Weiſe, neben dem Erlernen nützlicher und ſchöner Wiſſenſchaften, auch ſeinen Körper ausgebildet hat, der beſitzt einen geſunden Geiſt in geſunder Hülle und darf nicht beſorgen jemals wohl Neigung zum Pedantenweſen zu bekommen und ſo zum Spotte der Menſchen als lebendige Leiche in Gottes ſchöner Welt umherzuwandeln.

Am 1. März.

Habt Ihr wohl ſchon jemals über den wahren Unterſchied von Armuth und Reichthum nachgedacht? Was iſt Arm und was iſt Reich? Beſteht das Eine in dem Mangel irdiſcher Güter, das Andere in ihrem Ueberfluſſe? Im gewöhnlichen Sinne genommen wohl; allein oft iſt der im Ueberfluſſe lebt, doch ärmer als der, ſo nur das Nothdürftigſte ſein nennt.

Tretet heute mit mir in die Wohnung dieſes armen Mannes. Ein kleines, ſehr kleines Zimmer unter dem Dache, eine Kammer daneben. Der Mann treibt ein Handwerk, er iſt Schneider. Aber keiner von denen, die für die vornehmen und glänzenden Herren neue, ſchöne Kleider verfertigen, ſondern ein ſogenannter Flickſchneider, der die alten Stücke ausbeſſert, Knöpfe annäht, Flecke aus dem Zeuge wäſcht. Trotz allem Fleiße hat er es zu nichts weiter bringen können. So lange er noch als Geſell arbeitete, war er ſtets bei den erſten Meiſtern, allein wie er ſelbſt ein Geſchäft begründen und heirathen wollte, da ſtieß er auf Hinderniſſe allerlei Art, die ihm die andern Meiſter ſelbſt in den Weg ſchoben, dann fehlte es ihm auch an Geld und Kredit, um ſich gehörig einzurichten, und ſo konnte er es denn auch zu nichts bringen. Als er nachher alt zu werden begann und Vater geworden war, da mehrten ſich die Hausſorgen und er war nicht im Stande genug zu verdienen. Eine lange Krankheit, die noch dazu kam, gab den Ausſchlag und ſeitdem war er arm und ärmer geworden und vermochte ſich nicht mehr zu einigem Wohlſtande zu erheben. Ein trauriges Loos, nicht wahr? Allein betrachtet einmal das Leben dieſes Mannes etwas genauer und ſagt mir dann, ob Ihr ihn denn gar ſo arm findet.

Der alte Vater ſitzt auf ſeinem Tiſche und hat ſo eben eine Arbeit fertig gemacht, die er Abends forttragen will, um die koſtbaren Tagesſtunden nicht zu verlieren, die dem Nähen und Ausbeſſern gewidmet ſind. Die ebenfalls ſchon betagte Frau hat reine Wäſche in einem Korbe vor ſich aufgeſchichtet, die ſie herausholt und auf einem andern Tiſche bügelt. Draußen iſt es kalt, aber das Feuer, welches ſie unterhält, um die Bügeleiſen zu wärmen, durchwärmt auch hinlänglich das kleine Zimmer und ſie ſpüren darin keine Kälte. Die älteſte Tochter ſitzt am Fenſter und ſtickt. Es iſt ein ſchöner Ofenſchirm, den ſie für die Frau eines vornehmen Beamten zu vollenden hat und der, wenn er fertig ſein wird, ein recht ſchönes Sümmchen in die Haushaltung bringen wird. Der älteſte Sohn, ſitzt in der Kammer, deren Thüre offen ſteht, damit es auch drinnen warm ſei, und ſchreibt Akten für einen Advokaten ab; neben ihm ſitzt eine kleine Schweſter und ſtrickt Strümpfe für den Verkauf. Der zweite Sohn, ein ſtämmiger Burſche, will Maler werden, allein da der Vater ihn dabei nicht zu unterſtützen vermag, ſo iſt er vorläufig bei einem berühmten Künſtler als Farbenreiber in Dienſte getreten und ſteht hier in einem Winkel, um mit dem ſchweren Steine einen ſpröden, harten Farbenſtoff fein zu zermahlen. Während der Arbeit pfeift er ein luſtiges Lied. Der jüngſte Sohn iſt nicht zu Hauſe, weil er die Elementarſchule beſucht.

Nirgends, wohin wir das Auge auch werfen mögen, zeigt ſich Ueberfluß, Wohlſtand, Annehmlichkeit des Lebens. Das ſind recht arme Leute, müſſen wir uns ſagen und doch ſind ſie es nicht, denn ſie ſind thätig, ein Jedes in ſeiner Art, und verdienen was ſie brauchen. Was ſie erwerben, geben ſie in die gemeinſchaftliche Kaſſe, die der Vater führt und ſo iſt es dieſem möglich, mit dem wenigen Gelde, was Jeder einzeln ſpendet, das Ganze ehrlich zu erhalten. Sie haben ein ſchützendes Dach, ein erwärmtes Zimmer, eine genügende Mahlzeit für den Hunger; für den Sonntag ein beſſeres, anſtändiges Kleid. Die ältere Tochter konnte ſich von dem, was ſie in den Nachtſtunden durch Handarbeit verdiente, das

Geld zu einem ſtattlichen Mantel erſparen, und der ältere Sohn ſchrieb die Nächte hindurch, um ſich eine ſilberne Uhr zu kaufen die er braucht, um die Stunde bei dem Advokaten nicht zu verſäumen. Sie ſind froh bei ihrer emſigen Thätigkeit, glücklich in ihrer Liebe zu einander; ſie blicken ſich an, ſehen wie die Arbeit der Beendigung entgegenreift und finden Troſt darin, daß ſchon wieder eine neue darauf wartet, begonnen zu werden. So lange ſie Beſchäftigung haben, hat's keine Noth.

Da kommt der jüngſte Sohn aus der Schule, er reißt heftig die Thür auf und rennt herein mit verfrorenem Geſichte. Die Mutter, die ihn ſchon die Treppen heraufſtürmen hörte, hat ſchon ein großes Stück Schwarzbrod bereit, um es dem ſtets Hungrigen zu reichen. Aber mit ihm kommt dießmal eine klappernde und frierende Geſtalt im abgetragenen Kleide. Es iſt ein kranker Schneidergeſell, der früher mit dem Vater bei demſelben Meiſter gearbeitet hat und nun nichts mehr verdienen kann. Der iſt wohl recht arm, aber auch für ihn iſt geſorgt und er bekommt einen Teller wärmende Suppe, wenn die Familie ihre Mahlzeit hält.

Seht Ihr nun wohl ein, wie überreich der Himmel dieſe arme Familie ſein läßt? Sie ſelbſt hat genug und kann auch noch Andern davon mittheilen.

Am 2. März.

Die Tage haben zugenommen und die freundlichen Sonnenblicke mehren ſich; ein muthiges Streben regt ſich im innerſten Gemüthe; es iſt der Wiederhall von dem Tone, der durch die Schöpfung zieht und den jede Kreatur mitempfindet. Die Natur erwacht; ſie ſtreift die Bande ab, welche der Winter um ſie geſchlungen hatte und bereitet ſich vor, ihren ſchönſten Schmuck anzulegen. Nie iſt die Welt ſchöner, als im Frühlinge, wenn die Kronen der Bäume ſich mit Blüthen bedecken. Die Quellen rauſchen harmoniſch und ihr Schaum erfriſcht das Moos der Felſen, das in prächtigen Farben leuchtet; die Knoſpe ſchwillt und die feuchten Lebenskeime dringen durch und verglaſen die Hülle, die dem Aufbruche nahe iſt. In den Hainen, die ein grünlicher Schimmer verklärt, werden die Sänger laut und zwitſchern der ſchönen Jahreszeit ein Loblied entgegen; das Wild tritt aus den Höhlen, wo es den Winter über gehaust, trabt durch den hellen Wald mit tönenden Schritten und ergeht ſich auf den Wieſen, um das thaufeuchte Gras, wie zur Stärkung und Frühlingskur abzuweiden. Ueberall iſt Leben, Hoffnung, Freude! Und der Menſch ſchreitet froh durch die Welt. Er verläßt die dumpfige Wohnung. Der junge Burſche ſchnürt ſeine Habſeligkeit zuſammen und wandert, ein Liedchen pfeifend, aus dem Thore der Stadt. Die Welt iſt offen, er zieht fort und weiß nicht wohin. Am Brunnen ſteht er die Mädchen ſtehen und er erbittet ſich einen friſchen Trunk und hilft ihnen dafür das volle Gefäß auf den Kopf ſetzen. Im Dorfe laufen die Kinder baarfuß umher. Sie ſchlagen Reifen oder laſſen Drachen ſteigen; die Frauen ſitzen mit ihrer Arbeit vor der Thüre der Hütte. Der winterliche Webſtuhl ſteht verlaſſen; die Lampe qualmt nicht mehr und die Fenſter ſind geöffnet und laſſen die milde reine Gottesluft durch die niedern Stübchen ziehen. Das Wintergeräthe wird gereinigt; die Mauern werden weiß angeſtrichen und die Blumen vor die Fenſter geſetzt. Die Männer, in Hemdsärmeln und mit bloßem Kopfe, gehen auf den Feldern, mit langſamen, weitgezogenen Schritten und ſtreuen mit ausgeholten Armen den Samen in die rothen Furchen des Ackers, oder treiben munter das Pferdegeſpann an, das mit der ſtachlichen Egge leicht durch die Schollen dahinfliegt. Das iſt das Leben im Frühlinge! Der Menſch glaubt mit dem ſtrengen Winter alle trübe Erfahrung, alle drückende Laſt, Krankheit und Kummer, Trübſal und Gefahr hinter ſich zu haben. Ihr habt die Hoffnung; und von dieſem Gefühl beſeligt ſenkt ſich ſein Blick in die Furche, die das Sandkorn aufnimmt und hebt ſich ſein Blick zum Himmel, der wolkenlos und blau ſich über ihm wölbt und er denkt in ſolchem Augenblick nicht der Gewitter, die kommen könnten, und der drückenden Schwüle der Sommertage.

Am 3. März.

Die warme Sonne lockt die Kranken und Geneſenden hinaus. Wir ſehen ſie mit bleichen Geſichtern, in weiten, ſchlotternden Kleidern, die ſie einſt wohl ausfüllten, ehe die Krankheit ihren Körper zuſammenſchrumpfen ließ, am Stabe eine kurze Wanderung unternehmen. Wie das matte Auge ſo ſelig auf die Gegenſtände ſich richtet, die ſie nicht mehr wieder zu ſchauen glaubte; wie gierig die Bruſt, die mit tauſend Lebenskeimen erfüllte Luft einſaugt, die beſſer iſt als ſtärkende Tränke und bittere Arzneien! Wer den

Winter überſtanden hat, der iſt ſchon halb geneſen und mit der wiedergewonnenen beſſern Jahreszeit finden ſich auch die Kräfte wie durch Wunder wieder ein.

Aber trügeriſch iſt oft der Vorfrühling. Ihr Knoſpen, ihr Kinder, ihr Kranken vertraut dem Scheine nicht!

Hell ſcheint der Mond; ein friſcher Wind ſaust über die Flur; und wenn ihr Morgens erwacht, deckt weißer Reif alle Gegenſtände weit und breit. Ach, die jungen Knoſpen, die ſo ſehnſüchtig ſich der Sonne entgegendrängten und ſchon aufzubrechen gedachten, wie hängen ſie heute am Zweige! Das vorwitzige Blüthchen, deſſen weißlicher Schimmer geſtern ſchon den vollen Buſch am Wege umſäumte, rollt ſich zuſammengewelkt am Zweige und muß ſeine Eile ſchwer büßen. Die Kinder trollen nicht mehr durch das Dorf; ſie ſuchen den Ofen, in dem wieder das Feuer praſſelt und die friſchen Scheite krachen; die Alten ziehen ein ernſtes, ſorgenvolles Geſicht und die armen Kranken ſitzen wieder im Lehnſtuhl und ſenden den Blick traurig zum Fenſter, um einen Sonnenſtrahl zu erſpähen. Aber vergebens! Der Himmel umzieht ſich grau; der Sturm pfeift durch die Eſſe; das Holzwerk außen knarrt und die Windfahnen drehen ſich ſchnarrend. Es wird immer trüber; was iſt das? Helle Flocken ſtieben nieder; es ſchneit — und in einem Augenblicke iſt alles wieder von der weißen Decke eingehüllt. Winter! Winter! wie traurig, wenn man ſchon auf Lenz gehofft hatte und ihn ſo ſicher ſchon erreicht zu haben wähnte. Je nun, man muß ſich darein finden und ſich die Lehre daraus ziehen, ſich freudigen Erwartungen nicht zu ausſchließlich zu überlaſſen, damit ein plötzlich eintretender Wechſel das Gemüth nicht niederbeuge. Unſer großer Dichter ſingt:

Wer im Beſitz iſt, der lerne verlieren,
Und wer im Glück iſt, der lerne den Schmerz!*)

Am 4. März.

Die Natur iſt ewig in ihren Erſcheinungen; der Menſch iſt dem Fortſchritte, dem Wandel unterworfen. In der Natur kehrt Alles wieder nach einer großen Ordnung; das Menſchengeſchlecht aller Jahrhunderte aber iſt ein Andres und keine Zeit, die ſchon geweſen iſt, wird wieder neu. Die Zeiten der Aegyptier, der Inder, der Juden ſind dahingeſchwunden und neue Völker ſind an die Reihe gekommen. Wir ſahen Civiliſationen, die Jahrhunderte brauchten, um zu ihrer Höhe zu gelangen, dahinſchwinden und ein Licht flammte in entlegener Ferne auf, damit die Welt erleuchtet werde.

---

*) Schiller in ſeiner Braut von Meſſina.

So erhoben ſich auf den Trümmern des Uralterthums die Griechen, gleichſam als ein Muſtervolk, das alles Edle, Schöne und Große in ſich ſchloß. Nach ihm kamen die Römer und wußten ſich die Weisheit der Griechen zu Nutzen zu machen. Aber als dieſe mit großer *Macht, im Beſitze aller Reichthümer* und Schätze der Welt, die höchſte Stufe des damals Erreichbaren erſtiegen hatten, brachen plötzlich, gleich dem Zorn des Himmels, tief im Oſten Barbarenſtämme los, unbekannte, rohe Völker, ſtumpfſinnig und wild und brachten Verheerung über die blühendſten und ſchönſten Wohnſtätten des Menſchengeſchlechts. Nichts vermochte dem ſtarken Anpralle zu widerſtehen; ſie ergoßen ſich wie die Fluthen eines aufgeregten Meeres über die Länder und überall wo ſie erſchienen, ſtrömte Blut, rauchten die Stätte, herrſchte Jammer und Verzweiflung. Das Schöne, mit heiliger Andacht gepflegte, ſank in den Staub; die Kunſtwerke, die man ſeit Jahrhunderten geſammelt und aufbewahrt hatte wurden zertrümmert und verſchwanden. Die alten Völker verſchwanden mit ihnen, um den neuen Ankömmlingen, den Barbaren Platz zu machen.

Warum, wimmerten die Zertretenen und Vernichteten, warum erſcheint dieſe Geißel? Welche Macht beſchützt dieſe Barbaren? Soll die Welt ihnen zu Theil werden und ſoll Nacht hereinbrechen und nimmer der Tag wiederkehren?

Aber ein ſchönerer Tag ſollte anbrechen. Das Menſchengeſchlecht ſollte einem höhern Lichte zugeführt werden. Die alte Welt hatte ihre Laufbahn durchgemacht, ſie hatte erfüllt, was ihr oblag. Das große Ereigniß, was ihre Gränze bezeichnet, war erſchienen; das Chriſtenthum war eingeführt und ſollte die Erziehung des Menſchengeſchlechtes vollenden. Aus den Trümmern der alten Staaten, erhoben ſich neue, blühende. Edle, große Männer erſtanden und verbreiteten Licht; die Städte wurden wieder erbaut, die Künſte wurden wieder belebt, der Geiſt der Wiſſenſchaft brach ſich Bahn und nützliche Erfindungen keimten überall hervor. Die neue Zeit wurde geboren.

So ſehen wir ſtets, nach weiſen Eintheilungen, die unſere Einſicht nicht zu ermeſſen weiß und deren Eintreten wir nicht berechnen können, das Alte weichen und dem Neuen Platz machen. Aber immer drängt der Geiſt des Menſchen vorwärts zu einem ungewiſſen Ziele, und dieſes Ziel iſt die Vervollkommnung des ganzen Geſchlechts.

Am 5. März.

Wenn der Menſch erkrankt, wenn die Lebensſäfte ſtocken oder ihr Ueberfluß verderblich zu werden droht, wenn fremdartige, dem Geſammtleben ſchädliche Stoffe ſich im Körper anhäufen, oder dieſer Körper ſelbſt zu den Entwicklungen übergeht, welche durch die verſchiedenen Lebensalter bedingt werden; dann macht die menſchliche Natur die heftigſten Anſtrengungen, das Störende auszuſtoßen und das Gleichgewicht, die Geſundheit, wieder herzuſtellen. Das Blut iſt in Aufruhr, die Nerven ſind zum Höchſten gereizt, Muskeln und Sehnen ſpannen ſich an, der Zuſtand tritt ein, welchen man gewöhnlich Fieber nennt. Siegt die gewaltſame Anſtrengung, durch die Kunſt der Aerzte unterſtützt, ſo folgt die Geneſung; unterliegt die Kraft in dem Kampfe, ſo folgt der Tod. Auch die Natur ſehen wir jetzt in einem ähnlichen Kampfe begriffen, den wir einen fieberhaften Zuſtand nennen können. Oft iſt er hart und ſchwer; oft leicht. Immer iſt der Uebergang von außerordentlichen Symptomen begleitet.

Die Wellen des Stromes, den das Eis des Winters gefangen hielt, rollen unter der Decke, die von den Sonnenſtrahlen bereits mürbe gemacht iſt und ſuchen ſich von ihr zu befreien. Stürme durchziehen die Luft, um die Wolken zu verſcheuchen und das Erdreich dampft und die Nebel umziehen die Gegend. Es ſind die Vorboten des Frühlings, der großen Geneſung der Natur.

Noch deckt Schnee hier und da die Felder; in den Klüften, geſchützt von überragenden Felſen ruht noch Eis in ſtarren Blöcken, und auf den Höhen ſchimmert der Reif. Aber die Kinder laufen in den Wäldern umher und bücken ſich und ſcharren Schnee und Wintermoos ſorglich bei Seite und ſuchen emſig. Was ſuchen ſie wohl? Tief unter dem Schnee ſproßt ein blaues Blümchen hervor, der duftende Bote; unſcheinbar und gering zertritt es Euer Fuß und es iſt doch ſo herzig und lieblich, ein Bild der ächten Beſcheidenheit.

Hat es noch nie Euer Herz mit Wonne durchzogen, wenn Ihr das ſüße Veilchen fandet? Ihr habt ſie wohl oft ſchon mit Freude dem armen Knaben aus den Händen genommen und habt ſie Eurer Mutter gebracht, die Euch für den Knaben eine kleine Münze zur Belohnung gab, daß er ſie ſuchte. Das Almoſen mögt Ihr ihm von Herzen gönnen und es ihm reichen, ſo oft Ihr ihn ſeht; aber die Veilchen ſucht Euch ſelbſt. Geht hinaus in den Wald, am Raine, wo ſie blühen, und laſſet Euch keine Mühe verdrießen, um ſie in ihrem beſcheidenen Verſtecke zu finden. Sie duften Euch dann noch ſo fein, ihre blauen Aeuglein, die aus dem Schnee leuchten, blinken Euch noch ſo freundlich entgegen und das Sträußchen von Märzenveilchen, das Ihr ſelbſt gepflücket, macht Euch doppelte Freude.

Nähert Euch ſtets der Natur, Ihr Kinder! bleibt Ihr treu und zieht die Bande feſter zuſammen, die Euch mit ihr verknüpfen. Nehmet nie aus zweiter Hand, was Ihr aus erſter haben könnt. Die Natur iſt heilig und hehr, ſo im ausgeſtirnten Himmel, wie ein Blümchen, das unter dem Schnee emporblüht und ſeine würzigen Düfte, von Niemand beachtet, in die Lüfte ſtreut. Seid wie das Veilchen, ſchön und hold, unbekümmert ob es die Welt bemerkt und erkennt.

Am 6. März.

Das Veilchen nannte ich Euch geſtern als Sinnbild der Beſcheidenheit. Ja, glaubet ſicher, das Gute, Edle und Schöne verkündet ſich nicht mit großem Geräuſche; es verbirgt ſich oft in der Niedrigkeit. Nicht auf den Höhen ſuchet die wahre Größe; tief unten, in jenen Kreiſen, wo die Aermſten, die Vernachläſſigſten angetroffen werden, wohnt oft eine Geſinnungsart, die Euch Staunen und Bewunderung abnöthigt.

In einer Nacht, bei heiterm Himmel, von dem die Sterne gar rein und hell herabflimmerten, durchzog ein Schiff die ruhigen Wogen des Meeres. Achtundzwanzig Menſchen befanden ſich am Bord des Fahrzeugs und Alle waren heiter und froh geſtimmt, daß die Reiſe ſo glücklich von Statten ging. Die Matroſen hatten ein hübſches Lied angeſtimmt und die Wellen, die ſich an dem Kiel brachen, murmelten die Begleitung dazu. Der Kapitän, welcher das Schiff befehligte, ſaß neben einer Frau, die in England verheirathet war und ihre Familie in Hamburg beſuchen wollte. Er befragte ſie um manches aus ihrem Leben, weil ſie ihm Theilnahme eingeflößt hatte und blies dabei den Dampf ſeiner Cigarre mit Wohlbehagen in die Luft.

Plötzlich ſchreckt ſie ein Schrei aus ihrer Unterhaltung auf; eine blendende Helle erhebt ſich in demſelben Augenblicke und ehe ſie noch zur Beſinnung gekommen ſind, ſehen ſie, daß das Schiff in Flammen ſteht. Durch eine unerklärliche Unvorſichtigkeit iſt ein Funke auf einen Ballen Werk gefallen, dieſer fing Feuer und bald waren einige Fäſſer Spiritus davon ergriffen worden.

Alles was nur immer möglich war, wurde angewendet, um des verzehrenden Elementes Meiſter zu werden. Allein es war umſonſt! Es hatte ſich ein ſtärkerer Wind erhoben; der Himmel hatte ſich verfinſtert und die Flammen wüthen bald ungeſtört. Das ganze Schiff war ſchon von ihnen ergriffen; ſie lecken mit gieriger Zunge an den Maſten hinauf; das Schiff beginnt zu ſinken, es iſt verloren!

Es war gerade um die Frühlingszeit, wo die plötzlichen Stürme mit den Stunden des ruhigſten Wetters abzuwechſeln pflegen.

Nur ein kleines Boot, das zur rechten Zeit in die See hinabgelaſſen und vom Schiffe gelöst worden war, nahm die Paſſagiere auf, die ſich in der Todesangſt hineingeſtürzt hatten. Jetzt ſahen ſie zu ihrem Schrecken, daß das Fahrzeug ſie nicht alle faſſen konnte und daß ſelbſt der Steuermann, der es regieren mußte, ſich kaum zu regen vermochte. Der Sturm begann zu heulen und das Meer bewegte ſich in wildem Ungeſtüm und brüllte. Sie waren verloren. Das Boot, von Menſchen überfüllt, von keinem Steuermann geleitet, konnte ſich nicht länger auf dem Waſſer halten. — Der Kapitän überdachte ſchnell, was hier zu thun ſei. Ein paar Menſchenleben opfern, um alle Uebrigen zu retten, erſchien als einziges Mittel, das zu ergreifen war. Man mußte das Fahrzeug leichter machen und Platz für den Steuermann gewinnen. Zwei Menſchen müſſen dem Tode in den Wellen geweiht werden. Allein wen ſoll man wählen? Wer wird ſich opfern? Die Augen des Kapitäns ſuchen in den Blicken der Andern zu leſen. Eine Todtenſtille herrſcht, nur von dem Seufzen der jungen Frau unterbrochen, die nicht vermögend war, ſich aufrecht zu erhalten und ihre Tochter an die Bruſt drückt, ein ſchönes Mädchen, deſſen Thränen ſtillſchweigend über die Wangen fließen.

Die Blicke des Kapitäns heften ſich auf zwei Neger, die

Niemand kennt, die Niemand angehen; man iſt gewohnt die Schwarzen als eine untergeordnete Art von Menſchen zu betrachten; man entreißt ſie gewaltſam ihrem Vaterlande, man verkauft ſie als Sklaven, hält ſie zur härteſten Arbeit an und mißhandelt ſie. Die Wahl iſt getroffen; die Neger müſſen fallen.

Aber ſie ſind ſtark; werden ſie nicht kräftigen Widerſtand leiſten und muß nicht ein ſolcher Kampf, dem ohnehin überladenen Boote, das jede unvorhergeſehene heftige Bewegung dem Untergange entgegenführen kann, verderblich werden? Der Sturm heult immer fürchterlicher; es iſt kein Augenblick mehr zu verlieren. Ein neuer Entſchluß muß gefaßt werden; der Kapitän bedeckt mit beiden Händen das Geſicht; Mutter und Tochter, zu ſchwach zum Widerſtande, ſind die beſtimmten Opfer. —

Die Neger haben die Worte gehört, die der Kapitän zu ſeinem Steuermanne ſpricht; ſie wechſeln ſchnell einige Reden, dann ſagt der Eine in gebrochenem Engliſch: „Frau und Tochter leben; wir ſterben!“ Und indem ſie allen Uebrigen ein Lebewohl zurufen, und ehe noch dieſe ein Zeichen ihres Staunens zu geben vermögen, ſchwingen ſie ſich leicht über den Rand des Bootes und verſchwinden in den Wellen.

Ein langer Donnerſchlag hallt ihnen nach und wie durch ein Wunder klärt ſich der Himmel auf. Es hätte des Opfers nicht bedurft; das Boot fährt durch die beruhigten Wellen und erreicht die Küſte, wo es landen kann. Es war als ob der Himmel an der edeln, großen That der beiden Afrikaner ſeine Freude gehabt, und er durch dieſes Beiſpiel wieder die große Lehre deutlich machen wollte, daß kein Menſch wegen ſeiner Farbe oder andern Aeußerlichkeiten wegen gering zu ſchätzen ſei und oft in den Niedrigſten hohe Gefühle ſchlummern, die nur des Augenblickes harren, der ſie beleben kann.

Am 7. März.

Die Geſchichte, welche ich Euch geſtern erzählte, hat gewiß einen recht ſchönen Eindruck auf Euch gemacht; allein ſie fordert mich noch beſonders auf, einige Betrachtungen ihr folgen zu laſſen. So wie Ihr an dem Beiſpiele der armen, unwiſſenden Neger es geſehen, wie edel es iſt ſich für Andere aufzuopfern, ſo werdet Ihr auch leicht begreifen, daß das Edelſte und Höchſte darin liegt, für ein Groſſes und Ganzes ſelbſt ſein Leben gering zu achten, wenn es zum Fortbeſtehen deſſelben als dienlich erachtet wird. Der einzelne Menſch ſoll daher in der Menſchheit aufgeben. Er ſoll nach ſeinen Kräften zunächſt für die Familie wirken, dann für das Vaterland, endlich für das Menſchengeſchlecht. Darauf hin ſoll alle Erziehung wirken. Der Gedanke, der Trieb dazu iſt in jedes Menſchen Bruſt gepflanzt; es iſt Entartung, wenn er nicht darnach handelt. Die rohen, aber unverdorbenen Naturmenſchen kennen die Selbſtſucht nicht, welche nur an die Erhaltung des lieben eigenen Ichs denkt und wenn darüber auch die Welt zu Grunde ginge. Dieſe Geſinnung zu pflegen, lehrt eine verdorbene Erziehung, und in der That ſtatt einer ſolchen iſt es beſſer, den Menſchen ſeiner angeborenen Fähigkeit zu überlaſſen, die darauf gerichtet iſt das Gute von dem Böſen, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden. Dieſe Fähigkeit erſtarkt durch Erweckung der moraliſchen Kraft und durch die Belebung religiöſer Gefühle. In dem geheiligten Bunde von Religion und Moral liegt die Glückſeligkeit allein. Nur durch ſie wird der Menſch über das aufgeklärt, was er ſeine Pflichten nennt, die er zu erfüllen hat. Dieſe Pflichten ſind für ihn da, noch ehe er darüber nachdenken und ſich von ihnen Rechenſchaft geben kann.

Nichts iſt dem Erzieher leichter, als das ächt religiöſe Gefühl in ſeinen Schülern zu nähren. Schon die Wunder der Schöpfung, die uns umgeben, führen uns darauf hin, ein höchſtes Weſen anzuerkennen; unſer Gewiſſen lehrt uns Gutes und Schlechtes zu unterſcheiden; und in dieſer Erkenntniß beruhen die Elemente der Religion. Wir werden zur Anbetung hingezogen und eine innere Stimme lehrt uns, daß wir uns den Geſetzen einer höhern Ordnung unterwerfen müſſen.

Die Religion überwacht und erhält die Kräfte der Einzelnen, wie die Kräfte der Geſellſchaft; ohne Religion keine Geſittung; die Menſchheit ohne Religion würde in Stumpfheit verſinken und müßte in Gräuel untergehen.

Am 8. März.

Nichts bildet einen ſchmerzlichern Gegenſatz, als wenn wir in dieſen Tagen der ſich wieder belebenden Natur einen Menſchen dahinſcheiden ſehen, der gleich uns dazu berufen ſchien, ſich ihren reinen Genüſſen dahinzugeben und ſich an ihnen zu erfreuen. Habt Ihr ſchon in Eurem noch ſo jugendlichen Leben die traurige Erfahrung gemacht, einen Geſpielen, einen guten Kameraden zu verlieren? Einen Freund, der mit Euch froh war und mit Euch weinte, der Eure Spiele und Eure Lernſtunden theilte, der mit Euch aus demſelben Becher trank und auf demſelben Lager ſchlief; an dem Ihr einen Begleiter durch das Leben gehabt hättet, wenn er Euch erhalten worden wäre!

Wie erſchütternd iſt ein ſolcher Verluſt! Geſtern hattet Ihr ihn noch und Heute iſt er Euch für immer entſchwunden und Ihr müßt die vielleicht lange Bahn, die Euch vom Schickſal vorgezeichnet iſt, nun allein wallfahrten. Ihr findet wohl noch Freunde, die ſich Euch anſchließen, allein einen Freund, wie den Verlorenen, den Geſpielen Eurer Kindheit, den Freund Eurer Jugend, findet Ihr nicht mehr und ſein Andenken wird ſtets in Eurem Gedächtniß fortleben.

Die Natur iſt ſo unempfindlich bei dem Schickſal der einzelnen Menſchen, klaget Ihr. Sie legt ihr glänzendes Frühlingskleid an und ſchmückt ſich mit allen ihren Reitzen, während ſie Euern geliebten Buſenfreund zum Kirchhof trugen! Die Bäume bekommen ihre Blätter, die Vögel ſingen in den Zweigen, die Bienen umſchwärmen die Blumen, Alles athmet Leben und Freude — nur Er iſt todt! Und Abends, wenn Ihr ſein Grab beſucht, hört Ihr das Heimchen fröhlich zirpen in dem hohen Graſe, das den Kirchhof bedeckt. So wird denn die Vernichtung eines Weſens, ſo wird denn der Schmerz und die Trauer der Menſchen verſchwimmen in dem großen Ganzen! Das Ende eines empfindungsvollen, mit Geiſt begabten Mnſchen, den der Tod inmitten ſeiner weinenden Freunde trifft, und der Schmetterling, den der kalte Hauch des Morgens in dem Kelch einer Blüthe tödtet, ſind zwei ganz gleiche Ereigniſſe in dem ewigen Kreislaufe der Natur. Die Seele des Menſchen iſt nichts als ein Schattenbild, ein Hauch, der in den Lüften verfliegt . . .

So drückt ſich der Schmerz aus; das ſind die Worte, die Euch die Nacht erpreßte. Aber der junge Tag fängt an den Horizont zu erhellen und die ſchwarzen Gedanken ſchwinden dahin und die Hoffnung zieht wieder in Euer Herz. Nein, ſagt Ihr zu Euch ſelbſt, derjenige, der jeden Morgen mit einem Meer von Glanz und Licht überzieht, hat dieſes Licht nicht erſchaffen, um den Menſchen ſo bald ſchon in ein rettungsloſes Nichts zu ſtürzen. Er, der den Himmel ſo unendlich über die Erde ſpannte, der die Berge ſchuf, deren Eisſpitzen von der Sonne überſtrahlt und vergoldet werden, Er, hat mir auch ein Herz gegeben, das die Kraft hat zu ſchlagen und einen Geiſt, der fähig iſt zu denken. Nein, mein Freund, der dahin ſchied, iſt nicht für immer dahin geſchwunden; wie groß auch der Zeitraum, wie weit auch die Kluft iſt, die uns trennen — ich werde ihn dennoch wiederſehen! Tief in meinem Herzen ruht dieſe Hoffnung feſt begründet. Der Flug eines Inſekts, welches durch die Lüfte ſchwirrt, iſt mir eine Bürgſchaft dafür, und der Anblick der Landſchaft, der Duft der Blumen und jeder Reitz, der ſich um mich her entfaltet, erheben und erſtarken ſo mächtig das Gefühl, daß eine unbeſiegbare Gewißheit mir in die Seele *quillt und mein ganzes Weſen durchdringt!*

So ſprecht Ihr, oder vielmehr, ſo ſpricht es in Eurem Innern, geheimnißvoll und ſtark und der Widerſpruch verſchwindet und Ihr weidet Euch an dem tröſtlichen Anblicke der Natur und Euere Trauer löſt ſich in Wonne auf.

Am 9. März.

Jeder Menſch hat das Gefühl der Selbſterhaltung; er hat den Trieb zu ſein, zu beſtehen in ſich, allein nur die Religion macht dieſen Trieb zu einer Tugend, zu einer Pflicht. Das natürliche Gefühl welches den Menſchen für ſeine Erhaltung empfänglich macht, iſt ein zu geringfügiger Beweggrund, um daraus die Quelle ſeiner Handlungen abzuleiten. Jenes Gefühl kann nur darauf ausgehen, Alles was dem Leben und der Geſundheit überhaupt ſchädlich werden könnte, zu entfernen und das Uebrige nicht zu beachten. Es entfernt das Nachtheilige von dem Individuum ſelbſt, läßt aber zu, was nur dem Nebenmenſchen Schaden bringt.

Der Unglaube verkündet laut, daß das Leben dem Menſchen gehöre und daß er damit nach Willkühr ſchalten könne. Die Religion hingegen geſteht ihm kein Recht darüber zu: weder über ſein eigenes, noch über das Leben Anderer. Der Unglaube lehrt, daß es beſſer ſei, nicht zu ſein, als im Unglück zu leben; die Religion aber lehrt, daß Leiden zu ertragen, eine Tugend ſei.

Das Chriſtenthum verleiht den Muth, das Leben freudig zum Opfer darzubringen, wenn Gott und das Vaterland es fordern, aber jenen Muth auch, das Leben zu ertragen, wenn es gleich von perſönlichen Leiden erfüllt wird.

Der Unglaube ſucht den Tod, weil er Vernichtung dem Schmerze vorzieht. Der Muth, der aus ihm entſpringt, iſt nur ſcheinbar, denn er iſt eigentlich nichts als eine größere Furcht. Jene Kraft, die er gebären ſoll, iſt eigentlich nichts als die Verzweiflung der Schwäche.

Das perſönliche Intereſſe, welches, wie Manche wollen, die Triebfeder zu allen Handlungen der Menſchen ſein ſoll, iſt der Quell aller Verbrechen. Es iſt ein blinder Führer, der Jene in die Irre führt, welche ſich ihm überlaſſen. Das einzige, wahre Glück, welches wir auf Erden haben und beſitzen können, ruht allein in der Tugend und es iſt falſch, das Intereſſe des Einzelnen von der Pflicht zu trennen. Dieß iſt eine Wahrheit, welche den zureichendſten Troſt für alle Fälle des Lebens in ſich ſchließt.

Der Unglaube wird niemals den Menſchen darüber belehren können: daß ihr wahres Wohlſein, die Geſundheit der Seele, in allen Fällen und unter allen Umſtänden, von der Tugend unzertrennlich iſt. Das Glück des Einzelnen iſt ſtets nur mit dem Glücke der ganzen Menſchheit in Einklang und Uebereinſtimmung zu denken. Dem Intereſſe des Augenblicks iſt das Intereſſe der Zukunft ſtets unterzuordnen. Die Leidenſchaft muß ſtets von der Pflicht gezügelt werden.

Wir ſehen einen Menſchen im Kampfe mit der Verſuchung. Ein kleiner Fehltritt, ein heftiges Verlangen, ein beträchtlicher Gewinn, ein leicht zu erreichender Genuß, ein ewiges Geheimniß. Was wird der Trieb des perſönlichen Intereſſe dabei rathen? Wozu wird er den Menſchen beſtimmen, wenn die Tugend Opfer verlangt? Wird dieſer Trieb den Geitzigen wohl anſpornen, ungerechtes Gut herauszugeben? den Ehrgeitzigen, einen Platz zu verlaſſen, den er nicht ausfüllen kann? den Menſchen, der ſich zum Verbrechen hingezogen fühlt, lieber Armuth, Schande, Leiden, Tod zu erdulden, als die Bahn der Pflicht zu verlaſſen?

Der Glaube an das Heil der Seele allein kann die Tugend verſtärken, und ſie zu jedem Kampfe befähigen; der zeitliche Nutzen ſteht ihr hingegen wie ein gefährlicher Feind gegenüber, der ſie zu vernichten droht, oder er wird ihr zum treuloſen Bundesgenoſſen, der ſie verrathen wird.

Am 10. März.

Bei allen Nationen wurde ſtets die Religionslehre allen andern Kenntniſſen vorangeſtellt. Unſere Väter wurden mit ihr ſchon in der Kindheit bekannt gemacht. Religion war die Grundbedingung aller Verhältniſſe des Lebens; ſie ward in den Geſetzen, in den Gebräuchen, in den Sitten gefunden. Jetzt wird ſie nicht mehr aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet. Es iſt ein Zeitalter der Zweifel und des Unglaubens, und die ewigen Wahrheiten zeigen ſich umſchleiert und es iſt meine Abſicht Eure Augen zu ſtärken, damit Ihr befähigt werdet, ſie zu faſſen und zu begreifen.

Alle Studien, alle gründlichen Kenntniſſe, die man zu erlangen für richtig hält, beſchränken ſich hauptſächlich auf die Kunſt Vermögen zu erhaſchen, und dann durch Mannigfaltigkeit der Genüſſe das Leben zu verſchönern.

Wir wollen hier nicht von der blinden Menge ſprechen, welche nur in dem Wirbel der Vergnügungen lebt und von ihm fortgeriſſen wird, ſondern ſelbſt jene Menſchen, deren Verſtand und Einſicht in vielen Dingen mit Recht geſchätzt werden, wollen wir in unſere Betrachtung ziehen. Fraget einmal, was die meiſten von Gott, von der Vorſehung und vom zukünftigen Leben wiſſen und Ihr werdet Euch überzeugen, wie ſehr ſie noch von Zweifeln befangen ſind, welche Ungewißheit ſie noch hegen, die ſie nicht aufzuſtellen wagen.

Der Menſch will Alles durch die Sinne einſehen und beurtheilen, und ſucht die Dinge mit ſeinen Leidenſchaften in Einklang zu ſetzen. Allein dadurch wird er an den Staub gekettet und die Erhabenheit des Gedankens kann nicht durchdringen, um ſeinen Troſt und ſeine Stütze in etwas Höheres zu ſetzen. Wenn auch der Geiſt, durch glückliche Erfindungen, es in den Künſten weiter bringt, wenn auch Gelehrte durch ihren Fleiß das Reich der Wiſſenſchaft ausdehnen, es hat keinen Werth, wenn wir unſern Blick vom Himmliſchen und Göttlichen ablenken. Man hat ſich bis zu den Fernen des Weltalls erhoben, um den Lauf der Geſtirne zu kennen, allein man will Gott vergeſſen, deſſen Preis die Himmel verkünden. Sie erkennen die Pracht der Schöpfung, allein ſie gedenken nicht des Allmächtigen Schöpfers, der ſie hervorgebracht. Beſchämen ſie nicht ſelbſt die Wilden, die ſeinen Namen zu leſen verſtehen, der mit Flammenſchrift an dem Firmamente geſchrieben ſteht? Sie kennen das Land und das Meer, ſie ſteigen in die Tiefen des Oceans und trotzen jeder Gefahr, um der Natur irgend ein Geheimniß zu entlocken; allein ihre eigene Natur bleibt ihnen ein Räthſel, mit deſſen Löſung ſie ſich nicht beſchäftigen zu dürfen glauben. Sie wiſſen den Wunderbau des menſchlichen Körpers zu zergliedern, allein der unſterbliche Theil, der ihn beſeelt, iſt ihnen fremd geblieben und ſomit iſt ihnen der bewundernswerthe Zuſammenhang des Ganzen unentziffert.

So gelangen ſie blind und zweifelnd bis an das Ende ihrer Tage; ſie hatten Alles gelernt, außer dem, was ihnen zuerſt zu wiſſen nöthig war; ſie kannten Alles, nur nicht wie ſie leben ſollten und ſie treten vor Gott, ohne ſich um die von ihm ertheilten Geſetze bekümmert zu haben, noch um die Mittel Gnade vor ihm zu finden.

Auf ſolche Weiſe erliſcht aber in den Herzen der Menſchen jede Tugend; die Leidenſchaften herrſchen in ihrem wilden Ungeſtüme; die Verbrechen mehren ſich und die Gewiſſensbiſſe verſtummen, die Schande erhebt frech ihr Haupt und mit dem Gefühl für Religion erliſcht auch das Gewiſſen, der innere Richter, gänzlich. Welch' ein Schickſal würde daraus der menſchlichen Geſellſchaft erwachſen?

Am 11. März.

Die Muſelmänner, welche der Lehre ihres Propheten Mahomed anhängen, ſind gewöhnlich nur deßhalb tapfer und unerſchrocken in Todesgefahr, weil ſie an Vorherbeſtimmung glauben. Sie glauben nämlich, daß die Tage der Menſchen gezählt ſeien, daß wir von der Hand des Schickſals zu einem uns unbekannten Ziele geführt werden, und daß die Stunde unſeres Todes ſo feſt und beſtimmt bezeichnet iſt, daß weder Tollkühnheit noch Vorſicht im Stande ſind, ihr Nahen zu beſchleunigen oder aufzuhalten.

Ihr ſehet nun wohl ein, liebe Freunde, daß ein ſolcher Glaube die Furcht nicht aufkeimen läßt. Denn bedenken wir, daß die Gefahr, die uns bedroht, nach dem uns beſtimmten Looſe, uns nicht verderblich werden kann, weßhalb ſollten wir ihr da wohl aus dem Wege gehen? Wenn ſie hingegen, der Beſtimmung zufolge, unſerem Daſein ein Ende machen ſoll, warum ſollten wir ihr zu entfliehen ſuchen, da ſie uns dennoch ereilen muß?

Dieſe Annahme iſt unſinnig. Der Menſch, der in ſolcher Weiſe von dem Schickſale abhängig iſt, ſinkt zur bloßen Maſchine herab; ſeine Seele wird zur Sklavin; der Wille verſchwindet gänzlich. Und dennoch waren nicht ſelten ſelbſt ausgezeichnete Menſchen dieſer Idee hingegeben, die wenigſtens die Ordnung, welche die Welt regiert, und die Gegenwart Gottes anerkennt. Nationen und Völker, welche an Propheten, Orakelſprüche und weiſſagende Prieſter glaubten, mußten natürlich auch der Meinung ſein, daß die Zukunft zum Voraus beſtimmt ſei und alle Ereigniſſe, die da kommen ſollen, in dem Buche des Schickſals verzeichnet ſtehen.

Große Feldherren und andere Menſchen, die über das Wohl und Weh der Andern eine Macht auszuüben hatten und den Verhältniſſen der Staaten geboten, wurden durch ſolche Annahme oft zu den kühnſten Unternehmungen angefeuert; ſie glaubten überzeugt zu ſein, daß nichts ihr Schickſal wenden könnte, daß kein Hinderniß ſie aufzuhalten vermöge; daher erregte keinerlei Gefahr ihre Beſorgniß und die Eingabe ihres Ergeizes galt ihnen für die Stimme ihres Schutzgeiſtes, die ſie zum Ruhme führte, zu einem Ziele, welches ſie nicht kannten, dem ſie aber nicht entrinnen konnten.

Man erzählt folgenden Zug von Napoleon, der uns als einen Beweis für das hier Aufgeſtellte gelten kann.

Eines Tages war er einer großen Gefahr entronnen. Eine Verſchwörung hatte ihm nach dem Leben getrachtet. Man ſtellte ihm vor, ſich nicht ſo unvorſichtig und ohne Noth auszuſetzen, wenn ſich ihm die Gefahr zeige. „Gleichviel,“ erwiederte er, „mir würde man doch nichts thun können.“ — „Und warum nicht?“ fragte man ihn. — „Weil ich glaube, daß es noch nicht Zeit dazu ſei. Glaubt Ihr denn wohl, daß ich mir allein, oder meiner Geſchicklichkeit, die außerordentlichen Dinge zuſchreibe, die ich ausführe? Nein, eine höhere Macht treibt mich dazu an und führt mich zu einem Ziele, das ich nicht kenne. Bis daß ich dieſes Ziel erreicht haben werde, bin ich unerſchütterlich, unverwundbar; allein ſobald mich das Schickſal zu höhern Zwecken nicht mehr nöthig haben wird, wird eine Mücke hinlänglich ſein, um mich zu vertilgen.“

Welche Räthſel in dem Leben Napoleons und in dem Leben ſo vieler anderer gewaltiger Menſchen werden nicht dadurch gelöſt erſcheinen? Würde die ganze Menſchheit ſich wider ſie erheben und ihrem Ehrgeize eine Schranke entgegenſtellen, Derjenige, der von ſich dächte, Alles werde ihm vom Himmel eingegeben und ſeine

Gränze hätte ihm das Schickſal vorherbeſtimmt, ſchritte muthvoll weiter und fände er auch den gewiſſen Untergang.

Am 12. März.

Die geſtrige Betrachtung bringt mich heute auf den Aberglauben. Im Ganzen liegt zwiſchen dem Glauben an Beſtimmung ein Kern, der dem Aberglauben entſtammt. Seit früheſter Jugend ſoll dahin geſtrebt werden, ihn im Keim zu erſticken. Wie ſelten geſchieht dieß aber? Sucht man nicht vielmehr durch mündliche Erzählungen und Bücher, die man den Kindern in die Hand gibt, den jugendlichen Geiſt dafür recht empfänglich zu machen und ihn ſo in dem Glauben an übernatürliche Einwirkungen von Geiſtern und Geſpenſtern zu beſtärken, daß oftmals bei reizbaren Naturen es ſehr ſchwer wird, durch Vernunftgründe dagegen ſiegreich anzukämpfen?

Ich erinnere mich in einem jener Kinderbücher geleſen zu haben, daß ein fürchterliches Ungethüm, Popanz genannt, zu den Kindern ſagte: Ich habe nicht deßhalb ſo lange, ſpitze Zähne, um Nüſſe damit aufzuknacken. „Ich bin der Kinderfreſſer!“ — Ach, wie da, bei Leſung dieſer Worte die Kleinen ängſtlich zuſammengerückt ſein mögen! Die Furcht iſt in der That ein ſchlimmer Lehrmeiſter. Schon die Ammen und Kinderfrauen erzählen den Kindern von Geſpenſtern und allerlei Spukereien; dann kommen gewiſſe Bücher, die voll von ſolchen Dingen ſind. Man kann Euch nicht genug davor warnen, liebe Kinder! Die erſten Eindrücke, die der Menſch empfängt, ſind ſehr ſchwer zu verwiſchen. Die Einbildungskraft wird irre geleitet und der Charakter folgt der Einbildungskraft. Denkt Euch, Kinder! daß ich ſchon Erwachſene mit einer feſten Ueberzeugung behaupten hörte, daß es Hexen und Weſtwölfe gäbe! Iſt das nicht zum Lachen?

Als man noch die Leichen in den Kirchen begrub, waren dieſe Stätten der Andacht und des Gebetes für Viele nur ein Ort des Schreckens. Wenn der Abend zu dunkeln begann, hätte es ſo mancher nicht gewagt, in ein Gotteshaus zu treten; ja wenn man Nachts daran vorüberging, ſo bekreuzte man ſich zitternd und beſchleunigte den Schritt.

In meiner Kindheit lebte ich auf dem Lande. Da pflegte ich denn Abends gern in die Küche zu gehen und mich unter den weiten Mantel des Heerdes zu ſetzen. Es machte mir Freude das Praſſeln des Feuers anzuſehen, auch ſpielte ich mit kleinen Stückchen Holz, oftmals bekam ich auch wohl etwas Gutes zu ſchmauſen. Allein bald wurde mir die Freude geſtört. Wir hatten eine alte Köchin bekommen, die viele Spukgeſchichten wußte. Dieſe ließ es nicht daran fehlen, ſie mir zu erzählen und ich zitterte dabei vor Angſt, allein dennoch hörte ich ihr für mein Leben gern zu, und ging nur deſto öfter in die Küche und verweilte länger daſelbſt. Dieß bemerkte mein Vater und nachdem er den Grund ermittelt hatte, wurde mir der Küchenbeſuch bei Strafe unterſagt, da er nicht hoffen durfte, die alte Magd von ihrer ſchädlichen Gewohnheit abzubringen, die ihr in andern Häuſern wohl nicht verwehrt worden war.

Die wenigen Abende jedoch, an welchen ich die Unterhaltung der Köchin genoſſen hatte, waren mir lange unvergeßlich geblieben und der Eindruck, den ich von ihnen behielt, konnte nur nach und nach, mit der Zunahme an Kenntniſſen ſchwinden. Endlich gewann aber doch die Vernunft die Oberhand und ich lachte über meine kindiſche Angſt.

Am 13. März.

Ich will Euch heute einen Fall erzählen, der Euch von den traurigen Folgen des Aberglaubens überführen mag.

Ein junger Menſch war in ſeiner Kindheit auch mit Ammenmährchen genährt worden und ſeine Nerven waren dadurch in ſo hohem Grade überreizt, daß er bei jedem zufälligen Ereigniſſe, bei Ueberraſchungen und dergleichen in einen Zuſtand gerieth, der zu ernſtlichen Beſorgniſſen Anlaß gab. Beſonders ſteigerte ſich ſein ängſtliches Gefühl zur Nachtzeit und er war daher oft ſchon zum Spotte ſeiner Altersgenoſſen geworden. Einſt befand er ſich in einer Geſellſchaft, die ſich an einem Orte verſammelt hatte, der weit von ſeiner Wohnung entfernt lag. Man war munter und guter Dinge, ſang und ſcherzte und ließ den Becher in der Runde kreiſen. So verging die Zeit und einer bemerkte ſcherzend, daß wahrhaftig die Geiſterſtunde nicht mehr fern ſei. Dieß fiel unſerm jungen Menſchen mit Centnerlaſt auf's Herz, denn er mochte um Mitternacht am liebſten ſchlafend in ſeinem Bette liegen, damit er dem Geiſterſpuk auf ſolche Weiſe aus dem Wege ginge, der nach ſeiner Meinung ganz unausbleiblich die Menſchen in Schrecken ſetzte. Mit haſtiger Ungeduld ſprang er auf von ſeinem Sitze und ſuchte ſich einen Gefährten, um den weiten Heimweg anzutreten. Allein Alle lachten und ſpotteten ſeiner Angſt, die ſie ſchon kannten. Kein Einziger fand ſich, der den fröhlichen Kreis ſchon jetzt zu verlaſſen Willens war. Sie wollten noch trinken und luſtig ſein, ſagten ſie, und forderten ihn auf bei ihnen zu verweilen, bis Mitternacht vorüber ſei. Dieß war ihm jedoch nicht möglich; er überlegte in der Eile, daß Keiner von den Anweſenden ihn bis zu ſeiner Wohnung geleiten würde, da ſie Alle nicht ſo weit weg wohnten wie er; dann dachte er daran, daß er in dem alten Hauſe, wo er ſein Zimmer hatte, die langen Wendeltreppen allein hinaufſteigen müſſe und das war ihm doch gar zu ſchauerig. Jetzt durfte er hoffen, noch einen oder den andern der Bewohner wach anzutreffen, er konnte Licht verlangen, und was die Hauptſache war, er konnte noch vor Mitternacht in ſeinem Bette liegen und auf ſeinen guten Schlaf vertrauend, Alles verſchlafen, was ſich etwa um die Geiſterſtunde Schreckliches ereignen dürfte. Dieß ließ ihn den Entſchluß faſſen, ſo ſchnell als möglich ſich auf den Weg zu machen. Die Freunde hatten aber noch manchen Scherz mit ihm vor; man hielt ihn auf, man verſteckte ſeinen Hut, darüber verrann die Zeit und er ward immer ängſtlicher. Als er endlich im Ernſte böſe wurde, gab man ihm ſeinen Hut heraus und ließ ihn ziehen.

Er trat auf die Straße, wo es ſchon ſehr ſtille war. Die Nacht war finſter und er verwünſchte es, daß er die Einladung angenommen hatte. Wie ruhig hätte er jetzt ſchon von dem feſteſten Schlafe umfangen, in ſeinem Bette liegen können und was konnte ihm jetzt nicht Alles aufſtoßen! Die Angſt beflügelte ſeine Schritte; er hatte noch einen ſo weiten Weg zurückzulegen und was das Aergſte war, er mußte an der alten, großen Garniſonkirche vorbei und noch mehr, er mußte über den Kirchhof gehen, wo in früherer Zeit die Leichen der Bürger beerdigt wurden. Gern wäre er nun wieder zu ſeinen Freunden zurückgekehrt und hätte getroſt den Morgen in ihrer Mitte abgewartet, allein er ſchämte ſich und fürchtete, daß ſie ihm irgend einen ſchlimmen Streich ſpielen würden. Was blieb ihm alſo übrig! Er mußte vorwärts. Da tönte plötzlich ein ſummender Ton ihm in das Ohr. Es war die große Uhr des Kirchthurms, die aushob, um die Stunde zu ſchlagen. Da lag das alte, finſtre Gebäude, in ſeiner ſchauerlichen Ausdehnung, mit den langen Fenſtern, zu denen er nicht aufzuſchauen wagte, vor ihm. Er mußte ſich ein Herz faſſen und den Kirchhof betreten. Noch hoffte er, daß es nicht voll ſchlagen würde; allein die drei Viertel hatten ausgeſchlagen und es ſummte fort, da zählte er das vierte Viertel und nun zu ſeinem Entſetzen mit klappernden Zähnen, hörte er es fort und fort in der Höhe ſummen und ſchlagen, voll Zwölf! Die gefürchtete Mitternacht war da und er allein auf dem Kirchhofe. Die Haare ſträubten ſich ihm in die Höhe und er lief, ſo ſehr er konnte. Plötzlich ſtrauchelt er über etwas am Wege und in demſelben Augenblicke fühlt er einen leichten Schlag in den Nacken. Da ward ſein Blut zu Eis; ſtatt um ſich zu ſchauen, läuft er immer ſchneller, allein ſein Verfolger, ſo ſcheint es, läuft mit ihm um die Wette, denn die Schläge im Nacken verdoppeln ſich und wenn ſie auch gerade nicht ſtärker werden oder ſchmerzhaft ſind, ſo zeigen ſie ihm doch deutlich, daß er nicht allein ſei, ſondern daß ein räthſelhaftes Etwas ſich an ſeine Ferſen geheftet habe.

Der Athem vergeht ihm; der Schweiß rinnt ihm am ganzen Körper herab und er fühlt es, daß ſeine Kräfte ſchwinden. Das Picken im Nacken dauert fort, allein er kann ſich nicht zum Umſehen ermannen und ſo rennt er faſt beſinnungslos weiter, bis er endlich nicht mehr kann und mit einem lauten Schrei, mitten in der Straße, zuſammenſtürzt.

Wie lange er ſo gelegen, wiſſen wir nicht zu ſagen, allein als ihn endlich ein Vorübergehender fand, da zeigte ſich's alsbald, um welche unbedeutende Urſache er den Todesſchreck ausgeſtanden hatte. Er war auf einen Faßreifen getreten und da ſich zufällig am Abſatze ſeines Stiefels die Naht etwas auseinander gegeben hatte, ſo war das Ende des Reifens in der Spalte ſtecken geblieben. Das obere Ende, das der Krümmung nach in die Höhe ſchnellte, verurſachte nun aber, bei jedem Schritte den der Aengſtliche that, der von kleiner Natur war, das Picken im Nacken. Je mehr er ſeinen Gang beſchleunigte, deſto öfter erfolgte die Berührung. Wäre er, ſtatt furchtſam davon zu laufen, ſtehen geblieben und hätte den Kopf gewendet, ſo würde er ſogleich den natürlichen Zuſammenhang ermittelt haben; jetzt aber wurde er halbtodt nach Hauſe getragen und einige Wochen waren nöthig, ihn völlig wieder herzuſtellen.

Am 14. März.

Heute will ich Euch ein Seitenſtück erzählen, das die Folgen des Aberglaubens noch ſchrecklicher darſtellt.

In einer weiblichen Erziehungsanſtalt war es Sitte, wir wollen es lieber Unſitte nennen, Abends vor dem Schlafengehen, ſich mit der Erzählung von Geſpenſtergeſchichten die Zeit zu vertreiben. Zwar unterließ man nicht dabei gegen den Geſpenſterglauben anzukämpfen und durch Scherz den Eindruck zu verwiſchen, den die grauenhaften Geſchichten hervorgerufen hatten, allein dennoch war dieſer ſo ſtark, daß die reitzbarſten unter den jungen Mädchen in großer Aufregung den allgemeinen Verſammlungsſaal verließen und lange nicht einſchlafen konnten.

Eines Abends war nun eine recht entſetzliche Spukgeſchichte an die Reihe gekommen. Die größern unter den Zöglingen waren nicht ſehr ergriffen davon und ſcherzten über die Andern, die mit furchtſamer Miene zuhörten. Am meiſten war dieß bei einem kleinen bleichen Mädchen der Fall, das offenbar an den Nerven litt und erſt ſeit kurzem in der Anſtalt ſich befand. Es ſaß da mit halbgeöffnetem Munde und weit aufgeriſſenen Augen, recht aufmerkſam, damit ihm ja kein Wort von der Schauergeſchichte verloren gehe. Wer es jedoch recht beobachtet haben würde, hätte geſehen, wie ein innerer Schauer dann und wann es durchrieſelte und hätte ein Arzt zur Stelle den Puls des armen Mädchens befühlt, ſo würde er ſich überzeugt haben, daß hier wirklich ſchon die Symptome eines bedeutenden Fiebers obwalteten. So ſaß die Kleine da in beſtändiger Spannung und doch auf der Folter. Sie war nicht im Stande ſich mit ihren Gedanken von dem, was ſie hörte, loszureißen, ſie mußte es fort und fort vernehmen und wenn auch das Blut, das nach ihrem Herzen ſtrömte, dieſes zu zerſprengen drohte.

Endlich war die Geſchichte zu Ende und die Vorſteherin der Anſtalt unterließ auch dießmal nicht, wie ſie es gewöhnlich that, ihre Bemerkungen zu Nutz und Frommen ihrer jungen Zuhörerſchaft folgen zu laſſen; ſie zu ermahnen, nicht an Spuk zu glauben und jede geheimnißvolle Bewegung mit kalter Beharrlichkeit zu unterſuchen. Dieſe Ermahnung war gut, allein ſie vermochte doch nicht unter dem Einfluſſe der Schauer, welche die Erzählung hervorgebracht hatte, ihre volle Wirkung zu üben. Wozu die Kinder erſt ängſtigen, um ihnen hernach ſagen zu können: es iſt Alles nur dummes Zeug und Euere Angſt iſt lächerlich! Iſt es da nicht beſſer, ihnen begreiflich zu machen, daß man ſich gar nicht der Angſt hingeben ſolle, weil Alles, was man im Leben vielleicht von unheimlichen Dingen erfahren könnte, nur eitel Täuſchung ſei und bei genauer Beſichtigung ſich auch ſogleich als ſolche darſtelle. Durch Furcht erzieht man keine Helden, wohl aber durch Kräftigung und Stärkung des Willens, der den Muth erzeugt im Augenblick der Gefahr.

Nachdem die Andern faſt ſämmtlich ſchon den Saal verlaſſen hatten, zündete unſere Kleine mit zitternder Hand ihr Licht an, um noch voll von dem, was ſie gehört, ihr Lager zu ſuchen. Weil ſie ſo ſtark ergriffen war, hatte ſie ſo lange gezögert, denn ſie bedurfte der Zeit, ſich zu ſammeln und daran zu denken, daß ſie jetzt ſchlafen gehen müſſe. Sie trat jetzt in den langen, hohen Gang, der das Gebäude theilte und zu deſſen beiden Seiten die Schlafzimmer lagen; das ihrige befand ſich am äußerſten Ende dieſes Ganges. Schon hatte ſie es faſt erreicht, als ſie beim unſichern Scheine ihres Lichtes, denn ſie hielt die Hand vor die Flamme, damit ſie der Zugwind nicht auslöſche, unweit von ihrer Thüre ſich etwas bewegen ſah, was ſie ſogleich nicht erkennen konnte. Sie erſchrak zwar heftig, allein der Schlußermahnung der Vorſteherin eingedenk, jeder räthſelhaften Erſcheinung gerade zu Leibe zu gehen, ſuchte ſie ihr Bißchen Muth zu ſammeln und ſchritt vorwärts. Aber als ſie nun näher kam, da ſah ſie — o Schrecken — ein Paar bleiche Geſtalten in langen, weißen Gewändern ſich nach ihr kehren, um ihr den Weg zu verſperren. Der Gedanke, das ſind Geſpenſter, übermannte ſie, ihre Füße verſagten ihr den Dienſt; noch einen ängſtlichen, um Erbarmen flehenden Blick konnte ſie nun auf die Schrekniſſe werfen, dann rang ſich ein furchtbarer Schrei aus ihrem Buſen und ſie ſank ohne Beſinnung, todtenähnlich, zu Boden.

Alles lief herbei; die vermeintlichen Geſpenſter ſelbſt ſprangen ihr erſchreckt zu Hilfe, weil ſie dieſe Wirkung ihres Muthwillens ſelbſt nicht erwartet hatten. Es waren zwei der älteſten Zöglinge, welchen die Angſt des armen Mädchens aufgefallen war und die unter ſich verabredet hatten, ſich dieſen Scherz mit ihm zu erlauben. Ein übereilter Streich, ein dummer Scherz, deſſen Folgen ſie ſchmerzlich büßen mußten. Die Kleine ward ohnmächtig in ihr Bett gebracht und als ſie aus der Ohnmacht erwachte, war ſie ihrer

Sinne nicht mehr mächtig. Eine Nervenlähmung war eingetreten, die ihr Leben bedrohte, und als dieſe nach langer Bemühung der Aerzte zum Theil gehoben war, waren die Verſtandeskräfte des armen Opfers geſtört und das Mädchen lebte noch einige Jahre im Siechthum dahin und ward dann frühzeitig des Todes Beute.

Darum vermeidet es, Euere Einbildungskraft durch ſolche leere Erfindungen zu erhitzen, um zu der einfachen Wahrheit zu gelangen, die ſich in wenigen Worten ausdrücken läßt: die Wunder der Natur ſind jedem ſterblichen Auge ſichtbar und erklären ſich durch die unergründliche Macht und Weisheit ihres Schöpfers; andere Wunder, die uns aus jedem finſtern Winkel entgegentreten und auf der Gaſſe begegnen können, gibt es nicht und was ſich ſcheinbar als ſolches darſtellt, iſt nur Trug der Sinne; herzhaft darauf losgegangen, und Ihr werdet Euch bald davon überzeugen.

Am 15. März.

So wären wir denn endlich zu einem Abſchnitte des Jahres gelangt, der wieder eine ernſte, heilige Zeit bezeichnet. Wir ſtehen am Eingange der Charwoche. Der Palmſonntag iſt da! Es iſt das ſchöne Feſt der Erinnerung des Einzugs, den Jeſus in Jeruſalem hielt, wo man ihm Hoſannah entgegenrief und das Volk ihm friedliche Palmzweige entgegentrug, als Zeichen des Friedens, den er dem Menſchengeſchlechte brachte.

Der Tag füllt uns mit hohen Gefühlen, allein ebenſo ſehr iſt unſere Seele auch zur Freude geneigt. Mit dem Oſterfeſte, welches dem Palmſonntage in acht Tagen folgt, beginnt der Frühling der Natur feſter Wurzel zu faſſen und Sonnenſchein und Blüten erfüllen das Gemüth wie mit einem Zauber.

In Ermanglung der Palmzeige, die in unſerm Klima nicht gedeihen, gehen wir in den friſchen Wald hinaus und pflücken die kleinen, haarigen Knoſpen der Geſträuche, die man in einigen Gegenden Palmkätzchen benennt, und zieren damit unſere Stuben und bringen ſie als Geſchenke geliebten und verehrten Perſonen dar. Es iſt eine ſchöne Sitte! Es ſind die erſten Zeugen des erwachten Lenzes, es ſind die Bürgen, daß die Wälder ſich wieder belauben werden und daß uns die Natur wieder für viele Monate ein reichgeſchmückter Tempel ſein wird, in dem wir reinen Herzens unſere freudigen Opfer darbringen ſollen. Opfer der Freude nenne ich ſie, denn der frohe Menſch dankt dem Schöpfer wärmer und inniger, als der ſtets in ernſtem Grübeln und ſchwarzen Sorgen verſtrickte. Die Wohlthaten, die uns Gott ſchon hienieden beſcheert hat, ſollen uns ſtets mit freudigem Danke erfüllen. Ihr, die ſchwere Sorge zu drücken ſcheint, blicket um Euch und Euer Blick wird ſich erheitern und Eure Bruſt wird ſich höher heben. Suchet Euern Troſt in der Natur und ſie wird ihn Euch gewähren. Mit dieſen Gefühlen tretet in die Charwoche ein.

Am 16. März.

Wir haben Pflichten gegen Gott; wir müſſen ihm unſere Huldigung darbringen, als den Zoll unſerer Liebe und Ehrfurcht; und dieß begreift der Gottesdienſt in ſich.

Ein Gott, ein Schöpfer, der Urquell alles Seins und der Born alles Lebens, hat Allem das Daſein gegeben. Ein Gott, ein Erhalter regiert in ſeiner ewigen Weisheit Alles, was ſeine Macht geſchaffen hat. Seine Vorſehung umfaßt alle Weſen mit gleicher Liebe, von den Sternen des Himmels bis zu der Blume des Feldes. In den geringſten Dingen iſt er nicht kleiner, in den erhabenſten iſt er nicht größer. Das Inſekt iſt ebenſo wunderbar wie die ganze Erde und wie die Welten, die am Firmamente rollen. Gott iſt das höchſte Geſetz; er befiehlt das Gute und verbietet das Böſe und durch das Gewiſſen offenbart er den Menſchen ſein heiliges Gebot. Gott iſt der höchſte Richter; er verheißt uns ein ewiges Leben, wo jedem nach ſeinen Werken Vergeltung zu Theil werden ſoll.

Dieſe Lehre, die ihre Wahrheit unwiderleglich in ſich trägt, iſt dem ganzen Menſchengeſchlechte gemein, wenn auch in verſchiedenen Formen und Aeußerungen. Die Hebräer beſitzen ſie rein, das Chriſtenthum enthält ſie entwickelter, und wenn auch die Menſchen, welche wir Heiden nennen, ſie in Aberglauben hüllen, ſo iſt doch kein Volk der Erde, das ſie nicht beſäße. Sie bildet den Hauptpunkt allen Glaubens und ſteht hoch über dem, was von Meinungen der Menſchen ausgeht und ſich in ihren Satzungen wiederſpiegelt.

Aus dieſer Lehre von dem Weſen der Gottheit entſpringen aber auch unſere religiöſen Pflichten gegen ſie. Müſſen wir nicht, wenn wir einſehen lernen, was Gott in Beziehung auf uns iſt, auch daraus abnehmen, was wir in Beziehung auf Ihn ſein müſſen? Iſt er unſer Schöpfer, ſo müſſen wir ihm für das Daſein danken, welches ſeine allmächtige Gnade uns gegeben hat! Iſt er der Erhalter unſers Lebens, deſſen Herr er iſt und das er uns jeden Augenblick nehmen kann, ſo erfordert jeder Moment, den wir leben, auch einen ſtets erneuerten Ausdruck unſers Dankes. Iſt er der Geſetzgeber, ſo müſſen wir ſeinen Geboten gehorchen und ſie zur Richtſchnur aller unſerer Handlungen machen. Wird er dereinſt unſer Richter ſein, ſo müſſen wir darnach ſtreben, verwurfsfrei vor ſeinem Throne zu erſcheinen und ohne Schuld belaſtet, damit wir würdig befunden werden, auch dort ſeiner Gnade uns zu erfreuen!

Am 17. März.

Wohlwollen und Wohlthätigkeit! zwei ſchöne Worte; Ehre dem Menſchen, der ſie übt. Wohlwollen und Wohlthätigkeit ſind Geſchwiſter und entſpringen aus einem guten Herzen. Nicht blos über Menſchen erſtrecken ſich ihre Wirkungen, allen Geſchöpfen wird ihr Segen zu Theil.

Es gibt Menſchen mit offenem Gemüthe, einfach in ihren Sitten, ehrlich, für jede Regung der Tugend empfänglich; gut von Natur, großmüthig, ohne jemals Vergeltung dabei vorauszuſetzen, glücklich durch das Gute, was ſie thun, durch das Glück, welches ſie Andern gewähren. Die Freude der Andern macht ſie heiter und ſie ſelbſt erfreuen jeden Menſchen. Sie loben das Gute, wo ſie es finden, und rechnen nicht darauf, wieder gelobt zu werden. Sie wollen nicht glänzen, nicht einmal bemerkt werden. Sie kennen weder Argwohn, noch Mißtrauen, weil ſie ſelbſt nicht böſe ſind. Sie lieben Alle, von denen ſie geliebt zu ſein glauben. Sie vergeſſen das Böſe, welches man ihnen zufügt und erinnern ſich nur des Guten, welches man ihnen erwieſen hat. Sie kennen Haß und Feindſchaft nur vom Hörenſagen. Ihr Herz iſt allein der Maßſtab, nach welchem ſie den Werth Anderer beurtheilen. Sie handeln ehe ſie überlegen, wenn es gilt irgend Jemand einen Dienſt zu erzeigen. Wären ſie auch ſchon hundertmal, tauſendmal betrogen worden, ſie ſind darum nicht klüger geworden und helfen ebenſo unbefangen und gern. Wenn ſie nicht überlegen, ehe ſie Gutes thun, ſo erreichen ſie deſto ſchneller ihren Zweck. Für ſie gibt es keine Hinderniſſe, keinen trennenden Raum. Sie ſprechen nicht:

Es iſt ſchwer; es wird mir nicht gelingen! ſondern ſie handeln ſchnell und benützen den Augenblick, während ein Anderer noch lange berechnen und überlegen will. - Die Wärme ihres Herzens dient ihnen dabei beſſer, als es der feinſte Geiſt mit vorausſichtlichen Berechnungen im Stande wäre. Ihre Einbildungskraft ſchwärmt für Alles begeiſtert, was groß, edel und ſchön iſt. So kommt es, daß ſie in den einfachſten Handlungen ihrer Nebenmenſchen oft Größe entdecken und das Unbedeutende mit den glänzendſten Farben ſchildern.

Solche Menſchen ſind die Engel der Erde! Suchet, ihnen gleich zu werden, liebe Freunde!

Am 18. März.

Was Ihr von den untern Ständen der Geſellſchaft vom Hörenſagen kennt, oder was Ihr hie und da in den Geſchichtsbüchern leſet, kann Euch nicht den rechten Begriff vom Volke beibringen; Ihr müßt Euch zu ihm begeben, mit ihm leben, wollt Ihr es kennen lernen. Ihr müßt unter das Dach der Leute treten, ſie in ihrem innern Leben belauſchen und Ihr werdet ſie lieb gewinnen können, aber auch oft bedauern müſſen. —

Beſuchen wir einmal den Armen, der mit Mangel und Mißgeſchick ſchwer zu kämpfen hat und der dennoch davon nicht niedergebeugt wird. Seht, mit welchem Muth er den Tod erwartet, wenn die Krankheit ihn befallen hat; er bringt ihm die letzte Stunde der Mühen; ſeine Arbeit und Sorge hat ein Ende.

Folgt mir, Freunde! wir wollen einen Blick auf das Leben des Armen werfen!

Gleich bei der Geburt erwartet ihn ſein hartes Geſchick. Nur die Mutter, die ihn weinend ſäugt und ihn bewacht, zeigt Theilnahme für ihn; ſonſt kümmert ſich Niemand um ihn. So muß er die ſchwere Prüfung beginnen, die ihm auferlegt iſt. Das eigentliche Leben, das freudige und freie anderer Kinder lernt er niemals kennen. Kaum iſt er aus der früheſten Kindheit getreten, ſo wird er ſchon auf den Erwerb hingewieſen; er wird an irgend ein Geſchäft gekettet, das ihn durch's Leben begleiten ſoll. Und oft nur kümmerlich geleiten ſoll! Wie beklagenswerth iſt das arme Kind! Ein Schlachtopfer, ohne Vertheidigungsmittel; allen Tagen den rohen Ausbrüchen ſeines Lehrherrn ausgeſetzt zu ſein. Endlich hat es ausgelernt; die Uebung macht den Meiſter, heißt es allerwärts; nicht ſo hier. Der Arme hofft ſich einen eigenen Herd zu gründen, aber welche Hinderniſſe thürmen ſich ihm entgegen! Zuerſt muß er Soldat werden; für jeden Andern vielleicht ein ſchöner, ein edler Beruf. Nicht ſo für den Armen. Er bleibt auf der unterſten Stufe und gibt es einen Krieg, ſo fällt er mit Tauſenden und ſein Name wird nicht genannt. Iſt die Dienſtzeit um, ſo kehrt er zwar heim; allein Alles hat ſich indeſſen geändert; er ſelbſt hat ſich geändert; er hat die Ruhe und Sicherheit zur Arbeit verlernt, er kann zu dem, was er einſt getrieben hat, nicht mehr zurückkehren. Er muß ſich dennoch dazu bequemen; Andere ringen mit ihm um den Preis; er kann gegen ſie nicht aufkommen, denen größere Mittel zu Gebote ſtehen. Er will etwas Anderes ergreifen, die Nothwendigkeit zwingt ihn dazu. Allein es bietet ſich ihm nichts Paſſendes dar; was er verſuchen mag, es hat keinen Fortgang; er muß von Thüre zu Thüre wandern, um nur einen Platz zu finden, der ihn vor Hunger ſchützt. Allein ehe er auf eine mitleidige Seele ſtößt, verfliegen die Wochen; es werden Monate daraus. Seine Familie ſpäht mit naſſen Blicken, wenn er nach Hauſe kommt, ob er auch Brod mitbringe. Er kann den Kummer nicht mit anſehen, er ſchleicht fort Abends, ſtellt ſich an die Straßenecke, in den Schatten, damit man ihn nicht erkenne, weil er ſich ſchämt, und bettelt. Er wird bemerkt; Polizeiſoldaten kommen herbei und verhaften ihn. So lautet das Geſetz der Menſchen, das Niemand auf ungewöhnliche Weiſe beläſtigen laſſen will. Nach einer kurzen Haft wird er wieder freigelaſſen. Er greift zum alten Handwerk und der Himmel ſcheint ihn jetzt zu beſchützen; es kommen Beſtellungen und er kann dabei ſein tägliches Brod verdienen. Aber der Kummer hat ſeine Geſundheit untergraben; ſeine ſchönſten Jahre ſind dahin; das Alter kommt und er muß ſehen, in irgend einem Armenhaus ein Unterkommen zu finden. Hier wird ihm die Thüre geöffnet, weil ſein Ausſehen es anzeigt, daß er der Aufnahme benöthigt iſt. Vergebens iſt hier das Wohlwollen der treuen Wärter, die Hilfe der Aerzte; er ſehnt ſich nach ſeiner Frau, nach ſeinen Kindern. Die Pflege ſeiner Familie könnte ihm heilbringend werden. Aber die Armen müſſen nun daheim das Geſchäft fortſetzen und ihre Arbeit verdoppeln, um für den Vater im Spital etwas zu erübrigen. Sie können ihn nur dann und wann, etwa Sonntags, auf ein Paar Augenblicke beſuchen.

So naht ſeine letzte Stunde; er ruft die Seinigen; ſie ſind aber fern. Wenn ſie kommen werden, um nach ihm zu fragen, ſo wird ein anderer Kranker bereits ſein Lager eingenommen haben und er ruht auf dem allgemeinen Spitalkirchhofe. Wo er ruht, weiß Niemand zu ſagen; die todten Armen liegen Alle in einer Grube!

Dieß, Kinder, iſt das Leben eines Armen! Denkt daran und übt Euch häufig im Wohlthun! —

Am 19. März.

Ich will Euch heute in eine Kirche führen, die ein Wunderwerk der Baukunſt genannt werden kann; wir ſtaunen ſie an, ihre hohe Pracht umfängt unſere Sinne, allein mit der Andacht, die ihre erhabene Größe in uns erweckt, vermiſcht ſich ein ſchmerzliches Gefühl. Ich will Euch den Grund davon erklären.

Ihr ſteht auf einem ungeheuern Platze, der von einem weiten, zirkelförmigen Säulengange umſchloſſen iſt. Er beſteht aus Vierhundert majeſtätiſcher Säulen, welche Zweihundert koloſſale Standbilder tragen. In der Mitte erhebt ſich zwiſchen zwei herrlichen Springbrunnen, welche Tag und Nacht reichliche Waſſerſtrahlen emporwerfen, ein prächtiger Obelisk aus Granit, der aus Aegypten hieher gebracht wurde und mehr als ein Jahrtauſend über ſeinen Scheitel hinwegziehen ſah. Im Hintergrunde dieſes Platzes erblickt ihr die Kirche, von einer himmelhohen, kühngeformten Kuppel überragt, die noch von vier kleinern Kuppeln umgeben iſt. Dies iſt die Peterskirche in Rom. —

Papſt Julian II., der 1503 erwählt worden war und im 70ſten Jahre ſtarb, war ein kriegeriſcher Fürſt, der den kühnen Plan gefaßt hatte, ganz Italien unter dem römiſchen Scepter zu vereinigen. Zu dieſem Ende war er in beſtändige Kriege verwickelt und ſein herrſchſüchtiger, ſtolzer Sinn wollte ſich auch noch im Tode ein Denkmal gründen. Die alte St. Peterskirche, wo die Päpſte begraben wurden, war ihm dazu nicht würdig genug; er wollte, daß ſich über ſeinem Grabe ein Dom wölbe, wie ihn die Chriſtenheit noch nicht beſaß. Der Tod ereilte ihn, ehe das von ihm begonnene Werk vollendet da ſtand. Sein Nachfolger war Leo X., aus dem reichen und mächtigen Geſchlechte der Medicäer, welches Florenz beherrſchte. Er war noch jung, als er den päpſtlichen Thron beſtieg. Seine Prachtliebe und die Neigung zu den Künſten und

Wiſſenſchaften ſind bekannt, allein die erſtere dieſer Eigenſchaften warf zugleich einen tiefen Schatten auf den Charakter des jungen Fürſten. Die Peterskirche zu vollenden ſchien ihm eine wichtige Aufgabe ſeiner Regierung zu ſein. Der Bau hatte ſchon ungeheure Summen gekoſtet und Verſchwendungen aller Art hatten die Kaſſen erſchöpft. Da wurde die verderbliche Maßregel eingeführt, den ſogenannten Ablaß zu verkaufen, ſo daß man durch Geld, welches man zahlte, für alle begangenen und noch zu begehenden Sünden ſich Vergebung aller Schuld erringen konnte. Mönche durchzogen alle Länder und verkauften Ablaß. Durch dieſen ſchmachvollen Handel floß ungeheures Geld nach Rom, welches zu dem Bau der Kirche verwendet wurde. Ihr werdet gehört haben von dem Mönche Tetzel, der ſein Weſen in Deutſchland trieb und den kühnen und kräftigen deutſchen Mann Luther in die Schranken rief, der dem Unweſen ein Ende machte und die Reformation bewerkſtelligte.

Allein alles Geld, was bis jetzt zuſammengebracht worden war, langte zur Vollendung des Rieſenbaues nicht hin; Jahrhunderte wurde daran gebaut und erſt der Papſt Sixtus V. kam damit zu Ende, freilich in einer Weiſe, die der urſprünglichen Idee nicht entſprach; denn der Geſchmack war bereits ausgeartet.

Jetzt iſt die Peterskirche die größte, welche man kennt. Beim Eintritte in dieſelbe bleibt man unwillkührlich von Staunen ergriffen ſtehen. Welche Menge von Säulen und Pilaſtern aus den koſtbarſten Steinen gebildet, welche Menge von Gemälden, welche prächtige Altäre, Mauſoleen, Denkmäler, Bildſäulen aus Erz, reich vergoldet, in hoher Farbenpracht! Hier umweht uns der Stolz der Päpſte, der Ehrgeiz der Künſtler, Größe, Pracht, ewige Dauer!

Wenn man ſich auch denken kann, daß eine größere Maſſe von Steinen auf einer weitern Fläche zu einer größern Höhe aufgethürmt zu werden vermöchte, ſo iſt es doch nicht denkbar, dieß in einer Weiſe zu thun, daß daraus ein in ſich verbundenes, harmoniſch vollendetes Ganze entſtehe, deſſen Eindruck ein ganzer und wohlthuender iſt. Der große Michel Angelo Buonarotti, der Maler, Bildhauer, Dichter und Baumeiſter zugleich war, hat einen großen Theil an der Vollendung dieſes Werkes gehabt. Achtzehn Jahre ſeines Lebens war er damit beſchäftigt.

Bei genauer Zergliederung und Berechnung der Verhältniſſe in den einzelnen Theilen, hat man gar manches auszuſetzen gefunden; allein für denjenigen, der nicht mit dem Gewicht eines Kenners ſich des Zirkels und des Maßſtabs bedient, ſondern bloß ſeinem Gefühle folgt, wird die Peterskirche ſtets eines der erhabenſten Denkmale ſein, welches der ſchöpferiſche Geiſt des Menſchen in das Leben rief.

Auf einer breiten, hellen Treppe ſteigt man auf das Dach und von dieſem auf die Höhe der Kuppel. Hier oben überſchaut man Rom, die alte, die ewige Stadt, einſt die Beherrſcherin der Welt. Ein Anblick, der ſeines Gleichen nicht hat! Von der Kuppel kann man in die Kugel ſteigen, auf der das Kreuz ſteht und zu dieſem ſelbſt führen Stufen. Ein ſchwindelfreier Kopf nur darf es wagen, daran hinaufzuklimmen. Hier oben befindet man ſich auf der höchſten Spitze, mit der die keines andern Gebäudes in der Welt wetteifern kann.

Am 20. März.

Eine feierliche Stimmung erfordert der heutige Tag! Eine hohe Prüfung umfängt das Gemüth! Es iſt der Jahrestag, an welchem der göttliche Stifter unſerer Religion den Tod erleiden mußte, um das Menſchengeſchlecht aus den Banden der Finſterniß zu befreien und es der Vollkommenheit entgegenzuführen. Die alte Welt verſank und von der hellaufgehenden Sonne des Chriſtenthums umſtrahlt, erhob ſich die neue Zeit einer ſchnellern Entwicklung entgegen. Chriſtus war als Mittler auf Erden erſchienen, als der Erlöſer, der Heiland der Welt. Sein kurzer Wandel unter den Menſchen war mit Segnungen erfüllt, mit Segnungen, die für alle Folgezeit ihre Früchte tragen. Er lehrte die Worte der Liebe, er gab das Geſetz der Sittlichkeit, der hohen Würde des Menſchen; er verbannte das Dunkel und verbreitete Licht. Nach ihm lehrten in ſeinem göttlichen Sinne die Apoſtel und was auch Menſchenwahn ſpäter hinzugefügt haben mag, die ewige Wahrheit konnte nicht entſtellt werden und dringt rein und hell in die Seele.

Die Woche, die nun ſich ihrem Ende naht, war die Leidenswoche des Herrn. Wie der ſündhafteſte Menſch unterwarf er ſich allen irdiſchen Qualen, die ein Menſch nur erdulden kann, um die himmliſche Lauterkeit ſeiner Lehre zu bewahrheiten, die er endlich mit ſeinem Tode am Kreuze beſiegelte. Verſuchungen aller Art, Folter und Pein, nichts vermochte Chriſtus von der Wahrheit zu entfernen, die ohne dieſe Standhaftigkeit auf immer für die Welt verloren geweſen wäre. Er blieb ſtandhaft bis zum letzten Augenblicke und als dieſer ihm der gräßlichſte wurde, da preßte der Schmerz ihm zwar die Worte aus: „Mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen?“ allein zu gleicher Zeit ſchwang ſich ſeine Seele auch hinauf zum Urquell der Güte und Weisheit, zum ewigen Vater, und der Schmerz verſtummte und die reine Freude ward ihm zu Theil, der Welt durch ſeinen erhabenen Märtyrertod das höchſte Geſchenk, die Erlöſung vom Uebel, dargebracht zu haben.

Die Apoſtel zogen in alle Lande und verkündeten die Lehre Jeſu. Es waren ſchlichte Leute, Männer aus dem Volke, die der Heiland erwählt hatte, denen er ſeine göttliche Weisheit übertrug und ſie mit Muth ausrüſtete, gegen wilde und rohe Völker ſie zu behaupten.

Auch ſie beſiegelten die Wahrheit deſſen, was ſie lehrten, mit dem Tode, und die Menſchen, die ihre Lehre bekannten, erduldeten gleichfalls harte Verfolgungen und die grauſamſten Todesqualen, ohne den neuen Glauben, der für ſie etwas unnennbar Beglückendes enthielt, wieder zu verlaſſen. Sie wollten lieber im Lichte ſterben, als in der Finſterniß leben. Und ſeht Ihr, Kinder, an dieſem hohen Beiſpiele ſollt Ihr erſtarken: das, was Ihr einmal als wahr erkannt, mit aller Kraft zu vertheidigen, an ihm feſt zu halten bis zum letzten Augenblicke, und durch nichts in der Welt Euch davon abwendig machen zu laſſen. So nur allein kann die Wahrheit erhalten werden und darum ſtehen ſolche ſtandhafte Bekenner der Wahrheit bei allen Völkern in großen Ehren, wenn ſie auch ihre Mitwelt zur ſchnödeſten Strafe verurtheilte. Sie ſtrahlen ewig fort in der Geſchichte. Ein durch die Wahrheit der Ueberzeugung geſtähltes und gehobenes Gemüth ſieht verachtend auf alle Bemühungen der Hinterliſt herab, ihm zu ſchaden; das Bewußtſein des endlichen Sieges der guten Sache macht alle Angriffe zu Nichte. Den Abtrünnigen und Treuloſen aber wird ewige Schmach verfolgen und wenn der Augenblick ihn noch ſo ſehr mit irdiſchen Ehren überhäufte!

Darum erſtarket im Guten und bleibet wahr und getreu!

Am 21. März.

Ein ſtummes Gebet, ſo recht im innerſten Herzen gefühlt, kann auch erheben und beruhigen, allein der Menſch will äußere Dinge, um daran mit ſeiner ganzen Andacht zu hängen und ſeine frömmſten Gedanken, ſeine beſten Vorſätze damit in Verbindung zu ſetzen und ſie darauf zu beziehen. Dieß erfüllt der Gottesdienſt, wie er eingeſetzt iſt, die Verehrung des höchſten Weſens in ſeinem ihm geweihten Tempel unter gewiſſen Zeremonien, die ihm einen beſondern Grad von Feierlichkeit ertheilen.

Die Zeremonien bei dem Gottesdienſte beruhen nicht auf Volks-Aberglauben, nicht auf willkührlichen Satzungen, ſondern das Ganze der kirchlichen Gebräuche iſt eine ſtrenge Nothwendigkeit und macht ſich als ſolche geltend. Der Gottesdienſt in der Kirche iſt in dem göttlichen Weſen, wie in der menſchlichen Natur tief begründet und trägt mächtig dazu bei, die geſammte Menſchheit zu veredeln und zu vervollkommnen.

Unſere Seele, die während des Lebens vom Körper nicht getrennt gedacht werden kann, iſt den ſinnlichen Eindrücken offen und deßhalb muß auch unſer Gottesdienſt von ſolchen Gegenſtänden umgeben ſein, welche unſerer Aufmerkſamkeit verſtärkend zu Hilfe kommen. Das verlangt die Religion der Menſchen, die als Geſchöpfe der Erde nicht ohne Schwächen ſind.

Dennoch hören wir es alle Tage, daß die ächte Demuth und Andacht blos im Herzen ruhen ſoll; daß man ein guter, gerechter, aufrichtiger, großmüthiger Menſch ſein könne, ohne ſich den Vorſchriften der Kirche zu unterwerfen, die nicht von dem Stifter des Chriſtenthums, nicht von ſeinen Apoſteln eingeſetzt worden ſind, ſondern von den Geiſtlichen ſelbſt, oder im Schooße der Klöſter entſprangen und von dort aus als geheiligte Satzungen anerkannt wurden. Dieſen Menſchen mit der Andacht im Herzen, ohne äußern Kultus, kann man jedoch einwerfen: was wiſſen wir von unſerm Herzen? wie unbeſtimmt iſt unſere Kenntniß von ihm? Sollte uns dieß nicht zur Vorſicht gegen bloße Herzensregungen auffordern?

Wir glauben, das Richtige darin auszuſprechen: daß jede Gottesverehrung, welche ſich nur auf äußerliche Gebräuche beſchränken würde und nicht auch auf Herz und Gemüth die vollſte Rückſicht nähme, des höchſten Weſens unwürdig ſei. Gott will das offene, kindliche Vertrauen, die Zuverſicht auf ſeine Liebe und Huld, die ſich im Gebete ergießen ſoll; der Menſch fügt aber zu ſeiner Befriedigung die Majeſtät und Würde des äußern Gottesdienſtes hinzu.

Nur dieſe Vereinigung bezwingt das Gemüth, erfüllt das Herz mit Ehrfurcht und verleiht uns die heilige Stimmung, in der wir uns Gott nähern dürfen, zu ihm als ſeine Kinder ſprechen, und von ihm unmittelbar den himmliſchen Troſt empfangen. Gott iſt wohl ein Gott der Herzen und nur in der Liebe beſteht ſeine Verehrung. Er ſieht auch nur auf das Herz, nicht auf die Form, in welcher wir ihm unſers Herzens glühendſten Ergüſſe darbringen. Allein was wir Aeußeres hinzuthun zu ſeinem Preiſe, geſchieht auch nicht, um ihn zu erhöhen, denn welcher irdiſche Glanz wäre das wohl im Stande! ſondern es geſchieht, um uns ſelbſt nur genug zu thun, und indem wir den gottesdienſtlichen Handlungen die größte Feierlichkeit verleihen, unſerer Stimmung dadurch die höchſte Weihe zu ertheilen.

Und ſo beſucht dann die Kirche, Ihr Kinder, und ſeid andächtig!

Am 22. März.

Oſtern! Auferſtehung! Welch' ein herrliches Feſt! der göttliche Held hatte überwunden und erſtand aus dem Grabe wieder! So erſteht Alles wieder, was ſcheinbar geſtorben iſt, denn die Natur iſt ewig. Dieſe Wahrheit iſt uns durch Chriſti Erſcheinung auf der Erde überliefert worden und daher iſt der Ausſpruch richtig: Er hat den Tod beſiegt! Mit dieſem Feſte der Menſchen feiert zugleich die Natur ihr Auferſtehungsfeſt. Blickt um Euch! iſt nicht Alles wie mit einem feſtlichen Gewande angethan? —

Schon unſere Voreltern, die alten, heidniſchen Germanen, feierten beim Beginn des Frühlings ein heiteres Feſt, dem Erwachen der Natur, welches ſie einer Göttin zuſchrieben, die ſie Oſtera nannten. Oſten hieß im Altdeutſchen ſoviel als aufgehen; noch heute benennen wir ſo die Gegend, wo die Sonne aufgeht und von dieſem Worte kommt auch offenbar die Bennung des chriſtlichen Auferſtehungs-Feſtes her.

Oſtern iſt ein Feſt der Freude! Alles ergeht ſich wonnig; in den Straßen, auf den Spaziergängen vor den Thoren, welche bunte, fröhliche Menge! Die Menſchen haben ihre Winterkleidung abgelegt und ſchmücken ſich mit neuen, feſtlichen Kleidern. Die Kranken verlaſſen ihre Wohnung und wagen ſich hinaus in's Freie, um die milde, ſtärkende Luft zu athmen. Sie erheben die Blicke dankend zum Himmel, daß es ihnen vergönnt wurde, bis zur Wiederkehr der ſchönen Jahreszeit zu leben, welche beſſer wirkend als alle Arznei, die der geſchickteſte Arzt zu miſchen verſteht, ihnen die Geneſung ſicher gewähren wird.

Eltern führen ihre Kinder ſpazieren, die über die Gräben ſpringen und durch die Felder laufen und ihrer Freude kein Ziel kennen. Denn es iſt das Feſt der Auferſtehung, das fühlt jede Bruſt, das ſchlägt jedes Herz, das ſpiegelt jedes Auge, das tönt aus jedem Munde!

Geht Ihr durch das Dorf, ſo hört Ihr Muſik in den Schenken und Wirthshäuſern. Die laute Fröhlichkeit macht ſich hier Luft; die Burſchen und Mädchen tanzen endlich wieder einmal, wie ſie es ſeit dem luſtigen Faſching nicht mehr gethan haben, da die Zeit, die dem Oſterfeſte vorangeht, eine ſtille Zeit iſt, wo das Gemüth ſich ſammeln und der Menſch in ſich gehen ſoll. Denn ſeht, Heiterkeit und Ernſt müſſen ſtets wechſeln im Leben und ein jeder dieſer Gemüthszuſtände muß ſein volles Recht erhalten.

Eine immerwährende Heiterkeit überſättigte und um das Vergnügen zu ſteigern, würde man am Ende in einen immerwährenden Strudel gerathen, der in tolle Luſt und Aberwitz ſich auflöste, oder zu dem entgegengeſetzten Ausgangspunkte führen müßte, der in Ueberdruß und daraus entſpringender Unzufriedenheit und Schwermuth ſich endigen würde. Ein fortlaufender Ernſt brächte hingegen zur Theilnahmloſigkeit, zur Grämlichkeit, man würde ungerecht gegen Alles und ſehe am Ende daſſelbe Ziel vor Augen. Aus der Miſchung von Heiterkeit und Ernſt entſpringt aber allein der wahrhaft beglückende Seelenzuſtand; der Wechſel verleiht Beſtändigkeit, und ſolche Menſchen, die ihn walten laſſen, werden bis zum höchſten Alter ſich eine ſchöne Empfänglichkeit für Alles bewahren, was menſchlich iſt: was den Menſchen erfreuen, erheben, entzücken kann.

Am 23. März.

Ihr habt in dieſen Tagen manches Gebet zum Himmel emporgeſchickt. Ihr betet wohl alle Tage, allein an den Feſttagen iſt Euer Gebet feierlicher, weil es Eure Stimmung iſt. Wenn Ihr nun aber ſo recht aus vollem Herzen mit Euerm Schöpfer, wie Kinder zu ihrem Vater, geſprochen habt, fühlt Ihr nicht Euer Herz erleichtert? Euere Seele zufriedener?

Das Gebet lindert die Betrübniß und erhöht die Freudigkeit des Gemüths. Sie miſcht jener Stärkung und Mildigkeit bei und durchhaucht dieſe mit einem himmliſchen Dufte.

Was wollt Ihr denn eigentlich auf der Erde? Habt Ihr nichts von dem zu erbitten, der Euch darauf verſetzt hat? Betrachtet Euch, liebe Kinder, wie einen Wanderer, der den rechten Weg ſucht und darum erhebet Euer Haupt, um zu ſehen, wohin Ihr zu gehen habt. Jeder Menſch ſucht den Himmel; blickt zu ihm auf und Ihr werdet Euch ſeltſam bewegt fühlen, und dieſe innere Bewegung wird nach Worten ringen. Gott iſt hoch über Euch erhaben, allein er hört Euch doch, wenn Ihr zu ihm ſprecht. Er hat Euch ja geſchaffen, ſo klein Ihr ſeid, und hat Euch Gefühl und Denkkraft verliehen, und auch die Sprache hat er Euch gegeben, mit ihm zu ſprechen. Kann ein ſolcher Vater die wohl verlaſſen oder verſtoßen, die er ſo geſchaffen hat? Wer das denken oder ausſprechen könnte, wäre ein frecher Läſterer. Oder glaubt Ihr etwa, Gott, der Alles kennt, bedürfe nicht Euerer Bitte, weil er ja ohnedieß weiß, was Euch frommen kann? Wohl weiß er das, allein eben deßhalb ſollt Ihr zu ihm beten; denn er iſt Euer erſtes und einziges Bedürfniß, und indem Ihr zu ihm Gebete richtet, befriedigt Ihr dieſes.

Weiß nicht auch der Vater genau, was ſeinem Kinde frommt und nützlich iſt, und ſollte nun deßhalb das Kind niemals eine Bitte oder einen Dank an ſeinen Vater richten?

Oftmals ſtreicht wohl ein glühender Wind durch die Felder und verſengt die Pflanzen; dann ſieht man, wie ihre Stengel ſich neigen und ihre Häupter ſich zur Erde ſenken; allein der Thau erfriſcht ſie und alsbald erheben ſie ſich wieder. Dies Bild wendet auf das Leben an! Sengende Winde kommen auch und ſtreichen über Euere Tage hinweg; Euere Seele lechzt; dann iſt das Gebet der erfriſchende Thau, der ſie tränkt und Euch erhebt. —

Am 24. März.

Ich habe mir heute vorgenommen, Euch einen eigenen Genuß zu verſchaffen. Wir wollen das Taubſtummen-Inſtitut beſuchen. Ihr, die Ihr ſo glücklich ſeid, den leiſeſten Ton zu vernehmen, die Ihr Euch durch die Sprache mittheilen könnt, beklaget wohl recht die armen Kinder, die jene Vorzüge entbehren. Taub geboren zu ſein, führt das Unglück der Stummheit im Gefolge. Wie ſollen Kinder, die nicht hören können, das Sprechen lernen? Sie ſtoßen wohl ungeregelte Töne hervor, allein ſie ſind nicht im Stande, ſie zu Worten zu bilden. Ja wohl ſind dieſe Menſchen ſehr unglücklich, allein ſie waren es noch in viel höherem Grade wie jetzt, als es noch keine Taubſtummen-Anſtalten gab. Damals waren ſie gleichſam ausgeſtoßen von allem menſchlichen Verkehr; für ſie war das Reich des Wiſſens geſchloſſen; oftmals mit einem lebhaften Geiſte begabt, konnten ſie doch auf keine Weiſe Kenntniſſe erlangen und mußten in einem Zuſtande verharren, der ein rein thieriſcher war und ſie zuletzt in vollkommenen Stumpfſinn untergehen ließ.

Da ergriff das traurige Loos dieſer unglücklichen Geſchöpfe einige edle Menſchenfreunde, deren Streben nun dahin gerichtet war, auch den Taubſtummen Kenntniſſe und Bildung zu verſchaffen und ſie zu Menſchen, gleich Andern, zu machen. Das Beginnen war ſchwierig, allein der Geiſt der Unternehmer ging als Sieger daraus hervor. Spanien und England muß die Ehre zuerkannt werden, zuerſt dieſe Verſuche gemacht zu haben, allein einem Franzoſen war es vorbehalten, ſie in größerer Ausdehnung mit glücklichem Erfolge fortzuſetzen. Dieß war **Karl Michael de l'Epee**, im Jahre 1712 geboren, ein Geiſtlicher, der eines mäßigen Einkommens genoß, welches er gänzlich ſeinem ſchönen Zwecke opferte. Ohne weitere Unterſtützung und blos von dem edelſten Eifer entflammt, gründete er die erſte Anſtalt für taubſtumme Kinder. Es wurden Zeichen erfunden, welche die Stelle des Alphabets vertraten und wodurch es möglich wurde, ſich mit den Taubſtummen zu verſtändigen. Sobald dieß einmal feſtgeſtellt war, ſah man die Schranken nach und nach fallen und der regelmäßige Unterricht konnte beginnen. Die Taubſtummen lernten nicht nur leſen und ſchreiben, ſondern ſie wurden mit den Wiſſenſchaften vertraut, ſie wurden ſelbſt Lehrer ihrer Unglücksgefährten, ſie wurden Künſtler, Handwerker. Der Nachfolger des wackern de l'Epee's war Sicard, der auf dem Grunde, den jener gelegt, fortbauend, die Anſtalt erweiterte und den Unterricht vervollſtändigte. Nun entſtanden überall Inſtitute für Taubſtumme, und wenn gleich ihr Loos noch immer beklagenswerth iſt, ſo verdanken ſie doch ihren gefühlvollen Mitmenſchen nicht nur eine Erleichterung deſſelben, ſondern ſie ſind im eigentlichſten Sinne aus dem blos thieriſchen Zuſtande erlöſt, zu welchem ſie bei der Geburt ſchon verurtheilt zu ſein ſchienen.

Die Taubſtummen unterhalten ſich jetzt wie andere Menſchen; ſie ſcherzen bei ihren Spielen; ſie können ernſthafte Geſpräche durch Zeichen führen, die ſie mit wunderbarer Schnelligkeit ſich mittheilen und ebenſo ſchnell und richtig begreifen. Ja, ſie können mit Hilfe dieſer Zeichen Reden halten, ſie belehren und unterrichten, ſie urtheilen und widerſprechen, ſie fragen und beſtätigen, und ihrer Wißbegierde iſt nichts auf der Welt mehr verſchloſſen.

Kotzebue hat aus einer rührenden Anekdote aus dem Leben des Abbé de l'Epee ein Schauſpiel verfaßt, welches vielfältig aufgeführt worden iſt. Ein junger Taubſtummer kommt darin vor, den ein Betrüger um ſein väterliches Erbe gebracht hat, darauf rechnend, daß er nie als Zeuge gegen ihn auftreten könne. Durch einen glücklichen Zufall kommt der junge Menſch aber in das Inſtitut des Menſchenfreundes de l'Epee, und nachdem er hier gelernt hat, ſich mitzutheilen, gelingt es ihm mit Hilfe ſeines Lehrers, den Verbrecher zu entlarven und das ihm Geraubte ſich wieder zu erringen. Einſt kam man nun auf den Einfall, ſtatt der herkömmlichen Pantomimen, wodurch ſich der Darſteller des jungen Taubſtummen von der Bühne herab den Zuſchauern verſtändlich machte, jene Zeichenſprache anzuwenden, wodurch die Taubſtummen ſich ihre Gedanken und Gefühle untereinander mittheilen. Die Zöglinge des Inſtituts jener Stadt — es war in Wien — wurden von der Direktion des Theaters eingeladen, und es war intereſſant, zu ſehen, wie aufmerkſam ſie dem Gange des Stücks folgten, ſobald der Abbé de l'Epee und der junge Taubſtumme auf der Bühne waren und ſich durch die bekannten Zeichen verſtändigten. Wahrhaft ergreifend war es aber, als ſie bei der rührenden Entwicklung Thränen vergoſſen und lauten Beifall den Schauſpielern zollten. War das nicht ein Triumph der Menſchenliebe? —

Am 25. März.

Heute ſah ich die erſten Blumen; Veilchen und Hyacinthen. Welche lieblichen Farben! Welcher ſüße Duft! Man kann ſich nicht trennen von dem holden Genuſſe.

Die Blume iſt das Meiſterwerk des Schöpfers, ein Muſter von Zartheit und Anmuth. Blumen ſind mehr als die Edelſteine, welche man aus tiefen Schachten gräbt, und die man als das Köſtlichſte zu preiſen übereingekommen iſt. Sie ſind das liebliche Gefäß, in das Gott den ſüßen Honig aufbewahrt, die göttliche Ernte, die keine Macht des Menſchen den Blumen zu entlocken vermag und die ein ſchwaches Inſekt uns in goldgelben Schalen darbringt.

Der holde Schmelz der Farben, welcher die Blumen umgibt, erfüllt Auge und Herz mit Wonne. Das Kind kränzt mit Blumen ſein Haupt; das Mädchen ſteckt ſie vor den Buſen. Bei allen Feſten, die gefeiert werden, bieten Blumen den höchſten, herrlichſten, alles Uebrige überſtrahlenden Schmuck. Aber die Natur, die von keinem Unterſchiede weiß, der arm und reich nichts bedeutet, läßt dieſelben Blumen vor der Hütte des Armen blühen, mit welchen der Reiche ſeinen Garten und Palaſt ſchmückt.

Die Blume iſt die Tochter des Lichts; ſie iſt die Zierde des Lenzes, der Quell des Wohlgeruchs, ſie erhebt die Anmuth lieblicher Kinder und iſt die Freude des Greiſes. Sie vergeht ſchnell, allein ihre Düfte kann man ihr entziehen und aufbewahren, und dieß ſind ihre Gedanken, die ihre irdiſche Dauer überleben. Die Farben der Blumen ſprechen zu uns. Ihr Grün deuten wir als Hoffnung, ihre Weiße als Unſchuld, ihr ſanftes Roth als Schamhaftigkeit, ihr Blau als Beſtändigkeit. Bei den Völkern des Morgenlandes bilden Blumen eine Sprache, durch die man die zarteſten Gefühle zu äußern vermag.

Und erſt das Studium der Blumen! Bittet Euern Lehrer, Euch damit bekannt zu machen. Wenn Ihr ſie erſt genauer kennen werdet, wenn Ihr wiſſen werdet, daß ſie Adern, Blut, Lungen, Poren beſitzen, daß ſie leben! Wenn Ihr ſie in der Kindheit, in der Jugend, im Alter beobachtet! Ihr werdet ſtaunen und Euere Spaziergänge im Garten und im Felde werden dann einen höhern Reiz gewinnen.

Am 26. März.

Nächſt den Blumen ſind wohl die Kinder die lieblichſten Weſen der Schöpfung. Ich ſpreche hier von den kleinen Kindern unter zehn Jahren, die mit den Blumen um die Wette den Frühling verſchönern und in Feld und Garten, auf der Straße und auf den Spaziergängen herumſchwärmen.

Wie lieblich ſind ihre kleinen Glieder! wie weich und rund ſind ihre Bewegungen, wie friſch ihre Farbe! Wenn die lieben Kleinen ſpielen und ihre ſtärker gerötheten Geſichter die reiche Lockenfülle umwallt, wie ſelig ruht dann der Blick jedes Kinderfreundes auf ihnen; allein, was überſtrahlte wohl die Seligkeit im Blicke der liebenden Mutter? Dieſe reizende Beweglichkeit, dieſe anmuthige

Luſtigkeit, wie ſie in ihren Augen wiederſtrahlt und ihre Wange ſich lebhafter färbt.

Seht Ihr ältere Kinder einmal eine ſolche Scene mit an und Euere Ehrfurcht, Euere Liebe gegen Eure Mutter wird gewiß noch heiliger Euch ergreifen. Euere Mutter, die Euch das Leben gab, iſt Euer Leben. Sie lebt nur in Euch; ſie kennt keine Freude auf der Welt, als die, welche ſich auf Euch bezieht; alle ihre Sorge bezieht ſich wieder nur auf Euch. Sie opfert Euch willig jede Stunde des Tages; ſie bricht ſich den Schlaf ab, um Euch zu warten und zu pflegen von früheſter Jugend. Seid Ihr froh, ſie iſt es mit; ſeid Ihr leidend, ſie leidet mit Euch! Sie lehrt Euch die erſten Gegenſtände des Wiſſens kennen, ſie bildet Euern Geiſt und Euer Gemüth und Alles, was Euch einmal im ſpätern Leben erhebt, erfreut, beglückt; Ihr verdankt es Niemand als Euerer guten, treuen Mutter.

Darum haltet die Mutter heilig. Sie hat die Laſt des ganzen Hausweſens zu tragen, während der Vater noch außen wirkt. Ihr ſeid ihr übergeben, um die ſich der Vater nicht kümmern kann. Verſchönert und erheitert ihr jede Stunde des Daſeins, wenn Ihr um ſie verſammelt ſeid; mildert ihren Kummer, wenn Ihr Spuren davon auf ihrem Antlitze gewahrt; macht ihr Freude durch Euern Fleiß und Euere Aufführung. Seid deſſen würdig, daß Euch Gott ſo ſchön werden ließ, gleich den Blumen der Schöpfung, und macht der Mutter die Freude, wie die unſchuldigen Blumen des Gartens ihrem Gärtner.

Am 27. März.

Hört Ihr das Bellen der Hunde? Ihr ſchaut zum Fenſter hinaus und erblicket mehrere Männer in grauen Röcken, dem grünen Hut mit breitem Rande und einer kleinen Feder, irgend einem Vogel entrupft, daran geſteckt, in munterm Geſpräche des Weges ziehen, während die ſchönen Hunde luſtig bellend den Wagen umſpringen. Neben den Männern ruhen die Büchſen im ledernen Ueberzuge ſorglich verwahrt. Es geht zur Jagd und zwar dieſesmal auf Schnepfen. Die Schnepfe iſt ein Sumpfvogel, mit langem Schnabel und langen Beinen, wie ſie alle Sumpfvögel haben, auf den im Herbſte und im Frühjahr Jagd gemacht wird. Ihr wißt wohl ſchon aus Erfahrung, daß die Schnepfe einen ſchmackhaften Braten gibt.

Die Jagd iſt ein Vergnügen, das iſt nicht zu läugnen. Es iſt ein Bild des Krieges, wird wohl auch manchmal behauptet, allein das iſt ſo eigentlich doch nicht der Fall. Denn beim Kriege herrſcht die Gefahr und dieß beſeelt den Muth, und das mag wohl in fernen Ländern, bei Jagden auf große Raubthiere, wie Löwen, Tiger, Bären, der Fall ſein, allein unſere Jagden auf Rehe, Haſen, Schnepfen und Auerhähne, bieten nirgends Gefahr. Selbſt die größern Thiere, wie Hirſche und Wildſchweine, können nur dann den Jägern gefährlich werden, wenn dieſe ungeſchickt ſind.

Das Vergnügen der Jagd beſteht vornehmlich in der freien, anhaltenden Bewegung im würzig duftenden Forſt, dann in dem Belauſchen der Liſt, welche die Thiere anwenden, ihren Verfolgern zu entkommen, in dem Beobachten der Klugheit der Hunde, und in der kunſtgerechten Handhabung der Büchſe und im ſichern Treffen. Die Jagd in wildreichen Gegenden regelmäßig zu üben, iſt ferner eine Nothwendigkeit, weil die Thiere ſich ſonſt zu ſehr vermehrten und die Anſtrengungen des Landbebauers zu nichte machen würden. Sie wühlten die Aecker um, ſie brächen in die Pflanzungen und verwüſteten die Getreidefelder. Dort, wo eigene Jagdgeſetze ſtreng gehandhabt werden, um den vornehmen Gutsbeſitzern und den Edelleuten allein das Vergnügen an der Jagd zu ſichern und der Wildſtand beſonders gehegt wird, damit von Zeit zu Zeit große Jagden abgehalten werden können, mit Hetzen oder Forciren, iſt die Noth der armen Bauern nicht zu beſchreiben, die ſich vor dem Wilde nicht zu retten wiſſen. Es iſt ihnen bei ſchwerer Strafe verboten ein Stück zu ſchießen, und wagen ſie es dennoch, ſo werden ſie gleich Wilddiebe geſcholten und es ſteht den Jägern frei, wenn ſie ſie ertappen, ſofort auch auf ſie zu ſchießen.

Davon weiß man gar viele traurige Geſchichten zu erzählen. Mancher Arme, der von dem Wilde im Acker und Garten zu leiden hatte, ging am Vorabende eines Feſtes aus, um endlich doch auch einmal einen von den ungebetenen Gäſten, die ſich ſo oft auf ſeinem Eigenthum ſatt gefreſſen hatten, zu erlegen und ſich einen Sonntagsbraten für die Küche zu ſchaffen. Da wollte es das Unglück, daß er dem herrſchaftlichen Jäger begegnet. „Halt!“ ſchreit ihm der zu, „oder ich ſchieße!“ Bleibt er nun auf dieſen Anruf ſtehen, ſo muß er das Gewehr auch von ſich werfen und der Jäger geht auf ihn los, bindet dem Wehrloſen die Hände auf den Rücken und treibt ihn vor ſich her, wohl auch mit Kolbenſtößen, bis in das Dorf, wo er ihn dem Gerichte überliefert, welches über den armen Mann ſchwere Strafe verhängt, weil der Wildfrevel ſolcher unterliegt. Der Mann folgt alſo dem Anrufe nicht. Läuft er davon, ſo ſchießt ihm der Jäger nach und trifft er ihn auch tödtlich, ſo verfällt er keiner Strafe, denn das Geſetz ſpricht ihm das Recht zu, auf den Wilderer, der dem Rufe nicht ſtehen will, zu ſchießen. Iſt nun dieſer entſchloſſen, ſo beſinnt er ſich nicht lange und ſchießt auf den Jäger. Daraus entſteht dann oftmals ein Kampf auf Tod und Leben, wobei der Eine oder alle Beide als Opfer fallen.

Gewiß iſt es, daß die zu ſtrenge Handhabung der ſogenannten Jagdgerechtigkeit und die Geſetze, die ſie zu ihrem Schutze ſich erwirkt hat, die Wilddieberei hervorgerufen haben, welche den Menſchen entſittlichen und den friedlichſten in den Fall bringen können, ein Mörder zu werden und auf dem Schaffot zu enden. Es bleibt nichts anders übrig, als das zum Vergnügen der Jäger und Jagdliebhaber gehegte Wild ruhig Saaten und Ernten vernichten zu laſſen und ſich keinen Schuß auf daſſelbe zu erlauben. Weiſere Maßregeln waren aber ſtets darauf bedacht, den Jägern aufzugeben, das Wild in regelmäßigen Friſten gehörig abzuſchießen, damit es ſich nicht zu zahlreich vermehren könne, und ebenſo wurde den Grundbeſitzern erlaubt, ein Wild, das ſich in ihren Aeckern betreffen läßt, zu ſchießen, ohne daß ihnen ein Verbrechen daraus gemacht werden darf.

Dadurch, daß das Wild nicht über Gebühr ſich vermehren kann, können nun freilich jene großen, feſtlichen Jagdpartien nicht abgehalten werden, die aus dem Mittelalter ſtammen und zu unſern Sitten nicht mehr paſſen. Dieß waren die Hetz- und Parforce-Jagden, wobei man das arme Wild von großen Hunden zu Tode hetzen ließ und auf flinken Roſſen nachſprengte, um ſich an dem blutigen Schauſpiel zu weiden.

Am 28. März.

Ich will Euch heute noch von einer ſeltſamen Art von Jagd erzählen, wie ich ſie in der Nähe von Karlsruhe mit anzuſehen Gelegenheit hatte und die aus Schottland ſtammen ſoll und hieher verpflanzt wurde.

Die ſumpfigen Gegenden und viele kleinen Seen in der Rheinebene dienen ungeheuern Entenſchwärmen zum Aufenthalt, die man auf folgende Art fängt. Aus einem großen Weiher hat man das Waſſer in einen einige hundert Schritte langen Kanal geleitet, über dieſen ein Netz gezogen, das an Reifen befeſtigt iſt und in einer gewiſſen Höhe ein Bogendach bildet, das ſich immer mehr verengend am Ende des Kanals den Boden berührt. An beiden Seiten ſind grüne Gebüſche gepflanzt, die wie die Kuliſſen eines Theaters hinter einander ſtehen und über Mannshöhe haben. Dieſes iſt die Vorrichtung.

Im Kanale ſchwimmen etwa zwölf bis zwanzig zahme Enten, die zu dem Zwecke abgerichtet ſind. Sie kennen den Jäger, der ſie täglich füttert und ſind mit ihm ganz heimlich. Auf dem Weiher, der an den Kanal ſtößt, befinden ſich die wilden Enten in großer Anzahl.

Jetzt erſcheint der Jäger mit ſeinem Hund, gewöhnlich ein kleiner, rauhhaariger Pintſcher, von ſeltenem Ausſehen, der auch abgerichtet iſt, die Neugier der Enten zu erregen und ſie herbeizulocken. Dieſer Hund ſitzt vor dem Jäger und blickt ihn unverwandt an. Nun gibt dieſer ein Zeichen, der Hund ſetzt über eines von den Gebüſchen mit Blitzesſchnelle, ſpringt in den Kanal, taucht unter, ſpringt wieder heraus und verſchwindet hinter den Kuliſſen, um wieder auf ein neues Zeichen des Jägers zu warten. Die zahmen Enten, die den Hund wohl kennen, erheben jedoch ſogleich ein großes Geſchrei, als ſeien ſie über dieſe Erſcheinung ſehr erſchrocken. Die wilden Enten auf dem Weiher werden aufmerkſam und ſchwimmen näher, um zu ſehen, was es gibt.

Der Jäger gibt jetzt das Zeichen zum zweiten Male und der Hund wiederholt das Manöver mit gleicher Schnelligkeit, damit er von den Enten nicht als Hund erkannt werde. Die zahmen ſchreien noch ärger und die wilden rücken in größeren Schaaren an, während in der Luft neue Schwärme von allen Richtungen herbeifliegen, um zu ſehen, was denn hier vorgehe. Beim dritten Sprunge, den der Hund macht, ſind ſchon viele wilde Enten, von dem Geſchrei der zahmen gelockt, die ihnen entgegenſchwimmen, in den Kanal gelangt. Noch ein- oder zweimal wird das Manöver wiederholt und nun wimmelt der Kanal von Enten, die mit großem Geſchnatter nach dem Ereigniß ſich zu erkundigen ſcheinen.

Jetzt iſt der Augenblick des Fangs gekommen. Plötzlich tritt der Jäger mit dem Hunde am untern Ende des Kanals aus der Kuliſſe hervor. Die Enten, die ihn erblicken, drängen alle nach dem obern Ende, wo das Netz geſpannt iſt, während die zahmen dem ihnen bekannten Jäger ganz vertraulich entgegenſchwimmen. Das Netz wird jetzt zugezogen und die gefangenen Enten eine nach der andern getödtet. Gleich nach dem Fange erhalten die zahmen Enten reichliches Futter.

Was bei dem Ganzen beſonders bemerkenswerth erſcheint, das iſt die Eigenthümlichkeit, daß die Enten zu Verräthern an ihren eigenen Geſchlechtsgenoſſen werden; daß ſie ſich durch den Tod der andern nicht abſchrecken laſſen und daß in ihnen eine Art von beruhigendem Bewußtſein herrſchen muß, daß ihnen keine ähnliche Gefahr bevorſtehen könne. Auch der Hund, als ein Hauptmittel der Liſt, iſt zu beachten. Die Schnelligkeit, mit welcher er ſeinen Streich ausführt und ohne welche das Ganze mißlänge, iſt kaum glaublich. Würden die Enten warnehmen können, daß das Ding, was in's Waſſer plumpt und ſchnell wieder herausſpringt, ein gewöhnlicher Hund ſei, ſo würden ſie ſich entweder nicht weiter darum kümmern, oder ſich davor fürchten und eher davonziehen, als näher rücken. Solche Züge geben dem Beobachter Gelegenheit, den Charakter gewiſſer Thiere zu ſtudiren.

Am 29. März.

Auf den Höhen der höchſten Alpenpäſſe, dort, wo ewiges Eis ſeit Jahrtauſenden die Felſen deckt, haben mildthätige Herzen Zufluchtshäuſer gegründet, um die Wanderer aufzunehmen, Verirrte durch Zeichen mit der Glocke zurechtzuweiſen, Kranke zu pflegen und Erfrorene wieder zu beleben oder zur Erde zu beſtatten. Dergleichen Zufluchtshäuſer werden Hospize genannt und ſie ſind frommen Ordensgeiſtlichen anvertraut, die ſich mit ſeltener Ausdauer und bewundernswerther Hingebung ihrem menſchenfreundlichen Amte widmen. Beſonders zur Winterszeit, wenn die Kälte unerträglich wird, oder Schneegeſtöber eintritt und den ohnedieß gefährlichen Pfad über die Felſen gänzlich unwegſam macht, wird die Hilfsleiſtung der wackern Männer unentbehrlich und ihr Muth iſt um ſo höher anzuſchlagen, weil ſie ſelbſt dabei der augenſcheinlichſten Gefahr ſich ausſetzen.

Eines der berühmteſten Hospize iſt das, welches auf dem höchſten Uebergangspunkte des großen St. Bernhard angelegt iſt. Die Ordensgeiſtlichen, die es bewohnen, leiſten ihre Dienſte mit gleichem Eifer allen Menſchen, ohne Unterſchied des Standes und der

Religion, und fragen nicht, woher der Fremde kommt. Noth oder Leiden derer, die bei ihnen einſprechen oder die ſie finden, ſind allein hinreichend, Alles, was ſie vermögen, von ihnen zu erhalten.

Der große St. Bernhard, eines der höchſten Gipfel der penniniſchen Alpen, bildet die Gränze zwiſchen Unterwallis und der ſardiniſchen Provinz Aoſta. Das Hospiz gründete bereits 962 der heilige Bernhard von Menthon. Es iſt die höchſte Wohnſtätte in der alten Welt. Während des Winters herrſcht dort oben eine regelmäßige Kälte von 20 bis 22 Graden unter dem Gefrierpunkt.

Vom November bis zum Mai, der Dauer des Winters in dieſen Regionen, werden vertraute Männer des Hospizes bis etwa zur Hälfte des Weges abwärts nach allen Richtungen ausgeſendet, um nach Wanderern und Verirrten zu ſpähen. Sie haben ein Paar große Hunde bei ſich, welche dazu abgerichtet ſind, die im Schnee Verſchütteten auszugraben und durch ihren feinen Geruch im Stande ſind, in Schneegeſtöber und Nebel den rechten Weg zu entdecken. Die Geiſtlichen ſind auch mit Fläſchchen mit ſtarken Eſſenzen und Arzneien verſehen, um die Erfrorenen und Scheintodten wieder zu beleben. Sie geleiten ſie dann in das Hospiz, oder wenn die Aufgefundenen nicht ſelbſt gehen können, ſo tragen ſie dieſelben auf ihren Schultern dahin. Oft will der Ermattete nicht den Ort verlaſſen, wo er gefunden ward und fleht inſtändig, daß man ihm nur noch eine kurze Ruhe gönnen möge, um ſeine Kräfte zu ſammeln, da jedoch dieß ihm verderblich werden könnte, indem eine ſolche Ruhe in Schlaf übergehen und ihm unvermeidlichen Tod zuwege bringen würde, ſo müſſen die Geiſtlichen in ſolchen Fällen Gewalt brauchen und die Reiſenden wider ihren Willen in das Hospiz ſchaffen. Ihr wißt es ja ſchon, liebe Freunde, daß bei ſtarker Kälte nur die Bewegung den Körper am Leben erhalten kann, Ruhe ihm aber verderblich wird. Auch die guten Hospizbewohner müſſen beſtändig in Bewegung ſein, und wenn der tiefe Schnee ſie hindert, ſchnell zu gehen, ſo ſchlagen ſie beſtändig Füße und Hände mit den großen, eiſenbeſchlagenen Stöcken, die ſie tragen, um die äußern Gliedmaßen warm zu erhalten, die ſonſt, ohne daß ſie es gleich merken würden, erſtarren und erfrieren würden.

Trotz ihrer ſteten Sorgfalt und Wachſamkeit vergeht dennoch kein Winter, in welchem nicht ein Reiſender erfröre, oder doch mit erfrorenen Gliedern in das Hospiz gebracht würde. Die höchſte Gefahr bringen die Schneelawinen. Wenn ſie ſich von den Schneemaſſen des Gipfels loslöſen und herabſtürzen, ſo begraben ſie Alles, was ſie auf ihrem Sturze ereilen. Wenn nun der Schnee nicht gar zu hoch über den Unglücklichen ſich aufgethürmt hat, ſo entdecken die Hunde denſelben und ſchaufeln ihn hervor, allein wenn er zu tief liegt, ſo reicht die Witterung der Hunde nicht hin und dann ſuchen die Geiſtlichen mit langen Stäben, die ſie vorſichtig in den Schnee ſenken, ob ein Menſch darunter verſchüttet iſt. Der Widerſtand, den der Stab findet, zeigt ihnen deutlich, ob ſie den Felſen oder einen Menſchen berühren. So retteten ſie ſchon unzähligemal Reiſende, die ohne ſie für ewig im Schnee begraben geblieben wären. Wer krank in das Hoſpiz kommt, wird bis zu ſeiner völligen Geneſung dort behalten und nur dann erſt entlaſſen, ohne daß das Geringſte für Arznei und Verpflegung gefordert wird.

So leben denn die Ordensgeiſtlichen, abgeſchieden von der Welt, in der eiſigen Wildniß, blos der Ausübung ihrer Pflicht, welche die wärmſte Menſchenliebe ihnen auferlegt, von Gefahren und Mühſeligkeiten bedroht und in Anſpruch genommen. Das rauhe Klima, verbunden mit den Anſtrengungen, reibt jedoch die Kraft der Bewohner des Hospizes frühzeitig auf, und da man oben nur rüſtige Leute brauchen kann, ſo werden die, welche dort eine Reihe von Jahren gelebt haben, von Andern abgelöst, die ſich demſelben Gelübde unterwerfen. Die Aeltern und Hinfälligen begeben ſich dann in irgend ein Kloſter von barmherzigen Brüdern, wo ſie ſich der Krankenpflege bis an das Ende ihrer Tage widmen.

Seht hier ein Beiſpiel, das zur Nachahmung auffordert und den herrlichen Satz bewahrheitet: Liebet Euern Nächſten wie Euch ſelbſt! — ja, hier könnte man hinzuſetzen: und mehr als Euch ſelbſt! —

Am 30. März.

Die beiden letzten Tage dieſes Monats geben mir Gelegenheit, von merkwürdigen geſchichtlichen Thatſachen Euch zu unterhalten und die Blicke auf ein Volk zu lenken, das in der neuern Geſchichte eine große Rolle geſpielt hat — auf die Franzoſen.

Karl, Graf von Anjou, ein Bruder des heiligen Ludwig, König von Frankreich, war im Jahre 1263 mit der königlichen Würde über Neapel und Sicilien belehnt worden und die Franzoſen beſaßen alſo Palermo, die Hauptſtadt von Sicilien. Nun war es am Tage nach Oſtern, gerade den 30. März des Jahres 1282, als ein großer Theil der Bevölkerung der Stadt ſich auf den Weg machte, um in der Kirche von Montereale die Veſper zu hören. Es war der gewöhnliche Spaziergang der Einwohner an den Feſttagen, und Männer und Frauen bedeckten die Straße, welche zur Kirche führt. Die in Palermo ſich aufhaltenden Franzoſen und der königliche Statthalter hatten ſich der Prozeſſion angeſchloſſen.

Allein die Sicilianer waren ſeit lange ſchon gegen die Franzoſen erbittert. Dieſe hatten ſich große Bedrückungen zu Schulden kommen laſſen, während Karl von Anjou ſelbſt eine grauſame Regierung führte. Auch viele neue Geſetze waren gegeben worden, welche dem Sinne und den Neigungen des Volkes geradezu widerſprachen. So hatte man denn auch den Palermitanern verboten, Waffen zu tragen, obgleich die ſüdlichen Völker ſelten unbewaffnet ausgehen und an Feſttagen gewöhnlich zu ihrem Vergnügen Uebungen mit Waffen anzuſtellen pflegten. In dieſem Verhältniß ſtanden die fremden Franzoſen und die Einheimiſchen zu einander und es bedurfte nur eines zufälligen Umſtandes, um die bittere Stimmung zum gefährlichſten Ausbruch zu bringen.

Die Sicilianer hatten ſich auf den Feldern zerſtreut; ſie pflückten Blumen und begrüßten mit lautem Freudenrufe die Wiederkehr des Frühlings, als eine Jungfrau, die ſich durch ihre Schönheit vor allen Andern auszeichnete, von ihrem Bräutigam und ihren Eltern begleitet, ſich der Kirche näherte. Ein frecher Franzoſe, Namens Drouet, ging auf ſie zu und wagte es, unter dem Vorwande, zu ſehen, ob die Jungfrau nicht verbotene Waffen unter ihren Kleidern verborgen habe, ſie zu ergreifen und zu durchſuchen. Sie fiel von Schrecken ergriffen ſogleich ohnmächtig zu Boden, allein ringsumher brach zu gleicher Zeit der längſt verhaltene Unwille des Volkes los, und das Rachegeſchrei: Tod den Franzoſen! Nieder mit ihnen! erſchallte von allen Seiten.

Zuerſt fiel man über den Drouet her und ſpießte ihn an ſeinen eigenen Degen, dann machte man alle ſeine Landsleute nieder, ſo daß kein einziger Franzoſe von denen, die bei der Prozeſſion geweſen waren, mit dem Leben davon kam. Ohne Waffen zu haben ermordeten ſie doch Alle, während die Glocken der Kirche von Montereale zur Veſper läuteten. Es war ein ſchauervoller Gegenſatz; hier das friedliche Läuten, dort der grauſe Mord!

Das Volk ſtrömte hierauf in die Stadt zurück und der Ruf „Nieder mit den Franzoſen“ tönte immer wieder von Neuem und das Gemetzel der Unglücklichen hörte nicht auf. Männer, Weiber und Kinder, Alles, was zu dem gehaßten Volke gehörte, mußte ſterben. Während der erſten Nacht kamen viertauſend Franzoſen um das Leben. Bicaro, Corileone und andere Ortſchaften um Palermo, wie auch ſpäter Meſſina, folgten dem Beiſpiele der Hauptſtadt und mordeten, was ſie an Franzoſen bei ſich fanden. Dieſes Blutbad iſt unter dem Namen der ſicilianiſchen Vesper bekannt. Die Folge war eine Fehde, in der Sicilien für immer dem Hauſe Anjou verloren ging.

Am 31. März.

Von einem großen Ereigniſſe einer erſt kurz vergangenen Zeit wollen wir heute ſprechen. Es war am 31. März 1814, um 11 Uhr Vormittags, als der Kaiſer von Rußland und der König von Preußen an der Spitze einer Heeresabtheilung von 36.000 Mann unter dem Freudengeſchrei der Menge ihren Einzug in Paris hielten.

Lange hatten Napoleon's Kriege unſer Vaterland verwüſtet; die Laſten der Einquartierungen und Brandſchatzungen waren nicht mehr zu ertragen. Der Gewerbefleiß lag darnieder, der Wohlſtand war allgemein geſunken, alle Freudigkeit war aus unſern Familien geſchwunden. An Verbeſſerung und Erhebung der innern Verhältniſſe konnte gar nicht gedacht werden. Alles was Ihr jetzt ſo ſchön und erfolgreich um Euch entſtehen, gedeihen und blühen ſeht, iſt die Frucht der langen Reihe von Friedensjahren; jene furchtbare Kriegsjahre ſahen nichts davon.

Als nun endlich das Glück und Talent des franzöſiſchen Kaiſers über Alles, was er angriff, den Sieg davon trug, beſchloß er in ſeinem Wahne der Unüberwindlichkeit, einen Zug nach dem fernen Rußland zu unternehmen, dieſes weite, noch ſo wenig gekannte Reich zu erobern und dann von dort aus ſeinen Kriegszug weiter nach Indien fortzuſetzen, um dort ſeine erbittertſten Feinde, die Engländer, in ihren Beſitzungen anzugreifen. Der Plan war groß, aber abenteuerlich; dies zeigte der Ausgang. Napoleon rückte mit einem Heere, wie die Welt noch keines geſehen hatte, gegen die Gränze von Rußland vor. Die unterjochten Deutſchen mußten ſein Heer verſtärken und Alles ſchien ihm den Sieg zu prophezeihen. In der That gelang Alles anfänglich mit überraſchender Schnelle. Die Ruſſen lieferten nur kleine Gefechte und zogen ſich in das Innere ihres Landes zurück; die Franzoſen rückten nach. So erreichten ſie die alte Hauptſtadt des Reiches, Moskau, wo Napoleon in dem Schloſſe der Zaaren, dem Kreml, ſein Hauptquartier aufſchlug und ſich ſchon im Beſitze von ganz Rußland träumte. Allein die Einwohner von Moskau, welche mit zwar rauher aber ächt patriotiſcher Sinnesart begabt waren, wollten lieber untergehen, als ſich und ihr Vaterland dem Feinde unterwerfen. Sie ſelbſt zündeten die prächtige Stadt an allen vier Ecken an und überlieferten ſo die Franzoſen dem fürchterlichſten Elende. Dieſe hatten nämlich gehofft, in der großen Stadt Ruhe und Pflege nach den erſchöpfenden Märſchen und Gefechten zu finden, ferner waren große Vorräthe dort aufgeſpeichert, auf die das Heer gerechnet hatte. Nun war Alles vernichtet und in Rauch aufgegangen. Rund umher im ganzen Lande loderten die Feuer empor; alle Einwohner wollten hinter der Hauptſtadt nicht zurückbleiben. Alles wurde verwüſtet und die Feinde ſahen ſich von allen Hilfsmitteln abgeſchnitten, dem Verderben preisgegeben. Ein harter Winter, wie er in Rußland nicht ſelten iſt, wie ihn aber die Franzoſen nicht gewöhnt waren, fiel ein und vollendete ihr Elend. In gänzlicher Zerrüttung flohen die Krieger Napoleons durch die Schneewüſten, von den Koſaken umſchwärmt und verfolgt, und nur Wenige entkamen auf deutſchen Boden. Den Meiſten wurde das ruſſiſche Eis zum Grabe. Selbſt der franzöſiſche Kaiſer brachte ſein Leben nur mit Mühe davon.

Jetzt war aber der Wendepunkt ſeines Glücks eingetreten. Preußen ſtand heldenmüthig auf und alle deutſchen Staaten folgten ſeinem Beiſpiele. Napoleon verſuchte es zwar noch einmal, mit einem Heere nach Deutſchland zu dringen, allein er verlor eine Reihe von Schlachten und wurde über den Rhein gedrängt. Jetzt wurde der Krieg im Herzen Frankreichs fortgeſetzt und endlich rückten die Verbündeten gegen Paris an, welches ſich nach einem hartnäckigen Kampfe ergab und ſich der Großmuth der Sieger empfahl. Napoleon's Herrſchaft war nun gebrochen; das erſchöpfte Frankreich wünſchte den Frieden und der Senat ſprach Napoleon's Abſetzung aus, der ſich auf die Inſel Elba zurückziehen mußte. Freilich dachte damals noch Niemand daran, daß er kaum ein Jahr ſpäter wieder erſcheinen würde, um den Thron von Frankreich einzunehmen. Doch war dieß nur eine Regierung von hundert Tagen, nach welchen er abermals vertrieben, von den Engländern nach St. Helena gebracht und hier bis zu ſeinem Tode gefangen gehalten wurde. In Folge dieſes Vorgangs kamen die Verbündeten zum zweiten Male nach Paris, nämlich am 7. Juli des Jahres 1815.

Am 1. April.

Ein Monat beginnt heute, der ſeines wetterwendiſchen Charakters wegen bekannt iſt. Sonnenſchein und Sturm, Regen und Schnee wechſeln an einem und demſelben Tage. Aprilwetter, Aprillaune, Aprilflocken, ſo ſagen die Leute. Der Menſch iſt wie ein Apriltag, heißt es von Jemand, der nicht einmal ſo wie das anderemal iſt. Solche Benennung, wenn ſie zutrifft, gereicht einem Manne nicht zur Ehre; denn ein Mann ſoll feſt und beſtimmt ſein, ſich nicht jeder Eingebung überlaſſen, ſich nicht jedem Eindrucke hingeben. Ein Mann, ein Wort, iſt ein ſchöner Ausdruck für den Charakter eines ächten und gerechten Mannes. Ihr ſollt darnach ſtreben, daß er auf Euch ſeine Anwendung finde.

Der unzuverläßige, wetterwendiſche April fängt mit einem loſen Scherze an. Am erſten Tage dieſes Monats iſt es hie und da wohl noch im Gebrauch, Freunde und Bekannte zum Beſten zu halten: ſie in den April zu ſchicken, wie man es zu nennen pflegt. Im Ganzen iſt es etwas Unverfängliches und man kann ſich dergleichen wohl erlauben, doch muß man vorſichtig dabei ſein, wie bei allen Scherzen, die man ſich mit Andern erlaubt. Zuerſt muß man wohl erwägen, in welchem Verhältniß man zu der Perſon ſteht, die man anführen will. Aeltere Perſonen, Vorgeſetzte, Lehrer ſtehen außerhalb der Gränzen ſolchen Scherzes. Dann ſoll man berückſichtigen, ob die Perſon, die man ſich zu dem Scherze auserwählt, von großer Reizbarkeit iſt und ſich dadurch verletzt fühlen könnte; ob ſie unglücklich iſt und durch den Scherz ſchmerzlich berührt werden dürfte. Der Scherz darf nicht auf einen Schrecken ausgehen, der ſtets nachtheilige Folgen hat; ebenſo darf die Enttäuſchung auch nicht ſo ernſter Art ſein, daß ſie peinlich wirkt oder eine traurige Stimmung erregt. Nimmt man auf Alles dieſes nicht die nöthige Rückſicht, ſo iſt das Ganze unerlaubt und kann wohl mit dem Ausdrucke „ein dummer Spaß“ belegt werden. Solche dumme Späſſe wird ſich aber ein gebildeter, anſtändiger Menſch nie mit ſeinem Nebenmenſchen geſtatten.

Man will die Sitte oder vielmehr den Gebrauch des Aprilſchickens von einer ſehr ernſten, ja geheiligten Begebenheit herleiten. Im April war es, als unſer Heiland ſeine Marterwoche durchlebte. Da wurde er denn von einem Richter zum Andern geführt, auch zwecklos und wie man ſich in der profanen Sprache ausdrücken würde: in den April geſchickt. Man brachte ihn von dem Herodes zum Pilatus und auch dieſes lebt noch im Sprichworte fort, indem man von einem vergeblichen Hin- und Herſchicken ſagt: man hat mich von Herodes zu Pilatus geſchickt.

Wir mögen nicht daran glauben, daß der Scherz ſich an dieſe große und heilige Erinnerung knüpfe, obſchon es im Mittelalter eine nicht ſeltene Erſcheinung war, das Heilige mit dem Profanen in enge Beziehungen zu ſetzen, wie wir es noch jetzt an den alten Münſtern und Domen ſehen können, wo Fratzen neben Heiligenbildern angebracht ſind.

Iſt der Fieberſturm vorüber und haben die Schneeflocken und Regengüſſe aufgehört, dann zeigt ſich die zweite Hälfte des April im ſchönſten Sonnenlichte und die Natur prangt in ihrem herrlichſten Schmucke. Wohin das Auge ſchweift Blüten und junges Grün; die Thäler ſind wie mit feſtlichen Gewändern angethan; weiß, ſanftes Roſenfarb, des Flieders zartes Farbenſpiel; am Bache die blauen Vergißmeinnicht, auf den Wieſen die bunten Blumen; die Lüfte voll würzigen Hauches und in den Zweigen das frohe Gezwitſcher der gefiederten Sänger! Auf allen Pfaden und Wegen rüſtige Wanderer; in den Gärten heitere Menſchen; die Wangen röthen ſich, die von der Stubenluft gebleicht waren und aus den Augen ſtrahlt Hoffnung, Freude und Luſt!

Das iſt die Wonnezeit; die Zeit der Jugend, des Strebens, des Erringens; die Zeit des Werdens und Schaffens. Auch in Euerer Bruſt, Ihr lieben Freunde, regt ſich dies frohe Gefühl. Benützt dieſe glückliche Stimmung und faßt löbliche Vorſätze, und haltet ſie feſt, damit ſie zu herrlichen Früchten reifen!

Am 2. April.

Ihr ſeht jetzt öfter Euere jugendlichen Gefährten, Ihr macht gemeinſchaftliche Spaziergänge, Ihr ſpringt auf dem Raſen umher, die freundliche Natur bietet Euch einen offenen Saal zu Euern heitern Spielen. Wann Ihr dann aber ermüdet Euch im Kreiſe ſetzt, dann ſchreit Ihr Alle durcheinander. Jeder will den Andern überbieten und Keiner verſteht den Andern, das iſt eine häßliche Gewohnheit, die Euch durch's ganze Leben bleibt und die Euch ſpäter unerträglich erſcheinen läßt. Dieſen Fehler habe ich ſchon oft zu beobachten Gelegenheit gehabt, und paßt nur einmal auf, ſo werdet Ihr mir nicht unrecht geben können. Wie thöricht iſt es doch, ſo durcheinander zu ſchreien, wo keiner auf die Uebrigen hört und Niemand antwortet.

In manchen Geſellſchaften wird der Lärm ſo groß, daß man ſich die Ohren zuſtopfen möchte, um nicht taub zu werden, denn Alle ſprechen ſo laut, als ob ein Jeder darauf Anſpruch machte, daß man ihn nur allein vernehmen ſolle. Das Beſte iſt dann noch, daß der Sinnige und Ruhige ſich mitten in dieſem allgemeinen Lärm in ſich zurückziehen kann, um ſeinen eigenen Betrachtungen nachzuhängen.

Wie viel ſchöner iſt es nicht, wenn man nur dann den Mund öffnet, wenn man wirklich etwas zu ſagen weiß, was geſagt zu werden verdient, und man lieber ſtillſchweigend daſitzt, als thörichtes Zeug in den Wind zu ſchwatzen.

Es gehört zu den größten Unhöflichkeiten, Jemand in der Rede zu unterbrechen, ihm in die Rede zu fallen und dann wohl gar ihn zu überſchreien. Iſt es nicht, als wollte man damit ausdrücken: Schweig' ſtille! du weißt nicht was du ſprichſt und ich will dich's beſſer lehren.

Bedenket ferner, daß ein Menſch, der zuzuhören verſteht, ſich auf die leichteſte und bequemſte Weiſe unterrichtet. Der Unwiſſende wird auf ſolche Art zu manchen Kenntniſſen gelangen und die Unterrichteten werden den Kreis ihres Wiſſens erweitern. Es iſt ein Mißbrauch, den man ſich ſo häufig mit der edelſten und ſchönſten Gabe des Schöpfers, der Sprache erlaubt, mit einer Gabe, wodurch er den Menſchen vor allen andern Weſen ſo hoch geſtellt hat.

Die Sucht, zu gleicher Zeit zu ſprechen und ſeine Meinung in wildem Geſchrei zu äußern, kann auf gewiſſe Weiſe zu ſchrecklichen Folgerungen leiten. Bei Volksverſammlungen beſonders wurden große Geſchicke oft ſchon durch die längere Ausdauer der Bruſt und Lunge entſchieden. Wer am beſten ſchreien kann, trägt den Sieg davon. Man möchte ſchaudern, wenn man bedenkt, daß eine klare Urtheilskraft, ein hellſehender Geiſt, ein wohlwollender Charakter oft mit einem ſtillen beſcheidenen Weſen gepaart ſind und nicht über eine große phyſiſche Kraft gebieten können, daß daher der ſchwächern Einſicht, dem rohern Sinne es gelingt, ſeine Meinung durchzuſetzen.

Betrachtet einmal zwei Menſchen oder mehrere im Wortwechſel. Sie widerſprechen einander mit Bitterkeit, eine Erwiderung wartet die andere nicht ab, am Ende erhitzen ſie ſich ſo, daß ſie gar nicht mehr hören, was ſie ſich ſagen, und doch — wenn ſie ſich hörten — ſo würden ſie vielleicht einſehen, daß ſie gar nicht in ihren Meinungen ſo weit verſchieden ſind, ja, daß ſie vielleicht darin übereinſtimmen. Verſucht es einmal und ſchreibt das auf, was Ihr über ihren Streit denket, um was es ſich dabei handelt und wie Ihr die Angelegenheit zu ſchlichten glaubt, bittet ſie, das Geſchriebene zu leſen, da Ihr Euch in dem wilden Geſchrei, welches ſie erheben, nicht verſtändlich zu machen im Stande ſeid. Gelingt es Euch, ſie dahin zu bringen, ſo wird der Augenblick des Innehaltens im Streite eine Ueberlegung in ihnen hervorrufen und ſie werden ſtaunend erkennen, welche Thoren ſie waren.

Seht, Ihr Freunde, dahin führt die Sucht, immer zugleich ſprechen zu wollen; nicht zur rechten Zeit zuhören wollen, kann zu ernſtem Streit führen und in Gefahr bringen.

Am 3. April.

Leute, die viel gereiſt ſind und ſich lange Zeit hindurch bei fremden Nationen aufgehalten haben, lernen von ſelbſt das Schweigen und Beobachten. Wie ſollten ſie auch wohl dazu kommen, in der fremden Umgebung ſich gleich in das Geſpräch zu miſchen, über Intereſſen mitzuſprechen, die ſie nichts angehen, über Dinge zu urtheilen, die ſie nur noch oberflächlich kennen. Die Einheimiſchen drehen ſich in ihren Geſprächen um das, was ihnen am Nächſten liegt und kümmern ſich um den fremden Mann nicht, der daſitzt und zuhorcht. Dieſer aber wird, wenn er ſich beſcheiden benimmt, gar bald ihr Vertrauen erweckt haben, ſie werden ihm gern Mittheilungen machen und er wird dadurch ſeine Kenntniſſe erweitern. Dies iſt der große Nutzen des Reiſens. Nicht nur die fremden Gegenſtände zu ſehen und zu betrachten, ſoll der Zweck ſein, auch nicht blos über ihre Geſchichte ſich zu unterrichten, ſondern zu wiſſen, wie das Leben beſchaffen ſei, das ſich mitten unter ihnen bewegt, wie die Menſchen denken und handeln, das iſt das erſte und letzte Ziel, welches der Reiſende ſich ſtecken muß. Den Menſchen aller Zonen, in allen Verhältniſſen kennen zu lernen, zu wiſſen, wie er fühlt und empfindet, wie er leibt und lebt, was ihm nützen kann, was ſeinen Zuſtand zu veredeln im Stande iſt, das iſt die ſchönſte Aufgabe, das iſt der eigentliche Nutzen, der aus den Reiſen zu ziehen iſt. Ein berühmter Denker hat darum geſagt: des Menſchen edelſtes Studium ſei der Menſch.

Deßhalb begrüßen wir auch die großen Erfindungen der Gegenwart mit Jubel, welche dahin zielen, das Reiſen zu einem Gemeingut zu machen. Nicht mehr den Reichen allein iſt es fortan möglich, ſich Genuß und Belehrung durch das Reiſen zu verſchaffen, ſondern ein Jeder kann eine Reiſe mit leichter Mühe, ohne große Vorbereitung und Zeitaufwand und auch mit geringen Geldmitteln in's Werk ſetzen. Noch wenige Jahre und ein großes Eiſenbahnnetz umzieht alle Länder der ganzen gebildeten Welt, und wo das Meer den Eiſenbahnen ihre Gränzen ſetzt, beginnt die regelmäßige Fahrt der Dampfſchiffe und bringt die Reiſenden weiter. Wenn dieſe weitumfaſſenden Arbeiten, die jetzt größtentheils ſchon begonnen ſind, ausgeführt ſein werden, ſo werden Einzelne nicht blos reiſen, ſondern Nationen werden zu Nationen, Völker zu Völkern kommen, um friedliche Ideen auszutauſchen, um ſich wechſelſeitig kennen zu lernen. Welchen Einfluß dieſe aber auf die allgemeine Geſittung haben, welche Früchte daraus zum Wohle der Menſchheit entſprießen werden, iſt vorauszuſehen. Die Trennung, der Haß der Nationen, die hauptſächlich darin ihren Urſprung haben, weil die Menſchen ſich nicht kennen und Vorurtheilen Raum geben, müſſen nach und nach verſchwinden, die mündliche Belehrung, die eindringlichere und einverſtandenere, wird an die Stelle der Bücher treten und herrliche Reſultate erzielen.

Schon jetzt beſitzen wir in einem Theile von Europa Eiſenbahnen. Von der Gränze der Schweiz bis nach London und von hier weiter in's Innere des Landes und nach Schottlands Hochgebirgen, bringt uns der Dampf auf Eiſenſchienen und zu Waſſer in wenig Tagen, in denen man ſonſt kaum den Rhein hinabfahren konnte. Ebenſo erreicht man vom adriatiſchen Meere die Küſte der Oſtſee. Aber auch nach weitentfernten Gegenden eilt man wie durch Zaubermacht. Sonſt bedurfte es eines Jahres um von Europa nach Oſtindien zu kommen, weil man um Afrika ſegeln mußte, jetzt bringt uns ein guter Dämpfer ohne Gefährde durch das Mittelmeer zur Landenge von Suez, wo wir treffliche, auf europäiſche Art eingerichtete Eilwagen finden, die uns wie im Fluge nach der andern Seite der Landenge bringen, wo wir abermals den Dämpfer beſteigen und in kürzeſter Zeit in Oſtindien landen.

Am 4. April.

Denkt einmal, mit welcher Leichtigkeit man jetzt nach Konſtantinopel kommen kann, und welche Beſchwerden und Gefahren ſonſt mit einer ſolchen Reiſe verbunden waren. In Ulm beſteigt Ihr den Dämpfer und fahrt die Donau hinab bis zu ihrer Mündung. Zuerſt berührt Ihr Regensburg, dann Paſſau, Linz, die herrliche Kaiſerſtadt Wien. Welchen Genuß gewährt ſchon dieſe Reiſe. Von Wien kommt Ihr in's ſchöne Ungarland, Ihr fahrt an Preßburg, Peſth und Ofen vorüber. Eine Reihe der fruchtbarſten und großartigſten Gegenden zieht an Euerm Blicke vorbei; Ihr erreicht die Mündungen des majeſtätiſchen Fluſſes, der ſo klein im Schwabenlande, auf dem Schloßhofe zu Donaueſchingen, dem Schooße der Erde entſpringt und ſchifft hinaus in die ſtürmiſchen Gewäſſer des ſchwarzen Meeres.

Plötzlich wie durch ein Wunder erblickt Ihr die mächtige Stadt, die einſt den Oſten beherrſchte, die ſtolze Gründung des Kaiſers Konſtantin, die bei den Chriſten ſeinen Namen verewigt und Konſtantinopolis, Konſtantinsſtadt, heißt, bei den Osmanen, die ſie jetzt bewohnen, aber Iſtambol oder Stambul genannt wird.

Ihr fahrt bei dem Pulverthurme vorbei, einem langen, weißen, im italieniſchen Geſchmack ausgeführten Gebäude. Hinter dieſem Bau dehnt ſich Europa aus, auf der andern Seite des Gewäſſers erblicket Ihr Aſien. Eine einzige Lage in der That, eine Stadt, die in zwei Welttheilen liegt, und die gleichſam dazu berufen ſcheint, in beiden zu herrſchen. Hin und wieder liegen kleine Dörfer von einigen wenigen Bäumen umgeben, die eine Bucht einſchließen, und über dieſen Dörfern ſieht man die Minarets oder Spitzthürme, deren jede Moſchee mehrere zählt, von Konſtantinopel emporragen. Auf der äußerſten Spitze von Europa erhebt ſich das Schloß der ſieben Thürme, ein altes gothiſches Bauwerk, zu den frühern Befeſtigungswerken gehörig, das jetzt in Trümmer fällt. Die ungeheure Häuſermaſſe, die ſich nun dem Auge zeigt und welche die Höhen der Ufer von Europa und Aſien bedeckt, die Minarets und dunkeln Cypreſſen, die ſich daraus erheben, die Maſten der großen Schiffe, die Segel und Wimpel der Feluken, Gondeln und Barken, welche den Hafen beleben, das Alles gibt ein niegeſehenes, fremdartiges Bild, von dem man den Blick nicht losreißen kann. Auf einer Landſpitze liegt das Serail, die Reſidenz des Großherrn oder Padiſchah's, gewöhnlich Sultan genannt, welches aber für ihn ein nicht genügender Titel iſt, indem jeder kleine Stamm ſchon einem Sultan gehorcht. Das Serail beſteht aus einer Unzahl von Gebäuden, Höfen und Gärten, und nimmt den Umfang einer bedeutenden

Stadt ein. Hier zeigt ſich Konſtantinopel und ſeine Umgebung im herrlichſten Glanze.

Das ſchwarze Meer ſtrömt ſtolz zwiſchen lachenden, ſchönbebauten Hügeln dahin; rechts liegt die aſiatiſche Küſte mit Scutari, einer Vorſtadt von Konſtantinopel; links liegt die europäiſche Küſte, welche eine breite Bucht bildet, die nach allen Richtungen von Fahrzeugen durchkreuzt wird. Hier thürmt ſich Konſtantinopel und Galata, ebenfalls eine Vorſtadt, vor den Blicken auf. Die grünen Bäume, die weißen und rothen Gebäude, die vergoldeten Zinnen, die Minarets und Kuppeln, das blaue Meer und der noch blauere Himmel, das Alles bildet ein Schauſpiel ſonder Gleichen, und es iſt nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß Konſtantinopel den herrlichſten Anblick der Welt bietet.

Man landet in Galata. Am Ufer wimmelt es von Trägern, welche Waaren in die Schiffe und aus den Schiffen tragen, Schiffer und Kaufleute drängen ſich durcheinander. Die Farbe und der Schnitt ihrer Kleider, ihre Hüte, Mützen und Turbans zeigen auf den erſten Blick, daß ſie aus allen Theilen Europa's und Aſien's hier zuſammengeſtrömt ſind. Beſonders auffallend erſcheint es, daß man unter allen dieſen Menſchen keine Frauen erblickt, daß kein Wagengeraſſel ſich vernehmen läßt und ganze Heerden von herrenloſen Hunden umherlaufen. Der Türke ſpricht nur wenig, geht ſtets in Pantoffeln, dabei haben ſeine Moſcheen keine Glocken und auch die Hammerarbeiter ſind ſelten; es herrſcht daher trotz des Gedränges in den Straßen faſt ein ewiges Stillſchweigen in Konſtantinopel.

Die großen Bazars ſind die Plätze, wo alle Lebensbedürfniſſe, ſowie auch die Gegenſtände des Luxus, feil geboten werden. An ſolchen Bazars iſt in Konſtantinopel kein Mangel, ebenſo wenig wie an Kirchhöfen. Unvermerkt tritt man aus einem Bazar auf den Kirchhof, gleich als ob die Türken nur auf der Welt wären, um zu handeln, das heißt hier kaufen und verkaufen, und zu ſterben. Die Kirchhöfe, von keiner Mauer umſchloſſen, befinden ſich mitten in den Straßen; ſie ſind mit alten majeſtätiſchen Cypreſſen bepflanzt; in ihren Wipfeln niſten Tauben und theilen die Stille des Ortes mit den Todten.

Dazwiſchen erblickt man Denkmäler der alten Zeit und Kunſt, die mit der jetzigen Bevölkerung, wie mit der neuen Umgebung im grellſten Widerſpruche ſtehen. Es iſt, als ob ſie in dieſes türkiſche Leben wie durch Zauberei hinein verſetzt wären.

Was aber das Merkwürdigſte iſt, kein Zeichen der Freude, kein Anſchein von Glück ſtößt Euch auf; das, was ihr hier erblickt, iſt kein Volk, keine Nation, es iſt eine Heerde, die der Iman (Prieſter) leiten kann wohin er will und die der Machtſpruch der Beamten vernichtet, wenn es ihnen gut dünkt. Man glaubt in einem großen Gefängniſſe zu ſein und das Serail, die Reſidenz des Beherrſchers, iſt die Wohnung des Zuchtmeiſters, der nach tyranniſcher Willkühr über Alles gebietet.

Hier iſt auch der große Heerd der orientaliſchen Peſt, die fortwährend brütet und dann und wann hervorbricht und Tauſende von Opfern fordert. Nur durch die ſorgfältigſten Schutzmaßregeln kann dieſe Geißel von dem civiliſirten Europa fern gehalten werden.

Am 5. April.

Mitten im Garten der Welt erhob ſich eine Pflanze von majeſtätiſchem Wuchſe, die ſeit vielen Jahren ſeinen Schmuck, ſeine Zierde bildete. Durch die Pracht ihrer Farben hatte ſie alle andern Pflanzen und Gewächſe des Gartens überſtrahlt und lange noch, nachdem ſie geblüht hatte, erfüllte ihr ſüßer Duft den Ort, deſſen Schmuck ſie geweſen war.

Allein ein harter Winter kam und die edle Pflanze ſenkte das Haupt, das koſtbaren Samen trug, der in einem herrlichern Erdreich keinem ſollte.

Da ſandte der ewige Gärtner, der Blüten für alle Welt ſchafft, einen Engel, um die Saat von unſchätzbarem Werthe zu ſammeln, die für ein milderes Klima beſtimmt war, und der Schaft der erſtorbenen Pflanze ſank zur Erde, aus welcher er entſproſſen war.

Der himmliſche Engel war von drei andern begleitet, gleichfalls himmliſche Boten wie er, welche die Hoffnung, der Glaube, die Liebe genannt waren.

Sie Alle umgaben die Blume und der Erſte entnahm ihr mit leiſer Hand den göttlichen Samen und legte die todte Pflanze ſanft auf den Boden, damit ſie wie alle Dinge ihre Beſtimmung erfülle.

Die himmliſchen Boten flogen hierauf ſchnell davon und trugen zu ihrem Herrn und Meiſter die Saat des Lebens, die fortan glanzvoller keinem und blühen ſollte.

Wie ſehr aber beneideten alle andere Blumen das Loos dieſer geſtorbenen! Sie blieben noch auf der Erde zurück, den ſtets wechſelnden Jahreszeiten preisgegeben und dem Unwetter, welches dieſe über ſie verhängten.

Neben der geſtorbenen Pflanze ſtand aber eine andere, die gleichfalls dieſem rauhen Boden nicht anzugehören ſchien. Ihre Blütezeit war zwar noch nicht gekommen, allein ſie ſchien auch herrlich zu werden.

Zahlreiche Knoſpen, die ſich zu früh hervorwagten, glänzten mit himmliſcher Pracht, ein ſanfter Duft drängte ſich aus ihnen hervor. Jeder, der es wahrnahm, dachte, daß dieſe Erſcheinung nicht für die Erde beſtimmt ſein könne. Und ſo war es. Während die zu frühzeitigen Blüten mit Kraft ſich zu öffnen ſtrebten, konnten die zarten Wurzeln ſich nicht mehr im Erdreich halten, der Stengel verlor die Stütze und die Wucht ſeines blumengekrönten Wipfels ſank zu Boden.

Da warf der Schöpfer einen Blick voll Liebe auf ſie und ſandte abermals ſeinen Boten, um die reichen und ſchweren Knoſpen zu pflücken, damit ſie in einem ſchönern Lenze ſich entfalteten.

Auch dieſesmal begleiteten den Boten drei Engel. Es war der eine Bruderliebe, der zweite Vaterliebe und der dritte, der liebendſte von Allen, Mutterliebe geheißen.

Alle drei umgaben die ſchöne Blume, auf welche ſie traurige aber zugleich zärtliche Blicke hefteten, die ſie nicht von ihr abwendeten, bis daß ihr letzter Schmerz vor dem Ausdruck der Seligkeit gewichen war.

Der Engel hatte ſeinen göttlichen Auftrag erfüllt, und wie er den entſeelten Schaft zur Erde beugte, neigten ſich ſeine drei Gefährten, von Schmerz gebeugt, über dieſe geliebten Reſte, als wollten ſie auch leblos zur Erde ſinken.

Der Engel aber ſchwebte empor mit ſeinem koſtbaren Gewinn und gab ihnen ein Zeichen, ihm zu folgen. Da erhoben ſie ſich getröſtet, denn ſie ſahen ein, daß nicht der Schaft, der im Staube ruhte, der eigentliche Gegenſtand ihrer Liebe ſei, ſondern jener herrliche Geiſt, der Ausfluß des Urſtoffes, mit dem der Engel emporſchwebte zu den Regionen, wo ein ewiger Tag herrſcht.

Indeſſen ſtanden die andern Blumen und blickten dem Engel trauernd nach; für ſie wird noch der Winter kommen, aber ſie ſehnen ſich nach dem Lenze, dem ewigen Lenze!

Es iſt eine tröſtliche und liebliche Vorſtellung des Chriſtenthums, ſich den Tod als einen ſchönen Engel zu denken, der den Menſchen leiſe naht und neben dem Grabe der Erwachſenen Liebe, Glaube und Hoffnung zu ſehen, neben dem Grabe des Kindes aber Eltern- und Geſchwiſterliebe. In obigem Gleichniſſe iſt dieſer Gedanke ausgedrückt. Es thut wohl, auch in den ſchönen Frühlingstagen, den Blick auf ſolche ernſte Gegenſtände zu lenken und ihnen eine Seite abzugewinnen, aus der uns ein rührender Troſt entgegenlächelt.

Am 6. April.

Die Geſchichte liefert viele Beiſpiele, daß in Tagen großer Gefahr ſich die Kraft der Menſchen wunderbar entwickelt und zu außerordentlichen Anſtrengungen befähigt, erſtaunenswerthe Reſultate hervorbringt. Die letztern, welche oft an das Wunderbare gränzen, haben dann den Glauben hervorgerufen, daß jene Menſchen unter dem unmittelbaren Einfluſſe einer göttlichen Offenbarung ſtanden, und ſie inſpirirt oder begeiſtert genannt. Streng genommen iſt dieſes auch der Fall. Der Geiſt, der ſie ergreift und ſie für eine große Idee durchdringt und zu ihrer Ausführung fähig macht, kommt von Gott. Oft zeigen ſich ſolche Erſcheinungen an unſcheinbaren Weſen, bei denen man ſie am wenigſten vermuthet, und dies verleiht ihnen dann noch mehr den Glanz des Wunderbaren und Heiligen.

Es war, als die Engländer den größten Theil von Frankreich inne hatten und der König dieſes Landes, Karl der Siebente, von ihnen gedrängt, wie ein Flüchtiger mit ſeinen Getreuen umherirrte und faſt nicht mehr wußte, wo er ſein Haupt niederlegen ſollte. In dieſer Bedrängniß erſchien eine Hirtin, Johanna mit Namen, zu ſeiner Rettung. Sie war im Dorfe Domremy bei Vaucouleurs, im Jahre 1410 geboren. Ihre Eltern waren arme Leute und ſie weidete die Heerde der Dorfbewohner bis zu ihrem achtzehnten Jahre. Sie hörte viel von der Bedrängniß des Landes und des Königs und wenn ſie dann ſo einſam bei ihren Schafen ſaß, ſo dachte ſie darüber nach, wie dem allgemeinen Elend wohl abzuhelfen ſei. Sie vertiefte ſich ſo in dieſe Gedanken, daß ſie ſich endlich lebhaft vorſtellte, es ſei an ſie der Ruf der Mutter Gottes ergangen, das Befreiungs- und Rettungswerk ſelbſt zu vollziehen. Von dem Augenblick an gab ſie ſich für eine Gottesgeſandte aus, ſprach in ſeltſamen Bildern und nahm ein ſo fremdes Weſen an, daß ſie bei ihrer Umgebung große Aufmerkſamkeit erregte. Hierauf entwich ſie heimlich aus dem Hauſe ihres Vaters, Thibaut d'Arc, und ſuchte den Ort auf, wo gerade der König ſich aufhielt. Unterwegs ſtieß ſie auf einen Ritter Baudricourt, der gerade mit einem engliſchen Haufen im Gefechte war und auf dem Punkte ſtand, zu unterliegen. Da eilt ſie mitten unter die Kämpfenden, reißt dem Fahnenträger die Fahne aus der Hand und mit dem Rufe: „Gott und die heilige Jungfrau führt Euch an!“ dringt ſie vor. Die franzöſiſchen Krieger werden dadurch mit neuer Kraft beſeelt, ſie glauben, ein Wunder des Himmels zu ſehen und in dieſem Glauben leiſten ſie unglaubliche Thaten der Tapferkeit. Sie vernichten den Feind und an ihrer Spitze zieht Johanna, das Hirtenmädchen, in das Hoflager Karls des Siebenten ein. Die Kunde von dem Ereigniß hatte ſich hier ſchon verbreitet und das Mädchen wurde feierlich empfangen. Sie erhielt kriegeriſchen Schmuck und Waffen und trug eine Fahne mit dem Bilde der heiligen Jungfrau. Sie verübte nun ſelbſt viele Heldenthaten und ihr Beiſpiel wirkte ſo mächtig auf ihre Landsleute, daß dieſe überall Sieger waren. Nachdem ſie Orleans wieder den Engländern entriſſen und in die Gewalt ihres Königs gebracht hatte, wurde ihr der Beiname „die Jungfrau von Orleans“ ertheilt, unter welchem ſie in der Geſchichte fortlebt.

Ein Jahr lang führte ſie ſchon das franzöſiſche Heer zum Siege, und große Waffenthaten waren von ihr verrichtet worden, da zog ſie mit Karl dem Siebenten im Jahre 1429, als ſie erſt das 19te Jahr erreicht hatte, nach Rheims, wo dieſer nach altem Gebrauche von dem Erzbiſchofe geſalbt wurde. Sie ſelbſt war die Nächſte bei dem Könige und genoß eine Verehrung, wie man ſie nur einer Heiligen zu zollen pflegt. Allein nicht lange umſtrahlte ſie dieſer Glanz, wie Ihr morgen hören ſollt.

Am 7. April.

Der Herzog von Burgund belagerte Compiegne, die bedeutendſte Stadt, welche von den Franzoſen beſetzt war. Drin befehligte Wilhelm von Flavy, ein tapferer Kriegsmann zwar, allein hart und grauſam, wie man wohl keinen Zweiten zur damaligen Zeit kannte. Jeden Tag beging er eine neue Grauſamkeit. Er ließ die Leute ohne Recht und Barmherzigkeit mit den unerhörteſten Martern zu Tode bringen.

Dieſer Flavy hatte große Anſtalten zur Vertheidigung der Stadt getroffen. Lebensmittel und Munition hatte er vollauf; die Mauern waren ſtark und in gehörigen Zuſtand geſetzt, um Widerſtand zu leiſten; Mannſchaft war hinreichend vorhanden und das Geſchütz war gut bedient. Der Herzog von Burgund wußte das und ſammelte alle ſeine Leute, um die Belagerung zu unternehmen. Die Stadt wurde von allen Seiten eingeſchloſſen und die beſten Offiziere erhielten den Befehl über die Truppen.

Sobald die Jungfrau von Orleans gehört hatte, daß Compiegne belagert werde, beſchloß ſie, ſich in die Stadt einſchließen zu laſſen. Am Tage ihrer Ankunft unternahm ſie aber auch ſogleich einen Ausfall. Sie ſtürzte auf eine Abtheilung des Feindes, der ſich eben um zu recognosciren, vorgewagt hatte. Der Ueberfall war heftig und unerwartet; die Burgunder im Lager faſt alle unbewaffnet. Der Befehlshaber derſelben, Johann von Luxemburg, hielt ſich ſo tapfer, als er es vermochte, und hoffte, daß man ihm Verſtärkung ſchicken würde. Die Allarmtrommel erſchallte im ganzen Lager und von allen Seiten ſammelten ſich die Truppen. Die Franzoſen waren jetzt nicht mehr ſtark genug und dachten daran, ſich zurückzuziehen. Johanna d'Arc war tapferer als je. Zweimal führte ſie ihr Häuflein dem Feinde entgegen, als ſie jedoch ſah, daß ſie nicht mehr Stand halten konnte, gab ſie Befehl, in Ordnung die Thore der Stadt zu gewinnen, während die Feinde mit ihrer Uebermacht ſie unabläßig verfolgten. Sie hatten die Fahne Johanna's erkannt und ſie ſelbſt an ihrem Ueberkleide, welches von ſcharlachrother Farbe und mit Gold und Silber geſtickt war. Mit Hartnäckigkeit ſuchten ſie bis zu ihr vorzudringen. Auf der Brücke über dem Aisnefluſſe drängten ſich die Kriegerhaufen. Aus Vorſorge, daß nicht der Feind, dieſe Verwirrung benützend, ſich in die Stadt einſchleiche, war das Thor nicht ganz geöffnet; Johanna war von Feinden umringt und vertheidigte ſich tapfer. Allein ein Bogenſchütze ergriff ihr Kleid und riß ſie vom Pferde; ſie ſtand jedoch ſogleich wieder auf und focht nun zu Fuße. Aber von der Uebermacht überwältigt, mußte ſie ſich dem Ritter Lionel ergeben. Man brachte ſie nun gefangen nach Rouen, wo ihr der Prozeß gemacht wurde, als habe ſie durch unerlaubte Zaubermittel alle ihre Heldenthaten verübt. Am 31. Mai 1431 wurde ſie endlich als Hexe öffentlich zu Rouen verbrannt.

In jüngſter Zeit wurde ihr zu Rouen ein Denkmal errichtet, daß ſchönſte Denkmal aber hat ihr unſer Schiller in ſeinem herrlichen Trauerſpiele geſetzt.

Am 8. April.

Trotz aller Vorkehrungen und Vorſichtsmaßregeln, die nun ſchon ſo lange angewandt werden, um die Peſt, welche fortwährend im Orient hauſ't, von Europa abzuhalten, trifft es ſich zuweilen, daß ein Zufall ſie unter uns verbreitet oder einſchleppt, wie man ſich ausdrückt. Einer dieſer Fälle trug ſich in Marſeille zu, wohin ein aus dem levantiſchen Hafen von Sidon eingelaufenes Schiff im Jahre 1720 die Peſt mitbrachte.

Die erſten Nachrichten von dem unglücklichen Ereigniſſe, welche zu der ſtädtiſchen Behörde gelangten, wurden von dieſer geheim gehalten. Das Volk befand ſich in einer unerklärlichen Unruhe. In den Kirchen wurden vernichtende Bußpredigten gehalten, welche von der Strafe Gottes ſprachen und die Gemüther mit Entſetzen erfüllten. Ein Jeder verließ das Gotteshaus mit geſenktem Haupte; allein der Schrecken vergrößerte ſich, als beim Hinausgehen einige Menſchen, welche eben die Finger in den Weihkeſſel tauchten, wie vom Blitze niedergeſchmettert zur Erde ſtürzten.

Das Volk floh mit Wehgeſchrei davon; die Gefallenen wanden ſich röchelnd im Todeskampfe. Niemand wagte es, ſich den Unglücklichen zu nähern, und die Kirche wurde geflohen, als wenn ſie in Flammen ſtände. Nur die Sterbenden blieben darin, die bald darauf ihren letzten Seufzer aushauchten.

Das Wort Peſt erſchallte jetzt auf allen Punkten der Stadt; bald mehrten ſich die Todten ſo, daß man nicht genug Hände fand, um ſie fortzubringen. Sie wurden in Maſſe beerdigt. Zweimal des Tages zog ein großer, verdeckter Wagen durch die Straßen, nahm Leichen auf, wo er ſie fand, und ſobald er voll war, führte er ſie fort, wohin es ihm beliebte, um ſie abzuladen und ſeine Fahrt von Neuem zu beginnen.

Kein Pinſel, keine Feder wäre im Stande, ein Bild von Marſeille zu entwerfen, wie es ſich von dem Ende des Auguſt bis zum Anfange des October im genannten Jahre darſtellte. Man kannte weder Aufſicht, noch Verwaltung, noch Hilfe. Familienbande, Menſchlichkeit, Moral, Alles war vernichtet. Eltern jagten ihre eigenen Kinder fort, wenn ſie erkrankten, aus Furcht vor Anſteckung. Die Kranken irrten umher und ſtarben in den Straßen. Die in den Häuſern ſtarben, wurden aus den Fenſtern geworfen. Hier hob man ſie nicht auf, und die Leichname blieben in den vom Blute gefärbten Gaſſen liegen. Die Einwohner waren entſetzt, niedergeſchlagen, mit dem Tode ringend. Ueberall gab es nur Sterbende oder Geſtorbene. Unter den Sterbenden ſah man Betrunkene umhertaumeln; man wußte ſie nicht zu unterſcheiden. Todte Mütter lagen da, die noch ihren Säugling an der Bruſt hatten. Ueberall erblickte man nur Scenen des Schreckens; Keiner dachte an den andern Tag, man vergeudete Alles, was man beſaß, denn jede Stunde erwartete man den ſichern Tod. Der Biſchof und die andern Geiſtlichen durchzogen die Straßen und ertheilten mit unerſchrockenem Muthe den Leidenden die letzte Oelung. Der Biſchof von Marſeille gab Alles, was er erſpart hatte, den Armen hin, und veräußerte das Gold und die Edelſteine ſeines geiſtlichen Ornats, um das Elend zu lindern. Man kann den würdigen Geiſtlichen nicht anders, als den Mann Gottes, bezeichnen, der in jener Zeit der härteſten Prüfung ſich als ſolcher bewährte.

Der Ritter Roſe leiſtete der Stadt gleichfalls große Dienſte. Die Menge der Leichname, die unbeerdigt dalagen, verpeſteten immer von Neuem wieder die Luft, und Alles lag daran, ſie fortzuſchaffen. Wie ſollte man das aber bewerkſtelligen? Wer fand ſich dazu? Da kam der Ritter Roſe auf den Gedanken, zwei gewölbte Baſteien der alten Feſtungswerke öffnen zu laſſen und er und hundert Galeerenſträflinge, Alle den Kopf und die Naſe mit einem in ſtarken Eſſig getränkten Tuche verhüllt, unternahmen es nun, die Leichname hieher zu bringen und ſie mit Kalk zu bedecken. Durch dieſe aufopfernde Handlung wendete er neue gefährliche Folgen von der unglücklichen Stadt ab. Plätze und Straßen wurden hierauf gekehrt und gereinigt und gewannen wieder ein beſſeres Ausſehen. Von den hundert Galeerenſclaven, die zu der Arbeit gebraucht worden waren, blieb keiner am Leben; Roſe blieb allein unangefochten von der Seuche.

Man darf behaupten, daß dieſes kühne Unternehmen den Verheerungen Schranken ſetzte. Von jetzt an nahmen die Sterbfälle ab. Mit den erſten Tagen des December war die Seuche verſchwunden und das Jahr 1721 eröffnete glänzende Ausſichten. Dergleichen allgemeinen Plagen folgen ſtets die lebhafteſten Aeußerungen allgemeiner Freude. Die vierzigtauſend Geſtorbene hatten die vierzigtauſend Ueberlebende zu ihren Erben eingeſetzt, die nunmehr, nachdem die Schrecken überwunden waren, daran dachten, ſich in rechtmäßigen Beſitz der Erbſchaft zu ſetzen. Es wurden Dank- und Freudenfeſte gefeiert und die Stadt gewann ein verjüngtes, fröhliches Anſehen. Eine geſegnete Zukunft folgte und nur fünf Jahre waren nöthig, um Marſeille wieder ſeine frühere Einwohnerzahl zurückzugeben; ſo iſt die Natur denn ſtets als gütige Mutter auf Erſatz bedacht.

Am 9. April.

Einen ähnlichen Fall haben wir Aeltere erlebt, als die Cholera aus dem Oſten heranzog und ſich über den größten Theil von Europa verbreitete. Dieſe fürchterliche Krankheit hatte ihren hauptſächlichſten Heerd in den ſogenannten Jungles der oſtindiſchen Halbinſel. Dies ſind weite Diſtrikte am Meere oder an den Ufern der großen Flüſſe, auf deren ſumpfigen Boden Röhricht und Waſſerpflanzen zu einer bedeutenden Größe und Dicke gedeihen und einen faſt undurchdringlichen Wald bilden. In ihnen leben die Elephanten und großen Raubthiere, Tiger und Schlangen, die in dem Dickicht ihren Fraß verzehren. Die Menge der abgeſtorbenen und faulenden Pflanzentheile, die Ueberreſte der wilden Thiere und ihres Raubes, die Ausdünſtungen des ſtehenden Waſſers und die über Alles brütende Hitze des dortigen Himmels gibt eben der Cholera beſtändige Nahrung.

Die Krankheit, die allen wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen zum Trotze ſtandhaft verhüllt blieb und ebenſo räthſelhaft, wie ihr Erſcheinen war, auch wieder verſchwand, hatte in unſerer ſo aufgeklärten Zeit und bei unſerer ſo weit vorgeſchrittenen Geſittung doch ähnliche Auftritte hie und da veranlaßt, wie die geſtern geſchilderten, die ſich bei dem Ausbruche der Peſt zu Marſeille zutrugen. In einigen Städten lehnte ſich das Volk gegen die weiſen Anordnungen der Behörden auf und beging Exzeſſe. Uebelwollende oder Unwiſſende ſtreuten aus, daß man die Lebensmittel vergiftet habe, und viele Opfer ſanken von der Volkswuth geopfert dahin, die durch Zufall einen Verdacht auf ſich geladen hatten. Der Pöbel beging Ausſchweifungen aller Art. Auch hier traten Fälle ein, daß Kranke auf der Straße niederfielen, auch hier fuhren die Leichenwagen umher und luden die Geſtorbenen in Maſſe auf, um ſie in eine gemeinſchaftliche Grube zu werfen und mit Kalk zu überdecken.

Allein wodurch ſich unſere Zeit auszeichnete, das waren jene trefflichen, menſchenfreundlichen Anſtalten, welche überall in das Leben traten und darauf hinzielten, das Leiden zu lindern, der Armuth beizuſtehen und den Verheerungen der Seuche Schranken entgegenzuſtellen. Man errichtete Zufluchtshäuſer, wo Alles zum Empfange der Kranken bereit gehalten wurde; wo Aerzte und Chirurgen gegenwärtig waren, um jedem Rufe, auch des Aermſten, ſogleich Folge zu leiſten. Man baute Choleraſpitäler, man gab den Armen beſſere Koſt, Wein, warme Kleider, kurz die Menſchenliebe zeigte ſich auf allen Punkten. Und ſo gelang es denn auch theils durch dieſe Einrichtungen und durch die Einführung von vorbauenden Maßregeln, ſowie durch die ohnedies reinliche und mäßige Lebensweiſe, beſonders der Bewohner der Rheingegenden, die Krankheit in ihrem Vordringen aufzuhalten und endlich ganz zu erſticken. Sie verſchwand und hörte auf, ein Schrecken zu ſein; tauchte ſie hie und da wieder in einzelnen Fällen auf, ſo wurde ſie größtentheils geheilt, und jetzt iſt ſie wieder in jene ferne Gränze gebannt, deren eigenthümliche Beſchaffenheit wohl ihre Ausrottung niemals zulaſſen wird.

Am 10. April.

Ihr habt wohl ſchon oft mit Vergnügen und mit einem erhebenden Gefühle dem Zuge der Wolken zugeſehen, allein ſchöner noch wird dieſes wechſelvolle Schauſpiel, wenn man ſich auf dem Meere befindet, wo man den weiteſten Horizont vor Augen hat.

Wenn man nur von Himmel und Waſſer umgeben iſt, ſo zeigen ſich die am Firmamente einherziehenden Wolken wie hohe Gebirgsmaſſen den Blicken. Beſonders wenn der Tag zur Neige geht und alle dieſe Wolken ſich im Weſten ſammeln und mit prächtigem Farbenglanze überhaucht werden, iſt dieſes Schauſpiel erhaben zu nennen. Auf der Erde bleibt Alles unveränderlich; am Himmel bringt jede Stunde und beſonders jeder Abend die prächtigſte Abwechslung hervor.

Eines Abends — es war ungefähr eine halbe Stunde vor dem Untergange der Sonne — als ich mich auf einem Schiffe mitten im Meere befand, hatte ſich der ſtark regende Südoſtwind wieder gelegt, wie es gemeinhin um dieſe Zeit ſtattfindet. Die Wolken, die er vor ſich hergetrieben hatte, wurden jetzt ſeltener und die im Weſten blieben jetzt ſtehen und gruppirten ſich gleich einer Landſchaft. Sie bildeten hohe Berge, die durch tiefe Thäler getrennt waren, aus denen ſich Felſenpyramiden erhoben. Auf ihren Gipfeln ſchwebten einzelne leichte Wolken wie Nebel, wie ſie ſich um wirkliche

Gebirge zu ſammeln pflegen. Durch die Thäler ſchien ein langer Strom ſich hinzuziehen und in verſchiedenen Fällen ſich von den Höhen herabzuſtürzen. Ueber ihm wölbte ſich eine Brücke, die auf halbzerſtörten Bogen ruhte. Man erblickte hie und da anmuthige Gebüſche, Palmen, und zwiſchendurch Wohnungen von Menſchen. Dieſes liebliche Bild war aber nicht gefärbt, wie dieſes gewöhnlich beim Sonnenuntergange der Fall iſt und wo die Wolken in Gold, Purpur, Gelb und Incarnat ganz getaucht erſcheinen; nein, es war wie eine Zeichnung, grau in grau, in der ſich nur die Lichter und Schatten lebhaft hervorhoben. Die Gegend war nicht vorn von der Sonne beleuchtet, ſondern nur der Wiederſchein dieſer Beleuchtung zeigte ſich an den Umriſſen. Dies brachte eine eigenthümliche Wirkung hervor. Nachdem das Tagesgeſtirn hinter der Wolkenmaſſe verſchwunden war, erſchienen plötzlich die Bogen der Brücke transparent und bedeckten ſich mit einem feuerfarbenen Glanze. Dieſe Farbe theilte ſich auch den Felſen mit, deren Umriſſe im reinſten Golde glänzten Von ihnen zogen Strahlen wie eine Glorie zum Himmel. Nur der mittelſte, innerſte Kern blieb im Halbdunkel, aber aus den leichten Gewölken, um die Scheitel der Felſen, zuckten falbe Blitze und ein ferner Dorner ließ ſich dabei vernehmen. Man hätte glauben ſollen, daß dieſes ein wirkliches Land, etwa eine Inſel ſei, die ſich ungefähr anderthalb Stunden von uns aus dem Meere erhebe. Vielleicht war es auch eine jener Luftſpiegelungen, wodurch das Bild eines fernen Küſtenſtrichs unſern Augen ſichtbar wird, und die in Italien, namentlich auf Sicilien, häufig ſind, und weil der Volksaberglaube ſie dem Wirken der Fee Morgana zuſchreibt, nach ihr Fata Morgana genannt wird. Selbſt kundige Seefahrer ſind ſchon manchmal durch ſolche Luftſpiegelungen getäuſcht worden.

Endlich mit Einbruch der Nacht verſchwanden die Berge, der Fluß, die Brücke, die Palmen und die Wohnungen, wie die Täuſchungen der Welt vor der Nacht des Todes. Der Mond ging auf und rief einen andern mildern Zauber an dem Himmel hervor. Die Sternenheere erglänzten in ihrer erhabenen Ruhe vom Himmel hernieder. —

Wenn der Tag uns ein Bild des Lebens iſt, wenn die ſchnellen Stunden uns die flüchtigen Lebensalter verſinnlichen, ſo muß der Tod, gleich der Nacht, uns auch den Blick in einen heitern Himmel eröffnen, aus dem uns neue Welten tröſtlich entgegenſtrahlen werden.

Am 11. April.

Wer ſolche Bilder wiedergeben könnte, wie das, von dem ich Euch geſtern erzählte! Je nun, es gibt und gab große Maler, die das können. Ja, noch mehr, weil ſie das Große und Schöne, was wir in der Wirklichkeit nur vereinzelt treffen, zuſammenzutragen verſtehen und uns in ihrem Bilde eine Vollkommenheit und Harmonie darſtellen, die uns zur Bewunderung hinreißt.

Die Kunſt kann zunächſt nur nachahmend wirken und iſt aus dem Triebe, nachzuahmen, der dem Menſchen angeboren iſt, entſtanden. Betrachten wir die Kinder. Schon in ihrer frühen Jugend, in ihren Spielen wollen ſie etwas vorſtellen, was ſie irgendwo abgeſehen haben. Gebt einem Kinde ein Stück Kreide in die Hand und es wird ſogleich etwas zeichnen: Soldaten, ein Pferd, einen Wagen, wenn auch roh und faſt unkenntlich, ſo iſt doch das Beſtreben daraus erſichtlich, irgend einen Gegenſtand, den es geſehen, wiederzugeben. Wilde, unciviliſirte Völker ſchnitzen oder malen ihre Götzen und geben ihnen die Geſtalt eines Menſchen oder irgend eines Thieres, oder ſie ſetzen ſie aus den Theilen verſchiedener Geſchöpfe zuſammen. Hierin liegen die erſten Uranfänge der Kunſt. Bei gebildeten Menſchen iſt man natürlich mit dieſen rohen Geſtaltungen nicht zufrieden. Man iſt weiter gegangen. Man hat beobachtet, wie ſich die Dinge in der Ferne ausnehmen, wie ſie ſich von verſchiedenen Seiten zugleich darſtellen, welchen Einfluß die Luft und das Licht auf ihre Erſcheinung ausübt. Daraus iſt eine Kenntniß erwachſen, die man Perſpektive nennt. Man ſieht, daß die eine Seite ſich beleuchtet zeigt, während die andere ſich in Schatten birgt; aus dieſer Wahrnehmung hat man ſich nun eine andere Wiſſenſchaft gebildet, aus welcher man große Reſultate zu ziehen wußte. Dies iſt die Lehre vom Licht und Schatten. Somit iſt man im Stande, Körper auf einer Fläche darzuſtellen, Vertiefungen und Erhöhungen gleichſam hinzuzaubern, Gegenſtände zu malen, die wir vor unſern Augen gerade hingezeichnet ſehen, als ob ſie über oder unter uns ſich befinden. Nächſt dieſer Kunſt erſann man aber noch, zur Vollendung der beabſichtigten Täuſchung, die richtige Farbengebung. Es iſt nicht genug, daß wir einen Baum grün und den Himmel blau malen, ſondern wir müſſen daran denken, daß Baum und Himmel im Zuſammenwirken mit verſchiedenen Gegenſtänden auch ſtets anders grün, anders blau erſcheinen. Eine Farbe theilt nämlich der neben ihr ſtehenden einen beſondern Schimmer mit, den man Reflex nennt; ſie iſt nach dem Grade des Lichts, das auf ſie fällt, bald körperlich oder undurchſichtig, bald luftig oder durchſichtig; ſie zeigt verſchiedene Abſtufungen, der verſchiedenen Beleuchtung nach, die man Tinten, Schattirungen nennt. Man kennt reine und gebrochene Farben. Von den erſtern kann der Maler faſt keinen Gebrauch machen, wenigſtens im Großen nicht; denn jede Farbe wird durch ihre Nebenfarbe bedingt und gemildert oder erhöht. Ein reines Blau, ein Blau an und für ſich, würde in einer Landſchaft, zum Himmel oder zur Luft verwendet, neben dem Grün der Bäume unerträglich ſein, und die Bäume, die der Maler aus Papageigrün zuſammenſetzen wollte, wären dem Eindrucke, den wirkliche Bäume in einer Landſchaft auf unſer Auge machen, ſo entgegen, daß man ſich mit Widerwillen davon wegwenden müßte. Das Auge des Malers ſieht alſo die Dinge, wie ſie ſich darſtellen und reproducirt ſie durch den künſtleriſchen Spiegel ſeines innern Auges. Dadurch erhält er ein Produkt, welches von ihm auf die Leinwand gebannt, ein Gefühl in uns erregt, das dem gleich kommt, welches wir bei dem Anſchauen des Gegenſtandes in der Natur empfinden. Durch die Harmonie und Ruhe, die in dem Gemälde walten, kann dieſer Eindruck ſogar noch verſtärkt werden.

Dies gilt aber nicht nur von Landſchaften, ſondern auch von Menſchen, die der Maler, entweder in der Ruhe oder im Handeln begriffen, zu ſeiner Darſtellung wählt. Dies Letztere iſt aber die ſchwerſte und bedeutungsvollſte Aufgabe der Kunſt.

Am 12. April.

Nachdem die bildende Kunſt bei den alten Völkern eine hohe Stufe erreicht hatte und von den Griechen auch zu den Römern hinüber gepflanzt worden war, kam ſie durch das Einbrechen der Barbarenſchwärme mit dem Beginn jenes Zeitabſchnittes der Geſchichte, welcher das ſogenannte Mittelalter umfaßt, in Verfall. Werke der Kunſt wurden zerſtört, nichts für heilig erachtet, was bis dahin heilige Verehrung genoſſen hatte. Bei der Belagerung von Rom wurden die herrlichſten Statuen zerbrochen und ihre Bruchſtücke als Mittel der Zerſtörung aus den Wurfgeſchützen geſchleudert. Solche Bruchſtücke fand man noch nach Jahrhunderten tief im Boden verſenkt und vergraben, und ſuchte ſie dann in ihrer frühern Schönheit zu ergänzen oder wenn auch nur annähernd wieder herzuſtellen.

Die Malerei kam durch Maler, welche aus dem oſtrömiſchen Kaiſerthume und namentlich aus deſſen Hauptſtadt, Byzanz, ſich geflüchtet hatten, nach Weſteuropa, und von ihrem bisherigen Wohnorte erhielt ihre Kunſt den Beinamen: die byzantiniſche. Sie zeichnet ſich durch eine getreue Auffaſſung aus, durch eine große Strenge in der Form, allein von belebtem Ausdrucke, von einer menſchlichen Bewegung, von Anmuth und Reitz wußten dieſe alten Meiſter noch nichts.

Den Italienern war es vorbehalten, das, was ſie von dieſen Byzantinern empfingen, zu pflegen und weiter auszubilden. Ihre älteſten Maler kamen nun zwar den Muſtern nahe, ohne jedoch etwas Weiteres zu verſuchen. Der erſte namhafte italieniſche Künſtler iſt der Florentiner Cimabue, der allgemein als der Vater der wiedererſtandenen Malerkunſt im Mittelalter angenommen wird. Er ſteht in einer ſtarren Größe und Einfachheit da. Sein Schüler Giotto ſuchte ſchon mehr auf das Gemüth zu wirken, und ſo ſieht man bei den zunächſtkommenden, wie Orcagna, Maſaccio und die andern Alle, obgleich ſie auch noch dem Ernſte und der Strenge angehören, immer weitere Fortſchritte in der Kunſt der Zeichnung, in der richtigen Vertheilung von Licht und Schatten, wie in der Farbengebung auftauchen.

Die größte Höhe dieſer Kunſt ſchreibt ſich jedoch erſt von Peter Vanucci her, der zu Perugia lebte, einer Stadt im Kirchenſtaate, und davon auch gewöhnlich il Perugino genannt wird. Nicht nur war er es, der ſeinen Bildern einen eigenen Zauber von Milde und ſanfter Erhabenheit einzuhauchen wußte, ſondern er bildete einen Schüler, der nicht nur in ſeiner Weiſe fortmalte, ſondern ein Ziel erreichte, welches den Lehrer und deſſen Streben bei Weitem überragte. Dieſer Schüler war Raffael Sanzio, von ſeinem Geburtsorte Urbino, da Urbino genannt. Raffael lebte nur ein kurzes Leben und die Zeit ſeines herrlichſten Schaffens fällt in die Jünglingsjahre, die der Menſch gewöhnlich erſt zum Lernen anwendet. Allein er war eine jener merkwürdigen und wunderbaren Naturen, die im Sprunge gleichſam dahin gelangen, wohin andere minderbegabte Menſchen nicht nach dem eifrigſten Beſtreben vieler Jahre zu gelangen vermögen. Solche Menſchen ſind den Meteoren zu vergleichen; glänzende Schöpfungen des Weltenlenkers, die außer der gewöhnlichen Ordnung und dem hergebrachten Gang der Dinge gleichſam ſeine erhabene Laune der Welt zur Bewunderung ſendet.

Raffael ſchuf in drei verſchiedenen Weiſen ſeine Meiſterwerke. Die erſte ſchloß ſich den Werken ſeines Lehrers an, dem er mit kindlicher Verehrung anhing. Die zweite entſtand aus der erweiterten Anſchauung der Werke des großen florentiniſchen Malers Michel Angelo Buonaroti. In dieſer erreichte Raffael's Genius eine Größe, die ihn über alle Zeitgenoſſen erhob. In der dritten gelangte er zur Erkenntniß der Antike, durch Ausgrabungen verſunkener Schätze aus der alten Welt, die man zu Rom in den warmen Bädern des Titus und in dem goldenen Haus des Nero fand. Hier geſellte ſich Anmuth und Feinheit der Empfindung zur Größe und Raffael erreichte das höchſte Ziel, das bis jetzt nur ein Künſtler erreicht hat.

So glänzt ſein Name für alle Zeiten, und was er geſchaffen, ſteht unübertroffen da.

Am 13. April.

So wie in Italien die Kunſt ſich hob, ſo fand ſie auch bald in unſerm Deutſchland Nahrung und Pflege. Auch bei uns ſind die erſten Spuren byzantiniſch und da iſt es vornehmlich am Niederrhein, wo ſich dieſe Spuren zeigten. Wir finden dort eine Menge von Künſtlern, die wir in neuerer Zeit als eine Schule darſtellten und ſie „die byzantiniſch niederrheiniſche“ tauften. Viel richtiger bezeichnend iſt es, wenn wir ſie die altdeutſche benennen.

Unter allen altdeutſchen Malern iſt es nun aber Albrecht Dürer, welcher den höchſten Ruhm erreicht hat und für ſeine Zeit und für ſeine Nation dieſen Ruhm auch vollkommen verdiente.

Er war ein Schüler Hans Wohlgemuth's, in deſſen Weiſe auch er, gleich Raffael in der Vannucci's, zuerſt ſeine Werke ſchuf, dann aber verließ er dieſen Weg und ſchwang ſich durch eigene Kraft höher, bis er dann endlich ſelbſt eine Reiſe nach Italien unternahm, um die Werke der großen Meiſter jenes Landes zu ſtudiren. Bereichert an Erfahrung und Kenntniſſen kehrte er darauf in ſeine Heimath, Nürnberg, zurück und erſtieg das Höchſte, was ihm in ſeiner Kunſt beſchieden war. Er hat der lieblichen Gebilde aus ſeiner erſten Zeit gar viele hinterlaſſen, aus denen uns beſonders das milde, einfältigliche, fromme Weſen anſpricht, welches ſo recht als ein unſern alten deutſchen Malern eigenthümliches Element zu betrachten iſt. Dann aber beſitzen wir von Albrecht Dürer auch ſolche Werke, in denen ſich uns eine Größe offenbart und ein Adel, der ihn weit über alle ſeine Zeitgenoſſen erhebt. Namentlich iſt dieß von ſeinen vier Evangeliſten zu behaupten, die er für Nürnberg, ſeine geliebte Vaterſtadt, malte, die aber jetzt in der königlichen Gemäldeſammlung zu München ihren Platz gefunden haben.

Während die italieniſchen Maler ein reiches, prächtiges Leben führten und Raffael wie ein Fürſt, umgeben von mehr als hundert Schülern, ſich in ſeine Werkſtätte begab, welche er im ſtolzen Palaſte der Päpſte, im Vatican, aufgeſchlagen hatte, lebte unſer Albrecht Dürer in geringen Verhältniſſen zu Nurnberg, ſeiner Vaterſtadt, einſam in ſeiner Häuslichkeit, die noch dazu von ſeiner böſen Gattin arg getrübt wurde.

Während die italieniſchen Künſtler von ihren Fürſten reich beſchenkt wurden, erhielt Albrecht Dürer für das Bild des Kaiſers Maximilian I., ſeines hohen Gönners, von dieſem dreißig Thaler. So war es immer in Deutſchland; allein wir können uns damit tröſten, daß aus unſerm deutſchen, kräftigen Kern alles Große und Edle emporſproßt, und auch die ſchöne Kunſt nach allen Seiten hin ihre duftenden Blüten treibt, ohne daß ſie beſonders von Fürſtengunſt und Fürſtengold geehrt und gefördert zu werden braucht.

Am 14. April.

Zu einer ganz eigenen Art der Ausbildung gelangte die Malerkunſt in den Niederlanden. Nachdem ſie auch hier zuerſt von den byzantiniſchen Anfängen ausging und von Johannes van Eyck, Mabuſe, Schoreel in dieſer Weiſe verbreitet wurde, nahm ſie ihren Weg zu der klarſten Auffaſſung des Natürlichen und brachte es hierin weiter, als irgend eine andere Nation. Die niederländiſchen Maler lagen mit einem unendlichen Fleiße ihrer Kunſt ob. Sie ſahen die Dinge wie ſie ſind und gaben ſie ſo wieder. Da ſie nichts zu veredeln trachteten und ſich nur an die Wirklichkeit wandten, ſo war ihnen jeder Gegenſtand recht und der allergewöhnlichſte ſchien ihnen der liebſte. Daher malten ſie häufig Bauernſtuben, Trinkgelage, Schweineſchlachten, die unedelſten und unſchönſten Geſtalten in den gemeinſten Handlungen begriffen u. ſ. w. — Aber ſind denn das wohl Aufgaben der Kunſt? höre ich Euch fragen.

Soll der Künſtler Dinge, die den feinern Sinn im Leben ſchon anwidern, von denen man ſich wegwendet, durch ſeinen Pinſel nachbilden und dauerhaft zu befeſtigen ſuchen? Allerdings ſollte das keine Aufgabe für ihn ſein, und ſolche Gegenſtände dürfen nur aus einem beſondern und engbegränzten Geſichtspunkte Anſpruch darauf machen, als Kunſtwerke zu gelten.

Die niederländiſchen Maler beſitzen nämlich die Kunſt der Zeichnung, der Gruppirung; ſie wiſſen ihren Figuren einen lebhaften und richtigen Ausdruck zu geben; in der Vertheilung von Licht und Schatten, ſowie in der Farbengebung, namentlich in dem Verſchmelzen der Farbentöne, zeigen ſie ſich als Meiſter. Mit dieſen ſehr rühmenswerthen Eigenſchaften in hohem Maße begabt, iſt es einigen von ihnen gelungen, einen Ruf zu erlangen, der ihre Werke bei den Kunſtfreunden in großes Anſehen brachte.

Nun gibt es aber auch unter den Niederländern Maler, welche ſich an höhere Aufgaben machten und gleich den Italienern und den Deutſchen das Edle und Erhabene, das Große und Heilige darzuſtellen verſuchten. Das, was ich oben an ihnen lobte, brachten ſie dazu mit, indeß in der Auffaſſung und Darſtellung blieben ſie weit hinter den andern Nationen zurück. Eben das Natürliche, das heißt das der wirklichen Natur zu ängſtlich abgelauſchte, oder das zu Grelle und an Karrikatur ſtreifende, hielt ihren Aufſchwung nieder, und wenn ſie dennoch beſtrebt waren, eine höhere Stufe erklimmen zu wollen, ſo arteten ſie in Verzerrungen oder in Uebertreibungen aus.

Der größte ihrer Maler war Peter Paul Rubens, der eigentlich ein Deutſcher war, weil er zu Köln am Rhein geboren wurde, dann aber begab er ſich in die Niederlande, und nachdem er eine Zeit lang in Spanien gelebt, ging er nach Antwerpen, wo er geſtorben iſt. Dort hat man ihm jetzt ein Denkmal geſetzt. Rubens war gewiß eines der größten Kunſttalente aller Zeiten und Nationen, und der bedeutendſte Maler der niederländiſchen Schule. Seine Schöpfungen ſind kühn und großartig, allein der Adel fehlt und die Geſetze des Schönen ſind oft verletzt. Mit Raffael hält er keinen Vergleich aus. Nächſt ihm war Rembrandt mit Recht berühmt, allein dieſelben Mängel fallen auch ihm zur Laſt. Ein Schüler des Rubens war Van Dyck, edler wie er, aber nicht ſo gewaltig im Schaffen.

Am 15. April.

Da ich Euch, liebe Freunde, in dieſen Tagen allerlei von den Malerſchulen erzählt habe, ſo bleibt mir heute noch übrig, Euch Einiges auch von der Malerei der Spanier mitzutheilen. Dieſes Volk zeigte, wie alle ſüdlichen Völker, von jeher einen beſondern Hang, die Künſte auszubilden. Es war durch die Bekanntſchaft, die es mit den Sarazenen machte, welche lange Zeit hindurch Spanien beherrſchten und ſich auch darin neben den chriſtlichen Königen behaupteten, mit den ſeinern Sitten und der künſtleriſchen Ausbildung jenes Volkes in ſteter Berührung und hieraus iſt es abzuleiten, daß die Baukunſt, wie die Malerei, ja ſelbſt die Dichtkunſt der Spanier ſo viel Abweichendes von der Kunſtbildung bei den andern europäiſchen Nationen aufweiſen. Die Malerei der Spanier zeigt nicht die hohe überirdiſche Auffaſſungsweiſe der großen italieniſchen Meiſter, nicht die unſchuldvolle und ſtrenge Weiſe der Altdeutſchen, allein ſie zeigt Größe und Milde; die Natur wird von den Spaniern dargeſtellt wie ſie iſt, allein ſie liefert ihnen andere Urbilder, als die Natur der Niederländer; in ihren religiöſen Darſtellungen herrſcht die Schönheit vor; in der Farbengebung, ſowie in der prachtvollſten Wirkung von Licht und Schatten ſind ſie Allen überlegen; ihre Malerei iſt reich an den ſchönſten Effekten. Manchmal gefallen ſie ſich wohl auch darin, das gemeine Leben zu malen, wie es ſich auf den Straßen zeigt; Bettelknaben, abgeriſſene Spielleute, Wirthshausſcenen. Aber die Formen ſind hier nicht häßlich, oft ſogar ſchön, und der Behandlung iſt ein gewiſſer Ausdruck von Größe nicht abzuſprechen.

Der berühmteſte ſpaniſche Maler iſt Murillo, ihm zunächſt wird Velasquez genannt. Die Bilder dieſer Meiſter haben außerordentlich viel Anziehendes, ſowohl durch die ſprechende Naturwahrheit, wie auch durch das Fremdartige und Romantiſche, welches ihnen inwohnt, und das wir bei den Niederländern niemals finden.

Am 16. April.

Die Franzoſen hatten eine Malerſchule, die von den Italienern ihre Bildung holte und durch die Berufung eines großen lombardiſchen Meiſters, Leonardo da Vinci, begründet wurde. Allein ihre Kunſt ſuchte in koloſſalen Ausdehnungen mehr als in innerer Erhabenheit ihre Größe. Etwas, was man gewöhnlich theatraliſchen Ausdruck benennt und was eigentlich ſo viel wie übertrieben bedeuten ſoll, iſt ihnen eigenthümlich, und in dieſer Weiſe haben denn, trotz recht anerkennenswerther Vorzüge, ihre größten Meiſter, Lebrün und Leſueur gemalt. Im Leichten und Gefälligen haben ſich einige franzöſiſche Maler mehr hervorgethan, doch iſt ihnen auch hier eine gewiſſe Manier vorzuwerfen, die das Natürliche nicht ſo erſcheinen läßt, wie es iſt.

Die Engländer ſind in ihrer Malerei den Niederländern verwandt, nur daß ſie nicht ſo naiv und liebenswürdig erſcheinen und ihre Stoffe in ſteifen Familienſcenen ſuchen. Im Landſchaftlichen zeigen ſie hingegen einen offenen Sinn und Geſchmack und leiſten hier mehr.

Im letzten Jahrhundert ſah es in Deutſchland um die Kunſt übel aus. Die Schrecken des dreißigjährigen Krieges fingen an nach und nach zu verſchwinden, als die fürchterlichen Tage der franzöſiſchen Revolution losbrachen und die Welt in eine lange Reihe von neuen Kriegen verwickelten. An eine Pflege der Kunſt konnte nicht gedacht werden und die Hervorbringungen der Künſtler wucherten nur hie und da ſehr ſparſam hervor, ohne ſich einer beſondern Aufmerkſamkeit oder eines Schutzes zu erfreuen. In Frankreich allein war es anders. Der damalige Beherrſcher dieſes Landes, Napoleon Bonaparte, wollte, daß zu dem Ruhme ſeiner Siege, welche die Welt erfüllten, ſich auch der Glanz der Künſte geſelle.

Wo er mit ſeinem Heere als Sieger einzog, wurden von eigends beſtimmten Männern, welche ſtets in ſeinem Gefolge waren, die koſtbarſten, altehrwürdigen Kunſtwerke eingepackt und nach Paris geführt, wo ſich denn auf ſolche Weiſe ein Schatz des Edelſten und Größten anhäufte, was in alten Zeiten und in allen Ländern hervorgebracht worden war. Hier bildeten ſich nun die Künſtler und ſuchten gleichfalls große Werke hervorzubringen. Allein die ernſten Tage der Revolution, die Ideen von Freiheit, wie ſie die Griechen im Alterthum kannten, die großartigen Kriege, in denen Frankreich verwickelt war, und der Schwung einer neuen Zeit, der ſich im ganzen Leben der Menſchen kund gab, dies Alles hatte auf die Maler einen mächtigen Eindruck geübt. Der Hang, das klaſſiſche Alterthum in der Kunſt nachzuahmen, iſt ohnehin bei den Franzoſen vorherrſchend. So kam es denn, daß die großen Maler aus jenen

Tagen des franzöſiſchen Ruhmes ſich darin gefielen, Heldengröße, Bürgertugend und dergleichen hohe Gegenſtände ſich zu wählen und das ſtille Naturleben, ſowie das begeiſterte Religiöſe, gänzlich liegen zu laſſen. Für Beides fehlte damals den Menſchen die rechte Stimmung. Jene Aufgaben, die ſie ſich ſtellten, löſten ſie in ſtarrer Weiſe, manchmal nicht ohne Anflug von Erhabenheit, allein ohne auf das Gemüth einzuwirken und zu rühren.

Erſt der jünſten Zeit gelang es, dieſe Richtung zu verdrängen. Der dreißigjährige Friede hat ſo viele Segnungen über die Menſchheit verbreitet, daß ſie auch daran denken konnte, das Schöne zu pflegen. Ueberall blühten neue Kunſtſchulen empor und die Herrſcher und Großen der Erde nahmen ſie in Schutz, beſtellten große Werke und belohnten die Meiſter. Nie, ſeit den ſchönſten Zeiten des Mittelalters, herrſchte ſolcher weitverbreitete Kunſtſinn in allen Ständen, als eben jetzt. Selbſt die Handwerker griffen mit ihren Hervorbringungen wieder in das Gebiet der Kunſt. Bei uns in Deutſchland bildeten ſich zwei große Malerſchulen, die eine zu Düſſeldorf, welcher Schadow vorſteht, die andere in München, unter Cornelius Leitung. Aus beiden Schulen ſind bedeutende Künſtler hervorgegangen. Jene zählt außer ihrem Direktor Schadow, Leſſing, Hildebrand, Sohn; dieſe, außer ihrem Direktor Cornelius, Kaulbach, Heß, Schnorr, Foltz und viele Andre.

Die Künſte, und die Malerkunſt in erſter Reihe, veredeln die Sitten einer Nation, erheben den Geiſt und das Gemüth, ſie erfreuen das Auge und ſprechen durch dieſen äußern Sinn zu unſerer Seele. Ein Volk, bei dem die Kunſtausbildung auf einer niedern Stufe ſteht, oder welches jede Spur einer Kunſt gänzlich entbehrt, iſt zu beklagen, denn es lebt dahin in Dumpfheit des Körpers und Geiſtes, blos den thieriſchen Trieben. Darum wendet Euch, liebe Leſer, der Kunſt mit Freudigkeit hin und bittet Euere Lehrer, daß ſie Euch damit bekannt machen. Was ich Euch heute und an den frühern Abenden ſagen konnte, war nur wenig und allgemein gehaltenes, allein wenn es Euch gefallen hat, ſo forſchet nur weiter und man wird Euch in mündlichem Vortrage und aus Büchern gar Vieles noch zur beſſern Verſtändlichkeit über dieſen Gegenſtand mittheilen können.

Am 17. April.

Als Anhang zu den Malerabenden, die wir geſtern beſchloſſen haben, will ich Euch heute noch einen ſchönen Zug mittheilen, einen Zug, der Euch darauf aufmerkſam machen ſoll, daß aller Ruhm und Glanz dieſer Welt, und entſpröſſe er auch ſelbſt aus der reinen und heiligen Ausübung der Kunſt, für nichts geachtet werden ſoll von einem religiöſen Gemüthe, das vom göttlichen Lichte der ewigen Wahrheit erfüllt iſt.

Rubens, der große niederländiſche Maler, von dem ich Euch bereits erzählt habe, war auch ein gelehrter und feiner, gewandter Mann, weßhalb er einſt zu einer Sendung nach Spanien an den König gebraucht wurde. Eines Tages, als er vor den Thoren von Madrid ſpazieren ging, trat er in ein Kloſter, welches Mönche einer ſehr ſtrengen Regel bewohnten. Hier bemerkte er zu ſeiner großen Verwunderung in dem ärmlichen Chore der Kloſterkirche ein Bild, das von einem großen Meiſter herzurühren ſchien. Das Bild ſtellte den Tod eines Mönches vor. Rubens holte hierauf ſeine Schüler herbei, zeigte ihnen das Kunſtwerk und Alle theilten ſeine Bewunderung.

„Von wem kann das Bild gemalt ſein?“ fragte Van Dyck, der Lieblingsſchüler Rubens’!

„Hier hat ein Name geſtanden,“ ſagte ein Anderer, „allein er iſt ſorgfältig ausgekratzt worden.“

Rubens ließ den Prior zu ſich bitten und fragte dieſen, wer der Meiſter des herrlichen Werkes ſei.

„Der Meiſter iſt nicht mehr von dieſer Welt,“ erwiederte der Prior.

„Todt?“ rief Rubens, „todt? Und Niemand hat von ihm gehört, als er noch lebte, Niemand hat ſeinen Namen genannt, der es verdient hätte, unſterblich zu werden! Sein Name, der vielleicht meinen überflügelt hätte. Und Ihr müßt wiſſen, ehrwürdiger Vater,“ ſetzte er dann mit edelm Stolze hinzu, „ich bin Peter Paul Rubens.“

Bei dieſem Namen röthete ſich plötzlich das bleiche Antlitz des alten Priors. Seine Blicke leuchteten und man ſah es ihm an, daß es mehr als bloße Neugier war, als er ſeine Augen unverwandt auf den großen Meiſter richtete, der vor ihm ſtand. Bald aber legte ſich wieder dieſe Aufregung. Der Mönch ſenkte den Blick zu Boden, kreuzte die Arme wieder ruhig auf der Bruſt und wiederholte dumpf: „Der Meiſter des Bildes iſt nicht mehr von dieſer Welt.“

„Seinen Namen will ich wiſſen,“ ſagte Rubens mit Feuer, „damit ich ihn der Welt verkünden und ihn mit dem Ruhme umgeben kann, den er verdient!“

Und Rubens und alle ſeine Schüler, die gegenwärtig waren, umgaben den Prior und baten ihn, ihnen den Namen zu nennen. Der Mönch zitterte, ein kalter Schweiß rann von ſeiner Stirne über die eingefallenen Wangen, ſeine Lippen zogen ſich krampfhaft zuſammen, als wollte er ſchon den Namen ausſprechen, wenn es ihm gleich ſchwer werden ſollte. Doch plötzlich machte der Mönch eine feierliche Handbewegung, gleichſam, als wollte er die dringenden Mahner entfernen, und ſprach: „Höret mich an; Ihr habt mich falſch verſtanden. Ich ſagte Euch zwar, daß der Meiſter nicht mehr von dieſer Welt ſei, allein damit habe ich noch nicht geſagt, daß er bereits geſtorben.“

„So lebt er noch!“ rief Rubens aus, „o, ſo macht uns mit ihm bekannt!“

„Er hat der Welt und ihren Freuden entſagt; er iſt in ein Kloſter gegangen,“ ſagte der Mönch.

„So nennt uns das Kloſter,“ drang Rubens weiter in den Alten, „wen Gott alſo mit der Gabe des Genius verherrlicht, der darf ſich nicht in die Einſamkeit begraben. Gott hat ihm einen hohen Beruf verliehen, den er erfüllen muß. Nennt mir das Kloſter und ich will ihm verkünden, welch' ein glanzvoller Ruhm ihn erwartet. Wenn er mich nicht hören will, ſo werde ich mich an den heiligen Vater nach Rom wenden und ihn bewegen, daß er ihm befehle, wieder in die Welt zurückzukehren und zu malen. Der Papſt liebt mich, ehrwürdiger Vater, und der Papſt wird mich gewiß erhören.„

„Ich werde Euch weder ſeinen Namen, noch das Kloſter nennen,“ ſagte der Prior mit Feſtigkeit.

„So wird es Euch der Papſt befehlen!“ rief Rubens im Eifer.

„Höret mich,“ ſprach hierauf der Prior, „höret mich im Namen Gottes! Glaubt Ihr denn nicht, daß dieſer Menſch, ehe er die Welt verließ, ehe er dem Glücke und dem Ruhme entſagte, nicht einen ſchweren Kampf durchgekämpft hat? Glaubt Ihr nicht, daß bittere Enttäuſchungen, grauſame Leiden ihn zu der Erkenntniß leiteten, daß Alles hienieden nur eitel ſei? So laßt ihn denn nun ruhig in dem Zufluchtsorte ſterben, den er gegen die Welt und die Verzweiflung gefunden hat. Auch würden Euere Bemühungen nichts fruchten; denn er bliebe Sieger gegen alle Anfechtungen. Gott wird ihn nicht ſchwach werden laſſen; Gott, der ſo barmherzig war, ihn zu ſich zu rufen, wird ihn nicht wieder von ſich ſtoßen. — “

„Aber mein Vater,“ ſprach Rubens, „bedenket, daß er dem Ruhme eines unſterblichen Namens entſagt.“

„Was iſt ſolcher Ruhm gegen die Ewigkeit!“ engegnete der Mönch, und indem er die Kapuze über das Geſicht fallen ließ, änderte er ſchnell die Unterhaltung, ſo daß es Rubens unmöglich ward, länger in ihn zu dringen.

Der berühmte Maler trat mit ſeinen Schülern aus dem Kloſter und ſie begaben ſich ſtillſchweigend und nachdenkend nach Madrid zurück. Der Prior aber ging in ſeine Zelle, warf ſich auf die Knie und ſandte ein inbrünſtiges Gebet zu Gott empor. Hierauf ergriff er ſeine Pinſel, ſeine Farben und die Staffelei, die in ſeiner Zelle ſtand, und warf Alles in den Fluß, der vor ſeinem Fenſter vorüberfloß. Mit ſchwermüthigem Blicke ſchaute er den raſchen Wellen nach, welche dieſe Gegenſtände hinwegtrugen.

Nachdem ſie verſchwunden waren, warf er ſich wieder hin vor ſeinem Kruzifixe und betete.

Ihr mögt aber aus der Strenge dieſes Mönches abnehmen, daß es ein höheres Bewußtſein gibt, als das, welches irdiſcher Glanz, Ehre und Ruhm einer edeln Menſchenſeele zu geben vermögen. — —

Am 18. April.

Wenn nun gleich, wie ich Euch geſtern lehrte, meine lieben Freunde, das edlere Beſtreben nach irdiſcher Größe ſchon dahinſchwindet vor dem innigen und wahren Gottergebenſein, wie viel mehr iſt dieſes erſt der Fall, wenn ſich das Sinnen und Trachten der Menſchen auf leere Auszeichnung, auf ein Hervorthun vor den andern Mitgeſchöpfen, auf nichtigen Glanz und prächtigen Tand richtet! Dergleichen Abſichten ſind überall verwerflich und der Menſch muß ſtreben, ſie von ſich zu entfernen.

Man hört gar viel davon ſprechen, daß den ärmern Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft gleiche Rechte an den Genüſſen des Lebens zuſtehen, wie den reichen Klaſſen, und man irrt darin nicht, allein es fragt ſich blos darum, in was dieſe Genüſſe beſtehen ſollen. Die einfachen, reinen Genüſſe des Lebens ſind für alle

Menſchen da; die erkünſtelten, unnatürlichen ſollten, wie ſie nun einmal von unſerer Lebensweiſe angenommen ſind, doch nur mit weiſen Beſchränkungen beſtehen, und niemals als etwas beſonders Werthvolles, deſſen Entbehrung mit Kummer oder Mißbehagen erfüllen könnte, angeſehen werden. Nie ſollte man um ſolcher vermeinter Vorzüge willen den Reichen beneiden, vielmehr ſollte es den Aermern mit Stolz erfüllen, ihrer nicht zu bedürfen und dennoch dabei glücklich ſich fühlen zu können. Es iſt überhaupt der Neid eine Untugend, allein einen neidiſchen Blick auf die überfeinerten Genüſſe des Reichen zu werfen, iſt zugleich eine Thorheit. Kann der Reiche, der die Nächte durchſchwärmt, die Morgen verſchläft und den Tag über in Nichtsthun hinbringt, wohl deinen Neid erregen? Ach, wüßteſt du, wie er ſich langweilt, wie ſeine untergrabene Geſundheit ihn mit Schmerzen erfüllt, wie überdrüſſig er iſt und wie alle Zerſtreuugen, mit denen er ſich ſcheinbar umgibt, ihm doch keine innere Zufriedenheit zu geben vermögen, du würdeſt ihn viel eher beklagen, oder ihn auch bedauern, wenn du berückſichtigſt, daß es eine verfehlte Erziehung war, die einen ſonſt befähigten und mit guten Anlagen geborenen Menſchen dahin brachte, den Zweck des Lebens alſo zu verkennen! Wie fröhlich erwachſt du am Morgen nach einem geſunden, ſtärkenden Schlaf, den die Ermüdung nach den Geſchäften eines wohlhingebrachten Tages dir bereitet hat! Wie rüſtig und heiter ſchaffſt du dein Tagewerk und ſiehſt es wachſen und gedeihen! Wie zufrieden trittſt du am Abend von deiner Arbeit und überläſſ'ſt dich einer mäßigen Erholung, um dich für den andern Tag zu ſtärken und vorzubereiten! Und du ſollteſt dich in der That nach dem Ueberfluſſe ſehnen, der dich zum Darben verurtheilt? du ſollteſt dahin trachten wollen, aus deinem Glücke herauszutreten, um dir Ueberdruß, Langeweile und Krankheit zu gewinnen? Nein, das kannſt du nicht wollen und Alle, die dir das in den Mund legen, die dich darauf hinweiſen, ſind falſche Propheten, die dich irre leiten und dir dort ein Glück vorſpiegeln, wo keines zu finden iſt.

In dem Unterſchied der Stände liegen auch die verſchiedenen Anſprüche an das Leben, allein die ſind wahrlich nicht als die Glücklichſten zu betrachten, deren Anſprüche die größten ſind.

Am 19. April.

In früherer Zeit war es nicht wie heutzutage, wo Alles gleich gekleidet iſt und jeder nach denſelben Lebensgenüſſen jagt, und um ſich dieſe zu verſchaffen, nur Geld und wieder Geld zu gewinnen ſucht. Sonſt zog ſchon die Tracht eine ſtrenge Linie zwiſchen den verſchiedenen Ständen und Klaſſen der Geſellſchaft. An dem Kleide ſchon konnte man den Künſtler, den Kaufmann, den Arzt, den Richter, den Soldaten erkennen. Die Perrücke war ſchon genug, um den Rang und die Stellung desjenigen zu erkennen, der ſie auf dem Kopfe trug. Treu den Gebräuchen, welche die Zeit ihres Beſtehens in Anſehen erhielt und die durch ihr Alter oftmals wie heilig betrachtet wurden, erhielt ſich jede Körperſchaft im Staate mit Stolz in ihren Gränzen, ſo ehrbar oder lächerlich ſelbſt das war, was ſie mit Eifer aufrecht zu erhalten ſich beſtrebte. Manches von dieſen lächerlichen Dingen wurde durch das lange Beſtehen für etwas höchſt Wichtiges angeſehen und es wurde ſogar daraus ein Erkennungszeichen für die einem gewiſſen Stande Angehörigen.

Die Strenge des Koſtüms legte dem, der es trug, eine Art von ernſter Würde auf, die ihm dann zur andern Natur wurde. Man begegnete ſich wechſelsweiſe mit mehr Achtung und Rückſicht; man durfte es gleichſam nicht wagen, ſein Kleid zu verunehren. Es gab Orte, welche eine Magiſtratsperſon in ihrem Amtskleide nicht zu beſuchen ſich erlaubte, und es gab Perſonen, mit denen eine Militärperſon, wenn ſie in der ſogenannten großen Uniform war, nicht geſprochen haben würde. Alle dieſe Gewohnheiten gaben der Geſellſchaft eine intereſſante Abwechslung, die man heute vergeblich ſucht, wo Alles ſich gleich trägt und gleich bewegt, gleich handelt und gleichen Genüſſen nachſtrebt. Heutzutage iſt Niemand mehr vermögend, zu erkennen, welchem Stande ein Menſch angehört, den man zum Erſtenmale ſieht. Herr und Diener, Vornehmer und Geringer, Armer und Reicher, Alles ſucht ſich mit demſelben Aufwand zu kleiden und dieſelben Gewohnheiten zur Schau zu tragen. Dieſe Erſcheinung iſt ein charakteriſtiſches Merkmal unſerer Zeit, und man darf wohl vorausſetzen, daß jene Unterſcheidungen in äußerlichen Dingen nie wieder eingeführt werden können.

Am 20. April.

Ich habe Euch neulich von der Malerkunſt unterhalten; nun bitte ich Euch, heute mir in das Gebiet der Tonkunſt zu folgen.

Der Maler, der Bildhauer, der Dichter haften mit ihrer Begeiſterung an mehr oder weniger feſtbeſtimmten Gegenſtänden; die Muſik hingegen wirkt freier und mächtiger; ſie ſchafft ſich eine ihr eigenthümliche Welt, eine Welt von Tönen, wo die herrlichſte Harmonie herrſcht, aus Nichts. Sie hat ihr Urbild nirgend ſichtbar, wir wiſſen nicht, woher es ſtammt, wo wir es treffen, nur eine ahnungsvolle Stimmung, die uns ergreift, offenbart uns ſein göttliches Weſen. Wenn ich früher Euch lehrte, daß die Künſte auf Nachahmung zunächſt beruhen, ſo iſt dies bei der Muſik nicht der Fall; hier liegt mehr eine Vorahnung als eine Nachahmung zum Grunde. In der Muſik herrſcht nur das Ideal des Schönen, die Schönheit allein iſt in ihr Geſetz. Die Begeiſterung wird durch eine weiſe Berechnung beim Schaffen beſchränkt, Melodie und Harmonie werden eng verbunden, aus der Zahl ſieben, ſo viel es Noten gibt, entſpringt der Dreiklang und aus dieſem als Einheit der vollkommene Accord. Mit Hilfe dieſer Mittel laſſen ſich alle Leidenſchaften, alles Göttliche und Menſchliche, das Hohe und Erhabene, die Rührung, die Macht, die Andacht, der kriegeriſche Muth, die Wehmuth, die Freude, kurz alle Empfindungen der Seele darſtellen. Nur die Lüge und Heuchelei, welche dieſe Empfindungen nachäfft, die Gemeinheit und das Laſter, kann dieſe edle und reine Kunſt nicht wiedergeben.

Daher kommt die hohe, an das Wunderbare gränzende Macht, welche die Völker des Alterthums der Muſik zuerkannten. Sie war ſtets bei der Gottesverehrung eingeführt In jedem Tempel ertönte Muſik; auf jedem Altar ſtand eine Gottheit. Die Mythologie, welche unter dem ſchönen Himmel der Griechen erwuchs, lehrte, daß die Sterne ſich beim Tönen einer erhabenen Muſik bewegten, was man unter „Sphärenklang“ begriff, und ſelbſt die Schreckniſſe der Unterwelt mußten vor den ſanften Tönen der Leier des Orpheus ſchwinden. Das Geſetz der Juden, welches ihnen unter dem Donnern des Sinai ertheilt wurde und ein Geſetz der Knechtſchaft war, gab der Schweſter des Hohenprieſters das Pſalterion in die Hand, um den Gott Iſraels zu ſingen. Selbſt in der Wüſte verkünden zwei Chöre junger Leviten das Lob Gottes. Und während des Opfers von tauſend Stieren müſſen zweitauſend und vier und ſechzig Sänger mit Harfenbegleitung den goldenen Tempel des Salomo einweihen helfen. Auch die Tonkunſt iſt es, wodurch David als Knabe ſchon den finſtern Unmuth Saul's zu zerſtreuen verſteht. Und wer ſollte den geheimnißvollen Einfluß der Muſik auf ein umdüſtertes Gemüth bezweifeln, beſonders wenn ſich, wie bei Saul, der Finger Gottes ſo deutlich darin zeigt?

Die chriſtliche Religion, die ganz Liebe iſt, konnte auch der Harmonie der Töne nicht entbehren. Schon den Neugeborenen umfängt ſie in mütterlicher Sorgfalt mit Geſängen der Liebe; ſo begleitet ſie dann den wachſenden Menſchen auf allen ſeinen Wegen mit frommen Liedern. Dem Unglücklichen ſpendet ſie Troſtpſalmen; dem Sterbenden Hoffnungspſalmen; den Völkern aber, welchen ſie ihre Worte nicht verſtändlich machen kann, tönt ihre Orgel mächtig in's Herz, und ihr Donner und ihr ſanftes Säuſeln gibt ihnen zu erkennen, welche Macht der Wahrheit, welche Milde und Liebe in ihrem Schooße ruhen.

Am 21. April.

Die Kirchenmuſik, auch heilige Muſik genannt, deren Beſtimmung es iſt, das Herz des Menſchen mit Andacht zu füllen und ſeinen Blick auf das Ewige und Unvergängliche zu lenken, iſt gewiß die nächſte und erheblichſte Quelle dieſer Kunſt. Sie beſteht aus dem Geſange, der bald in freudig jubelnden, bald in ſchmerzlich wehmüthigen Chören ſich der Menſchenbruſt entwindet und der Klang der Orgel, dieſes alten Inſtrumentes, deſſen Erfindung man der heiligen Cäcilia zuſchreibt, begleitet den Geſang. In dieſer Gattung der heiligen Muſik haben ſich auch die alten italieniſchen Meiſter beſonders hervorgethan. Auch dieſe Kunſt faßten ſie in der großartig erhabenen Weiſe auf, gleich wie ſie die Malerei auffaßten. Als der größte dieſer Meiſter ſtellt ſich Paleſtrina dar, der, wie die alten Maler, ſtreng und ernſt und groß iſt; der das Gemüth ergreift und das Herz erſchüttert, bis daß es in Demuth ſich auflöſt vor dem höchſten, geheimnißvollen Gott und in ſeiner Nichtigkeit Thränen vergießt. Nach ihm kamen Meiſter, welche dieſe Größe nicht erreichen konnten und die Strenge abſichtlich vermieden. Sie ſind noch immer einfach, ſchön und fromm, allein ſie wenden ſich der Anmuth zu und rühren durch dieſe, indem ſie das Gemüth tröſten und erheben. Unter dieſen leuchtet der Meiſter Pergoleſe, der jung ſtarb, allein dennoch für einen der erſten Tonſetzer gilt.

Dieſe Muſik iſt mit Bezug auf die Gottesverehrung im katholiſchen Sinne komponirt, bei welcher ſie die Begleitung zu den gottesdienſtlichen Handlungen des Prieſters am Altare bildet, und es iſt nicht zu läugnen, daß ihr Eindruck, den ſie auf die Gemeinde macht, ein mächtiger und ergreifender iſt.

Da ſich nun bei dem Gottesdienſte der Proteſtanten dieſer Anlaß nicht findet, unter ihnen aber auch das Bedürfniß einer heiligen Erhebung durch die Macht der Tonkunſt gefühlt wurde, ſo kam man auf den Gedanken, große Ereigniſſe, die uns die heilige Schrift erzählt, zu wählen und ſie zur muſikaliſchen Behandlung einzurichten. Hieraus entſtanden Kompoſitionen einzelner Pſalmen und einzelner Bibelſtellen, wie auch größerer Stoffe, die man im Zuſammenhange ausarbeitete und Oratorien benannte. In dieſer Gattung haben ſich nun die deutſchen Meiſter vor allen Andern ausgezeichnet. Von dem erſten und größten in dieſer Art zu komponiren, dem alten Johann Sebaſtian Bach, der Kantor an der Thomasſchule in Leipzig war, bis zu dem neueſten und jüngſten, der ebenfalls große Verdienſte hat, Felix Mendelsſohn-Bartholdy, der königlich preußiſcher Kapellmeiſter iſt, kann man eine große Reihe von Männern herzählen, deren Namen ruhmvoll genannt werden.

Eine Abart dieſer geiſtlichen Oratorien ſind die weltlichen Oratorien, welche Stoffe aus der Geſchichte behandeln und nur der Form nach mit jenen verwandt ſind. Sowie ihr Gegenſtand nicht mehr heilig genannt werden kann, ſo laſſen ſie auch andere Weiſen zu, die nicht mehr ſo ernſt und ſtreng ſind und nicht mehr allein dahin zielen, das Gemüth mit einer erſchütternden Andacht zu füllen, ſondern auch daſſelbe zu erheitern und dem Ohr mit freundlichen und angenehmen Melodien zu ſchmeicheln. Dieſe letztern Oratorien machen bereits den Uebergang zu einer Kunſtgattung, welche eine Erfindung der neuern Zeit iſt, der Oper, die ſich wiederum in ernſte und komiſche Oper theilt.

Unter den ſtrengbibliſchen Oratorien ſtehen die von Händel obenan, der in Deſſau geboren wurde und einen großen Theil ſeines Lebens in London wohnte. Von ihm beſitzen wir den Meſſias, den Judas Maccabäus, den Samſon, in dieſer Art; von dem alten Graun, dem Kapellmeiſter Friedrichs des Großen, haben wir den

Tod Jeſu; von dem großen Johann Sebaſtian Bach, den ich Euch ſchon nannte, die Paſſion; von Joſeph Haydn die ſieben Worte des Erlöſers am Kreuze, und die Schöpfung; von Beethoven Chriſtus am Oelberge; das Weltgericht von Schneider; Paulus von Mendelsſohn-Bartholdy.

Unter den weltlichen Oratorien nenne ich Euch das Alexandersfeſt von Händel, die Jahreszeiten von Haydn.

Von der Oper will ich Euch morgen Einiges mittheilen.

Am 22. April.

Auch die Oper, die Ihr Alle kennt und die heutzutage ſo große Kräfte von Sängern, Inſtrumentiſten, Decorationen, Tänzern u. ſ. w. in Anſpruch nimmt und in ihrer jetzigen Erſcheinung auf dem Theater ſo koloſſal daſteht, war in ihren Anfängen einfach und bewegte ſich in ſehr beſcheidenen Gränzen. Sie nahm ihren Urſprung ebenfalls in Italien, in dem Vaterlande der Künſte, und wurde von dort nach Frankreich und etwas ſpäter auch nach Deutſchland verpflanzt. Von ihr ſchreibt ſich die Einrichtung und Entſtehung unſers modernen Theaters her, das aber, wie wir es jetzt beſitzen, von jenen erſten Operndarſtellungen himmelweit verſchieden iſt.

Auch auf dieſem Felde war es uns Deutſchen vorbehalten, das Höchſte und von allen Nationen Anerkannteſte zu leiſten. Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ſchuf Chriſtoph Gluck ſeine Opern, die noch immer unübertroffen daſtehen. Er war groß und einfach, erfand die lieblichſten und ergreifendſten Melodien und wußte, wie kein Anderer, die Leidenſchaften und Empfindungen in Tönen auszudrücken.

Als er bereits in ſeinem vollen Ruhme glänzte, erſtand ein anderer Meiſter, der mit größerer Heftigkeit auf die Gemüther wirkte, Wolfgang Amadeus Mozart, der zu Salzburg geboren wurde. Schon als Kind von ſieben Jahren glänzte er als Klavierſpieler, und in einem Alter, wo Andere noch mit den Anfangsregeln der Kunſt ſich beſchäftigten, komponirte er ſchon Werke, welche allgemeine Bewunderung erregten. Sein Vater machte mit ihm und ſeiner Schweſter eine Reiſe nach Wien, wo die Kinder am Hofe der Kaiſerin Maria Thereſia Aufnahme fanden, dann gingen ſie nach Paris, wo ſie ebenfalls Alles in Erſtaunen ſetzten. In München, wo ſie auf der Reiſe, die ſie bis nach Italien ausdehnten, eingekehrt waren, komponirte der junge Mozart, im Alter von zwanzig Jahren, ſein erſtes größeres Werk, die Oper Idomeneo, die noch jetzt als Meiſterwerk Anerkennung findet. Im vorigen Jahre wurde ſie auf dem Hoftheater zu München wieder aufgeführt und man fand das Ganze ſo großartig und friſch, daß es noch jetzt, nach ſo langer Zeit, in welcher der muſikaliſche Geſchmack ein ganz anderer geworden iſt und auch die Inſtrumentirung durch die vielen Vervollkommnungen der Inſtrumente anders gehandhabt wird, dennoch die Zuhörer entzückt und begeiſtert hat. Wie viele ſeiner Zeitgenoſſen ſind nur noch dem Namen nach bekannt; wie viele Andere ſind vergeſſen, die einſt ihren Mitlebenden genug gethan haben; während Wolfgang Amadeus Mozart noch immer neu, immer groß, immer unerreicht daſteht. Daraus nehmt die Lehre, liebe Freunde; daß das Wahre, Große und Schöne in den Leiſtungen der Künſtler von keiner Dauer beſiegt wird und keinem veränderten Geſchmacke unterliegt; denn die wahren Regeln bleiben ſtets dieſelben. Der ächte Genius weiß ſie zu finden und ſich anzueignen, und ſeine Werke werden ihm zu einem Denkmal aus Erz, das die Jahrhunderte überdauert.

Am 23. April.

Noch Einen muß ich Euch nennen, der in den Reihen unſerer vaterländiſchen Tonſetzer mit unvergänglichem Ruhme prangt und in der Muſik als ſolche, das heißt ohne Beihilfe von Worten, blos durch Harmonie und Melodie, als einzig und unerreicht daſteht. Dieſer große Künſtler heißt Ludwig van Beethoven, aus Bonn am Rhein gebürtig, der den größten Theil ſeines Lebens in Wien zubrachte und auch dort wie Haydn und Mozart geſtorben iſt.

Beethoven hat nur eine Oper, den Fidelio, componirt, alles andere Große, was er geſchaffen, iſt hauptſächlich für Inſtrumente geſetzt und beſteht aus ſeinen Sonaten und Konzerten, aus ſeinen Trios und Quartetten, aus Quintetten und Sextetten, und endlich aus ſeinen erhabenſten Schöpfungen, jenen neun Symphonien, in denen er das Höchſte geleiſtet, was in dieſem Bereiche der Kunſt geleiſtet werden kann.

Wo die Muſik die Worte begleitet und den Eindruck, den dieſe ſchon machen, nur verſtärkt und dem Gemüthe eindringlicher macht, da erſcheint ſie nicht als ſelbſtändig, nicht in ihrer vollen Kraft, und nur als dienende oder ergänzende Kunſt. Nur wo ſie allein wirkt, frei ihr Harmonienmeer entfaltet, ihre Melodien ausſtrömt, kann von einer vollen Wirkung dieſer Kunſt die Rede ſein. Zwar ſpricht ſie nicht ſo deutlich wie das Wort, allein das iſt auch nicht die Aufgabe, die ſie zu löſen hat. Sie bietet dem Verſtande nichts und hat es nur mit dem Gemüthe zu ſchaffen; ſie regt die feinſten Nervenfaſern an, ſie macht das Blut raſcher fließen, ſie erhöht das ganze Seelenleben des Menſchen. Sieht man die Wirkung der Muſik aus dieſem Geſichtspunkte an, ſo wird man geſtehen müſſen, daß Worte, die ſich mit ihr verbinden, hier nur ſtörend einwirken können, und daß es als höchſte Aufgabe zu betrachten iſt, die Muſik nur als ſolche allein walten zu laſſen. Dieſe Aufgabe iſt es nun, welche Beethoven's Genius vor Allen zu löſen die Macht hatte. In der Wahl der Tonart, in der Benützung der verſchiedenen Inſtrumente, deren Eigenſchaften und Charakter er auf das Genaueſte kannte, in der Anwendung der Maſſen, in den Gegenſätzen, die er ſo meiſterhaft anzubringen wußte, zeigte er ſeine unwiderſtehliche Macht, und er, wie kein Anderer, konnte erheben und erfreuen, entzücken und rühren, mit Wohlgefallen und mit Traurigkeit erfüllen. Bei der Anhörung eines ſeiner Meiſterwerke durchzucken uns bald Schauer der Ahnung, bald durchrieſelt uns die Wonne einer andern Welt; wir fühlen in ſolchen Augenblicken nichts von der beengenden Feſſel dieſes Lebens, wir ſind in einer Stimmung freierer, edlerer, beſſerer Geſchöpfe. Alle Sorge und Trübſal flieht; wir ſind einer höhern Empfindung anheimgegeben.

Beethoven hat in allen ſeinen Werken ſich einen eigenthümlichen Ideengang vorgezeichnet; bald iſt es das Schickſal, deſſen eherner Tritt in den Wohnplätzen der Menſchen vernommen wird; bald malt er uns die Wirren dieſer Welt und ihren Ausgang zur Klarheit; bald den Untergang des Großen und Würdigen, bald wieder den Ausbruch der Freude, die wilde Luſt bis zur Erſchöpfung, das Hereinſtürmen des Unglücks, das Erwachen zu Ruhe und Seligkeit. Dies iſt die Kunſt Beethovens. Bittet Euere Eltern, daß ſie Euch zu Anhörung ſeiner Werke die Gelegenheit nicht verſäumen laſſen, ſuchet ihren höhern Sinn Euch zu deuten und lernt dadurch den Namen des großen Mannes mit inniger Liebe und hoher Verehrung ausſprechen.

Am 24. April.

Ich habe Euch in dieſen Tagen gar mancherlei von den Künſten erzählt und von den großen Männern, welche ſie übten und deren Namen für alle Zeiten glänzen werden. Als ſie aber noch lebten dieſe Männer, da wandelten ſie unter ihren Nebenmenſchen umher, mit allen Unvollkommenheiten der menſchlichen Beſchaffenheit behaftet und allen Irrungen des irdiſchen Lebens ausgeſetzt. Sie waren mit Sorgen belaſtet, mit Sorgen des Körpers, während ihre Seele an die großen Werke dachte, die ſie auszuführen hatten; ſie waren der Mißgunſt, dem Spotte, der Verfolgung ausgeſetzt, weil die kleinen Geiſter es nicht ruhig mitanſehen konnten, daß ſie ihr herrliches Ziel unangefochten und als Sieger erreichen ſollten. Das was jetzt noch nach vielen Jahren den Hörer und Beſchauer zu Bewunderung und Entzücken hinreißt, wurde vielleicht bei ſeinem erſten Erſcheinen bekrittelt und wegwerfend behandelt, weil Neid oder Unverſtand die Stimmführer erfüllte.

Allein die Nachwelt urtheilt gerecht! Dies iſt der Troſt, der allen ernſtlich Strebenden und Schaffenden zugerufen werden kann, der ſie erheben kann über die Angriffe der Partheien, mit denen ſie im Leben in Berührung kommen. Ueberall ſehen wir den großen Geiſtern Denkmale erſtehen, die von der liebenden Verehrung des Volkes Zeugniß ablegen. Sonſt errichtete man nur den Fürſten oder großen Feldherren Standbilder; dieſer Zeit des langen Friedens war es vorbehalten, ſie auch den Fürſten im Reiche des Gedankens, den Meiſtern der ſchönen Künſte zu errichten. In Mainz ſehen wir dem großen Erfinder der Buchdruckerkunſt, Johannes Gutenberg, ein Denkmal ſich erheben, in dem unfernen Frankfurt dem großen Dichter Wolfgang Göthe, in Stuttgart ſeinem Freunde Friedrich Schiller, in Salzburg Wolfgang Mozart, in Bonn Ludwig Beethoven, in Camenz Leſſing, in Osnabrück Juſtus Möſer, in Stendal Johann Winkelmann, und ſo fort. Franzoſen, Italiener und Engländer bleiben nicht zurück, auch ihren großen Männern, die ſich in Wiſſenſchaft und Kunſt auszeichneten, werden Denkmäler geſetzt. Kein Ort, dem irgend eine Berühmtheit angehörte, ſei es durch die Geburt oder durch ihr Wirken, will es unterlaſſen, einen ſeiner Plätze mit ihrem Standbilde aus Erz oder Marmor zu ſchmücken. So ſtehen denn nun dieſe ernſten Geſtalten da und ſehen hernieder auf das junge Geſchlecht, das um ſie ſtrebt und ringt, wie auch ſie es einſt gethan und das ſich an ihrem Anblicke ſtärkt zu großen Thaten und Werken, wie ſie ſie der Nachwelt hinterließen. So geht auch Ihr, liebe Freunde, an keinem ſolchen Denkmale vorüber, ohne Euch in guten und ernſten Vorſätzen zu kräftigen und zu beſtärken!

Am 25. April.

Eine ernſte Betrachtung möge ſich heute an die Mittheilungen der letzten Tage anreihen.

Die erſte Wohlthat der Religion beſteht darin, unſere Erkenntniß zu erweitern. Die Religion iſt die Erzieherin des Menſchengeſchlechts. Unſer Verſtand iſt geſchaffen, um die Wahrheit zu begreifen; daher ſucht er ſie überall und forſcht unabläßig nach ihr. Der menſchliche Geiſt iſt bemüht, neue Kenntniſſe zu erringen, und wenn ſie auch ihm nichts weiter wären, als neue Eroberungen, die er dem Gebiete, das er beherrſcht, hinzufügen kann, von denen er jedoch noch keinen Nutzen zu ziehen weiß. Welchen Werth müſſen nun aber für ihn erſt jene erhabenen, leuchtenden Wahrheiten haben, die mit ſeinem ganzen Weſen im innigſten Verhältniſſe ſtehen, die ihn mit ſeinem Schöpfer bekannt machen, die ihm ſeinen Urſprung enthüllen, die ihm das Ziel zeigen, zu dem er wallt, die ihm den Weg dahin vorzeichnen, die endlich der Grund alles Unterrichts ſind, die Grundlage jeder Tugend, die Quelle jedes Glücks!

Allein dieſe erhabenen Wahrheiten, deren Erkenntniß dem Menſchen ſo nothwendig ſind, mußten ihm durch die Huld und Gnade Gottes gelehrt werden. Wie weit und groß auch die Ausdehnung iſt, welche der Menſchengeiſt zu umfaſſen vermag über Gott und ſeine Vorſehung, über die Natur, den Urſprung und die Beſtimmung der menſchlichen Seele, über die erſte Grundbedingung alles Daſeins und das höchſte Gut, hat er doch nichts als Irrthümer und Widerſprüche zu Tage gefördert. Alle Philoſophen, alle großen Denker, die als das Licht ihrer Zeit und der Gegenſtand der Bewunderung für alle Zeiten betrachtet werden, ſind hin und wieder wohl der Ermittelung jener großen Fragen nahe gekommen, allein ſie haben ſie niemals vollſtändig gelöſt. Nur ein Ergebniß haben ſie erreicht, daß nämlich der menſchliche Geiſt unfähig ſei, die göttlichen Wahrheiten zu faſſen und zu erklären, wenn nicht die göttliche Offenbarung ihm dabei zu Hilfe kommt.

Dieſe Offenbarung, welche ſchon von den Philoſophen des Alterthums geahnt wurde, hat Jeſus Chriſtus der Welt vermittelt. Er verkündete ſie unter göttlichem Einfluſſe und bekräftigte ſie durch Wunder; ſo und nicht anders konnten die Menſchen zur Einſicht des Höhern gelangen.

Möge auch der grübelnde Verſtand die Chriſtusreligion und ihren erhabenen Stifter von allen Seiten zu beleuchten ſuchen und ihre Göttlichkeit läugnen wollen, das iſt ſchon oft geſchehen und hat Beiden nichts geſchadet. Wir fürchten niemals, daß das Chriſtenthum, welches ſich in ſo vielen Stürmen durch zwei Jahrtauſende erhalten hat, jemals durch ſeine Widerſacher geſtürzt werden könne. Dem Chriſtenthum allein verdanken wir alles Edle, Große und Schöne, Geſittung und Milde im Leben, Wahrheit und Erhabenheit im Gebiete der ſchaffenden Kunſt. —

Am 26. April.

Seid Ihr wohl ſchon einmal in einer Herrenhutergemeinde geweſen? Etwa in Herrenhut, in Neuwied, in Gnadenfrei? Habt Ihr ſie wohl ſchon betrachtet in ihrem Leben, in ihrem Gottesdienſte, dieſe einfachen Menſchen, ohne Ehrgeiz. ohne weite Ausſichten, arbeitſam und mäßig und einer muſterhaften Ordnung unterworfen? Man hört in neuerer Zeit viel davon ſprechen, durch Gütergemeinſchaft, das heißt gleiche Vertheilung der Glücksgüter und gleichmäßigen Antheil Aller am Geſammtvermögen die Menſchen glücklich zu machen, ſo daß ihrem Wunſche nichts übrig bleibt, daß ſie nicht durch Streben und Fleiß es weiter bringen können, als alle Andere, daß ſie aber auch nicht zu ſorgen haben und mit allen Andern für gleiche Bedürfniſſe gleiche Befriedigung empfangen. Etwas Aehnliches finden wir in dieſen Brüder- und Schweſtergemeinden, welche in dem Grafen Zinzendorf ihren Stifter verehren.

Die Wohnplätze der Herrenhuter ſind gewöhnlich ſehr regelmäßig angelegt und überaus reinlich, von ſchönen Bäumen umgeben. Alles was auf Luxus deutet, iſt davon ausgeſchloſſen; man ſieht nur auf Zweckmäßigkeit und Einfachheit. Der Eindruck, den ſie machen, iſt ſanft und beruhigend; die Seele tritt hier gleichſam aus der Region der Stürme, welche das Leben in der Welt bewegen und erſchüttern. Die Frauen ſind ſämmtlich auf gleiche Weiſe gekleidet; eine Haube bedeckt ihre Haare, und die Farbe des Bandes, welches ſie tragen, zeigt an, ob ſie verheirathet oder ledig ſind. Alle Männer tragen Kleider von dunklen Farben. Sie beſchäftigen ſich mit Handarbeiten, mit Hervorbringung von allerlei Gegenſtänden, hübſchen Schreiner- und Drechslerwaaren, Band- und Strumpfwebereien u. dgl. Dieſe Gegenſtände verkaufen ſie ſelbſt und der Gewinn, den ſie daraus ziehen, kommt der ganzen Gemeinde zu Gute. Die Arbeit geht ſehr ſtill und regelmäßig vor ſich; nirgends hört man Geräuſch; eine religiöſe Andacht, welche dieſe Menſchen innerlich erfüllt, gibt ſich auch noch außen kund.

Die Unverheiratheten und die Verwittweten bewohnen ein gemeinſchaftliches Haus. Die Männer in dem Bruder-, die Frauen in dem Schweſterhauſe. Sie ſchlafen in großen Sälen beiſammen und Eines wacht, nach der Reihe, um zu beten und die Kranken zu warten.

Statt der Glocken ruft ein geiſtliches Lied, von Blasinſtrumenten ausgeführt, zum Gottesdienſte. Der Betſaal iſt mit weißen Roſen und andern Blumen ausgeſchmückt; die Muſik ertönt während des Gottesdienſtes. Es werden Pſalmen geſungen und das Ganze iſt von großer Einfachheit, die wunderbar auf das Gemüth wirkt. Die Frauen, alle weiß gekleidet, ſind auf der einen, die Männer auf der andern Seite.

Der Kirchhof der Gemeinde iſt einem Blumengarten ähnlich, weil bei jedem Denkſteine ein blühendes Strauchwerk gepflanzt iſt. Alle dieſe Steine ſind gleich, kein Strauch ſelbſt erhebt ſich höher als der andere, und dieſelbe Inſchrift ſteht für Alle da: Geboren den und den Tag, in ſein Vaterland zurückgekehrt den und den Tag. Iſt dieſer letztere Ausdruck nicht ſchön? Iſt es nicht das eigentliche Vaterland, in das uns der Tod zurückführt?

Oſtern wird auf dem Kirchhofe gefeiert; die Gewißheit der Auferſtehung mitten unter den Gräbern! Auch das iſt ein ſchöner Gebrauch.

Seht Kinder, daß auch in der einfachſten Gottesverehrung Erhabenheit liegt, die das Gemüth mit höhern Stimmungen erfüllen kann.

Am 27. April.

So wie ich Euch geſtern durch das Beiſpiel der Herrenhuter zeigte, wie der Menſch ſich der Geſellſchaft unterordnen ſoll, wie jeder Einzelne nur zum Wohle des Ganzen beitragen und in dem Gedeihen der Geſellſchaft, der er angehört, ſeine höchſte Befriedigung, den Zweck ſeines Daſeins finden ſoll, ſo will ich Euch heute einmal den baarſten Gegenſatz vorführen, den Egoiſten oder Selbſtſüchtigen, der nur für ſich lebt und Alles in der Welt und im Leben nur auf ſein geliebtes Ich bezieht.

Herr Liebermann iſt vierzig Jahre alt, ohne etwas Anderes zu denken und zu empfinden, als ſich ſelbſt, ſeine liebwertheſte Perſon. Alle ſeine Reden fängt er mit „ich“ an. Er kennt nur ſolche Uebel, die er empfindet, nur ſolche Freuden, die ihn beglücken. Geht er ſpazieren und ein Regen überfällt ihn, ſo denkt er, daß nur er naß wird; geht er zu Fuß, ſo begreift er nicht, wie die Polizei es erlauben könne, daß Wagen die Fußgänger incommodiren; ſitzt er aber im Wagen, ſo ärgert er ſich über die Fußgänger, welche ſeinen Kutſcher hindern, ſchneller zu fahren. Alle ſeine Handlungen, alle ſeine Gedanken, alle ſeine Ausſprüche beziehen ſich ſtets nur darauf: Welcher Vortheil kann daraus für mich erwachſen? Welche Unbequemlichkeit kann ich davon haben? Wozu kann es mir dienen?

Bei den Leuten ſteht Herr Liebermann in dem Rufe eines ehrlichen Mannes. Allein was thut er, um dieſem Rufe zu entſprechen? Hier ein Beiſpiel ſeiner Dienſtfertigkeit.

An einem Abende beſucht ihn ein Freund und ſagt ihm, daß er ſeines Beiſtandes am andern Morgen um 7 Uhr nöthig habe. Er fügt noch hinzu, daß ſein ganzes Vermögen, das Glück ſeiner Familie davon abhänge. Die Stunde muß eingehalten werden. Nur eine Viertelſtunde ſpäter und alle ſeine Hoffnungen ſind für immer vernichtet. Herr Liebermann verſpricht, diesmal nicht zu fehlen und Alles für ſeinen Freund zu thun. Allein er iſt gewohnt, nur ſtets um 9 Uhr aufzuſtehen, und er lauft Gefahr, den ganzen Tag verdrießlich zu ſein, wenn er ſich von ſolchen Gewohnheiten entfernt, die ihm zur andern Natur geworden ſind. Um 7 Uhr findet ihn ſein armer Freund, der ihn abholen will, noch im Bette. Er bittet und drängt ihn, endlich ſteht er auf, allein er geht niemals nüchtern aus. Sein Arzt hat es ihm verboten, wenn er nicht fürchterliche Kopfſchmerzen bekommen ſoll. Jetzt ſchlägt es acht. Er hat ſich warm gekleidet, Ueberſchuhe, Leibbinden, jede nur mögliche Sorgfalt für ſeine theure Geſundheit bei dem frühen Ausgange genommen. Aber er muß noch einmal zurück, denn er hat vergeſſen, Baumwolle in die Ohren zu ſtecken. Jetzt geht es fort; er ſteigt in ſeinen Wagen und kommt an den Ort ſeines Stelldicheins an. Aber ſeit zwei Stunden iſt die Angelegenheit bereits entſchieden und ſeines Freundes Glück für immer zerſtört.

Was glaubt Ihr nun wohl? wird ſich Herr Liebermann Vorwürfe über ſeine Säumniß machen? wird er Alles verſuchen, ſeinem Freunde auf andere Weiſe zu helfen? keinesweges. Er ſetzt ſich in den Wagen und brummt vor ſich hin; „das war auch nicht der Mühe werth, daß ich mich ſo früh ſchon in Ungelegenheit ſetzte!“

O des gemeinen Egoiſten! ruft Ihr aus, und ich ſtimme Euch vollkommen bei.

Am 28. April.

Heute ſollt Ihr ein Gegenſtück zu dem geſtrigen Beiſpiele vernehmen. Ein Beiſpiel ſo rührend als großartig, das unglaublich ſchiene, wenn es uns nicht von glaubwürdigen Schriftſtellern mitgetheilt würde.

Alexander Menzikow, ein armer Paſtetenbäckerjunge, der dem Zaar Peter I. gefiel und von ihm nach und nach gebildet, zu großen Aemtern befördert und ſogar zum Fürſten erhoben worden war, hing ſeinem Gebieter mit großer Ergebenheit an und rettete ihm einſt in einer Schlacht das Leben mit Gefahr ſeines eigenen.

Der Fürſt Menzikow beſaß große und glänzende Eigenſchaften, allein er beſaß auch nicht minder große Fehler. Seine Habſucht und ſein Ehrgeiz kannten keine Gränzen. Unter Andern hatte er große Summen unterſchlagen, ſtatt ſie zum Beſten des Landes anzuwenden.

Der Zaar Peter reiſte nach Aſtrachan und Menzikow begleitete ihn. Unterwegs erfuhr er plötzlich, daß man ſeine Unterſchleife dem Zaar entdeckt habe und daß ſein Fall nunmehr unausbleiblich ſei. Das Stillſchweigen, welches ſein Gebieter gegen ihn beobachtete und ſeine finſtern Geſichtszüge, verkündeten ihm nichts Gutes, da er die unbeugſame Strenge Peter's kannte. Menzikow gerieth in Verzweiflung. Schon ſieht er ſich von der Höhe ſeiner Stellung in Armuth und Elend geſtürzt; ſchon ſieht er die ſchneebedeckten Steppen Sibiriens im Geiſte, eine einſame Verbannung, das Beil, welches ſeinem Haupte droht; ſein Verſtand verwirrt ſich bei dieſen Gedanken; er fühlt das Blut in den Adern kochen, ein heftiges Fieber ergreift ihn. Er muß in einer ärmlichen Hütte an der Straße bleiben, und liegt drei Wochen in fürchterlichen Phantaſien.

Endlich erwacht er wieder zum Leben und ſein matter Blick ſucht die Gegenſtände, die ihn umgeben, zu erkennen. Alles ſcheint ihn verlaſſen und aufgegeben zu haben, nur ein einziger Mann weilt bei ihm; dieſer Mann pflegt ihn und richtet Troſtesworte an ihn. Kaum traut er ſeinen Augen: dieſer Mann iſt ſein Gebieter, ſein Zaar, iſt Peter der Große.

Dieſe Entdeckung gibt ihm mit einem Male Kraft und Leben zurück. Heiße Thränen rinnen über ſeine Wangen; er ſtürzt dem Monarchen zu Füßen, der ihn aufhebt.

„Iſt es möglich! Großer Gott! Ihr ſeid's, mein Herr und Gebieter?“ ruft Menzikow aus.

„Ja, ſeit drei Wochen bin ich nicht von deinem Bette gewichen,“ ſpricht Peter.

„So liebt Ihr mich noch, mein Zaar! ſo habt Ihr mir vergeben! Ihr habt nicht den Todesſtab über den Schuldigen gebrochen?“ ruft Menzikow aus.

„Unglücklicher!“ erwiedert der Zaar, indem er ihm die Arme entgegenbreitet, „konnteſt du denken, daß ich es vergeſſen würde, daß du mir einſt das Leben gerettet?“ —

Seht, liebe Freunde! das iſt ſchön und groß. Wie Viele vergeſſen die Wohlthaten, die man ihnen erzeigte, und hier verzeiht ein Kaiſer dem Verbrecher, weil er ihn, von Dankbarkeit getrieben, nicht ſtreng zu richten vermag. Bei wahrhaft großen Seelen findet ſich ſtets die Dankbarkeit am lebendigſten ausgeſprochen; dies iſt eine Erfahrung, die oft ſchon gemacht wurde.

Am 29. April.

Es gibt Eindrücke, welche die Seele ſo ſtark ergreifen, daß die Worte fehlen, um Andern eine Schilderung davon zu entwerfen. Der Künſtler, der von einem ſolchen Gedanken erfüllt iſt, vermag ihn nur ſelten im Bilde wiederzugeben. Dieſes Gefühl ergreift mich, indem ich es unternehmen will, Euch die Empfindungen zu ſchildern, die ich hatte, als ich zum erſten Male die Alpenkette vor mir ausgebreitet liegen ſah. Schon in München ſchimmerte ſie am Horizont bald bläulich, bald ſilbern, bald dunkler, bald heller, je nachdem das Licht der Sonne ſie beſchien. Jetzt näherte ich mich den Bergen, und mit jedem Schritte erhoben ſie ſich mehr und mehr und erſchienen mir majeſtätiſcher. Jetzt ſah ich ſchon deutlich die Schluchten, die Felſenzacken, und nahm wohl auch hier und dort einen Waſſerfall wahr, der wie ein Silberfaden ſich von der Höhe herabſchlingelte.

Es war Morgen; die Sonne war im Aufgeben begriffen. Ein Theil des Gebirges war noch mit einer azurfarbenen Tinte bekleidet, die den Wellen des Meeres ähnlich ſah, während andere Parthien ſchon lichter zu werden begannen. Ein ſtarker Thau glänzte auf allen Gräſern und Blumen der Wieſe, auf allen Blättern der Geſträuche; ein friſcher Luftzug ſpielte in dem Gezweige der jungen Bäume und mit den langen Blättern der Weiden am Ufer des Baches; und auf meinem Wege zur Rechten und Linken öffneten ſich die kleinen Thüren der Hütten, aus denen die Anwohner des Gebirgs ihrer Arbeit nachgingen und die Kleinen jubelnd hervorbrachen, um Blumen zu pflücken, oder im Garten zu ſpielen. Alles ſtreifte den Schlaf von den Gliedern, Alles belebte ſich. Der Hirte trieb ſein Vieh aus, die Fuhrleute gingen, die Pferde antreibend, neben den ſchweren Wagen auf der Straße einher, und Alle, die ſich begegneten, wechſelten einen frohen Morgengruß.

Ich wanderte zu Fuß und erreichte bald ein anmuthiges Thal, welches ſich zwiſchen den Bergen dahinzog. Ich war glücklich, dieſe reine Luft zu athmen, dieſes ſchöne Bild zu ſehen und den Eindruck dieſer heiteren und erhabenen Natur in mich aufzunehmen.

Die Berge erhoben ſich vor mir in einzelnen Felswänden von rieſenhohen Spitzen gekrönt. Hinter ihnen ſtrebten Andere noch höher, und das Ganze bildete ſo eine fortlaufende Kette. Manchmal war es, als wenn dieſe mir den Weg abſchneiden wollte; ich ſah mich von allen Seiten von unüberſteiglichen Höhen eingeſchloſſen. Allein ich ſchritt muthig weiter, eine Schlucht öffnete ſich vor mir, die Straße führt hindurch, indem ſie ſich den Beugungen der Felſenvorſprünge anſchließt. Bal dwurde das Thal enger, bald weiter; oft war es wie ein weites Baſſin, in welchem nur das Waſſer fehlte, um einen ſchönen See daraus zu bilden. Dabei veränderte ſich, wie Ihr leicht denken könnt, immerwährend die Scene. Die Kuppen der Berge ſelbſt waren hier wie Pyramiden geſtaltet, dort abgerundet, hier abgeplattet, dort gleich Trümmern zerriſſen. Bis zu ihrer mittleren Höhe waren ſie mit Tannen und Föhrenwäldern bedeckt, aus deren Dunkel die lichtgrünen Matten hervorſahen, auf denen man ein Bauerngehöfte, und darüber hinaus, hochdroben am Karſte, weidendes Vieh und eine Sennhütte gewahrte.

Unten im Thal war der Boden mit Pflanzungen bedeckt, die verſchiedenartigſten Baumgruppen ſah man überall verſtreut, und der lachende Anblick derſelben erfreute das Herz, während die hohen Berge die Seele mit Schauer erfüllten.

Jetzt bei einer Wendung bleibe ich erſtarrt ſtehen. Die rieſenhafte Zugſpitze, ein Berg von zehntauſend Fuß Höhe, deſſen Scheitel mit ewigem Schnee bedeckt iſt, zeigt ſich den Blicken. Die frühen Strahlen der Sonne laſſen das Eis des Gletſchers wie klares Silber erſcheinen, und das Grün der Vorberge wird dadurch nur um ſo friſcher und ſaftiger. Um den Anblick länger zu genießen, trat ich in die Hütte einer alten Bäuerin und ließ mir ein Glas friſche Milch reichen, die ich, im friſchen Graſe ausruhend, langſam verzehrte.

Nichts ſtimmt ſo feierlich und erhebt die Seele ſo ſehr, um die Größe ihres Schöpfers zu faſſen, als ein ſolcher Morgen im Gebirge. Ihr, die Ihr ſo glücklich ſeid, in ſolcher Gegend zu wohnen, werdet ſchon oft Aehnliches empfunden haben; Ihr Andern aber, die Ihr den Anblick noch nicht kennt, ſuchet, ſobald Ihr es könnt, ihn Euch zu verſchaffen.

Am 30. April.

Ein fürchterlich ſchönes Schauſpiel gewähren im Gebirge die Schneelawinen. Schön iſt der Anblick, wenn man ihn vom ſicheren Standpunkte genießen kann, und die Schneemaſſe in ein unbewohntes Felſenthal hinabſtürzt, wo ſie keinen Schaden anrichten kann. Allein ſchrecklich iſt ſie dem Wanderer, den ſie erreicht, ſchrecklich dem Bergbewohner, deſſen Hütte ſie zertrümmert und mit ſich fortreißt. In jedem Winter hört man von den Unglücksfällen, welche die Schneelawinen in Tyrol und in der Schweiz anrichten. Ich will Euch eine recht traurige Geſchichte davon erzählen.

Auf der Südſeite des Ober-Innthales ſtand ungefähr zwei Stunden über dem Stifte Stams ein Jägerhaus. Der Jäger war geſtorben, und ſechs von ſeinen Kindern, ein Burſche von zwanzig Jahren, und fünf jüngere Töchter bewohnten jetzt das Haus. Ein anderer Sohn diente zu Stams im Stifte. Es war Neujahrstag und die Kinder waren herab zur Kirche gekommen. Die eine Tochter blieb im Dorfe zurück, die Andern kehrten heim. Am Abend beobachtete der Burſche das Wetter, und meinte, es könne vielleicht Nachts eine Lawine niedergehen, weßhalb er wachen wollte, während ſeine Geſchwiſter zu Bette gingen. Es ließ ihm keine Ruhe, und um zwei Uhr ging er wieder vor die Thür, um das Wetter zu beobachten. Es ſchien ihm jetzt noch bedenklicher als zuvor, und wie er nun in die Hütte trat und ſeiner Schweſter, welche in der anſtoßenden Kammer ſchlief, ſeine Beſorgniß mittheilen wollte, brach die Lawine mit fürchterlichem Krachen los und begrub das Haus und ſeine armen Bewohner. Sie wären unrettbar verloren geweſen, wenn nicht glücklicher Weiſe die ungeheure Schneemaſſe den Lauf eines Bergſtromes gehemmt hätte. Als man nun am folgenden Tage das Ausbleiben des Baches zu Stams bemerkte, da muthmaßte man ſogleich, daß wohl eine Lawine die Urſache davon ſein müſſe. Der Prälat des Stifts ſandte alsbald den Bruder, der im Stifte diente, hinauf, um zu ſehen, ob ſeinen Geſchwiſtern keine Gefahr drohe. Nach ſehr beſchwerlichem Wege war dieſer endlich bis zu der Stelle gelangt, wo nach ſeinem Vermuthen das väterliche Haus geſtanden haben mußte, denn Alles ringsumher war ſo ſehr vom Schnee überſchüttet und verwüſtet, daß der Platz nicht wieder zu erkennen war. Am ſpäten Abend kehrte der ausgeſandte Bote nach dem Stifte zurück, und berichtete weinend, was er geſehen hatte.

Während der Nacht konnte nichts unternommen werden, allein mit dem früheſten Morgen wurden Leute abgeſandt, um die Unglücklichen, die man jetzt ſchon todt wähnte, auszugraben und anſtändig zur Erde zu beſtatten. Schon hatten dieſe Männer nach vieler Mühe mit langen Stangen die Trümmer des Hauſes tief drunten im Schnee entdeckt, als ihnen Andere, die ihrer Arbeit aus der Ferne zuſahen, entgegenriefen, ſie ſollten ſich eiligſt zurückziehen, weil von Neuem Lawinen loszubrechen drohten. So mußten ſie denn unverrichteter Sache heimkehren.

Am 4. Januar war ein ſo heftiges Schneegeſtöber und ein ſo fürchterlicher Sturm, daß nicht daran zu denken war, die Leichname der Verſchütteten auszugraben. Am 5. endlich brach die ganze Gemeinde auf und ging rüſtig an's Werk. Man gelangte endlich bis zum Dache des Hauſes, und als dieſes weggehoben war, ſtieß man zuerſt auf die zerquetſchten Leichname von zwei Töchtern. Man dachte nun nicht anders, als die andern Kinder ebenfalls todt zu finden. Doch wie es weiter kam, will ich Euch morgen erzählen.

Am 1. Mai.

Ihr habt wohl noch die traurige Geſchichte recht gut im Gedächtniß. Die beiden verunglückten Mädchen wurden bei Seite geſchafft, und unſere wackeren Tyroler graben und ſchaufeln unermüdlich weiter. Nur hinderte das Gebälk des Hauſes, das verſchränkt über und durcheinander lag, die Annäherung zu den Leichnamen. Man mußte daher die Balken durchhauen. Sorglos flogen die Aexte in das morſche Holz, daß die Spähne nach allen Seiten flogen, doch plötzlich hielten alle Arme inne, Aller Augen blickten nach der Tiefe; kaum wagten die Männer zu athmen. Eine ſchwache Stimme tönte von unten herauf, welche einzuhalten bot, aus Furcht, den Vergrabenen zu verwunden. Als das erſte Erſtaunen vorüber war, griff Alles wieder tapfer zu, um den Schnee wegzuſchaffen und das Gebälk zu heben; und da hatte man denn die Freude, den Sohn des Jägers ganz wohlbehalten, wie es ſchien, an das Tageslicht zu ſchaffen. Jetzt grub man weiter und ſtieß auf die Kammer, aus welcher man die älteſte Tochter auch noch lebend hervorzog. Das Kleinſte der Geſchwiſter lag noch tief unter dem Schutt, aber ein rüſtiger Knecht kroch bis zu ihm hin und rettete es ebenfalls. Auch das Kind lebte noch. Die Balken hatten ein ſchützendes Dach gebildet und die armen Verſchütteten zwei und achtzig Stunden auf wunderbare Weiſe am Leben erhalten.

Man brachte die Geretteten im Triumph nach dem Stifte, wo ſie ſogleich alle Pflege, deren ſie bedurften, und auch ärztliche Hülfe erhielten. Der Burſche ſtarb jedoch ſchon nach einigen Tagen; die ältere Schweſter und das Kind wurden gerettet. Merkwürdig waren die Aeußerungen des Burſchen, als man ihn befragte, wie ihm in ſeiner Lage zu Muthe geweſen ſei. Die Zeit habe ihm nicht gar ſo lang geſchienen, und er glaubte, gleich am Morgen nach jener unglücklichen Nacht befreit worden zu ſein. Nur der Durſt habe ihn ſehr gepeinigt. Aus einer Ritze ſuchte er etwas Schnee loszukratzen und damit labte er ſich. Die ſelige Empfindung, als er ſein Grab ſich aufthun und wieder Menſchen ſah, vermochte er nicht zu beſchreiben. „Es ſchien mir,“ ſagte er, „als wenn der Himmel ſich öffnete und alle Heiligen zu mir herniederſtiegen.“

Die beiden lebengebliebenen Kinder ließ der wackere Prälat erziehen und verſorgte ſie ſpäter.

Am 2. Mai.

Will man einen ſicheren Beweis davon erlangen, daß Harmonie und Melodie alle Weſen der Schöpfung verbinden, ſo belauſche man nicht nur die Menſchen, die durch Erziehung und einen gebildeten Geiſt Geſchmack an heiterer Kunſt finden, ſondern man lauſche auch denen, die blos dem Inſtinkte zu folgen ſcheinen, wie die Kinder, die Landbewohner, die Wilden und ſelbſt die Thiere; überall wird man erkennen, daß alles Lebende in nothwendiger Beziehung zur holden Melodie ſteht.

Beobachten wir einmal dieſen Zug in dem Blumengehege früherer Kindheit. Ich ſehe eine Wiege, in ihr ein ſchwaches, weinendes Kind; die Mutter droht ihm, es weint heftiger; ſie ſingt und es wird ruhig; es hört auf zu ſchreien, um dem Takte des Liedes zu folgen; es ahmt es nach und antwortet durch ein leiſes Murmeln. So auch der kleine Vogel, der unter dem Fittig ſeiner Mutter ihr Gezwitſcher ablauſcht und ihren Geſang wiederholt. Bei dem erſten Fluge, den er wagt, wird er auch ſogleich in das Concert der Waldſänger einſtimmen.

Beſuchen wir einmal eine abgelegene Gebirgsgegend, bewohnt von einfachen, plumpen und ungebildeten Leuten. Verſucht es einmal, mit dieſen von der Dichtkunſt, der Malerei, der Bildhauerkunſt, von der Beredſamkeit und dergleichen Dingen zu ſprechen. Sie werden zuhören, ohne etwas zu verſtehen, ſie bleiben unempfindlich, ſo ſehr Ihr Euch mit ihnen abmühet. Allein laßt eben dieſe Leute ſchöne Lieder hören, wie werden ſie da die Köpfe heben und aufmerkſam ſein; ja ſie werden ſich rühren laſſen, ein höheres Gefühl wird ſich offenbaren, und ſie werden dadurch zeigen, daß ſie Menſchen ſind gleich uns. Darum ſingen die Hirten ſo gern und blaſen ihre Schalmei; und an Feſttagen hört man überall luſtige Weiſen ertönen.

Jetzt wollen wir uns einmal zu andern Geſchöpfen wenden. Beobachten wir das geflügelte Volk der Lüfte, das flüchtige Volk der Wälder, überall werden wir der Empfänglichkeit für Melodie begegnen. Beim Erwachen der Natur begrüßen die Vögel den Aufgang der Sonne, und ſcheinen mit einander zu wetteifern, wer ſie am ſchönſten begrüßen könne. Ihr Geſang beginnt mit der Morgenröthe und endet mit dem Abend, ja die einſame Nachtigall läßt ihren zauberiſchen Geſang noch in der Nacht ertönen, und entzückt den Hörer um ſo mehr, wenn Alles ringsum in Ruhe und Stille verſunken iſt.

Wer wollte jetzt wohl noch zweifeln, daß die Macht der Töne die ganze Natur durchzieht? Die Natur ſelbſt weiſet Euch darauf hin, indem Ihr bei der Arbeit ſingt, um Euch die Mühe zu erleichtern, indem Ihr ſingt, um Euch die Langeweile zu vertreiben, oder Euren Kummer zu verſcheuchen. Es ſingt der Bauer am Pfluge, der Mäher im Felde, der Hirte bei der Heerde, der Schmied vor ſeinem Feuer, der Fiſcher, der auf den Moment wartet, ſeinen Fang heraufzuziehen, der Schiffer in ſeinem Fahrzeug. Und ſo ſingen die Unglücklichen ſelbſt in ihrer Einſamkeit, ſelbſt die Gefangenen; und mit dem Geſange ſcheint der Kummer von ihnen zu weichen, die Stunden ſcheinen zu fliehen; das Ende der Leiden ſcheint ſchneller herbeikommen zu wollen. So wiſſen wir es denn durch dieſe unwandelbare Hinneigung, durch dieſen gemeinſchaftlichen Zug, daß harmoniſche Töne, daß der Geſang ein nothwendiges Geſchenk der Natur für alle Weſen der Schöpfung iſt.

Am 3. Mai.

Werft einmal mit mir einen Blick auf dieſe Landkarte, da ſehet Ihr Deutſchland vor Euch, von ſeinen Meeren umgeben, von ſeinen Gebirgen durchzogen, von ſeinen Flüſſen durchſchnitten. Für jetzt wollen wir uns einmal die Flüſſe betrachten. Da bemerkt Ihr im ſüdlichen Theile einen gar mächtigen Strom, der von Weſten dem Oſten zufließt. Ganz unſcheinbar beginnt er ſeinen Lauf, und wird immer rieſenhafter, bis daß er nach einer Strecke von dreihundert Meilen, durch viele Wendungen, nachdem er die Gränzen Deutſchlands längſt verlaſſen, in's ſchwarze Meer fällt. Dieſer Strom iſt die Donon.

Auf dem Schloßhofe zu Donaueſchingen, der Reſidenz des Fürſten von Fürſtenberg, auf der rauhen Schwarzwaldhöhe gelegen, iſt die Quelle der Donau. Sie entſpringt aus dem Zuſammentreten dreier Gewäſſer, die unterhalb Donaueſchingen den Namen Donau erhalten. In Schwaben, welches ſie zuerſt durchſtrömt, iſt ſie noch nicht ſchiffbar, ſie wird es erſt bei Ulm, von wo ſie in neueſter Zeit ſchon mit Dampfſchiffen befahren wird. Bei ihrem Eintritt in Baiern werden ihre Ufer maleriſch, und der König von Baiern hat dafür geſorgt, ſie mit ſchönen Denkmalen zu ſchmücken. Das Erſte dieſer Denkmale iſt die Siegeshalle bei Kellheim, dem Andenken der durch die Baiern gewonnenen Schlachten gewidmet; das Zweite iſt die Wallhalla zu Regensburg, dem Ruhme großer deutſcher Männer gewidmet. Von Regensburg bis Paſſau wird die Donau immer bedeutender. Hier vereinigt ſie ſich mit Iſar und Inn, die beide aus Tyrol kommen, und tritt herrlich in die Oeſtreichiſchen Lande, die ſie ganz durchſtrömt. Viele Städte, Flecken, Paläſte, Klöſter und Ruinen ſpiegeln ſich in ihren Wellen. Auch die Hauptſtadt des Kaiſerreichs, das prächtige Wien, iſt an ihren Ufern erbaut. Nun verläßt ſie Deutſchland; ein fremdes Volk bewohnt ihre Ufer; eine andere Sprache, andere Sitten bemerken wir. Es ſind die Magyaren oder Ungaren. Das ſchöne Preßburg, die prächtigen Städte Peſth und Ofen, die an beiden Ufern einander gegenüberliegen; endlich rauhe Felſengegenden, und wir treten in ein unwirthliches Land. Kaum erkennen wir mehr unſeren deutſchen Strom, der in Schwaben und Baiern uns ſo eigenthümlich zu gehören ſchien. Slaviſche Völkerſchaften, Muſelmänner, treiben in Fahrzeugen und an den Ufern ſich umher. Wir ſind in der Wallachei, in der Moldau, in Rußland, bis wir endlich die Mündung erreicht haben, wo der Strom ſich in ſechs Arme zertheilt und ſo gewaltig in das ſchwarze Meer ſich ergießt, daß ſeine Strömung auf zehn Meilen weit bemerkbar iſt.

Lehrreich iſt es, dem Laufe eines ſolchen Stromes zu folgen, der klein in ſeinen Anfängen zu ſolcher Macht heranwächst; durch kleine Zuſtrömungen genährt ſeinem Ziele entgegeneilt, welches darin beſteht, ein noch Größeres, als er, zu erhalten, durch ſeine Maſſe zu verſtärken und ſpurlos darin zu verſchwinden. Sehet darin ein Bild Eures eigenen Daſeins. Der Menſch entſpringt aus kleinem Anfange, nimmt ſeine Nahrung von Außen, wächst und gedeiht, und kehrt in den Schooß der allnährenden Natur zurück, um andern Weſen Leben zu geben.

Am 4. Mai.

Unter allen Schlachten, welche eine große Entſcheidung für das Schickſal der Staaten herbeiführten, war wohl die Schlacht bei Belle-Alliance, welche der Herrſchaft Napoleons ein Ende machte, eine der merkwürdigſten, aber auch eine der blutigſten. Es war in den ſchönen Sommertagen des Jahres 1815, als ſie geſchlagen wurde. Die Natur grünte und blühte, als die Menſchen ſich hier zu Tod und Verderben begegneten. Die Heere der Preußen und Engländer, die als Bundesgenoſſen vereinigt waren, ſtanden dem franzöſiſchen Heere gegenüber. Die Feldherren jener, der Herzog von Wellington und der greiſe Blücher auf der einen Seite, und auf der andern der Kaiſer Napoleon, der hier ſeinen letzten Wurf wagen ſollte. Er mißlang ihm. Nach einem fürchterlichen Kampfe war er vollſtändig beſiegt worden. Allein dieſer Kampf war ſo mörderiſch geweſen, daß das Schlachtfeld einen Anblick bot, der ſelbſt die Krieger, welche an ſolche Anblicke gewöhnt waren, mit Schauder erfüllte.

An der Stelle, wo am wüthendſten gefochten wurde, war die Erde mit Todten und Sterbenden ganz bedeckt. Auf und zwiſchen denſelben lagen Haufen von Waffen und Trümmern. Pferde ohne Reiter ſprengten wild umher, viele verwundet und vor Schmerzen wüthend geworden, andere ſchrecklich verſtümmelt, die unbeweglich in Strömen von Blut lagen. Während der Angriffe der Kavallerie wurden die Verwundeten ohne Unterſchied von Freund und Feind unter den Hufen zermalmt. Ueberall ſprangen Bomben, oft ganze Pulverkarren in die Luft. Jene Verwundeten, welche ſich noch fortzuſchleppen vermochten, ſuchten die ſogenannten fliegenden Spitäler zu erreichen; dies ſind große Wagen, die zur Aufnahme Kranker und Verwundeter eingerichtet ſind, und im Gefolge der Heere ſich befinden. Einen ſcheußlichen Anblick gewährt es, zu ſehen, wie die gemeinſte Habſucht ſich ſelbſt mitten in dieſe Schreckniſſe wagte, um ſich ein Genüge zu thun. Männer und Frauen durchſtrichen das Schlachtfeld, von der Sucht nach Beute getrieben. Nicht blos die Sterbenden und Verwundeten wurden ihrer Kleider und Habſeligkeiten beraubt. Wie mancher Jüngling, auf den ſein Vater die ſchönſten Hoffnungen geſetzt hatte, ſtarb hier in weiter Ferne von der Heimath, unter den unſäglichſten Qualen, noch im Verſcheiden von rohen Händen mißhandelt.

Dies ſind die Schreckniſſe des Krieges, der zu Anfang dieſes Jahrhunderts von einem Einzigen über die Menſchheit verhängt war, bis daß nach ſeinem Untergange der milde Friede heraufzog, der nun ſchon ſeit dreißig Jahren die Welt beglückt.

Am 5. Mai.

Geſtern ſchilderte ich Euch die Schlacht, welche Napoleons Herrſchaft zu Ende brachte. So wiſſet denn, daß heute ſein Sterbetag iſt. Es war am 5. Mai 1821, als er Abends 6 Uhr, als ſoeben ein Kanonenſchuß vom Fort den Untergang der Sonne verkündete, auf St. Helena den Geiſt aufgab.

Wer auch von dieſem Geiſte ſchwer zu leiden hatte, welche Ströme Bluts auch durch ihn vergoſſen worden waren, dennoch muß man bekennen, daß dieſer Geiſt groß war, und daß er viel Großes und Herrliches zuwege gebracht hat.

Die Welt, die Napoleons Kriege ſo lange erſchüttert hatten, ſehnte ſich nach Ruhe, und da dieſe von ihm nie zu erwarten war, brachten ihn die Engländer, denen er ſich nach ſeiner Niederlage auf Gnade oder Ungnade ergeben hatte, nach jener einſamen Inſel St. Helena, inmitten der weiten Gewäſſer des Oceans, deren Namen früher kaum genannt wurde, jetzt aber eine ewige Berühmtheit erlangt hat.

Napoleon hatte während ſeines ganzen Lebens dem Tode zu oft in's Auge geſehen, als daß ihm die letzte Stunde eine unnöthige Angſt hätte einflößen ſollen. Er wußte, daß ſeine Auflöſung ihm nahe bevorſtand, er ſprach davon und lächelte, wenn ſeine Umgebung dieſen Gedanken ihm auszureden ſich beſtrebte. Er durchſchnitt die Glockenſchnur an ſeinem Bett und fragte: „Vermöget ihr dies wohl wieder ganz zu machen? Für mich gibt es kein Mittel zur Heilung; aber mein Tod wird ein heilender Balſam für meine Feinde ſein. Wohl hätte ich noch gewünſcht, meine Frau und meinen Sohn wieder zu ſehen. Aber der Wille Gottes geſchehe.“ Dann fügte er noch hinzu: „Der Tod iſt nicht ſchrecklich, ſeit drei Wochen hat er an meinem Bette bereits geſtanden, und jetzt muß ich ihm zur Beute werden.“ Ein anderesmal ſagte er: „Wenn mich meine Feinde hätten erſchießen laſſen, ſo wäre ich doch wenigſtens den Tod eines Soldaten geſtorben.“

Das neue Wohnhaus, welches für Napoleon gebaut worden war, war ſoeben fertig geworden. „Es wird mir zum Grabmale dienen,“ ſprach er, und in der That, die Steine, um ſeine Gruft zu bauen, wurden von dem Hauſe genommen.

Wenn er gleich als ein Held ſtarb, ſo ſchmerzte es ihn doch, ſeinen Sohn, den er in Europa zurückgelaſſen hatte, nicht noch einmal an ſein Herz drücken zu können. Dies Gefühl beſchäftigte ihn in ſeiner letzten Stunde. Er ließ ſich das Bildniß des jungen Königs von Rom an ſein Bette bringen, betrachtete es lang und ſegnete es. Seine letzten Augenblicke raubten ihm die Beſinnung, er ſcheint in Phantaſien hinübergeſchlummert zu ſein, die ihm das Getümmel einer Schlacht vergegenwärtigten. „Die Spitze eines Heeres“ waren die letzten Worte, die ſein Mund ſprach. — So endete der Mann, der auf einem der mächtigſten und ſchönſten Throne der Welt geſeſſen hatte, auf einer faſt wüſten Inſel, von wenigen Treuen umgeben, ſein thatenreiches Leben.

Am 6. Mai.

Bei allen Völkern wird wohl eine ſchöne Hand und ein ſchöner Fuß zu den Vorzügen des menſchlichen Körpers gehalten. Wenn nun gleich Größe oder Kleinheit dieſer Körpertheile nicht durch künſtliche Hilfsmittel erzielt werden können, ſo iſt man doch im Stande, durch beſondere Pflege, die man denſelben angedeihen läßt, für ihre Schönheit zu ſorgen. Schon die Alten, namentlich die Römer, richteten ihr Augenmerk darauf, und weil man damals noch keine Handſchuhe trug, ſo legte man deſto größeren Werth auf das Zierliche der bloßen Hand. Vor allem mußten die Nägel hübſch glatt und rund abgeſchnitten ſein, und glänzend ſcheinen. Zu den Nägeln ward ſtatt der Scheere ein kleines Meſſer gebraucht. Wer reich war und ſich von ſeinen Sclaven bedienen ließ, übergab dieſen auch die Sorge für die Nägel; wer nicht ſo reich war, ging zu einem Barbier, der auch dieſe Dinge verrichtete, weil Niemand ſich die Mühe ſelbſt geben wollte.

Welcher Werth im Alterthum auf eine ſchöne Hand gelegt wurde, mag die Sitte beweiſen, die Finger mit Ringen zu ſchmücken; denn mit einer häßlichen Hand wird wahrlich Niemand auf den Gedanken kommen, die Aufmerkſamkeit der Leute noch beſonders auf ſie hinzulenken. Die alten Aegyptier trugen ſchon Ringe, von ihnen nahmen die Griechen dieſe Sitte an, von dieſen die

Hetrusker, von welchen ſie die Römer erhielten. Die erſten Ringe waren von Eiſen und wurden nur von Kriegern getragen, und zwar auf dem vorletzten Finger der Hand, der davon der Ringfinger hieß, woraus ſpäter, als man goldene Ringe zu tragen anfing, die Benennung „Golkfinger“ entſtand. Als Luxus und Pracht ſich unter den Römern immer mehr verbreiteten, trugen Leute aus dem Volke, Soldaten und freigelaſſene Sclaven goldene Ringe.

Die Sitte, Handſchuhe zu tragen, entſtand wahrſcheinlich aus dem Grunde, um ſich gegen Froſt oder Stiche der Inſekten zu ſchützen. Die erſten Handſchuhe waren von Leder, unförmlich und ohne Finger, wie die heutigen Fäuſtlinge. Die Panzerhandſchuhe, welche die Ritter trugen, hatten Eiſenplatten oder Eiſenſchuppen. Nachher trug man Handſchuhe von Tuch, auch wohl ſeidene mit baumwollenem Rande. Erſt im Mittelarter wurde der Gebrauch eingeführt, Handſchuhe bei dem Beſuch der Kirchen anzuziehen. Papſt, Kardinäle und Biſchöfe waren die erſten, welche ſie bei ihren gottesdienſtlichen Verrichtungen anlegten. Es gab eine Zeit, wo man den Hut aufbehalten durfte, die Handſchuhe jedoch ausziehen mußte, als Zeichen der Ehrfurcht vor hohen Perſonen. Später wurde es anders. Jetzt iſt die Sitte eingeführt, in keine Geſellſchaft ohne Handſchuhe zu treten. Ja, man iſt ſogar noch weiter gegangen, und hat ihre Farbe vorgeſchrieben: ſie ſollen nämlich weiß oder blaßgelb ſein. Es gibt Leute aus den vornehmen Ständen, welche beim Spielen, beim Eſſen, kurz bei allen Verrichtungen ihre Handſchuhe anbehalten. Nach der Aeußerung ſolcher Leute iſt ihnen der Handſchuh gleich der angewachſenen Haut. Es legt ihnen keinen Zwang auf, den Handſchuh zu tragen, wohl aber würden ſie es unangenehm empfinden, wenn ſie ihn ausziehen müßten.

Für Euch, liebe Kinder, iſt daraus folgende Lehre zu ziehen: Es iſt Recht, wenn Eure Beſchäftigung es erlaubt, Euch den Schmuck einer ſchönen Hand zu bewahren, wie es denn überhaupt mit Unrecht den Vorwurf der Eitelkeit nach ſich zieht, Vorzüge der Geſtalt zu pflegen, um ſie bis an ſein Lebensende zu erhalten zu ſuchen. Nur wenn die Sorgfalt für ſolche Pflege zur Hauptſache gemacht wird, und alles Andere darüber vernachläſſigt werden ſollte, iſt ſie ſträflich und unzuläſſig. Was die Handſchuhe in'sbeſondere betrifft, ſo muß man ſich ſchon darnach richten, was unter ſeinen Standesgenoſſen gebräuchlich iſt, ſonſt kommt man zu dem Namen eines Sonderlings, den geſcheide Leute mit Recht gern vermeiden.

Am 7. Mai.

Als ich neulich Euch etwas von der Donau erzählte, da werdet Ihr wohl meine Abſicht gemerkt haben, Euch auch von andern berühmten und merkwürdigen Strömen Manches mitzutheilen. Heute ſoll es dem Rheine gelten.

Der Rhein iſt ein Sohn der Schweiz. Hoch oben in Graubünden, von Gletſchern umgeben, entſpringt ſeine Quelle. Schäumend toſt er über Klippen und Felſen, dringt durch den ſchauerlichen Felſenpaß, der den italieniſchen Namen Via mala führt, hindurch, welches ſo viel wie „ſchlimmer Weg“ bedeutet. Von hier durchſtrömt er das ſchöne breite Thal von Graubünden, und tritt dann an der nördlichen Gränze der Schweiz in den Bodenſee, aus dem er in wilden Sätzen bis Schaffhauſen eilt und hier den prächtigen Fall bildet. Raſch und ungeſtüm eilt er rauſchend in wilden Sprüngen und Sätzen an den Waldſtädten vorüber, und erſt bei Baſel zeigt er ſich ruhiger und kann von Schiffen befahren werden. Jetzt werden ſeine Ufer flach, doch ſind ſie anmuthig; es ſind die fruchtbaren Länder Elſaß und Baden, deren ſchöne Gauen ſich bis zu den Bergen, hier des Schwarzwalds, dort der Vogeſen erſtrecken. An ſchönen Städten kommt man vorüber, wenn man den Rhein befährt. Das große Straßburg bezeichnet ſein herrlicher Münſter, deſſen Spitze hoch in die Wolken ragt. Dann ſehen wir Speier mit ſeinem altehrwürdigen Dome, in dem die Gräber unſerer Kaiſer ſind. Wir ſchiffen an dem freundlichen Mannheim vorüber; dann erblicken wir Worms, die uralte Stadt mit ihrem Dome, von der Ihr ſpäter noch Manches hören ſollt. Die Gegend an den Ufern wird jetzt einförmiger, allein bald gewinnt Alles wieder ein anderes Anſehen, wenn wir uns Mainz nähern, das im Mittelalter „das Goldene“ hieß. Das ſchöne Land, welches ſich am rechten Ufer vor den Blicken ausdehnt, von einer Kette von Weinbergen gleichſam umſchlungen, wohl ganz bedeckt mit freundlichen Ortſchaften, die wie eine große Stadt ſich darſtellen, iſt der Rheingau, wie man die Abhänge des Taunusgebirges gegen den Rhein hin benennt. Allein die wahre Pracht der Ufer beginnt erſt unterhalb Bingen. Dort beginnen die Felſen, welche man die Felſen des Bingerloches nennt, die vor Zeiten das Strombett beengten und den Schiffern Gefahr drohten. Jetzt ſind ſie geſprengt und aus dem Wege geräumt. Das Rheinthal entfaltet hier bei jeder Wendung neue Schönheiten, bald ſind es kühn geformte Felſen, bald Trümmer alter Veſten, dann wieder neue Burgen und Schlöſſer, heitere Dörfer, hübſche Städte, Inſeln im Strome, oder ſogenannte Auen. Das Auge wird nicht ſatt, zu ſchauen und zu bewundern. So erreicht man Coblenz, beim Einfluſſe der Moſel in den Rhein. Gegenüber erhebt ſich drohend die Feſtung Ehrenbreitſtein. Nun erblickt man das Siebengebirge mit ſeinen maleriſchen Felſen; darüber liegt Bonn; nicht lange mehr, ſo erhebt ſich vor den Blicken der majeſtätiſche Dom von Köln, und die große alte Stadt mit ihren Kirchen und Kunſtſchätzen. Von hier werden die Ufer wieder eben, es geht an Düſſeldorf und Weſel vorüber, und bei Arnheim tritt der Strom in das holländiſche Gebiet. Nichts mehr erinnert jetzt an ſeine frühere Größe und Pracht, an ſeinen wilden brauſenden Ungeſtüm in der Schweiz, an ſeine Großartigkeit, mit welcher er durch deutſche Gauen dahinſtrömt. Gleich einem holländiſchen Kanal fließt er ſeiner Mündung entgegen und theilt ſich hier in ſehr viele Arme, die Alle andere Namen führen, ſo daß das kleinſte unſcheinbarſte Aermchen, welches den Namen Rhein bewahrt, troſtlos im Sande verrinnt.

Seht, dieſer Rhein iſt ein rechtes Bild des Menſchen, in ſeiner Jugend wild und ungeſtüm, kühne Sätze und Sprünge; als Mann ſchön, groß und kräftig, dann als Greis hinfällig und ſchwach.

Am 8. Mai.

Heute ſollt Ihr von dem dritten großen Strome in Deutſchland Einiges erfahren. Dies iſt die Elbe, die im Rieſengebirge entſpringt, dort auch einen ſchönen Fall bildet, und dann durch maleriſche Felſenpartien fließt, welche man die ſächſiſche Schweiz nennt. Das ſind freilich keine Felſen, wie ſie um die Quelle des Rheins ſtehen. Es iſt keine großartige, aber eine recht anmuthige und maleriſche Natur. Die Elbe fließt durch das Königreich Sachſen, deſſen Hauptſtadt, Dresden, ſich in ihren Wellen ſpiegelt. Gar lieblich ſind die Gärten, die Terraſſen und andere Anlagen, welche die Ufer zieren. Eine prachtvolle Brücke, wie ſie weder der Rhein noch die Donau auf ihrem ganzen langen Laufe ſehen, wölbt ſich hier in kühnen Bogen über die Elbe. Jene Schönheiten, welche die genannten Ströme den auf ihnen Reiſenden bieten, hat die Elbe allerdings nicht aufzuweiſen. Sobald ſie Sachſen verlaſſen hat, werden ihre Ufer flach und reizlos. Magdeburg, die alte Stadt mit ihrem Dome, zeigt ſich den Blicken und erregt die Aufmerkſamkeit. Das Großartigſte jedoch ſpart uns dieſer Strom, der die Gränze Deutſchlands nicht verläßt, für das Ende ſeines Laufes auf. Dort, wo er bereits eine Breite von zwei Stunden mißt, liegt Hamburg, die große deutſche Handelsſtadt, umgeben von den herrlichſten Landhäuſern und Gärten, an dem Ufer des Stroms ausgebreitet. Dicht daneben liegt Altona; beides ſcheint nur eine Stadt zu bilden. Unzählige Maſten ſtreben gleich einem Walde im Hafen empor; Ihr ſeht ein Drängen und Treiben, wie Ihr es nie zuvor noch geſehen, und das Leben ergreift Euch mächtig und erfreut Euch das Herz. Von Hamburg abwärts bis zur Mündung wird die Elbe immer breiter, immer dem Meere ähnlicher, man kann ihre Ufer nicht mit einem Blicke umfaſſen, handeltreibende Städte liegen an denſelben, große Seeſchiffe treiben an Euch vorbei; endlich bei Cuxhaven ergießt ſich das Gewäſſer des Stromes in das deutſche Meer, auch Nordſee genannt. Die Donau brachte uns gegen ihre Mündung hin durch unwirthbare Landſtriche, und ergießt ſich in ein fremdes ſtürmiſches Gewäſſer, das ſchwarze Meer; der Rhein verſiegt gleichſam im Sande; aber die Elbe, die uns anfänglich gegen die beiden andern zurückzuſtehen ſchien, liefert uns an ihrer Mündung das Bild wahrer Größe.

Am 9. Mai.

Ein viel kleinerer, doch ebenfalls ſehr intereſſanter Fluß, der ſo recht mitten durch das Herz Deutſchlands fließt, iſt der Main. Er entſpringt am Fichtelgebirge aus zwei Quellen, welche die Namen der rothe und der weiße Main führen, die ſich unterhalb des Städtchens Kulmbach vereinigen und von dort an erſt der Main genannt werden. Er nimmt in ſeinem Laufe alle Flüſſe des ſüdlichen Abhanges des Thüringer Waldes, des Taunus, des Rhöngebirges, ferner des Speſſarts, des Fichtelgebirgs, des nördlichen Theils von Baden, Württembergs und Südheſſens auf. Hiedurch wird ſeine Waſſermaſſe ſo verſtärkt, daß er ſchon bei Bamberg ſchiffbar wird. An ihm liegen ebenfalls ſtattliche Städte, ehemalige Klöſter in weiter Ausdehnung, und Schlöſſer. Die Mainufer ſind nicht ſo großartig von der Natur ausgeſtattet gleich den Ufern des Rheins und der Donau, ihr Charakter iſt überall heitere Anmuth und Lieblichkeit. An den Ufern des Mains wächſt reichlich der Wein. Beſonders geſegnet iſt die Gegend von Würzburg, welche zugleich der maleriſchen Punkte viele bietet. Aſchaffenburg kann als die Krone der Maingegenden betrachtet werden. Hier nimmt die Natur einen ganz ſüdlichen Charakter an. Die alterthümliche Stadt liegt gleichſam mitten in einem Garten. Dann folgt Frankfurt, eine Stadt, die in jedem deutſchen Herzen ſo reiche geſchichtliche Erinnerungen erweckt. Hier war es, wo die Wahl- oder Kurfürſten zuſammen kamen, um einen Kaiſer zu kühren oder zu wählen. Dies geſchah auf dem Rathhauſe zu Frankfurt, welches Römer genannt wird. Unterhalb Frankfurt liegt das weinreiche Hochheim, nach dem der köſtliche Hochheimer den Namen trägt. Mainz gegenüber fällt der Main in den Rhein. Die Vereinigung der beiden Gewäſſer findet jedoch nicht gleich zur Stelle ſtatt. Bei hellem Sonnenſcheine ſieht man deutlich beide Ströme mehrere Stunden weit neben einander fließen, ohne ſich zu vermiſchen. Den Rhein unterſcheidet ſeine hellgrüne Farbe, die ihn hier noch als friſches Gebirgswaſſer auszeichnet, das von den ewigen Eisſchichten der Gletſcher ſeinen Urſprung hat; der Main hingegen ſieht röthlich aus, ſeine Welle fließt träger als die des Rheins.

Am 10. Mai.

Ich habe Euch jetzt Einiges von deutſchen Flüſſen erzählt; heute wollen wir einmal unſere Blicke weiter ſchweifen laſſen.

In Aegypten, dem uralten Lande, in dem vor Jahrtauſenden die Menſchen ſchon ſich einer großen Bildung erfreuten, aus welcher ſpätere Reiche ihre Bildung ſchöpften, fließt ein großer Strom, der Nil, der den Reiſenden ein wunderbares Schauſpiel bietet, ſowohl durch ſeine ungeheure Waſſermaſſe, als auch wegen der merkwürdigen Erſcheinungen, die ſeinen Lauf begleiten. Während in andern Ländern, wo die Hitze nicht einmal in dem Grade wächſt, wie in Aegypten, die Flüſſe ſämmtlich austrocknen und die Menſchen an Waſſermangel leiden, ſtrömt der Nil immer fort, und wenn der Boden wie von unterirdiſchem Feuer verbrannt und geborſten ſich zeigt, dann wachſen die Gewäſſer des Nils und überſtrömen ihre Ufer. Schon die alten Aegyptier ſagten, daß die Wohlthaten dieſes Fluſſes ſelbſt die des Himmels überſteigen, denn er bewäſſert die Fluren und macht ſie fruchtbar ohne Gewitter und

Regen. Das Austreten eines Stromes iſt für alle Länder ein Unglück, weil es den Menſchen die Saaten und Wohnungen zerſtört und ihre Hoffnungen vernichtet; in Aegypten iſt es anders, die Ueberſchwemmung des Nil iſt die Quelle des dortigen Wohlſtandes, und zur Zeit der Ueberſchwemmung ſteigen Dankgebete und Segenswünſche zum Himmel auf. Der Nil nimmt in ſeinem Laufe keinen Nebenſtrom auf, und dennoch genügt er den Einwohnern des Landes und der Städte, ernährt alle Thiere und Pflanzen, und ſpendet ſein Waſſer vielen Kanälen, von denen Einige den Flüſſen gleichen, dann theilt er ſich in zwei Hauptarme, die ſich in das Meer ergießen.

Aus Dankbarkeit haben die alten Aegyptier den Nil wie eine Gottheit verehrt, und wenn auch dieſes nicht mehr ſtattfindet, da die Einwohner jetzt Muhamedaner ſind, und Gott unter dem Namen Allah verehren, ſo nennen ſie ihn doch immer noch den guten Nil.

Die alljährlichen Ueberſchwemmungen des Nil beginnen im Mai. Die Gewäſſer ſteigen hundert Tage, und brauchen ebenſoviel Zeit zum Fallen. Die ſtarken Regengüſſe, welche in den Gebirgen Abyſſiniens ſtattfinden, verurſachen dieſe Erſcheinung. Wenn ſich das Waſſer zurückzieht, ſo ſieht man die Felder mit dem fruchtbaren Nilſchlamm bedeckt. Die Landleute gehen rüſtig an die Arbeit, den Boden zu beſtellen, und der heiße Himmel, der ſich über Aegypten wölbt, läßt die Saaten reichlich gedeihen.

Wo iſt aber die Quelle dieſes wunderbaren Stromes? Schon ſeit drei- bis viertauſend Jahren forſcht man ihr nach, ohne ſie zu finden Dieſes Räthſel hat zu vielen Fabeln Veranlaſſung gegeben. Jetzt glaubt man allgemein, daß der Nil in dem Mondgebirge entſpringe, welches im Innern von Afrika, ungefähr achthundert Stunden von ſeiner Mündung, liegt.

Je geheimnißvoller die Quellen des Nils ſich den Unterſuchungen der Reiſenden entziehen, deſto mehr ähnelt er der Gottheit, deren Daſein wir ja auch nur durch Wohlthaten erkennen, und ſo wird er nie aufhören, uns jene Zeit in das Gedächtniß zurückzurufen, wo die Menſchen ihn für einen wirklichen Gott hielten.

Am 11. Mai.

Wir feiern heute das dritte hohe Feſt der chriſtlichen Kirche, das ſchöne Pfingſtfeſt, zum Andenken an die Ausgießung des heiligen Geiſtes.

Pfingſten wurde auch ſchon von den Juden gefeiert. An dieſem Feſte mußten alle Männer in Jeruſalem erſcheinen. Man opferte Gott die Erſtlinge und dankte ihm für die Wohlthaten der werdenden Aernte. Die Juden feierten dieſes Feſt mit großer Freude und beobachteten dieſelben Gebräuche, die am Sabbath gewöhnlich waren. Das Aernteopfer beſtand in zwei geſäuerten Broden von Weizenmehl, dem ein Dankopfer aus zwei einjahrigen Lämmern, und ein Sühnopfer, aus einer Ziege beſtehend, folgten. Noch jetzt halten die Juden ihre Pfingſten an zwei Feſttagen, an welchen jede Arbeit ruht, und ihre Synagoge mit Blumen und Laubwerk geſchmückt wird.

Die Einſetzung des Pfingſtfeſtes bei den Chriſten iſt ſehr alt und ſchreibt ſich wahrſcheinlich aus dem zweiten Jahrhundert nach der Geburt Chriſti her. Vormals wurde an demſelben die Taufe der Erwachſenen vorgenommen, jetzt iſt an vielen Orten an dieſem Feſte die Confirmation gewöhnlich. Auch Kirche und Häuſer ſchmücken die Chriſten mit Maien und Blumen aus, welches als eine Nachahmung des jüdiſchen Gebrauches betrachtet werden kann, der ſich aus dem graueſten Alterthum herſchreibt.

Habt Ihr wohl ſchon im Spotte ſagen hören: Der Menſch iſt geputzt wie ein Pfingſtochſe? Dieſer Spott ſchreibt ſich auch von einem alten Gebrauche her. In einigen Gegenden hielt die Fleiſcherzunft um Pfingſten einen gemeinſchaftlichen Schmaus. Den Ochſen, welcher dazu geſchlachtet wurde, führte man mit Blumen und Bändern ſchön aufgeputzt und von ſämmtlichen Fleiſchern und einem Muſikchor begleitet, in der Stadt umher. Daher kommt es nun, daß man einen ſolchen dummen Menſchen, der ſelbſt nicht weiß, weßhalb er ſo geputzt erſcheint, einen Pfingſtochſen ſpottweiſe nennt.

Am 12. Mai.

Das geſtrige Feſt bringt mich heute darauf, eine Betrachtung über unſere heilige Religion anzufügen.

Es iſt unmöglich, das Chriſtenthum in allen ſeinen Beziehungen zu betrachten, ohne zu erkennen, daß man ſeine Kraft von ſeiner Erhabenheit, ſeine Offenbarung von ſeinen Wohlthaten, ſeine Moral von ſeiner Gottesverehrung nicht trennen kann.

Frage ich nach den Beweiſen von dem Daſein eines Gottes, der erſten Grundlage alles Glaubens, ſo lenkt das Chriſtenthum mich hin zu den Wundern der Natur, zu der Pracht des Werkes, welches von der Weisheit und Allmacht ſeines Schöpfers Zeugniß ablegt. Seine Lehren und ſeine Geheimniſſe, welche den flüchtigen Geiſt feſſeln und dem Verſtande zu denken geben, die Feierlichkeit und die Ceremonien, welche ſeine Gottesverehrung begleiten, Alles trägt dazu bei, das Glück der Menſchen zu erhöhen und ihre Leiden zu mildern. Die kühnſte Einbildungskraft iſt nicht im Stande, alle die heiligen Stimmungen und frommen Eingebungen ſich zu denken, die das Chriſtenthum eingeflößt hat; alle wohlthätigen Einrichtungen, die es gegründet; alle Uebel, denen es vorgebeugt; alle Einſetzungen von mildthätigen Werken, die es nach Maaßgabe unſerer Bedürfniſſe und unſerer Gebrechen vervielfältigt hat. Will ich ſeinen Einfluß auf die Künſte und auf das geſellige Leben kennen lernen, ſo ſehe ich, daß durch daſſelbe die Quellen des Alterthums uns geöffnet wurden; daß es Kunſt und Wiſſenſchaft mitten durch die Revolutionen des Mittelalters gerettet und erhalten hat. Mit einem Worte, die Sittlichkeit, die Künſte, die Humanität wurden in die neue Welt durch die Fackel der Religion eingeführt, die ihnen voranleuchtete.

Will man das Chriſtenthum in ſeinen geſchichtlichen Erinnerungen ſtudiren, ſo fühlt ſich der Geiſt erhoben. Sein Urſprung iſt ſo alt wie die Welt. In der Urzeit waren die Patriarchen, und lebten unter Zelten, mit ihren Heerden umherziehend. Dieſe ehrwürdigen Hirten ahneten ſchon den Meſſias, der da kommen wird, und hofften, das Vaterland ihrer Nachkommenſchaft in dem verheißenen, dem gelobten Lande zu finden. Die Kinder der Hebräer ſchreiten wieder über den geliebten Fluß, den ihre Väter überſchritten hatten; ſie finden die Doppelhöhle, in der Abraham, der Patriach Sarah begrub. Bald bilden ſie eine Geſellſchaft, die ſich nach und nach alle Regierungsformen unterwirft und der Civiliſation entgegenſchreitet. Dieſes Volk der Hebräer, welches in ſeinen Ueberlieferungen unwandelbar und rein blieb, während rings um ihn her Reiche ſich erhoben und fielen, deren Geſchichte es während ſeines eigenen Unglücks und Verfalls aufſchrieb, war dazu beſtimmt, die Wahrheit ſeiner Lehre, der es gehorchte, für die ſpäte Nachwelt zu erhalten, damit das Neuere ſich darauf gründe.

Alle Städte des Uralterthums ſanken dahin, ſie leben nur noch in den Geſängen der Dichter; Zion, das alte Zion, beſteht noch immer; dies iſt eine heilige Stadt, die zwiſchen Zeit und

Ewigkeit fortbeſteht, welche die Erde mit dem Himmel verbindet, die Geſchichte der Menſchen mit den Wundern des Glaubens. Wir entdecken hier eine andere höhere Ordnung der Dinge, die den Bedürfniſſen unſeres Herzens mehr entſpricht, und von unſerem Verſtande nicht erfaßt werden kann. Sie iſt ſo einleuchtend und doch ſo unbegreiflich. Wenn wir uns zu dieſer Höhe erheben, ſo erſcheint uns die Religion wie ein geheimnißvoller Pfad, den die Offenbarungen wohl theilweiſe erhellen, deſſen Ende jedoch mit weiſſagendem Gewölke verhüllt iſt.

Ja, das Chriſtenthum in ſeiner Lehre betrachtet, in ſeiner Moral, in ſeinen Wohlthaten, in ſeiner Geſchichte bietet uns überall einen unerſchöpflichen Reichthum heiligen Troſtes für das Leben, mächtige Regungen für das Gemüth, herrliche Bilder für das Herz, und hohe Betrachtungen für den Geiſt.

Dies Eine ſteht feſt, daß die chriſtliche Religion uns zuerſt lehrte, daß die Liebe, die Weisheit und die Macht, die wir im ganzen Weltall verbreitet finden, Eigenſchaften eines Weſens ſind, eines Gottes, der mit der Natur und der Menſchheit innig verwandt iſt.

Am 13. Mai.

Die Freundſchaft iſt ein heiliges Gefühl; die ganze Natur verkündet es, daß in ihr die größten Annehmlichkeiten des Lebens beruhen; ohne Freundſchaft hat das Leben keinen Reiz. Die menſchliche Seele fühlt eigenthümliche Bedürfniſſe; iſt der Menſch auf ſich ſelbſt beſchränkt, ſo empfindet er eine Leere, welche allein der Freund auszufüllen vermag. Stets unruhig und bewegt, findet er nur Ruhe bei dem Freunde. Ein alter Schriftſteller ſagt: „die Freundſchaft ſei ein Kind der Armuth und des Reichthums; der Armuth, weil ſie nie genug begehren kann; des Reichthums, weil ſie ſtets gewährt. Bei einem lebhaften Gemüthe verlangt ſie Mitgefühl; zarte Seelen fühlen mehr Bedürfniſſe des Herzens, die ſie zu befriedigen ſtreben, als andere Bedürfniſſe des Daſeins. Weil aber die Freundſchaft auch großmüthig iſt, ſo verdient ſie es, ein Kind des Reichthums zu heißen, denn es iſt nicht erlaubt, den ſchönen Namen eines Freundes zu führen, wenn man ſeinem Freunde nicht immer hilfreich iſt. Das Herz des Menſchen iſt geſchaffen zu lieben; es ſtirbt dahin, ſobald man ihm die Luſt entzieht; zu lieben und geliebt zu werden. Ueberhäufet die Menſchen mit Reichthümern, mit Macht und Anſehen, und raubet ihnen den holden Genuß der Freundſchaft, ſo werden alle Annehmlichkeiten des Lebens dahinſchwinden. Die Freundſchaft im Entſtehen begriffen, iſt der Täuſchung unterworfen; auch in ihr gefällt und verſpricht das Neue; und wie Ihr wißt, übt die Hoffnung eine große Macht. Die Täuſchung iſt ein Gefühl, welches uns über die Wahrheit hinaus führt und unſere Einſicht umſchleiert. Ihr ſehet in den Perſonen, an denen ihr Gefallen findet, Alles nur von der ſchönen und guten Seite; Eure Einbildungskraft, welche ſtets den Eingebungen des Herzens folgt, leiht der geliebten Perſon alle Verdienſte und Tugenden, welche ihr vielleicht fehlen. Man findet ſeine Freunde liebenswerth mehr durch die Eigenſchaften, die man ihnen zutraut, als die man an ihnen kennt. Auch gibt es unerklärbare Zuneigungen und unbekannte Bande, die uns an einander knüpfen; dann bedarf es weder der Verſicherungen, noch der Schwüre; das Vertrauen geht den Worten voraus.

Ein alter Schriftſteller ſchildert uns ſeine Gefühle für ſeinen Freund mit folgenden Worten: „Wir ſuchten uns und unſere Seelen hatten ſich umarmt, ehe wir uns kannten. Es war ein Tag der Freude, als ich ihn zum erſten Male ſah: wir waren plötzlich ſo verbunden, ſo vereint, ſo bekannt, daß dem Einen nichts über den Andern ging. Wenn ich mich aber frage, woher dieſe Freude, dieſes Wohlbefinden, dieſe Ruhe, die ich empfinde, ſobald ich ihn ſehe, ſo kann ich nichts antworten, als das: weil er es iſt, weil ich es bin.“ Iſt das nicht ſo ſchön als wahr? —

Die Freundſchaft gewährt uns die Luſt der Vertraulichkeit; wir enthüllen dem Freunde unſer Inneres, wir leſen in ſeiner Seele und zeigen ihm unſere eigenthümlichſten Schwächen. Vor ſeinem Freunde ſoll man nichts verborgen halten. Nur diejenigen, welche das Glück der Freundſchaft kennen, wiſſen, wie leicht die Stunden dahinfließen, wenn man bei dem Freunde iſt. Der griechiſche Philoſoph Ariſtoteles faßte das Ganze der Freundſchaft in den herrlichen Worten zuſammen: Sie iſt eine Seele in zwei Körpern.

Am 14. Mai.

Wir wollen unſere Rundſchau über die großen Flüſſe der Erde heute fortſetzen.

In Canada, einem großen Landſtriche in Nordamerika, ſtrömt der Niagarafluß, der beſonders ſeines Waſſerfalls wegen merkwürdig iſt. Faſt nirgends zeigt ſich uns ein ergreifenderes Schauſpiel als dieſes. Der Fall iſt tauſend Fuß breit und hundertdreiundſechzig Fuß hoch, und ſtürzt mit einem ſo entſetzlichem Getöſe über Felſen herab, daß man es viele Meilen weit hören kann und der Boden umher zu beben ſcheint.

Der Waſſerfall wird beſonders dadurch ſo gewaltig, daß der Strom von dem See Erie bis zu dem Falle, beinahe ſechs Stunden, über einen ſtark geneigten Abhang rollt, ſo daß er in dem Augenblicke, wo er hinabſtürzt, nicht mehr ein Fluß, ſondern ein ungeſtümes Meer zu ſein ſcheint, deſſen hunderttauſend Wogen ſich zu der gähnenden Oeffnung eines tiefen Schlundes drängen. Der Waſſerfall bildet einen Halbkreis, gleich einem Hufeiſen, von ungefähr einer halben Meile im Umfange. Oben, wo ſie herabſtürzt, wölbt ſich die Waſſermaſſe wie eine ungeheure Walze, und rollt dann, einer Schneewand gleich, herab, in der die Strahlen der Sonne alle Farben des Regenbogens hervorzaubern. Gewaltige Felſen ſtehen um den Abgrund. Wilde Nußbäume mit verwitterter Rinde wachſen kümmerlich aus den Spalten hervor. Kein lebendes Thier ſieht man in der Nähe, nur Adler kreiſen über dem Waſſer; ſie werden aber von dem Luftſtrome ergriffen und in den Abgrund hinabgezogen. Ungefähr hundert Schritte von dem Falle befindet ſich ein Wirthshaus.

An der Felſenwand iſt eine Wendeltreppe angebracht, auf welcher man zum Fuße des Falles gelangen kann. Das Toſen des Waſſers iſt hier noch ſchrecklicher, und der ſtets wehende Sturm treibt einen dichten Regen den Beſuchern entgegen. Unmittelbar über dem Falle liegen mehrere Inſeln, zu welchen man auf kühn angelegten Brücken gelangen kann. Felsſtücke und Bäume tragen hier die Inſchriften von Tauſenden, welche dieſen Platz beſucht haben. Mit einem Führer kann man unter das Waſſer hindurch gehen, allein dieſes Wagſtück iſt nur bei guter Lunge und ſchwindelfreiem Kopfe anzurathen.

Bei ſolchem Anblicke drängt ſich uns der Gedanke auf: O Gott, wie groß biſt Du! Wie groß ſind Deine Werke!

Universitäts- u. Landesbibliothek
Halle/S.

Am 15. Mai.

Die Geſchichte hat uns weibliche Charaktere aufgezeichnet, welche durch ſanfte Milde, ſtille Entſagung, durch ſeltenen Muth in ſchweren Stunden des Leidens, und durch ein unerſchütterliches Gottvertrauen allen Zeiten zum hohen Vorbilde für die Nachwelt dienen. Zu dieſen ſchönen weiblichen Seelen gehört auch Eliſabeth, Landgräfin von Thüringen, jetzt die heilige Eliſabeth genannt. Sie war die Tochter des Königs von Ungarn und war 1207 zu Preßburg geboren. Schon als Kind liebte man ſie ihres holden Weſens wegen; allein mit den Jahren entfaltete ſich der Edelmuth ihres Herzens immer reicher.

Noch ſehr jung ward ſie die Gemahlin des Landgrafen Ludwig von Thüringen, mit dem ſie die erſten Jahre der Ehe in der ſchönſten Eintracht verlebte. Sie war ſo demüthig, daß ſie ſtets ihr fürſtliches Diadem ablegte, ſo oft ſie in die Kirche ging. „Nicht geziemt es," ſprach ſie, „dort mit fürſtlichem Schmucke zu prangen, wo man Den anbetet, deſſen Haupt mit Dornen gekrönt ward."

Bald ſollte ſie herbe Prüfungen beſtehen. Theurung, Hungersnoth und Seuchen kamen über ihr Land, ſie aber achtete keine Gefahr, die ihr eigenes Leben bedrohte, um Werke der Barmherzigkeit und der himmliſchen Liebe zu verrichten. Doch noch ſtärker ſollte ſie geprüft werden.

Im Jahr 1227 erging ein Aufruf an die deutſche Ritterſchaft, einen Kreuzzug nach dem heiligen Lande zu unternehmen, dem ihr frommer und tapferer Gemahl Folge leiſtete. Schon in Italien raffte ihn ein hitziges Fieber dahin, und ſein Bruder Heinrich Raspo maßte ſich die Herrſchaft an, verjagte die tieftrauernde Eliſabeth, und verbot den Einwohnern, ſie aufzunehmen. Es war mitten im Winter, als ſie vertrieben wurde. Nach langem Umherirren kam ſie mit ihren Kindern zu dem Erzbiſchof von Bamberg, der ihr Anverwandter war und ihr eine Freiſtätte gewährte.

Inzwiſchen kehrten die Ritter vom Gefolge des Landgrafen aus Italien heim und machten deſſen Bruder Raspo ſo bittere Vorwürfe, daß ſein ſchlummerndes Gewiſſen erwachte und er von der aufrichtigſten Reue durchdrungen ward. Er machte ſich auf den Weg, erſtattete der frommen Eliſabeth Alles, was ihr Eigenthum war, und führte ſie auf ihr Schloß Wartburg. Der fürſtliche Glanz, der ſie jetzt von Neuem wieder umgab, ſagte jedoch der demüthigen

Frau nicht zu. Sie ging nach Marburg, ſtiftete dort ein Krankenhaus und übte die Pflichten einer erbarmenden Menſchenliebe. Sie wartete die Kranken, linderte körperliche Schmerzen, tröſtete die Bekümmerten, betete mit den Sterbenden und vertheilte den Dürftigen milde Gaben.

Ihr Vater, der König von Ungarn, hatte kaum von dieſem Entſchluſſe ſeiner Tochter die Kunde vernommen, als er einen Geſandten zu ihr ſchickte, um ſie einem ſolchen kümmerlichen Leben zu entreißen. Sie aber ſandte ihrem Vater folgende Antwort: „Sie danke ihm für ſeine Liebe; allein nicht unerträglich und verächtlich ſei ihre Lebensweiſe, nachdem ſie ſich den Sohn Gottes zum Vorbilde der Demuth und erbarmenden Menſchenliebe gewählt habe. Nie aber könne ſie mehr eine Lebensweiſe verlaſſen, durch die ſie die ewige Seligkeit bei dem himmliſchen Vater zu erben hoffe.“

Nur auf vierunddreißig Jahre brachte dieſe fromme Fürſtin ihr ſchönes Leben. Viele Thränen floſſen an ihrem Grabe; die Armen verloren in ihr eine Mutter, und alle wahrhaft Edeln des Landes trauerten um ſie. Hat je ein Menſch den Ruf eines Heiligen verdient, ſo war es Eliſabeth. Zu ihrem Andenken errichteten ihre Zeitgenoſſen zu Marburg eine ſchöne Kirche, welche noch jetzt als ein Denkmal deutſcher Kunſt bewundert wird.

Am 16. Mai.

Ihr habt wohl ſchon oft auf dem Lande oder auch in Städten an Brücken, oder in Gegenden, die den Ueberſchwemmungen ausgeſetzt ſind, eine Figur aufgerichtet geſehen, welche in geiſtlicher Tracht daſteht, ein Kruzifix im Arme und das Haupt von fünf Sternen umgeben. Ihr wißt wohl auch, daß dieſes Bild den heiligen Johannes von Nepomuk darſtellen ſoll, deſſen Feſt heute am 16. Mai von der katholiſchen Kirche gefeiert wird, weßhalb ich Euch Einiges von ſeinen Schickſalen erzählen will.

Der heilige Johann, von dem wir ſprechen, hieß eigentlich Johann Haſil, und war zu Nepomuk, einer Stadt in Böhmen, um das Jahr 1336 geboren. Nachdem er ſeine Studien vollendet hatte, ward er Magiſter und Doktor an der Univerſität zu Prag. Später erlangte er die Prieſterweihe, und weil er ein großer Redner war, ſo wurde er Prediger, Domherr, endlich königlicher Almoſenpfleger und Beichtvater der Königin Johanna von Böhmen.

Der Gemahl dieſer Königin war Wenzel, mit dem Beinamen der Faule, ein überaus böſer und grauſamer Mann, welcher voll Argwohn war und auch der Königin nicht traute. Der wollte nun den Beichtvater zwingen, ihm die Beichte ſeiner Gemahlin zu entdecken. Nun iſt es aber eine heilige unverbrüchliche Satzung der katholiſchen Kirche, daß der Prieſter die Offenbarungen, die er von ſeinem Beichtkinde empfängt, unter keiner Bedingung verrathen darf. Wie natürlich weigerte ſich nun auch der edle Johannes von Nepomuk, dem Anſinnen des Königs zu willfahren. Hierüber ergrimmte nun der grauſame Wenzel ſo ſehr, daß er den frommen Mann in das Gefängniß werfen ließ, ihn endlich auf die Folter ſpannte, und als er noch immer nichts entdecken wollte, ſeinen Tod beſchloß. Am 16. Mai 1383 wurde Johann von Nepomuk von der Prager Brücke in den Moldauſtrom geſtürzt.

Das Volk, welches die ruchloſe That des Königs verabſcheute, den Prieſter aber, der ſeinen Pflichten ſo treu geblieben war, hoch verehrte, wollte ein Wunder geſehen haben, das ſich bei ſeinem gewaltſamen Tode ereignet haben ſoll. In dem Augenblicke des Herabſtürzens in den Fluß ſoll ſich nämlich ein Sternenkranz über der Stelle am Himmel gezeigt haben, und dieſe Sterne ſind es, die man jetzt noch an den Standbildern des heiligen Johannes anzubringen pflegt.

Das Volk verehrte ſeitdem den unſchuldig Gemordeten wie einen Heiligen, und ſein Feſt wurde auf den 16. Mai, ſeinen Todestag, angeſetzt. Er wurde fortan der Landes- und Schutzpatron von Böhmen. Der Johannestag iſt ein großer Feiertag, ein Volksfeſt, an welchem viele Tauſende zu dem prächtigen ſilbernen Sarge in der Prager Domkirche wallfahrten, wo die Gebeine des Märtyrers aufbewahrt werden.

Das Beiſpiel dieſes Mannes iſt groß und lehrreich. Es zeigt uns, daß man ſeiner Pflicht jedes Opfer zu bringen bereit ſein muß, und würde es ſelbſt gefordert, für ihre Erfüllung zu ſterben.

Am 17. Mai.

Wohl nicht leicht erregt eine deutſche Kirche größere Erinnerungen in uns, als der Dom zu Speyer. Nicht nur iſt es ein wunderſamer Bau, groß und weit, mit hohen Thürmen, ſondern eine Beſtimmung, das Grab ſo vieler alten Herrſcher zu umſchließen, welche des Vaterlandes Kaiſerkrone getragen, macht ihn uns noch ganz beſonders zu einem Denkmale heiliger und großer Erinnerungen.

Der Gründer des prächtigen Doms zu Speyer war der durch viele rühmliche Thaten ausgezeichnete Kaiſer Konrad II., von den fränkiſchen Kaiſern der Erſte. Im Jahr 1024 befeſtigte er Speyer, verlegte ſein Hoflager in die alte Burg Karls des Großen, und verſammelte dorthin viele Gelehrte und Künſtler. Aus inniger Liebe zu ſeiner frommen und tugendreichen Gattin Giſela, faßte der Kaiſer 1027 den Entſchluß, den neuen Dom zu erbauen. Zugleich beſtimmte er ihn für ſich und ſeine Nachfolger zur Grabſtätte. Er erlebte die Vollendung des Dombaus nicht, allein vor ſeinem Tode empfahl er ihn ſeinem Sohne Heinrich. Er war der Erſte, der im Chore ruhte.

Sein Sohn Heinrich befolgte mit großem Eifer den Befehl ſeines Vaters und baute an dem Dome fort. Auch ſtiftete er die ſogenannte Stuhlbrüderſchaft, welcher die Pflicht oblag, auf dem Grabe der Kaiſer zu beten. Während des Ablaufs von dritthalbhundert Jahren wurden in dieſem Dome acht Kaiſer, drei Kaiſerinnen und eine Königstochter zur Ruhe beſtattet.

Im Jahre 1689, als die Franzoſen auf Befehl ihres Königs Ludwig XIV. die ſchöne Rheinpfalz verheerten, wurde auch der Dom zu Speyer verwüſtet, die Kaiſergräber geöffnet, die Gebeine untereinander geworfen und von frevelhaften Händen mit den Kaiſerköpfen gleich wie mit Kugeln Kegel geſchoben. Die Stadt Speyer hatte harte Schickſale auszuſtehen; alle Einwohner flohen und konnten nichts von ihren Gütern retten. Es wurde geplündert und die Stadt verbrannt. Seitdem iſt ſie zwar wieder aufgebaut worden, allein ſie zeigt kaum den Schatten mehr ihrer früheren Größe.

Erſt einem Fürſten der Gegenwart, dem König Ludwig von Baiern, war es vorbehalten, den Dom von Speyer in ſeiner alten Herrlichkeit wieder herzuſtellen. Er ſandte Künſtler hin, die in dieſem Augenblicke beſchäftigt ſind, die Gewölbe und Altäre mit ſchönen Gemälden zu ſchmücken und würdige Denkmale auf die Ruheſtätten der Kaiſer zu errichten. Dies iſt ein ſchönes frommes Werk, für das jeder Vaterlandsfreund dem Könige ſich dankbar verpflichtet fühlt.

Am 18. Mai.

Heute will ich einmal wieder mit Euch, liebe Kinder, in die Gegenwart treten, und Euch erzählen, wie es den armen kleinen Kindern ergeht, die Hunger und Kälte erdulden müſſen.

Ach, wie ſeid Ihr ſo glücklich, umgeben von ſo viel Liebe und Sorgfalt! Wenn Ihr Euch am Abende niederlegt, findet Ihr Euer weiches Bett ſchon gemacht; wenn Ihr am Morgen aufwachet, findet Ihr Euer gutes ſchmackhaftes Frühſtück ſchon bereitet. Habt Ihr denn aber ſchon daran gedacht, daß vielleicht ganz in Euerer Nähe eine arme Familie weder Brod hat, noch Holz? Vielleicht muß eine arme Mutter, um Brod für ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu erringen, am frühen Morgen ausgehen, und weiß nicht, unter welcher Obhut ſie ihre Kinder laſſen ſoll? Was werden ſie den langen lieben Tag beginnen? Wer wird ſich ihrer annehmen, wenn die Mutter nicht bei ihnen iſt? Sie hat Niemand, dem ſie ihre Kinder anvertrauen kann; keine Magd, keine Nachbarin; denn der Arme wohnt mit dem Armen, und in dieſen traurigen Hütten iſt ein jeder Bewohner gezwungen, ſein Leben von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde zu friſten. Wie viele arme Mütter, welche die Arbeit um's tägliche Brod vom Hauſe abruft, die Liebe aber zu ihren Kindern daheim halten möchte, ſahen ſich in die trübe Nothwendigkeit verſetzt, entweder zu hungern oder ihre Kinder ſich ſelbſt zu überlaſſen.

Aber ein Kind kann nicht allein bleiben. Es bedarf des Auges der Mutter, um über ihm zu wachen; es bedarf eines freundlichen Lächelns, das es ermuntert, wenn es brav iſt, oder eines ſtrengen Blickes, wenn es fehlt. Laßt Ihr ein Kind allein, ſo iſt es verloren. Ein Kind, das allein iſt, lernt nicht ſeinesgleichen lieben; es wird traurig und mürriſch; es wird ſo elend, wie eine Waiſe. Wenn Abends ſeine Mutter von der Arbeit heimkehrt, ſo ſchläft es; und am Morgen, wenn ſie fortgeht, ſchläft es auch. Allein es heißt ſchon in der Schrift: Es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; aber noch mehr gilt dies vom Kinde.

Wie ſoll nun aber einer ſolchen armen Frau geholfen werden, die nicht daheim bleiben kann und ebenſowenig ihre Kinder mitzunehmen im Stande iſt? Wie ſoll man den armen Kindern zu Hülfe kommen, die weder Feuer noch Brod haben? Niemand, der ſie pflegt und liebt, der ſie unterrichtet und ihnen beiſteht den ganzen Tag hindurch? Beruhiget Euch, liebe Freunde, das Mitleid iſt erfinderiſch und die Wohlthätigkeit iſt eine gute Wärterin. Ja, Mitleid und Wohlthätigkeit haben für die Kinder der Armen eine eigene Art von Schule erfunden, die man Bewahranſtalten nennt. Ich will Euch jetzt ſagen, was eine ſolche Bewahranſtalt iſt, um Euch wegen Eurer kleinen Mitbrüder zu beruhigen, die ſo unglücklich ſind.

In jeder Stadt und in vielen Dörfern haben wohlthätige Menſchen den kleinen verlaſſenen Geſchöpfen große Häuſer eingeräumt, die im Sommer recht friſch und luſtig, im Winter recht gut erwärmt ſind und eine geſunde Lage haben. Der Aufenthalt in einem ſolchen Hauſe iſt ſchon für die Kleinen, welche daran gewöhnt ſind, in ſchlechten elenden Kammern zu leben, ein großes Glück. Ein ſolches Haus ſteht nun unter der Aufſicht irgend eines guten alten Mannes, der die Kinder liebt, oder einer wackeren heiteren Frau, welche Mutterſtelle bei den Kleinen vertritt. Jeden Morgen, wenn die Eltern zur Arbeit gehen, führen ſie die Kinder in die Anſtalt, wo das Kleine den ganzen Tag über bleibt. Wie heiter findet es Alles da; es ſieht ſich umgeben von andern kleinen Weſen; ſie ſchauen ſich an, ſie ſprechen mit einander, ſie werden Freunde. Sie legen ihr Frühſtück zuſammen und theilen es unter ſich. Wie reich ſind ſie jetzt! Sie ſpielen, ſie ſingen, ſie necken einander, ſie umgeben die gute Frau, die jetzt ihre Mutter iſt, und dieſe erzählt ihnen hübſche Geſchichten und Mährchen.

Die Eltern arbeiten unterdeſſen mit noch ſo viel Luſt; ſie ſind ja beruhigt über das Schickſal ihrer Kinder; ſie wiſſen, daß ihr Kleines mit Andern ſpielt, daß es unter Aufſicht ſteht, daß es nicht friert und keinen Hunger leidet. Wie iſt die Mutter ſo glücklich! Arm oder reich, bleibt ſie immer Mutter, und ihr Herz fühlt für ihr Kind die gleiche Liebe.

Da wißt Ihr nun, was eine Kinderbewahranſtalt iſt. Sie gibt Wärme im Winter, Schatten im Sommer. Durch ſie weiß auch das Kind des Armen, daß es einen Frühling mit ſchönen Blumen gibt; es weiß nichts von Noth und Elend; es iſt ſo glücklich, wie ein Kind es nur ſein kann; es hat friſche Luſt, Blumen, Sonnenſchein und Freunde von gleichem Alter mit ihm.

Am 19. Mai.

Was ich Euch geſtern erzählte, rief mir Allerlei, was ich von guten Kindern wußte, in das Gedächtniß, und da fiel mir auch die Geſchichte von einem wackern Sohne ein, die ich Euch heute mittheilen will.

Es war während des ſiebenjährigen Krieges, als die Franzoſen die Stadt Zelle in Aſche legten. Da wurde denn auch das Haus einer reichen Wittwe niedergebrannt. Sie wollte ſich mit ihrer einzigen Tochter retten, aber einige Soldaten, die eben im Hauſe plünderten, hielten ſie an, um ihre Kleider zu durchſuchen, da ſie Geld und Koſtbarkeiten zu finden hofften. Plötzlich erſchien ein junger Offizier und befreite die erſchreckten Frauen aus den Händen der Räuber. Er ergriff nun ſo viele werthvolle Gegenſtände, als er tragen konnte, und eilte dann mit Mutter und Tochter dem Stadtthore zu. Aber da fand er die Brücke ſchon abgebrochen. Er beſann ſich aber nicht lange und trug die Mutter mit Lebensgefahr über die noch liegenden Balken der Brücke; die Tochter mußte ihm folgen. Er führte die Geretteten hierauf in ein Haus, wo ſie ſicher waren, und verließ ſie hier.

Am Abende des folgenden Tages kam derſelbe Offizier aus dem Lager zu den Frauen, und zeigte ihnen verſchiedene ſilberne Gefäße, die er im Hauſe der Wittwe geſehen zu haben glaubte, und die er den plündernden Soldaten abgenommen hatte.

Die Frauen überhäuften den edeln Krieger mit Lob und Dank; er aber zog ein Büchlein aus der Taſche und bat ſie beſcheidentlich, ihm ſeine That darin zu beſcheinigen. Es geſchah. Hierauf bat er ſie, die Worte auf der erſten Seite zu leſen, die ſein Vater geſchrieben hatte, und die alſo lauteten: „Mein Sohn! ich bin, wie du weißt, lange Zeit Soldat geweſen, und ich wünſche nichts mehr, als daß du einſt im Alter, ſo wie ich, mit Zufriedenheit und Gewiſſensruhe auf deine Jugend mögteſt zurückſehen können. Um mir und Dir dieſe Freude zu verſchaffen, ſchenke ich Dir dieſes kleine Buch. Ich bitte Gott täglich, daß er Dich einſt wieder in meine Arme zurückführe, aber dann erwarte ich, in dieſem Buche vorzügliche Beweiſe zu finden, daß Du während Deiner militäriſchen Laufbahn wenigſtens einige ausgezeichnete, edle, menſchenfreundliche Thaten vollbracht habeſt. Reichliche Gelegenheit wird ſich Dir dazu darbieten, wenn Du auf ſogenanntem feindlichen Boden ſtehſt.“ Der gute Sohn hatte ſich wacker gehalten und ſeinem Vater bei der Heimkehr große Freude gemacht.

Am 20. Mai.

Habt Ihr wohl ſchon einen Mann geſehen mit einem mageren knochigen Geſichte, das ungefähr einem Stücke Meſſing ähnlich ſah, an dem hie und da das rothe Kupfer zum Vorſchein kommt? Die Haare des Mannes ſind kurz und glatt anliegend; ihre Farbe iſt aſchgrau. Seine Geſichtszüge ſind unbeweglich, gleichſam, als wären ſie in Erz gegoſſen. Die kleinen Augen ſind gelb und haben faſt keine Wimpern mehr; deßhalb trägt er einen grünen Schirm, um ſie gegen die Sonnenſtrahlen zu ſchützen. Seine dünne Naſe iſt ſo ſpitzig, daß ſie einem Zwickbohrer gleich ſieht. Der enggeſchloſſene Mund iſt von ſehr ſchmalen Lippen umſäumt. Der Ton ſeiner Stimme iſt leiſe und ſanft; er ereifert ſich nie. Sein Alter kann nicht beſtimmt werden; man weiß nicht, ob er alt vor der Zeit geworden, oder ob er wirklich ſchon alt ſei. In ſeinem Zimmer iſt Alles reinlich, aber abgenützt, von dem grünen Ueberzuge ſeines Schreibpultes bis auf ſeine Bettdecke. Im Winter raucht zwar das Holz in ſeinem Ofen, aber es brennt nie recht. Alles, was er thut von dem Augenblicke, wo er das Bett verläßt, bis zu den Huſtenanfällen des Abends, iſt ſtreng nach der Uhr bemeſſen.

Wenn dieſer Mann ſpricht und zufällig ein Wagen vorüberfährt, ſo hält er ſo lange inne, bis er nicht mehr vernommen wird, um ſeine Stimme nicht unnütz anzuſtrengen. Wollt Ihr wiſſen, wer dieſer Mann iſt? Es iſt ein Wucherer, der zu hohen Zinſen Geld auf Pfänder leiht. Hat er den Tag über recht viele Geſchäfte gemacht, die ihm einen tüchtigen Vortheil verſchafften, ſo ſcheint er aus ſeiner Starrheit herauszugehen und etwas Menſchliches zu verrathen. Er reibt ſich alsdann die Hände, und die tiefen Runzeln ſeines Antlitzes legen ſich in freundliche Falten.

Er bewohnt ein feuchtes und finſteres Quartier. Das einzige Weſen, mit dem er außer ſeinen Geſchäften Umgang hat, iſt ein armer Nachbar, den er um Feuer bittet oder um eine Zeitung und dergleichen.

Ob er reich oder arm iſt? Niemand kann es wiſſen. Man hat niemals viel Geld bei ihm geſehen. Eines Tages ward er aber das Opfer ſeiner peinlichen Vorſicht. Er hatte wahrſcheinlich ſoeben eine Summe in Geld einkaſſirt, und wie er die Treppe ſeiner Wohnung hinaufſteigt, entfällt ihm ein Goldſtück. Jemand, der hinter ihm geht, hebt es auf und reicht es ihm hin. Der Wucherer, welcher nicht zeigen will, daß er Geld beſitze, ſtellt ſich verwundert. „Wie käme ich wohl zu Gold?“ ruft er, „würde ich ſo ſchlecht leben, wenn ich reich wäre?“

Dieſen Verluſt konnte er nicht gleichmüthig ertragen; als er in ſein Zimmer trat, mußte er ſich in's Bett legen.

Sehet Kinder! das iſt das ſchreckliche Loos ſolcher ſchmutzigen Geldmenſchen. Vergleicht dieſes Bild mit dem des Geitzigen, das ich Euch ſchon früher entworfen habe.

Am 21. Mai.

Manche Eigenſchaft ziert den Hund, die wir an gewöhnlichen Menſchen vermiſſen. Er iſt des Menſchen treuer Freund und Diener, und nimmt daher mit Recht die erſte Stelle unter den Hausthieren ein. Gewiſſe Geſchäfte, das wißt Ihr ja, kann man ganz allein dem Hunde überlaſſen. Betrachtet ihn doch bei der Heerde, wo er ſich lauter vernehmen läßt, als der Hirte ſelbſt; Sicherheit, Ordnung und Folgſamkeit ſind die Frucht ſeines thätigen Wachens. Die Heerde iſt ihm überantwortet; er leitet ſie, er beſchützt ſie, und nur dann gebraucht er Gewalt, wenn er den Frieden erhalten will. Allein im Kampfe gegen feindliche oder unabhängige Thiere zeigt er erſt recht ſeinen Muth, entwickelt er erſt recht ſeine Klugheit. Seine natürlichen Gaben vereinigen ſich hier mit ſeinen erlernten Eigenſchaften. Sowie er den Jäger die Flinte nehmen ſieht, oder den Ton des Horns vernimmt, durchzieht ihn ein Feuer, und er gibt Aeußerungen, er verkündet durch ſeine Bewegungen und durch ſein Gebell die Ungeduld, zu kämpfen und den Wunſch, zu ſiegen. Darauf geht er ſchweigend vorwärts, durchforſcht die Gegend, um den Feind in ſeinem Verſtecke zu überraſchen; er ſucht ſeine Spuren auf, er folgt allen ſeinen Schritten, und durch verſchiedene Laute, die er von ſich gibt, zeigt er genau die Zeit, die Entfernung, die Art und ſelbſt das Alter des Feindes an, den er verfolgt.

Nicht blos die Gefälligkeit ſeiner Form iſt es, die den Menſchen für den Hund einnimmt; ſeine Lebhaftigkeit, ſeine Stärke, ſeine Leichtigkeit und vor Allem ſeine inneren Eigenſchaften machen ihn uns werth. Bei dem wilden Hunde findet ſich ein hitziges Naturel, Zorn, Blutdurſt, allein gezähmt iſt alles dies bedeutend gemildert und von dem Verlangen, ſeinem Herrn zu gefallen und ſich ihm anzuſchließen, überragt. Er kriecht zu den Füßen ſeines Gebieters, und ſeinen Muth, ſeine Stärke, ſeine Talente, Alles bringt er ihm dar; er erwartet ſeine Befehle, um davon Gebrauch zu machen; er forſcht nach ſeinem Willen; er bittet; ein Wink genügt und er verſteht die Zeichen ſeines Willens. Das Licht des Denkens iſt ihm zwar verſagt, allein er beſitzt die ganze Wärme des Gefühls; in der Treue, in der Beſtändigkeit ſeiner Neigung kommt ihm kein Geſchöpf gleich; weder Ehrgeiz, noch irgend ein Nutzen, noch das Gefühl der Rache vermag es, ihn ſeinem Herrn abwendig zu machen; er kennt nur die Furcht, ihm zu mißfallen; er iſt voll feurigen Eifer und gehorſam; für Wohlthaten iſt er empfänglicher als für Mißhandlungen; ſchlechte Behandlung ſtößt ihn nicht zurück, er erträgt ſie, vergißt ſie, und erinnert er ſich ihrer, ſo wird er nur deſto anhänglicher; ſtatt ſich zur Wehre zu ſetzen oder zu fliehen, ſetzt er ſich neuen Prüfungen aus; er küßt die Hand, die ihn ſchlug; nur die Klage läßt er laut werden, und durch Geduld und Unterwerfung entwaffnet er den Zorn ſeines Herrn.

Hier habt Ihr die Schilderung des Hundes, den der Schöpfer dem Menſchen zum treuen Begleiter gegeben hat, ihm zu dienen und ihn zu erfreuen. Mancher Arme wäre ohne ſeinen Hund noch ärmer; dem Blinden iſt er ein Führer; den Ertrinkenden rettet er aus den Fluthen, und manche Hunde legten ſich auf das Grab ihres Herrn, verſchmähten das Futter und hauchten trauernd ihr Leben aus.

Man weiß eine Menge Geſchichten von der Treue der Hunde, vielleicht erzähle ich Euch einige davon zu anderer Zeit.

Am 22. Mai.

Heute feiert die katholiſche Kirche eines ihrer Hauptfeſte, das Frohnleichnamsfeſt. Im Altdeutſchen heißt Frohn ſo viel als Herr, alſo das Feſt von dem Leichnam (Körper) des Herrn. Pabſt Urban IV. hat im Jahr 1264 dieſes Feſt angeordnet, um den Glaube der Verwandlung der Hoſtie in den wirklichen Leib des Herrn, die nach katholiſchem Glauben während der Meſſe ſtattfindet, dem

Volke in das Gedächtniß zu rufen, da zur damaligen Zeit ein Prieſter daran gezweifelt hatte.

In allen katholiſchen Städten wird an dieſem Tage ein großer Umzug gehalten, wobei der vornehmſte Geiſtliche die geweihte Hoſtie in einer prächtigen Monſtranz trägt, wie das ſilberne oder goldene Gehäuſe genannt wird, in dem ſich die Hoſtie befindet. Dem Geiſtlichen voran gehen die Schulen, Zünfte und Brüderſchaften; nach ihm kommen Fürſten und Herren, Militär- und Civil-Beamte, und Leute von allen Ständen.

Am prächtigſten iſt dieſer Umgang wohl in Rom, wo der Pabſt ſelbſt auf einem hohen Geſtelle knieend, die Monſtranz in Händen, von Geiſtlichen einhergetragen wird. In ſeinem Gefolge ſieht man die zahlreichen geiſtlichen Orden, die in Rom wohnen, die Kardinäle und Prälaten, die mittelalterlich gekleidete Schweizergarde und viele andere Sehenswürdigkeiten. Nach vollbrachtem Umzuge ſteigt der Papſt auf den mittleren Balkon der Peterskirche und ſegnet die ganze Chriſtenheit, die Stadt und den Erdkreis, wie es in dem Segen heißt. Die vielen Tauſende, welche den ungeheuren Platz vor der Kirche füllen, ſinken auf die Knie, von der nahen Engelsburg donnern die Kanonen, und es iſt nicht zu läugnen, daß dieſer Moment auf jeden Menſchen, welchen Glaubens er auch ſein mag, einen ungeheuren Eindruck ausübt.

Am Abend dieſes Tages findet zu Rom ein eigenthümliches Schauſpiel ſtatt. Auf dem höchſten Punkte der Engelsburg wird ein Feuerwerk angezündet, welches aus mehreren tauſend und tauſend Raketen und Schwärmern beſteht, die alle zu gleicher Zeit in die Luft ſteigen. Das Sprühen der Funken, das Ziſchen der Flammen, das donnerähnliche Krachen und der laute Jubel des Volks bilden ein Ganzes, das nicht zu beſchreiben iſt. Dieſes Feuerwerk iſt aber nur das Zeichen zu einem noch prächtigeren Schauſpiel; denn in demſelben Augenblicke erſcheint die ungeheure Rieſenkuppel der Peterskirche von vielen Tauſend Fackeln beleuchtet, welche alle durch eigens angelegte Zündſchnüre wie durch ein Zauberwort zu flammen beginnen.

Denkt man ſich zu einem ſolchen Feſte den ſtets heitern Himmel Roms, die lebhafte Bevölkerung dieſer Stadt und die milde Luft einer italieniſchen Mainacht, ſo wird man geſtehen müſſen, daß ſich leicht nichts Intereſſanteres wohl denken läßt.

Am 23. Mai.

Wie anziehend ſind für uns die Grabdenkmäler der Hingeſchiedenen, mit welcher Ehrfurcht erfüllt uns das Grab unſerer Eltern! Alle Völker, die noch im Naturzuſtande leben, ſowie die meiſten, welche der Civiliſation angehören, betrachten die Gräber ihrer Voreltern als den Ort ihrer andächtigſten Uebungen, und mithin als einen Theil ihrer Religion.

Das Grab iſt ein Denkmal, auf der Gränze zweier Welten errichtet. Zuerſt verſinnlicht es uns das Ende aller eiteln Beſtrebungen des Lebens und das Bild einer ewigen Ruhe; dann erhebt es uns zu dem Gefühle der Fortdauer eines glücklichen Daſeins, das wir uns glücklicher denken, wenn der, den wir im Grabe wiſſen, ein tugendhafter Menſch geweſen iſt. Daran knüpft ſich unſere Verehrung. Und durch dieſen geiſtigen Zug der Tugend fühlen wir uns von Rührung ergriffen, wenn wir uns den Gräbern wahrhaft großer Menſchen nahen, welche ihre Mitmenſchen beglückten und die Welt erleuchteten.

Aus eben dieſem Grunde werden wir bewegt bei dem Anblicke des kleinen Raſens, der die Aſche eines liebenswürdigen Kindes deckt; darum erfaßt uns Trauer, wenn wir das Grab einer tugendhaften Frau ſehen, die das Glück ihres Gatten und ihrer Kinder machte. Es bedarf hiezu nicht der Denkmäler aus Marmor und Erz; je einfacher die Gräber ſind, deſto mehr ſprechen ſie oft zum Herzen und erwecken darin eine ſanfte Schwermuth. Ein Grab ergreift uns mehr, wenn es ärmlich, als wenn es prachtvoll iſt, wenn uns der Todte, der darunter liegt, als ein Unglücklicher bekannt war, mehr, als wenn er im Glücke ſchwelgte, wenn wir von ihm Züge der Tugend kennen, mehr, als wenn wir ihn als einen Mächtigen kannten.

Am 24. Mai.

Ich ſprach mit Euch geſtern über einen ſehr ernſten Gegenſtand; ich will heute denſelben nicht verlaſſen, allein ich will Euch ein ſanftmildes Bild zu entwerfen ſuchen.

Folgt mir auf den Dorfkirchhof!

Dort liegt er am Fuße des Hügels und am Rande der Landſtraße. Die grüne Hecke, die ſich um ihn zieht, hindert die Vorüberreiſenden, hineinzuſehen. Ein immergrüner Raſen bedeckt die Gräber; wo die Erde friſch aufgeworfen erſcheint, da ruhen die zuletzt Begrabenen.

Auf jedem Ruhehügel iſt ein hölzernes Kreuz errichtet, ein einfaches ländliches Denkmal; trauernde Freundſchaft und Liebe hängt während der ſchönen Jahreszeit einen Kranz einfacher Blumen daran auf.

Ihr werdet hier keine Grabſchriften finden, wie auf den Kirchhöfen der großen Städte; denn prunkende Inſchriften ſind ſchon eine Ausgeburt der Civiliſation, noch weniger erblickt Ihr jene Bildſäulen von Marmor, welche die Gräber ſchmücken, und die gleichſam von den Einwohnern der großen Städte dahingeſtellt zu ſein ſcheinen, um an ihrer Statt zu trauern. Man lieſt auf dem ganzen Kirchhofe des Dor[illegible] ur eine einzige Inſchrift, und das ſind die Worte Gottes ſel[illegible] it welchen er einen Vater tröſtete, der ſterbend ſeine Gatti[illegible] ſeine Kinder in Armuth zurückließ: „Laſſe mir Deine Kind[illegible] werde Sorge tragen für ihre Tage; und Deine Wittwe [illegible] trauen zu mir!“

Dieſe Worte aus dem [illegible]s ſind mit großen Buchſtaben auf eine hölzerne Tafel ge[illegible] und an der Mauer des Kirchhofs befeſtigt. Regen und [illegible] wird ſie bald unleſerlich gemacht haben, aber die guten [illegible]er werden ſie doch im Gedächtniß behalten.

Am 25. Mai.

Der Schrecken der Meere und aller Schiffer, die ſie befahren, iſt der Haifiſch. Dieſes Ungeheuer kann eine Länge von zwanzig Fuß erreichen, und wiegt manchmal an tauſend Pfund.

Allein die Größe und das Gewicht ſind es nicht allein, die den Haifiſch furchtbar erſcheinen laſſen, ſondern ſeine Kraft iſt es und die mörderiſchen Waffen, mit welchen ihn die Natur ausgeſtattet hat. Er iſt eben ſo wild als gefräßig, ungeſtüm in ſeinen Bewegungen, ſtets gierig nach Blut, unerſättlich nach Raub, gleich wie der Tiger des Landes, kann er mit vollem Rechte der Tiger des Meeres genannt werden. Furchtlos ſucht er jeden Feind auf und iſt im Verfolgen hartnäckiger, im Angreifen wüthender, im Bekämpfen ausdauernder als alle andere Bewohner der Gewäſſer.

Der Haifiſch iſt gefährlicher als ſelbſt die Wallfiſche, die ihm im Allgemeinen unterliegen müſſen, weil ſie nicht ſolche Waffen haben wie er, und überdieß weder Menſchen noch große Thiere angreifen, da ſie nur von kleinen Fiſchen leben.

Der Haifiſch kann unter allen Zonen leben, dabei ſchwimmt er überaus ſchnell, und ſo hat er denn alle Meere in Beſitz genommen. Man findet ihn in allen Welttheilen. Im heftigſten Sturme, mitten in der dunkelſten Nacht entdeckt man ihn oft an einem phosphoriſchen Leuchten, welches ſein Körper ausſtrömt. Unglückliche Schiffe, die den Schreckniſſen des Schiffbruchs ausgeſetzt ſind, erblicken ſeinen furchtbaren Rachen, der ihnen gleichſam jeden Ausweg abſchneidet, da er ſie verſchlingen würde, wenn ſie ſich durch Schwimmen retten wollten. Die Unglücklichen wiſſen dann, daß nicht die Wellen, ſondern der Schlund des Ungeheuers ihr Grab ſein wird.

Der franzöſiſche Name des Haifiſches iſt Requin, und dieſes Wort ſoll nach dem Naturforſcher Lacepède von dem lateiniſchen Worte requiem herkommen, welches ſeit langer Zeit mit Tod und ewiger Ruhe gleichbedeutend iſt. Es mag wohl ſein, daß franzöſiſche Seefahrer auf dieſen Gedanken gekommen ſind, um ſo mehr, da die Franzoſen das Lateiniſche wie franzöſiſch ausſprechen, und dann beide Worte ziemlich gleich klingen.

Selbſt wenn man ihn gefangen hat und mit Ketten und Banden belaſtet, iſt es oft gefährlich, ihm zu nahen. Seine Bewegungen ſind von einer furchtbaren Heftigkeit, ſelbſt im Blute gebadet, verliert er ſeine Kraft nicht. Die letzten Schläge ſeines Schweifes im Augenblicke ſeines Sterbens können die größte Verwüſtung anrichten, und ein Biß mit ſeinen dreifachen Zahnreihen ſchneidet dem ſtärkſten Manne ein Bein ab. Iſt er nun nicht unter allen Thieren, mit Ausnahme der giftigen, das furchtbarſte? Der wilde Tiger im brennenden Sande der Wüſte, das ſtärkſte Krokodil in den Flüſſen der heißen Zone, die ungeheuerſte Schlange in den afrikaniſchen Wüſten, nichts iſt ſo entſetzlich als der nach Beute ſpähende Haifiſch in den empörten Wellen des Oceans.

Am 26. Mai.

Viel größer als der Haifiſch iſt der eigentliche Wallfiſch, und das größte bekannte Thier der Welt, da man von dem Kraken oder der ungeheuren Meerſchlange eigentlich noch nichts Beſtimmtes zu ſagen weiß.

Schiffer wollen ſie nämlich mehrfach ſchon geſehen haben, doch hat man noch keine Beobachtungen darüber angeſtellt, die für die Wiſſenſchaft glaubwürdig genug geweſen wären. Mit dem Wallfiſche iſt dies aber anders.

Es gibt eine ganze Familie von Wallfiſchen, zu der verſchiedene Arten gezählt werden. Wir wollen hier von dem eigentlichen oder ächten Wallfiſche ſprechen, den man noch heutzutage ſechzig bis achtzig Fuß lang und vierzig bis fünfzig Fuß breit findet, und deſſen Gewicht an hunderttauſend Pfund beträgt. In frühern Zeiten, als man noch nicht ſo ſtarke Jagd auf dieſe Thiere machte, traf man wohl auch Wallfiſche von über hundert Fuß Länge. Wahrſcheinlich waren ſolche Thiere ſehr alt, da nach der Berechnung der Naturforſcher der Wallfiſch tauſend Jahre alt werden kann. Außer ſeiner Größe, ſeinem Gewicht und ſeiner Stärke, wodurch er allerdings den Schiffern ſehr gefährlich werden kann, fehlt es ihm gänzlich an eigentlichen Vertheidigungswaffen. Statt der Zähne hat er in ſeinem Rachen dünne, lange, hornartige, quer am Gaumen liegende, am Rande gefaſerte Platten, die man Barten nennt und die ihm ſtatt der Zähne beim Zermalmen der Speiſen dienen. Aus dieſen Barten wird das Fiſchbein gemacht. Auch die Zunge des Thieres iſt ganz eigen gebildet; ſie iſt nämlich mit Zotten und Haaren beſetzt, die eine Art von Netz bilden, um den Fraß zu fangen. Dieſer Fraß beſteht in kleinen Fiſchen, von denen freilich der Rachen des Wallfiſches eine ungeheure Menge aufnehmen kann, doch iſt der Schlund ſo enge, daß nur ein Fiſch, nicht größer als ein Häring, auf einmal hindurch kann. Eine fernere Eigenthümlichkeit des Wallfiſches beſteht darin, daß er oben auf dem zwanzig bis dreiundzwanzig Fuß langen Kopfe zwei etwa anderthalb Fuß weite Spritz- oder Blaſelöcher hat, aus denen er das mit der Nahrung in großer Menge eingenommene Waſſer in hohen Bogen wieder ausſpritzt. Sein Auge iſt für ſeine ungeheure Größe nur ſehr klein; es iſt nicht größer, als das Auge eines Ochſen. Seine Ohren ſind von außen nicht ſichtbar, er iſt jedoch im Stande, ſehr fein zu hören. Auf jeder Seite unterhalb der Augen befindet ſich eine Art von Floſſe, die man bei den Wallfiſchen Fenne nennt, und die faſt wie die Zehen der Landthiere gegliedert iſt, und von ihm gleich einer Hand gebraucht wird. Das einzige Vertheidigungsmittel des Wallfiſches iſt ſein neun bis zehn Fuß breiter Schweif. Ein einziger Schlag mit demſelben iſt im Stande, das ſtärkſte Boot zu zertrümmern.

Dieſes ſeltſame Ungeheuer lebt in den kalten Meeren des Süd- und Nordpols am liebſten, und verliert ſich nur ſelten in die Gewäſſer der gemäßigten Zone. Dort ſoll er ſich in Heerden von hundert Stück umhertreiben. Dann ſoll das Ausſpritzen des Waſſers, in der Ferne geſehen, einer Stadt mit rauchenden Schornſteinen gleichen. Er ſchwimmt ſchneller als ein Vogel fliegen kann, nämlich zwei- bis dreihundert Meilen in einem Tage.

Die Barten, aus denen das Fiſchbein gewonnen wird, vor Allem aber der Speck, aus dem man Thran ſiedet, haben den Wallfiſch zu einem Gegenſtand des Handels gemacht. Jährlich werden ſehr viele Schiffe ausgerüſtet, welche blos auf den Wallfiſchfang ausgehen. Die Art, dieſes Ungeheuer zu fangen, iſt ſo eigenthümlich, daß ich ſie zum Gegenſtande einer beſondern Unterhaltung machen will.

Am 27. Mai.

Heute ſollt Ihr erfahren, wie es der Menſch anfängt, mitten im rauhen wilden Meere, oft zwiſchen Eisſchollen, und von Sturm und Ungewitter bedroht, eines ſo ſtarken und großen Thieres Meiſter zu werden.

Ein Schiff, das für den Fang ausgerüſtet iſt, nimmt eine Beſatzung von 40 bis 50 Menſchen mit. Die Zeit des Auslaufens iſt im März oder April. Die Schiffe werden Wallfiſchfahrer genannt. Wenn ſie ſich den Küſten jener Meere nähern, die vorzugsweiſe der Wallfiſch bewohnt, ſo ſenden ſie Bote aus, die, ſobald ſie einen Wallfiſch bemerken, ein verabredetes Zeichen geben. Hierauf werden zwei bis drei Bote in die See gelaſſen, auf deren jedem ſechs bis acht Mann ſich befinden. Einer von ihnen hält die Harpune, eine lange, ſtarke Stange, an der oben ein Haken mit einem Widerhaken befeſtigt iſt, und um die ein Tau von beträchtlicher Länge ſich windet. Iſt man bis auf 30 Fuß dem Thiere nahe gekommen, ſo wirft der Harpunier, der im Vordertheile des Bootes ſteht, mit aller Gewalt die Harpune in den Leib des Fiſches. Um gehörig zu faſſen, muß ſie die Specklage durchdringen und in dem Fleiſch haften bleiben, weil ſich der Wallfiſch ſonſt durch einen Ruck von dem Haken befreien kann.

Sobald er getroffen, ſchießt der Wallfiſch in die Tiefe; wobei ihm die etwa ſechshundert oder noch mehr Ellen lange Leine ſchleunigſt nachgeſandt werden muß, und das Boot ihm eben ſo ſchnell folgt, weil er es ſonſt mit in den Abgrund ziehen würde. Geht er zu weit und das Boot kann nicht mehr nach, ſo muß die Leine abgehauen werden. Nach zehn bis zwölf Minuten kommt er immer wieder zur Höhe, um Athem zu ſchöpfen; eine Blutſpur zeigt gewöhnlich den Weg, den das Thier genommen. Dann werden ſogleich mehrere Harpune nach ihm geworfen, bis der Wallfiſch ſtirbt.

Iſt der Wallfiſch todt, ſo wird durch eine eigene Winde der Kopf etwas in die Höhe gezogen und der Schweif am Vordermaſt des Schiffes befeſtigt. Jetzt begeben ſich die Speckſchneider, nachdem ſie ſich eiſerne Spitzen unter die Füße geſchnallt haben, damit ſie nicht von dem Fiſche abgleiten, auf denſelben und ſchneiden den ſechs bis zwölf Fuß dicken Speck in ein Fuß große Stücke herunter. Dieſer Speck wird auf das Schiff gebracht und in Tonnen verpackt. Ein einziger Wallfiſch gibt oft 120 bis 150 Tonnen Thran, und außerdem noch die Barten, ſo daß die Wallfiſchfänger an einem einzigen Fiſche bisweilen 5000 Thaler erübrigen.

Ihr kennt nun aber wohl denken, daß es ſchon der Mühe lohnt, auf die Wallfiſchjagd auszugehen.

Am 28. Mai.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat ſich der deutſche Name als edel und bieder bewährt. Unter vielen Andern will ich Euch heute ein Beiſpiel erzählen.

In dem letzten Kriege zwiſchen Frankreich und Spanien wurden auch deutſche Hilfstruppen nach dem letzten Lande geſandt, und da traf es ſich, daß ein Piquet von ein und zwanzig Deutſchen von den Einwohnern einer kleinen Stadt ermordet wurden. Nur Einer von ihnen war entkommen und berichtete die grauenvolle That dem kommandirenden franzöſiſchen Generale. Des Beiſpiels wegen beſchloß dieſer, es den Einwohnern entgelten zu laſſen, und beorderte den Baden'ſchen Hauptmann von Holzing, mit einer Anzahl deutſcher Truppen die Stadt zu umzingeln und niederzubrennen. Der Hauptmann war als tapfer und muthvoll bekannt, und der General glaubte, daß er, um den Tod ſeiner Landsleute zu rächen, den Auftrag gewiß gern vollziehen würde.

Noch in ſpäter Nacht brach das Kommando auf. Unweit der dem Verderben geweihten Stadt lag ein Kloſter, deſſen

Prior mit Freund und Feind gleich menſchenfreundlich umging und Schutz und Hilfe Niemand verweigert hatte. Deßhalb war er auch ſtets von jeder Partei verſchont geblieben. Unſer Hauptmann von Holzing verlangte eine Unterredung mit dem Prior. Nach kurzer Zeit kehrte er zurück, allein der Prior hatte ſogleich einen Eilboten nach der Stadt geſandt, um Weiber, Kinder und Greiſe mit ihrer beſten Habe in das Kloſter zu ſchaffen.

Während dieſer Zeit hatte der Hauptmann ſeine Leute auf einem Umwege zur Stadt geführt; die zurückgebliebenen Männer mußten auf ſeinen Befehl Holz, Stroh und andere brennbare Materialien außerhalb der Stadt aufthürmen und anzünden. Die Flammen loderten empor als Zeichen der Rache, aber hinter dieſen Flammen ſtanden die Wohnungen unverſehrt, und an Plünderung wurde nicht gedacht. Der Befehl war gegeben, daß die Stadt bis Mittag brennen müſſe; jetzt ſchlug die Mittagsſtunde. Man brach auf und der Abzug glich einem Triumphzuge; denn die Einwohner begleiteten die edeln Deutſchen, trugen ihnen die Gewehre und Torniſter, und überſchütteten ſie mit ihren Dankſagungen und Segenswünſchen, bis der Zug jubelnd und jauchzend an das Kloſter kam.

Hier harrten die Weiber, Kinder und Greiſe ängſtlich der Kommenden, denn ſie hatten in der Ferne die lodernden Flammen geſehen. Als ſie aber hörten, wie der edle Hauptmann gehandelt hatte, da ſtürzten ſie alle vor ihm nieder, küßten ihm die Füße und Hände, daß er ſich des ungeſtümen Dankes nicht mehr erwehren konnte. Der Prior aber nahm ein prächtiges Kreuz, das er am Halſe trug, ab, und hing es ihm um. „Wir ſind arm und beſitzen nichts, was wir Dir anbieten könnten. Nimm dieſes Kreuz, das ich bis jetzt als ein Zeichen meiner Würde trug, nicht als ein Geſchenk, ſondern als ein Andenken an die vergangene Nacht. Wehe dem Tapfern, der nicht menſchlich iſt, aber Segen über jeden Krieger, der den Menſchen ſelbſt im Feinde liebt. Darum komme Gottes reichſter Segen über Dich, mein Sohn!“

Der Hauptmann riß ſich tief erſchüttert los und kehrte mit ſeiner Schaar in's Lager zurück. Am andern Morgen erfuhr er, daß der General von dem ganzen Vorgange unterrichtet worden ſei. Der General empfing ihn mit ruhigem Ernſte, dann aber ergriff er des Hauptmanns Hand, blickte ihn einige Augenblicke an, riß ihn an ſich, umarmte ihn mit Heftigkeit und ſagte: „Sie verſtehen mich.“

Die Menſchlichkeit hatte geſiegt, und ſo ſchwer der Hauptmann auch gefehlt hatte, indem es ihm als Offizier nicht frei ſtand, einen erhaltenen Befehl zu umgehen, ſo war ſein General doch edelmüthig genug, ihm um der ſchönen Handlung willen zu verzeihen.

Am 29. Mai.

Zu allen Zeiten haben deutſche Bürger gezeigt, daß ſie in Tagen der Gefahr für das Vaterland zu ſterben wiſſen, und jeden Augenblick die Sache, die ſie für recht erkannt, nöthigenfalls mit dem Tode beſiegeln. Heute will ich Euch einen der ſchönſten Züge dieſer Art mittheilen; er möge Euch als ein würdiges Seitenſtück zu der geſtrigen Erzählung gelten, die Euch die Menſchlichkeit eines deutſchen Kriegers ſchilderte.

Dreißig Jahre wüthete ein Kampf in Deutſchland, der zu den blutigſten und ſchrecklichſten gehörte, welche die Geſchichte aufgezeichnet hat. Unſer gutes Vaterland lag blutend und verwüſtet; überall rauchten Trümmer, die Einwohner der Städte und Dörfer waren obdachlos und elend, und ſelbſt Fürſten, welche die Reichsacht getroffen hatte, irrten in allen Ländern umher, und wußten nicht, wo ſie das Haupt niederlegen ſollten.

Zu dieſer Zeit machte Georg Friedrich, Markgraf von Baden, ein an Geiſt und Herz gleich ruhmvoller Fürſt, den Verſuch, der Uebermacht des Kaiſers einen Damm entgegenzuſtellen. Er wollte perſönlich das unterjochte Vaterland und die proteſtantiſche Religion vertheidigen, wünſchte jedoch, nicht ſein Land in dieſen Krieg zu verwickeln. Er überließ daher im Jahre 1621 ſeinem Sohne Friedrich die Regierung und zog für ſich, gleichſam als ein Privatmann, eine ziemliche Anzahl von Truppen zuſammen, mit denen er ſich dem baieriſchen General Tilly entgegenſtellte. Dieſer General lagerte ſich am 6. Mai 1622 mit einer größeren Schaar auf einer Anhöhe bei Wimpfen am Neckar, von wo aus er das Lager des Markgrafen, zwiſchen Wimpfen und Heilbronn, beſchoß. Da dieſes jedoch nicht wirkte, ſo ſchritt Tilly zum Angriff. Es wurde ein allgemeines und mörderiſches Treffen. Die Badenſer, die der Markgraf ſelbſt anführte, kämpften mit Rieſenkraft für Deutſchlands Freiheit. Der Herzog Bernhard von Weimar und der Herzog Magnus von Württemberg kämpften mit ihnen. Der letztere ſtarb den Tod des Helden.

Schon wollte ſich der Sieg für die Tapfern entſcheiden, als ein unglücklicher Zufall plötzlich alle Hoffnung vernichtete. Einige markgräfliche Pulverwagen geriethen in Feuer; ein Theil des Heeres ſinkt zerſchmettert zu Boden, der andere wankt, kommt in Verwirrung und flieht. Die Feinde ſiegen, und Alles, das reiche Lager des Markgrafen, die Kriegskaſſe, die Geſchütze werden den Siegern zur Beute.

Der Markgraf war einer der Letzten, welcher, durch die Bitten der Seinigen gedrängt, das Schlachtfeld verließ, nachdem er alle Kunſt des Feldherrn, alle Kühnheit des Kriegers umſonſt erſchöpft hatte. Nur vierhundert Bürger aus Pforzheim, unter dem Kommando ihres Bürgermeiſters Deimling, ſtellten ſich allein noch gegen das ganze ſiegreiche feindliche Heer, um ihrem Fürſten den Rückzug zu decken. Sie fochten mit dem Muthe von Menſchen, die ein für allemal ihrem Leben entſagt haben. Der Feldhauptmann Tilly ließ ihnen zweimal Leben und Gnade anbieten, aber jedesmal wieſen ſie es kalt und ruhig zurück. Nur der Gedanke, ihren Fürſten zu retten, beſeligt ſie, und ſo kämpfen und fallen alle vierhundert.

Als in Pforzheim die Kunde von dem Tode dieſer Tapferen und Edeln erſcholl, verbreitete ſich allgemeine Trauer. Ihre Wittwen und Waiſen irrten in der Stadt umher und ſuchten Troſt und Hilfe bei den Bürgern. Aber nur Mitleid und Thränen konnte man ihnen gewähren; denn jede Familie hatte einen Sohn, einen Freund, einen Vater oder Bruder zu beweinen.

Allein das Mitleid mußte bald einer trüben Sorge weichen. Die Einwohner dachten nur an die grauſame Rache, die Tilly wegen des Verluſtes ſeiner Soldaten an Pforzheim nehmen würde. Gleich nach der Schlacht kam Tilly wirklich ſelbſt nach der Stadt, doch behandelte er die Bürgerſchaft, gegen alles Erwarten, milde und geſtattete weder Brand noch Plünderung. Der edle Muth und die Tapferkeit der Gefallenen hatten ſein Herz, welches dieſe Eigenſchaften kannte und zu würdigen wußte, ergriffen. Selbſt dem Feinde nöthigte die That Bewunderung ab. Den vierhundert Gefallenen wurde in der Stadtkirche ein Denkmal geſetzt.

Am 30. Mai.

Bekannt iſt es, daß es verſchiedene Arten von Giften gibt, ſowohl im Thier-, als im Mineral- und Pflanzenreiche. Vor den beiden Erſtern können wir uns leicht ſchützen; vor den Letzteren weniger, weil wir ſie überall finden, bei unſern Spaziergängen, in Gärten, auf den Spielplätzen der Jugend. Oft erblicken wir die Giftpflanzen in Geſtalt ſchöner ſaftiger Beeren, wie bei den Nachtſchatten, der Bella-donna und Andern. Wie wichtig iſt es, daß der Menſch die ſchlimmen Eigenſchaften ſolcher Pflanzen kennt, ihr Ausſehen genau von oftmals ganz ähnlichen genießbaren Pflanzen zu unterſcheiden weiß, um ſich vor Schaden zu hüten. Wie viel Unglück iſt aus Unkenntniß entſtanden, und wie wichtig iſt es, daß Lehrer ihren Schülern dieſe ſo wichtige Kenntniß verſchaffen.

Ich will Euch heute einmal eine ſolche Pflanze beſchreiben, die Ihr im Herbſte auf den Wieſen findet, wo ihre ſchöne Blume Euer Auge erfreut; vor Allem aber auf hochliegenden Alpenmatten, wo ſie in großer Menge ſich faſt wie ein gluhend rother Teppich ausbreitet. Dieſe Pflanze iſt die Zeitloſe, von der Jahreszeit, in der ſie blüht, auch Herbſtzeitloſe oder Herbſtblume genannt. Ihre Wurzel iſt eine runde Zwiebel, die ziemlich tief in der Erde ſteckt, innen weiß, außen gelb und mit einer braunen Haut überzogen iſt. Aus dieſer Zwiebel kommen im Herbſte die einzelnen, höchſtens zwei bis vier blaßrothen, einen halben bis einen Fuß langen trichterförmigen Blumen, welche eine ſechsſpaltige Krone tragen. Zu Anfang des nächſten Jahres kommen die breiten, lanzettförmigen, geſchweiften, glatten und aufrechten Blätter zum Vorſchein. In der Mitte dieſer drei bis vier Blätter befindet ſich die große, eirunde, aufgeblaſene, ſechsfurchige, dreifächrige, vielſamige Fruchtkapſel, welche zur Zeit der Reife in der innern Naht aufſpringt. Der Samen iſt von Farbe ſchwarzbraun, hat eine rundliche Form, und iſt auf ſeiner Oberfläche runzlich.

Da dieſe Pflanze im Herbſt blüht und ihre Samen erſt im nächſtkommenden Frühjahre reifen, ſo glaubten unſere Voreltern, die Zeitloſe trage vor der Blüte Samen.

Vor ihr müßt Ihr Euch hüten, denn ſie iſt giftig durch und durch; am meiſten jedoch ſind es die Zwiebeln und der Samen. Auch die Blume iſt ſchädlich, und Kinder, die ſie aus Freude an der ſchönen Farbe abrupfen und zum Munde führen, müſſen ſolches mit dem Tode büßen. Sollte es Euch einmal begegnen, daß Einer Eurer Geſpielen das Unglück hätte, ſich aus Unwiſſenheit in ſolcher Gefahr zu befinden, ſo will ich Euch ein Mittel ſagen, das unter gewiſſen Umſtänden zeitig angewendet helfen kann. Dieſes iſt Citronenſaft in großer Maſſe verſchluckt, Oel, oder friſchgemolkene warme Milch.

Aber ſelbſt ein ſo gefährliches Ding, wie die Herbſtzeitloſe, kann dem Menſchen in gewiſſen Fällen nützen. Gehörig zubereitet, mit andern Stoffen verſetzt und verdünnt, wird ſie von den Aerzten gegen Giftſchmerzen verordnet. Es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß dieſes Mittel nur mit großer Vorſicht und nur nach der Verordnung des Arztes angewendet werden darf, weil es in den Händen Unwiſſender den heilloſeſten Schaden anrichten könnte.

Am 31. Mai.

Wenn die erſten ſchönen Tage im Lenze in dem Menſchen die Luſt zum Reiſen erweckt, und er ſich anſchickt, kleine Ausflüge in irgend ein benachbartes Berg- oder Waldrevier zu unternehmen, die er leicht befriedigen kann, ſo iſt es der nahende Sommer, die ſtets wachſenden Tage, der herrliche Pflanzenſchmuck, in dem die Gegend prangt, die immer mehr und mehr die Reiſeluſt nähren und den Menſchen mit einem Gefühle erfüllen, als wenn die Seele gleichſam ihre Flügel regte und mit Gewalt davonzuflattern ſtrebte. Noch mehr wächſt dieſes Gefühl, wenn man die Menge von Reiſenden ſieht, die ſich auf allen Wegen, in allen Gaſthöfen drängen, denen man es auf den erſten Blick anſieht, daß ſie fremd ſind, von denen man aber nicht weiß, von wo ſie kommen, noch wohin ſie gehen. Ach wie herrlich muß es ſein, ſo denkt der, der durch Verhältniſſe und Pflichten an ſeine Heimath gefeſſelt iſt, ſo in der Welt herumflattern zu können, nirgends gebunden zu ſein, zu ſchauen und zu genießen bis man genug hat, und von dem Schönen zu dem immer Schönern zu gelangen.

Jetzt kann man es leichter haben als ſonſt. Ueberall bieten ſich die Gelegenheiten dar, ſchnell und wohlfeil, wie ſie ein jeder braucht. Wer nicht viel Zeit und Geld hat, kann jetzt ein Ziel erreichen, was ehedem nur mit einem großen Aufwande von Zeit und Geld zu erreichen war.

Es gibt Menſchen, welche eine ſolche Reiſeluſt beſitzen, daß ſie faſt wie eine Krankheit zu betrachten iſt. Sie läßt ihnen an keinem Orte der Welt Ruhe, überall verfolgt ſie ſie und treibt ſie in ungemeſſene Weiten fort. Eines der merkwürdigſten Beiſpiele dieſer Art, ein Mann, der ſein ganzes Leben hindurch von einer ſolchen unerſättlichen Reiſeluſt umhergetrieben wurde, war ein Amerikaner Namens Ladyard. Seine erſten Ausflüge machte er zu den wilden

Stämmen von Nordamerika, und er war der Erſte, der in einem ſelbſtverfertigten und von ihm allein geleiteten Kahne den Konnektikut-Fluß bis zu ſeiner Mündung hinabfuhr. Hierauf widmete er ſich eine kurze Zeit den Studien, allein ſeine Unruhe ließ ihn nicht lange dabei verweilen. Er machte ſich auf und ſchiffte nach Europa, kam nach Gibraltar und trat dort in Dienſte. Später machte er mit dem berühmten Weltumſegler Cook eine Reiſe um die Welt. Dann war er noch nicht müde und bereiste nacheinander Nord-Amerika, Spanien, Frankreich, Deutſchland, Rußland, Sibirien, Perſien und Aegypten. Auch das Innere von Afrika bereiſete er. Dies herumziehende Leben führte er ſechsunddreißig Jahre; keine Gefahr, keine Mühſeligkeit ſchreckte ihn ab. Der Tod machte endlich ſeinen Irrfahrten ein Ende.

Ein ſolches Treiben zeugt immer von einem unſtäten Sinne, der nicht zu den Vorzügen und Tugenden eines Charakters zu zählen iſt; unterſchieden muß hievon werden der Trieb zu reiſen, der aus Wiſſensdrang entſpringt, um ſich ſelbſt und ſeine Nebenmenſchen zu belehren und nützliche Kenntniſſe und neue Erfahrungen an das Licht zu fördern.

Am 1. Juni.

Ich habe Euch ſchon manchen Zug von Heldenmuth erzählt. Heute wollen wir einmal einen Blick in das graue Alterthum werfen und den Tod eines ſeiner größten Helden betrachten. Dies iſt Epaminondas, aus Theben, der als Feldherr und als gemeiner Krieger Thaten der größten Tapferkeit verübt hatte, bis er endlich auf der Ebene von Mantinea, nachdem er dort den Sieg errungen, in einem Alter von achtundvierzig Jahren an einer erhaltenen Wunde ſtarb.

Die beiden Heere ſtanden in der Nähe von Mantinea einander gegenüber. Die Lacedämonier und ihre Verbündeten zählten 20,000 Mann zu Fuß und 2000 zu Pferde; die Thebaner waren 20,000 zu Fuß und 3000 Reiter ſtark. Nie noch hatte Epaminondas ein größeres Feldherrntalent entwickelt. Einer ſeiner Flügel griff die Phalanx der Lacedämonier an, ſo nannte man den Hauptkern ihrer Truppen, in dem ſich die tapferſten und bewährteſten ihrer Krieger befanden. Um des Sieges gewiß zu ſein, erſchien Epaminondas ſelbſt auf dieſem Flügel, um ſeine Krieger durch ſein eigenes Beiſpiel anzufeuern. Die Feinde ſchwankten bei ſeinem Angriffe und nehmen die Flucht. Er verfolgte ſie mit einer Kühnheit, deren er ſelbſt nicht mehr Meiſter werden konnte, und plötzlich ſah er ſich von einem feindlichen Haufen umzingelt, der wüthend auf ihn einhaut. Lange leiſtete er Widerſtand, und Alles, was ſich ihm naht, ſinkt in den Staub, allein ein geſchickt geworfener Wurfpfeil trifft ſeine Bruſt und bleibt in der Wunde ſtecken. Er ſinkt, und um ſeinen Körper entſteht ein neues blutiges Gefecht. Endlich bleiben ſeine Gefährten Meiſter und können ihn trauernd in ſein Zelt tragen. Auf dem andern Flügel wurde faſt mit gleichem Vortheil und Nachtheil gekämpft. Beide Heere zeigten gleichen Muth, gleiche Tapferkeit.

Die Verwundung des Epaminondas ſetzte dem Gemetzel Schranken und dämpfte die Wuth der Krieger. Beide Heere waren gleich ergriffen und ruhten. Von beiden Seiten wurde zum Rückzuge geblaſen, aber ein Siegeszeichen wurde auf dem Schlachtfelde errichtet. Noch athmete Epaminondas. Seine Freunde, ſeine Offiziere umſtanden trauernd ſein Lager. Ueberall hörte man jammern und wehklagen. Die Aerzte hatten erklärt, daß er ſterben müſſe, ſobald man das Eiſen aus der Wunde ziehen würde. Er fürchtete, daß ſein Schild in die Hände der Feinde gefallen wäre; als man es ihm zeigte, küßte er es und nannte es das Werkzeug ſeines Ruhmes. Er fragte ungeduldig nach dem Ausgange der Schlacht, und als man ihm ſagte, daß die Thebaner geſiegt hätten, rief er aus: „Das iſt gut, jetzt habe ich genug gelebt.“ Hierauf verlangte er, die Führer Daiphantus und Jollidas zu ſprechen, die er für würdig erachtete, ſeine Stelle einzunehmen. Man meldete ihm, daß ſie geblieben ſeien. „So ſagt den Thebanern,“ ſprach er, „daß ſie Frieden machen ſollen.“

Jetzt befahl er, das Eiſen aus der Wunde zu ziehen. Einer ſeiner Freunde rief vom Schmerze bewältigt: „Du ſtirbſt, Epaminondas! ach wenn Du doch Kinder hinterließeſt!“

Schon ſterbend erwiederte er: „Ich hinterlaſſe Euch zwei unſterbliche Söhne, den Sieg bei Leuctra und den bei Mantinea!“

So war der große Charakter des Epaminondas; er zeigt uns, daß die ächte Vaterlandsliebe uns über alle Schmerzen des Lebens hinweghebt, und noch im Tode uns eine wahrhaft göttliche Begeiſterung ertheilt.

Am 2. Juni.

Vernehmet heute ein ähnliches Beiſpiel von Aufopferung und Heldenmuth aus neuerer Zeit.

Leopold III., Herzog von Oeſtreich, der in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts lebte, hatte längſt im Sinne gehabt, die Schweizer, die er haßte, mit Krieg zu überziehen, und wartete nur auf eine ſchickliche Gelegenheit dazu; dieſe blieb nicht aus. Die Zerſtörung einiger Schlöſſer, die von Landvögten bewohnt waren, welche das Volk unterdrückten, boten ihm Gelegenheit zur Rache. Er wollte die Schande der Schlacht von Morgarten abwaſchen, und den Tod ſeines Vaters. Er war jung, ehrgeizig und tapfer; alle Ritter und Herren, alle Städte, die ihm unterworfen waren, entſprachen willig ſeinem Aufruf. Ein Heer, deſſen Stärke nicht genau angegeben iſt, bei welchem ſich aber 4000 Ritter befanden, die alle die Waffen wohl zu führen wußten, und die nur mit Verachtung auf die armen Schweizerbauern herabſahen, voll Stolz und Vertrauen. Bei dem erſten Gerücht von dem Anzuge dieſer furchtbaren Heeresmacht traten 900 Männer aus den alten Kantonen, und etwa 100 Männer aus Zug, Glarus und Gerſau zu den 400 Männern aus Luzern, um Gefahren und Tod mit einander zu theilen. Dieſer Haufe von ſchlechtbewaffneten und ſchlechtgekleideten Landleuten war beſeelt von der Gerechtigkeit der Sache, für die ſie ſtritten, und von der Liebe zum Vaterlande. Alle waren ſie entſchloſſen, im Siege oder im Untergange ein Beiſpiel für alle freiheitliebenden Schweizer auf ewige Zeiten zu bleiben.

Sie hatten ſich in einem kleinen Fichtenwalde aufgeſtellt, der noch heute zu ſehen iſt, und erwarteten Leopold, um die Schlacht zu beginnen. Sie zählten nicht einen einzigen Reiter bei ihrem Haufen; allein war es Unbedachtſamkeit, oder geſchah es aus jener ritterlichen Geſinnung, welche das damalige Zeitalter auszeichnete, auch Leopold's Krieger mußten von den Roſſen abſteigen. Dies war der Augenblick für die Schweizer, den Wald zu verlaſſen, wo ſie ſoeben ihren Bundeseid erneuert hatten, und unbekümmert über ihre kleine Zahl, wie über ihre ungleichen Waffen, welche den Spott ihrer Feinde hervorriefen, zogen ſie dieſen entgegen. Einige hatten Hellebarden, mit denen ihre Väter bei Morgarten geſiegt hatten; die meiſten trugen ein Brett aus Fichtenholz ſtatt des Schildes am Arme. So ſteigen ſie ſtillſchweigend in die Ebene, doch plötzlich machen ſie Halt, fallen auf die Knie, und beten kurz und feurig um Beiſtand zum Himmel, dann erheben ſie ſich und laufen unter kriegeriſchem Geſchrei auf den Feind zu. Es war am 9. Juni, etwa um die Mitte des Tages, und außerordentlich heiß.

Die Krieger Leopolds, ganz in Eiſen gekleidet, in geſchloſſenen Gliedern, mit breiten und hohen Schilden, und ſo langen Wurfſpießen, daß ſelbſt die in der vierten Reihe noch ihren Feind treffen konnten, ſtanden da, gleich einer undurchdringlichen Mauer. So blieben ſie unbeweglich, die Spieße vorgeſtreckt, und bei jedem Anlauf, den die ungeſtümen Schweizer wagten, ſtürzten viele Opfer vor dieſem Wall von mörderiſchen Lanzenſpitzen. Das Feuer der Angreifenden war unmächtig und vergeblich; ſie hatten zwar die Schafte einiger Lanzen zerbrochen und geſucht, ſich auf ſolche Weiſe einen Durchgang zu verſchaffen, allein ihre Tapferſten ſanken dahin in den Staub. Der Fahnenträger von Luzern fiel ſoeben tödtlich verwundet, und die feindliche Macht bewegte ſich jetzt mit einem entſetzlichen Geräuſch, und drohte, den kleinen Haufen der Eidgenoſſen zu umzingeln. Als ſie dieſe Abſicht wahrnahmen, zögerten ſie unentſchloſſen und wußten nicht, was ſie thun ſollten; aus dieſer Zögerung jedoch konnte ihnen ſicheres Verderben erwachſen. Da ſprang Arnold von Winkelried, ein Mann aus Unterwalden, aus der Reihe und rief mit einer Donnerſtimme: „Eidgenoſſen, ich will Euch eine Straße bahnen; nehmt Euch meines Weibes und meiner Kinder an!“

Mit Blitzesſchnelle eilte er dem Feind entgegen, umfaßt mit ſeinen ſtarken Armen ſo viel öſtreichiſche Lanzen, als er greifen kann, ſtößt ſie ſich in die Bruſt und reißt im Fallen ihre Träger mit ſich zu Boden. So öffnete er mitten in der Reihe der Feinde einen Weg für die Schweizer, welche ſich ihm nachdrängen. Die Oeſtreicher gerathen in Verwirrung, welche die Eindringenden benützen. Mehr noch das Erſtaunen über die ſeltene That, als die Waffen der Landleute, beſiegt die Feinde. Sie fallen ohne Widerſtand, und die ſchwere Wucht ihrer eiſernen Rüſtungen beſchleunigt ihren Tod. Alle Schweizer, welche über den Körper Winkelrieds ſchreiten, ſcheinen von ſeiner großen Seele begeiſtert zu ſein. Die öſtreichiſche Armee wird zerſtört, und umſonſt beſchützen Herzog Leopold ſeine Tapferſten. Sie ſinken Alle um ihn her, und auch er findet den Tod des Helden auf dem Schlachtfelde.

Dies iſt die That Winkelrieds. Vielleicht die größte, die jemals von einem für ſein Vaterland begeiſterten Helden verübt wurde. Es iſt nicht nöthig, noch Etwas zu ihrem Lobe hinzuzufügen; Ihr fühlt es gewiß ebenſo, wie ich.

Am 3. Juni.

Wir haben in dieſem Theile des Jahres heiße Tage; die Luft iſt trocken, ermattend; das Athmen geht nur ſchwer von ſtatten; die kleinſte Bewegung ſetzt uns in Schweiß; die Luft iſt elektriſch geſpannt, wie man ſich auszudrücken pflegt. Dieſen Zuſtand, der ſo unbequem für Menſchen und Thiere iſt, kann nur eine Erſcheinung aufheben, ein Gewitter. Ihr Alle kennt ſie wohl, dieſe ſchöne majeſtätiſche Erſcheinung, die in ihrer zerſtörenden Kraft ſich furchtbar äußern kann, allein ſegensreich in ihren Folgen iſt.

Nach einer ſchnell entſtandenen Sonnenwärme iſt die ganze Luft mit trockenen Dünſten erfüllt, und es bilden ſich kaum bemerkbare Wölkchen am fernen Horizonte, die ſich jedoch nach und nach zuſammenballen und wie ein dunkles Gebirge am Himmel heraufziehen. Die Luft iſt dabei ruhig; denn ſobald ſich während dieſer Wolkenbildung ein ſtarker Wind erhebt, ſo vertreibt er das Gewitter. Ebenſo hinderlich iſt Feuchtigkeit und Kälte der Luft und des Bodens. Daher die Gewitter am Morgen, gleich nach Aufgang der Sonne, ſich vertheilen; um Mittag oder Abend aber, wenn die Hitze ihren Höhepunkt erreicht hat, ſich mit Erfolg ausbilden.

In der Gewitterwolke entſtehen häufige, nach mehreren Richtungen zuckende Blitze, von faſt ununterbrochenem Donner begleitet. Die Wolken verbreiten ſich nach allen Seiten, ohne gerade vom Winde getrieben zu werden. Jetzt iſt der ganze Himmel bedeckt und es fallen einzelne, meiſt ſehr große Regentropfen. Bis hieher hat die elektriſche Spannung der Luft den höchſten Grad erreicht; das Gefühl von Mattigkeit und Schwere wird immer drückender. Jetzt muß die Ausgleichung eintreten. Zuerſt beginnt ſie gewöhnlich mit einem von der Seite, wo das Gewitter ſich bildete, herwirbelnden Wind, der entweder das Gewitter der Gegend zuführt, oder nicht. Im letzteren Falle ſagt man: Das Gewitter kommt nicht herauf oder zieht vorüber. Beſonderen Einfluß haben hierauf große Waſſerſtrömungen, Bergſchluchten, Felſenvorſprünge und dergleichen. In den Hauptmaſſen der Gewölke, die unter fortwährendem Blitz und Donner ſich immer mehr verdichtet haben, iſt die Dunſtbildung nun in die tieferen Regionen geſunken, aus der ſie ſich als Regen, oftmals mit Schloßen untermiſcht, auf die Erde ergießt. Blitz und Donner folgen ſich nun in längeren Zwiſchenräumen, allein aus den niedrigen Gewölken fahren auch einige Blitze auf die Erdoberfläche. Dies nennt man: Das Gewitter ſchlägt ein. Ein ſolcher einſchlagender Blitz hat immer einen lauteren Donner zur Begleitung, der dem Raſſeln eines Haufens herabſtürzender Steine gleicht. Auch eine ſtärkere Regenergießung folgt unmittelbar dem Einſchlagen. Nach dieſem höchſten Ausbruche des Ungewitters iſt gewöhnlich die Ausgleichung ſchon eingetreten. Der Regen wird gleichmäßiger, Blitz und Donner laſſen nach, das Gewölk geht auseinander und der Himmel klärt ſich auf.

Dauert der Regen fort, vielleicht mehrere Tage lang, ſo nennt man das einen Landregen; hört der Regen auf, ſo erwacht nach einem Gewitter die ganze Natur wie zum neuen Leben. Pflanzen und Thiere fühlen ſich geſtärkt; die Hitze hat ſich verloren und es tritt eine Wärme ein, wie ſie für das Gedeihen aller Geſchöpfe am zuträglichſten iſt.

Geht einmal nach einem Gewitter hinaus in's Feld, ſehet, wie die Blumen die Köpfe heben, wie munter die Vögel zwitſchern, wie Alles ringsumher Euch anlacht, und fraget Euch ſelbſt, wenn Ihr die friſche gereinigte Luft einathmet, ob es nicht ſchön iſt auf dieſer Welt? Und wahrlich, Ihr werdet die Antwort auf dieſe Frage in Eurem Herzen finden.

Am 4. Juni.

Eine der großartigſten Naturerſcheinungen iſt der Ausbruch eines feuerſpeienden Berges. In Europa gibt es feuerſpeiende Berge jetzt nur noch auf Island und in Italien. In früheren Zeiten hat es nach allen Anzeichen auch am Rheine und in andern Gegenden welche gegeben. Auf der Inſel Island wirft der Hekla mitten unter Eis und Schnee ſeine Flammen aus. Im Süden iſt es der Veſuv, auf dem Feſtlande von Italien; der Aetna auf Sicilien, und der faſt immer thätige Stromboli auf der Inſel gleichen Namens Veſuv und Aetna ſind die bekannteſten, die von den Reiſenden am meiſten beſucht werden. Der Erſtere iſt ein Berg mit zwei Gipfeln, von denen der Eine den Krater enthält; der Zweite iſt ein über zehntauſend Fuß hoher Bergkegel, deſſen Gipfel beſtändig mit Eis und Schnee bedeckt iſt.

Es gibt gewiſſe Zeichen, an denen die Bewohner der Umgegend einen nahen Ausbruch des Berges erkennen. Man hört oft Tage lang ein dumpfes Brüllen und Rollen im Innern des Berges, das in weiten Kreiſen unter dem Boden forthallt; die Erde bebt in leiſeren oder heftigeren Schwingungen; aus dem Berge ſteigt dicker Rauch und dazwiſchen fahren häufige Blitze. Endlich verſiegen die Brunnen in der Nähe des Berges, und nun währt es nicht lang und der Ausbruch erfolgt.

Mit dem Krachen, wie beim Beginn eines großen Feuerwerks, ſteigt eine rieſige Feuerſäule durch den dicken Qualm unter beſtändigem Blitzen von allen Seiten am Himmel empor, und zu gleicher Zeit ergießt ſich die Lava, die aus geſchmolzenen Metallen und Steinen beſteht, über den Rand des Kraters. Dieſer glühende Strom iſt von einer dunkeln Feuerfarbe, nur wenn er Bäume oder Weingärten erreicht und dieſe verzehrt, ſieht man ihn hell und weißlich brennen. Am Tage ſieht die Lava, aus der Ferne geſehen, wie eine langſam vorrückende bräunliche Maſſe aus, und nur in der Nacht erſcheint ſie röthlich glühend. Wenn man ſich in ihrer Nähe befindet, ſo hört man ein leiſes Kniſtern, wie von elektriſchen Funken, und dieſes macht um ſo mehr einen ängſtlichen Eindruck bei der fürchterlichen Gewalt, die ein Lavaſtrom beſitzt. Es iſt, als ob ein tückiſches Raubthier ſich den Wohnungen der Menſchen nähere, um ſie zu überfallen. Die Lava rückt immer gleichmäßig vor; ſie eilt nicht ſchneller, allein ſie verliert auch keinen Augenblick; begegnet ſie auf ihrem Wege einem hohen Gegenſtande, einem Gemäuer oder einem Gebäude, ſo häuft ſie ſich an, bis daß ihre dunklen Fluthen die nöthige Höhe erreicht haben, um den Widerſtand beſiegen zu können. Ihre Strömung iſt ſo, daß man ihr wohl entkommen kann, allein wer unbeſonnen genug iſt, bei ihrem ſchwerfälligen und ſchauerlich ſtillen Annähern zu warten, kann ihr dennoch leicht zum Opfer werden. Die Gluth, die aus der Lava emporſteigt, iſt ſo ſtark, daß ſie ſich dem Himmel mittheilt; dieſer Himmel ſpiegelt ſich wiederum im Meer, und ſo erſcheint die ganze Natur im Feuer.

Der Wind erhebt ſich, und die Flammen, die aus den Schlünden ſteigen, aus denen ſich die Lava ergießt, werden zu Wirbelſäulen. Eine Angſt überfällt die Menſchen; ſie ahnen, welche ſchreckliche Dinge ſich im Schooße der Erde begeben; ſie fühlen den Boden unter ihren Füßen zucken; glühende Felsblöcke werden in die Lüfte geſchleudert; die Seiten des Berges öffnen ſich, um gleichfalls

Lavaſtröme zu entſenden, die Erde iſt mit glühendem Sand und Schwefel bedeckt. So währt das Schauſpiel Stunden, oft Tage lang fort, bis endlich die Wuth des Berges erſchöpft zu ſein ſcheint. Die Ruhe kehrt nach und nach wieder, allein das früher ſo furchtbare Gefilde, die reizenden Landhäuſer, die lachenden Gärten, die maleriſchen Städtchen, die Weinhügel, Alles rings in der Nähe des Berges iſt verwüſtet, und iſt die Lava erkaltet, ſo ſteht es wie ein ſchwarzes Grab aus.

Dieſe Naturereigniſſe haben den Dichtern die Farben zu einem Gemälde der Hölle verſchafft, und wahrlich, wenn man ſich die Schrecken der Unterwelt ausmalen will, ſo hat man hier das Vorbild dazu. Wohl möchte man hier die Frage aufwerfen, ob auch wie beim Menſchen, ſo in der ganzen Natur ein Geſetz verborgen ſei, das von Zeit zu Zeit der unangemeſſenen Wildheit und Zerſtörungswuth gebiete, ohne Mitleid hervorzubrechen?

Am 5. Juni.

Heute will ich Euch zu einem freundlicheren Eindruck geleiten, als an dem geſtrigen Tage. Beſteigt mit mir in einer alten Stadt am Morgen eines großen Feſtes eine Erhöhung, von wo aus Ihr mit einem Blicke die ganze Häuſermaſſe überſchauen könnt, und lauſchet mit mir dem erſten Läuten der Frühglocken. Der Himmel gibt dazu das Zeichen; denn der Sonnenaufgang ſoll von den Glocken begrüßt werden. Alle Kirchen liegen noch ſtill in der Feier des Morgens da; plötzlich hört man hier und dort ein Anklingen, das von einem Thurme zum andern weht und verhallt, gleichſam wie Muſiker, die ſich zum Beginne des Conzertes anſchicken. Plötzlich hört Ihr in demſelben Augenblicke, wie ſich von jedem Thurm ein Strom harmoniſchen Geräuſches wie ein Opferrauch in die Luft erhebt. Zuerſt ſteigt dieſe Strömung jeder Glocke rein, grade und gleichſam für ſich allein zum heitern Morgenhimmel auf; nach und nach ſchwillt es an, miſcht ſich und verſchmilzt endlich ganz mit dem andern zu einem einzigen, majeſtätiſchen Einklang. Bald iſt es nunmehr eine Maſſe voll tönender Schwingungen, die aus den Thürmen erklingen und über die ganze Stadt wellenartig dahinſchweben. Allein dieſes Meer von Harmonie iſt keineswegs ein Chaos, es iſt immer noch verſtändlich und ſpricht zum Gemüthe. Die feinen Töne der kleinen Glocken fliegen ſpitz einher, die tieferen ſummen ernſter drein, und die Gewalt der größten Glocke im hohen Münſter gibt feierlich den Grundbaß an. Auch aus der Ferne vernehmt Ihr dazwiſchen das feierliche Geläute der Dorfkirchen. Jetzt beginnt auch ſchon der Frühgeſang in den Kirchen und tönt zu Euch empor. Die ganze Stadt iſt in eine erhabene Harmonie gehüllt, und wenn Ihr das höret, ſo wird Euch das Herz erweitert, und Ihr müßt geſtehen, daß es nichts Erhabeneres, nichts feſtlicher Ergreifendes geben kann, als ein ſolcher Morgen, wo die erzenen Stimmen der Glocken aus ihren durchbrochenen Steingehäuſen der gothiſchen Thürme in einer Höhe von 2—300 Fuß das Orcheſter bilden, welches wie ein melodiſches Sturmrauſchen den Tag des Herrn begrüßt.

Am 6. Juni.

Die Inſeln im weſtindiſchen Meere ſind ſehr den Stürmen ausgeſetzt. Ein ſolcher Sturm iſt durchaus nicht mit dem zu vergleichen, was wir in unſern Gegenden Sturm nennen. Ich will Euch heute den Bericht eines Reiſenden geben, der ſich während eines ſolchen Sturmes auf Jamaika, einer jener Inſeln, befunden hat. Die Zeit, in der jene Stürme alljährlich wiederkehren, währt vom 10. Juli bis zum 21. October, wo dort die Sonnenſtrahlen ſenkrecht auf die Erde fallen, wodurch jene plötzliche Exploſion erfolgt, die Orkane, Regengüſſe, Blitz und Donner und Erdbeben zur Folge hat. Ich will jetzt unſern Reiſenden ſelbſt ſprechen laſſen. —

Alles ſchlief in der Pflanzung. Ein tiefblauer Himmel leuchtete wie gewöhnlich hernieder, und ein ſanfter Wind erhob ſich in Zwiſchenräumen. Keines jener Zeichen, welche in Europa den Sturm verkündigen, war hier zu bemerken.

Um 1 Uhr nach Mitternacht veränderte ſich das Wetter plötzlich; die Sterne erloſchen und ein grauer Dunſt ſenkte ſich zur Erde. Das Geſchrei der wilden Thiere, welches während einer Nacht auf den Antillen immer vernehmbar iſt, verſtummte. Die Natur ſchien unbeweglich. In der Ferne hörte man das dumpfe Brüllen des Meeres, welches ſich erhob und über die Ufer und Bollwerke ergoß. Die Hausthiere ächzten, die Hühner gluchsten ängſtlich; plötzlich bemerkte man einen heftigen Windſtoß, mit wildem Geheul begleitet, von dem das Sparrwerk kracht und die Mauern beben. Die Bäume beugen ſich bis zur Erde und ſchnellen wieder in die Höhe; die Menſchen erwachen und fühlen ſich erdrückt. Wer könnte den Schrecken der unglücklichen Koloniſten beſchreiben! Der Orkan! rufen ſie, und ſie wiſſen, daß keine menſchliche Macht ihm widerſtehen kann.

Der Herr der Pflanzung befiehlt dem Wache haltenden Neger; daß er mit dem Sprachrohr den Sklaven ein Zeichen gebe, ihre Hütten zu verlaſſen und ſich in die Wohnung des Pflanzers zu begeben.

Nichts machte jemals auf mich einen tieferen Eindruck, als dieſer melancholiſche Ruf durch die Nacht während des nahenden Sturmes. Dazwiſchen hörte man die Stimmen der Neger, die ſich anriefen und dem Herrenhauſe zuliefen. Allein Alles verſchlang dann wieder das Toben des Windes, das Rauſchen des Regens und das Rollen des Donners. Die Neger ſchleppten ſich an der Erde fort und hielten ſich an Wurzeln und Steinen, um der Gewalt des Sturmes einigen Widerſtand zu leiſten. So gelangten ſie nackt, zitternd und erſchöpft in dem Hauſe an, allein viele von ihnen wurden umgeriſſen, fortgerollt, von fallenden Bäumen erſchlagen.

Alles war in Verwirrung und peinlicher Angſt. Das einſame Haus ohne Stützpunkt drohte bei jedem neuen Windſtoß zuſammenzuſtürzen. Daher war Alles beſchäftigt, mit Balken und Stricken die ſchwächſten Stellen zu ſtützen und zu befeſtigen. Wenn der Sturm auf Augenblicke nachließ, ſo konnte man hören, wie die wilden Gießbäche toſten, die ganze Wälder in ihrem Bette fortrollten, nebſt Geſtein und niedergeriſſenen Wohnungen.

Die Männer ſtanden ſtarr vor Angſt, und die Frauen lagen auf den Knien und flehten zum Himmel.

Da drückte der Wind ein Fenſter ein und drang in das Innere des Hauſes, welches faſt ganz aus Holz gebaut war. Ein fürchterliches Krachen, und die Stubendecke nebſt dem Dache ſieht man ſchwanken und dann weit fort, wie von einer unſichtbaren Rieſenhand, in die Lüfte geſchleudert. Jetzt konnten das Gebälk und die Wände keinen Widerſtand mehr leiſten; Alles ſtürzte im Nu zuſammen. Einige Zeit nachher krochen die wenigen Unglücklichen, welche der Tod nicht ereilt hatte, aus den Trümmern hervor.

Jetzt war es 5 Uhr Morgens; der Orkan hatte aufgehört, und nur noch dann und wann ließ ſich ein etwas ſtarker Windſtoß verſpüren.

Ueberall, auf der Straße und im Innern des Landes, begegnete man den Spuren des Orkans. Häuſer und Hütten waren zuſammengeſtürzt und die Pflanzungen verwüſtet. Auf den Trümmern erblickte man einige Schwarze unbeweglich daſtehen, oder einen Pflanzer, der, die Arme gekreuzt und den Kopf geſenkt, ſeinen Verluſt zu berechnen ſchien. Hier trugen Einige einen menſchlichen Leichnam; dort zogen Andere erſchlagene Thiere aus den Trümmern hervor. Alles ſchwieg. Keine menſchliche Stimme, kein Schrei eines Thiers unterbrach dieſes traurige Schweigen; die Vögel hatten ſich in Felshöhlen verborgen, wo ſie erſtarrt waren; die Inſekten lagen myriadenweis auf dem Boden getödtet. Es war wie ein großes Schlachtfeld, über das der Tod geſchritten war.

Am 7. Juni.

Der berühmte engliſche Seefahrer Jakob oder James Cook, der durch ſeine Reiſen um die Welt hochberühmt ward, wurde im Jahre 1728 zu Marton in England geboren. Seine Kühnheit überſtieg alle Gränzen. Selbſt der Winter hielt ihn nicht ab, ſeine Entdeckungsreiſen fortzuſetzen. Nur mit Schrecken kann man ſich vorſtellen, daß einige tollkühne Menſchen ſich zwiſchen die Eisberge des Südpols wagten. Hier waren ſie im Reiche des Winters, den ſie in ſeiner furchtbaren Hülle vor ſich ſahen; die Natur war in Trauer und nirgend eine Spur von Wachsthum. Das fürchterliche Krachen der Eisſchollen, das durch ihre Bewegung überall hoch aufziſchende Meer, Thürme, Pyramiden, Gebirge von Eis, die auf ihren Grundveſten ſchwankten und einzuſtürzen drohten; alle Ungeheuer des Meeres, die mit wildem Geſchrei auf dieſen Eisſchollen umherkrochen, das Feuer der Vulkane mitten in dieſen Maſſen; dies war das einzige Leben, welches ſich auf dieſem Schauplatze der Vernichtung den Blicken darſtellte. Der Sturmwind heulte und peitſchte die Wolken am Himmel, aus denen immerfort Schnee in dichten Flocken niederfiel. Nur das Nordlicht warf manchmal einen hellen Schein über die Gegend, und bildete zu derſelben einen wunderbaren Gegenſatz.

Als ich Euch während des verfloſſenen Winters dergleichen Schilderungen entwarf, da machten ſie wohl einen anderen Eindruck auf Euch, als jetzt beim hellen ſchönen Sonnenſchein, wo Alles grünt und blüht und ein langer herrlicher Frühlingstag mit ſeinem klaren Auge auf uns nieder blickt. Aber ein ſolches Auge, das

Auge Gottes, war es auch, welches inmitten dieſer ſchauderhaften Trümmer auf das zerbrechliche Fahrzeug herniederſchaute, welches den Seefahrer Cook und ſeine Leute ſchützend barg. Es war mit Reif umzogen, mit Schnee bedeckt und von thürmenden Eisſchollen ſo umſchloſſen, daß es mit denſelben eins zu ſein ſchien. Die Matroſen, die an den Tauen hingen, waren halb todt vor Kälte. Die Luft, die ſie athmeten, zerſchnitt ihre Lungen; ihr Hauch gefror; ihre Kleider waren ſteif geworden, und aus ihrer geborſtenen Haut ſpritzte hier und da das Blut hervor. Dennoch ſammelt und vertheilt der unerſchütterliche Cook ſeine Kräfte; er kennt die Furcht nicht; er ſucht nach neuen Durchfahrten, verfolgt einen ihm unbekannten Weg, ſendet fragende Blicke nach dem rauhen Himmel und vollzieht ſo ſeine Aufgabe. Ja, noch mehr! ſeine Unerſchrockenheit findet in den Gefahren nur Hilfsquellen; er beſteigt die ſchwimmenden Eisſchollen, haut Stücke davon ab, welche geſchmolzen ein ſüßes, geſundes Trinkwaſſer gaben. Die Schiffsmannſchaft freut ſich dieſer Wohlthat und ſammelt neue Kräfte zur Fortſetzung der Reiſe, die ſie glorreich beſteht. — So ſah das erſchöpfte Volk der Juden in der Wüſte, Dankgebete emporſendend, eine Quelle aus dem Felſen ſpringen, den der Stab des Propheten berührte.

Cook kehrte von dieſer Reiſe zurück, allein bei einer andern Weltumſeglung, die er unternommen hatte, wurde er auf der Inſel O-Waihi, in der Südſee, einer der Geſellſchafts-Inſeln, im 71ſten Jahre ſeines Alters von den wilden Einwohnern erſchlagen.

Am 8. Juni.

Große Staaten, wie Rußland und England, ſind im Stande, die Verbrecher in weitentlegene Länder, die unter ihrer Botmäßigkeit ſtehen, zu verweiſen. Rußland ſchickt ſeine Verbrecher nach Sibirien; England ſchickt die Seinigen nach Botani-Bai, auf der großen Inſel Neu-Holland. Dort werden ſie zu verſchiedenen Geſchäften und Arbeiten gebraucht.

Sie leben dort in Klaſſen abgeſondert, und zeigen großen Eifer für ihre neue Beſtimmung und Achtung für ihre Vorgeſetzten. Einige brennen Ziegel, Andere bauen Hütten und Vorrathshäuſer, noch Andere bearbeiten den Boden, ſchlagen Brücken und machen Wege. Diejenigen, welche in England ſchon ein Handwerk trieben, ſetzen es in Botani-Bai fort; ſo zum Beiſpiel die Schmiede, die

Bäcker, die Schneider, die Gärtner und ſo weiter. Einige werden in dem Spitale zu Krankenwärtern gebraucht.

Die Arbeitſtunden beginnen mit dem Aufgang der Sonne und endigen um 11½ Uhr des Mittags; um dieſe Zeit werden die Verbannten zum Eſſen gerufen. Um 2 Uhr gehen ſie wieder an die Arbeit, welche bis zum Untergang der Sonne währt. Trommelſchlag gibt ihnen das Zeichen zum Feierabend. Der Samſtag gehört ihnen, und den benützen ſie, ihren eigenen Garten anzubauen. Wer die meiſten Gemüſe erzielt, erhält eine Belohnung. Die Weiber halten die Hütten reinlich und kochen das Eſſen für die Männer; ſie waſchen das ſchmutzige Weißzeug, und beſſern es aus; jeden Sonntag müſſen ſie es abliefern. An dieſem Tage muß Alles um 11 Uhr dem Gottesdienſte beiwohnen; alle Verwieſenen müſſen reinlich erſcheinen, und es wird von allen Reiſenden bezeugt, daß ſich dieſe in Europa ſo verworfenen und ausgeſtoßenen Menſchen dabei ſehr andächtig benehmen.

Wenn die Zeit der Strafe abgebüßt iſt, ſo erhalten die Verwieſenen Grund und Boden von der Regierung. Während der erſten achtzehn Monate bekommen ſie auch Mundvorrath und Kleidungsſtücke für ſich und für ihr Weib und Kind, wenn ſie deren haben; auch gibt man ihnen Ackergeräthe und andere für den Landmann wichtige Gegenſtände; auch die Saat, um ihre Ländereien im erſten Jahre einzuſäen.

Die meiſten dieſer auf ſolche Weiſe gebeſſerten Verbrecher werden gute und thätige Menſchen, da ſie oftmals nur Noth und Elend zu Verbrechen trieben. Einige brachten es durch ihre gute Aufführung ſogar dahin, öffentliche Aemter in den neuangelegten Städten und Dörfern zu erhalten. So wurde ſchon mancher aus England verbannte Dieb und Räuber in Botani-Bai Friedensrichter, und hat hier mit großer Ehrlichkeit ſein Amt verwaltet.

Seht, Ihr Kinder, ſo kann eine weiſe Regierungsmaßregel auch noch aus tiefgeſunkenen, beſſere Menſchen erziehen.

Am 9. Juni.

Wie iſt es ſo heiß in der Stadt! keine Luft regt ſich, und das Straßenpflaſter glüht unter den Füßen. Die Läden der Häuſer ſind geſchloſſen; wer daheim im kühlen Gemache bleiben kann, thut es gewiß; und er hat Recht. Denn die Bewegung in ſo großer

Hitze iſt dem Körper nicht zuträglich. Das Blut kommt zu ſehr in Wallung; es ſiedet und ſtrömet mit zu großer Heftigkeit dem Kopf und Herzen zu; dieſes kann aber ſeine bedenklichen Folgen haben. Der Schweiß rieſelt am Leibe herunter; man iſt müde, wie zerſchlagen, und Eſſen und Trinken ſchmecken nicht recht. Wie ſo anders iſt es draußen auf dem Lande! Kommt, wir wollen im Schatten der Häuſer und langſamen Schrittes den Weg zum Thore zurücklegen.

Da ſind wir nun angelangt! gleich vor dem Thore ſtehen zwei Reihen prächtiger alter Linden, die ſich den langen Weg hinab bis zum erſten Dorfe hinziehen. Wie herrlich empfängt uns der kühle Schatten, wie duftet das Laub, wie zwitſchern die Vögel, welche Herrlichkeiten in der ganzen Natur!

Hier ſieht man auch die Menſchen wieder gehen; hier brauchen ſie ſich nicht zu verſtecken, denn die Hitze hat ihre verderbliche Macht verloren. Dort geht ein einſamer Spaziergänger mit ſeinem Buch in der Hand und ſcheint eifrig zu leſen; hier ſpringen ein Paar kleine Mädchen im Gebüſche umher und wollen einen Schmetterling haſchen. Einige Reiter ziehen laut plaudernd des Weges, und weder ihnen, noch den Roſſen ſieht man die Hitze an; ſie werden wohl ſchwitzen, wenn ſie einmal die Stadt erreicht haben, und mitten auf der Straße, wo der Schatten der Häuſer nicht mehr hinreicht, auf dem glühenden Pflaſter fortreiten müſſen. Landleute, die am Morgen ihren Vorrath zur Stadt gebracht haben, kehren jetzt mit ihrem erlösten Gelde vom Markte heim. Ihre fröhlichen Geſichter, mehr aber noch ihre leeren Körbe zeigen, daß ſie Alles verkauft haben. Auch ſie gehen denſelben Weg, den wir eingeſchlagen haben, und der zum Dorfe führt. Dort wollen wir zu Mittag eſſen; allein da wir noch Zeit haben, ſo wollen wir uns hier auf die Bank ſetzen, und ich will Euch eine einfache Geſchichte erzählen von zwei Kindern, die ich auf einem ähnlichen Spaziergange vor einigen Tagen belauſchte.

Am 10. Juni.

Von den zwei Kindern war das Eine gar fein und zierlich gekleidet; das Andere ſah aber ſehr ärmlich aus. Das Reiche ſprach zum Armen:

Ei wie kommt es, daß Du mit bloßen Füßen geheſt und nichts auf dem Kopfe haſt? Sieh' umher, alle Kinder, die hier ſpazieren gehen, ſind reinlich gekleidet und haben ſo hübſche Geſichter. Schämſt Du Dich nicht, wie Du ausſiehſt?

Da antwortete das arme Kind: Ich habe keinen Hut und keine ſchöne Kleider, und an meinen Füßen habe ich jemals weder Strümpfe noch Schuhe getragen.

Das reiche Kind: Barfüßig zu gehen iſt aber häßlich, und mit zerriſſenen Kleidern iſt es auch. Du mußt Deiner Mutter ſagen, daß ſie Dich beſſer anziehe. Sieh' nur mich an! wo ich vorbeigehe, gucken die Leute nach mir, und es iſt doch ſo ſchön, wenn man den Leuten gefällt. Siehſt Du, das iſt Deine Strafe, daß es Dir nicht auch ſo geht.

Der arme Knabe: Das kann keine Strafe ſein, denn ich habe ja nichts verſchuldet.

Der reiche Knabe! So haben es denn Deine Eltern verſchuldet.

Der arme Knabe: Nein, mein Vater iſt ein ehrlicher, aber armer Mann. Du kennſt das nicht. Dir ſcheint immer die Sonne; Du wandelſt den Weg der Glücklichen; Dein Haus iſt ſchön und glänzend; Du haſt weißes Brod, Feuer im Winter, ein weiches Lager; Dein Vater kann Dir ſchöne Kleider geben! Bei uns iſt das anders; ich putze mich nie; wie könnte ich wohl daran denken, da uns ja oft das trockene Brod gebricht, unſeren Hunger zu ſtillen? Wir ſchlafen auf Stroh und beten vor dem Einſchlafen doch zu Gott; wir gehen barfuß und leben im Elend; aber Vater und Mutter können nichts dafür.

Das reiche Kind: So haſt Du denn gar nichts? nicht einmal Spielzeug?

Das arme Kind: Spielzeug? O mein Gott, wenn es ſich zu uns verirrte, ſo würden wir es ja verkaufen, um Brod zu haben. Ich begnüge mich damit, bei den Kaufleuten ſtehen zu bleiben und das Spielzeug der Reichen durch die Fenſterſcheiben zu bewundern.

Das reiche Kind: So muß der liebe Gott dann alſo recht böſe auf Euch ſein, und mein Vater ſagt immer, daß Gott nur den ſchlechten Menſchen zürne.

Das arme Kind: Sprich nicht ſo! Mein guter Vater arbeitet nach Kräften; allein ſo will es nun einmal unſer Mißgeſchick, unſer Elend.

Das reiche Kind: Mißgeſchick! Elend! was das für Worte ſind! die hört man bei uns im Hauſe nie ausſprechen.

Das arme Kind: Da ſeid Ihr recht glücklich; wir kennen keine andern.

Und ſo ſprachen ſie noch eine Weile mit einander fort; es waren zwei hübſche Knaben. Nun werdet Ihr aber wiſſen wollen, was dieſes Geſpräch für Folgen hatte, und das will ich Euch gern erzählen.

Der reiche Knabe, der Eduard hieß, trennte ſich von dem andern, allein er ſprang nicht ſo munter fort, wie er gekommen war, ſondern er ging langſam und nachdenkend vor ſich hin. Zum Erſtenmale hatte er erfahren, daß ein lieber, freundlicher Knabe gleich ihm, hungern mußte und im Elend darbte. Nicht weit davon ſaß ſein Vater. „Ach Papa,“ rief er: „ſage mir doch, was bedeutet das Wort Elend, das ich noch nie von Dir gehört habe, und das mir doch ganz angſt und bange macht.

Der Vater: Das iſt ein ſchreckliches Wort, mein Kind, das den Menſchen viele Thränen erpreßt. Danke Gott, daß Du es nicht kennſt. Der gütige Himmel hat es von dem Wege entfernt, den Du wandelſt. Warum weinſt Du aber, Eduard?

Eduard: Iſt es denn möglich, daß es gute Menſchen auf der Erde geben kann, welche hungern und im Elend leben? Kann denn der liebe Gott ſo etwas zulaſſen?

Der Vater: Merke wohl auf, mein Kind, was ich Dir ſagen will. Der gute Gott ſchuf den Menſchen frei; er gab ihm die Erde, welche die Sonne erwärmt, und der Menſch dürfte ärnten die Früchte des Baumes, die Aehren der Fluren, und Gott wollte, daß der Menſch es mit ſeinem Bruder theile, und daß ſie mit offener Seele, als Brüder vereinigt durch das Leben gehen ſollten.

Eduard: Das wußte ich ja wohl, daß Gott ſtets gut iſt! Nicht wahr Vater, ein unſchuldiger Menſch kann nicht im Elend leben müſſen?

Der Vater: Doch, doch mein Sohn. Oft wohl zieht ſich der Menſch durch ſeinen eigenen Fehltritt das Elend zu; manchmal trifft es den Trägen, der nicht arbeiten will; manchmal den Verſchwender, der ſein Gut vergeudet; jedoch oft trifft auch das Elend den ganz Unſchuldigen; es iſt ein Unglück, das ihn von der Geburt an verfolgt. Es kommt nicht von Gott, allein es iſt ein trauriges Erbtheil, für das Niemand kann.

Eduard: Wer aber hat denn nun das Elend geſchaffen?

Der Vater: Der Menſch ſelbſt, der den Reichthum in Kaſten einſperrt, daß er hier überſtrömt und Alles mit ſich fortreißt, während dort nichts zurück bleibt. Das machen die Geizigen, die nur immer ſammeln und nichts ausgeben; das machen die Wucherer, die ein ſchönes Eigenthum Andern unbarmherzig entreißen und es dann in kleine Theile zerſtückeln; das macht der ſelbſtſüchtige Thor, der das Geld für Nichtigkeiten verpraßt und ſein Land nicht bebaut, ſondern Unkraut darauf wachſen läßt; das ſind die Reichen, die kein Gefühl für Armuth haben, und mit kaltem Herzen, ohne ihnen etwas mitzutheilen, an Leidenden vorübergehen können. Siehſt Du, mein Kind, von den herzloſen Reichen kommt die Armuth her.

Eduard: Ich habe Dich verſtanden, lieber Vater, weißt Du was? ſoeben habe ich einen armen Knaben geſehen, welcher weinte und kein Stückchen Brod hatte. Nicht einmal ein Bett hat er. Ich habe ſchöne Kleider, Spielzeug und ein warmes Bett. Erlaubſt Du wohl Vater, daß ich mit dem armen Knaben theile?

Der Vater: Ja, mein Sohn, wir wollen ihn aufſuchen; theile mit ihm, was Du haſt! Theile Dein Glück mit jenen armen Leuten; Deine Pflicht erheiſcht es. Und ich ſegne den Knaben, der es Dich gelehrt hat. Gott hat die Mildthätigkeit in die Herzen geſenkt, als einen roſigen Strahl ſeiner Gnade!

Am nächſten Sonntage kam der arme Knabe in das Haus von Eduard's Vater, um ſich zu bedanken. Sein hübſches Geſichtchen ſtrahlte vor Freude. Er hatte gute Kleider an und ſeine friſchgerötheten Lippen ſprachen Dank und Gebete.

Gott erhalte den Reichen, der ein Gott dieſer Erde werden will.

Am 11. Juni.

Wir wollen unſern Spaziergang fortſetzen. Hier treten wir in einen Bauernhof. Ein Hund ſpringt uns entgegen und meldet mit lautem Gebell unſere Ankunft. Hier ſehen wir durch die geöffnete Thüre in den Kuhſtall; dort blicken wir in einen Pferdeſtall. Das ſind die ſogenannten Hausthiere. Wir üben eine Herrſchaft über ſie aus, und ſie gehorchen uns als Sklaven. Es ſteht in unſerer Macht, ſie zu zwingen, ihrer natürlichen Neigung zu entſagen, ſich unſerem Willen zu fügen und diejenigen unſerer Bedürfniſſe zu befriedigen, zu denen ſie durch ihre Kraft oder ihre Eigenſchaften befähigt ſind. Wir müſſen jedoch bedenken, daß wenn der

Hund durch unſere Abrichtung ein guter Jäger geworden iſt, er es ſchon von Natur ſein mußte, und daß wir nichts gethan haben, als ſeinen angebornen Inſtinkt mehr ausgebildet. So iſt es faſt mit allen jenen Eigenthümlichkeiten, die wir an den Hausthieren ausbilden. Nur Eines dürfen wir uns einzig und allein zuſchreiben. Dies iſt die Dienſtbarkeit ſelbſt, die Unterwerfung, die wir dieſen Thieren auferlegen.

Jedoch müſſen wir hier einen ſcharfen Unterſchied ziehen zwiſchen Dienſtbarkeit und Sklaverei. Der Menſch, der uns das Opfer ſeiner Freiheit bringt, kann dazu nur durch die Gewalt veranlaßt werden; das Thier wird zu der Dienſtbarkeit durch die Verſuchung gebracht, indem man ſich ſeiner Bedürfniſſe bemächtigt und ſie entweder befriedigt oder ſie vermindert.

Die Dienſtbarkeit der Thiere beruht auf ihrer Neigung, heerdenweiſe zu leben und ſich zu einander zu halten. Gute Behandlung trägt dazu beſonders bei, dieſen Inſtinkt der Geſellſchaftlichkeit in ihnen zu entwickeln, und im Verhältniß alle jene Neigungen zu zerſtören, welche dieſem Triebe entgegen ſind. Deßhalb gibt es kein beſſeres Mittel, ſie ſich zu unterwerfen, als wenn man ſie gut behandelt und pflegt. Allein es iſt nicht genug, die natürlichen Bedürfniſſe der Thiere zu befriedigen, man muß ihnen auch neue erſchaffen, damit ſie ſich an den Menſchen gewöhnen und er ihnen gleichſam zur Nothwendigkeit ihres Daſeins wird.

Kommt man der Einwirkung des Hungers dadurch entgegen, daß man ihm ein gewählteres Futter bietet, ſo wird die Herrſchaft des Menſchen dadurch nur mehr befeſtigt, und reicht man dem Thiere eine künſtliche Nahrung, die ſeinem Gaumen beſſer behagt, als die ihm von der Natur angewieſene, ſo wird dies eine noch ſtärkere Wirkung hervorbringen.

So geſchieht es, daß man mit eigentlichen Näſchereien, und beſonders mit Zucker, Pferde und Hirſche zu den außerordentlichen Kunſtſtücken abrichten kann; wie wir dies zum Beiſpiel bei den Kunſtreitern ſehen.

Alle Thiere ſind nicht geeignet, Hausthiere zu werden; aber alle unſere Hausthiere, welche man im wilden Zuſtande kennt, und von denen Einige noch in dieſem Zuſtande geblieben ſind, oder aus unſern Ställen entkommen, wieder dahin zurückgekehrt ſind, bilden alsdann größere oder kleinere Heerden, während kein Thier, das im wilden Zuſtande einſam lebt, auch wenn es gefangen, noch ſo leicht zu zähmen wäre, wohl jemals ein Hausthier geworden iſt.

Am 12. Juni.

Die Höflichkeit, liebe Kinder, iſt eine Eigenſchaft, die den Menſchen in der Geſellſchaft liebenswürdig erſcheinen läßt. Nur der rohe Menſch verſchmäht es, höflich zu ſein, und er wird daher mit Recht von allen Gebildeten geflohen. Der wahrhaft große und edle Menſch fühlt den Hang zur Höflichkeit angeboren; es iſt ihm nicht möglich, anders zu ſein, ſelbſt wenn er gereizt wird und ihm die Macht zu Theil geworden iſt, einen andern Weg einzuſchlagen.

Ludwig XIV., König von Frankreich, dem in gewiſſer Beziehung Großartigkeit nicht abzuſprechen iſt, hatte die Gewohnheit, ſobald er Jemand beſtellt hatte, nicht einen Augenblick warten zu laſſen. Allein dafür verlangte er auch dieſelbe Höflichkeit von allen denjenigen, die er beſtellte.

Eines Tages hatte er mit dem Grafen Lauzun einen Wortwechſel. Dieſer vergaß ſich ſo weit, ſeinen Degen zu zerbrechen und auszurufen: „Ich will keinem Könige mehr dienen, der ſein Wort nicht hält.“ Ludwig warf ſeinen Stock aus dem Fenſter und erwiederte: „Man ſoll niemals ſagen, daß ich einen Edelmann geſchlagen habe!“ Man muß geſtehen, daß man nie höflicher einen Gegner mit Worten wirklich geſchlagen hat, und nie das Aeußerſte gethan, ohne den Anſtand zu verletzen.

Eine andere Anekdote von Friedrich dem Großen. Dieſer Monarch ſchnupfte ſtark. Um nun aber nicht immer in die Taſche greifen zu müſſen, hatte er auf alle Kamine ſeiner Zimmer Tabaksdoſen ſtellen laſſen, um im Vorbeigehen daraus zu ſchnupfen. Einſt ſieht er aus ſeinem Kabinet, wie ein Page, der ſich unbemerkt glaubte und wahrſcheinlich ſtarken Appetit nach einer königlichen Priſe verſpürte, ſeine Finger ohne Umſtände in die geöffnete Doſe auf dem nächſten Kamine ſteckt und ſein Gelüſte ſtillt. Der König thut, als ob er nichts merke; allein nach einer Stunde ruft er den Pagen, befiehlt ihm, die Doſe zu bringen, und bietet ihm eine Priſe an. „Wie findet Er den Tabak?“ fragt Friedrich, der bekanntlich zu allen Leuten Er ſagte. — „Ganz vortrefflich, Eure Majeſtät!“ — Nun, ſo weiß Er was, ſo nehm Er die Doſe, denn ich glaube, für uns beide wird ſie zu klein ſein.“

War das nun nicht ſchöner von dem König, als wenn er den näſchigen Pagen recht arg ausgezankt hätte?

Am 13. Juni.

Die alten Römer pflegten ihren Kaiſern und Feldherrn, wenn ſie ſiegreich aus einem Kriege heimkehrten, prächtige Ehrendenkmäler, in Form von großen Bogen, zu erbauen, durch welche die Sieger im Triumphe in die Stadt zogen, wovon ſie den Namen Triumphbogen erhielten.

Schon in den älteſten Zeiten der Stadt Rom beſtand das ſogenannte Triumphthor an der Stelle, wo heutzutage die Peterskirche ſteht. Durch dieſes Thor hielten die älteſten Feldherrn ihre Triumphzüge. Alsdann wurden auf das Thor die in dem Feldzuge erbeuteten Gegenſtände von beſonderem Werthe aufgeſtellt; die aber jedesmal, wenn ein neuer Triumph gefeiert wurde, weggenommen werden mußten, weil die Stelle dann wieder andere einnahmen. Daher wurden in der Folge mehrere ſolcher Pforten für beſtimmte Siege aufgebaut, an denen die Siegeszeichen und Zierden bleibend befeſtigt wurden, damit ſie als ein immerwährendes Andenken betrachtet werden konnten.

Schon zu den Zeiten der römiſchen Republik gab es ſolche Ehrendenkmale, allein häufiger und prachtvoller wurden ſie erſt unter den Kaiſern. Auguſtus hatte zwei Triumphbogen erhalten, den einen nach dem Siege über Pompejus, den andern nach dem Siege über die Parther. Von dieſen Bogen iſt nichts mehr übrig und man kennt ſie nur aus Abbildungen auf Münzen. Der Triumphbogen des Titus wurde ihm erſt nach ſeinem Tode errichtet. Von ihm erblickt man noch ſchöne Reſte. Ebenſo von dem prächtigen Bogen des Septimius Severus, und von dem Conſtantin's des Großen. Was die Bauart der Triumphbogen betrifft, ſo gleichen ſie bekanntlich einem großen, prächtigen Portal, das oben mit einem Bogen aus einem Halbzirkel geſchloſſen iſt. Es gibt Triumphbogen, die nur eine Oeffnung haben, wie der Bogen des Titus; dann andere mit zwei Oeffnungen; noch andere wieder mit drei, wie die des Septimius Severus und des Conſtantin.

Die Verzierung der Triumphbogen beſteht aus Säulen, erhobenen Bildhauereien und Statuen. Dieſe haben ſtets auf den Sieg, zu deſſen Ehre der Bogen erbaut wurde, Bezug. An dem oberſten Theile befindet ſich die Inſchrift, und auf der ſogenannten Attike, die das Dach des Bogens bildet, ſtanden gewöhnlich Statuen zu Pferde, oder vierſpännige Wagen mit der Figur des Feldherrn, und die Siegeszeichen; Alles in Erz oder Marmor ausgeführt.

Die Sitte der Triumphbogen iſt jetzt abgekommen; einen der letzten ließ ſich der Kaiſer Napoleon ſelbſt errichten. Er ſteht zu Paris vor dem Tuilerienſchloſſe. Zwei andere, die er ſeinem Heere errichten ließ, hat er nicht vollendet, weil ſein Sturz früher herbeigeführt wurde. Den einen, ebenfalls zu Paris, hat Ludwig Philipp, der jetzige König der Franzoſen, zu Ende gebaut. Den andern vollendete Kaiſer Ferdinand von Oeſtreich zu Mailand.

Am 14. Juni.

Napoleon, von dem ich ſchon mehrmals Gelegenheit nahm, mit Euch zu ſprechen, hatte, gleichwie früher die alten Römer, einen ſitzenden goldenen Adler, in deſſen Fängen ein Donnerkeil ruhte, aus dem nach beiden Seiten die Blitze ſich entladen, zum Wappen gewählt. Der Adler verdient es, zum Wappen muthiger und mächtiger Nationen gewählt zu werden. Schon den alten Völkern war, wie geſagt, der Adler der König der Vögel und der Liebling des Herrn der Götter und Menſchen, welchen die Römer Jupiter, die Griechen Zeus benannten.

Der Adler bewohnt die höchſten, rauheſten Gebirge Europa's, Nordafrika's und des mittleren Aſien's, wo er auf unzugänglichen Felſen ſein Neſt oder ſeinen Horſt von groben Reiſern zuſammenträgt, und zwei große, weiße, braungeſprenkelte Eier brütet. Die Jungen, von denen meiſtens nur Eines aufkommt, ätzt das Adlerpaar mit friſcher Beute, Haſen, jungen Rehen, Lämmern und Ziegen. Die Alten vertheidigen das Junge mit den ſcharfen Fängen und Schnäbeln, und mit Flügelſchlägen, deren jeder das Glied eines Menſchen zerſchmettern kann. Der Adler iſt äußerſt vorſichtig und ſcheu, wobei ſein wirkliches kluges Unterſcheiden zwiſchen ſcheinbarer und wahrer Gefahr nicht zu verkennen iſt. Sein Flug iſt hoch, ſchnell und leicht, und trägt ihn ſoweit hinauf, daß er dem Auge nur noch als dunkler Punkt erſcheint; auf ſeine Beute ſtürzt er blitzſchnell in ſchräger Linie nieder.

Ein kühner Gemſenjäger in Graubünden ließ ſich einſt an Seilen an einer Felswand hinab zu einer Platte, wo man eines Adlers Horſt ſah. Er mußte hängend einen harten Kampf mit den herbeieilenden Alten beſtehen, von denen er das Eine mit einem

Piſtolenſchuß tödtete, und das Andere mit ſeinem Eiſenſtock ſchwer verwundete. Erſt dann konnte er den jungen Adler, der ſich auch tapfer wehrte, binden und mit heraufziehen laſſen. Der junge Adler war ganz ſchwarz, mit weißem Grund gefiedert; erſt im dritten Jahre erhielt er die ſchöne gelbbraune Farbe, die ſchwarzen Flügelſpitzen, den goldgelben Schnabel und die behaarten Fänge der Alten.

Der Adler blickt ohne geblendet zu werden in die Sonne, ſagt das Sprichwort, und es iſt wahr, der durchdringende Blick ſeines Auges ſetzt Jeden, der es betrachtet, in Verwunderung.

Am 15. Juni.

Zu der Geſchichte von dem armen und dem reichen Knaben, die ich Euch neulich erzählte, kann ich Euch heute das Seitenſtück liefern. Auf einem Spaziergange, den ich einmal in früherer Zeit, gleich nach den Kriegsjahren, machte, ſah ich ein armes Mädchen, das auf meine Frage mir ſagte, daß es weder Vater noch Mutter mehr habe, daß ſein Vater Soldat geweſen ſei, und dabei ſaß es ruhig da, feſt nach den Vorübergehenden blickend, und erwartend, daß ſie ihm ein Almoſen zuwürfen. Ich betrachtete das arme Kind lange, lange, und dachte mir endlich einige Worte, die ich wohl in ſeinem Namen an die Leute richten möchte, die bei ihm vorübergingen. Ich will ſie Euch mittheilen:

Verweilet, edle Frauen, verweilet mitleidsvoll und geſtattet, daß die arme verlaſſene Waiſe Euch ihre Noth klage. Nicht wahr? mein Anblick vermag, Mitleid zu erregen? und doch war ich einſt der Stolz meiner Mutter, die Hoffnung und die Freude meines Vaters. Mein Vater blieb auf dem Felde der Ehre — und nun bin ich eine arme Waiſe.

Ich armes, einfältiges Kind, wie freute ich mich, als die Siegesnachricht kam! Ich lief durch die Gaſſen, durch das drängende Volk; ich ſah ſo heiter nach den Lichtern, welche die Leute vor die Fenſter geſtellt hatten. Aber meine Mutter wollte nicht leiden, daß ich ausgehe, meine Freude machte ſie nur traurig, denn eben der Sieg hatte ja meinen Vater das Leben gekoſtet und aus mir eine Waiſe gemacht.

Lang währte die Luſt unter dem Volke; meine Mutter verbarg ſich umſonſt, damit ſie den Lärm nicht hörte. Sieg! Sieg! rief der Haufe, und meiner armen Mutter Thränen floſſen ſtärker.

„Warum weinſt Du, liebe Mutter, während die andern ſo jauchzen?“ fragte ich. Sie aber umarmte mich mit einem tiefen Seufzer und nannte mich eine arme Waiſe. —

„Gute Mutter, was iſt eine Waiſe?“ — Sie athmete nicht mehr. Ihre Augen waren geſchloſſen. Ich rief um Hilfe. Ach, die ſchönen Augen meiner Mutter öffneten ſich nicht mehr. Was ich litt, will ich nicht erzählen. Jetzt, da ich nicht mehr die Freude meiner Eltern ſein kann, weiß ich ja — was eine Waiſe iſt.

Keine Hand, die mich ernährt; keine Stimme, die mir ruft; kein ſanfter Blick, der mich liebkoſt; von Allem, was mich einſt lieb hatte, blieb mir nichts als dieſer Hund, den Ihr hier ſehet, und der meine Wiege bewachte. Andere Kinder ſpielen neben mir im Schatten, aber dieſer grüne Dom iſt nicht ihr einziges Haus. Sie haben Jemand daheim, der ſie bewahrt und ernährt, denn ſie ſind nicht gleich mir, eine arme unglückliche Waiſe.

Ach, wenn Ihr Euch doch meiner erbarmtet! Verſtoßt mich nicht, edle Frauen! Verſtoßt mich nicht. Glaubt mir, gern wollt' ich mein Brod verdienen, das Kind eines tapferen Soldaten, der auf dem Schlachtfelde geblieben, hat auch ſeinen Stolz. Aber ſah ich recht? Ihr weinet? Ihr weinet über mich? So wollt Ihr mir Brod und Arbeit geben! Ich umfaſſe Eure Knie, und Ihr, meine gute Eltern, blicket nieder und ſegnet meine Wohlthäter, und freuet Euch des Glückes Eurer armen Waiſe!

Am 16. Juni.

Es gewährt ein eigenes Vergnügen, auf ſeinen Reiſen die vielen maleriſchen Burgtrümmer zu beſuchen, die auf hohen Felsſpitzen erbaut, in's Thal herniederblicken, und oft die Stätten großer Thaten waren, von denen die Geſchichte Meldung thut. Oftmals ſind die Trümmer noch ſo erhalten, daß man ſich einen Begriff von der ehemaligen Eintheilung der Gemächer und von ihrer Pracht und Herrlichkeit wohl machen kann. Manchmal iſt auch irgend ein vornehmer oder reicher Liebhaber hülfreich eingeſchritten, und hat durch kunſtſchöpferiſche Hände den Bau im alten Geiſte wieder herſtellen laſſen. Namentlich iſt dies in neuerer Zeit gar oft der Fall geweſen.

So erſtanden in Preußen die Burgen Rheinsberg, Stolzenfels; in Baiern das prächtige Hohenſchwangau; in Württemberg Lichtenſtein; in Baden das großherzogliche Schloß Eberſtein und Schloß Ortenberg; in Rheinbaiern wird jetzt an der Wiederherſtellung der Maxburg bei Hambach gearbeitet.

Eine der herrlichſten Schloßtrümmer in deutſchen Gauen iſt bekanntlich das prächtige Heidelberger Schloß. Es ſteht in ſeinen Ruinen wahrhaft majeſtätiſch da, allein um dieſes wieder aufzubauen, fehlen die Mittel. Die meiſten dieſer Ruinen am Rheine und in der Pfalz rühren von den Franzoſen her, die gleich Mordbrennerſchaaren unter Ludwig XIV. in unſer friedliches Land brachen und ſengten und plünderten. Ewige Schmach hat dafür die Namen jener Anführer getroffen, welche zu den Gräuelſcenen der damaligen Zeit die Loſung gaben. Es waren die Generale Melac und Duras. Noch jetzt nennt der Bauer aus der Pfalz ſeine Hunde nach ihnen; wo jedoch aus dem franzöſiſchen Duras ein deutſcher Tiras geworden iſt.

Außer den genannten gibt es noch eine Unzahl größerer und kleinerer Burgen in Deutſchland. Sehr reich iſt Tyrol daran. In dem ſüdlichen Theile iſt es ganz beſonders die Gegend um Meran, welche viele noch ſehr wohl erhaltene Burgen aufzuweiſen hat. Vor allen ausgezeichnet liegt das Schloß Greifenberg; freilich iſt es nur noch ein Steinklumpen, allein ſo kühn auf eine Felſennadel hinaufgebaut, daß man ſelbſt von einer erklommenen Höhe noch ſchwindelnd hinanblickt, und nicht begreifen kann, wie es möglich war, daß ſchwergeharniſchte Ritter hier hinaufreiten konnten, da es jetzt nur dem kühnſten und geübteſten Bergkletterer gelingen kann, die Höhe zu erreichen.

Dieſes Schloß wurde einſt im Mittelalter belagert. Die Leute oben waren auf ihren Felſen beſchränkt, weil die Feinde ihn unten am Fuße ringsum eingeſchloſſen hatten. Schon begannen in der Burg die Lebensmitteln zu mangeln, und der Feind, der das wohl wiſſen mochte, zweifelte keinen Augenblick daran, daß die Belagerten ſich nicht mehr würden halten können. Sie forderten ſie alſo zur Uebergabe auf. Da erſcholl oben auf den Zinnen der Veſte ein lautes Gelächter, und alsbald ſah man ein fettes Schwein an Stricken herunterlaſſen, um zu zeigen, daß es noch nicht an Lebensmitteln fehle. Dieſe Liſt gab den Ausſchlag, und der Feind, der nun nicht hoffen durfte, ſobald ſein Ziel zu erreichen, mußte unverrichteter Sache abziehen. Das Schloß aber wird zum Andenken an dieſe Begebenheit von dem Volke jener Gegend nicht mehr der Greifenſtein, ſondern das Sauſchloß genannt.

Am 17. Juni.

Ein anderes noch wohlerhaltenes und ſchöngelegenes Schloß in Tyrol heißt Ambras, unweit von Innsbruck. Es liegt in einem ſchönen Thale auf einer mäßigen Höhe, und hat eine vortreffliche Ausſicht. Beſonders merkwürdig war dieſes Schloß wegen einer ſehr koſtbaren Sammlung von alterthümlichen Kunſtwerken, die ein Herzog von Tyrol hier angelegt hatte, welche unter dem Namen der Ambraſer Sammlung weltberühmt war und jetzt nach Wien gebracht wurde, wo ſie den Schmuck und den Schatz des kaiſerlichen Antiquitäten-Kabinets bildet.

Dieſem Schloſſe gegenüber, auf der andern Seite des breiten Innthales, liegt ein kleines Jagdſchlößchen, die Weiherburg geheißen, nicht ausgezeichnet durch Pracht und Schönheit, aber dennoch merkwürdig, weil dieſes Plätzchen der Lieblingsaufenthalt des großen Kaiſers Maximilien I. war, der von hier aus ſeine Staaten regierte, Geſandte fremder Nationen empfing, und dabei, wie er ſo gern that, mit dem ſchlichten Tyroler Landmann verkehrte und der Luſt der Gemſenjagd und des andern Waidwerks oblag.

Prachtvoll und vielleicht das Prächtigſte, was man aus der kunſtſinnigen Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts in Deutſchland ſehen kann, ſind die Gemächer im Schloſſe zu Salzburg, Hohen-Salzburg genannt. Hier wohnten die kriegeriſchen Biſchöfe, die über das ſchöne Salzburger Gebiet herrſchten.

Im Norden von Deutſchland ſind die Burgen der Vorzeit nicht ſo häufig zu finden. Das Wichtigſte in dieſer Art iſt wohl im öſtlichen Preußen, am Nogatſtrom, die alte Heermeiſterburg des Deutſchen Ordens, die Marienburg genannt. Auch ſie war dem Verfalle nahe, allein der jetzt regierende König von Preußen ließ ſie als Kronprinz ausbauen, und jetzt ſteht ſie groß als geſchichtliches Denkmal, ſowie auch als ein Meiſterwerk altdeutſcher Kunſt für die Bewunderung der Enkel da. Der große Verſammlungsſaal, wie er in allen Schlöſſern der deutſchen Ordensritter nicht fehlte, und Rempter genannt wurde, iſt hier beſonders großartig und prächtig. Das Gewölbe des ungeheuren Saales ruhet nur auf einem einzigen Pfeiler in der Mitte. Als nun einſtmals die Marienburg von den Polen belagert worden war, und das ganze Kapitel des Ordens ſich zur Berathung in dem Rempter verſammeln ſollte, hatte ein Verräther mit den Polen Folgendes verabredet:

Er wollte ſeine rothe Mütze an den Pfeiler der Mitte aufhänger ſo daß ſie dieſelbe durch ein geöffnetes großes Bogenfenſter e ſehen könnten, dann ſollten ſie dahin ihr Geſchütz richten, den P. ler zuſammenſchießen, der allein das Gewölbe trug, und ſo d Heermeiſter nebſt den vornehmſten Rittern unter dem einſtürzende Gewölbe begraben. Daß er ſich früher aus dem Staube gemacht hätte, kann man ſich wohl denken. Zum Glücke hatte die Kugel nicht Kraft genug und ſchlug nur ein Stück von dem Pfeiler ab; die verrätheriſche Liſt wurde aber ſogleich entdeckt, und ſämmtliche Ritter verließen auf das Schleunigſte den Saal.

Die Wartburg in Thüringen iſt vor Allem berühmt und jedem deutſchen Herzen theuer. Hier wurde in den ſchönen Tagen der Minneſänger der große Wettſtreit der Dichter gehalten, von dem die Kunde noch bis auf unſere Zeit wiederhallt. Dann lebte hier Luther verborgen und vollendete das große Werk ſeiner Bibelüberſetzung. Ihr mögt aber mit dieſen wenigen Andeutungen über dieſen Gegenſtand Euch begnügen, er iſt zu reich, um hier gründlich durchgenommen zu werden; habt Ihr Gefallen daran gefunden, ſo ſind Euch bald die Mittel in die Hand gegeben, Euch weiter Raths zu erholen; dieſe Abendunterhaltungen ſollen ja überhaupt weiter nichts bewirken, als Eure Wißbegierde anregen.

Am 18. Juni.

Wie der Zufall manchmal das Leben eines Menſchen in Gefahr bringen kann; wie aber auch der Zufall es wieder daraus errettet, davon mag folgende Geſchichte den Beweis liefern.

An einem ſchönen Sommerabend erſchien ein wohlhabender Reiſender im eigenen Wagen mit ſeinem Bedienten in einer kleinen Stadt des nördlichen Englands, und ſtieg in dem beſten Gaſthofe ab. Der Fremde erklärte dem Wirthe, daß ihn Geſchäfte hier aufhalten würden, und erkundigte ſich, was man wohl für Unterhaltung haben könne.

„Ganz vortreffliche,“ erwiederte der Wirth, „wir haben zu Ende der Woche ein Pferderennen, und morgen findet die Eröffnung unſerer Aſſiſen ſtatt.“

„Morgen!“ rief der Fremde aus, „das iſt mir lieb, ich habe noch nie einem Criminalprozeſſe beigewohnt, wird es intereſſant werden?“

„O gewiß,“ ſprach der Andere, „es iſt ein Menſch auf Einbruch mit gewaffneter Hand angeklagt. Die Zeugen bleiben feſt auf ihrer Ausſage, aber der Beklagte, den Niemand in dieſer Gegend kennt, ſchwört hoch und theuer, daß er zur Zeit, als das Verbrechen begangen wurde, ſich in einem andern Theile des Königreichs befand.“

„So will ich, da ich morgen meine Geſchäfte noch nicht beginnen kann, der Sitzung beiwohnen, das heißt, wenn ich Platz bekomme.“

Der Wirth verſicherte, daß er durch einen Verwandten dafür auf das Beſte ſorgen werde, und wirklich erhielt der Fremde am andern Morgen einen der beſten Plätze, der Bank gegenüber, wo der Beklagte ſaß. Während der Vorbereitungen und der Ausſage der Zeugen hielt der Beklagte ſein Haupt zur Erde geſenkt, und ſchien wie vernichtet zu ſein; als aber der Richter ihn aufforderte, ſich zu vertheidigen, erhob er das Auge, und als er den Fremden erblickte, fiel er in Ohnmacht. Dies erregte großes Befremden, allein man glaubte, er wolle dadurch nur den Urtheilsſpruch aufhalten. Nachdem er wieder zu ſich gekommen war, fragte ihn der Richter: woher ſein plötzlicher Zuſtand gekommen ſei.

„Mylord,“ ſprach er, „ich ſehe hier Jemand, der mir das Leben retten könnte, wenn mir erlaubt würde, einige Fragen an ihn zu richten.“

Aller Augen wurden nun nach dem Fremden gewendet, der ein wenig verlegen ſchien und zwar verſicherte, daß er ſich nicht erinnern könne, dieſen Menſchen jemals geſehen zu haben, jedoch gern auf Fragen antworten wolle.

„Erinnern Sie ſich nicht, mein Herr,“ ſprach nun der Beklagte, „daß Sie an dieſem Tage, zu dieſer Stunde in Dover an's Land geſtiegen ſind?“

„Es iſt wahr, daß ich vor kurzem in Dover gelandet bin, allein ich weiß nicht mehr den Tag und die Stunde.“

„Aber erinnern Sie ſich nicht, das Jemand ihren Koffer nach dem Gaſthauſe trug, der Jacke und Pantalons von blauer Farbe anhatte?

„Allerdings trug Jemand meinen Koffer, allein ich gab auf ſein Coſtüm nicht Acht; dies iſt übrigens das Coſtüm aller engliſchen Matroſen.“

„Und erinnern Sie ſich auch nicht, daß jener Menſch ihnen unterwegs ſeine Geſchichte erzählte, daß er bei der königlichen Marine gedient, daß er die Anwartſchaft auf eine Penſion habe, die man ihm nicht gebe, und daß er endlich Ihnen eine Narbe auf der Stirne zeigte, welche die Haare bedeckten, und die dieſer ähnlich ſah?“

Jetzt bemerkte man eine Veränderung in den Zügen des Fremden, er erinnerte ſich dieſes Umſtandes, doch konnte er den Tag nicht mehr angeben. Er öffnete hierauf ſein Taſchenbuch, und nach einigem Suchen fand er darin, daß er wirklich an dem Tage in Dover gelandet war, den der Gefangene angegeben hatte. Dies war genug, um zu beweiſen, daß er an jenem Tage nicht hier am Orte das Verbrechen begangen haben konnte. Er wurde unter dem Beifall der Menge freigeſprochen, und man pries die wunderbaren Wege der Vorſehung, welche ſo ſichtlich in dieſem Falle die Tage des Unſchuldigen in Schutz genommen hatte.

Am 19. Juni.

Ein Spaziergang in dem großen Bazar von Conſtantinopel — Bazar wird im ganzen Morgenlande der Platz genannt, wo ſämmtliche Kaufleute ihre Waaren feil halten, von wo denn auch dieſe Benennung zu uns gekommen iſt — ein ſolcher Spaziergang iſt wohl ein Vergnügen zu nennen, doch iſt er nicht ohne Mühſeligkeit. Stets drängt ſich hier eine ungeheure Menſchenmenge. Hier ſtößt uns eine Gruppe türkiſcher Frauen auf in gelben Pantoffeln mit verſchleiertem Kopfe; dort ein dicker Sklave, der ein Kind trägt; weiter ein bewaffneter Diener, der irgend einem ihm nachfolgenden hohen Beamten Platz macht; da iſt das einzige, was Ihr thun könnt, daß Ihr die Ellenbogen anzieht und es duldet, daß dieſe bunte Menge Euch nach Herzensluſt hin- und herwirft.

Alle Verkaufsläden ſind gleich; alle haben ſechs Fuß in der Breite; jeder Kaufmann ſitzt mit gekreuzten Füßen auf einem niedrigen Auslegetiſch, der nicht höher als ein Stuhl iſt, und zeigt den Kunden ſeine Waare, ohne die Stellung zu verändern. Vorn an den Läden läuft eine hölzerne Bank. Der Käufer ſetzt ſich auch auf den Tiſch, um von dem Gedränge nicht fortgeriſſen zu werden, und während des Handels wird außer dem Preiſe von dem Verkäufer kein Wort geſprochen. Iſt es der Fall, daß, während der Käufer wählt, die Stunde des Gebets eintritt, ſo kümmert ſich der Kaufmann um den Handel nicht, ſondern nimmt ſeine ihm vom Propheten gebotene Abwaſchung vor, breitet einen geweihſen Teppich auf den Boden aus, und verrichtet, nach Oſten gekehrt, ſein Gebet.

In der Mitte des Bazars von Conſtantinopel iſt der Bezeſtein, wo nur Waffen und andere koſtbare Gegenſtände verkauft werden.

Armenier und Juden treiben mit den Türken gemeinſchaftlich den Handel in dem großen Bazar, wo die Verſchiedenheit ihrer Geſtalten und Coſtüme einen höchſt maleriſchen Anblick gewährt. Die Käufer müſſen, ehe ſie eine Waare zu ſehen bekommen, Kaffee trinken. Dies zu verweigern, würde der Kaufmann als eine Beleidigung anſehen. Auch hätte man großes Unrecht, denn dieſer Kaffee iſt ſehr gut und herrlich zubereitet. Er wird aus kleinen, ſehr eleganten Porzellantaſſen getrunken. Ein Knabe räumt ab, und der Handelsherr ſetzt ſeine hohe Mütze auf das geſchorne Haupt und langt die reichſten Stoffe herunter. Nie hat man wohl Glänzenderes geſehen. Gewebe von Gold, Gaze mit Silberblumen; es gibt keine ſchöne Blume, kein reizendes Muſter, die in dieſen reichen Stoffen nicht wiedergegeben ſind. Iſt der Handel geſchloſſen, ſo wird für die Taſſe Kaffee ein Para, eine kleine Silbermünze, vergütet.

Conſtantinopel iſt wegen ſeiner geſchickten Zuckerbäcker berühmt. Der Kandiszucker ſtrahlt auch im Bazar in allen Farben des Regenbogens, und wird nicht, wie bei uns, in kleinen Stücken in Gläſern verſchloſſen, ſondern er erhebt ſich gleich Felſen, oder wie Säulen bis an die Decke des Ladens. Für ſechs Kreuzer ungefähr kann man ein großes Stück von einer Gattung kaufen, welche die Türken den Balſam der Bruſt nennen. Die Frauen verzehren davon ſehr viel, da ſie faſt nur von Süßigkeiten leben. In der Küche des Großherrn ſollen täglich 2500 Pfund Zucker verbraucht werden, und dies die größte Ausgabe der großherrlichen Küche ſein.

Am 20. Juni.

Im Mittelalter kannte man eine eigene Art von Kampfſpielen, welche bei Feſtlichkeiten, oder auch beſonders angeſtellt, an königlichen, fürſtlichen und adelichen Höfen gehalten wurden. Dies waren die Turniere. Daß die Griechen ſchon Kampfſpiele hatten, an denen nicht jeder nach Belieben Theil nehmen konnte, und welche den Zweck hatten, durch Uebung erlangte Fertigkeit und

Stärke zu zeigen, und im Frieden ſich zum Kriege vorzubereiten, iſt bekannt; auch die Römer ahmten ſolche Spiele nach. Aus dieſer Quelle ſtammten die Turniere allerdings, doch waren ſie ſehr von derſelben verſchieden. Kaiſer Heinrich, der Vogelſteller oder Finkler, veranlaßte zuerſt ſeine deutſchen Ritter dazu, ſich durch allerhand Uebungen zum Kriege vorzubereiten, hauptſächlich, um der leichten Reiterei der Hunnenſchwärme, welche in Europa eingebrochen waren, feſte und geordnete Reiterſchaaren entgegenzuſtellen. Die Nützlichkeit der Turniere wurde allgemein anerkannt, und bald hielt man ſie jährlich zu beſtimmten Zeiten. Die Ritter Deutſchlands theilten ſich in vier große Turniergeſellſchaften, die rheiniſche, baieriſche, ſchwäbiſche und fränkiſche, an deren Spitze ein Turniervogt ſtand. Um zum Turniere zugelaſſen zu werden, mußte man aus alten ritterbürtigen Geſchlechtern entſproſſen ſein, ſich als Mann gezeigt und ritterliche Pflichten erfüllt haben. Ketzer und Gottesläſterer, Kirchen- und Straßenräuber, Ungehorſame gegen Kaiſer und Reich, Wortbrüchige, Meineidige, Mörder, Störer öffentlicher Ruhe, wurden von den Turnieren ausgeſchloſſen, und wenn ſie auch ſonſt zu dem höchſten Adel gehört hätten. Wenn gleich durch beſondere Geſetze allzugroßer Luxus bei den Turnieren unterſagt war, damit auch ärmeren Rittern es möglich wäre, daran Theil zu nehmen, ſo hatten doch die Damen, deren jeder Ritter zwei mit ſich bringen konnte, ſo viel an Putz und Schmuck nöthig, daß es nicht Jedem ſeine Einkünfte erlaubten, dieſelben auszuſtatten.

Die Ritter mußten ſich der Wappen- und Helmſchau unterwerfen, wobei Schild und Helm mit den Kleinodien, die der Ritter von ſeinen Ahnen geerbt hatte, öffentlich ausgeſtellt wurden. Ein Herold rief dabei die Namen aus, und wer etwas gegen einen ſolchen Ritter einzuwenden hatte, meldete dies dem Turnierrichter, um den Schuldigen zu ſtrafen und zurückzuweiſen. Dann gab es aber auch noch andere Proben. Die Aufſeher des Kampfplatzes hießen Grieswärtel, und waren mit Stangen oder langen Stäben verſehen. Sie hatten das Amt, die Turnierenden, wenn ſie ſich ernſtlich angriffen, auseinander zu bringen und den Gefährdeten in Schutz zu nehmen. Der Turnierplatz war ein länglich rund abgeſtecktes Stück Feld, an deſſen Enden die Kämpfer einritten; rings um die Bahn war ein Gerüſt aufgeführt, welches in Bogen und Stufen abgetheilt und prächtig geſchmückt war. Hier ſaßen die Fürſten, die Hofleute, die Damen und die alten Ritter als Zuſchauer. Die zum Turniere geladenen Ritter durften nicht ausbleiben, ſonſt wurden ſie geſtraft. Die Kämpfer zogen, nachdem ſie eine Meſſe gehört, unter dem Schall der Trompeten, jeder ſeinen Knappen hinter ſich, prächtig gewaffnet, in langſamer Bewegung nach dem Turnierplatz und ſtellten ſich hinter die Schranken. Manchmal kämpften ganze Haufen gegen einander. Zuerſt mit den Turnierkolben, kurzer eiſernen Stangen, welche an dem Bruſtharniſch mit Ketten befeſtigt waren, hierauf mit kurzen ſtumpfen Schwertern. Bei dem Turnieren Einzelner diente die Lanze ohne metallene Spitze, welches man Lanzenbrechen nannte. Wer den Andern aus dem Sattel hob oder des Gegners Lanze zerſplitterte, hatte gewonnen, und wer mehrmals hintereinander gewann, dem wurde als Sieger der Preis zuerkannt. Den Preis nannte man auch den Dank, und er beſtand in koſtbaren Waffen, Wehrgehängen, goldenen Ketten u. ſ. w. Der Sieger durfte die Dame, die ihm den Dank reichte, zum Tanze führen. Oft arteten dieſe an und für ſich ſchöne Uebungen jedoch aus. Die Kämpfenden übten oftmals Rache an einander, und ſelbſt Verſchwörungen gegen die Fürſten gelangten bei Turnieren zum Ausbruch. Deßhalb war die weltliche Obrigkeit, ſowie die Geiſtlichkeit ſehr dagegen; endlich nahmen die öffentlichen und feſtlichen Turniere im Jahre 1487 ihr Ende. In Frankreich kamen dann ſpäter die Carouſſels auf, um dergleichen Waffenübungen zu erſetzen; doch arteten dieſe mehr in Spielerei aus, und dienten nur dazu, der Prunkſucht zu dienen.

Am 21. Juni.

Am heutigen Tage, welcher der längſte im ganzen Jahre iſt, endet der Frühling und der Sommer beginnt. Es iſt dies die Zeit, wo die Tage am längſten ſind, die Sonnenwärme am ſtärkſten iſt und die meiſten Früchte zur Reife gelangen. Wenn wir den Frühling mit einem Jünglinge vergleichen, ſo iſt der Sommer der heranreifende Mann. Die Lieblichkeit des Frühlings iſt verſchwunden, und die Natur prangt in ihrer ſtolzeſten Kraft. Wandeln wir durch die Fluren, ſo wogen die reichen Saatenfelder und die vollen Aehren beugen die Halme und harren des Schnitters. Die Obſtbäume brechen faſt unter der Laſt der Früchte und bedürfen der Stützen. Der Landmann überſchaut mit frohem Auge den reichen Segen, den ihm der Himmel beſcheert hat, allein er ſendet ſpähende Blicke überall umher, die kleinſte Wolke erregt ſeine Sorge, und ein Augenblick kann ſeine Hoffnung zu Grabe tragen ſehen. In dieſer Jahreszeit ſind die Gewitter mit Schloßen am häufigſten. Welche Verwandlung bringt ein ſolches Ereigniß hervor! Wo früher Alles lachend das Auge erfreute, da lagert jetzt öde Verwüſtung. Mit den heruntergeſchlagenen Früchten liegen die abgebrochenen Zweige auf dem Boden, und dazwiſchen dichte Haufen von Hagelkörnern; die Halme ſind geknickt, die Aehren wie zerſtampft; Alles iſt vernichtet!

Darum ſpäht der Landmann, und ſucht dem Himmel die ſchönen Tage abzugewinnen, um die Ernte zu heimſen, das heißt: das Getreide zu ſchneiden, das Obſt zu ſammeln und in die Scheuern und Vorrathskammern zu bringen. Iſt ihm dies gelungen, ſo athmet er froher auf, und er ſagt alsdann, daß er eine gute Ernte gehabt hat.

Auf jeden Fall iſt der Sommer die angenehmſte Jahreszeit, beſonders ſind die Abende und Nächte zum Spazierengehen und Reiſen anzuempfehlen, weil am Tage die Hitze zu drückend iſt. Die Bewohner der heißen Gegenden pflegten deßhalb die Nacht zum Tage zu machen. Während die Handwerker am Tage in den verſchloſſenen Häuſern ruhen, öffnen ſie am Abend ihre Werkſtätten und Laden, und überlaſſen ſich ihrer gewohnten nützlichen Thätigkeit. Für den Nordländer gewährt dieſe umgekehrte Lebensweiſe einen ſeltſamen Anblick; indeſſen muß er ſich auch daran gewöhnen, um geſund zu bleiben, weil raſche Bewegung in der Hitze leicht Entzündungen herbeiführen, die gefählich werden können.

Bei uns iſt es nun freilich nicht möglich, in ſolcher Weiſe ſich einzurichten, weil es unſeren Sitten widerſpräche, die Nacht zum Tage zu machen. Jedoch verlangt der Sommer immerhin, beſonders wenn er ſehr heiß iſt, eine Abweichung von unſerer im Norden gewöhnlichen Art zu leben. Man ſoll im Ganzen weniger eſſen und ſich hauptſächlich von Pflanzenſpeiſen nähren, mäßig im Trinken ſein und nur gutes friſches Waſſer trinken, ſich jedoch hüten, es zu kalt zu nehmen, worauf beſonders bei Fußreiſen mit großer Vorſicht zu achten iſt.

Am 22. Juni.

Es iſt ſchon recht, daß die Menſchen bemüht ſind, aus ihrem Eigenthum allerlei Vortheil zu ziehen, allein um dies mit Erfolg zu thun, müſſen ſie Umſicht und Kenntniſſe verbinden, ſonſt kann es ihnen geben, wie jenem Uhrmacher auf der Inſel Malta, von dem ich Euch ein lehrreiches Geſchichtchen erzählen will.

Statt ſich mit ſeinen Uhren zu beſchäftigen, wollte er noch etwas Anderes zu ſeinem Vortheil anfangen. Er hatte an der nordweſtlichen Spitze der Inſel ein Landgut. Der Grund war Kalk, der ſich unmerklich zum Meere ſenkte, an deſſen Ufer er jedoch noch immer eine ſenkrechte Höhe von 40 bis 50 Fuß behielt. Unſer Uhrmacher, der von dieſer Lage einen Vortheil zu ſchöpfen trachtete, kam auf den Gedanken, aus dem Meerwaſſer das Salz zu ziehen, und damit einen Handel zu treiben. Er ließ daher große Aushöhlungen in den Kalkfelſen machen, um das Meerwaſſer darin aufzufangen. Das Unternehmen verſprach den glücklichſten Erfolg; kaum waren die Höhlen gefüllt, ſo trockneten ſie ſogleich wieder, und man mußte ſie von Neuem füllen; allein bald bemerkte man, daß das Waſſer ſich nicht verdunſtete, ſondern durch den ſehr durchlöcherten Kalkſtein wieder in das Meer zurückfloß, weßhalb denn auch wenig Salz zurückblieb. Dieß ärgerte den Uhrmacher ſo, daß er darüber krank wurde und ſeine koſtſpieligen Anlagen gänzlich eingehen ließ. Allein die Unannehmlichkeiten waren für ihn noch nicht zu Ende. Als im Winter die großen Stürme kamen, trat das Meer in die Höhlen, aus denen es durch den ungeheuren Druck als ein majeſtätiſcher Springbrunnen von 60 Fuß Höhe ſich erhob, und mit großem Brauſen niederfiel. Das Schauſpiel war prächtig, aber das Salzwaſſer, welches weit über die Gränze des Uhrmachers ſpritzte, zerſtörte viel von den Früchten der Nachbarn, die dieſe auf dem felſigen Boden der Inſel Malta ſo mühſam ziehen müſſen. Sie verlangten daher Entſchädigung von dem unglücklichen Salzfabrikanten. Nun kam man überein, die Löcher mit Steinen auszufüllen und glaubte Ruhe zu haben. Allein als die Winterſtürme wieder begannen, hörte man ein unterirdiſches Getöſe in der ganzen Gegend, bald wie Kanonenſchüſſe, bald wie Donner, der von der in der Höhle eingeſchloſſenen Luft herzukommen ſchien. Endlich wurden die Steine von der unterirdiſchen Gewalt weggehoben und der Springbrunnen entſtand noch mächtiger, und ergoß ſich zerſtörend nach allen Seiten. Die Leute wußten ſich gar nicht mehr zu helfen, und der arme Salzſpekulant mußte faſt ſein ganzes Vermögen zum Opfer bringen, um nur den Schaden erſetzen zu können; und aus Verdruß darüber legte er ſich nieder und ſtarb. Dem armen Manne wurde die alte bekannte Lehre: „Was Deines Amtes nicht iſt, da laſſe Deinen Vorwitz,“ bitter genug eingeſchärft.

Am 23. Juni.

Wir haben ſchon mehrmals von der Erſcheinung in der Natur, die man Sturm benennt, geſprochen. Und die Schilderung ihrer gewaltigen Wirkungen hat Euch gewiß ergriffen. Dies iſt aber der höchſte Grad jener Bewegung der Luft in der Atmoſphäre, welche man Wind nennt, und die aus irgend einer Weltgegend weht, und darnach ihren Namen erhält. Wie Ihr denn ſchon gehört haben werdet, daß man von Nord-, Süd-, Weſt- und Oſtwind ſpricht. Die geringſte Spur einer ſolchen Bewegung wird mit dem Namen Lüſtchen belegt. Ein ſolches Lüſtchen iſt kaum bemerkbar und die Bewegung kann in der Sekunde kaum 3 bis 5 Fuß durchmeſſen. Der ſanfte Wind, wie die Schiffer ſich ausdrücken, durchläuft ſchon 5 bis 10 Fuß, der mäßige Wind 16 Fuß, der ſteife Wind 24 Fuß, der harte Wind 35 Fuß, ein kleiner Sturm 42 Fuß, ein mäßiger Sturm 50 Fuß, ein ſtarker Sturm 54 Fuß; aber wenn die Bewegung 60 Fuß in der Sekunde zurücklegt, ſo heißt dies in Europa ſchon eine Windsbraut oder Orkan. In den heißen Ländern des Aequators durcheilt indeſſen ein Orkan in einer Sekunde 124 Fuß. Die Gewalt eines ſolchen Orkans iſt unglaublich; er iſt im Stande, nicht nur Thürme umzuwerfen, ſondern ſie ſelbſt ſammt ihren Glocken hundert Schritte weit hinwegzuführen.

Im großen Weltmeere, dem ſogenannten ſtillen Meere, herrſchen Jahr ein Jahr aus die Paſſatwinde, die ſtets von Oſten nach Weſten wehen, welche nicht über 10 Fuß in der Sekunde zurücklegen, und daher zu den ſanften Winden gehören. Um dieſe Erſcheinung zu erklären, müſſen wir auf die veranlaſſenden Urſachen des Windes im Allgemeinen zurückgeben. Wenn wir bei ruhiger Luft ſchnell laufen oder fahren, ſo ſcheint uns ein Wind entgegen zu kommen; wir ſpüren alſo Oſtwind, wenn wir uns ſchnell gegen Oſten bewegen. Weil ſich nun die Erde täglich einmal von Weſten gegen Oſten um ihre Axe dreht, und daher die Oberfläche derſelben ſich mit ungeheurer Geſchwindigkeit bewegen muß, ſo würden wir, wofern die Atmoſphäre dieſe Bewegung nicht mitmachte, einen Oſtwind von 1500 Fuß Geſchwindigkeit in einer Sekunde empfinden, gegen den alle bisher bekannten Orkane an Stärke verſchwänden. Bewegt ſich hingegen die Atmoſphäre in derſelben Richtung und mit einer ſolchen Geſchwindigkeit, daß ſie die unter ihr liegenden Theile der Erdoberfläche immer begleitet, ſo könnte aus dieſer

Bewegung der Atmoſphäre für die Erdbewohner gar kein Wind entſtehen. Keines von Beiden iſt nun aber unter dem Aequator ganz der Fall, ſondern die Atmoſphäre bewegt ſich dort blos mit geringerer Geſchwindigkeit als die Erdoberfläche unter ihr; denn zwiſchen den Wendekreiſen wird die Luft von den Sonnenſtrahlen am meiſten erhitzt, ſteigt in die Höhe, fließt dort oben gegen die Pole ab und wird durch einen unteren Luftzug von den Polen gegen den Aequator erſetzt. An den Polen hat die Erdoberfläche, und folglich auch die Atmoſphäre, eine viel geringere Umdrehungs-Geſchwindigkeit, als am Aequator. Die von den Polen am Aequator zum Erſatz angekommene Luft braucht einige Zeit, bis ſie die ihrem gegenwärtigen Orte angemeſſene Geſchwindigkeit annimmt; bis dies geſchieht, müſſen daher alle Gegenſtände auf der Oberfläche der Erde dieſe Luft in der Richtung von Weſten nach Oſten durchſchneiden, welches dieſelbe Wirkung macht, als ob ein Oſtwind wehte. Ehe die Luft aber die nöthige Geſchwindigkeit angenommen hat, iſt ſie jedoch ſchon wieder erwärmt in die Höhe geſtiegen und von neuangekommener Luft aus den Polargegenden erſetzt, bei der nun immer wieder daſſelbe Verhältniß eintritt. Dies erklärt Euch nun die ſtets ſich gleichbleibenden Paſſatwinde, die jedoch nur auf dem großen Ocean oder ſtillen Meere ſtattfinden. Auf dem Lande und an den Küſten, ſowie auf den Meeren, die nicht unter den Wendekreiſen liegen, finden ſich die verſchiedenſten Winde, welche hauptſächlich durch die größere oder geringere Wärme erzeugt werden. Daher hat auch die Veränderung des Jahreszeiten, die plötzliche Abkühlung der Luft durch Regen und Gewitter, Gebirge, Flüſſe, Ausbrüche feuerſpeiender Berge, auf die Bildung der Winde den größten Einfluß. Weil aber der ſchnelle Temperaturwechſel durch alle dieſe Einflüſſe ſich ſchwerlich höher erſtreckt, als anderthalb geographiſche Meilen, ſo iſt es wahrſcheinlich, daß jeder Wind, außer dem ſanften, von der Umdrehung der Erde erregten Paſſatwinde, in ſolcher Höhe aufhört.

Außer dem hier Bemerkten wirkt auch die Elektricität und der Trabant unſerer Erde, der Mond, auf die Luft und folglich auch auf den Wind ein.

Am 24. Juni.

Der heutige Tag führt den Namen eines Heiligen, der in der ganzen chriſtlichen Welt eines großen Anſehens genießt. Es iſt der

Tag Johannes des Täufers; der Johannestag, der in den nördlichen Ländern Europa's beſonders feierlich begangen wird. Johannes der Täufer war der einzige Sohn des Prieſters Zacharias und der heiligen Eliſabeth, einer Muhme der Jungfrau Maria. Man nennt Johannes den Vorläufer Jeſu, weil er ſechs Monate vor ihm das Licht der Welt erblickte und auch vor ihm als Lehrer auftrat. Die heilige Geſchichte berichtet, daß die Geburt dieſes Kindes dem Prieſter Zacharias im Tempel von dem Engel Gabriel verkündet wurde, und daß Zacharias, als er um ein Zeichen der Wahrheit dieſer Verkündigung zu bitten wagte, plötzlich die Sprache verlor. Als das Kind einen Namen erhalten ſollte, verlangte die Mutter, er ſolle Johannes heißen, wie ihn der verkündende Engel genannt, welches im Hebräiſchen „Geſchenk Gottes“ bedeutet. Die Verwandten weigerten ſich aber, dieſen Namen dem Kinde beizulegen, weil Niemand in der Familie ihn führte. Man verlangte die Entſcheidung des Vaters, welcher, da er noch immer ſtumm war, eine Tafel verlangte, um den Namen darauf zu ſchreiben; doch plötzlich erhielt er die Sprache wieder und rief: Er ſoll Johannes heißen.

Johannes wurde in der Wüſte erzogen, kleidete ſich in Ziegenfelle und lebte nur von Kräutern und wildem Honig. Hier bereitete er ſich zu ſeinem Lehramte vor und trat kurz vor Jeſus als Prophet auf, indem er das Volk zur Buße ermahnte. Die ſich dieſer unterwarfen, weihte er nach dem alten Gebrauche der Abwaſchungen, als Symbol der Reinigung, welche ſchon bei den Juden eingeführt war durch die Waſſertaufe im Jordan, und als Jeſus zu ihm kam, taufte er auch dieſen, obgleich er ſich anfänglich deſſen weigerte, weil er nicht würdig ſich fühlte, und nur auf ſein Zureden ſich dazu verſtand, indem er ihn zugleich für den Meſſias erklärte.

Durch ſeine freimüthige Sprache zog er ſich den Haß der ſtolzen Herodias zu, der Gemahlin des Königs Herodes, und auf ihr Anſtiften ließ der König Johannes enthaupten.

Johannes war ein Mann von ſtrengen Sitten, kräftigem, feſtem Charakter und hoher Freimüthigkeit. Der 29. Auguſt wird als Gedächtnißtag ſeiner Enthauptung gefeiert.

Am 25. Juni.

Der Johannistag, von dem wir geſtern ſprachen, gibt im Norden Gelegenheit zu Volksfeſten, das heißt ſolche Feſte, bei welchen Beluſtigung und Unterhaltung der untern Volksklaſſen der Hauptzweck iſt. Dieſe wechſeln nach Gegenden und Oertlichkeiten ab und werden auch oftmals durch Begebenheiten in's Leben gerufen, die ein blos vorübergehendes Intereſſe bieten. So hat man namentlich in Sachſen die Vogel- und Scheibenſchießen, in andern Ländern die mittelalterlichen Handwerksaufzüge, in neuerer Zeit die landwirthſchaftlichen Feſte, die Geſangfeſte, die Muſikfeſte und auch die Feſte und Feierlichkeiten, welche ſich jetzt an die häufigen Aufſtellungen von Denkmälern berühmter Menſchen knüpfen.

Für einen jeden Menſchen, in deſſen Bruſt ſich ein reges Gefühl für das Vaterland und ſeine Sitten und Gebräuche entwickelt hat; der gern mit frohen Menſchen froh iſt, und es liebt, das Volk, das heißt jene Klaſſen der menſchlichen Geſellſchaft, denen Arbeit vollauf, die heiteren Tage harmloſen Genuſſes aber karg zugemeſſen ſind, zu freuen, haben dieſe Volksfeſte viel Erhebendes, und er wird gewiß keine Gelegenheit vorbeigehen laſſen, an ihnen Theil zu nehmen.

Es iſt die beſte Gelegenheit, den Charakter eines Volkes kennen zu lernen und zu ſehen, in wie weit Bildung und ächte Civiliſation bei ihm Eingang gefunden haben. Der rohe Hauſe verläßt alsbald die Gränzen des erlaubten Genuſſes und gibt ſich der Völlerei und Ausgelaſſenheit hin; Mäßigung und Beſchränkung in der größeren Freiheit iſt hier der beſte Prüfſtein. Wohl dürfen wir mit Stolz ſagen, daß die Deutſchen der Gegenwart hierin einen Vorzug vor vielen Nationen äußern. Sie zeigen ſich geneigt zu prächtigen und ehrbaren Aufzügen; ſie ſchenken kunſtreichem Geſange ein williges Ohr; ſie laſſen ſich durch gut vorgetragene Worte zur Andacht ſtimmen und erheben, und ſelbſt wenn die Luſt lauter wird, die Kurzweil beginnt und Speiſe und Trank an die Reihe kommen, um auch daran ſich zu ergötzen, ſo kann, mit wenigen Ausnahmen, angenommen werden, daß auch hier der Deutſche ſich ſtets ſeines Namens würdig zeigt.

Am 26. Juni.

Die wichtigſten Volksfeſte ſind wohl in unſerem Norden die landwirthſchaftlichen, wie ſie bei München, Nürnberg, Kannſtadt und an andern Orten gefeiert werden. Das Vorbild dieſer Feſte war wohl das, welches in München bei Gelegenheit der Vermählung des jetzigen Königs von Baiern als Kronprinz, mit der Prinzeſſin Thereſe von Hildburghauſen ſtattfand. Dieſes Feſt fand im October des Jahres 1810 ſtatt.

Auf der Thereſienwieſe zu München verſammeln ſich am erſten Sonntage des October nicht nur faſt alle Einwohner der Stadt, ſondern auch eine Unzahl von Menſchen aus der Umgegend, ſo daß man ſchon mehr als 100,000 dort gezählt haben will. Ringsumher ſind ſchmucke Buden errichtet, in denen Speiſen und Getränke feil gehalten werden, mehrere Muſikchöre ſpielen, der König und ſein ganzer Hofſtaat befinden ſich unter einem prächtigen Zelte, und die Landleute führen ihre ſchönſten Thiere, wie Pferde, Rinder, Schafe, Schweine im langſamen Zuge vorüber, und der, welcher die ſchönſten Stücke erzielte, empfängt aus der Hand des Königs einen Preis, der aus einer Fahne in den baieriſchen Farben beſteht, an welcher eine Anzahl baieriſcher Kronenthaler hängen. Ihr kennt nun wohl glauben, welche ſtolze Freude die guten Landleute beſeelt, die ſo glücklich ſind, einen Preis für ihre ſauern Beſtrebungen zu erhalten; aber eben ſo leicht werdet ihr ermeſſen können, wie ſehr ſie das ganze Jahr bemüht ſind, zur Erringung des Preiſes zu wirken, und welcher Vortheil hierdurch für die Verbeſſerung der Vieh- und Pferdezucht erwächſt. Die ſchönen blanken Thaler werden nun zwar bald heruntergenommen, um ſie zu irgend etwas Nützlichem zu verwenden; allein die Fahne wird ſorglich aufbewahrt, um den Nachkommen noch als ein Zeichen von dem Fleiße des Vaters zu gelten.

Nach dieſer Thierſchau kommen auch jene an die Reihe, welche irgend eine neue Erfindung am Ackergeräthe oder an irgend nützlichen Maſchinen gemacht haben.

Auch dieſe erhalten Preiſe, nachdem der König ſelbſt ihre Sachen in Augenſchein genommen hat.

Sobald dieſe ſchöne Handlung geendigt iſt, beginnt ein Pferderennen, in welchem jene Pferde, welche nach dreimaligem Umlauf der Bahn zuerſt das Ziel erreichen, den Preis erhalten. Iſt auch dieſes vorüber, ſo zerſtreut ſich die Menge, welche bis dahin als Zuſchauer auf ihren Plätzen gebannt war, auf dem ungeheuern Platze und überläßt ſich allgemeiner Fröhlichkeit.

Auf der einen Seite wird mit Bolzen ein Vogel von der Stange geſchoſſen; auf der andern wird getanzt; zum Schluſſe, wenn es dunkel geworden, wird ein großartiges Feuerwerk abgebrannt. So endet dieſes wahrhaft ſchöne Volksfeſt, welches zwar noch nicht durch ein Alter von Jahrhunderten, wie manches Andere, ehrwürdig erſcheint, doch aber für unſere Zeit, und beſonders in einem Lande wie Baiern, deſſen Haupterwerbsquelle der Ackerbau iſt, angemeſſen und von hoher Bedeutung iſt.

In ähnlicher Weiſe ſind auch die landwirthſchaftlichen Feſte in Württemberg, Baden und Heſſen, doch iſt das ſo eben geſchilderte, wie es ſich in München begibt, das Großartigſte.

Am 27. Juni.

Der heutige Tag iſt einer von denen, der nach der Meinung der Leute auf die zunächſtfolgende Witterung von Einfluß ſein ſoll. Es iſt freilich ſtrenge genommen ein Aberglaube, allein Landleute, Forſtmänner, Schiffer haben ſo gewiſſe Zeichen, die, wenn ſie mit gewiſſen Tagen zuſammentreffen, auf gutes oder böſes Wetter ſchließen laſſen. Heute ſind es nun die ſogenannten Siebenſchläfer, und wenn es heute regnet, ſo ſoll es ſieben Wochen nach einander regnen.

Es geht eine Sage von ſieben Männern, welche Maximinus, Martinionus, Dionyſius, Serapion, Malchus, Johannes und Conſtantinus hießen, die als Trabanten bei dem Kaiſer Decius dienten. Dieſer Kaiſer baute im Jahre 251 nach Chriſto einen Götzentempel, worauf die genannten ſieben Männer ihr ganzes Vermögen unter die Armen vertheilten und ſich in eine Höhle flüchteten, um dem Gräuel des Götzendienſtes nicht zuſehen zu dürfen. Als der Kaiſer hievon Kunde bekam, ließ er die Höhle vermauern, damit ſie eines ſchmählichen Todes ſtürben. Allein ſie fielen alſogleich in einen tiefen Schlaf, aus dem ſie erſt 200 Jahre ſpäter, unter dem Kaiſer Theodoſius II., wieder erwachten.

Die katholiſche Kirche hat dieſe Sage für unwahr erklärt und angenommen, daß jene ſieben Männer unter Decius den Märtyrer-Tod geſtorben ſind, und erſt unter Theodoſius ihre Gebeine wieder aufgefunden wurden. Allein die Sage von Schläfern, die in den Bergen viele hundert Jahre ausruhen, iſt ſeit den älteſten Zeiten weithin verbreitet. So haben wir noch in dem alten Kiffhäuſer in Thüringen den ſchlafenden Kaiſer Karl den Großen, und im Unterberge bei Salzburg Kaiſer Friedrich den Rothbart, mit ihren Mannen und Reiſigen im Zauberſchlafe befangen. Die Sage geht, daß wenn ein Baum auf der Haide auszuſchlagen und zu grünen beginnen werde, dann auch der alte Kaiſer erwachen und aus dem Berge hervorbrechen würde, um als Deutſcher Kaiſer das Weltregiment wieder anzutreten. Inzwiſchen ſitzt er da und harrt, und ſein langer Bart, der immer größer wird, iſt bereits durch den Stein gewachſen, der die Platte ſeines Tiſches bildet, an welchem er ſitzt.

Solcher Sagen leben viele im Volke. Es war natürlich, daß nach der in frühern Jahrhunderten herrſchenden Denk- und Anſchauungsweiſe die Menſchen nicht daran glauben mochten, daß ſolche gewaltige Erſcheinungen, wie jene großen Kaiſer, ſo auf einmal und für immer der Erde entrückt ſein ſollten, und daher erfanden ſie die Mährchen von ihrem Jahrhundert langem Schlafe in den Bergen, indem ſie daran die Hoffnung knüpften von ihrem dereinſtigen Erwachen und dem Wiederaufblühen der alten Herrlichkeit.

In unſerem deutſchen Sagenſchatze ruht eine Fülle von Weisheit, freudiger Hoffnung und poetiſcher Einfalt, und es iſt ſehr anzurathen, daß Ihr Euch mit ihm bekannt machet.

Am 28. Juni.

Als ich Euch neulich, geliebte Leſer, von den Volksfeſten erzählte, da ſprach ich Euch von jenen, die aus unſerer Zeit hervorgegangen, zunächſt einen nützlichen Zweck mit dem Feſte verbinden. Bei einer andern Gelegenheit theilte ich Euch ſchon Manches mit über den Faſching oder Carneval, der lediglich der tollen Luſt und dem Spaſſe gewidmet iſt; heute will ich Euch nun von einigen andern Feſten erzählen.

Die Schützenfeſte ſind auch ſchon alt, und ſollen dazu dienen, den friedlichen Bürger auch mit der Handhabung der Schießgewehre vertraut zu machen, welches ihm in Zeiten dringender Gefahr, wie im Kriege, von beſonderem Nutzen werden kann.

Nachdem die Schießübungen auf beſonderen Plätzen, die man Schießſtätten nennt, das ganze Jahr hindurch ſtattgefunden haben, wird alljährlich ein großes Schützenfeſt abgehalten, oder ein ſogenanntes Königſchießen, wo dann derjenige, der den beſten Schuß gethan, das heißt den ſchwarzen Punkt in der Mitte der Scheibe getroffen hat, unter beſonderen Formalitäten zum Schützenkönig für das nächſte Jahr ausgerufen wird. Unter Vortragung der großen Schützenfahne, dem Abfeuern der Böller und dem Schalle der Muſik wird der Schützenkönig, dem eine ſchwere Kette mit Schaumünzen auf der Bruſt hängt, im Triumphe um die Schießſtätte mehrmals geführt, worauf ſich Alles zum Bankett ſetzt, dem ein fröhlicher Ball folgt.

In dieſer Weiſe werden die Schützenfeſte vornehmlich in Sachſen und in mehreren preußiſchen Städten gehalten; in Süddeutſchland finden die Schießübungen zwar auch ſtatt, ſie ſind jedoch anderer Art, und ſtatt des Königsſchießens wird hier um Preiſe geſchoſſen, welche oft die Höhe bedeutender Summen erreichen. In dieſer Hinſicht ſind wohl die ſogenannten Eidgenöſſiſchen Freiſchießen in der Schweiz vor Allen zu erwähnen, da ſie mit wahrhafter Großartigkeit veranſtaltet und von vielen Tauſenden von nah und fern beſucht werden.

Wenn bei dieſen Feſten die Büchſen knallen und lauter Lärm das Ohr umrauſcht, ſo ſind es wieder die Muſik- und Geſangfeſte, welche gar lieblich zu uns tönen und das Gemüth ſanfter erregen.

In allen Gauen Deutſchlands haben ſich Sängervereine gebildet, welche das ganze Jahr hindurch ihre Uebungen halten, um den mehrſtimmigen Männergeſang in ihrer Mitte zu pflegen. Alle Jahre halten auch ſie ein großes Feſt, zu dem ſie ihre Sangesgenoſſen von nah und fern nach einem beſtimmten Orte einladen, wo ſie dann theils einzeln, theils in der Geſammtheit ſich vor einer Verſammlung von Tauſenden hören laſſen.

Die Muſikfeſte ſind zunächſt dazu beſtimmt, ſolchen Städten, welchen die Hülfsmittel zu großartigen muſikaliſchen Ausführungen fehlen, dieſen Genuß wenigſtens einmal im Jahre im reichen Maaße zu verſchaffen. Eine ſolche Stadt ladet hiezu die Muſiker ein, ſetzt die Werke feſt, welche bei der Feier ausgeführt werden ſollen, und überträgt die Leitung des Ganzen irgend einem großen Meiſter. Gewöhnlich dauert ein ſolches Feſt drei Tage. Am erſten wird ein Oratorium gegeben von Händel, Haydn, Schneider, Spohr oder Mendelsſohn; am zweiten Tage kommt eine große Symphonie von Mozart oder Beethoven zur Aufführung, und hieran ſchließt ſich dann ein größeres Geſangſtück; am dritten Tage wird ein Concert gegeben, in dem man allerlei zu hören bekommt, was eben gern gehört wird, und wobei ſich einzelne Künſtler durch ihre Virtuoſität auszeichnen können. Die Einwohner der Städte, in denen die Geſangfeſte ſtattfinden, ſind bemüht, den fremden Künſtlern alle nur mögliche Aufmerkſamkeit zu erzeigen und ſie der ſchönſten Gaſtfreundſchaft theilhaftig werden zu laſſen. Gewiß iſt es, daß dieſe Feſte in jeder Beziehung auf den muſikaliſchen Geſchmack, ſowie auf die Geſittung, die rechte Wirkung üben, und daß jene Städte, welche Geſangfeſte veranſtalten, Dank und Lob verdienen.

Am 29. Juni.

Laßt uns heute einen Blick auf einen Gegenſtand werfen, den wir wohl täglich in die Hand nehmen, ohne uns beſonders darum zu bekümmern, wie er bereitet wird und welche Mühe und harte Arbeit er erfordert, ſo unbedeutend er an und für ſich auch iſt, und ſo nothwendig er uns durch Gewohnheit geworden iſt. Dieſer Gegenſtand iſt der Zucker.

Am Euphratſtrome und in Oſtindien wächſt ein acht bis zwölf Fuß hohes, ein bis zwei Zoll dickes Rohr, das ſich in vierzig bis achtzig Knoten anſetzt, und unter der feſten, glatten Oberſchale ein lockeres, ſaftiges Mark enthält. Oben hat es große pyramidaliſche Blüten, und um den Halm ſtehen ſchilfartig ſchneidende, ſchmale Blätter. Dieſes iſt das Zuckerrohr, aus deſſen Saft unſer Zucker gemacht wird, und welches nunmehr nach Afrika, beſonders aber nach Weſtindien, verpflanzt worden iſt, um dieſen ſo geſuchten Handelsartikel in dem erforderlichen Maaße zu erhalten.

Ein Feld, auf welchem Zuckerrohr gepflanzt wird, wird eine Plantage genannt. Entweder kurz vor der Blüte des Rohres, an andern Orten aber drei bis vier Monate darauf, hat das Rohr gewöhnlich ſeine gehörige Reife erlangt. Bei ſeiner Ernte ſchneidet man zuerſt den oberſten, am wenigſten zuckerhaltigen, in die Blüte getriebenen Schuß des Rohres ab, welcher als Futter für Pferde und Eſel dient; alsdann ſchneidet man das reife gelbe Rohr dicht am Boden ab. Die Blätter werden zum Decken der Negerhütten gebraucht. Das Rohr ſelbſt wird in Bändel gebunden und zur Zuckermühle gebracht, welche von Waſſer, Wind oder Pferden in Bewegung geſetzt wird. Ein Arbeiter hält das gehörig beſchnittene Zuckerrohr zwiſchen die Walzen, von welchen es ſchnell hineingezogen und größtentheils ausgepreßt wird. Hinter dieſen Walzen ſteht ein anderer Arbeiter, welcher das durchgegangene Rohr ſogleich umbiegen und zwiſchen eine Seitenwalze bringen muß, aus der es ganz rein ausgepreßt hervorgeht. Dieſer zweite Arbeiter iſt ſehr in Gefahr, mit einer Hand in die Walze zu kommen, weßhalb der Aufſeher der Sklaven beſtändig ein ſcharfes Beil in Bereitſchaft hat, um im Nothfalle ſogleich die von der Walze ergriffene Hand abhauen zu können. Während der Nacht, wo die Arbeit unausgeſetzt fortgeht, werden die Arbeiter zum Singen und Tabakrauchen angehalten, damit ſie nicht einſchlafen. In neueren Zeiten haben die Engländer eine Maſchine erfunden, die den zweiten Arbeiter von ſeinem gefährlichen Poſten befreit.

Der ausgepreßte Saft wird nun nach den Siedereien geſchafft, um dort gereinigt zu werden. Hier wird er ſo lange geſotten, bis er zur Kryſtalliſation dick und rein genug iſt. Hievon überzeugt man ſich, wenn man etwas Saft zwiſchen die Finger nimmt und probirt, wie lang die Fäden ſind, die ſich davon ziehen laſſen. Nachdem der Saft erkaltet iſt, bringt man ihn auf ein Gefäß, wo der Syrup abläuft und die Kryſtalliſation vollkommen von ſtatten geht. Nach ungefähr drei Wochen iſt dieſes geſchehen und der rohe Zucker, auch Muskowade genannt, wird getrocknet und zum Verſenden verpackt. So kommt der Zucker nach Europa, wo er raffinirt wird und in der bekannten Form der ſogenannten Zuckerhüte in den Handel kommt.

Wird die zuvor verdickte, aber noch nicht ganz bis zum Geſtehen eingekochte Zuckerflüſſigkeit in Gefäßen, die mit Fäden durchzogen ſind, bei ſtarker Hitze ſich ſelbſt längere Zeit ruhig überlaſſen, ſo ſchießt der Zucker in großen, klaren Prismen an und heißt dann Candiszucker. Der feinſte Zucker iſt der Canarienzucker oder Raffinade; der gewöhnliche heißt Melis, und der ſchlechteſte Lumpenzucker.

Bekanntlich wird der Zucker zur Verſüßung der Getränke und Speiſen und auch in der Medicin verwendet; auch zur Aufbewahrung des Fleiſches kann er gleich dem Salze angewandt werden; den Zucker aber als alleiniges Nahrungsmittel zu gebrauchen, ſoll einmal ein engliſcher Arzt verſucht haben, der jedoch nach einem halben Jahre ſtarb. Von vielen Aerzten wird der Zucker für geſund gehalten, im Ganzen aber möchte ich meinen jungen Leſern rathen, ſich des Zuckers ſo viel als möglich zu enthalten; er gehört zu den Leckereien, die man beſſer entbehrt als genießt, abgeſehen davon, daß er noch überdies verſchleimt und die Zähne verdirbt.

Am 30. Juni.

Da ich Euch geſtern Einiges vom Zucker erzählte, ſo wird es heute wohl ganz in der Ordnung ſein, wenn ich Euch etwas über den Kaffee mittheile; denn Kaffee und Zucker gehören ja zuſammen, wie Ihr wißt.

Der Kaffeebaum, deſſen Vaterland eigentlich jener Theil Arabiens iſt, den man das glückliche Arabien nennt, erreicht eine Höhe von 10 bis 12 Fuß, auch mehr. Die Zweige ſind unten etwas ausſtehend, ſo daß der Baum eine Pyramide bildet. Die Blätter gleichen den Lorbeerblättern, nur ſind ſie zarter, oben glänzend grün, unten lichter. Die Blüthen kommen in Farben und Geruch den Akazienblüthen gleich. Die Kaffeebäume blühen dreimal, im März, April und Mai, doch bringt nur die letzte Blüthe die Frucht. Dieſe Frucht iſt erſt grün, dann wird ſie roth und gleicht unſeren Weichſelkirſchen. Sie hat aber einen unangenehmen Geſchmack. In der Mitte der Frucht befindet ſich der Kern oder die Kaffeebohne, die von einer zarten Haut umgeben iſt. Im dritten Jahre fangen die Kaffeebäume an zu tragen, und ſind im fünften im vollen Flor. Jedoch halten ſie ſich ſelten länger als 10 bis 12 Jahre, alsdann müſſen ſie entweder bis an die Wurzel abgeſchnitten, oder durch neue erſetzt werden. Die Ernte beginnt im December und dauert bis Februar. Die Kaffeekirſchen werden in flachen Körben geſammelt und kommen ſogleich in eine trichterförmige Mühle, in welcher der fleiſchige Theil abgeſondert wird; darauf breitet man die Bohnen zum Trocknen aus und bringt ſie, wenn ſie getrocknet ſind, auf die Walzenmühle, welche die Hülſe der Bohne zerbricht. Daß man ſie dann gehörig reinigt, die ganzen Bohnen von den zerbrochenen ſäubert, und ſie überhaupt zum Handel zurichtet, verſteht ſich von ſelbſt.

Erſt ſeit dem Ende des ſechszehnten Jahrhunderts findet der Handel mit Kaffee in Europa ſtatt. Die Venetianer brachten ihn zuerſt, jedoch ſehr ſparſam, aus der Levante. In Deutſchland wurde er erſt zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts bekannt. Die Engländer und Franzoſen ſuchten ihn auf ihren Kolonien anzupflanzen, und ſo findet man ihn jetzt auf Kayenne und den Antillen, auf Surinam und auf der Inſel Java. Aber das alte Vaterland des Kaffee's, Arabien, treibt auch noch einen ſtarken Handel damit. Die Karavanen führen ihn nach Aleppo und Suez, und von da nach Kahyra in Aegypten, ſowie durch Vorderaſien nach den türkiſchen Ländern und Häfen am mittelländiſchen Meere. Der allerbeſte des arabiſchen Kaffee's kommt aus Mokka, und von dieſem heißt die feinſte Sorte Babouri, die jedoch nur für den Großſultan und die vornehmſten Türken beſtimmt iſt, und nicht ausgeführt wird.

Ihr Alle wißt, daß man aus den geröſteten und gepulverten

Kaffeebohnen durch Aufkochen mit Waſſer ein allgemein beliebtes Getränk bereitet. Die Aerzte ſind noch nicht darüber einig, ob der Genuß deſſelben geſund oder ungeſund ſei. Jedenfalls iſt es wohl beſſer, wenn man ſich in der Jugend nicht an Kaffee gewöhnt und beim Frühſtück ſich mit einer Taſſe Milch begnügt. Im reiferen Alter mag man ſchon eher eine Taſſe Kaffee zu ſich nehmen; mäßig genoſſen bewirkt er einen wohlthuenden Reiz auf das Nervenſyſtem, und befördert die Verdauung.

Ein Mufti zu Aden in Arabien ſoll der erſte geweſen ſein, der um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts zuerſt Kaffee trank, wie er es auf ſeinen Reiſen von den Perſern geſehen hatte, die ſich des Kaffee's ſchon früher bedienten. Von nun an verbreitete ſich dieſer Gebrauch in ganz Arabien, und Mekka hatte das erſte Kaffeehaus, wo Kaffee öffentlich geſchenkt wurde. Da den Mohamedanern das Weintrinken verboten iſt, ſo fanden ſie in dem, wenn auch im geringeren Maaße aufregenden Genuſſe des Kaffee's einen Erſatz, der ihnen um ſo willkommener war, als er im Lande wuchs und für wenig Geld erlangt werden konnte. Im ſechzehnten Jahrhundert hatte man in Konſtantinopel ſchon Kaffeehäuſer; 1652 wurde das erſte Kaffeehaus in London, und 1671 in Paris eröffnet. Dieſes waren jedoch nur elende Buden, die mit dem, was man heute unter Kaffeehaus verſteht, nicht verglichen werden können. Im Jahre 1694 ſah man die erſten rohen Kaffeebohnen in Leipzig und 1696 wurde das erſte Kaffeehaus in Deutſchland zu Nürnberg eröffnet. Erſt mit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts wurde der Gebrauch der Bohnen allgemein bekannt, und ſeit dieſen hundert Jahren hat ſich ihr Genuß ſo unter uns eingeniſtet, daß ſich alle Volksklaſſen des Kaffee's bedienen und er faſt zu den Lebensbedürfniſſen gezählt wird. Man kann wohl ſagen, daß jene Verbreitung nicht nur auf den allgemeinen Geſundheitszuſtand, ſondern auch auf den ſittlichen Charakter und auf alle Lebensverhältniſſe des Menſchengeſchlechts einen nicht zu berechnenden, großen Einfluß gehabt hat.

Am 1. Juli.

Am 1. Juli 1810 gab der öſtreichiſche Geſandte, Fürſt Schwarzenberg, zu Paris, zu Ehren der Vermählung des Kaiſers Napoleon mit der Erzherzogin Marie Luiſe von Oeſterreich, einen glänzenden

Ball. Es war zu dieſem Ende neben dem Pallaſte ein großes Gebäude von Holz aufgeführt und dieſes mit reichen Stoffen bekleidet, zwiſchen denen eine Unzahl von Wachskerzen und Lampen angebracht wär. Der Kaiſer war ſoeben mit ſeiner jungen Gemahlin erſchienen und der Tanz hatte begonnen. Die vornehmſten und berühmteſten Perſonen jener Zeit waren zugegen; überall herrſchte die ausgeſuchteſte Pracht; die Damen und Herren waren mit Gold und Edelſteinen überdeckt, Alles athmete Freude und Luſt, und überließ ſich dem Eindrucke ganz, den das Feſt machte. Plötzlich entſteht eine Bewegung, die ſich im ganzen Saale mittheilt. Man bemerkte gleich, daß es keine freudige Ueberraſchung war, welche die Anweſenden ergriffen hatte. Eine Feuersbrunſt war ausgebrochen; man ſteigt auf Stühle und Bänke, und ſieht ſich fragend an, ob man den Saal verlaſſen ſolle, oder was man zu thun habe. Die Flamme einer Wachskerze hatte einen Fenſtervorhang ergriffen, und von hier aus waren bald alle Vorhänge des weiten Raumes von den Flammen verzehrt. Vergebens war man bemüht, ſie von den Wänden zu reißen; das zerſtörende Element ergriff andere Gegenſtände; Blumenguirlanden, Tapeten, Alles erfaßten die Flammen. Endlich hatten ſie ſchon das Gebälke erreicht, und nun öffnete ſich die Decke, durch die man den brennenden Dachſtuhl erblicken konnte. Man hatte Napoleon und ſeiner Gemahlin Zeit und Raum gegönnt, ſich zurückzuziehen. Der Fürſt von Schwarzenberg war ſogleich herbeigeeilt, um dem Kaiſer den Arm zu bieten. Jetzt dachte Alles an ſeine eigene Rettung. Man ſtürzte ſich in drängender Haſt zu den Ausgängen, wobei viele Perſonen verunglückten. Sie wurden erdrückt und auf die Erde geworfen, wo die Menge über ſie hinwegeilte. Am andern Tage fand man einen Schatz verlorner Brillanten und anderer Koſtbarkeiten auf dem Platze. Der ruſſiſche Geſandte, Fürſt Kurakin, hatte allein über eine Million an Werth, die er an ſeinem Leibe trug, verloren, und die er nur zum Theil wieder erhielt.

Das Schrecklichſte jedoch, was ſich mit der Erinnerung an dieſen Tag verbindet, iſt das Opfer der reinſten Mutterliebe. Die Fürſtin Pauline von Schwarzenberg hatte ſich aus der Gefahr gerettet und ſtand neben ihrem Gatten. Da fragt ſie hoch beſtürzt, wo ihre Tochter ſei. Niemand hat ſie zwar geſehen, allein man gibt ihr die Verſicherung, daß die junge Prinzeſſin in Sicherheit ſein müſſe, da ſich Niemand mehr in dem brennenden Hauſe befinde. Dies genügt der edeln Mutter nicht; ſie reißt ſich los aus den

Händen der ſie vergebens Zurückhaltenden; die Sorge um ihr Kind treibt ſie zurück in die Flammen, in denen ſie bald verſchwindet. Am andern Tage wurden ihre verbrannten Reſte, die an einigem Schmuck, der ſich unverſehrt erhalten hatte, erkannt wurden, unter den Trümmern hervorgezogen.

Seht, ſolcher Aufopferung iſt eine Mutter fähig!

Am 2. Juli.

Gott gibt der Tugend die Kraft, alle Ereigniſſe des Lebens zu ertragen; ſie kann ihren Nutzen daraus ziehen und Glück und Ruhm für ſich darin begründet ſehen.

Das, was geſtorben iſt hienieden, beſteht dennoch immerfort. Das, was iſt, kann zwar durch ſich ſelbſt oder durch Andere einer Veränderung unterliegen, allein es kann niemals gänzlich vernichtet werden; und wenn nun die Elemente, welche den Körper bilden, nicht vernichtbar ſind, ſollte denn die Seele, die vernünftig, mit Empfindung begabt, liebend, tugendhaft, religiös iſt, untergehen können? Wenn der von uns geliebte Menſch, der Dahingeſchiedene, glücklich mit uns war, als er unter uns lebte, ſo iſt er es jetzt gewiß noch mehr. Es gibt einen Gott, die ganze Natur verkündigt ihn, wie ich Euch während unſerer Unterhaltungen oft ſchon dargethan habe. Das Bewußtſein ſeiner Exiſtenz lebt in Euren Herzen, wie Ihr ſeine Werke mit Euren Augen ſchaut. Glaubt Ihr nun, daß jene Macht, welche eine edle Seele mit einer ſchönen Hülle bekleidet hatte, ſie nicht auch noch länger dem Leben hätte erhalten können? Glaubt Ihr nicht aber auch, daß Derjenige, der das zeitliche Glück der Menſchen nach unbekannten Geſetzen ſchuf, nicht auch für den Dahingeſchiedenen, nach eben ſolchen Geſetzen, die wir nicht kennen, ein gleiches Glück geſchaffen haben kann?

Bedarf die Gottheit wohl dieſer Erde allein, die für uns freilich unſere Welt iſt, um ihre Weisheit und Güte ausſtrömen zu laſſen? Und ſollte das Leben des Menſchen nur für dieſe Gefilde geſchaffen ſein, wo es noch der Tod bedroht? In dem großen Weltmeere iſt kein Tropfen, der nicht voll lebender Weſen iſt, und für uns ſollte auf den unzähligen Geſtirnen, die über unſern Häuptern rollen und die Blicke unſerer Hoffnung auf ſich ziehen, nicht auch noch ein Platz gefunden werden? So ſollte die göttliche Weisheit und Güte nur eben auf die Erde gebannt ſein, auf der wir ſo vorübergehend heimiſch ſind?

Nein, es muß einen Ort geben, wo die Tugend, nach ihrem Scheiden von dieſer Welt, ihren Lohn empfängt. Würden die Seligen ſich uns mittheilen können, ſo würden wir die ewige Wahrheit von ihnen vernehmen, daß dieſes Leben nur eine Prüfung ſei. Sobald Gott ſieht, daß die Laufbahn des Menſchen erfüllt iſt, ſo enthebt er ihn den Stürmen und Schmerzen dieſer Welt; er läßt ihm das Licht ſchauen der ewigen Wahrheit, und ſchafft ihn um zu einem Theil dieſes Lichts. Keine menſchliche Zunge iſt im Stande, dieſen Zuſtand zu beſchreiben, weil ihn kein Auge erſchaut hat. Aber darum ſollen wir ſtark ſein, die Prüfung, die uns auferlegt iſt, zu ertragen; wer die Seele zum Unendlichen erheben kann, kann ſich leicht über die Schmerzen eines Augenblickes hinwegſetzen.

Dieſe Betrachtung gebe ich Euch mit Bezug auf die geſtern mitgetheilte Geſchichte zu erwägen; denket darüber nach und Ihr werdet Euch daran erbauen und erheben können.

Am 3. Juli.

Herrlich iſt die Unſterblichkeit hienieden, in dem Andenken der Menſchen ewig zu leben. Zu dieſem Glücke gelangten die großen Künſtler, die weiſen Geſetzgeber, die Fürſten, welche ihre Völker beglückten.

Friedrich der Große war einer von denen, dem die Natur dieſes Glück vorbehalten hatte. Er wurde auf dem Throne geboren, allein er war auch der Erſte ſeiner Nation und ſeines Jahrhunderts. Die Kühnheit ſeines Gedankens, die Faſſungskraft ſeines Geiſtes, die Macht ſeiner Klugheit und die Feſtigkeit ſeines Charakters waren gleich groß; man weiß nicht, ſoll man die Mannigfaltigkeit ſeiner Talente, ſeine tiefe Urtheilskraft oder ſeine große Seele mehr bewundern. Er glänzte mit allen phyſiſchen und moraliſchen Eigenſchaften; er war groß, wie der Genius es immer iſt, thätig bis zum Wunderbaren; er vervollkommnete und ergänzte alle ſeine angebornen Vorzüge; er war mit einem leichten Sinne geboren und wurde tief und ernſt; er war herrſchſüchtig und konnte keinen Widerſpruch leiden, allein er wurde duldſam bis zur Langmüthigkeit. Er war zu gleicher Zeit lebhaft, hitzig, ungeſtüm, und er ſorgte dafür, gemäßigt, ruhig, überlegt zu werden. Sein Geſchick wollte es, daß alle Ereigniſſe ſich zu ſeinem Vortheile wendeten; oftmals durch das Zuſammentreffen ſeiner klugen Berechnungen, manchmal trotz der Fehlgriffe, die er beging. Allein Alles bis zu dem Tribut, den er der menſchlichen Schwäche entrichtete, trug den Stempel ſeiner Größe, ſeiner Eigenthümlichkeit und ſeiner unwiderſtehlichen Kraft.

Nie war ein Menſch ſo zum Befehlen geſchaffen, gleich ihm; das wußte er. Er dünkte ſich, die allgemeine Seele des Weltalls zu ſein und räumte den andern Menſchen nur einen mehr oder minder einflußreichen Inſtinkt ein. Er achtete die Menſchen in der Maſſe nur gering; allein dennoch arbeitete er unermüdlich nach ſeinen beſten Einſichten für ihr Glück. Die außerordentliche Schärfe ſeines Geiſtes machte ihn wohlwollender und wohlthuender als gewöhnliche Menſchen, die mit weicherem Gefühl geboren werden, wohl jemals werden können.

Obgleich er nur eine Leidenſchaft kannte, den Ruhm, ſo haßte er doch die Lobſprüche; er hatte nur einen Trieb, die Eigenliebe, und ſein ganzes Leben war dem Glücke Anderer geweiht. Sechsundvierzig Jahre beherrſchte er mit einer unnachahmlichen Beharrlichkeit in den ſtürmiſchſten Zeiten ſein Volk, bis zu dem Tage, der ſeinem Tode voranging. Am 17. Auguſt 1786 ſtarb Friedrich der Große, und am Abend vorher unterzeichnete er noch Regierungspapiere.

Die Geſchichte hat längſt dieſen großen König geſchildert; ſie hat ſeine Thaten, ſeine glänzenden Siege, ſeine unbegreiflichen Hilfsquellen, die Größe ſeiner Regierung, die Einfachheit ſeines Lebens und ſeines Todes in ihren Tafeln verzeichnet; ſie hat es aufbewahrt, was er gethan hat, um ſein Volk zu erheben und das menſchliche Geſchlecht aufzuklären.

Als Friedrich ſtarb, herrſchte eine allgemeine Trauer; greiſe Helden ſah man weinen; Handel und Gewerbe ſtockten; jeder fühlte es, daß ein großer Menſch, ein Fürſt, wie es wenig in der Geſchichte gibt, zu Grabe gegangen war. So lebt er fort und fort im Andenken ſeines treuen Volkes, und noch eine der letzten Handlungen des verſtorbenen Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm III., war, Friedrich dem Großen ein Denkmal zu weihen.

So lebt das wahrhaft Große ewig fort im Strome der Zeiten; ſoll dies nicht zur Nachahmung auffordern, daß jeder in dem Kreiſe, der ihm angewieſen, ſo groß zu werden trachte, als ihm möglich iſt?

Am 4. Juli.

Wenn der Menſch ſein eigenes Selbſt in Betrachtung zieht, ſo iſt es ſein Körper, der ihn zuerſt beſchäftigt, das heißt ein ihm weiſe zugemeſſener Theil von Stoffen, die ihn bilden. Allein um dieſe Stoffe, und von welcher Art ſie ſind, richtig begreifen zu können, muß er den Blick vergleichend über ſich und unter ſich ſenden, um die wahren Gränzen derſelben zu ermitteln. Er begnüge ſich daher nicht blos damit, die Gegenſtände ſeiner Umgebung in's Auge zu faſſen, ſondern er betrachte die ganze Natur in ihrer hohen und vollendeten Majeſtät; er betrachte den glänzenden Quell des Lichtes, der in der Mitte des Weltalls entſtrömt, um es zu erhellen; die Erde erſcheint ihm nur wie ein Punkt auf der weiten Bahn, welche jenes Geſtirn durchzieht, und dann erwäge er, daß dieſe weite Bahn ſelbſt nur wieder ein kleiner Punkt iſt inmitten jener größeren Bahnen, welche die Millionen Sterne am Firmamente durchlaufen. Wenn der Blick hier verweilt, ſo ſteht es unſerer Einbildungskraft frei, noch weiter zu gehen, allein ſie wird eher müde werden, als die Natur, die ihr immer neue Quellen eröffnet. Kein Gedanke kommt der Ausdehnung der Werke des Schöpfers gleich. Unſere weiteſten Combinationen, Berechnungen, die in's Ungeheure ſich verſteigen, ſind nur Atome im Vergleich der Wirklichkeit. Die Welt iſt eine unendliche Kugel, deren Mittelpunkt überall, und deren Umkreis nirgend iſt. Dieſes eben iſt eines der wichtigſten Kennzeichen von der Allmacht Gottes, daß er uns befähigt hat, dieſen Gedanken zu faſſen.

Was iſt der Menſch in der Unendlichkeit? Wer vermag es zu begreifen? Er betrachte ein anderes Wunderwerk der Schöpfung. Ein ſogenanntes Infuſionsthierchen zum Beiſpiel; dieſer kleine Körper hat Beine mit Gliedern, Adern in dieſen Beinen, Blut und Flüſſigkeiten in dieſen Adern. Aber man glaube nicht, daß dieſes der kleinſte Gegenſtand iſt, den die Natur darbietet. Noch in dieſem kleinen, von dem Auge nicht wahrzunehmenden Thierchen ſieht er wieder mit noch ſchärfern Gläſern eine neue Welt ſich vor ſeinen Blicken entfalten. In dem Thierchen noch ein kleineres, und in dieſem noch ein kleineres, und in jedem wieder daſſelbe, ein Leben ohne Ruhe und ohne Ende.

Man verliert ſich in dieſen erſtaunenswerthen Wundern, ebenſo erhaben in ihrer Kleinheit, als die Andern in ihrer Größe. So finden wir denn, daß unſer Körper, der kaum noch in ſeinem Verhältniß zum Weltall betrachtet, unbemerkbar erſchien, nunmehr ein Koloß, eine Welt, ein Ganzes iſt gegen die letzte Kleinheit gehalten, zu der man nicht mehr gelangen kann!

Wer ſich und die Dinge der Welt in ſolche Betrachtung faßt, wird zurückſchaudern, wenn er ſich gleichſam ſchweben ſieht zwiſchen zwei Abgründen: dem unendlich Großen und dem unendlich Kleinen. Er wird ſich die Frage aufwerfen: Was iſt der Menſch in der Natur? Nichts im Vergleich zur Unendlichkeit; Etwas im Vergleich zum Nichts; alſo die Mitte zwiſchen Nichts und Etwas. Der Menſch ſteht in gleichmäßiger Entfernung von dieſen beiden Endpunkten, und ſeine Weſenheit ſchwebt zwiſchen dem Nichts, aus dem ihn der Schöpfer ſchuf, und der Unendlichkeit, in welcher er dahinſchwindet.

Am 5. Juli.

Eines der älteſten Völker der Erde ſind die Araber. Die große Halbinſel, welche ſich zwiſchen dem perſiſchen und dem rothen Meere hinzieht, war ſchon in den älteſten Zeiten bekannt und wurde von Menſchen bewohnt, welche in der Wüſte umherzogen, wie noch heutzutage die Araber leben. Das Land hat hohe Berge, den Sinai und Horeb, aber nur wenig Flüſſe, die im Sommer größtentheils vertrocknen.

In den früheſten Zeiten, um 2500 Jahre vor Chriſti Geburt, beteten die Araber die Geſtirne an. Sie und die Chaldäer hatten zuerſt einige Kenntniß von dem geſtirnten Himmel. Als ein umherziehendes Hirtenvolk hatten ſie Gelegenheit, ihren ſtets heiteren Himmel auch während der Nacht zu betrachten. Die Bewegung der Geſtirne mußte ihnen auffallen, ebenſo die veränderte Geſtalt des Mondes, und ſo kamen ſie ſchon frühzeitig auf die Eintheilung der Zeit in Tage, Monate und Jahre.

Ueberhaupt ſtammt die Aſtronomie oder die Wiſſenſchaft von der Natur der Himmelskörper und ihrer Verbindung zu einem Ganzen, was wir Weltgebäude oder Weltall nennen, aus Aſien. Bei den Chineſen ſoll dieſe Wiſſenſchaft ſchon 2500 Jahre vor unſerer Zeitrechnung, und bei den Hindoſtanern ſchon über 3000 Jahre heimiſch geweſen ſein.

Außer der Aſtronomie kannten die Araber auch noch die Dichtkunſt, in den andern Künſten waren ſie jedoch unerfahren. Wohl kein Volk hat ſich ſo rein und urſprünglich durch Jahrtauſende erhalten, als dieſes. Es iſt ein ſchöner, hoher Menſchenſchlag von gelbbrauner Farbe, hager und nervigt, mit ſchwarzen Augen und glänzend ſchwarzen, langen und dicken Haaren. Der Araber übt Gaſtfreundſchaft und lebt überaus mäßig. Mit einigen Datteln und einem Stücke Gerſtenbrod, Durrha genannt, lebt er einen ganzen Tag. Sein Getränk iſt Waſſer, das er aus der Ciſterne ſchöpft und mit ſeinen Kameelen und Pferden redlich theilt. Mit ſeinen Heerden durchzieht er die ſandige Wüſte und lagert bei den Oaſen, wie die grünen Plätze, mit einigen Bäumen bepflanzt, heißen, die um die Quellen und Ciſternen angelegt ſind, und gleich Inſeln aus dem Sandmeere hervorragen. Auf ſeinen Zügen hat er Gelegenheit, ſeinen Muth zu zeigen, theils im Kampf mit wilden Thieren, theils mit räuberiſchen Horden, die ihm feindlich begegnen. Dennoch liebt er ſein Land, ſeine Sitten, ſeine wilde Freiheit, und möchte ſie mit nichts Anderem vertauſchen.

Das Judenthum und Chriſtenthum breitete ſich in Arabien aus, bis im Jahre 622 nach Chriſti Geburt ein Mann in Arabien auftrat, der früher Kaufmann geweſen war, der mit Waaren durch die Wüſte zog und Muhamed hieß. Dieſer Mann wurde der Stifter einer neuen Religion, die er bald mit den Waffen in der Hand ausbreitete. Er bezwang ganz Arabien, und durch ſeinen Feuereifer begeiſterte er die Araber ſo, daß der in ihnen ſchlummernde kriegeriſche Muth plötzlich erwachte und ſie Eroberer wurden und Wunder der Tapferkeit verübten Binnen 30 Jahren hatten ſie Vorderaſien, Perſien, Aegypten und Nordafrika erobert. Von dort ſetzten ſie über die Meerenge von Gibraltar und eroberten Spanien; auch ein Theil von Sicilien und Neapel kam in ihren Beſitz. Dieſe Erſcheinung war das Weltreich der Kaliphen; allein die Größe ſchwand dahin und Arabien ſank wieder in ſeinen früheren unbedeutenden Zuſtand zurück. Die muhamedaniſche Religion blieb jedoch von nnn an herrſchend. Von allen dieſen Eroberungen und glänzenden Siegen, von der Pracht und der feinen Bildung der arabiſchen oder mauriſchen Fürſten und Ritter, die einſt in Spanien ſelbſt den Chriſtlichen zum Muſter galten, iſt indeß bei dem Urvolke nichts mehr zurückgeblieben. Es iſt wieder zu ſeiner früheren Einfachheit zurückgekehrt und zeigt uns das Bild eines Urvolkes der alten Welt.

Am 6. Juli.

Ein Araber und ſein Stamm hatten in der Wüſte die Karavane von Damaskus, der reichſten Stadt in Syrien, angegriffen, und der Sieg war ihnen gelungen. Schon waren ſie beſchäftigt, die reiche Beute aufzuladen, als die Reiterei des Paſcha's von Akkon, welche der Karavane entgegengeſandt worden war, mit Ungeſtüm auf die Araber einſtürmte, viele von ihnen tödtete, die Andern gefangen nahm und ſie mit Stricken aneinander band, um ſie zu ihrem Paſcha zu bringen. Der Anführer des Araberſtammes hatte während des Kampfes eine Kugel in den Arm erhalten, und da die Wunde nicht tödtlich war, banden ihn die Reiter auf ein Kameel, bemächtigten ſich ſeines Pferdes und führten beide mit ſich fort. Am Abend des Tages, wo ſie Akkon erreichen ſollten, lagerten ſie ſich mit ihren Gefangenen in einer gebirgigten Gegend. Dem verwundeten Araberhäuptling waren die Beine mit einem Lederriemen zuſammengebunden, und ſo lag er neben dem Zelte, in welchem die Türken waren. Der Schmerz ſeiner Wunde hielt ihn wach; er hörte ſein Roß wiehern unter den andern Pferden, welche nach orientaliſchem Gebrauch um die Zelte angebunden waren. Er hörte dieſen Ton und konnte dem Wunſche nicht widerſtehen, noch einmal einige Worte mit dem Gefährten ſeines Lebens zu ſprechen; mühſam ſchleppte er ſich auf der Erde hin, mit den Händen und Knien ſich forthelfend, und gelangte bis zu ſeinem edeln Roſſe.

„Armer Freund," ſprach er, „was wirſt Du bei den Türken machen? Du wirſt in einem Stalle eingeſperrt ſtehen mit den andern Pferden eines Aaga oder eines Paſcha. Die Weiber und Kinder werden Dir nicht mehr die Milch der Kameele bringen, nicht mehr gute Durrha aus der Hand freſſen laſſen. Du wirſt nicht frei mehr in der Wüſte laufen, wie der Wind des Himmels; Du wirſt nicht mehr mit der Bruſt die Welle des Jordan theilen, die Dein Haar wuſch ſo glänzend weiß, wie der Schaum Deines Gebiſſes. Aber wenn ich auch Sklave bleiben muß, ſo ſollſt Du frei ſein! Geh, kehre zu dem Zelte zurück, das Du kennſt, melde meiner Frau, daß ich nicht mehr heimkehren werde, aber ſtecke Deinen Kopf durch die Vorhänge des Zeltes und lecke meinen kleinen Kindern die Hände."

Indem er ſo ſprach, hatte er mit den Zähnen den Strick zernagt, mit welchem das Pferd angebunden war, und nun war das Thier frei. Allein als es ſeinen Herrn verwundet und gebunden zu ſeinen Füßen ſah, begriff das treue und verſtändige Roß durch den Inſtinkt, was keine Sprache ihm verſtändlich machen konnte; es ſenkte den Kopf, beroch ſeinen Herrn und ergriff ihn dann mit den Zähnen an dem Ledergürtel, den er um den Leib trug. Hierauf ſetzte es ſich in Galopp und brachte ihn bis zu ſeinen Zelten. Hier legte es ihn vor den Füßen der Frau und der Kinder in den Sand nieder, ſtürzte hin, ſtreckte ſich und verſchied aus Ermattung.

Der ganze Stamm weinte um das edle Roß, und die arabiſchen Dichter ſingen ſeinen Ruhm, der bis auf dieſen Tag unter den Stämmen der Wüſte noch nicht verklungen iſt.

Am 7. Juli.

Welche herrliche Sommernacht! Der Himmel ladet zu Träumereien ein; im Herzen erwachen ſüße Mährchen, Träume von Glück, und ein zauberiſches Gefühl eines beſſeren Daſeins.

Das Wetter iſt heiter; die Milchſtraße theilt wie ein leichtes Gewölke den Himmel; aus jedem Stern zuckt ein ſanfter Strahl bis zu mir hernieder, allein wenn ich meine Augen nach ihm richte, ſo ſcheinen auch die andern Sterne um ſo lebhafter zu funkeln, damit ich meinen Blick auch zu ihnen ſende. Wie reizend iſt es, den geſtirnten Himmel zu betrachten! Ich darf behaupten, daß ich keine Reiſe machte, ja keinen nächtlichen Spaziergang, ohne der Pracht des Firmaments den Zoll meiner Bewunderung dargebracht zu haben.

Obgleich wir es fühlen, wie unmächtig unſere Gedanken ſind, wenn ſie ſich ſo hohen Betrachtungen zuwenden, ſo gewährt es doch unausſprechliches Vergnügen, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich freue mich, zu glauben, daß es nicht der Zufall ſei, der das ſtrahlende Licht dieſer weitentfernten Welten bis zu meinem Auge leitet; und ſo gießt jeder Stern mit ſeinem Lichte auch zugleich einen Hoffnungsſtrahl mir in das Herz. Und ſollten denn dieſe Wunderwerke der Schöpfung in keiner andern Beziehung zu mir ſtehen, als durch ihren Glanz mein Auge zu erfreuen? Meine Denkkraft, die ſich bis zu ihnen erhebt, mein Herz, welches bei ihrem Anblick höher ſchlägt, ſollten ihnen fremd ſein?

Der Menſch iſt nur der vorübergehende Zuſchauer eines ewigen Schauſpiels; er ſchlägt einen Augenblick das Auge zum Himmel auf und ſchließt es dann für immer; allein während dieſes ſchnellen Augenblicks, der ihm nur vergönnt iſt, ſtrömt ein Strahl des Troſtes aus allen Gegenden des Himmels, ſelbſt von den Gränzen des Weltalls, aus jedem rollenden Weltkörper, und rührt ſeine Seele mit der Verkündigung, daß es ein Band gibt, welches ihn an die Unendlichkeit knüpft und ihn der Ewigkeit theilhaft werden läßt.

Am 8. Juli.

Schon ſeit dem vierten Jahrhundert war es eine fromme Sitte, daß die Chriſten des Occidents nach Jeruſalem wallfahrteten, um das heilige Grab zu beſuchen und dort zu beten. Allein als die Zahl dieſer Pilger ſtärker wurde, ſo war es theils Argwohn, theils Habſucht, welche die Muhammedaner anreizten, die Pilger zu überfallen, zu berauben und zu Sklaven zu machen. Einer ihrer Beherrſcher, mit Namen El Hakin, ließ im Jahre 1009 die Kirche des heiligen Grabes niederreißen und die Heiligthümer zerſtören. Durch große Geldopfer wurde die Kirche zwar wieder aufgebaut, allein die Unſicherheit mehrte ſich ſtets, und da der fromme Glaube die Menſchen fortwährend antrieb, jene heiligen Orte zu beſuchen, ſo wurde der Gedanke rege, das ſogenannte heilige Land den Türken zu entreißen.

Mehrere Päbſte, namentlich Gregor VII., forderten die Chriſtenheit auf, zur Eroberung des heiligen Landes die Waffen zu ergreifen. Allein der Rittergeiſt war nicht dafür ſogleich zu entflammen. Erſt zu Ende des eilften Jahrhunderts gelang es, als Peter von Amiens, gewöhnlich Peter der Einſiedler genannt, von einer Pilgerreiſe nach Jeruſalem heimkehrend, die Erſcheinungen offenbarte, die er auf ſeiner Reiſe gehabt haben wollte, und die ihn mahnten, das ganze Abendland zur Eroberung des heiligen Landes aufzufordern. Mit einem Schreiben des Patriarchen von Jeruſalem verſehen und von dem päbſtlichen Segen begleitet, durchzog er Frankreich und Italien und forderte die Fürſten und das Volk zu einem Heereszuge nach Jeruſalem auf. Zugleich wurden Kirchenverſammlungen gehalten, in welchen der Pabſt und die Biſchöfe durch ihre Verheißungen Alles zum Enthuſiasmus hinriſſen, ſo daß ſchon am 15. Auguſt 1096 unzählbare Schaaren Franzoſen, Normänner, Flammänder, Lothringer, Briten, Spanier und Italiener, denen ſich viele Deutſchen diesſeits des Rheins anſchloſſen, auf verſchiedenen Wegen auszogen. Conſtantinopel war als allgemeiner Sammelplatz beſtimmt. Allein dieſe wilden Haufen entbehrten aller Mannszucht; ſie hausten unterwegs ſehr übel, übten ſchon an den Juden in den rheiniſchen Städten ihre Mordluſt, geriethen mit den Ungarn und Bulgaren auf ihrer Reiſe in Hader, und wurden von ihnen erſchlagen. Dieſer erſte Verſuch ſoll mindeſtens 300,000 Menſchen das Leben gekoſtet haben. Unterdeß hatte ſich ein anderes Heer wohldisciplinirter Mannſchaft, aus 600,000 Mann beſtehend, und unter der Führung von heldenmüthigen Rittern, deren einer Gottfried von Bouillon war, auf den Weg gemacht. Die Ritter hatten, um Geld zu erhalten, ihre Güter verkauft oder verpfändet, und ihrer Sache, für die ſie begeiſtert waren, jedes Opfer gebracht. Sie eroberten wirklich mehrere Städte in Kleinaſien, endlich im Jahr 1099 auch Jeruſalem, deſſen erſter König Gottfried von Bouillon wurde und 1100 in dieſer Stadt ſtarb. Durch Peſt und andere Unfälle kamen die Kreuzfahrer im Orient — ſie hatten nämlich dieſen Namen von einem rothen Kreuze, das ſie gewöhnlich auf der rechten Schulter trugen — in große Noth; allein die Nachricht von den gemachten Eroberungen erregte in Europa größern Enthuſiasmus. Im Jahre 1147 wurde ein neuer Kreuzzug gepredigt, wie man es damals nannte, an dem Ludwig VII., König von Frankreich, und Kaiſer Konrad III. von Deutſchland ſich anſchloſſen. Dieſes ſtattliche Heer verſprach dem ſchwankenden Throne zu Jeruſalem Hilfe, allein durch Treuloſigkeit des griechiſchen Kaiſers Manuel Komnenos wurde es faſt gänzlich aufgerieben.

Jetzt währten die Kreuzzüge fort; die erſten Herrſcher der damaligen Zeit, der Kaiſer Friedrich I., Philipp Auguſt, König von Frankreich, und Richard I., König von England, ſtellten ſich an die Spitze der Kreuzfahrerheere; allein räuberiſche Anfälle, Peſt und Verrath wirkten fortwährend nachtheilig. Der alte Kaiſer Friedrich I. ſtarb im Orient, der franzöſiſche und der engliſche König konnten ſich nicht vertragen. Der franzöſiſche ging in ſein Land zurück und Richard von England ſah ſich genöthigt, einen dreijährigen Waffenſtillſtand mit dem mächtigen Sultan Saladin abzuſchließen, der im Beſitze von faſt ganz Paläſtina blieb.

Im Jahre 1217 unternahm König Andreas II. von Ungarn einen vierten Kreuzzug, der zwar anfänglich glücklich war, allein ſpäter auch einen nachtheiligen Ausgang für die Chriſten nahm. Den fünften Kreuzzug unternahm Kaiſer Friedrich II., der mit einer Tochter des Königs von Jeruſalem vermählt war, und ſelbſt dieſen Titel annahm. Nach vielen Abenteuern gelang es Friedrich II., ſich in Jeruſalem ſelbſt die Krone aufzuſetzen. Hierauf ließ er dort einen Statthalter zurück und kehrte nach Italien heim.

Die Mongolen, welche tief aus Aſien hervorbrachen, hatten ganz Paläſtina erobert und verheert, und Europa zitterte vor der Annäherung dieſer wilden Horden. Da unternahm Ludwig XI., König von Frankreich, den ſechsten Kreuzzug. Allein der König, ſeine zwei Brüder und das ganze Heer wurden gefangen genommen und mußten ſich ſchwer löſen. Nach und nach gingen alle Eroberungen im heiligen Lande verloren, und ſo waren etwa ſieben Millionen Menſchen, die in den verſchiedenen Kreuzzügen ihr Leben verloren hatten, umſonſt aufgeopfert worden. Im Ganzen und Großen hatte die Welt jedoch Vortheile von den Kreuzzügen. Die Menſchen lernten andere Lebensweiſen, Sitten, Gebräuche, Hilfsmittel und Werkzeuge kennen, und erweiterten hierdurch ihre Kenntniſſe. Künſte, Wiſſenſchaften, Handel und Schifffahrt machten wichtige Fortſchritte. Neue Gewächſe wurden aus dem Morgenland in das Abendland verpflanzt und kommen hier fort. Die Krankheiten, welche die rückkehrenden Kreuzfahrer mitbrachten, waren die Urſache, daß man beſſere Spitäler anlegte, und ſelbſt die wohlthätigen Orden der barmherzigen Brüder und Schweſtern, die ſich blos mit der Krankenpflege beſchäftigen, wurden um dieſe Zeit gegründet.

So habe ich es denn hier verſuchen wollen, Euch einen Ueberblick dieſer wichtigen hiſtoriſchen Erſcheinung zu geben, und werde Euch morgen noch Einiges darüber mittheilen.

Am 9. Juli.

Wie Ihr denken könnt, müſſen Kriege, wie die Kreuzzüge, welche zuerſt aus einem religiöſen Eifer entſprangen und mit Begeiſterung unternommen wurden, viele Beiſpiele einer außerordentlichen Tapferkeit aufweiſen. Hier waren alle Triebfedern, welche das menſchliche Herz zu großen Thaten entflammen, vereinigt, Religionseifer, Ehrgeiz, Nationalſtolz u. ſ. w. Ich will Euch hier einen Zug aus jenen Tagen mittheilen.

Es war während des Kreuzzugs, den Kaiſer Friedrich I. im Jahre 1181 unternahm, daß ſich ein deutſcher Ritter von dem Heere verirrte. Er befand ſich in einer Wüſte und ſah nirgends eine Spur ſeiner Gefährten. Seinen müden Gaul führte er am Zügel und zog auf's Geradewohl weiter.

Plötzlich ſprengte ein Haufen von ungefähr 50 Sarazenen heran, hielt jedoch in einiger Entfernung ſtille, um zu berathen, wie er den Ritter ohne Gefahr und Wunden in ſeine Gewalt bekommen könnte. Mehrere Vorfälle hatten den Sarazenen ſchon einen hohen Begriff von der Tapferkeit der Kreuzfahrer beigebracht; ſie glaubten daher, annehmen zu dürfen, daß auch dieſer Ritter ſein Leben theuer verkaufen würde. Ueberdies fürchteten ſie die Vertheidigungswaffen der deutſchen Ritter, den ſchweren eiſernen Harniſch, der freilich einem ſolchen Kämpfer ein großes Uebergewicht über den leicht berittenen und bewaffneten morgenländiſchen Krieger im einzelnen Gefechte gab.

Der Ritter ſetzte ſeinen Zug unbekümmert und ruhig fort; die Sarazenen ſchoßen aus der Entfernung ihre Pfeile auf ihn ab, die ihm jedoch wegen ſeiner ſtarken Rüſtung keinen Schaden zufügen konnten. Als ſie dies merkten, konnte ſich ihr Anführer nicht länger halten, ſpornte ſein Pferd an und ſprengte auf den Ritter zu. Im Augenblicke ſchwang ſich auch dieſer auf den Gaul. Er parirte den Lanzenſtoß ſeines Gegners glücklich aus und hieb deſſen Pferd den Vorderfuß weg. Der Sarazene ſtürzte, raffte ſich aber wieder auf, allein noch ehe er ſein Schwert ziehen konnte, ſpaltete des Ritters zweiter Hieb ihm ſchon den Kopf.

Die übrigen Sarazenen verloren nun den Muth und jagten von dannen. Der Ritter aber war ſo glücklich, nach dieſem Abenteuer zu ſeiner Heeresabtheilung zu ſtoßen, wo ſeine Tapferkeit den lauten Beifall ſeiner Waffengefährten erhielt.

Dergleichen Thaten wurden täglich vollführt, und je größer die Gefahren waren, deſto mehr wuchs der Muth der Ritter. Muth iſt aber eine herrliche Eigenſchaft, und jedem, der ſie beſitzet, iſt zu wünſchen, daß er auch Gelegenheit finde, ſie gehörig zu entfalten; denn der Muth braucht Spielraum, Anlaß und Gelegenheit. Fehlen dieſe, ſo kann er dem, der ihn beſitzt, gefährlich werden. Der Muth iſt wie eine furchtbare Gewalt, die, in zu engem Raume eingeſchloſſen, ſich zerſtörend Luft macht, und das Gefäß, das ihn bewahrt, zerſprengt. So hat es ſich ſchon oft gefügt, daß muthvolle Menſchen, die in unruhigen Zeiten und in Tagen der Gefahr ihrem Volke von großem Werthe geweſen wären, in einer Zeit, wo Alles im ruhigen Geleiſe blieb, ihren Mitmenſchen und ſich ſelbſt verderblich wurden.

Am 10. Juli.

Ich will Euch heute, als Folge zu dem, was ich Euch geſtern ſagte, eine Geſchichte erzählen, die vielfach ſchon erzählt und ſogar in Verſen ſchon beſungen worden iſt.

Als die Ritter durch die Sarazenen aus Paläſtina vertrieben worden waren, eroberten ſie in den Jahren 1309 und 1310 die Inſel Rhodus und einige andere Inſeln, und behaupteten dieſe in beſtändigen Kämpfen gegen die Türken.

Die Sage geht, daß um das Jahr 1342 die Inſel Rhodus von einem furchtbaren Ungeheuer, wahrſcheinlich einer Schlange oder einem Krokodil, in den alten Chroniken heißt es von einem Drachen, verwüſtet wurde. Der Aufenthalt des Ungeheuers war eine Felſenhöhle am Ufer eines weiten Moraſtes, am Fuße eines Berges. Es verzehrte Schafe, Kühe und Pferde, die ſich in ſeine Nähe wagten, und ſelbſt einige Hirten waren ſchon ſeine Beute geworden. Mehrere Ritter hatten es ſchon verſucht, ſich mit dem Thiere zu meſſen, allein da es mit dicken Schuppen wie gepanzert war, ſo konnten ihre Pfeile und Lanzen ihm nichts anhaben; Feuergewehre kannte man aber zur damaligen Zeit noch nicht. Um daher das Leben der Ritter zu ſichern, das für einen andern Kampf wichtiger erſchien, gab der Großmeiſter den Befehl, bei Strafe des Ausſtoßens aus dem Orden, das Ungeheuer nicht mehr aufzuſuchen. Die Ritter gehorchten Alle dieſem Befehle, bis auf einen Einzigen, welcher Deodat von Gozon hieß, und von Geburt ein Franzoſe war. In ihm entflammte ſich ein ſeltener Muth; er glaubte, beſtimmt zu ſein, die Inſel von dem Ungeheuer zu befreien, und ſetzte nunmehr Alles daran, dieſes Ziel zu erreichen. Vor allen Dingen war er bemüht, aus einer Entfernung, wo er ſicher war, das Thier zu beobachten, und da ſah er nun, daß die Schuppen nur den Rücken bedeckten und der Bauch blos mit einer weichen Haut bekleidet war. Dies gab ihm ein Mittel an die Hand, ſeinen Plan auszuführen. Er bat jetzt den Großmeiſter um die Erlaubniß, ſeine Güter in Frankreich beſuchen zu dürfen, und reiſte nach Europa ab.

Auf ſeinem Schloſſe angekommen, ließ er ſogleich nach dem Bilde, das er von jenem Ungeheuer entworfen hatte, eine Figur von Holz verfertigen, und gab ihr auch dieſelbe Farbe. Hierauf richtete er zwei junge, ſtarke Hunde ab, welche auf ſein Zurufen herbeikommen und die Figur am Bauche packen mußten. Der

Ritter ſelbſt machte dieſe Uebung mit. Er ſaß zu Pferde, ganz bewaffnet mit Schwert und Lanze, mit welcher er dem Thiere an verſchiedenen Stellen Stiche und Hiebe beibringen lernte. Sechs Monate brachte er mit dieſen Vorbereitungen zu, und nachdem er überzeugt war, daß ſeine Hunde vollkommen gut abgerichtet waren, kehrte er nach Rhodus zurück. Kaum war er daſelbſt angekommen, ſo ließ er ſeine Waffen, um des Verbotes wegen kein Aufſehen zu erregen, durch zwei ſeiner Bedienten, die er aus Frankreich mitgenommen hatte, heimlich zu einer Kirche bringen, die auf der Höhe des Berges ſtand, an deſſen Fuße das Ungeheuer hauste. Er ſelbſt kam bald nach, empfahl ſeine Seele im Gebete Gott, legte ſeine Rüſtung an und ſetzte ſich zu Pferde. Seinen Bedienten befahl er, wenn er umkäme, ſo ſollten ſie nach Frankreich zurückkehren und ſeinen Landsleuten ſagen, daß er im Kampfe mit dem Ungeheuer gefallen ſei; würden ſie aber ſehen, daß er daſſelbe verwundet oder erlegt habe, ſo möchten ſie ſchnell herbeieilen.

Am 11. Juli.

Der Ritter ritt in Begleitung ſeiner Hunde den Berg hinab, dem Moraſte zu. Bei ſeinem Nahen ſchoß das Ungeheuer aus ſeiner Höhle und ſperrte den Rachen auf. Der furchtbare Anblick machte das Roß ſcheu, das ſich bäumte und auf die Seite ſtürzte. Der Ritter ſprang ab und zog ſein Schwert, mit dem er auf das Ungeheuer eindrang, allein die Hunde hatten es bereits, wie ſie abgerichtet waren, am Bauche gepackt und hielten es feſt. Dieſen Augenblick benützte der Ritter, dem Thier das Schwert bis an das Gefäß in die Seite zu ſtoßen. Tödtlich verwundet warf es ſich noch einmal mit ſeinem ungeheuren Körper auf den Ritter, und es würde ihn unfehlbar erdrückt haben, wenn jetzt nicht die Bedienten, welche dem Kampfe aus der Entfernung zugeſehen hatten, herbeigeeilt wären, um ihren Herrn zu befreien. Das Ungeheuer lag todt vor ihm, und der Ritter konnte ſich des Ruhmes erfreuen, einen Kampf ſiegreich beſtanden zu haben, der keinem ſeiner Vorgänger gelungen war.

Das Gerücht von dieſem Siege hatte ſich bald nach der Stadt verbreitet und alles Volk zog dem Sieger entgegen, hob ihn auf und trug ihn unter lautem Beifallsruf in die Stadt. Die Ordensritter verſammelten ſich und geleiteten ihn in den Palaſt des

Großmeiſters. Der aber empfing den Ritter mit ſtrengem Blick: „Du thateſt Etwas, was gegen das Verbot war. Kein Ritter durfte es mehr wagen, ſein Leben gegen das Ungeheuer auf das Spiel zu ſetzen. Nur der ſtrengſte Gehorſam gegen die Befehle der Oberen vermag die Macht unſeres Ordens aufrecht zu erhalten. Ungehorſam eines Einzigen kann uns mehr Schaden bringen, als zehn ſolcher Ungeheuer, wie Du eines getödtet haſt. Die Strafe Deines Vergehens kennſt Du; ſie heißt der Tod; allein aus Gnade ſoll Dir das Leben geſchenkt ſein und Du ſollſt dafür aus dem Orden geſtoßen werden.“

Alle anweſenden Ritter waren wie verſteinert. Gozon wurde in's Gefängniß abgeführt, und keine Fürbitte der Edelſten war im Stande, den Spruch zu mildern.

Nachdem der Großmeiſter auf ſolche Weiſe aber dem Geſetze genügt hatte, ließ er den jungen Helden wieder aus dem Gefängniſſe holen und gab ihm zur Freude Aller das Ordenskleid wieder. Als der Großmeiſter ſpäter geſtorben war, erhielt Gozon ſeine Stelle, und wurde bis an ſein Ende der Beſieger des Ungeheuers genannt.

Am 12. Juli.

Einer der größten und klügſten Päbſte war Sixtus V, der in ſeiner Jugend nur ein armer Hirtenjunge geweſen war. Während er auf dem päbſtlichen Throne ſaß, geſchah es, daß der engliſche Seeheld Franz Drake St. Domingo eroberte und daſelbſt anſehnliche Beute gemacht hatte. Dieſe Nachricht erhielt ein Kaufmann zu Rom, Namens Sacchi, der dabei intereſſirt war, zuallererſt und theilte ſie einem Juden ſeiner Bekanntſchaft mit. Der Jude hatte einen Vortheil daran, daß die Nachricht für falſch gelten möchte, und widerſprach daher ſo lebhaft und halsſtarrig, daß er endlich mit den Worten herausfuhr: „Ich will ein Pfund Fleiſch von meinem Leibe verwetten, daß die Nachricht falſch iſt.“

Der Kaufmann erwiderte, daß er gegen das Pfund Fleiſch tauſend Skudi ſetzte. Der Jude ging es ein, und Sacchi ließ hierüber ein ordentliches Inſtrument ausfertigen, worin noch beſonders ausbedungen wurde, daß, im Fall der Jude verlöre, Sacchi ihm das Pfund Fleiſch herausſchneiden dürfe, wo und an welchem Orte es ihm beliebte.

Kaum waren drei Monate verſtrichen, ſo beſtätigte ſich die Nachricht völlig. Der Jude erbot ſich nun ebenfalls zu 1000 Skudi, um ein Pfund von ſeinem eigenen Fleiſche dem Gwinner der Wette wieder abzukaufen. Aber Sacchi wollte davon nichts hören, ſondern drang tückiſch auf die buchſtäbliche Erfüllung des Contrakts. Der Jude lief in der Angſt ſeines Herzens zum Gouverneur von Rom; dieſer aber wollte hier nicht allein entſcheiden, ſondern meldete es dem Pabſte, der in ſeltenen Fällen gern ſelbſt Richter war.

Der Pabſt ließ ſogleich beide Parteien vor ſich kommen und ſagte zu dem Juden: „Du haſt die Wette eingegangen, daher mußt Du ihr Genüge thun. Es ſteht jetzt dem Kaufmann frei, hier in unſerer Gegenwart das Stück Fleiſch herauszuſchneiden, wo und wie er will. Man bringe aber eine genaue Wage her, damit ſolches gewogen werde, denn wenn der Kaufmann den Vertrag überſchreitet und nur ein Quentchen zu viel oder zu wenig abſchneidet, ſo ſoll er aufgehängt werden.“

Jetzt fiel der Kaufmann auf die Knie und flehte, den Kontrakt zerreißen zu dürfen, worin auch der Jude mit beiſtimmte; allein der Pabſt entgegnete: „Ihr habt Euch beide muthwillig in die Gefahr begeben, Du Sacchi wollteſt ein Mörder, und Du Jude ein Selbſtmörder werden. In's Gefängniß mit Beiden, bis das Urtheil über Euch geſprochen iſt!“

Das Urtheil lautete auf Tod und wurde dann in Galeerenſtrafe verwandelt, die ſie am Ende froh waren, mit 2000 Skudi abkaufen zu dürfen.

Dieſe Geſchichte wird auch auf andere Weiſe erzählt, als wenn der Jude von dem Chriſten für den Belauf einer unbezahlten Schuld ein Pfund ſeines Fleiſches haben wollte, und ſo bildet ſie den Stoff zu Shakeſpeare's mit Recht bewundertem Schauſpiele: der Kaufmann von Venedig.

Am 13. Juli.

Fünf Jahre ſaß Sixtus V. auf dem päbſtlichen Thron, vom Jahre 1585 bis zum Jahre 1590. Jetzt lag er auf dem Sterbelager, in dem Palaſte des Quirinals zu Rom. Allein welchen traurigen Anblick gaben die weiten Säle, welche zu dem Sterbezimmer des heiligen Vaters führten.

Seine Verwandten aus dem niedrigſten Stande, und ſeine

Diener hatten die reichen Möbel fortgetragen und die koſtbaren Tapeten und Goldſtoffe von den Wänden geriſſen, um noch vor ſeinem Tode ſich ihren Theil an der Erbſchaft zu ſichern. Die fremden Pilger und die Bürger von Rom, welche bei ſolchen Gelegenheiten ſich herzudrängen, raubten, was jene übrig gelaſſen hatten, und durchſtöberten alle Winkel, nicht, als wenn ſie gekommen wären, einen großen Mann ſterben zu ſehen, ſondern einzig in der Abſicht, einen Palaſt zu plündern.

Nur das Zimmer, in dem der Pabſt ſterbend lag, war noch verſchont geblieben. Eine gewiſſe Art von Größe und Glanz ſchützte noch dieſen letzten Ort, wo der Menſch ſeine Seele dem Schöpfer zurückgab. An der einen Seite des Gemaches ſtanden die Cardinäle und die Befehlshaber der Leibwache in ihrer Staatsuniform, auf der andern erblickte man die höchſten Beamten der Stadt. In der Mitte lag Sixtus V. auf einem Strohlager, umgeben von dem Orden der Büßenden von St. Peter, in langen Trauermänteln mit brennenden Fackeln in der Hand, als ob ſie darauf warteten, den Körper ſchon in die Gruft zu legen. So hatte es der Pabſt aber ſelbſt befohlen.

Als ihn die Krankheit niedergeworfen hatte und er ſein Ende nahend fühlte, da wollte er Rom und der Welt das Bild der Demuth geben, das Bild des Todes eines wahren Chriſten; nicht in Purpur wollte er dahinſterben, ſondern wie der Aermſte, auf einem Bündel Stroh. In dieſer Demuth lag aber eine große Eitelkeit; auf dieſem elenden Lager erblickte man deutlicher die hohen Eigenſchaften, welche Sixtus während ſeines Lebens ausgezeichnet hatten, und die Anweſenden, welche ſeine letzte Stunde erwarteten, ſahen noch in ihm trotz dieſes Anſcheins von Demuth und Entſagung den Mann, der Rom durch Denkmäler bereichert hatte, und den ſtrengen Gebieter, vor dem ſie noch kürzlich alle zitterten.

Iſt es nun aber wahrhaft groß und eines edeln Sinnes angemeſſen, noch in ſeiner letzten Stunde die Scheinheiligkeit ſo weit zu treiben? Dieſes gebe ich Euch zu bedenken.

Am 14. Juli.

Es iſt ein rührender Anblick, die alten Krieger zu ſehen, welche für das Vaterland ihr Leben eingeſetzt hatten, und nun in ihrem Alter ſchwach und hinfällig, mit Narben bedeckt, oder auch wohl verſtümmelt ihre Tage friſten. Es iſt die Pflicht des Staates, für dieſe Invaliden Sorge zu tragen, auf daß es ihnen an nichts fehle.

Zu dieſem Zwecke haben die meiſten großen Staaten für ihre alten ausgedienten Krieger Paläſte gebaut, wo ſie in ſorgenloſer Ruhe, mit Allem verſehen, was die Gewohnheit ihnen werth machte, beiſammen wohnen.

Schon bei den Römern wurden alte Soldaten nach einer zwanzigjährigen Dienſtzeit mit einer Gnadenbeſoldung von etwa 600 Thalern nach unſerem Gelde belohnt.

In unſeren neueren Staaten erhalten ſolche ausgediente Soldaten, die noch nicht ganz untauglich ſind, kleine Bedienungen, die nicht ſo beſchwerlich ſind, als der Militärdienſt, und ihnen dennoch ein Auskommen verſchaffen. Sie werden gemeinhin zu Straßenaufſehern, Spitalwärtern, Gerichtsboten, Briefträgern verwendet; mitunter erhalten ſie aber auch noch ſehr beſchwerliche Poſten, wie z. B. Poſtkondukteure, Gränzjäger u. ſ. w. Invalide Offiziere erhalten Stellen als Poſtmeiſter, Zollinſpektoren und dergleichen. Alles das mag in der Ordnung ſein, allein daß man gemeinen Soldaten oder alten Unteroffizieren, die oftmals nicht eben zu den gebildeten Leuten zu zählen ſind, und am wenigſten wohl von ihrer geringen Bildung Anderen mitzutheilen verſtehen, Schulmeiſterſtellen überträgt, das iſt wohl nicht zu billigen.

Das ſchönſte und berühmteſte Invalidenhaus iſt von Ludwig XIV. im Jahre 1671 zu Paris erbaut worden. Dort finden 500 Offiziere und 3000 Unteroffiziere und Soldaten ihren Unterhalt. Alles geht dort militäriſch, wie in einer Feſtung, zu. Die Invaliden beziehen die Wache innerhalb ihres Hauſes; außerdem tragen ſie jedoch keine Waffen. In der Kirche dieſes Hauſes liegen viele berühmte Generale begraben, unter andern der größte, der Frankreichs Heere jemals führte, Napoleon ſelbſt. Er wurde zu Ende des Jahres 1840 von St. Helena, wo ſeine Aſche ruhte, nach Paris gebracht und im Dome der Invaliden beigeſetzt. Dem Invalidenhauſe zu Paris ſteht ein Gouverneur vor, der jedesmal ein Marſchall von Frankreich iſt.

Das Invalidenhaus in Berlin hat Friedrich II. erbauen laſſen. Es trägt die Inſchrift: „Dem verwundeten, aber unbeſiegten Krieger.“ Auch Oeſterreich beſitzt mehrere Invalidenhäuſer, welche ſo groß ſind, 10,000 Mann aufzunehmen. England beſitzt ein beſonders prächtiges Invalidenhaus für ſeine alten Seeſoldaten zu Greenwich.

Ein Beſuch im Invalidenhauſe erfüllt das Gemüth mit eigenen Gefühlen. Der Gang dieſer alten Soldaten iſt ſchwankend, ihre Hände zittern und doch falten ſie ſie mit Andacht zum Gebete, und ſehen jetzt den Tod, dem ſie ſo oft getrotzt haben, mit Ruhe ſich ihnen nahen. Die Religion, das Gebet iſt ihr letzter, ihr einziger Troſt, und ob ihr Leben noch ſo ſtürmiſch war, das Ende wird ihnen von milder Hand geebnet und der Himmel ſchenkt ihnen ſeine Tröſtung.

Am 15. Juli.

Von den Invaliden, einer Einrichtung der neuen Zeit, führe ich Euch heute in ein mittelalterliches Inſtitut, in ein Kloſter. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurden faſt überall die Klöſter aufgehoben, in Deutſchland ſind ſie noch in Oeſterreich zu finden, Baiern hat ſie ſeit dem Regierungsantritte des Königs Ludwig wieder eingeführt. Die Klöſter waren im Mittelalter der menſchlichen Geſellſchaft von hohem Werthe. Sie waren die Schützer und Pfleger von Künſten und Wiſſenſchaften, als der Ritter, roh und ungeſchlacht und in beſtändigen Fehden verſtrickt, ſich ſolcher Pflege nicht geneigt zeigte.

Die Klöſter dienten nicht nur als Erziehungs- und Bildungsanſtalten, ſondern auch zur Wartung und Heilung der Kranken. Für Menſchen, die das Schickſal in der Welt hart geprüft hatte, die von den Wellen des Lebens oft furchtbar hin und her geworfen worden waren, öffneten ſich die Kloſterpforten, um ſie zur ſtillen Buße, zu Gebet und in ſich gehender Reue einzuladen. Dies waren allerdings große Vorzüge in jenen Tagen, wo für ſolche Erſcheinungen noch keine andere Abhilfe gefunden war. Jetzt aber, wo die Einrichtungen der menſchlichen Geſellſchaft anders geworden ſind, erfüllen auch die Klöſter nicht ihren Zweck mehr, und die Staaten, die ſie nicht kennen, entbehren nichts dadurch.

Es gab und gibt noch Klöſter, die durch fromme Stiftungen und Vermächtniſſe große Reichthümer beſitzen, in ſolchen leben die Mönche überaus herrlich. Sie haben weite Gärten mit ſchönen Anlagen, um daſelbſt ſpazieren zu gehen; ihre Zelle iſt mit Bequemlichkeit eingerichtet; ihre Speiſeſäle ſind hingegen prächtig und Küche und Keller ſind fürſtlich beſtellt. An der Spitze ſolch eines Kloſters ſteht gewöhnlich ein Abt, der manchmal wohl auch den

Rang eines Fürſten hat. Die Mönche in ſolchen Klöſtern beſchäftigen ſich oftmals mit Wiſſenſchaften und bringen es weit darin, da ſie ſich ihren Studien, ungeſtört von der Außenwelt, überlaſſen können, und es ihnen nicht an Hilfsmitteln fehlt, da die Kloſterbibliotheken reich verſehen ſind. Solche reiche Mönchsorden ſind die Benediktiner, die Auguſtiner, die Prämonſtratenſer, die Cyſterzienſer und A. Sie zeichnen ſich auch durch eine feinere Tracht aus; tragen weiße oder ſchwarze, auch ſchwarz und weiße Gewänder, Kutte und Skapulier von feinem Wollenzeuge. Die Prämonſtratenſer gehen ganz weiß; ſie tragen ſelbſt weiße Schuhe und weiße Hüte, und legen in Beziehung auf ihren feinen Anzug viel weltliche Eitelkeit zur Schau, die ſich mit ihrem frommen Stande nicht vertragen kann.

Neben dieſen reichbegüterten Klöſtern gibt es aber auch ſehr arme, die von Bettelmönchen bewohnt werden, die im eigentlichen Sinne in den Städten und auf dem platten Lande betteln gehen, was man terminiren nennt. Ein Mönch wird aus dem Kloſter abgeſandt und geht mit einem Zwerchſack von Haus zu Haus, um die milden Gaben in Empfang zu nehmen, die in Brod, Eiern und andern Lebensmitteln beſtehen. Zu den Bettelmönchen gehören die Franziskaner, die Kapuziner, die Bernhardiner u. ſ. w. Sie tragen Alle eine härene Kutte auf dem bloßen Leibe, einen Strick um den Leib, Sandalen an den Füßen und einen geſchorenen Kopf.

Jeder Mönch muß beim Eintritt in ſein Kloſter ein Gelübde ablegen, wie es der Orden erheiſcht, dem er angehören will, welches man die Regel des Ordens nennt, die mehr oder weniger ſtreng iſt. Der allerſtrengſten Regel ſind die Karthäuſer unterworfen, von denen ein Zweig Trappiſten genannt wird. Dieſe ſprechen durchaus nicht mit einander; nur eine einzige Begrüßung iſt ihnen erlaubt, und dieſe beſteht in den Worten: „Memento mori,“ welches auf deutſch heißt: Denke an das Sterben.

Der Trappiſt gräbt ſelbſt ſein Grab, in dem er einſt ruhen ſoll, und ſein Bett iſt der Sarg, in dem er einſt begraben wird. Das iſt ein trauriges Leben, wie Ihr ſehet, und doch finden ſich Menſchen auch für dieſen Orden. Theils ſind es ſolche, die irgend Etwas begangen haben, was ſie zwar der weltlichen Gerechtigkeit nicht überantwortet, wohl aber ſo ſehr ihr Gewiſſen belaſtet, daß ſie ſich ſelbſt eine Buße auferlegen; oder es ſind ſolche, die von

Schwärmerei umfangen, ſich zu dem ſchweren Opfer verſtehen, weil ſie dadurch an ſich ſelbſt eine Heiligung vorzunehmen glauben.

Am 16. Juli.

Sehet die Gluckhenne dort im Hofe; welch ein Bild der zärtlichſten Mutterliebe. Wie ängſtlich ſaß ſie brütend da und verfolgte mit ihrem Blicke jeden Vorbeigehenden, aus Furcht, daß er Etwas vornehmen könnte, was ſie in ihrem Brütgeſchäfte ſtörte. Jetzt ſind die Küchlein ausgekrochen und die Liebe der Henne für ſie wird ſtärker bei ihrem Anblick; ſie ſcheint es zu wiſſen, daß ihr die kleinen Weſen das Leben verdanken, und daß ſie ſchwach ſind und ihres Schutzes bedürfen. Deßhalb iſt ſie immer um ſie beſchäftigt; ſie ſucht nur Nahrung für ſie, und findet ſie keine, ſo kratzt ſie die Erde auf, um Etwas zu finden; dann ſieht ſie zu, wie die Kleinen freſſen, und nimmt nicht ein Körnchen für ſich davon. Verlaufen ſie ſich, ſo ruft ſie ſie zuſammen; kommt ſchlechtes Wetter, ſo deckt ſie ſie mit ihren Flügeln; und das Alles thut ſie mit ſolchem Eifer und mit ſolcher Rückſichtsloſigkeit für ſich ſelbſt, daß ſie faſt darüber zu Grunde geht. Es iſt leicht, die Henne, welche Junge hat, von jeder andern im Hofe zu unterſcheiden; auf den erſten Blick ſieht man ihr die Sorge und Unruhe an; ihre Federn ſind emporgeſträubt, ihre Flügel hängen ſchlaff herab und ihre Stimme hat einen eigenen rauhen und heiſeren Ton.

So wie ſie aber ſich ſelbſt vergißt, um ihre Küchlein zu erhalten, ſo ſetzt ſie ſich auch jeder Gefahr aus, um ſie zu vertheidigen. Erſcheint ein Habicht oder ein anderer Raubvogel in der Luft, ſo ſieht man die ſchwache und furchtſame Henne, die unter andern Umſtänden ſogleich die Flucht ergreifen würde, durch ihre Mutterliebe zur Heldin werden. Sie ſpringt dem Feinde kühn entgegen, und durch ihr wiederholtes Geſchrei und das Schlagen mit ihren Flügeln gelingt es ihr oft, den Raubvogel zu verſcheuchen, der von dem unverhofften Widerſtande ſtutzig gemacht, davon fliegt, um ſich eine leichtere Beute zu holen.

Eine Henne ſcheint Das zu haben, was man bei Menſchen ein gutes Herz nennt; denn auch Enteneier oder andere brütet ſie aus, und ihre Zuneigung für die Jungen iſt dann eben ſo groß, als wenn es ihre eigenen Küchlein wären. Sie weiß keinen Unterſchied zu machen zwiſchen einer Mutter und einer bloſen Amme oder

Kinderfrau. Wenn dann die jungen Enten ihrem Inſtinkte nach in's Waſſer gehen, ſo iſt es merkwürdig, zu ſehen, wie die alte Henne voll unruhiger Angſt am Ufer hin und her läuft; ſie ſieht die, welche ſie noch für ihre Kinder hält, mitten im Waſſer, und möchte ihnen folgen, wenn nicht immer die unbeſiegbare Abneigung gegen das Waſſer ſie davon zurückhielte; ſo ſieht ſie dann ihre ganze Brut in einer augenſcheinlichen Gefahr, ohne im Stande zu ſein, ihnen zu Hilfe zu kommen.

Am 17. Juli.

Da wir geſtern von einem ſeltſamen Inſtinkte bei den Thieren ſprachen, ſo will ich Euch heute ein Thier nennen, welches vielleicht unter Allen die merkwürdigſte Begabung zeigt, die Biene nämlich.

Wer hat nicht ſchon das kleine, braune, mit kleinen, weichen Haaren beſetzte Thierchen geſehen, welches im Sommer in unſeren Gärten umherſchwärmt; mit Begierde in die Blumenkelche ſchlüpft, dann mit Blüthenſtaub beladen, der in der Geſtalt von gelben Höschen an den Hinterſchenkeln klebt, davonfliegen, um den Raub in ihre Wohnungen zu tragen? Im wilden Zuſtande leben die Bienen in Geſellſchaften oft zu 20,000 und bauen ſich gemeinſchaftliche Wohnungen, gewöhnlich in hohlen Bäumen. In einer ſolchen Geſellſchaft iſt eine Biene die Königin, die ſich ſchon durch ihre Geſtalt auszeichnet. Sie iſt länger als die Andern, hat einen Stachel zwar, allein kürzere Flügel und nicht jene Vorkehrung, womit die andern Bienen den Vorrath ſammeln, und der mit Bürſten und Schaufel zu vergleichen iſt. Sie arbeitet daher nicht und hält ſich in der Mitte des Bienenſtocks auf, wo ſie von Allen gefüttert wird und die Eier legt, aus denen die kleinen Bienen auskriechen. Nächſt der Königin bewohnen die Arbeitsbienen den Stock. Sie ſind die kleinſten, aber auch die zahlreichſten. An den Beinen haben ſie Schaufel und Bürſten, mit denen ſie den Blumenſtaub ſammeln, und ihn dann in Klümpchen in die Vertiefungen ihrer Schenkel bringen und forttragen. Dann verſchlucken ſie ihn und brechen ihn entweder mit dem eingeſogenen ſüßen Safte der Pflanzen aus ihrem erſten Magen als Honig aus, oder ſie ſchwitzen ihn, nachdem er durch den zweiten Magen gegangen iſt, als Wachs aus den Ringen des Hinterleibes wieder aus. Außer der Königin und der Arbeitsbienen gibt es auch noch die Drohnen in dem Bienenſtocke, welche weder Schaufel noch Bürſten haben und nicht arbeiten.

Wenn die Bienen in einen Korb oder Stock eingezogen ſind, ſo verkitten ſie zuerſt alle Ritzen mit einem Wachs, welches ſie von Harz ſchwitzenden Bäumen holen, und bauen dann ihre Zellen aus Wachs. Drei bis zwölf davon ſind groß und rund, dieſe ſind für die jungen Königinnen beſtimmt, dann ungefähr 1200 bis 2000 kleinere für die Drohnen, und noch kleinere ſechseckige für die Arbeitsbienen. Außerdem bauen ſie noch eine Menge Zellen zur Aufbewahrung des Honigs. Die Zellen ſind zur Aufbewahrung von 12 bis 1800 Eiern beſtimmt, welche die Königin in einem Jahre legt. Die Sorge für dieſe Eier tragen die Arbeitsbienen, und wenn die Maden herauskriechen, ſo füttern ſie dieſelben mit Honigbrei. Nach 7 bis 8 Tagen entſtehen die Puppen, welche mit Wachsdeckeln eingeſchloſſen werden und nach 13 bis 14 Tagen ausſchlüpfen. Die geſunden kleinen Bienen bürſten und lecken ſich ſo lange, bis ſie fortfliegen können; Krüppel oder verſtümmelte Bienen werden ſogleich von den Andern getödtet. Nach dem Ausfluge werden die Zellen ſorgfältig gereinigt. Sind zwei oder mehrere Königinnen bei der jungen Brut vorhanden, ſo zieht ein Theil der Bienen mit der neuen Königin aus und bildet einen neuen Stock. Dieſes nennt man „die Bienen ſchwärmen.“ Das Alter der Bienen iſt nicht zuverläſſig ausgemittelt; man rechnet gewöhnlich, daß ihr Leben ein Jahr daure; doch ſoll die Königin zehn Jahre alt werden können.

Oftmals haben die Bienen Nahrungsmangel, beſonders im Winter, dann ſetzt man ihnen dünnen Honigſeim in einem flachen Tellerchen in den Korb, mit dünnen Holzſtäbchen verſehen, zur Bequemlichkeit für die Trinkenden.

Die Bienen ſind manchen Krankheiten unterworfen. Beſonders iſt die Bienenruhr und die Bienenwuth den Stöcken gefährlich. Die erſtere Krankheit bekommen die Thierchen hauptſächlich durch Mangel an friſcher Luft oder Erkältung; die letztere ſollen ſie durch den Genuß einer giftigen Pflanze bekommen. Auch eine Bienenmilbe gibt es, die auf ihnen ſchmarotzend lebt, und eine Bienenlaus, nicht größer als ein kleiner Nadelknopf, quält die Bienen nicht minder, und ſitzt ihnen gewöhnlich unter der Bruſt. Es iſt einem jeden Landwirth, der zu ſeinem Vortheil Bienen hält, beſonders daran gelegen, dieſe für die Bienenzucht ſo nachtheiligen Dinge auf alle Weiſe von ſeinen Körben entfernt zu halten.

Am 18. Juli.

Eines von den eben ſo merkwürdigen als nützlichen Produkten, die wir dem Fleiße der Bienen verdanken, iſt das Wachs, aus welchem ſie ihre Zellen bauen.

Urſprünglich iſt das Wachs von gelber Farbe, hat einen eigenthümlichen, nicht unangenehmen Geruch, iſt in der Kälte hart und ſpröde, wird erwärmt weich und zähe, geräth dann in's Sieden und verflüchtigt ſich endlich als ein entzündlicher Dampf.

Nach den verſchiedenen Nahrungsmitteln, welche die Bienen zu ſich nehmen, iſt auch das Wachs verſchieden, welches ſie machen. Genießen ſie z. B. Lindenblüthe, ſo iſt das Wachs weiß und heißt Jungfernwachs, welche Farbe man jedoch auch dem gelben Wachs durch eine künſtliche Bleiche ertheilen kann. Aus andern Pflanzenſäften bringen die Bienen gelbes, feuerrothes, graues Wachs hervor. Früher glaubte man, daß die Bienen das Wachs aus Blumenſtaub bereiteten, allein jetzt weiß man, daß ſie dazu des ſüßen Pflanzenſaftes bedürfen; denn wenn man ihnen Syrup oder in Waſſer aufgelöſten Zucker als Futter hinſetzt, ſo bereiten ſie auch Wachs. Wie ſchon erwähnt, ſchwitzen ſie das Wachs aus den Ringen ihres Hinterleibes heraus. Es erſcheint in zarten, weißen Blättchen, welche ſie mit den Füßen ergreifen, mit ihren Zähnen zerkneten und dann daraus die Zellen bilden, die ſie ſo dicht an einander reihen, daß das Ganze einen einzigen großen Kuchen bildet. Dieſe Zellen dienen nun zum Ausbrüten der jungen Bienen, oder zum Aufbewahren des Honigs.

Dieſes iſt nun derjenige Theil des ſüßen Pflanzenſaftes, der ſich in einem eigenen Magen abſondert, und von den Bienen durch den Mund in die Zellen abgelegt wird. Die Beſchaffenheit und Güte des Honigs hängt ebenfalls von den Blumen und Kräutern ab, aus denen die Bienen ihre Nahrung ziehen. Die beſte Art des Honigs iſt der von Lindenblüthen gewonnene, den man beſonders in Polen und Rußland kennt, von weißer Farbe, lieblich im Geruch und überaus angenehmen balſamiſchen Geſchmack. Es gibt auch ſchädlichen, ja ſogar giftigen Honig, den die Bienen aus Giftpflanzen bereiten. Die Alten glaubten, der Honig ſei ein Balſam, der vom Himmel falle, den die Bienen nur einſammelten. Der Honig wird in der Medizin, wie auch zu allerlei Leckereien benützt. Vor der Entdeckung des Zuckerrohrs vertrat er gänzlich die Stelle des Zuckers. Am wichtigſten war er bei der Bereitung des Methes, dieſes Lieblingsgetränkes unſerer Voreltern. Jetzt iſt die Liebhaberei für den Meth faſt ganz verſchwunden; nur in Alt-Baiern, beſonders auch in München, findet der Gebrauch ſtatt, an gewiſſen Tagen ſich mit einem Gläschen Meth Etwas zu Gute zu thun.

Am 19. Juli.

Zu den Feinden, welchen die Bienenſtöcke beſonders ausgeſetzt ſind, gehört das kleine flinke Thierchen, welches wir an ſonnigen Plätzen in Felſen und altem Gemäuer umherhuſchen ſehen, und das durch ſein plötzliches Erſcheinen und ſeine Schnelligkeit manchmal ſolche Perſonen, die reizbare Nerven haben, erſchrecken kann, das aber im Uebrigen nichts weniger als furchtbar iſt. Dies Thierchen iſt die Eidechſe.

Die Eidechſe hat ein niedliches Köpfchen mit blanken Aeugelein, iſt auf dem Rücken braun, glänzend und mit helleren und dunkleren Flecken, und an den Seiten prächtig grün. Es iſt ein Vorurtheil, daß unſere Eidechſen giftig ſeien; in heißen Gegenden gibt es allerdings giftige und auch gefährliche, denn das fürchterliche Krokodil iſt nichts anderes, als eine große Eidechſe. Allein von unſeren Thierchen ſind dieſe Arten auch himmelweit verſchieden. Unſere Eidechſen können nicht beißen, denn ſie haben keine Zähne; ſie beſitzen nichts als ſogenannte Bürſtenzähne, die zum Inſektenfang eingerichtet ſind.

Unſere Eidechſe iſt 6 bis 8 Zoll lang, die Hälfte dieſer Länge kommt auf den Schwanz. Er bricht leicht ab und rundet ſich dann ſtumpf zu. Seht Ihr mitunter eine Eidechſe ſcheinbar mit zwei Schwänzen, ſo iſt dem Thierchen der Schwanz einmal geſpalten worden, und jeder Theil heilt dann für ſich. Man kann die Eidechſen leicht zähmen; ſie nehmen dann die Fliegen aus der Hand und lecken ein Tröpfchen Milch vom Finger, den man ihnen hinhält. So ernährt, halten ſie ſich in einem Zuckerglaſe mehrere Jahre, ſchlüpfen unter die Steine, die man auf ſeinen Boden locker hinſchichtet, ſtrecken ſich behaglich im wärmenden Sonnenſtrahl, und zeigen durch Munterkeit oder träges Verſtecken, als auch durch den lebhafteren Glanz der Färbung oder trübes Verbleichen derſelben, die Witterung beſſer an, als die Laubfröſche.

Im Jugendalter unſerer Erde, wo nach dem Plane ewiger Weisheit nur niedere Thiergattungen ein kurzes Daſein friſteten, gab es mehrere Arten rieſiger Eidechſen, deren Gerippe noch gefunden werden, und unſere anbetende Bewunderung jener Macht erwecken, die ſie ſchuf und vernichtete. Man findet noch die verſteinerten Reſte des pflanzenfreſſenden Iguanodon, von 12 bis 15 Fuß Höhe und 70 bis 90 Fuß Länge; ferner die Knochen des fleiſchfreſſenden Megaloſaurus, der nur um weniges kleiner war. In den Gewäſſern jener Zeit lebten die Ichthyoſauren oder Fiſcheidechſen, die über 30 Fuß lang wurden. Ihnen ſtellte der Myſtrioſaurus nach, der den jetzigen Krokodilen ſehr ähnlich ſah, und dazwiſchen ſchwamm der Pleſioſaurus, der einen langen Schwanenhals mit kleinem Kopfe hatte.

Längſt aber mit dem Auftreten höherer Thiergattungen ſind dieſe urweltlichen Rieſen verſchwunden; wir vergleichen ihre gewaltigen Gebeine mit denen der jetzt lebenden Arten, und ſtaunen ob der Allweisheit Deſſen, vor dem tauſend Jahre ſind wie ein Tag.

Am 20. Juli.

Die Religion Jeſu beruht ganz in der Hoffnung; dieſe empfängt den Menſchen bei dem Eintritt in das Leben, und begleitet ihn auf dem Wege zur Ewigkeit; ſie tröſtet ihn, ſie unterſtützt ihn und folgt ihm auf allen Schritten ſeines Daſeins. Erſt an der Pforte zum Himmel verläßt ſie ihn. Auch hienieden ſchon öffnet ſie uns aber dieſen Himmel; ſie erhebt uns über die Erde, und wir haben ein untrügliches Vorgefühl von dem Glücke, das uns verheißen iſt. Dort ſehen wir die großen und edeln Menſchen, die Seligen, die uns als ewiges Beiſpiel leuchten und uns ihre Größe als Erbtheil hinterlaſſen haben. Der Unglaube weiß nichts davon; allein der Gläubige iſt davon überzeugt. Umgeben von dem Glücke oder den Leiden dieſer Welt, verfolgt von den Menſchen, oder von ihnen verehrt, von der Vorſehung auf die Höhe des Lebens geſtellt oder hinabgeſchleudert in das Elend, ſtets bleiben die unſterblichen Hoffnungen ſich immer gleich, welche den Frieden im Herzen des wahren Chriſten erhalten. Er findet darin bei jeder Gelegenheit die nothwendige Stütze ſeiner Tugend, den ſanfteſten Troſt für ſeinen Kummer. Um den Menſchen zur Tugend zu leiten, iſt es nicht genug, ihm feſte Grundſätze beizubringen, nicht genug, ihm die Schönheit und Herrlichkeit der Tugend zu erkennen zu geben, ſondern man muß vor allen Dingen ihm das Glück zeigen, welches ihn am Ende ſeiner Tage erwartet, ſeiner niedergebeugten Seele eine Erhebung zu verleihen ſuchen, die ſeiner hohen Beſtimmung entſpricht und ihm den Muth und die Standhaftigkeit einflößen, die ihn fähig macht, darnach zu ſtreben. Nur die chriſtliche Hoffnung leitet uns den wahren Weg zu unſerer Beſtimmung, ſie veredelt unſere Gefühle, ſie erhebt und ſtärkt unſere Seelen, und iſt alſo eine nothwendige Stütze der Tugend.

Würden wir nicht im Beſitze dieſer ſchönen Hoffnung ſein, ſo hätten jene allerdings Recht, welche freventlich ſagen: Niemand ſieht unſer Thun, wir ſind ohne Richter und ohne Zukunft; das erſte Naturgeſetz drängt mich dazu, mein Glück zu ſuchen, und ich darf nun die Mittel dazu wählen; ich habe nur einen Augenblick, um es zu genießen, denn der morgige Tag iſt mir nicht verſichert, und verliere ich das Glück durch eigene Schuld, ſo iſt nichts da, was mich entſchädigen könnte.

Wie troſtlos klingen ſolche Reden, wie unglücklich ſind die Menſchen, welche ſie führen. Möchte der Himmel ihnen ihren Blick öffnen, damit ſie zur Erkenntniß gelangen!

Am 21. Juli.

Die tiefſten Thaleinſchnitte der ſüdweſtlichen Alpen, die ſich bis zu den höchſten Berggipfeln der alten Welt erheben, unter denen der Montblanc über 13,000 Fuß mit ſeiner Spitze in die Lüfte ragt, bewohnt ein armes rühriges Völkchen, voll treuer Liebe für ſein Land, das rauh und unbequem iſt, und ihm nicht einmal die nöthigen Lebensmittel bietet, um es daheim zu ernähren. Dies ſind die Savoyarden, welche das Herzogthum Savoyen bewohnen, und eben wegen der Unfruchtbarkeit ihres Bodens und ihrer daraus entſpringenden Armſeligkeit gezwungen ſind, die Fremde zu ſuchen.

Das Herzogthum Savoyen, welches dem König von Sardinien gehört, zählt etwa eine halbe Million Menſchen, welche den Deutſchen in Bezug auf ihre Häuslichkeit und Sparſamkeit ähnlich ſind, aber Franzöſiſch ſprechen, und bei weitem nicht ſo reinlich ſind als unſere guten Landsleute. Die tieferen Gelände in den Thälern ſind fruchtbar und bringen Wein, Kaſtanien und Obſt hervor; einige Thäler haben auch reichlich Getreide, Kartoffeln und Hülſenfrüchte, allein dies iſt für die höheren Gegenden nicht zureichend, wo der Menſch ſeine Hütte gegen die Elemente zu beſchützen hat; wo Ueberſchwemmungen, Felſenſtürze und Lawinen ihn über Nacht heimſuchen; wo Wölfe und Bären von den Schneefeldern ſteigen, um ihnen ihren Beſuch zu machen.

Bei Allem dem ſind die Savoyarden von einem heiteren Naturell; ſie beſitzen ihre Volkslieder und Nationaltänze. Beide ſind zwar ziemlich roh und plump, allein ſie geben doch davon Zeugniß, daß ſelbſt dieſe armen Leute Sinn für Heiterkeit haben.

Faſt alle Savoyarden wandern auf eine Zeitlang aus ihrem Vaterlande aus, und ſuchen ihr Glück in der Fremde zu machen. Gewöhnlich wählen ſie Paris oder eine andere größere Stadt dazu. Der alte Savoyarde nimmt ſeinen Knaben bei der Hand und ſpricht zu ihm: „Sieh wie der Schnee, wenn man ihn zuſammenballt, eine immer größere Kugel bildet; Paris iſt ein ſolcher Schneeball, geh' hin und mache ihn größer.“ Hierauf führt er ihn aus den Thälern, geht mit ihm auf der Straße fort, an Schlöſſern und ſchönen Städten und Dörfern vorüber. Sie trinken das Waſſer aus der Quelle und eſſen das ſchwarze Brod, das ſie im Schnappſack bei ſich führen. Endlich auf einem Hügel bleibt der Alte ſtehen, und einen Finger in die Ferne ſtreckend, ſpricht er: „Siehſt Du dort unten, Jacques, die große Stadt mit den vielen Thürmen und Kuppeln? Das iſt Paris. Da kommſt Du jetzt hin, und wirſt Dein Glück dort machen, wie ich es dort gemacht habe.“

Der Junge glotzt ihn mit großen Augen an. Das wußte er noch gar nicht, daß ſein Vater ſein Glück gemacht hatte. Das Leben, was er bis jetzt zu Hauſe geführt hatte und führen ſah, ſah wahrhaftig nicht nach Glück aus. Aber der Alte fährt fort:

„Siehſt Du, Jacques, in Paris gibt es viele Wege, die zum Glücke führen, allein Du mußt ſtets den Rechten wählen, denn ein Glück, das man um den Preis der Tugend erkauft, kann uns nicht wahrhaft beglücken. Sei ſtets eingedenk der guten Lehren, die Dir Dein Vater eingeprägt hat, ſei gefällig gegen alle Welt, keine Arbeit möge Dich verdrießen, ſei ſparſam und halte zuſammen, was Du Dir erwirbſt, habe Gott vor Augen und gehe fleißig in die Meſſe.“

Während der letzten Worte hat er dem kleinen Jungen ein Stück Brod in die Taſche geſchoben, gibt ihm dann mit der flachen Hand einen Schlag auf die Schulter und wendet ſich und geht. Der Junge bleibt ſtehen und ſtarrt vor ſich hin; nach einer Weile ſieht er ſich um, allein ſein Vater iſt ſchon hinter den Hügeln verſchwunden. Vor allen Dingen ſetzt er ſich auf dem Flecke hin, wo er ſteht, und weint — und weint ſo lange, bis ein mitleidiger Bauer vorüber fährt, der ihn mitnimmt, ihm Abendbrod gibt und ihn Nachts beherbergt. Dies wiederholt ſich öfter, und ſo kommt er nach und nach, wenn auch langſam, doch ſonder viel Beſchwerde, nach Paris.

Wie es ihm dort ergeht, will ich Euch morgen erzählen.

Am 22. Juli.

An den Barrieren von Paris, ſo nennt man die Gränze, wo die eigentliche Stadt anfängt, ſieht der kleine Savoyarde einen Burſchen, der ihm ähnlich iſt, wie ein Ei dem andern. Er ſpricht ihn an und richtig! er verſteht ihn, es iſt ein Savoyarde wie er; nur iſt er aus einem andern Dorfe, ſie haben ſich in ihrem Leben noch nicht geſehen. Das verſchlägt aber Nichts; die Bekanntſchaft iſt bald gemacht und die Freundſchaft geſchloſſen. Sie ſind beide in demſelben Falle; auch der Andere will in Paris ſein Glück zu machen ſuchen; je nun, ſie wollen ihren Weg mit einander zurücklegen.

Gleich in der Vorſtadt ſteht ein ſchönes Haus; ein Garten iſt vor der Thür, und in einer Laube ſitzt ein feiner ſchöner Herr, der etwas Gutes ißt, deſſen Geruch den hungrigen Burſchen in die Naſe ſticht. Der Inſtinkt verleitet ſie, näher zu treten und den Herrn mit ihren großen ſchwarzen Augen recht in der Nähe zu betrachten. Dieſer hat es kaum bemerkt, als er ſich mit den Burſchen in ein Geſpräch einläßt. Sie ſcheinen ihm zu gefallen, und er gibt ihnen zu eſſen und zu trinken. Nachdem er ſie ausgefragt hat, fordert er ſie auf, mit ihm zu gehen. Die Buben ſind darüber hoch erfreut und glauben, ihr Glück in Paris gemacht zu haben, wie es ihnen ihr Vater prophezeiht hatte.

Der Herr führt ſie durch das Gewühl der Straßen, ſie laufen ihm beſorgt nach, aus Furcht, daß ſie ihn verlieren könnten, wie Hunde, die ihrem Herrn nachlaufen; endlich tritt er in ein ſchönes Haus und ſie folgen ihm die Treppe hinan. Hier beſtelt er ihnen, den Mund zu öffnen. Die Buben meinen, daß er ihnen etwas Gutes zu eſſen geben wird, und ſperren ihre Mäuler auf, ſo weit ſie können. Da fängt der Herr ſo zu ſprechen an: „Ihr habt ſehr ſchöne weiße Zähne, Burſchen, und nichts Rechtes zu beißen. Wißt Ihr was, verkauft mir ein Paar von Euren Zähnen, ſo ſollt Ihr dieſen ſchönen Thaler dafür haben.“ Die Burſchen ſehen erſt ſich, dann den fremden Herrn an, und wiſſen nicht, was ſie ſagen ſollen. Den blanken Thaler möchten ſie ſchon gern haben, wenn ſie nur wüßten, wie man ſo einen Zahn verkaufen könnte.

Der feine Herr merkt ihre Verlegenheit, aber er weiß ſchon Rath dafür. Hurtig packt er den einen der Buben, ſetzt ihn auf einen Seſſel und ſagt zu ihm die Worte: „Ruhig ſitzen und ſtille halten!“ Dann holt er ein kleines Inſtrument hervor, fährt ihm damit in den Mund, und der Zahn iſt verkauft. Der Junge erhebt zwar ein fürchterliches Geſchrei, und der Andere, der dabei ſteht, wird bleich vor Angſt; aber der blanke Thaler macht Alles wieder gut. Der Junge muß Waſſer in den Mund nehmen, um das Blut auszuſpülen, und da der Schmerz jetzt vorüber iſt, lacht er dazu, mit ſo leichter Mühe ein ſo großes Silberſtück verdient zu haben. Der andere Kamerad ſteht auch nicht an, einen Zahn herzugeben, und ſo verlaſſen ſie als reiche Leute das Haus des Zahnarztes; denn daß dies ein ſolcher war, werden meine Leſer wohl gemerkt haben.

Auf ſolche unerlaubte Weiſe ſuchen ſich viele dieſer Zahnärzte in Paris ihre Waare zu verſchaffen, und da es viele zahnloſe Leute gibt, die mit einem falſchen Gebiß prunken, und ein ſolches ſehr theuer bezahlen, ſo iſt dies ein Handel, der dem Zahnarzte viel Geld einbringt, wenn gleich die Art, ſich die Zähne auf die Weiſe zu verſchaffen, wie es mit den armen Savoyardenbuben der Fall war, ſowohl gegen die Sitte, als die Moral ſtreitet.

Wie es nun den Savoyarden weiter geht, ſollt Ihr morgen erfahren.

Am 23. Juli.

Die Savoyarden haben ihren Zahn verſchmerzt und freuen ſich ihres Geldes. So vertiefen ſie ſich immer mehr in die Straßen der ungeheuren Stadt. Endlich kommen ſie auf einen Platz, wo ſie mehrere ihres Gleichen ſehen, zu denen ſie ſich geſellen. Dieſe treiben allerhand Gewerbe. Der Eine hat ein Murmelthier, der Andere einen Affen, der Dritte eine Leier, der Vierte einen Beſen, womit er die Uebergänge von einer Straße zur andern kehrt; mit allen dieſen Dingen verdienen die Savoyarden Geld. Unſere neuen

Ankömmlinge bleiben den Abend mit dieſen zuſammen; ſie eſſen Kaſtanien zum Nachtmahl und dann führen ſie die Andern in ein Haus der äußerſten Vorſtadt, wo die Savoyarden ihre Herberge haben. Dort liegen ſie Alle in einem großen Saal auf der Streu, und ſchlafen ſo ſanft, als ob ſie in den weichſten Betten lägen.

Wenn ſie am andern Morgen erwachen, müſſen ſie ſich auch nach ihrer Weiſe für einen Stand erklären, den ſie ergreifen wollen. Der Eine will mit einem Murmelthier umherziehen, der Andere, der eine hübſche Stimme hat und nach ſeiner Meinung ſchön ſingen kann, wählt die Leier als Begleiterin bei ſeiner Wanderung durch die Straßen von Paris. Für beides ſpendet das Publikum den Savoyarden Sousſtücke. In dem Hauſe, wo ſie übernachteten, kann man Murmelthiere und Leiern zur Miethe erhalten, wofür jeden Abend der Preis entrichtet wird. Aber den ſchönen blanken Thaler müſſen ſie dafür als Pfand einſetzen, das iſt nicht mehr als billig.

Die armen Knaben ziehen ſo viele Monate umher, und ſammeln ihre Sousſtücke gewiſſenhaft. Sie leben faſt von Nichts. Sie eſſen, was man ihnen ſchenkt; ſchenkt man ihnen Nichts, ſo eſſen ſie, was man aus den Küchen auf die Gaſſe wirft: rohe Salatblätter, Abfall vom Gemüſe, hier und da eine Kartoffel u. dgl. Aber ihr Schatz mehrt ſich, und da ſie größer werden, drängt es ſie, ein anderes Gewerbe zu ergreifen.

Jetzt werden ſie Rauchfangkehrer; faſt alle Rauchfangkehrer in Paris ſind Savoyarden. Hier verdienen ſie ſchon mehr; allein wenn ſie wachſen, ſo ſind ſie für dieſes Geſchäft nicht lange brauchbar. Um in die engen Eſſen hinaufzukriechen, kann man keine großen dicken Kerle gebrauchen. Jetzt öffnet ſich ihnen ein anderes Feld. Sie werden Waſſerträger. In Paris wird das Waſſer in die Häuſer gebracht bis in die obern Stockwerke, und für jeden Eimer wird ein Sous bezahlt. Das bringt nun wieder ein Sümmchen ein, und da der Savoyarde in ſeiner Lebensweiſe immer gleich einfach und frugal zu bleiben fortfährt, ſo mehrt ſich ſein Vermögen von Tag zu Tage.

Hat er nun auch dieſe Schule durchgemacht, ſo wird er ein Kaufmann. In Paris eſſen die Leute, wie überall, gern Haſenbraten. Da aber nicht ſo viele Haſen geſchoſſen werden, als die Million Menſchen, die Paris bewohnt, gern eſſen möchte, ſo nehmen die Köche ihre Zuflucht zu Kaninchen, die man häufig findet. Mit den Fellen der Kaninchen treiben nun aber die Savoyarden vorzugsweiſe ihren Handel. Sie kaufen ſie den Köchen ab und verkaufen ſie dem Hutmacher, wobei ſie einen ganz artigen Profit machen.

Unter ſolchen Beſchäftigungen ſind dem Savoyarden nun mehrere Jahre verſtrichen. Das Geld hat er jedesmal in die Sparkaſſe gelegt, wo es ihm Zinſen trägt. Er führt genaue Rechnung darüber, und hat er eine Summe erreicht, die er ſich anfänglich zu verdienen in den Kopf ſetzte, ſo denkt er daran, Paris zu verlaſſen und in ſeine Heimath zurückzukehren.

So geht er denn als Mann zu derſelben Barriere hinaus, zu welcher er als Knabe hereinwanderte, und mit dem verlornen Zahne und dem Thaler, den er dafür erhielt, legte er den Grund zu ſeinem Vermögen, das er jetzt im Ränzel auf dem Rücken fortträgt. Er wandelt auf der bekannten Straße ſeiner Heimath zu, und als er an den Platz kommt, wo ihn ſein Vater verließ und er weinend ſitzen blieb, da erinnert er ſich jener Stunde, ſieht ſich noch einmal nach Paris um, und begreift jetzt beſſer als zuvor, was der Vater damit ſagen wollte, er habe ſein Glück dort unten gemacht.

Er erreicht ſein heimathliches Thal, kauft ſich eine Hütte und ein Stückchen Land, und lebt, wie ſein Vater gelebt hat, und hat auch er einſt einen Buben, ſo führt auch er ihn auf den Hügel, von wo er ihm die große Stadt zeigt, und überläßt es ihm, ſein Glück zu machen, wie er es gemacht hat.

Eines aber kann man ſich aus dieſer Savoyardengeſchichte merken: daß durch Fleiß und Betriebſamkeit und großer Sparſamkeit immer ein kleiner Wohlſtand erwächſt, der den Menſchen im Alter über die drückendſten Sorgen, die Sorgen um das tägliche Brod, hinweghebt.

Am 24. Juli.

Der Trieb, die Heimath wieder zu ſehen und dort ſeine Tage zu beſchließen, iſt bei keinem Menſchen ſo ſtark, als bei dem Gebirgsbewohner. In vielen Gegenden der Gebirgsländer iſt der Ertrag des Bodens ſo gering und der Kreis der Gewerbe ſo beſchränkt, daß die Menſchen genöthigt ſind, auszuwandern. Wir haben ſoeben das Beiſpiel der Savoyarden angeführt. Ein ähnliches bieten die Einwohner des Grödener-Thales in Tyrol, die durch ihre Schnitzwaaren aus Holz in der ganzen Welt genugſam bekannt ſind.

In Gröden, einem Thale im ſüdöſtlichen Theile von Tyrol, von hohen Felſen eingeſchloſſen, leben die Menſchen größtentheils von dem Verfertigen kleiner Figuren, die ſie aus dem Holze der Zirbelnußkieſer ſehr künſtlich zu ſchnitzen wiſſen. Dieſe Arbeiten können aber in dem Thale ſelbſt keinen Abſatz finden und müſſen daher in die Fremde verkauft werden. Zu dieſem Ende ziehen nun die Grödener in alle Welt, und da ihre Waare ſehr beliebt iſt, beſonders als Spielzeug für Kinder, ſo können die drinnen im Thale nicht genug verfertigen, um die Nachfragen von außen zu befriedigen. Die Grödener haben deßhalb Handlungen in allen großen Städten der Welt etablirt. Es gibt welche in Petersburg, in Kopenhagen, in Madrid und Liſſabon, in Paris und London, und in ganz Deutſchland. Durch Sparſamkeit und Glück im Handel gelingt es nun dieſen Leuten, oft ein ſehr bedeutendes Vermögen zu ſammeln. Allein nirgend werden ſie heimiſch und recht ihres Lebens froh. Ihr einziger ſehnlichſter Wunſch iſt immer der, dereinſt nach Gröden zurückkehren zu können. Sowie ſie ſich daher von dem Geſchäfte losmachen und es ſicheren Händen anvertrauen können, gehen ſie nach ihrem Heimathsthale zurück. Hier bauen ſie ſich an und genießen erſt ihren Reichthum, ſtiften Gutes in ihrem Thale und unterſtützen ihre jüngeren Landsleute zu deren Ausflug in die Welt.

Wenn dem Hange, die Heimath wieder zu ſehen, ſich Hinderniſſe entgegenſtämmen, ſo erwacht er manchmal in furchtbarer Stärke, und wird zu einer förmlichen Krankheit, die in Schwermuth ausartet und manchmal ſogar mit Selbſtmord endet. Die Schweizer, die ſich für fremde Dienſte anwerben laſſen, d. h. als Soldaten fremden Monarchen dienen, leiden ganz beſonders an dieſer Krankheit, welche man das Heimweh nennt. Man hat bemerkt, daß das Heimweh oft plötzlich erwacht bei dem Vernehmen gewiſſer Töne, die man ſonſt in der Heimath zu hören gewohnt war. Wie z. B. bei den Schweizern der Kuhreihen. Bei dem Ertönen deſſelben wurden ganze Schweizerregimenter plötzlich ganz untauglich zum Dienſt, und es war daher bei Strafe verboten, dieſe Melodie zu ſpielen oder zu ſingen. Auch die Bergſchotten, die bekanntlich ebenfalls Gebirgsbewohner ſind, bekommen das Heimweh, wenn ſie auf der engliſchen Flotte dienen.

Aus dieſem aber erſieht man, welche Macht in der Liebe zur Heimath liegt; der Menſch hängt mit feſten Banden an der Scholle, die ihn geboren hat, und wehe dem, der aus Leichtſinn oder

Verbrechen ſich ſelbſt aus der Heimath verbannt, er hat ſein Lebensglück aufgegeben, und kann es nimmermehr wiederfinden.

Am 25. Juli.

Die Dankbarkeit iſt ein edles Geſchenk des Himmels, man hat ſie mit Recht das Gedächtniß des Herzens genannt; durch ſie befeſtigt ſich das Band der Freundſchaft; durch ſie verliert die Armuth jenen Stachel der Mißgunſt, den ſie nur zu oft beim Anblicke des Reichthums empfindet, und durch die Dankbarkeit zieht eine edle Hingebung in den Buſen der Menſchen ein, deſſen Elend eine hilfreiche Hand gemildert hat. Die Dankbarkeit ſchafft Bilder für die Ewigkeit; ihre Farben ſind treu und lebendig, und behalten einen immerwährenden Glanz. Ihre Macht verbreitet ſich über Alles, was lebt; das wilde Thier, welches brüllend das Dickicht der Wälder durchzieht; das gezähmte Thier, welches die Wohnſtätte mit dem Menſchen theilt, ſie Alle gehorchen heiligen Geſetzen; Alle ſind empfänglich für die Sorge, die man ihnen angedeihen läßt; ſie küſſen die Hand, die ſie ſchützt und ihnen das Futter reicht.

Die Dankbarkeit iſt die holde Tochter der Mildthätigkeit; und zugleich erzeugt ſie auch wieder dieſe. Sie iſt die Quelle des ſteten Wechſels zarter Gefühle in der Ordnung der menſchlichen Geſellſchaft.

Der Stolze und Hochfahrende betrachtet die Dankbarkeit wie eine drückende Laſt, deren er ſich bei der erſten Gelegenheit, die ſich ihm darbietet, entledigen möchte; eine feinfühlende und edle Seele aber trägt ſie wie eine heilige Schuld ein, deren Zinſen ſtets entrichtet werden müſſen, deren Kapital aber nie verſiegt

Oftmals verlangt ſie ernſte Opfer, aber das Gefühl eigenen Werthes mildert das, was ſie Herbes auferlegen, und der Gedanke tröſtet, daß man ſeine Pflicht gethan hat.

Am 26. Juli.

Der Inſtinkt, der vor Allem den Menſchen angeboren iſt, der ſchönſte und ſittlichſte iſt die Liebe zum Vaterlande. Wenn dieſes Geſetz nicht durch einen immer fortbeſtehenden wunderbaren Trieb ſich erhielte, ſo würden die Menſchen Alle ſich nach den gemäßigten

Zonen drängen und alle übrigen Theile des Erdballs öde und unbewohnt laſſen. Ihr könnt wohl denken, geliebte Leſer, welches Unglück es wäre, wenn das ganze menſchliche Geſchlecht ſich auf einen einzigen Punkt der Erde zuſammen drängte. Um nun dieſem Unglücke vorzubeugen, hat die Vorſehung, ſo zu ſagen, die Füße der Menſchen an ihr Geburtsland mit einem unwiderſtehlichen Magnet gebunden. So haben denn die Eisfelder des Nordens und die ſonnigen Wüſten des Südens Einwohner, die dort gern bleiben.

Eſt iſt bemerkenswerth, daß, je undankbarer der Boden eines Landes iſt, je rauher ſein Klima, oder je mehr man Verfolgungen dort zu erdulden hatte, deſto lieber und werther es uns iſt. Es iſt wirklich ein wunderbares und erhabenes Gefühl, die Vaterlandsliebe! Der Grund dieſer Erſcheinung mag wohl darin liegen, daß die verſchwenderiſchen Gaben eines zu fruchtbaren Bodens uns zu reich machen und ſo die Einfachheit der natürlichen Genüſſe zerſtören, die aus unſeren Bedürfniſſen entſpringen.

Alles beſtätigt die Wahrheit dieſer Betrachtung. Ein Wilder liebt mehr ſeine Hütte, als ein Fürſt ſeinen Palaſt; und der arme Aelpler liebt ſeinen Berg mehr, als der reiche Gutsbeſitzer der Ebene ſeine fetteſten Aecker. Fragt einen Hirten, ob er mit dem erſten Fürſten der Erde tauſchen wolle? Raubt Ihr ihm ſeine geliebte Heerde, ſo wird er ihrer ſtets gedenken; er wird ſich nach der Wieſe, nach dem Himmel, nach den Wolken ſehnen; er will nur ſein Schwarzbrod eſſen, die Milch der Ziegen trinken und die Lieder ſingen, die ſeit Jahrhunderten in ſeinem Thale geſungen werden. Er iſt wie die Pflanze, die man aus ihrem Boden reißt; der Sonnenſchein in der Fremde ſchafft ihr kein Gedeihen, viel eher kann ſie Sturm und Unwetter daheim vertragen.

Wie glücklich iſt der Eskimo in dem fürchterlichen Lande, das er bewohnt! Was ſind ihm alle Blumen der glücklicheren Zone gegen das Eis in Labrador? Was ſind ihm unſere Paläſte gegen ſeine räucherige Höhlenwohnung? Im Frühjahr ſchifft er davon auf einer ſchwimmenden Eisſcholle. Mit ihm ſchiffen Seelöwen und Robben, und die Wallfiſche geben ihm in langem Zuge das Geleite. Bald erhebt ſich das Meer und ergießt ſeine Wellen über den armen Eskimo, bald ſchleudert es ihn mit ſeiner Eisſcholle bis zum Himmel empor; aber der Wilde bleibt dabei ruhig wie ein Knabe, der ſich auf der ſicheren und feſten Verzweigung eines ſtarken Baumes ſchaukelt. So hat Gott auch dieſem Menſchen, indem er ihn in die Region des Eiſes und der Stürme verſetzte, den Stempel ſeiner

Macht aufgedrückt. „Gehe hin," hat der Schöpfer ihm zugerufen, „ich warf Dich nackt auf dieſe Erde, allein ſo elend Du auch biſt, ſoll man Deine Beſtimmung nicht verkennen; Du ſollſt den Sturm durch Kühnheit beſiegen, und die grauſen Ungeheuer des Meeres ſollen Dir unterliegen!"

So hat denn die weiſe Vorſehung, indem ſie uns an das Vaterland kettete, ſtets denſelben Zweck, den Menſchen zu erheben und ihm Macht über ſeine Umgebung zu verleihen.

Am 27. Juli.

Während des ſiebenjährigen Krieges fielen die Ruſſen in das Königreich Preußen ein und verübten dort ſchreckliche Gräuel. Vielen Eltern nahmen ſie die Kinder weg, führten ſie nach Rußland und verkauften ſie dort.

So hatte der Kantor eines Dorfes unweit der Gränze das Unglück, daß ihm ſeine ſechsjährige Tochter geraubt wurde. Er beſchloß, nach Kurland zu gehen, weil er vermuthete, daß man ſein Kind dorthin gebracht haben würde. Auf der Reiſe traf er mit einem Bauer aus einem benachbarten Dorfe zuſammen, der auch zwei Kinder verloren hatte, und nun aus derſelben Urſache wie er ſich auf der Reiſe befand.

In Kurland wanderten ſie von einem Edelhofe zum andern, ohne eine Spur ihrer Kinder zu entdecken. Endlich erfuhren ſie jedoch, daß auf Roſſau, einem dem Herrn von Mirbach gehörigen Gute eine Anzahl der von den Ruſſen verkauften Kinder befindlich ſei. Dieſer Herr von Mirbach hatte ſie aus der menſchenfreundlichſten Abſicht gekauft. Er ließ die Kinder gut verpflegen, bis daß er die Eltern ausgemittelt haben würde, um ſie ihnen zurückzugeben; ſollte er dies aber nicht bewirken können, ſo hatte er im Sinne, die Kinder zu nützlichen Menſchen erziehen zu laſſen.

Nachdem die Väter ſich dem Herrn von Mirbach vorgeſtellt hatten, führte er ſie in ein Zimmer, wo ſich fünfzehn Kinder, theils Knaben, theils Mädchen, befanden, für welche er fünftauſend Rubel gezahlt hatte. Schnell überſchauten die zwei unglücklichen Väter die Kinder; aber nur Einer von ihnen, der Kantor, fand ſeine Tochter darunter. Die Freude des guten Mannes könnt Ihr Euch wohl vorſtellen, aber ebenſo den Kummer des Andern, der ſein Kind nicht wiederfand.

Herr von Mirbach fragte aber, welch ein Löſegeld er zu zahlen im Stande ſei, um ihm ſeine Auslagen zu erſetzen. Da erſchrak der arme Vater. „Herr, ich habe nur zwei Rubel, die ich von Menſchenfreunden unterwegs bekommen habe: mehr kann ich ihnen nicht geben!“ Damit legte er zwei Rubel auf den Tiſch.

„Wenn Ihr nun aber mir das Geld gebet,“ fragte Herr von Mirbach weiter, „womit wollt Ihr und Euer Kind die Rückreiſe antreten?“

Der gute Kantor ſtand verlegen da und wußte nicht, was er antworten ſollte. Da ſchob der edle Gutsherr ihm die zwei Rubel wieder hin und legte noch zehn dazu, und verſprach, ihm eine kleine ruſſiſche Kaleſche zu ſchenken, vor die er ſein Pferd ſpannen könne, damit ſie nicht von der Winterkälte zu leiden hätten. In der Kaleſche lagen aber Betten und gute Pelze, wie auch Lebensmittel.

Innig gerührt verließ der Kantor mit ſeinem Töchterchen den edeln Menſchenfreund. Den Bauer behielt Herr von Mirbach noch auf ſeinem Gute und gab ſich alle Mühe, damit auch er ſeine Kinder auffinden möchte. Ich kann es Euch nicht ſagen, ob ihm das geglückt iſt.

Am 28. Juli.

Die Verleumdung iſt eins der häßlichſten Verbrechen, welche den Karakter des Menſchen beflecken. Die Zunge des Verleumders iſt ein verzehrendes Feuer, das Alles vernichtet, was es berührt. Sie durchwühlt die geheimſten und verborgenſten Dinge, und heftet ſich daran mit einer ſcheußlichen Begier. Beſonders iſt es das Herrliche und Glänzende, was ſie zu zerſtören ſucht. Wenn man glaubt, die Verleumdung ſei entwaffnet, ſo wüthet ſie oft am heftigſten und gefährlichſten; was ſie nicht verderben und vernichten kann, ſucht ſie wenigſtens zu ſchwärzen und zu verdunkeln; und wo ſie ihre heftigſten Stiche anbringt, weiß ſie manchmal zu ſcherzen und zu gefallen.

Die Verleumdung hat manchmal ihren Grund in dem geheimen Stolz, der uns den Splitter in dem Auge des Nächſten zeigt, und uns den Balken in dem eigenen nicht ſehen läßt; ſie entſpringt aus einem niedrigen Neide, der von den Talenten und dem Glücke Anderer unangenehm berührt wird und ſich daher beſtrebt, jeden Glanz zu trüben, der den eigenen überſtrahlt. Die Verleumdung iſt ferner ein verborgener Groll, der im Herzen wuchert, und ſich in Worten kund gibt; eine unwürdige Doppelzüngigkeit, die in's Geſicht lobt und hinter dem Rücken zerfleiſcht; eine kaltblütige Grauſamkeit, die den abweſenden Bruder erdolcht.

Die Verleumdung verwirrt Alles, ſäet Zwiſt überall, trennt Freundſchaften, gebiert Haß und Rache; ſie iſt die Feindin der chriſtlichen Nächſtenliebe, die Quelle des tödtlichſten Giftes; ſie ſelbſt und Alles, was ſie umgibt, iſt verpeſtet; Lob und Beifall, die ſie ſpendet, ſind eitel Bosheit; ihr Schweigen wird ſelbſt zum Verbrechen; bis auf ihre Bewegungen und ihre Blicke iſt Alles Gift und Haß, und ſucht es nach ſeiner Weiſe zu verbreiten.

Am 29. Juli.

In dieſer Zeit ſtehen die Gärten in der vollſten Pracht; in allen Beeten die herrlichſten Blumen. Dieſes iſt eine Liebhaberei, die zu den angenehmſten gehört, das iſt nicht zu läugnen.

Die Perſer ſind ältere Blumenliebhaber als wir; von ihnen lernten die Einwohner des alten Byzanz die Blumenliebhaberei kennen, und erſt im ſechszehnten Jahrhundert hat ſie ſich durch das übrige Europa verbreitet. Wenigſtens ſind die meiſten Blumengewächſe auf dieſem Wege zu uns gekommen. Ein franzöſiſcher Arzt, Cluſius, der um die Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts lebte, hat hauptſächlich dazu beigetragen, die Liebe zu den Blumen unter ſeinen Landsleuten einzubürgern. In Paris und Wien fanden ſich nun geſchickte Gärtner, die mit Blumenzwiebeln und Samen einen ausgebreiteten Handel trieben. Die Türken liebten ſchon damals, eine Menge ſchöner und ſeltener Blumen in ihrem Garten zu ziehen.

Die alten Völker, wie die Griechen und Römer, ſcheinen ſich faſt nur mit denjenigen Blumen begnügt zu haben, welche in ihrer nächſten Umgebung wild wuchſen.

Im ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhundert waren es die Holländer, welche die Blumenliebhaberei auf den höchſten Punkt ſteigerten. Sie trieben namentlich mit Tulpenzwiebeln eine Leidenſchaft, die an Wahnſinn gränzte, indem ſie eine einzige ſeltene Zwiebel, welche eine noch nicht da geweſene Tulpenabart zu liefern verſprach, mit mehreren tauſend Gulden, ja ſogar bis zu der ungeheuren Summe von zehn- bis zwanzigtauſend Gulden bezahlten. In dieſem Handel war es jedoch nicht mehr die reine Freude an den Blumen ſelbſt, ſondern der Hang zum Wetten und zum Spielen um große Summen, der in dem Karakter dieſer reichen, handelsſüchtigen Nation begründet iſt. Eine Zwiebel, welche dieſe oder jene Abart einer Tulpe liefern ſollte, wurde verkauft, allein der Preis erſt bezahlt, wenn die Blume wirklich da war. So war es denn eine Wette, wie jede andere. Nach und nach wendete ſich dieſe Sucht anderen Gegenſtänden zu, und der Blumenhandel der Holländer wurde in gemäßigtere Schranken zurückgeführt. Jedoch iſt die Blumenſucht in jenem Lande noch immer bedeutend, und die Tulpenzwiebel bilden noch immer einen geſuchten Artikel. Beſonders iſt Harlem als der Hauptort ſolcher Geſchäfte zu betrachten.

In neueſter Zeit ſind unſere Gärten durch die vielen wiſſenſchaftlichen Reiſenden in fernen Gegenden mit neuen Blumenexemplaren ſehr bereichert worden, und deren Zahl nimmt von Jahr zu Jahr zu. Die ſogenannten Kunſtgärtner, welche mit ſolchen Pflanzen Handel treiben, müſſen jetzt mehr als früher über ihr Fach Erfahrungen ſammeln, um mit den Anforderungen, welche die Zeit an ſie macht, gleichen Schritt zu halten.

Am 30. Juli.

Geſtern erzählte ich Euch Einiges über Blumenliebhaberei; heute will ich Euch Einiges mittheilen von der Schädlichkeit des Blumenduftes.

Es iſt zwar ſehr gewöhnlich, die Zimmer mit lebendigen Blumen zu ſchmücken und durch ihre Schönheit und ihren Duft das Auge und den Geruchſinn zu ergötzen, allein es iſt Vorſicht dabei zu empfehlen. Es iſt ſchon ſchädlich, Blumen in Zimmern zu haben, welche nicht geöffnet werden, in Schlafzimmern ſollten ſie aber vollends nicht geduldet werden. Man findet in mediziniſchen Schriften viele Beiſpiele verzeichnet von Perſonen, die am Blumenduft erſtickt ſind.

Im Jahre 1764 erwachte zu London eine junge Frau, die mit ihrem Mädchen in einem mit Blumen angefüllten Zimmer ſchlief. Sie fühlte eine ſo ſchreckliche Angſt, daß ſie kaum noch ſo viel Kraft beſaß, dem Mädchen zu rufen. Zum Glücke fühlte dieſes ſich noch nicht ſo ermattet. Es ſtand auf und öffnete das Fenſter; wie aus Inſtinkt warf das Mädchen die dort befindlichen, ſtarkduftenden Blumen hinaus, und jetzt erſt erholte ſich die Frau.

Ein Mädchen zu Toulouſe hatte ſein Schlafzimmer voll blühendem Hollunder und wäre in der Nacht faſt erſtickt, wenn es nicht noch ſo viel Kraft beſeſſen hätte, das Fenſter zu öffnen und die Blumen hinauszuwerfen.

Der berühmte Reiſende, Forſter, erzählt von einem Manne, der von einem Spaziergange eine Menge Geißblatt mit nach Haus brachte und in ſeinem Schlafzimmer in's Waſſer ſtellte. In der Nacht wacht der Mann auf, fühlt ſich faſt dem Erſticken nahe, und ſpürt im Munde und in der Naſe nichts als den Geruch vom Geißblatt. Seine Frau, die auf ſein Stöhnen und Aechzen herbeilief, und durch den ſtarken Geruch im Zimmer ſogleich auf die Quelle von dem Uebelbefinden ihres Gatten ſchließen konnte, öffnete Thür und Fenſter und warf das Geißblatt auf die Straße. Der Mann ſpürte zwar einige Linderung, allein die Zunge war ihm faſt gelähmt, und es währte mehrere Tage, bis er ganz hergeſtellt war.

Zwei junge Leute ſchliefen in einem Zimmer, in welchem ein Pomeranzenbaum ſtand. Mitten in der Nacht gingen zwei von den Blüthen auf. Die beiden Schlafenden erwachten unter einer heftigen Angſt und waren genöthigt, um Hilfe zu rufen. Als die Thür geöffnet wurde, fand man ſie in einem betäubten Zuſtande, der erſt gehoben wurde, als die ſtarkduftenden Blumen aus dem Zimmer entfernt worden waren.

Ich könnte Euch noch gar viele ſolcher Fälle mittheilen, allein Ihr werdet ſchon hieraus ermeſſen können, wie gefährlich der Blumenduft in eingeſchloſſenen Zimmern auf die Nerven wirkt. Eine andere Erſcheinung iſt die, daß mancher Menſch gewiſſe Blumen gar nicht riechen kann, ohne ſogleich Schwindel und Uebelkeiten zu verſpüren. Beſonders findet dieſes bei den Jasmingattungen, den Lilien, dem Geißblatte, der Blüthe des Stechapfels und einiger Andern ſtatt.

Die Italiener, und namentlich die Römer, ſind abgeſagte Feinde von allem dem, was wir Wohlgeruch nennen. Sie dulden nur in Gärten und Zimmern ſolche Blumen, die ſchön ausſehen, nicht aber ſolche, welche Duft verbreiten. Da ſie nun aber in Bezug auf üble Gerüche, die unſere Naſen im höchſten Grade beleidigen, es gar nicht genau nehmen, wie man ſich bei einer Reiſe in Italien in den ſchmutzigen Straßen und Wohnungen der Leute genugſam überzeugen kann, ſo möchte das nicht eben ſehr für eine feine Ausbildung der Riechwerkzeuge der Italiener ſprechen.

Am 31. Juli.

Heutzutage, wo Alles in der Erziehung mehr als früher auf den Ernſt gerichtet iſt, was man im Ganzen nur loben kann, hat man auch angefangen, der an ſich unſchuldigen Freude des Tanzes den Stab zu brechen.

Unter den Uebungen, die darauf gerichtet ſind, den Körper zu entwickeln und durch Bewegung auf die Geſundheit einzuwirken, muß man dem Tanze auch ſeine wohlverdiente Stelle einräumen. Der Tanz iſt ſo zu ſagen dem Menſchen angeboren, und lange bevor ein eigentlich geſellſchaftliches Band geſchaffen war, kannte man ſchon den Tanz. Es gab kein Volk, das nicht ſeinen eigenthümlichen Tanz hatte, ſelbſt die Roheſten nicht ausgenommen. Man tanzte bei dem Gottesdienſte, bei den Feſten und bei den Schauſpielen. Die alten Griechen ſetzten zuerſt die Regeln des Tanzes feſt; die Römer folgten ihnen, und beide Völker erhoben den Tanz zu einer Kunſt. Der Athenienſer Simonides hat in einem Alter von achtzig Jahren noch den Preis im Tanzen errungen. Nur darf man wohl annehmen, daß dieſer Tanz ſehr verſchieden von unſeren Tänzen war, in denen ſchwerlich der rüſtigſte Greis einen Preis davon tragen wird.

Aus dieſem Hang zum Tanzen entſprang der Wunſch, daraus ein Mittel freudiger und ergötzender Erholung zu machen. So wurde denn der Tanz der Ausdruck einer natürlichen Freudigkeit. Das Springen iſt eine unwiderſtehliche Laune, ſelbſt beim Thier, welches ſtets ſeine innere Zufriedenheit durch Sätze und Sprünge äußert.

In der Bewegung des Tanzes liegt etwas, das mit dem Körper in einer gar anmuthigen Uebereinſtimmung iſt. Der Körper empfindet in gewiſſen Momenten des Tanzens einen ſo wohlthätigen Eindruck, daß er keine Ermüdung fühlt, und der Geiſt ſelbſt eine Erquickung empfindet, die ihn wunderbar erfriſcht.

Im Lenze des Lebens liebt man den Tanz beſonders, weil dann Alles im Menſchen zur Bewegung hindrängt; Alles iſt Freude, Alles iſt Luſt. Wer im reiferen Alter tanzt, wünſcht gern die glückliche Zeit ſeiner Jugend noch ein wenig auszudehnen, und Niemand ſollte deßhalb einen älteren Tänzer tadeln wollen.

Im Alter liebt man es, den Tänzern zuzuſehen, und erfreut ſich an dem ſchönen und lachenden Bilde der Jugend, und lächelt dabei ohne Neid und ohne Groll. Traurig iſt das grämliche Alter, das für die Freuden des Lebens ſo abgeſtorben iſt, daß es ſie ſelbſt nicht mehr bei Anderen zu würdigen verſteht; trauriger aber iſt es, bei jungen Leuten ſchon früh die Quelle des Frohſinns und der Heiterkeit verſiegt zu ſehen.

Freuet Euch immerhin des Tanzes! Der Menſch, deſſen Herz den Eingebungen der Freude offen ſteht, bewährt eine geſunde Seele im geſunden Körper, und dieſes iſt der Inbegriff aller Vollkommenheit, und das größte Glück, deſſen wir hienieden theilhaftig ſind.

Am 1. Auguſt.

Als die Turniere abkamen, traten die Karuſſels an ihre Stelle, wie ich Euch ſchon geſagt habe. Allein man kannte ſie auch ſchon früher, wo ſie jedoch nicht ſo häufig waren, ſondern nur vereinzelt daſtanden. Das älteſte Karuſſel, von dem uns Nachrichten geblieben ſind, wurde ſchon im Jahre 842 gehalten, als Karl der Kahle und Ludwig der Deutſche ein Karuſſel zur Feier ihrer Verſöhnung an ihren Höfen gaben. Auch Heinrich III., König von Frankreich, gab prächtige Karuſſels. Jetzt ſind ſie nur noch an Höfen zur Feier großer Feſte gewöhnlich.

Bei ſolchen Gelegenheiten erſcheinen die vornehmen Edelleute des Hofes, oft den Fürſten an der Spitze, in prächtigen Kleidern, auf ſchönen Pferden. Gewöhnlich werden zwei feindliche Parteien vorgeſtellt, etwa Spanier und Sarazenen, oder Ruſſen und Türken u. ſ. w. Man ſprengt im Kreiſe um die Bahn und ſtößt mit einer Lanze Ringe ab, die in einer gewiſſen Höhe an einem Balken aufgehängt ſind; oder man ſtößt nach Köpfen, die auf Poſtamenten ſtehen. Auch bilden ſie Reiter-Quadrillen und führen zu Pferde allerlei Figuren wie beim Tanze aus. Früher nahmen auch Damen an den Karuſſels Theil; dieſe waren aber in Wagen. Gewöhnlich werden dieſe Spiele ſehr prächtig ausgeſtattet, und deßhalb ſind ſie ziemlich ſelten geworden der großen Summen wegen, welche ſie erfordern. Immerhin aber gewähren ſie wegen der prächtigen Coſtüme, der Geſchicklichkeit der Reiter und der Schönheit der Pferde ein angenehmes und ſehenswerthes Schauſpiel.

Von den Karuſſels mit hölzernen Pferden, wie wir ſie auf Jahrmärkten ſehen, brauche ich Euch wohl hier nichts zu erzählen, da es Euch hinlänglich bekannt ſein wird.

Am 2. Auguſt.

Der Auguſt iſt der eigentliche Reiſemonat. Wenn Einem ſchon im Frühjahr die Luſt anwandelt, Ausflüge zu machen und weitere Reiſen anzutreten, ſo iſt es jetzt in der Hitze des Sommers ein Bedürfniß geworden, Gegenden aufzuſuchen, wo die Hitze nicht ſo groß iſt, ja wo man ſogar das findet, was uns im Winter zum Ueberdruſſe ward, Eis und Schnee. So iſt der Menſch, ſeine Wünſche verſiegen nie! Wenn die Natur ihm Alles gewährt hat, wonach er im Lenze ſich ſehnte, ſo ſucht er Das wieder auf, was ihm früher widerwärtig war.

Eines der Länder, die am meiſten von Reiſenden beſucht werden, und die eben dieſen wunderbaren Gegenſatz bieten, mitten im Sommer den Winter in ſeinen ſchönſten Geſtaltungen, in ungeheuren Eiskryſtallen und glänzenden Schneedecken zu zeigen, iſt die Schweiz. Im Norden enthält ſie fruchtbare Felder und ſanfte Höhen, mit ſchönen maleriſchen Städten und Dörfern angefüllt; allein die Höhen erheben ſich mehr und mehr und bergen tiefe Thäler und ſchöne Seen; bis ſie endlich zu einer erſtaunlichen Größe hinanſteigen und furchtbare Felſennadeln bilden, oder unfruchtbare Kuppen, deren höchſte Scheitel mit Schnee bedeckt ſind, von denen ſich die Gletſcher in zackigen Eisblöcken bis hinab zu den Wohnungen und Gärten der Bewohner ſenken.

Von dieſer Höhe ſenken ſich die Gletſcher und Eisfelder auch nach dem Süden hinab, doch verſchwinden ſie dort bald in anmuthige Thäler, wo der üppigſte Pflanzenwuchs des Südens ſie ablöſt, und um ſo entzückender auf das Auge und das Gemüth wirkt.

Einer der beſuchteſten Berge der Schweiz iſt der Rigi bei Luzern, deſſen Fuß vom Vierwaldſtädter See aufſteigt, und von deſſen Gipfel man eine herrliche Ausſicht genießt. Die Kantone Schwyz, Uri und Unterwalden enthalten auch hohe Alpengebirge; im Kanton Glarus liegt der hohe Glärniſch, ein maleriſcher und majeſtätiſcher Felſen. Beſonders reich iſt aber an ſolchen Naturwundern der Kanton Bern. Im Berner Oberland iſt der höchſte Berg dieſer Alpenkette das Finſter-Aarhorn, dann die Jungfrau, das Schreck-Horn, der Eiger und der Mönch, das Wetter-Horn und noch viele andere Berge, die alle mit ewigem Schnee und Eis bedeckt ſind, und zum Theil gar nicht, zum Theil nur mit Lebensgefahr erſtiegen werden können.

Im Weſten der Schweiz befindet ſich der höchſte Berg in Europa, der rieſige Montblanc, der eigentlich ſchon zum Herzogthum Savoyen gehört; an ſeinem Fuße liegt das Chamounix-Thal, das Ziel der meiſten Reiſenden. Vom Montblanc erſtrecken ſich in einem weiten Halbkreiſe andere Bergrieſen, wie der große St. Bernhard, der Monte roſa, der Cervin oder das Matter-Horn, welche die Gränze nach Italien bilden. Dazwiſchen liegt das reizende Rhone-Thal oder Wallis, welches in ſeiner Tiefe Feigen, Wein und alle Früchte des Südens keimen ſieht, während ſeine Höhen in Schnee und Eis ſich hüllen.

Welche Wunder umſchließt die Gebirgswelt! Eine Reiſe in ihr gehört zu dem Genußreichſten, was uns das Leben bieten kann. Wir wollen einige Erſcheinungen der Gebirgswelt an uns vorübergehen laſſen. —

Am 3. Auguſt.

Ich habe Euch ſchon von dem großen Waſſerfalle des Niagara erzählt, und Euch eine Schilderung von dem mächtigen Schauſpiele entworfen. Die Schweiz iſt ſehr reich an Waſſerfällen, wovon zwar keiner die Größe jenes Amerikaniſchen erreicht, allein dennoch gibt es ſehr bedeutende darunter, beſonders aber ſind viele derſelben ſehr maleriſch.

Der Reichenbach im Oberhaslithal bildet mehrere Fälle, die zuſammen wohl eine Höhe von 1300 Fuß herabſtürzen. Die brauſende Bewegung der Waſſermaſſe, die ſchäumend und kochend von Fels zu Felſen ſtürzt, dieſe Felſen ſelbſt in ihrer dräuenden, wilden Geſtaltung, der weiße Schaum der Wellen, der ſich auf den grünen Raſenteppich verbreitet, das donnernde Geräuſch, das ſich ſchon in weiter Ferne vernehmen läßt, alles dieſes zuſammen macht einen Eindruck, der ſich nicht beſchreiben läßt.

Nächſt dem Reichenbach iſt es der Gießbach, der auch einen ſehr ſchönen Waſſerfall unfern von dem Dorfe Iſeltwald am Brienzer See bildet. Kleine Waſſerfälle gibt es eine Unzahl; bei Regenszeit ſchwellen ſie an und dann ſind auch die Kleinen ſehenswerth.

Ein Waſſerfall, der von allen Reiſenden, welche die Schweiz bereiſen, gewiß beſucht wird, iſt der Staubbach im Lauterbrunner Thale. Ein unbedeutender Bach fällt hier von einem ſenkrechten Felſen in einer Höhe von 900 Fuß in's Thal. Da er eigentlich frei durch die Luft herunterfällt, ſo löst er ſich gänzlich in Staub auf, ſo daß er wie ein feiner Sprühregen auf die Erde anlangt und weit und breit Alles durchnäßt. In dem feinen Waſſerſtaub werden zu gewiſſen Tageszeiten, wenn die Sonnenſtrahlen ſich darin brechen, Regenbogen ſichtbar, welches einen prächtigen Anblick gewährt.

In demſelben Lauterbrunner Thale, welches ſehr waſſerreich iſt, und viele Quellen beſitzt, wovon es auch ſeinen Namen „lauter Brunnen“ führt, ſind noch mehrere Waſſerfälle, von denen der des Schmadri-Bachs der maleriſchſte und bedeutendſte iſt. —

Tyrol iſt nicht ſo reich an Waſſerfällen wie die Schweiz, und keiner in dieſem Gebirgslande iſt mit dem hier genannten wohl zu vergleichen. Das Salzburgiſche Gebiet hingegen iſt wieder reicher daran. Hier iſt vor Allem das Naßfeld zu nennen, ein Thal, das ſeinen Namen, wie das Lauterbrunner, von den vielen Quellen und Waſſerfällen hat, und deßhalb „naſſes Feld“ genannt wird. Der Kriml-Fall iſt dort beſonders merkwürdig.

Hoch im Norden, in Schweden, iſt der Fall des Trolhätta zu erwähnen; auch Norwegen zählt viele Waſſerfälle.

Der ſogenannte Marmorfall, weil er über Marmorfelſen herunterſtürzt, bei Terni, einige Meilen von Rom, macht vielleicht den herrlichſten Eindruck unter Allen hier genannten. Bei Rom, in dem Städtchen Tivoli, ſind die ſogenannten Caſcatellen berühmt, künſtliche Waſſerfälle, welche durch die Ableitung des Flüßchens Anio entſtanden ſind.

Morgen will ich Euch den Eindruck eines Waſſerfalles, der an der Gränze der Schweiz, wo ſie Deutſchland berührt; ſich befindet, ſchildern.

Am 4. Auguſt.

Der Rheinfall bei Schaffhauſen iſt jener Waſſerfall, von dem ich Euch geſtern zu erzählen verſprach. Wenn ſich ein ſolches Naturſchauſpiel ſtets beim Mondenlichte doppelt zauberiſch darſtellt, ſo iſt es bei dieſem unerläßlich, ihn beim Mondſcheine zu ſehen, um den vollen Eindruck davon zu erhalten. Am herrlichſten ſtellt ſich der Rheinfall dar, wenn man jenen Weg einſchlägt, der dem Laufe des Stromes ſelbſt folgt. Die vielen Felsblöcke, die in dem Flußbette liegen, und der ſchnelle Sturz des Waſſers, bilden ſchon gleich vor der Stadt eine fortlaufende Reihe von kleinen Caſcaden, die gleichſam das Vorſpiel zu dem großen Schauſpiele bilden, welches den Wanderer erwartet.

Man hat ungefähr von der Stadt bis zum großen Falle anderthalb Stunden zu gehen. Man erreicht die freiſtehende Höhe, auf welcher das Schloß Laufen liegt, und ſieht und hört noch nichts von dem gewaltigen Wunder, von dem man nur noch wenige Schritte entfernt iſt. Die Heftigkeit nämlich, mit welcher die Waſſer davonſtrömen, verhindert das Geräuſch, nach dieſer Seite zu dringen, das ſich nach der entgegengeſetzten verliert.

Am Fuße des Schloſſes befindet ſich eine in den Felſen gehauene Treppe, welche zum Ufer des Rheins führt. Beim Hinabſteigen fühlt man, daß der Fels erſchüttert wird, ohne daß man noch eine Urſache davon wahrnimmt. Endlich hat man die unterſte Stufe erreicht und wird mächtig ergriffen, betäubt und doch zugleich erhoben von dem majeſtätiſchen Anblick, denn man hat den ganzen Fall vor ſich. Ein Gerüſt von Holz iſt an dem Felſen angebracht, auf dem man ſich an dem Ort befindet, wo die größte Maſſe Waſſers hinabſtürzt. Hier überläßt man ſich ohne Rückhalt den großen Eindrücken, die von allen Seiten auf die Seele einſtürmen. Denkt Euch, liebe Leſer, den ganzen gewaltigen Rheinſtrom, der aus einer Höhe von 60 bis 70 Fuß niederſtürzt, zwiſchen großen zerklüfteten Felsblöcken, und donnernd wirbelt und ſchäumt, wie ein kochendes Meer. Zu gleicher Zeit rinnen und ſtürzen wohl an Tauſend kleine Fälle aus allen Riſſen und Spalten der Felſen. Der Druck der Luft iſt ſo ſtark, daß man kaum zu athmen vermag.

Man will ſprechen, ausrufen, was das Herz bewegt, allein das Geräuſch übertönt die menſchliche Stimme, und endlich überzeugt man ſich, daß ſtille Bewunderung hier das Genügendſte iſt, und überläßt ſich dem Gefühle eines heiligen Schauers, welches den ſinnigen Menſchen ſtets in Gegenwart großer Naturſcenen ergreift.

Am 5. Auguſt.

Wir wollen unſere Alpenreiſe weiter fortſetzen und heute uns mit den Gletſchern beſchäftigen, die man in Tyrol Ferner nennt; jene eiſigen Maſſen, die ſich von den Gipfeln der Hochgebirge herniederſenken und in hohen Bergthälern oder Schluchten liegen bleiben, wo ſie ſelbſt die Sonne im Sommer nicht ſchmilzt. Sie bilden ſich meiſt durch den häufigen Schnee, der im Sommer zwar geſchmolzen wird, aber durch darauffolgende kalte Nächte wieder gefriert. Manchmal rücken die Maſſen weit in's Thal und bedecken ganze Flächen, wo ſie dann Eisfelder, auch wohl Eismeere genannt werden, weil ſie in der That einem Meere gleichen, das inmitten einer ſtarken Wellenbewegung zu Eis erſtarrte. Aus den Gletſchern entſpringen die bedeutendſten Ströme, wie z. B. die Rhone und der Rhein, und das allmählige und fortdauernde Schmelzen der Gletſcher bewäſſert ſowohl die höher liegenden Alpengegenden, als auch die tiefer liegenden Thäler, und macht ſie fruchtbar.

In der Schweiz gehören zu den beſuchteſten und merkwürdigſten Gletſchern der große und kleine Grindelwald, der Roſenlaui, der Rhone- und der Rheingletſcher, und vor Allen die großen Gletſcher des Chamounixthals, die ſich von dem Montblanc herab erſtrecken, wie der Boſſon und das Eismeer des Montanvert.

In Tyrol haben wir die Alpeiner-Ferner — Ihr wißt, daß Ferner ſo viel wie Gletſcher bedeutet — im Stubaythale, den Trefui-Ferner, den Suldenor-Ferner, die beide von dem höchſten Berge Tyrols, der Ortlesſpitze, ſich herniederſenken, die Ferner des Oezthales u. ſ. w.

Im Salzburgiſchen iſt der Großglockner der höchſte Berg, der den herrlichen Heiligenblut-Ferner hat, dann der Watzmann u. ſ. w.

Der erſte Gletſcher, den der aus dem nördlichen Deutſchland Heranreiſende erreichen kann, iſt der, welcher ſich von dem höchſten Berge der baieriſchen Voralpen, der Zugſpitze, herniederſenkt, oder wer ſich damit begnügt, Gletſcher aus der Ferne zu bewundern, kann ſolche ſchon auf dem Bodenſee erblicken, nämlich den Gletſcher des Arlberges, auch Adlerberg genannt, der die Gränze zwiſchen Tyrol und der Herrſchaft Voralberg bildet, und den Gletſcher des hohen Säntis in der Schweiz.

Anfänglich ſind Gletſcher manchmal ohne große Beſchwerde zu beſteigen, allein wenn man in die höheren Regionen kommt, oder gar einen Weg über Gletſcher von einem Thale in das andere machen will, eine ſogenannte Gletſcherreiſe, ſo iſt dies immer mit Gefahr verknüpft, und es bedarf eines rüſtigen Fußgeſtelles, eines ſchwindelfreien Kopfes und einer guten Lunge, wenn man ein ſolches Wagſtück unternehmen will. Oftmals iſt das Eis ſo glatt und ſteil aufgethürmt, daß man Stufen hineinhauen muß, um es zu erklimmen. Auch füllt lockerer Schnee die Spalten im Eiſe, in dem man verſinkt, wenn man feſten Boden unter den Füßen zu haben glaubt. Manchmal muß man über große Abgründe ſpringen oder ſich von den Führern, ohne die man niemals eine Gletſcherreiſe machen kann, hinüberziehen laſſen. Die Führer ſind kundige Leute aus der Nähe des Gletſchers, die ihn ſchon oft beſtiegen haben, und daher ſowohl mit ſeiner Natur vertraut ſind, als auch, wenn ein Unglücksfall ſich plötzlich ereignet, mit ſchneller Hilfe bei der Hand ſind.

Wer ſich dazu entſchließt, einen ſolchen Uebergang über Eis- und Schneeflächen zu machen, und genöthigt iſt, die Nacht unter dem Schutze einer Eishöhle oder eines Felſenvorſprungs zuzubringen, über ſich den Himmel mit ſeinen Sternen, der durch die blendende Farbe des Schnees ganz ſchwarz zu ſein ſcheint, ringsum eine weitverbreitete Stille, da kein Weſen der Schöpfung in dieſen Regionen lebt, dann nur ſeinen Führer bei ſich hat, der fühlt ſich ſo klein dieſer großen Natur gegenüber, ſo vorübergehend auf dieſem Schauplatze der ewigen Zeugen der Schöpfung, daß der Stolz auch der Mächtigſten dahinſchwindet, und in jeder Seele nichts Raum hat, als das Gefühl der Anbetung des Schöpfers.

Wenn Ihr jemals in die Lage kommt, die Hochalpen zu ſehen, und Ihr Euch die Kraft zutraut, eine Gletſcherreiſe zu beſtehen, ſo verſäumt es nicht; Ihr gewinnet einen Eindruck, der Euch durch das ganze Leben begleitet.

Am 6. Auguſt.

Eine eigene Seite des Alpenlebens bilden die Wirthſchaften zur Zeit des Sommers auf den hohen Bergtriften und Wieſen, oft am Fuße der ewigen Eis- und Schneeberge. Im Frühjahr, wenn es unten im Thale noch rauh und winterlich iſt, keimt und blüht auf den Hochmatten ſchon Alles. Dies kommt daher, weil die Wirkung der Sonnenſtrahlen dort oben ſchon bedeutend ſtärker iſt und Nachts ein reichlicher Thau das Wachsthum befördert. Sobald die ſchöne Zeit beginnt, zieht der Hirte zu Berg. In vielen Orten wird dieſes feierlich begangen. Die Kühe ſind alle prächtig mit Bändern geſchmückt und haben ihr harmoniſches Geläute am Halſe; die Leitkuh, Allen voran, trägt den Melkſtuhl, zwiſchen den Hörnern gebunden, und gleich, als wüßte ſie den Werth dieſer Auszeichnung zu ſchätzen, hebt ſie ſtolzer den Kopf empor. Die Bauernburſche und Dirnen im feſtlichen Anzuge, mit den Geräthen zum Melken, Buttern und Kaſen, worunter man die Käſebereitung verſteht, gehen im Zuge hinter den Kühen.

Iſt man oben auf der Alpe oder Alme angekommen, ſo wird von den Sennhütten Beſitz genommen, in denen man den ganzen

Sommer über bleibt. Die Sennhütten ſind von Holz und geräumig erbaut. Hier wird die Milch aufbewahrt und der Vorrath von Butter und Käſe, der inzwiſchen, wenn er ſich mehrt, in das Thal hinabgetragen wird.

Die Senner leben hier ein einſames und abgeſchloſſenes Leben, das ſie mit ihrer ſchweren Arbeit ganz ausfüllen. Gegen den Herbſt hin finden hie und da wohl luſtige Zuſammenkünfte ſtatt, wo die Senner beim Klange von Zither und Bergſchalmei tanzen. Namentlich iſt dies auf der großen und ihrer trefflichen Waide wegen berühmten Seiſer-Alpe in Tyrol der Fall, die auf dem Wege von Botzen in das Grödener Thal liegt, der über hohes Gebirge führt.

Iſt der Herbſt da, ſo wird mit denſelben Feierlichkeiten, wie man im Frühjahr zu Berg zog, jetzt in's Thal gezogen. Die ganze Einwohnerſchaft des Dorfes nimmt hieran Theil, man freut ſich, die Senner nach ſo langer Abweſenheit wiederzuſehen, und ſchickt ſich an, die Beſchäftigungen des Winters wieder vorzunehmen.

Am 7. Auguſt.

Den lieblichſten Reiz einer Gebirgsgegend bildet ſtets ein See. Die herrliche Farbe eines Gebirgsſee's, das maleriſche Anſteigen ſeiner Ufer, das Wiederſpiegeln der an denſelben befindlichen Gegenſtände in dem Wellenſpiel, übt einen Zauber zu allen Tageszeiten, bei jeder wechſelnden Beleuchtung.

Die Schweiz iſt beſonders reich an Seen; dann hat das baieriſche Oberland einige von großer Schönheit; Tyrol iſt arm daran und beſitzt nur im Süden den Gardaſee; dagegen hat Ober-Italien drei Seen von großer Schönheit, welche tief in die Schweizerberge einſchneiden und ſich dann in die lombardiſche Ebene hineinziehen. Im Norden von Deutſchland gibt es auch Seen, die jedoch den Eindruck der ſüdlichen nicht machen können, weil ihre Ufer flach ſind und ihre Welle nicht ſo lauter und klar iſt. In Schweden, in Rußland, in Ungarn gibt es große Seen, die ſehr fiſchreich ſind und an denen hübſche Städte liegen, allein ſie kommen nicht in Betracht, wenn man von Naturſchönheiten ſpricht. So hat Schweden ſeinen Mälar-, Wener- und Wetterſee, Rußland ſeinen Ladoga-, Onega- und Peipusſee, Ungarn ſeinen Plattenſee u. ſ. w. Der größte der baieriſchen Seen iſt der Chiemſee, er iſt ſehr fiſchreich, und das ſüdliche Ende deſſelben umgeben die Salzburgiſchen

Alpen. Unweit davon, bei Berchtesgaden, iſt der Königſee, am Fuße des Watzmanns, der mit dem Hinterſee in einem einſamen, von ſchaurigen Felswänden umgebenen Thale zuſammen hängt. Von Salzburg oſtwärts, in dem ſogenannten öſterreichiſchen Salzkammergut, iſt der Gmundner-, der Traun-, der Hallſtadterſee u. ſ. w., die alle höchſt maleriſche Umgebungen haben und im Sommer vielfältig von Reiſenden beſucht werden.

Im baieriſchen Oberlande, hoch oben auf dem Keſſelberge, liegt der Wallerſee, der merkwürdigſte von Allen. Der Berg, auf dem er liegt, hat ſeinen Namen Keſſelberg davon, weil ihn der See gleichſam wie einen Keſſel ausgehöhlt hat. Er iſt von ſchroffen Felſen faſt überall eingeſchloſſen, die ſich ſenkrecht aus den Wellen erheben. Dies macht die Fahrt auf ihm bei einbrechendem Sturme ſehr gefährlich, weil es keinen Ort zum Landen gibt, und das Boot gegen die Felſen geſchleudert, ohne Rettung verloren wäre. Der See hat keinen ſichtbaren Abfluß, und man vermuthet daher, daß er mit unterirdiſchen Gewäſſern in Verbindung ſtehe. Wie weit ſich dieſe Verbindungen erſtrecken, kann man zwar nicht beſtimmen, doch iſt es gewiß, daß ſie ſehr weit reichen. Bei jedem Ausbruche des Veſuvs, bei jedem Erdbeben in ſüdlichen Ländern, wird der Wallerſee ſtets unruhig und die Wellen erheben ſich ohne bemerkbaren Sturm bis zu einer furchtbaren Höhe. So war es auch der Fall, als die Stadt Liſſabon durch ein Erdbeben faſt gänzlich zerſtört wurde. Dies ſcheint nun aber der Annahme, von unterirdiſchen Kanälen, die aus weiter Ferne dem See zuſtrömen und ihm die Bewegung großer Erdrevolutionen mittheilen, Bekräftigung zu verleihen.

An der nördlichen Gränze der Schweiz erſtreckt ſich der Bodenſee mit ſeinem weiten, ſchönen Waſſerſpiegel, den viele Dampfſchiffe befahren. Ferner beſitzt die Schweiz den romantiſchen Vierwaldſtädterſee, den lieblichen Züricherſee, den Zugerſee u. ſ. w. Von den italieniſchen Seen iſt der Comoſee der ſchönſte, der Langenſee, im Italieniſchen Lagomaggiore genannt, beſonders wegen der Borromäiſchen Inſeln in demſelben berühmt, und der liebliche Luganoſee zu nennen.

Einen jeden dieſer Seen zeichnet eine eigenthümliche Schönheit aus; bei dem Einen ſind es die ſchroffen Felſenſpitzen, bei dem Andern die lieblichen Gelände, bei dem Dritten die ſchönen Städte an den Ufern, bei dem Vierten fruchtbare und maleriſche Auen und Inſeln, bei Vielen aber mehrere dieſer Reize zugleich.

Am 8. Auguſt.

Wenn man Tyrol vom Norden zum Süden durchzieht, und die ſchöne Stadt Roveredo, hart an Italiens Gränze, erreicht hat, wendet man ſich weſtlich und kommt an den Flecken und Städtchen Mori und Nago vorüber, und erblickt hier von der Höhe den weiten, grünen Spiegel des prächtigen Gardaſee's.

Von Nago ſenkt ſich der Weg jäh hinab, als wollte er den Reiſenden geradezu in die Wellen des See's führen. Die Ausſicht von dieſem Wege iſt himmliſch Links erhebt ſich ein hohes Gebirge, der Baldoberg oder Monte Baldo genannt, rechts ſieht man Höhen prächtig bewachſen, von deren einer ein Waſſerfall herabſtürzt: Dieſes iſt der Fall des Ponal. Der Weg bringt uns zu der Stadt Riva, die ſich maleriſch an dem Ufer des See's ausbreitet.

Ein Dampfboot geht täglich nach dem ſüdlichen Ende des See's ab und kehrt Abends wieder nach Riva zurück. Eine Fahrt auf dieſem Dampfſchiffe gewährt hohen Genuß Beide Ufer des See's ſind mit ſchönen Ortſchaften gleichſam bedeckt, die inmitten der herrlichſten Citronen- und Orangengärten liegen. Hier ſieht der Nordländer zum erſten Male das herrliche Grün dieſes ſchönen Laubes in freier Erde. Im Winter werden die Pflanzungen zwar gedeckt, weil hier, noch im Norden von Italien und ſo nahe den Alpen, die Kälte zu ſtark wirkt. Unter den Bäumen ſind daher in gewiſſen abgemeſſenen Zwiſchenräumen gemauerte Pfeiler aufgeführt, welche als Stützen des Bretterdaches im Winter dienen. Die Ernte iſt ſehr ergiebig, und die Städte Garda, Limone, Deſenzano treiben einen bedeutenden Handel mit dieſen Südfrüchten; ja das Meiſte, was man davon in Tyrol, Baiern und einem Theil von Süddeutſchland ſieht, iſt an den Ufern des Gardaſee's gewachſen.

Am 9. Auguſt.

Es gibt faſt keine ſchönere Erinnerung, als die man von einem Beſuche des Genferſee's mit nach Hauſe nimmt. Auf dem Winkelried, dem Dampfſchiffe, welches den Leman oder Genferſee befährt — man hat dem Schiffe mit Recht dieſen glorwürdigen Namen ertheilt, den meine Leſer ſchon kennen — wollen wir uns einſchiffen und die Eindrücke in uns aufnehmen, welche die Gegenſtände in uns erwecken.

Hier die Stadt Genf ſelbſt mit ihren prächtigen Gebäuden, der Aufenthalt vieler Fremden; dort Lauſanne mit ſeiner herrlichen Ausſicht auf den Montblanc und ſeine Gletſcherkette; das freundliche Vevay, wo alljährlich das heitere Feſt der Winzer gefeiert wird; das Schloß Coppet, das Schloß Chillon mit ſeinen alten furchtbaren Mauern, Nyons u. v. A. An dem Ufer dieſes See's lebten ſtets große Menſchen, die in der Welt Arbeiten und Mühen vollbracht und ertragen hatten, und hier ausruhen wollten, in einer großen, ſchönen Natur, und athmen wollten die reine Luft der Berge.

Ein berühmter Staatsmann, der franzöſiſche Miniſter Necker, die franzöſiſchen Philoſophen Rouſſeau und Voltaire, der engliſche Dichter Lord Byron, der engliſche Geſchichtsſchreiber Gibbon, ſie alle lebten längere Zeit an den Geſtaden des Genferſee's.

Gewöhnlich macht man von Genf aus die Reiſe in's Chamounixthal und zum Montblanc, ſowie auch in das romantiſche Rhonethal.

Am 10. Auguſt.

Ich habe Euch nunmehr Manches von der Waſſerwelt erzählt, die ſich an unſerer ſüdlichen Gränze nach Italien hin erſtreckt. Heute will ich Euch zu einem See im hohen Norden führen, zu dem Loch-Lomond, oder Lomondſee, da Loch im Schottiſchen ſo viel wie See bedeutet, und wir müſſen uns ſomit geraden Weges nach Schottland begeben.

Die Schönheiten dieſes nordiſchen See's ſollen nach der Ausſage der Reiſenden über alle Beſchreibung erhaben ſein. Die Gebirge, welche die Ufer bilden, ſind von der mannigfachſten Geſtaltung, und die Inſeln, welche aus dem Waſſerſpiegel ſich zu einer bedeutenden Höhe erheben, ſind es gleichfalls. Einige mit dunkeln Laubwäldern bedeckt, welche ihre ſchwarze Farbe dem Gewäſſer mittheilen, Andere wieder kahle Felsſpitzen emporreckend, welche vom Wetter gebleicht und verwittert erſcheinen, und nur hie und da von einer ärmlichen Steinpflanze begränzt werden; endlich noch Andere mit friſchen lachenden Ufern, reitzenden Gebüſchen auf dem herrlich grünen Raſen, welche die Anſicht von Gärten gewähren, auf denen der Blick mit Wohlgefallen ruht. Jeder, der zum erſten Male den Loch-Lomond ſieht, bleibt, von dem Anblicke ergriffen, an ſeiner Stelle gebannt, und vermag kein Wort zu finden, um ſeine Gefühle auszudrücken. Es iſt eines der prächtigſten Bilder, welches die Natur dem Menſchen bereitet hat.

In dem See liegen 32 Inſeln, von denen einige mehrere Meilen lang ſind; ſein Horizont iſt von einer bedeutend hohen Gebirgskette begränzt. Auch an Echos fehlt es nicht. Sie ſind in manchen Arten ſo leicht erregbar, daß die Welle, welche an das Ufer rollt, mit ihrem leiſen Geräuſche das Echo erweckt, und es dann klingt, als ob Geiſterſtimmen aus der Ferne zu den Menſchen tönen, welches auch zu vielfältigen Sagen Anlaß gegeben hat, die bei den Schotten heimiſch ſind, daß ihre alten Könige und Barden, die in den Wolken thronen, ſich den Sterblichen im Sturme auf ſolche Weiſe vernehmbar machen.

Am 11. Auguſt.

Auf den hohen Felſen der Alpen lebt ein zierliches Thier, das mit dem Hirſche Aehnlichkeit hat, jedoch ſtatt der Geweihe, mit runden einwärts gekehrten Hörnern verſehen iſt, die Gemſe. Sie gehört zu dem Geſchlechte der Antilopen und Gazellen. Ein munteres, leichtes und ſchnelles Thier, ſehr ſcheu, deſſen Fleiſch gegeſſen und deſſen Fell verarbeitet wird. Aus dieſem Grunde wird der Gemſe nachgeſtellt, und ihre Jagd iſt oftmals ſehr gefährlich; denn die Gemſe, oder das Gratthier genannt, weil ſie auf dem höchſten Rücken der Felſen, dem Grate derſelben, hauſt, flüchtet ſich oft auf unwegſame Felswände, ſetzt über Abgründe und verbirgt ſich in den Eisſchluchten der Gletſcher, wohin der Jäger ihr folgen muß, weil ſie nur, wenn er ihr ganz nahe iſt, geſchoſſen werden kann.

Wenn gleich das Fleiſch der Gemſe zur Speiſe gebraucht wird, ihr Leder Handſchuhe, Kleidungsſtücke und Bettdecken liefert, das Talg und die Hörner ebenfalls benützt werden können, und ſchon dieſerhalb dieſen Thieren eifrig nachgeſtellt wird, ſo iſt es doch auch die Jagd an und für ſich mit ihrer Gefahr und Beſchwerde, welche den Jäger anzieht. Der kühne Bergſteiger mit ſchwindelfreiem Kopfe wird von der flüchtigen Gemſe von Klippe zu Klippe geſprengt, und ſein Eifer wächſt mit der Flüchtigkeit des Thieres. Oft ſieht er ſich denn wohl auf einer Klippe, ringsum von Abgründen umgeben, und weiß nicht, wie er hinaufgekommen iſt und wie er heruntergelangen ſoll; in ſolchem Falle iſt ſchon mancher Gemſenjäger geweſen, und wenn ihm nicht fremde Hilfe zu Theil ward, wie z. B. durch Stricke, die ihm ſeine Gefährten zuwarfen, damit er ſie um den Leib binde und ſich ſo von ihnen auf eine über ihm liegende Felsſpitze hinaufziehen laſſen konnte, war ihm keine Rettung möglich, und er mußte elend auf ſeinem Standpunkte, verhungernd, den Geiſt aufgeben.

Wohl iſt es grauſam zu nennen, daß man dieſes harmloſe, in den rauhen Wildniſſen der Gletſcherwelt ſeine kärgliche Nahrung ſuchende Thier ſo hartnäckig verfolgt. Die Leidenſchaft der Schweizer und Tyroler für dieſe Art der Jagd iſt aber ſo groß, daß ſie den Gegenſtand in beiden Ländern faſt ausgerottet hat. Eine andere Thiergattung, faſt von derſelben Lebensweiſe der Gemſen, der Steinbock, wird, mit Ausnahme einiger Hochthäler von Savoyen, faſt nirgend mehr angetroffen. Es iſt traurig, zu ſehen, wie die Natur durch den Leichtſinn der Menſchen ſolcher ſchönen Thiergattungen beraubt wird, die eine ſo eigenthümliche Bevölkerung der Alpenwelt ausmachten.

Am 12. Auguſt.

Ihr erinnert Euch wohl noch, meine lieben Leſer, der Mittheilung, die ich Euch machte von dem Heldenmuth der Schweizer, von jenem Arnold von Winkelried, der ſich die Speere der Feinde mit eigener Hand in die Männerbruſt drückte. Heute will ich Euch von einem andern ſchweizeriſchen Helden erzählen, deſſen Namen Euch wohl ſchon bekannt geworden iſt, da er durch die meiſterhafte Dichtung unſeres Schiller im Munde des deutſchen Volkes lebt. Es iſt Wilhelm Tell, ein einfacher Landmann zu Bürgeln im Kanton Uri, dem die Schweiz ihre Freiheit zu danken hat, wenigſtens war ſeine That, wenn auch nicht der Antrieb zu dem Bunde, den man die Eidgenoſſenſchaft nennt, ſo doch zu ſeiner weitern Entwicklung

Im Jahre 1307 ſtand die Schweiz unter öſterreichiſcher Botmäßigkeit, und der Kaiſer hatte einen Landvogt, Namens Geßler, dorthin geſendet, der zu Altdorf hauſte und Land und Leute ausſog und bedrückte. Um ſtets neue Bedrückungen wagen zu können, wollte er den unterwürfigen Sinn des Volkes prüfen und ließ daher einen Hut auf einer Stange aufrichten, damit jeder Vorübergehende ſich vor dem Hute verneige. Auch Tell ging des Weges, allein als die bei dem Hute aufgeſtellten Wächter ihn zwingen wollten, die gebotene Verneigung zu vollziehen, da weigerte er ſich deſſen, und meinte, dies ſei eines Mannes unwürdig. Darüber entſtand ein Tumult, den Geßler, der eben von der Jagd heimkehrte, wahrnahm. Auf ſein Befragen wiederholte Tell nicht nur ſeine Weigerung, ſondern trat dem Vogte auch mit männlich kühner Rede entgegen. Geßler ſagte ihm kalt, er habe ſein Leben verwirkt, doch wolle er es ihm ſchenken unter einer Bedingung. Tell hatte ſeinen kleinen Sohn bei ſich, ebenſo trug er als gewandter Schütze ſeine Armbruſt in der Hand, und der Köcher mit Pfeilen hing ihm zur Seite. Der Wütherich befahl nun dem Vater, einen Apfel, der auf des Knaben Haupt gelegt werden ſollte, von demſelben herunterzuſchießen. Gelänge es ihm, ohne den Knaben zu verletzen, ſo ſolle er frei ausgehen von aller Strafe. Nach einem ſtarken innern Kampfe entſchloß ſich Tell, auf ſeinen ſicheren Arm vertrauend, zu dem grauſenvollen Wagſtück. Es gelang ihm, der Knabe war unverſehrt, der Apfel mitten durchſchoſſen, und er gedachte nun, weiter zu ziehen. Allein der argwöhniſche Blick des Vogtes hatte wahrgenommen, daß Tell einen zweiten Pfeil vor dem Schuſſe in ſeinen Koller verborgen hatte. Geßler fragte nun nach der Urſache, und Tell, der nicht im Stande war, zu lügen, antwortete dreiſt: „Mit dieſem zweiten Pfeil durchſchoß ich Euch, wenn ich mein liebes Kind getroffen hätte, und wahrlich, Euer hätt' ich nicht gefehlt!“ Da überlief es den Tyrannen kalt, und er mochte wohl denken, daß ihn der Pfeil des Tell ein anderes Mal ſicher treffen würde, deßhalb hielt er zwar ſein Wort, indem er dem kühnen Schützen das Leben ſchenkte, doch wollte er ihn ſelbſt nach einem Schloſſe führen, wo er ſein Leben lang in einem finſteren Kerker büßen ſollte.

Geßler beſtieg mit Tell ein Schiff, um mit ihm über den Vierwaldſtädterſee nach Küßnacht, wo das feſte Schloß gelegen war, zu fahren. Allein unterwegs überfiel ſie ein Sturm, und das Schiff gerieth in große Gefahr. Da Tell als ein trefflicher Steuermann bekannt wer, ſo gebot Geßler, ihn zu entfeſſeln, damit er das Schiff lenken könne. Er führte es aber nach dem großen Axen, wo eine Felſenplatte in den See ſpringt, auf dieſe ſchwang er ſich und ſchleuderte mit einem gewaltigen Fußtritte das Schiff in die Wellen zurück. Nur mit Mühe entkam der Landvogt dem Tode in den Fluthen. Als er ſich nun aber nach Küßnacht begeben wollte, wartete ſeiner Tell in dem dahinführenden Hohlweg, die hohle Gaſſe genannt, und erſchoß ihn mit ſeiner Armbruſt. Nach dem Tode des Gefürchteten brach die Empörung aus, die ſchon in heimlich ſtiller Nacht auf der hohen Bergwieſe, das Grüttli, von drei Landleuten, Walter Fürſt, Werner Stauffacher und Arnold von Melchthal, verabredet und beſchloſſen worden war.

Dieſe Sage lebt in der Schweiz von Mund zu Mund. Und noch im Jahre 1684 lebte ein männlicher Nachkomme, und noch im Jahre 1720 ein weiblicher Nachkomme Tells in der Schweiz. Dennoch hat man in neuerer Zeit das Ganze für eine Erfindung halten wollen, jedoch ohne dieſer Annahme Eingang verſchaffen zu können. Was gewönne man auch dabei, die ſchöne Sage von dem heldenmüthigen feſten Manne mit allen ihren Umſtändlichkeiten zu verlieren?

Am 13. Auguſt.

In dem ſchönen Lande Tyrol lebt ein frommer, biederer Volksſtamm in alt angeſtammter Art und Sitte. In den älteſten Zeiten hausten dort die Rhätier, ein kräftiges Volk, das von den Römern ſehr gefürchtet wurde, und räuberiſche Einfälle in Ober-Italien machte. Die ſtarken Römer überwanden ſie endlich doch trotz ihrer Tapferkeit. Aber die heldenmüthigen Bergbewohner ermordeten Weib und Kind, verbrannten ihre Wohnungen, und ſtürzten ſich ſelbſt in die Flammen, um nicht Roms Sklaven zu werden. Später jedoch mußten ſie ſich die Oberherrſchaft der gewaltigen Weltbezwinger gefallen laſſen, und ſo blieb Tyrol eine römiſche Provinz, bis das große Reich in ſich ſelbſt zerfiel. Tyrol kam jetzt nach und nach unter die Herrſchaft der Gothen, Franken, Longobarden, und zu Karls des Großen Zeiten wurde es in viele Grafſchaften vertheilt und einzelnen Herren übergeben. Damals war das Land ſehr entvölkert. Im dritten und vierten Jahrhundert war das Chriſtenthum daſelbſt eingeführt worden. Kaiſer Friedrich I. verlieh Tyrol dem Grafen von Andechs, der den Titel Herzog von Meron annahm. Erſt im Jahre 1248 nannte ſich Albert I. Graf zu Tyrol. Im Jahre 1363 kam Tyrol durch Schenkung an Oeſterreich, nachdem die letzte Gräfin Margaretha ihren Sohn und Erben verloren hatte, und ſich nach Wien zurückzog. Seitdem iſt Tyrol dem Erzhauſe Oeſterreich ſtets treu geblieben, und hat, wenn das Schickſal es unter andere Botmäßigkeit brachte, ſtets die heldenmüthigſten Anſtrengungen gemacht, um wieder ſeinem alten Herrn anzugehören. Das letzte Mal geſchah dies im Jahre 1809, nachdem Tyrol im Frieden von Preßburg 1805 an Baiern überging. Da war es, daß dieſe einfachen Landleute, unter der Anführung des Sandwirths Andreas Hofer, aus dem Paſſeierthale, und des Joſeph Speckbacher, aus dem Dorfe Rinn im Unterinnthale, dem franzöſiſchen und baieriſchen Heere, unter den ſieggewohnten Generalen Napoleons, das Land ſtreitig machten und mehrmals den Sieg davontrugen. Nur der Umſtand, daß Oeſterreich auf andern Punkten geſchlagen wurde und den Tyrolern keinen Beiſtand ſenden konnte, und einen Frieden abſchloß, wodurch die Feindſeligkeiten eingeſtellt werden mußten, war die Urſache, daß die Angelegenheiten ſich verwirrten und für den Anführer Hofer den traurigen Ausgang nahmen, daß er nach Mantua abgeführt und dort erſchoſſen wurde.

Hartnäckigkeit im Ueberwinden großer Schwierigkeiten und muthige Verachtung der Gefahr, zeichnen die Tyroler überall aus. Sie ſind geſchickt in mechaniſchen Arbeiten, die ſie treiben, ohne jemals Unterricht darin genoſſen zu haben. Sie zeichneten ſich auch häufig als Künſtler aus, und die Familie Untersberger aus Cavales im Fleimſerthale, kann man mit vollem Rechte eine Künſtlerfamilie nennen, da ſie mehrere bedeutende Maler zählte. In ihrer Lebensweiſe ſind die Tyroler einfach und behalten dieſe Einfachheit auch in der Fremde bei. Ihre Gabe zum Singen iſt allgemein bekannt, und als nach dem verhängnißvollen Jahre 1809 viele Fremde, beſonders Engländer, nach Tyrol kamen, um die denkwürdigen Stätten zu beſuchen, wo ſich der Tyroler Tapferkeit ſo glorreich bewährt hatte, da merkten die Einwohner erſt, welchen Vortheil ſie aus ihrer Gabe des Geſanges ziehen konnten, der den Gäſten ſo wohl gefiel. Sie reiſeten jetzt in alle Welt und jodelten, ſie gingen nach England und Frankreich, und die treuherzigen Menſchen erwarben ſich überall Freunde und Geld mit ihrer einfachen Kunſt.

Die Tyroler, die wir gewöhnlich zu ſehen bekommen, ſind Einwohner des Unterinnthals oder des Puſterthals, auch die Zillerthaler, welche ein Seitenthal des Unterinnthales bewohnen, ziehen in die Fremde, ſie handeln mit Vieh oder ſie verdingen ſich auf großen Landgütern zur Wartung deſſelben, auch handeln ſie mit den Tyroler Teppichen und Handſchuhen, oder mit geſchnitzten Holzwaaren. Einwohner aus den andern Thälern ſieht man faſt niemals im Auslande. Dieſes ſind aber gerade die intereſſanteſten Tyroler. Dieſe bewahren ihre Eigenthümlichkeit in Tracht und Sitte, und wer ſagen will, daß er die Tyroler kennt, muß hauptſächlich in jene Thäler ſteigen, deren Einwohner nur geringen oder gar keinen Verkehr mit dem Auslande unterhalten, wie z. B. die

Sarnthaler, die Jeneſier, die Enneberger, die Einsberger (aus dem Val di Non), die Sulzberger (aus dem Val di Sol), die Fleimſer, die Faſſauer u. ſ. w.

Am 14. Auguſt.

Daß das Innere der Berge Erze, Edelſteine und andere Mineralien enthält, wird Euch bekannt ſein; von der Art und Weiſe, wie dieſe Schätze aus dem Schooß der Erde gewonnen werden, handelt die Bergmannskunde. Die Hochalpen der Schweiz und Tyrol beſitzen im Verhältniß nur wenig Bergwerke. Sonſt wurde bei Schwatz im Unterinnthale viel Silber gewonnen, doch iſt dieſes Bergwerk jetzt eingegangen.

Daſſelbe iſt mit dem Goldbergwerke im Heinzenberge im Zillerthal der Fall, wo das wenige Gold, welches gewonnen wird, nicht mehr die Koſten, die man auf ſeine Ausbeutung verwenden muß, zu decken vermag Bei Hall im Unterinnthal befindet ſich noch ein bedeutendes Salzlager. Hier werden große Höhlen oder Kammern in den Salzſtein gehauen und Waſſer hineingeleitet, welches das Salz verzehrt und in ſich aufnimmt, und dann Soole heißt. Dieſe Soole wird in Oefen geleitet, wo das Waſſer abgedampft wird und wo das Salz dann zurückbleibt.

Die Mittelgebirge ſind es hauptſächlich, wo der Bergbau eifriger betrieben wird, weil er hier größere Ausbeute liefert. So z. B. im Harze, im ſächſiſchen Erzgebirge, im Thüringer Walde, im Fichtelgebirge und im ſchleſiſchen Rieſengebirge.

Die Bergleute, welche den Bergbau betreiben, tragen eine eigene Tracht und führen ein eigenthümliches Leben unter der Erde. So mühſelig es iſt, und ſo ſehr ſie dabei den Gefahren ausgeſetzt ſind, ſo mögen ſie es doch mit keinem andern in der Welt vertauſchen, auch wenn es nach unſern Begriffen das Reichſte und Glanzvollſte wäre. Sie liegen in ihrem Stollen, wie die Gänge genannt werden, die ſie in das Geſtein hauen, wie in einer Gruft lebendig begraben, und ſchlagen die Erzſtücke über ihrem Haupte weg und graben ſich immer weiter in das Innere des Berges hinein. Von Zeit zu Zeit laſſen ſie das Geſtein als Stütze ſtehen; und auch für das Zuſtrömen friſcher Luft iſt geſorgt, indem Oeffnungen nach der Oberfläche des Berges, die, wie man es nennt, zu Tage gehen, gemacht werden, allein dennoch füllen oftmals erſtickende Dämpfe die Schachte und Stollen, welche die ſchlagenden Wetter heißen und den Bergmann tödten; und ebenſo ſtürzen auch oftmals die Decken ein und begraben ihn unter den Trümmern. Dennoch geht er täglich mit frohem Muthe an ſein Geſchäft, ſteigt in die Grube und pfeift ſein Lied, und wünſcht ſich kein anderes Loos auf Erden.

Sehet, liebe Freunde, das iſt die frohe Luſt am Berufe, und die ſoll jeder Menſch zu erlangen ſtreben!

Am 15. Auguſt.

Auf einer Reiſe nach Grönland ſah der Kapitän in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe einen Bären auf den Eisfeldern umherſchweifen, welcher Beute ſuchte. Ein Matroſe hatte Muth gefaßt und erklärte ſich bereit, das fürchterliche Thier anzugreifen und zu verfolgen. Man ſuchte vergebens, ihn von ſeinem Vorſatze abzubringen, und mit einer Wallfiſchlanze oder Harpune bewaffnet, verließ der Wagehals das Schiff, um das Abenteuer zu beſtehen.

Ein ermüdender Marſch von mehr als einer Meile über Schnee und Eis brachte ihn dem Thier ſo nahe, daß dieſes ihn bemerkte, und ihn mit ruhigem Blicke meſſend, gleichſam zum Kampfe herausforderte. Der Muth des Matroſen ſank bedeutend, als er die dräuende Ruhe, die ſich in dem Weſen des Feindes ausdrückte, bemerkte. Indeſſen legte er ſeine Lanze zum Angriff aus und blieb ſtehen. Das Thier ſchien ihn nicht ſehr zu beachten; denn es blieb unverrückt auf ſeinem Platze ſitzen. Dieſe Ruhe deſſelben entmuthigte aber den Matroſen deſto mehr, und er kehrte dem Bären den Rücken und wollte ſich aus dem Staube machen. Dies reizte den Bären zur Verfolgung, und da er geübter war, im Schnee zu marſchiren, ſo kam er dem Flüchtling bald ſehr nahe. Dieſen hinderte die Lanze im Laufen und er warf ſie weg. Glücklicherweiſe lenkte das die Aufmerkſamkeit des Bären von dem Matroſen ab; er blieb ſtehen, wandte die Lanze mit den Tatzen um, biß hinein, und als er ſie nicht nach ſeinem Geſchmacke finden mochte, ließ er ſie liegen und ſetzte ſeine Jagd fort. Jetzt hatte er den Matroſen ſchon wieder faſt ereilt, als dieſer auf den Einfall kam, einen von ſeinen Pelzhandſchuhen fallen zu laſſen. Die Kriegsliſt glückte. Während der Bär ſtehen blieb, um den neuen Gegenſtand zu beſehen und zu beſchnüffeln, gewann der Flüchtling wieder eine bedeutende Strecke, die ihn jedoch nicht gerettet haben würde, wenn er ſeinem Feinde nicht auch den andern Handſchuh und zuletzt ſeinen Hut hingeworfen hätte, um ihn dadurch aufzuhalten und für ſich einen Vorſprung zu gewinnen.

Jetzt hatte der Matroſe nichts mehr, um die Neugierde ſeines Verfolgers zu reizen, und zugleich fühlte er ſeine Kräfte erſchöpft. Er wäre unfehlbar ein Opfer ſeiner Tollkühnheit geworden, wenn nicht jetzt ſeine Kameraden ihm zu Hilfe geeilt wären. Sie ſtellten ſich dem Bären in Maſſe entgegen; dieſer maß ſie ruhig mit den Blicken, und als er ihre Zahl wahrſcheinlich zu groß für ſeine Kräfte fand, trat er ſeinen Rückzug nach ſeinen Eisfeldern an. Der Matroſe wurde halb todt auf das Schiff getragen, und obgleich ſchon lange in Sicherheit, ſchwebte er noch immer in ſolcher Angſt, daß es ſchwer war, ihn zu überzeugen, die Gefahr ſei vorbei.

Dieſer Vorfall hat ſich auf den Eisfeldern an der Küſte Grönlands zugetragen, und der Bär, von dem hier die Rede iſt, war ein Eisbär, welches die Wildeſten und Grauſamſten des ganzen Bärengeſchlechts ſind. Indeß ſind die Bären, welche auf dem Lande leben und der gemäßigten Zone angehören, doch auch zu fürchten. Sie ſind aber, mit Ausnahme der großen Wälder in Rußland und Polen, ſehr ſelten. In den Pyrenäen, in dem Martelthale in Tyrol, und wohl noch hie und da in Savoyen, gibt es Bären, ſonſt ſind ſie überall ausgerottet. Vor Zeiten aber gab es Bären im Schwarzwalde, im Thüringer Walde, im Harz und im Speſſart.

Am 16. Auguſt.

Unweit von Krakau, am Fuße der Karpathen, liegt das Städtchen Wieliczka, in deſſen Nähe das größte Steinſalzbergwerk ſich befindet. Es ſoll ſchon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts entdeckt worden ſein und ward ungefähr 50 Jahre ſpäter ſchon bearbeitet. Mehrmals wurde es durch Bosheit oder durch Unvorſichtigkeit angezündet, und einmal im Jahre 1644 brannte es ſogar ein volles Jahr. Das Steinſalzflötz erſtreckt ſich durch einen Theil Ungarns und Siebenbürgens bis in die Moldau. Ueber die Tiefe dieſes Bergwerkes, das in jenen Flötz gehauen iſt, gibt es verſchiedene Meinungen. Einige meinen, es ſei 4458 Fuß tief, doch iſt das wohl übertrieben, die Länge wird ungefähr auf zwei Meilen und die Breite auf eine halbe Meile geſchätzt.

Die Länge der bereits ausgehauenen Stollen aber ſoll im Ganzen über 120 Wegesſtunden betragen. Das Bergwerk beſteht aus vier übereinanderliegenden Stockwerken; die Gänge des erſteren ſind mit Baumſtämmen geſtützt, bei den andern hat man aber der Feuersgefahr wegen das Holz nicht angewandt, ſondern Pfeiler von Salz ſtehen laſſen, und ebenſo die Stufen in Salz gehauen.

Das Salzwerk gewährt einen überraſchenden Anblick. In dem erſten Stockwerke erblickt man eine dem heiligen Antonius geweihte Kapelle, die in roſenfarbenen Salzſtein ausgehauen iſt, der jetzt nur ſehr ſelten vorkommt. Am Eingang ſteht das Standbild Auguſt II., Königs von Polen, gleichfalls aus Salzſtein. Unweit davon befindet ſich ein Saal, der 7000 Fuß lang und 3000 Fuß breit ſein ſoll, in dem ſich ein ungeheurer Kronleuchter und Säulen befinden, die von ſchwarzem Salzſtein gehauen ſind. An den Wänden hin befinden ſich Leitern zum Hinaufſteigen der Bergleute, deren Grubenlichter ſich in ſchaudervoller Höhe verlieren. Ein Waſſerfall ſtürzt in dieſen Saal, und neben ihm führt der Weg hinauf. Unweit davon ſteht der Obelisk, der 1817 errichtet wurde, als der Kaiſer von Oeſterreich Wieliczka beſuchte. Der ſogenannte Ballſaal iſt ſchön getäfelt und mit einem Orcheſter und transparenten Gemälden verſehen, allein er macht bei weitem nicht die großartige Wirkung der andern rohbehauenen Räume.

In dem obern Stockwerke befindet ſich auch der Salzſee, den man in einem Kahn befährt, und in eine Schlucht kommt, wo die Bergleute den Fremden mit Muſik empfangen, bengaliſches Feuer anzünden und Raketen ſteigen laſſen. Es iſt Niemanden zu rathen, ſich in die vielfach verſchlungenen, weitverzweigten Gänge des Salzwerkes ohne Führer zu wagen, weil man ſich ſonſt verirren könnte und ſein Leben verlöre. Wenn die Bergleute bei ihrer Arbeit auf mächtige Waſſeradern ſtoßen, ſo wird der Bau an dieſem Orte ſogleich eingeſtellt und die Grube mit Thon zugedämmt.

Das Salzwerk zu Wieliczka beſchäftigt über 1200 Arbeiter und gegen 60 Pferde, welche im Werke ſelbſt ihre Ställe haben; von den Arbeitern übernachtet Niemand im Bergwerke. Man berechnet, daß Wieliczka ſeit ſeiner Entdeckung 600 Millionen Zentner Salz Ausbeute geliefert habe. Manches Jahr wurde ſchon über anderthalb Millionen gewonnen. Man hat weiſſes, grünes, kryſtalliſirtes und rothes Salz. Aus dem durchſichtigen werden Waaren, wie Roſenkränze, Krucifixe u. dgl. gearbeitet.

Viele Reiſende beſuchen dies merkwürdige Bergwerk. Man kann theils auf einer Leiter von 470 Stufen hinabſteigen, oder ſich auf einem Taue hinablaſſen, auf welchem drei Gurtſitze angebracht ſind, der Erſte für den Knappen, welcher die Lampe trägt, der Zweite für den Führer, und der Dritte für den Reiſenden, welcher das Bergwerk beſehen will.

Am 17. Auguſt.

Von den älteſten Zeiten her waren die wohlthätigen Wirkungen der warmen Quellen ſchon bekannt. Die Römer ſuchten ſie auf, wie wir es noch in verſchiedenen ausgegrabenen Gegenſtänden in unſern deutſchen Bädern, Wiesbaden und Baden, ſehen. Im Mittelalter war der Gebrauch der Bäder auch bekannt, allein in der neueſten Zeit iſt er durch die Leichtigkeit des Reiſens ſo in Schwung gekommen, wie nie zuvor.

Deutſchland iſt beſonders reich an Geſundbrunnen und warmen Heilquellen. Zu den Erſteren ſind die zu zählen, welche getrunken werden, zu den Letzteren die, welche zum Baden dienen. Es gibt Stahlquellen, Salzquellen, Schwefelquellen, Bitterſalzquellen, doch ſind auch immer mehrere Beſtandtheile zu gleicher Zeit in dem Waſſer enthalten. Ein Aufenthalt in der unmittelbarſten Nähe dieſer Quelle, um ſie zum Trinken oder Baden zu gebrauchen, übt nun auf Krankheiten mancherlei Art einen wohlthätigen Einfluß aus. Nicht nur das Waſſer mit ſeiner auflöſenden, zertheilenden oder ſtärkenden Kraft bewirkt dies allein, ſondern auch der Aufenthalt an den Orten ſelbſt, die gewöhnlich im Gebirge in angenehmer und geſunder Lage ſich befinden, wo für manigfaltige Zerſtreuung geſorgt iſt, und der Kranke unter der Aufſicht eines Arztes ſich, wenn es erfordert wird, einer ſtrengen Diät unterzieht, und fern von ſeinen Geſchäften ſich einer Sorgloſigkeit und Ruhe überläßt, welche dem allgemeinen Wohlſein des Körpers zuträglich iſt.

Zu den berühmteſten Bädern werden Wiesbaden und Gaſtein gezählt, deren heilſame Kraft Allen vorangeht, und ſchon von den Römern gekannt und benützt wurde. Wiesbaden liegt unfern dem Rheine, zwiſchen den Höhen des Taunus, Gaſtein liegt aber zwiſchen Hochalpen des Salzburgiſchen Gebiets, von Schneefeldern und wildtoſenden Waſſerfällen umgeben. Beſonders belebend iſt dieſe Quelle. Als Beweis und zum Troſte der Kranken, die, Geneſung ſuchend, dort ankommen, werden verwelkte Blumen in die Quelle geworfen, die nach kurzer Zeit wieder friſch und blühend erſcheinen. Ein Waſſer, welches die Kraft beſitzt, geſenkte Blumenhäupter wieder zu erheben, beſitzt auch die Kraft, den Muth der Kranken zu erhöhen und ſchon ſo zu ihrer Geneſung beizutragen.

Geſundbrunnen wie Pirmont, welche Stahl und Eiſen enthalten, werden zur Stärkung getrunken, und können faſt Wunder bewirken.

Karlsbald in Böhmen und Kiſſingen in dem Thale der fränkiſchen Saale, ſind auch von bedeutender Wirkſamkeit, und werden deßhalb alljährlich von Tauſenden beſucht, welche dort Abhilfe ihrer Gebrechen finden.

In einem Badeorte wird nach der Vorſchrift des Arztes eine Kur gebraucht, welche man Bade- oder Brunnenkur nennt. Sie beſteht darin, des Morgens beim Aufſtehen eine gewiſſe Anzahl von Gläſern der Quelle zu trinken, und während des Trinkens einen Spaziergang von einer Stunde oder zwei zu machen. Alsdann wird das Frühſtück genommen, und nach dem Frühſtück wird geruht. Dann geht man in's Bad und von dem Bade bis zum Mittageſſen ruht man wieder. Nach dem Eſſen macht man Partien in die Gegend, worauf man Abends wieder einige Gläſer trinkt, und dann, ohne noch Etwas zu eſſen, ſich frühzeitig zu Bette legt.

Da Alles, was zur Kur gehört, wie das Trinken am Brunnen, das Spazierengehen, die Mahlzeiten, und auch in einigen Bädern das Baden ſelbſt, gemeinſchaftlich und in Geſellſchaft geſchieht, ſo iſt nicht zu leugnen, daß der Aufenthalt im Bade eine fortwährende Annehmlichkeit iſt, die ſich jedoch hierauf allein beſchränken ſollte, allein die Welt ſucht noch andere Vergnügungen in Badeorten, und dieſe ſind allerdings im Stande, das, was die Heilquellen und der Arzt gut machen, gänzlich zu vernichten. Hievon will ich Euch morgen noch Einiges mittheilen.

Am 18. Auguſt.

Es gibt eine Art von Bädern, wo die Kräfte der Heilquelle nicht bedeutend in Betracht gezogen werden, ſondern die hauptſächlich ihrer ſchönen Lage, ihrer anmuthigen Gegend und geſunden Luft wegen beſucht werden. Dieſe hat man als Gegenſatz zu den eigentlichen Heilquellen Luxusbäder genannt; und hier ſteht Baden-Baden in erſter Reihe.

Es kann nicht leicht einen Ort geben, der in Hinſicht der anmuthigſten und reizendſten Gegend mit Baden-Baden verglichen werden kann. Ein faſt immer grünes Thal, von den herrlichſten Alleen durchſchnitten, und mit zwei- bis dreitauſend Fuß hohen Bergen umgeben, die gleichſam in drei Abſtufungen ſich in das Thal hinabſenken, deren untere mit Wein, die mittlere mit den ſchönſten Nußbäumen, Kaſtanien und andern Laubhölzern, die oberſte endlich mit Tannen und Föhren bedeckt ſind. Auf zwei Bergen liegen die Ruinen der Burg Baden und Eberſtein, Spaziergänge nach allen Seiten in die benachbarten Thäler, die Eiſenbahn, die durch's Rheinthal nach allen Richtungen führt, der Rhein ſelbſt mit ſeiner einladenden Waſſerſtraße, Alles dies macht Baden zu dem beſuchteſten Stelldichein einer Menge Reiſender aus allen Ländern der Welt, die hier Zerſtreuung und eine wohlthätige Einwirkung auf ihr Gemüth durch die herrliche Natur und geſunde Luft erwarten und finden können.

So lange man dieſes ſucht und befriedigt, wird man wirklich keinen geeigneteren Ort dieſer Art als Baden finden können, allein der Zuſammenfluß ſo vieler vornehmer und reicher Fremden hat eben Anſtalten in das Leben gerufen, welche mit dem eigentlichen Zwecke eines Geſundbrunnens nicht in Einklang zu bringen ſind, und dies hat Baden und andern ähnlichen Bädern den Namen von Luxusbädern verſchafft.

Prächtige Gaſthöfe, üppige Tafeln, die mit einer Unzahl von Gerichten, nach fremder Weiſe bereitet, beſetzt ſind, Tanzgeſellſchaften, große Bälle, Verlockungen aller Art, um Geld auszugeben. Dieſes Alles ſind Klippen, welche die Geſundheit eher untergraben, als erringen helfen können. Vor Allem aber iſt es das Hazardſpiel, welches in dieſen Bädern allen getrieben wird, das eine wahrhaft verderbliche Wirkung ausübt. Dieſe Spiele beſtehen darin, daß ein Mann ein Privilegium erhält, eine Summe Geldes auszuſetzen, und Jeden, dem es beliebt, dagegen ſpielen oder wetten zu laſſen. In dieſem Wetten liegt eine große Verlockung. Der Mann des Privilegiums, den man den Spielpächter oder auch wohl den Bankier benennt, hat einen großen Haufen Goldes und Silbers auf den Tiſch gelegt, und bietet einem Jeden an, irgend eine beliebige Summe dagegen zu ſetzen, ſei es im Kartenſpiel, oder im Würfel- oder im Kugelſpiel. Obgleich es immer nicht recht iſt, wenn vernünftige Menſchen das Geld, deſſen Werth von Tag zu Tage ſteigt, auf eine leichtſinnige Art auf das Spiel ſetzen und verſchleudern, da ſie doch ſo viel Gutes und Edles damit bewirken können; ferner daß ſie dem blinden Zufall das Recht einräumen, über Glück oder Unglück, über Wohlſtand oder Armuth zu entſcheiden, was doch nur ſtets der beſonnenen Ueberlegung, der fleißigen Rückſicht anheimgeſtellt werden ſollte; ſo iſt hier noch die beſondere mißliche Seite hervorzuheben, daß die ganze Wette oder das Spiel ſo berechnet iſt, daß der Spielpächter gegen den Wettenden ſtets im Vortheil iſt und gewinnen muß. Wie es nun erlaubt werden kann, daß ein Einzelner ein ſolches Vorrecht genießt, ſeine Nebenmenſchen verlocken zu dürfen, um ſie dann auszuplündern, das iſt eine Frage, die ich Euch hier nicht erſchöpfend beantworten kann. Nur ſo viel will ich Euch bemerken, daß es ſeit vielen Jahren ſolche öffentliche Hazardſpiele gegeben hat, und daß ſie eben mit vielen andern alten Mißbräuchen noch fortbeſtehen, beſonders weil eben kleinliche Intereſſen, die Einnahme einiger Leute, der größere Wohlſtand einiger Badeorte davon abhängen, und man das große Uebel duldet, um kleinen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen. Zur Ehre unſerer Zeit muß man aber geſtehen, daß das Spiel, wie ich es Euch hier geſchildert habe, von allen rechtlichen und ſittlichen Menſchen nunmehr verabſcheut wird, und es wahrſcheinlich nicht lange mehr dauert, daß dieſe Schmach auch in unſerem Lande, wie es ſchon in England und Frankreich geſchah, ausgerottet werden wird.

Tritt dieſer Zeitpunkt ein, dann werden uns unſere ſchönen freundlichen Bäder nur werther ſein und eine Reiſe dahin ſich für gar Manchen mit leichterem Herzen unternehmen laſſen. Euch aber, geliebte Leſer, möchte ich bei dieſer Schilderung zugleich eine ernſte Warnung zurufen, nie den Verlockungen der Spielbank nachzugeben, denn ſie untergraben Wohlſtand, Geſundheit, Familienglück, Gewiſſensruhe, und ſelbſt für den glücklichen Gewinner, wenn es einen unter Tauſenden gibt, iſt Unruhe, Unſtätigkeit und verzehrende Leidenſchaftlichkeit eine unausbleibliche Folge.

Am 19. Auguſt.

Zu den reizenden Wundern der Gebirgswelt gehören die Höhlen, jene natürlichen Vertiefungen, die ſich im Innern der Erde erſtrecken.

Wir haben in Deutſchland viele ſolcher Höhlen, allein vielleicht die Sehenswürdigſten ſind jene, welche ſich an den Abhängen des Fichtelgebirges hin ausſtrecken, und den Namen der Muggendorfer Höhlen führen, von dem Markte Muggendorf ſo geheißen, bei dem ſie ihren Anfang nehmen, und ſich von da bis in die Nähe von Baireuth erſtrecken.

Die Muggendorfer Höhlen werden von Tropfſtein gebildet, indem nämlich eine wäſſerige Kalkauflöſung von der Decke der Höhlen herabträufelt und im Fallen erhärtet. Hiedurch entſtehen ſeltſame Figuren, die bald wie Orgelpfeifen, bald wie Eiszapfen, bald wie Franſen ausſehen. Oft bilden Anhäufungen von Tropfſtein noch ſeltſamere Aehnlichkeiten, es laufen Strahlen aus einem Mittelpunkte nach allen Richtungen, und man glaubt alsdann, eine Sonne zu ſehen; dann ſieht man oftmals Gebilde gleich gothiſchen Bogen und Pfeilern, Kanzeln, menſchliche oder Thierfiguren u. dgl. Es gewährt einen ſchon wahrhaft überraſchenden Anblick, Tropfſteingebilde dieſer Art zu ſehen, zauberiſch wirkt es aber, wenn eine ſolche Höhle beleuchtet iſt, wo dann der von den Steinen herabſickernde Tropfen, der im Fallen ſtets neue Gebilde ſchafft, ſichtbar wird, und im Lichte wie ein Diamant funkelt. Da nun in demſelben Momente die Tropfen von allen Zacken und Spitzen zugleich herniederfallen, ſo ſieht die ganze Höhle wie mit Diamanten verziert aus.

Außer den Muggendorfer Höhlen ſind die berühmteſten noch die Baumanns-, die Biels- und die Nebelhöhle, jene im Harze, dieſe in Schwaben.

Auf der Inſel Capri bei Neapel befindet ſich eine Höhle, zu der man zu Waſſer durch eine kleine Oeffnung einfährt, und welche die blaue Höhle oder blaue Grotte genannt wird. Durch eine eigenthümliche Brechung der Lichtſtrahlen in dem Waſſerſpiegel, der dieſe Höhle ausfüllt, erſcheinen alle Gegenſtände in derſelben in dem ſchönſten Azurblau, welches, wie Ihr leicht denken könnt, eine prächtige Wirkung macht.

Bei Neapel befindet ſich auch noch eine andere Höhle, gewöhnlich die Hundsgrotte genannt. Sie hat den Namen davon, daß jedes kleine Thier, wie z. B. Hunde, das man hineinläßt, augenblicklich in Zuckungen fällt und ſtirbt, wenn man es nicht ſchnell aus der Höhle bringt. Der Menſch kann hingegen ungefährdet in der Höhle bleiben, ſobald er nämlich aufrecht ſteht; würde er ſich auf den Boden legen, ſo ginge es ihm wahrſcheinlich nicht beſſer, wie den Hunden. Dieſe ſeltſam klingende Eigenſchaft hat ihren einfachen Grund darin, daß aus dem Boden Dünſte aufſteigen, welche zum Einathmen nicht taugen und Erſtickung herbeiführen. Dieſe Dünſte erheben ſich jedoch nur etwa zwei Fuß vom Boden, während in den oberen Räumen der Höhle eine geſunde Luft geathmet werden kann.

Am 20. Auguſt.

In dem Rieſengebirge, welches die Gränze zwiſchen Böhmen und Schleſien macht, befindet ſich bei dem Dorfe Adersbach ein ſogenannter Steinwald, der von allen Reiſenden als Merkwürdigkeit beſucht wird. Ihr müßt Euch jedoch nicht darunter etwa einen verſteinerten Wald denken, und Wir müſſen eingeſtehen, daß die Benennung etwas uneigentlich gewählt ſei.

Das, was man den Adersbacher Steinwald nennt, beſteht aus einzelſtehenden, ſpitzigen oder runden, oftmals einige hundert Fuß hohen Felſen, die in geringer Entfernung von einander einen Flächenraum von einigen Stunden bedecken. Man kann zwiſchen dieſen Felſen gemächlich einhergehen, da ſie gleichſam Straßen und Plätze bilden. Oftmals ſind ſie kühn und ſeltſam geſtaltet, überhängend, ſchroff in die Höhe ſtrebend, gleich Obelisken in eine Spitze ausgehend u. ſ. w. Der merkwürdigſte dieſer Felſen iſt wohl der, welcher, wie ein ungeheurer Zuckerhut von etwa dreihundert Fuß Höhe, auf der Spitze ſteht und den breiten Fuß nach oben kehrt. Um ihn fließt ein kleines Waſſer, und da dieſes immer von der Spitze wegſpült, ſo iſt mit Sicherheit anzunehmen, daß der Koloß über kurz oder lang einmal umſtürzen muß.

Eine Wanderung durch dieſe Felſengruppen iſt wahrhaft ergreifend, und beſonders ſchön, wenn gleich etwas gefährlich, iſt es, hier ein Gewitter zu erleben. Gefährlich deßhalb, weil die Blitze hier gewöhnlich einſchlagen, von den hohen Spitzen der Felſen angezogen. Allein die Majeſtät des rollenden Donners, der ſich in den Windungen des Felſenwaldes verliert und noch nach Minuten darin nachhallt, iſt Etwas, das man gehört haben muß, um den Eindruck begreifen zu können.

Ein überaus reiner Quell ſprudelt zwiſchen den Steinen hervor und wird mit Recht der Silberquell geheißen, ſo rein und erquicklich iſt ſein Waſſer.

Unweit Botzen, in Südtyrol, findet man eine ähnliche Erſcheinung, welche man dort die Erdpyramiden nennt. Auch hier ſieht man himmelhohe Pyramiden aus Erde und Geſtein, gleich den Bäumen eines Waldes, nebeneinander ſtehen. Dieſe haben aber einen beſonders eigenthümlichen Urſprung, der ſo erklärt wird. Der Boden der Höhe, wo jetzt die Erdpyramiden angetroffen werden, beſtand bis zu einer beträchtlichen Tiefe aus Sand- und Lehmſchichten, und war in gewiſſen Entfernungen mit großen Steinen bedeckt. Durch anhaltende Regengüſſe wurde nun der Sand ausgeſpült und in die Tiefe des Thales hinabgeſchwemmt, während die Steine als natürliche Deckel gewiſſe Räume der Fläche gegen die Einwirkung des Regens ſchützten. Hier blieben nun Säulen oder Pyramiden ſtehen, deren Knäufe oder Gipfel jene Steine bilden, während die Zwiſchenräume rein ausgewaſchen wurden. Der Ort, wo dieſe Erdpyramiden gefunden werden, heißt Langmoos, und Ihr ſolltet es nicht verſäumen, wenn Ihr jemals nach Botzen kommt, dieſe Merkwürdigkeit in Augenſchein zu nehmen.

Neben dem alten Schloſſe zu Baden-Baden ſind auch ſchöne Felſenpartien in der Art wie die Adersbacher, nur ſind ſie nicht ſo großartig, noch ſo ausgedehnt.

Am 21. Auguſt.

Auf dem Wege von Baiern nach Tyrol, gleich beim Eintritt in das herrliche Unterinnthal, und unweit von der Hauptſtadt Innsbruck, erblickt man am linken Ufer des Inn eine hohe Felſenwand, die ſich ſenkrecht in das Thal zieht. In beträchtlicher Höhe iſt eine Höhle, in der man ein Kruzifix ſteht, und ſo ſehr das Auge auch ſpähen mag, ſo iſt es doch nicht möglich, einen Pfad zu entdecken, der zu dieſem Kreuze hinaufführte. Die Wand iſt glatt und ſenkrecht, und von allen Seiten von Abgründen umgeben. Man nennt ſie die Martinswand, und von ihr iſt folgende Sage im Volke bekannt.

Kaiſer Maximilian I., der oft zu Innsbruck Hof hielt, liebte ſehr die Gemſenjagd. Nun traf es ſich, daß er einſt, zu hitzig im Verfolgen einer Gemſe, ſich von ſeinem Gefolge entfernte und plötzlich allein ſich in einer Höhle befand. Er wollte weiter ſteigen, allein es zeigte ſich ihm kein Ausweg, von allen Seiten war er von Abgründen umgeben. Wie er in die Höhle gekommen, wußte er ſelbſt nicht. Wahrſcheinlich hatte ihn ein kühner unüberlegter Sprung von einer benachbarten Höhe dort hinein verſetzt, den er aber jetzt nicht zurückthun konnte. Er konnte von ſeiner Höhe auf die Straße ſehen, die nach Innsbruck führte, und bemühte ſich, durch Rufen und Zeichen die unten Vorüberziehenden von ſeiner troſtloſen Lage zu unterrichten. Dies gelang ihm zwar, allein Niemand konnte ihm zu Hilfe kommen. Zu dem Standpunkte, auf welchem der Kaiſer ſich befand, führte kein Pfad, und ſelbſt wenn man Gefahren nicht geſcheut haben würde, ſo konnte man ſich doch kein Mittel denken, wie die ſchroffe, glatte Felswand zu erklimmen ſein möchte.

Die Einwohner von Innsbruck ſtrömten herzu und verzweifelten, wie ſie ihren geliebten Herrſcher in ſolchen Nöthen erblickten. Alle aber überzeugten ſich, daß hier keine Hilfe möglich ſei, und da nun Kaiſer Max ſeinen Tod unvermeidlich vor Augen ſah, ſo zog die Geiſtlichkeit in Prozeſſion aus der Stadt zur Martinswand hin, um ihm aus dem Thale die letzte Oelung nach katholiſchem Gebrauche zu reichen. Allein — ſo erzählt die Sage — hier begab ſich ein Wunder. Ein Engel erſchien plötzlich in der Höhle, welcher dem Kaiſer die Hand reichte und ihn, während die Menge unten betete, den Felſen hinabführte.

In der That war es aber den Chroniken nach anders, als die Sage berichtet. Ein Tyroler Gemſenjäger hatte den Kaiſer in ſeiner Bedrängniß bemerkt, und bahnte ſich durch Felſen und Geſtrüppe an der hinteren Seite des Felſen hindurch, einen Abhang hinan, den Weg, den der Kaiſer in ſeiner Angſt nicht bemerkt hatte. Mit Hilfe dieſes wackeren und kühnen Kletterers gelangte Max auf die natürlichſte Weiſe hinab. Der Tyroler, der ſo glücklich war, den Kaiſer zu retten, hieß Zipſer, wurde aber in den Adelſtand erhoben und bekam den Beinamen von Hollauer. Auf dieſen Namen ſoll der Kaiſer dadurch gekommen ſein, daß der Jäger ihm zurief Hollah! worauf ihm der Kaiſer erwiedert haben ſoll: Ich laure! Der Mann bekam übrigens auch noch einen Gnadengehalt, und ſeine Nachkommen führten den Namen Zipſer von Hollauer fort, bis ſie ausſtarben.

Am 22. Auguſt.

Bei Idria, im Herzogthum Krain, befinden ſich ſehr reiche Queckſilberminen, die von Menſchen bearbeitet werden, denen vielleicht das elendeſte Loos unter allen Menſchen zu Theil wurde. Ihr wißt es wohl ſchon, daß Queckſilber zu den ſtärkſten mineraliſchen Giften gehört, und könnt wohl denken, daß die Gewinnung deſſelben mit Gefahren für die Geſundheit verknüpft iſt. Die Erze, die man in den Schachten losbricht, werden ausgebrannt und ſo aus den Dämpfen das Queckſilber erhalten. Wenn nun gleich alle Vorkehrung getroffen iſt, daß die Arbeiter gegen die Einwirkung der Dämpfe geſchützt werden, ſo iſt es doch nicht gänzlich zu vermeiden, daß ſie in ihre Athemwerkzeuge dringen. So ſiechen die Arbeiter an einer langſamen Vergiftung dahin, bis ein frühzeitiger Tod ſie ereilt. Mangel an Eßluſt, gelbe Geſichtsfarbe, triefende Augen, dies ſind die Uebel, gegen welche dieſe Schlachtopfer vergebens ankämpfen.

Vor Zeiten brachte das Queckſilberbergwerk zu Idria wohl 16,000 Zentner Queckſilber und 1800 Zentner Zinober ein; allein im Jahre 1803 ergriff ein heftiger Brand dieſe unterirdiſchen Räume, und die Dämpfe vergifteten die ganze Gegend. Nur durch das Hineinleiten eines Baches wurde es möglich, das Feuer zu löſchen. Seitdem aber hat die Ausbeute eine Verminderung erlitten, und man gewinnt nur jährlich etwa den dritten Theil von dem früheren Ertrage. Die Gegend um Idria trägt übrigens den Stempel der Vergiftung an ſich, indem der Pflanzenwuchs faſt ganz aufhört, hohe Bäume aber werden gar nicht geſehen.

Das Queckſilber, deſſen Gewinnung mit ſo vielen Beſchwerlichkeiten, ja ſelbſt mit Gefahren verknüpft iſt, iſt ein zu wichtiger Artikel für die menſchliche Geſellſchaft geworden, als daß man ſeiner entbehren könnte.

Es wird zum Verkitten oder Verbinden der Metalle gebraucht, zum Belegen der Spiegel und zum Vergolden, zur Bereitung der Thermometer und Barometer, und auch als Arznei in verſchiedenen Krankheiten.

Sonſt wurden Verbrecher in die Queckſilberbergwerke geſchickt, wie es noch heutzutage in Rußland der Fall iſt, wo man die

Verbrecher auch in Arſenikhütten ſchickt, wo dieſes ſtarke Gift bereitet wird, und die damit beſchäftigten Arbeiter einem langſamen Tode geweiht werden. Jetzt iſt aber in civiliſirteren Ländern dieſer Gebrauch abgekommen. Der Verbrecher wird nach dem, was er begangen hat, geſtraft und im Ganzen mit Menſchlichkeit behandelt.

Am 23. Auguſt.

Schon oftmals trug es ſich zu, daß einſtürzende Berge ganze Thäler mit allen ihren freundlichen und blühenden Städten und Dörfern begraben haben. Ein ſolches Unglück der größten Art trug ſich im Jahre 1618 zu, als der reiche Flecken Plürs in Graubünden, an den Ufern der Maira, von dem Berge Konti verſchüttet wurde.

Am 25. Auguſt 1618 hatte ſich ein gewaltiger Regen eingeſtellt, der fünf volle Tage anhielt, nach welchen ſich der Himmel am 30. Auguſt aufheiterte. Allein in der nächſten Nacht erfolgten neue Regengüſſe, die bis zum 3. September anhielten, wo dann wieder angenehmes Wetter eintrat. Nachmittags am 4. September fielen einige Erdſtücke des Berges Konti nieder und bedeckten einige Häuſer eines benachbarten Dorfes; zugleich kamen Landleute von der Höhe herunter und berichteten, daß der Berg, der ſchon lange Riſſe hatte, an vielen Stellen neue bekam, und daß die Kühe mit ängſtlichem Brüllen den Berg verließen; wie denn die Thiere oft durch ihren Inſtinkt das erſetzen, was beim Menſchen Vorſicht und Ueberlegung heißt.

Die Einwohner von Plürs ließen ſich aber durch dieſe Nachricht nicht erſchrecken; ſie verſpotteten die Landleute ob ihrer großen Aengſtlichkeit, und überließen ſich am Abende deſſelben Tages einer lauten Fröhlichkeit. Die jungen Leute tanzten und die Alten zechten.

Doch plötzlich riß ſich eine ungeheure Maſſe des Konti los und ſtürzte auf Plürs ,und ſeine Umgebung mit Blitzesſchnelle nieder, ſo daß Alles, was Odem hatte, in demſelben Augenblicke unter Schutt und Trümmern begraben lag. Der Schall ſoll ſo furchtbar geweſen ſein, daß man ihn weit und breit, auf Stunden im Umfange, hörte; in der Stadt Chiavenna, die unweit von Plürs liegt, fielen große Staubwolken herab und verfinſterten die Luft. Die Maira, die auch bei Chiavenna vorbeifließt, blieb zwei volle Stunden aus, weil Steine und Schutt ihren Lauf hemmten, und man befürchtete eine Ueberſchwemmung. Die Einwohner von Chiavenna flohen auf die benachbarten Berge und harrten ängſtlich der Wiederkehr des Tages entgegen. Mit dem Aufgange der Sonne eilten ſie nach Piürs. Ihr könnt' denken, liebe Leſer, welch' ein Anblick ſie dort erwartete. Ihre Nachbarn, Freunde und Verwandte lagen tief unter der Erde verſchüttet. An Rettung war nicht zu denken, denn da, wo der Schutt am niedrigſten war, lag er doch 60 Fuß hoch, an andern Stellen war er aber ſo aufgehäuft, daß er die Spitze des Glockenthurms der Hauptkirche ſelbſt bedeckt hatte. Von der Gewalt des Sturzes kann man ſich dadurch einen Begriff machen, daß der Thurm der Marienkirche von dem linken Ufer der Maira an das rechte geſchleudert worden war. Von den dritthalbtauſend Einwohnern des Ortes war Niemand gerettet, als einige wenige Abweſende. Einige Fremde verunglückten mit, weil ſie an dem Unglückstage nach Plurs gekommen waren, um einer reichen Hochzeit beizuwohnen, die dort an dem Tage gefeiert wurde. Durch einen Zufall wurde ein Säumer gerettet. Ein Säumer iſt ein Mann, der Waaren und Güter, auf Pferde oder Mauleſel geladen, über die Gebirge führt. Er kam gegen Abend mit ſeinen ſchwer bepackten Pferden in Piürs an, wo er übernachten wollte, allein das erſte Saumroß ging vor dem bekannten Gaſthofe vorüber und die andern Pferde folgten ihm nach. Vergebens lief der Säumer hinterdrein, um ſie zurückzulenken. Wie er eine beträchtliche Strecke ſo bergan gelaufen war, hörte er hinter ſich ein entſetzliches Donnern und Krachen, und erblickte mit Schaudern den Untergang des Ortes. Von dieſem Manne hatte man denn die Nachricht von der Luſtigkeit der Einwohner an jenem verhängnißvollen Abende, da von dieſen ſelbſt Niemand übrig geblieben war, um es zu erzählen.

Aehnliche Fälle haben ſich öfter ereignet. So wurde die römiſche Pflanzſtadt Maja, in der Nähe von Meran in Südtyrol, von dem Naifgebirge begraben, und zu Anfang dieſes Jahrhunderts ſtürzte ein Theil des Roßberges auf das liebliche Goldau, unweit des Vierwaldſtädterſee's, und begrub es mit allen es umgebenden Dörfern. Auch hier hatten wie gewöhnlich heftige anhaltende Regengüſſe die Erde, welche den Felſen zur Stütze diente, weggeſchwemmt, und dieſe ſtürzten dann, ihres Stützpunktes beraubt, in die Tiefe.

In unſeren Tagen, und zwar erſt vor wenigen Monaten, bedrohte der Felsberg in Graubünden die unter ihm wohnende

Gemeinde. Wie zeigte ſich da aber der Fortſchritt unſerer Zeit im hellſten Lichte. Sogleich wurden in ganz Deutſchland Sammlungen für die unglücklichen Felsberger veranſtaltet, und dieſe gingen der Gefahr aus dem Wege und ſind jetzt im Stande, von den eingegangenen Beiträgen ſich an ſicherer Stelle neue Wohnſtätten zu gründen.

So entwaffnet die allgemeine Menſchenliebe, die unſere Zeit charakteriſirt, ſelbſt die rohen und wilden Kräfte der Natur, und hemmt ihre zerſtörenden Einflüſſe.

Am 24. Auguſt.

Der Menſch ſoll ſich beugen in den Staub und Gott anbeten, der ihm zur Erlöſung ſeiner Sünden den Erlöſer geſchickt hat. Die göttliche Gnade unterſtützt die Menſchen und erhebt ſie zugleich; es gibt keine laſterhafte Neigung, welche ſie mit ihrer Hilfe nicht beſiegen kann. Der Glaube öffnet den Himmel, erhellt das Dunkel, zerſtreut die Zweifel und leitet einen Strom lauteren Lichtes, damit er die Nacht verſcheuche. Neben dem Glauben geht die Hoffnung, die tröſtliche Gefährtin des Lebens und die liebliche Begleiterin der himmliſchen Liebe. Glauben, Hoffen und Lieben, darin beſteht alle Religion. Kein Opfer iſt zu groß, wenn man des Lohnes verſichert iſt. Das Geſetz der Liebe iſt den wahren Chriſten gegeben. Nach dem Beiſpiel ihres göttlichen Lehrers ſchreiten ſie durch das Leben und thun Gutes. Eine ungeheure Liebe, wie ſie Gott ſelbſt entſtrömt, beſeelt ihre Handlungen, erfüllt ihr Denken, durchdringt ihre Gefühle. Leben ſie nur für ſich ſelbſt, oder iſt ihr ganzes Daſein nur Andern gewidmet? Sehet, wie ſie fliegen, um dem menſchlichen Elende abzuhelfen; ſehet, wie ſie Oel und Balſam in die Wunden ihrer Brüder gießen! Je größer das Unglück, je größer die Liebe. Ihre Schätze gehören den Armen; ihre Zeit, ihre Sorgen, ihr Mitleid, ihre Thränen gehören alle denen, welche leiden. Seid Ihr arm, krank, gebrechlich, ſo kommt herbei, und ſie werden Euch helfen. Blutet Euer Herz von jenen geheimen Wunden, die der gefühlvolle Menſch ſo gern verbirgt, ſo wird der wahre Chriſt Euch einen Troſt zu ſpenden wiſſen, der ſie heilt.

Der wahre Chriſt kennt keine Feinde, keine Fremden; er kennt nur Menſchen. Habt Ihr geirrt, gefehlt, ſo fürchtet nichts, der wahre Chriſt kennt keinen beleidigenden Vorwurf; er wird Euch beklagen, mit Euch weinen und Euch geſtehen, daß er eben ſo ſchwach ſei wie Ihr; mit dem Lächeln der Hoffnung auf den Lippen wird er Euch den Heiland nennen, der alles Uebel löst.

Der wahre Chriſt iſt ein guter Vater, ein guter Gatte, ein guter Bruder und Freund. Keine Tugend, die er nicht beſäße! Aber dennoch fühlt er nicht ſeine eigene Vortrefflichkeit, ſondern glaubt, noch immer nicht ſeine Pflicht zu erfüllen, und ſchreibt Alles nur der unendlichen Langmuth und Gnade des ewig guten Gottes zu. Der wahre Chriſt legt keinen Werth auf die Güter dieſer Erde, ſondern er hofft nur auf das himmliſche Vaterland, zu dem ſein Heiland eingegangen iſt. Thränen zu trocknen iſt ſeine Freude, unverdiente Demüthigung ſein Ruhm, Duldung und dulden ſein höchſtes Geſetz. Thut der Böſe ihm Unrecht, ſo bittet der wahre Chriſt Gott, daß er ihm verzeihe, und ſeine Worte werden Segen für ihn herabflehen.

Dieſes Bild, das ich Euch hier entworfen habe, welches ſo ſehr dem Bilde eines Engels gleicht, iſt das Bild eines Anhängers der Lehre Chriſti. Wer in der Religion nur die Satzung der Menſchen ſieht, wird freilich die Schilderung übertrieben finden; wer aber in ihr das Göttliche nicht verkannte, wird einſehen, daß ſich darnach ſtreben läßt, dem Bilde gleichzukommen, wenn man Glaube, Liebe und Hoffnung im Herzen trägt.

Am 25. Auguſt.

Die geſtrige Betrachtung ſchien mir wohl geeignet in dem Augenblicke, wo wir uns mit den erhabenſten Erſcheinungen der Natur viele Tage beſchäftigt hatten, und ihren Wundern, ſowie ihren Schreckniſſen gegenüberſtanden. Wir benützten den heißen Monat Auguſt dazu, wie es auch die Menſchen im Leben thun, eine Reiſe in das Gebirge zu machen, und wenn wir auch nicht eben die Gegenſtände in derſelben Folge ſehen, wie ſie ſich dem Reiſenden darſtellen, und wenn wir vielmehr bald hier, bald dort einen Blick auf die Erſcheinungen in der Gebirgswelt werfen, und ſie unzuſammenhängend in unſere Nähe zogen, ſo werdet Ihr doch, liebe Leſer, Manches davon in Eurem Gedächtniſſe bewahrt haben, und Dieſes Euch Veranlaſſung bieten, zu anderer Zeit und beſſerer Gelegenheit, wenn Eure Vorbereitung dazu ausreicht, Euch eine tiefere Kenntniß über ſolche Gegenſtände zu verſchaffen.

Ehe wir von den Bergen ſcheiden und uns dem Meere zuwenden, das uns den fernen Welttheilen entgegenführt, wollen wir noch den höchſten Berg Europa's in Augenſchein nehmen, den Montblanc nämlich, der mit ſeinem Felſenfuße in einem Thale des Herzogthums Savoyen wurzelt, allein ſeine Ausläufer, wie man die Zweige eines ſolchen Gebirges nennt, in verſchiedene Thäler ſendet.

Der Montblanc beſteht aus mehreren Spitzen und Gletſchern. Die höchſte Spitze heißt der Höcker des Dromedars, la Bosse du Dromedaire, und iſt über 14,000 Fuß hoch, mehr als 500 Fuß höher, als der ihm am nächſten kommende Monte Roſa. Etwa bis zu einem Drittel der ganzen Höhe bedecken ihn Fichten; in einer Höhe von ungefähr 8000 Fuß fängt der Schnee an, der bis zu ſeinem Gipfel reicht, welcher ungefähr eine Fläche von 6 Quadratſchuhen bildet. Am 8. Auguſt 1786 beſtieg ihn zuerſt der Führer Balma aus Chamounix, mit dem Doktor Paccard, im nächſten Jahre beſtieg ihn der berühmte Naturforſcher Sauſſure aus Genf. Die Beſteigung des Montblanc iſt mit großen Beſchwerlichkeiten verknüpft. Man muß über Abgründe klimmen, indem die Führer Stufen in's Eis hauen, die oft nur ſo tief ſind, daß der Fuß knapp darauf haften kann. Manchmal muß man auf ſcharfen Felsrücken fortrutſchen, welche quer durch einen tiefen Schlund ſich ziehen, und auch ſenkrechte Felſenmauern erſteigen, an denen man ſchwebt, indem man ſich an irgend einen Vorſprung oder an eine Pflanze hält und ſo weiter ſchwingt. Ihr könnt denken, welche Gefahr hier bei jedem Schritte die kühnen Reiſenden bedroht, denen das Herabſteigen noch gefährlicher wird. Allein dennoch finden ſich alljährlich Menſchen, welche das Wageſtück unternehmen, theils um ſagen zu können, daß ſie es beſtanden haben, und das Hochgefühl zu empfinden, auf dieſem erhabenen Standpunkte zu ſtehen und eine reinere Luft, als die unſeres Dunſtkreiſes, geathmet zu haben, theils aber auch aus Liebe zu der Wiſſenſchaft. Eine ſolche Beſteigung hoher Gebirge trägt immer ihre Früchte, ſowohl in Bezug auf Höhenbeſtimmungen, auf atmoſphäriſche Betrachtungen, auf geognoſtiſche und andere. In dieſer Beziehung hat ſich in neueſter Zeit der ſchweizeriſche Gelehrte Agaſſiz durch ſeine wiſſenſchaftlichen Gletſcherreiſen ſehr hervorgethan.

Der gewöhnliche Punkt, theils um den Montblanc zu ſehen, ſowie ihn und die ihn umgebende Gletſcherkette zu beſteigen, iſt das ſchon mehrmals genannte Chamounixthal, am nördlichen Fuße des Berges gelegen. Es iſt ein ſchmales Thal, das an manchen Stellen kaum eine halbe Stunde breit und in ſeiner ganzen Ausdehnung nur etwa fünf Stunden lang iſt. Das Flüßchen Arve durchſtrömt es, welches aus dem Aufthauen des Eiſes einer Gletſcherfläche ſeinen Urſprung hat, die man das Eismeer oder den Montanvertgletſcher benennt.

Dieſer iſt der bedeutendſte und intereſſanteſte von den ſechs Gletſchern, die ſich vom Montblanc in das Thal hinabſenken. Das Klima in Chamonnix iſt natürlich ſehr rauh, doch wächſt noch Getreide, Hanf und etwas Gemüſe; Obſt jedoch ſieht man gar nicht mehr. An 4000 Menſchen bewohnen dieſes Thal, die meiſt in zerſtreut liegenden Häuſern leben; der Hauptort heißt la Prieuré de Chamonnix. Für Fremde iſt trefflich hier geſorgt in einem großen Gaſthofe, dem es während der hohen Sommermonate nie an Gäſten fehlt.

Am 26. Auguſt.

Wir verlaſſen jetzt das Gebirge und wenden uns jener großen Waſſermaſſe zu, die unter ſich als Weltmeer oder Ocean im Zuſammenhang, den größeren Theil des feſteren Erdkörpers überdeckt, und ſo weit ſie reicht, ihn bis auf unerhebliche Unterſchiede ſo ausglättet, daß ſie in Bezug auf die darüber hervorragenden Landtheile als eine Ebene genommen wird, die man den Meeresſpiegel nennt, von dem aus die Landerhöhungen gemeſſen werden. Mehr als zwei Drittel der Erdoberfläche werden vom Meere bedeckt. Die Tiefe des Meeres iſt eben ſo verſchieden, als die Erhebung der Einzeltheile des feſten Landes über daſſelbe. Daß die größten Tiefen des Meeres den größten Bergen des Feſtlandes nicht nachſtehen, kann mit einiger Wahrſcheinlichkeit behauptet werden. Um die Meerestiefe zu ergründen, bedient man ſich des Senkbleies, eines Gewichts, das an einem langen Tau in das Waſſer gelaſſen wird; nun hat man ſchon Stellen im Meere gefunden, wo dieſes Senkblei, wenn man es an 5000 Fuß hinabließ, noch keinen Grund gefunden hatte. Gewöhnlich entſprechen die Senkungen des Meerbodens denen des angränzenden Feſtlandes, ſo daß ein flach auslaufendes Land auch einen flachen Meeresgrund, ein ſteil und klippig auslaufendes hingegen auch gleich vom Ufer aus einen tiefen Meeresboden andeutet. Auch gleicht das Geſtein, das dieſen in ſeiner Grundlage bildet, gewöhnlich dem des benachbarten Landes,

Univ[illegible]

ſo daß auch dieſelbe Gebirgslage häufig von einem Feſtlande aus, unter dem Meere weg, zu dem Ufer einer benachbarten Inſel ſich fortſetzt. Liegt flacher Meeresboden ſo niedrig unter der Meeresoberfläche, daß Schiffe auf ihn ſtoßen, ſo bildet er das, was die Schiffer Untiefen nennen. Iſt eine ſolche Stelle mit Sand überdeckt, ſo nennt man ſie eine Sandbank; durch Aufſchwemmen von ſolchem Sand an die Ufer entſtehen die Dünen, als natürliche Erdwälle, die dann durch künſtliche Deiche verſtärkt werden, um ſie zu einem kulturfähigen Boden umzuwandeln. Der klippige Meeresgrund bietet ganze Züge von Erhöhungen, mit Vertiefungen dazwiſchen, dar, deren Gipfel theils mit weichem, der Kultur fähigen Boden als Inſeln, oder ſchroff als Klippen und Riffe über dem Meeresſpiegel hervorragen. Sie hängen unter ſich ebenſo, wie die Berge des Feſtlandes, in Ketten und Gruppen zuſammen, doch weniger in allmähligen Uebergängen, als in ſchroffen Maſſen ſich erhebend. Das Meeresufer bildet entweder kleinere Aushöhlungen, die man Bucht oder Bai nennt, oder größere, welche Meerbuſen oder Golf genannt werden.

Das Meerwaſſer enthält Salz. Durch dieſen Salzgehalt wird es ſchwerer und daher zum Tragen von Schiffen und andern ſchwimmenden Körpern geeigneter. Der Geſchmack des Meerwaſſers iſt bitter, der von den vielen faulenden thieriſchen und pflanzlichen Stoffen herrührt. Auch fördert es die Fäulniß thieriſcher Stoffe, denen es zugeſetzt wird, ſtatt ſie zu hindern, und iſt auch nicht blos ſeines Salzgehaltes wegen untrinkbar, da es, wenn man ihm dieſen durch Deſtillation entzieht, immer Ekel und Erbrechen bewirkt.

Sowohl des Salzgehaltes, als ſeiner ſteten Bewegung wegen, friert das Meer nur bei ſtärkerer Kälte zu, als gewöhnliches Waſſer. In der Tiefe nimmt die Wärme des Meerwaſſers ab, und ſelbſt in den Gegenden des Aequators erreicht es in großen Tiefen den Eispunkt, obgleich das Waſſer wegen des ſtarken Drucks, den es erleidet, doch nicht zu Eis werden kann. Das Waſſer des Meeres in einem reinen Glaſe aufgefangen, iſt völlig durchſichtig; in der Entfernung aber erſcheint es als Maſſe grünlich, dunkelblau, oder wenn die Sonne hinter dem Beſchauer ſteht, beinahe ſchwarz; einzelne ſich brechende Wogen zeigen ſich in der darnach benannten meergrünen Farbe. Bei ruhigem Meere erblickt man den Boden und Gegenſtände auf ihm bis zu einer Tiefe von mehr als 1000 Fuß; ſobald es aber in Bewegung iſt, wird es undurchſichtig. Bei ruhigem Wetter hat das Sonnenlicht unter dem Meereswaſſer etwa die Stärke des Mondenlichts, unter einer Waſſerdecke von 679 Fuß iſt es aber im Meere ganz finſter. Bei Nachtzeit leuchtet das Meer, als wenn Flammen darin ſpielten. Dieſes kommt von faulenden Seethieren her, wie dann jeder faulende Körper im Dunkeln einen phosphorescirenden Schein von ſich gibt. Die vielen Ströme, die ſich in das Meer ergießen, ſowie die Regengüſſe, die auf ſeiner großen Ausbreitung in daſſelbe ſtrömen, vermehren ſeine Waſſermaſſe bedeutend, doch gleicht ſich dieſes durch die unaufhörliche Ausdünſtung des Waſſers wieder aus.

Es iſt eine bekannte Erfahrung, daß das Meer an verſchiedenen Küſten Sand und Erde anſchwemmt, wodurch es den Anſchein hat, als zöge es ſich zurück; allein dafür höhlt es an andern Küſten ſtets neue Buchten, und gewinnt alſo dort wieder an Umfang. Wenn der Wind dieſe ungeheure Waſſerfläche in Bewegung ſetzt, ſo entſteht eine mächtige Wallung, die man das Wogen des Meeres benennt. In ſolchen Gegenden, die meiſt von Land umgeben ſind, erreichen die Meereswogen eine Höhe von 6 — 8 Fuß; auf offenem Meere, in einer großen Entfernung vom Lande, aber wachſen ſie bei großen Stürmen bis auf 24 Fuß an, wobei man aber nur die Hälfte auf den eigentlichen Wellenberg, ebenſoviel dagegen auf das Thal der Wellen, oder die Vertiefung des Meeres unter der Horizonthalfläche rechnen muß. Wenn die Wogen ihre größte Höhe erreicht haben, ſo brechen ſie ſich und ſtürzen über.

Eine dem Meere eigenthümliche Erſcheinung iſt die täglich zweimalige Ebbe und Fluth. Auf ebenen Küſten zieht ſich das Meerwaſſer nach und nach ſinkend zurück, und läßt eine Strecke Landes trocken, dieſes nennt man die Ebbe, dann tritt es wieder ſich erhebend in das Land ein, und dieſes iſt die Fluth. Das jedesmalige Fallen und Steigen des Waſſers dauert etwa ſechs Stunden; das Verweilen auf ſeinem Stande etwa 12½ Minute. Zweimal in jedem Monats-Umlauf erreicht die Fluth ihre größte Höhe, und heißt dann Springfluth, zweimal ihre geringſte, und heißt dann Wippfluth.

Jene Meere, welche man Mittelmeere nennt, die nur in geringer Verbindung mit dem Ocean ſtehen, und von größern Kontinenten eingeſchloſſen werden, zeigen die Erſcheinung nur unmerklich; ganz geſchloſſene Meere, wie z. B. das Kaſpiſche, zeigen ſie gar nicht. Die Anziehungskraft des Mondes hat hierauf den entſchiedenſten Einfluß, wie ſich bei der Beobachtung dieſer Naturerſcheinung abnehmen läßt.

Das große Weltmeer wird in verſchiedenen Abtheilungen gedacht und darnach benannt.

Diejenige große Waſſermaſſe, welche die ſüdliche Halbkugel in einem ununterbrochenen Zuſammenhange überſtrömt, heißt das Süd-Meer. Von ihm nördlich füllt das Weltmeer drei weite Räume aus, wovon der Eine das ſtille Meer oder der große Ocean, zwiſchen der Weſtſeite von Amerika und der Oſtſeite von Aſien, genannt wird; dann füllt das Süd-Indiſche Meer den Raum von Vendimensland, zwiſchen der weſtlichen Seite von Neuholland, der Weſt- und Südküſte Aſiens und der Oſtküſte Afrika's; den anſehnlichen Raum von der Weſtküſte Afrika's, von allen Küſten Europa's und der Nordküſte Aſiens, ſowie von der ganzen Oſtſeite Amerika's begränzt, heißt das große Atlantiſche Meer, von dem der in die nördliche Polargegend reichende Theil das Eismeer genannt wird. Die Mittelmeere, das heißt ſolche, die ſich zwiſchen die einzelnen Landtheile einfügen, bekommen nun wieder andere Namen, wie z. B. das Mittelländiſche Meer ſelbſt, die Nordſee, die Oſtſee, das ſchwarze Meer, das Adriatiſche Meer, das rothe Meer u. ſ. w.

Das Meer gewährt, wenn man es zum erſten Male ſieht, einen wahrhaft erhabenen Anblick; die ewige Bewegung dieſer Waſſermaſſe, die ſich unbegränzt in den weiteſten Horizont verliert, die Brechung der Lichtſtrahlen auf derſelben, vor Allem aber das Nahen und der Ausbruch eines Sturmes, gewähren Eindrücke, die nicht mit Worten wiederzugeben ſind.

Am 27. Auguſt.

Die Höhen, die aus dem Meeresgrunde ſich erheben, bilden die Inſeln. Eine Inſel iſt ein ringsum von Waſſer umfloſſenes Land. Die größte Inſel im Meere iſt Neuholland, welche 150,000 Quadratmeilen hält, und daher auch von den Geographen eben dieſer ungeheuren Größe wegen als das Feſtland der ſüdlichen Halbkugel betrachtet wird.

Da Inſeln von allen Seiten her zugänglich ſind, auch verhältmäßig weit mehr Küſtenland haben, als ein gleich großer Länderſtrich des Feſtlandes, ſo bieten ſie zur Anſiedelung, wie zum Anbau und Handel mancherlei Vortheile.

Nach Neuholland, wenn man es als Inſel betrachtet, iſt Borneo, an der Südküſte von Aſien, die größte Inſel, denn ſie hat über 14,000 Quadratmeilen; Neuguinea und Madagascar haben jede über 10,000 Quadratmeilen, Sumatra über 8000 und Großbritannien (England mit Schottland zuſammen) über 4500. Alle übrigen Inſeln ſind bedeutend kleiner.

Häufig liegen größere und kleinere Inſelgruppen in der Nähe von einem Feſtlande, oder auch entfernt von demſelben, und heißen dann Archipelagus.

Manchmal entſtehen Inſeln im Meere durch vulkaniſche Einwirkungen, indem ſich nämlich durch vulkaniſche Ausbrüche unter dem Meere eine Landſtrecke über deſſen Fläche erheben kann. Die Azoriſchen Inſeln, die Inſel St. Helena, ſcheinen dieſen Urſprung zu haben. Auch durch Korallenriffe, welche von den Korallenthierchen aus der Tiefe des Meeres bis zu ſeiner Oberfläche aufgebaut wurden, entſtehen Inſeln, zu denen die meiſten gehören, welche in großer Menge in der Südſee, weit vom feſten Lande, angetroffen werden.

Von den ſchwimmenden Inſeln, die man in dem Meere antrifft, die ſich aus der Zuſammenhäufung holziger Maſſen und Pflanzenwurzeln bilden, habe ich Euch ſchon früher als von einer wunderbaren Erſcheinung des Meeres geſprochen. Ich glaube, daß Ihr Euch noch daran erinnern werdet.

Am 28. Auguſt.

Eine oft als fürchterlich geſchilderte, doch nicht ſelten auch unſchädliche Erſcheinung auf dem Meere iſt die ſogenannte Waſſerhoſe. Ein Reiſender gibt davon folgende Beſchreibung.

Wir waren ungefähr 100 Seemeilen von Haiti entfernt. Ein leichter Wind, den wir am Morgen kaum geſpürt hatten, und der uns veranlaßte, mit vollen Segeln zu ſchiffen, begann jetzt etwas ſtärker zu werden. Dieſes nahm von Minute zu Minute zu, und unſer Fahrzeug durchſchnitt die Wellen mit einer furchtbaren Schnelligkeit.

Obgleich der Wind ſich ſo plötzlich erhoben hatte, ſo war das Wetter doch noch immer ſchön, der Himmel blau, und nur nach dem Untergang der Sonne färbte ſich der Horizont mit einem glühenden Roth. Das Meer erſchien, ſoweit das Auge reichte, als wäre es eine feurige Maſſe, durch die das Schiff mit Macht ſich einen Weg bahnte. Wir ſteuerten gerade gegen den Untergang der Sonne hin, und es ſah gefährlich aus, wenn man uns ſo dieſem majeſtätiſchen Brande entgegenfahren ſah, gleich der Mücke, die der Flamme nachzieht. Plötzlich erblickten wir große weiße Wellen ſchäumend ſich erheben, die ſich an unſerem Schiffe brachen. Dieſes Schäumen des Meeres bildete ſich in einem kreisförmigen Raume und erhob ſich nach und nach zu einem Hügel, und zog vor uns her und wurde immer dicker, während man einen ſeltſamen Ton darin vernahm, den ich mir nicht zu erklären wußte, der aber auch nicht beſonders Schrecken zu erregen vermochte. Doch nach und nach erhob ſich aus der Mitte dieſes Waſſerhügels eine Säule ziſchend und wirbelnd, die faſt bis zu den Wolken reichte. Es war ein wunderbares und erhabenes Schauſpiel, dieſen Kryſtallpfeiler zwiſchen dem Meere und dem Himmel zu ſehen, den der Wiederſchein der Sonne mit den Farben des Regenbogens geſchmückt hatte, und deſſen Fuß in dem weißen Schaume der Wellen wurzelte. „Eine Waſſerhoſe!“ ſchrien der Kapitän und die Matroſen aus einem Munde.

Bei dieſen Worten fühlte ich einen Augenblick einen unwillkürlichen Schrecken; es war das erſte Mal, daß ich dieſe Naturerſcheinung ſah, welche von älteren Reiſenden ſtets als ſehr gefährlich geſchildert wird. Ich dachte mir, daß wir bald von der Waſſermaſſe verſchlungen werden würden, allein der ruhige Ausdruck auf den Geſichtern der Seeleute verſcheuchte meine Angſt. Es war das Stillſchweigen der Bewunderung, aber nicht des Schreckens, welches die Matroſen feſſelte, und alle Vorſicht, die genommen wurde, beſchränkte ſich darauf, das Schiff ſo zu lenken, daß wir der Waſſerhoſe nicht zu nahe kamen.

Nachdem wir die zauberiſche Wirkung des Schauſpiels einige Sekunden angeſtaunt hatten, befahl der Kapitän, eine Kanone auf die Säule abzuſchießen. Die Kugel zerbrach die Säule an ihrem unteren Ende, und ſie ſtürzte plötzlich wie eine ungeheure Lawine zuſammen. Einige Minuten nachher zeigte das Meer keine Spur von dieſer außerordentlichen Erſcheinung. Wir ſetzten unſeren Lauf ruhig fort; der Wiederſchein der Sonne glänzte noch am Himmel, und der weite Ocean, auf dem wir kein Schiff erblickten, fing nach und nach an, dunkler zu werden. Unſer leichtes Schiff flog von Neuem über die hügelige Ebene mit der Schnelligkeit eines Pfeiles.

In dieſen ſüdlichen Himmelsſtrichen folgt die Nacht ſogleich auf den Tag; es findet keine Dämmerung ſtatt, und Wellen, Meer, Schiff und Horizont verſchwanden mit einem Male in die Schatten der Nacht.

Am 29. Auguſt.

Wie man auf dem Meere Waſſerhoſen hat, ſo gibt es auf dem Lande eine ähnliche Erſcheinung, die man Windhoſe nennt. Dieſe iſt aber in den ſie begleitenden Erſcheinungen und Folgen zerſtörender. Ein Gebirgsreiſender, der eine ſolche im baieriſchen Oberlande beobachtete, entwirft uns davon folgende Schilderung.

Gegen drei Uhr Nachmittags zog ſich am Gebirge von Südoſt nach Oſten ein Gewitter hin, und eine andere ſchwarze Gewitterwolke zeigte ſich im Südweſt, die plötzlich ihre Richtung nach Weſten nahm, und unter Blitz und Donner über unſerem Dorfe hing. Sie ſchwebte einige Minuten tief über der ſumpfigen Ebene, zog unter ſtetem Blitzen und Donnern andere Wolken an ſich, und bildete zuletzt einen ſchwarzen Wolkenberg. Um ein Viertel auf vier Uhr riß ihn ein heftiger Sturm fort, und nun nahm er eine trichterförmige Geſtalt an, die in der Größe eines Thurmes ſich allmählig tiefer ſenkte, und ſich durch eine blaßgraue Farbe von dem andern Gewölke unterſchied. Da, wo die Wolke die Erde berührte, erhob ſich ein dicker ſchwarzer Rauch, wie von verbranntem Stroh oder Pech. Er ſtieg wirbelnd in die kegelförmig herabgeſenkte Wolkenſpitze, und dieſe wälzte ſich auf freiem Felde ſchnell fort. Ihre Dicke erreichte jetzt einen Durchmeſſer von 20 — 30 Fuß, und nahm manchmal eine ſchiefe oder gekrümmte Richtung an. Jetzt hatte ſie eine Hütte erreicht, deckte das Strohdach ab, ſprengte an einem nahegelegenen Zaun die Bretter weg und ſchleuderte die Pfeiler aus der Erde. Acht Strohdächer wurden beinahe ganz abgeworfen, zwei Bäume wurden entwurzelt, und ſtets wachſend an Höhe und Dicke zog ſie jetzt wirbelnd über die Felder. Außer dem Gange der Säule herrſchte eine vollkommene Windſtille, und man ſah ſie blos von einem ſchauerlichen Getöſe begleitet vorüberziehen. Einen Ackermann mit ſeinem Pferde, der ihr nicht ausweichen konnte, warf ſie betäubt zur Erde. Sie hatte jetzt ein neues Dorf erreicht und ſchien es ganz einzuhüllen. Blitze und Hagel fuhren darauf nieder. Bald zog ſie weiter, und überall hinterließ ſie Spuren der Verwüſtung. Bäume, Scheuren, ſteinerne

Häuſer, Grabſteine und eiſerne Todtenkreuze auf dem Kirchhofe wurden niedergeworfen und zertrümmert; allein die hölzernen Kreuze blieben verſchont. Die Kirchenfenſter waren zerſchlagen, das Kirchendach abgedeckt, das Kirchengewölbe eingeſtürzt, die hölzerne Kuppel des Thurmes ward wie mit einer Säge abgeſchnitten und über 50 Fuß mit hinweggeſchleudert. Das Kreuz wurde herabgeſtürzt und ſo tief in den Grund geſchleudert, daß es ausgegraben werden mußte. Die meiſten Einwohner waren glücklicherweiſe auf dem Felde, außer dem Bereich der Windhoſe, und blieben daher am Leben, waren aber Zeugen der Verwüſtung ihrer Wohnungen.

Sie zog immer weiter, hob einen unbeladenen Frachtwagen empor und warf ihn zertrümmert zu Boden; die dabeiſtehenden Knechte wurden im Wirbel herumgedreht und betäubt zu Boden geſchlagen. Hierauf wurde ſie kürzer und zog eine Weile fort, ohne Schaden anzurichten. Nachdem ſie jedoch anderthalb Stunden weiter gezogen war, verlängerte ſie ſich plötzlich wieder über einem Moosgrunde, und als ſie in der Dicke eines ſtarken Baumes über ein kleines Flüßchen ging, hob ſie den darüberführenden Steg auf und zerſtörte die dabeiliegenden Häuſer. Nachdem Alles dies eine halbe Stunde gewährt hatte, löſte ſie ſich in ein heftiges Hagelwetter auf, das der Richtung der Iſar folgte.

Am 30. Auguſt.

Wir kehren zu unſeren Meeresabenteuren zurück. Ein Mann, der ſich dem Meere widmet, das heißt ein Seefahrer, muß Kenntniſſe, Geiſtesgegenwart und Muth bis zur Todesverachtung beſitzen. Der Seefahrer iſt ein Menſch, der auf einem ſtürmiſchen unbeſtändigen Elemente ſteten Gefahren entgegengeht. Er muß mit dem Schiffe, mit ſeiner Konſtruktion, mit ſeinen Eigenſchaften, mit der Kunſt es zu lenken, genau vertraut ſein. Mit einem Blicke muß er das Ganze überſehen; wie die Seele dem Körper, ſo muß er hier befehlen; er muß die Gewalt der Winde ermeſſen können, und auf gewiſſe Weiſe auch ihnen gebieten, indem er ſie zu ſeinem Vortheile benützt oder ſie entkräftet, wenn ſie ihm nachtheilig zu werden drohen. Aus derſelben Kraft muß er entgegengeſetzte Wirkungen zu ziehen verſtehen; ebenſo muß er die Heftigkeit der Wellen beſiegen oder ſie zwingen, ihm zu dienen; die Unbeſtändigkeit ſo mannigfaltiger Kräfte muß er zügeln und aus ihrer Verbindung einen glücklichen Erfolg zu erzielen wiſſen; er muß die Wahrſcheinlichkeit berechnen können und die Zufälligkeit ſich unterwürfig machen; das ſind die Eigenſchaften, die ein Seemann haben muß.

Die Natur muß freilich zu dieſer Beſtimmung Vieles beitragen; ſie muß dem Schiffer den Blick für das Kleine, anſcheinend Unbedeutende, geben; einen ſicheren und ſchnellen Inſtinkt, der ohne langes Beſinnen entſcheidet, und jenen Muth, der ſtets zum Handeln fertig iſt, während der Verſtand noch zu Rathe geht. Allein was die Natur verleiht, muß von dem Menſchen ſelbſt ausgebildet werden. Zu den angebornen Talenten müſſen ſich die Kenntniſſe geſellen, und dieſe laſſen ſich nicht anders erringen, als mitten unter beſchwerlichen Arbeiten, unter den Gefahren ſelbſt.

Bis jetzt haben wir Deutſche uns noch nicht als Seefahrer ausgezeichnet. Engländer, Franzoſen, Spanier, Portugieſen, Holländer und Amerikaner haben es uns darin zuvor gethan.

In früherer Zeit waren es die Spanier, unter Anführung eines Italieners, und Portugieſen, welche den neuen Welttheil entdeckten und den Weg um das Vorgebirge der guten Hoffnung gefunden haben; die Engländer haben ſeitdem auch große Entdeckungen gemacht, ebenſo die Franzoſen; vor Allem aber war es ein großer Mann, jener Italiener, der durch Muth und Entſchloſſenheit eine der größten Entdeckungen herbeiführte, und deſſen Leben ein großes Beiſpiel der Wandelbarkeit des Glückes vor Augen ſtellt. Ich will Euch morgen von dieſem Manne Einiges erzählen.

Am 31. Auguſt.

Dieſer Mann iſt Chriſtoph Colombo, oder wie man ihn gewöhnlich lateiniſch zu nennen pflegt, Colombus. Er ward in der Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts in der Gegend von Genua geboren; ſein Vater war Wollkrämer und der Sohn half ihm bis in's vierzehnte Jahr in ſeinem Geſchäfte. Von jetzt an widmete er ſich dem Seedienſte und ſchwang ſich bis zum Kapitän eines Kriegſchiffes in neapolitaniſchen Dienſten empor. In einem Alter von 28 Jahren verließ er Genua „bürgerlicher Unruhen wegen, und ging nach Liſſabon, von wo er mehrere Reiſen unternahm. Er kam auch nach Island. Seine fleißigen Beobachtungen ſchrieb er auf und verglich ſie mit Reiſeberichten und Erdbeſchreibungen, ſtudirte fleißig Stern- und Meßkunde, Geſchichte und Philoſophie. Er verheirathete ſich hierauf und erhielt als einen Theil ſeines Brautſchatzes eine Sammlung ſchätzbarer Seekarten. Durch alle dieſe Studien glaubte er zu der Ueberzeugung gelangt zu ſein, daß nicht allzufern nach Weſten ein bewohntes Land liegen müſſe, was er für eine weitere Ausdehnung von Aſien hielt, und daher den Entſchluß faßte, nach Weſten hin einen Weg nach Indien zu ſuchen. Er dachte nun daran, die Unterſtützung einer Regierung zu dieſer Reiſe zu erhalten.

Der junge dreißigjährige Mann ging nach Genua, nach Venedig, nach Frankreich und England, allein nirgend fand er geneigtes Gehör. Endlich wandte er ſich an Johann II. von Portugal. Dieſer hörte zwar Colombo's Anträge aufmerkſam an, allein nur, um heimlich ein Schiff auszurüſten und es nach der angegebenen Richtung ſegeln zu laſſen. Es kam jedoch bald zurück und erklärte das Vorhaben für unmöglich. Als Colombo davon Nachricht erhielt, verließ er Portugal höchſt entrüſtet und ging nach Spanien, wo damals Ferdinand und Iſabella herrſchten. Auch hier mußte er Jahrelang auf die Erfüllung ſeines heißen Wunſches warten. Endlich gab ihm die Königin ihre Zuſtimmung und einen Freibrief, kraft deſſen er zum Großadmiral aller Meere und zum Statthalter oder Vicekönig aller Inſeln und Länder, die er entdecken würde, ernannt, ihm auch der Zehnte aller Erzeugniſſe dieſer Länder zugeſichert ward, nebſt noch vielen andern Freiheiten, welches Alles auf ſeine Nachkommen erblich übergehen ſollte. Mit dieſem Hinhalten waren aber 15 Jahre vergangen und Colombo trat erſt im fünfundvierzigſten Jahre ſeine Entdeckungsreiſe an. Der 3. Auguſt 1492 war dieſer merkwürdige Tag. Von der Regierung hatte er zwei Schiffe erhalten; das dritte hatte er auf eigene Koſten gerüſtet. Die Bemannung beſtand aus 120 Mann. Colombo ſelbſt befehligte das Admiralſchiff Santa Maria, Martin Alonzon Pinzon befehligte das zweite Schiff Pinta, und das dritte, Nina, befehligte des vorigen Bruder, Vincent Janes Pinzon. Schon am vierten Tage mußten die gebrechlichen Schiffe ausgebeſſert werden, und als man nach etwas über einem Monate die Inſel Ferro aus dem Geſichte verloren hatte, verlor auch ein großer Theil der Mannſchaft den Muth, und brach in Vorwürfe gegen Colombo aus. Noch gelang es ihm, die Gemüther zu gewinnen, indem er die Hoffnung belebte und die Gewinnſucht nach Gold und Schätzen in den zu entdeckenden Ländern zu reizen ſuchte; als aber nach mehreren Wochen das erſehnte Land noch immer nicht ſich zeigte, immer neue und ſonderbare Erſcheinungen die Gemüther beunruhigten, und die ſteten Weſtwinde die zagenden Schiffer immer weiter von Spanien führten, da bildete ſich eine Verſchwörung; man wollte Colombo zwingen, umzukehren oder ihn über Bord werfen und allein nach Hauſe fahren.

Colombo beſchwichtigte ſeine Schiffsmannſchaft durch das Verſprechen, mit ihnen zurückzukehren, wenn binnen drei Tagen das Land ſich nicht zeigen würde. Der erfahrene Seemann ſah nämlich aus untrüglichen Zeichen, daß ſeine Hoffnung ſich erfüllen müſſe. Er erkannte Landvögel, die an den Schiffen vorüberſtreiften, und unfähig ſind, weit über Meer zu fliegen; abgeſchnittene Stücke Rohr und friſchgebrochene Früchte ſchwammen dem Schiffe entgegen. Er befahl, mit Vorſicht weiter zu fahren, um nicht während der Nacht auf Klippen zu ſtoßen, und verſprach dem, der zuerſt Land entdecken würde, einen jährlichen Gehalt von 30 Kronen und einen prächtigen Sammetpelz. Colombo ſelbſt blieb die ganze Nacht auf dem Verdecke des Schiffes, und zwei Stunden vor Mitternacht erkannte er ein Licht. Er rief zwei Zeugen, welche entſchieden, es müſſe eines Fiſchers oder Reiſenden Fackel ſein. Mit Anbruch des Tages ſahen ſie die Küſte vor ſich und landeten.

Ihr könnt denken, liebe Leſer, welche Gefühle die Bruſt des muthigen beharrlichen Mannes durchſtrömten, der endlich ſeine Wünſche und Vorausſetzungen ſo ſchön gekrönt ſah. Er und alle ſeine Begleiter fielen auf die Knie, dankten Gott, küßten den Boden und pflanzten das Kreuz und die königliche ſpaniſche Standarte auf, und in Gegenwart der nackten und erſtaunten Indianer nahm Colombo Beſitz von dieſem Lande und ward einſtimmig von ſeiner Mannſchaft als Vicekönig und Statthalter anerkannt.

Am 1. September.

Ich will Euch heute von den weiteren Schickſalen dieſes großen Mannes erzählen.

Es war am 12. October 1492, alſo etwas mehr als zwei Monate nach der Abfahrt aus Europa, als Colombo das erſte Land des neuen Welttheils entdeckte. Es war eine Inſel, welche die Eingebornen Guanahani benannten, und welcher er den Namen San Salvador beilegte. Am 14. verließ er ſie wieder und entdeckte in den folgenden drei Tagen drei andere Inſeln; am 28. landete er auf der großen Inſel Cuba, die er zu umſchiffen ſuchte. Als ſich jedoch die Schwierigkeiten häuften, kehrte er um und muthmaßte, daß es ein Feſtland ſei. Von hier ſegelte er nach Haiti, wo er den 6. December landete, und mit den Kaziken, wie die Beherrſcher der Inſel hießen, freundſchaftliche Verbindungen anknüpfte. Die Inſel Haiti nannte er Hiſpaniola. Am Chriſtabend ſcheiterte das Admiralſchiff. Allein Menſchen und Ladung wurden gerettet. Aus den Trümmern des Schiffs ließ Colombo eine Art Feſtung anlegen, wo er 36 Perſonen, drei Kapitäns, einen Arzt, einen Kanonier und einige Zimmerleute nebſt Waffen und Lebensmittel auf ein Jahr zurückließ. Hierauf ging er mit ſeinen beiden noch übrigen Schiffen nach Europa zurück.

Der größte Theil der Fahrt war glücklich, allein am 14. Februar erhob ſich ein gefährlicher Sturm, der beide Schiffe trennte. Dennoch erreichte er vier Tage ſpäter eine der Azoriſchen Inſeln, und am 4. März landete er in Liſſabon. Sogleich ſendete er einen Eilboten an den König und die Königin von Spanien, und einen andern an den König von Portugal, der ihn mit größten Ehren empfing. Als er ſich hierauf nach Barcelona begab, wo damals der ſpaniſche Hof verweilte, da glich ſeine Reiſe einem Triumphzuge. Der König und die Königin empfingen Colombo öffentlich, auf den Stufen des Thrones ſtehend, und befahlen ihm, ſitzend ſeine Reiſe zu erzählen. Er wurde in allen ſeinen Würden und Vorrechten, die man ihm verheißen hatte, beſtätigt, und mit ſeiner ganzen Familie in den hohen Adel Spaniens aufgenommen.

Colombo reizten dieſe Ehrenbezeigungen wenig, er betrieb mit Eifer die Ausrüſtung zu ſeiner zweiten Reiſe, um ſeine Entdeckungen weiter auszudehnen und die Herrſchaft Spaniens über dieſelbe zu befeſtigen. So konnte er denn am 25. September 1493 mit zwölf großen und fünf kleinen Schiffen, 1500 Menſchen aus allen Ständen, und mit Allem, was ſie nöthig hatten, verſehen, wieder die Anker lichten. Auch dieſe Fahrt ging glücklich von Statten, und er entdeckte wieder viele Inſeln, unter andern Guadeloupe, Jamaika und Santa Cruz. Hierauf wollte er die Mannſchaft, die er von ſeiner erſten Reiſe zurückgelaſſen hatte, beſuchen, fand ſie aber ermordet, weil ſie durch Rohheit und Habſucht die Indianer gereizt hatten. Colombo ſchloß ein neues Bündniß mit ihnen und legte auf der Oſtſeite der Inſel eine Stadt an, welche er Iſabella nannte. Zwölf Fahrzeuge ſandte er mit Proben der Inſelerzeugniſſe, worunter auch Gold war, das man im Sande gefunden hatte, nach Spanien zurück, ließ ſeinen Bruder Diego als Präſidenten in der Stadt, und ging mit Fußvolk und Reiterei nach dem Gebirge, wo er die Feſtung St. Thomas anlegte. Als er nach Iſabella zurückkam, fand er ſeinen Bruder Bartolomeo, der vom König von Spanien mit drei Schiffen nach Hiſpaniola ihm nachgeſandt worden war. Colombo ernannte dieſen zu ſeinem Stellvertreter in Indien. Die Spanier hatten indeß die Indier auf Hiſpaniola grauſam behandelt und dieſe zur Verzweiflung getrieben. Sie empörten ſich, wurden jedoch beſiegt und ihr König Kaunaboa nach Spanien geſandt.

Allein ein Glück, wie es Colombo hatte, mußte Neider erregen, und dieſe waren in Spanien nicht unthätig geblieben, und hatten den mißtrauiſchen König Ferdinand dazu vermocht, einen Mann, der Colombo's perſönlicher Feind war, nach Hiſpaniola zu ſenden, um die Handlungen des Entdeckers der neuen Welt zu unterſuchen. Colombo fand es unter ſeiner Würde, ſich dieſem Richter zu unterwerfen; er ließ ſeinen Bruder Bartolomeo zurück und ging am 10. März 1496, mit 225 von ſeinen Landsleuten und dreißig Indianern, nach Europa zurück. Nach einer mühſeligen und gefahrvollen Reiſe erreichte er am 20. Juni die ſpaniſche Küſte. Schon am nächſten Tage begab er ſich nach Hof. Die perſönliche Erſcheinung des würdigen Mannes, die mitgebrachten Schätze und Seltenheiten erfreuten den König und die Königin ſo ſehr, daß alles gegen ihn Vorgebrachte vergeſſen war. Allein dennoch wußten ſeine Feinde beinahe zwei Jahre lang eine neue Ausrüſtung hinauszuſchieben. Endlich im März 1498 trat er mit ſechs gebrechlichen Fahrzeugen ſeine dritte Entdeckungsreiſe an. Auch diesmal krönte das Glück ſeinen Eifer. Er entdeckte Trinidad, die Landſpitze Coſta u. ſ. w. Beſorgniß trieb ihn nach Hiſpaniola. Sein dort zurückgelaſſener Bruder hatte die neue Stadt St. Domingo gegründet und ſie mit Iſabella verbunden. In der Colonie fand er große Gährung, und er mußte zur Beruhigung der Mißvergnügten manche Ungerechtigkeiten gegen die Einwohner geſtatten.

Seine Feinde in Spanien hatten aber während dieſer Zeit nicht geruht. Ein neuer Abgeſandter erſchien, Namens Franzisko Bovadilla, mit ausgedehnten Vollmachten verſehen. Er traf gegen Ende Auguſt 1500 in Domingo ein, erklärte ſich zum Präfekten der Regierung, nahm das Haus, das Vermögen und die Papiere des Admirals in Beſchlag, ließ ihn und ſeine Brüder vorfordern, und ſandte ſie nebſt den Anklagen ſeiner erbittertſten Feinde, die er verhören ließ, nach Spanien. Der Schiffshauptmann wollte zwar, als ſie auf der See waren, Colombo die Ketten abnehmen, allein dieſer ließ es nicht geſchehen. Als er in Spanien gelandet war, ſchrieb er an den König und die Königin, er und ſeine Brüder ſeien in Ketten angekommen. Ferdinand und Iſabella ſchämten ſich ihres Undanks, und gaben Befehl, den edeln Männern nicht nur die Ketten abzunehmen, ſondern ſie ließen ſie auch an den Hof nach Granada kommen, wo ſie Colombo ſehr höflich empfingen. Bovadilla wurde abgeſetzt, allein da man den Admiral zur Ausrüſtung einer vierten Entdeckungsreiſe in Spanien zu brauchen vorgab, ſo ward demnach ein anderer Statthalter nach Indien geſchickt. Colombo ertrug alle dieſe Kränkungen mit Gleichmuth, da er nur die Beendigung ſeines großen Werkes im Auge hatte, nämlich das Reich ſeiner Entdeckungen zu erweitern.

Mit vier Schiffen und 150 Perſonen machte er ſeine vierte Reiſe in großer Schnelligkeit. Diesmal berührte er die Küſte von Braſilien, entdeckte einige Inſeln, fuhr im Golf von Mexiko am Feſtlande hin, welches ſein Bruder Bartolomeo für die Krone Spanien in Beſitz nahm. Ein Sturm zerſtörte zwei Schiffe, und Ende Juni 1503 ſcheiterten die beiden Uebrigen auf Jamaika, und nur wie durch ein Wunder wurde die Mannſchaft gerettet. Colombo erkrankte von allen den Anſtrengungen. Mit großer Mühe gelang es ihm, von dem Statthalter in St. Domingo ein Schiff zur Rückkehr nach Spanien zu erhalten. Krank beſtieg er es und kam als ein gebeugter, ſich dem Greiſenalter nähernder Mann in Europa an. Die Königin Iſabella war unterdeſſen geſtorben, und der König Ferdinand dachte daran, Colombo Alles zu entziehen, was er ihm früher bewilligt hatte. Er erlaubte, daß mehrere Abenteurer auch auf Entdeckungen ausziehen konnten, welches gegen die Privilegien Colombo's ſtritt. Dieſer Undank brach das Herz des großen Mannes, und er erlag endlich am 20. Mai 1506 in der ſpaniſchen Stadt Valladolid, wo er auch begraben liegt. Der König Ferdinand ließ ihm nun ein prächtiges Grabmal ſetzen, mit einer Inſchrift, die im Deutſchen alſo lautet: „Colombo gab Kaſtilien und Leon eine neue Welt.“

Dies war das Leben eines ſeltenen und großen Mannes, der auf die neue Geſtaltung aller Verhältniſſe, durch die Wichtigkeit der Endeckung eines neuen Welttheils, den mächtigſten Einfluß übte. Er zeigt uns, was Muth und Ausdauer vermögen, wenn ſich dieſe Eigenſchaften mit einem klaren Verſtande und mit Kenntniſſen verbinden, aber zugleich ſehen wir auch aus ſeinem Beiſpiele, daß ein Verdienſt, und ſei es noch ſo hoch und glänzend, dem Neide und der Bosheit ſtets ausgeſetzt iſt, und daß es dem, der es beſitzt, Kummer und Drangſal bereiten kann.

Den Feinden des Colombo gelang es auch, daß der neue Weltheil nicht nach ihm, ſondern nach einem andern Seefahrer, den ihm der König nachgeſandt, benannt wurde. Dies was Amerigo Veſpucci, der mit Colombo zugleich das Feſtland von Nord-Amerika entdeckte, welches von ihm den Namen erhielt, den noch heute der ganze Welttheil führt. Erſt in der neueſten Zeit hat ein neu ſich bildender Freiſtaat die Gerechtigkeit geübt, ſich nach dem eigentlichen Entdecker Colombia zu nennen.

Am 2. September.

Zur Zeit, als Colombo und die, welche nach ihm kamen, Amerika entdeckt hatten, wurde es ſchon von Menſchen bewohnt, welche zum Theil unabhängig und umherziehend lebten, zum Theil aber auch größere Geſellſchaften oder Staaten bildeten. Solche Staaten fand man in Peru und Quito, in Mexiko u. ſ. w. Dieſe Völker hatten ihre eigene Religion, ihre Sprache, Anfänge von Künſten, eigenthümliche Staatseinrichtungen, eigenthümliche Sitten und Gebräuche. Die Europäer bekriegten die Eingebornen und drängten ſie immer mehr und mehr in beſcheidene Gränzen, ſo daß jetzt nur noch wenig Ueberbleibſel rein und unvermiſcht von ihnen angetroffen werden, welche in undurchdringlichen Wäldern unter ſelbſtgewählten Häuptlingen und nach eigenen Verfaſſungen leben, und theils keine oder gänzlich unabhängige Verhältniſſe mit den Europäern unterhalten, oder ihnen gar feindlich gegenüberſtehen.

Man hat den Einwohnern Amerika's den Namen Indianer gegeben, der eigentlich den Bewohnern Oſtindiens zukommt, weil man Amerika, bei deſſen Entdeckung, für die Fortſetzung des aſiatiſchen Feſtlandes, alſo eigentlich für deſſen Oſtküſte hielt, mithin ſeine Bewohner für Oſtindier. Wie man jetzt weiß, war dieſe Annahme falſch. Der urſprüngliche Stamm der Amerikaner bildet eine eigene Menſchenraſſe von zimmtbrauner oder Eiſenroſtfarbe, mit ſchlichten, ſtraffen und ſchwarzen Haaren, breitem Geſichte und ſtark ausgeprägten Zügen. Dieſe Indianer, wie man ſie nennt, ſind von großer Statur und verhältnißmäßigem Gliederbau, nur die im Süden Amerika's haben einen längeren Leib und kürzere Beine. Sie haben das, was man natürlichen Verſtand nennt, ein ſcharfes Auge, ein feines Gehör, und ſelbſt einen ſo ausgebildeten Geruchsſinn, daß er faſt dem der Hunde gleich kommt. Keine andere Menſchenraſſe beſitzt dieſe Gaben in ſo hohem Grade.

Ob die Indianer ein Menſchengeſchlecht ſind, das von Anfang in Amerika gelebt hat, oder ob ſie aus Sibyrien ſich nach dem Norden Amerika's verpflanzten, dieſes iſt ſchwer zu ermitteln. Im Ganzen iſt jetzt die Zahl der Indianer nur ſehr klein, doch ſpalten ſie ſich in außerordentlich viele Stämme, von denen ein jeder ſeine eigene Sprache redet, es ſollen ihrer an 1000 ſein. Ein ſolcher Stamm beſteht oftmals nur aus wenig Menſchen, und es iſt wahrſcheinlich, daß viele von dieſen Stämmen bald gänzlich ausgeſtorben ſein werden.

Nur in Chile leben noch die Araukaner, welche man als ein Indianervolk betrachten kann. Sie ſind 500,000 Köpfe ſtark und nehmen den ganzen ſüdlichen Theil der Provinz Chile ein. Sie ſind unabhängig und haben eine gewiſſe Civiliſation erreicht. Die Araukaner haben ein eigenes Geſetzbuch, eigene Richter, eine einfache Naturreligion, welche ein höchſtes Weſen und eine Unſterblichkeit der Seele anerkennt. Ferner beſitzen ſie eine Sagengeſchichte, die auch von einer großen Sündfluth erzählt. Die Farbe der Araukaner iſt röthlichbraun; ſie ſind tapfer, klug, gaſtfrei, treu; ihre Kleidung beſteht in einem Mantel, unter dem ſie einen Bruſtharniſch tragen; ferner tragen ſie Helme, Schilde, Keulen, auch Feuergewehre. Die Weiber tragen Röcke und allerhand Putz. Sie ſind gut beritten, und ihre Angriffe ſind ſtets wohl berechnet und heftig. Sie wohnen in Strohhütten und leben mehr von Pflanzenſpeiſen, als von Speiſen aus dem Thierreiche. Ihre Sprache iſt reich und nicht ungebildet. Um Euch einen Begriff davon zu geben, will ich hier einige Worte anführen. Das Geſetzbuch der Araukaner heißt in ihrer Sprache Admapa; die Richter heißen Ulmenen. Ihr Land wird in vier Butal Mapus oder Provinzen eingetheilt, eine jede derſelben in fünf Ailla Regues oder Diſtrikte, eine jede der letzteren in neun Regues oder Vogteien. Den Provinzen ſtehen die Tokis oder Oberrichter vor.

Die Indianer leben theils in den Urwäldern, theils in den großen Haideflächen, die ſich weit erſtrecken. Größtentheils ſind es harmloſe Naturmenſchen, die nichts Arges im Schilde führen und mit denen, die ſie beſuchen, die Friedenspfeiſe rauchen. Sie ſind nicht ungeſchickt in Handarbeiten, flechten artige Körbe, machen Gefäße aus den Schalen der Kürbiſſe und bemalen ſie. Sie kommen oftmals in die Städte der Europäer und holen ihre kleinen Bedürfniſſe. Schießpulver, Branntwein, Tabak u. dgl., und treiben mit ihren Artikeln, Vogel- und Thierbälgen, Bogen und Pfeilen dagegen einen Tauſchhandel. Die Neger, welche den Europäern als Sklaven dienen, ſind ihnen verhaßt, und ſie treiben keinen Verkehr mit ihnen.

Am 3. September.

Als die Europäer in Amerika großen Grundbeſitz bekamen, da entbehrten ſie der Hände, um das Land urbar zu machen. Die Indianer, die ſie im Lande fanden, waren verhältnißmäßig in zu geringer Zahl vorhanden, dabei zu ſchwächlich und nicht ausdauernd für ſchwere Arbeit, vor Allem aber auch nicht geſonnen, ſich von den Europäern dazu brauchen zu laſſen, ſondern lieber ihr Leben einzubüßen, als dienſtbar zu ſein. Da kamen die Portugieſen im fünfzehnten Jahrhundert auf den Gedanken, jene ſtarken Menſchen, die das innere Afrika bewohnen, als Sklaven für ihre Pflanzungen in den Kolonien zu benützen und einen förmlichen Handel mit ihnen zu treiben. Sie hatten Niederlaſſungen an der ſüdlichen Küſte von Afrika, und ſtanden daher mit dem Innern dieſes Welttheils in Verbindung, von wo ſie ſich Sklaven verſchafften. So kamen die erſten Sklaven nach Amerika. Der deutſche Kaiſer Karl V., der zugleich König von Spanien war, ertheilte ſeinem Günſtling, dem Marquis de la Breſa, das Privilegium, jährlich 4000 Sklaven aus Afrika nach den weſtindiſchen Inſeln zu bringen, und dieſer verkaufte dieſes Recht an genueſiſche Kaufleute für 25,000 Dukaten. Als die Portugieſen Braſilien in Beſitz nahmen, ſchickten ſie allein dahin jährlich 28,000 Sklaven, welche zum großen Theile die afrikaniſche Küſte von Angola lieferte. Auch andere Völker machten ſich jetzt kein Gewiſſen daraus, Menſchen als Sklaven zu verhandeln. England bereicherte ſich damit. Für Spanien allein lieferte es dreißig Jahre hindurch 144,000 Sklaven. Dieſe Zahl ſteigerte ſich immer mehr, in 86 Jahren wurden nach den weſtindiſchen Inſeln 1,800,000 Sklaven eingeführt. Auch die Franzoſen lieferten Sklaven für Spanien; und England und Frankreich führten

Krieg mit einander, um ſich dieſen ſchändlichen Handel ſtreitig zu machen, der im Ganzen in ſeinem vollen Umſchwunge dreihundert Jahre gedauert hat.

Wenn es nun ſchon ſchrecklich iſt, zu denken, daß freie Menſchen von ihren Nebenmenſchen gefangen und wie eine Waare verkauft werden, um einem unbeſtimmten Looſe übergeben zu werden, um ſich weit weg von ihrem Vaterlande, über's Weltmeer, fremden Menſchen als Eigenthum übergeben zu ſehen, der härteſten Arbeit, dem kümmerlichſten Leben, der roheſten Behandlung ausgeſetzt zu ſein — wenn dieſes ſchon im Uebermaße ſchrecklich iſt, ſo iſt es noch entſetzlicher, wenn man bedenkt, daß die Afrikaner ſelbſt, welche zum Verkaufe ihrer Brüder die Hand boten, dabei im höchſten Grade entſittlicht wurden. Jeder Neger an der Küſte, der ſich mächtig genug fühlte, brach mit den Seinigen auf und machte einen Streifzug in die angränzenden Länder, um Menſchen zu rauben. Um Rum, Eiſen, Salz, europäiſchen Tand aller Art verrieth der Bruder ſeinen Bruder, der Vater ſeinen Sohn. Die Sklavenhändler kamen an die Küſte in eigen gebauten Schiffen, die für den Transport der Sklaven eingerichtet waren. Die armen Schwarzen, Männer und Frauen, Jünglinge und Mädchen wurden wie Schlachtvieh zuſammengetrieben und gegen die genannten Gegenſtände von den Europäern eingetauſcht. Ein gewöhnliches Schiff, das mit 44 Seeleuten bemannt war, lud in der Regel 520 Sklaven, die je zwei und zwei zuſammengeſchmiedet wurden und in den innern Schiffsraum wie Holzſtücke neben einander gelegt wurden, ſo daß für jeden Mann nicht mehr als 5 Fuß Länge und 2 Fuß 2 Zoll Höhe Raum war. Mehrere ſolcher Verdecke waren übereinander, wo die Unglücklichen ſich befanden. Das Innere dieſer Räume war, wie man leicht denken kann, mit einem peſtilenzialiſchen Duft erfüllt, und es herrſchten gewöhnlich Krankheiten aller Art am Bord eines Sklavenſchiffes. Die armen Neger, welche an ihrem Vaterlande mit heißer Liebe hängen, wollten lieber ſterben, als in ſolchem Zuſtande leben. Sie verweigerten, Nahrung zu ſich zu nehmen, und als man ſie hiezu durch Stockſchläge zwang, erſannen viele eine eigene Art des Selbſtmordes, indem ſie ihre eigene Zunge verſchluckten.

Von denen, die lebend und geſund nach Amerika gebracht wurden, wurde Einer mit fünf- bis ſechshundert Thalern bezahlt, wobei die ſchändlichen Seelenverkäufer, wie man ſie mit Recht nannte, einen ungeheuren Vortheil hatten. Die Pflanzer, das heißt diejenigen, welche in Amerika Kaffee-, Indigo-, Zucker- und Baumwollepflanzungen haben, kauften die Neger, um ihre Ländereien von ihnen bebauen zu laſſen. Die Unglücklichen waren mithin Eigenthum jener Pflanzer geworden, die ſie mit grauſamer Strenge zur Arbeit anhielten, ſie ſtrafen konnten, wie ſie wollten, und Herr über Leben und Tod der Sklaven wurden. Die Engländer hatten allein in dem Theile von Weſtindien, der ihnen angehört, während des ſiebzehnten Jahrhunderts 410,000 Sklaven, von denen alljährlich 10,000 ſtarben oder zur Arbeit unfähig wurden, und durch 10,000 Neue erſetzt werden mußten.

Da die Engländer aber eine viel größere Zahl an den afrikaniſchen Küſten einhandelten, ſo verkauften ſie etwa 20,000 an andere Nationen, wobei ſich ihr Reichthum mehrte, obgleich die engliſche Regierung auch ihren Theil daran hatte, indem ſie eine Taxe von dem Sklavenhandel erhob, die ihr an 2 Millionen Thaler jährlich eintrug.

Sollte man es glauben, daß Chriſten ſo ſehr die erſten Pflichten allgemeiner Menſchenliebe aus den Augen ſetzen konnten, auf ſolche Weiſe ihren Reichthum zu mehren? Leider erhoben ſich lange Zeit hindurch vergebens Stimmen dagegen, die aber immer von denen, die ihren eigenen Vortheil im Auge hatten, übertönt wurden, bis es endlich einigen edeln Männern gelang, der Stimme der Gerechtigkeit und Menſchlichkeit Gehör zu verſchaffen, und den Sklavenhandel, dieſe Schmach der civiliſirten Welt, für immer abzuſchaffen.

Am 4. September.

Dem fünfzehnten Jahrhundert war es auch vorbehalten, außer der Entdeckung von Amerika noch eine andere wichtige Entdeckung zu machen, welche auf die Geſtaltung der Handelsverhältniſſe der Nationen für den Augenblick faſt einen noch bedeutenderen Einfluß übte, als jene.

Bisher beſtand die Verbindung mit Oſtindien zu Lande, und die Levante, wie man im Mittelalter die Türkei und Kleinaſien nannte, war im Beſitz des ganzen Handels mit jenen ſo reichen Gegenden. Die Venetianer, welche damals ſo reich und mächtig waren, verdankten dieſes größtentheils dieſem Handel, und nach ihnen waren es die Städte Augsburg und Nürnberg, die den Waarenzug weiter beförderten und auch ihren Reichthum aus dieſer

Verbindung zogen. Da fand der portugieſiſche Admiral Vasco de Gama den Seeweg nach Oſtindien. Er fuhr an der Weſtküſte Afrika's hinauf, um die ſüdlichſte Spitze dieſes Welttheils, die man das Vorgebirge der guten Hoffnung nennt, herum, dann an der Oſtküſte hinunter, und gelangte ſo in das indiſche Meer nach Oſtindien. Dieſer Weg, der fortan dem beſchwerlicheren Landwege vorgezogen wurde, brachte den indiſchen Handel in die Hände der Portugieſen und der anderen weſtlichen Völker, und dieſes führte den Verfall nicht nur von Venedig, ſondern auch jener deutſchen Handelsſtädte herbei, und legte den Grund zu dem Reichthum der Portugieſen und Spanier, und ſpäter der Engländer.

Die Reiſe des Vasco de Gama war damals ein unerhörtes Abenteuer, das faſt noch mehr Staunen erregte, als die Entdeckung der neuen Welt. Das Cap der guten Hoffnung zu umſchiffen, war für eine Unmöglichkeit gehalten worden, und die Gefahren, die der Reiſende in dieſen Meeren zu beſtehen haben ſollte, wurden mit den grellſten Farben dargeſtellt. Ich will Euch hier eine ſolche Schilderung eines Sturmes in dem indiſchen Meer nach einem älteren Schriftſteller mittheilen, welche Ihr mit jener vergleichen möget, die ich Euch ſchon früher einmal von einem ähnlichen Naturſchauſpiele gegeben habe. —

Der Himmel war heiter, ſo erzählt unſer Reiſender, und man erblickte nur einige rothe Wölkchen, die ſchneller daran hinflogen, als leicht beſchwingte Vögel. Aber das Meer war von fünf bis ſechs langen Wellen durchſchnitten, welche Hügelketten ähnlich ſahen, die durch breite und tiefe Thäler getrennt waren. Ein jeder dieſer Hügel hatte gleichſam zwei bis drei Stockwerke, und der Wind löſte von ihren Gipfeln eine Mähne von Schaum, die hin und wieder mit den Farben des Regenbogens gemalt ſchien. Das Waſſer ſtäubte weiß in die Thäler hinab, wie die Staubwirbel, die ſich im Sommer auf den Landſtraßen erheben. Das, was am furchtbarſten erſchien, war, daß die Gipfel der Hügel von dem Winde in ungeheuren Wölbungen ſich überbeugten, und dann brüllend und ſchäumend über ſich ſelbſt hinwegſtürzten. Auch das größte Schiff, das unter ſie gerathen wäre, hätten die Wellen in ihren Abgrund begraben. Der Zuſtand des Schiffes, auf welchem ſich der Reiſende befand, war in dieſer Lage, die größte Gefahr drohend. Den Hauptmaſt hatte der Sturm gebrochen, und das Segel des Mittelmaſtes, das einzige, welches noch gebraucht werden konnte, wurde abgeriſſen und in das Meer geſchleudert. Das

Schiff konnte nicht mehr regiert werden und wurde von den Wogen hin und her geworfen. Der Reiſende befand ſich auf dem Hintertheil des Schiffes und hielt ſich feſtgeklammert an den Tauen des Hintermaſtes, und ſchaute mit bangen Blicken in den Aufruhr der Natur. Wenn einer der Wellenberge ſich dem Schiffe näherte, ſo ſah er deſſen Gipfel etwa 50 Fuß über ſeinem Kopfe. Allein zu gleicher Zeit wurde das Schiff mächtig in die Höhe gehoben und ſo ſtark auf die Seite geworfen, daß das Meerwaſſer das halbe Verdeck beſpülte und den Fuß der Maſte benetzte. Lag es jetzt auf der einen Seite, ſo ward es eben ſo ſchnell und eben ſo heftig auf die andere geworfen, während das Waſſer darunter gleich einer geöffneten Schleuſe unter dem Schiffe weg, in einer breiten, ſchäumenden Fluth ſich ergoß. Die Reiſenden blieben ſo zwiſchen Tod und Leben vom Sonnenaufgang bis gegen Abend.

Wie ſehnte ſich da ihr Herz, den Troſt eines Freundes zu empfangen oder ihm Troſt zu ertheilen, aber der Wind war ſo heftig, daß man ſelbſt die Worte nicht verſtand, die man ſich mit lauteſter Stimme in's Ohr rief. Der Sturm führte die Stimme fort, und man hörte nichts, als das Knarren und Krachen der Balken, das ſchrillende Pfeifen in dem Tauwerk und das hohle und dumpfe Geräuſch der Wellen, ähnlich dem Geheul wilder Thiere. — —

Beim Leſen dieſer ſo wahren Schilderung, die das Schreckliche des Auftritts bei weitem nicht erreicht, erſcheinen jene Männer doppelt groß in ihrem Muthe, die ſich auf unbekanntem Meere, das vor ihnen noch Niemand beſchifft hatte, furchtlos hinauswagten, um einem großen Ziele zu folgen und dem inneren Drange zu genügen, der ſie ihrer großen Beſtimmung unaufhaltſam entgegentrieb.

Am 5. September.

Von den kühnen und abenteuerlichen Zügen der Seefahrer wollen wir heute unſere Blicke auf einen beſcheidenern Gegenſtand wenden, der jedoch unſere Bewunderung nicht weniger zu erregen im Stande ſein wird.

Von Allem, was in den Lüften fliegt, ſind es gewiß die Inſekten, deren Flug am leichteſten von uns beobachtet werden kann, und doch ſo höchſt wunderbar iſt.

Einige Inſekten beſitzen Flügel wie vom feinſten Flor, z. B. die Mücke; ſie führt damit alle nur möglichen Arten von Flügen aus, und wenn es ihr gefällig iſt, ſo bleibt ſie in der Luft ſchwebend, ſtill an einem Flecke. Andere, wie z. B. die Schmetterlinge, haben auf den Flügeln eine Art feiner Schuppen, wie Staub, die in den lebhafteſten Farben ſchillern und glänzen. Sie ſind mannigfaltiger, als die Flügel der Vögel, und beſitzen ſtatt zwei, deren vier. Die Schmetterlinge haben keine Schwänze gleich den Vögeln, dafür haben ſie aber Fühlfäden, die ihrem Flug die Richtung geben. Ihr Steuerruder iſt an ihrem Kopfe befeſtigt. Der Schmetterling mit ſeinen Fühlhörnern, die oben einen Kopf haben, der den Staubkolben der Blumen gleicht, mit ſeinen vierfachen farbigen Flügeln, mit ſeinem ungewiſſen Fluge, den jeder leiſe Wind zu beſtimmen ſcheint, gleicht er nicht ſelbſt einer fliegenden Blume? — Wie lieblich iſt es, zu ſehen, wenn nach einem Regen die Mücken eine Art Runde tanzen, man möchte ſagen, wenn man es recht beobachtet, ein kunſtvolles Ballet. Sie theilen ſich in Partien, ſchweben empor, ſenken ſich nieder, bilden Kreiſe, ſchwärmen durch einander, ohne daß die Abtheilungen ſich vermiſchen, Alles in der größten Ordnung. Es ſcheint, daß die Kinder der Luft für den Tanz geboren ſind; auch hört man während eines ſolchen Mückenballes eine Art von leiſem Geſang. Nicht ihre Kehlen bringen ihn hervor wie die Kehlen der Vögel, ſondern ihre Flügel ſtreichen durch die Luft, wie der Bogen eines Muſikers die Saite ſtreicht, und erregen ein angenehmes Summen. Ein warmer Dunſt, der aus der Erde ſteigt, iſt gewöhnlich die Urſache, daß ſie ſich zum Tanze verſammeln; aber oft fährt eine dunkle Nachtigall plötzlich in ihren Kreis und verſchluckt mit einer Schnabelöffnung ganze Gruppen der Tänzer. Dennoch aber unterbrechen ſie das Feſt nicht. Diejenigen, die der Schnabel des Vogels verſchonte, fahren fort zu tanzen und zu ſummen.

Seht in dem Leben der Inſekten ein Bild unſeres Lebens. Auch die Menſchen wiegen ſich in eiteln Täuſchungen um einen Dunſt, welcher der Erde entſteigt, während daß der Tod gleich einem Raubvogel mitten unter ſie fährt und ſie nach einander verſchlingt, ohne die Uebrigen zu ſtören, welche fort und fort nur das Vergnügen und die heitere Luſt ſuchen.

Am 6. September.

Auf dem hohen Berge Libanon wachſen jene berühmten Zedern, von denen Ihr auch wohl gehört haben werdet. Sie befinden ſich in einem Thale, welches im Süden, Weſten und Norden von hohen Gebirgen eingeſchloſſen iſt. Jene uralten Bäume, deren Stämme einen ungeheuren Umfang haben, und welche die Bewunderung der Reiſenden auf ſich ziehen, ſtehen neben kleineren Bäumen, mit denen ſie einen Wald bilden, der ungefähr eine Meile im Umfange hat. Von den fünfzehn älteſten Zedern haben die ſtärkſten 30—40 Fuß im Umkreiſe. Ehemals gehörte einem jeden Dorfe in der Nähe des Berges einer von den alten Bäumen, und alljährlich an dem Tage der Verklärung Chriſti kamen die Einwohner jener Dörfer, welche maronitiſche Chriſten ſind, um an den Altären, welche aus Steinen unter den Bäumen errichtet waren, ihren Gottesdienſt zu halten. Jetzt iſt dieſer Gebrauch im Allgemeinen abgekommen, und nur unter drei Bäumen befinden ſich noch Steinaltäre. Die Religion iſt ſelbſt die Wächterin der alten Zedern des Libanons, und die Leute in jener Gegend glauben, daß der Tollkühne, der es verſuchen würde, einen Baum oder einen ſeiner Zweige abzuhauen, auf der Stelle ſterben müſſe. In dem Glauben jener Gegend ſind dieſe Bäume geheiligt wie ein Gotteshaus.

Von dieſen alten Zedern ſoll der König Salomo das Holz zum Tempelbau in Jeruſalem genommen haben. Ohne hier zu unterſuchen, ob dieſe Sage begründet ſei, kann jedenfalls mit Beſtimmtheit angenommen werden, daß dieſe Zedern Ueberbleibſel aus der Urzeit ſind. Es iſt eine poetiſche und darum heilige Sache, um dieſe majeſtätiſchen Bäume; ihre alten gewaltigen Zweige ſtehen regungslos da, der Adler, deſſen Horſt auf den benachbarten Felſen iſt, läßt ſich langſam hernieder in die Krone des Baumes; der Eber und die Hyäne, die gewöhnlichen Beſucher des Thales, ſtreichen unter dieſen Bäumen umher, die ihnen wohl bekannt ſind, und aus dem dichten Geflechte der Nadeln entſchlüpft ein ſeltſames harmoniſches Brauſen, welches die Einbildungskraft bald für ein Siegeslied, bald für einen Klagegeſang nimmt, wie ſie einſt das Saitenſpiel der Könige und Propheten Iſraels ertönen ließ.

Die älteſten Zedern ſind mit Namen von Reiſenden und Bewohnern der ſyriſchen Küſte bedeckt. Es iſt eine Eigenthümlichkeit der Zeder, daß ſie dieſe Namen durch den Lauf der Jahrhunderte bewahrt. Dieſe Bäume des Libanons ſind kräftiger und dauernder als alle Bäume der Erde; nahe der Region des Eiſes trägt die Zeder alle Jahre Blüthen und Früchte; ein ſtolzer König im Pflanzenreiche, begehrt er nichts von dem Menſchen, und zieht aus ſich ſelbſt Leben, Kraft und Gedeihen.

Die Maroniten, welche den Reiſenden als Führer dienen, erzählen von dem Blühen der Zedern Folgendes: Wenn die Blüthe am Baume entſteht, ſo verbirgt ſie ſich unter dem Gezweige, damit der Sturm und der Schnee ihr nicht ſchaden; ſobald aber die Blüthe vergangen iſt und die Frucht erſcheint, ſo erhebt ſich der Zedernapfel, der unſerem Tannenzapfen ähnlich iſt, gleichſam ſtolz zum Himmel empor.

Das Geſchlecht der Zedern ſtirbt aus; außer dieſem Thale auf dem Libanon ſieht man nur noch einige bei dem Dorfe Eden und einem andern Dorfe Mhaddet, die unweit von dort liegen. Wir wollen hoffen, daß die Art der Menſchen dieſe alten Zedern verſchone, und daß nicht etwa Barbaren, von dem Durſt nach Gewinn geleitet, auch dieſe erhabenen Zeugen einer untergegangenen Welt fällen mögen, um das koſtbare Holz in den Bazars des Orients zu verkaufen.

Am 7. September.

In jenen Gegenden, die den Libanon umgeben, mehr aber noch in den Wüſten Afrika's, hat der Reiſende die größten Gefahren zu beſtehen. Gewöhnlich geſchieht hier das Reiſen in großen Karavanen, das heißt in Zügen von vielen Hunderten, mit Kameelen und allen Bedürfniſſen verſehen, die zum Unterhalte erforderlich ſind. Jeden Abend muß die Karavane einen beſtimmten Platz in der Wüſte erreichen, wo entweder ein Quell oder eine Ciſterne und einige darum gepflanzte, ſchattige Bäume den Wanderern Kühlung und Erquickung verheißen. Wehe aber, wenn irgend ein Hinderniß es der Karavane unmöglich macht, einen ſolchen Ort, den man Oaſe benennt, zu ihrer Nachtruhe zu erreichen.

Der Reiſende lechzt vor Müdigkeit und Durſt, die Kehle iſt ihm trocken, und er athmet nur mühevoll die heiße Luft, die ihn verzehrt; er hofft, daß ein Augenblick Ruhe ihm ſeine Kräfte wiedergeben werde; er bleibt zurück und ſieht ſeine Gefährten an ſich vorbeiziehen, die er vergebens um Beiſtand anfleht; das Unglück und der Drang zur Selbſterhaltung hat alle Herzen dem Mitleid verſchloſſen; ohne den Blick zu wenden, folgt Jeder ſtillſchweigend ſeinem Vordermann; Alle ziehen ſie vorüber, Alle entweichen ſie. Der arme Zurückgelaſſene allein fühlt ſeine ſtarren Glieder unfähig, ihm ihre Dienſte zu leiſten, weder die Gefahr, noch die Angſt vermögen ſie zu beleben.

Die Karavane iſt jetzt ſchon fern; ſie iſt für den Zurückgebliebenen nur noch eine ſich ſchlängelnde Linie im weiten Sandmeere; bald iſt ſie nur noch ein Punkt, und auch dieſer verſchwindet. — Mit ihm erliſcht der letzte Schimmer der Hoffnung. Die verwirrten Blicke des einſamen Verlaſſenen ſuchen rings umher und begegnen keinem Hilfe verheißenden Gegenſtande; er ſchließt die Augen, damit er die ſchreckliche Oede, die ihn umgibt, nicht mehr ſehe. Er hört nur noch ſeine eigenen Seufzer; was ihm noch übrig blieb, gehört dem Tode. Allein, ganz allein auf der Welt ſtirbt er dahin, ohne daß die Hoffnung ſich zu ſeinem Lager ſetzt, und ſein Leichnam, den der brennende Sand bald verzehrt haben wird, wird in Kurzem nichts mehr von ihm zurücklaſſen, als gebleichte Gebeine, die dem Wanderer, der es nach ihm wagen wird, ſich einem ähnlichen Schickſal auszuſetzen, auf ſeinem unſichern Marſche als Wegweiſer dienen wird.

Am 8. September.

Auf dem Berge Libanon, von deſſen alten Zedern ich Euch neulich erzählte, befinden ſich mehrere Klöſter, welche auf den Felſen gleich feſten Schlöſſern liegen. Die Mönche ſind gaſtfrei und nehmen Reiſende willig auf. Sie treiben Ackerbau. Ein Reiſender, der ſie vor einigen Jahren beſuchte, entwirft uns folgende Schilderung von ihrer Lebensweiſe.

Die Mönche kehrten eben von der Feldarbeit heim und waren in dem weiten Hofe beſchäftigt, die Ochſen und Büffel auszuſpannen. In dieſem Hofe ſah es wie auf einer großen Meierei aus; überall erblickte man Pflugſchaaren, Vieh, Düngerhaufen, Geflügel und allerlei Handwerkzeug zu ländlichen Arbeiten. Alles ging in Stille vor ſich; jedoch hatte dieſe Lautloſigkeit nicht den Ausdruck, als ob ſie Folge einer ſtrengen Ordensregel ſei, ſondern ſie deutete an, daß die Mönche wohl begriffen hatten, was die Wohlanſtändigkeit erheiſche. Ihre Geſichter waren ſanft, heiter, und athmeten Friede und Zufriedenheit; ſie machten den Eindruck einer wohlhabenden Dorfgemeinde. Als man zur Tafel läutete, traten ſie in das Speiſezimmer; ſie drängten ſich aber nicht hinzu, ſondern ſie ſchritten einzeln oder zu zwei und zwei, je nachdem ſie früher oder ſpäter ihre Arbeit beendigt hatten. Ihre Mahlzeit beſtand alltäglich in zwei bis drei Fladen aus Mehl, die auf einem heißen Steine mehr geröſtet als gebacken waren, und aus fünf Oliven in Oel; dazu wurde Waſſer getrunken. Manchmal wurde ein wenig Käſe oder ſaure Milch dazu gegeben. Dies iſt die Nahrung dieſer Einſiedler, die ſie ſtehend oder auf der Erde ſitzend zu ſich nehmen. Alle Geräthſchaften der Bequemlichkeit, deren wir uns bedienen, ſind ihnen unbekannt. Ihre Zellen ſind klein, etwa 5 bis 6 Fuß im Quadrat, mit einer Binſenmatte und einem Teppich; außerdem ſind einige Heiligenbilder an die Wand befeſtigt. Auf einem kleinen Pulte liegen eine arabiſche Bibel und einige ſyriſche Handſchriften. Eine lange Gallerie im Innern, mit Stroh gedeckt, führt zu allen Zellen. Die Ausſicht aus den Fenſtern dieſer Klöſter iſt wundervoll; unter ſich die Abhänge des Libanon, die Ebene und den Fluß von Bairuth. In der Ferne Fichtenwälder, die ſich auf dem rothen Horizont der Sandwüſte ſchroff abzeichnen; darüber hinaus das Meer mit ſeinen Vorgebirgen, ſeinen Felſen und Buchten, und den weißen Segeln, die es nach allen Richtungen durchziehen.

Die Reiſenden, welche das Kloſter beſuchen, erhalten von den Mönchen getrocknete Früchte auf den Weg, und einige Schläuche mit vortrefflichem Wein, der auf dem Libanon wächst.

Das ruhige, ſtille Leben des Kloſters, die ländlichen Arbeiten, welche die Religion veredelt, die erhabene Natur, welche dieſes fromme Gotteshaus umgibt, dieſe Gaſtfreundſchaft der Urzeit, auf dieſem alten Boden der reichſten Erinnerungen; Alles dies macht einen eben ſo ſanften als tiefen, eben ſo heitern als ernſten Eindruck.

Am 9. September.

In Oſtindien gibt es eine Art von Bettelmönchen oder Büßern, welche Fakire genannt werden. Sie entfernen ſich von der Welt, entſagen allen Freuden des Lebens, und legen ſich ſtrenge Büßungen auf, indem ſie hiedurch glauben, die in ihnen ruhende Fähigkeit zu erhöhen, ſich der Betrachtung über Gott und religiöſe Gegenſtände hinzugeben. Dieſe Leute genießen der größten Hochachtung unter ihren Landsleuten, welche der Religion des Brama anhängen, und werden nicht ſelten wie heilige Weſen betrachtet.

Es iſt entſetzlich, welche Qualen ſich die Fakire auferlegen, um zu dieſem Rufe zu gelangen. Viele laſſen ſich einen eiſernen Haken durch das Fleiſch treiben, und mit einem an dem Haken befeſtigten Strick in die Luft ziehen, wo ſie hängen bleiben. Andere nehmen eine Stellung an, z. B. auf einem Fuße ſtehend, und bleiben ſo Wochen, Monate, ſelbſt Jahre ſtehen. Wenn ſie umzufallen drohen, werden ſie geſtützt. Aber das Glied, welches ſtets in derſelben Lage bleibt, ſchwillt auf und verknöchert, und der Menſch muß elend dahinſterben. Man hat auch ſchon einen Fakir geſehen, der mit kreuzweis unterſchlagenen Beinen auf der Erde ſaß und beide Arme zum Himmel kehrte. Haare und Nägel wuchſen lang und wild, die Augen, die er immer geöffnet hielt, waren längſt erblindet und ausgelaufen, und in den Achſelhöhlen des Fakirs hatten Vögel ihr Neſt gebaut. So ſaß er da bei lebendigem Leibe todt, und nichts in der Welt vermochte ihn ſeine Lage zu verändern.

Einer der merkwürdigſten dieſer Selbſtpeiniger lebte zu Benares in Oſtindien, und hieß Perkaſamud. Schon in ſeinem zehnten Jahre ſchlief er nackt auf Dornenbüſchen; ſpäter bewohnte er ein feuchtes Loch, wo er von Würmern zerbiſſen wurde, zwölf Jahre lang. Hiemit noch nicht zufrieden, ließ er ein Brett mit großen eiſernen Nägeln beſchlagen, deren Spitzen überall lang hervorragten, und legte ſich darauf Jahre lang nieder. Zugleich wurde ihm kaltes Waſſer aus einer beträchtlichen Höhe tropfenweiſe auf den Kopf geträufelt. Während der großen Hitze des Sommers wurden rings um ſein Lager Holzſtöße angezündet. Trotz dieſer Selbſtpeinigungen lebte der Mann, und hatte bis zu dem Tage, wo ihn die Reiſenden ſahen, welche uns dieſes berichteten, ein Alter von 45 Jahren erreicht.

Betrachten wir das Leben ſolcher Aberwitzigen, ſo können wir ſie nur bemitleiden. Nicht dieſe Kaſteiungen ſind es, wodurch wir uns Gott nähern können, nicht ſie machen unſer Gemüth geeigneter, ihn zu begreifen und ſeine Größe zu faſſen. Wie viel eher können wir dies, wenn wir uns mit Freudigkeit Ihm hingeben, im Beſchauen der Natur Ihn empfinden; dies iſt die wahre Heiligung unſerer ſelbſt, nicht aber in den grauſamen Peinigungen des Leibes und der Seele iſt ſie zu finden.

Am 10. September.

Auf der Reiſe um die Welt, die wir jetzt unternommen haben, führe ich Euch heute in ein wunderbares Land, nach China, jenem großen, uralten Reiche, das ſeit Jahrtauſenden und früher, als alle andere Völker, einer Menge von Erfindungen ſich erfreute, und ebenſo Künſte und Wiſſenſchaften beſitzt, wie die Chineſen behaupten. Aber ebenſo blieb auch Alles bei ihnen in ſtarren Formen, unwandelbar, wie es war; jeder Neuerung abhold, ſind die Chineſen mit Allem, was ſie wiſſen und hervorbringen, wie ein verſteinertes Volk zu betrachten.

Schon die Römer ſollen China gekannt haben; die Araber des Mittelalters zogen mit ihren Karavanen dahin, und vom dreizehnten Jahrhundert an beſuchten es die Europäer. Die Geſchichte China's verliert ſich in das Dunkel der Zeiten. Dreitauſend Jahre vor Chriſto herrſchten ſchon Kaiſer aus dem Geſchlechte der San-Hoang-Ki. Die Chineſen haben vier Religionen im Lande: eine Religion der Gelehrten, eine, zu der ſich ein Theil des Volkes bekennt, eine des Kaiſers und des Hofes, und eine, die über alle Provinzen verbreitet iſt. Alle dieſe Religionen zählen über eine Million Prieſter; denn China iſt das bevölkertſte Land der Erde und enthält 210 Millionen Einwohner. Das Volk liebt gut zu eſſen und zu trinken, und hat Vergnügen am Schachſpiel, Kartenſpiel, an Hahnenkämpfen, Wachtelkämpfen u. ſ. w. In mechaniſchen Arbeiten zeigen ſich die Chineſen ſehr geſchickt, wie ihre ſchönen und kunſtreichen Arbeiten in Elfenbein, in Verfertigung von niedlichen Käſtchen und Schränken, die ſie zierlich zu lackiren verſtehen, beweiſen. Ein Chineſe, der ſich den Wiſſenſchaften widmet, lernt zuerſt ſchreiben, dann lieſt er einige Bücher, und erlangt im zwanzigſten Jahre den erſten, im dreißigſten den zweiten und hierauf den dritten Grad, wo ſie alsdann Anſprüche auf eine Anſtellung in Staatsdienſte erhalten. Jedem Grade geht jedoch eine ſtrenge Prüfung voraus. Eine Akademie der Wiſſenſchaften beſteht in der Hauptſtadt Peking. Die Buchdruckerkunſt kannten die Chineſen ungefähr ſchon vor dreitauſend Jahren, allein ſie wird nicht ſo, wie bei uns, betrieben, ſondern die Platten eines jeden Werkes werden in Holz geſchnitten. Die höchſten Beamtenwürden in China werden Mandarinen genannt, welches Wort eigentlich portugieſiſch iſt und Befehlshaber bedeutet. Im Chineſiſchen heißen ſie Guang. Es gibt Kriegs- und Civil-Mandarine oder Generale und Oberoffiziere, Miniſter und Räthe. Der farbige Knopf auf der Mütze unterſcheidet ſie von einander. Die Tracht der vornehmen Chineſen iſt ſehr reich. Ein Mandarin z. B. trägt ein weites Kleid von geblümtem Atlas, und einen Mantel von blauem Kreppflor darüber. Vorn und hinten auf dem Kleide ſieht man das dem Beamten gebührende Ehrenzeichen geſtickt. Auf dem Kopfe trägt der Mandarin eine kleine Zobelmütze, mit dem ihm gebührenden farbigen Knopfe aus Edelſteinen, und als höchſtes Ordenszeichen eine Pfauenfeder. Für jeden Fall des Lebens beſtehen eigene Vorſchriften, und ein höchſt kleinliches Zeremoniel wird mit äußerſter Strenge beobachtet.

Am merkwürdigſten iſt die Sprache der Chineſen, und dieſer iſt es am meiſten zuzuſchreiben, daß ſo wenig Fortſchritte in den Wiſſenſchaften gemacht werden. Die Sprache beſteht nämlich aus einer Sammlung von einſilbigen Wurzelwörtern, deren es nicht über 500 geben ſoll. Sie werden nicht deklinirt und drücken Zeitwort und Hauptwort, Geſchlecht, einfache Zahl oder Mehrzahl und alles Uebrige aus, was dann nur aus dem Zuſammenhang zu errathen iſt. Beim Sprechen kommt Alles darauf an, wie das Wort höher oder tiefer betont wird, ob es gedehnt oder geſtoßen wird, wonach erſt beſtimmt werden kann, was das Wort eigentlich bedeute, wie z. B. die Silbe Tſchu, Herr, Schwein, Köchin, Pfeiler und noch vieles Andere ausdrückt. Durch das Zuſammenſetzen vieler dieſer einſilbigen Worte drücken ſie zuſammengeſetzte Begriffe aus.

Die Zeichen der chineſiſchen Sprache werden nicht in horizontal-, ſondern in perpendikular-laufenden Zeichen, von oben nach unten geſchrieben. Man zählt ſolcher Zeichen 80,000, und ein Menſchenleben wäre nicht hinreichend, um ſie alle dem Gedächtniß einzuprägen, allein wenn Jemand 8 bis 10,000 davon kennt, ſo iſt er ſchon im Stande, ein gewöhnliches Buch zu leſen. Sie haben verſchiedene Schriftarten, alle uralt und lange vor Chriſti Geburt erfunden. Obgleich nun die Sprache und die Menge von Schriftzeichen das Verfaſſen von Büchern ſehr erſchweren, ſo beſitzen die Chineſen doch ihre heiligen Bücher, hiſtoriſche Werke, moraliſche Schriften, Wörterbücher u. ſ. w.

Die Häuſer der Chineſen ſind aus Holz, auf einer ſteinernen Unterlage erbaut. Oft ſind das Sparrenwerk und die Säulen mit Metall und Elfenbein verziert. Die Tempel ſind mit Säulengängen und Alleen umgeben. Die Thürme ſind gewöhnlich achteckig, und beſtehen aus 7 bis 10 Stockwerken, die pyramidenförmig übereinander geſetzt ſind. Am ſonderbarſten ſind die Häuſer eingerichtet. Aus großen Sälen werden durch eingeſetzte Wandſchirme kleinere Gemächer nach dem jeweiligen Bedürfniß eingerichtet. Die Wände werden mit buntem oder Goldpapier bekleidet, und ſtatt der Gemälde, hängen daran Streifen ſeidenen Zeuges, auf welche mit blauer Farbe Denkſprüche geſchrieben ſind. Die Fußboden beſtehen aus Marmor oder bunten Steinen. Die ausgeſchweiften und ſpitz zulaufenden Dächer ſind mit grün glaſirten Ziegeln bedeckt, und an ihnen ſind hängende Drachen und Glöckchen angebracht. Da das Land übervölkert iſt, ſo wohnen viele Menſchen das ganze Jahr hindurch auf dem Waſſer in Hütten, die ſie auf Flößen bauen. Die Bildhauerkunſt der Chineſen iſt, ſowie die Malerkunſt, noch ſehr in der Kindheit; ſie haben keinen Begriff von Perſpektive und von Licht und Schatten; aber ihre Farben ſind prächtig und Alles iſt bis in's Kleinlichſte ausgeführt. Die Zucht der Seidenwürmer kannten die Chineſen im graueſten Alterthum, und ſchon im ſechsten Jahrhundert wurde ſie von dort nach Europa gebracht.

Die Hauptbeſchäftigung der Chineſen iſt der Ackerbau, und vorzüglich baut man Reis, der das Hauptnahrungsmittel des Volkes iſt. Um den Ackerbau zu heben und ſeine Wichtigkeit zu zeigen, führt der Kaiſer von China einmal im Jahre ſelbſt den Pflug. Der Tag hiezu wird von den Sterndeutern beſtimmt. Der Kaiſer und die Großen bereiten ſich durch dreitägiges Faſten zu dieſem Feſte. Am Morgen des Tages, an dem er den Pflug führen will, werden feierliche Gebete gehalten und dem Gotte des Himmels ein Opfer dargebracht. Nachdem der Kaiſer ſeinen Schmuck abgelegt hat, ergreift er den zierlich lakirten Pflug, vor welchen Ochſen mit vergoldeten Hörnern geſpannt ſind, und zieht einige Furchen in einem beſtimmten Stück Landes, und einige Tage darauf beſäet er es auch, und der auf dieſem Felde gewonnene Reis wird ſorgfältig zur künftigen Saat aufgehoben.

Die Kleidung der Chineſen im Allgemeinen beſteht aus einem langen, weiten Unterkleid, das ſie, bis es ganz zerriſſen iſt, ohne es zu wechſeln, auf dem bloßen Leibe tragen; langen, weiten Beinkleidern, einigen Weſten, Stiefel, deren Sohlen nur von dicker Pappe ſind, oder Pantoffeln mit langen Spitzen. Ueber die Weſten werfen ſie einen dunkeln Rock mit weiten Aermeln, von denen ſie im Winter oft vierzehn übereinander ziehen; über dieſe ziehen ſie dann eine bis an das Knie reichende Jacke, und das Ganze wird durch einen Gürtel zuſammen gehalten, an dem Meſſer und Tabaksbeutel hängen. Der geſchorene Kopf, an dem ein langer, geflochtener Zopf herunterhängt, wird mit einer runden, kegelförmigen Mütze bedeckt. Die Frauen tragen den Rock nur bis auf die Knie und die Beinkleider über den Knöcheln zuſammengebunden, um ihren kleinen Fuß zu zeigen. Gleich nach der Geburt werden die Zehen gewaltſam unter die Fußſohlen gebogen, und die Ferſen tiefer in den Fuß hineingedrückt; dann wird das Ganze mit Binden umgeben, die auch während des Wachsthums um den Fuß bleiben. So erhält ein Mädchen oft einen Fuß von 4 bis 5 Zoll Länge, und wird dadurch ſo unbehilflich, daß es kaum einige Schritte weit gehen kann. Ein übermäßig kleiner Fuß gilt aber für die höchſte Schönheit.

Es war bis in neueſter Zeit ſehr ſchwierig, ſich eine genaue Kenntniß von China zu verſchaffen, da es den Europäern nicht geſtattet war, in dem Lande zu reiſen. Jetzt iſt es hingegen den Engländern gelungen, ſich den Handel mit China, und dadurch einen freieren Verkehr, zu verſchaffen, und es iſt daher möglich geworden, dieſes merkwürdige und höchſt eigenthümliche Volk, von dem ich Euch hier Einiges mitgetheilt habe, beſſer kennen zu lernen.

Am 11. September.

Oeſtlich von China liegt das große Land Tübet, das in ſeinem Innern noch wenig gekannt iſt. Tübet iſt ein Gebirgsland, das nicht blos von den höchſten Gebirgen der Welt umgränzt, ſondern auch nach allen Richtungen von ihnen durchzogen wird. Das tiefſte Thal in demſelben iſt ungefähr 10,000 Fuß über der Meeresfläche erhaben, mithin ſo hoch, als einer der höheren Gipfel des Alpengebirges in Europa. Man kann denken, daß hier ein Ueberfluß von erhabenen und romantiſchen Gegenden iſt. Die Kette des Himelajah, deſſen höchſter Gipfel der Davalagiri iſt, überragt alle Gebirge der bekannten Welt. Aus dieſer Kette entſpringen die größten Flüſſe Südaſiens, wie der Sind, der Ganges und der Buremputer. Auch an anſehnlichen Seen iſt kein Mangel. Tübet hat Aehnlichkeit mit unſerer Schweiz, nur iſt dort Alles in einem viel größeren Maaßſtabe. Das Klima iſt ſehr rauh, beſonders ſind die Winter ſehr kalt. In dem nördlichen Theile gibt es faſt keine Wälder mehr; ein Obſtbaum oder eine Weide ſind ſehr ſelten. Doch gibt es in andern Theilen große Wälder, in denen man wilde Thiere findet, welche als Hausthiere gezähmt werden können, oder prächtiges Pelzwerk liefern.

Die Lebensart der Tübetaner iſt ärmlich, weil das Land wenig hervorbringt und Städte nur ſelten ſind. Ihre Häuſer, von Steinen erbaut, mit flachen Dächern, auf denen Steine laſten, damit die heftigen Orkane ſie nicht umwehen, und mit mehreren Stockwerken, die Gallerien haben, ſehen den Schweizerhäuſern nicht ganz unähnlich. Es ſcheint, daß das gleiche Bedürfniß bei dieſen ſo weit von einander entfernten Völkern auf eine gleiche Bauart geleitet hat.

Den größten Theil von Tübet beherrſcht der Dalai Lama, der nicht nur alle weltliche, ſondern auch alle geiſtliche Macht in ſeiner Perſon vereinigt. Das Volk ſieht in dem Dalai Lama den verkörperten Gott, der nicht ſtirbt, ſondern nur ſeine Hülle verläßt, um in eine andere überzugehen, welche den Lama-Prieſtern an gewiſſen Zeichen ſich kenntlich macht. Die Perſon des Dalai Lama wird höchſt heilig gehalten, er lebt nur ſeinen religiöſen Pflichten, und wendet ſich menſchlichen Angelegenheiten nur dann zu, wenn er ſegnen, tröſten oder verzeihen will. Er wohnt nahe bei der Stadt Lahaſſa in einer ſchönen Pagode auf einem Berge. Kniend empfängt man ſeinen Segen, während er ſelbſt auf einem Altare, der mit einem großen, prächtigen Kiſſen bedeckt iſt, mit untergeſchlagenen Beinen ſitzt und die Hand auf das Haupt des Knienden legt, um ihm Vergebung der Sünden zu ertheilen. Die Benennung Dalai Lama bedeutet die große Mutter der Seele; denn die Geiſtlichen der Mongolen nennen ſich Lama, um anzudeuten, daß ſie alle lebende Geſchöpfe ebenſo lieben, verſorgen, und durch Gebet und Lehre glücklich zu machen ſuchen ſollen, wie eine Mutter ihre Kinder. Der Dalai Lama verändert oft ſeinen Wohnſitz und zieht zu gewiſſen Zeiten in einige ihm geweihte Klöſter. Der chineſiſche Kaiſer ſelbſt verehrt den Dalai Lama als ein geiſtliches Oberhaupt, wenn gleich das Land Tübet China einen Tribut zu zahlen hat. Die Staatsbeamte ſind alle Geiſtliche.

Es iſt auffallend, welche Aehnlichkeit die Religion des Lama in Bezug auf ihre ſanfte Moral und ihre Duldſamkeit mit dem Chriſtenthume hat, und ſelbſt dieſer geiſtliche Staat, mit einem ſo hochverehrten Oberhaupte an der Spitze, kommt in vielen Stücken mit dem chriſtlichen Kirchenſtaat in Italien überein. Man glaubt, daß in den erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Lehre Neſtorianiſche Mönche ſelbſt zu dieſer Geſtaltung der Religion des Lama beigetragen haben ſollen, und ſelbſt die chriſtlichen Miſſionäre, die in jenen Ländern zur Verbreitung des Chriſtenthums reiſen, haben dieſe Bemerkung gemacht.

Am 12. September.

Unter allen Städten des Uralterthums zeigt keine wohl einen überraſchenderen Anblick, als Jeruſalem, die heilige Stadt. Indem man den letzten Hügel jener Reihe, welche das Thal des Jordan einſchließt, erſtiegen hat, erblickt man vor ſich zwei Moſcheen und den Platz, wo einſt der Tempel geſtanden hat, und dahinter entſteigt gleichſam der Erde die große Stadt, und zeigt ſich ganz unſeren Blicken, ohne daß das Auge ein Dach oder einen Stein verlöre, wie man den Plan einer Stadt in Relief ſieht, den irgend ein Künſtler auf eine Tafel geſtellt hat. Jeruſalem iſt nicht, wie ſo manche alte Stadt, eine verwirrte und unförmliche Anhäufung von Trümmern zwiſchen den Hütten der jetzigen Bewohner; nicht wie es die griechiſchen Städte noch vor Kurzem waren, eine Maſſe zuſammengeſtürzter Mauern, wo man vergeblich die Spur von Straßen und von Gebäuden ſuchte, gleichſam nur der Schatten einer Stadt, nein! Jeruſalem glänzt im vollſten Farbenlichte. Es zeigt ſich dem Auge mit ſeinen feſten Mauern, die blaue Moſchee mit den weißen Säulen, ſeine Tauſend Kuppeln, auf welche die Sonne ihren vollen glänzenden Schein gießt. Die Mauern ſeiner Häuſer, welche die Zeit mit einer gelben Tünche überzogen hat, ſeine alten Wartthürme, denen nicht ein Stein, nicht eine Schießſcharte fehlt; und endlich mitten in dieſem Häuſermeer, unter dieſer Menge großer und kleiner Kuppeln, ragt eine ſchwarze, etwas gedrückte Kuppel hervor, weiter als die andern, neben einer höheren ganz weißen Kuppel; dies iſt der Kalvarienberg und das heilige Grab. Es iſt unmöglich, ſich über die Lage dieſer beiden heiligen Orte gehörig Rechenſchaft zu geben, da nach der heiligen Schrift ſie auf einem Hügel, außerhalb der Mauern, und nicht im Mittelpunkte der Stadt gelegen ſein ſollten. Allein Jeruſalem hat ſich wahrſcheinlich nach der Nordſeite ausgedehnt und die beiden Stätten, die ſeine Schmach und ſeinen Ruhm umfaſſen, noch in ſeinen

Mauern aufzunehmen; die Richtſtätte des Gerechten und die Stätte der Auferſtehung des Gottmenſchen!

So zeigt ſich die heilige Stadt von der Höhe des Oelberges. Der blaue Himmel bildet den Hintergrund und die Linie ihrer Mauern und ihrer Thürme, die Spitzen ihrer zahlreichen Minarets, die Wölbungen ihrer glänzenden Dome zeichnen ſich auf dieſem Hintergrunde herrlich ab. So ſcheint Jeruſalem auf ſeiner breiten und erhöhten Fläche im Urglanze ſeiner Prophezeiungen zu leuchten; es ſcheint nur des Wortes zu harren, um herrlicher als je aus den vielen Zerſtörungen, die über daſſelbe verhängt waren, hervorzugehen.

Am 13. September.

Der Glaube allein verbreitet über das menſchliche Leben Licht und Größe; der Unglaube erſchafft nichts. Er läugnet Gott, Seele, Zukunft; er ſtellt ſich dem Menſchen als Feind entgegen und macht ihm jene Einſicht ſtreitig, die es wagen durfte, ſich mit dem Ewigen zu meſſen, und welche die Unendlichkeit der Himmel als ihren zukünftigen Wohnort betrachtet; er raubt dem Menſchen Alles, ſogar die Wirklichkeit ſeiner Tugenden und die Ewigkeit ſeines Glückes. Wenn er unter dem Scheine einer falſchen Aufklärung Licht verbreitet, ſo iſt es das Licht des Blitzes, welches Alles zerſtört, was es erreicht. Der Unglaube iſt eine Nacht, die ſich grauſenvoll in das Herz des Menſchen ſenket. Und mit welchen Schleiern umhüllt ſie ſeinen Blick! Zu leben, ohne zu wiſſen, woher man kommt, und ebenſowenig zu wiſſen, wohin man geht; zu leben unter Feindſeligkeiten und Verbrechen aller Art; Thränen fließen ſehen, ſie ſelbſt oft zu vergießen und endlich — in Nichts dahin zu ſchwinden! Wie unglücklich machen ſich doch die Ungläubigen ſelbſt! Für ſie iſt Alles in der Welt dem blinden Zufall unterworfen; für ſie iſt der Menſch ein Räthſel und das Leben ein langes Unglück. Warum öffnen ſie nicht ihr Herz unſeren ſchönen und erhabenen Hoffnungen? Der Zufall würde nicht mehr ſein; das Räthſel würde ſich löſen; überall würden ſie den Stempel der Unſterblichkeit erblicken. Unſer Daſein hienieden iſt die unterſte Stufe des höheren Daſeins; bald wird ſich der Schleier heben und die Pforten des Grabes führen zu den Gränzen der Ewigkeit. Das Ende des Menſchen iſt die Erreichung Gottes durch die Tugend, der Beſitz Gottes in der Fülle ſeines Glückes und ſeines Glanzes; und wenn wir ob unſerer Schwäche erſchrecken, ſo können wir ja auf den Mittler blicken, der uns gegeben wurde, der Hoheprieſter aller zukünftigen Güter, der lebend am Throne Gottes Vergebung für uns erfleht.

So geht der Chriſt mit feſter Ueberzeugung, die Augen ſtets auf das Endziel gerichtet, das er erhofft; die Hoffnung iſt ſeine Leuchte und ſeine Stütze. Iſt unſer Leben auf Erden ein Kampf, ſo ſei die Hoffnung die Waffe, um uns zu vertheidigen; iſt die Welt einem ſtürmiſchen Meere zu vergleichen, ſo ſei die Hoffnung das Steuer, uns hindurchzuführen, und wenn die Erde ein Reich der Finſterniß iſt, ſo leuchtet die Hoffnung wie ein Glücksſtern am Himmel, um uns durch die Schatten des Todes zu führen.

Am 14. September.

Hören wir die Betrachtungen eines Chriſten inmitten der Schreckniſſe des Meeres! —

Ich bin Nichts; ich bin nichts, als ein ſtiller, einſamer Menſch; ich habe oft die Weiſen und Gelehrten über das ſprechen hören, was ſie den Urquell der Dinge nennen, und habe ſie nicht verſtanden; allein jederzeit, wenn ich den großen Scenen der Natur gegenüber ſtand, habe ich es tief gefühlt, daß jenes unſichtbare, große Weſen in dem Herzen der Menſchen ſich einen Thron errichtet hat.

Eines Abends — es herrſchte in der ganzen Natur eine tiefe Ruhe — befanden wir uns in jenen ſchönen Gewäſſern, welche die ſüdliche Küſte von Nordamerika beſpülen. Alle Segel unſeres Schiffes waren eingezogen; ich war unter dem Verdecke beſchäftigt, als ich den Ton der Glocke vernahm, welche die Schiffsmannſchaft zum Gebete rief; ich eilte, mein Gebet mit dem meiner Reiſegefährten zu vermiſchen. Die Offiziere ſtanden auf dem Vordertheile des Schiffes mit den Paſſagieren; einige Schritte vor ihnen ſtand der Geiſtliche, mit einem Buche in der Hand; die Matroſen bildeten einen Halbkreis um die Gruppe. Wir ſtanden Alle mit dem Geſichte nach dem Prieſter gekehrt; der gegen Weſten ſtand.

Der Sonnenball ſenkte ſich zu den Fluthen nieder, und erſchien zwiſchen dem Tauwerke des Schiffes inmitten des endloſen Raumes. Einige Wolken durchſchwammen wie leichte Dämpfe den öſtlichen Theil des Horizonts, wo der Mond ſich langſam heraufbewegte; der ganze übrige Himmel war klar und rein. Gegen Norden erhob ſich glänzend in allen Farben des Regenbogens, wie ein Pfeiler von Kriſtall, der das Gewölbe des Himmels ſtützte, eine Waſſerhoſe, und bildete mit dem Geſtirne des Tages im Weſten und mit dem Geſtirne der Nacht im Oſten ein erhabenes Dreieck.

Wie wäre der nicht zu beklagen geweſen, der bei dieſem Schauſpiele nicht die ewige Schönheit Gottes erkannt haben würde! Unwillkührlich rannen Thränen aus meinen Augen, als die Seeleute ihre breiten Hüte abnahmen, und mit ihrer rauhen Stimme den einfachen Geſang an die Himmelsmutter, die Patronin der Seefahrer, emporſchickten. Wie rührend war das Gebet dieſer Männer, die auf einem gebrechlichen Brett, mitten auf dem weiten Ocean, die Sonne betrachteten, die in die Fluthen ſank! Wie drang ſie zu Herzen, dieſe Anrufung der himmliſchen Jungfrau aus dem Munde des armen Matroſen.

Das Bewußtſein unſerer Kleinheit beim Anblicke des ewigen Unendlichen, unſer frommer Geſang, der in die Weite über die Wellen dahinzog, die Nacht, die ſich zu verbreiten anfing, das Wunder des Menſchengeiſtes, unſer Schiff, mitten unter den großen Wundern der Schöpfung, eine von Andacht ergriffene Schiffsmannſchaft, und ein ehrwürdiger Prieſter im Gebete — und nun endlich Gott ſchwebend über den Waſſern, mit einer Hand die Sonne an den Pforten des Weſtens aufhaltend, mit der andern den Mond im Oſten emporhebend, und durch die Unendlichkeit ein aufmerkſames Ohr der Stimme ſeiner Geſchöpfe ſchenkend — das war ein Augenblick, den man nicht malen kann, den man mit Worten nicht zu ſchildern vermag; denn das Herz des Menſchen iſt ja kaum weit genug, dieſen Eindruck zu faſſen.

Am 15. September.

Weit ſind wir jetzt in der Welt umhergezogen, wir haben unſern Sommer auf Reiſen zugebracht, wie es Alle machen, die Geld und Zeit dazu haben. Wie die Reiſenden auch, habt Ihr manche Erinnerung aus dieſen Unterhaltungen mitgenommen, die Euch angenehm beſchäftigt haben und auch wohl noch ferner angenehm beſchäftigen werden. Was Ihr an wirklichen Kenntniſſen gewonnen, wird nicht ſo hoch anzuſchlagen ſein, allein Euch Kenntniſſe zu verſchaffen, was man gewöhnlich hierunter verſteht, dazu ſind dieſe Vorleſungen für einen jeden Tag im Jahre nicht abgefaßt worden. Um Kenntniſſe zu erlangen, beſucht Ihr die Schule; dafür ſorgen Eure Lehrer; dies Buch ſoll zunächſt auf Euer Herz und Gemüth wirken; die Anſchauungen, die es Euch von den Erſcheinungen des Lebens und der Welt gibt, ſollen immer nur auf jenes Ziel hinwirken, und wenn Ihr Euch gewöhnt, mit Euren Gedanken bei dem, was Ihr lernt, einen gleichen Weg einzuſchlagen, ſo werdet Ihr den doppelten Gewinn daraus ziehen, nebſt Eurem Kopfe auch Euer Herz bereichert zu haben. Ohne dieſe Rückſicht iſt alles Wiſſen eitel, und bringt dem, der es beſitzt, keinen wahren Gewinn. Mit dieſer Betrachtung lenke ich Eure Schritte wieder nach der Heimath. Wir haben die fremden Welttheile, die hohen Gebirge, das Meer verlaſſen; wir ſind der Abenteuer müde und ſehnen uns nach der Ruhe in der Heimath, wo es auch noch viel für uns zu betrachten gibt.

In der Heimath iſt es ſchön. Zwar verbreiten Orangenwälder bei uns keinen Duft, und die marmornen Säulenhallen zieren nicht, wie in dem ſchönen Italien, die öffentlichen Plätze; der Himmel iſt nicht immer heiter, wie das Auge eines lächelnden Kindes; nicht eisgekrönte Berge erheben ihr trotziges Haupt in die Wolken, nicht die Wunder der Seewelt kann unſer Auge ſchauen, aber dennoch iſt es ſchön, das Vaterland! Unſere Berge kränzen ihre Scheitel mit Eichen und Tannen, mit Buchen und Föhren. An unſern Flüſſen erheben ſich auf maleriſchen Felswänden die Trümmer edler Schlöſſer, mit ehrwürdigem Epheu bedeckt. Ueberall erblicken wir die Zeichen der Kraft. Die Rebe bedeckt den Hügel, die Aehren ſchlagen Wellen, wie ein goldenes Meer in der Ebene; der Rhein, die Donau, die Elbe ſchlingen ſich wie prächtige Gürtel um unſer Land; aus dem Schooße der Städte und Dörfer heben ſich gothiſche Thürme empor, kühn und ſchlank gegen den Himmel. Ein ſtarkes Geſchlecht ſchreitet durch das Land und trägt auf der Stirne die Spur gemeinſamer Abkunft.

Ja, unſer Vaterland iſt ſchön! Wenn man lange daraus entfernt geweſen und dann wiederkehrt, fühlt man es doppelt. Wie es daliegt vor unſern Augen, mit ſeinen anmuthigen und maleriſchen Bergen und Hügeln, mit dem grünen Teppich ſeiner Felder, mit ſeinen Straßen, von Obſtbäumen beſchattet, wie freut ſich das Herz bei dieſem Anblicke! Man glaubt, aus langer Verbannung in das Land der Verheißung zu kommen, und mit Stolz und Liebe begrüßt man das Vaterland, Deutſchland!

Am 16. September.

Wenn man nun erſt nach langer Abweſenheit unter das väterliche Dach tritt, wenn man die Jugenderinnerungen wiederſieht, mit dem Auge eines geprüften und gereiften Mannes, dann Kinder, fühlt man es erſt, was Jugend, Heimath, Vaterhaus für Schätze ſind. Dann ſieht man ein, wie unwiederbringlich der Verluſt dieſer Güter iſt, und darum ſoll man ſie wie ein Heiligthum ſich erhalten und ihnen im Herzen einen Tempel errichten, aus dem ſie nimmer entweichen können.

Denn ſeht Kinder, die Jugend entflieht ſchnell, wie Ihr oft wohl ſchon habt ſprechen hören. Allein die innere Jugend, die Jugend des Gemüthes, die könnt Ihr Euch durch eigenen kräftigen Willen bis in die ſpäteſte Lebenszeit erhalten. Wer nur im thörichten vorübergehenden Genuſſe den Reiz der Jugend ſucht, dem iſt ſie bald dahingeſchwunden, und mit dem Alter zieht die Reue und das Bedauern ein, der Lebensüberdruß und manche andere Plage. Wer aber die Jugend gut angewendet hat, wer jene Schätze des Geiſtes und Herzens, von denen ich Euch ſchon geſprochen habe, mit emſigem Fleiße zu ſammeln bemüht war, deſſen Blick bleibt länger jung, und wie er die Welt mit dieſem Blicke betrachtet, ſo ſpiegelt ſie ſich auch in ſeinem Innern ab.

So ſuchet Euch denn die Jugend in dem hier angedeuteten Sinne zu erhalten. Tretet in die Heimath wieder ein nach langen Reiſen, und Ihr werdet das Schöne und Gute ſchöner und beſſer empfinden; die Mängel aber einſehen und prüfen können, indem Ihr den Maaßſtab des Fremden an die heimiſchen Verhältniſſe legt, und ſo werdet Ihr zur Beſſerung der Zuſtände in Eurer Stadt und in Eurem Hauſe beitragen können; Ihr werdet Euren Nebenmenſchen und Euch ſelbſt nützen können, und dieſes iſt der baare Gewinn, den Ihr von Euren Reiſen nach Hauſe bringt. Denn nicht nur die Neugierde zu befriedigen, kann der Zweck des Reiſenden ſein; mit offenen Augen ſehen, ermeſſen und vergleichen, und das Errungene in das praktiſche Leben einführen, das iſt es, was das Endziel alles Reiſens ſein ſoll.

Am 17. September.

Der Menſch, der ſtets nur ſeinen Leidenſchaften Gehör gibt, wird nie jenen innern Frieden, das koſtbare Gut der Seele, beſitzen, welches ſo bezeichnend von einem alten Kirchenvater die Ruhe der Ordnung genannt wird. Das Herz des wahren Chriſten iſt das Heiligthum des Friedens. Nichts verſtimmt dieſe glückliche Ruhe; weder die Unruhe des Zweifels, noch die Furcht vor dem Gerichte Gottes. Der Friede mit Gott iſt der Grund des Friedens mit ſich ſelbſt; er beruhigt uns über das Vergangene, läßt uns die Gegenwart froh genießen und auf die Zukunft hoffen. Nicht Unglücksfälle, die uns von außen treffen, nicht Widerwärtigkeiten des Lebens, nicht Schmerzen des Körpers vermögen die innerliche Glückſeligkeit des vollkommenen Chriſten zu hemmen. Die Liebe macht Alles leicht; ſie nimmt den Entbehrungen ihre Bitterkeit, den Verluſten das Bedauern, den Krankheiten ihre Schmerzen und ihre Leiden. Die heftigſte Leidenſchaft verleiht nicht jene muthige Kraft, jene ſo allgemeine und ausdauernde, die jede Probe beſteht, als die Liebe. Mithin trägt der Chriſt das Glück in ſich, in welche Lage des Lebens er auch gerathen möge. Vom höchſten Glücke umgeben bleibt er rein und unverdorben, weil ſeine Religion ihn lehrt, ſeine Genüſſe zu wählen und zu mäßigen. Unſere Fähigkeit, zu genießen, iſt, wie jede andere Fähigkeit, beſchränkt. Die Vergnügungen des Lebens hören auf, ihren Reiz zu üben, wenn ſie zu häufig genoſſen werden. Die Unmäßigkeit im Genuſſe gebiert Gleichgültigkeit und Ueberſättigung. Es iſt ein weiſes Geſetz der Vorſehung, daß jedem Mißbrauch die Strafe auf dem Fuße folge. Nur das Vergnügen eines ruhigen und reinen Gewiſſens dauert ewig. Dieſes iſt ſelbſt im höchſten Unglück der Triumph des Chriſtenthums. Wir wollen eine Religion ſegnen, die uns ſelbſt Leiden nicht nur erträglich, ſondern ſelbſt werth macht, da ja auch Chriſtus litt; eine Religion, die uns für alle Leiden ſo herrlich entſchädigt; die jedem Kummer, jedem Schmerze einen Lohn bereit hält, und ein Glück ohne Ende als endlichen Lohn in Ausſicht ſtellt.

Am 18. September.

Die Eigenliebe iſt eine Schwachheit, welche dem Menſchengeſchlechte ganz beſonders eigen iſt. Sie kann von verſchiedenen Seiten betrachtet werden; denn man kann ſich auch auf verſchiedene Weiſe lieben. Man muß andere Eigenſchaften hinzufügen, um ſich einen rechten Begriff davon machen zu können. Dieſe Eigenſchaften beſtehen darin, daß der Menſch nicht nur ſich ſelbſt liebt, ſondern ſich allein liebt und alles Andere nur in Bezug auf ſich für ihn Werth hat. Er wünſcht ſich alle Arten von Glück, von Gütern, von Vergnügungen, und er wünſcht dieſes nur ſich allein. Er macht aus ſich einen Mittelpunkt; er möchte nur allein herrſchen, und will, daß alle andern Geſchöpfe nur auf ihn ihre Blicke richten, ihn loben und bewundern ſollen. Dieſe bewältigende Eigenſchaft macht die Menſchen heftig, ungerecht, grauſam, ehrgeizig, ſchmeichleriſch, neidiſch, unverſchämt, zänkiſch; mit einem Worte, ſie enthält den Saamen aller Fehltritte und Verbrechen der Menſchen, von den unbedeutendſten bis zu den verabſcheuungswürdigſten.

Sehet Kinder, das iſt das Ungeheuer, das wir in uns tragen; es lebt in uns, wenn Gott es nicht zerſtört und eine andere Liebe in unſer Herz ſäet. Liebt nur das außer uns, was mit ihr übereinſtimmt, und haßt das, was ihr entgegenſteht.

Allein wenn wir die Eigenliebe bei andern Menſchen bemerken, ſo haben wir nicht die gleiche Duldung für ſie. Dann erſcheint ſie uns in ihrer natürlichen Geſtalt, und wir haſſen ſie um ſo mehr, als wir uns ſelbſt lieben, weil die Eigenliebe der Andern mit den Wünſchen und Erwartungen der Unſrigen in Widerſpruch iſt.

Wir wollen, daß alle Andern uns lieben, uns bewundern, ſich uns unterwerfen; daß ſie nur bemüht ſeien, unſere Wünſche zu befriedigen; aber nicht allein, daß ſie keine Luſt dazu zeigen, ſie finden uns auch noch lächerlich, daß wir das fordern, und ſie ſind bereit, Alles zu thun, um unſere Wünſche zu hintertreiben und uns dahin zu bringen, daß wir ihnen das leiſten, was wir früher von ihnen verlangten. So ſehen wir denn alle Welt in Streit und Hader, und dieſes allein iſt die Folge der häßlichen Eigenliebe, welche zuerſt den Eigennutz gebiert. Darum ſuchet bei Zeiten, ſie mit der Wurzel auszurotten; werft Eure Blicke mit Freude auf die höhere Vollkommenheiten Anderer, und ſpendet ihnen willig Euer Lob, aber ſeid vorſichtig und mißtrauiſch gegen Eure eigenen Vorzüge, ſelbſt wenn Ihr ſie beſitzet; betrachtet Euch als einen kleinen Theil des großen Ganzen, dem Ihr zu nützen berufen ſeid, ſeid gefällig und hilfreich gegen Jedermann, und unterziehet Euch willig jeder Pflicht, dies iſt der einzige Weg, die Eigenliebe zu bekämpfen.

Die Römer gaben indeſſen die Verſuche auf, die Deutſchen auf's Neue zu beſiegen, und ſahen ſich am Ende genöthig, die Einfälle deutſcher Völker in ihr eigenes Gebiet abzuwehren.

So verdankt denn Deutſchland der Tapferkeit Hermanns ſeine noch jetzt beſtehende Ureigenthümlichkeit, die ſonſt im römiſchen Weſen, römiſcher Sitte und Art gleich der anderer Völker untergegangen wäre. Jetzt, nach faſt 2000 Jahren, wird dieſem Befreier Deutſchlands an derſelben Stelle, wo er die große entſcheidende Schlacht geſchlagen, in dem Teutoburger Walde, ein rieſenmäßiges Denkmal geſetzt, das weit in die Lande ſchaut. Alle Fürſten und Stämme des heutigen Deutſchlands haben zu dieſem ächten Nationaldenkmale beigetragen.

Am 20. September.

Blicken wir uns weiter um im lieben deutſchen Vaterlande!

Im Süden von Deutſchland erſtreckt ſich lang und ſchmal, zwiſchen dem Rhein und dem Schwarzwalde, von reizenden Thälern durchzogen, das Großherzogthum Baden, ein herrliches, fruchtbares Land, das zu den ſchönſten Provinzen Deutſchlands gehört.

Das Großherzogthum Baden gehört zu den Ländern, die in kleinem Umkreiſe viele Sehenswürdigkeiten bieten. Es enthält die ſchöne, freundliche Handelsſtadt Mannheim, am Zuſammenfluſſe des Neckars mit dem Rhein gelegen, mit einem belebten Hafen, einem herrlichen Schloßgarten und einem berühmten Theater, welches einſt die größten deutſchen Schauſpieler ſein nannte. Unweit davon, auf der Eiſenbahn jetzt in einer halben Stunde zu erreichen, liegt die berühmte Univerſitätsſtadt Heidelberg in dem ſo höchſt anmuthigen Neckarthale, von hohen Bergen eingeſchloſſen, mit der prachtvollen Ruine des Heidelberger Schloſſes, welche an maleriſchen Schönheiten und an Großartigkeit wohl jede andere Schloßruine übertrifft. Der Hügel, auf dem das Schloß liegt, iſt zu einem engliſchen Garten eingerichtet, indem es an reizenden Ausſichten nicht fehlt. Zwiſchen Mannheim und Heidelberg liegt die große Gartenanlage von Schwetzingen, die nach dem Muſter von Verſailles angelegt und zu dem Schönſten gehört, was man in dieſer Art ſehen kann. Die Hauptſtadt des Landes, Karlsruhe, iſt eine freundliche, regelmäßig gebaute Stadt, die gleichfalls von ſchönen Anlagen umgeben iſt. Eine zweite Univerſität, nicht minder herrlich gelegen als Heidelberg, aber ſich einer großartigeren Umgebung erfreuend, iſt Freiburg, deſſen alter Münſter von allen Münſtern der einzige iſt, der vollſtändig und in Einem Geiſte ausgeführt iſt. Sein Erbauer iſt derſelbe Erwin, aus dem Marktflecken Steinbach im badiſchen Oberlande, welcher den Münſter von Straßburg nach ſeinem Entwurfe zu erbauen angefangen hat, der ſpäter von Anderen ſo weit vollendet wurde, wie er jetzt beſteht. An dem Ufer des Bodenſee's, welches zu Baden gehört, liegt die alte Stadt Koſtnitz oder Conſtanz, die gleichfalls einen Münſter hat und durch ein Concilium berühmt wurde, in welchem Johannes Huß zum Feuertode verurtheilt wurde.

Neben dieſen größeren Städten mit ihren Merkwürdigkeiten ſind noch kleinere nicht minder merkwürdige aufzuzählen. Hier ſteht vor Allen obenan die Quellenſtadt Baden, von der ich Euch ſchon bei Gelegenheit der Bäder und Geſundbrunnen Einiges erzählt habe; dann iſt das liebliche Badenweiler zu nennen, das gleichfalls eine beſuchte Heilquelle beſitzt. An Bädern iſt überhaupt ein großer Ueberfluß im Lande; im Schwarzwalde liegt in einer Schlucht, am Fuße des Kniebis, das heilkräftige Rippoldsau, in dem benachbarten Thale der Rench liegen vier verſchiedene Bäder dicht neben einander, in einer überaus reizenden Natur.

Das Waldgebirge, der Schwarzwald, deſſen höchſte Kuppen der Feldberg und der Belgen ſind, die beide eine Höhe von mehr als 4000 Fuß erreichen, gehört auch zu den Sehenswürdigkeiten des Landes Baden. Es enthält ſchöne, fruchtbare Thäler, theils anmuthige Gegenden, theils wilde Naturſcenen. Zu den erſteren gehören das ſchon genannte Renchthal, dann das Murgthal mit dem Großherzoglichen Schloſſe Eberſtein, das Tſchappachthal, das Guttachthal, das Kinzigthal u. ſ. w. Zu den großartigen Erſcheinungen ſind die Waſſerfälle von Allerheiligen zu zählen, die Umgegend von Triberg und das berühmte Höllenthal, unweit Freiburg, wo ungeheure Felswände einen engen Paß bilden, wie ihn nur die Hochgebirge aufzuweiſen pflegen. Das aber eben iſt der Vorzug des Schwarzwaldes, daß er mit der Lieblichkeit einer wahrhaft idylliſchen Natur auch das Großartige und Staunen erregende verbindet. Auch Seen beſitzt der Schwarzwald, unter denen der einſame Titiſee, der See auf der Höhe des Feldberges und der Mummelſee, unweit der Stadt Baden, zu nennen ſind. Von dem Letzteren herrſchen viele Sagen im Volke, von ſchönen Nymphen, welche in ſeiner Tiefe wohnen und Abends die Bauern in ihren Spinnſtuben beſuchen und mit ihnen freundlich verkehren. Dieſe Seemädchen werden von den Landleuten Mümchen, oder in der Mundart des Volkes Mümeles genannt, wovon der See den Namen trägt. Das ſüdlichſte Thal des Schwarzwaldes, zwiſchen Freiburg und Baſel, iſt das höchſt liebliche Wieſenthal. Dieſes Thal iſt beſonders berühmt, weil dort der treffliche und unerreichte Volksdichter Hebel geboren wurde, deſſen Gedichte in Alemanniſcher Mundart überall hingedrungen ſind. Dieſe Mundart iſt eine der Lieblichſten von allen, die in Deutſchland geſprochen werden, und wird noch jetzt in dieſem Theile des Landes allein gehört, welches in früherer Zeit auch den Namen Alemanien führte, nach welchem Namen noch jetzt die Franzoſen die ganze deutſche Nation les allemands benennen.

Werft Ihr nun einen Blick auf dieſes im Verhältniß zu andern Staaten nur kleine Land, ſo werdet Ihr das, was ich Euch zu Anfang der heutigen Unterhaltung geſagt habe, gewiß beſtätigt finden, daß wohl ſelten auf einem kleineren Flächenraume mehr Schönes und Merkwürdiges gefunden werden dürfte.

Am 21. September.

Der Gränznachbar des Großherzogthums Baden iſt das Königreich Württemberg, das gleichfalls reich an Naturſchönheiten iſt. Doch iſt der Charakter dieſes Landes nicht ſo heiter, ſeine Einwohner ſind ernſter und abgeſchloſſener, und ein großer Theil von Württemberg iſt meiſtentheils von einförmigen Hügeln durchſchnitten; die Städte ſind alt und nicht ſchön gebaut, und außer Stuttgart, der Hauptſtadt des Königreichs, und Ulm, welches auch einen merkwürdigen Münſter beſitzt, der jedoch dem Freiburger nicht an die Seite geſtellt werden kann, enthalten die übrigen Städte keine Sehenswürdigkeiten. Die intereſſanteſten Naturſchönheiten ſind wohl in den Thaleinſchnitten jener Hochebene zu ſuchen, welche die Württembergiſche Alp heißt. Ebenen gibt es faſt keine im ganzen Lande, weil es ganz von Hügeln durchſchnitten iſt. Die Donau, die bei Donaueſchingen im Baden'ſchen entſpringt, fließt durch Württemberg, und mit ihr iſt der Neckar der bedeutendſte Fluß; alle andern Flüſſe ſind klein und unbedeutend. Ebenſo ſind es die Seen; an dem zu Württemberg gehörigen Theil des Bodenſee's liegt das Städtchen Friedrichshafen, mit einem königlichen Schloſſe. An Bädern und Geſundbrunnen iſt Württemberg ebenfalls reich, jedoch werden deſſe nicht ſo häufig von Fremden beſucht, wie die des nachbarlichen Badens, weil ſie nicht, wie dieſe, dem Fremden ſo viel Sehenswürdiges und Angenehmes bieten. Die einzige Ausnahme macht hievon wohl Wildbad, in einem Thale des württembergiſchen Schwarzwaldes, das eine Quelle von wunderbarer Heilkräftigkeit beſitzt.

Ein Haupterzeugniß Württembergs iſt der Wein, den man an den Ufern des Neckars baut, und der deßhalb Neckarwein genannt wird. Da er jedoch nicht zu den Wohlſchmeckenden gehört, und man ihn gewöhnt ſein muß, um ihn ſchmackhaft zu finden, ſo wird er größtentheils im Lande getrunken.

Die Einwohner des Königreichs ſind ein tüchtiger, wackerer, deutſcher Volksſtamm, der in ſeiner Abgeſchloſſenheit ſich von fremden Einflüſſen bewahrt hat, und daher viel Eigenthümliches ſich erhielt. Die Mundart des Landes, das ſogenannte Schwäbiſche, iſt zum Ausdruck des Naiven ſehr geeignet, und man beſitzt in ihr einen wahren Schatz von anmuthigen Volksliedern. Die Lebensweiſe iſt einfach und alte Sitte und Herkommen wird größtentheils noch in Ehren gehalten, doch fängt nach und nach auch hier die Sucht an, das Fremde nachzuahmen und es in Prunk Einer dem Andern zuvorzuthun, Eingang zu finden.

Am 22. September.

Wenn wir von Württemberg öſtlich unſere Reiſe fortſetzen, ſo gelangen wir nach Baiern, größer als das vorige, vom Main, der Donau und der Iſar durchſtrömt, und theilweiſe auch vom Rhein, Inn und andern Flüſſen. Baiern hat große Ebenen, allein in einzelnen Theilen iſt es bergicht; nördlich und öſtlich zieht ſich das Fichtelgebirge hin, der Böhmer Wald, nördlich der Thüringer Wald, das Rhöngebirge, ſüdlicher der Speſſart und der Odenwald. Jenſeits des Rheines endigt das Wasgauergebirge oder die Vogeſen in Baiern; im ſüdlichſten Theile aber beginnen ſchon die Hochalpen, die ſich nach Tyrol erſtrecken und bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß anſteigen. In dieſem Theile des Landes befinden ſich auch viele Seen, deren Umgebung, wenn auch nicht ſo großartig, wie die der Schweizerſeen iſt, doch immer ſehenswürdig genannt werden können. Der größte baieriſche Landſee iſt der Chiemſee, höher im Gebirge liegt der Tegernſee mit einem königlichen Luſtſchloſſe, und bei dem Marktflecken Berchtesgaden liegt der maleriſche Bartholomäus- oder Königsſee, am Fuße des mit Eis gekrönten Watsmann.

Ebenſo reich das Land an manigfaltigen Naturſchönheiten iſt, ebenſo reich iſt es auch an Denkmälern alter und neuer Kunſt. Die Hauptſtadt München enthält größere Kunſtſchätze, als deren wohl manche alte Stadt von größerem Umfange beſitzt. Es geht in's Ungeheure, was ſeit dem Regierungsantritte des jetzigen Königs dort geleiſtet wurde. Eine eigene Malerſchule wurde errichtet, deren Meiſter und Begründer Peter Cornelius iſt, und aus der viele große und bedeutende Künſtler hervorgegangen ſind. Ebenſo wurden herrliche Bauwerke in München ausgeführt, die durch Größe und Pracht den Beſchauer in Erſtaunen ſetzen. Alte Denkmäler der Kunſt ließ der König in fremden Ländern ankaufen, um dieſe Gebäude damit zu ſchmücken und Sammlungen davon anzulegen. Dieſen Bemühungen des Königs Ludwig von Baiern iſt es hauptſächlich zuzuſchreiben, daß in allen Künſten ſich wieder ein neues Leben zu regen begann, welches in den dreißig Friedensjahren, deren die Welt ſich erfreut, ſo viele ſchöne Früchte getragen hat.

Nächſt München iſt es die alte Stadt Nürnberg, welche gleichfalls große Kunſtſchätze bewahrt, die jedoch ſämmtlich aus einer früheren Zeit ſtammen, wo Nürnberg im ganzen Vaterlande der bevorzugteſte Sitz der Künſte und Wiſſenſchaften war. Ihr erinnert Euch wohl noch, daß Nürnberg zur Zeit, als der Handel mit dem Morgenlande landwärts über Venedig betrieben wurde, ehe Vasco de Gama den Seeweg um das Vorgebirge der guten Hoffnung entdeckt hatte, einen Theil dieſes reichen Handels mit beſaß. Damals entſtanden herrliche Denkmäler der Künſte in dieſer alten Stadt, die noch jetzt unſere Bewunderung erregen.

Nächſt Nürnberg ſind Augsburg und Regensburg zu erwähnen, beſonders iſt es in letzterer Stadt der alte Dom; ebenſo der Dom in Bamberg; ferner Würzburg mit ſeinen alten Kirchen, Aſchaffenburg und Speyer, die einem jeden Vaterlandsfreunde durch ihre alten Denkmäler werth und theuer ſind.

Von den großen Bauwerken, welche der jetzt regierende König von Baiern ausführen ließ, iſt jenes große Denkmal allen Uebrigen voranzuſtellen, welches er auf der Höhe von Donauſtauf bei Regensburg errichten ließ, und das er Walhalla nannte. Ein großartiger, griechiſcher Tempel zur Aufnahme der Standbilder großer deutſcher Männer beſtimmt. Ein anderes Denkmal bei dem

Orte Kellheim iſt den Siegen des baieriſchen Heeres gewidmet, und wird die Siegeshalle genannt. Auch einen großartigen Kanal, welcher die Donau mit dem Main verbindet, hat der König anlegen laſſen, ein Werk, zu welchem vor tauſend Jahren ſchon Kaiſer Karl der Große den Plan gefaßt hatte.

Baiern iſt die größte Monarchie in Süddeutſchland, aus rein deutſchen Provinzen beſtehend. Es hat die ſchönſten Gaue inne, das herrliche Alpenland mit dem körnigen Menſchenſchlage, die getreidereiche Oberpfalz, das Wein bauende Franken, einen Theil des gewerbreichen Schwabens und die herrliche Pfalz am Rhein, mit dem Weingelände am Hardtgebirge und den lieblichen Thälern in demſelben, unter denen das Anweilerthal vor Allen zu preiſen iſt.

Am 23. September.

Oeſtlich von Baiern betreten wir die Gränze des größten deutſchen Staates, des Kaiſerthumes Oeſterreich. Es iſt zugleich der mächtigſte und volkreichſte unter den Staaten des deutſchen Bundes, wenn auch die Provinzen, die er in Deutſchland beſitzt, ihn nicht dazu machen, ſondern die außerhalb Deutſchland gelegenen Provinzen, über die er herrſcht, die in einem Theile von Polen, in dem Königreiche Ungarn und in dem venezianiſch-lombardiſchen Königreiche, den Beſitzungen auf der dalmatiniſchen Küſte u. ſ. w. beſtehen. Die deutſchen Provinzen des Kaiſerthums Oeſterreich werden die öſterreichiſchen Erblande genannt. Sie umſchließen herrliche Gaue, voll der größten Naturſchönheiten. In Steiermark, Salzburg und Tyrol das großartigſte Alpenland, im Erzherzogthume Oeſterreich eine liebliche, ſüdliche Natur, in Ungarn die größte Ebene Europa's, überaus fruchtbar und köſtlichen Wein hervorbringend, mit dem hohen Karpathengebirge an ſeiner Nordgränze.

Die Hauptſtadt des ganzen Kaiſerthums iſt Wien, die größte und volkreichſte Stadt in Deutſchland. Der eigentliche Kern der Stadt, das alte Wien, iſt nur klein und wird von hohen Baſteien, feſten Thoren und tiefen Gräben, über welche Brücken führen, umgeben. Dann läuft rings um die Stadt ein wohl eine Viertelſtunde breiter Platz, der unbebaut iſt und von Alleen durchſchnitten wird, den man das Glacis nennt. An dieſen ſchließen ſich die Vorſtädte, welche lange, breite Straßen enthalten, die faſt ganz zum Theil auch polniſch. Die Menſchen ſind hier ein derber Stamm, bei dem die ſlaviſche Art vorſchlägt. Sie leben einfach, ſelbſt ärmlich, lieben den Branntwein, ſind heiter, verſchmitzt, gegen den Fremden nicht aufrichtig, und kennen nichts von den feineren Lebensbedürfniſſen, die ſich in andern Gegenden ſelbſt unter dem Landvolke ſchon zu verbreiten angefangen haben. Das Land iſt fruchtbar, beſonders in der Nähe des größten Stromes dieſer Gegend, den man Niemen oder Memel nennt. Der Seeſtrand iſt größtentheils unbewohnt, weil er aus unfruchtbarem Flugſande beſteht. Einige armſelige Fiſcherdörfer liegen in weiten Entfernungen daran zerſtreut. Beſſer ſteht es ſchon an den Ufern der großen Binnenſeen aus, die hier weit in's Land treten und mit dem Meere blos durch einen engen Kanal zuſammenhängen; dies ſind die ſogenannten Haffe. Hier findet man artige, wenn auch nur kleine Städte, anſehnliche Dörfer und hin und wieder auch Fruchtbarkeit des Bodens. In dieſem Theile des Staates liegt das alte Königsberg, welches früher die Hauptſtadt des Königreichs Preußen, jetzt der Provinz Preußen iſt. Es wurde von dem Böhmenkönig Ottokar erbaut, und hier iſt einer der größten Denker aller Zeiten, der berühmte Philoſoph Immanuel Kant, geboren worden, welcher Profeſſor an der dortigen Univerſität war und auch daſelbſt geſtorben iſt.

Schreitet man aus dieſem öſtlichen Theile nach Weſten weiter, ſo kommt man in ein ſandiges Gebiet, welches nur in der Nähe des großen Weichſelſtromes, der, aus Polen kommend, die Provinz durchzieht, fleißigen Anbau und entſprechende Fruchtbarkeit zeigt. Ein großer Theil des Landes iſt mit meilenlangen Wäldern bedeckt, welche man in jener Gegend Haiden nennt. Hier iſt Danzig die bedeutendſte Stadt, am Ausfluſſe der Weichſel in die Oſtſee gelegen. Danzig hat ſchöne, alte Gebäude, unter denen die Pfarrkirche und der ſogenannte Junkerhof oder Artushof, in welchem die Edelleute, die Junker, in älterer Zeit ihre Zuſammenkünfte hielten, genannt zu werden verdienen. An dem Fluſſe Nogat liegt neben dem Städtchen gleichen Namens die Marienburg, das herrliche Schloß der Heermeiſter des deutſchen Ordens, welche damals über einen Theil von Preußen herrſchten und das Chriſtenthum daſelbſt mit den Waffen in der Hand einführten. Von Danzig weſtwärts, am Strande der Oſtſee hin bis zu dem Großherzogthume Mecklenburg, erſtreckt ſich das Herzogthum Pommern, gleichfalls ein ſandiger Strich, in dem ſich einige Handel treibende Städte befinden. An der Küſte liegt die Inſel Rügen, mit herrlichen Eichenwäldern bedeckt, in deren geheimnißvollen Schauern vor grauen Zeiten die Göttin Hertha, der Schutzgeiſt Deutſchlands, verehrt wurde.

Südlich von dem Herzogthum Pommern liegt die Mark Brandenburg, ein ſandiges, unfruchtbares Land, welches in früherer Zeit den Spottnamen des heiligen, römiſchen Reichs Streuſandbüchſe führte. In dieſer Provinz liegt Berlin, jetzt die Hauptſtadt des ganzen preußiſchen Staats, und nächſt Wien, die bedeutendſte Stadt in Deutſchland. Berlin iſt zwar eine alte Stadt, jedoch nur in dem Theile, der den eigentlichen Kern betrifft, alles Andere, was ſie jetzt zur ihrer Bedeutung erhebt, iſt erſt in neueſter Zeit hinzugekommen, und ihr Glanz iſt nicht älter als das Königreich Preußen, mithin noch nicht einmal anderthalb Jahrhunderte.

Südlich von der Mark gehört ein Theil von Sachſen, und öſtlich die Provinz Magdeburg zu Preußen, die zum Theil ſchon beſſere Gegenden zeigen, als wir bis jetzt in dieſem Königreiche zu Geſicht bekommen haben. Mehr iſt dies jedoch der Fall in der ſüdöſtlichen Provinz Schleſien. In ihrem ſüdlichſten Theile erheben ſich das Rieſengebirge und die Sudeten, deren höchſte Spitze, die Schneekoppe, eine Höhe von beinahe 5000 Fuß erreicht. Hier finden wir wieder ſchöne Thäler, wie das Hirſchberger und das Schmiedeberger Thal, wir finden Waſſerfälle, Bäder und Geſundbrunnen, kurz alle jene Erſcheinungen wieder, die wir im Süden unſeres Vaterlandes auf jedem Schritte antrafen und hier im Norden ſo gänzlich vermißten. Die Hauptſtadt von Schleſien iſt Breslau, ein ſchöner großer und volkreicher Ort.

Im Oſten von Schleſien liegt das Großherzogthum Poſen, ein Theil des ehemaligen Königreichs Polen, und gänzlich von Polen bewohnt. Hiermit ſchließen ſich die öſtlichen Provinzen des preußiſchen Staats. Die weſtlichen beſtehen aus Weſtphalen und Rheinland, und dieſe unterſcheiden ſich durchaus von den öſtlichen Provinzen. Hier iſt ein reiner, unvermiſchter, deutſcher Volksſtamm, ohne alle ſlaviſche Elemente, hier wächst Wein, hier herrſcht beſſeres Leben unter dem Volke, welches lebensfroh und aufgeweckt iſt. Die preußiſche Rheinprovinz umſchließt die berühmten Gegenden, die zu dem Schönſten gehören, was Deutſchland und vielleicht Europa in ſolchem Vereine, wie hier, aufzuweiſen hat. Tauſende von Reiſenden aller Nationen beſuchen dieſe Orte und erfreuen ſich an der ſchönen Natur, an den herrlichen, heiteren Menſchen und an den Kunſtdenkmälern der alten Städte. Hier prangen Köln mit ſeinem prachtvollen Dome, Trier mit den großartigſten Denkmälern aus der Römerzeit, in der hier die alten römiſchen Kaiſer ihre Sommerreſidenzen hatten, Aachen mit ſeinen Erinnerungen an Karl den Großen, deſſen Lieblingsaufenthalt dieſe Stadt war, Bonn, Koblenz, Düſſeldorf, Elberfeld u. ſ. w.

Wenn wir einen Blick auf den preußiſchen Staat werfen, ſo ſehen wir, daß er mehr noch wie Oeſterreich aus den verſchiedenartigſten kleinen Theilen zuſammengeſetzt iſt. Wie er jetzt aber einmal beſteht, bildet er eine große, Achtung gebietende Macht, durch eine Bevölkerung gehoben, deren hohe geiſtige Kraft ſich beſonders in den Jahren 1813 und 1814 hervorthat, als bei dem Rückzuge der Franzoſen aus Rußland das preußiſche Volk einmüthig zu den Waffen griff, und von begeiſternder Vaterlandsliebe beſeelt, Heldenthaten verübte. Damals verließen Familienväter ihr Haus, junge Leute, faſt noch Knaben, bewaffneten ſich, Alles eilte zu den Fahnen, um ſich dem Feinde entgegenzuſtellen, und ſein Leben für das Vaterland hinzugeben. Dieſe Thaten haben denn auch den Preußen nicht nur ein ewiges Denkmal in der Geſchichte geſetzt, ſondern ihnen auch für immer eine hohe Achtung bei allen deutſchen Stammgenoſſen erworben.

Am 25. September.

Es gewährt Genuß und Belehrung zugleich, zu ſehen, wie ein großer Geiſt, der ſpäter zur gerechten Würdigung gelangt, ſeinen Bildungsweg zurücklegt. Einer der größten deutſchen Männer im Reiche der Wiſſenſchaft und Literatur iſt Gotthold Ephraim Leſſing.

Sein Vater war ſelbſt ein frommer und gelehrter Mann, und Prediger in dem ſächſiſchen Städtchen Kamenz. Er leitete den erſten Unterricht ſeines Sohnes. Nach der frommen Weiſe jener Zeit wurde der junge Leſſing ſchon frühe zum Bibelleſen angehalten, aber der religiöſe Unterricht war mehr als ein mechaniſches Auswendiglernen. Nicht nur was, ſondern auch warum man glauben müſſe, ſuchte der Vater dem keimenden Verſtande begreiflich zu machen.

Schon in früheſter Kindheit zeigte der Knabe einen großen Hang zu Büchern. Ein Künſtler, der ihn als Knabe von fünf Jahren mit einem Käfig, in dem ein Vogel ſaß, malen wollte, mußte ſtatt deſſen, ihn mit einem großen Haufen Bücher malen, weil er es nicht anders zugeben wollte. Als Leſſing die öffentliche Stadtſchule zu Kamenz zu beſuchen anfing, entwickelten ſich ſeine Fähigkeiten und ſeine Liebe zum Lernen immer lebendiger. Sein Vater ſchickte ihn bald auf die Fürſtenſchule zu Meiſſen, weil er in einer Prüfung ſich bereits tüchtig dazu zeigte.

Eine ſehr ſchätzbare Einrichtung dieſer Schule war völlige Gleichheit der Reichen und Armen, der Vornehmen und Geringen; gleiche Koſt, gleiche Wohnung, gleichen Unterricht; das fröhliche Zuſammenſein von 120 Jünglingen ohne läſtigen Zwang, das Anhalten zu einer wahren und innigen Frömmigkeit. Hier legte Leſſing den Grund zu ſeiner tiefen klaſſiſchen Bildung, und auch neuere Sprachen und ſchöne Künſte lernte er kennen. Leſſing trieb beſonders neben ſeinem Sprachſtudium Mathematik, und beſchäftigte ſich ſogar mit einer deutſchen Ueberſetzung des Euklyd und mit einer Geſchichte der Mathematik. Die Fortſchritte, die er in den Wiſſenſchaften machte, waren ſo groß, daß ſein Rektor ihm folgendes Zeugniß ausſtellte, welches zwar kräftig und derb im Ausdrucke, allein dennoch nicht minder ehrenwerth für ihn iſt. Dieſes Zeugniß lautete: „Er iſt ein Pferd, das doppeltes Futter haben muß. Die Lektionen, die Andern zu ſchwer werden, ſind ihm kinderleicht. Wir können ihn faſt nicht mehr brauchen.“

Aus dieſem Jünglinge wurde ſpäter ein Mann, der ſich durch ſeine Gelehrſamkeit, ſeinen ſcharfen Verſtand, ſeinen hohen Geiſt, die Rechtlichkeit ſeiner Geſinnung und durch die manigfachſten Talente den höchſten Ruhm erworben hat. Ein großes Verdienſt erwarb ſich Leſſing um unſere Sprache, die vor ihm in gänzliche Barbarei verſunken war und mit einer Maſſe lateiniſcher und franzöſiſcher Worte und Konſtruktionen durchwebt und überladen wurde, ſo daß die Bücher aus der Vorleſſingſchen Zeit, in Bezug auf die überladene und undeutſche Ausdrucksweiſe, jetzt nur Lachen und Spott erregen. Die Ausbildung unſerer Sprache und die Zurückführung zu ihrer alten edlen Einfachheit und Kraft, die ſie ſchon im Mittelalter beſeſſen hatte, verdanken wir zumeiſt Leſſing.

Der große Mann wird oft im Leben verkannt, und dieſes Loos wurde auch Leſſing zu Theil. Er fand nirgend eine feſte Stellung und befand ſich oft, ja größtentheils, in kümmerlichen Umſtänden. Zuletzt erhielt er die Stelle eines Bibliothekars zu Wolfenbüttel, woſelbſt er in den beſten Mannesjahren ſtarb. Der Platz, wo der große Mann begraben liegt, iſt durch keinen Stein bezeichnet, und man weiß daher die Stelle nicht, wo ſeine Aſche ruht. Seine Zeitgenoſſen haben dadurch eine unauslöſchliche Schmach auf ſich geladen. Wir aber können uns an ſolch einem Beiſpiel erkräftigen, indem wir ſehen, wie ſelbſt die ungünſtigſten äußeren Verhältniſſe nicht im Stande ſind, den hohen Flug des Geiſtes niederzuhalten, und wie die Nachwelt durch den ewigen Ruhmeskranz, den ſie um den Namen großer Männer flicht, das Unrecht ausgleicht, das oft die Mitwelt an ihnen verübte.

Am 26. September.

Heute will ich Euch von einem andern großen Manne erzählen, der einem andern Lande, ja einem andern Welttheile, ſeine hohen Thaten widmete, allein dennoch unſere Bewunderung und Achtung, wie die der ganzen Welt, für ſich in Anſpruch nimmt. Wenn man von Edelmuth, Heldenſinn, großer, aufopfernder Vaterlandsliebe, ſtrenger Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit ſpricht, ſo denkt man dabei an dieſen Mann, den ich Euch hiermit nenne: Georg Waſhington.

Waſhington wurde 1732 in Amerika geboren und trat früh in engliſche Dienſte, welche damals jene großen Länderſtrecken in Nordamerika als Kolonien beſaßen, die heute den reichen und mächtigen Staatenbund bilden, den man die Vereinigten Staaten von Nordamerika nennt. Er war einer von denjenigen, welche vorzüglich dabei thätig waren, die engliſche Oberherrſchaft abzuſchütteln. In dem Kriege, den die Kolonien gegen England erhoben, befehligte er als oberſter General die nordamerikaniſche Armee, und als der nordamerikaniſche Freiſtaat in's Leben getreten war, ſo wurde er als erſter Präſident deſſelben gewählt, welche hohe Würde er acht Jahre hindurch bekleidete. Als Präſident hob Waſhington ſein Vaterland, das tief zerrüttet war, zu Wohlſtand und Anſehen, und legte den Grund zu ſeiner jetzigen Macht.

Nachdem der große, edle Mann ſeinem Vaterlande ſolche unſchätzbare Vortheile erkämpft hatte, zog er ſich nach ſeinem Landgute Mount Vernon in Virginien zurück, und beſchloß dort ſeine Tage als ſchlichter Landmann im 67ſten Jahre ſeines Alters. Nicht ſelten haben Männer von großen, hervorſtechenden Eigenſchaften beſondere Eigenheiten, die mit ihrer Größe, die ſie in der Weltgeſchichte behaupten, nicht in Einklang zu bringen ſind. So ſoll der große Waſhington in ſeiner Pünktlichkeit und Genauigkeit bis in das Kleinliche gerathen ſein. Er kaufte niemals etwas, was wäg- oder zählbar geweſen wäre, ohne es ſorgfältig nachzuwägen oder nachzuzählen. Man erzählt folgende Anekdote von ihm.

Einſt kam ein Pachter nach Mount Vernon, um ſeinen Zins an Waſhington abzutragen. Als der Mann das Geld aufgezählt hatte, ſagte Waſhington: „Es fehlen vier Pence.“ Der Mann entſchuldigte ſich, daß er es aus Mangel an kleiner Münze nicht recht machen könne, und offerirte ihm einen Dollar mit der Bitte, den Ueberſchuß für's folgende Jahr im Buche zu notiren. Das war aber mit Waſhingtons pünktlicher Ordnungsliebe unverträglich. Wollte der Mann ſeine Rechnung quittirt haben, ſo mußte er auch die Summe recht machen können. Da Waſhington ihm ſelbſt nicht wechſeln konnte, ſo blieb dem armen Pachter nichts Anderes übrig, als die neun engliſchen Meilen bis zu ſeinem Pachthofe zurückzureiten und ſich die nöthige kleine Münze zu holen.

Der General Stone machte einſt mit ſeiner Familie eine Reiſe, auf welcher ihn ſein Weg über eine Fähre des Generals Waſhington führte. In Ermanglung anderer Münze bietet er dem Fährmann ein Goldſtück, worauf er ihm herausgeben ſoll. Der Fährmann erwiederte aber: „Ich bin in Dienſten des Generals Waſhington und habe keine Goldwage bei mir: mein Herr aber wird das Stück wägen, und findet er es zu leicht, ſo muß ich nicht nur das Fehlende erſetzen, ſondern ich bekomme auch noch einen derben Verweis.“ — „Weißt Du was,“ erwiederte der General Stone, „ich will drei Pence daran verlieren, dann nimmſt Du es wohl.“ Dies ging der Fährmann ein und überlieferte den folgenden Sonnabend ſeinem Herrn das während der Woche eingenommene Geld, wie es ihm anbefohlen war. Waſhington wog ſogleich das Goldſtück ſehr ſorgfältig und fand es nur um drei halbe Pence zu leicht. Er wickelte daher anderthalb Pence in ein Papier, adreſſirte es an den General Stone, und der Fährmann mußte es ihm bei der Rückreiſe wieder zuſtellen.

Dieß waren allerdings kleinliche Züge, die man allenfalls Schwächen benennen kann, die jedoch dem wahrhaft großen Charakter keinen Eintrag zu thun im Stande ſind. Eine von Waſhingtons Eigenheiten war auch die, daß er auf ſeinen Reiſen für alle Bedürfniſſe ſeiner Bedienten ebenſoviel bezahlte, als für ſeine eigene Perſon. Dieſes iſt nun wieder ein ſchöner Zug ſeines eigenthümlichen Charakters. Zu Waſhingtons Zeit war noch der Sklavenhandel in vollem Schwunge, und da man zur Urbarmachung der weiten Ländereien der Sklavenhände nicht entbehren zu können glaubte, ſo war er auch noch nicht ſo allgemein mit jener Schmach bedeckt, die jetzt auf ihm ruht, allein Waſhington ſchenkte in ſeinem Teſtamente dennoch allen ſeinen Sklaven die Freiheit. Ferner vermachte er beträchtliche Summen zur Errichtung einer Freiſchule und einer Univerſität, von dem richtigen Grundſatze ausgehend, daß wiſſenſchaftliche Kenntniſſe allein die Bildung und Veredlung des Menſchengeſchlechtes herbeiführen. Zum ewigen Gedächtniſſe ihres großen Mitbürgers haben die Nordamerikaner ihre Haupt- und Bundesſtadt Waſhington genannt.

Am 27. September.

Zu allen Zeiten hat ſich das deutſche Gemüth edel, treuherzig und warm zu erkennen gegeben, ja es iſt eine den Deutſchen ſo ganz beſonders angehörende Eigenthümlichkeit, dieſes deutſche Gemüth, daß ſich in den andern Sprachen nicht einmal eine beſtimmte Bezeichnung dafür vorfindet. Heute will ich Euch einen Zug ſolcher deutſchen Gemüthlichkeit aus einem ganzen Vorrathe mittheilen, den ich ſeit Jahren geſammelt und den Jeder leicht ſammeln kann, der ſeine Freude an ſo etwas hat. Es iſt ein Zug aus dem Leben eines berühmten deutſchen Malers, der Lukas Sunder hieß, allein allgemein bekannt iſt unter dem Namen Lukas Cranach, nach ſeinem Geburtsorte, dem Städtchen Cranach oder Cronach an der ſächſiſch-fränkiſchen Gränze genannt, woſelbſt er 1472 geboren wurde. Er war der berühmteſte Maler ſeiner Zeit im Vaterlande.

Im neunzehnten Jahre lernte ihn ſein edler Landesvater Churfürſt Johann Friedrich von Sachſen kennen und nahm ihn auf ſeine Reiſe in das gelobte Land mit. Nach der Rückkunft in Deutſchland berief er den Maler an ſeinen Hof und machte ihn zum Bürgermeiſter der Reſidenzſtadt. In der Schlacht bei Mühlberg, während des Schmalkaldiſchen Krieges, im Jahre 1547, war der Churfurſt von Sachſen in die Gefangenſchaft Kaiſer Karls V. gerathen. Der Kaiſer, der ſich zufällig erinnerte, daß Cranach ihn als Knabe gemalt hatte, befahl, daß man den greiſen Maer zu ihm in das Lager kommen laſſen ſollte.

„Wie alt war ich damals, als Du mich malteſt?“ fragte der Kaiſer.

„Acht Jahre," antwortete Cranach. „Es gelangte mir nicht eher, Eure Majeſtät zum Stillſitzen zu bringen, bis daß der Hofmeiſter verſchiedene Waffen an die Wand hängen ließ. Unterdeſſen, daß Eure Majeſtät dieſe Waffen mit unverwandten Blicken betrachteten, gewann ich die Zeit, um Ihr Bild zu vollenden."

„Bitte Dir eine Gnade von mir aus, Maler!" ſprach der Kaiſer.

Mit Thränen in den Augen fiel Cranach dem mächtigſten Herrſcher der Chriſtenheit zu Füßen und bat — nicht um eine Summe Geldes oder um einen Titel, wie es wohl mancher Andere in ſolchem Augenblicke gethan haben würde — nein! Cranach bat um die Freiheit ſeines geliebten Landesfürſten, des Churfürſten von Sachſen.

Der Kaiſer ward von dieſer Bitte des deutſchen Biedermannes merklich ergriffen, allein es ſchien ihm mit ſeiner Politik unverträglich, dem Wunſche jetzt ſchon zu willfahren.

„Du biſt ein braver Mann," ſprach der Kaiſer, „allein lieber hätte ich Dich, wenn Du um etwas Anderes gebeten hätteſt."

Als nach einiger Zeit der Churfürſt ſeine Freiheit dennoch erhalten hatte, ließ er aus Dankbarkeit ſeinen wackeren Cranach nie von der Seite. Er mußte beſtändig bei ihm wohnen, und bei allen ehrenvollen Gelegenheiten ſah man ihn ſtets neben ſeinem Fürſten. Dieſe Auszeichnung ehrte den Churfürſten ebenſo ſehr, wie den Biedermann, der ſie verdient hatte. Man hat Beiſpiele, daß die Menſchen auf dem Gipfel des Glückes diejenigen zu vergeſſen pflegen, welche durch ihre Uneigennützigkeit und ihre Ergebenheit dazu beitrugen, ſie hinaufgelangen zu laſſen.

Am 28. September.

Bei den ſüdlichen Völkern war bereits in den Tagen des früheſten Alterthums der Lorbeer das Zeichen des Ruhmes, das beſonders den Künſtlern und Kriegern ertheilt wurde. Es diente dazu, ſie von der Menge zu unterſcheiden, wie man etwa heutzutage die verſchiedenen Orden vertheilt, jedoch hatte der Lorbeer eine höhere ſymboliſche Bedeutung.

Der Lorbeerbaum gehörte ſchon an und für ſich zu den gefeiertſten Gegenſtänden des Alterthums, und galt als Symbol der Dichterweihe, der Begeiſterung und des Sieges. Er war dem Apollo, dem Gotte des Lichts und der Dichtkunſt, geheiligt, und wuchs in ſorglich gepflegten Hainen rings um die Tempel dieſer Gottheit, und auf dem ihm geweihten Berge Parnaß in Griechenland. Die alten Völker ſchrieben den Ausdünſtungen dieſes Baumes eine begeiſternde und die Gabe der Weiſſagung weckende und befördernde Kraft zu; wie denn auch die Dichter von ihnen für Propheten gehalten wurden. — Die Prieſterin Pythia, welche im Namen des Apollo in dem Tempel zu Delphi ihre Orakelſprüche verkündete, kaute die Blätter des Lorbeerbaumes, um dadurch einen Zuſtand der Begeiſterung zu erwirken, der ſie zu ihren Weisheitsſprüchen befähigte.

Den Lorbeerbaum ziehen wir in Töpfen oder Kübeln bis zu einer bedeutenden Höhe; im freien Boden gedeihet er jedoch nur in den ſüdlichſten Ländern Europa's. Dort iſt es ein ſchöner, immergrüner Baum, der 20 bis 30 Fuß hoch wird. Sein Stammland iſt Aſien. Seine Blätter riechen und ſchmecken gewürzhaft, und ſie werden deßhalb bei uns ſowohl in der Küche, wie Euch bekannt ſein wird, wie auch als Arznei benützt. Daß man ihn bei den neueren Völkern, namentlich auch bei uns Deutſchen, dem Ruhme und der Auszeichnung zuerkennt, iſt wohl nur als eine, aus dem Alterthum uns überkommene Sitte zu betrachten, da die Heiligkeit des Baumes für uns keine Bedeutung mehr hat, wir an ſeine höheren und begeiſternden Eigenſchaften nicht mehr glauben, und er nicht einmal heimiſch bei uns iſt. Daher iſt der Gebrauch, verdienten und ausgezeichneten Männern im Staate, wie im Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft, einen Kranz aus Eichenlaub zu widmen, viel bezeichnender und bedeutungsvoller. Die Eiche iſt die Königin unſerer Wälder, unſere Voreltern ſtellten in ihrem mächtigen Schatten die Bilder ihrer Gottheiten auf, ſie iſt das Sinnbild der deutſchen Kraft und Stärke. Es iſt daher recht, daß ſie an die Stelle des Lorbeers trete.

Am 29. September.

Ihr Alle wißt, was Schreiben heißt. Zunächſt dient es dazu, unſere Gedanken durch lesbare Zeichen auszudrücken, und Andern verſtändlich zu machen. In der älteſten Vorzeit kannte man die Kunſt zu ſchreiben noch nicht. Man bediente ſich der mündlichen Mittheilung, oder man pflanzte Bäume an, ſchichtete Steine auf einen Haufen zuſammen, errichtete Altäre und Säulen, ordnete Feſte und Spiele an, um das Andenken an gewiſſe Menſchen und ihre Thaten, an Ereigniſſe und Begebenheiten feſtzuhalten und für die Folgezeit aufzubewahren. Erſt das Beiſammenleben der Menſchen in größeren Vereinen, als Anfang des Staatenlebens, hat ſie zu der Erfindung der Schriftzeichen geführt.

Die erſte Art, ſeine Gedanken durch Zeichen auszudrücken, war die Bilderſchrift. Dieſe war uranfänglich ein Malen körperlicher Gegenſtände und daher ſehr unvollkommen, da man nicht im Stande war, damit unkörperliche, das heißt rein geiſtige Begriffe, auszudrücken. Nach und nach entwickelte ſich hieraus die ſinnbildliche oder ſymboliſche Schreibweiſe, wo man bemüht war, den ſinnlichen Darſtellungen nach Aehnlichkeit und Verwandtſchaft eine geiſtige Bedeutung zu geben. Mit der ſteigenden Kultur, als die Wiſſenſchaften entſtanden, genügte auch dieſes nicht mehr, und man ſuchte nach willkührlichen Bildern, um die Ergebniſſe des Nachdenkens dauernd zu erhalten, und dem Menſchengeſchlechte bekannt zu machen, was ihm von Werth ſein konnte. So bildeten ſich die Hieroglyphenſchrift und andere Zeichenſchriften nach und nach aus. Bei wilden Völkern, oder bei ſolchen, die noch auf einer ſehr niedrigen Stufe der Cultur ſtehen, findet man wohl noch jetzt ſehr ſeltſame Behelfe, welche das Schreiben erſetzen ſollen, und die uns wohl einen Begriff von dem zu geben im Stande ſind, was in den älteſten Zeiten bei den Völkern im Gebrauch war. Die Samojeden z. B. ſchneiden ein Handzeichen in ein Brett. Wollen die Aelteſten Rennthiere von ihren Stammgenoſſen, ſo ſchneiden ſie ihr Handzeichen, ſchneiden dazu ſo viele Striche, als ſie Rennthiere wollen, und überſchicken dies als Brief. Schuldverſchreibungen beſtehen in Stöckchen, auf welche die Zahl der Schuld und beider Theile Handzeichen ſo eingeſchnitten ſind, daß wenn ſie den Stab zerbrechen, Jeder die Hälfte von allen Zeichen bekommt.

Die erſte Buchſtabenſchrift, oder der Uebergang zu einer ſolchen, beſtand aus Haken und Strichen in verſchiedener Stellung und Richtung, theils einzeln, theils zuſammengeſetzt, und dieſe Spur findet ſich in der uralten Keilſchrift, die man noch an den Denkmälern von Perſepolis findet. Dann hatten die Hebräer die erſte Buchſtabenſchrift. Jedoch war dieſe nur für die Prieſter und noch nicht Eigenthum des Volkes. Thaut wird als der eigentliche Erfinder der Schreibkunſt angegeben. Darunter iſt jedoch zu verſtehen, daß durch ihn das Ueberkommene und Vorgefundene zuſammengeſtellt und in ein Syſtem gebracht wurde.

Nach Griechenland wurde die Buchſtabenſchrift durch die Handel treibenden Phönizier gebracht. Die älteſte Weiſe, zu ſchreiben, war von der Rechten zur Linken, und erſt ſpäter kam es in Gebrauch, von der Linken zur Rechten zu ſchreiben.

In Italien waren die Hetrusker in den älteſten Zeiten das gebildetſte Volk, welche die Schreibekunſt von den Griechen erhielten. Durch die Römer gelangte dann die Schreibekunſt zu den übrigen abendländiſchen Völkerſchaften nach und nach. Durch Ulfilas wurde die Schrift unter den Gothen bekannt, und von ihnen verbreitete ſich dieſe Kunſt unter die germaniſchen Volksſtämme.

Im Anfang war auch hier die Kunſt zu ſchreiben, ein Eigenthum der Prieſter und namentlich der Mönche, die ſie mit ſich in die Kloſtermauern verbargen. Man beſtrebte ſich nunmehr, den verſtändlichen Zeichen auch eine dem Auge wohlgefällige Form zu geben. Bücherabſchriften wurden beſonders für vornehme und reiche Privatleute, ſowie für öffentliche Bücherſammlungen mit beſonderem Fleiß und Kunſtſinn verfertigt. Die Leute, welche ſich damit abgaben, hießen Schönſchreiber, nach dem Griechiſchen Kalligraphen, und es waren entweder Freie niederen Standes, oder auch Sklaven, die in beſonders hohem Preis ſtanden und deren von wiſſenſchaftsliebenden Männern oft mehrere gehalten wurden. Die Anfänge der Bücher oder auch einzelner Abſchnitte derſelben wurden mit Buchſtaben verziert, die in Gold und Farben ausgeführt wurden. In den Klöſtern mußten Mönche und Nonnen Bücher abſchreiben.

Im Anfange bediente man ſich des Schilfrohrs und der Metallgriffel, mit denen man die Schriftzüge in Wachstafeln eingrub. Später benützte man die Blätter der Papyrusſtaude, von der unſer heutiges Papier noch den Namen trägt. Erſt durch die Einführung der Federn und die Verbeſſerung des Papiers gewann aber die Schreibekunſt an Schönheit. Die Geiſtlichen widerſetzten ſich zwar dem Beſtreben, daß die Schreibekunſt ſich auch unter die andern Stände verbreitete, allein am Ende konnten ſie der höherſtrebenden Bildung nicht länger Einhalt thun. Das Recht, in den von den Kloſterſchulen getrennten Pfarr- und Bürgerſchulen ſchreiben lehren zu laſſen, mußte jedoch von den Geiſtlichen durch beſondere Verträge erworben werden. Hierdurch wurde nun ſchon das Wiſſen zu einem Allgemeingut, allein erſt ſeit der Erfindung der

Buchdruckerkunſt ſehen wir das Reich des Wiſſens allen Menſchen erſchloſſen.

Erſt in neueſter Zeit iſt die ſogenannte Schönſchreibekunſt aber unter allen gebildeten Menſchen verbreitet worden, und hierauf hatte die höhere Ausbildung der Buchdruckerkunſt einen weſentlichen Einfluß, da die Gleichförmigkeit ſtehender Buchſtaben die allmählig mehr und mehr verſchönert und geſchmackvoller wurden, auch den Schreibenden zur Nachahmung auffordete. Den Engländern gebührt das Verdienſt, ihrer Handſchrift die anmuthigſte Geſtaltung gegeben zu haben, und ihr verdanken wir auch die Verbeſſerung der unſrigen.

Am 30. September.

Eine der wichtigſten Erfindungen, welche dem ſchöpferiſchen Menſchengeiſt entſprungen und eben dieſem Geiſte eine ſo große Nahrung zuführte und den Schatz ſeines Wiſſens erweiterte, und allen Menſchen zugänglich machte, iſt die Erfindung der Buchdruckerkunſt. Der Gedanke liegt ſehr nahe, allein wie man ſo oft das, was man ſucht, überſieht, wenn man es recht nahe vor Augen liegen hat, ebenſo ging es auch in dieſem Falle. Die Kunſt, in Holz zu ſchneiden, ging der Buchdruckerkunſt voran, und ſo wurden denn auch im Anfang nur kleine Werke gedruckt, wo man immer nur eine ganze Seite und einzelne Zeilen eines Buches in Holz ſchnitt und abdruckte. Da kam ein Mann, Johannes Gutenberg, zuerſt auf den Gedanken, mit beweglichen Buchſtaben Wörter zuſammen zu ſetzen und ſo abzudrucken. Gutenberg war gegen das Ende des vierzehnten Jahrhunderts zu Mainz geboren und begab ſich im Jahr 1420 nach Straßburg. Etwa zwanzig Jahre ſpäter trat er mit ſeiner Erfindung hervor. Die erſten Buchſtaben ſchnitt er aus Holz, ſpäter aus Blei und Zinn. Weil es ihm an Geld mangelte, verband er ſich mit einem reichen Goldſchmied, Namens Johannes Fauſt, und deſſen Schwiegerſohn, Peter Schöffer aus Gernsheim. Dieſer erfand die gegoſſenen Buchſtaben, verbeſſerte die Buchdruckerpreſſe, und wußte bald eine zweckmäßigere Farbe zu bereiten, da man anfangs nur mit Dinte gedruckt hatte.

Wie Ihr es ſchon oft in dieſen Mittheilungen zu erfahren Gelegenheit hattet, daß der Erſte, der einen Frucht bringenden Gedanken lange in ſich herumträgt und endlich der Menſchheit zum

Heile ihn zur That werden läßt, nur Undank und Plage davon erntet, ſo ging es auch mit Gutenberg, der mit Fauſt in Streit gerieth und nicht nur ſeinen Antheil an dem ganzen Unternehmen verlor, ſondern auch wegen einer Geldſumme, die er dem reichen Manne ſchuldete, dieſem alle Druckerwerkzeuge überlaſſen mußte. Er hatte jetzt mit Mühen und Sorgen zu kämpfen, bis es ihm gelang, eine neue Druckerei anzulegen. Erſt im hohen Alter, in ſeinem 68ſten Jahre, wurde er von dem Churfürſten von Mainz in Anerkennung ſeiner Verdienſte unter die Zahl der Hofedelleute aufgenommen, und ſtarb drei Jahre ſpäter.

Erſt in neuerer Zeit, und zwar in dem Jahre 1840, erinnerte man ſich daran, daß 400 Jahre früher Gutenberg durch ſeine große Erfindung der Menſchheit das Licht der Wiſſenſchaften allgemein zugänglich gemacht hatte. Man feierte ihm zu Ehren ein Gedächtniß- und Dankfeſt, und in Mainz, wo er geboren ward und geſtorben iſt, und in Straßburg, wo er zuerſt mit ſeinen beweglichen Buchſtaben druckte, wurden ihm Denkmäler geſetzt. Es iſt unberechenbar, wie ſehr Gutenbergs Erfindung auf die Welt und die menſchliche Geſellſchaft eingewirkt hat. Was früher nur Eigenthum der Geiſtlichen, der eigentlichen Gelehrten vom Fache, war, und in ihren mühſam abgeſchriebenen Büchern aufbewahrt wurde, der Schatz alles menſchlichen Wiſſens der damaligen Zeit, konnte jetzt mit leichter Mühe und mit geringen Koſten ſo oft vervielfältigt werden, daß es Gemeingut Aller wurde. Von dieſem Augenblicke an war das Reich des Wiſſens der freien Forſchung überlaſſen und die Fortſchritte, die gemacht wurden, waren unermeßlich.

In neuerer Zeit hat man nun dieſe Erfindung immer weiter vervollkommnet, die Buchdruckerpreſſen ſind in allen Theilen der civiliſirten Welt in voller Thätigkeit, und man iſt bemüht, das, was dem Menſchengeiſte in ſeinen tiefſten Forſchungen zu ermitteln gelingt, in alle Adern der Geſellſchaft dringen zu laſſen. Die heutige Bildung iſt mithin ein Werk Gutenbergs, der ewig dafür geprieſen werden ſoll.

Am 1. October.

Unvermerkt ſind wir jetzt in die Jahreszeit getreten, welche der Herbſt genannt wird. Der eigentliche Anfang des Herbſtes beginnt zwar den 21. oder 22. September, allein oft macht ſich der Uebergang aus der Sommerszeit erſt ſpäter merklich. Die Hitze, namentlich die läſtige und drückende, hat aufgehört, die Tage werden kürzer, die Abende und Nächte kühler. Der Herbſt iſt die Zeit, wo die Früchte, das Obſt und der Wein zur Reiſe gedeihen. Die Landſchaft kleidet ſich in bunteren Farben, das Laub wird gelb oder röthlich, und ein reiner Himmel verleiht den Gegenſtänden ein klares Licht. Der Menſch fühlt ſich zu erneuerter Thätigkeit aufgelegt, die von der Hitze des Sommers niedergehalten wurde, und ſein Herz erfüllt ein frohes Gefühl, verſchieden von dem, das uns im Frühjahre beſeeligt. Es iſt die Zeit des Genuſſes. Die Natur hat ihre Werke vollbracht und rüſtet ſich zur Ruhe des Winters. Alles treibt uns an, die kurzen, ſchönen Tage, die uns der gütige Himmel ſpendet, im Freien zuzubringen: es iſt die Zeit der heiteren, häuslichen Feſte. Schon das Einſammeln des Obſtes gibt dazu die Veranlaſſung, mehr aber noch das Einſammeln und Keltern der Trauben, die Zeit der Weinleſe. Es iſt ſchön, im Weinberge einer ſolchen fröhlichen Feier beizuwohnen. Die ganze Familie des Beſitzers iſt beiſammen, die Freunde ſind eingeladen, und auch Fremden wird der Zutritt in den vertrauteren Kreis gaſtlich gewährt. Man erfreut ſich des ſüßen Saftes, der friſch aus den Trauben gepreßt, Moſt genannt wird, man ißt und trinkt, tanzt und ſingt, und Abends läßt man funkenſprühende Raketen und Schwärmer in die reine Nachtluft aufſteigen.

Der Herbſt iſt mit der Lebenszeit des gereiften Mannes zu vergleichen; auch hier wird darnach geſtrebt, die Früchte, welche aus den Blüthen der Jugend die Sommerſonne der angeſtrengten Thätigkeit reif werden ließ, zu genießen, ehe der Winter zur ruhigen Einkehr in den ſtillen Frieden des Innern auffordert, wo oft nur noch die Erinnerung an das ſelbſt geſchaffene und genoſſene Glück uns als ein einziges Gut zurückbleibt.

Am 2. October.

Seitdem Montgolfier zuerſt einen Luftball ſteigen ließ, ſind unzählige Verſuche gemacht worden, ohne daß jedoch ein eigentliches Reſultat zum Vortheile der menſchlichen Geſellſchaft aus der Luftſchifffahrt entſtanden wäre. Dieſes Reſultat beſtände darin, dem Luftball und der an ihm hängenden Gondel jede beliebige Richtung geben zu können, gleich wie dem Schiffe auf dem Waſſer.

Iſt einmal dieſe Aufgabe gelöſt, ſo haben wir einen neuen Weg des Verkehrs damit erhalten, der alle Andere im weiteſten Sinne überflügelt. Daß dieſes der Fall wäre, liegt klar am Tage, denn die Fahrt in der Luft würde dann ebenſo leicht bewerkſtelligt werden können, als die Fahrt auf dem Meere. Es iſt dabei an Gefahr noch weit weniger zu denken. Die Luftſäule trägt die Schiffenden ebenſo gut und ſicher, als die Waſſerſäule; hier wie dort ſchwebt der Nachen über einem Abgrund; und iſt der Ballon dann etwas Anderes, als ein Segel? Klippen, die auf dem Meere Gefahr drohen, ſind in der Luft nicht vorhanden; und einem Sturm, dem auf dem Meere nicht ausgewichen werden kann, entgeht man in der Luft dadurch, daß man ſich in eine höhere Region erhebt, in welcher Windſtille herrſcht.

Unter den kühnen Luftſchiffern, welche zuerſt einen großen Verſuch in der Luftſchifffahrt wagten, iſt vor Allem Blanchard zu nennen, der 1753 geboren wurde. Schon als Knabe von 12 Jahren ſoll er ſich mit dem Gedanken, eine Maſchine zum Fliegen zu erfinden, beſchäftigt haben. Schon damals machte er Verſuche dazu, wobei er ſich der Taffetkleider und Fiſchbeinröcke ſeiner Mutter bediente. Er verrieth ein überaus großes, mechaniſches Talent. Mit 16 Jahren verfertigte er einen mechaniſchen Wagen, mit dem er eine Strecke von ſieben Meilen fuhr. Er war 24 Jahre alt, als er einen neuen mechaniſchen Wagen konſtruirte, der ſo geſchwind ging, daß er um 12 Uhr von Paris ausfuhr und um 1 Uhr 15 Minuten ſchon in Verſailles eintraf (eine Fahrt, zu der man ſonſt mehr als zwei Stunden brauchte), wo er der Königin vorgeſtellt wurde. Die Königin bewunderte ſeine Arbeit und ließ es geſchehen, daß er ſie mit ſeinem Wagen in die Oper führte. Dies geſchah mit ſolcher Geſchwindigkeit, daß ſie ſich ſchon in der Loge befand, als die mit Pferden beſpannten Wagen kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten.

Nachdem der junge Blanchard noch verſchiedene mechaniſche Arbeiten ausgeführt hatte, legte er ſich wieder mit allem Fleiße auf die Ausführung ſeiner Lieblingsidee — der Kunſt zu fliegen. Er verfertigte ein fliegendes Schiff, das durch ein Gegengewicht ſich 20 Fuß über die Erde erhob. Während dieſer Zeit hatte nun aber Montgolfier den Luftballon erfunden. Dieſes war für Blanchard ein Blitzſtrahl, welcher zündete. Im Jahre 1784 verſuchte er es zuerſt, ſich vermittelſt dieſer neuen Erfindung in die Luft zu erheben, und bereits ein Jahr ſpäter unternahm er das kühne Wageſtück, mit einem Freunde von Dover nach Calais über den Kanal durch die Luft zu fliegen.

Um ein Uhr Nachmittags beſtiegen ſie ihr kleines, an den Ball befeſtigtes Schiffchen, und 2 Stunden 45 Minuten hernach betraten ſie etwa eine Meile vom Ufer die franzöſiſche Küſte. Als ſie mitten über dem Kanal ſchwebten, hatten ſie eine unausſprechlich herrliche Ausſicht über Frankreich und England. Nach zwei Drittel der Fahrt mußten ſie Alles, womit das Schiff zur Erhaltung des Gleichgewichts beſchwert war, auswerfen, damit die Maſchine wieder höher ſteigen konnte. Ungefähr eine Stunde von der franzöſiſchen Küſte ſank der Ball immer tiefer, und ſie mußten ſelbſt die Kleider vom Leibe werfen, und erreichten blos mit einem Hemde bekleidet den feſten Boden. Der König von Frankreich belohnte Blanchards Muth durch ein Geſchenk von 12,000 Livres und eine lebenslängliche Rente von 1200 Livres. Er machte jetzt große Reiſen und ging nach Amerika. Zu Newyork faßte er den Plan, ſich eine Luftflotte zu bauen, mit welcher er ſeine Rückreiſe nach Europa antreten wollte. Allein der Blitz zündete ſeine Flotte, als ſie zur Abreiſe bereit war, an, und tödtete zugleich ſeinen einzigen Sohn, der 18 Jahre alt war, und in die Fußſtapfen des Vaters zu treten Hoffnung gab. Dies ſchlug ſeinem Herzen eine unheilbare Wunde, und er ſtarb im 56ſten Jahre, ohne die großen Plane, die er gehegt hatte, vollſtändig zur Ausführung gebracht zu haben. Er hatte im Ganzen 60 Luftfahrten unternommen und auf denſelben 25 Perſonen zu Begleitern gehabt. Nach ſeinem Tode ſetzte ſeine Wittwe die Luftreiſen fort, bis ſie auf einer derſelben verunglückte und das Leben einbüßte. Ein ähnliches Schickſal hatten auch der Franzoſe Pilatre de Reſier und der Italiener Graf Zambeccari.

Seitdem ſind fortwährend Verſuche angeſtellt worden, von denen einer der Letzteren mit einem großen Ballon gemacht wurde, welcher die kühnen Luftſchiffer von England in wenigen Stunden bis mitten in Deutſchland, nach Naſſau, brachte. Man ging jetzt ernſtlich damit um, für die Luftſchifffahrt ein ſicheres Mittel der Leitung nach einem beſtimmten Ziele zu erfinden, und entwarf Plane zu förmlichen Luftkutſchen und Luftdiligencen, und ſicherlich wird man damit noch zu Stande kommen.

Nebenbei wurden die Verſuche, zu fliegen, nicht aufgegeben. Der Wiener Degen erbaute ſich eine ſolche Flugmaſchine, mit welcher er ſich gleich einem Vogel in die Luft erheben wollte. Allein dieſer Verſuch mißlang, und es ſcheint, als wenn hierbei kein günſtiges Reſultat zu erwarten ſein dürfte.

Am 3. October.

So wie die Menſchen unabläſſig bemüht ſind, das Reich ihrer Entdeckungen zu erweitern, und auf der einen Seite ſich beſtrebt haben, das weite Reich der Lüfte zu durchmeſſen, ſo waren ſie auch auf der andern Seite bemüht, ſich in die Tiefen des Meeres zu verſenken. Sie erfanden eine Maſchine, die ſie gefahrlos auf den Boden des Meeres hinabtrug und ſie dann wieder nach Belieben zur Oberfläche emporſchaffte. Dies iſt die Taucherglocke, die ſchon im Jahre 1538 erfunden wurde. Es waren zwei Griechen, die ſich vor dem Kaiſer Karl V. unter einem umgekehrten Keſſel mit brennenden Lichtern unter das Waſſer hinabließen, und nach geraumer Zeit trocken wieder herauf gezogen wurden. Seitdem wurden dieſe Verſuche fortgeſetzt und in's Große getrieben. Die Perlenfiſcher laſſen ſich auf den Grund des Meeres hinab, um dort ihre koſtbare Beute zu holen; man ſteigt in der Taucherglocke nieder, um Felſen zu ſprengen, welche den Schiffenden gefährlich ſind, und holt verſunkene Gegenſtände, ja ſelbſt untergegangene Schiffe von dem Meeresgrunde herauf.

Ein engliſcher Arzt, der im Jahr 1820 in Geſellſchaft eines Freundes eine ſolche Taucherfahrt unternahm, ſchildert dieſelbe mit folgenden Worten.

Am 8. September 1820 beſtiegen wir um 11 Uhr Morgens das Boot, und gelangten in wenig Minuten zu einem Schiffe, an welchem die Taucherglocke befeſtigt war. Sie war eine Art von länglichrundem, eiſernem Kaſten, aus einem Stück gegoſſen, unten offen, ſechs Fuß lang, vier Fuß breit und fünf hoch. Der obere Theil hatte mehrere Oeffnungen, in welchen ſehr dicke Gläſer befindlich waren, um Licht hineinzulaſſen. Oben in der Spitze der Glocke befand ſich eine andere Oeffnung, in die eine lange, biegſame, lederne Röhre ging, um von oben durch eine Pumpe Luft in die Glocke zu führen. Dieſe Röhre iſt zum Schließen eingerichtet, damit die Luft nicht wieder hinausziehe. Es befanden ſich in der Glocke zwei kleine Bänke einander gegenüber, mit einem Fußbrett zwiſchen Beiden. Für vier Perſonen war Raum genug vorhanden. Die Glocke wurde von ſtarken Tauen gehalten und von dem Verdecke eines kleinen Schiffes aus regiert. Wir begaben uns unter dieſelbe, nachdem ſie über die Oberfläche des Waſſers erhoben worden war, mittelſt eines darunter fahrenden Bootes, und hatten zwei Arbeiter bei uns.

Das Hinabfahren ging ſo langſam, daß wir die Bewegung der Glocke gar nicht bemerkten; aber ſobald ſie im Waſſer war, fühlten wir einen Druck um Ohren und Stirn, der einige Minuten lang zunahm. Mein Gefährte litt ſo ſehr, daß wir genöthigt waren, im Hinunterfahren einige Minuten inne zu halten. Er wurde bleich, ſeine Lippen entfärbten ſich, und er ſah aus, wie Einer, der von einer Ohnmacht überraſcht wird. Dieß ſchien mir um ſo merkwürdiger, da bei mir ein ganz entgegengeſetzter Fall eintrat. Ich war ſo aufgeregt, als hätte ich geiſtige Getränke zu mir genommen. Schmerzen empfand ich nicht, nur einen ſtarken Druck um den Kopf, als ob ein eiſerner Reif darum liege. Ich ſprach mit den Arbeitern und konnte ſie nur mit großer Mühe verſtehen. Dieſe Schwierigkeit nahm ſo zu, daß ich mich ſelbſt nicht hörte, obgleich ich ſo laut als möglich ſprach. Nach wenigen Augenblicken gelangten wir auf den Boden des Meeres, wo uns jede unangenehme Empfindung faſt ganz verließ.

So lange wir unter dem Waſſer blieben, konnten wir leicht athmen, empfanden aber dann und wann eine große Hitze. Zuweilen ſtieg ein ſo dichter Dunſt um uns auf, daß wir die uns gegenüber befindlichen Arbeiter nicht ſehen konnten. Da wir jedoch beſtändig reine Luft von oben erhielten, ſo daß die in der Glocke enthaltene mit großer Gewalt hinausfuhr, ſo wurde das Uebel ſtets bald wieder gehoben.

Die Helle, welche wir im Hinunterfahren und auf dem Meeresgrunde hatten, war ſehr beträchtlich; ich konnte ſehr gut leſen und ſchreiben. In der Glocke hatten wir 10 bis 12 Zoll hoch Waſſer. Nachdem wir mehr als eine Stunde auf dem Grunde geblieben waren und die Arbeiter ſo bequem als in der freien Luft gearbeitet hatten, gaben ſie einige Zeichen, und man zog uns hinauf. Beim Hinauffahren waren die Empfindungen im Kopfe ganz verſchieden von denen im Hinunterſteigen; es war uns, als würden unſere Köpfe größer, und als wollten unſere Knochen auseinandergehen. Dieſe unangenehme Empfindung dauerte indeſſen nicht lange, denn wir waren bald oben, und nicht nur ſehr froh über das Erfahrene, ſondern auch darüber, daß wir aus unſerem engen Gefängniſſe ſicher wieder entlaſſen wurden.

Die Signale, deren ſich die Arbeiter bedienen, ſind ſehr einfach; ſie beſtehen aus einer größeren oder kleineren Anzahl Schläge, welche mit dem Hammer gegen die Seitenwände der Glocke gemacht werden. Dieſe Signale hört man leicht oben im Schiffe, obgleich kein Geräuſch von oben in die Glocke auf der Tiefe des Meeres dringt. Die Arbeiter ſind gewöhnlich fünf Stunden täglich unten; dabei ſind ſie ſehr kräftig und geſund, und verzehren täglich drei derbe Mahlzeiten mit dem beſten Appetite.

Am 4. October.

Schon die Natur leitet uns darauf hin, durch regelmäßige Leibesübungen dem Körper Gelenkigkeit, Kraft und Geſundheit zu verſchaffen. Bei den alten Griechen und Römern hatte man öffentliche Gebäude, welche Gymnaſien genannt wurden, in denen durch Spiele und Leibesübungen für die Bildung des Körpers und durch Unterricht für die des Geiſtes geſorgt wurde. Von dem Namen dieſer Anſtalten erhielt die Kunſt der regelmäßigen Leibesübungen den Namen Gymnaſtik.

Schon jedes Kind, ſowie die roheſten Völker, treiben gymnaſtiſche Uebungen, allein durch Regeln, die bei dem Unterricht zu Grunde gelegt werden, können dieſe Uebungen erleichtert und vervollkommnet werden. Die Gymnaſtik beſteht im Heben, Tragen, Ziehen, mit Anſtand und Leichtigkeit gehen, im Laufen, mit Rückſicht auf Schnelligkeit und Ausdauer, im Springen in die Höhe, Weite oder Tiefe, mit oder ohne Springſtock, im Ringen, um den Gegner zu Boden zu werfen oder ſeinen Händen etwas zu entreißen, im Werfen nach einem Ziele, im Klettern an einem glatten Körper; auch das Tanzen, Schwimmen, Reiten, Fechten mit dem Rapiere gehören zur Gymnaſtik. Alle dieſe Uebungen befördern nicht nur die Geſundheit, ſondern ſie dienen auch dazu, manchen Gefahren leichter zu entgehen und manche Hinderniſſe leichter zu überwinden. Da ein geſunder, kräftig ausgebildeter Körper auch die geiſtige Thätigkeit erleichtert, ſo iſt die Gymnaſtik auch der Geiſtesbildung förderlich.

Das Mittelalter übte die Gymnaſtik bei den Turnieren. In der neueren Zeit hatte eine verſchrobene Erziehungsweiſe die Menſchen ſehr verweichlicht, und es wurde das Bedürfniß körperlicher Uebungen wiederum fühlbar. So kam es, daß man ſie dem Unterrichte in den öffentlichen Erziehungsanſtalten wieder beigeſellte und ſie Turnkunſt benannte. Ihr Alle werdet wohl den Turnplatz ſchon beſucht haben, und ſelbſt die Luſt erprobt haben, welche das Turnen auf den Körper und durch ihn auf das Gemüth hervorbringt. Nur Eines muß dabei beobachtet werden, und das iſt: Vorſicht und Verhütung von Mißbrauch. Doch das werdet Ihr von Euren Lehrern, unter denen Ihr die Turnübungen vornehmt, ſchon ſelbſt erfahren.

Am 5. October.

Eine vortreffliche Leibesübung, die zugleich in Gefahren von bedeutendem Nutzen werden kann, iſt das Schwimmen. Alle Körper, welche leichter ſind als die Flüſſigkeit, in welcher ſie ſich befinden, bleiben auf ihrer Oberfläche, das heißt ſie ſchwimmen auf ihr. Der Menſch, der regelmäßig leichter iſt als Meerwaſſer, und ſelten ſchwerer iſt als ſüßes Waſſer, ſchwimmt daher auch. Fällt einer in das Waſſer, und hält den Athem an ſich und die Arme nieder, ſo bleibt er meiſtens mit dem Kopfe, wenigſtens mit einem Theile deſſelben über dem Waſſer. Streckt er hingegen die Arme in die Höhe, ſo ſinkt der Kopf unter das Waſſer, von dem er im Uebermaße verſchluckt und daher augenblicklich untertaucht. Auch die Kleider, welche viel Waſſer in ſich ziehen, vergrößern die Gefahr des Unterſinkens.

Das eigentliche Schwimmen, wodurch ſich der Menſch länger über dem Waſſer erhalten kann, und auch im Stande iſt, ſich auf oder unter demſelben fortzubewegen, beſteht hauptſächlich in einer zweckmäßigen Bewegung der Hände und Füße. Die Regeln, welche man dabei zu beobachten hat, lehrt die Schwimmkunſt, welche aus verſchiedenen Abtheilungen beſteht und in eigenen Schwimmſchulen gelehrt wird. In der letzten Abtheilung iſt der Lernende ſo weit, daß er womöglich quer über einen Fluß oder See dreihundert Schritt weit im freien Waſſer ſchwimmen muß. Zwei Schwimmmeiſter begleiten ihn dabei zu beiden Seiten, und ein dritter folgt in einem Kahne. Hierauf wird das Rückenſchwimmen gelehrt, welches zum Ausruhen während langen Schwimmens dient. Auch das Waſſertreten iſt eine Abtheilung der Schwimmkunſt.

Wer ein fertiger Schwimmer iſt, begibt ſich nicht nur zu ſeiner

Luſt mit Sicherheit in's Waſſer, ſondern er hat auch das Bewußtſein, daß ihn in den meiſten Unglücksfällen, die ihn auf dem Waſſer treffen könnten, ſeine Kunſt das Leben retten kann. Das Retten Ertrinkender iſt jedoch bei weitem der höchſte und ſchönſte Lohn, welcher den geübten Schwimmer erwartet. Dieſes Letztere, ſowie das Schwimmen im Sturm bei hohen Wellen, in Strudeln und mit Pferden, iſt die höchſte Ausbildung der Schwimmkunſt, indem ſich die Schwimmer ihrer Geſchicklichkeit dabei ſo bewußt werden, daß ſie auch ſelbſt bei der augenſcheinlichſten Gefahr große Ruhe und Geiſtesgegenwart behalten müſſen.

Es gibt Menſchen, welche nach ihrer natürlichen Beſchaffenheit ſo leicht ſind, daß ſie um dieſer Eigenſchaft wegen ſchon im Waſſer nie unterſinken können. Ein ſolcher Menſch war ein neapolitaniſcher Fiſcher, Nicola mit Namen, den man nur Pesce-Cola, oder den Fiſch-Cola nannte, der vier bis fünf Tage auf dem Waſſer zubringen konnte. Außer dem Waſſer war es ihm niemals wohl, und er litt alsdann an Bruſtſchmerzen. Er lebte blos von Auſtern und Seethieren, und konnte auch unglaublich lange unter dem Waſſer bleiben. Man erzählt, daß der König von Neapel, um ſeine Geſchicklichkeit und ſeinen Muth zu erproben, einſt einen Becher in den Strudel der Charybdis geworfen haben ſoll, und ihm befahl, denſelben wieder heraufzuholen. Pesce-Cola tauchte unter und brachte den Becher wieder; als ihn aber der König zum zweiten Male in den toſenden Waſſerkeſſel warf und der kühne Schwimmer abermals nachſprang, kam er nicht wieder zum Vorſchein. Dieſen Gegenſtand hat Schiller in ſeiner herrlichen Ballade, „der Taucher," verewigt.

Einen andern Fall erzählt man von einem jungen ſpaniſchen Zimmermann, Namens Franz de la Vega, der im Jahre 1674 aus einem Nachen in die See ſprang, um ſich zu baden, jedoch nicht wiederkehrte, ſo daß man ihn für ertrunken hielt. Nach fünf Jahren erblickte man jedoch ein menſchenähnliches Weſen ſchwimmend auf dem Meere. Man fiſchte es mit Netzen, und erſtaunte nicht wenig, als man in ihm den verſchwundenen Vega erkannte, der jedoch blödſinnig geworden war. Man hütete und pflegte ihn jetzt ſo gut man konnte, allein nach neun Jahren verſchwand er zum zweiten Male, und jetzt zwar ſpurlos für immer.

Dergleichen Menſchen, die einen ſolchen Hang, im Waſſer zu leben, äußern, werden Naturſchwimmer genannt. Die meiſten wilden Küſtenvölker, beſonders die Bewohner der Südſeeinſeln, gehören zu dieſer Gattung. Durch ſolche Erſcheinungen, die ſchon in den älteſten Zeiten nicht ſelten geweſen ſein mögen, entſtanden die Sagen von den Meermenſchen, die beſtändig im Waſſer leben, und halb wie Menſchen, halb wie Fiſche geſtaltet waren. Ebenſo die Sagen von den Syrenen, die durch ihren ſchönen Geſang die Schiffer an Stellen hin verlockten, wo ſie zwiſchen Klippen den Untergang fanden. Dieß ſind allerdings Fabeln; allein durch Fertigkeit im Schwimmen ſich das Recht anzueignen, in dem trügeriſchen Elemente des Waſſers ſich ſo ſicher und frei zu bewegen, wie auf dem Lande, iſt etwas, wonach Ihr Alle bei Zeiten ſtreben ſollt. Unter allen Leibesübungen iſt das Schwimmen gewiß der zuträglichſten und nützlichſten eine.

Am 6. October.

Der Herbſt iſt die Zeit, wo die ſtehenden Heere gewöhnlich zu ihren Uebungen zuſammengerufen werden, welches man die Herbſtmanöver nennt. Die Soldaten kampiren ſodann, wie man es zu nennen pflegt, in Lagern. Dieß iſt ein luſtiges, fremdartiges Treiben, das viele Beſucher aus den nahen Städten und Dörfern herbeizieht.

Die Soldaten mit ihren Führern wohnen in dem Lager entweder unter Zelten oder unter Laub-, Stroh- und andern Hütten. Bei den ſogenannten Friedenslagern, die eben nur zum Behufe der Uebungen der Truppen angelegt werden, ſieht man auf die Schönheit und Zierlichkeit dieſer Anlagen, und trägt Sorge dafür, daß man alle Annehmlichkeiten, welche das Terrain bietet, im vollen Maße genießen kann. Man wählt waldreiche Orte, wo Holz im Ueberfluſſe iſt, dann trockene Gegenden, Höhen oder ſanfte Abhänge, damit die Geſundheit der Soldaten nicht durch feuchte Luft und Nebel leiden.

Die Zelte werden nach einer gewiſſen Ordnung errichtet, welche man die Lagerordnung nennt. Die Truppen ſtellen die Gewehre zuſammen und bauen hinter der Linie, die ſie bilden, die Zelte oder Hütten, welche zwei Schritte von einander abſtehen. Der Eingang iſt vorn, wo die Gewehre ſtehen, und jedes Zelt umſchließt eine Rinne, zum Ableiten des Regenwaſſers. Hinter den Hütten ſind die Gruben, wo das Feuer brennt, an dem gekocht wird, welche Kochlöcher genannt werden. Die Pferde der Kavallerie ſtehen an beſondere Campagnepfähle gebunden, mindeſtens zwanzig Schritt von der Mannſchaft. Auch die Geſchütze der Artillerie ſtehen vor der Fronte, hinter ihnen ſind die Munitionswagen aufgefahren, und hinter dieſen ſtehen die Pferde.

Ein ſolches Friedens- oder Exerzierlager wird mit Maſten, Tannenbäumen und Fahnen ausgeſchmückt und gewährt einen ſchönen Anblick. Beſonders Abends, wenn das Feuer in den Küchen lodert, die Mannſchaft aus den dampfenden Keſſeln ihr Eſſen holt. Dann erſchallt wohl auch oftmals Muſik, und man ſieht hie und da die Soldaten ſich im luſtigen Tanze ſchwingen, wie dieß beſonders bei den Ungarn und Polen der Fall iſt.

Die Bürger aus den Städten ziehen in langen Schaaren in das Lager hinaus und freuen ſich, einmal ſo gefahrlos und erheiternd ein kriegeriſches Schauſpiel in der Nähe zu ſehen.

Am 7. October.

Ich habe Euch geſtern von den regelmäßigen Lagern des Militärs einige Worte mitgetheilt; heute will ich Euch von einem Volke erzählen, das mitten in der civiliſirten Welt, wo Alles ſeinen feſten Wohnſitz hat, unſtät umherzieht und in Wäldern lagert; dieß ſind die Zigeuner.

Faſt gleichzeitig mit dem Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts zeigten ſie ſich zuerſt in Vorderaſien und Aegypten, und breiteten ſich von da nach dem weſtlichen Europa aus. Sie behaupteten, aus Aegypten zu kommen, und wollten die Nachkommen derjenigen Einwohner ſein, welche Chriſtus bei ſeiner Flucht nach Aegypten nicht hatten aufnehmen wollen, und deßhalb verurtheilt worden wären, ewig umherzuirren. Dieſes glaubte man lange Zeit, bis daß neuere Unterſuchungen es herausbrachten, daß ſie wahrſcheinlich aus Indien gekommen waren, von wo ſie durch die Verheerungen Tamerlans zur Auswanderung bewogen wurden. Ihr Aeußeres deutet auf die indiſche Herkunft, und ebenſo ihre Sprache, welche jedoch mit Wörtern jener Völker, bei denen ſie ſich auf ihrer weiten Wanderung aufhielten, gemiſcht iſt. Es ſoll am Ausfluſſe des Indus ein Volk der Tſchinganen geben, deren Namen allerdings ſchon die Verwandtſchaft mit den Zigeunern angibt, welche noch in Rußland Tſchingani, in Italien Zingari, in Ungarn Cygani heißen.

Das Aeußere der Zigeuner iſt ganz orientaliſch. Sie ſind ſchlank und gewandt, ſelten groß, ihre Farbe braungelb, faſt Olivenfarbe, die Haare glänzend ſchwarz, und ebenſo die Augen. Sie lieben Tanz und Muſik nach ihrer eigenthümlichen Weiſe, die jedoch etwas Gefälliges hat, und die ſie mit großer Geſchicklichkeit üben. Sie ziehen in Banden von zwei- bis dreihundert Köpfen umher, die unter dem Oberbefehl eines Zigeunerhauptmanns ſtehen, der mit dem älteſten Weibe, der Zigeunermutter, die Aufſicht führt. Sie wohnen ſtets unter freiem Himmel und lagern um ein großes Feuer, das ſie gewöhnlich im Walde anzünden. Ueber dem Feuer hängt der Keſſel, in welchem ſie ihre Nahrung bereiten. Am liebſten eſſen ſie, gleich allen orientaliſchen Völkern, Zwiebeln und Knoblauch, ſonſt aber verſchmähen ſie nichts; ſie eſſen Hunde, Katzen, Ratten und Mäuſe. Den Branntwein lieben ſie, wie auch den Tabak. Von der Religion wiſſen ſie nichts, ob ſie gleich in ſtrengkatholiſchen Ländern vorgeben, Katholiken zu ſein, ſowie ſie in muhamedaniſchen Ländern vorgeben, Muhamedaner zu ſein.

Am liebſten leben ſie in warmen Ländern; wenn ſie jedoch durch Verfolgung, der ſie oft ausgeſetzt ſind, gezwungen werden, in ein kaltes Land zu ziehen, und ſie der Winter dort überraſcht, ſo ſuchen ſie Höhlen auf oder erbauen ſich leichte Hütten, die ſie mit Stroh oder mit rohen Fellen bedecken. Ihr Hausrath iſt nur gering und beſteht aus Topf, Schüſſel, Pfanne, Keſſel und Löffel; außerdem beſitzen ſie gewöhnlich noch einen ſilbernen Becher. Ein Pferd oder ein Eſel dient ihnen dazu, ihre Habſeligkeit fortzubringen. Sie ſind im Ganzen zu einer regelmäßigen Beſchäftigung nicht geeignet, und verſtehen ſich nur ſchwer dazu; dennoch arbeiten ſie manchmal als Knechte bei den Landleuten, pachten Gaſthäuſer auf dem Lande u. dgl. Am meiſten geben ſie ſich jedoch mit allerlei betrügeriſchen Künſten ab. So ſchleichen ſie ſich z. B. an die Viehheerden nächtlich heran, ſtechen den Pferden Nähnadeln in die Feſſeln, oder beſtreichen dem Rindvieh die Naſe mit Unſchlitt, worauf es erkrankt. Wenn nun der Landmann ſich keinen Rath zu geben weiß, ſo geht er zu den Zigeunern, die dann den Schaden, den ſie angerichtet haben, leicht zu heilen verſtehen. Sie ziehen den Pferden die Nadeln aus dem Fleiſche, reiben dem Vieh das Unſchlitt ab, welches die Ausdünſtung hemmte, und da ſie dabei es an allerlei Hokus-Pokus nicht fehlen laſſen, ſo hält man ſie für Wunderthäter oder mindeſtens für ſehr geſchickte Aerzte. Die Weiber aber geben ſich vornehmlich mit Wahrſagen und Kartenſchlagen ab. Da, wie man ſieht, die Zigeuner den Betrug nicht ſcheuen, und auch gewöhnlich ſtehlen, ſo ſind ſie ſtets als ein nicht angenehmer Beſuch in jenen Gegenden anzuſehen, wohin ſie ziehen.

Sie wurden daher oftmals ſchon aus verſchiedenen Ländern vertrieben, wußten jedoch immer wieder den Augenblick zu benützen, wo die Maßregeln gegen ſie nachließen, um ſich in das Land hineinzuſtehlen.

In Ungarn iſt es gelungen, die Zigeuner zu feſten Wohnſitzen zu bringen. Sie heißen dort in den Dörfern, wo ſie ſich anſiedelten, Neubauern. In Spanien und Rußland gelang es nicht, obgleich man ſie ſehr milde behandelte und ihnen Ländereien zum Anbau bewilligte. In Deutſchland ſind ſie ſelten geworden; in Schwaben und am Rhein trifft man noch manchmal kleine Zigeunerhorden, die ſtille ihres Weges ziehen und die Vorübergehenden ehrerbietig grüßen. Es gewährt ein eigenes Intereſſe, einen Blick in eine ſolche Zigeunerwirthſchaft zu thun.

Am 8. October.

Wenn die Sonne untergegangen iſt und ihre Strahlen nicht mehr der Erdoberfläche den Wärmeſtoff zuführen, ſo erkaltet allmählig die untere Luftſchichte und das Waſſer, welches die noch erwärmte Erde ausdünſtet, legt ſich an die Gegenſtände, die der Erdoberfläche am nächſten ſind, wie z. B. an die Pflanzen, und zwar anfangs an die unteren der Erde zugekehrten Flächen. Dieſe Erſcheinung nennt man Thau. Später in der Nacht, beſonders aber gegen Morgen ſinkt die Temperatur der Luft und der Erde noch mehr und der Thau fällt nieder, bildet Nebel, die dann entweder als Wolken emporſteigen, oder ebenfalls in Geſtalt von Tropfen ſich an die auf der Erdoberfläche befindlichen Gegenſtände anlegen. Dieſe Gegenſtände müſſen immer kälter ſein als die ſie umgebende Luft, wenn der Thau ſie befeuchten ſoll, daher denn auch die Blätter der Pflanzen von ihm zuerſt befeuchtet werden, weil ſie nur dünne Flächen bilden und deßhalb ſchneller erkalten, als der Erdboden ſelbſt und Körper von größerer Maſſe.

Entſtehende Wolken oder Winde ſind dem Entſtehen des Thaues hinderlich, weil dann die Temperatur der obern Luftſchichten kälter iſt, als die der untern.

Je heißer ein Landſtrich iſt, deſto ſtärker iſt daſelbſt der Thau, theils weil die Tageshitze größer iſt, theils weil auch die Nächte im Sommer länger und daher verhältnißmäßig friſcher ſind. In ſolchen Gegenden, wo es nur ſelten regnet, trägt der Thaufall ſehr viel zur Erquickung der Vegetabilien bei, indem die dadurch auf die Erde gefallene Feuchtigkeit einem leichten Regen gleichkommt.

Ein ſtarker Abendthau verkündet gutes Wetter für den nächſten Tag, weil der auf die Erde gefallene Thau nicht mehr zur Wolkenbildung beiträgt und auch mit ihm viel Electricität aus der Luft niedergeſchlagen wird.

Wenn Thau oder Nebel, ſowie jede andere wäſſerige Dünſte einer Kälte unter dem Gefrierpunkt ausgeſetzt ſind, ſo bildet ſich die Erſcheinung, welche man Reif nennt. Dieſer ſetzt ſich in kleinen weißen Kryſtallen in verſchiedenen Formen an, und trägt im Spätherbſte, beſonders wenn er an den Nadelhölzern erſcheint, zum Schmucke der Landſchaft bei, die gleichſam wie mit Zucker kandirt erſcheint.

So wie der Thau den Pflanzen Erquickung ſpendet, ſo wirkt er auch erfriſchend und belebend auf jede Kreatur nach heißen Tagen, und wenn auch einige Vorſicht bei abendlichen Spaziergängen durch die thauige Landſchaft zu empfehlen iſt, ſo iſt es doch eine übertriebene Aengſtlichkeit unſeres verweichlichten Geſchlechts, das ſich der Erfriſchung am Abend aus Furcht vor Rheumatismen zu entziehen ſucht.

Am 9. October.

Wir wollen jetzt einmal einen Blick auf die verſchiedenen Stände der Geſellſchaft werfen, und zuerſt den Stand der Rechtsanwälte oder Advokaten betrachten. Es iſt ein Mann, der nach dem gemeinen Begriffe nur von Händeln und Prozeſſen lebt, und da ein Jeder ſich vor Händeln und Prozeſſen zu hüten hat, ſo ſollte man meinen, es wäre beſſer, es gebe keine Advokaten in der Welt. Dem iſt aber nicht alſo. Der Gerichtsanwalt erfüllt in der Geſellſchaft ein ehrenvolles Amt. Durch Talente und Rechtlichkeit gewinnt er ſich ein Anſehen, das er verdient. Auch der rechtlichſte und friedfertigſte Menſch kann in den Fall kommen, einen Prozeß führen zu müſſen. Die Bosheit kann ihn verfolgen, der Mißverſtand kann ihm Unrecht thun, dieſes kann zu einem ſolchen Grade gedeihen, daß ſein Wohl und Wehe und das Schickſal ſeiner Familie davon abhängig iſt. Einem ſolchen Manne bleibt nichts Anderes übrig, als den Schutz nachzuſuchen, den ihm die Geſetze gewähren. Nicht ein Jeder kennt aber die Geſetze ſo genau, um Alles, was ſie zu ſeinen Gunſten enthalten, für ſich in Anſpruch zu nehmen. Deßhalb muß es Männer geben, die, genau bekannt mit den Rechtsverhältniſſen im Staate, und in einer vollkommen unabhängigen Stellung, es übernehmen, die Rechte des Andern zu vertreten. So wird der Advokat der Vertheidiger aller derer, die ſich an ihn wenden und die er im Unglücke beſchützt und von Unrecht befreit. Die Geſellſchaft oder der Staat geſtattet es ihm, uns zu vertheidigen nicht nur gegen die Geſellſchaft ſelbſt, ſondern auch gegen ihre erhabenſten Willensvollſtrecker, die Richter.

Wir beſitzen eine ſolche Menge von verſchiedenartigen Geſetzen, daß es unmöglich iſt, ſie alle gehörig zu kennen, wenn man nicht aus dem Studium derſelben ſeinen Lebensberuf gemacht hat. Oftmals ſind uns unſere Pflichten gegen den Staat nicht bekannt, und wir fehlen aus Unwiſſenheit. Will nun die Geſellſchaft uns wegen dieſer Unwiſſenheit beſtrafen, ſo iſt der Anwalt da, der uns gegen ihre Strenge in Schutz nimmt und ſich bemüht, uns von der Anſchuldigung zu reinigen, welches wir ohne ihn nie im Stande wären.

Zu dieſem Ende muß der Rechtsanwalt ſich den gründlichſten Studien hingeben, damit er der Tröſter und der Rathgeber in jenen Augenblicken werde, wo Alles ſich gegen einen einzelnen Menſchen waffnet. Der Unglückliche, der im Kerker einſam ſchmachtet, findet keine Stütze, als den Anwalt, welcher allein für ſeine troſtloſe Familie das Wort führt. Wem ſollte man ſich vertrauen in einer Lage, wo Alles uns verlaſſen hat? Der Arme, deſſen Zuſtand durch eine Anklage noch verſchlimmert wird, iſt jedoch nicht einmal im Stande, ſich ſeinen Vertheidiger zu wählen; der Staat wählt für ihn und gibt ihm den Vertreter. Gleichviel, wen er wählt, er wird immer einen Mann finden, der voll Eifer, Standesehre und Hingebung iſt. Keine Rückſicht wird den Advokaten abhalten, ſich einer gerechten Sache mit aller Wärme zu unterziehen. Selbſt in den ſchwierigſten Augenblicken, wo die Geſellſchaft ſchon im Voraus ihr Verdammungsurtheil zu ſprechen wagt, und dem Anwalt aus der Erfüllung ſeines heiligſten Berufes gleichſam ein Verbrechen machen will, ſteht er feſt und ohne Wanken dem zur Seite, der ihn zu ſeinem Vertheidiger erwählte. Niemals ſah man, daß ein Anwalt ſich zum Diener oder Mitſchuldigen der wüthenden Verfolgung machte, die ſich gegen einen Einzelnen ausſprach.

Der Anwalt ſoll ein Mann von unbefleckter Ehre ſein; das bringt die Natur ſeines Amtes mit. Macht er ſich einer Schwäche oder einer ſchlechten Handlung verdächtig, ſo iſt er hinfort unfähig, das Amt eines Anwalts zu bekleiden. Es gehe um das Leben eines Menſchen oder um das Vermögen, um Großes oder Kleines, der Beruf des Advokaten iſt immer derſelbe und immer gleich ehrenwerth; er kennt weder Leidenſchaft noch Furcht.

In jenen Ländern, wo die Prozeſſe mündlich verhandelt werden, wo nach dem üblichen Ausdrucke das öffentliche Gerichtsverfahren eingeführt iſt, ſteht der Advokat in ſeinem Amte noch höher da. Während Alles ſchweigt, während eine Menge von Zuhörern in ehrfurchtsvoller Sammlung dem Richterſpruche, der nach den Geſetzen gefällt werden ſoll, horcht, ſteht es dem Anwalt allein zu, das Wort zu führen, und ſeinen Kenntniſſen, wie ſeinen Talenten iſt die Entſcheidung der wichtigſten Intereſſen anheimgegeben.

Da ſeht Ihr alſo, welche Bedeutung die Stellung eines Rechtsanwalts hat, und wie unrecht es iſt, wenn der gemeine Sinn gewöhnlicher Menſchen ſich dahin ausſpricht: Die Advokaten leben nur von Prozeſſen, und ohne ſie ſtünde es um die Welt beſſer.

Am 10. October.

In Zeiten, wo ein langer Friede die Welt erfüllt, kann man ſich die Gräuel nicht vorſtellen, die ſtets im Gefolge eines Krieges ſind. Von den älteſten Zeiten her hat es Kriege gegeben, weil die Menſchen nicht in allen Anſichten übereinſtimmend ſind, und es auch nicht ſein können, bis die Mittel gefunden ſind, ſie zur höchſten moraliſchen Vollendung zu leiten. Zwar können kluge Männer, welche mit der Regierung der wichtigſten Staaten beauftragt ſind, durch die Anwendung der ſogenannten Staatskunſt den Keim zu ausbrechenden Kriegen für längere Zeit unterdrücken, allein ihn gänzlich zu zerſtören, vermögen ſie nicht. So viel Blut auch Kriege koſten mögen, ſo viel Unglück ſie auch über einzelne Menſchen verhängen, zu leugnen iſt es dennoch nicht, daß der Krieg dem Menſchengeſchlechte im Allgemeinen heilſam und für ſeine fortſchreitende Entwickelung ſogar nöthig iſt. Die Nationen verweichlichen während eines zu langen Friedens, die Thatkraft, welche in dem Menſchengeſchlechte ſchlummert, wird nicht auf die rechte Weiſe geweckt, und es entſtehen Ausgeburten daraus, die zum Theile ſchädlich ſind. Der Krieg hingegen gibt dieſer Thatkraft und dem damit verbundenen Muthe ein beſtimmtes und ſchönes Ziel und neue Ideen, die im Frieden erzeugt wurden, treten während des Krieges ohne mühſelige Vorbereitung in das Leben.

Da nun Kriege unvermeidlich ſind und kein Staat wiſſen kann, wie bald er in einen Krieg verwickelt wird, ſo iſt es nothwendig, daß er ſich bereit halte, alsdann mit gehöriger Macht dem Feinde gegenüber zu treten und ſich ſo den Sieg zu erringen. Zu dieſem Ende muß der Staat ein Heer halten. In neueren Zeiten ſind dieſe Heere ſtehend. Von der guten Einrichtung eines ſolchen Heeres hängt die Sicherheit und das Beſtehen des Staates in Zeiten der Gefahr ab. Die Glieder des Kriegsheeres heißen ſämmtlich Soldaten. Ein Soldat iſt ein ſolcher, der vom Staate Sold erhält; allein mit dem Worte Soldat verbindet ſich zugleich der ehrenvolle Begriff eines Vaterlandsvertheidigers. Im Frieden freilich iſt der Soldatenſtand läſtig; es liegt ein Widerſpruch darin, daß er beſondere Vorzüge und Ehren für ſich in Anſpruch nehmen will, und doch nach der Meinung der Bürger nur ſo wenig Erſichtliches für das allgemeine Beſte leiſtet. Man ſieht nämlich außer den Uebungen und das Ziehen auf die Wache nichts, was wie die Erfüllung einer obliegenden Pflicht ausſähe, wie es doch bei allen andern Bürgern der Fall iſt. Allein nur ein langer Frieden kann ſolchen Widerſpruch hervorrufen. Wenn man in Zeiten der Gefahr, wenn der Staat von Feinden bedroht wird, dieſe jungen Krieger ausziehen ſieht, um ſich den Kugeln der Feinde bloszuſtellen, wenn man vernimmt, wie ſie ſich tapfer gehalten haben und ihren edeln Beruf mit dem Tode beſiegelt, wenn man von ihren muthvollen Thaten gehört, dann ändert ſich die Geſinnung, und man zollt den Mitgliedern des Heeres, den Soldaten, willig Ehre und Anerkennung. Dieß war vor dreißig Jahren der Fall, als ganz Europa von den Kriegen durchſtürmt wurde, die, eine Folge der großen franzöſiſchen Staatsumwälzung, von dem Kaiſer Napoleon geführt wurden. Damals zeigte ſich der Heldenmuth und die Vaterlandsliebe deutſcher Heere in ihrem ſchönſten Lichte, und ebenſo wird es der Fall ſein, wenn wieder ein großer Krieg ausbrechen ſollte und dem Vaterlande Gefahr drohte.

Deßhalb iſt der Stand des Kriegers, ſo überflüſſig er in den Zeiten der friedlichen Ruhe auch erſcheinen mag, doch in Ehren zu halten, wenn man bedenkt, daß beim Ausbruche der Feindſeligkeiten ein Jeder dieſer Männer Haus und Familie verläßt, um ſich dorthin zu begeben, wo der Tod eine blutige Ernte hält, um die Selbſtſtändigkeit des Staates, dem er angehört, und das Glück ſeiner Bürger zu erhalten.

Am 11. October.

Der Prieſter iſt aus Pflicht der Freund, die lebendige Verſehung aller Unglücklichen, der Tröſter der Bedrängten, der Vertheidiger aller Jenen, die keinen Vertheidiger haben, die Stütze der Wittwen, der Vater der Waiſen, der Wiederherſteller des häuslichen Friedens und der Vermittler aller jener Plagen, die aus unſeren Leidenſchaften und aus unſerer ſchlechten Erziehung entſpringen. Sein ganzes Leben iſt eine lange und heldenmüthige Hingebung für das Glück ſeiner Nebenmenſchen. Er lebt ernſt und zurückgezogen, entſagt den geräuſchvollen Genüſſen, die den Menſchen das Leben angenehm machen, und widmet ſich drückenden Pflichten, deren Ausübung oftmals das Herz erſchüttert; dafür erntet er als Lohn ſolcher Opfer nicht immer das, was ihm gebührt.

Schon mit Tagesanbruch begibt er ſich auf den Weg, um Wohlthaten unter die Menſchen zu ſtreuen, und ſie zu erheben nach dem Sinne des göttliches Wortes. Er ſpricht dem Armen Muth zu; er beſucht den Kranken; er trocknet die Thränen des Unglücks und läßt fließen die Thränen der Reue; er unterrichtet den Unwiſſenden, ſtärkt den Schwachen und leitet die Verirrten wieder auf den Weg der Tugend hin.

Nach einem ſolchen Tage, den er nur ſeinen Nebenmenſchen geweiht hatte, erſcheint der Abend, nicht aber mit ihm die Ruhe. In der Stunde, wo Ihr Euch dem Vergnügen überlaſſen dürft, holt man den Geiſtlichen zu dem Bette eines Sterbenden. Vielleicht brüten an dem Lager die Ausdünſtungen einer giftigen Krankheit, wenn gleich! Der gute Hirte wird ſein Lamm nicht verſcheiden laſſen, ohne ſeine Leiden zu lindern, ohne es zu umgeben mit den Tröſtungen der Hoffnung und des Glaubens, ohne an ſeiner Seite zu dem Gotte zu beten, der für uns geſtorben und der dem Menſchen in dem Augenblicke des Scheidens in dieſem Liebesopfer das ſicherſte Pfand der Unſterblichkeit reicht.

So iſt der Prieſter; ſo lebt er unter uns. Wenn es hie und da Ausnahmen gibt, ſo bleiben es nur immer Ausnahmen. Die reinſten Tugenden zieren noch ſtets, wie in den erſten Jahrhunderten ſeines Entſtehens, die Bekenner des Chriſtenthums.

Am 12. October.

Eine bedeutende Stelle in der menſchlichen Geſellſchaft nimmt der Kaufmann ein, der durch Kaufen und Verkaufen, ſei es gegen Geld oder Tauſch, für ſich einen Gewinn beabſichtigt, und den Verkehr der entlegenſten Völkerſchaften vermittelt und belebt. Das Geſchäft des Kaufmanns iſt der Handel, der von großem Nutzen ſowohl für den Staat, als für den Einzelnen iſt. Er befördert den Umlauf des Geldes, hebt den Gewerbfleiß, unterſtützt den Ackerbau, und befördert hiedurch den Nationalreichthum. Der Vortheil, den der Handel verſchafft, erſtreckt ſich nicht nur auf den Kaufmann, der ihn betreibt, ſondern er bereichert auch eine Menge von Perſonen, die näher oder entfernter mit dem Kaufmann in Verbindung ſtehen. Schiffer, Fuhrleute verdienen Geld, Arbeiter, welche die Gegenſtände verfertigen, die zum Handel dienen, erhalten dadurch ihr Brod; die Erzeugniſſe des Bodens werden dadurch verwerthet; Künſte und Wiſſenſchaften dadurch belebt, weil der Handel die Menſchen näher bringt, und die Hoffnung auf Gewinn ſpornt den Menſchengeiſt beſtändig zu neuen Erfindungen an. Staaten, die im Beſitze eines ausgedehnten Handels ſind, wurden ſtets ſehr reich und mächtig. Im Alterthume die Phönizier und Carthaginenſer, im Mittelalter Venedig, ſpäter Holland, in neuerer Zeit Großbritannien. Der Handel zur See iſt der großartigſte Zweig des Handels. Die Kaufleute, welche Seeſchiffe bauen und für eigene Rechnung befrachten, werden Rheder genannt; ſie führen auf ihren Schiffen die Hervorbringungen ihres Landes in die fernſten Gegenden, und bringen nach ihrem Lande dafür die Hervorbringungen jener fernen Gegenden zurück. Von ihnen empfangen ſie die Großhändler, welche große Maſſen von Waaren im Ganzen kaufen und wieder ſo verkaufen. Durch dieſe kommen ſie auf verſchiedenen Wegen, mit Hilfe des Speditions- oder Weiterbeförderungshandels, in die Hände der Kleinhändler oder Detailkrämer, bei denen ſie das Publikum im Einzelnen, je nach ſeinem Bedürfniß, kauft. Da auf dieſem Wege mancherlei Koſten für Transport, Zölle, Verpackung u. dgl., was man Speſen nennt, auflaufen, welche Koſten, wie natürlich, zu dem urſprünglichen Preiſe der Waare geſchlagen werden müſſen, da ferner alle dieſe Kaufleute, durch deren Hände die Waare geht, überdieß ihren Vortheil dabei haben wollen, ſo kann man berechnen, wie ſehr der Preis der Waare aufſchlägt, bis ſie in die Hände desjenigen gelangt, der eigentlich von ihr Gebrauch machen will. Dennoch iſt der Handel zum Beſtehen der menſchlichen Geſellſchaft durchaus nothwendig, da ohne ihn den Bedürfniſſen des Einzelnen niemals genügt werden könnte.

Um nun aber die zum Handel nöthigen großen Kapitalien ſtets vorhanden und in Bereitſchaft zu haben, iſt eine andere Art von Kaufleuten nöthig, deren Geſchäfte ſich blos auf den Umſatz des Geldes beziehen; um Zahlungen nach allen Gegenden der Erde leiſten zu können, je nach den dort herrſchenden Münzen und Geſetzen. Dieſen Theil des Handels beſorgen die Bankiers, welche für ihre Mühe ſich gewiſſe Vortheile rechtmäßig zueignen dürfen, die man Proviſion benennt.

Die Bildung, die der Handelsſtand erfordert, iſt eine ſehr vielſeitige, und wird in eigenen Handelsakademien gelehrt. Sie umfaßt mannigfaltige Sprachkenntniſſe, die geographiſche Wiſſenſchaft, die Kenntniß von den Erzeugniſſen fremder Erdſtriche, oftmals auch die Schifffahrtkunde, die Kunde von den Handelsgebräuchen und Geſetzen fremder Nationen, eine ausgedehnte Rechenkunſt und vieles Andere noch. Dabei muß der Kaufmann von ächtem Schrot und Korn, unverbrüchliche Rechtlichkeit beſitzen, und von ihm ſagt das alte Sprichwort: Ein Wort ein Mann, ein Mann ein Wort. Hierdurch erwirbt er ſich Treue und Glauben in der Handelswelt, was man mit dem Ausdrucke „Credit“ bezeichnet, der allein die Grundlage eines eigentlich erſprießlichen Handels genannt werden kann.

Am 13. October.

Der Mann, an dem man ſich in Krankheiten Hülfe ſuchend mit Zutrauen wendet, und der dieſe Hülfe durch Rath und That zu ertheilen ſich bemüht, iſt der Arzt.

Im Alterthum verrichteten Prieſter die Heilung der Kranken; in Griechenland und Rom befaßten ſich verſchiedene Leute damit, die ſich durch Uebung bis zu einem gewiſſen Grade die Kenntniß von den Krankheiten und der Mittel zu ihrer Heilung erworben hatten. Im Mittelalter war die Heilkunſt abermals in den Händen der Geiſtlichen. Erſt in der neueren Zeit, als mit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, die Univerſitäten in das Leben traten, bildeten die Aerzte einen beſondern Stand. Sie machten ihre Studien, die ſich immer mehr und mehr erweiterten, und traten dann, nachdem ſie die mediciniſche Doctorwürde erlangt hatten, als geprüfte Heilkünſtler ihr Amt an.

Der Arzt iſt einer der verdienſtvollſten Staatsbürger; doch iſt ſein Beruf ſehr ſchwer und die Anforderungen, die an ihn geſtellt werden, ſind ſo groß, daß er nur ſelten im Stande iſt, ihnen im vollkommenen Maaße zu entſprechen. Der gebildete, redliche und mit ſeiner Kunſt vertraute Arzt betrachtet ſich nur als einen Diener der Natur, und ſein nächſtes Augenmerk iſt, ihr eigenes Bemühen zur Hebung des Uebels nicht zu ſtören, ſie dabei zu unterſtützen und die einfachſten und mildeſten Wege dabei einzuſchlagen.

Eine der vorzüglichſten Eigenſchaften des Arztes beſteht darin, in jedem Krankheitsfalle das zu erfaſſen, worauf es in der Beurtheilung und Behandlung deſſelben am meiſten ankommt. Jeder Kranke iſt ihm ein theures, anvertrautes Gut, dem er ſeine höchſte, angelegentlichſte Sorgfalt widmet, und dem er ſich auch dann nicht entzieht, wenn er es einſieht, daß ſeine ganze Kunſt dem Leiden nicht gewachſen iſt, und der Tod unausbleiblich folgen muß.

Der Arzt widmet uneigennützig ſeine Hülfe mit derſelben Selbſtaufopferung jedem Leidenden, der ſich ihm nähert. Er wacht an dem Bette des Armen, unterſtützt ihn oft mit der nöthigen Arznei und ſpendet ihm ſtärkenden Wein und anderes Labſal, wenn der Geneſende ſolcher Stärkung bedarf. Auch auf die Seele wirkt der rechte Arzt durch das Einflößen von Vertrauen, durch das troſtreiche Zuſprechen, durch das Hinweiſen auf die Hoffnung zur baldigen Geneſung. Groß iſt die Achtung, in welcher ein ſolcher Arzt ſteht, größer der Dank noch, den ihm die durch ihn Geneſenen zollen, und Niemand wird ihm ſolches mißgönnen; denn er verdient es im vollkommenſten Maaße.

Am 14. October.

Jedes mit der Hand verfertigte Werk iſt, wie ſich von ſelbſt verſteht, ein Handwerk, und der ein Gewerbe dieſer Art betreibt, iſt ein Handwerker. Durch eigene Geſetze ſtehen die Handwerker in einer engeren Verbindung, die man Zunft oder Innung benennt. In einer ſolchen muß das Handwerk unter gewiſſen Gebräuchen erlernt werden und darf nur von denen betrieben werden, welche nach den Vorſchriften als Lehrlinge aufgenommen und als Geſellen losgeſprochen, die Wanderjahre zurückgelegt, und Meiſter geworden ſind.

Schon im Alterthume, bei den alten Aegyptiern, traf man Handwerker, wo die Hebräer mit ihnen bekannt wurden. Damals übte eine Perſon gewöhnlich mehrere Handwerke zugleich aus. Im Mittelalter, als die Leibeigenen zum Theil freigegeben wurden, um die neugegründeten Städte zu bevölkern, legten dieſe Freigelaſſenen ſich auf die Ausübung von Handwerken, wodurch dieſe in Aufnahme kamen und einen ehrſamen und wohlhabenden Stand bildeten, der ſeine Stelle zwiſchen dem Adel und dem Landmann einnahm, und daher der Mittelſtand genannt wurde. Bald bildete ſich eine höhere Geiſtesrichtung, eine ſtrebſame Thätigkeit unter dieſem Stande aus, und er gewann dadurch ſehr an Bedeutung. Die Landesfürſten ſahen dieſes ein und ſuchten ihn nach Kräften zu heben, verliehen ihm Privilegien aller Art, und riefen auf ſolche Weiſe die Innungen und Zünfte in das Leben. Zwar ſchlichen ſich dadurch mancherlei Mißbräuche ein, welche Beſchränkungen zur Folge hatten, allein es war um die Blüthe der ehrſamen Zünfte im Mittelalter denn doch eine herrliche Sache. Es war die Blüthe des kräftigſten Bürgerthums, das ſich frei und unbeſchränkt nach allen Seiten hin entfaltete. Die Handwerker erhoben ihr Gewerbe zur Kunſt. Die Rothgießer ſchufen erzene Gebilde, die noch heute Erſtaunen und Bewunderung erregen; ebenſo die Steinmetzen. Betrachten wir die alten gothiſchen Münſter, die Denkmäler Nürnbergs und anderer Städte, ſo müſſen wir dieſe ſchlichten Leute, die ſich ſelbſt nur Handwerker nannten und ſo Großes vollbrachten, billig Künſtler nennen, ein Wort, das heutzutage ſo ſchmählich auf Menſchen angewandt wird, die von dem Weſen der Kunſt keinen Begriff haben. Kunſtvolle Arbeiten lieferten auch die Schreiner, die Waffenſchmiede u. ſ. w.

Nach und nach artete die Würde des Handwerkers aus. Eine neuere Zeit achtete die altherkömmlichen Satzungen gering und unweſentlich, und dadurch ſchlichen ſich Mängel und Verfall in die Hervorbringungen der Handwerker ſelbſt, da ihre Geſchicklichkeit keiner ſchwierigen Prüfung mehr unterlag. Ungeſchmack verbreitete ſich, und die Jahre, die ein langer Krieg ausfüllte, waren überdieß nicht im Stande, friedliche Handthierungen zu fördern und in Schutz zu nehmen. Erſt in der jüngſten Zeit, als ein langer

Friede den Wohlſtand befördert hatte, blühten auch die Handwerke wieder empor und gewannen ihr altes Anſehen. Alte, faſt verlorene Kenntniſſe von der Bereitung und Bearbeitung des rohen Materials, wurden mit Glück wieder hervorgeſucht und bei den vielen Neubauten, die in der jüngſten Zeit entſtanden, angewandt und dem Publikum zur Schau geſtellt. Dieß reizte zur Nacheiferung, und wenn auch die früheren glanzvollen Zeiten der handwerklichen Innungen nicht wieder heraufbeſchworen wurden, ſo dürfen wir doch behaupten, daß unſere heutigen Handwerker in ihren Leiſtungen, ſo wie in der zu ihrem Geſchäfte nöthigen Bildung eine erfreuliche Höhe erreicht haben.

Am 15. October.

Unter allen Menſchen, mit denen man im Leben in Berührung kommen kann, wird der Zänker am beſchwerlichſten. Die unbedeutendſte Veranlaſſung ergreift er, um zuerſt gleichſam gelaſſen den Andern, dem er gegenüberſteht, zurechtzuweiſen. Nach und nach wird er heftig, und am Ende erhitzt er ſich ſo ſehr, daß er leicht alle Schranken vergißt, welche Sitte und Wohlanſtändigkeit im Umgange mit gebildeten Menſchen vorſchreiben. Es gibt Leute, denen das Zanken und Streiten zur andern Natur geworden iſt, und die das Gleichgültigſte, als wäre es das Wichtigſte, in Harniſch bringt. Oftmals ändern ſie ſcheinbar ihre Meinung, blos um das Vergnügen zu genießen, das Gegentheil von dem zu behaupten, was ein Anderer behauptet hat. Sie dulden keinen Widerſpruch; ſie zollen keiner reiferen Einſicht Achtung, ſie können es nicht ertragen, daß zwei Menſchen friedlich mit einander reden, ohne mit Ungeſtüm ſich in das Geſpräch zu miſchen. Wenn gleich ein Geſpräch, das ſich aus Verſchiedenheit der Meinungen entſpinnt, von Intereſſe iſt, ſobald es ſich in den Gränzen des Anſtands bewegt, und beide Theile geneigt ſind, der einleuchtenden Wahrheit einer Behauptung willig ihr Recht einzuräumen, ſo iſt damit noch nicht geſagt, daß auffahrender Zorn, der ſogar in Beleidigungen ausartet, ſolches Intereſſe zu erhöhen im Stande wäre.

Wenn die Zänker ſchon mit ihren Gleichgeſtellten ſo verfahren, ſo kann man ſich leicht vorſtellen, wie ſie es erſt mit Leuten thun, die von ihnen abhängig oder ihnen untergeben ſind. Für die arme Dienerſchaft iſt bei einem ſtets zankenden Herrn kein Auskommen.

Heute wollen ſie es ſo, morgen ſo; der Bediente weiß nicht, wie er es anſtellen ſoll; denn nimmt er den heute gegebenen Befehl zu ſeiner Richtſchnur, ſo wird er morgen deßhalb ausgeſcholten, weil ſein zänkiſcher Herr behauptet, er hätte das Gegentheil befohlen.

„Spitzbube,“ ſagt der Herr zum Beiſpiel, „warum läßt du mich zwei Stunden an der Thüre klopfen?“

„Gnädiger Herr,“ erwiedert der Bediente, „ich arbeitete im Garten, und als ich den erſten Schlag hörte, lief ich ſo ſchnell herbei, daß ich unterwegs niederfiel.“

„Daß du den Hals gebrochen hätteſt! warum war die Thür nicht offen?“

„Geſtern ſchalten Sie mich aus, weil ich ſie offen gelaſſen hatte. Sie zanken, wenn ſie offen iſt und zanken, wenn ſie zu iſt; ſo weiß ich denn gar nicht, wie ich es recht machen ſoll.“

„Was, du weißt nicht? Schurke!“

„Soll ich denn nun die Thüre in Zukunft offen laſſen?“

„Nein!“

„Soll ich denn die Thüre immer geſchloſſen halten?“

„Nein!“

„Was ſoll ich denn nun aber thun?“

„Was? Du willſt raiſoniren? Willſt du gleich ſchweigen!“

„Es kann doch nicht anders ſein, als daß die Thüre auf oder zu iſt; alſo befehlen Sie, gnädiger Herr. —“

„Ich habe es dir tauſendmal geſagt — ſie ſoll — ſie muß — Aber ſeh mir einmal Einer den Schlingel, der ſich unterfängt, mir ſolche Fragen vorzulegen! Ich will dir ſchon zeigen — warte nur! Haſt du die Treppe gekehrt?“

„Ja, Euer Gnaden, von oben bis unten.“

„Auch den Hof?“

„Alles rein.“

„Haſt du das Pferd getränkt?“

„Ja, Euer Gnaden, Sie können die Nachbarn fragen, die geſehen haben, wie ich Waſſer holte.“

„Haſt du ihm Hafer gegeben?“

„Ja, Euer Gnaden, der Wilhelm ſtand dabei.“

„Aber die ſechs Flaſchen Wein haſt du nicht fortgetragen, wie ich dir befohlen habe.“

„Ja, Euer Gnaden, und die leeren habe ich heimgebracht.“

„Und die Briefe — haſt du ſie auf die Poſt getragen?“

„Gewiß, gnädiger Herr.“

„Weißt du nicht, daß ich dir es ſtreng verboten habe, deine alte Violine zu kratzen, und doch hörte ich dich dieſen Morgen.“ —

„Erinnern Sie ſich nicht, gnädiger Herr, daß Sie ſie mir geſtern in tauſend Stücke zerbrochen haben?“

„Und das Brennholz, das ich fahren ließ?“

„Es iſt aufgearbeitet, dann habe ich Wilhelm geholfen, das Heu auf den Boden tragen, hierauf habe ich die Blumen begoſſen, und habe eben den einen Acker umgeſtochen, als ich Sie klopfen hörte.“ —

„Ich muß den Spitzbuben fortjagen; nie hat mich ein Bedienter ſo in Zorn gejagt, wie dieſer; er wird mich noch umbringen — hinaus ſage ich! oder —“

Daß der arme Bediente ſo ſchnell als möglich hinaus geht, läßt ſich denken; denn wer weiß, wohin der unſinnige Zorn ſeinen Herrn noch geführt haben würde? Doch genug davon, dies Beiſpiel wird genügen, um das Häßliche eines ſolchen Charakters Euch in das rechte Licht zu ſetzen.

Am 16. October.

Der Gegenſatz zu dem Zornigen iſt der Sanftmüthige; ſo wie Jener der Geſellſchaft zur Laſt wird, ſo erſcheint Dieſer allen Leuten ſeines Umgangs nur angenehm, und ſo wie man Jenem ausweicht, ſo drängt man ſich zu Dieſem hin, um ſeiner Geſellſchaft theilhaft zu werden.

Nur ſchüchtern äußert der Sanftmüthige ſeine Meinung, ſtets bereit, vor beſſerer Einſicht ſich zurückzuziehen. Dem Streite weicht er aus, weil es ihm unmöglich iſt, ſich darauf einzulaſſen. Für Beleidigungen iſt er mild geſtimmt und ſucht den erzürnten Angreifer zu verſöhnen; gelingt ihm dieſes nicht, ſo geht er ihm aus dem Wege und überläßt es ſeiner Reue, das Unrecht ſeines Betragens ſpäter einzuſehen.

Wie das Wort Sanftmuth in ſeiner Zuſammenſetzung andeutet, beſitzt der Sanftmüthige ein ſanftes Gemüth. Schon das Chriſtenthum predigt die Sanftmuth und Nachgiebigkeit, und dieſe Tugenden bilden in der That die erſte Grundlage zu einem ſchönen Beiſammenleben.

Man darf jedoch die wahre ächte Sanftmuth nicht mit andern

Eigenſchaften verwechſeln, die ihr zwar ähnlich ſehen, allein aus andern Triebfedern entſpringen und zu andern Endzwecken benützt werden. Auch der Scheinheilige vermeidet den Zwiſt und den Hader, zeigt ſich nachgiebig gegen andere Meinung, und nimmt Beleidigungen mit ſcheinbarer Demuth hin. Ein ſolcher Menſch ſpielt jedoch, wie ſchon ſein Name zeigt, mit dem Heiligen ein frevelhaftes Spiel. Von der Wahrheit abgewandt, können in ſeinem Herzen Gift und Groll brüten, während er den Deckmantel der Sanftmuth zur Schau trägt. Ebenſo erſcheint der Feige oft in dem Lichte der Sanftmuth, um ſich bei ausbrechendem Streite keiner Gefahr bloßſtellen zu dürfen. Allein wenn er gleich der offenen Beleidigung Stillſchweigen entgegenſetzt und dem Angreifer aus dem Wege geht, ſo verhindert es ihn nicht, boshafte Plane in ſeinem Innern zu hegen, die darauf hinzielen, in unerwartetem Schlage den Feind zu treffen und ihn deſto ſicherer zu vernichten.

Auch aus Gleichgültigkeit erſcheinen die Menſchen manchmal ſanftmüthig. Sie ereifern ſich nicht, weil ſie, wie das Sprichwort ſagt, „fünf gerade ſein laſſen.“ Solche Menſchen entbehren aber oftmals alles ſittlichen Gefühls, ſie ſind zu abgeſtumpft, als daß es ihrem inneren Werthe zugeſchrieben werden könnte, daß ſie ſich über zugefügte Beleidigungen erhöben; oder ſie ſind aus Krankheit ſchwach geworden und fühlen zuwohl, daß ſie einem ernſten Kampfe unterliegen müßten.

Die wahre Sanftmuth, wie ſie das Chriſtenthum lehrt, ſoll aber die Frucht von ſittlichen Grundſätzen und ſittlicher Bildung ſein, und in dieſer Weiſe ſtellt es uns den Heiland ſelbſt als ein Muſter der edelſten Sanftmuth auf. Nach ihm darf ſie einem Manne von wahrer Geiſtes- und Herzensgröße nicht fehlen.

Vorzüglich ziert die Sanftmuth die Frauen, die in ihrer häuslichen Beſchäftigung, in dem kleinlichen Verkehr mit Dienſtboten, mit den Kindern, der Sanftmuth nicht entbehren können, während der Mann, der ſeine Kraft im Großen übt, ſie ſeltener beſitzt. Allein deſto ſchöner iſt ſein Sieg über angeborenes Temperament, wenn er inmitten von aufregenden Sorgen und Geſchäften, ſich die ächte Sanftmuth zu erringen und zu erhalten weiß.

Am 17. October.

So wie den Mann eine kluge und ſchöne Rede ziert, ſo ziert ihn auch das Schweigen. Der Mann muß nämlich wiſſen, wo er zu reden, wo er zu ſchweigen habe. Behutſamkeit, Beſonnenheit, Beſcheidenheit und Klugheit müſſen ihn leiten. Unter prahlenden Schwätzern thut der Weiſe am Beſten, wenn er ſchweigt.

Bedingt das Reden beſondere Fähigkeiten, ſo iſt dieſes beim Schweigen derſelbe Fall. Auch der Dumme ſchweigt, allein ſelten aus der inneren Ueberzeugung, daß er nichts zu ſagen weiß. Er glaubt vielmehr, ſich der Mühe des Sprechens überheben zu können, weil es ja die Andern für ihn thun, und tröſtet ſich damit, ſeine vermeinte Weisheit für ſich zu behalten.

Der Weiſe, der Erfahrene wird nicht immer ſprechen wollen, und ſelbſt die überzeugendſten Wahrheiten oftmals zurückhalten, weil er wohl weiß, daß Alles davon abhängt, an welchem Orte, zu welcher Zeit, und vor welchen Menſchen dieſe Wahrheiten vorgebracht werden.

Das Verſchweigen iſt mit dem Schweigen verwandt; auch hier tritt der Zuſtand ein, daß die Menſchen aus Vorſatz ſich der Rede enthalten, allein es tritt dabei ein Nebenbegriff hinzu. Die Verſchweigung deutet immer an, daß man die Wahrheit gegen beſſeres Wiſſen nicht herausſage und ſo dazu beitrage, Verbrechen oder Betrügereien zu verheimlichen.

Etwas Anderes iſt es hingegen mit der Verſchwiegenheit, die ſich darauf bezieht, ein anvertrautes Geheimniß auf das Strengſte zu bewahren. Auch hier begibt ſich der Menſch der Rede aus Vorſatz, allein in der edeln Abſicht, ein ihm anvertrautes Gut, wie ein jedes Geheimniß zu betrachten iſt, das uns mitgetheilt wird, gegen den Willen des Mittheilers nicht zu veräußern. Der Bruch der Verſchwiegenheit iſt eines der ſchwärzeſten Vergehen, die man gegen freundſchaftliches Vertrauen verüben kann. Leichtſinnige Plauderer führen zwar zu ihrer Entſchuldigung an, daß ſie das Geheimniß nicht abgefragt haben und daß der es zuerſt entweihte, der es ihnen mittheilte; allein dieß entbindet ſie nicht der Schuld; denn ſie hätten es nicht anhören ſollen, wenn ſie nicht den aufrichtigen Vorſatz zugleich gefaßt hätten, das Geheimniß auch feſt zu bewahren.

Eine Ausnahme macht es, wenn man durch Zufall hinter ein Geheimniß gekommen iſt und mithin Niemanden die Treue bricht, wenn man es öffentlich macht. In gewiſſen Fällen kann dieſes ſogar von unſerem Gewiſſen, ſo wie von den Geſetzen verlangt werden. Wenn es ſich z. B. um ein heimlich verübtes Verbrechen handelt, deſſen Zeuge der Zufall uns werden ließ. Dann erfordert es die Pflicht, ein offenes Bekenntniß abzulegen, um dem Richter in ſeinen Unterſuchungen beizuſtehen, damit nicht Unbill den Unſchuldigen treffe. Dieſes gilt allein als Beweggrund, weniger der Trieb, die Beſtrafung des Schuldigen herbeizuführen, da es ja ſchöner iſt, einen Unſchuldigen zu retten, als zur Strafe eines Verbrechers beizutragen.

Am 18. October.

Es lebt eine edle Regung in uns, die zum Ruhme führt auf dem Wege der Pflicht; ſie wird uns angeboren, und die Religion ſelbſt gebietet uns, ſie in Ausübung zu ſetzen. Dieſe Regung gibt den Staaten ihre großen Bürger, tapfere Heerführer, große Künſtler und wackere Beamte; ſie gibt ihnen Fürſten, welche das Lob der Nachwelt verdienen. Jedoch nicht Eitelkeit allein darf dieſer Regung nach Ehre und Ruhm zum Grunde liegen. Man bleibt ſtets klein, wenn man nur groß aus Eitelkeit ſein will.

Jener edlen Regung gegenüber ſteht die Ehrſucht, ſo wollen wir den unauslöſchlichen Durſt benennen, der den Menſchen dazu antreibt, ſich über ſeine Nebenmenſchen zu erheben, und wenn ſie ſelbſt darüber zu Grunde gingen. Die Ehrſucht iſt ein Wurm, der beſtändig am Herzen nagt und es nie in Ruhe läßt. Es iſt die Leidenſchaft, welche alle Schliche und Ränke in Bewegung ſetzt und die Staaten umwälzen kann. Die Ehrſucht, die Alles wagt und vor Nichts zurückſcheucht, iſt das verderblichſte aller Laſter, welche die menſchliche Geſellſchaft untergraben.

Der Ehrſüchtige iſt niemals glücklich; nicht einmal der Ruhm, nach dem er trachtet, macht ihm Freude; ſeine Stellung ebenſowenig, denn er will höher ſteigen; ſein Vermögen genügt ihm nicht, denn er verzehrt ſich in Sorgen mitten im Ueberfluſſe; die Huldigungen, die man ihm darbringt, verſchwinden gegen die, die er darzubringen gezwungen iſt, um ſeine Zwecke zu erreichen; die Ruhe kennt er nicht, denn ſie würde ihn tödten. Wenn nun aber die Ehrſucht den, welchen ſie beherrſcht, nicht glücklich macht, ſo erniedrigt ſie ihn auch zu gleicher Zeit. Welche Wege muß der Ehrſüchtige einſchlagen, um zu ſeinem Ziele zu gelangen! Er kann ſich nicht geben, wie er wirklich iſt, ſondern wie man ihn haben will; hier muß er den Gegenſtand, den er verachtet, mit Weihrauch umgeben, dort muß er ſeine Abneigung überwinden, demüthigende Zurückweiſungen mit unterthänigem Lächeln empfangen; er kann kein Gefühl ſein eigen nennen, er muß ſich nach denen richten, ſelbſt denen dienen, von denen er abhängig iſt, und ſich zum Mitſchuldigen ihrer Verderbtheit machen, damit ſie ihm ihre Theilnahme fortwährend ſchenken; er muß zum Heuchler werden, von Sanftmuth und Milde ſcheinbar ſich beherrſchen laſſen, und ſelbſt die Religion, von der er in ſeinem tollen Wahne nichts hält, mit ſeinem Ehrgeitze dienen. Dieß iſt kein Bild der Uebertreibung; ſo leben viele Menſchen unter uns und ſelbſt viele, die ſich in ihrer Stellung die Achtung der Welt zu gewinnen wußten. Die Ehrſucht wohnt ſtets in einem gemeinen Menſchen. Nur die Pflicht, wenn wir ſie erfüllen, kann uns zum wahren Ruhme führen. Was nützt es Dem, der hochgeſtellt iſt, wenn er ſich ſelbſt geſtehen muß, daß er nur durch Niedrigkeiten aller Art zu dieſer Stellung gelangt ſei?

Das Unrecht iſt die Fahne, die der Ehrſüchtige über allen Verbrechen, die er an der Geſellſchaft verübt, wehen läßt. Er erkennt nur das als Geſetz an, was ihn begünſtigt; ein Verbrechen, das ihn ſcheinbar in den Augen der Menge erhebt, dünkt ihm eine Tugend zu ſein. Als Freund leitet ihn nur das eigene Intereſſe; das wahre Verdienſt, ſobald es ſeinen Weg durchſchneidet, wird ſein Feind, dem er den Untergang geſchworen hat; den Vortheil des Ganzen unterordnet er ſtets dem eigenen Vortheil; Männer von Fähigkeiten entfernt er, um ihren Platz ſich anzueignen, und er würde es gleichmüthig anſehen, wenn die Wohlfahrt ſeiner Mitmenſchen durch ihn zu Grunde ginge, ſtatt ſie durch das lichtvolle Beſtreben Anderer gedeihen zu laſſen.

Dieß iſt die Ehrſucht; von ihr iſt aber jene Begierde nach Ruhm und Ehre himmelweit verſchieden, die von der Pflicht geleitet wird und die nur in edlen Seelen wohnt. Ich habe Euch davon ſchon mehrere Beiſpiele mitgetheilt, und überlaſſe es Euch, ſie in der Erinnerung wieder aufzufriſchen.

Am 19. October.

Heute ſollt Ihr von einem Manne erfahren, dem ein edles Streben zu großem Ruhme und Anſehen verhalf.

Beliſar war gleich ſeinem Kaiſer Juſtinian ein Landmann aus Thrazien. Er trat als Soldat in die Leibwacht des Kaiſers, wurde dann einer der Hauptleute und endlich ein Heerführer des Kaiſers. Juſtinian, ein ſchwacher Fürſt, wollte auf ſeinen Schultern die Laſt der Herrſchaft über das Morgenland und Abendland vereinigen. Er wollte zugleich das mächtige Volk der Perſer und die Horden, welche ſeine Hauptſtadt, Byzanz, und Kleinaſien bedrohten, vernichten und auch die Eroberungen im Weſten von Europa fortſetzen. Er war ſo glücklich, zwei Feldherren zu beſitzen, die ihm dazu behülflich waren; Narſes, der die Oſtgothen in Italien beſiegte, und Beliſar, der das Reich der Vandalen in Afrika zerſtörte.

Die Perſer hatten Syrien beſetzt; Beliſar gelang es mit einem Heere von 20,000 Mann, ſie zum Rückzuge zu zwingen; in Afrika nahm er Carthago ein und wurde dort mit Jubel empfangen. Den Vandalen-König Gelimer, nahm er gefangen und hielt ſeinen Einzug in Byzanz als Sieger. Allein der Neid, der im Verborgenen ſchleicht, ſah ſchon längſt mit ſcheelen Blicken auf dieſen Ruhm, und flößte dem Kaiſer das Mißtrauen ein, Beliſar habe Afrika nicht für ihn, ſondern für ſich ſelbſt erobert. Ein Anderer, von Ehrſucht erfüllt, würde vielleicht den Augenblick benützt haben, um in offener Empörung gegen ſeinen Kaiſer das wirklich zu verſuchen, was ihm angedichtet worden war, um ihn zu ſtürzen. Allein der edle Beliſar handelte anders; er eilte zurück nach Byzanz, um ſeine Feinde zu vernichten. In der That gelang es ihm, jeden Verdacht von ſich abzuwälzen. Der Kaiſer war ſo vollkommen von der Rechtlichkeit ſeines Feldherrn überzeugt, daß er ihn auf der Stelle zum Conſul von Byzanz, der höchſten Ehrenſtelle, erhob.

Hierauf zog Beliſar neuen Siegen entgegen, er eroberte Sicilien, entriß Neapel den Gothen, beſetzte Rom und unterhandelte mit dem Pabſte. Allein eben jene Feinde regten ſich immerfort, und ließen nicht ab, Beliſar zu verfolgen. In dem Augenblicke, da der Feind einen Ueberfall beabſichtigte, verließen ihn mehrere ſeiner Unterfeldherrn, ſo daß er ſich nach Sicilien flüchten mußte. Seine ebenfalls heldenmüthige Gattin verwendete ſich aber für ihn bei dem Kaiſer, ſo daß er nach Byzanz zurückgerufen und trotz ſeines Unfalls gnädig aufgenommen wurde. Er lebte hier nun im Genuſſe ſeiner Würden und Ehren, als abermals die Feinde die Hauptſtadt bedrohten und den jetzt ſchon greiſen Helden noch einmal in das Feld riefen. Es waren die Bulgaren, welche über die Donau gekommen waren und bereits zehn Stunden von der Stadt ihr Lager aufgeſchlagen hatten. Alles zitterte in Byzanz; nur der Name Beliſar vermochte die Hoffnung auf Befreiung zu erwecken. Zehntauſend Mann werden in der Eile bewaffnet, und mit dieſen verläßt er die Stadt und ſtürzt auf den Feind. Er iſt ſiegreich wie immer, und andern Tages ſchon zieht er an der Spitze ſeiner Krieger in Byzanz ein mit Pferden und Beute, die er dem flüchtigen Feinde entriſſen hatte. Das Volk jauchzte ihm entgegen und von allen Lippen tönt ſein Name. Dennoch gelang es ſeinen Feinden, ihn abermals des Verraths anzuklagen, und dieſes Mal gelang es ihnen beſſer als früher. Der Kaiſer gibt in ſeiner Schwäche den Anklägern Gehör, und der Mann, der ihm ſo oft Beweiſe ſeiner Treue abgelegt, deſſen ganzes Leben nur ſeinem Dienſte gewidmet war, wird verurtheilt, ſeiner Stellen entſetzt und ſeiner Güter beraubt.

Dieſes Mißgeſchick, welches Beliſar im hohen Alter betraf gab die Veranlaſſung zu einer Fabel, die weit verbreitet wurde und ſich lange erhalten hat. Man erzählte nämlich, der Kaiſer habe den Undank ſo weit getrieben, den greiſen Helden blenden zu laſſen, ſo daß dieſer als Bettler umhergezogen ſei und die Vorübergehenden mit den Worten angeſprochen habe: „Gebt dem Beliſar ein Almoſen!“ wie es ſich noch in dem bekannten Sprichworte: Date obolum Belisario! erhalten hat. Dieſes iſt jedoch längſt als unwahr widerlegt. Beliſar wurde vielmehr aus dem Gefängniß entlaſſen, nachdem ſeine Unſchuld vollkommen dargethan war, ſeine Güter wurden ihm zurückgegeben, und er lebte noch acht Monate im Genuſſe aller ſeiner Ehrenſtellen. Seine Gattin, Antonia, überlebte ihn. Ihrem männlichen Geiſte verdankte er ſeine Erhebung, ſo wie ſeine Vertheidigung ,denn ſie beſaß einen großen und ſchönen Charakter, und wenn von ihr erzählt wurde, daß ſie ſeinen Feinden die Hand geboten habe, ihren Gatten zu ſtürzen, ſo gehört dieſes auch in das Reich der Erfindungen.

Am 20. October.

Im Alterthume war es häufig, daß man dem Volke die grauſamen Kämpfe reißender Thiere untereinander als Schauſpiel zum Beſten gab; oftmals auch wurden Menſchen dazu auserſehen, ihre Kraft mit den Thieren zu meſſen. Dieſes waren entweder Verbrecher, die zum Tode verurtheilt waren, oder Sklaven; in den

Zeiten, als das Chriſtenthum ſich zu verbreiten anfing, wurden auch oftmals die erſten Bekenner deſſelben zu ſolchen Kämpfen verurtheilt, welche dann die Kirche als Märtyrer verehrte. Es gab aber auch eine eigene Klaſſe von Menſchen, die ſich durch Kraft und Geſchicklichkeit auszeichnete, um ſolchen Kampf zu beſtehen, und dieſe nannte man Gladiatoren.

Der Schauplatz war ein weiter, runder von Sitzen umgebener Platz ohne Dach, den man Circus nannte. Den innern Raum, wo ein ſolches Kampfſpiel abgehalten wurde, nannte man Arena.

Auf den höchſten Sitzen, die ſich über die andern erhoben, waren Pfähle eingerammt mit vergoldeten Spitzen, an denen purpurrothe Segeltücher angebracht waren, die man aufzog, um über den Häuptern der Zuſchauer ein Zeltdach zu bilden, das ſie gegen die brennenden Sonnenſtrahlen ſchützte. In der Mitte blieb die Arena ohne Decke, ſo daß das Licht des heiteren ſüdlichen Himmels ſich überall hin verbreiten konnte, und weder die Säulen und Statuen, die das Gebäude ſchmückten, noch irgend etwas, das zum Schauſpiel gehörte, den Blicken entzogen wurde.

Sechszigtauſend Zuſchauer hatten auf den Stufenſitzen Platz gefunden, während noch mehr um den Circus umherſtanden und neugierig auf den Zuruf horchten, der aus dem Innern des Gebäudes ſchallte und Sieg oder Niederlage verkündete.

Ich will Euch hier einmal die Schilderung eines ſolchen Kampfes zwiſchen einem Tiger und einem Gladiator entwerfen, wie er ſich einſt in Rom zugetragen haben ſoll.

Die Thierwärter öffneten den Käfig des Tigers; ein lang anhaltendes, dumpfes Brüllen war darauf vernehmbar und das Volk antwortete mit einem wilden Jauchzen.

In einem Winkel der Arena lag ein Menſch auf dem Sande, nackt; er ſchien zu ſchlafen. Der Lärm, den die Menge machte, ſtörte ihn nicht im Geringſten in ſeiner Ruhe. Der Tiger ſprang aus dem Käfig hervor und durchflog in wilden Sätzen den Kampfplatz, als ſuche er gleichſam die Beute. Der Menſch erhob ſich halb, ſtützte ſich auf ſeinen Ellenbogen und ſchloß die Augen, wie Jemand, der ermüdet von der Hitze des Tages, den Schlaf ſucht. Allein die Zuſchauer verlangen mit lautem Zurufe, daß das Schlachtopfer ſich erhebe und dem Tiger entgegentrete, der entweder den Menſchen noch nicht bemerkt hatte, oder ihn in ſeiner friedlichen Stellung nicht des Kampfes werth hielt. Die Aufſeher der Arena, mit langen Spießen bewaffnet, gehorchen der ſchauluſtigen Menge und ſtacheln mit ihren ſpitzigen Eiſen den am Boden liegenden Gladiator auf. Kaum aber hat dieſer die Berührung von ihren Spießen empfunden, als er plötzlich in die Höhe ſpringt; ein fürchterliches Geſchrei tönt aus ſeiner Bruſt und entſetzt antwortet ihm das Gebrüll aller Thiere, die in den Gewölben des Circus eingeſperrt ſind. Er greift nach einer der Lanzen, die das Blut aus ſeiner Haut hervorgelockt haben, reißt ſie aus der Hand, die ſie hält, bricht ſie entzwei, wirft den unteren Theil dem Aufſeher an den Kopf, der davon zu Boden fällt, ſchwingt den andern Theil, an dem die Spitze noch haftet, hoch in die Luft und geht ſeinem wilden Feinde entgegen.

Sobald er ſich von dem Boden erhoben hatte, maß der Blick der Zuſchauer den Schatten, den der rieſige Leib des Gladiators auf den Sand der Arena warf, und ein Murmeln des Erſtaunens ging von Mund zu Mund, man nannte nun den Namen des kühnen Kämpfers und erzählte ſich von den Thaten, die er bereits gethan hatte. Das Volk war zufrieden; der Tiger und der Gladiator ſchienen ihm einander würdig zu ſein.

Während dieſer Zeit ſchritt der Kämpfer langſam vorwärts der kaiſerlichen Loge zu, ließ dann ſeine Arme wie ermattet am Leibe herabſinken und fing an mit dem Stück der Lanze, das er in Händen hielt, den Sand aufzuwühlen, der alsbald von ſeinem Blute gefärbt werden ſollte.

Da es gebräuchlich war, daß die zu den Kampfſpielen verurtheilten Verbrecher unbewaffnet ſein mußten, ſo riefen Einige im Volke: „Fort mit der Waffe! Fort mit der Waffe!“ — Allein er ſchüttelte die Lanze mit dem hoch erhobenen Arm und rief der Menge zu: „Kommt herbei und entreißt ſie mir!“ Und dabei verzog er das Geſicht, ſeine Lippen waren bleich und die Stimme dumpf und faſt erſtickt vor Zorn. Das Geſchrei währte jedoch fort; da erhob er ſtolz das Haupt, ließ das Auge ringsum im Kreiſe laufen, lachte verächtlich, zerbrach das Stück Lanze noch einmal und warf die Trümmer dem Tiger an den Kopf, der eben Zähne und Krallen an dem Sockel einer Säule wetzte.

Dieß war die Herausforderung.

Als das Thier ſich getroffen fühlte, kehrte es den Kopf und erblickte ſeinen Gegner mitten in der Arena ſtehend. Mit einem Satze ſprang es auf ihn zu; allein der Gladiator bückte ſich bis auf die Erde und der Tiger ſetzte über ihn weg und fiel knurrend einige Schritte von ihm in den Sand. Der Gladiator erhob ſich und dreimal täuſchte er durch daſſelbe Manöver die Wuth ſeines blutdürſtigen Feindes; da ſchlich der Tiger zu ihm heran mit funkelnden Augen, den Schweif gerade ausgeſtreckt, die blutrothe Zunge zwiſchen den Zähnen hervorhängend. Jetzt aber war die Reihe an dem Gladiator, und in dem Augenblicke, wo der Tiger ihn ſchon ſicher zu faſſen glaubte, ſprang er über ihn weg unter dem lauten Beifallsruf der Menge, die von dem Schauſpiele ſichtbar ergriffen war.

Nachdem er nun auf dieſe Weiſe ſeinen Feind ermüdet hatte, faßte er feſten Fuß und erwartete deſſen Angriff: der Tiger lief von Neuem brüllend auf ihn zu. Ein Schrei des Entſetzens ertönte jetzt von allen Sitzen; denn das Thier kauerte ſich auf ſeine Hinderbeine, legte ſeine Tatzen auf die nackten Schultern des Gladiators und bog den Kopf vor, um ihn mit dem Rachen zu packen. Der Menſch aber warf mit Macht ſeinen Kopf zurück, ergriff mit ſeinen beiden ſtarken Armen den Hals des Thieres und preßte ihn ſo zuſammen, daß der Tiger ſeine Naſe mit Gewalt in die Höhe reckte, um nach Luft zu ſchnappen, da die Hände des Gladiators ihn gleich Zangen umklammert hielten.

Der Gladiator jedoch fühlte, daß ſeine Kräfte hinſchwanden, da die Tatzen des Tigers noch immer in ſeine Schultern eingeſchlagen waren und das Blut in Strömen herunterfloß. Der Kampf mußte ſchnell beendigt ſein, wenn der Menſch als Sieger daraus hervorgehen ſollte. Er erhob ſich alſo auf die Zehenſpitzen und ließ ſich mit ſeiner ganzen Schwere auf den Feind niederfallen, deſſen Gebeine unter der Laſt zuſammenbrachen. Im Fallen erhob ſich aus ſeiner Bruſt ein dumpfer Ton, während von dem Drucke der Hände Blut und Schaum aus ſeinem Rachen hervorbrach. Jetzt hob ſich der Gladiator halb in die Höhe und ſuchte ſeine Schultern von den Tatzen zu befreien. Es gelang ihm, wenngleich ein Fetzen ſeines Fleiſches an ihnen hängen blieb. Er kniete auf die bebende Flanke des Tigers, drückte ihn mit unmenſchlicher Kraft auf den Boden nieder und blieb in dieſer Stellung, ſo lange er noch Bewegung in dem Thiere verſpürte. Als endlich die Muskeln ſteif zu werden begannen und der Kopf mit dem offenen Rachen, feſt geſchloſſenen Zähnen und erloſchenen Augen in den Sand zurückfiel, ließ er nach.

Ein allgemeiner Beifallsruf erſcholl jetzt; und der Gladiator, deſſen Kräfte durch den Sieg neu belebt waren, ſprang vom Boden auf, ergriff den todten Tiger und warf ihn weit weg, gleichſam wie eine Huldigung, vor die kaiſerliche Loge.

Am 21. October.

Das große römiſche Weltreich war von barbariſchen Völkerſchaften umgeben, die mit neidiſchen Blicken auf ſeinen glücklichen Zuſtand, auf das üppige Leben und die reichen Schätze der Kunſt und der Natur blickten, und die Luſt nicht überwinden konnten, ſich auch in den Beſitz ſolcher Vorzüge zu ſetzen. Beſonders waren es die nördlichen Nachbarvölker des römiſchen Staates, die in Germanien, Sarmatien und Skythien wohnten, welche ſchon oft den Verſuch gewagt hatten, ſich Beſitzungen in ſeinen bevorzugten Gegenden durch die Gewalt der Waffen zu erwerben. Dieſe Verſuche gelangen indeſſen nicht, ſo lange die Römer noch zahlreiche Heere an den Grenzen hatten und die Anfälle der Barbaren von dort zurückwarfen.

Inzwiſchen waren auch Völker, die von den Grenzen entfernter wohnten, in Bewegung gerathen, und drängten die Nachbarn der Römer vor ſich her; ſo entſtand denn ein wahrer Völkerſtrom, dem die römiſchen Heere nicht mehr Widerſtand zu leiſten im Stande waren. Tief aus Hochaſien ſtrömten die Hunnen herab, warfen ſich auf die Alanen und dieſe drängten die Germanen vor. Dieſes Ereigniß, welches ſich im letzten Viertel des vierten Jahrhunderts nach Chriſti Geburt begab, wird die große Völkerwanderung genannt. Es war ein Ereigniß, das in ſeinen Folgen von außerordentlicher Wichtigkeit war, indem die Verhältniſſe der ganzen damals bekannten Erde verändert wurden; es begann eine neue Ordnung der Dinge; es entſtanden neue Staaten; es erſchienen neue Sprachen und die ganze Welt erhielt eine neue Geſtalt. Das Alterthum verſank für immer, und der Zeitraum, den man das Mittelalter nennt, ſchwebte empor.

Ich will Euch hier eine gedrängte Ueberſicht dieſes merkwürdigen Ereigniſſes entwerfen.

Die Hunnen zogen im Jahre 374 nach Chriſto über die Wolga, welches man als den Beginn der Völkerwanderung betrachtet. Sie beſiegten die Alanen, überſchritten den Tanais, der heutzutage Don genannt wird, und waren in Europa. Hier wohnten vom Don bis zur Donau die Gothen. Ein Theil dieſer Völkerſchaft, welcher die öſtlichen Landſtriche bewohnte, und davon den Namen der Oſtgothen erhielt, ergab ſich dem mächtigen Feinde; der weſtlich wohnende Theil, oder die Weſtgothen, verließen ihre Sitze und ſuchten eine Zuflucht bei den Römern. Hier waren ſie beſtrebt, ſich neue Wohnſitze zu erobern, durchzogen ſpäter unter ihrem Könige Alarich Italien und gründeten im ſüdlichen Frankreich und im nördlichen Spanien ein Königreich.

Zugleich mit dieſen Zügen der Gothen bewegte ſich ein Schwarm von Sueven, Vandalen, Burgundern, Alanen und Gothen aus den Gegenden des baltiſchen Meeres, der heutigen Oſtſee, ebenfalls von aſiatiſchen Horden gedrängt, nach den Grenzen Italiens, wurden hier jedoch geſchlagen und gingen über den Rhein. Die Burgunder blieben in dem öſtlichen Theile von Gallien, der noch jetzt ihren Namen trägt; die andern Genoſſen zogen dem Süden zu, durch Spanien nach Afrika, wo ſie unter ihrem Könige Genſerich das Vandalenreich gründeten.

Der Zug der Völkerſchaften war nun allgemein geworden. Nicht blos der Druck und Drang äußerer Kräfte beſtimmte ſie dazu, ſondern er entwickelte ſich auch aus andern Verhältniſſen. Die Einwohner von Britannien, die im Kampfe mit barbariſchen Nachbarn ſich befanden, riefen das Volk von der deutſchen Nordſeeküſte und den Inſeln zu ihrem Beiſtande. So zogen dann die Angeln, Sachſen und Jüten hinüber zu ihnen und gründeten dort die angelſächſiſchen Reiche in Britannien.

Den Oſten von Europa, wo die verlaſſenen Wohnſitze der Gothen waren, nahmen jetzt die Hunnen unter ihrem mächtigen Führer Etzel oder Attila ein. Beſonders hatten ſie ſich in Pannonien, dem jetzigen Ungarn, angeſiedelt. Nachdem Attila geſtorben war, wählten ſie Odoaker zu ihrem Anführer und eroberten unter ihm Italien; allein die mit ihnen verbündeten Oſtgothen rißen ſich los und nahmen unter ihrem König Theodorich das Land ein.

Der deutſche Stamm der Rugier, welcher das Rugiland bewohnte, das heutige Oeſterreich, ward von den Hunnen beſiegt und mußte mit ihnen ziehen. In das von ihnen verlaſſene Land zogen die Longobarden, welche ſpäter über die Alpen gingen und einen Theil des nördlichen Italiens, die nach ihnen benannte Lombardei, eroberten.

An die untere Donau und die Geſtade des ſchwarzen Meeres kamen noch immerfort friſche Züge aſiatiſcher Völkerſchaften an; ſo die Bulgaren und die Avaren. Die Slaven und Wenden machten ſich von der Weichſel und den dahinter liegenden Flüſſen auf und nahmen die Landſtriche in Beſitz, welche die Oſtgermanen und Gothen verlaſſen hatten. Sie wählten Böhmen, Schleſien, Illyrien, Polen, Pommern, Brandenburg u. ſ. w. zu ihren Wohnſtätten, wo ſie bis auf den heutigen Tag geblieben ſind.

Dieß iſt ein ſchneller Ueberblick jener gewaltigen, Alles umgeſtaltenden Erſcheinung, vor der die alte Welt in Trümmer ſank.

Am 22. October.

Eine der hervorragendſten Geſtalten während der Völkerwanderung iſt die des Hunnenkönigs Etzel oder Attila. Er folgte ſeinem Oheim Rugilas im Jahre 433 nach Chriſto in der Regierung. Seinen Bruder Bleda, der mit ihm die Herrſchaft theilte, ließ er ermorden. Jetzt, da er Alleinherrſcher war, kannte ſeine Herrſchſucht und Eroberungsluſt keine Grenzen. Er verkündete ſeinen Horden, daß er das Schwert des Kriegsgottes gefunden habe und damit ſtets des Sieges gewiß ſei. Dieß entflammte den Muth der Hunnen und ſie folgten ihm in blindem Gehorſam auf allen ſeinen Zügen. Ein großer Theil von Aſien ſtand unter ſeiner Botmäßigkeit; in Europa dehnte ſich ſeine Herrſchaft bis an die Nordſee, bis zum Rhein und der Donau aus. Im Jahre 441 drang er ſiegreich bis vor die Thore von Konſtantinopel. Allein die mangelhafte Kenntniß der Kriegskunſt hielt ihn ab, die Stadt ſo zu belagern, daß ſie ihm zur Beute wurde, und er zog daher wieder nach Weſten, überall Verheerung, Mord und Brand in ſeinem Gefolge.

An der Donau ſoll ihm ein frommer Einſiedler begegnet ſein, der ihn die Geißel Gottes nannte, und ſeit der Zeit legte er ſich dieſen Namen bei. Er drang bis Gallien vor, nahm Mainz, Speyer, Straßburg, Trier ein und belagerte Orleans, als ihn ein verbündetes Heer von Römern, Gothen, Galliern, Sachſen, Franken und Burgundern überfiel und ihn zwang, ſich zurückzuziehen. Dieſes verbündete Heer ſtand unter dem Befehle des Feldherrn Aetius. Bei dem heutigen Chalons an der Marne, in den katalauniſchen Feldern, wurde er geſchlagen, und er wäre vernichtet geweſen, wenn Aetius nicht gefürchtet hätte, durch die gänzliche Vernichtung von Attila's Macht den Muth ſeiner Bundesgenoſſen zu ſeinem eigenen Verderben zu ſteigern. Attila wurde Raum und Zeit gegönnt, ſich über den Rhein zurückzuziehen. Allein ſchon im folgenden Jahre brach er wieder in Italien ein, verwüſtete das Land und zerſtörte die Stadt Aquileja. Der Pabſt Leo mußte ihm ein ungeheures Löſegeld bezahlen, um ihn von weiterem Vordringen abzuhalten. Zum Glücke für die Menſchheit ſtarb er ſchon zwei Jahre nach dieſem Zuge am Blutſturz. Er war ein wilder und grauſamer Eroberer, dem Beutemachen der einzige Trieb war. Er lebte nicht wie ein König, ſondern wie ein mongoliſcher Hordenführer, einfach und ſchlicht, dabei handhabte er das, was er für Recht erkannte mit unbeugſamer Strenge.

Am 23. October.

Es war im Sommer des Jahres 452, als die Hunnen mit furchtbarer Macht, ihren ſchrecklichen Führer Attila an der Spitze, ſich unter den Mauern der feſten und volkreichen Stadt Aquileja lagerten, welche damals eine der blühendſten italieniſchen Seeſtädte war. Die Römer, welche ſie für eine Schutzwehr gegen die Einfälle der Barbaren hielten, hatten ſie auf das Beſte befeſtigt. Eine ſtarke Beſatzung lag in ihren Mauern und die muthigen Bürger waren auf eine Belagerung gefaßt. Ihre koſtbarſte Habe brachten ſie nebſt ihren Weibern und Kindern auf eine benachbarte Inſel in Sicherheit und erwarteten entſchloſſen die Angriffe des Feindes. Attila näherte ſich der Stadt in ſeiner gewöhnlichen Weiſe. Mord und Plünderung bezeichneten ſeinen Weg. In der Erwartung, daß ſich die Stadt ergeben würde, wurden inzwiſchen die offenen Städte in der Nachbarſchaft erobert und zerſtört. Dieß jagte indeß den Belagerten keinen Schrecken ein; ſie wagten vielmehr Ausfälle, die den Hunnen großen Schaden zufügten.

Attila wandte Gewalt und Liſt an, ohne der Stadt ſich bemeiſtern zu können, und als die Belagerung bereits ein Jahr gedauert hatte, war noch nicht einmal Mangel an Lebensmitteln daſelbſt eingeriſſen, da die Stadt ſtets Getreidehandel trieb und daher große Vorräthe ſich in derſelben befanden. Auch das zweite Jahr war bereits dem Ende nahe, und Attila hatte noch nicht ſeinen Zweck erreicht. Die Häupter der Stadt, die er durch Beſtechungen gewinnen wollte, wieſen dieſe ſtandhaft zurück, und der Gedanke an Unterwerfung blieb den Bürgern fern, da ſie Weiber und Kinder in Sicherheit wußten, und die ſparſame Vertheilung der

Lebensmittel ſicherte die Einwohner noch auf lange Zeit vor Mangel.

Einſt als Attila ſich mit der Beſichtigung der Stadtmauern beſchäftigte, ſah er, daß Störche mit ihren Jungen die Neſter verließen und davon flogen. Dieſen zufälligen Umſtand wußte der ſchlaue Heerführer ſogleich zum Vortheil ſeiner Sache zu deuten. „Seht da,“ ſprach er zu ſeiner Umgebung, „dieſe friedlichen Gäſte der Aquilejer ſind beſſer mit dem Zuſtande ihrer Mauern bekannt, als wir. Sie würden nimmermehr ihren Wohnſitz verändern, wenn ihnen nicht der Inſtinkt ſagte, daß jenen Thürmen bald ihr Untergang drohe.“ Hierauf verrichtete er ein Dankgebet an den Kriegsgott, wegen dieſes Zeichens eines nahen Sieges, gelobte ihm ein Opfer und erreichte vollkommen ſeine Abſicht. Der Vorfall verbreitete ſich im ganzen Heere, und als die Gemüther ſich wieder erhoben hatten, verhieß Attila ſeinen Kriegern die Hälfte der zu erwartenden Beute.

Alſogleich ſtürmten die Hunnen mit unerhörter Wuth; in der Hoffnung eines gewiſſen Sieges, den die Götter ſelbſt verheißen hatten, dachte Niemand an die Schonung ſeines Lebens. Allein die Bürger von Aquileja leiſteten verzweifelte Gegenwehr; ſie wußten, daß es um des Lebens höchſte Güter ging. Die Gräben waren mit Leichnamen gefüllt und noch immer ſchwankte der Sieg. Attila war überall und ſpornte den Muth ſeiner Krieger durch glänzende Verſprechungen an. Sein Ruhm ſtand auf dem Spiele; mußte er nach dieſem Sturm die Belagerung aufheben, ſo waren alle ſeine Eroberungen in Italien verloren. Er ergriff ſelbſt eine Leiter, hielt den Schild hoch empor und erſtieg ſie zuerſt, ſeine Hunnen zur Nachfolge aneifernd. Dieß glückte; die Barbaren, von dem Beiſpiele ihres Königs entflammt, erſtiegen die Mauer, und Attila befahl Feuer in die Stadt zu werfen und kein Erbarmen zu üben. So fiel denn Alles, was Leben hatte, vor dem Schwerte der Hunnen; die prächtigſten Gebäude loderten in Flammen auf; aber die Bürger von Aquileja vertheidigten ſich noch bis zum letzten Blutstropfen von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Der Kampf endete erſt ſpät, nachdem der letzte Bürger gefallen war, da Alle ſich das Wort gegeben hatten, lieber zu ſterben, als den Barbaren unterthänig zu werden. Der grauſame Attila hatte nichts gewonnen, als die öde Stätte, auf der ein Heldenvolk gelebt hatte. Er ließ den Schauplatz dieſer Grauſamkeiten und ſo vielen vergoſſenen Blutes der Erde gleich machen, und nach einigen Jahren ſtritt man ſogar, wo einſt Aquileja geſtanden hatte. Erſt ſpäter entſtand die Stadt wieder, die jedoch niemals mehr den früheren Glanz und Reichthum erlangte.

Ganz Italien war damals von dieſem Unfall ergriffen; den Hunnen ſtand nichts mehr im Wege und Oberitalien ward ihnen zur Beute. Die erſchreckten Einwohner aus den Städten flohen jedoch in die Sümpfe und auf die Inſeln des adriatiſchen Meeres, und dieß war die Veranlaſſung, daß Venedig gegründet wurde.

Am 24. October.

Der Aberglaube hat von jeher an den ſogenannten Ahnungen und Anzeichen mit Vorliebe gehangen und ſelbſt in unſerer lichten, aufgeklärten Zeit gibt es Menſchen, welche ſich nicht enthalten, bei gewiſſen Zufälligkeiten daran zu denken, daß dieſe ihnen ein bevorſtehendes Schickſal anzeigen könnten.

Bei den alten Völkern war dieſer Aberglaube ſehr verbreitet; der Anblick einer Ratte, das Vorüberlaufen eines Dachſes beſtimmte Denjenigen, der eben eine Handlung ausführen wollte, plötzlich davon abzuſtehen. Eine Maus, welche in einem entſcheidenden Augenblicke plötzlich erſchien, war Urſache, daß der Conſul Fabius, mit dem Beinamen Cunctator oder der Zauderer, die Dictatur niederlegte; der Conſul Flaminius mußte aus derſelben Urſache dem Befehle der Reiterei entſagen. Die römiſchen Prieſter erzogen geheiligte Hühner, welche auf den Gang der Staatsangelegenheiten den größten Einfluß übten. Fraßen ſie das ihnen dargereichte Futter mit Gier, ſo war der Augenblick dem Unternehmen günſtig; verſchmähten ſie es, ſo war er es nicht. Da nun aber der Betrug mit dem Aberglauben Hand in Hand geht, ſo war es natürlich, daß man den Hühnern lange nichts zu freſſen gab, um ſie zur Annahme des Futters willfähriger zu machen, wenn man das Unternehmen in's Leben treten ſehen wollte. Eben ſo wichtig war das Blöcken eines Hammels oder der Zuſtand der Eingeweide einer Ziege, um über Krieg und Frieden zu entſcheiden. Nachdem das Opferthier geſchlachtet war, unterſuchte der Zeichendeuter die Eingeweide. Der Zuſtand der Leber, ein großes oder kleines Herz, waren entſcheidend. Das übelſte Zeichen war der gänzliche Mangel des Herzens, der natürlich nur durch die Prieſter ſelbſt herbeigeführt werden konnte, da kein Thier ohne Herz leben kann. Fielen die Eingeweide dem Prieſter aus der Hand, waren ſie mißfärbig oder blutiger als gewöhnlich, ſo galt dieſes auch für ein übles Zeichen. Als Hannibal, der Heerführer der Carthager, den König Pruſias drängte, den Römern eine Schlacht zu liefern, entſchuldigte ſich dieſer damit, daß die Opferthiere ſich dieſem Vorhaben widerſetzten; da ergrimmte Hannibal und ließ ihm ſagen, er möge einem alten Feldherrn mehr Glauben ſchenken, als einem Hammel. Als der Conſul Claudius Pulcher den Carthagern eine Schlacht zu liefern im Begriffe ſtand, ließ er das Orakel der Hühner befragen. Man meldete ihm, daß ſie nicht freſſen wollten. „So werft ſie in's Meer," rief der Conſul, „ſie werden ſaufen wollen!" Darauf lieferte er die Schlacht, verlor ſie aber leider, und dieß gab den Prieſtern Gelegenheit, dem Volke die Wichtigkeit dieſer Vorbedeutungen ſtärker an das Herz zu legen. Es war traurig, daß dieſer Aberglaube auch oftmals Menſchenopfer forderte; wenn ein ſolches Orakel es verlangte, ſo wurden arme Unglückliche ergriffen und in's Waſſer geworfen oder lebendig begraben.

Auffallend iſt es, daß auch große Männer dieſem Aberglauben verfallen waren. Die Dichter Virgil und Horaz, der Geſchichtſchreiber Tacitus, der Naturforſcher Plinius, ſie Alle bezeugen mehr als einmal den Glauben an dieſe Vorherſagungen. Der Kaiſer Auguſtus war ſo von dieſen Vorurtheilen erfüllt, daß er ſich einbildete, der Aufſtand ſeiner Leibwache rühre daher, daß er den rechten Schuh an den linken Fuß angezogen hatte.

Obgleich dieſer Aberglaube nicht mehr allgemein verbreitet iſt, ſo wuchert er dennoch in dem Hirne vieler Menſchen fort. Ein Haſe, der Reiſenden über den Weg läuft, ein altes Weib, das uns bei dem erſten Ausgange begegnet und guten Morgen wünſcht, das Verſchütten von Salz bei Tiſche, die ſogenannten Hobelſpäne an der brennenden Kerze, eine Spinne, eine Fledermaus, ein ſummendes Ohr, Alles das ſind Dinge, aus denen der Aberglaube zukünftige Ereigniſſe vorherzuſagen ſucht. Darf ich Euch wohl noch hinzufügen, wie haltlos und lächerlich ein ſolches Beginnen wohl iſt? —

Am 25. October.

Ich habe Euch in den letzten Abenden, ſo wie überhaupt während unſerer Unterhaltungen, manche Züge und Schilderungen aus der Weltgeſchichte mitgetheilt. Das Studium der Weltgeſchichte iſt dem Menſchen ſehr nützlich, und ein Jeder ſollte ihm obliegen, gleichviel, welche Laufbahn er ſich für das Leben vorzeichnet. Die Beiſpiele, die uns die Geſchichte aufſtellt, enthalten für uns die beſte Lehre; es ſind die überführendſten Beweiſe; die Geſchichte umſchließt den Verſtand und die Erfahrung aller Jahrhunderte.

Wir ſind noch immer eben ſo geſchaffen, wie die Menſchen der entfernteſten Zeitalter; wir beſitzen dieſelben Fehler; wir hören mit Mißtrauen weiſe Lehren an, die unſeren Neigungen den Stab brechen, wenn ſie uns ſelbſt über unſere Irrthümer und über die Gefahren, die wir laufen, aufzuklären bemüht ſind. Unſere Leichtfertigkeit widerſteht ihrem Ernſte, und unſere Hoffnungen verſpotten ihre Beſorgniſſe.

Die Geſchichte allein erſcheint uns wie ein unparteiiſcher Lehrer; was ſie uns berichtet, belegt ſie mit Thatſachen. Sie zeigt auf die Vergangenheit, um uns die Zukunft zu lüften; ſie iſt der Spiegel der Wahrheit.

Die größten Nationen, die berühmteſten Männer richtet die Zeit, welche jede Täuſchung aufhebt; Nichts, was lebt, vermag auf ihre Gerechtigkeit einen Einfluß zu üben. Vor dem Tribunale der Geſchichte ſteigen die Eroberer von ihrem Siegeswagen; die Tyrannen erſchrecken uns nicht mehr durch ihre Schergen; die Fürſten erſcheinen uns ohne ihr blendendes Gefolge und ohne jene falſche Größe, welche ihnen die Schmeichler liehen. Das Beifallklatſchen einer unbeſtändigen Menge beſticht nicht mehr unſer Urtheil; die Tugend erſcheint in ihrem hehren Lichte, wie ſie auch im Leben verfolgt ſein mochte.

Die wilde Grauſamkeit eines Nero, eines Sylla; die Heuchelei Tibers; alles Dieß verkündet die Geſchichte offen der Welt. Der hingerichtete Sokrates bleibt für alle Zeiten das Muſter eines tugendhaften Weiſen, und der verbannte Ariſtides bleibt deßhalb nicht minder gerecht. Alexander iſt der jugendlich ſchöne Held und Sieger, allein dennoch laſtet der Vorwurf eines ungemeſſenen Ehrgeizes auf ihm, der ihn nach dem fernen Indien zieht und in Babylon die letzten Tage ſeines Lebens mit einem trüben Schatten deckt. Die Geſchichte ſtellt Epaminondas, Leonidas, Titus und Marc Aurel in einem reinen Lichte dar, ſowohl als Helden wie als große Menſchen.

Die Liebe der Griechen für die Freiheit und ihre Ausbildung in allen Künſten, können unſere Neigung für ſie entflammen, allein die Geſchichte zeigt uns, daß ihre kleinliche Eiferſucht auf einander, ihre Undankbarkeit, ihre blutigen Händel und ihr Sittenverderbniß die Urſache ihres Untergangs wurden. Eben ſo lehrt uns die Geſchichte, weßhalb das ungeheure römiſche Reich verfallen mußte, indem wir durch ſie die Tugenden der Römer, die ihre Größe begründeten, aber auch die Laſter, die ihren Fall herbeiführten, kennen lernen.

Die letzte und wichtigſte Lehre, die uns aus dem Studium der Geſchichte erwächſet, iſt: daß nur das, was rechtlich iſt, auch dauernden Nutzen bringt; daß man nur groß ſein kann, wenn man gerecht iſt, und vollkommen glücklich, wenn man tugendhaft iſt. Die Tugend hält die Macht der Nationen zuſammen, und ſie fallen, ſobald ſie den Pfad der Tugend verlaſſen.

Am 26. October.

Einer der liebenswürdigſten deutſchen Dichter iſt der alte Chriſtian Fürchtegott Gellert, der zu ſeiner Zeit Epoche machte und es verdient noch jetzt in hohen Ehren gehalten zu werden. Er war ein edler Menſch, ein frommer Chriſt, ein eifriger Lehrer, und wurde durch ſeine Fabeln und Erzählungen der Lieblingsdichter der deutſchen Nation. Hauptſächlich erwarb er aber durch ſeine geiſtlichen Lieder die Liebe und Verehrung aller Zeitgenoſſen. Er wurde im Jahre 1715 in Hainichen im ſächſiſchen Erzgebirge geboren und ſtarb als Profeſſor der Philoſophie in Leipzig im Jahre 1769.

Als Friedrich der Große während des ſiebenjährigen Krieges ſich eine Zeitlang in Leipzig aufhielt, wollte er den berühmten deutſchen Schriftſteller perſönlich kennen lernen. Dieſer Fall war außerordentlich zu nennen; denn der große König von Preußen machte ſich nicht viel aus den deutſchen Gelehrten und umgab ſich am liebſten mit den damals berühmteſten Franzoſen, wie Voltaire, d'Alembert, Maupertuis u. A.

Es war am 18. September 1760, als Gellert Nachmittags um 3 Uhr im Schlafrocke und weißer Mütze, halb krank, an ſeinem Studierpulte ſaß und Jemand an ſeine Thür pochte. Auf Gellerts „Herein“ ſprang die Thüre auf und ein preußiſcher Offizier trat ein, der ihn mit den Worten anredete: „Ich bin der Major Quintus Icilius, und freue mich, Sie, mein Herr Profeſſor, kennen zu lernen. Seine Majeſtät, der König von Preußen, verlangt Sie zu ſprechen und hat mich hergeſchickt, Sie zu ihm zu begleiten.“

„Herr Major,“ erwiederte Gellert, „Sie müſſen mir es anſehen, daß ich krank bin. Dem Könige wird an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen ſein.“

„Es iſt wahr,“ erwiederte der Major, „Sie ſehen nicht wohl aus; ich werde Sie auch nicht nöthigen, heute mit mir zu gehen. Aber das muß ich Ihnen ſagen, Herr Profeſſor, wenn ſie ſich mit dieſer Ausflucht ganz vom Gange frei zu machen gedenken, ſo irren Sie ſich. Ich muß morgen wieder kommen, und wenn Sie dann nicht beſſer ſind, ſo bin ich übermorgen wieder hier, und das ſo fort, bis Sie mit mir werden gehen können. Entſchließen Sie ſich alſo. Ich laſſe ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr werde ich wieder anfragen, ob Sie mich heute oder ein andermal begleiten wollen.“ Damit war Gellert zufrieden; der Major verließ ihn, kam aber nach einer Stunde wieder. Gellert hatte ſich unterdeſſen angekleidet und Beide verfügten ſich jetzt in die Wohnung des Königs. Im Vorzimmer freuten ſich die Herren aus des Königs Gefolge, den berühmten Mann zu ſehen. Unterdeſſen wurde Gellert gemeldet, die Thüre des königlichen Zimmers ging auf und der Dichter ſtand vor dem Könige, der allein war.

Das Geſpräch, welches nun begann, iſt von einem Zeitgenoſſen Gellerts, dem er es mittheilte, wörtlich aufgezeichnet worden, wie ich es Euch hier mittheilen will.

Der König, der Jedermann mit Er anredete, fragte: Iſt Er der Profeſſor Gellert?

Gellert. Ja, Eure Majeſtät.

Der König. Der engliſche Geſandte hat mir viel Gutes von Ihm geſagt. Wo iſt Er her?

Gellert. Von Hainichen, bei Freiberg.

Der König. Hat Er nicht noch einen Bruder dort?

Gellert. Ja, Eure Majeſtät.

Der König. Sage Er mir doch, warum wir keine gute deutſche Schriftſteller haben?

Der Major Quintus Icilius. Eure Majeſtät ſehen hier einen vor ſich, den die Franzoſen ſelbſt überſetzt haben, und welchen ſie den deutſchen Lafontaine nennen.

Der König. Das iſt viel. Hat Er den Lafontaine geleſen?

Gellert. Ja, aber nicht nachgeahmt; ich wünſche als Schriftſteller Original zu ſein.

Der König. Gut, das iſt Einer. Aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren?

Gellert. Eure Majeſtät ſind einmal gegen die Deutſchen eingenommen, wenigſtens gegen die deutſchen Schriftſteller.

Der König. Das iſt wahr; aber warum haben wir keine guten Geſchichtſchreiber?

Gellert. Es fehlt uns auch daran nicht. Wir haben die Franzoſen überſetzt und auch fortgeſetzt.

Der König. Warum macht ſich keiner an den Tacitus; den ſollte man gut überſetzen.

Gellert. Tacitus iſt ſchwer zu überſetzen, und wir haben auch ſchlechte franzöſiſche Ueberſetzungen von ihm.

Der König. Da hat Er Recht. — Iſt Er gar nicht aus Sachſen weggekommen?

Gellert. Ich bin einmal in Berlin geweſen.

Der König. Er ſollte reiſen.

Gellert. Dazu fehlt mir Geſundheit und Vermögen.

Der König. Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?

Gellert. Weil Eure Majeſtät ſie ſelbſt ſo nennen, ſo mag ſie ſo heißen; in meinem Munde würde es zu ſtolz geklungen haben.

Der König. Ich habe ſie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß ſich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Wochen Rhabarber nehmen.

Gellert. Dieſe Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich werden. Wäre das Pferd geſünder als ich, ſo würde ich es nicht reiten können, und wäre es eben ſo krank, ſo würde ich auch nicht fortkommen.

Der König. So muß Er fahren.

Gellert. Dazu fehlt mir das Vermögen.

Der König. Ja, das iſt wahr, das fehlt immer den Gelehrten in Deutſchland; es ſind wohl jetzt böſe Zeiten?

Gellert. Ja, wohl. Wenn Eure Majeſtät Deutſchland nur den Frieden geben wollten.

Der König. Wie kann ich es denn? Hat Er es denn nicht gehört; es ſind ja ſo Viele wider mich.

Gellert. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geſchichte.

Der König. Kann Er eine von ſeinen Fabeln auswendig?

Gellert. Ich zweifle, mein Gedächtniß iſt mir ſehr ungetreu.

Der König. Beſinn Er ſich. Ich will unterdeſſen herumgehen.

Der König ging eine Weile im Zimmer umher, blieb dann vor Gellert ſtehen und fragte:

Nun, hat Er eine?

Gellert. Ja, Eure Majeſtät.

Gellert recitirte hier aus dem Gedächtniſſe die Fabel von dem klugen Maler in Athen, die Ihr in Gellerts Fabeln ſelbſt nachleſen möget. Der König hörte aufmerkſam zu und ſagte dann:

Das iſt ſchön, recht ſchön! Er hat ſo was Galantes in ſeinem Weſen. Wenn ich hier bleibe, ſo muß Er öfter zu mir kommen und ſeine Fabeln mitbringen und mir daraus vorleſen.

Gellert. Ich weiß nicht, ob ich ganz gut leſe; ich habe einen ſingenden, gebirgiſchen Ton.

Der König. Ja, wie die Schleſier. Nein, Er muß ſeine Fabeln ſelbſt leſen; ſie verlieren ſonſt. Nun, komm Er bald wieder.

Gellert entfernte ſich, allein ungeachtet der Einladung des Königs, ging er doch nicht wieder hin und wurde auch nicht wieder gefordert.

Den andern Tag ſagte Friedrich der Große an der Tafel: „Dieſer Gellert iſt doch der Vernünftigſte unter allen deutſchen Gelehrten.“

Dieſes war freilich ein Lobſpruch in des großen Königs Munde, allein betrübend bleibt es doch, in welchem geringen Anſehen deutſche Wiſſenſchaft und deutſches Talent bei ihm ſtanden, während er Franzoſen und Italiener an ſeinen Hof zog und mit ihnen auf das Freundlichſte und Ungezwungenſte verkehrte. So kam es denn, daß der Deutſche auch hier, ohne äußere Hülfe gefördert, ſich aus eigener Kraft entwickelte, und der hohe Aufſchwung, den bald nachher die deutſche Literatur mit den Werken Wielands, Herders, Göthe's und Schillers und ſo vieler Andern gewonnen hat, liefert den ſtärkſten und thatſächlichſten Beweis dafür.

Am 27. October.

Es iſt natürlich, daß der Schüler oder Lehrling ſeinem Meiſter oder Lehrer für das, was er von ihm lernt, dankbar zu ſein hat. Es müßte nur Etwas ſein, was ſich ſpäter, wenn der Schüler zu reiferer Einſicht gelangt iſt, als falſch oder verderblich erwieſe. So gab es im Alterthume eine Art von Philoſophen oder vielmehr Redekünſtlern, die ihren Schülern allerdings nichts Gutes lehrten. Dieß waren die ſogenannten Sophiſten. Sie hatten ſich durch Uebung eine Geläufigkeit angeeignet, über jeden Gegenſtand aus dem Stegreife zu ſprechen, und zwar für oder wider denſelben, ganz nach dem Belieben der Leute, in deren Dienſt ſie für den Augenblick waren. Vor allen Dingen ſuchten ſie ſich bei den Leuten, auf die ſie es abgeſehen hatten, durch alle Mittel der Verſtellung und Heuchelei einzuſchmeicheln. Ihre Moral oder die Irrlehre, die ſie ſo nannten, denn ſie beſaßen keine Spur von Moral, beſtand darin, daß der Unterſchied zwiſchen Tugend und Laſter nur von ſchlauen Staatsmännern erfunden wäre, um darnach gewiſſe Einſchränkungen eintreten zu laſſen, die ganz willkührlich und naturwidrig waren. Schein ſtellten ſie als Wahrheit, Recht als Unrecht, Unrecht als Recht dar. Die Bekräftigung ihrer Sätze ſchöpften ſie aus Trugſchlüſſen; dieſes war nach oberflächlicher Schilderung ihr ganzes Treiben. Ein Beiſpiel davon will ich Euch heute erzählen.

Einer dieſer ſophiſtiſchen Lehrer hatte einen Schüler angenommen mit der Bedingung, daß er das Lehrgeld nicht eher bezahlen ſollte, bis er einen Proceß gewinnen könnte. Als der Lehrer glaubte, ſein Schüler habe ausgelernt, forderte er das Lehrgeld. Der Schüler weigerte ſich, und der Lehrer klagte bei Gericht. Er war der Meinung, daß der Schüler bezahlen müſſe, der Proceß möge einen Ausgang nehmen, welchen er wolle. „Denn gewinnt er," ſprach er, „ſo muß er bezahlen, weil er ſeinen erſten Proceß gewonnen hat, wie unſer Vertrag lautet; verliert er, ſo muß er bezahlen, weil ihn der Richter dazu verurtheilt."

Der Schüler drehte aber die Sache liſtig genug herum: „Ich mag gewinnen oder nicht," entgegnete er, „ſo bezahle ich nicht; denn gewinne ich, ſo hat mich ja der Richter losgeſprochen; verliere ich, ſo kann ich noch keinen Proceß gewinnen, bin alſo nach dem Vertrage meinem Lehrer noch nichts zu zahlen ſchuldig.

Die Richter waren nicht im Stande, den Proceß zu entſcheiden, und entließen beide Parteien mit dem Ausſpruch: „Der Schüler iſt ein Spitzbube, wie der Meiſter."

Am 28. October.

Hütet Euch vor böſen Angewöhnungen! Ich will hier nicht von laſterhaften ſprechen; ich ſetze voraus, daß Ihr Euch dieſen nie überlaſſen werdet, ſondern ich meine ſolche Angewöhnungen, die Euch daran hindern, Euch in der Geſellſchaft angenehm zu bewegen, und Euren Nebenmenſchen das zu werden, was Ihr ihnen, Euren ſonſtigen Fähigkeiten nach, wohl werden könntet. Manchmal ſind dieſe Angewöhnungen läſtig, manchmal machen ſie Euch lächerlich, manchmal ſogar können ſie gefährlich werden. Immer ſind ſie die Folgen einer Fahrläſſigkeit, die in dem Mangel einer guten Erziehung als begründet betrachtet werden darf. Man hat Beiſpiele, daß manchmal die größten Männer, die ausgezeichnetſten Schriftſteller ſich den ſonderbarſten Angewöhnungen und unbegreiflichen Schwächen überließen Hier ein Beiſpiel.

Einer der erſten Geiſter ſeiner Zeit, in deſſen Werken man vorzüglich den herrlichſten Styl bewunderte, bediente ſich im vertraulichen Umgange einer Redeweiſe, welche die Erhabenheit ſeiner Gedanken und die Kraft ſeiner Beredſamkeit, die er in ſeinen Schriften entfaltete, nicht ahnen ließ Da er in ſeiner Jugend viel auf dem Lande gelebt hatte, ſo war er daran gewöhnt, wie es die Bauern zu thun pflegen, bei jedem Worte, wo er es nur immer konnte, ein „Sagt er“ oder ein „Sagt ſie“ hinzuzufügen; dieß wiederholte ſich in ſeiner Unterhaltung ſo oft, daß man ihn nicht anhören konnte, ohne zu lachen.

Niemand aber wagte es, den allgemein verehrten Mann auf dieſen Fehler aufmerkſam zu machen, weil man fürchtete, ſeine Eigenliebe damit zu verwunden. Eine Frau, die den gelehrten Herrn oftmals an ihrer Tafel ſah, übernahm es endlich, ihn von ſeiner Angewöhnung zu befreien. Sie ſagte es ihm vorerſt mit aller Feinheit und Anmuth, die ihr zu Gebote ſtand. Der Gelehrte wollte es nicht zugeben; noch niemals hatte man ihm davon geſagt, und er konnte nicht begreifen, daß er eine ſolche Unart ſich angewöhnt haben ſollte. Die Frau, die ihn aber einmal zu heilen ſich vorgenommen hatte, ſah nun wohl ein, daß er auf friſcher That ertappt werden müßte. Bei der nächſten Mittagsgeſellſchaft hatte die Frau folgende Verabredung mit dem Gelehrten getroffen. Bei jedem „Sagt er“ wollte ſie einen ihrer Finger erheben, doch ſo unmerklich, daß nur er es wahrnehmen konnte. Da traf es ſich, daß er während einer kurzen Erzählung ſeine Lieblingsworte ſo oft eingeſchaltet hatte, daß die Dame bereits alle Finger ihrer beiden Hände hatte aufheben müſſen.

Dieß erreichte die beabſichtigte Wirkung; der Gelehrte fühlte ſich getroffen und war nicht im Stande, ſeine Angewöhnung zu läugnen; er verſprach Beſſerung. Dieſe war zwar nicht leicht herbeizuführen; denn man ſollte es nicht glauben, wie ſchwer es iſt, dergleichen Dinge, mit denen man gleichſam verwachſen iſt, von ſich abzuwälzen.

Am 29. October.

Ich habe Euch ſo manchen ſchönen Zug aus dem Leben edler Menſchen mitgetheilt, heute will ich einmal einen Menſchen zum Gegenſtand unſerer Unterhaltung wählen, deſſen Name ſeit faſt zwei Jahrtauſenden den Inbegriff alles Böſen bezeichnet, das in der Menſchenbruſt ſchlummern kann. Dieſer Menſch iſt Nero, römiſcher Kaiſer.

Während ſeiner Regierung hatte das ſtolze Rom viel zu leiden, theils durch den gewaltthätigen Sinn dieſes Kaiſers, theils durch andere Ereigniſſe. Hungersnoth und Peſt wütheten unter den Einwohnern der Hauptſtadt; Erdbeben zerſtörten die Städte am Fuße des Veſuvs; die Barbaren fielen in das römiſche Gebiet ein und entriſſen viele entferntere Provinzen dem römiſchen Scepter. Während aller dieſer Unfälle lebte der Kaiſer Nero unbekümmert nur ſeinem Vergnügen, trieb ſeine Verſchwendung in's Ungeheure und verübte Grauſamkeiten und Mordthaten ohne Zahl.

Da er jeder Laune, und war ſie gleich die aberwitzigſte, Gehör gab, geſchah es, daß er auch einſtmals die Stadt Rom ſelbſt in Aſche legen ließ. Die alte Stadt war unregelmäßig und hatte zum Theil noch krumme und enge Gaſſen. Dieſes gefiel dem Kaiſer nicht, und das war genug, die Stadt an allen vier Enden anzünden zu laſſen. Nero ſelbſt beſtieg einen entlegenen Thurm, um das Schauſpiel des ungeheuren Feuermeers deſto beſſer genießen zu können, und ſoll dabei ein Gedicht deklamirt haben, welches den Untergang Troja's ſchilderte.

Sechs Tage und ſieben Nächte wütheten die Flammen, dann ſchienen ſie erſtickt, allein bald brachen ſie von Neuem hervor und zerſtörten noch Alles, was von der alten Stadt übrig geblieben war. Keinem Zweifel unterlag es, daß der Brand auf Nero's

Befehl angelegt worden war, allein dennoch wagte es keiner, das Scheuſal, das von ſeinem Thurme herab ſich noch an dem Schauſpiel ergötzte und des armen Volkes ſpottete, zur blutigen Rechenſchaft zu ziehen.

Das prächtige Rom mit allen ſeinen Kunſtſchätzen, mit der Beute aus ſo vielen ſiegreichen Feldzügen, war vernichtet und glich einer weiten Einöde. Ueberall Trümmer, überall Leichname, überall Elend und Jammer. Zum Wiederaufbau ſeiner Hauptſtadt forderte Nero Steuern in allen Provinzen ein, die mit unerbittlicher Strenge eingefordert wurden und auch die Einwohner der Provinzen zu Grunde richten mußten.

Damals begann das Chriſtenthum ſich zu verbreiten, und da man dieſe Religion für Aberglauben hielt und die Bekenner derſelben haßte, ſo mußten dieſe ihre gottesdienſtlichen Uebungen nur im Verborgenen halten. Nero benützte dieſen Umſtand, um die Anklage, die immer lauter gegen ihn wurde, als habe er Rom angezündet, von ſich abzuwälzen. Er erließ ein Edict, in welchem er die Chriſten beſchuldigte, die Feuersbrunſt veranlaßt zu haben, um ſich in den Beſitz der Schätze der Chriſten zu ſetzen und ſeine Herrſchaft auf's Neue zu befeſtigen. Auf dieſe Beſchuldigung hin wurden die Chriſten, wo man ſie erſpähen konnte, ergriffen und unter den ſchrecklichſten Martern hingerichtet. Die Grauſamkeit des Unmenſchen erſchöpfte ſich dabei in neuen Erfindungen. Die Armen wurden verbrannt, in die Häute wilder Thiere eingenäht und mit Hunden zu Tode gehetzt, von wilden Thieren zerriſſen oder gekreuzigt. Die Apoſtel Paulus und Petrus, die Evangeliſten Marcus, beide Evangeliſten Jacob, die Apoſtel Bartholomäus und Philippus wurden bei dieſer Gelegenheit von Nero hingerichtet.

Auf den Trümmern der zerſtörten Stadt ließ Nero einen prächtigen Palaſt aufführen, der wegen des daran verſchwendeten Geldes „das goldene Haus des Nero“ genannt wurde. Der Umfang dieſes Palaſtes war ungeheuer, und ſeine Ringmauern umfaßten weite Luſtgärten, Seen und Weinberge. Unter dem ungeheuren Portale ſtand eine Bildſäule des Tyrannen, die 120 Fuß hoch geweſen ſein ſoll. Der unermeßliche Aufwand, der auf dieſen Palaſt verwendet wurde, und die Summen, welche der Wiederaufbau der Stadt Rom verlangte, belaſteten das Volk fortwährend mit unerſchwinglichen Gelderpreſſungen.

Nachdem Nero auf ſolche Weiſe vierzehn Jahre über Rom geherrſcht hatte, empörten ſich die Römer gegen ſeine Tyrannei.

Von allen Seiten gedrängt, ſah er endlich keinen Weg zu entrinnen mehr, und da er der Meinung war, daß das Volk, wenn es ſich ſeiner bemächtigen würde, auch Martern über ihn verhängen würde, wie er ſie früher über ſo Viele aus dem Volke verhängt hatte, ſo tödtete er ſich ſelbſt. Er hatte erſt das dreißigſte Jahr erreicht. Es verdient bemerkt zu werden, daß er in ſeiner Jugend keinen Argwohn aufkommen ließ, als würde er dereinſt ſolch ein Ungeheuer werden; ſein Lehrer war der weiſe Seneca geweſen, der ihn ſeiner guten Anlagen wegen liebte, und den er ſpäter ſelbſt ermorden ließ.

Am Ende des Forums in Rom ſieht man noch heutzutage mächtige Ueberbleibſel von Neros goldenem Hauſe, die einen Begriff von der einſtmaligen Pracht des Ganzen noch recht wohl zu geben im Stande ſind.

Am 30. October.

Der October iſt die Zeit, wo man in Deutſchland den Wein ſammelt und keltert; darum wollen wir ſeiner noch zu Ende des Monats hier Erwähnung thun.

Der Wein galt im hohen Alterthum wegen ſeiner begeiſternden Kraft als unmittelbare Erfindung der Götter. Die Hebräer nennen Noah als denjenigen, der zuerſt die Weinrebe gepflanzt und Wein bereitet habe. In Paläſtina waren große Weingärten, die mit Hecken, Zäunen und Mauern eingehegt waren, und in denen ſich die Wohnungen für die Winzer befanden. Schon in dieſen alten Zeiten war die Weinleſe ein allgemeines Freudenfeſt; man brachte die Trauben mit Geſang und Jubel unter die Kelter, füllte den Moſt in Schläuche oder irdene Krüge, und ließ ihn gähren. Die Hebräer brauchten den Wein bei Trankopfern und Gaſtmälern. In dem alten Aegypten trank man wohl den Moſt; allein den gegohrenen Wein verſchmähte man, weil man glaubte, daß ſeine berauſchende Kraft von einem böſen Wehe herrühre. In Griechenland war auch der Wein in uralten Zeiten bekannt, und die Einführung des Weinbaues wurde bekanntlich dem Bacchus, oder wie ihn die Griechen nannten, Dionyſos, zugeſchrieben. Nach Italien ſoll der Weinſtock durch Saturnus aus Kreta gebracht worden ſein. Anfänglich war der Wein noch ſehr ſelten; man brauchte ihn größtentheils nur zu Opfern. Männer durften ihn vor dem dreißigſten Jahr und Frauen in ihrem ganzen Leben nicht trinken. Später jedoch wurde dieſe Einſchränkung aufgehoben. Griechiſche Weine wurden von den Römern um theuren Preis erkauft, und erhöhten die Freuden der Tafeln der reichen und vornehmen Römer. Noch jetzt wachſen in Italien herrliche Weine, ſowohl in Toscana, wie im Kirchenſtaat und im Neapolitaniſchen.

Nach dem ſüdlichen Gallien, beſonders nach Maſſilia, dem heutigen Marſeille, kam der Wein noch vor Chriſti Geburt aus Italien. In vielen Theilen des Landes wurde Wein gebaut, und Karl der Große beförderte nicht nur den Weinbau, ſondern auch durch die Kreuzzüge kamen viele fremde Rebſorten nach Europa.

Von dem erſten Weinbau in Deutſchland erfahren wir, daß der römiſche Kaiſer Probus ſchon im Jahre 281 am Rhein und an der Moſel Weinberge anlegen ließ. In Franken findet man Spuren des erſten Weinbaues im ſechsten Jahrhundert. Doch auch in Ländern, wo jetzt kein Wein mehr gebaut wird, wurde in jenen Zeiten Wein erzielt, ſo z. B. in der Mark Brandenburg und in Pommern, wo man ſo viel Wein baute, daß man damit handeln konnte. Jetzt ſind die Ufer des Rheines, der Moſel, des Mains, der untern Donau und des Neckars diejenigen Punkte in Deutſchland, wo die beſten und edelſten Weine gewonnen werden.

Man kann den Wein entweder auf Bergen, ſogenannten Weinbergen, oder in Gärten, Weingärten, oder am Spalier ziehen. Der Ort, wo man Weinſtöcke anlegt, muß womöglich den ganzen Tag die Sonne, wenigſtens die Morgen- und Mittagsſonne, haben. Der Weinbau erfordert große Aufmerkſamkeit, und iſt ſehr mühſam und beſchwerlich. Derjenige, der ihn baut, erzielt ſelten einen bedeutenden Lohn für ſeine Arbeit. Wenn ſelbſt einmal eine gute Ernte erfolgt, ſo zerſtören wieder die darauffolgenden Mißjahre, die in unſerem veränderlichen und kalten Klima nur zu häufig ſind, alle Hoffnung auf Gewinn. Wer Nutzen aus dem Weinbau zieht, das ſind die Händler und Spekulanten, die den Wein den Bauern abkaufen, ihn dann bearbeiten und der Conſumtion übergeben. Der Wein kommt nie in den Handel, wie ihn die Natur wachſen ließ und wie ihn die Gährung bereitete. Er wird verſchnitten, das heißt mit andern Sorten verſetzt, bekommt Farbe, wird verſüßt, kurz er wird durch künſtliche Mittel dem Gaumen der Käufer ſchmackhafter gemacht. In der Champagne wurde er ſchon längſt durch einen Zuſatz von Zucker und eine eigene Bereitung in fortwährender Gährung gehalten, was man mouſſirenden Wein nennt. Jetzt ahmt man dieſes Verfahren faſt in allen Ländern nach, und auch wir in Deutſchland ſehen unſere edelſten Weinſorten auf dieſe Weiſe in Schaumwein verwandelt. Wenigſtens wird dadurch, da doch einmal die Neigung, ſchäumenden Wein zu trinken, ſo allgemein iſt, dem Vaterlande das Geld zugewendet, was ſonſt für die ungeheuren Quantitäten mouſſirenden Champagnerweins nach Frankreich auswanderte.

Am 31. October.

Beim Wein, von dem ich Euch geſtern Einiges erzählte, pflegt der Menſch als Ausdruck ſeiner inneren Fröhlichkeit, die der Genuß des Weines befördert, ſich zum Singen hingezogen zu fühlen. Der Drang, irgend ein Gefühl in Geſängen kund zu geben, ruht in jedem Menſchen ſeit den älteſten Zeiten. Aus dieſem Drange entwickelte ſich das, was wir eine höhere Poeſie benennen, die durch die Kunſt vervollkommnet iſt. Im Anfang war alle Poeſie, Lied, und zwar volksartig, das heißt einfach, leicht, in der Sprache des Volkes, einem Jeden verſtändlich, an den Gegenſtänden, wie ſie das gemeine Leben bietet, oder aus den Anſchauungen der Alles umgebenden Natur entnommen. So lebten und ſproßten ſchon in dem graueſten Alterthume Lieder, welche unbekannte Sänger, deren Namen im Strome der Zeiten untergegangen ſind, dichteten und ſangen, die ſie mit der Harfe oder mit der Leier begleiteten, und die dem Ohr des Volkes gefällig waren und in ſeiner Erinnerung fortbeſtanden. Sie waren nicht aufgeſchrieben, ſondern ſie pflanzten ſich von Mund zu Mund fort, und eine Menſchengeneration erbte ſie von der andern. Die alten Hebräer, als eines der Urvölker der Erde, beſaßen dergleichen Volkslieder, von denen uns das Lied, welches nach dem Durchgang durch das rothe Meer angeſtimmt wurde, als eines der älteſten erhalten worden iſt. Spätere Geſänge dieſer Art ſind das hohe Lied Salomo's und die Pſalmen Davids.

Bei den Griechen war Homer ein ſolcher Volksdichter, der Mährchen, Sagen und die lebendige Volksgeſchichte beſang. Orpheus und Heſiod ſind eben ſolche Volksſänger.

Die Römer haben ihre Volkslieder nie aufgeſchrieben; allein obgleich ſich keine Spur davon erhalten hat, ſo wiſſen wir doch, daß ſie bei Gaſtmälern ſangen, und daß ſie Lieder beſaßen, die zur Tugend und Vaterlandsliebe aufforderten.

Bei den neuern Völkern nehmen die Volkslieder eine wichtige Stelle ein. Faſt alle Nationen beſitzen einen eigenthümlichen Schatz derſelben. Sie ſind bald fröhlich, bald ernſt, man hat deren für alle Stimmungen. Die Hirten, die Jäger und Fiſcher, der arbeitende und feiernde Landmann, der Krieger, der in das Feld zieht oder daraus zurückkehrt, der Schiffer, der ſich auf das Meer wagt, ſie alle wiſſen eine Menge von Liedern, die zum Theil von hohem Alter ſind, entweder ihren Muth anzufachen, oder ihre Seele zu erheitern. Dieſe Lieder ſind ſtets mit der Geſchichte, mit den Neigungen und Sitten des Volkes innig verwandt.

Die Volksſänger der Griechen waren die Rhapſoden, bei den ſkandinaviſchen Völkern waren es die Skalden, in den celtiſchen Ländern die Barden. In England traten ſpäter die Minſtrels auf, in Frankreich die Troubadours, in Deutſchland die Minneſänger und ſpäter die Meiſterſänger. Von allen dieſen wurden zu verſchiedenen Zeiten Sammlungen veranſtaltet; außer ihnen aber ſind ſtets von begabten Dichtern Lieder im Volksgeiſte gedichtet worden, welche auch fort und fort in dem Volke wiedertönen. So z. B. das Lied von Claudius:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben,

das Ihr wohl Alle kennen werdet; oder ein anderes Lied von demſelben Dichter:

Der Mond iſt aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen,
Am Himmel hell und klar,
Der Wald ſteht ſchwarz und ſchweiget,
Und aus den Wieſen ſteiget
Der weiße Nebel wunderbar.
Wie iſt's nun rings ſo ſtille,
Und in der Dämmerung Hülle,
So traulich und ſo hold;
Wie eine ſtille Kammer,
Wo Ihr des Tages Jammer
Verſchlafen und vergeſſen ſollt.

Das iſt wohl gar ein herziges, beruhigendes Lied, das dem Dichter viele Ehre macht und in vieler Hunderte beunruhigtes Herz ſanfte Tröſtung gehaucht hat.

Solcher Lieder gibt es noch viele. Kennt Ihr das nicht?

Guter Mond, du gehſt ſo ſtille,

oder ein anderes:

Im Arm der Liebe ruht ſich's wohl,
Wohl auch im Schooß der Erde u. ſ. w.

Auch die neueren Dichter haben uns Lieder geſchenkt, die ganz und gar zu Volksliedern geworden ſind. Z. B. das kühne Reiterlied von Schiller:

Wohlauf! Kameraden, auf's Pferd, auf's Pferd,
In's Feld, in die Freiheit gezogen,

oder das bekannte Jägerlied von Theodor Körner, von Lützow's verwegner Jagd; das Lied von Arndt: „Was iſt des Deutſchen Vaterland?“ und viele andre noch, die ich Euch nicht aufzählen kann, die Ihr aber kennen zu lernen ſuchen werdet.

Außer dieſen leben noch alte Lieder im Volke, größtentheils heiteren Inhalts, deren Verfaſſer nicht namentlich bekannt ſind. So ſingt der Jäger, wenn er des Morgens auszieht, ſein

Wohlauf! zum fröhlichen Jagen,

mit ſeiner friſchen Melodie, oder ſein luſtiges

Ein Jägersmann aus Churpfalz,
Der reitet durch den grünen Wald,
Er reitet hin und her,
So wie es ihm gefallt;
Ju! Juhe! Gar luſtig iſt die Jägerei,
Gar luſtig wollen wir jagen,
Allhier auf grüner Haid.

Dergleichen Lieder ſind in Süddeutſchland ſehr verbreitet, und die Süddeutſchen ſind ſo eigentlich ein liederluſtiges Volk zu nennen. Vom Rhein bis zu den Grenzen Ungarns zieht ſich das Volkslied wie ein ſchönes Band, wie ein blühendes Blumengewinde um die Stämme deutſcher Gauen. Schwaben, Tiroler, Baiern, Oeſterreicher ſingen und jodeln aus voller Bruſt und friſcher Kehle, daß es eine wahre Freude iſt.

Am 1. November.

Der heutige Tag iſt in der katholiſchen Kirche allen Heiligen gewidmet, d. h. ſolcher Heiligen, denen kein beſonderes Feſt geweiht wurde, da ihre Anzahl die Zahl der Tage im Jahre zu ſehr überſtieg. Die erſte Veranlaſſung, dieſes Feſt einzuſetzen, gab wohl der Umſtand, daß ein allen Göttern des alten Roms geweihter Tempel von dem Kaiſer Phocas im Jahre 610 nach Chriſti

Geburt dem Pabſte Bonifacius IV. zu einer Kirche übergeben wurde. Dieſer allen Göttern geweihte Tempel war das berühmte Pantheon, welches noch heute in Rom in ſeiner vollen Schönheit daſteht, und Bonifacius IV. weihte es als Kirche allen heiligen Märtyrern. Die Märtyrer, das wißt Ihr, ſind jene unter den erſten Chriſten, welche um ihres Glaubens willen harte Verfolgung und ſelbſt den Tod unter Martern eher erduldeten, ehe ſie von ihrem Glauben ließen und ſich wieder zum Heidenthume bekannten.

Daß dieſe Männer und Frauen, denn auch Frauen waren darunter, die im Heldenmuth den Männern nicht nachſtanden, eines dankbaren Andenkens vollkommen würdig ſind, kann nicht in Abrede geſtellt werden. Nicht nur verdient es ihre Standhaftigkeit und die Feſtigkeit ihres Glaubens, ſondern auch ihr großes Beiſpiel, welches auf das Volk wirkte, und die Wahrheit und Göttlichkeit der neuen Lehre beurkundete; da ſie ja die Menſchen ſtärkte, Schmerzen gering zu achten und das Leben ſelbſt darzubringen, um ſich den Glauben zu erhalten.

Iſt ſchon das Allerheiligenfeſt ein ſchönes Feſt der Kirche, ſo bringt der darauffolgende Tag ein noch ſchöneres. Die eigentliche Bedeutung des Feſtes, im Sinne des katholiſchen Glaubens, beſteht darin, daß man für die im Fegefeuer befindlichen Seelen an dieſem Tage Meſſen lieſt. Allein ſo wie es jetzt gefeiert wird, iſt es ein Erinnerungsfeſt an Alle, die hinübergegangen ſind, an unſere lieben Freunde und Verwandten, deren Gräber wir bekränzen, denen wir eine geweihte Kerze anzünden, und uns dabei herzinnig ihrer Tugenden erinnern, der Wohlthaten, die ſie uns erzeugt, des trauten Umgangs, den ſie mit uns gepflogen. Das Allerſeelenfeſt verbindet ſo recht das Diſſeits mit dem Jenſeits, wie es die wahre Chriſtusreligion ſoll. Dieſe Verbindung geſchieht weder auf gewaltſame, noch auf abſchreckende Weiſe; nicht Gerippe und andres ſchauerhaftes Gepränge treten uns dabei entgegen. Wir ſehen einen feſtlich geſchmückten Friedhof, die Gräber unſerer Lieben mit Blumen und Ampeln geſchmückt, und die Lebenden umherwandelnd mit milder Andacht durch das Gefilde des Todes. Hier verſinken Rang und Stand, Reichthum und irdiſche Macht vor der einzigen und alleinigen Größe, vor dem ewigen Gotte und ſeinen Satzungen, die er uns gegeben, und an die wir uns ewig halten wollen.

Dieſes ſind die Feſte des erſten und zweiten Novembers, wie ſie die katholiſche Kirche feiert; ſie ſind ihrem ganzen Weſen nach jedoch ſo ſinnig und zum Gemüthe ſprechend, daß gewiß ein Jeder, weß Glaubens er auch ſein möge, ſich davon tief ergriffen fühlen wird.

Am 2. November.

Die geſtrige Vorleſung bringt mich heute auf eine Art von alten Kunſtwerken, welche es ſich zur Aufgabe geſtellt haben, die Verbindung des Lebens mit dem Tode auf eine eigene Art zu verſinnlichen. Dieß ſind die ſogenannten Todtentänze. Hans Holbein, unſer berühmter Maler aus Augsburg, der als Hofmaler Heinrichs VIII. von England zu London geſtorben iſt, hatte zu Baſel in der Schweiz einen ſolchen Todtentanz gemalt. Außerdem haben ſich aber noch viele andere Künſtler an dieſer Aufgabe verſucht.

Der Gedanke, der bei einem ſolchen Todtentanze zu Grunde liegt, iſt wahr und poetiſch; die Welt mit Allem, was ſie erfüllt, wird wie ein luſtiges Feſt angeſehen, bei dem der Tod den Reihen anführt. Man tanzt ſchneller oder langſamer, luſtiger oder ernſter, leichter oder ſchwerer, allein der Tod tanzt immer unſichtbar mit, und die Tänzer, jeden Alters und Standes, ſind doch nur Sterbende, für deren Tanz ein weiteres oder kürzeres Ziel geſteckt iſt.

Hier ſeht Ihr ein Kind zur Welt kommen, das die Eltern mit Freude erfüllt, das ſie mit Liebe empfangen. Wir nennen das geboren werden, allein nach dem Sinne, der in dem ernſten Kunſtwerke des Todtentanzes ruht, wird es nicht geboren, ſondern es tritt in jene lange Tanzkette, welche die Welt von einer nächtlichen Kluft zur andern durchwirbelt; von dem Abgrunde, der dem Leben vorangeht bis zu dem Abgrunde, der ihm folgt. Es iſt ein unendlicher Zug, der ſich um ſich ſelbſt dreht, und trotz aller ſeiner Verſchlingungen immer nur dem fürchterlichen Schwunge folgen kann, den ihm ſein unerbittlicher Führer gibt. So tanzen Könige, Feldherrn, Geiſtliche und Gelehrte, Männer und Weiber, Greiſe und Kinder. Der König iſt beſorgt, daß ſeine Krone ihm vom Kopfe falle; der Feldherr, daß er im wilden Tanze werde den Degen ablegen müſſen; der Gelehrte bedauert, daß er ſeine Bücher nicht werde leſen können; die armen T[illegible]n! Als wenn man ſo etwas ewig behalten oder ewig thun könnte! Nichts iſt im

Stande, die Nichtigkeit aller irdiſchen Größe und Macht auf eine verſtändlichere und zugleich anmuthigere Weiſe zu verſinnlichen, als dieſer Todtentanz unſerer alten Maler.

Am 3. November.

Im Herbſte iſt die Zeit zur Jagd. Schon in den früheſten Zeiten trieben die Menſchen Jagd, theils um ſich gegen die wilden Thiere zu vertheidigen, oder ſich vor ihnen zu ſchützen, theils aber auch, um ſich von ihrem Fleiſche zu nähren und ſich mit ihren Fellen zu kleiden. Bei Stämmen und Völkerſchaften, die im Naturzuſtande geblieben ſind, iſt die Jagd die vorzüglichſte Erwerbsart des Unterhaltes.

Die Jagd galt im Alterthume als eine nothwendige Uebung des Körpers, und man zählte ſie zu den gymnaſtiſchen Uebungen der Jugend. In den alten Zeiten war man gewaltigen Jägern für die Ausrottung reißender Thiere und gefährlichen Wildes beſonders dankbar. Man zählte ſie zu den Helden und Halbgöttern, und dichtete ihren Thaten ſo Manches hinzu, als ob ſie ungeheuere Drachen erlegt hätten. Dergleichen Jäger ſind Nimrod, Simſon, Hercules u. ſ. w.

In neuern Zeiten iſt die Jagd in den meiſten Ländern ſehr beſchränkt, und das Recht, zu jagen, wird nur unter gewiſſen Bedingungen zugeſtanden. Nur in den Hochgebirgen, wie z. B. in der Schweiz, in Tirol und in den Pyrenäen, wo die Jagd mit beſonderer Mühe und Gefahr verknüpft iſt, iſt ſie für Jedermann erlaubt.

Die Jagd hat zu allen Zeiten, und auch noch bis zu der gegenwärtigen, für ein edles ritterliches Vergnügen gegolten. Es iſt nicht nur intereſſant in Bezug auf den Charakter der Thiere, die zur Ausübung der Jagd gebraucht werden, Beobachtungen anzuſtellen, ſondern auch auf die Lebensweiſe und den Charakter des Wildes, das gejagt wird. Damit nun die Jagd auf eine Weiſe betrieben werde, die den Wildſtand einer Gegend zwar vermindert, aber nicht gänzlich ausrottet, und ebenſo das Eigenthum und die Rechte der Gutsbeſitzer in Schutz nimmt, ſo wird das ganze Jagdweſen nunmehr als eine für ſich beſtehende Wiſſenſchaft betrachtet und ſo gelehrt. Ein gelernter Jäger muß eine genaue Kenntniß von allen jagbaren Thieren beſitzen, zugleich aber auch jener Thiere, deren man ſich dazu bedient, andere Thiere zu jagen, wie z. B. des Pferdes, des Hundes, des Frettchens und der Falken. Er muß ferner es verſtehen, Thiergärten anzulegen, das Wild durch künſtliche Fütterung zu erhalten, es einzuhegen u. ſ. w. Er muß den Raubthieren nachzuſtellen wiſſen, um ihre dem Wildſtande ſchädliche Einwirkung zu verhindern. Endlich müſſen die Jäger es verſtehen, das Wild oder die eigentlich jagbaren Thiere in ihre Gewalt zu bekommen, und Alles, was dazu nöthig iſt, gehörig in's Werk zu ſetzen.

Man theilt die Jagd in hohe, in mittlere und in niedere Jagd ein. Zur hohen gehört die Jagd auf Bären, Hirſche, Luchſe, Schwäne, Reiher, Trappen, Kraniche, Auerhühner und Faſanen. Zur mittleren gehören Rehe, wilde Schweine, Birkhühner, Haſelhühner, große Brachvögel. Zur niedern Jagd gehören Haſen, Füchſe, Dachſe, Biber, Fiſchottern, Marder, Katzen, Schnepfen, Rebhühner, wilde Gänſe, Enten und kleine Vögel. Die Art zu jagen iſt verſchieden. Man gebraucht dazu Hunde oder Falken; die Kaninchen jagt man mit Frettchen aus, eine kleine Wieſelart, welche man in den Bau der Kaninchen kriechen läßt. Die großen, wilden Thiere, welche man das Raubzeug nennt, werden durch Fallen, Netze, Schlingen oder Gruben gefangen.

Die Jäger haben eine beſondere Kunſtſprache, die ſie noch immer auf ihr Geſchäft anwenden. Allein das ſogenannte Jägerlatein muß man nicht darunter verſtehen; dieſes iſt vielmehr keine eigentliche Sprache, ſondern man wendet dieſen Ausdruck auf Jäger an, die es verſtehen, recht zu prahlen und aufzuſchneiden, wie das denn häufig angetroffen wird. Mit etwas Phantaſie vermag ein Jäger aus dem unbedeutendſten Vorfall, der ihm auf der Jagd begegnet, ein furchtbares oder beluſtigendes Abenteuer zu geſtalten, und mit recht innigem Selbſtbehagen gibt er dieſes dann den Zuhörern preis, wo er ſie findet. Es gelingt ihm jedoch gewöhnlich nicht, daß er auch Glauben findet, da diejenigen Jäger, die ſich auf das Latein verſtehen, auch gewöhlich in weiten Kreiſen ſchon bekannt ſind.

Am 4. November.

Im Großherzogthum Baden, am Bodenſee, liegt die Stadt Conſtanz oder Koſtnitz, unbedeutend, mit ärmlichen Straßen und

Häuſern, die ſich an der linken Seite des Rheins erſtrecken, der hier in den See fällt. In den Straßen wächſt Gras und die alten verfallenen Stadtmauern ſind mit Moos bedeckt. Die Stadt hat nicht mehr als etwas über 4000 Einwohner, allein einſt war ſie glänzend erfüllt von Fürſten, Prälaten und Rittern. Dieß war zur Zeit des Concils, das auf Veranlaſſung des Kaiſers Sigismund im Jahre 1414 zu Koſtnitz gehalten wurde und vier Jahre dauerte. Damals war der Kaiſer mit 26 Fürſten und 140 Grafen, ein Pabſt, 22 Cardinäle, 20 Erzbiſchöfe, 3 Patriarchen, 92 Biſchöfe, 124 Aebte, 500 andere Prälaten und Doctoren, und über 2000 Prieſter, mit einem Gefolge von vielen Tauſenden, in Koſtnitz eingezogen. Damals ſah Koſtnitz einen Glanz, der wohl ſeitdem nicht wieder geſehen wurde. Man erzählt viel von den Spielen, die zur Unterhaltung dieſer Verſammlung dienten. Es ſollen allein an 400 Schauſpieler und Gaukler in Koſtnitz zu dieſem Zwecke geweſen ſein.

Allein unter allen dieſen Feſten und Zerſtreuungen aller Art wurden wichtige Dinge berathen und auf eine traurig blutige Weiſe zu Ende gebracht.

Johannes Huß war um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts in Böhmen geboren. Er gehörte einer armen Familie an, erhielt jedoch durch die Unterſtützung eines vornehmen Herrn eine ausgezeichnete Bildung. Er wurde Prediger in Prag, Profeſſor an der dortigen Univerſität, und Beichtvater der Königin von Böhmen. Da er ſich gegen den Pabſt und die katholiſche Geiſtlichkeit, ſo wie gegen verſchiedene Satzungen der römiſchen Kirche in Reden und Schriften äußerte, ſo wurde er von dem Pabſte mit dem Banne belegt und mußte Prag verlaſſen. Da geſchah es, daß die zu Koſtnitz eben anweſende Kirchenverſammlung, die ſich unter Anderem auch mit einer Umgeſtaltung der kirchlichen Verhältniſſe abgab, Huß zu ſich entbieten ließ. Dieß erfüllte ihn mit Vertrauen, weil er gedachte, ſeinen Ideen auf dieſe Weiſe Eingang zu verſchaffen. Er verſah ſich daher mit einem Geleitsbriefe des Kaiſers, der ihm auch auf der Heimreiſe Schutz gewähren ſollte, und begab ſich getroſten Muthes nach Koſtnitz hin.

Es war der 3. November 1414, als er daſelbſt eintraf; allein nur zu bald ſollte er inne werden, daß ihm des Kaiſers Schutzbrief von keinem Nutzen ſei. Unter dem Vorwande, daß er überall auf der Reiſe und in den Wirthshäuſern ſeine falſchen Lehren verbreitet habe, wurde er ergriffen und in den Kerker geworfen. Dieſer Kerker war ein feuchtes Kellerloch, welches Huſſens Geſundheit gänzlich zerſtörte. Nach einem halben Jahre kam er erſt zum Verhör. Er vertheidigte ſich kurz und ſtandhaft, und verweigerte den Widerruf ſeiner Schriften und Lehren, ſo lange man ihm nicht ſeinen Irrthum nachweiſen könnte.

Der Kaiſer Sigismund war ſehr unzufrieden mit dieſer Behandlung des unter ſeinem Schutze ſtehenden Mannes, allein man beredete ihn, daß einem Ketzer kein Wort zu halten ſei, und Johann Huß wurde am 6. Juli 1415 zum Feuertode verdammt, und das Urtheil den Tag darauf wirklich an ihm vollzogen.

Wenn man jetzt Koſtnitz beſucht, ſo ſieht man noch auf einigen von der Zeit geſchwärzten Stufen des Münſters neben einer Säule, die eine heilige Jungfrau trägt, die Stelle, wo dem Johann Huß eine Mütze von Papier aufgeſetzt wurde, die mit Teufeln bemalt war, und auf der das Wort „Ketzer" geſchrieben war. Auch werden noch zu Koſtnitz viele andere Gegenſtände gezeigt, die auf jene unſelige Begebenheit Bezug haben. Mit Johann Huß wurde auch ſein Schüler Hieronymus von Prag verurtheilt, und dieſe gräßliche Handlung empörte ſo ſehr die damalige Welt, daß der Pabſt, um die allgemeine Stimmung zu verſöhnen, genöthigt war, die Kirchenverſammlung alsbald aufzuheben.

Am 5. November.

Einer der edelſten Menſchen war Thomas Moore, Großkanzler von England, deſſen Name, nach der Gelehrten Sitte der damaligen Zeit, in Morus verwandelt wurde, und ſo gewöhnlich genannt wird.

Heinrich VIII., jener König von England, der ſo viele Hinrichtungen an Mitgliedern der vornehmſten und älteſten Geſchlechter verüben ließ, gewann Morus lieb, überhäufte ihn mit Gunſtbezeugungen, und erhob ihn endlich zu der hohen Würde eines Großkanzlers. Als Heinrich VIII. aber, nicht um einer großen Abſicht willen, ſondern wegen einer ungerechten Handlung, die er beabſichtigte, dem Einfluſſe des Pabſtes ſich entziehen wollte und ſich zum Beſchützer und höchſtem Oberhaupte der Kirche von England erklärt hatte, da legte Morus ſeine Würde nieder, gab das Staatsſiegel in die Hände des Königs wieder zurück, auf die Gefahr hin, den Zorn des Königs auf ſich zu laden. Zwar war auch er von den Mißbräuchen überzeugt, die ſich in der bisherigen Verwaltung kirchlicher Angelegenheiten eingeſchlichen hatten, allein er konnte den Beweggrund des Königs, der ihn trieb, mit dem Pabſte zu brechen, nicht gut heißen, auch wollte ſein milder Sinn den Zuſtand der Dinge zwar verbeſſern, aber nicht zerſtören.

Der König Heinrich VIII., dem jedoch Alles daran lag, ſich die Zuſtimmung eines Mannes von ſo hohem Werthe, wie Morus, zu verſichern, wandte alle Mittel der Ueberredung vergebens an. Morus war nicht zu bewegen, dem König den Eid der Treue und Unterwerfung als kirchliches Oberhaupt zu leiſten.

Er wurde hierauf in den Thurm von London, den ſogenannten Tower, geworfen, und mußte Verhöre, gleich einem Verbrecher, beſtehen. Obgleich er das traurige Ende, das ihn erwartete, vorausſah, ſo blieb er doch ſtandhaft bei ſeinem einmal gefaßten Vorhaben, das er für recht erkannt hatte. Mit ſtets gleichem Muthe hörte er ſeine Verurtheilung zum Tode an, und ebenſo beſtieg er das Schaffot und übergab ſein greiſes Haupt dem Henkerbeile.

Ihr habt, liebe Leſer, in den Beiſpielen, die ich Euch an den beiden letzten Abenden mitgetheilt habe, erſehen können, daß man für das, was man als Recht erkannt hat, unbedingt einſtehen muß, und daß nur die beſſere Ueberzeugung, durch Belehrung herbeigeführt, eine Aenderung der Geſinnung hervorbringen kann, daß aber ohne dieſe keine Macht der Welt, und wenn ſie ſelbſt das Härteſte und Blutigſte verhängte, dieß zu vermögen im Stande ſein dürfe.

Am 6. November.

An der Südküſte der Oſtſee, beſonders am preußiſchen Meeresſtrande, findet ſich häufig ein mehr oder minder durchſichtiges, bald weißes, bald gelbes Naturprodukt, welches Euch Allen wohl bekannt iſt, und Bernſtein genannt wird. Man findet den Bernſtein hauptſächlich bei Stürmen, welche die Wellen des Meeres landwärts treiben, die dann die ſchönſten, größten und durchſichtigſten Stücke mitbringen, oder wie ſich die Leute ausdrücken, „die See wirft alsdann den Bernſtein aus.“ Außerdem wird aber auch der Bernſtein gegraben. In ſolchem findet man nicht ſelten unbekannte Inſekten, Pflanzentheile, mitunter auch Waſſertropfen, und dieſes hat auf die gewiß richtige Vermuthung geführt, daß der Bernſtein ein Harz ſei, welches aus einem Baume komme, der jetzt nicht mehr unter den Pflanzen angetroffen werde, und wie ſo manches Andere aus der Pflanzen- und Thierwelt im Strome der Jahrtauſende, die über unſere Erde geſchritten, verſchwunden ſei.

Den Bernſtein als Schmuck zu verarbeiten, war ſchon zu Troja's Zeiten bekannt. Der erſte Handel der Phönizier beſchäftigte ſich ſchon mit Bernſtein, und man hält die Oſtſeeküſte für die nicht näher angedeutete Küſte, woher ſie ihn holten. Die Griechen nannten den Bernſtein Electrum, von ſeiner Eigenſchaft, daß er gerieben leichte Körper anzieht, wovon ſpäter die Electricität ihren Namen erhielt. Unſere Vorfahren, die alten Deutſchen, kannten den Bernſtein auch, und nannten ihn Glit, welches ſo viel als Glanz bedeutet.

Im Mittelalter ging Bernſtein über Venedig nach dem Morgenlande, wo er beſonders als Arzneimittel verwendet wurde; noch im vorigen Jahrhundert war er ein Gegenſtand der Mode, ſeitdem iſt er aber nicht mehr ſehr geſucht. In Danzig und Königsberg allein gibt es noch Bernſteindreher, die dieſes Material zu Hals- und Armbändern, zu Corallen, Crucifixen, Doſen, Käſtchen und anderen zierlichen Sachen verarbeiten, die hoch im Preiſe gehalten werden.

In den Dörfern an der Oſtſee, am preußiſchen Strande, wohnen gar arme Leute in kleinen Hütten, die vom Fiſchfang leben und daneben den Bernſtein ſammeln. Sonſt mußten ſie ihn an die Bernſteinkammer nach Königsberg abliefern, weil aller Bernſtein, der gefunden wurde, für ein Eigenthum des Königs galt; die Finder erhielten jedoch bei der Ablieferung eine Belohnung. Bernſtein zu ſammeln war den Unbefugten ſtrenge unterſagt, und wurde bei der Betretung mit ſchwerer Strafe belegt. Jetzt ſind dieſe Einſchränkungen aufgehoben, da der Werth des Bernſteins geſunken iſt, und es bleibt jenen armen Fiſchern in den Dörfern des Oſtſeeſtrandes frei überlaſſen, den Bernſtein einzuſammeln und damit Handel zu treiben.

Am 7. November.

Heute werdet Ihr Euch wundern, daß ich einen Gegenſtand erwähle, der ſo bekannt iſt, und von dem man nicht glauben ſollte, das ſich noch irgend eine intereſſante Bemerkung daran knüpfen ließe. Allein es iſt die Zeit, wo man ſo häufig Gänſebraten ißt, da dieſe Vögel beſonders zu dieſer Jahreszeit am fetteſten und ſchmackhafteſten ſind, und deßhalb mag denn auch eine kleine Mittheilung über die Gans hier nicht am unrechten Platze ſein.

Im wilden Zuſtande leben die Gänſe in Geſellſchaft und ziehen im Winter nach ſüdlicheren Gegenden, wobei ſie in der Luft die Form eines Winkels bilden, und ein großes Geſchrei erheben. Der älteſte Gänſerich führt gewöhnlich den Zug an. Von dieſer wilden Gans ſtammt unſere zahme ab, die jene an Größe, Feinheit des Fleiſches und Menge des Fettes übertrifft. Die Gänſezucht iſt, wie Ihr wißt, ſehr einträglich, weßhalb ſie auch allgemein verbreitet iſt. Man hat die junge Zucht beſonders vor Kälte zu ſchützen; muß ſie frühzeitig in den Stall treiben, und dieſen ſo anlegen, daß Füchſe, Marder und Iltiſſe nicht eindringen können. In der erſten Zeit ſucht der Gänſerich ſeine Jungen gegen Hunde, Katzen und ſelbſt gegen Menſchen muthvoll zu vertheidigen.

Bekanntlich wird die Gänſeleber zu den Leckerbiſſen gezählt, und um nun dieſe Leber recht groß und fett zu erhalten, verſucht man allerlei künſtliche Mittel, die zum Theil ſehr grauſam ſind. Man gibt z. B. den Gänſen hitziges Futter, welches mit Pfeffer, Salz und Ingwer vermiſcht iſt, ja man gibt ihnen ſogar Spießglanz ein und ſtopft ſie mit daumensdicken Nudeln aus Mehl und Waſſer, bis daß ſie faſt zum Erſticken davon voll werden. Es iſt unglaublich, welche Erfindungen man gemacht hat, um ein ſo unbedeutendes Ding, wie eine fette Gänſeleber iſt, zu gewinnen. Man ging ſo weit, die Gänſe an den Pfoten anzunageln, ihnen die Augen auszuſtechen, oder ſie mit Gurten unter den Bauch in der Schwebe aufzuhängen. Da die auf ſolche Weiſe erzielte Größe der Leber eigentlich ein krankhafter Zuſtand derſelben iſt, ſo iſt ihr Genuß nicht nur ungeſund, ſondern ſogar geradezu ekelhaft. Und doch werden aus ſolchen Lebern jene Paſteten bereitet, die um theures Geld in alle Welt gehen und von den Leckermäulern mit Wohlgefallen verſpeiſt werden.

Bei den Römern waren die Gänſe ihrer Wachſamkeit wegen in hohem Anſehen. Bei dem Ueberfall, den der Heerführer der Gallier, Brennus, auf das römiſche Capitol wagte, ſoll das Geſchrei der wachſamen Gänſe, die dort gehalten wurden, den Feldherrn Manlius von der Gefahr unterrichtet und ſo das Capitol gerettet haben. Seit dieſer Zeit hielten die Römer die Gänſe ſogar für heilig.

Ich werde in einigen Tagen wieder Gelegenheit haben, Euch noch einmal an den Gänſebraten zu erinnern.

Am 8. November.

Es iſt wunderbar, welchen mächtigen Eindruck oft ein Gegenſtand, den wir zufällig erblicken, auf unſer Gemüth macht; merkwürdiger aber wird uns die Sache, wenn wir wahrnehmen, wie ſehr dieſer Eindruck äußerlicher Gegenſtände auf die Einbildungskraft, den Geſchmack und den Charakter des Menſchen wirkt, wenn er noch im jugendlichen Alter ſich befindet.

Schon im Kinde entdeckt man frühzeitig den Sinn unter Gegenſtänden, die man ihm zeigt, ſobald es im Stande iſt, zu unterſcheiden, zu wählen und Dieſen zu ergreifen, Jenen zurückzuſtoßen.

Bevor die Stimme des Menſchen von dem Kinde verſtanden wird, ſprechen gleichſam ſchon die lebloſen Dinge mit ihm. Alles, was es umgibt, wirkt auf ſeine Sinne ein, und dieſe Dinge wirken faſt in demſelben Grade auf die erſte Erziehung des Kindes, wie ſpäter die Lehren der Eltern und Erzieher.

Ihr, meine lieben Leſer, die Ihr noch ſo nahe Eurer erſten Kindheit ſeid, ſteigt einmal zurück in Eurer Erinnerung, und ſucht Euch Eure erſten Eindrücke zu vergegenwärtigen. Da werdet Ihr gewiß finden, daß Ihr dieſes oder jenes Bild beſſer behalten habt, als die erſten Worte, die man zu Euch geſprochen hat. Das Zimmer, das Ihr bewohntet, die Ausſicht aus Eurem Fenſter, die Bilder an der Wand, die Stühle und Tiſche, Alles, was alltäglich Eurem Auge begegnete unter dem väterlichen Dache, Eure erſten Spaziergänge, die Euch wie Reiſen erſchienen ſein mögen, da ſie Euch ſtets neue Eindrücke und Anſchauungen brachten, dieß iſt gewiß lebhafter in Euer Gedächtniß gegraben, als Eure erſten Unterhaltungen und Leſeübungen.

Von dem Glücke, das man erſt in ſpäteren Jahren empfindet, wenn man ſich in die Erinnerung ſeiner Jugendzeit verſenkt, könnt Ihr Euch in Eurem jetzigen Alter noch keinen rechten Begriff machen; allein wenn Ihr den Kreis Eurer Lektüre weiter ausgedehnt haben werdet, ſo werdet Ihr finden, daß oft die größten Geiſter, die berühmteſten Schriftſteller es lieben, Züge aus ihrer Kindheit in ihren Werken zu ſchildern, und wahrlich man kann ſagen, daß ſie wohl zu dem Ergreifendſten gehören, was in dieſen Werken enthalten iſt. Mit welcher Wärme ruft man das Entzücken wieder herbei, einer Welt, die für ewig dahingeſchwunden iſt, einer Zeit, die ſo reich an unſchuldigen Freuden für uns war, um ſie lebendig den Leſern zu ſchildern.

Denkt einmal, ich brachte meine erſte Kindheit in dem Hauſe eines Zimmermanns zu, der einer alten gothiſchen Kirche gegenüber wohnte. Der kleine Platz, welcher das Haus von der Kirche trennte, wurde von mir zu meinen Spielen erkoren. Man nannte ihn den Kloſterplatz. Oft ging ich allein dahin, wenn die Sonne im Untergehen begriffen war, und ſetzte mich auf die Steinbank, die der Kirche gegenüber war. Hier betrachtete ich mit der innigen Freude eines Kindes, die Sperlinge, welche um den Platz kreisten, ſich dann mit Blitzesſchnelle in irgend ein kleines Mauerloch ſtürzten, um ſogleich wieder daraus hervor zu flattern und am Himmel ſchwarze Kreiſe ohne Ende zu ziehen. Ich kann es nicht ſagen, wie aufmerkſam ich dieß Alles verfolgte, und welches Vergnügen es an dieſem einſamen Orte in mir hervorrief.

Von dieſen erſten Eindrücken meiner Kindheit mag ſich mein Hang zur Einſamkeit und zu ernſten Betrachtungen herſchreiben, der mich ſelbſt in den glücklichſten Tagen meines Lebens nie verlaſſen hat. Den Flug der Sperlinge, die alten Mauern, zum Theil mit Moos bewachſen, die geſchwärzten Fenſter, der ſtille Platz, aus deſſen Pflaſter das Gras emporwuchert; Alles dieß wird einen Andern nicht ſonderlich ergreifen; ich aber denke mit Wonnegefühl daran zurück, und gedenke dann ſtets auf's Neue meines Vaters, meiner Hoffnung und meiner Unſterblichkeit. Dort möchte ich einſt im Alter wieder ſitzen können, fern vom Getümmel der Welt in ruhigen Träumen.

Es ſcheint, daß ein ſolcher Ort der früheſten Erinnerungen gleichſam den Ausgangspunkt bildet, um das Vergangene im Leben den Blicken wieder vorzuführen. Man thue es zur Belehrung, und man darf überzeugt ſein, daß man mit den Lehren auch immer Blumen pflücken wird, die das Herz erfreuen.

nun nützlicher Thätigkeit des Geiſtes oder des Körpers hingibt, entſpricht der ihm angebornen Fähigkeit hinlänglich. Liegt er jedoch dem Müſſiggange ob, hat er keinen beſtimmten Gegenſtand, auf den ſich die Thätigkeit ſeines Geiſtes richten kann, ſo ſchweift dieſe auf Abwegen, und da kommt es denn leicht, daß laſterhafte Vorſpiegelungen den Geiſt umnachten und der Menſch endlich dazu ſchreitet, ſich ihnen zu überlaſſen und wirklich auch durch die That zum Laſterhaften zu werden.

Eile mit Weile; dieſe wenigen Worte enthalten eine weiſe Lebensregel. Selbſt wenn dich ein äußerer Umſtand zur Eile treibt, ſo überlege vorerſt Alles klar und deutlich. Zu große Haſt leitet in die Irre, führt weit vom Ziel, kann unheilbringend werden und iſt oft nicht mehr zu verbeſſern.

Was du thuſt, das thue mit Bedacht und bedenke das Ende. Auch dieſer Spruch mahnet zur Ueberlegung, zur Bedächtigkeit; allein zugleich ſagt er uns, daß wir beim Beginnen einer Handlung auch zugleich unſere Blicke auf das Ziel richten ſollen, das wir zu erreichen ſtreben; daß wir uns nicht auf Abwege begeben, aber auch ſtets an die Folgen denken, die unſer Handeln wohl haben kann.

Lebe ſo, daß wenn du ſtirbſt, du wünſchen wirſt, gelebt zu haben; das heißt: Habe dein Ende ſtets vor Augen, damit du in der letzten Stunde deines irdiſchen Daſeins mit inniger Freude, mit ruhevoller Zufriedenheit auf die durchlaufene Bahn niederblicken kannſt, wo du nach Kräften gute Werke hinterlaſſen, die dein Leben deinen Mitmenſchen zu einem nützlichen werden ließen.

Ich überlaſſe es Euren Lehrern, Euch mit dem reichen Schatze unſerer Sprüchwörter näher bekannt zu machen und ſie Euch zu erklären. Hier will ich nur noch ein Paar der heiteren Gattung hinzufügen.

Neue Beſen kehren gut; ſo wie ein neuer Beſen mit kräftigen und unabgenützten Spitzen auch die kleinſten Spuren von Unreinigkeit aus den Winkeln entfernt, ſo iſt ein kräftiger Mann, der mit ungeſchwächtem Sinne ein neues Amt antritt, auch im Stande, alte Uebelſtände auszumerzen und überall Licht und Ordnung zu verbreiten.

Ein Jeder fege vor ſeiner Thür; kümmert Euch um den Schmutz vor Eurer Thür, und ſäubert erſt den Platz vor dieſer, ehe Ihr Euch dazu berufen fühlt, Euch um den Schmutz, das heißt die Fehler, Eurer Nebenmenſchen zu kümmern.

Das Hemde iſt mir näher als der Rock; ſo wie das Hemde von allen Kleidungsſtücken den Körper zunächſt umgibt, ſo iſt es auch nöthig, das zuerſt in's Auge zu faſſen, was zunächſt unſer Heil angeht. Der Rock iſt ſchon mehr äußerlich und kann eher durch etwas Anderes erſetzt werden, als das Hemde; ſo ſollen wir uns auch erſt um das Ueberflüſſige Mühe geben, wenn wir das Nothwendige beſitzen.

Klappern gehört zum Handwerk; eine Verſpottung der gewöhnlichen Art ruhmwürdiger Menſchen, die eine jede ihrer geringfügigſten Handlungen ſchon im Voraus auspoſaunen. Das ſtille Verdienſt bedarf deſſen nicht.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht. Man ſieht oft Jugend mit Weisheit gepaart und Alter dem Lächerlichen verfallen. So wie Jene dadurch in den Augen der Welt an Anſehen gewinnt, ſo ſinkt Dieſes nur deſto tiefer in der Achtung der Menſchen.

Sucht nur nach, und Ihr werdet mit Vergnügen dergleichen Kernſprüche Euch deuten können.

Am 11. November.

Ein altes Sprüchwort, dieß mag Euch als ein Nachtrag zu unſerer geſtrigen Unterhaltung gelten, heißt: Da liegt der Haas im Pfeffer. Dieſe Deutung dürfte Euch nicht ganz leicht werden. Zuerſt wohl fragt man, was will das Sprüchwort ausdrücken? Da liegt der Haas im Pfeffer will ſagen: Die Sache iſt ſchwierig, das Geſchäft iſt nicht ſo leicht zu Ende zu bringen; ein langer, vergeblich geſuchter Umſtand muß am Ende aufgefunden werden. Dieſes iſt nun auf folgende Weiſe zu erklären. Pfeffer oder Pfefferlein hieß in der altdeutſchen Sprache eine mit Gewürzen, beſonders mit Pfeffer, als dem Hauptgewürze des Mittelalters, bereitete, braune Brühe oder Sauce, daher man eine ſolche Zubereitung derjenigen Theile vom Haſen, die man nicht zu braten pflegt, einen Haſenpfeffer nennt. Weil aber die Stücke der Haſen in der Brühe ſchwimmen und erſt daraus hervorgeſucht werden müſſen, ſo ſcheint daher die Redensart gekommen zu ſein, daß, wenn man auf gleiche Weiſe Etwas aus einem dunkeln, undurchſichtigen Strom glücklich hervorgefiſcht hatte, man zu ſagen pflegte: „Da liegt der Haas im Pfeffer.“

Ein andres Sprüchwort heißt: Sie ſtreiten um des Kaiſers

Bart. Gewöhnlich ſoll das ſo viel heißen: Man ſtreite über eine Sache, die nicht wichtig ſei. Allein der Urſprung des Sprüchworts zeigt deutlich, daß der Bart des Kaiſers in vielen Fällen wohl wichtig ſein könne. Es beſtehen nämlich Urkunden Kaiſer Karls des Großen, von deren Aechtheit große Privilegien abhängen. Auf einigen Siegeln derſelben ſtand nun aber das Bildniß des Kaiſers mit einem Bart, und auf andern ohne Bart. Darüber entſtand der ſehr natürliche Verdacht, daß entweder Jene oder Dieſe untergeſchoben ſein müßten, und es ward die wichtige Frage aufgeworfen: Welche von beiden ächt wären? Dieſe Frage konnte aber nicht anders entſchieden werden, als dadurch, daß man auszumitteln ſuchte, ob der Kaiſer einen Bart getragen habe oder nicht. Das Sprichwort: „Laß dir keinen Bart darum wachſen," bezieht ſich darauf, daß man den Bart ſtehen ließ, wenn man Trauer hatte. Es heißt alſo ſo viel, als: Es iſt nicht der Mühe werth, daß du dich darum bekümmerſt oder darum trauerſt.

Und ſomit genug von den Sprüchwörtern.

Am 12. November.

Ich ſagte Euch neulich, daß wir in einigen Tagen wieder auf die Gans zu ſprechen kommen würden, und das iſt heute der Fall. Heute iſt Martinstag und da wißt Ihr wohl, daß eine fette Gans auf den Tiſch gebracht wird. Solche alte Sitten und Gebräuche haben gewöhnlich ihren Grund, und es iſt intereſſant, ihrer Quelle auf die Spur zu kommen. Woher mag es nun wohl ſich herſchreiben, daß am Martinstage die Gans den Feſtbraten bildet?

Vorerſt wollen wir uns um den heiligen Martin, der dem Tage den Namen gab, bekümmern.

Der heilige Martin war Biſchof zu Tours in Frankreich, von Geburt ein Ungar. Von vermögenden heidniſchen Eltern geboren, zog er in den Krieg. Bald gefiel ihm das Soldatenleben nicht mehr; er ging davon, floh in eine Kirche der Chriſten, und ließ ſich dort in ihrer Religion unterrichten; ſein Vater aber, der ihn aufſuchen ließ, zwang ihn wieder Kriegsdienſte zu nehmen und zu der Religion ſeiner Väter zurückzukehren.

Dennoch führte Martin ein ſo ſtilles und frommes Leben, daß man ihn eher für einen Mönch, als für einen Soldaten hätte halten ſollen. Er war ſo mildthätig, daß man viele Züge von ihm zu erzählen weiß. Einſt begegnete er einem Armen, da nahm er ſeinen Mantel von den Schultern, theilte ihn mit ſeinem Schwerte und gab die eine Hälfte dem Bettler. Da erſchien ihm, nach der Legende, der Herr und ſprach: „Was du dieſem Armen gethan, das haſt du mir gethan.“ Nach dieſer Erſcheinung ließ ſich Martin abermals taufen, verließ das Kriegsleben auf's Neue, und bekehrte ſeine Mutter und viele andere Leute zur chriſtlichen Religion; ſein Vater aber blieb ein Heide. Hart verfolgt, mußte er in eine Einöde fliehen, und wählte ſich dann ſpäter ſeinen Aufenthalt in einem Kloſter. Allein nicht lange, ſo berief ihn des Volkes einſtimmige Wahl zum Biſchof von Tours. Nun erzählt man, daß, als er ſich bei der wider ſeinen Willen auf ihn gefallenen Wahl zum Biſchof verſteckt hatte, die Gänſe durch ihr Geſchnatter ihn verrathen hätten, und daß daher, dieſem Verbrechen gleichſam zur Sühne, an ſeinem Tage das Gänſegeſchlecht verfolgt und geſpeist werde. Natürlicher iſt es wohl, die Sitte, die Martinsgans zu verzehren, davon herzuleiten, weil um dieſe Zeit des Jahres die Gans feiſt und ſchmackhaft iſt, und daher den beſten Feſtbraten abgibt. Da überdieß der heilige Martinus der Patron der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit iſt, ſo wollte man ſich auch an ſeinem Feſte recht freuen und gütlich thun. Ein altes, deutſches Lied lautet daher folgendermaßen:

O Marten, Marten!
Der Korb muß verbrennt ſein,
Das Geld aus den Taſchen,
Der Wein aus den Flaſchen,
Die Gans vom Spieß;
Da ſauf und frieß!
Wer ſich vollſaufen kann,
Wird ein rechter Martinsmann.

Die Martinsmänner mußten auch in verſchiedenen Gegenden den Kindern Etwas beſcheeren. Beſonders die ſogenannten Martinshörner, ein Gebackenes, in Form eines Hufeiſens, weil der heilige Martinus ja ein frommer Reitersknecht geweſen war, der immer viel zu Pferde ſaß.

Am 13. November.

Unter den altdeutſchen Volksluſtbarkeiten zeichnete ſich vorzüglich zwei Jahrhunderte hindurch das Schönbartlaufen zu Nürnberg aus. Schönbart bedeutet im Altdeutſchen ſo viel als eine Larve oder Maske. Im Jahr 1350 lief in Nürnberg zur Faſtenzeit die erſte Geſellſchaft des Schönbarts. Zu dieſer öffentlichen Luſtbarkeit, in Maskenkleidung, hatten die Metzger und die Meſſerſchmiede ein eigenes Privilegium erhalten, weil ſie im Jahre vorher bei dem großen Volksaufruhr dem alten Magiſtrate von Nürnberg treu geblieben waren. Da jedoch die Vermummung vielen Geldaufwand erforderte, ſo überließen die ehrlichen Handwerker das Recht des Schönbartlaufens an andere bürgerliche Geſellſchaften, gegen eine beſtimmte Summe Geldes.

Beim Schönbartlaufen erſchienen zuerſt Einige in Narrenkleidung oder ſogenannte Pickelhäringe, mit Kolben oder Pritſchen; dann folgte ein Hanswurſt mit einem Sacke voll Nüſſe, die er auswarf. Ein Anderer zu Pferde hatte in einem Korbe Eier, welche er unter die Leute vertheilte. Hierauf erſchienen die Schönbartslaufer ſelbſt, welche in den Händen lange Röhre trugen, die man Feuerkolben nannte, und die mit Wintergrün umwunden waren. In dieſe ſchob man ein Röhrchen mit etlichen Schüſſen, die während des Laufens losgebrannt wurden. Das Schönbartkleid war von Sammt oder Seide und oft ſehr phantaſtiiſch aufgeputzt. So ſah man z. B. einen wilden Mann mit einem Wolfskopfe, deſſen grünes Kleid mit Spiegeln beſetzt war. Im Jahre 1523, als die Kirchenreformation zu Nürnberg begann, lief ein Mann in einem Kleide, das aus lauter Ablaßbriefen zuſammengeſetzt war. Auch Schlitten mit maskirten Perſonen und Muſikanten fuhren im Zuge, und auf kleinen Rennſchlitten ſaßen geharniſchte Männer, die mit Turnirſtangen ſich von den Schlitten herabzuwerfen ſuchten. Dieſes nannte man das Geſellenſtechen.

Den Beſchluß des Zuges machte eine Maſchine, die Hölle genannt, die ein Feuerwerk enthielt, das vor dem Rathhauſe abgebrannt wurde. Als im Jahre 1539 auf dieſer Hölle ein maskirter Prieſter zwiſchen einem Doktor und einem Narren ſaß, der dem damals lebenden Gelehrten Doktor Oſiander ſehr ähnlich ſah, daß ihn Jedermann ſogleich erkannte, ſo beklagte ſich dieſer darüber bei dem Magiſtrate, und das Schönbartlaufen wurde auf immer verboten.

Am 14. November.

Eine ſchöne Erfindung im Felde der Malerei iſt das Diorama. Der berühmte Daguerre, derſelbe, der in unſeren Tagen die Daguerreotypen oder Lichtbilder erfunden hat, hat ſich auch im Fache der Dioramen als Meiſter bewieſen.

Das Diorama iſt ein auf einer ebenen Fläche dargeſtelltes Bild, das auf einer Wand befeſtigt iſt und durch Sonnenlicht beleuchtet wird. Allein die Art und Weiſe, wie das Sonnenlicht auf und durch das Bild hingeleitet wird, und welche Abſtufungen desſelben durch farbige, helle oder matte Gläſer darin hervorgebracht werden, daraus beſteht die zauberhafte Wirkung des Diorama's. Daß die Malerei zu dieſem Zwecke auf eigenthümliche Weiſe behandelt wird, verſteht ſich von ſelbſt; am nächſten kommt ſie der Theaterdecorationsmalerei.

In verſchiedenen großen Städten, wie in London, Paris und Berlin, ſind ſtets Dioramen aufgeſtellt. Die bewundernswertheſten ſind die Bilder des Chamounixthals und der Mitternachtsmeſſe von Daguerre in Paris ſelbſt gemalt. Auch der Schauplatz trägt dazu bei, die Täuſchung zu erhöhen.

Zur Beſichtigung des Chamounixthals läßt uns der Maler in eine Sennhütte treten, wo Alles ſo angeordnet iſt, als wenn die Bewohner eben erſt die Hütte verlaſſen hätten. Wir treten an ein Fenſter, und ehe wir den Blick in die Ferne ſchweifen laſſen, ſehen wir zu unſeren Füßen in den kleinen Garten, wo eine Ziege in ihrem Stalle angebunden iſt und Kohlblätter frißt; dann ſehen wir die Brücke, die über den Bach führt, und nun endlich verliert ſich das Auge in die Wunder der großartigſten Alpenwelt, und die Täuſchung iſt ſo groß, daß man ſich überreden möchte, man ſei wirklich in Chamounix.

Die Meſſe um Mitternacht macht einen noch wunderbarern Eindruck. Hier iſt die Wirkung des Lichts wahrhaft zauberiſch. Beim Eintreten in die Kirche, oder vielmehr auf den Chor derſelben, iſt das Gebäude noch vom Tageslichte erhellt; allein die Sonne neigt ſich bereits zum Untergange, ein rother Widerſchein erhellt die Fenſter; nach und nach verſchwindet er, das Tageslicht geht immer mehr in's Mattgraue über, und die Pfeiler des Gewölbes treten kaum noch aus der gräulichen Dämmerung hervor. Die Kirche iſt leer, und die Thüren werden geſchloſſen. Jetzt iſt völlige Nacht eingetreten; die Bogen, die Pfeiler, die Bänke, Stühle, Kanzel und Altar, Alles verſchwimmt in tiefe Dunkelheit. Nur dann und wann ſcheint ein Mondesſtrahl durch vorüberfliehende Wolken, und wirft ein flimmerndes Licht durch die Fenſter des Chors. Es ſchlägt Mitternacht. Zuerſt entzünden ſich einige Lampen, dann die großen Kronleuchter der Kirche. Man ſieht die Cherubine von Stein, die Heiligen, die Altarbilder, anfangs noch im zweifelhaften Helldunkel, doch bald im hellſten Lampenlichte ſchimmern. Aber welche Verwandlung! Alle Bänke und Stühle ſind voll Andächtiger; in dem Schiff, in den Seitengängen, in den Kapellen, überall fromme Beter. Die Orgel ertönt majeſtätiſch, dann geht ſie in ein Danklied über und ſchweigt hierauf. Nun verlöſchen auch die Lampen wieder, die Geiſtlichen und die Gemeinde verſchwinden wie mit einem Zauberſchlage. Der Tag bricht an; zuerſt ſchimmert er bläulich herein, bald aber verſchwimmen die verſchiedenen Widerſcheine der bunten Fenſter, und die Bogen und Pfeiler, das Schiff und die Gänge, Kanzel und Orgel, Alles wird wieder ſichtbar. Aber der Raum iſt weit und leer; der helle Tag hat den Zauber zerſtört, den die geheimnißvolle Nacht herbeigeführt hatte.

Dieß iſt eine ſchwache Beſchreibung von der Wirkung dieſes Bildes, das man geſehen haben muß, um ſich einen Begriff davon machen zu können.

Am 15. November.

Zu den in unſern heutigen geſellſchaftlichen Verfaſſungen am weiteſten verbreiteten Unterhaltungen iſt gewiß das Kartenſpiel zu zählen.

Es iſt nicht recht, um des Gewinnes wegen zu ſpielen, allein es iſt nicht zu läugnen, daß ein ſogenanntes Commersſpiel unter Bekannten, wo es nicht um hohen Einſatz geht, als eine ganz gute Erholung nach anſtrengender, die Geiſteskräfte ſehr erſchöpfender, Arbeit angeſehen werden kann. Ihr Alle habt nun ſchon oft Eure Eltern und andere erwachſene Leute Karten ſpielen geſehen, habt vielleicht ſelbſt ſchon Karten in die Hand genommen, und von dieſem oder jenem Spiele einen Begriff erlangt. Das Letztere iſt nun gerade nicht zu loben, den Kindern ſind andere Erholungen vorbehalten, wenn ſie deren überhaupt bedürfen, die ihnen zweckmäßiger ſind. Sie können ſich im Freien bewegen, gymnaſtiſche Uebungen vornehmen, ſpazieren gehen, ein gutes Buch leſen und dergl. mehr.

Da Ihr nun aber einmal ſo oft ſchon Karten geſehen habt, ſo geſtattet Ihr mir wohl, Euch Einiges über ihren Urſprung und ihre Bedeutung zu erzählen.

Wahrſcheinlich wurden die Spielkarten im Morgenlande erfunden, doch ſchreiben ſich unſere erſten ſicheren Nachrichten über dieſelben vom Jahre 1299 aus Italien her. Im Jahre 1361 kam das erſte Kartenſpiel aus Italien nach Frankreich, auf dem die Bildniſſe des Pabſtes und des Kaiſers und noch zweier mit einander Krieg führenden Monarchen abgebildet waren. Aus dieſem Gedanken entſtanden die vier verſchiedenen Farben.

Als König Karl VII. von Frankreich im Jahre 1422 zu Poitiers gekrönt wurde, verfertigte man Spielkarten für ihn, auf denen die vornehmſten Perſonen ſeines Hofes abgemalt waren. Dieſe Bilder ſind noch heute bei uns in Deutſchland auf der franzöſiſchen Karte in Gebrauch. Argine, die Treffkönigin, bedeutet Karls Gemahlin, welche die Königin iſt, auf lateiniſch: Regina; aus Regina wurde nun durch Verſetzung der Buchſtaben Argenie gemacht. Karl VII. ſelbſt war als David dargeſtellt, weil David von Saul, wie Karl VII. von ſeinem Vater, verfolgt wurde u. ſ. w.

Pique bedeutet die Spitze einer Lanze oder Pike, welche die Waffe des Ritters war, und alſo den adeligen Stand vorſtellte. Durch Coeur wurde das untadelige Herz des geiſtlichen Standes ausgedrückt. Treſſle, wie es eigentlich heißt, und nicht Treff, wie wir es ausſprechen, heißt auf deutſch Klee oder Futterkraut, und ſtellt den Landbau oder Nährſtand vor. Carean bedeutet die Spitze eines Pfeiles, und bezieht ſich auf den Dienſtſtand der Kriegsknechte.

Unſere deutſche Karte zeigt dieſelbe Bedeutung in den Farben. Schellen trugen die Fürſten und Hofleute an den Kleidern, und ſie bezeichnen daher den adeligen Stand. Herzen bedeuten, wie bei den franzöſiſchen Karten, den geiſtlichen Stand; Grün den Nahrungsſtand und Eichel den Knechtſtand, der zur Arbeit gebraucht wird.

Die erſten Karten wurden nicht gedruckt, ſondern mit der Hand gezeichnet und gemalt, und waren deßhalb ſo theuer, daß ſich nur die vornehmen Stände ihrer bedienen konnten. Als aber die Neigung zum Spiele zunahm, ſann man auf Mittel, die Karten auf eine leichtere und geſchwindere Art zu verfertigen, um die vielen Forderungen nach denſelben zu befriedigen. Wir Deutſchen erfanden es zuerſt, die Umriſſe der Figuren auf hölzerne Tafeln einzuſchneiden, die Formen mit ſchwarzer Farbe zu beſtreichen, und ſie auf Papier abzudrucken. Der Name Karte bedeutet in der romaniſchen Sprache ſo viel wie Papier.

Am 16. November.

Wie ſeltſam manchmal der menſchliche Geiſt auf Abſchweifungen geräth, wenn es ſich darum handelt, neue Ergötzlichkeiten für ihn zu erſinnen, beweist ein Spiel, das ein Biſchof von Cambrai einſt im 10ten Jahrhundert für ſeine Geiſtlichen und Mönche erfunden hat.

Eine Tafel war in 56 Fächer eingetheilt, die mit eben ſo vielen Namen von Tugenden bezeichnet und durch Zahlen unterſchieden waren. Nun mußten die Geiſtlichen oder Mönche auf dieſer Tafel würfeln und von dem Zufall den Ausſpruch erwarten, welche Tugend künftig Jeder ausüben ſollte. Die Tugenden waren Menſchenliebe, Geduld, Mäßigkeit, Sanftmuth, Beſcheidenheit, Verſöhnlichkeit u. ſ. w. Die einem Jeden durch die Würfel zugefallene Tugend mußte von ihm angelegentlichſt gepflegt werden; um die übrigen Tugenden bekümmerte ſich dann aber der Spieler wenig und glaubte ſich nur zu dieſer einen verbunden. Der, welcher die vornehmſte Tugend, Menſchenliebe, gewonnen hatte, war der Größte unter Allen und mußte von den Uebrigen beſonders verehrt werden. Nach dem Ablaufe eines Jahrs wurde das Spiel erneuert, damit die Reihe der Tugenden herumkomme, und Jeder Veränderung haben möchte.

Wie findet Ihr nun wohl das Tugendſpiel? Ich glaube, es hat Euren Beifall nicht; denn mit der Tugend ſoll kein loſes Spiel getrieben werden, und wie iſt es möglich, die Tugenden wie verſchiedene Zweige zu betrachten, und ſich Einer derſelben ausſchließlich anzueignen, während man die Andern nicht ausübt. Wie muß es um die Sittlichkeit ſolcher Menſchen ſtehen, die ihr Leben wie ein Schauſpiel betrachten, und ihren Beruf zur Tugend wie eine Rolle, die ſie zu ſpielen haben?

Die Abſicht des Biſchofs von Cambrai, der dieſes Tugendſpiel gründete, war indeſſen gut; er wollte mindeſtens einen Jeder ſeiner Untergebenen eine Zeitlang an eine Tugend feſſeln und ſ für gute Zucht und Ordnung Sorge tragen.

Am 17. November.

Manchmal iſt eine Forderung anſcheinend klein, die bei näherer Unterſuchung ſich als unerſchwinglich ausweiſt. Um im raſchen Ueberblicke ſo etwas gleich ermeſſen zu können, muß man im Kopfrechnen geübt ſein. Das Kopfrechnen ſchärft den Verſtand, wie man zu ſagen pflegt, zumeiſt aber auch das Gedächtniß, und deßhalb iſt es jungen Leuten beſonders zu empfehlen.

Als einſt ein Perſer das Schachſpiel, bekanntlich eine ſehr ſinnreiche Erfindung und das Geiſtreichſte unter allen Spielen, erfunden hatte, trat er vor den Schah oder König von Perſien, nach welchem das Spiel den Namen trägt, was ſo viel als Königsſpiel bedeutet, und erklärte dem Herrſcher ſeine Erfindung. Dieſer war ſo überraſcht, daß er dem Manne geſtattete, ſich eine Gnade auszubitten, mit dem Verſprechen, was er bitten würde, ihm zu gewähren. Was glaubt Ihr nun, was der Mann ſich erbat?

„Gieb mir, großmächtigſter Schah, für jedes Feld meines Schachbrettes eine Anzahl Waizenkörner, und zwar ſo: für das erſte ein Korn, das zweite zwei, für das dritte vier, für das vierte acht, für das fünfte ſechszehn Waizenkörner und ſo fort, in derſelben Steigerung für alle 64 Felder des Brettes.“

Die Hofleute ſahen voll Erſtaunen auf den Mann, der ihrer Meinung nach in dem Augenblick, wo er ſein Glück in Händen hatte, ſich eine zu geringfügige Gabe erbat, und der Schah nickte gnädig mit dem Kopfe und befahl, daß man ſogleich die Waizenkörner herbeiholen ſolle. Wie erſtaunte aber Alles, als die Waizenkörner noch nicht zur Hälfte gezählt waren und ſchon über Mangel geklagt wurde. Alle Vorrathskammern waren geleert, und nun zeigte es ſich, daß der Erfinder des Schachſpiels, der zugleich ein großer Rechenmeiſter war, das Unmögliche gefordert hatte, denn der ganze Erdball mit Waizen beſäet, würde in hundert Jahren noch nicht die gehörige Anzahl von Körnern hervorbringen können, um die 64 Felder des Schachbrettes in der geforderten Weiſe zu belohnen.

Ein Seitenſtück zu dieſer Anekdote iſt Folgende: Jemand fragte, wie lange man wohl fortzählen müßte, um auf eine Billion zu kommen. Ein geſchickter Rechner antwortete: 19,000 Jahre. Man weiß aus Erfahrung, daß man eine Minute braucht, um von eins bis hundert zu zählen; folglich wird man in einer Stunde oder in 60 Minuten bis auf 6000 zählen können; in einem Tage und einer Nacht, mithin in 24 Stunden, wird man die Zahl 144,000 erreichen; in einer Woche 1,008,000; in einem Jahre oder in 52 Wochen hat man alsdann bis zu 52,416,000 gezählt. Sonach berechnet es ſich, daß man erſt in 19,000 Jahren auf 995,903,000,000 kommen würde, welches noch keine volle Billion ausmacht; dabei müßte man unausgeſetzt Tag und Nacht fortzählen, und die großen Zahlen eben ſo geſchwind ausſprechen können, als die kleinen.

Zur Uebung mögt Ihr dieſe Exempel nachrechnen.

Am 18. November.

Die Engländer haben einen großen Hang zum Wetten. Oftmals ſind dieſe Wetten ſehr ſonderbar, und man ſollte kaum glauben, daß es möglich ſein könne, um ſo thörichter Einfälle willen bedeutende Summen auf das Spiel zu ſetzen. Allein eben dieſes Spiel iſt es, was den ganzen Reiz ausmacht, die Sache an und für ſich iſt dabei gleichgültig.

Man hat viele Beiſpiele ſolcher Wetten verſchiedentlich aufgezeichnet, und ich will Euch einige davon mittheilen.

Zwei Lords wetteten einſt um 500 Pfund Sterling, daß der Eine mit einer Feder eine Million Striche auf das Papier machen wolle, während der Andere auf eine beliebige Art von London nach Edinburg reiſen würde. Der Erſte gewann die Wette.

Zwei andere reiche Müſſiggänger wetteten um 200 Guineen, daß ein mit ſechs Pferden beſpannter Wagen eine Strecke von 30 engliſchen Meilen, welches ungefähr ſo viel als 12 Stunden beträgt, eher zurücklegen würde, als eine Schlange fähig wäre, über einen drei Ellen langen, mit geſtoßenem Zucker beſtrichenen Stein zu kriechen. Sollte man es wohl glauben, daß dieſe aberwitzige Wette viele Perſonen anzog, daran Theil zu nehmen?

Einſt beſah ein Engländer die großen Zimmer im königlichen Palaſte zu Sommerſet, und fand, daß die Decken zu niedrig ſeien. Als man ſich über dieſen Tadel aufhielt, ſo behauptete er, er wolle beweiſen, daß ein Menſch nicht darin aufrecht ſtehen könne. Es fanden ſich ſogleich Mehrere, die eine Wette vorſchlugen, die von dem Tadler angenommen wurde. Er begab ſich hierauf fort und kam bald mit einem krummen, verwachſenen Menſchen zurück, der freilich an keinem Orte der Welt, und folglich auch nicht in den Zimmern zu Sommerſet aufrecht ſtehen konnte. Die Wette wurde auf dieſe Weiſe von ihm gewonnen.

Die ſtärkſten Wetten geſchehen bei Pferderennen, wo dasjenige Pferd, welches vor allen andern zuerſt das Ziel erreicht, auch den Preis davonträgt. Man hat Beiſpiele, daß gute Rennpferde ihrem Herrn große Summen eingetragen haben. Auch bei uns ſind die Wettrennen aufgekommen, und man läßt ſie bei landwirthſchaftlichen Feſten zu, um durch die Preiſe, welche dem Sieger ertheilt werden, auf die Veredlung der Pferdezucht einzuwirken.

Am 19. November.

In früherer Zeit waren unſere Vorfahren in ihren Sitten und Gebräuchen ſehr einfach, und doch hatten ſie ihre Wohnung voll zierlichen und mannigfaltigen Hausraths. In der Stube eines ehrbaren, deutſchen Bürgers des 16ten Jahrhunderts befanden ſich außer dem Tiſch und den Stühlen, Bänken und Schemeln auch Bankpolſter und Kiſſen, die man auf die meiſten ungepolſterten Sitze legte, um mehr Bequemlichkeit zu haben; außerdem aber hatte man auch das Faulbett oder Lotterbett, eine Art von Sopha, auf dem beſonders der Hausherr ſein Mittagsſchläfchen zu halten pflegte. Ferner ſtand der Grießkalter in der Stube, ein niedriger Schrank, auf dem man mit Waſſer handthierte, ſich waſchen oder Gläſer und Flaſchen ausſpülen konnte u. ſ. w. Daneben war das Kandelbrett, auf welchem die Kandeln oder Kannen und andere Trinkgefäſſe aufgeſtellt waren, wie die Krauſen, eine Art großer Gläſer, die Aengſten, eine Art langhalſiger Flaſchen, der Trichter, der Kühlkeſſel und die Bürſte zum Waſchen der Gläſer.

Zu den Tiſchgeräthen gehörte der Schüſſelring, eine runde Unterlage, auf die man die Schüſſel ſetzte, um das Tiſchtuch nicht zu beſchmutzen, ferner das Pfannenholz, eine ähnliche Unterlage für Pfannen, die man mit der Speiſe auf die Tafel ſetzte. Auch gehörten zum Tiſchgeräthe die Löffel, Teller, Gabeln und das Salzfaß. Das Meſſer führte Jeder bei ſich. Leuchter, Putzſcheeren, Spiegel und eine Uhr durften ebenfalls in einer Wohnſtube nicht vermißt werden. Um aber die Einrichtung zu vervollſtändigen, mußten noch zur Kurzweil und ſittlicher Lehre die Bibel und andere Bücher vorhanden ſein; dann ein Schach= und Brettſpiel, Karten und Würfel, ein Schreibzeug mit Dinte, Papier und Scheere.

In der Schlafkammer ſtand ein Spannbett, mit einem Strohſack, mit Federbetten, Polſter, Kiſſen, einem Deckbette, einem Betttuche. Nachthauben und Pantoffeln waren auch hier anzutreffen. In den verſchiedenen Truhen oder Kiſten wurde das baare Geld, die ſilbernen Pokale, die Kleinodien, die Borten, nämlich die goldenen und ſilbernen Spitzen und Bänder, mit denen die Frauen die Haare umwanden, verſchloſſen. Im Schlafzimmer befanden ſich auch die Gewandkalter oder Kleiderſchränke, in denen die Schauben, daß ſind die faltigen Ueberwürfe, die Kittel, Pelzhoſen, Wämſer, Hauben oder Mützen, Bierets oder Barets, nebſt Hüten und Stauchen oder Muffen aufgehoben wurden. Die Gewandbürſten und Gewandbeſen, zum Reinigen der Kleider, wurden auch hier aufbewahrt. Zum Beſuche der Badſtube brauchte man einen Badmantel, einen Badehut und ein Haupttuch. Einen Krug mit Lauge, ein Becken, eine Bürſte, einen Kamm und Schwamm mußte man in das Bad mitnehmen.

In den Häuſern ſehr reicher Leute waren nicht nur die Möbel ſehr reich verziert, ſondern ſie wurden auch noch durch künſtliche Tapezierungen, Arbeiten mit der Nadel und Gemälden vervollſtändigt.

Noch jetzt bewundert man die Zierlichkeit, den Geſchmack und die kunſtvolle Arbeit an ſolchen alten Möbeln, und erſt in neuerer Zeit iſt es unſeren Schreinern gelungen, es den alten Meiſtern darin gleich zu thun.

Am 20. November.

Im Sommer, wenn Ihr ſpatzieren gehen wollt, da ſeht Ihr wohl häufig, daß der Vater zum Barometer geht, um zu ſehen, was es in den nächſten Stunden für Wetter geben würde. Die Barometer ſind nämlich Werkzeuge, welche die Veränderungen in der Schwere der Luft anzeigen. Sie werden in einfache und zuſammengeſetzte eingetheilt; bei den Erſteren bedient man ſich blos des Queckſilbers, bei den Letzteren braucht man außer dem Queckſilber noch eine andere, leichtere Flüſſigkeit, um das Steigen und Fallen empfindlicher, und die Veränderungen in der Schwere der Luft merklicher zu machen.

Die Veranlaſſung zur Erfindung des Barometers gab die kurz vorher gemachte Entdeckung von der Schwere der Luft. Torricelli, ein Schüler des berühmten Galiläi aus Piſa, und Leibarzt des Großherzogs von Toscana, dachte über dieſe Entdeckung weiter nach, nahm ſtatt des Waſſers Queckſilber, und füllte damit eine gläſerne Röhre an, die oben zugeſchmolzen, unten aber offen war; die Oeffnung verſchloß er mit dem Finger, ſetzte dann die Röhre in ein anderes, über zwei Zoll tief mit Queckſilber angefülltes Gefäß, that hierauf den Finger von der Oeffnung weg, und ſobald das in der Röhre befindliche Queckſilber jenes im Gefäſſe berührte, ſo fiel das Queckſilber in der Röhre bis auf eine gewiſſe Höhe herunter und ließ einen luftleeren Raum zurück. Dieß war der Urſprung der Barometer, deren ſich Torricelli vornehmlich bediente, um dadurch die Schwere der Luft abzumeſſen. Allein bis dahin konnte er nur aus dem Barometer erkennen, daß das Queckſilber in der Röhre mit der Luft im Gleichgewichte ſtehe; als er jedoch ſpäter im Jahre 1646 den Verſuch mit einer vier Schuh langen Glasröhre wiederholte, ſo bemerkte er, daß das Queckſilber in der Röhre zu verſchiedenen Zeiten nicht einerlei Höhe behielt, und ſchloß daraus, daß die Luft nicht immer einerlei Schwere habe, ſondern zu der einen Zeit leichter, und zu einer andern Zeit ſchwerer ſei. Andere behaupten, daß dieſe Entdeckung nicht von Torricelli, ſondern von dem Bürgermeiſter von Magdeburg, Otto von Guerike, dem Erfinder der Luftpumpe, gemacht worden ſei.

Im Jahre 1648 ſtellte der Franzoſe Perier mit zwei Barometern Verſuche an, mit dem einen auf der Höhe, und mit dem andern am Fuße eines Berges, wodurch er erfuhr, daß die Luft auf der Höhe der Berges bei weitem nicht ſo ſtark auf das Queckſilber drücke, als unten im Thale; woraus er den Schluß zog, daß die Luft um ſo viel leichter ſei, als höher über der Erde. Daß das Steigen und Fallen des Queckſilbers in dem Barometer einigen Bezug auf die Veränderung der Witterung habe, entdeckte Otto von Guerike zuerſt.

Seit der Zeit hat man die Barometer ſehr verbeſſert, und man hat jetzt leuchtende Barometer, See- und Schiffsbarometer, denen die Bewegung des Schiffes nicht ſchadet, die Atmoſphärenwage, die Windbarometer u. ſ. w.

Am 21. November.

Ungefähr um die Mitte des dritten Jahrhunderts, als der Kaiſer Valerian die achte Verfolgung über die Chriſten verhängte, konnten dieſe kaum einen Zufluchtsort finden, um, vor dem Kreuze niedergeworfen, zu beten. Sie mußten ihren Gott in der Nacht der Gräber verehren, während die Heiden ihren Göttern am Tageslicht Opfer darbrachten.

Die Zeichendeuter ſagten die Zukunft voraus, aus dem Fluge der Vögel und aus den Eingeweiden der Schlachtopfer; die Prieſter des Jupiter vollbrachten ihre gewöhnlichen Proceſſionen, allein alles das war nur mehr ein leerer Schein. Die Häuſer waren zwar von den Bürgern bei den religiöſen Feſten mit Blumengewinden geſchmückt, allein man lachte doch über die öffentlichen Ceremonien. Das Heidenthum war in dem Bewußtſein der Völker erloſchen, und nur die kaiſerliche Tyrannei allein beſchützte es.

Die ganze Zukunft der Welt war in den Gräberſtätten unter Rom, den ſogenannten Catacomben. Eines Tages, als die Chriſten in dieſen unterirdiſchen Räumen verſammelt waren, um die heilige Meſſe an den Gräbern der Märtyrer anzuhören, wurde die Ceremonie plötzlich unterbrochen. In der Gallerie, die zu dem Allerheiligſten führte, ließ ſich ein ſeltſames Geräuſch vernehmen. Der Biſchof, welcher befürchtete, daß man im Namen des Kaiſers dieſe heilige Stätte vielleicht entweihen könnte, ſtürzte ſich, von Einigen gefolgt, dem Geräuſch entgegen. Er erblickt einen Menſchen in Lumpen, der mit der Stirne den Boden berührt. Der ehrwürdige Prieſter hebt ihn auf, und die Chriſten richten an den Fremden Worte des Friedens. Er blickt verwundert um ſich und ruft aus:

„Gelten mir dieſe Beweiſe der Liebe und der Güte? Großmüthige Männer, Ihr wißt es nicht, daß ich nicht Eures Gleichen bin. Der, den Ihr vor Euch ſeht, iſt Liſikles, ein armer Sklave.“

„Mein Bruder,“ ſprach der Biſchof, „wir kennen keine Sklaven. Du ſiehſt hier Chriſten vor dir; dies hier iſt ihr Tempel. Auf der Erde wurden Unterſchiede geſchaffen, hier aber verſchwinden alle, und wir genießen hier einen Theil jener Gleichheit im Voraus;

die uns erſt im Tode verliehen ſein wird. Wir werden dich deßhalb behandeln, wie wir den Kaiſer behandeln würden, wenn es ihm einfallen ſollte, unſer Elend mit uns zu theilen."

„Was hör' ich," rief der Sklave. „Alſo hatte ich recht, als ich den Tyrannen, dem ich diente, der Ungerechtigkeit anklagen wollte? Wo ſollte ich jedoch meine Klagen anbringen? Ueberall ſchmähete man mein Unglück, nirgends wollte man mich aufnehmen, und die Geſetze ſelbſt hießen die Grauſamkeiten meines Herrn gut. Dieß brachte mich dahin, die erbärmlichſten Thiere zu beneiden; denn ſie hatten ein beſſeres Loos als ich. Mitten unter dieſen Qualen, ungeachtet der Ungerechtigkeiten, womit mich die Menſchen überhäuften, fühlte ich doch zuweilen, daß ich ein Menſch war, wie meine Peiniger. Allein ich durfte es nicht ausſprechen, denn ſie lachten mich aus oder ſie griffen zu der Peitſche, um mir meinen Hochmuth zu vertreiben. Meinen Unglücksgefährten war es endlich gelungen, ſich gegen die Leiden abzuhärten. Vergebens ſuchte ich, ſie aus ihrer Erſchöpfung zu erwecken. Die Willenskraft gebrach ihnen, um aus ihren Verhältniſſen herauszutreten, und ſo trugen ſie denn Alles, was ihnen auferlegt wurde, mit einer gleichgiltigen Reſignation. Keiner wollte auf mich hören, und ich nahm die Flucht. Nachdem ich lange allein umhergeirrt war, faßte ich den Entſchluß, in dieſe unterirdiſchen Räume zu ſteigen. Aber welch' ein Glück erwartete mich hier! Hier fand ich die Verwirklichung meines Traumes: Menſchen, die mich wie ihren Bruder behandeln; nein, die innere Stimme, die mich antrieb, hat mich nicht betrogen!"

„Ja," ſagte der Prieſter, „du ſollſt unſere Freuden und Leiden theilen. Beten, uns lieben und dulden, das iſt unſer Loos. Wir werden dich lehren, unſeren Gott zu erkennen, allein der Tag iſt in deinem Gemüthe ſchon angebrochen; er war es, der dir verkündete, daß alle Menſchen Brüder ſeien; ſo lautet das Geſetz unſerer heiligen Lehre. Jener Chriſt, der unfern von dir ſteht, war ſonſt ein mächtiger König im Morgenland, welchen die Römer aus ſeinen Staaten verjagt haben. Er wird dir im Namen Aller den Friedenskuß reichen."

Da ſchritt der aſiatiſche Herrſcher auf den römiſchen Sklaven zu und gab ihm den Kuß.

So entſtand auf den Trümmern der Sklaverei der neue Glaube, welcher die urſprüngliche Gleichheit der Menſchen wieder herſtellte.

Am 22. November.

Der heutige Tag iſt der heiligen Cäcilia gewidmet und dadurch allen Verehrern der holden Tonkunſt beſonders werth; denn die heilige Cäcilia wird als Patronin der Muſik in hohen Ehren gehalten. Schon in den älteſten Zeiten feierten die Klöſter eigene Cäcilienfeſte, und auch in unſeren Tagen wird dieſer Tag noch mit Geſang und Klang begangen.

Cäcilia war eine vornehme Römerin und lebte im dritten Jahrhundert. Weil ſie dem Chriſtenthum anhing, mußte ſie den Märtyrertod erleiden. Auf welche Weiſe ſie dazu kommt, Beſchützerin der Tonkunſt zu heißen und ſogar der Ehre theilhaftig zu werden, die Orgel erfunden zu haben, weiß man nicht. Ihre Aſche liegt in einer Mauerhöhle in den Catacomben Roms, unter der runden Kirche des heiligen Stephan.

Die heilige Cäcilia iſt oft ein Gegenſtand geweſen, den die Maler malten. Die überirdiſche Begeiſterung in dem Blicke der Heiligen, welche die Chöre der Engel und die Sphärenmuſik vernimmt, um ſie den Menſchen zu verkünden, iſt gewiß eine würdige Aufgabe für den Künſtler. Am herrlichſten hat dieſe der große Meiſter Raphael gelöst. Cäcilia ſteht da mit erhobenem Kopfe und verklärtem Blick, und hört den Engeln zu, die in den Lüften ein himmliſches Concert anſtimmen. Eine kleine Orgel, die ſie in der Hand hält, entſinkt derſelben, und ſie ſcheint damit ausdrücken zu wollen: „Wer darf es wagen, dieſe Töne nachzuahmen; Alles, was Menſchen erfinden können, iſt nichtig neben dem!“

Ob nun die heilige Cäcilie oder ein Anderer die Orgel erfunden haben mag, nicht zu läugnen iſt es, daß es ein erhabenes Gemüth ſein mußte, welches dieſen Bau erſann, der ſo recht geeignet iſt, das heiligſte Gefühl zu beleben, und die Seele zu Gott emporzutragen.

Am 23. November.

Die Sinnesänderung vom Schlechten zum Guten, gegründet auf Erkenntniß, Reue und Vorſatz zur Beſſerung, wird Buße genannt. Es iſt nicht nöthig, daß der Menſch damit eine beſondere Beſtrafung des Körpers vornimmt, ſondern die Buße ſoll ſich blos auf den innern Menſchen beſchränken. Das äußere Kennzeichen, das, was von der Buße äußerlich erkennbar iſt, ſoll ſich nur durch einen gereinigten Lebenswandel kund geben. Wenn auch die Buße nicht gerade mit Strafmitteln verknüpft iſt, ſo iſt es doch nicht zu tadeln, daß der ſündige Menſch ſich ſelbſt Entbehrungen zur Bekämpfung ſchlechter Neigungen auferlegt. Dieſe Bußübung hat einen löblichen Zweck, allein um begangene Sünden abzubüßen, und ſie gleichſam dadurch ungeſchehen zu machen, iſt ſie nicht geeignet.

Um nun das Gefühl der Reue im Menſchen von Zeit zu Zeit anzuregen, und die Buße in ihm wirkſam zu machen, ſind gewiſſe Buß- und Bettage angeſetzt, an welchen gottesdienſtliche Verſammlungen in den Kirchen Statt finden, deren Zweck es iſt, die ganze Gemeinde auf ihre ſittlichen Gebrechen aufmerkſam zu machen, ſie zur Beſſerung zu ermuntern, und im gemeinſchaftlichen Gebete das Vaterland und ſeinen Fürſten göttlicher Fürſorge und göttlichem Schutze zu empfehlen. In früheren Zeiten wurden ſolche Bußtage nur bei großer, allgemeiner Noth ausgeſchrieben; jetzt ſind einer oder zwei Tage in jedem Jahre zu dieſem religiöſen Zwecke anberaumt.

Die Buße iſt jedem Menſchen zu empfehlen; denn auch der beſte Menſch darf ſich ihrer nicht entziehen. Es iſt die Ausgleichung ſeines inneren Selbſt; das Beruhigen gewaltſamer Gefühle, das Niederſchlagen heftiger Stimmungen; wenn der Menſch aus jeder Buße beruhigter hervorgeht, ſo darf man annehmen, daß er am Ende immer mehr und mehr dem Ziele ſich nähert, das uns von der Vorſehung geſteckt iſt: dem Ziele, ein Menſch im ächten Sinne zu ſein.

Am 24. November.

Nach der heiligen Schrift hatte das ſündhafte Menſchengeſchlecht, weil es die Buße lange verſäumt hatte und in ſeinem frevelhaften Thun beharrte, den Zorn Gottes auf ſich geladen und deſſen Rache über ſich verhängt. Das Wort Rache iſt aber hier ſicherlich nicht an ſeinem Platze; denn dem Gotte der Liebe iſt die Rache fremd, und dieſe Vorſtellungsart einer über das ſündhafte Menſchengeſchlecht verhängten Strafe iſt offenbar von den Juden uns überkommen, die in ihrem Jehovah einen zürnenden Gott der Rache erblicken. Wie es nun aber auch ſein mag: ob Gott das Meer aus ſeinen Tiefen plötzlich emporhob und es über ſeine Ufer ſich ergießen ließ, oder ob die herabſtrömenden Wolkenbrüche die furchtbare Erſcheinung herbeiführten, ſo viel bleibt gewiß, daß eine Sündfluth über den Erdball hereinbrach und denſelben verwüſtete.

Zu jener Zeit wurde faſt das ganze Menſchengeſchlecht vernichtet. Aller Streit der Einzelnen, aller Kampf der Nationen hatte aufgehört. Könige und Völker machten Friede, denn Alles hatte ein Bangen ergriffen, vor dem die bisherigen Leidenſchaften flohen.

Ein allgemeiner Schrecken ergriff die Menſchheit, als man tief im Lande vernahm, das Meer habe ſeine Ufer verlaſſen und rolle mit ſeinen brauſenden Fluthen heran, um Alles, was Leben hatte, zu verſchlingen. Vergebens retteten ſich Mütter mit ihren Kindern; vergebens ſuchte man ſich die Zweige hoher Bäume ſtreitig zu machen. Die armen Vögel flohen von Baum zu Baum, und als auch die höchſten Wipfel das Waſſer erreicht hatte, ſanken ſie ermattet in die grenzenloſe Fluth. Die Sonne, welche auf dieſe Gräuelſcene durch bleifarbene Wolken ſchien, war matt und bleich, gleich einem Leichnam; die Vulkane verlöſchten, indem ſie nur noch wirbelnden Rauch ausſtießen, denn das Feuer war mit dem Lichte aus der Welt verſchwunden.

Die Welt war ganz in fürchterlichen Schatten gehüllt; überall vernahm man ſchreckliche Angſtrufe, und in der Finſterniß irrte Alles, was noch vom Tode verſchont war, der ganze Ueberreſt der lebendigen Schöpfung, der Tiger und das Lamm, der Adler und die Taube, die Schlange und das Inſekt, der Mann und das Weib, Alle eilten der höchſten Felſenſpitze des Erdballs zu, friedlich mit einander, ohne an Haß und Verfolgung zu denken, nur um ſich zu retten: aber das Meer folgte ihnen auch dahin, und rings um ſie her ſeine drohende Unendlichkeit erhebend, verſchlang es auch dieſen letzten Punkt der Erde.

Endlich ſprach Gott zu dem Meere, daß es ſich wieder nach dem Abgrund zurückziehen ſolle, allein er wollte auf der Erde die Spuren dieſes entſetzlichen Ereigniſſes für ewige Zeiten zurücklaſſen. Die Gerippe des indiſchen Elephanten häuften ſich zuſammen in den kalten Steppen Siberiens; Muſcheln der Südſee waren angeſchwemmt in die Sandſteinbrüche des weſtlichen Europa's, ungeheure Seethiere blieben auf den Gipfeln der Alpen und der Cordilleren liegen, und dieſe Hochgebirge ſelbſt blieben als ein Denkmal von der furchtbaren Erſcheinung auf der Erde zurück, gleich wie ein

Herrſcher eine Siegesſäule auf dem Schlachtfelde erſtehen läßt, wo er den Feind geſchlagen hat.

Allein Gott begnügte ſich nicht mit dieſen Zeugen ſeines Zornes; der Menſch vergißt gar zu leicht das Unglück, welches ihn betroffen, darum ſollten ihn die Erſcheinungen der Natur immer wieder daran erinnern. Die Sonne hatte keinen andern Thron, den ſie Morgens und Abends beſtieg, als das wäſſerige Element, aus dem ſie ſich emporhob, in das ſie ſank wie in den Tagen der Sündfluth. Die an dem Himmel aufgethürmten Wolken ſchienen Anhäufungen von Wellen zu ſein oder von weißen Klippen. Die Felſen entſendeten Waſſerfälle. Das Mondlicht, die grauen Dünſte des Abends, verliehen oft der Landſchaft das täuſchende Anſehen einer Waſſerfläche. In den unfruchtbarſten Gegenden beugten ſich die Aeſte der Bäume zur Erde hin, als wenn ſie eben erſt ſich aus dem Schooße der Wellen erhoben hätten; zweimal an jedem Tage und jeder Nacht mußte ſich das Meer von Neuem erheben und ſeine Ufer wieder überfluthen; in den Höhlen der Berge vernahm man fortan ein dumpfes Geräuſch und ein Brauſen wie Klageſtimmen, es war, als ob der Ocean in der Tiefe der Wälder das Geräuſch ſeiner Wellen zurückgelaſſen hätte.

Dieß mag Euch ein Bild jener furchtbaren Naturerſcheinung ſein; aus der Sündfluth ſoll der heiligen Sage nach Noah allein mit ſeiner Arche und ſeinen Thieren, die darin Raum fanden, zur Bevölkerung der neuen Welt ſich gerettet haben. Auf dem höchſten Berge der alten Welt ſtrandete die Arche, und die Waſſer zogen ſich zurück. Höchſt poetiſch berichtet die Sage von dem Ausſenden der Taube und ihrer Rückkehr zu Noah mit dem Oelzweige. Sie kündete göttliche Vergebung und Friede der ganzen Schöpfung an, und ſeitdem ſind Taube und Oelzweig die Sinnbilder des Friedens geblieben.

Am 25. November.

Unweit des heutigen Neapels, doch jenſeits der Bucht, hart am Fuße des Veſuvs, lagen die Städte Pompeji und Herculanum, blühend und reich; die Erſtere, mit einem anſehnlichen Hafen, von etwa 40 bis 45,000 Einwohnern, die Letztere bedeutender. In der Gegend umher lagen die herrlichſten Landhäuſer der reichen und vornehmen Römer. Es war im Jahre 63 vor Chriſti Geburt, als ein fürchterliches Erdbeben beide Städte verwüſtete. Sie wurden wieder hergeſtellt und erfreuten ſich ihres alten Wohlſtandes, als im Jahre 79 nach Chriſto, unter der Regierung des Kaiſers Titus, ein Ausbruch des feuerſpeienden Berges Veſuv erfolgte, der beide Städte und die Stadt Stabiä verſchüttete und von der Oberfläche der Erde vertilgte.

Der Veſuv, der Jahrhunderte lang geſchwiegen hatte und für einen völlig ausgebrannten Vulkan gehalten wurde, ſetzte, wie man ſich denken kann, durch dieſen plötzlichen Ausbruch, der drei Städten und einer fruchtbaren herrlichen Landſchaft den Untergang brachte, die damalige Welt in Angſt und Schrecken.

Herculanum war nach Capua und Neapolis die blühendſte Stadt in Campanien. Ein Sand- und Steinregen, den der Krater des Veſuvs entſendete, und zu dem ſich ſtarke Waſſerſtröme geſellten, bedeckte die Stadt. Pompeji war ebenfalls eine beträchtliche Stadt in Campanien, die bedeutenden Handel trieb. Pompeji wurde unter Aſche begraben.

Ueber Pompeji wölbten ſich Weinhügel; über Herculanum waren die Flecken Portici und Reſina mit dem prächtigen Palaſte des Königs von Neapel erbaut worden. Darunter ruhten beide Städte bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, wo der kunſtliebende König Karl III. gerade zu Portici ſich aufhielt. Er ließ Nachgrabungen anſtellen, welche bald die ergiebigſte Ausbeute lieferten.

Von Herculanum wurden einige lange und grade Straßen aufgegraben, die mit Lava gepflaſtert ſind, und an jeder Seite Fußwege haben. Man ſieht noch jetzt nach mehr denn 1700 Jahren die Spuren der Räder der Fuhrwerke dem Straßenpflaſter eingedrückt. Unter den Gebäuden findet ſich ein Tempel des Jupiter und ein öffentliches Gefängniß, ein Stadtthor und mehrere andere. Auch ein faſt vollſtändiges Theater iſt aufgegraben worden, allein nicht zu Tage gefördert, weil es unter Wohnhäuſern und Weinbergen liegt, die man nicht zerſtören wollte. Um das Theater zu ſehen, muß man in den Keller eines Hauſes hinabſteigen. Der Umſtand, daß Herculanum größtentheils mit neuen Wohnungen und Weinbergen überbaut iſt, ſetzt den Nachgrabungen viele Schwierigkeiten entgegen. Ein Anderes iſt mit Pompeji der Fall. Hier war kein ſolches Hemmniß, wie bei Herculanum, und ſomit konnte hier auch Alles vollſtändig an das Tageslicht gebracht werden. Da die Aſche die Gewölbe nicht eindrückte und den Stuck der Wände nicht verkalkte, ſo iſt hier auch noch Alles wohl erhalten.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatten ſich alle Einwohner von Herculanum retten können; in Pompeji wurden überhaupt nur etwa hundert Gerippe gefunden. Davon zwei im Theater, zwei in den Wachthäuſern des Thores, welches nach Neapel führt, und ſiebenzehn in dem Landhauſe des Arrius Diomedes, am Ende der Gräberſtraße. Dieſer Arrius Diomedes hatte ein langes, feuerfeſtes Gewölbe unter ſeinem Hauſe, in das er ſich mit ſeinen Hausleuten flüchtete, weil es ihm Sicherheit genug zu bieten ſchien, und er auch einen Vorrath von Lebensmitteln, namentlich von Wein, in dieſem Kellergewölbe hatte. Darin hatte er ſich nicht getäuſcht; denn das Gewölbe ſteht noch heute nach 1800 Jahren feſt und unverſehrt da. Auch die Weingefäſſe lehnen noch an der Wand, allein der Ausgang war den Menſchen durch die Aſche verſperrt worden, und ſie mußten in dem ſchützenden Gewölbe dennoch umkommen. Hier fand man noch die Frau des Diomedes dem Anſcheine nach ganz unverſehrt, in ihren Gewändern und mit Geſchmeide angethan. Man hob ſie auf und brachte ſie an die Luft, da fiel ſie aber zu einem kleinen Aſchenhäufchen zuſammen, welches man in das Muſeum zu Neapel brachte, wo es unter einem Glasſturz aufbewahrt wird, welcher die Inſchrift trägt: „Dies war die Frau des Diomedes.“

In Pompeji, namentlich in der Gräberſtraße, ſind noch viele wohlerhaltene Gebäude, wie z. B. öffentliche Bäder, Grabdenkmale, Bäckerladen, Laden, wo Getränke verkauft wurden. Auf dem Forum ſieht man die Tempel des Jupiter und der Flora, ferner das Theater und den Circus. Außerdem die Kaſernen und die Häuſer einiger Reichen, unter denen ſich das wohlerhaltene Haus des Salluſt beſonders auszeichnet.

Außer einer Menge ſchöner Bildſäulen, fand man hier auch zierliches Hausgeräthe in Erz, Waffen und andere Gegenſtände, die von der großen Kunſtfertigkeit der alten Bewohner Zeugniß ablegen. Auch überaus zierliche Gemälde an den Wänden fanden ſich vor, die man mit großer Vorſicht abzulöſen verſtand, und, um ſie vor dem Verfall zu ſchützen, in das Muſeum zu Neapel brachte, wo ſie ſorgfältig aufgehoben werden. Das Auffinden dieſer Kunſtgegenſtände hat in den Werken der Kunſt unter uns eine neue Geſchmacksrichtung begründet, die man die pompejianiſche benennt.

Eine Wanderung durch dieſe aufgegrabenen Wohnſtätten einer längſt untergegangenen Welt, bewegen das Gemüth auf eine eigene wehmüthige Weiſe; es ſcheint uns, als ſeien wir mit einem Zauberſchlage in die Zeiten der Römer und Griechen verſetzt, und der Eindruck, den dieſe Vorſtellung in uns hervorruft, iſt nicht mit Worten wiederzugeben.

Am 26. November.

Die große Wüſte, die Sahara, begreift faſt den ganzen Nordweſten des Feſtlandes von Afrika. Denkt Euch, liebe Leſer, einen durchweg ſandigen Landſtrich, 1200 Stunden lang und 500 breit, welches einen Flächeninhalt von ungefähr 500,000 Geviertſtunden ausmacht, und größer iſt, als ganz Europa. Karavanen von 7 bis 800 Kameelen durchziehen in gewiſſen Richtungen dieſe Wüſte. Sie werden von einem Anführer befehligt, der jeden Tag zum Abmarſch ruft und zum Anhalten den Befehl ertheilt. Auch ein Marabut (ein Prieſter) iſt bei ihnen, um den Schutz Allahs zu erflehen.

Nach dem Frühſtück, welches beim Aufgang der Sonne eingenommen wird, betet der Marabut zum Propheten und bittet um einen glücklichen Tag. Hierauf wird das Zeichen zum Aufbruch gegeben; die Kameele gehen zu zehn in der Reihe und werden von einigen Reitern zu Pferde bewacht, damit ſie zuſammen bleiben. Um die Mittagsſtunde hält man an, um etwas Waſſer und Kaffee zu trinken, und zieht dann weiter, bis daß die Sonne ſich im Weſten neigt. Dann ſtößt der Anführer zu verſchiedenen Malen ein durchdringendes Geſchrei aus, welches von den Reitern wiederholt wird, und das Zeichen zur Ruhe iſt. Die Karavane hält und richtet ſich ein, ihre Abendmahlzeit einzunehmen und ſich zur Nachtruhe anzuſchicken. Die Kameele werden neben einander in ein großes Viereck geordnet, ihre Laſt wird ihnen abgenommen, und die ganze Ladung außen herum wie ein Wall aufgeſchichtet. Die Reiſenden lagern ſich in der Mitte, und an jeder Ecke wird eine Schildwache aufgeſtellt, die jede Stunde abgelöſt wird. Dieſe Vorſichtsmaßregeln ſind nöthig, weil die räuberiſchen Beduinen ſtets den Karavanen folgen, um ſie zu überfallen und auszuplündern. Außer den Räubern ſind aber auch die Löwen und Panther zu fürchten. Wenn dieſe ſich nahen, ſo ziehen ſich die Schildwachen hinter die Kameele zurück und geben aus ihren langen Flinten Feuer; allein nur ſelten tödten ſie eins von den Raubthieren. Nach dem Schuß bleibt gewöhnlich der Löwe ſtehen, rollt ſeine blitzenden Augen, ſchlägt ſeine Flanken mit dem mächtigen Schweife, dreht ſich um, wühlt mit ſeinen Vordertatzen im Sande, und wirft dieſen den

Kameelen in die Augen. Erfolgt nun der zweite Schuß, und er iſt nicht getroffen, ſo ſpringt er auf und wirft ſich mit einem fürchterlichen Gebrüll auf ein Kameel, erwürgt es und zerrt es fort, ohne daß einer der Reiſenden ihn darin zu ſtören wagt. Dieſer Anfall des Königs der Thiere, ſeine Donnerſtimme, das Leuchten ſeiner runden Augen, das Zuſammenſchlagen ſeiner Zähne, welches die Knochen des größeren Thieres zermalmt, und das klagende Röcheln der Kameele erfüllen den Zuſchauer mit Entſetzen. Sobald der Löwe ſatt iſt, entfernt er ſich, und Alles wird wieder ſtill und ruhig, die Wüſte iſt gleichſam todt, und Jeder ſchläft ein, ohne eine Gefahr zu beſorgen.

Von den Stürmen der Wüſte habe ich Euch ſchon früher erzählt. Sie ſind ſchrecklicher, als unſere heftigſten Ungewitter; der Tag wird zur Nacht, die ganze Luft ſcheint in Flammen zu ſtehen; das Blut kocht, der Schweiß hört auf, das Athmen ſtockt, man erſtickt. Der glühende Sand erhebt ſich in dicken Wolken und begräbt die Karavane.

Wer einmal die Gefahren der Wüſte kennen gelernt hat, der weiß es zu ſchätzen, was es heißt, ſich auf dem friſchen Raſen zu lagern und im kühlen Schatten einzuſchlummern; der weiß den Silberquell zu ſchätzen, der ihm die glühende Zunge letzt. Der Durſt iſt die ſchrecklichſte Qual, die dem Wanderer der Wüſte droht; ein wenig Waſſer! iſt das einzige Gebet, das er zum Himmel ſendet.

Und mit welchen geheimen Schauern erfüllt es den Menſchen, eine Nacht auf der unbeweglichen Welle dieſes Sandmeeres hinzubringen; der Eindruck, den die Sahara macht, gräbt ſich tief in das Gedächtniß und erliſcht nie. Alles iſt ſo einförmig und ſtumm; nicht das leiſeſte Schwirren eines Inſektes, nicht das leiſeſte Säuſeln in den Wipfel des Palmbaumes, der an der Ciſterne, wo die nächtliche Ruhe gehalten wird, ſteht. Kein Echo antwortet, wenn die Bruſt einen Schrei ausſtößt, um die weite Stille zu unterbrechen; der Schall verliert ſich in den Sand, und Alles ſchweigt wie zuvor.

Dieß Alles aber hat etwas Majeſtätiſches und Feierliches; religiöſe Schauer und himmliſche Tröſtung ziehen durch unſer Gemüth; ſie leiten den Geiſt zu ernſtem Nachdenken, geben ihm einen Begriff von der Unendlichkeit, und erheben ihn nach und nach zu jenem großen und unbekannten Weſen, welches das Menſchenwort nicht auszudrücken vermag.

Am 27. November.

Heute will ich Euch von einem Menſchen erzählen, der in der Einſamkeit, blos auf ſich ſelbſt beſchränkt, dennoch durch unſägliche Anſtrengung nicht nur ſein Leben erhielt, ſondern auch es mit Annehmlichkeiten zu umgeben wußte.

Während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges rüſteten einige Privatperſonen in England zwei Schiffe aus, um in der Südſee gegen die Spanier zu kreuzen. Das eine dieſer Fahrzeuge kam im Jahre 1708 von der Inſel Juan Fernandez mit einer Ladung Seekrebſe und mit einem Menſchen zurück, der in Ziegenfell gekleidet war und ein gar wildes Ausſehen hatte. Dieſer Menſch war ein Schottländer, Namens Alexander Selkirk. Er war Bootsmann auf einem Schiffe geweſen und vor vier Jahren und vier Monaten auf der Inſel Juan Fernandez zurückgelaſſen worden.

Er hatte einen Streit mit ſeinem Hauptmann gehabt und verlangte, an das Land geſetzt zu werden. Er hatte ſeine Kleider und Bettlade, eine Flinte, ein Pfund Pulver, Kugeln, Tabak, ein Beil, ein Meſſer, einen Keſſel, eine Bibel und andere Erbauungsbücher, Seekarten und einige mathematiſche Werkzeuge mit ſich genommen. Er vertrieb ſich die Zeit, beſchäftigte und verſorgte ſich ſo gut er konnte. Die erſten acht Monate koſtete es ihn große Ueberwendung, Herr über ſeine Schwermuth und über den fürchterlichen Gedanken zu werden, ſich ſo ganz allein an einem wüſten Orte zu wiſſen.

Er baute ſich jedoch zwei Hütten von Pimentoholz, deckte ſie mit langem Graſe und fütterte ſie mit Fellen wilder Thiere aus. So lange ſein Pulver dauerte, ſchoß er dieſelben, ſo oft er welche nöthig hatte. Als das Pulver aber beinahe verbraucht war, verſchaffte er ſich Feuer, indem er zwei Stücke Pimentoholz ſchnell an einander rieb. Die kleinere Hütte diente ihm zur Küche; in der größeren ſchlief er. Er beſchäftigte ſich mit Leſen, Pſalmſingen und Beten, ſo daß er ſelbſt ſagte, er ſei in ſeiner Einſamkeit ein beſſerer Chriſt geworden, als er je geweſen war.

Anfangs aß er theils aus Gram, theils weil es ihm an Brod und Salz gebrach, nicht eher, als bis ihn der Hunger dazu zwang; er ging auch nicht eher zu Bette, als bis er nicht länger mehr ſich wach erhalten konnte. Das Pimentoholz, das ſehr hell brennt, verſchaffte ihm zugleich Feuerung und Licht, und ſein Wohlge ſtärkte und erquickte ihn.

Fiſche hätte er im Ueberfluß haben können, aber aus Man an Salz konnte er ſie nicht eſſen. Er aß aber Flußkrebſe, wel ſehr groß und wohlſchmeckend waren. Seine Speiſen bereitete gewöhnlich auf dem Roſte gebraten; aus Ziegenfleiſch kochte ſeine Brühen. Während ſeines Aufenthalts auf der Inſel will mehr als 500 Ziegen getödtet haben. Die er lebendig fing, l er wieder laufen, nachdem er ihnen zum Zeichen die Ohren a geſchlitzt hatte.

Ein ſpäterer engliſcher Reiſender, der Admiral Georg Anſ welcher auf der Inſel Juan Fernandez landete, hat noch eine al Ziege vorgefunden, welche aufgeſchlitzte Ohren hatte.

Am 28. November.

Ich will heute in der Geſchichte Selkirks fortfahren.

Um das Pulver zu ſchonen, fing er die Ziegen im Lauf Seine Lebensart und ſeine beſtändige Bewegung hatten ihn behende gemacht, daß er mit wunderbarer Geſchwindigkeit dur Wälder und auf Hügel und Felſen rannte, welches die Englände die ihn befreiten, in großes Erſtaunen ſetzte. Sie hatten eine Hund, den ſie nebſt einigen ihrer ſchnellfüßigſten Leute mit Selkirk auf den Ziegenfang ausſchickten; aber er gewann Allen de Vorſprung ab, machte Hunde und Menſchen müde, fing die Ziegen und brachte ſie auf dem Rücken getragen. Seine Geſchwindigkeit in der Verfolgung eines ſolchen Thieres hätte ihm einmal wie er ſelbſt erzählte, bald das Leben gekoſtet. Er ſetzte einſt eine Ziege ſo hitzig nach, daß er ſie am Rande eines Abgrundes haſchte, den Abgrund aber nicht gewahr wurde, weil er mit Geſträuchen verwachſen war. Er ſtürzte mit der Ziege eine gewaltige Höhe hinab und war ſo zerſchlagen vom Falle und ſo betäubt, daß er alle Beſinnung verlor; als er wieder zu ſich ſelbſt kam, fand er die Ziege todt unter ſich liegen. Er konnte ſich 24 Stunden nicht von der Stelle bewegen, und war kaum vermögend, bis nach ſeiner Hütte zu kriechen, die ungefähr eine engliſche Meile davon lag. Es dauerte zehn Tage, bis er auszugehen im Stande war.

Endlich brachte ihn die Gewohnheit dahin, daß ihm ſeine Speiſen auch ohne Salz und Brod ſchmeckten; er hatte beſtändig einen Vorrath von Rüben, die wahrſcheinlich von der Mannſchaft eines Schiffes, die einſt hier landeten, geſäet worden waren. Dieſe Pflanzung erſtreckte ſich über einige Aecker. Guten Kohl erhielt er von den Palmen, die ihn tragen, und ſeine Gerichte würzte er mit der Frucht des Pimentobaums, die dem Pfeffer ähnlich iſt, aber aromatiſcher ſchmeckt.

Seine Schuhe und ſeine Kleidung wurden durch das beſtändige Umherſtreifen durch Wälder und Gebüſche ſehr zerriſſen. Aber ſeine Füße härteten ſich ſo ſehr ab, daß er über ſpitzige Steine und Dornen ohne Beſchwerde laufen konnte, und daß es ihm, als er wieder zu den Engländern kam, ſchwer wurde, ſich wieder an Schuhe zu gewöhnen. Die Füße ſchwollen ihm an, ſobald er weiche anzog.

Nachdem er Meiſter ſeiner Schwermuth geworden war und angefangen hatte, das Unvermeidliche zu ertragen und ſich in ſein Loos zu fügen, da unternahm er auch Allerlei, was ihn zu unterhalten im Stande war. Er ſchnitt den Namen und das Jahr ſeines Exils in die Bäume, zählte an hellen Abenden die Sterne, erfand neue Werkzeuge und ſuchte ſeine Bequemlichkeit ſo viel als möglich durch allerlei Hülfsmittel zu vergrößern.

Anfänglich waren die Ratten, von denen die Inſel wimmelte, ſeine größte Plage. Sie waren vielleicht mit Schiffern auf die Inſel gekommen und hatten ſich hier ungeheuer vermehrt. Sie benagten ihm nicht nur ſeine Kleider, ſondern auch, wenn er ſchlief, ſogar die Füße. Endlich fiel er darauf, einige von den Katzen, welche ebenfalls durch Schiffer an's Land gekommen waren, mit Ziegenfleiſch zu füttern, wodurch er ſie ſo zahm machte, daß ſie ſich zu Hunderten um ihn verſammelten und ihn bald von den Ratten befreiten. Einige Katzen und junge Ziegen richtete er auch ab zu tanzen, wenn er ihnen vorſang, und ſo brachte er es endlich durch ſeine natürliche Aufgeräumtheit und Munterkeit, da er erſt zwanzig Jahre alt war, ſo weit, daß er alle Unannehmlichkeiten ſeiner Einſamkeit überwand und ruhig und zufrieden wurde.

Am 29. November.

Heute ſollt Ihr den Schluß von Selkirks Geſchichte hören.

Als Selkirks Kleider abgetragen waren, machte er ſich ein Wamms und eine Mütze aus Ziegenfellen, welche er vermittelſt kleiner, aus eben den Fellen geſchnittener Riemchen zuſammennähte. Ein Nagel war ſeine Nadel. Als ſein Meſſer bis an den Rücken abgenutzt war, verfertigte er ſich andere Meſſer aus den eiſernen Reifen, welche am Ufer lagen, und die er dünne hämmerte und auf Steinen wetzte, damit ſie ſcharf würden. Aus etwas leinenem Zeuge, welches er bei ſich hatte, nähte er ſich mit ſeinem Nagel Hemden; die Fäden dazu zog er aus ſeinen Strümpfen. Als ihn die Engländer auf der Inſel fanden, trug er ſein allerletztes Hemd.

Aus Mangel an Uebung hatte er ſeine Sprache ſo verlernt, daß man ihn kaum verſtehen konnte, als er an Bord kam. Es war, als ob er die Worte nur halb ausſpräche. Man bot ihm Branntwein an; er wollte ihn aber nicht koſten, weil er ſich fürchtete, daß er ihm ſchaden möchte, da er bisher nichts als Waſſer getrunken hatte. Ebenſo verging einige Zeit, bis daß die engliſch zubereiteten Schiffsſpeiſen ihm wieder ſchmecken wollten.

Außer den bekannten, auf der Inſel wachſenden Früchten, hatte er auch mehrere von den hohen Felſen und Bergen ſich heruntergeholt, wie z. B. eine Art ſchwarzer Pflaumen, von großem Wohlgeſchmacke. Eine von den Pflanzen hatte einen ſo angenehmen, herzſtärkenden Geruch, daß die Schiffsleute, denen Selkirk ſie zeigte, dadurch ihre Kranken an Bord erquickten und ihre Geneſung beſchleunigten.

Es war jedesmal im Julius, wenn Selkirk Schnee und Eis erblickte; dieß war die Winterszeit in jenen Gegenden. Ueber alle Beſchreibung angenehm waren die Monate September, October und November. Die Luft war dann von Wohlgerüchen erfüllt, und die Thiere, die er jagte, waren dann auch am fetteſten und ſchmackhafteſten.

Als Selkirk in England angelangt war, ſchrieb er ſeine Erlebniſſe nieder, ſo gut er es vermochte, und übergab ſie ſodann einem Manne, der Daniel Defoe hieß. Dieſer ſchrieb aus dieſen Denkwürdigkeiten die Geſchichte des Robinſon Cruſoe, eins der berühmteſten Bücher, die jemals geſchrieben worden ſind. Der große Reiz, der in dieſem Buche liegt, beſteht hauptſächlich darin, zu ſehen, wie der Menſch allein und auf ſeine eigene Kraft beſchränkt, dennoch im Stande iſt, Gefahren und Beſchwerlichkeiten zu überwinden und aus ſich ſelbſt die Mittel zu erſchaffen, ſeine nothwendigen Bedürfniſſe zu befriedigen. Was Ihr heute aus der Geſchichte des Alexander Selkirk erfahren habt, das tritt noch deutlicher aus der ihm nachgebildeten Erzählung hervor, die den

Titel „Robinſon Cruſoe“ führt. Leſet dieſes Buch, es wird Euch nicht nur auf das Angenehmſte unterhalten, ſondern Ihr werdet auch manche gute Lehre daraus entnehmen können.

Am 30. November.

Vorüber ſind die ſchönen Tage; der Abend bricht früh herein; kalte Nebel umhüllen die Gegend, Schneeflocken rieſeln mit Regen vermiſcht hernieder, die Bäume ſtehen entlaubt und ſchwarz; ſchwarz und grau iſt die Schöpfung; das Herz des Menſchen ſcheint träger zu ſchlagen, und den Geiſt umziehen trübe Gedanken. —

Welch ein Unterſchied! Wie ſchön war Alles noch vor wenigen Wochen! Wie belebt die Luft, das Gezweige, das Erdreich, das Gewäſſer! Wo iſt ſie hin, dieſe Welt des Lebens? Die Vögel ſind nach Süden gezogen, die Inſekten ſchwemmten Regengüſſe fort, die Würmer ſtarben mit den Pflanzen, die ihnen Nahrung gaben, das Wild zog ſich in ſeine Höhlen zurück; die rauhe Jahreszeit kam und mit ihr Trauer über die Schöpfung. —

Damit dieſe äußere Trauer nun aber nicht zu ſehr überhand nehme und den Menſchen ganz und gar niederbeuge, ſtrömt es wie Frühlingsodem gar wunderbar von oben her, und eine hehre Stimme ruft uns zu, daß Er gekommen, der der Welt das Heil gebracht.

Am heutigen Tage iſt der erſte Advent. Die Adventſonntage werden die vier Sonntage genannt, welche dem heiligen Weihnachtsfeſte, dem Geburtsfeſte unſeres Herrn und Heilands, vorangehen. Das Wort Advent kommt aus dem Lateiniſchen, und bedeutet Ankunft. Dieſe Benennung bezieht ſich auf die Erſcheinung Chriſti; dieſe drei oder vier Wochen vor Weihnachten ſollen auf die Ankunft des Herrn vorbereiten. Es ſollen während dieſer Zeit alle geräuſchvollen, öffentlichen Luſtbarkeiten eingeſtellt ſein; man ſoll ſich ja vorbereiten auf ein zwar freudiges, aber zugleich auch feierliches Ereigniß. In den katholiſchen Staaten beginnt bereits am 25. November, dem Tage der heiligen Katharina, die ſtille Vorfeier des Weihnachtsfeſtes. Das Volk in Oeſterreich und Baiern kennt den Spruch:

Sanct Kathrein
Stellt Muſik und Tanz ein.

In der That wird am Katharinentage gewöhnlich der Tanzboden von Vornehmen und Geringen beſucht, um noch einmal vor der langen ſtillen Zeit ſich dem geliebten Frohſinn zu überlaſſen. Erſt am 6. Jannar, dem Tage der heiligen drei Könige, beginnt die Luſtigkeit wieder zu herrſchen.

So wollen denn auch wir, nicht kopfhängeriſch oder gar von einem falſchen Begriffe der Frömmigkeit geleitet, in dieſen Abſchnitt des Jahres treten, ſondern wir wollen blos geſammelter und aufgeregt zum Guten uns dem großen Feſte nahen.

Am 1. December.

Die Satzungen der Kirche erheben den Geiſt durch ihre Größe und berühren die Seele in ihren Tiefen.

Die Taufe iſt das erſte Sakrament, welches die Religion dem Menſchen ertheilt. Die Taufe mahnt uns an die Verderbtheit, die uns bei der Geburt ſchon umgibt, und an die Gefahren, die den Neugebornen in dieſer Welt erwarten; ſie ſoll uns ferner daran mahnen, daß unſere Fehler auf unſere Kinder übertragen werden, und dieſe Lehre allein ſchon müßte die Tugend unter den Menſchen ja überall heimiſch machen.

Blicket dorthin! ein Säugling wird über den Taufſtein gehalten; eine Familie, von Freude durchdrungen, umgibt ihn. Für ihn ſagt ſie ſich von der Sünde los, ſie gibt ihm den Namen ſeines Pathen oder ſeines Ahnherrn, die durch dieſe Wiedergeburt der Liebe gleichſam neu in's Leben treten und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortleben. Wie der Vater ihn mit Inbrunſt wieder in ſeine Arme ſchließt! Er will ihn der Mutter hintragen, die noch ſchwach in ihrem Bette, ungeduldig die Schläge der Kirchenglocke zählt, welche die feierliche Handlung der Taufe begleitet. Jetzt drängt ſich Alles um das Bett der Mutter; Thränen der Rührung, wie ſie nur die Religion einflößt, ſieht man aus den Augen rinnen; der Name des Neugebornen, es iſt ja auch der Name des Pathen, geht von Mund zu Munde. Die freudigſte Hoffnung knüpft ſich daran; er wird ſo werden, er, den wir über die Taufe hielten, wie der, deſſen Namen er erhielt und der ein Ehrenmann iſt.

Dieß iſt ein Bild, wie es uns ſchon beim Lebensanfange, der Eintritt in die Gemeinde der Chriſten, darſtellt; der Sohn der Könige in den Purpurwindeln, und der Sohn des Bettlers in elende Lumpen gehüllt, tritt auf gleiche Weiſe in die große Gemeinſchaft ein.

Am 2. December.

In dem Alter von zwölf Jahren, im Lenze des Jahres, wird der Bund zwiſchen dem jugendlichen Menſchen mit ſeinem Schöpfer geſchloſſen. Nachdem die Chriſtenheit den Tod des Erlöſers beweint hatte, nachdem die Finſterniß verſchwunden war, welche die Erde bedeckte, erhob ſich die Gemeinde aus den Banden des Schmerzes, die Glocken erſchallten wieder, die Hüllen der Altäre verſchwanden, ein Laut der Freude, das Hallelujah, ertönte in den Gewölben der Kirche.

Junge Mädchen, in weißes Linnen gekleidet, Knaben, mit Laub bekränzt, wandeln dahin, ihr Weg iſt beſtreut mit den erſten Blumen des Jahres; ſie gehen in den Tempel und ſingen heilige Lieder; ihre Eltern folgen ihnen, und Chriſtus ſelbſt ſenkt ſich auf den Altar hernieder, um die reinen Herzen zu erquicken. Zum erſten Male wird ihnen das Abendmahl gereicht. Wie himmliſch rein erſcheint dieſes Opfer im Vergleich mit den blutigen Opfern der alten Welt. Die unermeßliche Tiefe der ewigen Religion, wie vermiſcht ſie ſich doch mit den ſanfteſten und heiterſten Eindrücken! Die Natur erſteht wieder zum Leben mit ihrem Schöpfer, und der Engel des Frühlings ſelbſt öffnet ihr die Pforten des Grabes. Das Alter Derjenigen, die das Abendmahl zum erſten Male genießen, ſtimmt mit dem Alter des Jahres, das ſeinen Frühling feiert, vollkommen überein. Das Brod und der Wein verkündigt die baldige Reife der Früchte der Felder, und ſo ſteigt Gott in die Seelen der Kinder, um ſie fähig zu machen, dereinſt Früchte zu tragen, wie er im Lenze ſich in den Schooß der Erde hinabſenkt, damit ſie Blüthen treibe und ihre Reichthümer entfalte.

Das Abendmahl predigt Euch Moral, denn rein müßt Ihr ſein, um es zu empfangen; es iſt das Opfer der Gaben der Erde, das wir dem Schöpfer darbringen, allein es erinnert auch zugleich an die erhabene und rührende Geſchichte des Menſchenſohnes. Das Abendmahl verewigt das Gedächtniß an den Sündenfall, an unſere Wiedergewinnung des Heils und an unſere Vereinigung mit Gott.

Am 3. December.

Kein ſchöneres Bild, keinen richtigeren Begriff erlangen wir von der wahren chriſtlichen Liebe, als wenn wir das Wirken der barmherzigen Schweſtern betrachten. Tag für Tag ſind ſie bemüht, dem Zwecke nachzuſtreben, der ihnen von dem edlen Stifter des Ordens geſetzt wurde. Man ſieht ſie überall bereit, den Leidenden und Unglücklichen ihre Hülfe zu bringen und Kinder auf den Weg des Guten zu leiten. Von der Welt und ihren Freuden zurückgezogen, iſt ihre Erſcheinung die eines troſtreichen Engels.

Zwar ſehen ſie zu jeder Stunde ſchwere Leiden, allein dennoch verlieren ſie nicht das Mitgefühl dabei; ſtets wiſſen ſie ihrer Hülfeleiſtung die rührendſte Sorgfalt, den ſanfteſten Troſt beizumiſchen. Die barmherzige Schweſter iſt nicht blos eine Krankenwärterin, ſie iſt eine Tröſterin, eine Vermittlerin, ſie begreift den edlen Beruf, dem ſie ſich hingegeben, den ſie mit aufopfernder Liebe ergriffen, und zu dem ſie einen unerſchöpflichen Quell von Mitleid und Menſchlichkeit nöthig hat. Sie kümmert nicht, weß Glaubens der Leidende ſei, den ſie in ihrem Kloſter aufnehmen; ſie wiſſen nichts von ſeinem Leben, von ſeinen Tugenden und Laſtern; deſſen bedürfen ſie nicht. Er leidet, er iſt hülfsbedürftig, das iſt ihnen genug: ſie müſſen ihm helfen, ihn unterſtützen. Welch' ein Unterſchied iſt nicht zwiſchen der Liebe, welche die andern Weltmenſchen für ihren Nächſten hegen, und der dieſer frommen Schweſtern für ihren Nebenmenſchen. Sie iſt eben ſo groß als rührend, denn ſie erſtreckt ſich über die ganze Menſchheit.

Am 4. December.

Beim Anblick des Grabes, dem geheimnißvollen Thore der andern Welt, entfaltet das Chriſtenthum ſeine ganze Erhabenheit. Die alten Völker betrachteten die Aſche der Todten als heilig, allein ſie dachten nicht daran, die Seele vorzubereiten zu der großen Reiſe, von der Niemand zurückkehrt.

Tretet her, meine Kinder, und freuet Euch des ſchönſten Schauſpiels, das die Erde Euch bieten kann: ſehet einen Gläubigen ſterben.

Der Menſch gehört dieſer Welt nicht mehr an, alle ſeine Verhältniſſe mit der Geſellſchaft ſind aufgehoben und zerriſſen. Die

Zeit hat für ihn aufgehört, und die Ewigkeit beginnt. Der Prieſter, der zu Häupten ſeines Bettes ſitzt, tröſtet ihn. Er ſpricht mit ihm von ſeiner Seele, und der ärmſte Chriſt, der auf elendem Strohlager ſeinen Geiſt aufgibt, liefert in ſolchem Falle das Bild der Erhabenheit.

Endlich iſt der letzte Augenblick erſchienen; die heilige Religion wiegte den Säugling in der Wiege des Lebens, und ihre ſegnende Mutterhand wird ihn auch in der Wiege des Todes einſchläfern. Der Tod iſt dem Chriſten eine zweite Geburt. Im Tode werden die Täuſchungen und Mühen dieſes Lebens gegen die wahren und unſterblichen Güter eingetauſcht, der Tod zerſtört das zeitliche Leben; das zukünftige Leben aber beſiegt den Tod.

Die Seele, welche dem Körper entflieht, wird ſichtbarer in den Zügen des Verſcheidenden; ein ruhiges Lächeln malt ſich auf ihnen; denn er ſieht bereits ahnend die unendliche Freude, die ihn erwartet. Er vernimmt die Stimmen der Seligen, und die Hoffnung, die himmliſche Tochter der Tugend, zeigt ihm den Weg.

Aber der Engel des Friedens ſenkt ſich zu dem Gerechten und berührt mit ſeinem goldenen Scepter ſeine ermüdeten Augen. Er ſtirbt, allein die Freunde, die ſein Lager umſtehen, harren noch immer auf ſeinen letzten Seufzer; er iſt geſtorben, und ſeine Freunde harren noch immer ſchweigend; denn ſie glauben, daß er nur ſchlafe, ſo ſanft war ſein Verſcheiden.

Am 5. December.

Während der Menſch lebt, während die Seele im Körper eingeſchloſſen iſt, kann ſie die Wahrheit nur durch die ſtumpfen Sinnesorgane erkennen, und ihr Flug iſt gehemmt durch die Schwere der vergänglichen Maſſe, die ſie umgibt; allein in jenem ernſten Augenblicke, wo der Menſch ſtirbt, beginnt die Seele ſich erſt zu fühlen, ihre ganze Kraft und Empfindung zu entfalten, wie ein Gefangener, der plötzlich ſeine Ketten abſtreift. Der Menſch lebt nur halb während ſeines ſterblichen Lebens; im Tode erſt erwacht der Menſch zu ſeinem wahren Leben.

Ja! wer es darſtellen könnte das Entzücken der Seele in dem Augenblick, wo ſie dem Schatten der Sterblichkeit entflohen, zum erſten Male einen Strahl des ewigen Lichtes ſchaut, jene unſichtbare Welt, die unzählige Menge neuer Erſcheinungen, die himmliſchen Geiſter, die Engel der Finſterniß, alle die Seelen, die ihr vorangegangen ſind in die Ewigkeit; wenn ihr alle Wahrheit offen erſcheint, ſowohl die, welche ſie hienieden ſchon eingeſehen, oder die, welche nur der Glaube ihr offenbarte; wenn ſie endlich die Majeſtät des höchſten Gottes wahrnimmt, ſeine Gerechtigkeit, ſeine Huld, ſeine Macht und ſeine Unendlichkeit! Wenn ihr aller Zwieſpalt der Menſchen klar wird, alle Geheimniſſe enthüllt und der Schleier von den Augen geſunken iſt. Die Seele glaubet dann nicht mehr, ſie erkennt; Gott iſt ihr nicht mehr ein Räthſel, das ſie durch Wolken erblickt, ſondern ſie ſieht ihn von Angeſicht zu Angeſicht, ganz wie er iſt.

Wie himmliſch muß die Empfindung ſein, wenn die von dem Kampfe des Todes noch bange — erregte Seele den Gott ſieht, den ſie geglaubt, ehe ſie ihn geſehen; der Gegenſtand ihrer Liebe und das Ziel ihrer Hoffnung. Nicht fremd iſt ſie hier mehr; ihre guten Werke ſind ihr vorangegangen.

Allein die Seele, welche an dieſe Zukunft nicht glaubte, oder ſich nie mit dem Gedanken an ſie beſchäftigte, gelangt nun erſt bei ihrem Eintritte in die Ewigkeit zu dem Erkenntniß, daß Alles, was das Streben ihres Lebens ausmachte, Reichthum, Ehre, Vergnügen, eitel und nichtig war.

Darum, Ihr, die Ihr noch im Sonnenlichte wandelt, bedenket, daß die Tage fliehen, und daß Ihr ſchnell aus Eurem gegenwärtigen Zuſtande zu einem neuen Daſein berufen werdet könnt. Hänget darum nicht zu ſehr an den kleinlichen Erſcheinungen, die vorübergehend ſind und nur dieſer Zeitlichkeit angehören!

Am 6. December.

Der Tod iſt für den Gerechten das Ende ſeiner Kämpfe und ſeiner Mühen; für den Gottloſen iſt er die unerbittliche Klippe, an welcher ſein Glück und ſeine Hoffnung ſcheitern. Der Gerechte ſtirbt, um glorreich zu erſtehen; der Ungläubige ſtürzt in ewige Nacht, aus der er niemals wieder erſtehen wird.

Wie ſchmerzlich iſt der Augenblick des Sterbens für den Unglücklichen, der ſich nicht zu dem Glauben aufſchwingen konnte an die Ewigkeit! Indem er ſeine Angehörigen verläßt, verläßt ihn auch die Hoffnung, ſie ferner zu lieben; und in jenem Abgrund, dem er zuſtürzt, ſoll er weder Zärtlichkeit noch Theilnahme finden.

Die keinen Glauben beſitzen, ſehen ſich in das Leben geworfen durch Zufall, durch Zufall begegnen ſie Andern; der Tod erſcheint ihnen wie ein Schiffbruch, der Alles, ſelbſt die Hoffnung verſchlingt.

Der Gläubige weiß, daß er nicht ſtirbt; der Tod iſt die Feier ſeiner Wiedergeburt: Er wird ewig leben. Während Alles um ihn weint und klagt, herrſchet Friede in ſeinem Herzen, weil der Glaube ſeinem Schmerze alle Tröſtungen der Hoffnung beigeſellt. Er trocknet die Thränen ſeiner Familie und ſeiner Freunde, die um ihn fließen; der Freund kräftigt den Freund; das Kind tröſtet die Mutter; der Vater ermahnt die Kinder und belebt ihre Standhaftigkeit. Für Alle, welche Liebe im Herzen tragen, iſt unſere Religion unſchätzbar, weil ſie lehrt, daß die, ſo ſich lieb haben, ſich in Wahrheit nie trennen.

Die guten Werke, die uns in die Ewigkeit folgen, bahnen uns den Weg zum Throne Gottes, des Gottes, der in uns ſein Ebenbild erkennt. Nicht das ſtrenge Auge des Richters, die Arme des liebenden Vaters erwarten uns!

Am 7. December.

Karl IX., König von Frankreich, der im Jahr 1550 geboren wurde, war in ſeiner Jugend nicht ohne gute Anlagen. Allein zu jung nach dem Tode ſeines Vaters auf den Thron berufen, war er ein Spielball in den Händen ſeiner ränkeſüchtigen Mutter, der alten Königin Katharina von Medicis, und dieſer Umſtand befleckte ſeine Regierung mit einem furchtbaren Ereigniß, welches in der Geſchichte unter dem Namen der Pariſer Bluthochzeit bekannt iſt. Die Proteſtanten, welche mit den Handlungen der Königin Katharina von Medicis unzufrieden waren, empörten ſich gegen ſie, und es entſtand ein Bürgerkrieg, in dem die Proteſtanten oder Hugenotten unterlagen. Die Folge war, daß Katharina die Ausrottung ſämmtlicher Proteſtanten beſchloß, und ihren Sohn dazu vermochte, einen Befehl zu ertheilen, ſie alle zu ermorden. Dieß geſchah zur Zeit der Vermählung Heinrichs III. mit Margaretha von Valois, am 24. Auguſt 1572, in der Nacht des Bartholomäustages. Auf ein gegebenes Zeichen ging das Metzeln der Proteſtanten in allen Häuſern, in allen Gaſſen und auf allen Plätzen ohne Erbarmen vor ſich. Karl IX. ſelbſt ließ ſich von ſeinen Schützen die geladenen

Büchſen reichen und ſchoß aus einem Fenſter des Louvre, das man noch jetzt zeigt, die aus ihrer Häuſern fliehenden Proteſtanten mit eigener Hand nieder.

Allein gleich nach dieſem Ereigniß fiel er in eine Krankheit, die ihn nach zwei Jahren vollkommen aufgezehrt hatte, ſo daß er in einem Alter von 24 Jahren ſchon ſtarb.

Als ſich ſeine letzte Stunde nahte, war ſeine Amme bei ihm, ſie war ſelbſt eine Hugenottin, allein der König hatte ſie dennoch ſehr lieb. Sie ſaß auf einem Stuhle an ſeinem Bette, und war eben im Begriffe, einzuſchlafen, als ſie den König klagen, ſeufzen und weinen hörte, worauf ſie ſich leiſe ihm näherte und den Vorhang aufzog. Der König weinte ſo ſtark, daß er vor Schluchzen faſt nicht ſprechen konnte.

„Ach, beſte Amme, überall ſehe ich nichts als Blut und Mord; ach, wäre ich doch nicht ſo böſem Rathe gefolgt! Großer Gott vergib mir, was ſoll ich thun, ich ſehe wohl, daß ich verloren bin.“ So rief er einmal über das Andere.

Worauf die Amme ſprach: „Gnädiger Herr, Alles falle auf die, ſo Euch verleitet haben. Da Ihr nie Eure Einwilligung gegeben habt und die Gräuelthat bereuet, ſo glaubt auch, daß Gott Euch Alles verzeihen werde.“ Hierauf bat ſie den König, ſich zu beruhigen, und holte ihm ein friſches Tuch, weil das Seinige ganz durchnäßt von Thränen war. Der König nahm ſie hierauf bei der Hand und bat ſie, ſchlafen zu gehen und auch ihn ruhen zu laſſen.

Auf ſolche Weiſe ſtarb dieſer König, der ſeine eigenen Unterthanen aus dem Fenſter erſchoß, der auf dem Todtenbette ſeine Mordthaten bereuete, der, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, von aller Welt verlaſſen, nur allein von ſeiner alten Amme getröſtet und gepflegt wurde, die eine Hugenottin war. Iſt das nicht ein ergreifendes Beiſpiel von dem Verſchwinden aller Größe und Macht in der Welt, in jenem großen Augenblicke, wo der König und der Bettler abberufen wird, um vor den ewigen Richter zu treten und Zeugniß ſeiner Handlungen abzulegen? —

Am 8. December.

Nachdem wir uns jetzt mehrere Tage mit tief ernſten Betrachtungen beſchäftig haben, will ich Euch heute wieder zur Abwechslung eine Geſchichte erzählen, aus der Ihr Euch hoffentlich manche Lehre ziehen werdet.

Walther, ſo hieß ein angeſehener Kaufmann in Altona, hatte ſchon in ſeinen jüngeren Jahren ſein Handlungshaus gegründet und es nach und nach in einen blühenden Ruf gebracht. Er war Vater einer zahlreichen Familie, die er mit Strenge behandelte; denn er war ſehr jähzornig, und es gelang nur ſelten ſeiner Gattin, welche ſanft wie ein Engel war, ihn von heftigen Ausbrüchen zurückzuhalten und ſeine böſe Laune zu feſſeln.

Walthers älteſter Sohn hieß Leonhard. Er war ein gut gearteter Knabe, allein er hatte eines jener feurigen Temperamente, die der Hand eines weiſen Erziehers willig folgen, aber gegen eine willkührliche und leidenſchaftliche Gewalt ſich hartnäckig auflehnen. Es war daher nicht anders möglich, als daß häufige Wortwechſel zwiſchen dem Sohn und Vater entſtanden, deſſen ungeſtüme Härte ihn zu einem Widerſtande reizte, der ſich zuletzt nicht mehr bändigen ließ.

Dieſe unſeligen Zwiſtigkeiten wurden täglich ernſter; beſonders nachdem Leonhard in das Alter getreten war, deſſen wilde Hitze keinen Zaum mehr duldet, wenn er nicht von einem geſchickten und geliebten Führer aufgelegt wird. Der Jüngling hatte ſein achtzehntes Jahr angetreten, als einſt nach einem heftigen Zanke ſein Vater voll Unwillen und Wuth über die Unmöglichkeit, ihn zum Gehorſam zu zwingen, ihn aus dem Hauſe ſtieß und ihm unter ſchrecklichen Drohungen verbot, jemals wieder vor ſeinen Augen zu erſcheinen.

Leonhard war zu ſtolz, als daß er ſeinen Vater um Gnade gebeten, und zu leichtſinnig, als daß er die Folgen dieſes Trotzes eingeſehen hätte. Von Allem entblößt, aber mit jener Zuverſicht erfüllt, die auf das Gefühl ſeiner Kraft und ſeines Muthes gegründet war, verließ er augenblicklich ſeine Vaterſtadt und floh nach Hamburg, wo er ſich glücklich ſchätzte, einen ſegelfertigen Kauffahrer anzutreffen, mit dem er nach Kopenhagen überſetzte. Hier irrte er einige Tage hilflos am Hafen umher, bis ihm endlich gelang, die Aufmerkſamkeit eines Schiffers auf ſich zu ziehen, der im Begriffe ſtand, eine Reiſe nach der weſtindiſchen Inſel St. Croix anzutreten, die bekanntlich der däniſchen Krone unterworfen iſt.

Leonhard entdeckte dem Schiffskapitän ſeinen Namen und die Urſache ſeiner Flucht, und hörte nicht auf mit Bitten und Flehen, bis daß der Schiffer, von ſeiner Entſchloſſenheit gerührt, ihn an-

Bord nahm und ihm verſprach, auf den Fall ſeines Wohlverhaltens für ſein Glück zu ſorgen.

So heftig nun auch Vater Walther gegen den Jüngling aufgebracht war, ſo that ihm der Vorfall doch leid, und er bereuete es nur zu ſehr, daß ſein Sohn ihm dießmal ſo pünktlich gehorcht hatte. Die arme Mutter grämte ſich noch mehr als der Vater. Blos die Liebe zu ihren übrigen Kindern vermochte ſie am Leben zu erhalten.

Am 9. December.

Heute will ich nun mehr in der Geſchichte Leonhards fortfahren.

Aller Nachforſchungen ungeachtet, konnte man nur über Leonhards Abreiſe von Hamburg einige Erkundigungen einziehen; über ſein ferneres Schickſal erfuhr man nichts. Der Kummer, der den Eltern aus dieſer Ungewißheit erwuchs, wurde bald noch durch widrige Zufälle vergrößert. Unerwartete Bankerotte, wiederholte Einbußen, und beſonders eine koſtſpielige Unternehmung, die wegen eines Zwiſtes fehlſchlug, der ſich zwiſchen Walthern und ſeinen Mitgenoſſen erhoben hatte, erſchütterten allmählig ſeinen Wohlſtand und richteten ihn endlich zu Grunde. Nach einer Reihe von Unfällen und vergeblichen Verſuchen, ſich wieder aufzuhelfen, ward er genöthigt, aus dem Lande zu entweichen und fortan in Armuth mit ſeiner Familie ſeine Tage hinzubringen.

Indeß verſchaffte Walthers Unglück ihm einen Vortheil, der nicht zu theuer erkauft werden kann; ſein Charakter wurde nach und nach ſanfter; er lernte ſeine Leidenſchaften bezwingen, um das Elend ſeiner Gattin und ſeiner Kinder zu lindern.

Während dieſes Zeitraums hatte Leonhard alle Wechſelfälle des Glücks erfahren. Seine erſte Fahrt war unglücklich; der Schiffskapitän, deſſen Liebe er ſich durch ſeinen thätigen Geiſt und durch ſein offenes Weſen in kurzer Zeit erworben hatte, ſtarb auf der See. Der verlaſſene Jüngling landete ohne Geld, ohne Freunde und Beſchützer auf der Inſel St. Croix. Er wäre verhungert, wenn nicht ein reicher Kaufmann ihn aus Mitleid in ſein Haus aufgenommen hätte. Nachdem er des jungen Menſchen Geſchicklichkeit und Treue erprobt hatte, trug er kein Bedenken, ihn in ſein Geſchäft einzuführen.

Der Scharfblick, der Fleiß und die Ordnungsliebe Leonhards ſprachen ſo ſehr zu ſeinem Vortheile, daß ihm nach und nach die wichtigſten Geſchäfte anvertraut wurden. Waldemar, ſo hieß ſein Wohlthäter, ſchickte ihn mehrmals nach den franzöſiſchen Antillen und in die nordamerikaniſchen Staaten. Hier beſorgte er ſeine Aufträge mit ſo vieler Geſchicklichkeit, daß er ſeinem Hauſe unermeßliche Vortheile zuwendete und endlich durch einen Antheil an dem Geſchäfte belohnt wurde. So öffnete das Glück ihm eine Laufbahn, auf welcher er täglich neue Fortſchritte machte, ſo daß ſich ſein Gewinn bald vermehrte.

Der Eindruck, den die Verbannung aus dem väterlichen Hauſe in ſeiner Seele zurückgelaſſen hatte, die Nothwendigkeit, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen, und der Strudel der Geſchäfte unterdrückten bei ihm lange Zeit die kindlichen Gefühle und ſchienen ſie ſogar völlig ausgelöſcht zu haben. Das väterliche Dach ſtellte ſich ihm nur als der Schauplatz einer grauſamen und unverdienten Züchtigung dar. Nach und nach aber erwachte die Stimme der Natur und zeigte es ihm unter einer minder empörenden Geſtalt; die Länge der Zeit und eine glückliche Lage beſänftigten ſein aufgebrachtes Herz; das Andenken an die unbegrenzte Güte ſeiner Mutter, an die Spiele und Liebkoſungen ſeiner Geſchwiſter, erweckten in ihm ſanftere Gefühle.

Als nun Leonhard über ſich ſelbſt nachdachte, fing er an, die Strenge ſeines Vaters zu entſchuldigen und ſeine eigene Halsſtarrigkeit zu mißbilligen. Die brauſende Hitze der erſten Jugend hatte bei ihm der reiferen Ueberlegung Platz gemacht; er hatte gelernt, welche Pflichten er gegen ſeine Eltern hatte.

Die ſanften Rührungen, die in ſeiner Kindheit eine geliebte Mutter in ihm erregt hatte, die tiefen Eindrücke, welche die ſeltſamen Begebenheiten ſeines Lebens in ihm machten, erfaßten ihn ſo mächtig, daß er ſich entſchloß, allen Ausſichten zu entſagen, die ſeine Lage ihm zur Vermehrung ſeines Reichthums darbot. Er verwandelte ſeine Baarſchaften in ſichere Wechſel und ſchiffte nach Kopenhagen zurück, wo er ſie gegen andere auf Hamburg umſetzte, mit welchen er dann nach einer Abweſenheit von neun Jahren in ſeiner Vaterſtadt anlangte. Bei ſeiner Ankunft erfuhr er den traurigen Glückswechſel, der ſeine Familie betroffen hatte; er erkundigte ſich nach ihrem Aufenthalte und begab ſich, mit inniger Zärtlichkeit im Herzen, an den Ort, den man ihm anzeigte.

Am 10. December.

Es war an einem trüben Herbſtabend, eben da das unglückliche Ehepaar ſich in melancholiſcher Vertraulichkeit über einen Brief unterhielt, den Walther denſelben Tag von dem Eigenthümer ihres Landhäuschen empfangen hatte, und der die ganze Familie mit Kummer und Schrecken erfüllte.

„Was ſoll ich anfangen,“ rief Vater Walther aus, indem er den Brief in der Hand hielt, „er drohet uns auszutreiben, weil ich zwei Quartale Hausmiethe ſchuldig bin. — Der grauſame Mann! Allein darf ich mir von einem Fremden mehr Menſchlichkeit verſprechen, als ich meinem eigenen Sohn bewieſen habe?“ —

In dieſen herzerſchütternden Betrachtungen fuhr er fort; ſeine Gattin ſchlug die Hände zuſammen, ſeufzte und vergoß bittere Thränen. Die fromme Dulderin verweilte keinen Augenblick bei dem Bilde ihrer gegenwärtigen Lage, ſie beweinte blos ihren längſt verlorenen Sohn.

Ihre älteſte Tochter näherte ſich der Mutter mit zärtlicher Schüchternheit, und mit theilnehmenden Thränen legte ſie die eine Hand in die Hand ihrer Mutter, und unterſtützte mit der andern ihre niedergeſenkte Stirne. Der Vater jammerte aus der Tiefe ſeines gepreßten Herzens, und die zwei älteren Knaben hingen mit ſtarren Blicken an dieſer Scene des Jammers.

Ein paar kleine Kinder, die den Kummer der Anderen noch nicht begriffen, ſaßen vor der Thür; ſie kamen jetzt mit der Nachricht hereingelaufen, daß vor dem Hauſe ein Wagen halte, aus welchem ein ſchöner Herr geſtiegen ſei. Er folgte ihnen auf dem Fuße; aber beim Anblick der Gruppe, die ſich ihm darſtellte, verließen ihn ſeine Kräfte, und er warf ſich ſprachlos auf den erſten Stuhl, den er erreichen konnte. Die Familie drängte ſich um ihn her; die Mutter, die ihren ſtarren Blick auf ihn heftete, rief mit bebender Stimme: „Mein Sohn! Mein Sohn!“ und ſank ohnmächtig zu ſeinen Füßen. Der Vater blieb wie verſteinert auf ſeiner Bank ſitzen und konnte nichts als ſeine Hände gen Himmel heben; endlich fiel er auf die Knie und ſprach: „Gott ſei gelobt! Aus tiefſtem Herzen danke ich Dir!“ Dann lief er auf ſeinen Sohn zu, drückte ihn an ſein Herz und weckte ihn durch ſeine zärtlichen Liebkoſungen aus der Betäubung. Kaum vermochte Leonhard ſeine

Lippen zu bewegen; ſtammelnd flehte er den Vater für den Fehltritt ſeiner Jugend um Verzeihung. —

„Ich, dir verzeihen, mein Leonhard! Ich, mein Kind, muß dich bitten, die Grauſamkeit zu vergeſſen, mit der ich dir begegnet bin!“

Er faßte ihn in ſeine Arme und bedeckte ſein Geſicht mit ſeinen Thränen. Indeß lag die Mutter noch immer ohne Bewußtſein am Buſen ihrer Tochter; der Reſt der Familie war vor Beſtürzung außer ſich, und die jungen Kinder weinten, weil ſie von allem dem nichts begriffen.

Gatte und Sohn waren lange bemüht, ſie aufzuwecken, und als endlich ihre Augen einen ſchwachen Blick auf den theuren Gegenſtand warfen, den ſie Alle beweint hatten, wurde ſie von einer zweiten Ohnmacht befallen. Man mußte ſie in ein Bett bringen, wo ſie nur nach und nach die Kraft erlangte, ihren wiedergefundenen Sohn ruhig anzublicken und zu umarmen. Die ältere Schweſter, welche den Geſpielen ihrer erſten Jahre ohne Mühe erkannte, wußte ſich vor Freude nicht zu laſſen; ſie hatte ſich einer ſeiner Hände bemächtigt, die ſie mit Küſſen und Thränen bedeckte.

Auf dieſe zuerſt ſtürmiſchen, dann ſanften Herzensergießungen folgten die Fragen; Leonhard erzählte ſeine Geſchichte mit wenig Worten, ohne der ausgeſtandenen Mühſeligkeiten zu erwähnen, welche ein ſchmerzhaftes Andenken hätten erneuern können. Am Schluſſe ſeiner Erzählung übergab er den Eltern ſeine Brieftaſche.

„Mein Vermögen,“ ſprach er, „gehört Ihnen; ſchalten Sie damit nach Belieben, ich will keinen größeren Antheil, als jedes andere Glied der Familie daran hat.“

Seine Kindestreue und Großmuth erregten Bewunderung und vermehrten die Reue des Vaters, einen ſolchen Sohn verkannt zu haben. Er wollte Leonhards Anerbieten nicht in ſeinem ganzen Umfange annehmen; er lieh blos einen beträchtlichen Theil ſeiner Gelder, und fing in ſeiner Geſellſchaft eine neue Handlung an, deren Unternehmungen ſo glücklich ausſchlugen, daß er in den Stand geſetzt wurde, ſeine übrigen Kinder zu erziehen, ſie anſtändig zu verſorgen, und den Reſt ſeiner Tage in einem friedlichen Wohlſtande zuzubringen.

Am 11. December.

Es iſt unglaublich, wie ſehr die Sitten ſich verweichlicht haben; wie ſehr alle Mittel zur Befriedigung der Bequemlichkeit vervielfältig worden ſind, und zu welcher ungeheuren Größe Luxus und Pracht ſich geſteigert haben. Das war im Mittelalter anders, und es thut gut, dann und wann den Blick auf die Lebensweiſe früherer Jahrhunderte hinzulenken, um den Unterſchied zu ermeſſen, der in dieſen Dingen zwiſchen dem Ehemals und dem Jetzt obwaltet.

Im Mittelalter beſtand das Lager der Könige von England aus Stroh, wie aus einer alten Statute hervorgeht, welches die Vaſallen verpflichtete, Stroh für des Königs Bett und Heu für ſein Pferd zu liefern.

Der Gebrauch zinnerner Gefäße war in England nicht erlaubt, außer zu Weihnachten, zu Oſtern, an dem St. Georgs- und dem Pfingſtſonntage. Jetzt findet man ſilbernes Tafelgeſchirr, inſonders Beſtecke, in den Häuſern der Kleinkrämer und Handwerker.

Als etwas Großes wird erzählt, daß ein Edelmann ſiebenzig Ellen Leinwand in einem Jahre verbrauchte. Er beſaß acht Tiſchtücher und zwei Handtücher. Welche bürgerliche Haushaltung wäre heutzutage damit zufrieden?

Unter Jakob I. war es noch nicht allgemein, daß die Leute Hemden trugen; ein Hemd gehörte zu den Luxusgegenſtänden; auch Brod gehörte dazu.

Wie hat ſich dieß alles geändert, und wie ſehr wird ſich erſt jetzt der Luxus verbreiten, wo mit Hülfe der Eiſenbahnen die Reichen und Vornehmen, ihre Art zu leben, überall hintragen, und die ſtillen Thalbewohner in den Hochgebirgen mit den Anforderungen des Luxus auch die Verweichlichung eingeimpft erhalten, vor welcher ſie ihre Abgeſchiedenheit durch Jahrhunderte bewahrt hatte.

Am 12. December.

Peter der Große, der Gründer des ruſſiſchen Reiches, war einer der merkwürdigſten Menſchen. Er war durchaus ökonomiſch und wirthſchaftlich, haßte alle Zeremonien und allen Prunk; denn er lebte der Ueberzeugung, daß die Größe eines Königs nicht in Aufwand und Gepränge, ſondern in der Weisheit und Kraft der Regierung beſtehe. Er pflegte zu ſagen: Es fehle keinem Lande an Gelegenheit, ſeinen ſcheinbaren Ueberfluß zu ſeiner inneren Verbeſſerung, zur Vergrößerung ſeiner Macht, zum Beſten ſeiner Bewohner anzuwenden.

In Holland hatte der Kaiſer unter einem angenommenen Namen das Schiffszimmerhandwerk erlernt. So war er im Stande bei ſeiner Heimkehr nach Rußland, ſeinen Arbeitern, die mit der Erbauung von Kriegsſchiffen und Kauffahrern beſchäftigt waren, die nöthige Anleitung zu geben. Für Fabriken intereſſirte er ſich ſehr. So kam er denn auch öfters auf die Eiſenwerke zu Iſtria, in der Nähe von Moskau. Als er einſt daſelbſt vier Wochen lang das eiſenhaltige Waſſer zur Kur trank, unterſuchte er Alles auf's Genaueſte, legte beim Schmieden und Schmelzen ſelbſt Hand an's Werk, und lernte das Stangenſchmieden. Er brachte es darin ſo weit, daß er am letzten Tage ſeines Aufenthaltes 18 Pud verfertigte, das Pud zu 40 Pfund; ein ruſſiſches Gewicht. Jede Stange bezeichnete er mit ſeinem Stempel. Seine Hofjunker und Bojaren mußten Kohlen auftragen, das Feuer anſchüren, die Blasbälge ziehen und andere Arbeiten verrichten.

Einige Tage darauf kam er zum Beſitzer dieſer Eiſenwerke, einem gewiſſen Müller, nach Moskau, und fragte, was ſein Meiſter daſelbſt für das Pud geſchmiedete Stangeneiſen bekäme?

„Drei Kopeken oder einen Altin," antwortete Müller.

„Nun gut," verſetzte Peter, „ſo habe ich 18 Altin verdient."

Müller ging nach ſeinem Geldkaſten, holte 18 Dukaten, zählte ſie dem Zaar auf und ſagte: „Einem ſolchen Arbeiter, wie Eure Majeſtät, kann man nicht weniger für das Pud bezahlen."

Allein Peter ſchob die Dukaten zurück und ſagte: „Nimm deine Dukaten, ich habe nicht beſſer gearbeitet als die Andern; bezahle mir, was du Andern bezahlſt, dafür will ich mir ein Paar Schuhe kaufen, die ich eben nöthig habe."

Zum Beweiſe zeigte er dem Fabrikherrn ſeine ſchön einmal geflickten und wieder durchbrochenen Schuhe, nahm die 18 Altine an, fuhr zu einem Schuſter und kaufte ſich ein Paar neue Schuhe, die er in der Folge öfters ſeinen Geſellſchaftern an ſeinen Füßen wies, indem er ſagte: „Die habe ich mir ſelbſt mit harter Handarbeit verdient."

Peters Gedanken über den Punkt, daß auch ein Regent ſparen müſſe, äußerten ſich einſt bei einem Geſpräche über die Sparſamkeit, wo er ſeine geflickten, wollenen Strümpfe zeigte, deren noch ein Paar in einer kaiſerlichen Sammlung in Petersburg aufbewahrt werden. Einer von der Geſellſchaft meinte nämlich, der Kaiſer könne auch wohl ungeflickte Strümpfe tragen.

„Warum,“ fiel ihm Peter in die Rede, „ſollte ich Strümpfe wegwerfen, die ich wohl noch ein Jahr tragen kann, wenn ſie geflickt ſind?“

Mit Lachen erwiederte Einer: „Damit die Strumpffabrik mehr abſetzt.“

„O,“ ſprach der Kaiſer, „noch liefert ſie lange nicht ſo viel, als im Lande nöthig iſt, denn noch immer muß aus der Fremde eingeführt werden. Sollte ſie einſt mehr Strümpfe liefern, als im Reiche verbraucht werden, ſo will ich ihr ſchon Gelegenheit verſchaffen, ihren Ueberfluß an die Nachbarn abzuſetzen und noch weiter zu verſchiffen, und dafür Geld und andere unentbehrliche Waaren in's Land zu bringen. So lange dies nicht geſchieht, und das Land ſelbſt nur ſo viel verarbeitet, als es nöthig hat, ſo bleiben wir Alle arm, und dann iſt es das Beſte, zu ſparen.“

So war Peter der Große, ein Mann von ſtarker Willenskraft und richtigem Verſtande, der ſeine Aufgabe, ein wildes, zügelloſes Volk zu civiliſiren, wohl begriffen hatte, und es auch an nichts fehlen ließ, ſein Ziel zu erreichen, wenn er auch oft zu harten, ſelbſt grauſamen Mitteln ſeine Zuflucht nehmen mußte.

Am 13. December.

Ich habe Euch in den letzten Tagen Einiges von den weiſen Maaßregeln mitgetheilt, die dem übertriebenen Luxus und der Putzſucht entgegen arbeiteten, und will Euch heute noch einen Zug mittheilen, der denſelben Gegenſtand betrifft.

Die alten Deutſchen kleideten ſich Jahrhunderte lang einfach und nach uralter Sitte. So war es bis auf die Zeiten Karls des Großen. Als dieſer Kaiſer aber ſeine Heerzüge nach Italien unternahm, brachten ſeine Hofleute und Feldherrn zum erſten Male italieniſche Moden in das Vaterland zurück. Sie trugen ſeidene Kleider und fütterten ſie mit weichlichen und feinen Fellen, welche die Venetianer aus dem Morgenlande brachten, anſtatt der Lamms-, Fiſchotter- und Katzenfelle, deren ſie ſich bis dahin bedient hatten.

Dem klugen patriotiſchen Kaiſer mißfiel dieſer verſchwenderiſche, ausländiſche Luxus ganz und gar. Er gab verſchiedene Geſetze dagegen, wovon eines auch das allzu theure, fremde Tuch betrifft, womit man ſich bekleidete.

Eines Tages im Winter ritt er auf die Jagd in ſeinem Schaafpelz, den er ſo am Halſe befeſtigte, daß er ihn gegen alle Winde und Regengüſſe ſchützte. Seine Höflinge mußten ihn in ihren ſeidenen, mit leichtem und feinem Pelz gefütterten Kleidern, womit ſie bei Hofe erſchienen, begleiten.

Was von dieſen Kleidern in den dichten Gebüſchen nicht zerriſſen wurde, das ward vom Schnee und Regen verdorben. Als ſie nach ihrer Rückkehr nach Hauſe eilen wollten, ſich umzukleiden, erlaubte es ihnen der Kaiſer nicht, ſondern befahl, daß ſie ſich mit ihm am Feuer trockneten. Hierdurch ſchrumpften die ſeidenen Kleider und die feinen Pelze ſo zuſammen, daß ſie des Nachts, als die Hofleute ſich auskleideten, auf allen Seiten Riſſe bekamen. Den folgenden Morgen befahl er ihnen, mit den nämlichen Kleidern bei Hofe zu erſcheinen.

Da ſie nun aber mehr zerlumpten Masken, als hofmäßigen Kleidungen ähnlich ſahen, und man in des Kaiſers tuchenem, mit Widderfellen gefütterten Mantel keine Aenderung wahrnahm, ſo verwies der Kaiſer den Hofleuten ihre Thorheit, und bewirkte ſo viel, daß der deutſche und fränkiſche Adel zum Gebrauche der inländiſchen Tücher und Felle zurückkehrte.

So waren große Fürſten ſtets beſtrebt, den Sinn für das Vaterländiſche zu mehren, und die Sucht, das Fremde nachzuahmen, das oft ſo zwecklos und ſogar verderblich iſt, mit Stumpf und Stiel auszurotten.

Am 14. December.

Wenn die Früchte der Pflanzen ſich nicht öffnen, ſo ſind ſie bald mit Flügeln verſehen, wodurch der Wind ſie weiter treibt, oder einzelne Spitzen werden borſtig, hängen ſich dann leicht an das Fell der Thiere oder an die Kleider der Menſchen, und verbreiten die Art, der ſie angehören, oft auf ungeheure Entfernungen. Die Federkronen der Valeriana erhalten die Früchte dieſer Pflanze in der Luft; ſie fallen, nachdem ſie bedeutende Strecken zurückgelegt, zu Boden, und bald ſieht man unter den Vegetabilien des

Landes neue Arten entſtehen. Das Flöhkraut kam als Mittel zum Ausſtopfen beim Packen aus Amerika herüber und verbreitete ſich in ganz Europa mit erſtaunlicher Schnelligkeit.

Wenn weder Flügel, noch Spitzen, noch Federkronen da ſind, ſo tragen andere Mittel zur Verbreitung der Pflanzen bei. In unſerem Klima kommen die Pflanzen gewöhnlich im Herbſte zur Reife, wo heftige Winde herrſchen und die Saamen in der Luft fortführen. Auch fließende Gewäſſer ſind ein bedeutendes Mittel der Verbreitung, und manche Pflanze, welche am Meeresufer wächſt und ihre Saamen, die in der Hülſe zu keimen beginnen, größtentheils in's Meer fallen läßt, ſcheinen ihre Verbreitung namentlich den Wellen zu danken, welche den Saamen nach fernen Küſten tragen.

Wenn die Thiere eine Menge Körner verzehren, ſo tragen ſie auch bedeutend zur Verbreitung der Pflanzen bei. Pferde und Maulthiere freſſen Zweige und Blätter, da ſie aber den Saamen nicht immer verdauen können, ſo geben ſie ihn unverſehrt wieder von ſich. Die Vögel verbreiten die Körner auf dieſelbe Weiſe, und ohne ſie wäre die Miſtel, welche nur auf dem Holze eines einzigen Baumes wächſt, bald verloren. Auch Ratten, Siebenſchläfer, Hamſter, welche Körner unter dem Boden ſammeln, verbreiten einzelne Pflanzen oft auf eine merkwürdige Weiſe. Aber von allen organiſchen Weſen trägt der Menſch zu ihrer Verbreitung und Vermehrung am meiſten bei. Eine Menge Arten, die zu ſeiner Nahrung dienen, ſind über ungeheure Räume zerſtreut, und der kleinſte unſerer Gärten bietet Pflanzen aus Indien, China, Aegypten und Neuſeeland dar. Abgeſehen jedoch von denen, die wir mit Sorgfalt und Mühe pflanzen, gibt es noch eine Menge, welche wir verbreiten, ohne es zu wiſſen und zu wollen. Beim Ausſäen unſerer Getreidearten ſäen wir jedes Jahr die Kornblume und die Klatſchroſe mit aus, welche urſprünglich unſerem Boden eben ſo fremd ſind, wie die Getreidearten ſelbſt, und manche Pflanzen, welche zur Zerſtörung der Mauern beitragen, ſind eigentlich nur aus unſeren Blumenbeeten entwiſcht. Mit unſeren Waaren haben wir in alle übrigen Welttheile eine Menge europäiſcher Pflanzen verſetzt, und einige haben ſich nun dort ſo vermehrt, daß ſie in dem fernen Lande einheimiſch erſcheinen. Unſere verſchiedenen Münzenkräuter, das Mottenkraut, die Neſſel u. ſ. w. findet man in Braſilien; das Veilchen, Boretſch, Fenchel ſind dort ganz naturaliſirt. In Chile ſieht man unſere Malven und Camillen, und unſere Diſtel bedeckt jetzt große Strecken.

Wenn man an unſeren Wegen und in unſeren Feldern nicht eben ſo viel amerikaniſche Arten trifft, als europäiſche in Amerika, ſo liegt der Grund darin, daß außer dem Mais keine große Kulturpflanze, die durch Körner ſich fortpflanzt, aus Amerika nach Europa verſetzt wurde, und daß bei uns das Unkraut der ſorgfältigen Aufſicht des Landmanns weit weniger entgeht, falls nicht die Einführung deſſelben in eine Zeit hinaufſteigt, wo die Bevölkerung noch ſchwach war, ſo daß die Pflanzen ſo zu ſagen einheimiſch wurden.

Die Arten, welche der Menſch ohne ſein Wiſſen am meiſten und ſchnellſten verbreitet, ſind diejenigen, die an den von ihm bewohnten Orten eine ſichere Exiſtenz finden. Wenn wir durch Zufall — und dieſer Zufall wiederholt ſich jeden Augenblick — ein Körnchen von einer ſolchen Art in die Nähe unſerer Häuſer bringen, ſo wird es hier Wurzel ſchlagen und bald andere Körner erzeugen, die ſich eben ſo leicht verbreiten. Die Pflanzen, welche die Gefährten des Menſchen ſind, hängen ſich gleichſam an ſeine Schritte; ſie folgen ihm allenthalben und pflanzen ſich noch eine Zeit lang auf den Feldern fort, auch wenn der Menſch dieſe ſchon verlaſſen hat. Reiſende fanden auf einem nur von Rothwild beſuchten Weidegrunde in Südamerika einige Pflanzen, die ſonſt nur in der Nähe unſerer Wohnungen wachſen. Bald aber entdeckten ſie unter dem Pflanzenwuchſe verborgene Trümmer und ſahen hieraus, daß an dieſem einſamen Orte einſt ein kleines Häuschen eines Europäers geſtanden hatte. Allenthalben, wo der Menſch ſich eine Hütte baut, verſchwindet das urſprüngliche Pflanzenthum. Mit Ausnahme einiger unfruchtbaren Haiden und einiger ſehr hohen Berggipfel, findet ſich in England, Deutſchland und Frankreich kaum ein Fleck Erde, der nicht ſchon durch Menſchenhände umgekehrt worden, und wo nicht eine Menge Pflanzen vor einer kleinen Anzahl anderer, meiſt andern Welttheilen angehörigen, gewichen wäre, die ſich durch den Anbau tauſend- und abertauſendmal vermehren.

In der neuen Welt findet man ungeheure Strecken, die noch das reiche, mannigfaltige Pflanzenthum der Urwelt darbieten; wenn aber in jenen Ländern die jetzt unbedeutende Bevölkerung ſich ausbreiten wird, wenn da, wo jetzt nur elende Weiler ſind, ſich blühende Städte erheben; wenn die rieſenhaften Bäume der Urwälder unter der Axt des Landmanns gefallen, und die Haiden ſelbſt mit dem Pfluge bearbeitet werden, dann wird auch in Amerika von dem Urpflanzenthum nichts übrig bleiben; und die Schriften, in denen daſſelbe geſchildert wurde, werden nur als hiſtoriſche Denkmäler daſtehen.

Am 15. December.

Ja, liebe Freunde, auch die Thiere haben einen Gott, und ob ſie ihn gleich nicht kennen, ſein Auge wacht über Alle, und der Menſch wird Rechenſchaft geben müſſen für jede Mißhandlung, die er an ihnen verübt. In dieſem Sinne ſind edle Männer zuſammengetreten und haben Vereine zum Schutze der Thiere und gegen die Mißhandlung derſelben gebildet; dieſe Vereine ſind eine ſchöne Erſcheinung der Zeit und zeugen für die Veredlung des Menſchengeſchlechts. Härte und Grauſamkeit verſchwinden immer mehr, und wenn wir erſt gelernt haben, gegen Thiere mitleidig zu ſein, dann werden ſich auch die Menſchen nicht länger feindſelig gegenüber ſtehen; Liebe und Duldung werden das Leben freundlicher geſtalten, und das Reich Gottes wird auf Erden ſein.

Ein Dichter hat folgendes Gebet in dieſer Beziehung niedergeſchrieben, welches ich Euch hier mittheilen will.

Vater unſer, in des Himmels Höhen,
Nicht der Staubgebornen allein,
Die beſeelt zu deinem Throne flehen;
Auch der Thiere Schützer willſt du ſein.

Heilig ſei dein Name allen Zungen;
Aber der entheiligt ihn verrucht,
Der von wilder Zornesgluth durchdrungen
Ein Geſchöpf entheiligt und verflucht.

Zu uns komme deines Reiches Gnade,
Gläubig hoffen wir es zu empfah'n;
Laß auch uns erbarmend auf dem Pfade
Seines Lebens jedem Weſen nah'n.

Wie im Himmel, alſo auch auf Erden
Wird dein heiliger Wille nur geſchehen,
Wenn wir auch gerecht den Thieren werden
Und in ihnen deine Weſen ſehen.

Unſer täglich Brod gewähr' uns heute,
Du, Herr, gibſt es jedem Menſchenkind':
Und dem Hunger ſollten wir zur Beute
Thiere laſſen, die uns nützlich ſind?

Woll' uns nimmer in Verſuchung führen,
Eines Thieres Peiniger zu ſein,
Denn vom Größten bis zum Kleinſten ſpüren,
Wie wir ſelbſt, die Thiere Schmerz und Pein.

Sondern ſo wie wir, uns zu erlöſen
Von dem Uebel, Vater, zu dir fleh'n,
Alſo wollen wir auch nie im Böſen
Einer Kreatur entgegen ſteh'n.

Dein, dein iſt das Reich und alles Leben,
Schöpfer biſt du jeder Kreatur!
Haſt du ſie in unſre Hand gegeben:
O ſo ſei's nicht gegen die Natur!

Dein iſt Kraft und Herrlichkeit, es rauchen
Dir die Berge, dampft der Meere Fluth,
Laß uns nie des Thieres Kraft mißbrauchen,
Ohne Noth vergießen nie ſein Blut.

Preis in Ewigkeit ſei deinem Namen!
Vater, uns allein haſt du beſeelt,
Und nach deinem Bild geſchaffen: Amen!
Selig, Amen, wer kein Weſen quält!

Am 16. December.

Ich habe Euch ſchon öfter auf die ſchädlichen Folgen des Aberglaubens aufmerkſam gemacht, und ich halte es für meine Pflicht, immer mehr Beiſpiele zu ſammeln und Euch mitzutheilen, um Euch vor dieſen verderblichen Einflüſſen mächtig zu warnen.

Ein Arzt in Leipzig veröffentlichte folgende Geſchichte:

Ein junges, etwas leichtgläubiges Mädchen von noch nicht achtzehn Jahren, beſuchte im vorigen Sommer einen Bauer in einem nahe gelegenen Dorfe, der in dem Rufe ſtand, ſogenannte Wunderkuren verrichten zu können, und auch die Gabe zu beſitzen, den

Menſchen ihre Zukunft vorauszuſagen. Das Mädchen übergab ihm ein Geſchenk an Gelde, und er wahrſagte ihr, daß im 19ten Jahre ſich etwas Wichtiges mit ihr zutragen werde; daß Waſſer ſei ihr Feind, vor ihm müſſe ſie ſich hüten; wenn ſie im 19ten Lebensjahre erkranke, ſo werde ſie unbedingt ſterben, doch überſtehe ſie dieſes Jahr, ſo werde es ihr gut gehen u. ſ. w. — Dieß erzählte das junge Mädchen bei ihrer Heimkehr mehreren ihrer Freundinnen, von denen die meiſten, wie es ſcheint, dieſer Prophezeihung andächtig zugehört und jene in ihrer Leichtgläubigkeit beſtärkt haben mögen. Sie äußerte ſich, daß ſie nun genau wiſſe, was ihr bevorſtehe, und verlor den Glauben an das ſichere Eintreffen jener verhängnißvollen Worte nie aus ihren Gedanken.

Die Warnung vor dem Waſſer bezog ſie auf den Tod durch das Ertrinken; denn trotz der Warnung einer ihrer Hausgenoſſinnen, welche auf jene Prophezeihung hinwies, nahm ſie, obgleich ſie an einem Katarrh litt, ein kaltes Bad, worauf zwar der Katarrh verſchwand, allein bald ſich die Symptome eines Fiebers einſtellten. Von nun an, da ein Theil der Prophezeihung eingetroffen war, hielt ſich die Kranke feſt überzeugt, bald zu ſterben, und obgleich nach einigen Tagen die Krankheit durch paſſende Mittel gehoben wurde, ſo verließ doch der Gedanke an den nahen Tod das Mädchen weder am Tage, noch bei Nacht. Anordnungen, wie das Begräbniß und der Leichenzug einzurichten ſei, und genaue Angaben, wie ſie im Tode angekleidet ſein wolle, wurden täglich gegeben. Hier fruchteten weder Vorſtellungen des Arztes, noch Bitten der Verwandten und Freunde. Nach einigen Tagen ſchon mußte ſich das Mädchen, obgleich man außer einem fieberhaft aufgeregten Puls nichts Krankhaftes entdecken konnte, wieder in das Bett legen. So lag ſie faſt drei Wochen, während welcher Zeit ſich nur unbedeutende Krankheitsſymptome zeigten, wenn man nicht jene zur fixen Idee gewordene Ueberzeugung des baldigen Todes darunter zählen will. Auf dieſen aber deuteten in den Augen der Kranken, die nie die geringſte Hoffnung auf eine Möglichkeit der Geneſung äußerte, jede Medicin, jede ärztliche Verordnung hin. Endlich entwickelte ſich nach drei Wochen ein nervöſes Fieber, welches in zehn Tagen, ungeachtet der ſorgfältigſten Pflege, einen ſo heftigen Grad erreichte, daß es dem Leben des blühenden, früher ganz geſunden Mädchens ein Ende machte. So war denn jene unglückliche Vorherſagung eingetroffen, aber offenbar war die Leichtgläubigkeit des Mädchens und die Prophezeihung ſelbſt Urſache, daß dieſe in Erfüllung ging. Denn der Beiſpiele finden ſich ſchon gar viele, daß leichtgläubige Menſchen, denen Tag und Stunde ihres Todes vorher geſagt worden war, von der bloßen Angſt erkrankten; daß ſie aber auch ſchnell wieder genaſen, wenn man ſie über die beſtimmte Todesſtunde täuſchen konnte.

Jeder weiteren Betrachtung darf ich mich hier wohl enthalten. Die Folgen jener thörichten Leichtgläubigkeit liegen zu klar am Tage.

Am 17. December.

Wenn Ihr älter werdet, wird es Euch ſtets angenehmer erſcheinen, an die Tage eurer Kindheit und früherer Jugend zurückzudenken. Das Alter iſt die Zeit der Ruhe; der Lebenslauf des Menſchen gleicht alsdann einem Bache, der nach tauſend und tauſend Verſchlingungen ſich endlich wieder allmählig der Gegend nähert, wo er ſeinen Urſprung nahm. Da iſt er endlich frei von allen Hinderniſſen, die ſeinem unnützen Treiben ſich entgegenſtellten; die ſtarren Felſen, die ſeine Wellen in Staub auflöſten und zum Falle brachten, hat er nun überwunden; ohne wilde Bewegung, ohne Schaum dehnt er ſich breit aus und fließt zur Quelle zurück, um noch einmal vor ſeinem gänzlichen Verſchwinden jene Schatten aufzuſuchen, die ſeine jugendlichen Ufer erfriſchten.

Wenn man einen ſolchen Bach betrachtet mit ſeinem ruhigen und klaren Gewäſſer, dieſelben Bäume und dieſelben Ufer, die ſich darin ſpiegeln, ſo drängt ſich von ſelbſt die Frage auf, von wo ging er aus, wohin kehrt er zurück?

Alles verſchwindet nach und nach in dem Gedächtniß des Greiſen, der ausruht von den ſtürmiſchen Leidenſchaften, von den nichterfüllten Hoffnungen; die langen Bahnen, welche die Gedanken zurücklegten, führen den Menſchen nur auf Umwegen endlich wieder zurück zu den Blumen ſeiner freundlichen Wiege, zu den Bildern ſeiner früheſten Kindheit. Dieſes Gefühl iſt eines der ſchönſten und beglückendſten der Seele; allein es währt nicht lange; und doch iſt es das einzige Glück, welches Diejenigen, die jung ſtarben, denen zu beneiden haben, die in den Mühſeligkeiten des Lebens und den Sorgen dieſer Welt es zu hohen Tagen brachten.

Am 18. December.

In dieſer Zeit, wo der Winter ſchon ſeine eiſige Herrſchaft fühlbar werden läßt, mache ich Euch auf ein Schauſpiel aufmerkſam, welches der nächtliche Himmel manchmal darbietet; ſelten zwar nur bei uns; häufiger jedoch in nördlicheren Gegenden. Ich ſpreche hier von dem Nordlichte. Kürzlich ſah ich eins. Ich reiſte mit einem Freunde bei hellem Mondſchein über Land. Es war gegen Mitternacht. Plötzlich bemerkten wir eine unbeſtimmte, weißliche Helle, die ſich über den Horizont verbreitete. Anfänglich glaubter wir, daß es eine vom Monde erleuchtete Wolke ſei; allein es war weniger dicht und dabei unbeſtimmter; eher hätte man die Erſcheinung mit der Milchſtraße oder mit Nebelflecken vergleichen können.

Während wir noch uns verwundert mit dem Enträthſeln der Erſcheinung beſchäftigten, ſahen wir, wie ein leuchtender Punkt ſich bildete, ſich auf unbeſtimmte Weiſe ausdehnte, und wie alsbald aus ihm große Lichtgarben, lange Spieße und ungeheure Strahlen an dem Himmel emporſchoſſen; hierauf verſchwammen alle dieſe Bildungen, und es erſchien ein leuchtender Bogen, aus dem ein Strahlenregen ſich herabſenkte.

Was wir jetzt ſahen, kann mit Nichts verglichen werden; es waren flüchtige Bilder, die nicht zu beſchreiben ſind, und die das Auge kaum zu faſſen vermochte, ſo ſchnell wechſelten ſie mit einander ab und verſchwanden dann wieder. Es war nicht möglich, auch nur einen Augenblick früher vorauszuſehen, was ſich am Himmel zeigen werde. Kaum hatte man das Neue erblickt, ſo war es auch ſchon wieder verſchwunden, und man hatte Mühe, es ſich deutlich in das Gedächtniß zurückzurufen.

Das wunderbare Schauſpiel endigte nur, um wieder anzufangen; etwas Beweglicheres, Launenhafteres und weniger Feſthaltendes, als das glänzende Spiel dieſes nächtlichen Lichtes, iſt gar nicht zu denken; der volle Mond, der am Himmel ſtand, that dem Nordlichte etwas Eintrag, und es erſchien deßhalb bleicher; ſonſt würde es in rothen und grünen Farben geſpielt haben, wodurch es ſich noch prächtiger dargeſtellt hätte. Auch die Nordlichter werden, wie die Gewitter, durch die Luftelectricität erzeugt, wenn gleich dieſe anders bei den Nordlichtern wirkt, als bei den Gewittern.

Am 19. December.

Die Geſchwindigkeit der Vögel iſt ſprichwörtlich geworden, und wirklich iſt der Flug mancher Vögel ſo ausnehmend ſchnell, daß man kaum eine geſchwindere Bewegung zu denken vermag. Mehrere Vierfüßer ſind berühmt wegen ihrer Schnelligkeit. Der Hirſch, das Rennthier, das Elenn legen in einem Tage an 40 Meilen zurück, und von den Samojeden weiß man, daß ſie mit ihren Rennthieren leicht täglich 30 Meilen machen. Das Kameel braucht zu 300 Meilen keine acht Tage. Dieß Alles aber will gegen die Schnelle des Vogelfluges nichts heißen. Nach einer Berechnung verſchwindet ein Vogel dem Blicke des Menſchen, wenn er 3436 mal höher in der Luft ſich befindet, als er mit ausgeſpannten Flügel groß iſt. Es muß ſomit ein Adler, deſſen Größe mit ausgebreiteten Flügeln vier Fuß beträgt, eine Höhe von 13,744 Fuß erreichen, ehe er unſerem Geſichtskreiſe völlig verſchwunden iſt. Wie viel Zeit nun braucht er aber, zur Erreichung dieſer Höhe? Man beobachte nun genau einen großen, ſich zum Fluge erhebenden Vogel, und man wird finden, daß er innerhalb zwei bis drei Minuten dem Blicke förmlich entſchwunden iſt. Nach dieſem darf angenommen werden, daß ein Vogel in der Minute mehr als 750 Ruthen durchfliegt, in einer Stunde an 20 Meilen, und in einem Tage an 200 Meilen. Die Schwalben, welche unter den Zugvögeln, die uns im Winter verlaſſen, die Allergeſchwindeſten ſind, haben etwa acht Tage nöthig, um von uns bis zum Aequator zu gelangen. Dieſe außerordentliche Schnelligkeit wird durch eine Beobachtung eines engliſchen Naturforſchers beſtätigt. Er ſah nämlich am 9. October an der Küſte von Senegal, in der Mitte von Afrika, Schwalben, welche aus Europa gekommen ſein mußten, da es dort im Sommer gar keine Schwalben gibt. Da Letztere aber bei uns nicht leicht vor dem erſten October abziehen, ſo vollendeten ſie dieſe ungeheure Reiſe in einem Zeitraum von acht bis neun Tagen.

Es iſt bekannt, daß ein auf der Trappenjagd dem König Heinrich II. von Frankreich entflogener Falke des andern Tages auf der Inſel Malta gefangen, und an dem Abzeichen, welches er an ſich trug, erkannt wurde. Dieſer Vogel hatte alſo eine Reiſe von nah an 270 deutſchen Meilen in nicht vollkommen zwei Tagen zurückgelegt. Daß der Flug der Möven ungeheuer ſchnell iſt, davon überzeugt man ſich, wenn man ſich auf einem ſchnellſegelnden Schiffe auf offenem Meere befindet.

Wenn nun eine ſolche enorme Schnelligkeit unſer gerechtes Erſtaunen erregt, auf welch' eine wunderbare Weiſe muß nicht erſt die Geſchwindigkeit des Lichts, hier vergleichungsweiſe berührt, den menſchlichen Geiſt ergreifen?

Es iſt erwieſen, daß das Licht ungefähr acht Minuten braucht, um zur Beleuchtung der einen Hälfte der Erdkugel anzukommen. Es bewegt ſich daher in der erſtaunenswürdigen Schnelligkeit von 200,000 Meilen in einer Sekunde. Hiebei muß bemerkt werden, daß das Licht aus dem Sonnenkörper mit einer Schnelligkeit ausſtrömt, die nur mit der Ausdehnung ſeiner großen Tagereiſen im Verhältniß iſt. Es wandert von Planet zu Planeten, von der Sonne zu Sonnen, ſpendet Farbe und Helle aus und belebt die ganze Natur.

Es bewegt ſich niemals in Kreiſen und Umwegen, wie andere große Weltkörper im weiten Raume, ſondern ſtrebt in geradlinichter Richtung vorwärts, und wenn es durch Zwiſchenkörper nicht durchgeht oder ſich mit ihnen verbindet, ſo wird es wieder an andere Gegenſtände zurückgeſtrahlt. Es ſcheint ſeine Wohlthaten über die ganze Welt zu verbreiten, und beherrſcht demnach das ganze All. *)

Am 20. December.

Wie oft hört man Leute klagen, daß ſie nicht ſo leben können, wie ſie gern möchten, die doch gar keine Urſache dazu haben. Dieß entſpringt vornehmlich daraus, daß ſie ihre Blicke ſtets um ſich werfen und ſehen, wie es die Andern treiben und wie es den Andern geht, die beſſer im Leben geſtellt ſind, als ſie. Allein unter ſich ſollten ſie die Blicke ſenden, aus den Kreiſen der Beſchränkung ſich Bilder ſammeln, und in den meiſten Fällen würden ſie dann die Ungerechtigkeit ihrer Klagen einſehen und ſich zufrieden mit ihrem Looſe fühlen.

Ich will Euch heute ein Beiſpiel erzählen, wie weit die Noth des Menſchen gehen und doch Zufriedenheit dabei gefunden werden kann.

Auf einer Reiſe in die Umgegend der Stadt St. Gallen, in

---

*) Anmerkung. Aus dem Buch der Welt 1846, zweite Lieferung.

der Schweiz, ſo erzählt der wackere Pfarrer Scheitlin, deſſen Schriften viel Gutes verbreitet haben, fragte ich in einer Hütte, in der man etwas Neſſeln gekocht hatte, und ohne Licht beim Mondesſchimmer am Spinnrocken fleißig war, ein munteres Großmütterchen: „Wie geht's?“

„O recht ordentlich,“ war die Antwort, „der gute Gott verläßt uns nicht. Im Winter, ja da hatten wir Noth, da konnten wir nichts als Kleie eſſen. Nun kommt aber der Frühling, da wachſen Neſſeln und andere Kräuter. Gott läßt ſie eben um der Armen willen wachſen. Wie ſorgt er doch für die armen Leute! Statt des Schmalzes thun wir ein wenig Unſchlitt dazu, haben wir einmal ein übriges Kerzenſtümpli. Man muß nur nicht mehr begehren, als man haben kann; der Herrgott hilft doch täglich. Meine Tochter da jammert wohl etwas, ich verweiſe es ihr aber immer, wenn wir denn ſo beiſammen ſitzen, ſo machen wir doch manchen Spaß mit einander und ſind recht froh.“

Solcher rührender Beiſpiele von Zufriedenheit bei wirklichem Mangel, könnten mehrere angeführt werden. Nur in der Zufriedenheit beruht das wahre Glück; Geſundheit iſt ein weit größerer Schatz als Reichthum, und wenn es erlaubt wäre, ſeine Nebenmenſchen zu beneiden, ſo würde der Geſunde viel eher als der Reiche zu beneiden ſein. Mit dem Reichthume wachſen die wirklichen und eingebildeten Bedürfniſſe bis in das Unendliche, und das ſtete Streben, dieſen Bedürfniſſen Befriedigung zu verſchaffen, ſtört jede Freude am Genuſſe.

Am 21. December.

Alte Volksgebräuche haben häufig religiöſe Beziehungen und laſſen ſich dadurch erklären. Daher will man auch den Urſprung der ſogenannten Klöpfelsnacht leiten, einer Sitte, die gewöhnlich am Abende des Thomastages in mehreren Gegenden Deutſchlands auf dem Lande herrſchend iſt. Sie beſteht darin, daß Kinder und wohl auch erwachſene Arme vor die Häuſer kommen und mit dem Ausrufe „Klöpfelsnacht!“ kleine Geſchenke, Aepfel, Nüſſe, Brod, Geld einſammeln. Die Legende will dieſen Gebrauch von folgendem Ereigniß ableiten.

Das Evangelium erzählt, daß Kaiſer Auguſtus im jüdiſchen Lande eine Schätzung ausgeſchrieben hatte, vermöge welcher ſich die Bewohner des Landes nach ihrer Bezirksſtadt begeben mußten, um ſich daſelbſt ſchätzen oder einſchreiben zu laſſen. Es begab ſich demnach auch Joſeph von Galiläa nach Bethlehem, und Maria begleitete ihn. Die heilige Jungfrau war ermüdet und klopfte oftmals an die Häuſer, um Aufnahme und Herberge zu begehren.

Dieß gab nun die Veranlaſſung, daß am Thomastage, der kurz vor Weihnachten, dem Feſte der Geburt Chriſti, fällt, die Freunde und Bekannten eines Hauſes an die Thüre klopften und ſcherzweiſe Einlaß begehrten. Man machte ihnen freundlich auf und bewirthete ſie. In der Folge artete dieſer Gebrauch freilich aus und veranlaßte allerlei Unordnung und Ungebühr, indem Leute, die man das ganze Jahr über nicht ſah, und die oft nicht einmal hülfsbedürftig waren, mit Ungeſtüm Geld- und Waarengeſchenke begehrten. Zur großen Plage aller Derer, welche etwas zu geben hatten.

Am 22. December.

Ihr habt wohl oft ſchon den Ausdruck vernommen: „Der deutſche Michel,“ mit welchem man das deutſche Volk benennt, wenn man ihm ſeine Gutmüthigkeit, die ihm oft zu Schaden gereicht, und ſeine ſchläfrige Gleichgültigkeit in allen Dingen, die ihm nicht zu nahe an den Leib gehen, zum Vorwurf machen will. Beiläufig geſagt iſt in dem Sinne, wie es oftmals genommen wird, das „deutſcher Michel“ ein Ehrentitel vielmehr, als eine Verſpottung; denn die ruhige Beſchaulichkeit, das innere poetiſche Leben, welches den Deutſchen erfüllt, und ihn weniger, wie die andern Nationen, auf ſeinen äußern Vortheil bedacht ſein läßt, gereichet ihm zur Zierde. Ihr werdet nun aber wohl wiſſen wollen, woher dieſe Benennung ſtammt, und wer der Mann war, dem dieſer Beiname zuerſt beigelegt wurde. Ich will es Euch ſagen. Dieſer Mann war Johann Michael Obertraut, Generallieutenant im Dienſte des Königs von Dänemark und ein tapferer Soldat. Wenn er nun den Spaniern und kaiſerlichen Kriegsvölkern derb zuſetzte, und ſie ihren Verluſt an Todten und Verwundeten beklagten oder von ſonſtigem Schaden ſprachen, ſo pflegten ſie zu ſagen: „Das haben wir dem deutſchen Michel zu danken.“

„Wer hat's gethan?“ war die Frage, wenn damals etwas Kühnes geſchehen war, und die Antwort war dann gewöhnlich: „Der deutſche Michel hat's gethan.“

Dieſer General Michael Obertraut hatte eben ſeinen ſiebenten Feldzug nach Ungarn vor, als ihm ein Freund davon abrieth. „Was willſt du beginnen?“ ſtellte er ihm vor, „haſt du denn noch nicht genug verſucht, daß du abermals einen ſo gefährlichen Zug antreten willſt? Nimm dich in Acht, daß du nicht etwa einmal gar ausbleibſt.“ —

„Ich will ein Schelm ſein, wenn ich ausbleibe!“ antwortete Obertraut.

„So Gott will, hätteſt du dazu ſetzen ſollen,“ ſagte Jener.

„Ha!“ lächelte der alte Degenknopf, „ich weiß das ſchon. Mein Herrgott läßt mich nicht zum Schelme werden.“

Als er in dem Treffen bei Hannover, im Jahre 1625, zur Zeit, als der dreißigjährige Krieg in Deutſchland wüthete, ſchwer verwundet in eine Kutſche geſetzt und vor den baieriſchen General Tilly gebracht wurde, ſagte dieſer: „Euer Zuſtand thut mir leid! Wie ſeid Ihr in dieß Unglück gekommen?“

„Herr General,“ ſagte der alte Obertraut ganz gelaſſen, „das ſind Unglücksblumen. In ſolchen Gärten, in welchen wir umherwandeln, bricht man keine andern.“

Dieß war der Mann, der zuerſt der deutſche Michel genannt wurde, und er hat den Namen zu Ehren gebracht; denn er war tapfer, einfach, auf Gott vertrauend und gemüthlich, wie wir aus der letzten Antwort an Tilly abnehmen, und das ſind Tugenden des deutſchen Charakters, deſſen wir uns nicht zu ſchämen brauchen.

Am 23. December.

Es iſt erſtaunenswürdig, wie kunſtvoll, ſchön und praktiſch manche Thiere ihre verhältnißmäßig großartigen Bauten aufführen, und wenn wir bedenken, daß dieſe Thiere die Kunſt, zu bauen, Niemand lehrt, ſo ſieht man, wie weit der Menſch in dieſer Hinſicht gegen ſie zurück iſt. In dem Baue der Bienengattungen, Ameiſen, Termiten herrſcht überall Ordnung, ſtreng mathematiſches Verhältniß, bequeme Einrichtung für ihre Jungen, Vorrathskammern für dieſe und für ſich ſelbſt. Schwer dürfte es den Menſchen fallen, ähnliche Gebäude aus freier Hand nachzubilden.

Ich will von den vielen und mannigfaltigen Bauten, welche die verſchiedenen Thiere nach ihrer Art und Weiſe aufführen, nur wenige, vor allen aber den kunſtvollen, pyramidenartigen Bau der kriegeriſchen Termiten erwähnen. Eine Termitenſtadt enthält in ihrem Innern eine Menge von Zimmern, Gängen, Treppen und Brücken. Unaufhörlich wird in den Stöcken gebaut, hier eine Zelle eingeriſſen oder erweitert, dort eine neue angelegt. Genau in der Mitte des Gebäudes iſt die große Wohnung der Mutter oder Königin, die nur eine Einzige in jedem Gebäude iſt, und an Größe die Arbeitstermiten einige tauſend Mal übertrifft. Um die gewölbte Kammer der Königin ſind runde Löcher gebohrt, aber ſo enge, daß nur die kleinen Arbeiter hindurch können; der Königin aber iſt es unmöglich, ihre Zelle zu verlaſſen. Um dieſe her ſind viele Zellen angebracht für die Arbeitstermiten, welche zur ſtrengen Aufwartung der Königin dienen, und dann folgen die Magazine und Erziehungskammern für die Jungen.

Dieſe großen Bauten der Termiten übertreffen die ägyptiſchen Pyramiden, von Menſchenhänden gebaut, wenn man die Größe der Erbauer mit der Größe des Gebäudes vergleicht. Die Termite iſt nämlich nur drei Linien lang und baut ein Haus, 15 Fuß hoch, das heißt 720 mal höher als ſie lang iſt; der Menſch baut 500 Fuß hohe Pyramiden, die höchſten Gebäude, welche man kennt, und doch übertreffen ſie den Menſchen, 6 Fuß hoch gerechnet, nur 133 mal. Die Bewunderung ſteigt noch mehr, wenn man bedenkt, daß die Termiten ihre Gebäude in 3 bis 4 Jahren vollenden; dagegen die Aegypter an einer Pyramide viele Jahrzehnte gebaut haben.

Hier noch von einem andern bewundernswerthen Inſtinkte eines kleinen Thiers. Der Ameiſenlöwe legt ſich, um andere Thiere, die ihm zur Nahrung dienen, zu fangen, einen förmlichen Trichter in den Sand an; zuerſt zieht er eine runde Furche, um den Rand der Fallgrube zu bezeichnen, und dann wird innerhalb deſſelben der Sand hinausgeworfen. Er legt ſich nämlich mit einem Vorderfuß den Sand auf den Kopf und ſchnellt ihn dann mit dem Kopfe über die Furche hinaus. So entſteht im Sande ein Trichter, deſſen Seitenwand ſo ſchräge ſein muß, daß die Sandkörnchen, aus denen ſie beſteht, bei der geringſten Berührung hinabgleiten. Daher legt das Thier ſeinen Trichter auch nur in ſtaubigem, völlig trockenem Sande an. Iſt [illegible] fertig, ſo kriecht der Ameiſenlöwe auf den Grund deſſelben in den Sand und lauert. Kommt nun eine Ameiſe auf den Rand des Trichters, ſo fällt ſie mit den ſinkenden Sandkörnern hinab, der Ameiſenlöwe packt ſie, zieht ſie unter den Sand und ſaugt ſie aus. Fliegen, Spinnen, Bienen, kleine Käfer werden auf ähnliche Weiſe ſeine Beute. Den leeren

Balg ſchafft er nachher aus dem Trichter, beſſert dieſen aus und begibt ſich wieder an ſeinen Hinterhalt. Nach einigen Tagen iſt der Trichter unbrauchbar geworden, und dann wird ein neuer angelegt.

Auch einige Affenarten verfertigen ſich aus Zweigen eine niedliche Hütte und richten ſich dieſe bequem ein.

Am 24. December.

In jetziger Zeit iſt man mehr als je bemüht, den Sinn der Menſchen darauf hinzulenken, in jedem Thiere den Schöpfer zu ehren und Mitleiden zu erwecken für die Leiden der Thiere; die kranken Thiere zu pflegen und zu heilen, und in ihrer Behandlung jede Grauſamkeit zu verbannen, die man ſich manchmal aus Gewohnheit zu Schulden kommen läßt. Vor wenigen Tagen habe ich Euch das ſchöne Gebet in dieſer Beziehung mitgetheilt, heute will ich nun Euch auf Einiges aufmerkſam machen, was Ihr wohl noch nicht beachtet haben möget.

Welche empörende Mißhandlungen werden nicht bei dem Fiſchangeln verübt! Der Fiſcher ſpießt einen Wurm, ein Fiſchlein oder einen Käfer an den Angelhaken, ſenkt dieſen mit dem in Todesangſt zappelnden Thierchen in das Waſſer, und dieſes muß nun ſo lange die ſchmerzhafteſten Qualen ausſtehen, bis ein Fiſch kommt und es vom Angelhaken wegfrißt, oder bis es nach langen, entſetzlichen Leiden ſtirbt. Den anbeißenden Fiſch, welcher den Leiden der angeſpießten lebenden Lockſpeiſe ein Ende macht, erwartet aber kein beſſeres Loos. Er wird von dem Fiſcher aus dem Waſſer geſchnellt, vom Angelhaken, der ſchmerzhaft in ſeinen Kiefer gedrungen iſt, losgemacht und dann gewöhnlich lebend an eine dazu bereitete Weidenruthe gehängt oder in ein Netz geworfen. Das verwundete Thier muß jetzt ſo lange die fürchterlichſten Qualen erdulden, bis ſie ein langſamer Tod beendigt. Millionen Thiere werden auf dieſe Weiſe zu Tode gemartert. Wie iſt es möglich, daß der Menſch ſo gleichgültig und mit der gefühlloſeſten Kaltblütigkeit auf dieſe Weiſe langſam tödten kann! — Es iſt ja ein Leichtes, Fiſche zu fangen, ohne dabei ſolche Grauſamkeiten auszuüben. Wenn man die kleinen Thierchen ſchnell tödtete, ehe ſie an den Angelhaken geſpießt werden, und ebenſo den gefangenen Fiſch ſchnell todt machte, ſo würde jene Grauſamkeit beſeitigt, die bei vernünftigem Nachdenken gewiß überflüſſig und verabſcheuungswürdig erſcheint, und der Menſchlichkeit und dem Willen des Allmächtigen widerſtrebt, der nicht will, daß ſeine Geſchöpfe, ſelbſt wenn der Menſch ſie auch tödten muß, grauſam und langſam zu Tode gemartert werden.

Aehnliche Grauſamkeiten, wie die Fiſcher, begehen auch gewöhnlich die Froſchfänger. Den Fröſchen werden die zwei Hinterbeine abgeſchnitten und ſie dann ſo verſtümmelt weggeworfen. Tage lang kriechen die grauſam geſchundenen, ihrer hinteren Füße beraubten Fröſche noch lebend herum, bis ein ſchmerzhafter Tod ihre Qualen endigt. Erbarmen denn dieſe armen, unſchuldigen Thiere den Menſchen nicht, wenn er wahrnimmt, wie ſie eines ſo langſamen, harten Todes ſterben müſſen, den ihnen nur ſeine Unmenſchlichkeit bereitet? Denket Euch einmal einen Menſchen, dem man lebendig die Füße abſchnitte und ihn dann mit den fürchterlichſten Leiden ringen ließe, bis ihnen der Tod ein Ende machen würde, wie grauſam, wie unerhört unmenſchlich würdet Ihr dieß nennen? Denket einmal vernünftig darüber nach!

Und wie leicht wäre es auch möglich, dem armen Froſch dieſe fürchterlichen Qualen zu erſparen, wenn es nur die Bequemlichkeit, die Gefühlloſigkeit erlauben wollte, dem Thiere, ehe man ihm die Füße abſchneidet, einen tüchtigen Schlag, der es betäubt, zu verſetzen und ihm dann den Kopf ſchnell abzuſchneiden. Dieß iſt offenbar eine leichte Mühe, die dem Thiere eine entſetzliche Marter erſpart.

Seid daher menſchlich und vernünftig! Befolgt dieſen Rath! Ihr entgeht auf ſolche Weiſe vielen ſchweren Sünden, die Euch das Mißfallen des Allmächtigen zuziehen, welcher der Schöpfer aller Weſen iſt.

Am 25. December.

Es iſt das heilige Weihnachtsfeſt, eines der froheſten und innigſten, welches die Chriſtenheit feiert. Geſtern, am Vorabende des Feſtes, waren die Lichter angezündet und die Geſchenke ausgebreitet, und jedes von Euch erhielt das Seinige und auch dieß Buch war darunter. Das iſt nun ein Gebrauch, der überall ſtattfindet, wo Chriſten wohnen. Ihr wißt wohl ſchon die Urſache des

Feſtes, allein Ihr kennt nicht den Urſprung des Gebrauchs, je nun, ich will es Euch ſagen.

Das Feſt der Weihenacht wurde eingeſetzt, um die wunderbare Geburt des Heilandes zu feiern, der zu dieſer Zeit als Kind auf die Welt kam, um ſie durch ſeine ewigen Lehren voller Weisheit und Liebe zu beglücken. Die Hirten auf dem Felde erhielten von dem Engel die Kunde des großen Ereigniſſes und begaben ſich nach dem Stalle, wo das Kind dalag und einen überirdiſchen Glanz ausſtrömte. Das wißt Ihr, denn Ihr habt es von Eurem Lehrer gehört. Nun aber hört das Andere, weßhalb den Kindern von ihren Eltern an dem Abende die Geſchenke gegeben werden.

In den erſten Zeiten, da die chriſtliche Lehre verbreitet warb, ſchon vor vielen hundert, hundert Jahren, lebte ein frommer Mann, Nikolas mit Namen, der ſo wohlthätig war, daß er nach und nach ſein ganzes Vermögen hingab. Was ſeinen Wohlthaten aber den größten Werth beilegte, war, daß er ſie im Verborgenen übte. Denn Viele, die im Beſitze des Reichthums ſchwelgen, thun wohl auch zu Zeiten Gutes, doch ſie thun es mit Geräuſch, ſie wollen, daß man davon ſpreche, daß man ſie darob rühme und daß ſie den Genuß des Dankes dafür erndten, und ihr Name bei allen Leuten geprieſen werde. So war unſer Nikolas nicht. Er ſtand bei frühem Morgen auf und warf Geld und andere Geſchenke den Armen in die offenen Fenſter und verbarg ſich dann ſorglich, damit ſie nicht wiſſen ſollten, woher ihnen das Gute komme. So begab ſich's denn auch, daß einſt um die heilige Weihnachtzeit eine grimme Kälte herrſchte, ſo daß die Armuth ſich nicht davor zu bergen wußte. Der gute Nikolas ſah den Jammer mit gerührtem Herzen. Beſonders dauerten ihn die armen Kinder, die barfuß, mit rothgefrorenen Händchen und Näschen umherliefen und zitterten, daß ihnen die kleinen, weißen Zähnchen zuſammenſchlugen. Der Weihnachtsabend kam heran und der fromme Mann dachte: Heute iſt der Welt das Heil geworden, durch das Kindlein Jeſu, das auch gar ärmlich in der Krippe lag und alle Menſchen beglückte. Heute ſollte Niemand Schmerz empfinden, Niemand hungern und frieren, Niemand weinen und bange Sorgen haben. Und wie er ſo dachte, machte er ſich auf den Weg und ging zu den Kaufleuten, Händlern, Bäckern und zu allen Leuten, die gute und nützliche Sachen zu verkaufen hatten. Er kaufte ihnen ab, daß die Taſchen ſeines weiten Gewandes es nicht faſſen konnten, und darum füllte er auch noch einen großen Zwerchſack mit Gegenſtänden von allerlei

Art, den er umhing. Wie es nun zu dunkeln anfing draußen und der trübe Schein der Lampe durch die kleinen Fenſter der Hütten ſchimmerte, da zog er durch die Dörfer, die lange, lange kalte Decembernacht, und überall legte er etwas für die Kleinen nieder. Bald ſchob er es durch die Ritze der Thüre, bald legte er es vor die Fenſter, damit man es gleich beim Erwachen am erſten Feiertagsmorgen erblicke. Hier waren es warme Strümpfchen, dort wärmende Käppchen, hier ein Mäntelchen, dort ein gutes Jäckchen. Immer aber war etwas Süßes dabei, damit auch die Kleinen, welche noch nicht im Stande waren, den Werth der nützlichen Gabe einzuſehen, eine angenehme dabei fänden, woran ſie ſich ergötzen konnten. Als nun am Morgen die Hütten geöffnet wurden und die armen Bewohner derſelben die Beſcherung fanden, da weinten ſie vor Freude, und meinten, ein Engel des Himmels habe ſich ihrer ſo huldreich angenommen. Ja, Einige glaubten, daß das Jeſukindlein ſelbſt von ſeinem Himmel herabgeſtiegen wäre, um ſein Geburtsfeſt auf dieſe himmliſche Art zu begehen. Und davon ſchreibt ſich denn der Gebrauch her, die Kinder am Vorabende des Weihnachtsfeſtes zu beſchenken oder zu beſcheren, wie man es auch nennt; und man ſagt den Kindern wohl noch, daß es das Chriſtkind beſchert habe. Das iſt aber auch wahr; denn alles Gute, deſſen wir uns freuen, kommt von Ihm, der ganz die Liebe und Güte iſt, und daß Ihr Kinder Eure braven Eltern habt, die ſo liebend für Euch ſorgen, iſt recht eigentlich ein Geſchenk des Himmels.

Wenn Ihr aber Euch Eures Glückes recht freuen wollt, ſo thut wie der fromme Mann Nikolas und theilt den Armen mit von Euren vielen, ſchönen Geſchenken. Denkt daran, daß es viele Kinder gibt, die es nicht ſo haben, wie Ihr es habt. Die arm ſind, hungrig, frierend, vielleicht auch krank. Seid mildthätig und bedenket, daß Wohlthun beglückt und reichliche Zinſen trägt; denn das Bewußtſein, ſeine Pflicht gethan zu haben, erhebt wunderbar den Menſchen, und dem Armen, Leidenden hilfreich beizuſtehen, iſt die erſte der Pflichten.

Am 26. December.

Heute noch dauerte das ſchöne Feſt; morgen geht Alles wieder in gewohnter Weiſe an die Arbeit. So beglückend es auch für den

Menſchen iſt, das ihm angewieſene Tagewerk zu leiſten, ſo erfriſcht es doch den Geiſt und das Gemüth, die Reihe der Tage durch ſolche Feſte unterbrochen zu ſehen, um von dem Geräuſche des Lebens und der beſchwerlichen Arbeit auszuruhen und den Blick auf andere Gegenſtände zu richten, und ſich in ſeinem Innern zu ſammeln. Dieſe Feſttage ſind Ruhepunkte im Leben, und der ſinnige Menſch ſoll ſie in ſtiller Erbauung, aber auch in heiterer Fröhlichkeit verleben. So will es Gott, der die Welt erſchaffen hat, damit ſich alle Weſen ihrer freuen.

Gott iſt das ewige und unendliche Weſen, das Weſen, von dem alles Gute, Edle, Große und Schöne ausgeht. Die weite Schöpfung mit ihren Sonnen und Welten iſt der Abglanz ſeiner erhabenen Macht. Gott iſt der ewige Urquell von Allem, was da iſt. Alles kommt von ihm und kehrt zu ihm zurück. Die unzählbaren Geſchöpfe ſind von ihm ausgegangen, um Zeugniß von ſeiner Macht zu geben und überall in Raum und Zeit ſeinen ewig dauernden Ruhm und Preis zu verkünden. Einem jeden dieſer Geſchöpfe iſt ein Loos zu Theil geworden, eine Bahn, die es durchlaufen muß. Das iſt das Leben. Sobald dieſes vollendet iſt, kehrt das Geſchöpf zu ſeinem Schöpfer zurück, der allein unbeweglich und ewig inmitten dieſes unermeßlichen Ausſtrömens und Zurückſtrömens bleibt und dauert, Grund, Anfang und Ende alles Daſeyns und Glücks. Wer außer Gott nach einem andern Grunde und Anfange ſuchen wollte, verlöre ſich in das Nichts und fiele der Verzweiflung anheim. Nichts entſteht und nichts iſt, was ſein Wille nicht hervorgerufen hat. Alles was iſt, iſt nur ein Theil von ſeinem ewigen Weſen. Was er erſchafft, erſchafft er aus ſich. Gottes Größe offenbart das Weltall. Wollt Ihr Gott ſehen und erkennen, ſo blicket auf zum geſtirnten Himmel, ſchaut um Euch in der ſchönen, herrlichen Natur, die Euch umgibt. Bei dieſen Betrachtungen werdet Ihr Euch mit Eurem Schöpfer auf das Innigſte verbunden fühlen; Ihr werdet fühlen, daß Ihr, wie alles Andere, nur durch ihn beſteht, und daß dieſe Wahrheit die eigentliche Nahrung iſt, die Euch erhält. Selbſt jene traurigen Geſchöpfe, die nichts von ihrem Schöpfer wiſſen, ſelbſt die Böſen, die Gott läugnen, ſchöpfen, ohne daß ſie es begreifen, Troſt aus ihm, wie die Pflanze, welche unbewußt aus ihrem Boden den Lebenskeim zieht, der ſie erhält und kräftigt. Alles Dunkel und Trübſal entweicht vor ſeinem großen Namen; der Schleier, der unſern Geiſt gefangen hielt, fällt nieder; und wir erheben uns zu dem beglückenden

Bewußtſein: daß es einen Gott gibt, der da iſt und ſein wird, und durch den Alles ward, was lebt und beſteht! —

Seht, Ihr lieben Kinder, dieſem Gedanken hängt nach; dieſes Gefühl befeſtigt in Euch. Ihr ſeid erſt ſeit Kurzem eingetreten in die Welt, allein ſo jung Ihr auch noch ſein möget, ſo müßt Ihr das zu faſſen ſuchen, es wird Euch ſtärken auf allen Euren Wegen, und Ihr werdet das Gute, wie das Schlimme, das Euch im Leben begegnet, beſſer ertragen lernen. Das Gute werdet Ihr in Demuth hinnehmen als ein Geſchenk von ihm, das Euch nicht ſtolzer machen kann, da Ihr es ja nur der ewigen Güte verdanket, und das Schlimme wird Euch nicht entmuthigen und ſinken laſſen, denn wieder iſt es ja nur er, der es Euch ſendet, und ſeine Wege ſind unerforſchlich, aber ſie leiten ſtets zum Ziele. Hierin liegt die wahre Zufriedenheit und in ihr beruht das wahre Glück.

Am 27. December.

Ihr habt heute, liebe Kinder, wieder einen ſchönen Tag verlebt. Das Feſt war zu Ende und Ihr ſahet, wie Alles ſich wieder der Arbeit und Thätigkeit zuwandte. Auch Ihr habet wieder Euere Lernſtunden gehabt, wodurch Ihr Euch zu dieſer dereinſtigen Arbeit und Thätigkeit vorbereitet, die Euch auch einmal in Anſpruch nehmen wird, wenn Ihr erwachſen ſeid und Euch der großen Gemeinſchaft der Menſchen anſchließt, welche den Staat bildet. In dem Staate muß jeder wirken, nicht ſowohl für ſich allein, als für das Geſammte. Der Menſch, der nur für ſein Vergnügen und für ſeinen Genuß ſorgt, erfüllt ſeine Pflichten nicht. Der einzelne Menſch muß ſich ſtets nur als ein Glied der geſammten Menſchheit betrachten, und was er unternimmt, muß dieſer auch zu Gute kommen.

Das eigentliche große Band, welches alle Menſchen unter einander verbindet, iſt die Religion. Alles, was die Leidenſchaften und die Gewohnheiten ſcheiden, was die Vorurtheile und menſchliche Satzungen trennen, die Religion umfaßt und vereinigt Alles. Sie gebietet dem Reichen, von ſeiner Fülle zu ſpenden und nähert ihn dem Armen; ſie legt dem Armen die Pflicht der Dankbarkeit für das Geſpendete auf, und verbindet ihn ſo dem Reichen. Wohlthaten und Dienſte, Hülfeleiſtungen und Beſtrebungen der Erkenntlichkeit heben ſich wechſelſeitig auf. Dem Betrübten ſendet ſie den

Tröſter; der Wittwe und der Waiſe verleiht ſie die Stütze; jedem Bedrängten wird durch ſie die Abhülſe ſeiner Noth. Blickt um Euch, Kinder, und ſeht die Denkmäler, welche die Wohlthat des Chriſtenthums geſchaffen und die Jahrhunderte überdauern und bis in die fernſten Zeiten ragen. Dort, jene weitläufigen Gebäude, wo den Gebrechen des Körpers Heilung zu Theil wird, wo Uebel, die keine Hoffnung mehr gewähren, doch wenigſtens erleichtert werden, wo das entbehrende Alter nach harter, mühevoller Arbeit endlich Ruhe findet und in Frieden ſeine Tage enden kann. Dort empfängt der Säugling die Milch, welche ihm die Mutter nicht ſpenden kann, weil ſie arm iſt oder geſtorben; hier findet das Waiſenkind neue Eltern, da es die ſeinigen verloren hat. Der Arme, der dem Wahnſinn verfallen iſt, erhält Pflege und Abhülſe, die er ſelbſt nicht einzuſehen im Stande iſt. Die Religion hat alle dieſe Anſtalten in das Leben gerufen, ſie hat die Wohlthäter erleuchtet und geführt, ſie zu begründen. Sie ſtärkt auf dem Pfade der Tugend, und flößt dem Menſchen das Gefühl ein, ſeinem leidenden Nebenmenſchen zu helfen. Die edeln Wärter und Pfleger, die ihr Leben dieſem Dienſte widmen und alle ihre Kräfte den Kranken und Hülfloſen weihen, erhalten durch die Religion die Stärke, allen Genüſſen des Lebens zu entſagen und nur in der Ausübung ihres tugendhaften Geſchäfts ihr Glück zu finden. Nur die Religion iſt es, welche das heilige Gefühl nicht in der gewohnten Uebung untergehen läßt, welche es nicht erſchüttert bei dem täglichen Anblick der Leiden und bei dem Stöhnen und Klagen der Kranken; ſelbſt ungerechte Vorwürfe, welche die Schmerzen erzeugen, haben keine Macht auf die Ausdauer und Geduld der Wärter und Pfleger. Sie überlaſſen ſich ganz ihrer ſchweren Pflicht und vollbringen die niedrigſten und abſchreckendſten Arbeiten mit ſteter Aufmerkſamkeit, die keinen Augenblick ausſetzen darf. Und dieß Alles leiſten ſie Fremden; Menſchen, die ihnen im Leben fern ſtanden, die ihnen aber durch die Noth enger verbunden ſind, wie es ihnen die Religion gebietet. Aber auch in das Innere der Familie dringt die Religion und bietet dort dieſelbe Erſcheinung. Sie tritt unter das niedre Dach des Armen und bringt Troſt und Heilmittel ſeinen Leiden. Sie erbarmt ſich der Kinder und lehrt ſie die Anfänge der Wiſſenſchaften und die Grundlage der Pflichten, die jeder Menſch zu übernehmen berufen iſt. Indem ſie die Jugend zur Arbeit geſchickt macht, ſie mit den Künſten und Handwerken vertraut werden läßt, gibt ſie ihnen zugleich die Mittel an, dem Elend ſich zu entreißen. Selbſt über den Verbrecher ſtreckt ſie ihre wohlthätige Hand aus; ſie bekehrt ihn zur Reue und bietet ihm ihren Troſt, ihren Beiſtand. Wenn Alles den Miſſethäter verläßt, wenn die Geſellſchaft ihn ausſtößt, ſo nimmt ſie ihn auf und ruft ihn zu ſich. Und wenn Alles ihm verloren ſcheint, wenn Gut und Leben ſchon der Gerechtigkeit verfallen ſind, ſo erhebt ſie ihn zu ſich empor und erfriſcht ſeinen Geiſt durch die Hoffnung, die in ihr feſtbegründet ruht.

Darum, Kinder, haltet feſt am Glauben und verliert nicht in dem Treiben der Welt das Gefühl für Religion. Somit habe ich Euch auch an dieſem erſten Arbeitstage, den wir mit einander verlebt haben, durch dieſe Betrachtung daran erinnern wollen!

Am 28. December.

In dieſer Zeit ſind ernſte Betrachtungen Euch beſonders zu empfehlen. Es gibt im Leben Augenblicke, die mehr als Andere dem Ernſte gehören. Es werden Andere kommen, die zu heitern und fröhlichen Gedanken anregen, und wir werden ſie gewiß eben ſo wenig uns entgehen laſſen. Allein das, was ich Euch heute zu ſagen habe, wird, trotz dem ernſten Anſchein, Euer Gemüth dennoch mit ſtiller und ſeliger Freudigkeit erfüllen.

Dem ſchwachen Sterblichen, dem letzten, ärmſten, vergeſſenſten der Menſchen, der auf der Erde wandelt, iſt eine Hoffnung gegeben, eine, die alles Leiden überwiegt, was ihn hienieden treffen könnte: es iſt die Hoffnung auf ein ewiges Daſein. Auch den Aermſten und Unglücklichſten hat Gott dieſe Zuſicherung ertheilt. Ihr, die Ihr Euch abmüht in ſchwerer Arbeit, blickt auf zu dieſem ewigen Troſte! Auf Erden wird Euch nicht das Kleinſte von dem zu Theil, was die Menſchen Glück nennen, aber Ihr ſeid dennoch zu dem Genuſſe ewiger Freuden berufen. Mag die Welt nur immerhin Ehren und Reichthümer denen ſpenden, welche ſchon durch die Geburt und ererbte Vorzüge dazu berufen ſind; Gott belohnt nur die Tugendhaften. Liegt hierin nicht der erhebendſte Troſt?

Gott erwägt auch die Schickſale der Aermſten, und er erhebt ſie aus dem Staube, um ſie ſeiner Herrlichkeit theilhaft werden zu laſſen. Allein in dieſer Hoffnung ſehet auch zugleich ein Mittel, Euere Seele zu veredeln, und mitten in Euerer Dürftigkeit bewahrt Euch das Gefühl einer ſo hohen Beſtimmung.

Allein nicht blos dem Armen und Leidenden wird ſolche Seligkeit zu Theil; auch den Reichen iſt ſie vorbehalten. Jenen Reichen, welche der Armuth einen Theil ihres Ueberfluſſes gönnen; jenen großen, hochbegabten Menſchen, die nur Tugenden ausüben, und die einſt nach ihrem Tode noch herrlicher wie im Leben glänzen werden. Tugendhafte Fürſten, welche zwiſchen Gottesfürchtigkeit und Menſchenliebe ihr Leben theilten, und edelmüthig waren und den ewigen Geboten Gottes ergeben blieben. Nach dem Tode ſind ſie aller irdiſchen Vorzüge entblößt. Krone, Macht, Reichthum, Anſehen, Alles iſt von ihnen geſchwunden. Sie ſind Menſchen, nichts weiter, und haben keine größern Rechte, als die letzten ihrer Unterthanen. Ihr kennt den Spruch: der Tod macht Alles gleich, und ſo iſt es auch. Alle haben denſelben Anſpruch auf das ewige Leben. Nur tugendhaft ſeid und Ihr werdet dieſſeits und jenſeits des Grabes der Freuden genug haben. Gott verlangt kein Opfer von Euch; das Einzige, was Ihr ihm darbringen ſollt, iſt die Tugend, zu der er in Euch den Keim gelegt hat, und die Ihr in allen Verhältniſſen des Lebens, den vornehmſten wie den geringſten, in Ausübung ſetzen könnt.

Am 29. December.

Der reiche Schöpfer der Welten hat dafür geſorgt, daß in Allem, was er geſchaffen, Wechſel und Bewegung ſtattfinde. Nichts ſteht ſtille; von den großen Weltkörpern bis zu dem kleinſten Würmchen ſtrebt Alles, eine ihm vorgeſchriebene Bahn zu vollenden und zum großen Ganzen mitzuwirken. So zeigt denn auch unſere Erde, die wir bewohnen, den ſteten Wechſel, und ſo verändert ſie mit den Jahreszeiten ihr äußeres Kleid. Im Frühjahre, wenn die Blüthen und Knoſpen treiben, und junges Grün die Wälder färbt, im Sommer, wenn die Ernten reifen und friſches Leben überall ſich regt, im Herbſte, wenn des Obſtes Fülle die Gärten ſchmückt und die ſchwellende Traube von den Geländen blinkt, endlich im Winter, wenn die Aeſte ihren Schmuck verloren haben und die Bäche erſtarren und die weiße Decke ſich über die Fluren breitet. Hu! der Winter! hört man wohl ſagen, der böſe Winter, der Schöpfung Tod! wo Alles, was Leben hat, erſtarrt. — Aber wie unrecht hat der, welcher dies ſagt. Der Winter iſt kein Tod, nur

Schlaf; erquickender Schlummer. Die Natur bedarf der Ruhe. Und wie herrlich iſt der Winter!

Iſt es nicht wie ein Feierkleid, wenn der reine weiße Schnee ſich auf Fluren und Höhen legt und die Bäume, ſtatt ihres Laubes, ſich mit glitzernden und ſchimmernden Eistheilchen, wie mit Diamanten, ſchmücken? Wenn der erfriſchende, kalte Hauch des Winters Euch anweht, fühlt Ihr Euch nicht geſtärkt und erhoben? Rüſtiger ſtrömet das Blut, rühriger bewegen ſich die Glieder; der Geiſt blickt klarer um ſich und die reine Luft bewegt freudiger die Lungen zum Athmen. Man fühlt ſich aufgelegter zum Handeln als im Sommer, das wird ein Jeder von Euch ſchon an ſich ſelbſt verſpürt haben. Wie ſchön iſt ein ſolcher Wintertag!

Nachdem der Mond die Nacht hindurch am Himmel geleuchtet hat, der von Millionen blanker Sterne durchblitzt wird, und der Froſt den Schnee zu einer feſtern Maſſe umgeſchaffen hat, erwachet Ihr geſtärkt und habt die herrliche Pracht vor Euern Augen. Ihr tretet an's Fenſter und erblicket das Geäder des friſchen Eiſes, das über Nacht ſich daran gebildet hat und deſſen wunderſame Kriſtalle ſich wie ſchöne Blumen und Blätter Euern Blicken darſtellen. Vor Euerm warmen Hauche ſchwindet der Zauber leicht dahin und Ihr könnt ungehemmt hinausſchauen. Die Wanderer ſchreiten rüſtig einher und unter ihren Füßen erknarret der Schnee mit einem eigenthümlichen, ſcharfen Tone; der Mond hat ſich verſpätet und ſteht noch in bleichem Scheine am Himmel, obgleich die Sonne die Gegend mit freundlichen Strahlen erfüllt.

Es duldet Euch nicht im Zimmer. Man hat Euch ja mit guter, wärmender Kleidung verſehen, und Ihr werdet von der Kälte nichts zu leiden haben. Allein verwöhnt Euch bei Leibe nicht. Dem geſunden Menſchen ſchadet die Kälte nicht, und wo das Blut ungeſtört in den Adern wallt, da kann die ſchnellere Bewegung auch gar bald die gehörige Wärme erzeugen, die erforderlich iſt, wenn man ſich wohlbehaglich fühlen ſoll. Nur Weichlinge empfinden die Kälte ſchmerzlich, und zu Weichlingen werden Euch Euere ſo vernünftigen Eltern nicht erziehen wollen. Nicht wahr? Weg mit dem dicken Flausrock, mit den vielen einzwängenden und beengenden Verhüllungen, welche die Bewegung hemmen, die Euch Alles erſetzen kann. Prikelt's in den Fingerſpitzen, wenn Ihr keine Handſchuhe habt, je nun, was thut's? reibt die Hände nur wacker aneinander und das Prikeln wird ſchon vergehen.

Verſucht's nur einmal, Euch recht feſt hinzuſtellen, die Beine etwas auseinander geſtreckt, und ſchlagt dann Eure Arme kreuzweis vor der Bruſt zuſammen, öffnet ſie wieder und ſchlagt ſie wieder zuſammen, ſo daß bald der rechte Arm oben und der linke unten, dann wieder der linke oben und der rechte unten zu liegen kommt, und Ihr werdet bald merken, wie das erwärmt. Das iſt ein natürliches Mittel, welches beſonders im Norden, wo der Winter viel härter als bei uns iſt, von Leuten angewendet wird, die genöthigt ſind, ſich im Freien aufzuhalten. Holzſpalter, Fuhrleute, die auf den Straßen halten müſſen, die Bauern auf dem Markte ſieht man ſo verfahren, und ſelbſt die Schildwachen ſtellen ihr Gewehr bei Seite und erwärmen ſich auf dieſe Weiſe. Das wärmt beſſer als ein erhitzender Trunk, wie Wein, Branntwein oder Punſch, und iſt geſunder. Denn dergleichen Getränke, welche das Blut erhitzen, machen den innerlich erwärmten Körper nur deſto empfindlicher für die Einwirkung des Froſtes auf die Haut, und man fühlt darnach ein unheimliches Fröſteln, welches gar bald in Schauern übergeht. Auch befördern die erhitzenden Getränke eine Abſpannung, vor welcher man ſich zu hüten hat, wenn man im Winter längere Zeit im Freien zubringen muß; ſie erwecken eine Neigung zum Schlafe. Wißt Ihr aber wohl, daß der Schlaf in großer Kälte den Tod herbeizieht? Schon viele Menſchen ſind auf ſolche Weiſe geſtorben, und wenn man oftmals hört, hier oder dort ſei ein armer Handwerksburſche, oder ein Kind, das von einem Dorfe zu dem andern geſchickt wurde, unterwegs erfroren, ſo geſchah es immer, weil ſie ſich hinſetzten, um auszuruhen, oder ihre Abſpannung nicht zu überwinden wußten, und ſich dem Schlafe überließen, aus dem ſie nicht mehr erwachten.

Ein gutes Mittel gegen das Erfrieren hat uns übrigens der gütige Himmel auch gegeben und dafür geſorgt, daß wir es gleich bei der Hand haben. Dieß iſt der Schnee. Ja, der Schnee wärmt. Wenn Ihr jemals in den Fall kommt, daß Ihr durch den Froſt an irgend einem unbekleideten Theile Eures Körpers, wie im Geſichte oder an Händen und Füßen, die oftmals nur leicht bedeckt ſind, heftige Schmerzen empfindet, ſo ſeid ja nicht ſo thöricht, gleich das Warme aufzuſuchen und die ſchmerzenden Theile wohl gar zum Ofen zu bringen. Das würde die gefährlichſten Folgen haben. Der zu gewaltſame Uebergang von Kälte zu Hitze iſt zerſtörend. Statt dieß zu thun, nehmt eine Hand voll Schnee und reibet Euch damit, da wo es ſchmerzt, und Ihr werdet Euch von der heilſamen Wirkung bald überzeugen. Zuerſt empfindet Ihr zwar ein Brennen und Stechen, dann aber wird die geriebene Stelle wie Feuer glühen und eine überaus wohlthätige Wärme ſich über Euern ganzen Körper verbreiten. Die Einwohner des kalten Nordens kennen dieſe wohlthätige Wirkung des Schnees, und ſie wenden ihn daher oft an. Manchmal ſteigert ſich die Kälte ſo ſehr, daß ſie das Blut ganz aus den äußern Theilen des Körpers zurückdrängt und dieſe vollkommen abſterben. Sie werden weiß und man hat kein Gefühl mehr darin. Man mag ſie drücken und reiben ſo viel man will, man ſpürt es nicht; und wenn man ſelbſt hineinſchnitte, ſo käme kein Blut. Das nennt man, das Glied ſei erfroren. Iſt es ſo weit gekommen, ſo iſt es freilich ſchlimm, allein wenn man gleich den Schnee anwendet, ſo iſt dem Uebel abgeholfen, im andern Falle bleibt das Glied abgeſtorben, und man muß es unter großen Schmerzen vom übrigen Körper loslöſen laſſen, wenn man nicht dieſen ſelbſt ſiech werden und erkranken ſehen will.

Ebenſo wiſſen die Bewohner nördlicher Gegenden ſich durch Schnee auch vor dem gänzlichen Erfrieren zu ſchützen. Wenn ſie auf einer langen Fußreiſe durch die großen Wälder, welche jene Länder bedecken, von der Nacht ereilt werden, und nicht im Stande ſind, weiter zu gehen, ſo graben ſie ſich förmlich in den Schnee ein. Sie machen ein Loch in den Schnee und kriechen hinein, ſo daß nur der Kopf herausragt, um Luft zu ſchöpfen. Die Ausdünſtung des Körpers ſchmilzt alsbald einen Theil der Schneehülle, und der Menſch liegt in ſeinem eigenen, erwärmten Dunſtkreiſe, während die äußere Schneedecke den Froſt abhält, hineinzudrängen und das Blut zu erſtarren. Darum iſt der Schnee eine Wohlthat, eine ſchützende Decke für alle Keime des Lebens, die im Schooße der Erde ruhen, welche im Frühling erwachen ſollen. Der Landmann, der vertrauend ſeine Saaten in die Furchen des Ackers ſtreut, rechnet darauf, daß der Himmel ihm Schnee ſende, ſie ſchützend und wärmend zu bedecken. Ein Winter ohne Schnee iſt ein Unglück für den Landmann. Dann können die rauhen Winde unaufgehalten das Erdreich aufwühlen und das Saamenkorn dem Fröſte preisgeben, und die Scholle von der Kälte ergriffen, zerſpringt und zerberſtet, und im Frühling keimt nichts empor und die Ernte des Sommers iſt verloren.

Am 30. December.

Wir ſprachen geſtern von den Gefahren, welche der Winter, namentlich in den nördlichen Landſtrichen, den Einwohnern bereitet.

Dieſe ſind im hohen Norden allerdings nicht gering. Es gibt Gegenden, wo der Winter ſehr hart und rauh iſt. In Schweden, Norwegen und Rußland leben Menſchen; die faſt das ganze Jahr hindurch nichts als Eis und Schnee zu ſehen bekommen, die in unterirdiſchen Wohnungen leben, wo das Feuer auf dem Herde nie ausgeht, und ihren ganzen Bedarf an Nahrungsmitteln in der kurzen Zeit des Sommers durch Fiſchfang oder Jagd herbeiſchaffen müſſen, weil der Boden nichts trägt, als kärgliche Mooſe. Fiſche und Wild hängen ſie in den Rauch und zehren davon während des langen Winters. Das iſt dann freilich ein trübſeliges Leben, allein die Leute empfinden das nicht, weil ſie nichts anderes kennen und ihre Fähigkeiten nicht ſo weit reichen, ſich von andern glücklichern Lebensweiſen die Kunde zu verſchaffen.

So leben die Lappländer in Schweden, die Samojeden, Oſtiaken und andere Völkerſchaften des nördlichen Aſiens, dann die Kamtſchadalen an der nordöſtlichen Spitze des aſiatiſchen Feſtlandes. Im höchſten Norden iſt uns ein Land bekannt, welches faſt ein ewiger Winter deckt; dieß iſt die Inſel Spitzbergen. Auf ihr wohnen keine Menſchen. Nur die Seerobben, eine Gattung ungeſchlachter Thiere, welche im Waſſer und am Ufer leben können, werden dort angetroffen, und der große, zottige Eisbär läßt ſich von den treibenden Eisſchollen, die das Meer bedecken, manchmal auf das Land ſetzen, um auch hier ſeinem Fange nachzugehen, wenn er ſich an Fiſchen ſatt gefreſſen hat. Die Inſel Spitzbergen iſt wohl das traurigſte Land der Erde, und doch waren ſchon arme Menſchen genöthigt, einen ganzen langen Winter hier zu verleben. Es waren Seeleute, Matroſen, die der Wallfiſch- oder Robbenfang in jene Gewäſſer geführt hatte, und die dann der Winter überraſchte. Die Wallfiſche und Robben werden deßhalb gefangen, weil ſie ſehr fett ſind und aus ihrem Fette der ſogenannte Fiſchthran bereitet wird, der überall in großer Menge gebraucht wird und deßhalb einen bedeutenden und geſuchten Handelsartikel abgibt. Jene Seeleute hatten ſich nun zuweit hineingewagt und die ſchon vorgerückte Jahreszeit nicht bedacht, da kam denn der frühe Winter, und mit einer ſolchen Heftigkeit, daß das Meer ſogleich mit einer feſten Eisdecke überzogen wurde, und ihnen alle Ausſicht zur Rückkehr abſchnitt. Da war nun nichts Anderes für ſie zu thun, als ſich ein Stück Erde zu ſuchen, wo ſie überwintern konnten, um abzuwarten, bis daß die Sonne wieder Kraft gewinne, das Eis zu ſchmelzen und die Seefahrt möglich zu machen. Unter unſeligen

Mühen und Gefahren erreichten ſie endlich die Inſel, welche wegen ihrer ſpitzen Berge den Namen Spitzbergen erhielt. Sie zogen ihr Fahrzeug in eine Bucht, erbauten ſich aus einigen Steinen, Eisblöcken und dem Holze, welches das Meer einer andern Küſte entriſſen hatte und hier an's Ufer trieb, und welches daher Treibholz genannt wird, ein ſchützendes Dach, unter welchem ſie die hartgefrorene Erde aufgruben und ſich eine Wohnung, ſo gut es gehen wollte, bereiteten. Sie ſchoſſen Robben, fingen Fiſche und ſicherten ſich ſo vor Hunger, und machten ein Feuer, welches ſie ſorglich unterhielten, um nicht vor Kälte umzukommen. Kaum waren ſie mit dieſen Vorbereitungen zu Ende, ſo ſahen ſie wohl ein, daß es die höchſte Zeit dazu geweſen war; denn nunmehr begann erſt der rechte Winter. Bis dahin hatten ſie doch wenigſtens noch für einige Stunden ein trübes Tageslicht gehabt, das ihnen bei ihren Geſchäften leuchtete, doch jetzt, nachdem es immer kürzere Zeit geleuchtet hatte, ging die Sonne an einem Tage unter, um nicht wieder aufzugehen. Der eigentliche Winter des hohen Nordens war angebrochen und mit ihm die lange Winternacht, welche in jenen Gegenden am Pole ein halbes Jahr währt. Wer könnte ſich wohl die Lage der armen Schiffsleute denken? Wer die Sorgen ausmalen, welche ſie jetzt mit einem Male ergriffen. Denkt Euch doch nur, liebe Kinder, wenn die Nacht um Euch immer fortwährte und Ihr vergebens auf den Aufgang der Sonne warten würdet! Nach und nach gewöhnte ſich das Auge an die Finſterniß, und um ihre Schrecken zu heben, erhob ſich plötzlich ein falber Schein im Norden, der bald an Stärke zunahm und ſich wie zuckende Flammen am Horizonte erhob. Das war ein Nordlicht, welches auch wir manchmal zu ſehen bekommen, das jedoch nur ein ſchwacher Abglanz von jener prächtigen Naturerſcheinung iſt, die eine Winternacht am Pole erhellt.

Die Nordlichter, welche nach der Meinung der Naturforſcher eine Wirkung der Electricität ſind, waren nun zwar für die armen Leute, welche auf Spitzbergen zu überwintern gezwungen waren, ein Troſt, allein da ihr Erſcheinen und Verſchwinden nicht regelmäßig war, wie das Auf- und Untergehen der Sonne, ſo konnten ſie nicht mehr die Tage zählen, die ſie verlebten, und hatten ſomit alles Zeitmaß verloren. Sie mußten ſich darein finden und ſich wechſelsweiſe zu tröſten ſuchen. Beſonders zeigte ſich ihnen bald, daß die Bewegung im Freien ihrem Körper dienlich ſei, und ſie befolgten dieß, ſo gut ſie es vermochten, ſo viel Beſchwerde ſich auch damit verband. Einige, die ſich keine Bewegung machten, wurden krank und hatten beſonders von dem entſetzlichen Scorbut oder Scharbok zu leiden, eine Krankheit, welcher beſonders die Seefahrer ausgeſetzt ſind, und die in einer krankhaften Zerſetzung des Blutes beſteht, wobei das Zahnfleiſch anſchwillt, die Zähne locker werden und ausfallen, und endlich der ganze Körper der Auflöſung verfällt.

Mehrere von ihnen ſtarben, und nur ein ſehr kleines Häuflein war es, welches den Aufgang der Sonne und dem langſamen Wiedererwachen der Natur entgegenharrte. Endlich erſchien die erſehnte Stunde. Mit freudigem Jauchzen begrüßten die Matroſen die erſten Strahlen, welche nach der langen, fürchterlichen Nacht im Oſten emporglänzten. Schön ſchwebte es empor, das allbelebende Geſtirn über die Eisdecke, welche ſich in der weiten Ferne verlor. Nichts kommt wohl dem Gefühle gleich, welches das Erheben der Sonne jeden Tag in der Bruſt des Menſchen erregt, und wie Wenige ſind es, die ſich dieſen Genuß verſchaffen. Verſchlafen nicht die Meiſten dieſes Schauſpiel, das ſich täglich erneut und das daher auch, wie etwas Alltägliches, nicht der geringſten Aufmerkſamkeit werth gehalten wird? Die Matroſen aber ſanken auf die Knie und beteten zu Gott im frommen Dankgefühle, daß er ſie bis dahin erhalten hatte, denn von nun an glaubten ſie auch an ihre Rettung. Bald ſchmolz der Schnee von den erſten, kräftigen Strahlen, und die ſtarre Decke des Eiſes, die gleich einem Walle die Geſtade der Inſel umgeben hatte, begann ſich auch zu löſen, und die großen Eisſchollen fingen an zu treiben und trugen die Seerobben davon, die den Winterſchlaf von den plumpen Gliedern ſtreiften, und die großen, trägen Eisbären krochen aus den Höhlen und ſtreckten ſich und gingen auf Raub aus. So erwachte denn auch hier die Natur zu neuer Thätigkeit, und unter dem ſchwindenden Schnee erglänzte das ſilberne, krauſe Geäſte des isländiſchen Mooſes, und hie und da ſproßte ein ſparſames Grashälmchen hervor. Die Hoffnung der Matroſen wurde ſtets größer, ſie wußten nun, daß ihnen Rettung zu Theil werden würde. Und ſo war es auch. Ein Fahrzeug, das, wie ſie, auf den Wallfiſchfang ausgezogen war und ſich zeitig auf den Weg gemacht hatte, um mit dem Beginn des Sommers in jenen Meeren zu ſeyn und noch vor dem Einbrechen der Winternacht wieder die Heimfahrt bewerkſtelligen zu können, erſchien plötzlich im Angeſicht der Inſel. Die Ueberwinternden befeſtigten an einer langen Stange ein Stück

Segeltuch, um den Schiſſern ein Zeichen ihres Daſeins zu geben; es wurde bemerkt, das fremde Fahrzeug legte an und nahm ſie auf, und ſo kamen ſie denn in ihr Vaterland zurück, wo ſie viel von dem Erlebten zu erzählen wußten und ſich glücklich prieſen, der Gefahr entronnen zu ſein.

Am 31. December.

Heute iſt der luſtige Silveſterabend. Der heilige Silveſter, dem der heutige Tag und Abend geweiht iſt, war einer der frömmſten unter den frühern Chriſten, und iſt am heutigen Tage geſtorben. Es iſt der letzte Tag im Jahre, und in der heutigen Mitternacht ſcheidet ſich das alte von dem neuen Jahre. Gewiß ein Zeitpunkt, der zu mannichfachen Betrachtungen leiten kann.

Die meiſten Menſchen überlaſſen ſich der Freude und dem Genuſſe; oft einem recht rohen und ausgelaſſenen Genuſſe. Das iſt nicht recht. Sinnlos und ohne Maß zu trinken und zu lärmen, ziemt ſich bei keiner Gelegenheit, am wenigſten aber für einen Zeitpunkt, der uns mit ernſten Gefühlen erfüllen ſollte. Wir haben wieder ein Jahr verlebt, was haben wir zu unſerer eigenen Fortbildung unternommen, was haben wir gelernt, was haben wir von dem Erlernten zu unſerm und unſerer Nebenmenſchen Heil in Anwendung gebracht? — ſo ſollten wir uns fragen. — —

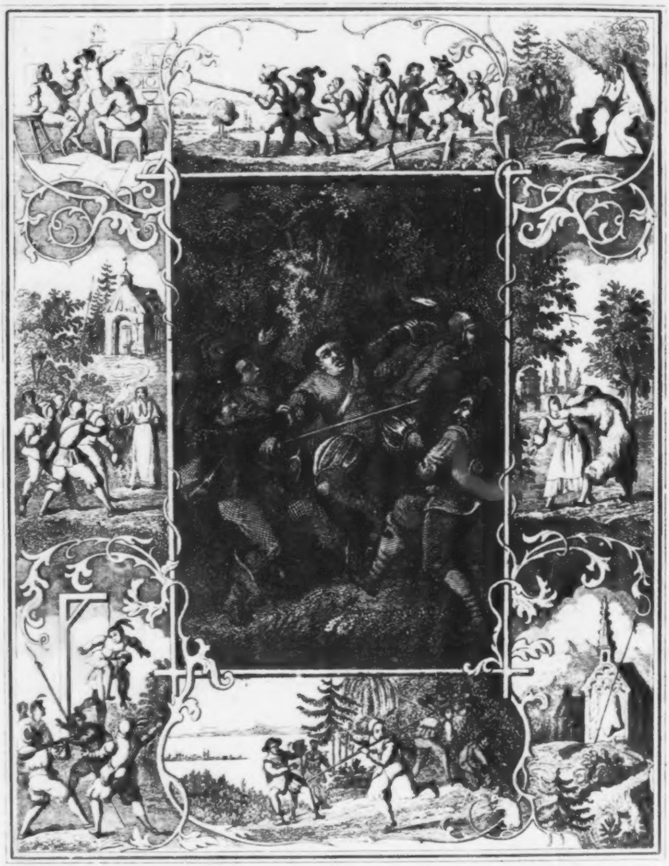
Ein alter Menſch ſtand in der Neujahrsnacht am Fenſter. Er erhob ſeine trüben Blicke zu dem ſternenbeſäeten Firmamente und ſchaute dann wieder auf die Erde, wo Niemand, wie er, ſo freudenlos war, denn ſein Grab war ihm nahe — das Ende ſeiner Laufbahn hienieden. Schon ſechezig Stufen war er hinabgeſtiegen, die ihn dahin führten, und die Erinnerung an ſeine ſchöne Jugendzeit zeigte ihm nichts als Fehltritte und erfüllte ihn mit Gewiſſensbiſſen. Seine Geſundheit war zerſtört, ſeine Seele niedergebeugt, ſein Herz war voll Reue und ſein Alter war kümmerlich. Die Tage ſeiner Kindheit wurden wieder licht vor ihm, und er erinnerte ſich des feierlichen Augenblicks, wo ſein Vater ihn auf den Anfangspunkt zweier Pfade geleitete. Der eine dieſer Pfade führte in ein friedliches Land, mit ſchönem Segen erfüllt, wo Alles in anmuthigem Einklange tönte und eine beglückende Ruhe überall herrichte; der andere Pfad brachte in ein finſteres Thal, ohne Ausgang, mit giftigen Thieren und Pflanzen erfullt und vom wilden Sturm durchbrauſt. Ach! jetzt hatten ſich die giftigen Thiere an ſein Herz gelegt und ſeine Lippen bebten, denn er wußte, wo er ſich befand. Noch einmal blickte er auf zum Himmel und rief in unbeſchreiblicher Angſt: Kehre zurück, holde Jugend! Lieber Vater ſtehe mir bei am Anfange des Lebens, ich will deinen weiſen Lehren folgen und einen andern Weg erwählen!

Aber ſeine Jugend und ſein Vater waren nicht mehr da. Er ſah Irrlichter ſich aus einem Sumpfe erheben und er ſprach: Das ſind die thöricht vergeudeten Tage. Darauf ſah er einen zitternden Stern durch den Himmel ſchießen und in Nichts verſchwinden, und er rief: Das bin ich! Und die ſcharfe Schneide der Reue drückte ſich noch tiefer ihm in das Herz.

Jetzt gedachte er aller Menſchen, die mit ihm zugleich in das Leben getreten waren, und die jetzt hier und dort wohnten auf der Erde und gute, ehrbare Familienväter geworden waren, der Wahrheit und Tugend dienten, und in ſtiller, ruhiger Freude, ohne Thränen vergießen zu müſſen, dieſe erſte Nacht des neuen Jahres verlebten. Der Schall der Kirchenglocken, welcher die feierliche Stunde begrüßte, tönte zu ihm nieder wie ein frommer Geſang. Dieſer Schall erinnerte ihn an die Gebete ſeiner Eltern, die ſie für ihren Sohn einſt zum Himmel ſchickten, an die Lehren, die ſie ihm ertheilten, an die Lehren, denen er nie folgte, als es noch Zeit dazu war. Schmerz und Schaam beugten ihn nieder, und er vermochte es nicht mehr, zum Himmel zu blicken; er wandte ſich wieder zur Erde, die mit Schnee bedeckt war, und ſeine Thränen floſſen reichlicher. Noch einmal rief er: Kehre zurück, o Jugend! ich will anders werden als ich ward! —

Und die Jugend kehrte ihm wieder; denn Alles war nur ein Traum, den er in der Silveſternacht geträumt hatte. Er war noch jung und nur ſeine Fehltritte waren wirklich. Er dankte Gott inbrünſtig, daß er noch Zeit zur Beſſerung hatte, daß der Pfad ſich noch vor ihm ausdehnte, der in das freundliche Land geleitete, wo Ernten ohne Zahl ihn erwarteten und Alles reiner, ſchöner Einklang war.

So auch Ihr, liebe Kinder, lenkt in den rechten Pfad ein, wenn Ihr Euch verirrt habt; gedenket ſtets dieſes fürchterlichen Traumes, wenn Ihr ſtrauchelt. Wenn Ihr einſt, von Reue und Gewiſſensbiſſen gefoltert, am Ende Euerer Tage ausrufen würdet: Kehre zurück, Zeit meiner ſchönen Jugend! — dann wäre es zu ſpät und die ſchöne Zeit würde nicht mehr zurückkehren.



Die sieben Schwaben.

Deutſche

Volks-Sagen.

Für die erwachſene Jugend bearbeitet

von

Auguſt Lewald.

Mit zwölf Stahlſtichen.

Stuttgart.

Verlag von Schmidt & Spring.

1845.

Deutſche Sagen — deutſche Volksbücher.

Es geht ein Strom durch unſer Land, deß Wellen murmeln gar hold und lieblich, ſein Quell iſt die Geſchichte — ſeine Mündung das Volk, das ihn aufnimmt und mit ſich trägt.

Die Geſchichte zeigt und bewahrt in ernſten Gebilden, was die Voreltern gethan und erſtrebt, erlitten und erduldet, woran ſie ſich erfreut und was ſie mit Trauer erfüllte, was ſie mit Schmach gedrückt und in Glanz gehoben.

Und wenn die Eichen rauſchen im alten Hain, der den Quell umgibt, und eine mächtige Stimme, wie Donner und Sturmestoſen, uns von Helden, die da wirklich gelebt, und von Thaten, die ſie wirklich gethan, das große Wort verkünden, dann rauſcht in holder Unverſtändlichkeit ein leiſer Ton dazwiſchen aus dem grünend wuchernden Gezweig und ſcheint es den Wellen zuzulispeln, auf daß ſie es weitertragen ſollen.

Willſt du die Weisheit der Geſchichte erforſchen; ſo tritt in den Hain, horche der mächtigen Stimme und ſchreite zur Quelle weiter und weiter, um dort die ernſten Gebilde deinem Geiſte zu vermählen. Willſt du dich an der Sage erfriſchen, ſo pflücke dir Zweige von den rankenden Gewächſen, ſetze dich an das Ufer des dahinrauſchenden Stromes, höre auf ſein halb unverſtändliches Murmeln, und ſuche es dir zu deuten.

Leiſe wiegt es dich ein; du ſchauſt in vergangene Zeiten; dein Blick erhellt ſich und das Auge begreift, was dem Geiſte nicht ganz faßlich war. Du lernſt den Sinn, die Weiſe, die Art unſers Volkes kennen und bekommſt den heitern Theil ſeiner Geſchichte, ſpielend in die Hände.

Heiter und tief, ſcherzend und gemüthlich iſt der Charakter deutſcher Sagen, und darum ſind ſie von ſo unnennbarem Ergötzen. Mit der Geſchichte anfänglich auf's innigſte verknüpft, verlaſſen ſie doch bald das trockene, ernſte Gebiet und verlieren ſich in's Reich der mannigfaltigſten Erfindung der froheſten Laune. Sie ſind für jedes Alter, für jeden Stand, für jede Stunde; viele leben ſchon Jahrhunderte und alten nicht; viele Tauſende haben ſie ſchon erfreut und entzückt und ſie beſitzen die Kraft noch viele Tauſende zu erfreuen und zu entzücken.

Der ſie zuerſt erſann, erfunden, erzählt, niedergeſchrieben, wer weiß es zu ſagen? Sie haften an einem Stein, an einem Berg, an einem Baum, an einem Hauſe; ſie ſprechen von Menſchen, die einmal gelebt haben mögen, Niemand weiß aber wann und wo. Und doch iſt uns Alles ſo bekannt, ſelbſt das Wunderbare ſo verſtändlich, als hätten wir's geſehen, mit Allen geſprochen — als wären wir dabei geweſen!

Dieſe ernſten Sagen und heitern Geſchichten ſind im Volk entſtanden, hört man wohl ſprechen; aber das Volk hat ſie nur geerbt und der Name der Erfinder iſt verloren gegangen. Jetzt iſt's einem Jeden erlaubt ſich ihrer zu bemächtigen und ſie wieder zu erzählen; ja, es iſt ſogar verdienſtlich, ſie ſtets zu erneuern und ſie jeder Zeit näher zu bringen, und ſie für jedes Alter genießbar zu machen. —

„Die Volksliteratur findet durchaus nicht in abgeſchloſſenen Kreiſen ihre Pflege; ſie gehört dem Geiſtes- und Gemüthsleben der Nation im Allgemeinen an, ſagt ein neuerer Forſcher *); hergebrachte Manier, Standesceremoniel, jede Art affectirter Liebhaberei hört hier auf; der geſunde Menſchenverſtand, das natürliche Gefühl, der jeweilige Zuſtand der Sitte gibt hier allein Geſetze, und was gefällt, iſt berechtigt.“

So betrachten wir denn hier die Volkspoeſie als ein Ganzes; wir verſuchen keine Unterſcheidungen der Gattungen; wir wählen, was wir in den alten Volksbüchern und in neuern Bearbeitungen zerſtreut finden, und ſind bemüht, es für unſere jungen Leſer einzurichten und ihnen dadurch eine neue Quelle lehrreicher und anmuthiger Unterhaltung zu erſchließen, um ſo lehrreicher und anmuthiger als ſie aus deutſchem Boden keimte.

Und nun kommt! ſetzt Euch mit mir an den rauſchenden Strom, laßt Euch vom grünenden Laube überſchatten, und indeß ihr dem unbekannten Erfinder Kränze windet, vernehmt, was ich dem Gemurmel der Wellen entnehme, und Euch hiemit wahr, treu und ſchlicht wiedergeben will.

---

*) Dr. Johann Wilh. Schäfer, Handbuch der Geſchichte der deutſchen Literatur (Bremen, 1842.) Außer dieſem Werke nennen wir noch Gervinus, Büſching und von der Hagen, Reumont, Simrock, Marbach, Muſäus, Bechſtein, Straube, Schreiber, Preusker und einige ältere Schriften ohne Namen der Autoren, die von uns bei dieſer Arbeit benutzt worden ſind.

Die Geſchichte von den ſieben Schwaben.

Bekanntlich iſt das liebe Schwabenland einem Garten zu vergleichen, der von einem Gehege von Rebenhügeln und duftigen Wäldern eingefaßt, von dem übrigen Deutſchland zwar nicht auf etwa unzugängliche Weiſe getrennt, aber doch ſo abgeſchloſſen iſt, daß ſich dort eine eigenthümliche Art und Weiſe in Sitte und Sprache, in Benehmen und Förmlichkeit erhalten hat, die von denen anderer deutſchen Stämme merklich abſtehen. Dazu kommt noch, daß der Schwabe keine Glätte an der Außenſeite annehmen will, ſo lange er eben bei ſich daheim iſt; da verlangt er nun, daß ſich Alles nach ihm richten ſoll, und verſchimpft und verſpottet wohl auch auf ziemlich derbe Weiſe das Fremdartige und verhindert, daß ſich's bei ihm nicht breit mache und ſein urſprüngliches, ihm lieb gewordenes Gepräge verwiſche. Iſt er ſelbſt in der Fremde, da iſt er hingegen fügſam und geſchmiegſam, und Niemand in der Welt kann bemühter ſein, ſein urſprüngliches Weſen abzulegen. Der Preuße, der Sachſe, der Oeſtreicher, bleibt draußen, außerhalb ſeines Gau's, immer Preuße, Sachſe und Oeſtreicher; der Schwabe legt Alles ab: Kleidung, Geberde, Sprache und außer dem „au oder äu“, das er niemals verläugnet, wird's ihm Niemand anmerken können, wo er her iſt.

Dieſer eigenthümliche Zug, der dem Schwaben nun anklebt, namentlich ſeine ſpröde Art gegen das Fremde in ſeinem Lande, hat nun auch allerlei Verſpottung über ihn ergehen laſſen und lächerliche Erdichtungen an ſeinen Namen geknüpft, von denen ſich kein anderer Grund nachweiſen läßt, als daß eben der Muthwille der andern deutſchen Stammverwandten dadurch eine kleine Rache auszuüben gedachte und ſie ihren Witz daran ſchärfen wollten.

Da jedoch der Schwäbiſche Volksſtamm in Allem durchaus ehrenhaftig iſt; arbeitſam, fleißig und ſparſam; zu Handarbeiten und Kopfarbeiten ſehr anſchlägig und wohlgeſchickt; tüchtige Denker; ehrlich und gerade; zuverläſſig und betraut, ſo konnte man natürlich mit dem Spotte auch den wackern Leuten nichts im Ernſte anhaben wollen. Alles, was man gegen ſie vorbrachte, bezog ſich daher nur ſtets auf Aeußerlichkeiten, zu denen ihm baroke Macht und das förmliche Weſen im Benehmen und Sprechen den Anſtoß gab, und ſo entſtanden nun nach und nach viele ſcherzhafte Geſchichten, die der geſunde Volkswitz reichlich ausſtattete. Die Schwaben ſelbſt in ihrer Gutmüthigkeit lachten am erſten mit und eigneten ſich die Sachen, die Andere gegen ſie aufbrachten, wohl ſelbſt an, und ſo haben ſie denn einen ganzen Haufen ſolcher luſtigen Schwabenſchnurren und Schwabenſtreiche.

Die Geſchichte, die ich hier erzählen will, iſt eine der merkwürdigſten dieſer Art und kann ſo recht als ein Inbegriff alles derben Witzes und Spaßes betrachtet werden, der die heitere Eigenthümlichkeit der Schwaben auf höchſt natürliche und ungezwungene Weiſe in helles Licht ſetzt.

Alſo hört und ſtoßt Euch nicht an manche Redensart, die wir, um die Sache nicht zu überfeinern, grade ſo laſſen, wie ſie iſt.

Von der Jahreszahl, in der ſich unſere Geſchichte zugetragen haben ſoll, wiſſen wir nichts zu ſagen. Es heißt in der Chronik, daß es nach Chriſti Geburt eintauſend und ſo viel hundert und hundert Jahr geweſen ſein ſoll. Wem es um größere Genauigkeit zu thun iſt, dem können wir anführen, daß eben zu jener Zeit die Anwohner der Geſtade des Bodenſees — den ſie auch wohl das ſchwäbiſche Meer nennen — durch ein Ungeheuer heimgeſucht wurden, welches im ganzen Schwabenlande Furcht und Schrecken verbreitete. Niemand hatte es geſehen, Keiner wußte daher zu ſagen, wie der Drache oder Lindwurm eigentlich beſchaffen ſei und wie ihm beizukommen wäre — aber ein Ungeheuer der ſchrecklichſten Art ſollte es ſein, darin ſtimmte Alles überein.

Nach dieſem Beſtande muß der Muth der ſieben wackern Gefährten, Schwaben von Geburt, nur um ſo höher angeſchlagen werden, die ſich dazu vereinigten, ihren Gau von dem verderblichen Gaſte zu ſäubern. Es waren ſieben tapfere und überaus geſcheide Geſellen, wie ſich die geneigten Leſer gar bald zu überzeugen Gelegenheit haben werden.

Wie ſie ſo beiſammen waren, brachen ſie nach der weltberühmten Stadt Augsburg auf, die eigentlich der Stolz Schwabens genannt werden kann, und wenn gleich heutzutage von dem ſchwäbiſchen Königreiche Würtemberg getrennt, dennoch die Hauptſtadt der Provinz Schwaben des Königreichs Bayern bildet.

In Augsburg angekommen ſuchten die Geſellen den geſchickteſten Meiſter Schmied auf, um ſich Waffen zu ihrem Strauße anzuſchaffen.

Der wackere Meiſter führte ſie in ſeine Waffenkammer, auf das ſie ſich recht etwas Tüchtiges, wie es nun ein Jeder von ihnen brauchte, ausſuchen möchten.

Der erſte Geſell, den wir von ſeiner Heimath, dem Algau, nur den Algäuer nennen wollen, nahm jedoch das Wort und dabei den Mund recht voll.

— Bigoſcht! ſchrie er, was ſein das für Spieß? damit ſtühr' ich mir mein' Zähn' aus! Für mich, Meiſter, nehmt nur gleich ein Wiesbaum von ſieben Mannslängen.

Der zweite Geſell, den die Andern den Blitzſchwaben nannten, weil er immer „Potz Blitz“ ſagte, und den wir daher auch ſo nennen wollen, war gern ein Wenig vorlaut und fiel dem erſten in die Rede: — Potz Blitz, Algäuer! hab' dich nur nicht ſo ſehr!

Aber da hätte man das Geſicht ſehen ſollen, was der Algäuer ihm ſchnitt und die grimmigen Augen, die er ihm dazu machte, als wollte er ihn damit durchbohren. Der Blitzſchwab dachte: da muß ich einlenken! denn er war ſchlau genug.

— Du haſt Recht, ſprach er mit freundlicher Betonung, Bruder, ich merke wohin du zielſt und ich ſtimme dir bei. Wir alle Sieben für Einen und für uns Alle Sieben auch nur Einer! Iſt's ſo recht?

Der Algäuer wußte nicht, was er eigentlich damit hatte ſagen wollen, aber er ſagte doch: Ja! und nun waren's alle Andern zufrieden.

Der Meiſter mußte den Spieß von ſieben Mannslängen anfertigen und in einer Stunde war er damit zu Stande gekommen. Ehe ſie aber die Werkſtatt verließen, kaufte Jeder noch etwas auf die Reiſe.

Der Knöpfleſchwab, der ein großer Freſſer war und dem Knöpfle über Alles gingen, mußte einen Bratſpieß haben, der tapfere Algäuer kaufte ſich eine Pickelhaube mit einer Feder darauf, wodurch er ſich ein noch kriegeriſcheres Anſehen gab; der Gelbfüßler, der nach der alten Sage, ſchon die Schwabenjahre hinter ſich hatte und geſcheid worden war, kaufte ſich Sporen an ſeine Stiefel, nicht ſowohl um zu reiten, ſondern um nach hinten ausſchlagen zu können. Der Seehaas aber, der beim Bodenſee ſelbſt zu Hauſe war, wählte ſich einen Harniſch, weil nach ſeiner Meinung: Vorſicht zu allen Dingen nütz ſei und man des Guten niemals zu viel thun könne. Der Spiegelſchwab, von dem wir weiterhin noch mehr zu erzählen haben werden, gab ihm vollkommen recht, doch wollte er ſeinen Harniſch auf dem Rücken tragen, dann ſetzte er hinzu: „Hab' ich Muth und geh' ich vorwärts, dann brauch' ich keinen Harniſch; geht's aber rückwärts und geht mir der Muth aus, dann brauch' ich den Harniſch nicht vorn, ſondern hinten.“

Die Geſellen bezahlten Alles, was ſie kauften, baar, bei Heller und Pfennig, dann hörten ſie bei St. Ulrich eine heilige Meſſe, kauften beim Metzger am Gögginger Thor gute Augsburger Würſte und zogen ihres Weges fürbaß, zum Thore hinaus, ein ſchönes Schwabenliedel anſtimmend, das ſo anfängt:

Da gang i zum Brünneli,
Trink' aber net u. ſ. w.

Als das Lied geendet war, ward der Algäuer ganz luſtig und gewiß aufgeräumt. Er ging an der Spitze, zog ſein Poſthörnle aus der Taſche, ſtimmte es und blies das bekannte Trompeterſtückle, das damals ſo gern gehört wurde.

Der Zug war aber ſo geordnet. Hinter dem gewaltigen Algäuer mit dem eiſernen Sturmhut, auch Pickelhaube genannt, kam der Seehaas, dem der Neſtelſchwab folgte, welcher des Seehaſens Bündel auf den Buckel geladen hatte; darauf ſchritt der Blitzſchwab gar vergnüglich einher und ſang das Lied vom Butzemann; hinter dieſem ſah man den Spiegelſchwaben mit vielem Anſtand ſich bewegen, dann kam der Gelbfüßler, aber ganz hintennach grattelte und pfnaufte der Knöpfleſchwab, weil er an ſeinen Pfannen und Töpfen und Spießen ſchwer zu ſchleppen hatte. Aber den Spieß trugen ſie der Länge nach neben ſich und Jeder hatte Hand angelegt, und wenn man ſie ſo daneben gehen ſah, ſo nahmen ſie ſich eben aus, wie aufgeſpießte Lerchen, die gebraten werden ſollten.

So gingen unſere wackern Geſellen immer fort und fort, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin ſie kommen würden. Der Weg nach dem Bodenſee war ihnen ſämmtlich unbekannt.

— Hah! ſagte der Algäuer, der in Allem voran war — wir wollen nur ſtets der Wertach nachgehen, ſo kommen wir denn an's Gebirg und da können wir nimmer fehlen —

— Das iſt ein Umweg! warf ihm der Gelbfüßler ein. Wir wollen dem Neckar folgen; der Neckar muß irgendwo in den Rhein fließen, und der Rhein fließt in den Bodenſee — und da kommen wir am ſicherſten hin.

Die Andern wollten überlegen, aber der Blitzſchwab ſchrie dazwiſchen:

— Potz Blitz! was iſt da zu überlegen. Ein braver Mann geht gradaus!

Das war ein Wort das gefiel. Sie gingen ſämmtlich geradaus, wie ſie gerade ſtanden, zwiſchen Göggingen und Pferſee durch und dann weiter immer geradeaus. Da die Brücke über die Wertach etwas ſeitwärts lag, ſo beſannen ſie ſich nicht, ſondern wateten durch den Fluß, dann gingen ſie über Wies und Acker, Berg auf und ab, über Feld und Wald, und Stock und Stein. Nichts konnte ſie vom geraden Weg abbringen, wie's braven Männern geziemt, und trafen ſie eine feſte Mauer auf ihrer Straße, ſie würden ſie mit dem Kopfe eingerannt haben, wenn ſie den ſtarken Spieß nicht gehabt hätten. Dieſer aber leiſtete ihnen treffliche Dienſte.

Ehe aber unſere ſieben Geſellen an den Bodenſee gelangten, ſtieß ihnen manches Abenteuer auf, wie denn ohne ſolches wohl keine Reiſe zu Ende gehen kann.

Zuerſt, wie ſie aus Kriegshaber waren, ſahen ſie unter einem Gebüſche am Wege ein altes Weib, das wie eine Hexe ausſah und eben etwas in einem Keſſel ſchmorte.

Der Knöpfleſchwab, der etwas davon verſtand, reckte ſich zuerſt um den Duft einzuſchlürfen, und dann bückte er ſich, um durch den ſich entwickelnden Dampf den Inhalt des Keſſels zu erſpähen, hierauf ſprach er zu den Uebrigen trocken und ernſt:

— Hah! Knöpfle ſeind's einmal nicht!

Der Blitzſchwab guckte nun auch hinein und zog ein ſaueres Geſicht:

— Das ſcheint mir eitel Mausdreck und Krötenaugen! Guten Appetit, wer mithalten will — ich bleib ledig!

Der Spiegelſchwab, ein witziger Bub', hat's aber gleich weg.

— Ach was, mit Eurer Kocherei! ſchrie er, das iſt eine Zigeunerin, mit der laßt mich reden. Alte Trampel! her da und ſag' mir wahr!

Dabei ſtreckte er ihr ſeine Hand hin. Er hatte das rechte Wort getroffen. Die alte Zigeunerin ergriff ſeine Hand, als wenn ſie dieſelbe gar nicht mehr loslaſſen wollte, ſetzte ihre Brille auf und begaffte die Lineamente darin, dann ſprach ſie im ſchnarrenden Naſentone:

Weiberjoch drückt allzuſehr,
Keine Noth wiegt wohl ſo ſchwer.

Dem Spiegelſchwaben gefiel das.

— Die Blitzhex hat wahr! ſchrie er luſtig und ſchob ſeinen Kameraden, den Gelbfüßler hin. Die Zigeunerin guckte ihm in die Hand und ſchnarrte wie zuvor:

Einem, der iſt übermannt,
Dem iſt das Fliehen keine Schand.

— Das iſt auf meine Füß' und die Stiefele daran geſtichelt, dachte er, und ſie weiß, daß ich laufen kann.

Nun kam der Seehaas an die Reihe, dann der Knöpfleſchwab, hierauf der Neſtelſchwab und Jedem gab ſie ſein wohlabgemeſſenes, richtiges Theil, das ſich ein Jeder zu deuten wußte. Darauf trat der Algäuer auch zu ihr hin, rückte die Pickelhaube aus dem Geſicht und ſtreckte ihr die Hand unter die lange Naſe. Sie beſann ſich aber gar nicht lange und näſelte wieder:

Der Wagen wird nicht wohl geführt,
Wenn Ochſen ungleich angeſchirrt.

Der Algäuer ſchüttelte ob der Weisheit den Kopf.

— Bigoſcht! rief er, das hab' ich ſchon oft an mir erfahren, wenn ich den Miſt ausgeführt hab'. Die Hex ſieht ei'm, wägerle! durch's Herz.

Nur dem Blitzſchwaben wurmte als guten Chriſten die ganze Geſchichte; er nannte die Zigeunerin 's böſe Heidenweib und ihr Wahrſagen unerlaubte Zauberei. Giftig ſtieß er ihr den Keſſel um, daß ſein Inhalt in's Feuer lief und es auslöſchte. Darauf eilte er mit ſeinen Gefährten von dannen, aber die Zigeunerin gellte ihm einen furchtbaren Fluch in ihrer Sprache nach, den er nicht verſtand.

Wie ſie aber ſo fortgingen von dem Weibe, konnte Jeder von ihnen ſicher ſein, daß er hienieden ſeinem Schickſale nicht entgehen werde. Wir aber wollen nunmehr, ehe wir von ihren erlebten Abenteuern weiter berichten, zuerſt erzählen, wer die Geſellen eigentlich waren und wie ſie zu einander gekommen ſind.

Unſer Seehaas, den wir zuerſt nennen wollen, war Bannwart zu Ueberlingen am Bodenſee geweſen. Der traf bei Freiburg im Breisgau den Neſtelſchwaben an, und weil ehrliche Schwaben, wo ſie einander treffen, gleich bekannt werden, ſo ſchwatzten auch dieſe eins vertraulich mit einander. Der Seehaas fragte unter Anderm: was er für ein Landsmann ſei. Worauf der Neſtelſchwab ihm erwiderte:

— Ich bin kein Landsmann, ſondern nur ein Mähbub bei jenem Bauern, der dort den Acker pflügt.

Der Seehaas, der ein luſtiges und feines Tüchle war, wie ſie's in Schwaben zu nennen pflegen, merkte gleich, wen er vor ſich habe; ſo einen dummen Burſchen, dachte er bei ſich, kann ich wohl zu allerhand brauchen!

Er fragte ihn daher, ob er wohl als ſein Knecht mit ihm ziehen wolle, um ihm ſein Bündel zu tragen.

Jener ſagte, das kann ſchon ſein.

Darauf ſtellte ihm der Seehaas die Bedingung: er müſſe, wenn er etwas erzähle, ſolches ſtets bekräftigen und ſagen, daß es wahr ſei.

Das war dem Burſchen aber zu hoch und er wandte ihm ein: er wiſſe ja nicht, was wahr oder nicht wahr ſei.

Der Seehaas aber erwiderte ihm: Merk' dir's, Bauerlümmel; wenn ich Hott! ſprech', ſo bedeuter's wahr; wenn ich Wiſt! ſprech', ſo iſt's unwahr!

Das verſprach nun der Andere ſich merken zu wollen, und ſo ging er denn mit ihm und um einen Batzen Wochenlohn trug er ihm ſein Bündel. Der Neſtelſchwab bekam aber ſeinen Namen, wie Jedermann längſt weiß, weil er, ſtatt der Knöpfe, Neſteln an Rock und Hoſen genäht hatte.

Wie ſie jetzt ſelbander weiter gingen, kamen ſie nach Bopfingen, wo der Gelbfüßler anſäßig war.

Von den ſogenannten Gelbfüßlern im ſchönen Schwabenlande erzählt man ſich eine eigene Geſchichte.

Die Einwohner von Bopfingen mußten ihrem Herzoge alljährlich eine Abgabe in Eiern entrichten. Wie ſie nun einſtmals ihm Eier aufluden und ſahen, daß der Wagen zu klein war, ſo ſprangen ſie hinein um die Eier ein wenig zuſammen zu treten, damit mehr davon hineingingen. Dieß wäre freilich nur als ein Beweis ihrer gutmüthigen Ehrlichkeit zu betrachten, die ihrem Herzoge nichts an dem ihm Zukommenden entziehen mochte, allein die böſe Welt verſpottete ſie doch deßhalb und nannte fortan Alles, was in der Gegend von Bopfingen lebte: die Gelbfüßler.

Der Seehaas und ſein Burſch kamen nun dahin und gingen zu Einem, welcher Bopfinger Bote war. Dieſem erzählte der Seehaas, daß er vom Bodenſee hergereist ſei, woſelbſt zur Stunde ein fürchterliches Thier hauſe, welches großen Schaden überall anrichte. Beſchreiben könne er es ihm nicht; es ſei etwa ſo groß wie eine wilde Katze, habe aber ellenlange Zähne und eine blutrothe Zunge, das Entſetzlichſte ſeien aber die Augen, die wie Feuerräder rollten und ſo groß wären wie die Goldgulden. Nicht wahr, Landsmann? fragte er dann den Neſtelſchwaben.

Dieſer aber wußte nicht, was er ſagen ſollte, da er das Stichwort noch nicht vernommen und fragte daher ganz verlegen: Wiſt?

— Hott! erwiderte ſchnell der Seehaas und der Neſtelſchwab rief ſogleich:

— Sell iſcht wägerle wahr!

Womit der Seehaas zufrieden war und alſo fortfuhr.

— Jetzt lieber Landsmann, ſteht mir bei und ſchafft mir Rath und Hilfe, damit wir das Ungeheuer erlegen und die Welt befreien können. Werbt mir getreuliche Genoſſen in den ſchwäbiſchen Gauen und wir wollen uns auf den Weg zum Bodenſee machen.

Dem Gelbfüßler war das eben recht: Ich hab' ſchon das Herz auf dem rechten Fleck, ſagte er, und wenn's auf's Laufen ankommt, ſo will ich den Teufel ſelbſt auf'm freien Feld fangen. Um mit Euch zu gehen, fehlt mir nichts, als meine Stiefel anzuziehen und mein Ränzel zu packen.

Hierauf ſchlug der Gelbfüßler in die dargebotene Hand des Seehaaſen und that wie er geſagt hatte. Wie ſie ſich nun aber auf den Weg begeben wollten, entſpann ſich ein Zwiſt, ob ſie gegen die Donau ziehen wollten, oder in das Ries, um ihre Gefährten zu dem Abenteuer zu werben. Der Gelbfüßler gab blos zu bedenken, daß er nicht wiſſe, ob es überhaupt

Menſchen im Ries gebe und ob nicht das ganze Ries blos von fetten Gänſen und anderm Federvieh, die man ja im ganzen Schwabenlande kenne, bewohnt würde.

Der Seehaas ſchüttelte bedenklich den Kopf, dann aber ſprach er nach einigem Nachdenken: — Das Sehen koſtet nichts! Man muß eben hin!

Und ſomit wanderten ſie nach dem Ries.

Das Ries iſt ein gar geſegneter Landſtrich. Die Leute haben dort vollauf zu eſſen und laſſen ſich's wohl ſein. Alle Tage eſſen ſie fünfmal und da ſie ſich von jeder Mahlzeit gern was aufheben, was ſie unter der Zeit verzehren können, ſo kauen ſie gerade den ganzen Tag. Am meiſten lieben ſie die Suppen und dazu die ſchwäbiſchen Knöpfle auch Spätzle genannt, und deßhalb heißen ſie überall nur die Suppenſchwaben oder Knöpfleſchwaben.

Vor einem ſolchen brachte nun der Seehaas ſeine Werbung an und erzählte: daß in dem großen Walde am Bodenſee ein ſchreckliches Ungethüm hauſe, welches allen Leuten großen Schaden zufüge und das ganze Land in Schrecken und Angſt verſetze. Beſchreiben ließe ſich ſolch' ein Thier zwar nicht, er wolle aber nur ſo viel ſagen: daß es feurige Augen im Kopfe habe, ſo groß wie eine Salzbüchſe.

Der gute Neſtelſchwab fragte leiſe: Hott? Aber der Gelbfüßler konnt's Lügen nicht vertragen und ſtieß dem Seehaas in die Rippen; dieſer aber that als merke er nichts und fuhr fort zu erzählen, wie das Ungeheuer immer größer werde, je länger man's anſchaue, und daß es am Ende wohl gar wie ein Pudelhund ſich ausnehme. Er möchte ihm daher beiſtehen und ihm gute Geſellen werben helfen, damit das Ungeheuer getödtet werden könne.

Der Knöpfleſchwab erklärte rund heraus: um das ſei's ihm gar nicht zu thun; wenn ſie aber einen brauchten, um für ſie Alle Knöpfle zu kochen, ſo wolle er ſchon auch auf das Abenteuer mitziehen.

Auch das war den Andern recht; denn Knöpfle ſind gut Ding und auch in Tagen der Gefahr verſchmäht man ſo etwas nicht. Der Knöpfleſchwab packte aber ſeine Töpf' und Pfannen auf und zog mit ihnen nach dem Lechfeld.

Dort, zu Meitingen im Wirthshaus trafen ſie eben den Blitzſchwaben, ganz gemüthlich hinter einem Mäßle weißen Gerſtenbiers ſitzen und discuriren.

Der Blitzſchwab reichte ſogleich nach Landesſitte ſein Krügle den Eintretenden hin und ſprach dazu: Gſegn' Gott! worauf die Andern ihm zutranken und Dank Gott erwiderten, und hierauf ſetzte ſich der Seehaas und fing ſeine Litanei von vorn an: wie in dem großen Wald am Bodenſee ein gräßliches Thier hauſe, das Land und Leuten fürchterlichen Schaden zufüge und ſo groß ſei wie ein Maſtochs. Augen hab' es im Kopf, wie die Mondſcheibe, und je länger man's anſehe, deſto größer werde es!

Der Blitzſchwab, entſchloſſen wie er war, rief: Potz Blitz! das Thier wollt' ich ſehen und wenn's mich einen Dreibätzner koſtete!

Der Seehaas machte ihm erklärlich, daß er das Vergnügen ſeiner Bekanntſchaft umſonſt haben könne, er ſolle ſich ihrer Genoſſenſchaft anſchließen, um das Abenteuer zuſammen zu beſtehen.

Das war dem Blitzſchwaben ſchon recht; „ſchimpfen könne er wie ein Rohrſpatz,“ meinte er, „und fluchen wie ein Heid!“

Der Seehaas ſagte, auch das könne vielleicht gute Dienſte leiſten, er ſolle nur immer mitkommen. Der Blitzſchwab aber nahm noch ein Känntle Branntwein zu ſich und fing an, ein Schelmenlied mit lauter Stimme zu ſingen, denn er war ein luſtiger Vogel. So aber zogen nun die Geſellen mit einander weiter, gen Memmingen hin.

Hier wohnte der Spiegelſchwab, von dem die Sage berichtet, daß er ſich Mund und Naſe am Vorderermel abzuputzen gewöhnt war, was im Sonnenſcheine wie ein Spiegel glitzerte, wovon er den Namen führte. Als der Seehaas dieſem ſein Anliegen vorgebracht, ſah der Spiegelſchwab gar bedächtig darein und ſprach: Mit der Bezähmung oder Vertilgung des Ungeheuers ſei's bei ihm nichts; er könne nicht einmal ſeines Weibes Meiſter werden. Allein er wolle ſie zum Rechten führen, der ſich vor dem Teufel ſelbſt nicht fürchte, und das ſei der Algäuer.

Die Andern waren's gern zufrieden und folgten dem Spiegelſchwaben. Der Seehaas ließ es hier an nichts fehlen; er ſchilderte das Ungeheuer ſo groß wie ein Haus, das Augen im Kopfe habe wie die Mühlräder und Feuer und Dampf auswerfe.

Aber den Algäuer thät das nicht wankend machen.

Bygoſcht! rief er, es wird halt doch nur ein Vieh ſein, und der Menſch iſt ſtärker mit Gottes Hilfe als ſolches.

Da ſagten ſie Alle einſtimmig ein langgezogenes Ja! aber den Seehaaſen überkam es ordentlich und er ſprach:

— Kinder, es geht ein Sprichwort: Gott verläßt keinen ehrlichen Schwaben!

Durch dieſe Reden bekamen die Andern noch eins ſo viel Muth und ſie gaben ſich die Hände und ſagten: daß ſie ſich einander beiſtehen wollten als Freunde und Landsleute in allen Gefahren und Nöthen des Leibes und der Seele.

Jetzt wären die ſieben Schwaben beiſammen und wir ſtehen mit ihnen da, wo wir zu Anfang unſerer Geſchichte geſtanden haben: nämlich zu Augsburg, wo ſie ſich mit Waffen verſehen wollten, wie es tapfern Streitern geziemt.

Als ſie ungefähr wohl an die vier bis fünf Stunden vor Augsburg draußen waren und ſo allgemach und wohlgemuth einen Hohlweg hinanzogen, ſtolpert der Algäuer, der immer voran marſchirte, über etwas, das im Wege liegt und fällt auf die Naſe.

Wie er aufſteht, ſieht er erſt was es geweſen und ſchreit: Kinder! ein Bär! und hebt den gewaltigen Spieß und ſtößt aus Leibskräften auf das Thier los.

Aber der Bär läßt gemach auf ſich hineinſtoßen; denn er war ſchon todt. Der Algäuer hat das kaum bemerkt, als er den Kopf wie ein krähender Hahn triumphirend erhebt, erſchrickt aber plötzlich, denn er ſieht alle ſeine Geſellen am Boden liegen. Weil er nun glaubt: er könne ihnen mit ſeinem langen Spieße einen Schaden zugefügt haben, fängt er jämmerlich an zu klagen.

Aber die Geſellen waren nicht todt, ſondern nur ein Bißchen zu Boden gefallen, vielleicht weil ſie den Bär lebend glaubten, oder weil ſie der Algäuer mit dem Spieße, den ſie als tapfere Kerle ſehr feſt hielten, umgeriſſen hatte. Wie ſie nun das Lamentiren des Algäuers vernahmen und ſahen, daß das Thier wirklich todt ſei, da ſprangen ſie recht luſtig auf und zu dem Bären hin. Der rupfte ihm am Pelz, der ſetzte ſich drauf, jener ſteckte ſogar die Hand ihm in den Rachen, und wahrhaftig! kein einziger fürchtete ſich mehr vor ihm!

Wie ſie ihn nun ſo näher betrachteten, ſahen ſie, daß der Pelz des Bären unverſehrt ſei und daß er mithin an keiner Wunde geſtorben ſein könne. Er müſſe daher wohl eines natürlichen Todes verblichen ſein, ſo was man im gemeinen Leben Verreckt nennt, meinten nun Alle.

— Mei, Kinder! warf der ſpitzfindige Spiegelſchwab hin; wüßt' mir keiner z'ſagen, woran er wohl geſtorben ſein mag?

— Woran denn ſonſt als am Hunger, meinte der Knöpfleſchwab aus dem Ries.

— Die Kälte wird ihm wohl den Garaus gegeben haben, ſprach der Gelbfüßler.

Und ſo ſprach wohl jeder etwas Anderes, bis endlich der Spiegelſchwab, der die Frage aufgeworfen, ſie auch am tüchtigſten beantwortete.

— Ich vermeine, ſprach er, er iſt ſicher am Tod geſtorben, nämlich als ſein Leben zu Ende ging

Nach langem Hin- und Herreden, wie's der Schwaben Art, ſtimmten ſie dieſer Meinung bei. Hierauf beſchloſſen ſie dem todten Bären den Pelz abzuziehen und ſie demjenigen einſt zu verehren, der bei dem zu beſtehenden Abenteuer den meiſten Muth gezeigt haben würde. Mit dem Fleiſche wollten ſie nichts weiter anfangen und ſolches geradezu liegen laſſen.

Einer von ihnen, man weiß leider nicht mehr welcher, ſagte: So mögen ihn die Schafe freſſen, wie er zuvor ſie!

Und darauf zogen ſie fürbaß.

Der Wald wurde jetzt immer dichter und dichter und die ſieben Schwaben blieben darin ſtecken. Der Algäuer ſtand vor einem dicken Baum und ſchrie: Bygoſcht! durch muß ich! und dabei druckte und beugte er den Spieß ſo gewaltig ſeitwärts, daß der arme Knöpfleſchwab zwiſchen Baum und Spieß dergeſtalt eingezwängt wurde, daß er weder vorwärts noch rückwärts konnte.

Die Andern waren zwar ſogleich darüber her, ihren Gefährten aus ſeiner argen Lage zu befreien; da ſie aber dabei zu eifrig an's Werk gingen und Alle zu gleicher Zeit an dem Knöpfleſchwaben zogen, nach oben und nach unten und nach links und nach rechts; ſo kam er eben nicht aus ſeiner Bedrängniß und ſie hätten ihn ſchier geviertheilt.

Da beſann ſich der Algäuer kurz und ſcharf und ſagte: „Huy Ochs!“ und packte den Baum und riß ihn mit einem Ruck mit der Wurzel zuſammt aus dem Boden, daß der Knöpfleſchwab halbtodt, losſchnellte und hinplumpfte, als ob er liegen bleiben ſollte.

Die Geſellen aber bekamen vor dem Algäuer einen ordentlichen Reſpect; denn Körperkraft iſt etwas, das dem Menſchen ein Anſehen gibt. Er ſollt's ihnen aber noch beſſer zeigen. Hier davon ein anderes Stücklein.

Bei Auerbach begegnete den Spießgeſellen ein Bayer, dem ſie's ſogleich anſahen, was er für ein Landsmann ſei. Er war ein Brauer aus München, hatte Säu' in's Reich getrieben und dafür Hopfen eingehandelt in Memmingen. Der hielt am Wege, und wie die ſieben Schwaben an ihm vorüberzogen, da ſchnitt er ein Geſicht, als ob er ſie auslachen wollte.

Der Blitzſchwab fragte ihn: Was er ſie ſo angucke, ob er nie einen Schwaben geſehen?

— O ja, entgegnete der Bayer, bei mir zu Haus in der Kuchel gibt's ihrer zu Tauſenden.

— Potz Blitz! Maleſiz! ſchrie der Blitzſchwab und ſprang an ihm in die Höh' und gab ihm eine ſolche Ohrfeige, daß ihm das Feuer aus den Augen ſchoß und die Ohren ſausten.

Der Bayer nicht faul, holt aus, um dem Schwäblein eine ordentliche zu reichen. Aber das war längſt wieder auf dem Boden und der Andere ſchlug in den Wind und drehte ſich um ſich ſelbſt herum, daß er ſchwindlich zu Boden ſtürzte. Jetzt fielen die Schwaben über ihn her, denn einer half dem Andern. Während ihn die Uebrigen an Händen und Füßen gepackt hielten und auf ihn lostrommelten, hatte ihn der Blitzſchwab an die Gurgel gepackt. Dem ſtarken, dicken Bayern verſchlug's aber nicht viel und er hätte ſie gewiß Alle in die Luft geſchleudert, wenn nicht in demſelben Augenblick der Algäuer wie ein Malterſack auf ihn gefallen wäre und ihn zu erſticken drohte, wenn er nicht augenblicklich abbitten würde.

Dieß mußte der Bayer denn wohl thun und ſie ließen ihn hierauf frei. Als er aber nach München zurückgekommen war, ließ er an ſein Haus auf dem Anger die ſieben Schwaben zum ewigen Gedächtniß abmalen, wo ſie noch bis zu dieſer Stunde geſehen werden können.

Das Herumziehen in der Welt, die Kreuz und Quere mochte aber unſere ſieben wackern Geſellen nicht in's beſte Gerede bringen. Man glaubt nicht, ſo lang man jung iſt, wie ſehr ſolches Vagiren den ältern und ernſtern Leuten ein Greuel iſt und wie es der Jugend ſchadet. Auch die Schwaben ſollten's empfinden. So kamen ſie denn auch einſtmals zu der Klauſe eines Waldbruders, der ſaß vor der Thür und las zu ſeiner Erholung in einem Buche, das von den loſen Streichen der argen Welt handelte. Obſchon nun die Geſellen ſich dem frommen Manne mit herabgezogenem Käpplein naheten, wie ſolches geziemend, ſo hob der Alte doch kaum den Kopf, als er auch ſogleich gar böſe zu werden begann.

Sie fragten beſcheidentlich nach der rechten Straße.

— Was? den Weg ſoll ich Euch weiſen? rief er — ihr Landſtreicher! Ihr Schalksnarren! — —

Der Seehaas unterbrach ihn hier und wollte ſeine gewohnte Litanei beginnen: von dem fürchterlichen Ungeheuer, das in dem großen Walde am Bodenſee hauſe.... Aber der Klausner ließ ihn gar nicht ausreden und fiel ihm wieder mit Schimpfen und Schelten in's Wort.

— Da ziehen nun ſo ſieben Kalfakter mit einmal im Reich herum, zu Spott und Schand des Schwabenlands und der Chriſtenheit! Gibt's denn nichts Nützliches mehr zu thun für ſolche Schlingel, die ihr ſeid? Könnt ihr nicht arbeiten — flicken, nähen, Scheeren ſchleifen, oder ſonſt etwas Nützliches? Fort mit Euch! Mir aus den Augen!

Die Schwaben ſtanden ganz ſtarr vor Staunen über dieſe Höflichkeiten; der Algäuer ſagte: Potz Blitz, und der Blitzſchwab: Bygoſcht! ſo verlegen waren ſie und merkten's nicht einmal, daß ſie Jeder des Andern Lieblingswort weggenommen hatten.

Der Algäuer aber gab dem Wiesbaum einen Ruck rechtsum, ſo daß alle übrigen mitmußten und der Blitzſchwab ſtimmte ſeine Fiedel und begann ein Liedlein zu ſingen, ſo daß ſie das Schelten des Waldbruders, das noch immer fortdauerte, bald nicht mehr hörten.

Die beſten Freunde können oft wegen einer Kleinigkeit zu Händeln kommen, ſo ging's auch mit unſern wackern Geſellen.

Es war ſchon Nacht. Die ſieben Schwaben traten eben aus dem Wald und ſahen den Mond vor ſich aufgehen.

— Jetzt haben wir's gewonnen, rief der Spiegelſchwab, Memmingen kann nicht mehr weit ſein.

— Wie kannſt du denn das wiſſen? fragte ihn ſchnell der Blitzſchwab.

— Ha! werd' ja doch den Memminger Mann kennen? antwortete Jener.

Er meinte damit den Memminger Mond. Aber der Blitzſchwab lachte und ſprach: Potz Blitz! wie blitzdumm!

Der Spiegelſchwab, der eine gute Seele war, allein nur das Eine nicht vertragen konnte, wenn man ihn dumm ſchalt, hob die Hand auf und ſteckte dem Andern eine Dachtel.

Der Blitzſchwab nicht faul, fing an zu ſchimpfen: — du Lalle, du Gimpel, du Takel! daß dir der Blitz in's Maul platz'!

Das machte den Spiegelſchwaben nur noch wilder; ſie fielen einander in die Haare und rauften, daß es ein Spektakel war. Den Seehaas verſchnupfte es, und er bat den Algäuer, daß er Friede machen ſolle. Der ließ ſich nicht lange bitten. Er packte den Blitzſchwaben am Hoſengurt und hielt ihn hoch in der Luft wie einen Froſch. Der Spiegelſchwab wollte aber immer noch keinen Frieden geben, ſondern paukte ſtets auf den Andern los, Jener mochte zappeln ſo viel er wollte. Da ergriff der Algäuer auch ihn mit der Linken und hielt ihn unter der Gurgel feſt, daß er bockſtarr da ſtand und nicht muckſen konnte.

— Bygoſcht! rief er dabei, ich will euch Hores Mores lehren, ihr donnerſchlächtige Strohlkerle

Und er ſchüttelte den Einen in der Luft und droſſelte den Andern auf der Erde, ſo lange, bis ſie einander das Wort gegeben hatten, Friede und Freundſchaft mit einander zu halten.

Von der Zeit an ſind ſie bis zu ihrem Tode auch gute Freunde geblieben.

— Durch Memmingen gehen wir nicht, obwohl gute Würſte darin zu haben ſind, ſagte der Spiegelſchwab.

Die Andern fragten ihn warum; er aber gab ihnen trocken zur Antwort: — Darum! ich muß mich doch wohl am Beſten auskennen.

Um nicht wieder Händel zu bekommen, ſtimmten die Uebrigen ein und befolgten des Neſtelſchwaben Rath, um die Mauer, durch die Hopfengärten zu gehen. Aber dem Spiegelſchwaben wär's bald bitter eingetränkt worden. Ehe er ſich's verſah, ſprang ein altes Weib auf ihn zu, ſo 'ne rechte Runkunkel und kreiſchte ihm Mark und Bein durchdringend zu: — Biſt du endlich wiederum da, du Schlingel?

Der Spiegelſchwab rief entſetzt: Helft mir, alle Heiligen, der Teufel iſt los!

Er erkannte nämlich ſein eigenes Weib, die er verlaſſen hatte, als er mit den Geſellen nach dem Bodenſee zog. Er ſprang in den Hopfen, allein das Weib lief ihm nach. Da fiel ihm zum Glücke eine Liſt ein. Er warf das Bärenfell, das er trug, über den Kopf, ſteckte ſeine Arme und Füße in die Bratzen und kroch nun auf allen Vieren, wie ein leibhaftiger Bär der Zornigen entgegen. Dieſe ſchrie laut auf, als ſie ihn erblickte, und rannte davon was ſie konnte. Der Bär aber, nicht faul, ihr nach und packte ſie mit den Tatzen und drückte und quetſchte ſie ſo ſtark, daß ſie ſchier erſtickte. Als er vermeinte, daß ſie genug habe, ließ er ſie los und lief den Geſellen nach, die er aber nicht mehr einholte.

Als ſpäter dieſer Schwank unter den Memminger Frauen bekannt geworden war, nannten ſie ihre böſen Männer Brummbären. Wie es noch heutigen Tags dort Mode und ſich auch nach andern Städten hin verbreitet hat.

Wie unſere ſechs Schwaben, denn der gute Spiegelſchwab fehlte, nun ſo um die Stadt Memmingen herumgegangen waren, kamen ſie plötzlich an ein Thor, nach deſſen Namen ſie fragten.

— Es iſt das Leutkircher Thor, bekamen ſie zur Antwort.

— Da müſſen wir alſo hinaus, ſagte der Neſtelſchwab kurz entſchloſſen, und die Andern folgten ihm ohne Weiters.

Sie gingen alſo durch das Thor, das ſie gerade in die Stadt führte, die ſie umgangen waren, und ſo kamen ſie denn nach Memmingen ohne es zu wiſſen noch zu wollen. Wie aber kein Unglück ohne Glück iſt, ſo hat ſich's auch hier zugetragen.

Das erſte Haus, das ihnen auffiel, war ein Wirthshaus, wo auf einer Tafel zu leſen ſtand: „Hier ſchenkt man Märzbier.“

— Ha! ſagten unſere Schwaben. Da ſchenkt man Märzbier! Wenn's gut iſt, ſo kann man's wohl mitnehmen.

Sie meinten nämlich, daß man's umſonſt kriege.

Der Wirth erſchrak nicht wenig, als er ſie mit dem großen Spieße auf ſich zukommen ſah und als ſie ihm ſagten: Sie wollten ein wenig ſein Bier koſten; da führte er ſie in die Trinkſtube. Er meinte nämlich nicht Anders, als daß ſie von der ſchwäbiſchen Kreisregierung abgeſandt ſeien, um überall im Schwabenland das Bier zu beſchauen und zu ſchätzen, ob es gehörig gebraut ſei. Er holte daher das Beſte, was er im Keller hatte, aber das war auch noch nicht gut; wie es wohl heutzutage auch bei gar vielen Wirthen der Fall iſt.

Die Geſellen ließen ſich's aber dennoch gut ſchmecken und tranken eine Maaß nach der Andern aus, bis daß ſie's auf einen halben Eimer gebracht hatten. Der Wirth ſagte ihnen: daß er mit Freuden bemerke, wie gut es ihnen ſchmecke.

Der Blitzſchwab, der immer gern vorlaut war, gab ihm zur Antwort: Es könnte beſſer ſein und es ſei zu wenig Hopfen und Malz darin.

— Mit Verlaub, antwortete der Wirth, der ein Schalk war und keinen Scherz von der Hand wies, Hopfen und Malz iſt nicht zu wenig darin, aber zu viel Waſſer.

Drob lachten die Geſellen weidlich und der Blitzſchwab, der luſtig geworden war, ſpielte ein paar heitere Schwabenſtücklein auf, dem Wirth zu Ehren. Nachdem ſie Alle vollauf getrunken hatten, ſtanden ſie auf und gingen davon, ohne nach ihrer Schuldigkeit zu fragen. Der Wirth, der ſie für die Bierbeſchauer hielt, ließ ſie auch ruhig weiter ziehen und rief ihnen noch nach: daß es ihm eine große Ehre geweſen, und ſie möchten nur das Beſte reden von ſeinem Bier.

Daran ließen es auch die ſechs Schwaben nicht fehlen und konnten ſich nicht genug darüber verwundern, daß man in Memmingen das Märzenbier ſchenke!

Die guten Geſellen hatten zu tief in den Krug geguckt. Kaum waren ſie außer dem Thor, ſo verirrten ſie ſich in den Hopfengärten und verloren die Landſtraße.

Wie ſie nach langem Umherirren endlich auf freiem Felde ſtanden, ſprach der Algäuer: — Bygoſcht! es iſt Ein Ding; haben wir keinen Weg, ſo machen wir uns einen. Die Iller werden wir doch finden, und haben wir die, ſo kann die Brücke auch nicht weit davon ſein, wo wir hinüber müſſen.

Und ſo ging's dann fort. Der Algäuer ſang, der Blitzſchwab ſpielte, der Knöpfleſchwab ſtolperte und fiel einmal um's Andere und mußte immer wieder aufſtehen und weiter gehen. Inzwiſchen ward es ſehr dunkel und ſie hatten noch immer keinen Weg gefunden; da ſtanden ſie plötzlich an einem Abhang und ſahen unten, ſie hielten es nämlich dafür, einen großen See, der blaue Wellen ſchlug.

— Potz Blitz! rief der Blitzſchwab, was iſt da zu machen? durch müſſen wir! Algäuer, weißt was? mach' den großen Chriſtoph und trag uns hinüber.

— Bygoſcht! antwortete der Algäuer, in's Waſſer mag ich wohl gehen, aber nicht weiter als bis an den Hals.

Dem Neſtelſchwaben war ein Neſtel von den Hoſen losgeriſſen und er lamentirte nun gar ſehr, weil er nur mit einer Hand rudern könne, indem er mit der andern ſeine Hoſen halten müſſe, und der Knöpfleſchwab ſah ganz ängſtlich auf das Meer, ob denn auch Wallfiſche drin ſein möchten. Der Blitzſchwab aber, ging hinterwärts auf ihn zu und gab ihm einen Stoß, daß er drunten lag. — Friſch gewagt, iſt halb geſchwommen! rief er ihm nach.

— Der ſinkt nicht unter, ſagte der Gelbfüßler verwundert. So gar tief kann's nicht ſein; da wollen wir's wagen!

Und damit hupfte er friſch und flink hinunter wie ein Laubfroſch. Der Blitzſchwab ſpuckte in die Hände und nahm ſeinen Anlauf.

— Bygoſcht! rief der Algäuer, der Letzte will ich nicht ſein!

Und den Spieß vorauswerfend, ſprang er nach. Aber der Neſtelſchwab hatte ſich an des Algäuers Hoſenbändel gehalten und fiel unten nun weicher als die Uebrigen. Dieß war der einzige geſcheide Streich, den er auf der ganzen Reiſe gethan.

Da lagen ſie nun Alle; anfangs unbeweglich, wie Holzblöcke, dann reckten und ſtreckten ſie ihre Glieder, hierauf krochen ſie umher, wie die Schnecken, dann ſtellten ſie ſich auf die Füße und ſagten kein Wörtlein, aber ſie griffen nach ihren Rippen, um zu ſehen, ob ſie noch ganz ſeien. Denn das ſahen ſie nun wohl ein, daß ſie nicht in's Waſſer gefallen waren, wie ſie anfangs gefürchtet. Das was ſie für ein blauwogendes Meer angeſehen hatten, war nämlich nichts anders als ein ſchönes Flachsfeld in der Bluthe, das der Wind auf und ab bewegte.

Sie ſuchten hierauf ihren Spieß, und als ſie ihn wiedergefunden, zogen ſie querfeldein weiter.

So wie die wackern Geſellen nun in dem vermeintlichen See trockenen Fußes davon gekommen, ſo wären ſie faſt am andern Orte, auf der Landſtraße erſoffen. Dieß begab ſich aber ſo.

Es war noch immer finſtere Nacht und ſie hatten die Landſtraße noch nicht gefunden. Mit einem Male hörten ſie den Algäuer, der voran war, ſchreien: — Bygoſcht! nun haben wir die Straße und den rechten Weg!

Bei dieſen Worten ſchritt er raſch vorwärts und plump! da lag er im Waſſer, denn er hatte den hellen Streif der Iller für die Landſtraße angeſehen.

— Bygoſcht! ich erſauf'! ſchrie er, aber mehr konnte er nicht ſagen, denn das Waſſer ging ihm ſchon über den Hals.

Alle Andern ſprangen heulend davon, nur der Knöpfleſchwab ward ſein Glück. Dieſer war's endlich müde, immer zu ſtolpern und zu fallen, und hatte ſich daher mit einem Bändel an den Spieß angeſchirrt, um ſich ſo fortziehen zu laſſen. Jetzt konnte er aber nicht loskommen, und blieb, ſo breit und dick er war, auf einem Flecken, unverrückt ſtehen. Dieß gab dem Algäuer Gelegenheit, ſich wieder herauszuarbeiten, und ohne den Knöpfleſchwab wären er und der Spieß gewiß unwiederbringlich verloren geweſen.

Wenn dieß nun gleich das einzige Heldenſtück iſt, was wir von unſerm guten Knöpfleſchwaben zu berichten haben, ſo fühlen wir uns doch verpflichtet, es um ſo weniger zu verſchweigen, als wir den Schwaben jeden Gaues vollkommene Gerechtigkeit widerfahren laſſen möchten.

Die davon gelaufenen Geſellen hatten durch ihr furchtbares Geſchrei den Spiegelſchwaben herbeigelockt, der dieſe Abenteuer nicht mitbeſtanden, weil er ſie in dem Hopfengarten vor Memmingen verloren hatte und ſie jetzt an der Illerbrücke erwartete. Da er alle Wege in dieſer Gegend kannte, ſo hatte er ſie bald auf die rechte Straße geführt und im nächſten Haus, wo ſich ein Bierzeichen ausſtreckte, kehrten ſie ein, und fanden dort ein recht gutes Nachtquartier.

Am andern Morgen zogen die ſieben Schwaben wohlgemuth des Weges und ſprachen viel von ihren gehabten Abenteuern und lachten ſich einander wacker aus. Da kamen ſie an Kronburg vorüber, wo eben der Junker aus dem Fenſter ſah, als die Geſpanen vorbeizogen.

— Lug' einmal, was das für Leute ſind, ſprach er zu ſeinem Schergen, es mögen wohl Landfahrer oder denen ähnliches Volk ſein.

Der Scherg nahm ſieben Bullenbeißer mit und ſtieg den Berg hinab und den Schwaben entgegen.

— Folgt mir ohne Umſchweif! ſchrie er ihnen zu, und die Hunde blöckten die Zähne.

Unſere Geſellen dachten, der Obrigkeit muß man wohl Folge leiſten und thaten, wie er ſagte. Nur der Knöpfleſchwab war ſaumſelig und mußte ein paarmal zur Pflicht geſetzt werden. So kamen ſie denn bald vor dem Junker an.

— Woher? Wohin? Wie? und Warum? herrſchte ſie dieſer an.

Da begann der Seehaas gar getreulich an zu erzählen: Wie daß in der Gegend am Bodenſee ein gar ſchreckliches Thier hauſe, und da hätten ſich denn aus allen ſchwäbiſchen Gauen gar brave Landsleute und biedere Männer zuſammengethan, um das Land von dem Ungeheuer zu befreien.

Aber der Junker glaubte das nun nnd nimmermehr, vielmehr blieb er bei ſeiner Meinung: ſie ſeien Strolche und Diebsgeſindel, und er befahl, daß man ſie in die Keuche ſtecken ſolle. Und da ſchnitten unſere armen Geſellen gar lange Geſichter. Wie ſie aber in der Keuche ſaßen, ſang der Blitzſchwab ganz ſtill für ſich mit einer leiſen Stimme:

So geht es in Schnitzlebutz Häusle,
Da ſingen und tanzen die Mäusle,
Und bellen die Schnecken im Häusle. — —

Die Urſache davon, daß der Herr Junker von und zu Kronburg mit unſern Geſellen ſo hart verfuhr, lag aber darin, daß ihn zu jener Friſt das Zipperlein plagte, und er eben deßhalb übler Laune war. In einer ſolchen üblen Laune war ihm nun der patriotiſche Gedanke gekommen, zur Aufrechthaltung der Ordnung und Sicherheit im ſchwäbiſchen Kreiſe und zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit unter dem gemeinen Volk, ein Zuchthaus in ſeinem eigenen Schloſſe zu gründen. Dieſen Plan im Kopfe und die üble Laune dazu, ſah er überall nichts als Spitzbuben, Kerkermeiſter und dergleichen, und deßhalb empfing er auch die ſieben Schwaben auf ſolche Weiſe. Sonſt war er ein herablaſſender Herr, was man im Landvolke „niederträchtig“ zu benennen pflegt. Er ſcheerte ſeinen Bauern nicht mehr Wolle ab, als er eben ſelbſt gebrauchte, um ſich warm zu kleiden. Er gab auch den Befehl, den Gefangenen Nahrung zu reichen, ſo viel als ſie eben bedürften. Der Spiegelſchwab kannte ihn wohl und wußte, daß Schmalhans bei dem Junker Küchen- und Kellermeiſter war, und heckte daher einen gar ſchlauen Plan aus, den er den Genoſſen mittheilte.

Wie nun der Scherge Mittags eine große Pfanne mit Milchſpätzle bringt, ſagt der Blitzſchwab zum Knöpfleſchwaben:

— Die gehört wohl für dich!

Der Scherge warf ein: das wird doch wohl für Alle genug ſein., Aber der Knöpfleſchwab ſpricht: Er wolle lugen, ob's für ihn lange.

Und nicht lange, ſo hatte er die Pfanne nicht bloß ausgegeſſen, ſondern rein ausgeſcharrt und ausgekratzt, als ob ein Hund ſie ausgeſchleckt hätte und daß kein gottiges Spätzle mehr daran klebte.

Der Scherge ging zu ſeinem Herrn und ſagte:

— Da müſſen wir gleich mehr Spätzle machen, und wenn's eine ganze Bränte voll wird, ſo will ich wetten, daß es doch nicht reicht.

Dieß entſchied. Der Junker von und auf Kronburg ging in ſich und meinte: er ſei dem ſchwäbiſchen Kreis und der Menſchheit kein ſo großes Opfer ſchuldig, ſich und ſein Schloß, um dieſer wenigen Strolche wegen, aushungern zu laſſen, und er befahl deßhalb, die ſieben Schwaben ſogleich in Freiheit zu ſetzen.

Der Amtmann aber mußte ihnen einen Steckbrief mitgeben, damit andere ehrliche Leute gebührend vor ihnen gewarnt würden.

Bei Leutkirch traf es ſich, daß die ſieben Schwaben mitten durch eine große Heerde mußten. Dort waren Ochſen, Küh und Kälber, Roſſe und Füllen, Schafe und Böcke, Alles durcheinander. Der Algäuer war beim Vieh recht zu Hauſe und er zog die Geſpanen, die ſich allſammt an dem Spieß feſthielten, mitten hindurch, mit wiſt und hott.

Dieß mochte den Gemeindeſtier verdrießen, der brummend und ſchwänzelnd auf unſern Schwaben losging. Was konnten die aber geſcheideres thun, als Reißaus nehmen, um nach einem nahen Zaun zu laufen, wo ſie ſich hinaufſchwenkten und am Gebüſche feſthielten, ſo daß es ausſah, als ob Wiedehöpfe da niſteten.

Nur der Algäuer räumte nicht das Feld, und wie er dem einen Ochſen gegenüber ein ganzer Kerl war, ſo ließ er auch den Stier auf ſich zukommen, und neckte ihn mir und dir nichts, und zerrte ihn bald am Kragen, bald am Schwanz, und zog bald den Stier, dann der Stier wieder ihn, hin und her, eine ganze Weile, und ſeine Kameraden, die Wiedehöpfe auf dem Zaun hatten ihre Freude über den Muth und die Geſchicklichkeit des Algäuers.

Das Gefecht kam aber näher zum Zaune hin, und der Stier wollte nach dem Algäuer einen furchtbaren Stoß führen, als dieſer ſich geſchickt duckte und durch den Zaun ſchlüpfte. Das Thier rannte nun voller Wuth bald hier und bald dort gegen den Zaun an, und wo es anrannte, fiel ein Schwab um den Andern herunter.

Das war ein Jammergeſchrei, was ſie anhoben! Dem braven Algäuer that es in der Seele weh, und er wollte ſich ihrer erbarmen. Getroſt ging er wieder auf den Stier los und lockte ihn durch loſe Angriffe hin und her, bis daß die Geſellen ſich hinter den Zaun gerettet hatten. Wie er das ſah, nahm auch der Algäuer wieder Reißaus, und der Ochs und er ſahen ſich noch lange Zeit ſehr wüthend über den Zaun an, bis der Ochs endlich der Geſcheidere war und davonging.

Der Seehaas aber dachte in ſeiner Fürſichtigkeit: „Wenn's der allein mit einem ſolchen Rindvieh aufnimmt, ſo kann's uns ja gar nicht fehlen, da wir unſerer ſieben ſind.

Nach dieſem Abenteuer gingen aber die ſieben Schwaben in's Wirthshaus, und da eben Mittagszeit war, ſo ließen ſie ſich etwas auftragen und ſtillten ihren Hunger. Während ſie nun bei'm Eſſen ihrer Ruhe pflegen, gibt's nichts zu berichten und wir haben daher Zeit, einige Stücklein vom Neſtelſchwaben zu erzählen, der ein gar witziger Burſche war.

Als die Geſellen eines Tages an einem Weiher vorüberkamen, in dem abgeſtandene Fiſche lagen, da ſagte er: Es ſei doch ſchade, daß man die ſchönen Fiſche habe erſaufen laſſen.

Wie ſie einmal durch ein Dorf gingen, ſchlug es eben drei. Da zählte er die Schläge: Eins, eins, eins. Als man ihn hierauf fragte, wie hoch es an der Zeit ſei? da antwortete er: Er könne es nicht ſagen, denn er habe es nicht zuſammengerechnet.

Einſtmals fragte ihn der Blitzſchwab: Ob er auch fluchen könne? und er ſolle einmal einen recht hölliſchen Fluch thun. Da nahm er die Kappe ab und ſagte: Mit Verlaub, daß dich das Mäusle beiß'!

Als ſie eines Tages bei einem See vorübergingen, wo ein großes Schiff angebunden lag, während zwei kleinere vom Winde losgeriſſen, neben jenem hin und her ſchaukelten, da ſchüttelte er den Kopf und ſprach: Kurios! daß doch die Kleinen immer ſo gern ſpielen! — Er meinte nämlich, daß das große Schiff die Mutter und die kleinen ſeine Kinder wären.

Solche Stücklein erzählt man noch mehrere von dem geſcheiden Jungen. —

Als die ſieben Schwaben am ſpäten Abend einkehrten, um zu übernachten, trafen ſie einen fahrenden Schüler an, was man jetzt wohl einen Studenten nennt, und als ſie den fragten, was er für ein Landsmann ſei und welch' Geſchäft er treibe? entgegnete er: er heiße Adolphus und ſei ein geborener Schwab; er habe aber viele Jahre im Norden ſtudirt, und ziehe nun im Vaterlande umher, um Geſchichten von den bekannten Schwabenſtreichen zu ſammeln und ſie nachher drucken zu laſſen.

Der Seehaas forderte ihn auf mitzugehen, da könne er mehr als genug erfahren.

Der Spiegelſchwab aber raunte dem Algäuer in's Ohr, er ſolle ihm nur gleich etliche gute Schwabenſtreiche fühlen laſſen. Der aber meinte, damit hätt's noch Zeit; man müſſe die Gelegenheit nicht vom Zaune brechen. —

Nachdem ſie nun ſämmtlich zu Nacht gegeſſen und ſich auf die Streu legten, traf ſich's, daß der Algäuer neben dem Studenten zu liegen kam.

— Erſchreckt nur nicht, ſagte dieſer, wenn ich etwa im Schlafe mit der Fauſt um mich ſchlage. Das hat nichts zu bedeuten und ich träume alsdann nur von einer Disputation.

— Disputiren iſt ja nichts Unrechts, meinte der Algäuer, hierauf erwidernd, ich disputire auch oftmals im Traume mit meinen Ochſen, als ob ſie nicht vorwärts wollten.

Als nun wirklich dem Studenten Adolphus das Disputiren im Schlafe in den Kopf, und von hier in die Fauſt fuhr, da ſchlug er ſeinem Schlafnachbar, dem Algäuer, ſo heftig auf die Naſe, daß er davon erwachte.

— Bygoſcht! ſagte der, der Student hat ſchwere Träume, die muß ich ihm vertreiben, um Ruhe zu haben.

Und hierauf holte er eine Peitſche von dem Riegel an der Wand, und indem er ſie die Kreuz und Quer auf den armen Studenten langen ließ, ſchnalzt er luſtig mit der Zunge und ſchrie dabei: Hott, Bräunle! Wiſt, Bläßle! Hi! hott! wiſt!

Adolphus ſchrie Zetermordio. Aber der Algäuer träumte ſcheinbar immer fort und trieb die Ochſen immer ſtärker an, indem er den Peitſchenſtock nun umkehrte und ſtets aus Leibeskräften ſchlug.

In der Höllenangſt wußte der Student nichts anzufangen, als ein Fenſter aufzureißen, um hinauszuſpringen. Der Algäuer half ihm nach und gab ihm noch etwas mit auf den Weg.

Das waren die Schwabenſtreiche, die der Student Adolphus hier erfuhr; er wird ſie aber wohl ſchwerlich in ſein Buch eingetragen haben.

Nächſt dieſem luſtigen Strauße, den der Algäuer mit dem fahrenden Schüler beſtand, hatte der Spiegelſchwab ein friedlicheres Scharmützel mit einem Tiroler, der ebenfalls in der Herberge übernachtete, und mit Theriak und Schneeberger Tabak einen Handel trieb.

Die Tiroler geben ſich bekanntlich gern für dümmer aus, als ſie ſind; in der That haben ſie's fauſtdick hinter den Ohren.

Der Spiegelſchwab kam nun auf den Einfall, den Tiroler aufzuziehen, bekam es aber von dieſem redlich und wohlgemeſſen zurück.

— Welche Sprache iſt feiner, fragte der Spiegelſchwab, die Schwäbiſche oder die Tiroler?

— Die Tiroler iſt von Leder, antwortete jener, und die Schwäbiſche von grobem Tuch.

— Sag' mal, wenn ein Schwab und ein Tiroler beiſammen ſind, fragte der Spiegelſchwab weiter, wer von ihnen iſt der Dümmſte?

— Einer um den Andern, gab da der Tiroler zur Antwort.

— Waun fangen denn aber die Tiroler an geſcheid zu werden, fragte der Spiegelſchwab.

— Die Schwaben, ſprach der Tiroler, werden im vierzigſten Jahre geſcheid, die Tiroler erſt im fünfzigſten. Aber die Tiroler holen die Schwaben bald wieder ein.

Vor dem Abſchied ſagte noch der Spiegelſchwab:

— Laß dir meinethalb noch ein Kanntle Branntwein einſchenken! — Wie's im Schwabenlande ſo Sitte iſt.

Aber der Tiroler, nachdem er ſo gethan, wie die Einladung gelautet hatte, trank ſeine Geſundheit und ſagte: Dank für die Bezahlung.

Und der Spiegelſchwab mußte Ehrenhalber bezahlen und war wieder der Gefoppte.

Es war zwiſchen Weingarten und Ravensburg, da begegneten die ſieben Schwaben einem Juden. Der Spiegelſchwab ward ſeiner kaum anſichtig, ſo ſagte er auch ſchon: Den müſſen wir ſchröpfen.

Sie gingen daher auf ihn zu und hielten ihm den Spieß vor, und der Blitzſchwab ſchrie: Zahle oder zapple!

— Bin ein armer Jüd', ſagte Jener, hab' nix bei mir als wenig Lumpengeld, das iſt nit für ehrliche Leut'.

— Bygoſcht! das ſind wir, rief der Algäuer, aber beiten mußt du uns, und mach' nur keine Umſtände.

— Nä, ſagte der Jude, ich beite nicht Heute, muß ſonſt borgen auf Morgen und der Morgen ſchiebt's auf Uebermorgen.

— Potz Blitz! ſchrie der Blitzſchwab, hältſt du uns für Lumpen, die nicht bezahlen wollen?

— Ehrlich wollen wir alleweil ſein, ſagte der Jude wieder, wir können aber nicht wie wir wollen.

Im Grunde fürchtete ſich der Jude nicht, denn wenn ſie auch mit dem langen Spieß fürchterlich thaten, ſo ſah er's ihnen doch an, daß ſie nicht Ernſt machen wollten. Da nahm ihn der Spiegelſchwab auf die Seite und ſprach zu ihm:

— Mauſchele, weißt was? Wenn du ſo nicht blechen willſt, ſo laß uns einen ordentlichen Handel machen. Ich will dir die Bärenhaut da geben.

Das Jüdchen riß die Augen weit auf, und das Handelchen ſchien ihm zu gefallen.

— Na, was mag ſie wohl werth ſein? fragte er freundlich. Sechs Batzen geb' ich drum.

Allein der Spiegelſchwab beſtand auf einem Thaler. Als ſie nun Handels eins geworden, gab der Jude den Thaler her, aber der Schwab behielt die Haut.

— Siehſt du, Mauſchele, ſprach er, ich habe dir wohl vorhin geſagt: ich will dir die Bärenhaut geben; jetzt aber habe ich mich wieder anders beſonnen.

Da konnte der Jude nichts weiter machen, denn es waren ihrer Sieben gegen Einen. Er ſchien ſich übrigens auch um den Thaler, den er hergab, nicht ſehr zu kümmern. Die geneigten Leſer werden den Grund alsbald erfahren.

Wie nun die Geſellen in Ravensburg ankamen, kehrten ſie ſogleich im erſten beſten Wirthshaus ein und verlangten ſieben Ellen Ravensburger Würſte. Nachdem der Wirth ſie gebracht, ſprach der Knöpfleſchwab: — damit wir während dem Eſſen keine Händel bekommen, wäre es am beſten, wenn ein Jeder das Maaß nach ſeinem eigenen Leib und die Länge der Wurſt darnach nähme.

Der Algäuer gab ihm Recht; und wenn der einem Recht gab, ſo galt's. Sie vertheilten nun die Würſte; aber dem Neſtelſchwaben, an den's zuletzt kam, blieb nur ein kleiner Zipfel übrig. Er ſteckte ihn ruhig ein und dachte: Wenn die Andern nichts mehr haben, dann will ich erſt zu eſſen anfangen. So hab' ich doch länger wie ſie Alle.

Der Spiegelſchwab gab den Thaler hin, um den er den Juden geprellt, und verlangte kleine Münze heraus.

Als aber der Wirth das Geldſtück genauer anſah, merkte er ſogleich, daß er falſch ſei, und ſchickte heimlich fort nach den Stadtknechten, welche augenblicklich kamen und die ſieben Schwaben auf's Rathhaus führten.

Man klagte ſie als Falſchmünzer an und es war drum und dran, daß ſie gehenkt werden ſollten. Kein Bygoſcht! des Algäuers, kein Potz Blitz! des Blitzſchwaben, kein Lamentiren und Jammern hätte ihnen davon geholfen, wenn nicht der Jude ſelbſt für ſie eingeſtanden wäre.

Dieſer hatte ihnen nämlich den Rang abgelaufen, und war mit ihnen zugleich in der Stadt angekommen, wo er ſie des Straßenraubs bezüchtigte. Wie ihn der Spiegelſchwab zu Geſicht bekam, ſchrie er voll Ingrimms: Seht! das iſt der Falſchmünzer!

Der Jude läugnete zwar, allein es half ihm zu nichts; man packte ihn und ließ ihn in Eiſen ſchlagen. Die Ausſage der ſieben Chriſten hatte zu damaliger Zeit noch mehr Credit als die eines einzigen Juden; was in unſerer Zeit umgekehrt der Fall zu ſein ſcheint.

Da nun aber einmal die Gerechtigkeit ihren Lauf hatte, ſo ſollte Jeder von ihnen dreißig Prügel minder einen bekommen, und das von Rechtswegen, denn es war ja der Steckbrief bei ihnen gefunden worden, den ihnen der Amtmann des Junkers von Kronburg mitgegeben hatte. Nachdem ſie die Prügel hatten, würden ſie frank und frei gelaſſen und durften weiter gehen.

Sie machten auch, daß ſie aus Ravensburg fortkamen, woſelbſt vor der Stadt ein großer Galgen ſtand, der nur ſelten unbeſetzt war. So pampelte denn auch einer gerade daran, als die Geſellen vorüberzogen, der nicht viel über einen Monat daran hängen mochte.

Dem Spiegelſchwaben, dem immer allerlei einfiel, kam es zu Sinn, daß ein Diebsfinger geheime Kräfte habe, und man mit ihm zu Gelde gelangen könne, ohne es, ſo zu ſagen, zu ſtehlen. Er gedachte daher dem Gehenkten einen Finger abzuſchneiden, weil er meinte, daß dieß ihm ja doch nicht wehe thue. Da kletterte er denn am Galgen hinauf und ſetzte ſich rittlings auf die Schultern des Todten. Weil aber der Strick mürbe war, ſo riß er entzwei und der todte arme Sünder mit ſeinem Reiter fielen zuſammen herunter. Es war ein entſetzlicher Anblick, dieſe Gruppe aufrecht an das Geländer lehnen zu ſehen, und es iſt daher zu entſchuldigen, daß die Andern in großen Schrecken geriethen, weil ſie glaubten, der Schächer ſei herabgekommen, um ihnen nachzulaufen und für ihren Frevel zu beſtrafen.

Sie rannten denn wie Spitzbuben und ſahen ſich gar nicht um, als ſie hörten, daß etwas hinter ihnen hertrabe. Dieß war aber Niemand anders als der Spiegelſchwab. Sie wären leicht fortgerannt bis an's Ende der Welt, wenn ihnen nicht am Ende der Athem ausgegangen wäre. Sie mußten ſtille ſtehen, und da merkten ſie denn, daß Niemand als der Spiegelſchwab hinter ihnen her ſei. Sie ließen ſich's aber nicht nehmen, daß der Gehenkte lebendig geworden und fortgelaufen war.

— Der hat den Geſcheidern gemacht, und die Ravensburger mögen zuſehen, wie ſie ihn wiederbekommen, ſagte Einer von den ſieben Schwaben, man weiß aber nicht welcher.

Wie die Geſellen nun vor Markdorf am Brunnen vorbeiziehen, ſehen ſie ein altes Mütterchen da ſitzen, das hatte Brillen auf und lugte vor ſich hin, als ob es etwas ſuchte. Wie es ſie nun anſah, ſprang es plötzlich in die Höhe und rief: Rudeli, lieb's Söhnli!

Der Neſtelſchwab merkte ſogleich, daß dieß ihn angehe und daß es ſeine Mutter ſei, und rief: Mämmeli, do bin i jo!

Drauf erwiderte die Mutter: Chetzer, wo biſch denn ſo lange Zit gſin?

— In der Welt! ſagte der ganz trotzig und griff in den Sack und reichte ihr das Zipfelchen Wurſt hin, das er in Ravensburg ſich an ſeinem Maule abgeſpart hatte und ſprach dazu: Gott gſegnis!

Die Mutter ſagte aber:

— Luſer, wie ſteht's auf dinem Grind*) us? Laß lugen.

Und Rudeli legte ſich demüthig nieder und that ſeinen Kopf in ihren Schooß, und die Mutter ſtrählte ſein ſtruppiges Haar. Nachdem ſie damit fertig war, wollte ſie, daß er bei ihr bleiben ſolle.

Der Neſtelſchwab aber beſprach ſich vorerſt mit dem Seehaaſen, dann antwortete er ſeiner Mutter:

— Ich muß jetzt noch Thaten thun, derweil kann die Mutter hier auf mich warten, bis ich wiederkomme und mit ihr zurück in's Schwyzerland gehe.

---

*) Kopf.

Die Mutter bat: Rudeli, lieb's Rudeli! Er aber blieb immerfort dabei: er müſſe Thaten thun. Und darauf ging er mit ſeinen Geſellen weiter. Unterwegs fragte ihn der Seehaas, ob er denn ein Schweizer ſei? Darauf erwiderte er: Seine Mutter ſei aus der Schweiz und habe unter den Rothmäntlern als Marketenderin gedient.

So weiß man denn bis heut zu Tag noch nicht, was der Neſtelſchwab eigentlich für ein Landsmann geweſen, und ob er ſchon keinen Verſtand aus der Schweiz mitgebracht, oder ſolchen erſt in Schwaben verloren habe.

Jetzt erſtiegen unſere Geſellen einen Hügel und hatten den Bodenſee vor ſich. Wie die ſieben Schwaben des Sees anſichtig wurden, ſagte der Seehaas: das iſt der Bodenſee!

Sie blieben Alle ſtehen und riſſen Aug' und Maul auf und lugten in einem fort.

— Bygoſcht, ſagte der Algäuer, das iſt eine Lache!

Und der Spiegelſchwab fragte den Seehaaſen: ob das Wildenten ſeien, die man dort in der Ferne ſehe?

Es waren aber Schiffe.

Und der Gelbfüßler fragte: Ob jenſeits, drüben, auch Leute wohnen, wie diesſeits?

Und ſo fragte Jeder etwas; aber der Seehaas nahm das Wort und erzählte:

— Dieß iſt das deutſche Meer, müßt Ihr wiſſen, das einen Umfang von wenigſtens hundert Meilen hat. Ich lüge nicht. Und der See hat gar keinen Grund und Boden, darum heißt er eben auch der Bodenſee, wie's leicht zu begreifen iſt. Und bei ſtillem, heiterm Wetter ſieht man verſunkene Städte und Schlöſſer darin und ganze Landſchaften. Das ſag' ich. Und Fiſche gibt es drin, ſo groß wie der Koſtnitzer Münſter — ich laſſe davon nichts abmarkten. Auch Nixen gibt es die Menge, das müßt Ihr ſehen. Und wenn der See ſtürmiſch iſt, ſo wirft er Wellen — ich übertreibe nicht — ſo hoch wie der Sentisberg in der Schweiz. Und ſo könnt' ich Euch noch viele Wunderdinge erzählen, aber wer's nicht ſelbſt ſieht, der glaubt's auch nicht.

Der Blitzſchwab ſagte nur immer einmal über's Andere: Potz Blitz! die Andern aber ſagten nichts.

Nachdem ſie ſich ſchier die Augen ausgeguckt hatten, zogen ſie weiter, an Ueberlingen vorbei, gegen den Wald zu, wo das Ungeheuer hauste. Um ſich aber den Weg dahin die lange Weile zu vertreiben, wie auch um die Beſorgniß und böſen Gedanken zu erheitern, ſang der Blitzſchwab allerlei ſchwäbiſche Liedlein und die Andern ſtimmten im muntern Chore mit ein.

Ehe ſie aber nun auf ihr letztes Abenteuer losgingen, wollten ſie noch eine ordentliche Herz- und Magenſtärkung zu ſich nehmen, und der Knöpfleſchwab ſparte weder Schmalz noch Salz, um das Henkermahl recht appetitlich zu machen.

Als ſie nun ſo um die Pfanne herumſaßen und ſich die geröſteten Spätzle ſchmecken ließen, ſagte der Algäuer, indem er einen tiefen Seufzer, bis vom unterſten Zehen heraufholte:

— Es iſt ein' Sach', wenn man bei ſich ſo recht bedenkt, daß man zum letzten Mal in ſeinem Leben zu Mittag ißt.

Das Wort fiel Allen auf's Herz, und ein Jeder that ſeinen Seufzer. Aber der Seehaas redete ihnen Muth zu und ſprach:

— Tod hilft aus aller Noth. Wer im Grab liegt, dem iſt wohl gebettet.

— Aber nicht wer dem vermaledeiten Ungeheuer im Rachen liegt, ſagte der Gelbfüßler. Doch wir wiſſen ja überhaupt noch nicht, ob unſer Stündlein gekommen iſt.

Der Neſtelſchwab ſagte:

— Meine Mutter hat mir oft geſagt, daß mein Stündlein gar nie kommen werde.

Er war der Einzige, der ſich das Sterben nicht hat zu Herzen gehen laſſen, aber der Algäuer lugte immer noch finſterer drein und ließ den Kopf immer tiefer ſinken, und holte wieder einen tiefen Seufzer und ſagte: „'s iſt ein' Sach'!“

Da fing der Knöpfleſchwab an ſtill vor ſich hin zu weinen. Dann holte der Algäuer zum dritten Mal einen Seufzer und ſagte: 's iſt ein' Sach'! und zwar in ſo herzbrechender Weiſe, daß Alle zu heulen und zu flennen anfingen. Nur der Spiegelſchwab wußte nicht recht, ob er lachen oder weinen ſollte, weil er ſah, wie ſich der Knöpfleſchwab anſtrengte, zugleich das Herz zu leeren und das Maul zu ſtopfen, wobei er ein Gefrieß machte, daß man hätte die Kinder damit in's Bett jagen können.

Nachdem die Mahlzeit verzehrt war, kam der Augenblick heran, wo ſich die ſieben Schwaben in Schlachtordnung ſtellen mußten. Der Seehaas meinte, ſie ſollten Alle in der Reihe losziehen, wie ſie bisher marſchirt waren, und der Knöpfleſchwab gab ihm Recht und ſagte: man ſolle keine Neuerung einführen. Aber der Algäuer ſprach: er wolle jetzt einmal der Letzte ſein, denn er ſei lang genug der Erſte geweſen.

— Kuraſche, ſagte der Blitzſchwab, das könnt Ihr mir glauben, habe ich genug im Leibe, aber ich habe nicht genug Leib für die Kuraſche und die Beſtie!

Der Neſtelſchwab meinte: Warum denn gerade Einer der Erſte und ein Anderer der Letzte ſein müſſe? Sie ſollten ſich nur Alle in der Mitte halten, ſo geſchähe gewiß Keinem etwas Leides.

Der Spiegelſchwab behauptete hingegen: Es ſei am Allerbeſten, daß Einer für Alle ſterbe. — Knöpfleſchwab, ſagte er, was meinſt? wie iſt dir? Du wärſt ſo der rechte Biſſen.

Der aber ſchrie und ſtampfte und zappelte, als wenn er ſchon dem Ungeheuer zwiſchen den Zähnen ſteckte. Da nahm der Seehaas das Wort und ſprach feierlich:

— Liebe Freunde und Landsleute! friſch gezuckt iſt halb gefochten! Es iſt nichts beſſer, denn ein guter Muth in böſen Händeln. Ein gutes Herz ſiegt in allem Uebel. Ein verzagter Mann kam mit Ehren nie vom Plan!

Nachdem er ſo die Ehre der Genoſſen angeregt hatte, wandte er ſich zum Gelbfüßler und ſagte zu ihm in vertraulichem Tone:

— Gang, Jackele, gang du voran, du haſt Spore und Stiefele an, daß dich das Thier nit beiße kann!

Und der Gelbfüßler ließ ſich dazu bewegen, denn er ſagte zu ſich ſelbſt:

— Entweder lauft das Thier davon, dann laufe ich ihm nach; oder es läuft mir nach, dann laufe ich davon, und ſo kriegen wir uns Beide nicht unſer Leben lang.

Nun zogen die ſieben Schwaben in den Strauß, immer hübſch langſam voran, gegen den Buſch zu, wo, wie der Seehaas ſagte, der Drache ſein Neſt hatte. Als ſie ſchon ganz nahe waren, da ſagte der Spiegelſchwab:

— Mich grimmt's im Bauch und ich muß abſeiten —

Das wollte aber der Algäuer nicht leiden. — Mach' mit den Andern mit, rief er, und thu' nicht apart!

Da verſetzte der Spiegelſchwab:

— Ich will ja nur ſpioniren gehen, wo das Thier ſteckt.

— Laſſ' es ſtecken, wo es ſteckt, erwiderte der Algäuer, und bleib', ſag' ich!

— Jetzt ſeid ſtill und halter's Maul, wisperte der Seehaas, und lugt und lost!

Und wie ſie nun gegen den Buſch weiter vordringen und lugen und loſen — ſiehe! da liegt ein Häslein im Buſche und lugt und lost auch, und macht ein Männlein und erſchrickt und lauft davon. .

Die ſieben Schwaben aber ſtehen ganz erſtaunt und erſtarrt:

— Haſt's geſehen? haſt's geſehen? Es war ſo groß wie ein Pudel! wie ein Ochs! wie ein Trampelthier! ſo riefen und ſchrien ſie Alle durcheinander. Der Algäuer aber rief zuletzt: — Bygoſcht! wenn das kein Haas geweſen, ſo weiß ich den Gärndten von keinem Hügel zu unterſcheiden.

— Nun ja, Haas hin, Haas her! ſagte der Seehaas; ein Seehaas iſt halt größer und grimmiger als alle Haaſen im heiligen deutſchen Reich!

Nachdem nun die ſieben Schwaben ſolchermaßen das Abenteuer glücklich überſtanden hatten, wären ſie bald einander ſelbſt in die Haare gekommen. Der Seehaas nämlich that Erwähnung wegen des Bärenfells und ſagte, daß es abgeredetermaßen ihm nun gehöre, da er es geweſen ſei, der ſie Alle angeführt habe. Die Andern aber wollten das nicht zugeben, und der Gelbfüßler ſagte: Er ſei einmal an der Spitze geſtanden und mithin —

— Halt! fiel ihm der Algäuer in's Wort, und ich bin an der Spitze gegangen. Bygoſcht! ich will den ſehen, der mir es nimmt.

Nachdem ſie nun recht lange ſo fortgehadert hatten, nahm der Seehaas wieder in ſeiner feierlichen Weiſe das Wort:

— Liebe Landsleute und Freunde, fing er an, ich will Euch etwas ſagen. Die Welt wird einmal erfüllt ſein von unſerer That, und es thut deßhalb Noth, daß ein Siegeszeichen vorhanden bleibe auf ewige Zeiten. Weil wir nun aber dem Seehaaſen ſelbſt nicht den Balg abziehen können, ſintemal wir ihn nicht erwiſcht, ſondern fortgejagt haben über'n Rhein, hinum in's Franzoſenland, wo er um ſich beißen ſoll, ſo viel er mag, ſo wollen wir ſtatt deſſen die Bärenhaut — Bärenhaut und Haſenbalg iſt Ein Ding — ſammt dem Spieß ausſtellen in meiner Vaterſtadt Ueberlingen, in deren Nähe die That vollbracht worden. Iſt's Euch ſo recht, ſo hebt den Finger auf und ſprecht Ja! —

Die Andern hoben den Finger auf und ſagten: Ja! bis auf den Algäuer, der ſprach: Ich ſage nicht Nein! und gab dabei die Bärenhaut her, die ſie dann an den Spieß ſteckten. Und ſo zogen die ſieben Schwaben in Frieden und Freuden in Ueberlingen ein und gingen in die Kirche, wo ſie Gott lobten und dankten für die glücklich überſtandene Gefahr. Nachher aber gingen ſie in's Wirthshaus zum goldenen Kreuz, um auch ihren Leib zu laben mit Seewein.

Man erzählt von einem Schwaben, der nach Rom gegangen, daß, als ihm ein welſcher Wirth einen guten Wein vorgeſtellt, er ihn gefragt habe: was es für Einer wäre? und Jener ihm geantwortet: das ſind Chriſti Thränen*). Darauf ſoll der Schwab die Augen gen Himmel gehoben haben und ausgerufen: O Gott! warum haſt du nicht auch in unſerem Lande geweint?

Der hatte wohl nie einen andern Wein getrunken als Seewein. Von dieſem gibt es aber drei Sorten. Die erſte und beſte heißt der Sauerampfer; ſchmeckt etwas beſſer als Eſſig, und verzieht einem das Maul nur ein Bißle und um's Merken. Die zweite Sorte heißt der Dreimännerwein; der iſt ſchon raſſer und ſaurer als Eſſig, und hat ſeinen Namen daher, weil es Noth thäte, daß der, der ihn trinken ſoll, von zwei Männern gehalten werde, während der dritte ihm den Trank eingöße. Die dritte Sorte iſt der Rachenputzer und hat die gute Eigenſchaft, daß er Alles ausputzt und reinigt. Wer ſich aber mit dieſem Wein im Leibe ſchlafen legt, muß ſich oftmals in der Nacht aufwecken laſſen, um ſich umzukehren, ſonſt möchte ihm der Rachenputzer ein Loch in den Magen freſſen.

---

*) Der bekannte Wein: lacrymae Christi, der am Veſuv wächſt.

Wie nun unſere Geſellen in die Wirthsſtube traten und ſieben Schöpple Wein verlangten, fragte der Wirth: was ſie für einen wollten und nannte ihnen die Weine bei ihren Namen her. Da ſchrie aber der Bitzſchwab: Potz Blitz! ehrlichen Schwaben ſetzt man keinen Sauerampfer auf und ſieht er nicht, Güchpel, daß wir unſere ſieben ſind?

Der Wirth brachte hierauf ſieben Schoppen Rachenputzer, vom extrafeinen — den er ſich aber wie Sauerampfer bezahlen ließ — und die ſieben Schwaben zechten redlich und tranken fort bis in die ſpäte Nacht hinein. Der Blitzſchwab ſang dazu zu guter Letz' ein Liedlein.

Als nun aber die Ueberlinger die That ihres Landsmanns vernommen hatten und das erbeutete Siegeszeichen ſahen, da beſchloſſen ſie einhellig eine fromme Stiftung zu machen, und ſie erbauten eine Feldkapelle am See, wo der Spieß aufgehängt werden ſollte, zum ewigen Andenken.

Die Kapelle wurde erbaut zur Ehre des Erlöſers und ein Bildſchnitzer bekam den Auftrag, ein Kruzifix aus Holz, ſieben Ellen hoch, zu machen. Das that er und auf das Geſtell ſchrieb er mit vergoldeten Buchſtaben: Heiland der Welt. Aber die Ueberlinger waren damit nicht zufrieden, ſondern, da der Hergott den ſieben Schwaben aus ihren Aengſten und Nöthen geholfen hatte, ſo ſollte er auch der ſchwäbiſche Heiland genannt werden.

Der Seehaas aber baute ſich eine Hütte neben dem Kirchlein und wurde ein Klausner, und es kamen viele Pilgrime nach Ueberlingen, denen erzählte er die Geſchichte der ſieben Schwaben, weßhalb ſie in der ganzen Welt herumkam.

Im Schwedenkrieg wurde die Kapelle zerſtört und die Schweden haben den Heiland als Siegeszeichen mit fortgenommen.

Dieß iſt aber die Geſchichte von den ſieben Schwaben, wie man ſie ſich im Volke erzählt.

Der Rübezahl.

Einleitendes.

Nach der religiöſen Anſicht unſerer Vorfahren gab es, außer den obern Göttern noch andere, mindermächtige, gleichſam ein beſonderes Geiſterreich bildende Weſen, denen theils gute, theils üble Einwirkungen auf den Menſchen eigen waren. Sie beſaßen, nach der Vorſtellung jener Zeiten übermenſchliche Kräfte, ſie konnten ſich unſichtbar machen, hatten ungeheure Schätze zu bewahren u. ſ. w. Zwei Gattungen derſelben waren die Zwerge und Rieſen, die oft nur wenige Fuß, ja ſelbſt nur einige Zolle oder übermäßig lang und groß waren und die ſich in Bergen, Wäldern, Quellen aufhielten. Man nannte ſie in verſchiedenen Gegenden auch verſchieden, wie z. B. Wichtlinge, Wichtelmännchen, Heimchen, Erdmännchen, Ludchen, Querre u. ſ. w. Im Plattdeutſchen heißen ſie „die Untererſchchen“ (Unterirdiſchen), Uellerken.

In frühern Zeiten, ſelbſt noch bis zu Anfange dieſes Jahrhunderts, wurden ſie ziemlich allgemein auf dem Lande geglaubt, und auch noch jetzt gibt es Landleute, die mit ehrlicher Miene verſichern, ſie geſehen zu haben. Daß es deren aber wirklich geben ſollte, iſt oft genug geſchrieben und gedruckt worden.

Nur ſelten werden die Zwerge als bösartig geſchildert. Sie ſollen es nur dann geweſen ſeyn, wenn man ihnen ſelbſt feindlich begegnete, ſie verſpottete oder ſonſt beleidigte.

Gewöhnlich ſtanden ſie mit den Landleuten in gutem Vernehmen, wenn ſie auch niemals ein neugieriges, naſchhaftes und bauernhaftes Weſen ganz ablegen konnten.

Manchmal liehen ſie den Menſchen Geräthe, deren ſie bedürftig waren, oft erborgten ſie ſich aber auch welche, wofür ſie, wie für alle ihnen geleiſteten Dienſte, ein Geſchenk nach ihrer Art gewährten, das, verſtändig benützt, manchen Vortheil brachte.

Man ſagt, daß ihre Beſuche bei den Menſchen ſeltener geworden oder wohl für immer eingeſtellt waren, als die Kirchen Glocken erhielten. Sie baten, daß man ſie abſchaffe, dann wollten ſie wieder zurückkehren, allein da dieß nicht geſchehen, ſo erſchienen ſie nicht wieder auf der Oberfläche der Erde.

Eine beſondere Eigenthümlichkeit der Zwerge war die Kunſt ſich unſichtbar zu machen. Dieß geſchah, wenn ſie ihre ſogenannte Nebelkappe aufſetzten. In allen Volksſagen iſt meiſt nur von männlichen Zwergen die Rede; als weibliche Weſen dieſes Geſchlechts erſcheinen die Buſchweibchen, auch Holzweibchen genannt, mit langen, ſchönen Haaren, die man Holz in der Schürze tragend, oder an Kreuzwegen ſitzend und ſpinnend, erblickt und die den Menſchen ebenfalls ſehr willfährig ſind.

Das Unſichtbarmachen der Zwerge, die an ihnen faſt allgemein bemerkte Gutmüthigkeit, das Borgen von Geräthen und Geld, das Bewahren von Schätzen, und endlich das Auswandern, ſind die charakteriſtiſchen Züge faſt aller dieſer Sagen. Der Glaube an Zwerge und Elfen iſt ſeit uralter Zeit in Deutſchland, wie im ganzen germaniſchen und keltiſchen Norden verbreitet.

Noch jetzt weigern ſich die Landleute, zum Beiſpiel in der Lauſitz die wendiſchen Bewohner, bei Nachgrabungen zur Aufſuchung von Alterthümern hülfreiche Hand zu leiſten, um nach ihrer Meinung, die Lutki (Leuthen in dortiger Mundart) nicht zu ſtören. Sie glauben nämlich die heidniſchen Grabhügel von den Zwergen bewohnt und die Näpfchen, die man in denſelben findet, von ihnen benutzt.

Die Zwergſagen zeugen meiſt von einer Zuſammenſetzung in verſchiedenen Zeitperioden. Einen Hauptheil bilden dabei öfters die Erinnerungen an unterdrückte und deßhalb in Gebirgen, Wäldern und Höhlen verborgen geweſene Ueberreſte einer verdrängten und ausgewanderten Nation und zwar verſchiedenen Stammes, von den herrſchenden übrigen Bewohnern der Gegend. Beſiegte und unterdrückte Nationen werden, im Vergleich zu den Herrſchern, gewöhnlich an kleinerer Figur, von ängſtlichem und furchtſamem Charakter gedacht und ſchrumpfen nach und nach zu Zwergen zuſammen, je weiter die Sage ſich in neuern Zeiten fortpflanzt.

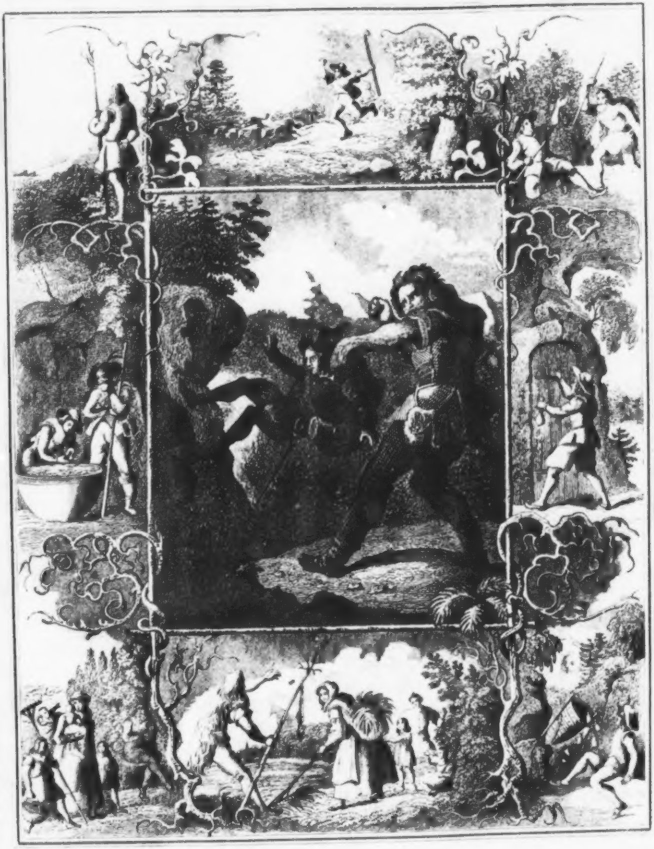
So betreffen z. B. die im Harz, in Thüringen, herrſchenden Sagen von Wegziehen der Zwerge unbezweifelt die letzten Bewohner wendiſcher Colonien, die zuerſt zugelaſſen wurden, um wüſte Plätze anzubauen, bis ſpäter, nach ſteigender Bevölkerung der Deutſchen, die wendiſchen Bewohner ſo gedrängt und unterdrückt wurden, daß ſie ſich verbergen oder wegbegeben mußten.

Charakteriſtiſch iſt auch der, die chriſtliche Religion bezeichnende Glockenſchall, als Urſache des Wegzuges und die zugeſagte Rückkehr, nach Wiederabſchaffung derſelben.

Wenn wir durch dieſe Andeutung die Volksſage von den Zwergen hiſtoriſch zu löſen ſuchten, ſo bleibt uns nun auch noch übrig, auf die ſittlichen Grundſätze, welche in grauen Zeiten zur belehrenden Sage geſtattet wurden, hinzuweiſen — in jenen Zeiten, als der chriſtliche Gottesdienſt noch nicht ſeine beſeligenden Lehren ſpendete.

Die in den Zwergſagen enthaltene moraliſche Belehrung reicht tief in das Heidenthum hinauf. Jene auf eine Urzeit deutenden feenhaften Geſchenke, von denen im weitern Verfolge die Rede ſein wird, ſollten, auch bei geringſcheinendem Werthe, zur Zufriedenheit ermuthigen; in andern Zügen ſehen wir die Ermunterung zum beharrlichen Fleiße, mit Ueberwindung der Neugierde u. ſ. w.

Dieſe alten Sagen nebſt dem damit verwandten Zauberglauben und der dunkeln Ahnung



Rübezahl

einer frühern mährchenhaften Unſchuldswelt, wo Alles in der Natur von geiſtigen Weſen belebt war, kamen unbezweifelt ſchon bei der Einwanderung der Völker Europa's aus dem Orient herüber und nur mittelſt eines ſolchen, weit zurückgehenden Blickes werden die Volksſagen und Mährchen richtig zu deuten ſein.

Wir wollen nun hier einige Sagen von Rübezahl und ſeinen Zwergen, dann von den Zwergen des Untersbergs folgen laſſen.

Was den Namen Rübezahl betrifft, ſo hat man ſich bemüht die ſeltſamſten Ableitungen zu verſuchen. Man will ſogar behaupten, daß ein Ritter, aus dem franzöſiſchen altadelichen Geſchlechte der Roncevall (daraus Rübezahl), wegen ſeines unerſättlichen Geizes in die Klüfte des Rieſengebirges gebannt wurde, wo er Schätze zu hüten habe. Andere ſagen, daß der Geiſt eigentlich Rieſenzahl heiße. Indem er nicht ein Individium, ſondern unzählbar ſein ſolle: verſchiedene Weſen in verſchiedenen Geſtalten. Endlich berichtet noch die Sage, daß er deshalb Rübezahl genannt wird, weil er einſt, um eine gefangene Prinzeſſin zu unterhalten und ihr Geſpielinnen und Geſellſchaft zu verſchaffen, das Experiment machte, aus Rüben ſcheinbar Menſchen werden zu laſſen, die im Aeußern ganz das Weſen derſelben annehmen konnten. Dieß währte ſo lange, als der nährende Saft in der Rübe dieſelbe belebte. Vertrocknete dieſe, ſo welkte auch die menſchliche Geſtalt dahin. Um ſie nun immer neu erſetzen zu können, bepflanzte er ein großes Feld mit Rüben, ſtellte Wächter dazu und zählte ſelbſt ſorgfältig die Pflanzen, um nachzuſehen, daß ihm keine geſtohlen werde. Doch wir wollen uns mit dieſen unfruchtbaren Forſchungen hier nicht weiter befaſſen, ſondern zu der Sage ſelbſt übergehen, bemerken jedoch, daß nach dieſer der Gnom, Zwerg oder Geiſterfürſt, wie wir ihn nun betiteln wollen, den Namen Rübezahl ſtets übel nahm und durch allerlei Neckereien zu entgelten ſuchte, dafür aber ſich beſonders günſtig und gefällig zu bezeigen pflegte, wenn man ihn „Herr Johannes“ oder „Euer Gnaden, Herr Johannes“ anrief.

Der Schauplatz, der dem Wirken dieſes Geiſtes angewieſen, iſt das Rieſengebirge, welches zwiſchen Böhmen und Schleſien ſich lagert. Es iſt aber vornehmlich die letztere Seite, wo er ſeine Thaten verübt, und hier wieder die eigentliche Rieſen- oder Schneekoppe, das fruchtbare Hirſchbergerthal zu ihren Füßen und die Höhen und Thäler, die ſich daran ſchließen.

Im ſchleſiſchen Rieſengebirge — ſo geht die Sage — hauſte vor grauen Jahren ein wilder Geiſt, der ſeine Luſt darein ſetzte, Bären und Auerochſen aneinander zu hetzen, oder mit grauſem Gelärme das ſcheue Wild vor ſich her zu jagen, daß es an ſteilen Klippen in's Thal ſtürzte. Dieß trieb er lange, lange Zeit, bis ihm endlich die Luſt daran verging. Er zog ſich hierauf in's Innere der Erde zurück, wo er prächtige Hallen und Grotten beſaß, die mit dem Reichthum der Berge und Schachten geſchmückt waren. So verweilte er Jahrhunderte, da trieb es ihn wieder einmal hervor an's Licht der Sonne.

Da ſtand er dann auf der Kuppe des Rieſenkamms und ſchaute hinab in's Land, das ſich jetzt in weitem Kreiſe vor ſeinen Augen ausbreitete. Er erkannte die Gegend nicht wieder. Die ungeheuern Wälder, die ſich am Rücken des Kamms bis weit hinein in die Ebene ausbreiteten, waren gelichtet; überall zeigte ſich fruchtbares Ackerland, Dorfſchaften, Städte, Herrenſitze und Schlöſſer waren rings umher verbreitet und zahlreiche Heerden weideten auf den Triſten.

Rübezahl, der ſich bis daher als unumſchränkten Herrn dieſes Erdſtrichs angeſehen hatte, war ſo freudig ergriffen von dem ſchönen Anblick, daß er den Menſchen nicht zürnen mochte, die ſolchen Eingriff in ſeine Rechte ſich erlaubt und dem Lande eine ſo veränderte Geſtaltung gegeben hatten.

Er kannte die Menſchen nicht; ſelten nur war Einer oder der Andere in die Wildniß gekommen; jetzt hatten ſie ſich im Gebirge angeſiedelt und er nahm ſich vor ihre Bekanntſchaft zu machen, um ihre Art und Weiſe, ihre Natur und Gewohnheiten, ihren Charakter zu prüfen. Schnell entſchloſſen wie er war, nahm er ſogleich die Geſtalt eines luſtigen Acker-

Knechtes an und verdingte ſich bei einem der nächſten Bauern. Auf die Frage, wie er heiße, nannte er ſich Rips und bald galt er für den beſten Arbeiter im Dorfe.

Der Bauer, bei dem er diente, war aber ein gar arger Verſchwender, der das Seinige nicht zu Rathe hielt, und der Erwerb des treuen Knechtes konnte daher trotz aller ſeiner Anſtrengung den immer geſteigerten Anforderungen ſeines Brodherrn nicht genügen. Er verließ daher den Bauer und ging zu deſſen Nachbar, der zahlreiche Schafheerden beſaß. Dieſe gediehen zuſehends unter der Obhut des treuen Schäfers, allein auch hier mochte der Geiſt nicht lange verweilen. Der Eigenthümer der Heerden war ein Geizhals, der alles Mögliche anwandte, um ſein Geld zu mehren. So ſtahl er oft ſelbſt einen ſeiner Widder, verkaufte ihn in's geheim und klagte dann den Hirten der Saumſeligkeit an, um ihn am Lohn zu kürzen. Auch hier machte der vermeintliche Rips, daß er fortkam und ging zum Richter, dem er als Frohn dienen wollte. Er reinigte das Land vom Diebsgeſindel und leiſtete die beſten Dienſte, allein was half's? der Richter war ſelbſt ein ungerechter Mann, der das Recht verdrehte und der Geſetze ſpottete. Rips konnte das Ding unmöglich mit anſehen und machte ſich auch hier bald aus dem Staub.

Man kann leicht denken daß dieſe erſten Verſuche die Menſchen kennen zu lernen, nicht eben den Geiſt ſehr zu ihren Gunſten ſtimmten. Er kehrte voll Verdruß auf ſeine Felſenkuppe zurück und dachte ſchon daran, alle fernere Gemeinſchaft mit ſeinen neuen Nachbarn aufzugeben und für immer in ſeine unterirdiſche Klüfte zu fliehen. Allein der Glanz der ſchönen Sonne leuchtete ſo hold, die rings ihn umgebende Natur zeigte ſo viele Reize, daß ſelbſt das Herz eines Berggeiſtes oder Gnomen ſich vor dem lieblichen Eindruck nicht verſchließen mochte und Rübezahl — dieſer war es — faßte den Vorſatz, noch ferner unter ihnen zu verweilen.

Gewöhnlich wird Rübezahl als ein neckender, oft böſer Berggeiſt geſchildert, manchmal aber auch gefiel er ſich darin, den Menſchen Gutes zu erzeigen.

Beſonders verkehrte Rübezahl gern mit alten Schäfern. Ein alter Mann, treuherzig und ehrlich, hatte ſich ſeiner vertraulichen Freundſchaft zu erfreuen. Der Geiſt erlaubte ihm, ſeine Heerden bis an die Hecken ſeiner Gärten zu treiben, welches jedem Andern gewiß übel bekommen wäre. Was dem Rübezahl am meiſten gefiel, waren die einfachen Schickſale, die den alten Hirten betroffen hatten, die derſelbe aber mit einer zwar ſchmuckloſen, dennoch aber anziehenden Einfalt vorzutragen wußte.

Nur einmal ſollte dies friedliche Verhältniß auf eine unangenehme Weiſe geſtört werden.

Als der Hirt eines Tages ſeine Heerde in des Berggeiſtes Revier trieb, brachen einige Schafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens. Dieß brachte Rübezahl ſo ſehr auf, daß er plötzlich unter die friedlichen Thiere fuhr und ihnen einen ſolchen wilden Schrecken einjagte, daß ſie im tollen Wirrwarr den Abhang des Berges hinabeilten und größtentheils in eine Schlucht ſtürzten, wo ſie faſt ſämmtlich elendiglich umkamen. Der alte Schäfer ward darüber zum Bettler und grämte ſich zu Tode.

Dergleichen Fälle, die wohl öfter vorkamen und dann ſchnell im Lande bekannt wurden, vermehrten die Scheu, die man vor jeder Gemeinſchaft mit dem Berggeiſt hatte, ſelbſt wenn er ſich den Menſchen auf die freundlichſte und mildeſte Weiſe näherte. Man fürchtete entweder irgend eine Bosheit im Hinterhalte, oder man beſorgte, daß der kleinſte, unvorhergeſehene Vorfall das gute Einvernehmen mit einem Male ſtören und den ungemeſſenen Grimm des Geiſtes erregen könnte.

Einem Arzt aus Schmiedeberg, einem gewerbfleißigen und freundlichen Gebirgsſtädtchen im Rieſengebirge, begegnete Rübezahl dann und wann, wenn jener botaniſiren ging. Bald erſchien er ihm als Holzhauer, bald als reiſender Handelsmann, je nachdem er Luſt hatte die Eigenheiten des Mannes auf die Probe zu ſtellen und zu ſeiner Unterhaltung auszubeuten. Denn der Arzt war großſprecheriſch über die Maßen und erzählte von nichts ſo gern, als von den außerordentlichen Wunderkuren, die er gemacht hatte. Rübezahl hörte ihm wohlgefällig zu, begleitete ihn oft ein gut Stück Weges und trug ihm auch wohl gar das ſchwere Kräuterbündel, welches der Doktor gepflückt hatte. Dann theilte er ihm auch zuweilen dieß und das über das Weſen der Pflanzen mit und welche geheime Kräfte ſie beſitzen. Der Doktor nahm dieß jedoch übel, weil er ſich einbildete, hievon das Meiſte zu verſtehen, und ſich von Niemanden in der Welt belehren laſſen zu dürfen. Als nun einſt Rübezahl ihm wieder ſolche Mittheilungen machte, wandte ſich der Arzt unwillig ab und ſagte verächtlich; das wäre nun gar etwas Neues! ein Holzhauer der einen gelehrten und ſtudirten Doktor belehren wolle; der Schuſter ſolle doch bei ſeinem Leiſte, bleiben! Weil du nun aber ſo gar geſcheid ſein willſt, ſo ſage mir doch: was war eher, die Eiche oder die Eichel?

Der Berggeiſt beſann ſich nicht lange und erwiderte: Wie denn anders der Baum, da dieſer erſt die Frucht trage.

— Narr! rief der Doktor, woher ſollte denn der Baum wohl gekommen ſein, wenn er nicht aus dem Samen ſproßte, der in der Frucht eingeſchloſſen ruht?

Der verſtellte Holzhauer aber ſagte: — Dieſe Frage iſt mir zu hoch, erlaubt dafür daß ich Euch eine andere ſtelle. Sagt mir zur Güte, wem gehört dieſer Grund und Boden, darauf wir ſo eben gehen, dem Könige von Böhmen oder dem Herrn vom Berge? —

So nämlich nannten die Bewohner der Gegend den Geiſt, ſeitdem ſie wußten, daß ſie durch den Namen Rübezahl ſich ſeinen Zorn auf den Hals zogen.

Der Doktor beſann ſich nicht lange und ſprach ſtolz lächelnd:

— Wer iſt der Herr vom Berge? Dieſer Grund und Boden gehört unſerm beiderſeitigen Herrn, dem Könige von Böhmen. Der Rübezahl iſt ja doch nur ein Hirngeſpinnſt, ein Popanz, den man erſonnen hat, in müſſiger Stunde, um unartige Kinder damit einzuſchüchtern.

Kaum waren dieſe Worte aus ſeinem Munde, ſo verwandelte ſich der Holzhauer an ſeiner Seite in einen gar furchtbaren Rieſen mit feurigen Augen, der den Arzt mit rauher Stimme anſchnauzte:

— Was? Rübezahl ein Popanz? Du ſollſt ihn kennen lernen, er wird dich bepopanzen und behirngeſpinnſten!

Und darauf packte er das arme Doktorlein beim Kragen, ſtieß ihn hin und her und rannte ihn gegen die Bäume und Felſen, daß ihm darob Hören und Sehen verging. Halbtodt ließ er ihn endlich auf dem Platze liegen, wo ihn erſt nach langer Zeit vorüberreiſende Bauern fanden, die ihn nach Hauſe ſchafften. Der Arzt vermaß ſich hoch und theuer nie wieder Rübezahl in's Gehege kommen zu wollen, und er war nicht wieder zu bewegen im Gebirge botaniſiren zu gehen. Man ſieht daraus wie jähzornig dieſer Kobold war und wie leicht man ſeine Freundſchaft verſcherzen konnte; aber eben ſo leicht war ſie auch zu gewinnen.

In Reichenberg in Schleſien lebte ein Bauer, dem ein böſer Nachbar ſein Hab' und Gut nach und nach wegprozeſſirt hatte, und nachdem ſich die Gerichte ſeiner letzten Kuh bemächtigt hatten, blieb ihm nichts übrig als ſein Weib, die krank und abgehärmt war, und ſechs Kinder, von denen er lieber drei gemißt hätte, wenn ſie ihm Jemand zur Verpflegung abgenommen haben würde, als ſein letztes Stück Vieh. Denn wovon ſollte er jetzt die ſtarke Familie ernähren? Zwar beſaß er zwei geſunde, kräftige Arme, allein dieſe reichten nicht hin, um Unterhalt für Alle zu ſchaffen. Es ſchnitt ihm durch's Herz, wenn die Kleinen Brod von ihm verlangten und er nichts hatte um ihren quälenden Hunger zu ſtillen.

Da ſprach er einſt zu ſeiner armen Frau: — Hätten wir hundert Thaler, ſo wäre uns in ſoweit geholfen, daß wir unſern zerfallenen Hausrath wieder einrichten und uns fern von dem böſen Nachbar ein kleines Gütchen kaufen könnten. Weißt du was? du haſt jenſeit des Gebirgs reiche Vettern, zu denen will ich hin und ihnen unſere Noth klagen; vielleicht erbarmt ſich einer unſers Elends und leiht uns Geld gegen gehörige Zinſen, um unſern Zuſtand dadurch zu verbeſſern.

Die Frau hatte wenig Hoffnung, weil ſie die harten Herzen, die reiche Leute gewöhnlich beſitzen, wohl kannte, denen das Elend ſtets fremd geblieben iſt und die ſich daher auch nicht mit dem Gram Anderer vertraut machen können. Der Mann aber wollte noch dieſen letzten Verſuch wagen, er tröſtete Weib und Kind und ging hierauf fort. — Mein Herz ſagt es mir, ſprach er noch, daß ich einen Wohlthäter finden werde, der ſich unſers Kummers annimmt und ihm ein ſchnelles Ende macht.

Hierauf ſteckte er nichts als eine harte Brodrinde zur Wegzehrung in die Taſche und verließ ſeine weinende Familie. Nachdem er einen langen, heißen Tag gewandert war, kam er am ſpäten Abend in dem Dorfe an, wo die reichen Vettern wohnten, aber ſie ſtießen ihn von der Thüre und keiner wollte ihn kennen. Verzweiflungsvoll klagte er ihnen ſeine Noth; es hätte einen Stein erbarmen mögen, aber die hartherzigen Menſchen achteten nicht darauf, und als er nicht im Guten weichen wollte, überhäuften ſie ihn mit Schmähreden und droheten ihm ſogar mit den Gerichten. Sie nannten ihn einen Praſſer und Faullenzer und hetzten ihre Hunde auf ihn, und der arme Vetter ſchlich ſtumm und traurig von dannen, und weil er nichts hatte, um das Schlafgeld in einer Herberge zu bezahlen, mußte er auf einem Heuſchober übernachten. Er erwartete hier ſchlaflos den Anbruch des Tages, um ſich auf den Heimweg zu begeben, ohne Hilfe und ohne Troſt, daß ſeine Lage ſich beſſern würde.

Da er nun wieder in's Gebirge kam, regten ſich in ihm noch bitterere Gefühle und wuchſen zur Verzweiflung hinan. Was ſollte er nun beginnen? Zwei Tage Arbeitslohn hatte er verloren, matt und entkräftet war er auch und mit leeren Händen zu den Seinigen zu treten — welche gräßliche Lage! Er vermochte nicht weiter zu gehen. Der Schmerz übermannte ihn ſo, daß er ſich weinend und verzagend unter ein Gebüſch am Wege niederſinken ließ.

Am Rande des Verderbens fühlt ſich der Menſch plötzlich durch eine wunderbare Kraft emporgerafft. Alle Nerven ſpannen ſich an um einen Ausweg zu finden, und ſelten tritt der Fall ein, wo ihn der Himmel dem innern, ſpähenden Auge verſchließt. Das Sprichwort: „Wenn die Noth am größten iſt, iſt Gottes Hilfe am nächſten,“ hat ſich oft ſchon bewährt. Es iſt als ob eine mächtige Stimme uns antreibt dieß noch zu verſuchen, als ob ſie zu uns ſpricht: Sei getroſt, dir wird geholfen werden! So traf denn auch den armen Veit, wie ein Blitzſtrahl, der die ihn umgebende Nacht erleuchtete, der Gedanke: Wende dich in deiner Noth an den Geiſt des Gebirgs!

Er hatte viel davon gehört, wie er zwar ſo oft ſchon die armen Reiſenden boshaft geneckt hatte, aber eben ſo oft war es ſchon zu ihm gedrungen, daß er ihnen auch viel Gutes erwieſen habe. Zugleich war ihm nicht unbekannt, daß es der Kobold übel nehme, wenn man ihn Rübezahl anrufe, allein er wußte keinen andern Namen. Was war zu machen, auf die Gefahr hin Alles zu verſcherzen und vielleicht noch mißhandelt zu werden, rief er ſo laut er konnte: Rübezahl! Rübezahl! Komm' und hilf mir!

Kaum hatte Veit dieſen angſtvollen Nothruf ausgeſtoßen, ſo ſah er einen rußigen Köhler auf ſich zukommen, der aber keine einnehmende Phyſiognomie zur Schau trug. Sein Bart war fuchsroth, ſeine Augen leuchteten grün, in der Hand trug er eine überaus hohe Stange, womit er den Brand ſchürte und die er nun grimmig erhob, als ob er den frechen Rufer, der ihn bei dem verhöhnten Namen genannt, damit zu erſchlagen geſonnen war.

— Mit Gunſt, Herr Geiſt, ſagte der zitternde Menſch, verzeiht mir, wenn ich Euch nicht nach Eurem Willen betitelte, allein meine Unwiſſenheit und meine Noth mögen mich entſchuldigen. Hört mich nur erſt an, ehe Ihr mich Eurem Zorne opfert.

Das Ausſehen des Mannes und der Ton, in dem dieſe Worte geſprochen wurden, beſänftigten Rübezahls Grimm, der wohl merkte, daß hier weder Vorwitz noch Muthwillen im Spiele waren. Er zog gelindere Seiten an und erkundigte ſich nach der Urſache, die den armen Veit angetrieben hatte, ihn herbeizurufen.

— Ach, gnädiger Herr Geiſt, erwiderte Veit auf dieſe Rede Rübezahls, die ihm etwas an ſeiner verlorenen Faſſung wiedergab, ich ſtecke in der ärgſten, härteſten Noth. Könnte ich hundert Thaler borgen, ſo wollt' ich ſie gern nach drei Jahren mit den landesüblichen Zinſen zurückzahlen, ſo wahr ich ehrlich bin.

Rübezahl verzog die Miene zum Lächeln. — Bin ich ein Wucherer, der auf Zinſen leiht? ſprach er. Geh' zu deinen Brüdern und verſuche bei ihnen dein Glück; mich aber laſſe in Ruh'.

— Bei Menſchen! Bei meinen Brüdern! jammerte Veit. So laßt Euch ſagen, welche Erfahrung ich ſo eben gemacht habe.

Und hierauf erzählte er dem Geiſte ſeine ganze Geſchichte, ſein großes Elend, die Hoffnung, die er auf ſeine Verwandten geſetzt und wie bitter ihm dieſe Hoffnung getäuſcht wurde.

Rübezahl überlegte. Der Fall war ihm neu und das reizte ihn zur Gewährung der Bitte. Auch erregte die Armuth und Offenheit des Bittenden ſein Mitleid.

Er befahl ihm, mit ihm zu gehen und führte ihn waldeinwärts, durch ein abgelegenes Thal, zu einem Buſche, der den Fuß eines Felſens begränzte. Hier traten ſie in eine finſtere Höhle, wo Veit ſich nur mit Mühe im Dunkel tappend zurechtfand. Es lief ihm ein eiskalter Schauer nach dem andern über den Rücken und ſeine Haare ſträubten ſich; er dachte an alle böſen Streiche und Tücken, die er ſchon von Rübezahl gehört hatte und er dachte, daß er mit ihm wohl auch Böſes im Sinne haben könne. Je weiter er fortſchritt, deſto ſtärker hörte er das Brauſen unterirdiſcher Gewäſſer und das dumpfe Tönen ihrer Schritte, unter dem Felsgewölbe, ſchallte ſchaurig darein. Bald ſah er jedoch vor ſich ein hüpfendes blaues Flämmchen, das immer größer wurde; jetzt bemerkte er, daß es ein wunderbarer Kronleuchter war, der inmitten einer hohen Felſenhalle hing. Vor ihm ſtand eine große Braupfanne, die bis zum Rande mit blanken Thalern angefüllt war.

Als Veit dieſes Anblicks froh wurde, war alle Sorge von ihm gewichen.

— Nimm, ſprach der Geiſt, ſo viel du davon bedarfſt, nur ſtelle mir einen Schuldſchein darüber aus, ſofern du ſchreiben kannſt.

Der arme Bauer verſprach dieß willig zu thun und zählte ſich gewiſſenhaft hundert Thaler ab, nicht einen mehr noch weniger. Während dieſer Zeit ſuchte Rübezahl ſein Schreibzeug hervor. Nachdem der Schuldſchein geſchrieben war, nahm ihn der Geiſt zu ſich und ſagte:

— Jetzt ziehe hin, armes Menſchenkind, und nütze dein Anlehen ſo gut du es kannſt. Doch vergiß nicht, daß du mein Schuldner biſt und merke dir den Eingang in dies Thal und dieſe Felſenkluft genau. Sobald das dritte Jahr verfloſſen iſt, erwarte ich Kapital und Zinſen von dir zurück. Aber denke ſtets daran, daß ich ein unerbittlich ſtrenger Gläubiger bin, und daß ich — wenn du nicht richtig einhältſt — meine Schuld mit Ungeſtüm einfordern werde.

Der arme, ehrliche Veit verſprach auf den Tag Zahlung zu leiſten; er gab dem Berggeiſt den Handſchlag darauf, doch beſchwur er es nicht und verpfändete auch nicht ſeine Seligkeit dafür, wie leichtfertige Borger wohl zu thun pflegen. Hierauf ſchied er mit dankbarem Herzen von ſeinem geſpenſtiſchen Wohlthäter und bald hatte er den Ausgang der finſtern Höhle glücklich, und mit ſeinem ſilbernen Horte beladen, erreicht.

Es iſt nicht zu beſchreiben, welche Seligkeit ihn erfaßte, als er nun mit ſeinen hundert Thalern wieder unter Gottes freiem Himmel ſtand; er ſchien ſich verjüngt zu haben und neues Leben ſchien durch ſeine Adern zu ſtrömen. Freudig ſchritt er ſeiner Wohnung zu und als ſich der Tag zu neigen begann, trat er über die Schwelle ſeiner armſeligen Hütte. Kaum hatten ihn die abgezehrten Kinder wahrgenommen, ſo ſchrien ſie um Brod und machten ihm Vorwürfe, daß er ſie ſo lange hatte warten laſſen. Sein Weib ſaß in einem Winkel und weinte und wagte nicht die Augen aufzuſchlagen, weil ſie ſeinem verzweifelten Blicke zu begegnen fürchtete.

Er aber ging freundlich auf ſie zu und bot ihr die Hand; dann — als ſie ſcheu nach ihm hinſah, ſagte er ihr, ſie ſolle Feuer auf dem Herde ſchüren, denn er brachte aus dem nahegelegenen Städtchen Grütze und Hirſe, damit ſie einen ſteifen Brei davon koche, daß ſich die Kinder recht ſatt daran eſſen könnten. Erſt während des Eſſens konnte er ſich ſo weit ſammeln, ihr Bericht von Allem gehörig und umſtändlich abzuſtatten, wie er es bei ſich überlegt hatte. — Deine Vettern, ſprach er ernſtvoll, ſind wackere Leute, die mir meine Armuth nicht vorgerückt haben, ſondern mich freundlich beherbergten und mir hundert baare Thaler als Vorſchuß auf den Tiſch zählten.

Das Weib war ſchier außer ſich vor Eitelkeit über die reiche und wohlthätige Sippſchaft. — Siehſt du, ſprach ſie, wären wir nur früher an die rechte Schmiede gegangen, ſo hätten wir uns manchen Kummer erſparen können.

Da wurde Veit der Verſtellung endlich müde und entgegnete: — Weißt du, was mir der Schmied geantwortet, als ich an ſeiner Schmiede war? Es war eine weiſe Lehre, die ich mir ewig merken will. Jeder ſei ſeines eigenen Glückes Schmied, ſprach er und man müſſe das Eiſen ſchmieden, ſo lange es heiß ſei. Darum wollen wir die Hände nicht in den Schooß legen und arbeiten, damit wir binnen drei Jahren Vorſchuß und Zinſen zurückzuzahlen im Stande ſind.

Geſagt, gethan! Er kaufte einen Acker und eine Wieſe; dann wieder einen und wieder einen, und es war als ob ein Segen in Rübezahls Gelde ſei. Veit ſäete und erntete und allgemein hieß es nur: der reiche Bauer. Im dritten Sommer hatte er ſchon ein Herrengut gepachtet, das ihm reiche Zinſen brachte, und was er unternahm, glückte ihm.

Jetzt rückte der Abzahlungstermin heran und Veit hatte ſchon ſo viel erübrigt, daß er ohne Beſchwerde die Schuld abtragen konnte. Er legte das Geld zurecht und auf den beſtimmten Tag war er früh auf, weckte das Weib und die Kinder, hieß ſie den Sonntagſtaat anlegen, und zog ſelbſt den Rock an, mit dem er in die Kirche zum Abendmahl ging. Dann rief er dem Knecht zu: daß er anſpanne.

Befremdet fragte die Frau: was er vorhabe, da weder Feiertag noch Kirchweih war und ſie neugierig war zu wiſſen, wo er ſie hinzuführen gedenke. Er antwortete: ich will mit Euch die reichen Vettern jenſeit des Gebirgs heimſuchen und dem Gläubiger, der mir in Zeiten der Noth unter die Arme griff, die Schuld nebſt den Zinſen zurückzahlen. Denn heute iſt der Termin.

Die Frau war über die Maßen erfreut, als ſie das hörte. Sie putzte ſich und die Kinder ſtattlich heraus, um den reichen Vettern eine gute Meinung von ihrem Wohlſtande beizubringen. Veit rüttelte indeß die blanken Thaler zuſammen in einen Beutel, und da Alles in Bereitſchaft war, ſaß er mit Frau und Kind auf. Hans peitſchte die vier ſchönen Pferde an und der Wagen rollte über das Blachfeld dem Rieſengebirge zu.

Vor einem Hohlwege ließ Veit halten, ſtieg mit den Seinen ab und befahl dem Knechte, langſam den Berg hinanzufahren und oben bei den drei Linden zu warten.

— Wenn wir auch lange ausbleiben ſollten, ſetzte er hinzu, ſo laſſe die Pferde inzwiſchen graſen, ich weiß hier einen Fußpfad, der zwar etwas um iſt, aber auf dem ſich's gar anmuthig wandeln läßt.

Darauf ging er mit Weib und Kindern waldeinwärts, durch dichtverwachſenes Gebüſch. Wie er nun hier überall umherſpähte, da dachte ſeine Frau, er habe ſich verirrt und bat ihn daher, er möge doch lieber auf der Landſtraße bleiben. Er aber blieb plötzlich ſtehen, ſagte, ſie möchten ſich Alle im Kreiſe um ihn her ſtellen und ſprach:

— Du glaubſt bis jetzt, daß wir zu deiner Freundſchaft ziehen, allein das fällt mir nicht ein. Deine reichen Vettern, die hartherzigen Filze, haben mich nur gefoppt und gehöhnt und von ihrer Schwelle geſtoßen. Hier, in dieſem Gebirge wohnt der reiche Vetter, dem wir unſern Wohlſtand verdanken. Er hat mir auf's Wort das Geld geliehen, das mir bis jetzt ſo reichen Zins getragen hat. Auf Heute ſoll ich ihm das Kapital nebſt den Intereſſen zurückzahlen. Nun, wißt Ihr's jetzt, wer unſer Gläubiger iſt? Der Herr des Gebirgs, Rübezahl, iſt es!

Das Weib entſetzte ſich und ſchlug ein großes Kreuz und die Kinder bebten und ſchrien, wie ſie hörten, daß ſie der Vater zu Rübezahl führen wollte, den ſie ſtets, nach den von ihm kund gewordenen Beſchreibungen, wie einen Menſchenfreſſer und fürchterlichen Rieſen ſich vorſtellten. Veit beruhigte ſie, indem er ihnen ſein Abenteuer erzählte, was er mit dem Geiſte verhandelt habe und wie ſehr ihn Dankbarkeit für ſeinen Wohlthäter erfülle.

— Jetzt wartet hier auf mich, ſagte er dann, dieß iſt die Höhle, wo ich mein Geſchäft abzumachen habe. Fürchtet nichts, bald werde ich wieder bei Euch ſein. Vielleicht gibt er meinen Bitten nach und folgt mir zu Euch heraus. Scheuet Euch nicht ihm die Hand zu drücken, ob ſie gleich ſchwarz und rußig iſt; ſie war Euch dennoch eine wohthätige, hilfreiche Hand, die Euch dem Elende entriß. Gewiß wird ſich der gute Berggeiſt unſerer aufrichtigen Dankbarkeit freuen, ſeid nur beherzt und er wird Euch noch obendrein beſchenken!

Weib und Kinder baten und jammerten, und wollten ihn den nach ihrer Meinung gefährlichen Weg nicht machen laſſen, allein er riß ſich mit Gewalt von ihnen los, vertiefte ſich in unwegſames Dickicht und gelangte bald zu dem ihm noch wohlbekannten Felſen. Er ſah die Eiche wieder, die Steine umher, das Waſſer — Alles zeigte ihm deutlich, daß er am rechten Platze war, allein die Höhle war geſchloſſen und von einer Oeffnung im Felſen keine Spur mehr anzutreffen.

Alles was Veit unternahm, den Eingang aufzufinden, war vergebens; er klapperte und klingelte mit den harten Thalern, er rief ſo laut er konnte: Geiſt des Gebirgs, nimm hin, was dein iſt!

Alles blieb umſonſt und der ehrliche Schuldner ſah ſich genöthigt, mit dem Gelde unverrichteter Sache wieder nach Hauſe zu fahren.

Sobald ihn die Seinigen wieder kommen ſahen, liefen ſie ihm freudig entgegen, allein wie erſchraken ſie, als ſie ihn ſehr bekümmert erblickten. Er ſetzte ſich mit ihnen in's Gras und überlegte bei ſich, was jetzt zu thun ſei. Da fiel ihm ein, den Geiſt einmal wieder bei ſeinem Spottnamen zu rufen. Wenn er's auch übel nimmt, dachte er, und wenn er mich auch ein wenig zupft und rupft dafür, ſo kommt er doch wenigſtens und ich kann ihm als ehrlicher Mann ſein Geld wiedergeben. Nachdem er dieß gedacht, ſchrie er aus Leibeskräften: Rübezahl! Rübezahl!

Die Frau hielt ihm den Mund zu und die Kinder drängten ſich an den Vater, als plötzlich das Jüngſte ausrief:

— Ach! ſeht nur, den ſchwarzen Mann! dort hinter dem Gebüſche, wie er ſo feurig hervorlugt!

Alle blickten ängſtlich nach dem Buſche, aber ſie ſahen nichts; es war nur die aufgeregte Einbildungskraft des Kleinen geweſen, meinten ſie und ſomit traten ſie den Rückweg an.

Wie ſie nun wieder die breite Landſtraße erreichten, erhob ſich ein ſanftes Rauſchen vom Walde her, das ſie freundlich zu begleiten ſchien und die Bäume ſchienen ſich wie aus Ehrfurcht zu neigen. Da wurde das Rauſchen ſtärker und der Wind kräuſelte auf der Straße Staubwolken empor und unter dem dürren Laube, das von den Bäumen abgeſtreift, hin und her getrieben wurde, wehete auch ein Blatt Papier einher, hinter dem der kleine Knabe, der den ſchwarzen Mann geſehen haben wollte, haſchend lief. Mit Mühe fing er es auf und brachte es dem Vater, der höchlich erſtaunte, als er ſah, daß es der Schuldſchein war, auf dem leſerlich die Worte ſtanden: Zu Dank bezahlt.

Veit war bis zu Thränen gerührt und rief mit freudiger Andacht: Jubelt, Kinder! Freue dich, Weib! Unſer Wohlthäter hat uns geſehen und unſern Dank vernommen. Er weiß es nun, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Ich bin meiner Zuſage ledig und kann mit frohem Herzen heimkehren.

So kamen ſie unter Thränen der Dankbarkeit und Rührung zu ihrem Fuhrwerk, und da die Frau gern zu ihren reichen Verwandten wollte, um die Geizhälſe recht zu ärgern und zu beſchämen, ſo that ihr Veit den Gefallen und ließ das luſtige Geſpann thalein rollen. In der Abenddämmerung kamen ſie in dem Dorfe und bei dem nämlichen Bauernhofe an, aus welchem Veit vor drei Jahren war hinausgeſtoßen worden.

Dießmal pochte er beherzter an als damals, und fragte nach dem Wirthe. Ein unbekannter Mann kam heraus, der nicht zur Verwandtſchaft gehörte, und der ſagte denn aus, daß die Vettern abgewirthſchaftet hatten. Der Eine war geſtorben, der Zweite verdorben, der Dritte war davongegangen und nirgend wußte man etwas von ihm zu berichten.

Veit übernachtete mit den Seinen bei dem gaſtfreien Fremden, und als er am andern Morgen wieder in ſeine Heimath zurückgekommen war, ging er an ſeine Berufsgeſchäfte mit erneuetem Muthe. Sein Reichthum nahm aber immer zu, und er blieb ein rechtlicher und wohlbehaltener Mann ſein Lebenlang.

Der reichgewordene Veit hütete ſich indeſſen wohl, den wahren Urſprung ſeines Glückes zu verrathen, aus Schonung vor Rübezahl, den er nicht von ungeſtümen und frechen Bittſtellern überlaufen ſehen wollte. Allein Frauen ſind oft plauderhaft. So vertraute denn auch Veit's Weib das Geheimniß einer Nachbarin, die ſie für ſehr verſchwiegen hielt und die ihr auch Stillſchweigen gelobte. Allein dennoch ſagte dieſe es einer Zweiten, dieſe einer Dritten, und ſo kam die Geſchichte nach und nach, und noch dazu mit lügenhaften Ausſchmückungen verſehen, im ganzen Kirchſpiel herum.

Man kann leicht denken, welchen Eindruck dieß hervorbrachte. Namentlich auf liederliche Hauswirthe, auf Lungerer und Müſſiggänger und dergleichen Patrone. Sie zogen ſchaarenweis in's Gebirge, riefen den Geiſt beim Spottnamen, und trieben es gar toll und bunt, allein Rübezahl ließ ſich nicht ſehen. Nur wenn ſie zur Nachtzeit kamen, ließ er wohl ein blaues Flämmchen huſchend emporflackern, auch wenn ſie an der Stelle gruben; ließ er ſie einen alten Topf, bis zum Rande voll, mit rothem, gemünzten Gelde finden, den ſie Mühe hatten, nach Hauſe zu tragen. Allein, wenn ſie den Schatz dann bei Tage beſahen, ſo fanden ſie Steine und Scherben darin. Dennoch ermüdeten ſie nicht und hörten nicht auf den Berggeiſt zu beläſtigen, bis daß er ihnen einſt einen ſo derben Steinhagel über den Hals ſchickte, daß Keiner es mehr wagte, das Gebirgsrevier zu betreten, noch weniger aber den Namen Rübezahl darin auszuſprechen.

Als eines Tages Rübezahl an der Pforte ſeines Gartens ausruhete, da ſah er ein junges Weib heiter und ſorglos des Weges ziehen, das ein Kind auf dem Arm, ein anderes auf dem Rücken trug und ein drittes an der Hand führte, während ein etwas größerer Knabe, einen Rechen und einen leeren Korb tragend, an ihrer Seite ging. Sie kam in's Gebirge, um Laub für's Vieh zu holen.

Rübezahl gefiel die Gruppe, und er nahm ſich vor, die Frau um ihre Verhältniſſe zu befragen. Die ſetzte darauf ihre Kinder in's Gras und ſtreifte Laub von den Büſchen. Die Kleinen bekamen bald Langeweile und ſchrien heftig. Da ließ die Mutter Alles liegen und lief zu den Kindern; ſie nahm ſie auf den Arm, ſang ihnen etwas vor, ſprang und tändelte mit ihnen umher, dann wiegte ſie ſie in den Schlaf und ging wieder an ihr Geſchäft.

Es währte jedoch nicht lange, als die herumſchwärmenden Mücken, welche ſich den Schläfern auf die Naſe ſetzten, oder eine andere Urſache, ſie aufweckten und folglich das Geſchrei wieder von Neuem losging. Dieß machte jedoch die gute Mutter nicht zornig. Sie lief in's Gebüſch, um ſchnell einige Erdbeeren zu ſuchen und brachte ſie den Kleinen, um ſie zu beruhigen.

Als Rübezahl dieß ſah, ſteigerte ſich ſein Wohlgefallen an der Scene nur immer mehr. Aber der kleine Schreier wollte durchaus die Güte ſeiner Mutter nicht anerkennen, vielmehr wurde er immer ungeſtümer; er warf die ſüßen Beeren, die ihm die Mutter gebracht hatte, weit von ſich und ſchrie deſto ſtärker. Als er ſich gar nicht beſänftigen laſſen wollte, verlor die Frau doch endlich die Geduld und rief: Wart' nur, du Unart! Rübezahl, komm' und friß mir den Schreier!

Rübezahl ließ ſich das nicht zweimal ſagen. Flugs war er in Köhlergeſtalt ſichtbar bei der Frau und ſprach:

— Hier bin ich! was iſt dein Begehr?

Man kann denken, wie die arme Frau erſchrocken war, allein ſie ſammelte ſich bald und ſagte begütigend zu dem Berggeiſt:

— Ich rief dich nur, damit die Furcht meinen Kleinen hier zum Schweigen bringt. Nun aber, da dieß geſchehen iſt, danke ich dir für deinen guten Willen und mag dich nicht länger beläſtigen.

— Das geht ſo ſchnell nicht, ſprach hingegen der Berggeiſt. Wenn man meine Hilfe begehrt und ſei ſie noch ſo klein, ſo muß man mir auch meinen Lohn gewähren. Du haſt mir den Kleinen zum Imbiß verſprochen und ich halte dich nun beim Wort. Gib mir den kleinen Schreier da, damit ich ihn freſſe!

Bei dieſen Worten ſtreckte er die rußige Hand nach dem Knaben aus. Aber die früher ſo ſanfte Frau wurde jetzt plötzlich wie umgewandelt. Sie ballte die Fauſt und ſich ſchützend vor ihre Kinder hinſtellend, ſchrie ſie:

— Erſt mußt du mich tödten, ehe du meinem Kinde etwas anhaben kannſt!

Die muthige Rede, mehr aber noch die drohende Geberde der Frau ſetzten Rübezahl in Erſtaunen; er lächelte freundlich und ſuchte ſie zu beſänftigen.

— Ich bin kein Kinderfreſſer, ſprach er, und will Euch nichts zu Leide thun. Aber der Knabe gefällt mir, darum überlaſſ' ihn mir. Ich will ihn gut halten und etwas Rechtes aus ihm erziehen. Er ſoll ein wackerer Kerl werden, der Euch Freude machen wird. Fordere was du willſt für den Jungen und ich will dir's zahlen!

Die Frau lachte zwar; es ſchmeichelte ihr, daß der Berggeiſt Gefallen an dem Jungen hatte; aber feil ſei er ihr doch nicht, ſagte ſie, nicht um alle Schätze der Welt gäbe ich ihn her.

Rübezahl ließ es an triftigen Vorſtellungen nicht fehlen. Er ſtellte ihr vor, wie kümmerlich ſie ſich und die Kinder ernähren müſſe, und welche Laſt er ihr vom Halſe zu nehmen Willens ſei. Aber dieß half nichts; das arme Weib hatte ihre Kinder zu lieb und behauptete, Muttergefühl wiege alle andern Freuden auf, hebe jede Sorge und mache jede Arbeit leicht. Sie wünſchte ſich zehnmal ſo viel Kraft, als ſie beſaß, um ſie für das Wohl ihrer Kleinen anzuſtrengen, und hundert Hände, um für ſie arbeiten zu können.

Verwundert fragte der Berggeiſt, ob denn ihr Mann die Sorge für die Kleinen nicht theile und ob er nicht auch arbeite.

— O ja! erwiderte ſie. Er iſt ein Glashändler und muß ſich's recht ſauer werden laſſen. Jahr aus, Jahr ein ſchleppt er die ſchwere Laſt von Böhmen herüber, und manchmal wird wohl auch dieß und jenes zerbrochen, wo dann der ganze mühſelige Profit, der an dem Handel gemacht wird, verloren geht.

Der Berggeiſt bemühte ſich, dem armen Weibe recht handgreiflich zu beweiſen, welchen guten Handel ſie mache, wenn ſie ihm den Knaben überlaſſen wollte und wie dann mit einem Male ihrer Mühſeligkeit ein Ende wäre. Aber ſie würdigte ihn keiner Antwort, ſondern raffte das Laub in den Korb, ſetzte den kleinen Schreier oben darauf und band ihn feſt, dann wollte ſie den Korb vom Boden heben. Allein er war ſo ſchwer, daß ſie's allein nicht zu thun im Stande war, und ſie ſagte zu Rübezahl:

— Da ich Euch nun doch ſchon gerufen habe, ſo thut mir den Gefallen, mir den Korb auf den Rücken zu heben und dem Knaben da, der Euch ſo gefallen, ſchenkt ein Gröſchel zu einem Paar Semmeln.

Rübezahl antwortete: Aufhelfen will ich dir wohl, aber ſo du mir den Knaben nicht gibſt, ſo ſoll er auch keine Gabe von mir haben.

— Auch gut! ſagte das Weib und ging ihres Weges.

Nachdem ſie einige Schritte fort war, erſchrak ſie faſt über die Schwere des Korbes, den ſie trug und die ſie nöthigte, alle zehn Schritte zu verſchnaufen. Sie glaubte ſogleich, daß dieß ein Spuk von Rübezahl verurſache, und daß er ihr wahrſcheinlich einige große Feldſteine mit hineingelegt habe. Sie ſetzte alſo ab und kehrte den Korb um, doch gewahrte ſie bis zum Boden nichts als Laub. Sie füllte ihn nunmehr bloß zur Hälfte und that das Uebrige in ihre Schürze; doch wurd's ihr bald wieder zu ſchwer, ſo daß ſie Alles ausleeren mußte, was ſie ſehr in Verwunderung ſetzte, da ſie oft ſchon dem Anſcheine nach viel größere Laſten getragen hatte. Als ſie nach Hauſe gekommen war, beſchickte ſie trotz ihrer Ermattung dennoch die Wirthſchaft, warf den Ziegen und ihren Zicklein Laub vor, gab den Kleinen ihr Abendbrod, brachte ſie in Schlaf, betete den Abendſegen und legte ſich nieder.

Bei frühem Morgen erwachte ſie nach ihrer Gewohnheit. Mit dem Melkfaſſe in den Ziegenſtall, das pflegte ihr erſtes Geſchäft zu ſein. Aber welch' ein Anblick! Die gute Ziege lag todt da und hatte alle Viere von ſich geſtreckt, und auch die Zicklein verdrehten die Augen und zuckten an allen Gliedern, ſo daß es den Anſchein hatte, als wollten ſie ebenfalls jeden Augenblick verenden.

Solch' ein Unglück war hart zu ertragen! Die Thiere gewährten ihr den einzigen Unterhalt für ſich und ihre Kinder. Betäubt von Schrecken ſank ſie zur Erde, jammerte laut und rief:

— Was fang' ich Unglückliche nun an! Was wird mein Mann beginnen, wenn er nach Hauſe kommt! Nun iſt Gottes Segen von uns gewichen und wir ſind arme, verlorene Leute!

Aber in demſelben Augenblick, wo ſie dieſe Worte geſprochen, machte ſie ſich auch Vorwürfe darüber.

— Was wäre denn mein guter Steffen, was meine geliebten Kinder, rief ſie, wenn ich verzagend die Thiere unſern Gottesſegen nenne! Nein, aller Reichthum dieſer Welt mag hinfahren, wenn ich nur meinen Mann und die Kleinen behalte. Ich will doppelt arbeiten und er wird auch ſein Möglichſtes thun, und der Himmel wird uns nicht elend verhungern laſſen. Einige Jahre Entbehrung, das iſt Alles, dann wird ſich ja wohl wieder eine Ziege erwerben laſſen, und haben wir erſt die wieder, dann werden die Zicklein ja wohl auch nicht ausbleiben!

Unter ſolchen Gedanken hob ſich ihr der Muth wieder; ſie trocknete die Thränen und blickte heiter um ſich. Da ſah ſie etwas am Boden flimmern, und wie ſie es aufhob und betrachtete, gewahrte ſie, daß es ein Blättchen war, wie aus reinem Golde verfertigt und ſchwer dabei wie lauteres Gold. In der Nachbarſchaft wohnte eine Judenfrau, zu der eilte ſie hin, ihr den Fund zu zeigen, und dieſe handelte ihr denſelben ſogleich ab und zählte ihr dafür zwei Laubthaler auf. Welche Wonne ergriff da das arme, noch vor Kurzem ſo verzagende Weib! So viel Geld hatte ſie noch nie auf einmal beſeſſen. Sie kaufte ſogleich ein Stück Hammelfleiſch, um es für Steffen herzurichten, ſich daran zu erlaben, wenn er nach Hauſe käme, und für die Kinder kaufte ſie weiße Semmel und Bretzel, die fröhlich ſprangen und jubelten, als ſie das ungewohnte Frühſtück aus den Händen der Mutter empfingen.

Nachdem ſie dieſe Freude, den Hunger der Kleinen zu ſtillen, reichlich genoſſen hatte, brachte ſie ſogleich das todte Vieh bei Seite, um das Unglück ſo lange als möglich vor ihrem Manne zu verbergen. Aber welch' neues Erſtaunen überwältigte ſie faſt, als ſie im Futtertrog noch einen ganzen Haufen goldener Blätter erblickte. Sie ſtand eine Weile ganz erſtaunt da, dann ergriff ſie ein mächtiger Gedanke, ſie nahm ein ſcharfes Meſſer und ſchnitt der Ziege den Leib auf, in deren Magen und Eingeweiden ſie einige große Klumpen gediegenen Goldes fand dann that ſie ebenſo mit den Zicklein und es ergab ſich daſſelbe. Das waren Schätze, die alle Begriffe der guten Frau weit überſtiegen.

Nachdem die erſte Freude jedoch vorüber war, da ſchlich die Sorge herbei, die von einem großen Beſitze faſt niemals unzertrennlich iſt. Wo ſollte ſie hin mit dem ungewohnten Schatze? Verſchloß ſie ihn, ſo fürchtete ſie Diebe; vergrub ſie ihn, ſo konnten Schatzgräber ihn entdecken und ſich aneignen. Auch ihr Mann ſollte nicht gleich davon wiſſen, ſondern erſt nach und nach von dem Glücke Kunde erhalten. Sie ſann lange hin und her, bis ſie endlich auf den glücklichen Gedanken gerieth, zu dem wackern, alten Pfarrer im Dorfe zu gehen, und ihm das Abenteuer mit Rübezahl und die herrlichen Folgen deſſelben anzuvertrauen. Der ehrliche Greis bekreuzte ſich zwar einmal über das Andere über die zauberhafte Geſchichte, doch freute er ſich über den guten Ausgang und ſann ſogleich nach, wie ohne viel Aufſehen das Weib in dem ruhigen Beſitze des Hortes bleiben konnte, ohne daß ihr Mann ſogleich die Sache erführe, der ſich wohl das Geld aneignen würde, um es in gewagten Geſchäften anzulegen, die die arme Familie wieder um Alles bringen konnten.

Endlich ſagte er:

— Höre, meine Tochter, welchen Rath ich dir geben will. Wäge mir das Gold zu, und ich will dir's getreulich aufbewahren, dann will ich dir einen Brief in welſcher Sprache ſchreiben, der dir verkünden ſoll, daß dein Bruder, der vor langen Jahren in die Fremde ging, im Dienſte der Republik Venedig nach Indien gezogen und nun dort geſtorben ſei, nachdem er dich, ſeine Schweſter, zur Univerſalerbin eingeſetzt habe, unter der Bedingung, daß der Pfarrer deines Kirchſpiels dir das Vermögen verwalte, damit es dir allein und keinem Andern zu Nutz komme. Ich begehre weder Lohn noch Dank von dir für dieſen Dienſt, doch ſollſt du bedenken, dich gegen die heilige Kirche abzufinden und deßhalb gelobe derſelben ein reiches Meßgewand zu ſchenken.

Damit war die Frau ſehr zufrieden; ſie gelobte das Meßgewand, übergab dem guten Geiſtlichen Herrn das Gold, der es gewiſſenhaft abwog und es in den Kirchenſchatz niederlegte. Mit frohem erleichterten Herzen verließ ihn dann die Frau, um zu ihren Kindern heimzukehren und die Rückkehr ihres Mannes abzuwarten.

Während dieſer Vorgänge war Rübezahl, der ſich für dieſe arme Familie nun ſehr thätig zeigte, auf dem Wege nach Böhmen ausgegangen, um des Glashändlers Steffen anſichtig zu werden und ihn kennen zu lernen. Schon Stunden lang lag er auf der Lauer, und es wollte Niemand des Weges ziehen, der eine zerbrechliche Bürde auf dem Rücken trug, als um die Veſperzeit endlich hinter der Felsecke ein rüſtiger, friſcher Mann hervortrat, der eine ſchwere Laſt auf dem Rücken trug. Unter ſeinem feſten, ſichern Tritte klirrte das, was er trug, und es wäre einem minder ſcharfſichtigen Beobachter als Rübezahl bald klar geworden, daß dieß der Glashändler ſei.

Nun hatte Steffen faſt das Gebirge erſtiegen, nur einen Abſatz hatte er noch zu gewinnen, dann ging's jäh hinab, der Heimath zu, und darum eilte er deſto ſchneller, je mehr er ſich dem Gipfel näherte. Allein der Pfad ward immer ſteiler und die Laſt war ſchwer. Er mußte ſtehen bleiben und den Korb mit dem knotigen Stocke ſtützen, um das drückende Gewicht deſſelben zu mindern.

Da erblickte er mitten im Wege einen Baumſtumpf, der oben wie ein Tiſchplatt geebnet war. Der ermüdete Laſtträger ging näher, um ſeinen Korb abzuſetzen und ſich indeſſen gegenüber in's Gras zu ſtrecken, um ein wenig auszuruhen. Kaum hatte er hier eine kurze Zeit gelegen um ſeinen letzten Einkauf zu überdenken und den möglichen Vortheil zu berechnen, der aus dem Abſatz zu ziehen ſein dürfte, als plötzlich ein greulicher Wirbelwind ſich erhob und den Glaskorb — ehe er hinzuſpringen konnte — herunterwarf, daß Alles klirrend in Stücken zerbrach.

Der arme Steffens ſtand wie vernichtet. Im erſten Augenblicke vergingen ihm ſchier die Sinne, bald aber kam er durch ein lautes Gelächter wieder zu ſich, das ſich in den Klüften der Felſen verlor. Dieß öffnete ihm die Augen. Der unmäßige Windſtoß, das Verſchwinden des Baumſtammes, das Gelächter, Alles dieß deutete auf den Urheber des Streiches hin.

— Das haſt du mir bereitet, ſchadenfroher Rübezahl! rief er, was hab' ich dir gethan, daß du mich ſo elend machſt?

Er war ganz außer ſich, und ſtieß die fürchterlichſten Flüche und Schmähungen gegen den Berggeiſt aus. Er fürchtete ſeinen Zorn nicht mehr: das Leben war ihm zur Laſt. Allein Rübezahl erſchien dennoch nicht, um ihn für ſeine Schmähungen und Frevel zu züchtigen. Nachdem er noch eine Weile auf der Stätte ſeines Unglücks dageſtanden und die Scherben zuſammengeleſen hatte, um ſie auf die Glashütte zu tragen und ſie wieder einſchmelzen zu laſſen, machte er ſich auf den Heimweg, unglücklich und traurig — er — der noch vor Kurzem mit ſo heitern Gedanken und ſo ſchönen Hoffnungen denſelben Weg gewandelt war.

Wie er nun ſo darüber nachdachte, wieder zu etwas Gelde zu kommen, um ſeinen Handel weiter fortſetzen zu können, fielen ihm die Ziegen ſeiner Frau ein, die ſie wie Kinder liebte und im wohlverwahrten Stalle auf's Beſte verpflegte. Dieſe Ziegen ſollten ihn vom Untergange retten und ſein Geſchäft wieder emporbringen. Er nahm ſich vor, nicht am Tage zu Hauſe anzulangen, ſondern ſich um Mitternacht in den Stall zu ſtehlen, die Ziegen auf den Markt nach Schmiedeberg zu führen und mit dem daraus gelöſten Gelde neue Glaswaaren anzuſchaffen. Dann wollte er nach Hauſe zurückkehren und ſeiner armen Frau Vorwürfe machen, daß ſie durch ihre Unachtſamkeit verſchuldet habe, daß die Thiere geſtohlen worden ſeien.

Nachdem er dieſen Plan ausgeheckt, verweilte er bis zum Anbruch der Nacht in einem dichten Gehölze unweit ſeines Hauſes. Mit dem Schlage Zwölf kletterte er über den niedrigen Zaun und ſchlich mit Herzpochen zu dem Ziegenſtalle. Er wunderte ſich, die Thür nur angelehnt zu finden, die ſonſt die ſorgſame Hausfrau ſtets zu verſchließen pflegte. Doch freute er ſich innerlich über dieſe Fahrläßigkeit, weil er vermeinte, daß ſie ihm Grund zu ſeiner ſpätern Anſchuldigung geben würde.

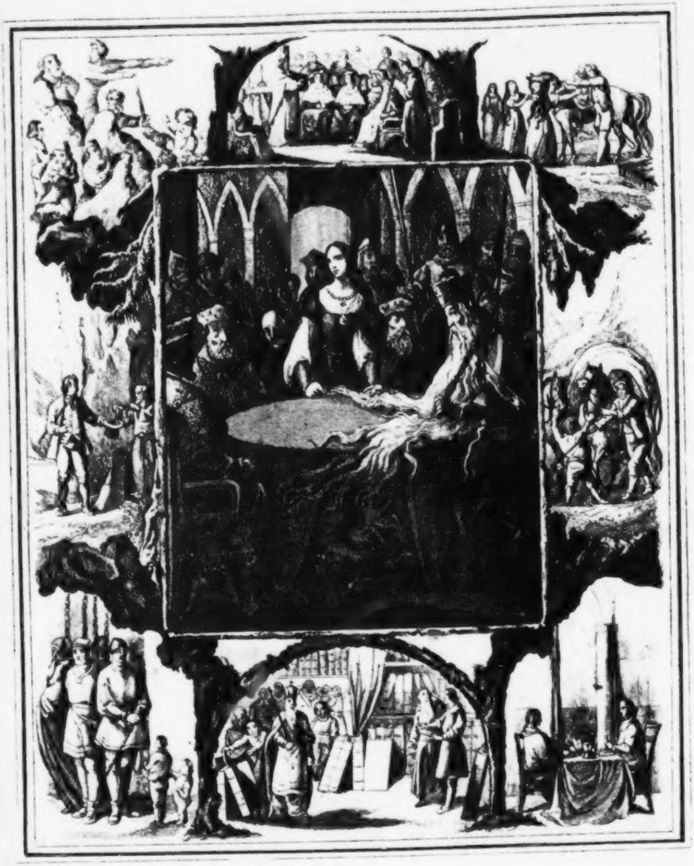
Er trat in den Stall, tappte überall umher, aber — wie groß war ſein Erſtaunen! — als er Alles leer fand. Er zweifelte keinen Augenblick, daß ihm, von der offenſtehenden Thür gelockt, hier ein fremder Dieb zuvorgekommen ſei und haderte jetzt in allem Ernſte mit ſeinem Weibe. Seine Kraft war aber für den Augenblick erſchöpft, er ſah alle ſeine Plane vernichtet und ſich für den Augenblick der troſtloſeſten Verzweiflung überlaſſen. Muthlos ſank er auf die Streu nieder.

Die gute Frau Steffen, die ihren Mann ſtündlich erwartete, hatte indeſſen ein gutes Eſſen bereitet und auch den würdigen Pfarrer dazu eingeladen, um dem Heimkehrenden zur fröhlichen Mahlzeit auch als Würze die Nachricht von der reichen Erbſchaft zu ſpenden und ihm die Bedingungen kund zu thun, unter denen er daran Genuß und Antheil haben ſollte. Allein traurig ſah ſie den Abend verſtreichen, die Speiſen und der ſtärkende Wein blieben unangerührt und der Geiſtliche ging nach Hauſe, ohne daß Steffen heimgekehrt wäre. Trüber Ahnung voll ging die arme Frau zu Bette, und war erſt im Stande gegen Morgen etwas einzuſchlummern.

Steffen lag indeß im Ziegenſtalle; er war ſo kleinmüthig, daß er ſich gar nicht anzuklopfen getraute, endlich faßte er einen Entſchluß. Er erhob ſich von der Streu, trat zur Thüre und rief:

— Ilſe, mach' auf, ich bin's, dein Mann!

Wie ſie ſeine Stimme hörte, ſprang ſie eiligſt auf, erfreut, daß der Bangerſehnte da ſei, und wollte ihm einen herzlichen Willkommen bieten, aber er wehrte ſie grießgrämlich von



Der Untersberg.

ſich fort, und warf ſich, ohne ein Wort zu ſprechen, auf die Ofenbank. Vergebens richtete ſie die theilnehmendſten Fragen an ihn; er ſah vor ſich hin und ſprach nichts; nur dann und wann ſtieß er einen tiefen Seufzer aus. Ihre Theilnahme wuchs jedoch mit ſeinem Stillſchweigen, und da ſie nicht aufhörte in ihn zu dringen, ſo geſtand er ihr endlich ſein Mißgeſchick und die ganze Urſache ſeines herben Kummers.

Als ſie vernahm, daß Rübezahl den Streich verübt haben ſollte, da konnte ſie ſich faſt des hellen Lachens nicht erwehren, doch er in ſeinem tiefen Schmerze merkte nicht darauf, ſondern fragte nur angelegentlich nach den Ziegen und wo ſie hingekommen ſeien.

Als die Frau auf ſolche Weiſe erfuhr, daß er ſchon im Stalle geweſen und überall herumſpionirt habe, erwiderte ſie:

— Was kümmert dich mein Vieh? Warum fragſt du nicht lieber nach den Kindern? Das Vieh iſt auf der Waide und wohl aufgehoben. Was den Schabernak von Rübezahl betrifft, ſo ſorge dich deßhalb nicht gar zu Tode, wer weiß, ob wir nicht von anderer Seite Erſatz dafür zu hoffen haben! Haſt du gleich keine Glaswaaren mehr, und gingen mir ſelbſt meine Ziegen verloren — was wär's dann wohl weiter? — Haben wir doch vier geſunde Arme und unſere Kinder ſind geſund und wachſen heran, und können uns bald helfen. Da ſind wir denn reich genug, denn wir werden wahrhaftig nicht verhungern.

Aber den Mann ermuthigte dieſe Troſtrede nicht. — Sind die Ziegen auch fort, ſprach er, ſo iſt keine Hoffnung mehr, die Kinder zu ernähren, und ich weiß nicht, was ich anfangen ſoll.

— Nun, ſo werd' ich's wiſſen! rief lachend Frau Ilſe und öffnete die Thür weit, denn ſie hatte den Geiſtlichen in's Haus treten ſehen. Jetzt nahm der das Wort und hielt Steffen eine gar erbauliche Predigt über den Geiz und die gute Anwendung des Geldes, dann eröffnete er ihm, daß ſeiner Frau eine reiche Erbſchaft von dem Vetter in Indien zugefallen ſei, und daß er ihn zum Vollſtrecker des Teſtaments ernannt habe.

Wer kann wohl Steffens freudiges Erſtaunen ſchildern, das gegen die frühere Troſtloſigkeit einen um ſo ſchneidendern Contraſt bildete. Er drückte ſeine Frau, ſeine Kinder, den Geiſtlichen nach der Reihe an's Herz, er gelobte auf's Neue, ein guter Gatte, ein guter Vater zu ſein, und dankte dem Himmel aus vollem Herzen.

Und wirklich wohnte jetzt die ſchönſte Eintracht unter ihrem Dache, und durch Fleiß und Arbeitſamkeit mehrte ſich der Schatz noch um Vieles. Steffen beſaß bald ein großes Bauerngut, und die Kirche erhielt das gelobte Meßgewand, ſo prächtig, daß es ein Erzbiſchof hätte anlegen dürfen.

Die Kinder gediehen Alle gut und wurden tüchtige Leute; vor Allem aber Rübezahls Günſtling, der im Heere des Kaiſers diente und ſich unter Wallenſtein, Herzog von Friedland, während des dreißigjährigen Krieges, durch Heldenmuth auszeichnete und große Ehren dadurch erwarb.

Vom Untersberg.

Wer hätte nicht ſchon vom Untersberg gehört, der eine Meile von Salzburg, beinahe ſiebentauſend Fuß hoch aufgethürmt an dem Platze ſteht, wo einſt eine große Hauptſtadt, die Helfenburg geheißen wurde, gelegen haben ſoll. Der Berg iſt von den herrlichſten und dichteſten Wäldern umgeben; dazwiſchen ziehen ſich die blühendſten Alptriften, treffliche Weide für's Vieh darbietend; ringsum an den Seiten des Berges wird ſchöner Marmor gebrochen, der zu kunſtvollen Bauten und ſtolzen Standbildern verarbeitet wird, und in ſeinem Innern birgt er koſtbares Erz und edles Geſtein im Ueberfluſſe.

Der Untersberg wird auch vom Volke Wunderberg genannt, und es ziehen von ihm tauſend wundervolle Geſchichten durch das Land. Sie ſagen, er ſei inwendig ganz ausgehöhlt und mit Paläſten, Kirchen, Klöſtern, Gärten und den herrlichſten Quellen angefüllt. Eine Art von Menſchen, doch viel kleiner als die, welche die Oberfläche der Erde bewohnen, hüten dort drunten alle dieſe Pracht und Herrlichkeit, und nur um die Mitternachtsſtunde kommen ſie zuweilen nach Salzburg, um in der Domkirche daſelbſt ihren Gottesdienſt zu halten. Manchmal will das Volk im Innern des Berges Schlachtgetümmel und Kriegslärm vernommen haben. Allein nicht bloß von Zwergen iſt der Untersberg bewohnt, ſondern auch Rieſen ſteigen daraus zur Mitternachtsſtunde an die Oberwelt hervor. Sie klimmen zum Gipfel hinan, und blicken unverwandt nach Oſten, dann verſchwindet die Flammenſäule, die ihnen vorausleuchtet, und die Rieſen mit ihr, aber die Zwerge kommen dafür aus dem Berg und brechen und hämmern am Geſtein, oder ſie miſchen ſich unter die Hirten und ſpielen mit dem weidenden Vieh, wobei man bemerkt haben will, daß ſie netzförmige Häubchen auf dem Kopfe tragen.

Nebſt dieſen Rieſen und Zwergen, berichtet die Sage auch noch von wilden Frauen, die im Untersberg hauſen. Sie tragen weiße Gewänder und fliegende Haare, und ſpazieren an den höchſten Felsſpitzen umher. Auch ſollen ſie zu Zeiten ſchöne Lieder ſingen.

Nachdem wir die Erſcheinungen nun erwähnt haben, die aus dem geheimnißvollen Berge manchmal an's Tageslicht treten, wollen wir in ſein Inneres ſelbſt einmal einen Blick zu werfen wagen.

Hier ſehen wir nun vorerſt eine zwar mächtige aber in ſtarrem Zauber gebannte Geſtalt; es iſt ein alter Kaiſer. Nach Einigen iſt es Karl der Große, nach Andern Friedrich der Rothbart. Doch ſoll der Letztere ſich in den Kiffhäuſer in Thüringen verwünſcht haben und dort noch zu ſehen ſein. Wieder Andere meinen, der Kaiſer im Untersberg ſei kein Anderer als Karl der Fünfte. Man will ihn dort geſehen haben im großen kaiſerlichen Ornat, im Kreiſe glänzenden Gefolges, an einem Marmortiſche ſitzend, durch welchen ihm der Bart gewachſen, der faſt dreimal um den Tiſch reicht. Wann er zum dritten Mal die letzte Ecke erreicht, dann wird die große Schlacht auf dem Walſerfelde geſchlagen, die Engel ſtoßen in ihre Gerichtspoſaunen und der jüngſte Tag bricht an, ſo heißt es weiter. —

Auf dem ſogenannten Walſerfeld bei Salzburg ſtehet nämlich ein uralter Birnbaum, der ſchon oft umgehauen wurde, deſſen Wurzeln aber immer gehütet, immer wieder von Neuem emporſproßten. Von dieſem Baume geht die Weiſſagung ſeit undenklichen Zeiten: daß, wenn er blühet und Frucht trägt, der verzauberte Kaiſer mit allen ſeinen Mannen und Genoſſen aus dem Untersberge hervortreten werde, um die vielbedeutende Glaubensſchlacht zu liefern. Dieß wird von dem höchſten Gotte deßhalb über die Menſchen verhängt, weil ſie keine Liebe mehr zu einander haben. Wenn der Baum ſein erſtes Laub bekommt, wird die Zeit der Noth nahe ſein, wenn aber die Früchte zu keimen beginnen, dann wird der Fürſt des Bayernlandes ſeinen Schild an den Baum aufhängen und die Schlacht ihren Anfang nehmen. Nur die guten Menſchen werden von den Rieſen des Untersberges gerettet, die böſen aber Alle erſchlagen werden.

Wanderer wollen ſchon von graubärtigen Herolden angetreten worden ſein, die ſie in den Berg leiteten, wo ſich nach langem Hinabſteigen plötzlich ein weiter Thronſaal ihren Blicken öffnete. Darin ſahen ſie zehntauſend Ritter und hunderttauſend Lanzenknechte zum Kampfe gerüſtet. An dem runden Marmortiſche, in der Mitte des Saales, ſaß der Kaiſer im vollen Reichsſchmucke, mit lichtweißem Barte, der mit Perlen durchflochten, um den Tiſch in langen Silberwogen floß. Um ihn her ſaßen die ſieben Kurfürſten. Des Kaiſers Tochter tritt zu den

Verzauberten hin zu gewiſſen Zeiten, und mißt dann des kaiſerlichen Vaters langen Bart; der aber noch immer nicht das dritte Mal das Rund des Tiſches umkreist hat. Wenn ſie das ſieht, ſo erſtarrt ſie auch wieder, bis die Stunde kommt, wo ſie von Neuem nachſehen darf, ob endlich die große Zeit ſchon da ſei.

An den großen Kirchenfeſten will man den Kaiſer mit ſeinem Gefolge nach der Domkirche in Salzburg um die Mitternachtsſtunde aufbrechen geſehen haben, wo er dem Hochamt beiwohnte, das ein großer Kirchenprälat celebrirt, der mit ihm in den Untersberg verwunſcht worden iſt. Auch alle in frühern Zeiten vertriebenen Mönche wallen dann in langen Zügen durch Erdklüfte unter Seen und Flüſſen nach benachbarten Kirchen, und halten um Mitternacht unter weithinſchallendem Glockenton und Orgelklang den Gottesdienſt.

Wenn ein Krieg im Werke iſt, dann reiten Ritter und Reiſige in glühenden Panzern auf Flammenroſſen und mit funkenſprühenden Waffen in der Gegend umher. Der erſchreckte nächtliche Wanderer flieht; aber mit anbrechendem Tage verſchwindet der Spuk, und Alles verliert ſich wieder in den Untersberg, durch eine große, eherne Pforte, die aber nur Wenigen ſichtbar iſt. Sie ſoll ſich beim Hallthurm, hinter den Trümmern der Burg Plauen, zwiſchen wilden Felſen befinden.

Von den Sagen, die ſich noch im Munde des Salzburger Landvolkes befinden, wollen wir hier einige mittheilen.

Da iſt ein Dorf, ganz nahe bei Salzburg gelegen, wo noch vor Kurzem alte Leute erzählten, daß, wie ſie noch kleine Buben geweſen, die alten Rieſen aus dem Untersberg herausgekommen ſeien, ſich auf die Grödiger Pfarrkirche, die zunächſt des Berges ſteht, gelehnt haben, und ſich mit verſchiedenen Perſonen unterhielten. Dann aber ſeien ſie fortgegangen, ohne Jemand das geringſte Leid zuzufügen. Sie ermahnten vielmehr die Grödiger, ein erbauliches Leben zu führen.

Eben ſo wollen jene Leute wilde Frauen geſehen haben, die ſich zu den Kindern geſtellt, welche Vieh hüteten, und ihnen Brod und Käſe gaben. Auch wenn das Korn geſchnitten wurde, kamen die wilden Frauen ſchon am frühen Morgen aus dem Berge und kehrten Abends, nachdem Feierabend gemacht worden war, dahin zurück.

Man erzählt, daß ſie einſt einem Bauern, der ſein Söhnlein auf's Pferd geſetzt hatte, als er ſeinen Acker beſtellte, das Kind mit Gewalt haben entreißen wollen. Er aber, der mit den Geheimniſſen des Wunderberges wohl vertraut war, ſchrie ihnen harte, derbe Worte entgegen, worauf ſie zuerſt baten und dann, als der Bauer den Knaben nicht aus den Händen ließ, laut weinend von dannen zogen.

Einſtmals ſollen die wilden Frauen einen andern Knaben geraubt haben, den ſie ohne Aufſicht auf dem Felde gefunden. Ein Jahr hernach wollten Holzleute denſelben Knaben auf dem Untersberge geſehen haben, mit einem ſchönen grünen Kleide angethan. Als ſie dieß den Eltern hinterbrachten, ließen ſich dieſe von den Männern an den Ort führen, allein das Kind wurde nicht wieder geſehen.

Andere Sagen berichten von den ungeheuern reichen Schätzen, die der Untersberg enthalten ſoll.

Wanderer wollen von den kleinen Bergmännlein angetroffen haben, die das pure gediegene Gold in untergeſtellte Gefäße laufen ließen, wie wir Menſchen das Waſſer, das aus dem Geſtein ſprudelt.

Ein Bürger und Gaſtgeber in Salzburg, Namens Hans Gruber, der zugleich Holzmeiſter auf dem Untersberg war, ſah einſt der Arbeit ſeiner Knechte zu. Es war auf einem hübſchen, grünen Flecke im Wald, bei der ſogenannten ſteinernen Wand, und ein ſehr ſchöner, heiterer Tag. Der Holzmeiſter aß ſein Nachmittagsbrod und trank friſches Waſſer, das da hervorquoll.

Plötzlich gewahrt Gruber in der ſteinernen Wand eine geöffnete Pforte, die er nie zuvor bemerkte, und einen Mann, der wie ein Mönch gekleidet war und ihn einlud, zu ihm hinzutreten. Der Holzmeiſter fürchtete ſich und folgte der Einladung nicht, die Jener zum Oeſtern wiederholte.

Da nahm der Mönch eine goldene Kette vom Arm und bot ſie Gruber an, allein dieſer verweigerte ſie zu nehmen, und bat ſich endlich, da der Mönch ihm mit Nöthigen fortwährend zuſetzte, nur ein Glied der Kette aus.

Da riß der Mönch drei Glieder von der Kette ab, warf ſie Grubern in den dargehaltenen Hut und ſprach dabei: Laſſe Niemand dieſe drei Kettenglieder ſehen, bis du ſie drei Tage in deinem Hauſe hatteſt. Bete fleißig!

Als der Holzmeiſter einen ſcheuen Blick durch die Thür warf, glaubte er im Innern des Berges einen andern Himmel zu ſehen, aber der Mönch warf die Thür zu.

Gruber that, wie ihm geſagt worden war; er verbarg das Geſchenk drei Tage lang, dann zog er es hervor, um es zu wiegen, und es zeigte ſich, daß es drei und ein Viertel Pfund Gold waren. Später ſuchte er noch oft die Pforte in der ſteinernen Wand, allein es war keine Spur von derſelben zu entdecken.

Aehnliche Fälle haben ſich noch mit vielen andern Einwohnern Salzburgs und der Umgegend zugetragen, wie die Sage berichtet. Allein etwas Eigenes iſt es mit dem, was von einem Jäger, im Jahre 1738, erzählt wurde.

Dieſer Jäger, Michael Holzögger mit Namen, beging einſt ſeinen Forſt am Wunderberge, um den Wilddieben und Waldfrevlern nachzuſpüren. Vergebens jedoch erwarteten ihn die Seinen; er kam nicht wieder. Sein Bruder und ſeine Genoſſen ſuchten ihn viele Tage lang im ganzen Revier und in den Felsgeklüften des Untersberges, allein vergebens. Er war und blieb fort.

Nachdem nun Wochen verſtrichen waren, ſo glaubte man annehmen zu dürfen, der arme Jägersmann habe ſich in dem Gebirge verſtiegen, könne nicht mehr herunter, er ſei in der Wildniß umgekommen oder in einen Abgrund geſtürzt, wie es ſchon vielen Andern ſo ergangen war. Man beſchloß daher, dem Verunglückten einen Gottesdienſt halten zu laſſen.

Allein eben als man ihm die Seelenmeſſe las, erſchien er ſelbſt mitten unter den Andächtigen in der Kirche, ganz wohl ausſehend und angethan in ſeiner ſchmucken Bergſchützentracht, die er gewöhnlich zu tragen pflegte. Er trat in das Gotteshaus, um dem Himmel für ſeine glückliche Rückkehr zu danken, da er in den Untersberg entrückt geweſen war. Die Anweſenden ergriff ein freudiges Erſtaunen, und ſie drängten ſich zu ihm, um zu hören, wie es ihm ergangen ſei und was er ihnen wohl von dem geheimnißvollen Innern des Berges erzählen werde. Allein der ſonſt heitere Jäger war nachdenklich und ernſt geworden, und ſagte nichts mehr, als daß es den ſpäten Enkeln einſt offenbar werden würde.

Als der Erzbiſchof Firmian von Salzburg von der wunderbaren Rückkehr des Vermißten vernahm, ließ er ihn zu ſich beſcheiden, um ſeinen Bericht von dem Wunderberge zu erfahren. Allein auch hier ſagte er, er dürfe davon nur in der Beichte ſprechen. Der Erzbiſchof ſelbſt empfing hierauf ſeine Beichte, ſoll aber nach deren Anhörung auch ſehr nachdenklich, ſelbſt tiefſinnig geworden ſein.

Unter den vielen Geſchichten, die von dieſem Zauberrevier erzählt werden, wollen wir noch dieſe zu gutem Schluſſe herſetzen.

Es ſoll im Jahre 1794 ein Fuhrmann, der Tiroler Wein geladen hatte, unweit des Untersberges vorübergekommen ſein. Da kam eines von den Bergmännchen aus dem Geklüft hervor und fragte den Fuhrman: — Woher kommſt du und was fährſt du?

Als ihm der Fuhrmann nun die Wahrheit geantwortet hatte, verlangte das Bergmännchen, daß er ihm folgen ſolle und verſprach ihm mehr Lohn dafür, als er in Hallein — wo er hingedachte — dafür erhalten würde.

Der Fuhrmann, dem es bangte, wollte nicht, aber der Kleine griff in die Mähnen der Pferde und ſprach:

— Da du nicht im Guten mitwillſt, ſo will ich dich ſo führen, daß du nicht mehr wiſſen ſollſt, wo du biſt.

Der arme Mann ſah nun wohl, daß er ſich in der Macht der Berggeiſter befand und ihnen keinen Widerſtand leiſten könne. Er fuhr daher auf einer guten Straße dem Untersberge zu, bis daß die Welt um ihn verſank — das heißt: ein ſtarker Schlaf befiel ihn. —

Als er wieder erwachte, ſah er ſich vor einem herrlichen Schloſſe aus rothem Marmor erbaut, wie er im Untersberg gebrochen wird. Das Schloß hatte einen hohen Thurm, aus dreißig Klafter hohen und zehn Klafter dicken Mauern und mit Fenſtern vom reinſten Kriſtall. Es lag auf einem hohen, ringsum abgeriſſenen Felſen, zu dem ſieben Zugbrücken führten. Aus dem Schloſſe aber kamen lauter kleine Männlein, unter Andern der Kellermeiſter, der an ſeinem Schlüſſelbunde zu erkennen war, und deſſen Bart bis zum Gürtel reichte, deſſen Haupthaar ihn aber wie ein Mantel umgab.

Der Fuhrmann zitterte vor Grauen an allen Gliedern. Die Bergmännlein aber ſpannten die Pferde aus und führten ſie in den Stall, Andere geleiteten den Fuhrmann in ein helles Gemach und brachten ihm Speiſe und Trank. Allein der arme Menſch konnte der Dinge nicht froh werden, weil er immer nicht wußte, wie das Ende ſein werde. Nachdem er etwas zu ſich genommen hatte, befahlen ihm die Zwerge, ihnen zu folgen. Er ſtieg jetzt eine Treppe von fünf und zwanzig meſſingenen Stufen hinan und kam in einen prächtigen Saal, aus dem er in einen noch weit prächtigern trat. Der Boden war von glänzend polirtem Marmor und die Wände eitel Gold; die Fenſter waren das herrlichſte Bergkriſtall. Die Decke war Muſivarbeit und in der Mitte des Raumes befanden ſich vier achtzehn Schuh hohe Rieſen, aus Metall gegoſſen, in goldenen Ketten, gleich Gefangenen feſtgehalten. Oben an der Decke war aber einer der Zwerge mit goldener Krone, im Bilde, angebracht, der in ſeinen Händen die Ketten der Rieſen feſthielt.

Der führende Zwerg fragte den Fuhrmann, ob er wiſſe, was die vier Rieſen, ſammt dem Bergmännlein mit der Krone, den künftigen Zeiten bedeuten ſollen?

Aber der Fuhrmann wußte den Sinn natürlich nicht anzugeben, und ſomit ſprach auch ſein kleiner Führer nichts weiter..

An den Wänden des Saales ſtanden und hingen Rüſtungen und Waffen von nie geſchauter Pracht, Alles von Gold, Elfenbein und Perlenmutter und mit Edelſteinen reich verziert. Aus dieſem Saale ging es hierauf in ein prächtiges Schlafgemach, wo ſich ein Bettgeſtelle befand, das mit dem glänzendſten und feinſten Golde überzogen war. An den Eckpfoſten waren Knöpfe, von denen goldene Ketten herabhingen.

Von hier ſtiegen ſie in einen Keller hinab, der ganz mit Weinfäſſern angefüllt war und deſſen Ende man nicht beſchauen konnte. Dann traten ſie in ein rundes Gewölbe, wo eine große Tafel ſtand. Hier zahlte der Zwerg dem Fuhrmann den Lohn für ſeinen zugeführten Wein, mit hundert und achtzig Dutzend Dukaten, dann bedankte er ſich ſehr höflich und ſprach:

— Hebe dieſes Geld wohl auf, und gib es nur aus zum Ankauf andern Weines; ſo wirſt du zeitlebens damit Handel treiben können und ſtets wird er dir Vortheil bringen.

Nachdem dieß geſchehen war, verloren ſich die Zwerge in ihr Schloß, der Fuhrmann aber fuhr fort, begleitet von Dreien, die er vorher nicht geſehen hatte. Sie trugen ſchwarze Kleider, grünſammtene Mützen und rothe Federn darauf. Nachdem ſie eine gute Strecke Weges noch mit ihm gegangen waren, verließen ſie ihn unter freundlichen Grüßen.

Der Fuhrmann konnte ſich von dieſem Ereigniß nicht erholen und fuhr nachdenklich von dannen. Plötzlich aber fand er ſich an dem Orte wieder, wo ihm zuvor das Bergmännlein begegnet war, ohne recht zu wiſſen, wie er aus dem Irrgewinde der Felſen herausgerathen. Die Summe von hundert achtzig Dutzend Dukaten, die er von den Zwergen erhalten hatte, wurde weder mehr noch weniger und er hatte immer Geldes genug. Er führte aber einen gottesfürchtigen Lebenswandel immerdar, und bewahrte ſein Geheimniß, weil es die Bergmännlein ihm ſo geboten hatten, bis nahe vor ſeinem Tode, da er es dann erſt offenbarte.

Eine der merkwürdigſten Geſchichten bleibt aber immer die, welche in einem alten, ſeltenen Büchlein verzeichnet ſteht, das man hie und da wohl noch in Salzburg und ſeiner Umgegend antrifft und die ſich mit einem Manne, Namens Lazarus Aizner oder Gitſchner, zugetragen und der ſie ſelbſt aufgeſchrieben haben ſoll.

Dieſer Mann, der im Jahre 1529 Diener bei dem Stadtſchreiber zu Reichenhall war, ging einſt mit ſeinem Herrn, dem Pfarrer Martin Elberger und noch zwei andern Männern ſeines Wohnorts, auf den Untersberg. Sie kamen zu einer Felſenſchlucht, der hohe Thron genannt, die tief in den Berg führte. Unter dem Schutze des Felſens befand ſich hier eine Kapelle, welche eine Inſchrift in ſilbernen Buchſtaben zeigte. Sie betrachteten die Inſchrift genau, ſuchten ſie zu entziffern, und gingen endlich, da ſie es nicht vermochten, wieder nach Hauſe.

Nach einiger Zeit kamen ſie auf dieſe räthſelhafte Schrift zu ſprechen, und da die Buchſtaben ihnen entfallen waren, ſagte der Pfarrer zu Aizner, er möge noch einmal hingehen und die Buchſtaben abſchreiben.

Es war bereits im Herbſt und die Tage waren kurz. Aizner ging allein auf den Untersberg, fand die Schrift in alten Buchſtaben wieder und ſchrieb ſie ab. Sie ſoll ſo gelautet haben:

S. O. R. C. E. I. S. A. T. O. M.

Unterdeß wurde es Abend, und da Aizner ſich nicht mehr getraute, im Finſtern über die Felſen hinabzuklimmen, ſo mußte er ſich entſchließen, auf dem Berge zu übernachten.

Als er andern Tages bei frühem Morgen aufbrach, ſieht er plötzlich, langſamen Schrittes, einen Barfüßer Mönch auf ſich zukommen, der aus einem Buche zu beten ſcheint und eine Menge großer und ſchwerer Schlüſſel auf der Achſel trägt. Als der Mönch ihn erblickt, ſpricht er ihn mit den Worten an:

— Wo biſt du geweſen? Wo gehſt du hin? Haſt du gegeſſen, oder biſt du noch hungrig?

Aizner antwortete die Wahrheit kurz und gut, und der Mönch lud ihn ein, ihm zu folgen. Sie ſtiegen nun wieder aufwärts zum hohen Thron, und ſtanden bald vor einer Felsſchlucht, die mit einer eiſernen Thür verſchloſſen war, welche der Mönch mit einem ſeiner Schlüſſel öffnete. Beide traten jetzt in das Innere des Berges.

Der Mönch befahl ſeinem Begleiter am Eingange den Hut abzulegen, und verbot ihm ein Wort zu ſprechen, es möge ſich ereignen, was da wolle.

Mit mir darfſt du reden und mich fragen, was du willſt, ſetzte er hierauf hinzu; auch merke dir Alles genau, was du ſehen und hören wirſt.

Gleich beim Eingange befand ſich ein hoher Thurm mit einer reich verzierten Uhr, und der Mönch ſagte:

— Schau' auf die Uhr, um welche Stund' es iſt!

Es war ſieben Uhr.

Hierauf kamen ſie zu einem kloſterähnlichen Gebäude, mit zwei Glockenthürmen, das auf einer Wieſe lag. Ringsum war Alles mit einem grünen Waldgehege eingeſchloſſen, und inmitten der Wieſe ſprudelte ein eiskalter Quell. Von hier führte der Mönch den über die

Maßen erſtaunten Lazarus Aizner in eine ungeheure Kirche, deren Ende man kaum abſehen konnte, wenn man unter dem Portale ſtand. Hier beteten Beide und der Mönch ſagte, daß die Kirche über zweihundert Altäre habe und an dreißig Orgeln. Lazarus mußte in einem Stuhle Platz nehmen, und nun kamen wohl dreihundert Mönche herein, ſahen ihn Alle ſcharf an, beſtiegen dann den Chor und ſangen gar andächtig. Alle Glocken erklangen, eine große Menge Andächtiger, in prächtigen Kleidern, ſtrömte hinzu und füllte das unterirdiſche Gotteshaus. An allen Altären wurde Meſſe geleſen und das Hochamt geſungen, alle Orgeln ſtimmten ein, und herrliche Inſtrumente verſtärkten begleitend ihren himmliſchen Schall.

Hierauf verlor ſich die Menge, wie ſie gekommen war, und auch die Mönche zogen wieder an dem erſtaunten Aizner vorüber.

Der Mönch trat auf ihn zu und führte ihn achtzig Stufen hinan, in einen Speiſeſaal, von dem man die Ausſicht auf die ſchöne Wieſe hatte. An dieſen Saal ſtieß der Convent mit ſchönen Glasmalereien. Hier ſtanden die langen Tafeln mit den Speiſen; an einer derſelben aß der Mönch mit Aizner. Es war die übliche Kloſterkoſt und ein Becher Wein.

Um drei Uhr Nachmittags, was die Nonzeit genannt wird, gingen die Beiden wieder zur Kirche, die abermals ſehr gefüllt war. Nach der Non traten ſie in die Bibliothek, und als hier Aizner durch die Fenſter blickte und die vielen Leute auf dem Anger ſpazieren gehen ſah, fragte er ſeinen Führer, wer dieſe ſeien? Da erwiderte der Mönch:

— Es ſind alte Kaiſer, Könige, Fürſten, Biſchöfe und Ritter, Herren und Knechte, Edle und Unedle, auch Frauen, welche beim Untergang der Welt den chriſtlichen Glauben retten und vertheidigen werden.

Die Bücher in der Bibliothek waren uralt; die Blätter waren Thierhäute oder Baumrinden, und die Buchſtaben waren unverſtändliche Zeichen. Der Mönch konnte ſie leſen und erklärte ſie ſeinem Gefährten.

Nachdem ſie zur Veſper wieder in der Kirche gebetet hatten und dann im Convent gegeſſen, ſahen ſie, wie ſich ein langer Zug von Mönchen ordnete, die Bücher und Laternen trugen und ſo zu zwei und zwei den hohen Thurm am Eingange beſtiegen. Der Mönch und Aizner folgten ihnen, und ſie ſahen nun zwölf Thüren, durch die man in zwölf verſchiedene Kirchen der Umgegend gelangen konnte.

— Wir wollen einmal nach St. Bartholomä bei Berchtesgaden gehen, ſprach der Mönch und eine der Thüren that ſich auf und ſie gingen in einem breiten und ſchönen Gange fort, der — wie der Führer ſagte — unter dem berühmten Königsſee, an dem St. Bartholomä gelegen, hinführt. Nachdem ſie in der erwähnten Kirche die Metten geſungen, gingen ſie wieder zurück.

Am folgenden Tage, als ſie eben wieder in der Bibliothek ſich befanden, ſah Aizner einen von den alten Kaiſern unter dem Volke, mit Krone und Scepter und einem grauen Barte, der bis zum Gürtel reichte, und der Mönch nannte ihn Kaiſer Friedrich. Auch andere verſtorbene Fürſten und edle Herren ſah man dort. Als aber Lazarus auch einige von ſeinen noch lebenden Bekannten im Berge ſah, konnte er ſich nicht zu fragen enthalten: Was dieſe hier machten? Worauf ihm aber der Mönch eine ſo derbe Maulſchelle gab, daß er ſie ſein ganzes übriges Leben zu ſpüren vermeinte und ihm zornig entgegnete: — Was bedarfſt du zu wiſſen und zu forſchen nach den Geheimniſſen Gottes?

Sieben Tage waren auf ſolche Weiſe vergangen, da ſagte der Mönch:

— Lazarus, jetzt iſt es Zeit, daß du wieder hinausgeheſt, wenn du es nicht vorziehen willſt, immer hier zu bleiben, was dir auch freiſtehen mag.

Ohne ſich lange zu beſinnen, ſprach aber Aizner: — Laſſ mich hinausgehen!

Der Mönch geleitete ihn hierauf zu dem Thurme, verſah ihn mit Zehrung und guter Ermahnung, hieß ihn dann auf die Uhr ſchauen, deren Zeiger wieder auf ſieben ſtand, und gab ihm ſeinen Hut in die Hand, der noch auf der Stelle lag, wo er ihn gelaſſen hatte.

Dann ſprach er noch mancherlei von künftigen jämmerlichen und kummervollen Zeiten und befahl ihm ſchließlich, Alles, was er in dem Wunderberge geſehen und gehört, umſtändlich zu beſchreiben, doch nicht eher als nach fünf und dreißig Jahren. Zuletzt ſegnete er ihn mit den Worten:

— Nun, gehe hin im Namen des Friedens, du wirſt ſchon einmal wieder zu mir kommen. Schaue dich jetzt nicht um!

Und angſtvoll und zitternd trat Lazarus Aizner nun heraus aus den Klüften des Untersbergs und ging ernſt und in ſich gekehrt hinab zur Stadt Reichenhall, wo er wohnte. Er iſt aber zeitlebens ein ſchweigſamer Mann geblieben.

Vom ſpukenden Eckſtein.

In der weiten, herrlich bebauten, mähriſchen Ebene, die ſich von der Stadt Brünn ſüdlich gen Wien hin erſtreckt, ragen zwei hohe maleriſch geformte Felſen zum Himmel empor, die wie eine Inſel im Meere ſich darſtellen. Hier liegt die alte Stadt Nikolsburg, die keines bedeutenden Rufes genießt, allein wohl oft ſchon von Reiſenden freundlich begrüßt wurde, die hier ihren Fuß in das geſegnete und fröhliche Oeſterreich ſetzten, deſſen Grenze hier iſt.

Durch das untere Thor von Nikolsburg ſchritt an einem heitern Frühlingstage ein junger Geſelle, mit leichtem Ränzel bepackt, trällernd und guter Laune voll, die um ſo mehr gegen ſein dürftiges Ausſehen abſtach. Dieß bezog ſich jedoch blos auf die Kleider, denn der Körper ſchien kräftig und gedrungen und unter dem zerriſſenen Barette drängten ſich die wilden, pechſchwarzen Haare hervor und umſchatteten das volle Auge, die blühende Wange und erhöheten den Ausdruck jugendlichen Muthes und trotziger Kühnheit.

Die Erſcheinung erregte in dem ſtillen Städtchen einiges Aufſehen. Die Müſſiggänger ſammelten ſich und verfolgten ſie bald mit lautem Geſpötte. Der Fremde ſchien anfänglich nicht darauf zu achten, als aber das Verhöhnen immer zunahm, da hob er den dicken Knotenſtock im kräftigen Schwunge und die Menge ſtob nach allen Winden auseinander. Allein dennoch hatte der Fremde einen der Flüchtigen eingeholt, und ihn tüchtig ſchüttelnd, fragte er ihn, nach der Wohnung des Meiſters Iſelin, des Drechslers.

Der Gefragte ſchien vor Angſt die Sprache verloren zu haben und erſt — nachdem der Zornige ihn auf die Steine abgeſetzt hatte, konnte er die Worte herausſtoßen:

— Ihr ſteht eben vor des Meiſters Thüre.

Als der Fremde dieſes vernommen, blickte er nach dem Hauſe zurück, vor dem der Vorfall ſich ereignete, und ſah nun, daß alle Fenſter voll Neugieriger waren.

Es war ein zierliches und doch zugleich feſtes Wohnhaus, mit Mauern vor den Fenſtern und man ſah ſogleich daß hier Wohlhabenheit uad Geſchmack zu finden ſeien.

— Und wem gehört das Haus? fragte der fremde Geſell noch einmal ſeinen Gefangenen.

— Es iſt Meiſter Iſelin's eigenes Beſitzthum; war die Antwort.

Sein Eigenthum, brummte der Fremde zwiſchen den Zähnen. Je nun, deſto beſſer, ſo wird's ihm leichter werden alte Schulden zu bezahlen.

Er verließ jetzt den Burſchen, dem er arg mitgeſpielt hatte und trat unter die Thüre des Hauſes, zum größten Erſtaunen derer, welche drinnen waren. Der Geſell eilte über den reinlichen Hausflur, einer Thüre zu, die nur angelehnt war, und ihn bald zu einem Schauſpiele der lauteſten häuslichen Glückſeligkeit führte.

In der Mitte der Stube ſaß nämlich ein ſchönes junges Weib, einen Säugling im Arm und ihn lächelnd beſchauend. Ein Knabe und ein Mädchen, wohl und blühend ausſehend und mit blonden Krausköpfen, ſaßen auf der Erde neben der Mutter und blickten ſchalkhaft nach ihr empor, während ſie ſich an die Knie eines blühenden Mannes klammerten, der dabei ſtand und im Anſchauen der Gruppen wie verloren war.

Durch das Eintreten des Fremden aufgeſchreckt, wandte ſich die ganze Gruppe nach ihm um; er aber blickte an der Schwelle, wo er ſtehen geblieben war, mit unverwandten Augen und untergeſchlagenen Armen, trotzig und frech auf ſie hin.

Die Kinder verzogen den Mund zum Schreien und nachdem der Vater ſie beſchwichtigt hatte, trat er einen Schritt näher zu dem Störer und fragte mit dem Tone des ſich ſelbſt bewußten Herrenrechtes:

— Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr, daß Ihr ſo ungeberdig hier eindringt?

Da zog ſich ein höhniſches Lächeln um die Lippen des Fremden und er ſprach:

— Ei, Meiſter Iſelin, ſeid Ihr ſo reich und ich ſo alt geworden, daß Ihr mich nicht mehr erkennt, der ich doch kein Anderer bin, als Euer Bruder Wolf?

— Wie? rief Meiſter Iſelin, mit vollem Herzen: — Ihr — du — du wärſt mein lieber Bruder Wolf?

Der Andere aber entgegnete die zutrauliche Frage mit hölliſchem Knirſchen.

— Ja, ich bin dein Bruder Wolf — ſprach er dann — wär' ich dein lieber Bruder geweſen, ſo ſtände ich jetzt nicht wie ein abgeriſſener Bettler vor dir. Aber ich ſehe, du haſt dir da ein warmes und bequemes Neſt gezimmert und haſt Weib und Kind dazu. — Ja, ich bin Wolf! ſiehſt du das Maal, das einzige Erbſtück unſerer Mutter? —

— Was bedarf's denn eines Beweiſes! rief Iſelin freudig aus — mein Herz ſagte mir ja, daß du mein Bruder biſt, wenn ich dich auch ſonſt nicht erkennen würde.

Und bei dieſen Worten war Herr Iſelin mit offenen Armen auf ſeinen Bruder zugeeilt und begrüßte ihn mit herzlicher Freude, in die ſich Thränen miſchten.

Wolf aber erwiderte dieſen warmen Willkommen nicht. Er ſtieß den Bruder zurück und ſprach dumpf: — Nicht eher will ich deinen Judaskuß empfangen und mir wohl ſein laſſen unter deinem Dache, bis einſt Alles zwiſchen uns rein ausgemacht ſein wird. Wiſſe alſo, ich will meinen Antheil am Erbgut von dir heraushaben, das Habe, das du ganz an dich geriſſen haſt, um dich damit zu bereichern.

Iſelin ſtand gekränkt und betroffen da.

— Und wüßteſt du denn nicht, mein Bruder, ſagte er, daß unſer Vormund die kleine Verlaſſenſchaft unſerer Eltern verſchwendete und daß bei ſeinem Tode ſelbſt die Begräbnißkoſten nicht aufgebracht werden konnten? Was dich betrifft, ſo haſt du doch noch etwas wenigſtens von der Erbſchaft erhalten, da dich der Vormund zur Reiſe in die Fremde ausſtattete, während ich nichts erhielt und wie der Sohn eines Bettlers lange Zeit leben mußte.

— So! ſo! rief Wolf erbittert, du wollteſt mich wohl überreden, daß Alles, was ich hier ſehe und was nach der Ausſage deiner Mitbürger dein Eigenthum iſt, dir über Nacht zuflog? So in's Maul hinein als gebratene Taube!

— Frucht meines Fleißes, Segen des Himmels! entgegnete Iſelin, indem er fromm nach oben, dann zärtlich auf ſein Weib blickte. Auch meiner Frau Mitgift iſt wohl Urſache, denn läugnen will ich nicht, daß mein Schwiegervater, Meiſter Benedikt, der Zinngießer, ein reicher Mann iſt. So viel aber darf ich ſagen, daß kein unredlicher Heller mein Gewiſſen drückt. — —

Der Andere wollte ſich damit nicht zufrieden geben. Meiſter Iſelin erbot ſich, ihn bei Anfang eines Gewerbes kräftig zu unterſtützen. Dann wies er ſich über die ſchmähliche Verwaltung des Vormundes durch gültige Documente aus und ließ durchaus keinen Zweifel über ſeine eigene Redlichkeit. Aber Wolf wollte dem allen keinen Glauben ſchenken und wiederholte immer fort, daß er eine namhafte Summe an ſeinen Bruder zu fordern habe, und als endlich Iſelin die Geduld riß und er ihn an die Gerichte verwies, ſtürmte Wolf im höchſten Zorn zum Hauſe hinaus und ſchwur hoch und theuer, nicht eher zu ruhen noch zu raſten, bis daß ſeines Bruders Hochmuth und Falſchheit ein klägliches Ende genommen haben würde.

Nach dieſem Vorgange war einige Zeit verfloſſen, als wir den Stadtwaibel Elſinger eben denſelben Wolf am Kragen ſeines Wammſes die Rathhaustreppe herunterzerren ſahen bis zur Dreifaltigkeitsſäule, wo er ihn unſanft ſtehen bleiben hieß und ihm dabei halblaut in's Ohr murmelte:

— Der Befehl der geſtrengen Herren lautet zwar, dich beim Ohr durch die ganze Stadt und zum Thore hinaus zu ſchleppen, weil du ein Strolch und Störefried biſt. Ich ſchone aber den Namen deiner Angehörigen und den ehemaligen Kriegsknecht in dir, weil ich ſelbſt dies Handwerk lange getrieben habe und deßhalb will ich dich hier deines Weges ziehen laſſen. Doch warne ich dich hiemit: Komme nicht wieder mit deinen thörichten Forderungen und Anſprüchen; dein Bruder iſt ein ehrſamer Bürger und Meiſter. Es möchte dir ſonſt das zweite Mal ſchlimmer ergehen als jetzt. Gott befohlen!

Wolf eilte zum Stadtthor hinaus, doch waren ſeine Gedanken nur voll von Rache gegen Iſelin. Außerhalb des Thores wendete er ſich rechts hinüber, an der ſtädtiſchen Metzgerei vorbei, und trat in eine ſchmutzige, allgemein verrufene Schenke, wo er ſeinen Aufenthalt genommen hatte.

Ein Lehrburſche des Drechslers erwartete ihn ſchon hier und überreichte ihm ein Schreiben und ein anſehnliches Paket. Iſelin ſandte ſeinem Bruder Wäſche und Kleidung und meldete ihm, daß er keinen Groll gegen ihn hege, daß ſein Haus ihm offen ſtehe und er ihm jede Unterſtützung biete, um bei ihm oder in der Fremde ſein Auskommen zu ſuchen, und daß er ſehnlichſt wünſche mit ihm in Eintracht zu leben, für den ja die ſterbenden Eltern, wie für ihn ſelbſt, Segen vom Himmel erfleht hatten. Zugleich legte er einige erſparte Zehrpfenninge bei und bedauerte in herzlichen Ausdrücken, nicht mehr thun zu können, weil, was er erwerbe, ſeinen Kleinen dereinſtige Ausſteuer werden ſollte.

Wolf murmelte vor ſich hin:

— Den drückt das Gewiſſen! Aber ich bin damit nicht zufrieden! Kein Almoſen will ich, ſondern was mein iſt, dann mögen er und ſeine Rangen bei mir betteln und ich will wohlthätig ſein. —

Und in derſelben Nacht trug ſich's zu, daß Meiſter Iſelins ſtattliches Wohnhaus von Grund aus abbrannte, ohne daß man die Urſache davon entdecken konnte. Man kam auf den Gedanken, daß Wolf es angelegt habe und wollte dieſen zur Unterſuchung ziehen; allein er war verſchwunden und Iſelin ſelbſt, obgleich ſchwer von dem Verluſte getroffen, bat, daß man dem Frevler nicht weiter nachſpüren ſollte. Er wollte vergeſſen, was er ſchon verziehen hatte, und nicht als Kläger gegen den eigenen Bruder mit ſo fürchterlicher Anſchuldigung auftreten.

Iſelin wurde zur Anerkennung ſeiner Bürgertugend zum Rathsmitgliede erwählt und ihm zu Ehren eine feſtliche Mahlzeit in dem erſten Gaſthofe der Stadt veranſtaltet. Es war gerade um Mitternacht als der Meiſter von dort heimkehrte.

Die Nacht war ſtockfinſter; Gewitterwolken umhüllten den Horizont. Als Iſelin die Straße, Steinzeile genannt, hinanſchritt und die zwölf Schläge am Thurme vernahm, ſputete er ſich faſt ängſtlich nach Hauſe zu kommen. Er gedachte nämlich der Angſt der Seinigen, wenn ſie ihn zu ſo ſpäter Zeit, beim Ausbruch des Unwetters noch zu Hauſe vermiſſen würden. Dieſes war auch der Grund, daß er die Geſellſchaft allein verlaſſen hatte, während die Andern noch dort geblieben waren, um beim Becher Amor, Blitz und Sturm zu vergeſſen.

Die Nachtkühle that Iſelins erhitztem Kopfe wohl und er blieb an der Ecke der Straße, die nach dem heiligen Berge führt, das Barett lüftend, ſtehen, um einige lange erfriſchende Athemzüge zu thun.

Plötzlich iſt es ihm, als wenn eine dunkle Geſtalt mit ſchauerlichem, dumpfem Lachen auf ihn zutrete. Iſelin empfindet einen unbezwinglichen Schauer und ruft der Erſcheinung zu:

— Wer ſchleicht da ſo ſpät und in bedenklicher Verhüllung?

Wie aus dem Grabe antwortete es ihm:

— Das Gewiſſen!

Und Meiſter Iſelin bebte lautlos zurück. Bald aber hatte er wieder Faſſung genug, der Geſtalt zuzurufen:

— Wäreſt du das Gewiſſen, ſo dürfteſt du mir nur in freundlicher Geſtalt erſcheinen, denn meine Seele belaſtet kein Unrecht und ich bin mir keiner Schuld bewußt.

— Nicht? grinzte die Geſtalt und mit einer Diebslaterne, die ſie unter dem Mantel hervorzog, gegen Iſelin vortretend — ſchrie ſie: Erbſchleicher, Heuchler, Betrüger, Brudermörder!

Mit geſteigertem Entſetzen erkannte der Arme jetzt die ſchauerlich verzerrten Züge ſeines Bruders. Iſelin wollte fliehend ſein Haus zu erreichen ſuchen, allein jener erhaſchte ihn am flatternden Seidenmantel, den er als neuernannter Rathsmann an dieſem Abende zum erſten Male trug.

— Du biſt reich und angeſehen, knirſchte Wolf, ein Bürger und Meiſter, Schöppe und Rathsmann, Gatte und Vater, aber Alles durch das mir geſtohlene Erbgut; durch einen Diebſtahl, der mich zu dem machte was ich bin, der mich an den Rand des Verderbens führte! Jetzt bin ich hier, aber nicht um das mir rechtlos Entwendete zurück zu begehren, nicht mit dir von Neuem zu rechten, ſondern dein Blut zu fordern, womit du mir deine Schuld abtragen ſollſt!

Kaum hatte er die letzten Worte ausgeſprochen, ſo hob er die Keule, die er in den Händen trug, mächtig empor und ließ ſie ſchmetternd auf ſeinen Bruder niederfallen, der ächzend auf den Boden ſtürzte und um Erbarmen flehte.

— So wenig, höhnte der Mörder, als dieſer Eckſtein Mitleid fühlt, haſt du Erbarmen von mir zu erwarten!

Und abermals hob er die Keule, da drang aus dem Eckſteine, an welchem Iſelins blutendes Haupt lehnte, ein ſchneidender Weheruf, der lang verhallend durch die Nacht zitterte; die Keule aber entfiel Wolf's Hand und lag geborſten am Boden.

— Hölliſche Gaukelei! brüllte der Mörder und riß den wimmernden Bruder mit Rieſenkraft vom Boden auf, dann ließ er ihn auf den Eckſtein niederfallen, und Iſelin hatte zu leben aufgehört.

Der Lärm war von den Nachbarn gehört worden und dieſe ſtreiften den tiefen Schlaf ab und traten heraus auf die Straße, um zu ſehen, was ſich zugetragen hatte. Wolf ſuchte indeß das Weite und lief durch das Weingebirge, um den Bergwald zu erreichen und ſich dort zu verbergen, wie Kain nach der erſten Schreckenthat. Aber man war ihm bald auf der Spur und noch in derſelben Nacht wurde er gefangen genommen und feſtgeſetzt, bis daß das Bluturtheil an ihm vollſtreckt ſein würde.

Nach drei Wochen ſahen die Nickolsburger auf dem Rabenſteine die Leiche eines armen Sünders ſchweben, von dem ſich Jung und Alt die ſchrecklichſten Dinge erzählte. Es war zu damaliger Zeit nicht nur allgemein, daß ein beſtändiger und feſtgemauerter Galgen auf dem Weichbilde jeder bedeutenden Stadt angetroffen wurde, ſondern man beobachtete auch noch den barbariſchen Gebrauch, die Leichen der Gerichteten entweder am Galgen oder auf dem Rade ſo lange den Blicken der Vorübergehenden bloszuſtellen, bis daß die Raubvögel im Vereine mit der Verweſung die letzte Spur des ſcheußlichen Schauſpiels vertilgt hatten. Man war von dem blöden Wahne befangen, dieß diene zur abſchreckenden Warnung; allein unſere freiere, gebildetere Sitte hat gezeigt, daß trotz jener warnenden Beiſpiele die Ruchloſigkeit eher zunahm als ſich verminderte, und daß überhaupt nichts ſo ſehr den Frevelmuth der Böſen begünſtigte, als das häufige Vorkommen öffentlicher Hinrichtungen. —

Von dem Leichname des Gehenkten am Nickolsburger Galgen erzählte man ſich aber folgende Mähr.

Zur Nachtzeit, um die zwölfte Stunde, komme daherhumpelnd und ſich überkollernd ein großer Stein und ſchlage dreimal an das Hochgericht, wobei ſich ein ſchneidender Weheruf vernehmen laſſe, der lange durch die Stille der Nacht fort und fort gelle. Auf dieſen Ton fange der Gehenkte an, ſich in allerhand grauſigen Zuckungen zu bewegen und dabei zu ſtöhnen und zu ächzen, als wenn er von Höllenmartern gefoltert würde. Um den Rabenſtein leuchte rothe Glut, die Erde bebe, vom Bergwalde vernehme man dumpfes Heulen. Dann ſtelle ſich plötzlich wieder Ruhe her und der Stein wackle an ſeinen Platz zurück und ſei wieder an dem Hauſe zu ſehen, an der Ecke der Steinzeile zunächſt dem Berggäßchen.

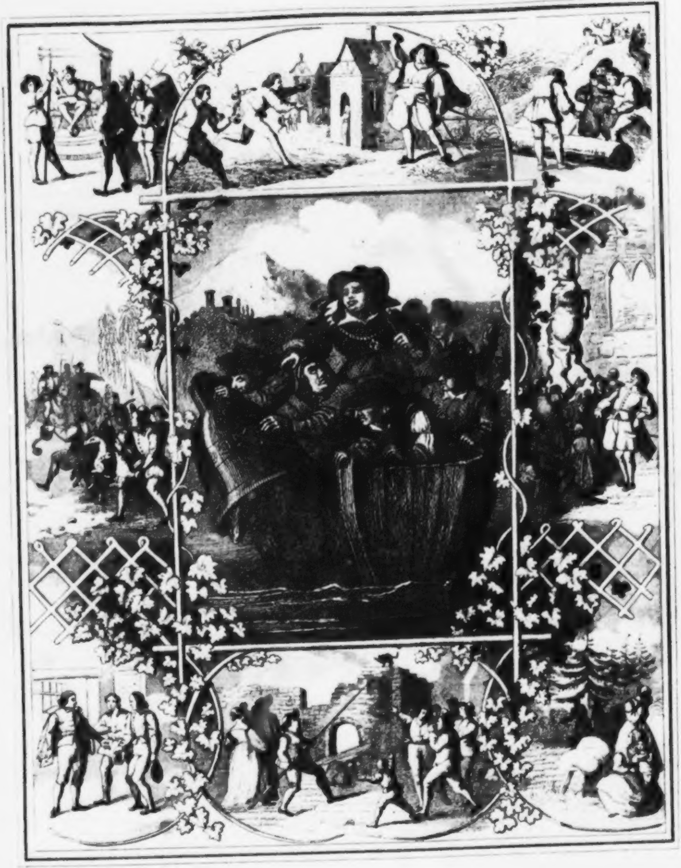
Als der Rath hievon Kunde erhielt, ließ er ſogleich den Brudermörder vom Galgen abnehmen und zur Erde beſtatten, um den ſich bildenden Aberglauben im Keime zu erſticken. Allein die Sage war nicht mehr auszurotten. Das Volk behauptet, daß noch nach langer Zeit der Eckſtein ſeine nächtliche Reiſe kollernd und ſich überſtürzend zum Grabe des Miſſethäters antrat; daß dieſes ſich auf ſein Klopfen öffne und der Gehenkte daraus hervorkomme und ſich winſelnd und ächzend über den Stein beuge, um mit ſeinen Reuethränen das Bruderblut davon abzuwaſchen, womit er in jener Nacht beſpritzt worden war.

Jahrhunderte vergingen und immer noch wollte man den ſpukenden Stein und das Geſpenſt des Mörders geſehen haben. Noch jetzt eilen ſpielende Kinder, Abends, wenn's dunkelt, ſich ängſtlich bekreuzend, an dem Steine vorüber. Viele wagen dem ungeheuerlichen Steine ſelbſt am Tage nicht zu nahen.

So ſeltſam und wunderbar dergleichen Sagen auch dem lichten Sinne der Gegenwart vorkommen mögen und wie ſehr ſich auch ein grübelnder Verſtand abmühen mag, ſie auf vernünftige Weiſe zu entziffern; unbeſtritten leben ſie im Munde des Volkes, und wer nach Nickolsburg kommt, kann noch heutigen Tages den Eckſtein an ſeiner Stelle ſehen und ſomit fehlt es der alten Schauermähre, die wir eben erzählten, wenigſtens nicht, wie ſo mancher andern, an einer feſten Grundlage.

Die Schildbürger.

Von dieſer ſchauerigen Sage wollen wir den Blick weg und auf eines der heiterſten Bücher werfen, das der Mutterwitz des deutſchen Volkes ausgeheckt hat. Jedes Land hat eine Gegend oder Stadt, in die alle nur erdenklichen Dummheiten hinverpflanzt werden, und deren Bewohner dann als die Zielſcheibe des Volkswitzes und Volksmuthwillens herhalten müſſen.



Die Schildburger.

Dieſe Städte und ihre Einwohner zeigen ſich dabei aber großartig und fein genug den Spott gar nicht übel zu nehmen, ja ſie ſehen die Berühmtheit, die ſie dadurch im weiten Vaterlande erwerben, vielmehr als etwas Ehrenhaftes an und ſuchen daraus ſelbſt von fremden Beſuchern, wenn es ſein kann, einigen klingenden Vortheil zu ziehen.

Bei den alten Griechen ſtand Abdera in dem Rufe, die größten Narren zu beſitzen, der Orient hat ſein Sivri-Hiſſar, wir laſſen in dieſer Beziehung den Städtchen Polwitz, Schöppenſtädt, wo übrigens der berühmte und ehrenhafte preußiſche General Gneiſenau geboren wurde und vielen Andern noch dieſe Ehre. Vor allen aber iſt es das ſächſiſche Städtchen Schilda, das ſich des größten Rufes erfreut, und was hier folgt, ſind einige der heiterſten Züge, die ſeine Chronik bietet und die als Volksbuch unter dem Titel „der Schildbürger wunderſeltſame, abenteuerliche, unerhörte und bisher unbeſchriebene Geſchichten und Thaten“ bekannt iſt, in noch früherer Geſtalt aber „das Lalenbuch“ hieß.

Wir wollen aber damit der freundlichen Stadt Schilda und ihren wackern und ehrſamen Bürgern nicht im Geringſten ein Unbill zufügen und halten uns in Allem, was wir mittheilen werden, ſtrenge an unſern Gewährsmann, dem alten Volksbuche. Nach dieſem ſtanden die Lalen oder Schildbürger früher in dem Rufe ſo großer Weisheit, daß man ſie überall hin an Höfe und Regierungen berief. Darunter litt zuletzt ihr eigenes Gemeinweſen Noth, das den Weibern überlaſſen blieb. Die Männer wurden nun ſämmtlich heimbeſchieden, und fanden als Frucht ihrer Weisheit, die Zerrüttung des eigenen Hauſes. Nun legten ſie ſich auf die Thorheit. Sie fangen gemeine Werke an, thun Alles auf's Närriſchſte und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Koſten getrunken und ein Loch in's allgemeine Gut gefreſſen wird.

Wir wollen jetzt die wackern Leute einmal näher kennen lernen.

Mit Hilfe ihres ſcharfen Verſtandes hatten die Schildbürger allerlei Mittel erſonnen, um das, was ſie zu bewerkſtelligen gedachten, auf die kürzeſte und vollendetſte Art auszuführen. Denn ſie hatten, wie ſie meinten, viel mehr zu thun und zu ſchaffen, als andere ehrliche Leute, ihre Nachbarn, und mußten ſich auch, um ſelig zu werden, anderer Mittel als dieſe bedienen.

Um die Thaten ihrer Ureltern für alle Folgezeiten aufzubewahren, hatten ſie z. B. Zeichen von tiefer Bedeutung erfunden und gruben dieſe in die Grabſteine ein. Dieſe aber verfertigten ſie aus Lehm und zeichneten die Thaten der verſtorbenen Schildbürger mit dem Finger in dieſelben. Darauf bildeten ſie ſich dann gar viel ein! — „Würden wir den Lehm nicht weich verarbeiten, ſondern ihn hart werden laſſen, ſo hätten wir ja damit große Plage und die Finger wären nicht einmal genügend zu der Arbeit.“

Auf ſolche Art war aber die Geſchichte der Schildbürger für jeden Fremden, der die Zeichen nicht zu deuten wußte, ein Geheimniß, und deßhalb iſt ſo wenig davon auf die Nachwelt gekommen.

Einſt traf es ſich indeß, daß ein mächtiger König, der über Nirgendsland herrſchte, von ſonderbaren aber ſehr klugen Menſchen träumte, die in einer weit entfernten Stadt wohnten. Da er ein ſehr ſcharfſinniger Herr war, ſo ließ er alsbald drei ſeiner vornehmſten Räthe, von denen der eine ein Scheerenſchleifer, der zweite ein Häckſelſchneider und der dritte ein Schornſteinfeger war, vor ſein Angeſicht beſcheiden und befahl ihnen auszuziehen durch alle bekannte und unbekannte Länder und nicht eher zu raſten, bis daß ſie drei andere gefunden haben würden, die eben ſo hoch und weit an Verſtand ſeien als ſie.

Die drei Hofräthe machten ſich alſo auf den Weg und jeder von ihnen nahm dazu ſein Handwerkszeug auf den Rücken. Die Reiſe nach Schildburg war weit von Nirgendsland gelegen; man mußte durch Utopia wandern, welches die Hauptſtadt des kalekutiſchen Reichs war. Endlich aber, nach unſäglichen Mühen und Gefahren hatten ſie dennoch das Ziel ihrer Wünſche erreicht und hielten ihren Einzug daſelbſt, in demſelben Augenblicke, als Herr Seifried Lödel, Bürgermeiſter von Schildburg, mit den hochlöblichen Rathsherren ſich zur Sitzung verfügte.

Einige von den Rathsherren waren jedoch ſaumſelig und noch nicht erſchienen; und da ſetzte denn der Bürgermeiſter, der früher die Schweine der Gemeinde gehütet hatte, ſein Kuhhorn an den Mund und blies ſo ungnädig und zornig hinein, daß er blau und ſchwarz im Geſicht wurde. Die guten Rathsherren jedoch verſtanden den Ruf ſogleich, und eilten und rannten herbei, daß ſie faſt niedergeſtürzt wären. Dem Bürgermeiſter gefiel dieſer Eifer über die Maßen und er ſprach äußerſt gnädig:

— Alſo muß man Euch Herren herbeirufen, Ihr Flegel!

Um dieſelbe Zeit aber fuhren auch die Schweine aus den Ställen; die ſich an dem Rathhauſe zu reiben pflegten. Die verſammelten Herren waren darüber ſehr beſtürzt, indem das Gebäude baufällig war und die Erſchütterung ihm leicht gefährlich werden konnte. Aber des Bürgermeiſters hohe Weisheit befahl, daß an jede Ecke des Hauſes ſich ein Theil der Rathsherren ſtelle, um mit ihren Hüten die Schweine abzuhalten. Dieß machte die erwünſchte Wirkung; die Schweine zogen fürbaß und die Rathsherren konnten ſich den Angelegenheiten des Vaterlandes widmen.

Dabei müſſen wir aber noch eines gar abſonderlichen Umſtandes Erwähnung thun. Das Rathhaus hatte nämlich keine Stiege; ob ſolche aus Sparſamkeit oder aus Vergeſſenheit nicht angebracht worden war, kann nicht mit Beſtimmtheit geſagt werden. So viel aber iſt gewiß, daß des Bürgermeiſters Knecht oben ſtand und ein Seil herunterließ, daran ein ſtarker Korbel befeſtigt war. Auf dieſen Korbel ſetzte ſich ein Rathsherr nach dem Andern und wurde dann vermittelſt einer Rolle hinaufgewunden.

Dieß ſahen nun die drei Abgeſandten des Königs von Nirgendsland und ſtanden mit offenem Munde da und waren ſo voll Erſtaunen und Verwunderung, daß ſie den Mund zu ſchließen vergaßen. Sie ſahen alsbald ein, daß ſie die Leute gefunden hatten, die ſie ſuchten, und beſchloßen, ſich auch in die Rathsverſammlung hinaufziehen zu laſſen.

Hier nahm der Scheerenſchleifer das Wort und ſprach nach vielen Reverenzen:

— Wir drei Abgeſandten: ich, kunſtreicher Meſſer=, Scheeren= und Beilſchleifer mit meinem runden Schleifſtein und mein Gefährte, der allberühmte Häckſelſchneider, nebſt dem hochmögenden unverzagten Schornſteinfeger — —

Er wollte weiter reden, da überwog ihn der Schleifſtein und er ſtürzte kopfüber und verlor die Sprache. Die guten Schildbürger hoben ihn auf und baten ihn, in ſeiner ſchönen Rede fortzufahren. Er aber erwiderte, daß ſie ihm, vom großen Schrecken entfallen ſei.

Da liefen Alle heim und holten Schaufeln, Hacken und Spaten und fingen an der Stelle, wo der Schleifer hingefallen war, zu graben und zu ſchaufeln an, um die Rede, die er vorgab verloren zu haben, wieder zu finden. Allein nachdem ſie viele Klafter tief gegraben hatten und nichts fanden, ſtellten ſie ihre Arbeit wieder ein.

Aber das Loch war nun einmal gegraben und ſie wußten nicht, wozu ſie es verwenden ſollten. Sie ſannen hin und her; da fiel ihnen endlich in ihrer Weisheit ein, daß ſie am Ende wohl einen Brunnen daraus machen könnten. Da ſie aber die Tiefe des Baches nicht ſo recht zu ergründen vermochten, ſo legten ſie oben eine Stange quer darüber, daran hängte ſich ein Rathsherr mit beiden Händen, an deſſen Füße ſich ein anderer hängte und ſo fort immer einer an des Andern Fuß. Das ward aber dem Oberſten endlich zu ſchwer und er rief den an ſeinen Beinen hängenden zu:

— Nachbarn! haltet Euch recht feſt, ich muß nur einmal in die Hände ſpucken!

Damit ließ er die Stange los und ſie plumpten alleſammt in die Tiefe hinab. Zum Glück fielen ſie weich und nahmen keinen großen Schaden.

Als ſie wieder aus dem Loche herausgekrochen waren, berathſchlagten ſie, wo ſie mit der ausgegrabenen Erde hin ſollten. Das gab wieder viel zu bedenken, und zu überlegen.

Da gab endlich einer den geſcheiden Rath, man ſolle ein Loch machen und die Erde hineinwerfen. Die Andern ſahen einander an und meinten, man müſſe doch die Sache noch ein wenig in Ueberlegung ziehen, ehe man ſie ausführe.

Plötzlich rief Einer aus der Verſammlung!

— Mein, ſagt mir, wo ſollen wir dann aber mit der Erde hin, die wir aus dem neuen Loche ausgraben werden?

Da antwortete ihm aber der Erſte:

— Ei, großer Narr der du biſt! Man macht das Loch ſo groß, daß beide Erdhaufen zuſammen hineingehen.

Das war das Beſte, was die drei Abgeſandten des Königs von Nirgendsland hier hörten; denn ſie waren ganz ſchamroth geworden und zogen ab, weil ſie wohl einſahen, daß ſie bei Menſchen von ſolchem Verſtande keine Rolle ſpielen würden. Sie berichteten ſolches auch daheim ihrem Herrn und ſetzten hinzu: daß wenn ſie einſt ſpäter einmal nach Schilda wieder reiſen ſollten, ſo würden ſie vor allen Dingen bemüht ſein, einen ganz andern und ausgiebigern Verſtand mitzunehmen, um die hohe Weisheit der Schildbürger recht zu begreifen und demnach gehörig würdigen zu können.

Wie die Schildbürger beſchloſſen hatten, ein neues, ſchönes und allen Zwecken entſprechendes Rathhaus zu bauen, da zogen ſie einmal alleſammt in den Wald, der jenſeit des Berges in einem Thale lag und fingen an Bäume zu fällen und als Balken zuzurichten nach ihres Stadtbaumeiſters Rath und Angabe.

Nachdem nun das Bauholz fertig war, wünſchten ſie ſich eine recht große Armbruſt, auf der ſie es heimſchießen könnten, um vieler Mühe und Arbeit beim Transport überhoben zu ſein. Allein da ſie eine ſolche Armbruſt nicht hatten noch haben konnten, mußten ſie ſich wohl ſelbſt dahinter machen und brachten mit großer Anſtrengung das Bauholz den Berg hinauf und auf ſeiner andern Seite wieder herab. So war Alles glücklich hinüber, bis auf einen Baum, der der größte war. Auch dieſen letzten hatten ſie nun oben, wie ſie ihn aber auf der andern Seite herunterbringen wollen, entgeht ihnen der Baum und fängt an ſelber den Berg hinabzukugeln, bis zu dem andern Holze, wo er liegen bleibt. Dieſer Verſtand des groben Baumes überraſchte die guten Schildbürger über die Maßen.

— Sind wir nicht Alle große Narren, rief ein gemüthlicher Rathsherr, daß wir uns mit den Bäumen ſo entſetzliche Mühe gaben? Hat den Keiner von uns Allen ſo viel Mutterwitz gehabt zu denken, daß ſolche Bäume von ſelbſt beſſer hinab gehen könnten, als wir ſie zu ſchleifen oder gar zu tragen im Stande ſeien? Aber ſo geht's! nür durch eigenen Schaden wird man klug!

— Der Sache kann leicht abgeholfen werden! erwiderte ein anderer Schildbürger dem Erſten. Wer ſie hinabgebracht, kann ſie auch wieder heraufbringen. Wir wollen alle Bäume wieder auf den Berg tragen und ſie dann zu unſerer Freude und Erleichterung wieder allein hinunterlaufen laſſen.

Dieſer Vorſchlag gefiel Allen ſehr. Sie machten ſich tapfer dahinter und ſchleppten die Bäume wieder mit großer Anſtrengung an ihre frühere Stelle, dann verſchnauften ſie ein Weilchen, und ließen hierauf die Bauhölzer fein allgemach hinabrollen, je eines nach dem andern und ſtanden zuſehend oben und hatten ihre Freude daran.

Nachdem nun das Bauholz gezimmert und Steine, Sand und Kalk und was ſonſt zum Bauen erforderlich, vorhanden war, begannen die Schildbürger ihren Bau mit großem Eifer. Sie waren damit ſo ſchnell fertig, daß nur wenige Tage vergangen waren, als die drei Hauptmauern — denn ſie wollten etwas Beſonderes und das Haus dreieckig haben — aufgeführt und fertig daſtanden. An einer Seite hatten ſie ein großes Thor angebracht, um das Heu, welches Gemeingut war, einzuführen, und das Dach, welches nach des Baues drei Ecken abgetheilt war, ſetzten ſie darauf. Nachdem ſie das gemeinſame Werk ſo weit vollendet hatten, gingen ſie auch zuſammen in's Wirthshaus, um, wie es bei ihnen üblich war, einen wackern Trunk zu thun. Das Dach wollten ſie erſt am nächſten Tage decken, und dann ein großes Gemeineſſen halten, wie es bei ihnen ebenfalls im Gebrauche war.

Als nun am folgenden Tage mit der Glocke ein Zeichen gegeben wurde, kamen ſie auf dem Bauplatz zuſammen und ſtiegen auf den Dachſtuhl, um das Decken deſſelben zu beginnen. Allein bald ſahen ſie, daß es ſo nicht angehe und ſie vertheilten ſich daher ſolchergeſtalt, daß Einige zu oberſt auf der Leiter, Andere weiter abwärts, etliche zunächſt der Leiter auf der Erde, Andere in einiger Entfernung von ihnen ſtanden, bis hinab zu dem Orte, wo der Ziegelhauſen lag, welches einen guten Steinwurf weit vom Rathhauſe war. So bildeten ſie eine Kette, durch die jeder Ziegel wandern mußte, und die bei dem, der ihn unten aufhob, anfing und bei dem endete, der ihn oben auf dem Dache befeſtigte. Damit aber die Arbeit ihnen nicht zu ſchwer werden möchte, hatten ſie die weiſe Anordnung getroffen, daß in gewiſſen Zwiſchenräumen die Glocke geläutet wurde, zum Zeichen, daß die Arbeit ruhen ſolle, um einen friſchen Trunk zu thun. Hörte nun der, welcher der Nächſte am Ziegelhauſen und auch am Wirthshauſe war, den erſten Glockenſchlag, ſo ließ er den Ziegel, den er ſchon aufgehoben, wieder fallen und — laufſt du nichts, ſo gewinnſt du nichts — dem Wirthshauſe zu. Die Andern folgten der Reihe nach, ſo ſchnell ſie konnten, damit keiner um den Trunk kam. So waren denn die unten ſtanden, die erſten im Wirthshaus und die Oberſten hinterm Tiſch. Ging es aber wieder an die Arbeit, ſo waren ſie die Letzten; denn da ſie zu oberſt hinter'm Tiſch ſaßen, ſo konnten ſie nicht hervor, bis daß die Andern fort waren, dieß kam ihnen dann ſehr zu Gute. —

Nach vollendetem Werk begaben ſie ſich alleſammt in's neue Rathhaus, um es einzuweihen, und zu verſuchen, wie es ſich das erſtemal darin würde rathen laſſen. Sie zogen in aller Ehrbarkeit hinein. Aber was war das?

— Ei, ſchau! Guck! Sieh! Lug! ſo riefen Alle durcheinander; aber es war nichts zu ſehen — denn es war finſter und zwar ſo finſter, daß Einer den Andern kaum hören konnte. Die guten Schildbürger erſchraken nicht wenig darüber und begannen ernſtlich nachzudenken, was wohl vielleicht an dem trefflichen Baue mochte verſehen worden ſein. Sie tappten ſich Alle bis zu ihrem Heuthore hin und traten dann hinaus, um wahrnehmen zu können, wo denn der Mangel zu entdecken wäre. Allein der war ſehr ſchwer zu finden! Die Mauern waren ſolid und feſt; das Dach ſtand ganz ordentlich und wie es ſein mußte darauf; ſo war denn draußen, wo Licht genug vorhanden war, kein Fehler zu bemerken. Nun gingen ſie aber noch einmal hinein, um inwendig gehörig das Ding zu beſichtigen, ob ſich denn der Mangel nicht herausſtellen würde. Allein es war ihnen unmöglich, da es ſtockfinſter war und ſie gar nichts wahrnehmen konnten.

Sie zerbrachen ſich ſchier die Köpfe und fanden es nicht. Die Urſache der Finſterniß blieb ihnen dunkel. Dieß ſetzte ſie in große Angſt und ſie beſchloßen eine allgemeine Rathsſitzung anzuſagen.

Als der dazu anberaumte Tag erſchienen war, kamen alle Schildbürger zuſammen, daß keiner fehlte, und ſetzten ſich alleſammt. Aber ein Jeder ſteckte, ſobald er ſeinen Platz eingenommen hatte, einen mitgebrachten brennenden Lichtſpahn auf ſeinen Hut, damit ſie in dem finſtern Rathhauſe einander ſehen konnten und der Bürgermeiſter beim Umfragen auch Jedem den rechten Namen und Titel zu geben vermöchte. Da nun umgefragt wurde, brachte Jeder etwas Anderes vor, wie es in zweifelhaften Händeln zu geſchehen pflegt.

Faſt Alle ſtimmten aber darin überein, daß man den Bau abreißen und von Neuem mit größerer Sorgfalt beginnen ſolle. Da erhob ſich aber ein weiſer Schildbürger und ſprach:

— Ich habe oft ſchon gehört, daß man durch Beiſpiel und Exempel viel lehren könne, daher will ich meinen verehrten Mitbürgern jetzt eine Geſchichte erzählen, ſo ſich mit meiner lieben Großmutter Großvaters Bruders Sohn zugetragen hat. Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn hörte einſt von Einem im Vorübergehen: Ei, wie ſind doch die Rebhühner ſo gut! — Haſt du ſie denn gegeſſen? fragte meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn. — Nein erwiderte der Andere, aber es hat mir's Einer vor längerer Zeit geſagt, deſſen Großmutter Großvater ſie in ſeiner Jugend von einem Edelmann hat eſſen ſehen. Dieſe Antwort erregte bei meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn einen unwiderſtehlichen Appetit nach etwas Gutem zu eſſen, und er ſagte zu ſeiner Frau, daß ſie ihm kleine Kuchen backen ſolle, da er denn doch keine Rebhühner haben könne. Das gute Weib entſchuldigte ſich, daß ſie weder Schmalz noch Butter habe und daher ſeinen Willen nicht zu thun im Stande ſey. Aber meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn konnte ſein Gelüſt nicht überwinden und ſagte, wenn ſie weder Butter noch Schmalz habe, die Küchlein zu backen, ſo ſolle ſie es einmal mit Waſſer verſuchen. — Mit Waſſer geht's nicht, lieber Mann, ſprach ſie. Ich ſelbſt hätte mir längſt ſchon Küchlein gebacken, wenn man es mit Waſſer zuwege brächte. — Das weißt du nicht, ſprach meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn, weil du es noch niemals verſucht haſt. Verſuch's einmal ernſtlich und geht's dann nicht, dann mag dir ein Urtheil darüber zuſtehen. — Die Frau rührte, um endlich Ruhe zu haben, nach ihres Mannes Begehren einen Teig an, ſetzte die Pfanne mit Waſſer über dem Feuer und that den Teig hinein. Von Backen war aber natürlich keine Rede; der Teig zerfloß im Waſſer und wurde zu Brei, und der Kuchen kam nicht zu Stande. Meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohn ſtand mit einem Teller in der Hand dabei und freute ſich, das erſte fertige Küchlein warm aus der Pfanne eſſen zu können, das aber niemals zum Vorſchein kommen wollte. — Siehſt du? rief meiner Großmutter Großvaters Bruders Sohns Frau, habe ich dir nicht geſagt, daß es nicht geht? — Schweige, ſagte der Großmutter Großvaters Bruders Sohn, und laſſe dich's nicht gereuen, daß du es verſucht haſt. Man verſucht ſo lange, bis etwas geräth. Du mußt doch geſtehen, daß es gewiß ſchön geweſen wäre, wenn man Kuchen in Waſſer backen könnte?

Hier machte der weiſe Schildbürger eine Pauſe, dann fuhr er fort:

— Um nun dieſe Geſchichte auf unſern Fall zu beziehen, mache ich den Vorſchlag auch etwas zu verſuchen. Wer weiß ob das Licht ſich, nicht in einem Sacke tragen ließe, gleich wie das Waſſer in einem Eimer getragen wird? Hat es wohl je einer von uns ſchon verſucht? Darum wollen wir jetzt dazu ſchreiten. Geräth es, ſo haben wir eine ſchöne Sache erfunden und werden von aller Welt großen Ruhm einernten. Geht es aber nicht an, ſo iſt auch nichts dabei verloren.

Der Vorſchlag gefiel den Schildbürgern ſo ſehr, daß ſie beſchloßen ihn ſogleich auszuführen. Sie kamen mithin um Mittag, als die Sonne am beſten ſchien, Jeder mit einem Geſchirr vor das neue Rathhaus, um den Tag oder das Licht aufzufangen und hineinzutragen. Etliche hatten lange Säcke mitgebracht, ließen die Sonne hineinſcheinen, bis auf den Boden, knüpften die Säcke dann eiligſt zu und liefen damit in's Haus, um das Licht auszuſchütten. Beim Hineintragen meinten ſie ſogar, die gefüllten Säcke ſeien viel ſchwerer, als früher, da ſie ſolche leer trugen. Hier lud einer das Licht mit einer Miſtgabel in einen Korb und verdeckte ihn ſchnell; dort ſuchte es einer in einer Mausfalle zu fangen und alſo den Tag ſo recht zu überliſten. So lange die Sonne ſchien arbeiteten ſie fortwährend, daß ſie faſt vor Durſt und Hitze verlechzten.

Als ſie ſchließlich aber zu der Einſicht kamen, daß ſie mit all' dieſem Treiben dennoch

Finſterniß im neuen Rathhauſe behielten, da tröſteten ſie ſich abermals mit den Worten: Es wäre doch eine feine Kunſt geweſen, wenn es gerathen wäre!

Als die guten Schildbürger ſo recht in der Sonne ſchwitzten, zog ein fremder Wandersmann vorüber, der ſtill ſtand und ihnen zuſah. Er ſperrte vor Verwunderung über das, was ſeine Augen erblickten, den Mund auf und meinte, er werde ſelbſt zum Schildbürger werden. Da ihm Alle, ſo vertieft waren ſie in ihre Arbeit, auf ſeine deßhalb an ſie gerichtete Fragen keine Antwort geben wollten, ſo verſparte er es bis auf den Abend, wo ſie in's Wirthshaus kamen, um ſich nach der ſchweren Anſtrengung zu laben. Nun fragte der Fremde noch einmal: Warum ſie denn ſo emſig und auf ſo ſonderbare Weiſe in der Sonne gearbeitet hätten?

Da erwiderten ſie ihm, daß es geſchehen ſei, um das Tageslicht in ihr neugebautes Rathhaus hineinzuſchaffen.

Der Fremde war ein loſer Vogel und dachte ſogleich, daß er hier wohl einen großen Vortheil ziehen könne, wenn er ſich den ſeltſamen Verſtand dieſer Leute zu Nutze machte. Er fragte ſie daher: Ob ſie denn wohl mit aller ihrer Arbeit etwas ausgerichtet hätten?

— Nicht das Geringſte! riefen die Schildbürger, es iſt finſter geblieben wie zuvor.

Da gab ihnen der Fremde die Zuſicherung, daß er dem Mangel abhelfen wolle, und ſie verhießen ihm freudig ein ſchönes Ehrengeſchenk. Er ſetzte auf den andern Tag ſeinen Verſuch an, und ſie ließen ihm wacker einſchenken und befahlen dem Wirth, das, was er verzehren würde, auf die Gemeinde-Rechnung zu ſchreiben.

Andern Tages, als die liebe Sonne wieder recht luſtig zu ſcheinen begonnen hatte, führten die guten Leute den fremden Geſellen zum Rathhauſe und beſahen es ſehr ſorgfältig und umſtändlich oben und unten und von allen Seiten. Der Fremde, der ein rechter Schalk war, verordnete hierauf, daß die Bürger auf's Dach ſteigen ſollten, um die Ziegel abzuheben, das war bald geſchehen.

— Seht Ihr, ſprach er, jetzt habt Ihr den Tag in Eurem Rathhauſe, jetzt laßt ihn nur drin, ſo lange es Euch gefällig, und wenn's Euch zu hell werden ſollte mit der Zeit, ſo könnt Ihr ihn ja wieder hinausjagen.

Die Schildbürger waren darüber außer ſich vor Freuden, ließen den Mann, den ſie als einen außerordentlichen Künſtler verehrten, aus der Gemeindekaſſe reichlich bezahlen, und nahmen unter den herzlichſten Dankverſicherungen Abſchied von ihm. Der Geſell nahm Alles in Empfang und machte ſich ſo ſchnell als möglich damit aus dem Staube. Die trefflichen Bürger freuten ſich aber immer mehr und mehr mit ihrem hellen Rathhauſe und hielten fortan ihre Sitzungen darin. Sie hatten dabei großes Glück, denn es regnete während des ganzen Sommers nicht ein einziges Mal, um die Stunde„ wo ſie gerade im Rathhauſe verſammelt waren. Aber der Sommer ging vorüber, und nun kam der Winter und brachte zuerſt Regen, dann Schnee und Wind und Stürme.

Wie den verſammelten Rathsherren nun die erſten Schneeflocken auf die Naſe fielen, was ſtets eine ſehr unangenehme Empfindung verurſacht, da guckten ſie bedächtig in die Höhe und glaubten, daß es doch wohl gerathen wäre, das Dach wieder zu decken.

— Man kann dann am warmen Ofen eben ſo gut gemeines Wohl berathſchlagen und behaglich ſitzen, wie im Sommer beim wärmenden Sonnenſchein! ſagten ſie.

Als aber das Dach wieder zugedeckt war und ſie in's Rathhaus gehen wollten, da ſahen ſie zu ihrem größten Erſtaunen, daß trotz der Erfindung des Fremden noch immer das Licht nicht im Hauſe, und daß es ſo dunkel und finſter ſei, wie es zuvor geweſen. Dieß verdroß ſie zwar ſehr, allein zu geſchehenen Dingen muß man ſtets freundlich ſehen, und ſie ergaben ſich darein und ſaßen wieder mit ihren angezündeten Holzſpänen zu Rathe.

Da begab es ſich, daß Einer von der Verſammlung, der nicht eben zu den Ungeſcheideſten gehörte, eines beſondern Geſchäfts wegen den Sitzungsſaal verlaſſen mußte, und daß ihm unterwegs ſein Lichtſpahn erloſchen war. Indem er nun an der Wand hin und herlappte, wird er eines kleinen Riſſes in der Mauer gewahr, wodurch ſich ein gar ſchöner Lichtſtrahl in das Dunkel des Hauſes ſtiehlt. Sogleich geht auch ihm ein Lichtſtrahl auf, und ohne ſich lange zu bedenken, tritt er zu ſeinen Kollegen ein und ſpricht:

— Sind wir nicht doppelt dreifache Narren, daß wir uns immerfort mit unſerm Rathhauſe quälen und den Mangel dennoch weder finden noch verlaſſen können? Hat denn Keiner von uns den geſcheiden Einfall gehabt, daß es dem Bau an Fenſtern gebricht, durch die das Licht in's Innere fällt?

Wie er dieſe Rede gehalten, erſchraken Alle, als ob ſie vor den Kopf geſchlagen worden wären und verſtummten, wie die blinden Götzen. Sie ſahen ſich aber auch einander an und ſchämten ſich Einer vor dem Andern über ihren wechſelſeitigen großen Unverſtand und gar zu groben Narrheit. Sie hielten auch keine Umfrage weiter, ſondern jeder Rathsherr brach an der Stelle, die ihm zunächſt war, ein Loch in die Mauer, und ſo kam denn das Haus endlich zu Stande, bis auf den innern Ausbau, von dem hiernächſt Meldung geſchehen ſoll.

Das Abſonderlichſte in dem dreieckigen Rathhauſe zu Schilda waren nunmehr die drei Gemächer, die abgeſchlagen und eingerichtet wurden und die Namen: Witzſtube, Schwitzſtube und Bedenkſtube erhielten. Hier befanden ſich die wackern Herren, wenn ſie ungehindert über wichtige Angelegenheiten rathſchlagen ſollten.

Als ſie nun einmal bei grimmer Kälte einen Rathstag halten wollten und Jeder ſein Scheit Holz, um die Stube zu heizen, mit ſich gebracht hatte, da ſahen ſie erſt zu ihrem Schrecken, daß ſie nicht nur den Ofen vergeſſen, ſondern auch gar keinen Raum gelaſſen hatten, wo einer hinzuſtellen wäre. Sie erſchraken ſehr heftig darüber und zogen den neuen Unfall in Bedenken, und Jeder hatte ſeine eigene Meinung darüber.

Einige wollten den Ofen hinter die Thüre ſetzen, weil er da am wenigſten ſtöre. Da aber nach altem Herkommen der Bürgermeiſter ſeinen Sitz hinter dem Ofen hatte, ſo fand es ein Anderer unſchicklich, ſomit auch das würdige Haupt der Stadt hinter die Thüre zu ſetzen.

Nachdem ſie zuletzt Alles erwogen und bedacht, aber nichts gefunden hatten, gab einer den Rath, man ſolle den Ofen vor's Fenſter ſetzen, und der Bürgermeiſter könne alsdann ſeinen Platz nahe am Ofen behalten, damit ihm der Verſtand nicht einfriere.

Ein Anderer aber fügte hinzu: er wolle der Gemeine ein altes Haſengarn, das er beſitze, zum Beſten geben, das könne man vor das Ofenthürlein hängen, damit die Hitze nicht nach Außen entweiche, ſondern hübſch im Ofen bleibe.

Für dieſen trefflichen Gedanken lobten Alle den ehrenwerthen Mitbürger und dankten ihm zugleich für ſein patriotiſches Geſchenk. Als Belohnung erhielt er den Platz hinter'm Ofen, zunächſt des Bürgermeiſters, für ſich und ſeine Nachkommen auf ewige Zeiten eingeräumt.

So ward denn der Ofen gemacht und das ſchöne Rathhaus in Schilda war vollendet.

Von nun an kamen ſie tagtäglich im Rathhauſe zuſammen und beſprachen das allgemeine Beſte, und zermarterten ſich dabei, Mängel aufzuſuchen und abzuſtellen. Da traf ſich's wegen eines Krieges in einem benachbarten Lande, daß ihnen die Salzzufuhr abgeſchnitten wurde, und ſie beriethen ſich lang und ernſtlich, wie dieſer argen Plage abgeholfen werden könnte.

Einer entſchied: Da der Zucker, welcher dem Salze nicht gar unähnlich ſei, gepflanzt würde, ſo müßte ja folgen, daß das Salz auch auf dem Felde wachſe. Daher müſſe man ſogleich ein großes Stück Gemeindefeld pflügen und eggen und dann Salz darauf einſäen. Sie würden alsdann ihr eigenes Gewächs haben und dürften der Fremde nicht mehr zinsbar ſein.

Man war höchlich über dieſe Anſicht erfreut und glaubte nicht nur recht wohlgeſalzene Speiſen forthin eſſen zu können, auf die ein guter Trunk zu ſetzen, ſondern auch ſogar mit dem gewonnenen Salze einen beträchtlichen Handel zu begründen.

Sie ſäeten hierauf ein großes Stück Land ein und ſtellten eigene Hüter an, welche lange Blaſeröhren führten, um Vögel und andere Thiere, welche das Salz aufleſen würden, augenblicklich zu erſchießen.

Nach kurzer Friſt fing der Acker grün zu werden an, worüber die Schildbürger hocherfreut wurden. Sie gingen alle Tage hin und ſahen, wie weit die Pflanzung gediehen war, und legten das Ohr an die Erde und überredeten ſich, ſie hörten deutlich das Salz wachſen, wie Jener das Gras. Und je grüner der Acker, deſto belebter wurde ihre Hoffnung, und jeder Schildbürger glaubte ſchon ſein Scheffel Salz gegeſſen zu haben.

Sie fanden es jetzt nöthig, damit die reifende Salzſaat nicht gefährdet werde, noch eine große Anzahl von Hütern und Wächtern auf den Acker anzuſtellen, um jegliches Vieh daraus zu vertreiben, wobei ſie eidlich verſprechen mußten, ſich ſelber wohl zu hüten, damit der Acker nicht beſchädigt würde.

Aber der Geiſt iſt willig, doch das Fleiſch iſt ſchwach. Die guten Hüter mochten einmal wohl geſchlafen haben, da kam viel fremdes, unvernünftiges Vieh auf den Salzacker und zertrat Alles, daß es jämmerlich anzuſehen war. Als die Hüter erwachend ſich die Augen rieben, überkam Alle ein großer Schrecken, daß ſie aneinander rannten und nicht wußten, was zu thun ſei. Denn ſie ſahen wohl ein, daß der Schade noch größer wurde, wenn ſie nun auch in die Saat gingen, und ſich ſo zu ſagen zu dem Vieh geſellten, um es hinauszujagen.

Zuletzt beſchloſſen ſie, in ihrer troſtloſen Lage nach Schilda zu gehen und dem hochweiſen Rathe den ſchlimmen Fall vorzutragen. Man kann ſich nicht vorſtellen, wie der Bürgermeiſter und ſämmtliche Rathsherren darüber in Schrecken und Verlegenheit geriethen, und wie ſie ſogleich Umfrage hielten: was geſchehen ſolle, damit das Vieh dem jungen Salze nicht weiter ſchade, und die Hüter, wenn ſie das Vieh hinaustrieben, nicht den Acker noch mehr zertreten würden.

Nachdem nun viel hin und her geſprochen worden war, beſchloſſen ſie: es ſollten vier Mann von dem hochweiſen Rathe, vor welchen die dummen Thiere ſich mehr als vor gemeinen Leuten ſcheuen würden, den älteſten Hüter auf eine Hürde ſetzen, ihm eine lange Ruthe in die Hand geben und ihn ſo auf dem Salzacker herumtragen, bis daß das Vieh herausgetrieben ſein würde. Keiner von den Hütern dürfe aber weiter auf den Acker gehen, um ihn nicht zu verderben, wie er beſchworen. Alle waren dieſes weiſen Ausſpruchs wegen ſehr zufrieden, vor Allen aber der älteſte Hüter, den die Rathsherren im Salzfelde umhertrugen, bis daß er den Feind des Vaterlandes in die Flucht geſchlagen hatte. Die Vier aber, die den Hüter trugen, konnten mit ihren Füßen dem Acker keinen Schaden zufügen, da ſie Mitglieder des weiſen Rathes waren, der Gemeindegut wohl treten mag, ohne daß dem gemeinen Beſten ein Schaden daraus erwüchſe.

Das Salzkraut wuchs, blühte und reifte, gleich als ob es Unkraut geweſen wäre, von dem es heißt, daß es auf keine Weiſe verderbe. So glaubten denn die Schildbürger eines Tages, daß es die gehörige Reife erhalten haben müſſe, und ſie beſchloſſen, es heimzuführen.

Sie rüſteten ſich Alle und bereiteten Alles auf's Beſte und Fleißigſte, was ihnen zu dieſem Werke nöthig zu ſein ſchien. Einige kamen mit Sicheln, um das Salz abzuſchneiden; die Andern brachten Pferde und Wagen mit, um es in die Scheuern zu bringen, dort waren die Flegel gerüſtet, damit ſie es ausdreſchten. Wie ſie nun aber hoffnungsvoll die Hand anlegten und ihr ſo ſchön gewachſenes Salz abſchneiden wollten, da fanden ſie es ſo ſcharf, herb und hitzig, daß es ihnen Finger und Hände verbrannte und zerſtach.

Darauf waren Mehrere der Meinung, daß man das Salz gleich dem Graſe mähen ſolle; dem widerſprachen Andere, weil ſie beſorgten, daß der Same auf ſolche Weiſe ausfalle. Einige glaubten, es wäre gut, es mit der Armbruſt abzuſchießen. Dieſer Vorſchlag erhielt zwar großen Beifall, weil ſie aber ſelbſt keine Schützen waren, ſo fürchteten ſie, wenn ſie fremde Schützen herbeiriefen, dieſe könnten ihr Staatsgeheimniß, das Salz zu bauen, abſehen und daheim verrathen. So war es denn den Schildbürgern unmöglich, ihr Salz vom Felde fortzubringen, und ſie mußten ſich entſchließen, es ſo lange draußen ſtehen zu laſſen, bis ſich ihnen ein Ausweg finden würde, es beim rechten Ende anzugreifen.

Unterdeß litten ſie großen Mangel an Salz; denn was ſie nicht verbraucht, das hatten ſie nun verſäet. Es iſt zu bedauern, daß noch Niemand von ihnen auf den klugen Einfall gekommen war, den Schnee im Winter auf dem Ofen zu dörren und dann als Salz zu verbrauchen. Genug, die Schildbürger zerbrachen ſich den Kopf, woher es wohl kommen möge, daß ihr Salz denn gar ſo ſcharf und beißend gerathen ſei, und ſie nahmen ſich vor, neue Verſuche damit anzuſtellen, indem ſie glaubten, daß wohl etwas verſehen ſein könne.

Wer von den geneigten Leſern damals nach Schilda gekommen wäre, hätte ſich aber gar leichtlich überzeugen können, daß das vermeinte Salzkraut aus nichts Anderm als Dornen und Neſſeln beſtanden habe.

Es begab ſich, daß der Schildbürger Weisheit nach und nach überall bekannt und zum Sprichwort wurde, und daß der Kaiſer in Utopia, wegen wichtiger Reichsgeſchäfte im Lande, umherreiste und auch von Schilda und ſeinen Einwohnern und den Poſſen, welche ſie allda trieben, zu hören bekam. Darüber verwunderte ſich der Kaiſer ſehr und beſchloß, einmal ſelbſt zu den Schildbürgern zu reiſen, um ſich zu überzeugen, was an den abenteuerlichen Gerüchten Wahres ſei.

Er fertigte nun ſogleich einen Geſandten dahin ab, um die getreue Einwohnerſchaft von ſeiner Ankunft in Kenntniß zu ſetzen, damit ſie Alles gehörig dazu vorbereiten könnten. Auch ließ er ihnen bei dieſer Gelegenheit anzeigen, er wolle ſie nicht nur bei allen ihren von Alters hergebrachten Privilegien, Freiheiten und Gnaden ſchirmen, ſondern auch, wenn es nöthig befunden werden ſollte, ſie noch ferner mit friſchen Rechten begnadigen, wenn ſie ihm auf ſeine Rede, mit der er ſie zuerſt begrüßen würde, alſo antworten könnten, daß ſein Gruß und ihre Antwort ſich aufeinander reimten. Aber auch darauf ſollten ſie bedacht ſein, und ihm, halb geritten und halb gegangen, beim Empfange entgegenziehen. Der Kaiſer, der luſtigen Humors war, wollte dabei ihre geprieſene Narrheit oder Weisheit, wie man's nennen will, auf die Probe ſetzen, aber die armen Schildbürger waren nicht wenig verlegen, als ſie dieſe Botſchaft empfingen.

In ihrem Schrecken ſuchten die armen Bürger von Schilda bei ihrer alten, abgelegten Weisheit Rath, und wollten vor allen andern Dingen zur Wahl eines neuen Bürgermeiſters ſchreiten, da ſie einſahen, daß eine Heerde ohne Hirten nichts anfangen könne, ihr alter Bürgermeiſter aber vor lauter Eifer wirklich ganz Narr und daher zu ſeinem Amte fortan untauglich geworden war.

Bei dieſer Wahl gingen ſie aber wieder ſehr weislich zu Werke. Indem es gefordert wurde, dem Kaiſer auf ſein erſtes Wort reimweiſe zu antworten, ſo fand man es am Beſten, daß derjenige Bürgermeiſter werden ſolle, welcher am folgenden Tag den beſten Reim vorbringen würde. Darüber ſtritten ſie nun die ganze liebe lange Nacht, ſo daß ſie am Morgen kaum mehr wußten, wo ihnen der Kopf ſtund.

Der Schweinehirt in Schilda war ein ehrgeiziger Patron; er dachte: Haſt du bis jetzt deine borſtigen Unterthanen gehörig in Zucht gehalten, ſo wird es dir wohl auch mit Andern gelingen. Er faßte daher den Plan, wie man ſagt, vom Eſel auf das Pferd zu ſteigen. Da lag er nun in ſeinem Bett, die ganze Nacht hindurch, und zermarterte ſich und hätte gern einen guten Reim gefunden. Seine Ehehälfte, die er bei ſeinem Meditiren durch lautes Hin- und Hermurmeln im Schlafe ſtörte, fragte endlich: Ob es ihm irgendwo fehle und ob ſie ihm wohl rathen und helfen könne? Aber er wollte es ihr nicht vertrauen, weil er meinte, daß es unziemlich ſei, mit dem Rathe zu ſchwatzen. Sie aber wurde durch dieſe Heimlichkeit erſt neugieriger gemacht und ließ nun nicht ab, ihn ſo lange zu quälen, bis daß er ihr mittheilte, welche Probe zu beſtehen erforderlich ſei, um Bürgermeiſter zu werden.

Wie ſie das hörte, gerieth ſie außer ſich, denn ſie trug kein kleineres Verlangen zu der hohen Stelle einer Frau Bürgermeiſterin, wie ihr Mann zu der eines Bürgermeiſters. Sie ſann einen Augenblick nach, und da ſie zu den geſcheideſten Frauen der Stadt gehörte, ſo ſprach ſie bald:

— Was willſt du mir geben, wenn ich dich einen Reim lehre, durch den du Bürgermeiſter wirſt?

— Wenn du das kannſt, entgegnete ihr Mann, der Schweinehirt, ſo will ich dir einen ſchönen Pelz kaufen.

Die Frau war damit zufrieden und ſagte ihm nun folgenden Reim:

„Ihr lieben Herr'n, ich tret' herein,
Meine Hausfrau heißet Katharein,
Iſt ſchöner als mein ſchönſtes Schwein,
Und trinkt gern guten kühlen Wein."

Nachdem ſie ihm dieſen Reim neun und neunzig Mal vorgeſprochen hatte, glaubte er ihn endlich behalten zu haben, allein er würgte noch die ganze Nacht an ihm im Stillen, bis daß endlich der Tag anbrach, den er kaum erwarten konnte.

Was ſich aber mit dem wackern Schweinehirten zugetragen hatte, das trug ſich mit den andern Schildbürgern gleichfalls zu. Sie hatten alle die Nacht hindurch vor lauter Nachdenken nicht ſchlafen können und davon ganz dicke Köpfe bekommen. Ein jeder von ihnen hatte von dem Vergnügen geträumt, Bürgermeiſter zu ſein und ſeinen Reim ganz vortrefflich gefunden. Als nun der angeſetzte Tag erſchienen war und ſich der Rath zur Sitzung verſammelte, um den neuen Bürgermeiſter zu wählen, da war es eine wahre Luſt, die zierlichen und manierlichen Reimlein zu hören, die Alle ausgeheckt hatten. Es iſt nur zu beklagen, daß ſie nicht geſammelt im Drucke erſchienen ſind, zur Erbauung aller ächten Freunde der Poeſie.

Nur Einige ſind dem Untergange entzogen und aufbewahrt worden, und wir wollen ſolche hier mittheilen, um daraus auf das Verlorene mit deſto tieferm Schmerze hinzuweiſen.

Der vierte Schildbürger (denn die drei erſten ſind verloren gegangen) trat in den Sitzungsſaal, machte ſeine Reverenz und ſprach:

„Ich bin ein rechtſchaffener Bauer
Und lehne meinen Spieß an die Wand."

— Oho! rief der Fünfte, ich kann's beſſer und ich muß Bürgermeiſter ſein!

„Ich heiße Meiſter Hildebrand,
Und lehne meinen Spieß wohl an die Mauer."

— So iſt's recht! lachte der Siebente, weil des Sechsten Reim wieder nicht verzeichnet wurde, ich werde dich mit meinem Reim zu Schanden machen. Merkt auf!

„Ich werd' genennet Hänslein Stolz
Und führ einen Wagen mit Scheitern."

— Der hat's getroffen! ſchrie der Achte. Nun aber höret mich, wer will mir's ſtreitig machen?

„Man ſagt, ich hab' einen ſchweren Kopf,
Und ſei ein arger, loſer Schelm."

— Halt! wer von Euch kann's beſſer! ſchrie der Dreizehnte, da die Reime der Andern fehlen:

„Wer nicht wohl kann reimen und renken,
Den ſollt' man an den Galgen knüpfen."

— Was ſind das für Reime! rief der Vierzehnte. Ich ſetze einen guten Ziegenkäs, daß ich und kein Anderer Bürgermeiſter wird.

„Ihr Herren, ich möcht' gern Schultheiß ſein,
Drum bin ich zu Euch kommen hieher!"

So wurde noch eine Weile fortgereimt; allein alles Uebrige iſt leider der Unſterblichkeit durch die Fahrläßigkeit der Schildbürger ſelbſt verloren gegangen.

Während nun aber dieß mit großem Tumulte vor ſich ging, ſtand der arme Schweinehirt in großen Aengſten da und fürchtete, daß ein Anderer ſeinen Reim vielleicht vorbringen könnte und dann zum Bürgermeiſter erwählt werden würde. So oft nun Einer nur ein einzelnes Wörtchen ſagte, das in ſeinem Verſe vorkam, erſchrak er ſo heftig, daß ihm das Herz immer tiefer ſank. Endlich kam die Reihe an ihn; er trat mit allem Muthe, den er in der Eile noch zuſammenraffen konnte, vor die Rathsherren hin und ſprach:

„Ihr lieben Herr'n, ich tret' hieher,
Meine Hausfrau die heißt Katharin,
Iſt ſchöner als die ſchönſte Sau,
Und trinkt gern guten, kühlen Moſt."

Die Rathsherren horchten auf und ſteckten dann die Köpfe zuſammen. Endlich nahm Einer das Wort.

— Das klingt nach Etwas! ſprach er; das möcht's allenfalls thun!

Alsbald wurde zur Umfrage geſchritten, und die Wahl fiel einſtimmig auf den Schweinehirten, der ſomit Bürgermeiſter von Schilda wurde. Sie meinten Alle: der hätte Haar auf den Zähnen und wäre am beſten im Stande, dem Kaiſer in Reimen zu antworten und ihm gute Geſellſchaft zu leiſten. Ueberdieß ſei ihm ja die Kunſt des Regierens nicht fremd, da er ſchon ſehr widerſpenſtige und ungezähmte Unterthanen zu beherrſchen gewußt habe.

Man kann ſich leicht denken, wie ſtolz der Schweinehirt aber durch dieſen Glückszufall wurde, der ihn plötzlich zu der Stelle eines gewaltigen Bürgermeiſters der weltberühmten Stadt erhoben hatte.

Den Bürgermeiſter an der Spitze kam nunmehr der hochweiſe Rath täglich zuſammen, um der Ankunft des Kaiſers wegen die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Sie hatten ihre Aufgabe von zwei Geſichtspunkten zu betrachten, damit ſie nichts daran außer Acht ließen. Erſtlich handelte es ſich darum: wie man dem Kaiſer reimweiſe antworten ſollte; zweitens: wie ſie ihm halb geritten, halb gegangen, entgegenziehen und ihn empfangen ſollten. In Bezug auf das Erſtere, ſo wurde beſchloſſen: daß ſie dem Kaiſer zuvorkommen wollten, um ihm gleichſam das Stichwort zu geben, das er bringen mußte, und worauf ſie dann ſchon den Reim bei der Hand hätten. Sogleich als ſie des Kaiſers anſichtig werden würden, ſollte der Bürgermeiſter ihn mit den Worten anreden: Herr Kaiſer, ſeid uns willkommen! Hierauf, meinten ſie, müſſe der Kaiſer antworten: Und du mir auch! Dann hätten ſie aber gewonnen Spiel, denn der Bürgermeiſter dürfe nur ſagen: Der Witzigſte unter uns iſt ein Gauch! Dieß wäre ein trefflicher, makelloſer Reim, mit dem der Kaiſer gewiß zufrieden geſtellt wäre.

Der zweite Punkt: wie man dem hohen Gaſte entgegen ziehen ſolle, war ſchwerer zu erörtern und wurden dabei auch vielerlei Vorſchläge gemacht. Einige meinten: man ſolle ſich in zwei gleiche Haufen abtheilen und der eine Haufen reiten, der andere zu Fuße gehen; dieß wäre ja halbgeritten und halbgegangen. Andere ſchlugen vor: Jeder ſollte den einen Fuß im Steigbügel haben und alſo mit ihm reiten, mit dem andern Fuß aber auf dem Boden gehen. Noch Andere endlich ſagten: man möge dem Kaiſer auf hölzernen Pferden entgegenziehen, und davon pflege man im Sprichwort zu ſagen: Steckenreiten iſt halb gegangen. Dieſe Pferde wären auch überhaupt leichter zu haben, ſie ſeien leicht gezäumt, geſtriegelt und jedem Reiter zugeritten. Der Zug würde ſich übrigens ſehr ſtattlich ausnehmen. Mit dieſem Vorſchlag war man denn von allen Seiten zufrieden, und es wurde verordnet, daß ſich Jeder mit einem Roß verſehen und bereit halten ſollte. Dieß geſchah; denn Keiner war ſo arm, daß er ſich nicht ein ſchönes Thier dieſer Art, nach ſeinem Geſchmacke und Gutdünken, hätte anſchaffen können. Täglich veranſtalteten ſie jetzt Uebungen, wobei ſie ihre Roſſe tummelten und auf's Beſte abrichteten.

Als nun der Tag des Einzugs gekommen war, da ſprengten ſie auf ihren Steckenpferden zum Thore hinaus und dem Kaiſer entgegen. Dieſer ließ ſie nicht lange warten, und zog mit ſeinem Gefolge herbei, und die Ritter von Schilda, ihren Bürgermeiſter an der Spitze, harrten der Dinge, die da kommen ſollten.

Der Bürgermeiſter nahm den Hut ab und ſagte kurz und bündig: „Nun, ſo ſeid uns denn willkommen auf unſerm Grund und Boden, veſter Junker Kaiſer!“

Der Kaiſer erkannte bald an den Federn, was es für Vögel waren, und ſah wohl ein, daß das Gerücht von den Schildbürgern nicht gelogen habe, er reichte daher dem Rathsoberhaupt die Hand und ſprach: „Habt Dank, mein lieber Bürgermeiſter, ſeid willkommen auch!“

Das war nun ſo erwünſcht als möglich, und der Bürgermeiſter ſollte hierauf reimweiſe antworten, wie zuvor unter ihnen war beſchloſſen worden. Aber der Bürgermeiſter war gar vorſichtig und wollte ſich noch einen Augenblick bedenken, um ſich nicht zu verſchnappen. Weil er nun aber ſchwieg und eine Pauſe dadurch entſtanden war, ſo meinte ein anderer Schildbürger, der Bürgermeiſter habe den Spruch vergeſſen, und er wollte daher dem gemeinen Beſten bei guter Gelegenheit beiſpringen und brachte den Reim vor: „der Schultheiß iſt ein rechter Narr!“

Er ſollte zwar nach der Verabredung ſagen: „der Witzigſte unter uns iſt ein Gauch;“ aber er meinte: Gauch und Narr ſei ja daſſelbe und der Witzigſte unter ihnen ſei doch allemal der Bürgermeiſter, und es könne daher nichts ſchaden, wenn er ihn geradezu nannte.

Der Kaiſer war mit dem Empfange zufrieden und die Reiter geleiteten ihn zur Stadt. Hier ſaß der Bürgermeiſter ab von ſeinem Roß, beſtieg einen hohen Düngerhaufen und reichte dem Kaiſer nochmals die Hand. Da fragte ihn der Kaiſer:

— Was thuſt du hier auf dem Dünger? —

— Ach, veſter Junker Kaiſer, erwiderte der Bürgermeiſter, ich armer Teufel bin nicht werth, daß mich der Erdboden vor Euch trage.

Hierauf führten ſie den Kaiſer auf's Rathhaus, wo er ſeine Wohnung nehmen ſollte. Hier ergriffen ſie die Gelegenheit, ihm alle Geſchichten, die beim Bau deſſelben vorgefallen waren, zu erzählen, worüber er ihnen ſein gnädiges Wohlgefallen bezeigte.

Während das Eſſen zubereitet wurde, unterhielten ſie ihren Gaſt noch mit dem Salzgewächſe und trugen ihm die unterthänigſte Bitte vor: wenn es ihnen damit gerathen ſollte, ſie gnädiglich zu privilegiren, daß nicht Jeder im Lande ſolches nachpflanzen dürfe und ſie den alleinigen Vortheil davon zögen.

Der Kaiſer aber war ihnen gar huldreich geſinnt, weil ſie ihn bei ſo guter Laune erhielten, er verſprach ihnen, allen ihren Bitten gnädigſt zu willfahren.

Solcher Gnaden ſich würdig zu bezeigen, wollten die guten Schildbürger dem Kaiſer auch ein Ehrengeſchenk überreichen; worüber ſie jedoch abermals in arge Zweifel geriethen. Sie dachten: ſollen wir ihm Gold und Silber ſchenken? das kommt uns ſehr theuer zu ſtehen, er aber hat es in Hülle und Fülle; ſollen wir ihm eßbare Dinge ſchenken, wie Kraut, Rüben, Speck, Bohnen, Gerſte? deſſen bedarf er noch weniger, denn zu eſſen hat er wohl daheim und hier iſt er ja unſer Gaſt. Endlich kamen ſie überein, ihm einen großen Topf mit ſaurem Senf zu verehren. Das könne er brauchen, meinten ſie, um ſich jede Speiſe damit ſchmackhaft zu machen.

Sie ließen mithin den Senf beſtens anrühren und in einen nagelneuen Topf thun, den zwei Bürger an einer Stange zum Kaiſer trugen. Der Bürgermeiſter begleitete ſie, um die Anrede zu halten.

— Veſter Junker Senf, ſprach er gravitätiſch, da verehren wir Euch dieſen Kaiſer und bitten, Ihr wollet ihn für gut und zu Dank annehmen.

Als der Kaiſer dieſe ſtattliche Anrede vernahm, lächelte er, zog ſeinen Hut ab und bedankte ſich. Aber der Bürgermeiſter fiel ihm ſogleich in die Rede und ſprach:

— Setzet auf, Junker Kaiſer, bedeckt Euch! —

— Setze du auch auf! ſprach der Kaiſer.

— So wollen wir denn, antwortete der Bürgermeiſter dem Kaiſer, zugleich mit einander aufſetzen.

Die Träger wollten nun den Senftopf niederſtellen, allein ſie gingen mit der zerbrechlichen Waare ſo hart um, daß ſie in Stücken brach und all' der ſchöne Senf auf der Erde lag. Da erzürnte ſich der Bürgermeiſter auf's Aeußerſte darüber und ſchimpfte die Träger.

— Ach, lieber Junker Kaiſer, rief er dann in Verzweiflung, was war das für ein wohlſchmeckender Senf! Straßenweit konnte man ihn riechen, und nun liegt er da! Ich bitte Euch gehorſamſt, Junker Kaiſer! verſucht ihn nur einmal!

Hiebei fuhr er mit der Hand in den Senf und wollte dem Kaiſer von demſelben zu koſten geben, aber der Kaiſer weigerte ſich deſſen und ſagte:

— Ich rieche ſchon, daß er ſehr gut geweſen ſein muß und bedauere den Schaden, doch will ich den guten Willen zu Dank annehmen.

— Das thut, Junker Kaiſer, ſprach der wackere Bürgermeiſter, damit werdet Ihr uns einen rechten Gefallen erzeigen.

Nachdem der Kaiſer die ehrenwerthen Schildbürger zu einem Imbiß eingeladen hatte, wollten ſie ihm eine gleiche Ehre erweiſen, und der Bürgermeiſter trat in ſeinem und der ganzen Gemeinde Namen vor den hohen Gaſt hin und lud ihn ungefähr mit folgenden Worten ein:

— Ehrſamer Junker Kaiſer, wir haben Euch das Eure verzehrt und vertrunken, darum iſt es billig, daß wir Euch auch wiederum etwas nach unſerm Vermögen zum Beſten geben. Daher bitten wir Euch, Junker Kaiſer, uns nicht zu verſchmähen, zu uns zu kommen und einen Abendtrunk mit uns zu thun. Ihr ſeid unſer Gaſt und wir wollen guter Dinge mit einander ſein; doch müßt Ihr fürlieb nehmen!

Dem Kaiſer gefielen dieſe Poſſen und Schwänke und er ſagte zu, doch unter der Bedingung, daß ſie ihn nicht zum Trinken nöthigen ſollten. Darauf erwiderte der Bürgermeiſter:

— Seid ohne Sorgen, Junker Kaiſer, wir wollen's gnädig mit Euch machen.

Sie hatten nun dem Gaſte alle Merkwürdigkeiten ihrer Stadt gezeigt; ſo unter Anderm auch die Kanzel, welche ſie für ihren Pfarrer hatten bauen und ringsum mit Eiſen beſchlagen laſſen, damit ſie die Kraft ſeiner Rede auszuhalten vermöge und ſo vieles Andere noch. Als dieß geſchehen war, verfügte man ſich zu der feſtlichen Abendmahlzeit. Es waren mancherlei köſtliche und ſeltene Gerichte aufgetiſcht, wie z. B. Erbſen, Linſen und Hirſenbrei, zuletzt aber kam das Allerbeſte: eine friſche, kalte, ſaure, weiße Buttermilch.

Der Kaiſer ſaß neben dem Bürgermeiſter hinter dem Tiſch, während die übrigen Schildbürger rings um denſelben ſtanden. An einem andern Tiſche ſaß des Kaiſers Sohn, dem ſie zur Geſellſchaft einige junge Burſche zugegeben hatten. Sie hatten aber wohlweislich zweierlei Brod in die Milch gebrockt; vor des Kaiſers Platz waren die weißen Semmel, vor den Andern war es ſchwarzes Brod. Indem ſie nun aber Alle aus der Schüſſel löffelten, ereignete ſich das Unglück, daß von ungefähr ein Schildbürger einen Brocken Semmel erwiſcht und in ſeinen Mund ſchiebt.

Wie nun der Bürgermeiſter das erblickte, gerieth er in gerechten Zorn und ſchlug den Tölpel, der eben wieder in die Schüſſel fahren wollte, auf die Hand, indem er ſagte:

— Willſt du wohl nicht des Junker Kaiſers Brod eſſen?

Darüber erſchrak der arme Geſelle ſo ſehr, daß er den Brocken Weißbrod, den er noch ganz im Munde hatte, ſogleich wieder herauszog, in die Schüſſel legte und ihn mit dem Löffelſtiel gar appetitlich vor den Kaiſer ſtieß. Als der Kaiſer aber dieß ſah, dankte er gnädig für alles Uebrige, wiſchte ſeinen Löffel ab und ſchenkte die noch in der Schüſſel vorhandene Milch nebſt allem Weißbrod darin, den getreuen Schildbürgern, die es mit großem Dank annahmen und unter Lobſprüchen auf des Kaiſers Freigebigkeit verzehrten.

Nachdem nun der Kaiſer an den Einfällen und Schnurren der Schildbürger ſich weidlich ergötzt hatte, riefen ihn ſeine Regierungsgeſchäfte in ſeine Staaten zurück und er verließ die getreue Stadt, deren Gaſt er geweſen war, nachdem er ihren Einwohnern viele Beweiſe ſeiner Gnade und unter Anderm auch eine beſonders gute Letze hinterlaſſen hatte. Sie kamen überein, dieſe auf einem Dorfe mit einander zu verzehren. Als ſie nun auf ihren Steckenpferden dem Kaiſer das Ehrengeleit gegeben hatten, ſprengten ſie wohlgemuth in das nächſte Dorf und zechten dort nach Kräften.

In ihrer Luſtigkeit, da der Wein ihnen bald zu Kopfe geſtiegen war, kam ihnen die Luſt an, auf eine grüne Aue hinauszugehen und noch einige Flaſchen guten Weines mitzunehmen, damit ihnen in der Hitze der Magen nicht vertrockne und einſchrumpfe. Sie lagerten ſich in's duftende Gras und wurden immer fröhlicher.

Weil ſie nun aber während des Trinkens die Beine in einander verſchränkt hatten und nicht mehr recht im Stande waren, die Farbe ihrer Beinkleider zu unterſcheiden, ſo konnte — als ſie ſich zum Nachhauſegehen anſchickten — auch Keiner ſeine Beine von denen der Andern unterſcheiden. Sie ſaßen alſo da, guckten ſich wechſelsweiſe an und fürchteten, daß Einer dem Andern ſeine Füße nähme, wenn er aufſtünde. Wie ſie ſich nun ſo angafften und nicht wußten, was hiebei zu thun ſei, da ritt Einer eben des Weges, dem ſie ſogleich ihren Jammer klagten, und ihn baten, er möge doch zuſehen helfen, wie ein Jeder zu ſeinen Füßen käme und ihnen ein Mittel angeben, ſie wollten ihm dafür mit ihrem wärmſten Danke vergelten. Der Mann verſprach ihnen dienſtwillig zu ſein, ſtieg ab vom Pferde und ging auf eine Weide zu, deren dünne Aeſte er ſorglich abſchnitt. Hierauf trat er mitten unter die ehrbaren Schildbürger und hub an, wacker auf ihre Beine loszuſchlagen. Der, welchen er traf, ſprang dann geſchwind auf, und hatte demnach ſogleich ſeine rechten Beine und Füße wieder.

Nachdem nun Einer nach dem Andern aufgeſprungen war, blieb der Letzte noch ſitzen und rief kläglich: „Aber ſoll ich denn meine Beine nicht wieder haben, lieber Herr? oder wären etwa dieſe mein?

Der Fremde rief aber lachend: „Wart', wir wollen ſehen! und gab ihm einen tüchtigen Hieb über die Beine, worauf auch der Letzte in die Höhe ſprang und ſogleich verſicherte, daß er ſeine rechten Füße habe.

Die ſämmtlichen Schildbürger aber bedankten ſich herzlich bei dem Manne, der ihnen geholfen hatte, ſchenkten ihm Alles, was ſie bei ſich trugen, und gedachten ein andermal beſſer auf ihrer Hut zu ſein.

Man weiß, wie ſehr die Schildbürger ſtets auf ihren Nutzen bedacht waren, damit das Gemeinweſen nirgend Schaden litte. So kam es denn auch, daß ſie eine alte Mauer beſichtigten, die an einem Gebäude ſtehen geblieben war, um die Steine derſelben auf nützliche Weiſe zu verwenden; da ſahen ſie, daß langes Gras darauf gewachſen war. Sie konnten es nicht mit anſehen, daß es da verloren gehen ſollte und Einige geriethen auf den klugen Einfall, man ſolle es abmähen. Aber Niemand wollte ſich auf die Mauer wagen. Da that der Bürgermeiſter, als der Verſtändigſte, ſeinen Mund auf und ſprach: Man ſolle das Vieh dort weiden laſſen. Dieß fanden alle ſehr probat, und zum Dank für den trefflichen Vorſchlag wurde beſchloſſen, daß des Bürgermeiſters Kuh zu allererſt droben weiden ſolle, was der Bürgermeiſter in ſeiner Kuh Namen dankbar annahm.

Sie legten hierauf der Kuh eine ſtarke Schlinge um den Hals, warfen das eine Ende derſelben über die Mauer und fingen am andern Ende an zu ziehen. Wie nun die Schlinge ſich zuzog, ſtreckte die gedroſſelte Kuh die Zunge weit aus dem Maule. Wie dies der Bürgermeiſter bemerkte, rief er den Andern zu:

— Zieht nur ſtärker, ſie hat das gute Gras ſchon gewittert und ſtreckt deßhalb die Zunge darnach aus. Zieht! ſie iſt nun bald oben. Das Vieh iſt ſo tölpiſch und ungeſchickt, daß es ſich ſelber nicht helfen kann. Es ſollte ſie Einer von Euch vollends hinaufſtoßen.

Aber es war vergebens; die Kuh wurde wieder herabgelaſſen und da zeigte ſich's, daß ſie todt war. Sie waren aber auch damit nicht unzufrieden, denn ſie hielten mit der Kuh ein rechtes Gemeindeeſſen für die gemeinſam verrichtete Arbeit und ließen dabei den geſtrengen Herrn Bürgermeiſter hoch leben! —

Als einſt die Schildbürger eine Mühle gebaut hatten, gingen ſie auf einen hohen Berg, um dort aus einem Steinbruch einen Stein zu holen, den ſie behauten und ihn dann mit großer Mühe den Berg hinabbrachten. Wie er nun unten war, fiel ihnen erſt ein, mit welcher leichten Arbeit ſie das Bauholz zu ihrem Rathhauſe hinab gebracht hatten, als ſie es ſelbſt den Berg hinablaufen ließen. Sie dachten daher: Wir wollen es wieder ſo machen, um unſere ſchwere, ganz unnöthige Arbeit wieder einzubringen. Wir tragen daher den Stein an ſeine Stelle zurück, und laſſen ihn hinabrollen.

Solches gefiel Allen ſehr wohl. Mit ſaurem Schweiß trugen ſie nun den Stein wieder bergan und waren im Begriff ihn hinabzuſtoßen, als Einer zu ſchreien anfing:

— Halt! Halt! um Gotteswillen Halt! Wie werden wir es wiſſen, wo der Stein hingekollert iſt? Wer will es uns unten ſagen?

— Ei, ſprach der Bürgermeiſter, dem iſt leicht abgeholfen. Einer von uns muß ſeinen Kopf durch des Mühlſteins Loch ſtecken, und mit hinablaufen.

Man fand den Rath gut und einer ſtellte ſich, der Luſt dazu hatte, den Kopf durchzuſtecken und mit dem Stein hinabzukollern. Unten am Berge lag aber ein tiefer Fiſchweiher, in den fiel der Mann ſammt dem Steine und ſo hatten die Schildbürger beide verloren und wußten nicht, wo ſie hingekommen waren. Sie argwöhnten im erſten Augenblick, daß der Menſch mit dem Stein, in dem er ſteckte, ſich aus dem Staube gemacht habe, um ſeinen Mitbürgern das Ihre zu entfremden. Sie ließen daher in allen umliegenden Städten, Flecken und Dörfern öffentlich bekannt machen: Wenn Einer kommen würde, mit einem Mühlſtein am Halſe, ſo ſollte man ihn einziehen und ihm, als Einem, der Gemeingut geſtohlen, ſein Recht ergehen laſſen.

Dieſe Maßregel war jedoch umſonſt; denn der arme Kerl lag todt im Weiher; der ſchwere Halskragen hatte ihn tief auf den Grund gezogen, daß er ſo viel Waſſer trinken mußte, bis daß er ſich mausetodt daran geſchluckt hatte.

Als in den utopiſchen Landen einſt Krieg ausgebrochen war, ſorgten die Schildbürger vor allem Andern dafür, ihr Hab und Gut zu bergen, damit es ihnen von den Feinden nicht geraubt und fortgeführt werden möchte. Beſonders ſorgten ſie für eine Glocke, die auf ihrem Rathhauſe hing, man möchte ſie einſchmelzen, um Kanonen daraus zu gießen.

Nach langem Berathen kamen ſie endlich dahin überein, die Glocke, bis daß der Krieg zu Ende ſein würde, in den See zu verſenken und ſie erſt nach wieder erlangtem Frieden herauszunehmen und im Rathhauſe aufzuhängen.

Sie trugen daher die Glocke in ein Boot und fuhren bis mitten in den See, wo ſie ſie in's Waſſer warfen. Doch rief Einer:

— Sprecht! wie werden wir die Stelle wieder finden, wo wir die Glocke verſenkt haben?

— Da laſſen wir uns kein graues Haar darüber wachſen! verſetzte lächelnd der Bürgermeiſter, dafür haben wir ſchon geſorgt.

Und damit trat er mit einem blanken Meſſer zum Rande des Bootes und ſchnitt an dem Ort, wo ſie die Glocke über Bord geworfen hatten, einen tüchtigen Kerb ein. Dann ſagte er mit kluger Amtsmiene:

— Hier, bei dieſem Schnitt, wollen wir ſie wieder finden.

Alle bewunderten bei dieſer Gelegenheit abermals des Bürgermeiſters hohe Weisheit. Als aber der Krieg vorüber war, fuhren ſie wieder auf den See und fanden den Kerbſchnitt am Kahne wohl, aber die Glocke konnten ſie nicht finden. Darüber waren ſie nicht wenig verwundert und erſchraken und meinten endlich, der Feind müſſe die Glocke doch wohl heimlich weggeſchleppt haben.

Als die Schildbürger in den Krieg zogen, da ſetzten ſich auch Einige zu Pferde, d. h. auf wirkliche Pferde mit vier Beinen, nicht auf die Stecken, auf denen ſie dem Kaiſer entgegengeritten waren, weil ſie im Kriege vierfüßigen Roſſen den Vorzug gaben. Wie ſie nun ſo ritten, war Einer unter ihnen, der ſtieg ab, wenn die Uebrigen abſtiegen, wartete aber jedesmal bis zuletzt, wenn die Andern ſich wieder aufſetzten. Als ihn nun Einer, dem dies Beginnen aufgefallen war, fragte, warum er es ſo halte, antwortete er: er habe ein gar zartes Gewiſſen und wolle Niemand um das Seine bringen. Damit es ihm nun nicht etwa begegnen möge, daß er ſich zufällig auf eines Andern Pferd ſetzte, ſo warte er allemal, bis daß die Andern alle aufgeſtiegen wären; das Pferd, welches zuletzt übrig bleibe, ſei dann gewiß das ſeine.

Als einſt die Schaar reitender Schildbürger durch ein Dorf kam, lief die ganze Schuljugend auf ihrem Wege zuſammen, ſchrie und warf mit Steinen hinterrücks nach den Pferden, daß dieſe gar tolle Sprünge machten. Die wackern Reiter merkten aber nicht was die Buben thaten und meinten ihre Pferde ſteche der Haber. Unverſehens aber traf ein Stein eben jenen Schildbürger, deſſen Gewiſſenhaftigkeit ſo groß war, hinten an den Kopf. Alsbald ſprang er ab und bat einen Andern, der neben ihm ritt und ein längerer Mann war, als er, er möge ſein Pferd mit dem ſeinen vertauſchen.

— Warum? fragte der Andere.

— Weil's ein muthwilliges Thier iſt, erwiderte Jener, er ſchlug ſo eben hinten aus, daß es mich hart an den Kopf getroffen hat. Du biſt größer als ich, bis zu deinem Kopf wird es nicht hinaufreichen.

Ein Schildbürger kam auf den Gedanken ſeinen Sohn etwas Rechtes lernen zu laſſen, nahm ihn alſo bei der Hand und führte ihn in eine Stadt, wo eine berühmte Schule war und brachte ihn zu dem Schulmeiſter. Als der ihn fragte, ob er noch nichts könne? antwortete der Vater: Nein.

— Wie alt iſt er? fragte hierauf der Schulmeiſter ſehr überraſcht.

— Er iſt dreißig Jahre alt, erwiderte der Vater.

— So alt ſchon und noch gar nichts gelernt? rief der Schulmeiſter voll Erſtaunen.

— Ja, was ſoll denn Einer in dreißig Jahren lernen? ſprach der Vater. Ich bin nun ſchon fünf und ſechszig Jahre und einen Tag alt und habe immer noch nichts gelernt! Doch, Herr, ich laſſe Euch meinen Jungen hier, nur müßt Ihr's kurz machen, denn ich habe nicht lange Zeit. Viel braucht mein Junge eben nicht zu lernen, wenn er nur etwa ſo viel weiß wie Ihr, ſo reicht es ſchon aus. Ich gehe jetzt zur Schmiede und laſſe meinem Pferde ein Eiſen anſchlagen, wenn ich dann wieder komme, ſo wird der Junge wohl fertig ſein und Ihr ſollt ein gutes Stück Geld haben, daß Ihr einen ganzen Krug Bier dafür trinken könnt!

— Was glaubt Ihr? rief der Schulmeiſter, das gehet nicht ſo ſchnell. Wenn ich ihn auch die ganze Zeit über nach Leibeskräften bearbeitete — hier ſchwang der gute Mann die Ruthe, die er ſtets zur Hand hatte — ſo würde er bis dahin doch noch nicht fertig ſein.

Da nahm der Vater ſein dreißigjähriges Söhnlein wieder mit ſich fort zur Mutter heim und dachte: da laſſe ich ihn lieber wie er iſt.

Doch genug mag jetzt von den luſtigen und komiſchen Streichen der Schildbürger hier erzählt worden ſein. Es bleibt nun nichts mehr übrig als das tragiſche Ende ihrer guten Stadt zu berichten. Das wurde aber durch einen ſehr alltäglichen Zufall herbeigeführt; wie denn ſo häufig im Leben große Wirkungen aus kleinern Urſachen entſpringen.

Die Schildbürger hatten nämlich keine Katzen und kannten dieſe Thiere nicht einmal, weßhalb denn die Mäuſe ſo überhand bei ihnen nahmen, daß nichts bei ihnen mehr ſicher war angefreſſen und zernagt zu werden. Sie konnten keine Mittel finden, ſich von dieſem Uebel zu befreien. Da begab es ſich einmal daß ein Fremder nach Schilda kam, der eine Katze auf dem Arme trug.

Der Wirth, bei dem er einkehrte, fragte ihn neugierig: was dies für ein Thier ſei?

Der Fremde, der von Schilda und ſeinen Bewohnern ſchon Manches mochte gehört haben, machte ſich den Spaß zu antworten: es ſei ein Maushund.

Da die Mäuſe ſich ſeit langen Jahren in Schilda ungeſtört vermehren durften und daher auch gar nicht ſcheu waren und vor den Leuten nicht flohen, ſo konnte man in der Wirthsſtube zu jeder Tageszeit eine Anzahl umherlaufen ſehen. Der Wandersmann ließ alſo ſeine Katze laufen und dieſe war augenblicks hinter den Mäuſen her und erlegte viele derſelben. Als dies der Wirth erſah, eilte er ſogleich zu dem Vorſtand der Gemeinde, um das Wunder zu melden, und dieſer ließ alsbald den Fremden fragen: ob ihm der Maushund feil ſei, ſie wollten ihn gern gut bezahlen.

Er erwiderte, daß er das Thier zwar ſehr gern ſelbſt behalte, allein in Anbetracht, daß ſie ſeiner ſo bedürftig wären, ſo wolle er es ihnen ablaſſen, wenn ſie ihm, was recht ſei, dafür geben würden. Er forderte aber hundert Gulden dafür. Die Schildbürger waren noch recht froh, daß er nicht mehr gefordert hatte und zahlten ihm das Geld aus der Gemeindekaſſe. Nachdem der Kauf geſchloſſen war, trug ihnen der Fremde den Maushund auf's Rathhaus, wo ſie ihr Getreide liegen hatten und wo daher auch die meiſten Mäuſe waren.

Der Katzenverkäufer zog dann ſchnell hinweg, weil er fürchtete, daß ihnen der Kauf gereuen könne und ſie ihm das ausgezahlte Geld wieder nehmen möchten. Im Gehen ſah er ſich oftmals um, ob ihm nicht Jemand nacheile.

Die Schildbürger hatten jedoch vergeſſen zu fragen, womit der Maushund gefüttert werde, weßhalb ſie ſogleich einen aus ihrer Mitte dem fremden Manne nachſandten, damit er es ihm ſage. Als dieſer nun ſah, daß ihm Jemand nachlaufe, lief er deſto ſchneller, ſo daß der Abgeſchickte ihn nicht ereilen konnte. Er ſchrie ihm daher von ferne zu:

— Was ißt er? Was ißt er?

Und der Fremde antwortete:

— Was man ihm beut! Was man ihm beut!

Der Schildbürger verſtand aber: Vieh und Leut! und kehrte nun ganz erſchreckt heim, und überbrachte den geſtrengen Herren die Botſchaft, worüber auch dieſe ſehr erſchraken.

— Wenn alſo der grimme Maushund keine Mäuſe mehr zu freſſen hat, ſprachen ſie, ſo wird er unſer Vieh freſſen und zuletzt uns ſelbſt, die wir unſer gutes Geld für ihn hingegeben haben.

Darauf kamen ſie in ihrer Rathsſitzung überein, die Katze zu tödten, allein Niemand hatte den Muth ſie anzugreifen. Sie entſchloßen ſich daher, ſie mit dem Rathhauſe, wo ſie war, zu verbrennen, weil es ja beſſer wäre, einen geringen Schaden zu ertragen, als daß ſie Alle um's Leben kämen. Sie zündeten alſo getroſt das Rathhaus an. Als es aber der Katze zu heiß zu werden begann, ſprang ſie zu einem Fenſter hinaus und floh in ein anderes Haus. Das Rathhaus aber brannte nieder, bis auf den Grund.

Die armen Schildbürger kümmerte das aber nicht ſehr, denn ſie waren nur in Sorgen, wie ſie des gefährlichen Maushunds ſich bemächtigen könnten. Nach einem ſchnell gepflogenen Rath kauften ſie das Haus, in welchem die Katze war, an ſich und ſteckten auch dieſes in Brand. Aber die Katze entſprang auf das Dach, ſaß da eine Weile und ſtrich ſich, nach Katzenart, mit der Pfote über den Kopf. Das begriffen die Schildbürger aber falſch und legten ſich's ſo aus, als wenn die Katze eine Hand aufhübe und einen fürchterlichen Eid ſchwöre, daß ſie dieſe Verfolgung auf Tod und Leben nicht wolle ungerochen laſſen.

Die Verlegenheit wurde immer dringender, als Einer aus dem Haufen, der ein rechter Held war und das Herz auf dem rechten Flecke hatte, mit einem langen Spieß nach der Katze ſtechen wollte, ſie aber ſprang auf den Spieß und lief daran behend herunter. Den Helden und die ganze Gemeinde ergriff darob ein ſolcher Schrecken, daß ſie Alle davon liefen und das Feuer ungeſtört fortbrennen ließen.

So brannte denn die ganze Stadt nieder und die Katze blieb dennoch am Leben; die Schildbürger aber waren mit Weib und Kind in einen Wald geflohen, und wußten nicht wo ſie bleiben oder was ſie anfangen ſollten. Wegen des Maushunds, der noch immer auf der Brandſtätte ſein Weſen trieb, hatten ſie Angſt, die Stadt wieder an der alten Stelle aufzubauen, ſie faßten daher den Entſchluß auszuwandern und in der Fremde eine neue Heimath zu ſuchen. Seitdem trifft man jetzt Nachkommen und Enkel der Schildbürger in aller Herren Länder, die durch ihre Art und Weiſe ſich vor allen andern Menſchen auszeichnen. Man müßte ſich oft verwundern, wo all' die Narrheit und Thorheit aller Arten herkomme, wüßte man nicht, daß ſie die eingewanderten Schildbürger mitgebracht und ausgebreitet haben.

Wir aber ſetzen zum Schluſſe dieſer lehrreichen Geſchichte noch das alte Sprüchlein her:

Wen Gott hat weiſ' und klug gemacht,
Der ſei zu bleiben es bedacht.
Wer ſelber ſich zum Narren macht,
Der wird, wie billig, ausgelacht.
Wart', bis das Alter kommt heran,
Du wirſt genug noch thöricht dann. —

Die Perücke auf dem Elſterneſte.

Im ſiebzehnten Jahrhundert war an der Sanct Petrikirche in der ehemaligen Hauptſtadt der Altmark, Stendal am Flüßchen Uchte, ein gar würdiger Küſter und Schullehrer angeſtellt, welcher Heumann hieß. Er lebte in Friede und Freundſchaft mit ſeinem Prediger, die Gemeinde hatte ihn lieb und die Kinder wünſchten ſich keinen beſſern Lehrer. Wenn ihn die lieben Kleinen auf der Straße gehen ſahen, ſo erheiterte ſich ihr ganzes Geſicht, ſie ſprangen vertrauenvoll auf ihn zu und reichten ihm mit den Worten die Hand: Guten Tag, lieber Herr Heumann!

Dieſer gute, würdige und geliebte Mann hatte jedoch ein ſaures Leben. In ſeiner ſehr beſchränkten Amtswohnung war kaum die Schulſtube geräumig genug, für die hundert und fünfzig Kinder von ſechs bis vierzehn Jahren, welche die Schule beſuchten. Sein Wohnzimmer war ſchmal und lang, mit einem Fenſter nach der Straße und einem andern, das in den Hof und Garten ging. Hier lebte er mit ſeiner Frau und ſeinen fünf Kindern, von dem geringen Ertrage ſeiner Stelle. Wenn ihn auch manchmal Kleinmuth ergriff und er ſich dachte: Du lieber Gott, wie ſoll das werden, wenn die Kleinen einmal größer ſind! Dann faßte er ſich bald wieder als ein frommer Mann und ſetzte hinzu: Er, der der gute Vater Aller iſt, wird wohl Rath für ſie wiſſen!

Seine Frau pflegte, wenn er ihr ſeine Bekümmerniſſe und ſeine Tröſtungen manchmal mittheilte, mit gläubiger Ergebung hinzuzuſetzen:

— Gott gibt ja den jungen Raben, die ihn anrufen, ihre Speiſe und ſollten da wohl unſere lieben Kinder verhungern müſſen?

Mit dem, was zu des Leibes Nahrung erforderlich war, ſchränkten ſie ſich ein, allein was den äußern Anſtand, vornehmlich die Kleidung betraf, darin wollten ſie den übrigen Einwohnern des Städtchens nur ungern nachſtehen, „denn“ — ſagte die kluge Frau:

— Was man auf dem Leibe trägt, das ſieht man und darnach wird man im menſchlichen Leben gar oft beurtheilt.

Schulmeiſter Heumann war damit nicht vollkommen einverſtanden. „Kleider machen Leute“ ſprach er, iſt ein gar alberner Spruch. Seine Frau ließ ſich dadurch nicht irre machen, ſondern kleidete die ganze Familie, damaliger Sitte nach, recht zierlich und ſauber.

Nun war zu jener Zeit die wunderliche Mode aufgekommen, daß ſich die vornehmen Männer einer Stadt ihr ſchönes, wenn auch noch ſo volles Haupthaar abſcheeren ließen und den kahlen Scheitel mit einer Haarhaube ſchmückten, welchen man den Namen gab, den ſie von ihren Erfindern, den Franzoſen, erhalten hatten; Perücken nämlich. Dem wackern Küſter Heumann wollte dieſe Mode nicht gefallen und er ſchalt darüber, allein ſeine Hausfrau war anderer Meinung.

— Solch' eine Perücke, ſagte ſie manchmal, müßte dir ganz gut ſtehen. Du ſollſt dir eine anſchaffen; biſt ja auch ein Mann bei der Stadt!

Dieß wiederholte ſie lange vergebens, als aber der Herr Paſtor ſich eine zulegte, da half kein weiteres Widerſtreben und Heumann mußte nachfolgen. Es war an einem Neujahrstage, als er in dem Schmucke zum erſten Male in der Kirche erſchien. Es war ihm, als wenn die ganze Gemeinde voll Ehrfurcht auf ihn hinblickte und beim Hinausgehen aus dem Gotteshauſe glaubte er zu ſehen, daß ſich Alt und Jung viel tiefer vor ihm verneigte. Nun gefiel der Schmuck ihm ſelbſt und er hielt ihn ehrenwerth.

Allein die ſchöne Perücke ward nur aufgeſetzt, wenn irgend ein Amtsgeſchäft zu verrichten war oder ein beſonderer Beſuch zu machen. Sonſt hing ſie an der linken Seite eines Spiegels an dem Fenſter, das nach dem Hofe hinausging. Hinter dieſem Hofe lag das kleine Gärtchen und in dieſem befand ſich unter den andern Bäumen ein Erlenbaum, auf deſſen Gipfel eine Elſter ihr Neſt gebaut hatte.

An einem ſchönen Morgen, vor dem Schulhalten, öffnete Heumann das Fenſter, um friſche Luft durch den dunſtigen Raum ſtreichen zu laſſen. Seine Frau war zu einer Nachbarin gegangen, um mit dieſer ein wenig zu plaudern, da ſchickte mit einem Male der Herr Pfarrer und ließ dem Küſter ſagen, er ſolle zu ihm kommen, es harre ſeiner ein Amtsgeſchäft.

— Kinder, rief der Lehrer, geht nach Hauſe, der Herr Paſtor bedarf meiner und der Gottesdienſt geht vor dem Schuldienſt.

Die Kinderchen ließen ſich das nicht zweimal ſagen und während ſie zum Hauſe hinausſtürmten, ſprang Herr Heumann in's Wohnzimmer, nach dem Spiegel, wo die Perücke hing. Aber Himmel! wer ſchildert das Erſchrecken unſers wackern Küſter? die Perücke war verſchwunden. Hätte er noch ſein eigenes Haar gehabt, er würde ſich's vielleicht in ſeinem Unmuthe zerzaußt haben.

Zum Glücke kam ſo eben ſeine Frau dazu.

— Wo iſt meine Perücke? fragte er ſchnell.

— Am Spiegel, erwiderte jene unbefangen, wo ſollte ſie denn wohl anders ſein?

Er führte ſie hin, und ſie ſah alsbald, daß ſie wohl anderswo ſein müſſe, denn dort war ſie nicht mehr.

In dieſer Verlegenheit blieb weiter nichts übrig, als dem Herrn Paſtor ſagen zu laſſen, wie dem Herr Küſter Heumann plötzlich übel geworden ſei und er deßhalb das Bett hüten müſſe. Man ſuchte indeß unausgeſetzt, allein die Perücke wurde nicht gefunden.

Mittags ſchmeckte weder Eſſen noch Trinken und die Herzen des wackern Küſters und ſeiner Frau waren voll Sorgen.

— Gewiß hat Gott unſern Hochmuth beſtrafen wollen, meinte Heumann; denn du haſt mich, wie Eva den Adam verführt, und ich habe mich verführen laſſen, daher dieſe Strafe des Himmels.

Indem er betrübt dieſe Worte ſagte, trat Gottlieb, ſein älteſtes Söhnchen, athemlos zu ihm und ſagte:

— Weißt du, Vater, wo deine Perücke iſt? Oben auf dem Elſterneſte; ich und faſt alle Schulkinder haben ſie deutlich geſehen und ſogar die ſechs und zwanzig Locken konnten wir deutlich daran zählen.

— Ach, es iſt wohl nicht wahr! rief der Vater, und mit dieſen Worten ſtand er ſchon mitten unter der Kinderſchaar, die Augen emporgerichtet zu dem verhängnißvollen Baume. Einige Knaben wollten lachen, aber Heumann verwies ihnen dieſes.

— Seid ernſthaft, Kinder! ermahnte er ſie; das iſt kein Ungefähr; Gott hat dem Vogel geboten, mich ein wenig zu demüthigen und wer weiß, wozu es ſonſt noch gut iſt? Wenn Ihr aber lacht, ſo gleicht Ihr jenen ausgelaſſenen Kindern, die den Propheten Eliſa einen Kahlkopf nannten und dafür, wie Ihr wißt, von Gott recht arg geſtraft wurden. Geht jetzt ruhig nach Hauſe und kehrt erſt morgen zur Schule zurück.

Die folgſamen, ihren Lehrer liebenden Kinder gingen voll Ernſtes und mäuschenſtill hinweg. Kaum hatten ſie ſich aber entfernt, ſo holte der gute Heumann die längſte ſeiner Leitern herbei, um ſie an den Erlenbaum zu legen, ſtieg dann ſchnell hinauf, machte ſich durch die widerſtrebenden Zweige des Baumes Bahn und war oben am Elſterneſte. Ein Griff, und ſeine liebe Perücke war wieder aus der Hand auf's Haupt mit einem herzlichen: Gott ſei gedankt!

Da er nun aber einmal oben war, glaubte er das Neſt des Vogels noch ein wenig näher betrachten und unterſuchen zu müſſen und fand darin ein junges, bald flügges Elſterlein.

— Das ſollſt du mitnehmen, ſprach er bei ſich ſelbſt, um die Diebin, die Alte, doch in Etwas zu züchtigen und ihr Junges vor dem Stehlen zu bewahren, das es bei ſeiner Mutter unfehlbar lernen muß.

Geſagt gethan! Allein, wie er das Thierchen aufhob, blinkte etwas in ſchöner, rother Pracht, wie Karfunkel. Er griff darnach und ſah, daß es ein großer goldener Ring mit koſtbaren Edelſteinen war.

— Werthe Frau und liebe Kinder, rief er den Seinigen zu, die unten ſtanden: hab' ich's nicht geſagt, daß dem, der Gott vertraut, die größte Angſt immer wieder in wahre Herzensfreude verwandelt wird?

Dieß ſagend war er ſchon wieder unten in ſeinem Stübchen und die ganze Hausgenoſſenſchaft ſtarrte den Ring an und konnte einige Minuten lang vor Verwunderung kaum ſprechen.

Indeſſen wurde die ganze Geſchichte in der St. Petri-Pfarre ruchbar und Alt und Jung erſchien, um dem braven Manne Glück zu wünſchen.

— Seht, lieben Leute, ſprach er, was der Herr vermag! Die Elſter glaubte es böſe mit mir zu machen, aber Gott machte Alles wieder gut. Die wiedergefundene Perücke iſt mir nun noch Eins ſo lieb und der Werth des Ringes ſoll meinen Kindern — wenn nämlich auf meine Bekanntmachung kein Eigenthümer ſich einſtellt — zu ihrem dereinſtigen Fortkommen dienen.

Sogleich wurde der Gaſſenvogt beſtellt, um den gefundenen Ring auszurufen und überall ward der Fund überdieß noch angezeigt. Aber es meldete ſich Niemand, obwohl bereits ein Jahr darüber hingegangen war und der Ring blieb des Küſters Eigenthum.

Sein Werth war groß — ſehr groß — und die wohlerzogenen Kinder erhielten dadurch eine ſtattliche Mitgift, und damit der ehrliche Finder nicht ganz dabei zu kurz komme, ſo ließ er ſich auf Anrathen ſeiner Frau und des Herrn Paſtors eine zweite Perücke machen.

Der jungen Elſter aber löſte er die Zunge und lehrte ſie das ſiebente Gebot und dazu die Worte: Verzage nicht! Sah er einmal, daß ſie ſich umſah rechts und links, gleich fragte er: „Wie heißt das ſiebente Gebot?“

Und die Elſter ſprach:

— Du ſollſt nicht ſtehlen.

Hatte er ſelbſt einmal irgend einen Verluſt gehabt, der ihn ſchmerzte, ſo rief er:

— Elſter! wie ſteht geſchrieben?

Und ſie erwiderte:

— Verzage nicht!

Und der Küſter nebſt ſeiner Familie, lebte mit der Elſter lange Jahre auf Erden, aber noch länger im Munde des Volks.

Noch jetzt ſoll man in Stendal, beim Anblick jedes Elſterneſtes, an den Küſter Heumann und ſeine Perücke denken, wie uns Herr Ernſt Weiſe in ſeinen Sagen der Stadt Stendal verſichert, dem wir dieſe lehrreiche Geſchichte, unſern jungen Leſern zum Frommen, entnommen haben, weßhalb er uns ſicher nicht zürnen wird.

Der Mummelſee.

So wie die Sage das Innere der Berge bewohnt ſein läßt von wunderſeltſamen, reichbegabten Weſen, ſo bevölkert ſie auch die Tiefen der Gewäſſer mit ähnlichen Geſchöpfen, die unſere Geſtalt tragen, aber mit zauberiſchen Kräften ausgeſtattet, uns in vielen Stücken überlegen ſind, dabei aber von dem beſtändigen Drang getrieben werden, unſere Gemeinſchaft zu ſuchen, uns unaufgefordert hilfreich beizuſtehen, oder uns neckend zu verfolgen.

Faſt jedes deutſche Gewäſſer hat ſeine geſpenſtigen Bewohner. Die großen deutſchen Flüſſe Rhein und Donau haben, erſterer ſeine Lorelei, letztere ihre weit und breit bekannte Nixe, das ſogenannte Donauweibchen. Vor Allen aber ſind es die Gebirgsſeen, welche ſich dieſe Waſſergeiſter, Nixen oder Undinen, auserwählt haben, um dort ihr freies, muthwilliges Spiel zu treiben.

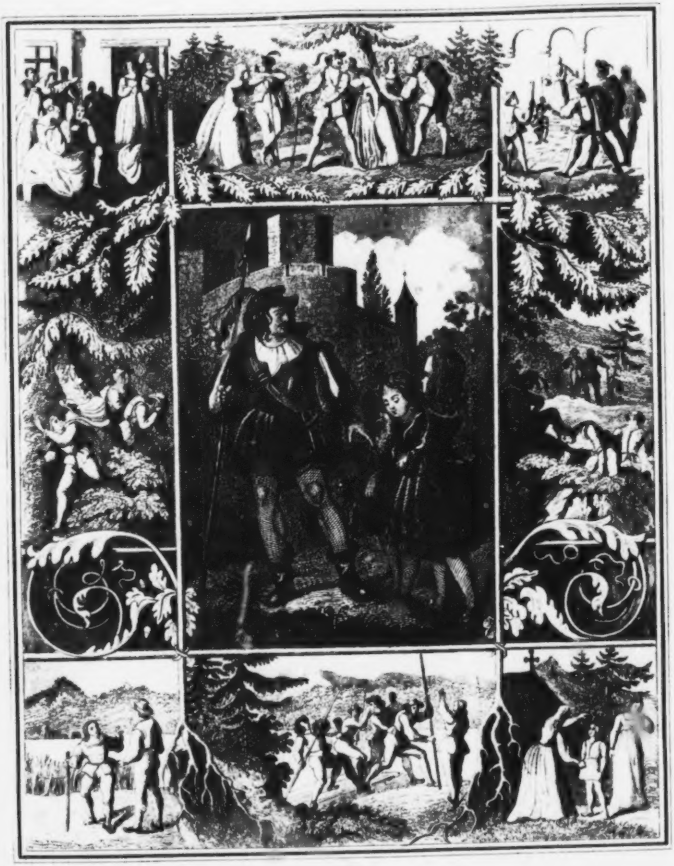
In dem herrlichen Schwarzwald, zwiſchen den duftigen Thälern von Sasbachwalden und Ober-Kappel, da wo die Berge der Umgegend zu ihrer höchſten Höhe ſteigen, ragt ein ſtarrer, faſt alles Pflanzenwuchſes beraubter Bergrücken, nahe an viertauſend Fuß über die Meeresfläche empor. Man tritt dort nur auf weichen, ſumpfigen Torfboden, der von Heidekraut und halbem Mooſe hie und da überwuchert wird. Dieſe Gegend heißt der Seekopf.

Hier liegt an einem felſigen Abhange in einer tiefen Bergſchlucht, von gewaltigen Felswänden umſchloſſen, ein unergründlicher Bergſee, aus dem die wilde Acher ihren Abfluß hat. Tiefe Stille herrſcht beſtändig in dieſer einſamen, öden Gegend. Das dunkle Nadelholz, das aus dem Felſen emporſteigt, ſpiegelt ſich in dem Gewäſſer des Sees und gibt ihm eine trübe Färbung und einen ſchauerlichen Charakter. In alten Zeiten hieß der See Wunderſee, jetzt wird er aber Mummelſee genannt, von den Mümmelchen, oder Seeweibern, die darin hauſen ſollen. In der Nähe liegen die zertrümmerten Bergſchlöſſer Hagenbrugg, Boſenſtein und Hohenrodt. Im Munde des Landvolkes der Gegend ſind viele Sagen von dieſem See im Umlauf. Wir wollen einige davon erzählen.

Ungefähr in der Mitte des ſchönen Thales an der Ober-Kappel, dort wo der Weg vom Mummelſee herabführt, liegen mehrere zerſtreute Wohnungen, welche den Ort Seebach bilden. Wie in vielen Gegenden Süddeutſchlands, ſo iſt es auch hier Sitte, daß die jungen Mädchen mit ihren Spinnrocken, oder nach dem alten Ausdrucke: mit ihren Kunkeln, an den langen Winterabenden ſich abwechſelnd beſuchen, um ſich die Zeit beim Spinnen in Geſellſchaft zu verkürzen. Dieß nennt man hier zur Spinnſtube gehen. Auch die unverheiratheten Burſche finden ſich dabei ein und es wird unter der Aufſicht der Eltern allerlei ehrbare Kurzweil getrieben, was eben Einer oder der Andere witzig genug iſt vorzubringen.

Vor vielen, vielen Jahren war eines Abends die Spinnſtube bei dem reichen Erlfried und man unterhielt ſich eben recht munter, da that ſich plötzlich und leiſe die Thüre auf und hereintraten drei weißgekleidete Jungfrauen von ausnehmender Schönheit, jede mit einem niedlichen Spinnrädchen von ungewöhnlicher Form in der Hand. Sie grüßten ſittſam die Geſellſchaft und die Eine fragte mit lieblichem Tone der Stimme, ob man ihnen, als friedlichen Nachbarinnen, nicht geſtatten wollte, an der Unterhaltung der Spinnſtube Theil zu nehmen.

Die Geſellſchaft ſah die Ankömmlinge zwar etwas verwundert an, aber dennoch bewilligte man ihnen das, warum ſie baten, und bald ſchnurrten ihre Rädchen mit denen der



Der Mummelsee

übrigen Spinnerinnen um die Wette. Die trauliche Heiterkeit, die früher geherrſcht hatte, war freilich durch den unerwarteten Beſuch unterbrochen worden, und Alle fühlten ſich von einer gewiſſen Scheu befangen; allein die Freundlichkeit der weißen Jungfrauen, die offenen und hellen Blicke, die ſie auf die Anweſenden richteten, gewannen bald wieder das geſtörte Vertrauen, und Munterkeit und harmloſer Frohſinn kehrten zurück.

So verging dieſer Abend und als der folgende den Kreis der Spinnerinnen wieder vereinigt hatte, da traten auch wieder die drei fremden Jungfrauen in die Stube, und ſo erſchienen ſie jedesmal, wenn der Tag ſich geſenkt hatte und die Lampe angezündet wurde, und fehlten in keiner Spinnſtube mehr.

Aber mit dem Glockenſchlag Elf ſtanden ſie auf, packten ihre Spinnräder zuſammen und gingen hinweg. Da half kein Bitten und Zureden, Nichts konnte ſie zum längern Verweilen bewegen. Niemand wußte woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen, denn Keiner hatte den Muth ſie zu fragen und ihnen wohl gar zu folgen; doch ſagte man ſich's leiſe in's Ohr: ſie wären von den Fräulein aus dem Mummelſee, und bald nannte man ſie nicht anders, als die drei Seefräulein, oder die drei Schweſtern vom See.

Seit ihrem Erſcheinen wurden aber die Spinnſtuben viel lebendiger, denn Alles drängte ſich dazu, weil die Seeſchweſtern ſo ſchöne Lieder zu ſingen wußten, auch unterhaltende Spiele angaben, und anmuthige Geſchichten erzählten. Die Spinnerinnen brachten viel vollere Spuhlen und feineres Geſpinnſt nach Hauſe, wenn es gleich an Feinheit und Glanz das der Fremden nicht zu erreichen vermochte.

Die Mädchen und Burſche waren ganz entzückt über ihre neuen Freundinnen, vor allen Andern aber war es der Sohn des reichen Erlfried, dem die Eine der Seejungfern ganz beſonders gefiel. Weil es ihn nun ſtets verdroß, daß ſie ſo früh aufbrach, ſo verfiel er einmal auf den Gedanken, die hölzerne Wanduhr, wie man ſie überall im Schwarzwalde findet, um eine Stunde zurückzuſtellen. Gedacht, gethan. Unter Scherz und Plaudern ſchlug es endlich elf, allein es war ſchon zwölf. Da nahmen die Fremden wie gewöhnlich ihre Spinnrocken zuſammen und entfernten ſich. —

Als am andern Morgen Holzhauer am See vorübergingen, vernahmen ſie in der Tiefe ein klägliches Wimmern und Stöhnen, und auf der Oberfläche ſchwammen drei große Blutflecke. Der junge Erlfried war in derſelben Nacht noch ſchwer erkrankt und nach drei Tagen war er eine Leiche.

Die drei Schweſtern aber wurden nie wieder im Thale geſehen. —

Einſt hatten ſich drei junge Wanderer im Gebirge verirrt, da geſellten ſich drei ſchöne Seefräulein zu ihnen, die ſich erboten, ſie zurecht zu weiſen. Das freundliche Anerbieten wird angenommen und unter heitern Geſprächen ſetzt man den Weg fort.

Allein der Abend brach herein und noch immer waren ſie nicht auf dem rechten Wege. Die Wanderer bemerkten das mit trauriger Miene, da erwidern die Jungfrauen, daß ſie mit ihnen nach dem See gehen würden, um ihnen dort ein gutes Nachtquartier zu verſchaffen. Obgleich die Jünglinge zu folgen ſich weigern, ſo gewahren ſie doch bald mit einem Schauder, daß ſie bereits das Ufer erreicht haben, vor dem der ſchwarze Mummelſee ſich geheimnißvoll ausbreitet, und kaum haben ſie den ſumpfigen Boden betreten, ſo ſenkt er ſich mit ihnen hinab und ſie befinden ſich auf dem Grunde des Waſſers.

Mit Schrecken ſchauen ſie um ſich, und da ſie in einem großen ſchwarzen Saale, der mit prachtvollen Kriſtallſpiegeln ausgeſchmückt iſt, welche an denen von Perlen und Edelſteinen ſchimmernden Pfeilern angebracht ſind. Unzählige Lichter und Lampen brennen ringsum und unter einem Thronhimmel, im Begriffe Gericht zu halten, ſitzt ein ſchneeweißer Greis und hält einen hohen, ſchwarzen Stab in Händen. Hundert ſchwarze Erdkobolde und eben ſo viele Delphine liegen zu ſeinen Füßen, und eine Menge von Seejungfrauen in den ſchönſten Gewändern umſtehen den Thron.

Mit ernſter Miene empfängt der Greis die Fremden ſammt ihren verlockenden Wegweiſerinnen. Dieſen verweist er ſtrenge den Frevel, die Jünglinge hieher geführt zu haben, und verurtheilt ſie ſogleich zum Tode. Die Jünglinge werfen ſich dem harten Richter zu Füßen und bitten um Entſchuldigung.

— Eurer jugendlichen Unbeſonnenheit, die ſich den unbekannten, räthſelhaften Führerinnen ſo ſchnell anvertraute, will ich dießmal verzeihen, ſprach ſtreng und dumpf der Richter. Kehrt unverſehrt zur Oberwelt zurück! Aber hütet Euch, je einen Stein in den See zu werfen, augenblicklich würde Euch ſonſt ſchreckliche Rache treffen. Hier, nehmt dieſe drei Steine zum Andenken an uns mit, und erinnert Euch daran, daß wir eben ſo ſchnell zu verzeihen, als hart zu ſtrafen wiſſen. Ein jeder dieſer Steine hat die Eigenſchaft, daß er jeglichem Felſen, den er berührt, eine heiße Quelle entlockt.

Nachdem ſie dies Geſchenk mit Dank in Empfang genommen, geleitet ſie ein Bergkobold wieder zur Oberwelt zurück. Kaum aber hatten ſie ſich hier von dem Schrecken des ſo eben beſtandenen Abenteuers erholt, als Vorwitz und Neugierde ſie ergreift und ſie, um die Wirkung davon zur Stelle zu erproben, dem Gelüſten nicht widerſtehen können, einen Stein in den See zu ſchleudern.

Da fing das Gewäſſer plötzlich an zu brauſen und zu toben, finſtere Wolken bedecken den Himmel, Blitze zucken, der Donner rollt und ein wüthender Sturmwind fährt durch den Gebirgsforſt hin. Furcht und Zittern ergreift die Verwegenen und ſie meinen, die Erde werde ſich zum zweiten Male unter ihren Füßen öffnen, um ſie in den Abgrund zu verſetzen. Von namenloſer Angſt getrieben und von dem gräßlichen Ungewitter gefolgt, ſtürzen ſie fort, den Berg hinab und eilen ohne Raſt und Unterlaß durch die Thäler, bis ſie halb todt vor Schrecken und Ermattung am Abhange des Berges hinſinken, wo heutigen Tages die freundliche Stadt Baden liegt.

Während ſie nun dort in tiefer Bewußtloſigkeit liegen, fällt dem Einen ſein Stein, das Geſchenk des alten Seekönigs, aus der Taſche und berührt den ſchwarzen Fels, auf welchem er ruht, und alsbald öffnet ſich dieſer, und ein mächtiger Strahl ſiedheißen Waſſers ſpringt daraus empor, und überall, wo der Stein im Hinabrollen den Felſen berührt, ſtrömen warme Quellen zu Tage. Der Platz aber, wo ſie geruht haben ſollen, iſt da, wo ſich jetzt die Hauptquelle oder der Urſprung von Baden befindet.

Einige Köhler, welche gerade aus dem nahen Walde traten und den Vorgang mit anſahen, hielten die fremden Leute für Zauberer. Sie wollten daher über ſie herfallen und ſie ermorden. Die auf's Neue bedrohten Wanderer erzählten den Köhlern darauf Alles, was ihnen begegnet war, das ſeltſame Abenteuer, das ſie beſtanden, und wie die Todesangſt ſie nach dieſer Gegend getrieben hatte, wo ſie bewußtlos niedergeſunken waren. Zur Bekräftigung der Wahrheit ihrer Ausſage zeigten ſie die noch übrigen Wunderſteine vor und boten ſie den Köhlern zum Geſchenke an, wenn ſie ſie los und ledig laſſen würden.

Die Köhler waren es zufrieden. Der Eine ging ſogleich mit dem einen Steine in ſeine Heimath, die heutige Hub, wo er die warme Quelle, das jetzt ſogenannte Hubbad, entſpringen ließ, der Andere aber gab mit ſeinem Wunderſteine dem heilkräftigen Badenweiler ſein Entſtehen.

Eine andere Geſchichte erzählen die Landleute dieſer Gegend in folgender Weiſe:

Eines Abends kam ein kleines, graues Männchen zu einem Bauer auf den Hof, und bat mit ſehr demüthigen Worten um eine Nachtherberge. Der Bauer, der nur arm war, und daher keinen überflüſſigen Vorrath an Betten hatte, bot ſeinem Gaſte die Ofenbank oder den Heuſchober an; allein das Männchen erbat ſich ein kühles Plätzchen am Waſſer.

— Meinethalben, ſagte darauf lachend der Bauer, magſt du im Brunnentrog oder im Weiher ſchlafen, wenn dir damit gedient iſt.

Das Männlein ließ ſich das nicht zweimal ſagen, ſondern grub ſich ſogleich zwiſchen den Binſen, die am Ufer ſtanden, ganz nahe am Waſſer ein, als ob es Heu wäre, ſich darin zu wärmen.

Früh, am andern Morgen, kam es aus ſeinem Nachtlager hervor und hatte, zum großen Verwundern des Bauern, ganz trockene Kleider an.

Der Bauer äußerte ihm ſein Erſtaunen, und das Männchen erwiderte, es könne wohl ſein, daß er ſeinesgleichen noch nicht geſehen habe und auch nicht ſehen werde, weil hundert und wieder hundert Jahre vergehen könnten, bis Einer von ſeinem Geſchlechte eine Nacht auf der Erde zubringen dürfe.

Hierauf kamen ſie in allerlei vertrauliches Geſpräch, und der räthſelhafte Fremde ſagte ſeinem Wirthe, daß er ein Waſſermännlein ſei, dem ſein Weibchen verloren gegangen, das er in dem Mummelſee zu ſuchen gekommen, weßhalb er recht ſehr bitte, ihm den Weg dahin zu zeigen.

Der Bauer machte ſich unverzüglich mit dem Waſſermännlein auf den Weg, und im Gehen erzählte dieſes viele gar wunderſeltſamliche Sachen, daß es nämlich ſchon ſehr lange ſein Weibchen in vielen Seen ſuche und nie gefunden habe, auch wie es in dieſen Seen ausſehe und beſchaffen ſei. Unterdeſſen hatten ſie das Ufer des Mummelſees erreicht, und das Männchen nahm unter Dank Abſchied von dem Bauern, und es bat ihn, bis zu ſeiner Wiederkunft zu warten, und wenn es nicht wiederkäme, ſo wolle es ihm ein Zeichen ſenden.

Wie nun der Bauer einige Stunden am Ufer gewartet hatte, ſo iſt der Stab, den das Männlein in der Hand getragen, ſammt einem paar Hände voll Blut, mitten im See zum Vorſchein gekommen und etliche Schuh hoch in die Luft geſprungen, worauf der Bauer dieß für das verheißene Wahrzeichen genommen und ſtill und in ſich gekehrt nach Hauſe gegangen ſei.

Noch allerlei Sagen und Mährchen erzählen die Bauern des Schwarzwalds, aus denen ſie abnehmen wollen, daß der Mummelſee von geſpenſtiſchen Weſen bewohnt ſein müſſe.

Hirten, die ihr Vieh am Seegeſtade weideten, wollen einen braunen Stier aus dem Waſſer emporſteigen geſehen haben, der ſich zu ihren Rindern geſellte und mit ihnen weidete. Aber alsbald iſt eines von den Männchen nachgekommen, das den Stier zurückholte, und als er nicht mit Gutem wollte, da ſchalt es und verwünſchte den Stier, bis daß er mit ihm ging.

Einem Markgrafen von Baden, der mit ſeinem Gefolge von Hofleuten und vielen Geiſtlichen an den See zog, um geweihte Kugeln hineinzuſchießen und heilige Sachen hineinzuſenken, damit, nach ſeiner Meinung, der Spuk und Zauber ein Ende habe, wäre dieſes Unternehmen bald ſehr ſchlecht bekommen. Denn plötzlich ſprang ein fürchterliches Ungeheuer aus dem See, ging auf die Verwegenen los und hätte ſie gewiß vertilgt, wenn ſie nicht auf's Eiligſte die Flucht ergriffen hätten.

Als ein Herzog von Würtemberg einſt ein Floß bauen ließ, damit auf dem See zu fahren und deſſen Tiefe zu ergründen, da fing das Floß, ganz gegen die Natur des Holzes, unterzuſinken an, und ſie mußten ihr Vorhaben aufgeben.

Man will am Ufer des Mummelſees noch einige Stücke dieſes Floßes ſehen.

Der Hennegraben.

Von den vielen ſchönen, alten Sagen, die ſich gleichſam wie ein blühender Kranz um die Höhen und Thäler ziehen, welche den herrlichen Badeort Baden umgeben, finde hier noch eine gar einfache ihren Platz, die jedoch, trotz ihrer Einfachheit, recht ſinnig zum Gemüthe ſpricht.

Nicht weit von der Burg Windeck, beim Hubbade, liegt eine Meierei, welche der Hennegraben genannt wird. Zwiſchen den hellgrünen Weinreben und den hohen, dunkeln Kaſtanienbäumen ſind noch die Spuren eines alten Grabens zu erkennen, welcher ſich um ein Viereck des Schloſſes herzog.

Im Jahre 1370, zur Zeit der Straßburger Fehde zwiſchen dem Domdechant Johann von Ochſenſtein und dem Domprobſt Hanemann von Ryburg, und als der Erſtere auf der Windeck gefangen ſaß, wohnte unten im Wolfshag in einer Mooshütte eine alte Frau, welche von ihren Nachbarn weit und breit nur die Waldfrau genannt wurde. Sie kannte viele verborgene Dinge, und auch die geheimen Heilkräfte der Pflanzen und Wurzeln, und die wilden Thiere, die damals noch in den Forſten ſo häufig waren, thaten ihr nichts zu Leide, ſondern ſchienen vielmehr ihrer Stimme zu gehorchen. Ihr ganzer Reichthum beſtand aber nur in einigen weißen Hühnern von ungewöhnlicher Größe, die ſich ihr Futter im Walde ſuchten.

Eines Tages, als die Alte vor ihrer Hütte ſaß, kamen zwei wunderſchöne Knaben des Weges daher. Sie ſchienen müde und traurig und fragten nach dem Wege zur Windeck. Die Alte hieß ſie freundlich willkommen und gab ihnen Obſt und Brod zur Erquickung. Das Jüngere von den Kindern, ein Knabe von dreizehn Jahren, ließ ſich's wohl ſchmecken, aber das Aeltere hielt niedergeſchlagen ſeinen Apfel in der Hand und Thränen traten ihm in die Augen. Es ſuchte ſie jedoch zu verbergen und ging zu dem nahen Felſenbrunnen und wuſch ſich das Geſicht mit dem friſchen, klaren Bergwaſſer.

Die alte Waldfrau ſchaute dem Kinde wohlgefällig in das blühende Antlitz und ſprach dann mit ſanftem, theilnehmendem Tone: „Du biſt gewiß kein Knabe, ſondern eine Jungfrau. Habt Vertrauen zu mir, ihr guten Kinder und ſagt mir, wo Eure Eltern wohnen und was Euer Begehr auf der Burg iſt.“

Da athmete das ſchwermüthige Kind hoch auf, und vertrauend auf das alte Mütterchen blickend, erwiderte es:

— Wohl bin ich eine Jungfrau, und heiße Imma von Erſtein, und dieß iſt mein Bruder. Unſer Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns bis jetzt väterlich erzogen, nun aber iſt er oben auf der Windeck gefangen, und wir wollten zum Burgherrn gehen und ihn bitten, daß er ihn freigebe.

— Habt Ihr denn Löſegeld bei Euch? fragte die Waldfrau.

— Ach! ſeufzte die Jungfrau, indem ſie ein diamantenes Kreuz hervorzog; ich habe Nichts, als dieſes, aber wir wollen den Ritter bitten, daß er uns als Geißeln behalte, bis der Ohm ſich gelöst haben wird.

— Sei nur nicht ſo traurig, ſprach mitleidig die Alte, indem ſie der Jungfrau die Locken aus dem Geſicht ſtreichelte, ich will den Dechant loskaufen. Hört mich wohl an, Kinderchen! die Straßburger werden eheſtens anrücken und die Burg belagern. In vergangener Nacht habe ich zwei Kundſchafter belauert, die ſich hier im Dickicht verſteckt hielten. Sie hatten die Gelegenheit gut ausgeſpäht und beſonders die ſchwache Seite der Burg, dort drüben am Tannenwald, bemerkt, wo das ſteinerne Todtenkreuz ſteht. Geht nun hinauf zu Herrn Reinhard, dem jungen Ritter auf Windeck, und ſagt ihm, er ſolle an jener Stelle eilig einen tiefen Graben aufwerfen laſſen, aber noch heute, denn ich fürchte, die Feinde möchten ſchon in dieſer Nacht heranziehen.

— Aber wird der Ritter auch für dieſe Botſchaft unſern Ohm freigeben? fragte das Mädchen.

— Ich gebe Euch ja noch überdieß ein Löſegeld mit! rief heiter die Alte.

Sie klatſchte jetzt in die Hände und von allen Seiten flogen und trippelten die Hühner herbei. Sie nahm eines derſelben und gab es Imma, indem ſie ſagte:

— Dieſe Henne bringe dem Ritter Reinhard auf Windeck, damit er den Dombechant von Straßburg freigebe.

Die Kinder blickten ſie verwundert an.

— Thut nur wie ich ſage, fuhr die Alte fort. Der Ritter ſoll die Henne, ſobald die Sonne untergegangen ſein wird, bei dem Kreuze niederſetzen, wo die Feinde den Hauptangriff machen wollen. Er hat auf ſeiner Burg nicht Hände genug, den Graben noch breit und tief genug machen zu laſſen, meine gute Henne aber wird's zu Stande bringen.

Nach dieſen Worten ſtreichelte ſie die Henne und ſang dazu in leiſen, kaum vernehmlichen Tönen:

Höre, was ich ſag',
Wenn ſich neigt der Tag,
Wenn die Eule ſchreit,
Mußt du graben tief und breit,
Mußt ſcharren die Erd' heraus,
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu dem Heldenſchwert,
Welches kein Roſt verzehrt.
Geh', und vor Mitternacht
Sei ſchon das Werk vollbracht.

Imma nahm darauf die Henne nicht ohne Grauen auf den Arm, aber die Alte wußte durch freundliches und treuherziges Zureden doch ihr Vertrauen zu erwecken. Ihr Bruder zeigte nicht die mindeſte Furcht und freute ſich darauf, die Henne graben zu ſehen.

Die beiden Geſchwiſter hatten kaum die Hälfte des Berges erſtiegen, auf dem die Burg liegt, als ihnen ein junger Ritter entgegenkam. Er war von ſehr edler Geſtalt, und obgleich ſein ſtiller Ernſt die Kinder ein wenig erſchreckte, ſo benahm doch der milde Ton ſeiner Stimme, in dem er ſie anredete, alle Beſorgniß.

Auf ſeine Frage, wer ſie ſeien und was ſie auf ſeiner Burg ſuchten, erwiderte Imma:

— Edler Ritter, Ihr haltet unſern Ohm, den Dechant von Straßburg gefangen. Er iſt der Vater geweſen, der für uns ſorgte, denn wir haben keine Eltern mehr, und darum bitten wir Euch, ihn frei zu geben und uns als Geißeln zu behalten.

Der Ritter betrachtete die Kinder und konnte ſeine Rührung nicht verbergen, dann gewahrte er die weiße Henne, die Imma auf dem Arme trug. Auf ſeine Frage erröthete die Jungfrau und erzählte in abgebrochener Rede, was es damit für Bewandtniß habe.

Der junge Burgherr hörte ihr aufmerkſam zu, dann ſprach er:

— Edle Jungfrau, in Gottes Geleite ſeid Ihr hiehergekommen, und von meinem Arm geſchützt ſollt Ihr hier weilen und wieder heimkehren, ſobald es Euch gefällt. Jetzt folgt mir und bereitet Euerm Ohm eine freudige Ueberraſchung! —

Während nun Imma und ihr Bruder bei dem Ohm waren und ſich der Freuden des Wiederſehens erfreuten, betrieb der Ritter die Vertheidigungsanſtalten ſeiner Burg. Er kannte die ſchwache Seite am Tannenwalde, und ließ auch bereits an einem Graben daſelbſt ſeit einigen Tagen arbeiten. Allein die Zeit war zu kurz und er ſah das Ende der beſchwerlichen

Arbeit nicht ab, obgleich die Zeit doch ſo mächtig drängte. Er dachte daher über die Botſchaft der Waldfrau nach und beſchloß, ſich der ihm dargebotenen Hilfe mit Vertrauen zu bedienen. Als daher die Nacht ſich herniederſenkte und die Sterne am Himmel mit mildem Scheine heraufzogen, trug er die Henne zu dem Todtenkreuze, wo ſein Großvater im Zweikampfe gefallen war. Mit dem Schlag der Mitternachtſtunde begab er ſich wieder an den Ort, und fand zu ſeinem Erſtaunen einen tiefen, breiten Graben mit einer Bruſtwehr, und im Sternenſchein blinkte ihm das Schwert ſeines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen in's Grab mitgegeben hatte. Die Henne aber war verſchwunden.

Gegen Morgen rückten auch bereits die Straßburger in drei Haufen heran; es war daher die höchſte Zeit geweſen, die Schutzwehr zu vollenden. Die Feinde waren zu einem Sturme gerichtet, aber der Graben der Henne vereitelte ihre Abſicht, und ſie wurden mit großem Verluſt zurückgeſchlagen.

Hierauf bewarb ſich der Windecker um Imma's Hand, und nachdem der Zwiſt vertragen und der Dechant freigegeben war, willigte er in die Verbindung, und Imma wurde die Gattin des Ritters und im hohen Münſter zu Straßburg legte der Dechant ihre Hände in einander.

Der Schatzgräber.

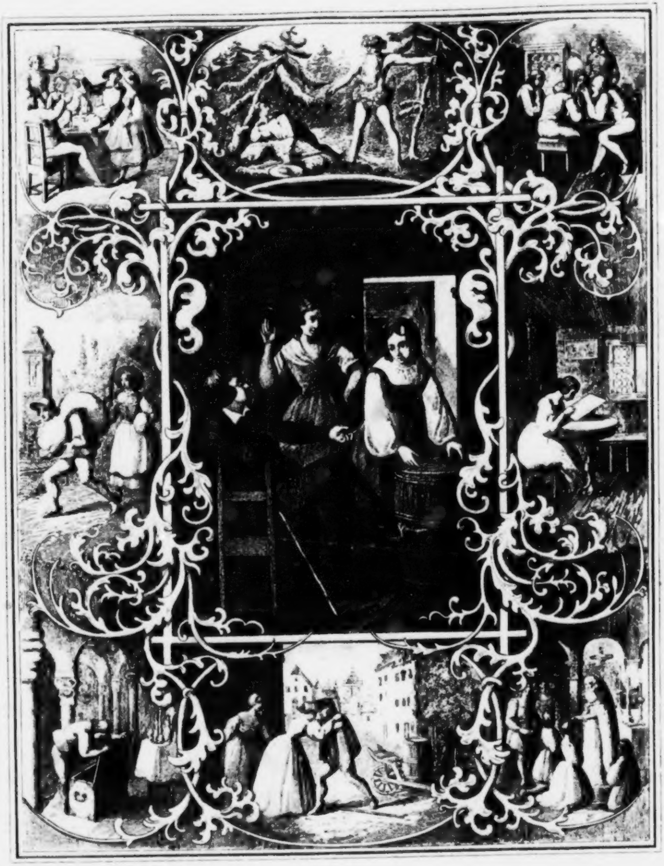
Am Dienſtage nach Bartholomäi hielt nach uraltem Herkommen die Schäfergilde zu Rotenburg im Tauberthale in Franken den jährlichen Umgang, und nachdem ſie in der Sanct Wolfgangskirche vor dem Klingenthore Meſſe gehört hatte, zog ſie in's Wirthshaus zum goldenen Lamm, lebte den ganzen Tag in Saus und Braus und hielt ihren weltbekannten Schäfertanz auf offenem Markte, bis zu Sonnenuntergang.

Die jungen Leute, die von draußen zu dem Feſte herbeigekommen waren, verliefen ſich dann wieder, die alten, wohlhabenden Hirten aber ſaßen beim Zechgelag zuſammen, um die Weinkanne, bis tief in die Nacht, und wenn der Wein das Band der Zunge gelöst hatte, wurden ſie laut und koſten von mancherlei Dingen.

Unter vielem Andern, was auf ſolche Weiſe zu Markte gebracht wurde, waren auch manche grauſige Abenteuer, wie ſie in Wüſten und Wäldern ſich zutragen, Geſchichten von Hexen und Geſpenſtern, wie ſie das Volk glaubt und allerlei Wunderdinge, die Dieſer und Jener geſehen, gehört und erfahren haben wollte. Bei dieſen Erzählungen ſträubten ſich die Haare der Zuhörer, und manche von den Gäſten zahlten gern noch einen Schoppen, um ſich das Vergnügen noch länger zu verſchaffen.

An dem Abende, den wir in dieſem Falle beſonders vor Augen haben, befand ſich unter den Gäſten des goldenen Lamms auch der ſilberhaarige Martin, ein noch munterer Greis von achtzig Jahren, der von Allen geſchätzt und geliebt wurde. Als es bereits anfing, in der Trinkſtube etwas leerer zu werden, ließ er ſich noch einen Becher guten Weines zum Schlaftrunk reichen, und man ſah es ihm an, daß die Ruhe, die ſich jetzt in der Stube zu verbreiten anfing, ihm beſſer behagte, als der frühere Lärm, der ihm nicht geſtattet hatte, ſo recht zu Worte zu kommen.

— Kameraden, hob er jetzt an, Ihr habt viel von Euern Abenteuern geſchwatzt, die zum Theil wunderſeltſam genug klingen, doch ſcheint mir, der Wein habe Euch geholfen. Ich



Der Schatzgräber

weiß auch Etwas zu erzählen, das die reine Wahrheit iſt, weil es mir in der Jugend ſelbſt begegnete und das Euch wunderbarer klingen wird, als alles Andere, was Ihr hier zu hören bekamt. Aber 's iſt ſchon zu weit in der Nacht, und ich werd's heut nicht mehr enden können, darum — auf ein ander Mal!

Alles hatte geſchwiegen, als der ehrwürdige Greis zu ſprechen angefangen hatte, jetzt aber rief man durcheinander:

— Vater Martin! laß uns dein Abenteuer hören! Gib's uns zum Feierabend!

Selbſt einige Bürger aus der Stadt, die ſchon im Begriff geweſen waren, heimzugehen, hingen wieder Mantel und Hut an den Haken und ſtimmten in die Bitten der Andern ein. So konnte denn Vater Martin nicht länger widerſtehen und begann ſeine Geſchichte:

— Anfangs ging mir's gar kümmerlich in der Welt. Als ein elternloſer, ganz verlaſſener Knabe mußt' ich mein Brod vor den Thüren ſuchen, hatte keine Heimath und zog von Dorf zu Dorf im Lande umher. Wie ich heran wuchs, verdingte ich mich als Bub bei einem Schäfer auf dem Harz und diente ihm bis in's dritte Jahr bei den Schafen. — Zu Anfang des Herbſtes fehlten eines Abends beim Heimtreiben zehn Stück von der Heerde, da ſchickte mich der Großknecht aus, ſie im Walde zu ſuchen. Der Hund gerieth auf eine falſche Spur, ich irrte im Gebüſch umher, die Nacht brach ein, und weil ich der Gegend unkundig war und mich nicht wieder heimfinden konnte, ſo beſchloß ich unter einem Baume zu übernachten. In der Mitternachtsſtunde wurde der Hund unruhig, fing an zu heulen und zu winſeln und drückte ſich dicht an mich; da verſtand ich's ſogleich, daß es hier nicht recht geheuer ſei, ich ſchaute umher und ſah bei hellem Mondſchein, daß ein Mann mir gegenüber ſtand, mit zottigen Haaren bedeckt, einen langen Bart, der bis über die Hälfte des Körpers reichte, und um das Haupt einen Kranz, um die Hüften einen Schurz von Eichenlaub geſchlungen, der einen entwurzelten Tannenbaum in der rechten Hand hielt. Ein Bild, gerade wie es auf dem Gelde zu ſchauen iſt, das aus dem im Harze gewonnenen Silber geprägt wird, und das der Herzog von Braunſchweig zum Schildhalter ſeines Wappens gewählt hat.

„Ich zitterte wie Eſpenlaub, daß mir vor Entſetzen die Seele bebte. Das geſpenſtiſche Ungethüm winkte mir mit der Hand, ihm zu folgen; ich aber rührte mich nicht von der Stelle. Da hörte ich eine heiſere, krächzende Stimme, die zu mir ſagte: „Feigherz! faſſe Muth! ich bin der Schatzhüter des Harzes. Gehe mit mir, und ſo du willt, ſollſt du einen Schatz haben.“

„Ob mir die Angſt gleich den kalten Todesſchweiß immer mächtiger auspreßte, ſo ermannte ich mich doch endlich, ſchlug ein Kreuz und ſprach: „Hebe dich weg von mir, Satan! ich bedarf deines Schatzes nicht!“ Da grinste mir der Geiſt in's Geſicht und rief ſpottend: „Tropf! du verſchmähſt dein Glück! Nun, ſo bleib' ein Bettler dein Lebtag!“

„Hierauf wendete er ſich wie zum Fortgehen, doch kehrte er bald wieder um und ſagte: „Beſinne dich, ich fülle dir den Säckel!“

„Ich aber antwortete feſt: Es ſteht geſchrieben: „Laſſ' dich nicht gelüſten. Weich' von mir, du Ungethüm! Mit dir hab' ich nichts zu ſchaffen!“

„Da der Geiſt nun ſah, daß ich ihm kein Gehör gab, ließ er ab in mich zu dringen und ſprach: „Du wirſt's bereuen, denn ich meine es gut mit dir! Merke darum, was ich dir jetzt ſagen werde, und nimm's wohl zu Herzen, damit dir's einmal frommen möge, wenn du zu Verſtande kommſt. Es liegt ein ungeheurer Schatz an Gold und Edelſtein tief in der Erde Schooß, im Brocken verwahrt. Ich hüte denſelben ſeit ſiebenhundert Jahren, aber von heute an kann ihn Jeder heben, der ihn findet, denn meine Zeit iſt um. Darum gedacht' ich, ihn in deine Hände zu geben, denn ich beobachtete dich ſtets und gewann dich lieb, wenn du auf dem Brocken weideteſt.“

„Nachdem der Harzgeiſt alſo geſprochen, gab er mir noch nähere Kundſchaft von dem Orte, wo der Schatz zu finden ſei und von der Weiſe, wie man ihn erlangen könne. Ich erinnere mich noch aller ſeiner Worte, gerade als wenn ich ſie eben erſt gehört hätte.“

„Geh' nach dem Andreasberg, ſprach der Geiſt, und frage dort nach dem ſchwarzen Königsthale, was in jetziger Zeit das kleine Morgenbrodsthal genannt wird. Wenn du an ein Bächlein gelangſt, die Duter oder auch Eder benannt, ſo folge demſelben, dem Strom entgegen, bis an die ſteinerne Brücke, an einer Sägemühle gelegen. Gehe nicht über die Brücke, ſondern halte dich rechter Hand längs dem Bächlein hinauf, bis dir eine hohe Steinklippe entgegenſteht. Einen Bogenſchuß davon wirſt du eine eingefallene Grube wahrnehmen, wie ein Grab, wo man einen Todten hineinlegt. Wenn du dies Grab erreicht haſt, ſo räume es getroſt auf und ſcheue dich nicht vor der Arbeit. Haſt du nun endlich feſte Steine auf beiden Seiten gefunden, ſo fahre mit Graben fort; bald wirſt du dann eine eingemauerte Steinplatte finden, eine Elle hoch und breit; dieſe zwänge aus der Mauer, ſo haſt du den Eingang des Schatzbehälters.“

„In dieſe Oeffnung mußt du auf dem Bauche kriechen, mit dem Grubenlicht zwiſchen den Zähnen, die Hände frei, daß du nicht mit dem Kopfe an einen Stein ſtoßeſt. Es geht darin ſteil bergab und hat ſcharfes Geſtein. Wenn dir ſchon die Knieſcheiben ein wenig bluten, ſo acht' es nicht, denn du biſt auf gutem Wege. Raſte nicht, bis du eine breite ſteinerne Treppe erreicheſt, auf welche dich zweiundſiebzig Stufen gemächlich in die Tiefe führen, wo du in eine geräumige Halle mit drei Thüren trittſt, von denen zwei offen ſtehen, die dritte aber mit eiſernem Schloß und Riegel wohl verwahrt iſt. In die zur Rechten gehſt du nicht ein, damit du nicht die Gebeine des ehemaligen Schatzherrn beunruhigeſt. Gehe auch nicht ein durch die zur Linken, denn ſie bringt dich in die Unkenkammer, wo Ottern und Unken hauſen, ſondern öffne die verſchloſſene Thüre mittelſt der wohlbekannten Springwurzel, die du mit dir führen mußt, denn gewöhnliches Werkzeug und Brecheiſen richten hier nichts aus.“

„Wie du nun aber die Springwurzel erlangen kannſt, wird dir ein erfahrener Waidmann ſagen. Es iſt eine gemeine Jägerkunſt und die Wurzel iſt nicht ſchwer zu bekommen. Sei unverzagt, obgleich die Thüre mit großem Knall auffahren wird; es geſchieht dir deßhalb doch kein Leid und das Geräuſch kommt nur von der Kraft der Springwurzel. Wenn du nun dein Grubenlicht verdeckeſt, damit es nicht auslöſche, ſo wirſt du von dem Glanz und Schimmer des Goldes und der Edelſteine ſchier geblendet werden. Aber hüte dich, deine Hand darnach auszuſtrecken; es wäre, als ob du einen Kirchenraub begingeſt. In der Mitte der Gruft ſteht eine kupferne Truhe, gleich einem Altar in der Kirche errichtet, darin findeſt du Gold und Silber genug, und magſt daraus nehmen, ſo viel als dein Herz begehrt. Haſt du ſo viel als du tragen kannſt, ſo haſt du genug auf deine Lebenszeit, auch magſt du drei Mal wiederkommen, nur zum vierten Male wäre dein Beginnen umſonſt. Du würdeſt auf der ſteinernen Stiege ausgleiten und ein Bein brechen. Verabſäume auch nicht, jedesmal den Schutt wieder zuzuwerfen, damit nicht jedem Auge der Eingang in die Schatzkammer des Königs Brüktorix blosgeſtellt werde.“

„Als der Geiſt dieſe Worte geendet hatte, ſpitzte der Hund die Ohren und fing an zu bellen, in der Ferne vernahm ich Klatſchen von Fuhrmannspeitſchen und Raſſeln der Räder, und als ich mich umſah, war das Geſpenſt verſchwunden.“ —

Hiemit endigte der alte Martin ſeine Geſchichte, die auf die Zuhörer ganz verſchiedenen Eindruck hervorbrachte. Einige hatten ihren Spott damit und ſprachen: „Alter Vater, das hat dir geträumt!“ Andere ſchenkten der Sache Glauben, noch Andere ſagten gar nichts dazu. Der Wirth, ein Schlaukopf wie es keinen weit und breit mehr gab, ſchenkte dem alten Martin noch einige Mal ein und ſagte zu ihm: „Nun, biſt du im Berge denn auch geweſen und haſt du gefunden, wie es dir der Geiſt verheißen?“

„Nein, entgegnete der ehrliche Weißbart, ich kann den Geiſt nicht Lügen ſtrafen, noch behaupten, daß er mir die Wahrheit kündete, denn ich habe nie einen Schritt darum gethan, das Grab zu ſuchen oder es wohl gar aufzuſchaufeln.“

„Und warum nicht?“ riefen die Andern.

„Um zweierlei Urſach willen, erwiderte Martin; einmal darum, weil mir mein Hals zu lieb war, als daß ich ihn um ſolchen Teufelsſpuk hätte wagen ſollen; und dann wohl auch darum, weil mir kein Menſch ſagen konnte, wie die Springwurzel zu erlangen ſei.“

Nun erhob ſich mit einem Male ein bejahrter Hirt, Nachbar Blas geheißen, der ſprach: „Ewig Schade iſt's, Vater Martin, daß dein Geheimniß mit dir veraltet iſt. Hätteſt du vor vierzig Jahren alſo gebeichtet, ſo ſollte dir die Springwurzel ſicher nicht gefehlt haben. Ob du ſchon jetzt nicht mehr den Brocken beſteigen wirſt, ſo will ich doch Kurzweil halber dir anzeigen, wie man ſie erlangen kann. Am leichteſten geht das von Statten mit Hilfe eines Schwarzſpechts. Merke im Frühling, wo er in einem hohlen Baume niſtet; wenn nun die Brutzeit vorbei iſt und er fliegt aus, um Nahrung zu ſuchen, ſo treibe einen harten Keil in die Oeffnung des Neſtes. Stelle dich dann hinter den Baum auf die Lauer, bis der Vogel zurückkommt zur Futterzeit. Sobald er wahrnimmt, daß das Neſt verſpündet ſei, wird er mit ängſtlichem Geſchrei um den Baum flattern und dann plötzlich ſeinen Flug gegen Sonnenuntergang nehmen. Wenn das geſchieht, ſo ſei bedacht, einen rothen Mantel aufzutreiben, oder geh' zum Krämer und kaufe ein Stück rothes Tuch, verbirg's unter dein Kleid und harre wieder beim Baum, einen auch wohl zwei Tage lang, bis der Specht wieder zu Neſte fliegt, und die Springwurzel im Schnabel hat. Sobald er damit den Pfropf berührt, wird dieſer aus dem Loche, mit großer Gewalt, wie ein Kork aus einer gährenden Flaſche fahren. Dann ſei behend und breite den rothen Mantel oder das Tuch unter den Baum. Der Specht, der davor erſchrickt, läßt dann die Wurzel fallen. Man will auch unter dem Baum ein Feuer anzünden, das nicht viel raucht, und darauf die Blüthe von dem Kraute Spikenardi ſtreuen, allein der Specht fliegt davon, wenn die Flamme nicht raſch genug auflodert, und nimmt die Wurzel im Schnabel mit; daher iſt das rothe Tuch oder der Mantel bei dem Experimente vorzuziehen. Sobald du nun im Beſitze der Springwurzel biſt, ſo unterlaſſe nicht, jeden Tag ein Stückchen Kreuzdornholz daran zu binden: denn wofern du die Wurzel frei aus der Hand legen wollteſt, verlöre ſie ihre Kraft und wäre ohne Genuß verloren.“

Nachdem Nachbar Blas dieß geendet hatte, wurde noch allerlei hin und her geſprochen, und es war bereits hoch Mitternacht, als die Zechgäſte auseinander gingen.

Von der Geſellſchaft abgeſondert, hatte hinter dem Ofen in des Wirths ledernem Polſterſtuhl ein Mann der Geſchichte zugehört, ohne ein Sterbenswörtchen drein zu ſprechen. Dieß war Meiſter Peter Bloch, ehemals des Magiſtrats Garkoch und Weinmeiſter, jetzt aber ſeit zehn Jahren ganz herabgekommen, ein Lungerer und Hungerer. In ſeinem vormaligen Wohlſtande trieb er manchen guten Scherz und war ein Mann, der den Geiſt wie den Magen ſeiner Gäſte gleich gut zu nähren und zu pflegen wußte. In der Kochkunſt that es ihm nicht leicht ein Anderer zuvor. Frühzeitig ſchon hatte er ſich nach einer Gehülfin umgethan, aber unglücklicherweiſe war ſeine Wahl auf ein Mädchen gefallen, die ihrer böſen Zunge wegen in der ganzen Stadt verſchrien war. Wer ihr in den Wurf kam, Freund oder Feind, das kümmerte ſie nicht, dem wußte ſie allerhand Schimpf und Schande in einem Athem nachzuſagen. Vollbrechts Ilſe war deßhalb durchgängig verhaßt, die jungen Leute gingen ihr ſtraßenweit aus dem Wege, denn ſie hing Jedem etwas Schlimmes an. Endlich ließ ſich der arme Peter Bloch, dem ihre Häuslichkeit und Anſtelligkeit vorgerühmt wurde, bereden, um ihre Hand zu werben. Da ging ein Knittelreim von Mund zu Mund, der ſo lautete:

„Vollbrecht's Ilſe, Niemand will ſe, die böſe Hülſe:
Da kam der Koch, Peter Bloch, und nahm ſie doch!“

Kaum waren ſie vermählt, ſo herrſchte ſchon die Zwietracht in ihrem Hausweſen, und als erſt Kinder kamen, da ging's noch viel ärger. Der Vater verzog ſie; die Mutter behandelte ſie barſch und rauh, und darüber bekamen die Eltern bittern Streit und Zank.

Den Knaben Görgel hatte Meiſter Peter unter ſeine ſpecielle Aufſicht genommen; er führte ihn in ſein Laboratorium, die Küche, ſtatt in die Schule, verſagte ihm keinen Leckerbiſſen, und zog einen kleinen Freſſer aus ihm. Zur Mittagszeit, wenn den Speiſegäſten angerichtet wurde, ſtand Görgel auf der Lauer, gabelte in die Schüſſel nach einem guten Biſſen, oder deutete nach einem fetten Brocken, und der tätſchelnde Vater reichte ihm alsbald, in ein wenig Salz getaucht, die verlangte Leckerei. Wenn er aber bei der Mutter ſo etwas verſuchen wollte, ging's ihm nicht ſo gut aus. Sie ſchalt und keifte gleich, oder ſchlug wohl gar den kleinen Lecker mit dem Kochlöffel auf die Finger. Da weinte das liebe Kind, daß es das väterliche Herz erbarmte und dem Meiſter Koch die Brühe verbrannte. Dann ſprach er gutmüthig bittend in ſeiner fränkiſchen Mundart zu der zürnenden Hausfrau: „Mai Weibelä, gib doch dem Bübelä ä Schlegelä von dem Hemalä!“ So trieb's denn der Vater mit dieſer Zucht bis in's ſiebente Jahr, da war der traute Görgel zu Tode gefüttert. Nun blieb ihm nur noch eine Tochter, die unter der Mutter Strenge und des Vaters Nachſicht gedieh und groß und ſchön wurde, trotz des ewigen Auszankens von der Einen, und der übermäßigen Fütterung von der andern Seite.

Unterdeſſen hatten ſich die Glücksumſtände der Familie merklich geändert. Meiſter Peter hatte in ſeinem Leben nicht daran gedacht, Ausgabe und Einnahme in das rechte Verhältniß zu bringen. Hatte er Geld, ſo kaufte er reichliche Vorräthe ein, borgte den Schmarotzern und ſchlechten Zahlern ſo viel ſie nur wollten, und war ſeine Kaſſe erſchöpft, ſo borgte er von Wucherern gegen hohe Zinſen, und ſagte zu ſeiner Frau, deren Zorn er fürchtete, es ſeien eingegangene Schulden. Sein Grundſatz, der ſich mit ſeiner Gemächlichkeit gar wohl vertrug, war: Am Ende wird ſich wohl Alles finden.

Und es fand ſich auch wirklich am Ende, daß Meiſter Peter in Konkurs verfiel und genöthigt war, zum großen Leidweſen aller Gutſchmecker und Feinzüngler der Stadt, das Küchen- und Kellerſchild einzuziehen. Weil er ſich aber bisher mit ſeinen Küchentalenten viel Tiſchfreunde erworben hatte, verſah ihn der wohlweiſe Magiſtrat aus mitleidiger Theilnahme mit dem dürftigen Amte eines Brunnenmeiſters; denn die Herren fürchteten eine üble Nachrede, wenn es hieß: in der Reichsſtadt Rotenburg ſei der Garkoch verhungert. Allein auch dies Amt behielt er nicht lange, und da legte ſeine Frau einen kleinen Mehlhandel an und ihm war es nun vorbehalten, die Dienſte eines Eſels bei ihr zu verſehen. Er mußte keuchend die ſchweren Säcke zur Mühle tragen, und bekam dafür ſein ſpärliches Futter, wenn er jedoch zu ſaumſelig geweſen war, ſtatt dieſes Schläge.

Die arme Tochter jammerte zwar dieſe elende Behandlung, die ihr Vater erdulden mußte, allein ſie konnte es doch nicht ändern. Sie ſtickte kunſtvolle Sachen für die Leute, und wenn ſie gleich den Gewinn der ſtrengen Mutter einhändigen mußte, ſo wußte ſie doch dann und wann einiges Geld dem armen Vater heimlich zuzuſtecken, damit er ſich davon gütlich thue.

So hatte ſie ihm denn auch am Tage, wo das Schäferfeſt gehalten wurde, als er eben ermattet aus der Mühle zurückkam, etwas kleine Münze in die Hand gedrückt, damit er ſie im Weinhauſe vertrinken möge. Hier hatte er nun auf des Wirthes Großvaterſtuhl am Ofen Alles mit angehört, was Nachbar Blas von der Erlangung der Springwurzel offenbarte. Dieß machte auf Peter Bloch einen gewaltigen Eindruck. Er ſtand ſchon mit Leib und Seele, in der Einbildung, vor der kupfernen Truhe im Brocken und ſäckelte Goldſtücke ein. Die Erzählung und der Weindunſt hatten ihn ſo begeiſtert, daß er den raſchen Entſchluß faßte, ſein Heil in dem Zauberberge zu verſuchen. Nicht Geldgeiz und Habſucht trieben ihn an, das Wagniß zu beſtehen, ſondern der Wunſch, ſich dem Eſelsdienſte und der ſchlechten Behandlung ſeines Weibes zu entziehen und endlich ſeinem geliebten Töchterlein eine reiche Ausſteuer zu verſchaffen. Ehe er ſich aus dem weichen Polſterſtuhle des Wirthes erhob, ſtand es feſt bei ihm, die Reiſe nach dem Harze zu unternehmen, und den nächſten Sonntag beſtimmte er zur Ausführung, wenn er gleich noch nicht wußte, wo er die Zehrung hernehmen ſollte.

Nur der Gedanke, wie er wohl die Springwurzel erlangen könne, machte ihm Sorge.

Er ſchlich ſich daheim ganz trübſelig auf ſeine Kammer und war nicht vermögend, einzuſchlafen. Er griff zur Feder und ſchrieb, ſo gut er's verſtand, Alles getreulich auf, was Nachbar Blas von der Erlangung des ſo wichtigen Talismans offenbart hatte, ohne den an's Schatzerheben nicht zu denken war, und wenn man auch ſo glücklich geweſen wäre, einen Schatz zu finden.

Mit Anbruch des Tages erwachte ſeine Ehehälfte und keifte und rumorte, wie gewöhnlich, im Hauſe herum, und er ſehnte ſich hinweg, und all' ſein Denken hing nur an dem Schatz im Harze. Mit den kleinen Erſparniſſen, die er heimlich von ſeiner frommen Tochter zugeſteckt erhielt, beſoldete er Kundſchafter, die ihm das Neſt eines Schwarzſpechts ausſpüren ſollten. Er wählte dazu müſſige Gaſſenbuben, die jedoch nur ihren Spott mit ihm trieben und den armen, alten Gecken in April ſchickten. Endlich gelang es ihm doch, einen Jungen zu finden, der kein Schalk war, ſondern es ehrlich mit ihm meinte. Auf einem Wieſengrunde an der Tauber hatte er richtig einen Schwarzſpecht ausgeſpäht, der auf einem halberſtorbenen Erlenbaum niſtete. Ganz außer Athem brachte er Meiſter Petern dieſe erfreuliche Nachricht. Sogleich umſchlich dieſer den Baum, um den günſtigen Zeitpunkt abzuwarten, und als dieſer endlich gekommen zu ſein ſchien, ſah er ſich nach einem rothen Mantel um.

Es war aber in der ganzen Stadt nicht mehr als ein Einziger anzutreffen, und dieſen beſaß ein Mann, den man nicht gern um eine Gefälligkeit anſpricht: nämlich der Scharfrichter. Es koſtete den wackern Meiſter viel Ueberwindung, ehe er ſich entſchließen konnte, ſeine Reputation auf ein ſo mißliches Spiel zu ſetzen, wobei er Gefahr lief, daß ihm, wenn die Sache auskäme, keiner ſeiner Zechbrüder im goldenen Lamm mehr Beſcheid thun würde, da dergleichen Leute, wie Nachrichter und Abdecker, für unehrlich gehalten wurden. Endlich ſah er ſich doch gezwungen, den ſauern Schritt zu thun, wenn er ſein langerſehntes Ziel erreichen wollte.

Er brachte ſein Wort bei dem ſchauerlichen Beſitzer des Rothmantels an, und da dieſer ſich gleichſam geehrt dadurch fand, daß ein rechtlicher Bürger ſich ſeiner Amtskleidung bedienen wollte, ſo gewährte er ihm gern und willig ſeine Bitte. Jetzt machte ſich der Meiſter auf, um Alles nach der Vorſchrift genau in's Werk zu ſetzen.

Nachdem er das Neſt verſpundet hatte, traf es genau zu, wie's Nachbar Blas vorher verkündet hatte. Als der Specht mit der Wurzel im Schnabel angeflogen kam, huſchte Peter Bloch mit dem rothen Mantel ſo geſchickt hinter dem Baume hervor, daß dem Vogel vor Schrecken die Wurzel entfiel, die Jener ſogleich aufnahm. Darauf ſchloß er ſie, wie die Vorſchrift lautete, in eine Welle von Kreuzdornholz ein, und wanderte damit ſo fröhlich, als ob er ſchon den Schatz erhoben hätte, nach Hauſe.

Jetzt konnte er es aber in ſeiner Hölle gar nicht mehr aushalten; der Brocken lag ihm nunmehr noch ſtärker als früher im Kopfe. An einem Tage, als ſeine Frau und ſeine Tochter in's Kloſter zu den Urſulinerinnen gegangen waren, wo eben eine Nonne eingekleidet werden ſollte, und ihm die Hut des Hauſes allein überlaſſen worden war, entſchloß er ſich kurz — und deſertirte.

Bevor er jedoch über ſeine Schwelle ſchritt, um ſeine Reiſe anzutreten, kam ihm zu Sinn, vorerſt noch die Kraft ſeiner Springwurzel zu erproben. Da hatte nun ſein Weib Ilſe in der Wand ihrer Kammer ein Schränkchen eingemauert, worin ſie unter ſieben Schlöſſern manchen Sparpfennig aufbewahrte. Die Schlüſſel dazu trug ſie, wie natürlich, ſtets mit ſich herum. Peter wußte ſo eigentlich von dem Inhalte dieſes Schrankes ſo viel wie nichts; er hatte nur ſo unbeſtimmte Ahnungen davon. Jetzt kam's auf ein einfaches Experiment an, die Wünſchelruthe zu verſuchen und in das Geheimniß des Schrankes zu bringen. Er zog daher die Wurzel aus ihrem Gewahrſam hervor und berührte damit die Schrankthüre. Da raſſelten mit Ungeſtüm alle ſieben Schlöſſer daran, die Thüre ſprang auf und die Sparpfennige ſeines Weibes ſtrahlten ihm in die Augen. Er wußte nicht, ob er ſich mehr über die Wunderkraft ſeines Talismans oder über den gefundenen Schatz erfreuen ſollte, endlich aber dachte er daran, daß es hohe Zeit ſei, das Haus zu verlaſſen, ehe Frau und Tochter wieder heimkehrten; er eignete ſich daher das Geld als Zehrpfennig zur weiten Reiſe zu, dann ſchloß er die Thüre wieder ab, und ohne ſich lange zu beſinnen, zog er frohen Muthes fort, nachdem er auch das Haus wohlverſchloſſen hatte, ſeiner weitern Beſtimmung entgegen.

Indeß nun Meiſter Peter ſchon lange die Stadt im Rücken hatte, kehrten die frommen Frauen aus dem Kloſter nach Hauſe und waren höchlich überraſcht, daß ſie ſo lange pochen mußten, ohne daß ihnen geöffnet wurde. Es regte und rührte ſich nichts von Innen und ſie waren am Ende genöthigt, den Schloſſer mit ſeinem Bund Dietriche herbeizuholen, um die Thüre zu öffnen. Noch mehr erſtaunte nun aber Frau Ilſe, als ſie ihren Ehegatten gar nicht vorfand, und die bitter verſalzene Strafpredigt, die ſie ſchon für ihn auf der Zunge hatte, nun ſelbſt hinunterſchlucken mußte.

Das ganze Haus wurde vom Keller zum Boden durchſucht, aber der, den man ſuchte, nicht gefunden. Sie glaubte, daß ihr lüderlicher Mann ſchon am frühen Morgen in's Wirthshaus gegangen ſein könnte und durch eine ſehr natürliche Gedankenverbindung fiel ihr der verſchloſſene Schatz ein. Sie fuhr mit Haſt in die Taſche, um ſich zu vergewiſſern, daß ſie das Schlüſſelbund bei ſich habe, denn ſie dachte, ihr Mann könnte wohl dies Amulet gefunden und ſich dadurch in den Beſitz von Mitteln gebracht haben, ſeinem Hang zum Schlemmen und Wohlleben zu fröhnen. Aber getröſtet fühlte ſie die Schlüſſel am gewohnten Orte, und der Schrank ſelbſt ſtand ja unverſehrt vor ihr, ſo weit es durch den äußern Anſchein kund gegeben werden konnte.

So verging der Tag und Peter kam nicht zum Vorſchein. Die Frau bekam Gewiſſensbiſſe, wegen der ſchlechten Behandlung, die ihr Mann von ihr erfahren hatte. Sie glaubte, er könne ſich ein Leides zugefügt haben. Alle Winkel des Hauſes wurden nochmals durchſucht, allein umſonſt! Es blieb nun nichts übrig, als ſich zu tröſten und in Geduld zu faſſen.

Ihre erſte Sorge war nun darauf gerichtet, an die Stelle ihres Gatten einen wirklichen Eſel anzuſchaffen, der im Stande ſei, die Säcke zur Mühle zu tragen, was bis dahin Petern obgelegen hatte. Ein ſolches Thier, zu dieſem Dienſte tüchtig, wurde bald gefunden. Man kam über den Kaufpreis überein und Frau Ilſe öffnete ihren Schrank, um von den erſparten Pfennigen das bedungene Geld auf den Tiſch zu zählen. Die Thüre ſprang auf, und ſie war im Begriff, zuzulangen, als ihr plötzlich die Hand niederſank und ſie, wie vom Schlage getroffen, zurücktaumelte. Alle Fächer waren leer — ſie war beſtohlen. Sie zweifelte nicht lange, wer der Hausdieb ſei, und brach in greuliche Verwünſchungen gegen ihn aus. Allein, je widerwärtiger die Mutter ſich ihrem wilden Zorn überließ, deſto inniger vergnügt zeigte ſich die Tochter, denn dieſe hatte nun die Ueberzeugung, daß ihr lieber Vater ſich kein Leids angethan habe, ſondern nur vor der ſchlimmen Behandlung entwichen und in die weite Welt gegangen ſei, um ſein Glück anderwärts zu verſuchen.

Viele Monate waren ſeit Meiſter Peters Flucht verfloſſen, als an einem ſchönen Abende ein Mann mit einem Schubkarren zum Thore hereinfuhr, auf dem ein Faß Brettnägel lag, das er vorzeigte und verzollte, und dann geradeswegs vor Peter Blochs Thüre zog, wo er derb und keck anpochte. Das Töchterchen ſchob das Fenſter auf und erſchrak nicht wenig, denn es war der Vater ſelbſt. Die hocherfreute Jungfrau ſprang über Tiſch und Bank, um ihm die Thüre zu öffnen und ihn zu umarmen; Mutter Ilſe näherte ſich etwas zweifelhaft, weil ſie noch nicht wiſſen konnte, in welchem Zuſtande er zurückkehrte.

Nachdem die Tochter ſchnell etwas zum Imbiß herbeigebracht hatte, ſetzte ſie ſich mit ihrer Mutter zum Tiſche, um über ſeine Abenteuer den Heimkehrenden zu befragen. Die heitere Miene, die er mit heimgebracht hatte und der ſtattliche Anzug, den er auf dem Leibe trug, hatten bei der Mutter Ilſe einige Dämpfer aufgeſetzt und ſie hielt daher noch mit Scheltworten zurück.

— So erzähle denn ſchnell, rief ſie, was du erlebt haſt und was du uns da auf deinem ſchweren Karren in's Haus ſchleppſt, damit man wiſſen kann, ob man dir den ſchlechten Streich vergeben kann, mit dem du aus deinem Hauſe gewichen biſt.

Und Peter ließ ſich nicht lange bitten und hob mit ſchalkhafter Miene alſo an:

— Gott ſegne mir meine Vaterſtadt! ich bin das Land durchzogen, hab' allerlei verſucht und zuletzt einen Eiſenhandel getrieben, aber dabei mehr zugeſetzt als gewonnen. All' mein Reichthum beſteht jetzt nur in dieſem Fäßchen Brettnägel. —

Als Mutter Ilſe von dieſem jämmerlichen Reichthum hörte, ſtieg ihr das Blut in's Geſicht. Sie ergoß ſich in Schimpfen und Schmähen, bis die Tochter ſich in's Mittel legte und die Mutter bat, ſie möchte doch das Reiſeabenteuer bis zu Ende abwarten und den Vater erzählen laſſen. Dieſer nahm, als die Ruhe wieder hergeſtellt war, das Wort und ſagte, daß er nur habe ſcherzen wollen, und gab ungefähr Folgendes zum Beſten, das wir hier in der Kürze wiedergeben:

Er hatte die Wallfahrt nach dem Blocksberg, ohne daß eine lebendige Seele etwas darum wußte, glücklich vollendet. Er durchkreuzte nun die Umgebung des alten Berges nach allen Richtungen, ohne daß es ihm lange möglich geweſen wäre, das Morgenbrodsthal zu finden. Nur durch Zufall fand er eines Morgens den Andreasberg, und an ſeinem Fuße das Flüßchen Eder, aus dem er mit Behagen ſeinen Durſt löſchte. Hierauf hatte er auch bald das Grab entdeckt, ging in den Berg, ließ ſich von der Springwurzel den Hort öffnen, fand den reichen Schatz und ſackte davon ſo viel als er tragen konnte. Die Laſt drückte zwar ſehr ſchwer, allein er trug ſie doch mit geringer Mühe fort und war froh, als er mit ihr wieder das Tageslicht erreicht hatte. Er wußte von Allem, was er drunten geſehen, nichts zu erzählen, denn alle ſeine Gedanken waren nur auf die Truhe gerichtet. Da er beim Einſacken des Goldes die Springwurzel aus der Hand gelegt hatte, und ſich nach ſeinem Hinaustreten aus dem Berge die Pforte wieder mit Krachen zuſchloß, ſo war es ihm nicht möglich geweſen, noch einmal zu dem Schatze zu gelangen, und er mußte ſich daher mit dem, was er mit herausgebracht hatte, begnügen. Er nahm ſich das eben nicht ſehr zu Herzen, denn da er ſo viel genommen hatte, als er fortzubringen im Stande war, als Laſtträger aber von jeher ſeines Gleichen ſuchte, ſo konnte er mit ſeinem Reichthum ganz wohl zufrieden ſein.

Nachdem er Alles getreulich, laut Vorſchrift des Altvaters Martin, ausgerichtet und das ſcheinbare Grab wieder zugeworfen hatte, zog er in reifliche Ueberlegung, wie er den gehobenen Schatz in Sicherheit bringen und davon in ſeine Vaterſtadt nach Herzensluſt, ohne großes Aufſehen zu erregen, gemüthlich zehren könnte. Nach einigem Bedenken trug er ſeinen Mammon wohl eingepackt und feſt geſchnürt in's nächſte Dorf, kaufte dort beim Radmacher einen Schubkarren, und beim Faßbinder ließ er ſich ein Faß mit doppeltem Boden zurichten. Damit fuhr er dann auf den nächſten Eiſenhammer, füllte das Faß oben und unten mit Brettnägeln, und in der Mitte verbarg er gar ſchlau den Schatz. So machte er ſich allgemach auf den Heimweg, hielt jedoch, weil er keine Eile hatte, bei jedem Wirthshauſe an und ließ vom Beſten auftragen.

Zwar hatte Frau Ilſe mit innigem Vergnügen dieſe Geſchichte mit angehört und machte ein recht freundliches Geſicht, als ſie den Schatz in Augenſchein nehmen durfte, allein der arme Peter, durch Erfahrung gewitzigt, fürchtete doch, daß ſie ihm keine Ruhe geben würde, bis ſie alles wieder in ihr Gewahrſam gebracht und ihn dann gezwungen hätte, den Weg zum Blocksberg noch einmal anzutreten, um des goldenen Hortes mehr herbeizuſchaffen. Deßhalb war er ſehr bedacht, ſich eine kräftigere Stütze in's Haus zu ſchaffen, als ſein frommes Töchterlein war, und dieſe fand er bald in einem tüchtigen Schwiegerſohn, der ſich um die Hand der trefflichen Jungfrau bewarb. Nun war er geborgen, denn zwei Männer, ſo hoffte er, würden doch wohl des böſen Geizdrachens ſeiner Frau Meiſter werden. Allein er täuſchte ſich; denn nur ſein Schwiegerſohn wußte ihn zu bekämpfen, nicht er, der immer ſo ſchwach und nachgiebig blieb, wie er es ſein ganzes Leben hindurch geweſen war.

Der junge Mann aber, der der wackern Tochter Meiſter Peters Hand erhielt, war der Armbruſtſchütz des Grafen von Oettingen in Franken, der oft nach Rotenburg kam und dem die Jungfrau lange ſchon gefallen hatte. Mit den Jahren und im ſteten Wohlſtande ruhig fortlebend, wurde auch Mutter Ilſe's Jähzorn gedämpft und die Dankbarkeit für ihr unverdientes Glück ſtimmte ihr Herz zur Sanftmuth. Meiſter Peter genoß die erkleckliche Rente ſeiner Harzreiſe bis in's ſpäteſte Alter und lebte glücklich im Kreiſe ſeiner Kinder und Enkel. Sein Schwiegerſohn, der durch Fleiß und Thätigkeit das Vermögen zu vergrößern wußte, wurde bald ein ſehr reicher Mann und wie ein reicher Mann auch leicht ein gelehrter Mann ſein kann, wenn er nur will, ſo bewarb er ſich um eine Stelle im Rath, erſtieg in der Folge die höchſte Stufe reichsſtädtiſcher Ehren und wurde regierender Bürgermeiſter.

Von ihm war noch in ſpätern Jahren bei den Rotenburgern ein Sprichwort im Schwange; wenn ſie einen bemittelten Mann beſchreiben wollten, ſo hieß es: er ſei ſo reich als weiland Peter Bloch's, des Garkochs Eidam.

Die weisse Frau.

Eine der ausgebreiteſten Sagen iſt gewiß die von der weißen Frau und von ihren Erſcheinungen, um Todesbotſchaften zu überbringen, beſonders in gekrönten Fürſtenhäuſern. Folgendes mag etwas von dem Urſpunge dieſer Sage enthüllen.

Vor alten Zeiten war die Wittwentracht bei hohen Standesperſonen, ganz weiß und durfte Zeitlebens nicht abgelegt werden. Daher nannte man die fürſtlichen Wittwen gewöhnlich weiße Frauen. Clementia, die Wittwe Ludwigs des Heiligen, Königs von Frankreich, wurde in ihrem Wittwenſtande nicht mehr Clementia ſondern Blanca genannt, welches bekanntlich ſo viel als „die Weiße“ bedeutet. Und ſolche Beiſpiele liefert uns die Geſchichte mehrere. Was konnte nun wohl natürlicher ſein, als daß man bei Beſorgniß eines hohen Todesfalls den Ausdruck gebrauchte: Es dürfte wohl bald eine weiße Frau (ſo viel als eine fürſtliche Wittwe) bei Hofe geſehen werden. Traf die Beſorgniß ein, ſo konnte es nicht fehlen, daß man die Bemerkung hinzufügte: „Man habe es vorher geſagt, daß eine weiße Frau erſcheinen würde.“ Nur das Zeitwort durfte von einem, der es halb gehört, verändert worden ſein, und ſo hieß es dann: „Eine weiße Frau iſt erſchienen!“

Doch wollen wir uns hier eben ſo wenig, wie bei den frühern, mit einer umſtändlichen Erklärung der Sache von der weißen Frau befaſſen; genug! daß ſie an den Höfen von Wien, Berlin, Stuttgart, Darmſtadt, Baden, Karlsruhe, in Böhmen, auf den Schlöſſern zu Bayreuth und Ludwigsburg und an vielen andern Orten noch geſehen wird, und daß ihr jedesmaliges Erſcheinen gewöhnlich mit einer Trauerbotſchaft, die das herrſchende Haus betrifft, zuſammenhängen ſoll. Wir wollen uns nun hier bloß darauf beſchränken, was wir von der Perſon wiſſen, welche dieſer Sage Entſtehen gegeben, und wie dieſe ſelbſt ſich in verſchiedenen Hauptmomenten geſtaltet hat.

Nach der gewöhnlichen Annahme war die urſprüngliche weiße Frau, noch als ſie lebte, Prichta (Bertha) von Roſenberg geheißen, die zwiſchen 1420 und 1430 in Böhmen geboren wurde. Ihr Vater, Ulrich von Roſenberg, aus dem urſprünglich italieniſchen Hauſe der

Urſini, war Oberſtburggraf in jenem Lande, und unter Autorität des Papſtes, oberſter Feldherr des katholiſchen Heeres gegen die Huſſiten. Er vermählte ſeine Tochter an Johann Leichtenſtein, einem ſteyeriſchen Freiherrn, der ein laſterhafter und äußerſt hartherziger Mann war. Ihre Ehe mit dieſem Barbaren war eine lange jammervolle Leidenskette. Endlich befreite der Tod des Tyrannen das arme gequälte Weib aus ſeiner langen Sclaverei. Frau Prichta kehrte nach Böhmen zu ihrem Bruder Heinrich zurück und übernahm ſpäter mit eben ſo viel Klugheit als Gutmüthigkeit die Erziehung mehrerer Waiſen aus ihrer Familie, unter Andern die Söhne des Meinhard von Neuhaus. Bei dieſem, ihrem dankbaren Mündel lebte ſie bis zu ihrem Tode und hieß ſchon, ehe ſie geſtorben war, „die weiße Frau,“ wegen ihrer weißen Wittwentracht, die ſie nie ablegte.

Sie erbaute das Schloß Neuhaus. Dieſer Bau dauerte viele Jahre zur großen Beſchwerde der Unterhanen, die beim Graben und Aufführen der Wälle, Aufrichtung der Thürme und Zuführen der Baumaterialien gebraucht wurden. Der freundliche Zuſpruch der weißen Frau erleichterte ihnen indeſſen die Laſt des Frohndienſtes. Nachdem der Bau vollendet war, richtete ſie allen dabei beſchäftigt geweſenen ein koſtbares Mahl an und machte eine Stiftung zur jährlichen Wiederholung eines ſolchen Liebesmahls, das ſpäter auf den grünen Donnerſtag verlegt und von dem dabei gewöhnlichen Hauptgerichte „der ſüße Brei“ genannt wurde. Dieſer Gebrauch beſtand noch zu Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts. Der gelehrte Jeſuit Peter Balbinus verſichert, daß er mehr als einmal unter den Zuſchauern geweſen und daß jedesmal zum wenigſten Siebentauſend, zuweilen Neun bis Zehntauſend Arme aus der ganzen umliegenden Nachbarſchaft auf den geräumigen Schloßplätzen zu Neuhaus wären bewirthet worden.

Wenn ein Beſitzer von Neuhaus aus Geiz oder Nachläſſigkeit die feierliche Mahlzeit des ſüßen Breies zu geben unterließ, ſo gerieth das ſonſt ſehr freundliche und gutmüthige Geſpenſt der weißen Frau in die äußerſte Wuth. Dieß geſchah vornehmlich im dreißigjährigen Kriege, als die Schweden eine zeitlang Neuhaus im Beſitz hatten und ſich um die weiße Frau und ihren ſüßen Brei nicht kümmerten. Da erſchien ſie nicht, wie ſonſt mit der Miene einer Dulderin, ſondern mit aller Würde und Wuth eines mächtigen, zürnenden Weibes. Das ganze Schloß erfüllte das Geſpenſt mit Lärm und Unruhe, die Wachen wurden verjagt, geſchlagen, oder von einer unſichtbaren Kraft zu Boden geworfen. Ein Bürger rieth endlich dem ſchwediſchen Kommandanten das Liebesmahl zu ſpenden. Er that es, die weiße Frau war beſänftigt und Alles war auf einmal wieder ganz ruhig.

In dem Neuhauſiſchen Schloſſe ſteht ein Bild von der weißen Frau in Lebensgröße. Alle, denen die weiße Frau jemals erſchienen iſt, ſagten aus, daß ſie jenem Bilde ſehr ähnlich ſehe. Der oben angeführte Jeſuit Balbinus ſah es noch im Jahre 1635 und fand es mit dem Roſenberg'ſchen Wappen und mit dem Namen Prichta bezeichnet. Hauptſächlich läßt ſich die weiße Frau in Böhmen blicken und namentlich zu Neuhaus, wo ſie geſtorben iſt und das ſie ſelbſt erbaute, ſo wie in Roſenberg, wo ſie geboren wurde.

Der Pater Müller erzählt, daß er die weiße Frau ſelbſt am hellen Mittage geſehen habe, wie ſie aus einem Schloßfenſter von einem öden Thurm auf die Stadt Neuhaus herabgeſehen habe. Als aber Jemand auf dem Markte mit Fingern auf ſie gezeigt, wäre ſie zwar von ihrem Platze nicht weggegangen, aber immer kleiner geworden und endlich verſchwunden. Der böhmiſche Reichskanzler und Herr dieſes Schloſſes erwähnt in ſeinen Schriften der Erſcheinung der weißen Frau, als einer ſehr gewöhnlichen Sache, und ſetzt hinzu, die weiße Frau befinde ſich im Fegfeuer und könne daraus nicht eher erlöſt werden, als bis das Schloß zu Neuhaus entweder eingefallen oder niedergeriſſen ſein würde.

Außer dieſem Schloſſe ſoll ſie jedoch noch an vielen andern Orten in Böhmen erſcheinen, wo ſich Familien aufhalten, die mit den Herren von Roſenberg und Neuhaus verwandt ſind.

Sie erſcheint indeß nicht immer als Todesverkünderin, ſondern auch bei bevorſtehenden Geburten, Vermählungen und andern frohen Familienfeſten.

Zum Unterſchiede trägt ſie bei einem Sterbefall ſchwarze Handſchuhe; bei heitern Veranlaſſungen aber nur den weißen Talar, ganz nach der Weiſe der Wittwen von vornehmem Stande. Bisweilen ſchreitet ſie in Neuhaus raſch durch die Gänge, und öffnet und ſchließt bald dieſes bald jenes Zimmer, mit einem an ihrem Gürtel hängenden Schlüſſelbunde. Wenn ihr Jemand begegnet und ſie grüßt, ertheilt ſie ihm, ihr Haupt mit Würde und Anſtand neigend, den Gegengruß. Dann ſetzt ſie ruhig und ſittſam ihren Weg fort. Nur dann, wenn man ihr mit Flüchen begegnet, verzieht ſich ihr Antlitz zu einem böſen Ausdrucke, und ſie wirft dem Frevler Alles nach, was ihr unter die Hände kommt. Dieſe Reizbarkeit bewies ſie vornehmlich 1539 auf dem Schloſſe zu Wittengau, als der nachmalige Beſitzer desſelben, Peter Wack von Roſenberg, welcher der Letzte ſeines Stammes war, noch als ein neugeborenes Kind in der Wiege lag.

Dieſes Kind war ein beſonderer Liebling der weißen Frau. Sie wiegte es, wenn die Wärterinnen ſchliefen; nahm es, wenn es weinte, auf den Arm, küßte es, ſpielte mit ihm, und trug es mit aller Herzlichkeit und Freundlichkeit im Zimmer herum. Nach einiger Zeit wurde aber eine neue Wärterin angenommen, die ſich darüber ſehr entſetzte, daß ein Geſpenſt die Sorge um ihren Pflegling mit ihr theilte.

Eines Tages faßte die Wärterin ein Herz, und riß, unter Anrufung aller Heiligen, der weißen Frau das Kind aus den Armen. Dieſe ward darüber ſo erbittert, daß ſie der vermeſſenen Magd eine ſehr eindringliche Zuchtpredigt hielt. Nachdem dieß geſchehen war, verſchwand ſie und ließ ſich nicht wieder bei dem Kinde ſehen. Aber der Wärterin hatte ſie nachdrücklich empfohlen, dem Kinde, wenn es erwachſen ſein würde, von der Liebe der weißen Frau für daſſelbe zu erzählen und ihm dabei die Stelle in der Wand zu zeigen, wo ſie aus und einzugehen pflegte.

Dieß that die Wärterin, und als Peter Wack Beſitzer des Schloſſes geworden war, ließ er in der Wand nachgraben und fand einen unermeßlichen Schatz.

So hat die weiße Frau bei vielen Gelegenheiten ſich ihrem Geſchlecht dienſtfertig und herablaſſend gezeigt, wenn ſie gleich auch auf der andern Seite ſtets ſeine Todesverkünderin blieb. Als im Jahre 1604 Joachim von Neuhaus auf dem Todbette lag und Niemand einen Beichtvater holte, übernahm die weiße Frau in höchſteigener Perſon dies Geſchäft und holte den Pater, Rektor der Jeſuiten, Nicolaus Piſtorius mit Namen. Ein andermal leuchtete ſie der Frau Katharina von Montfort voraus, als ſie die kranke Fürſtin Maria von Hohenzollern beſuchte, und nicht gleich eine Fackel vorhanden war.

Eine große Herrſcherin, die eben vor dem Spiegel ſtand und wähnend, ihre Kammerfrau ſei in ihrer Nähe, die Frage that: Wie viel die Uhr ſei, erſchien plötzlich die weiße Frau und erwiderte: „Zehn Uhr iſt es, Euer Liebden!“

So ſchildern die Böhmen ihr Nationalgeſpenſt und in dieſen Zügen erkennt man einen Theil ihres allgemeinen Charakters leicht wieder.

Wenn wir nun weiter darauf eingehen wollen, wie die weiße Frau dazu gekommen ſein mag, ſich auch mit ihrer ernſten und heitern Dienſtbefliſſenheit in Berlin und an andern Höfen Europa's zu zeigen, ſo ſagt uns die Legende folgendes:

Das Roſenberg'ſche Haus war ſeit langen Zeiten wegen ſeines großen Anſehens mit mehreren fürſtlichen Häuſern Deutſchlands verſchwägert. Wilhelm von Roſenberg, der Oberſtburggraf von Böhmen, heirathete viermal und ſtets eine Fürſtentochter aus altem deutſchen Geſchlechte. Beſonders iſt ſeine Vermählung mit des Kurfürſten von Brandenburg, Joachim II., jüngſter Tochter Sophie merkwürdig und hiſtoriſch gewiß. Er hielt 1561 ein prächtiges Beilager in Berlin und ſo wurde die weiße Frau durch ihn dahin verpflanzt. Allein damit ſcheint ſie ſich nicht zu begnügen, ſondern ſie umfaßte in ihrem Stolze alle mit Brandenburg verwandte Häuſer, als gehörten ſie auch zu ihrer Verwandtſchaft und ſtattete ihnen daher von Zeit zu

Zeit einen Beſuch ab. Und ſo kam ſie nicht nur nach Baireuth, Ludwigsburg, Darmſtadt und Stuttgart, ſondern auch ſogar nach London, Kopenhagen, Stockholm u. ſ. w.

Von ihren Erſcheinungen im Schloſſe zu Berlin finden ſich mehrere Fälle aufgezeichnet. So zeigte ſie ſich in den Jahren 1659 und 1660 in Berlin, als die Mutter des Kurfürſten und ſeine Schweſter, die Herzogin von Curland, ſtarb. Ein ſeltener Umſtand, da ſie ſonſt, der Sage nach, nur männliche Sterbefälle anzuzeigen pflegte. Bei ihren damaligen Beſuchen zeigte ſie ſich übrigens ſo rüſtig und mannhaft, daß ſie den kurfürſtlichen Oberſtallmeiſter von Burgdorf, der über ihre Erſcheinung Zweifel geäußert hatte, und ſie, als er ihr begegnete, etwas hart anredete, die Treppe hinunterwarf. Im Jahre 1667 erſchien ſie abermals als Verkünderin eines weiblichen Todesfalls, als die Kurfürſtin Luiſe Henriette ſtarb. Sie erſchien dieſer Fürſtin im Schlafzimmer, am Tiſche ſitzend, als ob ſie ſchriebe. Als die Kurfürſtin ſie bemerkte, ſtand ſie ſich verneigend auf und verſchwand.

Den Tod des großen Kurfürſten zeigte ſie ein volles Jahr vorher an. Der Hofprediger Brunſenius will ſie nämlich an einem Sonntage auf dem Schloſſe herumſpazieren geſehen haben. Er ſchrieb ſich dieſen Tag auf und nach einem Jahre erfolgte zur ſelben Zeit der Tod des Kurfürſten.

Außer der Frau Prichta von Neuhaus, die als warnendes, hilfreiches und unheilverkündendes Geſpenſt in den Häuſern der Fürſten herumſpukte, werden auch noch verſchiedene Frauen anderer Geſchlechter genannt, die ein ähnliches Amt nach ihrem Tode verwalten ſollten. Vorzüglich wird dieß von einer verwittweten Gräfin von Orlamünde erzählt, über deren Namen man jedoch nicht einmal einig iſt. Nach Einigen hieß ſie Beatrix und war des Grafen Otto II. von Orlamünde Wittwe, nach Andern hieß ſie Kunigunde und eine dritte Nachricht nennt ſie Agnes.

Eine andere Beatrix, welche jedoch nur im Schloſſe zu Cleve erſchien, kam der böhmiſchen Frau Prichta mehr gleich. Sie war eine Tochter und Erbin Dietrichs, Grafen von Cleve, des Letzten aus dem Geſchlechte Ulſinus.

Als ſie noch bei ihrem Vater zu Nimwegen wohnte, kam, wie die Legende berichtet, ein Mann, Namens Elias Grail, auf einem Schifflein, das von einem Schwan an einer goldenen Halskette gezogen wurde, den Strom hinabgefahren und erhielt die Prinzeſſin von ihrem Vater zur Ehe, mit dem Verſprechen, daß nach ſeiner Herkunft nie gefragt werden ſolle.

Nachdem Beatrix Mutter dreier Kinder geworden war, drang ſie aber dieſem Verſprechen zuwider darauf, die Familie ihres Gatten zu kennen, worauf aber Elias Grail alsbald verſchwunden iſt. Dieß bereute ſie ſehr und verlangte ſelbſt ihre ſchädliche Neugierde dadurch zu büßen, daß ſie über die Erhaltung aller folgenden Beſitzer von Cleve wacht, und ſowohl die Todesfälle in deren Familien, als andern ſie betreffende Hauptbegebenheiten vorher verkündigt.

Sie ließ ſich in Cleve nicht weiter als auf dem Schloſſe ſehen, der Geſtalt und dem Benehmen nach gerade wie die böhmiſche Prichta, wenn ſie in ihrer guten Laune war.

Von allen dieſen verſchiedenen und doch in gewiſſen Punkten ähnlichen Sagen hat unſtreitig die von der Gräfin Prichta von Roſenberg den meiſten Zuſammenhang. Ueberhaupt ſcheint es ziemlich erwieſen, daß das Mährchen von der weißen Frau weder früher noch ſpäter entſtanden iſt, als unter dem brandenburg'ſchen Kurfürſten Joachim II., der ſeine Tochter Sophia — wie es oben ſchon erwähnt wurde — einem Grafen von Roſenberg vermählte. Joachim war in mancher Rückſicht ſehr ſchwach und leichtgläubig und ſtand daher ſtets mit Goldmachern, und wie ſogar behauptet wird, mit vermeintlichen Geiſterbannern und Schwarzkünſtlern in Verbindung. An einem ſolchen Hofe konnte die Fabel von der weißen Frau ſehr leicht aufkeimen und reif werden.

Unter des erſten Königs von Preußen, Friedrichs I. Regierung, fand man 1709 beim Schloßbau zu Berlin, als man einen Theil des alten Gemäuers niederriß, ein weibliches

Gerippe, das man mit treuherziger Bereitwilligkeit ſogleich für das Gerippe der weißen Frau erklärte und es auf dem Domkirchhof begrub, in der Hoffnung, daß ſie nunmehr nicht wiederkommen würde.

Seltſam iſt es allerdings, daß in frühern Zeiten die glaubwürdigſten Perſonen darin übereinſtimmten, das Geſpenſt der weißen Frau geſehen zu haben und ihre Ausſage auf die kräftigſte und bündigſte Weiſe beſtätigten. Wenn wir auch dem Aberglauben in keiner Hinſicht das Wort zu ſprechen beabſichtigen und uns in aller Weiſe hiegegen verwahrt wiſſen wollen, ſo können wir doch auch Thatſachen eben ſo wenig verſchweigen.

Am öfteſten wurde die weiße Frau im Berliner Schloſſe gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, und beſonders im Jahre 1781, während des Sommers geſehen. Man will da am hellen Mittage, kurz auf einander, eine lange, weiße Geſtalt in einem unbewohnten, verſchloſſenen Zimmer, am Fenſter ſtehend, bemerkt haben. Das letzte Mal faſt eine Stunde lang. Sie hat unbeweglich geſtanden, als man aber das Zimmer öffnen ließ, iſt ſie verſchwunden. Damals war ſie aber keine Todtesverkünderin, denn es hat ſich — außer dem Tode der Königin von Schweden im Sommer 1782 — alſo ein Jahr nach jener Erſcheinung, in dem königlich preußiſchen Hauſe kein Sterbefall zugetragen.

Um die Zeit der zuletzt gemeldeten Erſcheinungen ſoll es ſich auch begeben haben, daß ein junger Gefreiter nebſt einem alten Feldwebel des Nachts auf der Wache vor der königlichen Schatzkammer waren. Der alte Krieger ſchlummerte ein, während der junge Geſelle deſto munterer wachte. Da ſah er eine lange weiße Geſtalt auf ſich zukommen.

— Wer da! ruft er ſie an; allein es antwortet nicht und kommt langſam immer näher.

— Das bleibt ja nicht ſtehen! ſpricht er zu dem alten Feldwebel und ruft ſtärker: Wer da!

— Oh, ſagt darauf der Alte, der ſich von dem Geſchrei ermuntert hatte: Junger Menſch, laß Er das nur gehen, das iſt Alles umſonſt. Ich habe es ſehr oft auf dieſem Poſten geſehen und angerufen; es kehrt ſich aber an nichts und geht immer ſeinen Gang fort.

Solche Fälle könnten noch mehre hier angeführt werden. Beſonders aber waren es die gelehrten Jeſuiten, die viele Mühe darauf verwandten, die Geſchichte der weißen Frau in helles Licht zu ſetzen. Vermuthlich erſchien ſie zur Zeit des allmächtigen Waltens dieſer Mönche in Böhmen häufiger als ſonſt in dieſem Lande, wo der Blutgerüſte wegen politiſcher und kirchlicher Ketzerei, hauptſächlich in Folge der unabläſſigen Aufreizungen dieſes Ordens, gar viele errichtet und der Opfer aus edeln Häuſern genug geſchlachtet wurden.

Die heilige Linde.

Oſtpreußiſche Sage.

Die Höhen, welche heutzutage das Städtchen Heilsberg im Ermeland gar anmuthig umgeben, und die theils mit terraſſenförmigen Gärten, theils mit wogenden Kornfeldern bedeckt ſind, zu Nutz und ergötzlichem Behagen der Einwohner, waren vor Jahrhunderten mit dichten Waldungen bewachſen, welche dem Elenthier und Auerochſen, dem Wolf und Bären zum ruhigen Aufenthalte dienten. Wie ertönte die Wildniß von dem Schalle der fällenden Axt; der einſame Holzkäfer pickte mit ſtarkem Schnabel an die bemooſten Stämme und die freundlichen Eichhörnchen ſchaukelten ſich in den Zweigen, deren Laub ſich über den Bau der Drommeln als ſchimmerndes Dach wölbte.

Von den unfernen Küſten der Oſtſee, wo ein handeltreibendes Fiſchervolk hauſte, von ſeinem Szupan beherrſcht, zogen wandernde Stämme hieher in die Wildniß, wo dem donnernden Perkunas im Schatten majeſtätiſcher Eichen reichliche Opfer fielen; wo man ſich mit dem hohläugigen Pikullos, dem Todtengotte, deſſen grauſes Bild inmitten von Gebeinen der ihm geſchlachteten Thiere errichtet war, abzufinden hoffte, damit man ſich ſicher und ungefährdet hinauswagen konnte in das ſtürmiſche Reich des langhaarigen Meergottes Potrimpos, um deſſen Segen zu erflehen, der den goldklaren, koſtbaren Bernſtein an's Geſtade trieb.

Dieß waren die Hauptgottheiten der alten heidniſchen Preußen. —

Auf einer Höhe, welche noch jetzt im Schmucke maleriſchen Laubholzes prangt, auf deſſen grüner Kuppel ſich ein hohes Kreuz erhebt, der beträchtlichſten der ganzen amphitheatraliſchen Hügelreihe, ſtand des Donnergottes furchtbares Bild von Sandſtein grob behauen. Den Untertheil des Körpers bildete der Block, wie er nun eben war, ungeſtalt und koloſſal, und erſt in beträchtlicher Höhe vom Boden gewann er das Anſehen einer dem Menſchen ähnlichen Bildung.

Zwei ſtark gewölbte, rieſige Brüſte, darunter Arme und Hände im Kreuz gelegt, nur mit leichten Umriſſen in dem Steine angedeutet. Unmittelbar auf der Bruſt ſaß der Kopf; des Geſichtes am meiſten von dem bildenden Künſtler ausgedrückte Züge zeigten die roheſte Barbarei und ließen eben nicht auf die Schönheit der Ureinwohner jener Gegend ſchließen. Kleine faſt unmerkliche Augen, eine lange Naſe, das Maul eines gefräßigen Thieres und unter demſelben ein übermäßiges Kinn von dreieckiger Form, dieß bildete das Antlitz des altpreußiſchen Götterfürſten, von dem man die Familienähnlichkeit noch jetzt in dem uralten Götzenbilde, das vor dem Rathhauſe in Bartenſtein zu ſehen iſt, bewundern kann.

Die Abendſonne warf ſchräg ihre Strahlen durch den grünen Hain, der den Donnerer umgab, die buntblumige Wieſe dampfte auf, als ſie ihren moorigen Schooß von den Strahlen belebt fühlte und die Naturſprache des Wildes, die hier jeden Abend laut zu werden pflegte, war verſtummt von den wilden Geſängen der opfernden Waidelotten (der heidniſchen Prieſter) und dem Geräuſche der Wallfahrer, welche des Gottes Feſt herbeigezogen hatte. Sein Standbild prangte heute in dem blutigen Pelze des Rieſenwolfs, den der kühnſte Jäger Szamaitens erlegt und ihm opfernd umgehängt hatte, an ſeinem Halſe hingen funkelnde Stücke Bernſteins, zur Schnur gereiht, ihm dargebracht von der anmuthigſten Fiſcherin Natangens und an ſeinem felſigten Fuße dampfte das Gebein von Elenn und Ur, und erfüllte die Luft weit und breit mit einem erſtickenden Qualme.

Vom Meth berauſcht waren die Waidelotten in's hohe Gras geſunken und ſchliefen erſtarrt, aber die Jäger und Fiſcher glaubten ſie in hoher Verzückung. Dieſe Letztern waren in Matten und Felle gehüllt, mit buntem Schmucke reichlich verziert. Hie und da, zerſtreut ſitzend, erlabten ſie ſich an gedörrten Aalen, wildem Honig und Holzbirnen. Die Jäger theilten dieſes frugale Mahl, weil die Heiligkeit des Orts ihnen nicht geſtattete, ſich hier ein Wildpret zu erlegen, und nach gewohnter Weiſe zu bereiten.

Die Fiſcher des bewohntern Strandes wußten viele bunte Mähren den einſamer dahinlebenden Waidmännern zu verkünden, die außer den gewöhnlichen Feſten, oder wenn ſie ſich zu der Dreigöttereiche zu Romowe, dem heiligen Sitze ihres Oberprieſters, des erhabenen Criwe-Criwaito begaben, ſelten fremde Menſchen zu ſehen bekamen. Die Fiſcher aber meldeten Wunderbares. —

— Wie kann ich Euch Alles erzählen, was ſich bei uns zuträgt — ſprach der Aelteſte derſelben, der graugelockte Kunzatis, aus deſſen tiefen Augenhöhlen liſtige Blicke leuchteten, und der verehrt wurde als Greis und folglich als Weiſer. — Viel hab' ich geſehen und erlebt, ich bin hinauf gegangen längs der Küſte bis zu den Kumpen im fernen Birkenforſte *), wo ſie das Waſſer der jungen Bäume trinken, und nichts wiſſen von Waldbienen, Honig und Meth; ich hab' es erlebt, wie der Sturm das graue Boot in die Luft jagte, worauf die kleinen, triefäugigen Finnen waren, die eine Sprache reden, die Niemand verſteht, ſich mit Fiſchthran laben und keine Götter kennen. Ich habe ſie in meinem Hauſe beherbergt, bis daß der Wind günſtig ward und ſie fortſegeln konnten in die fremde Heimath, wo noch nie den Knecht eines Szupans ſein Fuß hingetragen hat. Ich bin gekommen, das iſt zwar ſchon lange her, und ich war damals noch klein und jung an Jahren, bis zu den üppigen Polonen, die ſich kleiden in weiche Pelze, kurzbeſchnittene Bärte tragen, heißes Fleiſch der Thiere verſchlingen, in großen Häuſern leben und andere Götter haben als wir, wovon ich mich jedoch mit Schauder abwandte. Alles dieß habe ich geſehen und erlebt, und könnte Euch, die Ihr mit offenen Mäulern um mich her gelagert ſeid, zehn Nächte nach einander den Schlaf von den Augenlidern ſcheuchen und doch Euern Dank dafür haben, aber was jetzt auf Natangens Boden ſich ereignet hat, iſt merkwürdiger, denn Alles was ich ſah, und Ihr jungen Leute werdet in Zukunft nicht Gefahren Trotz bieten dürfen, um Erfahrung zu ſammeln, wie der alte Kunzatis gethan, denn Euch aufſuchen werden die Bewohner der Erde, die lüſtern ſind nach unſern Schätzen, nach unſerm glücklichen Lande, nach unſern heimiſchen Göttern, die uns beſchützen und durch den göttlichen Criwe unter uns wohnen.

Die Jünglinge hatten unwillkührlich nach ihren Keulen gegriffen, und Alles ſchloß den Kreis enger um den Greiſen Kunzatis, der eine Pauſe gemacht hatte, weil der Opferdampf der langſam verglimmenden Thierkörper ihm einen Huſten zugezogen.

Das Schnarchen der Waidelotten wurde während der Pauſe hörbar.

— Am Strande, fuhr der Greis fort, unter dem Sandberge, erſchienen mit einem Male Männer in ſtarren Kleidern, feſt und nicht von unſern Pfeilen zu durchbohren, mit Mützen auf dem Kopfe, die unſern Keulen widerſtehen, mit glänzenden Waffen, die uns ärger zu verwunden vermögen, als Rachen und Tatzen des Bären. Unter ihren Bärten ſchallen rauhe Worte hervor, unverſtändlich uns Allen. Sie haben ſich leichte biegſame Wohnungen erbaut, ähnlich dem ſchimmernden Dache, das dem hochheiligen Criwe zu Romowe zur Wohnung dient. Was braucht auch ihre Wohnung feſt zu ſein, bei dem Kleide das ſie tragen, und das ſie ſchützt, wie das Schaalthier ſeine Muſchel? ſie liegen da in ihren Gezelten und begnügen ſich damit unſere Wälder zu durchjagen und dem Wilde nachzuſpüren. Mit uns ſuchten ſie noch keine Gemeinſchaft und wir ziehen uns auch furchtſam vor den ſeltſamen Gäſten zurück. Aber merkwürdiger, als ſie ſelbſt, ſind jene Menſchen, die ſie mit ſich führen. Je glänzender ihre Herren gekleidet ſind, deſto ärmlicher ſind ſie's. Sie tragen hohe Stangen in der Hand, woran Tücher flattern, die bunt und ſchön bemalt ſind. Sie haben keine Haare am Kopfe und ſchreien gewaltig, wo ſie uns immer ſehen und ich fürchte ſehr, daß ſie uns haſſen, und uns noch viel Böſes von ihnen kommen wird.

Die Fiſcher, welchen die Erſcheinung der Fremden gleich dem Greiſe Kunzatis bekannt war, hatten aus Ehrfurcht vor ihm ſeine Erzählung nicht unterbrochen, und waren nun erſt, da er ſchwieg, bemüht, auch ihre Beobachtungen den Bewohnern des Waldes, und den Fiſchern der Binnenſeen umſtändlich mitzutheilen.

Die Waidelotten ſchnarchten noch immer vom Methrauſche betäubt und verſäumten den Dienſt des mitternächtigen Mondes; die Verſammlung der Andächtigen war auch um die verglimmenden Kohlen des Opfers eingeſchlafen, und eine erhabene Ruhe lagerte in der Wildniß.

---

*) Das heutige Kurland.

Nur Barnauda, die Jungfrau mit den langen gelben Haaren, die Tochter des alten Glapko, in dieſer Gegend heimiſch, ſaß auf einem alten Weidenſtumpf, zu ihren Füßen der rüſtige Jäger Waidewuth und ſein grauer Waldhund.

Plötzlich ſtrecken Beide die Köpfe empor und horchen hoch auf; das Geſpräch, was ſie, um die Schlafenden nicht zu wecken, ſehr leiſe führten, war geſtört.

Ein ſeltſames, frommes Summen klingt durch den Wald, ſie wunderbar ergreifend. Und wie ein ſich ſcheu bergendes Thier, bricht es ſich Bahn durch das Gezweig und rauſcht unweit der Wachenden vorüber.

— Ein Wolf! ruft Waidewuth, zur Keule greifend und dem Waldhund zurufend, der zu knurren beginnt.

— Nicht doch! ſagt die Jungfrau, — es iſt — ich kann es dir nicht beſchreiben, obgleich ich es doch geſehen!

— Du haſt es geſehen? fragt der Jäger, ſo künd' es mir ſchnell, vielleicht droht uns Allen Gefahr, die wir noch ſchleunigſt abwenden können.

— Nein, nein! flüſterte Barnauda leiſe — es wird uns nicht gefährlich werden, denn es iſt friedlicher Art. Aber folge mir und du wirſt es ſelbſt ſehen, was ich ſchon einigemal Nachts beobachtete, wenn ich allein in unſerer Hütte ſaß und das ſeltſame Rauſchen und Summen vernahm.

Sie machten ſich leiſe auf und ſchlichen mit der Vorſicht, welche den wilden Naturmenſchen eigen iſt, durch dickes Geſtrüpp unhörbar fort. Der Waldhund wurde an einen Weidenſtumpf feſtgebunden.

Während in ängſtlicher Erwartung Waidewuth ſich von Barnauda leiten ließ, huſchte es ungefähr auf zweihundert Schritte vor ihrem Pfade eben ſo leiſe durch's Dickicht fort, wie ein flatterndes Irrlicht, das vor zwei dunkeln, murmelnden Geſtalten einherhüpfte. Bald kam es unſerm Paare näher, bald entfernte es ſich wieder. Oft ſchien es den wilden Preußen, als ob ſie Worte vernehmen, ihrer Sprache fremd, oft tönte es ihnen wie Geſang, manchmal hörten ſie deutlich das Schnaufen der Gehenden; ſie folgten neugierig, doch mit wachſender Beklemmung, der ihnen unheimlich vorkommenden Erſcheinung.

Endlich erreichten ſie einen Weiher, deſſen Ufer die Wanderer umſchritten, um ſich am andern Ende deſſelben einer prachtvollen Linde zu nahen, die im vollſten Schmuck ihrer Blüthen ihr duftendes Haupt im monderhellten Waſſer ſpiegelte. Die Geſtalten mit dem Lichte, das eine von ihnen in der Hand trug, traten zu dem Baume mit Zeichen heiliger Verehrung.

Waidewuth und Barnauda hielten ſich ſcheu in der Entfernung im dichteſten Geſträuche und unterdrückten das Athmen. Die Fremden ſprachen jetzt lauter und das Paar belauſchte folgendes Geſpräch, von dem es jedoch kein Wort zu verſtehen im Stande war.

— Macht Euch flugs an die Arbeit, Meiſter Felix — begann der Eine von den Fremden — ich halte Euch die Leuchte, und gebt dem heiligen Bilde ganz den Ausdruck des Göttlichen, davon die Werke Eurer mächtigen Hand Zeugniß ablegen. Wir ſind nun ſchon zu oft hieher gegangen, als daß ich nicht beſorgen müßte, die böſen Kinder hätten unſere Spur entdeckt und ſännen auf Zerſtörung unſers frommen Werkes. Alſo rüſtig, wackerer Meiſter, ich will Euch redlich alle Handreichung leiſten.

Und darauf zog der Andere ſchnell Meiſel und anderes Geräth aus der braunen Kutte hervor, und ſich auf einen Stein ſtellend, begann er an dem Stamme der Linde zu meißeln und zu klopfen, mit einer Emſigkeit, daß von den Doppelſchlägen das Echo erwachte, und die Nachtvögel von der Atzung aufgeſchreckt, im niedern Fluge den Spiegel des Weihers ſtreiften.

— Bruder Martin — ſprach der Bildner — ſtellt vor Allem Eure Leuchte dort hinter das Geſträuch, ſie blendet mich und widerſpricht dem Mondlichte, das mir ſattſam Erhellung ſpendet bei dem nächtlichen Werke. Traun, geſchehe es nicht zur Verherrlichung der ewigen

Gnadenmutter, und hoffte ich nicht dadurch Bekehrung dieſer ſchlimmen Heiden, wofür auch ich Erlaß meiner ſchweren Sünden zu erhalten glaube, ich würde mich nie zu dieſem Wagniß verſtanden haben. Die Hand zittert mir, wenn ich die Wölfe heulen höre und wenn uns erſt ſolch ein Rieſe mit der Keule begegnete, was wollten wir da wohl anfangen?

— Denkt doch nur daran, daß bei ſolch einem Werke, wie wir es treiben, uns nicht Wolf, nicht Heide etwas anhaben können. Nächtlich muß das heilige Bild vollendet werden, damit es am lichten Strahle der Sonne gefunden werde von den Wilden, wie ein vom Himmel geſchneites Wunder, denen ich verkünden will das Heil und ſie taufen, damit ſie eingehen zur ewigen Seligkeit. Glaubt Ihr aber, dieſe Nacht fertig zu werden, Meiſter Felix? Mir ſcheint es, daß Eure Kunſt ſich hier nicht eben bemühen darf, das Vollendetſte zu liefern, deſſen ſie fähig iſt.

— Wohl iſt dieß nicht nöthig, erwiderte der arbeitende Meiſter, auch bin ich nicht Willens, dieſen Lindenſtamm mit einem Werke zu ſchmücken, wie es in den Sälen der Burgen unſerer Fürſten anzutreffen iſt. Seht her! die heilige Mutter mit dem Kinde tritt ſchon recht lebendig aus dem Grunde des Rieſenſtamms hervor. Nun wollte ich noch der rings das Bild umgebenden Rinde einige Zierrathen einſchneiden, und ich denke, daß Ihr nichts daran auszuſetzen haben werdet, Bruder Martin.

Der Mönch nahm die Leuchte und beſah das grobe Bildwerk, welches der Andere, ein Laienbruder ſeines Ordens, in den Stamm geſchnitzt hatte, es preiſend und erhebend und ſich freuend, in wenigen Tagen ſchon das Geſchäft des Heidenbekehrers in der Wildniß beginnen zu können.

Auch die Zierrathen waren nun beendet und die Leuchte hüpfte wieder den beiden dunkeln Männern beim Rückwege voran, wie es beim Hinwege der Fall geweſen war. Sie waren aber beide aus dem Lager eines deutſchen Ritters, der mit ſeinem Fähnlein ein paar Stunden weit davon hielt, hieher gegangen, und Bruder Martin hoffte mit Gottes Hilfe, ohne der Reiſigen Gewalt zum freudigen Ziele zu gelangen und ließ ſich nicht abſchrecken von der Kunde, daß Adalbert, Biſchof der erſten Kirche in dieſem Lande, am Ufer des friſchen Haffs als Märtyrer gefallen war.

Mit pochendem Herzen traten die beiden jungen Preußen aus ihrem Verſtecke hervor, dem wandelnden Lichtſchimmer nachblickend und erſt als er nur noch wie ein Stern in weiter Ferne durch die Büſche erglimmte, traten ſie auf die Linde zu, um zu ſehen, was die Fremden dort geſchaffen hatten.

Ueberraſcht ſenkte ſich das Auge der wilden Jungfrau, als ſie das Bild der Himmelskönigin mit dem Jeſusknäblein auf dem Arme erblickte. Wie mit einem Wunderſtrahle entzündete es ihr Inneres durch die Milde, die ſich darin ausſprach, im Widerſpruche mit dem gräßlichen Ausdrucke ihrer heimiſchen Götzenbilder. Sie ſtand ſtaunend davor und ſah es wie ein Wunder des Himmels an, obgleich ſie doch den Fremden daran arbeiten geſehen hatte; aber dieſe Fremden ſelbſt waren ihr übernatürlich erſchienen.

Nicht ſolchen Eindruck verſpürte Waidewuth.

— Fort von hier! ſchrie er, das iſt das Unheil, das Verderben! Die Götter zürnen uns und ſenden uns fremde Bilder, um uns zu verwirren und uns zu ihrer Verehrung hinzulenken. Aber unſere heiligen Götter nur allein vermögen uns zu ſchützen; nicht dieſe hier! Sie haben keine Macht und kein Anſehen, und Perkunas kann ſie wie uns mit ſeinem Donnerkeile vernichten. Komm' Barnauda, ſchnell folge mir zu den Andern! laſſe dich nicht von dem böſen Nebel berücken, der von dem Bilde ausſtrömt.

Aber die Jungfrau wandte ſich mit freundlichen Worten zu ihm und bat ihn, den Anbruch des Tages mit ihr abzuwarten, um zu ſehen, was alsdann mit dem Bilde geſchehen würde, und ob die Fremden zurückkämen; ſie fühle ſich ſo wohl in der Nähe des Baumes, und nichts Böſes webe und wirke darin.

Waidewuth ließ ſich nach und nach überreden. Sie ſetzten ſich auf einen Stein unter dem Marienbilde nieder und ſchauten hinauf in ſeine Züge, die ſich ihnen immer freundlicher und beglückender zu erſchließen ſchienen.

Der Morgenwind rauſchte kühl durch die Wipfel; Beide ſchlummerten ein vom Trillern der Lerche im wehenden Walde umſchallt und gefärbt von der bleichen Röthe des nordiſchen Sonnenaufgangs.

Das Chriſtenthum wurde bereits weit und breit im Preußenlande verkündet, aber die ſtörrigen Heiden ſträubten ſich gewaltig es anzunehmen. Sie rotteten ſich zuſammen, und durchzogen in wilder Wuth das Land, jedes Zeichen der neuen Lehre zerſtörend und ſowohl ihre Verkünder als auch diejenigen ihrer Landsleute blindlings mordend, die ſich den Apoſteln zuwendeten.

Der wilde Poſinna mit ſeiner Schaar hatte vor den Göttern ſeiner Väter die furchtbarſte Rache beſchworen und fuhr wie der zerſtörende Blitz durch die heimiſchen Haiden und Wildniſſe, dem bleichen Pikullos zahlloſe Opfer ſchlachtend. Jetzt war er in Warmios, dem jetzigen Ermelande, weil ihm ſeine Späher die Ankunft von Fremden verrathen hatten. Nur gering war ſeine Macht, und hätte er es gewagt, in offener Schlacht ſich den Rittern gegenüber zu ſtellen, ſo würde ein zermalmender Schlag derſelben genügt haben, den gefährlichen Feind zu vernichten.

Aber wie die Schlange lauerte er in dem Dickicht, und erſah zu ſeinen Mordthaten und Verwüſtungen ſich ſtets mit beobachtender Liſt den günſtigſten Zeitpunkt aus.

Er hatte erfahren, daß auch hier allnächtlich die Fremden ihre Bilder in die mächtigen Urſtämme der Wälder ſchnitten, um deren Verehrung zu erheiſchen von den Eingeborenen. Durch den Thau der hohen Gräſer zog er nun heran mit ſeinen wilden Bilderſtürmern, um in der Frühe vielleicht noch die frommen Arbeiter zu finden und dieſe zugleich mit ihren Werken zu vernichten. In dieſer Abſicht erreichte er den Weiher.

— Ha, ſeht dort die Linde mit dem Blüthendache! rief der wilde Poſinna mit Hohn — und den Götzen darin und die Beiden davor, ihm Verehrung darbringend, als gäb' es keinen Donnergott ſie zu zerſchmettern! Aber Pikullos! Dir ſoll ein Doppelopfer fallen!

Und auf ſeinen Wink lagen alsbald hundert Pfeile auf den Bogen, ihre Spitzen nach den Schlummernden gerichtet; ein Druck der kräftigen Finger und jeder flog tödtend in's ſicher gewählte Ziel.

Mit lauter Freude ſprang Poſinna auf die im Schlafe gemordeten Leichname und traf noch mit der Streitaxt ihre Häupter zu mehreren Malen.

Bald ſtürzte nun auch der mächtige Lindenſtamm, unter weithinſchallenden, unzähligen Streichen, rauſchend hinab in denſelben Weiher, der kurz zuvor noch ſein Spiegelbild ſo ſchön und ruhig zurückgeſtrahlt hatte.

Nachdem dieſe Gräuelthaten verübt waren, zogen die Wilden weiter, Zerſtörung und Verwüſtung dahin bringend, wo eine Spur der Eingewanderten ihre trotzige Eigenthümlichkeit bedrohte. Die Gräuel, welche dieſen Zug begleiteten, und von denen der fromme Bruder Martin Kunde erhielt, hatten ihn abgehalten, zum Bilde der Gnadenmutter ſich zu begeben, um ſein heiliges Werk der Bekehrung zu beginnen. Sich dieſen Wüthenden entgegenzuſtellen, hieß ein auserkohrenes Werkzeug der Gnade dem ſichern Tode weihen. —

Poſinna's Thaten erſchreckten bald eine andere Gegend; dieſe Wildniß hatte er verlaſſen und hier erſchallte nicht mehr Mord und Schlachtruf. Bruder Martin erhob ſich daher eines Morgens aus dem Lager ſeines Ritters, und zog, von einigen Reiſigen begleitet, nach dem Orte, wo das Muttergottesbild in den Lindenſtamm geſchnitzt worden war.

Sie traten in die Nacht der Bäume und erreichten den Rand des Weihers. Von

Schauern ergriffen, gewahrten ſie den Stumpf der Linde mit den weithin verbreiteten Wurzeln, von blutgefärbten Axthieben die Spur tragend, daneben die ſchmählich ermordeten Leichname zweier Preußen, an denen die Verweſung keine Wirkung zu üben vermocht hatte.

Aber auf den klaren Spiegel des Weihers hatte der erhabene Baum im Sturze alle balſamiſchen Blüthen ausgeſtreut, und darauf ruhte das heilige Bild der Himmelskönigin, geſchaukelt von den leisbewegten Wellen, ſicher getragen von den zarten Blättchen der Lindenblüthen. Und die Bäume der alten Wildniß alle neigten ihre grünen Häupter vor dem Bilde und eine hehre Stille herrſchte, kein Käferchen ſummte, keine Biene ſchwärmte, kein Würmchen durchkroch das Geſtrüppe des Bodens.

Und anbetend das Wunder, ſanken Alle nieder, und Bruder Martin erbaute ſich eine Zelle am Rande des Weihers und bekehrte die Heiden, wie er vom Himmel dazu beſtimmt war.

In ſpätern Zeiten wölbte ſich ein prachtvoller Dom über dem Wunderbaume und ein reiches Kloſter wurde daneben geſtiftet.

Die Linde mit dem Bilde iſt nun von einer Hülle gediegenen Silbers umgeben, aber mehr als das, ſpricht für die Heiligkeit des Ortes die tiefe Rinne, welche die Andächtigen, die hier ſeit Jahrhunderten knieten, dem harten Marmor eingedrückt haben und der erhabene Anblick, den man auf dem letzten Abhange vor dem Kloſter genießt. —

Da liegt das Prachtgebäude mit ſeinen weißen, ſtrahlenden Mauern, am blauen, klaren Weiher, in ſeinem grünen Gehege, und der ganze Wald ringsum neigt noch immer die hohen Wipfel tief gegen das Gotteshaus, und rauſcht ein majeſtätiſches Hoſiannah! —

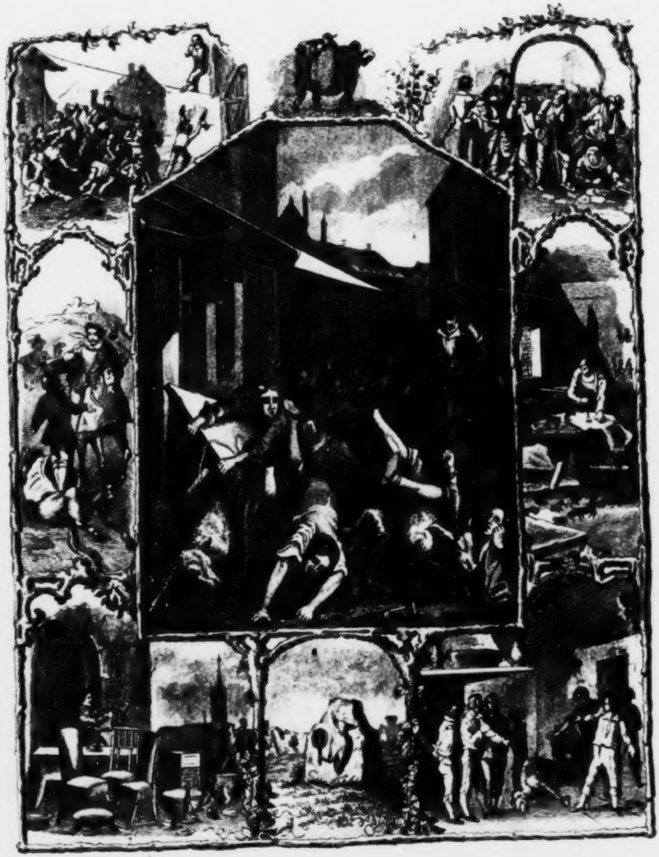
Tyll Eulenſpiegel.

Viele von den Leſern werden wohl ſchon bei dem Anblick der Ueberſchrift, bei dem ſo oft ſchon gehörten Namen und der Erinnerung an einzelne Züge und Anekdoten des berühmten Helden, freudig bewegt werden und ſich gar große Ergötzlichkeit verſprechen und in der That werden ſie ſich nicht getäuſcht finden, wenn ſie den rechten Geſichtspunkt haben, aus dem dieſes Volksbuch zu betrachten und zu beurtheilen iſt.

Tyll Eulenſpiegel iſt ſo eigentlich Repräſentant, der Ausdruck aller norddeutſchen Schwanksluſt, wie ſie ſich ſchon vor vielen Jahrhunderten kund gegeben; er iſt der eigentliche komiſche Lieblingsheld des Volkes geworden. Ob er wirklich gelebt hat, iſt ſehr zweifelhaft, trotz dem Grabſtein und dem Panzer von Eiſendraht, die zu Möllen im Lauenburg'ſchen, wo er geſtorben ſein ſoll, gezeigt werden.

Eulenſpiegel's Schwänke, ſchreiben ſich aus dem höchſten Alterthume deutſcher Volksthümlichkeit her und ſind ſchon deßhalb ſehr merkwürdig. Schon im Jahre 1483 wurden ſie in niederdeutſcher Sprache aufgezeichnet. Im folgenden Jahrhundert, um 1520, wurden ſie von Thomas Murner, einem Franciscaner, in's Hochdeutſche übertragen, erweitert, auch in Reime gebracht und ſogar in mehrere Sprachen überſetzt.

So wurde Eulenſpiegel der eigentliche Nationalnarr der Deutſchen, er ward beliebt wie kein Anderer. Eulenſpiegel iſt der Letzte der ſogenannten „fahrenden Leute." Er iſt Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienſtmann, Maler, Handwerker. Der eigentliche Kern ſeiner Späſſe wiederholt ſich immer. Er befolgt nur ſtets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle des Meiſters; er thut Alles, was man ihn heißt und macht es



Eulenspiegel.

dennoch Niemanden recht. Alle dieſe Schwänke müßte man von einander getrennt hören, wenn ſie die rechte Wirkung machen ſollen, und die Geſchichte Eulenſpiegels dürfte daher nicht in einem Zuge geleſen, mehr Spaß und Unterhaltung gewähren. Jeder findet darin leicht etwas für ſeinen Geſchmack.

Eulenſpiegel iſt der geborene Sylbenſtecher und dieß läßt ihn den geraden Verſtand zu einer caricaturartigen Anwendung gebrauchen. Vor Allem dürfen wir nicht vergeſſen, daß es lachluſtige und harmloſe Zeiten waren, in denen ſolche Dinge entſtanden ſind. Wer heiter geſtimmt iſt, iſt leicht zum Lachen gebracht.

Nach dieſer Einleitung wollen wir jetzt die Geſchichte, wie ſie uns das Volksbuch erhalten hat, hier erzählen, und den einfachen Ton deſſelben, als den am beſten dazu ſchicklichen beibehalten.

Es iſt in dem Lande Braunſchweig, in dem Walde Seib, ein Dorf gelegen, Kneitlingen genannt; da wurde das fromme Kind Eulenſpiegel geboren. Sein Vater hieß Claus Eulenſpiegel, ſeine Mutter Anna Wertbeck; die Eltern ſchickten das Kind nach dem Dorfe Amptlen, um es taufen zu laſſen. Neben dieſem Dorfe lag das Schloß gleichen Namens, das nachmals von den Magdeburg'ſchen und ihren Verbündeten, als Raubneſt vertilgt wurde. Das Kind erhielt den Namen Tyll in der Taufe.

Als er aus dem Staube erzogen war und laufen konnte, machte er ſich unter die jungen Kinder des Dorfes und tummelte ſich tapfer auf dem Graſe. Sein Ausſehen war, wie die Chronik verſichert, vollkommen einem Affen gleich. Mit dem vierten Jahre wurde er von Tag zu Tag lebhafter, ſo daß der Vater täglich von den Nachbarn überlaufen wurde, die über Eulenſpiegel Klagen führten. So oft ihn nun ſein Vater deßhalb mit Worten ſtrafte, wußte ſich Eulenſpiegel allezeit mit beſſern Worten zu verantworten, allein die Neckereien der Leute gab er deßhalb doch nicht auf. Der einfältige Alte, der ſein Söhnlein ſehr lieb hatte und ihn nie auf einer Schuld ertappen konnte, ſprach: du mußt in einer unglücklichen Stunde geboren ſein, da dich die Menſchen ſo verfolgen! und ſomit verfügte er ſich mit ihm in's Magdeburg'ſche Land an der Saale, woher ſein Weib war, damit ihm die Nachbarn nichts mehr anhaben konnten. Bald darauf ſtarb aber der Alte und hinterließ Weib und Kind in merklicher Armuth. Eulenſpiegel, wiewohl er kein Handwerk gelernt hatte und bei ſechszehn Jahre alt war, war jedoch in aller Schalkheit gar wohl geübt.

Man ſagt: wenn die Katze aus dem Hauſe iſt, ſo haben die Mäuſe frei tanzen, und ſo geſchah es auch nach dem Tode des alten Eulenſpiegels.

Da die Mutter, als ein altes, ſchwaches Weib, ihres Jungen nicht mächtig war, ſo fing er an aus vorwitzigem Uebermuth brodloſe Künſte zu treiben. Seine Mutter wohnte in einem Hauſe, deſſen Hof an die Saale ſtieß; Tyll aber machte ſich auf den Boden dieſes Hauſes und übte ſich dort auf dem Seile zu gehen, bis er einmal dabei von ſeiner Mutter mit dem Knittel ertappt wurde. Er floh durch das Fenſter auf das Dach, daß ſie ihn nicht erwiſchen konnte und entging dadurch den Prügeln.

Doch mußte er nun eine Zeit lang mit ſeinen Künſten an ſich halten, bis daß er der Gewalt der Mutter vollkommen entwachſen war, und ſeines Alters, ſo wie der Mutter zunehmenden Schwäche wegen ſich außer allen Sorgen befand. Darauf gedachte er öffentliche Proben ſeiner Geſchicklichkeit abzulegen und zog das Seil von dem Hinterhauſe über die Saale bis an ein anderes Haus gegenüber. Da das Volk, jung und alt, von ſolchem ungewöhnlichen Schauſpiel hörte, war ein großes Gedräng um das Seil und alle wunderten ſich, daß Tyll Eulenſpiegel darauf ſo ſicher gehen konnte. Aber nur ſelten freut man ſich lange ungeſtört eines plötzlichen Glückes! Der Lärm, den die Menge der Zuſchauer erhob, machte die alte Eulenſpiegelin aufmerkſam und um ihrem Sohn einen Denkzettel zu geben, ſchlich ſie heimlich in's Hinterhaus und ſchnitt das Seil entzwei. Ein Beginnen der Mutter, das ihres berühmten Sohnes vollkommen würdig war. Die Folge dieſer That läßt ſich leicht denken. Tyll fiel mitten in die Saale hinein und der Haufe erhob großes Gelächter und ergoß ſich in Spott über ihn.

Das verdroß Eulenſpiegel ſo ſehr, daß er kein Wort mehr zu ſprechen vermochte und darüber ernſtlich nachdachte, wie er das Geſpött wieder vergelten könnte.

Am andern Tage ſchon wollte er ſeine Verſpottung rächen, zog das Seil von einem andern Hauſe über die Straße und zeigte den Leuten an, wie er auf dem Seile gehen wollte. Das Volk verſammelte ſich dazu, jung und alt, und Eulenſpiegel ſprach zu den Jungen, er wolle ihnen ein ſchönes Spiel auf dem Seile mit Schuhen zeigen. Die Jungen glaubten es, zogen die Schuhe aus und gaben ſie Eulenſpiegel. Es waren an ſechszig Schuhe. Eulenſpiegel reihte ſie an eine Schnur und ſtieg damit auf das Seil. Die Leute ſahen mit Begierde zu und warteten auf ein ſchönes Hauptſtück. Nachdem nun aber Eulenſpiegel eine Weile allerlei Poſſen getrieben hatte, fingen die Jungen an Angſt um ihre Schuhe zu haben und wünſchten laut, daß er ſie ihnen zurückgebe.

Eulenſpiegel blieb aber auf ſeinem Seile, und als er glaubte, daß es Zeit wäre, rief er: „Jeder gebe Acht und ſuche ſeine Schuhe wieder!“

Damit ſchnitt er die Schnur entzwei und warf alle Schuhe auf die Erde, daß immer ein Schuh über den Andern purzelte und ſich Alle unter einander vermengten. Da drangen die Jungen herzu und erwiſchten die ungleichen Schuhe. Da war's ein grimmiges Gezänke, und ſie fielen einander in die Haare und begannen ſich zu ſchlagen, weil jeder ſeinen Schuh haben wollte und ihn in der Hand des Andern zu ſehen glaubte.

Der Eine lag unten, der Andere oben; der Eine ſchrie, der Andere weinte, der Dritte lachte. Dieß währte ſo lange, bis auch die Alten ſich darein miſchten und Ohrfeigen austheilten; Eulenſpiegel aber lachte am meiſten auf ſeinem Seile droben, und rief immerfort: „Recht ſo! ſuchet jetzt Eure Schuhe auseinander und denkt dabei, wie ich geſtern von Euch verſpottet aus meinem kalten Bade laufen mußte.“

Damit ſtieg er von dem Seile, während ſich die Andern noch rauften. Aber vor den Jungen und Alten durfte er ſich nicht mehr ſehen laſſen, denn ſie hätten ihm den Spaß bitter verſalzen. Er blieb daher daheim bei ſeiner Mutter und pelzte Helmſtädt'ſche Schuhe.

Die alte Eulenſpiegelin war über den Fleiß ihres Sohnes ſehr erfreut und dachte, daß es nun mit ihm bald beſſer werden würde, da er doch zu arbeiten anfange. Sie wußte aber nichts von dem Streiche, den er verübt hatte und weßwegen ihn die Furcht in's Haus bannte.

Da Eulenſpiegel aber immerfort ſich für kein Handwerk beſtimmen wollte, ſo tadelte ihn ſeine Mutter ſtreng und ward ſehr unzufrieden mit ihm.

— Ach, liebe Mutter! — ſprach er — wie man ſeine Sachen anfängt, ſo geht's einem aus.

— Das glaube ich wohl! — erwiderte die gute alte Frau — ich habe ſeit vier Wochen kein Brod in meinem Hauſe geſehen noch gehabt.

— Das paßt nicht auf meine Rede — ſagte Eulenſpiegel — doch ein armer Mann, der nichts zu eſſen hat, faſtet wohl mit St. Clauſen, und wenn er etwas hat, ißt er wohl mit St. Martin zu Nacht. Alſo eſſen wir auch!

Dieß hatte er zwar ſeiner Mutter zum Troſt geſprochen, dennoch aber dachte er bei ſich:

— Lieber Gott, hilf! wie will ich meine Mutter zufrieden ſtellen? Wo ſoll ich Brod hernehmen, ſie zu verſorgen?

Darauf ging er aus dem Flecken, wo ſie wohnten, gegen die Stadt Strasfurt hin. Hier trat er zu dem erſten dem beſten Bäckerladen und fragte den Bäcker: ob er ſeinem Herrn für zehn Schilling Brod ſenden wollte?

Dabei nannte er den Herrn, der zu Strasfurt in der Stadt wohnen ſollte und auch die Herberge, wo ſie abgeſtiegen und der Bäcker dürfe nur einen Knaben mitſchicken, um das Geld in Empfang zu nehmen.

Dieſer war's zufrieden und Eulenſpiegel brachte einen Sack zum Vorſchein, der ein verborgenes Loch hatte; darein ließ er ſich das Brod zuzählen. Hierauf ſchickte der Bäcker ſeinen Jungen mit, um das Geld dafür in Empfang zu nehmen.

Als nun Eulenſpiegel etwa einen Büchſenſchuß von dem Bäckerladen entfernt war, ließ er ein Brod durch jenes Loch in den Straßenkoth fallen, ſetzte den Sack nieder und ſprach zu dem Jungen:

— Ach, das beſudelte Brod darf ich meinem Herrn nicht bringen. Lieber, laufe mit dem Brode wieder heim und hole mir ein anderes dafür. Ich will hier warten.

Der gute Junge lief heim, um ein anderes Brod zu holen, indeſſen ſchlich ſich aber Eulenſpiegel davon und verbarg ſich in einem Hauſe vor der Stadt. Da ſah er einen bekannten Fuhrmann aus ſeinem Flecken vorüberfahren, dem lud er ſeinen Sack auf und neben her gehend kam er glücklich in ſeiner Mutter Haus an.

Als der Bäckerjunge mit dem Brode kam, war Eulenſpiegel ſchon über alle Berge. Er lief wieder zurück und ſagte es dem Bäcker; dieſer eilte ſogleich nach der Herberge, die ihm Eulenſpiegel berichtet hatte, allein er fand ihn nicht und ſah nun wohl ein, daß er betrogen ſei.

Einſt war Eulenſpiegel mit ſeiner Mutter in ein benachbartes Dorf zur Kirchweih gegangen. Hier trank der Junge ſich toll und voll und ſuchte dann einen Ort, wo er ſicher und ungeſtört ſeinen Rauſch verſchlafen könnte. Da fand er eine Menge Bienenſtöcke ſtehen, unter denen vier leer waren. In einen ſolchen kroch er und ſchlief darin von Mittag bis Mitternacht, und ſeine Mutter, die ihn nirgends mehr erſchaute, glaubte, daß er bereits heimgegangen war.

Nun kamen in jener Nacht zwei Diebe und wollten einen Bienenſtock ſtehlen. Sie hatten immer gehört, daß der ſchwerſte auch der beſte ſei und hoben nun alle Stöcke der Reihe nach auf, bis zu dem, in welchem Eulenſpiegel lag. Den hielten ſie natürlich für den Beſten und ſie nahmen den Stock und trugen ihn fort.

Eulenſpiegel war darüber aufgewacht und hatte ihre Anſchläge gehört. Es war ſo finſter, daß Keiner den Andern ſehen konnte. Da griff er aus dem Stock dem Vorderſten in's Haar und rupfte ihn ſehr. Der Vorderſte meinte nun, daß ſein Gefährte, der hinten ging, einen dummen Scherz mit ihm treibe und ward zornig und fluchte und ſchimpfte gewaltig.

Der Hinterſte aber ſprach:

— Träumſt du oder gehſt du im Schlafe? Wie kann ich dich denn wohl am Haare ziehen? Ich habe genug zu thun, um mit meinen beiden Händen den Bienenſtock zu halten.

Eulenſpiegel, als er das hörte, lachte heimlich und dachte, das Spiel wird gut werden. Nachdem ſie ein Stück weiter gegangen waren, rupfte er den hinten Gehenden; allein der ward nun noch zorniger als der Erſte und rief:

— Ich trage daß mir der Hals kracht und du ziehſt mich noch am Haare?

Da ſchrie der Vorderſte:

— Du lügſt, Schurke! wie ſoll ich dich am Haare ziehen? Ich kann ja kaum den Weg vor mir ſehen?

So zankten ſie fort und fort und keuchten dabei unter der Laſt des ſchweren Stockes. Wie ſie nun ſo recht erbittert waren, zieht Eulenſpiegel den Vorderſten noch einmal am Haar und zwar ſo ſtark, daß er ſich den Kopf hart an den Bienenſtock ſtieß. Da gerieth er ganz außer ſich und ließ die Laſt fallen; der Andere that das Nämliche und fiel über den Erſten her. So kugelten ſie nun einen Abhang hinab und geriethen dadurch auseinander, daß Keiner wußte, wo der Andere hingekommen war.

Da Eulenſpiegel nun entdeckte, daß ſie fort waren, kroch er aus dem Stocke hervor, allein er bemerkte, daß es noch zu finſter war und zog ſich alſo wieder dahin zurück. Erſt da es Tag geworden war, verließ er ſein Nachtquartier, er wußte jedoch nicht, wo er ſich befand und mußte auf gut Glück weiter gehen, da Niemand da war, den er fragen konnte.

Eulenſpiegel kam nach Magdeburg und machte allerlei Anſchläge, ſo daß ſein Name erſt recht bekannt wurde und man von ihm überall zu ſagen wußte. Er wurde von den vornehmſten Bürgern der Stadt überlaufen und ſie baten ihn, er möchte doch etwas Außerordentliches und Seltenes bewerkſtelligen. Da ſagte er zu ihnen: Er wolle von dem Söller des Rathhauſes herabfliegen.

Alsbald entſtand ein großes Geſchrei in der Stadt, ſo daß ſich Alt und Jung auf dem Markte verſammelte, um das Kunſtſtück zu ſehen. Eulenſpiegel ſtand oben und bewegte ſich mit den Armen, wie wenn er fliegen wollte. Die Leute ſperrten Augen und Mäuler auf und glaubten, daß es bald losgehen würde. Er aber lachte und ſprach:

— Ich glaubte, es wäre kein größerer Narr auf der Welt als ich; nun ſehe ich aber wohl, daß hier faſt die ganze Stadt größere aufzuweiſen hat. Denn, wenn Ihr auch Alle ſagtet, Ihr könntet fliegen, ſo glaubte ich's doch nicht. Ich bin ja weder eine Gans, noch ſonſt ein Vogel; ich habe weder Federn noch Flügel, ohne welche Niemand fliegen kann. Da müſſet Ihr denn doch gleich offenbar geſehen haben, daß es erlogen war!

Damit lief er davon und ließ das Volk ſtehen. Viele lachten; Andere ſprachen: „So ein' Schalk er auch iſt, ſo hat er doch wahr geſprochen.“

Nach einiger Zeit kam Eulenſpiegel nach Nürnberg und ſchlug große Briefe an die Kirchthüren, in denen er ſich für einen berühmten Arzt gegen alle Krankheiten ausgab. Nun waren damals gerade viele Kranke in dem neuen Spital und der Spitalmeiſter wäre gern einen Theil davon los geweſen und hätte jenen daher ihre Geneſung von Herzen gegönnt. Er ging alſo zu Eulenſpiegel, den er für einen geſchickten Arzt hielt und fragte ihn: ob er den Kranken auch wirklich helfen könne?

Eulenſpiegel ſagte es zu, wenn er ihm zweihundert Gulden geben wolle.

Der Spitalmeiſter verſprach es ihm, wenn er die Kranken geſund machen könnte und Eulenſpiegel willigte darein und ſagte, wofern er dieß nicht im Stande ſei, ſo wolle er keinen Pfenning für ſeine Mühe haben. Dieß gefiel dem Spitalmeiſter ſo wohl, daß er ihm ſogleich zwanzig Gulden auf Abſchlag zahlte.

Nun ging Eulenſpiegel in das Spital und nahm zwei Knechte mit ſich. Hierauf fragte er einen Jeden einzeln: was ihm fehle? und befahl ihm dann zuletzt, das nicht zu entdecken, was er ihm offenbaren würde. Dieß ſagte ihm ein jeder Kranke willfährig zu und darauf ſprach er zu einem Jeden beſonders:

— Soll ich Euch Kranke geſund machen, ſo kann es nicht Anders geſchehen, als daß ich Einen von Euch zu Pulver verbrenne und es den Andern eingebe. Welcher alſo der

Kränkſte unter Euch iſt und am wenigſten gehen kann, den will ich nehmen, damit den Uebrigen geholfen werde. Der Spitalmeiſter ſoll ſich vor die Eingangspforte ſtellen und mit lauter Stimme rufen: „Wer nicht krank iſt, der komme heraus.“ Wer nun aber am langſamſten geht, oder gar nicht kommen kann, den will ich nehmen und zu Pulver verbrennen.

Andern Tages ſagte Eulenſpiegel zum Spitalmeiſter, die Kranken ſeien jetzt Alle geneſen und er ſolle nur an der Thüre rufen, daß Alle, welche geſund ſeien, herauskämen, ſo würde er ſehen, daß Keiner zurückbliebe.

Es geſchah auch wirklich, daß Alle davonliefen und das ganze Spital leer wurde. Da begehrte Eulenſpiegel ſeinen Lohn, der ihm mit Dank gereicht wurde, und ritt damit eilends von dannen.

Nach drei Tagen kamen aber die Kranken Alle wieder, und klagten, wie früher, über ihre Krankheit.

— Was iſt das? rief verwundert der Spitalmeiſter — ich hatte Euch ja erſt vor ganz kurzer Zeit einen geſchickten Arzt gebracht, der Euch ſo ſchnell auf die Füße half, daß Ihr Alle davon laufen konntet!

Da entdeckten ſie ihm, wie ihnen Eulenſpiegel gedroht hatte, den, welcher der Letzte zur Thüre hinaus wäre, zu Pulver zu verbrennen. Nun merkte der Spitalmeiſter, daß er betrogen war; der fremde Doktor aber war über alle Berge; die Kranken blieben im Spital und das Geld war verloren.

In Braunſchweig ging Eulenſpiegel ſogleich auf die Bäckerherberge. Daneben wohnte ein Bäcker, der rief ihn an und fragte ihn: „Was er für ein Geſell ſei?“

Eulenſpiegel beſann ſich nicht lange und antwortete: „Ich bin ein Bäckerknecht.“

Der Bäcker, der einen Knecht nöthig brauchte, fragte ihn, ob er bei ihm in Dienſt treten wolle?

Eulenſpiegel nahm es an und fragte am Abend: was er backen ſolle?

Der Meiſter war ein luſtiger Kopf und antwortete:

— Was? Du biſt ein Bäckerknecht und fragſt, was du backen ſollſt? Was bäckt man denn? Eulen und Meerkatzen?

Da ging Eulenſpiegel in die Backſtube und formte aus dem Teige lauter Eulen und Meerkatzen. Als nun der Meiſter des Morgens aufſtand, findet er weder Semmel noch Wecken, ſondern lauter Eulen und Meerkatzen; da wurde er zornig und ſchrie:

— Was haſt du da gebacken?

— Was Ihr mich geheißen habt! erwiderte Eulenſpiegel.

Der Bäcker ſagte zu ſich ſelbſt:

— Was ſoll ich mit dem Narren thun? Solches Brod kauft Niemand.

Darauf packte er Eulenſpiegel beim Kragen und rief: bezahle mir den Teig!

— Und wenn ich die Waare bezahle, fragte dieſer, ſoll dann die Waare mein ſein?

Der Meiſter geſtand es ihm zu, und Eulenſpiegel bezahlte dem Bäcker den Teig, nahm die gebackenen Eulen und Meerkatzen in einen Korb, trug ſie in die Herberge zum wilden Mann und dachte bei ſich ſelber: „Du haſt oft gehört, man könne nichts ſo Seltſames nach Braunſchweig bringen, man löſe Geld daraus.“

Es war gerade am St. Nicolausabend. Eulenſpiegel ſtellte ſich vor die Kirche mit ſeiner Waare und verkaufte ſeine Eulen und Meerkatzen Alle und löſte viel mehr Geld daraus, als er dem Bäcker für den Teig gegeben hatte. Das wurde dem Meiſter hinterbracht, und er lief zur St. Nicolauskirche und wollte die Koſten oder den Bäckerlohn für die Waare haben. Aber Eulenſpiegel war ſchon weg mit dem Gelde und der Bäcker hatte das Nachſehen.

Eulenſpiegel hatte ſeine eigenen Grundſätze, die er ſtets befolgte. Er meidete vor Allem drei Sachen. Erſtens ritt er kein graues, ſondern allezeit ein falbes Pferd, wegen des Vergleiches des Erſtern mit einem Eſel; zweitens wollte er nicht bleiben, wo Kinder waren: denn man achtete der Kinder mehr als ſeiner, und drittens wo ein alter, wilder Wirth war, da kehrte er nicht ein: denn ein alter, wilder Wirth achtete nicht, was Gutes an Eulenſpiegel war.

Auch war alle Morgen Eulenſpiegels Gebet: Gott wolle ihn behüten vor geſunden Speiſen, großem Gl[illegible] und ſtarkem Tranke. Denn, ſagte er, geſunde Speiſen ſind in der Apotheke; wer ſie aber braucht, der iſt krank; von großem Glücke hat zu ſagen, wer nicht da ſteht, wo der Stein trifft, der vom Dache fällt; der ſtarke Trank endlich iſt das Waſſer, denn es treibt große Räder und Laſten; davon trinkt ſich einer wohl leichtlich den Tod.

Wenn Eulenſpiegel auf ſeinen Wanderungen bergab ging, ſo ſeufzte er und beklagte ſich. Denn, ſagte er, nun werde ich bald wieder bergauf ſteigen müſſen. Wenn es aber bergan ging, dann lachte er und ſprach: Nun wird's bald wieder leicht bergunter gehen!

Kurze Zeit nach ſeinem Abenteuer beim Bäcker kam Eulenſpiegel zu dem Grafen von Anhalt, bei dem er ſich als Thurmwart verdingte.

Der Graf lebte damals mit ſeinen Nachbarn in Feindſchaft und hielt deßhalb viel Reiter und Fußvolk, die alle Tage mitſammen zu eſſen bekamen. Eulenſpiegel wurde jedoch immer auf dem Thurme vergeſſen und wäre bald verhungert. Da geſchah es, daß des Grafen Feinde ſeine Heerden überfielen und die Kühe und Lämmer forttrieben. Eulenſpiegel lag auf dem Thurme, ſah Allem dieſen zu und machte keinen Lärm, weder mit Blaſen noch Rufen. Als dieß der Graf inne ward, lief er mit Einigen von ſeinen Leuten hinaus und ſah, wie Eulenſpiegel am Fenſter lag und lachte.

Auf die Frage des Grafen: warum er im Fenſter liege und kein Zeichen gebe? erwiderte er: „Vor dem Eſſen rief ich; da wollte man mich aber nicht hören! Nun thu' ich's nicht gern.“

Da fragte ihn der Graf wieder:

— Willſt du nicht die Feinde anblaſen?

— Ich habe nicht nöthig, Feinde heranzublaſen, entgegnete Jener, das Feld iſt ſchon ganz voll von Feinden!

Der Graf würdigte ihn weiter keiner Antwort, ſondern eilte den Feinden entgegen und kämpfte mit ihnen.

Aber mit der Speiſe wurde Eulenſpiegel nach wie vor auf dem Thurme vergeſſen.

Da traf ſich's einſt, daß der Graf den Feinden viel Lebensmittel abgejagt hatte, und deſſen froh, ließ er für ſich und die Soldaten wacker ſieden und braten. Der arme Eulenſpiegel hätte auch gern etwas gehabt. Als nun die Zeit zum Eſſen kam, fing er an aus Leibeskräften zu rufen und zu blaſen. Der Graf ſprang mit allen ſeinen Mannen vom Tiſche auf, legte den Harniſch an, griff zu den Waffen und eilte zum Thor hinaus in's Feld. Hier aber ſuchte er vergebens nach Feinden!

Eulenſpiegel lief indeſſen behend vom Thurme, fiel über die Speiſen her, über Geſottenes und Gebratenes, nahm, ſo viel als ihm beliebte, und ſprang nun wieder in ſeinen Thurm hinauf.

Als der Graf mit den Leuten zurückkam und die Tafel leer fand, rief er Eulenſpiegel herbei und ſprach:

— Warum haſt du denn geblaſen, da doch kein Feind zu hören und zu ſehen war?

Da erwiderte Eulenſpiegel:

— Eben weil keine Feinde vorhanden waren, wollte ich Einige herblaſen.

Der Graf entgegnete ihm:

— Du gehſt mit Bosheit um. Wenn die Feinde kommen, ſo willſt du nicht blaſen, aber wenn keine da ſind, ſo gibſt du ihnen Zeichen. Das ſieht wie Verrätherei aus.

Und damit ſetzte er ihn ab und einen Andern machte er zum Thurmwart. Eulenſpiegel aber mußte jetzt zu Fuß dienen. Das verdroß ihn ſehr, und er wäre gern den Dienſt los geweſen, wenn er nur mit Manier hätte fortkommen können. Indeſſen war er dem Grafen hinderlich, wo es ihm nur möglich war.

Wenn dieſer mit ſeinen Leuten gegen den Feind auszog, ſo war er immer der Letzte; beim Zurückkehren aber der Erſte am Thore. Da fragte ihn der Graf: wie er das verſtehen ſolle? und Eulenſpiegel gab ihm darüber folgenden Beſcheid:

— Ihr ſolltet darum nicht zürnen; denn wenn Ihr und all' Euer Hofgeſinde aßet, ſo ſaß ich auf dem Thurm und hatte das leere Nachſehen. Dadurch bin ich entkräftet worden. Wie ſollte ich nun wohl der Erſte an den Feinden ſein? Deßwegen mußte ich aber auch eilen, damit ich der Erſte beim Eſſen wäre, um wieder zu Kräften zu kommen. Habe ich dieſe erſt wieder erlangt, ſo will ich wohl der Erſte und Letzte an den Feinden ſein.

Der Graf mochte den verſchmitzten Geſellen nicht leiden und ſprach: Ich entlaſſe dich meines Dienſtes!

Deſſen war Eulenſpiegel wohl zufrieden und nahm den ihm bewilligten Urlaub.

Bei Celle, in dem Lande Lüneburg, verübte Eulenſpiegel eine gewaltige Bosheit, ſo daß ihm der Herzog das Land verbot und den Befehl gab, ihn aufzuhängen, wenn er ſich jemals darin betreffen ließe.

Eulenſpiegel kehrte ſich nicht an dieſen Befehl, und wenn ihn ſein Weg durch das Lüneburg'ſche führte, ſo reiſte er eben durch.

Da begab es ſich einmal, daß ihm der Herzog ſelbſt begegnete. Eulenſpiegel dachte nunmehr, wenn du fliehſt, ſo überholen ſie dich leicht mit ihren beſſern Gäulen und ſtechen dich todt, oder — was noch ſchneller abgethan iſt — der Herzog hält Wort und läßt dich am nächſten Baum aufhängen.

Er bedachte ſich alſo nicht lange, ſtieg von ſeinem Pferde ab, ſchnitt ihm den Bauch auf und ſtellte ſich in den offenen Leib des Thieres. Als nun der Herzog und ſeine Reiter an ihn herangeritten waren und ihn in des todten Pferdes Bauch ſtehen ſahen, ſprach ein Diener:

— Sehet, Herr, da ſteht Eulenſpiegel in ſeines Pferdes Haut.

Der Fürſt aber ſprach zu ihm:

— Biſt du es wirklich? Weißt du nicht, daß ich dir mein Land verboten habe, und wenn ich dich darin finde, ſo wolle ich dich an einen Baum aufhängen laſſen?

— Gnädigſter Fürſt und Herr, entgegnete Eulenſpiegel, Ihr werdet mich doch wohl begnadigen, da ich nichts gethan, was des Hängens werth iſt.

Da ſagte der Herzog:

— So ſage mir denn deine Unſchuld oder vor Allem, was wollteſt du damit ſagen, daß du da in deines Pferdes Haut ſtehſt.

— Gnädiger und hochgeborener Fürſt, antwortete Eulenſpiegel, ich fürchtete mich vor Eurer Ungnade ſo ſehr, daß ich nicht anders konnte, als mich in mein Eigenthum zu begeben, darin ich nach dem alten Herkommen ſicher zu ſein glaubte.

Der Herzog mußte über den Einfall lachen und begnadigte ihn. Eulenſpiegel aber ſprang eilends aus der Haut und rief:

— Habe Dank, liebes Pferd! Du haſt mir geholfen und mir die Gnade des Herrn zugewendet. Es iſt beſſer, die Raben freſſen dich als mich!

Und ſo lief er denn zu Fuß weiter. —

Als Eulenſpiegel nach Erfurt kam, allwo eine berühmte Univerſität iſt, ſchlug der liſtige Burſche ſeine Briefe auch an und die Magiſter der Univerſität kannten bereits ſeinen Namen. Sie gingen hierauf mit ſich zu Rath, was ſie ihm aufgeben ſollten, um nicht vor ihm mit Schanden zu beſtehen. Nun wurden ſie einig, daß ſie zu Eulenſpiegel einen Eſel in die Lehre thun wollten, weil ſie deren Viele hatten. Sie fragten daher den Eulenſpiegel:

— Sagt uns doch, Meiſter, Ihr habt gar künſtliche Briefe angeſchlagen, wie Ihr eine jegliche Creatur wollt ſchreiben und leſen lehren, möchtet Ihr denn dies Kunſtſtück wohl auch an einem Eſel verſuchen, den wir zu Euch in die Lehre thun wollen? Getraut Ihr Euch, denſelben zu lehren?

— Ja — erwiderte Eulenſpiegel, aber ich muß Zeit dazu haben, weil es ein unvernünftiges Thier iſt.

So wurden ſie denn mit ihm einig auf zwanzig Jahre.

Eulenſpiegel dachte: Unſer ſind drei. Stirbt der Rector, ſo bin ich frei; ſterb' ich: wer will mich mahnen; ſtirbt aber mein Schüler, der Eſel, ſo bin ich auch ledig. — Somit nahm er den Vorſchlag an und bedung ſich ein ordentliches Lehrgeld, von dem ſie ihm einen Theil voraus geben mußten.

Hierauf nahm Eulenſpiegel den Eſel und führte ihn in ſeine Herberge und beſtellte dort einen eigenen Stall für ſeinen Schüler. Dann nahm er ein altes Buch und legte es dem Eſel in die Krippe. Eulenſpiegel hatte aber zwiſchen je zwei Blätter Haſer geſtreut, und als dieß der Eſel gewahr worden, warf er die Blätter mit der Zunge herum und ſuchte den Haſer. Wenn er aber keinen mehr fand, ſo rief er: **I A! I A!**

Als Eulenſpiegel dieſes hörte, ging er zum Rector und ſprach:

— Herr Rector! wann wollt Ihr einmal ſehen, was mein Schüler macht?

— Nimmt er Eure Lehre an? fragte der Rector.

— Er iſt von ſehr grober Art und übel zu unterrichten, entgegnete Eulenſpiegel, doch habe ich ihn durch meinen Fleiß dahin gebracht, daß er etliche Buchſtaben, namentlich einige Vocale ausſprechen kann. Iſt es Euch gelegen, ſo geht mit mir ſolches zu hören.

Der arme Schüler hatte bis Nachmittag gefaſtet. Als nun Eulenſpiegel mit dem Rector und einigen Doctoren kam, legte er ſeinem Schüler ein Buch vor. Sobald der Eſel das Buch in der Krippe fand, warf er die Blätter hin und her, um den Haſer zu ſuchen; als er aber nichts fand, fing er an mit lauter Stimme zu ſchreien: **I A! I A!**

Da ſagte Eulenſpiegel:

— Liebe Herren, hört die zwei Vocale **I A**, die kann er bis jetzt; ich hoffe, es ſoll noch gut werden.

Bald hernach ſtarb der Rector, und Eulenſpiegel verließ ſeinen Schüler, zog mit dem bereits empfangenen Gelde hin und dachte: „Was würde das für Fleiß und Mühe brauchen, wenn du alle Eſel in Erfurt klug machen ſollteſt!“ und er ließ es bleiben.

Mit ſeiner Liſt verdiente Eulenſpiegel auch einmal Geld zu Bamberg. Als er von Nürnberg kam und hungrig war, traf er in einem Wirthshaus zu Bamberg eine gar heitere Wirthin an, die ihn freundlich bewillkommte, da ſie ihm ſchon an den Kleidern anſah, daß er gar ein ſeltener Gaſt ſein müſſe. Da man nun zu Morgen eſſen ſollte, fragte die Wirthin: Was ihm beliebte?

Eulenſpiegel erwiderte: er wäre ein armer Geſell und bäte ſie, daß ſie ihm um Gottes willen etwas möchte zu eſſen geben.

Die Wirthin aber verſetzte:

— Freund, in den Fleiſchbänken gibt man mir nichts umſonſt, ich muß das Eſſen ſelbſt theuer bezahlen.

— Ach Frau, ſagte hierauf Eulenſpiegel, ſo will ich meinetwegen um Geld eſſen und trinken.

Darauf ſagte ihm die Wirthin ihre Preiſe.

— An dem Herrentiſch, ſprach ſie, koſtet es vierundzwanzig Pfennig, an der Bürgertafel nur achtzehn und bei dem Hausgeſinde zwölf.

Eulenſpiegel war getroſt und ſagte:

— Das meiſte Geld dient mir am Beſten.

Darauf ſetzte er ſich zur Herrentafel. Nachdem er aber den Bauch mit Eſſen und Trinken angefüllt hatte, bat er die Wirthin, ihn abzufertigen, weil er wegen ſeiner Armuth weiter wandern müßte.

— Lieber Gaſt, ſprach die Wirthin, gebt für die Mahlzeit vierundzwanzig Pfennig, dann könnt Ihr in Gottes Namen reiſen.

— Nicht alſo, Frau Wirthin, ſprach Eulenſpiegel, ſondern Ihr ſeid mir vierundzwanzig Pfennige ſchuldig, wie Ihr mir verſprochen habt. Es iſt mir ſchwer angekommen, bis ich das Geld verdiente. Ich aß, daß mir der Schweiß ausbrach, und das Alles nur um vierundzwanzig Pfennige!

Die Wirthin ſprach:

— Ziehe hin, lieber Gaſt, das ſei dir geſchenkt, komme aber nicht wieder.

Die Leute waren vor Zeiten lange nicht ſo gewitzigt wie jetzt, beſonders die Bauersleute.

Einſtmals kam Eulenſpiegel nach Quedlinburg, wo gerade Markt war. Er hatte nicht genug Zehrgeld; denn wie er etwas gewann, ſo ging es wieder weg, und er dachte nach, wie er wieder etwas gewinnen könnte.

Da ſah er eine Bäuerin am Markte ſitzen, die einen Korb Hühner und einen Hahn feil hatte. Eulenſpiegel fragte: was das Paar gelten ſolle? Sie begehrte ihm dafür zwei Stephansgroſchen. Nachdem er verſucht hatte, etwas von dem Preiſe herunterzuhandeln, nahm er endlich Hühner und Hahn ſammt dem Korbe und ging dem Burgthore zu. Da lief ihm die Frau nach und rief:

— He! wie ſoll ich das verſtehen? Willſt du mir die Hühner nicht bezahlen?

— Ja wohl! Ich bin der Aebtiſſin Schreiber — rief er zurück.

— Darnach fragte ich nicht — ſagte die Frau — willſt du die Hühner haben, ſo bezahle ſie; ich habe bei der Aebtiſſin eben nichts zu ſchaffen. Mein Vater hat mich gelehrt, ich ſolle den Vornehmen nichts borgen.

— Nun, ſprach Eulenſpiegel, damit Ihr verſichert ſeid, will ich Euch dieſen Hahn zum Unterpfande geben, bis ich Euch den Korb und das Geld bringe.

Die gute Frau nahm ihren eigenen Hahn zum Pfand — aber Eulenſpiegel ließ ſich nicht wieder bei ihr ſehen.

In Wismar war ein Schuhmacher, der ging lieber auf dem Markt ſpazieren, als daß er arbeitete. Dieſer nahm den Eulenſpiegel auf und hieß ihn das Leder zuſchneiden. Eulenſpiegel fragte den Meiſter: welche Form er haben wollte? und dieſer antwortete: Schneide zu, groß und klein, wie es der Hirt zum Thor hinaustreibt.

Eulenſpiegel merkte ſich das wohl und der Schuhmacher ging aus. Nun ſchnitt jener aus dem Leder: Ochſen, Kälber, Schafe, Geißen, Böcke und andere Thiere.

Als nun der Meiſter heimkam und ſehen wollte, was ſein Geſell zugeſchnitten hatte, da fand er die ſaubere Beſcherung!

— Was haſt du gemacht? Warum haſt du mir das theuere Leder ſo unnütz verſchnitten? rief zornig der Meiſter.

— Lieber Meiſter, ereifert Euch nicht, ich habe Alles ſo gemacht, wie Ihr mir geſagt habt — erwiderte Eulenſpiegel.

— Ich habe dich nicht geheißen, daß du das Leder verderben ſollſt — ſprach jedoch der Meiſter.

— Ihr ſagtet zu mir, verſetzte hierauf Eulenſpiegel, ich ſolle aus dem Leder ſchneiden groß und klein, wie es der Hirt zum Thor hinaustreibe. Das hab' ich gethan, wie Ihr ſeht.

— Ich meinte damit: kleine und große Schuhe — entgegnete der Meiſter ganz außer ſich.

— Hättet Ihr ſo geſprochen, ſo würde ich das auch eben ſo gern gethan haben.

Hierauf beſänftigte ſich der Schuhmacher und vergab dem Eulenſpiegel, weil er verſprach: er wolle es nun ſtets genau nach dem Willen des Meiſters machen, er ſollte es ihm jetzt nur recht deutlich ſagen.

Darauf ſchnitt der Schuhmacher Sohlen, legte ſie Eulenſpiegel vor und ſprach:

— Gib Achtung! und nähe die kleinen mit den großen Schuhen, einen nach dem Andern.

Der Geſell fing ſogleich an zu nähen; aber der Meiſter verzog noch ein wenig, um zu ſehen, was Eulenſpiegel machen würde. Dieſer aber nahm einen kleinen und einen großen Schuh und nähete ſie zuſammen. Der Meiſter ſchlich heimlich zu ihm, um ihn bei der Arbeit zu belauſchen, und als er das tolle Beginnen ſah, rief er:

— Du biſt mir ein rechter Knecht! Du thuſt Alles, was ich dich heiße.

— Wer thut, was man ihn heißt, ſprach Eulenſpiegel, der wird nicht geſchlagen.

Der Meiſter mußte ſeinen Zorn wieder hinunterſchlucken und ſprach:

— Ja, mein lieber Knecht, meine Worte waren wohl ſo, aber meine Meinung war anders. Ich meinte: du ſollteſt ein Paar kleine Schuhe fertig machen und dann ein Paar große. Du thuſt nach den Worten und nicht nach dem Sinne.

Damit nahm er das zerſchnittene Leder, gab ihm Anderes und ſagte:

— Da haſt du friſches Leder, ſchneide jetzt neue Schuhe über einen Leiſten!

Dieß ſagte er in der Eile, ohne gerade weiter darüber zu denken, da er ausgehen wollte. Nach einer Stunde trat er wieder in die Werkſtatt, weil ihm unterwegs plötzlich eingefallen war, daß der Eulenſpiegel ihm wohl ſeine Worte wieder falſch verſtanden haben könnte. Er fand den Geſellen daſitzend und das Leder über den kleinſten Leiſten zuſchneidend. Als der Meiſter dieß erblickte, ſchrie er ihm zu:

— Wie willſt du große und kleine Schuhe machen, wenn du Alles über einen Leiſten ſchneideſt, und zwar über den kleinſten?

— Ich that, wie Ihr ſagtet; und was das Kleine betrifft, ſo will ich nachher ſchon zuſehen und nachhelfen — ſprach Eulenſpiegel.

— Einen kleinen Schuh aus einem großen ſchneiden, ſagte der Meiſter, das geht wohl an, aber einen großen aus einem kleinen, wie wollteſt du das bewerkſtelligen? Ich ſehe wohl, wenn ich dich bei mir behielte, ſo müßte ich eheſtens zum Galgen laufen. Jetzt bezahle mir das verhunzte Leder und dann packe dich.

— Packen will ich mich, ſprach Eulenſpiegel, der Gerber aber kann Euch des Leders mehr geben.

Und dann ſtand er auf und ging zur Thür hinaus.

— Komm' ich nicht wieder, ſo bin ich da geweſen! rief er noch zurück und — fort war er.

Zu Bamberg, nahe am Markte, war Eulenſpiegel vierzehn Tage lang im Quartier, und daneben wohnte ein Schneider, der hatte drei Geſellen auf dem Laden ſitzen, und wenn Eulenſpiegel bei ihnen vorbeiging, ſpotteten ſie ſeiner allezeit und warfen ihm Fetzen nach. Er that, als ob er's nicht merkte und dachte: kommt Zeit, kommt Rath.

Einſtmals, als der Markt eben voller Leute war, hatte Eulenſpiegel Nachts vorher unten die Pfoſten beinahe durchgeſägt, welche den Laden trugen, auf welchem die Schneidergeſellen zu ſitzen pflegten.

Des Morgens legten ſie, nichts ahnend, den Laden auf die Pfoſten und ſetzten ſich darauf, um zu nähen. Als nun aber der Sauhirt anfing zu blaſen, damit Jeder ſeine Schweine aus dem Stalle laſſe, kamen des Schneiders Schweine ebenfalls heraus, liefen unter das Fenſter und rieben ſich an den Ladenpfoſten.

Da brachen die halbdurchſägten Pfoſten ab und die drei Schneidergeſellen fielen auf die Gaſſe. Eulenſpiegel, der darauf ſchon lange gelauert hatte, rief jetzt mit lauter Stimme: „Sehet, der Wind weht drei Schneidergeſellen vom Fenſter!“

Alle Leute auf dem Markte liefen zuſammen und lachten und ſpotteten der Schneider, die gar nicht wußten, wie ſie eigentlich vom Laden gefallen waren. Erſt ſpäter erfuhren ſie, daß ſie dieſen Streich dem Eulenſpiegel zu verdanken hatten; aber da nahmen ſie neue, ſtarke Pfoſten und wagten nicht wieder über den pfiffigen Burſchen zu ſpotten.

Eulenſpiegel ſchrieb auf eine Zeit eine Verſammlung der geſammten Schneider in den wendiſchen Städten und in den Landen Holſtein, Pommern, Stettin und Meklenburg, ingleichen zu Lübek, Hamburg und Wismar aus, und verſicherte ſie in dem Briefe ſeiner großen Treue, die er zum Handwerk trüge. Sie ſollten zu ihm kommen in die Stadt Roſtock, er wollte ſie eine Kunſt lehren, die ſollte ihnen und ihren Nachkommen, ſo lange die Welt ſtände, nützlich ſein.

Die Schneider in den Städten und Dörfern ſchrieben einander zu: wie ihre Meinung wäre, zur beſtimmten Zeit nach Roſtock zu ziehen.

In Roſtock aber verwunderte ſich alle Welt darüber, was doch ſo viele Schneider daſelbſt zu verrichten hätten.

Die Schneider ſtellten dem über ihre Ankunft ſehr erfreuten Eulenſpiegel vor, daß ſie nunmehr auf ſein erlaſſenes Schreiben erſchienen wären und von ihm vernehmen wollten, welches Kunſtgeheimniß er ihnen mitzutheilen habe. Wenn er es ihnen offenbart haben würde, ſo wollten ſie ihm ein gutes Geſchenk machen.

— Nun wohl, ſprach Eulenſpiegel, kommt Alle zuſammen, damit es ein Jeder von Euch hören kann.

Als ſie ihm Folge geleiſtet, ſtieg Eulenſpiegel in den obern Stockwerk eines Hauſes, ſah zum Fenſter hinaus auf die reſpectable Verſammlung und hielt folgende Anrede:

Ehrbare Männer des Handwerks der Schneider!

Ihr ſollt merken und verſtehen, wenn Ihr eine Scheere, Ellenmaaß, Faden, Fingerhut, Nadel und Bügeleiſen habt, ſo beſitzt Ihr genug Werkzeug für Euer Handwerk, und ſolches zu bekommen iſt keine Kunſt, ſondern es gibt ſich ſelber, wenn Ihr anders Euer Handwerk zu treiben verſteht. Nun aber lernt das von mir und denkt meiner dabei: Wenn Ihr eine Nadel eingefädelt habt, ſo vergeßt nicht, daß Ihr an das eine Ende des Fadens einen Knoten macht, oder Ihr werdet manchen Stich umſonſt ſtechen.

Die Schneider ſahen ſich untereinander wie verdutzt an und ſprachen dann: „Dieſe Kunſt wüßten ſie Alle nur zu wohl, die er ihnen eben offenbart hatte.“ Dann fragten ſie ihn: „Ob er wohl noch etwas zu ſagen habe, denn ſeiner Narrheit halber wollten ſie nicht ſo viele Meilen hergezogen ſein, und noch dazu einander Boten geſchickt haben.“

Da entgegnete ihnen Eulenſpiegel mit Salbung:

— Was vor tauſend Jahren geſchehen iſt, daran denkt Niemand, und wenn ſie das, was er ihnen ſagte, mit Unwillen hinnähmen, ſo würde er ihnen nichts weiter offenbaren.

Da wurden die weit hergereisten Schneider zornig auf ihn, allein ſie gingen aus einander und ſprachen unter ſich:

„Habt Ihr denn nicht gewußt, was Eulenſpiegel für ein Vogel iſt?“

Als Eulenſpiegel einſt im Winter nach Braunſchweig kam, ſah er einen Gerber, und dachte bei ſich: du willſt dich bei dieſem Manne den Winter über verweilen

Er verdingte ſich hierauf bei demſelben. Als er nun etliche Tage bei ihm war, mußte der Gerber zu Gaſte eſſen, gerade an dem Tage ſollte aber Eulenſpiegel Leder ſieden. Da ſprach der Gerber zu Eulenſpiegel:

— Siede den Zuber voll Leder gahr.

— Womit? fragte Eulenſpiegel nach ſeiner Weiſe.

— Warum fragſt du ſo? erwiderte der Gerber. Wenn ich kein Holz auf den Holzhäuſern hätte, ſo wären wohl noch ſo viele Stühle und Bänke da, um das Leder gehörig gahr zu machen.

Darauf ging er zu Gaſt und Eulenſpiegel an die Arbeit. Zuerſt hing er einen Keſſel auf und ſteckte das Leder, eine Haut nach der Andern, hinein und ſott Alles ſo lange, bis man es mit dem Finger entzweireißen konnte.

Nachdem nun das Leder ſo ſehr geſotten war, hieb er alle Stühle und Bänke, die im Hauſe waren, zuſammen, ſteckte ſie unter den Keſſel, und ließ das Leder noch mehr ſieden. Als dieß alſo geſchehen war, that er Alles aus dem Keſſel, legte es auf einen Haufen und wanderte ſtillſchweigend hinweg.

Der Gerber dachte an nichts, ſondern war wohlgemuth, trank den ganzen Tag, ging den Abend voll zu Bette, und am andern Morgen erſt verlangte ihn zu wiſſen, wie denn das Leder geworden wäre.

Er ſtand auf, ging in das Gerbhaus und fand dort das Leder, aber weder Stuhl noch Bank im Hauſe. Traurig eilte er darauf zurück zu ſeiner Frau und ſagte:

— Frau, es iſt übel abgelaufen! ich halte dafür, daß Eulenſpiegel unſer neuer Knecht war, denn er that Alles, wie man es ihm geheißen. Aber jetzt iſt er fort und unſere Stühle und Bänke ſind verbrannt und unſer Leder iſt verſotten.

Da weinte die Frau und wollte, daß der Meiſter dem Schelmen nachlaufe, allein Jener war geſcheider und ſagte: Nein, ich begehre ſein nicht wieder mein Lebelang und will froh ſein, wenn er mich fürder in Ruhe läßt.

In Erfurt war Eulenſpiegel bald bei Bürgern und Studenten, ſeiner Bosheit wegen, ziemlich bekannt.

Einſt ging er dort bei den Fleiſchbänken vorbei, da ſagte ein Metzger zu ihm: er ſollte ihm etwas abkaufen, das er mit nach Hauſe tragen könne.

Eulenſpiegel fragte ihn: was er mitnehmen ſolle?

— Einen guten Braten, erwiderte der Metzger.

— Gut! entgegnet hierauf Eulenſpiegel, nimmt den Braten bei einem Ende und lauft damit fort. Aber der Metzger lief ihm nach und ſagte:

— So nicht! Du mußt mir den Braten bezahlen.

— Von der Bezahlung habt Ihr mir nichts geſagt, verſetzt Eulenſpiegel, ſondern Ihr wolltet, ich ſolle etwas mitnehmen und wieſet mir dazu den Braten ſelbſt an. Das können mir Eure Nachbarn beweiſen, die dabei ſtanden.

Darauf traten die andern Metzger dazu und ſprachen aus Haß gegen ihren Mitmeiſter: Ja, ſo iſt's! es iſt wahr, wie er ſagt!

Denn ſie waren Alle dem Metzger gram, weil er, ſobald Jemand in die Bank kam, um etwas zu kaufen, ihn ſogleich anrief und den Andern ſo die Kaufleute entzog. Darum halfen ſie Eulenſpiegel, damit er den Braten behalten konnte. Indem nun aber die Metzger noch untereinander ſtritten und zankten, nahm Eulenſpiegel zum zweiten Mal den Braten unter den Rock und lief, was er konnte.

Etwa acht Tage ſpäter kam Eulenſpiegel wieder in die Fleiſchbänke; da bemerkte ihn kaum der betrogene Meiſter, als er zu ihm ſagte:

— So komm doch wieder her und hole dir einen Braten!

Eulenſpiegel war nicht blöde und wollte nach einem ſchönen Stück Fleiſch greifen, allein der Andere war flinker und zog es zu ſich.

— Laß den Braten liegen, ſprach Eulenſpiegel, ich will ihn heute bezahlen.

Der Metzger legte ihn hierauf wieder hin.

— Wenn ich dir etwas ſinge, was dir gefällt, ſagte Eulenſpiegel, ſoll dann der Braten mein ſein?

— Wenn du mir ein Lied ſingſt, verſetzte der Metzger, das mir wohlgefällt, ſo ſollſt du den Braten dir nehmen dürfen.

— Gut! ſprach Eulenſpiegel, und ich verſpreche dir, den Braten nicht eher anzurühren, bis dir mein Liedlein wohlgefallen hat.

Nun begann Eulenſpiegel ein Liedlein zu ſingen, das wollte aber dem Metzger nicht gefallen; dann ein zweites, das that's eben ſo wenig. Als er aber auch das dritte umſonſt geſungen hatte, machte er ein klägliches Geſicht und ſagte:

— Ich ſehe, du willſt nicht; ſo muß ich denn den Braten wohl bezahlen.

Damit griff er in die Taſche, holte den Beutel heraus und ſang:

Heraus, mein liebes Beutelein,
Der Metzger muß bezahlet ſein!

— Recht ſo, mein Burſch, das gefällt mir! rief der Metzger lachend.

— Ei, rief Eulenſpiegel plötzlich wieder heiter, wenn Euch dies Liedlein gefallen hat, hab' ich den Braten umſonſt!

Damit ergriff er den Braten, nahm ihn mit ſich nach Hauſe und dankte dem Metzger, daß er ihm wieder zu einem fetten Biſſen geholfen habe ohne Geld.

Zu Windsheim, gleich in der Straße, wenn man am Heumarkt abwärts gehen will, wohnte ein reicher Kaufmann, bei dem ſich Eulenſpiegel als Knecht verdungen hatte.

— He, richte den Wagen, ſagte eines Tages ſein Herr zu ihm, und ſchmiere ihn wohl, wir wollen morgen nach Goslar reiſen: es wird auch ein Pfaff, der Herr Heinrich Hammelſtadt, der dort zu Haus iſt, mit uns fahren.

Eulenſpiegel fragte, womit er den Wagen ſchmieren ſolle, und der Kaufmann warf ihm einen Schilling hin und ſprach:

— Gehe hin, kauf' Karrenſalbe und laß die Frau altes Fett darunter thun.

Nachdem Eulenſpiegel dieß ſo beſorgt hatte, und als Jedermann im Hauſe ſchlafen gegangen war, beſchmierte er den Wagen inwendig und auswendig ſehr wohl, am meiſten aber da, wo man ſitzen ſollte. Früh Morgens ſtand der Kaufmann auf mit dem Pfaffen, und hieß Eulenſpiegel die Pferde anſpannen. Nachdem er dieß gethan, ſaßen ſie auf und fuhren fröhlich davon. Da fing mit einem Male der Pfaff an und ſagte:

— Was iſt denn hier ſo Fettes? Ich wollte mich halten, daß mich der Wagen nicht ſo ſchüttelte, und beſchmierte die Hände damit.

Sie hießen den Eulenſpiegel ſtill halten und ſagten zu ihm: ſie wären Beide ganz vollgeſchmiert und wurden über ihn zornig. Indem kam ein Bauer mit einem Fuder Stroh vorbeigefahren; dem kauften ſie etliche Bund ab, reinigten den Wagen damit und ſaßen wieder auf.

— Was haſt du gemacht, du verlaufener Schalk! rief der Kaufmann dem Eulenſpiegel zu, fahre fort an den lichten Galgen!

Das that Eulenſpiegel. Als er unter den Galgen kam, hielt er ſtill und ſpannte die Pferde aus.

— Was willſt du machen, du Schalk? ſchrie heftig der Kaufmann.

— Ihr hießet mich unter den Galgen fahren, antwortete Eulenſpiegel, jetzt ſind wir da, ich meinte, wir wollten hier ausruhen.

Da ſah der Kaufmann erſt aus dem Wagen und merkte, daß ſie unter dem Galgen hielten. Was wollten ſie thun? Sie mußten über die Dummheit lachen.

— Hänge vor und fahre fort! rief der Kaufmann wieder.

Eulenſpiegel zog alsbald den Nagel aus dem Landwagen, und als er eine Ackerlänge gefahren war, ging der Wagen von einander und das hintere Geſtell blieb ſtehen. Eulenſpiegel fuhr immer fort und hörte nicht, wie laut ſie auch riefen. Sie mußten ihm daher nachlaufen, bis ſie ihn eingeholt hatten. Der Kaufmann wollte ihn todtſchlagen, der Pfaff aber wehrte, ſo gut er konnte.

Da ſie nun die Reiſe vollbracht hatten und wieder nach Hauſe kamen, fragte die Frau den Kaufmann: wie es ihm ergangen wäre?

— Seltſam genug, erwiderte er, doch wir ſind glücklich zurückgekommen, und ich bin froh, daß wir da ſind.

Hierauf rief er den Eulenſpiegel.

— Höre, Reiſecompan, ſagte er zu ihm, dieſe Nacht bleibe noch hier, iß und trink' brav, aber morgen räume mir das Haus, ich will dich nicht länger haben. Du biſt ein übler Schalk, wer weiß, wo du herkommſt?

— Ich thue Alles, ſprach Eulenſpiegel, was man mir befiehlt, kann es aber dennoch Niemand recht machen. Doch ſo Euch meine Dienſte nicht anſtändig ſind, ſo will ich morgen das Haus räumen und wandern.

Am andern Tage ſtand der Kaufmann auf und ſprach zu Eulenſpiegel:

— Iß und trink' dich ſatt; dann packe dich! Ich will in die Kirche gehen; laſſ' dich nicht wieder finden!

Eulenſpiegel ſchwieg ſtill; als der Kaufmann aber aus dem Hauſe war, fing er an zu räumen, Stühle und Bänke und was er fortbringen konnte. Alles ſtellte er auf die Gaſſe. Die Nachbarn wunderten ſich, was noch daraus werden ſollte. Man hinterbrachte es endlich dem Kaufmann, der eilends nach Hauſe lief.

— Ei, was machſt du denn da? rief er Eulenſpiegel ſchon von Weitem zu — find' ich dich noch hier?

— Ja, verſetzte Eulenſpiegel — ich wollte vorerſt Euern Willen erfüllen, wie Ihr mich geheißen, das Haus räumen und darnach wandern. Aber helft mir, die Thüre iſt mir zu ſchwer, ich kann's nicht allein thun.

— Laſſ' liegen! rief wieder der Kaufmann, und gehe fort! du bringſt mich ja zum allerärgſten Verluſte!

Eulenſpiegel aber brummte:

— Es iſt doch fürwahr ein großes Wunder! Ich thue Alles, was mir befohlen wird, und kann dennoch nirgends Dank verdienen. Das betrübt mich recht; ich bin in einer unglücklichen Stunde geboren. —

Hiemit ſchied Eulenſpiegel von dannen. Der Kaufmann aber mußte ſeine Sachen wieder hineinſchleppen, und die Nachbarn lachten.

Einem Roßtäuſcher, der bei dem See zu Wismar wohnte, ſpielte der Schalk Eulenſpiegel einen argen Betrug.

Dieſer Roßtäuſcher kaufte für Andere, die ihm Auftrag gegeben hatten, Pferde, und hatte dabei die Gewohnheit, ſie am Schweiſe zu ziehen, um daraus auf die längere oder kürzere Lebensdauer der Pferde zu ſchließen. Hatte ein Pferd einen langen Schweif, ſo zog er daran; konnte er Haare ausraufen, ſo kaufte er es nicht, denn er war der Meinung, daß es nicht lang leben würde; ſtand dagegen das Haar dem Thiere feſt im Schweiſe, ſo kaufte er es und hatte guten Glauben daran. Dieß war nun um und in Wismar genugſam bekannt und Jeder richtete ſich darnach.

Als nun Eulenſpiegel davon hörte, dachte er: Dem mußt du einen Schalksſtreich ſpielen, es ſei, was es wolle.

Er nahm hierauf ein Pferd mit kurzem Schweif und klebte ihm künſtlich einen ſchönen langen Schweif an. Darnach ging er mit dem Pferde auf den Markt und bot es ſo theuer, daß ſich kein Käufer fand, bis der Roßtäuſcher kam, der die Pferde beim Schweiſe zog, von dem forderte er nicht ſo viel.

Der Kaufmann ſah wohl, daß das Pferd gut und ſchön war, nur wollte er es vorerſt ſeiner Probe unterwerfen. Wie er nun aber etwas derb anzog, da behielt er den angeklebten Schwanz in der Hand und glaubte ſelbſt nicht anders, als daß er dem Thiere den Schwanz ausgeriſſen habe. Er ward darüber ganz beſtürzt; aber Eulenſpiegel ſchrie:

— Seht den Böſewicht! wie er mir mein Pferd zugerichtet hat!

Die Bürger lieſen herzu, um die Sache zu vermitteln, und machten, daß der Roßkamm Eulenſpiegeln zehn Gulden Entſchädigung geben mußte. Wie er dieſe erhalten, zog der Schelm wohlgemuth ſeines Weges.

Eulenſpiegel wollte allezeit Geſottenes und Gebratenes eſſen, und er ſuchte daher, wie er ſich's auf die leichteſte Art verſchaffen könnte.

Einſt kam er auf den Jahrmarkt nach Uelzen und ſah ſich überall um, ob da nichts für ihn zu machen ſei. Unter Anderem ſah er, daß ein Landmann grünes Tuch kaufte und damit nach Hauſe wollte. Da gedachte er, wie er den Landmann um das Tuch betrügen könne und erkundigte ſich nach dem Dorſe, wo er her wäre.

Hierauf nahm er zwei loſe Geſellen mit ſich aus der Stadt auf den Weg, welchen der Bauer einſchlagen mußte. Er ſagte ihnen, wie ſie es anfangen wollten, und ſie ſollten je einer eine Ackerslänge von dem andern bleiben und übrigens ſeines Winkes gewärtig ſein. Als nun der Bauer mit dem Tuche aus der Stadt kam und ruhig ſeines Weges nach Hauſe ging, begegnete ihm der Eulenſpiegel, grüßte ihn und fragte: „Um welchen Preis er das ſchöne blaue Tuch gekauft habe?“

Der Bauer ſah ihn verdutzt an und erwiderte: das Tuch iſt grün und nicht blau.

Eulenſpiegel aber verſetzte: es iſt blau und ich will zwanzig Gulden gegen das Tuch ſetzen. Der erſte Menſch, der des Weges kommt und grün von blau unterſcheiden kann, ſoll den Ausſpruch thun.

Da kam nun der erſte der beiden loſen Geſellen, dem der Schalk ein Zeichen gab. Der Bauer fragte ihn, ſeiner Sache gewiß:

— Freund, wir Beide ſtreiten hier wegen der Farbe des Tuches; ſage du die Wahrheit, ob es grün oder blau iſt, und was du entſcheideſt, dabei ſoll es bleiben.

— Das iſt ein ſchönes blaues Tuch — war des andern Antwort.

— Ihr ſeid Beide Schelmen, rief der Bauer — und habt es ſo miteinander abgeredt.

— Wohlan! damit du ſiehſt, daß ich Recht habe, verſetzte Eulenſpiegel, ſo wollen wir den eben daher kommenden Wandersmann befragen; was der ſagt, das ſoll gelten.

Der Bauer war damit zufrieden.

Als nun der zweite loſe Geſelle näher zu ihnen herankam, ſprach Eulenſpiegel zu ihm:

— Sagt uns Herr, was dies Tuch für eine Farbe habe?

— Das ſeht Ihr ja wohl — erwiderte der Andere.

— Ja Herr, ſprach der Bauer, aber die Zwei wollen mich bereden, es ſei blau, und das iſt doch erlogen.

— Was hab' ich mit Euern Händeln zu ſchaffen! rief verdrüßlich der Fremde und wollte vorüber gehen, allein der Bauer hielt ihn an und bat:

— Lieber Herr, Euer Ausſpruch iſt uns wichtig, denn er ſoll unſern Streit entſcheiden.

— Nun, ſo Ihr's denn haben wollt, entgegnete der Andere, ſo kann ich ſelbſt nicht anders ſagen, als daß das Tuch blau iſt.

— Jetzt hörſt du's wohl, eigenſinniger Bauer — ſchrie Eulenſpiegel, und riß das Tuch an ſich und ließ den Bauer ſtehen. Mit den Geſellen kam er aber Abends zuſammen, um mit ihnen Eins zu trinken.

Zu Lüneburg wohnte ein luſtiger Pfeifendreher, der lernte Abends beim Bier Eulenſpiegel kennen, und da ihm deſſen lebhafte Weiſe gefiel, ſo lud er ihn zu ſich zu Gaſte und ſagte ſcherzhaft:

— Komm morgen Mittag und iß mit mir, ſo du kannſt!

Eulenſpiegel war's zufrieden und ſtellte ſich am andern Mittage ein, um mit dem Pfeifendreher zu Gaſte zu eſſen. Als er aber vor das Haus kam, war die Thür oben und unten verſchloſſen, und alle Fenſter waren gleichfalls zu. Eulenſpiegel ging vor dem Hauſe hin und her, ſo lange bis die Mittagsſtunde vorüber war, allein das Haus blieb immer zu. Da ſah er wohl, daß er betrogen war und ging ſtill und ruhig davon.

Als Eulenſpiegel am andern Tage den Pfeifendreher auf dem Markte ſah, da redete er ihn ziemlich barſch an:

— Ihr habt wohl Gäſte eingeladen, ſagte er; geht aber ſelbſt aus und verſchließt die Thüre oben und unten.

— Ich habe dich nur unter einer Bedingung geladen, ſprach der Pfeifenmann, ich ſagte nämlich: Komm morgen zu Mittag und iß mit mir, ſo du kannſt. Da du nun die Thüre zugeſchloſſen fandeſt, ſo konnteſt du freilich nicht mit mir eſſen.

Eulenſpiegel bedankte ſich beim Wirth und lachte.

— Man muß doch noch alle Tage lernen! ſprach er.

Der Pfeifendreher aber ſprach:

— Ich will dich nicht veriren; gehe nur heim; die Thür ſteht offen. Du findeſt Geſottenes und Gebratenes beim Feuer, ich will dir bald nachkommen. Du ſollſt allein ſein, und außer dir habe ich keinen Gaſt.

Eulenſpiegel ging dahin und fand die Frau am Herde die guten Speiſen zurichten. Da ſagte er zu ihr: es ſei ihrem Hauswirthe auf dem Markte ein ſehr großer Fiſch verehrt worden, ſie ſolle eilends mit der Magd hingehen und ihm ſolchen heimtragen helfen, er wolle indeſſen den Braten umwenden.

Die Frau lief eilfertig dem Markte zu und nahm die Magd mit; unterweges aber begegnete ihnen der Pfeifendreher und ſprach:

— Wo lauft Ihr hin?

Sie antworteten, daß Eulenſpiegel in's Haus gekommen ſei und hätte ihnen geſagt, ſie ſollten auf den Markt gehen, weil ihm ein großer Fiſch geſchenkt worden wäre, den ſie heimtragen helfen ſollten. Da merkte der Pfeifendreher alsbald, daß das der Eulenſpiegel nicht umſonſt gethan haben würde und ſprach: „Ach, wenn nur Eine wenigſtens zu Hauſe geblieben wäre!

Inzwiſchen hatte der Schalk das Haus unten und oben verſchloſſen. Wie nun der Pfeifendreher mit ſeiner Frau und Magd vor das Haus kamen und Alles feſt zu fanden, da ſagte er zu ihr: „Nun ſiehſt du wohl, was es für ein Fiſch war, den Du holen ſollteſt!“

Sie klopften an die Thür. Eulenſpiegel kam ſogleich herbei und rief:

Laßt nur Euer Klopfen bleiben, ich laſſe Niemand herein! Der Wirth hat mir verſprochen, ich ſolle hier allein ſein, er wollte ſonſt keinen Gaſt mehr haben als mich; darum geht nur hin und kommt wieder wenn ich mit Eſſen fertig bin.

Der Pfeifendreher betheuerte vergeblich, daß er es nicht auf dieſe Art gemeint habe, er mußte in des Nachbars Haus gehen und dort ſo lange warten, bis Eulenſpiegel aufmachte. Der hatte aber das Eſſen fertig gemacht, es auf den Tiſch getragen und ſich's recht wohl ſchmecken laſſen.

Zu Eisleben wohnte ein Wirth, der ſehr vornehm that und gar ſpöttiſch war; bei dem nahm Eulenſpiegel ſeine Herberge. Es war gerade Winter und lag ein großer Schnee. Da kamen bei finſterer Nacht drei Kaufleute aus Sachſen, welche Unterkunft ſuchten. Der Wirth war behend mit der Zunge, empfing die drei Kaufleute bei der Hand und fragte ſchnell:

— Woher ſo ſpät? Warum ſeid Ihr ſo lange ausgeblieben?

Da ſprach einer von den Kaufleuten:

— Herr Wirth, es iſt uns unterwegs etwas Widriges mit einem Wolfe begegnet. Wir wurden nämlich angefallen und mußten uns wehren, deßhalb haben wir uns verſpätet.

Als der Wirth das hörte, verſpottete er ſie und meinte, daß es eine große Schande ſei, wenn ſich drei von einem Wolfe aufhalten ließen; wenn er allein im Felde von zwei Wölfen angefallen würde, ſo wollte er ſie alsbald verjagen.

So ſpottete er den ganzen Abend über, bis daß die Kaufleute zu Bette gingen. Eulenſpiegel ſaß dabei und hörte ſtillſchweigend zu. Als er nun mit den Fremden in derſelben Kammer lag, da fingen die Kaufleute an ſich unter einander zu berathſchlagen, wie ſie dem Wirthe ſeine Spöttereien vergelten möchten.

— Lieben Freunde! ſagte hierauf Eulenſpiegel, ich merke wohl, daß unſer Wirth nur ein Großſprecher iſt. Wollt Ihr mich hören, ſo will ich Euch wohl Genugthuung verſchaffen und ihm ſein Geſpötte auf lange Zeit vertreiben.

Die Männer waren dieß zufrieden und verſprachen ihm Geld, wenn er ſeinen Plan ausführen würde. Da ſagte ihnen Eulenſpiegel: ſie ſollten nur indeſſen ihrer Handelſchaft nachreiſen und bei der Rückkehr hier wieder einſtehen, für das Uebrige wolle er ſchon ſorgen.

Die Kaufleute waren fertig, bezahlten für ſich und Eulenſpiegel die Zeche und ritten fort. Der Wirth rief aber den Wegreiſenden noch ſpöttiſch nach:

— Ihr Herren, ſehet zu, daß Euch kein Wolf begegnet.

Sie antworteten ihm eben ſo:

— Habt Dank, daß Ihr uns warnt; wenn uns die Wölfe freſſen, ſo kommen wir nicht wieder.

Eulenſpiegel aber ritt unterdeſſen mit ſeinem guten Hunde in den Wald, ſtellte den Wölfen nach und fing einen. Hierauf tödtete er ihn und ließ ihn hart gefrieren. Wie nun die Kaufleute wieder nach Eisleben zurückkamen und bei demſelben Wirthe Herberge genommen hatten, that Eulenſpiegel den todten Wolf in einen Sack und kam, ihrer Abrede gemäß, auch dazu.

Abends beim Eſſen foppte der Wirth die Kaufleute noch immer wegen des Wolfes und verſicherte abermals mit hochtrabenden Worten, wie er zwei Wölfe in die Pfanne hauen wolle. So ging's wieder den ganzen Abend fort, bis daß es Schlafenszeit war. Eulenſpiegel war wieder ganz ſtill; als er aber bei den Kaufleuten in der Kammer war, ſprach er zu ihnen:

— Ihr Herren und guten Freunde, wachet noch ein wenig und laſſet das Licht brennen.

Wie nun der Wirth mit dem Geſinde auch ſchlafen war, da ſchlich ſich der Schalk aus der Kammer, holte den todten Wolf, der hart gefroren war, trug ihn in die Küche zum Herd, unterſtützte ihn mit Stecken, daß er aufrecht ſtand, ſperrte ihm das Maul weit auf und ſteckte ihm ein Parr Schuhe hinein. Dann ging er wieder in die Kammer und rief dem Wirth. Dieſer fragte, was ſie wollten? Sie begehrten zu Trinken und ſchützten großen Durſt vor. Der Wirth war unwillig über die Störung und rief der Magd zu, ſie ſolle aufſtehen und zu Trinken in die Kammer tragen.

Die Magd ging zum Herde und wollte ein Licht anzünden; da ſah ſie dem Wolf gerade in den Rachen, erſchrak darüber ſo, daß ſie das Licht fallen ließ, in den Hof lief und nicht anders glaubte, als daß der Wolf ein Kind gefreſſen habe. Indeſſen ſchrie Eulenſpiegel und die Kaufleute immer nach Trinken. Der Wirth meinte die Magd ſei verſchlafen und rief dem Knechte. Der ſtand ſogleich auf, wollte auch ein Licht anzünden, ſah den Wolf daſtehen, meinte nicht anders, als daß er die Magd gefreſſen hätte und lief in den Keller.

Eulenſpiegel vertröſtete die Kaufleute auf einen herrlichen Spaß und rief wieder: „wo denn das Trinken bleibe; der Wirth ſolle ſelber kommen und ein Licht bringen; ſie könnten die Thüre der Kammer nicht finden!“

Der Wirth meinte jetzt, daß auch der Knecht verſchlafen ſei. Brummend ſtand er nun auf, zündete ein Licht an bei dem Feuer und ſah den Wolf oben am Herde ſtehen, wie er die Schuhe im Maule hatte.

Erſchreckt lief er zu den Kaufleuten in die Kammer und ſchrie überlaut:

— Kommt mir doch zu Hilfe, lieben Freunde! es ſteht ein gräulich Thier beim Feuer, das hat mir die Kinder, die Magd und den Knecht gefreſſen!

Die Andern gingen eiligſt mit ihm; der Knecht kam aus dem Keller, die Magd aus dem Hofe, die Frau brachte die Kinder aus der Kammer; Alle waren lebendig. Da ging Eulenſpiegel auf den Wolf zu und ſtieß ihn mit dem Fuße um, und er regte ſich nicht.

Seht Ihr denn nicht, rief Eulenſpiegel, daß dieß nur ein todter Wolf iſt, der keinen Menſchen mehr freſſen wird? Was ſeid Ihr für ein furchtſamer Haſe? Es iſt noch nicht ſo lange, da wolltet Ihr ja gegen zwei lebendige Wölfe ſtreiten!

Da lachten die Kaufleute den Wirth aus, zahlten die Zeche und ritten mit Eulenſpiegel davon.

Zu Köln war Eulenſpiegel lange Zeit in der Herberge ohne ſein Mittageſſen zu erhalten, das zu ſpät zum Feuer geſetzt worden war. Ihm behagte das Faſten nicht ſehr. Die Wirthin, die ihm das wohl anſehen mochte, ſagte:

— Wer nicht warten will, bis das Eſſen fertig iſt, der mag eſſen, was er hat.

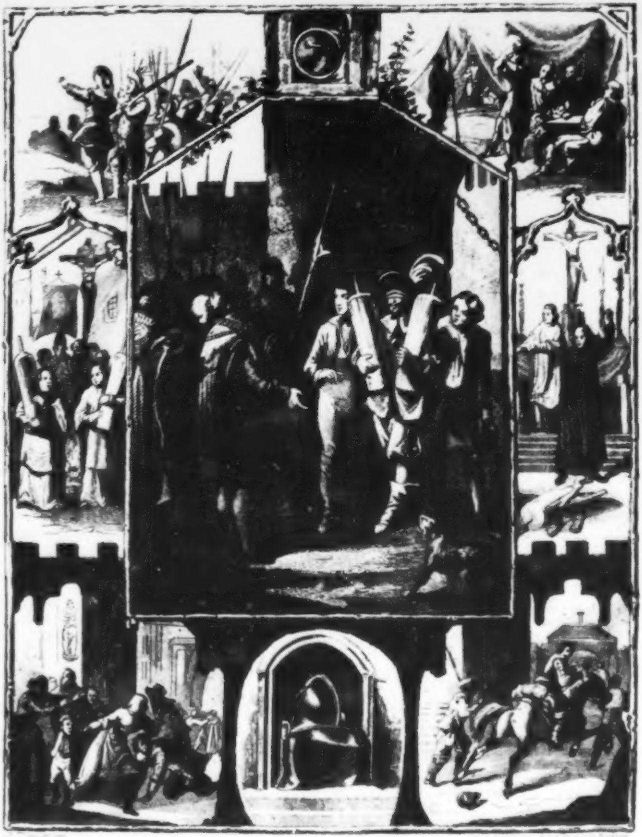
Eulenſpiegel aß indeſſen einen Wecken auf und ging oft zum Herde. Endlich wurde der Tiſch gedeckt und die Speiſen aufgetragen. Der Wirth ſetzte ſich mit den Gäſten zum Eſſen, Eulenſpiegel aber blieb in der Küche.

— Willſt du nicht auch zu Tiſch ſitzen? fragte ihn der Wirth.

— Nein, ſprach Eulenſpiegel, ich mag nicht eſſen; ich bin vom Geruche der Braten ſatt geworden.

Der Wirth ſchwieg dazu und ließ ſich im Eſſen nicht ſtören. Als aber nach der Mahlzeit ein Jeder ſeine Zeche bezahlte, da kam der Wirth auch mit dem Zahlbrett zu Eulenſpiegel, der am Feuer ſaß und wollte von ihm zwei kölniſche Weißpfennige für das Eſſen haben.

— Wie, Herr Wirth? — ſprach Eulenſpiegel — ſeid Ihr ein ſolcher Mann, daß Ihr Geld von einem nehmet, der Eure Speiſen nicht genoſſen hat?



Der Schwedenhelm

Der Wirth erwiderte patzig:

Gebt nur das Geld! Ei was — nicht genoſſen! Ihr habt ja ſelbſt geſagt, daß Ihr vom Geruche ſatt geworden ſeid!

Da zog Eulenſpiegel einen kölniſchen Weißpfennig aus der Taſche, warf ihn auf die Bank und ſagte:

— Herr Wirth, hört Ihr dieſen Klang?

— Dieſen Klang höre ich wohl — erwiderte der Wirth.

Für Geruch Klang! rief Eulenſpiegel ſpottend, indem er ſchnell wieder das Geldſtück in ſeinen Seckel ſchob — ſo viel als Euch der Klang des Geldes hilft, ſo viel hilft mir auch der Geruch Eures Bratens in meinem Bauche.

Damit ſtand er auf und ging von dannen.

Solcher Streiche und Schwänke ſind von Eulenſpiegel noch viele verzeichnet, weil all' ſein Thun und Handeln, ja ſein ganzes Leben voll davon geweſen. Er blieb ſeinem Charakter getreu, bis daß im hohen Alter ſeine Sterbeſtunde nahte. Selbſt in der letzten Beichte, in ſeinem Teſtamente — überall, wo ſonſt die Heiligkeit und der Ernſt des Augenblicks das Gemüth des Menſchen mit bangen Ahnungen oder mit hoher Hoffnung erfüllt und es höher hebt und tiefer in ſich verſenkt, war und blieb er der Schalksnarr, das ewige Bild des Muthwillens und der Schalkhaftigkeit. Von Eulenſpiegels Begräbniß meldet das alte Volksbuch noch folgendes:

Bei Eulenſpiegels Begräbniß ging es gar wunderlich zu. Da ſie Alle auf dem Kirchhofe um das Grab ſtanden, in welches Eulenſpiegel zu liegen kommen ſollte, ſetzten ſie den Sarg auf zwei Seile und wollten ihn hinab ſenken. Da riß das eine Seil entzwei, das unten bei den Füßen war, und der Sarg ſchoß in das Grab, ſo daß der todte Eulenſpiegel auf den Füßen zu ſtehen kam. Da ſprachen ſie Alle: „Laſſet ihn ſtehen, denn er iſt wunderlich in ſeinem Leben geweſen, wunderlich will er auch im Tode ſein.“ Alſo ſcharrten ſie das Grab zu, ließen ihn auf ſolche Art ſtehen, ſtellten einen Stein oben darauf, und hieben eine Eule, die einen Spiegel in den Klauen hält, hinein; dazu die Worte:

Dieſen Stein ſoll Niemand erhaben,
Eulenſpiegel ſteht hier aufrecht begraben.
Anno MCCCL. (1350.)

Dieſer Grabſtein iſt noch jetzt zu Möllen im Lauenburg'ſchen zu ſehen, wo ein Abenteurer und Volksnarr, Tyll Eulenſpiegel genannt, wirklich begraben liegen ſoll. Dieſer war bei Schöppenſtädt im Braunſchweig'ſchen geboren, reiste überall umher, und ließ ſich an verſchiedenen Höfen mit den damaligen Hofnarren in Wettſtreit ein.

Der Schwedenhelm.

In dem Städtchen Nikolsburg in Mähren, von dem wir ſchon eine Sage mittheilten, erwartete man in banger Angſt die anrückenden Schweden, die im dreißigjährigen Kriege mit Feuer und Schwert Alles verwüſteten. Ein Landmann, der in der Gegend der Stadt ſeinen Acker beſtellte, wollte ſie in der Ferne deutlich entdeckt haben und eilte ſogleich mit der

Schreckenskunde zu den Rathsmännern, damit ſie beſchloſſen, was in ſolchen Nöthen zu thun ſei. Bald erſchienen auch andere Leute mit verſtörten Mienen, welche unter lauten Wehklagen berichteten, daß die Heerhaufen des Feindes plötzlich wie die böſe Sündfluth über ſie gekommen, die Häuſer verbrannt, Alles niedergemacht und ſelbſt der Säuglinge nicht geſchont hätten.

Die Einwohner des Städtchens waren ſehr entmuthigt bei dieſen Nachrichten. Manche wollten ſogleich Anſtalt treffen, Haus und Hof zu verlaſſen, um nur das Leben in Sicherheit zu bringen; die Väter der Stadt wußten weder zu rathen noch zu helfen. Noch ſtanden ſie ſo in ſtummem Ueberlegen beiſammen, als der kriegeriſche Ruf der Trompete ſie plötzlich aufſchreckte. Dazu tönte die dumpfe Heerpauke, das Raſſeln der Waffen, und das Traben der Pferde, und ſie hatten die Gewißheit, daß das Entſetzlichſte eingetreten war.

Ein Schrei des Schreckens tönte aus Aller Mund und die Sturmglocke ließ ihren wimmernden Klang dazu vernehmen. Die Anführer boten Alle auf, die Waffen zu tragen vermochten, ihnen zur Seite zu ſtehen, um Widerſtand zu leiſten. Weiber, Greiſe und Kinder ſtürzten in die Kirchen um zu beten; überall ſah man bleiche, verzweifelnde Geſichter und die Verwirrung war ſo groß, daß Keiner dem Andern Rede ſtehen wollte und Niemand wußte, was zu unternehmen ſei.

Unterdeſſen aber rückten die Feinde, die ſchon ſeit längerer Zeit im übrigen Mähren niſteten, und nun von einem Streifzuge nach Oeſterreich heimkehrten, mit flatternden Fähnlein und unter muthiger Kriegsmuſik an, um ſich in dem freundlichen, wohlhabenden Städtchen reiche Beute zu holen.

Da ertönte des Feldoberſten Befehl: „Drauf und dran!“ und mit wilder Freude gingen ſie im Sturmſchritt auf die Mauern los. Schon waren ſie bis in die Nähe des Wienerthores gekommen, und begrüßten mit lärmendem Jubel und Trompetenſchmettern die geängſtigte Stadt — als ſich mit einem Male ein dicker Nebel vom Himmel ſenkte, der noch eben erſt in der herrlichſten Bläue ſtrahlte. Der Nebel aber zog ſich vor den Schweden wie eine feſte Mauer hin, und entrückte die Stadt ihren Blicken, ſo daß ſie ein Grauen befiel und ſie keinen Schritt weiter vorwärts zu thun wagten. Einige trotzige Tollköpfe wollten es zwar vorzudringen verſuchen, aber ſchwere Dämpfe drückten ſie augenblicks zur Erde und ſie waren genöthigt, auf allen Vieren, am Boden, zu ihren Kameraden zurückzukehren, wo ſie athemlos ankamen und von ſchrecklichen Geſichtern erzählten, die ſie im Nebel gehabt haben wollten.

Die feindlichen Befehlshaber waren ſehr befremdet über dieſe Erſcheinung und pflogen Rath, was zu thun ſei, als ſich ihnen einer aus dem Kriegerhaufen vorſtellte und berichtete: wie er, vor Jahren, als fahrender Küfergeſelle durch Nikolsburg gekommen ſei und dort gehört habe: es befinde ſich in der Stadt ein wunderthätiges Muttergottesbild, Maria von Loretto genannt, das ſchon vielfältig Mirakel wirkte und von den Bürgern deßhalb in hohen Ehren gehalten würde. Er ſei der Ueberzeugung, daß der Nebel nichts Anderes als ein Spuk des Bildes ſei, und daß man daher darauf bedacht ſein müſſe, dieſes durch eine fromme Spende zu ſühnen.

Die Feldhauptleute lachten den Kriegsgeſellen aus und wieſen ihn barſch von dannen wegen des ihnen erzählten Mährchens; als aber auch am folgenden und am dritten Tage die Wolken und Nebel nicht weichen wollten und den Schaaren immer mehr der Muth entſank, weil ſie vermeinten, an einen verzauberten Fleck gebannt zu ſein, da überlegten die Feldoberſten auf's Neue, was zu thun ſei, und es ward endlich beſchloſſen, wiewohl nicht ohne Ingrimm und Widerſtreben von verſchiedenen Seiten, nach des Küfers Rath zu thun.

Die armen Leute im Städtlein wußten inzwiſchen nicht, was der Schwede im Schilde führte, da er zuerſt mit ſo großer Eile herangerückt war und nun müſſig vor den Mauern lag, anſtatt ſie im Sturme zu nehmen, was ihm doch ſehr leicht geworden wäre. Die Einwohner von Nikolsburg gewahrten nämlich nichts von dem Nebel, der ihren Ort umſchirmt hielt, und der Himmel lag klar und blau über ihnen, wie das blaue Auge der ſorglich liebenden Mutter. Sie ſannen hin und her, wie das Wunder zu erklären ſein möchte; doch Niemand mochte den rechten Zuſammenhang zu ergründen. Die Meiſten meinten, die Zögerung der Schweden ſei ein Wahrzeichen der bitterſten Noth, die er über das Städtlein zu verhängen gedächte.

Am Morgen des vierten Tages endlich brachten Bauern einen feindlichen Krieger mit verbundenen Augen zur Stadt und berichteten den erſtaunten Einwohnern: ſie ſeien von den Streifern der Schweden aufgefangen, und gezwungen worden, jenen Gewappneten herein zu geleiten, welcher eine Botſchaft von dem Kriegsoberſten der Belagerer bringe. Er habe deßhalb begehrt mit verbundenen Augen geführt zu werden, weil der herbe Nebel, der überall im ſchwediſchen Lager herrſche, ihn ohnedieß am Sehen verhindere und faſt ganz erblindet habe. Sie ſelbſt hätten jedoch von dieſem Nebel nicht die kleinſte Spur wahrgenommen.

Die Städter ſchöpften gute Hoffnung, obgleich ſie von Allem kein Wort begriffen und fragten den Schweden um ſeinen Auftrag.

Der brachte aber zwei rieſige Wachskerzen, jegliche von dem Umfange eines Mannsleibes und bat im Namen ſeiner geſtrengen Herren, dieſe Kerzen auf dem Altare der heiligen Frau von Loretto anzuzünden, auf daß der böſe Dunſt ſich verziehe, der weit und breit Alles umnachte und verpeſte. Dafür wollte aber auch der Feldherr des Städtchens ſchonen und ſpäter ohne alle Gefährde von dannen ziehen.

Nachdem der Bote dieß gemeldet hatte, fiel es dem Rathe und geſammten Bürgerſchaft wie Schuppen von den Augen; ſogleich zogen ſie in langer Prozeſſion zur Kirche Maria von Loretto, die Kerzen vor ſich hertragend, um ihrer hohen Schutzpatronin zu danken. Nachdem das Opfer vor dem Altar feſtgeſtellt war, näherte ſich der Meßner mit dem zündenden Stabe den Dochten.

Allein gar ſeltſam war es anzuſchauen, wie dieſe nicht brennen wollten, wie die Flamme ſtets zurückwich und eher verlöſchte, ehe ſie ſich den Kerzen mittheilte. Nachdem dieſe Verſuche lange gedauert hatten und faſt kein Zweifel mehr darüber herrſchte, daß dieſe Spende eine frevelhafte, der heiligſten Gnadenmutter mißfällige ſei, ſtieß der Meßner in Unmuth erglühend, die Kerzen von den hohen Leuchtern herab, daß ſie auf dem harten Pflaſter des Fußbodens zerborſten, aber — welch ein neuer Schrecken bemächtigte ſich hier Aller — ſie waren mit Pulver gefüllt bis zum Rande!

Schaudernd flohen die Leute aus der Kirche und als ſie auf den Platz hinaustraten, rauſchte und wetterte und ſchnob es in der Luft, als wäre das wilde Heer im Anzuge; die Erde bebte, Zetergeſchrei ſcholl aus dem Lager der Schweden herüber und gleich darauf brauſten die feindlichen Geſchwader in grauenhafter Haſt durch die Straßen der Stadt, zum entgegengeſetzten Thore hinaus und riefen: „Flieht! Flieht! ihre Blitze zucken rings aus dem Boden!“

Einem von den letzten der Flüchtlinge entfiel der Eiſenhelm und er geſtattete ſich nicht ſo viel Zeit ihn aufzuheben und rannte baarhäuptig davon. Die Schweden verließen aber dieſe Gegend für immer; denn ſie haben ſie in der Folge ſtets ſorglichſt vermieden.

Dieß iſt im Jahre 1645 geſchehen und der Schwedenhelm wurde bis auf die neueſte Zeit am untern Stadtthore in Nikolsburg aufbewahrt und gezeigt. Jetzt hat man ihn aus Anlaß eines Umbaues vorläufig bei Seite gethan. Es iſt aber wahrſcheinlich, daß dieſes Denkzeichen einer merkwürdigen verhängnißvollen Zeit, gut verwahrt wird, um ſpäter wieder ſeine alte hiſtoriſche Stelle einzunehmen.

Der geſpenſtiſche Barbier.

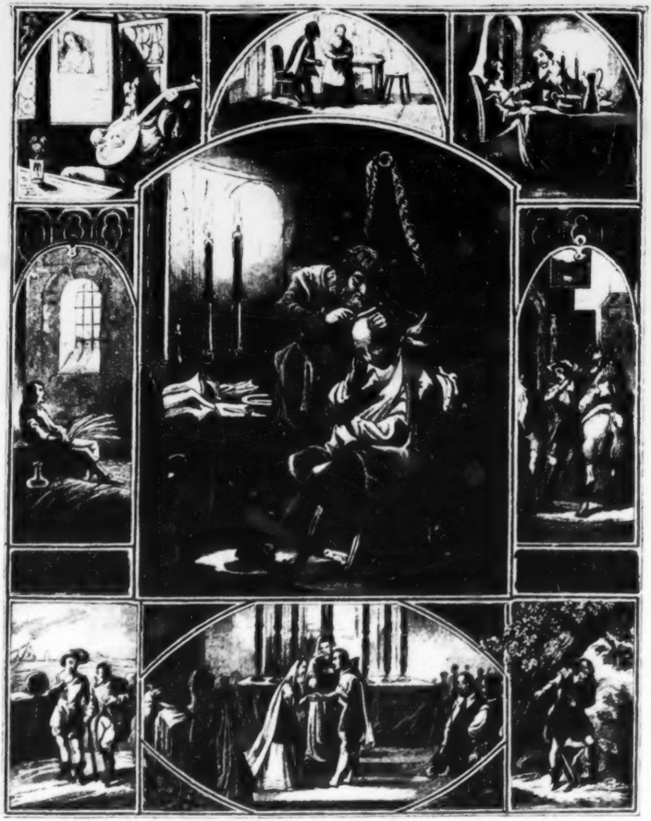
Es war einmal ein reicher Kaufmann, Melchior von Bremen genannt, der ſich immer hohnlächelnd den Bart ſtrich, wenn vom reichen Mann im Evangelium gepredigt wurde, den er, im Vergleich mit ſich, nur für einen kleinen Krämer ſchätzte. Er beſaß ſo viel Geld, daß er ſeinen Speiſeſaal in thörichtem Uebermuthe mit harten Thalern pflaſtern ließ. Ob ihm dieſe Prahlerei nun gleich von ſeinen Mitarbeitern ſehr verargt wurde, ſo hatte der ſchlaue Kaufmann doch dabei etwas Solides im Sinne, und dachte nicht blos an leidige Aufſchneiderei. Er wußte wohl, daß die Neider und Tadler nur dazu dienen würden, den Ruf ſeines Reichthums auszubreiten und dadurch ſeinen Kredit zu mehren.

Dieſe Abſicht erreichte er denn auch vollkommen; das todte Kapital von Thalern war als Pflaſter des Speiſeſaals nicht umſonſt zur Schau ausgelegt, ſondern brachte, gleichſam durch die ſtillſchweigende Bürgſchaft, die es in allen Handelsgeſchäften leiſtete, hundertfache Zinſen. Endlich jedoch wurde es aber die Klippe, an der die Wohlfahrt des Hauſes ſcheiterte.

Melchior von Bremen pflegte ſich gern, wie alle reichen Leute des reichen Freiſtaats, bei einer reichbeſetzten Tafel gütlich zu thun, und ſo geſchah es denn einmal, daß er nach einem tüchtigen Schmauſe zu viel und zu ſchnell getrunken hatte, und durch eine Unverdaulichkeit eines plötzlichen Todes verblich, ſo zwar: daß er nicht Zeit hatte, ſein Haus zu beſtellen. Hab und Gut verließ er einem einzigen Sohne im blühenden Jünglingsalter, der eben großjährig geworden war und die väterliche Erbſchaft ſelbſt antreten konnte.

Franz Melcherſon, wie man ihn hieß, war ein herrlicher Junge, und hatte von der Natur die beſten Anlagen empfangen. Er war ſchön gewachſen, ſtark und kräftig dabei. Sein Gemüth war offen und heiter, ganz ſo wie es dem Sohn eines reichen Kaufherrn der freien Stadt Bremen ziemte. Man ſah ihm auf den erſten Blick die friſche Geſundheit an, und aus den braunen Augen lachte Behagen und jugendlicher Frohſinn heraus. Er glich einer markigen Pflanze, die nur Waſſer und mageres Erdreich bedarf, um zu gedeihen, allein in allzufettem Boden Ueberwuchs treibt ohne Früchte zu reifen. So war denn des Vaters reicher Nachlaß des Sohnes Verderben, wie es ſchon öfter der Fall war. Kaum hatte der junge Menſch ſich in dem freien Beſitze eines großen Vermögens geſehen, ſo ſuchte er ſich deſſelben, als wäre es eine drückende Bürde, zu entledigen, und lebte alle Tage im üppigſten Ueberfluſſe. Niemand im ganzen weiten Bremen, das doch des Reichthums ſo voll iſt, kam ihm gleich an Pracht und Verſchwendung. Bei einem großen alljährlichen Feſte ſandte er jedem Bürger einen Braten, nebſt einer Kanne Wein in's Haus; dieß erwarb ihm zwar viele Freunde, wie man leicht denken kann, allein es leerte ſeine Kaſſe. Die ganze Stadt ließ „den Sohn des Alten“ hoch leben, was ſich noch bis heutigen Tages in dem bekannten ſcherzhaften Trinkſpruche erhalten hat.

In dieſem Taumel von Schwelgerei und Zerſtreuung wurde an die Handlungsbücher nicht gedacht, die Einnahme und Ausgabe gegeneinander ſtellen und vergleichen ſollten; allein das Vermögen war ſo ungeheuer, daß einige Jahre vergingen, ohne daß der Verſchwender irgendwie eine Abnahme ſeiner Einkünfte verſpüren konnte. Die gefräßige Schaar der Tiſchfreunde, die luſtigen Brüder, Spieler, Lungerer, die Alle von dem verlorenen Sohne lebten, thaten das Ihrige, ihn nicht zur Beſinnung kommen zu laſſen; ſie tobten mit ihm von einem Vergnügen zum andern und erhielten ihn ſo immer in Athem; kein nüchterner Augenblick erweckte ſein Nachdenken, und er war ganz den räuberiſchen Klauen der ſchlechteſten Geſellſchaft anheimgefallen.



Der gespenstige Barbier

Wie Schade um die ſchönen Anlagen des Jünglings!

Als nun nach und nach die Quelle des Wohllebens verſiegt war, denn das Sprichwort ſagt ganz richtig: daß ſich ein Brunnen ausſchöpfen laſſe, wenn ihm der angemeſſene Zufluß mangelt — da erwachte der arme Franz Melcherſon plötzlich und ſchmerzlich.

Zuerſt entbrannte er gegen ſeinen Kaſſierer und meinte, dieſer habe Unordnung in die Geſchäfte einreißen laſſen, und als er ſich vertheidigte und die Belege ſeiner Handlungsweiſe vorzeigen wollte, da wurde darauf keine Rückſicht genommen und er mit dem Befehle abgefertigt, daß er Rath ſchaffen ſolle.

Durch Geldmäkler, Wucherer und Wechsler wurden nun in Kurzem gegen hohe Zinſen Summen herbeigeſchafft: denn der mit Thalern gepflaſterte Saal war ja noch da, und folglich ſtand der Credit des Hauſes noch feſt. Allein bald munkelte man im Stillen davon, daß das ſilberne Pflaſter bereits nicht mehr vorhanden, und daß der Saal heimlich mit Steinen ausgelegt worden ſei. Die, welche Geld hergeliehen hatten, wurden unruhig und drangen darauf, die Sache gerichtlich unterſuchen zu laſſen. Da ergab ſich's denn alsbald, daß es ſich in der That ſo verhielt. Die Gläubiger forderten nunmehr ihr Geld zurück, und da Keines vorhanden war, ſo wurde zur gerichtlichen Verſteigerung geſchritten, und der junge Franz Melcherſon, trotz alles Proteſtirens, aus ſeinem bisherigen Eigenthum gewieſen.

Jetzt war's zu ſpät, in ſich zu gehen, da nichts mehr zu beſſern war und der Schaden nicht geheilt werden konnte. Franz lebte nach der Weiſe verunglückter Verſchwender fort; er ſchämte und grämte ſich nicht, da er noch überdieß einige Beſtandtheile des Familienſchmucks aus dem Schiffbruche gerettet hatte, wodurch er ſich noch eine Zeitlang vor dem drückendſten Mangel ſchützen konnte. Eine Wohnung in einem engen, abgelegenen Gäßchen mußte ihm jetzt genügen, wo er ſich, ſo gut er konnte, einrichtete, um wenigſtens nicht zu frieren und zu hungern. Nur die Langeweile peinigte den an Zerſtreuungen aller Art Gewöhnten über die Maßen.

Seine lockern Spießgeſellen, die bei ihm ſchmarotzt hatten, waren mit den guten Tagen davon geflogen, und keiner von allen Denen, die ihn ſonſt als ihren liebſten und beſten Freund begrüßt hatten, wollten ihn jetzt mehr kennen. So lebte Franz ganz einſam und abgeſchieden, dem Verdruſſe hingegeben und nur die Laute, auf der er ein wenig zu klimpern verſtand, gewährte ihm einige Unterhaltung.

In dem engen Gäßchen, Franzens beſcheidener Wohnung gegenüber, wohnte eine ehrbare Matrone, die nebſt ihrer Tochter, einem beſcheidenen züchtiglichen Mädchen, vom Spinnen lebte. Früher hatten auch ſie beſſere Tage gekannt. Der Vater Meta's — ſo hieß die Tochter — hatte ein eigenes Schiff beſeſſen, das er ſelbſt befrachtete und alljährlich damit nach Antwerpen fuhr; aber in einem großen Sturm erlitt er einſt Schiffbruch, und ihn und ſeinen Wohlſtand begruben die Wellen. Die Wittwe ertrug, als verſtändige Frau, ihren ungeheuern Verluſt; ein edler Stolz beſeelte ſie und ließ ſie alle angebotenen Unterſtützungen ausſchlagen; ſie wollte fortan Alles ihrem Fleiße zu verdanken haben. Dieß war nun die Frau, die in dem engen Gäßchen wohnte, und von frühem Morgen bis zum ſpäten Abend an ihrem Spinnrocken ſitzend geſehen werden konnte. Wenn dieſes Leben, dieſer ſaure Erwerb ſie auch nur kümmerlich ernährte, ſo hatte ſie doch ihren Zweck erreicht, unabhängig zu ſein, und gegen Niemand eine Verbindlichkeit zu haben. Nachdem ihre Tochter herangewachſen war und ihr helfen konnte, war ſie ſogar im Stande, einen Sparpfennig zurückzulegen, mit dem ſie einen kleinen Flachshandel zu treiben begann.

Die wackere Frau, die alle Schläge des Schickſals muthvoll ertragen hatte, und durch die eigene inwohnende Kraft ſich ein neues Leben geſtaltet, ſetzte ihr ganzes Vertrauen auf Gottes Vorſicht, und ihre Hoffnung in ihre Tochter. Dies Letztere war kein leerer Traum der Einbildungskraft, ſondern vielmehr eine planmäßige vernünftige Erwartung. Ihre ſchöne, tugendſame Tochter beſaß herrliche Anlagen des Geiſtes ſowohl als des Herzens, und die gute

Mutter ſparte ſich freudiglich den Biſſen am Munde ab, um jene trefflichen Eigenſchaften auszubilden und nichts an der Erziehung ihres geliebten Kindes fehlen zu laſſen. So hoffte ſie, daß ihm an der Seite eines rechtlichen Mannes einmal ein beſſeres Lebensloos blühen werde.

Eines Tages, als der junge Nachbar zum Fenſter hinausſah, erblickte er Meta mit ihrer Mutter, welche eben aus der Kirche heimkehrten, wo ſie alle Tage zur Meſſe gingen. Er erkundigte ſich ſogleich bei ſeinem Wirthe nach den Frauen und erfuhr hierauf, was wir eben unſern Leſern mittheilten. Franz empfand Wohlwollen und Mitleid mit den wackern Leuten, er bereute nunmehr, vielleicht zum erſten Male aus edlem Beweggrunde, ſeine tolle Verſchwendung, denn er wünſchte nur um deßwillen ſein väterliches Erbe zurück, um die liebenswürdige Meta auszuſtatten. Fortan ſah er gern zum Fenſter hinaus, um das Leben und Treiben ſeiner Nachbaren zu beobachten. Allein die beſorgte Mutter hatte dieß kaum bemerkt, als ſie ihre Fenſter mit dichten Vorhängen ſchloß, da ihr die Neugier des jungen Menſchen, der ja ohnehin im ſchlechteſten Rufe ſtand, unmöglich behagen konnte. Sie that Alles, um den Blicken des Spähers und Auflaurers, der ihr ſehr läſtig wurde, zu entgehen.

Franz ließ ſich jedoch dadurch nicht abſchrecken. Er wollte nun einmal die nähere Bekanntſchaft der Wittwe und ihrer Tochter machen, und da ihm nichts Anderes zu Gebote ſtand, ihnen ſeine Anweſenheit zu verrathen, ſo wählte er ſeine Laute dazu und gab ſich alle Mühe, ihr die ſeelenvollſten Accorde zu entlocken. Dieß gelang. Sein Spiel erregte die Aufmerkſamkeit der Einwohner des Gäßchens, und ſelbſt Meta öffnete das Fenſter, wenn Franz zu präludiren begann. Mutter Brigitte hatte zu viel Sorgen im Kopfe, denn ihr Handel beſchäftigte ſie ganz und gar, und darum merkte ſie nicht, um was es ſich handelte.

Franz hatte indeſſen wirklich die redliche Abſicht, das Wenige, was ihm noch übrig geblieben war, mit den armen Leuten zu theilen. So hörte er einſt, daß Mutter Brigitte ſich darüber gegen eine Nachbarin ausließ, wie ſchlecht der Flachs gerathen ſei, und daß er im Einkauf mehr koſte, als die Abnehmer dafür bezahlen wollten. Da lief Franz alsbald ſogleich zum Goldſchmied, verkaufte die Ohrenringe ſeiner Mutter, kaufte Flachs dafür, und ließ ihn durch eine Unterhändlerin, die er gewann, der Nachbarin für einen ſehr mäßigen Preis anbieten. Der Handel wurde geſchloſſen und trug ſo reichen Gewinn, daß Meta zum Allerheiligentag mit einem neuen Kleidchen zur Kirche gehen konnte.

Franz freute ſich aber nicht lange dieſer guten That, als ſie verrathen wurde. Die Unterhändlerin, die von Frau Brigitte, des guten Handels wegen, mit ſüßem Weine bewirthet wurde, plauderte das Geheimniß aus. Meta, die zugegen war, erſchrak heftig und die gute Mutter nicht minder. Sogleich aber beſchloß die ernſte und rechtlichdenkende Frau das zu thun, was ihr nach ihrer Meinung einzig und allein zu thun übrig war. Das neue Kleidchen Meta's wurde — trotz des traurigen Geſichtchens darüber — an einen Trödler verhandelt und das daraus gelöſte Geld mit dem übrigen, auf's Gewiſſenhafteſte berechneten Gewinn aus dem Flachsgeſchäft, als eine alte Schuld dem Herrn Franz Melcherſon zurückgeſandt. Man bediente ſich dazu des Hamburger Boten, als ob das Geld von auswärts käme, und in dieſem Glauben nahm Franz das Päckchen in Empfang und wünſchte, daß alle ſeine alten Schuldner, ſowie die ſeines Vaters, ſo gewiſſenhaft ſein möchten, als dieſer biedere Unbekannte. Den wahren Zuſammenhang errieth er natürlich nicht; die ſchwatzhafte Unterhändlerin hütete ſich auch, ihm ein Geſtändniß zu machen, und ſie begnügte ſich damit, ihm zu ſagen: Mutter Brigitte habe ſich bewogen gefunden, den Flachshandel aufzugeben.

Nicht lange währte es aber, da bemerkte Franz eines Morgens, zu ſeinem großen Verdruſſe, daß in dem Zimmer ſeiner Nachbarinnen alles öd' und leer war. Sie waren am ſpäten Abend zuvor ganz in der Stille abgezogen und hatten ihre Wohnung verändert. Vergebens zerbrach ſich Franz den Kopf, was es doch mit dem eingeſtellten Flachshandel und mit dem Wegziehen für eine Bewandtniß haben könne. Endlich ſuchte er es mit dem Geldempfang in Verbindung zu bringen, und da ſah er denn wohl ein, daß die ſtrenge Mutter hinter das Geheimniß gekommen ſei.

— — —

In dem neuen Viertel aber, wo Mutter Brigitte jetzt ihre Wohnung genommen hatte, wohnte ihr gegenüber ein wohlhabender Brauherr, den die Leute aus Scherz nur den Hopfenkönig nannten. Er war ein junger, flinker Wittwer, deſſen Trauerjahr eben zu Ende lief und der nun, ohne die Geſetze des Anſtandes zu übertreten, berechtigt war, ſich eine neue Gehilfin in der Wirthſchaft zu ſuchen, deren er bei ſeinem weitläuftigen Hausſtande ſehr benöthigt war. Er hatte ſchon längſt — gleich nach dem Hinſcheiden der ſeligen Frau, ſeinem Schutzpatron, dem heiligen Chriſtoph, in aller Stille eine Wachskerze zu opfern gelobt, ſo lang als eine Hopfenſtange und ſo dick als ein Schürbaum, wenn es ihm mit der zweiten Wahl nach dem Wunſche ſeines Herzens gelingen würde. Kaum hatte er nun ſeine neue Nachbarin erblickt, die holde Jungfrau Meta, ſo glaubte er auch ſchon gefunden zu haben, was er ſuchte. Am frühen Morgen gab er den Mäklern Aufträge, ihm gebleichtes Wachs zur Rieſenkerze für den Heiligen anzukaufen, und er ſelbſt putzte ſich wie ein Rathsherr. Zwar konnte er auf ſeine Liebenswürdigkeit nicht zählen, allein er hatte ein reiches Brauerbe, ein baares Kapital auf der Stadtkämmerei, ein Schiff auf der Weſer und einen Meierhof vor der Stadt.

In dieſem ſchönen Bewußtſein ging er zur Mutter und trug ihr ſeine chriſtliche Abſicht auf ihre tugendliche und ehrſame Tochter vor. Die gute Frau war freudig überraſcht, als ſie den Antrag vernahm. Sie ſah jetzt ihre Hoffnung in Erfüllung gehen, aus ihrer bisherigen Dürftigkeit wieder zu ihrem erſten Wohlſtand zurückzukehren. Sie ſegnete den guten Gedanken, aus dem Winkelgäßchen weggezogen zu ſein, und in der erſten Aufwallung der Freude dachte ſie auch an den ehemaligen Nachbar Franz Melcherſon, der die Veranlaſſung dazu gegeben.

In dem mütterlichen Herzen war Alles ſchon ſo gut wie richtig, nur wußte ſie, was die Wohlanſtändigkeit erheiſchte, und daher erwiderte ſie dem reichen Brautwerber, ſie wolle nebſt ihrer Tochter ſeinen Antrag mit Gebet überlegen, und beſchied ihn in acht Tagen wieder vor ſich, um ihm eine genügende Antwort zu ertheilen.

Wie Meta aus der Meſſe kam, erſtaunte ſie über den umgewandelten Ausdruck in dem ſonſt ſo ernſten und etwas trüben Geſichte ihrer Mutter, der nunmehr die Freude aus den Augen zu leuchten ſchien. Doch ehe ſie noch Zeit gewann, ſie um dieſe Veränderung zu befragen, kam dieſe ihr ſchon mit der freudigen Nachricht entgegen. Nun aber erwartete die gute Frau, daß Meta ſich mit ihr freuen würde. Wie ſehr irrte ſie ſich aber in dieſem Punkte. Das Mädchen wurde erſt roth, dann blaß, und endlich überſtrömten ihre Augen von lang zurückgehaltenen Thränen, und ſie geſtand ihrer Mutter, daß ihr Glück von dieſer Heirath nicht abhänge und daß ſie nie ihre Einwilligung dazu geben könne.

Die Mutter hatte ihre Tochter zu lieb, um ſie zu zwingen, und ſie faßte daher den Entſchluß, den reichen Brautwerber abzuweiſen. Dieſem kam es zwar ziemlich unerwartet, doch fand er ſich bald in ſein Schickſal und beunruhigte ſich ſo wenig darüber, als wenn ihm ein Malzhandel fehlgeſchlagen wäre. Er glaubte keine Urſache zu haben, ſich zu kränken, denn er wußte wohl, daß es dem reichen, wohlbelobten Manne anderwärts nicht fehlſchlagen würde. Ehe ein Monat verging, hielt der Hopfenkönig wirklich Hochzeit. Der armen Mutter Brigitte ſchnitt es freilich durch's Herz, als ſie das Gepränge an ihrer Wohnung vorüberziehen ſah: den Brautzug im großen Staate, die blaſenden Stadtpfeifer voran. Auf Meta machte dies Alles keinen Eindruck; nur der Schmerz ihrer Mutter kümmerte ſie.

„Ach, Kind,“ ſprach dieſe, „jetzt könnteſt du den frohen Reihen anführen, wenn du gewollt hätteſt. Welche Wonne, wenn du die Mühe und Sorge deiner Mutter mit dieſer Freude belohnt hätteſt! Aber du haſt dein Glück verſchmäht und nun erleb' ich's nicht mehr, dich zum Altar zu geleiten.“

„Liebe Mutter, ſprach Meta, ich vertrau' dem Himmel, wenn's droben angeſchrieben ſteht, daß ich zum Altar geführt werden ſoll, ſo werdet Ihr mir den Kranz wohl ſchmücken: denn wenn der rechte Freier kommt, wird mein Herz bald Ja ſagen.“

Unterdeſſen war es in der ganzen Stadt bekannt geworden, daß Meta die Hand des reichen Hopfenkönigs ausgeſchlagen habe. Auch Franz Melcherſon hörte dies Gerücht in ſeinem engen Gäßchen und war darüber außer ſich vor Freude. Denn er hatte das herrliche Mädchen von Herzen lieb und wünſchte ſehr, daß ſie dereinſt ſeine Frau würde. Um ſich wieder in eine Lage zu ſetzen, die ihn dazu befähigte, ſich einen Hausſtand zu gründen und vor Allem ſeine Frau ehrlich und ſtandesmäßig zu ernähren, hatte er mancherlei ſpeculirt. Allein nichts wollte recht einſchlagen. Das Vernünftigſte war nun wohl, daß er die alten Handelsbücher ſeines Vaters durchging, um darus zu ſehen, welche Schuldner ihm noch ſaumſelig waren. Er zeichnete ihre Namen ſorgfältig auf und beſchloß, eine Reiſe anzutreten, um zu verſuchen, ob ſich nicht hie und da ein Sümmchen eintreiben ließe. Damit gedachte er dann einen Handel zu beginnen, der durch Fleiß und rege Thätigkeit bald erweitert ſein würde; wie er früher verſchwenderiſch war, ſo wollte er jetzt ſparſam ſein, kurz einen ganz neuen Menſchen anziehen, wie man wohl zu ſagen pflegt. So wollte er dann ſich eine Häuslichkeit gründen, und an der Seite einer wackern und geliebten Hausfrau ein ſtilles aber beglückendes Leben führen. Er machte das letzte Erbſtück ſeines Vaters, die Taſchenuhr, zu Gelde, und machte ſich damit auf den Weg. Um jedoch der armen Meta Nachricht von ſeiner Reiſe zukommen zu laſſen, erkaufte er in der Kirche, die ſie zu beſuchen pflegte, eine Vorbitte für einen jungen Reiſenden, zu glücklicher Vollendung ſeiner Geſchäfte und fröhlicher Heimkehr. Er zweifelte nun nicht, daß die Jungfrau dieß gleich gehörig zu deuten im Stande ſein würde.

Von nun an wurde Franz Melcherſon in Bremen nicht mehr geſehen. Meta hörte zwar die Vorbitte, aber ſie achtete nicht darauf, weil ſie zu ſehr über das plötzliche Verſchwinden des guten Franz bekümmert war. Sie glaubte, daß ihm irgend ein Unglück zugeſtoßen ſein könne. Erſt nach Verlauf von mehreren Wochen fiel ihr die Vorbitte auf, und nun — als ſie darüber nachdachte — reimte ſie ſich den Zuſammenhang. Sie unterließ fortan aber auch nicht mehr, in die Vorbitte einzuſtimmen und den jungen Reiſenden ſeinem Schutzengel beſtens zu empfehlen.

Franz war glücklich nach Antwerpen gekommen, wo er noch ziemlich bedeutende Summen einzunehmen hatte. Obgleich die Reiſe von Bremen dahin zu jener Zeit mit großen Beſchwerlichkeiten verknüpft war, da man ſich oftmals von Wegelagerern bedroht ſah und auch die Grundherren den Reiſenden, der keinen Geleitsbrief gelöst hatte, im tiefſten Burgverließ verſchmachten ließen, ſo hatte unſer Franz doch nicht mehr als ein einziges Abenteuer zu beſtehen. Und dieſes war Folgendes:

Tief in dem dazumal noch ſehr öden Weſtphalen ritt er an einem ſchwülen Tage, bis daß die Sonne untergegangen war, ohne eine Herberge zu finden. Gegen Abend zogen Gewitterwolken herauf, und ein heftiger Platzregen durchnäßte ihn bis auf die Knochen. Der junge Menſch, deſſen weichliches Leben ihn für ſolche Strapatzen nicht geeignet hatte, war ſehr beſorgt, wie er wohl die Nacht hinbringen würde. So war er denn noch eine Weile fortgeritten, als das Ungewitter ſich legte, und ein Licht in der Ferne ihm ſichtbar wurde, nach dem er ſeinen Weg lenkte. Bald hielt er vor einer dürftigen Bauerhütte, die ihm nur wenig Troſt verhieß. Das Haus glich viel eher einem Viehſtalle als einer Menſchenwohnung, und der unfreundliche Bewohner deſſelben verſagte ihm Waſſer und Feuer, und ſonſt jede Gefälligkeit, denn er war eben im Begriff, ſich auf die Streu zu wälzen, neben ſeine Stiere, und zu träge, wegen des ſpäten Wanderers das Feuer auf dem Herde wieder anzufachen.

Franz bat und klagte, ſchimpfte und drohte, aber der Bauer ließ ſich durch nichts bewegen, blies mit großer Gelaſſenheit das Licht aus, ohne auf den Fremdling weiter Rückſicht zu nehmen. In Weſtphalen wußte man in jenen Zeiten noch wenig von den Geſetzen der Gaſtfreundſchaft.

Als endlich Franz bemerkte, daß er durch ſeinen Ungeſtüm nichts erlangte, legte er ſich auf's Bitten und klagte ſo anhaltend und wehmüthig, daß es dem Bauern auf der Streu, der nicht einſchlafen konnte, endlich doch zu viel wurde.

„Landsmann, hub er daher an, laßt mich in Ruh! Ihr findet hier, wenn ich Euch auch einlaſſen wollte, weder Bequemlichkeit noch Speiſe und Trank. Ich will Euch aber einen guten Rath geben. Reitet dort linker Hand durch den Buſch; dahinter liegt die Burg des ehrenveſten Ritters Eberhard Bronkhorſt, der herbergt jeden Landfahrer und iſt ein überaus mildthätiger Mann. Nur ſteigt ihm manchmal der Tollwurm zu Kopf, und dann läßt er wohl an den Wandersleuten ſein Müthchen aus. Wenn Euch nun das nicht verſchlägt, daß Ihr weidlich geneckt werdet, wenn der Ritter gerade in ſeiner argen, loſen Laune iſt, ſo wird's Euch wohl bei ihm behagen."

Der arme Franz bedachte ſich eine Weile und war unſchlüſſig, was er thun ſollte; endlich entſchloß er ſich, das Abenteuer zu beſtehen. Was konnte ihm denn vom edeln Ritter Bronkhorſt Böſes bevorſtehen? Was hatte er hier zu erwarten? Vor allen Dingen bedurfte er der Ruhe und eines kleinen Imbiſſes. Er gab alſo ſeinem Klepper, den es auch nach dem warmen, trockenen Stalle gar ſehr gelüſtete, die Sporen und langte bald vor einer gothiſchen Pforte an, wo er ſich durch vernehmliches Klopfen bemerkbar machte. Von Innen ſchallte eben ſo vernehmlich ein „Wer da?" zu ihm.

Franz antwortete keck und erwartete nun, wie der Empfang ſein würde und ob er den Ritter in ſeiner loſen Laune träfe ihn zu necken, oder ob er ihm ohne alle Gefährde ein trockenes und gutes Nachtquartier angedeihen ließe.

Der Eigenthümer dieſer alten Burg hatte von Jugend auf als ein rüſtiger Kriegsmann im Heere des Kaiſers, unter dem hochberühmten Ritter Georg von Frundsberg gedient, und ein Fähnlein Fußvolk in den italieniſchen Fehden angeführt, ſich hierauf in Ruhe geſetzt und lebte nun auf ſeinen Gütern, wo er, um die Sünden ſeines frühern Soldatenlebens abzubüßen, viel fromme Werke verrichtete. Er ſpeiſte die Hungrigen, tränkte die Durſtigen, beherbergte die Pilger, dann aber, wenn dieß geſchehen war, prügelte er ſie zum Hauſe hinaus. Dies Letztere war ihm noch von ſeinen Kriegsjahren her geblieben, und ob er gleich ſchon ſeit langer Zeit in Frieden hauste, konnte er ſich doch das heftige, wilde Weſen nicht abgewöhnen. Dieſer Sitte oder vielmehr Unſitte des Hauſes mußte ſich bereitwillig unterwerfen, der hier Bewirthung anſprach.

Franz durfte nicht lange verziehen; von Innen raſſelten die Riegel und Schlöſſer am Thore und die Thorflügel thaten ſich auf, mit einem ſolchen jämmerlichen Geächze, als wollten ſie den Eintretenden warnen und ihn bitten umzukehren und von ſeinem Vorhaben abzuſtehen. Dem armen, fröſtelnden Burſchen wurde dabei nicht beſſer zu Muthe, allein er hatte keine Wahl und faßte ſich daher ein Herz. Der Empfang war nicht übel. Einige Knappen eilten herbei, ihm aus dem Bügel zu helfen, das Gepäck abzuſchnallen, den Rappen in den Stall zu ziehen und den Reiter zu ihrem Herrn in ein wohlerleuchtetes Zimmer zu führen.

Der Ritter hatte ein kriegeriſches, kräftiges Anſehen; er ging ſeinem Gaſte entgegen und drückte ihm ſo kräftig die Hand, daß Franz hätte laut aufſchreien mögen. Der Willkomm ſchallte dabei ſo laut, daß es ſchien, als ob er den jungen Menſchen für taub gehalten hätte. Dieſer aber war von dieſem Empfange ſowohl als von dem, was ihm der Bauer geſagt hatte, etwas zaghaft geworden und konnte ſich eines innerlichen Grauens nicht erwehren. Der Ritter ſchien etwas zu merken und fragte ihn, ob er das Fieber habe, und nun nahm ſich Franz zuſammen und dachte bei ſich: „Drin ſteckſt du einmal, jetzt läßt ſich's nicht mehr ändern. Alſo genieße, was man dir bietet, und wirſt du hernach dafür abgeprügelt, ſo mag's ſein!" Er nahm nach dieſen tröſtlichen Gedanken eine feſtere Haltung an und ſprach ziemlich dreiſt:

„Herr! Ihr ſehet, wie mich der Platzregen durchweicht hat. Schafft mir trockene Kleider und gebt mir eine warme Bierſuppe oder ſo etwas dergleichen, dann wird's mit dem Fieber nichts zu bedeuten haben und mir wird bald wieder wohl um's Herz ſein!“

„Nur zu, nur zu!“ rief der Ritter, „befehlt nur, was Ihr haben wollt, und thut, als ob Ihr hier zu Hauſe ſeid.“

Franz ließ ſich das nicht zweimal ſagen. „Mein Rücken muß es morgen doch bezahlen, dachte er, alſo will ich's wenigſtens gehörig verdienen und dem alten bärbeißigen Geſellen nichts an der Zeche ſchenken. Es kommt doch Alles auf die Rechnung!“

Er war daher mit Nichts zufrieden, was ihm gebracht wurde, und tadelte und mäkelte ſo lange, bis ihm Alles nach Wunſch war. Der Hausherr zeigte ſich nicht böſe darüber, ſondern trieb vielmehr ſeine Diener an, Alles hurtig auszurichten und in's Werk zu ſetzen, was ihnen der fremde Herr befahl. Als der Tiſch gedeckt und mit den Speiſen beſetzt war, ließen ſich Beide, der Wirth wie ſein Gaſt, das Eſſen gut behagen. Franz langte fleißig zu und wartete nicht, bis er genöthigt wurde. Der Ritter ließ einen großen Henkelkrug mit Wein aus dem Mutterfäßchen bringen und trank ſich mit ſeinem Gaſte heiter und froh; dann fing er an von ſeinen Kriegszügen zu erzählen und gerieth dabei in ſolches Feuer, daß er Flaſchen, Krüge und Gläſer niederſäbelte, das große Zerlegmeſſer wie eine Lanze ſchwang, und ſeinem Tiſchgenoſſen damit ſo nahe zu Leibe ging, daß dieſer für ſeine Naſe und für ſeine Ohren beſorgt wurde.

Es war ſpät geworden; gleichwohl war der Ritter ſo in ſeinem Element, daß er nicht an den Schlaf dachte. Dieſe Lebhaftigkeit mehrte ſich mit jedem neuen Becher, den er leerte, und Franz erkannte nun wohl, welches Ende die Geſchichte nehmen würde. Um nun zu erfahren, ob ihm noch in der Nacht die Ehre des Hinausprügelns bevorſtehe, begehrte er einen vollen Becher zum Schlaftrunk. Er meinte, jetzt müſſe ſich's zeigen, und man würde ihn unter dem Schein eines Weinzwiſtes nach der Sitte des Hauſes fortſchicken. Allein ganz im Gegentheile. Der Ritter unterbrach ſogleich den Faden ſeiner Erzählung und ſprach:

„Zeit hat Ehre, morgen mehr davon!“

„Verzeiht, Herr Ritter, erwiderte Franz, morgen, wenn die Sonne aufgeht, bin ich über Berg und Thal, ich ziehe einen fernen Weg nach Brabant und kann hier nicht weilen. Darum beurlaubt mich heut, damit mein Abſchied morgen Eure Ruhe nicht ſtöre.“

„Scheiden dürft Ihr nicht von hinnen, rief der Ritter, bis ich aus den Federn bin. Ich will Euch noch mit einem Biſſen Brod und einem Frühtrunke gelabt wiſſen, Euch bis zur Thüre geleiten und nach der Gewohnheit des Hauſes verabſchieden.“

Der arme Franz glaubte dieſe Worte nur zu gut zu verſtehen. Er machte einige vergebliche Einwände; der Ritter wollte von dem einmal eingeführten Gebrauche nicht wanken noch weichen. Er befahl den Dienern, den Fremden zu entkleiden und zum Gaſtbette zu geleiten. Franz fühlte ſich ſo wohl, als er ſich auf den hohen, weichen Polſtern dehnte, daß, als er noch vor dem Einſchlafen über den Empfang und alles Gute, was man ihm angedeihen laſſen, nachdachte, er ſich ſelbſt geſtand: daß dieß wohl eine kleine Durchprügelei allenfalls werth ſei. Bald war er eingeſchlafen, und hatte recht anmuthige Träume von Meta und ſeiner glücklichen Zukunft.

Er würde wahrſcheinlich bis an den hellen Mittag ſo geſchlafen und geträumt haben, wenn ihn nicht die kräftige Stimme des Ritters geweckt hätte. Er hatte bereits ein tüchtiges Frühſtück zurichten laſſen und die Diener herbeigerufen, um dem Gaſte beim Ankleiden behilflich zu ſein. Franz hätte gern noch ein Weilchen auf dem Lager bleiben mögen, ſo wohl befand er ſich dort, aber der Geſtrenge ließ ihm keine Ruhe, und er mußte Folge leiſten. Nachdem er mit dem Ankleiden fertig war, führte ihn der Ritter ſelbſt in den Speiſeſaal, wo die Tafel wieder trefflich beſchickt war. Allein der Gedanke an den bevorſtehenden Abſchied raubte Franzen den Appetit und den Frohmuth. Er entſchuldigte ſich, daß er nicht zulangte, weil er noch zu voll von der geſtrigen Abendmahlzeit ſei, und bat dafür um die Erlaubniß, etwas für den künftigen Hunger mit auf den Weg nehmen zu dürfen, da ſolche Herbergen nicht überall am Wege zu finden ihm bevorſtehe. Der Ritter hatte nichts dagegen, und Franz packte nun ſo ein, daß ihm die Taſchen davon ſtrotzten. Wie er alsdann ſah, daß ſein Gaul ihm geſtriegelt und aufgezäumt vorgeführt wurde, trank er noch ein Gläschen zum Abſchiede, und war nun der Meinung, daß man ihn beim Kragen nehmen und der Tanz beginnen werde. Aber zu ſeiner Verwunderung ſchüttelte ihm der Ritter, gleichwie beim Empfange, die Hand, wünſchte ihm Glück auf die Reiſe und der Riegel am Thore wurde zurückgeſchoben. Franz war froh, mit heiler Haut davonzukommen, ſpornte ſeinen Rappen und war wie der Blitz aus der Burg und auf offenem Felde. Ein Stein war ihm vom Herzen, als er ſich geborgen ſah. Er konnte gar nicht begreifen, warum ihm die Zeche geſchenkt worden war, und da er ſich mit dem Nachdenken darüber quälte, ward er ſo übermüthig, umzulenken, um dem Grund oder Ungrund des Gerüchtes an der Quelle ſelbſt nachzuſpüren. Als er wieder an's Thor gekommen war, fand er den Ritter mit ſeinen Dienern noch unter demſelben ſtehen. Er vermeinte, der Fremde vermiſſe etwas von ſeinem Reiſegepäcke und ſah deßhalb die Diener zornig an. Er fragte den Ankommenden ſchnell, was ſein Begehr ſei, da er ſo plötzlich wieder zurückkehre.

„Ach, noch ein Wort, ehrenvollſter Ritter, antwortete Franz. Ein böſes Gerücht ſchleicht ſich zu Euch heran und verunglimpft Euern Namen. Es beſagt, daß Jeder, der bei Euch einkehrt, zwar wohl von Euch gepflegt wird, daß Ihr ihm aber dafür beim Abſchiede Eure derben Fäuſte fühlen laſſet. Dieſer Sage habe ich vertraut, und daher habe ich geſucht, Euch wenigſtens dieſe ſchnöde Zeche abzuverdienen. Ich dachte bei mir: da mir der Junker nichts ſchenken wird, ſo will ich auch ihm nichts ſchenken. Nun aber ließt Ihr mich von dannen ziehen, ohne mir nur ein Haar zu krümmen; deßhalb ſeht Ihr mich denn ſehr verwundert. Darum wollet mir ſagen, was an der Sache iſt, damit ich das böſe Gerücht Lügen ſtrafen kann.“

Der Ritter entgegnete hierauf:

„Das Gerücht hat nicht gelogen; Ihr müßt wiſſen, es treibt ſich keine Rede im Volke um, es liegt ein Körnlein Wahrheit darin. Vernehmt nunmehr den wahrhaften Bericht, wie die Sache eigentlich ſteht. Ich beherberge jeden Fremden, der unter mein Dach eingehet, und theile meinen Mundbiſſen mit ihm um Gotteswillen. Nun bin ich aber ein ſchlichter, deutſcher Mann, von alter Zucht und Sitte, rede wie mir's um's Herz iſt und verlange, daß auch mein Gaſt herzig und zuverſichtlich ſei, mit mir genieße, was ich habe und frei ſage, was er bedarf. Aber da gibt's einen Schlag von Leuten, die mir mit ihren Faxen Verdruß thun, mich mit Kniebeugen und Bücklingen äffen, ihre Worte auf Schrauben ſtellen und viel unſinniges Reden zu Markte bringen. Sag' ich, langt zu: ſo erwiſchen ſie ein Knöchlein aus der Schüſſel, das ich meinem Hunde nicht böte; ſprech' ich: thut Beſcheid! ſo netzen ſie kaum die Lippen aus dem vollen Becher, als wenn ſie Gottes Gab' verſchmähten, und ſo laſſen ſie ſich zu jedem Dinge nöthigen. Wenn mir's nun aber das leidige Geſindel zu bunt macht und ich gar nicht mehr weiß, wie ich mit meinem Gaſte daran bin, ſo werd' ich endlich wild und brauche mein Hausrecht. Das iſt bei mir ſo Sitt' und Brauch, und ſo halt' ich's mit jedem Gaſte, der mir Ueberlaſt macht. Aber ein junger Mann von Eurem Schlage iſt mir ſtets höchlich willkommen. Sprecht getroſt bei mir ein, wenn Euch der Weg wieder einmal vorbeiführt. Damit Gott befohlen!“

Nach dieſer Aufklärung freute ſich unſer Franz recht ſehr, gab ſeinem Klepper die Sporen und trabte Antwerpen zu. Er wünſchte ſich, auch hier eine ſo gute Aufnahme zu finden, wie bei dem wackern Ritter.

Gleich bei ſeinem Eintritte in die berühmte Handelſtadt begegneten ihm Reichthum und Ueberfluß, und es ſchien ihm, als wenn hier niemals Noth und Mangel gehaust haben könnten. Er dachte: die Schuldner meines Vaters ſind gewiß im Stande, mir die alte, verjährte Schuld zu entrichten, wenn ich ihnen darthue, daß ich das Geld nöthiger habe, denn ſie.

Nachdem er ſich nun von der Ermüdung der Reiſe etwas erholt hatte, zog er in dem Gaſthofe, wo er eingekehrt war, vorläufige Nachricht von den Verhältniſſen der Leute ein, mit denen er's zu thun hatte.

„Wie ſteht's mit Peter Martens,“ fragte er eines Tages bei der Mahlzeit, „lebt er noch und macht er gute Geſchäfte?“

„Peter Martens iſt ein ſolider Mann,“ antwortete einer von den Anweſenden, er treibt Speditionshandel und zieht einen bedeutenden Gewinn davon.“

„Iſt Fabian von Plürs noch in guten Umſtänden?“ fragte Franz weiter.

„O, der weiß ſeines Reichthums kein Ende,“ lautete die Antwort, „er ſitzt im Rathe und ſeine Wollarbeiten werfen ihm viel ab.“

„Hat Jonathan Friſchker guten Umtrieb mit ſeinem Gewerbe?“ fragte Franz;

dann: „Wie ſteht's mit Op de Bütekant?“ und ſo nach der Reihe ſich nach allen Handelsnotabilitäten der Antwerpener Börſe erkundigend. Die Antwort lautete immer befriedigend. Dieſe Nachrichten heiterten nun ſein Gemüth ſehr auf, er ſäumte nicht, ſeine Papiere in Ordnung zu bringen, um ſie der Behörde vorzulegen, damit ſie ihm zur Eintreibung ſeiner alten Schuldforderungen verhelfe. Allein wie täuſchte er ſich. Die meiſten wollten von den Schulden nichts wiſſen und meinten, die Abzahlung, welche die Konkursmaſſe geleiſtet, habe Alles rein getilgt. Andere wußten ſich keines Melchiors von Bremen zu erinnern, ſchlugen dann ihre Bücher auf und fanden keine Schuldpoſt für dieſen unbekannten Namen angemerkt; noch Andere brachten eine ſtarke Gegenrechnung hervor, und es vergingen keine drei Tage, ſo ſaß Franz im Schuldthurm, um für den väterlichen Kredit zu haften, und man drohte ihm, daß er nicht eher herausgelaſſen werden ſolle, bis daß er den letzten Heller bezahlt hätte.

So ſah ſich denn der Arme getäuſcht! Er befand ſich in ſeinem engen Gewahrſam in dem qualvollſten Zuſtande. Es war kein Schatten von Möglichkeit vorhanden, jemals aus dieſem Elend wieder herauszukommen; er fiel in eine ſtumme Verzweiflung und hegte nur den Wunſch, recht bald von dieſem Leben Abſchied nehmen zu können.

Im Grunde war's aber der hartherzigen Antwerpener Meinung gar nicht, Geld von dem vorgeblichen Schuldner zu erpreſſen, ſondern ſie wollten nur Keines an ihn bezahlen. Sie ſehnten ſich vielmehr, den überläſtigen Koſtgänger recht bald loszuwerden. So kam es denn, daß Franz nach drei Monaten ſeiner Gefangenſchaft ledig wurde, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden zu verlaſſen, und Antwerpen's Grund und Boden im Leben nicht wieder zu betreten. Aus den Händen der Behörde erhielt er fünf Gulden Reiſegeld, der Klepper und ſein Reiſegepäck war aber confiſcirt worden, um von dem Ertrage die Gerichts- und Verpflegungskoſten zu erſetzen. Mit dem Stabe in der Hand verließ er nunmehr mit ſchwerem Herzen zu Fuße die reiche Stadt, in die er vor ſo kurzer Zeit mit den ſchönſten Hoffnungen eingeritten war.

Muthlos und unſchlüſſig wanderte Franz zum Thore hinaus, ohne ſich darum zu bekümmern, wohin ihn der Weg bringen würde. Er fragte auch nach keiner Herberge, und blieb, wo ihn der Zufall nöthigte, Halt zu machen. So war er viele Tage ohne Zweck und Ziel in der Irre herumgezogen, da plötzlich überkam es ihm und es fiel wie Schuppen ihm von den Augen. Als ein Bettler in ſeiner Vaterſtadt zu erſcheinen, wo er ſonſt gepraßt und glänzend gelebt, und die er ſelbſt, da er ſchon arm war, doch noch ſo anſtändig und mit ſchönen Hoffnungen verlaſſen hatte, das war ihm unmöglich. Auch ſeiner geliebten Freundin Meta in dem Aufzuge des Gefängniſſes wieder unter die Augen treten zu müſſen, erſchien ihm wie ein unerträglicher Gedanke. Raſch, wie er in allen ſeinen Entſchlüſſen ſtets geweſen, beſann er ſich auch hier nicht lange und nahm ſich vor, irgend einen Seehafen der Niederlande zu ſuchen, um dort Matroſendienſte zu nehmen und nach der neuen Welt zu ſegeln. Nicht eher wollte er dann in ſein Vaterland zurückkehren, bis daß ihm dort Reichthümer zu Theil geworden wären, um mit Glanz und Ehren in ſeiner Heimath ſich ſehen laſſen zu können.

Unweit der Niederländiſchen Gränze langte er eines Abends in einem kleinen Städtchen an, welches Rummelsburg hieß, aber ſeitdem während der Gräuel des dreißigjährigen Krieges von Grund aus zerſtört wurde. Das Wirthshaus war von Fuhrleuten voll, und der Wirth, der zu dem Fußreiſenden im ärmlichen Aufzuge eben kein großes Zutrauen verſpüren mochte, ſchickte ihn auf's nächſte Dorf. Was war zu machen? In Rummelsburg war ſonſt keine Herberge mehr, und die Fuhrleute, die ihn auch ſcheel betrachteten, weil ſie ihn für den Vorläufer anderer Strauchdiebe hielten, machten Miene, ſich ſeiner Aufnahme kräftigſt zu widerſetzen; er mußte ſich daher, der großen Ermüdung ungeachtet, auf den Weg machen, und ſein Reiſebündel weiter tragen.

Daß Franz nicht die freundlichſte Miene dazu ſchnitt, kann man leicht denken. Mit recht bittern Klagen über die Hartherzigkeit der Menſchen zog er von dannen. Der Wirth, der ihm indeß mit argwöhniſchen Blicken nachſah, hörte dieß, und da ſchien es ihn wie Mitleid zu überkommen. Er rief dem Wanderer, unter der Thür ſtehend, nach: „Wenn Ihr zu müde ſeid, um bis auf's Dorf zu gehen, gibt's wohl noch ein Mittel, Euch hier im Orte unterzubringen. Oben im Schloſſe gibt's der ledigen Zimmer genug; es wird nicht mehr bewohnt, und wenn's Euch daher dort nicht zu einſam iſt, ſo kann ich Euch die Schlüſſel geben. Bei mir werden ſie aufbewahrt.

Franz bedachte ſich nicht lange; zum Hinfallen ermüdet und erſchöpft, dachte er nur daran, ſich durch Speiſe, Trank und einige Stunden Ruhe die verlorenen Kräfte wieder zu erſetzen, um weiter reiſen zu können. Er war daher ſogleich mit dem Vorſchlag zufrieden.

„Nur eine Lagerſtätte und ein Imbiß!“ rief er erheitert, „gleichviel ob in einem Schloß oder in einer Bauerhütte.“

Der Wirth war aber nicht von Mitleid getrieben, wie es den Anſchein hatte, ſondern er gedachte, durch einen neuen Augenzeugen die Kunde von einem Plagegeiſte beſtätigt zu ſehen, von dem die Sage ſchon lange im Volke ging, und der in. dem alten Schloſſe hauſen ſollte. Man ſagte, daß es Niemand dort aushalten konnte, und Keiner war mehr aufzutreiben, der das Wagſtück beſtanden hätte, eine Nacht dort zuzubringen. Der Wirth ſelbſt, obgleich er die Schlüſſel bewahrte, hätte ſich am wenigſten dazu verſtanden.

„Der freche Geſell mag's büßen,“ dachte er, „was liegt daran; kommt er glücklich davon, ſo mag er uns etwas Beſtimmtes berichten; bleibt er oben, ſo haben wir die Gewißheit!“

Das Schloß lag nahe am Flecken auf einem ſchroffen Felſen, gerade der Herberge gegenüber, nur durch die Fahrſtraße und einen kleinen Bach davon getrennt. Es war, ſeiner angenehmen Lage wegen, von der Herrſchaft im guten Stande erhalten und mit allem Hausgeräthe wohl verſehen. Es diente zum Jagdſchloß, wo es dann und wann zu Gelagen und frohen Jägerſtelldicheins unter Tages gebraucht wurde, allein kaum brach die Dämmerung herein, ſo würde es kein Menſch mehr gewagt haben, dort zu verweilen. Denn nur zur Nachtzeit hauste der Polter- und Plagegeiſt, der keine Seele ungeneckt ließ. So unangenehm dieß im Ganzen nun auch ſein mochte, ſo hielt dies Gerücht doch die nächtlichen Diebe fern, und der Graf, dem das verrufene Schloß gehörte, benutzte dieſen Umſtand, und ließ ſeine koſtbarſten Schätze daſelbſt aufbewahren.

Bereits war die Nacht ſtark im Anmarſch, als unſer todmüder Franz, eine Laterne in der Hand und auf ſeinem Wanderſtabe geſtützt, vor der Pforte des Schloſſes anlangte. Der Wirth hatte ihn begleitet und trug einen Korb mit Lebensmitteln. Auch hatte er ein Paar Leuchter und Kerzen mitgenommen, weil im ganzen Gebäude keine anzutreffen waren, da man ja gewohnt war, vor Einbruch der Dunkelheit ſich daraus fortzumachen.

Als Franz aber die Kerzen ſah, hielt er ſich darüber auf. „Bis ich mich auf's Lager geſtreckt habe, leuchtet mir die Laterne hinlänglich,“ ſprach er, „und wenn ich erwache, wird wohl ſchon die Sonne hoch genug am Himmel ſtehen, denn ich bin müde genug und hoffe einen guten und langen Schlaf zu thun. Behaltet daher nur Eure ſchönen weißen Kerzen für einen andern Gaſt, der beſſer zahlen kann, als ich.“

Da zog der Wirth ein verlegen lächelndes Geſicht und entgegnete:

„Ich will Euch nicht verſchweigen, daß ſich das Volk mit einer Sage umherträgt, als ob es hier oben im Schloſſe umgehe; es ſoll ein neckender Poltergeiſt ſein, nichts weiter. Ihr dürft Euch daraus aber wohl nichts machen. Wir ſind ja ſtets bei der Hand, wenn Ihr uns rufet, denn wir wohnen ja gleich hier unten. Vernehmen wir Euch, ſo ſpringen ich und mein Geſinde zu Eurer Hilfe alsbald herbei. Unten in der Herberge geht’s die Nacht wie am Tage zu und ſtets iſt Einer mindeſtens auf den Beinen. Obgleich ich nun ſchon dreißig Jahre im Orte wohne, ſo müßt’ ich lügen, wenn ich ſagte, daß ich etwas geſehen hätte. Was allnächtlich poltert, ſind Mäuſe und anderes Ungeziefer, auch wohl Katzen, die ihm nachſtellen. Deßhalb aber, aus beſter Vorſorge, wollte ich Euch mit Licht verſehen. Die Nacht iſt und bleibt immer keines Menſchen Freund und die Kerzen ſind geweiht, und wenn Ihr ſie angezündet habt, ſo wird gewiß kein Geſpenſt, wenn eines im Schloſſe hauſen ſollte, ihren Schein vertragen können und von dannen fliehen.“

Der ſonſt nicht ſehr wahrhaftige Wirth hatte hier doch die Wahrheit geſagt: denn ihm war das Geſpenſt noch nie erſchienen. Wie hätte dieß aber auch wohl der Fall ſein ſollen, da er ſich wohl hütete, Nachts in dem Schloſſe zu weilen und bei Tage ließ ſich der Geiſt ja ohnehin nicht ſehen. Auch jetzt wagte ſich der feige Patron nicht über die Gränze. Nachdem er die Thüre geöffnet hatte, reichte er dem Wanderer den Korb mit Speis und Trank, wies ihm von Weitem die Treppe, die nach den obern Gemächern führte, wünſchte ihm gute Nacht und jagte auf und davon, den Weg zurückmeſſend, den ſie gekommen waren.

Franz kannte keine Furcht. „Die Spukerei iſt wohl nur ein leeres Geſchwätz,“ dachte er bei ſich, „oder es liegt hier etwas Wirkliches zu Grunde, etwas, das ſich vor langer Zeit hier zugetragen haben kann, und das nunmehr entſtellt zu dem Gerede die Veranlaſſung gibt. So entſtehen dergleichen Geſchichten immer!“

Dabei fiel ihm die Sage von dem wackern Ritter Eberhard Bronkhorſt ein, vor deſſen ſchwerem Arme ihm ſo lange bange gemacht worden war und bei welchem er eine ſo gaſtfreie Aufnahme genoſſen hatte. Er war jetzt ſo weit durch ſeine Reiſeerfahrungen gekommen, von dem gemeinen Volksgeſchwätze oder Geklatſche nur immer das Gegentheil zu glauben und dabei ſelbſt das Körnlein Wahrheit, das nach der Meinung weiſer Leute ſtets darin verborgen ſein ſoll, gänzlich aus der Acht zu laſſen.

Er befolgte die Anweiſung des Wirths und ſtieg die ſteinerne Wendeltreppe hinan, die ſich in einem Winkel des Hofes befand; hierauf langte er vor einer verſchloſſenen Thüre an, die er mit dem Schlüſſel, der ihm übergeben worden war, leicht öffnen konnte. Eine lange düſtere Gallerie, in der jeder Fußtritt dumpf wiederhallte, brachte ihn in einen großen Saal, von dem aus ſich eine Reihe von Gemächern hinzog, die mit allen Geräthſchaften zur Zierde und Bequemlichkeit verſehen waren. Er ſuchte ſich dasjenige aus, das ihm am freundlichſten ſchien, und ein gepolſtertes Ruhebette enthielt. Von dort aus konnte er auch das Gaſthaus ſehen und ſogar jedes laute Wort verſtehen, was daſelbſt geſprochen wurde.

Er zündete hierauf die Kerzen an, ſtellte den Inhalt des Korbes auf den Tiſch und aß vor allen Dingen mit einem Hunger, der ſeinen Jahren und dem weiten Marſche, den er zurückgelegt, alle Ehre machte. Der Wein war gut; die Speiſen nicht minder. So lange er ſich auf ſo angenehme Weiſe beſchäftigte, lachte er über den Spuk. Ließ ſich auch manchmal in der Ferne etwas Verdächtiges hören, etwa ein Knacken, ein Huſchen, ein Krachen oder Schleichen, ſo dachte er: das ſind eben Mäuſe und Katzen, nichts Anderes. Nachdem aber die Mahlzeit vorüber war und das ſogenannte Verdauungsfieber, das Blut etwas heftiger in die Höhe trieb, da ward Gehör und Geſicht ſchon erregter und die Spukgeſchichten gewannen einige feſtere Umriſſe.

Um vor dem erſten Anlauf ſicher zu ſein, ſchloß unſer Wandersmann die Thüre ab, ſchob den Riegel vor und ſetzte ſich auf die Vormauer des Fenſters, das er geöffnet hatte. Er blickte, um ſich zu zerſtreuen, nach dem geſtirnten Himmel, ſchaute nach dem Mond, und fand darin den Troſt, den dieſer Anblick ſtets auf das Gemüth des Einſamen und Verlaſſenen ausübt. Auf der Straße unten ward's ſtiller, und obgleich der Wirth von ſeinem Nachtleben in der Herberge geſprochen hatte, ſo ſah Franz doch, daß jetzt die Thüren geſchloſſen wurden und man die Lichter ſämmtlich auslöſchte. Bald war das ganze Haus ſo finſter und ſtill wie eine Todtengruft. Der Nachtwächter war das einzige lebende Weſen, das weit und breit zu entdecken war. Auf ſeinem langen Horne tuhtend ſchritt er daher, ſtellte ſich gerade unter dem Fenſter auf, wo Franz ſeinen Sitz genommen hatte, und ſtimmte ein frommes Abendlied an, das Beruhigung in alle Herzen goß, die es vernahmen. Franz hätte gar zu gern eine Unterredung mit dem guten Wächter angeſponnen, allein dieſer hob ſein Horn, nachdem er ausgeſungen, tuhtete und ſchritt dann weiter, um auch in den übrigen Gäßchen nachzuſehen und aufzupaſſen.

Da man gewöhnlich der Meinung iſt, daß die Mitternacht diejenige Stunde ſei, in welcher vornehmlich gern die Geſpenſter ihre Spaziergänge auf der Erde unternehmen, ſo beſchloß Franz, lieber dieſe Stunde zu verſchlafen als zu durchwachen. Er machte daher das Fenſter zu, ging im ganzen Zimmer umher, durchſpähte alle Winkel, um zu ſehen, ob es geheuer ſei, putzte die Lichter, damit ſie heller brennen ſollten, rüttelte an der Thüre, um zu ſehen, ob ſie verſchloſſen, und warf ſich dann auf das Ruhebette, das ihm beſonders wohl that. Er hatte geglaubt, bald einſchlafen zu können, allein trotz ſeiner Ermüdung floh ihn der Schlaf. Sein Herz ſchlug heftig, welches er von der Erhitzung des Tages und vom ſtarken Weine ableitete, und er warf ſich hin und her mit offenen Augen. Endlich fiel ihm ein frommer Abendſegen ein, den er ſeit vielen Jahren nicht mehr gebetet hatte; dieſer that ſeine Wirkung; es kam Ruhe über ihn, er ſchloß die Augen und entſchlief ſanft.

Ungefähr eine Stunde mochte ſein Schlummer gedauert haben, da erwachte er mit einem plötzlichen Schreck, wie das bei unruhigem Blute wohl ſchon jedem von uns begegnet ſein wird. Er wurde ſogleich munter, ſetzte ſich im Bette auf, horchte ob Alles ruhig ſei und hörte, daß die Glocke ſo eben zwölf ſchlug und den Wächter daſſelbe Ereigniß durch den ganzen Flecken mit lauter Stimme abſingen. Franz hielt lauſchend den Athem an und da er ſonſt nichts vernahm, ſo legte er ſich auf die andere Seite und wollte eben wieder einſchlafen, als es ihm plötzlich wurde, als ob in der Ferne eine Thüre ſich knarrend öffne, die mit Heftigkeit gleich darauf zugeſchlagen wurde. „Das iſt der Poltergeiſt!“ war ſein erſter Gedanke. Allein bald ſuchte er ſich zu überreden, daß es wohl der Nachtwind ſei, der mit einer offen gelaſſenen Thür ſein Spiel zu treiben beliebe. Doch bald wurde er wiederholt aus dieſen ruhigen Betrachtungen aufgeſchreckt, indem ſich ein ſchwerer, ſtets näher kommender Männertritt vernehmen ließ. Dabei wurde ein Geklingel gehört, als ob irgend ein ſchwerer Delinquent ſeine Ketten nach ſich ziehe, oder als ging der Pförtner mit ſeinem großen Schlüſſelbunde im Schloſſe umher. So viel war gewiß: dieß konnte der Wind nicht ſein; die Herzhaftigkeit verſtummte, die bange Furcht hielt ihren Einzug und das Herz pochte wie ein Schmiedehammer.

Der Spaß war am Ende! Wenn die Furcht ſich nicht zu arg ſchon Franzens bemächtigt hätte, ſo würde er ſich erinnert haben, daß er mit dem Wirth verabredete, ihn bei irgend einer drohenden Gefahr zu rufen; allein es war ihm unmöglich das Lager zu verlaſſen und das Fenſter zu öffnen, auch kam ihm — wie geſagt, der Gedanke nicht einmal zu Sinn. Es blieb ihm nichts übrig, als ſeine Decke über den Kopf zu ziehen und einen Stoßſeufzer nach dem andern zu beten. Draußen ging's indeſſen immer lauter und lauter zu. Eine Thüre nach der andern wurde aufgeriſſen und zugeworfen, bis der Lärm vor dem Schlafzimmer zu hören war. „Gottlob, es iſt zugeſchloſſen!“ dachte Franz. Allein draußen probirte es einen Schlüſſel um den andern, bis der rechte gefunden war. „Der Riegel iſt auch noch da!“ dachte abermals Franz, von einem leichten Troſte beruhigt. Da that es aber einen fürchterlichen Knall, die Thüre ſprang jählings auf und es ſchien als ob ſie aus den Angeln geriſſen worden wäre. Der arme Franz wußte nunmehr vor unſäglicher Angſt nicht wohin er ſich wenden ſollte. —

Der in das Schlafzimmer aber eintrat, war ein langer, hagerer Mann mit einem ſchwarzen Bart, in alter Tracht und mit finſterm Angeſicht. Ueber den Augen hingen buſchige Braunen und der Anblick war durchaus nicht Zutrauen einflößend. Um die linke Schulter hatte die Erſcheinung einen Scharlachmantel umgeworfen und auf dem Haupte trug ſie einen ſpitzen Hut.

Der Mann ging dreimal langſam im Zimmer auf und ab, trat zu den geweihten Kerzen, beſah ſie, putzte ſie dann ganz unbefangen, damit ſie heller brennen ſollten und warf ſeinen Mantel ab. Es zeigte ſich nunmehr ein ſogenannter Scheerſack, wie ihn ſonſt die Barbiere unter dem Arme zu tragen pflegten, wenn ſie ihre Kunden beſuchten; er legte dieſen auf den Tiſch und öffnete ihn. Dann nahm er ein Barbierzeug heraus und ſtrich ein blankes Meſſer, auf dem breiten Riemen, den er an dem Gürtel trug.

Franz ſah dieſes Alles nicht eben gleichgültig an; der Angſtſchweiß brach ihm überall aus und er befahl ſich in den Schutz der heiligen Jungfrau. Er konnte ſich gar nicht denken, worauf es denn das Geſpenſt eigentlich abſah, und ob es ſeinem Barte, oder gar ſeiner Gurgel gelten ſollte. Endlich goß die Erſcheinung aus einer ſilbernen Flaſche Waſſer in ein ſilbernes Becken und ſchlug mit ihrer Knochenhand Seife zu Schaum. Gottlob, dachte Franz, jetzt ſeh' ich, daß es ſich hier nur um den Bart handelt. Er wurde bald darin beſtärkt; denn das Geſpenſt rückte einen Stuhl zurecht und winkte mit ſtets unveränderter, finſterer Miene dem armen Lauerer, damit er ſich zum Barbieren zurecht ſetze.

Das Vernünftigſte, was Franz thun konnte, war gewiß der Einladung ohne Widerrede Folge zu leiſten. Er ſprang raſch vom Lager auf, und nahm den ihm angewieſenen Platz ein, ſein Kinn unaufgefordert der einſeifenden Hand entgegenſtreckend.

Der geſpenſtiſche Barbier band ſeinem zitternden Bartkunden alsbald die Serviette vor, ergriff darauf Kamm und Scheere und beſchnitt ihm Haar und Bart. Dann ſeifte er ihn ein, wie ſich's gebührte; zuerſt den Bart, hernach die Augenbraunen, endlich Schläfe, Scheitel und Hinterhaupt und nun ſchor er ihn vom Halſe bis in den Nacken ſo kahl wie einen Todtenkopf. Als er damit fertig war, wuſch er ihm das Haupt, trocknete es ſäuberlich, machte ſeine Verbeugung und ſchnürte ſeinen Scheerbeutel zu, als wolle er von dannen gehen. Die geweihten Kerzen brannten unterdeß hell und luſtig und Franz konnte deutlich im Spiegel ſehen, wie er von der Hand des Geſpenſtes zugerichtet worden war. Er bedauerte zwar den Verluſt ſeiner ſchönen braunen Locken, doch ſchöpfte er friſchen Athem, da er merkte, daß es jetzt mit der Angſt vorbei ſei und daß der bartſcheerende Unhold weiter keine Macht über ihn habe.

Er täuſchte ſich nicht, der Rothmantel ging ſchweigend nach der Thür; dort aber blieb er ſtehen, ſah ſich mit trauriger Geberde nach ſeinem ſo wohlbedienten Kunden um und ſtrich mit der flachen Hand über ſeinen ſchwarzen Bart. Da er merkte, daß dieſe Bewegung nicht verſtanden wurde, ſtrich er noch einmal und dann nochmals, als er eben im Begriffe ſtand über die Schwelle zu ſchreiten. Jetzt ging Franzen ein Licht auf. „Sollte das arme Geſpenſt,“ ſagte er zu ſich, „nicht auch verlangen, daß ich es von ſeinem Barte befreie?“

Franz, der nun geſehen, daß das Geſpenſt ihm eigentlich nichts Rechtes zu Leide gethan, war plötzlich muthiger geworden, und alſo winkte er dem Rothmantel gleichfalls mit großem Ernſte, daß er zum Scheeren ſich niederſetzen möchte. Kaum hatte dieſer die Einladung bemerkt, als er ſchnell umkehrte, den rothen Mantel abwarf, den Scheerbeutel auf den Tiſch legte und ſich in der Stellung niederließ, die ein Menſch einnimmt, der ſich den Bart abnehmen laſſen will. Franz that ganz ſo wie ihm früher gethan worden war. Zuerſt ſtutzte er dem Geſpenſte den Bart mit der Scheere, ſchnitt ihm das Haupthaar ab, ſeifte ihm den ganzen Kopf ein und ſchor es dann ſo kahl wie er von demſelben geſchoren worden war.

Wie das Geſchäft nunmehr vollſtändig abgethan war, erheiterte ſich die Miene des Rothmantels bedeutend und er öffnete den Mund zum Sprechen.

„Fremdling!“ hub er an, „habe Dank für den Dienſt, den du mir geleiſtet haſt. Durch dich bin ich der langen Gefangenſchaft nun ledig, die mich dreihundert Jahre in dieſe Mauern bannte. Meine abgeſchiedene Seele war verdammt, bis daß ein Sterblicher das Vergeltungsrecht an mir üben und thun würde, was ich bei meinen Lebzeiten Andern that. Du mußt wiſſen, daß hier einſt ein übermüthiger Mann, mit Namen Graf Hartmann, wohnte, der alles Heiligen ſpottete und das Gaſtrecht ſchnöde verletzte. Den Fremdling, der unter ſein Dach einging, den Dürftigen, der ihn um eine milde Gabe anſprach, entließ er nie, ohne eine böſe That an ihm zu verüben. Ich war ſein Schloßbarbier und ihm ganz und gar ergeben. Ich bot zu allen Schandthaten, die der Graf im Schilde führte, meine Hände. Manchen Pilger lockte ich mit Freundlichkeit heran, bereitete das Bad für ihn und wenn er meinte, ich wolle ſeiner getreulich warten, ſo ſchor ich ihn glatt und kahl und wies ihn mit Spott und Hohn von dannen. Dann ſchaute Graf Hartmann zum Fenſter hinaus und lachte, daß ihm die Augen übergingen, wenn der junge und alte Pöbel dem „armen Geſchändeten mit Spott und Hohn nachlief.“

Einſt kam ein heiliger Mann aus fremden Landen; er trug gleich einem Büßenden ein ſchweres Kreuz auf der Schulter; auf ſeinem Haupte ſtand ein Kranz von Haaren, gleich der Dornenkrone. Er ſprach hier an, begehrte Waſſer und einen Biſſen Brod. Sogleich brachte ich ihn in's Bad, um ihn nach meiner Weiſe zu bedienen und ſchor ihm die Haare rein vom Haupte. Da ſprach der fromme Pilger einen ſchweren Bannfluch über mich. Er rief, daß ich ſo lange als Plagegeiſt in dieſen Mauern toſen ſollte, bis ungefordert und ungeheißen ein Wanderer das Vergeltungsrecht an mir ausüben würde.“

„Von dem Augenblicke an ſiechte ich hin; das Mark in meinen Knochen vertrocknete und ich verging gleich wie ein Schatten. Mein Geiſt verließ den abgezehrten Leichnam und blieb an dieſem Orte, wie mir von dem frommen Manne war auferlegt worden. Vergebens harrte ich der Erlöſung aus dieſem qualvollen Zuſtande. Ich mußte fort und immer fort das traurige Geſchäft treiben, wie ich es im Leben getrieben hatte. Der arge Spuk aber verödete bald dieſes Haus. Nur ſelten erſchien ein Pilger, um hier zu übernachten. Ob ich gleich Allen that wie dir, ſo wollte doch Keiner mich verſtehen und mir den Dienſt erweiſen. Du warſt nun mein Erlöſer. Hinfort wird ſich kein Poltergeiſt in dieſem Schloß mehr zeigen, denn mir iſt nun die lang erſehnte Ruhe zu Theil geworden. Wär' ich der Hüter von großen Schätzen, ſo wollte ich ſie dir gern aus Dankbarkeit überlaſſen; doch iſt mit kein Reichthum zu Theil geworden und dies Schloß bewahrt auch keinen Schatz. Doch ohne Erkenntlichkeit ſollſt du dennoch nicht von dannen ziehen; ich will dir einen guten Rath geben! Verweile hier ſo lange, bis dir die Haare wieder gewachſen ſind, dann ziehe nach Bremen, deiner Vaterſtadt, und harre auf der Weſerbrücke daſelbſt, um die Zeit, wenn Tag und Nacht im Herbſte ſich gleichen. Dort wird ein Freund dich antreten und dir enthüllen, was du thun ſollſt, damit dir's auf Erden gut gehe. Wenn du dies Ziel aber erreicht haben wirſt, dann erinnere dich meiner und laſſe, ſo oft der Jahrestag meiner Erlöſung durch dich wiederkehrt, drei Meſſen für meine Seelenruhe leſen. Nun lebe wohl; ich muß jetzt von dir ſcheiden!“

Bei dieſen Worten verſchwand das Geſpenſt. Franz blieb erſtarrt vor Erſtaunen. Er war zweifelhaft, ob ſich die Geſchichte wirklich begeben hatte oder ob er nur geträumt habe; allein ein Blick in den Spiegel und ein Griff nach Haupt und Kinn — und er überzeugte ſich, daß hier von keiner Täuſchung der Sinne die Rede ſei. Endlich ſtellte ſich auf den überſtandenen Schrecken Ermattung ein; er legte ſich abermals zur Ruhe und ſchlief jetzt ungeſtört bis um die Mittagsſtunde.

Der ſchlaue Wirth hatte indeſſen ſchon lange gelauert, ob der Wanderer zurückkäme oder nicht. Da ihm das aber zu lange wurde und ſchon der Mittag herankam, ſo glaubte er, das Geſpenſt würde wohl den Geſellen erdroſſelt haben, oder er könne auch wohl an dem Schrecken geſtorben ſein, und da er wohl wußte, daß am Tage dort oben nichts zu befürchten ſtand, ſo nahm er Knechte und Mägde mit und ging auf's Schloß, gerade vor das Zimmer hin, wo man am Abend vorher Licht bemerkt hatte. Er fand einen unbekannten Schlüſſel in der Thüre ſtecken, dieſe aber war von Innen verriegelt, denn Franz hatte nach dem Verſchwinden des Geiſtes dieſe Vorſicht wieder für gut gehalten.

Der Wirth pochte jetzt heftig an und Franz erwachte, nicht ſchreckenlos, weil er im erſten Augenblick glaubte, das Geſpenſt ſei wieder zurückgekehrt, um ihm einen nochmaligen Beſuch abzuſtatten. Bald aber erkannte er die gemeine Stimme des Wirths, der ſich nach ſeinem Befinden erkundigte und ſogleich raffte unſer Freund ſich auf, um ihn einzulaſſen.

Die Hände zuſammenſchlagend rief der Wirth: „Alſo der Rothmantel war wirklich hier und hat Euch kahl geſchoren! Es iſt alſo in der That, wie die Sage berichtet. Nun aber kündet mir, wie hat er ausgeſehen, der Poltergeiſt, und wie hat er ſich benommen?“

Franz wußte jetzt ſchon wen er vor ſich hatte und erwiderte:

„Der Geiſt glich einem Manne in einem rothen Mantel; wie er ſich benommen hat, das ſeht Ihr mir wohl an; was er aber geſagt hat, das will ich Euch eben berichten. Fremdling, ſprach er, trau' keinem Wirthe, der den Schalk im Schilde führt; was dir begegnen ſollte, war ihm wohl bewußt. Hinfort wird hier kein Poltergeiſt mehr ſpuken; ich werde nun zum ſtillen Alp und will nunmehr den Gaſtwirth plagen, ihn kneipen, zwicken, drücken, wenn er ſeine an dir begangene Schuld nicht gut macht und dir Dach und Fach und freie Zehrung gibt, bis dir wieder deine Haare gewachſen ſind.“

Da ſchreckte der Wirth zurück und ſchlug ein Kreuz; dann nahm er Franz bei der Hand, führte ihn in ſein Haus und bediente ihn auf's Beſte. In der ganzen Gegend erhielt unſer junger Freund den Ruf eines Geiſterbanners, denn das Burggeſpenſt ließ ſich wirklich fortan nicht mehr ſehen. Er ſchlief mehrmals noch auf dem alten Schloſſe; einmal fand ſich auch ein kecker Waghals aus dem Orte, der ihm Geſellſchaft leiſtete, ohne daß ihm die Haare abgeſchnitten worden wären. Als der Gutsherr erfuhr, daß der Rothmantel nicht mehr auf dem Schloſſe zu Rummelsburg herumſpuke, freute es ihn ſehr und er gab Befehl, des fremden jungen Mannes, dem es gelungen war das Geſpenſt zu bannen, recht zu pflegen.

Als es dem Herbſte zuging, begannen Franz die Haare wieder ordentlich zu wachſen und er ſchnürte ſein Reiſebündel. Schon längſt ſehnte er ſich darnach aufbrechen zu können, da er beſtändig nach der Weſerbrücke trachtete und des Geheimniſſes harrte, das ihm, nach des Barbiers Verheißung, ſich dort enthüllen ſollte. Beim Abſchiede zog der Wirth ein ſchön aufgezäumtes Pferd aus dem Stall, welches der Gutsherr unſerm Franz zum Geſchenk machte, aus Dankbarkeit, weil er ſein Schloß wieder in guten Ruf gebracht hatte und er es nunmehr bewohnen konnte. Dazu ließ er ihm ein ordentliches Reiſegeld überreichen und ſo kam denn der Pilgrim in ganz kurzer Friſt wohlbehalten, flink und fröhlich in ſeiner Vaterſtadt an, die er vor einem Jahre verlaſſen hatte. Er ſuchte ſein altes Quartier im engen Gäßchen auf, verhielt ſich aber ſtill und eingezogen und erkundigte ſich nur ſo unter der Hand, ob die ſchöne Meta noch am Leben und unverheirathet ſei. Dieſe Frage wurde ihm mit Ja beantwortet und er beruhigte ſich dabei, denn er wollte nicht ihr vor die Augen treten, bevor ſich ſein Schickſal entſchieden habe.

Mit ſehnſüchtigem Verlangen erwartete er die anberaumte Zeit der Tag- und Nachtgleiche. Schon die Nacht vorher konnte er vor bänglicher Erwartung kein Auge zuthun; er war in derſelben Stimmung und Aufregung wie damals, als er auf der Rummelsburg den

Beſuch des Poltergeiſtes erwartete. Um den unbekannten Freund nicht zu verfehlen, ſtand er ſchon vor Tagesanbruch auf, und begab ſich in der erſten Morgendämmerung auf die Weſerbrücke, die noch leer war und keinen Menſchen zeigte, der hinüberging. Er war der Einzige, der darauf hin und her ſpazierte. Er ſchwelgte in den ſchönſten Hoffnungen, die ihn zum Glücklichſten machten und dachte ſchon daran, wie er ſich andern Tages der ſchönen Meta vorſtellen wolle. Dann aber dachte er darüber nach: wer denn wohl dieſer unbekannte Freund ſei? Ob vielleicht einer ſeiner alten Bekannten, die ihn in den Tagen ſeines Unglücks vergeſſen hatten? Auch wünſchte er zu wiſſen: wie er ihm wohl den Weg zum Glücke bahnen würde, und ob dieſer Weg kurz oder lang, bequem oder mühſam ſein werde? Aber alle dieſe Fragen mußten vorderhand noch unbeantwortet bleiben.

Eine Stunde mochte er ſich wohl auf der Brücke befunden haben, als es lebendiger daſelbſt zu werden anfing. Fußgänger und Wagen, Kaufmannsgüter und vor Allem ein Heer von Kranken und Bettlern erſchienen darauf, und Letztere nahmen ihre hergebrachten und gewohnten Poſten ein.

Die erſte von dieſen zerfetzten Figuren, welche dem heitern Spaziergänger, dem die Hoffnung aus den Augen lachte, um ein Almoſen bat, war ein verabſchiedeter Kriegsmann mit einem Stelzfuß. Franz warf ihm, in der Freudigkeit ſeines Herzens, eine blanke Münze in den Hut. So verging der Morgen, ohne daß der Freund erſchienen war. Er konnte ihn auch eigentlich bei ſo früher Tageszeit nicht erwarten, ſprach er jetzt zu ſich ſelbſt, und er nahm ſich vor, die Geduld nicht zu verlieren.

Nun kam die Zeit heran, wo die Rathsherren in ihrer ſtattlichen Amtskleidung in die Sitzung fuhren; dann folgte die Stunde der Börſe. Franz war jetzt ganz Auge und Ohr; er blickte die Brücke auf und nieder und ließ keinen Vorüberziehenden unbeachtet. So verging eine Stunde nach der andern, die Sonne rückte immer höher, die Mittagszeit brachte einen Stillſtand in den Geſchäften; das Getümmel verlor ſich, und der erwartete Freund war noch immer nicht erſchienen. Der junge Mann war wieder faſt ganz allein auf der Brücke, nur hin und wieder ſaß noch einer der Bettler und verzehrte ſein kärgliches Mahl. Dieß erinnerte ihn auch daran, daß er einen Magen habe, allein um den Platz nicht zu verlaſſen, kaufte er ſich einiges Obſt und verzehrte es im Spazierengehen.

Dem Geſindel, das auf der Brücke tafelte, war unſer Freund längſt aufgefallen; obgleich Jeder von ihnen ſeine Mildthätigkeit erfahren hatte, ſo ſpotteten ſie doch über ihn und nannten ihn den Brückenvogt. Der Stelzfuß aber bemerkte noch ganz beſonders, daß die Miene des jungen Menſchen nicht mehr ſo heiter ſei, als ſie es den Morgen geweſen war, und daß er mit einem ernſten Gedanken ſich abzuplagen ſcheine. Aus dieſer Beobachtung hoffte er Vortheil zu ziehen, und indem er ſich an die eine Seite der Brücke ſchlich, begegnete er Franzen noch einmal und ſuchte ihm, unter dem Anſcheine eines neuen Ankömmlings, ein nochmaliges Almoſen zu entlocken. Dieß gelang ihm; unſer in tiefe Gedanken ganz verſunkener Freund ſchenkte dem Bettler keine Aufmerkſamkeit, griff in die Taſche und warf ihm eine ziemlich große Münze in den Hut, um ſeiner Störung nur recht ſchnell los zu werden.

Kaum war die Mittagszeit vorüber, ſo erſchienen wieder tauſend neue Geſichter. Alles ging aber, ihn nicht bemerkend, vorbei, und Franz ward nun ſchon etwas mürriſch; die Hoffnung auf die Erfüllung der Verheißung ſchwand immer mehr und mehr, und in einer Art von komiſcher Verzweiflung trat er jetzt jedem Vorübergehenden ſo recht unter die Augen, damit er ihn erkennen möchte und als alten Freund in die Arme ſchließen. Dieß war aber gleichfalls umſonſt. Man bemerkte ihn nicht, man wich ihm aus, oder man beſchenkte ihn mit einem gnädigen Kopfnicken.

Jetzt neigte ſich die Sonne ihrem Untergange; der Tag war bald zu Ende und die ſchöne Verheißung hatte ſich noch nicht erfüllt. Die Leute verloren ſich allgemach wieder von der Brücke, und ſelbſt die Bettler, die ſo lange neben ihm ausgeharrt hatten, ſchickten ſich bereits zur Heimkehr an. Eine tiefe Schwermuth überfiel jetzt den Hoffnungsloſen; die herrliche Ausſicht vom Morgen zerfloß mit dem Abend in Nichts. Schon nahete ſich ihm eine ſtarre Verzweiflung; er blickte in die vorüberſtrömende Weſer und dachte daran, ſich hineinzuſtürzen, nur der Gedanke, daß er Meta noch nicht einmal wiedergeſehen hatte, hielt ihn davon zurück. Er wollte noch am folgenden Tag auf ſie warten, wenn ſie in die Kirche gehen würde und dann auf ewig Abſchied von ihr nehmen.

Im Begriffe, die Brücke zu verlaſſen, begegnete ihm der alte Stelzfuß noch einmal. Dieſer hatte ſich lange darüber den Kopf zerbrochen, was wohl des jungen Mannes Abſicht geweſen ſein mochte, daß er vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend die Brücke bewacht hatte. Er hatte ſich vorgenommen, um ſeiner Neugier ein Genüge zu thun, ihn ſelbſt zu fragen.

„Nichts für ungut, lieber Herr,“ redete er ihn an, „erlaubt mir eine Frage. Wir zwei Beide ſind heut die Erſten auf dieſer Brücke geweſen und ſind nun auch die Letzten. Was mich betrifft, ſo ſuchte ich ſo viel Almoſen, als mir nur möglich war, zu erhaſchen, aber Ihr ſeid doch wahrlich deßhalb nicht hier geweſen und habt doch ſo, wie ich, den ganzen Tag auf etwas gelauert. Sagt mir jetzt, lieber Herr, wenn's eben kein Geheimniß iſt, welche Urſache Euch hieher brachte? Welcher Stein liegt Euch denn wohl auf dem Herzen?“

„Was kann's frommen!“ rief Franz unmuthig, „du Alter wirſt doch meinem Kummer keine Erleichterung verſchaffen können.“

„Herr, ich will Euch wohl,“ verſetzte der Bettler, „Ihr habt zweimal Eure milde Hand gegen mich aufgethan, das möge Euch Gott lohnen! Nun habe ich bemerkt, daß Euer Angeſicht am Abend nicht ſo heiter war, wie am Morgen, und das thut mir leid.“

Franz gefiel dieſe Theilnahme des alten Kriegsknechts.

„Je nun,“ erwiderte er ihm, „wenn dir daran gelegen iſt, die Urſache zu erfahren, warum ich mich hier den ganzen Tag umhergetrieben habe und dabei meine am Morgen mitgebrachte frohe Laune verſcherzte, ſo will ich dir nur bekennen, daß ich einen Freund erwartet habe, der mich hieher beſchied und der nun nicht gekommen iſt.“

„Das iſt, mit Verlaub, nicht ſchön gehandelt von Euerm Freunde,“ rief der Stelzfuß. „Hätte er mir ſo mitgeſpielt, ſo ſollte er meine Krücke fühlen, wo er mir wieder vor's Geſicht käme. Wäre er verhindert worden, ſo hätte er's Euch kund machen ſollen, aber nicht einen ganzen Tag lang äffen.“

„Ich kann ihm ſo eigentlich nichts verargen,“ verſetzte Franz, „denn er hat mir nichts verſprochen. Es war nur ein Traum, der mir verhieß, daß ich hier meinen Freund treffen würde.

Er wollte nämlich die ganze Spukgeſchichte dem alten Bettler nicht mittheilen.

„Das iſt etwas anderes,“ ſagte hierauf dieſer. „Träume ſind Schäume! wer darauf baut, iſt gewöhnlich der Angeführte. Auch mir hat ſchon viel tolles Zeug geträumt, aber ich habe nie darauf geachtet. Hätt' ich all' die Schätze, die mir im Traume ſind beſcheert worden, ſo könnte ich mir die Stadt Bremen kaufen, wenn ſie feil wäre. Ich muß Euch nur auslachen, junger Herr, daß Ihr um eines leeren Traumes willen, einen ganzen ſchönen Tag ſo unnütz verbracht habt.“

„Der Erfolg beweist, daß du recht haſt,“ ſprach Franz. „Aber mein Traum vor drei Monaten war ſo lebhaft und umſtändlich, daß ich an dieſem Orte einen Freund finden würde, der mir große Dinge mittheilen ſollte, daß es ſich wohl der Mühe verlohnte, einmal zu unterſuchen, ob der Traum einträfe oder nicht.“

„Ja, ja, ſolche Träume ſind oft als wären ſie wirklich,“ nahm der Stelzfuß wieder das Wort; „ſo vergeſſ' ich's noch immer nicht, was ich einſt vor Jahren geträumt habe. Damals war mir's, als ſtünde mein Schutzengel an meinem Bette, in Geſtalt eines blonden ſchöngelben Jünglings mit glänzenden Fittigen, der ſprach zu mir: Berthold, vernimm, was ich dir jetzt ſage und laſſe kein Wort dir verloren gehen. Es iſt dir ein Schatz beſchieden, den du haben ſollſt, um dir damit gütlich zu thun in deinen letzten Lebenstagen. Morgen, wenn die Sonne ſich zu ihrem Untergange rüſtet, nimm Spaten und Hacke auf deine Schulter, gehe aus von der Mattenbrücke, über die Tieber rechter Hand, nach der Balkenbrücke, an dem Johanniskloſter hin, bis zum großen Roland. Dann nimm deinen Weg über den Domhof, durch den Schlüſſelkorb, bis zu einem Garten außer der Stadt, zu deſſen Eingang vier ſteinerne Stufen von der Straße führen. Hier verweile ſeitwärts, bis daß der Mond aufgegangen ſein wird; dann ſtämme dich mit deiner ganzen Kraft gegen die Thüre und tritt in den Garten, der ſich dir ſogleich öffnen wird. Hier wende dich nun nach dem Traubengelände, das den Bogengang beſchattet, hinter demſelben, linker Hand, überragt ein Apfelbaum das Gebüſch. Tritt hierauf an den Stamm dieſes Baumes, das Angeſicht gegen den Mond gekehrt, ſchaue dann drei Ellen breit vor dich auf die Erde, ſo wirſt du zwei Zimmtrohrſträuche erblicken, dort ſchlage ein und grabe drei Spannen tief, bis du eine ſteinerne Platte findeſt, darunter liegt der Schatz begraben in einer eiſernen Truhe. Ob ſie gleich ſchwer und unbehilflich iſt, ſo ſcheue doch die Arbeit nicht, ſie aus der Gruft zu heben, ſie wird deiner Mühe wohl lohnen, wenn du den Schlüſſel ſucheſt, der unter der Truhe verwahrt liegt.“

Franz ſtarrte vor Staunen und Verwunderung den Alten an. Aus allen im Traume angegebenen Kennzeichen erkannte er ſeinen eigenen vom Vater ererbten Garten, der des alten Melchior liebſtes Beſitzthum im Leben geweſen war. Er hatte den Garten ganz nach ſeinem eigenthümlichen Geſchmack angelegt und was das Seltſamſte war, er hatte ein ganzes Münzkabinet, größtentheils aus goldenen Schauſtücken beſtehend, der Erde des Gartens anvertraut. Dieſen Lieblingsplatz des Vaters hatte nun aber der verſchwenderiſche Sohn lange ſchon um ein Spottgeld verſchleudert.

Jetzt merkte Franz, daß der Stelzfuß eigentlich der Freund ſei, von dem ihm das Rummelsburger Barbiergeſpenſt geſagt hatte. Faſt hätte er ihn umarmt, doch fand er es für rathſamer, ſich vorläufig noch zurückzuhalten und über die Wichtigkeit der mitgetheilten Nachricht nicht auszulaſſen. Kalt dem Anſcheine nach, erwiderte er daher:

„Das iſt denn doch einmal ein recht umſtändlicher Traum! Nun, Alter, was thateſt du denn aber am andern Morgen? Befolgteſt du nicht die Weiſung des Schutzengels?“

„Warum nicht gar!“ lachte der Stelzfuß zurück; „warum ſollte ich wohl vergebliche Arbeit unternehmen? Es war ja nichts als ein bloſer Traum. Wär's mit meinem Schutzengel ernſt geweſen, ſo hätte er mir wohl einmal im Wachen erſcheinen können. Aber er hat ſich nie um mich bekümmert, ſonſt würde ich nicht, zu ſeiner Schande, ſo elend auf meinem Stelzfuß einherhenken.“

Franz zog ſein letztes Silberſtück hervor und ſprach:

„Nimm, braver Alter! Trinke einen Schoppen Wein zu Nacht; dein Schwatzen hat meine üble Laune verſcheucht. Verſäume nicht, dich fleißig auf dieſer Brücke einzufinden, wir ſprechen uns hier wieder.“

Der lahme Bettler hatte ſeit lange kein ſo reichliches Almoſen heimgebracht, als an dieſem Abende; er ſegnete ſeinen Wohlthäter, hinkte in ein Wirthshaus und that ſich etwas zu Gute. Franz aber eilte, von neuen Hoffnungen beſeelt, ſeiner Wohnung im engen Gäßchen zu.

Am andern Tage ſetzte er Alles in Bereitſchaft, was man zum Schatzgraben braucht, nämlich: Schüppe, Spaten und Hacke. Um Beſchwörungsformeln, Zauberſegen und dergleichen kümmerte er ſich nicht. Das Arbeitszeug ſchaffte er kurz vor Sonnenuntergang an Ort und Stelle und verbarg es dort hinter eine Hecke. Er hatte bei ſich die feſte Ueberzeugung, daß das Geſpenſt der Rummelsburg und der Freund auf der Brücke ihn nicht zum Beſten haben würden. Er erwartete nun den Aufgang des Mondes, und als er die erſten Strahlen desſelben das Gebüſch beleuchten ſah, machte er ſich friſch an die Arbeit, beobachtete Alles genau, wie es ihm vorgeſchrieben worden war durch den alten Stelzfuß. Es gelang; der Schatz war da. Der gute Vater Melchior hatte hier einen tüchtigen Nothpfennig für ſchlimme Zeiten vergraben. Der Zufall, der ihn zu ſchnell aus dieſer Welt abrief, war Schuld, daß er ſeinem Sohne keine Mittheilung darüber machen konnte, und daß daher der Hort hier unbeachtet bis jetzt gelegen hatte.

Franz ſtand vor der geöffneten Truhe. Mit unermeßlicher Freude betrachtete er die großen Goldſtücke von fremdem Gepräge, dann ſann er darüber nach, wie der Schatz unbemerkt und ſicher in's enge Gäßchen gebracht werden könne. Die Laſt war zu ſchwer, um ſie allein fortzutragen; mit dem Beſitze des Reichthums erwachten auch ſchon wieder alle jene Sorgen, die davon unzertrennlich ſind. Franz wußte für den Augenblick nichts Beſſeres, als den Schatz einem hohlen Baume, der auf der Wieſe hinter dem Garten ſtand, anzuvertrauen. Den ausgeleerten Kaſten vergrub er wieder an den vorigen Platz, belud ſich dann mit ſo viel als er auf einmal fortbringen konnte, und ging nach Hauſe. In drei Tagen war Alles wohlbehalten nach dem engen Gäßchen transportirt, und nun glaubte unſer Freund, mit Ehren aus der Dunkelheit, in die er ſich bis dahin verborgen hielt, wieder hervortreten zu können. Er kleidete ſich auf das Beſte, ließ die Vorbitte in der Kirche abſtellen und begehrte dagegen eine chriſtliche Dankſagung für einen Reiſenden, bei der Rückkehr in ſeine Vaterſtadt, nach glücklicher Ausrichtung ſeiner Geſchäfte. Beim Gottesdienſte verbarg er ſich in einen Winkel, von wo er unbemerkt die ſchöne Meta beobachten konnte. Wie's an die Dankſagung kam, ſah er zu ſeiner Freude, daß ihre Augen ſich gleichfalls dankend zum Himmel aufſchlugen, und er hatte nun die Gewißheit, daß ſie ihn in ihrer Nähe wußte.

Franz Melcherſon ging nun wieder auf die Börſe, fing ein Gewerbe an, das in wenig Wochen ſchon in's Große ging, und da ſein Wohlſtand täglich mehr in die Augen fiel, ſo dachte man, daß er bedeutende alte Schulden einkaſſirt haben müſſe. Er miethete ein großes Haus, dem Roland gegenüber auf dem Markte, nahm Buchhalter und Gehilfen an und trieb ſeine Geſchäfte unverdroſſen. Dieß hatten nun die alten Schmarotzer kaum bemerkt, ſo ſtellten ſie ſich auch wieder ein, mit lächelnden Mienen, gute Tage und Schmauſereien verhoffend. Aber Franz war nun durch Erfahrung klug geworden; er ſpeiſte ſie mit trockener Freundlichkeit ab und ließ ſie mit leerem Magen abziehen. Auf dieſe Weiſe ward er ſie los und wurde nicht wieder von ihnen beläſtigt.

Ganz Bremen war indeß voll von dem wieder ſo emporſtrebenden Reichthum unſers jungen Freundes, von dem Glück, das er nach aller Meinung auf ganz unbegreifliche Weiſe in der Fremde gemacht hatte. Auch zu der ſtillen Behauſung Meta's war die Kunde davon gedrungen, und die züchtige Jungfrau harrte, daß er nunmehr ſeine ehrſame Bewerbung um ihre Hand auf übliche Weiſe vorbringen werde. Aber ſeine Liebe blieb noch immer ſtumm und außer der Begegnung auf dem Kirchwege, ließ er ſich nicht weiter ſehen. Meta machte ſich betrübte Gedanken; jetzt wird er wohl höher hinaus wollen, dachte ſie bei ſich; die Rathsherrnwürde kann ihm nicht entgehen, und die Vornehmſte und Reichſte wird ſeine Frau. Das arme Kind war oft ſchon nahe daran zu wünſchen, daß der Himmel doch lieber nicht die Vorbitte erhört hätte, und daß Franzens Geſchäfte nicht ſo glücklich ausgegangen wären.

Mutter Brigitta entging inzwiſchen der Trübſinn ihrer Tochter nicht. Das Gerücht von der Zurückkunft des jungen Menſchen, der ehemals ihr Nachbar geweſen und von ſeinem wieder aufblühenden Glücke, ließ ſie nicht lange im Zweifel darüber. Endlich rückte die gute Tochter ſelbſt mit einem Geſtändniſſe heraus und die Mutter mußte ſie tröſten.

„Haſt du einſt das Glück verſchmäht, da es dich ſuchte“ — ſprach ſie, auf den Heirathsantrag des Hopfenkönigs ſtichelnd — „ſo mußt du jetzt auch ruhig und geduldig abwarten, bis es dir wieder begegnet. Hoffnungen trügen gewöhnlich. Schlage dir darum Alle aus dem Sinn; ehre die Spindel, die dich nährt und kümmre dich nicht um Glück und Reichthum.“

Meta's Traum verſchwand nun allgemach, da Franz nichts von ſich ſehen noch hören ließ. Tief erſchütterte ſie die Nachricht, die einſt die Mutter nach Hauſe brachte, der junge reiche Handelsherr laſſe ſein Haus auf's Herrlichſte ausſchmücken zu ſeiner bevorſtehenden

Vermählung mit einer reichen Antwerpnerin, die bald in Bremen eintreffen werde. Meta gelobte ſich fortan, nicht mehr des Abtrünnigen zu denken und den Faden, den ſie von der Spindel zog, netzten ihre Thränen.

Einſt, als ſie in trüber Stimmung an dem gewöhnlichen Flecke ſaß und ihren Gedanken nachhing, klopfte es gar leiſe und manierlich an die Thüre. Mutter Brigitta öffnete, und herein trat Franz Melcherſon ſelbſt, im ſchönen Feierkleide, und mit zierlich geordnetem und geſalbtem Haare, wie ein Freiersmann anzuſchauen. Die Mutter erſchrak und die Worte verſagten ihr; die Tochter ward roth und erhob ſich von ihrem Rocken. Franz aber konnte ſeine Worte leicht finden, denn er wußte wohl, was er hier wollte. Er that bei der Mutter feierliche Anwerbung um die Hand der Jungfrau Meta und erklärte offen, daß die Vorbereitungen in ſeinem Hauſe zum Empfange einer Braut, ſich lediglich auf Meta bezogen.

Die umſtändliche Frau wollte, obgleich ihr die Freudenthränen in die Augen traten, den Antrag, nach dem Gebrauche, in achttägige Ueberlegung ziehen, allein Franz war ſo dringend, daß ſie damit nichts ausrichtete. Die Mutter wandte ſich ſonach an Meta, und dieſe war mit ihrem Ja gleich zur Hand, da ſie von Franzens treuer Anhänglichkeit und Zuneigung die klarſten Beweiſe hatte.

Nun verließ Franz ſeine holde Braut, und es drängte ihn, in ſeiner Seligkeit zur Weſerbrücke, um ſeinen Freund Stelzfuß aufzuſuchen. Dieſer war an dem gewöhnlichen Platze, und ſobald er den ſchöngeputzten jungen Mann auf ſich zukommen ſah, ging er ihm entgegen, um ihn freundlich zu bewillkommnen.

„Freund,“ ſagte Franz zu ihm, „möchteſt du wohl mit mir in die Neuſtadt gehen, um ein Gewerbe einzurichten?“

„Warum das nicht?“ antwortete der Alte. „Hab' ich gleich ein hölzernes Bein, ſo hat's doch den Vorzug, daß es niemals ermüdet.“

Sie machten ſich nunmehr auf den Weg; der Stelzfuß hinkte ruhig ſeinem Geleitsmanne nach, und dieſer führte ihn Straß' auf und ab, in eine entlegene Gegend der Stadt, nahe am Walle, blieb hier vor einem kleinen, neuerbauten Hauſe ſtehen und klopfte an die Thüre. Nachdem man ihnen geöffnet, ſprach Franz:

„Freund, du haſt mir einen heitern Abend im Leben gemacht, es iſt billig, daß ich dir den Abend deines Lebens auch heiter mache. Dieſes Haus, mit allem Zubehör und dem Garten, in dem es ſteht, iſt dein Eigenthum. Küch' und Keller iſt gefüllt, ein Aufwärter iſt beſtellt, dein zu pflegen, und einen Silbergroſchen wirſt du jeden Mittag unter deinem Teller finden. Willſt du nun, ſo magſt du mich für deinen guten Engel halten, weil's dein Schutzengel dir nicht zu Danke gemacht hat.“

Er führte den Alten nun in ſeine Wohnung, wo der Tiſch bereitet und Alles zu ſeiner Bequemlichkeit und Leibespflege angeordnet war; der arme Alte war davon ſo überraſcht, daß er's kaum zu faſſen vermochte. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Reicher des Armen ſich alſo erbarmen ſollte, und er wollte die ganze Begebenheit für ein Blendwerk halten. Als ihm aber Franz jeden Zweifel benommen hatte, ſtürzten Thränen dankbarer Rührung aus ſeinen Augen.

Am folgenden Morgen wurden die ſchönſten Spenden in die Wohnung der Wittwe Brigitta gebracht. Es waren Geſchenke für die Braut, die der reiche Franz Melcherſon ſandte. Er ſelbſt ging indeſſen das Aufgebot zu beſtellen, und nach drei Wochen führte er ſeine Meta zum Altare, mit einem ſo ſtattlichen Gepränge, wie Bremen ſeit lange es nicht geſehen hatte.

Der Bau des Kölner Dom's *).

Es weiß Niemand ſo recht, wer den Plan zum Kölner Dom entworfen hat, wer des großen Werkes eigentlicher Baumeiſter geweſen iſt. Einige ſagen, es ſei der weiſe Biſchof von Regensburg, Albert der Große, geweſen, der im Jahre 1280 als Mönch in Köln ſtarb. Dieſer ſoll den Plan erfunden haben. Der Biſchof Albert von Regensburg, der in damaliger Zeit Albertus Magnus, d. i. der Große, genannt wurde, ob ſeiner tiefen Wiſſenſchaft, ſoll auch bei dem Baue der Peterskirche in Rom zu Rathe gezogen worden ſein, um in der theologiſchen und philoſophiſchen Sinnbildlichkeit des Werkes auszuhelfen. Man hielt ihn daneben auch allgemein für einen gewaltigen Zauberer, und erzählt in dieſer Beziehung gar wunderſame Geſchichten von ihm. So ſoll er z. B. einmal im Winter aus Schnee und Eis Roſen aufblühen, Trauben erglänzen und die Vögel lieblich von den Zweigen ſingen laſſen, wie die Sage berichtet. Einem ſolchen Manne war nichts unmöglich, dachte man, und ſo konnte er auch immerhin die tiefſinnige Idee zum Bau der erhabenſten Kirche der Chriſtenheit gefunden und die kunſtreichen Berechnungen dazu ausgeführt haben, um die Idee in's Leben treten zu laſſen.

Nächſt dem hohen und weiſen Meiſter, Albertus Magnus, nennen Andere aber noch einen Gerardus de S. Trudone, den Steinmetzen Gerhard von St. Trond, dem das Domkapitel zu Köln, weil er fleißig den ganzen Bau geleitet, im Jahre 1257 einen Bauplatz zu einem Hauſe ſchenkte. So iſt denn erwieſen, daß Meiſter Gerhard am Bau ſchaffte, zweifelhaft, daß Albertus die Idee faßte, aber wenn auch angenommen, ſo iſt doch noch immer nicht ausgemacht, wer den eigentlichen Bauplan vorzeichnete, alſo der rechte erſte Baumeiſter war.

Weshalb nun der Name dieſes wichtigen und großen Mannes nicht auf uns gekommen, das iſt in geheimnißvolles Dunkel gehüllt geblieben, und eine Sage geht darüber im Volke, die getreulich hier erzählt werden ſoll.

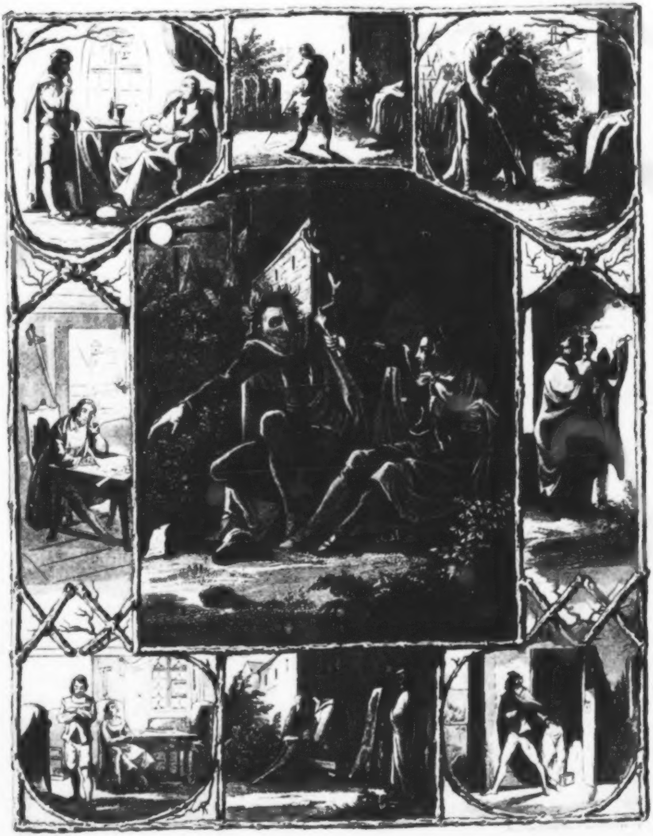
Nach dieſer heißt es, daß den erſten Plan zu einem Dome in der heiligen Stadt Köln am Rheine, deſſen Vollendung alle bisherigen Bauwerke weit überragen ſolle, der heilige Erzbiſchof Engelbert von Berg gehabt habe. Er ward aber verhindert, ſelbſt Hand anzulegen, weil er in beſter Manneskraft von ſeinem Vetter, einem weſtphäliſchen Ritter, in einem Hohlweg bei Gevelsberg in der Mark ermordet wurde.

Der heilige Engelbert ſoll, ſeiner Heiligkeit unbeſchadet, dennoch ein ſehr hochmüthiger Mann geweſen ſein, und deßhalb, glaubte das Volk, habe der liebe Gott nicht durch ihn den Bau beginnen laſſen wollen, da ſolche Werke mit Liebe und Demuth angefangen und vollendet werden müſſen. Einer ſeiner Nachfolger, Biſchof Konrad von Hochſteden, der ein prachtliebender Herr war, nahm den Gedanken wieder auf, als 1248 die alte Domkirche durch Feuer zerſtört worden war.

Zu dieſer Friſt wohnte ein junger Meiſter in der Stadt Köln, der ſich durch große Bauten berühmt gemacht hatte, den ließ der Biſchof zu ſich kommen und ſagte ihm: wie er einen Dom über alle Dome der Welt zu bauen vorhabe, und der Meiſter ſolle den Plan dazu entwerfen und die Arbeit unter ſeine Leitung nehmen.

---

*) Nach freier Benützung des Buches: „Der Dom zu Köln und ſeine Vollendung, von Levin Schücking. Köln, J. u. W. Boiſſerée.



Der Dom zu Coln

Der junge Meiſter machte darob ein ernſthaft und bedächtig Geſicht, zog die Stirn in Falten und lüftete das Barett, welches er nach damaliger Sitte aus Ehrfurcht nicht abzulegen gewagt hatte. Man konnte ihm faſt abmerken, daß der Auftrag ihm ungelegen kam. Der Erzbiſchof Conrad von Hochſteden aber nahm es nicht ſo. Er hatte ſinnend dageſeſſen, den Arm auf die goldbefranzte Lehne ſeines Seſſels geſtützt, und indem er den großen Siegelring von einem Zeigefinger auf den Andern gleiten ließ, lächelte er ſelbſtzufrieden und freute ſich, daß ſein großer, weitausſehender Plan es ſelbſt dem berühmten Meiſter ſchwül gemacht hatte.

Nach einer Pauſe ſagte der Biſchof:

„Geht nur, Meiſter, Ihr werdet ſchon damit zu Stande kommen, wenn auch die Beſcheidenheit Euch anfänglich eine Weigerung in den Mund legen ſollte. Geht mit Gottes Hilfe, und wo Ihr nicht mehr auszukommen wißt, da erholt Euch nur Raths bei mir.“

Langſamen Schrittes ging der Meiſter hinaus; ſchwül ward ihm die Luft in den Gemächern, als er aber erſt in den Hof trat und die friſche Himmelsluft ihn anwehte, da hob ſich ihm, um ſie in vollen Zügen einzuſaugen, die geſpannte Bruſt, ſein Auge flammte, er mußte vor innerer Luſt, die ihn urplötzlich ergriff, das Barett in die Höhe werfen und wieder auffangen, wie es die muthwilligen Schulbuben zu machen pflegen. Die Gaſſe ward ihm zu eng und es trieb ihn hinaus, um in ſeiner Freude das Weite zu ſuchen. So kam er an das Frankenthor. Dort, wo jetzt noch zwei verſtümmelte Steinbilder ſtehen, war damals eine Bank in der Stadtmauer angebracht und darauf warf der Meiſter Mantel und Wamms, obgleich es Abend war und eine ſchneidende Luft vom Rheine her wehte. Er lief auf und ab, focht mit den Armen hin und her, wie einer der ſeiner Luſtigkeit kein Maaß weiß und rief: „Einen Dom über alle Dome der Welt! Einen Namen über alle Namen der Erde!“

Er begann hierauf mit der Spitze ſeines Stabes, an dem Zoll und Fuß verzeichnet ſtanden, allerlei Linien in den Sand zu zeichnen und wieder zu verlöſchen; dann wieder ging er mit langen Schritten auf und ab und rief: „Wer wird mir gleich ſein auf Erden bei Enkel und Urenkel und fernſtem Geſchlecht!“

Unterdeß war der Mond aufgegangen und beſtrahlte Alles mit ſeinem Lichte. Der Meiſter ſetzte ſich wieder auf die Bank. Hinter ihm raſchelte etwas; es ſei der Wind, meinte er, der durch die Fugen der Stadtmauer mit den darin gewachſenen Blättern und Gräſern ſpielte. Sonſt war Alles ſtill; einige Fledermäuſe kreisten über ſeinen Kopf; ein Nachtvogel ſtieg huſchend aus dem Schilf am Rheine auf und verlor ſich in dem Schatten der Mauer, welchen der Mond auf das Ufer warf. Der Meiſter zog aber immerfort ſeine Linien, krumm und gerade, bis endlich eine Zeichnung angedeutet war, welche der groben Skizze eines Bauplanes ähnlich ſah.

„So iſt's gefunden!“ rief der Meiſter freudig aus.

Da raſchelte wieder etwas hinter ihm und hüſtelte und ſagte leiſe: „Der Münſter zu Straßburg!“

Der Meiſter fuhr auf aus ſeinen Gedanken und ſah einen Menſchen neben ſich, der war eisgrau, ſchlank gewachſen, wie eine Tanne, dabei aber trug er ſich gebückt, hinfällig und zuſammengebrochen.

„Ihr habt den Plan zum Münſter in Straßburg gefunden,“ wiederholte er und ſah den Meiſter dabei ſo boshaft lächelnd an, als ob er ihn ärgern wolle. Dieſer wollte zornig auffahren, aber bei näherer Betrachtung ſah er, daß der fremde Mann recht habe. Er fuhr deßhalb mit ſeinem Stabe über die Zeichnung im Sande und verlöſchte ſie alsbald, um eine neue zu entwerfen.

Als nun der Meiſter damit fertig war, ſagte der Andere wie das erſte Mal: „Das iſt der Dom zu Speyer!“

Der Meiſter begann hierauf zum dritten Male, und als er wieder einen Riß zu Stande gebracht, da höhnte der Mann: „Das iſt Rheims!“ und lachte dabei recht verſchmitzt. Dem Meiſter aber quollen die hellen Tropfen von der Stirne.

„Zum Teufel!“ rief er unwillig, „wenn Ihr denn Alles beſſer wißt, ſo macht es einmal beſſer!“

Der fremde, eisgraue, ſchlanke und doch ſehr gebückt einhergehende Mann bückte ſich nun noch tiefer zur Erde und zeichnete mit des Meiſters langem Stabe einen Bauriß in den Sand leichtfertig hin, als ob es ein Kinderſpiel wäre, aber voll ſo großartiger Gedanken und Schönheiten, daß der Meiſter ſich geſtehen mußte, er habe nun ſeinen Meiſter gefunden, und er wäre ohne dieſen niemals auf ſo etwas Schönes und Vollendetes gekommen.

Als der Fremde ſeinen Riß fertig hatte, löſchte er ihn aber ſchnell wieder aus.

„Woher ſeid Ihr?“ fragte der Meiſter.

„Von nirgendher, doch überall!“ erwiderte der Fremde, oder es ſchallte vielmehr nur ſo aus ihm hervor, denn er bewegte ſeine Lippen nicht dabei, wie wir gewöhnliche Menſchen beim Sprechen thun. Der Meiſter, dem dieß faſt unheimlich ward, rückte etwas von ihm fort und zog ein ſtrotzendes Säcklein von weißem Gemsleder aus der Taſche.

„Verkauft mir Euern Plan,“ ſagte er.

Der eisgraue Mann warf eine Handvoll Goldgulden, als ob ſie ihm aus dem Aermel fielen, dem Meiſter vor die Füße und lachte ſpöttiſch zurück: „Um den Preis nicht!“

„Und wofür denn?“

„Für deine Seele,“ ſprach dumpf der eisgraue Mann, und ſein gebückter Leib richtete ſich nun plötzlich in die Höhe und ward ſo groß, als könne er mit dem Kopf über die Mauer in die Stadt ſehen.

Der Meiſter ſtieß einen Schrei aus und ſchlug ein Kreuz, dann ſank er der Länge nach auf den Boden hin. Er wußte daher nicht, wohin der Fremde gekommen war.

Es war ſpät, als der Meiſter nach Hauſe kam; ſein Blut peitſchte ein böſes Fieber ihm durch die Adern; an Schlaf war nicht zu denken. Er ſetzte ſich an ſeinen Tiſch, den eine große, geglättete Schiefertafel deckte und begann mit dem Griffel Linien zu ziehen, und hoffte den Plan nachbilden zu können, den der grauenvolle Fremde in den Sand gezeichnet hatte. Aber obwohl er noch eben gedacht hatte, ſich jeder Linie lebhaft beſinnen zu können, ſo kam er doch auf kein einziges der Verhältniſſe, auf keine der Längen- und Breitenabtheilungen. Bald war das Kreuzgewölbe zu weit geſpannt, bald zu ſchmal, bald fehlte es hier, bald dort, und nachdem er lange geſeſſen und ſich vergeblich geplagt hatte, lief er endlich, als es Tag geworden, in die Kirche zu den heiligen Apoſteln, um ſein Morgengebet zu verrichten. Allein während des Betens kam ihm keine Frömmigkeit zu Sinn, vielmehr mußte er immer an des Fremden Worte denken; es trieb ihn endlich hinaus in's Freie, und er ſtrich wie ein geplagter Menſch ohne Ruhe und Raſt durch die ganze Gegend, Rhein auf und Rhein ab.

Der Tag ſchwand hin, ehe er es gedacht hatte, obgleich er ihm doch lang geworden war. Als nun der Abend gekommen war, hatten ihn ſeine Schritte, gleichſam wie unbewußt, wieder zur Stadt zurückgeführt, und er ſah die Frankenpforte vor ſich. Der fremde, eisgraue Mann ſtand unfern derſelben an der Mauer und zeichnete in der Dämmerung mit einem Stabe auf den übergrünten Quadern, aber wo der Stab hinfuhr, da zitterte bläulich glimmernd, eine feurige Linie nach. Der Meiſter mußte ſtehen bleiben und dem Fremden über die Schulter zuſehen, wie die ſchlanken Gurten und Schwibbögen und die eingeblindeten Säulenhalme aufglühten und verhuſchten.

Der Eisgraue wandte ernſt ſein Geſicht über die Schulter und fragte hingeworfen:

„Wollt Ihr den Plan jetzt?“

Der Meiſter ſchwieg, faßte ſeinen Mantel an und wickelte die Arme darin, um ſie dann auf der Bruſt zu verſchränken. Es kam ihn ein Fröſteln an, als er ſah, wie der Andere, immer nach ihm hinblickend, alſo ohne auf die unter ſeinen Händen wachſende Zeichnung zu ſehen, alsbald aus feurigen Linien ein herrliches Portal gebildet hatte, das leuchtend auf den dunkeln Mauerſteinen ſtand, und dann wie ein Traum verſchwunden war.

„Wollt Ihr den Plan jetzt?“ —

„Ja!“ ſagte der Meiſter und zitterte am ganzen Leibe.

Der Eisgraue hüſtelte, ließ ſeinen Stab fallen und riß ein Haar aus des Meiſters Bart.

„Morgen um Mitternacht,“ ſagte er.

Der Meiſter ſtand noch lange da, die Hand an's Kinn gelegt und ſah nach dem grauen Gemäuer, als ob für ihn was auf den Steinen zu leſen ſtände; allein nichts war mehr von der Zeichnung zu ſehen, und der Fremde war auch verſchwunden.

Als der Meiſter am andern Morgen in ſeiner Kammer erwachte, ſtanden die hellen Sonnenſtrahlen an der Wand über ſeinem Bette, und der Dompfaffe ſchlug in ſeinem Käfig oben in der Fenſterbrüſtung, als ob er die Katze verſpottete, die in dem Armſeſſel auf des Meiſters Hauswamms ſich geſetzt hatte und bald nach dem Vogel, bald blinzelnd in den Sonnenſtrahl blickte, der durch das Schlüſſelloch der Thüre ihr gerade in's Geſicht fiel.

Der Meiſter mußte lächeln, als er ſah, wie ſie ſich ärgerte und winste, nun die Augen mit der Pfote wuſch, dann raſch nach einer ſummenden Fliege ſchnappte, die ihr um die Naſe ſtrich. Auf der Straße wurde die Hantierung der Gewerbsleute vernehmbar; von den Thürmen erſchallte der fromme Ton der Morgenglocken; es war ein ſehr ſchöner und heiterer Morgen, der alle Menſchenherzen mit Freudigkeit erfüllte. Auch unſer Meiſter vergaß darob, was ihn quälte, ſprang frohen Muthes vom Lager auf und warf den Fenſterflügel offen, um Luft zu ſchöpfen. Er freute ſich, als nun der Bauplan ihm wieder in's Gedächtniß kam und blickte in der Richtung auf die Dächer hin, wo ſein rieſenhaftes Werk bald die Stadt überragen ſollte, mit kühngewölbten Bogen und Giebeln und Thürmen, ein achtes Wunder der Welt. Und wenn man die alten weiſen Meiſter in chriſtlicher und heidniſcher Kunſt dann einſt nennen würde, dachte er, dann würde man voll innerer Ehrfurcht ſprechen: aber der weiſeſte und größeſte und klügſte von Allen war doch der Kölner Meiſter! —

„Wo wollt Ihr ſo früh ſchon hin, Mechtild?“ rief er zum Fenſter hinaus.

Mechtild war ſeine Haushälterin. Sie ſchritt, aus dem Hauſe kommend, über die Straße in ihrem ſchwarzen Regenmantel, wie ſittſame, alte Frauen ihn tragen, wenn ſie Morgens in der Frühe ausgehen. Sie ſagte:

„Ich will in die Kirche zu den heiligen Apoſteln und eine Meſſe leſen laſſen für eine arme Seele!“

Dem Meiſter zuckte es durch's Geſicht, er ſchlug heftig das Fenſter zu und warf ſich wie ein Verzweifelnder auf's Lager hin.

Als die alte Mechtild aus der Kirche zurückgekommen war und in des Herrn Kammer ging, um nach ihm zu ſehen, weil er nicht zum Imbiß heruntergekommen war; fand ſie ihn ſchluchzend und die Hände ringend, auf ſeinem Bette liegen. Sie war aber ſeine Wärterin in früheſter Jugend geweſen, und als ſein Vater, der auch in den Bauhütten gemeißelt hatte, geſtorben war, und ſeine Mutter, die ſanfte Frau, ihm bald darauf gefolgt war, da hatte die gute Mechtild Elternſtelle bei ihm vertreten und er hatte Niemand auf Erden als die getreue Magd. Darum, als ſie nun nicht abließ, in ihn zu dringen, weßhalb er ſo verzagt und entſetzlich ſich geberde, vertraute er ihr ſein Leid und um welchen Preis allein er den Bauplan haben ſolle, den der Erzbiſchof von ihm verlange.

Mechtild war darüber ſehr erſchrocken; aber wenn ſie gleich im Leben nur ſtets ſcheu und zaghaft geweſen war, ſo faßte ſie ſich doch ſogleich, nachdem ſie das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte und ſagte:

„Was hat es denn damit für Noth? Schlagt Euch allen Hochmuth und Ehrgeiz aus dem Sinn. Mag doch der Erzbiſchof ſehen, wo er den Plan bekommt, wenn Ihr ihn nicht anzufertigen wißt, und den Böſen laßt draußen am Frankenthore ſtehen, ſo lange es ihm gefällig iſt!“

„Und ich ſollte zuſehen, wie ein Anderer in meiner eigenen Vaterſtadt den neuen Dom baut, einen Dom über alle Dome, darin umſchloſſen iſt alle Herrlichkeit der Welt? Nimmermehr!“ ſo rief der Meiſter und ſchritt heftig die Kammer auf und ab.

Mechtild ſank in einen Seſſel und folgte ihm mit den Blicken. Sie war ganz erſtaunt, denn aus dem Meiſter ſprach etwas Fremdes, wovon ſie keine Ahnung hatte und das ihr jetzt in halbem Verſtändniſſe aufging. Des guten Herrn Seele, das merkte ſie wohl, war dem falſchen Ehrgeize, der Ruhmſucht zum Raube. Sie dachte an die Stellen der heiligen Schrift, wo ſie von dieſen ſchrecklichen Dingen geleſen und wie Holofernes und Belſazar dadurch ihr Ende gefunden. Sollte der, dem ſie ſo innig zugethan war, auch ein ſo ſchmähliches Ende nehmen? Sie hätte gern ſelbſt für ihn den Tod erlitten, wenn es hätte ſein müſſen. Sie wußte ſich nicht zu rathen und ihm nicht zu helfen.

Der Meiſter blieb vor ihr ſtehen und ſah in ihr blaſſes Geſicht; ihre Lippen zuckten.

„Betet Ihr, Mutter?“ fragte er ſie zögernd.

Sie bedeckte die Augenlider mit der Hand und ging hinaus, um nicht zu zeigen, wie ſie ſo bitterlich weinen mußte.

Nach einer Stunde kam ſie wieder. Sie war, um ſich Rathes zu erholen, zu einem frommen Manne, ihrem Beichtvater, gegangen und brachte nun viel tröſtliche Worte heim, und noch dazu ein ſilbernes Krucifix, darin verborgen ein Stücklein von dem wahren Kreuzesholze war, an welchem der Herr für die ſündige Welt geblutet hatte.

Hierauf baute nun die gute Alte ihre Hoffnungen und verlangte von dem Meiſter, daß er zu beichten gehe und das Sakrament des Abendmahls ſich reichen laſſe. Dieß that er denn auch und wurde darnach um vieles ruhiger.

Als aber der Tag verſtrichen war und die Sonne ihrem Untergang nahe war, da begann es ihn wieder arg zu quälen. Er rannte verſtört umher oder ſaß ſtumm in ſeiner Kammer, wie ein trauriger Menſch, wie ein dürrer Strauch, der keine Blüthen hat. Endlich ward es allgemach Mitternacht. Mechtild hatte in der Ecke der Kammer gekniet und ſtand nun auf, häkelte ihren Roſenkranz an den Gürtel und ſteckte das ſilberne Krucifix ihrem Herrn in die Bruſttaſche ſeines Wamſes. Dann tunkte ſie die Hand in das kleine Becken unter dem Marienbilde an der Wand, das voll geweihten Waſſers war und machte ein Kreuz auf des Meiſters Stirn, ein anderes auf ſeinen Mund und ein drittes auf ſeine Bruſt. Nachdem ſie dies im frommen Sinne vollendet, begannen die Thurmuhren zu ſchlagen, daß es heiſer und ſchaurig durch die Nacht klang.

Das Herz, glaubte die alte Mechtild, bliebe ihr ſtille ſtehen, als ſie den erſten Schlag der Glocken vernahm; der Meiſter ſtand lauſchend vorgebeugt und zählte, ſeinen Mantel zum Umſchlagen erhoben in der Hand haltend.

— „Zehn — Elf —“ ſagte er leiſe; da fing ein Hund in der Ferne laut zu heulen an.

Der Meiſter fuhr zuſammen:

„Habt Ihr den zwölften Schlag gehört?“ fragte er Mechtild.

„Was mag der Hund ſo heulen?“ fragte ſie wiederum. „Iſt's nicht, als käm's vom Frankenthore her? Ja, gewiß iſt's Mitternacht,“ flüſterte ſie leiſe.

Der Meiſter warf den Mantel um und ſchritt auf die Thüre zu; Mechtild leuchtete ihm die Stiege hinunter. Das Flämmchen der Lampe verlöſchte als die Hausthür geöffnet wurde; aber der Mond ſtand hell genug am Himmel und ſo konnte die wackere Frau gar deutlich ſehen, wie leichenblaß der Meiſter war, als er zum Hauſe hinaustrat.

„Meiſter, haltet Gott vor Augen! Ihr geht einen ſaueren Gang!“ rief ſie ihm nach.

„Ihr habt ihn mir leichter gemacht, Mechtild, und ich wollte, Ihr wäret jetzt ruhiger und ginget in's Haus zurück; es iſt hier zugig unter'm Thorweg.“ Dieſe Worte wollte der Meiſter freundlich ausſprechen, aber ſie klangen ihm ſelber wunderlich hohl, ganz als wenn ein Fremder ſie ausgeſprochen hätte.

„Wie mir der rauhe Nachtwind die Stimme bricht,“ ſagte er.

„O Herr, das iſt nicht der rauhe Nachtwind,“ jammerte die Alte, indem ſie die Lampe aus den Händen fallen ließ und dieſe flehentlich gegen den Meiſter aufhob.

„O Herr, bleibt, bleibt! um Jeſu Chriſti Leibes und Blutes willen, geht nicht!“ ſo rief ſie.

Der Meiſter aber wandte ſich um und ſchritt raſch die todtenſtille Straße hinab.

Als der Baumeiſter dem Frankenthore nahe kam, fiel ihm ein, daß er ja jetzt um die Mitternachtſtunde nicht werde hinaus können, weil das Thor geſchloſſen wurde und der Wärtel, der drüben im Thurme wohnte, längſt ſchon ſeine Lampe ausgelöſcht hatte. Er ſah von Weitem, wie die dicken Schatten des Fallgitters auf der Seitenmauer des Thorgewölbes ſtanden. Als er aber unter dem Gewölbe an die Stelle kam, wo das Gitter hängen mußte, da konnte er von dieſem nichts wahrnehmen, obwohl die Schatten immer noch ſeitwärts auf der Mauer ſtanden.

Das war wohl ſehr ſeltſam! Er dachte jedoch in dieſem Augenblick nicht weiter darüber nach und ſchritt ohne Hinderniß zum Thore hinaus, auf die Stelle zu, wo damals die Bank in der Mauer ſich befand und jetzt noch die verſtümmelten Steingeſtalten ſtehen.

Der Fremde ſaß auf der Bank und beugte ſich in den Schatten zurück, nur auf der Vorderſeite ſeiner hohen Kappe von ſchwarzem Leder, ſtand ein glimmender Mondſtrahl. Unſer Meiſter blieb eine Weile ſtehen, und obwohl er von innerer Beklommenheit nur ſchwer zu athmen vermochte, ſo wandelte ihn doch faſt die Neugier an zu fragen, was jener dort, der Eisgraue, der ſchlank gewachſen war wie eine Tanne und doch ſo krumm gebückt und gebrochenen Leibes, jetzt wohl ſchaffen und ſinnen möge, auf der Bank an der alten Stadtmauer, mutterſeelenallein in der ſtillen Nacht, durch welche die ſcharfe Luft vom Rheine herwehte und der Mond ſeine falben Lichter ſpielen ließ.

Der Eisgraue nickte mit dem Kopf als er den Meiſter ſah und rückte auf der Bank, um ihn neben ſich ſitzen zu laſſen.

„Gebt mir den Bauplan,“ ſagte der Meiſter, indem er näher trat.

„So ſetzt Euch nür erſt, und beſchaut den ſaubern Riß,“ ſprach der Andere. „Sie brauchen Euch nicht die Augen auszuſtechen, wenn Ihr den ausgeführt habt, wie es andern Meiſtern ergangen iſt; Ihr baut doch keinen zweiten Dom wieder, wie dieſen da.“

Als der Fremde ſo ſprach, rollte er ein großes Pergament auf, darauf der ganze Plan ſtand, ſauber und fleißig abgezirkelt, mit Aufriß und Durchſchnitt und das Portal, wie es am Abende vorher mit feurigen Linien auf der Mauer geſtanden hatte, ganz prächtig daneben.

Der Meiſter griff krampfhaft darnach, obwohl jener es willig fahren ließ, und ſteckte es in ſeine Bruſttaſche.

Der Andere aber zog jetzt noch ein Pergament, kleiner als das Vorige, aus ſeinem Aermel hervor. Darauf ſtanden nur zwei Zeilen geſchrieben; als es aber aufgerollt wurde, glühten die Schriftzeichen, und bläuliche Funken ſprühten kniſternd darüber her.

„Da iſt noch eine Kleinigkeit, ein Stückchen Pergament, worauf du deinen Namen ſetzen mußt,“ ſagte der Fremde. „Nur ein Tröpflein von deinem rothen Blute iſt dazu erforderlich.“

Hiebei ſuchte er nach einer Feder in ſeinem Aermel.

„Du hätteſt auch ſelber eine Feder und ein Lanzet mitbringen können!“ brummte er. „Für Alles muß ich ſorgen, daß ich meine liebe Noth habe. Unnütze Gänge, Müh' über Müh' und Plackerei mit Euern trübſeligen, jämmerlichen Wünſchen und Kindereien.

Alſo liſtig ſprach der Teufel noch eine Weile fort, während er immer noch nach der

Feder ſuchte, mit einem Male ſtreckte er die Finger nach dem Arme des Meiſters aus; da zog der Meiſter die Hand aus ſeinem Wamſe und hielt das ſilberne Krucifix ihm vor und rief ſo laut als er konnte, um ſeine Angſt aus der Bruſt fortzuſchreien:

„Weiche von hinnen, Satan! im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geiſtes!“

Der Teufel ſchrie und brüllte laut auf und prallte zurück und ſtreckte ſich — da ward er wieder ſo groß, als ob er über die Mauer in die Stadt ſehen könnte. Die Kappe von ſchwarzem Leder gleitete von ſeinem Kopfe über den emporſträubenden Haaren und dieſe ſtanden aufrecht in ganzen Strängen wie gewundene Schlangen. Er fuhr mit ſeiner Kralle dem Meiſter nach der Bruſt, als ob er ihm das Pergament wieder entreißen wollte, der aber hielt die Reliquie ihm vor, und als ſie der Teufel berührte, zuckte er zurück und ſtieß einen Schrei aus, wie ein heulender Hund, der etwas Unheimliches gewittert hat.

„So behalte denn den Plan,“ ſchrie der Böſe, „aber weil er dennoch mein iſt, ſo will ich ihn verfluchen, daß er nie ſoll zu Stande kommen und dein Werk ſoll nie vollendet werden und dein Name ſoll vergeſſen ſein, ſobald deine Seele aus deinem Leibe geſchieden ſein wird.“

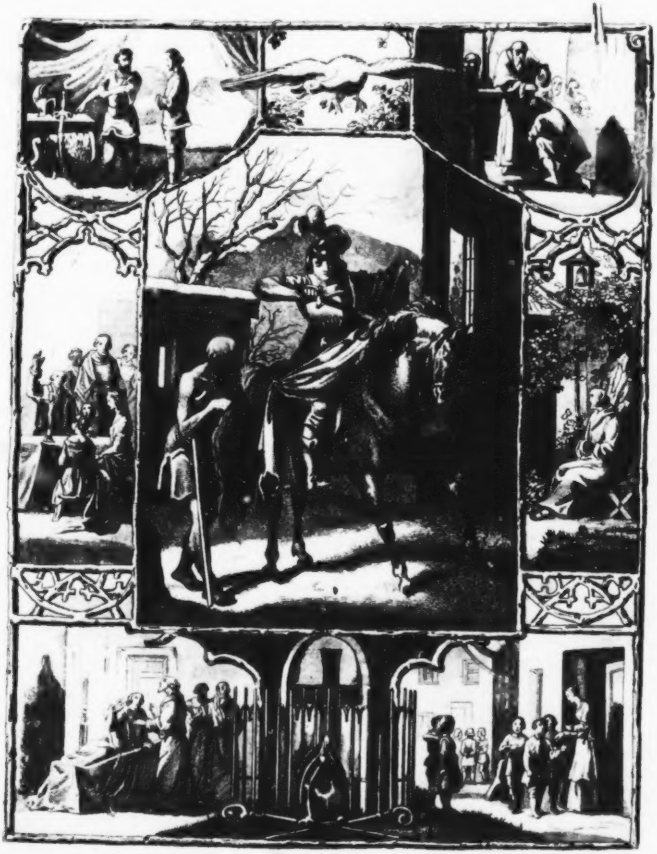
Nach dieſen furchtbaren Worten ſah und hörte der Meiſter nichts mehr; nur zu ſeinen Füßen gähnte ein Riß in der Erde auf, der ſich nach einigen Secunden wieder ſchloß und aus dem der Wind ihm einen dichten Qualm und Dunſt in’s Geſicht trieb, daß er halb betäubt zurückſchwankte.

Hierauf ſchlich der Meiſter nach Hauſe; er konnte ſich nicht freuen mit ſeinem Siege, weil der Fluch des Böſen ihm ſtets noch in die Ohren tönte. Seinem Hochmuthe war es unerträglich zu denken, daß ſein Name nicht auf die Nachwelt kommen ſollte. Statt nun ſogleich vor Gott in den Staub zu ſinken und ihm für ſeinen wunderbaren Beiſtand zu danken, gedachte er thörricht nur an ſeinen ſchnöden Ruhm und ließ ſo des Teufels Wort in Erfüllung gehen. Der Dom zu Köln blieb unvollendet, wie der Thurm, den ſie einſt in Babel zu bauen begannen; auch iſt des Meiſters Name uns unbekannt geblieben bis auf dieſe Stunde. Ueber die Vorherſagung des Böſen hat ſich der Meiſter aber ſo ernſtlich gegrämt, daß er eines Tages todt in ſeinem Bette gefunden wurde. –

Die Sage von dem Meiſter des Kölner Doms ſoll uns nun aber zeigen, wie derſelbe beſtraft worden ſei, weil er hochmüthig ſich ſelber ein Denkmal ſetzen wollte und nicht Gott allein die Ehre geben. Sein Beiſpiel mag davor warnen, bei großen Werken, die wir zu unternehmen ſtreben, nicht die eigene Eitelkeit hineinzumiſchen. Es gilt dann ſtets eine begeiſterte Hingebung an das Werk; eine hohe Selbſtverläugnung; unſere eigene Perſönlichkeit muß dabei für Nichts gelten. —

Von der Martinsgans.

Wer kennte wohl nicht den Gebrauch am Martinstage eine fette gebratene Gans im Kreiſe der Seinen zu verzehren? Wer wüßte nicht, daß mit der Martinsgans die Geſellen verſchiedener Handwerke anfangen, bei Lichte zu arbeiten und nicht mehr mit dem Sonnenuntergange Feierabend machen dürfen? Je nun, die Wenigſten aber werden etwas von dem



Die Martinsgans.

Urſprunge dieſes Gebrauches, ſo wie von dem Heiligen ſelbſt wiſſen und deßhalb werden wir hier getreu aufzeichnen, was die Sage, die im Munde des Volkes lebt, uns darüber berichtet.

Der heilige Martin war Biſchof zu Tours in Frankreich und von Geburt ein Ungar, aus dem Städtchen Gunz, früher Savaria geheißen. Seine Eltern waren noch Heiden, und ſein Vater war ein reicher und mächtiger Mann. Er diente im Heer, und unter ihm zog der Sohn mit in den Krieg. Bald aber gefiel ihm das Soldatenleben nicht mehr; er ging davon und floh in eine Kirche der Chriſten, wo er ſich in ihrer Religion unterrichten ließ. Sein Vater aber fand ihn wieder und zwang ihn die Religion der Heiden anzunehmen und auch in das Heer wieder einzutreten. Er konnte dem väterlichen Willen nichts entgegen ſetzen, lebte aber ſo ſtill und fromm, daß man ihn eher für einen Mönch, als für einen Krieger hätte halten ſollen. Alle ſeine Handlungen in dieſer Zeit trugen den Stempel der Entſagung und der frommen Demuth.

Einſt, im Winter, bei ſtürmiſch rauhem Wetter, kam ein armer Wanderer zu dem Heiligen, der kaum einen Lappen hatte, ſich vor der Kälte zu ſchützen. Da trennte der junge Krieger ſeinen Mantel mit dem Schwerte, und gab die Hälfte dem frierenden Armen. Die Legende ſagt: Chriſtus ſelbſt ſei es geweſen, der den Heiligen habe prüfen wollen. Er ſei ihm hierauf erſchienen und ſprach: „Was du jenem Armen gethan, das haſt du mir gethan.“

Nachdem er dieſe Erſcheinung gehabt, ließ ſich Martin taufen. Dies geſchah im Jahre 337. Er verließ nunmehr das Kriegsleben zum zweiten Male und ging nach Poitiers, wo er einen Traum gehabt haben ſoll, der ihm offenbarte, nach Hauſe zu gehen und ſeine Eltern zu bekehren. Seine Mutter und viele andere Leute bekehrte er hierauf zum Chriſtenthum; ſein Vater aber blieb ein Heide.

Von ſeinem Geburtsorte kam er jetzt wieder nach Frankreich zurück, mußte aber hier viele Verfolgungen beſtehen und floh daher nach Italien, wo er auf einer Inſel, Albenga genannt, wie ein Einſiedler lebte und nur Wurzeln des Waldes zu ſeiner Nahrung wählte. Als er einen von ſeinen Schülern vom Tode erweckte, ſo erhöhte dieß ſo ſehr ſeinen Ruhm und den Ruf ſeiner Heiligkeit, daß er bei der Wahl eines neuen Biſchofs von Tours allgemein vom Volke dazu berufen wurde. Er verließ-aber nur ſehr ungern ſeine Einſamkeit. Endlich mußte er dem Volkswillen nachgeben; jedoch blieb er ſeinen ſtillen und frommen Sitten getreu. Er wohnte in einer kleinen Zelle, die er an ſeiner Kirche ſich erbaut hatte, war ſtreng gegen ſich und liebte die Menſchen, wie er dieß durch viele Wohlthaten bezeugte.

Dieſer fromme und exemplariſche Wandel brachte ihn ſchon während ſeines Lebens in ſo hohes Anſehen, daß man ſich mit der Kunde von vielfältigen Wundern umhertrug, die er verübt haben ſoll. Er ſoll Umgang mit den Engeln gehabt haben, auch habe er ſeinen Todestag vorausgeſagt, wie man allgemein behauptet. Geſchichtlich erwieſen iſt es, daß er am 11. November des Jahres 402 zu Condé ſtarb, wo er ſich wahrſcheinlich gerade in Geſchäften ſeines Biſthums aufhielt. Er war 26 Jahre Biſchof geweſen und hat ein Alter von 81 Jahren erreicht. Sein feierliches Begräbniß wurde von 2000 Mönchen begleitet, welches in jenen Zeiten etwas Außerordentliches war.

Noch ein Wunder berichtet uns die Sage, das Martin, der fromme Biſchof, nach ſeinem Tode verübt haben ſoll.

Die Normannen waren nämlich in Frankreich eingefallen und verbreiteten Schrecken bis in die Gegend von Poitiers. Man brachte daher Martins Leichnam nach Auxerre in Sicherheit. Hier ruhte er bis zum Winter. Als man ihn hierauf, während ſtrenger Kälte nach Tours führte, und der heilige Leichnam, die Gränze ſeines Kirchſprengels berührte, da fing Alles plötzlich an, wie im Frühling zu grünen und zu blühen.

Die erſten Könige von Frankreich ehrten ſeine Aſche und König Ludwig XI. ließ ein ſilbernes Gitter 17,000 Mark ſchwer, um ſein Grab ziehen, welches mit der Arbeit 200,000 Livres zu ſtehen kam. Auch fromme Brüderſchaften entſtanden ihm zum Ruhme.

Vieles, was im engern Kreiſe ſeine Geltung hatte und einer Auszeichnung würdig war, die er für eine ſpätere Zeit dem Gedächtniß bewahrte, konnte doch in den weiten Hallen der Weltgeſchichte keine Stelle finden. Dieſe ſolchen Perſönlichkeiten zu ſichern, übernahm die Religion mit ſchöner, menſchenfreundlicher Milde. „Durch das Heiligſprechen,“ ſagt Rittgräff ſehr ſchön *), „iſt gleichſam an dem Tempel der Weltgeſchichte eine Nebenkapelle angebaut, für die kleinern, ſtillern Thaten und Tugenden. Wir hätten einen Beweis von Milde und freundlicher Tugend weniger, wäre nicht Martinus durch die Heiligſprechung im Gedächtniß erhalten worden. Wer hätte wohl dieſes ſonſt unbemerkten Biſchofs von Tours gedacht? Würde die Weltgeſchichte ſeiner frommen Tugend, ſeines Herzens zur Wohlthätigkeit gedacht haben?“

Im Jahre 650 wurde Martins öffentliche Verehrung vom Papſt Martin geboten und auf der Synode zu Tours im Jahre 883 wurde dies Gebot erneuert. Sein Feſt feierte man am 11. November, ſeinem Todestage.

Der heilige Bonifacius, den man den Apoſtel der Thüringer nennt, ließ ſich die Verehrung des heiligen Martins ſehr angelegen ſein. Er erbaute mehrere Kirchen ihm zu Ehren und erhob ihn auch zum Patron des Erzbisthums Mainz. Da nun vor der Reformation, Thüringen in geiſtlichen Dingen unter dem Mainzer Kirchſprengel ſtand, ſo wurde bei den Thüringern die Verehrung des heiligen Martin immer allgemeiner. Ueberall entſtanden ihm geweihte Kirchen und Kapellen, wie zu Weimar, Mühlhauſen u. ſ. w.

In Jena, in deſſen Nähe, bei Ziegenhain, der heilige Bonifacius lange Zeit lehrte, wurde der Tag des heiligen Martinus ehemals beſonders feſtlich begangen. Ein beſonderer Gottesdienſt wurde ihm hier gehalten und die Schüler zogen ſingend durch die Stadt. In der Hauptkirche zu St. Michael befand ſich ein ihm geweihter Altar. Zu Erfurt wurde der St. Martinsabend mit gar feierlichen Schmäuſen geehrt und das Einläuten des Feſtes nannte man: „das Gans läuten.“

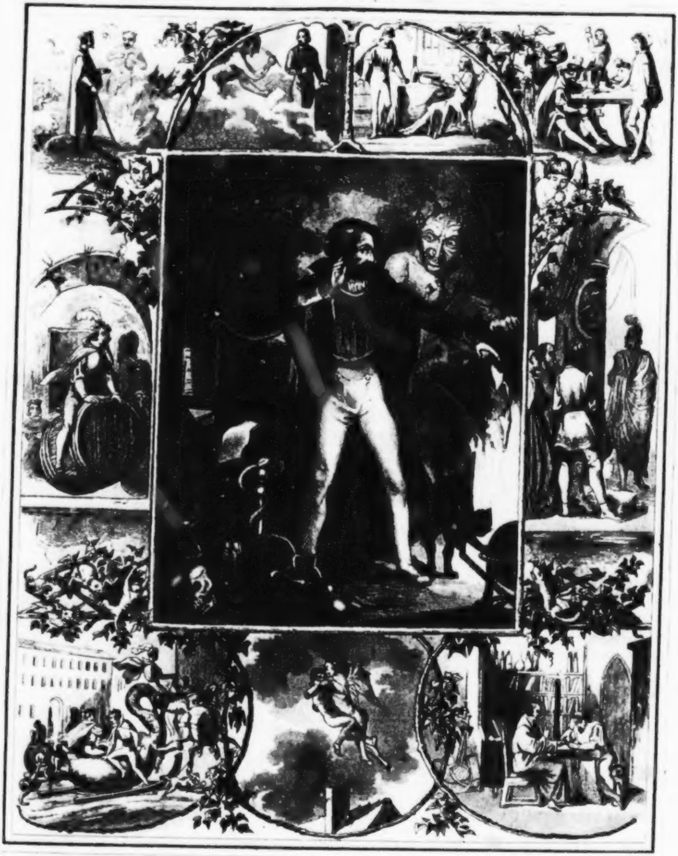
Dieß erſcheint nun auf den erſten Blick etwas ſeltſam. Was haben denn wohl die Gänſe mit jener Barmherzigkeit und Frömmigkeit zu ſchaffen, die den Hauptzug in dem Charakter unſers Heiligen ausmachen?

Einige ſagen: Martin habe ſich, als man ihn zum Biſchof wählen wollte, verborgen gehalten und ſei dann durch das Geſchnatter der Gänſe verrathen worden. Andere wollen wiſſen, daß bei der Beerdigung des Heiligen, von der ungeheuren Menge der ſeiner Leiche Folgenden, ſehr viele Gänſe aufgezehrt worden ſeien. Noch Andere meinen, die Zeit der fettgemäſteten Gänſe treffe gerade mit dem Gedächtnißtage des heiligen Martin zuſammen, ſtehe aber in keiner nähern Verbindung damit, außer daß vielleicht ehedem an dieſem Feſte Gänſe in die Klöſter geſchenkt wurden. Ueber dieſe ſo geringen Zweifel und deren Unterſuchung iſt in frühern Jahren eine ſtattliche Menge von Gänſekielen verſchrieben worden.

Die weſentliche Urſache dieſes Gebrauches iſt nun aber wohl, daß wir Deutſchen, wenn wir uns von ganzem Herzen freuen, auch ſtets unſerm Leibe etwas Gutes gönnen. Nun ſind aber zur Zeit des Feſtes des heiligen Martin die Gänſe fett und ſchmackhaft, und da kam man dann auf den ſehr nahe liegenden Gedanken, ſtatt jedes andern Bratens beim Feſttagſchmauſe die edle Gans zu erwählen. Da Martin übrigens der Patron der Freigebigkeit und Wohlthätigkeit hieß, ſo war es auch natürlich, daß bei ſeinem Feſte nicht geknauſert werden durfte und daß es dabei fein ordentlich herging. Viele ſchweiften dabei aus und praßten und ſchlemmten ſo arg, daß dem frommen beſcheidenen Heiligen gewiß keine Freude damit bereitet worden wäre, hätte er Zeuge davon ſein können. Daher kam es übrigens auch, daß Jemand, der ſein Gut verpraßt hatte, ein Martinsmann genannt wurde. Martinsmänner wurden

---

*) Hiſtoriſche Antiquitäten von Rittgräff. Wien 1815.



Doctor Faust

jedoch auch Dienſtmänner genannt, die ſich dieſem Heiligen weiheten. Endlich hieß es auch: der Martinsmann beſcheere den Kindern etwas Gutes. Das, was er ihnen bracht[illegible] er dann gewöhnlich ein Backwerk in Form eines Hufeiſens, das man Martinshorn nennt.

Eigene Geſellſchaften, welche das Martinsfeſt zu begehen, zuſammentraten, ließen Lieder zu ſeiner Ehre erſchallen, die freilich mitunter ſonderbar klingen, und in ihrer derben, alten Weiſe ſich etwa ſo vernehmen laſſen:

O Marten, Marten!
Der Korb muß verbrennt ſein,
Das Geld aus den Taſchen,
Den Wein aus den Flaſchen,
Die Gans vom Spieß,
Da ſauf und friß!
Wer ſich voll ſaufen kann,
Wird ein rechter Martinsmann!

Das lautet eben nicht ſehr ehrbar, doch gibt es deutlich die Abſicht und den Zweck der Feſtlichkeit an.

Im Schaumburg'ſchen ziehen die Kinder von Haus zu Haus und ſingen folgendes Lied, wofür ſie eine kleine Gabe erhalten:

Mackt, mackt, den gaut Mann:
Der es wohl vergelten kann;
Appel und de Beeren,
Nöthe gaht wohl mehr.
Gaut Frau, gebt us wat!
Lat us nich tau lange ſtahn,
Wir möchten na Köln gahn!
Köln is en weit Weg;
Himmelriek is upe than!
Da möten wir Alle hinin gahn,
Mit allen unſen Gäſten!
Geber is de Beſte! *)

Doctor Johannes Faust.

Wenn ich es hier unternehme, meinen lieben jungen Leſern auch dieſe merkwürdige Geſchichte, die ſeit vielen, vielen Jahren das Volk ſo ganz durchdrungen hat und eine unſerer bedeutungsvollſten Volkserzählungen genannt werden darf, wiederzugeben, ſo ſehe ich mich genöthigt, hier dem, was bereits in der Vorrede über Aberglauben, Geſpenſterglauben und Zauberei geſagt wurde, noch Einiges hinzuzufügen.

---

*) Macht, macht den guten Mann: der es wohl vergelten kann; Aepfel und die Birnen, Küſſe gebt wohl mehr. Gute Frau, gebt uns was! Laßt uns nicht zu lange ſtehen, wir möchten nach Köln gehen! Köln iſt ein weiter Weg; Himmelreich iſt aufgethan! Da müſſen wir Alle hineingehen, mit allen unſern Gäſten! Geber iſt der Beſte! —

In den frühern Zeiten und noch zu Anfang des letzten Jahrhunderts lebten kluge und in den Naturwiſſenſchaften, deren allgemeine Kenntniß noch nicht verbreitet und auf die Stufe erhoben war, wie jetzt, ſehr bewanderte Männer, die ſich dadurch in ein größeres Anſehen zu ſetzen vermeinten, daß ſie ſich rühmten, eine übernatürliche Herrſchaft über das Geiſterreich auszuüben. Sie thaten dieß auch vorzüglich deßhalb, ihre durch große Arbeit und tiefes Studiren erlangten Kenntniſſe mit einem undurchdringlichen Schleier zu verhüllen, um Andere abzuhalten, ihnen auf ihrer Bahn zu folgen und den Ruhm und den Erfolg ſolcher Kenntniſſe für ſich allein zu bewahren. Daß dieß den Neid erregte und gar vielfältig ſolche Männer dem Haſſe preisgab, erſcheint wohl ganz natürlich. Man ſchrieb ſehr richtig Alles, was ſie unternahmen, der Wirkung des Hochmuths und der Mißgunſt zu, die ſie beſeelten und verbreitete von ihnen, daß ſolche Wiſſenſchaft nur unlautere, keine ſegenbringende Frucht entſprießen könne. Deßhalb auch hieß es von ſolchen Leuten: ſie hätten ſich dem Urheber alles Böſen, dem Teufel, ergeben und würden dem ewigen Verderben anheim fallen. Sie hießen im Munde des Volks: Zauberer, Schwarzkünſtler, Teufelsbanner und wo der Arm der Kirche nicht weit genug reichte, wurde von ihr die weltliche Gerechtigkeit herausgefordert, um ſie zu verfolgen.

Von den Thaten der Schwarzkünſtler ſind uns viele aufbewahrt; dieſe Erzählungen die in mündlichen Ueberlieferungen im Volke lebten, erhielten Veränderungen und Zuſätze, das Wunderbare an ſich, wurde ſtets noch wunderbarer geſtaltet. Allein eine der am weiteſten verbreiteten und am berühmteſten gewordenen Kunden dieſer Art iſt die von dem Schwarzkünſtler Johannes Fauſt, welcher um die Zeit der Reformation in Deutſchland lebte. Er erlangte den größten Ruf im Volke, das niemals unterſuchen mag und nach natürlichen Urſachen forſcht, welche die ihm erzählten Wunder bewirkt haben könnten, ſondern ſie eben nur als ſolche betrachtet, und je wunderbarer ſie ihm erſcheinen, nur um deſto mehr Ergötzen daran verſpürt.

Erſt ſpäter wurde dieſe Geſchichte wiedergeſchrieben und man kann daher nicht beſtimmen, wie viel von dem Urſprünglichen verloren gegangen oder entſtellt ſein mag. Das ſchreckliche Ende, welches Fauſt genommen haben ſoll, mußte alle Jene, die ſich den geheimen Künſten hingeben wollten, davon abſchrecken und davor warnen. Und noch jetzt wird Fauſt's Namen uns einen Menſchen vergegenwärtigen, der ſich in ſündhaftem Hochmuth über Gottesfurcht und Sittlichkeit erhebt, und in ſo fern wurde das Buch von des „Doctors Fauſt Leben, Thaten und Höllenfahrt,“ ſchon vor Jahrhunderten als ein höchſt ergötzliches, lehrreiches und erbauliches Buch geſchildert.

Zu erwähnen iſt noch, daß die Tiefe der Idee, die dieſer Sage zum Grunde liegt, ſchon viele unſerer großen Dichter angeregt hat, ſie poetiſch zu geſtalten. So beſitzen wir in neueſter Zeit einen Roman vom Fauſt, durch Maximilian von Klinger, ein Drama über denſelben Gegenſtand von dem Maler Müller, der in Rom lebte, Leſſing hinterließ ein dramatiſches Bruchſtück Fauſt, Grabbe, der erſt kürzlich verſtarb, verſuchte auch ſeine Kraft an ihm und Lenau gab einen Fauſt heraus. Alle dieſe Beſtrebungen aber überflügelte der große Göthe, in ſeiner bewältigenden, das Menſchenleben in ſeinen Höhen und Tiefen darſtellenden Tragödie Fauſt, und denen meiner jungen Leſer, welchen gereifte Einſicht wird, ein ſolches hohes Werk der vaterländiſchen Dichtkunſt zu verſtehen und ganz in ſich aufzunehmen — was ihnen wohlwollende Lehrer eröffnen werden — mögen dann dort dem eigentlichen Sinn der Sage nachforſchen und nachdenken. Hier haben wir es blos mit der Geſchichte zu thun, ohne Zweck und Nebenabſicht, wie ſie im Munde unſers Volkes ſich geſtaltete und ſeit Jahrhunderten fortlebt. Wir benützen hiebei vorzüglich die Marbach'ſche Ausgabe deutſcher Volksbücher, die bei Otto Wigand in Leipzig erſchienen iſt.

Johannes Fauſt ſoll in dem Anhalt'ſchen Marktflecken Sandwedel oder Soltwedel geboren worden und der Sohn armer, aber gottesfürchtiger Bauersleute geweſen ſein. Der Bruder ſeines Vaters, ein begüterter Bürger zu Wittenberg, hatte keine Leibeserben, und da er an dem Knaben Johannes beſondere Geiſtesanlagen zu bemerken glaubte, ſo nahm er ihn zu ſich, erzog ihn wie ſein eigenes Kind, hielt ihn fleißig zur Schule, und ſchickte ihn endlich auf die damals hoch in Ehren ſtehende Univerſität Ingolſtadt. Fauſt ſtudirte hier fleißig Theologie und Philoſophie, ſo daß er nach einigen Jahren zum Magiſter ernannt wurde und zugleich das Zeugniß vorzüglichen Wohlverhaltens erhielt.

In damaliger Zeit war viel die Rede von geheimen Kenntniſſen, wodurch man Zaubereien, Teufelsbannen und dergleichen verüben könne, und ſo geſchah es denn auch, daß Fauſt davon zu hören bekam und den Vorſatz faßte, ſolches Wiſſen ſich anzueignen. Es erſchien ſeinem jugendlichen Muthe wie ein beſonderes Glück, mächtigen Geiſtern gebieten und durch ihre Hilfe wunderbare Thaten verrichten zu können. Er ſuchte daher Zigeuner auf, welche ſchon damals im Lande herumzogen, und ſich mit Wahrſagen aus der Hand und mit ähnlichen Künſten beſchäftigten; auch ging er mit andern Menſchen um, die im ſchlechten Rufe ſtanden, wenn ſie nur, nach der Meinung der Leute, Kunde von den geheimen Wiſſenſchaften, der ſogenannten „ſchwarzen Kunſt“ beſaßen. In ſolcher Umgebung und von ſolchem Trachten erfüllt, konnte es nicht anders ſein, als daß er die Liebe zur Religion und zu dem Berufe eines Theologen bald verlor.

Er legte ſich nun mit Eifer auf das Studium der Heilkunde, die damals mit dem Aberglauben auf das Innigſte zuſammenhing. Noch jetzt hat ſich hie und da in dieſer Wiſſenſchaft dieſer Hang erhalten; noch jetzt ſtreben Viele dahin, weniger den menſchlichen Körper und die Wirkſamkeit der natürlichen Stoffe, welche auf ihn einen Einfluß haben, kennen zu lernen, als vielmehr in den Beſitz übernatürlicher Kräfte zu kommen, oder doch die Kenntniß von Mitteln zu erlangen, mit denen man einen Einfluß ausüben könnte, ohne über den Zuſammenhang von Urſache und Wirkung ſich Rechenſchaft geben zu dürfen.

So legte ſich denn Fauſt auch auf jene geheimnißvolle Wiſſenſchaft, die man Magie, Zauberkunſt benannt. Durch ſie ſollte man die Herrſchaft über das Geiſterreich erhalten, man ſollte aus dem Lauf der Geſtirne das Schickſal der Menſchen leſen können, die Witterung für das ganze Jahr vorherbeſtimmen u. ſ. w. Fauſt's heller Verſtand leiſtete ihm bei der Anwendung dieſer vorgeblichen Kenntniſſe großen Vorſchub und erlangte bald einen großen Ruf. Die Univerſität in Ingolſtadt gab ihm das beſte Zeugniß, und ertheilte ihm den Titel eines Doctors der Medizin.

Fauſt hatte bis jetzt mit Eifer und Fleiß dem Studium der Wiſſenſchaften obgelegen. Er that dieß aus wirklicher Wißbegierde, die gewiß keinen Tadel verdiente; aber auch aus Rückſicht auf ſeinen alten Pflegevater that er es; denn hätte er den erzürnt, ſo würde er der reichen Erbſchaft verluſtig gegangen ſein. Jetzt aber, als der Alte ſtarb, erbte er ſein ganzes Vermögen. Fauſt kehrte nach Wittenberg zurück und führte ein herrliches Leben. Unter ſolchen Verhältniſſen fehlt es der Jugend nicht an Genoſſen, und ſo hatte auch Fauſt die Seinigen, die ihm ſein Gut verpraſſen halfen.

Es währte nicht lange, ſo nahm Fauſt's Wohlſtand ſo merklich ab, daß ſich die falſchen Freunde nach und nach verloren, und der Arme, Verlaſſene blickte in eine trübe Zukunft. Er ſann daher ernſtlich darüber nach, wie er ſich Lebensgenuß verſchaffen könne, ohne eben des Lebens Mühen zu tragen; wie er nämlich Geld ausgeben könne, ohne es durch mühſeligen Erwerb ſich zu verſchaffen. Dieß brachte ihn darauf, die Magie wieder vorzunehmen, um ſich der Geiſter zu bemächtigen, die ſeinem Willen gehorſam, ihn mit Allem zum höhern oder vielmehr verfeinerterem Lebensgenuß Erforderlichen verſehen ſollten.

Er ſuchte nunmehr ſich in den Beſitz geheimnißvoller Schriften zu ſetzen, und nach deren Angabe ſchaffte er ſich die nöthigen Werkzeuge an. Nachdem er alles dieſes ergründet zu haben vermeinte, wollte er an die Geiſterbeſchwörung gehen. Seine Einbildungskraft war indeß durch die anſtrengenden Vorbereitungen ſo aufgeregt, daß er Nachts häufig plötzlich erwachte und dann glaubte: er ſähe Schatten vorüberſchweben, Lichter flimmern, oder er höre ſeltſames Flüſtern von ungekannten Worten. Es fehlte ihm an Muth, an dieſe Erſcheinungen Fragen zu richten, aber er freute ſich doch in ſeinem Innern, durch ſeine Studien mit der Geiſterwelt ſchon in ſo nahe Berührung gekommen zu ſein.

Endlich glaubte Fauſt, der Augenblick ſei gekommen, daß ſeine Vorbereitungen ihn in den Stand ſetzten, zum großen Werke zu ſchreiten.

Es war ein heiterer Tag, als er ſich auf einen Kreuzweg begab, den er in einem Walde, unweit von Wittenberg, zu ſeinem Vorhaben ſich erwählt hatte. Er harrte dort bis zum Einbruche der Nacht, dann zog er einen Kreis um ſich her, in den er viele ſeltſame Zeichen machte, wie er ſolches in den magiſchen Schriften erlernt hatte. In dieſem Kreiſe mitten inne ſtehend, erwartete er mit hochklopfendem Herzen die Mitternachtsſtunde. Als der erſte Schlag der Dorfuhr zu ihm drang, begann er unter grauſigen Verwünſchungen die Beſchwörung, die den Teufel ſelbſt zwingen ſollte, vor ihm zu erſcheinen. Allein der Gerufene erſchien nicht, ſondern ſandte als Prüfungen, gleichſam um zu wiſſen, ob denn auch der kühne Erdenſohn beharrlich genug ſei, verſchiedene Spukgeſtalten, die wohl im Stande geweſen wären, einen minder feſten als Doctor Fauſt, von einem ſolchen Vorhaben abzubringen. Mehrmals ſank Fauſt zu Boden vor den Schreckniſſen, welche die Hölle ihm ſandte, dann aber, wenn er ſah, wie ſie in Nacht zerſtoben, ohne ihm das kleinſte Uebel zuzufügen, erſtarkte er wieder, ſtärkere Beſchwörungsformeln den früheren nachſendend, um ſo die Hölle in immer dichtern Kreiſen an ſich zu ziehen.

Plötzlich bemerkte er, wie ſich aus auf der Erde aufſteigendem Dampf oder Nebel eine bleiche Geſtalt verdichtete, die ſtarr nach ihm blickend, den Zauberkreis umſchwebte. Fauſt fühlte, daß ſein ſehnlichſter Wunſch ſich der Erfüllung nahe. Muthig fragte er die Erſcheinung: ob ſie ihm dienſtbar ſein wolle?

„Ich will dir dienen“ — antwortete die Geſtalt — „doch ſage mir, welchen Lohn du mir gewährſt? So lange du auf Erden wandelſt, will ich dir gehorſam ſein und alle deine Wünſche erfüllen, wenn du die Bedingungen einhältſt, die ich dir ſtellen werde. Morgen werde ich zu dir in deine Wohnung kommen!“

Ehe Fauſt eine kräftige Einwilligung ausſprechen konnte, war das Geſpenſt verſchwunden. Er war feſt entſchloſſen, Alles zu gewähren, was die Hölle von ihm verlangen würde. Nachdem er nun die magiſchen Kreiſe zerſtört hatte, begab er ſich, aufgeregt zwar in hohem Grade, doch mit dem genugthuenden Gefühle nach Hauſe, daß er ſich an der Pforte einer großen Zukunft befand.

Am andern Tage hatte Fauſt keine Ruhe. Jeden Augenblick glaubte er, der Geiſt würde plötzlich vor ihm erſcheinen. Er machte ſich ſchon Vorwürfe darüber, daß er nicht in ſeiner Beſchwörung fortgefahren ſei, um die Erſcheinung für immer zu bannen, als — es war um die Mittagsſtunde — hinter dem Ofen ſeines Studirzimmers ein ſeltſamer Schatten ſich zeigte, welcher ſich bald hin und her bewegte und bald größer, bald kleiner wurde.

Es unterlag keinem Zweifel, daß dieß das erſehnte Geſpenſt ſei, und Fauſt begann ſogleich wieder zu bannen und zu beſchwören. Vor allem aber befahl er dem Schatten, eine kenntlichere Geſtalt anzunehmen, um ſich deutlicher zu zeigen. Da ſchaute denn mit einem Male ein menſchliches Haupt mit ſcheußlichem Grinſen hinter dem Ofen hervor, und neigte ſich wie demüthig vor Fauſt.

Dieſer befahl dem Haupte, näher zu kommen — nun aber füllte ſich das ganze Zimmer augenblicklich mit entſetzlich ſtinkenden Dämpfen, und darin ſchwebte eine ſo gräuliche, ungeheuerliche Geſtalt, daß der Teufelsbanner davor zurückbebte.

„Warum erſcheinſt du mir ſo?“ fragte er die Geſtalt.

„Wiſſe,“ erwiderte dieſe in fürchterlichem Tone, „daß ich, als Herrſcher der Finſterniß, durch keine Macht gezwungen werden kann, in einer andern Geſtalt zu erſcheinen, als die mir angemeſſen iſt. Nur geringere Geiſter laſſen ſich herab, ſich in menſchlicher Geſtalt Euern Blicken zu zeigen. Gehſt du meine Bedingungen ein, ſo will ich dir einen ſolchen Geiſt als Diener beigeben, mit dem du zufrieden ſein wirſt. Vor allen Dingen aber mußt du dich mit mir über dieſe Punkte verſtändigen.“

Bei dieſen Worten warf die Geſtalt dem aufmerkſam harrenden Doctor eine Pergamentrolle zu, worauf die Bedingungen verzeichnet waren, die wahrhaft entſetzlich lauteten. Fauſt ſollte demnach ſich von Allem losſagen, was die innerſte Menſchenbruſt als heilig verehrt und woran ſie mit Liebe hängt; Allem dem ſich entfremden, was ein ruhiges Gewiſſen verleiht, das höchſte Glück dieſes Lebens. Fauſt ſollte ſich von der Gemeinſchaft der Chriſten losſagen, ſein Herz nicht mit Inbrunſt vor Gott mehr ausſchütten, dem Glücke des Familienlebens entſagen, kurz, nach der Anſchauungsweiſe guter und edler Menſchen ein höchſt unglückſeliges Daſein hinbringen. Und was verſprach ihm die Hölle denn wohl als Gegengeſchenk? Sinnliche Genüſſe aller Art, die Reue und Ueberdruß in ihrem Gefolge haben; Alles, was den Hochmuth nährt und unterhält; große Ehren vor den Menſchen, ſchnöden Reichthum, weltliche Güter, großen Ruhm in Kunſt und Wiſſenſchaft.

Dem thörichten Fauſt, denn thöricht und verblendet war er, trotz ſeiner tiefen Wiſſenſchaft, ſchlug das Herz vor Freude, als er ſich am längſt erſehnten Ziele zu ſehen glaubte. Vierundzwanzig Jahre verſprach ihm der Teufel, noch auf Erden zu wandeln. Was kümmerte ihn das Heil ſeiner Seele, was das Loos, das ihn einſt jenſeits erwartete? Die eitle Luſt am Irdiſchen und Sinnlichen überwog alle Bedenken; er glaubte in ſeinem Rechte zu ſein und dem Himmel trotzen zu dürfen, der Wünſche und Bedürfniſſe der Natur des Menſchen beigeſellt habe, ohne ihm die Mittel zu verleihen, jene zu befriedigen. Er willigte in Alles; er verſprach die Bedingungen, die das Pergament enthielt, mit ſeinem Blute zu unterzeichnen, und beſtellte den hölliſchen Geiſt auf den andern Tag, den alſo vollzogenen Pact abzuholen. Hierauf befahl er ihm noch, ihm einen andern Geiſt in menſchlicher Geſtalt, als unterwürfigen Diener zu ſenden, winkte ſtolz mit der Hand, und ſah mit innerlichem Wohlbehagen, wie der nächtige Fürſt der Finſterniß ſich dieſem Willen eines Sterblichen fügte und alſobald verſchwand.

Kaum ſah ſich Fauſt allein, ſo ergriff er ein kleines Meſſer, öffnete eine Ader an ſeiner linken Hand und unterſchrieb dann den Vertrag mit ſeinem eigenen Blute, ſo wie er es aus den geheimnißvollen Büchern gelernt hatte. Das Formular, was dieſe darüber enthielten, war ganz geeignet, das ohnehin aufgeregte Innere noch wilder zu erregen. Fauſt ſagte ſich, durch dieſe Schrift mit ſeinem Herzblute beſiegelt und mit den furchtbarſten Schwüren gebunden, von aller Gemeinſchaft mit dem Himmel und den Menſchen los. Er ſtand von jetzt an allein unter den ihm ähnlichen Geſchöpfen, und nur mit der fürchterlichen Nacht des Jenſeits war er auf das feſteſte verbunden.

Nachdem dieſes Geſchäft beendigt war, trieb es ihn hinaus in's Freie; die Luft in ſeinem Zimmer drohte ihn zu erſticken. Bald waren es Vorwürfe des beängſtigten Gewiſſens, die ihn durchſtürmten, dann wieder die ausſchweifendſten Begierden und die er nunmehr befriedigen zu können glaubte. Bald dachte er daran, nach Hauſe zu eilen, um die entſetzliche Uebereinkunft zu vernichten; dann wieder erhob es ihn, jetzt kein Hinderniß mehr zu kennen, das er nicht zu beſiegen im Stande ſei. Ach, er ſah wohl, daß Ruhe und Genuß, die er von dem Pacte mit dem Böſen erwartete, noch nicht ſein Theil geworden ſeien, und daß es noch eines großen Kampfes bedürfe, ſie zu erringen. Endlich ſiegte noch einmal das gute Element, das in jedem Menſchen urſprünglich vorhanden iſt. Fauſt eilte nach Hauſe, um ſeine Handſchrift zurückzunehmen, und wieder ein zweifelnder, ſtrebender Menſch mit ſterblichen Begierden und Wünſchen, aber auch mit ſterblicher Unvollkommenheit zu ſein. Vergebens jedoch ſuchte er das Pergament; der Teufel hatte nicht geſäumt, ſich in den Beſitz deſſelben zu ſetzen und Fauſt war verloren! —

Noch wagte er nicht, dem dienſtbaren Geiſt zu rufen; er fürchtete ſich, daß ihn die Hölle beim Wort nehmen könnte, daß er ſich ihres Beiſtandes bediene. Er verſchloß ſorgfältig das Haus, zündete mehrere Kerzen an und ſchritt in ſeinem Zimmer auf und ab. Da klopfte es, als gerade die Uhr ſieben ſchlug, an die Stubenthür. Fauſt ſuchte ſeinen Muth zuſammen und öffnete; eine lange, hagere Menſchengeſtalt trat herein, die in ein graues, weites Gewand gehüllt war, und ſich ſehr ehrfurchtsvoll verneigte. Es war der zugeſagte Diener.

„Deine Kleidung gefällt mir nicht, ſprach Fauſt nach einer Pauſe, erſcheine mir künftig in einer anſprechendern. Wie iſt dein Name?“

„Nenne mich Mephiſtopheles,“ erwiderte der Geiſt.

Fauſt verlangte nun zu wiſſen, was ſein neuer Diener für ihn thun könne, um ihn mit den Herrlichkeiten und Freuden der Erde bekannt zu machen, und dieſer verſprach ihm: die Reichen zu beſtehlen, Kirchen und Fürſten zu plündern und dergleichen Schändlichkeiten mehr. Allein Fauſt wies es mit Abſcheu zurück und ſagte: „brauche ich mich denn wohl zu gemeinem Diebſtahl zu erniedrigen, da der Teufel und ſeine Hölle mir dienſtbar ſind? Nicht ſtehlen ſollſt du für mich, ſondern ſchaffen, wonach mir gelüſtet.“

Da entgegnete der hölliſche Diener mit höhniſchem Lächeln:

„Kein Fürſt der Hölle kann etwas anderes ſchaffen als trügeriſchen Schein; nur der Gott des Himmels ſchafft Wahres, Unvergängliches! Alles, was wir dir bieten, ſinkt dahin, wenn du es genoſſen; Alles kannſt du durch uns erlangen, was dein Herz begehrt, aber die Herrlichkeit wird niemals Beſtand haben. Nur einen Traum vermögen wir dir zu bereiten — eine Täuſchung der Sinne — nichts mehr. Jedoch auch wirkliche Güter kann ich dir erringen. Nur frage mich nicht nach den Mitteln, durch welche ich ſie gewinne. Was kümmert dich das? Ueberlaß es mir nur immerhin, für dich in allen Stücken zu ſorgen, und du ſollſt keinen Mangel verſpüren.“

Dieß beruhigte Fauſt für den Augenblick und er nahm ſich vor, von den Vortheilen des Vertrages ſofort Gebrauch zu machen, denn ſelbſt die Aufrichtigkeit, womit ihm ſein neuer Diener die Gaben der Hölle ſchilderte, machte auf ſein durch und durch verwandeltes Gemüth keinen Eindruck. Losgeſagt von dem Göttlichen in und außer ſich, war es ihm gleichgültig, ein Lügner und Betrüger zu werden, war er doch durch ſeinen Pact ſichergeſtellt vor Verfolgung und Beſtrafung der irdiſchen Gerechtigkeit.

Noch an demſelben Abend mußte Mephiſtopheles, der jetzt eine anſtändige Bediententracht damaliger Zeit angelegt hatte, für eine reichbeſetzte Tafel ſorgen. Während der Mahlzeit unterhielt ſich Fauſt mit ſeinem Diener, der ihm rieth, ſeine alten Spießgeſellen, die ihm ſein Vermögen hatten durchbringen helfen, wieder einzuladen, und ſie ihrer Treuloſigkeit wegen zu beſchämen. Er ſollte ihnen offenbaren, daß ſeine Zurückgezogenheit nur eine verſtellte geweſen, um ſie auf die Probe zu ſtellen, und daß er jetzt noch ein weit luſtigeres Leben führen wolle als ehedem. Fauſt gefiel der Vorſchlag, weil er ſich nach Geſellſchaft ſehnte. Nicht nur ſeine alten Zechbrüder kamen wieder zu ihm, ſondern es geſellten ſich auch neue dazu. Ihm war aber jeder willkommen, der kein ernſtes Geſicht zeigte; tolle Luſtigkeit war die Loſung, um das dann und wann in einſamer ernſter Stimmung aufthauende Gewiſſen ſogleich wieder zu erſtarren.

Sehr ſinnreich erzählt die Sage, daß, als das Treiben und Wirthſchaften in Fauſt's Hauſe die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte, und die Leute allerlei Seltſames darüber munkelten, daß Niemand ſo recht ſah, wodurch er das viele Geld herbeiſchaffte, da ſeine Felder, Aecker und Wieſen brach lagen und nichts eintrugen — der hölliſche Diener — faſt wider den Willen des Doctors — ſich des Feldbaus annahm, und Alles zum Scheine in den erwünſchteſten und geſegnetſten Zuſtand verſetzte. So weiß der Böſe ſtets durch den Schein des Guten, den er annimmt, ſeine Nebenmenſchen zu täuſchen.

Mephiſtopheles, der nicht eigentlich Diener war, wie Fauſt es meinte, ſondern zugleich ſein Beobachter, und noch mehr ſein Erzieher für die Hölle, der ihn immer feſter in der Schlechtigkeit verſtricken ſollte — Mephiſtopheles ſuchte Alles hervor, ſeinem Uebergebenen jede Möglichkeit zum Rückweg abzuſchneiden. Fauſt hatte einen zu ſcharfen Verſtand und war zu gebildet, als daß er nicht noch jezuweilen einen warmen Antheil an geiſtigen Dingen nehmen ſollte. Er ſprach noch manchmal über Wiſſenſchaft und Religion; wenn er die ängſtliche Sorge ſeines Dieners ſah, um nur das Gerede der Nachbarn zu beſchwichtigen, ſo mußte er die Ohnmacht und Kleinlichkeit der Hölle verachten; ſelten zwar, aber hin und wieder erwachte auch noch die treue Stimme des Gewiſſens, die ſelbſt den verſtockteſten Verbrecher nie ganz verläßt. Der wachſame Mephiſtopheles ſah beſorgt auf ſolche Aeußerungen. Er verleitete Fauſt zum Spiel, als ein wirkſames Mittel, Laſter in das Herz der Menſchen zu leiten. Erſt durch Gewinn, dann durch Verluſte wußte er Fauſt aus ſeinem Nachdenken, in dem ſein beſſeres Selbſt zu ſiegen drohte, aufzuſtacheln. Fauſt verlor ungeheure Summen; Mephiſtopheles erklärte, daß es nicht in ſeiner Macht ſtehe, ſolcher Verſchwendung gegenüber die nöthigen Mittel herbeizuſchaffen. Sein Herr tobte und ſchrie; der Diener blieb bei ſeiner Aeußerung, und Fauſt ſah ſich genöthigt, den Herrn der Finſterniß ſelbſt noch einmal vor ſein Antlitz zu beſcheiden.

Auf ſeinen Ruf erſcholl die fürchterliche Stimme, die er ſchon einmal gehört hatte, doch blieb die entſetzenvolle Geſtalt dieſesmal unſichtbar. Der Fürſt der Hölle machte ihm Vorwürfe über ſeinen Wankelmuth. Er behauptete, Alles erfüllt zu haben, wozu er ſich anheiſchig gemacht, während Fauſt noch immer daran im Herzen hänge, was er längſt hätte weit von ſich abthun ſollen. Unter dieſen Umſtänden ſagte er ihm den Handel auf und wollte nichts mehr mit ihm zu thun haben. Doch behielt er ſich eine ſchreckliche Rache vor. Er ſei der Herr aller Qualen der Erde und mit dieſen wolle er den abtrünnigen Fauſt heimſuchen. Mit einem ſchallenden Hohngelächter endete dieſer wenig erbauliche Sermon.

Fauſt war faſt beſinnungslos von dem, was er gehört hatte; er taumelte in einen Seſſel. Sein Verſtand, ſo ſtark er war, konnte doch die Unerſchöpflichkeit der Gnade Gottes nicht begreifen; er verzagte daher, jemals wieder zurückkehren zu können, auf dem Wege des Guten und Menſchlichen; er wähnte ſich ein für allemal den hölliſchen Mächten verfallen. Daher beſchloß er, dann wenigſtens das zu genießen, was ſie ihm bot, ſo lange ſein irdiſches Daſein währte, und ihr dafür ſtreng zu halten, was er gelobt hatte. Er ſagte jetzt für immer ſich los, von ſolcher Geſellſchaft, in der noch ein Funke von Gottſeligkeit anzutreffen war, und ließ ſich, wenn ihm Scrupel anwandelten und er über die Bibel und die Religion nachdachte, darüber mit Mephiſtopheles in ein Geſpräch ein, das, wie man leicht denken kann, ihn immer mehr von der Wahrheit des göttlichen Wortes entfernen mußte. Fauſt ſann nunmehr nur darauf, ſich bei den Menſchen in Anſehen zu ſetzen und ſie durch teufliſche Künſte für ſich einzunehmen und ſeinen Ruhm zu vergrößern. Daneben aber praßte er fort und fort von einem Sinnenrauſche zum andern. Er begab ſich auf weite Reiſen, um die Welt kennen zu lernen und dieſer ſeine Künſte zu zeigen. Er kam und verſchwand mit ſo außerordentlicher Schnelligkeit, daß man nicht wußte, wie es zuging. Es heißt, er durfte nur ſeinen Mantel ausbreiten und dann trug ihn der durch die Lüfte, wohin er es begehrte.

Aus ſeinem Wanderleben werden viele Geſchichten erzählt; aus allen erkennt man die

Macht der Täuſchung, aber auch die Armſeligkeit aller irdiſchen Gaben: wie Reichthümer, Ehren und Anſehen, wenn ſie nicht mit inwohnender Reinheit und Adel der Geſinnung erworben und angewandt werden. Wir ſehen, wie erbärmlich und elend diejenigen werden, die den Himmel des Gewiſſens aufgeben und ſich dem ſinnloſen Genuſſe um jeden Preis überlaſſen. Dieß zu belegen, mögen hier einige jener Sagen erzählt werden.

Von Fauſt's ſchneller Art zu reiſen, werden gar viele Beiſpiele erzählt.

Einſt befand er ſich zu Prag, während einer ſeiner Freunde zu Erfurt, wo Fauſt ſich ſehr bekannt gemacht hatte, einen großen Schmaus gab. Faſt alle Anweſenden waren Fauſt's Zech- und Spielgenoſſen. Wie ſie nun ſo recht fröhlich beiſammenſaßen, erhob der Gaſtgeber einen Becher und rief: Auf das Wohl Fauſt's, dem wir ſchon ſo manche frohe Stunde zu verdanken haben! Wenn er, der mehr vermag als andere Sterbliche, uns hören kann, ſo ſei er hiemit geladen, in unſerer Geſellſchaft zu erſcheinen!

Alle ſtimmten in den Trinkſpruch ein und tranken mit lautem Toben auf Fauſt's Wohlergehen. Kaum war eine Viertelſtunde ſeitdem vergangen, man ſprach noch immer von des Schwarzkünſtlers Wunderlichkeiten, als ſich draußen auf der Straße ein ſchneller Hufſchlag und gleich darauf ein Pochen an der Hausthür vernehmen ließ. Ein Diener trat in das Zimmer und meldete: daß der Doctor Fauſt vor der Thüre halte und anfragen laſſe, ob er willkommen ſein würde.

Der Hausherr ſchrie wie außer ſich: das ſei ja wohl nicht möglich, da der Doctor in Prag ſei; als aber der Diener auf ſeiner Ausſage beſtand, ging Jener zweifelnd zum Fenſter, um hinunterzuſehen. Da ſah er denn, beim Schein des Mondes, den leibhaftigen Doctor Fauſt auf einem dürren, ſchwarzen Gaule ſitzen.

„Ihr ſeht ja, daß ich da bin," rief er ihm zu, „warum laßt Ihr mich hier unten ſo lange warten? macht auf, mich friert! Ihr habt vorhin ſo herzlich nach mir verlangt, daß ich Euch ſchon den Gefallen thun mußte; doch habe ich nicht gar zu lange Zeit und vor Sonnenaufgang muß ich ſchon wieder in Prag ſein."

Als ſie dieſe Worte vernahmen, eilten Alle hinunter und ſchienen ausgelaſſen luſtig, obgleich ſie doch etwas beklommenen Herzens waren ob der unheimlichen Erſcheinung. Fauſt aber übergab ſeinen elenden Gaul einem Knecht und folgte ſeinen Freunden in den Saal zurück. Als er hier ihre verſtörten Mienen näher betrachtete, dauerten ſie ihm, und er nahm ſich vor, ihnen einen fröhlichen Schwank zu bereiten.

„Damit Ihr wißt, daß ich auch Eurer in Güte und Liebe gedenke, habe ich Euch etwas Gutes mitgebracht," ſprach er. „Schafft mir einen Bohrer, und gebt mir ein Stückchen weiches Brod."

Nachdem er Beides erhalten hatte, bohrte er vier Löcher in den Tiſchrand und verſtopfte ſie mit Brodkügelchen. Dann rief er:

„Jetzt tretet mit Euern Bechern heran! Hier iſt Ungar, Cyper, Malvaſier und griechiſcher Wein — wählet nach Belieben!"

Er zog die Brodpfropfen aus den Löchern und alsbald ſprudelte Rebenſaft daraus hervor, den die Zecher bald für ächt erkannten. Sie tranken nach der Reihe und füllten ihre Becher bald mit dieſem, bald mit jenem Wein. Keiner dachte mehr daran, auf welche ſeltſame Weiſe Fauſt unter ihnen erſchienen war, und Alle überließen ſich dem Gefühle, das der Wein in ihnen erregte, als der Sohn des Wirths hereintrat und zu Fauſt ſagte:

„Doctor, was habt Ihr doch für ein gefräßiges Thier, es hat ſchon unſern ganzen Hafervorrath aufgefreſſen, an dem wohl zwanzig Pferde eine ganze Woche ſchier genug gehabt hätten, und doch ſchreit es immer noch mehr."

„Das will ich wohl glauben,“ entgegnete Fauſt, „das arme Vieh hat lange nicht gefreſſen, denn es hatte ſich lange genug vor Prag auf dem Schindanger gelegen.“ —

Da hörte er das Pferd im Stalle laut wiehern.

„Hört Ihr,“ rief Fauſt, „mein Pegaſus wird muthig! Lebt wohl, werthe Freunde, und ſollte einer von Euch nach Prag begehren, ſo wird ihn mein Rappe auch wohl noch hinbringen und in einer Stunde ſind wir dort.“

Keiner aber bezeigte Luſt, einen ſolchen Ritt mit Fauſt zu unternehmen. Während des Abſchieds wieherte der Gaul zum zweiten Male; aber als er zum dritten Male wieherte, da ſchwang ſich Fauſt auf, und dahin raste er im ſauſenden Galopp, daß ſeinen Freunden Hören und Sehen verging. Ein Augenblick — und Roß und Reiter waren nicht mehr zu ſehen. Der Thorwächter meldete am andern Morgen, noch ganz bleich vor Schrecken, dem Bürgermeiſter von Erfurt, daß kurz vor Sonnenaufgang ein Reiter die Straße dahergeſprengt ſei, der habe nicht abgewartet, bis man ihm das Thor geöffnet, ſondern ſei mit ſeinem ſchwarzen Pferde ſo mir nichts, dir nichts, darüber hinweggeſetzt. Eine ähnliche Geſchichte ſoll der Thorwächter von Prag aber auch gemeldet haben.

Fauſt beluſtigte ſich und ſeine Geſellen gern auf Koſten Anderer, manchmal auch, wenn es einen Vortheil galt, deſſen er bei ſeiner Macht und ſeinem Reichthum wohl hätte entrathen können. Einer dieſer Streiche war folgender:

Er hatte einſt von einem Juden in Wittenberg ſechzig Gulden geliehen und ihm eine Verſchreibung gegeben, daß, wenn er ihm die Summe nicht binnen Monatsfriſt wiederzahlen würde, er ihm eines ſeiner Beine zum Pfande laſſen wolle.

Als nun der beſtimmte Tag zur Einlöſung dieſer Verſchreibung erſchienen war, lud Fauſt einige ſeiner Freunde zu ſich. Der Jude kam auch, von einem Glaubensgenoſſen begleitet, allein Fauſt erklärte ihm ſogleich, daß an Bezahlung nicht zu denken ſei, vielmehr wolle er ihm, wie es ausgemacht war, mit einem ſeiner Beine haften. Zugleich legte er ſich auf ein Ruhebett und reichte dem Juden eine Säge, um ihm ein Bein abzunehmen. Fauſt's Weigerung und der Spott ſeiner Freunde reizten den Juden, wirklich Ernſt zu machen; er ſägte ihm das Bein ab, und während der Doctor klägliche Geſichter ſchnitt und wimmerte, verließ Jener, das abgeſägte Bein unter dem Arm, das Zimmer. Unterwegs aber packte ihn die Reue ob ſeiner Frevelthat. Er und ſeine Begleiter beriethen ſich, was ſie wohl anfangen ſollten, wenn Fauſt etwa wegen des allzugroßen Blutverluſtes an der Wunde ſtürbe. Wie ſie nun über die Elbbrücke kamen, da warfen ſie das Bein in den Fluß, um wenigſtens läugnen zu können.

Fauſt aber, welcher durch ſeinen dienſtbaren Geiſt erfuhr, was der Jude gethan hatte, ließ dieſen ſogleich wieder zu ſich berufen, unter Androhung, daß er ihn gerichtlich belangen wolle, falls er ſich weigerte, zu erſcheinen.

„Jude,“ rief er ihm entgegen, „ein Freund hat mir das Geld vorgeſtreckt, das ich dir ſchuldig bin; hier liegt es aufgezählt; jetzt gib mir aber auch mein Bein zurück.“

Der Jude ſagte, daß er das Bein, weil es ja doch nutzlos geweſen ſei, in den Fluß geworfen habe, und war flink darüber her, das Geld einzuſtreichen; nun aber beſtand Fauſt darauf, erſt ſein Bein zurückzuhaben, weil er ſonſt klagbar werden wolle, daß der Jude ihm ſein Pfand vorenthalte. Der arme Mann mußte ſich auf's Bitten legen und gab gern ſeine ganze Forderung auf, um nur aus dem ſchlimmen Handel zu kommen.

Fauſt aber ging ſogleich wieder auf ſeinen zwei Beinen munter einher, ohne daß er das abgeſchnittene aus der Elbe herausgefiſcht hätte.

Einſt war der Doctor mit einigen Studenten von Wittenberg nach Leipzig zur Meſſe gefahren, und ſtrich nun durch die Straßen, um ſich die reichen Kaufmannsgüter anzuſehen.

Als ſie an Auerbach's Keller, in der Nähe des Marktes kamen, waren eben einige Knechte beſchäftigt, ein ſehr großes und ſchweres Faß Wein aus dem Keller heraufzuſchroten. Obgleich ſie alle Kräfte anſtrengten, ſo war es doch nicht möglich, das Faß in die Höhe zu bringen. Fauſt, der mit ſeinen Begleitern ſtehen geblieben war und zuſah, ſagte vor ſich hin, doch ſo, daß man es verſtehen konnte: „das ſind mir einmal ſchwächliche und ungeſchickte Kerle, die ein ſolches Fäßchen nicht heraufzubringen vermögen, das ein einziger tüchtiger Mann auf ſich nähme.“

Wie das die Küfer hörten, ſchalten ſie Fauſt einen Schwadronirer, der ſich lieber um ſein Dintenfaß bekümmern, als hier Maulaffen feil haben ſolle. Die Studenten, die mit Fauſt waren, erwiderten in derſelben Weiſe, und ſo entſtand ein Gezänk, das eben unter der Theilnahme der Umſtehenden in eine Prügelei auszuarten drohte, als der Herr des Kellers erſchien, Ruhe gebot und ſich dann nach der Urſache des Streites erkundigte. Als er dieſe vernommen, wandte er ſich zu Fauſt und ſagte: „Seid ſo gut und macht Euch fort, ſolche Scherze ziemen ſich nicht.“ Fauſt aber entgegnete, daß er nicht habe ſcherzen wollen, und als der Beſitzer des Kellers ihm nun kurz und unwillig antwortete: er möge denn in's Teufels Namen das Faß allein heraufſchaffen, er wolle es ihm alsdann zum Geſchenk machen — da rief Fauſt alle Umſtehenden zu Zeugen auf, ſtieg dann hinunter in den Keller und ſetzte ſich rittlings auf das Faß. Sogleich begann ſich dieſes zu bewegen, und trug den, der darauf ſaß, wie ein Gaul ſeinen Reiter, die Treppe herauf. Die Leute, die es mitanſahen, ſchlugen die Hände über dem Kopfe zuſammen, die Küfer kratzten ſich den Kopf, der Weinhändler ſchrie: es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Fauſt aber ließ das Faß, welches nach aller Anweſenden Zeugniß ihm geſchenkt worden war, in ein Wirthshaus ſchaffen, und zechte den guten Wein, der darin war, mit ſeinen Kameraden und mit vielen Leipziger Einwohnern und Meßfremden, unter lautem Jubel aus.

Als Fauſt ſich einſt zur Zeit der Heuernte in Gotha aufhielt, ging er mit einer Geſellſchaft vor das Thor, nach einem nahegelegenen Dorfe, um ſich dort zu beluſtigen, nachdem ſie in der Stadt wacker gezecht hatten. Sie gingen mitten auf der Landſtraße, als ein Bauer mit einem hochbeladenen Fuder Heu daherkam. Die Andern, bis auf Fauſt, wichen ſeitwärts aus, dieſer aber ging gerade auf den Wagen zu und ſchrie dem Bauer entgegen: er müſſe ihm ausweichen, weil er betrunken ſei. „Weich' aus! ſchrie er, ſonſt freſſ' ich deinen Wagen mit Allem, was dran und drauf iſt!“

Der Bauer aber, der einer von den Groben war, hob die Peitſche und machte ein Geſicht, als wollte er den Betrunkenen wohl auf die Seite bringen; allein Fauſt ſprang um den Bauer herum, und augenblicklich war der Wagen Heu mit ſammt den Pferden verſchwunden. Der Bauer glaubte nun wirklich, Fauſt habe das Alles hinuntergeſchlungen, und da er beſorgte, daß er ein „gleiches Schickſal haben könnte, lief er, was er konnte, unter entſetzlichem Angſtgeſchrei der Stadt zu.

Wie er in der Stadt angekommen war, lief er auf's Rathhaus, wo eben alle Rathsherren verſammelt waren und erzählte, was ihm begegnet war, und bat, daß ſich die Gerechtigkeit ſeiner annehme.

Während dieß geſchah, hatte Fauſt mit ſeiner Geſellſchaft unter ſchallendem Gelächter ſeinen Spaziergang beendet. Der Bauer aber führte einen Haufen Stadtſoldaten, den geſammten Rath und den Bürgermeiſter an der Spitze, zum Thore hinaus, an die Stelle hin, wo ihm das Unglück geſchehen ſein ſollte. Hier aber ſtand der Wagen mit den Pferden ganz wohlbehalten da, und nun riſſen alle die Mäuler ſo weit vor Verwunderung auf, als ob ſie das Kunſtſtück des Schlingens nun ſelbſt verſuchen wollten.

Der Herr Bürgermeiſter nahm die Sache aber nicht leicht. Da er vermuthete, daß der Burſche die Abſicht gehabt haben könnte, mit der hohen Obrigkeit ſeinen dummen Scherz zu treiben, ſo befahl er der Wache, den frechen Bauern zu faſſen, ihn an den Pranger zu ſtellen, und ihm eine tüchtige Anzahl Hiebe zu verabreichen.

Der Herr Bürgermeiſter glaubte dabei ſehr gerecht zu verfahren. Der arme Bauer war anderer Meinung; allein der Stärkere ſiegte auch hier.

Fauſt ſuchte ſich reiche und vornehme Leute zu Freunden zu machen, die ihn dann in Schutz nahmen, wenn Verfolgungen ihn bedrohten, ſo daß er ungeſtört und ohne ſich von der Hölle helfen laſſen zu dürfen, ungeſtört und lange Zeit ſein Weſen an einem und demſelben Orte treiben konnte.

So diente er denn einem reichen Freiherrn zu Eisleben dadurch, daß er alle Vögel und alles Wild in der ganzen Umgegend ſo verzauberte, daß ſie im Garten und im Forſte des Freiherrn ſich ſammelten, wo dieſer ſie bequem jagen konnte, was er auch das ganze Jahr hindurch that, ohne daß der Wildſtand ſich dadurch verminderte.

Eben ſo beliebt wußte ſich Fauſt an dem Hofe des Grafen von Anhalt zu machen, wo er ſich gewöhnlich im Winter aufhielt.

Eines Tages äußerte die Gräfin, daß ſie ein unwiderſtehliches Verlangen nach friſchem Obſte empfände, und daß ſie in der rauhen Jahreszeit nicht wiſſe, wie ſie es ſtillen könne. Fauſt übernahm es ſogleich, dieſem Mangel abzuhelfen und bat die Gräfin, daß ſie ſich nur einen Augenblick gedulden möchte.

Nun ſtand er auf, ließ ſich von einem Diener drei ſilberne Fruchtkörbe geben, und ſtellte dieſe vor das Fenſter; dann kehrte er zur Geſellſchaft zurück und lenkte die Unterhaltung auf andere Gegenſtände, ſo daß Niemand wohl mehr des frühern Geſprächs gedachte.

Als aber der Nachtiſch aufgetragen wurde, befahl er einem Diener, die drei Fruchtkörbe herbeizuholen, welche er vor das Fenſter geſtellt hatte. Der Diener kehrte bald damit zurück, und ſtellte ſie auf Fauſt's Wink vor die Gräfin hin. Die erblickte nun mit Erſtaunen prächtige Aepfel, Birnen und Weintrauben in den Körben, und ſie konnte ihren Wunſch erfüllen und erlabte ſich an den köſtlichen Früchten. Man kann denken, daß ſie dem Doctor dafür zeitlebens gewogen blieb.

Fauſt wurde dringend eingeladen, bis zum nächſten Frühjahr bei dem Grafen von Anhalt zu verweilen. Er nahm es an; ehe er jedoch das Schloß verließ — der anmuthigſte Frühling hatte ſo eben begonnen — trat er mit höflicher Weiſe vor ſeine erlauchten Wirthe hin und ſagte:

„Ich habe bei Euer gräflichen Gnaden ſo viel Gutes genoſſen, daß ich den Muth habe, Euch unterthänig zu erſuchen, mir noch eine ganz beſondere Gnade zu erzeigen, nämlich heut', als an dem letzten Tage vor meiner Abreiſe von Euerm Hofe, mein Gaſt in meinem geringen Landhauſe zu ſein.“

Der Graf und die Gräfin ſahen ihn verwundert an; denn ſie hatten nie gehört, daß er ein Landhaus in der Nähe beſitze. Da ſie jedoch daran gewöhnt waren, daß er das Außerordentliche liebte, ſo ſagten ſie ihm zu, zu kommen, in der Erwartung, daß er ſie angenehm überraſchen würde. Auf ſeinen Wunſch ſetzte ſich der ganze Hof in Bewegung, denn Fauſt verſicherte, daß ſie blos durch den gräflichen Garten zu gehen brauchten, um an Ort und Stelle zu ſein.

Kaum trat nun Graf und Gräfin mit Fauſt aus dem Schloſſe in den Garten, ſo erblickten ſie auch ſchon auf dem wohlbekannten Hügel, der die Ausſicht nach dieſer Seite hin begränzte, ein wahrhaft prachtvolles Luſtſchloß. Als ſie näher kamen, ſahen ſie, daß es von einem tiefen, waſſerreichen Graben eingeſchloſſen war. In dem kriſtallhellen Waſſer plätſcherten die anmuthigſten Gold- und Silberfiſchchen gar luſtig herum, und eine Menge weißer Schwäne ſchwammen gar ſtolz auf dem glatten Spiegel. Die Zugbrücke war niedergelaſſen, das Thor des Schloſſes war weit geöffnet; Alles war feſtlich mit Kränzen und Blumengewinden geziert. Der ganze Weg war mit friſchgepflückten Roſen und Lilien beſtreut, und als das gräfliche Paar die Brücke betrat, erſchallte eine Muſik von unſichtbaren Sängern und Spielern. Im Innern des Schloſſes befand ſich ein weiter Hof; an jeder Ecke erhob ſich ein ſtarker Thurm, von welchen hohe Fahnen und Flaggen herunterweheten. Am Eingange ſtanden gleichfalls zwei Thüren, welche durch eine Brücke oben verbunden waren, und von dieſen hingen zwei prächtige Fahnen hernieder, auf denen die Wappen des Gräflich-Anhalt'ſchen Hauſes geſtickt waren. Um den Hof zogen ſich Reihen von Pomeranzen- und Granatenbäumen, und in der Mitte ſtand eine Gruppe rieſenhoher Palmen um einen ſprudelnden Springquell, welcher aber nicht Waſſer, ſondern duftigen Wein in ein kriſtallenes Becken ergoß. In den Zweigen der Bäume ſaßen liebliche Singvögel, und Goldfaſanen und Pfauen ſtolzirten auf dem Raſen einher. Schmetterlinge mit prachtvollen Schwingen und ſchimmernde Kolibris durchſchwirrten die Luft in allen Richtungen; zwiſchen den Rieſenblättern der Palmen huſchten kleine, poſſirliche Affen, und in eingehegten Zwingern trieben zahme Bären, Gazellen und andere Thiere ihre luſtigen Spiele und näherten ſich den Menſchen, um ſich ſtreicheln zu laſſen.

Nachdem ſie dieß Alles in gehörigen Augenſchein genommen hatten, führte Fauſt ſeine Gäſte aus dem Hofe, durch ein zweites Thor in das innere des Gebäudes. Die Pracht, die ſie hier erblickten, übertraf Alles, was ſie jemals geſehen, oder wovon ſie jemals gehört hatten. Die koſtbarſten Behänge waren auf den Wänden zu ſehen, dazwiſchen prangten herrliche Gemälde von hoher Künſtlerhand; das Geräthe ſtrotzte von Gold und Silber, und den Fußboden deckten die theuerſten Teppiche. Ein Zimmer übertraf immer das andere, bis ſie endlich in einen Saal gelangten, deſſen Fenſter mit dichten, ſeidenen Vorhängen bedeckt waren. Heller aber als das Licht des Tages glänzte ein künſtliches Licht von der Decke hernieder, ſo daß das Auge nicht hineinzublicken vermochte. Die ganze Decke ſtellte einen mit leichtem Gewölk umzogenen Himmel dar, aus welchem ein feiner, zartduftender Regen niederfiel. Der Fußboden war ſpiegelglatter Marmor.

Fauſt führte ſeine hohen Gäſte unter einen Thronhimmel, der aus purem Gold gearbeitet ſchien, und lud dann die Uebrigen ein, auf den im Halbkreis geſtellten Sammtſeſſeln Platz zu nehmen, dann winkte er nur mit der Hand und es ſenkte ſich eine Wolke hernieder, welche auf dem Boden in Nichts zerfloß. Aber eine reichbeſetzte Tafel ward dafür ſichtbar, die mit den ſeltenſten Gerichten und mit den trefflichſten Weinen beſetzt war. Auf unſichtbare Weiſe wurden die Speiſen und Getränke kredenzt, während eine reizende Muſik ſich vernehmen ließ.

Die Gräfin von Anhalt bezeigte Fauſt ihren Beifall. „Aber,“ ſetzte ſie dann hinzu, „ich habe noch keinen Menſchen außer uns in dieſen weiten und herrlichen Räumen wahrgenommen. Die unſichtbaren Hände, welche uns bedienen, laſſen es zwar an nichts fehlen, um uns vollkommen zufrieden zu ſtellen, allein ich wünſchte, Ihr hättet auch ſichtbare Diener, welche das Innere dieſes Prachtgebäudes heimlicher machten.“

Kaum hatte ſie dieſe Aeußerung gethan, als ſich die gegenüberſtehenden Pforten des Saales weit öffneten, und zwölf Paare ſchöner Jünglinge und Jungfrauen hereintraten, welche leicht gekleidet, mit Blumen in den Locken, einen heitern Tanz ausführten. Dies währte bis zum Abend, wo dann die Geſellſchaft aufbrach. Jetzt, als man ſich zum Rückzug anſchickte, wurden die Eingangspforten geöffnet und man erblickte im Hofe zwei Reihen koſtbar gekleideter Mohren, die Fackeln in den Händen trugen. Das Schloß war prächtig erleuchtet, der Springbrunnen im Hofe ſandte eine Feuergarbe zum Himmel, und die Luft war mit einer

Unzahl von Leuchtkäfern bevölkert. Die Fackelträger begleiteten die Gäſte bis an das gräfliche Schloß. Als ſie hier angekommen waren, vernahmen ſie hinter ſich drei ungeheure Kanonenſchläge, und wie ſie ſich umwandten, erblickten ſie das Luſtſchloß, das ſie ſo eben erſt verlaſſen hatten, in lichten Flammen und Tauſende von Raketen und Leuchtkugeln ſich in den Nachthimmel erhoben und durchkreuzen. Das großartigſte Feuerwerk krönte das Feſt; dann löſte ſich Alles in einen roſenfarbigen Duft auf, bis endlich Alles in tiefe Nacht überging. Als ſich der Graf und die Gräfin von ihrem Erſtaunen erholt hatten, waren die Fackelträger verſchwunden und auch Fauſt war nirgend mehr zu ſehen.

Auch bei dem Kaiſer Maximilian II. ſtand Fauſt durch ſeine vermeintliche Kunſt in hohen Gnaden. Als ſich der Kaiſer einſt zur Erholung in Innsbruck aufhielt, war auch Fauſt an ſeinem Hofe und trug nicht wenig zur Unterhaltung und Erheiterung deſſelben bei.

Eines Abends ließ der Kaiſer den Doctor in ſein Gemach beſcheiden und redete ihn — da ſie allein waren — mit folgenden Worten an:

„Fauſt, du haſt mich ſchon ſo viele Proben deiner Zauberkünſte ſehen laſſen, daß ich faſt nicht mehr daran zweifeln mag, daß dir Alles zu vollbringen möglich ſei. Darum möchte ich wohl, daß du mir etwas zuwege brächteſt, was mir große Freude bereiten würde. Ich laſſe es mein eifrigſtes Streben ſein, dem kaiſerlichen Namen jenen Glanz und jene Würde zu erhalten, den er ſtets von allen Zeiten her gehabt hat. Nun ſehe ich aber, daß es noch nie einen herrlichern, des Ruhmes würdigern Fürſten gegeben hat, als Alexander den Großen, der noch als Jüngling die ganze damals bekannte Welt eroberte, und deſſen erhabenes Andenken deßhalb auch nie erlöſchen wird. Ich begehre nun, dieſen hohen Helden, ganz ſo wie er geweſen, mit meinen Augen zu ſehen, ſowie auch ſeine Gemahlin, die nach der Geſchichte eine überaus ſchöne Frau geweſen ſein muß, da ſie ſich der ſchönſte und kühnſte Held zum Weibe erwählt hatte.“

Nachdem Fauſt dieſe Worte des Kaiſers vernommen, erwiderte er:

„Allerdings, mein kaiſerlicher Herr, iſt es nichts Kleines, einen ſo großen und mächtigen Fürſten aus einem Grabe heraufzubeſchwören, welches ſich faſt ſchon vor zweitauſend Jahren über ihm geſchloſſen hat. Aber auf Euer Kaiſerlichen Majeſtät Wunſch und mit Hilfe meiner Kunſt wird er wohl nachgeben müſſen. Wenn Ihr, Herr Kaiſer, befehlt, ſo kann die Beſchwörung ſogleich vor ſich gehen.“

Der Kaiſer willigte ein, und Fauſt löſchte nun mit des Kaiſers Genehmigung die Kerzen aus, und ſprach mit erhobener Stimme die Beſchwörungsformel in einer unbekannten Sprache.

Da trat mitten aus der, dem Seſſel des Kaiſers gegenüberliegenden Wand, der große Welteroberer in der Geſtalt eines noch jugendlichen, überaus ſchönen Mannes, von hohem Wuchs, mit dem Ausdruck des Gebieters im Antlitze, das jedoch von einem ſanften Lächeln wie verklärt wurde. Er war in ein ſeidenes, perſiſches Gewand gekleidet, trug aber auf der Bruſt einen Harniſch von leuchtendem Gold, und auf dem Haupte einen überaus ſchönen Helm. Die Geſtalt neigte ſich dreimal vor dem Kaiſer, welcher ſich unwillkürlich von dem Seſſel erhoben hatte und den hohen Helden gleichfalls begrüßte. Nachdem Alexander wieder verſchwunden war, erſchien ſeine Gemahlin, geſchmückt mit allem Zauber jugendlicher Schönheit, und in ein himmelblaues Gewand gekleidet, das mit Perlen geſtickt war. Auch ſie neigte ſich, bevor ſie verſchwand, mit holdſeligem Lächeln gegen den Kaiſer, der über dieſes Meiſterſtück des Doctors ſo entzückt war, daß er ihm eine ſchwere goldene Kette verehrte.

Nicht immer wendete jedoch Fauſt die ihm von der Hölle verliehene Macht dazu an, ſich bei Andern beliebt zu machen und ihnen Kurzweil zu bereiten, vielmehr berichtet uns die Sage, wie er ſich oftmals boshaft gerächt habe, wie er Unſchuldige geneckt und in Schrecken geſetzt, wie er endlich ſich undankbar und ſchlecht gezeigt. Jedoch erfahren wir auch von manchem edeln Zuge, der uns den Beweis liefert, daß der Keim zum Guten durch die eifrigſte Verführung nicht gänzlich aus dem Gemüthe getilgt werden kann, und daß ſelbſt dem Böſeſten Augenblicke überkommen müſſen, in denen er nur eines kräftigen Anſtoßes bedarf, um ihn wieder der Tugend zurückzuführen.

In dem, was wir jetzt hören werden, ſtellt ſich uns der verirrte Fauſt als ein wahrhaft treuer und uneigennütziger Freund dar.

Er hatte in Wittenberg einen jungen Edelmann kennen gelernt, der ihm durch ſein artiges und heiteres Weſen ſehr wohlgefiel, obgleich er an den wilden Gelagen, die Fauſt mit ſeinen Freunden hielt, niemals Theil zu nehmen pflegte. Nachdem dieſer junge Mann ſeine Studien ehrenvoll beendet hatte, trat er die Verwaltung der anſehnlichen Güter an, die ihm ſein Vater hinterlaſſen hatte und heirathete ein junges Fräulein, mit dem er ſehr glücklich lebte.

Nachdem ihm ſo einige Jahre verfloſſen waren, kam ihm der Gedanke, eine Fahrt nach dem gelobten Lande zu unternehmen. An der türkiſchen Gränze wurden ſie aber von Räubern überfallen, ihrer Habſeligkeiten beraubt, in ein fernes Land geſchleppt und hier den Ungläubigen als Sclaven verkauft. Dies harte Loos war den Meiſten nicht möglich zu ertragen; ſie wurden bald eine Beute des Todes. Der junge Edelmann allein lebte fünf Jahre in der härteſten Sclaverei. Er kümmerte ſich ſehr, wenn er an den Schmerz ſeiner Gattin dachte, denn ſchon lange war der Zeitraum vorüber, den er zu ſeiner Reiſe beſtimmt hatte.

Die arme Frau hatte lange in Schmerz und Kummer der Rückkehr ihres Gatten geharrt; als ſie aber nie erfolgte, ſo konnte ſie nicht länger daran zweifeln, daß der Ritter geſtorben, und entſchloß ſich, einem andern, tapfern Manne ihre Hand am Altare zu reichen. Die Hochzeit war ſchon anberaumt, als Fauſt zufällig davon erfuhr. Sogleich gab er dem Mephiſtopheles den Befehl, daß er Erkundigung einziehen ſolle, ob der Ritter noch am Leben ſei, und ihn in dieſem Falle ſogleich zur Stelle zu ſchaffen.

Mephiſtopheles war der Auftrag zwar nicht ganz recht, denn er bot ſeine Beihilfe in der Regel nicht zu guten Werken, wie dieſes eines war — allein dem Befehl ſeines Herrn durfte er nicht widerſtreben. Er brauchte nicht lange zu wittern, ſo hatte er den armen gefangenen Ritter auch ſchon aufgefunden und entführte ihn aus dem Lande der Ungläubigen in ſeine Heimath. Auf dem Schloſſe war Alles bereitet und die Trauung ſollte ſo eben vollzogen werden, als Fauſt mit ſeinem Freunde erſchien. Die Frau erkannte ihren Gatten ſogleich, obgleich ihn das Elend der langen Sclaverei ſehr entſtellt hatte. Sie freute ſich aufrichtig ſeiner Rückkehr, denn ſie hegte wahre Liebe zu ihm. Der andere Freier aber war ein rechtſchaffener und beſonnener Mann, und ließ, wenn gleich mit Trauer im Herzen, den zurückgekehrten Gatten in ſeine Rechte wieder eintreten.

Fauſt wurde ſeiner wunderſamen Hilfe wegen von beiden Eheleuten mit Dankſagungen überſchüttet, denen er ſich aber ſchnell entzog, um nicht der Rührung in ſeinem Herzen Raum zu geben, die zu ſeiner ſonſtigen Handlungsweiſe nicht gepaßt hätte, und die er in ſeinem Wahne befangen, für eine dem Menſchengeſchlechte anklebende Schwächlichkeit betrachtete.

Obgleich Fauſt überall und nirgends war, das heißt, vermöge ſeiner Zauberkraft ſich an jeden beliebigen Ort im Augenblicke hinverſetzen konnte, ſo betrachtete er doch Wittenberg ſtets als ſeine eigentliche Heimath. Er beſaß hier ein Haus, das er auf das Prächtigſte eingerichtet hielt. Der Garten war von einer hohen Ringmauer eingeſchloſſen, um ihn, ſo wie das Innere ſeines Hausweſens, den Blicken Neugieriger zu entziehen. Deßhalb ließ er auch ſeinem Hauſe von Außen das ſchlichte Anſehen einer gewöhnlichen Bürgerwohnung, und

und entfaltete den Glanz nur ſtets nach Innen. Nur ſeinen Freunden geſtattete er Anblick und Genuß aller der darin verſchloſſenen Herrlichkeiten.

Um ihn in ſeinen magiſchen und aſtrologiſchen Studien zu unterſtützen, die Fauſt nie aufgab, damit er ſich in ſeiner Herrſchaft über die Geiſter immer mehr befeſtigte, hatte er einen fähigen und überaus verſchwiegenen jungen Mann, Namens Chriſtoph Wagner, ſich zugeſellt und ihn zu ſeinem Famulus ernannt. Wagner, ſo berichtet uns die Sage, ſoll der Sohn eines Geiſtlichen in Waſſerburg geweſen ſein, und war ſeinem Vater, der ihm zu ſtrenge ſchien, entlaufen. Fauſt nahm ihn als einen armen fahrenden Schüler bei ſich auf und er war ſein einziger Hausgenoſſe, der um alle ſeine Geheimniſſe wußte. An Dienerſchaft fehlte es Fauſt niemals; denn außer Mephiſtopheles gebot er noch über eine große Menge niederer Geiſter, die jede Geſtalt annehmen konnten, welche er ihnen geben wollte. Gewöhnlich war ein ſolcher Geiſt in Geſtalt eines ſchwarzen zottigen Hundes um ihn, den er Präſtigiar nannte. Dieſer Hund diente Allen, die ihn ſahen, durch ſeine übernatürlichen Kunſtſtücke, zur ergötzlichen Kurzweil. Auch Wagner erhielt einen beſondern Geiſt zu ſeiner Bedienung, der Auerhahn genannt wurde und gewöhnlich in der Geſtalt eines Affen erſchien.

Wenn nun die magiſchen Künſte, die Fauſt verübte, ihm allgemein Bewunderung erwarben, ſo waren es ſeine hohen Kenntniſſe nicht minder, welche ihm großen Ruhm verſchafften. Er machte fortwährend Kalender, denen man es nachrühmte, daß ſie die vollſtändigſten und zuverläſſigſten waren, die man bis dahin gekannt hatte. Auch als Arzt zeichnete ſich Fauſt aus; doch diente er als ſolcher nur Leuten, denen er beſonders wohl wollte. Für gewöhnlich übte er die Heilkunde nicht, weil es ihm im Ganzen keine Freude machte, ernſtlich und anhaltend Gutes zu wirken und weil er nicht nöthig hatte Geld zu verdienen.

So wurde denn Fauſt nach und nach älter; und mit dem Alter kam der Ernſt und das Nachdenken. Je näher er die Zeit ſeines Todes heranrücken ſah, deſto mehr gelangte er zu der Ueberzeugung, daß alle weltlichen Freuden und Genüſſe, welche ihm das ſchreckliche Bündniß mit Satan zu Theil werden ließ, doch nur Trug und falſcher Schein ſeien und keine Zufriedenheit im Innern hervorzurufen vermögen. Dieß erregte einen Trübſinn bei ihm, dem er lange Zeit zur Beute blieb; er grübelte über dieß und das und konnte es zu keinem Entſchluſſe bringen.

Zu jener Zeit, als Gott in ſeinem Langmuthe in dem Sünder ſolche Gedanken erregte, belebte er auch einen alten Mann, der in Fauſts Nachbarſchaft wohnte und der ſeinem frommen Ende mit freudiger Hoffnung entgegenſah, daß dieſer ſich aufmachte, um den Doctor zu warnen und ihn von ſeinem verruchten Leben abzubringen. Der Greis, obgleich weder gelehrt noch hochgebildet, folgte der innern Stimme, und machte ſich eines Tages auf, um ſeinem Nachbar in's Gewiſſen zu reden.

Fauſt empfing den wackern Alten barſch und unfreundlich. Als ihm aber der Greis mit ſanften Worten verkündigte, daß er ſich durch eine Stimme Gottes in ſeinem Herzen berufen fühle, vor ſeinem bald bevorſtehenden Ende einen Verſuch zu machen, Fauſts Gewiſſen zu rühren — da faßte ihn dieſer freundlich an der Hand, führte ihn in ſein Studirzimmer und unterredete ſich lange und angelegentlich mit ihm. Alle Liſt eines ſcharfen Verſtandes, ſelbſt die Einflüſterungen Satans waren nicht im Stande, das kindlich fromme Gemüth von ſeinem Glauben abzuziehen; der Greis überwand jeden Zweifel und Widerſpruch und als er von ſeinem unglückſeligen Nachbar fortgegangen war, mußte dieſer unter heißen Thränen auf ſeine Knie niederſtürzen. Er rang im Herzen um ein Gebet, um einen Nothſchrei zu ſeinem Gott, aber Hoffart und Verblendung ließen ſein beſſeres Selbſt nicht emporkommen; Fauſt konnte nicht mehr Gott um Erlöſung anrufen, er war zu verſtrickt in der Argliſt der Hölle. Endlich übermannte ihn die Verzweiflung; er ſprang auf vom Boden und rief wild: „Satan, gib mir meine Handſchrift!“

Ein wildes Hohnlachen durchdröhnte das Haus und in Rauch und Flammen erſchien ihm der Fürchterliche wieder, den er ſchon zweimal geſehen hatte. Fauſt ſuchte allen ihm inwohnenden Muth zuſammen zu faſſen und ſtieß die Worte heraus:

„Im Namen des dreieinigen Gottes, gib mir meine Handſchrift zurück!“

„Hier haſt du ſie!“ ſchrie Satan und warf ihm eine Pergamentrolle hin.

Fauſt ergriff ſie, erkannte ſeine Handſchrift, ſein Blut, und mit hochklopfendem Herzen ſie zerreißend, warf er die Stücke in das flackernde Kaminfeuer.

„Gottlob! ich bin frei!“ ſtöhnte er erſchöpft.

Aber Satan grinſte ihn ſcheußlich an: „Frei? ich bin es — nicht du! Wir ſind dir zu nichts mehr verpflichtet; unſer Pact iſt aufgehoben; unſer Recht aber iſt geblieben. Glaubſt du denn, die Hölle habe dir umſonſt gedient? Meinſt du Satan zu überliſten? Zehn Jahre haben wir jede deiner Launen erfüllt — vier und zwanzig Jahre — ein Jahrhundert, das iſt Alles gleich im Meere der Ewigkeit. Beuge dich nieder in den Staub, krieche, wie es deinem elenden Geſchlechte ziemt, nähre dich im Schweiße deines Angeſichts, trage mit frommen Seufzern alle Plagen, mit denen meine Rache ſchon in dieſer Zeitlichkeit dich heimſuchen wird — führe ein elendes Leben, bis deine Stunde geſchlagen haben wird, und dann fordere ich dich vor den Stuhl deſſen, der Recht ſpricht und lege die Rechnung deiner begangenen Frevel und Sünden ihm vor und dann Bundbrüchiger! du, der abgefallen vom Himmel und Hölle, dann —!“

Fauſt gerieth außer ſich in wahnſinniger Verzweiflung. Er ſah, daß er unwiederbringlich verloren war — er zweifelte an der Barmherzigkeit des Allmächtigen — er fluchte der Unvollkommenheit aller menſchlichen Creatur — er wollte ſeinen Pact mit der Hölle erneuert ſehen und noch einmal Macht über ſie gewinnen. Aber Satan lachte voll Hohn und grimmigen Spott und verweigerte ihm ſeine Dienſte. Fauſt drang nur deſto ſtärker und heftiger darauf, und endlich fügte ſich der Böſe.

„Ich gehorche dir, ſprach er, wenn du noch einmal mit deinem Blute dich uns verſchreibſt. Mit ſtolzem Trotze gefällſt du mir und ich will mich deinem Willen fügen.“

Fauſt aber ſchrieb noch einmal, da er ſich nicht beugen mochte der Gnade Gottes, denſelben ſcheußlichen Pact und betrat wieder den Weg des ewigen Verderbens.

Fauſt wurde jetzt immer nur menſchenfeindlicher und mißgeſtimmter. Die Verzweiflung an der göttlichen Gnade und an ſich ſelbſt verwandelte ſich in ſeinem Herzen zu einem tiefen Haß gegen Alles, was ſich dem Himmel in Liebe und Andacht zuwandte. Auf den frommen Nachbar, welcher ihn vom Wege des Verderbens hatte abziehen wollen, kehrte er zunächſt dieſen Haß, weil er ihn für die Urſache der Verſchlimmerung ſeines Zuſtandes hielt. Er nahm ſich vor, ihn mit der gehäſſigſten Wuth zu verfolgen.

Er befahl ſeinem Diener Mephiſtopheles, den alten frommen Mann mit allen erdenklichen Qualen heimzuſuchen, allein der Teufel ſagte ihm ſogleich, daß er da nur ſehr wenig ausrichten werde. Als Fauſt aber auf ſeinem Willen beſtand, ſo verfügte ſich eine Schaar dienſtbarer böſer Geiſter in der nächſten Nacht in das Haus des Greiſes, um dort einen fürchterlichen Lärm zu machen. Der fromme Mann dachte gleich, daß er dieſen Lohn von Fauſt, für ſeinen wohlgemeinten Bekehrungsverſuch, erhalte und betete nur deſto inbrünſtiger zum Himmel. Der Lärm währte aber deſſen ungeachtet fort, als wenn Alles in Trümmern gehen ſollte; da begann der Alte ein frommes Lied und ſang es mit lauter Stimme getroſt bis zu Ende. Dieß vertrieb die teufliſche Schaar und die Ruhe trat wieder im Hauſe ein.

Als Fauſt die Meldung erhielt, wie wenig die Macht der Hölle gegen wahre und ächte Frömmigkeit auszurichten vermöge, da ſchäumte er vor Wuth; als aber kurz darauf ſein Famulus Wagner zu ihm eintrat und ihm erzählte, daß man dieſen Morgen ſeinen alten Nachbar todt in ſeinem Bette gefunden habe, da freute er ſich wieder, denn er meinte, durch ſeine hölliſchen Künſte habe er dem alten Frömmler das Leben geraubt. Der aber war nach dem Abzug der Höllengeiſter und nach Beendigung des frommen Liedes, das jenen bewirkte, ſanft und ſelig in dem Herrn entſchlafen.

Fauſt that Alles, um ſeine mehr und mehr um ſich greifende üble Laune zu zerſtreuen, und umgab ſich mit Pracht und Glanz und feierte die herrlichſten Feſte und Gelage. Die Zauberei that ihm dabei die thätigſten Dienſte und die unglaublichſten Dinge trugen ſich bei dergleichen Gelegenheiten zu. Bald fing der gebratene, herrlich zubereitete Kalbskopf zu blöken an; oftmals ſprach er ſogar zum großen Schrecken derer, die davon eſſen wollten. Manchmal ertönte eine Muſik von unſichtbaren Inſtrumenten, nach deren Takt die Flaſchen und Gläſer auf dem Tiſche zu tanzen begannen; auch die Gäſte wurden von der Luſt ergriffen und walzten ſo lange, bis ſie vor Müdigkeit umfielen. Bald mußten Hähne der Geſellſchaft Liedchen vorkrähen oder große Affen die Geige ſpielen; andere Affen erſchienen auf des Doctors Ruf und tanzten gar zierliche Weiſen. Einmal ergriff Fauſt eine mit Leim beſtrichene Stange und hielt ſie zum Fenſter hinaus, wo dann Lerchen, Schnepfen und Krammetsvögel von allen Seiten herbeiflogen, ſich auf die Stange ſetzten, und ſo fangen ließen. Als einſt während eines luſtigen Gelages Schnee gefallen war, wünſchte Fauſt einen Schlitten herbei, der auch ſogleich in der Geſtalt eines feuerſpeienden Drachen erſchien. — Der Doctor ſetzte ſich dieſem Ungeheuer auf den Kopf, die Gäſte nahmen den Schuppenleib ein und auf den Schweif hockte eine Unzahl von Affen, welche die gräulichſte Muſik erſchallen ließen. So durchzog die ausgelaſſene Geſellſchaft alle Straßen Wittenbergs, zum weidlichen Ergötzen der Leute; aber viele gingen dem Schlitten aus dem Wege und bekreuzten ſich.

Fauſts Hang zum Umherſchweifen legte ſich nie. Noch in den letzten Jahren ſeines Lebens war er auf lange abweſend; Niemand wußte ſo eigentlich, wo er damals ſein Weſen trieb. Die Sage berichtet, daß er im tollen Wahne vom Teufel gefordert habe, die griechiſche Fürſtentochter Helena, die einſt wegen ihrer großen Schönheit berühmt war und den trojaniſchen Krieg anfachte, aus ihrem dreitauſendjährigen Grabe zu erwecken, und ihm zuzuführen. Nachdem der Teufel dieſen Auftrag vollführt hatte, ſoll ſich Fauſt mit ihr in ein fernes ſchönes Land des Südens begeben haben, wo er den ganzen Reſt ſeines irdiſchen Daſeins wie einen beglückenden Traum ſich umgeſtaltete, aus dem ihm ein furchtbares Erwachen bevorſtand.

Unterdeſſen ſtudirte Wagner emſig in Fauſts Bibliothek, und bewirthſchaftete ſeine Beſitzung als ein treuer, ſeinem Herrn aufrichtig ergebener Diener. Er dachte, daß Fauſt vielleicht nimmer wiederkehren würde und war nicht wenig erſtaunt, ihn einſt plötzlich vor ſich erſcheinen zu ſehen.

Der Doctor ſah bleich und verſtört aus; ein peinliches Anliegen ſchien ihn zu drücken. Die ſorgenloſe Ruhe, die er in ſeiner Zurückgezogenheit genoſſen hatte, ließ ihn nicht an die Zeit denken, die er auf dieſe Weiſe verlebte; jetzt war er da, um zu erfahren, wie viel Zeit ihm noch zu leben übrig bleibe. Mit Entſetzen vernahm er von ſeinem Famulus, daß abermals zehn Jahre verſtrichen waren.

»Zehn Jahre! ſeufzte der Doctor erbleichend und ſchlug ſich mit der geballten Fauſt vor die Stirne, und er befahl, daß man einen Notar herbeiſchaffe, um ſein Teſtament aufzuſetzen. Hierin vermachte er ſeinem Famulus Wagner Alles, was er beſaß, und verlangte dafür nur, daß derſelbe getreulich bis an ſein bevorſtehendes Ende bei ihm ausharren ſolle und nach ſeinem Tode ſein Leben und ſeine Thaten der Wahrheit gemäß aufzeichne und veröffentliche.

Solches ſoll Wagner nun gewiſſenhaft erfüllt haben und durch ihn ſollen dieſe Nachrichten für ſpätere Zeiten aufbewahrt worden ſein, deren ſich jedoch die Sage im Munde des Volks bemächtigte und ſie ſo geſtaltete, wie wir ſie jetzt kennen. —

Am ſpäten Abend war's, da ſetzte ſich der Doctor in ſein enges, gothiſches Studirzimmer, um zu rechnen, wie lange er noch zu leben habe. Da fand er denn, daß ihm in Allem nicht mehr als dreißig Tage noch übrig blieben. Mit Schrecken überſah er die Rechnung noch einmal, um vielleicht einen Fehler zu entdecken; da erbebte aber das ganze Haus von einem fürchterlichen Knall, und als Fauſt aufſprang und ſich umblickte, da ſtand wieder die Geſtalt vor ihm und ſprach aus Dampf und Flammen zu ihm:

„Menſch, du weißt, daß deine Zeit in wenigen Tagen abgelaufen iſt; ich komme, um dir unſer Bündniß zu kundigen. Du darfſt nicht ſagen, daß ich dich verlockt habe, du ſelber haſt mich gerufen durch mächtige Beſchwörungen, denen wir Geiſter der Unterwelt nicht widerſtehen können. Fauſt, du biſt von mir geladen und gefordert zum Tage des Gerichts vor den Stuhl des Allerhöchſten, damit er richte zwiſchen mir und dir!“

Dieſe mit einer furchtbaren Stimme ausgeſprochenen Worte erſchütterten alle Nerven Fauſts ſo ſehr, daß er auf ſein Angeſicht niederſtürzte. Die Erſcheinung war verſchwunden. Wagner hatte ein entſetzliches Krachen vernommen und eilte in das Gemach ſeines Herrn, den er noch bewußtlos am Boden liegen fand. Er bemühte ſich ihn wieder zu ſich zu bringen und nach langer Zeit gelang es ihm; aber Fauſt war ganz umgewandelt, ſein frecher Trotz war gebrochen, er war kleinmüthig und ſchrie furchtſam. Er weinte wie ein Kind um ſein verlorenes Leben, lief wie wahnſinnig umher, zerraufte ſein Haar und ſtieß Flüche gegen ſich ſelbſt aus. Dann ſank er erſchöpft, zitternd und weinend ſeinem Famulus in die Arme. Vergebens ſprach ihm Wagner Troſt zu und bat ihn ſich zu ermannen. Er ſchlug ihm vor, ſeine früheren Freunde einzuladen und ſich beim frohen Mahl die Zeit zu vertreiben und die Grillen zu verſcheuchen. Aber Fauſt wies dies Erbieten mit Abſcheu zurück. Als nun Wagner mit einiger Schüchternheit davon ſprach, daß er einen würdigen Geiſtlichen herbeirufen wolle, weil er wohl beſorgte, daß dies Fauſt aufbringen würde, da brach der Unglückliche in die Worte aus:

„Für mich gibt es keine Rettung im Himmel und auf Erden!“

Allein er ließ es doch geſchehen, daß man nach dem frommen Manne ſchicke.

Der Geiſtliche, an den ſich Wagner ſogleich wandte, begab ſich noch in derſelben Nacht zu Fauſt. Dieſer empfing ihn ernſt und ruhig, erzählte ihm offen den ganzen Gang ſeines Lebens und fragte ihn dann, ob es noch einen Troſt für ihn gebe. Der Geiſtliche konnte ihm nicht vorenthalten, daß er ein großer Sünder ſei; allein er ſtellte ihm auch vor, wie gränzenlos die Gnade und Erbarmniß Gottes ſei. Er ermahnte ihn mit ſtrengen Worten voll Feuer und Kraft; er zeigte ihm, wie er der Lüge gefröhnt habe, und lediglich um weltlichen Vortheil und um einiges vorübergehenden Anſehens zu genießen, ſich der Lüge und der Miſſethat ſchuldig gemacht und ſogar ſich des Rechtes über ſeine unſterbliche Seele im frevelhaften Wahne angemaßt habe. Er ermahnte ihn, in ſich zu gehen und ſich als reuiger Sünder dem höchſten Herrn des Himmels vor die Füße zu werfen.

„Er iſt nicht ſtolz“ — beendete der fromme Mann ſeine ſtrenge Ermahnung — „daß er dich nicht aufheben ſollte; denn der Stolz iſt eben das Böſe. Er iſt nicht beleidigt durch dich, denn du armer Erdenwurm biſt viel zu ſchwach, als daß du ihn hätteſt jemals beleidigen können; deine Sünde liegt in deiner Schwäche, aber aufrichtige Reue und Buße kann dir alle Kraft deiner Seele wiedergeben, eine Kraft Gottes, den Lockungen, der Liſt, dem Hochmuthe des Satans Widerſtand zu leiſten.“

Fauſt ſchwieg und war in tiefes Sinnen verſunken. Er dankte dem Geiſtlichen für ſeinen edeln Zuſpruch und entließ ihn, nachdem er ihn noch gebeten hatte, ihn wieder zu beſuchen. Dann legte er ſich nieder und ein linder und ſtärkender Schlummer kam über ihn, wie er ihn lange nicht mehr gekannt hatte.

Von nun an hatte Fauſt noch ſchwere Kämpfe zu beſtehen. Zu ſtark war des Satans Macht in ihm, als daß ſie die frommen Saaten, die nur noch oberflächlich in ſeinem Gemüthe haften konnten, nicht bald wieder zerſtörte. Als Fauſt über dasjenige, was ihm der Geiſtliche geſagt, weiter nachdachte, ſo begann er auch wieder in ſeine früheren Zweifel zu verfallen. Der Gedanke, daß ſein ganzes Leben dem Trug und dem Leben ergeben geweſen ſein ſollte, empörte ihn.

„Bin ich,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „nicht beſſer als tauſend andere Menſchen? Wer kann ſich mit mir an Verſtand und Einſicht in die ſchwierigſten Wiſſenſchaften vergleichen? Und ich ſollte mich für ſchwächer und elender halten, als den dummen Bauer, welcher gedankenlos hinter dem Pfluge herkeucht, blos weil er betet und in die Kirche geht? oder weil er keinen Umgang mit Geiſtern hegt, er, der von ſeinem eigenen Geiſte nichts weiß?“

Dergleichen Gedanken brachten Fauſt wieder in ſeine troſtloſe Stimmung; ſein innerer Widerſpruch wurde immer ſtärker dadurch genährt. Er legte ſich unruhig zu Bette und vermochte kein Auge zuzuthun; immer vernahm er die Stimme des böſen Feindes, der ihn verhöhnte und ihm zurief: er ſolle auf ſeine alten Tage kein Betbruder werden. „Hätte ich gewußt,“ rief der Teufel in ihm, „daß es mit dir ein ſo gemeines, klägliches Ende nehmen würde, ſo hätte ich mir nicht ſo viel Mühe um dich gegeben.“ Dann warnte er ihn wieder, er möge doch dem Pfaffen kein Gehör geben; verſprach ihm noch viele Luſt hienieden und ermahnte ihn, lieber als großer, trotziger Sünder zu ſterben, als ſich in Reue zu krümmen und als einſt Gefallener ſchnöde begnadigt zu werden.

Dieſe inneren Stimmen, die ſtets fort und fort um ihn tönten, vermehrten nur ſeine Verzweiflung. Seine Schwäche, wie er es nun nannte, obgleich doch die Rückkehr zum Guten, wenn ſie ihm noch möglich, Stärke geweſen wäre, kränkte ihn tief. Er bewunderte Satan und hielt ihn für groß, da er es wagte, ſich Gott ſelbſt ſo frech entgegenzuſtellen; er beſchloß auch, ſich zu ſolcher vermeintlichen Größe zu ermannen und das über ihn verhängte Gericht mit verbiſſenem Ingrimm zu erdulden. Nur ſelten noch erbebte er vor dem Zorne des Ewigen, nur ſelten noch ſchauderte er vor dem Gedanken zurück, mit dem im Sündenpfuhle herrſchenden Teufel Gemeinſchaft gepflogen zu haben. So wich das Gute immer mehr von ihm; ſeine Frechheit wuchs in demſelben Grade; er wollte ſchnell über die Spanne hinwegſetzen, die ihn noch von der Ewigkeit trennte, um ſein Schickſal im Augenblicke kennen zu lernen. Schon hatte ſeine Hand das Giftfläſchchen ergriffen; als er es aber an die Lippen brachte, da ſchauderte er zurück; es kam ihm vor, als fühlte er ſchon die glühenden Krallen der Teufel, die ſich ſeiner bemächtigten; weit weg ſchleuderte er das Gift, und ohnmächtig ſank er in ſeinen Seſſel zurück.

Solcher Zuſtand kehrte oft wieder; manchmal überraſchte ihn der fromme Geiſtliche, die Unterredungen mit ihm erhoben des Doctors Muth für den Augenblick und bewältigten die Gegengründe, welche ſein Verſtand gegen das Wort Gottes zu erſinnen ſuchte. Dann aber vertiefte er ſich wieder in unſelige Studien, die einen neuen Hochmuth in ihm nährten, der darin beſtand, daß er vermeinte, er würde mit der Liſt der Hölle einen ſiegreichen Kampf um ſeine Seele beſtehen können. Obgleich der Geiſtliche es ihm unterſagt hatte, ſo rief er doch in ſeinem Frevelmuthe den Fürſten der Finſterniß wieder vor ſich. Allein dieſer höhnte ihn nur in der ſchon bekannten Weiſe, und Fauſt wurde nach jedem ähnlichen Verſuche nur immer troſtloſer und verzweifelnder. Mehrmals wollte er ſich wieder den Tod geben, aber immer hielt ihn die Angſt vor den Schreckniſſen der Hölle davon zurück. Der Geiſtliche gab es immer noch nicht auf zu ermahnen, wenn er gleich ſchon längſt die Hoffnung aufgegeben hatte, dies verwilderte Gemüth zu retten.

Vor ſeinem Lebensende ſoll Fauſt noch einen wunderſamen Traum gehabt haben.

Er hatte an jenem Abende anhaltend in der Bibel geleſen und ſich dann angekleidet auf das Bett geworfen. Bald war er von Schlummer umfangen und es kam ihm im Traume vor, als höre er Muſik. Er ſah, wie das Zimmer ſich mit ſchönen aber bleichen und ernſten Geſtalten füllte, welche auf Poſaunen blieſen. In der Mitte aber, gerade vor ihm, ſtand ein leuchtender, majeſtätiſcher Jüngling, der trug ein flammendes Schwert in ſeiner Rechten und ſprach:

„Das Ende deiner Tage iſt bald herangekommen; ergib dich in den Rathſchluß des Allmächtigen. Die Hülle der Sterblichkeit wird von deinen Augen fallen und du wirſt erkennen was Recht, was Unrecht iſt. Ergib dich dem Gerichte Gottes, denn es ſteht geſchrieben: Der Herr iſt langmüthig und von großer Barmherzigkeit und vergibt Miſſethat und Uebertretung und läßt Niemand ungeſtraft!“

Da ſchrie Fauſt im Schlafe: „Ach, die Zahl meiner Sünden iſt zu groß, ich bin nicht werth, daß Gott ſich meiner Sünden erbarmen ſollte!“

Wagner war über das hereingetreten, um nach Fauſt zu ſehen und hielt ihn, der ſich ſehr unruhig geberdete, in ſeinen Armen. Er hatte aber von der Erſcheinung nichts geſehen, wohl aber hörte er noch die Worte, die Fauſt im Schlafe geſprochen.

Nach dieſem Traume war Fauſt ruhig und ſogar heiter geworden; aber Niemand als ſein Famulus durfte zu ihm kommen, ſelbſt den frommen Geiſtlichen ließ er nicht mehr vor ſich. Dieſer war darüber ſehr traurig, weil er daraus ſchloß, daß ſeine Bemühungen um Fauſts Seelenheil vergeblich geweſen ſeien, allein er ließ dennoch nicht ab, ſtets für daſſelbe recht inbrünſtiglich zu beten.

„Wohl iſt es wahr, ſprach der gute, würdige Geiſtliche zu ſich ſelbſt, daß eher ein Kameel durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in's Himmelreich eingeht. Welch' einen reichen, mächtigen Geiſt hat dieſer Fauſt und eben dieſer Reichthum ward ihm zum Verderben!“

In der letzten Nacht vor ſeinem Ende erſchien der Satan noch einmal vor Fauſt, mit ſchnödem Frohlocken. Er zeigte ihm ſeine Handſchrift, ſeinen mit Blut gezeichneten Namen und rief dabei: „Du biſt der Meine! dein Ende wird ſchrecklich ſein! Morgen um Mitternacht ſei bereit!“

Der Doctor erhob ſich noch einmal in ſeinem ganzen Stolze und erwiderte: „du wirſt mich bereit finden!“

Am Morgen des Tages, der ſein letzter hienieden ſein ſollte, trug Fauſt ſeinem Famulus auf, alle ſeine Freunde und auch den frommen Geiſtlichen, welcher ſich ſeiner angenommen hatte, zu ſich einzuladen. Keiner blieb aus; denn ſie waren alle neugierig ihn wieder zu ſehen, um ſo mehr, da ſich das Gerücht von ſeinem bevorſtehenden Ende verbreitet hatte. Als alle beiſammen waren, trat Fauſt ganz heiter unter ſie und bat ſie, mit ihm einen Spaziergang nach dem nahe gelegenen Dorfe Timlich zu machen. Dort beſtellte Fauſt im Wirthshauſe ein gutes Mittagsmahl, das ſie unter heitern Geſprächen einnahmen, jedoch ohne jene Ausgelaſſenheit, welche ſonſt bei des Doctors Gaſtmählern den Vorſitz zu führen pflegte.

Fauſt erkundigte ſich nach Allem, was, während er abgezogen von der Welt gelebt, ſich in Wittenberg zugetragen hatte, auch fragte er nach dieſem und jenem Bekannten, den er unter den Geſellen vermißte. Er ſagte, er habe ſehr entlegene Länder bereiſt, und wäre unterdeß ohne alle Nachricht aus der Heimath geblieben. Unter allerlei Geſprächen war der

Abend herangekommen und einige von den Anweſenden trieben zum Aufbruch. Da ſtand Fauſt mit einer feierlichen Miene auf und ſagte:

„Lieben Freunde, ich bin Euch in frühern Zeiten ein guter Genoſſe geweſen und Ihr Alle habt, wie Ihr wohl zugeben werdet, manches Gute von mir gehabt; daß ich noch in freundlichem Andenken bei Euch ſtehe, das bezeugt mir unſer heutiges Beiſammenſein. Wir ſind Alle in der Zeit, daß wir uns nicht geſehen, älter geworden, und mancher von Euch wird ſeine früheren Anſichten wohl geändert haben. Was mich betrifft, ſo weiß ich aus mancherlei Anzeichen, daß heute der letzte Tag meines Lebens gekommen iſt und ich bitte Euch daher inſtändig, mir die letzte Liebe und Freundſchaft zu erweiſen und bei mir auszuharren, bis mein Stündlein gekommen ſein wird; hernach auch für ein ehrliches Begräbniß meines Leichnams zu ſorgen. Ihr habt die Herrlichkeit meines frühern Lebens geſehen, ſeid nun auch Zeugen der Schrecklichkeit meines Endes und beherzigt daſſelbe. Uebrigens laßt dieſe Worte nicht Eure Heiterkeit ſtören, ſondern laßt ſie nur ſo viel bewirken, daß Ihr heute bei mir ausharrt.“

Die meiſten Freunde verſprachen bei ihm zu bleiben; nur zwei oder drei gaben Geſchäfte vor und gingen fort. Die, welche blieben, waren tief ergriffen von ſeinen Worten und baten ihn, ſich doch ſolcher traurigen Vorſtellungen zu entſchlagen und noch auf ein langes Leben zu hoffen. Er ſtehe ja noch in den kräftigſten Jahren des Menſchenlebens. Fauſt ſagte darauf nichts und bat ſie, es nur mit ihm abzuwarten.

Hierauf ließ er die Mahlzeit auftragen und begann heitere und anziehende Geſpräche, die er ſo lebhaft führte, daß dadurch der trübe Eindruck ſeiner frühern Anrede faſt gänzlich wieder verwiſcht war. Die Meiſten dachten, es ſei nur ſo eine Anwandlung geweſen und er ſelbſt denke nicht weiter daran. Da ſchlug die Uhr auf dem Kirchthurm Elf. Fauſt erhob ſich, ergriff ein volles Glas und ſprach:

„Freunde! auf eine gute Zukunft!“

Hierauf ſagte er zu dem Geiſtlichen: „Erzählt den Freunden Alles, was Ihr von mir wißt, und lebt wohl! lebt alle wohl! Keiner, dem ſein Leben lieb iſt, folge mir! Ich hoffe, wir ſehen uns noch wieder!“

Mit dieſen Worten entfernte ſich Fauſt und begab ſich in ein Gemach des obern Stockwerks. Der Geiſtliche erzählte nun ſogleich auf eindringliche Weiſe Alles, was zwiſchen ihm und Fauſt vorgegangen war, ſo wie dasjenige, was ihm Fauſt über ſein früheres Leben mitgetheilt hatte. Dann knüpfte er hieran gar viele erbauliche Betrachtungen.

So war eine Stunde vergangen. Mit dem zwölften Schlage der Glocke erhob ſich ein furchtbarer Sturmwind, der dem Hauſe den Einſturz drohte; ſchreckliche Blitze zuckten; gräßlich rollte der Donner. Man hörte zwiſchendurch Ziſchen wie von Flammen, Hin- und Herwerfen der Stühle und Tiſche im obern Gemach; ſcheußliches Brüllen; Fauſts Angſtgeſchrei und Weheruf; dann wimmerte es leiſe, bis die tiefſte Stille eintrat.

Die Wirthsleute hatten ſich bebend zu den Gäſten geflüchtet, die gleichfalls mit leichenblaſſen Geſichtern ſich anſchauend da ſaßen. Als es ſtille geworden war, ſtand der Geiſtliche auf und ſprach:

„Gott ſei ſeiner Seele gnädig!“

„Amen!“ ſagten die Uebrigen.

Als der Morgen freundlich herangebrochen war, faßten ſie ſich ein Herz und ſchritten hinauf in das Gemach, wo Fauſt ſein Leben ausgehaucht hatte. Ueber alle Beſchreibung gräßlich war, was ſie fanden. Alles war verwüſtet; man ahnte den ſchrecklichen Kampf, der hier ſtattgefunden hatte; ein Leichnam ward nicht geſehen. Als ſie aber hinunterkamen auf den Hof, da lag ein gräulich verſtümmelter Körper in einem Winkel, deſſen Geſicht gänzlich entſtellt war.

Sie hoben den Leichnam auf und ſchlugen ihn in weiße Leinwand, während der würdige Geiſtliche zu dem Pfarrer des Orts ging und ihn um ein Grab auf dem Gottesacker bei ſeiner Kirche bat. Er ſagte, der Todte ſei ein fahrender Schüler, der in vergangener Nacht plötzlich im Wirthshauſe verſchieden ſei. Am ſelben Nachmittage trugen ſie den Leichnam Fauſts an ſeine letzte Ruheſtätte; nachdem ſie ihn aber eingeſenkt hatten, erhob ſich über ſeinem Grabe ein furchtbarer Sturmwind.

Chriſtoph Wagner trat die Erbſchaft ſeines Meiſters unangefochten an.

Dieß iſt die Geſchichte von dem Doctor Fauſt, wie ſie ſich noch im Munde des Volkes erhalten hat. Ein Jeder wird aus ihr ſich die Lehre ziehen: daß Verſtand und Kenntniſſe nur dann Segen bringen, wenn man ſie zur Erforſchung des Guten anwendet und ſich beſtrebt, der menſchlichen Geſellſchaft nützlich zu werden. Ferner, daß man ſich hüte, auch nur einen halben Schritt von dem Wege des Rechtes abzuweichen; daß jede Rückkehr erſchwert, oft unmöglich wird. Nur das innere Bewußtſein, auf guten Thaten und wahrhaft edeln Geſinnungen beruhend, erhebt und beglückt; jeder Schein, Gleisnerei, Hochmuth und Eitelkeit bereiten nur Verderben, das unmerklich zum Abgrunde führt, der früh oder ſpät den Taumelnden, Verleiteten verſchlingen wird.